Der verlorne Sohn,

oder

Der Fürst des Elends.



Vom Verfasser des Waldröschens.

Der verlorne Sohn

oder

Der Fürſt des Elends.

Roman aus der Criminal-Geſchichte.

Mit bunten Bilderbeilagen.

Erſter Band.

Dresden,
Druck und Verlag von H. G. Münchmeyer.

Ein Doppelmord.

Es war ein reizendes kleines Damenboudoir, in welchem das fröhliche Lallen eines Kindesmundes eine Damenstimme beantwortete, deren zärtlich kosende Worte von einem wunderbar weichen und herzigen Wohlklang waren. Die drei Fenster des Zimmers eröffneten einen Ausblick auf den Wald, welcher ringsum das Schloß umgab mit seinen dichten Föhren, aus deren Dunkel hier und da eine bereits herbstlich gefärbte Eiche oder Buche hervorblickte.

An dem mittleren Fenster bildeten mehrere sorgsam gepflegte Epheustöcke eine allerliebste Laube, deren Ranken ein anmuthiges, herziges Bild umrahmten. Dort saß nämlich eine junge Dame, in ihrem Schooße das kleine, liebliche Wesen, mit dem sie jenes rührende, wohlklingende Zwiegespräch hielt.

War sie die Mutter des Kindes? Die Zärtlichkeit, welche aus ihren schönen, blauen Augen strahlte und ihr reizendes Gesichtchen durchgeistigte, hätte leicht als bejahende Antwort gelten können; aber dieses Gesichtchen hatte so mädchenhafte Züge und einen solchen Ausdruck von Kindlichkeit und Unberührtheit, daß sich dieses Ja sofort in das Gegentheil verwandeln mußte.

Von dem wunderbar schön und rein modellirten Kopfe dieser Dame wallte ein Haar hernieder, dessen goldenes, sonniges Blond ganz dieselbe Bewunderung verdiente, wie der seltene Reichthum und die ungewöhnliche Länge desselben.

Zuweilen gelang es dem kleinen, lebhaft zappelnden Knaben, mit den noch ungeübten Fingerchen eine Strähne dieses Haares zu erfassen. Dann jauchzte er laut auf vor Glück und sie drückte ihn fröhlich lachend an sich und gab ihm die süßesten Kosenamen. Sie sprach zu ihm, als ob er sie verstehen könne, und wenn er zufällig einen Laut von sich gab, welcher von der regen, liebevollen Phantasie für eine Antwort genommen werden konnte, dann belohnte sie dieses eingebildete Verdienst mit ungezählten Küssen ihrer schönen, frischen Lippen, deren sattes volles Roth kaum von der Farbenpracht einer, im Aufbrechen begriffenen Granate erreicht werden konnte.

Da wurde die Portière zurückgezogen, und die Zofe erschien.

„Gnädige Baronesse," meldete sie, „Förster Brandt läßt anfragen, ob es ihm erlaubt ist, einzutreten."

„Gewiß, gewiß!" antwortete die Gefragte. „Er weiß ja, daß er mir zu jeder Zeit willkommen ist."

„Und sodann ist ein Packet angekommen. Es trägt das Postzeichen der Residenz. Vielleicht enthält es die erwartete Seidenrobe. Gestatten Sie mir vielleicht, es herein zu bringen?"

„Ja; aber vorher will ich den Förster empfangen, liebe Ella. Hier, trage

das Brüderchen ins Kinderzimmer! Der kleine Schelm würde doch nur stören, wenn ich nachher das Kleid anprobe."

Sie erhob sich, trat aus der Fensterlaube hervor und reichte der Zofe den Knaben hin. In dieser Körperstellung kam ihre fast königlich zu nennende Gestalt zur vollen Geltung. Die Augen der Zofe blieben einen Augenblick lang an derselben haften und wendeten sich dann schnell und mit einem versteckten Aufblitzen hinweg. Es war als ob sie sich bemühen müsse, eine neidische Regung zu verbergen. Sie ergriff das Kind und verließ das Zimmer.

Draußen stand der Förster, eine nicht zu hohe, aber kräftige und muskulöse Gestalt. Sein Gesicht war von den Unbilden des Wetters gegerbt und gebräunt und zeigte jene treuen ehrlichen Züge, welche Leuten seines Standes häufig eigen zu sein pflegen.

„Treten Sie ein," sagte die Zofe und zwar in einem Tone, der gar nicht annehmen ließ, daß dieser Mann ihre Sympathie besitze.

Der Förster zog die Brauen in die Höhe, ließ ein leises, schalkhaftes Lächeln sehen und antwortete:

„Jüngferchen, Jüngferchen! Sie verrathen ganz das Zeug zum Commandiren. Wer möchte da wohl gern Freier sein."

Er trat bei der Baronesse ein, die Zofe aber that, als habe sie seine Bemerkung gar nicht gehört und begab sich mit dem Knaben nach dem angegebenen Zimmer.

Sie hatte dasselbe noch nicht erreicht, als sich eine Thür öffnete und ein Herr aus derselben trat. Er war mittelhoch und schlank gebaut und mochte vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen. Sein Gesicht konnte nicht unschön genannt werden, doch war für dasselbe auch nicht leicht eine große Sympathie zu empfinden. Es trug bereits die Spuren der Schnelllebigkeit und leidenschaftlicher Erregungen. Als er die Zofe erblickte, blieb er, ihr in den Weg tretend, stehen.

„Ah, wie prächtig Ihnen so ein Knabe steht," sagte er halblaut, als ob er sich fürchte, anderweit gehört zu werden, und in jenem vertraulichen Tone, welchen höher gestellte Herren hübschen Dienerinnen gegenüber zuweilen anzuschlagen pflegen. „Ich möchte Sie als Mama sehen!"

„Und ich Sie als Papa!" antwortete sie, halb schnippisch, halb kokett. „Jedenfalls würden Sie sich dazu besser als zum Cousin eignen."

Es mußte in ihren Worten oder in ihrem Tone Etwas liegen, was ihn frappirte, denn er trat einen halben Schritt zurück und fragte:

„Wie meinen Sie das, Sie schöne, räthselhafte Teufelin?"

„Nun, fragen Sie sich selbst, ob Sie so gern der Cousin dieses kleinen Vetters hier sind! Oder sind Sie etwa so sehr enthusiasmirt für ihn?"

„Schlange! Das sollen Sie mir bezahlen!"

Er streckte den Arm aus, um ihn um ihre Hüften zu legen; sie aber entschlüpfte ihm mit einer allerdings schlangenhaften Bewegung.

„Habe ich nicht Recht?" raunte sie ihm noch zu. „Ich denke, wir kennen uns!"

Dann eilte sie weiter und verschwand hinter der Thür des Kinderzimmers.

V. S.

„Ein famoses Frauenzimmer," flüsterte er, leise mit der Zunge schnalzend. „Ueppig, schön, feurig und klug, aber leider fast ein wenig zu klug. Sie hat einen angeborenen Scharfsinn, der unter Umständen gefährlich werden kann. Es ist nicht gut, sie zur Feindin zu haben. Woher weiß sie doch nur, daß mir dieser fatale Junge ein Dorn im Auge ist? Ich habe mir ja nicht das Geringste merken lassen, obgleich mich dieses nachgeborene Vetterchen um die erhoffte Erbschaft bringt."

Er stieg höchst nachdenklich die Freitreppe, welche nach dem Schloßhofe führte, hinab.

Der Förster war in das Zimmer der Baronesse getreten. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und fragte:

„Sie bringen mir Antwort aus dem Forsthause, Papa Brandt?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Meine Frau läßt sagen, daß sie kommen wird. Das versteht sich ja ganz von selbst!"

„Das freut mich sehr. Ich brauche die gute Mama sehr nothwendig. Der König kommt mit Gefolge; viele andere Gäste sind zur Jagd geladen, so muß ich also alle verfügbaren Hände aufbieten. Sie waren bei meinem Papa?"

„Ja. Ich habe die letzten Anweisungen des gnädigen Herrn Barons betreffs des Jagdarrangements erhalten. Wir bieten den hohen Gästen zu Ehren Alles auf, was wir vermögen. Ein Gast aber wird kommen, welcher mir lieber ist, als alle diese vornehmen Herren."

Er zwinkerte dabei vertraulich listig mit den Augen, als ob es sich um ein angenehmes Geheimniß handle.

„Lieber als diese Alle? Wer mag das sein?" fragte sie.

„Hm! Eigentlich sollte ich es nicht verrathen, aber die Freude macht mir das Schweigen zur Unmöglichkeit. Da, lesen Sie, gnädiges Fräulein!"

Er zog einen Brief aus der Tasche, den er ihr gab. Sie hatte kaum einen Blick auf die Unterschrift geworfen, so flog das Roth der Freude über ihre Wangen.

„Gustav!" rief sie. „Ah, Gustav kommt! Wie schön das ist! Wir haben uns so sehr lange nicht gesehen!"

„Und ich ihn noch viel länger nicht!"

„Ja; ich habe in der Residenz mit ihm gesprochen. Es ist zum Besuche, daß er kommt?"

„Nein. Bitte, lesen Sie!"

Sie wendete den Brief hin und her. Ueber ihr schönes Gesicht flog es beinahe wie eine kleine Verlegenheit, doch überwand sie dieselbe schnell.

„Was von Gustav kommt, darf nicht so flüchtig abgethan werden, lieber Papa Brandt," sagte sie. „Wollen Sie mir den Brief nicht hier lassen? Ich bin jetzt anderweit so sehr in Anspruch genommen."

Man sah es dem guten Manne an, daß ihn der Wunsch des schönen Mädchens ganz glücklich machte.

„Ja, gern, sehr gern!" antwortete er. „Behalten Sie ihn hier,

gnädiges Fräulein. Und da Sie so beschäftigt sind, will ich sogleich die Flucht ergreifen."

„Doch nicht, ohne daß ich Ihnen vorher einen Gruß an die gute Mama Brandt mitgebe. Sie wird sich freuen, Gustav wieder zu sehen."

Sie reichte ihm die Hand entgegen, die er zwischen die seine nahm, als ob sich diese Vertraulichkeit ganz von selbst verstehe. Und so war es auch. Sie hatte, von einer schwächlichen Mutter geboren, als Kind an der Brust der Försterin gelegen, und war somit die Milchschwester des Försterssohnes geworden, dessen Brief sie jetzt in den Händen hielt. Nach langer, langer Zeit, vor noch nicht ganz einem Jahre, war dann das kleine Brüderchen nachgekommen, doch hatte leider die Mutter, die Baronin von Helfenstein, die Geburt desselben mit dem Leben bezahlen müssen.

Kaum hatte sich der Förster entfernt, so eilte die Baronesse an das Fenster. Aus den Augen, welche auf dem Briefe ruhten, brach ein Blick des Glückes, so froh und hell wie ein warmer Sonnenstrahl.

„Gustav, Gustav kommt!" flüsterte sie. „Wie herrlich! Er ist der Einzige, der mich versteht, er und seine guten Eltern! Papa ist so ernst und seit Mamas Tode so verschlossen, und die Anderen — ah, fast scheint es mir, als ob es nicht gar viele Menschen gebe, die man lieben darf!"

Sie öffnete den Brief und las ihn. Von Zeile zu Zeile erhöhte sich der glückliche Ausdruck ihres Gesichtes.

„Ja, ja," sagte sie dann zu sich. „Das stand zu erwarten. Er ist reich, sehr reich begabt und wird schnell Carrière machen. Er schreibt so bescheiden, aber man kennt ja seinen Werth!"

War es schwesterliche Freude oder war es etwas noch Anderes — sie gab sich darüber keine Rechenschaft, aber ganz unwillkürlich hob sich ihre Hand mit dem Briefe, und ihre Lippen berührten die Stelle desselben, auf welcher sich die Unterschrift befand. Aber fast ganz in demselben Augenblicke senkte sich die Hand blitzschnell wieder herab: Die Zofe war eingetreten, einen Carton in den Händen tragend. Sie hatte den Kuß gesehen, that jedoch so, als ob sie nichts bemerkt habe.

„Hier ist das Paket, gnädiges Fräulein," sagte sie. „Darf ich öffnen?"

„Ja, thue es," antwortete die Baronesse.

Sie hatte sich, dem Könige zu Ehren, welcher morgen zur Jagd erwartet wurde, aus der Residenz eine prachtvolle Robe verschrieben, welche jetzt dem Carton entnommen wurde. Die Blicke der Zofe hingen bewundernd an dem schweren Seidenstoffe und dem reichen Auspuße des Kleides, und als sie das Letztere nun der Herrin zur Probe anlegen mußte, fand sie, daß sie ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht den Neid bemerken zu lassen, der jetzt ihre Seele erfüllte. Dann, als die letzte Hand angelegt war, rief sie im Tone aufrichtiger Freude:

„Wie herrlich! Wie köstlich! Das gnädige Fräulein können sich mit den Prinzessinnen aller königlichen und kaiserlichen Höfe messen! Dieses Kleid

sitzt zum Entzücken schön! Seine Majestät werden die gnädige Baronesse Alma von Helfenstein reizend und bewundernswerth finden!"

„Doch leider Dich nicht auch!"

Diese Worte erklangen von der Portière her. Dort stand der Baron Otto von Helfenstein, welcher, von Beiden unbemerkt, eingetreten und die Worte der Zofe vernommen hatte. Seine Antwort hatte einen unfreundlichen, beinahe harten Klang. Er gab der Zofe einen Wink, sich zu entfernen und trat dann, als sie gehorcht hatte, näher. Jetzt erst wurde sein ernstes Gesicht freundlicher.

„Es ist wahr, liebe Alma," sagte er; „diese Robe kleidet Dich ausgezeichnet. Aber diese Ella lobt zu überschwänglich. Sie hat mir nie gefallen. Sie hat so ein aalglattes, übergeschmeidiges Wesen, und ich kann mich für solche Charaktere nicht erwärmen. Ich glaube, sie ist falsch und heuchelt. Doch nicht, um Dir dies zu sagen, komme ich zu Dir, sondern aus einem anderen Grunde."

Es geschah selten, außerordentlich selten, daß der Baron einmal die Gemächer seiner Tochter betrat. Geschah es ja einmal, so gab es ganz gewiß etwas sehr Wichtiges zu verhandeln. Daß dies jetzt auch der Fall sei, war ihm anzusehen.

Er schritt nach einem Fauteuil, nahm bedächtig darauf Platz und musterte dann die Gestalt Alma's, welche in Erwartung des Kommenden leicht an dem Damenschreibtische lehnend stand.

„Ich muß wirklich sagen, daß Deine Figur eine tadellose ist," meinte er, ihr zufrieden zunickend. „Man könnte vielleicht sagen, daß Du eine Schönheit bist. Du brauchst da nicht zu erröthen. Es ist ein Unterschied, ob ein Vater oder ein schmachtender Seladon diese Worte sagt. Ein Mädchen soll sich schmücken, soll aber auch wissen, für wen es sich schmückt. Hast Du Dir diese Frage vielleicht schon aufrichtig vorgelegt?"

Trotz der soeben gehörten Ermahnung des Vaters, trat eine erneute Gluth auf die Wangen des reizenden Mädchens. Was wollte, was beabsichtigte er? Wozu und warum diese eigenthümliche Frage?

„Nun, magst Du mir nicht antworten?" fuhr er fort.

„Aber Papa, ich verstehe Dich nicht," sagte sie, indem sie sich bestrebte, ihr inneres Gleichgewicht zu behalten.

„Täusche Dich nicht selbst. Ich bin überzeugt, daß Du mich verstehst!"

„Nun, verstehe ich Dich recht, so meinst Du, ob es eine bestimmte Person giebt, für welche ich mich schmücken möchte?"

„Ja, das meine ich allerdings."

„Es giebt keine solche."

„Das ist mir in gewisser Beziehung lieb, denn es erleichtert mir die Mittheilung, welche ich Dir zu machen beabsichtige. Du bist ein verständiges Mädchen; ich habe nie bemerkt, daß Du zu Phantastereien hinneigst. Du wirst ganz meiner Ansicht sein, daß unser bevorzugter Stand Rücksichten fordert, welche wir ihm nicht verweigern dürfen. Es kann vorkommen, daß diese

Rücksichten mit unserem Herzen, mit unseren Sympathien in Conflict kommen; aber wir sind dennoch gezwungen, ihnen Rechnung zu tragen."

Er hielt einen Augenblick inne, wie um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf die Tochter hervorgebracht hätten. Sie stand still vor ihm; ihre Augen ruhten fragend auf seinem Gesichte. Sie war um einen Schatten bleicher geworden, aber sie sagte nichts. Darum fuhr er fort:

„Weißt Du bereits, daß ich den Hauptmann von Hellenbach geladen habe?"

„Sein Name stand mit auf der Liste der Gäste."

„Nun, ich verfolge mit ihm einen ganz besonderen Zweck, der für Dich von allergrößtem Interesse ist. Sein Vater war mein intimster Freund, mein liebster Kamerad. Als er starb, machte er mich zum Vormund seines Sohnes und legte mir das Schicksal dieses Letzteren an das Herz. Was hältst Du von dem Hauptmanne?"

„Er ist kein Genie, aber ein Ehrenmann."

„Ich sehe zu meiner Freude, daß Du ihn richtig beurtheilst. Genie's pflegen die Ihrigen selten glücklich zu machen; ein Ehrenmann aber ist stets und vor allen Dingen darauf bedacht, seine beruflichen und familiären Pflichten zu erfüllen. Der Hauptmann ist Dein Verlobter seit langer Zeit!"

Jetzt machte Alma eine Bewegung größter Ueberraschung. Ein einziger Augenblick hatte genügt, alles Blut aus ihren Wangen zu treiben.

„Mein — Ver — lobter?" fragte sie beinahe stammelnd.

„Ja. Ich habe das seinem sterbenden Vater in die Hand versprochen. Du, als brave und verständige Tochter, wirst mir die Erfüllung meines Wortes nicht erschweren. Oder hättest Du Etwas gegen Hellenbach?"

„Nein," antwortete sie, noch immer unter dem Eindrucke eines Schreckes, den sie zu verbergen suchte. „Ich habe nichts für und nichts gegen ihn."

„Das ist die richtige Stimmung. Standesehen geht man kühl ein. Es ist das eine der wohlberechtigten Eigenschaften unseres Standes. Ich freue mich, daß Du meine Eröffnung ohne alle Leidenschaftlichkeit entgegennimmst. Deine Antwort ist natürlich eine zustimmende, denn diese Verbindung erfüllt alle Ansprüche, welche man auf beiden Seiten vernünftiger Weise zu machen berechtigt ist."

Jetzt hatte Alma ihre Fassung vollständig wieder erlangt. Sie kannte ihren Vater. Er selbst hatte eine Convenienzheirath eingegangen und mit ihrer Mutter in Eintracht, doch auch nicht in übermäßigem Glücke gelebt. Er trennte sich schwer von einem Plane; offener Widerstand erhitzte ihn. Im gegenwärtigen Falle war es am Gerathensten, äußerlich kühl zu bleiben und über das Weitere in aller Ruhe nachzudenken. Es war ihr, als hätte sie ein Schlag getroffen, ein Schlag in's tiefste Leben hinein, da hinein, wo bisher ein Geheimniß geruht hatte, dessen Lösung ihr noch niemals nahegelegt worden war. Sie verbarg das Gefühl eines plötzlichen Schmerzes, welches so schreckhaft über sie gekommen war, und fragte in möglichst gleichgiltigem Tone:

„Hat der Hauptmann davon gewußt?"

„Längst."

„Und er hielt es nicht für der Mühe werth, mir eine Andeutung zu machen oder mich merken zu lassen, daß er ein nicht ganz gewöhnliches Interesse für mich hegt?"

„Wozu? Du warst ihm ebenso sicher wie er Dir. Er ist ein stiller, überlegsamer Character und kein Brausekopf. Er weiß, daß Ihr vortrefflich zusammenpaßt und hat ruhig abgewartet. Nun die Zeit gekommen ist, wird er mit Dir sprechen. Er trifft bereits heute hier ein, und wie ich ihn kenne, kannst Du dann sofort seine Eröffnung erwarten."

Es legte sich ein beinahe bitteres Lächeln um ihren schönen Mund; ihre Finger zuckten krampfhaft in den seidenen Falten des Kleides, und ihr Busen hob sich unter einem tiefen Seufzer, den sie nicht zu unterdrücken vermochte.

„Habt Ihr Beide nicht ein wenig unvorsichtig gehandelt, lieber Vater?" fragte sie. „Ich wußte nichts von Eurem Plane. Wie nun, wenn ein Anderer unterdessen meine Sympathie gewonnen hätte?"

„Sympathie, Zuneigung, Liebe — pah! Eine Baronesse von Helfenstein kennt ihren Rang und weiß ihn auch gegen solche menschliche Schwachheiten zu behaupten. Mir genügt die Ueberzeugung, daß ich mit Dir zufrieden sein werde!"

Er war ein guter, freundlicher und splendider Vater, aber vor allen Dingen Edelmann. Die Standesrücksicht stand ihm wenigstens ebenso hoch wie die Sorge um das Wohl der Seinigen. Alma war wohl zwanzig Jahre lang sein einziges Kind gewesen, und er hatte ihr während dieser Zeit möglichst jeden Wunsch erfüllt. Nun aber verlangte er auch, daß sie sich heute seiner Verordnung füge. Er liebte sie, aber Robert, das nachgeborene Söhnchen, stand als Stammhalter seiner Sorge dennoch näher als sie. Darum befand sich das Kinderzimmer in unmittelbarer Nähe seines eigenen Cabinets, und darum nahm er jetzt den Gehorsam der Tochter als etwas ganz Selbstverständliches an. Er sprach noch einen kurzen, nicht mehr als freundlichen Gruß aus und entfernte sich dann.

Alma blieb allein zurück. Sie brauchte sich nicht mehr zu beherrschen. Der Ausdruck kalter Gleichgiltigkeit wich aus ihrem Gesichte, und ihre Züge sprachen nun unverhohlen den Schreck aus, welcher sie bei der Eröffnung des Vaters ergriffen hatte.

„Hellenbach's Braut!" flüsterte sie, indem sie sich leise schüttelte. „Und das so ganz plötzlich, so unvorbereitet! Man hat es nicht einmal für nöthig befunden, es mich während dieser langen Zeit wissen zu lassen! Man hat über mich verfügt so eigenmächtig, wie man über die Besitzveränderung eines Pferdes bestimmt. Soll ich mich fügen? Kann ich mich fügen? Kann ich mit gutem Gewissen die Frau eines Mannes werden, dessen Glück mir nicht mehr am Herzen liegt, wie dasjenige eines jeden anderen Menschen?"

Sie trat an den Tisch und öffnete ein Album. Unter den darin befindlichen Photographien befand sich auch diejenige Hellenbach's. Sie betrachtete dieselbe.

„Nicht schön und nicht häßlich, nicht einmal interessant. Er ist ein Offizier gewöhnlicher Begabung, der seine Pflicht thut und in dreißig Jahren sich als Oberst pensioniren lassen wird. An diese unbefriedigende Existenz soll ich gefesselt sein! Was aber kann ich dagegen thun? O, Mutter, Mutter, lebtest Du noch! An Deinem Herzen würde ich nicht umsonst nach Rath und Trost verlangen. Diese kalte Selbstverständlichkeit des Vaters ist weit schlimmer, als wenn er hart und grausam wäre. Ich habe einen Vater, und dennoch bin ich einsam. Mein Herz ist ohne Schutz und Fürsprecher, und gleichwohl ist es ganz allein das Herz, welches über Glück und Unglück zu bestimmen hat."

Ihr feucht gewordenes Auge war auf das Album gerichtet, in welchem ihre Hand planlos weiter blätterte. Da plötzlich belebte sich ihr Blick. Sie hatte ein Bild aufgeschlagen, welches wie eine stumme und doch beredte Antwort auf ihre Klage ihr entgegenblickte. Es war die Photographie eines Jünglings mit schönen, hochinteressanten, geistreichen Zügen. Seine großen, dunklen Augen sprachen ebenso wohl von einer tief empfindenden Seele, wie von einer eigenartig ausgeprägten und hoch ausgebildeten Intelligenz. Das Auge des Beschauers war gezwungen, bei diesem Kopfe zu verweilen.

„Gustav!" sagte sie. „Bruder Gustav! Welch ein ganz, ganz anderes ist dieses Porträt! Er, der arme Försterssohn, hat ganz die Prärogative einer fürstlichen Abstammung."

Je länger ihr Auge auf dem Bilde verweilte, desto inniger und liebevoller wurde der Blick des schönen Mädchens.

„Wenn er Hellenbach wäre!" flüsterte sie.

Sie blickte schnell um sich, als ob sie befürchtete, von Jemand gehört worden zu sein. Sie hatte da einen Gedanken ausgesprochen, welcher zwar als leise, unbestimmte Ahnung in ihrem Herzen gelegen hatte, aber niemals zum greifbaren Ausdruck gekommen war. Und fortgerissen von dieser augenblicklichen Empfindung zog sie das Album empor und drückte einen Kuß auf die Photographie.

„Er kommt; er kommt ja! Bei ihm werde ich den besten Rath erlangen. Hier aber ist es mir zu enge; hier wird mir's bange; ich muß hinaus aus dem Zimmer!"

Sie legte, als gelte es, dem Ersticken zu entrinnen, in schneller Hast die Seidenrobe ab und griff zu einem anderen Gewande.

Als die Zofe Ella vorhin durch den Wink des Barons aufgefordert worden war, das Zimmer zu verlassen, hatte sie geahnt, daß die Unterredung zwischen Vater und Tochter eine wichtige sein werde. Darum war sie auf den Gedanken gekommen, draußen zu lauschen, und — sie hatte Alles gehört. Als sie bemerkte, daß der Baron gehen werde, hatte sie sich schleunigst entfernt. Jetzt kehrte sie zurück und beeilte sich, ihrer Herrin beim Umkleiden zu helfen.

„Ich promenire nach dem Tannenstein," sagte Alma, als sie fertig war. „Man wird mich jetzt wohl nicht bedürfen."

Sie ging, und das Auge der Zofe folgte ihr, bis sie durch das Thor geschritten war.

„Da ist sie fort, die Braut Hellenbach's, die Schöne, die Unvergleichliche!“ murmelte sie. „Sie sah nicht sehr glücklich aus! Und da das Album aufgeschlagen! Ah, das Bildniß Brandt's! Sie hat ihn mit Hellenbach verglichen; sie liebt ihn!“

Die dunklen Augen der Zofe leuchteten in einem tückischen Lichte.

„Und da,“ fuhr sie fort, „ein Brief! Sie hat vergessen, ihn einzuschließen. Von wem mag er wohl sein?“

Sie nahm das Papier, öffnete es und las:

„Meine lieben Eltern!

Ihr wißt genau, in welcher Weise bei Euch da oben an der Grenze die Wilderei und Paschere betrieben wird. Die Schmuggler ziehen in förmlichen bewaffneten Karavanen herüber und hinüber und liefern den Grenzern geradezu Gefechte. Man vermuthet, daß sie eine feste Organisation und ein wirkliches Oberhaupt besitzen. Eine Eingabe des Herrn Barons von Helfenstein, in welcher er um außerordentliche Hilfe bittet, hat der Behörde vollends die Augen geöffnet. Man wird Militär detachiren und hat außerdem beschlossen, einen gewandten Polizeibeamten zu senden, der die heimliche Aufgabe zu lösen hat, den Verbrechern das Handwerk zu legen. Und denkt Euch mein Entzücken: Die Wahl ist auf mich gefallen. Ich habe schleunigst abzureisen und sende Euch kurz vor dem Einpacken diese Zeilen, um Euch von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Wenn Ihr sie erhaltet, bin ich bereits unterwegs. In herzlichster Liebe Euer glücklicher

Gustav.“

Die Zofe legte den Brief zusammen und dann wieder an seine vorige Stelle. Es blitzte wie Schadenfreude über ihr Gesicht.

„Wie gut, daß dieser Brief in meine Hände fiel!“ flüsterte sie. „Ich muß meinen Bruder warnen. Dann mag Brandt sehen, ob er einen Pascher fängt!“

Jetzt fiel ihr Auge auf die neue Robe, welche Alma wieder abgelegt hatte.

„Welch ein herrliches Kleid!“ sagte sie zu sich selbst. „Warum bin nicht ich als die Tochter eines reichen Freiherrn geboren! Welch eine Figur würde ich in diesem Kleide geben! Oder bin ich etwa weniger hübsch, wie diese Alma? Noch gestern erst sagte der Cousin, daß ich nicht nur hübscher, sondern sogar viel, viel schöner sei, als sie. Sie ist nach dem Tannensteine, und vor zwei Stunden kann sie nicht zurück sein. Wie wäre es, wenn ich einmal anprobirte? Ich muß sehen, ob ich es verstehen würde, mich in einer solchen Toilette zu bewegen.“

Sie war eine volle, hohe Brünette von nicht viel über zwanzig Jahren. Sie hatte sehr Recht, sich für eine Schönheit zu halten. Ihr dunkelwelliges Haar, ihre feurigen Augen, ihr etwas scharf gebogenes Näschen, der ein Wenig breite, kräftig gezeichnete Mund, das Alles harmonirte mit der Energie, welche sich in ihren Bewegungen aussprach. Dieses Mädchen mußte einen festen Willen besitzen.

Der so schnell gefaßte Entschluß wurde schleunigst ausgeführt. Sie legte das einfache, schwarze Kleid, welches sie trug, ab und griff dann zur Seidenrobe. Dabei fiel ihr Blick in den hohen Pfeilerspiegel. Sie blieb unwillkürlich mit ausgestrecktem Arme stehen. Ihr Auge leuchtete auf, und um ihre Lippen spielte ein stolzes, selbstgefälliges Lächeln. Sie warf den Kopf wie herausfordernd zurück und sagte:

„Das, ja, das ist die richtige Stellung, um beurtheilen zu können, ob ich häßlich bin! Ich bin schön, schöner als tausend Andere! Dieser kleine und doch kräftige Fuß, dieses volle Bein, die Rundung der Hüften, diese Büste, dieser Arm! Wahrhaftig, ich kann unmöglich wünschen, schöner zu sein! Und wozu und für wen besitze ich diese Schönheit? Um die Frau irgend eines Koches, Kammerdieners oder Leibjägers zu werden? Kann ein solcher Mensch beurtheilen, welchen Schatz er in mir besitzt?"

Sie schüttelte trotzig den Kopf und zog die Brauen zusammen.

„Wer von der Natur so bevorzugt worden ist, wie ich, der muß mit seinen Vorzügen zu rechnen verstehen. Dieser Herr Cousin Franz von Helfenstein ist so dumm, zu glauben, daß er seine reiche Cousine bekommen werde! Er sollte mich sehen, so wie ich hier stehe! Und dann erst im Seidenkleide! Ziehen wir es also einmal an!"

Das Kleid schmiegte sich ganz vortrefflich um die vollen Formen der Zofe. Die Taille war tief ausgeschnitten; sie schloß auf den Achseln in Spitzenbouquets, ohne in Aermel überzugehen. Nun zog das Mädchen die Nadeln aus ihrem Haar, so daß dasselbe reich und schwer über ihren Nacken herabfiel.

„Da ist die Hofdame fertig!" sagte sie. „Kein Graf brauchte sich zu schämen, an meiner Seite zu sitzen! Sehen wir einmal, wie sich die Schleppe legt!"

Sie schritt langsam auf und ab. Der schwere, seidene Stoff rauschte über den Teppich dahin. Daher kam es wohl, daß die Zofe ein leichtes Klopfen überhörte. Die Portièren wurden hinter ihr auseinander geschlagen, ohne daß sie es bemerkte, und der Cousin Franz von Helfenstein, mit dem sie vorhin auf dem Corridore gesprochen hatte, trat ein. Als er das Mädchen erblickte, machte er eine Bewegung der Ueberraschung und rief aus:

„Donnerwetter! Ella! Ich glaubte, Cousine Alma hier zu treffen!"

Sie stieß einen Schrei aus und fuhr erschrocken herum.

„Mein Gott! Herr Baron!" rief sie. „Ich habe vergessen, das Vorzimmer zuzuriegeln!"

„Das ist allerdings eine ganz bedeutende Vergeßlichkeit! Stände Cousinchen hier an meiner Stelle, sie würde wohl weniger nachsichtig sein als ich!"

Er war näher getreten und betrachtete sie mit verschlingenden Blicken. In seinen Augen flackerte es eigenthümlich auf, nicht hell und rein, sondern trüb und unbestimmt, wie Irrlichter über die schmutzige Fläche eines Sumpfes tanzen.

„Ich wollte — wollte —" stotterte sie in größter Verlegenheit.

„Sie wollten einmal dieses Kleid anlegen, um zu sehen, ob ich wirklich



V.S.

1

Da ist die Hofdame fertig!

Recht hatte, als ich gestern behauptete, daß Sie viel schöner seien als Alma Nicht wahr?"

Sie erglühte bis tief in den Nacken herab. Um seine Lippen ber spielte ein faunisches Lächeln. Er ergriff mit der Linken ihre Hand, st ich ihr mit der Rechten in grob sinnlicher Liebkosung über den nackten Arm und sagte:

„Liebe Ella, Sie können immerhin eingestehen, daß Sie schön sind; auch ich sehe es ja. Lassen Sie mich Ihnen meine Huldigung darbringen, so wie Sie es verdienen."

Er zog sie an seine Brust. Sie sträubte sich leise, aber keineswegs ernstlich, und dabei flüsterte sie:

„Herr Baron, Sie lieben ja doch eine Andere."

„Eine Andere? Hm! Meinen Sie etwa, daß man nur Diejenige schön finden und küssen darf, welche man liebt?"

„Ja. Ich meine, daß man treu sein muß."

„Das bin ich ja. Ich bin der Schönheit treu; denn ich huldige ihr und bete sie an da, wo ich sie nur immer finde. Komm, Du prächtiges Kind! Ich will Dir zeigen, wie ich Dich bewundere und anbete."

Er ließ sich auf einen Sessel nieder, zog sie auf seinen Schooß, legte die Arme fest um sie und küßte sie, ohne daß sie sich Mühe gab, ihm einen ernsten Widerstand zu leisten. Er war wie berauscht von dem Anblicke so vieler Reize; sie aber duldete seine feurigen Umarmungen mehr aus Berechnung als aus einem anderen Grunde.

„Nicht so ungestüm, Herr Baron! Solche Liebkosungen darf ich nur von Dem entgegennehmen, welcher einst mein Mann sein wird."

„Dein Mann? O, das wäre herrlich! Ich wollte, daß Du mein Weibchen sein könntest. Dann könnten wir Liebe schlürfen und trinken, ohne befürchten zu müssen, überrascht zu werden."

„Das ist wahr," antwortete sie, indem sie eine Bewegung machte, von ihm loszukommen. „Das gnädige Fräulein kann aller Augenblicke zurückkehren. Bitte, lassen Sie mich!"

„Nicht so schnell! Ich muß mir vorher erst ein Dutzend Küsse nehmen!"

„So machen Sie schnell," antwortete sie, indem sie ihm den Mund entgegenhielt.

„O, das genügt noch nicht! Ich will zu den Küssen auch noch das Versprechen, Dich heute Abend ungestört wiedersehen zu dürfen."

„Das ist unbescheiden, Herr Baron."

„Die Liebe ist niemals bescheiden! Wäre sie es, so wäre sie ja keine Liebe zu nennen. Also bitte, bitte, liebe Ella!"

Er zog ihr Gesicht zu sich heran, bohrte seinen flammenden Blick tief in ihre Augen, küßte sie glühend viele, viele Male und sah sie dann erwartungsvoll an.

Sie that, als ob sie dieser Zärtlichkeit nachgeben müsse.

„Wo?" fragte sie.

„Im Garten."

„Und wann?"

„Wenn Alles zur Ruhe ist! Das wird ungefähr um Mitternacht sein. Wirst Du kommen, mein liebes, reizendes Mädchen?"

Sie schüttelte zögernd den Kopf und antwortete:

„Ich möchte wohl, denn mein Herz treibt mich dazu; aber —"

„Dein Herz treibt Dich dazu?" fiel er ihr schnell in die Rede. „Ist das wahr? Du liebst mich also, Ella?"

Es gelang ihr, wie in mädchenhafter Scham zu erröthen. Dann antwortete sie, die Hand unter einem tiefen Seufzer an ihr Herz legend:

„Fast glaube ich es, Herr Baron. Und das ist schlimm, denn diese Liebe wird ja auf alle Fälle eine unglückliche sein."

Da drückte er sie mit aller Kraft, so daß ihr fast der Athem verging an sich und sagte:

„Sie wird ganz im Gegentheile eine sehr glückliche sein. Die Liebe ist da, um genossen zu werden, und wer sie genießt, dem bringt sie Glück. Wirst Du kommen, mein Leben?"

„Ich will versuchen, ob ich es kann."

„Das genügt nicht. Ich brauche ein festes Wort: Ja oder Nein?"

„Nun gut, ja."

Sie erhob sich von seinem Schooße. Auch er stand von dem Sessel auf, richtete noch einen verzehrenden Blick auf sie und fragte:

„Du läßt mich aber nicht vergebens warten? Wo ist die Cousine?"

„Nach dem Tannenstein."

„Ganz allein?"

„Ja."

„Welche Unvorsichtigkeit! Jetzt, wo die Pascher und Wilderer hier in so verwegener Weise ihr Wesen treiben, sollte eine Dame selbst am hellen Tage sich nicht nach einem so abgelegenen Orte wagen."

Sie warf den Mund auf und bemerkte:

„Herr Baron scheinen sehr besorgt um das gnädige Fräulein zu sein!"

„Pah!" antwortete er nachlässig. „Sie ist ja meine Cousine! Oder meinst Du etwa gar, daß ich verliebt in sie bin?"

„Das wohl weniger; aber eine gute Parthie ist sie jedenfalls und der Herr Baron verstehen ja, zu berechnen."

Er fühlte sich betroffen. Es war nun heute bereits das zweite Mal, daß sie ein Verständniß für seine innersten Gedanken und Pläne zeigte.

„Du irrst!" sagte er. „Hier hast Du Dich verrechnet!"

„Desto besser für Sie, gnädiger Herr!"

„Wieso?"

„Weil Sie niemals auf Erhörung rechnen können. Das gnädige Fräulein liebt bereits und zwar mit großer Innigkeit."

„Ah! Wen?"

„Diesen da."

Sie zeigte auf das noch immer offen liegende Album. Der Baron warf einen Blick auf das Bild und sagte im Tone unangenehmster Ueberraschung:

„Brandt? Ihn liebt sie?“

„Ja. Sie küßt sogar seine Briefe.“

„Alle Teufel! Das sollte ihr Vater wissen!“

„Jetzt würde der wohl nur darüber lächeln. Er hat seine Vorkehrungen sehr gut getroffen. Die Baronesse ist verlobt.“

Bei diesem Worte wich der Baron zurück, als ob er ein unheimliches Wunder vor sich erblickt hätte.

„Verlobt?“ rief er aus.

„Ja. Ich war Zeuge der Verhandlung.“

„Mit wem denn?“

„Mit dem Hauptmanne von Hellenbach.“

Da wurde der Baron leichenblaß. Man hörte seine Zähne knirrschend auf einander treffen, und dann stieß er hervor:

„Dieser! Der! Der Hellenbach! Ah! Der mag sich sehr in Acht nehmen.“

„Ja, es ist nicht um die Baronesse, sondern um die Baronie zu thun!“

Sie sagte das, als ob es sich um etwas ganz und gar Gewöhnliches und Unverfängliches handele, und doch sah er ihr ganz erschrocken in das Gesicht.

„Wie meinst Du das?“ fragte er. „Was willst Du damit sagen?“

„O nichts, als daß Sie gerade jetzt recht Unangenehmes erfahren. Erst die Geburt dieses kleinen Stammhalters und nun die Verlobung Ihrer Cousine mit diesem Hellenbach, der übrigens noch heute hier eintreffen wird.“

Ueber diese letztere Bemerkung vergaß er ganz den ersten Theil ihrer Rede.

„Donnerwetter! Heute noch?“ rief er.

„Der gnädige Herr sagte es zum Fräulein.“

„Hole der Teufel diesen verdammten Hellenbach! Doch, fort mit ihm! Also Du kommst heute um Mitternacht in den Garten?“

„Gewiß, gnädiger Herr.“

„So lebe wohl bis dahin!“

Er umarmte und küßte sie; dann entfernte er sich. Eben als er draußen an der Freitreppe vorüber wollte, kam ein Herr dieselbe heraufgestiegen. Dieser war älter als Helfenstein. Er ging in einfachem Civil, doch war ihm der Offizier leicht anzusehen. Dieser neue Ankömmling blieb, als er den Baron erblickte, stehen. Sein Gesicht war eisig kalt, und nur in seinem Auge flackerte es eigenthümlich auf, als er fragte:

„Franz von Helfenstein? Ah! Was thun Sie hier?“

Der Cousin des Schloßbesitzers konnte nicht verbergen, daß er sich verlegen fühle.

„Vergessen Sie vielleicht, Herr Hauptmann, daß ich hier bei Verwandten bin?“ antwortete er.

„Nein, das vergesse ich nicht. Aber, haben Sie denn keine Ahnung davon, daß ich eingeladen bin?“

„Nein.“

„Gut! So lassen Sie uns sofort unser Arrangement treffen. Sie ahnen wohl, an welche Angelegenheit ich jetzt denke?“

„Ich glaube, es vermuthen zu können. Aber wir dürften wohl einen anderen Ort und eine andere Stunde wählen!“

„Ort und Zeit sind die rechten. Wo ich Sie treffe, da rede ich mit Ihnen, also gegenwärtig hier. Wir befanden uns im Bade. Wir trafen uns beim Spiele. Sie baten mich um zweitausend Gulden auf vierundzwanzig Stunden und Ehrenwort. Des anderen Tages waren Sie verschwunden, ohne mich bezahlt zu haben. Und weshalb? Weil es bekannt worden war, daß Sie ein Schurke sind, welcher es versteht, dem Glücke —“

„Herr von Hellenbach!“ rief der Baron.

Er war bleich geworden wie eine Leiche. Sein Ton sollte ein drohender sein, doch machte er einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Hellenbach zuckte die Achsel und sagte:

„Schreien Sie nicht so laut! Ich habe mit Ihnen zu sprechen, und was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich Ihnen unter allen Umständen mittheilen, selbst wenn Sie die sämmtliche Dienerschaft herbei schreien sollten! Also, fahren wir fort: — weil Sie es verstanden hatten, dem Glücke des Spieles durch gewisse Manipulationen nachzuhelfen. Jetzt treffe ich hier ein, und der Erste, welcher mir begegnet, sind Sie. Ihr Cousin ist ein Ehrenmann und mein Freund; auch habe ich noch einen anderweiten Grund, Aergerniß von ihm fern zu halten. Darum habe ich bisher gegen ihn über Sie geschwiegen. Aber an einem und demselben Orte kann ich mit einem Manne, der kein Ehrenwort mehr hat, nicht bleiben. Natürlich bin ich es nicht, der weichen wird, sondern Sie werden es sein. Aus Rücksicht auf Ihren Herrn Cousin will ich Ihnen noch eine Gnadenfrist geben. Zahlen Sie mir binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden, also bis morgen um dieselbe Tageszeit, die zweitausend Gulden, so soll kein Mensch von dieser Angelegenheit erfahren. Sie dürfen dann abreisen, ohne von mir blamirt zu werden; denn von Ihrem Hierbleiben ist auch in diesem günstigen Falle keine Rede. Zahlen Sie aber nicht, so decke ich Ihre Ehrlosigkeit vor allen anwesenden Jagdgästen auf!“

Das war eine lange, scharfe Rede. Der Baron hatte sie mit keinem Worte, mit keiner Sylbe unterbrochen. Er schien überhaupt die Fähigkeit der Sprache für den Augenblick verloren zu haben. Desto beredter aber waren seine Züge. Auf seinem Gesichte kamen und gingen alle Arten negativer Empfindungen. Scham, Zorn, Furcht und Muth wechselten mit einander ab. Jedenfalls kannte er den Hauptmann. Er wußte, daß derselbe die Wahrheit gesprochen habe und daß so einem eisenfesten, ehrenwerthen Character nicht ein Jota abzuringen sei. Er hätte ihn am liebsten massacrirt; aber er wußte auch sehr genau, daß ihn nur die äußerste Selbstbeherrschung retten könne. Er

zwang also seinen Grimm zurück und sagte, indem seine Stimme allerdings vor innerer Aufregung bebte:

„Sie können sich denken, daß ich gegen Ihre Anschuldigungen und die Bedingungen, welche Sie mir stellen, kein Wort der Entgegnung habe. Die Angelegenheit wird bis morgen geordnet sein; nur bedinge ich mir Ihr Ehrenwort, daß kein Mensch etwas von der Sache weiß oder bis morgen zu der angegebenen Zeit von ihr erfahren wird."

„Sie haben das Ehrenwort. Adieu!"

Nach diesen unter einem verächtlichen Achselzucken gesprochenen Worten drehte sich der Hauptmann ab. Er gehörte zu denjenigen Characteren, welche alles Falsche unerbittlich hassen und verfolgen, weil an ihnen selbst kein Falsch ist.

Franz von Helfenstein hatte in sein Zimmer zurückkehren wollen; die Begegnung mit Hellenbach aber gab seinen Schritten eine ganz andere, neue Direction. Er stieg die Freitreppe hinab und verließ das Jagdschloß, um seiner Erregung im kühlen Walde Herr zu werden. Er sann und sann, um zu einem Resultate zu kommen. Endlich blieb er stehen und sagte, mit der geballten Faust nach dem Schlosse zurück drohend:

„Einen Schurken hat er mich genannt, einen ehrlosen Menschen! Hölle, Tod und Teufel, das wird gerächt, fürchterlich gerächt! Ich muß ihn bezahlen; aber woher das Geld nehmen? Der Cousin hilft mir nicht mehr aus der Noth. Ich verlangte heute früh lumpige fünfhundert Gulden von ihm, und er verweigerte sie mir, weil er nicht länger Tropfen in's Meer tragen wolle. Wie würde er erstaunen, wenn ich jetzt zweitausend verlangte! Er hat Geld, massenhaft Geld! Ihm ist ja Alles zugefallen, die ganze Herrschaft, während wir Anderen mit einer elenden Kleinigkeit abgefunden wurden. Wäre er todt, und hätte er diesen Knaben nicht, so hätte Alma einige Hunderttausende zu erwarten, und das Andere wäre Alles, Alles mein! Könnte man doch dem Schicksale nachhelfen! Hm! Giebt es denn gar keine Möglichkeit? Sie soll Hellenbach heirathen, und das muß ich hintertreiben. Sie liebt ihn keinesfalls. Ha! Ist es denn nicht möglich, daß ich ihr lieber wäre als er? Dann wäre mir geholfen! Welch' ein Streich! Sie kann sich nicht glücklich fühlen; ich erlöse sie von diesem Hellenbach, indem ich sie für mich erobere; ich trete als ihr Retter auf. Ich bin überzeugt, daß ihr mein Antrag hoch willkommen ist. Zwar soll sie diesem widerwärtigen Brandt gut sein; aber das ist ja gar nicht zu rechnen. Die Baronesse Alma von Helfenstein und ein Polizeibeamter! Pah! Das ist eine Liebelei, die ich vergeben kann, da ja auch ich den Freuden der Liebe nicht abgeneigt bin. Sie ist auf dem Tannenstein. Also hin zu ihr!"

Er wendete sich dem letztgenannten Orte zu.

Der Hauptmann von Hellenbach hatte sich direct zum Besitzer des Schlosses begeben wollen, um seine Ankunft zu melden; da aber war die Zofe Ella aus der Thür getreten. Sie hatte grüßend an ihm vorüber gewollt; er aber hielt sie durch eine Handbewegung an und fragte:

„Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?"

„Nein. Sie ist ausgegangen."

„Wohin?"

„Nach dem Tannensteine."

„Aber der Herr Baron ist disponibel?"

Da fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Wie nun, wenn sie ihrer Herrin den verhaßten Verlobten sofort auf den Hals hetzte? Alma war gegangen, um sich innere Ruhe zu holen; es mußte ihr äußerst unangenehm sein, dem aufgezwungenen Bräutigam zu begegnen. Darum antwortete Ella auf Hellenbach's Frage:

„Ich glaube kaum. Der Herr Baron sind jetzt noch von den Dispositionen für die Jagd außerordentlich in Anspruch genommen. Aber das gnädige Fräulein würde sich gewiß freuen, Ihnen auf dem Tannensteine zu begegnen. Es ist so einsam dort, und die Gegend ist seit einiger Zeit fast unsicher zu nennen."

„Ah! Wirklich? Hm! Ich erinnere mich des Tannensteines. Ich werde ihn finden, Sie haben Recht. Ich darf den Baron nicht stören."

Er ging. Es war keine glühende Leidenschaft, welche er bisher für Alma gefühlt hatte. Sie war schön, reich und von reinem alten Adel. Die Verbindung war eine vortheilhafte zu nennen. So hatte er sich gesagt. Aber als er nun durch den Wald ging, um das schöne Mädchen aufzusuchen und mit demselben von dieser Verbindung zu sprechen, da wurde es ihm denn doch recht eigenthümlich zu Muthe. Es war ihm, als sei Alma bereits ein Stück von ihm selbst geworden, ein Theil seines eigenen Wesens, auf den er unmöglich verzichten könne. Er ahnte es nicht; aber er trug doch eine tiefe Liebe zu dem herrlichen Mädchen in seinem Herzen.

Bei einem früheren Besuche hatte er den Tannenstein kennen gelernt. Er hatte jetzt geglaubt, den Weg leicht finden zu können, aber er mußte bald einsehen, daß er in die Irre gegangen sei. Er mußte seine Richtung ändern, und so dauerte es ziemlich lange Zeit, ehe er sein Ziel erreichte.

Unterdessen hatte auch die Zofe Ella das Schloß verlassen. Sie wollte ihr Vorhaben ausführen und ihren Bruder vor Gustav Brandt warnen.

Gar nicht weit von dem Jagdschlosse Hirschenau lag das kleine Dörfchen Helfenstein, in welchem ihr Bruder wohnte. Er war der gegenwärtige Anführer der Schmuggler. Ella wußte das, hütete sich aber natürlich, es zu verrathen. Sie fand ihn daheim und erzählte ihm, was in dem Briefe Brandt's gestanden hatte. Er lachte höhnisch und sagte:

„Deine Warnung ist überflüssig; ich bin bereits unterrichtet. Wir haben in der Residenz unsere Spione, welche uns gut bedienen, weil sie gut bezahlt werden. Daß Brandt kommen wird, habe ich ebenso genau gewußt, wie daß man uns auch Militär senden wird. Brandt ist ein junger Kerl aber trotzdem ein gescheidter Kopf. Er hat sich bereits vielfach ausgezeichnet und steht in Ansehen bei seinen Vorgesetzten. Er wird sehr schnell Carrière machen; aber er soll sich hüten, mit uns anzubinden. Sie senden gerade ihn, weil er hier geboren ist und alle Schliche kennt; aber mir ist er doch nicht gewachsen. Wenn er mir unbequem wird, hat es mit ihm ein Ende."

Sie erschrak. Brandt war eine Zeitlang heimlich ihr Abgott gewesen; sie liebte ihn eigentlich noch; er aber hatte alle ihre Bemühungen, ihn in ihre Netze zu ziehen, siegreich abgeschlagen. Jetzt drohte ihm Gefahr.

„Du willst ihn tödten?" fragte sie.

„Das wird sich finden. Ich habe bei meinen Paschern eine eiserne Disciplin eingeführt. Sogar von der Todesstrafe mache ich Gebrauch. Einen Feind, der unsere Sicherheit bedroht, werde ich natürlich noch weniger schonen als einen meiner Untergebenen. Uebrigens werden wir wohl nicht so leicht mit einander in Collision gerathen. Ich beabsichtige in unseren Unternehmungen eine längere Pause eintreten zu lassen, bis das Militär wieder zurückgezogen worden ist. Heute Abend wird der letzte Coup ausgeführt, der aber auch ein ganz bedeutender ist. Es handelt sich um viele, viele Tausende, welche wir verdienen. Dann mag Brandt kommen. Er wird hier sitzen und keine Spur eines Paschers finden. Uebrigens bin ich auch aus einem anderen Grunde zu einer längeren Pause gezwungen. Ich habe unter meinen Leuten einige Kerls, denen ich nicht traue. Ich mußte den Bruder des Einen erschießen lassen; der Grund ist Nebensache; nun glaube ich gar, daß ich selbst nicht mehr meines Lebens sicher bin."

„Du bist zu hart, zu streng gewesen. Man darf die Saiten nicht zu stark anspannen, sonst reißen sie."

„Unsinn! Bei dem Volke, welches ich commandire, muß Strenge sein. Jetzt lebe wohl! Ich habe Wichtigeres zu thun, als hier zu plaudern."

Sie ging. Es gab so Vieles zu denken und zu überlegen; so geschah es, daß sie von dem geraden Wege nach dem Schlosse abkam. Und als sie das bemerkte, bog sie noch nicht in bessere Richtung ein. Sie hatte eine nachsichtige Herrin, es kam gar nicht darauf an, ob sie eine Stunde früher oder später zurückkehrte.

So folgte sie dem Waldwege, den sie nun einmal eingeschlagen hatte. Baron Franz von Helfenstein war es besonders, welcher ihr zu denken gab. Sie war eine wohlhabende Bauerstochter und nur deshalb in den Dienst der Baronesse Alma getreten, weil das herrschaftliche Leben ihr besser gefiel, als das Wohnen und Verkümmern im einsamen Gebirgsdorfe. Sie wußte, daß sie schön war; sie hatte gesehen, welche Macht die Schönheit besitzt, und sie wollte emporsteigen. Wie nun, wenn dieser Cousin Franz von Helfenstein auf irgend eine Weise, durch Liebe oder Zwang, vermocht werden könnte, ihr die Hand zu geben? Dann war sie Baronin, allerdings nicht reich, aber — — hm, konnte nicht der kleine Robert sterben?"

Es waren wunderliche, vielleicht sogar gefährliche Gedanken, mit denen sie sich beschäftigte. Sie achtete gar nicht mehr auf ihre Umgebung, bis sie rasche Schritte vor sich vernahm. Sie blickte auf und zuckte zusammen. Vor ihr stand ein junger Mann, ganz in Grau gekleidet, mit einem ledernen Ränzchen auf dem Rücken und einem Knotenstocke in der Hand. Hätte er anstatt des breitkrämpigen Hutes eine farbige Mütze auf dem Kopfe gehabt, so wäre er sehr leicht für einen wandernden Musensohn zu nehmen gewesen.

Sie erkannte ihn sofort; sie waren ja in demselben Orte geboren und erzogen. Sie nannten sich sogar „Du". Es war Gustav Brandt, der erwartete Polizeibeamte aus der Residenz. Da er Alma's Milchbruder war, hatte der Baron, ihr Vater, ihn studiren lassen, eine Unterstützung, welche auf sehr fruchtbaren Boden gefallen war. Sein Gesicht glich ganz der Photographie in Alma's Album. Er war bereits jetzt höchst interessant und versprach, ein schöner Mann zu werden.

Ella war bis zum Nacken herab erröthet, als sie ihn erblickte.

„Gustav!" entfuhr es ihr unwillkürlich.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, wie man einen lieben, vertrauten Freund begrüßt; er aber gab ihr kühl nur die Rechte.

„Du hier? Mitten im Walde?" fragte er.

„Du ebenso!" antwortete sie. „Wer uns hier erblickt, muß denken, wir haben ein Stelldichein verabredet."

„Wer das denkt, kann nicht viel Geist besitzen."

„Nicht? Nun, wäre denn ein Stelldichein zwischen uns Beiden etwas so ganz und gar Unmögliches oder Unnatürliches?"

Es war die alte, heimliche Liebe über sie gekommen. In ihren dunklen Augen loderte eine leidenschaftliche Gluth. Am Liebsten hätte sie sich an die Brust des jungen Mannes geworfen. Er wußte das und sah es auch.

„Das sind müßige Fragen," antwortete er.

„Für den Einen wohl, aber nicht für den Andern. Du freilich wirst Deine Augen niemals auf ein Dorfmädchen werfen. Du willst höher hinaus. Du wirst Dir einmal eine Prinzessin suchen."

Ihr Ton war bei diesen Worten etwas höhnisch gewesen. Er schüttelte mit überlegenem Lächeln den Kopf und antwortete:

„Ich kann jetzt nicht an Liebe denken, nach einer Prinzessin strebe ich nicht. Ich weiß nur so viel, daß Diejenige, welcher meine Liebe gehören soll, sittlich rein sein und ein gutes Herz besitzen muß."

„Ah! Meinst Du nicht, daß ich ein gutes Herz besitze?"

„Nein," antwortete er gleichmüthig.

„Und sittlich rein — —?"

„Bist Du auch nicht."

Da flammte ihr Auge ihm zornig entgegen.

„Wie kannst Du das behaupten?" herrschte sie ihn an.

„Ich weiß es, Ella. Es ist schade um die Reichthümer, welche Dir von der Natur verliehen worden sind. Sie waren bestimmt, Dich und Andere glücklich zu machen, Du aber wirst diesen Zweck verfehlen. Lebe wohl!"

Er schritt an ihr vorüber.

„Gustav! Brandt!" rief sie ihm nach. „Ah! Ich weiß, wo die sittlich Reine ist! Gehe hinauf zum Tannenstein; dort wirst Du sie jetzt mit ihrem Bräutigam finden!"

Sie setzte ihren Weg rasch fort, innerlich voller Wuth und Rachgier für die Zurückweisung, die ihr abermals von ihm geworden war.

Er hatte ihren letzten Ruf vernommen. Er hatte eigentlich nach dem Forsthause zu den Eltern gewollt. Jetzt aber fragte er sich:

„Die sittlich Reine? Auf dem Tannenstein? Sollte da Alma gemeint sein? Und mit ihrem Bräutigam?"

Das letzte Wort ging ihm wie der Schlag einer electrischen Batterie durch den Körper. Es war ja das Etwas, an dessen Möglichkeit er noch nicht gedacht hatte.

„Alma einen Bräutigam? Herrgott, ich gehe nach dem Tannensteine!

Er wich vom Wege ab und eilte mitten in den Wald hinein.

Der Tannenstein war eine mit Bäumen und Sträuchern bestandene steile Felsenhöhe, welche von den Bewohnern der Umgegend gern besucht wurde, weil von seiner Kuppe aus sich ein weiter Umblick in das Niederland eröffnete. Vor dem Auge dehnten sich da in scheinbarer Endlosigkeit die grün bewaldeten Bergeskuppen wie plötzlich erstarrte Meereswogen in weite Ferne hin. Es war, als stehe man am Strande der See und blicke hinaus auf den unendlichen Ocean. Rund um den Aussichtspunkt war ein starkes Geländer angebracht, damit kein Unglück geschehe. An diesem Geländer hatte Gustav Brandt oft verwegene Turnkünste geübt, wobei Alma mancher Schrei der Angst entfahren war. Rechts führte der Weg langsam abfallend nach Schloß Hirschenau, während links ein höchst steiler Pfad zur Tiefe ging nach einer wilden, langen und schmalen Schlucht, welche die Tannenschlucht genannt wurde.

Auf diese Schlucht schritt Brandt jetzt zu, um dann von ihr aus die beinahe senkrecht ansteigende Höhe zu erklimmen. Der weiche Waldesboden machte seine Schritte beinahe unhörbar. So kam es, daß ihm ein menschlicher Laut auffiel, der ihm sonst entgangen wäre. Er hatte ein unterdrücktes Husten gehört. Wer sein Husten unterdrückt, beabsichtigt, nicht bemerkt zu werden, hat also Heimlichkeiten vor. Das sagte sich Brandt als Polizist sogleich. Hier gab es also Jemand, der verborgen bleiben wollte.

Er schlich nach der Gegend hin, in welcher das Husten erklungen war. Da, fast wäre er mit dem Manne zusammen gestoßen — er hatte um einen Strauch kriechen wollen, hinter welchem ein ihm fremder Mann saß. Der Platz war so gewählt, daß man von ihm aus einen Theil der Schlucht überblicken konnte.

Gustav wich natürlich sofort zurück; er war nicht bemerkt worden. Indem er über den Grund der Anwesenheit dieses Mannes nachdachte, ertönte in nicht allzu großer Ferne ein halblauter, kurzer Pfiff, welcher von dem Manne erwidert wurde, und eine Minute später kam ein zweiter Mensch langsam aus der Schlucht herbei geklettert.

„Verdammte Langeweile!" sagte er. „Wenn man doch nur wenigstens rauchen dürfte!"

„Der Geruch kann uns verrathen!"

„Und nun bis zum Anbruche des Abends hier aushalten."

„Was ist's weiter? Ist's denn gar zu schwer? Wir führen heute um Mitternacht unsere Waaren hier durch die Schlucht, und um zu erfahren, ob

Grenzen vielleicht ihr Augenmerk auf diesen Ort gerichtet haben, müssen ihn bewachen. Das ist keine Riesenarbeit. Uebrigens ist es für lange Zeit das letzte Geschäft, welches wir machen."

„Und vielleicht auch das einträglichste, welches jemals unternommen werden ist."

„Gewiß! Wenn es nur gelingt."

„Warum nicht? Drei ohne Packete, aber mit Gewehren voran, dann die Träger und dann wieder Drei mit Gewehren. Es muß gelingen. Dann giebt es Ferien, weil man uns diesen Brandt auf den Hals schickt. Dieser Kerl ist erst ein halber Mann, soll aber den Teufel im Leibe haben."

„Kennst Du ihn?"

„Nein, aber gehört habe ich von ihm. Er soll ein geborenes Polizeigenie sein und eine Nase besitzen, wie selten Einer. Der Baron von Helfenstein hat ihn mit seiner Tochter erziehen und dann die Juristerei studiren lassen. Na, uns wird er keinen Schaden machen, da wir ja Pause haben. Uebrigens hast Du doch nicht vergessen, was wir ausgemacht haben von wegen — — —"

Er hielt inne. Der Andere nickte zustimmend.

„Ja, ja. Wenn der heutige Coup mißlingt, dann ist ihm sein Brod gebacken. Alle waren gegen die Tannenschlucht; er aber bleibt bei seinem Willen. Werden wir gepackt, so bekommt er eine Kugel — ganz besonders meines Bruders wegen, den er in das Gras hat beißen lassen."

Brandt verstand diese letzteren Worte nicht vollständig. Er konnte auch gar nicht wissen, daß Ella's Bruder gemeint war, der Anführer der Schmuggler.

Er hatte genug gehört; er konnte sehr leicht bemerkt werden und daher entschloß er sich, sich lieber zurückzuziehen. Noch nicht einmal in Helfenstein und bei den Eltern angekommen, sah er sich bereits von einem ganz bedeutenden Schmugglerunternehmen unterrichtet. Das war ein Glück! Er hatte gehört, daß man einigermaßen Respect vor ihm hatte, und nun bot sich ihm die Gelegenheit, das Vertrauen, welches ihm seine Vorgesetzten erwiesen hatten, gleich am ersten Tage zu rechtfertigen. Er wollte erst den Tannenstein ersteigen, um zu sehen, was Ella eigentlich gemeint habe, und dann aber schleunigst die geeigneten Maßregeln zur Habhaftwerdung der heutigen Contrebande ergreifen.

Er klimmte die steile Höhe mit Leichtigkeit empor. Er war als Knabe diesen nicht ungefährlichen Pfad viele hundert Male empor gestiegen. Er erreichte die Plattform und stand bereits im Begriff, durch das hier befindliche Wildkirschengebüsch sich nach der andern Seite zu drängen, wo die Aussicht eine freiere war, als er plötzlich in dieser Bewegung inne hielt.

„Ah, das ist sie!" flüsterte er. Das ist Alma! O Gott, wie schön, wie schon sie geworden ist!"

Sein Auge war mit entzücktem Ausdrucke auf die Gestalt des schönen Mädchens gerichtet, welches da vorn an der Balustrade lehnte. Giebt es schon von Künstlerhänden gefertigte Bilder reizender Frauen, von denen man den Blick

fast nur mit Gewalt abzuwenden vermag, wie viel mehr muß das Auge gefesselt sein von einem Meisterstücke des Schöpfungswerkes. Und Alma war ein solches Meisterwerk. Wenn der Mann ein Bild der göttlichen Allmacht und das Weib ein Bild der geistigen Liebe sein soll, so war das herrliche Wesen, welches hier von dieser Höhe in die Tiefe niederschaute, eine ganz unvergleichliche Incarnation des Gedankens einer Liebe, welche die Bestimmung hat, die Erde mit der Seligkeit des Himmels zu begnadigen.

Zwar vermag die Feder des Dichters Manches und Vieles zu schildern, was der Pinsel des Malers und der Meisel des Bildhauers nicht wiederzugeben vermögen; aber die Schönheit Alma's zu beschreiben, das wäre eine Unmöglichkeit. Die Vorzüge der Circassierin, der Hindu, der Perserin, der Europäerin, des Fellahweibes waren hier in einer Person zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, dessen einzelne Schönheiten zu classificiren geradezu Vermessenheit gewesen wäre. In ein weißes Gewand gekleidet, über welches die langen, dichten, goldblonden Locken sinnbethörend niederflutheten, glich dieses Mädchen einer jener Feen- oder Engelsgestalten, von denen uns unsere Märchen erzählen, und welche uns die Phantasie nur im Traume hervorzuzaubern vermag. Dieses helle, metallisch schimmernde Haar, die reine, unschuldsvolle Stirn, das große, azurblaue Auge, dessen Himmel keine Sonne zu besitzen, sondern selbst Sonne zu sein schien, dieser Teint, vom Schöpfer aus Schnee und Morgenroth componirt — das Alles war so hell, so lichtreich, als habe die Sonne eine ihrer Bewohnerinen herniedergesandt, um zu offenbaren, warum sie leuchtet.

„Ja, sie ist es noch," lispelte Gustav Brandt, „was sie früher war, wie ich sie immer nannte: ein warmer, reiner, goldener Sonnenstrahl!"

Und doch bemerkte er, daß es trüb auf ihrem schönen Angesichte lag, gar nicht wie ein Sinnen der Zufriedenheit und des Glückes. War es wahr, daß sie einen Bräutigam hatte? Und war es gerade dieser Umstand, welcher sie so traurig stimmte? Fast schien es ihm, als ob sie geweint habe.

Er hielt das Auge lange und forschend auf sie gerichtet. Sie war noch die Alte und doch zugleich eine Andre, eine ganz Andere, so daß Gustav zögerte, sich ihr bemerklich zu machen. So lieb, gut und mild, ganz wie früher, war sie doch jetzt von einer Hoheit umflossen, welche jede unerlaubte Annäherung zur Sünde zu erklären schien. Und doch stand gerade in diesem Augenblicke eine solche Annäherung bevor. Es wurden Schritte hörbar. Als Alma sich langsam umdrehte und den Nahenden erblickte, umdüsterte sich ihr Angesicht noch mehr. Franz von Helfenstein, ihr Cousin, war es, welcher kam.

Brandt ahnte, was kommen werde. Er wollte sich kein Wort entgehen lassen. Wer weiß, in welcher Gefahr sich das schöne, liebe Mädchen befand. Darum beschloß er, sich den Beiden unbemerkt noch mehr zu nähern. Da ihm aber Stock und Ränzchen dabei hinderlich waren, legte er Beides ab. Dann duckte er sich zwischen die Büsche nieder und kroch so weit vorwärts, als möglich war, ohne bemerkt zu werden.

„Du hier?" fragte Franz, sich überrascht stellend „Wie kannst Du Dich so tief in den Wald wagen, Alma! Du darfst den Paschern und Wilderern

nicht trauen, nachdem Dein Vater ihre Rache herausgefordert hat."

„Du wagst ja ganz dasselbe," entgegnete sie kalt.

„Das ist etwas ganz Anderes. Uebrigens ist es gut, daß ich Dich treffe. So kann ich Dir sagen, daß soeben Hellenbach, dieser Schurke, angekommen ist."

„Schurke?" fragte sie erstaunt. „Hellenbach ist ein Ehrenmann!"

„Ein Ehrenmann," lachte er, „der aber Dich mir rauben will!"

Er trat an sie heran, um den Arm um sie zu legen. Sie wich zurück.

„Wie kommst Du mir vor?" fragte sie, ihn streng anblickend.

„Das fragst Du noch? Ich hörte, daß Du mit Hellenbach verlobt bist, und doch bin ich es, der Dich tausendmal mehr liebt, als er. Ich kann ohne Dich nicht leben — —"

„Halt!" rief sie ihm entgegen, da er sich ihr wieder nähern wollte. „Ich werde nie Hellenbach's Frau werden; Deine Liebe aber verbitte ich mir!"

Er wurde bleich. Seine Augen schienen ihre Gestalt verzehren zu wollen.

„Warum?" stieß er erregt hervor.

„Das sage Du Dir selbst! Laß mich allein!"

„Allein?" rief er. „Nie, niemals! Du sollst vielmehr bei mir sein und mit mir für das ganze Leben. Ich liebe Dich, und Du bist mein!"

Er umschlang sie jetzt wirklich nnd zog sie an sich. Sein Mund suchte ihre Lippen. Sie sträubte sich aus allen Kräften und rief:

„Laß mich frei, Elender! Ich verachte Dich!"

„Schön! Aber dennoch wirst Du mein Weib," antwortete er. „Ich werde Dich zu zwingen wissen!"

„Womit?" fragte hinter ihm eine Stimme.

Alma hatte sich in seiner kräftigen Umarmung kaum mehr zu regen vermocht. Jetzt fuhr er herum. Brandt stand vor ihm.

„Ah!" rief Franz von Helfenstein. „Der Polizeispion! Er soll Zeuge sein, daß ich seine Milchschwester küsse! Passe auf, Förstersbube!"

Er wollte seine Worte wahr machen, fühlte sich aber in demselben Augenblick bei der Brust gepackt und von Alma losgerissen.

„Mensch, wollen Sie fort — oder hier hinunter?" fragte Brandt.

Der Baron sah den drohenden Abgrund, auf welchen Gustav deutete; wußte, daß er dem Polizisten an Kraft nicht gewachsen sei.

„Gut!" stieß er knirrschend hervor. „Bleibt Ihr allein! Wir rechnen ab!

Er that so, als ob er gehe, kehrte aber hinter den Büschen zurück, um sie zu belauschen. Dort erblickte er Brandt's Ränzchen. Einer augenblicklichen Eingebung zu Folge öffnete er dasselbe. Es enthielt unter Anderem auch ein Rasiretui mit zwei scharf geschliffenen Messern. Sein Gesicht nahm unter einem diabolischen Gedanken einen triumphirenden Ausdruck an. Er steckte das eine der Messer zu sich und verschloß das Ränzchen. Dann hörte er Alma sagen:

„Welch ein Glück, daß Du dazwischen kamst, mein lieber Gustav. Ich muß Dich für diese Errettung mit einem Kusse belohnen."

Sie hielt ihm ihre rosigen, schwellenden Lippen entgegen, und er küßte sie. In diesem Augenblicke erschien von der Seite des Schlosses her — der



„Wollen Sie fort oder hinunter?"

Hauptmann von Hellenbach. Er war Zeuge des Kusses und rief.

„Alle Teufel, was geht hier vor! Welcher freche Mensch wagt einen solchen Angriff gegen meine Braut! Zurück, Elender!"

Er holte aus und traf Brandt mit der Faust, erhielt aber sofort einen Gegenhieb, so daß er zur Erde stürzte. Er wollte sich aufraffen und wieder auf Brandt werfen; dieser aber erfaßte ihn, hielt ihn mit überlegener Kraft gepackt und sagte:

„Herr Hauptmann, ich bin der Bruder der gnädigen Baronesse. Soll ich einen Offizier mit Ohrfeigen tractiren? Gehen Sie! Ich werde die Dame heimgeleiten und stehe Ihnen dann zur Verfügung!"

Hellenbach war blutroth im Gesichte, zwang sich aber zur Ruhe und sagte:

„Gut! Ich eile, den Baron zu benachrichtigen. Sie aber werden mir blutige Satisfaction geben müssen!"

Franz von Helfenstein sah ihn forteilen.

„Ah, nun muß auch ich fort!" murmelte er. „Jetzt weiß ich, was ich thue. Ich werde mich rächen und glanzvoll siegen. Morgen habe ich Geld!"

Brandt geleitete Alma nach dem Schlosse. Noch aber hatten sie dasselbe nicht erreicht, so kam ihnen der Hauptmann mit Alma's Vater entgegen. Dieser Letztere befand sich sichtlich in zornigster Aufregung.

„Mir Deinen Arm!" rief er seiner Tochter zu. „Und Sie, Herr Brandt, sind ein Undankbarer, der nicht werth ist, daß man ihn anblickt. Sie werden das Schloß niemals wieder betreten!"

Alma wollte den Milchbruder in Schutz nehmen, mußte aber schweigen. Brandt wußte, was er dem Baron verdankte; er beherrschte sich also und sagte mit möglichst ruhiger Stimme:

„Herr Baron, Sie werden bald einsehen, daß Sie mir unrecht thun. Ich habe mir nicht das Mindeste vorzuwerfen. Adieu!"

Er ging, um seine Eltern zu begrüßen und dann die Vorbereitungen für den Ueberfall der Schmuggler zu treffen.

Dieser gelang vollständig. Es gab zwar bei der nächtlichen Finsterniß und dem Terrain der Tannenschlucht einen harten Kampf; doch die Grenzer siegten.

Die beiden Schmuggler, welche heut von Brandt belauscht worden waren, hatten neben einander gekämpft; als sie sahen, daß Alles verloren sei, rief der Eine dem Anderen zu:

„Fort! Der Helfensteiner ist Schuld! Ihm die versprochene Kugel!"

Sie stürmten in den Wald hinein. Sie hatten ihren Anführer gemeint, der in Dorf Helfenstein wohnte. Sie lauerten ihn am Forstwege ab und schossen ihn dort nieder. Brandt hatte ihren Ruf vernommen und glaubte, daß der Baron von Helfenstein gemeint sei. Um ihn zu warnen, eilte er geraden Weges vom Kampfplatze nach dem Schlosse, wo man noch munter war, da man das Schießen gehört hatte. Ohne sich anmelden zu lassen, suchte er den Baron auf, den er noch wach fand.

„Herr Baron," sagte er; „soeben haben wir die Schmuggler besiegt. Zwei von ihnen wollen Sie erschießen. Ich melde Ihnen das, damit Sie Ihre

Maßregeln treffen und sich vor einem Ueberfall schützen."

Nach diesen Worten eilte er fort! an der Zofe Ella und andern Dienstpersonen vorüber, denen er begegnete. Vom Kampfe war sein Anzug blutig geworden, was sie deutlich bemerkten.

Aus dem zwischen Baron Franz und Ella verabredeten Stelldichein war nichts geworden, da das Schießen alle Bewohner des Schlosses wach gehalten hatte. Ella hatte Brandt, als er an ihr vorüber eilte, gefragt, was er wolle und er hatte geantwortet, daß der Herr Baron es bereits wisse. Sie machte sich einen Behelf, bei ihrem Herrn einzutreten, und fand diesen schreibend am Tische sitzen. Auf dem Rückwege traf sie den Cousin, welcher auch keine Ruhe zu haben schien. Er war am Abende noch einmal bei seinem Verwandten gewesen, um zu versuchen, einiges Geld zu erhalten, hatte aber eine streng abweisende Antwort erhalten. Seine Aufregung, seine Rachsucht hatten ihn hin und her getrieben, bis er jetzt auf die Zofe stieß.

„Verdammt!" sagte er „Jetzt sind wir um unsere Schäferstunde gekommmen. Dieser Brandt konnte sein Schießen lassen. Vielleicht findet sich eine Kugel, die so klug ist, ihn selbst zu treffen!"

„O, er lebt; er war soeben hier," antwortete sie.

„Hier? Nachdem ihm das Schloß verboten wurde, wie ich erfuhr? Was wollte er?"

„Er kam vom gnädigen Herrn, war ganz voller Blut und schien es sehr eilig zu haben."

Er hustete, als ob er eine innere Erregung zu verbergen habe, und sagte:

„Das ist sehr verdächtig! Na, meinetwegen! Gute Nacht, Ella!"

Er gab ihr einen Kuß und ging. Er kam ihr so sonderbar vor; sie beschloß, ihn zu beobachten. Sie war doch schlauer als er. Sie ließ ihre Thüre nur angelehnt und sah später, daß er sein Zimmer verließ, sich vorsichtig umsah und dann sich zu seinem Verwandten begab. Nach einer Weile trat er dort wieder heraus, verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab. Ohne Ahnung, daß er bemerkt worden sei, begab er sich in sein Zimmer. Ella hingegen trat in das Ihre zurück und verschloß dasselbe.

„Es ist etwas geschehen!" dachte sie. „Aber was? Pah! Heute geht es mich nichts an, aber morgen! Ist es das, was ich denke, so bin ich Herrin der Situation und werde — Baronesse von Helfenstein!"

Sie legte sich zwar schlafen, wurde aber von der stürmischen Bewegung ihres Innern verhindert, zur Ruhe zu kommen.

Die Nacht verging, und der Morgen tagte. Im Schlosse gab es Mehrere, die nicht geschlafen hatten. Auch Alma war unter ihnen. Sie wußte, daß Gustav sich an dem Kampfe betheiligt habe; sie vermuthete, daß er mit den Grenzern den Kampfplatz während der Nacht besetzt habe. Sie mußte wissen, ob er lebe. Darum warf sie einen Mantel um und eilte in ihrer Besorgniß nach der Tannenschlucht. Sie empfand in ihrem Herzen ein heißes Wogen und Wallen, über welches sie sich noch keine klare Rechenschaft gab.

Auch der Hauptmann von Hellenbach war bereits munter. Er sah Alma über den Schloßhof gehen.

„Wahrhaftig, da spaziert sie fort!“ zürnte er. „Und wohin? Jedenfalls zu dem geliebten Milchbruder. Ich werde ihr folgen, um zu beobachten, was geschieht.“

Und als er das Schloß verließ, stand der Baron droben an seinem Fenster und brummte zufrieden vor sich hin:

„Da ging sie, und da geht er. Beim Försterſohne treffen sie sich, und da geht der Spektakel los. Ob ich dabei vielleicht etwas profitiren kann? Ich werde es versuchen. Mich soll übrigens verlangen, was sie sagen, wenn sie den Alten todt finden.“

Auch er begab sich auf den Weg, welcher nach der Tannenschlucht führte. Dort lagen noch die Zeugen des Kampfes, einige Leichen und Schwerverwundete und die erbeuteten Packete, bewacht von den siegreichen Grenzaufsehern. Man mußte Alles liegen lassen, bis die Gerichtspersonen, nach denen bereits geschickt worden war, gekommen waren, um den Sachbefund aufzunehmen.

Gustav hatte gestern eine weite Fußtour gemacht und des Nachts nicht geschlafen. Er wollte bei der Ankunft der gerichtlichen Commision zugegen sein und ging daher nicht nach dem Forsthause, wo er bequemer hätte ruhen können. Er blieb in der Tannenschlucht, zog sich jedoch ein wenig seitwärts in den Wald hinein, um sich in das weiche Moos hinzustrecken. Seine Doppelbüchse lehnte an dem Baume neben ihm; die beiden Läufe waren natürlich geladen.

Indem er so da lag und mit dem Schlafe kämpfte, war es ihm, als ob er das leichte Trippeln von Frauenfüßchen vernehme. Er erhob sich und that einige Schritte nach dem Wege hin, welcher hier vorüberführte. Man denke sich seine Freude, als er Alma erblickte, welche soeben vorbei wollte.

„Wohin will mein Sonnenstrahl?“ fragte er, indem er zwischen der Bäumen hervortrat.

Sie eilte sofort auf ihn zu und gab ihm die Hand.

„Ich mußte sehen, ob Du noch lebst, mein lieber Gustav,“ sagte sie. Wie? Dein Rock ist voller Blut. Bist Du verwundet?“

„Nein. Ich wollte einen angeschossenen Pascher, welcher fliehen wollte, festhalten und habe mich dabei beschmutzt. Im Schlosse ist doch kein Unglück passirt?“

„Nein. Was sollte denn geschehen sein?“

„Zwei Pascher wollten Deinen Papa durch das Fenster erschießen.“

„Mein Gott!“ rief sie erschrocken. „Ich habe noch gar nicht mit dem Vater gesprochen; er war noch nicht wach. Ich horchte an seiner Thür und fand Alles still. Himmel, wenn er todt wäre!“

„Hast Du Schüsse im Schlosse gehört?“

„Nein.“

„So darfst Du ruhig sein. Ich war bei ihm und habe ihn gewarnt.“

„Du? Bei ihm? Nachdem er Dir den Zutritt untersagt hatte?“

„Ja. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm selbst die Mittheilung zu machen, wurde aber allerdings nicht gut von ihm empfangen.“

„Er wird nicht ewig zürnen. Der Hauptmann hat ihm die Begebenheit falsch geschildert. Wie denkst Du in Beziehung der Satisfaction?“

„Daran denke ich jetzt nicht. Man muß das später überlegen."

„So bin ich beruhigt und kann zurückkehren. Lebe wohl!"

Sie reichte ihm abermals die Hand, schlug den Mantel fester um sich herum und ging. Wie glücklich machte ihn die Aufmerksamkeit, welche sie für seine Person an den Tag gelegt hatte!

Baron Franz war dem Hauptmanne gefolgt. Da dieser Letztere sich in die Büsche links vom Wege schlug, so blieb er auf der rechten Seite des Letzteren. Der Hauptmann wollte Alma mit Brandt, der Baron aber alle Drei belauschen.

Dieser Letztere schritt leise unter dem Schutze der Bäume und Sträucher hin, bis er eine männliche und eine weibliche Stimme hörte. Er schlich sich dem Schalle nach und erkannte, daß er Brandt und Alma vor sich habe. Und grad da, wo er sich befand, lehnte die Doppelbüchse des Försterſohnes an dem Stamme eines Baumes. Der Baron untersuchte sie.

„Sie ist geladen, wahrhaftig geladen!" murmelte er. „Jetzt sollte der Hauptmann hinzukommen! Er sollte mich nie wieder an mein Ehrenwort erinnern, und dieser Brandt, den sie liebt, müßte als Doppelmörder auf das Schaffot!"

Er kniete nieder, um nicht so leicht gesehen zu werden, und doch Alles besser beobachten zu können. Er bemerkte, daß Alma sich von dem Milchbruder verabschiedete. Kaum aber hatte sie sich entfernt, so trat aus dem gegenüber liegenden Wegsaume der Hauptmann hervor. Brandt blickte ihn zornig an und sagte:

„Herr, Sie haben uns belauscht!"

„Allerdings," gestand der Hauptmann gleichmüthig. „Ich wollte mir Gewißheit verschaffen über die Art und Weise, in welcher Sie mit der Baronesse verkehren. Ich habe mich überzeugt, daß Ihr Verhältniß ein rein geschwisterliches ist und habe meine Verpflichtung kennen gelernt. Herr Brandt, ich habe Sie gestern außerordentlich beleidigt; ich befand mich in einer Aufregung, welche ich so hochgradig noch nie an mir beobachtet habe. Können Sie mir verzeihen? Ich bin natürlich zu jeder Art von Satisfaction bereit."

„Ich bin allerdings nicht gewohnt, in der Weise, wie es von Ihnen geschah, mit mir sprechen zu lassen, aber wenn ein Ehrenmann, wie Sie es sind, die Beleidigungen zurücknimmt, so bin ich gern erbötig, es so zu betrachten, als ob sie nicht ausgesprochen worden seien. Nur bitte ich, den Herrn Baron informiren zu wollen, damit er mir nicht länger zürnt!"

„Das wird sofort geschehen. Ihre Hand, Herr Brandt?"

„Hier ist sie. Denken wir nicht mehr an diese Angelegenheit."

„Ich danke Ihnen! Sie sind ein Ehrenmann und ich drücke Ihnen die Hand mit dem Wunsche, daß — — Gott, o Gott!"

Es war aus nächster Nähe ein Schuß gefallen. Er ließ die Hand Gustav's los und fuhr sich mit den beiden seinigen nach dem Herzen. Zu gleicher Zeit fiel ein zweiter Schuß. Der Hauptmann sank, von zwei Kugeln durchbohrt, zu Boden.

Brandt hatte einige Augenblicke lang dagestanden, wie vom Schreck gelähmt; jetzt aber sprang er in das Dickicht hinein.

V. S.

„Tod und Teufel, wer hat da mit meiner Büchse geschossen?“

Er sah wohl das Gewehr, es lag am Boden, der Schütze aber war verschwunden, und nicht das leiseste Geräusch zeigte die Richtung an, in welcher er entflohen war. Vor allen Dingen mußte nach dem Hauptmanne gesehen werden. Gustav kehrte also, das abgeschossene Gewehr in der Hand, zu ihm zurück.

Grad in demselben Augenblicke, an welchem er durch die Sträucher brach, welche den Rand des Weges besäumten, hörte er leichte, eilige Schritte nahen und blieb stehen, um zu sehen, wer da komme. Es war — Alma. Sie hatte allerdings nach dem Schlosse zurückkehren wollen, aber kaum von ihm fort, waren laute Stimmen an ihr Ohr gedrungen und sie hatte ganz unwillkürlich ihre Schritte gehemmt, um zu horchen.

„Mit wem spricht er jetzt?“ fragte sie sich. „Es befand sich ja Niemand bei ihm! Er war allein.“

Wenn sie auch die einzelnen Worte nicht verstehen konnte, so kannte sie doch die Stimme: es war diejenige des Försterssohnes und des Hauptmannes.

„Mein Gott!“ flüsterte sie angstvoll. „Gestern die böse Scene auf dem Tannensteine und jetzt treffen sie sich hier auf dem einsamen Waldwege. Der Hauptmann war so grimmig, und Gustav wird sich nicht ungestraft beleidigen lassen. Ich muß schleunigst zurückkehren, denn da ich — — Herr Jesus Christus, was ist das! Das hat ein Unglück gegeben, ein entsetzliches, ein fürchterliches Unglück!“

Es waren an dem Orte, an welchem sie Gustav verlassen hatte, schnell hinter einander zwei Schüsse gefallen. Sie wollte fort, hin, zurück, aber ihre Füße versagten ihr den Dienst. Sie stand vor Schreck wie gelähmt und erst nach einem Weilchen erhielt sie ihre Beweglichkeit zurück.

Sie stürzte hin, wo die Schüsse gefallen waren. Als sie dort ankam, bot sich ihr ein gräßlicher Anblick dar. Der Hauptmann lag lang ausgestreckt in einer Blutlache am Boden. Aus seiner Brust quoll ein dicker Strom der kostbaren Lebensflüssigkeit, und vor ihm stand Gustav, verzerrten Angesichtes und das abgeschossene Doppelgewehr in der Hand. Es wurde ihr schwarz vor den Augen und es war ihr, als ob die Umgebung sich in rasender Schnelligkeit um sie zu drehen beginne.

„Heiliger Himmel!“ stotterte sie. „Du hast ihn erschossen! Du bist ein Mörder!“

Sie fuhr mit den Armen durch die Luft, als ob auch sie von einer Kugel getroffen worden sei, und brach dann besinnungslos zusammen.

„Alma!“ rief er und kniete, den Hauptmann über sie ganz vergessend, neben ihr nieder. „Ich bin kein Mörder! Nicht ich bin es gewesen, der geschossen hat! Wache auf und höre mich!“

Er ergriff ihre Hände, welche kalt waren. Er nahm ihr Köpfchen auf und küßte sie auf den erblaßten Mund. Er war so bestürzt, daß er gar nicht wußte, was er that. Er drückte sie an sich; er küßte und liebkoste sie wieder und immer wieder; er bemerkte gar nicht, daß er nicht mehr allein mit ihr sei und daß dieser Ausbruch der Bestürzung und Liebe Zeugen gefunden hatte.

Es gab nämlich in Dorf Helfenstein eine Schänke, deren Besitzer, der Schmied des Ortes, ein heimlicher Verbündeter der Schmuggler war. Er und sein Sohn, Beide kräftige Riesengestalten, waren ebenso schlau und vorsichtig, wie unternehmend. Sie machten die Hehler und pflegten sich nur dann bei einem Paschergange mit zu betheiligen, wenn sie überzeugt sein konnten, daß keine Gefahr vorhanden sei. Nicht etwa, als ob sie die Gefahr fürchteten, o nein; aber sie brachten die Größe derselben in Vergleichung zu der Wahrscheinkeit, sie zu bestehen. Sie hatten, Beide allein, oft mehr gewagt, als alle Anderen; aber sie waren niemals ergriffen worden, ja kaum einmal in einen nennenswerthen Verdacht gerathen.

Auch sie waren aufgefordert worden, sich an dem letzten Unternehmen zu betheiligen; sie hatten zugesagt, aber ihre Zusage noch im letzten Augenblicke zurückgenommen, als sie hörten, daß Gustav Brandt angekommen sei.

Die von verschiedenen Seiten herbeigekommenen Pascher hatten sich, ehe sie sich in den Wald begaben, in einer Hinterstube der Schänke zusammen gefunden. Dort war von dem Bruder der Zofe erzählt worden, daß er Brandt getroffen und was er mit ihm gesprochen habe. Da hatte der Schmied sofort gemeint:

„Hört, ich mache heute nicht mit und rathe Euch, den Gang auf eine andere Zeit zu verschieben. Der Brandt ist schlau, aber noch jung und wohlwollend. Was er gesagt hat, das hat vielleicht eine versteckte Warnung sein sollen. Und wäre dies auch nicht der Fall, so klingt aus seinen Worten eine Siegesgewißheit, welche mir zu denken giebt. Es scheint mir, daß er auf irgend eine Weise von unserem Unternehmen Wind bekommen hat. Ihr wißt, daß ich mich nicht fürchte; aber ich begebe mich auch nicht in eine Gefahr, die ich gar nicht kenne. Ich verzichte für heute!“

Man redete ihm zu, aber er blieb fest, und sein Sohn schloß sich seiner Meinung an. Daher kam es, daß die Beiden daheim blieben, als die Anderen aufbrachen; aber die Sorge um den Ausgang des Unternehmens ließ die Beiden nicht schlafen. Sie begaben sich mit Anbruch des Tages in den Wald, um in der Gegend der Tannenschlucht nach Anzeichen zu suchen, aus denen sie darauf schließen konnten, ob die Schmuggelei geglückt sei oder nicht. Vorher gingen sie nach dem Gute, welches dem Bruder der Zofe gehörte, der ja den Anführer machte. Er war unverheirathet. Sie weckten einen Knecht und erfuhren, daß sein Herr noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Das war ein schlimmes Zeichen.

Sie sollten aber bald deutlicher sehen, wie klug sie gethan hatten, sich nicht anzuschließen. Sie hatten kaum den Wald erreicht und waren, einem schmalen Fußpfade folgend, nur wenige Schritte in denselben eingedrungen, so sahen sie einen Menschen am Boden liegen, in welchem sie sogleich den Anführer erkannten.

„Donnerwetter!“ rief der Schmied, ganz bestürzt stehen bleibend. „Der ist todt! Wer in einer solchen Blutlache liegt, der hat kein Leben mehr. Wollen einmal sehen!“

Sie bückten sich nieder, um die Leiche zu untersuchen.

„Die Kugel hat ihn von hinten getroffen," meinte der Sohn. „Er ist verfolgt und auf der Flucht erschossen worden!"

„Ja, ja; das ist richtig! Das hat man davon, wenn man den Rath eines Vernünftigen nicht befolgt. Ein Glück, daß er weder Frau noch Kinder hat! Was aber wird seine Schwester sagen!"

„Pah! Sie wird ihn beerben!"

„Trotzdem! Sie hat große Stücke auf ihn gehalten und uns so manchen guten Wink gegeben. Sie wird dem Brandt Rache schwören, weil er der eigentliche Urheber dieses Unglückes ist."

„Was thun wir mit der Leiche? Schaffen wir sie nach Hause?"

„Fällt uns gar nicht ein! Das wäre ja die größte Dummheit, welche wir begehen könnten! Wir würden in Verdacht kommen, von dem Unternehmen gewußt zu haben oder gar dabei gewesen zu sein. Das müssen wir vermeiden. Auch von Diesem hier braucht man nicht gerade zu wissen, wobei er umgekommen ist. Wir tragen ihn in das Dickicht, wo man ihn nicht leicht findet, bestreuen die blutige Stelle hier mit Baumnadeln, die ja in Masse hier liegen, und machen seiner Schwester heimlich Meldung. Später entdeckt man die Leiche, und dann mag man über die Ursache seines Todes denken, was man will. Uns geht es nichts mehr an. Komm, greife mit an! Dann schleichen wir uns nach der Tannenschlucht. Sehen darf uns aber Niemand."

Die Leiche wurde in ein dichtes Gebüsch geschafft und die blutige Stelle unkenntlich gemacht; dann verließen die Beiden den Fußweg, auf welchem sie leicht Jemandem begegnen konnten und drangen vorsichtig querwaldein nach der Schlucht vor.

Sie glaubten natürlich, daß der Todte von den Grenzern erschossen sei, und hatten keine Ahnung, daß ihn die Kugel eines der Ihrigen getroffen habe. Die beiden Pascher, deren Worte Gustav Brandt auf den Baron von Helfenstein bezogen hatte, waren, von Rachegedanken gegen ihren flüchtenden Anführer erfüllt, auf denselben gestoßen, und der Eine hatte ihn von hinten niedergeschossen.

Als der Schmied mit seinem Sohne in der Nähe der Tannenschlucht angekommen war, wo Beide nun ihre Vorsicht verdoppeln mußten, hörten sie plötzlich seitwärts menschliche Stimmen sprechen.

„Komm!" flüsterte der Vater. „Wir müssen sehen, wer das ist. Aber leise, ganz und gar leise!"

Sie bückten sich auf den Boden nieder und krochen vorwärts, der Schmied voran und sein Sohn hinter ihm her. Bereits nach kurzer Zeit hielt der Erstere inne und winkte, vorwärts zeigend, seinen Sohn zu sich heran. Dieser gehorchte, und Beide erblickten, nur wenige Schritte von ihnen getrennt — den Baron Franz von Helfenstein, der soeben nach einem Doppelgewehre griff, welches an einem Baume lehnte. Er untersuchte, ob es geladen sei, blickte vor sich zwischen den Bäumen hindurch und schien leise vor sich hin zu murmeln.

„Der hat etwas vor! Vielleicht gar etwas Schlimmes!" flüsterte der Schmied.

„Wollen wir hin zu ihm, um ihn zu hindern?“

„Unsinn! Noch wissen wir ja gar nicht, was er beabsichtigt. Und selbst wenn er Böses im Schilde führte, was geht es uns an? Ich wenigstens mag mich auf keinen Fall hier sehen lassen. Paß auf! Alle Teufel! Er zielt: er schießt!“

Ein Schuß krachte; der Todesschrei des Hauptmannes erscholl; der zweite Schuß fiel; dann warf der Baron das Gewehr von sich und sprang davon, kaum acht Schritte von den beiden Lauschern vorüber.

„Herrgott. Vater, er hat Einen erschossen!“ stieß der Sohn hervor, lauter, als es mit ihrer Lauscherei im Einklange stand.

„Pst! Um Gotteswillen, still!“ antwortete der Schmied. „Da kommt Einer! Ah, der Brandt! Es war sein Gewehr. Er hebt es auf. Er blickt sich um. Wenn er uns bemerkt, wird er denken, daß wir es gewesen sind. Doch nein; er eilt retour. Wir müssen sehen, wen die Kugeln getroffen haben. Komm weiter vor, aber unendlich vorsichtig!“

Sie schoben sich in kriechender Stellung leise, leise weiter, bis sie den Unglücksplatz überblicken konnten. Da lag der todte Hauptmann; in seiner Nähe kniete Brandt am Boden und liebkoste die ohnmächtige Alma, welche er in seinen Armen hielt. Und seitwärts kam — war es möglich! — der Baron, der Mörder herbei. Er überblickte die Scene. Ein teuflisches Lächeln überflog sein Gesicht. Er griff in seine Tasche und zog etwas hervor; es schien ein Schlüssel zu sein. Mit einigen raschen, unhörbaren Schritten näherte er sich von hinten dem vor Bestürzung gar nicht auf die Umgebung achtenden Försterssohne und steckte ihm mit der Geschwindigkeit eines Jongleurs den Schlüssel in die Tasche. Dann trat er zurück und eilte in der Richtung nach der Tannenschlucht davon.

Da faßte der Schmied seinen Sohn am Arme und zog ihn davon. Erst in weiter Entfernung hielt er an:

„Höre, Junge,“ sagte er, „Du wirst denken, daß wir Anzeige machen müssen?“

„Natürlich!“ antwortete der Sohn.

„Was fällt Dir ein. Das, was wir gesehen haben, kann uns ungeheuren Nutzen bringen, wenn wir uns nicht hineinmengen. Der Baron hat den Hauptmann erschossen; das haben wir gesehen. Er hat Brandt einen Schlüssel in die Tasche gesteckt. Wozu? Das wissen wir nicht; aber ich denke, daß wir es erfahren werden. Es handelt sich hier um eine geheimnißvolle That, welche wir auszunützen suchen müssen, und das können wir nur dann, wenn wir abwarten, was nun noch weiter geschehen wird.“

„Meinetwegen, mir ist Alles recht. Gehen wir nun nach der Schlucht?“

„Nein; auf keinen Fall. Wenn wir riskiren, gesehen zu werden, begeben wir uns jetzt in eine doppelte Gefahr. Komm nach Hause. Das ist das Klügste, was wir thun können. Du kannst dann nach dem Schlosse gehen, um der Ella heimlich mitzutheilen, was mit ihrem Bruder geschehen ist.“

Sie eilten davon, dem Dorfe entgegen.

Die beiden Schüsse waren noch von Anderen gehört worden. Zu den

Grenzern, welche in der Schlucht die Gefallenen und die erbeuteten Packete bewacht hatten, waren einige Gensdarmen gestoßen, um mit ihnen die Ankunft der gerichtlichen Commission zu erwarten. Die Unterhaltung, welche zwischen ihnen geführt wurde, bezog sich natürlich auf das Ereigniß der letzten Nacht und wurde in der lebhaftesten Weise geführt. Diese Lebhaftigkeit aber verhinderte nicht, daß man die beiden Schüsse hörte, welche ja an einem nicht weit entfernten Orte fielen.

„Was war das?" fragte einer der Gensdarmen. „Man hat zweimal geschossen. Der Förster kann es nicht gewesen sein. Es ist in der Richtung jenes Weges gewesen, welcher dort nach dem Schlosse führt. Vorwärts! Wir müssen sehen, wer es war!"

Er eilte fort, und die Mehrzahl der Anwesenden folgte ihm. Auf halbem Wege kam ihnen der Baron entgegen. Er schien sehr erschreckt und echauffirt zu sein.

„Ah, welch ein Glück, daß Gensdarmen anwesend sind!" rief er. „Meine Herren, soeben bin ich Zeuge eines gräßlichen Mordes gewesen."

„Eines Mordes?" fragte der Gensdarm. „Wir haben zwei Schüsse gehört. Wer ist erschossen worden?"

„Der Herr Hauptmann von Hellenbach."

„Alle Teufel! Von wem denn?"

„Von Gustav Brandt, dem Sohne des hiesigen Försters."

Der Beamte fuhr ganz erschrocken zurück.

„Das ist unmöglich! Das muß ein Irrthum sein!" sagte er.

„Herr, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Und dennoch kann ich es kaum glauben, begreifen aber gar nicht. Herr Brandt ist Jurist; er ist in der Residenz angestellt; er ist von dort nach hier beordert worden, um dem Verbrechen zu steuern, er kann nicht selbst ein Verbrecher sein!"

Da maß der Baron den Sprecher mit seinem stolzesten Blicke, machte eine sehr geringschätzende Bewegung der Achsel und sagte:

„Hat es noch keinen Juristen, keinen Beamten gegeben, welcher Verbrecher war? Eine Ansicht, eine Meinung kann nichts gelten, wo das Auge gesehen und das Ohr gehört hat, was geschehen ist. Sie sind Polizeibeamter; als solcher erhalten Sie von mir die Mittheilung, daß Brandt den Baron vor meinen Augen erschossen hat, und ich fordere Sie allen Ernstes auf, Ihre Pflicht zu thun!"

„Habe ich gesagt, daß ich sie nicht thun will? Wo liegt der Todte?"

„Da drin auf dem Wege."

„Und wo befindet sich der Mörder?"

„Als ich fort eilte, befand er sich noch in der Nähe der Leiche."

„Das wäre unbegreiflich. Ein Mörder flieht und verbirgt sich. Er bleibt nicht bei seinem Opfer stehen, besonders wenn er weiß, daß man die That gesehen hat."

„Er weiß nicht, daß ich Zeuge derselben bin. Ich sah, daß er den Hauptmann niederschoß, und daß Baronesse Alma dazu kam. Ich wußte, daß

sich Beamte in der Schlucht befinden und eilte, um ihnen Anzeige zu machen."

„Ah, die Baronesse kam dazu? Was sagte, und was that sie? Wo befindet sie sich?"

„Sie nannte ihn einen Mörder und wurde dann ohnmächtig. Der Ermordete war ihr Verlobter. Ich fordere Sie auf, zu eilen, damit der Mörder nicht entkommen kann."

„So kommen Sie!"

Als sie den Platz erreichten, an welchem die Leiche lag, kniete Gustav, mit Alma beschäftigt, noch immer an der Erde. Er sah kaum, daß Menschen daher kamen; er beachtete sie gar nicht. Eben öffnete sie die Augen. Sie sah, daß sie in seinen Armen lag; sie sah auch die Anwesenden, und eine jähe Röthe flog über ihr Gesicht. Dann jedoch fiel ihr Blick auf den Todten. Das Blut trat aus ihren Wangen zurück; ihre Züge nahmen den Ausdruck der Furcht, des Abscheues an; sie machte eine Bewegung des Widerwillens, wand sich aus seinen Armen, vermied es, den Blick abermals auf den Ermordeten fallen zu lassen und sagte:

„Unglücklicher! Laß mich! Deine Hände rauchen von dem Blute, welches Du vergossen hast!"

Diese Worte erst ließen ihn an die Gefahr denken, in welcher er sich befand. Er wendete seinen Blick von ihr weg auf die Anderen und sagte:

„Ich? Ich soll dieses Blut vergossen haben? Das ist ein Irrthum, ein großer, ein ungeheurer Irrthum!"

Da trat der Gensdarm zu ihm heran und fragte:

„Herr Brandt, Sie stellen in Abrede, die beiden tödtlichen Schüsse abgefeuert zu haben?"

„Ja, ganz entschieden! Aber, bitte, untersuchen wir erst den Hauptmann! Vielleicht ist noch Leben in ihm. Er würde es mir bezeugen, daß ich die That nicht begangen habe."

Man folgte diesen Worten, aber es zeigte sich leider, daß nicht eine Spur von Leben mehr vorhanden war. Alma hatte abseits gestanden, an einen Baum gelehnt. Ihr Gesicht war bleich; es zeigte eine fast wächserne Blutleere. Der Gensdarm trat zu ihr und sagte:

„Gnädiges Fräulein, Sie werden diesen Ort gern verlassen wollen; ich muß Sie jedoch vorher um die Beantwortung einiger Fragen ersuchen. Halten Sie Herrn Brandt für schuldig?"

„Ihr Auge suchte den Angeklagten. Liebe, Mitleid und Abscheu kämpften in ihrem Blicke. Sie zögerte, zu antworten, und sagte erst nach einer langen Pause:

„Muß ich denn eine Antwort geben?"

„Ja, Sie müssen."

„Mein Gott, welch' eine Qual! Sie legte die Hand auf das Herz und fuhr dann, in ein lautes Schluchzen ausbrechend, fort: „Ich kann, ich darf es nicht leugnen; ich muß die Wahrheit sagen: Ja, er ist es gewesen."

Dabei umfaßte sie den Stamm des Baumes, um nicht umzusinken.

Gustav hatte sein Auge mit Siegeszuversicht auf sie gerichtet gehabt; jetzt fuhr er zusammen und griff sich mit beiden Händen an die Stirn, als ob ihn dort ein Schlag getroffen habe.

„Alma!" rief er, nicht im Tone des Vorwurfs, sondern mit einem Ausdrucke, welcher sich gar nicht beschreiben läßt.

„Bitte, schweigen Sie jetzt!" gebot ihm der Gensdarm. Und sich an den Baron wendend, fuhr er zu diesem fort: „Herr von Helfenstein, ich muß ganz dieselbe Frage auch an Sie richten."

„Auch ich bin Zeuge, daß er der Mörder ist," antwortete der Gefragte in einem Tone, der gar keinen Widerspruch aufkommen ließ.

„Herr Baron!" rief Gustav zornig. „Wahren Sie Ihre Zunge. Sie sind ja gar nicht dabei gewesen!"

„Das wird untersucht werden," meinte der Gensdarm. „Herr von Helfenstein, Sie haben vielleicht die Güte, das gnädige Fräulein nach dem Schlosse zu begleiten. Wir werden nachkommen."

Der Baron bot Alma den Arm; sie nahm denselben an.

„Alma! Schwester!" rief Gustav. „Willst Du mich wirklich verlassen, mit diesem Verdachte im Herzen?"

Sie wendete ihm noch einmal den Blick der schönen Augen zu. Ihr Busen wogte heftig auf und nieder. Sie kämpfte einen schweren Kampf, der ihr Herz, ihr ganzes Innere zerfleischte. Dann aber antwortete sie:

„Ich darf nicht lügen! Es ist kein Verdacht, es ist die unbestreitbare Gewißheit, daß Du der Thäter bist. Lebe wohl, auf ewig!"

Sie ging mit dem Baron. Gustav wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Das, was er jetzt erlebte, war so ungeheuerlich, daß es ihn fast betäubte. Es brauste ihm um die Ohren, als ob er sich inmitten einer tosenden Brandung befinde, und nur wie im Traume, nur wie aus weiter Ferne vernahm er die Frage des Gensdarmen:

„Aus welchem Gewehre sind die Kugeln gekommen, Herr Brandt?"

„Aus diesem," antwortete er, auf seine Büchse deutend.

„Es ist das Ihrige?"

„Ja. Ich lag da drinnen zwischen den Bäumen. Die Büchse lehnte an einem Stamme. Ich sah die Baronesse kommen und trat auf den Weg fort; da kam der Hauptmann. Während wir uns unterhielten, fielen zwei Schüsse; sie trafen ihn in die Brust. Er war todt. Ich sprang dahin, wo ich mein Gewehr gelassen hatte. Es lag abgeschossen am Boden, aber Niemand war da. Der Mörder war augenblicklich entflohen. Ihm nachzueilen, wäre vergebens gewesen. Ich kehrte darum zu dem Hauptmanne zurück, um zu sehen, ob er wirklich todt sei. Ich hatte das Gewehr noch in der Hand. In diesem Augenblicke kam die Baronesse retour. Sie hatte die Schüsse gehört. Sie sah mich mit der Büchse, sie erblickte den Todten; ich sehe ein, daß sie mich für den Mörder halten mußte, zumal ich gestern mit dem Hauptmanne einen Wortwechsel hatte. Sie fiel in Ohnmacht."

Er hatte diesen Bericht in kurzen, abgerissenen Sätzen gegeben. Sein

Gesicht glich dabei demjenigen eines Nachtwandlers, welcher nicht weiß, was er thut und spricht:

Der Gensdarm schüttelte den Kopf und meinte:

„Ich möchte gern glauben, daß Sie unschuldig sind und daß es in Wirklichkeit so ist, wie Sie sagen. Jedenfalls wird es Ihnen gelingen, dies zu beweisen. Aber Sie sind Jurist; Sie kennen die Pflichten meines Amtes. Ich muß Sie bitten, sich als meinen Gefangenen zu betrachten."

Alle Anwesenden hatten gewußt, daß es so kommen müsse; aber als das schlimme Wort ausgesprochen war, ging doch ein halblautes Murmeln durch ihre Reihe.

„Er ist es nicht gewesen," meinte der Eine.

„Nein, er kann es nicht gewesen sein; man muß ihm Glauben schenken," sagte der Andere.

„Ich verbürge mich für ihn!" rief ein Dritter. „Man darf, man soll ihn nicht arretiren!"

Der Gensdarm warf einen strengen Blick auf den Sprecher. Er wollte eine Antwort geben, aber Gustav kam ihm zuvor.

„Laßt das gut sein, meine Freunde," sagte er. „Der Verdacht ist gegen mich, und es wird mir wohl gelingen, ihn zu zerstreuen. Ich darf mich der Arretur nicht widersetzen. Herr Gensdarm, ich stelle mich Ihnen zur Verfügung."

Der Beamte nickte mit dem Kopfe und sagte dann:

„Sie wissen ebenso gut wie ich, was ich da zunächst zu thun habe?"

„Ja. Sie werden mich erst durchsuchen und dann fesseln. Einem Mörder legt man Fesseln an; das ist vorgeschrieben."

Er hatte das im bittersten Tone gesprochen. Dann griff er in die Taschen und zog Alles hervor, was sich in denselben befand: die Uhr, ein Federmesser, die Geldbörse, das Taschentuch, ein Cigarrenetui und endlich —

„Was ist das?" fragte er, im höchsten Grade erstaunt, als er aus der Seitentasche seines Jaquetes auch einen Schlüssel hervorbrachte.

„Sie kennen diesen Schlüssel nicht?" fragte der Gensdarm.

„Nein, ganz und gar nicht. Ich habe ihn niemals besessen."

„Zeigen Sie her! Der Form und Größe nach muß es ein Zimmerschlüssel sein. Vielleicht läßt es sich später sagen, wem er gehört und wie er in Ihre Tasche gerathen ist. Ich bin verpflichtet, diese Gegenstände an mich zu nehmen. Darf ich um Ihre Hände bitten!"

Es überlief Brandt doch ein Grauen, als er sah, daß der Beamte eine dünne aber feste Schnur hervorzog.

„Ah, die Fessel!" sagte er. „Hier, binden Sie mich, damit ich Ihnen nicht entfliehen kann! Wohin führen Sie mich?"

„Nach dem Schlosse. Wenn die Herren vom Gerichte in der Tannenschlucht fertig sind, werden sie sich zu Ihnen verfügen und ich bin überzeugt, daß es Ihnen sofort gelingen wird, sie von Ihrer Unschuld zu überzeugen. Mein College wird hier bei der Leiche zurückbleiben, damit der status quo erhalten bleibe."

Brandt wurde gebunden und mußte dann dem Beamten nach dem Schlosse folgen. Er befand sich in einem Zustande, welcher sich nicht beschreiben läßt; er war vollständig unfähig, sich objectiv in dem Ereignisse zurecht zu finden. Er schritt ganz mechanisch neben dem Gensdarmen her. Er bemerkte nicht, wem er begegnete; er sah nicht, wie verwundert, ja entsetzt man überall die Augen auf ihn richtete, und erst als er in ein festes Gelaß des Schlosses eingesperrt worden war, kam ihm der Gedanke, daß sein Verhalten doch ein noch viel entschiedeneres hätte sein können.

Auch Alma war in einer ähnlichen Geistesverfassung auf dem Schlosse angekommen. Sie wollte zu dem Vater eilen, um ihm das Schreckliche mitzutheilen, fand jedoch seine Thür verschlossen. Das war noch niemals vorgekommen. Als sie auf mehrmaliges und immer stärkeres Klopfen keine Antwort erhielt, wurde ihr himmelangst. Sie rief die Diener herbei und erfuhr von ihnen, daß der gnädige Herr sich seit gestern gar nicht habe erblicken lassen. Man klopfte noch einige Male so stark, daß es laut genug war, um nicht nur einen Schläfer, sondern gradezu einen Ohnmächtigen zu erwecken, und als selbst jetzt keine Antwort wurde, schickte Alma, welche sich vor Angst kaum zu fassen vermochte, in das Dorf nach dem Schmiede. Dieser machte auch die vorkommenden Schlosserarbeiten und hatte das nöthige Werkzeug, eine Thür zu öffnen.

Das überlaute Klopfen war dem Gensdarm aufgefallen. Um zu sehen, was es zu bedeuten habe, kam er herbei. Er sah sämmtliche Diener um Alma versammelt, dachte sich, daß dies einen außergewöhnlichen Grund haben müsse und fragte nach demselben. Er erfuhr ihn. Ganz unwillkürlich dachte er an den Schlüssel, welchen Brandt in seiner Tasche gehabt hatte. Er trug denselben noch bei sich und zog ihn hervor.

„Ist es dieser vielleicht?“ fragte er.

Die Zofe Ella kannte die Schlüssel am besten. Sie nahm ihn in die Hand, betrachtete ihn und antwortete:

„Er scheint es wirklich zu sein. Woher haben Sie ihn?“

„Das werden Sie vielleicht erfahren. Bitte, probiren Sie einmal, ob er paßt, ob er schließt.“

Sie steckte ihn an. Es war der richtige Schlüssel. Die Thür ging auf. Aber als die vor derselben Stehenden einen Blick in das Zimmer warfen, ertönte ein allgemeiner Schrei des Entsetzens. Der Raum war mit Blut überschwemmt gewesen, welches nun geronnen war, und inmitten dieser fürchterlichen Scene lag mit durchschnittenem Halse der Baron.

Alma stand da, als ob sie ein Gespenst erblicke. Ihre Augen waren starr auf den Todten gerichtet, sie streckte die Hände mit den ausgespreizten zehn Fingern weit von sich und ihr Haar schien sich emporsträuben zu wollen. Endlich aber löste sich der Bann, welcher sie umfangen hielt.

„Vater! Mein Vater!“ rief sie.

Mit einigen raschen Sprüngen stand sie bei ihm. Sie wollte sich zu ihm niederbeugen, aber das Entsetzliche war über sie gekommen, wie eine tödtliche Kugel, welche den vorwärts stürmenden Soldaten im Felde trifft und erst

einmal um seine eigene Achse dreht, ehe sie ihn niederwirft. Sie taumelte, bewegte sich strauchelnd im Kreise herum und stürzte dann auf den Ermordeten nieder. Sie war abermals ohnmächtig geworden.

Der vielstimmige Schrei, welcher erschollen war, hatte auch alle übrigen Bewohner des Schlosses herbei gerufen; sie standen am Eingange des Zimmers und richteten ihre entsetzten Blicke auf die blutige Scene. Der Gensdarm hatte seine Fassung nur für einen Augenblick verloren. Er wendete sich zu den Leuten um und fragte:

„Wer unter Ihnen hat die persönliche Bedienung der Baronesse?"

„Die Zofe Ella," antwortete man ihm.

„Wo ist sie?"

„Sie war ja hier! Sie ist — ah, da vorn an der Treppe steht sie!"

Nämlich Ella hatte, sich schaudernd von der Scene abwendend, den Sohn des Schmiedes bemerkt, welcher in das Schloß gekommen war, um sie zu sprechen. Er hatte sie zu gleicher Zeit gesehen und ihr einen Wink gegeben. Sie war zu ihm geeilt.

„Was ist's? Was bringst Du?" hatte sie ihn gefragt.

„Eine schlimme Nachricht. Die Schmuggler sind überfallen worden. Der Brandt's Gustav ist schuld daran. In der Tannenschlucht liegen mehrere von ihnen todt neben den Waaren, die nun auch verloren sind."

„Herr Gott! Und mein Bruder? Ist er entkommen?"

„Nein."

„Gefangen?"

„Auch nicht. Nimm es nicht übel, daß ich Dir so eine Nachricht bringe."

„So ist er wohl gar todt?"

„Ja. Er liegt erschossen im Walde. Er lag auf dem Wege; ich und der Vater fanden ihn, und da haben wir ihn in dem Dickicht versteckt, damit man nicht erfahren soll, daß er als Schmuggler gestorben ist. An dem Allen ist nur dieser Brandt schuld!"

Sie antwortete nicht. Sie war keine übermäßig zärtlich und empfindsam angelegte Natur, aber der Schreck hatte sie doch ergriffen. Da hörte sie, daß der Gensdarm sie zu sich rief.

„Ja, der Brandt ist schuld!" raunte sie dem Schmiedesohn zu. „Er soll es büßen. Ich muß fort. Der Baron ist ermordet worden So bald ich kann, komme ich zu Euch, da sollt Ihr mir erzählen."

Sie eilte fort, und auch er ging, von der neuen Kunde ganz betroffen. Das war ja ein wahres Morden jetzt in diesem kleinen Helfenstein!

„Kann der Schlüssel, welcher hier steckt, nicht auch ein anderer sein und hier nur zufällig schließen?" wurde Ella von dem Gensdarm gefragt.

„Das ist möglich," antwortete sie. „Aber er ist noch ganz neu. Der vorige war zerbrochen, und der Schmied hat einen neuen machen müssen; er wird ihn kennen. Ah, sein Sohn war soeben hier. Aber er selbst wird auch kommen, da wir zu ihm schickten, um das Schloß öffnen zu lassen."

„So wird man es ja erfahren. Ihre Herrin ist ohnmächtig. Schaffen

Sie dieselbe nach Ihrem Zimmer. Aber nur so viel Personen, als dazu nöthig sind, dürfen hier eintreten."

Alma wurde fortgeschafft; dann schloß der Gensdarm zu. Er wollte sich sofort zu Brandt begeben, um diesen auszufragen; aber er überlegte sich, daß es doch vielleicht gerathen sei, diesem noch nichts wissen zu lassen.

Nach einer Weile stellte sich der Schmied mit seinem Handwerkszeuge ein; das letztere war nicht mehr nothwendig, aber als der Gensdarm ihm den Schlüssel zeigte, recognoscirte er denselben ganz genau als denjenigen, welchen er vor kurzer Zeit für den Baron gemacht hatte. Der Beamte erklärte ihm, daß er hier zu bleiben habe, um als Zeuge zu dienen.

Jetzt begannen sich einige Herrschaften einzustellen, welche zur beabsichtigten Jagd geladen waren. Als sie erfuhren, was geschehen war, fuhren sie sofort wieder ab. Aus dem beabsichtigten Vergnügen konnte nichts werden, und ihre Anwesenheit hätte doch nur gestört, ohne ihnen den geringsten Nutzen zu bringen.

Bald auch traf die gerichtliche Commission ein, welcher der Bezirksarzt beigegeben war. Der Gensdarm machte seine Meldung und brachte dadurch nicht wenig Aufsehen hervor. Die Herren hatten wohl von der Ermordung des Hauptmannes, nichts aber von derjenigen des Barons gewußt.

Sie verfügten sich sofort in das Zimmer, in welchem die Leiche des Letzteren lag. Der Gerichtsarzt untersuchte dieselbe und erklärte, daß der Baron zweifellos durch einen mittelst eines sehr scharfen Instrumentes ausgeführten Schnittes durch den Hals ermordet worden sei. Der Mord könne nicht vor aber auch nicht viel nach Mitternacht ausgeführt worden sein.

Ein Obergensdarm war mitgekommen. Er fragte jetzt seinen Untergebenen:

„Wer hat nach dem Oeffnen der Thür hier Zutritt gehabt?"

„Eine Zofe und zwei Diener, welche die ohnmächtige Baronesse fortzuschaffen hatten."

„Auch Sie nicht?"

„Nein. Ich wollte Ihnen nicht vorgreifen."

„Das war richtig gehandelt. Sollte denn nicht etwas zu finden sein, was — ah, was ist das?"

Im geronnenen Blute, aber ein wenig unter dem weit herabhängenden Tischtuche war ein Gegenstand zu bemerken. Er hob ihn auf und hielt ihn den Herren hin.

„Ein Rasirmesser, meine Herren! Ganz voll Blut. Das Heft besteht aus zwei Elfenbeinplatten und ist mit — alle Wetter! — mit den beiden Buchstaben G. B. gezeichnet. Mir scheint, daß mit diesem Instrumente die That vollbracht worden ist."

Ein Grauen bemächtigte sich der Anwesenden. Der Amtmann fragte den Gensdarmen:

„Der Schlüssel zu diesem Zimmer hat sich bei Brandt gefunden?"

„Ja. Und wie ich bemerkt habe, trägt dieser Herr den Vornamen Gustav. Gustav Brandt, das würde G. B. ergeben."

Die Herren der Commission blickten einander betroffen an. War es B. S.

möglich? Brandt, ein College, den man trotz seiner Jugend so ausgezeichnet hatte, ein Mörder, ja ein Doppelmörder!

„Meine Herren," sagte der Amtmann, „es ist hier ein geradezu grauenhaftes Verbrechen verübt worden, ein Verbrechen, welches die schwerste, unnachsichtlichste Ahndung verdient. Der Verdacht richtet sich gegen einen Mann, den zu achten wir gezwungen gewesen sind. Geben wir uns also Mühe, uns nicht von einem blosen Scheine beeinflussen zu lassen, damit unser Forschen nicht durch ein Vorurtheil getrübt werde. Suchen wir zunächst, alles Wissenswerthe von den Zeugen zu erfahren."

Sie begaben sich in ein passendes Zimmer, und hier ließ der Amtmann zunächst den Baron Franz von Helfenstein zu sich entbieten. Dieser erschien mit der Miene eines Mannes, welcher Denjenigen, zu denen er kommt, eine Gnade erweist. Als der Vorsitzende ihn darauf aufmerksam machte, daß in einem Falle wie der vorliegende die genaueste Gewissenhaftigkeit erforderlich sei, antwortete er:

„Diese Bemerkung ist vollständig überflüssig. Ich pflege selbst im Kleinsten und Unbedeutendsten gewissenhaft zu sein!"

„Wohl! So sagen Sie uns, Herr Baron, in welchem Verhältnisse Sie zu dem Angeklagten gestanden haben!"

„Wie meinen Sie das? Ein Baron von Helfenstein kann mit einem Manne des bürgerlichen Namens Brandt wohl kein Verhältniß gehabt haben!"

Der Amtmann fühlte sich unangenehm berührt. Er antwortete also mit einiger Schärfe:

„Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus. Auch ich trage einen bürgerlichen Namen, und doch stehen Sie gegenwärtig in einem Verhältnisse zu mir. Oder nennen Sie dies kein Verhältniß, wenn Sie gezwungen sind, meine Fragen zu beantworten? Gustav Brandt wurde von Ihrem Herrn Cousin zur Familie gezogen und reichlich unterstützt. Sie müssen ihn oft gesehen und gesprochen haben; ein gesellschaftliches Verhältniß läßt sich also voraussetzen."

„Ich will das zugeben; aber es kann hier ja nur von dem Verhältnisse einer vollständigen Gleichgiltigkeit die Rede sein."

„Das soll heißen, daß Sie einander weder freundlich noch feindlich gesinnt gewesen sind?"

„So meine ich es; die Verschiedenheit unserer Geburt bringt es ja mit sich, daß eine persönliche Annäherung ausgeschlossen ist."

„Ich habe weder die Pflicht noch die Lust und Zeit, mich darüber mit Ihnen in eine Controverse einzulassen. Die Sache ist vielmehr die, daß Sie Gustav Brandt des Mordes an dem Hauptmann von Hellenbach beschuldigen. Ist dies an dem?"

„Ja," antwortete der Gefragte mit fester Stimme

„Was wissen Sie über die That?"

„Ich war Augenzeuge von ihr."

„Bitte, erzählen Sie, was Sie gesehen haben!"

„Ich stand heute nach Tagesanbruch am Fenster und bemerkte, daß meine Cousine das Schloß in der Richtung nach dem Tannengrunde zu verließ. Einige

Augenblicke darauf folgte ihr der Hauptmann. Ich vermuthete den Försterssohn in der Schlucht und beschloß, Beiden zu folgen, um einem feindseligen Zusammenstoße vorzubeugen."

„Aus welchem Grunde vermutheten Sie eine Feindseligkeit?"

„Der Hauptmann und Brandt waren Nebenbuhler."

„Ah! Das ist allerdings von großer Wichtigkeit! Aber können Sie beweisen, daß dies so gewesen ist?"

„Ja. Uebrigens wird auch meine Cousine gezwungen sein, es einzugestehen. Es hat ja noch gestern eine ganz bedeutende Scene zwischen ihr und Brandt einerseits und ihrem Vater und dem Hauptmanne andererseits gegeben."

„Auch das ist wichtig. Was wissen Sie von dieser Scene?"

„Ich war nicht Augenzeuge derselben, traf aber meine Cousine zufällig auf dem Tannensteine. Nach mir ist sie dort von Brandt umarmt und geküßt worden. Sie scheinen einander zu lieben. Sie war aber von Seiten des Vaters schon längst dem Hauptmanne versprochen. Dieser überraschte die Beiden in einem nichts weniger als gleichgiltigen tête-à-tête und stellte Brandt natürlich zur Rede, erhielt aber eine Antwort, welche ihn veranlaßte, an eine Ausgleichung mittelst Duelles zu denken. Er erzählte mir den Vorgang und bat mich, ihm zu secundiren. Trotzdem das Liebespaar überrascht worden war, trat es in Gemeinschaft den Weg nach dem Schlosse an, stieß aber unterwegs auf meinen Cousin und den Hauptmann. Der Vater des Mädchens stellte Brandt nun ebenfalls zur Rede, erhielt aber nichts als Drohungen zur Antwort. Dies, meine Herren, sind die Gründe, welche mich heute früh veranlaßten, dem Hauptmanne zu folgen. Ich fürchtete einen übereilten Ausbruch der Feindseligkeit zwischen ihm und Brandt."

Er hatte in dieser Darstellung seine Cousine Alma keineswegs in ein vortheilhaftes Licht gestellt; dies war mit Fleiß und Ueberlegung geschehen. Sie hatte ihm gestern auf so malitiöse Weise einen Korb ertheilt, und so war er entschlossen, sie nicht im Mindesten zu schonen. Der Vorsitzende meinte ernst:

„Ueber das, was Sie da erzählen, werden wir die Dame selbst auch zu vernehmen haben. Fahren Sie fort!"

„Ich wollte nicht zudringlich erscheinen und nur im Falle der Nothwendigkeit meine Gegenwart bemerken lassen. Daher verfolgte ich die gleiche Richtung wie der Hauptmann, aber etwas abseits von dem Wege."

„Nach welcher Seite?"

„Nach links."

Das war nicht wahr, denn er war den Beiden auf der rechten Seite des Wegsaumes gefolgt.

„Und von welcher Seite fielen dann die Schüsse?"

„Von der rechten."

„Hm! Erzählen Sie weiter!"

„Ich hörte nach einiger Zeit einen mehr als lebhaften Wortwechsel. Ich erkannte sogleich die Stimmen der beiden Sprecher. Es waren der Hauptmann und Brandt. Eben als ich, hinzueilend, von der linken Seite her aus den Büschen treten wollte, fielen die beiden Schüsse. Brandt hatte sein Gewehr,

welches wohl in der Nähe lag, geholt und dem Hauptmanne zwei Kugeln in die Brust gejagt."

„Sahen Sie es, als Brandt schoß?"

„Ja, ganz genau."

„In welcher Entfernung standen Sie von ihm?"

„Vielleicht zehn Schritte."

„Warum versuchten Sie nicht, die That zu verhindern?"

„Das war eine Unmöglichkeit, da sie mit wirklicher Gedankenschnelligkeit geschah."

„Was thaten Sie dann?"

„Ich wollte mich auf den Mörder stürzen; aber ich konnte vor Entsetzen keinen Fuß bewegen. Die Kehle war mir wie zugeschnürt, so daß ich auch nicht zu rufen vermochte. In diesem Augenblicke kam Cousine Alma dazu."

„Wurden Sie von ihr bemerkt."

„Nein, denn ich stand nicht auf dem Wege, sondern zwischen den Bäumen."

„Was mag sie dort gewollt haben?"

„Ich vermuthe, daß sie ein tête-à-tête mit Brandt gehabt hat und abermals vom Hauptmanne überrascht wurde. Die beiden Herren sind arg aneinander gerathen; sie hat fliehen wollen, ist aber, als sie die Schüsse hörte, zurückgekehrt, um sich zu überzeugen, wem sie gegolten haben."

Während der Protokollant jedes Wort notirte, hatte der Vorsitzende mit größter Aufmerksamkeit zugehört. Er sagte sehr ernst:

„Herr Baron, was Sie jetzt erzählt haben, ist von solcher Schwere, daß es den Angeklagten zermalmen kann, ja zermalmen muß. Ich will dennoch meine Eingangs gemachte Mahnung nicht wiederholen, sondern Sie nur fragen, was Sie weiter sahen."

„Die Wiederholung würde noch unnöthiger sein, als die Mahnung an sich selbst schon war! Also ich sah, daß Alma kam. Sie schien sehr erschrocken zu sein, nannte ihn einen Mörder und fiel in Ohnmacht."

„Und Sie?"

„Ich eilte nach der Schlucht, um Beamte herbeizuholen."

„Warum ergriffen Sie den Thäter nicht sofort?"

„Soll ich mich etwa mit einem Mörder herumprügeln?"

„Er hat also gar nicht bemerkt, daß Sie Zeuge der That gewesen sind?"

„Nein."

„Er behauptet, wie man mir sagte, nicht der Schütze gewesen zu sein. Wie nun, wenn er vermuthet, daß Sie sich nicht auf der linken, sondern auf der rechten Seite des Weges befunden haben."

„Ah, pah! Wozu das?"

„Und daß Sie es waren, welcher schoß!"

Der Baron hatte so etwas Aehnliches erwartet und verstand es daher, seine Fassung vollständig zu bewahren.

„Das wäre ja Wahnsinn!" antwortete er achselzuckend.

‚Auch der Wahnsinnige hält seine Einbildungen für Wahrheit. Wir

werden immerhin auf etwas Derartiges gefaßt sein müssen. Doch bitte, fahren Sie weiter fort!"

„Ich habe nichts hinzuzufügen. Ich traf unterwegs auf Gensdarme und Grenzbeamte, welche das Weitere wissen."

„Würden Sie bereit sein, Ihre Aussage zu beschwören?"

„Wort für Wort!"

„Man wird es von Ihnen verlangen. Doch, apropos, wissen Sie bereits, daß auch Ihr Cousin, Baron Otto von Helfenstein, ermordet worden ist?"

„Ja. Ich habe diese zweite Mordthat vor zehn Minuten durch einen der Diener erfahren."

„Haben Sie Verdacht auf irgend Jemand?"

„Nein."

„Sie sagten, daß gestern Brandt auch mit dem Baron einen Wortwechsel gehabt habe?"

„Einen sehr heftigen; es ist schon mehr als Wortwechsel gewesen; der Hauptmann erzählte mir, daß mein Cousin dem Menschen das Schloß verboten habe."

„Wäre es nicht möglich, daß er dennoch Zutritt gefunden haben könnte?"

Franz von Helfenstein wiegte den Kopf hin und her und antwortete

„Hm! Er hat ihn gefunden!"

„Wie? Wirklich? Er ist im Schlosse gewesen?"

„Ich erfuhr es vorhin ganz zufällig."

„Wann soll es gewesen sein?"

„Kurz nach Mitternacht."

Der Vorsitzende schaute nach dem Arzte hinüber und fragte:

„Und wann meinen Sie, daß die That geschehen sei?"

„Wenig vor und auch nicht viel nach Mitternacht," antwortete der Gefragte im Tone der Sicherheit.

„Was hat Brandt um diese Zeit im Schlosse zu thun gehabt?" fragte der Amtmann den Baron weiter.

„Er ist bei meinem Cousin gewesen."

„Können Sie dies beweisen?"

„Durch mehrere Zeugen, denen er selbst es mitgetheilt hat."

„Wer sind diese Zeugen?"

„Die Zofe Ella und einige andere Domestiken, welche Sie sich von der Zofe nennen lassen können."

„Ich bin mit meinen Fragen zu Ende. Haben Sie noch etwas zu bemerken, zu berichtigen oder hinzuzufügen?"

„Nein."

„So nehmen Sie unseren Dank für Ihre Bereitwilligkeit, uns die erbetene Auskunft zu ertheilen."

Der Baron nickte vornehm mit dem Kopfe und entfernte sich.

Jetzt nun wurde die Zofe geholt. Sie wußte von einem Liebesverhältnisse zwischen Brandt und ihrer Herrin nicht das Mindeste; aber sie erzählte, daß der Angeklagte nach Mitternacht bei dem Barone gewesen sei. Sie war

wegen des Todes ihres Bruders über Brandt so ergrimmt, daß sie ihm nur schaden konnte.

Auch das weitere Zeugenverhör führte zur bestimmten Annahme, daß er der Mörder sei. Zu Allerletzt sollte auch Alma geholt werden; aber sie war zu schwach, zu kommen, und ließ die Herren zu sich bitten. Sie lag, bleich wie der Tod, auf einem Ruhebette und vermochte nur mit leiser Stimme ihre Aussagen abzugeben.

Der Amtmann wollte sie möglichst schonen, mußte aber doch nach Dingen fragen, welche sie lieber umgangen gehabt hätte. Sie stimmte in ihrer Darstellung des Mordes an dem Hauptmanne mit der Erzählung ihres Cousins überein. Sie gab auch zu, von Brandt selbst gehört zu haben, daß er um Mitternacht bei ihrem Vater gewesen sei und mit ihm gesprochen habe.

„Sie halten ihn also für den Mörder des Hauptmannes?" fragte der Amtmann.

„Ich bin leider dazu gezwungen."

„Und auch für den Mörder Ihres Vaters?"

Sie blickte, abermals auf's Heftigste erschrocken, auf.

„Meines Vaters?" fragte sie, indem das reine Entsetzen aus ihrem Auge blickte. „Fällt auch da der Verdacht auf ihn?"

„Ja. Er hat den abhanden gekommenen Zimmerschlüssel in seiner Tasche gehabt."

„O Gott, o mein Gott!" jammerte sie. „Das wäre zu viel, mehr als ich ertragen könnte. Nein, so ein Ungeheuer kann er doch nicht sein!"

„Sie wissen noch nicht, daß Ihr Herr Vater mit einem Rasirmesser er mordet wurde?"

„Nein."

„Nun, dieses Rasirmesser haben wir unter dem Tische gefunden. Wir wollen Ihnen den Anblick desselben ersparen. Aber vielleicht wissen Sie zufälliger Weise, ob Ihr Milchbruder sich rasiren läßt, oder sich selbst rasirt."

„Er rasirt sich selbst. Ich weiß, daß Papa ihm zu seinem letzten Namenstage ein elfenbeinernes Rasirbesteck geschenkt hat."

„Hm! Können Sie sich irgend welche Gründe denken, welche Brandt zu so blutigen Gedanken geführt hätten?"

„Nur den einen, daß er von dem Hauptmanne provocirt worden war."

„Weshalb forderte ihn dieser heraus?"

Sie erröthete leise und fragte:

„Werden Sie auf eine Beantwortung dieser Frage dringen?"

„Nein; aber es könnte grad davon Wichtiges abhängen."

„So will ich gestehen, daß vielleicht Eifersucht der Grund gewesen sein mag."

„Wohl unbegründete?" fragte der Richter lächelnd.

„Sicher! Sie müssen nämlich erfahren, daß ohne mein Wissen eine Verheirathung zwischen mir und dem Hauptmanne bestimmt gewesen ist. Vater sagte es mir erst gestern früh."

„Wußte Brandt davon?"

„Kein Wort. Wir hatten uns während zweier Jahre nicht gesehen. Gestern war ich nach dem Tannensteine promeniren gegangen, wo ich mit ihm zusammentraf. Während unserer Begrüßung kam der Hauptmann herbei. Er glaubte, ein Recht auf mich und meine Hand zu haben —"

„Ich darf wohl fragen, ob diese Begrüßung — Sie verstehen mich, gnädiges Fräulein!"

Sie erröthete abermals und antwortete nach einigem Zögern:

„Brandt ist mein Milchbruder; wir sind uns zugethan wie Geschwister; so war die Begrüßung, inniger keineswegs. Der Hauptmann hatte das Ungeschick, sich meiner bemächtigen zu wollen. Brandt vertheidigte mich; es kam zu Worten und Thaten, welche eine Forderung als gerechtfertigt erscheinen lassen. Ein Duell hielt ich für möglich, einen Mord aber niemals."

„Traf Brandt nicht dann auch mit Ihrem Papa zusammen?"

„Allerdings. Ich hatte ihn gebeten, mich zu begleiten, um gegen einen etwaigen zweiten Angriff des Hauptmannes geschützt zu sein."

„Dieses Zusammentreffen war ein unfreundliches?"

„Leider. Papa war durch den Hauptmann falsch unterrichtet worden und zeigte sich gegen Brandt höchst unfreundlich, ja, höchst ungerecht."

„Und wie verhielt sich der Angeklagte dabei?"

„Er beherrschte sich ganz und gar. Er sagte, daß er Papa so sehr viel verdanke und daher schweigen wolle."

„Meinen Sie, oder meinen Sie es nicht, daß die Unfreundlichkeit oder Ungerechtigkeit des Herrn Barons in Brandt den Vorsatz der Rache und zwar der Rache durch einen Mord erweckt haben kann?"

„Nein; das werde ich niemals meinen können. Ich habe Brandt nie einer bösen That für fähig gehalten. Ich würde auch jetzt noch auf seine Unschuld schwören, wenn ich nicht das noch rauchende Gewehr in seinen Händen gesehen hätte. Daß er der Mörder des Vaters sei, mag ich noch viel weniger glauben."

Bei dieser Ansicht blieb sie. Der Richter brach das Verhör ab. Er bemerkte, wie sehr Alma darunter litt. Ihre Augen erhielten zuletzt einen fieberhaften Glanz, und als der Arzt ihren Puls prüfte, gab er den Herren einen Wink, abzubrechen. Draußen meinte er besorgt:

„Sie ist schwächer, als sie scheint. Ich glaube, es wird ein schweres Fieber im Anzuge sein."

Nun wurde Brandt selbst vorgenommen. Er hatte sich unterdessen gefaßt und war im Stande, mit ruhiger Ueberlegung zu antworten. Er erzählte den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß. Der Richter schüttelte den Kopf dazu und sagte am Ende:

„Es ist mir unbegreiflich, daß Sie, anstatt den Thäter zu verfolgen, zu dem Ermordeten zurückkehrten. Es läßt sich ja die Möglichkeit denken, daß ein Anderer sich Ihres Gewehres bedient habe, um einen Act der Rache auszuüben; aber wer könnte das sein?"

„Wer?" fragte Brandt. „Wer anders als Baron Franz!"

Der Amtmann fühlte sich frappirt. Er fragte:

„Welchen Grund zur Rache gegen Sie hätte er da wohl?“

„Die Eifersucht.“

„Ah! Hm! Wieso?“

„Als ich gestern die Heimath erreichte, bestieg ich zuerst den Tannenstein. Oben traf ich auf Baronesse Alma, und ihr Cousin stand im Begriffe, ihr den Heirathsantrag zu stellen. Sie wies ihn mit Ironie ab; er wollte Gewalt brauchen, sich Liebkosungen erzwingen; da trat ich dazwischen. Vielleicht hält er mich für bevorzugt von dem Fräulein.“

„So, so! Hm! Sie haben ihn heut am Orte der That nicht bemerkt?“

„Später, als er mit den Beamten kam.“

„Ihre Unterhaltung mit dem Hauptmanne war eine freundschaftliche?“

„Ja. Er bat mir die gestrige Beleidigung ab und wollte auch dem Baron sagen, daß er mir Unrecht gethan habe.“

„Aber, Herr Brandt, wie kommt der Schlüssel in Ihre Tasche?“

„Auf eine mir unbegreifliche Weise.“

„Sie kennen ihn?“

„Nein.“

„Sind Sie gestern bei Baron Otto von Helfenstein gewesen?“

„Ja, und zwar sehr spät, nach dem Ueberfall um Mitternacht.“

Er erzählte die Ursache, die ihn bewogen hatte, den Baron aufzusuchen, um ihn zu warnen, er sagte auch, wie er ihn gefunden, und welche Antwort er von ihm erhalten hatte.

„Rasiren Sie sich selbst?“ fragte da der Richter.

Brandt blickte bei dieser sonderbaren Frage erstaunt auf.

„Ja,“ antwortete er ruhig.

„Wo haben Sie Ihr Rasirmesser?“

„Im Forsthause. Ich brachte das Besteck gestern mit. Ich nehme es auf jede Reise mit. Darf ich vielleicht fragen, in welcher Verbindung mein Rasirmesser mit der Erschießung des Hauptmannes von Hellenbach steht?“

„Sie sollen es erfahren. Hier ist der Schlüssel, welcher bei Ihnen gefunden wurde. Nehmen Sie ihn, und folgen Sie uns.“

Er wurde vor das Zimmer des Barons geführt. Es war vorhin natürlich wieder verschlossen worden.

„Oeffnen Sie!“ meinte der Amtmann.

„Womit? Mit diesem Schlüssel?“ fragte Brandt.

„Ich denke, daß Sie wissen werden, zu welchem Schlosse er gehört, Herr Brandt!“

„Bei Gott, ich habe keine Ahnung davon!“

„Nun, schließen Sie nur auf!“

Er öffnete. Aller Augen waren dabei scharf auf ihn gerichtet. Er blickte in das Zimmer, und ein lauter, fürchterlicher Schrei entfuhr seinen Lippen. Das Entsetzen, welches auf seinem Gesichte lag, war ein wahres. Der Richter hätte jetzt auf die Unschuld des Angeklagten schwören mögen.

„Herr, mein Heiland!“ rief Brandt. „Das ist ja der Baron! Todt, oder wohl gar ermordet!“

„Treten Sie ein!“ gebot der Amtmann.

Jetzt erst, als er sich in dem Zimmer befand, sah Brandt den fürchterlichen Schnitt im Halse des Todten.

„Gott! Gott!“ sagte er, zusammenschaudernd. „Man hat ihm die Kehle durchgeschnitten! Ihm, meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater! Meine Herren, wer hat das gethan?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Ich? Wie soll ich es wissen?“

„Sie waren ja zur Stunde seines Todes bei ihm!“

Brandt sah den Sprecher mit starren Blicken an.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich will nicht hoffen, daß Sie mich für den Mörder aller Welt halten! Herr Gerichtsarzt, Sie haben die Leiche jedenfalls untersucht. Seit wann ist der Baron todt?“

„Seit letzter Mitternacht.“

„Also seit kurz nach meinem Fortgange! Ich wollte ihn warnen, aber er glaubte mir nicht und wies mir die Thür. Nun haben sie ihn doch getödtet!“

„Sie meinen die beiden Schmuggler?“

„Ja.“

„Sie irren. Wie sollten diese Eingang gefunden haben?“

„Giebt es keine Spur hierüber?“

„Die brauchen wir nicht. Der Mörder ist bereits entdeckt.“

„Ah! Wer ist es?“

„Er nahm nach vollbrachter That den Zimmerschlüssel mit, um den Eintritt zu verwehren, damit die That nicht zu früh entdeckt werde. Dieser Schlüssel wurde in Ihrer Tasche gefunden.“

Brandt wußte nicht, was er antworten sollte. In seinem Kopfe wirbelte es wie von lauter Rädern.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich weiß von diesem Schlüssel nichts. Er muß mir heimlich in die Tasche gesteckt worden sein.“

„So! Eigenthümlich. Ahnen Sie vielleicht, mit was für einem Instrumente dieser gräßliche Schnitt vollbracht wurde?“

„Mit einem sehr scharfen, vielleicht mit einem Rasirmesser.“

„Richtig! Der Mörder hat die Unvorsichtigkeit begangen, das Rasirmesser hier liegen zu lassen. Hier ist es. Kennen Sie es?“

Er hielt ihm das Messer vor die Augen. Brandt taumelte förmlich zurück. Er schlug die Hände zusammen und rief:

„Das ist das meinige! Wie kommt es hierher?“

„Sie müssen das besser wissen als wir!“

Da sammelte er sich. Das war zu viel, zu viel. Er kniete neben dem Todten nieder, legte ihm die eine Hand auf das Herz, erhob die andere und sagte:

„Meine Herren, ich schwöre, daß ich weder der Mörder des Hauptmannes von Hellenbach noch dieses edlen Mannes bin. Wenn ich hiermit die Unwahrheit sage, so mag Gott mich richten in diesem Augenblicke und für alle Ewig-

keit. Der Schein ist gegen mich. Ich weiß nicht, wie der Schlüssel in meine Tasche und das Messer in dieses Zimmer kommt. Beurtheilen Sie den Fall nicht nach den jetzt vorliegenden Indizien, sondern helfen Sie mir suchen, den wirklichen Thäter zu entdecken. Ich beschwöre Sie bei Gott und Allem, was Ihnen lieb und heilig ist, mich nicht für den Schuldigen zu halten!"

Seine Worte hatten einen tiefen Eindruck gemacht.

„Ich möchte so gern glauben, was Sie sagen," meinte der Amtmann, „aber es ist nicht mehr als Alles gegen Sie!"

„O nein; es ist nur Eins oder vielmehr nur Einer gegen mich! Und diesem Einen ist es gelungen, sich auf eine wahrhaft teuflisch raffinirte Weise dieser Beweise gegen mich zu bemächtigen."

„Sagen Sie aufrichtig; meinen Sie Baron Franz?"

„Ja. Wenigstens wüßte ich keinen Anderen."

„Wie käme er zu Ihrem Messer? Wie käme der Schlüssel in Ihre Tasche. Sie haben das Messer gestern mitgebracht, mit nach dem Forsthause genommen. Ist der Baron dort gewesen?"

„Nein. Aber halt! Da fällt mir ein, daß ich — — ah, ja, meine Herren, als ich den Baron und Alma belauschte, war mir mein Ränzchen hinderlich. Ich legte es hinter den Sträuchern ab. In ihm steckte mein Rasirzeug. Der Baron mußte fliehen. Wie aber, wenn er, um uns Beide zu belauschen, heimlich und leise zurückgekehrt wäre, das Ränzchen gesehen, es neugierig geöffnet und sich eines der beiden Messer bemächtigt hätte, um sich desselben auf die vorliegende Weise gegen mich zu bedienen!"

„Diese Complication scheint mir zu gewagt! Und selbst, die Möglichkeit derselben zugestanden, wie wollen Sie den Umstand mit dem Schlüssel erklären?"

„Auch diese Erklärung ist möglich. Alma nannte mich heut einen Mörder, das raubte mir die Ueberlegung. Sie war vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen; ich kniete lange Zeit neben ihr, ohne etwas Anderes als sie zu beachten. Dabei war es leicht, im weichen Boden sich unhörbar heranzuschleichen und mir den Schlüssel in diese offene Seitentasche zu stecken."

„Und das sollte der Baron gethan haben?"

„Ja."

„Aus einfacher Eifersucht? Unglaublich!"

„Herr Amtmann, kann man wissen, welche weiteren Gründe mitgewirkt haben? Man sagt, die Verhältnisse des Barons Franz von Helfenstein seien außerordentlich derangirt. Ich weiß es aus dem Munde seines Cousins, der hier als Todter liegt, daß er öfters bedeutende Summen ausgegeben hat, um ihn zu retten und immer wieder zu retten. Haben Sie dieses Zimmer genau untersucht? Haben Sie die Casse mit den Büchern verglichen?"

„Noch nicht; es wird aber geschehen. Wir haben uns jetzt das Material zu sammeln. Gegen Sie spricht der Schein am Meisten; es kann gar nicht Schein genannt werden."

„Aber bei Gott, es ist Schein, meine Herren! Welche Absicht sollte ich gehabt haben, den Baron und den Hauptmann zu ermorden?"

„Eifersucht. Sie sehen, ich gebe Ihnen ganz dieselbe Antwort, welche ich bekommen habe."

„Eifersucht? Herr Richter, ich bin nicht so wahnsinnig zu glauben, daß ich meine Augen zu Baronesse Alma erheben darf. Und selbst in dem Falle, daß ich für diese Dame ein tieferes Gefühl im Herzen trüge, würde es mich nicht zum Mörder machen. Gegen den Hauptmann übrigens war Eifersucht unmöglich, denn Alma hatte ihm in meiner Gegenwart gesagt, daß seine Absicht auf ihre Hand eine völlig hoffnungslose sei."

„Sie besitzen unsere vollste Theilnahme, Herr Brandt. Wir werden nichts versäumen, den rechten Thäter zu entdecken. Eigentlich haben wir Sie jetzt unten im Walde bei der Leiche des Hauptmannes zu vernehmen; damit Sie aber sehen, daß Ihre Versicherung nicht auf hartnäckigen Unglauben stößt, werden wir vorher erst einmal mit Baron Franz diese Stelle aufsuchen. Vielleicht entfällt ihm eine Aeußerung, welche uns eine Handhabe gegen ihn bietet. Wir wollen Ihnen nicht übel, ersuchen Sie jedoch, sich geduldig in das Unvermeidliche zu fügen."

Er wurde einstweilen wieder gebunden und eingeschlossen. Dann mußte der Baron den Herren der Commission nach dem Walde folgen. Er mußte sie ganz genau den Weg führen, welchen er gegangen war; natürlich that er dies auf falsche Weise. Er kannte überhaupt das Terrain so genau, überlegte ein jedes Wort, ehe er es sprach, so scharf, daß der Verdacht bei ihm nicht den mindesten Angriffspunkt fand.

Dann wurde Gustav Brandt geholt.

Eben als der Gensdarm ihn gefesselt die Treppe herunter brachte, fuhren im Hofe einige Equipagen vor. Der König kam mit mehreren Herren seines Hofstaates. Er war sehr oft hier zur Jagd gewesen; er hielt große Stücke auf den alten Förster und kannte auch dessen Sohn genau. Wie betreten mußte er also sein, als er diesen jetzt gefesselt und in der Gewalt eines Gensdarmen sah. Er sprang in mehr als gewöhnlicher Eile aus der Equipage, winkte die Beiden zu sich heran und fragte:

„Brandt, was soll das bedeuten? Sie sind gefangen?"

Gustav erglühte vor Scham bis in den Nacken herab.

„Ja, Majestät," antwortete er, kaum hörbar.

„Weshalb?"

„Ich soll ein Mörder sein."

„Wer wurde ermordet?"

„Der Herr Baron und der Hauptmann von Hellenbach."

Der Monarch blickte dem jungen Mann scharf in die Augen.

„Das ist ein großes Unglück!" sagte er. „Mein treuer Helfenstein todt, gefallen unter Mörderhand. Wo starb er?"

„Er liegt in seinem Zimmer."

„Und der Hauptmann?"

„Da unten im Walde, unweit der Tannenschlucht."

„Wohin bringt man Sie jetzt?"

„An den Thatort."

„Ich gehe mit. Meine Herren, kommen Sie!“

Den Gefangenen, welcher vor Scham tief in die Erde hätte versinken mögen, voran, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Herren der Commission staunten nicht wenig, als sie den Monarchen und sein hohes Gefolge erblickten. Der König schaute außerordentlich ernst, ja finster d'rein. Er befahl den Amtmann zu sich, trat mit diesem auf die Seite und ließ sich Bericht erstatten. Eben als der Amtmann zu Ende war, ließen sich nahende, fast stürmisch eilige Schritte hören. Der Förster nahte.

Er hatte im Walde zu thun gehabt und auf dem Heimwege im Dorfe erfahren, was geschehen war und daß sein Sohn des Doppelmordes angeklagt sei. Er war im Dauerlaufe herbeigekommen und drängte sich fast athemlos durch die Menge. Er sah seinen Sohn in Fesseln, er sah alle die Anderen, auch den König; aber er beachtete sie alle nicht, sondern er wendete sich direct an den Amtmann:

„Herr Richter,“ sagte er, „mein Sohn soll zwei Menschen ermordet haben, hinterrücks ermordet?“

„Regen Sie sich nicht auf, Herr Förster,“ bat der Angeredete; „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß —“

„Geben? Eine Versicherung geben? Ich brauche sie nicht. Ich will wissen, ob der Junge ein Mörder ist oder nicht?“

„Die Untersuchung wird das resultiren.“

„Die Untersuchung? Ja, die wollen wir sogleich beginnen!“

Er trat zur Leiche des Hauptmannes und untersuchte sie. Dann wendete er sich an seinen Sohn. Sein Gesicht war kalt, fast gefühllos zu nennen.

„Erzähle!“ gebot er.

Da trat der Amtmann herbei und sagte:

„Mein lieber Herr Brandt, die Untersuchung zu führen, ist meines Amtes. Sie dürfen überzeugt sein, daß —“

Der Förster unterbrach ihn durch eine rasche Handbewegung und sagte, beinahe aufbrausend:

„Ueberzeugt? Wovon wollen Sie mich überzeugen? Ich kann mich schon selbst überzeugen!“ Und sich direct an den Monarchen wendend, fragte er: „Königliche Majestät, ist es mir erlaubt, mit meinem Sohne zu sprechen?“

Es war ein sonderbarer Fall, ein Ausnahme-Fall; aber der Monarch kannte den alten Ehrenmann und nickte ihm Gewährung zu. Dann fragte der Förster seinen Sohn:

„Hier an der Stelle, an welcher er liegt, hat ihn die Kugel getroffen?“

„Ja,“ antwortete Gustav. „Zwei Kugeln sind es gewesen.“

„Pah! Dann wird mir das Herz leicht. Du bist der Mörder nicht, denn bei Dir hätte es eine Kugel gethan. Wo sind sie hergekommen?“

„Von hier heraus.“

„Wo warst Du?“

„Ich stand hier neben ihm. Er hatte mich gestern beleidigt. Wir trafen uns hier; er war zur Einsicht gekommen und bat mir die Beleidigung ab. Da kamen die Kugeln.“

„So hat Einer geschossen, dem an Eurer Aussöhnung nichts gelegen war, oder der gerade das, worüber Ihr Euch veruneinigt, auch gern haben wollte. Erzähle!“

Gustav erstattete so ausführlich Bericht, wie es ihm möglich war. Als er geendet hatte, blieb selbst dem Amtmanne nichts zu fragen übrig. Der alte Forstmann aber sagte:

„Junge, tritt einmal her zu mir! So, gerade vor mich her! Nun guck' mir in die Augen! Fest, ruhig und offen! Ah, Du kannst es ja noch! Du schlägst die Augen nicht nieder! Du bist unschuldig! Dein Vater kennt Dich! Hättest Du nur mit der Wimper gezuckt, so wärest Du der Mörder, und ich hätte selbst Gerechtigkeit geübt, hier und sofort. Siehst Du, da mit der Doppelbüchse: eine Kugel für Dich und eine für mich. Dann war es schnell aus mit uns und mit der Schande. Da Du aber unschuldig bist, so gehe mit Gott. Sie führen Dich in das Gefängniß; aber das thut nichts! In unserem Lande giebt es einen guten König und gerechte Richter, und über uns wacht der liebe Gott, und Dein alter Vater und Deine alte Mutter werden für Dich beten!“

— — — — — — — — — — — — —

Monate waren vergangen; der Winter war gekommen und hatte dem Frühlinge weichen müssen. Dennoch war Vieles nicht anders geworden. Der Gerichtsarzt hatte recht gehabt. Alma war einem sehr gefährlichen und langwierigen Fieber verfallen und da sie in dem Processe gegen Brandt die Hauptzeugin war, so mußte die Untersuchung bis zu ihrer Genesung ruhen.

Die pflichteifrigen Beamten hielten es nicht für unmöglich, daß der Angeklagte schuldlos sei. Sie thaten Alles, was zu seiner Rettung in ihrer Macht stand, aber der Beweise gegen ihn waren zu viele und klare, und der Baron verhielt sich so schlau, daß es unmöglich war, gegen ihn vorzugehen.

Als die Voruntersuchung beendet war, hatte man Brandt nach der Residenz gebracht, wo so schwere Verbrechen abgeurtheilt zu werden pflegten. Endlich hatte man das Material zusammen; Beweise für oder gegen ihn schienen nicht mehr auffindbar zu sein, und so wurde der Termin zur öffentlichen Verhandlung festgesetzt.

Drei Tage vor diesem Termine schritten zwei Männer, in einem eifrigen Gespräche begriffen, auf der Vicinalstraße dahin, welche von Helfenstein aus in östlicher Richtung durch das Gebirge führt. Es war der Schmied mit seinem Sohne. Was sie besprachen, schien, nach den Gesten zu beurtheilen, mit denen sie ihre Reden begleiteten, für sie von großer Wichtigkeit zu sein.

„Nun sage mir aber auch, wohin wir gehen,“ meinte der Sohn.

„Wohin? Kannst Du Dir das nicht denken?“ fragte der Vater.

„O doch!“

„Nun, wohin?“

„Nach der Eisenbahn.“

„Hm! Du denkst, wir werden mit der Bahn fahren? Wohin denn?“

„Nach der Residenz.“

„Und was wollen wir dort?“

„Den Brandt retten. Weißt Du, erst war ich ihm ungeheuer bös, daß er damals der Gesellschaft solchen Schaden gemacht hat, aber er ist mein Schulkamerad und stets ein guter Kerl gewesen, obgleich der ermordete Baron gern einen großen Herrn aus ihm gemacht hätte. Nun werden sie ihn verurtheilen und aufknüpfen, unschuldig, wie wir Beide wissen. Das ist doch sehr traurig und wir haben ihn auf dem Gewissen!"

„Du redest wahrhaftig wie ein Katechismus!"

„Nun, habe ich nicht Recht? Geht es nach der Residenz?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es hängt das ab von dem Manne, zu dem wir jetzt gehen."

„Wer ist das?"

„Baron Franz von Helfenstein."

„Ah! Zu dem willst Du? Was sollen wir bei ihm?"

„Närrischer Kerl, kannst Du Dir das nicht denken?"

„Nein."

„So bist Du dümmer als Dein Vater."

„Sage es; da brauche ich nicht zu rathen."

„Das ist unnöthig. Du wirst hören, was ich mit ihm spreche, und brauchst dann nur immer das zu wollen, was ich will."

Sie gelangten in ein Dörfchen, welches zu einer Herrschaft gehörte. Der Edelsitz sah eher einem alten Bauernhause als einem Schlosse ähnlich. Er war das einzige und sehr verschuldete Eigenthum des Barons Franz von Helfenstein. Der Sommer war noch nicht in das Land gekommen, die Zeit zu einer Villeggiatur war also noch nicht da; aber der Baron wohnte doch bereits seit einigen Wochen hier. Er war wieder einmal gezwungen gewesen, vor seinen Gläubigern in diese Einsamkeit zu entfliehen.

Er saß höchst mißmuthig in einer nichts weniger als fein möblirten Stube und rauchte eine Cigarre, welche im Tausend gewiß nicht über zwanzig Thaler zu stehen kam. Er hatte Unglück im Spiel gehabt und sich hierher zurückgezogen, um über einen neuen Plan, seine Lage zu verbessern, nachzudenken. Sogar seinen Bedienten hatte er verabschieden müssen, da er nicht im Stande gewesen war, ihm das rückständige Salair auszuzahlen.

Da klopfte es an seine Thür und auf sein mürrisches „Herrein!" sah er den Schmied mit seinem Sohne eintreten, zwei Helfensteiner, welche er recht gut kannte. Sie grüßten ziemlich höflich und blieben an der Thür stehen, um seine Anrede zu erwarten.

„Ihr, Wolf?" sagte er. „Was wollt denn Ihr von mir?"

„Wolf" war nämlich der Familienname der Beiden.

„Wir möchten uns gern einen guten Rath erbitten, Herr Baron," sagte der Vater.

„Dazu habe ich keine Zeit. Dazu bin ich nicht da!" antwortete er zornig. „Glaubt Ihr denn, wir Freiherren und Barone seien nur da, um Euch Schmieden und Schänkwirthen gute Lehren zu geben!"

„Nicht?" fragte der Schmied gleichmüthig. „Nun, so habe ich es falsch gemacht und umgekehrt ist es richtig!"

„Was? Wie meint Ihr das?“

„Wir Schmiede sind da, um den Freiherren guten Rath zu geben.“

„Alle Teufel!“ brauste der Baron auf. „Ich hoffe doch nicht etwa, daß Ihr gekommen seid, um Euch hier einen unzeitigen Spaß zu machen. Heraus mit dem, was Ihr wollt, und dann trollt Ihr Euch so schnell wie möglich davon!“

„Schön. Wir kommen nämlich von wegen dem Gustav Brandt.“

Er horchte auf. Das war ein Thema, welches ihn höchlichst interessirte Doch wollte er sich dies nicht merken lassen. Er sagte daher im barschen Tone

„Was geht der mich an! Was habe ich mit dem zu schaffen!“

„Vielleicht wenig oder gar nichts, unter Umständen aber auch sehr viel. Darf ich dem Herrn Baron vielleicht eine kleine Geschichte erzählen?“

„Hole Euch der Teufel! Ich bin kein Freund von Euren Dorfgeschichten!“

„O, es ist keine Dorf- sondern eine Räuber- und Schloßgeschichte, die Ihnen sehr gefallen wird.“

Der Baron kannte die Art und Weise dieser Gebirgsleute. Sie wissen, was sie wollen, und sind dann schwer von ihrem Vorhaben abzubringen.

„Na, da erzählt meinetwegen Euer dummes Zeug,“ sagte er. „Ich hatte grad so eine Art von Langeweile. Vielleicht vertreibt mir Eure Kloster-, ach so, Eure Räubergeschichte die schlimme Laune. Aber ich mache Euch darauf aufmerksam, daß ich kein Freund von allzu langen Geschichten bin.“

„O, gnädiger Herr, was ich erzählen will, das wird gewiß sehr kurzweilig werden. Sie wissen doch, daß die Verhandlung gegen den Brandt in drei Tagen ist?“

„Ja.“

„Sie müssen auch dabei sein?“

„Natürlich.“

„Denken Sie, daß er verurtheilt wird, daß er wirklich schuldig ist?“

„Hören Sie, Wolf, wie kommen Sie mir vor? Was wollen Sie mit Ihren Fragen? Welches ist überhaupt der Zweck ihrer Gegenwart?“

„Nun, ich wollte Sie gern fragen, ob es nicht jetzt noch möglich ist, sich in dieser Geschichte als Zeuge zu melden.“

Er erhob rasch den Kopf, warf einen forschenden Blick zu dem Sprecher hinüber und antwortete:

„Das können Sie. Haben Sie vielleicht etwas Neues erfahren?“

„Nein; aber etwas Altes könnte ich erzählen.“

„Was?“

„Nun, Sie wissen, daß wir Schmiede zuweilen ein Stück Naturholz brauchen. Man geht da in den Wald und schneidet es sich ab, wo es nichts kostet; das hilft mir wirthschaften. Nun brauchte ich an dem Tage, an dem die beiden Mordthaten vorkamen, das Holz zu einem neuen Schiebkarren. Ich ging also mit meinem Sohne hier hinaus, um mir ein passendes Stämmchen auszusuchen.“

Das war dem Baron doch zu viel. Dieser Mensch kam, um ihm zum Vertrauten seiner Spitzbübereien zu machen!

„Kerl," rief er zornig, „was fällt Dir ein, mir das zu erzählen! Soll ich Dich als Holzdieb arretiren lassen?"

„O nein, Herr Baron. Dazu sind Sie zu fein und nobel. Lassen Sie mich weiter erzählen! Wir kamen in die Nähe der Tannenschlucht. Da stand der Brandt mit Baronesse Alma. Sein Gewehr lehnte an einem Baume. War es nicht so?"

Der Baron war bleich geworden. Was wollte der Mann? Was wußte er?

„Sie träumen wohl?" stieß Helfenstein hervor.

„Nein. Damals war es mir allerdings vor Schreck, als ob ich träume. Die Baronesse ging, zu dem Brandt aber trat der Hauptmann von Hellenbache Da kam noch Einer; der nahm das Gewehr, schoß dem Heilenbach zwei Kugeln in die Brust, warf das Gewehr weg und sprang davon. Nach einer Minute aber war er wieder da und trat als Kläger auf."

„Mensch, halte den Mund!" rief der Baron, indem er aufsprang und dem Schmiede mit der Faust drohte.

„Oho!" antwortete dieser. „Mit einer Schmiedefaust fangen Sie nichts an, Hauptmannsmörder!"

„Kerls! Ihr seid verrückt!"

„Mag sein. Aber ehrliche Leute sind wir doch, denn wir kommen, um Ihnen ganz aufrichtig zu sagen, daß wir im Begriff stehen, nach der Hauptstadt zu gehen, um zu bezeugen, daß der Brandt unschuldig ist."

„Ihr irrt! Er ist der Mörder!"

„O nein. Wir haben Alles gesehen. Sie sind der Mörder!"

„Das ist nicht wahr. Es müßte Einer gewesen sein, der mir ähnlich ist."

„O, für so dumm dürfen Sie uns nicht halten! Damit bringen Sie es bei uns nicht weit!"

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab. Er sah ein, daß er verloren sei, wenn diese beiden Männer gegen ihn zeugten.

„Ihr könnt Euch gar nicht mehr melden!" meinte er.

„Warum nicht?"

„Weil Ihr dafür bestraft würdet, daß Ihr bisher geschwiegen habt."

„Unsinn! Ein solcher Zeuge kommt immer noch zur rechten Zeit Uebrigens könnten wir sagen, daß Sie gedroht hätten, Sie würden uns erschießen, wenn wir es verrathen."

„Kerls, Ihr seid ja die richtigen, echten Bösewichter!"

„Aber doch keine Mörder!"

„Aber, warum kommt Ihr denn da zu mir, um mir zu sagen, was Ihr zu thun beabsichtigt?"

„Hm!" meinte der Schmied unter einem schlauen Lächeln. „Vielleicht gehen wir doch nicht nach der Residenz."

„Ja, das wäre das Gescheidteste."

„Für Sie allein! Aber dennoch, vielleicht sehen wir ruhig zu, daß der Brandt aufgeknüpft wird."

„Macht, was Ihr wollt!"



D.v.S. .c.

„Mit einer Schmiedefaust fangen Sie nichts an!"

„Schön! Komm, Junge! Hier sind wir fertig."

Er machte Miene, zu gehen. Da aber stellte der Baron sich ihm schnell in den Weg und sagte:

„Mensch, bist Du toll! Was hast Du davon, wenn sie den Brandt frei lassen!"

„Ich habe meine Pflicht gethan!"

„Aber nichts dafür bekommen!"

„Bekomme ich für das Gegentheil etwas?"

„Natürlich! Ihr Schufte seid ja doch nur gekommen, um Euch für Euer Schweigen eine Bezahlung zu erpressen!"

„Das gebe ich freilich zu!" gestand der Schmied sehr aufrichtig.

„Nun gut! Wieviel verlangt Ihr?"

„Wieviel bieten Sie?"

„Fünfzig Thaler."

Da sah ihn der Schmied an, als ob er ein Wunderthier anzustaunen habe, schlug ein schallendes Gelächter auf und rief:

„Fünfzig Thaler? Hörst Du es, Junge? Fünfzig Thaler, lumpige fünzig Thaler für die Ehre und das Leben eines Barons! Das hätte ich nicht gedacht!"

„Gut, ich gebe hundert!"

„Viel, viel zu wenig!"

„Wieviel wollt Ihr denn?"

„Grad heraus und kurz gesagt, zehntausend Thaler."

Da fuhr der Baron zurück, als ob er von einer Natter gebissen worden sei. Er sagte:

„Zehntausend Thaler? Mensch, Du bist zehntausendmal verrückt. Das ist ja ein ganzes Vermögen!"

„Freilich!" antwortete der Schmied trocken. „Ich will nämlich reich werden."

„Was geht das mich an! Wenn ich es auch geben wollte, ich könnte es doch nicht geben. Ich bin ja selbst arm!"

„Borgen Sie es sich!"

„Wer soll mir eine solche Summe borgen!"

„Hm! Ja, ja! Ich weiß gar wohl, daß es mit Ihrem Beutel nicht sehr gut bestellt ist. Aber vielleicht läßt sich da helfen. Geben Sie uns einen Wechsel!"

„Kerls, was versteht Ihr denn von einem Wechsel!"

„Ich meine nämlich einen Wechsel auf Sicht," fuhr der Schmied ganz unbeirrt fort.

„Der würde Euch ja auch nichts nützen!"

„Warum nicht?"

„Ich könnte ihn ja gar nicht bezahlen!"

„O, wir würden Sie schon so weit bringen, daß Sie im Stande wären, so eine kleine Summe zu bezahlen!"

Er horchte auf und sagte:

„Ich verstehe Euch nicht. Erklärt Euch deutlicher!"

„Hm! Da giebt es doch nicht viel zu erklären! Sie heißen ja Baron Helfenstein!“

„Was nutzt mir das?“

„Helfenstein ist doch eine große, reiche Besitzung!“

„Aber sie gehört mir nicht.“

„Daran sind Sie selbst Schuld. Sie sind ja der Erbe!“

„Ja, wenn das Kind nicht wäre!“

Der Schmied schnippste mit den Fingern und meinte verächtlich:

„Das Kind! Hm, das Kind! Wem kann ein Kind im Wege sein!“

Der Baron trat an das Fenster und blickte eine Weile lang sinnend hinaus. Tausendmal schon hatte er daran gedacht, das Kind auf die Seite schaffen zu lassen. Er selbst wollte es nicht thun, und wo fand sich Einer, dem er vertrauen konnte? Hier nun boten sich gleich Zwei freiwillig an. Dazu kam, daß, wenn er ihnen das Geschäft übertrug, er sie auch in Beziehung auf die Ermordung des Hauptmannes zum Schweigen brachte. Und da waren zehntausend Thaler keine große Summe. Er drehte sich also zu ihnen um und sagte:

„Wolf, ich glaube, Ihr habt mir einen Vorschlag zu machen?“

„Ja,“ antwortete der Schmied schnell.

„Nun, welchen?“

„Sie geben mir heut einen Wechsel auf Sicht über die zehntausend Thaler.“

„Was habe ich dafür?“

„Erstens gehen wir nicht nach der Residenz, und zweitens sind Sie in kurzer Zeit Besitzer der ganzen Herrschaft Helfenstein. Sind Sie es zufrieden?“

„Wann wird der Wechsel präsentirt?“

„Sobald wir merken, daß Sie ihn ohne große Opfer einlösen können. Sie sehen, wir sind sehr gefällig.“

„Hole Euch der Teufel! Aber ich will Euch gestehen, daß ich Euch nicht für solche Spitzbuben, sondern für ganz und gar ehrliche Leute gehalten habe.“

„Hm! Wir zum Beispiel haben Sie stets für einen Spitzbuben gehalten, gnädiger Herr Baron!“

„Mensch! Schlingel! Was fällt Dir ein!“

„O, wenn ich unter Kameraden bin, nehme ich niemals ein Blatt vor den Mund! Sie müssen nämlich wissen, daß ich schon seit einer langen Reihe von Jahren bei den Schmugglern bin.“

„Ah! Wirklich?“ fragte er rasch. „Bringt das viel ein?“

„Ungeheuer! Es ist sicherer als das Hazardspiel. Wäre ich ein vornehmer und reicher Herr, ich spielte niemals ein anderes Spiel, als den Schmuggel.“

„Sie mögen recht haben. Wollen später einmal sehen! Also, sind wir einig? Zehntausend Thaler?“

„Ja. Es gilt?“

„Ich bin dabei. Hier meine Hand!“

„Und hier die unserige!“

Die Drei schlugen ein. Der Freiherr hatte sich mit den beiden Schmugglern

verbündet, um eine Baronie zu bekommen. Als sie von ihm fortgingen, den Wechsel in der Tasche, ahnte er nicht, welchen Einfluß diese unscheinbare Bekanntschaft für seine Zukunft haben werde.

Als sie das Dorf im Rücken hatten, meinte der Sohn:

„Zehntausend Thaler auf einen Schlag, das ist ungeheuer viel. Aber nun dauert mich doch der arme Brandt's Gustav!"

„Warum denn?"

„Er wird jedenfalls hingerichtet!"

„Unsinn! Selbst wenn er zum Tode verurtheilt würde, ist vorauszusehen, daß ihn der König begnadigt."

„Du meinst, er schenkt ihm die Strafe ganz?"

„O nein. Er bekommt lebenslänglich Zuchthaus."

„Brrrr! Das ist viel, viel schlimmer, als der Tod!"

„Möglich! Aber er kommt ja auch gar nicht in das Zuchthaus!"

„Wohin sonst?"

„Er kann gehen, wohin er will?"

„Vater, Du redest wohl irre?"

„Das fällt mir nicht ein! Ich weiß, was ich sage. Oder denkst Du denn etwa, daß ich einen Unschuldigen bestrafen lasse, wenn ich schuld bin, daß er nicht freigesprochen wird? Ich bin ein Schmuggler; aber doch ein ehrlicher Kerl!"

„Aber das Kind, den kleinen Robert von Helfenstein, willst Du doch umbringen!"

„Wer hat denn das gesagt? Kerl, Du mußt noch viel, sehr viel wachsen, ehe Du ein solcher Pfiffikus wirst, wie Dein Vater ist! Der kleine Robert bleibt leben; der Baron aber muß denken, er sei todt. Dann habe ich ihn für alle Zeit in der Hand; denn wenn ich den Robert wiederbrächte, müßte er Alles wieder hergeben."

„Aber die Sache hat dennoch einen sehr großen Haken!"

„Das sehe ich nun doch nicht ein."

„Der Robert darf doch nicht verschwinden!"

„Nein, sondern er muß wirklich todt sein."

„Aber dann kann er doch nicht wieder erscheinen. Oder soll da ein falscher Robert kommen?"

„Nein, sondern der richtige. Hast Du nicht gehört, daß der Botenfrau ihr Kleiner heute Nacht gestorben ist?"

„Ja."

„Nun, wir holen den Robert und legen den todten Knaben dafür in das Bette."

„Das kommt ja sofort heraus. Dadurch läßt sich Niemand betrügen. Baronesse Alma kennt ihr Brüderchen zu genau, als daß sie es mit dem Jungen der Botenfrau verwechseln könnte."

„Das ist richtig! Aber, wenn man nun auf den Gedanken käme, ein Streichholz mit hinzuzulegen?"

„Ah, Du meinst das Bettchen verbrennen?"

„Ja. Sie denken dann, der kleine Robert sei verbrannt. Und an den verbrannten Ueberresten der Leiche können sie doch nicht sehen, daß eine Verwechselung stattgefunden hat."

„Dieser Plan ist gut. Wann führen wir ihn aus?"

„In drei Tagen, wenn die Baronesse nach der Residenz ist, um in dem Prozesse als Zeugin zu dienen."

So war dem Baron ein unerwarteter Zeuge seiner That erstanden. Er ahnte nicht im Mindesten, daß es noch einen Zweiten gebe; aber bereits am anderen Tage stellte sich ein solcher ein. Nämlich ein Wagen hielt vor seiner Thür, und aus demselben stieg zu seiner freudigsten Ueberraschung Ella, die Zofe seiner Cousine.

Was wollte dieses Mädchen? Einen solchen Besuch hätte er gar nicht für möglich gehalten. Das üppig schöne Mädchen war ihm im höchsten Grade willkommen, da er hoffen durfte, ein süßes Schäferstündchen mit ihr zu verleben. Er eilte ihr deshalb bis unter die Thür entgegen und breitete dort seine Arme aus, um sie an sein Herz zu drücken.

„Halt!" sagte sie lachend. „Nicht so sanguinisch, mein lieber Baron! Es giebt noch Mädchen, welche Grundsätze haben!"

„Ich finde das geradezu allerliebst, falls nämlich diese Grundsätze liebenswürdig sind."

„Es gilt die Probe. Die meinigen scheinen es jedoch nicht zu sein."

„Warum, schöne Ella?"

„Weil Sie mich selbst nicht liebenswürdig finden."

„Sie irren sich. Sie irren sich sogar ganz gewaltig. Ich habe ja noch niemals ein so reizendes Mädchen gefunden, wie Sie es sind!"

„Und doch wird es Ihnen so leicht, ein vorher bestimmtes Rendezvous aufzuheben. Ist dies wirklich ein Zeichen, daß ich so reizend bin?"

„Wieso? Ah, ja, ich besinne mich? Damals! Aber da ging es nicht anders. Es kam da der so gewaltsame Tod meines lieben Cousin drein."

Sie hatten mittlerweile das Zimmer erreicht. Sie nahm ohne alle Umstände auf dem Sopha Platz und er setzte sich neben sie.

„Ja," sagte sie, fortfahrend. „Es war ein sehr gewaltsamer Tod, ein Verlust, der Sie jedenfalls sehr schmerzlich betroffen hat."

„Ueber alle Maßen, meine süße Ella. Aber, wollen Sie denn nicht diesen neidischen Umhang ablegen, welcher mir grad den schönsten Theil Ihrer Figur verhüllt?"

„Nehmen Sie ihn immerhin weg, mein Lieber. Sie wissen, ich bin nicht prüde, wenn ich mich bei Ihnen befinde."

„Das ist es ja eben, was mich mit Glück erfüllt."

Er entfernte den Umhang und zog das verführerische Mädchen zu sich heran und sagte:

„Sie glauben es doch, daß Ihre Anwesenheit mich glücklich macht?"

„Wie könnte ich es glauben? Aber prüfen möchte ich es einmal."

„Prüfen Sie es," sagte er, sie wiederholt küssend. „Sie werden finden, daß ich die Wahrheit sage."

„Bleibt mir die Art und Weise der Prüfung überlassen?“

„Ja, gewiß. Aber ehe Sie beginnen, erlauben Sie mir erst, Ihre rosigen Lippen zu küssen.“

Er führte aus, was er gesagt hatte, und sie setzte ihm nur wenig Widerstand entgegen.

„So, ist es nun genug?“ fragte sie nach einer Weile.

„Eigentlich noch nicht, noch lange, lange nicht! Man möchte den Mund gar nie von dieser Schönheit trennen.“

„So will ich meine Prüfung mit der Frage beginnen, warum Sie diese Schönheit, für welche Sie so begeistert zu sein scheinen, dennoch nicht für Ihr Eigenthum erklären?“

„Kann ich das? Weiß ich denn, ob Sie mein Eigenthum sein wollen, Ella?“

„Sie können das ja mittelst der einfachsten Fragen erfahren.“

Da drückte er sie mit dem Feuer der heißesten Liebesgluth an sich und sagte dann:

„So will ich ja nicht säumen, diese Frage auszusprechen. Wollen Sie mein sein, Ella? Mein unbestreitbares Eigenthum?“

„Auf wie lange, mein Herr?“ lächelte sie schnippisch.

„Natürlich für immer und ewig!“

„Dann sage ich von ganzem Herzen ein Ja!“

„Ich danke Dir, Du süßes, entzückendes Wesen! Darf ich denn auch sogleich von meinem Eigenthume Besitz ergreifen?“

„Müßte man nicht vorher das Wort Eigenthum durch eine kleine Beifügung bestimmter bezeichnen?“

„Welche Beifügung meinen Sie?“ fragte er neugierig.

„Die Beifügung „privilegirt“. Ihr privilegirtes Eugenthum werde ich gern sein, Ihr unprivilegirtes aber niemals.“

Er machte eine etwas enttäuschte Miene. Sie bemerkte das sehr wohl, that aber so, als ob sie gar nicht darauf Acht gebe.

„Was nennen Sie privilegirt?“ fragte er.

„Nur der Titel Frau gewährt ein Privilegium.“

Da stieß er ein kurzes, verlegenes Lachen aus und fragte:

„Wie? Sie wollen meine Frau werden? Die Frau eines Freiherrn, die Frau des Barons von Helfenstein?“

„Warum nicht? Sie sagen mir doch, daß Sie mich lieben, daß meine Gegenwart Sie glücklich mache, daß ich Sie prüfen soll.“

„Kind, das kann ja Alles auch ganz gut ohne diese nüchterne, prosaische Verheirathung geschehen.“

„Pah! Die Maitresse eines Mannes, selbst wenn er ein Freiherr ist, mag ich niemals werden!“

„Maitresse! Welch garstiger Name! Läßt sich denn keine andere, bessere Bezeichnung für ganz dasselbe Verhältniß finden?“

„Die Sache bleibt dieselbe trotz der anderen Bezeichnung. Ich habe Sie

lieb und bin bereit, Sie glücklich zu machen, aber nur unter der Bedingung, daß ich Ihre Frau werden soll."

„Sie kleiner, süßer Schäker! Sie sprechen doch nur im Scherze?"

„O, ich spreche im Gegentheile sehr im Ernste."

„So thun Sie mir leid! Meine Frau können Sie nie werden. Aber ich hoffe, daß Sie so verständig sein werden, auf diese Dummheit zu verzichten. Wir können glücklich sein, ohne den Pfarrer erst um die Erlaubniß dazu zu fragen."

„Ich verzichte auf ein unsanctionirtes Glück. Für wen ich so große und schwere Opfer bringe, dessen Person und Besitz muß mir sicher sein."

„Opfer? Was meinen Sie? Ist ein Kuß, eine Umarmung ein Opfer? Was Einen glücklich macht, kann doch niemals ein Opfer sein'"

„Von Kuß und Umarmung spreche ich ja nicht. Ich habe Ihnen bisher den Frieden meiner Seele, die Ruhe meines Gewissens zum Opfer gebracht, das thut man nur für den Mann, dessen Weib man ist."

„Frieden der Seele? Ruhe des Gewissens?" fragte er erstaunt. „Es ist mir unmöglich, Sie zu verstehen."

„Das begreife ich nicht. Ist es nicht gegen alles Gewissen, einen Unschuldigen verurtheilen zu lassen, während der Schuldige in Ehren lebt?"

Er verfärbte sich. Was wollte dieses Mädchen? Hatte auch sie eine Ahnung von dem eigentlichen Sachverhalte?

„Sie sprechen wirklich in Räthseln!" sagte er. „Sie sprechen von einem Schuldigen und einem Unschuldigen. Wer ist damit gemeint?"

„Das begreifen Sie wieder nicht? Da muß ich Sie an jene Mordnacht erinnern. Sie wissen, daß Gustav Brandt eingestanden hat, bei dem Baron gewesen zu sein.

„Allerdings. Da hat er ihn ermordet."

„O nein. Ich weiß das sehr genau, denn ich bin darnach auf einen Augenblick im Zimmer des gnädigen Herrn gewesen, welcher in vollstem Wohlsein an seinem Tische saß."

„Donnerwetter! Darüber schweigen Sie ja! Man könnte sonst denken, daß Sie ihn umgebracht haben!"

„Ich würde meine Unschuld beweisen können."

„O, das bezweifle ich sehr! Wie wollten Sie das anfangen?"

„Wie nun, wenn auch nach mir noch Jemand beim Baron gewesen wäre?"

„So spät? Man würde es nicht glauben."

„Höchst wahrscheinlich doch. Hätte ich den Baron getödtet, so wäre derselbe doch von diesem Jemand todt aufgefunden worden und es hätte sofortige Anzeige erfolgen müssen. Das ist aber nicht geschehen."

Er warf einen forschenden Seitenblick auf sie und fragte, indem seine Stimme einen belegten Klang annahm:

„So! Hm! Wollen Sie mir nicht eingestehen, daß dieser Jemand in das Reich der Fabel gehört?"

„Haben Sie vielleicht jemals bemerkt, daß ich gern fabulire?"

„Allerdings nicht. Sie sind mir im Gegentheil stets als realistisch, ja

sogar als materiell oder substantiell vorgekommen. Aber heut will es mir scheinen, daß auch Sie es mit jenem berühmten Unbekannten zu thun haben, welcher in Untersuchungssachen eine so große Rolle zu spielen pflegt."

„Sie wären zu dieser Vermuthung nur dann berechtigt, wenn mir Derjenige, von welchem ich behaupte, daß er nach mir beim Baron gewesen sei, nicht bekannt gewesen wäre. Ich habe ihn aber so genau recognoscirt, daß er der Strafe unmöglich entgehen kann. Ich weise nach, daß er der Mörder ist."

„Donnerwetter!" rief er, sich von seinem Sitze erhebend. „Sie scheinen an jenem Abende ja ganz bedeutend spionirt zu haben!"

„Ich gebe das zu, füge aber die Bemerkung bei, daß ich Ursache dazu hatte. Ich war von einem Herrn, welcher vorgab, mich zu lieben, in den Garten bestellt worden. Er nahm diese Bestellung zurück. Dies erregte mein Mißtrauen und darum beobachtete ich ihn."

Es begann ihm vor den Augen zu flimmern.

„Meinen Sie etwa mich?" fragte er. „Ich entsinne mich, an jenem Abende mit Ihnen ein Rendez-vous für Mitternacht verabredet zu haben."

„Ja, Sie sind es, welchen ich meine!"

„Sie irren! Sie haben einen Anderen für mich gehalten!"

„O nein!" lächelte sie. „Liebende pflegen einander genau zu erkennen. Ich ahnte allerdings nicht, was geschehen war; aber ich wollte gern wissen, was Sie zu so später Stunde noch bei dem Barone zu thun gehabt hatten. Darum wollte ich mich unter irgend einem plausiblen Vorwand zu diesem begeben, bemerkte aber, daß Sie den Schlüssel abgezogen hatten. Er fand sich in der Tasche Brandt's. Sie haben im Walde Gelegenheit gefunden, ihn da hinein zu escamotiren."

„Weib! Mädchen!" rief er. „Was fällt Ihnen ein! Sie wollen sagen, daß ich der Mörder bin?"

„Ja," antwortete sie ruhig und bestimmt.

„Sie sind nicht bei Sinnen! Sie leiden an Hallucination!"

„Ich habe diese Krankheit niemals gekannt. Sie wissen, daß neben den Anderen auch wir Beide, Sie und ich, in der Residenz zu erscheinen haben, um während der Verhandlung gegen Brandt als Zeuge zu dienen. Ich habe aus Rücksicht für Sie bisher gezögert; nun aber werde ich endlich die Wahrheit sagen müssen."

„Warum haben Sie bisher geschwiegen?" fragte er beinahe höhnisch. „Man wird Ihnen nun nicht glauben!"

„Vielleicht doch. Ich hatte zwei sehr triftige Gründe, zu schweigen. Ihnen kann ich sagen, daß ich aus Rache gegen Brandt schwieg, da er die eigentliche Ursache vom Tode meines Bruders ist, und aus Liebe zu Ihnen, den ich nicht unglücklich machen wollte. Den Richtern aber werde ich sagen, daß mir die Verantwortlichkeit, welche ich auf mich zu laden habe, anfänglich zu schwer erschienen sei. Es handelt sich jedenfalls um ein Todesurtheil. Ich glaubte, daß man den Schuldigen auch ohne mich entdecken werde. Nun aber, da ich sehe, daß ein Unschuldiger verurtheilt werden soll muß eine jede falsche

Bedenklichkeit schwinden. Sie sehen ein, daß meine Aussage eine außerordentliche Wirkung hervorbringen wird."

„Sie wird aber doch eine falsche sein!"

„O nein! Ich habe ganz genau erkannt und kann tausend Eide schwören, daß Sie es waren. Brandt behauptet, nicht geschossen zu haben, und Sie befanden sich unbemerkt in seiner unmittelbaren Nähe. Man wird diese Aussage mit der meinigen vergleichen; man wird weiter schließen und forschen; man wird zu Ergebnissen kommen. Mit einem Worte: man wird Sie an Brandt's Stelle in die Untersuchungszelle sperren."

Er mußte einsehen, daß die Perspective, welche sie ihm hier stellte, eine große Wahrscheinlichkeit für sich habe; er starrte ihr eine ganze Weile lang wortlos in das Gesicht, wendete sich dann rasch ab, schritt einige Male im Zimmer auf und ab und sagte endlich, vor ihr stehen bleibend:

„Wissen Sie, daß Sie ein Ungeheuer sind?"

„Ah! Wer ist ungeheuerlicher und abscheulicher, der Mörder oder die Zeugin, welche ihn seiner That überführt?"

„Aber ich bin ja gar nicht der Mörder!"

Da erhob sie sich von ihrem Sitze, legte die Hand auf seine Schulter und fragte ihn, indem sie ihren Blick flammend in sein Auge bohrte:

„Baron, wollen Sie, daß ich Sie verachte?"

„Verachten? Wieso?"

„Der Mord ist durch das Gesetz verboten; aber der Mörder ist doch ein muthiger Mann, vor dem eine Frau Respect haben muß, ja, für den sie sogar Sympathie empfinden kann. Wer aber seine That leugnet, und zwar vor einem Wesen, welches es herzlich gut mit ihm meint, der ist feig, der ist geradezu verächtlich?"

Sie drehte sich stolz von ihm ab. Sie war in diesem Augenblicke sinnberückend schön. Sie stand am Fenster; er sah ihr zornig schönes Gesicht, ihren glänzenden Nacken, ihre vollen Schultern und Arme, ihren üppigen Busen, welcher sich lebhaft auf und nieder bewegte. Er war ein gott- und rücksichtsloser, ein sinnlicher Mensch; es riß ihn zu ihr hin; er ergriff ihre Hand und fragte:

„Sie behaupten, daß Sie es herzlich gut mit mir meinen? Haben Sie da die Wahrheit gesagt, Ella?"

Sie drehte sich rasch zu ihm herum, warf ihm die Arme um den Nacken, drückte ihn fest und mit mehr als Innigkeit an sich und antwortete:

„Kannst Du daran zweifeln, Franz?"

„Muß ich nicht zweifeln, da Du gegen mich als Anklägerin auftreten willst? Du willst mich also in den Tod treiben!"

„Kann ich anders? Frage Dich selbst und gieb mir dann Antwort!"

„Ich begreife Dich nicht! Meine Antwort kann doch nur so lauten, daß man Den, welchen man liebt, nicht in das Verderben stürzt."

„Willst Du nicht die Frage nach der Gegenliebe auch mit in Rechnung ziehen? Wenn ich schweige und ein Unschuldiger wird dadurch zum Tode verurtheilt, so bin ich seine Mörderin. Dieser Mord fällt so schwer auf das

Gewissen, daß die Last nur durch das Glück, wieder geliebt zu werden, ausgeglichen wird."

„Du meinst, daß Du schweigen würdest, wenn Du meiner Gegenliebe sicher wärst?"

„Ja, das will ich damit sagen."

„So kenne ich keinen Grund, an meiner Liebe zu zweifeln!"

„Du selbst hast ihn mir vorhin an die Hand gegeben, als ich davon sprach, daß nur ie rivilegirte Liebe ein wirkliches Glück gewähren kann. Um einen Mord verschweigen zu können, muß ich nicht die Geliebte, sondern die Frau des Mörders sein!"

Da wand er sich aus ihrer Umarmung los und sagte:

„Das soll heißen, Du wirst mich denunciren, wenn ich Dir nicht gestatte, Baronin von Helfenstein zu sein?"

„Genau so!"

„Das ist zu viel verlangt! Das kann ich unmöglich gewähren. Der Stammbaum der Helfenstein darf nicht durch eine Mesalliance be— be— be—"

„Besudelt werden!" fiel sie ein, „Gut, Herr Baron! Wir sind also mit einander fertig, und s wird sich zeigen, wodurch ein Stammbaum mehr befleckt wird, durch eine Ehe oder einen Mord. Sie hatten die Wahl zwischen mir und dem Schaffote; Sie haben gewählt, und ich kann gehen."

Sie warf mit einer entschlossenen Miene den Kopf zurück, griff zu ihrem Umhang, den sie um die Schultern nahm und entfernte sich.

Er ließ sie bis zum Hausflur kommen, dann aber übermannte ihn die Angst. Er wußte, wie resolut sie war, und fühlte sich überzeugt, daß das Bewußtsein, von ihm verschmäht zu sein, sie zur rücksichtslosesten Rache antreiben werde. Er eilte ihr nach, ergriff sie beim Arme und sagte:

„Bitte Ella, nicht so rasch entscheiden! Treten Sie wieder ein! Wir können ja sehr leicht ein Uebereinkommen treffen, welches Sie vollständig befriedigen wird."

Sie schüttelte sehr ernst den Kopf und antwortete:

„Es giebt nur ein einziges solches Uebereinkommen, und das heißt nicht anders als „Ehe". Ich lasse mir nichts abhandeln."

Da zuckte es wie ein schneller Entschluß über sein Gesicht. Er sagte sich, daß es sich doch nur um eine augenblickliche Befriedigung handele. That sie jetzt noch eine falsche Aussage vor Gericht, so konnte sie später gar nichts erreichen, sie hätte sich dann ja selbst anklagen müssen. Darum ergriff er ihre Hand und sagte im freundlichen Tone:

„Nun, wir werden wohl auch darüber einig zu werden wissen. Treten Sie nur ein, damit wir weiter verhandeln können."

„Gut, ich will es noch einmal versuchen, sage es Ihnen aber ganz aufrichtig, daß ich nicht mit mir spielen lasse."

Er führte sie in das Zimmer zurück und begann von Neuem:

„Würden Sie sich mit einer Geldbelohnung begnügen? Ich liebe Sie, ich liebe Sie sogar recht herzlich; aber ich kann doch unmöglich mit den Traditionen meiner Familie brechen!"

„Indem Sie Mörder wurden, haben Sie mit denselben gebrochen. Oder sind vielleicht die Helfensteins alle und stets Mörder gewesen?“

„Sie nehmen das zu streng!“

„O nein, mein Lieber! Uebrigens, wie wollen Sie mir eine Gratification in Geld bezahlen. Ich weiß ja sehr genau, daß Ihre Verhältnisse vollständig derangirt sind. Sie wären wohl kaum im Stande, mir heut lumpige hundert Thaler zu zahlen. Ich bin ja selbst reicher als Sie, denn da mein Bruder keine Kinder hinterließ, bin ich seine einzige Erbin gewesen. Sie werden niemals ein Vermögen wie das meinige besitzen, obgleich dies kein bedeutendes ist. Auch in dieser Beziehung muß es Ihnen willkommen sein, wenn ich Ihnen meine Hand anbiete.“

„Sie irren! Ich bin der festen Ueberzeugung, daß ich einmal sehr reich sein werde.“

Sie erhob die Hand und drohte warnend mit dem Zeigefinger.

„Herr Baron, ich weiß, woran Sie denken. Ihren Berechnungen vermag ich sehr gut zu folgen!“

„Wieso?“

„Am Abende wurde der Baron ermordet, am anderen Morgen sein projectirter Schwiegersohn; Der, welcher Alma liebte, wird als Mörder hingestellt. Dadurch sind drei Personen aus dem Wege geräumt. Glauben Sie etwa, die Hand Alma's zu erhalten?“

„Nein.“

„Dies ist das einzige, ehrliche Wort, welches Sie mir heute gesagt haben. Alma wird überhaupt nicht die Herrschaft Helfenstein besitzen können; diese gehört ihrem Brüderchen, dem kleinen Robert. Leider aber bin ich überzeugt, daß der Knabe auch bald sterben wird.“

Der Baron erschrak. Ahnte dieses Mädchen seine Pläne wirklich so genau? Er versuchte in dem gleichgiltigsten Tone zu fragen:

„Wie? Sterben? Leidet er denn seit Kurzem an einer Krankheit?“

„Ja, und zwar an einer ebenso lebensgefährlichen wie unheilbaren.“

Seine Augen leuchteten befriedigt auf. So war also der Knabe krank geworden! Welch' ein Glück! Er fragte rasch:

„Welche Krankheit wäre das?“

„Ein Vetter, welcher ihn beerben will.“

Bei diesen Worten richtete sie ihre Augen so überlegen forschend auf sein Gesicht, daß er sich nicht zu beherrschen verstand. Er erröthete bis hinter die Ohren, faßte sich aber schnell und sagte:

„Sie sind boshaft, ganz verteufelt boshaft, Ella!“

„O, nein, mein Lieber! Ich verstehe es nur, den Grund Ihrer Handlungen ausfindig zu machen. Doch, streiten wir uns darüber nicht! Sagen Sie mir einfach Antwort auf die Frage, welche ich an Sie richten muß!“

Er wiegte den Kopf hin und her und meinte endlich lächelnd:

„Ob ich mich von Ihnen heirathen lassen will?“

„Ja.“

„Nun, vielleicht finde ich mich d'rein!“

„Ich mag kein Vielleicht hören! Antworten Sie bestimmt!“

Da legte er den Arm um sie, zog sie an sich und flüsterte zärtlich:

„Mädchen, Mädchen! Wenn ich Dich nur nicht so lieb hätte!“

Dabei küßte er sie auf den Mund, und zwar in jener Weise, welche den frivolen Roué zu kennzeichnen pflegt. Sie durchschaute ihn; sie wußte, daß er daran dachte, sie zu betrügen; aber sie ließ sich das nicht merken. Sie schlang vielmehr auch ihre Arme um seinen Hals, erwiderte seine Küsse so glühend, als ob sie an seine Liebe glaube und antwortete, indem ihr Gesicht vom Glück zu strahlen schien:

„Mehr als ich Dich liebe, liebst Du mich nicht. Also sag', soll ich Dich für immer besitzen? Soll ich Dein Weib werden?“

„Ja, ja, Du süßes, reizendes Wesen. Mögen die Angehörigen meines Standes mich verurtheilen; ich lache über sie, denn ich bin überzeugt, daß wir endlos glücklich sein werden!“

„Wenigstens meine Aufgabe wird es sein, Dich diesen Schritt niemals bereuen zu lassen.“

„Die meinige auch. Aber nun darf ich wohl auch in Beziehung auf Brandt ruhig sein?“

„Ja, mein Lieber! Vorausgesetzt natürlich, daß Du mir Garantieen bietest, denen ich vertrauen kann.“

„Garantieen verlangst Du?“ fragte er enttäuscht.

„Natürlich!“

„Aber warum denn nur?“

„Siehst Du das nicht ein?“ meinte sie, ihm sehr zärtlich die Wangen streichelnd. „Ich weiß, was für ein kleiner, liebenswürdiger Schäker Du bist. Ich halte Dich sogar für ein Wenig sehr vergeßlich. Wie nun, wenn Du nach der Verhandlung, nach Brandt's Verurtheilung nicht mehr an das dächtest, was Du mir versprochen hast?“

„Das ist ja ganz und gar nicht möglich!“

„O doch, o doch! Ich werde Dich vielmehr ersuchen, mir das Versprechen der Ehe schriftlich zu geben.“

„Alle Teufel! Wo denkst Du hin?“

„Du meinst, daß dies noch immer keine Sicherheit bietet? Ja, da hast Du Recht. Du wirst Dich also nachher mit mir zum Pfarrer bemühen, um ihm zu erklären, daß ich Deine Verlobte bin.“

„Verdammt! Das werde ich allerdings unterlassen!“

Ihr Gesicht nahm einen hoch ironischen Ausdruck an. Sie fuhr fort:

„Und sodann wirst Du mir das schriftliche Bekenntniß geben, daß Du den Baron Otto von Helfenstein ermordet hast.“

Da fuhr er empor, als ob er auf eine Schlange getreten sei.

„Was fällt Dir ein!“ rief er. „Hältst Du mich für einen Dummkopf, für einen verrückten Menschen?“

„Nein, nein! Ich halte Dich für das, was Du bist: für einen Bösewicht, dem Alles zuzutrauen ist, dessen Frau ich aber dennoch werden will, weil ich sonst keinen Baron bekomme. Verstehst Du mich? Ich will Baronin vor

Helfenstein werden, oder Du gehst auf das Schaffot. Die Ella oder die Guillotine — Du hast die Wahl!"

„Mädchen, ich wähle ja Dich! Aber Deine Forderungen sind ja geradezu beleidigend!"

„Deine Weigerung ist ebenso beleidigend. Ich will doch nicht haben, daß Du denken sollst, eine Frau zu bekommen, welche so leicht zu übertölpeln ist. Nein, Du sollst vielmehr Respect vor mir haben. Du sollst diesen Respect bereits heute bekommen. Du sollst sehen, daß wir einander vollkommen werth sind. Darum sage ich Dir aufrichtig, daß ich Dir nicht das mindeste Vertrauen schenke. Also, erkläre Dich! Ich brenne mir hier eine Cigarette an; wenn ich den letzten Zug gethan habe, ist die Bedenkzeit, welche ich Dir gestatte, zu Ende; dann werde ich handeln."

Sie langte wirklich nach dem auf dem Tische stehenden Etui, brannte sich eine Cigarette an und begann zu rauchen. Sie legte sich so zierlich in die Lehne des Sophas zurück, als ob es sich um nichts als eine freundschaftliche Unterredung handele. Er aber befand sich in einer Lage, wie in seinem ganzen Leben noch nie.

Er schritt in seinem Zimmer auf und ab und suchte nach Gründen, auszuweichen; aber er fand sie nicht. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er wußte, daß Sie nicht ein Pünktchen von ihrer Forderung streichen werde, und sah doch keine Möglichkeit ein, sich ihrer Hand zu entwinden. Da, jetzt warf sie das nicht zu rauchende Endchen von sich und sagte:

„Nun? Die Entscheidung! Ich gehe!"

Da blieb er vor ihr stehen und fragte in stockendem Tone:

„Was wirst Du machen, wenn ich nicht auf Deine Forderung eingehe?"

Sie zeigte ihm ein ruhiges, überlegenes Lächeln und antwortete:

„Etwas, woran Du gar nicht gedacht haben wirst."

„Ach! Was könnte das sein?"

„Ich lasse Dich arretiren."

Kaum hatte er diese Worte gehört, so war aus seinem Gesichte alle Farbe gewichen. Daß sie so etwas beabsichtigen könne, war ihm allerdings nicht in den Sinn gekommen; aber er kannte sie und wußte, daß sie dazu fähig sei.

„Arretiren?" fragte er. „Warum? Was fällt Dir ein?"

„Warum? Aus Vorsicht! Du könntest fliehen, ehe ich meine Aussage gethan habe. Oder Du könntest nun, da Du erfahren hast, was ich weiß, auf irgend eine Weise meinen Angaben zuvorkommen. Es ist daher allerdings am Besten, ich lasse Dich festnehmen."

Sie stand vor ihm, als ob sie sein Richter sei.

„Weib," sagte er, „Du bist wirklich ein Teufel!"

„O, nur eine Teufelin, Du aber ein Satan. Du siehst, wir passen sehr gut zusammen. Schade, daß Du es nicht willst!"

„Die Arretur würde Dir wohl nicht gelingen!" stotterte er.

„Warum nicht?"

„Weil es in diesem elenden Neste Niemand giebt, der sich an mir zu vergreifen wagen würde."

„Das ist wahr; aber ich habe meine Vorkehrungen getroffen. Deine Person ist mir sicher, entweder als Gemahl oder als Gefangener."

Da machte er einen letzten Versuch. Er wollte sehen, ob sie einzuschüchtern sei. Daher meinte er, die Achsel zuckend:

„So sicher denn nun wohl nicht. Ich glaube vielmehr, daß ich Dich viel sicherer habe als Du mich."

Sie zuckte ebenso die Achsel wie er und fragte lächelnd:

„Wieso?"

„Nun, ich habe Dich ja hier in meiner Behausung! Wie nun, wenn Du dieselbe nicht wieder verläßt, wenigstens nicht lebendig?"

Ihr Gesicht zeigte nicht eine Spur von Angst oder Schreck. Sie sagte.

„Du beurtheilst mich viel, viel zu falsch. Ich weiß, daß ein Mörder im Stande ist, eine zweite Person zu tödten, wenn er sich dadurch Sicherheit verschaffen kann. Daher habe ich meine Maßregeln getroffen. Ich bin nicht ohne Begleitung hier. Man hat mich bei Dir eintreten sehen; man wird mich, wenn meine Abwesenheit zu lange dauert, hier abholen und von Dir fordern. Uebrigens bin ich nicht unbewaffnet und würde mich zu wehren wissen. Also entscheide Dich! Ich brauche nur einen Wink durch das Fenster zu geben, so kommen meine Begleiter und Du bist Arrestant. Dein Unglück ist dann nicht mehr rückgängig zu machen.

Was sie sagte, war keineswegs Alles wahr! Sie befand sich ganz allein hier und dachte gar nicht an seine Arretur. Aber als sie jetzt an das Fenster trat und dasselbe zu öffnen begann, überkam ihn eine entsetzliche Angst. Er sagte sich, daß er jetzt nicht in der Lage sei, es mit diesem Weibe aufzunehmen und daß ihm die nächsten Tage oder Wochen vielleicht bessere Chancen bieten würden, sie loszuwerden. Daher hielt er ihren Arm zurück und sagte:

„Halt! Rufen Sie Niemand herbei! Sie sollen Ihren Willen haben!"

Sie wendete sich langsam zu ihm um und fragte:

„Das heißt, ich soll Baronin von Helfenstein werden?"

„Ja."

„Sie geben mir die schriftliche Zusicherung nebst Siegel und Unterschrift?"

„Ja."

„Gehen mit mir zum Pfarrer?"

„Zum Teuf— — ja, zum Pfarrer!"

„Und schreiben dann auch nieder, daß Sie der Mörder des Barons sind?"

„Ja. Ich gebe Ihnen Siegel und Unterschrift dazu."

Da glitt ein überlegenes Lächeln über ihr Gesicht.

„Sie halten mich für dümmer, als ich bin," sagte sie. „Auf diesem Documente würde mir Datum und Siegel nur schaden, auch die Unterschrift. Durch das Datum würde nachgewiesen, daß wir unser Uebereinkommen vor Brandt's Verurtheilung getroffen haben; ich würde also Ihre Mitschuldige, eine Verbrecherin sein und könnte, ohne mich selbst in die größte Gefahr zu bringen, von diesem Documente gar keinen Gebrauch machen."

„Verdammt raffinirt!" stieß er hervor.

„Allerdings! Das muß man sein, wenn man mit lachender Miene einen

Mörder heirathet! Wie leicht können Sie auf den Gedanken kommen, auch mich aus der Welt zu schaffen, um wieder in den Besitz Ihrer Unterschrift zu kommen. Aber ich fürchte mich nicht. Ich werde meine Maßregeln so treffen, daß Sie mir nichts anhaben können, ohne sich selbst zu verderben. Ich werde Ihnen Das, was Sie über den Mord niederschreiben, dictiren."

„Ah! Warum?"

„Das werden Sie merken, ohne daß ich es Ihnen sage. Wir werden da mitten im Satze und ganz oben auf der ersten Seite eines Briefbogens beginnen, so daß das Document als Theil eines Briefes erscheint, den Sie fortschicken wollten, aber nicht fortgeschickt haben."

„Mädchen! In Ihnen wohnt, weiß Gott, eine ganze Hölle!"

„Aber auch ein ganzer Himmel, lieber Franz!" lachte sie. Und indem sie ihn umarmte und küßte, fuhr sie fort: „Du wirst die Wahl zwischen dieser Hölle und diesem Himmel haben. Komm, sei gescheidt, und wähle den Letzteren. Nimm Papier zur Hand und schreibe. Dann gehen wir zum Pfarrer, und die Sache ist abgemacht!"

Er konnte nicht anders. Halb gezwungen und halb ihren verführerischen Liebkosungen folgend, brachte er die nöthigen Schreibrequisiten zum Vorschein. — Eine Stunde später sah man sie Arm in Arm durch das Dörfchen gehen und hinter der Thür des Pfarrhauses verschwinden. — —

Der Tag, an welchem die Untersuchung gegen Brandt verhandelt werden sollte, kam heran. Er war durch die Zeitungen verkündigt worden, und alle Welt nahm an dieser Angelegenheit den regsten Theil.

War er schuldig oder unschuldig? So fragte man sich. Die Stimmen waren getheilt; aber die große Hälfte derselben fand sich auf seiner Seite. Es war nicht das Mindeste verschwiegen geblieben. Da der Untersuchungsrichter nichts Neues aufzufinden vermocht hatte, so befand sich das Publikum im vollsten Besitze aller Thatsachen, welche für oder gegen ihn sprachen. Mit dem lebhaftesten Bedauern sagte man sich, daß der Mensch Theil für ihn nehmen müsse, der Jurist ihn aber verurtheilen werde.

Da der Andrang zur Verhandlung voraussichtlich ein übermäßiger sein würde, so waren Karten ausgegeben worden. Nur bevorzugte Persönlichkeiten hatten Zutritt erlangt. Aber draußen vor dem Gerichtspalaste hatte sich bereits am frühen Morgen eine ansehnliche Menschenmenge versammelt, um die Zeugen ankommen und aussteigen zu sehen.

Als dieselben ihre Plätze eingenommen hatten, wurde der Angeklagte in den Saal geführt. Die Monate lange Haft war nicht ohne Wirkung auf sein Aeußeres geblieben; aber der Eindruck, welchen er machte, war ein durchaus guter.

Weder furchtsam und frech, sondern offen und muthig, mit dem Ausdrucke eines Mannes, welcher sich zwar in einer gravirenden Lage, aber schuldlos in derselben weiß, blickte er sich im Saale um. Sein Auge blieb nur an Zweien haften, auf Baronesse Alma und auf seinem Vater, welche Beide auch als Zeugen anwesend waren.

Die Erstere hielt die Augen niedergeschlagen; der Letztere aber sah seinen

Sohn an und blickte dann wie triumphirend zu den Richtern hinüber, als wollte er ihnen sagen:

„Seht ihn an, Ihr Herren! Hat er das Aussehen eines Mörders, eines Menschen, der sich schuldig fühlt? Hört, Ihr werdet ihn wohl freisprechen müssen!"

Er konnte nicht hinüber zur Anklagebank, aber er winkte Gustav einen freundlichen Gruß hinüber und machte dabei ein Gesicht, dem man es ansah, daß es nichts Anderes bedeuten solle, als:

„Kopf hoch, mein Junge! Sie werden Dir nichts anhaben können!"

Es wurde begonnen. Der Vorsitzende machte das Auditorium mit dem vorliegenden Falle bekannt; der Angeklagte wurde vernommen und dann die einzelnen Zeugen. Gustav antwortete ruhig und ernst; es war ihm keine Aufregung, weder diejenige der Angst, noch die des Zornes anzumerken. Er gab der Wahrheit die Ehre, und mehr konnte er nicht.

Unter den Zeugen wurde besonders Baronesse Alma scharf beobachtet. Es war ja von gewisser Seite die Behauptung aufgestellt worden, daß Brandt ihr heimlich Geliebter gewesen sei und nur deshalb ihren Vater und Verlobten beseitigt habe, um desto ungehinderter in ihren Besitz zu gelangen. Sie wurde sogar über diesen Umstand vernommen, blieb aber bei der entschiedenen Behauptung, daß zwar ein brüderlich zärtliches, nicht aber ein sogenanntes Liebes-Verhältniß zwischen ihnen obgewaltet habe. Zuletzt noch befragt, ob sie den Angeklagten wirklich für des Mordes an dem Hauptmanne schuldig halte, erklärte sie, indem ihre Stimme zitterte und ihr schönes Angesicht die Bleiche des Todes angenommen hatte:

„Ich weiß, welches Gewicht man auf meine Antwort legen wird. Mein Herz gebietet mir, Milde walten zu lassen; aber ich hörte den Wortwechsel zwischen ihm und dem Hauptmanne; ich sah den Todten liegen und die Flinte in der Hand des Angeklagten rauchen; ich bin überzeugt, daß er der Thäter ist. Ich darf nicht meinem Herzen, sondern ich muß meiner Pflicht und meinem Gewissen folgen. Gott wird mir verzeihen und gnädig sein, wenn ich mich irre!"

Nach diesen Worten brach sie kraftlos zusammen.

Eine tiefe, unheimliche Stille war eingetreten. Aller Augen hingen an Brandt, um zu sehen, welchen Eindruck diese Worte auf ihn gemacht hatten. Aber als dann der Vorsitzende fragte: „Was hat der Angeklagte dazu zu sagen?" da erhob sich Gustav und antwortete in festem aber mildem Tone:

„Gott wird ihr verzeihen, denn sie spricht aus Ueberzeugung. Sie kann nicht wissen, was in der einen Minute, welche zwischen ihrem Gehen und ihrer erschrockenen Wiederkehr lag, geschehen ist. Ich zürne ihr nicht; ja, ich würde sie weniger achten können als jetzt, wenn sie anders gesprochen hätte."

Der Eindruck dieser Antwort war ein günstiger. Es ging ein Flüstern durch den Zuhörerraum, aus dem man die Worte entnahm:

„So kann nur ein Unschuldiger sprechen!"

Die Aussagen des Barons und der Zofe waren natürlich im höchsten Grade beschwerend. Sie warfen eine Last auf den Gefangenen, welche derselbe nicht abzuschütteln vermochte. So, wenn auch weniger, war es auch mit den Deponirungen der meisten anderen Zeugen.

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt. Seine Rede war scharf und schneidig, wie das Schwerdt, dem der Angeklagte verfallen sollte. Als er geendet hatte, sagte sich das Auditorium, daß Brandt verloren sei.

Dann begann der Vertheidiger sein Plaidoyer. Er erging sich nicht in kühnen Wortspielen, er appelirte nicht mit schön klingenden Worten an das Gefühl der Richter. Er sprach einfach und würdevoll. Der Hauptpunkt seiner Rede bestand in dem Versuche, nachzuweisen, daß sein Client nicht der Einzige sei, auf den der Verdacht zu fallen habe.

„Wer hat," fragte er, „der Comtesse von Helfenstein erwiesener Maßen eine fruchtlose Liebeserklärung gemacht? Wer hat sich dahin geschlichen gehabt, wo die beiden Schüsse fielen? Wer befand sich im Schlosse als Gast, so daß der Zutritt zum Barone ihm an jedem Augenblicke möglich war? Was beweist das Rasirmesser und der Schlüssel? Das erstere ist dem Angeklagten gestohlen und der letztere ihm unbemerkt in die Tasche gesteckt worden."

Bei dieser Auslassung richteten Aller Augen sich auf Baron Franz. Er war erbleicht, aber er schien gänzlich unberührt zu bleiben. Der Vertheidiger fuhr fort:

„Der, welchen ich meine, hatte Absicht auf die Baronesse. Um zu ihrer Hand zu gelangen, mußte er Diejenigen entfernen, welche ihm hinderlich waren — ich meine ihren Vater, ihren Verlobten und ihren Milchbruder, den er für ihren heimlich Geliebten hielt. Die Ersteren entfernte er, indem er sie tödtete, den Letzteren dadurch, daß er den Verdacht des Mordes auf ihn warf. Die Umstände kamen ihm dabei ganz trefflich zu statten, und er verstand es, sie mit teuflischer Schnelligkeit zu benutzen. Gegen ihn sprechen wenigstens ebenso viele Gründe und Beweise wie gegen den Angeklagten."

Der brave Mann stand der Wahrheit wirklich so nahe, wie er überzeugt war; aber er wurde von dem Staatsanwalte zurückgewiesen, welcher den Grund, der Brandt noch so spät in das Schloß getrieben hatte, gradezu unsinnig nannte. Der Ruf, welchen die Pascher ausgesprochen haben sollten, der Ruf der Rache „an den Helfensteiner", war seiner Ansicht nach so unglücklich ersonnen, daß diese offenbare Lüge dem Angeklagten mehr Schaden als Nutzen bringen müsse.

Nach diesem wurde das Resummee gezogen und dann der Angeklagte gefragt, ob er noch etwas zu bemerken habe. Er erhob sich und erklärte mit lauter, sicherer Stimme:

„Meine Herren! Der Angriff gegen Denjenigen, welchen ich allein für schuldig halte, ist abgewiesen worden. Gott wird ihn richten. Ich stehe hier vor dem Allwissenden und Ihnen. Der Vater im Himmel, welcher die Gedanken seiner Kinder kennt, weiß, daß ich unschuldig bin. Sie, meine Herren, können dies nur ahnen und fühlen, aber Sie müssen nach dem Buchstaben des Gesetzes entscheiden. Dieses Gesetz steht über mir und Ihnen; aber wenn Sie mich zum Tode verurtheilen, begehen Sie einen Justizmord, so wahr ich hoffe, trotz eines durch das Schwert erlittenen Todes dennoch selig zu werden. Meine Herren, thun Sie jetzt Ihre Pflicht!"

Hundert Augen standen unter Thränen. Gustav Brandt wurde abgeführt.

V. S.

und die Geschworenen traten in das Berathungszimmer. Sie nahmen es mit diesem Falle so genau und ernst, wie er es verdiente; ihre Abwesenheit währte über zwei Stunden. Während dieser Zeit hatte sich von der Zuhörerschaft kein Mensch und von den Zeugen nur ein Einziger entfernt: Alma von Helfenstein, welcher es natürlich unmöglich war, länger zu bleiben.

Endlich kehrten die Geschworenen zurück und der Angeklagte wurde wieder geholt. Er richtete sein Auge fest und forschend auf den Obmann der Ersteren, und dieser verkündigte, daß die Herren, obgleich sehr viel für den Angeklagten spreche, doch die überzeugendsten Gründe gegen ihn seien ungern, aber nach bester Ueberzeugung ein „Schuldig" ausgesprochen hätten.

Ein lautes Summen ging durch den Saal. Das hatte man kaum erwartet. Man vergaß, daß die Geschworenen nur die Schuldfrage zu beantworten haben; sie hatten nicht anders gekonnt.

Brandt's Angesicht war starr und ausdruckslos. Er hatte gewußt, was kommen werde, ja kommen müsse. Aber nun es gekommen war, mußte er seine ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen, um zu verbergen, mit welcher Gewalt ihn der erwartete Schlag getroffen hatte.

Auf Grund des Verdictes wurde verkündigt, daß er zum Tode durch das Schwerdt verurtheilt sei, daß man aber beschlossen habe, Seiner Majestät, dem Könige, ein Gesuch um Verwandlung der Todesstrafe zu unterbreiten.

Diese Entscheidung war kaum ausgesprochen, so sprang der alte Förster von seinem Platze auf. Er war von dem Urtheile ebenso schwer betroffen worden wie sein Sohn; er hatte sich wie zerschmettert gefühlt; aber das, was er jetzt hörte, war ihm zu viel. Diese Zumuthung war seiner Anschauung nach zu stark. Darum rief er mit lauter Stimme:

„Junge, Du bist unschuldig! Gott und mein Herz sprechen Dich frei. Ein Unschuldiger bedarf der Gnade nicht. Wer um Gnade nachsucht, giebt seine Schuld zu. Darum, laß' Dich hinrichten, laß' Dich hinrichten! Das ist mir keine Schande. Aber Dich lebenslang im Zuchthause zu wissen, weiß Gott, das giebt mir und Deiner Mutter den augenblicklichen Tod!"

Das war so schnell gekommen, daß der Vorsitzende gar keine Zeit gefunden hatte, ihm das Wort zu verbieten. Jetzt aber drehte sich der Alte selbst zum Gehen um und rief:

„Leb wohl, Gustav! Vor Deinem Tode siehst Du mich und die Mutter noch einmal. Halte den Kopf hoch! Ich sterbe nicht eher, als bis ich den Schuldigen massacrirt habe!"

Damit war der brave Forstmann zur Thür hinaus. Daß er wegen dieses herzhaften Verhaltens bestraft werden könne, kam ihm gar nicht bei.

Der Verurtheilte wurde abgeführt, und die aufgeregte Zuhörerschaft verlief sich nur langsam aus dem Saale. Die vor dem Palaste versammelte Menge zerstreute sich lärmend, um das Urtheil in der Residenz zu verbreiten.

Alma war nach ihrem Hotel gegangen, um das Ergebniß dort zu erwarten. Was sie in letzter Zeit erlitten hatte, schien so schwer, daß sie sich wunderte, es ertragen zu haben.

Jetzt ging sie weinend und händeringend im Zimmer hin und her.



D.u.S. 4.

„Schuldig!"

„Ich konnte nicht anders; ich konnte wahrhaftig nicht anders!“ schluchzte sie. „Ich werde schuld sein, daß man ihn zum Tode verurtheilt; aber ich werde es wieder gut machen, indem ich sofort zum König eile und persönlich um Gnade für ihn bitte. Der Wagen wartet angespannt vor der Thür.“

Endlich, nach mehr als zwei langen, langen Stunden kam ihr Diener, den sie im Verhandlungssaale zurückgelassen hatte. Sie stürzte sich ihm förmlich entgegen, um zu fragen:

„Nun? Schnell, schnell! Was für ein Urtheil ist gefallen!“

„Schuldig!“ antwortete der Mann, welcher selbst sehr tief ergriffen war.

„Schuldig!“ schrie sie auf. „O, mein Gott! So ist er zum Tode verurtheilt worden?“

„Ja! Und gnädiges Fräulein, Jedermann schwört darauf, daß er unschuldig ist. Sie müssen ihn retten!“

„Sofort, sofort! Der Wagen steht doch unten?“

„Ja, wie verabredet war.“

„So komm! Ich muß augenblicklich in das königliche Schloß!“ — —

Gegen den Abend desselben Tages ging es bei dem Todtengräber von Helfenstein sehr hoch her. Es war sein Geburtstag, und da hatte seine Alte einen mächtigen Napfkuchen gebacken. Es war zwar wenig Butter und gar kein Zucker zu demselben verwendet worden, dafür aber war er gewaltig angebrannt, so daß die Hausfrau den Napf hatte zerbrechen müssen, um zu dem Kuchen zu kommen.

Sie saßen Beide mit einander am Fenster und blickten sehnsüchtig den Berg hinab. Der Gottesacker lag nämlich oben auf der Höhe und stieß an den dichten Wald. Ein Weg führte hinab in das Dorf, und auf diesem Wege mußten die beiden Männer, welche sie geladen hatten, heraufkommen — der Schmied und sein Sohn.

Der Todtengräber hatte einen Sohn, bei welchem der Schmied Pathe gestanden hatte. Dieser Sohn war Soldat gewesen und dann in einem Gasthöfchen der Residenz Hausknecht geworden, hatte sich aber seit längerer Zeit nach einer anderen Stelle umgesehen. Er wäre für sein Leben gern in „königliche Dienste“ getreten, wie er sich ausdrückte, um „Staatsdienste“ zu bezeichnen. Er war gewohnt, den Eltern alljährlich am Geburtstage des Vaters einen Schreibebrief zu senden. Dieser Brief war heut auch pünktlich angekommen, da aber der Schreiber desselben keineswegs zu den „Helden der Feder“ gehörte, und weder der Todtengräber noch seine Frau gelernt hatten, egyptische Hieroglyphen zu entziffern, so hatten sie sich hierbei stets auf fremde Hilfe verlassen müssen.

Der Schmied war also der Gevatter der beiden alten Leute, stand aber zu dem Todtengräber auch noch in einem anderen, freilich sehr geheimen Verhältnisse. Der Letztere gehörte nämlich grad so wie der Erstere, zu den Schmugglern. In einem alten Erbbegräbnisse, welches in der hinteren Ecke des Kirchhofes lag, befand sich nämlich eine verborgene Niederlage von Schmuggelwaaren, von deren Vorhandensein nicht einmal die Todtengräberin eine Ahnung hatte. Darum kam der Schmied mit seinem Sohne oft herauf, um den Gevatter zu besuchen, und

hatte auch gestern die Einladung erhalten, den Napfkuchen mit verzehren zu helfen.

Er hatte freundlichst zugesagt und versprochen, außer seinem Sohne auch noch ein Fläschchen echten, guten Nordhäuser mitzubringen. Ein Spielchen verstand sich von selbst.

Jetzt stand der Napfkuchen bereit; die Karte lag dabei und der Brief ebenso. Der Schmied konnte lesen; das verstand sich ja ganz von selbst, da er zugleich Schänkwirth war, und ihm oder seinem Sohne fiel also die Aufgabe zu, die Epistel des Hausknechtes zu enträthseln.

Lange hatten die Beiden vergeblich gewartet. Endlich erblickten sie die so sehr Ersehnten, welche mit langsamen, weiten Schritten dahergestiegen kamen. Sie wurden freundlich empfangen, und als der Wirth die Flasche aus der Tasche zog, war die Freude eine doppelte. Man setzte sich. Der Napfkuchen wurde angeschnitten. Zwar wollten beim Kauen die Zähne zusammenkleben, aber der Nordhäuser biß sie wieder auseinander. Da sah der Wirth den Brief liegen.

„Aus der Residenz?“ fragte er.

„Ja,“ nickte die Alte ganz selig.

„Schon gelesen?“

„Nein. Er ist ja noch zu.“

„Warum lest Ihr ihn denn nicht?“

„Hm!“ schmunzelte sie. „Mein Alter hat seine Brille verlegt, und in meiner Nasenquetsche ist ein Glas zerbrochen. Der Glaser hatte kein passendes. Wer soll da lesen!“

„Na, so will ich Euch helfen. Soll ich ihn aufmachen und vorlesen?“

„Ja, sei doch so gut, Gevatter!“

Der Brief steckte in keinem Couverte; er bestand in einem dicken Bogen Notenpapier, welches zusammengelegt und mit Mehl und Wasser zugeklebt war. Der Schmied versuchte, das wieder auseinander zu bringen. Es gelang, und dann las er unter vielen Mühen Folgendes:

„Libber Vater und treue Mudter!

Ich ergreife die zwei Väter, die ich gekaubt hawe, um Eich zu schreiwen, das Ihr gesund und wohl Ich Eich winsche; Graht so auch wie ich!!! Eier Geburzdach ißt zwaar nur dem Vater seiner, abber mein Hertze freiet sich doch könichlig, weil Ich ißt entlich könichliger Diehner pin!!!!!!!! Ich habbe nähmlig 1ne Stehle bekomm alls Schließer beim könichligen Landesgerricht, wo ißt der Brandes Gußdav zum Dohte verurrdeilt wärden soll. Ich habbe es kut; abber Ich mechde dem Wagdmeißter 1 Sahk Kahrdoffeln schänken. Schiekt Mir 1en Sahk Kahrdoffeln!!!! Die Stiffelbahndoffeln gönnt Ihr behallden, weil Ich stähts inn Uhnifform seun muhst. Habt ihr viel Dohdte bei Euch? Grießt und kißt Mir die Garliene und die Kußtel. Wellge von den 2 Ich heurade, daß weuß Ich noch niecht, denn Sieh möggens Ruig abwahrten!!!! Bleubt gedrei eiern guhten Soohn unt Krißtjan!!!!“

Der Inhalt dieses Briefes brachte bei den Eltern natürlich große Freude hervor. Ihr Sohn Schließer beim königlichen Landesgerichte! Das mußte

natürlich so bald wie möglich das ganze Dorf erfahren, aber sie konnten doch unmöglich die beiden Gäste verlassen!

„Schließer beim Landesgerichte!“ meinte der Todtengräber. „Das muß ein bedeutender Posten sein!“

„Natürlich!“ antwortete der Schmied, indem er seinem Sohne einen heimlichen Blick zuwarf.

„Da hat er wohl auch Brandts Gustav gesehen?“

„Wahrscheinlich. Vielleicht ist er sogar in der Verhandlung gewesen, welche heut abgehalten wird.“

„Dabei hätte ich auch sein mögen! Wie wohl das Urtheil ausfallen wird?“

„Er wird jedenfalls zum Tode verurtheilt.“

„Herrgott!“ meinte die Alte, indem sie die Hände zusammenschlug. „Ich will aber wetten, daß er unschuldig ist!“

„Ich auch,“ meinte ihr Mann, indem er zur Bekräftigung seiner Meinung einen Nordhäuser tödtete.

„Ich ebenso!“ fügte der Schmied bei. „Ein Trost ist es, daß man ihn nicht hinrichten wird. Der König muß ihn begnadigen.“

„So kommt er wieder frei?“

„Bewahre! Wer zum Tode verurtheilt ist, kann nur zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt werden.“

„Herr Jesus! Ist das nicht noch schlimmer als der Tod?“

„Freilich, freilich! Aber wer weiß, was geschieht! Der Brandt ist kein Dummkopf, der sich ruhig einstecken läßt.“

Dabei warf er abermals einen heimlichen Blick auf seinen Sohn, den dieser mit einem leisen Nicken beantwortete. Dann fuhr er fort:

„Was hat denn da im Briefe Euer Christian mit den Stiefelpantoffeln gemeint?“

„Er hat sie hier gelassen, als er zum letzten Male auf Urlaub zu Hause war. Wir sollten sie ihm nachschicken. Aber weil er jetzt nun in großer Uniform geht — — hm, die Stiefelpantoffel müssen doch für einen königlichen Schließer nicht gut passen!“

„Das glaube ich auch. Und was meint er mit den Kartoffeln?“

„Hm! Das weiß ich selbst nicht. Er will sie dem Wachtmeister schenken. Vielleicht hat Dieser ihm zu der Stelle verholfen.“

„So wird es sein. Wie aber wollt Ihr den Sack Kartoffeln nach der Residenz bringen?“

„Ja,“ meinte der Alte, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Das ist ein schlimmes Ding! Mit der Eisenbahn oder mit der Post?“

„Vielleicht weiß ich Hilfe. Ich will übermorgen einen Verwandten besuchen, und da komme ich an der Residenz vorbei.“

„Ah! Willst Du so gut sein und die Kartoffeln mitnehmen?“

„Gern!“

„Abgemacht, Gevatter! Ich sacke sie morgen ein und bringe sie Dir hinunter. Aber, da, hm, ich muß hinaus. Da kommt ja schon das Begräbniß!“

Er hatte einen Blick durch das Fenster geworfen. Der Schmied wußte wohl, was er meinte, fragte aber doch:

„Welches Begräbniß denn?"

„Weißt Du das nicht? Der Botenfrau ihr Kleiner ist am Scharlach gestorben; den bringen sie jetzt."

„Wird es lange dauern?"

„O nein. Mit armer Leute Kind wird wenig Federlesen gemacht; das wißt Ihr ja."

„Aber Du mußt ja das Grab zuwerfen! Und wir wollten doch gern ein Spielchen machen."

„Das mit dem Zuwerfen hat Zeit. Ich mache es, wenn wir fertig sind; das macht keine große Mühe."

„Gut! Wir helfen Dir dabei."

Ein Mann brachte einen kleinen Sarg getragen. Hinter ihm kam die Leichenfrau und die Mutter des Kindes. Das war der ganze Begräbnißzug. Diese Drei wurden vom Todtengräber empfangen und nach dem Grabe geführt. Man ließ den Sarg hinab und betete ein stilles Vaterunser. Damit war die Ceremonie zu Ende. Wenn ein Reicher, ein Vornehmer sich von seinem Kinde trennt, geschieht es mit größerem Pompe, und doch ist das Herz einer armen Mutter ebenso empfänglich für das Herzeleid wie dasjenige einer feinen Dame.

Der Leichenconduct verließ den Friedhof, und der Todtengräber kehrte in sein Stübchen zurück. Es begann, dunkel zu werden, und darum wurde eine Lampe angebrannt. Beim Scheine derselben begann das Spiel, nicht ein Spiel um Gold- oder Silberstücke, sondern um den zwanzigsten Theil eines Pfennige.

Nach einiger Zeit stieß der Schmied seinen Sohn an.

„Lasse Niemand hinaus!" raunte er ihm zu.

Er erhob sich und verließ das Stübchen mit der unbefangenen Miene eines Mannes, der etwas ganz Gewöhnliches beabsichtigt. Hinter dem Häuschen angekommen, lauschte er einige Secunden lang. Es war Nacht geworden; Niemand konnte ihn sehen.

Mit schnellen aber vorsichtigen Schritten eilte er dem kleinen Grabe zu. Er hatte vorhin durch das Fenster geblickt und sich die Stelle ganz genau gemerkt. Es war offen. Er bückte sich und fühlte hinab. Auf dem kleinen Sarge lagen einige Feldblumen, welche die arme Mutter unterwegs gepflückt und dem Kinde in das Grab nachgeworfen hatte.

Der rauhe Mann legte die Blumen sorgfältig heraus, ehe er den Sarg emporzog. Er öffnete denselben, nahm das Kind heraus und legte es einstweilen zur Seite. Dann machte er den Deckel wieder zu, senkte den Sarg wieder hinab und legte die Blumen darauf. Jetzt nun zog er ein altes Tuch hervor, welches er unter der zugeknöpften Weste stecken gehabt hatte, wickelte die Leiche hinein und trug sie nach der Ecke des Friedhofes, wo er sie in einem dichten Gebüsch einstweilen versteckte.

Das beabsichtigte Werk war vollbracht, und er kehrte nun wieder in die Stube zurück. Es war so schnell geschehen, daß die Zeit, welche er gebracht hatte, gar nicht auffiel.

„War's finster draußen?“ fragte sein Sohn.

„Na, es geht!“ antwortete der Vater.

Das war das Zeichen, daß Alles gelungen sei, und das Spiel begann von Neuem. Als es zu Ende war, schlug es eben Mitternacht.

„So lange?“ fragte der Todtengräber erstaunt. „Wie ist uns die Zeit doch so kurz geworden! Nun werde ich das Grab doch offen lassen müssen.“

„Warum denn?“ fragte der Wirth.

„Es ist zu spät! Morgen früh ist's auch noch Zeit. Freilich darf es Niemand wissen, denn es soll kein Grab so lange offen stehen.“

„Gut! Wir helfen Dir!“

„Wirklich? Angenommen! Da sind wir in fünf Minuten fertig.“

Sie nahmen Schaufeln und eine Laterne und begaben sich nach dem Grabe. Die Todtengräberin leuchtete.

„Der arme Wurm ist so rasch gestorben!“ meinte sie. „Ich möchte die Leiche doch gern erst einmal sehen!“

„So wollen wir aufmachen!“ antwortete ihr Mann.

„Unsinn! Was fällt Euch ein!“ entgegnete der Wirth rasch. „Das wäre ja Leichenschänderei!“

„Ich bin Todtengräber! Da nimmt man es nicht so genau!“

„Das mag sein. Aber öffnet man denn einen Sarg, in dem eine Scharlachfieberleiche liegt?“

„Das ist wahr! Alte, wollen vorsichtig sein, daß wir in unseren alten Tagen nicht etwa an einer Kinderkrankheit sterben!“

Damit war die Gefahr vorüber. Das Grab wurde zugeworfen, und dann empfahlen der Schmied und sein Sohn sich den Gevattersleuten.

„Gute Nacht, Gevatter!“ rief ihnen der Todtengräber nach. „Also morgen bringe ich die Kartoffeln!“

„Ja. Uebermorgen nehme ich sie mit.“

Als die Beiden eine kurze Strecke gegangen waren, blieben sie lauschend stehen, um zu horchen. Nach einer Weile meinte der Sohn:

„Der Gevatter ist gleich zu Bett. Das Licht ist ausgelöscht. Wohin hast Du die Leiche getragen?“

„Warte hier; ich hole sie.“

„Wann geht es nach dem Schlosse?“

„Gleich. Dort ist man auch bereits schlafen gegangen. Das gnädige Fräulein ist ja nicht daheim.“

„So will ich einstweilen die Filzschuhe und die Schlüssel holen. Wo treffen wir uns?“

„Bei der Buche am Schloßwege.“

„Gut, Vater.“

Er stieg in das Dorf hinab, schlich sich zur Schänke hin und in den Garten derselben. In der Stube saßen noch einige Gäste. An den Garten stieß die Scheune, deren hinteres Thor offen gelassen war. In einer Ecke der Tenne steckten unter dem Stroh zwei Paar Filzschuhe und ein Bund Nachschlüssel. Diese Gegenstände nahm er zu sich und begab sich dann nach

der Buche. Da er vorsichtig hatte sein müssen, so traf er den Vater bereits dort an.

„Hast Du Alles?“ fragte dieser.

„Alles. Ziehen wir die Schuhe gleich hier an?“

„Ja; die Stiefel stecken wir in das Gebüsch.

„Wie aber kommen wir in das Schloß?“

„Das wird sich finden. Jetzt weiß ich noch nicht, ob man noch munter ist. Vielleicht steht ein Fenster neben dem Blitzableiter offen.“

Sie wechselten die Stiefel mit den Filzschuhen. Letztere machten ihre Schritte unhörbar; erstere wurden im Gebüsch versteckt.

Beim Schlosse angekommen, umschlichen sie dasselbe. Der Sohn trug die Kindesleiche und der Vater die Nachschlüssel, welche er mit einem Tuche umwickelt hatte. An einem der hinteren Fenster war noch Licht. Der Schmied kannte das Innere des Schlosses sehr genau, da er alle in sein Fach einschlagenden Reparaturen hier besorgt hatte.

„Das ist das Stübchen neben der Küche,“ meinte er. „Da wird das Weibsvolk sitzen und klatschen. Wenn die Herrin nicht da ist, so hat die Dienerschaft freie Zeit. Warte hier!“

Er ging. Als er nach kurzer Zeit zurückkam, flüsterte er:

„Es geht Alles gut. Dort das Eckfenster ist offen. Wir steigen ein. Sollte die Thür verschlossen sein, so öffne ich. Wir kommen in den Flur und von da nach der Treppe. Die Stube, in welcher der Kleine schläft kenne ich ganz genau.“

„Aber die Bonne!“

„Sie sitzt mit da drin. Wie es scheint, haben sie sich eine Chocolade gekocht. Da lassen sie sich nicht stören.“

„Wie kommen wir wieder heraus?“

„Ganz auf demselben Wege.“

Sie stiegen durch das Fenster. Die Thür des Zimmers, in welchem sie sich nun befanden, war nicht verschlossen. In einigen Augenblicken befanden sich die Beiden oben auf dem Corridore.

„Hier! Leise herein!“ flüsterte der Schmied.

Ein Streichholz flackerte auf. Beim Scheine desselben gewahrten sie den Knaben, welcher in seinem Bettchen schlummerte. Leise, leise nahm ihn der Schmied heraus, er drückte ihn an sich; er erwachte nicht.

„Schnell! Den anderen Balg hinein! Betten drauf und die Kleidungsstücke, welche dort an der Wand hängen. Findest Du Dich allein zurecht?“

„Ja, Vater.“

„So gehe ich. An der Buche treffen wir uns wieder.“

„Aber wenn der Junge erwacht!“

„Schadet nichts. Hier hängt ein Mantel. Ich wickle ihn hinein. Was soll man da hören.“

Er nahm den Mantel, schlug den Knaben hinein und schlich sich davon. Es war ein Wunder zu nennen, daß das Kind nicht erwachte. Mit unhör-

baren Schritten huschte der Schmied zur Treppe hinab und durch die Stube, welche sie offen gefunden hatten, in das Freie hinaus.

Da begann der Knabe sich zu regen. Der Schmied schaukelte ihn im Gehen leise hin und her. Das half. Das Kind glaubte sich in den Armen der Bonne und schlief wieder ein.

An der Buche angekommen, wartete er. Nach kaum zwei Minuten hörte er leise Schritte. Sein Sohn war es.

„Nun?“ fragte er. „Ist's gelungen?“

„Natürlich!“

„Man sieht aber doch nichts!“

„So schnell kann es nicht gehen. Das Fenster liegt ja auf der Seite welche man hier nicht sieht.“

„Verdammt! Wenn es nicht gezündet hätte, würde man die Verwechslung bemerken!“

„Habe keine Sorge. Was ich mache, das mache ich gut.“

„So wollen wir das Weite suchen.“

„Ziehen wir die Stiefel an?“

„Dazu giebt es keine Zeit. Trage Du sie. Ich habe den Jungen Ehe Lärm wird, müssen wir zu Hause sein.“

Sie eilten davon, erreichten glücklich ihren Garten und gelangten durch die Scheune in den Hof. Die Gäste saßen noch in der Stube.

„Gehe hinein und schicke die Mutter heraus,“ befahl der Schmied.

Der Sohn ging, und in kurzer Zeit kam die Frau des Schmiedes.

„Endlich, endlich,“ flüsterte sie. „Was ich für Angst ausgestanden habe Ist es gelungen?“

„Ich hoffe es. Hier ist der Knabe. Ist das Versteck fertig?“

„Ja. Gieb ihn her, und gehe in die Stube.“

„Haben sie nach mir gefragt?“

„Ja; ich habe gesagt, daß Du beim Gevatter bist, aber bald kommen wirst.“

Sie nahm das Kind und verschwand im Dunkel des Hofes. Unter dem Hause befand sich ein verborgener Keller, welchen die Grenzer noch nie entdeckt hatten; dorthin trug sie einstweilen den geraubten Knaben, während der Schmied in die Gaststube trat.

Auch dort spielte man noch Karte. Es waren Bekannte aus dem Dorfe und Pascher von jenseits der Grenze herüber. Die Beiden, Vater und Sohn mußten sich sofort zu ihnen setzen, um an dem Spiele Theil zu nehmen Beide hatten allerdings nicht die rechte Lust dazu, da ein jeder Augenblick die Kunde bringen konnte von dem, was auf dem Schlosse geschehen war.

Es vergingen fünf Minuten, zehn Minuten — sollte der Streich nicht gelungen sein? Da, da ertönte draußen auf der Dorfstraße ein lauter Ruf:

„Feuer! Feurio! Feurio!“

Der Nachtwächter stieß in das Horn. Alle Gäste sprangen auf und zur Thür hinaus. Der Nachtwächter erblickte sie und rief:

„Feuer, Ihr Leute! Auf dem Schlosse brennt es!“

„Herr Jesus! Auf dem Schlosse!“ ertönte es aus Aller Munde. „Rasch, zur Spritze, ehe es gefährlich wird!“

Es war bereits gefährlich genug, denn als man endlich mit der Spritze anlangte, stand der eine Flügel des Gebäudes vollständig in Flammen. Eine Feuerwehr gab es nicht in der Nähe, und ehe diejenige der Amtsstadt herbeikam, oder ehe die nachbarlichen Spritzen herbeigeschleppt werden konnten, mußte das ganze Schloß bereits brennen.

Die Bewohner desselben schleppten heraus, was ihnen das Liebste war. Die Dörfler halfen. Ihre Spritze war überflüssig, denn es fehlte an Wasser.

Der Ortsvorsteher übernahm es, die möglichen Rettungsarbeiten zu überwachen. Erst nach langer Zeit, als die Bewohner der benachbarten Ortschaften bereits angekommen waren, aber auch einsehen mußten, daß das Gebäude nicht zu retten sei, kam es ihm in den Sinn, daß ja auch Menschen in Gefahr gewesen sein könnten.

Er eilte nach der Stelle, an welcher die Bediensteten des Schlosses standen und jammernd der Zerstörungswuth des Elementes zuschauten.

„Es sind doch Alle da beisammen?“ fragte er.

„Alle,“ antwortete die Zofe Ella, welche noch die meiste Fassung behalten hatte.

„Es fehlt keine Person?“

„Nein.“

Aber da ließ sich ein lauter, gräßlicher Schrei hören. Die Bonne hatte ihn ausgestoßen.

„Was ist's? Was giebt's?“ fragte er.

„Der Knabe! Der Knabe! Der kleine Herr!“ rief sie.

„Herrgott! Fehlt er vielleicht?“

„Ja, ja, er schlief! O Gott! Wir waren unten, als es oben bereits lichterloh brannte. Wir wurden es erst gewahr, als kein Mensch mehr hinauf konnte!“

Das gab nun allerdings eine fürchterliche Aufregung. Man suchte, man gab hunderterlei Rathschläge — vergebens! Da hinauf, wo der Knabe gelegen war, konnte längst kein Mensch mehr. Selbst als die freiwillige Feuerwehr der Amtsstadt anlangte und deren Anführer das Geschehene erfuhr, zuckte er die Achsel und sagte:

„Muß längst verbrannt sein! Da hinauf sich zu wagen, würde mehr als Wahnsinn sein. Vielleicht aber retten wir die Ueberreste des Kindes. Noch halten die Mauern und Balken.“

Die Spritzen begannen zu arbeiten, denn jetzt gab es Wasserzubringer. Beide Elemente trafen zusammen; eins suchte das andere zu zerstören; ein dunkelleuchtender Schwalch stieg aus dichtem, stinkendem Rauche himmelan.

Da kam auf schäumendem Pferde ein Reiter herangesprengt. Baron Franz von Helfenstein war es. Am Abende aus der Residenz zurückgekehrt, hatte er nach dem Aufregenden, was er dort mit zu erleben gehabt hatte, keine Ruhe gefunden. Da war nach Mitternacht ein eigenthümlicher Schein in seine Stube gedrungen. Er erhob sich vom Lager, blickte durch das Fenster und

sah, daß in der Richtung nach Schloß Hirschenau ein bedeutendes Feuer sein müsse. Sollte Hirschenau selbst brennen? Er zog sich eiligst an, zog sein Pferd hervor und ritt, ohne erst zu satteln, davon.

Jetzt erfuhr er, daß seine Cousine noch nicht aus der Residenz zurückgekehrt, sein kleiner Cousin aber verbrannt sei. Er that, als ob dieser Schlag ein entsetzlicher für ihn sei. Er sprengte wie ein Wüthender um das brennende Schloß herum. Da, als er grad an einer Stelle hielt, an welcher sich wenig Menschen befanden, hörte er sich angerufen:

„Ein böses Unglück, Herr Baron!"

Er blickte sich um und erkannte den Schmied.

„Ah, Sie sind es!" meinte er. „Wenn ist es ausgebrochen?"

„Kurz nach Mitternacht. Wir saßen bei mir bei der Karte."

„Alles, Alles verloren!"

„Viel, sehr viel gewonnen!"

Das erregte die Aufmerksamkeit des Barons.

„Was denn gewonnen?" fragte er.

„Die ganze Freiherrschaft Helfenstein. Der junge Baron ist ja verunglückt."

„Kommen Sie einmal näher!"

Der Schmied trat ganz nahe zu dem Pferde heran. Der Baron sagte in gedämpftem Tone:

„Das ist ein Zufall! Nun ist das Verabredete nicht nöthig."

„Wieso?"

„Na, Sie wissen ja! Wie steht es mit dem Wechsel?"

„Den habe ich."

„Nun brauche ich ihn aber nicht einzulösen, da Sie nichts gethan haben, um die Summe zu verdienen."

Da legte der Schmied die Hand an den Hals des Pferdes und fragte:

„Wieso? Nichts gethan? Habe ich mich nicht verpflichtet, zu schweigen? Habe ich nicht versprochen, den Knaben — — —"

„Pst! Pst! Nicht so laut! Vorsichtiger! Für Beides habe ich Ihnen den Wechsel gegeben. Sie haben aber nur zu schweigen gebraucht; das Andere hat der Zufall gethan; folglich haben Sie nur die Hälfte verdient."

„Der Zufall? Kennen Sie diesen Zufall vielleicht?"

„Nun?"

„Er steht hier vor Ihnen. Ich war dieser Zufall!"

„Was! Mensch, Sie haben das Schloß in Brand gesteckt?"

„Ja."

„Warum? Weshalb?"

„Um den Knaben spurlos verschwinden zu lassen."

„Konnten Sie das nicht auf andere Weise thun? Sehen Sie nicht ein, welche Verluste ich erleide, welcher Theil des Erbes mir verloren geht! Ich kann Sie zur Bestrafung bringen!"

Der Baron war wirklich im höchsten Grade zornig; der Schmied aber bewahrte seine Ruhe und antwortete:

„Wie es scheint, wissen Sie nicht, daß Alles. das Bewegliche und das

Unbewegliche, versichert ist. Sie werden sich das neue Schloß ganz nach Ihrem Geschmacke aufbauen können. Was aber mich betrifft, so unternehmen Sie es um Gotteswillen nicht, mir zu drohen. Das würde nur zu Ihrem Unglücke sein."

Nach diesen Worten verschwand er unter den flackernden Schatten, welche das Feuer warf.

Der Baron stieg jetzt von seinem Pferde, um sich in Ruhe zu orientiren. Er fand die Bewohner des Schlosses an einer Stelle versammelt. Auch Ella war da, welche zu gleicher Zeit mit ihm zurückgekehrt war, da ihre Herrin ihrer nicht bedurft hatte. Als sie ihn erblickte, kam sie ihm sofort entgegen.

„Welch ein Glück, mein Lieber, Dich zu sehen!" meinte sie halblaut. „Kennst Du schon den glänzenden Zufall, welcher sich ereignet hat?"

„Welchen Zufall meinst Du?"

„Den Tod des Knaben. Er ist verunglückt."

„Ich weiß es!"

„Wirklich? Was denkst Du davon?"

„Was soll ich denken?"

„Dasselbe, was ich denke!" antwortete sie mit Betonung.

„So? Nun, was denkst denn Du?"

„Du sagst, daß Du es weißt, daß der Knabe verunglückt ist?"

„Ja."

„Du hast dies aber bereits früher gewußt!"

Es war ihm, als ob er eine Ohrfeige erhalten habe.

„Ich möchte doch wissen, wie Du das meinst!" sagte er rauh.

„Das will ich Dir ganz aufrichtig sagen: Dieses Feuer ist Dein Werk; nicht anders ist es."

„Mädchen! Bist Du toll?"

„Nein, mein Herz! Ich verstehe nur außerordentlich gut, in Deiner Seele zu lesen. Der Knabe mußte weg sein!"

„Aber ich war ja gar nicht hier!"

„Das ist allerdings sehr richtig; doch Derjenige war hier, der von Dir den Auftrag erhielt, den er so „feurig" ausgeführt hat."

„Schweig! Du redest mich ja in das Verderben!"

„O nein! Du bist der Satan, und ich bin Deine Teufelin. Ich freue mich dieses Feuers, denn ich werde nun nicht blos eine Baronin, sondern sogar eine sehr reiche Baronin sein. Hätten wir nicht Zeugen zu fürchten, so würde ich Dich küssen!"

„Das möchte ich mir verbitten! Ich ersuche Dich überhaupt, jetzt noch Niemand wissen zu lassen, was zwischen uns vorgekommen ist. Darf ich übrigens fragen, wie hoch sich Deine Verluste belaufen?"

„Viel, sehr viel ist mir verbrannt?"

„Was?"

„Kleider, Wäsche — —"

„Weiter nichts? Weiter nichts?" fragte er dringlich.

Sie stieß ein scharfes Lachen aus und antwortete:

„O, noch manches Andere. Aber die beiden Documente, welche ich von

Dir erhielt, habe ich gerettet. Sie sind es doch ganz allein, welche Dir am Herzen liegen."

„Zeige sie her!"

„Das ist nicht nöthig!"

„Ich will, ich muß sie aber sehen!"

Da machte sie eine sehr geringschätzende Bewegung der Achsel und sagte:

„Deine Dringlichkeit beweist mir deutlich, wie sehr Du mich fürchtest, wie sehr ich Deine Herrin bin. Selbst wenn mir die Papiere verbrannt wären, könnte ich Dich durch die Behauptung, sie noch zu besitzen, in Schach halten. Aber ich habe sie in Wirklichkeit gerettet; denn ich trage sie stets bei mir. Hier, siehe!"

Sie zog zwei zusammengefaltete Papiere hervor, welche sie emporhielt, ohne sie ihm aber näher zu zeigen.

„Zeige her! Ich will sie lesen."

„Ah, lesen und zerreißen, nicht wahr! Ein jeder Andre soll sie eher in die Hand bekommen als Du, wenigstens bis ich wirklich Baronin von Helfenstein bin. Aber Du hast jetzt mehr zu thun. Bekümmere Dich um Dein brennendes Erbe!"

Er folgte diesem Rathe, obgleich es zu nichts mehr führen konnte.

Der Schloßflügel, an welchem das Feuer ausgebrochen war, wurde leidlich erhalten; die anderen Theile brannten vollständig nieder. Dies hatte seinen Grund darin, daß man fast das ganze vorräthige Wasser in der Hoffnung, wenigstens die Ueberreste des Kindes zu erhalten, nach diesem Flügel gerichtet hatte.

Mit Anbruch des Tages konnte man die Nachforschung beginnen. Man legte Leitern an die wohlerhaltene Außenmauer und versuchte, in das Zimmer zu gelangen, in welchem der Knabe gelegen hatte. Wunderbar! Es war fast das einzige, in welchem die Diele leidlich erhalten war!

Das Feuer hatte seinen Heerd geschont, um sich desto schneller verbreiten zu können.

Ein kühner Feuerwehrmann stieg zur ausgebrannten Fensteröffnung ein, mußte aber sofort wieder umkehren, da er bemerkte, daß die verkohlte Diele ihn nicht tragen werde. Der Baron war bei diesem Versuche gegenwärtig gewesen.

„Nun, was haben Sie gesehen?" fragte er.

„Ich glaube, daß die Ueberreste des kleinen Barons noch vorhanden sind. Ich glaube, zwischen anderen Resten, welche zum Bette gehört haben, etwas wie halb verkohlte Knochen liegen gesehen zu haben."

„So muß man abwarten, bis das Feuer völlig nieder ist und die Brandruine sich abgekühlt hat. Dann werden wir sehen, ob Sie recht vermuthen!"

Baronesse Alma von Helfenstein war im königlichen Schlosse beschieden worden, daß die Majestät jetzt Vortrag entgegen nehme und erst in einigen Stunden zu sprechen sei. Sie hatte diese Zeit wie im Fieber zugebracht und war dann wieder vorgefahren. Jetzt wurde ihr der Zutritt nicht verweigert.

Sie fand den König im Audienzsaale. Er stand am Fenster und schaute

ernst, sehr ernst durch dasselbe hinaus. Sie blieb an der Thür stehen und wagte kaum, zu athmen. Was war es, was ihr das Herz heute so zusammenpreßte? Sie hatte doch früher vor dem Monarchen keine solche Angst gehabt!

Da wendete er sich zu ihr herum. Augenblicklich sank sie in die Kniee und erhob flehend die Hände. Er trat langsam näher. Er gebot ihr nicht, sich zu erheben. Er blickte ihr fast streng in das Angesicht und sagte dann:

„Ich weiß, um was Sie bitten wollen, Baronesse!"

„O Gnade, Gnade! Majestät!" schluchzte sie.

„Sie wollen, ich solle Gnade für ihn haben, für den Sie selbst keine gehabt haben! Ich soll ein Urtheil mildern, welches nur Ihretwegen so hart ausgefallen ist. Man hat mir den ganzen Verlauf der Untersuchung, auch den Verlauf der heutigen Verhandlung berichtet. Ich weiß, daß es vor allen Dingen Ihre Aussage ist, welche am Schwersten in die Wagschaale fiel — und doch war er Ihr Bruder! Liebe und Milde ist die Pflicht eines Weibes, auch der Schwester!"

Jedes dieser Worte traf wie ein Pfeil, welcher sich in das Leben bohrt. Aus einem solchen Munde war seine Spitze doppelt scharf.

„O, Majestät," schluchzte sie. „Konnte ich anders!"

„Ich will das nicht untersuchen. Auch will ich ihn weder für schuldig, noch für unschuldig halten. Ich bemitleide Sie und ihn."

„Dank, Dank für dieses Wort! Darum aber auch Gnade für ihn, Gnade, Majestät!"

„Glauben Sie, daß er um Gnade nachsuchen werde? Haben Sie die Worte seines Vaters vernommen, dieses braven, biedern Mannes, welcher seinen Sohn lieber unter dem Schwerte sehen, als unter dem Joche der Gnade sich beugen lassen will?"

„Kann er den Tod erzwingen? Steht die Milde Eurer Majestät nicht über der Strenge des Gesetzes?"

Der Monarch schüttelte langsam den Kopf und antwortete:

„Ein Ehrenmann wird tausendmal lieber sterben, als Züchtling sein wollen. Aber gehen Sie, Ihre Bitte soll und darf keine vergebliche sein. Sie sind es nicht allein, welche Sympathie für den Verurtheilten hegt. Sein Blut wird nicht vergossen werden!"

Er wendete sich ab und verließ den Saal. Sie erhob sich und wankte fort nach ihrem Wagen. Das Verhalten des Königs hatte sie hart getroffen, vielleicht ebenso hart wie die Ereignisse der letzten Zeit. Er, der sonst so Gnädige, hatte sie knieen lassen und, wenn auch ihr Verhalten nicht geradezu getadelt, so doch sich über dasselbe verstimmt gezeigt. Und dann war er ohne Abschied von ihr gegangen! Hatte sie das wirklich verdient? War nicht gerade der Umstand, daß sie, von der Verhandlung weg, um die Gnade des Königs nachgesucht hate, der beste und sicherste Beweis, welche Sympathie sie trotz Allem für den Milchbruder fühlte? Hätte sie wirklich gegen ihr Gewissen sprechen können?

Solche Fragen legte sie sich vor, als sie in ihrem Hotel angekommen war. Sie mußte die Nacht über hier bleiben, da sie mit dem Abendzuge nicht bis

zur Heimath gelangen konnte. Die anderen Zeugen hatten einen Zug benutzen können, welchen sie in Folge ihrer Audienz beim Könige versäumen mußte.

Sie verbrachte eine außerordentlich unruhige Nacht. Der Schlaf floh ihre Augen, und Vorwürfe tauchten gespensterhaft vor ihr auf. Wie gut, wie edel war Gustav stets gewesen! Wie muthig hatte er noch am letzten Tage vor dem Doppelmorde gehandelt, und mit welcher Nachsicht und Selbstbeherrschung war er ihrem Vater entgegengetreten. Konnte er wirklich so rachsüchtig, so gottlos sein? Tausend Stimmen in ihrem Innern antworteten mit Nein. Diese Stimmen hatten bisher geschwiegen, weil sie nicht gefragt worden waren. Ja, sie war schuld an Allem! Sie hatte ihn einen Mörder genannt und war feig in Ohnmacht gefallen. Anstatt dessen hätte sie sich an seine Seite stellen sollen, um ihn muthig zu vertheidigen. Sie hätte sich sagen sollen, daß während der Zeit, als sie von ihm ging und wiederkehrte, sich wirklich ein Anderer seines Gewehres bemächtigen konnte, um den Hauptmann niederzuschießen und ihn dann als Mörder zu bezeichnen. Jetzt traten alle Argumente des Vertheidigers vor ihre Seele; es war ihr, als ob sie plötzlich hellsehend geworden sei. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief in jammerndem Tone:

„Ja, Gustav, Du bist unschuldig! Und ich bin es, ich, die Dich in das Elend gestürzt hat! Kein Gott kann mir verzeihen!"

Sie beschloß, mit dem ersten Morgenzuge nach Helfenstein zurückzukehren, um dem Förster ihre Schuld zu bekennen und mit ihm zu berathen, wie sein Sohn noch gerettet werden könne. Sie telegraphirte nach Hause nach einem Geschirr, welches sie vom Bahnhofe der Amtsstadt abholen sollte, und stieg dann in das Coupee.

Sie hatte erste Classe genommen; sie saß ganz allein. Sie blickte nicht hinaus nach den Landschaften, welche der Zug durcheilte, sie hörte nicht auf das, was man sich auf den Bahnhöfen und Anhaltestellen zurief. Allüberall war von dem Brande von Schloß Hirschenau die Rede. Sie war aber so sehr in ihr eigenes Innere versunken, daß sie für alles außer ihr Liegende kein Ohr, kein Hören und Verstehen hatte.

Endlich war sie angelangt. Halb wie im Traume hörte sie den Namen der Station nennen. Ihr Diener war aus seiner zweiten Classe herbeigeeilt, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Er hatte mehr gehört als sie; er wußte, was geschehen war, und blickte sie mit sichtbarer Besorgniß an. Sie bemerkte dies.

„Was ist's?" fragte sie. „Was hast Du?"

„Gnädiges Fräulein, haben Sie denn noch nichts gehört?" antwortete er.

„Gehört? Nein. Wovon? Was meinst Du denn?"

Er wurde sehr verlegen, zögerte eine Weile und sagte dann:

„Es ist etwas Unerwartetes geschehen, Etwas, was man sogar unangenehm, sehr unangenehm nennen — — ah, da kommt Einer, der es Ihnen jedenfalls besser sagen kann, als ich."

Er trat ehrerbietig zurück. Alma drehte sich um und erblickte — ihren Cousin Franz von Helfenstein.

Dieser hatte am abgebrannten Schlosse ihre Depesche entgegen genommen

und es sich nicht versagen wollen, ihr den Schlag, der sie erwartete, selbst zu übermitteln. Er war also nach dem Bahnhofe gefahren, um sie dort zu empfangen.

Als sie ihn erblickte, erbleichte sie. Das war der Mörder! Was wollte er hier? Sie nahm sich vor, ihm zu zeigen, wie sehr sie ihn verachte und fragte im stolzesten Tone:

„Sie hier? Sie fuhren mit demselben Zuge? Ich glaubte, Sie seien bereits gestern zurück gekehrt."

Sie nannte ihn Sie; sie blickte ihn mit Augen an, in denen ebenso viel Verachtung wie Abscheu lag. Er schien dies gar nicht zu bemerken, er zuckte leicht die Achseln und sagte:

„Vielleicht konnten Sie nicht auch sogleich zurückkehren, weil Sie sich mit dem Mörder Ihres Vaters ein Rendez-vous in der Zelle gaben. Ich vermuthe das. Besser wäre es allerdings gewesen, wenn Sie das unterlassen hätten. Sind Sie von dem unterrichtet, was unterdessen in Helfenstein und Schloß Hirschenau geschehen ist?"

Sie hatte seine freche Beleidigung mit aller Entschiedenheit zurückweisen wollen, aber bei seiner letzteren Frage war sein Auge mit so triumphirendem Hohne auf sie gerichtet, daß ihr das Blut in den Adern stockte. Es durchschauderte sie, als ob er mit gezücktem Degen vor ihr stehe, um ihr einen tödtlichen Hieb zu versetzen.

„Nein," antwortete sie leise und zagend.

„Nicht? So geben Sie mir Ihren Arm. Wir müssen hier ein Zimmer aufsuchen."

„Warum soll ich es nicht hier, sondern im Zimmer vernehmen?"

Er stieß ein kurzes, cynisches Lachen aus und antwortete:

„Weil Sie in Ohnmacht fallen werden, wie ich im Voraus weiß."

Damit zog er sie fort. Sie nahm sich vor, nun grad ihm zum Trotze stark, sehr stark zu sein und nicht in Ohnmacht zu fallen, möge auch kommen, was da wolle. Im Wartezimmer erster Classe angekommen, wo nur wenige Gäste anwesend waren, zog sie ihren Arm aus dem seinigen und sagte:

„Nun, darf ich um Ihre Mittheilung ersuchen?"

„Bitte, halten Sie sich an diesem Stuhle fest!" antwortete er höhnisch. „Was ich Ihnen zu melden habe, ist nichts weniger als angenehm. Wünschen Sie, daß ich Ihnen eine vorsichtige Einleitung mache?"

„Sprechen Sie!" gebot sie ihm stolz und kalt.

„Gut. Heute Nacht ist Schloß Hirschenau bis auf die Mauern niedergebrannt."

Sie erbleichte, doch zeigte sie keine Schwäche.

„War das Feuer angelegt?" fragte sie.

„Nein; es war eine Folge der Vernachlässigung, wie man vermuthet. Die Herrin war ja nicht daheim."

„Man wird das streng zu untersuchen haben. Der Verlust ist übrigens zu überwinden, da Alles versichert war. Natürlich setze ich da voraus, daß kein Menschenleben dabei beschädigt worden ist."

„Das ist leider grad der Fall."

Jetzt griff sie wirklich nach der Lehne des Stuhles.

„Ist Jemand verletzt worden?" fragte sie.

„Verletzt nicht, aber todt," meinte er kalt und gleichgiltig.

„Himmel, wer ist es, wer?"

„Ihr Bruder ist mit verbrannt."

Da fuhr sie auf ihn zu. Ihre Augen wurden starr und gläsern.

„Das ist nicht wahr! Das ist eine Lüge!" rief sie.

„Ich sehe, daß Sie unzurechnungsfähig sind; darum verzeihe ich Ihnen. Gehen Sie hinaus! Man hat seine Ueberreste gerettet. Die verkohlten Knochen und der verbrannte Schädel liegen zur Besichtigung bereit."

Sie fuhr mit den Händen in die Luft, stieß einen unarticulirten Schrei aus und rief laut und jammernd:

„Gott! Herrgott, Dein Strafgericht beginnt!"

Dann sank sie leblos auf den Boden nieder.

Der Baron wendete sich kalt an ihren Diener, welcher unter der Thür stehen geblieben war:

„Lassen Sie sich hier ein Zimmer geben, und holen Sie einen Arzt. Ich glaube kaum, daß sie transportabel sein wird, und auf Hirschenau ist leider kein Platz für sie."

Damit ging er von dannen, als ob ihre Person ihm ganz und gar fremd und gleichgiltig sei. —

Am nächsten Morgeu kam der Schmied mit seinem Sohne auf seinem Wägelchen nach dem Bahnhofe gefahren. Nachdem er einen Sack Kartoffeln abgeladen und als Passagiergut aufgegeben hatte, fuhr sein Sohn nach Helfenstein zurück, er aber stieg in den Zug, welcher nach der Residenz abging. Dort angekommen, begab er sich sofort nach dem Landesgericht und fragte nach dem neuen Schließer Christian. Dieser kam herbei und erkannte sofort den Gevatters-mann seines Vaters. Er freute sich sehr, von demselben besucht zu werden, und fragte ihn, ob seine Eltern den langen Brief erhalten hätten.

„Ja," antwortete der Schmied. „Ich habe ihn selbst gelesen."

„Wirklich?" fragte Christian. „Nicht wahr, er war sehr schön abgefaßt?"

„Ja. Besonders das von der Karline und Gustel hat mich gerührt."

„Das glaube ich. Im Liebesbriefschreiben habe ich etwas los. Wie aber steht es mit den Kartoffeln?"

„Die habe ich mit."

„Sapperlot! Das ist gut. Ich will sie dem Wachtmeister schenken. Er sagt immer, daß die Kartoffeln, die man hier kauft, nichts taugen, und da will ich ihm einmal zeigen, was die richtigen Kartoffelstückchen mit Majoran oder Gottverthymian zu bedeuten haben. Aber ist es denn auch ein ganzer Sack?"

„Ein ganzer Scheffelsack."

„Und wo ist er?"

„Er liegt draußen auf dem Bahnhofe als Passagiergut. Hier ist der Zettel, gegen welchen Du ihn bekommst. Das Uebergewicht habe ich bereits bezahlt. Du erhältst ihn also ganz umsonst."

V. S.

Das freute den guten Christian um so mehr. Er thaute auf; die Beiden kamen in eine animirte Unterhaltung, und da der Schließer grad eine Viertelstunde Muse hatte, so gingen sie in eine nahe liegende Restauration, um ein Glas Bier zu trinken. Dort kam die Rede auch auf Gustav Brandt.

„Warst Du mit bei der Verhandlung?“ fragte der Schmied.

„Nein. Ich hatte bei den Gefangenen zu thun. Ich habe überhaupt nicht zu ihm gedurft, weil wir aus einem Orte stammen. Er dauert mich, denn Alle sagen, daß er unschuldig sei.“

„Jedenfalls wird er begnadigt!“

„Natürlich!“ nickte Christian, indem er ein überaus pfiffiges Gesicht machte. „Aber es hat einen Haken.“

„Welchen denn?“

„Er will kein Gnadengesuch machen. Er will sich hinrichten lassen, wie sein Vater es verlangt hat. Er sagt, wer unschuldig ist, der könne wohl Gerechtigkeit verlangen, aber keine Gnade.“

„Sakkerment, so wird er um einen Kopf kürzer gemacht! Und er hat nur diesen einen!“

Das Gesicht Christians wurde noch pfiffiger.

„Hm,“ brummte er. „Ich glaube nicht daran!“

„Warum?“

„Wir königlichen Beamten kennen das am Besten, aber es ist ein Geheimniß, welches man nicht ausplaudern darf.“

„Christian! Ausplaudern! Wo denkst Du hin! Ueber Amtsgeheimnisse darf man kein Wort sagen. Aber ich denke mir, daß Du gar nichts davon wissen wirst.“

„Ah! Wieso?“

„Du bist noch jung im Amte. Solchen Leuten vertraut man nicht sogleich wichtige Geheimnisse an.“

„Oho! Was gilt die Wette?“

„Papperlapapp! Freilich, wer die königliche Uniform trägt und seinen Eltern ein Paar Stiefelpantoffeln schenkt, die noch fast ganz nagelneu sind, der kann dann schon so thun, als ob man ihm Alles anvertraut. Aber wahr ist es nicht!“

Ein solcher Mangel an Vertrauen war dem Christian unerhört. Das durfte er nicht auf sich sitzen lassen! Was sollten seine Eltern denken, wenn der Schmied, nach Hause zurückgekehrt, ihnen sagte, daß ihr Sohn gar nichts erfahre und wisse! Er setzte sich in Positur und sagte:

„Es bleibt dabei: Wollen wir wetten?“

„Ja, sogleich, ich weiß doch, daß ich gewinne!“

„Wie hoch?“

„Wie Du willst!“

„Zwei Glas Bier?“

„Ja. Topp! Also beweise mir, daß Dir das Geheimniß bekannt ist, welches sich auf Gustav Brandt bezieht! Weißt Du es?“

Er blickte den Schließer triumphirend an, als ob er wirklich überzeugt

sei, die Wette zu gewinnen. Dieser aber machte eine ganz ebenso siegessichere Miene, bog sich zu ihm herüber und flüsterte ihm so leise, daß die anderen Gäste nichts davon hören konnten, die Worte zu:

„Er ist bereits begnadigt!“

Der Schmied schüttelte zweifelnd den Kopf und sagte:

„Unsinn, das hat man Dir nur aufgebunden! Du weißt doch nichts! Er hat ja gar nicht um Begnadigung angehalten!“

„Ja, aber gerade darum hat ihn der König aus eigenem Antriebe begnadigt.“

„Er wird es nicht annehmen!“

„Das wissen wir. Darum darf er auch nicht erfahren, was mit ihm vorgenommen werden soll.“

„Was wäre das denn?“

„Uebermorgen früh erhält er um fünf Uhr seinen Kaffee, und halb sechs Uhr wird er nach dem Bahnhofe gebracht, ohne daß er weiß, was eigentlich los ist.“

„So, so!“ nickte der Schmied. „Wer es glaubt, wird selig! Wohin soll er denn geschafft werden?“

„Wo anders hin, als nach dem Zuchthause!“

„Donnerwetter! In's Zuchthaus also!“

„Ja. Er wird das erst dann merken, wenn er drin ist. Und dann ist alles Sträuben zu spät.“

„Das ist allerdings ein sehr gescheidter Streich!“

„Nicht wahr? Er würde bereits morgen abgeführt werden, aber die Einlieferungsacten werden bis dahin nicht fertig. Habe ich nun die Wette gewonnen?“

„Ja, wenn es wahr ist, was Du gesagt hast.“

„Natürlich ist es wahr, Wort für Wort.“

„Nun, wenn man Dir so großes Vertrauen schenkt, Dir solche Geheimnisse mitzutheilen, so wirst Du ihn wohl transportiren?“

„Ich? Nein, daran denken sie allerdings nicht. So einen Gefangenen vertrauen sie nur dem Wachtmeister selbst an.“

„Diesem allein?“

„Natürlich! Mehrere sind dazu nicht nöthig, denn der Brandt ist doch kein Räuberhauptmann. Uebrigens denke ich, daß er nicht sehr lange im Zuchthause sein wird. Vielleicht zwanzig Jahre. Nach den ersten fünfzehn Jahren darf er um Entlassung anhalten, wenn er sich gut geführt hat und nicht bestraft worden ist.“

„Christian,“ sagte der Schmied erstaunt, „ich bin ganz perplex über Deine Kenntnisse! So kurze Zeit erst im Dienste, kennst Du doch Alles schon so genau, wie ein Justizminister!“

„Nicht wahr? Ja, ich will auch schnell steigen!“ meinte der gute Junge. „In zehn Jahren kann ich Oberschließer sein. Vielleicht gehe ich gar zu der Steuer über und werde Grenzaufseher. Dann lasse ich mich nach Helfenstein versetzen und heirathe die Gustel oder die Karline, wenn sie mir bis dahin

nicht zu alt und dumpfig geworden sind. Also, wie steht es mit den zwei Glas Bier?"

„Die hast Du gewonnen!"

„Aber trinken darf ich sie leider nicht. Meine Zeit ist vorbei. Ich muß zur Fütterung."

„So? Wen füttert Ihr denn?"

„Die Gefangenen!"

„Ach so! Ich dachte, andere Kreaturen! Na, füttern werdet Ihr sie wohl, aber nudeln nicht! Da Du das Bier jetzt nicht trinken kannst, so will ich Dir lieber das Geld geben. Hier hast Du einen Gulden!"

„Sapperlot! Das ist zu viel!"

„Nimm es nur! Vom Gevatter Deines Vaters, also von Deinem Pathen, kannst Du es schon annehmen! Nicht?"

„Ja, das denke ich auch. Also einen Gruß an die Eltern! Sie mögen immerhin erfahren, welche Geheimnisse man mir anvertraut und welche Kenntnisse ich schon besitze. Adieu."

„Adieu, Christian! Laß es Dir wohl ergehen im königlichen Dienste!"

Sie trennten sich. Der Schmied hatte das, was er wissen wollte, viel, viel leichter erfahren, als er es für möglich gehalten hatte. Er kehrte mit dem nächsten Zuge nach der Heimath zurück. Auf dem Bahnhofe kaufte er sich eine Eisenbahnkarte, welche er mit nach Hause nahm.

Dort angekommen, begab er sich mit seinem Sohne nach einem Kämmerchen, in welchem sie nicht belauscht werden konnten.

„Ich bringe gute Botschaft," sagte er. „Uebermorgen früh halb sechs Uhr fährt der Brandt in Begleitung des Wachtmeisters nach dem Zuchthause. Er ist zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, ohne es zu wissen. Er wird es erst dort erfahren."

Der Sohn kratzte sich hinter den Ohren.

„Daran sind wir schuld, Vater," meinte er. „Wir müssen ihn unbedingt retten!"

„Natürlich!"

„Aber wie? Es wird wohl nur unterwegs gehen!"

„Sonst nicht. Mein Plan ist fertig."

„Aber gefährlich wird es sein. Wir wagen das Leben und riskiren noch obendrein selbst das Zuchthaus!"

„Das haben wir schon hundert Mal gethan! Zwei erfahrene Pascher, wie wir sind, werden es wohl fertig bringen, einen Menschen aus dem Coupee zu holen!"

„Wie willst Du das anfangen? Das Abspringen während des Fahrens ist gefährlich. Ihr könnt Hals und Beine brechen, und dann steht die Sache noch schlimmer als vorher."

„So springen wir eben nicht im Fahren ab!"

„Also während des Haltens auf einem Bahnhofe? Bist Du toll?"

„Hat Dein Vater schon einmal etwas wirklich Tolles, Unsinniges unternommen? Ich dachte, Du würdest mich besser kennen! Höre mich einmal an! Die Strecke, welche Brandt fährt, hast Du stellenweise öfters auch schon benutzt?"

„Sogar sehr oft!“

„Kennst Du die Strecke zwischen Brandenau und Liebenstein?“

„O, so gut wie meine Tasche! Hinter Brandenau geht es durch einen langen Tunnel und dann eine weite Strecke durch den Wald.“

„Gut! Hinter dem Tunnel macht die Bahn eine ziemlich weite Curve, und dann geht sie schnurgerade über eine halbe Stunde lang durch den Wald. Hinter dieser Curve hast Du Dich rechtzeitig einzufinden.“

„Ich? Was habe ich da zu thun?“

„Ich weiß, daß dort im Walde viele große, einzelne Steine liegen. Ehe der Zug kommt, begeht der Bahnwärter die Strecke. Er darf Dich nicht sehen. Sobald Du den Zug kommen hörst, legst Du einen solchen Stein auf die Schienen.“

„Donnerwetter! Soll der Zug verunglücken?“

„Bei Leibe nicht! Die Bahn ist hinter der Curve so schnurgerade, daß der Maschinist den Stein zur rechten Zeit sehen wird und also halten kann. Das ist es grad, was ich will.“

„Ah so! Ich verstehe! Du willst mitten im Walde mit ihm abspringen?“

„Ja. Habe ich ihn einmal zwischen den Bäumen, dann soll ihn kein Mensch ergreifen. Dafür stehe ich ein.“

„Wie ist meine Instruction weiter?“

„Ich mache Dir ein Packet zusammen. Das nimmst Du mit und verbirgst es am Dachsberge, welcher nur eine halbe Stunde weit von jener Curve enfernt liegt. An der Seite des Dachsberges steht eine riesige Eiche, welche Du kennen wirst?“

„O, sehr gut!“

„Bei ihr treffen wir zusammen. Das Packet enthält Kleidungsstücke und allerlei Anderes für Brandt, wodurch wir ihn unkenntlich machen werden.“

„Und dann?“

„Das wird sich erst finden, wenn wir wissen, was Brandt zu thun beschließt.“

„Ich denke, daß er vor allen Dingen seine Eltern sehen will, um von ihnen Abschied zu nehmen.“

„Das befürchte ich auch. Wir müssen uns also vorsehen. Die Hauptsache bei Allem ist, daß Du, nachdem Du die Kleider versteckt hast, auf Deinem Posten bist. Fehlst Du zur geeigneten Zeit, so kann Alles verloren sein, und der arme Teufel muß in das Zuchthaus.“

„Ich werde da sein, und wenn es mir das Leben kosten soll. Natürlich tragen auch wir Beide falsches Haar und falschen Bart?“

„Das versteht sich ganz von selbst. Ich ziehe mich als Viehhändler an, mit der Geldkatze um den Leib und der Peitsche über der Achsel.“

„Wie aber willst Du in sein Coupee kommen?“

„Das laß nur meine Sorge sein. Ich sitze bereits von der Residenz aus in dem Zuge. Ich muß wissen, in welchem Coupee er sitzt, und wenn ich erst unterwegs einsteige, ist es fast unmöglich, dies zu erfahren, ohne daß es auffällt. Diese Karte der Bahn steckst Du zu Dir, damit Du Dich orientiren kannst.“ — —

V. S.

Am andern Abende trat ein Herr in das Gastzimmer eines Fremdenhauses der Residenz. Er war nicht nobel aber auch nicht schlecht gekleidet, hatte eine dicke Geldkatze um die Hüften geschnallt und eine biegsame Peitsche quer über die Achsel nach unten gebunden. Er verlangte eine Flasche Wein, aß gut und viel, bezahlte mit einem Ducaten, gab ein gutes Trinkgeld und fragte dann, ob er für diese Nacht ein Zimmer bekommen könne.

Solche Gäste pflegen die Wirthe sehr gern zu sehen. Seine Frage wurde also sofort bejahend beantwortet. Er vertiefte sich einige Zeit lang in die Zeitung und ging dann schlafen, nachdem er seinen Namen und seinen Stand eingetragen hatte. Der Letztere lautete: Viehhändler. Droben im Zimmer ordnete er an, daß man ihn früh wecken solle, weil er bereits kurz nach fünf Uhr auf dem Bahnhofe sein müsse.

Am anderen Morgen lag das Zellenhaus des Gerichtspalastes in schwarzer Finsterniß. Nur im Mitteltheile des Gebäudes brannte eine Lampe. Kaum aber hatte es fünf Uhr geschlagen, so wurde es in den langen, schmalen Corridoren licht und lebendig. Die Wärter und Schließer eilten von Zelle zu Zelle, um die Thüren zu öffnen, den Kaffee oder die magere Morgensuppe zu vertheilen und dann die Riegel wieder vorzuschieben.

Die Zellen blieben von jetzt an wieder verschlossen. Nur eine einzige wurde bereits nach fünf Minuten wieder geöffnet. Der Wachtmeister selbst war es, welcher dies that. Es war finster im Innern, und nur der Schein, welcher von außen hineinfiel, erlaubte, eine männliche Gestalt zu erkennen, welche auf der Bank saß und den dünnen Kaffee aus einer niedrigen Blechschüssel trank.

„Guten Morgen, Herr Brandt!“ grüßte der Beamte.

Das war eine sehr seltene Bevorzugung.

„Guten Morgen, Herr Wachtmeister,“ lautete die Antwort.

Der Gefangene gab dieselbe, indem er sich höflich erhob und der Thüre näherte.

„Wann werden Sie mit dem Kaffee fertig sein?“

„Nur noch einen Schluck.“

„Na, so eilig ist es nicht. Aber halten Sie sich bereit, in einer Viertelstunde in meine Expedition zu kommen!“

„So früh? Liegt vielleicht etwas Neues, Unerwartetes vor?“

„Allerdings!“

„Was meiner Angelegenheit eine andere Wendung geben wird?“

„Ja.“

„Eine bessere?“

„Ich freue mich, Ihnen das bestätigen zu können.“

„Gott sei Dank! Endlich, nachdem bereits das Todesurtheil gefällt ist, scheint die Vorsehung sich meiner erbarmen zu wollen. Ich darf wohl nicht fragen, welcher Natur dies unerwartete Ereigniß ist?“

„Sie wissen, daß Schweigen leider allzusehr meine Pflicht ist. Nur das kann ich Ihnen sagen, daß wir eine kleine Reise unternehmen werden.“

„Nach meiner Heimath? Nach dem Orte des Verbrechens?“

„Auch hierüber muß ich schweigen.“

„Ah, ich ahne dennoch, daß es sich um eine Recognition handelt, vielleicht um eine Wiederaufnahme der Untersuchung. — Gott sei gelobt!"

Der Wachtmeister ging. Er war ein harter Mann, aber die Täuschung, welcher sich der Gefangene hingab, flößte ihm doch einiges Mitleid ein. Als der Gefangene nach der angegebenen Zeit zu ihm gebracht wurde, stand er, ihn reisefertig erwartend, in seiner Expedition.

„Herr Brandt," sagte er, „Sie wissen, daß Sie zum Tode verurtheilt sind —"

„Leider weiß ich das nur allzu gut!" antwortete der Unglückliche.

„Sie kennen wohl auch die Strenge meiner Verpflichtung. Sehen Sie her! Es thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern!"

Er brachte ein Paar Handschellen zum Vorschein. Ueber das Gesicht Brandt's flog eine schnelle Röthe. Seine Augen leuchteten zornig auf, doch mäßigte er sich und sagte in höflichem Tone:

„Können Sie mir diese Demüthigung wirklich nicht erlassen?"

„Nein. Ich bin instruirt, Sie zu fesseln."

„Aber ich werde Ihnen nicht entschlüpfen!"

„Ich habe mich auf alle Fälle sicher zu stellen!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, mein heiliges Ehrenwort, daß ich Ihnen nachlaufen werde wie ein Hund."

„Ich kann nicht; ich darf nicht!"

„Herr Wachtmeister, Sie wissen, daß ich hier in der Residenz angestellt war, daß Viele, sehr Viele mich kennen. Welch eine Demüthigung für mich, wenn man auf dem Bahnhofe mit Fingern auf mich zeigt."

„Wir werden uns so setzen oder stellen, daß man uns gar nicht bemerken wird."

„Und Diejenigen, welche mit in dem Coupee sitzen!"

„Als Transporteur eines Gefangenen habe ich nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, ein Einzelcoupee zu verlangen!"

„Also ist es Ihnen auf alle Fälle unmöglich, mich von den Fesseln zu dispensiren?"

„Ja. Selbst wenn meine Extrainstruction nicht so lautete, würde ich Sie fesseln; ich bin es so gewöhnt; ich bin stets vorsichtig!"

„Dann haben Sie weder ein Herz noch ein Gefühl für Ehre und Ehrenwort! Die Freundlichkeit, die Sie mir bisher gezeigt haben, ist nur Schein gewesen Sie haben, um sich und Ihren Schergen den Dienst zu erleichtern, mich, den Mörder, den gefährlichen Menschen, bei guter Stimmung erhalten wollen —!"

„Oho!" fiel da der Wachtmeister ein. „Sind Sie der Vorgesetzte hier, oder bin ich es?"

„Keiner von uns Beiden ist es. Sie stehen nicht über mir, und ich nicht unter Ihnen. Ich befinde mich nur in Ihrer Obhut, und Sie haben mich zu bewachen. So ist unser Verhältniß."

„Ja, so ist es allerdings! Und ich werde Sie streng, sehr streng bewachen, darauf können Sie sich verlassen. Her mit den Händen!"



D.v.S.5.

„Sehen Sie her!"

Brandt streckte ihm, im höchsten Grade aufgebracht die Hände entgegen und sagte:

„Hier sind sie! Nun ich sehe, daß alle Ihre Freundlichkeit nur Falschheit war, daher glaube ich auch nicht, was Sie mir heute oben in meiner Zelle sagten. Die Veränderung, welche meine Lage erleiden soll, ist jedenfalls keine gute. Entweder werde ich jetzt auf das Schaffot geführt, oder nach dem Zuchthause, zu welchem man mich ohne meine Einwilligung begnadigt haben mag. In beiden Fällen erhebe ich Ein- und Widerspruch. In beiden Fällen werde ich den äußersten Widerstand leisten!"

„Versuchen Sie es!" meinte der Beamte höhnisch, indem er die Hände des Gefangenen mit den Eisenringen umschloß.

Brandt warf den Kopf empor wie ein Löwe, welcher gereizt wird, und sagte mit erhobener Stimme:

„Ich gab Ihnen mein Ehrenwort, Ihnen zu folgen wie ein Hund seinem Herrn. Nun Sie mein Ehrenwort zurückgewiesen haben und mich wie ein wildes Thier der Bewegung berauben, sage ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit, daß ich Ihnen entspringen werde wo und sobald sich mir die Gelegenheit dazu bietet!"

„Sie werden damit nichts Anderes erreichen als nur eine Verschlimmerung Ihrer Lage. Wir sind fertig. Kommen Sie!"

Sie traten den Weg nach dem Bahnhofe an. Dort angekommen, löste der Wachtmeister die Billets mit so leiser Stimme, daß der Gefangene das Ziel der Reise unmöglich verstehen konnte.

Der Beamte zog es vor, sich mit seinem Manne an einer weniger erleuchteten Stelle des Bahnhofes aufzustellen. Er wollte nicht in das Wartezimmer treten. Er hatte, um Brandt's ganz und gar sicher zu sein, diesem eine starke Schnur um den Leib gebunden und hielt die Enden derselben in der Hand. Aber trotz dieser doppelten Fesselung überkam es ihn doch wie eine nicht ganz leichte Sorge. Der Gefangene hatte im höchsten Zorne gesagt, daß er den äußersten Widerstand leisten und jede Gelegenheit zur Flucht ergreifen werde. Er trug zwar die Handschellen und war an die Schnur befestigt; aber was konnte nicht unterwegs im stillen, einsamen Coupee passiren. Brandt konnte wenigstens einen Angriff, einen Fluchtversuch wagen, und wenn derselbe auch nicht gelang, so war es für den Wachtmeister doch leicht möglich, eine Verletzung davon zu tragen.

„Und wer ist allwissend? Wie viele und wie ungeahnte Fälle konnten eintreten, welche dem Gefangenen günstig waren, während der Beamte ihnen ungerüstet gegenüberstand!

Ja, wenn ein starker und zuverlässiger Mann zu finden wäre, welcher sich erbitten ließ, die Reise in solcher Gesellschaft zu machen!

Kam dieser Gedanke in Folge der vorherigen Ueberlegungen? Kam er unwillkürlich? Oder war er eine indirecte Folge des Umstandes, daß ein starker Herr langsam auf dem Perron hin- und herschritt und zuweilen, scheinbar ohne sie nur zu bemerken, an den Beiden vorüberging? Der Wachtmeister konnte sich diese Frage nicht beantworten; aber als der Fremde wieder ganz nahe ge

kommen war, trat er mehr instinctiv als in Folge eines klaren Entschlusses einen Schritt auf ihn zu und sagte:

„Entschuldigung, mein Herr! Wohin fahren Sie?"

„Nach Blankenwerda," lautete die rasche, kurz entschlossene Antwort.

„Ah, das ist auch meine Richtung! Dritter Classe, wenn ich fragen darf?"

„Dritter!"

„Haben Sie Reisecollegen?"

„Nein."

„Erlauben Sie, mich Ihnen vorzustellen! Ich bin Wachtmeister beim königlichen Landesgericht."

„Ich bin Viehhändler, mein Herr, habe aber auch als Wachtmeister gedient, nämlich bei den Kürassiren."

„So sind wir ja, so zu sagen, Collegen. Wollen wir uns nicht während der Fahrt einander anschließen?"

„Warum nicht! Wer ist der andere Herr?"

„O, der zählt jetzt nicht mit! Ich habe ihn in einer Strafproceßsache zu transportiren."

„Donnerwetter! Also ein Gefangener! Schöne Gesellschaft!"

„Ich hoffe, daß Sie Ihre Einwilligung nicht zurücknehmen."

„Eigentlich sollte ich! Aber weil ich stets gern ein Mann von Wort bin so mag es dabei bleiben. Aber Sie nehmen wohl ein geschlossenes Coupee?"

„Ich muß!"

„Na, mir auch recht. Wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen; das ist so der Welt Lauf."

Als sie später im Coupee beisammen saßen, wünschte sich der Schmied im Stillen Glück. Er hatte erst den Plan gehabt, ein nahes Coupee zu nehmen und während der Fahrt durch das Tunnel mittelst des Trittbrettes in das gegenwärtige zu gelangen. Im Finstern, hatte er gehofft, war der Wachtmeister ja sehr leicht zu übermannen. Jetzt war es ihm leichter gemacht. Er ahnte, daß der Wachtmeister eine heimliche Furcht vor dem Gefangenen habe und daher auf den Gedanken gekommen sei, einen kräftigen Passagier zu sich herein zu laden.

„Das heißt den Bock zum Gärtner gemacht!" brummte er vergnügt in sich hinein.

Da der Tag noch nicht angebrochen war, befand sich eine Lampe in dem Wagen, welche einen matten Schimmer um sich warf. Bei diesem unzulänglichen Scheine betrachtete Brandt den Fremden. Die Stimme desselben war ihm so bekannt, so heimathlich vorgekommen, aber er mochte sinnen, wie er wollte, er kam nicht auf die richtige Spur.

Erst als es Tag geworden war und auch Kleinigkeiten besser gesehen werden konnten, betrachteten sich die drei Passagiere genauer. Der Schmied hatte sich kluger Weise neben dem Wachtmeister gesetzt, dessen Auge also nicht für stets auf ihn gerichtet sein konnte. Er sah, daß das Auge des Gefangenen nachdenklich und immer nachdenklicher wurde. Er ahnte, daß er ihm bekannt

vorkomme, und beschloß, ihm einen Wink zu geben. Er wartete einen Augenblick ab, an welchem der Wachtmeister sich abgewendet hatte, um zum Fenster hinauszublicken, und sagte, allerdings unhörbar, aber so, daß ihm die langsam construirten Worte von den Lippen gelesen werden konnten:

„Wolf — der — Schmied!"

Brandt hatte ihn scharf angesehen und die Worte deutlich von dem Munde des Sprechers weggenommen. War es möglich? Wolf, der Schmied aus Helfenstein? Was für Absicht hatte ihn herbei geführt? Der obere Theil des Gesichtes war allerdings demjenigen des Schmiedes ähnlich, aber die andere Hälfte wurde von einem langen, starken Vollbarte verdeckt, während Wolf keinen Bart trug. Auch das Haar dieses Viehhändlers war lang, während der Schmied das seinige ganz kurz abgeschoren zu tragen pflegte.

Ein Kennzeichen aber gab es doch. Brandt erinnerte sich aus seiner Jugendzeit, daß der Schmied sich einst mit dem großen Schlaghammer auf den Daumen getroffen habe. Der Finger war so verstümmelt gewesen, daß der Nagel verloren ging, ohne durch einen Neuwuchs ersetzt zu werden. Er blickte nach der Hand des Viehhändlers. Ja, dort am rechten Daumen fehlte der Nagel — er war es!

Warum aber diese Verkleidung? Wollte er ihn retten? Seine Seele jauchzte auf. Er machte einen Versuch, es zu erfahren, indem er an einem unbeobachteten Augenblicke mit dem Kopfe nach dem Fenster nickte. Der Schmied nickte zustimmend und ballte die Faust. Das war genug gesagt.

Was aber hatte ihn veranlaßt, ein solches Abenteuer zu unternehmen? So fragte sich Brandt. Er hatte wohl öfters davon sprechen hören, daß Wolf vielleicht ein Schmuggler sei. Das aber konnte doch nicht die Veranlassung dazu sein, grad Denjenigen zu befreien, welcher damals die großartige Paschere gestört und so werthvolle Güter confiscirt hatte.

Da fuhr der Zug in Brandenau ein. Als er diese Station verließ, setzte sich der Wachtmeister zu Brandt auf die gegenüberliegende Bank.

„Warum dorthin?" fragte der Schwied.

„Ich muß neben meinem Gefangenen sitzen, um ihn an der Hand zu haben. Er will entweichen, und wir werden sogleich an das Tunnel kommen. Wollen Sie mir nicht die Gefälligkeit erweisen, sich an seine andere Seite zu setzen?"

Da stieß der Schmied ein lustiges Lachen aus und antwortete:

„Haben Sie mich zum Gesellschafter gewählt, damit ich Ihnen helfen soll, den Gefangenen zu bewachen?"

„Ja. Ich will es eingestehen."

„Hm! Aber haben Sie denn für den Fall der Noth gar keine Waffe bei sich?"

„Nein."

„Welch eine Unvorsichtigkeit, dies zu unterlassen und es auch einzugestehen. Sehen Sie, da bin ich vorsichtiger!"

Er griff in die Tasche und zog ein geladenes Doppelterzerol hervor.

„Das ist gut! Nun kann er nichts anfangen!" meinte erfreut der Wachtmeister.

V. S.

„Ja, das ist wahr! So ein Terzerol ist nicht nur vortrefflich zum Schießen, sondern auch vortrefflich zum Schlagen. Sehen Sie, ungefähr so!"

Er nahm die Läufe in die Hand und schlug den Kolben dem Beamten, ehe dieser es sich versah, in der Weise gegen die Schläfe, daß der Getroffene sofort besinnungslos in die Ecke des Sitzes sank.

„So!" sagte er. „Dem ist einstweilen geholfen! Aber vor allen Dingen, bitte, mein Lieber, keinen Namen nennen. Das Erste, was zu thun ist, wir müssen Ihnen diese verdammten Handschellen abnehmen. Der Kerl wird den Schlüssel dazu wohl in der Tasche haben. Suchen wir!"

Er durchsuchte die Taschen des Besinnungslosen und fand den Schlüssel, der sehr klein war, im Portemonnai. Er nahm den Ersteren und steckte das Letztere unversehrt wieder in die Tasche zurück.

„Zunächst auch weg mit der Leine! So!" sagte er. „Und nun geben Sie Ihre Hände her!"

Brand folgte der Aufforderung und war in einigen Secunden wieder im freien Besitze seiner Arme und Hände. Er wollte sprechen, aber die innere Aufregung machte ihm jedes Wort zur Unmöglichkeit. Der Schmied aber befand sich ganz in seinem Elemente.

„Kommen Sie!" lachte er. „Jetzt wollen wir diesem guten Manne die Handschellen anlegen, damit er auch einmal merkt, wie hübsch ein solcher Schmuck ist. Helfen Sie!"

Brand gehorchte ihm. Dann zog der Schmied das Taschentuch das Gefesselten hervor, steckte es ihm als Knebel in den Mund und band ihm dann auch die Ellenbogen nach hinten und die Kniee und die Fußknöchel mit der Leine zusammen.

„So!" sagte er darauf. „Gerade zur rechten Zeit, denn da kommt das Tunnel!"

Sie brausten in die Finsterniß hinein. Als sie wieder an das Tageslicht kamen, hatte Brandt endlich Worte gefunden.

„Aber sagen Sie mir um Gottes willen," fragte er. „Was veranlaßt Sie denn, sich meiner in dieser Weise anzunehmen?"

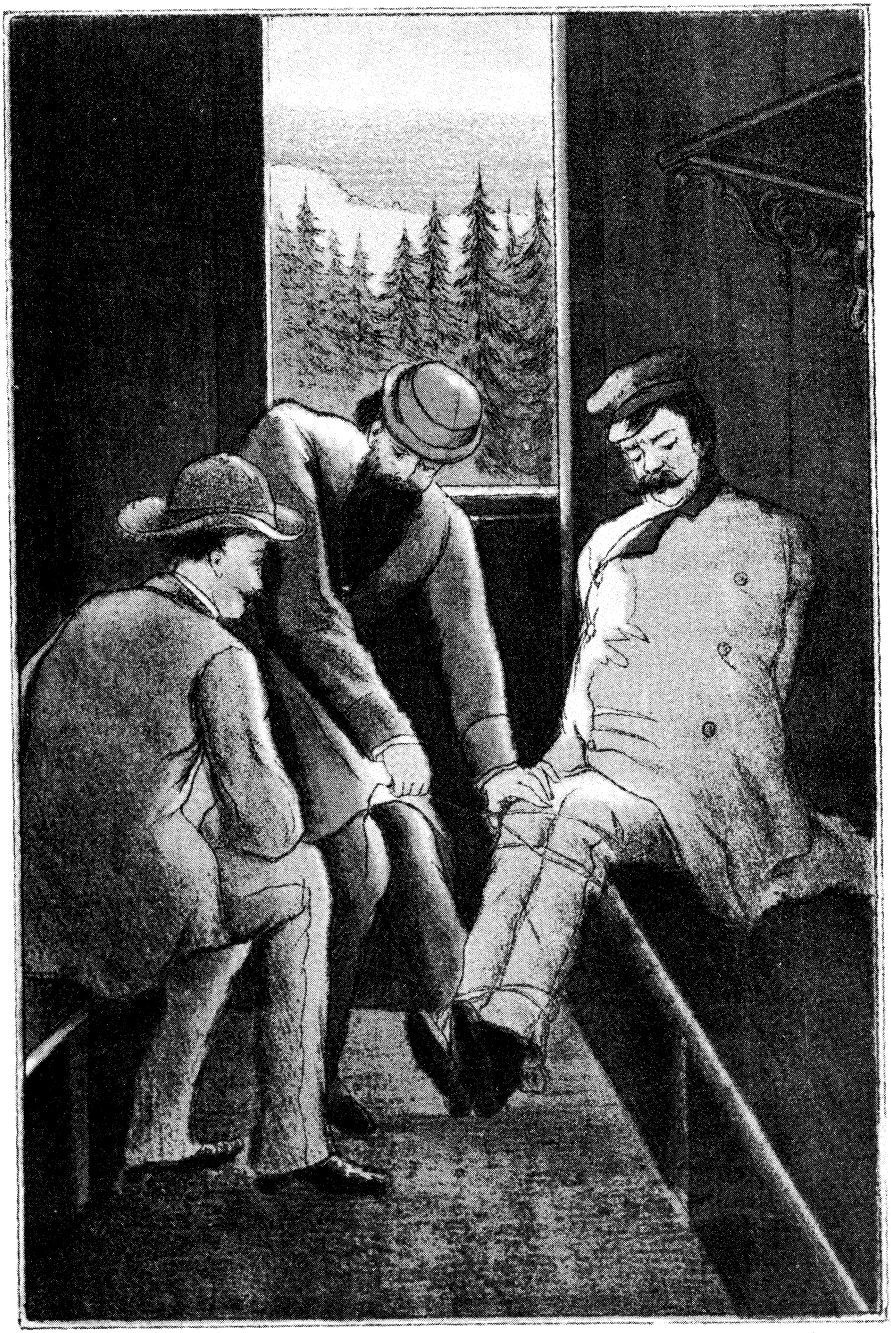
„Still! Darüber jetzt kein Wort! In fünf Minuten wird der Zug anhalten, dann müssen wir ausspringen. Wir rennen gerade in den Wald hinein, Sie immer scharf hinter mir her. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht stürzen oder gar noch ergriffen werden!"

„Warum sollte der Zug mitten im Walde halten?"

„Ich habe dafür gesorgt. Ich bin nämlich nicht allein hier, sondern wir haben noch einen Kameraden, welcher den Zug anhalten wird. Ah, hören Sie! Jetzt!"

Die Dampfpfeife stieß das bekannte, schrille, markerschütternde Warnungssignal aus. Sofort kreischten die Bremsen und Räder, und der Zug kam nach und nach zum Stehen. Der Maschinist hatte den Stein keinen Augenblick zu früh gesehen, denn er lag kaum drei Fuß von den Vorderrädern der Locomotive entfernt auf der Schiene.

„Was ist's? Was giebt's? Was ist geschehen?" schrie, rief und fragte



D v.S.6.

„So! - Zur rechten Zeit!"

es aus den Fenstern, welche alle geöffnet wurden. Die Schaffner konnten es nicht verhindern, daß sich die Passagiere die Thüren selbst öffneten und aus den Wagen sprangen. Der Zug hatte sich in Zeit von einer halben Minute entleert.

Alles eilte nach vorn. Niemand gab Acht auf die beiden Männer, die zunächst ganz dieselbe Richtung einschlugen.

Der Schmied hatte gedacht, daß sie eine förmliche Flucht zu ergreifen haben müßten, da aber der Wachtmeister noch immer nicht erwachte und Alles nach vorn drängte, so stieg er ganz gemächlich aus und sagte zu dem ihm ebenso langsam folgenden Brandt:

„Ah, das giebt einen Hauptspaß. Kommen Sie! Wir werden verfolgen, anstatt verfolgt zu werden!"

Er schritt rasch zur Locomotive. Dort angekommen, erblickte er den Stein, blickte suchend zwischen die Bäume und rief sodann mit seiner Stentorstimme, welche die anderen übertönte:

„Einen Stein auf die Schienen gelegt? Donnerwetter! Wir konnten da Alle capores sein! Wer hat das gethan? Ah, Donnerwetter, steht dort nicht ein Kerl zwischen den Bäumen? Wart, Bursche, Du sollst herkommen!"

Er sprang vorwärts, mit dem Eifer eines Menschen, welcher einen anderen fangen will.

„Ja, dort steht er! Jetzt reißt er aus!"

Mit diesen Worten eilte Brandt hinter ihm her. Alles, was Beine hatte, folgte ihnen; nur die Beamten blieben bei ihren Posten zurück. Der Stein wurde auf die Seite geschafft und da kehrten auch die begeisterten Verfolger zurück, zunächst die Frauen und Kinder und sodann auch die männlichen Passagiere. Einer nach dem Anderen. Keiner aber hatte den Thäter gesehen.

Der Zugführer fluchte und wetterte; es war weit über eine Viertelstunde Zeit versäumt worden. Das mußte schleunigst wieder eingeholt werden, um die fahrplanmäßigen Minuten einhalten zu können.

„Einsteigen, schnell einsteigen!" ertönte es aus den Kehlen der Schaffner, denen auch nichts an einer Verspätung lag.

Die Wagen füllten sich wieder, kein Passagier war mehr außerhalb derselben zu sehen. Die Thüren wurden zugeschlagen, ohne daß man sich genau überzeugte, ob ein Jeder in sein richtiges Coupee zurückgekehrt sei. Der Pfiff der Locomotive erscholl, der Zugführer antwortete.

„Fertig!" ertönte das Commando.

Die Räder setzten sich langsam wieder in Bewegung, drehten sich schneller und schneller um ihre Achsen und bald hatte der Zug eine gesteigertere Geschwindigkeit als vorher, ehe er zum Halten gezwungen wurde. Der Stein des Anstoßes war überwunden.

An den nächsten Stationen kamen und gingen die Passagiere. Als der Zug den letzten Anhaltepunkt vor Felsenburg hinter sich hatte, kletterte der Schaffner am Trittbrete daher, öffnete eins der Fenster und rief hinein:

„Billets nach Felsenberg!"

Er wußte genau, daß ein Beamter mit einem Gefangenen hier Billets

nach der Zuchthausstadt gehabt hatte und daß bei Beiden ein Herr gesessen hatte, welcher noch weiter, nach Blankenwerde wollte. Aber keine Antwort ertönte. Er steckte den Kopf zum Fenster hinein und sah — einen gefesselten und geknebelten Menschen auf der Bank liegen. Er wollte während des Fahrens die Thür öffnen, aber da ertönte bereits der Signalpfiff. Der Zug hatte Felsenberg erreicht. Als er anhielt, machte der Schaffner sofortige Meldung. Alles eilte herbei. Man fand — einen Beamten, welcher einen Gefangenen nach dem Zuchthause hatte bringen sollen, jetzt aber selbst gefesselt, aus dem Coupee gehoben wurde. —

Als der Schmidt und Gustav Brandt den Wald erreichten, waren ihnen die Anderen gefolgt, aber nicht mit der gleichen Schnelligkeit. Bereits nach drei Minuten blieb Wolf stehen, stemmte die kräftigen Fäuste in die Seiten und stieß ein lautes Lachen aus.

„Donnerwetter!“ rief er aus. „War das nicht ein wahrer Geniestreich, mein Lieber? Den macht uns nicht sogleich ein Anderer nach! Sind Sie außer Athem?“

„Ganz und gar nicht.“

„Nun, wir haben allerdings auch keine Eile. Ehe man uns findet, muß man den Wald so studiren, wie ich ihn studirt habe.“

Da hielt Brandt den Sprecher fest und sagte:

„Hier meine Hand! Vor allen Dingen meinen Dank für das Wagniß, dem ich meine Freiheit verdanke!“

„Schon gut, schon gut! Es ist nicht so sehr schlimm. Man wagt oft noch ganz andere Dinge! Der beste Dank ist der, daß Sie jetzt und in alle Ewigkeit verschweigen, wer es eigentlich ist, der Sie aus der Tinte geholt hat.“

„Aber was hat Sie denn eigentlich veranlaßt, mich zu befreien?“

Da nickte ihm der Schmied treuherzig ehrlich zu und antwortete:

„Das will ich Ihnen sagen. Ihr Vater ist ein Ehrenmann und Sie sind unschuldig. Das ist Grund genug!“

„Woher wissen Sie denn, daß ich unschuldig bin?“ fragte Gustav, aufmerksam werdend.

„O, das wissen wir ja Alle! Nur eine Verkettung der unglückseligsten Umstände konnte Sie auf die Anklagebank bringen.“

„Sie sind ein braver Mann! Woher aber wußten Sie, daß Sie mich auf dem Bahnhofe treffen würden?“

„Vom Sohne unseres Todtengräbers, welcher Schließer ist.“

„Ah, so haben Sie vielleicht auch erfahren, wohin man mich heut bringen wollte?“

„Natürlich weiß ich das! In's Zuchthaus sollte es gehen. Der König hat Sie aus eigenem Antriebe zu lebenslänglichem Kerker begnadigt.“

„Mein Gott, was stand mir da bevor! Ich hätte mich getödtet! Ich habe Ihnen nicht nur die Freiheit, sondern auch das Leben zu verdanken! Aber, Sie sprachen ja von einem Zweiten, welcher bei meiner Rettung mit geholfen hat?“

„Ja. Sie sollen ihn sehen. Kommen Sie!“

Er verdoppelte seine Schritte, so daß Brandt ihm kaum zu folgen vermochte. Als sie bei der Eiche am Dachsberge ankamen, sahen sie den Sohn des Schmiedes aus dem Busch gekrochen kommen. Er sowohl wie sein Vater legten ihre Umhüllungen ab, wuschen sich in einem nahen Wasser und legten dann ihre gewöhnliche Kleidung an.

Natürlich gab es unterdessen ein Fragen und Erkundigen, Antworten und Erklären, welches kein Ende nehmen wollte. Dem machte der Schmied einen Beschluß durch die Frage:

„Die Hauptsache ist, was gedenken Sie nun zu thun?"

„Natürlich muß ich schleunigst außer Landes!"

„Gut. Verkleidung haben wir mitgebracht, einen Paß auf den Namen meines Sohnes hier auch, und Geld — hm, es ist nicht viel, aber zweihundert Thaler habe ich beisammen."

Da streckte Gustav ihm die beiden Hände entgegen und sagte:

„Ihr braven Leute! Wie soll ich Euch danken! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich zu solcher Freundschaft und zu solchen Opfern komme! Das erstere nehme ich an, die Verkleidung und den Paß, das letztere aber weise ich zurück. Für Geld wird mein Vater sorgen."

„Sie wollen zum Förster?"

„Ja, natürlich!"

„Heut? Sogleich?"

„Ja. Und wenn es mein Leben gelten sollte, ich gehe nicht eher fort, als bis ich von den Eltern Abschied genommen habe."

„Dachte ich es mir doch! Wissen Sie auch, was Sie wagen?"

„Ja. Sobald es ruchbar wird, daß ich entflohen bin, wird man telegraphiren, das Forsthaus zu bewachen. Aber ich werde es gar nicht betreten. Sie werden die Güte haben, Vater und Mutter heut Abend an einen Ort zu bestellen, wo man mich nicht vermuthen kann."

„Nein, das werde ich nicht," meinte der Schmied.

„Warum nicht? Wollen Sie Ihr Werk nicht krönen?"

„Das ist gar nicht nöthig. Wer wird denn Versteckens spielen, wenn man gar kein Versteck braucht? Sie werden frei und offen zu Ihren Eltern gehen, meinetwegen durch ein ganzes Heer von Gensdarmen hindurch, und Niemand soll Sie erkennen."

„Wird die Verkleidung so gut sein?"

„Das will ich meinen. Gieb einmal her"

Sein Sohn brachte ein Bündel aus den Büschen heraus. Es enthielt einen Anzug, welcher ganz vortrefflich für Gustav paßte. Eine hellblonde Perrücke, ein eben solcher Schnurr- und Backenbart, Tusche, Schminke und Puder — kurz und gut, als der Schmied ihn eine halbe Stunde unter den Händen gehabt hatte, hielt er ihm einen kleinen Taschenspiegel vor und fragte:

„Hier! Sehen Sie hinein! Kennen Sie den Kerl?"

Gustav fuhr erstaunt zurück und antwortete:

„Bei Gott, das bin ich nicht! Erstaunlich! Sie leisten mehr als der beste Friseur der Residenz!"

„Muß ich auch," lachte der Schmied.

„Müssen? Wieso?"

„Hm! Man hat es zuweilen nöthig, seinem äußern Menschen einen anderen Anstrich zu geben."

„Wolf, Wolf! Wie es scheint, ist es wahr, was man von Ihnen munkelt!"

„Was denn?"

„Daß Sie Pascher sind!"

„Na, Sie können mir nichts mehr schaden, und da will ich es ja gestehen. Ein Wenig herüber und hinüber mache ich, aber nicht von Bedeutung. Ihnen kommt dies heut zu statten. Wir haben es nämlich weg, uns zu verändern, so daß uns Niemand kennt. Das ist aber auch sehr nöthig, sonst säßen wir schon längst da, wohin man Sie heut bringen wollte. Aber hier sind wir nun fertig. Jetzt geht es nach Annendorf."

„Warum dorthin?"

„Weil ich da einen Vetter habe, welcher mir Pferd und Wagen borgen wird. Wir fahren nach Hause. Vielleicht kommen wir auf diese Weise dort eher an als die Gensdarmerie." —

Es war gegen Mittag desselben Tages, da saß Alma von Helfenstein bei der Frau des Bahnhofsinspectors. Diese Dame hatte sich ihrer angenommen, als sie in Ohnmacht gefallen war, und ihr ein Zimmer angewiesen, in welchem sie sich ausruhen und erholen konnte.

Sie fühlte sich zum Sterben matt. Die Nachricht von dem gräßlichen Tode ihres Bruders war fast ein Todesschlag für sie gewesen. Jetzt nun hatte sie das Bett verlassen, um zu sehen, ob es ihr möglich sei, ihre Schwäche zu beherrschen.

Sie dachte nicht an die Zukunft; sie dachte nur an Vergangenes. Sie schloß der bürgerlichen, aber herzensguten und gebildeten Frau ihr Herz auf und erzählte ihr Alles, was in letzter Zeit auf sie hereingestürmt sei. So erfuhr die Inspectorin, daß sie sich die Schuld an dem Schicksale Brandt's beilegte. Sie versuchte, sie zu trösten und aufzurichten.

Sie waren so mit diesem Thema beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkten, daß der Inspector unter der Thür stand und die letzten Sätze ihres Gespräches gehört hatte. Er machte eine Bewegung der Ueberraschung, trat zurück, schloß die Thür und öffnete sie dann mit größerem Geräusch.

Die beiden Damen wendeten sich zu ihm um. Seine Frau kannte seine Eigenthümlichkeiten sehr genau. Kaum hatte sie einen Blick auf ihn geworfen, so sagte sie:

„Was ist geschehen? Du bist entweder erschrocken oder irgendwie ergriffen. Bringst Du eine Nachricht?"

„Vielleicht!" antwortete er, Alma fixirend.

„Sie betrifft mich?" fragte Diese sofort.

„Ja, gnädiges Fräulein."

„So reden Sie, Herr Inspector!"

Er wurde ein Wenig verlegen und sagte dann:

„Wollen Sie mir sagen, ob Sie Herrn Brandt noch immer für schuldig halten?"

„Ich habe an ihm schwer gefehlt und gesündigt; heute kann ich es beschwören, daß er unschuldig ist!"

„Auch ich habe nicht an ihm gezweifelt. Sie müssen wissen, daß wir Freunde sind. Wir kannten uns, als ich noch in der Residenz angestellt war. Ihn betrifft die Nachricht, welche ich bringe."

„Ihn? Gott, ist es etwas Gutes oder Schlimmes?"

„Zunächst muß ich bemerken, daß ich um die allerstrengste Verschwiegenheit bitte. Was ich Ihnen mittheile ist, streng genommen, eine Verletzung des Dienstgeheimnisses. Nämlich soeben ist eine Depesche angelangt, welche Brandt betrifft."

„Was ist's? Was ist's?" fragte Alma, aufspringend.

„Geduld, gnädiges Fräulein! Die Majestät hat ihm die Todesstrafe erlassen und — —"

„Ich weiß das bereits!" fiel sie ungeduldig ein.

„Und sie in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt," fuhr der Berichterstatter fort.

„Er wird sich lieber tödten, als in's Zuchthaus gehen."

„Das sagte man sich auch. Daher hat man ihn heute früh mit dem ersten Zuge in das Coupee gebracht, ohne ihm von der Begnadigung ein Wort zu sagen."

„Er wird sich tödten!"

„Nein, mein Fräulein, er wird sich nicht tödten!" lächelte der Inspector. „Denn als der erste Zug in Felsenberg anlangte und der Schaffner das Coupee öffnete, da — —"

„Gott, mein Gott, was werde ich hören!" unterbrach sie ihn angstvoll.

„Nichts Schlimmes!" beruhigte er sie. „Also, als der Schaffner das Coupee öffnete, da lag in demselben — — der Amtswachtmeister, welcher ihn transportirt hatte, mit angelegten Handschellen, gefesselt und geknebelt."

„Jesus Christus! Und der Gefangene?"

„War verschwunden."

„Gott sei tausend Dank!" rief Alma, die Hände jubelnd zusammenschlagend. „Er ist frei! Er ist entkommen! Er ist kein Zuchthäusler! Meine Last wird leichter, denn er wird nun Mittel und Wege finden, seine Unschuld zu beweisen und den wirklichen Thäter zu entdecken."

„Ich hoffe das auch," meinte der Inspector ernst. „Für den Augenblick aber befindet er sich in großer Gefahr. Man sucht ihn bereits im ganzen Lande; man wird die Grenze eng besetzen, und das Telegramm, von welchem ich sprach, und welches ich hier in der Hand habe, ist nicht an mich, sondern an den Gensdarmeriewachtmeister gerichtet. Es enthält den Befehl — —"

Er stockte.

„Welchen Befehl?" fragte Alma, schnell auf ihn zutretend.

„Comtesse!" sagte er. „Mein Dienstgeheimniß!"

„O bitte, bitte!" flehte sie. „Sie sind ja auch sein Freund!"

Er zauderte noch, als er aber auch in den Augen seines Weibes eine stille Bitte las, sagte er:

„Nun wohl, ich will es wagen! Er ist ja unschuldig, und Ihr werdet

mich nicht verrathen. Die Gensdarmerie erhält den Befehl, schleunigst das Forsthaus zu Helfenstein zu besetzen, da man meint, daß er zunächst seine Eltern besuchen wird."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Alma. „Man muß den Förster warnen!"

„Ich darf das nicht thun."

„So thue ich es!"

„Sie sind zu schwach! Sie können unmöglich gehen!"

„So fahre ich! Uebrigens bin ich stark, so stark wie ein Riese, wenn es sich darum handelt, ihn zu retten! Wann bekommt der Gensdarmeriewachtmeister das Telegramm?"

„Sofort!"

„Wird er zu Hause sein?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Welch' ein Unglück! Könnte das Telegramm nicht erst in einer Viertelstunde expedirt werden?"

Er sann einen Augenblick nach und sagte dann:

„Das ist unmöglich! Das ist zu viel verlangt, gnädige Baronesse! Wer auch soll den Förster warnen? Ich? Das wäre Wahnsinn. Ein Dritter? Man darf sich Niemand anvertrauen!"

„Ich doch, ich selbst!"

„Das wäre das Einzige. Aber Ihre Schwäche!"

„Ich bin stark, ich bin gesund! Nur einen Wagen, einen Wagen her, Herr Inspector!"

„Unten hält ein Lohnkutscher, welcher auf die Passagiere des nächsten Zuges wartet. Sie dürfen ihm aber nicht sagen, daß Sie nach Helfenstein und dem dortigen Forsthause wollen. Sie müssen sich erst unterwegs darauf besinnen."

„Sie sind ein kluger und vorsichtiger Mann. Ich werde Ihnen gehorchen. Aber die Depesche!"

„Hm!" lächelte der herzensgute Mann. „Ich finde, daß ich da einen fatalen orthographischen Schnitzer gemacht habe. Ich habe mich in der Eile verschrieben, gerade wie ein Schulknabe. Ich sehe, daß ich die Depesche noch einmal abschreiben muß, und ich hoffe, daß ich nicht durch etwas noch Anderes dabei gestört werde. Wie gut, daß ich das heute selbst besorgen muß, weil der Thelegraphist seinen freien Tag hat. Soll ich den Lohnkutscher schicken?"

„Ja! Sogleich! Bitte!" antwortete sie.

Sie fühlte sich so stark, so wohl, so unternehmend, wie in ihrem ganzen Leben noch nicht. Sie umarmte die Inspectorin und sagte:

„Ihr Gemahl ist ein Engel! Adieu! Ich muß eilen! Aber wir sehen uns bald wieder!"

Ihr Diener war auf kurze Zeit nach Schloß Hirschenau gegangen, um sich die Brandstelle zu besehen; sie brauchte sich mit ihm nicht zu befassen. Sie fand den Kutscher bereits ihrer wartend und sagte ihm den Namen eines benachbarten Dorfes. Erst unterwegs, als die Wege auseinander gingen, bemerkte sie ihm, daß sie sich anders besonnen habe und zunächst nach der Helfensteiner Försterei müsse.

V. S.

Der Weg führte durch den Wald und war so schmal, daß sich stellenweise nicht zwei Wagen ausweichen konnten. Gerade an einer solchen Stelle begegnete ihr ein Reiter. Er drängte sein Pferd ganz an den Rand des Hohlweges, und ihr Geschirr kam so nahe an ihn heran, daß die beiden Pferde in einen kurzen Zwist geriethen. Der Kutscher hielt an.

Der Reiter mochte etwas über dreißig zählen, war zwar nicht elegant, aber doch sehr anständig gekleidet und hatte etwas Fremdländisches. Er griff an seinen Hut und sagte:

„Entschuldigung, mein Fräulein, daß ich Ihre Reise unterbreche. Ich habe mich im Walde verirrt. Wo komme ich nach der nächsten Bahnstation?"

„Sie liegt da, woher ich komme," antwortete sie, den eigenthümlichen Wohlklang seines Dialectes bewundernd. Er sprach das Deutsche wie ein Italiener.

„Und wohin führt der Weg, den ich komme? Ich stieß von der Seite her auf ihn."

„Nach einem einsamen Forsthause."

„Nach welchem Orte gehört dasselbe?"

„Nach Helfenstein."

„Ah, ist der Förster ein alter Herr mit grauem Schnurrbart?"

„Ja."

„Ich traf ihn heute früh im Walde und vergaß, ihn um Etwas zu fragen. Würden Sie mir erlauben, Ihrem Kutscher — aber Sie fahren wohl gar nicht nach dem Forsthause?"

„O doch! Ich fahre direct hin. Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, so bin ich gern bereit dazu."

„O bitte, nur eine Zeile im Couvert dem Förster durch den Kutscher hier übergeben zu lassen!"

„Ich selbst werde es ihm übermitteln, mein Herr!"

„Dann erlauben Sie!"

Er zog ein Täschchen hervor, schrieb einige Worte auf eine der darin enthaltenen Karten, steckte dieselbe in ein dazu passendes, kleines Couvert, welches sich bei den Karten befand, verschloß dasselbe und gab es ihr.

„So, meine Dame! Darf ich danken?"

Er ergriff das Händchen, welches sein Couvert an sich genommen hatte, bog sich so weit wie möglich zum Wagen nieder und zog es an seine Lippen. Er küßte die Hand ein, zwei, drei Male, drängte dann sein Pferd vorüber und trabte davon.

Ihr war gar eigenthümlich zu Muthe geworden. Wie konnte dieser Fremdling es wagen, dreimal zu küssen?

Der Kutscher hatte jetzt Platz und fuhr weiter. Als das Geschirr bei dem Forsthause anhielt, trat der Förster aus der Thür. Er sah gar nicht so aus wie ein Mann, der so Schlimmes erlebt hat und dem ein neues Unheil droht, so heiter sah er aus. Er half ihr beim Aussteigen. Sie gab ihm ihre beiden Hände und sah ihm bittend in die Augen, indem in die ihrigen die Thränen traten.

Er nickte ihr gütig zu und sagte:

„Ich weiß; ich weiß. Kommen Sie nur herein, Baronesse!“

Drin kam ihr auch die Försterin entgegen, um ihr die Hand zu geben. Wie oft war sie in diesem Hause, in diesem Stübchen gewesen, und welches Glück hatte — aber zu solchen Reflexionen gab es jetzt keine Zeit! Sie wendete sich an die beiden Alten und sagte:

„Papa und Mama Brandt, ich komme, um Ihnen eine Nachricht zu bringen, welche zugleich gut und auch schlimm ist. Nämlich Gustav ist entflohen, und man wird kommen, ihn hier zu suchen!“

Das Ehepaar that gar nicht so erschrocken, wie sie es erwartet hatte. Der Förster antwortete einfach:

„Sie mögen nur immer kommen!“

„So haben Sie wohl gar keine Angst? Ich bin erst vor Schreck halb todt gewesen, und dann aber sogleich herbei geeilt, um Sie zu warnen, damit er nicht hier ergriffen wird!“

„Mein Kind, wie können Sie erschrecken! Sie haben ihn ja für schuldig gehalten, und ein Schuldiger verdient kein Mitleid!“

Da warf sie sich der Försterin um den Hals und schluchzte:

„Vergieb mir! O, ich war bethört; ich war bös, sehr bös! Aber ich sehe ein, daß ich unrecht gehandelt habe. Ich habe eingesehen, daß er unschuldig ist und daß ich ihn in das Verderben stürzte.“

„Nun, so schlimm ist es denn doch wohl nicht!“

„O, der König sagte es auch!“

„Er wird wohl seine Absicht dabei gehabt haben. Sicher ist, daß der Verdacht auch ohne Sie auf Gustav gefallen wäre.“

„O, ich war so froh, als ich hörte, daß es ihm gelungen ist, zu entkommen. Er wird sicherlich zuerst die Eltern aufsuchen, und dann, ja dann ist er verloren!“

„Das wollen wir abwarten! Aber was ist das in Ihrer Hand?“

„Ich begegnete einem Reiter, einem Fremden, welcher mich bat, dieses Couvert dem Förster von Helfenstein zu geben. Der Mensch wagte es, mir dreimal die Hand zu küssen!“

Die beiden Leute lächelten einander an. Der Förster nahm das Couvert, öffnete es, warf einen Blick auf die Karte und gab sie ihr dann zurück.

„Lesen Sie selbst!“ sagte er.

Sie las. Auf ihrem Gesichte wechselte die Röthe mit der Bläße. Sie umarmte die Försterin abermals und rief jubelnd:

„Er war es, er? O, so werden sie ihn nicht erkennen! Er wird entkommen. Und er hat mir verziehen, verziehen, verziehen!“

Nun ging es an ein Erklären. Auf der Karte hatte gestanden:

„Verzeiht ihr so wie ich ihr verzeihe! Sie war und bleibt mein einziger, mein lieber, süßer Sonnenstrahl!“

V. E.

Zweites Kapitel.

Das Opfer des Wüstlings.

Der gewaltigste der Dichter und Schriftsteller ist — — das Leben. Es ist weder von Sheakespeare, Milton und Scott, von Dante, Tasso und Ariost, noch von Göthe, Schiller und Anderen erreicht oder gar übertroffen worden. Das Leben schreibt mit diamantenem Griffel; seine Schrift ist unvergänglich, seine Logik unbestechlich, seine Charakteristik von unveränderbarer Treue, seine Schilderung hinreißend und von herzergreifender Wahrheit. Was es darstellt, ist wirklich geschehen; die Personen, welche es handelnd aufführt, haben wirklich gelebt oder leben noch. Es giebt keinen Redacteur, keinen Kritiker, keine Censur, überhaupt keine irdische Feder, welcher es erlaubt wäre, von dem Manuscripte der wirklichen Thatsachen auch nur einen Buchstaben zu streichen.

Das Leben arbeitet in unendlicher Rastlosigkeit, und nur, wenn der Blick des Sterblichen, von der Colossalität des Allgemeinen überwältigt, sich auf das Besondere und Einzelne richtet, kann es zuweilen scheinen, als ob die Geschichtsschreiberin der Welt- und Erdenentwickelung einmal die Feder ermüdet aus der Hand gelegt habe. Pausen scheinen eingetreten und Gedankenstriche gemacht worden zu sein. Personen sind verschwunden und Ereignisse in Stillstand versunken —

Dem ist aber nicht so! Ueber eine kleine Weile — und solche kurze Pausen können im Zeitengange Jahrzehnte und Jahrhunderte bedeuten — entwickeln sich aus den scheinbaren Gedankenstrichen Buchstaben und Worte, welche in deutlicher Lesbarkeit beweisen, daß im Uebergange des Geschehenen zum Gegenwärtigen und Zukünftigen unmöglich eine auch nur sekundenlange Pause eintreten kann.

Die Gegenwart schlägt ihre Wurzel stets in die Vergangenheit. Wer die Erstere begreifen will, muß unbedingt die Letztere kennen. — So ist es auch bei der ebenso großartigen wie räthselhaften Erscheinung, welche der „Fürst des Elendes“ bietet. Sie kann nur Dem erklärlich sein, welchem die Erlaubniß zu Theil wird, einen Blick in die Vergangenheit dieses außerordentlichen Characters zu thun. Dieser Blick ist durch das bisher Erzählte ermöglicht worden, und nun kann das rastlos schaffende Leben seinen Griffel zur Fortsetzung auf die eherne Tafel der Geschichte richten.

— — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr zwanzig Jahre waren vergangen. Am heutigen Tage, an welchem man den letzten November schrieb, war ein tiefer Schnee gefallen; dann hatte sich das Wetter aufgeklärt, und jetzt, am Abende, gab es eine Kälte, welche die Glieder zu durchschneiden schien.

Es war der erste Tag des Weihnachtsmarktes. Die Läden waren doppelt hell erleuchtet als sonst; auf den Straßen und Plätzen standen zahlreiche Buden, in welchen Alles zu haben war, worauf sich die weihnachtlichen Wünsche nur immer erstrecken konnten. Die Käufer, reich oder armselig bekleidet, durch-

stampften den Schnee, um sich die Waaren anzusehen, und die Verkäufer gaben sich die erdenklichste Mühe, ihre Auslagen an den Mann zu bringen.

Eigentlich hätte man sagen können, daß Reich und Arm geschieden sei. Es gab Plätze, wo nur der von dem Glück Bevorzugte kaufen konnte, während in den abgelegeneren und düstereren Winkeln und Gassen Diejenigen sich zurückgezogen hatten, deren Waaren mehr für die Mittel Derjenigen geeignet waren, welche mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen haben und doch den Ihrigen gern eine Festfreude machen wollen.

In einem dieser Winkel saß eine Obsthökerin vor ihrem Stande, welcher durch zwei Laternen erleuchtet war. Sie saß auf einem Schemel, unter welchem ein Becken mit glühenden Holzkohlen stand. Ihren weiten, dicken, altmodischen Mantel hatte sie so um sich geschlagen, daß er rund um den Schemel herum den Boden erreichte. Auf diese Weise ging von der Wärme der Kohlengluth gar nichts verloren.

Ihr zur Rechten stand ein kleines, wackeliges Tischchen, auf dem ein Häufchen aus Binsenmark geflochtene Vogel- oder vielmehr Taubengestalten zu sehen war. Man sieht solche Figuren oft an den Zimmerdecken armer Leute hängen und nennt sie „heilige Geister".

Ihr zur Linken war der Schnee in einem kleinen Vierecke gleich mit den Händen entfernt worden, und auf diesem Fleckchen Erde stand ein Dutzend kleiner Holzfiguren, roh mit der Hand geschnitzt, mit Wasserfarben bemalt und mit beweglichen Armen und Beinen versehen.

Vor dem Tischchen zur Rechten stand ein Knabe, welcher ungefähr dreizehn Jahre alt sein mochte. Er strampelte mit den Beinen und schlug die Arme über einander, denn es fror ihn gewaltig.

Vor den Holzfiguren kauerte ein vielleicht elfjähriges Mädchen. Sie war nur mit einem dünnen Röckchen und einem eben solchen Kopftuch bekleidet und hatte einen alten, zerrissenen Frauenspenser um sich hängen, welcher ihrer Mutter oder Großmutter gehören mochte. Weil er ihr im Stehen nicht bis auf die Füße reichte, hatte sie sich in den Schnee gekauert, um ganz bedeckt zu sein. Doch zeigte das Schütteln, welches ihre kleine Gestalt immer öfterer überlief, daß ihr die Kälte gar sehr zu schaffen machte.

In der Ferne sah man Droschken oder reiche Equipagenschlitten mit gallonirten Kutschern und Bedienten vorübersliegen; die Strahlen der Ladenlichter glänzten verlockend herüber; hierher aber kamen gewiß nur Personen, welche kaum jemals in einem Schlitten gesessen hatten oder in einem solchen Laden gewesen waren.

Und näherte sich ja Jemand, so begann sogleich der Concurrenzstreit:

„Aepfel, schöne Weihnachtsäpfel, meine Herrschaften!" rief die Obstfrau. „Die Birne blank, süß und saftig; der reine Zucker und Honig!"

„Heilige Geister, schöne heilige Geister; ganz neu!" rief der Junge, vor Kälte strampelnd. „Seien Sie doch so gut, und kaufen Sie mir einen ab! Sie halten einen ganzen Winter lang und noch darüber hinaus!"

Und das kleine Mädchen zur Linken erhob ihr zaghaftes Stimmchen:

„Hampelmänner und Strampelmänner! Die Arme und Beine wackeln so schön, wenn man am Bindfaden zieht!“

Hier und da kaufte sich Jemand einiges Obst; aber die beiden Kinder nahmen keinen Pfennig ein. Das Mädchen weinte endlich vor Frost und Kummer leise vor sich hin.

Zwischen den nahe liegenden Buden ging ein Mann auf und ab, welcher sein Augenmerk auf diese Gruppe gerichtet zu haben schien.

Da nahte eine Dame, hinter welcher ein Diener mit einem großen Korbe ging.

„Aepfel! Heilige Geister! Hampelmänner!“ wurde ihr entgegen gerufen.

Sie trat zu dem Knaben und besah sich dessen Waaren.

„Was ist Dein Vater, mein Kind?“ fragte sie mit sanfter Stimme.

„Ich habe keinen Vater. Meine Mutter hat diese heiligen Geister gemacht. Es kostet einer fünfzehn Pfennige.“

„Ich kann keinen gebrauchen; aber weil Du so frierst, werde ich Dir Etwas schenken.“

Sie reichte ihm ein Geldstück hin. Er nahm es, besah es und bedankte sich dann in einem Tone, welcher bewies, daß er ein so reiches Geschenk gar nicht erwartet hatte.

Das leise weinende Mädchen hatte das gesehen. Sie erhob sich aus dem Schnee und sagte in bittendem Tone, welchem das Weinen anzuhören war:

„O, Madame, schenken Sie mir doch auch Etwas!“

Die Angeredete näherte sich ihr und fragte mild:

„Du weinst, meine Kleine? Dich friert wohl sehr?“

„Mich friert, und mich hungert. Es kauft mir Niemand Etwas ab, und wir haben nichts zu essen.“

„Was ist Dein Vater?“

„Holzspalter. Er hat sich mit der Axt in das Bein gehackt, und nun kann er nicht arbeiten.“

„Hast Du eine Mutter?“

„Ja; sie ist Waschfrau. Sie hat sich erkältet; da bekam sie die Gicht, und nun kann sie die Hände und die Füße nicht mehr bewegen.“

„Hast Du auch noch Geschwister?“

„Noch fünf. Ich bin die Große.“

„Welches Elend! Ich brauche keine Hampelmänner, aber ich werde auch Dir Etwas schenken. Hier hast Du Geld und diese Karte; da steht mein Name und meine Wohnung drauf. Gehe jetzt nach Hause, und bringe das Deinem Vater. Er mag zu mir kommen oder schicken, wenn er mehr braucht. Du sollst nicht wieder Hampelmänner feil halten und so frieren wie heute.“

Ihre Stimme hatte so einen süßen, sympathischen Ton. Diese Dame mußte ein tiefes, herzensgutes Gemüth besitzen!

Sie hatte sich kaum entfernt, so trat der Mann herbei, welcher während dieser Scene näher getreten war, um zu hören, was gesprochen wurde.

„Was hat sie Dir gegeben?“ fragte er das Mädchen. „Zeig her!“

Er sagte dies in einem so befehlenden Tone, daß sie es nicht wagte, sich

zu sträuben. Sie hatte drei Thaler erhalten, und auf der Karte stand eine Freiherrenkrone und darunter der Name „Alma von Helfenstein“.

„Du hast gebettelt!“ sagte der Mann.

„Nein; ich habe verkauft!“ entschuldigte sich das Kind.

„Schweig! Ich habe gehört, daß Du sagtest, sie solle Dir auch Etwas geben. Gebettelt darf nicht werden. Deine Hampelmänner sind nur als Deckmantel dieses Unfuges da! Nimm sie und komm mit!“

Er trat zu der Höckerin, zeigte ihr seine Marke und sagte:

„Hier! Damit Sie sehen, daß ich Polizist bin. Vorwärts, Mädchen!“

Sie begann jetzt laut zu weinen, viel lauter als vorher. Sie machte sogar den Versuch, eine Bitte auszusprechen. Es half ihr nichts; sie mußte ihm folgen; das arme Kind, vor einigen Minuten noch so glücklich über die drei blanken Thaler, wurde arretirt. —

Ganz um dieselbe Zeit schritt ein Mann, der in einen warmen Ueberzieher gehüllt war, über den Hauptmarkt und trat in eines der schönsten Gebäude dieses Platzes. Ein Portier in Livree empfing ihn und that ihm durch ein freundliches, halb respectvolles Kopfnicken kund, daß er passiren könne.

Der Fußboden bestand aus Marmor, ebenso die Treppe. Warme Lüfte wehten hier, denn der ganze Palast wurde durch Luftheizung gegen die Kälte des Winters geschützt.

Droben wurde der Mann von einem Diener empfangen, der ihn zu kennen schien und ihm den Ueberzieher abnahm.

„Guten Abend, Herr Seidelmann,“ grüßte er.

„Guten Abend, lieber Friedrich! Ist der Herr Baron noch zu sprechen?“

„Ja, ich werde Sie sogleich melden!“

Der Diener ging, um dieses Versprechen zu erfüllen. Herr Seidelmann trat an einen Spiegel, strich sich sein weniges Haar auf dem kahlen, glänzenden Scheitel zurecht, zupfte an seinem weißen Halstuche herum, gab seinem Gesichte einen möglichst ehrwürdigen Ausdruck und trat sodann durch die Thür, welche der Diener ihm soeben öffnete.

Aus der gegenüber liegenden Thür trat — Baron Franz von Helfenstein. Er war in den zwanzig Jahren magerer geworden, viel älter eigentlich nicht; aber sein Gesicht hatte jenes eigenthümliche Etwas an sich, welches den Roué kennzeichnet und den Menschen, welcher nur durch künstliche Mittel den Schein zu bewahren vermag, daß er sich noch im Besitze der körperlichen Frische befinde.

Herr Seidelmann machte eine tiefe Verneigung und sagte:

„Verzeihung, daß ich störe, Herr Baron! Ich komme, mir meine Instructionen zu holen.“

„Allgemeine oder besondere?“ fragte Helfenstein, während er sein Monocle in die Augenhöhle befestigte.

„Beides!“

„Dazu habe ich leider jetzt keine Zeit. Man hat mir die Ehre erwiesen, mich zum Dirigenten des hiesigen Armenwesens zu ernennen. Es war mir das nicht lieb, ja, einigermaßen fatal, da es meine Zeit, welche ich anderweit so

nothwendig brauche, fast ganz absorbirt. Sie, mein Ehrwürdigster, nehmen mir zwar ein gut Theil der Arbeit ab; aber es bleibt mir dennoch genug übrig, um mich öfters geradezu zu verstimmen. Nächstens haben wir ja wieder Sitzung. Bis dahin wollen wir das Allgemeine aufheben. Und das Besondere — ah, was haben Sie in Beziehung darauf?"

„Da will ich kurz sein und nur das Haus in der Wasserstraße erwähnen. Es ist Ihr Eigenthum, und daher liegen die Verhältnisse desselben mir doppelt am Herzen. Heut ist der letzte November — —!"

„Ah, da ist morgen der Zins wieder fällig! Wie gut, wenn man nur monatlich vermiethet! Dieses Pack würde sonst niemals zahlen!"

„Haben Sie Jemandem zu kündigen?"

„Hm! Wäre das nicht bereits zu spät?"

„Sechs Uhr ist die gesetzliche Frist, allerdings vorüber, aber mit diesem Volke macht man ja kein Federlesens."

„Nun, wie steht es mit dem Holzhacker im Parterre?"

„Er wird bezahlen können."

„So? Hat er denn endlich einmal Geld?"

„Er wird jedenfalls morgen welches einnehmen."

Dabei hatte das Gesicht des Herrn Seidelmann einen Ausdruck angenommen, ähnlich demjenigen des Fuchses in der Fabel, welcher sich ehrbar der Henne nähert, um ihr die Küchlein wegzufressen.

„Gut, so mag er bleiben!" meinte der Baron. „Und der Schneider-Musikant im dritten Stockwerke?"

„Mit dem steht es sehr schlecht. Er wird es nicht mehr lange machen. Die Auszehrung bringt ihn um."

„Hm! Ich werde mit diesem unglücklichen Manne doch noch einige Zeit Nachsicht haben. Man ist leider nicht ganz ohne Herz und Gemüth!"

„Der gnädige Herr haben Recht. Ihr Herz ist warm und empfänglich für alles Gute und Edle."

Dabei aber machte er das Gesicht eines Mannes, dem ein Betrunkener sagt, daß er noch niemals ein Glas Schnaps oder Wein getrunken habe.

„Und die Andern?" fragte der Baron.

„O, die weiß ich zu nehmen! Sie müssen bezahlen außer —"

„Ja," fiel ihm Helfenstein in die Rede, „Sie sind der beste Cassirer und kennen den Werth des Mammons. Also mit dem Schneider wollen wir noch einige Zeit Geduld haben; aber besuchen können Sie ihn, um ihm in das Gewissen zu reden."

„Und der Graveur und der Mechanikus, welche ich noch erwähnen wollte, grad als ich die Ehre hatte, unterbrochen zu werden?"

„Das sind zwei junge, strebsame Burschen, welche wir nicht drängen wollen. Doch, apropos, da fällt mir eben ein: Ist der älteste Sohn des Schneiders sein leibliches Kind?"

„Nein, er ist nur der Pflegesohn, trägt aber den Namen seines Pflegevaters, da man den seinigen nicht kennt."

„Wie kommt der Schneider bei seiner Armuth dazu, einen Pflegesohn zu haben?"

„Vor zwanzig Jahren war er wohlhabend und einer der besten Uniformkünstler der Residenz. Er war zugleich ein ausgezeichneter Waldhornist; diese Fertigkeit aber hat ihm die Auszehrung an den Hals gebracht. Das Waldhorn kam in Wegfall, es wurde durch das Cornet und die Trompete verdrängt. Mit der Musik, welche ihm Geld eingebracht hatte, war es aus. Sein Brustleiden hinderte ihn am Schneidern; er kam herunter. In seinen guten Tagen war er kinderlos. Er sowohl wie seine Frau sehnten sich nach einem Kinde. Sie gingen in das Findelhaus und suchten sich einen Knaben aus, den sie gut erzogen. Ich glaube, sie würgten ihn bis zur Prima im Gymnasium empor, dann aber war es aus. Es ging nicht mehr. Der Junge sitzt jetzt daheim und macht den Privatschreiber. Was er dabei verdient, kann nur eine Wenigkeit sein."

„Die anderen Kinder sind also nachgeboren?"

„Ja."

„Hm! Haben Sie nicht bemerkt, ob dieser Pflegesohn vielleicht ein Liebesverhältniß mit der ältesten Tochter unterhält?"

„Das glaube ich nicht, obgleich ich zugebe, daß die Geschwisterliebe leicht in ein gefährlicheres Stadium treten kann. Ich werde diese Beiden beobachten. Das Mädchen ist wirklich allerliebst, sogar schön, sehr schön."

„Beobachten Sie. Ließ sich zwischen Geschwistern ein so unnatürliches Verhältniß constatiren, so würde ich meine Hand abziehen. Nachsicht wäre dann der größte Fehler. Haben Sie noch etwas?"

„Ich glaube zu Ende zu sein."

„So lassen Sie uns abbrechen. Ich bin sehr beschäftigt."

Herr Seidelmann entfernte sich, nachdem er eine sehr tiefe und ergebene Verbeugung gemacht hatte. Der Baron blickte nach der Thür, hinter welcher er verschwunden war, und murmelte:

„Dieser Schlaukopf ahnt, daß ich in das Mädchen verliebt bin bis über die Ohren. Ich muß sie haben, obgleich sie mich wiederholt zurückgewiesen hat! Meine Frau — ah pah! Die Umarmung eines tugendhaften Mädchens ist doch etwas ganz Anderes!"

Er schritt durch mehrere Zimmer und klopfte dann an eine Thür.

„Du, Franz?" fragte eine weibliche Stimme von innen.

„Ja," antwortete er.

„Tritt herein!"

Er öffnete die Thür und zog sie hinter sich wieder zu.

„Ah!" sagte er überrascht. „Ich störe!"

„O nein, obgleich Du mich jetzt im Bade findest," lachte sie. „Vor dem Manne darf die Frau selbst in dieser Beziehung kein Geheimniß haben."

Das Boudoir, in welchem sie sich befanden, war mit einem wahrhaft raffinirten Luxus ausgestattet. Es besaß die bequeme Einrichtung, daß man nur an einen Knopf zu drücken brauchte, so öffnete sich die eine Wand, um den vollständigen Badeapparat einzulassen.

Die Baronin, das einstige Bauermädchen, die frühere Zofe, saß in einer Badewanne, welche aus carariſchem Marmor gefertigt war. Wer sie hier er-

blickte, mußte sich sagen, daß sie ein üppiges und noch immer schönes Weib sei, obgleich sie bereits über vierzig Jahre zählte. Sie saß aufrecht. Ihr aufgelöstes Haar, welches noch ebenso voll und glänzend war wie damals, als sie das Seidenkleid ihrer Herrin anprobierte, umfloß ihren Oberkörper und fiel dann wie eine dunkle, weiche Fluth in das Wasser nieder. Ihr allerdings zu üppiger Körper zeigte nicht das leiseste Fleckchen, er war glänzend wie Alabaster und von einer so glänzenden Weiße, als sei er aus demselben Marmor gemeißelt, wie die Wanne, in welcher er sich befand.

Und trotz dieses mehr als verführerischen Anblickes stand der Baron kalt und unbewegt vor ihr, als ob der Urstoff seines Körpers eben auch nichts Anderes als Marmor sei.

„Kommst Du aus Liebe oder aus — Geschäftsabsichten?" fragte ihn die Baronin.

Er zuckte die Achsel, zog sein Cigarrenetui hervor, steckte sich, ohne Rücksicht darauf, daß er sich in einem Damenboudoir befand, eine Havannah an und antwortete leichthin:

„Aus Liebe? Wie kommst Du mir heut vor?"

Sie zog die Mundwinkel scheinbar schmollend empor und antwortete:

„Ach ja! Die Zeiten der ersten Liebe sind längst vorüber!"

„Der ersten? Mache keine Witze! Meine erste Liebe warst Du nie, das habe ich Dir tausendmal in aller Aufrichtigkeit gesagt. Und ich etwa die Deinige? Meinst Du, daß ich daran glaube?"

„Nein, Du glaubst nicht daran. Auch habe ich Dir ja mit eben solcher Aufrichtigkeit gesagt, daß mein Herz früher bereits einmal engagirt gewesen war."

„Allerdings. Aber Denjenigen, der es engagirt hatte, den hast Du mir nicht genannt."

„Das würde zu nichts führen!"

„Aber es wäre interessant. Du bist zur Courtisane geboren, schön, üppig und glühend, aber ebenso berechnend und habgierig. Du bist ja eigentlich auch Courtisane, seit wir uns gegenseitig die Erlaubniß gegeben haben, ungestört lieben und genießen zu können, wen wir wollen. Du hast Dich aus reiner Berechnung in den Besitz meiner Person gesetzt. Ich glaube, daß Du für einen Augenblick wünschen kannst, von Jemand umarmt zu werden, aber ein wirkliches Verliebtsein, eine tiefere Liebe traue ich Dir nicht zu. Daher möchte ich wissen, wer Derjenige ist, von dem Du sagen kannst, daß er Dein Herz ernstlich engagirt habe."

„Und das ist bloße Neu- oder sagen wir Wißbegierde?"

„Weiter nichts!"

„Keine Eifersucht?"

Er hatte sich bequem auf einen Sessel niedergelassen. Jetzt lachte er, daß dieser Stuhl wackelte. Als er sich beruhigt hatte, antwortete er:

„Ich eifersüchtig auf Dich? Welch ein Blödsinn! Ich sage Dir: Wäre ich jetzt hier eingetreten und hätte irgend einen Anbeter neben Dir im Bade gefunden, so würde ich ganz höflich um Entschuldigung gebeten haben."

„Du hättest wirklich weiter nichts gethan?"

„O, doch!"

„Was?"

„Ich wär schleunigst fortgegangen."

„Natürlich um Polizei oder einen Secundanten zu holen!"

„Fällt mir gar nicht ein. Ich hätte mich ruhig in das Casino begeben, um eine Parthie Billard oder Tarock zu spielen."

Sie schien sich über diese Gleichgiltigkeit, an der sie im Grunde genommen gar nicht zweifelte, zu ärgern. Selbst wenn eine Frau ihren Mann nicht liebt, will sie doch von ihm beachtet sein. Sie sagte daher, ein wenig ärgerlich:

„Ich darf also wirklich machen, was ich will?"

„Gewiß! Ganz dasselbe fordere ich aber auch für mich. Nun kannst Du mir wohl sagen, wer damals Deine Liebe besaß?"

„Du würdest Dich wundern!"

„Schön! Desto besser! Ich wundere mich gern."

Sie blickte ihm fest in das Gesicht und sagte langsam und mit Nachdruck:

„Nun gut! Gustav Brandt war es."

Er fuhr empor, als hätte ihn eine Natter gestochen.

„Brandt?" rief er. „Bist Du von Sinnen!"

„Ja, ich war damals kaum bei Sinnen, als ich bemerkte, daß er mich gar nicht beachtete, sondern diese Alma vorzog. Oder willst Du etwa sagen, daß er nicht liebenswerth, daß er kein schöner Mann gewesen sei?"

„Mann? Ein Knabe war er!"

„In meinen Augen nicht. Ich habe ihm zehn und hundert Male Gelegenheit gegeben, sich von mir verführen zu lassen; ich habe diese Gelegenheiten förmlich gewaltsam herbeigezogen — vergebens; er wich mir aus! Ahnte er meine Absicht? Ich kann es heute noch nicht sagen; aber ich schwur ihm dafür Rache. Wird ein Weib verschmäht, so ist ihr Grimm dann größer, gewaltiger und — gefährlicher als ihre Liebe."

„Ja, das glaube ich! Und geräcbt hast Du Dich ja!"

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dir meine Verschwiegenheit angeboten hätte, wenn diese verschmähte Liebe nicht gewesen wäre. Wo mag er jetzt sein?"

„Pah! Verschollen, verschwunden, verdorben!"

„Meinst Du? Mir ist, als ob wir ihn noch immer zu fürchten hätten!"

„Diesen Gedanken verlache ich geradezu. Es sind zwanzig Jahre vergangen; er ist als verurtheilter Mörder entflohen und darf niemals zurückkehren. Selbst wenn er zurückkehrte, welche Spur will er noch finden, was will er uns noch anhaben?"

„Du magst recht haben. Brechen wir also ab! Ich bin heute zu Hellenbach's geladen. Gehst Du mit?"

„Nein."

„Warum denn nun nicht?"

„Ich habe keine Zeit; ich bin beschäftigt."

„Das mache mir nicht weiß! Du scheust Dich vor dem Obersten von

Hellenbach, weil Du damals — wollte sagen, weil damals sein Bruder, der Hauptmann, in Helfenstein ermordet wurde!"

„Auch hier bist Du auf der unrechten Fährte. Von einer Scheu ist keine Rede; aber alle diese Hellenbach's, der Vater, die Mutter, die Tochter, das musikalische Ding, sind mir unsympathisch."

„Und doch halten sie solche Freundschaft, weil der alte verstorbene Hellenbach so außerordentlich mit Deinem, leider von Gustav Brandt ermordeten Cousin sympathisirte."

„Mag sein. Ich ginge wohl öfters hin, aber diese — diese verdammte Cousine, diese Alma! Sie kommt auch zuweilen, und sie mag ich nun gar nicht sehen!"

„Ich ebenso wenig! Sie sieht mich nicht; sie hört mich nicht. Und sind wir ja gezwungen, ein Wort zu wechseln, so thut sie das ganz in einer Weise, als ob ich noch immer ihre Zofe sei. Denke Dir! Kürzlich beim Regierungsrath erzähle ich etwas aus früherer Zeit. Die Affaire erschien einigen Damen unbegreiflich, und daher wendete ich mich an Alma.

„Baronesse," sagte ich, „wollen Sie nicht die Güte haben, mir die Wahrheit meiner Worte zu bezeugen?"

„Jawohl, sehr gern, Ella," antwortete sie. Ich war dabei, denn Du hattest grad kurz vorher meinen Befehl erhalten, mir meinen Fächer zu holen, den ich vergessen hatte."

„Denke Dir die Blamage, lieber Franz!"

Die Augen des Barons glühten wild auf.

„Das hat sie gethan? Wirklich gethan?" fragte er.

„Ja, wirklich!"

„Sie hat Dich Du genannt und von Deinem untergebenen Verhältnisse gesprochen?"

„Ja, und mit welcher Frechheit!"

„Bei Gott, das soll sie nicht wieder thun!"

„Hm! Was kann man da machen!"

„Viel, sehr viel kann man da machen! Du wirst es erfahren, und zwar morgen früh! Das ist eben das Geschäft, welches mich abhält, Dir heute Gesellschaft zu leisten."

„Ah, wieder ein geheimer Coup?"

„Ja."

„In der Stadt?"

„Natürlich! Im anderen Falle wäre ich ja heute verreist."

„Ein Coup geben die Alma?"

„Ja. Ich habe erfahren, daß sie sich von ihrem Banquier hat fünfzigtausend Thaler auszahlen lassen."

„Welch eine Unvorsichtigkeit! Legt man eine solche Summe denn bei sich hin! Die läßt man in der Bank!"

„Sie wird ihrem bisherigen Banquier nicht mehr trauen und sich einen anderen engagirt haben."

„Und ist es blos auf das Geld abgesehen?"

„Nein, auch auf sie. Diese vier Kerls, welche ich mir auserwählt habe, sind wahre Teufel. Sie werden diese gute, stolze Cousine erst der Reihe nach umarmen und dann — hm, sprechen wir lieber nicht davon!"

Da erhob sie sich in der Wanne, streckte die Arme aus und rief:

„Das ist eine Rache! Endlich, endlich! Was gäbe ich darum, dabei sein zu können, wenn sie in den Armen dieser Menschen erwacht. Und dann — ich glaube, wir werden sie beerben, da man noch nichts gehört hat, daß sie ein Testament gemacht habe."

„Natürlich werden wir sie beerben. Darum habe ich ja auch auf mein Antheil verzichtet. Diese Vier werden sich in die fünfzigtausend Thaler theilen. Sie sprangen vor Freude auf, als ich ihnen das sagte."

„Und in das Andere auch, was sie außerdem mitnehmen?"

„Nein. Sie dürfen keine Stecknadel mitnehmen. Ich habe ihnen die angegebene Summe und die Persönlichkeit der Cousine versprochen, mehr nicht. Und sie wissen, das ich selbst den kleinsten Ungehorsam mit dem Tode bestrafe."

„Mensch! Mann! Franz! Ich möchte Dich umarmen und küssen, wenn das Küssen zwischen uns noch in Gebrauch wäre! Sollte sie heute ja bei Hellenbach's sein, so werde ich sie lebendig also das letzte Mal sehen?"

„Das letzte Mal."

„Und Du kannst wirklich nicht mit mir? Das ist jammerschade! Wir könnten uns in Gemeinschaft an ihrem Anblicke weiden! Uebrigens entgeht Dir ein höchst interessanter Genuß."

„Will die junge Hellenbach etwa wieder ein selbst componirtes Clavierstück vortragen?"

„Ich weiß nichts davon, halte übrigens ihre Musikliebe wirklich nicht für so ein Unding wie Du. Sie hat Talent, sogar viel Talent, wie selbst große Kenner versichern. Und außerdem ist sie eine Schönheit ganz eigener Art."

„Das mag sein, rührt mich aber nicht. Also was ist es denn sonst für ein so interessanter Genuß, der Dich erwartet?"

„Der berühmteste Mann der hiesigen Gegenwart ist geladen. Ob er aber erscheinen wird, das weiß man nicht."

„Der berühmteste — — —? Du meinst doch nicht etwa diesen geheimnißvollen Fürsten von Befour?"

„Gerade diesen!"

„Nun, so verzichte nur! Er lebt bereits seit sechs Monaten hier, aber in so tiefer Einsamkeit, daß ihn höchstens erst sechs Augen erblickt haben. Gesprochen hat ihn noch Niemand."

„O doch! Hellenbach hat ihn im Coupee getroffen."

„Auf der Bahn? Und auch mit ihm gesprochen?"

„Ja. Er versichert, daß der Fürst ein außerordentlich liebenswürdiger Gesellschafter sei, ein Weltmann von seltener Vollendung sogar. Darauf hin hat er es gewagt, ihn für heute einzuladen."

„Das ist allerdings geradezu ein Ereigniß für unsere Aristokratie. Erscheint der Fürst bei Hellenbach, so wird er sich auch weiteren Bekanntschaften nicht länger entziehen können. Daher glaube ich, daß er abgelehnt haben wird."

V. S.

„Du wirst es noch heute erfahren, wenn Du mich besuchst."

„Bleibst Du wach, bis ich komme?"

„Wenn Du es wünschest, ja. Wann kommst Du nach Hause?"

„Spät nach Mitternacht erst."

„Ich werde dennoch warten, denn ich hoffe dann auch zu erfahren, wie das Unternehmen gegen die Cousine abgelaufen ist."

„Das kann ich Dir allerdings mittheilen. Jetzt adieu!"

Er ging. Sie erhob sich aus dem Bade und klingelte dem Mädchen, um große Gesellschaftstoilette zu machen. —

Herr Seidelmann hatte vorhin seinen Ueberzieher mit Hilfe des Dieners wieder angezogen und begab sich dann an diejenige Stelle des Marktes, an welcher Droschken zu halten pflegen. Er ließ sich von einer solchen nach einer jener engen, traurigen Gassen bringen, in welchen das Elend, die Armuth und die Noth ihre Heimstätten aufgeschlagen haben. Und doch lag diese Gasse, Wasserstraße genannt, weil sie nach dem Flusse führte, nicht etwa am Ende der Stadt, sondern im regsten Innern derselben.

Der Kutscher hielt vor dem bezeichneten Hause, wurde abgelohnt und fuhr zurück. Herr Seidelmann trat ein.

Das Gebäude machte keinen freundlichen Eindruck. Es war schmal, hatte drei Stock und ein Mansardendach. In dem Flur brannte ein Gasflämmchen, welches ein elendes Irrlichtleben fristete, da man den Hahn der Leitung aus Sparsamkeitsrücksichten nur halb geöffnet hatte.

Ebenso war es auf den schmalen Treppen, welche viel eher Stiegen genannt werden sollten. Herr Seidelmann arbeitete sich bis in das dritte Stockwerk empor. Dort stand an einer Thür, auf ein angeklebtes Papier in kalligraphisch schönem Canzlei geschrieben: „Robert Bertram, Privatsecretär." Ein elender, abgegriffener Klingelzug hing daneben. Herr Seidelmann klingelte. Im Innern erscholl ein trockener, fürchterlicher Husten; dann wurde die Thüre von einem kleinen Mädchen geöffnet. Herr Seidelmann trat ein.

Das, was er sah, bot einen Anblick der bittersten Armuth, ja des Elendes. Ein Tisch war an die Wand geschoben, weil er nur drei Beine hatte. Das vierte war abgebrochen. Zwei Stühle, welche einst gepolstert gewesen waren, eine Waschwanne, einiges Geschirr auf der Ofenbank, ein verblichener Spiegel und in der einen und der anderen Ecke je ein Strohsack — das war das ganze Ameublement des sonst ziemlich großen Zimmers.

Im Ofen brannte kein Feuer; die Fenster waren fingerdick mit Eis belegt, und die Kälte dieser Wohnung erreichte fast diejenige, welche auf der Straße herrschte.

Und doch war Alles blank und sauber. Dieses Elend wurde verklärt durch jene Reinlichkeit, welche selbst den ärmlichsten Gegenstand noch besitzenswerth erscheinen läßt.

Das Mädchen, welches geöffnet hatte, war, sobald es den Herrn Seidelmann erblickte, in eine Ecke geflohen, in welcher die anderen Kinder auf dem Strohsacke saßen, eng aneinander gedrückt, wie Sperlinge des Winters in einer Dachrinne, um sich wenigstens einigermaßen anzuwärmen.

An dem Tische, auf welchem ein kleines Rüböllämpchen qualmte, saß auf einem der beiden Stühle ein Mann, ein wahres, jammervolles Bild des Todes. Er schien außer einer alten Hose gar kein Kleidungsstück zu tragen und war in ein Laken gehüllt, welches einst vielleicht ein Tafeltuch gewesen war. Man sah seine Vorderarme; es waren diejenigen eines Skelettes. Wangen schien er gar nicht zu haben, und die Augen lagen so tief in ihren Höhlen, daß sie kaum noch zu sehen waren.

Als dieser Mann den Herrn erblickte, stieß er einen Ruf aus, welcher fast ein Schreckensschrei genannt werden konnte. Er wollte sich von seinem Platze erheben, fiel aber wieder auf denselben zurück. War das vor Schwäche oder vor Angst? Das ließ sich nicht unterscheiden.

„Guten Abend, lieber Bertram! Guten Abend, Ihr lieben Kinderchens!" grüßte der Eingetretene in salbungsvollem Tone. „Erschreckt nicht! Der Vorsteher der Schwestern- und Brüdergemeinde „die Seligkeit" ist bei seinem Kommen die aufflammende Leuchte an einem dunklen Orte."

Ein lang andauerndes Husten des Kranken verhinderte den Sprecher, seiner Rede eine größere Länge zu geben. Dann fragte er:

„Darf ich erfahren, wie es Ihnen geht, lieber Bertram?"

„Schlecht, wie immer, Herr Seidelmann!" hustete der Mann.

„Das dürfen Sie nicht sagen! Wen Gott lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Wenn Sie wirklich Noth leiden, so ist diese Ermahnung zur Buße ein Zeichen, daß der Allbarmherzige Euch vergeben will."

„Vergeben?" stieß der Kranke hervor. „Was habe ich gesündigt?"

„Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir haben sollen. Wer seine Sünden nicht erkennt, der ist noch in des Teufels Krallen!"

„Ja, darin stecken wir!" hustete Bertram. „Herr Seidelmann, diese armen Würmer haben seit gestern früh keinen Bissen in den Mund gebracht; wir Anderen aber seit noch längerer Zeit. Geben Sie uns ein Brod, ein einziges trockenes Brod und dann predigen Sie, so lang Sie wollen!"

Da streckte der Herr Seidelmann beide Hände abwehrend aus und sagte:

„Das hieße, Gott vorgreifen! Gott thut noch Zeichen und Wunder. Er wird Ihnen helfen, sobald die Zeit gekommen ist. Wollte aber ich Euch helfen, so würde ich mich gegen den Rathschluß des Allbarmherzigen versündigen! Wissen Sie, was für einen Tag wir heute haben?"

„Freitag."

„Ich meine Datum!"

„Wenn ich mich nicht irre, so ist es der letzte November."

„Sie haben Recht, lieber Bertram. Morgen ist also der erste December, an welchem die Miethe zu bezahlen ist. Haben Sie das Geld beisammen?"

„Herr Seidelmann, wenn ich nur einen Pfennig hätte, so würde ich eine Semmel kaufen und sie unter diese Kinder vertheilen!"

„Semmel? Sehen Sie, wie hochmüthig und genußsüchtig Sie sind! Fleischeslust! Ich an Ihrer Stelle würde froh sein, wenn ich Brod hätte!"

Da raffte sich der Schwindsüchtige empor, wankte einen Schritt näher und antwortete:

„Fleischeslust? Herr Seidelmann, kann ich für einen einzigen Pfennig ein Brod bekommen? Mit einer Semmel würden diese Kleinen wenigstens ihren Magen täuschen können. Sie könnten sie in Wasser erweichen und dann dieses Wasser trinken. Sie sprechen von Gott und Gottes Wort. Hören Sie aber das Wort eines Vaters, der seine Kinder hungern sieht! Sehen Sie hier meine Arme! Befände sich nur noch eine Spur von Fleisch daran, so würde ich es mir abschneiden, um den Hunger der Meinigen damit zu stillen! Geben Sie Brod, ein Brod, und ich will Sie verehren, als ob Sie der Heiland selber wären!"

Diese Anstrengung war zu groß für ihn. Er sank unter einem lang andauernden Hustenanfall auf den Stuhl zurück. Herr Seidelmann wartete, bis dieser vorüber war, und rief dann im Tone des allerhöchsten Schreckens:

„Herrgott, vergieb dem Manne diese Todsünde! Er will seine Familie mit Menschenfleisch füttern und mich als den Heiland Jesus Christus anbeten! Diese Gottlosigkeit —"

„Schweigen Sie!"

Diese zwei Worte ertönten vonn der Seitenthüre her, welche sich geöffnet hatte. Unter derselben erschie n ei junger Mann, welcher vielleicht einundzwanzig Jahre zählen mochte, aber seine blassen, ausgehöhlten Wangen, seine fast fieberhaft glänzenden Augen, sein wirres Haar ließen ihn älter erscheinen.

Seine Züge waren edel; sie erinnerten an die Porträts, welche uns aus dem alten Griechenland überliefert worden sind. Er stand da in der Haltung eines Menschen, welcher bereit ist, einem Anderen den Degen durch den Leib zu rennen.

„Ah, der Herr Privatsecretär!" meinte Herr Seidelmann. „Sie haben gehört, was wir gesprochen haben?"

„Leider! Sie wollen Geld?"

„Leider!" antwortete der Vorsteher, den Frager nachahmend.

„Bitte, treten Sie mit hier herein!"

Er kehrte in die Nebenstube zurück, und Herr Seidelmann folgte ihm, während der Kranke an einem Hustenanfalle bald erstickte.

Hier stand ein Tisch nebst zwei Stühlen und ein alter Koffer, auf dem Tische eine kleine Petroleumlampe. Einiges Stroh lag in der Ecke. Das war Alles, was man erblickte. Aber inmitten dieser Armseligkeit gab es einen Edelstein, wie er werthvoller gar nicht hätte sein können.

Auf einem der Stühle saß nämlich ein junges Mädchen. Sie mochte achtzehn Jahre zählen. Ihre Wangen waren bleich und hohl, der Blick ihrer Augen matt, todtesmüde und ihre Kleidung kaum hinreichend, ihre Blöße zu decken. Aber das war die Folge der bittersten Armuth und des Hungers. Ein einziger Lichtblick des Glückes hätte diese Wangen erglühen und diese Augen wonnig aufleuchten lassen. Und dann hätte dieses Kind des Elendes der größten Schönheit des königlichen Hofes an die Seite gestellt werden können.

Sie saß bei einer feinen Stickerei. Der Stoff, welchen sie bearbeitete,

war reich, sehr reich; das Material bestand aus Perlen, Gold- und Silberfäden. Wie lange mochte sie über dieser Arbeit gesessen haben, vielleicht viele Monate lang! Jetzt schien sie beinahe fertig zu sein. Sie erhob sich und ein leises, aber ganz leises Roth trat in ihr Gesicht. Nur die Scham konnte die Kraft haben, das dünne Blut in die hohlen Wanger zu treiben.

„Ah, da ist auch Jungfer Mariechen!" sagte Seidelmann. „So traulich beisammen!"

„Bei der Arbeit," antwortete Robert, indem er auf einen Stoß Notenblätter zeigte, welche auf dem Tische lagen. „Ich schreibe Noten, Herr Vorsteher."

„Das ist ein einträgliches Geschäft. Wie kann man dabei hungern und die Miethe schuldig bleiben!"

„Das ist leicht erklärlich. Ich habe zweihundertundvierzig Bogen zu schreiben, ehe die Sammlung beendet ist; dann erst erhalte ich Bezahlung. Morgen Nachmittag werde ich fertig. Marie wird um dieselbe Zeit fertig Sie hat an dieser Stickerei gegen zehn Monate gearbeitet, Tag und Nacht, möchte ich sagen. Morgen Abend erhalten wir Beide Geld."

„Warum nicht eher, da Sie doch bereits am Nachmittage fertig werden?"

„Sehen Sie sich unsere Kleidung an. Können wir am Tage so ausgehen?"

„Wo haben Sie die besseren Sachen?"

„Beim Trödler und Pfandleiher. Wir mußten leben. Seit einer Woche haben wir nichts zu verkaufen. So lange Zeit haben wir gehungert."

„Aber über ihren Noten haben Sie doch nicht Monate lang zugebracht!"

„Nein. Als ich den vorigen Auftrag beendet hatte, war der Herr, welcher ihn mir ertheilte, verreist. Er ist noch nicht zurückgekehrt, daher erhielt ich keine Bezahlung. Zuweilen hatte ich einen Brief zu schreiben oder eine kleine Abschrift zu machen. Das bringt nur Groschens ein und reicht für so viele Personen und einen Todtkranken nur auf Stunden."

„Sie müssen mehr arbeiten!"

Da färbten sich auch die Wangen des jungen Mannes, aber nicht vor Scham, sondern vor Zorn. Doch Marie kam ihm mit der Antwort zuvor.

„Herr Seidelmann," sagte sie, „Robert hat Tag und Nacht gearbeitet und uns ernährt. Morgen nehmen wir Geld ein und dann werden wir die Miethe bezahlen!"

„Schön! Wenn morgen die Bezahlung unterbleibt, wird der Herr Baron Sie vor die Thür setzen. Was für Noten schreiben Sie denn ab?"

Er langte hin und ergriff ein Blatt. Fast erschrocken warf er es wieder hin und rief:

„Liebeslieder! Liebeslieder! Und da reden Sie von Elend, von Arbeit und Hunger?"

„Liebeslieder?" sagte Robert. „Ich will Ihnen zeigen, daß dies kein Liebeslied ist."

Er nahm das Blatt auf und las:

„O lieb, so lang Du lieben kannst!
O lieb, so lang Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!"

Er warf das Blatt zornig wieder auf den Tisch und fragte:

„Nennen Sie das ein Liebeslied, Herr Seidelmann?"

„Was sonst, mein Lieber, was sonst?"

„Nein und tausendmal nein! Ferdinand Freiligrath ist der Dichter. Er meint hier die göttliche Liebe, welche sich durch den Menschen am Mitmenschen offenbaren soll. Wollte Gott, daß seine Diener sich auch dieser Liebe befleißigten, anstatt für freiherrliche Hausbesitzer die Cassirer des Miethzinses zu sein!"

Der Vorsteher machte eine Geberde des Abscheus.

„Freiligrath, der Revolutionär, der Gottesleugner! Und auf die Diener Gottes schimpfen Sie Ich sehe, daß Sie keine Milde verdienen. Was ist das für ein Buch?"

Ohne erst um Erlaubniß zu fragen, ergriff er ein auf dem Koffer liegendes Buch. Es war fein in Saffian gebunden und auf der Vorderseite des Einbandes war in goldenen Lettern zu lesen: „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder. Gedichte von Hadschi Omanah." Er schlug das Buch auf und las den Vers, den er zuerst erblickte:

„Ich will Dich auf den Händen tragen
Und Dir mein ganzes Leben weih'n.
Ich will in Deinen Erdentagen
Dir stets ein treuer Engel sein!"

Bei dem Klange dieser Worte warf das schöne Mädchen einen Blick des Stolzes auf den Pflegebruder. Herr Seidelmann aber legte das Buch wieder fort und sagte:

„Abermals ein Liebesgedicht! Das werden Sie wohl dieses Mal nicht bestreiten."

„Nein," antwortete Robert ruhig.

„Und solche Sachen lesen Sie?"

„Sogar sehr gern."

„Das glaube ich. Wer mit einem jungen Mädchen Tag und Nacht allein im Zimmer steckt, der liest natürlich sehr gern Liebeslieder. Aber diese Lieder werden zu Thaten, zu unzüchtigen, verbrecherischen Thaten, welche ich —"

„Herr Vorsteher!" unterbrach ihn Robert drohend. „Sie kommen an Stelle des Hauswirthes zu uns; wir müssen Ihre Gegenwart dulden. Außerdem ehre ich Ihr Amt in Ihrer Person, aber Beleidigungen wie diejenigen, welche Sie heut aussprachen, werde ich niemals dulden!"

Da warf ihm der fromme Mann einen giftigen Blick zu und antwortete:

„Haben Sie Bettstellen?"

„Nein!" antwortete Robert, ganz verblüfft über diese Frage. „Vater hat sie aus Noth verkaufen müssen."

„Wie schläft die Familie?"

„Vater und ich hier auf Stroh und Marie mit den kleinen Geschwistern draußen auf den Matrazen."

„Das glaube, wer da will, nur ich nicht! Sie sind vor zwei Wochen um eine Unterstützung für Ihren kranken Vater eingekommen. Das Armenamt hat mich beauftragt, den Fall zu untersuchen. Ich finde keineswegs, daß Sie noch unterstützungsbedürftig sind. Sie lesen Liebeslieder, noch dazu von einem Türken, denn der Verfasser heißt Hadschi Omanah, ein muhamedanischer Name; Sie schreiben sogar die Liebeslieder eines Menschen ab, welcher als Hochverräther landesflüchtig werden mußte; die ganze Familie lebt und schläft in einer unzüchtigen Gemeinschaft durcheinander; ich werde mit Stolz und —"

„Herr Seidelmann, sind Sie fertig!" rief Robert drohend, indem er auf ihn zutrat.

„Jawohl!" antwortete der Gefragte, sich furchtsam zurückziehend. „Die Unterstützung erhalten Sie nicht, und wenn bis morgen Abend die Miethe nicht bezahlt ist, werden Sie auf die Straße geworfen, Sie Primaner in Liebesliedern!"

Damit verließ er in höchster Eile die Wohnung.

Während er die Treppe hinabschritt, vernahm er unten im Parterre einen lebhaften Wortwechsel. Er blieb unten auf der letzten Stufe stehen, um zu lauschen.

Da unten gab es nämlich nicht weniger Armuth als oben im dritten Stockwerke. In einem naßkalten Lokale wohnte ein Holzhacker mit seiner Frau, welche lange Jahre für die Leute gewaschen hatte, jetzt aber an der Gicht so darnieder lag, daß sie die Extremitäten kaum mehr bewegen konnte. Dazu war das große Unglück gekommen, daß der Mann sich in das Bein gehackt hatte und nun auch nichts zu verdienen vermochte. Die Wunde heilte schwer zu, um die jetzige Jahreszeit um so schwerer; gelebt wollte sein, so kam es, daß der Hunger bald der Gast der sonst braven Familie wurde.

Die Miethe konnte nicht bezahlt werden. Der Vorsteher als Armenpfleger versicherte stets, daß erst noch Andere zu versorgen seien, und hatte ihnen nur den Vorschlag machen können, ihre Sorgen dadurch zu erleichtern, daß er ihnen den einen ihrer zwei Knaben abnehmen wolle.

Das war ein Bild von einem Jungen. Ein fremder Herr, der ihn — scheinbar zufällig — gesehen hatte, war ganz närrisch auf ihn gewesen. Die Eltern konnten sich nicht von ihm trennen.

In letzter Zeit war die Noth so groß geworden, daß der Mann sich hingesetzt und Hampelmänner geschnitzt hatte, welche sein ältestes Töchterchen auf dem Christmarkte verkaufen sollte. Heute nun saßen sie und lauerten mit Schmerzen auf die Heimkehr der Kleinen. Ein paar Pfennige brachte sie doch wohl mit!"

Da endlich ging die Thür auf, und sie kam; aber hinter ihr erschien die Gestalt eines Polizisten. Die Eltern erschraken, und die Kinder versteckten sich.

„Wohnt hier der Holzhacker Schubert?" fragte der Polizist

„Ja," wurde ihm geantwortet.

„Dieses Mädchen ist Eure Tochter?"

„Ja, meine Aelteste."

„Ihr habt sie auf den Markt betteln geschickt!"

„Nein, Herr. Das ist mir nicht eingefallen! Sie hat nur einige Hampelmänner verkaufen sollen."

„Das macht doch nur uns nicht weiß! Sie hat gebettelt; sie muß da eine ungeheure Gewandtheit besitzen, denn sie hat volle drei Thaler zusammengefochten. Darum wurde sie arretirt. Das Geld und die famosen Hampelmänner sind natürlich confiscirt worden. Die kleine Landstreicherin, die übrigens ganz frech geleugnet hat, daß sie betteln kann, bringe ich Euch hiermit; die Strafverfügung aber erhaltet Ihr morgen."

Er entfernte sich. Die Eltern hatten ihm gar nicht zu antworten vermocht, so starr waren sie vor Schreck und Erstaunen. Sie fragten das Kind, welches weinend Alles erzählte. Sie hätten gern die Karte gehabt, auf welcher der Name der Wohlthäterin gestanden hatte, aber die war dem Kinde, als es von dem Polizisten so scharf angeredet wurde, aus der Hand gefallen.

Da trat Herr Seidelmann ein. Er grüßte nach seiner Weise und sagte dann im Tone des Beileides:

„Ich begegnete einem Polizisten, welcher bei Euch gewesen ist. Was ist denn geschehen?"

Der Holzhhacker erzählte ihm Alles.

„Das habt Ihr davon," meinte der Fromme, „daß Ihr den Rath Eures Seelsorgers verachtet. Hättet Ihr mir den Knaben überlassen. Der Künstler, welcher ihn wieder zu einem Künstler erziehen wollte, hätte Euch zehn Thaler geschenkt, und Ihr hättet nicht nöthig gehabt, das Mädchen auf den Markt zu schicken."

„Zehn Thaler?" fragte die Waschfrau. „Höre, Mann!"

„Zehn Thaler?" wiederholte der Holzhacker. „Davon haben Sie uns gar nichts gesagt!"

„So habt Ihr es überhört. Nun kommt morgen die Polizeistrafe, die Ihr zahlen müßt, wenn Ihr nicht sofort ausgepfändet werden wollt, der Miethzins dazu — hm!"

Er griff in die Tasche, zog eine Zuckerdüte hervor und gab sie dem hübschen, kräftig gebauten Knaben, welcher wohl vier Jahre alt sein mochte.

Das ist von dem Onkel, der Dich so lieb hat!" sagte er dabei. „Möchtest Du einmal zu ihm kommen?"

„Ja," antwortete natürlich der Junge, indem er ein Stück des Inhaltes in den Mund schob.

„Nun, was sagt Ihr dazu?"

Die Eltern blickten einander fragend an. Kein Brod, kein Holz, keine Kohlen, morgen Hauszins und Polizeistrafe! Das Kind zu einem großen Künstler, bei dem es jedenfalls besser aufgehoben war als bei ihnen! Und dagegen zehn blanke Thaler!"

„Was denkst Du, Frau?" fragte der Mann.

„Mach', was Du willst!"

„Herr Seidelmann, wann würden wir das Geld bekommen?“

„Sogleich!“

„Wann wird der Junge geholt?“

„Noch heute Abend. Ich schicke mein Dienstmädchen her.“

„Na, dann in Gottes Namen. Der Junge ist uns zwar an's Herz gewachsen, aber die Noth ist groß; er wird nicht länger zu hungern brauchen, und ich bin ja überzeugt, daß Sie uns nur einen Rath geben, der gut ist. Es kann zu seinem Glücke sein, und unser Kind bleibt er doch!“

„Das ist sehr verständig von Euch gedacht, und ich danke Gott, daß er Euer Herz zu diesem Entschlusse gelenkt hat. Schreiben können Sie doch, Schubert?“

„Leidlich.“

„Das ist gut. Ich werde dem Mädchen einen Revers mitgeben, welchen Sie unterschreiben müssen. Das Kind muß doch eine Legitimation haben. Hier ist das Geld.“

Er bezahlte die zehn Thaler und ging, von den Segenswünschen der Eltern begleitet. Auf der Gasse angekommen, eilte er sogleich zur nächsten Droschkenstation und fuhr — nach dem Circus, dessen Besitzer zufälliger Weise auch sofort zu sprechen war.

„Nun,“ fragte dieser. „Haben Sie es den Leuten vorgestellt, Herr Seidelmann?“

„Ja, aber sie bedenken sich noch immer.“

„Was giebt es da zu bedenken! Ich zahle die sechzig Thaler, und sie geben mir dafür den Jungen!“

„Hm! Wenn Sie stets hier blieben, damit die Eltern das Kind zuweilen sehen könnten.“

„Das geht nicht; ich besuche alle Haupt- und größeren Städte. Und übrigens ist es am Besten, man hat die Eltern nicht in der Nähe. Aus den Augen, aus dem Sinn!“

„Da glaube ich nicht, daß sie darauf eingehen.“

„Das wäre mir fatal! Ich habe noch nie so einen prächtigen Jungen gesehen! Er ist geradezu zum Kunstreiter geboren. Ich brauche unbedingt so einen Knaben. Ein Junge, der Etwas leistet, zieht die Leute herbei. Leider sind mir in fünf Jahren drei solche Jungens verunglückt. Der Eine brach das Genick, und die beiden Anderen stürzten und starben etwas später.“

„Das dürften diese braven Leute nicht wissen. Uebrigens ist ihnen auch die Summe, welche Sie bieten, zu niedrig.“

„Sechzig Thaler? Wie viel verlangen sie denn?“

„Gerade das Doppelte.“

„Das ist viel, sehr viel! Wie nun, wenn mir der Junge gleich beim ersten Male den Hals bricht?“

„Das steht doch nicht zu erwarten. Diese Leute stecken in Noth, sonst würden sie den Jungen gar nicht hergeben, selbst dann nicht, wenn ich als Armenpfleger ihnen zureden wollte. Geben sie ihn her, so dann nur gegen eine Summe, welche genügend ist, ihre Noth wenigstens auf einige Zeit zu lindern.“

„Aber gleich das Doppelte!"

„Ich kann weder den Eltern, noch Ihnen zu- oder abreden. Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet. Sie nehmen ihn nicht an, und so ist es wohl Gottes Wille, daß der Knabe bei den Eltern bleibt."

Er machte Miene, zu gehen; der Director ließ ihn aber nicht fort.

„Wären denn nicht hundert Thaler genügend?" fragte er.

„Es sind gerade hundertzwanzig, welche die Eltern brauchen!"

„Hm! Der Junge ist bildhübsch! Ich kann mir Etwas mit ihm verdienen!"

„Das ist sicher! Bedenken Sie, daß er gezwungen ist, für Sie zu arbeiten, bis er mündig ist."

„Das habe ich auch zu rechnen. Na, Herr Seidelmann, so mag es sein! Ich zahle die hundertzwanzig Thaler!"

„Wann?"

„Das kommt darauf an, wenn ich den Jungen erhalte."

„Ich werde mein Möglichstes thun, und denke, daß ich ihn Ihnen noch heute schicken kann, und zwar mit den nöthigen Papieren."

„So gebe ich jetzt sechzig und die anderen sechzig dem Boten, der ihn bringt."

„Gut! Abgemacht! Diesen Knaben vom Hungern erlöst, ist ein Werk, dessen sich die Engel freuen werden!" —

Vorhin, als Herr Seidelmann so schnell von Bertrams fortgegangen war, hatten die beiden Geschwister einander eine Weile stumm angesehen. Dann hatte Marie ihm die Hand hingehalten und gesagt:

„Laß ihn, lieber Robert! Dieser Heuchler ist nicht werth, daß wir nur an ihn denken, viel weniger aber uns über ihn ärgern!"

„So denkst Du als Mädchen! Er hat uns fürchterlich beleidigt!"

„Vergiß das für heute! Komm, setze Dich; wir wollen weiter arbeiten!"

Er antwortete nicht. Es stürmte in ihm. Um sich zu beruhigen, schritt er einige Male im Zimmer auf und ab. Dann, als er, sich die Hände reibend, wieder zur Feder greifen wollte, zupfte ihn Jemand am Rockschooße. Er drehte sich um. Es war ein kleines Schwesterchen.

„Lieber Robert, gieb mir ein Stückchen Brot!" bat es schluchzend. „Ich kann es nicht mehr aushalten. Es thut so weh dahier!"

Dabei legte das Kind das Händchen auf den Leib.

Er stand wieder von seinem Stuhle auf. Er wollte sich beherrschen, brach aber doch in ein lautes Schluchzen aus. Als das die Kleinen hörten, stimmten sie weinend ein. Dazu fiel der Kranke in ein Husten, welches ihn zu zersprengen drohte.

„Marie, es geht nicht; es geht wirklich nicht!" sagte Robert. „Die Geschwister können nicht bis morgen warten!"

„Aber wie wollen wir helfen?" fragte sie unter Thränen.

„Ich weiß es, und ich thue es!"

Bei diesen Worten ging er zum Koffer, um ihn zu öffnen. Sie eilte ihm nach und ergriff ihn beim Arme.

„Du meinst Deine Kette? Nein, die darfst Du nicht verkaufen. Sie ist das Einzige, was Du von Deinen Eltern hast. Nur durch die Kette kann es Dir einmal gelingen, sie zu finden."

„Ich werde sie nicht verkaufen, sondern nur versetzen."

„Und wenn Du sie dann nicht einlösen kannst?"

„Das will ich doch nicht hoffen!"

Da trat sie näher zu ihm heran, legte den Arm um ihn, blickte bittend zu ihm empor und fragte:

„Möchtest Du es denn nicht noch einmal wagen, lieber Robert — ja!"

„Was?" fragte er.

„Zum Buchhändler zu gehen?"

„Mein Gott! Es geht nicht! Ich mußte bereits das letzte Mal tief gedehmüthigt das Local verlassen."

„Aber dennoch noch einmal! Bitte, bitte! Mir zu Liebe!"

Er blickte auf sie nieder, sah in ihre thränenumflorten, flehenden Augen und konnte nicht widerstehen.

„Nicht wahr, liebe Marie, auch Du hast recht großen Hunger?" fragte er.

„Du nicht?"

„Sehr, sehr!"

„Und ich auch," gestand sie.

Dabei legte sie ihr Köpfchen an seine Brust und weinte bitterlich, so bitterlich, wie er es gar nicht für möglich gehalten hätte, daß ein Mensch weinen könne. Er zog sie an sich, küßte ihr die Thränen von den Augen und sagte:

„Sei ruhig, Marie! Du sollst essen, Du und Ihr Alle. Ich gehe zum Buchhändler."

„Und wenn er Dich wieder fortschickt?"

„Nun, ich nehme die Kette mit. Brod muß ich bringen. Erhalte ich dort nichts, so gehe ich doch noch zum Pfandleiher."

„So thue es, O Gott, es ist das Einzige, was Du besitzest. Wenn die Kleinen es doch bis morgen aushalten könnten, wo wir dann Geld haben! Aber es geht nicht! Und der arme Vater hat auch nichts, weder Medizin noch Essen."

„Du siehst also ein, daß ich unbedingt Rath schaffen muß!"

„Ja. Aber verleihe die Kette nur nicht zu theuer, sonst wird uns das Einlösen zu schwer."

„Keine Sorge! Diese Juden geben selbst gern wenig!"

Er öffnete den Koffer. Dieser enthielt einige Wäschestücke. Dabei lag ein kleines Kästchen, in welchem sich der Gegenstand ihrer Sorge und zugleich ihrer Hoffnung befand. Es war ein dünnes, außerordentlich minutios gehaltenes Halskettchen von altmodischer Arbeit. In der Mitte hing ein Herz mit einer Freiherrnkrone und den drei Buchstaben R. v. H. Aber was verstand Robert von Heraldik und von dem Unterschied der Kronen!

Er steckte das Kästchen zu sich, setzte ein dünnes, abgeschabtes Studentenmützchen auf und ging.

B. S.

„Holst Du Brod? Bring recht viel!“ riefen ihm die kleinen Geschwister nach.

Drunten packte ihn die Kälte mit grimmigen Armen. Er hüllte sich so viel wie möglich in sein kurzes Röckchen und schlug einen Trab an, um sich möglichst zu erwärmen. Durch Gäßchens, Gassen und Straßen kam er und endlich an einen offenen Platz, welcher voller Buden stand. Die Häuser, welche ihn umgaben, waren wahre Paläste. Laden glänzte da an Laden. Er schritt zaghaft auf einen derselben zu. Der Inhaber desselben war ein Kunst- und Verlagshändler.

Die hohen, breiten Fenster waren mit werthvollen Gemälden und Kupferstichen belegt, und dazwischen erblickte man die hervorragendsten Erzeugnisse der Literatur.

Trotz seines Hungers hätte Robert es doch vielleicht nicht gewagt, in den glänzenden Laden zu treten; aber da fiel sein Blick auf einen ausliegenden Saffianband, auf welchem ebenso zu lesen war „Heimaths- Tropen- und Wüstenbilder. Gedichte von Hadschi Omanah“. Das gab ihm Muth. Er öffnete die Thür und trat ein.

Der Laden war voller Menschen. Der mehr als anspruchslos gekleidete Jüngling wurde zunächst gar nicht bemerkt; endlich aber fragte einer der Diener, was er wünsche, und er antwortete, daß er mit dem Prinzipale zu sprechen begehre. Dieser befand sich im Hintergrunde des Ladens und kam herbei.

Als er Robert erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht.

„Was wünschen Sie, Herr Bertram?“ fragte er von oben herab.

„Ich befinde mich in einer Lage, welche mir gebietet, meine Bitte nochmals zu wiederholen.“

„Welche Bitte war das?“

„Ich leide buchstäblich Hunger, mein Herr. Ich bin kein Bettler; aber ich möchte Sie doch fragen, ob mein Werk Ihnen nicht so viel trägt, daß Sie sich zu einem kleinen Nachtrage zum Honorar verstehen könnten.“

„Ganz und gar nicht! Ihr Werk bringt mir gar nichts ein. Bis jetzt habe ich nur zugesetzt. Wie viel zahlte ich Ihnen für das Manuscript?“

„Zwanzig Thaler.“

„Nun, sehen Sie! Das ist mehr als reichlich für die Gedichtssammlung eines Anfängers. Das Honorar ist dennoch das Wenigste, was man zahlt. Papier, Druck, Satz und Anderes, das läuft sogleich in die Tausende. Haben Sie nicht einen zweiten Band?“

„O, wie gern würde ich ihn liefern! Aber ich muß nach Brod arbeiten, nach dem trockenen Brode! Hätte ich einen kleinen Zuschuß zum ersten oder Vorschuß zum zweiten Bande, so würde mir das Schreiben wenigstens nicht zu einer so absoluten Unmöglichkeit wie jetzt.“

„Junger Mann, das Genie verkommt im Glück. Nur im Ringen, im Kampfe mit dem Leben erstarkt es und kommt zu Kräften. Ich kenne das; ich habe mit so sehr viel Talenten und Genies zu thun. Wollte ich Ihnen Geld zahlen, so wäre das eine Beleidigung Ihres Genies.“

„Aber eine Rettung für meinen Körper, ohne welchen das Genie ein Nichts ist.“

„Sie nehmen die Sache zu drastisch. Ringen Sie, ringen Sie; kämpfen Sie; dann werden Sie ein Held der Feder, eher aber nicht. Gott soll mich behüten, meine Mitarbeiter zu verwöhnen! Es würde bald kein Talent mehr geben. Uebrigens sehen Sie, daß ich außerordentlich beschäftigt bin. Kommen Sie wieder, wenn der zweite Band fertig ist, eher aber nicht. Ich werde das Manuscript dann innerhalb eines Vierteljahres durchlesen, und wenn es mir gefällt, so zahle ich Ihnen vielleicht fünfundzwanzig anstatt zwanzig Thaler. Für jetzt aber — — habe die Ehre, Herr Bertram!“

Er drehte sich um und verschwand. Robert stand mitten unter den zahlreichen Anwesenden wie von Gott verlassen. Es war ihm, als sei er nun einmal partout zum Hungertode verdammt.

Draußen hatte ein Schlitten gehalten. Ein Herr stieg aus und trat ein. Er hatte etwas so Hochvornehmes an sich, daß sich aller Augen auf ihn richteten; selbst der Chef eilte herbei, um nach seinen Wünschen zu fragen. Dabei fiel sein Blick auf Robert, welcher noch immer dastand und mit sich zu Rathe ging, ob er nicht vielleicht einen letzten Angriff versuchen solle. Dem Chef war die Anwesenheit des so ärmlich Gekleideten unangenehm.

„Wollen Sie sonst noch etwas?“ rief er ihm mit scharfer, ärgerlicher Stimme zu.

„Etwas Anderes nicht,“ antwortete Robert stockend, indem er einige Schritte näher trat. „Aber dennoch möchte ich mir die ganz gehorsamste Bitte um —“

„Schon gut, schon gut!“ wurde er unterbrochen. „Ich habe Ihnen bereits angedeutet, daß ich für Sie kein Geld habe. Entfernen Sie sich gefälligst.“

Das war stark; das war mehr als stark; das war sogar niederträchtig. Aller Augen richteten sich auf Robert. Diesem war es, als müsse er vor Scham in die Erde sinken. Er griff unwillkürlich mit den Händen um sich, als wolle er nach einer Stütze suchen. Er wankte. Da trat der fremde Herr herbei, welcher zuletzt hereingekommen war, legte den Arm um seine Schulter und sagte:

„Sie fallen ja um, junger Mann! Was haben Sie?“

„Hunger!“ antwortete Robert mit leiser Stimme und mehr instinctiv als mit Ueberlegung.

„Hunger? Mein Gott! Kommen Sie heraus!“

Er geleitete ihn bis vor die Thüre, wo er mit ihm stehen blieb.

„Ist es wahr, daß Sie hungern?“

„O sehr!“

„Hält man das für möglich! Was sind Sie?“

„Schriftsteller.“

„Was wollen Sie hier im Laden?“

„Einen kleinen Vorschuß, ich soll den zweiten Band schreiben.“

„Sie haben schon einen ersten Band geschrieben?“

„Ja.“

„Was?“

„Gedichte."

„Ah, das ist allerdings nicht einträglich. „Wollen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung mittheilen?"

„Robert Bertram, Wasserstraße elf, drei Treppen."

„Drei? Ja, Dichter pflegen hoch zu wohnen, zumal wenn Sie noch so jung sind wie Sie. „Bitte, nehmen Sie."

Er drückte dem jungen Manne aus seiner Börse etwas in die Hand und trat dann in den Laden zurück, so daß Robert gar keine Zeit zum Danke fand. Er warf einen Blick auf das Empfangene. Es waren zwei Louisd'or.

Da war mit einem Schlage alle Schwachheit verschwunden. Er fühlte sich so wohl und kräftig, daß er es mit einem Riesen hätte aufnehmen mögen. Er dachte gar nicht daran, die Rückkehr des edlen Gebers abzuwarten, sondern er eilte, sofort die Einkäufe zu machen, welche nöthig waren, um zunächst die dringendsten Bedürfnisse der Seinigen zu befriedigen.

Als er nach Hause kam, fielen die Kleinen über ihn her, der Vater und Marie weinten vor Freude. Als der Hunger gestillt war, mußte er erzählen. Dann fragte Marie:

„Also die Kette ist gerettet?"

„Ja, Gott sei Dank!"

„Und wer war der fremde Herr?"

„Es war — — ah, das weiß ich nicht! Ich habe ihn nicht gefragt, ja ich glaube, daß ich mich sogar nicht einmal bei ihm bedankt habe. Ich war ganz von Sinnen vor Hunger und Beschämung." — —

Jener Herr ließ die Bücher, welche er eingekauft hatte, in seinen Schlitten legen und stieg selbst auch ein.

„Oberst von Hellenbach," befahl er dann.

Der Schlitten sauste davon und hielt vor einem Hause, dessen erste Etage festlich erleuchtet war. Die Straße, zu welcher es gehörte, lag vor der Wasserstraße, mit welcher sie parallel ging, so daß die Gärten Beider an einander stießen.

„Mich nicht abholen!"

Mit diesem Befehle stieg der Fremde aus und trat ein. Droben kamen ihm mehrere Diener entgegen, welche ihm Hut und Pelz abnahmen. Als sie den Pelz erblickten, machten sie Gesichter, in denen sich das Erstaunen mit der tiefsten Ehrerbietung paarte. Es war ein Zobelpelz, wie ihn kaum der russische Czar kostbarer tragen kann.

„Wen befehlen der Herr, zu melden?" fragte der eine der Domestiken.

„Fürst von Befour."

Im nächsten Augenblicke erschallte der Name in den Saal, und die Augen aller dort Anwesenden flogen nach der Thür.

Also, er kam doch, der räthselhafte Mann! Da brauchte man nicht bang zu sein, daß das Räthsel gelöst sein werde.

Der Herr des Hauses eilte ihm entgegen, um ihn zu seiner Dame zu bringen. Natürlich fand sich auch sofort die Tochter der Beiden ein. Es war das Diejenige, von welcher Helfenstein mit seiner Frau gesprochen hatte.

Fanny von Hellenbach zählte achtzehn Jahre und war eine hohe, königliche



D.v.S.

7.

Er kam doch.

Erscheinung. Sie trug ein weißseidenes Gesellschaftskleid mit langer, schwerer Schleppe. Als sie daherkam und sich vor dem Fürsten verneigte, war es, als ob sie es sei, die ihm eine Ehre erweise. Trotzdem sie nichts weniger als hager gebaut war, umfloß sie eine Eleganz, eine Zierlichkeit, wie man sie nur bei wirklich vornehmen Damen findet.

Ihr dunkles Haar war nicht sehr lang, aber um so voller, ihre Stirn vielleicht etwas zu hoch und zu breit, aber desto gedankenreicher. Sie war mehr als brünett, und so stachen zwei große hellgraue, wunderbar verständige Augen umsomehr von dem Anderen ab.

Nachdem nun der Fürst die Glieder der Familie kannte, verbat er sich jede weitere Vorstellung. Man mußte ihm willfahren, obgleich Alle vor Begierde brannten, ein Wort aus seinem Munde zu hören. Er aber zog sich in die Nische eines Fensters zurück und schien dort tief in Gedanken versunken zu sein, während er doch Alles scharf und genau beobachtete. Er sah, wie gefeiert die Tochter des Hauses war; er bemerkte, daß man sie nach dem Instrumente nöthigte; sie sträubte sich und mußte endlich nachgeben. Nach einem kurzen Präludium ertönte aus ihrem schönen Munde folgendes Lied:

Es glänzt der helle Thränenthau
In Deinem Aug', dem todesmatten;
Du sehnst Dich nach des Himmels Blau
Hinaus aus düstrem Waldesschatten.
Es rauscht der Bach am Felsenspalt
Sein melancholisch Lied:
Hier ist's so eng, hier ist's so kalt,
Wo nie der Nebel flieht!
Du meine süße Himmelslust
O traure nicht, und laß das Weinen!
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen.
Drum schließe Deine Augen zu,
Worin die Thränen glühn;
Ja, meine wilde Rose, Du
Sollst nicht im Wald verblühn!"

War der Text, den er bei ihrer ausgezeichneten Aussprache Wort für Wort genau verstehen konnte, schon an sich in Beziehung sowohl auf Gedankeninhalt als auch auf den Ausdruck ein dichterisches Meisterwerk, so fühlte sich der Fürst am Schlusse des Vortrages von der innigen, seelenvollen und doch resoluten Composition tief ergriffen. Fanny von Hellenbach hatte eine tiefe, kräftige Altstimme, welcher aber doch die Wiedergabe contemplativer Gefühle geläufig war. Ihre Stimme war der Vox humana der Orgel ähnlich, wenn sie vollständig rein und ohne jenes Streichen getroffen ist, welches die Viola di Gamba in höherem Maße zu besitzen pflegt.

Sie wieß den stürmischen Applaus durch eine Verbeugung von sich ab und zog sich dann nach einem Weilchen in ein Nebenzimmer zurück.

Diese Fanny war ein Mädchen von seltenen und ebenso glänzenden Eigen-

schaften. Der Fürst fühlte das Verlangen, sie kennen zu lernen, erhob sich von seinem einsamen Platze und folgte ihr, was bei der Versammlung nicht wenig Erregung hervorrief.

Sie stand an einem Fenster und blickte durch die von der Wärme des Zimmers abgethauten Scheiben in die schneehelle Nacht hinaus. Dieses Fenster ging nach hinten in den Hof. Hinter dem Letzteren schien ein Garten zu liegen, und dann stiegen hohe Häuser, welche zur Wasserstraße gehörten, dunkel empor, die weitere Aussicht verschließend.

Als sie Schritte hinter sich vernahm und, sich herumdrehend, den Fürsten erblickte, erröthete sie, ein Wenig vor Freude und auch ein Wenig vor Bangigkeit. Daß er, der sich von den Anderen zurückgezogen hatte, in so auffälliger Weise sie aufsuchte, war ohne Zweifel eine Auszeichnung für sie. Aber würde sie mit ihren gesellschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen auch vor ihm bestehen können?

So fragte sie sich.

Der Fürst war ein wunderbar schöner Mann. Er konnte nicht viel über vierzig Jahre zählen. Man wußte, daß er aus Ostindien kam, doch war sein Teint keineswegs gebräunt, sondern im Gegentheil von einer Weiße und Reinheit, als ob er stets im Norden Europa's gelebt habe. Sein Haar war tief dunkel und voll, sein Bart ebenso. Sein Gesicht zeigte zwei Narben. Die eine ging quer über die Stirn und Nasenwurzel hinweg, und die andere kam vom rechten Ohre herab, ging über die Wange und verlief sich in dem stattlichen Schnurrbarte, den er sicherlich mit keinem anderen vertauscht hätte. Eigenthümlicher Weise wurde das Gesicht durch diese beiden Narben keineswegs verunziert; sie gaben demselben im Gegentheile einen männlich unternehmenden Character und jenes eigenthümliche, undefinirbare Etwas, welches den Frauenherzen so gefährlich ist. Er trug eine einfache, aber feine Gesellschaftstoilette, ganz ohne alles Ueberladene; aber der einzige Ring, den man an seinen Händen bemerkte, zeigte einen Solitair, welcher sicherlich den Werth von einer halben Million hatte.

Wie würde er beginnen, und wie würde sie zu antworten haben? fragte sie sich. Aber ohne alle gesellschaftlichen Floskeln sagte er einfach:

„Ich bin Freund der Dicht- und Tonkunst, mein Fräulein. Noch nie hörte ich das von Ihnen vorgetragene Lied. Darf ich mich erkundigen, von wem es ist?"

Da befand sie sich ja mit einem Male in ihrem liebsten und bekanntesten Fahrwasser.

„Das Lied, das heißt der Text ist von Hadschi Omanah, Durchlaucht," antwortete sie.

„Hadschi Omanah? Das ist ein mohammedanischer Geschichtsschreiber, welcher im sechzehnten Jahrhunderte lebte. Einen Zweiten dieses Namens kenne ich nicht, und doch kann es unmöglich dieser sein."

„Vielleicht ein Pseudonym?"

„Das ist möglich, sogar wahrscheinlich. Und der Componist, meine Gnädige?"

Sie erröthete ein Wenig, indem sie antwortete:

„Der Componist spricht mit Ihnen, Durchlaucht."

„Wie? Ist's möglich! Sie haben dieses Lied in Musik gesetzt?"

„Ich habe es gewagt!"

„Ja, es ist allerdings ein Wagniß! Ein Lied, oder zum Beispiel ein Salonstück für das Clavier zu componiren, das ist ein sehr, sehr großer Unterschied. Sie haben Ihre Aufgabe vortrefflich gelöst, mein Fräulein. Und das konnten Sie blos, weil Sie ein vortreffliches Herz besitzen. Ein herz- und seelenloser Mensch wird nie ein Lied componiren können."

Das war gar nicht die auffällige, aufdringliche Weise, in welcher Andere ihr Beifall zu spenden pflegten. Er sprach so einfach, und doch hörte man es, daß er ganz anders hätte sprechen können. Er sprach wie ein Bruder zur Schwester, ohne allen rednerischen Schmuck, ohne alle Verzierung. Seine Stimme hatte einen eindringlich herzlichen Klang. Seine Sprache hatte zwar etwas Fremdartiges, aber er war des Deutschen ganz und gar mächtig. Sie fühlte sich ganz herzlich zu diesem Manne hingezogen.

„Wie schade, daß ich nun die Componistin und Sängerin, nicht aber den Dichter kenne," fügte er hinzu.

„Ist Ihnen sein Buch nie in die Hand gekommen, Durchlaucht?"

„Niemals."

„Hier liegt es sogar."

Sie trat an ein Tischchen, auf welchem mehrere Albums lagen, und nahm von dort den bekannten Saffianband mit der Aufschrift „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder". Sie reichte ihm das Buch dar. Während er darinnen leicht blätterte, bemerkte sie:

„Eigenthümlich, daß Ihr Name darin vorkommt!"

„Mein Name? Ah, das wäre allerdings eigenthümlich!"

„Ja. Als wir zum ersten Male hörten, daß ein Fürst von Befour hier angekommen sei, schlugen wir alle Hof- und Adelskalender nach — vergebens. Sie wissen, Durchlaucht, Damen sind stets wißbegierig. Umso mehr verstimmt wurden wir, als auch in keinem Lexikon dieses Wort zu finden ist."

„Waren auch Sie verstimmt?"

„Ein Wenig, ja," antwortete sie unter einem reizenden Lächeln. „Da las ich das unvergleichlich schöne, ja, das großartige Bild der tropischen Nacht und — da fand ich das Wort Befour."

„Wirklich? Das ist für mich von hohem Interesse. Sollte der Dichter wirklich ein Orientale sein!"

„Nein. Ein Orientale dichtet nicht deutsch."

„Richtig! Und hätten wir eine Uebertragung vor uns, so würde der Name des Uebersetzers genannt worden sein. Wo steht das betreffende Gedicht?"

„Darf ich es Ihnen aufschlagen und vorlesen, Durchlaucht? Es ist mir nämlich das beste und liebste der ganzen Sammlung."

„Bitte, thun Sie es!"

Sie suchte die Seite, trat einige Schritte zurück und declamirte lesend, das Buch in der Linken:

V. S.

„Wenn um die Berge von Befour
Des Abends erste Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Krystallen. —
In ihren dunklen Locken blüh'n
Der Erde düftereiche Lieder,
Aus ungemessnen Fernen glüh'n
Des Kreuzes Funken auf sie nieder,
Und traumbewegte Wogen sprüh'n
Der Sterne goldne Opfer nieder. —
Und bricht der junge Tag heran,
Die Tausendäugige zu finden,
Läßt sie das leuchtende Gespann
Sich durch purpurne Thore winden,
Sein Angesicht zu schau'n und dann
Im fernen Westen zu verschwinden." —

Ihre Declamation hatte einen wunderbaren Eindruck auf den Fürsten gemacht. Sie hatte vor ihm gestanden in der Haltung einer Göttin, den einen Fuß auf dem Teppich und den anderen auf dem niedrigen Sitze eines Ruhestuhles, neben welchem sie stand. Mit beiden Händen den Text in künstlerisch abgerundeten Gesten begleitend, hatte sie ihre schönen, vollen bis zur Schulter entblößten Arme erhoben. Ihre ganze Gestalt, ihre enge Taille, ihr vollendeter Busen, ihr schlanker Hals, das feine und doch so volle Profil hob sich in dieser Körperstellung in unvergleichlicher Plastik hervor. Dazu das dichte, hochaufgethürmte, dunkle, kurzgelockte Haar, der feurige Blick ihrer Augen und der tiefe, kräftige, metallische Klang ihrer Stimme. Sie war schön, wunderbar schön in diesem Augenblicke.

„Fräulein," sagte er, als sie geendet hatte, „wie ist dieses Gedicht überschrieben?"

„Die Nacht der Tropen."

„Wohnte der Dichter hier, hätte er Sie gesehen, so wollte ich darauf schwören, daß er Sie zum Modelle genommen hat. Sie waren in diesem Augenblicke die Personification der südlichen Nacht. Sie und das Gedicht waren Eins."

„Ich danke!" lächelte sie. „Was sagen Sie zu diesem Dichter?"

„Diese „Nacht der Tropen" ist nicht zu erreichen. Solche Farben hat kein Maler, und solche Worte hätte keiner unserer Klassiker gefunden. Dieser Hadschi Omanah ist ein Genie. Ich muß erfahren, wer er ist, und wo er lebt."

Ihr Auge nahm einen eigenthümlichen Glanz an. Es lag darin fast wie ein Licht, welches aus der Tiefe der Seele leuchtet.

„Durchlaucht, ich liebe ihn!" sagte sie.

„Seine Gedichte, aber nicht ihn."

„Auch ihn. Der Dichter ist so wie seine Werke. Und wäre dieser



II.v.S. 8.

Sie war schön.

Hadschi Omanah arm wie ein Bettler und häßlich wie ein Aesop oder Saphir, so würde ich ihn lieben!"

Sie wurde unterbrochen. Unter der Thür erschien die Baronin Ella von Helfenstein. Sie that, als ob sie erschrecke, hier zu stören, kehrte aber doch nicht um. Der Fürst zeigte nicht die mindeste Spur von Unwillen. Er verbeugte sich höflich gegen sie und trat näher, um sich vorstellen zu lassen; dann aber wendete er sich um und kehrte in den Saal zurück.

„Ein ausgezeichneter Cavalier," meinte die Baronin, indem sie ihm mit einem träumerischen Blicke folgte.

„Aber viel, sehr viel anderes, als man denkt," antwortete Fanny.

„Darf ich fragen, in wiefern, meine Liebe?"

„Er ist ein Cavalier und doch zugleich ein Mann. Kommen Sie!"

Der Fürst hatte die Dame des Hauses aufsuchen wollen. Neben derselben saß — die Baronesse Alma von Helfenstein.

War das noch die Alma von früher, welche Gustav Brandt vor zwanzig Jahren seinen Sonnenstrahl genannt hatte? Ja. Ein Sonnenstrahl ist derselbe, ob vor tausend Jahren oder jetzt. So war es auch mit Alma. Da saß sie, tiefschwarz gekleidet, als ob sie in Trauer sei. Völliger Ernst lag auf ihrem Gesicht. Und doch war es, als ob Strahlen, lichte, warme Strahlen von ihr ausgingen und den Saal erwärmten.

Die beiden Damen saßen am Camin, als der Fürst sich ihnen näherte Sie erhoben sich, und die Oberstin stellte ihn der Baronesse vor. Sein Auge ruhte mild und doch scharf forschend auf ihr. Sie sah ihn voll und ernst an, wie man es bei einem Manne thut, den man zum ersten Male sieht und der Einem völlig gleichgiltig ist.

Mehrere traten herzu, und es entspann sich ein animirtes Gespräch, welches sich erneuerte, als man bei Tafel saß. Er hatte — Allen unbegreiflich — sich die Baronin Ella als Dame auserwählt, obgleich eigentlich die Oberstin ihn hatte zur Tafel führen wollen.

Man brachte, ohne zudringlich sein zu wollen, die Rede auf den Orient, auf Indien insbesondere. Er gab ausgezeichnete Schilderungen. Alles lauschte. Da fragte seine Nachbarin auch nach den indischen Gauklern.

„Ist die Geschicklichkeit dieser Leute wirklich so ungeheuer, wie man sie beschreibt?"

„Gewiß!" antwortete er. „Aber die eigentlichen Zauberer leisten doch noch mehr als die Gaukler. Man weiß ja, daß die sogenannte Magie ihre Heimath in Indien hat. Teufel, Engel oder überhaupt Geister giebt es nicht, welche dabei helfen, und doch ist die Kunstfertigkeit jener Leute das Resultat einer geheimen Wissenschaft, welche nur Bevorzugten gelehrt wird."

„Gehören Sie vielleicht auch zu diesen Bevorzugten?" fragte die einstige Kammerzofe.

„Ja," antwortete er einfach.

„Wie herrlich! Würden Sie uns eine kleine Probe geben?"

Dies erschien Allen zudringlich. Er aber antwortete:

„Gern. Aber ich muß bemerken, daß ich nicht die Macht habe, Uner-

klärliches zu erklären. Nur die Erfolge der Wissenschaft darf man zeigen, niemals aber über diese Wissenschaft selbst sprechen. Haben die Herrschaften zum Beispiele jemals einen echten Diamanten gesehen?"

Alles schwieg. Darum fuhr er fort:

„Meine Frage scheint eine Beleidigung zu sein, ist es aber nicht, wie ich gleich beweisen werde. Merken Sie auf! Eins, Zwei, Drei!"

Bei dem Worte Drei verlöschten sämmtliche Lichter, welche den Saal erleuchteten. Wie war das möglich? Vielen begann zu grauen. Da erhob er sich von seinem Sitze und sagte:

„Jetzt mag mein Ring hier leuchten. Eins, Zwei, Drei!"

Bei dem letzten Worte entstrahlte seinem Ringe, welchen er mit Daumen und Zeigefinger der Rechten emporhielt, eine solche Helligkeit, daß man hätte lesen können. Er schritt auf die Dame des Hauses zu, steckte ihr den leuchtenden Ring an den Finger und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen diesen Diamanten, welcher in seiner Art einzig ist, zum Geschenk bestimme!"

Sie wollte natürlich Einsprache erheben; er wehrte aber kräftig ab und kehrte an seinen Platz zurück. Der Ring leuchtete fort, steckte aber plötzlich an dem Finger einer anderen Dame und machte in ganz kurzer Zeit die Runde in der Weise um den Tisch, daß er an der Hand einer jeden Person einmal geleuchtet hatte. Plötzlich brannten alle Gasflammen wieder, und der Ring steckte an seinem Finger.

Vielen graute es vor ihm. Er stieß ein halblautes, eigenthümliches Lachen aus und sagte:

„Die Wissenschaft stößt ab. Ich sehe, daß meine Nähe einigen Damen drückend ist. Ich werde Ihnen Erlösung bringen, indem ich mich entferne. Gute Nacht!"

Die Flammen zuckten einige Male auf- und nieder — der Fürst war verschwunden; sein Stuhl war leer, aber ihn selbst hatte Niemand gehen sehen; er war unsichtbar geworden. Jetzt wußte Niemand, was man sagen sollte. Ihm aber war seine Absicht geglückt. Einige Augenblicke später schritt er durch das Portal auf die Straße hinaus.

Er eilte mit raschen Schritten die Straße hinab und dann um die Ecke. Dort gab es einen kleinen, offenen Platz, auf welchen die Wasserstraße und auch diejenige mündete, welche er jetzt herabgekommen war. Auf dem Platze standen mehrere Reihen von Buden und Verkaufsständen, vom heutigen Christmarkte her. Dieser Letztere war zu Ende. Die Händler hatten ihre Plätze verlassen, und es war einsam rund umher.

Es schien, als ob kein Mensch zugegen sei; aber als der Fürst um die Ecke bog und dann, lauschend und sich scharf umsehend stehen blieb, ertönte ein halblautes Räuspern, und eine männliche Gestalt löste sich langsam und vorsichtig aus dem Schatten, welcher zwischen den Buden herrschte.

Dieser Mann trug einen Pack auf dem Arme und schien Jemand erwartet zu haben. Der Fürst trat mit einigen raschen Schritten auf ihn zu,

blieb aber auf der Hälfte des Weges stehen und fragte, auch nur in halblautem Tone:

„Wer ist es, der hier steht!"

„Der Diener des Elendes," antwortete es.

„Ah, gut!"

Mit diesen Worten trat der Fürst vollends heran und zog den Anderen in den Schutz der Buden zurück.

„Man muß vorsichtig sein; man darf das niemals vergessen," fuhr er fort. „Hast Du Alles?"

„Ja."

„Ist Etwas vorgefallen?"

„Nein."

„So gieb' her!"

Er zog den Pelz aus und nahm das Packet des Dieners, um mit Hilfe des Letzteren Rock, Ueberkleid und Kopfbedeckung zu wechseln. Die anderen Veränderungen, welche er dann noch mit sich vornahm, konnte man bei der Tiefe des Schattens, in welchem er stand, nicht beobachten; zuletzt aber steckte er noch zwei geladene Revolver in die Tasche.

„So bin ich fertig," sagte er dann. „Du kennst die Wohnung der Baronesse Alma von Helfenstein?"

„Sehr genau."

„Sieh' an Deine Uhr! In Punkt einer Stunde bin ich vor der Thür, um die Kleidung abermals zu wechseln. Keine Minute früher oder später. Bist Du hier gesehen worden?"

„Ja, aber nur von einem Frauenzimmer."

„Auch das ist unangenehm. Wer war sie?"

„Ich kannte sie nicht. Sie suchte nach Abfällen an den Verkaufsständen. Es muß ein armes Weib gewesen sein. Da ich mich nicht näher betrachten lassen wollte, konnte auch ich sie mir nicht genau ansehen."

„Ist sie fort?"

„Sie muß noch in der Nähe sein. Kurz bevor Sie kamen, trat sie in die zweite Budenreihe."

„So werde ich sie mir betrachten. In unserer Lage ist es nothwendig, zu wissen, wer es ist, von dem man bemerkt wird. Adieu!"

Die Beiden gingen auseinander. Als der Fürst aus der dunklen Stelle hervortrat, hätte ihn wohl Niemand wieder erkannt. Er trug einen winterlichen Stutzeranzug, und sein Gesicht war ein so ganz anderes geworden, daß diese Veränderung geradezu unbegreiflich erschien. Er schritt langsam an der ersten Budenreihe dahin und blieb am Ende derselben stehen, um zu recognosciren.

Gerade jetzt trat drüben aus der zweiten Reihe eine Frauengestalt hervor. Sie war in ein Tuch gehüllt und trug einen Korb in der Hand. Man sah, daß sie fror; ihre Kleidung war sommerlich dünn und für die heutige Kälte ungenügend. Da, wo sie jetzt stand, hatten Obstfrauen feil gehalten. Das Frauenzimmer bückte sich, um die weggeworfenen weil angefaulten Aepfel aufzuheben und in den Korb zu thun. Dabei kam sie dem Fürsten näher.

Dieser hörte jetzt den Schnee unter Schritten knirrschen, welche von der anderen Seite herbeikamen. Er hatte noch Zeit, zu bemerken, daß er nicht eine Frau, sondern jedenfalls ein Mädchen vor sich habe, deren Gesicht beim Schimmer des leuchtenden Schnees einen eigenthümlichen Reiz zu besitzen schien. Dann zog er sich zurück, um von ihr und dem Nahenden nicht gesehen zu werden.

Vor Erzählung der nun folgenden Scene muß bemerkt werden, daß Baron Franz von Helfenstein, als er nach der Unterredung mit seiner Frau sein Palais durch eine hintere Thür verließ, sich ebenso möglichst unkenntlich gemacht hatte. Wer ihn jetzt erblickte, mußte ihn für einen Angehörigen des Mittelstandes, für einen Handwerker halten.

Er schritt über den Ringplatz hinweg und hielt gerade auf den oberen Eingang der Wasserstraße zu. Die dritte oder vierte Nummer derselben war ein kleines, einstöckiges und schmutziges Häuschen, neben dessen Thür auf einem alten Holzschilde zwar nicht jetzt aber doch am Tage zu lesen war, daß hier der Jude Salomon Levi mit Altzeug handle und auch dabei ein Leihgeschäft treibe.

Die Thür war verschlossen. Der Baron klopfte. Erst nach einer längeren Zeit wurde sie um eine Lücke geöffnet, blieb jedoch von innen noch mit Hilfe einer Sicherheitskette gesperrt. Eine lange, scharfe Nase erschien in der Spalte, und eine schnarrende, weibliche Stimme fragte:

„Was wollen Sie?"

„Kaufen," antwortete er kurz.

Das wirkte. Die Stimme wurde freundlicher und fragte:

„Was ist's, was der Herr kaufen will?"

„Altes Metall, Zinn, Kupfer, Silber und Gold."

„Sind Sie von hier?"

„Nein. Ich bin der Reisende eines Juweliers."

Die Alte mochte gedacht haben, es mit einem verkleideten Polizisten zu thun zu haben. Seine letzten Worte zerstreuten ihren Verdacht und so antwortete sie:

„Kommen Sie herein. Warten Sie ein Wenig. Es ist Jemand bei meinem Manne."

Sie ließ ihn eintreten, verschloß die Thür wieder und führte ihn dann in eine Stube, in welcher allerlei Gerümpel, werthloses Zeug, zu sehen war. Er durfte sich auf einen Schemel setzen. Sie aber öffnete eine in einen Nebenraum gehende Thür und rief hinein:

„Salomonleben, es ist da gekommen ein feiner Herr, welcher will machen einen guten Handel mit Dir. Laß gehen das Weib, welches doch nicht kann Nutzen bringen einen einzigen Pfennig für Dich und unser Geschäft."

Nach diesen Worten entfernte sie sich, um ihren Wächterposten im Hausflur wieder anzutreten.

Eine alte, trüb brennende Oellampe erhellte den Raum, in welchem der Baron saß. Sein Gesicht war kaum zu erkennen; dennoch aber schob er sich den Schemel so, daß er noch mehr in den Schatten zu sitzen kam. Dabei flüsterte er leise vor sich hin:

„Ich wette, daß es die Schließersfrau ist! Vor einer Stunde ist der Bote bei ihr gewesen; vor einer Viertelstunde ist ihr Mann zum Abendessen gekommen, und sie hat sogleich fortgemußt, um alles noch Vorhandene zu versetzen."

Er hatte eine kleine Weile zu warten, dann wurde die Thür geöffnet. Eine junge, aber leidend aussehende Frau trat aus der Nebenstube. Der Baron hörte, daß sie leise schluchzte. Salomon Levi's lange hagere Gestalt erschien im Rahmen der Thüre. Er rief der Scheidenden nach:

„Also sagen Sie, daß ich kann Pfand geben nur auf Sachen, welche ich bekomme in meine Hände. Wenn er will behalten den Tisch und die Betten, weil er sie braucht, so kann er bekommen nichts."

Der Baron nickte leise vor sich hin. Seine Vermuthung hatte sich bestätigt. An ihn wandte sich jetzt, als die Frau die Stube verlassen hatte, der Jude:

„Ich bitte, einzutreten, mein Herr! Ich stehe gern zur Verfügung, wenn man kommt, bei mir zu kaufen für baare Zahlung, aber nicht auf Credit, welcher ist schädlich für den Handel und Wandel der Leute von Geschäft."

Er machte eine Bewegung mit der Hand, welche den Baron einlud, in das Nebenzimmer zu treten. Dieser jedoch blieb sitzen, weil da drin ein viel helleres Licht brannte.

„Schon gut," antwortete er. „Was wir zu besprechen haben, können wir auch hier miteinander reden. Machen Sie die Thüre zu, Herr Levi!"

Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, gegen welchen der Jude keine Widerrede fand. Er warf die Thüre zu, setzte sich auf einen alten Kasten und fragte:

„Welches ist das gute Geschäft, das der Herr will machen mit mir?"

„Ich habe zu Ihrer Frau gesagt, daß ich Kupfer, Silber und Gold kaufen will; aber Ihnen will ich gestehen, daß ich in einer ganz anderen Absicht komme. Ich habe eine Erkundigung einzuziehen, und ich hoffe, daß Sie mir eine wahrheitsgetreue Auskunft ertheilen."

Der Jude machte eine unruhige Bewegung und fragte:

„Ist es eine private Erkundigung?"

„Nein."

„Gott Abrahams! So ist der Herr wohl gar ein heimlicher Polizist, welcher genannt wird Detective vom geheimen Corps?"

„Vielleicht haben Sie mit Ihrer Vermuthung Recht, vielleicht auch nicht. Sie werden allerdings erfahren, wer ich bin, aber erst nachdem Sie mir auf meine Fragen geantwortet haben."

„Wie soll ich das können! Wie soll ich beantworten die Fragen eines Herrn, den ich nicht kenne!"

„Sie werden antworten, denn ich sage Ihnen, daß von Ihrem jetzigen Verhalten Ihr Wohl, Ihr Glück, ja vielleicht sogar Ihr Leben abhängig ist."

Da fuhr der Alte von seiner Kiste in die Höhe. Die Hände zusammenschlagend, rief er:

„Herr Zebaoth! Mein Wohl, mein Glück, mein Leben! Ist es doch grad, als ob Sie wären der geheimnißvolle Hauptmann, welcher allerdings den Tod giebt Denen, von denen er haben will, daß sie sterben!"

„Der geheimnißvolle Hauptmann? Wer ist das?"

Der Jude warf ihm einen mißtrauisch forschenden Blick zu und sagte dann mit gedämpfter Stimme:

„Wenn Sie sind ein Mann von der Polizei, werden Sie doch viel besser wissen als ich, wen ich meine!"

„Ich sage Ihnen, daß es sich nicht darum handelt, wer ich bin, sondern darum, was Sie von dem Hauptmanne wissen!"

„Was ich von ihm weiß? Nichts, gar nichts weiß ich, lieber Herr!"

Man hörte es dem Tone seiner Stimme an, daß er sich einer Besorgniß vor dem Unbekannten nicht erwehren könne. Dieser aber meinte in fast drohendem Tone:

„Salomon Levi, ich befehle Ihnen, mir zu sagen, was Sie von dem Hauptmanne wissen! Sprechen Sie grad so, als ob Sie einen Fremden vor sich hätten, der von ihm noch gar nichts gehört hat."

Dieser Ton machte Eindruck. Der Jude antwortete, indem er die möglichst vorsichtigen Ausdrücke wählte:

„Nun, der Herr wissen wohl, daß jetzt hier zu Lande alle Arten von Verbrechen in dreifacher Anzahl vorkommen als vorher."

„Nichts weiß ich, gar nichts."

„Auch nicht, daß es Banden giebt, oder vielmehr eine einzige große Bande, welche über alle Provinzen verbreitet ist?"

„Auch das weiß ich nicht."

„Und doch wissen es alle Kinder!"

„Ich bin kein Kind! Sprechen Sie weiter!"

„Die Mitglieder dieser Bande scheinen allwissend zu sein. Wo eine Summe liegt, das erfahren sie. Mit welchem Postzuge Geld fortgeht, das wissen sie. Wenn Jemand ein Erbe ausgezahlt erhält, sie holen es. Man sagt, daß sie geradezu streng militärisch organisirt und disciplinirt seien."

„Von wem?"

„Nun eben von dem Hauptmanne!"

„Wer ist das?"

„Weiß ich es! Weiß es ein Anderer? Weiß es die Polizei? Niemand weiß es und Niemand kann es erfahren. Er ist überall und er ist nirgends. Sucht man ihn hier, so ist er dort, und sucht man ihn dort, so tritt er hier auf. Bald ist er ein Bettler, dann wieder ein Fürst; er läßt sich sehen als Offizier, als Schuster, als Kaufmann und Metzger. Er tritt auf als Christ und als Jude. Er hat hundert Gesichter und tausend Gestalten. Man hat einen Preis auf ihn gesetzt, aber man kann ihn nicht fangen."

„Fängt man auch Niemand von seiner Bande?"

„Man fängt welche, man denkt wenigstens, daß sie zu dieser Bande gehören; aber er weiß es stets so einzurichten, daß sie entweder fliehen können oder für unschuldig befunden werden."

„Ein Beispiel davon möchte ich wissen."

„Es giebt ihrer viele. Haben Sie nichts gehört von dem Riesen Bormann?"

„Den Namen habe ich gehört. Was ist's mit ihm?"

„Er war Mitglied bei einem Circus von der Kunstreiterei. Er mußte wegen Körperverletzung abgehen und wurde eingesteckt. Seit jener Zeit ist er der berühmteste Einbrecher."

„So mag man ihn doch wieder einstecken!"

„Das hat man auch gethan, aber man mußte ihn stets wieder frei lassen. Es fanden sich Zeugen, welche seine Unschuld bewiesen."

„Nun, so ist er eben kein Einbrecher gewesen!"

„O doch! Man weiß es ganz genau. Der Hauptmann hat ihm allemal durchgeholfen. Man weiß, daß er ein Mitglied der Bande ist."

„So hole der Teufel Eure Polizei und Eure Gerichte!"

„Was können die dafür? Sie haben unter sich selbst Mitglieder der Bande. Aber jetzt endlich haben sie ihn doch fest, so daß er nicht entkommen kann."

„Den Riesen Bormann?"

„Ja."

„Was hat er gethan?"

„Er ist bei einem Uhrmacher eingebrochen und hat dann den Raub verkaufen wollen. Der Händler aber, zu dem er gegangen ist, der hat ihn angezeigt. Nun kann er nicht entkommen. Er wird die Frohnveste nur verlassen um in das Zuchthaus zu gehen."

„Wer war dieser Händler?"

Der Jude zögerte mit der Antwort. Der Baron wiederholte seine Frage in einem Tone, welcher einen ganz eigenthümlichen Nachdruck besaß:

„Nun, wer war dieser ehrliche Handelsmann?"

„Ich," antwortete Salomon Levi, beinahe verlegen.

Der Baron strich sich mit der Rechten nachdenklich den Bart und fragte dann, indem sein Auge trotz der Finsterniß, in welcher er sich befand, sichtbar aufleuchtete:

„Sind Sie stets so ehrlich?"

„Gott der Erzväter! Warum soll ich sein nur einen einzigen Augenblick meines Lebens unehrlich. Jehova ist mein Zeuge, daß es giebt keinen Flecken oder Makel auf dem Namen Salomon Levi."

„Ist Baumann kein Fleck?"

Bei der Nennung dieses Namens fuhr der Jude zurück. Auf seinem Gesichte machte sich der Ausdruck der höchsten Bestürzung geltend. Der Baron fuhr in scheinbar gleichgiltigem Tone fort:

„Soll ich noch hundert andere Namen nennen? Soll ich hinaufgehen in Ihre hintere Stube und die Wanduhr wegnehmen? Dort liegt Alles, was nothwendig ist zur Anfertigung falscher Päße und anderer Legitimationen, welche Sie an Personen verkaufen, welche Grund haben, heimlich ihr Vaterland zu verlassen?"

Der Eindruck dieser Worte auf Levi war unbeschreiblich. Er wurde bleich wie eine Leiche, sank vor Angst in die Kniee, streckte die Hände bittend vor und sagte:

„O, mein lieber, hochverehrtester Herr von der geheimen Polizei, Sie be-

finden sich in einem Irrthum, welcher ist ebenso schauderhaft wie gefährlich für mich. Ich schwöre bei — —"

„Schweig!" donnerte ihn der Baron an. „Willst Du leugnen, daß Du bereits längst den Hehler gemacht hast für viele Mitglieder der Bande des geheimnißvollen Hauptmannes?"

„Ja, ich leugne, ich leugne, ich muß leugnen, denn es ist nicht wahr," rief der Jude in allerhöchster Angst.

„Feigling! Dreifacher Feigling! Warum hast Du keinen Anderen angezeigt und nur diesen Einen, den Riesen Bormann?"

„Er ist der Einzige, der gekommen ist; ich hätte jeden Anderen ebenso angezeigt."

„Lüge nicht. Hast Du Kinder?"

„Ja. Eine Tochter hat mir der Gott Israels gegeben."

„Sie heißt Judith?"

„Ja. Judith ist ihr Name. Sie ist schön wie Sulamith, aber ich habe ihr gegeben den Namen der Heldin, welche getödtet hat den Feldhauptmann Holofernes, als er belagerte die Stadt Bethulia."

„Nun, in diese Judith war der Riese verliebt. Er wollte sie haben, aber Du sagtest Nein, und sie mochte ihn auch nicht. Er kam wieder und immer wieder, und um ihn für immer los zu werden, zeigtest Du ihn an, obgleich er zu den besten meiner Leute gehört."

Während dieser Worte hatte der Baron eine schwarze Maske aus der Tasche gezogen und vor das Gesicht gesteckt. Er erhob sich und trat drohend einen Schritt auf den Juden zu. Dieser fiel abermals in die Kniee und rief voller Entsetzen:

„Herr Sabaoth! Der Hauptmann!"

„Ja, ich bin es. Ich bin gekommen, mit Dir zusammenzurechnen, da Deine letzte Stunde nahe ist!"

Die Beiden hatten nicht bemerkt, daß die Thür sich leise geöffnet hatte. Zwei Frauen waren eingetreten, die alte Jüdin und ihre Tochter Judith. Die Erstere hatte aus dem Tone des Gespräches gehört, daß ihr Mann sich in einer nicht sehr guten Lage befinde, die Letztere war zufällig dazugekommen, und so waren sie grad an dem Augenblicke eingetreten, an welchem Levi die Worte: „Herr Sabaoth! Der Hauptmann!" ausrief.

Die Alte war schlau und besonnen genug, sofort die Thür zu verschließen, die Tochter trat einige Schritte vor und fragte:

„Der Hauptmann, der geheimnißvolle Hauptmann sind Sie?"

„Ja," antwortete der Baron, indem er sich zu ihr herumdrehte.

Er konnte von ihr nichts erkennen als die Augen und die Nase, denn nur dies Beides allein wurde nicht von dem Tuche bedeckt, welches ihren Kopf und ihre ganze Gestalt umhüllte.

Da legte sie ihm die Hand furchtlos auf die Schulter. Es war das eine weiße, schimmernde, kräftige und doch feine Hand, was er aber gar nicht bemerkte. Sie fragte:

„Du willst mit Salomon Levi zusammenrechnen?"

„Ja, sofort!“

„Seine letzte Stunde ist nahe?“

„Ja, sehr nahe!“

„Nun, so ist auch die Deinige gekommen!“

Diese Worte wurden so ruhig und drohend gesprochen, daß der Baron unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

„Schwätzerin!“ rief er.

„Ich schwatze nicht! Wir haben von Dir gehört; wir kennen sehr viele Deiner Leute, Du bist streng und erbarmungslos. Aber wer wie wir mit Räubern und Mördern verkehrt, weiß seine Maßregeln zu treffen!“

„Ah! Welche sind das?“

„Das ist unser Geheimniß. Thust Du meinem Vater nur das Geringste zu Leide, so wirst Du dieses Haus nicht lebendig verlassen!“

Sie sagte das mit solcher Sicherheit, solcher Ueberzeugung, daß er zu glauben begann, sich in Lebensgefahr zu befinden. Darum sagte er:

„Pah! Mir macht ein Weib nicht bange. Ich habe mit Levi zusammen zu rechnen. Finde ich ihn zu leicht, so schnellt er in die Luft!“

„Und Du sinkst in die Erde. Was hast Du gegen uns?“

„Daß Ihr Bormann angezeigt habt.“

„Das durften wir.“

„Das durftet Ihr nicht. Ihr wußtet ja, daß er zu meinen Leuten gehört.“

„Er hatte den Einbruch nicht auf Dein Geheiß, sondern allein auf seine Rechnung ausgeführt.“

„Das ist allerdings der Fehler, welchen er beging, und dennoch bin ich bereit, Nachsicht walten zu lassen. Daher fordere ich nun, daß Ihr mir behilflich seid, seine Unschuld zu beweisen.“

„Das ist unmöglich! Das kann kein Mensch!“

Die beiden Alten hatten sich seit dem Eintritt der Frauen still verhalten. Nur Judith hatte gesprochen. Sie war beherzter und scharfsinniger als ihre Eltern. Auf ihre letzten Worte stieß der Baron ein kurzes, stolzes Lachen aus und sagte:

„Unmöglich? Kein Mensch kann es? Ich kenne doch Einen, der es kann, und der bin ich.“

„Wir mögen dabei nichts zu thun haben. Der Riese soll uns nicht mehr in das Haus kommen.“

Der Baron beobachtete eine kleine Pause des Nachdenkens und sagte dann:

„Er ist einer meiner besten Männer; er muß gerettet werden.“

„Rette ihn, wenn Du kannst.“

„Ohne Euch ist es unmöglich.“

„Wir haben keine Lust.“

Seine Augen blitzten zornig aus der Maske hervor; dennoch aber beherrschte er sich und sagte in ruhigem Tone:

„Er soll Euch nie wieder belästigen.“

„Das haben wir bereits jetzt erreicht. Mehr zu thun wäre überflüssig.“

„Ich werde es Euch belohnen.“

„Wir sind reich genug."

Da endlich ging seine Selbstbeherrschung auf die Neige. Er drohte:

„Bedenkt, wer ich bin. Ich kann Euch nach Belieben verderben und erhöhen. Ich fordere von Euch geradezu die Rettung des Riesen. Ich gebe Euch keine Zeit zur Ueberlegung. Auf mein Zeichen werden meine Leute hier eintreten, dann aber ist's für Eure Rettung auch zu spät."

Da wurde es dem Juden himmelangst. Er ergriff an Stelle seiner Tochter das Wort und fragte:

„Du sprachst von Lohn. Wie viel bietest Du?"

„Fünfhundert Thaler, keinen Pfennig weniger oder mehr."

„Was sollen wir thun, um ihn zu retten?"

„Wem von Euch hat er die Uhren angeboten?"

„Mir selbst und Rebecca, der Frau meines Herzens."

„Ihr seid Beide bereits vernommen worden?"

„Ja."

„Hat man Euch ihm gegenüber gestellt?"

„Noch nicht."

„So wird es bald geschehen! Ihr habt dann nur einfach zu sagen, daß er es nicht gewesen sei."

„Das geht nicht. Wir haben ja bereits gesagt, daß er es war!"

„Ihr habt Euch geirrt. Es giebt einen Menschen, welcher ihm so ähnlich ist, wie ein Ei dem andern. Dieser hat Euch die Uhren gebracht, er aber nicht."

„Um das glaubhaft zu machen, müßte man diesen ähnlichen Menschen bringen!"

„Das werde ich auch. Der Riese Bormann ist unschuldig. Der Andere, welcher es gethan hat, gleicht ihm, als ob er sein Zwillingsbruder sei, hat aber ein großes rothes Maal auf der rechten Wange. Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht? Ich zahle Euch die fünfhundert Thaler sofort aus."

Fünfhundert Thaler! Welch' ein Angebot für einen Juden! Sogar Judith fühlte sich erweicht. Sie fragte:

„Wir bekommen das Geld wirklich sogleich?"

„Ja."

„Der Riese wird mich nicht wieder belästigen?"

„Niemals. Ich werde ihn anderweit verwenden. Er darf gar nicht in der Hauptstadt bleiben!"

„Gut! Wir willigen ein!"

Vater und Mutter nickten einstimmig dazu, und der Baron zog seine Brieftasche hervor, um die Summe in Banknoten auszuzahlen. Als dies geschehen war, erkundigte er sich bei Salomon Levi:

„Wer war die Frau, welche vorhin bei Dir war?"

„Die Frau eines Schließers an der Frohnveste."

„Was wollte sie?"

„Zwei Betten und einen Tisch versetzen. Da ich aber diese Sachen bei ihnen lassen sollte, konnte ich nichts geben."

„Hatten Sie nichts Anderes?“

„Nein. Es ist Alles bereits bei mir.“

„Der Fall geht mich nichts an. Der vorherige aber desto mehr. Also, Salomon Levi, was sagst Du aus, wenn Du dem Riesen gegenüber gestellt wirst?“

„Ich sage, daß er unschuldig ist. Der wirkliche Einbrecher sah ihm täuschend ähnlich, hat aber ein großes rothes Maal auf der rechten Wange. Ist's so richtig?“

„Ja, so ist es richtig. Dabei bleibt Ihr Beide, Du und Rebecca, das Weib Deines Herzens!“

„Verlasse Dich darauf, Hauptmann!“

„Das thue ich. Denkt an meine Macht! Der Ungehorsam gegen mich würde Euch verderben. Wie Du bereits bemerkt hast, kenne ich Alles, sogar die verborgensten Geheimnisse Deines Hauses. Ihr seid Tag und Nacht unter meiner schärfsten Aufsicht. Jeder meiner Leute wird auf das Strengste bewacht. Darum, nehmt Euch in Acht. Laßt mich jetzt hinaus! Und daß es Euch nicht einfällt, mir nachzublicken oder gar mir nachzufolgen!“

Er ging, ohne die Maske eher abzunehmen, als bis er aus dem Kreise ihres Lampenscheines war. Der Jude führte ihn hinaus. Als er zurückkam, stellte er sich vor die beiden Frauen hin, schlug die Hände zusammen und sagte:

„Gott der Gerechte! Welch' ein Abend! Ist der Hauptmann bei uns gewesen! Haben wir ihn gesehen stehen hier grad vor uns und gehört den Klang seiner Stimme!“

„Aber wir kennen ihn nicht!“ meinte Judith.

„Nein, wir kennen ihn nicht! Hat er doch auf dem Gesichte getragen eine Maske, und ehe er sie aufsetzte, da saß er hier und — — —“

„Er saß erst ohne Maske hier?“ unterbrach sie ihn schnell.

„Ja.“

„So mußt Du doch sein Gesicht gesehen haben!“

„Nein. Er hatte sich gesetzt in das Finstere. Ich sah nur einen großen schwarzen Bart und zwei Augen, welche leuchteten wie die Augen einer Katze, wenn sie will beißen eine Maus. Er war die Katz' und ich die Maus!“

„Wer mag es sein? Er hat nicht die Sprache und das Wesen eines gewöhnlichen Mannes.“

„Nein; er ist ein vornehmer Mann. Es kann auch gar nicht anders sein, als daß der Hauptmann gehört zu den Leuten, welche sich bewegen in den Kreisen, welche man nennt fein und gebildet. Aber, wie kamst Du zu uns, Judith, mein Tochterleben?“

„Sarah Rubinenthal ist drobey bei mir auf Besuch. Ich kam herab, um Mutterleben zu senden nach Chocolade, welche ich der Freundin vorsetzen wollte.“

„So will ich gleich eilen, zu holen Chocolade!“ meinte die Alte.

„Und ich will mich sputen, einzutragen die Nummern von diesen fünf Hundertthalerscheinen in das Buch der Kasse. Sie sind sehr leicht verdient,“ bemerkte der Alte.

„Und ich werde zur Freundin zurückkehren. Sie wird mich mit Sehnsucht erwarten," sagte Judith.

„Warum mit Sehnsucht?" fragte der Vater.

„Weil wir sind beschäftigt, zu lesen und zu declamiren aus dem herrlichen Buche, welches hat geschrieben Hadschi Omanah, der berühmte Dichter des Morgen- und Abendlandes."

„Immer lies, mein Töchterleben! Judith, die einzige Erbin von Salomon Levi wird einst erhalten eine Million. Sie soll haben Geist und Bildung, um zu heirathen einen Grafen, und zu erfreuen mit Stolz das Herz ihres Vaters!"

Das Mädchen ging. Sie stieg die enge Treppe empor und trat dann in ein kleines, einfensteriges Stübchen, welches wirklich allerliebst und gar nicht nach der bekannten, jüdisch überladenen Manier ausgestattet war.

Dort saß am Tische ein Mädchen, vielleicht zwanzig Jahre alt, aber klein, häßlich und ausgewachsen. Aber wie man grad unter den Häßlichen und Buckeligen oft recht geistreiche Menschen findet, so hatte auch dieses von der Natur äußerlich so kärglich bedachte Mädchen ein herrliches Augenpaar, aus dem eine Seele leuchtete, deren der Körper nicht würdig war.

Man macht oft die Erfahrung, daß schöne Mädchen sich ihre Lieblingsfreundin grad unter den Häßlichen suchen. Ist es nur deshalb, weil dadurch ihre Vorzüge eine besondere Folie erhalten, oder hat dies einen anderen, tiefer zu suchenden Grund — so auch hier.

Judith legte das Tuch ab, und nun stand sie im Scheine der Lampe da in einer Schönheit und Herrlichkeit, welche einen Makart in Entzücken versetzt hätte. Groß und voll gebaut, von stolzer Haltung und wahrhaft gebieterischem Gesichtsschnitte, zeigte sie jene Schönheit, welche der Jugend ihres Stammes zu eigen ist, aber leider rasch zu vergehen pflegt, in ihrer ganzen Glorie. Sie hieß Judith, und sie war eine Judith. Wie mag sich Hebel in seinem classischen Schauspiel die Judith gedacht haben? Welches Bild mag den Malern und Bildhauern, welche sich an dieses Problem wagten, vorgeschwebt haben? Sie hätten hier dieses Mädchen sehen sollen, und sicherlich wären sie einstimmig in den entzückten Ruf ausgebrochen:

„Ja, das ist die wahre Judith, das muthvolle Weib, die Mörderin des Holofernes, die Retterin ihrer Heimath, welche selbst ihre Tugend zum Opfer brachte, um den Ihrigen das abgeschlagene, blutige Haupt des Feindes zu bringen."

„War ich Dir zu lange?" fragte sie.

Dabei klang ihre Stimme ganz anders als vorher da unten in der Gerümpelstube. Der Klang war ein so schwesterlicher, traulicher, wohlthuender.

„Wohl nicht," antwortete die Freundin. „Aber da wir dieses Gedicht lasen, mußte ich warten, und deshalb ist es mir fast recht lang geworden."

„So laß uns weiter lesen! Ist es nicht, als habe dieser Hadschi Omanah in unsere Herzen geblickt, um dann unsern Gefühlen, Wünschen und Gedanken diese glanz- und prunkvollen Reime zu geben?"

„Ja," antwortete die Freundin nachdenklich. „Er muß ein hochgeborener Mann sein; an seiner Wiege hat das Glück gesessen, sonst wäre ihm diese

Pracht und Herrlichkeit fremd geblieben. Die Worte, in welche er seine Gedanken kleidet, gleichen funkelnden Brillanten, welche in allen Farben und Nuancen schimmern und flimmern. Keiner dieser Diamanten und Smaragden, Rubinen und Saphiren hat eine falsch geschliffene Facette. Es ist Alles so werthvoll, echt und schwer, wie es eigentlich nur ein König, ein Kaiser tragen kann."

Bei dieser begeisterten Lobrede schüttelte Judith leise und langsam den Kopf.

„Vielleicht findet gerade das Gegentheil statt," sagte sie. „Viele Dichter und Schriftsteller schreiben gerade über das, was ihnen am Allerfernsten liegt, am Allerliebsten. Ein Prinz schreibt gern Dorfgeschichten, ein Melancholikus gern Humoresken, und ein Literat, welcher mit dem Hunger kämpft, wagt sich an das Höchste und Beste, was der Mensch zu erreichen vermag. Er träumt, es im Besitz zu haben; seine Phantasie schmückt es mit allen irdischen Werthen und Schönheiten; er fühlt sich während des Schreibens als Glücklichster der Sterblichen und sinkt, wenn er die Feder fortlegt, dem Knochengespenste des Hungers und des Elendes wieder in die Arme."

Sie ahnte nicht, wie Recht sie in diesem Falle hatte. Aber ihre Freundin sagte:

„Daran glaube ich hier nicht. Wer sich zu solcher Höhe emporzuschwingen vermag, muß auch schon auf Erden hoch Fuß gefaßt haben. Höre nur hier, wo er von dem Suchen nach Gott spricht!"

Sie nahm das Buch zur Hand und las begeistert vor:

Schwingt Euch hinauf in jene Fernen,
Zum großen Weltenocean;
Lest in den Sonnen, in den Sternen!
Sie zeigen Euch des Ewgen Bahn.
Dort oben kann kein Zweifel walten,
Wie hier in Wort und Buch und Schrift.
Dort muß der Geist sich frei entfalten,
Bis er auf seinen Urquell trifft!" —

„Kann ein Leidender, ein Hungriger so schreiben?" fragte sie. „Klingt nicht aus jedem Worte ein Muth, eine Kraft, eine Stärke, welche nur, daß ich mich so ausdrücke, in einem gut genährten Körper wohnen kann?"

„Dann müßten alle Helden der Weltgeschichte auch körperlich Titanen gewesen sein, und doch wissen wir das Gegentheil. Zeige her, den Schluß des Gedichtes. Auch in ihm funkelt und brillirt es, als ob der Dichter seinem Gedanken einen Königsmantel umgethan und eine Krone aufgesetzt habe. Und doch! Höre einmal!"

Sie nahm das Buch gar nicht in die Hand. Sie kannte das Gedicht. Sie recitirte aus dem Gedächtnisse und declamirte:

„Dann einet sich zu einem Strome
Die Menschheit all von Nah und Fern,
Und kniet anbetend in dem Dome
Der Schöpfung vor dem einen Herrn.

Dann wird der Glaube triumphiren,
Der einen Gott und Vater kennt
Die Namen sinken, und es führen
Die Wege all zum Firmament!"

Sie war prächtig anzuschauen, diese Judith, welche sich von dem Dichter des Gottesgedankens so begeistern ließ, daß sich ihre Wangen rötheten und ihre dunklen Augen leuchteten und funkelten wie schwarze Kapdiamanten im Candalaberlichte.

Da drüben auf der jenseitigen Straße, im hocharistokratischen Hause, hatte vor wenigen Minuten Fanny von Hellenbach die „Nacht" desselben Dichters declamirt. Welche von den beiden Mädchen war die Schönere, die Begeistertere? Das ließ sich schwer sagen.

Judith hätte jene Gewandung tragen sollen, welche ihre Namensschwester trug, und kein Holofernes hätte ihr widerstanden. Sie ließ die beim Declamiren erhobenen Arme sinken und sagte:

„Für Dich klingt aus diesen Worten und Reimen eine Coulanz und Brillanz, welche nur einem Hochgeborenen eigen sein kann, und mir ist es, als ob ein Sterbender, der nicht empor zum wahren Firmamente kann, ertrinkend tiefer und immer tiefer in die Fluthen sinkt, in denen er ja auch ein Firmament erschaut, ein trügerisches — das seinige!"

In ihren Augen schimmerte es feucht; es war ihr, als ob sie eine trübe, unglückliche Weissagung ausgesprochen hätte.

„O, könnte ich ihn halten, ihn emporziehen, ihn retten!" fügte sie hinzu.

Die Freundin blickte ihr in das erregte Gesicht und sagte dann:

„Du schwärmst für ihn!"

„Schwärmen?" fragte Judith, stolz die schönen Achseln zuckend. „Was ist schwärmen? Ich kenne es nicht. Ich liebe ihn; ich liebe ihn glühend, wie nur ein Weib zu lieben vermag!"

„Das heißt, Du liebst seine Gedichte!"

„Nein; ich liebe seine Seele, welche wie ein schönes, leuchtendes Porträt aus seinen Worten strahlt. Ich bin sein Eigen; denn ich denke nur an ihn; ich könnte Alles, selbst mein Leben für ihn lassen!"

„Und wenn er häßlich ist?"

„Kann ein solcher Dichter häßlich sein? Was geht mich sein Gesicht, seine Gestalt, sein Gang, seine Haltung an? Ich sitze vor ihm, nein, ich liege vor ihm, um mich in seinem Geiste zu sonnen und aus seiner Seele Glück, Glück, tausendfaches Glück zu saugen!"

„Er ist Hadschi, also ein Muhamedaner."

„Er sucht Gott und liebt ihn; ich suche den Dichter und liebe ihn. Wir sind Eins in einem und demselben Streben."

„Oder ist sein Name ein Pseudonym? Dann könnte er gar ein Christ sein!"

„Und dennoch bleibt er mein Ideal."

„Und wenn Du Recht hättest, daß er in Armuth und Elend lebte, daß ihn das Gespenst des Hungers gefangen hielt?"

„Wüßte ich, wo er wäre, so würde ich gehen, ihn zu befreien, meilen-, meilen-, meilenweit! Und wäre er so elend, daß kein Mensch ihn anblicken möchte, er würde doch mein Glück, mein Stolz, meine Wonne sein! Ich kenne seine Gestalt nicht; aber ich kenne seinen Geist, sein Herz, seine Seele, sein Gemüth! Er hat es mir angethan! Meine Sehnsucht wird ruhelos und ungestillt um ihn wandeln, wie die kleine, arme Erde um die glänzende, gluthenstrahlende Sonne wandelt!“

Sie trat an das Fenster und legte ihre heiße Stirn, um sie zu kühlen, an die kalte Glasscheibe. Was dachte sie? Wohin flogen ihre Wünsche? Hätte sie gewußt, wie nahe, wie so sehr nahe Der war, an den sie dachte! —

Als der Baron vorhin die Thür hatte hinter sich schließen hören, war er erst ein Stück nach links gegangen, dann aber plötzlich umgekehrt, um zu sehen, ob er beobachtet werde. Da dies nicht der Fall war, ging er nach rechts zu weiter.

Er schien hier auf der Wasserstraße sehr gut orientirt zu sein, denn an einem kleinen Häuschen angekommen, trat er in den dunklen Flur und tappte sich, ohne Licht zu haben, ganz leidlich die Treppe hinauf. Oben schien ihm eine weinende Frauenstimme als Leiterin zu dienen. Er fand eine Thüre und klopfte an. Man schien erstaunt aufzuhorchen. Er klopfte abermals.

„Herein!“ hörte er rufen.

Er öffnete und trat ein. Er sah ein ärmliches Zimmerchen vor sich. Sauber und rein war es; aber es gab da nur einen Tisch, keinen Stuhl, kein anderes Möbel als zwei Betten, welche man durch eine offen stehende Thür in der Schlafkammer stehen sah.

Auf der Diele saßen zwei Knaben, welche sehr trübe Gesichter zeigten; am Fenster stand eine Frau, die Augen voller Thränen, und vor dem Tische lehnte ein noch junger Mann, welcher sich Mühe gab, einen Teller magerer Brodsuppe für sich allein zu behalten, ohne ihn mit den Seinigen zu theilen.

Die Frau war diejenige, welche vorhin bei dem Juden Salomon Levi gewesen war. Als sie den Baron erblickte, erröthete sie. Sie mochte ihn erkennen, wenn auch nicht an den Zügen, da er im Schatten gesessen hatte, so doch an dem Anzuge, welchen er trug

Er grüßte höflich, bat um Entschuldigung, daß er störe, und fragte dann die weinende Frau:

„Kennen Sie mich, liebe Frau?“

Sie wendete sich halb ab, ohne zu antworten. Er fuhr fort:

„Ich war bei Salomon Levi, wo ich etwas über Ihre Lage erfuhr. Schämen sie sich nicht. Ich komme, Ihnen zu helfen.“

Die beiden Leute fühlten sich wie electrisirt. Der Mann legte rasch den Löffel fort, und die Frau griff nach der Schürze, um ihre Thränen zu trocknen.

„Die Kinder brauchen nicht zu hören, was wir sprechen,“ sagte der Baron. „Tragen Sie dieselben hinaus auf die Betten und hören Sie dann, was ich Ihnen zu sagen habe.

Er hatte auch hier gleich von seinem Eintritt an eine solche Stellung eingenommen, daß er sich möglichst im Schatten befand. Die Frau gehorchte ihm und kehrte dann mit einem Gesichtsausdruck zurück, in welchem die hoffnungsvollste Wißbegierde zu lesen war. Sie und ihr Mann, welcher noch kein Wort gesprochen hatte, warteten, was der räthselhafte Fremde ihnen nun mittheilen werde. Dieser fragte, sich wieder an die Frau wendend:

„Ich wiederhole meine Frage, ob sie mich wieder erkennen?"

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

„Sie wollten bei dem Juden diesen Tisch und die beiden Betten, welche sich im Nebenzimmer befinden, versetzen?"

Sie erröthete abermals vor Scham und blickte, ohne zu antworten, ihren Mann an. Dieser nahm das Wort:

„Warum fragen Sie?"

„Weil ich die größte Theilnahme für Sie empfinde."

„Wer sind Sie?"

„Vielleicht werde ich Ihnen dies nachher sagen. Haben Sie nur vorher die Güte, mir mitzutheilen, warum Sie sich nicht an andere Leute als an diesen Juden wenden?"

„Ich habe keinen anderen Menschen."

„Was brachte Sie in die traurige Lage, all Ihr Eigenthum auf die Leihbank zu tragen?"

„Die Noth."

„Und was brachte Sie in diese Noth?"

Der Mann schien über diese zudringliche Frage unwillig zu werden. Er antwortete:

„Herr, Sie sprechen Fragen aus, welche man nur einem sehr vertrauten Freunde zu beantworten pflegt!"

„Das ist wahr; aber ich möchte gern haben, daß Sie auch zu mir Vertrauen fassen. Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, daß ich bereit bin, Ihnen zu helfen."

„Das kann ich kaum glauben. Wir sind einander vollständig fremd, und unter Fremden pflegt man gewöhnlich keinen Helfer zu suchen, wenn man ihn bereits unter Bekannten nicht gefunden hat. Uebrigens kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich durch einen solchen Bekannten in meine gegenwärtige Noth gestürzt worden bin."

„Wieso?"

„Erlauben Sie, daß ich darüber schweige!"

„Ah, Sie haben ein reges Ehrgefühl! Das freut mich, denn es überzeugt mich, daß Sie der Hilfe würdig sind. Der Bekannte hat sie gebeten, ihm neunzig Thaler zu borgen?"

„Herr, woher wissen Sie das?"

„Ich habe es erfahren."

„Ich habe zu Niemand davon gesprochen, und er hat ebenso alle Veranlassung, darüber zu schweigen!"

„Die Quelle, aus welcher ich geschöpft habe, ist hier gleichgiltig. Sie haben sich bereden lassen, ihm das Geld zu geben."

„Leider!"

„Sie hatten aber selbst kein Geld. Sie haben ihrem Freunde zu Liebe eine Anleihe gemacht. Ist es nicht so?"

„Allerdings," antwortete der Gefragte, einigermaßen verlegen.

„Darf ich fragen, bei wem Sie diese Anleihe gemacht haben?"

„Bei einem Dritten."

„Wer ist dieser Dritte?"

„Herr — —!"

„Schon gut! Ich kenne ihn. Sie sind Mitglied eines Militärvereins; Sie sind sogar Cassirer desselben. Sie nahmen die neunzig Thaler aus der Casse, welche Ihnen anvertraut war?"

„Herr, wer sind Sie?" fragte der Mann erbleichend.

Auch seine Frau erschrak. Wie war der Fremde in den Besitz ihres Geheimnisses gekommen? Sie mußte sich alle Mühe geben, ein neu ausbrechendes Schluchzen zu unterdrücken.

„Sie erfahren schon noch, wer ich bin," antwortete der Baron. „Der Freund verschwand mit dem Gelde. Er ließ sich nicht wieder sehen. Sie hatten Cassenabschluß. Sie schickten alles Entbehrliche zum Pfandleiher; die Summe, welche Sie erhielten, reichte bei weitem nicht aus. Man ahnt den Stand der Dinge; man hat dem Staatsanwalte Anzeige gemacht. Morgen früh wird man kommen, um die Casse zu revidiren. Ist sie nicht in Ordnung, so werden Sie arretirt. Was das heißt, wissen Sie am Besten, da Sie ja Schließer eines Gefängnisses sind. Ist es so?"

Die Frau schluchzte jetzt laut. Der Mann antwortete:

„Es ist so. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie das Alles so genau wissen können, außer —" er stockte, warf einen außerordentlich schreckvollen Blick auf den Fremden und fuhr dann fort: „— außer Sie selbst müßten der gefürchtete Staatsanwalt sein!"

„Beantworten wir diese Frage jetzt noch nicht. Sagen Sie mir lieber, ob Sie noch irgend einen Weg zur Rettung ausfindig machen können."

„Ich weiß keinen außer dem einen, daß ich morgen Früh eine Leiche sein werde!"

„Pfui! Retten Sie dadurch sich? Retten Sie dadurch Ihre Familie? Ich hörte zufälliger Weise etwas über Ihre Lage; ich entschloß mich, Ihnen zu helfen, gestehe aber dabei allerdings aufrichtig, daß meine Absicht eine nicht ganz uneigennützige ist."

Das Gesicht des Mannes hatte bisher einen schlimmen Ausdruck angenommen; jetzt aber leuchtete sein Auge einigermaßen freudig auf. Er antwortete rasch:

„Mein Gott, ich will ja Alles, Alles thun, wenn ich nur gerettet werden kann!"

„Nun gut! Wie viel brauchen Sie?"

„Rund hundert Thaler."

„Ich denke, daß es nur neunzig waren!“

„Ich habe meine Sachen einzulösen und an den Juden zehn Thaler zu entrichten.“

„Nun, zehn Thaler machen hier nichts aus. Es würde mir sogar auf hundert oder einige Hundert nicht ankommen, die ich Ihnen mehr gebe, falls Sie nur bereit sind, mir den Gefallen zu thun, welchen ich von Ihnen fordern möchte.“

„Ich wiederhole, daß ich zu Allem bereit bin, wenn ich nur dadurch nicht in eine neue Gefahr komme.“

„Gefahr ist nicht dabei, wenn es auch sein mag, daß Sie nicht ganz genau nach Ihren Pflichten handeln dürfen.“

Der Mann blickte rasch auf.

„Handelt es sich etwa um einen Gefangenen?“ fragte er.

„Ja.“

„Da kann ich leider auch nichts für Sie thun!“

„Und ich also auch leider nichts für Sie!“

Der Baron drehte sich um, als wenn er die Stube verlassen wolle. Da wurde es dem Schließer angst. Er fragte rasch:

„Was verlangen Sie? Ist es sehr gefährlich?“

„Gefährlich gar nicht.“

„Nun, so ist es möglich, daß ich es thue. Wünschen Sie vielleicht, daß ich eine Botschaft oder einen Brief besorge?“

„Das nicht,“ lächelte der Baron. „Es handelt sich denn doch um etwas Anderes. Sie haben nämlich einen Gefangenen in Ihrer Obhut, welcher unschuldig ist. Seine Unschuld ist aber nur dann zu beweisen, wenn ich auf Ihre Hilfe rechnen kann.“

„Wenn es so ist, so würde sich die Gefälligkeit, welche Sie fordern, wohl auch mit meinem Gewissen in Einklang bringen.“

„Ganz gewiß. Wie lange haben Sie jetzt noch Zeit?“

„Ich habe keine Uhr. Auch sie wurde versetzt. Ich habe eine Stunde für das Abendbrod. Drei Viertelstunden werden bereits vergangen sein. In fünfzehn Minuten muß ich eintreffen.“

„Das ist genug, um uns zu besprechen und einen Entschluß zu fassen. Bleiben Sie die Nacht über im Gefängnisse?“

„Ja. Ich habe heut die Wache.“

„So geht es leicht. Würden Sie mir von Mitternacht an bis ungefähr gegen drei Uhr einen Ihrer Gefangenen anvertrauen?“

Der Schließer erschrak.

„Herr, das ist die reine Unmöglichkeit!“ sagte er.

„Nicht so unmöglich wie Sie denken. Vergegenwärtigen Sie sich Ihre Lage. Morgen Vormittag nimmt man Sie wegen Unterschlagung gefangen. Das ist Ihr unabwendbares Schicksal. Stellen Sie sich aber mir zu Diensten, so zahle ich Ihnen heut, jetzt, sofort volle fünfhundert Thaler aus —“

„Fünf— fünfhundert Thaler! Mein Gott!“ rief die Frau.

„Fünfhundert Thaler?“ fragte ihr Mann. „Ist das wahr?“

„Ich scherze nicht," antwortete der Baron.

„Es geht trotzdem nicht."

„Warum nicht?"

„Ich darf keinen Gefangenen entlassen."

„Für nicht ganz drei Stunden?"

„O, er wird doch nicht so dumm sein, wiederzukommen!"

„Es wäre im Gegentheile sehr dumm, wenn er nicht wiederkommen wollte. Entflieht er, so darf er sich niemals wiedersehen und treffen lassen; er ist vogelfrei und heimathslos; er bleibt des Verbrechens, dessen man ihn anklagt, schuldig. Kehrt er aber zurück, so werde ich seine Unschuld beweisen, und er kann offen und gerechtfertigt das Gefängniß verlassen."

„Was wird er während dieser drei Stunden thun?"

„Er soll eine Besprechung mit einem Rechtsanwalt haben."

„Der Anwalt kann am Tage zu ihm in die Zelle kommen."

„Das erlaubt der ganz und gar eigenthümliche Stand der Verhältnisse nicht!"

„Wer ist es?"

„Der Riese Bormann."

Man sah, daß der Schließer erschrak.

„Um Gotteswillen!" sagte er. „Bei diesem gefährlichen Menschen darf h es noch viel weniger wagen als bei einem Anderen."

„Und dennoch können Sie es wagen. Ich werde Ihnen die Sache so erleichtern, daß Sie einsehen, wie ehrlich ich es mit Ihnen meine."

„Das soll mich verlangen."

„Gut. Sagen Sie mir vorher, ob es Ihnen möglich ist, einen Gefangenen vor das Thor der Frohnveste zu bringen, ohne daß man dies bemerkt."

„Vor das Thor nicht, aber vor die hintere Pforte."

„Schön. Ich halte Sie für einen ehrlichen Menschen, dem ich vertrauen kann. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Zunächst schenke ich Ihnen fünfhundert Thaler, damit Sie sich für die morgende Revision vorbereiten und retten können. Zweitens lege ich volle dreitausend Thaler als Caution in Ihre Hand, daß der Gefangene sich bis drei Uhr morgens wieder vor der Pforte befindet."

„Dreitausend Thaler!" rief die Frau.

„Dreitausend Thaler!" wiederholte der Baron. „Ich selbst hole den Gefangenen und bringe Ihnen denselben zurück. Dabei geben Sie mir die Caution retour. Er kehrt ganz sicher zurück. Und selbst für den Fall, daß dies nicht geschehen sollte, kann Ihnen doch kein Mensch einen Fehler nachweisen und die Caution verfällt Ihnen als Ihr Eigenthum."

Die Frau richtete einen gierigen Blick auf den Baron und einen aufmunternden auf ihren Mann. Dieser schüttelte den Kopf und sagte:

„Das ist viel, sehr viel! Vielleicht würde ich darauf eingehen, denn meine Lage zwingt mich dazu. Aber es ist der Riese Bormann!"

„Nun, warum bei diesem nicht?"

„Man sagt, daß er mit dem „Hauptmann" in Verbindung stehe."

„Sie meinen den geheimnißvollen Hauptmann?“

„Ja.“

„Was wissen Sie von ihm?“

„Nichts weiter, als das man sich vor ihm zu hüten hat.“

„Nun, da haben Sie recht, und ich sehe, daß ich mit Ihnen auch weiter aufrichtig sein kann. Ich habe ein Billet vom Hauptmann erhalten. Er schreibt, daß der Riese unschuldig sei, das ich ihn auf die angegebene Weise retten könne und daß ich mit Ihnen sprechen solle.“

„Mit mir?“ fragte der Schließer erschrocken.

„Ja. Er nannte mir Ihren Namen.“

„Kennen Sie ihn denn?“

„Nicht im Geringsten. Aber Sie wissen ja, daß er selbst hochgestellten Herren zuweilen Befehle vorschreibt und im Gegenfalle ihnen mit seiner Rache, wohl gar mit dem Tode droht. Es hat schon Mancher, der ebenso wie ich, ein Ehrenmann ist, einen Brief von ihm erhalten und ihm aus Angst gehorchen müssen.“

„Das ist sehr richtig und wahr.“

„So schrieb er mir heut, daß ich mit Ihnen sprechen solle, wenn mir mein Leben lieb ist.“

„Er drohte Ihnen?“

„Wie Sie hören. Und sodann fuhr er fort, daß Sie ein todter Mann seien, falls Sie nicht auf meinen Vorschlag eingehen würden.“

„Gott, o Gott!“ rief die Frau angstvoll.

Auch der Mann hatte sich entfärbt.

„Ist das wahr, wirklich wahr?“ fragte er

„Ja, buchstäblich.“

„Darf ich den Brief lesen?“

„Ja. Hier ist er. Sie werden aber sehen, daß er verlangt, der Brief solle sofort vernichtet werden, sobald auch Sie ihn gelesen haben. Wir werden natürlich gehorchen.“

Der Schließer nahm das Schreiben entgegen, welches der Baron für diesen Fall angefertigt hatte, und las es durch. Als er fertig war, blickte er den Baron ehrfurchtsvoll an und sagte:

„Wie? Er nennt Sie Erlaucht! Sie sind also ein Graf?“

„Ja und leider. Es ist so weit gekommen, daß eine Erlaucht einem Verbrecher gehorchen muß, um das Leben zu retten. Und wollen Sie einen weiteren Beweis, so sehen Sie hier meinen Brillantring mit der Grafenkrone.“

Er zog den Handschuh ab und zeigte den Ring. Die Krone war freilich keine Grafenkrone, aber was verstand der Schließer davon! Dieser warf einen Blick auf den Ring und sagte:

„Bei Gott, es ist wahr. Aber, Erlaucht, Ihren Namen darf ich wohl nicht auch erfahren?“

„Warum nicht. Ich bin Graf Holk von Werthenstein. Sie haben vielleicht bereits von mir gehört.“

„Ja, gewiß. Ich las in der Zeitung von Ihnen. Sie sind Diplomat und erst vor einigen Tagen hier angekommen.“

„Richtig Ich bin aufrichtig gegen Sie und hoffe, daß Sie verschwiegen sein werden. Ich muß diesem verteufelten „Hauptmanne" den Willen thun, wie es ein Anderer an meiner Stelle ebenso machen würde, wenn er sein Leben erhalten will; aber Sie sehen ein, daß ich verloren wäre, sobald das Geringste darüber verlautete."

Das Gesicht des Schließers erheiterte sich. Er sagte:

„Gnädiger Her. jetzt wird mir das Herz leicht, denn jetzt sehe ich ein, daß ich Ihnen vertrauen kann."

„Sie wollen mir also den Gefallen thun?"

„Ja."

„Den Gefangenen mir punkt Mitternacht an die Pforte bringen?"

„Ja."

„Und ihn gegen drei Uhr dort wieder in Empfang nehmen?"

„Ja."

„Schön! Das soll zu Ihrem Glücke sein. Hier ist das Geld."

Er zog, ebenso wie vorhin bei dem Juden, fünf Hundertthalerscheine hervor und gab sie dem Schließer. Dieser griff mit zitternden Händen zu, während seine Frau vor Entzücken die Arme um ihn schlang. Dann fuhr der Baron fort:

„Die dreitausend Thaler gebe ich Ihnen, sobald der Gefangene bei mir ist. Sind Sie einverstanden?"

„Ja, gnädiger Herr. Gott, wie glücklich bin ich. Alle Angst und alle Sorge ist nun plötzlich verschwunden."

„Ich gönne es Ihnen. Nun aber wird Ihre Zeit abgelaufen sein, und die meinige ist es auch. Ich muß gehen. Also, halten Sie Wort. Gute Nacht, bis wir uns wiedersehen."

Er ging, und der Schließer leuchtete ihm die Treppe hinab. Droben im ärmlichen Stübchen herrschte Glück und Freude. Der Baron dachte daran nicht im Mindesten. Er überzeugte sich zunächst, ob er nicht beobachtet werde, nahm dann eine Droschke und ließ sich nach einem entlegenen Stadttheile fahren. Dort stieg er aus und schritt durch einige Gassen und Gäßchen weiter, bis er an eine lange Mauer kam. Hier blieb er einige Zeit horchend stehen, und als er sich überzeugt hielt, daß er nicht beobachtet werde, zog er sein Messer hervor, öffnete es und steckte die Klinge in eine zwischen zwei Mauersteinen befindliche Ritze.

Der eine dieser Steine war ringsum vom Mörtel befreit, also locker. Mit Hilfe des Messers gelang es dem Barone leicht, ihn heraus zu bringen. Dann langte er in die Oeffnung und zog drei spitze Eisen hervor, welche die Form von Meiseln hatten. An derselben Stelle der Mauer gab es drei Löcher, in welche die Eisen eingeschoben werden konnten, so daß sie vielleicht sechs Zoll weit hervorstanden. Da sie in gleichen Abständen über einander in die Mauer gesteckt waren, konnten sie dem Baron als Stufen dienen. Er stieg an ihnen empor, zog sie unter sich wieder heraus und bediente sich auf der anderen Seite ihrer ganz in derselben Weise.

So gelangte er in einen großen Garten, welcher schon mehr ein verwildeter Park zu sein schien. Er schlich leise aber doch eiligen Schrittes zwischen den Bäumen dahin, bis er an die hintere Seite eines finsteren Hauses

gelangte, welches mitten in dem Garten stand. Hier ging eine steinerne Freitreppe empor. Zu beiden Seiten derselben gab es hart am Boden ein Fenster, welches zur Kellerei zu gehören schien. Das eine derselben war nur angelehnt. Der Baron schob es auf, stieg ein, machte es wieder zu und befand sich nun in einem dunklen Raume, den er sehr gut zu kennen schien, denn er schritt, ohne Leuchte zu bedürfen, weiter und immer weiter.

Er gelangte schließlich an einige schmale Stufen, stieg zwei derselben empor und stieß nun mit dem Kopfe an ein bretternes Hinderniß, an welchem sich ein Riegel befand. Er schob den Riegel zurück und auch die Bretter bei Seite, aber leise, ganz leise, als ob er befürchte, daß Jemand das Geräusch hören könne.

Ein Lichtschein drang von oben herein. Er zog die Maske aus der Tasche und befestigte sie vor seinem Gesichte; dann stieg er sehr langsam weiter empor.

Der hölzerne Boden, welchen er zur Seite geschoben hatte, war der Boden einer Art von Lehrkatheder, hinter welchem und zwischen dessen Seitentheilen ein Stuhl stand. Auf dem Katheder lag eine silberne Klingel.

Als die letzte Stufe emporgestiegen war, steckte er in kauernder Stellung hinter dem Katheder, so daß er nicht gesehen werden konnte. Dann schob er den Boden leise wieder zurück und richtete sich rasch empor. Er befand sich in einem gewölbtem Raume, in welchem Tische und Stühle standen. An diesen Tischen saßen gegen dreißig verhüllte und maskirte Personen, alle mit dem Rücken nach dem Katheder. Keiner sprach mit dem Anderen, es herrschte eine tiefe Stille. Eine einzige, von der Decke herabhängende Lampe erhellte den Raum.

Er setzte sich auf den Stuhl, ergriff die Klingel und ließ sie ertönen. Sofort erhoben sich Alle, drehten sich zu ihm herum und verbeugten sich stumm und tief vor ihm. Dann setzten sie sich wieder nieder, jetzt aber mit den maskirten Gesichtern nach ihm gewendet. Er winkte. Einer erhob sich, kam herbei und legte flüsternd seinen Rapport ab. Er erhielt in demselben Flüstertone seine neuen Befehle und entfernte sich aus dem Gewölbe.

Der Zweite kam, dann der Dritte, Vierte und Fünfte. Bei Jedem wurde der gleiche Modus befolgt, so daß keiner der Anderen ein Wort zu hören vermochte. Ein Jeder verließ sofort nach seiner Abfertigung den Raum, und nur Einige erhielten den Befehl, zurück zu bleiben. Als die Anderen alle sich entfernt hatten, begann der Baron mit etwas gehobenerer Stimme zu sprechen. Er wendete sich an den Einen:

„Du warst heute bei dem Schließer?"

„Ja, Hauptmann, ich habe ihn gewarnt."

„Er ist in die Falle gegangen. Wie steht es mit dem Schreiber Robert Bertram?"

„Er wird mir morgen Abend die Noten bringen."

„Du giebst ihm aber kein Geld."

„Ich bin nicht zu Hause; der Wirth mag die Noten empfangen."

„Die Schwester des Schreibers?"

„Sie wird ebenso morgen Abend ihre Stickerei abliefern."

„Wie hast Du die Sache arrangirt?“

„Eines der Mädchen im Geschäft ist meine Geliebte.“

„Ah! Klug! Aber wie fängt diese es an, um zu erreichen, daß diese Marie Bertram ihren Lohn nicht erhält?“

„Meine Geliebte wird die Stickerei in Empfang nehmen, um sie der Prinzipalin vorzulegen. Ich bin überzeugt, daß dabei auf der Arbeit ein Fettfleck oder so etwas Aehnliches entstehen wird.“

„Schön! Du arbeitest immer mit einem lobenswerthen Scharfsinne und Eifer. Ich werde Dir eine Extragratification ansetzen. Für heute wißt Ihr, um was es sich handelt?“

„Ja,“ antworteten Alle.

„Sind die Schlüssel fertig?“

„Ja, hier,“ antwortete Einer.

Er griff in die Tasche und übergab dem Hauptmanne mehrere Wachsabdrücke und Schlüssel, welche dieser sorgfältig prüfte und miteinander verglich.

„Sie werden passen,“ sagte er dann. „Der Riese wird heute mit arbeiten.“

Die Vermummten sagten nichts, aber sie erhoben ihre Köpfe mit einem so raschen Rucke, daß leicht zu bemerken war, wie groß ihr Erstaunen darüber sei, daß ein Kamerad mit ihnen arbeiten solle, den sie in festem Gewahrsam wußten. Der Hauptmann wendete sich wieder an den Ersten, welcher eine Art Factotum, Unterbefehlshaber, oder Aehnliches zu sein schien.

„Hast Du Stoff zu einem rothen Male bei Dir?“

„Natürlich! Man muß Derartiges stets mit sich führen.“

„Gut! Punkt Zwölf Uhr trefft Ihr Euch unter den Bäumen gegenüber der Frohnveste. Ich werde mit dem Riesen zu Euch stoßen, und Du machst ihm ein großes Maal auf die rechte Wange. Nach vollendeter Arbeit bringt Ihr ihn wieder mit. Er geht dann in seine Zelle zurück.“

Es entstand eine wortlose Pause des Erstaunens, welche dann der bereits Erwähnte unterbrach:

„Darf ich fragen, Hauptmann, warum er wieder zurück soll?“

„Um frei gesprochen zu werden.“

„Wie ist das möglich?“

„Der alte Salomon Levi wird sagen, daß Derjenige, welcher ihm die Uhren verkaufen wollte, ein Feuermaal auf der rechten Wange gehabt habe, sonst aber dem Riesen sprechend ähnlich sei. Er hat sich auf das Maal erst jetzt besonnen. Der Riese wird sich heut der Zofe der Baronesse unvermummt zeigen. Sie wird ihre Aussage thun, und da der Gefangene in der Veste sicher steckt, so wird man sich zu der Annahme bequemen müssen, daß er ein Ebenbild habe, an dessen Stelle man ihn unschuldig eingezogen hat. Unser Advocat wird seine Sache machen.“

„Donnerwetter! Das ist fein erdacht! Und nun, wie steht es mit der Baronesse, Hauptmann?“

„Zwischen Zwölf und Eins kommt Ihr dort an. Die Schlüssel hier nehmt Ihr mit. Sie schließen das Hausthor, die Thür des Vorsaales und

auch die anderen Eingänge. Sobald Ihr kein Licht mehr bemerkt, geht Ihr an die Arbeit."

„Die Zofe schläft im Nebenzimmer?"

„Ja."

„Ihr dürfen wir nichts zu Leid thun?"

„Schont ihre Gesundheit und ihr Leben; sonst aber gehört sie Euch, jedoch keinen Augenblick eher, als bis Ihr mit der Baronesse fertig seid. Diese aber ist ganz und gar Euer Eigenthum. Nur stelle ich die Bedingung, daß sie nicht leben bleibt. Ihr habt Uebrigens bereits gestern das Nähere gehört. Morgen treffen wir uns hier wieder. Ihr könnt gehen!"

Sie entfernten sich, leise miteinander flüsternd.

Jetzt befand sich der Hauptmann nur noch allein im Gewölbe. Vorn vom Eingange her erscholl ein halblautes:

„Alles in Ordnung. Gute Nacht!"

Dann hörte man die Thür verschließen. Der Baron stieg vom Katheder herab und löschte die Lampe aus. Nun herrschte tiefes Dunkel, und er kehrte auf demselben Wege, den er gekommen war, durch den Garten zurück. Er kam auf ganz dieselbe Weise über die Mauer hinüber, legte die Eisen in das Loch, schob den Stein hinein und entfernte sich dann. Natürlich hatte er die Maske wieder abgenommen.

Unter einer Laterne zog er die Uhr und bemerkte, daß er sich nicht zu beeilen brauche. Er beschloß, sein Casino aufzusuchen, um ein Glas Wein zu trinken. Die Kellner dort hatten ihn in keiner anderen Kleidung als der gegenwärtigen gesehen und wußten auch gar nicht, wer er eigentlich sei. Er pflegte ein bestimmtes kleines Cabinet aufzusuchen, in welchem er noch von Niemand gestört worden war, vielleicht infolge des reichlichen Trinkgeldes, welches er zu geben pflegte.

Er verdoppelte nun seine Schritte und kam nach einiger Zeit an den Platz, auf welchen die Wasserstraße mündete. Im Begriffe, über denselben hinüber zu schreiten, bemerkte er vor sich eine weibliche Gestalt, welche, sich bückend, Etwas vom Boden aufzulesen schien. Er mußte an ihr vorüber.

Als sie ihn bemerkte, wollte sie ihm rasch aus dem Wege gehen, aber er war ihr bereits zu nahe gekommen und vertrat ihr den Weg. Er fühlte Lust zu einem kleinen Abenteuer, und da ein Blick in ihr Gesicht ihm sagte, daß er es keineswegs mit einer alten und häßlichen Person zu thun habe, so entschloß er sich, die Gelegenheit dazu hier zu ergreifen.

Daß in ganz unmittelbarer Nähe hinter der Bude ein Beobachter stand, davon hatte er keine Ahnung. Dieser verborgene Lauscher war natürlich kein Anderer als der Fürst von Befour.

Als das Mädchen erkannte, daß es ihr unmöglich sei, sich noch rechtzeitig zurückzuziehen, blieb sie furchtlos stehen. Ihr Gesicht war dem Baron zugewendet. Sie war nicht mehr ganz jung, aber ihre Züge waren regelmäßig und einnehmend, und die dünne, sommerliche Kleidung war nicht im Stande, die Schönheit ihres reizend gezeichneten Körpers zu verhüllen. Dies bestärkte den Baron in seinem Vorhaben.

„Ah! Guten Abend!“ sagte er in einem Tone, welcher darauf berechnet war, Vertrauen zu erwecken. „Was thun Sie hier, mein Fräulein? Wissen Sie nicht, daß es für junge Damen gefährlich ist, zu so später Zeit sich an solchen Orten zu bewegen?“

„Die Armuth kennt keine Gefahr, mein Herr,“ antwortete sie. „Gute Nacht!“

Sie wendete sich ab, um sich zu entfernen; er aber legte die Hand an ihren Korb, so daß sie stehen bleiben mußte, und sagte in einem Tone, welcher sympathisch an ihr Ohr klang:

„Die Armuth. Ah, diese hat ein Recht gehört zu werden. Ich habe leider oft Gelegenheit, mit ihr zu verkehren. Mein Gott, wie frieren Sie! Ich glaube gar, Sie sind ausgegangen, um heimzutragen, was Andere weggeworfen haben!“

Sie senkte den Kopf und antwortete:

„Leider ist es so!“

Da nahm er ihr halb mit Gewalt den Korb aus der Hand, blickte und griff hinein und sagte dann mit gut gespieltem Entsetzen:

„Einige erfrorene Kartoffeln nebst verfaulten Aepfeln und einige Stückchen Holz! Ist das möglich! Was wollen Sie mit diesen Gegenständen beginnen?“

Sie fühlte sich tief beschämt. Aber er sprach so mild und eindringlich zu ihr; in seinem Tone lag eine so warme, menschenfreundliche Theilnahme, daß sie doch antwortete:

„Der Hunger thut weh, mein Herr, und wo die Krankheit ihren Einzug hält, da giebt es keine Wahl!“

„Hunger und Krankheit! Mein Himmel, da ist es ja Menschenpflicht, an Hilfe zu denken! Ich bin Arzt, Fräulein. Bitte, wollen Sie Vertrauen zu mir haben?“

Sie blickte zagend und fragend zu ihm empor. War es schwer oder leicht, einem fremden Manne, welcher ihr an diesem Orte und zu dieser Stunde begegnete, Vertrauen zu schenken? Die Noth und die Sorge gaben ihr nicht die Erlaubniß der Wahl; sie antwortete:

„Sie sind Arzt? Ja, Aerzte pflegen über die Armuth anders zu denken als andere Menschen. Man trägt das Unglück gern und möglichst lange Zeit im Stillen; aber wenn es zu schwer wird, dann ist es Sünde, die Hilfe, welche so freundlich angeboten wird, zurückzuweisen. Ich bin Nätherin, mein Herr, kann aber seit einiger Zeit kaum mehr arbeiten, weil ich meine Augen zu sehr angestrengt habe.“

„Haben Sie Verwandte?“

„Einen Vater und einen Bruder. Der Letztere ist schwachsinnig und kann nichts verdienen, und der Erstere — — mein Gott!“

Sie hielt inne, um sich mit dem dünnen Tuche, welches sie um sich geschlagen hatte, nach den Augen zu fahren.

„Schmerzen Ihre Augen?“ fragte der Baron.

„Sehr! Sie können die Kälte nicht vertragen, und daheim haben wir so lange Zeit nicht mehr geheizt.“

„Warum wenden Sie sich nicht an Ihre Nebenmenschen?“

„O, grad die Menschen, welche neben Einem wohnen, sind Einem so sehr fremd und fern!“

„Oder an die Armenbehörde!“

„Vater wollte noch immer nicht!“

„Warum nicht. An der Spitze dieser Behörde steht ein höchst menschenfreundlicher Herr, der Baron von Helfenstein.“

„Grad vor ihm hat man uns gewarnt. Vor ihm und dem Vorsteher Seidelmann, welcher die rechte Hand des Barons ist.“

„Das begreife ich nicht. Was ist Ihr Vater?“

„Früher war er Wachtmeister der hiesigen Gefangenenanstalt. Er hatte einst das Unglück, daß ihm ein Doppelmörder entsprang, den er nach dem Zuchthause zu transportiren hatte, und darum wurde er entlassen. Er erhielt eine kleine Anstellung bei der Bahn — —“

„Ein Doppelmörder?“ fiel der Baron ein. „Wissen Sie vielleicht den Namen desselben?“

„Er wird mir unvergeßlich sein. Ich war damals nur ein kleines Mädchen; aber von da an begann das Unglück. Das vergißt man nicht. Der Flüchtling war ein Försterssohn Namens Gustav Brandt; er hatte den Baron von Helfenstein und den Hauptmann von Hellenbach ermordet.“

„Ah! So! Ah! Also Ihr Vater wurde dann bei der Bahn angestellt. Was geschah weiter?“

„Das Unglück brach noch größer über uns herein als vorher. Mein Vater wurde überfahren; er verlor ein Bein und eine Hand. Ein Gesetz für Haftpflicht gab es nicht. Man gewährte ihm freie ärztliche Behandlung und dann wies man ihn fort. Seit jener Zeit wohnen wir hier auf der Wasserstraße.“

Warum erzählte dieses trotz ihres Elendes noch immer bildhübsche Mädchen dem fremden Manne Alles so bereitwillig? Sie hatte einsam, schmerz- und entbehrungsreiche Jahre zu durchleben gehabt. Vielleicht war die gegenwärtige Stunde die erste, in welcher ein Mensch sich theilnehmend zu bekümmern schien. Da findet selbst das verschlossenste Herz ein Wort, um sich zu erleichtern.

Der Baron legte ihr, wie gerührt, die Hand auf den Arm. Er fühlte, daß derselbe zwar schlank aber immerhin voll genug sei, um für schön zu gelten. Er sagte:

„Das ist allerdings viel Unglück und Herzeleid! Vielleicht führt mich das Schicksal mit Ihnen zusammen, um einen Lichtblick in Ihr armes Leben zu senden. Sie haben kein Licht, keine Heizung, kein Essen und Trinken zu Hause?“

„So ist es,“ seufzte sie.

„So kommen Sie mit mir! Ich führe Sie zu meiner Frau, welche Ihnen Alles geben soll, was Sie brauchen. Morgen am Tage dann besuche ich Ihren Vater, und dann wird sich ja wohl auch finden, ob etwas zur Heilung Ihrer Augen gethan werden kann.“

„Mein Gott! Ist das wahr, was ich höre? Das ist Hilfe in der

Noth, in der allerhöchsten Noth! Und doch weiß ich nicht, ob ich es wirklich wagen darf, mit Ihnen zu gehen."

„Warum nicht? Mißtrauen Sie mir?"

„O nein, nein? Aber besitzt Ihre Frau Gemahlin dieselbe Theilnahme, welche Ihnen für das Unglück von Gott in das Herz gelegt wurde?"

„Gewiß, gewiß! Sie können getrost mitkommen. Meine Frau wird sich freuen, Ihnen zu beweisen, daß es noch Herzen für die Armuth und das Unglück giebt. Kommen Sie!"

„Sie edler Mann! Ja, ja, ich werde Ihnen folgen! Mein armer Vater wird heute essen können und eine warme Stube haben!"

Sie verließen mit einander den Platz.

Der Fürst von Befour hatte ein jedes ihrer Worte vernommen. Er kannte den verkleideten Baron nicht; aber er fühlte eine Art von Mißtrauen gegen den Mann, dem die Unglückliche gefolgt war, und beschloß, ihnen nachzugehen.

„In Armuth und Elend gestürzt durch Gustav Brandt?" flüsterte er. „Da ist es Pflicht des Fürsten des Elendes, einzugreifen und nach Kräften gut zu machen."

Er folgte ihnen in der Weise, daß er sie nicht aus dem Auge verlor, dem Baron aber auch nicht auffällig werden konnte.

Dieser Letztere schritt durch eine Seitengasse, bis er eine breite, vornehme Straße erreichte. In dem Parterre des ihnen gegenüber stehenden Hauses befand sich eine der feinsten Restaurationen der Residenz. Hier war das Casino des Barons. Er schritt mit seiner Begleiterin durch den Flur und zur Treppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem er stets zu sitzen pflegte. Es stand offen und war leer.

„Setzen Sie Ihren Korb ab, mein Fräulein," sagte er. „Meine Frau ist ausgegangen, wird aber baldigst wiederkommen. Unterdessen mag der Diener etwas zu essen bringen."

Das Zimmer war klein. Zwei Gasflammen erleuchteten es so hell, daß das Mädchen sich geblendet fühlte. Sie setzte den Korb ab, hob die matten, kranken Augen in einer Anwandlung augenblicklichen Mißtrauens zu ihm auf und fragte:

„War nicht im Parterre eine Restauration, mein Herr?"

„Allerdings, mein Fräulein."

„Und jetzt befinden wir uns ganz gewiß in Ihrer Privatwohnung?"

„Ja; nicht anders."

„Sie sprachen von einem Diener? Dann muß Ihre Praxis eine ganz bedeutende sein."

„Wünschen Sie lieber von der Köchin bedient zu werden?"

„Es würde mir das erwünschter sein. Meine Erscheinung ist nicht eine solche, daß — —"

Sie stockte. Er wußte, was sie sagen wollte. Um keinen Verdacht zu erwecken, erhob er sich von seinem Sitze, auf den er sich niedergelassen hatte, und verließ das Zimmer, um seine Anordnungen zu treffen. Man hatte sein

kommen bemerkt. Draußen auf dem Corridore trat ihm ein Kellner entgegen.

„Ein Abendbrod mit drei Gängen und Tokayer," befahl er. „Aber weibliche Bedienung! Die Dame, welche bei mir ist, soll denken, daß ich privat wohne und von meiner eigenen Köchin servirt erhalte!"

Nach diesen Worten kehrte er in das Zimmer zurück. Der Kellner hatte ihm einen befremdlichen Blick zugeworfen, begab sich aber in das Parterre zurück, um den Befehl auszuführen. Gerade jetzt trat der Fürst ein. Er sah den Kellner und fragte:

„Garçon, können Sie mir sagen, ob in diesem Hause ein Arzt wohnt?"

„Ein Arzt? Hier wohnt keiner, mein Herr."

„Oder haben Sie einen Herrn bemerkt, welcher mit einer Dame eintrat, die einen Korb trug?"

„Allerdings, mein Herr."

„Wo befindet sich derselbe?"

„Droben im Zimmer Nummer Drei."

„Also in Ihren Räumlichkeiten?"

„Ja. Er hat für sich und die Dame ein Souper bestellt."

Da griff der Fürst in die Tasche, zog ein Goldstück hervor, gab es dem sich fast bis zur Erde verneigenden Kellner und fragte:

„Ist Ihnen dieser Herr bekannt?"

„Er trinkt oft ein Glas Wein in demselben Zimmer. Seinen Namen kenne ich nicht."

„Ist es möglich, zu hören, was er mit der Dame spricht?"

„Gewiß, mein Herr. Wünschen Sie ihn vielleicht gar zu überraschen?"

„Unter Umständen, ja."

„So kommen Sie! Aber bitte, leise!"

Er führte ihn aufwärts nach dem Zimmer Nummer Zwei, öffnete dasselbe und flüsterte dann:

„Treten Sie ein, und schließen Sie von innen zu. Er könnte nachsehen wollen, ob Jemand sich hier befindet. Die Nebenthür führt in sein Cabinet. Sie ist nur von dieser Seite zu öffnen. Sie können also bei ihm eintreten, sobald es Ihnen beliebt."

Er ging, und der Fürst schloß sich wirklich ein. Dann begab er sich leisen Schrittes an die Verbindungsthür. Diese war nicht mittelst Schlüssels, sondern nur durch einen Riegel verschlossen, konnte also sehr leicht geöffnet werden.

Mittlerweile hatte der Baron am Tische Platz genommen und das Mädchen veranlaßt, sich auf das Sopha zu setzen, welches gleichfalls an demselben stand. Sie fühlte sich beunruhigt von der nicht gerade häuslichen Ausstattung des Cabinetes.

„Wissen Sie, mein Herr, daß ich mich in Ihrer Hand befinde?" fragte sie ihn.

„Was wollen Sie damit sagen, Fräulein?"

„Daß Sie sehr, sehr gütig gegen mich sind, daß ich Ihnen aber auch ein sehr großes Vertrauen schenke!"

„Daran thun Sie sehr recht! Man darf eine entgegengebrachte Freundlichkeit nicht mit Mißtrauen, also mit Undank belohnen. Ah, da kommt zunächst der Wein!"

Eine Kellnerin brachte eine Flasche mit zwei Gläsern und begann, das Service aufzulegen. Als sie sich entfernt hatte, entpfropfte der Baron die Flasche und schenkte ein.

„So, mein Fräulein," sagte er. „Dieses Gläschen wird Ihnen auf die Kälte, welche Sie erlitten haben, wohlthun. Trinken Sie! Trinken Sie nur aus!"

Sie hatte das Tuch, in welches sie gehüllt gewesen war, abgelegt, so daß er ihre Gestalt nun zu beurtheilen vermochte.

Ihr Kleid war zwar sauber, aber alt und abgetragen; es machte einen ärmlichen Eindruck. Ihr lichtes Haar lag in einem schlichten Scheitel eng an den Schläfen; aber gerade so trat die zarte, feine Rundung ihres Profiles um so deutlicher hervor. Ihre blauen Augen waren krank; das mußte man erkennen; der Blick war matt und glanzlos, aber unendlich rührend und Mitgefühl erweckend. Ihr nicht zu voller Mund besaß eine schöne Zeichnung, doch hatte er an beiden Winkeln jenes Fältchen, welches der Ernst des Lebens einzugraben pflegte. Der Hals zeigte, so weit er sichtbar war, die schimmernde Weise des Alabasters, und die Taille des Kleides legte sich eng um zwei Schultern und eine Büste, welche zwar nicht allzu voll, aber auch nicht hager genannt werden konnten. Die Hände waren fein und schmal; aber sie zeigten jene Reliefslinien, welche eine Folge von Arbeit und körperlicher Entbehrung sind.

Dieses arme, bedauernswerthe Wesen machte den Eindruck, als ob es sich unter glücklicheren Verhältnissen zu einer blühenden Schönheit hätte entfalten können.

Die unverschuldete und mit Ergebung getragene Armuth besitzt eine Würde, eine Heiligkeit, an welcher sich der Mann von Bildung und Gefühl niemals zu versündigen vermag. Der Baron aber fühlte sich mit seiner Eroberung sehr zufrieden. Es war einmal eine Abwechslung, gerade so, wie der routinirte Sectrinker auch einmal ein Gläschen Rum oder Arac zu genießen beliebt.

Sie hatte von dem Weine genippt.

„Wie gut das ist," sagte sie. „Es ist, als ob ein neues Leben durch den Körper gehe. Sie haben das Richtige getroffen. Man merkt, daß Sie ein Arzt sind."

„Darum müssen Sie meinen Verordnungen strenge Folge leisten. Trinken Sie aus!"

Er wußte, daß Sie mit einem einzigen Glase einen Rausch bekommen müsse. Diesen Rausch aber mußte sie sich antrinken, um ihm keinen Widerstand zu leisten. Sie war aber vorsichtig und antwortete:

„Erlauben Sie mir, diese Delicatesse recht langsam und behaglich zu genießen! Gott, wenn Vater an meiner Stelle sitzen und von diesem Weine trinken könnte!"

„Er wird nachher eine ganze Flasche von demselben erhalten."

„Wie gut Sie sind! Und zu welcher Dankbarkeit Sie mich verpflichten, Herr Doctor!"

Da trat die Kellnerin herein, um den ersten Gang aufzutragen. Das Essen begann. Man merkte, daß die Arme lange Zeit, vielleicht bereits seit mehreren Tagen nichts genossen hatte; aber sie aß mit einer wahrhaft rührenden Langsamkeit und Genügsamkeit. Sie verzehrte nur einen sehr kleinen Theil Dessen, was ihr vorgelegt wurde.

Nach dem letzten Gange zog sich die Kellnerin zurück. Sie kannte die Verhältnisse nicht und warf beim Hinausgehen einen stolzen, verächtlichen Blick auf das irre geleitete Mädchen.

„Wie bin ich satt, so satt, wie fast seit Monaten nicht!" sagte die Tochter des Wachtmeisters. „Aber Ihre Frau Gemahlin kommt noch immer nicht!"

„Sie wird uns nicht mehr lange warten lassen," antwortete er. „Machen wir es uns bis dahin möglichst bequem."

Er erhob sich von seinem Stuhle und ließ sich ohne Umstände auf dem Sopha neben ihr nieder. Ueber ihr Gesicht zuckte es wie ein tiefer Schreck bei dieser unerwarteten Annäherung.

„Nein, nein; so nicht!" sagte sie. „Ihre Frau Gemahlin darf uns doch nicht so erblicken. Erlauben Sie, daß ich mich auf den Stuhl setze."

Sie wollte aufstehen; er aber ergriff ihre Hand, so daß sie ihre Absicht nicht auszuführen vermochte.

„Bleiben Sie; bleiben Sie getrost!" sagte er. „Meine Frau wird uns nicht überraschen. Ahnen Sie denn wirklich noch immer nicht, daß ich gar nicht verheirathet bin?"

Sie erbleichte und entriß ihm ihre Hand.

„Nicht — nicht verheirathet?" fragte sie. „Sie haben mir also die Unwahrheit gesagt? Sie haben mich belogen!"

„Und ahner Sie noch immer nicht," fuhr er lachend fort, „daß ich hier gar nicht wohne? Wir haben in der Restauration gespeist!"

Da stand sie auf und sagte in ernstem, vibrirendem Tone:

„Mein Herr, es ist unwürdig von Ihnen, mit dem Unglücke ein solches Spiel zu treiben! Ich werde Sie augenblicklich verlassen!"

„Nein! Nicht so schnell, mein Liebchen!" sagte er, den Arm um sie legend, und sie trotz ihres Sträubens zu sich niederziehend. „Erst erwarte ich den Ausdruck der Dankbarkeit, von welcher Sie sprachen."

Er wollte sie küssen. Sie wehrte sich aus allen Kräften.

„Lassen Sie mich!" gebot sie ihm. „Ich werde um Hilfe rufen!"

„Rufe nur, Liebchen, rufe! Ich werde Dir den Mund mit meinen Küssen verschließen. Komm, Herzchen! So! Jetzt! — — Ah! Oh!"

Er hatte die aus allen Kräften Widerstrebende an sich gezogen. Beide bemerkten nicht, daß die Seitenthür leise geöffnet wurde. Eben, als er seinen Mund dem ihrigen näherte, war er gezwungen, die beiden letzten, schmerzhaften Rufe auszustoßen. Der Fürst von Befour war herbeigetreten, hatte ihn mit der linken Hand bei der Kehle gepackt und ihm mit der Rechten einen solchen Hieb in das Auge versetzt, daß er das Mädchen los ließ.

„Himmeldonnerwetter!" brüllte er auf, indem er mit beiden Händen nach

dem Auge fuhr. „Wer wagt es, hier einzutreten und — ah, Kerl, hier die Antwort!“

Er hatte den Fürsten erblickt und holte aus, demselben einen Jagdhieb zu versetzen. Der Fürst aber war schneller als er und schlug ihm die Faust zum zweiten Male in der Weise an den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

„Gott, mein Gott, welch ein Unglück!“ rief das Mädchen. „Ich aber bin schuldlos; ich kann nichts dafür!“

„Das weiß ich sehr genau, mein Fräulein,“ sagte der Fürst. „Beruhigen Sie sich! Ich weiß, daß dieser Mensch Sie durch Lügen verlockte, ihm an diesen Ort zu folgen. Verlassen wir ihn augenblicklich. Er hat die Besinnung verloren. Kommen Sie!“

Er ergriff sie mit der einen Hand, nahm ihr Tuch und ihren Korb in die andere und zog sie hinaus und zur Treppe hinab. Unten führte er sie in die Küche.

„Füllen Sie diesen Korb mit Brod, Butter, Fleisch und Wein!“ gebot er.

Er griff selbst mit zu. Sie stand da, als ob sie nicht begreifen könne, was hier geschah. Er zog Geld aus der Tasche und bezahlte, ohne sich zurückgeben zu lassen; dann bat er sie:

„Bitte, vertrauen Sie sich jetzt mir an. Ich werde Sie nach Hause begleiten!“

Er nahm ihren Arm in den seinigen, ergriff den Korb und führte sie fort. Sie folgte ihm wie im Traume. Sie war einer großen Gefahr entronnen. Sie dachte gar nicht daran, ihm den schweren Korb abzunehmen. So kamen sie zur Wasserstraße.

„In welcher Nummer wohnen Sie?“ fragte er.

„Nummer Zehn, mein Herr. Hinterhaus parterre.“

Die Thür stand noch offen. Sie traten ein, passirten dann einen Hof und kamen in einen engen, dunklen Hausflur, wo das Mädchen eine Thür öffnete. Finsterniß herrschte da.

„Bist Du es, Anna?“ fragte eine männliche Stimme.

„Ja. Warum hast Du kein Licht?“ antwortete sie.

„Das Oel ging aus. Ich wollte die letzten Tropfen für Deine Rückkunft aufheben. Hast Du Etwas gefunden?“

„Ja, lieber Vater. Warte nur. Ich will Licht machen!“

„Ja, brenne an. Ich habe Hunger!“

„Hunger!“ ließ sich ein knurrendes, fast unarticulirtes Echo aus einer Ecke vernehmen, die aber noch nicht zu sehen war.

Ein Zündhölzchen flammte auf, und dann brannte der Docht einer kleinen Lampe. Der Fürst stand vor der noch offenen Thür. Er hatte den Korb neben sich niedergesetzt. Er erblickte ein Zimmer oder vielmehr ein kaltes, feuchtes Gewölbe. Einiges Stroh und einige Lumpen lagen am Boden, darauf ausgestreckt in dem einen Winkel die Gestalt eines einbeinigen Mannes, in dem anderen Winkel aber eine hundeartig zusammengerollte Masse, welche man kaum für ein menschliches Wesen nehmen konnte. Der Eine war der Vater und der Andere der stumpfsinnige Bruder der armen Nähterin, der es jedenfalls



D.v.S. S.

„Gott, mein Gott!"

nicht an der Wiege gesungen worden war, daß sie einst ein solches Elend ertragen müsse.

Der einstige Wachtmeister erblickte beim Scheine der Lampe den Fürsten und fragte in mißtrauischem Tone:

„Wer steht hier? Wen hast Du mitgebracht? Einen Polizisten?"

„Nein, o nein, lieber Vater!" antwortete sie. „Das ist mein Retter, mein Wohlthäter, welcher uns einen ganzen Korb voll — — ah, mein Herr, soll das, was sich in dem Korbe befindet, wirklich uns gehören?"

„Natürlich, natürlich, liebes Fräulein," antwortete er, indem er eintrat und die Thür hinter sich zuzog. „Aber lassen Sie vor allen Dingen schauen, was hier das Nothwendigste ist!"

Es herrschte eine dumpfe Feuchtigkeit, eine grimmige Kälte in dem Raume, welcher mehr einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung glich. Ein kleiner Windofen stand in der Ecke, an der Wand lehnte ein Tisch und an dem einzigen, kleinen Fenster standen zwei alte Stühle, auf welche sich zu setzen, gefährlich zu sein schien.

„Giebt es hier in der Nähe Holz und Kohlen zu kaufen?" fragte der Fürst.

„Zur jetzigen Stunde nicht mehr," antwortete das Mädchen.

„Aber Feuer müssen Sie haben. Kommen Sie, bitte, helfen Sie mir hier den Korb leeren."

Der Alte hatte sich inzwischen mit Hilfe seines Stelzfußes erhoben und trat herzu. Er sah, was die Beiden dem Korbe entnahmen und auf den Tisch legten.

„Herrgott!" rief er, indem seine Augen gierig funkelten. „Brod, Butter, Käse, Schinken, Wurst, Eier, Fleisch und Wein! Wem gehört das? Wer darf das essen?"

„Du, Du, Ihr, lieber Vater!" antwortete die Tochter. „Dieser Herr ist so gütig, es uns zu schenken."

„Gieb mir Brod!" sagte er, nach einem Messer greifend.

„Brod!" knurrte es aus der Ecke, und der Knäuel begann, sich zu entrollen.

Als der Schwachsinnige sich erhob und herbeitrat, bot er eine Erscheinung zum Fürchten. Er war eine wahrhaft hühnenartige Gestalt mit kurzen, übermäßig dicken Beinen und langen, dünnen Affenarmen, an denen sich statt der Hände riesige, behaarte Bärentatzen zu befinden schienen. Sein Gesicht glich dem einer englischen Bulldogge, und das freudige Zähnefletschen, mit welchem er den Anblick der Eßwaaren begrüßte, hatte etwas grauenhaft Hungrig-Thierisches an sich.

Der alte Wachtmeister hatte das Brod angeschnitten, warf dem Sohne ein Stück zu und biß nun auch selbst mit solcher Gier in seine Schnitte, daß es wirklich zum Weinen war. Wie lange hatten diese armen Leute wohl keine regelmäßige Nahrung gehabt!

Jetzt war der Korb völlig geleert. Der Fürst trat ihn mit den Füßen zusammen und riß ihn dann in Stücken aus einander. Vater und Tochter

sahen ihm erschrocken zu. Sie begriffen nicht, warum er ihnen ihr Eigenthum zerstörte.

„Hier, Fräulein, heizen Sie ein!“ sagte er. „Für weitere Nahrung für das Feuer werde ich gleich sorgen.“

Er ergriff erst den einen und dann den anderen Stuhl und trat und brach beide in Stücke.

„O weh, meine Stühle!“ jammerte der Alte.

„Grämen Sie sich nicht! Morgen sollen Sie bessere Möbels haben und auch eine gesündere Wohnung. Jetzt aber ist vor allen Dingen, da Sie sich sättigen können, auch Wärme nothwendig. Verbrennen Sie nur getrost die Stühle, und, wenn das nicht langen sollte, auch den Tisch. Ich sorge für Ersatz!“

Er griff selbst mit zu, und bald prasselte ein lustiges Feuer in dem Ofen, in dessen Nähe sich der Geistesschwache sofort niederkrümmte, um mit ausdruckslosen Augen in die Flamme zu starren.

„Aber, Herr, wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte endlich der Wachtmeister.

„Der Name ist jetzt nicht nöthig. Später, wenn es sein muß, werde ich ihn nennen.“

„Das ist ja gerade, als ob der Fürst des Elendes bei uns bescheerte!“

„Wer ist das?“ fragte der Fürst.

„Wer das ist? Wissen Sie das noch nicht?“

„Ich bin ein Fremder hier.“

„Ach so! Nun wissen Sie: Seit längerer Zeit giebt es hier einen Teufel und einen Engel. Der Teufel ist der geheimnißvolle Hauptmann, dessen Bande sich vor keiner verbrecherischen That scheut, und der Engel ist der Fürst des Elendes. So hat man ihn genannt. Wer er ist, das weiß man nicht, aber bereits seit mehreren Monaten erzählt man sich von Wohlthaten, welche an Armen und Elenden geschehen, ohne daß man erfährt, woher sie kommen. Man hat den unbekannten Wohlthäter den Fürsten des Elendes genannt.“

Der Fürst lächelte leise und glücklich vor sich hin.

„Haben Sie auch bereits Wohlthaten von ihm empfangen?“ fragte er.

„Nein. Aber wenn er unser Elend kennen würde, so bin ich gewiß, daß wir seine Hilfe erwarten dürften.“

„Nun, so denken Sie, daß diese kleine Gabe von ihm kommt!“

„Nein; sie kommt von Ihnen!“

„Das ist nicht so ganz und gar gewiß. Wie denn nun, wenn ich ein Bote vom Fürsten des Elendes wäre?“

„Ein Bote von ihm? Gott welch ein Glück! Dann würde er auch weiterhin an uns denken.“

„Ja, das wird er ganz gewiß!“

Der Alte humpelte näher, legte dem Fürsten die Hand auf den Arm und fragte, indem auch seine Tochter gespannt herzutrat:

„Ist das wahr? Kennt er uns?“

„Ja. Er weiß, daß Sie ein braver Beamter waren, der unverschuldet in das Elend gerieth. Der Staat hat Ihre Dienste vergessen, aber der Fürst des Elendes macht diesen Fehler wieder gut. Er hat mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß Sie von heute an eine jährliche Pension aus seiner Casse erhalten sollen."

„Eine Pension! Unmöglich! Wie käme ich zu diesem Glücke! Herrgott, eine Pension! Dieses Glück wäre so groß, so unbegreiflich, daß ich es gar nicht zu fassen vermöchte!"

„Und doch können Sie es fassen. Hier greifen Sie zu!"

Er zog seine Börse und zählte eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch.

„Was ist das? Was soll das viele Geld?" fragte der einstige Wachtmeister, indem seine Augen auf die blanken, funkelnden Dukaten hernieder glänzten.

„Ihre Pension!"

„Meine Pension?"

Er fuhr sich mit der Hand nach dem Kopfe.

„Das ist ein Traum! Das ist keine Wahrheit! Seit wann habe ich kein Geld gesehen! Und nun gar Gold! So sehr viel Gold!"

„Nehmen Sie es in Gottes Namen! Es gehört Ihnen. Sie erhalten vom Fürsten des Elendes eine jährliche Pension von dreihundert Thalern. Hier liegt die erste Jahresrate. Was darüber ist, das soll für die Betten und Möbel, und für ein besseres Logis, auch für den Arzt, damit Fräulein gesunde Augen bekomme."

Da stieß das Mädchen einen lauten Schrei aus. Sie stürzte unter Thränen auf ihn zu und warf förmlich die Arme um ihn.

„Mein Retter! Mein Wohlthäter! Unser Engel!" schluchzte sie.

Der Alte konnte sich ebenso wenig halten. Er ergriff beide Hände des Fürsten und sagte:

„Herr, wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein Engel, den uns Gott gesandt hat. Er mag es Ihnen vergelten, wir können es nicht."

Der Irrsinnige hatte dem Vorgange zugesehen, ohne ihn begreifen zu können. Jetzt aber belebten sich auch seine Augen. Das Verständniß schien ihm zu kommen. Er rollte sich vom Boden auf, trat herzu, streichelte dem Fürsten mit der behaarten Hand über das Gesicht und murmelte in einem Tone, welcher seine höchste Zärtlichkeit ausdrücken sollte, aber wie das Grunzen eines Yacks erklang:

„Gut, sehr gut Du! Mein Vater Du! Mein Bruder Du! Ich todtschlagen alle Feinde von Dir! Ich mir merken Dich!"

Welcher Dank der ergreifendste war, derjenige des Vaters, der Tochter, oder des Schwachsinnigen, das konnte der Fürst natürlich nicht unterscheiden und bestimmen. Er riß sich los und sagte:

„Nicht mir gebührt der Dank, Ihr Leute. Der Fürst des Elendes hat mich geschickt, um den Fehler gut zu machen, den das Schicksal an Euch begangen hat. Er wird an Euch denken und auch weiter für Euch sorgen. Denkt auch Ihr seiner freundlich! Und wenn Ihr betet, so betet auch mit für ihn!"

Bei diesen Worten schloß er bereits die Thür hinter sich. Er eilte durch die dichte Finsterniß der beiden Flure und des Hofes hinaus auf die Straße.

Das war die zweite Familie, welche er heute Abend glücklich gemacht hatte, die eine hier in Nummer Zehn und die Andere in Nummer Elf der Wasserstraße. Denn daß sich auch die Familie des Schneiders Bertram glücklich fühlte, das war gewiß. Ihre Glieder hatten seit langer Zeit sich zum ersten Male wieder sättigen können.

Die Kinder lagen schlafend auf ihren Strohsäcken. Der Brustkranke lehnte in seinem Stuhle, mit geschlossenen Augen und leise athmend; auch ihn wollte ein kurzer Schlummer erquicken. Marie war für ein Stündchen eine Treppe tiefer gegangen und Robert, der Schreiber, stand in seinem Nebenstübchen am Fenster und schaute hinüber, wo jenseits der Gärten sich das Palais des Obersten von Hellenbach erhob.

Dort wurden jetzt die Fenster dunkel, welche am heutigen Abende so festlich erleuchtet gewesen waren. Ein Licht erlosch nach dem anderen, bis nur noch ein Fenster erleuchtet blieb.

Dieses Fenster kannte Robert sehr genau. Wie oft, wie sehr oft hatte sein Auge auf demselben geruht, wohl mit derselben Ehrerbietung, mit welcher der kleine Käfer empor zur Sonne schaut.

Auch jetzt zog er den Tischkasten heraus und entnahm demselben ein kleines Fernrohr. Keine Noth, selbst der Hunger nicht, hatte ihn vermocht, sich desselben zu entäußern, denn dieses Rohr war für ihn der Weg zur Seligkeit; es erlaubte ihm, von hier hinüber zu schauen zu Der, von der er im Wachen träumte und über die er im Traume wachte. Er zog das Rohr aus und richtete es nach dem Fenster hinüber. Was sah er?

Zwischen den Gardinen vorüber sah er sie vor dem Nachttische stehen. Ihr Lockenhaar hing aufgelöst wie eine fließende Mähne auf die entblößten Schultern herab, welche aus der Ferne wie Silber und Perlmutter herüberglänzten. Sie hatte begonnen, sich zu entkleiden, und sein Blick folgte dem Gemälde, welches kein Maler in solcher Vollendung auf die Leinwand zu zaubern vermocht hätte. Und als das herrliche Bild verschwunden war, schob er das Rohr zusammen und flüsterte:

„Ja, sie ist die Incarnation der Nacht des Südens, jener funkensprühenden, reflexerglühenden, mächtigen, prächtigen Nacht der Tropen, wie ich sie im Gedichte geschildert habe. Sie hat zu diesen Versen gesessen und — und ich —? Ah, ich bin der Wurm, der während dieses Sternenflammens am Boden kriecht. Ich hätte nicht jene stolze, glückliche, strahlende Nacht schildern sollen, sondern die weinende, vor Thränen triefende Nacht, welche die unglückliche Schwester der ersteren ist. Ob ich das wohl brächte? Ob ich es vermöchte, ein Bild so großen Trauerns in den gleichen Rahmen zu fassen? Versuchen wir es!"

Er nahm ein Blatt, tauchte die Feder ein, öffnete seine Gedichte, schlug „die Nacht des Südens" auf, welche Fanny von Hellenbach so sehr begeistert hatte, und schrieb, als ob es ihm dictirt werde:

V. S.

„Wenn um die Berge von Beſour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'ſchen Hallen,
Und läßt auf die verſengte Flur
Des Thaues ſtille Perlen fallen.
Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die ſich raſtlos jagen;
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Den Blumen bittre Thränen tragen,
Und um verborg'ne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.
Da bricht des Morgens glühend Herz:
Er läßt den jungen Tag erſcheinen,
Der küßt den diamant'nen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelſteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Aether dort ſich auszuweinen! —

Alſo Marie, ſeine Pflegeſchweſter, war eine Treppe abwärts gegangen. Sie hatte von der Mahlzeit, welche Robert mitgebracht hatte, einen Theil zurückgelegt, um Andere, welche auch litten, damit zu beglücken. Sie wußte, wie willkommen dieſe Gabe war.

Da unten ſtand nämlich an einer Thür zu leſen: „Wilhelm Fels, Mechanikus". Oeffnete man dieſe Thür, ſo trat man in ein ärmliches Stübchen, auf deſſen Ofenbank eine ewig ſtrickende, leidend ausſehende, blinde Frau ſaß. Sie war des Tages ſtets allein, denn ihr Sohn arbeitete im Atelier ſeines Principales. Des Abends aber kam er, und anſtatt ſich auszuruhen, arbeitete er an der Herſtellung eines Mechanismus, welcher ihm von einem reichen Engländer zur Aufgabe gemacht worden war.

Er war der Lieblingsgehilfe ſeines Meiſters. Er verdiente einen ſchönen Lohn; aber er war leider ein ehrlicher Junge. Sein Vater hatte Ehrenſchulden hinterlaſſen, die von ihm übernommen worden waren. Er wollte das Andenken des Todten rein erhalten und ſah ſich gezwungen, dieſem Vorhaben über die Hälfte ſeines wöchentlichen Verdienſtes zu opfern.

Auch heut, als Marie eintrat, ſaß er am Tiſche und ſann und feilte, feilte und ſann, daß ihm trotz der im Stübchen herrſchenden Kälte der Schweiß von der Stirn tropfte.

Marie theilte ihre Gaben aus. Sie ſollten nicht angenommen werden, aber ſie beſiegte jeden Widerſtand mit der Verſicherung, daß Robert einen Speiſenvorrath für mehrere Tage mitgebracht habe. Man ſah es dann der Blinden an, daß ſie wohl ſchon ſeit Tagen ſich nicht vollſtändig ſatt gegeſſen habe.

Sie ging dann ſchlafen, und nun befanden ſich die beiden jungen Leute allein. Er blickte zu ihr herüber und legte die Feile weg. Sie blickte zu

ihm hinüber und legte die Seide fort, aus welcher sie sich einen Vorrath von Stickfäden gezogen hatte.

„Marie?“ sagte er halblaut.

„Wilhelm?“ antwortete sie ebenso.

„Liebe Marie!“

„Lieber Wilhelm!“

„Die Mutter ist schlafen.“

„Ja.“

„Ob sie wohl schon eingeschlafen ist?“

„Vielleicht,“ antwortete sie erröthend.

„Oder ob Sie noch einmal zurückkehren wird?“

„Auch das ist möglich.“

„Aber, liebe Marie, sie kann doch nicht sehen!“

„Leider, lieber Wilhelm.“

„Darf ich also kommen?“

Sie antwortete nicht mit Worten, aber sie nickte mit dem hübschen Köpfchen. Das war genug. Er stand von seinem Stuhle auf und kam zu ihr. An der Wand stand ein Sopha, ein Kanapee, oder doch Etwas, dem man diesen Namen beilegen konnte, wenn man es nicht gar zu sehr genau nahm. Vier hölzerne Beine, drei Bretter darauf genagelt, hüben und drüben eine hohle Rolle aus starker Pappe und darüber ein Ueberzug von groß geblümtem Zitz, die Elle für fünfzehn Pfennige; das war das Kanapee, oder das Sopha, oder der Divan, welchen Wilhelm vor zwei Jahren seiner Mutter als Christgeschenk gegeben hatte. Er hatte damals das Möbel selbst zusammengenagelt und Marie hatte den Ueberzug besorgt und eingesäumt.

Darauf saß sie jetzt und er setzte sich zu ihr.

„Weißt Du, daß Du recht angegriffen aussiehst?“ fragte er, indem er ihr kleines, arbeitsames Händchen ergriff.

„Und weißt Du, daß Du heut wieder blässer bist als gestern?“ antwortete sie, indem sie ihr Händchen nicht aus seiner fleißigen Hand zurückzog.

„Du solltest Dich viel, viel mehr schonen!“

„Du nicht minder.“

„Ja, ja,“ lächelte er. „Wir geben einander nur immer guten Rath; aber weißt Du, was wir ganz und gar vergessen, uns zu geben, liebe Marie?“

„Nun, was?“ fragte sie sehr neugierig.

„Einen Kuß.“

Da schlug sie ihm mit der Hand auf den Mund, aber so, daß es ihm ja nicht wehe thun konnte, und dann antwortete sie:

„Was hat man vom Küssen! Geh doch!“

„Was man vom Küssen hat? Hm! Den guten Geschmack und dazu dann das Vergnügen!“

„Ah! Du denkst wohl, Du schmeckst sehr gut?“

„Etwa nicht?“

„Hm! Ich weiß es nicht.“

„So probire doch einmal, Mariechen!“

V. S.

„Ich bin nicht neugierig."

„Aber ich desto mehr!"

„Worauf?"

„Wie Du schmeckst. Darf ich probiren?"

„Nein."

„Auch nicht ein aller-, aller-, allereinziges Mal?"

„Hm! Wenn Du mir versprichst, daß es dabei bleiben soll."

„Ganz gewiß, ganz gewiß! Aber nun gieb auch rasch Dein liebes, kleines, süßes Mäulchen her!"

„Da hast Du es! Aber blos geborgt!"

„Schön! Ja! Na, komm!"

Es ließ sich ein eigenthümliches Geräusch vernehmen, ganz so, wie man es in gewissen Jahren, an gewissen Orten und bei gewissen Personen zu lieben und zu üben pflegt, und dann — fuhr Marie auf einmal sehr rasch mit dem Köpfchen zurück und rief schmollend:

„Geh, Ungehorsamer! War das denn nur Einer?"

„Ja freilich! Wie viele denn sonst?"

„Fünf oder sechs. Es können sogar auch acht gewesen sein."

„Welch ein Irrthum! Wie zählst Du nur heut wieder einmal! Komm! Ich will Dir ganz genau zeigen, wie es gewesen ist, und dann sollst Du mir sagen, ob es wirklich nur sechs oder acht waren. Ich denke nämlich, es müssen zwölf oder sechzehn gewesen sein."

Und nun thaten sie, als ob sie zählen wollten, aber es fiel ihnen ganz und gar nicht ein. Wer die Küsse zählt, der ist noch viel schlimmer dran als Derjenige, welcher die Kirschen zählt, welche er ißt; der eigentliche Haut goût, das Mousseux geht ganz und gar dabei verloren. Und wer es ohne Zahlen und Ziffern nicht vermag, der thut am klügsten, gleich zu multipliciren, da kommt doch zuletzt ein artiges Sümmchen heraus.

So hielten sich die beiden jungen Leutchens also fest umschlungen. Ihre Herzen waren so froh und voller Blumen wie der Zitzüberzug, auf dem sie saßen, und dabei hatten sie sich einander Tausenderlei zu sagen und zu fragen, obgleich sie täglich um ganz dieselbe Zeit ein Stündchen zusammen kamen.

Daß dann die gute, blinde Mutter stets schlafen ging, war natürlich der reine Zufall. Aber eine Mutter kennt das Menschenherz nur allzu gut und gar eine blinde Mutter weiß ganz genau, daß in all das Elend der Arbeit und des Hungers zuweilen ein Sonnenstrahl gehört, und den wärmsten, hellsten Strahl versendet doch eigentlich nicht die Sonne, sondern die Liebe, welche die Sonne aller Sonnen ist. Und kommt nun so ein Sonnenstrahl, so geht die Blinde schlafen, da er ihr ja doch nichts nützen kann.

„Wann wirst Du fertig mit Deiner Stickerei?" fragte Wilhelm.

„Morgen."

„Gott sei Dank. Dann kannst Du doch einmal ausruhen."

„Aber ich bekomme auch ein schauderhaft vieles Geld."

„Wieviel?"

„Das weiß ich selbst noch nicht. Wie geht es mit Deiner Maschine."

„Immer langsam, aber sicher. Man hat so viel zu berechnen."

„Das ist sehr wahr," nickte sie verständnißinnig, obgleich sie von der Sache gar nicht viel verstand. Aber wer einen Mechanikus liebt, muß doch wenigstens wissen, daß er sehr viel zu berechnen hat. „Wann wirst Du fertig."

„Noch vor Weihnacht."

„Wie schön! Da kannst auch Du zu den Feiertagen ruhen."

„Und dann das viele Geld."

„Wieviel?"

„Vierhundert Thaler, oder gar noch mehr."

Sie schlug vor Verwunderung die Hände zusammen und sagte:

„Vierhundert Thaler. Diese Engländer müssen doch erschrecklich reiche Leute sein. Oder gar noch mehr. Was thust Du mit dem vielen Gelde?"

„Komm her. Ich will Dir's sagen."

Er zog ihr Köpfchen wieder zu sich heran, küßte sie auf die Lippen und flüsterte ihr dann in das Ohr:

„Heirathen."

„Wen denn?"

„Meinst Du etwa, Dich?"

„Hm. Hübsch wäre es."

„Na, so müssen wir es einmal für kurze Zeit versuchen."

„Für kurze Zeit? Geh, Du Böser. Du wirst es bald so weit bringen, daß Dir kein Mensch mehr gut sein kann."

„Das wird Dir sehr lieb sein."

„Warum?"

„Nun, hast Du es vielleicht so sehr gern, daß mir alle Menschen, besonders aber alle Mädchen, gut sein sollten?"

„Das wollte ich mir stark verbitten. Aber, laß uns doch einmal ernsthaft sein. Wird Dein Engländer Dich denn auch gewiß und ehrlich bezahlen?"

„Gewiß. Wir haben ja Contract gemacht."

„Wo wohnt er denn?"

„In Leeds. Aber er kommt ja alle Weihnachten nach hier."

„Ich wünsche Dir sehr, daß Du Dich nicht täuschen mögest. Der Schmerz wäre doch gar zu groß."

Sein Gesicht war plötzlich recht ernst geworden. Er blickte nachdenklich vor sich nieder, nickte mit dem Kopfe und sagte, wie zu sich selbst:

„Der Schmerz, die Enttäuschung und — noch etwas Anderes."

„Noch etwas Anderes? Was könnte das wohl sein?"

„Laß das. Das ist nichts für Dich."

„Aber dennoch möchte ich es sehr gern wissen. Magst Du es mir denn nicht mittheilen?"

„Es bringt Dir keinen Nutzen."

Er sprach das so kurz. Sie blickte ihm in das Angesicht. Die Liebe hat scharfe, sehr scharfe Augen.

„Wilhelm, Du hast Sorgen?" fragte sie.

„Ja," nickte er.

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, legte ihre Wange an die seinige und schmeichelte mit bittender Stimme:

„Bitte, bitte, theile sie mir mit. Ich trage sie mit.“

„Dann sind sie ja doppelt.“

„Nein, nein. Ich muß meinen Theil davon haben, wenn es wahr ist, daß Du mich liebst!“

„Pst! Nicht so laut. Mutter darf nichts davon wissen.“

„So rede. Sonst schrei ich noch viel, viel lauter.“

„Wenn Du es partout nicht anders haben willst, so soll es sein. Also, sieh mich einmal richtig an, Marie. So! Grad in's Gesicht. Nun sage mir einmal, ob Du mich für einen ehrlichen Kerl hältst!“

„Natürlich! Natürlich!“ antwortete sie im Tone innigster Ueberzeugung.

Er schüttelte den Kopf und sagte bei einem trüben Lächeln:

„Und doch bin ich es nicht.“

„Nicht?“ fragte sie, beinahe erschrocken. „Nicht? Was denn?“

„Ein Spitzbube.“

„Herrgott! Was redest Du nur heute. Oder ist's nur Spaß?“

„Nein, kein Spaß. Du hast gewollt, daß ich reden soll, und so mag diese Last einmal vom Herzen herab.“

Da schlang sie die Arme noch fester um ihn, drückte ihn noch inniger an sich und sagte:

„Nein, nein, und tausendmal nein. Du bist ein ehrlicher Mensch. Darauf schwöre ich tausend und hunderttausend Eide.“

„Höre mich erst an, und dann magst Du urtheilen.“

„Nun, so erzähle.“

„Als der Engländer die Maschine bei mir bestellte, war ich leider zu stolz, mir einen Vorschuß von ihm zu erbitten — —“

„Hätte er Dir einen gegeben?“ fiel sie ein.

„Ich denke es; aber leider unterblieb es. Ich brauchte viel, sehr viel Material und hatte doch nicht die Mittel, es zu bezahlen. Mein Prinzipal hätte mir ausgeholfen, aber er darf ja von dieser Maschine gar nichts wissen. Darum habe ich mir unter diesem oder jenem Vorwand zuweilen ein Stück Stahl oder Messing von ihm erbeten, doch reichte das nicht zu. Ich sah mich also gezwungen, mir einstweilen ohne sein Wissen Das zu nehmen, was ich brauche.“

„Du wirst es ihm aber natürlich bezahlen.“

„Das versteht sich ganz von selbst. Aber wie nennst Du es denn, wenn Einer dem Anderen Etwas nimmt, ohne ihn vorher zu fragen?“

„Das ist doch nicht immer Diebstahl.“

„O doch!“

„Du hast es Dir ja nur geborgt.“

„Aber ohne Erlaubniß. Und wenn der Engländer mich nun nicht bezahlte. Das wäre schrecklich.“

„Käme es denn da sehr bald heraus?“

„Ja, bei der Jahresinventur. Was fehlt, muß ich haben. Außer dem Prinzipal kann Niemand zu den Vorräthen als ich allein.“

„So hast Du allerdings eine große, schwere Sorge, Du armer Wilhelm. Aber ich werde sie Dir tragen helfen. Ich denke doch gewiß, daß der Engländer Dir die Maschine bezahlen wird."

„Wenn aber nicht?"

„So mußt Du ehrlich sein und Deinem Prinzipal den Sachverhalt, wie er ist, mittheilen."

„Du hast Recht. Verzeihe mir, daß ich Dich mit so trüben Gedanken behelligt habe, da Du doch so schon genug Sorgen hast."

„Ich habe nicht Dir zu verzeihen, sondern Dir zu danken, lieber Wilhelm. Ich freue mich sehr, daß Du Vertrauen zu mir gehabt hast, und werde darüber nachdenken, wie dieser Verlegenheit zu begegnen ist. Jetzt aber ist die Stunde vorüber. Ich muß wieder mit der Arbeit beginnen, wenn ich bis morgen fertig sein will."

Sie erhob sich, und er that dasselbe. Da kam ihm ein Gedanke.

„Wann bist Du zum letzten Male ausgegangen, liebe Marie?" fragte er.

„Heut am Vormittage."

„Lange Zeit?"

„Nur auf fünf Minuten."

„Hast Du ihn gesehen?

„Ihn? Wen meinst Du?"

„Nun, den vornehmen Herrn, welcher Dir so oft begegnet."

„Ah, diesen. Nein, ich habe ihn nicht gesehen, aber vorgestern —"

„Vorgestern? Wo war er da?"

„Am Markte. Und da — da kam er mir nach."

„Bis wohin?"

„Bis — bis — hm, Wilhelm, Du wirst mir vielleicht zürnen, aber ich kann wirklich nicht dafür."

„Ich glaube das. Also bis wohin kam er Dir nach?"

„Bis in unser Haus."

„Weiter nicht?"

„O, sogar bis an die Treppe!"

„Der Hallunke! Hast Du da mit ihm sprechen müssen?"

„Ja, denn er hielt mich am Arme fest."

„Was sagte er?"

„Er sagte — sagte — — Wilhelm, es wird mir wirklich recht sehr schwer, es Dir genau zu sagen!"

„Und doch mußt Du grad das so genau wie möglich sagen! Also er kam Dir nach bis an die Treppe, und was sagte er?"

„Er bat mich um einen Kuß."

„Diese freche Kreatur! Was sagtest Du zu ihm?"

„Zunächst sagte ich nichts, sondern ich wollte entfliehen."

„Ah! Er hielt Dich wohl gar fest?"

„Ja, allerdings."

„Wo? Beim Kopfe?"

„Nein."

„Um die Taille?“

„Nein; blos am Arme. Ich konnte mich gar nicht losreißen. Er wollte — wollte — er wollte mir einen — — hm!“

„Marie, mach's kurz! Spanne mich nicht auf die Folter! Was wollte er?“

„Er wollte mir einen Dukaten für diesen Kuß geben.“

„Und Du?“

„Da gelang es mir, mich loszureißen. Ich eilte in größter Schnelligkeit zur Treppe herauf.“

„Und er?“

„Nun, er ist unten geblieben!“

„Hm, weißt Du, Marie, daß diese immerwährenden Nachstellungen mir eine sehr schwere Sorge bereiten.“

„Das ist Eifersucht!“

„Nein, nicht im Geringsten. Wie sollte ich eifersüchtig sein, da ich doch weiß, daß Du mich lieb hast. Aber er ist ein vornehmer Herr!“

„Was thut das!“

„Sehr viel, sehr viel! Der Kerl ist in Dich verliebt. Küssest Du ihn nicht freiwillig, so wird er Dich zu zwingen wissen.“

„Kein Mensch kann mich zwingen, ihn zu küssen, wenn ich es nicht freiwillig thue!“

„Das denkst Du jetzt; aber gezwungen werden kann man auf verschiedene Arten, und grad diese Herren sind die gefährlichsten. Sie haben weder Gewissen noch Ehre. Sie halten es für einen rühmlichen Sport, brave Mädchen zu verführen. Wer mag er sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wir werden es noch erfahren; dann aber ist ihm sein Brod gebacken und wenn er der Minister wäre!“

Sie lachte fröhlich auf und fragte:

„Hast Du mich wirklich so lieb, daß Du um meinetwillen sogar mit dem Minister anbinden würdest?“

„Mit aller Welt!“

„Da kann ich sehr zufrieden sein! Gute Nacht, lieber Wilhelm!“

„Gute Nacht, liebe Marie! Na, na! Ohne Kuß?“

„Geht es denn nicht einmal ohne?“

„Niemals! Komm! Sei folgsam! Es ist ja Deine Pflicht, Dich bereits jetzt schon an mich zu gewöhnen!“

„Ah! Warum denn?“

„Damit ich Dir später nicht gar so unbekannt vorkomme.“

„Deine Gründe sind gut. Also hier! Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Ein letzter Kuß, und sie flog die Treppe hinauf, um sich droben wieder an ihre Stickerei zu setzen. —

Als der Fürst von Befour die Familie des früheren Wachtmeisters verlassen und die Straße erreicht hatte, wendete er sich der Gegend zu, in welcher das Palais der Baronesse von Helfenstein lag. Er kam dabei an einen Neubau, dessen Thüröffnung nicht zugesperrt war. Er blieb stehen und lauschte.

„Pst!“ hörte er es im Innern.

„Wer?“ fragte er halblaut.

„Der Schlosser.“

Im Nu stand auch er innerhalb der unvollendeten Thür.

„Ist die Sitzung geschlossen?“ fragte er.

„Bereits seit längerer Zeit,“ lautete die Antwort.

„Wurde Etwas am gestrigen Plane geändert?“

„Ja.“

„Was?“

„Das kann ich nicht sagen. Sie wissen, der Schwur, welchen ich geleistet habe, gestattet mir nicht, Ihnen Alles mitzutheilen!“

„Sobald Sie einen solchen Schwur für bindend halten, kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, obgleich eine größere Offenheit mir lieber wäre. Worauf bezieht sich die Aenderung?“

„Es ist eine neue Person eingetreten.“

„Die beim Ueberfalle der Baronesse mitwirken soll?“

„Ja, also eine Aenderung ohne Bedeutung für Sie.“

„Gut. Hat der „Hauptmann“ die Schlüssel von Ihnen erhalten?“

„Ja. Die Ihrigen habe ich auch mit. Hier sind sie.“

Er gab dem Fürsten eine Anzahl von Schlüsseln, welche dieser einsteckte. Es war ganz derselbe Mann, welcher bei der geheimen Versammlung dem „Hauptmann“ die Schlüssel übergeben hatte. Er war von dem Fürsten hierher bestellt worden und fragte jetzt:

„Was haben Sie beschlossen, Herr? Werden Diejenigen, welche in Ihre Hände fallen, gefangen genommen und abgeliefert?“

„Ist der „Hauptmann“ in eigener Person dabei?“

„Nein.“

„Ich vertraue Ihnen und habe Ihnen daher bereits aufrichtig gesagt, daß mir vor allen Dingen daran liegt, zu erfahren, wer dieser Hauptmann ist.“

„Das weiß nicht einmal Einer von uns.“

„Ich will das glauben. Da mir also nur daran liegt, den Hauptmann kennen zu lernen, so liegt mir nichts am Ergreifen seiner Leute. Ich gestehe Ihnen, daß ich die Ansicht habe, meine Intentionen besser zu befördern, wenn ich mich seinen Leuten gegenüber nicht als Feind bethätige. Ob ich also Einen von ihnen heut' gefangen nehmen werde, das kommt auf das Verhalten dieser Männer selbst an. Wie hat der Hauptmann erfahren, daß die Baronesse eine solche Summe Geldes daliegen hat?“

„Ich weiß es nicht.“

„Er muß ein Mann sein, der entweder zur Haute-volée oder zur Haute-finance gehört?“

„Möglich.“

„Wer wird das gestohlene Geld erhalten?“

„Ausnahmsweise wir, nicht er.“

„So scheint eine persönliche Rache zu Grunde zu liegen.“

„Ich habe darüber kein Urtheil.“

„Aber Sie werden mir Stoff für mein Urtheil geben, wenn Sie mir sagen wollen, welche Instruction Sie für die Person der Baronesse haben.“

„Sie soll sterben.“

„Alle Teufel! Was für eines Todes?“

„Das ist in unser Belieben gestellt. Es wurde uns befohlen, dafür zu sorgen, daß sie morgen früh eine Leiche sei. Vorher aber soll sie ein Jeder von uns als sein persönliches Eigenthum betrachten.“

„Das ist höllisch, das ist geradezu teuflisch! Und was für Befehle haben Sie in Beziehung der Dienerschaft?“

„Keine. Die Zofe sollen wir leben lassen, doch soll auch sie uns gehören dürfen.“

„Haben Sie bei anderen, ähnlichen Gelegenheiten auch bereits solche Concessionen erhalten?“

„Nein.“

„Nun, so ist es klar, daß persönliche Gründe vorliegen. Man wird den „Hauptmann“ also unter den Feinden der Baronesse zu suchen haben. Warum soll die Zofe nicht sterben?“

„Weil sie als Zeugin dienen soll.“

„In welcher Weise?“

„Sie soll Einen von uns sehen und also im Stande sein, seine Person recognosciren zu können.“

„Eine Art umgekehrtes Alibi?“ wiederholte der Fürst nachdenklich. „Ein Alibi ist der Beweis, daß eine Person nicht am Thatorte gewesen sein kann. Ein umgekehrtes Alibi also würde in dem Nachweise bestehen, daß eine Person dagewesen ist, natürlich eine andere, als der Angeklagte. Hm! Das sind Verwickelungen. Handelt es sich um diejenige Person, von welcher erst heut' bestimmt wurde, daß sie mit arbeiten solle?“

„Ja.“

„Wer ist sie?“

„Das darf ich nicht sagen.“

„Und die Zofe soll diese Person sehen, um nachweisen zu können, daß sie dabei gewesen ist? Interessant! Ein schwieriges Räthsel; aber ich bin auf Lösung von Räthseln passionirt. Wo werden Sie sich versammeln?“

„Unter den Bäumen unweit der Frohnveste.“

„Ah! Soll diese Person, von welcher wir sprachen, dort etwa erst zu Ihnen stoßen?“

„Ich bin nicht im Stande, Auskunft zu ertheilen.“

„Wann werden Sie beginnen?“

„Zwischen Zwölf und Eins treten wir an. Beginnen werden wir natürlich erst dann, wenn sämmtliche Lichter erloschen sind.“

„Es ist jetzt halb zwölf. Sie werden Ihrer heutigen Beute verlustig werden. Kommen Sie morgen Vormittag nach meiner Wohnung in der Palaststraße, natürlich aber verkleidet! Man wird Ihnen eine Gratification auszahlen. Haben Sie noch irgend etwas zu berichten, zu sagen oder zu fragen!“

„Nein.“

„Und über die Person des „Hauptmannes“ wollen oder können Sie mir wirklich keine Auskunft ertheilen?“

„Ich könnte nicht, selbst wenn ich wollte.“

„Auch keine Andeutung?“

„Nein.“

„Was hat er für eine Gestalt, für eine Figur!“

„Verschieden! Bald klein, bald groß, bald dick, bald dünn.“

„Augen?“

„Ebenso verschieden. Bald hell und bald dunkel.“

„Hm Haben Sie diesen Unterschied genau beobachtet?“

„Ja Ich komme als einer der Bevorzugten oft in seine unmittelbare Nähe.“

„Was für ein Gesicht?“

„Stets verhüllt.“

„Sie können also nicht bemerken, ob es bebartet oder bartlos ist?“

„Nein.“

„Die Stimme?“

„Die Stimmen von tausend Maskirten werden sich ähnlich sein.“

„Ah, auf diese Weise erfahre ich, daß Ihre Zusammenkünfte maskirt stattfinden. Mir scheint, daß Sie nicht nur einen Hauptmann haben.“

„Ganz sicher nur Einen!“

„So läßt er sich wenigstens zuweilen durch ein Mitglied vertreten, wie die verschiedenen Augenfärbungen beweisen.“

„Das ist möglich.“

„Wie oft haben Sie Zusammenkünfte?“

„Je nach Bedarf.“

„Nur des Abends?“

„Ja.“

„Auf welche Weise erfahren Sie den Tag und die Stunde?“

„Auf einer jeden wird die nächste bestimmt.“

„Und wo finden diese Versammlungen statt?“

„Das zu sagen, ist mir nicht erlaubt!“

„Im Innern der Stadt?“

„Hm!“

„Im Aeußeren derselben?“

„Hm! Ich bitte dringend, keine Fragen zu stellen, deren Beantwortung eine Verletzung meines Eides bedeuten würde! Im Uebrigen will ich Ihnen herzlich gern zur Verfügung stehen.“

„Noch Eins! Wer ist bei diesen Versammlungen eher da, der Hauptmann oder seine Untergebenen?“

„Die Letzteren. Sie sitzen, bis er kommt, mit den Rücken nach seinem Platz gerichtet. Dann drehen Sie sich um.“

„Ah, wie vorsichtig! Man soll nicht sehen woher und in welcher Weise er erscheint. Ich sehe ein, daß es nicht leicht sein wird, ihm auf die Fährte zu kommen.“

„Da Sie mir auf alle Fälle Strafloſigkeit verſprochen haben, ſo wünſche ich Ihnen das Gelingen, kann aber nur ſo viel dazu beitragen, als ſich mit meinem Eide in Einklang bringen läßt.“

„Ich muß mich damit begnügen. Für jetzt alſo ſind wir fertig, doch wiſſen wir, daß wir uns wiederſehen. Adieu!“

Er trat aus dem Hauſe heraus und blickte beim Scheine der nächſten Laterne an ſeine Uhr. Er hatte noch eine Minute Zeit, ſeinen Diener zu treffen, und richtete ſeine Schritte darnach ein. Gerade als er die Thür der Baroneſſe erreichte, traf er auf den Erwarteten; ſo pünktlich waren Beide geweſen.

„Etwas paſſirt?“ fragte er.

„Nichts. Aber droben unter den Bäumen an der Frohnveſte ſcheinen einige Leute zu ſtehen.“

„Kann man hinan, ohne von ihnen geſehen zu werden?“

„Von der hinteren Seite her vielleicht.“

„Warte, und gehe einſtweilen hier auf und ab. Aber hüte Dich, bemerkt zu werden.“

Er ging fort und machte einen Umweg. Die kleine Baumpflanzung beſtand aus Laub- und Nadelhölzern. Die Erſteren waren jetzt blätterlos; die Letzteren aber boten, zumal da ihre unterſten Aeſte beinahe bis zum Boden reichten, eine Art von Deckung.

Da hier nicht viel Schnee vorhanden war, konnte er ſich ohne Schwierigkeit und Geräuſch vorwärts ſchleichen. Er that dies in niedergeduckter Stellung. Er fand ſeinen Verſuch von Erfolg gekrönt. Unter einer Weymuthskiefer ſtanden vier Perſonen, welche leiſe mit einander ſprachen. Der Eine von ihnen, welcher in der Mitte ſtand und eine gebieteriſche Haltung zeigte, hielt die eine Hand mit dem Taſchentuche continuirlich an das Auge. Der Fürſt erkannte an der Kleidung in ihm — jenen Menſchen, dem er im Caſino einen Fauſtſchlag in's Auge verſetzt hatte.

Näher durfte er ſich nicht wagen; er kehrte alſo zurück. Als er mit dem Diener zuſammentraf, legte er dieſelben Oberkleider wieder an, welche er heute Abend beim Oberſt von Hellenbach getragen hatte, wiſchte ſich mit einem Tuche einige Male das Geſicht, legte einen Gegenſtand quer über die Stirn herab, den man in der Dunkelheit für eine ſtarke Schnur oder für ein ſchmales Band halten konnte, und fragte dann:

„Haſt Du mein Lahialaki mit?“

Lahialaki iſt ein arabiſches Wort und bedeutet eigentlich „Bartfarbe“. Die indiſchen Gaukler und Zauberer aber bezeichnen damit jene faſt augenblicklich wirkenden Färbe- und Toilettenmittel, mit denen ſie im Stande ſind, binnen einigen Secunden ſich vollſtändig zu verändern und völlig unkenntlich zu machen.

„Hier,“ antwortete der Diener.

Er reichte ihm ein brieftaſchenähnliches Etui, welches der Fürſt zu ſich ſteckte und fragte dann:

„Die chemiſche Laterne.“

„Ja. Hier! Wo soll ich warten?"

„Nirgends. Du kannst nach Hause gehen. Ich bedarf Deiner voraussichtlich heute nicht mehr."

„Aber, wenn Ihnen ein Unfall zustößt, gnädiger Herr!"

„Laß' nur mich sorgen! Gute Nacht!"

Der Diener entfernte sich. Der Graf warf einen Blick nach der Façade des Hauses empor. Ein einziges Fenster war noch erleuchtet. Er zog die Schlüssel, welche er von dem Gauner erhalten hatte, hervor, wählte nach Gefühl denjenigen, welcher in das Schloß paßte, und probirte leise. Es gelang. Die Thür öffnete sich, ohne das mindeste Geräusch zu verursachen.

Er trat ein und verschloß dann wieder. Dann zog er seine chemische Laterne hervor. Dieselbe bestand einfach aus einem Krystallfläschchen, in welchem sich eine Mischung von Oel und Phosphor befand. Diese Mischung giebt einen Schein, welcher demjenigen eines kleinen Oellämpchens gleicht. Mit Hilfe desselben fand er die Treppe und stieg empor. Droben an einer Flügelthür, welche jedenfalls den Vorsaal verschloß, stand zu lesen: „La Baronesse Alma de Helfenstein."

Auch hier probirte er einen Schlüssel, und es gelang ihm, Eintritt zu finden, ohne Geräusch zu verursachen. Hier strömte ihm jener eigenthümliche, undefinirbare Duft entgegen, welcher das Vorhandensein von vornehmen Damen anzuzeigen pflegt.

Baronesse Alma war zeitig von der Soiree zurückgekehrt. Sie hatte dann einige Zeit lang einsam in ihrem Boudoir gesessen, um über den heutigen Abend nachzudenken. Sie war gewöhnt, sich öfters ohne Hilfe ihres Mädchens zu entkleiden, und so hatte die Zofe die Erlaubniß erhalten, sich zurückziehen zu dürfen. Die Herrin wollte träumen.

Sie dachte an Fanny von Hellenbach, welche ihr so lieb und sympathisch war, ferner an — an, nun ja, an diesen räthselhaften Fremdling, den Fürsten von Befour. Was an ihm war es doch nur, was ihr Herz hatte lauter klopfen lassen, so oft ihre Augen sich auf ihn richteten? War es sein Auge, seine Stimme, sein Gang oder was sonst? Sie wußte es selbst nicht, aber sie fühlte, daß dieser Mann einen Eindruck auf sie gemacht hatte, von welchem sie sich selbst keine Rechnung abzulegen vermochte.

So saß sie da, nicht in geordnete Gedanken versunken, sondern halb sinnend und halb träumend, bis ihr Blick auf die Uhr fiel. Es fehlten nur noch wenige Minuten an Mitternacht.

Sie erhob sich, um Schlaftoilette zu machen. Sie legte ihr jetziges Gewand ab und ein dünnes, blüthenweißes Negligée an. Dann löste sie ihr herrliches, blondes Haar auf, um es unter ein Häubchen zu bringen. Indem sie mit dem silbernen Kamme durch die langen, reichen Wogen strich, erinnerte sie an jene feenhafte Loreley, welche ein junger Maler fertigte, um dann, in den Anblick seines Bildes versunken, in Folge der Schönheit desselben wahnsinnig zu werden.

Alma war eigentlich nicht älter geworden, obgleich gegen zwanzig Jahre zwischen jetzt und früher lagen. Sie gehörte zu denjenigen Damen, welche der

Zeit bis in das späteste Alter Widerstand leisten. Ihre Taille war ein ganz, ganz klein Wenig stärker, ihre Figur vollkommener geworden, aber trotz ihrer achtunddreißig Jahre hätte man sie noch gut für in den Zwanzigern stehend halten können.

Ihr Gesicht mit dem kindlich frommen Ausdrucke hatte einen Zug von Schwermuth angenommen, welcher nur anziehen konnte. Ihre Stirn war ohne Falten und von einer vollständig reinen Weiße. Ihre Wangen zeigten einen Anflug von Incarnat, welchen selbst die Schwermuth nicht auszulöschen vermocht hatte. Das Blau ihrer Augen glich noch immer demjenigen des Himmels. Ihr Nacken, ihre Schultern und ihre vollen, schönen Arme, jetzt bei dem leichten Nachtkleide entblößt, hatten einen gedämpften, schneeigen Glanz, und ihre Taille, von keinem Mieder gehalten, zeigte noch immer jene Plastik, welche man an Perserinnen und den Mädchen der Hindu bewundern kann.

So stand sie da, rein, keusch und hell, umflossen von der Fluth ihres goldig glänzenden Haares. Hätte Gustav Brandt, ihr Milchbruder und Jugendgespiele sie gesehen, er hätte ausgerufen:

„Mein Sonnenstrahl, mein lieber, süßer Sonnenstrahl."

Noch glitten ihre rosigen Finger durch das leuchtende Haar, noch stand sie da vor dem Spiegel in der ganzen Pracht ihrer fast unverhüllten Schönheit, da klopfte es erst leise und dann etwas lauter an die Thür.

„Ja! Herein!" rief sie.

Sie glaubte, die Zofe sei es. Aber als nun die Thür sich öffnete, da flog sie einige Schritte zurück; sie wurde erst blaß, dann glühend roth; sie streckte die Arme abwehrend von sich; sie öffnete den Mund, um zu sprechen, vielleicht einen Hilferuf auszustoßen, aber die Stimme versagte ihr. Sie hatte vor Schreck und Scham sogar für Augenblicke die Bewegung verloren.

Der Fürst von Befour stand unter der Thür.

Er zog dieselbe langsam hinter sich zu, verbeugte sich in ehrerbietigster Weise tief vor ihr, ergriff einen nahe liegenden Pudermantel, hing ihn ihr um die herrlichen, eine fast fühlbare Wärme ausstrahlenden Schultern und sagte dann lächelnd:

„Sie sehen, verehrte Baronesse, wir Indier kommen und gehen, ohne um Erlaubniß zu fragen. Keine Mauer ist uns zu dick und kein Schloß zu fest. Wir sind imponderabil."

Erst jetzt fand sie die Sprache und Bewegung wieder. Sie hüllte sich dicht in den Mantel, zog die Stirn krauß und antwortete:

„Das scheint in Indien gebräuchlich zu sein, Durchlaucht; doch bitte ich, zu bedenken, daß Sie sich gegenwärtig nicht mehr im Oriente befinden."

Er verbeugte sich abermals und antwortete dann:

„Ich habe das bedacht, Baronesse. Sie können sich denken, daß mich nur eine ganz außergewöhnliche Veranlassung zu einem so ungewöhnlichen Schritte getrieben haben kann. Ich komme, Ihnen meinen Schutz anzubieten."

„Ihren Schutz?" fragte sie erstaunt.

„Ja, Baronesse, meinen Schutz. Ich hoffe, er wird ausreichen."

„Durchlaucht, ich begreife nicht. Ich kenne keine Gefahr, in welcher ich mich befinden könnte.“

„Ich weiß, daß Sie keine Ahnung haben, ich aber habe das Glück gehabt, diese Gefahr bereits in ihrem Entstehen zu erkennen und dann zu verfolgen.“

„Dann bitte, sprechen Sie.“

„Man hat Nachschlüssel zu allen Schlössern Ihrer Wohnung angefertigt, um —“

„Nachschlüssel?“ unterbrach sie ihn, „Gott, will man einbrechen? Will man mich bestehlen?“

„Ja. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie gegenwärtig eine bedeutende Summe Geldes bei sich liegen haben.“

„Das ist wahr. Aber wie hat man dies erfahren können?“

„Ich weiß es nicht, doch ist sicher, daß der „Hauptmann“ seine Spione in allen Kreisen der Gesellschaft hat.“

War sie bereits vorhin auf das Tiefste erschrocken, so fühlte sie jetzt eine ganz entsetzliche Angst.

„Der Hauptmann,“ hauchte sie mit fast ersterbender Stimme.

„Ja. Seine Leute stehen bereits unten vor dem Hause. Sie warten nur, bis Sie Ihr Licht verlöscht haben, um dann ihre Arbeit zu beginnen.“

„Einbrechen! Einbrechen! Vielleicht gar noch mehr, noch mehr.“

„Allerdings, Baronesse. Sie sollen ermordet werden.“

„Ermordet? Gott, mein Gott!“

Es wurde ihr schwarz vor den Augen, und vor ihren Ohren summte es. Sie begann, zu wanken. Er trat rasch hinzu und nahm sie in seine Arme. Einige Augenblicke lang lag ihr Kopf mit all' der Herrlichkeit der goldenen Haareswogen an seiner Schulter; einige Augenblicke lang fühlte er ihren Busen an seinem Herzen, dann aber übermannte er die auf ihn einstürmenden Gefühle und ließ sie in die Kissen des nahen Sophas gleiten.

Sie war nicht ohnmächtig, es war nur eine vorübergehende Schwäche, in Folge des Schreckes über das plötzliche, räthselhafte Erscheinen dieses Mannes und über seine Unglücksbotschaft.

„Ich danke,“ hauchte sie. „Ist es wahr, was Sie mir mittheilen?“

„Ja,“ antwortete er, auf einem Stuhle Platz nehmend. „Aber ich bitte Sie, nichts zu besorgen. Zunächst sind Sie jetzt noch vollständig sicher. So lange diese Flammen noch brennen, wird keiner der Räuber es wagen, das Haus zu betreten.“

Das wirkte augenblicklich. Sie bat:

„Bitte, geben Sie mir dort von dem Wasser.“

Er goß aus einer Karaffe Wasser in ein Glas, zog aus seiner Tasche eine kleine Phiole, ließ einen kleinen Tropfen hineinfallen und reichte ihr das Glas. Ein wunderbar feiner und ebenso wunderbar lieblicher Duft durchzog das Gemach. Sie nahm einen Schluck und fühlte sich augenblicklich gestärkt und erquickt.

„Was ist das für ein Odeur?“ fragte sie.

„Der Orientale nennt ihn Nefs et tschisek, das heißt auf Deutsch Blumenseele.“

„Er ist herrlich. Ich danke Ihnen! Aber ich habe nicht an die Seele der Blume, sondern an meine eigene zu denken! Sie wissen wirklich genau, daß man mich überfallen will?“

„Unzweifelhaft! Ich habe diese Menschen sogar gesehen.“

„Haben Sie nach Polizei gesandt?“

„Nein.“

„Mein Gott, das war doch das Allernächste! Bedarf man im Orient in solchen Fällen nicht der Polizei?“

„In grad einem solchen Falle allerdings nicht.“

„Sie meinen, daß es meiner Dienerschaft gelingen werde, den Anschlag zu verhüten?“

„Ja. Sie brauchen nur einen Einzigen hinter das Hausthor zu stellen. Er vermag mit einem Revolver sie alle abzuwehren.“

„Gott sei Dank! Ich werde sofort meine Befehle geben.“

Sie wollte sich schnell erheben; er aber machte eine bittende Handbewegung und sagte:

„Warten Sie noch, gnädige Baronesse! Ich komme in einer ganz besonderen Absicht zu Ihnen. In dieser Absicht liegt es, die Banditen ungehindert in das Haus und sogar bis in Ihr Schlafzimmer gelangen zu lassen.“

Sie erschrak von Neuem.

„Mein Gott! Warum denn das?“ fragte sie.

„Muß ich Ihnen das sofort erklären, oder haben Sie das Vertrauen, mit meiner Erklärung zu warten, bis der Angriff vorüber ist?“

Sie blickte ihm zweifelhaft in das Gesicht.

„Durchlaucht,“ antwortete sie, „ich vertraue Ihnen. Aber Ihr Eintritt bei mir ist ein so räthselhafter, daß — daß —“

„Nun wohl,“ meinte er lächelnd. „So muß ich mich legitimiren. Ich werde Ihnen einen Namen nennen, dessen Klang Sie bewegen wird, sich mir ohne Rückhalt anzuvertrauen.“

„Welcher Name wäre das?“ fragte sie mit Spannung.

„Gustav Brandt.“

Sie fuhr empor. Sie starrte ihn an, als ob sie mit diesem einen Blick nicht nur sein Gesicht, sondern auch seinen Leib und seine Seele durchdringen wolle. Eine tiefe, tiefe Röthe bedeckte ihr Gesicht, ihren Hals und ihren Nacken, so stieg ihr das Blut vom Herzen.

„Gustav Brandt!“ rief sie. „Gott, mein Gott! Dieser Name! Kennen Sie Gustav? Haben Sie ihn gesehen und gesprochen? Wo befindet er sich? Wie geht es ihm?“

„Ich traf ihn in Indien; wir wurden Freunde.“

„Freunde! Dank, tausend Dank, Durchlaucht! Er lebt also noch?“ jauchzte sie.

„Ja. Er ist gesund und wohl.“

„Als was?“

„Als Verwalter meiner Besitzungen.“

„Welch eine Nachricht! Welch eine Freude!“ rief sie, ganz die drohende

Gefahr vergessend. „Fast zwanzig Jahre habe ich nichts von ihm vernommen. Hat er von mir gesprochen?“

„Tausend, nein, Millionen Male!“

„Ah, er hat meiner gedacht! Hat er Ihnen erzählt, aus welchem Grunde er gezwungen war, die Heimath zu verlassen?“

„Alles.“

„Und wie mißtrauisch und bös ich damals gegen ihn war?“

„Auch das. Es hat einen langen und düsteren Schatten auf sein Flüchtlingsleben geworfen.“

„Ich habe es schwer, schwer und bitter bereut. Doch, weiter! Wie lebt er? Ist er — ist — ist er — verheirathet?“

Es wurde ihr schwer dieses Wort auszusprechen.

„Ja,“ antwortete der Fürst.

Sie bemerkte nicht, welch scharfen, forschenden Blick er dabei auf sie warf. Sie fuhr sich mit beiden Händen nach dem Herzen, als ob man ihr da einen Dolchstoß versetzt habe. Die Röthe wich aus ihren Wangen; ihr Gesicht wurde blaß, fast fahl; sie schien zu wanken. Aber sie mußte sich fassen; sie durfte diesem Fremden nicht merken lassen, welcher fürchterliche Schlag sie in diesem Augenblicke getroffen und fast niedergeschmettert habe. Und gerade ihrer Schwäche zum Trotze fragte sie:

„Hat er Kinder?“

„Ja, vier liebe Kinder, zwei Jungens und zwei Mädchens.“

„Welcher Nation ist seine Frau?“

„Eine Engländerin, Baronesse.“

„Ich freue mich seines Glückes, vorausgesetzt, daß er glücklich ist.“

Sein Auge hatte einen unbeschreiblichen milden, tiefen, feuchten Glanz; er antwortete mit weichem Tone:

„O, ich bin überzeugt, daß er augenblicklich sehr, sehr glücklich ist!“

„Wie kamen Sie mit ihm zusammen?“

„Meine Gnädige, erlassen Sie mir das für jetzt, da unten Mörder stehen. Ich wollte mich durch den Namen legitimiren. Habe ich das erreicht?“

„Vollständig, vollständig! Ich vertraue Ihnen!“

„So bitte ich Sie, gar keine Vorbereitungen zu treffen, sondern sich ruhig schlafen zu legen.“

„Gott, wie ist das möglich!“

Er lächelte zuversichtlich und antwortete:

„Ich bin bei Ihnen.“

„O, ich glaube, daß Sie tapfer sind; aber Einer gegen so Viele!“

„Gut! Lassen Sie mich Ihre Räumlichkeiten kennen lernen! Ich kam durch den Vorsaal und das Vorzimmer in dieses Boudoir. Wohin führt die Thür links?“

„Nach dem Schlafzimmer der Zofe.“

„Und dann weiter?“

„In mein Schlafzimmer.“

„Weiter?“

„Weiter nicht. Mein Schlafzimmer ist ein Eckzimmer."

„Gehen aus den beiden Schlafzimmern auch Thüren nach dem Corridor?"

„Nur aus demjenigen der Zofe."

„Es mag von innen verriegelt werden."

„O, kommen Sie, Durchlaucht! Sie müssen diese Arrangements selbst treffen! Die Zofe ist zwar bereits zur Ruhe gegangen, aber sie wird sich nicht zu scheuen brauchen."

Sie nahm ein Licht und führte ihn in die beiden angegebenen Zimmer. Die Zofe steckte ihr Köpfchen unter die Decke, als sie zu ihrem riesenhaften Erstaunen bemerkte, daß ihre Herrin einen wildfremden Menschen zur Mitternachtsstunde und in einem solchen Negligée in ihr Heiligthum einführte. Sie erschrak aber noch mehr, als die Baronesse zu ihr sagte:

„Bertha, Du kannst nicht schlafen. Dieser Herr, Durchlaucht Fürst von Befour, meldet mir soeben, daß man bei uns einbrechen will."

Das hübsche Kammerkätzchen fuhr vor Entsetzen in die Höhe, so daß man Kopf, Hals, Schultern und die unbedeckten Arme sehen konnte, und rief:

„Herr Jesus! Einbrechen? Bei Ihnen oder bei mir?"

Sie erhielt keine Antwort. Der Fürst hatte sich überzeugt, daß es unmöglich sei, hier einzudringen, sobald man die Thür von Innen verriegelte.

„Bei Ihnen Beiden nicht," antwortete er dann lächelnd.

„Bei wem denn?" fragte das vor Angst ein Wenig voreilige Mädchen, indem sie den oberen Theil ihres Hemdes zu ordnen versuchte.

„Bei mir," antwortete er. „Bitte, gnädige Baronesse, kommen Sie zurück zum Boudoir. Wie viel Dienerschaft haben Sie im Hause?"

„Sechs Personen mit der Zofe."

„So mag die Letztere sich schnell ankleiden, um den Anderen zu sagen, daß sie sich fest einschließen sollen, damit sie nicht in Gefahr kommen."

Sie gab den Befehl und fragte dann:

„Und wie soll ich mich verhalten?"

„Sie bleiben angekleidet mit der Zofe in deren Zimmer, dessen Thür wir auch verriegeln. Ich werde diese Menschen hier im Boudoir empfangen."

„Das geht nicht, Durchlaucht!" sagte sie ängstlich.

„Warum nicht?"

„Sie setzen sich da einer fürchterlichen Gefahr aus!"

„Glauben Sie das nicht. Ich verstehe, mit solchen Leuten umzugehen."

„Aber sie werden bewaffnet sein."

„Ich auch."

Er zog seine beiden Revolver vor.

„Eine Kugel kann Sie doch während des Kampfes treffen!"

„Man wird gar nicht daran denken, auf mich zu schießen. Ich bitte dringend, zu thun, was ich Ihnen vorschlage."

„Aber was werden Sie mit diesen Leuten beginnen?"

„Das kommt ganz darauf an, was sie selbst beginnen werden. Bitte, treten Sie ein! Es gilt, keine Zeit zu verlieren."

Die Zofe war von ihrem Gange zurückgekehrt, und die Baronesse schloß

sich mit ihr ein. Jetzt nun zog der Fürst jenes Etui hervor, welches er sich von dem Diener hatte geben lassen. Auf demselben befand sich in arabischer Schrift und Golddruck das Wort „Lahialaki“ eingegraben. Er öffnete. Es zeigte eine ganze Menge von Fächern, welche mit verschiedenen Gegenständen und Ingredienzien angefüllt waren. Er zog ein Läppchen hervor und trat an den Spiegel. Ein rascher Strich entfernte — die schmale, rothe Narbe, welche sich über sein Gesicht zog. Er wischte sich mit dem Läppchen das letztere und sofort nahm dieses eine weit dunklere Färbung an. Mit einem anderen Läppchen sich über die Haare des Scheitels und des Bartes gestrichen, gab denselben eine graue Farbe. Dazu eine blaue Brille, und der Greis von achtzig Jahren war fertig.

Das Feuer des Kamins war ausgebrannt. Der Fürst setzte ein Licht hinein und verschloß die Thür. Dann löschte er die andern Lichter aus und nun war es finster im Boudoir.

Das Kamin trat sehr weit vor, hinter demselben stand ein Stuhl, auf welchem der Fürst sich niederließ. Er brauchte nicht zu befürchten, sofort gesehen zu werden, und zudem war es ihm von hier aus ein Leichtes, den nahen Gascandelaber anzuzünden.

Jetzt wartete er, zwar mit Spannung, aber ohne Sorge der Dinge, die da kommen sollten. Fünf Minuten, zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten vergingen — eine halbe Stunde war vorüber; da endlich vernahm der Fürst ein leises, leises Knarren.

„Ah! Sie kommen!“ murmelte er. „Sie werden ebenso leer wieder gehen müssen und dürfen Gott danken, wenn ihnen überhaupt das Fortgehen erlaubt ist.“

Man kam näher. Es wurde an der Thür probirt, ob dieselbe verschlossen sei. Dies war nicht der Fall.

„Es ist offen!“ flüsterte eine leise Stimme.

„Wohin kommen wir?“

„In das Boudoir.“

„Ist das wahr?“

„Ja.“

„Und dann?“

„Erst in's Schlafzimmer der Zofe und nachher in dasjenige der Herrin. Der Hauptmann hat es gesagt. Er muß selbst dagewesen sein.“

„Vorwärts also! Leuchte einmal, ob Jemand hier ist!“

Einer von ihnen zog eine Diebeslaterne hervor und ließ einen Lichtstrahl langsam umhergleiten.

„Niemand hier,“ sagte er.

„Also die Thür auf!“

Der diese Worte sprach, war ein entsetzlich langer und starker Mensch. Er schien den Anführer zu spielen. Der Fürst hatte beim Scheine der Diebeslaterne sein Gesicht und seine Gestalt gesehen.

„Alle Teufel! Der Riese Bormann!“ dachte er. „Dieser ist ja ge-

fangen! Wie kommt er heraus? Hm. Jetzt geht mir ein Licht auf. Auf ihn bezieht sich das umgedrehte Alibi. Das werde ich enträthseln."

Ein Schlüssel klirrte leise, ganz leise im Schlosse. Jetzt mußten die beiden Frauen merken, daß die Einbrecher angekommen seien.

„Donnerwetter!" murmelte der Probirende.

„Paßt der Schlüssel nicht?"

„Esel! Meine Schlüssel passen stets! Aber die Thür ist nicht nur verschlossen, sondern auch von innen verriegelt."

„Pest!" meinte der Riese. „Da ist es am besten, ich trete sie ein."

„Nein, das macht zu viel Lärm. Wir müssen eine List anwenden."

„Welche denn?"

„Ich klopfe und thue, als ob ich ein Diener bin. Da wird das Kätzchen jedenfalls aufmachen."

„Möglich. Wollen's versuchen."

„Meinetwegen. Aber wir sind ja bereits Herren des Hauses," meinte der Riese; „wir wollen uns also immerhin das Gas anzünden."

Er trat zu dem Candelaber und steckte die Flammen desselben an. Der Fürst hatte sich so hinter den Kaminvorhang zurückgezogen, daß man ihn gar nicht sehen konnte.

„So, gut. Jetzt ist's hell," flüsterte Bormann. „Nun versuche es einmal mit dem Anklopfen."

Der Schlosser, nämlich der heimlich Verbündete des Fürsten, trat zur Thür und klopfte leise. Erst beim wiederholten Klopfen ließ sich drin die Stimme des Mädchens vernehmen. Sie hatte jedenfalls den Befehl erhalten, zu antworten.

„Wer ist es?" fragte sie.

„Ich."

„Wer denn?"

„Der Diener."

„Welcher denn?"

„Donnerwetter!" flüsterte der Einbrecher. „Jetzt weiß ich nicht, wie die Kerls hier heißen!"

„Welcher denn?" wurde drinnen wiederholt.

„Sage Friedrich oder Anton. So heißen die Meisten," gebot der Riese.

„Friedrich!" sagte er.

„Was ist's?"

„Eine Depesche."

„An wen?"

„An Dich natürlich nicht. An die gnädige Baronesse."

„Ich darf sie nicht stören. Sie mag sie morgen lesen."

„Sie ist nothwendig."

„Das hat bis morgen Zeit. Gute Nacht!"

„Verdammt! Abgeblitzt!" brummte der Einbrecher.

„Dachte ich es nicht!" meinte der Riese. „Geht weg! Ich werde diese Thür sofort öffnen!"

Er schob die Anderen bei Seite und erhob den Fuß.

„Welch eine Unvorsicht! An der Thür sind Selbstschüsse befestigt!“ klang es hinter ihnen.

Sie fuhren herum und erschraken. Hinter ihnen stand, vom Gas hell beschienen, der Fürst, in jeder Hand einen gezogenen Revolver haltend.

„Himmeldonnerwetter! Drauf auf den Kerl!“ rief der Riese.

Er that wirklich einen Schritt vorwärts, hielt aber erschrocken inne, denn der Fürst donnerte ihm entgegen:

„Halt! Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Kennt mich Keiner von Euch?“

Diese Worte waren in einem solchen Tone gesprochen worden, daß Alle wie angenagelt stehen blieben.

„Donnerwetter!“ murmelte Einer. „Der Fürst des Elends!“

„Der Fürst des Elends! Ist's wahr?“ fragte der Riese.

„Ja, ich bin es,“ antwortete der Fürst.

„Alle Teufel! Mit dem können wir nichts anfangen!“

„Das denke ich auch. Zwölf Schüsse habe ich. Wer sich bewegt, erhält eine Kugel. Uebrigens seht Ihr, daß ich gewußt habe, daß Ihr kommen werdet. Ihr könnt Euch denken, daß man Vorkehrungen getroffen hat, Euch zu empfangen.“

„Gefangen etwa?“ fragte der Riese, indem er sein Messer zog. „Da wehre ich mich doch lieber meiner Haut!“

„Ehe Du das Messer erhebst, bist Du todt, Bormann!“ drohte der Fürst, indem er den Lauf des rechten Revolvers auf ihn richtete.

„Kreuz und Bomben! Er kennt mich!“

„Ich kenne Euch Alle! Setzt Euch hier auf die Stühle. Ich will mit Euch reden. Und wenn Ihr verständig seid, so sollt Ihr ungestraft dahin gehen, wo Ihr hergekommen seid.“

„Ihr Wort darauf!“

„Ich gebe es.“

„Das laß ich mir gefallen! Setzt Euch!“

Sie folgten diesem Gebote Bormanns und setzten sich. Sie hatten von dem Fürsten des Elends gehört, sie kannten ihn und wußten, daß sie nun sicher waren. Sie saßen da, wie zu einer fröhlichen Unterhaltung zusammengekommen. Der Fürst begann:

„Zunächst will ich Euch beweisen, daß ich Eure Pläne kenne. Der Riese mag antworten. Ihr sollt hier einbrechen?“

„Das sieht jedes Kind!“ brummte Bormann.

„Um die fünfzigtausend Thaler zu holen, welche die Baronesse jetzt hier liegen hat?“

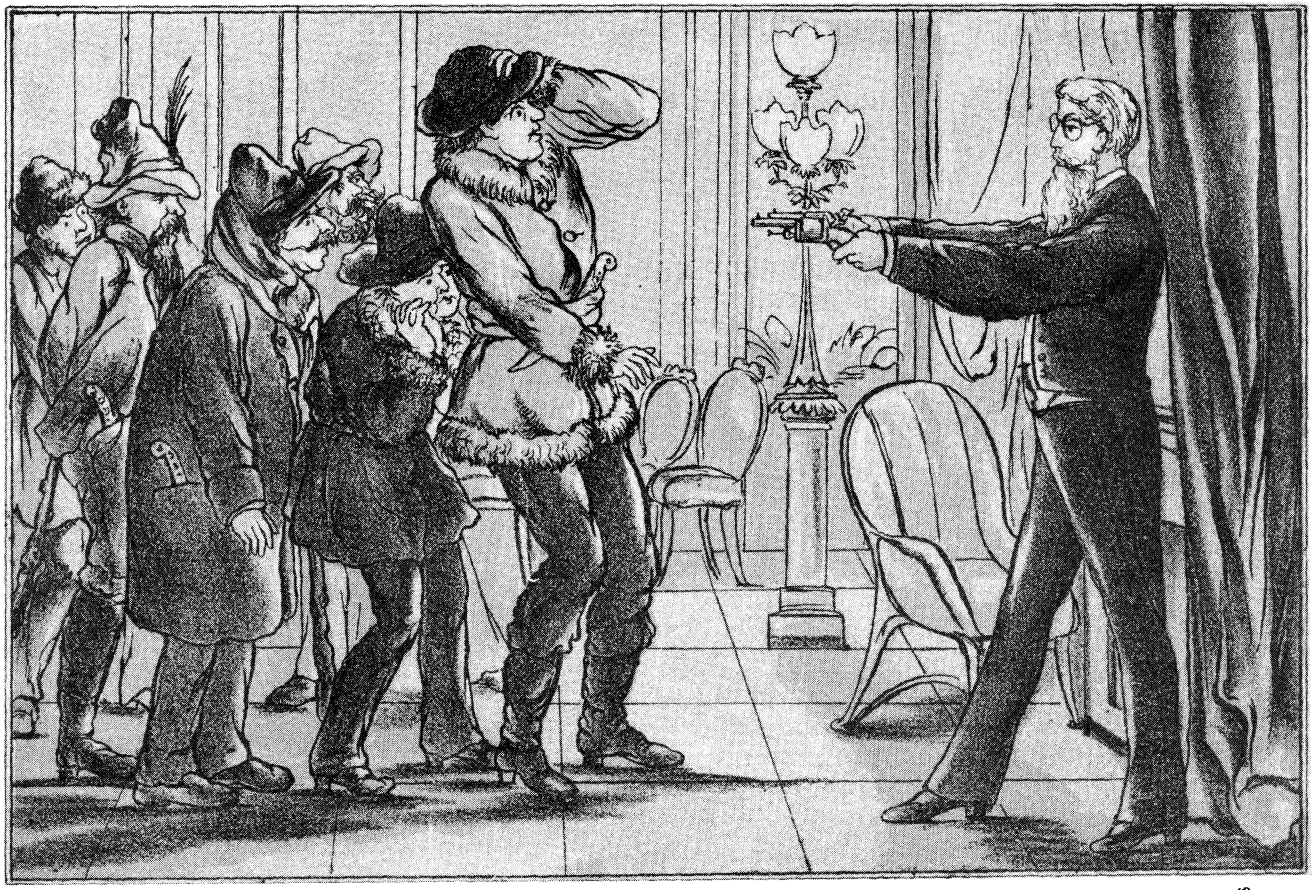
„Es ist so. Wir werden aber freilich nun verzichten müssen.“

„Ihr sollt ferner die Baronesse tödten?“

„Ein Wenig, ja.“

„Und vorher sollte sie Euer Aller Weib werden?“

„Darauf hatten wir uns verdammt gefreut. Der Braten ist uns aber nun verdorben!“



D.v.S.

10.

„Halt! Zurück!"

„Die Zofe solltet Ihr leben lassen, Euch aber auch mit ihr nach Belieben unterhalten."

„Auch das ist so. Ich hörte, daß sie sehr hübsch ist."

„Das Geld solltet Ihr nicht an den Hauptmann geben, sondern unter Euch theilen."

„Tod und Teufel! Sie wissen Alles genau? Wer hat es Ihnen verrathen? Ohne Verrath können Sie es nicht wissen!"

„Muß es denn gerade Verrath sein? Giebt es nicht andere Wege, zur Kenntniß zu gelangen? Euer Hauptmann taugt nichts! Kann er Euch heute beschützen? Kann er Euch befreien, wenn ich Anzeige machen wollte? Wäre es nicht besser, Ihr hieltet es mit mir, anstatt mit ihm? Ich will Euch nicht zur Untreue bewegen, aber Eure Treue ist ein Verbrechen, und jeder Schritt, den Ihr thut, ist Sünde. Ich würde Euch Gelegenheit und Mittel geben, ehrliche Kerls zu werden. Man würde vergessen, was Ihr gewesen seid, und Ihr könntet Euch mit den Eurigen des Lebens freuen, und im Alter wäre es Euch dann möglich, Euer Haupt in Frieden zur Ruhe zu legen. Ueberlegt Euch das! Ihr habt keinen besseren Freund, als den Fürsten des Elendes. Auch Ihr lebt im Elende; auch Ihr seid also meine Kinder, die ich retten möchte. Daß ich es gut mit Euch meine, beweise ich, indem ich Euch erlaube, ungestraft von hier zu gehen. Ich verspreche Euch, daß kein Mensch erfahren soll, was hier geschehen ist. Aber sagt Eurem Hauptmann, daß ich ihn zertreten werde wie einen Wurm, wenn er es noch ein einziges Mal wagt, den kleinsten Finger gegen dieses Haus und seine Besitzerin zu erheben. Sagt ihm das ja, vergeßt es nicht! Dieses Mal mag es ihm noch verziehen sein; ein zweites Mal ist er verloren, und Die mit ihm, welche es wagen, gegen meinen Willen zu handeln. Ich werde Euch zeigen, wer mächtiger ist, er oder ich. Und ebenso werdet Ihr erfahren, wer mehr auf Euer wahres Glück bedacht ist, er oder ich. Das ist es, was ich Euch sagen wollte. Indem ich Euch gehen lasse, schenke ich einem Jeden von Euch wenigstens zehn Jahre Zuchthaus. Bedenkt das recht, und handelt darnach. Jetzt geht! Gute Nacht!"

Diese einfachen, kernigen Worte hatten einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Keiner von ihnen sprach ein Wort, bis sich endlich der Riese erhob und sagte:

„Millionendonnerwetter, der Fürst hat im Grunde Recht! Kommt, Jungens; wir wollen verschwinden wie Schulbuben, welche die Ruthe bekommen haben! In dieses Haus treten wir nicht wieder!"

Sie schritten im Gänsemarsch, Einer hinter dem Anderen, zur Thüre hinaus. Im Nu zog der Fürst sein Etui wieder hervor und hatte in Zeit von einer Minute sein vorheriges Aussehen wieder hergestellt. Dann nahm er das Licht aus dem Kamine, welches er gar nicht gebraucht hatte, und folgte ihnen vorsichtig. Er hörte unten die Thür öffnen und dann wieder verschließen und wußte nun, daß die Gefahr vollständig vorüber sei.

Als er wieder oben in das Boudoir trat, hatte die Baronesse eben auch ihre Thür geöffnet, um bei der herrschenden Stille zu probiren, ob die Verbrecher wirklich verschwunden seien.

„Sind sie fort, wirklich fort?“ fragte sie, ihm entgegentretend.

„Ja, Alle, gnädige Baronesse. Haben Sie Alles vernommen, was gesprochen worden ist?“

„Alles, jedes Wort! Herr, mein Gott, was habe ich erfahren! In welcher Gefahr habe ich mich befunden! Und die Rettung danke ich Ihnen, nur Ihnen allein!“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen; er ergriff dieselben, drückte seine Lippen auf Ihre Rechte und sagte in tiefer Bewegung:

„Ich würde Sie mit meinem Leben vertheidigt haben, wenn es nothwendig gewesen wäre!“

„Ich danke, danke! Aber warum haben Sie diese Menschen denn entkommen lassen?“

„Ich habe dabei eine besondere Absicht, welche ich Ihnen vielleicht noch erklären werde.“

„Ach ja! Ich hörte zu meinem Erstaunen, daß Sie der berühmte Fürst des Elendes sind, welchem so Viele ihr Glück und ihre Rettung verdanken. Dies war eine Stunde der Gefahr und der Entdeckungen. Ich werde sie im Leben nie vergessen!“

„Aber eine Bitte darf ich aussprechen?“

„Ich werde Alles thun, was ich kann! Sprechen Sie!“

„Sie haben gehört, was ich den Einbrechern versprochen habe?“

„Was meinen Sie?“

„Daß von diesem Einbruche nicht gesprochen werden soll. Wollen Sie mir erlauben und beistehen, mein Wort zu halten?“

„Wie müßte ich das wohl anfangen?“

„Sie dürften selbst nicht darüber sprechen.“

„Wenn es Ihr Wunsch ist, werde ich schweigen.“

„Und bitte auch die Zofe und die andere Dienerschaft zum Schweigen zu veranlassen!“

„Ich werde mein Möglichstes thun, kann aber leider keine vollständige Garantie übernehmen,“ erklärte sie lächelnd.

„Und noch eine Bitte, welche mir sehr, sehr am Herzen liegt: Es soll und darf Niemand erfahren, daß ich es bin, den man den Fürsten des Elendes nennt!“

„Das weiß nur ich und die Zofe. Wir werden schweigen.“

„So bin ich darüber beruhigt und darf wohl jetzt um meine Entlassung ersuchen!“

Sie erschrak beinahe.

„Sie wollen mich verlassen?“ fragte sie. „Ist das unbedingt nothwendig, Durchlaucht?“

„Nicht unbedingt, aber doch wünschenswerth.“

„Warum wünschenswerth?“

„Aus zwei Gründen. Erstens möchte ich beobachten, was die fortgegangenen Leute thun, und zweitens befinden Sie sich außer aller Gefahr, und ich darf nicht wagen, Sie länger zu incommodiren.“

Sie warf, ein Wenig erröthend, allerdings einen Blick auf ihr mehr als reizendes Nachtgewand, sagte aber in bittendem Tone:

„Diesen Leuten zu folgen, wird unmöglich sein, denn sie sind wohl schon längst verschwunden. Was aber mich betrifft, so fühle ich mich noch nicht im Mindesten sicher. Sie selbst haben mich in Ihren mächtigen Schutz genommen, und ich bitte Sie jetzt dringend, noch einige Zeit unter demselben bleiben zu dürfen!"

Ueber sein ernstes Gesicht glitt ein Zug herzlicher Freude.

„Ich stehe zur Verfügung, gnädige Baronesse, wenn ich nur weiß, daß es Ihr Wille ist, den ich befolge."

„Mein Wille? Befolgen? O nein; es ist nur meine Bitte, welche Sie mir erfüllen. Haben Sie nur die Güte, mir eine einzige Minute zu gestatten!"

Sie entfernte sich und kehrte in der angegebenen Zeit wieder zurück. Sie hatte das Negliggée obgeworfen und eine andere Gewandung angelegt. Diese Letztere aber war fast ebenso verrätherisch, als das Erstere. Und das Häubchen, unter welchem sie die Fülle ihres Haares hatte bergen wollen, saß so kokett auf dem Köpfchen, daß nicht einmal die Locken gehorsam waren, sondern sich hinten und zur Seite niederstahlen, um den glänzenden Nacken und die zart gerötheten Wangen zu liebkosen und zu küssen.

Sie hatte der Zofe Befehl gegeben, und diese brachte Wein und Dessertgebäck nebst Früchten. Die schöne Baronesse schenkte selbst ein und nippte auch ein Wenig mit von ihrem Glase.

„Wissen Sie, warum ich Sie zurückgehalten habe, Durchlaucht?" fragte sie.

„Warum?"

„Ein Wenig aus Furcht, daß die Bande doch noch wiederkehren werde, mehr aber noch aus Neugierde. Ich fühle die größte Sehnsucht, Sie einem ebenso strengen wie weitläufigen Examen zu unterwerfen."

„Ich muß mich leider fügen; ich bin ja gefangen!" erklärte er lächelnd.

„Wer hat Sie gefangen?"

„Sie!"

„Soll das eine Galanterie sein?"

Er schüttelte langsam und ernst den Kopf und antwortete:

„Ich habe keine Muse, galant zu sein."

„Sie sind es auch nie gewesen?"

„Niemals, im gewöhnlichen Sinne des Wortes."

„So sind Sie ein Sünder; denn Sie haben nie geliebt."

„Nie geliebt?" fragte er, indem seine großen, dunklen Augen durch das Fenster hinaus nach dem Himmel schweiften, wo die Sterne ihre ewigen Kreise zogen. „Ich habe geliebt, einmal, ein einziges Mal, mit aller Gewalt und Innigkeit meiner Seele. Ich habe nur an sie gedacht, an sie, sie, sie! Dann verließ sie mich, und ich stand einsam. Ich habe mich gerächt, fürchterlich gerächt!"

„Gerächt?" fragte sie, über seinen Ton beinahe schaudernd. „Wie und wodurch?"

„Dadurch, daß ich sie auch dann nicht vergaß, sondern sie mit derselben Gluth und Innigkeit weiter liebte, wie vorher. Halten Sie das für möglich, Baronesse?"

„Ja," antwortete sie erröthend. „Auch Frauenherzen können sich auf diese Weise rächen. Sie scheinen überhaupt die Liebe als das letzte Mittel der Rache gelten zu lassen. Sie behandeln sogar Einbrecher mit Liebe!"

„Diese Liebe liegt in der Tiefe des Menschenherzens verankert. Und doch gestehe ich, daß doch auch ein Wenig Berechnung mit dabei vorhanden ist."

„Welche Berechnung könnte das sein?"

„Es ist die Berechnung des Feldherrn, welcher den Grundsatz befolgt: Getrennt marschiren und vereint schlagen. Ich befolge diesen Grundsatz um Gustav's Brandt willen."

„Ah, Durchlaucht, das müssen Sie mir erklären!"

„Gern! Vorher aber sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie ihn noch immer für schuldig halten!"

„Noch immer?" fragte sie. „Wie wäre das eine Möglichkeit! Ich war vom Scheine geblendet und von der Grauenhaftigkeit der Thaten erdrückt. Ich war nicht im Stande, selbstständig zu denken. Sobald mir aber diese Fähigkeit wiederkehrte, erkannte ich, wie sehr, wie sehr gesündigt ich an Dem hatte, den ich so innig liebte."

„Ah! Sie liebten ihn?"

„Ich war seine Schwester!"

„Ich begreife!"

„Und dennoch hat das Mißtrauen, welches ich gegen ihn zeigte und durch welches ich ihn in das Verderben trieb, seine düsteren Schlagschatten weit, weit hinein in mein einsames Leben geworfen. Noch heute martern mich die Vorwürfe."

„Lassen Sie dem ein Ende werden! Er hat Ihnen vergeben!"

„Ich glaube es ihm, denn er hat mich vergessen können!"

„Vergessen? Niemals! Nie!"

Da warf sie das Köpfchen empor und sagte in liebenswürdiger Unvorsichtigkeit:

„Und doch, doch hat er mich vergessen, denn er hat eine Andere, eine England— —"

Sie hielt inne. Sie hatte sich verrathen. Sie senkte die Augen und den Kopf. Es war als ob alles Blut ihres Herzens in die Wangen gestiegen sei, und vor Zorn über ihre Unvorsichtigkeit oder auch vor tiefer innerer, schmerzlicher Erregung tropften ihr einige große, schwere Thränen von den langen, seidenen Wimpern nieder. Dann aber bat sie in tiefster Verlegenheit:

„Durchlaucht, Entschuldigung! Ich bin stets so unglücklich und erregt, wenn ich an jene bösen, unseligen Zeiten denke!"

Da ergriff er ihre Hand und sagte in so tiefem Tone, daß man es ihm anhörte, es komme aus dem Herzen, was er sprach:

„Baronesse, erlauben Sie mir, als Freund zu Ihnen zu sprechen!"

„Reden Sie!" bat sie, indem sie keine Miene machte ihm ihre Hand zu entziehen.

„Sie haben ihn geliebt, herzlich und innig lieb gehabt?“

Sie senkte die Augen; sie erröthete; aber sie schwieg.

„Sie haben diese Liebe unbewußt im Herzen getragen, und erst dann, als die Größe Ihres Mißtrauens vor Ihre Erkenntniß trat, wurden Sie sich dieser Liebe bewußt?“

„Es mag so sein!“ flüsterte sie.

„Und dann ist mit Ihrer Trauer auch Ihre Liebe gewachsen, so hoch, so hoch, daß es keine andere für Sie geben konnte. Darum ist Ihr Lebensweg ein so einsamer geblieben?“

Sie hatte ihm ihre Hand entzogen. Sie hielt die Hände gefaltet, als ob sie beten wolle, und in ihren Augen glänzten Thränen.

„Durchlaucht,“ stammelte sie mit bebenden Lippen, „ich bin es gewesen, die ihn auf die Anklagebank und dann aus der Heimath getrieben hat. Ich habe das erst erkannt, als es mir der vorige König sagte.“

Der Fürst schwieg. In seinen Zügen kämpften tiefe Erregungen. Hatte er Sorge, gegen seine Pläne und Grundsätze zu handeln, wenn er es jetzt wage, das Wort zu ergreifen?

„Ich werde büßen, so lange ich lebe!“ sagte sie. „Für mich giebt es weder Glück noch Stern. Ich habe mich an einem Menschenherzen versündigt, und das ist eine Sünde, welche nicht vergeben werden kann.“

„Und doch hat er Ihnen vergeben!“

„Weil er mich vergessen hat!“

„Er hat Sie nicht vergessen. Ich kann es Ihnen beweisen!“

„Womit?“

„Ich habe sogar den Auftrag, es Ihnen zu beweisen.“

„Womit?“ wiederholte sie.

„Damit!“

Er griff in die Brusttasche und zog einen Sammetcarton hervor, den er ihr überreichte. Sie öffnete ihn, und ein in Gold getriebener und mit Perlen und Diamanten besetzter Photographierahmen flimmerte ihr entgegen. Er enthielt — das Bild ihres Milchbruders in englisch-ostindischer Offiziersuniform.

„Gustav, mein Gustav!“ rief sie.

Beim Anblicke der geliebten Züge vergaß sie, wer bei ihr war. Sie drückte das Bild an ihre Lippen, an ihre Brust; sie lachte und sie weinte. Sie erhob sich von ihrem Sitze und ging in tiefster Erregung im Zimmer hin und her. Fast wurde es ihm angst. War das der stille, warme, wonnige Sonnenstrahl? Nein, nein! Aber konnte es anders sein? Zwanzig Jahre der Selbstvorwürfe, des Weinens, der Trauer lagen hinter ihr. Ihr Herz war einsam und verschlossen. Sie hatte ihre Kämpfe in stillen Nächten gekämpft. Ihr Herz, ihr Leben, ihr Dasein war unterwühlt. Eine gewaltige, hoffnungslose Liebe lag zusammengepreßt in der Tiefe ihres Herzens. Die gewaltige Expansivkraft derselben bedurfte nur des Funkens, um die Explosion, die Eruption hervorzubringen, welche jetzt erfolgt war. Der Blick auf das Bild des Geliebten war der Funke gewesen, und nun loderte die Liebe in



D.v.S. 11.

„Gustav!"

hellen Lohen und Flammen aus ihr empor. Das konnte und mußte ganz von selbst und nur nach und nach zur Ruhe kommen!

Der Fürst saß dabei, wie Einer, welcher vor einem gewaltigen Feuer steht und sich gern hineinstürzen möchte, um zu retten, aber doch weiß, daß er selbst dabei verbrennen muß. Er kniff die Lippen zusammen und tippte mit den Spitzen seiner Finger sich die Thränen von den Wimpern.

Da plötzlich trat sie vor ihn hin und sagte:

„Durchlaucht also er ist noch in Indien?"

„Ja,"

„Hätte er diese Engländerin nicht, ich würde noch heute nach Indien gehen, nach Calcutta oder Madras, nach Bombay oder Benares; nein, nein, ich würde noch weiter gehen, nach China, nach Borneo, nach Australien, dreimal, zehnmal um die Erde herum, um ihn zu finden und ihm zu sagen, wie lieb ich ihn gehabt habe. Ich kann ihm nicht zürnen. Er hat mich unendlich lieb gehabt, ich weiß das gewiß; aber ich habe an ihm gezweifelt, ich habe ihn unter die Verbrecher geworfen; er konnte mich nicht mehr achten und also auch nicht mehr lieben, und darum hat er sein Glück an der Seite einer Anderen gefunden. Ich ernte nur, was ich gesäet habe. Aber Eins kann und will ich thun. Eins."

„Was ist das, Baronesse?"

„Die Rettung seines Andenkens. Er war unschuldig, und seine Unschuld will ich beweisen."

„Wird Ihnen das gelingen?"

„Ich hoffe es."

„Haben Sie an dieser Aufgabe bereits gearbeitet?"

„Nein. Und das ist eine große, große Unterlassungssünde, welche ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe es für unmöglich gehalten, einen Faden zu finden. Aber heute, am Tage, da ich die Macht und Unendlichkeit der Gefühle erkannt habe, erkenne ich ebenso, daß diese Aufgabe zu lösen sei."

Er lächelte leise, fast mitleidig vor sich hin und fragte:

„Wollen Sie einen Verbündeten haben?"

„Wen?"

„Mich!"

„Sie? Sie wollen sich mir anschließen, Durchlaucht?"

„Sehr, sehr gern. Habe ich doch bereits seit Langem an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet."

„Sie?" fragte sie abermals erstaunt.

„Ja. Aus welchem Grunde glauben Sie wohl, daß ich Indien verlassen und mich hier angekauft habe?"

„Um die Anschauungen und Errungenschaften des Abendlandes kennen zu lernen."

Er zuckte die Achsel; diese Bewegung war eine beinahe verächtliche zu nennen.

„Wohl dem Morgenländer, der diese Errungenschaften und Anschauungen lieber gar nicht kennen lernt," sagte er. „O nein. Ich bin aus einem ganz anderen Grunde hierher gekommen. Gustav Brandt ist mein Freund. Er lechzt

förmlich nach der Kunde, daß seine Unschuld an den Tag gekommen sei. Er sehnt sich mit dem Heimweh des Schweizers nach seinem Vaterlande, und er darf doch nicht in dasselbe zurück, bis der wirkliche Thäter gefunden ist. Darum, und nur aus diesem Grunde habe ich mich aufgemacht. Ich bin gekommen, seine Unschuld an den Tag zu bringen, und sollte es mich Millionen kosten. Ich bin reich, fast unendlich reich und kann dieses kleine Opfer bringen."

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen und sagte:

„Wenn es so ist, so wollen wir Verbündete sein, treue Freunde und Verbündete für immerdar. Sie haben mir heute Eigenthum und Leben gerettet, viel, viel mehr noch als das Leben. Ich wäre des elendesten Todes gestorben, den ein Weib nur sterben kann. Ich bin Ihnen eine Dankbarkeit schuldig, welche von der Erde bis zum Himmel reicht. Sie und Gustav Brandt sollen die Beiden sein, für welche ich leben und wirken will. Und da mein Wirken dasselbe Ziel besitzt, wie das Ihrige, so wollen wir vereint zu einander stehen, so lange wir denken und überhaupt leben."

Sie war ganz begeistert. Ihre Augen strahlten, und auf ihren Wangen lag die Röthe der schönsten Herzensinspiration. Wie sie so vor ihm stand, war sie von wahrhaft hinreißender, siegreicher Schönheit. Er suchte nach einem Zufluchtsmittel und fand es, indem er sagte:

„Ist es so, Comtesse, so wollen wir sein wie Schwester und Bruder, welche für's Leben treu zu einander halten."

„Ja, das wollen wir sein, Durchlaucht, Bruder und Schwester."

„So habe ich auch den Muth, mich des letzten Auftrages zu entledigen, den er mir beim Scheiden für Sie an das Herz legte."

„Ein Auftrag? Was ist es? Sprechen Sie, Durchlaucht."

„Er sagte zu mir: „Und wenn sie nicht glaubt, daß ich ihr vergeben habe, wenn sie meint, daß die Farben ihres lieben, süßen Bildes in meinem Herzen verblichen und erloschen sind, so bitte ich, ihr Dieses von mir zu bringen." Dabei erhielt ich von ihm einen Beweis seiner Herzenstreue, den ich Ihnen übergeben soll."

Man sah ihr die freudige Spannung an, in der sie sich befand.

„Was war es, was er Ihnen gab?" fragte sie. „Schnell, schnell!"

„Es war — ein — — ein Kuß," antwortete er.

Sie erglühte so, daß sie die Augen schließen mußte. Sie stand vor ihm in einer so hinreißenden Schönheit, daß er im Stande gewesen wäre, sie an seine Brust zu reißen und ihr Alles, Alles zu gestehen. Aber er beherrschte sich und fragte:

„Soll ich ihm diese Gabe nicht wiederbringen und ihm sagen, daß sie nicht angenommen worden ist?"

Da blickte sie, zwar hochrothen Antlitzes, aber freundlich und gewährend auf den vor ihr Sitzenden herab, streckte ihm die Rechte entgegen und antwortete:

„Nein, das sollen und dürfen Sie nicht. Eine solche Gabe muß angenommen werden, Hier, Durchlaucht, es sei erlaubt!"

Während die Rechte immer noch in seiner Hand lag, legte sie die Linke auf seine Schulter und bog sich zu ihm nieder.

Sein Herz drängte sich in seine Augen. Er fragte mit bebender Stimme: „Befehlen Sie die Wange oder den Mund?"

„Was Sie wollen, Durchlaucht!" flüsterte sie. „Nicht Sie sind es ja, sondern Gustav ist es, der mich küßt."

„Ja, Gustav soll es sein. Ich will denken, ich sei er. Also den Mund, Baronesse, den Mund, den süßen, schönen, lieben Mund."

Er schlang den Arm um sie und zog sie weiter zu sich herab. Ihre Lippen fanden sich zu einem langen, langen Kusse. Sie hielt die Augen geschlossen, um sich der süßen Täuschung hinzugeben, daß es der Geliebte sei, den sie küsse. Er aber ließ den offenen Blick auf ihr ruhen, und es war ihm, als ob er seinen Mund nie, nie wieder von diesen Lippen lassen könne.

Da glitt ihr der eine Fuß aus sie sank fast in seine Arme und legte die Linke um seinen Nacken. Er schlang beide Arme um ihre Taille, zog sie innig, innig an sich und gab ihr Kuß um Kuß und Kuß auf Kuß. So lagen sie Brust an Brust in süßer, seliger Selbstvergessenheit, bis sie sich endlich ermannte und aus seinen Armen wand.

„War der Kuß Gustav's auch ein solcher?" fragte sie halb verschämt und halb vorwurfsvoll.

„Es wäre ein solcher gewesen, wenn er direct an Sie hätte gerichtet sein können."

„So mag es vergeben sein. Wir sind ja Bruder und Schwester, Durchlaucht. Nun aber unser Bund geschlossen ist, lassen Sie uns zu den Einzelheiten unserer Aufgabe übergehen!"

„Ich bin bereit. Haben Sie schon nachgesonnen, um einen Plan zu finden, welcher ein Resultat verspricht?"

„Leider nein."

„Wollen wir die Unschuld unsers Freundes beweisen, so kann es uns nur dadurch gelingen, daß wir den wirklichen Thäter entdecken. Haben Sie eine Muthmaßung, wo er zu suchen sei?"

„Ich möchte mit Ja antworten."

„Wen meinen Sie?"

„Meinen Cousin."

„Franz von Helfenstein?"

„Ja."

„Haben Sie Anhaltepunkte?"

„Nur dieselben, welche Gustav und sein Vertheidiger während der Verhandlung gaben!"

„Ich kenne sie. Sie hatten leider keinen Erfolg."

„So dürfen wir, wenn wir sie jetzt aufstellen, noch viel weniger auf Erfolg rechnen."

„Das ist sehr richtig. Aber wir finden vielleicht Anknüpfungspunkte, welche uns spätere Zeiten bieten. Meinen Sie vielleicht, daß Ihr Cousin bei beiden Mordthaten der Schuldige sei?"

„Ich möchte es behaupten."

„Wenn es so in der Wahrheit ist, so hat er einen ungeheuren Scharfsinn zu entwickeln gehabt.“

„Der Zufall ist ihm zu Hilfe gekommen!“

„Mag sein. Aber trotzdem bin ich der festen Ueberzeugung, daß nicht Zufall und Scharfsinn allein Alles gethan haben können.“

Sie wurde aufmerksam und fragte:

„Wie meinen Sie das? Was könnte außer Zufall und Berechnung noch vorhanden gewesen sein?“

„Mitschuldige.“

Sie erschrak. Er hatte dieses eine, aber schwerwiegende Wort mit solchem Ernst, mit solcher Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie annehmen mußte, er besitze Gründe dafür.

„Mitschuldige?“ fragte sie. „Welche ihm geholfen haben, die Mordthaten auszuführen?“

„Entweder dieses Eine —“

„Oder? Was ist das Andere?“

„Oder Mitschuldige, welche zufälliger Weise Zeugen des Mordes waren, sich aber durch irgend welche Gründe bestimmen ließen, für Franz von Helfenstein und gegen Gustav zu zeugen.“

„Gott! Daran habe ich noch nie gedacht!“

„Und doch ist es sehr leicht, auf solche Gedanken zu kommen, wenn man die Verhältnisse betrachtet, welche sich seit jener Zeit ergeben und entwickelt haben.“

„Welche Verhältnisse meinen Sie?“

„Zum Beispiele die Verheirathung Ihres Cousins mit Ihrer früheren Zofe Ella.“

„Diese Verbindung ist mir von jeher höchst merkwürdig gewesen. Ich habe sie mir allerdings zu erklären gesucht.“

„Welche Erklärung fanden Sie?“

„Ella war hübsch, raffinirt, schlau berechnend. Sie wollte hoch hinaus und hat den Cousin umgarnt.“

„Ein schönes, raffinirtes, aber niedrig geborenes Mädchen vermag einen Edelmann nur dann zu umgarnen, wenn er eine grob sinnlich angelegte Natur ist. War Ihr Cousin eine solche?“

„Ich möchte nicht Ja sagen. Er mag ein Roué gewesen sein, wie er es ja auch jetzt noch zu sein scheint, aber er war in eben dem Grade auch berechnend, habsüchtig, stolz und eingebildet.“

„Ueberdies schien er Sie geliebt zu haben?“

„Ich hatte die Ehre, ihn von seiner Liebe sprechen zu hören.“

„Schön! Ella war unmöglich befähigt, Sie in seiner Liebe auszustechen. Es muß ein anderer, geheimerer Grund zur Verheirathung vorhanden gewesen sein.“

„Vermögen Sie, ihn zu finden?“

„Ich halte mich einstweilen an eine Hypothese.“

„Bitte, darf ich sie erfahren?“

„Sagen Sie erst, ob Sie sich entsinnen können, daß Ihr Cousin an jenem Tage, welcher den beiden Mordthaten voranging, einmal unter vier Augen mit Ihrem Vater gesprochen hat?“

„Auch ich habe gerade daran öfters gedacht, und darum entsinne ich mich ganz genau, daß eine solche Unterredung stattgefunden hat.“

„Ah, wann?“

„Der Cousin hatte mich auf dem Tannenstein mit seiner Liebeserklärung belästigt, und Brandt war dazu gekommen. Kurz nach unserer Rückkehr von dort nach dem Schlosse ist der Cousin bei Papa gewesen, aber in sehr schlechter Laune von ihm zurückgekehrt.“

„Das stimmt ganz prächtig zu meinem Gedankengange. Ihr Cousin war ein notorischer Spieler; er hatte viele Schulden. Nicht?“

„Allerdings!“

„Er schuldete auch Ihrem Vater. Er wollte weiter von ihm borgen und bekam nichts. Ihre Liebe konnte ihn retten. Er erhielt von Ihnen und dem Vater einen Korb. Nur der Tod des Vaters konnte ihn seinem Ziele näher bringen. Er hatte zwei Ziele. Erreichte er das Eine nicht, so erreichte er das Andere sicher!“

„Zwei Ziele?“

„Ja. Haben Sie über das zweite noch nicht nachgedacht?“

„Nein. Ich habe keine Ahnung von demselben.“

„Und er hat es doch erreicht!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Nun, so muß ich deutlicher sein, auch auf die Gefahr hin, grausame Erinnerungen in Ihnen aufzufrischen.“

„Thun Sie es! Thun Sie es immerhin! Wenn ich nur Licht erhalte!“

„Das eine Ziel war die Verbindung mit Ihnen. Mit Ihnen hoffte er fertig zu werden; aber der Vater mußte sterben.“

„Und das andere?“

„Das andere war der Besitz der Herrschaft Helfenstein. Da waren aber Zwei im Wege, nämlich Ihr Vater und Ihr kleines Brüderchen, und Beide mußten sterben.“

Alma starrte den Sprecher wie abwesend an.

„Großer Gott!“ rief sie. „Das könnte ja nur der Plan eines Teufels gewesen sein!“

„Ja. Der Teufel aber hat gewollt, daß er gelinge.“

„Haben Sie Gründe zu dieser Annahme?“

„Ich sagte bereits, daß ich bis jetzt nur eine Hypothese aufbaue. Aber ich bin in Helfenstein gewesen; ich habe mich erkundigt; ich habe verglichen und berechnet. Ich habe gegraben wie der Bergmann, welcher weiß, daß er auf die Ader treffen muß, aber die Tiefe noch nicht kennt, in welcher sie liegt. Verschiedene Anzeichen lassen mich vermuthen, daß ich bald, sehr bald auf diese Ader stoßen werde. Dann sollen Sie die Erste sein, welche den Erfolg meiner Arbeit erfahren wird.“

„So meinen Sie, daß jener Brand, bei welchem mein Brüderchen umkam, beabsichtigt war?“

„Ich bin moralisch überzeugt davon. Ich möchte sogar behaupten, daß man Ihr Brüderchen getödtet und dann das Bett in Brand gesteckt hat, um den Mord zu vertuschen.“

„Mein Gott, mein Gott, wie fürchterlich!“

Sie saß da vor ihm ein starres Bild des Entsetzens. Er aber ließ sich dadurch nicht beirren und fuhr fort:

„Wir haben es also nur mit dem Plane zu thun, welcher gelungen ist — der zweite: Ihr Vater und Ihr Brüderchen mußten sterben. Zunächst der Vater. Die Gelegenheit war da — eine Jagd. Ein Dritter, auf den die Schuld geschoben werden konnte, auch, nämlich Brandt. Er hatte Ihren Cousin zur Rache gereizt, den Zorn Ihres Vaters herausgefordert und den Hauptmann von Hallenberg beleidigt. Hat Geld gefehlt, Baronesse?“

„Es stellte sich erst später heraus, daß mehrere Tausend Thaler in Gold fehlten.“

„Schön! Das paßt. Ihr Cousin war in Geldnoth. Er sieht Brandt, im Kampfe mit Blut befleckt, zu Ihrem Vater eilen, um ihn zu warnen. Er läßt Brandt fort und begiebt sich dann auch zu Ihrem Vater. Er schneidet ihm den Hals durch und steckt so viel Geld ein, als er gerade braucht. Das Messer, mit welchem der Mord vollbracht wurde, läßt er liegen, um den Verdacht auf Brandt zu lenken, dem er es am Nachmittage gestohlen hat, als er Sie mit ihm belauschte. Er geht, schließt die Thür zu und steckt den Schlüssel ein, begegnet aber unglücklicher Weise wem — —?“

„Nun, wem?“

„Ella, der Zofe!“

„Ah, ich ahne!“

„Nicht wahr? Sie hat gewußt, wer der Mörder war, und ihn gezwungen, sie zu heirathen. Ich habe erfahren, daß sie am Tage vor der Verhandlung ihn besucht hat. Sie sind noch an demselben Tage zum Pfarrer gegangen. Die Verlobung wurde unter diesem Datum eingetragen. Ich habe sie kürzlich gelesen.“

Alma war ganz Ohr.

„Jetzt wird es hell in mir, furchtbar hell!“ sagte sie.

„O, hören Sie nur weiter! Wer war es, wer Gustav Brandt aus dem Waggon befreite, als er nach dem Zuchthaus transportirt werden sollte?“

„Der Schmied und sein Sohn.“

„Schön! Welche Veranlassung hatten Beide zu dieser an und für sich höchst gefährlichen und von unserer Seite aus lobenswerthen That?“

„Ich weiß keinen Grund. Vielleicht thaten sie es aus Freundschaft für Brandt und dessen Vater.“

„War die Freundschaft zwischen dem Förster und dem Schmied so groß?“

„Ich könnte es nicht behaupten.“

„Oder zwischen den Söhnen dieser Beiden?“

„Ebenso wenig.“

„Nun, so kenne ich nur zwei Gründe, welche wir untersuchen wollen!“

„Ich habe keine Ahnung von noch zwei Gründen. Ich erkenne heute sehr deutlich, daß der Mann im Beobachten und Calculiren weit über unserem Geschlechte steht.“

„Desto mehr stehen wir den Damen in Beziehung der Feinheiten des Gemüthslebens nach. Uebrigens ist das Erstere kein Verdienst für uns, da wir nach der Behauptung der Anatomen ein weit größeres Gehirn besitzen, als die Wesen, nach deren Liebe wir trotzdem so sehnlich trachten. Also meine zwei Gründe! Der erste lautet: Die beiden Schmiede sind zu der That gedungen worden.“

„Von wem aber?“

„Es gab nur zwei Personen, denen man so Etwas zumuthen konnte; nämlich entweder Sie oder der alte Förster.“

„Mir lag ein solcher Gedanke damals leider fern.“

„Dem Förster ebenso. Dieser wollte doch sogar partout, daß sein Sohn sich hinrichten lassen solle. Es bleibt uns noch der zweite Grund übrig, und das ist ein psychologischer. Nämlich, die Beiden haben Brandt aus Gewissensbissen gerettet.“

„Ah! Wie soll ich das verstehen?“

„Sie waren Zeugen des Mordes an dem Hauptmann. Sie wußten, wer der Mörder war; sie kannten die Unschuld Brandt's, aber sie konnten nicht für ihn auftreten, weil sie gezwungen waren, zu schweigen. Ihr Gewissen schlug. Sie wollten es zum Schweigen bringen und erreichten es dadurch, daß sie Brandt zur Flucht verhalfen. Der Ueberfall des Wachtmeisters war zwei solchen Paschern keine allzu große Heldenthat.“

„Auch hier wieder eine Perspective, von deren Dasein ich nichts ahnte. Ich bewundere Sie, Durchlaucht!“

Er lächelte ruhig, beinahe traurig, und sagte dann:

„Sie werden mich noch mehr bewundern! Sie trafen Brandt im Walde. Der Hauptmann wollte ihm Abbitte thun; er wartete, bis Sie sich entfernten und trat dann zu ihm. Ihr Cousin war Ihnen gefolgt; er fand Brandt's Gewehr und schoß den Hauptmann nieder. Als dieser todt am Boden lag und Sie ohnmächtig in Brandts Armen, schlich er näher und steckte dem nichts Ahnenden den Zimmerschlüssel Ihres Vaters in die Tasche.“

„Das klingt so leicht, so glaubhaft! Warum ist es mir nicht damals so erschienen!“

„Weiter! Die Pascher waren überfallen worden. Der Schmied und sein Sohn gehörten zu ihnen. Sie strichen aus irgend einem Grunde im Walde umher. Sie befanden sich in der Nähe des Mordplatzes. Sie waren Zeugen der That, aber sie waren dem Mörder in irgend einer Weise verbunden, oder sie hatten einen anderen Grund. Kurz und gut, sie schwiegen, als Brandt verurtheilt wurde, aber sie retteten ihn, um ruhig schlafen zu können. Klingt das etwa sehr unwahrscheinlich, liebe Baronesse?“

„Ganz und gar nicht.“

„Das finde ich auch. Wer also Klarheit über den Mord Ihres Vaters

haben will, muß zu der jetzigen Baronin Ella von Helfenstein gehen. Und wer dem zweiten Morde auf den Grund kommen will, der hat sich an die beiden Schmiede zu halten, welche ja heute noch leben. Und wer Drittens etwas über die Ermordung Ihres Brüderchens erfahren — — ah, Sie staunen?"

„Ich bin allerdings fast sprachlos! Haben Sie auch hier bereits geforscht, Durchlaucht?"

„Ja."

„Mit Resultaten?"

„Hm! Man glaubt hier in der Stadt allgemein, daß der geheimnißvolle Fürst von Befour sich erst seit sechs Monaten hier im Lande befinde; Ihnen aber, als meiner Freundin, Schwester und Vertrauten, will ich mittheilen, daß ich vorher bereits fast dreiviertel Jahr unter verschiedenen Gestalten im Lande herumwanderte, um nach Spuren zu suchen und zu forschen."

„Welch ein Mann! Welch eine Aufopferung für unseren Brandt!"

„Pah! Bei meiner Freundschaft für ihn ist das, was ich für ihn thue, grad so, als sei es für mich gethan. Der Verdacht, welchen ich auf die beiden Schmiede warf, brachte mich auf neue Gedanken."

„Durchlaucht, Sie sind ja der reine Polizist! Ich glaube, Sie übertreffen Brandt noch, der auch bedeutende Anlagen für diesen Beruf besaß. Er könnte heute seine Angelegenheit sicherlich nicht besser führen, als Sie es thun!"

„Ich will dieses Compliment einstweilen nicht mit Dank hinnehmen. Doch, hören Sie weiter! Die Schmiede waren die Verbündeten Ihres Cousins. Die alte Wirthschafterin des Letzteren entsinnt sich jener Zeit noch sehr genau. Von ihr erfuhr ich, daß die Zofe Ella am Tage vor Brandt's Verurtheilung bei Franz von Helfenstein gewesen sei. Ebenso erfuhr ich, daß der Letztere einen Tag vorher von den Schmieden besucht wurde. Da haben sie ihren Pakt mit ihm gemacht. Das sieht man heute. Sie sind reiche Leute geworden. Aber ich werde sie zu fassen wissen."

„Ich hoffe es! Aber wollten Sie nicht von meinem Brüderchen sprechen, Durchlaucht?"

„Gewiß. Unsere Wege sind eben so verschlungen, daß wir sehr viel von der geraden Richtung abweichen müssen. Können Sie sich auf den Tag des Schloßbrandes besinnen?"

„Sehr genau. Es war derselbe Tag, an welchem unser Gustav Brandt verurtheilt wurde."

„Das stimmt. Nehmen wir getrost an, daß das Knäblein ermordet werden sollte. Die Beiden, in deren Interesse dies geschah, waren am Tage in der Residenz gewesen und am Abende zurückgekehrt, also anwesend, aber ich glaube trotzdem nicht, daß der Baron selbst oder Ella Hand an das Kind gelegt haben. Ich habe vielmehr Verdacht auf ihre Verbündeten, die beiden Schmiede."

„Haben Sie Veranlassung dazu?"

„Ja. Ich kam nämlich auf höchst eigenthümliche Weise auf meine

Gedanken. Können Sie sich noch auf den Todtengräber Uhlig in Helfenstein besinnen?"

„Sehr gut. Er ist jetzt bei seinem Sohne."

„Richtig. Der gute Christian Uhlig war Schließer, als Brandt in Untersuchung saß. Jetzt ist derselbe Christian Wachtmeister, und sein Vater wohnt bei ihm, um das Gnadenbrod da zu essen. Ich nahm, aus Forscherabsicht, Veranlassung, mit den Beiden einmal wie zufällig zusammenzutreffen, und ich hörte da etwas, was mir zu denken gab. Nämlich gerade damals ist der alte Schmied zu Christian gekommen, um sich nach Brandt zu erkundigen. Er hat dem Schließer einen Sack voll Kartoffeln von seinen Eltern mitgebracht. Als das erzählt wurde, erfuhr ich so nebenbei von dem alten Todtengräber, daß am Abende des Schloßbrandes die beiden Schmiede bei ihm zur Geburtstagsfeier gewesen seien. Der Knabe der Botenfrau ist begraben worden, und die Schmiede haben geholfen, den Sarg mit Erde zu bedecken."

Sie sah dem Sprecher fragend in das Gesicht.

„In welchem Zusammenhange steht das Alles?" meinte sie.

„In einem sehr innigen. Nehmen wir an, die Schmiede haben Ihr Brüderchen tödten sollen."

„Das traue ich ihnen nicht zu!"

„Ich traue ihnen zu, daß sie um der Bezahlung willen diesen Auftrag übernommen haben, aber ich traue ihnen die strikte Ausführung desselben auch nicht zu. Sie haben den Sohn der Botenfrau mit eingescharrt. Das ist des Nachts geschehen, eine gute halbe Stunde, bevor es im Schlosse brannte. Wie nun, wenn man einmal nachgraben ließ, ob sich in jenem Grabe wirklich die Reste einer Kinderleiche befinden?"

„Wie meinen Sie das?" fragte sie gespannt.

„Ich denke, die beiden Pascher haben den alten, braven Todtengräber über's Ohr gehauen. Sie haben die Leiche entfernt und nur den leeren Sarg einscharren helfen."

„Ich sehe aber nicht ein, weshalb und wozu!"

„Nun, sehr einfach: um nicht gezwungen zu sein, Ihr kleines Brüderchen zu tödten. Sie wollten das Geld verdienen, die Leiche des Knaben mußte also gefunden sein. Sie nahmen Ihren Bruder fort, legten das Kind der Botenfrau an seine Stelle und brannten das Bettchen an, damit die Verwechslung nicht bemerkt werden könne. So ist meine Combination."

Da erhob sich Alma langsam und wie starr vom Stuhle. Gerade und aufrecht vor dem Fürsten stehend fragte sie:

„Sie meinen, daß mein Bruder nicht getödtet worden sei?"

„Das meine ich."

„Daß er auch nicht mit verbrannt sei?"

„Das will ich eben sagen."

„So kann er ja noch leben!"

„Das ist leicht möglich!"

Da schlug sie die Hände zusammen und rief:

„Und das Alles sagen Sie in einem so ruhigen und kalten Tone!"

„Weil ich nicht Hoffnungen in Ihnen erwecken will, welche sich als trügerisch erweisen können. Halten Sie den kleinen Robert immerhin für todt, und lassen Sie mich weiter forschen."

„Gott, welch eine Freude, welch ein Glück, wenn er noch lebte!"

„Ja. Welch eine Freude für Sie und welch ein Schlag für Ihren Cousin!"

„Er müßte die ganze Erbschaft herausgeben!"

„Dazu würde er allerdings gezwungen sein!"

„Durchlaucht, schreiten wir so rasch wie möglich auf der Bahn fort, die Ihr Scharfsinn uns eröffnet hat! Lassen wir schleunigst nachgraben, ob sich eine Kindesleiche im Sarge befindet!"

„Gemach, gemach!" meinte er lächelnd. „Zur Exhumirung einer Leiche gehört ein langer Actenweg. Und selbst für den Fall, daß wir nur einen leeren Sarg vorfänden, was hätten wir erreicht? Nichts als die persönliche Ueberzeugung, daß meine Schlüsse correct gewesen sind."

„Aber man muß doch Etwas thun!"

„Allerdings! Die beiden Schmiede müssen gefaßt werden. Der Alte wird nicht mehr lange leben; man muß sich also beeilen. Eine grimmige Feindschaft mit ihrem früheren Verbündeten, Ihrem Cousin, würde am Schnellsten zum Ziele führen. Lassen Sie mir Zeit zum Nachdenken und zu meinen Arrangements, so kann ich Ihnen die Hoffnung geben, daß wir früher oder später in jeder Beziehung zum Ziele gelangen."

Bei diesen Worten erhob er sich. Sie fragte:

„Sie wollen sich verabschieden?"

„Ja. Es sind Stunden vergangen, und der Tag möchte mich hier überraschen. Wollen Sie mir die Art und Weise verzeihen, in der ich heute bei Ihnen Zutritt nahm?"

„Gern, Durchlaucht! Aber diese Art und Weise ist mir ein Geheimniß. Wer hat Sie eingelassen?"

„Niemand."

„Aber wie konnten Sie zu dieser Stunde —?"

Er unterbrach sie durch eine Handbewegung und antwortete in sehr launigem Tone:

„Sie haben heute bei Oberst von Hellenbach gesehen, daß ich teuflische Künste treibe. Fragen Sie heut nicht! Vielleicht weihe ich Sie später in meine magischen Geheimnisse ein!"

„So werde ich auch in dieser Beziehung warten müssen!"

„Hoffentlich nicht sehr lange Zeit! Und nun möchte ich endlich mit einer Bitte scheiden!"

„Bitten Sie getrost, Durchlaucht! Ich gewähre, was zu gewähren mir möglich ist."

„Lassen wir nicht öffentlich merken, daß wir befreundet und Verbündete sind! Je weniger wir uns zu kennen scheinen, desto mehr werden wir durch heimliches Zusammenwirken erreichen."

„Ich stimme bei, denn ich sehe ein, daß Ihre Ansicht die richtige ist.

Aber, wie jetzt?" fuhr sie lächelnd fort. „Werden Sie so ohne Hilfe verschwinden, wie Sie uns ohne unseren Beistand erschienen sind?"

„Ich will die Geister nicht zu viel belästigen und ersuche Sie, mir durch die Zofe öffnen zu lassen!"

Sie nahmen freundlichen Abschied von einander, und als er fort war und das Mädchen schon längst wieder im Schlummer lag, saß Alma noch bei der Lampe und hatte das Bild des Geliebten in den Händen. Der Rahmen war Tausende werth, aber das Bild war ihr doch noch tausendmal theurer! — —

Am anderen Vormittage hielt ein prächtiger Schlitten vor dem Palais des Barons von Helfenstein. Der Fürst stieg aus und begab sich in das Innere.

„Die Frau Baronin bereits zu sprechen?" fragte er den Diener, indem er ihm seine Karte überreichte.

Der dienstbare Geist warf einen Blick auf die Krone und die Buchstaben, verbeugte sich dann so tief, daß er mit der Nase beinahe den Boden erreichte, und antwortete:

„Werde sofort Meldung machen. Treten Euer Durchlaucht einstweilen gütigst hier ein!"

Er begab sich schleunigst nach dem Vorzimmer der Baronin, wo er die Zofe fand.

„Milda, Donnerwetter, ist Deine Gnädige schon auf?" fragte er in einem Tone, als ob er ein außerordentliches, unbegreifliches Ereigniß zu berichten habe.

„Nein! Warum denn?"

„Der Fürst von Befour, der eine ganze Milliarde im Vermögen hat, will zu ihr!"

„O weh! Sie liegt noch im Bette! Was machen wir?"

„So einen Cavalier kann man nicht fortschicken!"

„Ist denn bereits Visitenstunde?"

„Natürlich! Schon seit einer halben Stunde, Ihr verschlafenes Volk!"

„Ich kann aber nicht hinein zu ihr!"

„Warum nicht?"

„Der Herr trinkt die Chocolade bei ihr!"

„Der Teufel hole den Herrn, die Madame, die Chocolade und Dich! Was muß der Fürst von mir denken, wenn ich ihn so lange warten lasse! Wo bleiben dann die Trinkgelder, he?"

„Bleib da! Ich will es versuchen!"

Sie klopfte und trat ein.

Der Baron hatte sich allerdings in das Schlafzimmer seiner Frau begeben, um ihr über seine gestrigen Erlebnisse zu berichten, denn sie hatte ihr Wort nicht gehalten und sich früher zur Ruhe begeben, als er nach Hause gekommen war.

Als er eintrat, war sie soeben erst aufgewacht.

„Guten Morgen!" grüßte er im gleichgiltigen Tone eines Mannes, der eine saure Pflicht zu erfüllen hat.

Sie fand gar keine Zeit, seinen Gruß zu erwidern. Ihr erstes Wort war ein Ausruf des Schreckes:

„Herjesses, wie siehst Du aus, Mann!"

„Ich? In wiefern?"

„Hast Du denn noch nicht in den Spiegel gesehen?"

„Freilich, doch!"

„Nun, was ist das mit Deinem Auge?"

„Das geschah heute Nacht in der Bibliothek. Ich suchte noch nach einem Buche. Da stürzte ein Foliant von oben herab und mit der Ecke mir gerade auf das Auge."

Sie lächelte ihm merkwürdig malitiös zu und sagte:

„Armer Teufel! Es soll auch Fäuste geben, welche die Kraft und das Gewicht von zehn Folianten besitzen. Doch setze Dich! Hier hat das Mädchen bereits die Chocolade servirt. Erzähle, wie Euer gestriges Unternehmen geendet hat!"

In diesem Augenblicke trat die Zofe ein.

„Der Herr Fürst von Befour wünscht die gnädige Frau Baronin zu sprechen."

„Ah!" meinte die Genannte. „Wir saßen gestern mit einander zur Tafel. Welche Aufmerksamkeit! Er kommt, sich nach meinem Befinden zu erkundigen."

„Hm! Aber hier kannst Du ihn doch nicht empfangen!" warf der Baron ein.

„Tölpel!" flüsterte sie ihm zu. Und sich an die Zofe wendend, befahl sie derselben: „Sage dem Diener, daß ich in einer Minute zur Verfügung bin, doch möge Durchlaucht entschuldigen, daß ich Hochdieselbe in italienischer Weise empfange. Du aber kommst sofort wieder, um das Bett zu ordnen."

Das Mädchen trat hinaus und meinte zum Lakeien:

„In einer Minute ist Madame bereit. Durchlaucht sollen entschuldigen, daß Hochdieselben in italienischer Weise empfangen werden."

„Kreuzelement! Was heißt das, in italienischer Weise?"

„Im Bett, Dummkopf!"

„Hm! Da lobe ich mir freilich Italien!"

Er trat ab. Als er den Fürsten brachte, stand die Zofe bereit und öffnete die Thür. Die Baronin lag in malerischer Stellung auf dem Ruhebette und lächelte dem Eintretenden verbindlich entgegen. Der Baron stand bei ihr und verbeugte sich tief vor ihm.

„Verzeihung, meine Gnädige, daß die Sehnsucht, eine süße Pflicht zu erfüllen, mich nicht länger warten ließ!" sagte der Fürst, die ihm entgegengestreckte Hand ergreifend, um sie zu küssen.

„Eine Auszeichnung, wie die gegenwärtige, empfängt man nie zu früh!" antwortete sie. „Mein Gemahl, der Baron, Durchlaucht! Heute leider in Folge eines kleinen Unfalles ein Wenig indisponibel."

Der Fürst verbeugte sich. Der Baron hielt es für gerathen, seine Lädur zu entschuldigen:



DvS.

12.

„Herrjesses!"

„Das Studium gewisser Folianten ist oft mit Unbequemlichkeiten verbunden, fürstliche Durchlaucht. Sie fallen Einem zuweilen dahin, wohin eigentlich ihr Inhalt gehört."

Der Baron hatte gestern falschen Bart getragen, aber der Fürst wußte trotzdem sogleich, woran er war. Diesen Mann hatte er also gestern in das Gesicht geschlagen, und dieser Baron war es auch, welchen er unter den Bäumen bei der Frohnfeste gesehen hatte. Eine ganze Fluth von Gedanken und Schlüssen stürmte auf ihn ein; er drängte sie aber zurück und antwortete in verbindlicher Weise:

„Stürzt sich Geist auf Geist, so darf allerdings nichts Körperliches dazwischen sein. Doch ist Arnica der dritte Geist, welcher dem Körper freundlicher gesinnt ist."

„Ich kenne ihn und bitte um die Erlaubniß, mich zu ihm zurückziehen zu dürfen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Baron. Die Baronin hatte bereits ein Tabouret bereit stellen lassen, recht nahe an das Ruhebette. Sie hatte sich die Aufgabe gestellt, diesen seltenen Mann zu fesseln, zu erobern und mit dieser Eroberung in den Gesellschaften zu glänzen. Sie winkte, Platz zu nehmen, und er that es in der gewandten Weise eines Mannes, welcher gewöhnt ist, mit schönen Frauen zu verkehren.

„Ich habe Sie willkommen geheißen, Durchlaucht," begann sie, „obgleich ich einen Vorwurf auf den Lippen hatte, als Sie eintraten."

„Sie sind unzufrieden mit mir, meine Gnädige?"

„Sehr!"

„Das macht mich unglücklich!"

„Wer glücklich sein will, darf nicht so plötzlich Orte verlassen, an denen er das Glück findet."

„Ah! mein rasches Entfernen hat Sie erzürnt! Pardon! Sie wissen ja, daß wir Indier Barbaren oder doch wenigstens Halbbarbaren sind. Wir bedürfen noch sehr des Unterrichtes!"

„Sie werden Lehrer finden."

„Danke! Wer diese Wissenschaft studiren will, muß sich an die Gewogenheit der Damen wenden. Die Kunst des Salons erlernt man nie von einem Manne."

„So sollten Sie als Barbar sich schnellstens nach einer Lehrerin umsehen, Durchlaucht!"

„Der Rath ist vortrefflich, Madame; doch die Beschränkung, welche Sie demselben beifügen, ist nicht glückverheißend für mich."

Sie war nicht geistreich genug, ihn sofort zu verstehen. Darum fragte sie:

„Eine Beschränkung? Wäre das meine Absicht gewesen?"

„Ich meine das Wort „schnellstens". Wenn ich mir schnellstens eine Lehrerin wählen soll, so finde ich hier ja nur eine einzige Dame, und ich habe kein Recht, zu glauben, daß diese Dame mir ihre Theilnahme und Nachsicht widmen möchte."

V. S.

„Nur die Ueberzeugung vermag zu überzeugen.“

„Ich gehe auf dieses in das Deutsche übersetzte französische Sprüchwort ein. Darf ich mir Ueberzeugung holen?“

Sie lächelte ihm ermuthigend entgegen und antwortete:

„Ich gestatte es.“

„Wie, Sie wollten die Taube sein, nach der ich meinen Flug richten darf?“

„Gern! Fliegen Sie in unserem Hause so oft ein und aus, als es in Ihrem Wunsche liegt.“

„So werde ich jetzt als Barbarenkrähe eingeflogen sein und einst als gewandte Schwalbe das Weite suchen.“

„Ich hoffe, daß bis dahin noch recht lange Zeit vergeht.“

„Das werden Sie ganz in Ihrer Gewalt haben. Theilen Sie den Unterrichtscursus, den ich hier zu nehmen gedenke, in so viel wie möglich Lectionen ein.“

„Ich werde dies thun und zugleich den Vortheil verfolgen, mit den Lectionen so spät wie möglich zu beginnen.“

„Ich finde das sehr weise gehandelt, meine schöne Lehrerin. Aber doch bin ich begierig, zu erfahren, welche Methodik Sie verfolgen?“

„Sie wünschen eine Probelection?“

„Allerdings!“

„Also eine Probelection aus dem Buche über den Umgang mit Menschen?“

„Ja, und zwar aus der Abtheilung über den Umgang mit Damen.“

„Diese Probelection sei Ihnen gewährt.“

„Darf ich das Thema wählen?“

„Ich hoffe, Sie werden wählen den Umgang mit Damen im Salon. Nicht?“

„Nein!“

„Im Theater?“

„Nein.“

„Auf der Promenade?“

„Allerdings auch nicht.“

„Auf Ausflügen, beim Picknick?“

„Noch weniger.“

„Auf Reisen, im Coupee?“

„Ganz und gar nicht.“

„Ich gestehe, daß Sie mich in Verlegenheit bringen, denn meine Themata sind fast ganz erschöpft!“

„Geben wir uns Mühe, noch einige aufzufinden.“

„Ueber den Umgang mit Damen bei Familienfesten?“

„Das ist es nicht.“

„In der Häuslichkeit?“

„Wir nähern uns.“

„Ah! Im Boudoir?“

„Ja, das ist es, um was ich bitten möchte.“

„Sie befanden sich noch nie im Boudoir einer Dame?“

„Zuweilen doch; aber ich betrug mich als Barbar. Ihre gegenwärtige Lection soll den Fehler mildern."

„So meinen Sie, daß ich beginnen soll?"

„Ich flehe Sie darum an, meine liebenswürdige Erzieherin."

Sie lachte glücklich vor sich hin. Sie war der Ansicht, daß sie auf dem besten Wege sei, ihn in sich verliebt zu machen. Darum bemerkte sie mit einem wiederholten Kopfnicken:

„Ich bemerke bereits, daß mein Zögling nicht ohne gesellschaftliche Talente ist. Nehmen wir also an, daß Sie bei einer Dame eintreten. Sie sind gemeldet, und wenn Sie — —"

„Pardon!" unterbrach er sie. „Beginnen wir mit etwas Späterem! Ich bin ja bereits eingetreten. Ich sitze sogar bereits bei der Dame. Beginnen wir also bei diesem Zeitpunkte."

„Wie Sie wünschen, mein wißbegieriger Schüler! Fragen Sie also gütigst, und ich werde antworten."

„Das wird die gegenwärtige Lehrstunde höchst interessant machen. Also ich sitze, nehmen wir an, bei einer Dame, welche mich auf italienische Manier empfangen hat —"

„So wie ich."

„Ja. Diese Dame ist aber leider verheirathet —"

„So wie leider auch ich."

„Wie würde ich dieser Dame zum Beispiel meine Ehrerbietung erweisen? Etwa, indem ich ihr die Finger küsse?"

„Ja, das würde das Richtige sein."

„So erlauben Sie mir, Sie zu verehren."

Er nahm ihre Hand in die seinige und drückte seine Lippen auf die Fingerspitzen, ohne aber die Hand dann frei zu geben.

„Meine Hochachtung würde ich wohl durch einen Kuß auf die Hand beweisen? Etwa so?"

„Ja, so!" lachte sie vergnügt, als er die Hand wirklich küßte.

„Das war die Hochachtung und Ehrerbietung. Jetzt kommt die Zuneigung. Natürlich auch durch einen Kuß. Aber wohin?"

„Nicht anders als auf die Stirn," belehrte sie ihn.

„Ah! So vielleicht?"

Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

„Ganz recht," stimmte sie bei. „Sie fassen die Regeln der guten Gesellschaft mit einer rapiden Schnelligkeit!"

„Diese Anerkennung macht mich so glücklich, daß ich den Muth finde, sofort zur nächsten Stufe weiter zu gehen."

„Welche wäre das?"

„Das, was man „Jemandem gut sein" nennt!"

„Ah, das ist interessant!"

„Wie bezeichnet man dies mit einem Kusse?"

„Diese Antwort möchte ich Sie selbst errathen lassen."

„Gut! Ich rathe! Aber erlauben Sie, daß ich die Antwort nicht in Worten, sondern gleich im Beispiel gebe."

Er küßte sie auf den Mund, den sie ihm willig und ohne sich zu zieren entgegen hielt.

„Nun sind wir wohl am Schlusse der gesellschaftlichen Gefühlserweisungen angekommen?" meinte sie dann.

„Ich glaube nicht. Wir haben noch die letzte und höchste Stufe zu erklimmen. Es handelt sich um die Liebe!"

„Ah! Ist Ihnen dieselbe bekannt, Durchlaucht?"

„Bis vor zwei Minuten noch nicht. Jetzt aber muß ich Sie wirklich fragen, in welcher Weise ich im gegenwärtigen Falle der Dame zu beweisen hätte, daß ich sie liebe!"

Sie lag im Nachtkleide auf dem Ruhebette, über welches eine rothseidene Decke gebreitet war. Bisher hatte er von ihr nur die Hand gesehen, welche sie unter der Decke hervor ihm gereicht hatte, und den Kopf, dessen Haare in ein Netz gebracht waren, durch dessen Maschen einige Strähnen sich durchgestohlen hatten. Jetzt aber war es, als ob die Decke ihr zu schwer werde. Sie zog die Arme unter derselben hervor und man konnte nun die immer noch prächtige Büste und den üppigen Bau der Arme bewundern.

„Hierauf kann ich Ihnen nur antworten," sagte sie, „daß Sie wirklich ein Schüler sind."

„A! Wirklich?"

„Ja. Wenn Sie die Dame wirklich liebten, würden Sie gar nicht fragen. Die wahre Liebe lehrt ohne Worte, wie sie sich zu bethätigen hat, Durchlaucht!"

„Dann ist meine Liebe allerdings eine wahre, denn ich fühle nicht das mindeste Verlangen, sie durch Worte zu beweisen."

Er nahm ihren Kopf in seinen Arm, drückte sie an sich und gab ihr Kuß um Kuß auf Stirn, Mund, Wangen, Hals und Arme. Sie schlang die Letzteren dann um ihn und fragte mit jener leisen Stimme, welche die hingebende Liebe in Anwendung zu bringen pflegt:

„So lieben Sie mich also wirklich, wirklich, wirklich?"

„Ja, wirklich," antwortete er: „wenn nämlich Ihre Erklärung vorhin die richtige gewesen ist."

„Es war die richtige. Aber erlauben Sie, daß ich der Zofe klingele um Toilette zu machen!"

Sie setzte sich empor und langte zur Glocke. Doch ehe sie dieselbe noch in Bewegung gesetzt hatte, klopfte es an die Thür; das Mädchen steckte den Kopf herein und sagte:

„Frau Regierungsrath von Krausberg läßt fragen."

„Ah! Wie unangenehm!"

Aber schnell hatte sich der Fürst erhoben und sagte.

„Meine Zeit ist abgelaufen, Frau Baronin. Darf ich in der Ueberzeugung gehen, daß die gestrige Plaisir Sie befriedigt hat?"

„Ich danke, ich kam doch etwas angegriffen nach Hause, weshalb Sie

mich heute noch ruhend fanden. Werde ich bald die Ehre haben, Sie wieder begrüßen zu können?"

„Der Schüler wird baldigst gezwungen sein, sich Rath zu erholen."

Er küßte ihr die Hand und ging. Das Mädchen erhielt den Befehl, die Räthin einzulassen. Jetzt befand sich die Baronin für einige Augenblicke allein. Sie klatschte triumphirend die Hände zusammen und sagte:

„Gewonnen! Gewonnen! Er liebt mich! Er soll sich vor meinen Wagen spannen und mich im Triumph durch alle Salons ziehen! Die Anderen, diese Hoch- und Edelgeborenen sollen bersten vor Neid!"

Und er, als er langsam die Treppe hinabschritt, stieß ein kurzes Lachen aus und flüsterte vor sich hin:

„Eine frühere Zofe geküßt! Fi donc! Verzeihe mir mein Sonnenstrahl, denn nur mit Widerstreben spiele ich den Hausfreund — den Anbeter. Es ist aber leider der einzige Weg, welcher zur Entlarvung des Doppelmörders führt. Ihr Mann, dieser Baron ist der „Hauptmann"; das ist sicher. Sie soll ihn mir an das Messer liefern!" —

Der Baron war, als er seine Wohnung wieder aufgesucht hatte, in ein Cabinet gegangen, welches selbst sein Kammerdiener nicht betreten durfte. Dort gab es eine außerordentliche Auswahl der verschiedensten Kleidungsstücke und Toilettemittel. Als er wieder heraustrat, hatte er sich als Engländer verkleidet. Eine Brille ließ die Blessur seines Auges nicht erkennen.

Er stieg eine schmale Seitentreppe hinab, durchschritt einen ziemlich finsteren Corridor und trat dann durch eine Pforte, welche er wieder verschloß, hinaus in das Freie. Kein Mensch hätte in dem hageren Engländer den Baron von Helfenstein erkannt.

Langsamen Schrittes spazierte er durch mehrere Gassen, bis er die Wasserstraße erreichte. In Nummer Elf trat er ein und stieg bis zu der Thüre empor, an welcher der Name „Wilhelm Fels, Mechanikus", zu lesen war. Er horchte eine Weile und vernahm zwei weibliche Stimmen. Dann klopfte er an und trat ein.

Die Blinde saß, wie immer, auf der Ofenbank. Marie war bei ihr. Sie hatte einige Augenblicke erübrigt, um einmal nach der armen, einsamen Frau zu sehen. Als sie den fremdländischen Herrn eintreten sah, zog sie sich bescheiden in eine Ecke zurück.

Er grüßte in englischer Aussprache und fragte:

„Hier wohnt Herr Fels, Mechanikus?"

„Ja, mein Herr," antwortete die Mutter.

„Ist er daheim?"

„Nein. Er ist auf Arbeit."

„Wann kommt er zurück?"

„Um die Mittagszeit."

„Er arbeitet privatim an einer Maschine? Nicht?"

„Ja, mein Herr."

„Es ist diejenige, welche ich bei ihm bestellt habe. Wann wird er mit ihr fertig sein?"

„Er sprach davon, daß es noch vor Weihnachten geschehen werde."

„Das ist mir lieb, denn ich muß sie bis dahin haben. Ich werde heute oder morgen Abend wiederkommen."

Er ging. Da sprang Marie herbei und öffnete ihm die Thür. Sie huschte mit hinaus und begleitete ihn bis hinunter in den Hausflur, wo sie ihn durch ihre Anrede veranlaßte, stehen zu bleiben.

„Entschuldigung, Mylord!" sagte sie. „Darf ich Ihnen wohl eine kleine Bitte vortragen?"

Sie hatte gar keine Ahnung, daß sie vor Demjenigen stand, der sie schon so oft verfolgt hatte. Seine Brille verdeckte den begierigen Blick seines Auges.

„Was für eine Bitte?" fragte er.

„Wenn Wilhelm zu Hause gewesen wäre, hätte er es Ihnen selbst gesagt."

„Wilhelm? Wer ist Wilhelm?"

„Eben der junge Mechanikus, welcher für Sie arbeitet."

„Sind Sie vielleicht seine Schwester?"

„Nein," antwortete sie verlegen.

„Seine Verwandte?"

„Nein."

„Ah! Also seine Braut, seine Geliebte!"

„Ja, Mylord," gestand sie erröthend. „Und gerade darum werden Sie mir es nicht übel nehmen, daß ich an seiner Stelle spreche."

„Reden Sie!"

„Wilhelm ist arm. Er kann das theure Material, welches er zu Ihrer Maschine braucht, nicht kaufen. Er hat es sich aus den Vorräthen seines Prinzipales geborgt, aber ohne dessen Erlaubniß. Wenn dieser es bemerkt, so wird Wilhelm gar als ein Dieb gelten können. Darum wollte er Sie bitten, und ich thue es hier in seinem Namen, ihm doch einen Vorschuß zu zahlen, damit er das Geld für das Material entrichten kann."

Er blickte sie vom Kopfe bis zu den Füßen an und sagte:

„Ich werde ihm, wenn ich komme, das Geld bringen. Adieu!"

Sie kehrte, innig vergnügt, nach oben zurück. Er ging wieder nach Hause. Als er sich dort umgezogen hatte, rieb er sich die Hände.

„Zwei Fliegen, zwei Fliegen mit einer Klappe!" meinte er. „Dieser Fels ist einer der geschicktesten Arbeiter. Ich kann ihn gebrauchen, wie keinen Zweiten. Aber unehrlich muß er erst gemacht werden! Jetzt endlich habe ich ihn in den Händen! Das habe ich ja mit dem Maschinenschwindel bezweckt. Er soll noch heute arretirt werden! Muß er sich dann einmal unter die Diebe zählen lassen, so erhält er keine Arbeit mehr und fällt mir zu! Und dieses dralle, kernige Mädchen! Ein Appetitsbissen! Ah! Also seine Geliebte! Dieser Kerl hätte sie mir gar noch weggeschnappt! Aber gerade ihre Liebe zu ihm soll sie mir in die Falle bringen! Es klappt Alles so gut, daß ich zufrieden sein kann."

In der Mittagsstunde verließ er in einer anderen Kleidung wieder sein Palais und wendete sich einer der belebtesten Straßen zu, wo er in ein mechanisches und optisches Atelier eintrat.

„Ist Herr Hartwig zu sprechen?“ fragte er.

„Ich bin es selbst,“ antwortete der Herr, welchen er gefragt hatte.

Die Arbeiter waren alle zu Tische gegangen, und darum pflegte der Prinzipal um diese Zeit stets selbst im Laden zu verweilen.

„Womit kann ich dienen, mein Herr?“ fragte er.

„Mir mit nichts; aber ich denke, daß ich Ihnen dienen kann.“

„So, so! Haben Sie vielleicht Etwas zu verkaufen?“

„Nein, aber Etwas zu zeigen. Hier, Herr Hartwig!“

Er zog eine Polizeimarke aus der Tasche und zeigte sie vor.

„Ah, Sie sind Detective?“ fragte der Ladenbesitzer.

„Ja, wie Sie sehen! Arbeitet bei Ihnen ein gewisser Wilhelm Fels?“

„Ja.“

„Was ist das für ein Mensch?“

„Es ist mein geschicktester und zuverlässigster Arbeiter.“

„So, so! Hm, hm! Wirklich zuverlässig?“

„Ja.“

„Auch treu?“

„Ich halte ihn dafür. Warum fragen Sie, mein Herr?“

„Weil wir ihm schon längst wegen Dingen auf der Fährte sind, deren Erwähnung hier nichts zur Sache thut. Bei dieser Gelegenheit haben wir bemerkt, daß er Ihnen Material unterschlägt.“

„Dazu halte ich ihn nicht für fähig.“

„Ueberzeugen Sie sich! Er arbeitet Nächte lang zu Hause und verkauft die Maschinen und Instrumente in seinem Interesse. Gerade jetzt hat er wieder eine Maschine dastehen, welche er für einen Engländer fertigt. Es ist nicht gut, wenn Prinzipale allzu vertrauensselig handeln. Es werden dadurch immer mehr unehrliche Menschen fertig, mit denen dann doch wir unsere Noth bekommen.“

„Herr, das ist viel gesagt!“

„Aber es ist wahr! Ich hoffe, daß Sie diesem Schwindler das Handwerk legen, ehe er Ihnen noch größeren Schaden bereitet. Nachsicht und Milde ist da gar nicht angewandt.

„Sie sagen, er hat die Maschine zu Hause stehen?“

„Ja. Sobald er vom Mittagessen eingetroffen ist, können Sie hingehen und sich überzeugen.“

„Das werde ich allerdings thun. Ich hoffe, daß ich ihn schuldlos finde; hat er mir aber wirklich Material unterschlagen, so lasse ich ihn ohne alle Nachsicht bestrafen. Ich kann nur ehrliche Leute bei mir beschäftigen, sonst ist es um die Ehre meiner Firma geschehen.“

„Da haben Sie sehr Recht! Adieu!“

„Leben Sie wohl, und meinen Dank für die Warnung.“

Um ein Uhr kehrte Wilhelm Fels von seiner Mutter zurück und begann seine Arbeit von Neuem. Niemandem fiel es auf, daß der Prinzipal ausging. Das kam ja öfters vor. Er begab sich nach der Wasserstraße Elf, wo man ihn persönlich gar nicht kannte. Die Blinde war allein zu Hause.

V. S.

„Ist Herr Fels da?“ fragte er.“

„Nein. Was wünschen Sie?“

„Ich wollte ihm eine Privatarbeit in Auftrag geben. Nimmt er dergleichen an?“

„Sehr gern, mein Herr. Könnten Sie nicht heute Abend wiederkommen?“

„Das ist möglich. Aber lieb wäre es mir, eine Arbeit von ihm zu sehen. Hat er nicht so Etwas hier?“

„O ja. Draußen in der Kammer steht eine Maschine, welche er für einen Engländer anfertigt.“

Der Mechanikus betrachtete sich die Maschine, erkannte sein Material und ging. Aber er ging nicht direct nach Hause, sondern auf die Polizei, wo er sich einen Wachtmeister mitnahm. Eine Stunde später befand sich Wilhelm Fels in Untersuchungshaft.

Es war gegen Abend desselben Tages, als sowohl Robert wie Marie ihre Arbeiten beendet hatten. Das Dunkel war bereits angebrochen, so daß Beide sich ihrer ärmlichen Kleider nicht zu schämen brauchten. Sie gingen mit einander fort und trennten sich vor dem Laden, in welchem Marie ihre Stickerei abzugeben hatte.

Marie trat ein. Es gab da noch mehrere Käufer zu bedienen; aber trotzdem wurde sie sofort von einer der Verkäuferinnen gefragt, was sie wünsche.

„Ich bringe eine Stickerei,“ sagte sie.

„Wie heißen Sie?“

„Marie Bertram.“

„Geben Sie her und setzen Sie sich! Ich werde es der Madame sogleich melden!“

Aber anstatt nach dem Cabinet zu gehen, in welchem die Principalin residirte, schlüpfte sie hinaus auf den Hof, schlug dort in einem Winkel das Papier auseinander, in welches die Stickerei geschlagen war, zog aus der Tasche ein kleines Fläschchen mit Oel hervor und schüttete einen großen Theil desselben auf die Stickerei. Dann legte sie das Papier wieder in die frühere Lage, zog die Schnure darüber und begab sich nun erst zur Madame.

Marie wurde gerufen. Sie hatte Monate lang mit eisernem Fleiße an dieser Aufgabe gearbeitet. Sie wußte, daß Alles zur besten Zufriedenheit gerathen sei und trat daher heiteren Antlitzes bei der strengen Dame ein.

„Endlich fertig!“ seufzte diese. „Diese Arbeit hat mir sehr viel Aerger bereitet. Sie ist von der Baronin von Helfenstein bestellt, welche längst mit Schmerzen darauf gewartet hat. Lassen Sie sehen!“

Sie nahm das Packet, zog die Schnur ab, nahm das Papier hinweg und schlug die Arbeit auseinander. Kaum aber hatte sie den ersten Blick darauf geworfen, so stieß sie auch einen Ruf des Schreckes und der Entrüstung aus.

„Herr Jemine! Was ist denn das? Diese Stickerei schwimmt ja in Oel! Und das bringen Sie zu mir!“

Marie erschrak bis auf den Tod. Die Dame hielt ihr die Arbeit vor die Augen. Die kostbare Seide war verdorben, die Spitzen, die Perlen, Alles, Alles war hin. Marie glaubte in die Erde sinken zu müssen, aber sie faßte sich und erklärte, daß das Oel weder daheim, noch unterwegs an die Stickerei gekommen sei. Da gab es denn neues Oel, nämlich Oel in's Feuer. Es folgte ein Auftritt, der sich gar nicht beschreiben läßt. Die Arbeiterinnen, die Verkäuferinnen, Alles eilte herbei, um zu sehen, daß es doch möglich sei, eine Stickerei im Werthe von mehreren hundert Thalern zu verderben. Marie war fast sinnlos vor Scham, Zorn und Schmerz. Das Ergebniß war, daß die Prinzipalin versuchen lassen wollte, ob der Schaden auf chemischem Wege beseitigt werden könne. Morgen Nachmittag drei Uhr sollte sie wiederkommen, um die Arbeit selbst zur Baronin zu tragen, welche sämmtliches Material geliefert hatte. Von einer Auszahlung des Arbeitslohnes war natürlich keine Rede, und zugleich erhielt sie die Versicherung, daß sie niemals wieder Arbeit bekommen solle.

Sie wankte halb todt nach Hause. Wie hatte sie sich auf das viele Geld gefreut! Sie hatte sich schon ausgerechnet, auf welche Weise es angewendet werden solle, und wie sie davon dem Vater, Robert, den Geschwistern und ihrem lieben Wilhelm eine kleine Weihnachtsfreude machen wollte — und nun war die Arbeit von Monaten umsonst gewesen. Nichts hatte sie erhalten, als Schande, Spott und Demüthigung! Fast getraute sie sich nicht, zur Thür einzutreten. Die Familie wartete mit Schmerzen auf das Geld.

In der Stube herrschte bereits eine sehr gedrückte Stimmung. Die kleineren Geschwister hatten sich in die Ecke niedergeduckt; der Vater hustete, als wolle es ihm die Brust auseinander treiben, und Robert sah trüben Antlitzes zum Fenster hinaus. Als sie eintrat, drehte er sich um.

„Endlich!" sagte er. „Ich hoffe, daß Du glücklicher gewesen bist als ich, liebe Marie!"

„Warst Du nicht glücklich?" hauchte sie.

„Nein. Der Herr war verreist. Man hat die Noten behalten, ohne daß ich Geld bekam. Ich soll morgen oder in einer Woche oder noch später wiederkommen."

„Gott, o Gott!" schluchzte sie. „Wir sind verloren. Wie soll da der Herr Baron die Miethe erhalten!"

Sie erzählte nun, was ihr widerfahren war. Der Vater jammerte laut, die Geschwister weinten. Einer aber sagte nichts, nämlich Robert. Er ging in die Kammer und holte seine Kette. Er wickelte sie in das nächste Stück Papier, welches er fand, und schlich sich still davon. Unten auf der Straße faltete er die Hände und betete:

„Herrgott, hilf nur dieses Mal! Gieb dem Salomon Levi einen guten Augenblick, daß er mir so viel bietet, wie ich brauche!"

Er schlich sich an den Häusern hin, bis er des Juden Thür erreichte. Sie war verschlossen, und er klopfte. Die alte Rebecca öffnete ein Wenig, und als sie hörte, was er wolle, ließ sie ihn ein. Er mußte durch das vordere Zimmer in das Cabinet, in welchem gestern Abend die Frau des

Schließers gewesen war. Dort befand sich Salomon Levi, der Jude, und — Judith, seine Tochter. Sie war auf einige Augenblicke herabgekommen, um einiger häuslichen Fragen willen. Ihr Auge fiel auf das übergeistigte, schöne, aber vor Sorgen bleiche und hagere Gesicht des Jünglings.

„Was will der junge Herr?" fragte der Alte.

„Würden Sie mir auf eine goldene Kette einen Vorschuß geben?" fragte Robert.

„Was ist sie werth?"

„Ich verstehe nicht, das zu schätzen. Hier ist sie!"

Er gab sie hin, mitsammt dem Papiere, in welches er sie eingewickelt hatte. Der Alte setzte die Brille auf, wickelte die Kette aus, warf das Papier achtlos auf den Tisch und untersuchte die Erstere. Als er damit zu Ende war, warf er einen scharfen, beinahe stechenden Blick auf Robert und fragte ihn:

„Ist die Kette Ihr Eigenthum?"

„Ja."

„Von wem haben Sie sie erhalten?"

„Jedenfalls von meinen Eltern."

„Ist denn Ihr Vater ein Baron, ein Freiherr?"

„Ich weiß es nicht. Ich bin ein Findelkind und habe, als man mich fand, diese Kette um den Hals getragen."

„Das kann ein Jeder sagen! Haben Sie bei sich einen Schein, welcher beweist die Wahrheit Ihrer Worte?"

„Ja, hier ist er!"

Robert hatte vorsichtiger Weise diese Legitimation zu sich gesteckt und gab sie dem Alten. Dieser prüfte sie und sagte dann:

„Der Schein ist in Ordnung. Wie viel wollen Sie haben?"

„Wie viel können Sie mir geben?"

„Zehn harte, blanke, schwere Thaler."

„Das reicht nicht hin!"

„Wie? Was? Das reicht nicht hin für einen so jungen Herrn? Wozu wollen Sie brauchen dieses schwere Geld?"

„Herr Levi, mein Pflegevater ist arm und krank und ich habe jüngere Geschwister, welche noch nichts verdienen können. Wir sind den Hauszins schuldig und haben nichts zu essen. Ich brauche weit mehr als nur zehn Thaler!"

Da trat auch Judith näher, um sich die interessante Kette anzusehen. Zugleich fiel ihr Blick auf das Papier. Die Anordnung der Zeilen, welche darauf geschrieben waren, bewies ihr, daß es ein Gedicht sei. Sie nahm es auf und betrachtete es. Kaum aber hatte sie die ersten Zeilen gelesen, so rief sie:

„Was ist das?

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen!

Das ist ja das Gedicht des Hadschi Omanah! Doch nein, es lautet hier anders, ganz anders!"

Sie las weiter und weiter. Als sie geendet hatte, fragte sie:

„Wer hat das geschrieben?"

„Ich," antwortete Robert.

„Wovon haben Sie es abgeschrieben?"

„Es ist keine Abschrift, sondern Original."

„Original? Wer hat es gedichtet?"

„Ich, mein Fräulein."

Sie richtete die dunklen, sprühenden Augen groß und voll auf ihn, musterte ihn genauer, als es vorher geschehen war, und fragte:

„Sie? Wirklich Sie? Dann ist es blos ein Zufall, daß Sie Ihrem Vorbilde fast gleichgekommen sind. Es ist ein Pendant zu der „Nacht" von Hadschi Omanah!"

„Ja, es ist ein Pendant zu der „Nacht" von Hadschi Omanah. Das erstere Gedicht ist die „epische Nacht" und dieses hier die „tragische Nacht des Südens", jedoch nicht nur das Erstere, sondern Beide sind von Hadschi Omanah."

„Wie können Sie das sagen? Dann wären ja Sie dieser Dichter der Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder!"

Seine Wangen rötheten sich, und seine Gestalt schien sich zu strecken.

„Nicht wahr, Fräulein, ich sehe nicht aus wie ein Dichter?" fragte er. „Wie kann ein Dichter zur Leihbank seine Zuflucht nehmen? Mein Vater stirbt an der Auszehrung, und meine Pflegegeschwister weinen und jammern vor Noth. Und doch ist mein Pseudonym Hadschi Omanah!"

Da trat sie zu ihm heran, legte ihm beide Hände auf die Achseln und sagte in tiefen, vollen Brusttönen:

„Hadschi Omanah wären Sie? Gefunden hätte ich meinen Lieblingsdichter! Können Sie das beweisen?"

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, und ihr Busen hob und senkte sich unter dem Sturme der Gefühle, welche in diesem Augenblicke ihr Herz durchflutheten. Er hob das treue, ehrliche und doch so geistvolle Auge zu ihr und antwortete:

„Wie soll ich es Ihnen beweisen, wenn Sie es mir nicht glauben? Ich müßte Sie zu meinem Verleger führen, um es mir von ihm bestätigen zu lassen."

„Nein das ist nicht nöthig! Ich will es wissen, ich muß es wissen, ob Sie der Geist sind, den ich bewundert habe und der es meiner Seele angethan hat. Und ich werde es erfahren, gleich jetzt, sofort! Hier liegt Papier, und hier ist Tinte und Feder. Soll ich Ihnen ein Sujet geben? Können Sie mir sofort ein Gedicht schreiben?"

Er blickte ihr selbstbewußt lächelnd in das erregte Gesicht und antwortete in seinem milden, freundlichen Tone:

„Versuchen Sie es, mein Fräulein!"

„Nun wohl! Ich werde Ihnen ein Sujet geben, ein Sujet, welches Ihren Eigenheiten, Ihrer wundervollen Sprache, Ihren funkelnden Reimen ganz angepaßt ist: Der Seesturm. Denken Sie sich die Fee des Meeres auf

dem stillen, tiefen Meeresgrunde. Sie hat noch nie ein menschliches Gefühl im Herzen getragen, bis sie einst glückliche Menschenkinder belauschte. Da begann es auch in ihrem Herzen zu wogen und zu wallen; es gährte, spritzte, zischte, es donnerte und — wissen Sie, was ich meine?"

„Ja, Fräulein."

„So nehmen Sie hier Papier!"

„Das ist nicht nöthig. Ich werde extemporisiren."

„Bringen Sie das fertig?"

„Ich möchte Den, welcher nicht Herr der Sprache ist, auch niemals einen Dichter nennen!"

„Sie mögen Recht haben. Gut, beginnen Sie!"

Er blickte ihr einen Augenblick lang sinnend in die dunklen Augen und sagte dann:

„Fräulein, ich müßte Sie schildern. Sie haben der kalten, gefühllosen Meeresfee geglichen, bis ein Funken des Lichtes in Ihr Auge, in Ihr Herz gefallen ist. Hören Sie:

Wo keiner Stimme Töne klangen,
Am Grunde der krystallnen See,
Da liegt, vom Schlummer lind umfangen
Im Zauberschloß die Meeresfee.
Sie träumt von Liebe, träumt vom Leben,
Das über ihrem Reiche rauscht,
Dem, von Triton und Elf umgeben,
Sie oft verborgen zugelauscht —"

Er wollte fortfahren, aber sie faßte seinen Arm und sagte:

„Halt! Sie sind Hadschi Omanah, ja, Sie sind es! Das ist seine Sprache; das ist sein Ausdruck und sein Reim. Herr, ich habe Sie schwer beleidigt, indem ich an Ihnen zweifelte; ich habe Sie um Ihre Verzeihung zu bitten!"

„Ich verzeihe Ihnen gern," sagte er einfach. „Es hat mich noch Niemand, der mich sah, für einen großen Geist gehalten; wie sollte ich da Ihnen zürnen! Also Sie haben meine Tropen- und Wüstenbilder gelesen?"

„Hundertmal, nein, tausendmal! Aber nein, sprechen wir jetzt nicht von Ihnen, sondern von den Gründen, welche Sie veranlassen, uns diese Kette zu bringen. Wir werden natürlich dieses Pfand nicht annehmen, sondern Ihnen auch ohne dasselbe so viel bieten, wie Sie brauchen."

Das war ihrem Vater doch ein Wenig zu großmüthig. Er konnte sich mehr für Pfandscheine als für Gedichte begeistern.

„Judith!" warnte er.

„Ich danke Ihnen, Fräulein!" fiel Robert ein. „Ich kann Ihnen für ein Darlehn keine andere Garantie bieten, als diese Kette, und ohne Garantie werde ich keinen Pfennig nehmen."

„Hörst Du es, Rebeccaleben?" fragte der Alte. „Habe ich doch nie geglaubt, daß ein Dichter von Reimen und Versen auch kann haben einen Sinn für Ordnung im Handel und Wandel der Welt von die Geschäfte!"

„Gut!“ sagte Judith, „so wollen wir die Kette nehmen. Sagen Sie, wie viel Sie brauchen!“

Jetzt wurde er verlegen. Zu extemporisiren hatte er sofort vermocht, aber eine exacte Summe anzugeben, das fiel ihm schwer.

„Ich habe es mir wirklich noch nicht genau ausgerechnet,“ sagte er.

„Genügen fünfzig Thaler?“

Es war zu verwundern, daß der gute Salomon Levi bei dieser Zahl nicht einen Angstschrei ausstieß oder vor Schreck einen Purzelbaum schlug. Selbst Robert machte eine Bewegung der Ueberraschung und sagte:

„Das ist zu viel, Fräulein! So viel brauche ich doch wohl nicht.“

„Das ist mir gleich. Ich gebe Ihnen fünfzig Thaler auf diese Kette, nicht mehr und nicht weniger. Zahle es ihm aus, Vater! Oder soll ich es ihm aus meiner Kasse geben?“

„Nein, nein! Wenn Du es würdest geben aus Deiner Casse, so würdest Du es geben ohne Procente und Gewinn. Und der Mann von das Geschäft muß essen und trinken selbst dann, wenn er leiht fünfzig Thaler einem Dichter, welcher macht Reime, von denen ein jeder ist werth neunzig Thaler und acht Silbergroschen.“

Er holte das Geld herbei und zählte es vor Robert auf. Es ist nicht zu beschreiben, welche Wonne dieser fühlte, als er die blanken Geldstücke vor sich liegen sah! Jetzt wollte Salomon Levi den Schein ausstellen, aber Judith meinte in entschiedenem Tone:

„Jetzt noch nicht! Mein Herr, wo wohnen Sie?“

„Wasserstraße Elf.“

„So nahe, so sehr nahe! Und ich wollte Sie im Oriente suchen. Die Ihrigen werden Sorge haben. Gehen Sie jetzt! Aber in einer Stunde geben Sie mir die Ehre, mit mir das Abendbrot zu nehmen. Darf ich rechnen, daß ich damit keine Fehlbitte thue? Dann kann ja auch das Schriftliche unseres Geschäftes abgemacht werden.“

Er fühlte sich überwältigt von der Güte des schönen Mädchens. Er reichte ihr die Hand und versicherte ihr:

„Ich werde kommen, Fräulein, ganz gewiß, denn es ist mir ein Herzensbedürfniß, Ihnen zu zeigen, wie wohl mir Ihre Güte gethan hat und wie dankbar ich Ihnen bin.“

„Und dürfen wir unterdessen Ihren Namen wissen?“

„Ich heiße Robert Bertram. Ich muß Ihnen den Namen sagen, denn mir Karten drucken zu lassen, bin ich zu arm gewesen.“

Sie lächelte ihm verheißungsvoll entgegen und sagte:

„Ein Dichter Ihrer Begabung kann unmöglich arm bleiben. Sie werden bald genug im Stande sein, sich Karten anfertigen zu lassen. Uebrigens besitzen Sie ja bereits die besten Empfehlungskarten, welche es nur geben kann. Ich meine nämlich Ihre „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder“. Jede Familie, welche eins Ihrer Bücher besitzt, wird es sich zur Ehre rechnen, Sie unter Ihre Freunde zu zählen. Auch wir hoffen, dies thun zu dürfen. Darum bitte ich Sie, uns heute nicht lange warten zu lassen!“

Sie reichte ihm ihre Hand entgegen, welche er im Gefühle innigster Dankbarkeit an seine Lippen drückte. In ihren dunklen Augen leuchtete es auf in der Vorahnung des Sieges und der Befriedigung, und ihr Blick hing noch an der Thür, als er bereits hinter derselben verschwunden war.

Die alte Rebecca hatte ihn hinausgeführt. Als sie wieder hereintrat, schüttelte sie den Kopf und sagte zur Tochter:

„Judithleben, was hast Du gemacht für einen Streich! Wie kannst Du reden und sprechen von Ehre, welche uns wird widerfahren, wenn er besucht unser Haus und unsere Zimmer! Wie kannst Du ihn nur einladen, damit er wegißt das Abendmahl, welches bestimmt ist, zu ernähren uns Drei!"

Da aber geschah etwas, was die Alte nicht für möglich gehalten hatte: Salomon Levi vertheidigte seine Tochter. Er legte Rebecca die Hand auf die Achsel und sagte:

„Weib, sage mir, ob Du weißt, was ein Dichter ist!"

„Ob ich das weiß? Ein Dichter ist ein Mann, welcher macht Reime, um zu verkaufen das Stück zu vier Kreuzer; das macht fünfzig Reime auf einen Gulden. Oder er schreibt Liebesbriefe für Hausknechte und Dienstmädchen, das Stück zu sechs bis acht Kreuzer."

„Weib, was bist Du dumm! Ein Dichter ist ein Mann, welcher im Leben erhungert das Geld zu dem Denkmal, welches man ihm setzen wird nach seinem Tode, wo er nicht mehr braucht zu essen und zu trinken. Wer ihn unterstütz in seiner Armuth, dessen Name wird mit eingehauen in das Denkmal von Marmor und wird schimmern in goldenen Buchstaben, welche kosten herzustellen beinahe zwanzig Kreuzer das Stück."

Sie blickte ganz erstaunt zu ihm auf und fragte:

„Salomonleben, ist's die Wahrheit, was Du redest?"

„Die reine Wahrheit. Willst Du nicht haben, daß unser Name wird ausgehauen in Marmor aus Carara oder Namur?"

„Das will ich, ja, das will ich!"

„Und daß er soll glänzen in Gold zu solchem Preise das Stück?"

„Auch das will ich, wenn Du mir kannst versichern, daß dabei stehen wird Rebecca, welches ist der Name, der mir gehört."

„Es werden ausgemeiselt sein die Namen Salomon Levi, Rebecca und Judith als Retter des großen Dichters Robert Bertram, welcher hat gemacht Reime über die Heimath und sogar auch über die Wüste. Und was wird uns kosten dieser Ruhm —?"

„Geld, viel Geld!"

„Nein, sehr wenig Geld. Judith wird ihm vorsetzen Brod, ein Stück Käse von Milch, welche ist gewesen abgerahmt, und einige Zehen Knoblauch, um zu begleiten mit Würze das Brod und den Käse. Was wird kosten die Geschichte? Einen Groschen fünf Pfennige oder neun Kreuzer."

„Aber er wird Dir wollen abborgen immer mehr Geld!"

„Diese Kette ist werth sechszig Thaler. Habe ich ihm gegeben fünfzig, so habe ich noch immer gemacht ein gutes Geschäft. Und will er haben noch mehr Geld, so mag er bringen noch mehr solche Ketten."

„Er wird keine mehr haben!“

„So wird er welche bekommen. Ein Dichter wie er erhält Ehrenketten von Fürsten und Potentaten, welche ihm nicht geben wollen Brod, Wäsche, Stiefel und Hauszins nebst Einkommensteuer, wo er ja hat gar kein Einkommen.“

„Aber wenn er ist ein so berühmter Mann, wie soll ich da wagen, mit ihm zu sprechen, zu sitzen und zu essen an demselben Tische?“

„Das ist nicht nöthig. Auch ich selbst weiß nicht zu setzen schöne und gelehrte Worte, welche sich reimen am Ende der Zeile, aber Judithchen, unser Kind, hat gelernt Geographie, die Geschichte von der großen, französischen Revolution und die Kunde von dem Nordpol und dem Lande der Chinesen. Sie kann mit ihm plauschen nach Herzenslust und wird mit ihm speisen in ihrem Zimmer, wohinein ein Dichter eher paßt als in diese Niederlage von alten Gegenständen. Sie wird — ah, Gott der Gerechte, sie ist bereits fort! Sie ist schon verschwunden! Sie wird sich haben zurückgezogen, um zu machen ihre Toilette, wie sie es beginnt anzufangen, wenn sie macht lebendige Bilder mit ihrer Freundin Sarah Rubinenthal.“

Judith hatte sich allerdings entfernt, ohne sich in das Gespräch ihrer Eltern einzulassen. Sie kannte ihre Eltern; sie wußte aber auch, was sie wollte und durfte. Sie gab der alten, verschwiegenen Magd Geld, einen Korb und einen Zettel, auf welchem bemerkt stand, was sie zu haben wünschte. Dann begann sie ihre Toilette. Sie wußte, daß sie schön war, und sie wollte sich dem Dichter in der ganzen Herrlichkeit dieses Vorzuges zeigen.

Als Robert das Haus verlassen hatte, begegnete er einem Manne, der, als er an ihm vorüber geschritten war, für einen Augenblick stehen blieb und ihm nachschaute.

„War das nicht der Schreiber Bertram?“ murmelte er. „Jedenfalls hat er bei dem Juden Etwas versetzt. Er pfeift auf dem letzten Loche.“

Der Mann trat nach diesem Selbstgespräche in ein kleines Haus, tappte sich die finstere Treppe hinauf und klopfte an eine Thür. Als er dieselbe geöffnet hatte, zögerte er einen Augenblick, einzutreten, und zwar vor Erstaunen.

Das sah hier ja ganz anders aus als gestern!

Der Mann war nämlich Baron Franz von Helfenstein, und hier in dem Zimmer wohnte der Schließer Arnold, welchen er gestern bereits hier gesprochen hatte. Gestern so kahl, so leer, so elend! Heute war Alles anders! Die Frau, welche ihn sofort erkannte, kam ihm mit freudig glänzendem Angesichte entgegen.

„Sie, mein Herr!“ sagte sie. „Seien Sie mir willkommen! Sie haben uns Errettung aus einer bösen Lage gebracht.“

„Sie sind also mit mir zufrieden?“ fragte er, indem er die Thür hinter sich zuzog.

„O sehr! Ueber alle Maßen!“

„Und Ihr Mann ebenso?“

„Auch! Er hat zwar eine große —“

Sie zögerte, fortzufahren, daher forderte er sie dazu auf:

„Sprechen Sie getrost weiter!“

„Ich meinte, daß er eine große Angst ausgestanden hat.“

„Weshalb?“

„Ob der Riese Bormann wirklich zurückkehren würde!“

„Ich hatte es ihm versprochen, und ich pflege Wort zu halten. Man hat doch nichts bemerkt?“

„Kein Mensch.“

„Nun, so möchte ich noch eine Offerte an Sie richten?“

„Welche?“

„Wo ist Ihr Mann?“

„Er war zum Abendbrote hier, ist aber bereits wieder in Dienst.“

„Das ist unangenehm! Ich hätte gern mit ihm gesprochen, doch konnte ich leider nicht eher kommen. Kann man nicht zu ihm gehen?“

„Freilich kann man das; aber es ist —“

Sie blickte ihn verlegen an.

„Fahren Sie nur fort!“ ermunterte er sie.

„Wegen solchen Dingen, wie sie gestern hier besprochen wurden, dürfte Sie nicht zu ihm gehen.“

„Warum nicht?“

„Weil — weil man leicht Verdacht schöpfen könnte.“

„Ach so! Ich dachte, Sie hätten einen anderen Grund. Wie wäre es da, wenn Sie zu ihm gingen?“

„Ich? Hm! Ich darf die Kinder nicht allein lassen.“

„Sie sind ja in einer Viertelstunde wieder hier, und ich bleibe da, bis Sie kommen.“

Sie war doch bedenklich, denn sie fragte:

„Ist es etwas Gefährliches, was er thun soll?“

„O nein! Er soll sich noch hundert Thaler verdienen!“

Das wirkte augenblicklich. Der besorgte Ausdruck ihres Gesichtes verschwand.

„Was soll er dafür thun?“

„Den Riesen noch einmal herauslassen.“

„Das wird er schwerlich thun!“

„Warum?“

„Wegen der Angst. Uns ist ja nun geholfen. Wir sind nicht mehr gezwungen, etwas Verbotenes zu thun, um uns zu retten.“

Er schüttelte sehr ernst den Kopf und sagte:

„O doch! Ich glaube sogar, daß Sie heute sehr gezwungen sind, den Riesen noch einmal herauszulassen.“

„Warum?“

„Ich habe heute wieder einen Brief von dem „geheimen Hauptmann“ erhalten, der dies nothwendig macht.“

„Mein Gott! Was steht darin?“

„Daß gestern Etwas vergessen worden ist. Es muß noch eine Kleinigkeit

besprochen werden; es wird aber ganz bestimmt das letzte Mal sein, daß man an Ihren Mann eine solche Forderung stellt."

„Und wenn er doch nicht darauf eingeht?"

„So droht der Hauptmann, ihn anzuzeigen, daß er gestern den Gefangenen freigegeben hat."

„Welch ein Zwang! Was soll ich thun?"

„Ganz ebenso habe auch ich mich gefragt. Die einzige Antwort ist die, daß wir gehorchen müssen."

„Sie meinen also, daß ich zu meinem Manne gehen soll?"

„Ja. Hier ist der Brief. Nehmen Sie ihn mit. Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, ihn keinen Menschen weiter sehen zu lassen!"

„Das kann mir gar nicht einfallen. Es wäre ja zu unserm eigenen Verderben. Sie wollen also wirklich hundert Thaler zahlen?"

„Ja. Ich gebe sie Ihrem Manne augenblicklich, sobald er mir den Gefangenen bringt."

„Zu welcher Zeit soll das sein?"

„Punkt zwölf Uhr. Ich werde ganz an demselben Orte warten, wie gestern. Gehen Sie! Ich bleibe hier, bis Sie zurückkehren."

Die Frau warf ein Tuch über und ging. Sie hatte keinen Begriff von der Größe der Gefahr, in welche sie ihren Mann stürzen, und von der Größe der Pflichtverletzung, zu welcher sie ihn verleiten wollte.

Es dauerte Etwas über die angegebene Zeit, ehe sie zurückkehrte. Ihr Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck.

„Nun, was hat er gesagt?" fragte der Baron.

„Er war ganz und gar dagegen."

„Aber er hat sich doch noch erweichen lassen? Nicht?"

„Ja, freilich! Aber nicht um der hundert Thaler, sondern um der Drohung des Hauptmannes willen. Es soll aber auf jeden Fall heute das letzte Mal sein, daß er so Etwas unternimmt."

„Damit bin ich einverstanden. Das habe ich ja auch selbst gesagt. Also er wird Punkt zwölf Uhr mit dem Bormann am Pförtchen sein?"

„Ja, wenn es möglich ist. Ist er noch nicht da, so sollen Sie warten. Er kommt später ganz gewiß."

„Schön. Die hundert Thaler erhält er augenblicklich. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Er ging. Sein Weg führte ihn in jenen entlegenen Stadttheil, wo in dem Gartenhause die geheimen Zusammenkünfte abgehalten wurden. Er gelangte auf dem bereits angegebenen Wege hinein. Als er wieder zurückkehrte war Mitternacht bereits nahe. Es mußte viel verhandelt worden sein.

Wäre Jemand an der anderen Seite der Gartenmauer aufgestellt gewesen, so hätte er beobachten können, daß aus einem schmalen Pförtchen nach gewissen Pausen dunkle Gestalten huschten. Dem Pförtchen gegenüber war ein kleines Gehölz. Am Rande desselben stand im Dunkel der Bäume ein Mann, welcher für die Sicherheit der Passage zu sorgen hatte. Jedesmal, wenn Jemand

drüben erschien, gab er durch ein halblautes „Pst!" das Zeichen, daß keine Gefahr vorhanden sei.

Nach dem Letzteren wurde das Pförtchen von innen leise verschlossen. Dieser Mann blieb einen Augenblick stehen und verschwand dann, nachdem er das „Pst!" vernommen hatte, um die Ecke. Er eilte raschen Schrittes weiter, dem Innern der Stadt zu. Er schien von einem Gedanken oder Entschlusse gejagt zu werden. Er trat nach und nach in verschiedene Restaurationen ein, fand aber nicht, was er suchte. So war es beinahe ein Uhr geworden; da wurde ihm bange.

„Er ist nirgends zu finden!" murmelte er. „Soll ich es auf mich selbst nehmen, oder soll ich das geheime Zeichen geben? Er hat mir allerdings gesagt, daß ich das nur in einem sehr dringlichen Falle thun solle; aber gerade der heutige scheint mir ein solcher zu sein. Ich werde es also wagen."

Er eilte nach dem vornehmen Stadtviertel. Dort wurden die Straßen von prachtvollen Villa's gebildet. Da lag auch die Palaststraße, in welcher der Fürst von Befour wohnte. Hinter ihr zog sich eine zweite parallel dahin, an deren Eckhäusern die Bezeichnung „Siegesstraße" zu lesen war. Auch hier standen große, palaisartige Gebäude und mitten unter ihnen ein kleines Häuschen in freundlichem Schweizerstyl, welches nur für eine Familie eingerichtet sein konnte. Am Eingange zu diesem Häuschen gab es den Knopf zu einer electrischen Klingel. Hieran drückte der Mann.

Es war der Schlosser, welcher gestern dem Fürsten von Befour die Schlüssel zur Wohnung der Baronesse Alma gegeben hatte.

Nach kaum einer Minute wurde die Thür geöffnet. Der Hausflur war erleuchtet, und so konnte man den ehrwürdigen Kopf eines alten, grauhaarigen Mütterchens erkennen.

„Was wollen Sie?" fragte sie.

„Ich will zum Fürsten."

„Ich verstehe Sie nicht. Ich kenne keinen Fürsten."

„Ich meine den Fürsten des Elends."

„Von dem habe ich wohl sprechen hören, aber den kennt ja kein Mensch. Wer sind Sie, lieber Mann?"

„Ich bin ein Diener Dessen, den ich suche."

„Hm!" machte sie nachdenklich. „Ich gestehe, daß mir das Alles fremd vorkommt. Ich werde Ihnen doch lieber meinen Mann senden."

Sie ließ die Lampe im Flur stehen und trat in ein einfach möblirtes, aber ungemein schmuck und sauber gehaltenes Zimmer. Da saß ein ehrwürdiger Greis am Tische. Sein Gesicht wurde von einem eisgrauen, martialischen Bart umflossen, so dicht und grau, wie auch sein Haupthaar war. Er trug in diesem Augenblicke eine Brille auf der Adlernase und las in einem illustrirten Buche. Es war eine eingebundene Jagdzeitung mit Abbildungen von Thieren, Geräthen und Scenen, welche sich auf das edle Waidwerk beziehen. Er blickte von dem Buche auf und fragte:

„Wer war es?"

„Es will Einer zu unserem Gustav, zum Fürsten."

„Ah! Zu welchen Fürsten?“

„Des Elendes.“

„Hat er das Stichwort gegeben?“

„Nein.“

„Hm! So muß ich selbst nachsehen. Es muß nothwendig sein.“

Er erhob sich und begab sich hinaus. Dort ließ er den Schein der Lampe auf den Schlosser fallen und fragte·

„Wer hat Sie zu uns geschickt?“

„Er selbst.“

„Wer? Ich begreife Sie nicht. Ist Ihnen kein besonderes Wort gesagt worden?“

„Nein.“

„Hm!“ dachte der Alte. „So ist es ein Neuer, den er erst noch prüfen will.“

Und laut fügte er hinzu:

„Den, zu dem Sie wollen, kenne ich freilich nicht. Aber ich weiß Einen, der oftmals von ihm spricht und Ihnen sicher Auskunft ertheilen kann. Ist Ihre Angelegenheit nothwendig?“

„Nothwendig und eilig.“

„Was gilt es denn?“

„Ein Verbrechen zu verhüten. In einigen Minuten ist es vielleicht bereits zu spät.“

„Sapperlot! Da muß ich Ihnen allerdings den Ort nennen. Kennen Sie die Ufergasse?“

„Ja.“

„Da liegt die Wirthschaft der Madame Pauli?“

„Ich weiß das.“

„Begeben Sie sich schleunigst dorthin. Im Salon sitzt ein Mann mit rothem Bart und Haar; er heißt Brenner. An ihn wenden Sie sich. Er wird Ihnen sicher Auskunft ertheilen.“

„Ich danke.“

Mit diesen Worten wandte sich der Schlosser ab und eilte davon. Die Ufergasse war bald erreicht und das Haus auch. Es war ein hohes, aber nicht sehr breites Gebäude, mit verhältnißmäßig ein Wenig zu kleinen Fenstern, welche sämmtlich mit dünnen, weißen Vorhängen versehen waren. Die Thür war verschlossen. Der Schlosser klopfte leise, und sofort wurde geöffnet. Eine Frau stand da, welche den Ankömmling mit scharfen Blicken musterte.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte sie.

„In den Salon.“

Sie betrachtete ihn abermals und sagte dann mißlaunig:

„Sind Sie heute wohlhabend?“

„Mehr, als Sie denken.“

Damit schob er sich an ihr vorüber und stieg die Treppe empor. Da oben trat er in ein reich ausgestattetes Zimmer, in welchem sich eine Anzahl junger Damen und Herren befanden. Von ihnen getrennt, saß ganz allein

in einer Ecke ein Mann mit rothem Bart und Haar. Zu ihm wendete sich der Schlosser sofort.

„Sind Sie Herr Brenner?“ fragte er leise.

„Brenner ist allerdings mein Name,“ antwortete der Gefragte langsam und in der Weise, in welcher Stotternde zu reden pflegen.

„Kennen Sie den Fürsten des Elendes?“

„Ja.“

„Ich bin —“

„Schon gut! Ich kenne auch Sie!“

„Was? Wie? Mich?“ flüsterte der Schlosser.

„Ja. Sie haben dem Fürsten gestern Abend einen großen Dienst geleistet.“

„Das ist allerdings wahr.“

„Und sich heute am Morgen die Belohnung dafür geholt.“

„Auch das stimmt.“

„Sie dachten da, in der Wohnung des Fürsten zu sein, haben sich aber geirrt. Er hat verschiedene Wohnungen, welche er je nach Gelegenheit und Bedarf benützt. Wer hat Sie an mich gewiesen?“

„Zwei alte Leute, welche in der Siegesstraße wohnen.“

„Schön! So muß Ihre Angelegenheit eine wichtige und auch eilige sein. Was wollen Sie?“

„Ich muß unbedingt mit dem Fürsten sprechen.“

„Das ist für heute nicht möglich.“

„Welch ein Unglück!“

„Ein Unglück? Vertrauen Sie mir die Angelegenheit. Ich bin zuweilen Stellvertreter des Fürsten, auf alle Fälle aber sein Vertrauter.“

„Wenn das wirklich ist, so kann ich allerdings sprechen. Ist Ihnen ein Riese Bormann bekannt?“

„Sehr. Er ist heute Nacht bei der Baronesse von Helfenstein eingebrochen. Nicht?“

„Ach, ich sehe, daß Sie eingeweiht sind.“

„Mehr, als Sie denken. Sie sind ein Untergebener des geheimen Hauptmannes, dabei aber ein geheimer Anhänger des Fürsten. Sie werden belohnt werden. Aber, was ist es heute mit dem Riesen?“

„Da der Plan, ihn durch eine verbrecherische List zu befreien, gestern vereitelt wurde, so soll er heute anderwärts ausgeführt werden.“

„Alle Wetter! Wo?“

„Es soll im Schlafzimmer der Tochter des Obersten von Hellenbach eingebrochen werden.“

Der Rothkopf sprang erschrocken von seinem Stuhle auf.

„Bei Fanny von Hellenbach?“ fragte er.

„Ja.“

„Wann?“

„Vielleicht bereits in diesem Augenblicke.“

„Dann vorwärts fort! Und unterwegs das Weitere.“

V. S.

Er zog die Börse und warf ein Goldstück als Bezahlung des Weines, welchen er nun nicht genießen konnte, auf den Tisch. Dann eilten Beide fort. Keine der übrigen anwesenden Personen hatte eine Sylbe der Unterredung verstanden.

Auf der Straße angekommen, nahm der Rothe den Arm des Schlossers und fragte im raschen Vorwärtsschreiten:

„Sind Sie genau unterrichtet?“

„Ja. Ich war zugegen, als der „Hauptmann“ davon sprach.“

„Der Riese soll wieder freigelassen werden?“

„Ja.“

„Das wird heute das Unglück des Schließers sein. Er dauert mich. Aber der Riese ist ein brutaler Mensch; das Fräulein befindet sich vielleicht in Todesgefahr, und ich erfahre die Sache zu spät, um private Maßregeln ergreifen zu können. Ich bin also gezwungen, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. Wer wird bei dem Riesen sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie sind nicht mit zu ihm befohlen, wie gestern?“

„Nein. Und da der Hauptmann Jedem seine Befehle nur einzeln und leise giebt, so weiß Keiner, was der Andere zu thun hat.“

„Wünschen Sie in dieser Angelegenheit mit der Polizei in Berührung zu kommen?“

„Allerdings ganz und gar nicht. Ich befürchte, daß der Hauptmann sogar bei der Polizei seine Anhänger hat.“

„Das glaube ich nicht. Ich habe die hiesigen Verhältnisse genau studirt. Wir haben hier lauter pflichttreue und diensteifrige Leute. Sie allerdings haben überhaupt Ursache, nicht von ihnen bemerkt zu werden. Es ist also besser, daß wir uns trennen. Gute Nacht!“

Er ließ ihn stehen und ging schnellsten Schrittes weiter.

„Er hat mich nicht erkannt,“ meinte er für sich hin. „Das ist ein Zeichen, daß ich in meinen Verkleidungen nichts zu befürchten habe. Diese Lahia-laki, diese natürlichen Scalpbärte und Scalpperrücken sind gar nicht mit Geld zu bezahlen. Ah, endlich! Da ist die Wache!“

Er stand vor dem Lokale desjenigen Reviers, zu welchem die Wasser- und auch diejenige Straße gehörte, in welcher das Haus des Obersten von Hellenbach stand. Er trat ein. Es waren über ein halbes Dutzend Schutzmänner vorhanden.

„Was wünschen Sie?“ wurde er gefragt.

„Entschuldigung, wenn ich störe!“ antwortete er. „Soeben begegnete mir ein Herr, welcher mich bat, schleunigst nach hier zu gehen, um Ihnen eine sehr wichtige Meldung zu machen.“

„Welche?“

„Ich weiß nicht, ob ich sprechen darf. Es könnte sich auch um eine Mystification handeln.“

„Mystification? Hm! Wer sind Sie?“

Da trat einer der Schutzmänner vor und antwortete:

V. S.

„Ich kenne den Herrn. Es ist der Kunstmaler Brenner, welcher neben mir wohnt."

„Schön! Also, Herr Brenner, wie lautet Ihre Meldung?"

„Es wird bei der Tochter des Obersten von Hellenbach eingebrochen."

„Donnerwetter! Wann?"

„Vielleicht in diesem Augenblicke."

„Wer ist der Thäter?"

„Der Riese Bormann."

„Unsinn! Der steckt sehr sicher hinter Schloß und Riegel!"

„Er ist entweder entsprungen oder herausgelassen worden. Ich weiß das natürlich nicht. Ich kann blos sagen, was der Herr mir aufgetragen hat."

„Jedenfalls eine Mystification, mein werther Herr Brenner. Kannten Sie den Herrn, der Sie hergeschickt hat?"

„Nein."

„Sehen Sie! Es scheint, man hat sich im Datum verrechnet. Wir haben den ersten Dezember, aber nicht den ersten April."

Der angebliche Maler schüttelte nachdenklich den Kopf. Er meinte:

„Der Fremde schien vorausgesehen zu haben, daß man mir keinen Glauben schenken würde. Er gab mir eine Bescheinigung mit."

„Ah! Was?"

„Es ist nicht hell genug auf der Straße, um deutlich zu sehen. Es scheint eine Art von Münze zu sein, welche ich erhielt. Hier ist sie."

Er zog den Gegenstand aus der Tasche und gab ihn hin. Der Beamte warf einen Blick darauf und sagte überrascht:

„Der Fürst des Elendes! Ueberall ist er! Alles weiß er! Er sagt nie die Unwahrheit! Der Einbruch wird wirklich verübt. Auf also, meine Herren! Nehmen Sie Todtschläger mit! Einer bleibt hier! Vorher aber telegraphire ich um Succurs nach der Hauptwache!"

Bei der Bewegung, welche es jetzt gab, fiel es gar nicht auf, daß der Maler sich nach einem kurzen Gruße zurückzog. Kaum eine halbe Minute nach ihm verließen auch die Polizisten das Local.

Nicht in einer auffälligen Truppe, sondern einzeln und möglichst unbemerkt eilten sie dem angegebenen Orte zu. Das Thor war verschlossen. Der Anführer zog es vor, zu klopfen, anstatt die Klingel zu ziehen. Der Portier war wach. Er nahte sich und fragte von innen:

„Wer klopft?"

„Die Polizei. Oeffnen Sie möglichst leise!"

Der Mann schien bestürzt zu sein, denn es dauerte eine Weile, ehe das Thor aufging. Er trat unter die Oeffnung und fragte:

„Wirklich Polizei?"

„Ja. Sie sehen es ja. Sprechen Sie leise. Wo schläft Fräulein von Hellenbach? Liegt das Zimmer nach der Straße oder nach dem Hofe zu?"

„Nach dem Hofe zu. Warum?"

„Erschrecken Sie nicht. Wir erwarten Menschen, welche dort einbrechen wollen."

„Himmeldonnerw—!"

„Pst! Nicht so laut. Ist jemand Verdächtiges hier passirt?"

„Nein."

„Oder durch die Hofthür?"

„Kein Mensch."

„Hm! Ist die Letztere ohne Geräusch zu öffnen?"

„Ja. Schloß und Angeln sind gut geölt."

„Oeffnen Sie! Dieser Vordereingang bleibt auch offen, und ein Mann postirt sich hier, um den Succurs zu empfangen. Die Anderen kommen mit. Vorwärts! Aber leise!"

Der Portier öffnete die Hinterthür. Der Anführer trat vorsichtig in den Hof und blickte sich um. Er hatte kaum Selbstbeherrschung genug, einen Ruf des Erstaunens zu unterdrücken. Er trat zurück und meldete flüsternd:

„Sie sind bereits oben. Draußen lehnt eine Leiter. Es scheint, sie sind durch das gegenüberliegende Haus der Wasserstraße hier in den Hof eingestiegen."

„Wollen wir ihnen auf der Leiter folgen?" fragte Einer.

„Nein," antwortete der vor- und umsichtige Beamte. „Das wäre zu gefährlich. Derjenige, welcher von Außen durch das Fenster steigen wollte, wäre den Waffen der Einbrecher preisgegeben. Sind die Thüren oben verschlossen?"

„Ja," antwortete der Portier. „Aber mein Hauptschlüssel öffnet alle."

Da hörte man leise Schritte von außen. Die erwartete Hilfe nahte.

„Ah, da kommt Succurs," sagte der Beamte. „Brennt die Laternen an! Sechs, acht, zehn, zwölf Mann! Das ist vollständig genug. Einer am Hauptthore, Zwei am Hinterthore hier, um den Hof zu bewachen. Die Anderen folgen jetzt. Vorwärts!"

Sie stiegen unhörbaren Schrittes die Treppe empor. Noch waren sie kaum verschwunden, da stieß Einer von den Beiden, welche den Hof zu bewachen hatten, den Anderen an.

„Du! Schau! Dort an der Mauer!" flüsterte er.

Auf der Mauer, welche das Grundstück von dem hinter demselben liegenden trennte, erschien ein Mensch. Er sprang hinab und kam leisen, aber eiligen Laufes herbei.

„Er gehört zu ihnen. Wollen wir ihn festnehmen?" flüsterte der Polizist.

„Nein, bei Leibe nicht!" meinte der Andere. „Laß ihn nur hinauf. Dort ist er uns sicher. Jetzt aber, wenn er Lärm machte, könnte er uns Alles verderben."

„Hast auch Recht. Lassen wir ihn also hinauf."

Sie hatten die Thüre so weit zugezogen, daß nur eine schmale Lücke offen war. Durch diese betrachteten sie die Person. Sie war nicht sehr hoch und dabei schmächtig. Gesichtszüge ließen sich nicht erkennen. Er bekümmerte sich gar nicht um die Thür; er eilte auf die Leiter zu. Als sie jetzt die Thür weiter öffneten und die Köpfe ein Wenig vorsteckten, sahen sie ihn wie

eine Katze emporklettern. Oben hielt er an und blickte durch das jedenfalls offenstehende Fenster. Dann sprang er hinein.

Einen Augenblick lang hörte man nichts. Dann aber erklang eine Stimme:

„Zurück, Bösewicht!"

In demselben Augenblick erscholl von oben ein Schrei, welcher mehr dem Brüllen eines wilden Thieres oder rasend gewordenen Stieres glich.

„Das ist der Kampf," meinte der eine Polizist.

Sie lauschten in höchster Spannung. Das Gebrüll währte noch einige Zeit. Ein Schuß krachte; noch einer; Flüche erschollen; dann wurde es still.

„Wir haben gesiegt," antwortete der andere Polizist. —

Nachdem der „Hauptmann" über die Mauer des heimlichen Versammlungsortes wieder auf die Straße geklettert war, begab er sich nach der Frohnveste. Er langte kurz vor zwölf Uhr bei dem Pförtchen an, hatte aber bis weit über Mitternacht zu warten, bis es leise geöffnet wurde. Zwei Männer traten heraus, der Riese und der Schließer. Der Letztere flüsterte:

„Sind Sie da? Ja. Ich wage viel!"

„Gar nichts!" antwortete der Hauptmann.

„Werden Sie ihn mir wirklich wiederbringen?"

„Gewiß!"

„Wann?"

„Punkt drei Uhr."

„Ich thue es aber zum letzten, zum allerletzten Male!"

„Man wird es auch nicht öfterer verlangen."

„Und das Geld?"

„Hier sind hundert Thaler. Adieu einstweilen!"

Er drückte ihm die abgezählte Summe in die Hand und zog dann den Riesen mit sich fort. Unter den Bäumen blieb er mit ihm stehen.

„Was solls heute wieder?" fragte Bormann mißmuthig.

„Deine Rettung!"

„Pah! Wohl wie gestern wieder?"

„Unsinn! Das war ein dummer Fall! Ihr seid selbst Schuld!"

„In wiefern?"

„Ich wende eine solche Summe auf, um Dich durch den Beweis zu retten, daß es einen Zweiten giebt, der Dir ähnlich ist; ich sage sogar, daß Ihr das ganze Geld behalten sollt, und Ihr laßt Euch von einem einzelnen Menschen in das Bockshorn jagen! Hättet Ihr ihn niedergeschlagen!"

„Donnerwetter! Hauptmann, es war der Fürst des Elendes!"

„Das habt Ihr mir bereits heute Nacht erzählt. Ich glaube es nicht."

„Aber ich glaube es! Er stand mit zwei Revolvern vor uns. Hätte sch mich bewegt, so wäre ich in demselben Augenblicke eine Leiche gewesen."

„Wir wollen nicht rechten. Vorüber ist vorüber. Ich brauche Dich nothwendig; darum sollst Du auf alle Fälle frei werden, aber nicht durch die Flucht, sondern durch richterlichen Spruch. Ist die eine Gelegenheit versäumt worden, so muß ich Dir eine andere bieten."

„Ich habe verdammt wenig Lust!“

„Was? Wie? Du willst nicht frei werden?“

„Herzlich gern; aber nicht auf diese Weise!“

„Auf eine andere geht es nicht.“

„Ich möchte keine Dummheiten mehr begehen.“

Der Hauptmann trat einen Schritt zurück, schüttelte verächtlich mit dem Kopfe und antwortete:

„Bah! Eine ganz alberne Folge der Predigt, welche Euch dieser Popanz, der Fürst des Elendes, gehalten hat.“

„Ich gebe aber doch zu, daß er Recht hat!“

„Meinetwegen! Folge ihm! Laß Dich verurtheilen! Weißt Du, was Du zu erwarten hast?“

„Nun?“

„Bis zwölf Jahre Zuchthaus!“

„Das weiß ich. Ich brenne aber durch. Ich mache nach Amerika und werde dort ein ehrlicher Kerl.“

„Das ist nicht so leicht, als wie Du denkst!“

„O, mich sollen sie nicht erwischen!“

„Aber Deine Frau?“

Der Verbrecher senkte den Kopf und schwieg.

„Und Dein Kind!“ fügte der Hauptmann hinzu.

Da hob der Riese den Kopf langsam empor und antwortete:

„Meine Frau! Herr, ich habe ein braves Weib! Ich bin es gar nicht werth! Sie hat mich so lieb gehabt, und was habe ich ihr dafür gegeben? Jammer, Schande und Elend habe ich sie gebracht! Und mein Kind, mein Junge, mein —“

Er hielt inne. Es war über den riesenstarken Mann eine Rührung gekommen, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Erst nach einer Weile fuhr er mit leiser, milder, beinahe zärtlicher Stimme fort:

„Haben Sie Kinder, Herr?“

„Nein.“

„Sind Sie einmal gefangen gewesen?“

„Nein.“

„So wissen Sie nichts, gar nichts! Hauptmann, ich bin ein wilder, ein grimmiger Mensch; ich mache mir aus einem Menschenleben nichts, gar nichts. Ich habe meine Eltern zu Tode geärgert und mein Weib ins Elend gebracht; ich habe es geschlagen, oft, oft, daß es liegen blieb; ich habe gestohlen, geraubt, gemordet; ich habe gedacht, daß da unter den Rippen und Knochen nicht eine Spur von dem sei, was Andere das Herz nennen! Aber, hole mich der Teufel, ich habe doch ein Herz, und was für eins! Das habe ich während meiner Gefangenschaft gemerkt.“

Er hielt abermals inne. Er hatte die Hände gefaltet, und seine Stimme war so weit gesunken, daß die einzelnen Worte fast nicht verstanden werden konnten. Seine Brust hob und senkte sich, und erst nach einem tiefen, tiefen Athemzuge fuhr er fort:

„Herr, mein Junge hat so blaue, blaue Augen — grad wie der Himmel! Und die Backen sind so rund und so roth! Und das Mäulchen — grad zum Küssen — zum Schmatzen, wie ich es heiße! Und die Arme und Beine, so dick, so rund, so quatschelig, daß es eine Freude, eine Wonne ist! Er konnte schon Papa sagen! Herrgott! Papa! Und was für ein Papa bin ich gewesen! Ein Rabenvater, der — der — der —"

Er schluchzte!!!

Der Hauptmann sagte kein Wort. Nach einer Pause fuhr der Riese fort:

„Der Kleine packte mich beim Barte und beim Haare und zauste mich, daß es eine Freude war. Und dann legte er mir den Kopf auf die Achsel und die Aermchen um den Hals, und nun trat meine Frau herbei und nahm — nahm — nahm mich von der anderen Seite und fragte mich weinend, ob das denn nicht ein Glück — ein Glü — ein Gl —"

Seine Stimme brach in Weinen. Er schlang die Arme um den nächsten Baum und legte den Kopf an den Stamm, als ob er seine starke, mächtige Gestalt stützen müsse. Das dauerte eine ziemliche Weile. Dann begann er abermals:

„Was mögen sie machen? Werden sie an mich denken? Papa wird der Kleine sagen; aber Der, nach dem er sich sehnt, der liegt in Ketten. Der Fürst des Elendes hatte Recht, ganz Recht!"

„Machst Du es anders?" fragte der Hauptmann jetzt.

„Ja. Ich könnte!"

„Wie denn?"

„Durch die Flucht."

„Und Deine Frau, Dein Kind?"

„Die nehme ich Beide mit."

„Schwatze keinen Blödsinn! Mit diesen Beiden hätten sie Dich bald wieder ergriffen."

„Ich würde sie und mich vertheidigen wie ein Löwe!"

„Aber doch untergehen! Und was hätten sie dann davon? Nein! Hast Du die Deinigen wirklich so lieb, wie Du sagst, so ist das ein Grund mehr, mir zu gehorchen. Thust Du das, so bist Du in drei oder vier Wochen freigesprochen."

Der Riese richtete seine Gestalt freudig in die Höhe.

„Ist das wahr?" fragte er.

„Ich verspreche es Dir! Ich gebe Dir mein Ehrenwort!"

„Das Urtheil wird lauten, daß ich unschuldig bin?"

„Ja."

„Und ich kann dann zu meinem Weibe und meinem Kinde gehen?"

„Ja. Du bist dann vollkommen und vollständig frei."

„Das klingt freilich gut, das klingt ganz so, wie ich es haben will!"

„Und es wird auch so werden!"

„Was habe ich da zu thun?"

„Du steigst noch einmal ein."

„Gut, gut! Es handelt sich um die Freiheit und um Weib und Kind.

Folge ich dem Fürsten, so komme ich in's Zuchthaus. Folge ich Ihnen, so werde ich frei. Da ist die Wahl nicht schwer."

„Du willigst also ein?"

„Ja, ich will. Aber eine Bedingung stelle ich!"

„Welche?"

„Es darf kein Mord dabei sein!"

„Es ist auch keiner dabei. Du sollst bei einer Dame einsteigen und ihren Schmuck holen."

„Darauf gehe ich ein. Wer ist sie?"

„Die Tochter des Obersten von Hellenbach."

„Die? Ah, die kenne ich, und ihr Haus auch."

„Das ist gut."

„Wie aber komme ich hinein?"

„Durch das Haus Nummer Elf in der Wasserstraße."

„Wie aber komme ich in dieses?"

„Ich habe den Schlüssel. Hier ist er!"

Er gab dem Riesen den Schlüssel. Dieser betrachtete ihn beim Scheine des Schnees und fragte:

„Sapperment, das ist kein Nachschlüssel, sondern ein Original! Wie kommen Sie dazu?"

Der Hauptmann hütete sich natürlich, zu sagen, daß er der Besitzer des Hauses sei. Er antwortete:

„Das ist Nebensache! Du öffnest vorsichtig und kommst ohne Gefahr bis in den Hinterhof. Die Mauer desselben stößt an Hellenbachs Garten."

„Ist sie hoch?"

„Allerdings. Beinahe fünf Ellen."

„Wie komme ich da hinüber?"

„Sehr einfach. Grad an dieser Mauer hängt eine Leiter. Sie ist wegen Feuersgefahr vorhanden. Sie ist zwar sehr lang, aber es hängt dabei noch eine viel kürzere, welche passen wird."

„Gut! Und nachher?"

„In Hellenbachs Hofe angekommen, ist es das dritte Fenster der zweiter Etage, von links gerechnet, wo Du einsteigen mußt."

„Der zweiten —! Alle Teufel! Wie komme ich da hinauf?"

„Sehr einfach! Auch auf einer Leiter!"

„Wo finde ich die?"

„Ich habe sie mit."

„Wo?"

„Hier. Dort zwischen den Bäumen liegt sie.

„Und die soll ich von hier nach der Wasserstraße schleppen?"

„Ja."

„Durch einen Hausflur, zwei Höfe und einen Garten?"

„Ja."

„Nehmen Sie es mir nicht übel! Aber, sind Sie etwa verrückt, Herr?"

„Nein. Ich traue Dir aber viel zu; denn ich weiß, daß Dir Keiner gleichkommt."

„Das ist aber Unmögliches verlangt!"

„Pah! Es ist nicht so schwer. Komm und siehe Dir die Leiter an!"

Er zog ihn ein Stück weiter fort bis zu einem Baume, an welchem ein hier nicht deutlich zu erkennender Gegenstand lehnte. Der Riese betastete ihn.

„Ah, von Eisen," sagte er.

„Ja. Nur fünfzehn Pfund schwer."

„Und das soll zwei Stock hoch reichen?"

„Ganz sicher. Es ist meine eigene Erfindung. Leider kann ich auf so eine Diebesleiter kein Patent nehmen."

„Sie ist zusammengelegt und trägt sich wie ein Feldstuhl."

„Ich werde Dir nachher zeigen, wie sie geöffnet wird. Vorher aber muß ich Dich noch weiter instruiren. Hierr in dieser Mappe sind zwei Pflaster."

„Um das Fenster einzudrücken?"

„Ja. Das muß aber mit solcher Vorsicht geschehen, daß sie nicht davon erwacht."

„Werde ich sehen können, ob sie schläft?"

„Ja; sie brennt Nachtlicht. In der Mappe sind zugleich Knebel und Stricke. Du bindest und knebelst sie, läßt ihr aber die Augen offen, damit sie Dich deutlich sehen kann. Darauf kommt Alles an. Am Spiegel steht das Schmucktischchen. Der Schlüssel dazu wird anstecken. Steckt er aber nicht an, so liegt er am Fuße des Consolührchens."

„Woher Sie doch nur stets Alles so genau wissen!"

„Das ist meine Specialität! Wenn Du dann die Pretiosen genommen hast, kehrst Du ganz einfach auf demselben Wege zurück, den Du vorher gemacht hast."

„Ich bin ganz allein?"

„Ganz. Bis zu dem Hause an der Wasserstraße gehe ich mit. Dort werde ich warten. In einer Viertelstunde kannst Du fertig sein. Hier ist für den Nothfall ein Revolver!"

„Gut! Heute heißt es: Entweder frei werden oder zu Grunde gehen!"

„Du wirst frei sein. Morgen wird es heißen, daß der Riese Bormann bei Hellenbachs eingebrochen ist. Du bist aber gefangen. Es muß Einen geben, der Dir ähnlich ist wie ein Ei dem andern, nur daß er ein Maal hat. Der Jude Salomon Levi wird beschwören, daß Derjenige, welcher bei ihm gewesen ist, ein Maal gehabt hat — Du bist gerettet."

„Aber das Maal —?"

„Das mache ich Dir jetzt. Komm ein Wenig mehr in das Lichte!"

Nach kurzer Zeit, während welcher er ihm auch den Gebrauch der Leiter gezeigt hatte, waren sie zum Aufbruche bereit. Der Riese nahm die sämmtlichen Gegenstände an sich, und es gelang ihnen, völlig unbeachtet bis in die Wasserstraße zu kommen

V. S.

Hier blieb der Hauptmann zurück. Bormann öffnete die Hausthür von Nummer Elf und zog den Schlüssel wieder ab. Er gelangte glücklich in den Hof und auf die von dem Hauptmanne angegebene Weise bis an die hintere Front des Hellenbach'schen Palastes. Ja, dort oben am dritten Fenster war noch Licht!

Er nahm die Leiter auseinander und richtete sie vorsichtig empor. Am oberen Ende hatte sie krumme Haken, gerade wie die Steigleitern unserer Feuerwehr. Mit Hilfe derselben fand sie oben auf dem Fenstersteine einen festen Halt.

Jetzt probirte er den Aufstieg. Die Leiter war sehr dünn gearbeitet, zeigte sich aber als unzerbrechlich und zuverlässig. Er kam glücklich oben an und blickte in das Zimmer.

Da lag sie auf ihrem Ruhebette, so schön, so hold, wie er noch kein Mädchen gesehen hatte.

„Himmelelement!" flüsterte er. „Ist das ein Prachtmädel! Der reine Engel! Da ist mein Weib denn doch nichts dagegen! Aber dafür hat die einen Jungen! Hm, sie dauert mich fast! Was ich heute doch so weichherzig bin! Es ist mir, als ob ich sterben sollte!"

Er griff in die Mappe, welche er sich an einer Schnur wie eine Tasche umgehängt hatte, und nahm ein Pflaster heraus, welches er an die Fensterscheibe klebte. Er hatte in solchen Dingen die Geschicklichkeit eines Virtuosen erlangt. Ein kurzes, ganz, ganz leichtes Klingen und dann war es wieder still! Er schaute und lauschte hinein — die holde Schläferin war nicht aufgewacht!

Die Tafel war entfernt. Er langte hinein, öffnete die Wirbel und stand im nächsten Augenblicke im Zimmer. Fanny schlief noch immer. Er trat näher und betrachtete sie.

„Wie von einem Künstler gemalt!" dachte er. „Es ist fürchterlich grob von mir, aber ich kann nicht anders, ich muß."

Er zog den Knebel und die Schnuren hervor.

„Also jetzt! Eins — zwei — alle Teufel! Was ich heut so zaghaft bin! Was hat das zu bedeuten? Fast ist es mir, als ob ich mein eigenes Weib fesseln und knebeln solle. Aber es muß sein. Ich habe keine Zeit, zu warten. Also Eins — Zwei —"

Auch jetzt zögerte er noch. War es die Schönheit, die Reinheit des vor ihm liegenden Mädchens oder war es das erwachte Gewissen — er trat einige Schritte zurück. Da aber war es ihm, als ob er in der Ferne ein Geräusch vernehme. Das brachte ihm die Gefährlichkeit seiner Lage in das Gedächtniß zurück. Das Fenster war geöffnet; er hatte an demselben gestanden. Wie leicht konnte er von dem Hause da drüben aus gesehen werden.

Er trat rasch hinzu — ein unterdrückter Schrei, ein kurzes und vergebliches Kämpfen des schönen Mädchenkörpers gegen die herkulischen Kräfte des Riesen — dann lag sie da, geknebelt und gebunden, die angstvollen Augen auf ihn gerichtet. Er nickte ihr beruhigend zu und sagte halblaut, um nicht möglicher Weise im Nebenzimmer gehört zu werden:

V. S.

„Keine Angst, Gnädige! Ich thue Ihnen nichts! Ich will mir nur einige Pretiosen von Ihnen leihen. Kennen Sie mich?“

Sie schüttelte den Kopf. Dieses Mädchen mußte kräftige Nerven haben, da sie nicht vor Angst in Ohnmacht gefallen war.

„Ich bin der Riese Bormann. Sie können das morgen aller Welt sagen. Ich bin auch da kürzlich bei einem Uhrmacher eingebrochen. Aber thun werde ich Ihnen nichts. Ah, der Schlüssel steckt!“

Er öffnete das Tischchen und zog Alles hervor, was sich darin befand. Sie konnte ihn natürlich nicht sehen, sie konnte sich auch nicht bewegen, aber das Klirren der goldenen Ketten und Ringe wurde plötzlich durch den Ruf unterbrochen:

„Zurück, Bösewicht!“

Wer war es, der diesen Ruf ausstieß? —

Als Robert Bertram, ganz glücklich, im Besitze von fünfzig Thalern zu sein, das Haus des Juden verlassen hatte, war es zunächst seine Absicht gewesen, nach Hause zu gehen, um die Seinen durch die frohe Botschaft von ihrem Herzeleid zu befreien, aber er dachte an den schuldigen Hauszins und an die Drohungen, welche der Vorsteher gestern ausgesprochen hatte. Daher beschloß er, lieber zuerst diesen aufzusuchen.

Er traf ihn daheim, jedoch zum Ausgehen bereit, und grüßte ihn höflich. Herr Seidelmann erwiderte den Gruß kalt und von oben herab und sagte:

„Kommen Sie endlich! Jedenfalls ist es nur Ihre Absicht, um Nachsicht zu bitten! Das ist aber umsonst!“

„Das weiß ich!“ antwortete Robert ruhig.

„Wie? Das wissen Sie? Und dennoch sind Sie da?“

„Wie Sie sehen, Herr Seidelmann!“

„So gehen Sie nur gleich wieder fort! Morgen werden Sie auf die Straße gesetzt! Ich hatte mir vorgenommen, es bereits heute zu thun.“

„Sie werden doch die Güte haben, uns wohnen zu lassen!“

„Sie irren sich sehr! Und in dem Tone, welchen Sie gebrauchen, trägt man übrigens keine Bitten vor!“

„So viel ich weiß, komme ich nicht um zu betteln, sondern um zu bezahlen!“

Der fromme Mann fuhr erstaunt zurück.

„Bezahlen — be — zah — len?“ fragte er gedehnt.

„Wie Sie hören!“

„Fast traue ich meinen Ohren nicht recht! Woher haben Sie denn das Geld?“

„Darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben!“

„Nicht? Ah! Mir, dem Armenversorger? Ich will doch hoffen, daß es auf ehrliche Weise in Ihre Hände gekommen ist! Das siebente Gebot lautet: Du sollst nicht stehlen! Und wenn ich —“

„Herr!“ unterbrach ihn da Robert. „Was fällt Ihnen ein! Sagen Sie noch einmal ein solches Wort, und Sie sollen sehen, was ich thue!“

Der Vorsteher zog sich hinter einen Tisch zurück, blickte sich ängstlich nach einer Vertheidigungswaffe um und schrie:

„Was wollen Sie thun? Mich vielleicht anfallen und berauben? Ich werde um Hilfe rufen und Sie wegen Hausfriedensbruch, Drohung und Nöthigung verklagen lassen!“

„Thun Sie das! Vorher aber nehmen Sie das Geld und fertigen mir darüber eine Quittung aus!“

„Gut! Das will ich thun! Das ist meine Pflicht, meine schwere, mühevolle und undankbare Pflicht. Bei der Administration solcher Häuser erntet man nur Aerger und Gefahr des Leibes und des Lebens. Doch rechne ich dabei auf Gotteslohn, welcher dem Gerechten nicht versagt bleiben wird.“

Er kam hinter dem Tische hervor, setzte sich an demselben nieder und schlug ein dickes Buch auf. Dann warf er einen forschenden Blick auf den Jüngling und fragte:

„Sie wollen doch Alles bezahlen?“

„Alles!“

„Können Sie das auch?“

„Ja.“

„Wissen Sie, wie viel Sie schuldig sind?“

„Sehr genau.“

„Ich zweifle daran!“

„Sie haben den Hauszins für —“

„Oh, oh!“ fiel der Administrator ein. „Den Hauszins blos?“

„Ja. Was sonst weiter?“

„Acht Prozent Zinsen vom Verfalltage an.“

„Ah!“ sagte Robert erstaunt.

„Und die Quittungs- und Buchungsgebühr!“

„Die Quitt — Was sind das für Gebühren?“

„Und die Anwaltskosten!“

„Herr Seidelmann, ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen!“

„Das glaube ich Ihnen! Ja, das glaube ich Ihnen! Wer Liebesgedichte schreibt und liest, der pflegt in den Angelegenheiten des weniger poetischen Lebens gewöhnlich ein Lüdrian zu sein. Ich muß Ihnen leider erst erklären, welche Pflichten Sie zu erfüllen haben!“

Er setzte sich in Positur, opferte seiner Nase eine Prise, legte sein Gesicht in strenge Falten und fragte:

„Sie sind den Miethzins schuldig geblieben?“

„Leider, ja.“

„Diese Schuld mußte gebucht werden!“

„Ich glaube es.“

„Sie sind Schuld, daß diese Arbeit nöthig wurde und haben also die Kosten derselben zu bezahlen.“

„Von solchen Kosten habe ich noch nie gehört. Wie viel betragen sie?“

„Vier Procent der Schuldsumme.“

„Mein Gott! Das macht mit den Zinsen ja zwölf Procent!“

„Allerdings. Und dazu kommen die Anwaltskosten."

„Ich hatte doch mit keinem Anwalte zu thun!"

„Aber ich! Sie kamen heute nicht, um zu bezahlen, und so ging ich zum Advocaten, um die Klage auf Exmission anfertigen zu lassen. Das kostet Geld, das Zurücknehmen der Klage kostet wieder Geld. Wollen Sie zahlen, und sind Sie wirklich im Stande, es zu thun?"

Robert war wie vom Donner gerührt. Er, der bescheidene, unerfahrene Jüngling, war einem solchen Manne gegenüber machtlos. Er fragte sich, ob die fünfzig Thaler wohl reichen würden; er dachte an das Geld, welches ihm von den Goldstücken, welche der Fürst von Befour ihm geschenkt hatte, übrig geblieben war, und fragte:

„Herr Seidelmann, nennen Sie das nicht Wucher?"

„Wucher? Was fällt Ihnen ein! Was verstehen Sie unter Wucher?"

„Wenn ein Gläubiger mehr Zinsen nimmt, als er menschlicher Weise nehmen sollte!"

„Die Bibel gebietet dem gläubigen Christen, mit seinem Pfunde zu wuchern! So lautet es wörtlich!"

„Diese Stelle ist anders zu deuten!"

„Davon verstehen Sie nichts. Die Bibel kann nur von einem frommgläubigen Theologen ausgelegt werden. Ich frage nochmals, ob Sie bezahlen können?"

„Und wenn ich es nicht kann?"

„So werden Sie exmittirt, zu deutsch herausgeworfen."

„Herr Vorsteher! Ich möchte fragen, ob das christlich ist?"

„Aergert Dich Dein Auge, so reiße es aus! Aergert Dich Deine Hand, so haue sie ab! Sie geben, indem Sie Liebesgedichte lesen und den Zins nicht zahlen, dem ganzen Hause ein Beispiel des Aergernisses. Meine Pflicht als Vorsteher, Christ und Administrator gebietet mir, dieses Aergerniß zu beseitigen. Sehen Sie, Ihre Augen blitzen und Ihre Lippen zucken vor unchristlicher Wuth, vor sündhaftem, teuflischem Grimm! Und doch gebietet der heilige Apostel: Kindlein, liebet Euch unter einander! Sie aber sind Beelzebub verfallen. Sie sind ein Kind der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffärthigen Wesens. Gehen Sie in sich! Besuchen Sie die Beichte, und bitten Sie den Allliebenden dabei auf Ihren Knieen um Gnade und Barmherzigkeit."

Robert stand da, ganz starr vor Erstaunen.

„Sehen Sie," fuhr der Vorsteher fort, „wie die Wahrheit meiner Worte auf Sie wirkt? Sie ist wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Sie stehen da wie Lots Weib, als es sich umblickte nach dem Feuer, welches Sodom und Gomorrha verschlang. Auch Sie leben in einem Sodom und wandeln in dem Gomorrha der Ueppigkeit und der unlauteren Liebe, die in frechen Liedern besungen wird. Wollen Sie nicht, daß auch auf Sie Feuer und Schwefel herniederregne, so thun Sie bei Zeiten Buße im Sacke und in der Asche. Kasteien Sie Ihr Fleisch; werfen Sie die Neigung zum Mammon von sich, und versuchen Sie, ein gerechtes Leben zu führen in Ehren und Gottwohl-

gefälligkeit. Und fühlen Sie sich zu schwach dazu, so kommen Sie zu mir. Sie sollen in mir den Hirten finden, welcher das räudige Schaf mit der heilenden Salbe der Gnade bestreicht, damit er es wieder versammeln kann zur Heerde der Gerechten und Frommen!"

Jetzt fand Robert die Sprache wieder. Er hatte den Mann ausreden lassen und wollte nun eine scharfe Entgegnung beginnen. Aber er besann sich eines Besseren und sagte nur:

„Herr Seidelmann, haben Sie die Güte, mir zu sagen, wie viel ich zu bezahlen habe."

„So ist es recht! Die wahre Frömmigkeit beginnt mit der Erfüllung der berechtigten irdischen Pflichten. Ich werde addiren."

„Ich werde nicht nur um die Summe bitten."

„Um was noch?"

„Um die einzelnen Posten."

Der Vorsteher blickte ihn ganz erstaunt an.

„Warum? Wozu?"

„Sie haben mir meine geistlichen Schulden soeben so ausführlich hergezählt, daß es Ihnen sehr leicht sein muß, mir auch die irdischen, so weit sie den Miethzins betreffen, zu specificiren."

„Das kann ich, aber es hat keinen Zweck."

„O doch!"

„Nun, welchen?"

„Den der Controle."

„Was?" brauste der Fromme auf. „Sie wollen mich controliren?"

„Nein. Aber ich habe als Sohn die Verpflichtung, meinem Vater zu zeigen, wofür ich mein Geld ausgebe. Ich selbst also bin es, welcher controlirt werden soll. Schreiben Sie mir besonders den Namen des Rechtsanwaltes auf, bei welchem Sie die Exmissionsklage fertigen ließen. Sie müssen die Liquidation dieses Herrn in den Händen haben. Geben Sie mir eine mit Ihrer Unterschrift versehene Abschrift davon. Ich werde Alles bezahlen, nur bitte ich Sie, Alles zu unterschreiben!"

Da stand der Vorsteher von seinem Stuhle auf und rief ihm zu:

„Mensch! Sünder! Du beleidigst Gott, indem Du seinen Diener lästerst! Eine von mir beglaubigte Abschrift einer weltlichen, einer profanen, einer advocatorischen Liquidation! Das ist Schändung meines Amtes. Die Zunge, welche solche Forderungen stellt, sollte eigentlich verdorren. Bertram, ich sehe ein, daß Sie nie zu bessern sind. Ich gebe Sie verloren für alle Zeit und Ewigkeit; aber ich wasche meine Hände in Unschuld, denn ich habe zu Ihrer Rettung gethan, was ich thun konnte. Ich mag nichts mit Ihnen zu thun und nichts mit Ihnen gemein haben. Ich mag nichts von Ihnen erhalten. Ich schenke Ihnen Alles, Alles, die Buchungskosten, die Quittungsgebühren, die Zinsen der Schuld und sogar die Anwaltskosten. Ich will lieber dieses irdische Opfer bringen, als den kleinsten Denar, den geringsten Obolus mein Eigen nennen, nachdem er sich in Ihrer Hand befunden hat! Aber den

Miethzins kann ich Ihnen nicht erlassen, denn der gehört nicht mir, sondern dem Eigenthümer des Hauses."

Ueber das hagere Leidensgesicht des Jünglings glitt ein unbeschreibliches Lächeln. Freude, Stolz und Verachtung fanden ihren Ausdruck in demselben. Er sagte in möglichster Ruhe:

„Da hat Gott Ihnen einen guten Gedanken eingegeben. Ihre Rechnung wäre in die Hände des Anklägers gekommen. Jetzt weiß ich selbst genau, wie viel ich Ihnen zu bezahlen habe. Hier ist das Geld. Quittiren Sie schnell, damit ich so rasch wie möglich aus Ihrer Seligkeit hier in mein Gomorrha komme!"

Der Fromme sprach kein Wort weiter. Er steckte das Geld ein, schrieb die Quittung und warf sie ihm hin. Selbst als Robert, bevor er ging, noch grüßte, erhielt er keine Antwort. Er war ja dem Teufel verfallen. Der Frömmler durfte ihn keines Wortes mehr würdigen.

Als Robert zu Hause ankam, gab es noch immer Thränen, aber sie waren bald gestillt, als er die Quittung vorzeigte und dann bewies, daß er sogar noch Geld übrig habe.

„Woher aber hast Du denn eine so große Summe erhalten?" fragte sein Vater.

Er fiel vor Freude in einen fürchterlichen Husten, denn die Erstere griff ihn ebenso an wie die Traurigkeit.

Robert erzählte es, ließ aber weg, daß er die Kette zum Pfande dort gelassen hatte. Marie erhielt Geld, um Speise und anderes Nothwendige herbei zu schaffen. Er ging mit ihr, um sich in das Haus des Juden zu begeben. Unten auf der Straße meinte sie, indem sie sich selbst zu trösten versuchte:

„Glaubst Du, daß es möglich ist, das Oel aus der Stickerei zu entfernen?"

„Ich bin kein Chemiker; ich kann da leider gar nichts sagen."

„Ich hoffe es. Ich habe recht innig zu Gott gebetet, daß er mir die Freude machen soll, damit ich morgen auch Geld bringen kann. Hast Du vielleicht Wilhelm gesehen?"

„Nein. Ist er nicht daheim?"

„Noch nicht!"

„Du warst bei seiner Mutter?"

„Ja."

„Vielleicht hat er Ueberstunden zu arbeiten."

„Das ist möglich. Sein Prinzipal ist heute Mittag dagewesen und heute Abend mit einem Herrn wiedergekommen, um die Maschine zu holen, welche für den Engländer bestimmt ist."

„So arbeitet er jedenfalls daran."

Die guten Kinder wußten nicht, daß der andere Herr, der mitgekommen war, ein Polizist in Civil gewesen war.

Robert wurde, als er an der Thür des Juden klopfte, von der alten Rebecca eingelassen. Sie blickte ihn freundlich an, nickte ihm zu und fragte ihn zutraulich:



D.V.S. 13.

„Himmelelement!"

„Ist es wahr, daß Sie oft Hunger gelitten haben?"

„Ach ja! Zuweilen!"

„Nun, dann werden Sie Ehrenketten empfangen von Fürsten und Potentaten, und man wird Ihren Namen ausmeiseln in Gold, den Buchstaben zu zwanzig Kreuzer beinahe. Gehen Sie eine Treppe höher, wo Ihrer wartet das Mahl nebst Knoblauch als Gewürze!"

Er wußte allerdings nicht, was er über diese ebenso freundliche, wie räthselhafte Auslassung denken sollte. Oben wartete die alte Magd auf ihn, um ihm die Thür zu öffnen. Als er eingetreten war, blieb er erstaunt stehen.

Das Zimmer war hell mit Wachskerzen erleuchtet; die Vorhänge hatte man zugezogen. Der Tisch war mit Delicatessen und Wein beladen, und auf dem Divan lag Judith.

Sie hatte eine eigenthümliche Tracht angelegt. War das Phantasie, oder war es die Kleidung eines jüdischen Stammes oder fernen Landes? Robert wußte es nicht zu sagen.

Sie trug orientalische Beinkleider von durchsichtigem, röthlichem Stoffe, reich in Silber gestickt, ein eben solches Jäckchen mit Goldstickerei, tief ausgeschnitten und mit so weit aufgeschlitzten Aermeln, daß man die prächtigen Arme bis hinauf zur Achsel verfolgen konnte. Die nackten Füße staken in Sammtpantoffeln. Um das Alles herum faltete sich ein weißer, außerordentlich feiner Florüberwurf, der mit goldenen Sternen besäet war. In dem rabenschwarzen Haare glänzten Steine und Perlen. Der größte Schmuck desselben war die eigene Schwere und Länge. Es war in dicke Flechten gebracht, welche wie glänzende Schlangen über den Flor herniederrollten.

Sie bemerkte den Eindruck, den sie auf ihn machte, und lächelte ihm süß entgegen.

„Willkommen, Herr Bertram," sagte sie, indem sie ihm die Hand vorstreckte.

Er trat herbei, verbeugte sich etwas linkisch und ergriff dieses weiße, feine und doch so kräftige Händchen, wußte aber leider nicht, was er mit demselben machen sollte.

„Nun!" sagte sie. „Gefällt Ihnen diese Hand so wenig?"

Er erröthete verlegen und antwortete:

„O, sie ist im Gegentheile sehr schön!"

„Warum küssen Sie sie nicht?"

„Muß ich das denn?" fragte er lächelnd. Er hatte auf einmal seinen Muth wiedergefunden.

„Müssen? O nein! So Etwas thut man aus freiem Entschlusse. Ein Dichter aber sollte eigentlich immer galant sein."

Sie entzog ihm die Hand und deutete mit derselben auf den Stuhl, welcher hart neben dem Divan stand.

„Nehmen Sie Platz und versuchen Sie, sich nicht zu langweilen. Wir werden während des ganzen Abends allein sein."

„Ah! Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter kommen nicht?"

„Nein. Ist es Ihnen Angst vor mir?"

„Ja, wenn wir allein sind," gestand er in galanter Aufrichtigkeit.

„Warum?"

„Ich habe noch mit keiner schönen Dame allein gespeist!"

„Und ich mit keinem geistreichen Dichter."

„So ist unser Abend vielversprechend. Wir werden eine Doublette von Geist und Schönheit haben."

„Wer wird siegen und wer unterliegen?"

„Der Geist wird unterliegen; ich fühle es bereits!"

„Ich sehe, daß die Dichter in Wahrheit galant sein können. Leider ließen Sie mich lange warten. Ich hatte sehr viel Zeit zum Anrichten, und wir werden beginnen können. Darf ich Ihnen vorlegen?"

„Ich nehme mein Schicksal aus Ihren Händen."

Sie erhob sich aus ihrer liegenden Stellung. Dadurch kam sie, trotzdem sie auf dem Divan blieb, ganz hart neben ihm zu sitzen. Sie servirte. Ihr voller, glänzender Arm strich dabei so hart an ihm hin, daß er sogar einmal seine Wange berührte. Ihrem Haar entströmte ein süßer, eindringlicher Duft. Ihre Augen funkelten ihm verheißungsvoll entgegen; ihr Mund lächelte; ihre Lippen grüßten still, aber innig. Und wenn sie eine Kleinigkeit zum Munde führte, so war es ein Vergnügen, die Perlenreihen ihrer Zähne glänzen zu sehen. Es war klar, daß sie ihn gewinnen wollte.

Er merkte jetzt von all den Schönheiten nichts. Er sah nur die Delicatessen, nickte fröhlich vor sich hin und fragte:

„Speist man bei Ihnen stets so gut, Fräulein Judith?"

„Nicht immer, sondern nur dann, wenn Dichter geladen sind."

„Dann sind diese Dichter wohl verpflichtet, der Tafel alle Ehre zu erweisen?"

„Natürlich! Aber die Wirthin darf dabei nicht vergessen werden!"

„O nein!" lachte er heiter. „Sie soll mitessen dürfen!"

„O, Sie materielle Seele!"

„Ist das ein Lob oder ein Vorwurf?"

„Nur das Letztere."

„Ich dachte, nur das Erstere. Die Seele ist außerordentlich abhängig von der Materie. Doch, gerathen wir nicht auf dieses Gebiet, sondern bleiben wir lieber bei der Tafel."

Er hatte alle Befangenheit überwunden und aß wie Einer, der ein Recht dazu hatte, hier am Tische zu sitzen. Sie freute sich darüber. Sie suchte ihm das Beste heraus und legte es ihm vor. Er wurde gesprächiger und immer gesprächiger. Seine Wangen bekamen Farbe; seine Augen glänzten, und seine Witze sprühten vor Geist.

Sie bemerkte das gar wohl. O, er hatte Recht gehabt, als er sagte, daß die Seele von der Materie abhängig sei. Er hatte gehungert. Er hatte vielleicht nie ein solches Mahl gehabt. Jetzt zeigte sich die geistige Wirkung dieses materiellen Ueberflusses.

Er sprach und kaute und kaute und sprach; sie konnte ihr Auge nicht von ihm wenden; denn er war jetzt schön, wirklich schön. Sie fühlte, daß sie

ihn liebe, daß sie ihn haben müsse, daß sie um seinen Besitz mit jeder Gegnerin ringen und kämpfen werde.

„Sie sagten, daß Sie noch mit keiner schönen Dame gespeist hätten?“ fragte sie. „Ist das wörtlich zu nehmen?“

„Ja, wörtlich,“ nickte er.

„So sind Sie wohl selten in Damengesellschaft gewesen?“

„Nie.“

„Das ist kaum glaublich. Ein junger Herr Ihres Alters pflegt schon einige Liaisons gehabt zu haben.“

„Liaisons? O weh! Diese Herren sind zu beklagen!“

„Oder vielmehr ihre Damen!“

„Beide. Ich würde mir nie eine Liaison gestatten.“

„Warum?“

„Weil sie eine Versündigung ist, eine Versündigung an einem fremden und dem eigenen Herzen.“

„So haben Sie wirklich niemals eine derartige Bekanntschaft gehabt?“

„Nie,“ antwortete er ernst. „Unter einer Liaison verstehe ich eine vorübergehende Liebelei. Eine Dame, welche Liaisons gehabt hat, gleicht einem Schmetterlinge mit beschädigten Stellen.“

„Sie haben Recht!“

„Nicht wahr! Der Mensch darf nur eine einzige Liebe haben; aber diese muß so groß und mächtig sein, daß sie sein ganzes Denken und Fühlen, sein ganzes Leben ausfüllt.“

„Wären Sie einer solchen Liebe fähig?“

„Ja.“

„Aber gefühlt haben Sie sie noch nicht?“

„Nein.“

„Meinen Sie, daß sie plötzlich über Einen herfällt, oder daß sie langsam ihren Einzug in das Herze hält?“

„Je nach dem Naturell. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß eine solche große Liebe nie langsam, sondern nur plötzlich über Sie kommen könnte.“

„Wieder haben Sie Recht. Und wie ist es bei Ihnen?“

„Ich denke, bei mir würde das Gegentheil stattfinden. Ich würde die Liebe nicht hinunterstürzen, sondern sie langsam trinken und nippen, bis der süße Rausch so ganz mein Herr geworden wäre.“

„Das geht zu langsam! Trinken Sie! Trinken Sie!“

Ihre Augen funkelten. Sie hielt ihm ihr Weinglas entgegen, um mit ihm anzustoßen. Es kam ganz fremd und eigenartig über ihn. War es der Wein oder waren es die Gluthblicke aus den Augen des schönen Mädchens. Er stieß mit ihr an und antwortete:

„Ja, trinken wir!“

„Wein oder Liebe?“

„Beides!“

„Ja, richtig!“ jubelte sie. „Beides! Beides!“

Sie legte den vollen Arm auf seine Schulter, näherte ihr Gesicht dem seinigen und fragte:

„Wie denken Sie von mir? Wie gefalle ich Ihnen?"

„Bei Ihrem Anblicke denke ich an die Worte des Dichters:

Füll den Pokal mit Schiraswein;
Entfess'le Deiner Locken Quell!"

„Soll ich ihn entfesseln?"

Ihr Athem streifte heiß seine Wange, und ihr Arm legte sich fester um seine Schulter. Er hatte sich noch nie in einer solchen Versuchung befunden. Er wußte nicht, was er antworten sollte.

„Noch nicht! Noch nicht!" sagte er, um doch Etwas zu sagen.

„Aber später doch? Gut! Wir verstehen uns. Und das ist kein Wunder. Sind wir doch Collegen."

„Collegen?" fragte er lächelnd.

„Ja. Ich bin auch Dichterin. Das heißt, ich dichte."

„Für sich selbst oder für einen Verleger?"

„Für mich allein."

„Hm! Das ist Jedermann gestattet. Nur soll man das Nest sehr sorgfältig in Acht nehmen und behüten."

„Das Nest? Wieso? Was soll das heißen?"

„Das Wespennest der Gedichte. Man soll dieselben hübsch daheim behalten im Kasten und sie nicht hinausfliegen lassen, wo sie allerlei Unheil anrichten."

„Oho! Glauben Sie, meine Gedichte taugen nichts?"

Er blickte ihr vergnügt in das Angesicht und fragte dabei:

„Es sind doch lyrische, nicht wahr?"

„Ja."

„Dachte es mir. Ich glaube nicht an weibliche Schriftstellerinnen und noch weniger an weibliche Dichterinnen oder gar Lyrikerinnen."

„Soll ich Ihnen etwa eine Probe zeigen?"

„Sehr verbunden! Danke aber!"

„Was? Sie wollen nicht?"

„Nein."

„Welch eine Unhöflichkeit!"

„Es ist eine ebenso große Unhöflichkeit, mir ein „Lyrisches" zeigen zu wollen. Wir sind also quitt. Um Ihnen aber zu zeigen, daß ich eine Ausnahme machen kann, ersuche ich Sie um eins, aber um ein einziges!"

„Gut! Ich werde Sie bestrafen!"

„Womit?"

„Damit, daß ich Ihnen mein bestes Gedicht vorlese und Sie zwinge, zu sagen, daß es gut ist."

„Schön! Ich gestatte Ihnen das!"

Sie nahm von einem Nipptischchen ein kleines Album herüber, schlug dasselbe auf und las:

„Still und einsam blühst Du Rose;
Ach, Dein Duft ist nur für mich

Und die Pracht der zarten Farben.
Rose, Dich nur liebe ich!
Herrlich prangt des Thaues Perle
Auf dem Blatt im Sonnenschein:
Einer Venus Strahlenauge.
Holde Rose, wärst Du mein!
Ziehe nicht des Kelches Falten
In Verschämung spröde zu!
Willst Du Dich nicht mir ergeben?
Rose, ach, wie schön bist Du!"

Sie schlug das Album zu, blickte ihn erwartungsvoll an und fragte:

„Nun? Wie gefällt es Ihnen?"

Er zuckte leise mit den Achseln auf und nieder, nickte ihr vertraulich zu und antwortete:

„Nicht übel!"

„Nicht übel!" rief sie entsetzt. „Giebt es kein anderes Urtheil?"

„O doch! Es giebt zwei Urtheile. Das eine lautet: Nicht übel. Das andere jedoch heißt: Abscheulich!"

Da nahmen ihre Züge plötzlich einen finsteren, zornigen Ausdruck an.

„Erklären Sie sich näher!" sagte sie in befehlendem Tone.

„Schön! Als Wespe im Kasten ist das Ding nicht übel. Aber als Wespe für Andere ist es abscheulich. Als Stylübung einer jungen Dame ist es psychologisch sogar interessant; aber als Gedicht, welches veröffentlicht werden soll, ist es geradezu unmöglich!"

Sie war bleich geworden. Sein Verhalten war nicht nur grob, sondern sogar beleidigend. Er sah das, legte ihr begütigend die Hand auf den Arm und sagte:

„Verzeihung! Es thut weh! Nicht wahr?"

„Allerdings!"

„Aber ich meine es gut. Sie verrathen in diesen Strophen Ihr ganzes Herz, Ihre Gedanken, all Ihr Sehnen. Sie denken sich einen Jüngling, der vor Ihnen steht. Was soll er bei Ihrem Anblicke empfinden? Dich nur liebe ich! Wie schön bist Du! Wärst Du mein! Ergieb Dich mir! Ist ein solcher Verrath nicht abscheulich?"

Jetzt war sie noch bleicher als vorher. Sie vermochte nicht zu antworten. Sie hielt die Wimpern tief gesenkt, so daß er ihr nicht in die Augen blicken konnte. Da hob er ihr das Köpfchen empor. Jetzt war sie gezwungen, ihn anzublicken. Das vorher förmlich funkensprühende Auge war jetzt völlig glanzlos geworden.

„Nicht wahr, Judith, ich habe Recht?"

Er fragte das in einem so warmen, milden und eindringlichen Tone, daß sie plötzlich beide Arme um ihn schlang und ihn fest an sich riß.

„Sie haben Recht!" antwortete sie. „Aber kann ich anders? Kann ich gegen das Feuer, welches in mir brennt? Kann ich gegen die Wünsche welche in mir glühen? Ich bin eine Tochter des Orients!"

Er wagte es nicht, sich gegen diese Umarmung zu sträuben.

„Aber dichten dürfen Sie nicht, wenigstens nicht auf dem Papiere. Sie selbst sind ein Gedicht, ein farbenprächtiges Tropenbild. Die Wogen Ihres Haares sind Reime, wie sie kein Freiligrath und kein Rittershaus volltönender komponiren könnte. Ihre herrlichen Schultern, Ihre entzückenden Arme, Ihr glühender Busen, das sind Strophen, denen kein Leser widerstehen kann. Ihre Augen sind Oden, begeisterte Oden, welche die Liebe auf sich selbst geschaffen hat. Dichten Sie, ja, dichten Sie! Aber dichten Sie nur durch den Klang Ihrer Stimme, durch die Macht Ihres Blickes, durch die anmuthsvollen Bewegungen Ihrer Hände, durch das verlockende Lächeln Ihres Mundes!“

Ihr Gesicht war jetzt plötzlich ein ganz anderes geworden. Es erstrahlte in Glück und Freude.

„Sagen Sie die Wahrheit?“ fragte sie, indem ihr Athem ihm heiß und würzig entgegenströmte. „Ist das wirklich Ihre Meinung? Bin ich in Wahrheit ein solches Gedicht?“

„In Wahrheit!“ antwortete er.

„O, dann bin ich glücklich! Bin ich ein Gedicht, so muß mich der Dichter lieben! Er muß mein werden, und ich bin sein!“

Sie umschlang ihn so eng, daß er sich kaum zu bewegen vermochte. Er fühlte die Formen ihres Körpers durch die durchsichtigen Hüllen hindurch. Ihre Küsse brannten auf seinen Lippen. Er konnte nicht widerstehen. Das glühende Mädchen war für diesen Augenblick seine Herrin geworden.

Er mußte neben ihr sitzen; er mußte ihren Wein, ihre Blicke, ihre Küsse, ihre Worte trinken. Er wurde von ihnen berauscht; es kam eine Art von Taumel über ihn, so daß es ihm war, als ob er sich im Traume befinde. Er erschrak förmlich, als die alte Dienerin eintrat und meldete, daß zwölf Uhr nahe sei.

„Dann muß ich fort,“ sagte er, sich von seinem Sitze erhebend.

„Aber Sie kommen wieder?“ fragte sie in dringendem Tone. „Wann? Bald?“

„Ja, bald.“

„Uebermorgen? Oder noch lieber, morgen schon?“

„Vielleicht! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Robert!“

Sie umarmte ihn nochmals, legte ihre vollen Lippen auf seinen Mund und schob ihn dann zur Thüre hinaus.

Die Eltern waren zur Ruhe gegangen; die Dienerin mußte ihm den Ausgang öffnen. Als er auf die Straße trat, fühlte er die Kälte der rauhen Winternacht. Er war in einem Augenblicke ernüchtert. Er blieb stehen, warf einen Blick auf das alte, häßliche Gebäude und auf das erleuchtete Fenster von Judith's Zimmer.

„Hm! Ob ich wiederkomme?“ murmelte er. „Ich weiß es nicht.“

Er ging. Daheim angekommen, fand er die Thüre verschlossen. Er hatte zum Glück den Hausschlüssel mitgenommen. Als er an der Thüre vorüber wollte, hinter welcher Felsens wohnten, wurde dieselbe geöffnet Marie, seine Schwester, war es.

„Du noch hier?“ fragte er verwundert.

„Ja. Denke Dir, der Wilhelm ist noch immer nicht da!“

„Er arbeitet noch.“

„Er würde uns das wissen lassen. Es muß ihm Etwas begegnet sein!“

„Man darf nicht gleich Arges denken! Warten wir noch ein Stündchen! Ist er dann noch nicht da, so gehe ich in sein Atelier und werde da erfahren, was ihn so lange zurückhält.“

Er stieg nach oben. Die kleinen Geschwister schliefen bereits. Der Vater saß im Lehnstuhle und hustete. Er hatte es vorgezogen, in der warmen Stube zu bleiben, anstatt sich in die kalte Kammer zu legen. Dorthin begab sich Robert; aber er konnte nicht schlafen; er war noch zu sehr in Anspruch genommen von dem Erlebnisse der letzten Stunden. Er ging leise auf und ab, in allerlei fremdartige Gedanken versunken.

Dann trat er zum Fenster. Es war mit dichten Eisblumen besetzt, doch eine Stelle gab es, welche völlig frei vom Eise war. Er blickte da hindurch und gewahrte das erleuchtete Fenster da drüben, wo im Palaste des Obersten das Nachtlicht brannte.

„Welch ein Unterschied!“ flüsterte er. „Beide prächtig und strahlend, wie die Nacht der Tropen; aber die Jüdin leuchtend wie vulkanische Gluth, welche Schlacken und Asche mit sich führt, und die Tochter der Aristokratie glühend in dem reinen, keuschen Glanze des Sternes, der sein Licht einer unbekannten himmlischen Quelle entnimmt. Sie schläft! Oder sollte sie auch noch wach und munter sein?“

Er nahm sein Fernrohr, zog es aus und öffnete das Fenster. Kaum hatte er die Gläser in die richtige Lage gebracht, so stieß er einen Laut der Ueberraschung aus.

„Was ist das? Ihr Fenster ist offen! Gott, dort steht eine männliche Gestalt! Was hat das zu bedeuten?“

Er blickte schärfer durch das Rohr und ließ es vor Schreck fallen.

„Eine Leiter! Man bricht ein! Ich muß hinüber!“

Er handelte in diesem Augenblicke vollständig instinctiv. Er eilte hinaus in die Wohnstube, sagte kein Wort, um den Vater nicht zu ängstigen, riß das Messer, welches auf dem Tische lag, an sich und schoß die Treppen hinab und zur Hinterthür hinaus. Hier erblickte er die angelegte Leiter.

„Die Diebe sind hier hinüber! Schnell nach!“

Im nächsten Augenblicke war er auf der Mauer und auf der anderen Seite wieder hinab. Er sah nur das offene Fenster; er bemerkte nicht, daß man hinter der Thüre lauschte. Der Wein, den er heute genossen hatte, wirkte noch in seinem, eines solchen Trankes ungewohnten Körper. Er nahm das Messer zwischen die Zähne und kletterte an der Leiter empor.

Oben angekommen, sah er die heimlich und fast unbewußt Angebetete gefesselt im Bette liegen; an dem Tischchen stand ein fremder, baumstarker, riesenhafter Kerl. Robert erwog in diesem Augenblicke nicht, daß er einem solchen Menschen unmöglich gewachsen sein könne. Er sprang hinein, packte ihn und rief:

„Zurück, Böſewicht!“

Er hatte ſeine Hand erfaſſen und vom Tiſchchen zurückziehen wollen, anſtatt derſelben aber eine Halskette ergriffen. In dieſem Augenblicke aber ging die Thür auf, und eine Menge von Poliziſten quoll förmlich herein. Der Rieſe erblickte ſie und ſtieß einen Schrei der Wuth aus. Er ſah ſich verloren, wenn es ihm nicht gelang, ſich durchzuſchlagen. Daher zog er den Revolver.

Die Beamten waren ebenſo ſchnell wie er. Zwei warfen ſich mit möglichſter Eile auf Robert. Dieſer ſtand da, in der Linken die goldene Kette und in der Rechten das Meſſer. Es hatte ganz den Anſchein, als ob er ſeinen Raub vertheidigen wolle. Der eine Poliziſt riß den Todtſchläger hervor und verſetzte ihm einen Hieb, daß er ſofort lautlos zuſammenbrach.

Nicht ſo ſchnell wurde man mit dem Rieſen fertig. Er hatte eine wahre Simſonsſtärke.

„Kommt her, Ihr Hunde!“ brüllte er. „Ihr ſollt daran glauben, Alle, Alle mit einander!“

Er trat und ſchlug um ſich, in der Abſicht, ſich Luft zu ſchaffen. Aber Vier von ihnen hatten ſich an ſeine Arme gehängt, damit er nicht genau zu zielen vermöge. Zwei Schüſſe krachten, trafen aber Keinen. Bormann ſchäumte vor Wuth. Er kam trotz ſeiner herkuliſchen Stärke nicht von der Stelle. Die Zwei, welche ſoeben mit Robert fertig geworden waren, traten hinzu, und nun war es um ihn geſchehen. Er wurde niedergeriſſen und an Händen und Füßen gefeſſelt.

„Gott ſei Dank! Das war eine Arbeit!“ ſagte der Anführer. „Nun aber zum gnädigen Fräulein!“

Es wurden ihr die Feſſeln und auch der Knebel abgenommen. Unterdeſſen waren die Bewohner des Hauſes wach geworden. Sie kamen voller Angſt herbei, durften aber nicht eintreten, die Eltern Fanny's ausgenommen, denen der Zutritt nicht verweigert werden konnte.

Die junge Dame hatte ihre Beſinnung keinen Augenblick verloren. Sie erzählte in ruhiger Weiſe, was geſchehen war.

„Es iſt Einer ſpäter gekommen als der Andere?“ fragte der Beamte.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete ſie. „Ich habe geſchlafen. Als ich erwachte, war ich bereits halb gefeſſelt. Und dann lag ich ſo, daß ich die vordere Seite des Zimmers nicht überblicken konnte.“

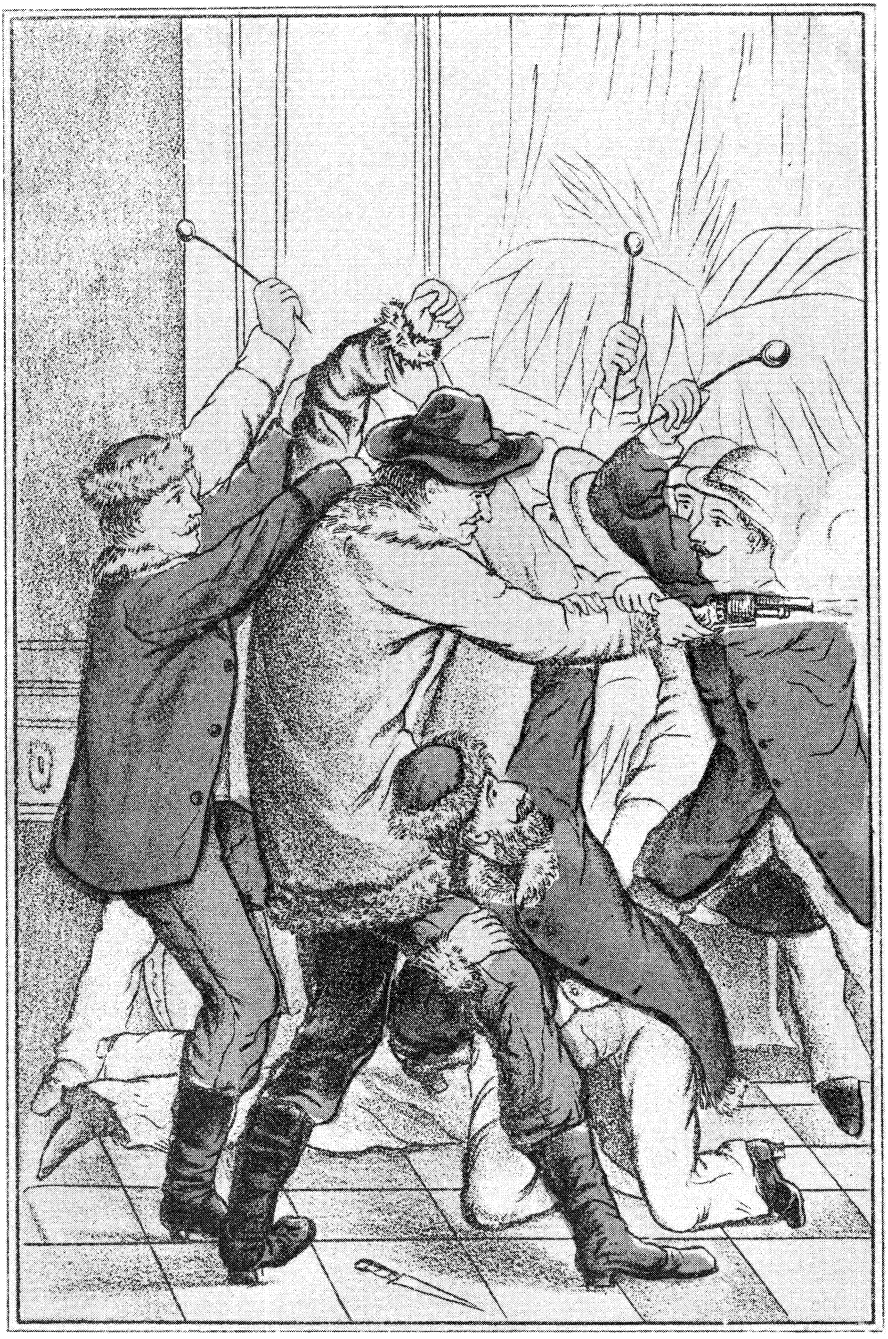
„Kennen Sie dieſen jungen Menſchen?“

„Nein.“

„Iſt er Einem oder dem Anderen bekannt?“

Auch das war nicht der Fall.

Der Rieſe wußte am Beſten, woran er war. Er ſah ſich verloren. Zwanzig Jahre Zuchthaus waren ihm jetzt gewiß. Von einer weichen Stimmung ſeines Gemüthes war jetzt keine Rede mehr, vielmehr kochte es in ihm vor Grimm und Wuth über das Fehlſchlagen ſeines Befreiungsplanes. Konnte er noch auf den „Hauptmann“ rechnen? Beſonders zornig war er auf dieſen



D.v.S. 14.

Er kam nicht davon.

jungen Menschen, der es gewagt hatte, ihn zu stören. Er gedachte, sich an ihm zu rächen. Jetzt wurde er gefragt:

„Sie haben Ihr Gesicht entstellt. Aber Sie geben doch zu, Bormann zu sein, den man den Riesen nennt?"

„Der bin ich," antwortete er stolz. „Diesen Ehrennamen werde ich niemals verleugnen."

„Aber Sie waren doch gefangen!"

„Ja, freilich."

„Wie sind Sie herausgekommen?"

War er unglücklich, brauchten Andere nicht glücklicher zu sein! So dachte er, und darum gab er zur Antwort:

„Der Schließer hat mich herausgelassen."

„Welcher Schließer?"

„Arnold heißt er."

„Das ist doch unmöglich!"

„Fragen Sie ihn selbst."

„Er mußte ja wissen, daß er bestraft wird und außerdem seiner Anstellung verlustig geht!"

„Ich machte ihm weiß, daß ich wiederkommen und mit ihm theilen würde!"

„Das ist sehr unwahrscheinlich, wird aber genau untersucht werden. Wer ist dieser Mensch hier?"

Dabei deutete der Beamte auf Robert.

„Fragen Sie ihn selber!"

„Er war Ihr Helfershelfer? Er hat sich am Einbruche betheiligt?"

„Ja."

„Wie kommen Sie zu ihm?"

„Das ist meine Sache!"

„Woher haben Sie die Leiter, den Revolver und die anderen Sachen?"

„Die hat mir eben Der hier versorgt."

„So scheint er trotz seiner Jugend ein ganz und gar durchtriebener Kerl zu sein!"

„Er ist gescheidter und gefährlicher, als Ihr Alle!"

„Hm! Sie wollen also nicht sagen, wer er ist?"

„Er mag es selber sagen!"

„Ganz wie Sie wollen! Durch ein verstocktes Verhalten verbessern Sie Ihre Lage keineswegs!"

„Und Sie werden sie mir bei all Ihrer Klugheit auch nicht verschlimmern. Darauf können Sie sich verlassen."

Diese vorläufigen Erörterungen waren also zu Ende. Jetzt wurde der Thatbestand aufgenommen, und dann confiscirte man die Leiter nebst den anderen Gegenständen. Die Familie des Obersten war ganz außer sich vor Freude, daß Alles so gut abgelaufen war, und zeigte sich den Polizisten gegenüber von aufrichtigster Dankbarkeit. Endlich wurden die beiden Gefangenen in festen Gewahrsam gebracht. Man trug sie die Treppe hinab und brachte sie sodann mittelst Schlitten nach dem Gefängnisse.

V. S.

Der Schlag, welchen Robert erhalten hatte, war ein außerordentlich kräftiger gewesen. Der herbeigeholte Gerichtsarzt erklärte, daß er zwar nicht tödtlich sei, sich vielleicht nicht einmal als sehr nachtheilig erweisen werde, daß aber trotzdem der Kranke wohl einen ganzen Tag liegen könne, ohne aufzuwachen.

Dies war der Grund, daß man nicht eher erfuhr, wer er sei, als bis Pastor Matthesius kam, der ihn kannte. Matthesius war Gefängnißgeistlicher und pflegte darum täglich die Arrestlocale einmal zu durchwandern. Er traf Seidelmann und erzählte es ihm.

Man kann sich denken, welche Sorge in dem Hause Nummer Zehn der Wasserstraße herrschte. Wilhelm Fels fehlte seit gestern Mittag, und seit Mitternacht war Robert verschwunden. Bertram hustete ohne Unterlaß, die Kleinen jammerten, Marie weinte. Die Letztere begab sich mit Tagesanbruch nach dem Atelier, in welchem Fels gearbeitet hatte. Sie mußte unverrichteter Dinge zurückkehren, denn man hatte noch nicht geöffnet.

Sie war kaum eine Viertelstunde zu Hause, so wurde geklopft und der Vorsteher trat ein. Er stellte sich, ohne einen Gruß auszusprechen, an der Thür auf, erhob den Arm und sagte:

„Wehe Dir, Chorazim, wehe Dir, Bethsaida, wehe Dir Jerusalem! Ich habe Eure Kinder unter mir versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, Ihr aber habt es nicht gewollt!“

Der Vater und Marie ahnten sogleich, daß sein Erscheinen mit den Verschwundenen in Verbindung stehe. Darum fragte der Erstere, indem er vor Husten kaum reden konnte:

„Warum rufen Sie Wehe? Was ist geschehen?“

„Das will ich Euch sagen, alter, unverbesserlicher Sünder! Eure Wohnung ist nichts gewesen, als eine Diebes- und Räuberhöhle!“

„Herr Seidelmann,“ hustete der Auszehrende. „Das ist nicht wahr! Wir sind ehrliche Leute, was kann man uns nachsagen?“

„Hat Euer Sohn Euch nicht gestern Abend eine Miethzinsquittung gebracht, Bertram?“

„Ja. Er hat Ihnen doch den Zins bezahlt?“

„Ja, das hat er. Aber wißt Ihr, wer ihm das Geld gegeben hat?“

„Ja.“

„Ah! Wer denn?“

„Ein Jude hier in der Straße.“

„Lüge, teuflische Lüge! Höllischer Trug! Ein Jude giebt niemals Geld. Die Anhänger der Lehre Mosis haben kein christliches Gemüth. Nein, kein Mensch hat ihm das Geld gegeben, sondern er hat es sich genommen.“

„Genommen? Was soll das heißen?“ keuchte der Alte, der jetzt vor Schreck zu zittern begnnn. „Er hat gesagt, daß er es erhalten hat, und was er sagt, das ist wahr. Robert hat mir niemals eine Lüge gesagt!“

„Euch nicht, weil Ihr sein Verbündeter, sein Lehrmeister im Verbrechen seid. Mich aber täuscht Ihr nicht. Er hat das Geld genommen.“

„Gott der Herr! Soll das etwa heißen, daß er es gestohlen hat?"

„Ja!"

Da fuhr der Alte von seinem Stuhle auf und rief:

„Herr Vorsteher, ich bitte Sie um Gotteswillen, seien Sie doch nicht mein Mörder! Das wäre mein Tod!"

„Ich muß die Wahrheit sagen, denn die Bibel sagt: Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen und ist gemein bei ungezogenen Leuten. Ihr Sohn hat das Geld, wovon er die Miethe bezahlte, gestohlen. Und dann, nach Mitternacht, ist er sogar eingebrochen."

Marie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Die Kleinen wimmerten. Der Alte warf die beiden Arme in die Luft und griff umher, als ob er nach einem Halt suche.

„Ein — ge — bro — chen!" stöhnte er. „Das — das ist eine — eine — Lüge! Das — das thut mein — mein Robert — nicht!"

Die Worte hatten einen Klang, als wären sie mit Hilfe eines Quirls aus dem Munde geholt worden.

„Es ist keine Lüge!" fuhr der Vorsteher fort. „Haben Sie nicht nach Mitternacht da drüben zwei Schüsse gehört?"

„Ja — aaa!"

„Nun, Euer Sohn ist mit dem Riesen Bormann dort eingebrochen, um aus der Schublade des gnädigen Fräuleins die Juwelen zu stehlen. Man hat sie erwischt und festgenommen, und nun stecken sie im Gefängniß, wo die Strafe ihrer wartet."

Die Augen des alten, braven Mannes wurden stier; aus seinen Lippen wich alle Röthe, und sein eingefallenes Gesicht war aschfahl geworden. Seine Brust arbeitete wie ein Vulkan, bei welchem eine Eruption bevorsteht.

„Riese — Bormann — ein — ge — brochen! Gefäng — niß! Gott — mein Gott! — ich — ich ersticke! Es — es — kann nicht sein! Es — ist — eine Lüge!"

„Lästere nicht, Alter!" rief der Fromme. „Ich komme aus dem Gefängnisse. Ich habe ihn gesehen. Er liegt noch wie todt da von dem Schlag, den er mit dem Todtschläger erhalten hat, als er den Polizisten mit einem Messer erstechen wollte."

„Todt —! Mess — sser! Er — er — er — stech — —"

Mehr brachte er nicht heraus, wenigstens keine Worte mehr. Es begann ganz eigenthümlich in seiner Kehle zu gurgeln; es gab ihm einige Stöße; dann war es, als ob Jemand ihn packe und mit aller Macht zur Erde schmettere. Er stürzte mit fürchterlicher Wucht nieder und ein dicker, beinahe armesstarker Blutstrom quoll aus seinem Munde. Der Schreck hatte seine Adern zerschnitten und seine Lunge zerrissen; ein Blutsturz machte ihn zur Leiche. —

Marie stieß abermals einen Schrei aus. Er klang, als wenn er gar nicht aus einer menschlichen Kehle komme. Sie warf sich auf den Vater, mitten in die rauchende Blutlache hinein. Die Kleinen kamen auch herbei, voller Angst und Entsetzen über den grausigen Anblick.

„Gott! Gott! Erbarme Dich!“ rief Marie. „Der Vater stirbt. Unser guter Vater stirbt! Helft, helft! Wir müssen ihn aufrichten!“

Die schwachen Geschwister konnten nicht helfen. Sie schleppte den Todten zur Wand, um ihn an derselben aufzurichten. Der Vorsteher stand dabei, ohne ihr zu helfen.

Da wurde die Thür geöffnet. Die Blinde erschien. Sie hatte den Lärm über sich gehört und dann einen schweren Fall. Nachher war ihr Wasser von oben durch die halbfaule Decke in das Gesicht getropft; sie dachte, Wasser, es war aber Blut. Sie hatte es mit den Händen breitgewischt und sah nun schrecklich aus. Sie hatte sehen wollen, was hier oben vorgehe, und sich heraufgetappt.

„Was ist's denn? Was jammerst Du, Marie?“

„Der Vater stirbt! Der Vater stirbt!“ jammerte die Gefragte. „Gott, mein Gott! Kann mir denn Niemand helfen?“

„Er stirbt? O, Du mein Heiland! Und ich kann nicht sehen!“ klagte die Blinde. „Ist denn weiter Niemand da?“

„Ja, es ist Jemand hier,“ ertönte die Stimme des frommen Mannes. „Gott läßt selbst den Unbußfertigen nicht allein in seiner letzten Stunde.“

„Sie, Herr Seidelmann? So haben Sie ihn gewiß wieder einmal bis auf's Blut geärgert. Kein Mensch kann das so gut wie Sie!“

„Weib, zügle Deine Zunge! Hier hat Gott gerichtet. Der Sohn dieses Mannes sitzt als Einbrecher im Gefängnisse. Der Vater trägt die Schuld an den Thaten dieses ungerathenen Buben; darum wurde er von Gott mit dem Tode bestraft. Und doch ist die ewige Gerechtigkeit nicht ganz ohne Barmherzigkeit. Die Gnade des ewig Langmüthigen hat den Alten abgerufen, damit er die Verurtheilung seines Sohnes nicht erleben möge.“

Die Blinde hatte sich ihm genähert. Es war, als ob ihr die Augen aus dem Kopfe treten wollten, so waren dieselben dahin gerichtet, wo der Vorsteher stand.

„Wie?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Robert soll ein Einbrecher sein? Er soll im Gefängnisse sitzen?“

„Ja. Ich war bei ihm.“

„Sie haben ihn im Gefängnisse gesehen?“

„Mit diesen meinen Augen!“

„Und Sie sind dann hierher geeilt, um seinem Vater die Kunde zu überbringen?“

„Wie lieblich sind die Füße der Boten, welche Frieden predigen und das Heil verkündigen!“

„Den Frieden und das Heil?“ fragte sie mit erhobener Stimme. „Herr Seidelmann, wenn Sie wirklich die Wahrheit reden, wenn Robert wirklich im Gefängnisse steckt, so ist er sicher unschuldig! Sie selbst aber gehören hinein. Sie sind der Mörder, der vorsätzliche Mörder dieses braven Mannes, dessen Familie nur den einen Fehler begangen hat, ein Logis zu bewohnen, dessen Administrator Sie sind. Die weltliche Obrigkeit kann Ihnen wohl nichts anhaben, aber Gott wird Sie richten!“

V. S.

Da rief er ihr zornig entgegen:

„Was höre ich? Ist denn der Antichrist in Gestalt einer blinden Frau auf die Erde gekommen? Diese Menschen sind allzumal Sünder, Einer wie der Andere. Und in diesem Hause ist das Verderben größer als zur Zeit Noäh, da die Sündfluth hereinbrach. Weiß denn die Frau Fels bereits, warum ihr Sohn seit gestern nicht nach Hause gekommen ist?"

„Jedenfalls, weil er zu arbeiten hat!"

„Jetzt nicht. Aber später wird er zu arbeiten haben, Wolle zu zupfen und Flachs zu spinnen im Zuchthause!"

„Im Zuchthause?" rief sie. „Was soll das bedeuten?"

„Nun, ist gestern nicht sein Principal hier gewesen, um die Maschine des Engländers zu sehen? Ist diese Maschine nicht von der Polizei abgeholt worden? Wilhelm Fels hat Arbeitsmaterial unterschlagen und ist gestern Mittag arretirt worden."

„Arretirt!" kreischte die Blinde auf.

„Arretirt!" schrie auch Marie, indem sie sich entsetzt von der Leiche wegwendete und zur Mutter des Geliebten herüberwankte. „Frau Fels, glauben Sie das nicht, glauben Sie das nicht!" jammerte sie.

„Glaubt es oder glaubt es nicht!" sagte der Vorsteher. „Ich habe vorhin mit ihm gesprochen, er aber in seiner Verstocktheit hat den Boten der Gnade und des Friedens von sich gewiesen. Er wird dahin kommen, wo Heulen und Zähneklappern ist."

„Marie — Marie — mir wird — mir wird so schlimm — so sehr schlimm," klagte die Blinde.

Das arme Mädchen wollte die alte Frau stützen und aufrecht erhalten; aber es gelang ihr nicht. Schwer wie Eisen glitt die Blinde zu Boden nieder, mitten in das Blut hinein.

„Der Herr ist ein gerechter und eifriger Gott, der da heimsuchet die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! Denen aber, welche seine Wege wandeln, läßt er seine Gnade leuchten bis in alle Ewigkeit."

Mit diesen Worten entfernte sich der fromme Bote des Friedens. Er, dessen Beruf es war, Segen zu spenden, hatte den Fluch gebracht. Er, der Bote und Verkündiger des Lebens, hatte den Tod gegeben. Er ließ eine Leiche zurück und eine Ohnmächtige, Beide im Blute liegend, und um sie jammerten und klagten ein reines unschuldiges Mädchen und die nun zu Waisen gewordenen Kleinen.

Bald darauf betraten Polizisten das Haus, um im Auftrage des öffentlichen Anklägers in den Wohnungen der Gefangenen eine strenge Haussuchung zu halten. Diese Letztere war natürlich resultatlos. Aber das Elend, welches sie fanden, flößte ihnen das tiefste Mitleid ein. Die Leiche Bertram's war bereits starr geworden. Die Kinder hockten, leise schluchzend, in der Ecke, Marie saß, in starren, wortlosen Schmerz versunken, bei dem todten Vater, und auf einem alten Scheuerkissen saß Frau Fels. Als die Beamten den Versuch mit ihr machten, sie zum Sprechen zu bringen, gab sie nur unarticulirte

Töne von sich, welche wie „eingebrochen", „arretirt" und „im Zuchthause" klangen und kaum verstanden werden konnten. Der Armenarzt, welcher schnell geholt wurde, erklärte, daß sie irrsinnig geworden sei. Der Todte wurde in das Leichenhaus, die Blinde in die städtische Anstalt für Geisteskranke und die Kleinen in das Waisenhaus gebracht. Marie erhielt die Weisung, das Logis zu reinigen und daselbst zu verbleiben, bis der Vormund, welcher den Kindern gegeben werden mußte, anderweite Maßregeln getroffen habe.

Sie nahm diesen Befehl hin, ohne zu antworten, und ließ auch die Entfernung des Todten und der Lebendigen geschehen, ohne sich vom Platze zu rühren. Es hatte ganz und gar den Anschein, als ob auch sie irrsinnig geworden sei.

Der Vorsteher hatte sich nicht in seine Wohnung, sondern zur Vormundschaftsbehörde begeben, um zu melden, was geschehen sei, und in welcher geistlichen Verwahrlosung er die Hinterlassenen getroffen habe. Er wurde darauf gefragt, ob er sich der Sorge der Vormundschaft unterziehen wolle, und er antwortete:

„Es ist Gottes Wille, in welchen ich mich füge. Ich werde wachen und beten, damit mir die Freude werde, die Verirrten auf den Pfad des Heiles zurückzuführen!"

Von da begab er sich zum Baron von Helfenstein, der ihn auch sofort bei sich vorließ. Er grüßte in seiner gewöhnlichen, salbungsvoll-unterthänigen Weise und sagte:

„Heut bringe ich Euer Gnaden wichtigere Botschaften, als bei meinem letzten Besuche. Darf ich Sie mit denselben behelligen?"

„Setzen Sie sich und sprechen Sie!" antwortete der Baron, auf einen Sessel deutend.

Herr Seidelmann folgte diesem Gebote und begann:

„Zunächst habe ich zu melden, daß die Bertram's die Miethe bezahlt haben!"

„Wirklich?" erklang es verwundert. „Woher mögen sie das Geld erhalten haben?"

„Von einem Juden aus der Wasserstraße, sagte der alte Schwindsüchtige."

„Das könnte nur Salomon Levi sein. Vielleicht haben sie Etwas versetzt!"

„Wohl schwerlich. Sie hatten nichts mehr, was einen Werth hatte. Und ich schätze, daß der Robert Bertram, welcher mir das Geld brachte, sich im Besitze von wenigstens fünfzig Thalern befand."

„Alle Wetter! Das wäre allerdings viel! Was könnte den Juden vermocht haben, der Familie diese Summe zu opfern?"

„Zu opfern?" fragte der Vorsteher, indem er überlegend die Achseln zuckte. „Salomon Levi bringt niemals ein Opfer. Was er thut, das hat sicher seine Berechnung. Er unternimmt niemals Etwas, was ihm nicht Vortheil bringt."

„Um so neugieriger wäre ich, die Gründe seiner Großmuth zu erfahren."

„Wollen Sie mich mit dieser Angelegenheit betrauen?"

„Sehr gern. Ich würde Ihnen dankbar sein. Aber der Jude ist ein schlauer Fuchs. Man müßte sehr vorsichtig sein."

„Meinen Sie etwa, daß er dem Vorsteher der Schwestern- und Brüdergemeinde an Klugheit überlegen sei?"

„Hm, wer kann das entscheiden?"

„Herr Baron, ich bin ein Verkünder der heiligen Schrift, und diese sagt: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!"

„Das Letztere kann wegfallen, das Erstere aber will ich von Ihnen erwarten!" lachte der Baron. „Wissen Sie vielleicht, wer das Geld von dem Juden geholt hat?"

„Der Robert jedenfalls."

„So müßte es gerade nur seine Person sein, auf welche sich das Interesse des Juden bezieht."

„Vermuthlich!"

„Forschen Sie, forschen Sie! Aber, wie gesagt, vorsichtig, höchst vorsichtig! Da Geld vorhanden ist, so vermuthe ich, daß die Noth bei Bertram's einstweilen gewichen ist?"

„Grad das Gegentheil. Sie ist in erneutem und allerhöchstem Maße eingetreten."

„Wieso?"

„Haben Sie denn noch nichts von den neuesten Neuigkeiten, welche die ganze Bewohnerschaft der Residenz aufregen, vernommen?"

„Nein."

„Das ist kaum glaublich!"

„Es ist aber sehr leicht erklärlich. Ich war sehr spät noch zu einer Soiree und bin daher erst vor einer Viertelstunde erwacht. Was giebt es denn?"

„Nun, zunächst ist gestern der Mechanikus Wilhelm Fels arretirt worden Er sitzt in Untersuchung."

Es gelang dem Baron, ein höchst überraschtes Gesicht zu machen. Er fragte:

„Arretirt und in Untersuchung? Weshalb denn?"

„Wegen Unterschlagung und Veruntreuung von Arbeitsmaterial."

„Ist ihm recht geschehen! Was sagt seine Geliebte dazu?"

„Seine Geliebte? Wen meinen Sie, gnädiger Herr?"

„Nun, Marie Bertram!"

„Ah, das ist seine Geliebte? Drum, drum schrie sie so auf, als sie hörte, daß er gefangen sei! Aber sie kann nicht sehr an ihn denken, denn sie hat jetzt mit ihren eigenen Anglegenheiten genug zu thun. Ihr Vater ist todt."

„Der alte Bertram? Endlich, endlich!"

Es blitzte einen Augenblick lang wie ein schadenfroher Triumph über das Gesicht des Barons. Der Vorsteher bemerkte es. Er ließ ein verschmitztes, ironisches Lächeln sehen und antwortete:

„Endlich, sagen Sie? Die Auflösung des Schwindsüchtigen ließ sich allerdings in Bälde erwarten. Vielleicht haben Sie sich darauf gefreut, der Versorger seiner Waisen zu werden?"

Der Gefragte wußte, daß er durchschaut sei, aber er nahm eine möglichst unbefangene Miene an und sagte in ernstem Tone:

„Wollen Sie vergessen, daß der Todte in meinem Hause gewohnt hat und auch da gestorben ist?"

„Ja, ja!" nickte der Administrator. „Das legt Ihnen gewisse moralische, humanitaire und auch christliche Verpflichtungen auf. Vielleicht überlasse ich es Ihnen, dem Drange Ihres wohlthätigen, weichen Herzens Folge zu leisten."

„Sie, mir? Wieso?"

„Ich werde Vormund sein."

„Das ist recht! Das ist gut!" rief der Baron im Tone der Genugthuung. „Was haben Sie beschlossen?"

Herr Seidelmann zupfte nachdenklich an seinen Handschuhen herum. Er machte in diesem Augenblicke ganz das Gesicht des Fuchses in der Fabel, als dieser der Henne erzählte, daß der Marder weder Fleisch noch Ei vertragen könne. Dann nickte er vor sich hin und sagte langsam:

„Euer Gnaden wissen, daß ich ein treuer und eifriger Arbeiter im Weinberge des Herrn bin?"

„Ja, ja," antwortete der Baron ungeduldig. „Wir wissen Beide, was wir von einander zu halten haben, denn wir haben uns ja zur Genüge kennen gelernt."

„Ich hoffe das, ich hoffe das! Wird mir das Amt des Vormundes übergeben — definitiv ist es nämlich noch nicht geschehen — so werde ich es ebenso treu und eifrig verwalten. Vor allen Dingen habe ich darauf zu sehen, daß die mir anvertrauten Seelen in eine christlich fromme Umgebung kommen."

„Ja doch, ja! Aber weiter!"

„Die Kleinen befinden sich bereits im Waisenhause. Sie sind da am Besten aufgehoben, und ihre Erziehung macht mir keine Sorge; sie ist eine sehr streng religiöse. Was aber Marie, die Tochter betrifft, die ja das Alter der Mündigkeit noch nicht erreicht hat, so ist sie ein äußerlich keineswegs unansehnliches Mädchen. Ich möchte sie nicht in niederen Verhältnissen verkümmern lassen und habe daher — hm, ich weiß nicht, ob ich unbescheiden erscheinen werde, Herr Baron!"

Der Baron hatte ihm mit allen Zeichen der Ungeduld zugehört. Jetzt rief er, ein Wenig mit dem Fuße stampfend:

„Was denn? Was denn? So reden Sie doch, beim Teufel! Seien Sie so unbescheiden, wie Sie wollen! Nur bringen Sie nichts, was gegen meinen Geschmack sein würde!"

„Hm! Wir wollen sehen! Es ist sehr viel verlangt von mir, und ich würde in meinem eigenen Interesse sicherlich keine so zudringliche Frage aussprechen, aber da ich die heilige Verpflichtung des Vormundes auf mir lasten

fühle, so möchte ich fragen, ob Sie nicht vielleicht in Ihrem Hause eine Stellung, eine Verwendung für Marie Bertram finden könnten. Das würde mir das Angenehmste sein. Ich hätte die innerliche Beruhigung, meine Mündel in einer Umgebung zu wissen, in welcher ihre Tugend und das Heil ihrer Seele niemals in Gefahr gerathen kann."

Jetzt, jetzt endlich verstand der Baron den Vorsteher. Er hätte ihn vor Freuden umarmen mögen; aber er beherrschte sich und antwortete:

„Gern nicht, mein Lieber! Die Tochter eines Schneiders, eines Musikanten paßt nicht in ein vornehmes, hocharistokratisches Haus; aber Ihnen zu Liebe will ich doch einmal mit meiner Frau sprechen."

Herr Seidelmann blinzelte pfiffig vor sich hin und wagte zu fragen:

„Sind Ihre Entschließungen in solchen Angelegenheiten von der Einwilligung der Frau Baronin abhängig?"

Der Baron verstand ihn und antwortete, leicht die Achsel zuckend:

„Pah! Die Convenienz erfordert, daß man gegenseitige Höflichkeiten beobachte!"

„Würde es mir vielleicht erlaubt sein, in dieser Angelegenheit mit der gnädigen Frau zu verhandeln?"

„Warum nicht? Das ist mir sogar lieber!"

„So werde ich —"

„Halt!" unterbrach ihn der Baron, welcher glaubte, er habe die Absicht, sofort zur Baronin zu gehen. „Ich muß vorher sehen, ob meine Frau zu sprechen ist."

„Warum nachsehen? Ein Diener könnte —"

„Nein, nein! Sie hat Besuch." Und im Tone einer eigenartigen, aber sehr leicht herauszuhörenden Bedeutung fügte er hinzu: „Der Fürst von Befour macht ihr nämlich seine Morgenvisite."

Der Vorsteher verneigte sich unter einem ebenso eigenthümlichen Lächeln und sagte:

„Ich gratulire, Herr Baron! Der Fürst ist eine Person von ausgezeichneter Distinction. Es wird ihm nicht schwer fallen, das Wohlwollen der Herrin dieses Hauses zu erlangen, und darum hoffe ich, glauben zu dürfen, daß sie auch unserem Projecte, betreffs Marie Bertram nicht entgegen sein werde."

„Ich bin überzeugt davon. Also, ich werde einmal nachsehen, ob der Fürst noch zugegen ist."

„O bitte, jetzt noch nicht, gnädiger Herr! Ich habe noch einige andere Neuigkeiten, welche Sie interessiren werden."

„Sie stecken ja heute ganz voll von ihnen! Was giebt es noch?"

„Ist Ihnen vielleicht ein Subject bekannt, welches man den Riesen Bormann zu nennen pflegt?"

„Vom Hörensagen," antwortete der Baron im gleichgiltigsten Tone der Welt.

„Der Mensch ist ein höchst gefährlicher Verbrecher. Er war eingesperrt."

„Ich habe gehört, daß er sich in Untersuchungshaft befindet."

„Ganz richtig! Aber, denken Sie sich, der Kerl ist gestern Abend oder heute Nacht frei in der Stadt herum gelaufen!"

„Unmöglich!"

„Wahr, sogar sehr wahr! Und wie ist er herausgekommen —?

„Doch wohl ausgebrochen?"

„Nein, nein! Er hat den Schließer zu beschwatzen gewußt. Er hat ihm gesagt, daß er einbrechen werde, um ein kostbares Geschmeide zu stehlen; die Hälfte desselben hat sollen der Schließer bekommen."

„Romantisch! Fürwahr, sehr romantisch! Und auf dieses Versprechen hin hat ihn der Schließer herausgelassen?"

„Ja."

„Welche Verrücktheit! Welch ein Wahnsinn!"

„Allerdings der reine Wahnsinn! Uebrigens ist der Streich mißlungen, wie vorauszusehen war."

„Der Einbruch wurde wohl wirklich unternommen?"

„Freilich! Natürlich! Solchen Menschen, welche von Gott abgefallen sind, fällt keine Missethat zu schwer."

„Und bei wem geschah der Einbruch?"

„Beim Obersten von Hellenbach."

„Alle Wetter! Also bei einem Bekannten von mir?"

„Ja. Es war auf den Schmuck des Fräuleins von Hellenbach abgesehen. Aber die Vorsehung hat den Plan vereitelt, und zwar auf eine Weise, welche lebhaft an das Schriftwort erinnert: Gottes Wege sind wunderbar, und er führt Alles herrlich hinaus!"

„Man hat den Einbrecher wohl zufällig beobachtet?"

„O nein! Es giebt einen Menschen, welchen Gott extra beauftragt zu haben scheint, das Elend zu beschützen und das Verbrechen an das Licht zu bringen."

„Meinen Sie etwa jenen mysteriösen Fürsten des Elendes?"

„Ja."

„Was kann der mit dem Einbruche zu thun haben?"

„Sehr viel! Er hat gestern einen Boten mit seinem Zeichen zur Polizei gesandt und da melden lassen, daß bei Fräulein von Hellenbach eingebrochen werden solle."

Das Gesicht des Barons war plötzlich bleich geworden.

„Außerordentlich!" rief er. „Woher hat er es wissen können?"

„Das ist ein Geheimniß. Ja, er hat sogar sagen lassen, wer der Einbrecher sein wird!"

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß er den Namen des Riesen Bormann hat nennen lassen?"

„Nichts Anderes!"

„Alle Wetter! Ist dieser Fürst denn allwissend?"

„Fast hat es den Anschein."

Die Gedanken des Barons waren in diesem Augenblicke höchst unruhige. Gestern und heute hatte der Fürst die Anschläge zu Nichte gemacht. Hatte er

Spione? War er selbst Mitglied? Der Baron beschloß im Stillen, von jetzt an mit der äußersten Vorsicht zu verfahren. Er sagte:

„Aber von dem ganzen Anschlage konnten doch nur Zwei wissen?"

„Sie meinen den Riesen und den Schließer?"

„Ja. Wie hat der Fürst davon erfahren können?"

„Das ist nicht zu beantworten. Vielleicht klärt es die Zukunft auf. Ich bin sehr begierig, es zu erfahren."

„Ich ebenso. Also man hat den Riesen ergriffen?"

„Natürlich."

„Wo?"

„Während des Einbruches. Er hatte Fräulein von Hellenbach gebunden und geknebelt und sich bereits ihres Geschmeides bemächtigt, als die Polizei eindrang."

„Hm, hm! Was ist mit ihm geschehen?"

„Man hat ihn natürlich, fürchterlich gefesselt, in das Gefängniß zurückgebracht."

„Und der Schließer?"

„Der sitzt nun selbst in Gewahrsam."

„Hat er ein Geständniß abgelegt?"

„Nein. Er leugnet ganz entschieden. Unter den Kindern der Menschen ist alle Treue und Wahrheitsliebe abhanden gekommen."

„Leider, mein lieber Seidelmann. Ich danke Ihnen für Ihre interessanten Mittheilungen. Ich werde nachher dem Obersten von Hellenbach und seiner Familie meinen Beileidsbesuch machen."

„O, gnädiger Herr, ich bin noch nicht fertig!"

„Noch Etwas? Was denn?"

„Der Riese ist nicht allein ergriffen worden. Er hat einen Verbündeten gehabt."

„Meinen Sie den Schließer?"

„Nein, einen Anderen, einen ganz und gar Anderen, den auch Sie kennen."

Der Baron verfärbte sich. Was war geschehen? Gab es noch einen Nebenumstand, welcher die Gefahr verdoppelte?"

„Nun, wer denn?" stieß er beinahe stotternd hervor.

„Hören Sie, und staunen Sie: Robert Bertram!"

„Ro—!"

Das Wort blieb dem Baron in der Kehle stecken. Er hatte den Mund weit offen, und sein Gesicht zeigte in diesem Augenblicke maßlosen Erstaunens eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Kopfe jenes Thieres, dessen Fleisch wir genießen und dessen Wolle uns den Stoff zu unserer Kleidung giebt. Der Vorsteher weidete sich einen Augenblick lang an diesem Erstaunen. Dann fragte er:

„Nicht wahr, Herr Baron, das ist ebenso interessant, wie unbegreiflich?"

„Unbegreiflich! Ganz und gar unbegreiflich! Ich bin ganz starr!"

„Ich war es auch, als ich davon hörte."

„Wie kommt Bertram zu dem Riesen?"

„Das wird die Untersuchung lehren."

„Hat man ihn denn noch nicht gefragt?"

„Man konnte nicht. Er hat sich gegen die Polizei mit dem Messer gewehrt und dabei einen Hieb mit dem Todtschläger erhalten. Er liegt noch jetzt in tiefer Betäubung."

„Eigenthümlich! Eigenthümlich! Was sagt denn der Riese von Bertram?"

„Er gesteht ein, daß sie Verbündete sind."

„Ich kann nicht daran glauben. Es muß da Umstände geben, welche man noch nicht entdeckt und erörtert hat."

„Was mich betrifft, so glaube ich ganz gern daran!"

„Pah! Dieser Bertram war kein Einbrecher! Doch, streiten wir uns nicht! Ich werde jetzt zu meiner Frau sehen. Oder haben Sie noch weitere Neuigkeiten?"

„Nein; ich bin zu Ende." —

Nur wenige Augenblicke vor dem Vorsteher hatte auch der Fürst von Befour das Palais des Barons betreten, sich aber zur gnädigen Frau melden lassen. Es schien, als ob sie die heutige Wiederholung seines gestrigen Besuches geahnt habe. Sie hatte sich geschmückt wie eine Braut, welche am Abende des Hochzeitstages im Boudoir den Bräutigam erwartet.

Sie war wirklich schön; sie war ganz geeignet, sogar einen Mann zu verführen, der weit jünger war, als sie. Der Fürst wurde natürlich sofort vorgelassen. Sie empfing ihn mit einem freudigen Lächeln, welches ihm sagte, daß er hier Erfüllung jedes seiner Wünsche finden werde.

„Darf ich stören?" fragte er nach der ersten Verbeugung.

„Ein Schüler stört nie!" antwortete sie.

„Ach, wie glücklich bin ich, daß Sie sich dieses Verhältnisses erinnern!"

Er nahm ungenirt neben ihr auf dem Divan Platz.

„Wie steht es mit dem Befinden, lieber Fürst?"

„Mille grace! Sie machen mich auf den Fehler aufmerksam, Sie nicht nach dem Ihrigen gefragt zu haben. Ich that es nicht, weil ich Sie so reizend vor mir sehe! Ihr Befinden kann kein schlimmes sein?"

„O wehe!" sagte sie seufzend.

„Also doch ein Leiden?"

„Vielleicht!"

„Wäre ich ein Arzt!"

„Giebt es nicht Leiden, welche auch von Laien geheilt werden können?" fragte sie kokett.

„Glücklicher Weise, ja!"

„Welche wären das?"

„Hm! Zahnweh!"

„Pfui! Womit?"

„Mit einem Kusse!"

„Das scheint mir Sympathie."

„Allerdings. Ich bin nämlich so glücklich, zu jenen Laien zu gehören, denen bereits gar manche Kur gelungen ist.“

„Bei Herren?“

„Sehr oft, gnädige Frau!“

„Aber bei Damen nie?“

„Fast noch öfterer als bei Herren. Ich curire nämlich weder allo- noch homöo-, noch hydropathisch. Ich mache es wie Christus, der Heiland. Ich lege die Hand auf und sage einige Worte.“

„Ah!“ lachte sie. „Wollen Sie mit Hilfe dieser Wunder eine neue Secte gründen?“

„O nein. Das überlasse ich dem Schuster Seidelmann. Es genügt mir vollständig, wenn es mir gelingt, eine Einzige zu meinem Glauben zu bekehren.“

„Darf man fragen, wer diese Eine ist?“

„Nur Sie können es sein, meine Theure!“

Sie versetzte ihm einen liebkosenden Schlag auf die Wange und fragte weiter:

„Und welches ist der Glaube, zu dem ich bekehrt werden soll?“

„Der Glaube, daß ich im Stande bin, das Leiden zu heilen, über welches Sie vorhin einen so interessanten Seufzer ausstießen.“

„Sie machen mich wirklich neugierig, Durchlaucht! Mein Leiden ist nämlich schwer zu erkennen.“

„O, ich bin ein guter Patholog!“

„Nun gut! Versuchen wir es!“

„Ich werde Sie aber einer sehr strengen Prüfung unterwerfen!“

„Ich bin geduldig, Herr Doctor!“

„Nun gut! Bitte, Ihren Puls!“

„Hier!“

Sie reichte ihm die Hand. Er nahm dieselbe, fühlte eine Weile aufmerksam und sagte dann:

„Und nun den anderen.“

„Hier!“

Sie gab ihm die andere Hand. Er aber schüttelte den Kopf und sprach:

„Ich sehe, daß Sie es bisher noch nie mit einem erfahrenen Arzte zu thun gehabt haben. Man muß wissen, wie viele Sekunden das Blut braucht, um von einem äußersten Ende des Körpers zum anderen zu gelangen.“

„Interessant!“ lachte sie, „Welche Enden meinen Sie?“

„Diejenigen Stellen des Körpers, welche am weitesten von einander entfernt sind, also Hand und Fuß.“

„Allerliebst, allerliebst! Das heißt, Sie wollen mir den Puls auch am Fuße befühlen?“

„Ja. Das heißt über dem Fußgelenk, wie man es ja auch hinter dem Handgelenk macht.“

„Ich muß gehorchen. Aber Sie werden leider gezwungen sein, sich ein Wenig. zu bücken“

„Kommen Sie mir zu Hilfe. Hier ist ein Tabouret."

Sie legte gehorsam den einen Fuß auf das Tabouret. Er legte seine Finger decent um das Gelenk desselben, ergriff dann ihre Hand und begann mit der ernsthaftesten Miene zu horchen.

„Hm!" brummte er dann. „Das ist vielsagend!"

„Was?"

„Aerztliches Geheimniß! Jetzt werden wir nun den Mittelpunkt des Pulses zu recognosciren haben."

„Den Mittelpunkt? Wo befindet sich derselbe?"

„Ich meine natürlich das Herz."

„Wie wollen Sie das finden?"

„Ich werde es mir suchen. Erlauben Sie?"

„Eigentlich nicht!"

„Ja, dem Arzte niemals! Aber weil ich ein Laie bin, so —"

„So —? Was denn, Durchlaucht? Ah, ich glaube aus dem gestrigen Schüler ist ein kühner Virtuos geworden!"

„Nur um Sie von Ihrer Krankheit zu befreien!"

Er hatte den linken Arm um ihre Taille gelegt und suchte nun mit der rechten Hand nach ihrem Herzen. Sie ließ es geschehen; doch dauerte es eine geraume Zeit, ehe er den Schlag desselben deutlich fühlte.

„Haben Sie es?" fragte sie.

„Ja, endlich!"

„Was werden Sie damit thun?"

„Der Schlag ist heiß, innig und verheißungsvoll. Ich möchte es am Allerliebsten behalten!"

„Auf wie lange, Durchlaucht?"

„Für immer, natürlich, liebe Ella!"

Sie fuhr rasch mit ihrem Blicke zu ihm empor.

„Ella? Sie kennen meinen Namen?"

„Ist das ein so großes Wunder? Ich habe nach demselben gefragt, bis ich ihn erfahren habe."

„Nach dem Namen einer so gleichgiltigen Person?"

„Nach dem Namen meiner Patientin!"

„Die Sie wohl nicht so leicht heilen werden."

„Pah! Warum?"

„Weil es Ihnen sehr schwer fallen wird, die Krankheit zu erkennen."

„O, ich kenne sie bereits, auch ihren Sitz, ihre Ursachen und das Medicament zu Ihrer Heilung."

„Und das Alles haben Ihnen die drei Pulse gesagt?"

„Ja. Ueberzeugen Sie sich."

„Gut! Antworten Sie! Ich muß wissen, an welcher Krankheit ich im Begriffe stehe, zu Grunde zu gehen. Also zunächst: Der Name der Krankheit, lieber Doctor?"

„Sehnsucht."

„Hm! Der Sitz derselben?"

„Im Herzen."

„Die Ursachen?"

„Ihrer sind zwei, nämlich zwei ganz entgegengesetzte."

„Darf man sie erfahren?"

„Gewiß. Siedendes Temperament und eingefrorenes Eheglück."

Sie erröthete doch. Er hatte sie durchschaut. Aber daraus machte sie sich nichts. Sie fragte weiter:

„Und das Medicament?"

„Vorher ist es mir nöthig, zu hören, ob ich in meiner Diagnose irre gegangen bin oder nicht. Ich bitte um aufrichtige Auskunft!"

„Ist das nicht ein Wenig zu viel verlangt, lieber Doctor?"

„Nein. Der Arzt hat nicht nur das Recht sondern sogar die Pflicht, Wahrheit zu fordern. Also, meine schöne Kranke, wie steht es?"

„Sie haben richtig gerathen."

Das war mehr als aufrichtig. Das Blut stieg ihr dabei aber auch hochroth in das Gesicht, so daß sie den Kopf neigte, um es nicht so sehr bemerken zu lassen Aber bereits nach einem Weilchen wiederholte sie:

„Also, das Medicament?"

Er deutete mit dem Finger auf sich und sagte:

„Hier sitzt es."

„Sie? Ah! Arzt und Medicin zugleich?"

„Freilich!"

„Aber in welchen Dosen könnte man Sie genießen?"

„Das werde ich verschreiben, und Sie haben zu gehorchen! Zunächst werde ich mich Ihnen als Doppelkataplasma verordnen."

Sie stieß ein heiteres Lachen aus.

„Das heißt als Doppelpflaster? Wie wollen wir das arrangiren?"

„Eins auf das Herz und eins auf den Mund. So!"

Er legte ihr die rechte Hand wieder auf das Herz, dessen Schlag er bei der Fülle ihrer Büste kaum zu fühlen vermochte, schlang den linken Arm um sie, so daß er sie an sich zu ziehen vermochte, und drückte dann seinen Mund auf ihre Lippen, welche sie ihm fest und ohne Widerstreben hinreichte.

So blieben sie eine ganze Weile sitzen, in einem innigen Kusse verschlungen, dann entzog sie sich seiner Umarmung, sah ihm lange forschend in die Augen und sagte dann:

„Durchlaucht, haben Sie wohl eine Ahnung meines Characters?"

„Ja, gnädige Frau," antwortete er sofort.

„Nun, wie bin ich? Ich zweifle sehr, ob Sie mich kennen. Wir sehen uns heute erst zum dritten Male. Sie müßten ein ausgezeichneter Psycholog sein, wenn Sie mich richtig beurtheilten!"

„So werde ich Ihnen sogleich Gelegenheit geben, meinen psychologischen Scharfblick kennen zu lernen: Sie haben außerordentlich werthvolle seelische und körperliche Anlagen für die Liebe."

„Das gebe ich zu."

„Aber die Liebe ist bei Ihnen ein Selbstzweck. Sie haben die Gabe

glücklich zu sein und auch glücklich zu machen; aber Sie gebrauchen diese Gabe nur dann, wenn Sie wollen."

„Auch das ist wahr."

„Und wenn Sie Liebe geben und Liebe finden wollen, so fühlen Sie sich als Feldherr."

„Was soll das heißen?"

„Sie kommandiren. Sie warten nicht wie andere Damen, bis der Erwählte kommt, sondern Sie gehen zum Angriffe über, mit fliegenden Fahnen und siegenden Waffen."

„Halten Sie das für falsch?"

„Nein, sondern im Gegentheile für sehr richtig. Die Liebe giebt gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Warum soll das Weib warten, wenn der Mann vielleicht zu zaghaft ist?"

„Ganz recht! Wir verstehen uns, mein lieber Fürst. Sie haben mich wirklich bis tief hinab durchschaut. Wissen Sie auch noch das Weitere?"

„Gewiß!"

„Nun?"

„Sie wollen mir sagen, daß Sie mich lieb haben!"

Sie sah ihm ganz begeistert entgegen. Sie hatte noch Keinen gefunden, der in dieser so ganz selbstverständlichen Weise mit ihr gesprochen hatte.

„So ist es!" antwortete sie.

„Aber diese Liebe ist nicht eine willenlose Gluth?"

„Nein."

„Sie hätten genug Macht über sich, mich nicht zu lieben. Aber Ihr Herz ist mir nicht abgeneigt, und da Ihr Verstand dabei auch seine Rechnung findet, so haben Sie Ihrer Liebe gestattet, sich mit jener Rapidität zu entwickeln, welche allen Ihren Seelenstimmungen eigen ist."

„Wahrhaftig, Sie kennen mich ganz und gar! Aber denken Sie nicht, daß meine Liebe so gar sehr von meinem Willen abhängig ist. Ich bringe Ihnen eine hochlodernde Gluth, eine schrankenlose Hingebung und eine unverbrüchliche Treue entgegen. Was bieten Sie mir dafür?"

„Nichts!"

Sie fuhr zurück und erbleichte. Das hatte sie nicht erwartet.

„Nichts?" fragte sie beinahe tonlos.

„Ja, gar nichts!"

„Mein Gott, ist es denn möglich, daß ich Sie recht verstehe?"

Er las eine förmliche Herzens- oder Seelenangst aus dem schwimmenden Blicke, den sie auf ihn gerichtet hielt. Er hatte seine Absicht erreicht. Er las auf dem Grunde ihrer Seele, daß sie seit heute, seit gestern nicht mehr so war, wie sie früher gewesen war. Sie liebte ihn wirklich; sie liebte ihn so, wie sie wohl noch nie geliebt hatte; sie konnte ohne seiner Gegenliebe sich wohl nie, nie wieder glücklich fühlen.

„Sie verstehen mich allerdings nicht recht, beste Baronin," antwortete er. „Sie reden von einer lodernden Gluth, einer schrankenlosen Hingebung und einer unverbrüchlichen Treue, welche Sie mir entgegenbringen; Sie fragen

mich, was ich Ihnen dafür biete, und ich bin gezwungen, mit „Nichts, gar Nichts“ zu antworten, denn diese Gluth, diese Hingebung, diese Treue, sie können nicht schrankenlos und unverbrüchlich sein, wie Sie sagen, sondern sie haben ihre, und zwar höchst engere Grenzen.“

„Nein.“

„O, doch!“

„Nein, sage ich!“ wiederholte sie in erhobenem Tone, indem ihre Augen in einem Feuer glühten, welches man nicht nur ein vulkanisches, sondern ein plutonisches hätte nennen mögen. Es war ein tief und still zehrendes Feuer, welches leicht den Tod bringen konnte.

„Sie sind — —!“

Er sah ihr mit jenem starren Blick in die Augen, welcher auf eine unterirdische oder vielmehr unterseelische Gefühlsrevolution schließen läßt, die unter dieser starren, ausdruckslosen Irisdecke wüthet. Sie schlang die Arme fester um ihn, drückte ihn inniger an sich und mahnte:

„Sprechen Sie, sprechen Sie weiter!“

„Darf ich denn?“ fragte er.

„Ja, ich wünsche es! Ich bitte Sie darum!“

„Sie gehören einem — einem anderen Manne. Sie sind verheirathet!“

„Aber ich liebe diesen Mann nicht!“

„Wenn ich liebe, will ich glücklich machen und glücklich sein. Welche Garantien des Glückes aber bietet mir die Liebe zu einem Weibe, welche das ganze, persönliche, ausschließliche Eigenthum eines Anderen ist, dem das Gesetz das Recht giebt, ihre Seele, ihr Herz, ihr Leben, ihren Körper zu besitzen, wo und wann es ihm beliebt?“

Da sanken ihre Arme langsam von ihm nieder. Sie erhob sich und schritt einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb sie vor ihm stehen und fragte, indem die tiefste Erregung aus allen ihren Zügen sprach:

„Durchlaucht, wollen wir ohne Rücksicht mit einander sprechen? Darf ich rückhaltslos und unumwunden mit Ihnen reden?“

„Sie dürfen es. Es ist sogar mein inniger Wunsch, daß dies geschehe!“

Da sank sie langsam vor ihm in die Kniee, schlang die Hände um seinen Leib und sagte:

„Ich liebe Sie! Ich liebe Sie namenlos und unaussprechlich! Ich habe einst eine Jugendliebe gehabt, heiß, innig, aber verborgen. Das Herz Dessen, für den ich lebte und von dem ich träumte, gehörte einer Anderen. Er sah mich nicht; er beachtete mich nicht. Meine Liebe war eine verschwiegene und unglückliche. Jetzt ist es mir, als sei jene Liebe vom Tode erstanden und tausend, tausend Mal mächtiger und gewaltiger geworden! Ich habe ihr widerstehen wollen; aber ich bin zu schwach dazu. Ich fühle mich Ihnen gegenüber als ein ohnmächtiges Weib, welches kein größeres Glück auf Erden kennen und haben möchte, als Ihre Dienerin, Ihre Sclavin zu sein.“

„Und dabei sind Sie die Sclavin eines Anderen, die Sclavin Dessen, dessen Weib Sie sich nennen!“

„Ja, Sie haben Recht. Ich fühle mich als Sclavin, als armselige

Sclavin der Verhältnisse, welche mir früher so glänzend erschienen. Wären Sie ein armer Mann, so würde ich Sie auffordern, mit mir fortzugehen, zu fliehen, weit weg, wo uns Niemand kennt, und dann sollte mein ganzes Leben, all mein Denken und Wollen Ihnen gehören, und Sie würden so glücklich sein, wie ein Mann durch die aufopferndste Liebe seines Weibes nur immer und jemals werden kann!"

Jetzt gab es keine Spur von Berechnung mehr bei ihr. Sie war von einer verzehrenden, flammenden Leidenschaft erfaßt worden, gegen die sie keinen Widerstand zu finden vermochte. Er beugte sich zu ihr nieder, legte ihr die Hand unter das Kinn, hob ihren Kopf zu sich empor und sagte:

„Beichten Sie mir, Ella!"

„Was?" flüsterte sie.

„Von jener Jugendliebe. Wer war Der, den Sie liebten?"

„Ein Försterssohn, bei der Polizei angestellt."

„Wie hieß er?"

„Gustav Brandt."

„Wo ist er jetzt?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie werden es wissen. Sie müssen es wissen, denn so eine Liebe, wie die ist, welche Sie gefühlt haben, läßt ihren Gegenstand niemals aus den Augen."

„Und dennoch würde ich ihn nicht zu finden wissen, wenn ich ihn zu suchen hätte. Er ging in alle Welt. Er war ein Flüchtling und mußte verschwinden."

„Verschwinden? Fliehen? Warum?"

„Er war als Mörder verurtheilt worden; es gelang ihm aber, grad an dem Tage zu entkommen, an welchem er eine lebenslängliche Gefangenschaft antreten sollte."

„War er schuldig oder unschuldig?"

Seine Augen flammten mit unwiderstehlicher Gewalt auf sie nieder. So ein gewaltiger Blick war ihrem Auge noch nie begegnet. Sie wollte antworten; aber sie konnte, unter dem Einflusse dieses Blickes stehend, nicht lügen, wollte und durfte jedoch auch nicht die Wahrheit sagen.

„Antworten Sie!" bat er.

„Ich weiß es nicht," sagte sie, die Augen niederschlagend.

Da hob er ihr Gesicht wieder zu sich empor und sprach:

„Ich habe Ihnen bereits bewiesen, daß ich Menschenkenner bin. Ich lese in Ihnen, daß jener Flüchtling schuldlos war, daß Sie mit Theil an seinem Unglück hatten, und daß — ah, Ihr damaliger Verbündeter Derjenige ist, dem Sie jetzt als Weib gehören. Ich will nicht in Sie dringen; ich habe kein Recht dazu; aber soll Derjenige, welcher Sie dazu brachte, einen Schuldlosen in Schande und Elend zu stürzen, so glücklich sein, ein Weib von Ihrer Schönheit, Ihrem Geiste und Ihrem Temperamente zu besitzen?"

„Durchlaucht, ich bin bereit, ihn zu verlassen!"

Sie zitterte am ganzen Körper vor seelischer Aufregung; ihr Busen

wogte auf und nieder, und ihr Athem strömte hörbar zwischen ihren Lippen hervor. Er erkannte, daß er es wirklich in der Hand habe, sie zu seiner Dienerin, seiner Sclavin zu machen. Es wallte in ihm auf wie eine tiefe, gewaltige Genugthuung. Er hätte laut aufjubeln mögen; aber er blieb äußerlich ruhig und fragte im Tone des Glückes:

„Ihn verlassen? Ist das wahr?"

„Ja; gewiß und wahrhaftig ist es wahr!"

„Um wessen willen wollten Sie ihn verlassen?"

„Um Ihretwillen!"

„Sie würden dennoch mit tausend Banden an ihn gekettet sein!"

„Durch kein Band, keinen Faden, und sei er auch nur so dünn, wie der Faden, welchen eine Spinne zieht!"

„Sie Beide sind durch Ihr Leben, Ihre Thaten, Ihr Zusammenwirken mit einander verbunden und bleiben es auch!"

„Nein, nein! Ich reiße alle Bande entzwei, alle, alle, alle!"

Sie hob die Hand wie zum Schwure empor.

„Und was erhoffen Sie als Lohn für solch eine Entsagung, für solch ein Opfer?"

„Ihre Liebe, Durchlaucht, weiter nichts als Ihre Liebe!"

Da bog er sich zu der Knieenden nieder, schlang die Arme um sie und zog sie zu sich empor, so daß sie Brust an Brust und Lippe an Lippe lagen. Sie fühlte sich fast wahnsinnig vor Glück; sie küßte, küßte und küßte ihn wieder und immer wieder; sie liebkoste ihn; sie streichelte ihm die Wangen, als ob sie ein heißgeliebtes Kind vor sich habe, dem sie ihre ganze Seele hingeben müsse. Dabei flüsterte und fragte sie immer und immer wieder:

„Lieben Sie mich? Lieben Sie mich? Ist es wahr, daß Sie mich lieben können?"

„Ja," antwortete er, sie an sich pressend. „Ich liebe Sie! Jetzt freilich nur wie ein herrliches, entzückendes Bild, welches die Sinne begeistert. Aber dann, wenn ich erst die Tiefen Ihrer Seele erforscht und erkannt habe, dann wird meine Liebe so sein, wie sie zu dem unaussprechlichen Glücke, welches ich mir ersehne, erforderlich ist."

„Forschen Sie in mir; forschen Sie! Sie werden finden, daß in meinem Herzen Nichts wohnt und lebt, als nur Sie, Sie, Sie allein!"

Sie schmiegte und drängte sich in heißer Liebesgluth an ihn, als ob es ihr möglich sei, ganz in ihn einzudringen. Und grad als sie so eng umschlungen bei einander saßen, wurde die Thüre geöffnet und der Baron trat ein.

Ella erschrak nicht im Geringsten. Sie gab sich kaum die Mühe, ihre Arme von dem Fürsten fortzunehmen. Dieser Letztere wurde ebensowenig verlegen. Er erhob sich gleichmüthig von seinem Sitze, um dem Baron eine Verbeugung zu machen.

„Verzeihung, Durchlaucht!" sagte Dieser. „Ich trete nur für einen Augenblick hier ein!"

„Du willst zu mir?" fragte sie.

Ihre Stimme klang sogar eher abweisend, abwehrend, als blos kalt und gleichgiltig.

„Allerdings zu Dir."

„Ist es so nothwendig?"

„Wahrscheinlich."

„Wahrscheinlich? Also Du weißt es nicht gewiß? Dann konntest Du warten, bis ich besser disponibel bin, als grad in diesem Augenblick."

„Verzeihe! Der Vorsteher will nicht gern länger warten."

„Der Vorsteher? Wohl der fromme Schuster Seidelmann?" fragte sie ironisch.

„Ja. Er wünscht eine Unterredung mit Dir."

„In welcher Angelegenheit?"

„In Betreff eines Waisenkindes. Du weißt, daß ich als Leiter des Armenwesens gewisse Verpflichtungen habe, denen selbst Du Dich nicht gut zu entziehen vermagst."

„Er mag später wiederkommen!"

Sie wollte sich abwenden, um anzudeuten, daß in den letzteren Worten ihre endgiltige Resolution enthalten sei; aber schon hatte der Fürst seine Handschuhe angelegt. Er sagte:

„Bitte, gnädige Frau! Die Angelegenheiten eines Waisenkindes müssen für Jedermann, besonders aber für eine Dame, stets wichtig und unaufschiebbar sein. Meine Zeit ist abgelaufen. Lassen Sie meine Anwesenheit nicht die Ursache sein, den Herrn Vorsteher auf Wartezeit zu stellen. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Baronin! Ich grüße Sie, Herr Baron!"

Er küßte ihr die Hand, verneigte sich leicht vor ihrem Manne und ging. Die beiden Gatten standen einander beinahe zornig gegenüber, sie wegen des gestörten tête-à-tête und er der Abweisung wegen, die er von ihr hatte hinnehmen sollen.

„Kannst Du diesen Herrn nicht anderweit bestellen?" sagte sie.

„Nein," antwortete er kurz.

„Du wußtest doch, daß der Fürst bei mir war!"

„Allerdings wußte ich das."

„Und um eines solchen Mannes willen zwingst Du diesen Cavalier, mich zu verlassen!"

„Der Besuch des Vorstehers hat für mich ganz dieselbe Wichtigkeit, wie für Dich die Visite des Fürsten."

„Aber Du wußtest, daß ich noch nicht Toilette gemacht habe!"

„Empfängst Du einen Herrn, der erst zum dritten Male Zutritt nimmt, in dieser allerdings fast mehr als leichten Kleidung, so brauchst Du Dich derselben vor meinem Administrator noch viel weniger zu schämen."

„Ich hasse diesen Scheinheiligen!"

„Und ich liebe ihn!" höhnte er.

„Leider scheinst Du in neuester Zeit Alles zu lieben, was ich hasse!"

„Ganz dasselbe habe ich Dir zu sagen. Dieser Fürst ist mir ganz und gar nicht sympathisch, ganz und gar nicht willkommen!"

„Ah! Warum?"

„Er ist eine Schlange!"

„Pah! Du bist ein Krokodil!"

„Unsinn!" meinte er sehr ernsthaft. „Glaube nicht, daß ich scherze! Dieser Mann ist so gewandt, so glatt, so kalt, so wenig zu fassen, grad wie eine Schlange. Er macht auf mich den Eindruck, als ob er uns nur deshalb besuche, um einen Biß seiner Giftzähne anzubringen."

„Du irrst!" antwortete sie. „Er kommt nur meinetwegen!"

Er zuckte die Achsel, schüttelte den Kopf und fragte:

„Meinst Du wirklich, daß er in Dich verliebt ist?"

„Ganz und gar! Du hast es ja gesehen!"

„Ja. Ich überraschte Euch in einer außerordentlich innigen Umarmung! Na, ich will es glauben. Hübsch bist Du!"

Er überflog ihre Gestalt mit einem prüfenden Blicke. Sie aber zog die schöne Schulter empor, machte ein Mäulchen und sagte:

„Hübsch? Pah!"

„Nun, meinetwegen sogar schön! Einen Mann zu verführen, dazu hast Du das Zeug. Uebrigens gebe ich es zu, daß der Fürst ein schöner, und, was noch mehr bedeutet, ein interessanter Mann ist."

„Ich hoffe, Du gönnst ihn mir!"

„Ja, sobald Du mir auch meine kleinen Vergnügungen gönnst. Uebrigens habe ich in Betreff seiner ein Wort mit Dir zu sprechen."

„Doch jetzt nicht gleich, sondern wann?"

„Warum jetzt nicht?"

„Ich denke, Dein würdiger Vorsteher hat keine Zeit?"

„Für mich ist er stets zu warten bereit. Ich habe gehört, daß der Fürst die Ankunft von ungeheuren Summen erwartet —"

„Ah!" fiel sie ein. „Willst Du etwa —"

„Warum nicht?"

„Es dürfte Dir nicht gelingen!"

„Welchen Grund hast Du, dies zu glauben?"

„Den einzigen, daß der Fürst ein ungewöhnlicher Mann ist. Mit ihm darf man nicht nach gewöhnlichen Factoren rechnen."

„Meine Factoren passen auf jeden gewöhnlichen und ungewöhnlichen Mann: Bekanntschaft anknüpfen, um zu recognosciren, die Schliche kennen lernen, um zu dem Gelde zu kommen, und dann wird eines schönen Nachts das Werk vollbracht."

„Du meinst also, daß ich bei ihm recognosciren soll?"

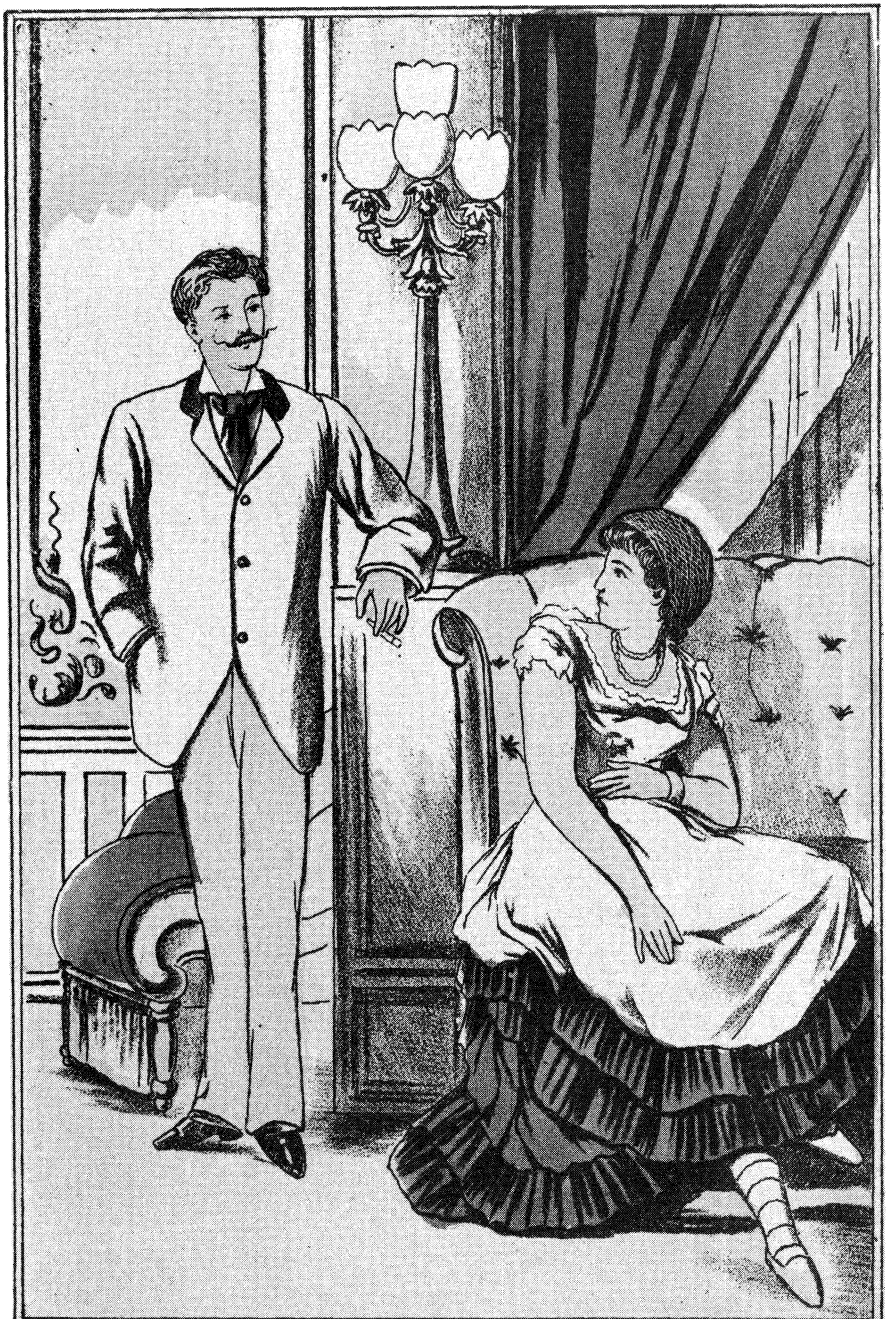
„Gewiß."

„Dann müßte er mich in seine Wohnung laden!"

„Das ist es, was ich meine. Oder hältst Du es nicht für möglich, ihn so weit zu bringen?"

„Es wird schwierig sein!"

„Ich halte es im Gegentheile für sehr leicht, sobald Du überzeugt bist, ihn in Deinen Netzen gefangen zu haben."



D.V.S. 15.

„Hübsch bist Du!"

„Er ist mein!“ antwortete sie stolz und selbstbewußt.

„Nun, so haben wir ihn ja!“

„O, noch lange nicht!“

„Sogar ganz sicher! Er wird Dich besitzen wollen. Du sagst, daß hier keine zärtliche Liebkosung möglich sei.“

„Und Du denkst, daß er mich dann zu sich einladen wird?“

„Gewiß! Und thut er es nicht, so ist es Deine Sache, diesen Gedanken bei ihm anzuregen.“

„Gut! Ich werde es versuchen!“

„Thue es! Du weißt, daß ich nicht eifersüchtig bin!“

„Das wollte ich mir auch sehr verbitten!“

„Schön! Dabei denke ich an den Vortrag, welchen der Vorsteher machen wird. Ich hoffe, daß Du Ja sagen wirst!“

„Um was handelt es sich?“

„Er mag es Dir dann selbst sagen. Du wirst ein gutes Werk verrichten!“

„Eine Seltenheit, wenn es sich um einen Auftrag von Dir handelt.“

„Du wirst spitz! Meinetwegen! Wann soll er kommen?“

„Sogleich.“

„Ich denke, daß Du erst Toilette machen willst!“

„Fällt mir nicht ein! Dein Administrator weiß auch die Vorzüge einer schönen Frau zu schätzen!“

Der Baron horchte auf. Er sagte dann:

„Davon bin ich überzeugt. Aber Du sagst das in einem so eigenen Tone. Ist er Dir gegenüber vielleicht einmal liebenswürdig gewesen?“

„Nicht nur einmal, sondern stets. Ich wollte es ihm auch nicht rathen, einmal unliebenswürdig zu sein!“

„So meine ich es nicht. Ich wollte wissen, ob er sich einmal in Dich verliebt gezeigt hat?“

„Niemals!“ antwortete sie, aber in einem Tone, welcher eher das gerade Gegentheil vermuthen ließ.

„Das wollte ich mir auch verbeten haben!“ meinte der Baron. „Er ist mein Untergebener, und für einen solchen ist die Baronin Ella von Helfenstein nicht vorhanden!“

Er ging. Ella ließ sich auf demselben Platze nieder, auf welchem sie vorhin den Fürsten empfangen hatte, und zwar that sie das in einer solchen Weise, daß alle ihre körperlichen Vorzüge zur vollsten Geltung kommen mußten.

Nach kurzer Zeit meldete die Zofe den Vorsteher an. Er trat ein und verbeugte sich so tief, als ob er sich vor einer Königin befinde. Dann erst erhob er den Kopf so, daß er die schöne Frau in ihrer reizenden Attitude erblicken konnte. Sein Blick wurde spitz, auch seine Lippen spitzten sich. Er hatte ganz das Aussehen eines Menschen, welcher lange Zeit fürchterlich gehungert hat und sich nun plötzlich vor eine Tafel gestellt sieht, auf welcher die delicatesten Gerichte prangen.

„Treten Sie näher!“ forderte sie ihn in einem süßen Flötentone auf.

Er folgte diesem Gebote in kleinen, tänzelnden Schritten, welche zierlich sein sollten, aber zu seiner Gestalt, seinem Anzuge und seinem ganzen Wesen gar nicht paßten.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie, als er vor ihr stand.

Er verschlang mit seinen Blicken die Reize, welche er vor sich sah. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Welch ein herrliches, entzückendes Weib. Was hätte er gethan, um einen Kuß von ihr zu empfangen, einen einzigen, allereinzigen Kuß. Es wurde ihm schwer, zu beginnen; er schluckte und schluckte und stieß endlich mit wirklicher Anstrengung hervor:

„Ich muß um allergnädigste Verzeihung bitten, wenn —“

„Nun, wenn?“ fragte sie.

„Wenn — wenn — daß ich Sie, gnädige Frau Baronin, in diesem himmlischen Negligé überrasche.“

Sie blickte ganz erstaunt zu ihm empor und sagte:

„Was geht Sie mein Negligé an? Sie sind ein Diener Gottes. Geben Sie sich nicht mit so weltlichen Dingen ab! Uebrigens ist von einer Ueberraschung gar keine Rede. Ich bin es ja gewesen, welche Sie zu mir befohlen hat.“

„Pardon! Pardon! Diese Bedeutung wollte ich meinen Worten allerdings nicht beigelegt wissen!“

„Gut! Also in welcher Angelegenheit kommen Sie?“

Er sah sich unwillkürlich nach einem Stuhle um; aber sie that, als ob sie dies gar nicht bemerke. Er war verurtheilt, vor ihr zu stehen und, wie Sysiphus, Schätze zu erblicken, die er niemals zu erreichen hoffen durfte.

„Es ist eigentlich Gott selbst, der mich zu Ihnen sendet, gnädige Frau,“ antwortete er endlich.

„Gott selbst? Das ist eine unendliche Ehre für Sie. Er pflegt doch gewöhnlich nur Apostel und Propheten zu senden. Also welcher Art ist Ihr Auftrag?“

„In einem Hause auf der Wasserstraße, welches das Eigenthum des gnädigen Herrn ist, zog heute Morgen der Tod ein. Ein braver, glaubenstreuer Familienvater wurde seinen Kindern entrissen. Die Kleinsten befinden sich jetzt bereits im Waisenhause. Nun ist aber noch die älteste Tochter zu versorgen.“

Er machte eine Pause. Ella ahnte, um was es sich handelte. Sie hatte gute Laune genug, dem frommen Manne die Sache zu erleichtern.

„Sie suchen wohl eine Stellung für sie?“ fragte sie.

„Ja, ja; das ist es, was ich bemerken wollte.“

„Und wenden sich in dieser Beziehung an mich? Schön! Das finde ich sehr lobenswerth von Ihnen!“

Ganz glücklich über diese Worte verneigte er sich fast bis auf den Teppich herab.

„Ich kenne das gute, milde, menschenfreundliche Herz der gnädigen Frau Baronin!“

V. S.

„So? Wann und wo haben Sie es kennen gelernt?“

Diese Frage brachte ihn in außerordentliche Verlegenheit. Er hatte noch niemals Veranlassung gefunden, über das gute Herz der Baronin eine Erfahrung zu machen.

„Ueberall und stets!“ antwortete er. „Die Mildthätigkeit Euer Gnaden ist ja in der ganzen Stadt bekannt!“

„Das gereicht mir zur besonderen Ehre. Darum sollen Sie sich auch dieses Mal nicht vergeblich an mich wenden.“

Er verbeugte sich abermals.

„Ich bin ganz entzückt, Hoheit!“

„Ich sehe es!“ lächelte sie. „Ich werde mich also nächster Tage erkundigen, ob bei einer meiner Freundinnen oder Bekannten für unseren Schützling ein Placement zu finden ist.“

Sie spielte mit ihm, wie die Katze mit der Maus. Er machte eine abwehrende Handbewegung und stotterte:

„O nein! Ich wollte — ich ahnte — ich dachte —“

„Nun, mein Lieber, was dachten Sie?“

Es war ihr eine Locke ihres Haares aufgegangen. Sie erhob die beiden Arme, um sie wieder zu befestigen. Dabei kam die Form der Arme, des Busens, des ganzen Oberkörpers zu einer Darstellung, welche dem Vorsteher den Kopf verdrehte. Er suchte nach Worten, ohne sie zu finden. Sie merkte das, ja, sie hatte es sogar beabsichtigt. Und als sie nun, wie ganz zufällig, mit der einen Hand an der Büste niederstreifte, wobei der Verschluß des Morgenhemdes seine Festigkeit verlor, da war es um ihn geschehen. Er räusperte sich ängstlich und zog sein Taschentuch hervor, um sich die kahle, vom Haar entblößte Stirn abzutrocknen.

„Nun?“ fragte sie wie verwundert. „Ein Frommer, der vergeblich nach dem richtigen Worte sucht, seine Gedanken auszudrücken! Ist das möglich?“

„Verzeihung!“ stammelte er. „Hier ist es so warm!“

„Mir scheint sogar, es wird Ihnen heiß. Aber das geht doch Ihren Schützling nichts an. Reden Sie!“

Er faßte sich und sagte:

„Meine Mündel ist, wie ich bereits erwähnte, in einer sehr gottesfürchtigen Familie erzogen worden. Der Same, welchen ich da säete, soll nicht verloren werden. Das Mädchen ist eine reine Seele, welche nach Gott und dem Himmel dürstet, und so ist es meine heilige Pflicht, sie nur in eine Familie zu geben, in welcher der wahre Glaube und die echte Gottesfurcht vorhanden sind.“

„Das ist sehr löblich von Ihnen!“

Diese Zustimmung gab ihm die Gabe der Rede vollständig zurück:

„Da ich nun weiß, daß das Haus der gnädigen Frau Baronin ein Tempel ist, in welchem die wahre Verehrung herrscht, so hätte ich es als eine Schickung des Allerhöchsten angesehen, wenn es möglich gewesen wäre, hier ein Plätzchen für das gute Kind zu finden.“

„Ah! Sie wünschen eine Stellung für sie bei mir?“

„Ja, gnädige Frau. Der Himmel wird es Ihnen lohnen, was Sie hier auf Erden an der armen Waise thun!“

„Als was soll ich sie denn engagiren?“

„Als was Sie denken!“

Da schnippste sie fröhlich mit den Fingern, warf ihm einen pfiffig malitiösen Blick zu und sagte:

„Ich kann sie leider nicht gebrauchen, aber mein Mann, der Baron hat vielleicht irgend eine Verwendung — nicht?“

Er trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Gnädige Frau!“

„Papperlapapp! Wie alt ist sie?“

„Neunzehn.“

„Wie heißt sie?“

„Marie Bertram?“

„Ist sie hübsch?“

„Die Vorsehung hat ihr in ihrem Aeußeren allerdings eine Empfehlung für ihre irdische Pilgerfahrt gegeben.“

„Ist sie munter?“

„Nein, eher nachdenklich. Die Kinder Gottes pflegen ernst zu sein.“

„Nicht wahr, mein Mann wünscht, daß ich sie engagire?“

„Er hat allerdings gemeint, daß es ein Fingerzeig des Himmels sei, daß ihr Vater in einem Hause gestorben ist, welches dem gnädigen Herrn gehört.“

„Reden wir aufrichtig. Ist er verliebt in sie?“

„Gnädige Frau!“ rief der Mann, ganz erschreckt die knochigen Hände faltend.

„Gut! Ich werde sie also nicht engagiren!“

Dieser plötzliche Entschluß brachte ihn in die allergrößte Verlegenheit.

„Sie weisen mich zurück? Mein Herz glaubte bereits, ein Hosianna singen zu können —!“

„Ja. Ich muß Ihnen leider sagen, daß mein Mann ein großer Liebhaber weiblicher Schönheiten ist. Ich engagire in Folge dessen, um ihm gefällig zu sein, nur hübsche Mädchen, welche nicht prüde sind und ihm gefallen. Ihre Mündel kann ich also nicht gebrauchen!“

Da beeilte sich der Vorsteher zu erklären:

„Ich besinne mich jetzt glücklicher Weise, daß der Herr Baron sich in recht beifälliger Weise über sie ausgesprochen hat.“

„So! Er ist ihr also gut?“

„Ich weiß nicht, welche Deutung ich diesem etwas weltlichen Ausdrucke geben soll.“

Da ließ sie ein kurzes, lustiges Lachen hören und sagte:

„So will ich ihn erklären: „Mein Mann hat bei dem Anblicke Ihrer Mündel ganz dieselben Gedanken und Wünsche, welche Sie jetzt in diesem Augenblicke haben, indem Sie mich hier vor sich liegen sehen.“

„Jesus, mein Heiland! Was denken die gnädige Frau!“

„Pah! Sprechen wir ehrlich! Ich will Ihre Mündel zu mir nehmen aber nur unter der Bedingung, daß Sie sich jetzt mir gegenüber nicht in eine Manier werfen, welche Ihrem inneren Wesen fremd ist. Leute, welche sich kennen und durchschauen, dürfen nicht Komödie mit einander spielen. Sagen Sie aufrichtig: Würde Ihnen ein Kuß von mir unangenehm sein?"

Er wußte jetzt wirklich nicht, was er antworten solle. Er rieb sich die Hände, wand sich hin und her und stotterte endlich:

„Gnädige Frau, ich halte Sie allerdings für meine Schwester in dem Herrn. Als Bruder würde ich mir wohl einen solchen Erweis der Zärtlichkeit erlauben dürfen."

Da kam ein kleines, schlimmes Teufelchen über sie. Sie erhob sich halb, hielt ihm ihre rechte Wange entgegen und sagte:

„Gut, mein lieber Bruder in dem Herrn, kommen Sie her und geben Sie mir einen herzhaften Kuß auf die rechte Wange!"

Da stieg ihm das Blut in die Wangen. War es wahr? Er sollte dieses herrliche Weib küssen dürfen?

„Gnade!" stammelte er. „Ein solcher Scherz —!"

„Es ist kein Scherz! Küssen Sie, sonst geht die Zeit vorüber. Dann ist es zu spät!"

Er warf ihr einen gierig forschenden Blick zu. Er sah, daß es ihr Ernst sei, und da fuhr er denn heftig auf sie los und drückte seine Lippen auf ihre Wange. So Etwas hätte er ganz und gar nicht für möglich gehalten!

Sie legte sich wieder in ihre vorige Stellung zurück und sagte:

„So dürfen Sie mich küssen als Bruder in dem Herrn. Wären Sie eine rein menschliche Person, ohne diese Zuthat von Frömmigkeit und Heiligkeit, so hätte ich Ihnen erlaubt, mich zu umarmen und auf den Mund zu küssen. Sie sind ein schöner Mann, und der meinige ist mir nach und nach fremd und immer fremder geworden."

Diese Worte klangen in seinen Ohren wie Gesang der Cherubim und Seraphim. Er riß die Augen weit auf, um die ganze, vor ihm ausgebreitete Schönheit in sich aufzunehmen und fand dabei den Muth zu den Worten:

„Ich bitte dringend um Aufrichtigkeit, gnädige Frau! Sprechen Sie im Scherze oder im Ernste mit mir?"

„Im Ernste, mein Lieber!"

„Mein Lieber!" Diese beiden Worte gingen ihm durch Leib und Seele, durch Mark und Bein. Seine Augen funkelten. Er trat einen Schritt näher.

„Ich würde Sie umarmen dürfen?"

„Ja."

„Und küssen!"

„Und küssen!" nickte sie.

„Gut, so will ich mein Amtsgewandt abwerfen, so lange ich bei Ihnen bin. Der Mensch ist zunächst für die Erde und dann erst für den Himmmel geschaffen, und den einzigen Himmel auf Erden findet man nur durch ein schönes, liebevolles Weib!"

Er streckte die Hände aus; er wollte sich ihr nähern. Sie machte aber eine abwehrende Handbewegung und gebot:

„Halt! So schnell und leicht nicht. Jede Liebe muß verdient sein! Sagen Sie zunächst, ob mein Mann in diese hübsche Marie Bertram wirklich verliebt ist."

„Er ist ganz verteufelt auf sie!"

„Ist sie denn so sehr viel hübscher als ich?"

„Ganz und gar nicht! Was denken Sie, gnädige Frau! Sie sind tausendmal entzückender als dieses Mädchen! Für Sie könnte man durch Feuer und Flammen gehen!"

„Auch Sie?"

„Auch ich! Noch eher und williger als tausend Andere!"

„Und wenn ich Sie nun beim Worte halte?"

„Thun Sie es! Thun Sie es!" rief er begeistert.

Sein Inneres glühte von den Flammen, welche das Weib in ihm angefacht hatte. Er wäre in diesem Augenblicke zu Allem fähig gewesen, was sie von ihm verlangt hätte.

„Gut, mein Lieber, ich werde Sie auf die Probe stellen!"

„Wann? Womit? Was soll ich thun?" fragte er begierig.

„Das wird sich finden. Zunächst will ich Ihnen aufrichtig sagen, daß ich einen treuen Freund brauche, auf den ich mich verlassen kann."

„Ich werde es sein, gnädige Frau! Ich will Ihnen dienen und gehorchen in Allem, was Sie von mir fordern!"

„Auch gegen meinen Mann?"

„Auch gegen ihn, wenn Sie befehlen!"

„So sind wir einig. Gehen Sie jetzt. Es wird die Zeit kommen, in der ich Sie brauche, und dann wird die Liebe auch Gelegenheit finden, Sie reich zu belohnen!"

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen; er ergriff dieselbe und küßte sie. Dann ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder, erhob die Hand zum Schwur und sagte:

„Ich erkläre Ihnen hiermit an Eides Statt, daß Sie über mich verfügen können zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht, und daß ich Ihnen treu und ergeben sein werde bis zu meinem Tode!"

Dann entfernte er sich.

„Scheusal!" murmelte sie, während sie eine Geberde des Abscheues machte. „Ich werde ihn nothwendig brauchen; aber ich werde ihn benützen und dann zertreten, diesen elenden Wurm!" —

Der Gegenstand dieser Audienz, Marie Bertram, hatte mehr mechanisch oder automatisch, als in Folge besonderen Nachdenkens dem Gebote, welches ihr ertheilt worden war, Folge geleistet. Sie hatte das Zimmer gereinigt und sich dann zum Ausgehen angekleidet. Es war ihr so dumpf im Kopfe, als hätte sie einen Keulenschlag erhalten. Ihr Herz schien leer zu sein, und doch war es nur die unendliche Traurigkeit, welche sie fast von Sinnen brachte.

Sie ging aus, die Straße hinab, mit Schritten, als ob ihre Füße

an Stricken gezogen würden. Sie begab sich nach dem Gefängnisse, um nach den Bruder und den Geliebten zu fragen. Man sagte ihr, daß Beide anwesend seien, aber man erlaubte ihr nicht, sie zu sehen oder gar mit ihnen zu sprechen.

Von da begab sie sich nach dem Gottesacker. Die Leichenhalle war verschlossen, und auf ihre Bitte erklärte ihr der Todtengräber, daß er ihr nicht öffnen dürfe.

Nun wandelte sie zwischen Gräbern umher, eine lange, lange Zeit. Sie dachte nicht an Essen und Trinken. Sie hatte weder Hunger noch Durst. Sie fühlte nichts, gar nichts. Sie wandelte unter Todten und war selbst eine wandelnde Leiche.

Endlich verließ sie den Kirchhof und kehrte zurück. Da schlugen die Glocken die Stunde. Sie blieb stehen und zählte. Hierbei kam ihr der erste, klare, geordnete Gedanke: Um die jetzige Zeit war sie ja in das Stickgeschäft bestellt. Sie wandte den Schritt dorthin und trat ein. Aller Augen richteten sich auf sie, und die Verkäuferinnen flüsterten heimlich miteinander.

Die Besitzerin wurde herbeigerufen. Als sie das Mädchen erblickte, machte sie ein höchst zorniges Gesicht und fragte:

„Nicht wahr, Marie Bertram ist Ihr Name?"

„Ja," murmelte die Gefragte vor sich hin.

„Sind Sie nicht die Schwester des Robert Bertram, welcher mit dem Riesen Bormann arretirt worden ist?"

„Ja."

„Und die Geliebte des Mechanikus Fels, den man gestern auch eingezogen hat?"

„Ja."

„So, so! Auf solche Verwandtschaft und Bekanntschaft können Sie sich fürchterlich viel einbilden! Sie kommen wegen Ihrer Stickerei?"

Marie hielt die Augen voll und offen auf die Sprecherin gerichtet. Diese Augen schienen todt und leer zu sein; aber das war eine Täuschung. Es glänzte da drin, tief unten eine ganze, gewaltige Thränenfluth. Hätten sich einzelne Tropfen aus diesem See lösen können, wie wohl, wie wohl hätte das diesem schwer geprüften Herzen gethan! Aber diese Fluth wollte mit einem Male herausbrechen, und da kam denn kein einzelner Tropfen zum Vorschein. Sie hörte, was man zu ihr sagte; sie gab auch Antwort; aber der Jammer hielt ihren Geist so fest gepackt, daß er sich nicht selbstständig zu regen und zu bewegen vermochte.

„Ja," antwortete sie auch auf die letzte Frage.

„Da haben Sie ein schönes Unheil angerichtet! Der Fleck läßt sich nicht entfernen. Der Chemiker sagt, daß es nicht ein Oel, sondern eine geradezu raffinirte Mischung verschiedener Fette und Oele sei. Er meint, daß der Fleck mit Fleiß gemacht worden ist!"

Sie schien jetzt eine Bemerkung zu erwarten; da Marie aber schwieg, so fuhr sie fort:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß die Stickerei für die Frau Baronin

von Helfenstein ist. Diese hat sämmtliche Auslagen getragen. Das Material wird ungefähr vierzig Thaler gekostet haben. Ich getraue mich nicht hin zu ihr. Sie mögen selbst gehen, und den Sturm aushalten. Hier ist das Paquet!"

Marie griff zu und drehte sich um, sich wortlos zu entfernen. Das lag aber nicht im Plane dieser Dame.

„Halt!" rief sie. „Bleiben Sie noch! Der Schwester und Geliebten von zwei Dieben darf ich das nicht allein anvertrauen. Es wird Jemand mit Ihnen gehen, um dafür zu haften, daß nichts verloren gehe. Warten Sie also noch!"

Auch diese Demüthigung nahm Marie wortlos hin. Nach einiger Zeit wurde ihr ein Arbeitsmädchen beigegeben, um sie zur Baronin zu begleiten. Dort angekommen, wurden Beide vorgelassen. Marie sprach kein Wort; die Andere mußte die Angelegenheit vortragen. Die Baronin gerieth in einen außerordentlichen Zorn. Sie hatte Monate lang auf diese Stickerei gewartet, um sie zu dem nächsten Weihnachtsfeste anzulegen, und nun war das unmöglich geworden. Sie erklärte den beiden Mädchen, daß sie mit ihnen nichts zu thun habe, sie sollten die Arbeit wieder mitnehmen; sie selbst aber werde sich wegen des Schadenersatzes an die Principalin halten.

Auch diesen Sturm ließ Marie über sich ergehen, ohne ein Wort zu sprechen. Und als sie während des Rückweges den Mund ebenso wenig öffnete, sagte ihre Begleiterin:

„Sie dauern mich. Ich ahne, daß Sie nicht schuldig sind. Was will die Herrin noch mit Ihnen machen? Gehen Sie in Gottes Namen nach Hause. Ich werde die Stickerei überbringen."

Hierauf ging Marie schweigend ein. Sie schritt wie im Traume der Wasserstraße zu und stieg hierauf in ihre Wohnung. Dort setzte sie sich auf die alte Matratze und vergrub das Gesicht in die Hände, bis draußen Schritte ertönten und Jemand eintrat. Sie blickte auf. Es war der Vorsteher, Herr Seidelmann. Sie starrte ihn an und grüßte nicht. Darum gebot er ihr:

„Stehen Sie auf!"

Sie erhob sich, steif und still wie eine Nachtwandlerin. Dann fuhr der Fromme fort:

„Ich bringe Ihnen eine frohe Botschaft, ein wahres Evangelium. Sie sollen gerettet werden, das ist Gottes Wille. Darum gab er Ihnen einen treuen Sorger zum Vermund, der über Sie wachen wird, daß Sie nicht wieder in die Arme der Sünde fallen. Denn Ihre größte Sünde war die Lectüre von Liebesliedern. Ich selbst bin Ihr Vormund, und Sie haben mir in allen Stücken Gehorsam zu leisten. Verstehen Sie mich?"

„Ja," hauchte sie tonlos.

„Sie werden heute eine neue, glanzvolle Stellung antreten, und zwar in einer hohen, adeligen Familie, zu welcher ich Sie sofort bringen werde. Ihre Siebensachen, welche hier liegen, können Sie dort nicht brauchen. Sie bleiben hier, um im Interesse Ihrer kleinen Geschwister verkauft zu werden. Folgen Sie mir!"

Er ergriff sie beim Arme und zog sie fort. Sie folgte ihm, ohne den geringsten Versuch, Widerstand zu leisten. Ihr Wille schien ganz erstorben zu sein.

Sie fuhren in einer Droschke nach dem Palaste des Barons. Dieser war ausgegangen. Darum ließ Herr Seidelmann sich bei der Baronin melden. Als diese ihn mit dem Mädchen eintreten sah, fragte sie:

„Herr Vorsteher, kommen Sie etwa, mich zu erbitten? Dieses Mädchen ist bereits hier gewesen, und ich habe in dieser ärgerlichen Angelegenheit mein letztes Wort gesprochen!"

„Bereits hier gewesen?" fragte er.

„Ja. Ich hatte mich auf diese Stickerei wirklich wie ein Kind —"

„Stickerei?" fiel er ein. „Davon weiß ich nichts. Ich komme ganz und gar nicht wegen einer Stickerei!"

„Nicht? Weshalb denn?"

„Ich gebe mir die Ehre, Ihnen dieses Mädchen als die Marie Bertram vorzustellen, von welcher wir gesprochen haben."

„Marie Bertram? Ist das möglich!" rief die Baronin ganz erstaunt. „Das ist ein eigenthümliches Zusammentreffen!"

Sie musterte das Mädchen sehr aufmerksam, schüttelte den Kopf und fragte dann:

„Fräulein Bertram, kennen Sie den Baron von Helfenstein?"

„Nein," antwortete Marie leise.

„Sie haben aber wohl von ihm gehört?"

„Ja."

„Was?"

„Unser Wirth."

„Was ist Ihnen, warum sprechen Sie nicht anders?"

Da fiel der Vorsteher ein:

„Entschuldigen Sie gnädigst! Ihr Vater ist heute Vormittag gestorben. Sie ist sehr erschüttert und muß sich erst in ihre Lage finden."

„Gut! Lassen wir sie allein. Bringen Sie das Mädchen zum Leibdiener meines Mannes, welcher bereits die nöthigen Befehle erhalten hat. Er mag sie nach ihrem Zimmer bringen!"

Das geschah. Nach kurzer Zeit befand Marie sich in einem nicht zu großen, aber allerliebst ausgestatteten Zimmerchen. Sie setzte sich auf das Sopha und starrte vor sich hin. Es wurde Licht gebracht, sie beachtete es nicht. Der Diener servirte ihr ein kleines Abendessen; sie rührte es aber nicht an.

So verging Stunde um Stunde, bis Mitternacht vorüber war. Da öffnete sich plötzlich die Nebenthür, und der Baron trat ein. Als er sie erblickte, leuchtete sein Auge befriedigt auf.

„Guten Abend, liebes Kind!" grüßte er. „Warum sind Sie nicht bereits schlafen gegangen?"

Sie sah ihn an und antwortete nicht. Er deutete auf das in dem Zimmer stehende Bett und meinte:

„Das ist ja für Sie bestimmt!"

„Ja," antwortete sie, ohne weiter zu überlegen.

„Haben Sie gespeist?"

„Nein."

Er setzte sich neben sie auf das Sopha und erkundigte sich weiter:

„Ich hoffe doch, daß Sie aufmerksam bedient worden sind?"

„Ja."

„Wollen wir uns noch ein Wenig unterhalten?"

„Ja."

„Wovon? Vielleicht von dem Grunde, welcher mich veranlaßt hat, Ihnen hier eine Anstellung zu geben?"

„Ja."

Die Antworten kamen so monoton zwischen den Lippen hervor, als ob sie einem verständnißlosen Wesen einstudirt worden seien. Dennoch rückte der Baron näher zu ihr heran und fuhr fort:

„Ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß der einzige Grund in der Liebe besteht, welche ich für Sie gefaßt habe. Ich habe zwar gehört, daß Ihr Herz nicht mehr frei ist, aber ich glaube, Sie werden so verständig sein, die Chancen, welche ich Ihnen zu bieten vermag, allem Anderen vorzuziehen. Nicht wahr, ich darf das hoffen?"

„Ja."

„Ah, ich sehe, daß Sie eine höchst verständige und liebenswürdige junge Dame sind. Kommen Sie her und lassen Sie sich umarmen!"

Er legte den Arm um sie und wollte sie küssen. Da stieß sie ihn von sich. Er aber ließ sich nicht irre machen. Er hatte von dem Diener bereits gehört, in welchem Seelenzustande er die neue Maitresse finden werde. Er zog sie abermals an sich und hielt sie so fest, daß sie sich kaum zu rühren vermochte. Aber zu einem Kusse kam er doch nicht. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne um Hilfe zu rufen, wußte sie ihm ihre Lippen jedesmal zu entziehen.

So kämpften sie still und lautlos, bis ihm endlich ein Gedanke kam, der ihm Erfolg versprach. Er ließ sie los, betrachtete sie mit freundlicheren Augen und fragte:

„Nicht wahr, Ihr Bruder heißt Robert?"

„Ja."

„Und Ihr Geliebter Wilhelm?"

„Ja."

„Beide sind jetzt gefangen?"

„Ja."

„Sie sind verloren; man wird sie verurtheilen und in das Zuchthaus schaffen. Aber Sie könnten sie retten."

Der teuflische Plan des Barons schien gelingen zu wollen, denn ihr Auge belebte sich ein Wenig.

„Wollen Sie, daß Beide gerettet werden sollen?" fragte er weiter.

Sie nickte mit einiger Lebhaftigkeit.

„Gut! Hören Sie! Ich bin der Richter, welcher Beide zu verurtheilen hat. Nun kommt es darauf an, wie Sie sich gegen mich verhalten. Sind Sie freundlich und gehorsam, so werde ich dafür sorgen, daß Robert und Wilhelm bereits in einigen Tagen auf freiem Fuße sind. Kämpfen Sie aber gegen meine Liebe, so sind die beiden Gefangenen nicht zu retten. Verstehen Sie mich?"

Sie blickte ihm lange Zeit starr in das Gesicht und nickte dann.

„Gut! Sie haben gehört, was ich Ihnen gesagt habe. Entscheiden Sie also jetzt über das Schicksal der Ihrigen!"

Er legte den Arm um sie — sie duldete es. Er zog sie an sich — sie widerstrebte nicht. Er küßte sie auf den Mund — sie leistete nicht den geringsten Widerstand. Nun hob er ihren Kopf ein Wenig empor, um die lieben, treuen, reinen Züge näher zu betrachten. Da hielt sie das Auge auf ihn gerichtet mit einem Ausdrucke, den die Sprache gar nicht wiederzugeben vermag. Dieser Blick war ein Ertrinken der Seele im tiefsten Jammer, in fürchterlichster Qual und Noth.

Ein Anderer hätte bei diesem Blick gradauf schluchzen müssen; er hätte es nicht vermocht, diesem armen, beklagenswerthen Mädchen auch nur das geringste weitere Leid anzuthun. Aber der Baron hatte weder Gefühl noch Gewissen. Er hielt sie mit dem einen Arme umschlossen und versuchte mit der anderen Hand, die Lampe zu verlöschen. Marie verhielt sich vollständig bewegungslos dabei. Es war Nacht geworden im Zimmer und Nacht in ihrem Innern. — — —

Am anderen Morgen kam der Vorsteher, um sich nach dem Befinden seiner Mündel zu erkundigen. Er fand den Baron in der allerschlechtesten Laune. Dieser fragte:

„Was ist denn eigentlich mit dem Mädchen geschehen? Sie ist ein Körper ohne Seele, ohne Leben."

„Es ist eine schwere Prüfung über sie gekommen, welche aber nach einiger Zeit vorübergehen wird."

„Ich habe keine Lust, diese Zeit zu erwarten. Nehmen Sie das Mädchen immerhin wieder mit sich fort!"

„Sie scherzen, gnädiger Herr!"

„Fällt mir gar nicht ein! Sie ist eine Leiche bei lebendigem Leibe, und eine Leiche dulde ich nicht in meinem Hause."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Herr Baron. Ich bin wegen eines Unterkommens für sie nicht in Verlegenheit."

Er ging. Sein Weg führte ihn nach der Ufergasse und zwar in dasselbe Haus, in welchem der Schlosser gestern Abend bei Madame Pauli den vermeintlichen Kunstmaler Brenner aufgesucht hatte.

Madame Pauli, eine jener Restaurationsinhaberinnen, welche von der Schönheit ihrer Kellnerinnen leben, bewohnte das Parterre und die erste Etage. Der Vorsteher stieg noch eine Treppe höher. Dort stand an der Thür des Vorsaales zu lesen „Madame Groh, Rentière". Er klingelte, und es wurde geöffnet. Eine große, breitschultrige Dame erschien.

„Gott grüße Dich liebe Adelheid!“ sagte er.

„Du bist es, lieber August! Herzlich willkommen! Tritt näher!“

Sie führte ihn in eine Art Salon, wo Beide auf einem Sopha in vertraulichster Weise Platz nahmen.

„Nun, wie geht es mit dem Geschäfte?“ fragte er.

„Wie immer! Man macht die Ansprüche nicht so groß und muß zufrieden sein.“

„Hast Du genug Auswahl hier?“

„Nicht sehr. Es ist Alles fort. Hast Du etwas Neues?“

„Ja.“

„Gut?“

„Ausgezeichnet! Exquisit!“

„Geh! Mache mich nicht neugierig!“

„Es ist überhaupt ein eigener Fall. Das Mädchen ist brav, gut und noch nimals einer Versuchung unterlegen! Hast Du von den beiden Diebstählen gehört, welche gestern vorgekommen sind?“

„Ja. Fels und Bertram.“

„Nun, Fels ist ihr Geliebter und Bertraum ihr Stiefbruder. Sein Stiefvater, welcher ihr richtiger Vater war, ist heute Vormittag vor Schreck gestorben, als er hörte, daß sein Sohn ein Einbrecher sei. Auch auf sie ha der Schreck außerordentlich gewirkt. Sie spricht kein Wort.“

„O, das findet sich! Ist sie hübsch?“

„Sehr sogar!“

„Farbe?“

„Blond.“

„Gestalt?“

„Mittlere Statur, nicht gerade üppig, aber feingliedrig und voll.“

„Das ist gut! Zähne?“

„Vollständig.“

„Und wie steht es mit dem Preise?“

„Du sollst sie billig haben.“

„Gut, bringe sie einmal her, sobald es dunkel geworden ist.“

„Ich werde kommen. Aber Eins sage ich Dir: Sie ist nämlich meine Mündel. Verstanden? Weißt Du, was das zu bedeuten hat?“

„Ich weiß es. Du brauchst keine Sorge zu tragen.“

„Ich möchte mir natürlich keine Unannehmlichkeiten bereiten. Sie mag als Dein Hausmädchen gelten und Niemand braucht zu wissen, daß sie des Abends mit da unten bei Madame Pauli sich befindet.“

„Wird sie mir Noth machen?“

„Hoffentlich nicht. Sie ist überhaupt stets ein stilles Mädchen gewesen.“

Nach einer längeren Unterredung empfahl er sich.

Pastor Matthesius, der Gefängnißgeistliche, besuchte die Frohnveste, in welcher die Untersuchungsgefangenen inhaftirt zu sein pflegten. Als Gefängnißseelsorger hatte er Zutritt in jede Zelle. Der Erste, welchen er heute besuchte, war der Riese Bormann.

Dieser lag lang ausgestreckt auf der nackten Diele und machte auch keine Anstalt, sich zu erheben, als er den Geistlichen eintreten sah.

„Nun," sagte der Letztere, „wollen Sie nicht aufstehen?"

„Nein."

„Aber es würde wohl anständiger sein, zu stehen als zu liegen."

„Wer hier wohnt, braucht von Anstand nichts zu verstehen!"

„Aber die Ehrfurcht vor dem Beichtvater!"

„Habe ich einmal bei Ihnen gebeichtet?"

„Leider nein."

„Nun, so nennen Sie sich also auch nicht meinen Beichtvater!"

„So bin ich doch wenigstens Ihr Seelsorger!"

„Sorgen Sie zunächst für Ihre Seele; dann wollen wir sehen, was ich mit der meinigen mache!"

„Bormann, Bormann, Ihnen ist nichts Gutes zu prophezeihen!"

„Zwanzig Jahre Zuchthaus. Dazu brauche ich keinen Theologen."

„Haben Sie sich wegen Ihrer Aussage besonnen?"

„Nein."

„Bleiben Sie bei derselben?"

„Ja."

„Wenn man Ihnen aber nicht glaubt?"

„So kann ich es nicht ändern. Aber, wollen Sie nicht so gut sein, mich allein zu lassen?"

„Warum?"

„Ich bin nicht gar zu sehr für Sie eingenommen!"

„Es ist meine Pflicht, die Gefangenen zu besuchen, um ihre —"

Er hielt schleunigst mitten in der Rede inne. Die lange, breite Gestalt des Riesen hatte sich empor gerichtet und hielt ihm die geballte Faust unter die Nase.

„Wollen Sie etwa Keile?" fragte Bormann.

„Nein, nein. Adieu!"

„Adieu! Nicht so bald wieder, sonst —"

Die Thür wurde verschlossen. Der Pfarrer begab sich zu dem Schließer, welcher nun selbst Gefangener war. Dieser saß, in trübes Sinnen versunken, auf seiner Pritsche. Als er den Eintretenden erblickte, erhob er sich, um zu grüßen. Seinem Gesichte aber war es anzusehen, daß ihm der Besuch nichts weniger als willkommen war.

„Nun, Arnold, heut wieder Verhör gehabt?" fragte der Pastor.

„Ja."

„Haben Sie gestanden?"

„Wie wäre das möglich! Ich bin ja unschuldig!"

„Aber Sie geben doch zu, daß der Riese ohne Ihre Hilfe nicht heraus gekonnt hätte?"

„Die Sache ist mir selbst ein Räthsel. Ich kann nur sagen, daß ich nichts von Allem weiß."

„Sie werden trotzdem verurtheilt werden."

„Ich werde mich zu vertheidigen wissen!"

„Was könnten Sie da anführen?"

„Dreierlei: Erstens, daß es mehrere Beamte giebt, welche Schlüssel haben. Zweitens, daß Bormann den Richtigen nicht nennen wird, sondern Denjenigen unter dem Personal, auf den er eine Picke hat."

„Und drittens?"

„Drittens, das ist der geheime Hauptmann. Man weiß, daß der fast allmächtig ist. Es ist leicht möglich, daß der ihn herausgeholt hat."

„Alle diese drei Punkte haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Ich rathe Ihnen, die Wahrheit zu gestehen."

„Und Ihnen, Herr Pastor, rathe ich, sich nicht in Sachen zu mengen, welche Sie nichts angehen. Ob ich geständig bin oder nicht, das ist Sache des Untersuchungsrichters, aber nicht die Ihrige! Adieu!"

Der abermals abgewiesene Geistliche begab sich nun nach einem anderen Corridor. Man pflegt die Gefangenen, welche unter einem und demselben Untersuchungsfalle stehen, möglichst zu trennen. Daher kam es, daß Robert Bertram in einer anderen Abtheilung des Gefängnisses untergebracht war.

Als der Pfarrer in den betreffenden Corridor trat, fand er, daß eine Zellenthür offen stand. Er ging näher. Vor der Thür stand, discret zurückgezogen, der Schließer. Der Pfarrer blickte hinein. Da stand der Assessor, welcher als Untersuchungsrichter fungirte, und der Bezirksarzt, welcher zugleich Gefängniß- und Gerichtsarzt war. Am Boden aber lag der Gefangene in einem Zustande, welcher mitleiderregend war.

Man hatte ihn, als man ihn inhaftirt hatte, einen Strohsack in die Zelle gelegt; dieser aber war jetzt ganz zerrissen, so daß der Gefangene auf dem blanken Stroh lag. Man erkannte auf den ersten Blick, daß er den Strohsack zerstört hatte. Aus welchem Grunde?

Auch die Beiden, welche sich soeben bei Robert in der Zelle befanden waren soeben erst eingetreten. Sie erblickten den Geistlichen nnd begrüßten ihn. Dann wendete sich der Untersuchungsrichter an den Schließer:

„Hat er gesprochen?"

„Ja," lautete die Antwort.

„Was?"

„Nur ganz dummes Zeug."

„Haben Sie nichts verstanden?"

„Es waren viele Reime dabei."

„Das ist sonderbar!"

„O, der Kerl will uns doch nur an der Nase herumführen, Herr Assessor! Er thut nur so, als ob er ganz von Sinnen sei; das kennt man! Das ist die letzte Zuflucht solcher Kerls, wenn sie keine andere Hilfe mehr wissen. Er declamirt in Einem fort."

„Also verständige Antworten auf Ihre Fragen giebt er nicht?"

„Nein."

„Und die Augen, waren sie stets so geschlossen wie jetzt?"

„Ja."

„Und der Gesichtsausdruck?“

„Er zieht sehr oft ganz gräuliche Grimassen. Man soll denken, daß er große Schmerzen leide.“

„Hm! Warum haben Sie ihm diesen zerrissenen Strohsack gegeben?“

„Zerrissen? Er war noch fast ganz neu. Aber er selbst hat ihn zerfetzt und so zugerichtet. Er tobte, ohne sich vom Boden zu erheben, in der Zelle herum und demolirte Alles. Darum haben wir es für nöthig gehalten, ihn, wie ja die Hausordnung besagt, an die Kette zu schließen.“

Der Gefangene war wirklich an Arm und Fuß mittelst einer starken Kette an die Mauer gefesselt.*)

Der Assessor schien kein Unmensch zu sein. Er schüttelte leise mit dem Kopfe und wendete sich an den Gerichtsarzt:

„Halten Sie die Kette für nothwendig?“

„Unter Umständen, ja.“

„Sie kann aber auch schädlich sein!“

„Wenn er seinen Zustand nicht simulirt, sondern wirklich Schmerzen fühlt, ist sie sogar eine Grausamkeit.“

„Hoffentlich ist es nicht schwer, zwischen der Wahrheit und der beabsichtigten Täuschung zu unterscheiden?“

„Ich hoffe es. Versuchen wir es einmal!“

Er trat näher zu dem Gefangenen heran. Dieser lag, lang ausgestreckt und den Kopf in die rechte Hand stützend, halb auf dem Stroh und halb auf der harten Diele. Seine Augen waren geschlossen, und nicht die mindeste Bewegung zeigte an, daß Leben in ihm sei.

„Bertram!“ rief der Arzt, sich zu ihm niederbeugend.

Er erhielt keine Antwort.

„Bertram!“

Der Gefragte blieb stumm wie vorher.

„Berühren Sie ihn einmal,“ bat der Untersuchungsrichter.

Der Arzt legte ihm die Hand leise auf den Kopf, aber ohne alles Resultat. Er gab der Hand eine andere Lage und drückte kräftiger. Dabei berührte er die Stelle, welche von dem Todtschläger des Polizisten getroffen worden war, und sofort fuhr der Gefangene mit einem lauten Schmerzensschrei aus seiner liegenden Stellung in eine sitzende empor. Seine Augen öffneten sich und starrten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke die vor ihm stehenden Männer an.

„Bertram!“ wiederholte der Arzt.

„Judith!“ flüsterte der Gefangene.

„Kommen Sie doch zu sich!“

„Sie haben uns gerettet!“

„Sammeln Sie sich! Dann werden Sie vielleicht auch jetzt gerettet!“

„O, das viele, blanke Geld!“

Der kranke Geist des Gefangenen beschäftigte sich mit den fünfzig Münzen,

---

*) Siehe die Abbildung auf dem Heftumschlage!
V. S.

welche er von Judith empfangen hatte. Die drei Männer aber gaben seinen Worten eine andere Bedeutung.

„Ah!“ flüsterte der Assessor dem Arzte zu. „Geld! Er denkt jetzt an den Einbruch! Sprechen Sie weiter mit ihm!“

„War es denn blos Geld?“ fragte der Arzt.

„Auch eine goldne Kette.“

Der Untersuchungsrichter nickte sehr befriedigt. Er raunte den beiden Anderen so leise wie möglich zu:

„Hören Sie! Auch eine Kette! Er meint auf alle Fälle die kostbare Halskette, welche er in der Hand hatte, als er ergriffen wurde!“

„Und weiter nichts?“ fragte der Arzt.

Da der Gefangene nicht antwortete, so ergriff er ihn bei der Schulter, schüttelte ihn leise hin und her und wiederholte:

„Weiter nichts als die Kette?“

„Und der Schein! Und das Essen! O, Judith, ich hatte Hunger!“

„Das verstehe ich nicht,“ meinte der Arzt, zu dem Assessor gewendet.

„Sprechen Sie nur immer weiter mit ihm,“ antwortete dieser.

„Wem gehörte der Schein? Wer gab das Essen?“

„Wer?“ fragte Robert langsam und wie abwesend.

„Ja. Und wer ist diese Judith?“

„Judith? Die Fee des Meeres.“

Bei diesen letzten Worten schien ein Strahl von Selbstbewußtsein aus seinen Augen zu brechen. Er breitete die Arme aus, als ob er declamiren wolle und begann zu recitiren:

„Wo keiner Stimme Töne klangen,
Am Grunde der krystallnen See,
Da liegt, vom Schlummer lind umfangen,
Im Zauberschloß, des Meeres Fee.“

Er hielt inne, wie um nachzudenken. Der Arzt schüttelte den Kopf und öffnete bereits die Lippen zu einer Bemerkung; da fuhr Robert fort:

Sie träumt von Liebe, träumt vom Leben,
Das über ihrem Reiche rauscht,
Wo, von Triton und Elf umgeben,
Sie oft verborgen zugelauscht.“

Wieder hielt er inne. Sein Auge war starr in die Ecke gerichtet.

„Ist das Simulation?“ flüsterte der Assessor.

„Wenn das Simulation ist, so ist er ein Meister in der Verstellungskunst, Herr Untersuchungsrichter.“

„Forschen Sie weiter! Ihnen scheint er zu antworten.“

„Bertram, beantworten Sie mir —“

Der Arzt konnte den begonnenen Satz nicht vollenden, denn der Gefangene sprach weiter, und zwar in einem Tone, als ob er von einem schönen, wohlthätigen Traume befangen sei:

„Doch endlich hat auch sie getrunken
Des Lebens und der Liebe Gluth,

Und trägt in sich den Gottesfunken,
Der im erwärmten Herzen ruht."

Er streckte den Arm aus, als ob er die Gestalt vor sich habe, von der er sprach, und seufzte:

„O Nacht, Nacht, meine Nacht!"

Aber nicht Judith, die Jüdin, sondern eine ganz Andere war seine „Nacht" gewesen. Sein irrer Sinn sprang sogleich zu der Letzteren über. Sein Gesicht zeigte eine entsetzliche Angst, und er rief:

„Zurück, Bösewicht!"

Dann sank er wieder nieder in das Stroh, und seine Augen schlossen sich von Neuem. Der Assessor gab den Anderen einen Wink, zurück zu treten, und sagte dann zu dem Gerichtsarzte:

„Diese Worte geben mir zu denken!"

„Warum?"

„Weil er bei ihnen abermals in Ohnmacht fällt."

„Er hat sie sehr häufig ausgesprochen," wagte der Schließer zu bemerken, „sehr häufig!"

„Im drohenden Tone, so wie jetzt?" fragte der Arzt. „Oder hatte sein Ton den Klang eines plötzlichen Schreckes?"

Er war Psycholog und wußte, daß die jetzt erwartete Antwort von großer Bedeutung sein werde.

„Drohend," antwortete dor Schließer. „Es klang immer grad so, als ob er sich auf irgend Jemanden stürzen werde."

Der Assessor hob die Hand bedeutungsvoll empor und sagte:

„Es sind ganz dieselben Worte, welche oben im Zimmer von Fräulein von Hellenbach gerufen wurden. Die beiden Polizisten, welche an der hinteren Thür Wache standen, haben sie deutlich gehört. Wollen Sie die Güte haben, zu versuchen, ob ihm noch irgend Etwas zu entlocken ist, Herr Doctor?"

Der Arzt trat wieder näher zu dem Gefangenen heran und fragte:

„Wer ist der Bösewicht, den Sie meinen?"

Aber der Gefragte antwortete nicht. Es war, als ob er gar nicht wisse, daß Menschen in der Nähe seien. Der Doctor wiederholte seine Frage, und als dies abermals keinen Erfolg hatte, legte er ihm die Hand abermals auf dieselbe Stelle des Kopfes. Da fuhr Bertram auf, ballte die Fäuste und brüllte:

„Zurück, oder ich ermorde Dich! Du sollst ihr nicht ein einziges Haar ihres Hauptes krümmen!"

Er blickte wild um sich. Seine Augen leuchteten, wie diejenigen eines Menschen, der sich in der größten Aufregung befindet.

„Wem soll kein Haar gekrümmt werden?" fragte der Arzt.

„Ihr, der Nacht, Nacht, Nacht!"

„Wer ist das?"

„Wer? Wißt Ihr das nicht?"

Er machte ein Gesicht, in welchem sich die größte Verwunderung aussprach, und fuhr dann fort:

„In ihren dunklen Locken blühn
Der Erde düftereiche Lieder;
Aus ungemeſſ'nen Fernen glühn
Des Kreuzes Funken auf ſie nieder,
Und traumbewegte Wogen ſprühn
Der Sterne goldne Opfer nieder."

Er hob das bleiche, aber erregte Geſicht nach oben, als ob er das funkenſprühende Firmament des Südens erblicke, und fuhr dann fort:

„Und bricht der junge Tag heran,
Die Tauſendäugige zu finden,
Läßt ſie das leuchtende Geſpann
Sich durch purpurne Thore winden,
Sein Angeſicht zu ſchau'n und dann
Im fernen Weſten zu verſchwinden."

Jetzt ſank er langſam und mit ſich ſchließenden Augen wieder auf das Stroh zurück. Der Arzt fragte:

„Kennen Sie dieſe Verſe, Herr Aſſeſſor?"

„Natürlich! Es iſt „Die Nacht des Südens" aus der Gedichtsſammlung des berühmten Hadſchi Omanah."

„Er kann ſie auswendig. Er verbindet mit dieſer Nacht des Südens irgend welche Gedanken und Begriffe; wer aber weiß, welche?"

„Er iſt verrückt!"

„Ich vermuthe, daß er geiſtig geſtört iſt. Vielleicht in Folge eines plötzlichen Schreckes, vielleicht auch in Folge — ah, da fällt mir ein: Nicht wahr, ſein Vater iſt geſtorben?"

„Ja, ganz plötzlich, vor Schreck."

„Weiß er es?"

„Nein."

„Man ſollte ihn zu der Leiche führen!"

„Das iſt allerdings ein frappanter Gedanke! Selbſt wenn ſeine geiſtige Verwirrung nur ſimulirt ſein ſollte, läßt ſich annehmen, daß der plötzliche, unerwartete Anblick der Leiche ſeines Vaters ihn ſo packen werde, daß er die Maske nicht feſt zu halten vermag.

„Das iſt wahrſcheinlich. Aber ich möchte behaupten, daß er ſich nicht verſtellt. Sein Zuſtand iſt nicht ſimulirt. Grad deshalb erwarte ich, daß der Anblick der Leiche ihn zu ſich bringen wird."

„So wollen wir nicht ſäumen, Herr Bezirksarzt!"

„Ich habe ſofort Zeit und ſtehe zur Verfügung. Der Fall iſt ein über alle Maßen intereſſanter. Aber, müſſen wir uns nicht vorher die Genehmigung erbitten?"

„Bei dem Herrn Gerichtsdirector, ja. Ich bin überzeugt, daß er ſich ſofort ſelbſt anſchließen wird. Wir brauchen zwei Droſchken: Die eine iſt für uns und die andere für den Inculpaten mit ſeiner Bewachung. Kommen Sie!"

Die Herren verließen die Zelle, welche der Schließer hinter ihnen wieder verſchloß. Als ſie die Gefängnißräume verlaſſen hatten und den Warteſaal

des Gefängnißgebäudes betraten, erhob sich dort — Seidelmann von einem Stuhle. Er trat auf den Assessor zu, grüßte sehr höflich und salbungsvoll und sagte:

„Ich kam soeben nach Hause und fand einen Bestellzettel vor, welcher Ihre Unterschrift trägt, Herr Assessor."

„Ja, ich wollte mit Ihnen sprechen. Sie waren in der Familie des Schneiders Bertram anwesend, als dieser starb?"

„Ja, ich war Zeuge seines plötzlichen Todes. Der Herr ist ein gerechter Richter aller Lebendigen und Todten."

„Sie kennen die Familie näher?"

„Gewiß, denn ich bin Armenpfleger dieses Districtes und zugleich Privatbeistand in geistlichen Angelegenheiten."

„Ich höre, daß Sie Vormund der Waisen sind?"

„Der Herr hat mich würdig befunden für dieses höchst verantwortungsvolle Amt."

„Die kleineren Kinder befinden sich jetzt, wie man mir sagt, im Waisenhause. Nun giebt es aber eine größere Tochter. Wo ist diese?"

„Herr Assessor, an diesem Mädchen habe ich bereits erfahren, welche Last ich auf mich genommen habe. Ich erbat mir für sie eine Stellung bei der Frau Baronin von Helfenstein —"

„Ah, bei dieser Dame! Dort ist sie also?"

„Nein. Sie hat nicht gut gethan. Man hat sie in Folge dessen kaum einen Tag behalten können, dann wurde sie fortgejagt."

„Wohin?"

„Ich brachte sie zu einer Verwandten von mir, einer frommen, Gott wohlgefälligen Seele. Sie hat ein Herz wie der Apostel Nathanael und wird das Mädchen zu retten suchen."

„Davon spreche ich jetzt nicht. Aber ich muß die Marie Bertram sprechen. Ihr Bruder ist als Dieb und Einbrecher bei uns inhaf—"

„Das ist er auch! Ein Dieb und Einbrecher!" fiel der fromme Vorsteher der Gesellschaft der Seeligkeit eifrig ein.

„Wirklich? Meinen Sie?"

„Ja, gewiß!"

„Wieso? Haben Sie Beweise?"

Seidelmann wurde ein Wenig verlegen und antwortete:

„Beweise? Nein, Herr Assessor! Das heißt — hm!"

„Nun? Sprechen Sie!"

„Erstens ist der von Gott abgefallene Mensch zu Allem fähig. Und die Familie Bertram war abgefallen!"

„Und zweitens?"

„Zweitens? Hm! Oh!"

Er blickte auf den Boden nieder, wiegte die Achseln leise hin und her und sagte dann, auf Matthesius deutend:

„Herr Assessor, der Herr Pastor hier ist ein ausgezeichneter und pflichteifriger Hirte seiner Heerde. Er wird Ihnen sagen, daß es einem wahren

Christen schwer fallen muß, der Ankläger einer Seele zu sein, nach welcher der Teufel die Hand ausstreckt."

Der Untersuchungsrichter machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Lassen wir jetzt diese theologischen Erörterungen!" sagte er. „Haben Sie vielmehr die Güte, mir zu sagen, was Sie mit Ihrem „Zweitens" meinten!"

Der Fromme machte das unschuldigste Gesicht von der Welt und antwortete:

„Die Familie arbeitete nicht."

„Ah! Ich dachte, der Sohn habe geschrieben?"

„Ja, aber nichts verdient. Daß er Copist sei, war nur der Deckmantel seines sonstigen Treibens!"

„Welchen Treibens?"

„Das ist Sache des Untersuchungsrichters. Ich aber weiß, daß Robert Bertram zuweilen ganz plötzlich über bedeutende Summen verfügte, nachdem er vorher nicht einen Pfennig gehabt hatte."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich bin Administrator der Wohnung, welche die Familie inne hatte. Das Haus gehört dem Herrn Baron von Helfenstein."

„Sagen Sie mir einen concreten Fall!"

„Nun, beim letzten Zins bat mich die Familie himmelhoch um Nachsicht, und doch zahlte der Sohn, als ich darauf drang. Ich bemerkte, daß er eine ganze Tasche voll Geld hatte."

„Hm! Das ist sehr wichtig. Sie werden mir erlauben, Ihre Aussagen zu Protocoll zu nehmen. Aber jetzt nicht. Ich bin beschäftigt. Ich werde Sie bestellen. Wie ist die Adresse dieser Marie Bertram? Ich muß sie in einigen Stunden bei mir sehen."

„Sie wohnt, wie ich bereits sagte, bei einer Verwandten von mir. Am Einfachsten ist es, ich bringe sie Ihnen her, Herr Assessor."

„Gut! Ich werde jetzt vielleicht zwei Stunden beschäftigt sein. Dann aber erwarte ich sie. Adieu!"

Der Fromme wurde entlassen. Er war sehr froh, die Adresse seiner „gottesfürchtigen Freundin" verheimlicht zu haben. Der Pastor Matthesius, welcher ja nicht bei der Leiche zugegen zu sein brauchte, entfernte sich ebenfalls mit ihm.

Der Assessor begab sich zum Gerichtsdirector und kehrte bald zum Arzte mit der Nachricht zurück, daß das Gesuch bestätigt worden und der Director selbst bereit sei, sich anzuschließen.

Nach der Zeit von einer halben Stunde fuhren zwei Droschkenschlitten nach dem Friedhofe. Dort stiegen der Director, der Assessor, der Gerichtsarzt und zwei Sicherheitsbeamte mit dem Gefangenen aus. Dieser Letztere wurde nach der Halle geführt, in welcher die Leiche seines Vaters lag, nur mit einem Tuche zugedeckt.

Er hatte ohne Sträuben seine Zelle verlassen. Er hatte im Schlitten gesessen wie Einer, der abwesend ist, und starrte auch jetzt grad vor sich nieder.

Sein Körper bebte vor Frost und Schwäche; er aber schien das nicht zu bemerken und zu fühlen.

Die Herren traten mit ernster Feierlichkeit an die Leiche. Der Assessor wendete sich an den Gefangenen:

„Bertram, wissen Sie, wo Sie sich befinden?"

Der Gefragte antwortete nicht, ja, er hob nicht einmal den Blick zu dem Beamten empor.

„Bertram," fuhr dieser fort, „hören Sie denn nicht, daß mit Ihnen gesprochen wird?"

Es folgte dasselbe Schweigen. Sie Alle hielten die Augen auf den unglücklichen jungen Mann gerichtet, der in Ketten vor ihnen stand. Er bemerkte es nicht. Der Assessor fuhr fort:

„Heucheln Sie keine Krankheit, welche Sie nicht besitzen! Sie stehen vor einem Todten. Hier! Erkennen Sie ihn?"

Er schlug das Tuch von der Leiche fort. Robert blickte nicht auf und bewegte sich auch nicht.

„Näher!" gebot der Gerichtsdirector.

Als der Gefangene auch diesen Befehl überhörte, trat einer der zwei Begleiter herbei, um ihm einen Stoß zu geben. Dabei berührte er mit der einen Hand den Rücken und mit der anderen den Kopf des Gefangenen. Sofort stieß der Letztere einen Schmerzensschrei aus, fuhr sich mit der Hand nach dem Kopfe und erhob erschrocken die Augen. Sein Blick fiel auf die Leiche.

Alle waren gespannt, was jetzt geschehen werde. Aber sie hatten sich getäuscht. Er betrachtete den Todten mit irrem Blicke und gab keinen Laut von sich, welcher hätte verrathen können, daß er den Vater erkenne.

„Wer ist dieser Mann?" fragte der Assessor.

Auch jetzt erhielt er keine Antwort. Darum warf er einen fragenden Blick auf den Gerichtsdirector. Dieser sagte:

„Fort mit ihm! Kehren wir zurück!"

Aber als er dann mit den beiden Anderen wieder in der Droschke saß, meinte er:

„Was sagen Sie, Doctor?"

„Er ist wirklich geistig gestört."

„Könnten Sie das beschwören?"

„Beschwören? Hm! Das möchte ich nun gerade nicht wagen, wenigstens jetzt noch nicht. Freilich habe ich viele Geisteskranke behandelt, und es will mir ganz unmöglich scheinen, daß ein so junger, unerfahrener Mensch uns zu täuschen vermöchte!"

„O, lieber Doctor, wir haben noch jüngere Verbrecher kennen gelernt, welche raffinirter waren als ein Alter!"

„Aber er hätte doch nicht in dieser Weise an sich halten können! Es ist selbst für den verstocktesten Bösewicht nichts Kleines, den Vater so plötzlich als Leiche vor sich zu sehen."

„Ich gebe Ihnen Recht, fühle mich aber doch noch nicht beruhigt. Ich

werde noch ein Zweites versuchen, dann erst kann ich mir ein richtiges Urtheil bilden."

„Darf man fragen?"

„Gewiß! Morgen wird der Todte beerdigt. Die Kinder müssen dabei sein, der Sohn auch!"

„Ah!"

„Ja, der Sohn auch. Läßt auch das ihn so ganz und gar gleichgiltig, so werde ich überzeugt sein, daß er nicht simulirt."

„Für einen wirklichen Simulanten wird es morgen leichter sein, unbeweglich zu bleiben, als heute, wo er die Leiche so plötzlich erblickte!"

„Aber die Feier, die Feier! Der Fall ist ein ganz außerordentlicher. Tausende von Menschen werden sich auf dem Friedhofe einfinden. Der Eindruck muß ihn überwältigen, falls er sich verstellt. Oder haben Sie als Arzt Bedenken dagegen?"

„Nicht die mindesten. Ich werde natürlich dabei sein. Hier aber bitte ich, mich aussteigen zu lassen. Ich habe einen Patienten in der Nähe und kann mir also den Weg ersparen."

Er verabschiedete sich von den beiden anderen Herren, welche nach dem Gerichtsgebäude zurückkehrten. Dort wurde Robert wieder nach seiner Zelle gebracht und angefesselt. Er ließ sich das ohne Sträuben gefallen und sank dann auf das Strohlager nieder wie Einer, welcher keinen einzigen Gedanken hat.

Der Assessor fand Seidelmann mit Marie Bertram bereits vor. Das Mädchen hatte sich in so kurzer Zeit sehr verändert. Das Auge des Beamten streifte sie mit forschendem Blicke; dann winkte er Seidelmann, bei ihm einzutreten.

Der fromme Vorsteher befand sich über eine Viertelstunde lang in dem Verhörzimmer. Als er herauskam, hatte sein Gesicht den demüthig selbstbewußten Ausdruck eines Gläubigen, dem es gelungen ist, den Antichrist zu besiegen. Er griff nach seinem Hute und entfernte sich, ohne einen Blick auf Marie zu werfen.

„Nun, Herr Seidelmann?" fragte der Wachtmeister, indem er auf das Mädchen deutete.

Der Gefragte zuckte die Achsel und antwortete stolz:

„Geht mich nichts an!"

Damit war er zur Thür hinaus. Bereits eine Minute später wurde Marie zu dem Assessor beschieden. Er warf abermals einen forschenden, doch nicht unfreundlichen Blick auf sie und fragte:

„Sie heißen?"

Sie stand zitternd vor ihm und hob die Augen zu ihm auf, wie eine Taube, welche den Habicht vor sich hat. Doch antwortete sie nicht.

„Wie heißen Sie?" wiederholte er.

„Marie Bertram," antwortete sie jetzt so leise, daß er es kaum zu verstehen vermochte.

„Wie alt?"

Er sprach die gewöhnlichen Recognitionsfragen aus, mußte aber jede einmal oder auch mehrere Male wiederholen, ohne daß er hätte behaupten können, daß sie böswillig schweige.

„Haben Sie Vermögen?“ fragte er dann.

„Nein,“ antwortete sie stockend, und dabei blickte sie ihn so verwundert an, als ob er die größte Ungereimtheit ausgesprochen habe.

Er setzte das Verhör fort. Sie beantwortete seine Fragen sehr langsam und zögernd. Das machte ihn doch ungeduldig. Er sagte:

„Antworten Sie schneller! Warum überlegen Sie sich denn jedes Wort, bevor Sie es aussprechen, so lange Zeit?“

„Ich muß nachdenken,“ entschuldigte sie sich.

„Warum erst nachdenken? Haben Sie Angst, sich zu verrathen?“

Wieder blickte sie ihn verwundert an nnd antwortete dann:

„Ich habe nichts zu verrathen, aber mein Kopf.“

„Was ist's mit Ihrem Kopfe?“

„Er ist so schwer! Und doch fühle ich keine Gedanken darin.“

Er kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß er auch mit ihr auf das Vorsichtigste verfahren müsse, da sie geistig höchst angegriffen sei. Er erfuhr alle ihre Verhältnisse und konnte doch keine Schuld auf sie bringen, wenigstens in Beziehung auf ihren Bruder nicht. Vieles hatte sie geradezu vergessen, und zwar nach so kurzer Zeit! Sie wußte, daß ihr Bruder sich das Geld geborgt hatte, aber bei wem? das vermochte sie bereits nicht mehr zu sagen.

Während des Verhörs wurde auch die Familie Fels erwähnt. Der Assessor hatte die Untersuchung gegen den jungen, unglücklichen Mechanikus nicht zu führen, aber er glaubte irgend einen Fingerzeig für den betreffenden Collegen zu erhalten; darum fragte er:

„Haben Sie die Fels, Mutter und Sohn, gekannt?“

„Ja.“

„Verkehrten Sie mit Ihnen?“

„Ja. Ich war täglich bei ihnen.“

Und bei dem Gedanken an Wilhelm wich die geistige Erstarrung für kurze Zeit von ihr, und darum fügte sie freiwillig hinzu:

„Er hat es nicht bös gemeint.“

„Nicht bös? Wer?“

„Der Wilhelm.“

„Und was?“

„Das mit der Maschiene und dem Arbeitsmaterial.“

Sie hatte gar keine Ahnung, daß sie im Begriffe stand, sich selbst als Mitwisserin seines Geheimnisses zu denunciren.

„Ah, Sie haben davon gewußt?“ fragte der Assessor.

„Er hat es mir gesagt?“

Und entschuldigend fuhr sie fort:

„Er hätte seinem Prinzipal ganz sicher Alles bezahlt!“

Es that dem Beamten ganz sicherlich leid, daß sie so unvorsichtig war,

sich mit in diese Angelegenheit zu verwickeln, aber er war nun gezwungen, weiter zu forschen. So erfuhr er daß sie Wilhelms Geliebte sei und seit langer Zeit von der Maschine gewußt habe. Als er zu Ende war, sagte er, nicht ohne einen Blick des Bedauerns und in seinem mildesten Tone:

„Ich sehe mich leider gezwungen, Sie hier zu behalten!"

Sie blickte ihn verständnißlos an.

„Wissen Sie, was ich meine?" fragte er.

„Nein."

„Ihr Bruder ist bei einem Einbruche ergriffen worden, sogar mit einer lebensgefährlichen Waffe, einem Messer in der Hand. Ist er schuldig, so steht zu erwarten, daß Sie Mitwisserin sind. Ihr Geliebter hat Arbeitsmaterial unterschlagen. Sie haben davon gewußt, Sie sind seine Mitschuldige. Ich kann Sie nicht eher fortlassen, als bis diese beiden Fälle zum Rechtsspruche gekommen sind."

„Wo soll ich da bleiben?"

„Man wird sie in eine Gefängnißzelle bringen."

Jetzt kam ihr eine Ahnung Dessen, was ihr bevorstand. Sie fragte, am ganzen Leibe bebend:

„Gefangen soll ich sein, gefangen?"

„Leider!"

Da schlug sie die Hände vor das Gesicht und schrie laut auf:

„Gefangen! Herr, da werde ich sterben!"

Sie schluchzte nicht; sie weinte nicht; sie nahm die Hände nicht vom Gesicht fort. Er wartete eine Weile; dann trat er zu ihr und sagte:

„Fassen Sie sich! Es ist nicht so arg, wie Sie es sich vorstellen. Kommen Sie! Ich selbst werde Sie dem Wachtmeister übergeben und ihm befehlen, gegen Sie alle mögliche Rücksicht walten zu lassen!"

Er zog ihr die Hände weg und erblickte ein Gesicht, so todtesbleich, so starr und ausdruckslos wie dasjenige einer Leiche.

„Fräulein Bertram!"

Sie antwortete nicht, und sie bewegte sich nicht.

„Kommen Sie! Stehen Sie auf!"

Sie war auf einen Stuhl niedergesunken. Er wollte sie aufrichten, aber sie war fast so schwer wie Blei.

„Fassen Sie sich!" bat er weiter. „Es wird Ihnen voraussichtlich nichts geschehen. Nur jetzt müssen Sie sich in das Unvermeidliche fügen. Doch wird man es Ihnen auf alle Weise zu erleichtern suchen."

Er zog, aber er brachte sie nicht empor. Er klingelte, und der Wachtmeister erschien. Es war der brave Christian Uhlig, der Sohn des einstigen Helfensteiner Todtengräbers.

„Das Mädchen hier bekommt eine gute Zelle," gebot der Assessor. „Es ist die Schwester des gefangenen Robert Bertram. Schaffen Sie sie fort! Sie scheint sehr erschrocken zu sein."

Der Wachtmeister versuchte sein Heil.

„Sapperment, das geht nicht," sagte er dann. „Sie ist ganz steif; sie kann sich nicht bewegen. Da muß ich den Schließer holen!"

Er ging und brachte den Genannten herbei. Beide trugen Marie fort. Sie war nicht ohnmächtig, aber sie war doch wie ohne Leben. —

Seidelmann war nicht nur Vorsteher der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit. Er trachtete auch nach anderen Aemtern, welche geeignet waren, ihn in den Geruch der Frömmigkeit zu bringen. Darum hatte er sich auch um die Almosenpflegerschaft beworben, und darum war er auch in das Chor der Adjuvanten getreten. Nach und nach hatte er es auch zum Vorsteher dieser Corporation gebracht.

Am anderen Tage besuchte er den Pfarrer Matthesius. Dieser saß an seinem Studiertische und memorirte die Leichenpredigt, welche er zu halten hatte. Als es klopfte, war er anfangs ungehalten über die Störung, als er jedoch Seidelmann eintreten sah, glättete sich seine Stirn, die sich bereits in Falten gelegt hatte.

„Ah, Sie!" sagt er. „Ich dachte, daß es Jemand Anderes sei."

„Ja, ich bin es, Herr Pastor! Darf ich stören?"

„Treten Sie näher! Sie wissen ja, daß Sie mir niemals eine Störung bereiten. Setzen Sie sich! Was bringen Sie mir?"

„Ich komme mit einer hochwichtigen Frage!"

Er machte dabei ein Gesicht, nach welchem man allerdings überzeugt sein mußte, daß die Frage eine hochwichtige sei.

„Sprechen Sie, mein Lieber!"

„Darf ich fragen, welchen Text Sie Ihrer heutigen Leichenrede zu Grunde zu legen beabsichtigen?"

„O, gewiß. Ich habe mir gesagt, daß wir mehrere Seelen zu retten haben —"

„Verlorene Seelen," nickte Seidelmann verständnißvoll.

„Daß Verbrecher bei der Leiche stehen werden —"

„Um ein Geständniß abzulegen!"

„Und daß ihre Verbündeten herbeiströmen werden —"

„Um Dem, was sie ein Schauspiel nennen werden, beizuwohnen. Da werden kommen die Moabiter und Amalekiter, die Midianiter und Hethiter. Sie werden kommen von Norden und Süden, von Osten und Westen. Es werden kommen die verborgenen Sünder und Verbrecher, die Untergebenen des „geheimen Hauptmannes" und wohl gar er selbst. Da gilt es, ein Wort zu sprechen, welches wie Blitz und Donner unter sie fährt, welches ihre Herzen zermalmt und Ihre Seele zerschmettert. Es giebt da nur einen einzigen Text."

„Jedenfalls ist es derjenige, den ich ausgewählt habe!"

„Ich bin begierig, es zu erfahren!"

„Matthäus 3, Vers 7 bis 12."

„Ja, ja! Das ist es! Ihr Otterngezüchte, wer hat Euch denn gewiesen, daß Ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet?"

„Sehet zu! Thut rechtschaffene Früchte der Buße!"

„Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt!"

„Darum, welcher Baum nicht gute Früchte bringt, der wird abgehauen und in das Feuer geworfen!"

„Und er hat seine Wurfschaufel in der Hand, er wird seine Tenne fegen!"

„Er wird den Waizen in seine Scheuern sammeln, die Spreu aber wird er verbrennen mit ewigem Feuer!"

Der Pfarrer war ganz begeistert für sein Thema. Er meinte es jedenfalls ernst, sehr ernst. Er wußte, daß der Sohn an den Sarg des Vaters geführt werden solle, um zum Geständnisse bewegt zu werden. Er wollte das Seinige dazu beitragen, den verstockten Verbrecher, denn dafür hielt er ihn, zu erweichen. Und er war auch wirklich überzeugt, daß die geheimen Untergebenen des „Hauptmanns" sich einfinden würden. Auch an sie sollten seine Worte gerichtet sein. Das war seine ehrliche Absicht.

„Sie werden die Bösen zerknirrschen, wie der Sand unter den Füßen zerknirrscht!" meinte Seidelmann. „Aber welches Lied haben Sie zu dieser Rede ausgewählt, Herr Pastor?"

„Wie es zu dieser Gelegenheit nur einen einzigen Text giebt, so ist auch nur ein einziges wirklich passendes Lied vorhanden!"

„Ich errathe!"

„Nun?"

„O Ewigkeit, Du Donnerwort!"

„Ja, das ist es. Keines paßt so gut, denn kein anderes ist so schwer, so gewaltig, so niederschmetternd. Es ist gut, daß Sie selbst kommen. Da brauche ich Ihnen den Zettel nicht zu schicken, mein lieber Herr Seidelmann. Wir singen den ersten, dritten, achten und neunten Vers. Wollen sie sich das notiren!"

„Gewiß! Ich freue mich, daß wir dem Worte vom ewigen Gerichte einmal Gelegenheit geben, Gräber und Herzen zu öffnen. Das Chor wird vollständig erscheinen. Keiner darf fehlen!"

Er drückte Matthesius salbungsvoll die Hand und ging.

Sämmtliche Bewohner der Residenz hatten gehört und gelesen, was geschehen war. Alle wußten, daß der alte Bertram, den der gewaltsame Tod so plötzlich darnieder geworfen hatte, heute begraben werden sollte und daß dabei seine hinterlassenen Kinder am Sarge stehen würden. So war es also kein Wunder, daß bei einem Begräbnisse noch niemals so viele Menschen anwesend gewesen waren als heute. Der Friedhof vermochte sie, trotz der Kälte, welche herrschte, kaum zu fassen.

Natürlich gab es keinen Leichenzug, da der Todte sich bereits in der auf dem Gottesacker befindlichen Leichenhalle befand. Die Polizei hielt auf Ordnung. Zur festgesetzten Stunde hielten mehrere Schlitten vor dem Eingange. Gerichtsbeamte stiegen aus, mit ihnen Robert und Marie. Beide wurden geführt, Marie aber mußte beinahe getragen werden. Die kleinen

Geschwister waren aus dem Waisenhause herbeigebracht worden. Sie warteten bereits am offenen Grabe.

Nun wurde der Sarg geholt, über die Oeffnung des Grabes gestellt und dann des Deckels entledigt. Die Kleinen, welche den todten Vater erkannten, fingen sofort zu weinen an. Robert stand dabei, ohne die Augen zu erheben. Marie war thränenlos und mußte gehalten werden, verwendete aber keinen Blick von dem Todten.

Da trat der Pfarrer herbei, die Adjuvanten und Currende folgten ihm. Der Erstere gab das Zeichen und die Letzteren begannen:

„O Ewigkeit, Du Donnerwort,
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt,
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Mein ganz erschrocknes Herz erbeb
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt!"

Der Chor schwieg. Der Pfarrer begann mit dem evangelischen Gruße und verlas dann Namen, Stand, Geburts- und Sterbetag und Alter des Todten. Die Hörer glaubten, daß jetzt die Rede beginnen werde. Es geschah noch nicht. Robert und Marie wurden bis hart an den Sarg geführt. Der Erstere ließ es ganz theilnahmslos geschehen, die Letztere aber brach in die Knie. Doch hörte man sie weder sprechen noch weinen oder schluchzen.

Da gab der Geistliche abermals das Zeichen und der Chor sang:

„O Ewigkeit, Du machst mir bang!
O, ewig, ewig ist so lang,
Da gilt fürwahr kein Scherzen!
Drum, wenn ich diese lange Nacht
Zusammt der großen Pein betracht',
Erschreck ich recht von Herzen.
Nichts ist zu finden weit und breit
So schrecklich wie die Ewigkeit!"

Jetzt nun begann der Pfarrer. Er war ein tüchtiger Redner, und er sprach mit Begeisterung für den Zweck, den er verfolgte. Sein Text war wohl sehr kräftig gewählt, und seine Rede zeigte ganz dieselbe Eigenschaft, aber das wurde hier nicht abgewogen.

Seine Rede wirkte geradezu erschütternd. Aus hundert Augen flossen Thränen, und auf allen Seiten hörte man nicht ganz verhaltenes Schluchzen. Nur die Beiden, auf welche es ganz besonders abgesehen war, weinten nicht: Robert und Marie.

Die Rede wurde beendet. Noch lag Marie auf den Knieen, aber mit trockenen Augen, und ihr Bruder stand dabei, unberührt von Dem, was bei und um ihn geschah.

Der Pfarrer blickte den Gerichtsdirector fragend an. Dieser nickte leise und sofort begann der Chor von Neuem:

„So lang ein Gott im Himmel lebt
Und über allen Wolken schwebt,
Wird solche Marter währen:
Es wird sie plagen Kält und Hitz,
Angst, Hunger, Schrecken, Feu'r und Blitz,
Und sie doch nicht verzehren.
Nur dann kann enden diese Pein,
Wenn Gott nicht mehr wird ewig sein!"

Jetzt wurde der Segen über die Leiche gesprochen, langsam und feierlich, daß es zu Aller Herzen ging. Dann folgte noch der Vers:

„Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf,
Ermuntre Dich, verlornes Schaf,
Und bessre bald Dein Leben!
Wach auf! Es ist doch hohe Zeit
Es kömmt heran die Ewigkeit,
Dir Deinen Lohn zu geben!
Vielleicht ist heut Dein letzter Tag!
Kein Mensch weiß, wann er sterben mag!"

Während dieses Gesanges sollte der Sarg geschlossen und in die Grube gesenkt werden. Man ergriff den Deckel. Da aber ertönte ein lauter, schriller Schrei, so laut und schrill, daß er selbst den Gesang durchdrang. Marie hatte ihn ausgestoßen. Sie raffte sich mit aller Gewalt, deren sie noch fähig war, empor.

„Vater! Mein Vater — Vater — Va —"

So ertönte es in markerschütterndem Tone. Sie konnte das Wort nicht zum vierten Male aussprechen, sie brach zusammen. Man schaffte sie augenblicklich nach der Droschke.

Nun rasselte der Sarg zur Tiefe. Kein Mensch warf ihm eine Hand voll Erde nach. Die Feier war beendet, aber die Menge entfernte sich nicht, sie wartete. Man wollte Robert sehen.

Man hatte ihm vorhin, als man ihn aus der Zelle holte, seine Ketten abgenommen, er war also nicht gefesselt. Er wurde jetzt in die Mitte der Beamten genommen und fortgeschafft.

Er ließ es ruhig geschehen. Er hielt den Blick starr vor sich hin gerichtet. Jedermann erkannte, daß er vollständig geistesabwesend sei. Unzählige Augen waren auf ihn gerichtet. Er sah sie nicht; er bemerkte sie nicht.

Wirklich nicht?

Bereits war er bis nahe an das Thor gekommen, da blieb er plötzlich stehen. Sein starrer Blick hatte zwei schwarze, dunkle Augensterne getroffen. Was war das? Wurde seine Seele lebendig? Sein kaltes Auge erhielt Bewegung und Glanz. Er stutzte noch einen Augenblick, dann aber geschah Etwas, was seine Wächter nicht zu verhindern vermochten, da sie nicht darauf vorbereitet gewesen waren.

Aber ehe dies erzählt werden kann, ist es nöthig, vorher um einen Tag zurückzugehen.

V. S.

Die Kunde von dem Einbruch bei Oberst von Hellenbach hatte die Bevölkerung der Hauptstadt in große Erregung versetzt. Der Schreck hatte sich gesteigert, als man erfuhr, daß der berüchtigte und gefürchtete Bormann die That ausgeführt habe.

Am anderen Tage hatte folgende Notiz in den Blättern gestanden:

„Es ist nun doch dem Bemühen der Behörde gelungen, die Persönlichkeit des mit dem Riesen Bormann ergriffenen Einbrechers festzustellen. Der noch sehr junge Mensch heißt Robert Bertram, hat sich scheinbar mit Abschreibereien beschäftigt und ist der Sohn eines schwindsüchtigen Schneiders in der Wasserstraße Nr. 11.

„Daß dieser angebliche Schreiber ein äußerst gefährlicher und verwegener Mensch ist, läßt sich nicht nur daraus schließen, daß er der Verbündete des berüchtigtsten Einbrechers ist, sondern auch daraus, daß er mit einem lebensgefährlichen Werkzeuge bewaffnet war.

Gegen solche aus der menschlichen Gesellschaft getretene Subjecte ist natürlich die allerstrengste Schärfe des Gesetzes in Anwendung zu bringen.

Uebrigens diene zur Berichtigung, daß der Einbruch nicht, wie erst verlautete, in der zweiten Stunde, sondern ganz kurz nach Mitternacht stattfand. Richtig aber ist es, daß man die Entdeckung des Verbrechens und die Ergreifung der Uebelthäter der Intervention des „Fürsten des Elendes" verdankt."

Also war festgestellt worden, wer der zweite Spitzbube war. Man las diese Notiz und ging dann zur gewöhnlichen Tagesordnung über. Tiefer berührte sie nur die Bewohner der Wasserstraße und besonders die des Hauses Nummer Elf.

Zwei Orte aber waren es, an denen diese Veröffentlichung einen außergewöhnlichen Eindruck hervorbrachte. Der erste dieser Orte war das Haus des Tröblers Salomon Levi.

Seine Tochter Judith saß oben in ihrem Zimmer und las gerade das Gedicht, welches Robert so absprechend beurtheilt hatte; da kam es eilig die Treppe herauf gepoltert, die Thür wurde mit Vehemenz aufgerissen, und ihr Vater trat ein, ein Zeitungsblatt in der Hand. Hinter ihm stand die Mutter, die Hände ringend.

„Was ist's?" fragte Judith erschrocken. „Was ist geschehen?"

„Was geschehen ist?" fragte Salomon Levi. „Was soll sein geschehen! Ein großmächtiges Unglück ist geschehen, ein Mallör, wie es sein kann gar nicht größer und schlimmer auf der Welt!"

„So sage es doch!"

„Ein Mallör, ein großes, gewaltiges Mallör, meine Tochter Judithleben!" jammerte Rebecca.

„Schweig, Weib!" wurde sie von ihrem Manne angeherrscht. „Wenn Israel sich befindet in Traurigkeit, so haben erst zu klagen die Männer! Dann, wenn diese sind fertig geworden, können auch beginnen zu jammern die Weiber!"

„Aber so redet doch!“ bat Judith, der es ganz angst wurde.

„Ja, reden werde ich, reden von dem großen Verluste, der da hat betroffen meine Familie und meine Tochter, mein Kind, meine Judith, welche hat ein zu weiches Herze und darum giebt hinaus das Geld, ohne zu fragen, ob es auch wieder kommt herein!“

„Geld? Ah, handelt es sich nur um Geld? Ich hätte viel, viel Schlimmeres gedacht!“

Salomon Levi schlug die Hände mit sammt dem Zeitungsblatte über dem Kopfe zusammen und rief:

„Geld? Nur Geld? Ist Geld wirklich nur Geld? Nein! Geld ist Capital, ist Reichthum, ist Größe, ist Glück, ist Seligkeit. Man kann nur dann sein ein Mensch, wenn man hat Geld, viel Geld. Man darf es nicht hinausgeben mit Leichtsinn. Du aber hast dies gethan und wirst es verlieren, das ganze, ganze Geld!“

„Verlieren? Ich? Wieso? Ich habe keinem Menschen Geld gegeben, welches ich verlieren könnte!“

„Nicht? Hast Du nicht gegeben eine große Summe für eine Halskette von Gold? Hast Du das nicht gethan?“

„Du meinst an Bertram, den Dichter der Wüstenbilder?“

„Ja.“

„O, das kann und werde ich nicht verlieren.“

„Täusche Dich nicht, Judith! Dieses Geld ist verloren!“

„Auf keinen Fall. Ich habe ja die Kette und auch noch die Schuldverschreibung.“

„Wie nun, wenn diese Kette ist geraubt oder gestohlen?“

Sie blickte ihn überrascht an.

„Wo denkst Du hin! Ein Dichter kann nicht stehlen.“

„Nicht? Kann er nicht? Wirklich nicht? Aber wenn er nun nicht nur stiehlt, sondern sogar einbricht?“

„Vaterleben, Du bist krank! Robert Bertram soll eingebrochen sein, soll geraubt haben?“

„Ich werde es Dir beweisen? Du sagst selbst, daß sein Name lautet Robert und Bertram?“

„Ja.“

„Er hat gesagt, daß er wohnt in der Wasserstraße hier?“

„Ja, Nummer Elf.“

„Und er hat auch gesagt, daß er ist Schreiber, um abzuschreiben anderen Leuten für Geld?“

„Das hat er gesagt. Ist das eine Schande für ihn?“

„Nein. Aber das ist eine Schande für ihn, wenn hier auf dem Tagesblatt von der Zeitung ist zu lesen von ihm: „Es ist nun dem Bemühen der Behörde gelungen, die Persönlichkeit des mit dem Riesen Bormann ergriffenen Einbrechers festzustellen.“ Ist das keine Schande?“

„Für ihn doch nicht!“

„Nicht? Da steht weiter: „Der noch sehr junge Mensch heißt Robert Bertram, hat sich scheinbar mit Abschreibereien beschäftigt und ist der Sohn eines schwindsüchtigen Schneiders in der Wasserstraße Nummer Elf.“ Ist das nicht eine grausige Schande?“

Sie war leichenblaß geworden.

„Herr Sabaoth!“ rief sie. „Das steht dort?“

„Ja, hier!“

„So, grad so steht es dort?“

„Grad so!“

„Das ist unmöglich! Er kann es nicht sein! Man meint einen Anderen! Ich glaube es nicht.“

„So siehe es Dir an mit Deinen eigenen Augen!“

Er hielt ihr das Blatt entgegen, und sie ergriff es. Es war ihr so eigenthümlich zu Muthe, ganz so, als ob man sie selbst beschuldigt hätte. Sie las, aber die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen.

„Nun, steht es dort?“ fragte Salomon Levi.

„Ja, es steht dort!“ bestätigte seine Frau. „Ich habe es auch schon gelesen, mit meinen Augen, mit meinen eigenen, und dazu habe ich aufgesetzt die Brille, welche wir heute haben abgekauft dem Studenten für einen Gulden vierzig Kreuzer, weil das Gestelle ist von gelbem Golde.“

Judith war ein willensstarkes, kräftiges Mädchen. Der Schreck hatte sie überrascht. Jetzt beherrschte sie sich. Sie zwang sich zur Ruhe. Sie hielt das Blatt nun ohne das leiseste Zittern in der Hand und las, las von Anfang bis zu Ende, vom ersten Worte an bis zum letzten.

„Nun, habe ich richtig gesprochen?“ fragte ihr Vater.

Da legte sie das Blatt auf den Tisch, griff nach einem Tuche, welches zur Hand lag und antwortete ruhig:

„Ich werde Euch beweisen, daß er unschuldig ist!“

Sie warf das Tuch über; ihr Vater aber ergriff sie beim Arme und sagte, sie erschrocken betrachtend:

„Was willst Du thun, meine Tochter? Ich glaube gar, Du willst verlassen dieses Haus, um zu gehen auf die Straße!“

„Ja, das will ich!“ antwortete sie kalt.

„Und wohin willst Du gehen?“

„Nach der Nummer Elf.“

„Dorthin? Zu wem, Judithleben?“

„Zu ihm, zu Robert!“

„Zu ihm? Zu Robert? Zu dem Dichter? Glaubst Du denn wirklich, daß Du ihn finden wirst in dem Hause auf unserer Straße, über dessen Thür steht geschrieben die Nummer Elf?“

„Warum nicht?“

„Hast Du nicht gehört, daß er sitzt gefangen im Kerker, wo da sind die Spitzbuben, Einbrecher und ertappte Pfandleiher?“

„So gehe ich dorthin!“

„Gott Abrahams! Bist Du denn geschlagen mit Blindheit auf den Augen und auch im Verstande? Denkst Du denn, daß man Dich wird einlassen in den Kerker, um zu sprechen mit dem Dichter?"

„Ich werde es erzwingen!"

Sie that einen Schritt vorwärts. Sie schien fest entschlossen zu sein, ihren Entschluß auszuführen. Ihre Mutter war ganz erschrocken darüber. Sie schlug die Hände zusammen und rief:

„Wo denkst Du hin, Tochterleben; werden wir zugeben, daß unser Kind geht in das Gefängniß, wo da sind lauter Verbrecher und Leute, denen man wohl abkauft Uhren, Ringe und Lampen, denen man aber nicht macht einen Besuch an einem solchen Orte!"

„Laßt mich! Ich gehe doch!"

Da nahm sie ihr Vater bei beiden Schultern, setzte sie mit Gewalt auf den Stuhl nieder und fragte:

„Sage vorher Deinem Vater, was Du willst im Gefängnisse?"

„Ihn retten!"

„Du bist ein eigensinniges, ein streitbares Geschöpf! Was Du Dir vorgenommen hast, das thust Du, denn wir haben Dir gelassen zu viel Willen in den Jahren Deiner Kindheit. Aber Du bist auch ein vernünftiges Mädchen und wirst nicht bringen ein Opfer, mit dem nicht verbunden ist ein Profit. Laß uns sprechen offen über diese Sache! Wie willst Du ihn retten?"

„Indem ich beweise seine Unschuld!"

„Wie willst Du beweisen seine Unschuld?"

„Sie steht bereits da in der Zeitung!"

„Hier? Auf diesem Tageblatt vom Journale der Zeitung?"

„Ja. Hast Du nicht gelesen, daß der Einbruch ist vorgenommen worden kurz nach der Zeit der Mitternacht?"

„Das habe ich gelesen."

„Nun, als er von mir ging, hatte es bereits Mitternacht geschlagen. Kann er da verübt haben den Einbruch?"

„Warum nicht? Er kann gemacht haben sehr schnell und rasch."

„So schnell geht das nicht. Zu einem solchen Einbruche sind sehr viele Vorbereitungen zu treffen."

„Die hat der Riese Vormann getroffen oder —"

Er hielt inne. Sein Gesicht drückte Bestürzung aus.

„Was ist Dir; was hast Du, Salomonleben?" fragte die Alte.

„Es fällt mir da Einer ein, Rebecca," antwortete er, „an den wir hierbei gar nicht gedacht haben."

„Wer?"

„Der Hauptmann."

„Der Hauptmann? Gott unserer Väter! Es ist ja wahr!"

„Ja," nickte der Jude. „Der Hauptmann ist es ja, welcher befohlen und vorbereitet hat diesen Einbruch, um zu machen dem Riesen ein rothes Maal und ihn zu retten."

„Was geht das mich an!“ meinte Judith.

„Dich? Sehr viel, sehr viel! Haben wir nicht genommen eine große Summe Geldes, um ihm beizustehen bei diesem Plane?“

„Aber Bertram darf dabei nicht unglücklich werden!“

„Wer sagt denn, daß er wird werden unglücklich? Willst Du nicht sein gut und verständig, mein Tochterleben? Dein Vater ist klug. Er wird Dir sagen, wie Du Dir zu überlegen hast diese Sache. Entweder ist der Bertram mit beim Hauptmanne, oder er ist unschuldig —“

„Er ist unschuldig!“ behauptete Judith.

„Sei ruhig! Laß uns überlegen! Also, entweder er ist mit beim Hauptmanne; dann hat der Hauptmann seine Absicht mit ihm, und wir dürfen nicht stören. In diesem Falle aber ist der Bertram ein Dieb, und er soll nicht werden mein Schwiegersohn!“

„Aber ich sage ja, daß er unschuldig ist!“

„Kannst Du darauf schwören einen Eid?“

„Ja, zehn!“ antwortete sie voll zuversichtlicher Ueberzeugung.

„Nicht einen einzigen! Du hast ihn gesehen erst ein einziges Mal! Du mußt ihn erst länger kennen lernen. Aber, selbst wenn er ist unschuldig, so hat der Hauptmann mit ihm eine Absicht, und wir müssen es gehen lassen, wie es ist!“

„Ihn verderben lassen? Nimmermehr!“

„Tochter, Tochter!“ warnte der Alte. „Habe ich gesagt, daß wir ihn wollen verderben lassen? Nein. Er ist ein großer Dichter, und wenn er ist unschuldig, so soll er nicht rennen und laufen in das Unglück. Aber auch wir wollen uns nicht stürzen in Angst und Sorgen. Wenn er ist unschuldig, so werden wir warten eine kurze Zeit. Wird er dann noch nicht gelassen aus dem Kerker heraus, so werden wir hingehen und beweisen, daß er ist gewesen bei uns an diesem Abende. Vor allen Dingen müssen wir abwarten einen Besuch des Hauptmannes, um zu erfahren, ob er uns erlaubt zu retten den Dichter der Wüstenbilder.“

„Und wenn er es uns nicht erlaubt, sollen wir da den Unschuldigen verurtheilen lassen?“ fragte Judith.

„Nein. Dann werde ich zu Dir sagen: Judithleben, gehe hin und sage, daß er unschuldig ist.“

„Und bis dahin soll er also schmachten?“

„Es wird sein nur einige Tage. Mancher wird eingesteckt und bald wieder freigelassen, weil er ist ohne Schuld. Warum willst Du Dich zanken mit dem Gericht, wenn das Gericht ihn wird freigeben ganz von selbst? Warum sollen erfahren die Leute, daß Du ihn hast lieb und daß er gewesen ist bei Dir in Deinem Zimmer, um zu lesen Gedichte und zu essen Allerlei mit Knoblauch?“

„Ich brauche mich nicht zu schämen. Er ist ein großer Dichter und ein Edelmann, sobald er seinen Vater findet.“

„Ich will es hoffen! Dann wirst Du die Frau eines großen Dichters,

der da heißt Robert Bertram, anstatt Wolf von Geheimrath Göthe oder Friedrich von Professor Schiller, und ich und Rebeccchen werden sein die Schwiegereltern eines Edelmannes, welcher sich kann legitimiren durch eine goldene Kette um den Hals, als er noch war ein Kind. Dann werden sie uns hauen in Stein, den Buchstaben zu zwanzig Kreuzer. Aber wir müssen klug sein und jetzt noch keinem Menschen ein Wort sagen von der Kette um den Hals, sonst kommen andere Mädchen, um zu werden die Frau eines Dichters, und andere Väter und Mütter, um zu sein die Schwiegerleute eines Mannes vom verlorenen und wiedergefundenen Adel. Also, sei still, Judithleben! Laß uns noch warten einige Tage, bis wir können sehen klar in dieser Angelegenheit!" —

Der zweite Ort, an welchem die erwähnte Zeitungsnotiz mehr als anderswo beachtet wurde, lag in der Palaststraße.

Dort, in dem großen Palais des Fürsten von Befour, in einem fast kaiserlich ausgestatteten Zimmer, saß — Gustav Brandt der Försterssohn.

Ja, Gustav Brandt war es, der da am Fenster saß, vor sich ein Tischchen mit fein gearbeiteter Elfenbeinplatte, auf welchem ein ganzer Stoß Zeitungen lag. Er war sofort wieder zu erkennen. Das vollständig glatt rasirte Gesicht war ganz das alte. Kaum sah man es ihm an, daß zwanzig Jahre vergangen waren, seit dem Tage, an welchem er als verkleideter Flüchtling seinem „Sonnenstrahle" im Walde von Helfenstein die Hand geküßt hatte. Nur reifer waren die Züge geworden, reifer, ausgesprochener und vornehmer.

Es lag Etwas in diesem schön ausgearbeiteten, durchgeistigten Gesichte, was dem Profanen die Annäherung durchaus und absolut verweigerte, obgleich man nicht sagen konnte, was es war.

Auf dem kostbaren Divan, gar nicht weit entfernt, saß jenes schöne, ehrwürdige Ehepaar, welches, in dem kleinen Häuschen der parallelen Siegesstraße wohnend, dem Schlosser den Ort gesagt hatte, wo der Fürst des Elendes unter dem Namen eines Kunstmaler Brenner zu finden sei. Diese beiden Leute waren Gustavs Eltern, der alte Förster Brandt und seine Frau.

Diese drei schienen in einem animirten Gespräch begriffen zu sein, denn soeben sagte der alte Förster:

„Ja, damals, als Du von uns schiedest, dachten wir wohl, daß Du einst zurückkehren würdest, nicht aber als ein solcher Fürst und Krösus."

„Pah!" antwortete Gustav. „Ich wollte als ein Gerechtfertigter wiederkehren, das ist besser als aller Reichthum!"

„Klage nicht, mein Lieber! Du bist ja bereits unserem Wilde auf der Fährte!"

„Ja, wir wollen hoffen, daß es zum Schusse kommt."

„Du denkst also wirklich, daß Baron Franz der Mörder ist?"

„Ich denke es nicht nur, sondern ich bin es überzeugt."

„Und daß er auch der Hauptmann ist?"

„Jedenfalls."

„So ist es auch möglich, daß er und kein Anderer unter dem Waldkönige zu verstehen ist."

„Fast möchte ich auch das behaupten; jedenfalls aber werde ich es nächstens untersuchen."

„Nimm Dich nur in Acht! Wenn er Dich erwischt und erkennt, so bist Du ohne Gnade und Barmherzigkeit verloren."

„Pah! Er, und mich erkennen! Hat er mich bisher erkannt?"

„Allerdings noch nicht."

„Hat Baronesse Alma mich erkannt?"

„Auch nicht, was mich eigentlich wundert."

„Euch wundert? Habt Ihr mich erkannt?"

„Ja, das ist wahr. Höre, Alte, ist das nicht wirklich ein blaues Mirakel, daß unser Sohn sechs Wochen, sechs volle Wochen bei uns hat wohnen können, ohne daß wir eine Ahnung hatten, wer er war?"

Die Försterin neigte lächelnd den Kopf.

„Wunderbar ists freilich," meinte sie. „Diese Farben, diese Haare und Bärte, das Alles ist ja geradezu meisterhaft! Freilich hat mir während dieser sechs Wochen die Stimme Gustav's oft und viel zu schaffen gemacht, die Stimme und die Augen."

„Auch da läßt sich nachhelfen," lachte Gustav. „Was nun die Bärte und Perrücken betrifft, so ist es kein Wunder, daß sie so täuschend wirken. Sie sind ja nicht nachgemacht, sondern wirklichen Menschen vom Kopfe und vom Gesicht gezogen und dann präparirt worden. Da läßt sich das Alles leicht erklären."

„Prr! Scalpirt!" schüttelte sich die Försterin.

„O nein! Die Menschen waren todt. Die Bärte und Perrücken sind hinterindische Kriegstrophäen. Mir nun bringen sie jetzt einen wirklich ungeheuren Nutzen. Aber hört, was ich da lese!"

Er nahm das Blatt zur Hand und las den erwähnten Artikel vor, auf den sein Auge gefallen war. Die Eltern horchten aufmerksam zu. Dann meinte der Förster:

„Ein Schreiber? Robert Bertram? Kenne ihn nicht. Aber ein schlechter Hallunke ist er auf jeden Fall!"

Gustav hatte das Blatt fortgelegt und blickte höchst nachdenklich vor sich hin. Erst nach einer Weile sagte er:

„Diese Meinung möchte ich denn doch nicht sofort unterschreiben!"

„Warum nicht?"

„Wo der „Hauptmann" und der Vormann mit einander arbeiten, da hat der Teufel sein Spiel; da kann auch ein sehr ehrlicher Mensch unschuldig unglücklich werden. Bertram? Hm! Mir ist, als ob ich den Namen bereits einmal gehört hätte!"

„Namen hört man oft und viele!"

„Ich meine, unter besonderen Umständen. Wasserstraße! Robert Bertram auf der Wasserstraße! Hm!"

Er sann und sann. Endlich schien er eine Spur entdeckt zu haben.

„Ach," sagte er, „Vater, erinnerst Du Dich noch jenes jungen Schriftstellers, von dem ich Dir erzählte? Er wurde von seinem Verlagsbuchhändler so grausam abgewiesen."

„Ja. Du gabst ihm eine Kleinigkeit, und er bedankte sich nicht."

„O, das unterließ er aus purem, reinem Glücke! Das nehme ich ihm nicht übel."

„Das sieht Dir ganz ähnlich! Zuletzt nimmst Du es nicht einmal dem Baron übel, daß er Dich zum Doppelmörder gestempelt hat!"

Das ist etwas Anderes! Aber jener junge Mann nannte sich Bertram, wenn ich mich nicht irre."

„War jedoch nicht Schreiber!"

„Das ist richtig, sondern Schriftsteller. Ich werde mich aber doch erkundigen. Der Hauptmann soll mir die Unschuldigen in Ruhe lassen. Die Wasserstraße liegt hinter derjenigen, in welcher Hellenbachs wohnen. Wie leicht — alle Wetter! Da kommt mir ein Gedanke!"

„Welcher?"

„Wie nun, wenn dieser arme Bertram herbeigeeilt wäre, um den Einbruch zu vereiteln?"

„Auch möglich!"

„Und wäre dabei als Spitzbube angesehen und ergriffen worden?"

„Höchst fatal!"

„Das ist mehr als fatal! Ich werde diesem Hauptmanne einmal hinter den Sattel steigen! Ich will ihn nicht eher ergreifen, als bis ich Alles beisammen habe; aber er darf es mir auch nicht gar zu bunt treiben, sonst reißt mir die Geduld!"

Er griff nach einer silbernen Glocke, welche auf dem Tischchen stand, und schellte. Sofort trat ein gallonirter Diener ein. Dieser war ein hübscher, junger Mensch mit sehr intelligenten und ehrlichen Gesichtszügen.

„Anton!" sagte der Fürst.

„Durchlaucht!"

„Erinnerst Du Dich meiner vorgestrigen Weisung?"

„Sehr wohl!"

„Ist sie ausgeführt worden?"

„Nach Kräften."

Bei diesen Worten spielte ein zufriedenes Lächeln um die Lippen des Dieners.

„So? Wirklich?"

Der Diener verneigte sich.

„War die Annäherung so leicht?"

„Was man gern thut, fällt nie schwer."

„Und der Sturm auf das Mädchen?"

„Es ging nicht lebensgefährlich her. Die Baronin von Helfenstein ist eine gute Lehrerin."

„Wo trafst Du die Zofe?“

„Ich lauerte in der gegenüberliegenden Restauration, bis sie ausging; dann begann der Angriff.“

„Mit Erfolg?“

„Sofort! Die Livrée Euer Durchlaucht ist ja die eleganteste, die es nur geben kann!“

„Ah, damit willst Du sagen, daß Du ein hübscher Kerl bist, und die Livrée mit Chic zu tragen weißt! Sahst Du die Zofe dann später wieder?“

„Am Abend.“

„Schon! Das geht schnell! Und dann?“

„Gestern Vormittags und auch des Abends.“

„Gratulire! Was aber nun?“

„Heute Abend ist Hausball.“

„Wo?“

„Beim Grafen Rudolstein.“

„Was hast Du mit diesem Ball zu schaffen?“

Anton machte ein sehr vielsagendes Gesicht und antwortete mit einer ernsten Miene:

„Ich bin geladen!“

„Zum Ball?“ fragte Brandt erstaunt.

„Ja.“

„Beim Grafen Rudolstein?“

„Ja, und die Zofe auch mit.“

„Sprich nicht in Räthseln!“

„Die einfache Lösung ist, daß der Graf und die Gräfin auf einige Wochen verreist, also abwesend sind.“

„Ah so! Nun giebt die zurückgebliebene Dienerschaft einen Ball aus dem Keller und der Küche der Herrschaft?“

„So ziemlich denke ich es mir.“

„Ihr seid Schlingels! Ich hoffe, daß so Etwas nicht etwa auch einmal bei mir geschieht! Also die Zofe kommt?“

„Ganz gewiß! Ich soll sie sogar in der Nähe erwarten.“

„Hm! Wenn Du nun zu Hause bleiben mußt?“

Anton lächelte siegesgewiß und antwortete:

„Ich hoffe, daß Durchlaucht die Gnade haben werden, mir einen Urlaub zu bewilligen!“

„Vielleicht thue ich es, jedenfalls aber nur unter einer Bedingung!“

„Ich werde sie zu erfüllen suchen.“

„Du begleitest die Zofe heim.“

„Das wird mich wenig Ueberwindung kosten!“

„Ich glaube es. Ich habe nämlich Veranlassung, anzunehmen, daß ich bereits nächster Tage, vielleicht schon morgen, in der Lage bin, Jemand zu brauchen, der die Zimmer des Barons und der Baronin genau kennt.“

„Das wird seine Schwierigkeiten haben!“

„Bist Du ein Dummkopf?“

Anton schüttelte sich, als ob er vor irgend Etwas Abscheu hege.

„Also gut!“ fuhr der Fürst fort. „Vielleicht bin ich sogar gezwungen, noch mehr von Dir zu verlangen. Ich vermuthe nämlich, daß ich bestohlen werden soll.“

„Du?“ fiel da der alte Förster überrascht ein.

„Ja, ich,“ antwortete der Gefragte.

„Wann?“

„Nächstens, vielleicht schon morgen.“

„Das soll man nur schön bleiben lassen! Wer hier die Nase sehen läßt, dem schieße ich zehn Laufe Schrot ins Gesicht!“

„Das ist nicht meine Absicht, lieber Vater.“

„Nicht? Was denn? Willst Du Dich bestehlen lassen?“

„Vielleicht!“

„Was? Donnerwetter! Man soll hier ausräumen dürfen?“

„Gewiß!“

„Aber, Kerl, Gustav! Bist Du klug?“

„Ich hoffe!“ Und sich wieder zu dem Diener wendend, fuhr er fort: „Du weißt, unter welchen Bedingungen ich Dich engagirt habe, und ebenso bist Du auch überzeugt, wie sehr ich Dir vertraue —“

„Mein gnädiger Herr, ich gehe für Sie ins Feuer!“ fiel Anton ein.

„Ich weiß das, und darum habe ich grad Dich für das Schwierige auserwählt. Also, ich sagte, daß ich nächster Tage vielleicht bestohlen werde. Es liegt mir nun daran, zu erfahren, wer die Gegenstände besitzen wird, der Baron von Helfenstein oder die Baronin, seine Frau.“

Der Diener machte ein höchst erstauntes Gesicht; der alte Förster aber fuhr geradezu vom Sitze empor.

„Alle Teufel!“ rief er. „Sind sie es, welche Dich bestehlen werden oder bestehlen wollen?“

„Ja,“ nickte Gustav.

„Wie denn?“

„Entweder eigenhändig oder durch Dritte.“

„Ah, ich verstehe, ich verstehe! Und Du läßt es Dir gefallen?“

„Ja, natürlich nur, um sie desto fester zu haben. Nun also, Anton, hast Du Dich von Deinem Erstaunen erholt?“

„Ja. Was ich hörte, war allerdings so, daß ich hoffe, mein Erstaunen werde Verzeihung finden.“

„Dieses Mal noch; dann aber nicht mehr. Ein guter Diener findet an einem Auftrage seines Herrn nichts zu staunen! Also, ich setze den Fall, die Baronin käme des Abends zu mir auf Besuch und fände Etwas, was sie des Einsteckens für werth befände, ein Geschmeide zum Beispiel oder sonst etwas dem Aehnliches. Sie brächte es nach Hause; wäre es mir da möglich, noch an demselben Abende zu erfahren, wohin sie es gesteckt hat?“

Der Diener machte ein halb trolliges und halb verlegenes Gesicht.

„Nun?“ fragte der Fürst.

„Hm!“ antwortete der Gefragte achselzuckend.

„Höre, Anton, Du weißt, warum ich lauter tüchtige und ausgezeichnete Polizisten als Diener engagirt habe?“

„Allerdings, Durchlaucht.“

„Ich habe Euch mir vom Polizeiminister erbeten, und Dich hat die Excellenz am Besten empfohlen.“

„Das ist mir eine hohe Auszeichnung!“

„Willst Du diese Empfehlung zu Schanden machen?“

„Durchaus nicht; aber der gnädige Herr geben vielleicht zu, daß die Aufgabe, welche mir jetzt zuertheilt wird, ihre großen, ihre außerordentlichen Schwierigkeiten hat?“

„Gewiß! Aber ist die Lösung unmöglich?“

„Nein. Stehen mir die Dietriche zur Verfügung?“

„Alles, was Du brauchst.“

„So bitte ich, mir zwei Stunden des Nachdenkens zu erlauben!“

„Um mir dann zu sagen, ob Du die Aufgabe übernehmen wirst oder nicht? Meinst Du es so?“

„Nein, sondern ich meine, um dann klar darlegen zu können, in welcher Weise ich diese Aufgabe zu lösen beabsichtige. Ich muß mich doch der Zustimmung Euer Durchlaucht versichern.“

„Das ist etwas Anderes! Also, die zwei Stunden sind gewährt!“

Er winkte zur Entlassung, und Anton entfernte sich.

„Kein dummer Kerl!“ meinte der Förster.

„Und treu, verschwiegen und zuverlässig wie Alle, welche der Minister mir zur Verfügung gestellt hat,“ fügte Gustav hinzu.

„Ja,“ meinte der alte Brandt mit einem Anfluge von Stolz, „es ist doch gut, wenn man einen Studiengenossen hat, der im Alter von vierzig Jahren bereits Polizeiminister ist! Aber wie kommst Du auf den Gedanken, daß Du bestohlen werden sollst?“

„Ist dieser Gedanke so unbegreiflich? Bin ich nicht als der reichste Mann der Residenz oder gar des ganzen Landes bekannt?“

„Das ist wahr. Wenn also der „Hauptmann“ gewisse Absichten hat, so ist das zu begreifen, aber seine Frau — hm!“

„Ich weiß nicht, ob sie der Versuchung wird widerstehen können.“

„Du willst sie in Versuchung führen?“

„Ja.“

„Aus welchem Grunde?“

„Darüber später! Uebrigens, daß der „Hauptmann“ Absichten hat, das weiß ich genau. Es giebt da unten am Flusse einen alten, verkommenen Apotheker, welcher verschiedener Fehler wegen die Concession verloren hat. Er darf nicht mehr dispensiren und —“

„Ah, der alte Medikaster, welcher auch den Viehdoctor macht?“

„Ja. Als kürzlich der Rappe lahmte und das Mittel des Thierarztes

nicht sofort anschlug, ist der Kutscher ohne mein Wissen zu diesem Winkelapotheker gegangen, und das Mittel desselben hat schnell gewirkt. Der Kutscher —"

„Hm, auch ein Polizist!"

„Natürlich! Er hat bei dem Apotheker so etwas wie Wildpret, nämlich menschliches, gerochen, und ist öfters zu ihm gegangen, hat auch später unseren Adolf mitgenommen —"

„Das ist erst der richtige Tausendsassa!"

„Ja, ausgezeichnet ist er, der reine Spürhund! Dieser nun hat mir verschiedene Mittheilungen gemacht, welche ich nun auszunutzen entschlossen bin."

Er ergriff die Glocke abermals und schellte dreimal, während er dies vorhin nur einmal gethan hatte. Nach kurzer Zeit trat ein anderer Diener ein. Er war kurz und dick gebaut, sah recht behäbig und behaglich aus und schien kein Wässerchen trüben zu können. Wer ihn genauer ansah, bemerkte vielleicht an den hervorgezogenen Augapfeln, daß dieser Diener gewohnt sei, eine scharfe Brille zu tragen. In seiner jetzigen Stellung aber schien ihm das nicht erlaubt oder gerathen zu sein.

„Adolf!"

„Gnädiger Herr!"

Diese beiden Worte hatten einen so schnappen, exacten Ton, als befände sich der Mann als Offizier vor seinem General. Das hätte man von seiner legeren Behaglichkeit kaum erwartet.

„Weiter gehorcht?"

„Ja."

„Etwas gehört?"

„So ziemlich."

„Wichtiges?"

„Wie man es dreht und faßt. Ich habe dem Alten weiß gemacht, daß ich mit Ihnen nicht verkommen kann."

„Ah!" lachte Gustav. „Warum nicht?"

„Sie sind zu stolz, zu knickerig, zu anspruchsvoll! Sie halten einen Diener nicht für einen Menschen! Uebrigens will ich heirathen, und Sie dulden das nicht!"

„Das ist ja eine ganze Litanei! Gehst Du wieder hin?"

„In einer Viertelstunde."

„Wovon unterhaltet Ihr Euch?"

„Daß ich Ihnen heute früh aufgesagt habe."

„Sapperment!"

„Und daß Sie mir den Lohn verweigern!"

„Noch besser!"

„Ich muß mit dem Kutscher schlafen!"

„Schlingel!"

„Ich möchte mit allen vier Fäusten drein schlagen!"

„Schön! Ich werde Dir möglichst aus dem Wege gehen!"

„Sie haben mir sogar mit einer Ohrfeige gedroht!“

„Das ist kühn!“

„Ja, wir sind so zusammengerathen, daß ich das Leben hier satt habe. Ich halte es nicht länger mehr aus!“

„So gehe fort und heirathe! Wer ist sie denn eigentlich?“

Adolf zog ein Gesicht, als ob er eine Bürste verschlingen müsse, und antwortete dann mit Nachdruck:

„Die — die — Jet — Jette!“

„Die Jette? Was für eine Göttin ist das?“

„Drei und einen halben Fuß lang, zwei Fuß in den Achseln, dünn wie eine Fensterscheibe und Arme wie ein Paar Windmühlenflügel!“

„Eine wahre Venus! Keinen Kropf?“

„Nein, aber sie geht lahm!“

„Doch wenigstens ein Ersatz für den fehlenden Kropf! Wessen Tochter ist denn diese Holde?“

„Sie ist die einzige Tochter des Apothekers, vier andere Töchter nicht mitgerechnet, die aber noch nicht verheirathet sind.“

Brandt lachte fröhlich auf.

„Aber die Jette ist verheirathet?“

„Sie war es. Jetzt ist sie Wittwe nebst Mutter von drei Kindern. Ich habe mir vorgenommen, der Waisenvater von allen Vieren zu sein.“

„Hast Du bereits mit dem Alten gesprochen?“

„Nein.“

„Aber mit der Jette?“

„Auch noch nicht; aber sie erwarten aller Minuten, daß ich losplatze. Der Sieg ist mir gewiß. Ich soll mit der Wittwe und meinen drei Stiefkindern von ihrer Seite in die Oberstube ziehen. Eine Bodenkammer und die Hälfte Keller bekomme ich auch.“

Das hatte der verkappte Polizist mit der ernstesten Würde vorgetragen. Dann fuhr er fort:

„Und weil ich hier mich nicht wohl fühlen kann und dort ein solches Glück finde, so ist es leicht begreiflich, daß ich mir das Bessere erwähle. Wer rasch handelt, handelt gut; ich werde also sehen, ob die Gelegenheit heute günstig ist.“

Da machte Brandt ein ernstes Gesicht und sagte:

„Aber, Adolf, daß wir uns nicht etwa später Vorwürfe machen müssen! Ich liebe es nicht, mit Menschenherzen zu spielen!“

Aus dem Auge des Dieners brach ein scharfer Blitz. Es war fast der Blick eines Hundes, der sich auf einen Wolf stürzt.

„Der gnädige Herr haben Recht, sehr Recht,“ sagte er, „aber wie nun, wenn der Mensch sich sein Herz aus dem Leibe gerissen hat, um seine Mitbrüder nach Lust quälen zu können und ihre Schmerzen nicht mitzufühlen? Solche Menschen giebt es. Sie gleichen dem Raubzeuge und müssen vertilgt werden, ohne Rücksicht, mit allen Mitteln, auf jede Art und Weise, mit List

und mit Gewalt! Ich bin ein Polizist, das heißt, ein Spürhund, ein Wächter von Beruf. Kommt mir ein Raubthier in den Weg, ein Iltis, ein Wiesel, ein Marder, ein Fuchs, ein Wolf, ich werfe mich auf ihn und frage nicht, ob es ihm wehe thut."

„Ja, das ist die rechte Art und Weise, das Haus seines Herrn zu beschützen. Wirst Du mir Neues bringen?"

„Ich hoffe es!"

„Dann gut für jetzt!"

Er entließ den Diener, und dieser ging.

Einige Zeit vorher hatte sich die bereits erwähnte hintere Thür am Palais des Barons von Helfenstein geöffnet, und es war ein Mann heraus getreten, welcher rothes Haar, einen rothen Vollbart und dazu eine blaue Schutzbrille trug. Seine Kleidung war nicht im Geringsten elegant, aber auch nicht grad schäbig zu nennen. Er trug sich wie Einer, der bessere Tage gesehen hat und davon die Erinnerung noch im Gewand an seinem Leibe trägt.

Er verschloß die Thüre, steckte den Schlüssel ein und wendete sich dem Flusse zu, und zwar demjenigen Theile desselben, an welchem die Armuth ihre Hütten aufgeschlagen hat. Dort betrat er ein kleines, einstöckiges Häuschen und klopfte an die wackelige Thür des Hinterstübchens.

Es regte sich nichts. Er klopfte abermals, und zwar jetzt auf eine eigenthümliche Weise, die fast wie ein Erkennungszeichen klang. Sofort regte sichs im Innern.

„Gleich!" gröhlte eine tiefe Baßstimme.

Die Thür wurde geöffnet. Ein langer, riesenhaft stark gebauter Mann blickte heraus. Sein Gesicht war wohl weniger ein verschlafenes, als ein versoffenes. Er sagte:

„Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht!"

Der Rothe fuhr sich mit der Hand nach dem rechten Auge, als ob er dasselbe auswischen wolle.

„Ach so!" meinte der Riese, jetzt in bedeutend freundlicherem Tone. „Ein Eingeweihter! Kommen Sie herein!"

Er ließ den Andern eintreten und schloß dann die Thür hinter ihm zu, indem er auf einen Schemel deutete:

„Setzen Sie sich!"

Dieser Schemel, ein alter Tisch und ein noch älterer Stuhl, nebst einem Strohbunde in der Ecke, das war das ganze Ameublement des armseligen Raumes. Der Rothe nahm auf dem Schemel Platz und deutete nach dem Tische, auf welchem eine fast ganz geleerte Schnapsflasche stand.

„So fleißig beschäftigt?"

„Fleißig? Woher soll die Arbeit kommen? Es ist ja kein einziger Tropfen mehr drin?"

Damit nahm er die Flasche und leerte den Rest mit einem Zuge. Der Rothe lächelte und sagte:

„So müssen Sie wieder füllen!"

„Wovon?“ lachte der Andere höhnisch.

„Sind Sie so sehr ausgebrannt?“

„Vollständig!“

„Wo ist Ihre Frau?“

„Betteln. Aber sie ist seit vier Tagen nicht nach Hause gekommen. Sie lebt in Florio da draußen herum; ich aber sitze hier und verdurste, indem ich auf sie warte. Wenn sie kommt, so schlage ich ihr die Knochen entzwei!“

„Giebt es denn keine Arbeit?“

„Arbeit?“ fuhr der Riese auf. „Wollen Sie mich beleidigen?“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„So kennen Sie mich nicht!“

„Sehr gut sogar!“

„So? Nun, wer bin ich denn?“

„Der Tausendkünstler Bormann!“

„Hols der Teufel, er kennt mich! Wer sind denn Sie?“

„Das ist Nebensache. Der Hauptmann sendet mich.“

„Donnerwetter! Ists wahr?“

„Ja.“

„Da hat die Noth ein Ende; da regnet es Geld!“

„Gemach, gemach!“

„Etwa nicht. he? Da können Sie nur wieder gehen! Wer zu mir kommt, muß Geld haben, um bezahlen zu können.“

„Wenn er Etwas von Ihnen verlangt!“

„Sie verlangen wohl nichts? So verschwinden Sie schleunigst! Ich lasse mich nicht ungestraft nutzloser Weise stören!“

Der Andere nickte ihm behaglich zu, griff in die Tasche und klimperte mit dem darin befindlichen Gelde.

„Alle Teufel!“ rief Bormann. „Das hat einen verdammt guten Klang! Heraus damit, heraus!“

„Oho! Nur langsam! Erst das Geschäft, und dann der Lohn!“

„Meinetwegen! Aber ein Stück müssen Sie doch flott machen; denn ich gebe Ihnen bei allen Teufeln mein heiliges Wort, daß ich nicht eher zu sprechen sein werde, als bis die Flasche wieder voll ist!“

„Gut! Wie viel also?“

„Zwanzig Kreuzer.“

„Hier!“

Er zog einen Guldenzettel hervor und reichte ihn dem Anderen hin; dieser griff schleunigst zu und sagte:

„Einen ganzen Gulden? Desto besser! Warten Sie!“

Er ergriff die Flasche, öffnete die Thür und sprang fort.

„Bestie!“ murmelte der Rothe, der natürlich kein Anderer als der „Hauptmann“ war. „Mit solchem Pack hat man zu verkehren! Aber es sind die besten Arbeiter!“

Nach kurzer Zeit kehrte Bormann zurück. Sein Gesicht glühte und seine Augen leuchteten unheimlich.

„Hier, eine volle Flasche," sagte er. „Eine habe ich zuvor erst ausgetrunken. Nun können wir vom Geschäft sprechen. Also sagen Sie, was Sie wollen!"

„Sie glücklich machen!"

„Donnerwetter! Das ist viel gesagt!"

„Ich weiß, was ich sage!"

„Ob Sie es auch halten werden!"

„Ich denke!"

„Oder halten können!"

„Pah!"

„Sie thun ja recht reich. Haben Sie eine Ahnung davon, was ich brauche, um mich glücklich zu fühlen?"

„Ja."

„Nun, so sagen Sie!"

„Die Mittel, um mit einigen Leuten als Künstler im Lande herumziehen zu können!"

„Weiß Gott, er hat es errathen! Ja, Künstler bin ich, und Director will ich sein!"

„Nun, so engagiren Sie sich eine kleine Truppe."

„Ich wüßte schon, wen! Meine Frau und noch Zwei oder Drei, das genügt, Dazu braucht man aber Geld!"

„Wieviel!"

„Zweihundert Gulden."

„Thuns nicht auch hundertfünfzig?"

„Nein!"

„Gut, der „Hauptmann" schickt Ihnen die Zweihundert."

Bormann sprang von seinem Stuhle auf, als ob er electrisirt worden sei. Er blickte den Sprecher scharf an und fragte:

„Herr, ist's wahr, ist's wahr?"

„Was hätte ich für Grund, Ihnen eine Lüge zu sagen?"

„Ja, das wollte ich Ihnen auch nicht gerathen haben. Ich würde Sie zu Brei zerschlagen! Also heraus mit dem Gelde!"

„Langsam, langsam, mein Lieber!"

„Ach so! Ja, das habe ich in meiner Freude ganz und gar vergessen. Wo gäbe es denn einen Menschen, der sein Geld umsonst weggäbe? Also, was verlangt der Hauptmann von mir?"

„Eine Kleinigkeit."

„So? Hm! Kleinigkeit! Ich kenne das! Na, ich habe ihm schon manche Gefälligkeit erwiesen, warum also nicht auch jetzt?"

„Er hat Sie aber auch jedenfalls gut dafür bezahlt!"

„Das ist richtig! Wir sind stets nobel gegen einander gewesen. Also, welche Kleinigkeit meinen Sie?"

„Es ist ein Dienst, den Sie eigentlich auch sich selbst leisten.“

„Da machen Sie mich neugierig!“

„Was man dem Bruder thut, das thut man sich doch auch selbst!“

„Ah, Sie meinen den? Diesen dummen Kerl?“

„Ja.“

„Danke sehr?“

„Wieso?“

„Für den rühre ich keine Hand!“

„Warum nicht?“

„Er ist's nicht werth, ganz und gar nicht werth!“

„Das müssen Sie mir erklären!“

„Er selbst ist Schuld an Allem. Warum sitzt er denn jetzt? Weil er so dumm gewesen ist, sich erwischen zu lassen!“

„Sind Sie noch nicht erwischt worden?“

„Hm, ja! Viele Male!“

Er that einen tüchtigen Schluck aus seiner Flasche und fuhr dann fort:

„Das will ich ihm also auch nicht nachtragen. Aber das Letzte kann ich ihm nicht vergeben!“

„Was?“

„Den letzten Einbruch bei Hellenbachs.“

„Was finden Sie hier so Unverzeihliches?“

„Das begreifen Sie nicht? Da sind Sie grad so ein dummer Kerl wie mein Bruder! Er hat im Loch gesteckt?“

„Ja.“

„Ist dennoch herausgekommen, um einzubrechen?“

„Ja.“

„Wissen Sie, wer ihm da geholfen hat?“

„Nun?“

„Der Hauptmann, kein Anderer. Der hat irgend eine gute Absicht dabei gehabt, einen feinen, pfiffigen Kniff. Und mein Bruder, der Tolpatsch, läßt sich erwischen! Ehe mir das geschehen wäre, hätte ich lieber Alles und Alle todtgeschlagen!“

„Ihre Vermuthung hat vielleicht das Richtige getroffen.“

„Nicht wahr, ich habe Recht? Wissen Sie etwas davon?“

„Ich spreche nicht davon. Also Sie wollen wirklich nichts für Ihren Bruder thun?“

„Nein!“

„Dann ist unsere Unterredung beendet!“

Er stand auf, als ob er sich entfernen wolle.

„Halt!“ rief da Bormann. „So schnell geht das nicht! Ich brauche Geld, und wenn ich es auf keine andere Weise bekommen kann, so will ich mich denn also mit meinem Bruder befassen.“

Der Rothe setzte sich langsam wieder nieder und sagte:

„Gut! Freut mich, daß Sie Verstand annehmen! Es ist ja auch besser für Sie! Kommen wir also zur Sache!"

„Ja, kommen wir zur Sache!"

Dabei griff er zur Flasche und trank sie aus.

„Sie haben vorhin ganz recht gerathen," sagte der Rothe. „Ihr Bruder wurde auf Veranlassung des Hauptmannes, dem dies sehr viel Geld gekostet hat, herausgelassen —"

„Wohl den Schließer bestochen?"

„Ja."

„Ich hörte so Etwas."

„Ihr Bruder erhielt ein rothes Maal auf die Wange. Das sollten Die sehen, bei denen er einbrach. Dadurch wurde die Annahme begründet, daß es Einen giebt, der ihm außerordentlich ähnlich sieht, der aber ein Maal auf der Wange hat. Nun aber war der Hauptmann im Stande, zu beweisen, daß Derjenige, welcher den Einbruch verübt hat, wegen dessen Ihr Bruder sich jetzt in Untersuchungshaft befunden hat, ein rothes Maal an der Wange hatte. Folglich mußte Ihr Bruder freigesprochen werden!"

„Alle Teufel!"

„Oder etwa nicht?"

„Ganz sicher! Verdammt feiner Kniff! Das kommt direct aus dem Kopfe des Hauptmannes, aus keinem anderen."

„So ist's allerdings in Wirklichkeit. Ihr Bruder wurde zweimal herausgelassen. Das erste Mal verdarb er es, und das zweite Mal ließ er sich gar gefangen nehmen!"

„So ein riesenhafter Dummkopf! Was aber nun? Ich glaube nicht, daß er noch zu retten ist!"

„Für jetzt gilt es nur, Zeit zu gewinnen. Und da sollen Sie auch mit helfen."

„Wieso?"

„Ihr Bruder muß für verrückt gelten."

„Donnerwetter! Er soll so thun, als ob er verrückt sei?"

„So ähnlich, aber nicht ganz, denn er wird in Wirklichkeit ein Wenig verrückt sein."

„Hole Sie der Teufel!"

„Jetzt noch nicht! Der Hauptmann braucht Ihren Bruder, er will Alles für ihn thun. Nun giebt es eine Medicin, welche verrückt macht, verstanden, mein Lieber?"

„Ja, solche Mittel giebt es mehrere!"

„Sie sind entweder zu gefährlich oder nicht zuverlässig."

„Belladonna?"

„Vielleicht. Oder wenigstens den Stoff, der sich in der Tollkirsche befindet. Man nennt ihn Atropin."

„Den soll mein Bruder erhalten?"

„Ja."

„Wenn er nun wirklich verrückt wird?"

„Das soll er ja!"

„Und auch verrückt bleibt?"

„Der Hauptmann wird schon sorgen, daß dies nicht geschieht!"

„Gut! Der Hauptmann versteht sich auf solche Sachen. Aber was soll der Wahnsinn meinem Bruder helfen?"

„Sehen Sie das nicht ein?"

„Jetzt noch nicht."

„Nun, erstens wird dadurch die Untersuchung unterbrochen. Dadurch fällt Manches in Vergessenheit. Der Kranke wird scharf beobachtet, und resultirt man, daß er wirklich geisteskrank ist, so schickt man ihn in eine Irrenanstalt."

„Die soll der Teufel holen! Ich mag nichts davon wissen!"

„Unsinn! Dort wird er nicht so streng gehalten. Er genießt Freiheiten, die es im Zuchthause nicht giebt."

„Ah, jetzt begreife ich, dann wird er herausgeholt?"

„Ja, wenn er nicht bereits vorher freigesprochen worden ist."

„Freigesprochen?"

„Ja."

„Nicht möglich!"

„Warum nicht? Ist es denn nicht Wahnsinn, einzubrechen?"

„Donnerwetter! Zielen Sie dahin? Man soll annehmen, daß er bereits seit längerer Zeit wahnsinnig ist?"

„Natürlich!"

Der Riese nickte langsam und bedächtig mit dem Kopfe. Dann brachte er die sehr wichtige Frage vor:

„Aber wie soll mein Bruder zu der Medicin kommen?"

„Durch Sie."

„Durch mich? Da verrechnen Sie sich ganz und gar! Wenn man alle Brüder mit einander sprechen läßt, uns Beide aber nicht. Ich darf auf keinen Fall zu ihm. Ich stehe ja wohl noch schwärzer angeschrieben, als er selbst!"

„Auf diesem offiziellen Wege soll es auch gar nicht geschehen. Da würden wir ihm gar nichts helfen, sondern die Sache nur verschlimmern. Nein, es soll heimlich geschehen. Sie sind doch wohl unter Anderem auch Trapez- und Seilkünstler?"

„Das versteht sich! Ich bin Alles!"

„Nun, dann sind Sie ja der Mann, den wir brauchen können!"

„In welcher Weise aber?"

„Hm, man muß eine Leiter anlegen."

„Also von außen?"

„Ja."

„An das Fenster seiner Zelle?"

„Natürlich."

„Wissen Sie es?"

„Sehr genau. Ich habe mich erkundigt. Ich habe einen Bekannten, welcher der Freund des Gefängnißgeistlichen ist."

„Schön! Es wäre verteufelt unangenehm, wenn man an ein falsches Fenster käme!"

„Natürlich! Man kann da nicht vorsichtig und sicher genug gehen."

„Aber eine Leiter von außen? Verdammte Geschichte!"

„Das ist wahr! Der Hauptmann hatte eine Leiter construirt, welche von Eisen war, zusammengelegt werden konnte und dennoch bis in das dritte Stockwerk reichte; die ist aber mit Ihrem Bruder in die Hände der Polizei gefallen."

„Dieser Kerl ist wirklich Prügel werth. Aber ich kenne das hiesige Gefangenhaus auch ziemlich genau. Wo liegt mein Bruder?"

„Nach dem Hofe zu."

„Wie viel Treppen?"

„Drei. Im Parterre giebt es keine Zellen. Drei Treppen, das zweite Fenster von der Ecke aus."

„So, so! Hm, hm! Ah, da fällt mir etwas ein!"

„Was?"

„Geht keine Steigleiter der Feuerwehr an?"

„Nicht gut."

„Warum nicht?"

„Erstens ist keine so schnell zu bekommen —"

„O, sehr schnell! Da in der Nähe hat die freiwillige Feuerwehr dieses Bezirkes ihren Uebungsplatz im Garten des Gasthofes. In einem Schuppen befinden sich die Leitern."

„Das wäre günstig. Aber Sie müssen ja die Leiter in dem unteren Zellenfenster einhaken!"

„Was thut das?"

„Der, welcher in der Zelle sitzt, kann Alles verrathen."

„Unsinn! Kein Gefangener wird so schlecht sein, den anderen zu verrathen. Uebrigens kann ich dem Manne ja Etwas mitnehmen, um ihn zum Schweigen zu bewegen, Etwas zu essen oder zu trinken."

„Und wenn er dennoch nach der Wache ruft?"

„Pah! Bis die kommt, bin ich lange wieder herunter und über die Hofmauer weg! Nimmt die Medizin viel Platz weg?"

„Nein."

„Nun, so ist die Sache viel leichter, als ich es mir dachte. Also abgemacht! Ich übernehme den Streich."

„Wie viele Leute brauchen Sie?"

Der Riese blickte ihn eine Weile an, brach dann in ein schallendes Gelächter aus und fragte, noch immer lachend:

„Wie viele Leute?"

„Ja."

„Meinen Sie etwa, daß ich ein Bataillon Husaren mitnehmen soll?"

„Das nicht, aber —"

„Was, hm? Ich brauche keinen Menschen! Ich habe zwei Leitern nöthig: Eine bis zum Fenster des zweiten und eine bis zu demjenigen des dritten Stockes. Diese Feuerwehrleitern sind sehr leicht. Ich trage zwei Dutzend und noch mehr."

„Aber wenn Etwas passirt!"

„Was soll passiren? Denken Sie, daß ich so dumm bin wie mein Bruder, der sich erwischen läßt? Höchstens einen Mann Wache könnte ich gebrauchen, der draußen vor der Hofmauer stehen bleibt und aufpaßt, daß ich nicht unversehens überrascht werde."

„Gut! Das ist mir lieb! Ich möchte doch gerne gewiß sein, daß Alles ohne Hinderung verläuft."

„So wollen Sie selbst mitgehen?"

„Ja."

„Mir auch recht. Wann?"

„Nicht zu früh. Möglichst gegen Morgen, da um diese Zeit die Leute am Tiefsten schlafen."

„Wo treffen wir uns?"

„Soll ich Sie hier abholen?"

„Ich bin es zufrieden. Haben wir noch Etwas zu besprechen?"

„Wohl nicht. Ich denke, daß wir fertig sein werden."

„Sie irren sich," meinte der Riese lächelnd.

„Nun, was noch?"

„Das Geld!"

„Ach ja! Das ist für Sie doch die Hauptsache. Oder nicht?"

„Das will ich meinen! Donnerwetter, ohne Geld würde ich nicht ein einziges Fingerglied bewegen! Also zweihundert Gulden?"

„Ja."

„Heraus damit!"

„Oho! So schnell geht das nicht! Meinen Sie, daß man eine Arbeit bezahlt, noch ehe sie begonnen worden ist?"

„Ich betrüge Sie nicht!"

„Das weiß ich; auch bin ich gar nicht der Mann, der sich so leicht betrügen läßt!"

„Wollen Sie etwa erst nach Schluß der Oper bezahlen?"

„Eigentlich sollte ich es; denn man kann nicht genug vorsichtig sein!"

„Sackerment! Geht das auf mich?"

„Ja.

„Das will ich mir verbitten! Ich wiederhole, daß ich Sie nicht betrüge!"

„Und ich wiederhole, daß ich das weiß. In Geschäften sind Sie ehrlich, aber wie steht es denn mit der Zuverlässigkeit?"

„Was meinen Sie?"

Der Rothe deutete auf die leere Schnapsflasche und antwortete:

„Hier! Wenn ich Ihnen Geld gebe, so werden Sie so lange trinken, bis Sie nicht mehr können. Komme ich dann, so kann ich Sie nicht mehr gebrauchen.“

Der Riese blickte eine Weile vor sich nieder; dann sagte er:

„Hm! So ganz Unrecht haben Sie freilich nicht!“

„Nicht wahr?“

„Ja. Ich bin ein verfluchter Kerl! Die Bulle hat es mir nun einmal angethan. Ich möchte gern wieder zu einer Künstlertruppe kommen; aber wenn ich heute trinke, so wird nichts daraus.“

„Also ist es besser, ich zahle jetzt nichts.“

„Gut! Der Gulden reicht bis heute Abend.“

„Abgemacht also! Adieu!“

Er erhob sich und reichte dem Anderen die Hand hin.

„Oho!“ sagte dieser und zog die seinige schnell zurück.

„Was denn noch?“

„Jetzt sage ich, wie Sie vorhin, daß es nicht so schnell geht. Wir sind noch nicht fertig.“

„Ich wüßte nichts Weiteres.“

„Es ist auch nichts Weiteres; es handelt sich nur noch um das Geld. Nämlich Sie sagen, daß ich es heute Abend erhalten soll. Aber zu welcher Zeit denn?“

„Wenn wir fertig sind.“

„Das fällt mir nicht ein! Ehrliches Spiel verlange ich!“

„Ich werde ja ehrlich sein!“

„Nun, so theilen wir die Summe. Die eine Hälfte geben Sie mir, wenn wir aufbrechen, und die andern Hundert erhalte ich, wenn ich mit der Geschichte fertig bin!“

„Auch darauf gehe ich ein!“

„Topp?“

„Topp!“

Sie schlugen mit einander ein und gingen dann auseinander.

Der Rothe blieb in dieser Stadtgegend. Er schritt am Wasser hin, bog in ein enges Gäßchen ein und blieb dann vor einem alten Hause stehen, welches so schmal war, daß neben der niederen Thüre nur zwei schmale Fensterchen Platz gefunden hatten.

Er klopfte. Ein Gesicht erschien an dem einen fast ganz erblindeten Fenster; dann dauerte es immer noch eine Weile, bis die verschlossene Hausthüre geöffnet wurde. Ein langer, hagerer Mann erschien, welcher nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Sein Kinn war spitz; seine Nase war spitz, und sein Blick war am allerspitzigsten. Er musterte den Ankömmling und fragte dann:

„Zu wem wollen Sie?“

„Zu Ihnen?“

„Kennen Sie mich?“

„Sehr gut.“

„Wo? Oben oder unten?“

„Unten.“

„Hinten oder vorn?“

„Ganz hinten.“

„Ah! Sie sind — ein — ein —“

„Halten Sie den Mund, und lassen Sie uns eintreten!“

Er drängte sich in den engen Flur und trat in die Stube. Ein entsetzlicher Dunst schlug ihm entgegen. Fünf häßliche Frauenzimmer saßen an einem Tische und waren beschäftigt, Cigarren zu machen. Der angefeuchtete Taback lag auf der Diele, unter dem Tische, unter dem Ofen, unter den Stühlen, auf den Fensterbrettern, kurz überall. Der Brodem war nicht zum Aushalten. Und wie es in der Stube aussah, so sahen auch die Frauenzimmer aus.

Sie glotzten den Ankömmling neugierig an, sagten aber kein Wort, sondern rollten ohne Pause ihre Wickeln weiter.

Der Alte deutete auf die Ofenbank und sagte:

„Setzen Sie sich, wenn Sie nichts Außerordentliches bringen, und brennen Sie sich eine Cigarre an. Neubacken schmecken sie am Allerbesten.“

„Danke, danke!“

„Warum denn nicht? Jette, gieb dem Herrn eine!“

Die, welche angeredet worden war, war die Kleinste und auch die Hübscheste. Aber dennoch hätte ein wahrer Heldenmuth dazu gehört, ihr nur die Hand zu reichen.

Sie nahm einen Wickel, rollte ihn in den Decker, drehte die Spitze an, klebte sie mit Kleister zu, welcher ganz wie Teichschlamm aussah und noch schlimmer stank, und als dieses Bindemittel noch nicht recht halten wollte, spuckte sie darauf und strich es sorgfältig glatt. Dann hielt sie dem Fremden die prachtpolle Habanna caballeros liebreich entgegen.

Er machte ein Gesicht, als ob er im Sterben liege, wehrte mit beiden Händen emsig ab und sagte:

„Danke, danke, Frau Henriette! Ich rauche nie, niemals! Meine Brust ist schwach; sie kann den Taback nicht vertragen.“

„Wie?“ fragte der Alte. „So genau kennen Sie meine Familie? Sie wissen, daß Jette verheirathet war?“

„Wie Sie sehen, lieber Doctor!“

„Doctor? Himmelelement, Sie sind ein nobler Kerl!“

„Das bin ich stets, und ich hoffe, es Ihnen auch heute zu beweisen.“

Dabei griff er mit der Hand nach dem rechten Auge, als ob er sich dasselbe auswischen wolle. Der alte, frühere Apotheker sah das. Er erhob sich sofort. Seine Miene wurde respectvoller. Er betrachtete sich den Mann noch einmal genau und sagte dann:

„Entschuldigung! Sie kennen mein Haus unten und ganz hinten; Sie wissen das Zeichen; Sie sind kein gewöhnlicher Mann!“

„Sie können Recht haben.“
„Womit kann ich dienen?“
„Ich bedarf Ihrer Apotheke.“
„Schön! Kommen Sie herunter!“
Da rief die Stimme der Kleinen:
„Vater! Lieber Vater!“
Und die Stimmen der vier Anderen fielen mit ein:
„Vater! Sollen wir denn nicht mit?“
Der Alte blieb stehen und blickte den Fremden fragend an.
„Wissen Sie, was sie meinen?“ fragte er ihn.
„Ja, bester Doctor,“ antwortete der Gefragte lachend.
„Dürfen sie?“
„Wenn Sie es erlauben?“
„Gern; aber bezahlen müssen Sie!“
„Das versteht sich ganz von selbst! Kommen Sie, meine Damen!“
Die ganze Gesellschaft verließ die stinkende Stube. Der Apotheker versicherte sich erst, daß die Hausthür wirklich verschlossen sei, und öffnete dann eine mitten im Flur angebrachte hölzerne Fallthür. Jetzt zeigte sich eine schmale, steinerne Treppe, welche nach unten in den Keller führte.

Dieser schien im Verhältnisse zur Breite und Tiefe des Hauses ziemlich groß zu sein. Unten wurden einige alte Lampen angebracht, welche den vorderen Theil des Kellers nothdürftig erleuchteten. Hier standen einige halb verfaulte Bänke, auf welchen die fünf Grazien Platz nahmen. In der Ecke stand ein Faß, daneben ein Blechmaß. In das Letztere ließ der Apotheker aus dem Fasse ein und reichte es dem Fremden. Dieser nippte vorsichtig. Es war der armseligste Kartoffelfusel. Er gab das Maß den Damen hin, und diese fielen mit wahrer Gier über das Labsal her.

„Kommen Sie nun weiter!“ bat der Apotheker.

Im Hintergrunde gab es eine Thür, welche in einen Nebenraum führte. Dort traten sie ein. Beim Scheine der Lampe, welche der Apotheker in der Hand hielt, war ein wüstes Durcheinander von Kräutern, Blumen, Flaschen, Gläsern, Phiolen, Tiegeln und Aehnlichem zu erkennen. Einige Schemel ragten aus dem Chaos hervor.

„Ist's ein Geheimniß, was Sie haben?“ fragte der Alte.
„Ja.“
„So will ich schließen.“

Er schob die Thür zu, verriegelte sie von innen und nahm dann erwartungsvoll auf einem der Schemel Platz. Der Andere setzte sich auch, griff in die Tasche, zog eine große Münze hervor, zeigte sie dem Apotheker und fragte:

„Kennen Sie das?“
„Mein Gott! Der Hauptmann selbst!“
Bei diesen Worten fuhr er wieder von seinem Sitze empor:
„Bleiben Sie sitzen!“ gebot der Hauptmann. „Und beantworten Sie meine Fragen!“

„Ich stehe ganz, ganz, ganz zu Befehl!“

„Giebt es ein Mittel, einen Menschen auf einige Zeit verrückt zu machen?“

„Ja.“

„Wohl sogar mehrere?“

„Sie sind allerdings verschieden, je nach dem Zweck, den man verfolgt.“

„Aber, wohlgemerkt, ich meine nur eine zeitweilige Wirkung.“

„Ich verstehe.“

„Ich brauche ein solches, welches von der Diagnose der Aerzte nicht entdeckt werden kann.“

„Das ist schwierig, sehr schwierig!“

„Aber doch möglich?“

„Ich hoffe es. Aber es wird theuer sein, sehr theuer!“

„Schweigen Sie, Alter! Sie wissen, daß Sie mir mit diesen Faxen nicht kommen dürfen. Ich zahle, was Sie verlangen! Wollen Sie mir dieses Mittel verschaffen?“

„Bis wann?“

„Bis heut um Mitternacht?“

„Donner! Diese Zeit ist kurz!“

„Später kann ich es nicht gebrauchen. Wollen Sie oder nicht? Ich habe noch Andre, an die ich mich wenden kann.“

„Nein, nein, nein! Bitte, bleiben Sie! Ich diene Ihnen ja mit dem größten Eifer und Vergnügen! Nur möchte ich um einige Anhaltepunkte ersuchen dürfen.“

„Welche Punkte meinen Sie?“

„Erstens Alter und Constitution des Kranken.“

„Zweiunddreißig Jahre; gebaut wie ein Goliath.“

„Welche Krankheiten hat er gehabt?“

„Niemals die Spur einer solchen!“

„Soll er zum Toben gebracht werden?“

„Nein.“

„Also stiller Wahnsinn?“

„Ja. Er darf nicht phantasiren, nicht irre reden, damit er keine dummen Dinge plaudert. Verstanden?“

„Ich verstehe. Wie lange soll der Wahnsinn währen?“

„Sagen wir zunächst drei Monate.“

„Gut. Das ist nicht so schwer.“

„Kann er nöthigenfalls verlängert werden?“

„Das versteht sich.“

„Wie viele Dosen muß man geben?“

„Eine einzige.“

„Das ist gut, sehr gut! Aber schadet die Gabe seiner Constitution?“

„Das versteht sich! Ich muß aufrichtig mit Ihnen sein.“

„Aber die Folgen sind später zu beseitigen?“

„Gewiß! Aber es darf nicht allzu spät sein."

Die Beiden horchten jetzt. Die vordere Kellerthür hatte sich in ihren kreischenden Angeln gedreht. Eine männliche Stimme wurde hörbar, und die Stimmen der Mädchen wurden laut und munter.

„Wer ist das?" fragte der Hauptmann leise.

Der Apotheker lauschte einige Augenblicke und antwortete dann in einem beruhigenden Tone:

„Keine Sorge, Herr! Es ist ein guter Freund von mir."

„Ein Eingeweihter?"

„Noch nicht."

„Sie hoffen also, daß er es noch wird?"

„Ja."

„Ich muß, wenn ich jetzt gehe, an ihm vorüber; darum muß ich es wissen, wer und was er ist."

„Er ist Diener, und zwar beim Fürsten von Befour."

„Alle Teufel! Bei Dem! Mann, wie unvorsichtig handeln Sie da! Nehmen Sie sich ja in Acht!"

„Warum?"

„Der Fürst scheint uns feindlich gesinnt zu sein."

„Ich weiß es; einen desto besseren Freund haben wir aber an seinem Diener."

„Ein Spion vielleicht."

„Keineswegs. Er wird nicht mehr lange in seiner gegenwärtigen Stellung, die er gar nicht lobt, verbleiben."

„Hat er eine andere?"

„So ziemlich."

„Wo?"

„Bei — hm — bei mir."

Der Hauptmann blickte den Alten erstaunt an, schüttelte bedenklich den Kopf und fragte dann:

„Bei Ihnen? Als was?"

„Als —hm, vielleicht als Schwiegersohn."

„Was? Er will eine Ihrer Töchter heirathen?"

„Ich hoffe, daß er es thun wird!"

„Welche denn?"

„Jette, die Schönste."

„Ist er denn alt?"

„Nein, jung."

„Häßlich?"

„Sehr hübsch im Gegentheile!"

„Mann, sehen Sie sich vor! Mir scheint, daß bei dieser Angelegenheit irgend Etwas nicht in Ordnung ist!"

„Alles ist in Ordnung, Alles!"

„Aber ein hübscher, junger Mensch, der in einem solchen Hause servirt, kann doch unmöglich —"

Er hielt inne, um den Apotheker nicht zu beleidigen. Dieser lächelte siegesgewiß vor sich hin und sagte:

„Ich verstehe, ich verstehe! Ich bin keineswegs in meine Mädel vernarrt. Ich hätte mir also bereits selbst ganz Dasselbe gesagt, wenn nicht ein Punkt wäre, welcher geeignet ist, mich ganz zu beruhigen."

„Welcher Punkt?"

„Der junge Mann ist Gymnasiast gewesen, hat aber aus Armuth Kellner werden müssen. Sein Lieblingsfach war Chemie. Die hat er auch als Kellner fortgetrieben. Sie liegt ihm im Herzen, in der Seele, im Leibe, in allen Gliedern. Ich weiß, wie das ist, denn es ist mir selbst so gegangen."

„Versteht er denn Etwas?"

„Herr, er ist, bei Gott, gescheidter noch als ich! Sodann kam er in die Dienste des Fürsten von Befour. Auch hier hat er heimlich experimentirt. Der Fürst hat es entdeckt und streng verboten. Als das nichts half, hat er ihm sein ganzes, kleines, mühsam zusammengespartes Laboratorium zertrümmert und vernichtet. Von da her datirt der Groll, die Rache."

„Ah! Wirklich?"

„Ja. Er brennt vor Verlangen, sich an ihm zu rächen."

„Wie kam er zu Ihnen?"

„Ich traf ihn ganz zufällig in einer Bierwirthschaft. Wir kamen auf Chemie zu sprechen; ich sagte, daß ich auch Fachmann sei, und als ich bemerkte, daß er ganz darauf versessen sei, bot ich ihm meinen Keller zum Experimentiren an. Jetzt bringt er alle seine freien Stunden hier zu und wird wohl gar nicht wieder von mir fort zu bringen sein. Sein Herr darf natürlich kein Wort davon wissen."

Der Alte ahnte nicht, daß jenes erste Zusammentreffen in der Bierwirthschaft kein zufälliges gewesen, sondern von dem schlauen Adolf arrangirt worden war.

„Wenn es so ist," sagte der Hauptmann, „so möchte ich ihn wohl kennen lernen."

„Das ist sehr leicht. Wir brauchen uns nur zu ihm zu setzen."

„Schön! Sind wir denn mit unserer Angelegenheit zu Ende?"

„Bis auf den Preis."

„Wie viel fordern Sie?"

„Zwanzig Gulden, da Sie nicht handeln, Herr."

„Hier sind sie!"

Er zog seine Börse und zählte ihm die Summe in die Hand. Dann erhob er sich von seinem Sitze und sagte leise:

„Ich bin Architect und heiße Jacob. Ich bin nicht von hier, will mir aber in der Residenz eine Stelle suchen!"

„Schön! Kommen Sie!"

Er öffnete die verschlossene Thür, und die Beiden traten in den vorderen Raum zurück. Dort saßen die Mädchen um Adolf herum. Sie hatten bereits mehrere Maß geleert, aber es war ihnen noch nicht die mindeste Wirkung des Fusels anzumerken.

„Willkommen, lieber Adolf!" grüßte der Ex-Apotheker. „Haben Sie heute frei?"

„Glücklicher Weise, ja."

„Wie lange?"

„So lange es mir beliebt."

„Was? So lange? Ganz nach Ihrem Wohlgefallen?"

„Ja. Ich habe gekündigt und dann um die Erlaubniß gebeten, mich heute nach einer anderen Stellung umsehen zu dürfen."

„Und das werden Sie wohl auch thun?"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich werde niemals wieder ein Herrendiener. Ich will endlich einmal auf eigenen Füßen stehen. Ein kleines Ersparniß habe ich; das reicht hin, ein Geschäftchen anzufangen. Dann kann ich nebenbei nach Herzenslust laboriren. Wenn heut zu Tage Einer ein neues Pflaster oder eine neue Salbe erfindet, kann er in einigen Jahren Millionär sein."

„Das heiße ich vernünftig gesprochen! Aber wissen Sie, daß zu einem Geschäfte vor allen Dingen eine Frau gehört?"

„Hm! Das weiß ich gar wohl!"

Dabei warf er einen Blick, welcher scheinbar verstohlen sein sollte, aber von Allen bemerkt wurde, auf die kleine Jette, welche eben im Begriffe stand, das Blechmaaß an den Mund zu führen.

„Dann suchen Sie nur so bald wie möglich!" fuhr der Alte fort.

„Werde gar nicht weit zu laufen brauchen! Aber, wollen Sie sich denn nicht ein Bischen mit hersetzen?"

„Auf ein Weilchen, ja. Dieser Herr ist Architect und heißt Jacob. Er sucht sich hier eine Anstellung. Und Dieser hier ist Diener beim Fürsten von Befour, hustet aber auf seine Anstellung. So, nun kennen sich die Herren. Jette, schenk ein!"

Damit waren die Beiden einander vorgestellt. Der alte Apotheker setzte sich zu seinen Töchtern, und auch der „Hauptmann" ließ sich bei ihnen nieder. Er nahm in der Weise Platz, daß er dem Bedienten des Fürsten gegenüber saß und ihn also genau beobachten konnte. Sein Mißtrauen war verschwunden, und er sagte sich im Stillen, daß er mit seinem Gegenüber eine treffliche Acquisition machen könne. Hatte er im Hause des Fürsten von Befour einer treuen und zuverlässigen Verbündeten, so mußte ihm dies vom allergrößter Nutzen sein

Es wurde getrunken. Dabei ließen weder der verkleidete Baron, noch der Diener des Fürsten es sich merken, welche Mühe es ihnen kostete, der miserablen Fusel des Apothekers zu überwältigen. Sie thaten vielmehr, als ob ihre Kehlen für dieses Getränk eingerichtet seien, und gaben sich Mühe die Unterhaltung zu einer recht animirten zu machen. Dabei verfolgte natürlich

jeder von ihnen den heimlichen Zweck, den Andern auszuhorchen, um sich über ihn Klarheit zu verschaffen.

Trotz alledem aber war die Unterhaltung eine sehr animirte. Besonders glückliche Stimmung zeigte Jette, des Apothekers „schönste" Tochter. Ihr Geliebter befand sich bei ihr. Sie konnte in kurzer Zeit seinen Antrag erwarten; dann war sie seine Verlobte, und nachher würde sie seine Frau sein, die Frau eines so schönen, jungen Mannes! Sie schwamm in einem Meere von Seligkeit, und ihre gute Laune theilte sich ganz natürlicher Weise auch den Anderen mit.

Adolf, der Diener, zeigte sich als ein sehr lustiger, unterhaltender Kamerad. Er steckte voller Witze und Anecdoten und ließ dazwischen Bemerkungen fallen und Ansichten hören, welche den Baron zu der Vermuthung bringen mußten, daß es mit der Moralität und Gewissenhaftigkeit dieses lustigen Burschen nicht auf das Beste bestellt sei.

Darum nahm er sich vor, ihm noch ein Wenig mehr auf den Zahn zu fühlen, als es jetzt in Anwesenheit der Anderen möglich war. Aus diesem Grunde brach er nicht eher auf, als bis auch der Diener des Fürsten von Befour sich zum Gehen anschickte. Beide verließen mit einander das Haus des Apothekers. Draußen gingen sie noch eine Strecke mit einander fort, und dann blieb Adolf an einer Ecke stehen. Er deutete mit der Hand nach der Seitenstraße zu und sagte:

„Jetzt werden wir uns nun trennen müssen, mein lieber Herr Jacob. Meine Wohnung, das heißt, das Palais meines gegenwärtigen Herrn, liegt nach dieser Richtung hin."

„Das ist doch kein Grund, uns so schnell zu trennen!"

„Wie es den Anschein hat, gehen Sie doch gradaus?"

„Ich bin Herr meiner Zeit. Ich kann gehen und kommen, wann, wo und wie es mir beliebt."

„Sie Glücklicher!"

Dieses Wort war mit einem wohl berechneten Seufzer ausgesprochen. Der Baron hörte dies und sagte im Tone des Bedauerns:

„Sie Aermster! Ja, Herrendienst ist eine schwere, unangenehme Sache. Sie gefallen mir, und darum nehme ich herzlich Theil an Ihnen. Sind Sie denn gezwungen, schon jetzt nach Hause zu gehen?"

„Nein. Sie haben bereits gehört, daß ich heute frei habe."

„Nun, warum wollen wir uns da so schnell trennen? Oder muß ich vielleicht befürchten, daß Sie sich in meiner Gesellschaft nicht wohl befinden? Das würde mir um so mehr leid thun, als ich Ihnen, wie gesagt, meine wärmste Sympathie widme und Ihre nähere Bekanntschaft wünsche."

Der schlaue Geheimpolizist merkte, daß er jetzt zugreifen müsse. Es fiel ihm ganz und gar nicht ein, zu glauben, daß dieser Mann wirklich ein Architect und in der Residenz fremd sei. Er hielt ihn für einen höchst problematischen Menschen, der vielleicht gar mit dem geheimnißvollen „Hauptmanne" in Beziehung stand. Er ahnte, daß dieser sogenannte Architect seine Bekanntschaft

wünsche, um irgend einem auf den Fürsten von Befour bezüglichen Plan näher zu treten. Er nahm sich vor, scheinbar darauf einzugehen. Darum antwortete er:

„Wo denken Sie hin! Ihre Unterhaltung hat mir bewiesen, daß Sie ein Mann von ganz bedeutenden Kenntnissen sind. Ihre Bekanntschaft kann mir also doch nur Nutzen bringen. Ich will aufrichtig sein und hinzufügen, daß auch Ihre Person mir sehr sympathisch ist. Auch ich wünsche also, daß wir uns heute nicht zum letzten Male sehen!"

„Schön! So ist es recht! Das nenne ich mir aus der Seele gesprochen! Es wird am Besten sein, wir bleiben gleich jetzt ein Wenig länger bei einander, natürlich, falls Sie derselben Ansicht sind."

„Ich stimme bei."

„Schön! Hier, meine Hand! Lassen Sie uns Freunde sein!"

Obgleich sie auf offener Straße neben einander hinschritten, reichte der Baron dem Andern die Hand hin. Dieser schlug ein und sagte fröhlich:

„Hier! Topp! Es ist für einen Herrendiener allerdings nicht sehr gerathen, sich viel mit Bekanntschaften einzulassen. Man hat keine Zeit dazu, sich seinen Freunden zu widmen! Aber wie ich Ihnen bereits sagte, bleibe ich nicht in meiner jetzigen Stellung. Ich ergreife eine Beschäftigung, welche mir freie Zeit gewährt, und dann werde ich ein Mensch sein, welcher so gesellig leben kann, wie andere Leute."

„Das freut mich! Also, wir gehen nicht sofort auseinander?"

„Nein."

„Was aber thun? Ist Ihnen nicht ein Kneipchen hier in der Nähe bekannt, in welchem man recht hübsch und gemüthlich allein sitzen und, ohne Störung befürchten zu müssen, von Diesem und Jenem plaudern kann?"

„Hm!" antwortete Adolf, indem er eine bedenkliche Miene zog. „Ein solches Kneipchen weiß ich gar wohl, aber —"

„Nun, aber? Was für ein Aber giebt es dabei?"

„Ein ganz bedeutendes. Diese Kneipe ist nämlich eine Weinstube."

„Und das erregt Ihr Bedenken?"

„Ja, natürlich."

„Warum?"

„Hm! Ich sollte mich eigentlich nicht blamiren."

„Wieso, blamiren?"

„Nun, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich mich viel mit chemischen Experimenten beschäftigt habe. Das kostet Geld, und da —"

Er hielt verlegen inne. Der Baron lachte und fragte dabei:

„Da steht es mit Ihrem Beutel nicht zum Besten?"

„Ja," nickte der Diener, „so ist es."

„Und das bringt Sie so außerordenliich in Verlegenheit?"

„Gewiß! Es ist nämlich nicht eine gewöhnliche Weinstube. Man bekommt keineswegs Grünberger, die Flasche für zwanzig Kreuzer. Aber Sie wollten ein Kneipchen haben, wo man ungestört sein kann, und das ist in

dieser Weinstube der Fall. Es giebt da allerliebste kleine Cabinets zu zwei, drei und vier Personen. Dafür aber sind die Preise so, daß wenigstens ich sie nicht zu erschwingen vermag."

„Das lassen Sie sich nicht anfechten! Ich bin zwar auch kein Crösus, und zudem jetzt ohne Anstellung und Beschäftigung, aber ein Glas Wein kann ich für einen guten Freund doch noch bezahlen!"

Adolf war in Beziehung auf sein Einkommen von dem Fürsten sehr gut gestellt. Er hatte von seiner angeblichen Armuth gesprochen, um von dem Anderen zu erfahren, ob dieser bei Mitteln sei. Ein stellen- und beschäftigungsloser Architect pflegt keine theuren Weine trinken zu können. Ging Jacob also auf die Weinkneiperei ein, so ließ sich vermuthen, daß der Verdacht des Polizisten nicht ganz unbegründet sei. Dieser antwortete also, indem er mit dem Kopfe schüttelte:

„Ein Glas nur? Das reicht nicht. Dort, wo ich meine, wird nicht ein Glas verkauft. Man muß gleich ganze Flaschen bestellen."

„Nun, das ist auch kein Unglück! Ich werde trotzdem noch nicht Bankerott machen. Bitte, führen Sie mich hin!"

Der Baron kannte alle Hotels und Wirthschaften der Stadt. Er bemerkte zu seiner Freude, daß Adolf ihn allerdings nach einer der nobelsten Weinstuben führte, wo es abgesonderte Cabinets gab. Sie nahmen ein solches, ließen sich nach der Karte Jeder eine Flasche Wein geben und dann, als der Kellner sich entfernt hatte, und sie sich allein befanden, streckte der Baron sich behaglich aus, blickte sich in dem kleinen, eleganten Raume um und sagte:

„Es ist wirklich nicht übel hier. Auch der Wein ist gut, wenn er auch nicht die Sorten erreicht, welche man bei Ihrem Herrn trinkt."

Adolf machte eine wegwerfende Handbewegung und antwortete:

„Sie wollen sagen, welche mein Herr allein trinkt!"

„Hm! Sie dürfen sich doch auch zuweilen einen Schluck nehmen?"

„Ich? Wir Diener? Was fällt Ihnen ein? Dieser Fürst von Befour ist der ausgesprochenste Geizhals, den es nur geben kann. Er trinkt allerdings nur die feinsten Marken. Wir aber erhalten nur Sonntags pro Person ein Gläschen Moselblümchen. Und was für ein Blümchen ist das! Es schmeckt, als ob man einen ganzen Tragkorb voll Rasirpinsel und Scheuerbürsten verschlucke."

„Pfui Teufel! Aber wenn er Gesellschaft bei sich sieht, bei Diners, Soupers und Dergleichen, muß er doch Wein geben. Und dann wird wohl auch ein Schluck für Sie mit abfallen?"

„Ja, profit die Mahlzeit! Gesellschaften bei sich sehen! Durchfragen Sie die ganze Residenz, und Sie werden hören, daß der Fürst noch keinen einzigen Menschen zu sich geladen hat."

„Wirklich? Ich denke, er ist Millionär?"

„Das ist er auch, und zwar was für einer! Ich glaube, er besitzt so viele Millionen, wie ich Pfennige habe."

„Und ist so geizig?"

„Geradezu raffinirt geizig! Ich muß Ihnen Einiges erzählen!“

Er war ebenso raffinirt schlau, wie er seinen Herrn als raffinirt geizig hinstellen wollte. Er entwarf von dem Fürsten eine Schilderung, welche der gegenwärtigen Situation und seinen Absichten ganz angemessen war. Er ließ hindurchblicken, daß er nicht nur mit seiner Lage höchst unzufrieden sei, sondern seinen Herrn geradezu hasse; ja, er that sogar einige ihm scheinbar unbemerkt entschlüpfende Aeußerungen, welche vermuthen ließen, daß er eine stille Rache hege und gar nicht abgeneigt sei, derselben die Zügel schießen zu lassen, falls sich eine passende Gelegenheit dazu finden sollte.

Der Baron hörte ihm aufmerksam zu. Er hatte nicht die mindeste Ahnung, daß der Sprecher ein verkappter Polizist sei. Er freute sich im Innern, ihn gefunden zu haben, denn er war vollständig überzeugt, in ihm ein Werkzeug seiner Pläne zu engagiren.

„Das ist freilich traurig,“ sagte er, als Adolf geendet hatte. „So habe ich mir einen Millionär allerdings nicht vorgestellt! Also, kaum satt zu essen giebt er seinen Leuten!“

„Ja, so ist es!“

„Und Ihnen gönnt er nicht einmal das unschuldige Vergnügen, sich in Ihrer freien Zeit mit Ihrem Steckenpferde zu beschäftigen?“

„Die Retorten und Gläser hat er mir zerbrochen!“

„Ohne Ihnen die Kosten zu ersetzen?“

„Fällt ihm gar nicht ein!“

„Das ist nicht nur ungerecht, sondern man fühlt sich geradezu veranlaßt, es im höchsten Grade fuchsig zu nennen.“

„Anders nicht! Donnerwetter! Ich wollte —“

Er hielt wie erschrocken inne.

„Nun, was wollten Sie?“

Sein Auge war bei dieser Frage mit Spannung auf den Andern, dessen Gesicht von innerer Aufregung zeugte, gerichtet.

„Ah, es ist nicht gut, davon zu sprechen!“

„Warum nicht?“

„Man soll nicht unvorsichtig sein!“

„Papperlapapp! Halten Sie mich für falsch?“

„Das ganz und gar nicht. Sie sehen wohl ein, daß Einem bei einer solchen Behandlung einmal die Galle überlaufen muß.“

„Natürlich! Ganz natürlich! Ein Anderer wäre ganz sicher nicht so geduldig wie Sie. Er würde — hm!“

Jetzt war er es, der vorsichtig inne hielt.

„Reden Sie weiter! Immer reden Sie weiter!“

„Nun, er würde dem Fürsten Eins auswischen!“

„Das ist wahr! Auswischen! Aber wie!“

„Er würde sich für seine Verluste bezahlt machen.“

„Sie meinen, er würde den Fürsten verklagen?“

„Das nicht. Eine Klage wäre die allergrößte Dummheit. Gegen einen

solchen Mann kann kein Kläger aufkommen. Nein, hier wäre nur Selbsthilfe am Platze."

„Selbsthilfe? Hm!"

Er warf dabei einen vorsichtigen Blick um sich und nickte leise, als ob er mit der Ansicht seines Gefährten ganz einverstanden sei.

„Ja," fuhr dieser fort. „Rücksichtslosigkeit gegen Rücksichtslosigkeit! Das ist aber nicht Jedermanns Sache."

„Wie meinen Sie das?"

„Es gehört Klugheit dazu!"

„Halten Sie mich vielleicht für dumm?"

„Das nicht. Aber auch Muth muß man haben."

„Halten Sie mich für feig?"

„Dieses auch nicht. Ich an Ihrer Stelle wüßte, was ich machte!"

„So sagen Sie es!"

„Werde mich hüten!" meinte der Baron vorsichtig.

„Donnerwetter! Glauben Sie etwa, daß ich ein Mann bin, dem man keinen guten Rath geben darf?"

„Wir kennen uns zu wenig. Dennoch aber gestehe ich Ihnen, daß ich gern Vertrauen zu Ihnen haben möchte."

„Das können Sie auch! Also reden Sie getrost!"

„Na, ich will es einmal wagen. Also, Sie möchten, wenn Sie Ihre jetzige Stelle aufgegeben haben, sich gern mit Chemie beschäftigen?"

„Das ist mein Wunsch. Chemie ist meine Leidenschaft."

„Und dabei ein Gewerbe treiben, welches Ihnen genug Zeit für Ihr Steckenpferd giebt und Sie auch gut ernährt?"

„Natürlich!"

„Dazu gehört Geld!"

„Ich habe eine Kleinigkeit erspart, und der alte Apotheker wird auch Etwas hergeben müssen, wenn ich seine Jette heirathe."

„Gewiß. Aber wird das ausreichen?"

„Ich hoffe es!"

„Ich befürchte das Gegentheil. Uebrigens, sagen Sie mir einmal aufrichtig, ob Sie das Mädchen oder vielmehr diese kleine Jette aus aufrichtiger Liebe heirathen würden?"

„Hm!" brummte Adolf verlegen.

„So ein Prachtkerl wie Sie! Könnten Sie nicht eine andere bekommen, lieber Freund?"

„Aber nicht mit Geld!"

„Pah! Wer von der Natur so ausgestattet wurde, wie Sie, der bekommt allemal ein Mädchen, welches nicht ganz „ohne" ist. Und wie ich den Alten kenne, hat er kein großes Vermögen. Selbst wenn er es hätte, würde er sich hüten, Ihnen allzusehr unter die Arme zu greifen. Er ist zähe, wenn auch nicht so sehr, wie Ihr millionenreicher Fürst von Befour."

„Herr, wollen Sie mir Sorge machen?"

„Nein. Ich will Ihnen nur als Freund die Wahrheit vor die Augen führen. Wie nun, wenn Sie dann die Frau haben, welche Sie des Geldes wegen nehmen, und der Alte giebt Nichts heraus?"

„Das wäre verteufelt ärgerlich!"

„Gewiß! Uebrigens giebt es auch noch andere Mittel, Ihren Zweck zu erreichen."

„Ich kenne kein einziges!"

„Aber ich!"

Er machte dabei eine sehr geheimnißvolle Miene. Adolf betrachtete ihn aufmerksam und erwartungsvoll und fragte:

„Wollen Sie mir das nicht sagen?"

„Gern! Aber, lieber Freund, können Sie schweigen?"

„Ich bin niemals eine Plaudertasche gewesen!"

„Sprachen Sie nicht davon, eine Restauration oder so etwas Aehnliches zu errichten?"

„Das ist ja mein Ideal!"

„Nun, ich weiß Einen, der Ihnen die Mittel dazu geben würde!"

„Sapperment!"

„Der Ihnen so viel geben würde, daß Sie auch nebenbei Chemie treiben könnten, Ihr Steckenpferd, wie Sie sagen."

„Dieser Mensch wäre geradezu ein Engel!"

„Das wohl nicht. Er würde es nicht thun, ohne Gegenleistungen zu beanspruchen."

„Ich würde Alles thun!"

„Auch wenn das, was er verlangte, nicht ganz mit den Gesetzen in Einklang zu bringen wäre?"

„Bah! Was ist ein Gesetz!"

Diese Worte wurden in wegwerfendem Tone gesprochen. Der Baron war sehr erfreut darüber. Er fragte:

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß das Gesetz eine von Menschen gegebene Satzung ist. Als es gemacht wurde, hat man mich nicht um Erlaubniß gefragt; soll ich nun fragen, wenn es mir nicht paßt, wenn mir gerade das Gegentheil von Nutzen ist?"

„Ich sehe, daß Sie kein dummer Kerl sind. Wollen einmal aufrichtig sprechen. Haben Sie von dem Hauptmanne gehört?"

„Ja. Aber was wissen Sie denn von ihm? Ich denke, Sie sind fremd hier?"

„Hat er nicht auch auswärts seine Leute?"

Adolf machte ein erstauntes Gesicht. Er blickte den Andern mit dem Ausdrucke beinahe freudiger Ueberraschung an und fragte:

„Wollen Sie damit sagen, daß —"

„Nun, daß —?" lachte der Andere.

„Daß Sie mit dem Hauptmann zu thun haben?"

„Hm! Wenn das nun so wäre?"

Da sprang Adolf auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief, indem seine Augen vor Freude leuchteten:

„Sakkerment, da wären Sie mein Mann!"

„Pst! Sachte, sachte! Die Wände scheinen hier ein wenig dünn zu sein!"

„Das ist wahr! Aber, Donnerwetter! Welch ein Glück, daß ich Sie heute getroffen habe!"

„Warum?"

„Weil ich längst den Wunsch gehegt habe, einmal mit dem „Hauptmann" zusammen zu treffen!"

„Ich bin er aber doch nicht!"

„Aber Sie haben mit ihm zu thun!"

„Auch das habe ich nicht direct gesagt!"

„Ich weiß es. Man muß da vorsichtig sein. Aber Sie sagten vorhin, daß wir aufrichtig mit einander sein wollen, und ich wiederhole jetzt dieses Wort. Wir sind hier allein, und kein Mensch kann uns hören. Sagen Sie mir einmal ganz offenherzig, warum Sie den „Hauptmann" erwähnt haben?"

„Weil ich weiß, daß er sehr gut bezahlt."

„Das steht zu erwarten."

„Daß er seinen Leuten empor hilft. Es würde ihm ein Leichtes sein, Ihnen eine hübsche Restauration zu verschaffen."

„Aber was er dafür verlangen wird!"

„O, nicht viel. Ich glaube, daß es ihn freuen würde, zu hören, daß Sie sich gern mit Chemie beschäftigen."

„Ja," nickte Adolf nachdenklich, „auf diesem Felde würde sich sehr leicht Gelegenheit bieten, ihm dankbar zu sein. Haben Sie ihn vielleicht gesehen? Sind Sie ihm persönlich bekannt?"

„Nein. Aber ich bin im Stande, Sie ihm in jedem Augenblicke zu empfehlen. Ich will Ihnen nun auch gestehen, daß ich gar kein Architect bin."

Der Polizist fingirte ein großes Erstaunen.

„Was Sie sagen!" rief er aus.

„Ja," lächelte der Baran. „Ich bin etwas ganz Anderes, als ich scheine. Ich brauche mich gar nicht sehr anzustrengen, wenn es gilt, Ihnen nützlich zu sein."

„So ist heute der beste und glücklichste Tag meines Lebens. Was meinen Sie, soll ich diese Jette laufen lassen?"

„Immerzu!"

„Aber was dann weiter?"

„Das wollen wir besprechen. Es kommt darauf an, ob ich überzeugt sein darf, daß Sie verschwiegen sind."

„Stellen Sie mich getrost auf die Probe!"

„Das werde ich natürlich auch.“

„Wann?“

„Wenn? Nun heute schon.“

„Ich habe nichts dagegen und werde die Probe bestehen!“

Da erhob sich der Baron. Er schritt einige Male nachdenklich in dem kleinen Cabinette auf und ab. Dann streckte er sich wieder auf den Sessel nieder, nippte von seinem Glase und sagte:

„Wer von dem Hauptmann engagirt wird, muß ihm vorher den Schwur der Treue leisten!“

„Ich bin bereit dazu!“

„Wer diesen Schwur bricht, wird mit dem Tode bestraft!“

„Ich werde ihn nicht brechen!“

„Bevor er in den Bund aufgenommen wird, muß er eine Probe ablegen, ob er auch brauchbar ist!“

„Ich bin bereit zu dieser Probe!“

„Sie sagen das so gleichmüthig, und doch müssen Sie gewärtig sein, daß etwas Schweres von Ihnen verlangt wird!“

„Ich hoffe, daß man nichts verlangt, was mir unmöglich ist, und daß ich auch angemessen dafür belohnt werde!“

„Natürlich! Ich meine, daß es für uns Beide vortheilhaft ist, wenn wir uns nicht mit unnützen Einleitungen abgeben. Gehen wir also gerade auf das Ziel los! Ich kenne eine Restauration, welche für Sie passen würde.“

„Wirklich? Welche meinen Sie?“

„Ist Ihnen die Restauration zur „Eintracht“ bekannt?“

„Sehr gut! Sie soll verpachtet oder gar verkauft werden.“

„Der „Hauptmann“ wird Ihnen gern den Pacht zahlen. Und wenn er dann sieht, daß Sie treu sind, ist es sehr wahrscheinlich, daß er es Ihnen ermöglicht, das Haus zu kaufen.“

„Himmelelement! Da bin ich bereit, Alles zu thun!“

„Nur nicht zu hitzig! Ich kann mir ungefähr denken, was der „Hauptmann“ als Probe von Ihnen verlangen wird.“

„Was?“

„Sie sollen sich an Ihrem gegenwärtigen Herrn rächen.“

„Na, etwas mir Angenehmeres kann er ja gar nicht fordern! Das heißt ja, zwei Fliegen mit einem Schlage treffen?“

„Allerdings! Ist Ihnen das Palais des Fürsten von Befour genau bekannt?“

„Natürlich! Ich wohne ja da!“

„Ich meine, ob in allen seinen Räumlichkeiten?“

„Ich bin überall gewesen.“

„Es scheint des Nachts erleuchtet zu sein?“

„Es brennen auf allen Corridoren Gasflammen.“

„Das ist unangenehm, höchst unangenehm!“

„Warum?“

„Wenn man nun Lust hätte, sich die Einrichtung des Palastes, die eine äußerst kostbare sein soll, bei Nacht zu betrachten?“

„Warum nicht am Tage?“

Der Baron schüttelte den Kopf und antwortete:

„Sie fragten vorhin, ob ich Sie für einen Dummkopf halte!“

„Pah! Ich bin keiner! Ich frage nur, um mich zu orientiren.“

„Nun, so beantworten Sie mir meine Frage!“

„Handelt es sich nur um eine Besichtigung des Palastes?“

„Hm! Es ist möglich, daß am andern Morgen nicht Alles in genauer Ordnung gefunden würde.“

„Das würde mich nur freuen!“

„Wirklich?“

„Ja. Wer aber soll die Besichtigung vornehmen?“

„Ein Mann, der sich Ihnen mit einem Zeichen zu erkennen giebt, welches wir vorher besprechen würden.“

„Ein einzelner Mann?“

„Vielleicht hätte er einen Begleiter mit.“

„Ich verstehe. Begleiter mit gewissen Werkzeugen?“

„Meinetwegen!“

„Was werde ich erhalten, wenn ich die Herren, welche diese Besichtigung vornehmen wollen, herumführe?“

„Sie erhalten die Mittel, sich eine gemüthliche Zukunft zu gründen, vorausgesetzt, daß Sie nach dieser Probe auch bereit sind, in den Bund zu treten und ihm gegen Belohnung auch fernerhin zu dienen.“

„Dann bin ich einverstanden!“

„Wirklich?“

„Wirklich!“

„Hier meine Hand! Schlagen Sie ein! Topp?“

„Topp!“

Sie schlugen ein. Der Baron behielt die Hand des Polizisten in der seinigen, blickte ihm fest in die Augen und sagte:

„Aber gehen Sie diesen Pakt nicht etwa leichtsinnig ein. Ich habe Ihnen gesagt, daß es sich um Leben und Tod handelt!“

„Ich weiß es!“

„Das heute Abend soll nur eine Probe sein. Hegen Sie um Gotteswillen keine hinterlistigen Absichten! Das Schwert wird vom ersten bis zum letzten Augenblicke über Ihrem Haupte hängen!“

„Ich habe keine Angst!“

„Das ist mir lieb um Ihretwillen. Das Palais ist an seinen Parterrefenstern mit eisernen Läden verschlossen. Ich weiß auch, daß die Thürschlösser patent sind. Durch Gewalt ist kaum einzudringen. Sie werden öffnen?“

„Ja. Ich werde dafür sorgen, daß ich die Schlüssel habe.“

„Wann?“

„Das ist allerdings unbestimmt. Der Fürst pflegt sehr spät nach Hause zu kommen und dann noch einige Zeit zu arbeiten."

„Das thut nichts. Es ist jetzt sehr lange Nacht. Wird es vielleicht um drei Uhr passend sein?"

„Ich hoffe es."

„Gut! Das Palais liegt etwas von der Landstraße zurück, von welcher es durch einen Vorgarten getrennt wird. Punkt drei Uhr, wenn es diese Stunde auf der Hauptkirche schlägt, wird ein Mann langsam und leise vorübergehen — —"

„Ich werde da am Gitterthore stehen."

„Ja. Der Mann wird gerade vor diesem Thore sein weißes Taschentuch verlieren. Die Gasflammen brennen. Sie müssen also das Tuch bemerken. Es ist das Zeichen, daß es Derjenige ist, auf den Sie zu warten haben."

„Soll ich ihn anreden."

„Ja, Sie werden das thun. Er darf dies nicht, da zufälligerweise ein Anderer als Sie dort stehen könnte."

„Was soll ich sagen?"

„Sie fragen ihn leise, ob er vom Hauptmann kommt. Das Uebrige wird sich dann ganz von selbst ergeben."

„Schön! Ich werde dafür sorgen, daß wir die Inspection des Palastes ganz ungestört vornehmen können."

„Pflegt der Fürst seine Möbels fest zu verschließen?"

„Ja. Nur in dem Zimmer, in welchem er sich zeitweilig befindet, wendet er diese Vorsicht nicht an."

„Sie meinen?"

„Daß zum Beispiel die Schränke und Kästen seines Studierzimmers so lange offen stehen, als er sich in demselben befindet."

„Und daß also auch die Kästen seines Schlafzimmers unverschlossen sind, während er schläft."

„Ja."

„Das ist günstig. Hat er einen leisen Schlaf?"

„Im Gegentheil einen sehr festen. Er ist des Morgens schwer zu erwecken. Man muß oft zweimal kommen."

„Auch das ist vortheilhaft. Ueber unser Vorhaben giebt es für jetzt weiter nichts zu bemerken. Aber einige anderweitige Fragen möchte ich noch an Sie stellen. Geht Ihr Herr viel aus?"

„Fast gar nicht."

„Auch nicht im Geheimen?"

„Das fällt ihm natürlich nicht ein!"

„Haben Sie von dem Fürsten des Elendes gehört?"

„Natürlich! Alle Welt hat von ihm gehört."

„Ich will Ihnen gestehen, daß ich den Gedanken hatte, er und Ihr Herr könne eine und dieselbe Person sein."

Da schlug Adolf ein lautes Gelächter auf und antwortete:



D.v.S.

„Wie heissen Sie?"

16.

„Welch' ein Gedanke! Der und der Fürst des Elendes sein! Nehmen Sie es mir nicht übel; aber das ist doch zu drollig! Dieser Geizhals und solche Ausgaben machen, wie sie der Fürst des Elends macht!"

„Vielleicht stellt er sich nur geizig, um die Spur von sich abzulenken! Das ist doch möglich."

„Nein. Das muß ich am besten wissen."

„Allerdings! Sie sind sein Diener. Sie müßten es also genau wissen, wenn er sich heimlich in der Stadt herumtriebe."

„Sicher! Wenn Sie ihn da in Verdacht haben, so geben Sie diesen Gedanken getrost auf!"

„Ich will Ihnen glauben. Nun aber ist meine Zeit verflossen. Sie sehen ein, daß gewisse Vorbereitungen für heute Abend zu treffen sind. Ich gehe also; Sie aber können getrost noch bleiben und gemüthlich austrinken!"

„Gern; aber — die Bezahlung?"

„Hier ist Geld. Sie sehen, daß ich nicht knausere. Und der „Hauptmann" hat noch ganz andere Mittel, Sie zu belohnen. Also, ich verlasse mich auf Sie. Adieu!"

„Adieu!"

Der Baron ging. Er hatte einige Goldstücke auf den Tisch geworfen. Adolf nahm sie in die Hand, betrachtete sie und murmelte:

„Nicht übel! Ich hätte nicht geglaubt, heute so eine wichtige Bekanntschaft zu machen. Wäre es dunkel, so würde ich diesem Kerl nachschleichen, um zu sehen, wohin er geht. Na, er kommt ja heute Abend wieder. Ich muß auf alle Fälle wissen, wer er ist.

Er nahm das Glas, that einen langsamen tiefen Zug, schnalzte mit der Zunge und fuhr dann in seinem Selbstgespräch fort:

„Jetzt sehe ich ein, was für ein gescheidter Kerl dieser Fürst von Befour ist. An ihm ist ein Polizist, wie er im Buche steht, verdorben. Alles klappt und schnappt. Er wird den „Hauptmann" fangen, obgleich er ihm noch Freiheit läßt. Jetzt aber gehe ich auch. Ich muß zum Goldschmied.

Er klingelte, bezahlte und verließ das Lokal. Draußen wendete er sich den noch tiefer liegenden und noch ärmeren Gäßchen zu, bis er ein Haus erreichte, welches fast einzubrechen drohte.

Hinter einem der Parterrefenster sah man allerlei fragliche Schmucksachen ausgelegt, und an der oberen Fensterscheibe klebte ein Papier mit den Worten: „Einkauf von Juwelen, Gold, Silber und Schmucksachen".

Er trat in die Flur und dann in das ärmliche Lädchen, welches gar nicht nach Juwelen und Schmucksachen aussah. Bei seinem Gruße erhob sich ein kleines, buckeliges Männchen von dem Stuhle, welcher an dem einzigen Tische stand, der vorhanden war.

„Ah, der Herr Adolf des Herrn Fürsten!" sagte der Kleine. „Ihr Herr sendet Sie?"

„Ja. Sind die Sachen fertig?"

„Gestern habe ich die letzte Hand angelegt. Ich hätte sie abgeliefert,

wenn mir nicht befohlen worden wäre, zu warten, bis Sie kommen. Wollen Sie die beiden Kästen mitnehmen?"

„Ja. Wie steht es mit der Rechnung?"

„O, ich bin bereits vorher bezahlt. Seine Durchlaucht haben mich aus dem tiefsten Elend gezogen. Ich habe doppelt so viel erhalten, als ich zu fordern hatte."

Er ging in einen Nebenraum und brachte zwei Holzkästen hervor, welche nicht sehr groß waren, aber ziemlich schwer zu sein schienen.

„Hier sind sie und hier auch die beiden Schlüssel," sagte er. „Wollen Sie das Alles selbst tragen, oder soll ich helfen?"

„Danke! Ich brauche Niemand. Adieu!"

Er schlug nun die grade Richtung nach der Palaststraße ein. Als er nach Hause kam, schritt er sofort auf die Gemächer des Fürsten zu. Die beiden Kästen setzte er im Vorzimmer ab. Dann trat er ein. Der Fürst befand sich in seinem Arbeitszimmer. Er warf einen Blick auf den Diener und sagte sofort:

„Ah, Du bringst etwas Neues und Gutes?"

„Ja, Durchlaucht. Ich habe einen Fang gemacht, oder vielmehr, wir werden heute einen Fang machen!"

„Wen? Deinem Gesicht nach ist dieser Fang ein bedeutender. Du meinst doch nicht etwa den Hauptmann?"

„Gerade diesen!"

„Nun, so sage ich Dir, daß ich ihn nicht fangen werde."

Der Diener machte ein ganz verdutztes Gesicht.

„Es liegt mir an diesem Fange noch nichts," fuhr der Herr fort. „Doch, man muß ja doch mit den Verhältnissen rechnen. Erzähle!"

Adolf berichtete, was er erlebt und erfahren hatte. Der Fürst hörte ihm zu, trat dann an das Fenster und blickte, in tiefes Nachdenken versunken, hinaus. Nach einer Weile drehte er sich wieder in das Zimmer zurück und sagte:

„Für wen hältst Du diesen Architekten?"

„Natürlich für einen Vertrauten des Hauptmannes."

„Ich nicht. Es ist der Hauptmann selbst gewesen."

„Donnerw— — — —!" entfuhr es dem Diener. „Auf diesen Gedanken bin ich allerdings nicht gekommen!"

„Er hat ein sehr wichtiges Arrangement mit Dir getroffen, das konnte nur der Hauptmann thun. Du meinst also, daß er heute in der Nacht kommen wird?"

„Gewiß! Punkt drei Uhr!"

„Und was räthst Du mir?"

„Er wird nicht allein kommen, sondern seine Spießgesellen mitbringen. Wir lassen sie ein und nehmen sie Alle gefangen."

Der Fürst ließ ein überlegenes Lächeln sehen. Er erhob, spaßhaft drohend, den Finger und sagte:

„Du willst ein Polizist sein?"

„Ich bin es, selbst in Ihrem Dienste!“ antwortete Adolf, indem dem Tone seiner Stimme eine kleine Kränkung anzuhören war.

„Und Du hältst Dich natürlich für einen guten Polizisten?“

„Ich thue möglichst meine Pflicht.“

„Ich bin davon überzeugt; aber ich sage Dir, daß ich heute die Einbrecher nicht fangen werde.“

„Nicht?“ fragte Adolf, beinahe erschrocken.

„Nein!“

„Aber die prächtige Falle, die ich ihnen gestellt habe!“

„Ich werde mich trotz dieser Falle bestehlen lassen und ruhig zusehen, daß die Diebe entwischen.“

„Aber, bitte tausendmal um Entschuldigung, das begreife ich nicht!“

„Ich will den Hauptmann fangen!“

„Er wird ja kommen!“

„Meinst Du? Wenn er käme, so wäre er werth, mit Ruthen gezüchtigt zu werden wie ein dummer Bube, der nichts lernen will. Er wird nicht kommen; er wird die Besten seiner Leute schicken. Er kann sich ja noch gar nicht auf Dich verlassen. Er stellt Dich auf die Probe, und dieser Probe wegen wird er nicht seine Person, seine Freiheit, sein ganzes Werk auf das Spiel setzen.“

Adolf zog ein etwas beschämtes Gesicht. Er sagte:

„Durchlaucht, Verzeihung! Ich sehe wieder einmal ein, daß Sie stets und immer unser Meister sind!“

„Du meinst also, daß ich Recht habe?“

„Gewiß!“

„So werde ich Dir ferner sagen, wie Alles kommen wird. Längst vor drei Uhr wird mein Palais von den Leuten des Hauptmannes umzingelt sein. Sie werden sich im Garten und überall verstecken. Sie erwarten, bei mir einen glänzenden Fang zu thun; daher werden sie zahlreich kommen. Bei ihnen wird allerdings der Hauptmann sein; aber in das Innere des Hauses wird er sich nicht wagen.“

„Das leuchtet mir allerdings ein.“

„Einer seiner besten Leute wird an das Thor kommen; aber so bald Du öffnest, werden Mehrere hinzutreten. Sie werden sich Deiner Person versichern, um Dich sofort zu tödten, wenn sie eine Spur von Verrath merken.“

„Ah, das klingt gefährlich!“

„Ist es aber nicht, da ich mich ruhig bestehlen lassen werde.“

„Aber, mein Gott, die Kostbarkeiten?“

„Pah! Sie werden sich täuschen. Was wirklich kostbar und unverschlossen ist, das werden wir entfernen. Sie werden weiter nichts finden als meine Juwelen.

„Diese sind aber Millionen werth!“

„Die ich im Schranke habe, ja. Aber Du wirst jetzt zu dem kleinen

Juwelenhändler gehen und die Geschmeidesachen holen, die ich ihm zur Reperatur gegeben habe; dann — —"

„Ich war bereits bei ihm."

„Ach! War er fertig?"

„Ja. Ich habe die Sachen mit."

Er ging in das Nebenzimmer zurück und holte die beiden Kästen herein; dann gab er seinem Herrn die Schlüssel. Dieser öffnete und packte den Inhalt aus, um Stück für Stück genau zu untersuchen. Adolf stand ganz geblendet dabei. Das war ein Schatz, ein Reichthum, dessen Höhe er nicht im Entferntesten zu taxiren vermochte. Als der Fürst das letzte Stück betrachtet hatte, legte er es befriedigt fort und sagte:

„Alle diese Sachen werden mir heute Nacht gestohlen werden."

Adolf konnte nicht an sich halten. Er sagte:

„Durchlaucht, wenn Sie diese Kostbarkeiten nun dann nicht wieder zu erlangen vermögen?"

„Pah!" lächelte der Fürst. „Wie hoch schätzest Du ihren Werth?"

„Auf Millionen natürlich!"

„Wenn das wirlich wäre, so würde ich ihren Verlust nicht riskiren. Alle diese Sachen zusammen sind nicht tausend Gulden werth."

Der Diener warf einen langen, erstaunten Blick auf seinen Herrn. Dieser nickte ihm vergnügt zu und meinte:

„Und diese tausend Gulden wende ich daran, um zu erfahren, wer der Hauptmann eigentlich ist. Was Du hier siehst, ist Alles, Alles unecht. Dieses Gold wird in vier Wochen schwarz sein; die Perlen sind nachgemacht, und die Steine sind nichts als Glasfluß, allerdings höchst täuschend gearbeitet. Meine echten Kleinodien werden fortgeräumt und die falschen an ihre Stelle gelegt. Der Hauptmann wird aus seinen Himmeln fallen, wenn er erkennt, daß er betrogen wurde."

„Ah, Durchlaucht, da wird mir das Herz wieder leicht. Das ist ein Streich, wie nur Sie ihn ersinnen konnten. Wann räumen wir diese Sachen in den Schrank?"

„Jetzt noch nicht. Ich vermuthe, daß vorher eine Person kommen wird, der ich die echten zeigen muß. Wenn mich meine Berechnung nicht täuscht, werde ich heute den Besuch einer Dame bekommen. Ich werde mich mit ihr in meinem Zimmer unterhalten. Du warteſt im Vorzimmer. Wenn ich klingele und ein Glas Wasser verlange, so ist dies ein Zeichen für Dich, an Deinen Posten zu gehen — —"

„An welchen?" fiel der Diener ein.

„Du bringst mir das Glas Wasser und sagst mir dabei, daß der Haushofmeister mir die gewünschte Rechnung vorlegen wolle. Du kehrst in das Vorzimmer zurück, verlässest dasselbe aber so leise wie möglich. Dort steckst Du Dich unter den Tisch, dessen Decke Dich vollständig verbergen wird. Du nimmst eine solche Stellung ein, daß Du den Geschmeideschrank im Auge hast, und warteſt, was da kommen werde. Du kennst Stück für Stück der Kleinodien, welche sich dort befinden?"

„Sehr genau."

„Sollte etwas passiren, so siehst Du dann nach, was fehlt, schreibst es mir auf, steckst den Zettel in ein Couvert als einen Brief, welcher soeben abgegeben wurde. Ist es nöthig, so schreibe ich die Antwort, welche Du öffnest und im Vorzimmer liesest, um Dich darnach zu richten! Hast Du Alles verstanden?"

Das Gesicht, welches der Diener machte, berechtigte allerdings zu dieser Frage.

„Verstanden wohl, aber nicht begriffen," antwortete er.

„Nun die betreffende Dame wird, wie ich vermuthe, sich während meiner Abwesenheit in mein Toilettenzimmer begeben, um sich mit dem Schranke zu beschäftigen. In welcher Weise sie dies thun wird, das weiß ich jetzt noch nicht, werde es aber dann sofort durch Dich brieflich erfahren. Laß sogleich anspannen. Anton fährt mit."

Während der Diener diesen Befehl vollführte, brachte der Fürst das falsche Geschmeide in Verwahrung und machte dann Toilette. Als er dann unten in den Wagen stieg, befahl er:

„Zum Baron von Helfenstein!"

Dabei warf er einen bezeichnenden Blick auf Anton. Dieser verneigte sich verständnißinnig und sprang hinten auf. Die Equipage setzte sich in Bewegung. Am Palaste des Barons angekommen, begab sich der Fürst zur Baronin; der Diener blieb nicht beim Wagen, sondern trat auch ein, um womöglich ein Wort mit der Zofe sprechen zu können.

Ella von Helfenstein war sehr erfreut, als sie den Fürsten bei sich eintreten sah. Auf seine Entschuldigung, daß er bereits wieder bei ihr vorspreche, erwiderte sie:

„Sie sind stets hoch willkommen, Durchlaucht. Wie gut aber, daß Sie nicht eine Viertelstunde später kommen."

„Sie wollten ausfahren? Ah, ich bedaure! Ich werde Sie also um meine sofortige Verabschiedung bitten müssen."

„O nein, nein! Ich wollte nur auf einige Augenblicke zu Oberst von Hellenbach, um mich nach Fanny's Befinden zu erkundigen."

„Auch ich will nachher zum Oberst, und zwar zu dem gleichen Zwecke. Die junge Dame ist aller Theilnahme werth. Sie hat sich wirklich heldenmüthig bewiesen. Sie befand sich in Lebensgefahr."

„Meinen Sie wirklich?"

„Gewiß! Dieser Bormann soll ja ein Mensch sein, dem selbst das Schlimmste zuzutrauen ist."

„Das habe ich bisher auch gedacht. Aber wird sich ein solcher Mensch denn wirklich mit einem maladen Subject verbinden, wie Derjenige ist, den man mit ihm gefangen hat?"

„Sie meinen den Schreiber? Ich las von ihm. Beinahe aber möchte ich sagen, daß ich an der Schuld dieses jungen Mannes zweifle."

„Ah! Warum?"

„Wie soll er zu dem Riesen gekommen sein?"

„Diese Frage wird die Untersuchung beantworten. Aber, Durchlaucht, sind Sie gekommen, damit wir uns mit einem so außerordentlich widerwärtigen Thema beschäftigen?"

„Allerdings nicht. Ich beabsichtigte, dem Oberst meinen Besuch zu machen und im Vorüberfahren Ihnen meine Ergebenheit zu beweisen."

„Nur im Vorüberfahren?" fragte sie schmollend.

„Wünschen Sie, daß ich eine längere Pause mache?"

„Gewiß. Oder wäre Ihnen unsere letzte Unterredung wieder entfallen? Das wäre ja beinahe beleidigend für mich."

„Ich bin ganz glücklich, daß ich mich eines ausgezeichneten Gedächtnisses erfreue, wenn sich dasselbe auch leider oft mit Dingen zu beschäftigen hat, welche viel, viel weniger interessant sind als der Gegenstand unserer Unterhaltung."

„Darf ich vielleicht erfahren, welche Dinge dies sind?"

„Ich beschäftige mich sehr viel mit Wissenschaften."

„Darum sind Sie so ernst. Hätte ich das Recht, Ihnen zu befehlen, so würde ich Ihnen diese Beschäftigung verbieten."

„Sie würden mir Etwas entziehen, was im Stande ist, dem Menschen die reinsten Freuden und Genüsse zu gewähren."

„Genüsse? Sollten diese alten, trockenen Bücher wirklich glücklich machen können? Ich meine, man sollte sein Glück ganz anderwärts suchen. Die Wissenschaft macht menschenscheu; sie drängt zur Einsamkeit. Darum schließen auch Sie sich ab, während Sie doch berufen sind, der Oeffentlichkeit anzugehören. Sie sind reich, sogar unermeßlich reich, wie man sagt. Sie besitzen eine Einrichtung, wie es keine zweite in der Residenz giebt. Warum öffnen Sie Ihr Haus nicht den Kreisen, welche sich nach der Erlaubniß sehnen, bei Ihnen Zutritt zu erlangen?"

Er bemerkte gar wohl, welches Ziel sie mit ihrer Frage zu erreichen strebte, darum antwortete er:

„Sollte es wirklich Jemand geben, den es so sehr verlangte, meine Räume zu betreten?"

„Gewiß, gewiß!"

„Darf ich vielleicht um Namen bitten?"

„Ich könnte sehr viele nennen, aber ich will mich mit einem begnügen, zumal ich annehme, daß dieser eine hinreichend sein wird, Sie zu überzeugen, wie grausam Sie handeln, indem Sie sich abschließen."

„Ich bin ganz Ohr, diesen Namen zu hören."

„Ella von Helfenstein."

„Ah, das ist ja der Ihrige!"

„Allerdings. Genügt er nicht, Sie zur Besserung zu bewegen?"

Er blickte ihr voll in die Augen. Dieser Blick hatte etwas Triumphirendes an sich. Er erkannte ja, daß er mit seinen Vermuthungen, die immerhin verdienten, kühn genannt zu werden, das Rechte getroffen hatte. Sie aber

verstand diesen Blick ganz anders. Sie las aus demselben den Triumph, sie besiegt und erobert zu haben; darum fuhr sie fort:

„Darf ich hoffen, daß meine erste, allerdings unausgesprochene Bitte in Erfüllung gehen werde?"

Sein Gesicht wurde ernst.

„Ella," sagte er, „wollen Sie mich zwingen, der Einsamkeit zu entsagen, die mir so lieb geworden, so unentbehrlich ist? Wollen Sie mich zwingen, mich in Gesellschaften zu zerstreuen, deren Glieder mir innerlich fern stehen und mir stets fremd bleiben werden?"

„Nein, das will ich nicht, ganz gewiß nicht. Aber sagen Sie, Durchlaucht, bin auch ich Ihnen fremd?"

„Welche Frage!"

Da trat sie zu ihm heran, legte ihm den vollen Arm auf die Schulter und fragte in ihrem süßesten Tone:

„Also nicht? Ich bin Ihnen nicht fern?"

„Ich betheure Ihnen, daß Sie mir unendlich nahe stehen!"

Er sagte mit diesen zweideutigen Worten allerdings das Richtige; denn sie stand ganz nahe bei ihm, so nahe, daß ihr Körper den seinigen berührte.

„Nun, dann bin ich zufrieden," versicherte sie. „Dann ist es ja gar nicht meine Absicht, Sie für Andere zu gewinnen. Ich würde dann am Allermeisten verlieren. Aber, Durchlaucht, dann dürfen Sie doch wenigstens mir gewähren, was Sie Anderen versagen!"

„Den Zutritt zu mir?"

„Ja. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich vor Verlangen brenne, die Räume zu sehen, welche Sie bewohnen. Ich muß erfahren, wie und wo Derjenige lebt und wohnt, dem — ich so nahe stehe. Ist dieser Wunsch so ganz und gar unerfüllbar?"

„Nein, Ella, er ist nicht nur erfüllbar, sondern er erfüllt mich sogar mit inniger Freude, mit Entzücken. Aber —"

Sie wartete, daß er fortfahren solle, als er jedoch schwieg, fragte sie in schmeichelndem Tone:

„Soll ich mich mit diesem Aber zufrieden geben?"

„Ist es denn möglich, Sie allein bei mir zu empfangen?"

„Ich soll also die Einzige sein, der Sie Ihr Sesam öffnen?"

„Es giebt allerdings nur eine allereinzige Person, der ich eine Ausnahme gestatte, und diese Person sind Sie."

„Und Sie meinen, daß ich diese Erlaubniß nicht benützen kann?"

„Die Dehors —"

Da legte sie ihm auch die andere Hand auf die Schulter, neigte sich zu ihm, der auf dem Stuhle saß, nieder und fragte:

„Kennt die Liebe eine Dehors? Nein! Sie hat ihre eigenen Gesetze und denen gehorcht sie, ohne zu fragen, ob sie nach den kalten Regeln der Convenienz handelt. Darf ich kommen?"

Er that, als ob er nur ihrem liebevollen Drängen weiche:

„Ja, Ella.“

„Wann?“

„Wollen Sie das nicht selbst bestimmen?“

„Gut! Heute?“

„Ah, heute bereits?“

Er that, als ob er beinahe erschrocken sei. Sie stieß ein kurzes, goldenes Lachen aus und fragte:

„Sind Sie bereits für anderwärts engagirt?“

„Nein. Ich werde während des ganzen Abends zu Hause sein.“

„Gut, so komme ich!“

„Aber — der Baron!“

„Der Baron? Mein Mann? Pah! Er wird sehen und bemerken, daß ich ausfahre, weiter nichts. Er ist rücksichtslos gegen mich und so bin ich ihm keine Rechenschaft schuldig.“

„So werde ich Sie also erwarten.“

„Aber nicht für kurze Zeit. Ich lasse meinen Wagen wieder zurückgehen. Sie werden die Güte haben, mich dann nach Hause fahren zu lassen. Ich quartiere mich förmlich bei Ihnen ein. Ich muß mich ganz genau bei Ihnen umsehen, um zu wissen, in welche Umgebung ich Sie zu versetzen habe, wenn ich an Sie denke und von Ihnen träume. Ist Ihnen das unangenehm?“

„Wollen Sie mich kränken, gnädige Frau?“

„Gnädige Frau! Wie kalt!“

„Und doch bediene ich mich dieses Ausdruckes mit vollem Rechte. Ich bedarf Ihrer Gnade. Ich werde für einen ganzen Abend dem Eindrucke Ihrer Schönheit vollständig schutzlos preisgegeben sein.“

„Nun, so wird es auf Sie selbst ankommen, ob ich Gnade walten lasse. Für jetzt fühle ich keinen Beruf dazu.“

Er fühlte, daß sie im Begriffe stand, sich inniger an ihn zu schmiegen; darum erhob er sich rasch und trat einen Schritt zurück.

„Ich hoffe doch nicht, daß Sie bereits wieder aufbrechen wollen!“ sagte sie, indem ihr Gesicht den Ausdruck der Enttäuschung zeigte.

„Ich bin leider dazu gezwungen. Da ich so glücklich sein werde, Sie den ganzen Abend bei mir zu sehen, muß ich die kurze Zeit bis dahin den Geschäften widmen, welche nöthig sind.“

Er sah, daß sie eine Liebkosung, einen Abschiedskuß erwartete, aber es gelang ihm doch, mit einer bloßen Verbeugung zu entkommen. Hätte er gewußt, daß sie von Seidelmann geküßt worden war, so wäre sein Abscheu gegen sie noch viel größer gewesen. Vielleicht hätte er in diesem Falle sogar auf ihren Besuch verzichtet.

„Welch' schöner Mann!“ flüsterte sie, als er fort war. Ich möchte fast glauben, daß ich ohne ihn nicht zu leben vermag. Ich liebe ihn, ich liebe, liebe, liebe ihn! Ich könnte für ihn Alles, Alles, Alles thun! Ich könnte stehlen, morden — ich könnte sogar meinen Mann, diesen — ah! — verrathen!“

Und er, der Fürst, als er nach der Treppe schritt, schüttelte sich und flüsterte leise:

„Gemeines Weib! Sie besucht mich, des Abends, allein! Ich verachte sie mit jeder Faser meines Herzens; aber ich darf sie nicht von mir weisen, wenn ich siegen will."

Als er unten einstieg, flüsterte ihm der Diener zu:

„Ein anderes Arrangement mit der Zofe getroffen!"

„Wieso?"

„Wir gehen nicht zum Ball."

„Schön! Ihr werdet allein sein. Die Baronin besucht mich für den Abend. Das Uebrige nachher!"

Er fand die Familie des Obersten allein. Sie fühlten sich Alle durch seinen Besuch im höchsten Grade geehrt und geschmeichelt. Natürlich war der Einbruch der alleinige Gegenstand des Gespräches. Der Oberst zeigte sich sehr befriedigt, daß man die Rücksicht gehabt hatte, seine Tochter nicht an Gerichtsstelle zu verhören. Der Assessor war selbst gekommen, um ihre Aussage zu Protocoll zu nehmen. Grad als man noch darüber sprach, trat der Diener ein und meldete:

„Herr Assessor von Schubert."

„Ah, jedenfalls etwas Neues und Wichtiges!" meinte der Oberst. „Der Herr mag eintreten."

Der junge Untersuchungsrichter folgte der Einladung und wurde dem Fürsten vorgestellt, vor dem er sich respectvoll verbeugte.

„Ich habe sehr um Verzeihung zu bitten, daß ich Zutritt nehme," sagte er, „zumal es eigentlich nichts Zwingendes ist, was mich dazu veranlaßt. Ich komme, um Ihnen, gnädiger Herr, eine Bitte oder vielmehr zunächst eine Frage vorzutragen."

„Ich stehe gern zur Verfügung," antwortete der Oberst.

Und als der Assessor einen halben fragenden Blick auf den Fürsten warf, fuhr der Oberst fort:

„Ist der Gegenstand Ihres Besuches ein Amtsgeheimniß?"

„Allerdings nein."

„So werden Durchlaucht gestatten, Sie zu hören."

„Gewiß!" antwortete der Genannte. „Ich nehme so aufrichtig Theil an den Schicksalen Ihrer lieben Familie, daß ich mich für dieselben ebenso interessire wie für meine eigenen Angelegenheiten. Natürlich setze ich voraus, daß meine Anwesenheit dem Herrn Assessor nicht störend erscheint."

„Nicht im Geringsten," antwortete der Beamte. „Es handelt sich um den angeschuldigten Bertram —"

„Ah!" meinte der Fürst. „Der junge Mann ist der Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches. Man kann sich nicht denken, wie der Riese sich mit ihm verbinden konnte."

„Das ist auch mir ein Räthsel."

„Hat er gestanden?"

„Kein Wort. Ich habe überhaupt noch kein Verhör mit ihm vornehmen

können. Er liegt entweder in vollständiger Lethargie, oder er phantasirt. Er scheint krank zu sein."

„Oder zu simuliren!" bemerkte der Oberst.

„Der Untersuchungsrichter ist gezwungen, dies zunächst anzunehmen; in der Folge aber bin ich beinahe zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß von einer Verstellung keine Rede ist."

„Nun, wenn er in Wirklichkeit phantasirt, so läßt sich aus seinen Reden vielleicht auf den Gegenstand der Untersuchung schließen?"

„Nicht im Geringsten. Er ruft immer: „O Nacht, Nacht, Nacht!" oder er declamirt Verse."

„Bekannte Verse?"

„Das eine Gedicht hat die Fee des Meeres zum Gegenstande, und das andere ist die Nacht des Südens aus der Gedichtsammlung des Hadschi Omanah."

„Sonderbar!"

„Höchst sonderbar! Er scheint körperliche Schmerzen zu leiden. Er hat sein Lager zerstört und zerrissen, vielleicht unter dem Eindrucke dieses Schmerzes. Heut haben wir ihn zur Leiche seines Vaters geführt. Wir glaubten, ihn zum Sprechen zu bringen, aber vergebens. Und morgen — ah, das ist eben der Gegenstand, welcher mich zu Ihnen führt."

„Wenn Sie einen Wunsch auszusprechen haben, soll es mich freuen, ihn erfüllen zu können!"

„Diese Erfüllung ist möglich, allerdings nur in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Veranlassung. Sie haben bereits gehört, daß der Pflegevater dieses jungen Mannes vor Schreck gestorben ist?"

„Gewiß!" antwortete Fanny. „Es mag entsetzlich sein! Der Sohn ein Einbrecher, der Vater todt vor Schreck und die kleinen Kinder nun im Waisenhause! Die Familie soll da drüben auf der Wasserstraße gewohnt haben, so, daß man von uns aus grad in ihre Fenster blicken kann. Ich vermag nicht, einen Blick hinüber zu senden!"

„Es ist Ihnen von da drüben so Schlimmes gekommen," sagte der Assessor. „Ich kann den Zusammenhang nicht begreifen. Ich vermag nicht einzusehen, wie der Riese aus dem Gefängnisse heraus zu dem Schreiber kommt."

„Es giebt zwei Erklärungen," bemerkte da der Fürst.

Die Anderen blickten ihn erwartungsvoll an, und der Assessor sagte rasch:

„Durchlaucht geruhen, von Erklärungen zu sprechen? Mir scheint für jetzt eine Erklärung noch unmöglich; ich würde bereits für einen Fingerzeig im höchsten Grade dankbar sein!"

„Nun, glauben Sie, daß Bertram's Unschuld ausgeschlossen ist?"

„Ich verurtheile keinen Angeklagten, ehe ich nicht überzeugende Beweise seiner Schuld habe."

„So giebt es also zwei Fälle: Entweder ist Bertram schuldig oder er ist es nicht. Im ersteren Falle müssen wir wohl annehmen, daß er mit dem Riesen den Einbruch nicht direct hat besprechen können."

„Das ist zweifellos sicher."

„Also muß es eine dritte Person geben, welche den Plan dazu entworfen hat."

„Und wer könnte das sein?"

„Haben Sie nicht an den „Hauptmann" gedacht, Herr Assessor?"

„Gewiß. Ich bin sogar auf ihn hingewiesen worden. Bormann nämlich behauptet, von dem Schließer herausgelassen worden zu sein; dieser aber stellt dies ganz entschieden in Abrede. Er will nicht das Geringste davon wissen und sagt, daß es nur der Hauptmann gewesen sein könne, welchem es auf irgend eine, bis jetzt noch unerklärliche Weise gelungen sei, den Riesen aus dem Gefängnisse zu befreien."

„Das ist wohl möglich," meinte der Fürst.

Er wollte fortfahren, aber der Assessor fiel ihm in die Rede:

„Auf welche Weise meinen Durchlaucht?"

„Die Art und Weise ist auch mir dunkel, doch habe ich einen sehr guten Grund, zu glauben, daß der „Hauptmann" seine Hand wirklich im Spiele hatte. Ich werde nachher diesen Grund näher bezeichnen. Vorher aber muß ich auf meinen unterbrochenen Satz zurückkommen."

„Die Annahme, daß Bertram schuldig ist?"

„Ja. Ist er wirklich schuldig, so ist als sicher zu denken, daß er ein Untergebener des Hauptmannes ist."

„Der Schluß ist richtig, obgleich es mir nicht wahrscheinlich sein will, daß der Hauptmann sich dieser Art von Kräften bedient."

„Nun, so kommen wir zu unserem zweiten Falle, Herr Assessor. Bertram ist unschuldig!"

„Welchen Grund gäbe es, dies anzunehmen?"

„Gnädiges Fräulein bemerkten vorhin, daß man von hier aus die Fenster von Bertram's Wohnung sehen könne?"

„So ist es," antwortete Fanny von Hellenbach. „Ich habe mich orientirt. Ich kann von meinem Zimmer aus fast gerade in diese Fenster blicken."

„In diesem Zimmer hat der Einbruch stattgefunden?"

„Ja."

„Wenn man hinüberblicken kann, so ist anzunehmen, daß man auch von drüben herüber in die Fenster dieses Zimmers sehen kann!"

„Gewiß!"

„Gnädiges Fräulein, brannte bei Ihnen Licht, als die That geschah?"

„Ja."

„Ah! Denken Sie sich Bertram, zu derselben Zeit drüben an seinem Fenster stehend. Er blickte herüber nach dem erleuchteten Fenster. Er sah, daß dasselbe von außen geöffnet wurde, er erblickte die Gestalt oder auch wohl nur den Schatten eines Mannes, welcher einstieg, jedenfalls in verbrecherischer Absicht; er folgte dem augenblicklichen Drange seines Herzens, diese Absicht zu vereiteln!"

„Das läßt sich allerdings als möglich denken; aber er war bewaffnet und

hatte die geraubte Kette in der Hand, als er ergriffen wurde. Diese beiden Punkte fallen schwer in's Gewicht."

„Sollten sie sich nicht auch erklären lassen? Wie ist der Riese an die Mauer gekommen?"

„Er befand sich, wie sich zeigte, in dem Besitze einer eisernen, ausgezeichnet construirten und zusammenlegbaren Leiter. Diese diente aber nur zur Ersteigung des Fensters. Er ist zweifelsohne durch das Haus der Wasserstraße herübergekommen. Der Schlüssel zu diesem Hause fand sich in seiner Tasche, und die Gartenmauer, welche beide Grundstücke trennt, hat er mit Hilfe einer Holzleiter erklettert, welche zu dem Hause der Wasserstraße gehörte."

„Diese Leiter blieb lehnen?"

„Ja. Sie wurde von den Polizisten bemerkt, nachdem die Arretur vollbracht war."

„Ist das Messer recognoscirt worden?"

„Ja. Die kleinen Geschwister des Angeklagten, welche sich im Waisenhause befinden, sagten aus, daß es ihnen gehört habe."

„Und wo hat sich der Angeklagte vor der That befunden?"

„Die Kleinen konnten darüber nichts sagen. Nun ist zwar noch eine größere Schwester vorhanden, aber diese scheint in Folge des Schreckes geistig gestört zu sein —"

„Dieses arme Mädchen!" fiel Fanny ein.

„Ich nahm sie in's Verhör," fuhr der Assessor fort. „Sie konnte sich zwar besinnen, daß ihr Bruder zum Abendbrot geladen gewesen sei, aber wo, das war ihr entfallen. Er war dann nach Hause gekommen und in seine Kammer gegangen, nach einiger Zeit aber in höchster Aufregung zurückgekommen und zum Zimmer hinausgesprungen."

„Ah, meine Vermuthung!" sagte der Fürst. „Das ist es, was ich wissen wollte! Lassen Sie mich fortfahren! Bertram also erblickt den Einbrecher von Weitem; er faßt den Entschluß, die That zu vereiteln. Die Seinen können ihm dabei nicht helfen, darum hält er es für besser, ihnen gar nichts zu sagen, um sie nicht zu beunruhigen. Er ergreift das Messer, rennt die Treppen hinab und in den Hof; dort liegt die Leiter. Er klimmt hinauf, springt drüben hinab und eilt auf die Hinterseite dieses Hauses zu. Dort erblickt er die Leiter, welche zum Fenster emporführt. Er klettert eiligst hinan, findet das Fenster offen, steigt ein und sieht den Einbrecher bei seinem Raube. Er will ihn hinweg schleudern, reißt ihm dabei die Kette aus der Hand, und in diesem Augenblicke dringen die Polizisten in das Zimmer. Sie sehen ihn mit Kette und Messer; sie halten ihn also für einen Complicen des Riesen und nehmen ihn gefangen. Ist das nicht denkbar, Herr Assessor?"

Der Beamte war den Worten des Fürsten mit größter Spannung gefolgt. Jetzt sagte er:

„Durchlaucht, ich bewundere höchst Dero außerordentliche Combinationsgabe. Es ist, als ob man bei der Handlung zugegen wäre. In diesem

Augenblicke lerne ich dem Ereignisse allerdings eine ganz andere Seite abgewinnen."

„Das soll mich außerordentlich freuen!"

„Ich erinnere mich, daß zwei der Polizisten sagten, welche am hinteren Thore Wache hielten, daß sie einen Menschen eiligen Laufes von drüben herkommen sahen, welcher die Leiter erklimmte. Darauf hörten sie oben den Ruf „Zurück, Elender!" oder so ähnlich, und dann —"

„Ja," fiel Fanny schnell ein, „das waren die Worte, welche auch ich gehört habe."

„Hat einer der Polizisten sie gesprochen?" fragte der Fürst.

„Ich muß mich erkundigen," antwortete der Assessor.

Der Fürst zuckte die Achsel und sagte in höflichem Tone, dem aber doch eine Art von Strenge anzuhören war:

„Diese Antwort hätte ich nicht erwartet!"

„Warum?"

„Weil gerade darauf, wer diese Worte gesprochen hat, so sehr viel ankommt."

Man sah, daß der Beamte mit sich selbst kämpfte. Er fühlte gar wohl den Vorwurf, welcher in diesen Worten lag; aber er war zu pflichtgetreu, um sich von einem falschen Zorne übermannen zu lassen, und er gestand in edler Freimüthigkeit:

„Ich habe ganz dieselben Worte aus dem Munde des phantasirenden Bertram gehört."

„Wirklich? Ah, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er es ist, der diesen Ruf ausgestoßen hat. Und in diesem Falle muß ich annehmen, daß meine Combination das Richtige getroffen hat."

„Es sollte mich herzlich freuen, wenn sich dies bewahrheitete. Diese Nummer Elf der Wasserstraße ist vom Unglück —"

„Nummer Elf?" fiel der Fürst ein.

„Ja, Durchlaucht."

„Nummer Elf! Wasserstraße Nummer Elf! Robert Bertram, Wasserstraße Nummer Elf! Ah! Wo habe ich diese Adresse doch bereits einmal vernommen?"

Er blickte nachdenklich vor sich nieder und wiederholte diese Worte noch einige Male; dann aber sprang er plötzlich auf. Ueber sein Gesicht leuchtete es wie eine helle Erinnerung. Er wendete sich an den Assessor:

„Er declamirt in seinen Phantasien des Gedicht von der Nacht des Südens?"

„Ja, Durchlaucht."

„Er spricht das Wort „Nacht" öfters aus?"

„Ja, und zwar in einem geradezu anbetenden Tone."

„Erinnern Sie sich, in welchem Verlage die Gedichte von Hadschi Omanah erschienen sind?"

„Bei Zimmermann hier."

„Ah! Welch' eine Entdeckung! Welch' eine Entdeckung! Herr Assessor, ich setze eine Million Gulden zum Pfande, daß dieser Robert Bertram unschuldig ist, vollständig unschuldig!"

Diese Worte brachten einen außerordentlichen Eindruck hervor, zumal der Fürst sich ganz von seiner Idee begeistert zeigte. Seine Augen leuchteten auf Fanny in einem räthselhaften Lichte.

„Ich möchte das gern beweisen können," sagte der Beamte. „Aber woher den Beweis nehmen?"

„Die Psychologie liefert den Beweis, die Psychologie, Herr Assessor!"

„Darf ich fragen, auf welche Weise?"

„Jetzt nicht, hier nicht, später, morgen! Aber ich bin vollständig überzeugt, Ihnen den Beweis liefern zu können. Lassen Sie mich lieber auf meinen ersten Punkt zurückkommen, auf die Annahme, daß der „Hauptmann" den Riesen aus dem Gefängnisse geholfen hat. Wer, Herr Assessor, hat die Anzeige gebracht, daß ein Einbruch stattfinden soll?"

„Ein Kunstmaler Brenner."

„Woher wußte er es?"

„Vom Fürsten des Elendes."

„Das ist es, was ich hören wollte. Dieser räthselhafte Fürst des Elendes scheint besser unterrichtet zu sein, als selbst die Beamten. Ich machte heute eine Spazierfahrt. Unterwegs bat mich ein Herr, welcher sich den Fuß verireten hatte, ihn mit in mein Coupée zu nehmen, und ich that es. Wir unterhielten uns, unter Anderen auch von den Tagesneuigkeiten und von dem Einbruche. Der Fremde behauptete, daß der „Hauptmann" den Riesen befreit habe, nur für kurze Zeit, nur für die Zeit des Einbruches. Der Riese mußte sich ein Maal auf die Wange machen. Fräulein von Hellenbach mußte dieses Maal sehen, sie mußte es später bei der Anzeige erwähnen. Der Einbrecher nannte sich Bormann; er hatte ein Maal. Der echte Bormann hat kein Maal; daraus konnte der Vertheidiger des Riesen bei einiger Geschicklichkeit den Schluß ziehen, daß es einen Menschen gebe, welcher dem Angeklagten täuschend ähnlich sehe. Ja, bei Raffinerie und falls Daten eintrafen, auf welche man gerechnet hatte, die aber durch die Entdeckung des Einbruches vereitelt wurden, konnte wohl gar bewiesen werden, daß der Riese an dem Verbrechen, wegen dessen er sich in Untersuchung befand, unschuldig sei."

„Eine kühne Behauptung," meinte der Assessor.

„Das dachte ich auch; aber als ich erfuhr, wer es war, der diese Behauptung aufstellte, warf ich allen Zweifel bei Seite. Nämlich als der Fremde ausstieg, wo ein Seitenweg von der Straße abzweigte, bedankte er sich und sagte:

„Mein Herr, Sie werden manches meiner Worte wunderbar gefunden haben. Ich bin Der, den man den Fürsten des Elendes nennt!"

„Der Fürst des Elendes?" rief der Assessor.

„Der Fürst des Elendes?" fielen die Anderen ein.



D.v.S.

17.

„Allerdings!"

„Ja," antwortete der Gefragte. „Ich war mit dem Fürsten des Elendes gefahren, und nun glaubte ich Alles, was er behauptet hatte."

„Wie sah er aus? Wie trug er sich?" fragte Fanny.

Der Fürst gab eine beliebige Beschreibung und wendete sich dann an den Assessor:

„Ich konnte ihm natürlich nicht folgen, auch verzichtete ich darauf, ihn zurück zu rufen, da dies jedenfalls vergeblich gewesen wäre; aber ich glaube, annehmen zu dürfen, daß Sie meinem Berichte einen kleinen Fingerzeig entnehmen können."

„Gewiß! Ueberhaupt bin ich ebenso erstaunt wie erfreut darüber, daß ich hier Aufklärungen finde, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Der Gang der Untersuchung wird von jetzt an ein ganz anderer werden, wenn auch der Grund bestehen bleibt, welcher mich zu Ihnen geführt hat. Da nämlich der Angeklagte nicht bei sich ist, so hat der Gerichtsrath beschlossen, ihn morgen mit zum Begräbnisse seines Vaters zu ziehen. Er hofft, daß die Feier einen wohlthätigen Eindruck auf den gestörten Geist Bertram's äußern werde."

„Hm!" meinte der Fürst. „Bertram soll wieder zu sich kommen? Erwartet man das?"

„Ja."

„Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden; aber bedenklich ist es doch, einen geistig gestörten Untersuchungsgefangenen bei einer solchen Gelegenheit zu zeigen."

„Man muß es riskiren."

„Es wird ein außerordentliches Publikum vorhanden sein!"

„Das steht freilich zu erwarten; doch sieht der Herr Gerichtsrath darin keinen Grund, seinen Entschluß zu ändern."

Der Fürst nickte leise vor sich hin. Er warf einen verstohlen prüfenden Blick auf Fanny und sagte dann:

„Hm! Vielleicht gäbe es ein einfacheres und untrüglicheres Mittel, den irren Geist wieder recht zu leiten!"

„Welches?"

„Sprechen wir auch darüber morgen, Herr Assessor! Ich bin für diesen Fall ganz außerordentlich interessirt und werde Sie, falls Sie es mir gestatten, am Nachmittage zu sprechen suchen."

Der Assessor verbeugte sich höflichst und antwortete:

„Ich stehe natürlich zu Diensten, Durchlaucht. Wenn ich annehmen dürfte, daß der gnädige Herr Oberst sich in eben derselben Weise für Bertram interessirten, so —"

„Natürlich, natürlich!" fiel der Oberst ein. „In ganz genau derselben Weise! In hohem Grade! Seit Durchlauchts Vertheidigungsrede glaube ich, daß Bertram unschuldig ist!"

„Das giebt mir Muth, mich meines Auftrages zu entledigen. Es wird sich, wie bereits bemerkt, ein außerordentlich zahlreiches Publikum einfinden. Nicht nur die untern Stände werden vertreten sein, sondern ich bin überzeugt,

daß auch höhere Herrschaften aus Theilnahme sich herbeigezogen fühlen werden."

„Das läßt sich denken."

„Werden der Herr Oberst vielleicht auch —"

Hellenbach machte ein so erstauntes Gesicht, daß der Assessor unwillkürlich inne hielt.

„Ich auch?" fragte er. „Wieso ich auch?"

„Aus Interesse."

„Ach so! Hm!"

„Nebst Frau Gemahlin vielleicht?"

„Meine Frau auch? Wohl nicht!"

„Oder gnädiges Fräulein Tochter?"

„Meine Tochter? Fanny? Mit auf den Gottesacker?"

„Ich habe allerdings gewagt, mir dies als möglich zu denken!"

„Dann bedaure ich sehr! Man geht ungern auf Gottesäcker; bei solchen Veranlassungen nun ganz und gar nicht!"

„Ich hatte das Gegentheil gehofft."

„Gehofft? Haben Sie einen Grund dazu?"

„Ja. Es wurde erwartet, daß, wenn nichts auf den Gefangenen einwirken werde, doch der plötzliche und unerwartete Anblick Fräulein von Hellenbach's —"

„Unsinn!" fiel der Oberst ein.

Er stand im Begriff, eine kleine Strafpredigt zu beginnen; aber der Fürst legte ihm beschwichtigend die Hand an den Arm und sagte:

„Bitte, bitte, Oberst! Seien wir mehr objectiv als subjectiv! Ich habe alle Veranlassung, dem Herrn Assessor beizustimmen!"

„Wie? Was? Ich soll nach dem Kirchhofe?"

„Ja."

„Mit meiner Frau?"

„Vielleicht."

„Und mit meiner Tochter?"

„Die Anwesenheit von Fräulein Fanny ist die Hauptsache."

„Durchlaucht, ich gehe nicht!"

„Das ist zu bedauern!"

„Meine Frau auch nicht."

Der Fürst zuckte die Achseln.

„Und Fanny am Allerwenigsten! Man gehört nicht zu den Leuten, welche einer jeden Leiche nachlaufen!"

Der Oberst war ärgerlicher, als er sich merken ließ. Er hatte allerdings sehr Recht; dennoch aber sagte der Fürst:

„Ich möchte fast behaupten, daß Fräulein Fanny die Bitte des Herrn Assessors erfüllen wird."

„Ich würde es ihr verbieten. Ich halte es unter meiner Würde —"

Der Fürst machte eine beschwichtigende Handbewegnng und fragte:

„Würden Sie Ihr Verbot aufrecht erhalten, Herr von Hellenbach, selbst wenn ich sage, daß ich kommen werde, um das gnädige Fräulein abzuholen?"

„Sie? Sie wollen auch mit?"

„Ja."

„Durchlaucht!"

„Ganz gewiß!"

„Sie erlauben, daß ich das nicht begreife."

„Nun, so sehe ich mich gezwungen, von Dem zu sprechen, was ich erst morgen dem Herrn Assessor mittheilen wollte. Gnädiges Fräulein, können Sie sich der Worte entsinnen, welche ich aussprach, nachdem Sie mir die „Nacht des Südens" vorgelesen hatten?"

„Ja, Durchlaucht," antwortete Fanny, leise erröthend.

„Ich sagte, daß es ganz so sei, als ob Sie, Sie dem Dichter zu diesem Bilde gesessen hätten. Und jetzt habe ich erkannt, daß es wirklich so ist. Diese Nacht des Südens sind Sie!"

Sie blickte ihn befremdet an. Er lächelte und fuhr fort:

„Ich fand im Buchladen bei Zimmermann einen jungen Menschen, welcher vor Hunger kaum stehen konnte, und öffnete ihm meine Börse. Ich hörte, daß er für Zimmermann einen Band Gedichte geschrieben habe, und daß er Robert Bertram heiße und Wasserstraße Nummer Elf wohne. Das Letztere war mir entfallen, kehrte aber vorhin in mein Gedächtniß zurück. Da drüben an dem Fenster der ärmlichen Wohnung hat ein junger Mensch Abend für Abend gestanden, das Auge herüber auf dieses Haus gerichtet. Da hat es ein erleuchtetes Fenster gegeben, in dessen Rahmen zuweilen ein Frauenbild erschienen ist, so schön, so wunderbar, so entzückend! Es ist ihm gewesen, als sei eine Fee aus dem Märchenreiche, erschienen oder ein Engel vom Himmel gestiegen. Er, drüben in der Mansarde, so arm, so elend, wie er ja singt in dem Liede, welches Sie selbst componirten:

„Es rauscht der Bach am Felsenspalt
Sein melancholisch Lied.
Hier ist's so eng; hier ist's so kalt,
Wo nie der Nebel flieht!"

Und sie, da drüben, von Glanz und Reichthum umgeben. Er hat gewußt, wie hoch sie über ihm steht; aber die Sonne leuchtet auch dem Wurme, und er hat sie angebetet, wie der Parse die herrliche Königin des Tages anbetet. Die Erde hat ihn vernachlässigt; die Menschen haben ihn nicht bemerkt und beobachtet; das Leben ist hart und grausam gegen ihn gewesen; aber Gott hat ihm den Gesang verliehen, und als ihm das Herz zerspringen wollte vor Bewunderung und Verehrung des schier übernatürlichen Wesens, dessen Gestalt er täglich im Rahmen des Fensters erblickte, da hat er seinen letzten Pfennig für Papier ausgegeben und jenes unvergleichliche, hinreißende Gemälde gezeichnet:

„In ihren dunklen Locken blühn
Der Erde düftereiche Lieder;

Aus ungemeſſ'nen Fernen glühn
Des Kreuzes Funken auf ſie nieder,
Und traumbewegte Wogen ſprühn
Der Sterne goldne Opfer wieder.
Und bricht der junge Tag heran,
Die Tauſendäugige zu finden,
Läßt ſie das leuchtende Geſpann
Sich durch purpurne Thore winden,
Sein Angeſicht zu ſchau'n und dann
Im fernen Weſten zu verſchwinden."

So hat er auch drüben geſtanden und nach dieſem Fenſter herüber geblickt am Abende des Einbruches. Er hat den Verbrecher bemerkt und iſt herüber geſtürzt, die Herrliche zu retten. Der Lohn iſt ihm dafür geworden: Er liegt im Kerker, gefangen, gefeſſelt, mit irrem Geiſte. Er hat die Nacht des Südens, die unvergleichliche, gedichtet und iſt in die gräßliche Nacht des Wahnſinns gefallen!"

Er hatte ſtill, faſt leiſe geſprochen; aber ſein Auge leuchtete und ſeine Lippen bebten dabei. Fanny hatte ihm wortlos zugehört; ſie war bleicher und bleicher geworden. Zuletzt hatte ſie die Hand auf die Lehne des Stuhles gelegt, und jetzt ſank ſie auf den Sitz nieder, ſtill, wortlos. Sie hatte die Hände vor das Geſicht geſchlagen und bewegte ſich nicht.

„Fanny, Fanny! Mein Kind!" rief ihre Mutter, indem ſie herbeieilte und den Arm um ſie ſchlang.

„Fanny, Mädchen! Was haſt Du?" fragte der beſorgte Vater.

Sie antwortete nicht; aber bald nahm ſie die Hände weg; ihr Geſicht war blutleer; ihre dunklen Augen ſtarrten unter dem Eindruck ihrer tief inneren Bewegung zu dem Fürſten empor, und faſt tonlos fragte ſie:

„Durchlaucht, iſt es wahr?"

„Ich vermuthe es."

„Er iſt Hadſchi Omanah?"

„Ja."

„Gott, mein Gott!"

Jetzt löſte ſich der Druck von ihrer Bruſt; ſie fiel in ein bitteres, herzbrechendes Schluchzen. Niemand ſtörte ſie; man ließ ſie gewähren. Endlich bat ſie mit zitternder Stimme:

„Sprechen Sie weiter!"

Der Aſſeſſor war den Worten des Fürſten mit vollſter Aufmerkſamkeit gefolgt. Es wurde ihm klar, was dieſer meinte; er war voller Bewunderung über den Scharfſinn dieſes ſeltſamen Mannes; er wendete ſich zu ihm und bemerkte:

„Eigenthümlich! Es hat ſich als einziges Eigenthum des Gefangenen der Band von Hadſchi Omanah vorgefunden, und zwar mit Randbemerkungen, deren Geiſtesreichthum mich erſtaunen ließ."

„Ein neuer Beweis, daß ich Recht habe."

„Aber, Durchlaucht, wie kommen Sie zu dieſer Sicherheit der Ueberzeugung, daß Bertram der Dichter jener Lieder iſt?"

„Aus drei Gründen. Erstens, weil er mir sagte, daß er für Zimmermann einen Band Gedichte geschrieben habe."

„Zweitens?"

„Die Persönlichkeit Fräulein Fanny's, auf welche allein sich das Nachtgedicht beziehen kann."

„Und drittens?"

„Der Umstand, daß er selbst im geistesirren Zustande dieses Gedicht recitirt. Herr Assessor, Sie haben Hadschi Omanah im Gefängnisse. Sein Verleger ließ ihn verhungern, und für Die, welche er zu retten suchte, ward er in Ketten gelegt!"

Da sprang Fanny auf und rief:

„Er muß frei sein; er soll frei sein! Herr Assessor, ich bitte Sie, geben Sie ihn heraus!"

„Kind, Kind, sei nicht so aufgeregt!" bat ihr Vater. „Was Du da verlangst, ist unmöglich!"

„Unmöglich zwar für heute," fügte der Assessor bei; „aber ich werde dafür sorgen, daß die Stunde der Erlösung baldigst schlägt. Zunächst ist das Resultat des Begräbnisses abzuwarten."

„Ich gehe mit!" rief Fanny.

„Kind! Tochter!" warnte der Vater.

„Durchlaucht," wendete sie sich energisch an den Fürsten, „ich halte Sie beim Worte! Sie werden mich abholen!"

„Gewiß! Ich hoffe, Ihre Eltern werden es gestatten!"

„Ich werde meine Erlaubniß nun allerdings nicht länger verweigern," antwortete der Oberst; „aber wissen müßte ich gewiß, daß Bertram wirklich Hadschi Omanah ist."

„Und wenn er es nicht ist, soll er da nicht gerettet werden dürfen?" fragte der Fürst. „Der Anblick von Fräulein Fanny, die er in seinem letzten lichten Augenblicke gesehen hat, muß nothwendiger Weise von Einfluß auf ihn sein."

„Man bringe ihn her!"

„Herr Oberst!" bat der Assessor.

„Gut, ja gut! Ich habe nichts dagegen!"

„Man sollte morgen mit dem Frühesten den Buchhändler Zimmermann in die Zelle führen," bemerkte der Fürst. „Er müßte ihn recognosciren."

„Ich würde das veranlassen," antwortete der Assessor. „Leider aber weiß ich, daß er verreist ist. Man muß also warten. Doch hoffe ich, daß ihm morgen die Ueberraschung sein Bewußtsein zurückbringt!"

Er hatte seine Sendung erledigt und verabschiedete sich. Auch der Fürst ging nach einiger Zeit. Er sah, in welcher inneren Aufregung sich Fanny befand; er sah dann die Gesichter ihres Vaters und ihrer Mutter umdüstert und winkte den Beiden Milde und Schonung zu.

Als Fanny dann sich in ihrem Zimmer befand, trat sie an das Fenster und blickte nach dem düsteren Hinterhause hinüber. War es in Wirklichkeit, daß da drüben die funkensprühenden Gedichte entstanden waren, welche alle Welt

begeisterten? Sie fühlte ein tiefes, unbeschreibliches Wehe in ihrem Herzen. Sie weinte und weinte ohne Unterlaß. Es war, als ob ihr ganzes Wesen sich in Thränen auflösen wolle; dann klang es lind und leise, wie aus weiter Ferne zu ihr herüber, was sie selbst componirt hatte:

„Du meine süße Himmelsluft,
O traure nicht und laß das Weinen;
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen!"

Ihre Thränen flossen langsamer; sie versiechten endlich; aber noch lange, lange Zeit saß das schöne Mädchen angekleidet auf dem Rande ihres Bettes, den traurigen Blick durch das Fenster gerichtet. In ihrem Herzen war es jetzt still geworden, obgleich ein zwar leises aber tiefes Weh sich um dasselbe legte. Doch neben diesem Weh wurde, ihr fast unbemerkt, ein Gefühl des Stolzes wach. Sie war die Nacht, die herrliche, lichtfunkelnde südliche Nacht; sie war es, die den Dichter zu dieser unvergleichlichen Schilderung begeistert hatte; sie war es, von welcher er geschrieben hatte

„Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Krystallen."

War sie wirklich so schön? Hatte sie diese Begeisterung eines gottbegnadeten Dichters verdient? Sie fragte es sich nicht, und sie sagte es sich nicht; aber sie senkte in Demuth das schöne Haupt und faltete die Hände.

Durfte man das, was sie bei'm Gedanken an Bertram fühlte, Liebe nennen? Nein und abermals nein. Sie war die hochgeborne Tochter der Aristokratie, und er war der Sohn des armen, vor Schreck gestorbenen Schneiders. Die Kluft, welche zwischen Beiden lag, ließ gar keinen Gedanken an irgend welche tiefere Sympathie aufkommen. Aber doch, doch und doch war er nicht nur der Schneidersson, nicht nur das arme Kind des Proletariats, sondern er war auch Hadschi Omanah, der Dichter der „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder." —

Kurz nachdem der Fürst sich von Baronin Ella verabschiedet hatte, war der Baron, ihr Mann, bei ihr eingetreten. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen, als er sagte:

„Du hattest Besuch?"

„Ah, Du hast spionirt!" antwortete sie.

„Du bedienst Dich da eines höchst unpassenden Ausdruckes. Man braucht nur ganz zufällig am Fenster zu stehen, um die Equipage Deines Anbeters zu bemerken!"

„Vielleicht bete ich ihn mehr an, als er mich!" bemerkte sie piquirt.

„Nun, so betet einander nach Kräften an. Ein Bischen mehr oder weniger wird keinen allzu großen Unterschied machen. Nur stelle ich die Bedingung, daß es nicht bei der bloßen Anbetung bleibe!"

„Es fragt sich, ob ich mir die Bedingungen gefallen lasse; der Fürst nun wohl ganz und gar nicht."

Er ließ sich bequem in einen Sessel nieder, richtete das Lorgnon auf sie, betrachtete sie unablässig aufmerksam und sagte:

„War er nicht liebevoll genug?“

„Pah! Du erwarteſt doch wohl nicht eine Antwort?“

„Nein, denn ich kenne Dich. Aber Du biſt ſo ſchlecht der Laune, daß ich wirklich annehmen muß, daß der Unartige wohl gar den Abſchiedskuß vergeſſen hat.“

„Wenn Du nur kommſt, um mich Deine Ironieen koſten zu laſſen, ſo kannſt Du wieder gehen!“

„Ich werde bleiben, weil mich noch ein anderer Grund zu Dir führt. Als ich ſeine Equipage erblickte, dachte ich an das Verſprechen, welches Du mir gegeben haſt.“

Er blickte ſie erwartungsvoll an; da jedoch keine Antwort erfolgte, fuhr er mit Betonung fort:

„Darf ich um eine Erklärung bitten?“

„Darf ich um den Wagen bitten?“

„Wozu?“

„Ich fahre aus.“

„Wohin?“

„Zum Fürſten.“

Sein Geſicht erheiterte ſich. Er betrachtete ſie mit einem wohlgefälligem Lächeln, ließ das Augenglas fallen und ſagte:

„Ah! So raſch geſiegt?“

„Ich bin es gewöhnt,“ antwortete ſie ſchnippiſch.

„Hm!“ huſtete er.

„Wie? Moquirſt Du Dich etwa? Habe ich nicht ebenſo ſchnell auch über Dich geſiegt?“

„Pah! Wozu dieſe Erinnerungen!“

„Weil ich, wie Du ja ſelbſt ſagſt, bei ſchlechter Laune bin. Die habe ich aber nur in Deiner Gegenwart!“

„Schön! Ich verſtehe dieſe Andeutung und werde mich zurückziehen, da mir ſonſt auch meine gute Laune ſchwinden würde. Vorher aber muß ich doch fragen, was Du bei'm Fürſten zu thun gedenkſt!“

„Was Anderes, als mir von ihm huldigen zu laſſen!“

„Dieſes Vergnügen gönne ich Dir, doch hoffe ich, daß Du dabei auch an mein Vergnügen denken wirſt.“

„Ich werde möglichſt Umſchau halten.“

„Das iſt ſehr nothwendig, da ich mich veranlaßt ſehe, dem Fürſten während der heutigen Nacht einen Beſuch zu machen.“

„Ah!“ rief ſie überraſcht. „Warum ſo bald?“

„Einer ſeiner Diener iſt zu uns getreten. Da dieſer Mann ſeine Stellung in Kurzem quittirt, bin ich gezwungen, mich ſo zu beeilen. Es würde mir äußerſt angenehm ſein, von Dir einen genügenden Fingerzeig zu erhalten.“

„Ich werde natürlich mein Möglichſtes thun. Aber, biſt Du dieſes Mannes auch ſicher? Der Fürſt iſt nicht der Character, einem ſeiner Diener Veranlaſſung zu einem ſolchen Verrathe zu geben.“

„Pah! Er ist bis zum Exceß geizig!“

„Wirklich?“

„Gewiß. Ich habe mir haarsträubende Dinge über seine Sparsamkeit erzählen lassen.“

„Hm! Möglich! Vielleicht liegt in diesem Geize die Veranlassung zu der Zurückgezogenheit, in welcher er sich gefällt.“

„Ohne allen Zweifel! Wann fährst Du?“

„Wenn ich Toilette gemacht habe.“

„Natürlich bringt er Dich zurück?“

„Wenigstens hat er mir seinen Wagen versprochen.“

„Ich möchte Dich bis zehn Uhr zurück erwarten. Wird Dir das möglich sein?“

„Warum so früh?“

„Aus zwei triftigen Gründen. Erstens muß ich doch meine Vorbereitungen zu dem erwähnten Besuche treffen, und zweitens habe ich mit dem berühmten Künstler Bormann um Mitternacht einen kleinen Spaziergang vor.“

„Doch nicht nach der Frohnveste zu seinem Bruder?“

„Grad dieses!“

„Höre, sei nicht zu wagehalsig! Nimm Dich in Acht!“

„Pah! Woher kommt Dir diese plötzliche Sorge um mich? Oder beteſt Du auch mich noch an? Im Stillen natürlich nur, so pseudonym ungefähr!“

„Pah! Brich meinetwegen den Hals!“

„Meinst Du, der Wittwenschleier werde Dich gut kleiden? Ich gebe Dir zu bedenken, daß Du mit mir zu Grunde gehen würdest. Ueber Deine Zärtlichkeiten magst Du nach Belieben verfügen; auf Deine anderweite Beihilfe aber kann ich nicht verzichten. Wir bleiben Compagnons, so lange wir leben. Apropos! Weißt Du Neues von diesem Bertram?“

„Nein.“

„Er ist verrückt geworden.“

„Er kann mich eigentlich dauern!“

„Pah! Er erhält seinen verdienten Lohn. Was hat er sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Dieser Knabe oder vielmehr Bube ist schuld, daß der Riese ergriffen wurde.“

„Ich denke der Fürst des Elendes hat Anzeige erstattet?“

„Das mag sein; aber nach Dem, was ich gehört habe, hätte der Riese durch das Fenster entkommen können, wenn nicht Bertram die Aufmerksamkeit auf dasselbe gezogen hätte. Morgen wird man den Letzteren nach dem Friedhofe bringen, wo er bei der Beerdigung seines Vaters zugegen sein soll.“

„Wozu das?“

„Meiner Ansicht nach ein ganz unnützer Bühnencoup! Man denkt, ihn durch den Eindruck der Trauerfeierlichkeit wieder zum Bewußtsein zu bringen.“

„Hm! Müssen die anderen Geschwister auch mit?“

„Jedenfalls.“

Auch die reizende Marie Bertram?“

Sie blickte ihn dabei, um ihn zu ärgern, höhnisch von der Seite an. Er bemerkte das, antwortete aber in ruhigem Tone:

„Auch sie!"

„So wirst Du ihr Urlaub geben?"

„Urlaub? Wieso?"

„Nun, darf sie ohne Deine Genehmigung ausgehen?"

„Ich weiß wirklich nicht, was Du sprichst. Du redest manchmal so dummes Zeug, daß ich recht drastisch daran erinnert werde, daß die jetzige Baronin von Helfenstein einst die Kammerzofe einer echten Helfenstein gewesen ist."

„Franz!"

Sie hatte sich erhoben und das Wort in drohendem Tone ausgesprochen. Beim Vornamen pflegte sie ihn nur dann zu nennen, wenn sie die Absicht hatte, ihm ihre Uebermacht fühlen zu lassen. Jetzt aber nahm er gar keine Notiz davon. Er strich sich die Spitzen seines Bartes aus und sagte:

„Ich muß wirklich gestehen, daß Du keine sehr gute und aufmerksame Hausfrau bist. Wärst Du eine solche, so würdest Du vor allen Dingen die Zu- und Abgehenden unserer Bedienung kennen. Wie es scheint, ist es Dir bereits entfallen, daß Du diese Marie Bertram, weil sie Dir nicht genügte, sofort wieder aus dem Dienste entlassen hast!"

„Ich?" fragte sie erstaunt.

„Ja, Du! Ebenso werde ich, nicht Du, den Fürsten fortgejagt haben, wenn Du einst mit ihm unzufrieden bist."

„Ich verstehe! Aber das, was Du da andeutest, steht hier niemals zu befürchten!"

„Warten wir es ab! Also bis zehn Uhr wirst Du zurück sein. Gelingt der Coup, wie ich erwarte, so weißt Du, daß ich nicht so geizig bin wie Dein anbetender Fürst. Seine Wohnungen sollen von Kostbarkeiten strotzen. Was aber kann mir an Uhren und dergleichen liegen, mögen sie auch noch so werthvoll sein! Die Hauptsache ist, daß Du erfährst, wo sich seine Juwelen befinden. Haben wir die, so werden wir sogar seine Baarschaften liegen lassen. Der eiserne Geldschrank würde uns doch nur schlimme Arbeit machen. Von dem Hofjuwelier aber weiß ich, daß der Fürst bei ihm einen ungeschliffenen Diamanten im Werthe von einer halben Million taxiren ließ. Und solcher Steine soll er viele haben. Je liebenswürdiger Du mit ihm bist, desto offenherziger wird er gegen Dich sein und desto leichtere Arbeit werden wir dann haben."

Sie zuckte verächtlich die Achsel.

„Man sieht abermals, wie nothwendig ich Dir bin," sagte sie. „Aber — arbeitest Du selbst mit?"

Sie betonte das „arbeiten" stark. Natürlich hatte sie die Absicht, ihn mit diesem Terminus technicus zu beleidigen; er aber fragte im gleichmüthigsten Tone:

„Warum erkundigst Du Dich?"

„Ich halte das Unternehmen nicht für ungefährlich. Der Fürst ist ein ungewöhnlicher Mann!“

„Ah, Du liebst mich dennoch! Ich danke Dir! Du bist außerordentlich besorgt um mich! Ich bin glücklicher Weise in der Lage, Dein banges Herz zu beruhigen. Ich werde zwar das Unternehmen leiten, das Palais aber nicht selbst betreten. Du kannst also ohne Sorge auf meine Rückkehr warten!“

„Spotte immerhin! Seit dem Auftauchen dieses sogenannten Fürsten des Elendes sind Euch alle Eure bedeutenderen Unternehmen mißglückt. Nehmt Euch wenigstens heute in Acht!“

Sie ließ ihn stehen und begab sich in das Nebenzimmer. Dort lauschte sie, bis sie hörte, daß er sich entfernte. Dann verließ sie ihre bisherige Kaltblütigkeit. Sie schlug die Hände zusammen und sagte in einem fast rauh von ihren Lippen kommenden Tone:

„Ein wahrer Diamant im Werthe von einer halben Million! Und er hat noch viele solche Steine! Herrgott, wären sie mein! Ich würde frei und unabhängig sein. Ich könnte mich von diesem Baron von Helfenstein trennen, wenn auch nicht durch die Scheidung so doch factisch. Es nimmt mit ihm auf alle Fälle einmal ein schlimmes Ende! Zwar kann ich jetzt auf den Fürsten rechnen; aber auf wie lange? Seine Frau werden? Niemals! Das ist eine Unmöglichkeit, obgleich ich ihn unendlich liebe. Ich könnte die geringste seiner Dienerinnen sein und mich doch unsagbar glücklich fühlen! Liebt er mich wirklich wieder, so hat eine solche Liebe doch nicht ewig Bestand. Zwar bin ich noch immer schön, doch wird auch das nur kurze Jahre oder gar bloße Monate währen; dann ist's vorüber, und er verläßt mich. Diese Steine würden mich für immer sicher stellen. Entdecke ich sie, so werden sie geraubt und ich — ich habe nichts davon. Ist es da nicht besser, ich versuche, sie in meinen Besitz zu bringen, ohne daß der Baron etwas davon ahnt? Es wird dann heißen, sie seien von dem „Hauptmanne“ geraubt worden, und kein Mensch sucht sie bei mir. Einen davon müßte ich sofort verwerthen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Der Jude Salomon Levi ist der geeignete Mann dazu. Heute habe ich meine ganze Zukunft in den Händen. Ich werde so handeln, daß ich mich nicht später selbst auszulachen brauche!“

Sie klingelte ihrer Zofe, um Toilette zu machen. Als dann später ihr Wagen vor dem Palais des Fürsten hielt, war dieser erst vor Kurzem zurückgekehrt. Doch waren bereits alle Vorkehrungen zu ihrem Empfange getroffen.

Anton, der Diener und eigentliche Geheimpolizist, stand vor ihm, um seine Andeutungen zu verdeutlichen.

„Wie kommt es, daß Ihr auf den Ball verzichtet?“ fragte der Fürst.

„Das Zöfchen hat sich mit einer Freundin, die mit geladen ist, gezankt. Darum geht sie nicht.“

„Aber sie hat Dich zu sich bestellt?“

„Ja. Darf ich um Erlaubniß bitten?“

„Gewiß! Mir ist es außerordentlich lieb, daß Du heute bei Helfensteins bist. Wird Dich die andere Dienerschaft sehen?“

„Nein. Ich leide an stiller Liebe."

„Schön. Die Baronin kommt zu mir. Ich weiß nicht, wie lange sie sich verweilen wird, aber es wäre mir von größter Wichtigkeit, wenn Du sie nach ihrer Heimkehr beobachten könntest."

Anton zog ein sehr pfiffiges Gesicht und antwortete:

„Man müßte das ganz außerordentlich dumm anfangen."

„Wieso?"

„Sich von der Baronin überraschen lassen."

„Wärst Du es nicht, der das sagt, so würde ich Dich für einen großen Dummkopf halten. Bei Dir aber hat sich hinter diese Dummheit sicher ein guter Gedanke versteckt."

„Ich denke es!"

„Du meinst doch nicht etwa, erwischen lassen?"

„Fällt mir nicht ein! Ueberraschen lassen und erwischen lassen, das ist jedenfalls ganz Zweierlei."

„Ich errathe! Du beabsichtigst, Dich im Zimmer der Baronin überraschen zu lassen?"

„Ja. Ich werde das Zöfchen zu überreden wissen, daß wir dort am Allersichersten sind."

„Dann kommt plötzlich die Baronin. Du hast keine Zeit, Dich zu entfernen und versteckst Dich bei ihr, um sie zu beobachten?"

„So ist es. Das Zöfchen wird vor Angst vergehen, ich aber werde in aller Ruhe meine Beobachtungen anstellen."

„Du magst der Zofe sagen, daß die Baronin erst um Mitternacht heimkehren werde, und ich sorge dafür, daß sie eher kommt. Aber das, was ich beobachtet wünsche, wird im Schlafzimmer geschehen, wenn mich meine Vermuthung nicht täuscht."

„So verstecke ich mich dort. Mir ganz gleich. Vielleicht unter das Bett. Da bin ich am sichersten."

„Wie Du dann heraus kommst, das ist natürlich Deine Sache!"

„Nichts leichter, als das! Ich warte, bis die gnädige Frau eingeschlafen ist, und schleiche mich dann hinaus, wo die Zofe mich jedenfalls erwarten wird."

„Ich vertraue Deiner Gewandtheit. Es ist möglich, daß sich meine Vermuthungen als trügerisch erweisen, aber ich muß auf den betreffenden Fall vorbereitet sein. Habe ich mit meiner Ahnung das Richtige getroffen, so halte ich von der Heimkehr der Baronin an in der Nähe ihrer Wohnung Wacht. Du findest mich am großen Brunnen lehnend. Ah, es klingelt! Sie kommt! Du kannst gehen!"

Anton entfernte sich, und der Fürst ging der Baronin entgegen. Nachdem sie abgelegt hatte, führte er sie direct in sein Arbeitszimmer. Er wollte sie mit Absicht in die unmittelbare Nähe seines Toilettenzimmers, in welchem sich seine Werthsachen befanden, placiren.

Sie war nur eilig durch einige Gemächer geschritten dennoch war sie ge-



V.S. S. 412.

18.

„Entschuldigung, mein Fräulein!"

blendet von dem Reichthume, der ihr da entgegen strahlte. Sie kam sich wie ein armes Weib gegen diesen Krösus vor, dem doch dieser Glanz sehr gleichgiltig zu sein schien.

„Verzeihung, daß ich Sie nicht zum Salon nöthige!" sagte er. „Liebe Personen pflegt man im trauteren Raume zu empfangen."

„Ich habe nicht zu verzeihen, sondern zu danken," antwortete sie geschmeichelt. „Der Salon würde erkältend wirken, während ich mich hier in dem Raume, der Ihr engeres Wirken sieht, als zu Ihnen gehörig fühlen darf."

Das Gespräch bewegte sich in rein freundlicher Weise, obgleich sie sich alle Mühe gab, es auf das Gebiet der Liebe hinüber zu spielen. Aber stets, wenn sie zärtlich zu werden drohte, warf er ihr ein Wort entgegen, vor dem sich ihre allzu große Wärme flüchten mußte. Dann kam Adolf, um zu serviren.

„Ein kleines Souper unter Zweien, meine Verehrteste," sagte der Fürst. „Leider mangelt meinem Heim das weibliche Princip. Ich werde um Nachsicht zu bitten haben!"

„Das weibliche Princip ist heute zugegen," antwortete sie. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu zeigen, wie angenehm es sein würde, wenn eine Fürstin von Befour hier die Honneurs machte!"

Sie legte ihm vor. Dabei war sie bemüht, bald mit der Hand bald irgend wie mit ihm in Berührung zu kommen. Er suchte dies möglichst zu vermeiden. Er blieb freundlich und zuvorkommend, hütete sich aber, zärtlich zu werden.

Sie trug ein dünnes, sehr eng anliegendes Kleid mit einer weiteren, leichten Uebertaille. Als zu erwarten stand, daß der Diener nun nicht mehr kommen werde, heuchelte sie eine kleine Ungeschicklichkeit und ließ einige Tropfen des Fruchtmêlé auf sich fallen. Sie that, als ob sie erschrecke und sagte:

„O weh! Daheim braucht man nicht so vorsichtig zu sein!"

Sie erwartete, daß er sie auffordern werde, sich ganz als daheim zu denken; da dies aber nicht geschah, fügte sie hinzu:

„Oder bin ich wirklich bei Ihnen fremd?"

„Liebe Baronin!" war er jetzt gezwungen zu antworten. „Ich hoffe doch nicht, daß wir uns so fern stehen!"

„Nun, dann will ich speisen wie bei mir!"

Sie legte die Uebertaille ab, und nun zeigte es sich, daß das Kleid ganz à la Rafflesia ausgeschnitten war. Jetzt meinte sie, dem Siege entgegen zu gehen; aber ihre Hoffnung erwies sich als trügerisch. Der Fürst blieb sich gleich.

Sie war darüber voll innerlichem Aerger; äußerlich aber meinte sie, sich nicht das Mindeste merken zu lassen. Einen solchen Menschenkenner aber, wie der Fürst war, konnte sie nicht täuschen. Er sah, als der Champagner kommen sollte, sich gezwungen, das Zimmer zu verlassen und ihn selbst zu holen, um dem Diener nicht den Anblick dieser decolletirten Frau preiszugeben. Jetzt sah sie sich für einige Augenblicke allein. Sie stampfte mit dem silbernen Griffe des Messers auf und knirrschte:

„Vergebens! Seine Liebe ist eine Lüge, oder er besitzt das kalte Blut eines Fisches. Kein Anderer könnte widerstehen! Mein Vorsatz ist gefaßt: Ich erwarte nichts von der Liebe, sondern Alles nur von meiner Geschicklichkeit. Die Diamanten! Die Diamanten! Wo mögen Sie sein? Wo mag er sie haben?"

Er kehrte zurück. Der Champagner perlte in die Gläser; eine, zwei, drei Flaschen wurden geleert — der Fürst blieb, wie er war. Da machte sie ihm endlich direkte Vorwürfe über seine zurückweisende Kälte.

„Bedürfen Sie denn keines Unterrichts mehr?" fragte sie, indem sie ihren Stuhl dem seinen näher rückte.

Er lächelte ihr freundlich entgegen; aber seine Stimme klang gleichgiltig, beinahe kalt, als er antwortete:

„Liebe Ella, Sie dürfen mich nicht veranlassen, ein unhöflicher Wirth zu sein. Einem so lieben Gast darf ich doch unmöglich die Arbeiten, Sorgen und Anstrengungen eines Lehramtes auferlegen. Sie sind jetzt Fürstin von Befour; ich darf Sie in ihren wirthschaftlichen Thätigkeiten nicht beeinträchtigen!"

Diese Worte gaben ihr den längst gesuchten Punkt, an welchem es möglich war, anzufassen. Sie antwortete:

„Fürstin von Befour? Und doch kenne ich mein Reich noch nicht."

„Es ist auf diesem Continente nicht sehr groß. Es erstreckt sich nur auf dieses Haus und den Garten.

„Desto mehr muß ich besorgt sein, es kennen zu lernen!"

Sie ahnte nicht, daß sie dem ihr weit überlegenen, fein berechnenden Manne mit ihrem Wunsche in die Hände arbeitete. Scheinbar zögernd, gab er ihr nach einer kurzen Pause zur Antwort:

„Ich habe allerdings versprochen, Ihnen meine kleinen Herrlichkeiten zu zeigen; aber wir sind noch beim Nachtische!"

„Ich bin zu Ende, und auch von Ihnen bemerke ich, daß Sie sich nicht mehr mit dem Tische beschäftigen."

„So darf ich Sie zu einem Rundgange einladen?"

„Ich wünsche mir keinen anderen Cicerone, als nur Sie allein!"

Das war eine sehr verständliche Andeutung, daß er auf die Begleitung eines Dieners verzichten solle; aber der Fürst sah ein, daß sich dann während eines Rundganges durch den Palast für sie hundertfach Gelegenheit bieten werde, inniger zu werden, als er es beabsichtigte. Darum antwortete er leichthin:

„Leider wird Adolf gezwungen sein, uns die unerleuchteten Zimmer zu erhellen!"

Er erhob sich, und sie folgte seinem Beispiele. Sie nahm seine Bemerkung als einen Wink, die Uebertaille wieder anzulegen. Sie mußte einsehen, daß die Schlacht verloren sei. Während ihr Gesicht vor Freundlichkeit glänzte, klopfte ihr das Herz fast laut vor innerem Zorn. Sie wollte sich rächen, rächen, rächen! Und doch, wenn ihr Auge auf den neben ihr durch die Räume Schreitenden fiel, wallte es in ihr auf vor Liebe, vor übermäßiger,

leidenschaftlicher, thörichter Liebe und Zärtlichkeit. Es war so, wie er zu sich gesagt hatte: Sie war seine Sklavin geworden; sie konnte nicht mehr von ihm lassen. Je kälter er sich zeigte, desto tiefer grub sich die Liebe in ihre Seele; ihr Zorn, ihr momentanes Verlangen nach Rache waren ja nur eine ganz natürliche Folge ihrer Leidenschaft.

So durchschritten sie, von Adolf geführt, welcher einen goldenen, sechsarmigen Leuchter trug, alle disponiblen Räume des Palastes. Hatte sie sich bereits vorher geblendet gefühlt, so war sie jetzt fast erdrückt unter der Last des Reichthums, der ihr von überall entgegenblickte. Sie sah Hunderte von Gegenständen, deren Namen sie nicht einmal kannte. Was waren die Häupter der hiesigen Haute-volée, was war auch der Baron, ihr Mann, gegen diesen indischen Nabob!

Und dabei erzählte er ihr mit einigen kurzen, ganz gleichgiltig hingeworfenen Worten, daß sein Vermögen sich in Indien befinde, diese Besitzung hier aber nur eine Art augenblicklicher Unterschlupf sei.

Endlich kehrten sie in das Arbeitscabinet zurück. Sie warf sich fast ermüdet, sicher aber enttäuscht, auf einen Sessel nieder.

„Durchlaucht," sagte sie, „man ist mit Gewalt, mit wahrer Gewalt gezwungen, Sie zu beneiden! Es fehlt Ihnen allein nur ein Wesen, welches diese Reichthümer mit Ihnen theilt, wodurch Sie sich erst in den wirklichen Genuß derselben setzen würden. Es fehlt Ihnen das liebende und geliebte Weib, welches, mit Ihren Brillanten geschmückt, Sie und Ihr Leben mit Rosen bekränzen würde."

Er verstand die Erwähnung der Brillanten sofort. Ein kurzes, überlegenes Lächeln zuckte um seinen Mund, dann machte er eine halb elegische, halb wegwerfende Handbewegung und sagte:

„Pah! Nicht Schätze machen glücklich! Ich war nicht immer so reich, und bevor ich es war, fühlte ich mich glücklicher. Ein einziger, warmer Sonnenstrahl ist dem Erdenleben mehr werth, als aller Goldesglanz, ein Blick des Himmelsblau durch Wolkengrau ist köstlicher, als die Saphire aller Diademe und Kronen, und ein frischer, grüner Grashalm hat für die lebende Natur mehr zu bedeuten, als ganze Hände voll glänzender Smaragde. Was haben Sie gesehen? Die häusliche Einrichtung eines einsamen Mannes. Ein einziger meiner Steine und Brillanten wiegt alles Dieses auf; aber reicht ihr ganzer Werth hin, mein Leben um eine einzige Secunde, um den millionsten Theil eines Augenblickes zu verlängern?"

Sie hob den so geschickt hingeworfenen Köder sofort auf.

„Steine, Brillanten besitzen Sie?"

„Einige," antwortete er gleichmüthig.

„Aber ich sah sie ja noch nicht!"

„Ich wußte nicht, daß Sie sich für diese todte Welt interessiren."

„Todte Welt!" rief sie aus. „Ist der Glanz kein Leben? Ist er nicht ebenso ein Leben, wie der Duft Leben ist? Giebt es ein weibliches Wesen, welches sich nicht für Schmuck und Kleinod interessirt, ja begeistern kann?"

„Sie haben Recht. Ich sehe ja, daß Sie bereits förmlich begeistert sind. Aber, Sie müßten mir in meine Toilette folgen."

„O, wenn es gilt, Brillanten zu betrachten, da ist man nicht prüde, da folgt man selbst dem fremdesten Herrn noch weiter, als bis in die Toilette!"

„So bitte, kommen Sie!"

Er trat in das Nebengemach. Es war dies ein mit dem äußersten Luxus ausgestattetes Ankleidegemach. In die Augen fielen besonders zwei Möbel, nämlich ein großer, feuerfester Geldschrank, und sodann ein zweiter Schrank, hoch, breit und mit den feinsten Hölzern nach chinesischer Manier ausgelegt. Der Fürst deutete auf den Ersteren.

„Das ist meine Casse," sagte er. „Erschrecken Sie leicht?"

„Nein," antwortete sie.

„So bitte, betrachten Sie sich zuerst diesen Schild aus Stahlketten. Er ist von bester luzonischer Arbeit und von dem berühmtesten igorotischen Waffenschmied angefertigt. Ich gebrauche ihn als Kugelfang."

Er deutete auf einen dem Geldschranke grad gegenüber an der Wand befestigten Schild, der aus lauter kleinen und größeren zu conzentrischen Rosetten vereinigten und in einander laufenden Stahlringen, welche aber wie reines Silber glänzten, gefertigt war. Diese Arbeit war wirklich künstlerisch; er mußte sie theuer bezahlt haben.

„Als Kugelfang?" fragte sie. „Wieso?"

„Passen Sie auf!"

Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche und warf ihn, seitwärts stehend, auf den Fußboden vor den Schrank. Augenblicklich ertönte ein fürchterliches Krachen, Blitze zuckten; eine ganze Reihenfolge von Schüssen hatte sich entladen, und das Zimmer war von dichtem Pulverdampfe erfüllt.

„Herr, mein Gott!" rief sie im höchsten Grade erschrocken.

Sie wollte nach der Thür eilen. Er aber sagte in beruhigendem Tone: „Bleiben Sie! Sie standen und stehen ja nicht in Schußlinie!"

Er trat zum Fenster und öffnete es, damit der Rauch abziehen könne; dann wendete er sich wieder zu ihr:

„Bereits der kleine Druck, den das Gewicht eines Schlüssels hier auf den Fußboden ausübt, reicht hin, die Batterie zu entladen; wie viel sicherer wird dies geschehen, wenn ein Mensch, ein Dieb hinzuträte, um ohne mein Wissen und ohne meine Erlaubniß die Casse zu öffnen!"

Der Rauch verzog sich. Man konnte den Geldschrank wieder deutlich sehen, aber es war nicht zu bemerken, von woher die Schüsse gekommen waren. Der Fürst öffnete mit Hilfe eines Schlüssels und indem er an einem Buchstabenzirkel drehte.

„Sehen Sie jetzt, meine Gnädigste!" sagte er. „Das Schloß ist nur von Einem zu öffnen, der das Geheimniß kennt. Sollte es dennoch einem Unberufenen gelingen, der auch von den vorigen Schüssen nicht getroffen worden wäre, so würde er sicherlich nun von einer tödtlichen Salve empfangen.

V. S.

Hier sehen Sie die Läufe! Die Schüsse gehen nur aus dem Grunde nicht los, weil mir der Griff bekannt ist, mittelst dessen man die Hähne in Ruhe versetzt."

Hinter den beiden geöffneten Thüren starrten eine ganze Anzahl drohender Läufe entgegen.

„Glauben Sie, daß ein Dieb mich bestehlen kann?" fragte er.

„Nein," antwortete sie.

Sie sagte das aus vollster Ueberzeugung. Sie war jetzt sicher, daß der heutige Einbruch nicht viel ergeben werde. Die Juwelen befanden sich ja ganz sicher in diesem Verwahrungsorte. Um sich aber doch zu überzeugen, fragte sie:

„Natürlich befinden sich Ihre Steine und Brillanten auch in diesem Schranke?"

Er verschloß den Schrank wieder und antwortete unter einem feinen Lächeln, dessen Bedeutung sie allerdigs nicht verstand:

„Nein. Sie sind an einem viel sichereren Orte aufbewahrt. Hier befinden sich nur meine Gelder und Papiere. Sehen Sie hier!"

Er hob den Schlüssel auf, welchen er vorhin zu Boden geworfen hatte und öffnete mit demselben die breiten Doppelthüren des zweiten Schrankes. Er war von unten bis oben hinauf mit Büchern gefüllt, deren mit Goldschrift versehene Rücken ihnen entgegenglänzten.

„Ah, Ihre Bibliothek!" sagte sie enttäuscht.

„Das scheint nur so!" antwortete er. „Nehmen Sie zum Beispiel einmal diesen Band, und prüfen Sie seine Schwere!"

Er nahm eines der Bücher heraus und gab es ihr in die Hand. Es wog sehr schwer, und als sie den Band genauer betrachtete, bemerkte sie, daß es kein Buch sondern ein Holzkästchen war.

„Da, wo man ein Buch öffnet, macht man auch hier auf," sagte der Fürst. „Probiren Sie es einmal, Baronin!"

Sie öffnete und stieß einen Ruf des Erstaunens aus. Sechs kostbare Bracelets glänzten ihr entgegen, mit Perlen, Rubinen und Smaragden ausgelegt Sie verschlang den Schmuck förmlich mit den Augen. So kostbare, fremdartige Arbeit hatte sie noch nicht gesehen.

„Mein Gott, welchen Werth müssen sie haben!" sagte sie.

„Nur sechzigtausend Gulden," antwortete er einfach. „Weiter!"

Er öffnete nun Buch um Buch, das heißt, Kasten um Kasten. Aus jedem funkelte, flimmerte und brillirte es ihr entgegen, daß ihr die Auger zu schmerzen schienen. Berloques, Ringe, Ketten, Arm- und Halsbänder, Brochen, Boutons, Arm- und Fußspangen, alle, alle Arten von bekannten und fremdartigen Schmuckgegenständen waren da zu sehen, theils einfach massiv in Gold oder Silber oder, was meist der Fall war, mit den werthvollsten Steinen und Perlen ausgelegt. In riesigen Folianten befanden sich massiv goldene Gefäße oder Theile von Gegenständen, welche nur zusammengesetzt zu werden brauchen, um Leuchter und dergleichen zu bilden.

V. S.

Ella kam aus einer Art von Entzückung gar nicht heraus.

„Das ist allerdings wahr," sagte sie. „Diese Bibliothek ist tausendmal mehr werth als Ihr Palais mit all' seiner Einrichtung!"

„O, dieses kleine Bändchen ist mehr werth, als die ganze Bibliothek," sagte er, indem er ein Kästchen hervornahm, welches sie noch nicht in der Hand gehabt hatte. „Lesen Sie!"

Er hielt ihr den Rücken des scheinbaren Buches entgegen. Auf demselben war in französischen Worten zu lesen: „Les rois des pierres", zu Deutsch: „Die Könige der Steine". Er öffnete. In dem Kästchen befanden sich zwei unscheinbare, breitgedrückte Lederbeutel, so daß sie die Form des Buches angenommen hatten. Sie enthielten Steine von der Größe einer Erbse bis zu derjenigen einer großen Hasel- oder Lampertnuß, welche ganz und gar nicht das Aussehen hatten, als ob sie von irgend welchem Werthe seien.

„Was ist das?" fragte sie.

„Diamanten meist, auch Rubine, Saphire und Smaragde," antwortete er in einem Tone, als ob es sich nur um Kieselstücke handle.

Sie fühlte etwas wie Fieber durch ihre Adern und Nerven gehen. Also das waren die Schätze, nach denen sie trachtete! Sie machte den Deckel zu und gab ihm das Kästchen mit den „Königen der Steine" zurück, sonst hätte sie sich verrathen; er hätte ihre Aufregung bemerken müssen. Aber ohne daß sie es ahnte, beobachtete er sie scharf. Er sah das Zittern ihrer Hände; er sah, daß ihre Lippen zuckten, obgleich sie die Zähne zusammenpreßte; er sah auch den gierigen Glanz ihrer Augen, und nun wußte er gewiß, daß er recht vermuthet habe und daß er siegen werde.

„Was nun habe ich von diesen Schätzen?" fragte er. „Da stecken sie! Was für Nutzen bringen sie mir?"

Sie vermochte nicht, zu antworten; sie kehrten in das Cabinet zurück, wo Adolf bald den Thee servirte. Während sie diesen Letzteren einnahmen, war die Unterhaltung eine sehr wortkarge. Da drückte der Fürst auf die Glocke. Der Diener erschien.

„Ein Glas frischeres Wasser!" befahl der Fürst.

Das war das verabredete Zeichen. Nach kurzer Zeit kehrte Adolf mit dem Wasser zurück und meldete:

„Verzeihung, gnädiger Herr! Der Hausmeister — —"

„Was ist?" fuhr der Fürst auf, als ob er über diese Meldung, die ihm eine Störung in Aussicht stellte, ungehalten sei.

„Der Hausmeister wünscht Durchlaucht zu sprechen."

„Morgen! Ihr wißt ja, daß ich jetzt nicht zu sprechen bin!"

„Er sagt, es sei sehr dringend, es handle sich um die Rechnungsvorlage, welche morgen mit dem Frühesten —"

„Ah, so! Unangenehm, höchst unangenehm! Aber es ist wirklich dringend."

Nichts konnte der Baronin erwünschter kommen, als diese Unterbrechung. Sie hatte zu ihrer großen Freude bemerkt, daß der Fürst den Schlüssel des Juwelenschrankes nicht abgezogen hatte, sie sagte:

„Bitte, Durchlaucht, lassen Sie sich durch meine Gegenwart nicht bestimmen, etwas Nothwendiges und Dringendes zu vernachlässigen!“

„Auch wenn ich mich für zehn Minuten oder gar noch länger von Ihnen beurlauben müßte?“

Er wollte ihr hinreichend Zeit geben, ihr Vorhaben auszuführen.

„Auch dann!“ antwortete sie.

„Zehn Minuten wenigstens wird es währen. Sie sind zu gütig, meine Gnädige; aber da liegen Zeitungen und Illustrationen, mit denen Sie die kurze Einsamkeit auszufüllen vermögen. Adolf, sage dem Hausmeister, daß ich sofort komme. Er mag mich unten in seinem Zimmer erwarten, wo er ja die Bücher hat. Du aber gehst hinter in den Stall, um zu sehen, ob der Kutscher die Pferde für später bereit hält.“

Um die Baronin ganz sicher zu machen, gab er dem Diener einen scheinbaren Auftrag, der ihn eigentlich für einige Zeit entfernt hätte. Sie sollte überzeugt sein, daß sie allein und unbeobachtet sei.

„Zu Befehl, Durchlaucht!“ sagte Adolf und entfernte sich.

Er wußte natürlich, daß der Auftrag, den er erhalten hatte, nur eine Finte sei. Draußen zog er die Stiefel aus, versteckte sie und begab sich nach dem Toilettenzimmer. Dieses hatte zwei Thüren; die eine führte in das Cabinet, in welchem sich der Fürst mit seinem Besuche befand; durch diese Thür waren ja die Beiden in die Toilette getreten; die andere ging nach dem Corridore. Durch diese Letztere trat der Diener leise und unhörbar auf den Strümpfen ein, kroch unter den Tisch und ordnete die bis auf den Boden herabreichende Decke desselben so, daß er den Schrank und Alles, was bei demselben vorgenommen wurde, genau beobachten konnte.

Der Fürst trank sein Glas langsam aus, um dem Diener Zeit zu geben, seinen Lauscherposten einzunehmen, und entfernte sich dann. Die Baronin war allein.

Sie erhob sich von ihrem Sessel und lauschte. Sie war allein. Sie legte die Hand auf ihre stürmisch klopfende Brust und fragte sich:

„Soll ich, oder soll ich nicht? Hier die Angst um das Gelingen, die Furcht vor dem Ertapptwerden, und dort Schätze, die mir niemals wieder geboten werden! Ah! Er war kalt und zurückhaltend; er hat kein Herz! Die Steine müssen mir gehören!“

Sie öffnete die Thür des Vorzimmers und blickte hinaus. Es befand sich kein Mensch dort. Ueberall die tiefste Stille.

„Pah! Es ist nicht gefährlich! Es muß gelingen! Der Schlüssel steckt; ich habe mir die Stelle gemerkt, an welcher sich das Buch befindet; der Fürst ist fort und der Diener nach dem Stalle. Ehe dieser zurückkommt, muß es geschehen sein! Bis zur Nacht wird Niemand auf den Gedanken kommen, nach den Steinen zu sehen. Und dann werden ja die Einbrecher den Schrank ausleeren. Sie haben auch die Steine! Kein Mensch wird die Baronin von Helfenstein in Verdacht haben können! Vorwärts also!“

Sie warf noch einen zweiten Blick in das Vorzimmer und huschte dann

hinaus in den Toilettenraum. Sie schloß den Schrank auf und ergriff das Buch. Die „Könige der Steine", die in den Beuteln waren, verschwanden im Nu in ihrer Tasche. Sie stellte den scheinbaren Einband wieder an seinen Platz zurück, verschloß den Schrank und saß einige Augenblicke später in ruhiger Haltung wieder auf ihrem Sessel, eine Zeitung in der Hand.

Aber sie war nicht so ruhig, wie es den äußeren Anschein hatte. Ihre Pulse flogen; es flimmerte ihr vor den Augen, so daß die Buchstaben verschwammen, und die Taille wollte ihr zu eng werden."

„Fort! Nur fort!" hauchte sie.

Und doch bekam sofort die Ueberlegung die Oberhand.

„Nein," dachte sie, „ich muß bleiben! Ein zu schnelles Aufbrechen würde sicherlich Verdacht erregen. „Wenn ich dafür sorge, daß der Fürst nicht Zeit erhält, in den Schrank zu blicken, bin ich geborgen. Später mag es werden, wie es will!"

Nach einiger Zeit kehrte Befour zurück; er fand sie, scheinbar in die Zeitung vertieft.

„Welch Langeweile werden Sie gehabt haben, gnädige Frau!" sagte er im Tone des Bedauerns und der Entschuldigung.

„O, bitte, ich fand hier einen Modeartikel, dessen Inhalt mich lebhaft interessirte," antwortete sie.

„So darf ich also auf Ihre Verzeihung rechnen?"

„Von einer Verzeihung kann keine Rede sein. Sie haben ja gethan, was Sie thun mußten!"

Es entspann sich nun eine Unterhaltung, welche mit fieberhafter Lebhaftigkeit von Seiten der Baronin geführt wurde. Der Fürst war vom Diener noch nicht benachrichtigt worden; aber er beobachtete die schöne Frau und sagte sich:

„Sie ist erregt; sie giebt sich auffällige Mühe, mich zu fesseln, damit ich ja nicht auf den Gedanken komme, abermals in den Schrank zu gehen. Sie hat es gethan und ich habe gewonnen!"

Da trat Adolf ein und präsentirte auf einem silbernen Teller einen Brief.

„Von wem?" fragte der Fürst. „So spät am Tage correspondirt man doch nicht mehr."

„Der Kutscher übergab mir das Schreiben. Ein Livréediener, den er nicht kannte, bittet um Antwort."

Der Fürst öffnete das Couvert. Das inliegende Blatt enthielt die von Adolf geschriebenen Zeilen:

„Sie hat die zwei Beutel mit den Steinen genommen, sie stecken in ihrer Tasche."

„Die Nachricht ist erfreulich," nickte der Fürst. „Da muß ich mich allerdings zu einer Antwort bequemen."

Er nahm eine Karte und schrieb darauf:

„Nimm dann, wenn die Baronin heimkehrt, heimlich die Maske Nummer Zwei mit auf Deinen Tritt."

Er steckte die Karte in ein Couvert, adressirte scheinbar, gab das Couvert an den Diener und sagte:

„Laß dem Ueberbringer ein Glas Wein geben! Und meine Empfehlung an Seine Excellenz!"

Damit war die Sache abgemacht. Der Diener entfernte sich, und die Unterhaltung zwischen den Beiden begann von Neuem, wurde aber von Seiten des Fürsten mit Absicht so flau geführt, daß die Baronin die Gelegenheit ergriff, zu sagen:

„Ich finde, daß Sie heut ein wenig angegriffen sind."

„Ich hatte während der ganzen Nacht zu schreiben," antwortete er rücksichtslos

„So bedürfen Sie der Ruhe."

Sie erhob sich bei diesen Worten.

„O bitte, meine Gnädige. Ich fühle nicht das mindeste Bedürfniß darnach Ihre Gegenwart ist das Einzige, was ich mir wünsche."

Sie schlug ihn scherzhaft mit der Hand auf den Mund und antwortete

„Schmeichler! Ich werde Sie nun grad damit bestrafen, daß ich mich verabschiede. Wann werde ich Sie bei mir sehen?"

„Morgen gewiß!"

„Schön! Ich werde Sie mit Sehnsucht erwarten."

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff dieselbe, sagte aber

„Schon jetzt uns verabschieden? Wollen Sie grausam sein?"

„Grausam? Wieso?"

„Ich hatte geglaubt, Sie begleiten zu dürfen."

„Ah, das ist mir angenehm! Also kommen Sie!"

Er selbst legte ihr im Vorzimmer den Pelz um die schönen, vollen Schultern. Auch der seinige hing da. Er zog ihn an und begleitete sie vor das Thor, wo die Equipage ihrer wartete. Adolf stand dabei. Er öffnete und schloß den Schlag und sprang dann hinten auf. Erst nun, da die Equipage sich in Bewegung setzte, fühlte sich die Baronin sicher. Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und legte sich dann behaglich in die Kissen zurück.

An ihrem Palais angekommen, half ihr der Fürst in eigner Person beim Aussteigen und verabschiedete sich dann mit größter Höflichkeit von ihr.

„Die Maske da?" fragte er den Diener, als die Baronin verschwunden war.

„Ja."

„Her damit. Ganz langsam zurückfahren!"

Die Equipage hatte kaum die Ecke der nächsten Straße erreicht, so ertönte aus ihr ein lautes Halt. Es stieg ein alter, grauköpfiger und graubärtiger Herr aus, den gewiß Niemand für den Fürsten gehalten hätte.

„Adolf, räume sofort den Juwelenschrank aus," gebot er, „und stelle die neue Bibliothek hinein. Bis Ihr mich braucht, werde ich zurückgekehrt sein."

Der Pelz und Hut blieb im Wagen zurück, der sich nun in Bewegung setzte. Der Fürst hatte jetzt eine Mütze auf.

Er ging nach dem Palais des Barons zurück. In der Nähe desselben gab es einen großen, monumentalen Brunnen mit einer riesigen Neptunsfigur.

An der Umfassungsmauer dieses Bauwerkes nahm der Fürst Posto. Er stand im Schatten, so daß er nicht leicht bemerkt zu werden vermochte, und konnte die ganze Front des Palais' überblicken.

Als die Baronin ihre Gemächer erreichte, war sie so mit sich beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, daß ihr die Zofe mit einer gewissen verlegenen Eile entgegentrat.

„Der Baron anwesend?" fragte sie.

„Ja, gnädige Frau. Er hat bereits einige Male nach Ihnen gefragt."

„Rufe ihn!"

Sie war so mit den Reichthümern, welche sie gesehen hatte, beschäftigt, daß sie es vorzog, sofort mit ihrem Manne zu sprechen. Sie begab sich gar nicht in ihre inneren Räume, sondern erwartete ihn in ihrem kleinen Salon. Er trat nach kaum einer Minute bei ihr ein.

„Hier?" fragte er. „Warum nicht im Boudoir?"

„Ah! Ich kann nicht warten. Was ich gesehen habe, hat mich um alle meine Ruhe und Fassung, fast möchte ich sagen, um den Verstand gebracht."

„Hm! Etwas irr bist Du ja stets gewesen!"

„Spotte nicht! Was ich Dir zu sagen habe, ist ganz außerordentlich. Du wirst morgen viele Millionen besitzen."

„Donnerwetter!"

„Gewiß!"

„Ist's gar so schlimm?"

„Ich habe diesen Fürsten für einen sehr, sehr reichen Mann gehalten, aber daß man ihn mit dem Großmogul vergleichen kann, das habe ich doch nicht geglaubt!"

„Du machst mich wirklich außerordentlich wißbegierig. Erzähle!"

„Komm her!"

Sie zog ihn zum Kamin, wo sie sich neben einander niederließen. Sie erstattete ihm mit beinahe flüsternder Stimme Rapport über Alles, was sie gesehen und erlebt hatte. Er hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, und die Spannung, welche sich in seinen Zügen ausdrückte, wuchs von Secunde zu Secunde. Natürlich verschwieg sie ihm aber, daß sie sich der Steine bemächtigt hatte.

„Donnerwetter!" fluchte er vor Freude, als sie geendet hatte. „Das wird ein Fang, wie er noch nicht dagewesen ist. Ich kann dann das Geschäft niederlegen."

„Das ist's allerdings, was ich Dir rathen will."

„Also der Schlüssel steckt?"

„Bis jetzt, ja. Möglich aber ist es, daß er abgezogen wird, wenn der Fürst nach Hause zurückkehrt."

„Was für ein Schloß ist es?"

„Ein gewöhnliches."

„Was für ein Schlüssel?"

„Ein Hohlschlüssel von mittlerer Größe."

„Kreischen die Thüren?"

„Nein, gar nicht.“

„Und die Zimmerthüren?“

„Auch nicht. Uebrigens sind sämmtliche Fußböden mit dicken Teppichen belegt, durch welche die Schritte gedämpft werden.“

„Steht das Bett des Fürsten in dem Toilettenraume?“

„Nein. Es muß in einem Nebencabinette stehen, in welchem ich aber nicht gewesen bin.“

„Giebt es dort Portieren oder Thüren?“

„Beides.“

„Hm! Das ist sehr vortheilhaft!“

„Aber der Geldschrank! Um Gotteswillen!“

„Pah! Wir werden ihm nicht zu nahe kommen. Wozu brauchen wir übrigens das Gold, wenn wir die Steine bekommen.“

„Du wirst doch Alles selbst in Empfang nehmen?“

„Natürlich!“

„Da werde ich nicht schlafen gehen können, bis ich es sehe.“

Er schüttelte lachend den Kopf und sagte:

„Was denkst Du da eigentlich! Du meinst, daß ich die Kostbarkeiten hierherbringen lasse?“

„Natürlich!“

„Bist Du verrückt?“

„Herr Baron!“

„Pah! Ich dachte, wir Beide brauchten uns nicht mit unnützen Höflichkeiten zu überschütten. Deine Ansicht ist eine vollständig verrückte und wahnsinnige.“

„Wieso?“

„Das siehst Du nicht ein? Heute Abend hat der Fürst Dir seine Schätze gezeigt, und einige Stunden später werden Sie geraubt. Wie nun, wenn man sie bei uns sucht?“

„Jetzt bist Du verrückt!“

„Denkst Du etwa, man wird uns aus Angst und Hochachtung fern bleiben? Bei einem solchen Raube macht die Polizei andere Augen und andere Anstrengungen als bei einem Kartoffeldiebstahle. Das kannst Du Dir denken.“

„Hm! Der Fürst wird allerdings rasend vor Wuth sein!“

„Das läßt sich denken. Ich wollte, ich stände bei ihm, wenn er den leeren Schrank erblickt! Gesegnete Mahlzeit!“

„Wohin aber lässest Du denn die Sachen schaffen?“

„In's geheime Depot natürlich.“

„Sind sie dort auch wirklich sicher?“

„Wie in Abrahams Schoß!“

„Aber leider werden wir auf den größten Theil dieser Schätze verzichten müssen. Das ist ärgerlich!“

„Wieso verzichten?“

„Nun, Deine Leute wollen doch ihren Antheil haben!“

„Den Teufel sollen sie erhalten, aber weiter nichts! Sie bekommen

ihren Lohn, nach Umständen ihre Gratification; aber was sie heut vom Fürsten holen, das gehört mir!"

„Wenn sie einverstanden sind!"

„Das wird sich finden. Uebrigens müßten sie unter allen Umständen sehr lange warten. Solche Gegenstände lassen sich nur schwer zu Geld machen. Und wenn sie ja die Köpfe schütteln sollten, nun, so verschwinde ich mit dem Schatze."

„Wohin?"

„Wohin? Höre, Du bist heute wirklich von einer ganz unvergleichlichen Naivität! Wohin? Hier bleibe ich natürlich!"

„Da haben sie Dich ja fest!"

„Unsinn! Keiner von ihnen weiß, daß der Baron von Helfenstein ihr Anführer ist. Der geheimnißvolle Hauptmann wird aufgehört haben, zu existiren. Ich habe dann, was ich brauche, und werde mein Leben genießen. Hast Du sonst noch Etwas zu bemerken, vielleicht Etwas vergessen?"

„Nein. Doch ersuche ich Dich nochmals dringend, bei diesem so außerordentlichen Streiche ja alle Vorsicht anzuwenden!"

„Natürlich! Ich werde sogar vorsichtiger sein, als Du denkst. Ich werde, während man bei dem Fürsten von Befour ausräumt, in feiner Gesellschaft sein."

„Ah! Ich denke, Du bist bei Deinen Leuten?"

„Nur bis zu dem Augenblicke, an dem ich sicher bin, daß Alles klappt. Um Mitternacht gehe ich in's Casino und bleibe dort bis zwei Minuten vor drei Uhr. Dann bin ich im Garten des Fürsten und einige Minuten später sitze ich wieder im Casino. Es handelt sich um das Alibi, welches ich beweisen will, wenn der Fürst ja auf den höchst dummen Gedanken kommen sollte, daß Dein heutiger Besuch mit dem Verschwinden seines Eigenthums im Zusammenhang stehe."

„Das ist alles ganz gut, aber —"

Sie schüttelte bedenklich den Kopf.

„Was, aber —"

„Wie nun, wenn Deine Leute Dir mit den Sachen durchbrennen?

„Das ist gar keine Möglichkeit! Meine Disciplin und meine eiserne Strenge — und durchbrennen? Es weiß ein Jeder, daß ich so Etwas unnachsichtlich mit dem Tode bestrafe. Meine Leute werden mir die Millionen bringen, ohne einen Heller davon anzurühren. Und — sagtest Du nicht, daß in jedem Kästchen ein Verzeichniß des Inhaltes liege?"

„Ja."

„Nun, so vergleiche ich diese Verzeichnisse mit dem Inhalte, und dann werde ich wissen, ob Etwas veruntreut worden ist. Wir stehen vor einem großen, entscheidenden Wendepunkte. Ich gehe jetzt. Wenn ich zurückkehre, bin ich ein Krösus. Gute Nacht!"

Der Gedanke an die Reichthümer, welche sein Eigenthum werden sollten, hatte ihn in eine so gute Laune versetzt, daß er ihr die Hand zum Abschiede

reichte, was seit langer, langer Zeit nicht mehr vorgekommen war. Er drehte sich sogar, bereits an der Thür angekommen, noch einmal zu ihr um und sagte:

„Du wirst Dich natürlich in fieberhafter Aufregung befinden?“

„Das kannst Du Dir denken!“

„Und nicht schlafen können! Ich begreife das. Aber ich warne Dich, dem Personale Etwas davon merken zu lassen. Die That wird eine furchtbare Revolution hervorbringen, und da kann man nicht vorsichtig genug sein. Lege Dich zur gewöhnlichen Zeit zur Ruhe, auch wenn Du nicht zu schlafen vermagst!“

Er ging, und nun erst begab sie sich durch das Boudoir in das Schlafgemach, wo die Zofe ihrer harrte, um ihr beim Entkleiden behilflich zu sein.

Dabei irrten die Blicke des Mädchens viel und mit besorgtem Ausdrucke zu dem Bette hin. Die Herrin bemerkte es nicht.

Unterdessen wartete der Fürst am Brunnen. Er war begierig, zu erfahren, ob es Anton gelungen sei, sein Vorhaben auszuführen. Er sah, daß der Baron seine Wohnung verließ. Wie gern wäre er ihm gefolgt, aber er mußte auf seinem Posten ausharren.

Endlich, endlich zeigten sich unter dem Thore im Scheine des Gases zwei Gestalten, welche sich zu küssen schienen. Die eine, weibliche, trat in den Flur des Palastes zurück, die männliche aber entfernte sich, doch nur eine Strecke, dann kehrte sie auf der anderen Seite zurück und kam nach dem Brunnen geschlichen.

„Anton?“ flüsterte es.

„Ja.“

„Komm hierher!“

Der Diener war eingeweiht in viele Geheimnisse seines Herrn; er wußte auch, daß sich derselbe der mannigfaltigsten Verkleidungen bediente, aber als er jetzt den alten ehrwürdigen Herrn erblickte, der ihm einen Schritt entgegentrat, so daß der Schein des Lichtes auf ihn fiel, trat er einen Schritt zurück und sagte:

„Ah, Verzeihung! Wer sind Sie?“

„Anton!“ lachte der Fürst.

„Ah! Gnädiger Herr! Die Maske ist wirklich famos!“

„Freut mich! Wie steht es oben?“

„Eigenthümlich. Es geht da Etwas vor, was ich nicht begreife.“

„Vielleicht begreife ich es. Hat man Dich gesehen?“

„Nein.“

„Aber Du bist — überrascht worden?“

„Ich war so glücklich.“

„Prächtig! Du warst also im Zimmer der Baronin?“

„Unter ihrem Bette.“

„Sehr gut, sehr gut!“

„Es hat mich allerdings einen bedeutenden Aufwand von Ueberredung gekostet, ehe das Zöschen einsah, daß wir im Schlafzimmer ihrer Herrin am Sichersten sein würden.“

„Nun, wie war es da?“

„Wie soll es da gewesen sein! Zunächst hatte ich da eine Menge Küsse zu geben und Umarmungen zu erdulden, was gar nicht recht nach meinem individuellen Geschmacke war. Dann aber fuhr unten ein Wagen vor. Die Zofe trat an das Fenster und sagte erschrocken, daß ihre Herrin komme. Als sie sich vom Fenster zurück wendete, erblickte sie mich bereits nicht mehr.“

„Du steckteſt schon unter dem Bette?“

„Natürlich! Sie wollte mich heraus haben, aber ich gehorchte nicht. Zu guten Worten oder gar zur Strenge gab es keine Zeit, denn nach einigen Augenblicken befand sich die Baronin mit ihrem Gemahle bereits im Salon. Ich blieb also stecken.“

„Ah! Die Baronin hatte eine Unterredung mit ihm?“

„Ziemlich lange.“

„Hast Du Etwas gehört?“

„Kein Wort! Das Boudoir liegt zwischen Salon und Schlafzimmer. Endlich kam sie, und die Zofe mußte ihr beim Auskleiden helfen, wurde aber sehr bald mit dem Auftrage entlassen, daß sie schlafen gehen könne.“

„Auf welche Toilettenstücke erstreckte sich die Hilfe der Zofe?“

„Nur auf die Ober- und Untertaille. Den Pelz hatte die Gnädige bereits abgelegt.“

„Den Rock des Kleides, in welchem sich die Tasche befindet, durfte die Zofe nicht berühren?“

„Nein. Ah, Durchlaucht meinen die zwei Beutel?“

„Hast Du sie gesehen?“ fragte der Fürst rasch.

„Sehr deutlich! Es waren die Diamantenbeutel aus dem Brillantenschranke des gnädigen Herrn.“

„Gut, gut! Das ist prächtig. Was hat sie mit ihnen gemacht?“

„Sie nahm einen der Steine heraus und legte ihn auf den Tisch. Dann — der gnädige Herr sind bei der Baronin gewesen?“

„Ja.“

„Nur im Boudoir?“

„Auch im Schlafzimmer.“

„So kennen Durchlaucht wohl die kleine Uhr, welche gegenüber dem Boudoir auf der Wandconsole steht?“

„Genau.“

„Nun, die Baronin nahm die Uhr herab und dann auch die Console. Die Letztere ist inwendig hohl. Die Gnädige steckte die Beutel da hinein und brachte dann Console und Uhr wieder an Ort und Stelle.“

„Wie schlau! In der Console sucht kein Mensch Diamanten!“

„Eine echte Spitzbübin.“

„Aber der Diamant auf dem Tische?“

„Darüber bin ich mir im Unklaren. Neben dem Bette geht eine Thür in den Gang, der zu den Gemächern des Barons führt; durch diese Thür entfernte sie sich auf kurze Zeit. Meine Lage war nichts weniger als sicher. Ich hatte nun erfahren, wo die Steine verborgen sind, und konnte mich entfernen, ohne mich der Nachlässigkeit zeihen zu müssen. Jetzt war die Entfernung leicht zu bewerkstelligen, später wurde sie vielleicht schwerer. Ich war bereits mit dem halben Leibe unter dem Bette hervor, da mußte ich schnell zurück — die Baronin kam wieder. Sie brachte zu meinem Erstaunen Rock, Hose, Weste und Hut —"

„Einen Männeranzug?"

„Ja, auch einen Bart und allerlei Krimskrams, was ich nicht gut erkennen konnte."

„Legte sie den Anzug an?"

„Ja. Bis sie Hose und Weste anhatte, war ich zugegen. Da aber entfernte sie sich abermals durch dieselbe Thür, und da ergriff ich schnell das Hasenpanier. Mein süßes Zöfchen hatte fürchterliche Angst ausgestanden und nahm daher einen sehr ergreifenden Abschied von mir."

„Ahnt sie, was Du bei der Baronin gesehen hast?"

„Kein Wort! Ich habe ihr gesagt, daß die Baronin schlafe."

„Recht so! Die Baronin will heimlich ausgehen."

„Als Mann verkleidet!"

„Sicher. Wenn ich richtig vermuthe, so beabsichtigt sie, den Stein in Geld umzuwandeln."

„Ah! Das ist allerdings sehr wahrscheinlich! Aber zu wem wird sie gehen?"

„Das eben will ich beobachten. Dabei aber giebt es noch zu überlegen. Durch die erleuchteten Corridore kann sie nicht gehen, da sie sich nicht sehen lassen darf."

„Allerdings. Ich vermuthe, daß sie das Gebäude durch das hintere Pförtchen verlassen wird."

„Kennst Du dasselbe?"

„Die Zofe sprach davon. Sie sagte, daß man durch das Pförtchen in die Gemächer des Barons gelangen könne."

„Gut, gut! Ich werde also an dieser Pforte Posto fassen. Du bleibst hier. Kommt die Baronin ja hier heraus, so holst Du mich sofort, aber ohne Dich von ihr sehen zu lassen. Ich stehe an dem Thore, dem Pförtchen gegenüber."

„Und wenn die Gnädige durch die Pforte kommt, so werden Sie ihr folgen, Durchlaucht?"

„Ja."

„Und ich? Was thue ich?"

„Du bleibst hier, bis ich zurückkehre. Es liegt mir daran, den Eingang hier nicht aus den Augen zu lassen."

Er entfernte sich, trat um die Ecke des Palastes und begab sich nach

der dem Pförtchen gegenüberliegenden Straßenseite. Dort gab es ein tiefes, dunkles Hausthor, unter welchem der Fürst Posto faßte, um die Pforte zu beobachten.

Er hatte noch nicht lange dagestanden, als er drüben ein leises Geräusch vernahm. Die Pforte öffnete sich und wurde wieder zugemacht. Die Gestalt eines Mannes war zu sehen, der erst zu lauschen schien, dann aber sich rasch entfernte.

Auch der Fürst setzte sich sofort in Bewegung. Er folgte der Gestalt, sich stets im Schatten haltend, so daß er nicht bemerkt werden konnte. Er nahm sich sehr in Acht, sie nicht aus den Augen zu verlieren, und er war auch wirklich so glücklich, die Thür zu erspähen, hinter welcher sie verschwand.

Das war in der Wasserstraße bei dem Juden Salomon Levi.

Die Thür war verschlossen, wie immer. Die Baronin hatte also klopfen müssen, bis die Nase der alten Rebecca sich sehen ließ.

„Wer ist da?" fragte sie durch die Thürspalte.

„Ein Käufer," antwortete Ella, indem sie sich bestrebte, ihrer Stimme einen männlichen Klang zu geben.

„So spät wird nichts verkauft!"

„Still, Rebecca! Ihr werdet doch ein Geschäft mit mir machen, und zwar ein sehr gutes!"

„Wie?" fragte die Alte. „Der Herr kennt mich? Er nennt mich bei meinem Namen Rebecca? Er spricht von einem Geschäfte, welches werden wird sehr gut?"

„Ja. Ist Salomon Levi zu Hause?"

„Er ist daheim, um zu flicken alte Gewänder, welche er hat gekauft mit Löchern und aufgegangenen Nähten."

„So mache auf! Ich muß zu ihm!"

„Haben Sie die Gewogenheit, zu treten herein! Ich werde Sie bringen zu meinem Manne in sein Comptoir."

Die Alte führte den scheinbaren jungen Herrn zu dem Juden, welcher sich in dem zweiten Raume befand, demselben, in welchem Judith in Robert Bertram den Dichter erkannt hatte.

Salomon Levi war verwundert, zu so später Stunde noch Jemand bei sich zu sehen.

„Was verschafft mir die Ehre?" fragte er neugierig.

„Ich will allein mit Ihnen sein," antwortete die Baronin, indem sie sich möglichst im Schatten hielt.

„Rebeccchen, gehe, Dich zu entfernen, bis ich rufe, damit Du wiederkommst, um zurückzukehren!"

„Die Alte ging. Da langte die Baronin in die Tasche, zog den Stein hervor, reichte ihn dem Juden hin und fragte:

„Was ist das?"

Er nahm den Stein in die Hand und hielt ihn an das Licht, um ihn

zu betrachten. Erst schüttelte er mit dem Kopfe; dann setzte er eine schärfere Brille auf und trat mit dem Lichte in eine Ecke, wo er, der Baronin den Rücken zukehrend, irgend welche Manipulation vornahm, von der sie aber nichts sehen konnte. Als er dann wieder herbeitrat, hatte sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Er hustete einige Male und sagte dann:

„Was wird es sein? Ein Stein, welchen man nennt Jaspis oder Achat, werth in höchsten Fällen zehn bis fünfzehn Kreuzer."

„So gieb wieder her, Alter! Es giebt Leute, welche viel bessere Kenner sind als Du!"

Er fuhr zurück und sagte:

„Soll es etwa sein kein Jaspis oder Achat? Wird es sein etwa Karneolenstein oder Bergkrystall?"

„Mache Dich nicht lächerlich! Ich will wissen, welchen Werth der Stein hat. Ich habe keine Zeit, mich von Dir foppen zu lassen!"

„Gott Abrahams, ist der Herr rasch und von großer Hitze! Wissen Sie denn, was es ist für ein Steinchen?"

„Ein Diamant!"

Da streckte der Jude beide Hände in die Luft und rief:

„Soll mich leben lassen Jehova, bis ich sterbe! Demant soll es sein? Ein Demantstein? Wie ist das möglich! Will der Herr aus mir machen einen Narren für sein Vergnügen?"

„Unsinn! Willst Du ehrlich sein oder nicht? Du denkst, ich kenne Dich nicht? Hier, lies!"

Sie zog ein Papier aus der Tasche und reichte es ihm hin. Er warf einen Blick darauf, und dieser einzige genügte.

„Die geheime Schrift! Gott Jacob's! So ist der Herr am Ende gar ein — ein — ein—"

„Nun, wer?"

„Ein Bekannter des Hauptmannes?"

„Ja, das bin ich! Also, nun weißt Du, mit wem Du es zu thun hast, und sei jetzt ehrlich! Was für ein Stein ist es?"

„Ein Demant, ja ein Demantstein!"

„Wie viel werth?"

„Dieser Stein wird kosten zu schleifen ein großes Geld!"

„Sapperment! Ich habe Dich nicht gefragt, was er zu schleifen kostet, sondern welchen Werth er jetzt hat!"

„So will ich sagen, daß der Stein ist werth für den Kenner die Summe von sechstausend Gulden."

„Zeige einmal!"

Sie that, als ob sie den Stein nur betrachten wolle. Er gab ihn ihr zurück, während seine matten Augen vor Habgier leuchteten. Sie aber steckte den Diamant ein und sagte:

„Du bist nicht werth, daß man Dir den geringsten Vortheil zuwendet, alter Schacherer! Gute Nacht!"

Sie drehte sich um, sich zu entfernen; aber da hatte er auch bereits ihren Arm erfaßt und rief:

„Halt! Warum wollen Sie fort? Warum wollen Sie sagen gute Nacht, da doch ein gutes Geschäft viel besser ist, als eine gute Nacht! Bleiben Sie bei mir noch eine kleine Weile!“

„Wozu? Du bist unverschämt!“

„Ich werde sagen ganz aufrichtig den Werth des Steines. Zeigen Sie ihn mir her noch einmal!“

„Nein. Er bleibt in meiner Tasche. Du hast ihn gesehen und auch geprüft. Willst Du ihn kaufen?“

„Wenn der Herr will annehmen Verstand, so werde ich vielleicht kaufen den Demantstein.“

„Gut! Wie viel bietest Du?“

„Von wem ist er?“

„Mensch, was fällt Dir ein? Sage, was Du bietest. Ich gebe Dir fünf Minuten Zeit. Sind wir bis dahin noch nicht einig, so wird überhaupt nichts aus dem Handel!“

„Fünf Minuten! Wie können fünf Minuten ausreichen, um zu kaufen einen Demantstein! Dazu muß man doch haben Tage, Wochen und Jahre!“

„Gute Nacht!“

Sie wendete sich wieder nach der Thür; er aber ergriff sie abermals beim Arme.

„Halt!“ rief er. „Sprechen Sie zu mir ein Wörtchen im Vertrauen Wie viel wollen Sie haben für den Stein?“

„Hundertfünfzigtausend Gulden.“

Der Jude that einen Sprung in die Luft, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie, als wenn er am Spieße stäke:

„Hundert —“

„Fünfzig —“ nickte sie.

„Tausend —“

„Gulden! Ja, nicht anders!“

„Gott Israels, ich sterbe vor Schreck!“

„Es ist nicht schade um Dich!“

„Ich bebe und zittere am ganzen Leib!“

„Wegen Deines bösen Gewissens!“

„Mich wird treffen der Schlag!“

„Ich wollte, es träfe Dich ein Schlag um den anderen!“

„Ich will mich beruhigen und besänftigen. Sie haben gemacht einen Scherz! Sie werden streichen ein Nüllchen von dieser großartig unendlichen Ziffer!“

„Wenn Du Dich nicht bald erklärst, hänge ich noch eine Null hinan, anstatt daß ich eine streiche!“

„Das ist zu viel, das ist viel zu viel! Das kann ich nicht geben! Das kann kein Mensch bezahlen!“

„Nun, ist er etwa nicht so viel werth?“

„Er ist werth noch ein klein Wenig mehr. Ich sage das, weil ich will sein aufrichtig. Der Schliff aber wird kosten viel Geld. Ein Juwelier wird bieten hunderttausend Gulden.“

„Blos?“

„Das wird er bieten!“

„Und geben?“

„Geben wird er zwanzigtausend mehr.“

„Gut! Also hundertzwanzigtausend Gulden. Du zahlst mir jetzt die Hälfte und in einer Woche die zweite Hälfte.“

Der Jude machte ein Gesicht, als ob er vor einem Abgrunde zurückschaudere, der sich plötzlich vor ihm geöffnet habe.

„Zahlen? Ich?“ fragte er.

„Ja! Natürlich!“

„Für den Stein?“

„Wofür sonst?“

„Und hundertzwanzigtausend Gulden?“

„Gewiß!“

„Habe ich denn geboten dieses Geld, he?“

„Du hast doch gesagt, daß ich so viel erhalten würde!“

„Ja, aber vom Juwelier!“

„Von Dir nicht?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil der Juwelier kauft am Tage und nur von Leuten, die er kennt; ich aber muß kaufen des Abends und des Nachts, und weiß nicht, wer es ist, der mir bringt Diamanten und alte Handschuhe.“

„Nun, der Unterschied ist nicht bedeutend.“

„Aber wenn nun kommt die Polizei und nimmt mir den Stein, weil sie sagt, er sei gestohlen?“

„Lege ihn nicht her.“

„Was soll ich sonst machen damit?“

„Ihn schleifen lassen. Dann kannst Du ihn offen verkaufen.“

„Muß ich nicht haben beim Schleifer eine Legitimation, um nachweisen zu können, von wem ich habe den Diamant?“

„Das geht mich nichts an!“

„Aber mich geht es an, wenn man sagt, daß Salomon Levi habe gekauft gestohlene Sachen.“

„Jude, werde nicht anzüglich! Mach es kurz und nenne mir das höchste Gebot, welches Du thun kannst!“

„So werde ich geben heute dreißigtausend Gulden, aber mehr keinen Kreuzer und keinen Pfennig!“

„Nicht mehr?“

„Nein.“

„Ist das Dein Ernst?“

„Ich gebe darauf einen Schwur, daß —“

„Gute Nacht, dummer Mensch!“

Jetzt machte sie Ernst. Sie war schnell wie der Wind zur Thür hinaus. Zwar sprang ihr der Handelsmann nach, um sein Gebot zu erhöhen, aber als er den Hausflur erreichte, stand Rebecca allein da.

„Wo ist der Mann?“ fragte er ganz athemlos.

„Fort!“

„Und Du hast ihn gelassen fort?“

„Was soll ich machen? Er kam heraus und riß zurück den Riegel und machte auf die Thür, ohne daß ich sagen konnte ein Wort, oder ihn fassen bei der Hand.“

„Nun ist auch fort der Stein!“ wehklagte Salomon.

„Was für ein Stein?“

„Ein Demantstein.“

„Gott Jacob's! Ein Demantstein! War er groß und schön?“

„Er war werth eine halbe Million, und ich habe geboten dreißigtausend. Ich hätte ihn bekommen für sechzig- oder achtzigtausend! Rebeccchen, warum hast Du lassen fortgehen den Mann?“

Während diese Beiden nun jammerten und klagten, kehrte die Baronin nach ihrer Wohnung zurück. Sie brauchte das Geld nicht zur Noth und sah sich also nicht gezwungen, den Stein zu verschleudern. Sie konnte warten bis später.

Der Fürst hatte auf der anderen Straßenseite an einer dunklen Thür gestanden. Er begriff die Baronin vollständig. Sie wußte, daß er heute bestohlen werden solle, und hatte die Steine für sich genommen, um hinter dem Rücken ihres Mannes auch Besitz zu haben. Der Diamantendiebstahl mußte natürlich den Einbrechern zugeschoben werden.

Da sah er, daß die Baronin wieder aus dem Hause trat und sich eilig entfernte. Er mußte wissen, wo der Stein blieb, ob sie nach Hause ging oder einen anderen Hehler aufsuchte. Er folgte ihr also bis zum Pförtchen, hinter dem sie verschwand. Dann suchte er Anton auf, der noch immer auf seinem Posten stand.

„Ist Jemand passirt?“ fragte er.

„Niemand.“

„Der Baron also noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Man sollte wissen, wo er sich befindet!“

„O, das weiß ich genau, Durchlaucht!“

„Wirklich?“

„Ja, ich weiß es von der Zofe, die es vom Kammerdiener erfahren hat.

Er ist in sein Casino und hat zurückgelassen, daß er wohl sehr spät wiederkommen werde."

Dies hatte der Baron, der sonst nie sagte, wohin er gehe, mit Absicht gethan. Er setzte sich den Fall, daß er ein Alibi zu beweisen haben werde. Dann war es gut, wenn seine Leute als Zeugen zu seinem Gunsten auszusagen vermochten.

„Kennst Du das Casino?" fragte der Fürst.

„Sehr gut."

„Ich würde hingehen, aber ich bin zu Hause unentbehrlich. Hier ist nichts zu erreichen. Begieb Dich also nach dem Casino. Du gehst in das allgemeine Gastzimmer und wirst wohl scharfsinnig genug sein, zu erfahren, wann der Baron fortgeht."

„Soll ich ihm folgen?"

„Nein. Er könnte das bemerken. Ich hätte nur Schaden davon. Auf alle Fälle aber mußt Du halb drei Uhr daheim sein. Man weiß nicht, wie Du mir nothwendig werden kannst."

Anton ging, und der Fürst kehrte nun in die Wasserstraße zurück, um zu erfahren, ob der Diamant dort verkauft worden sei. Er klopfte an die Thür, und Rebecca öffnete halb.

„Wer ist da?" fragte sie.

Er hatte keine Lust, hier auf der Straße eine lange Vorverhandlung anzuknüpfen; darum stieß er die Thür auf, so daß die Alte zurück und gegen die Mauer flog.

„Herr Sabaot!" schrie sie auf. „Salomonleben, komm heraus, zu retten Dein Weib Rebecca aus den Händen dieses Sohnes der Hethiter und Jebusiter."

„Schweig, dummes Weib!" herrschte sie der Fürst an. „Ich thue Dir nichts; aber es kann mir gar nicht einfallen, mich da draußen von Dir verhören zu lassen!"

Da wurde die Thür zur Stube geöffnet; Salomon streckte die Nase vor und fragte:

„Was ist's, Rebeccaleben? Warum hast Du geschrieen?"

„Dieser Mann ist hereingekommen, ohne zu warten, bis ich es ihm erlaube, und hat mich geworfen gegen die Mauer, daß mir gesprungen ist das Feuer aus den Augen, gerade als ob ich wäre der Zunder und die Mauer der Feuerstein!"

Der Jude hatte den Fürsten noch gar nicht bemerkt. Jetzt trat er weiter heraus, betrachtete ihn und fragte dann:

„Herr, warum werfen Sie mein Weib an die Wand?"

„Nur nicht grob, Jude, sonst fliegst Du auch daran! Kommt einmal herein mit einander!"

Er schob die Beiden in die Stube. Sie blickten ihn ganz erschrocken an. Er aber betrachtete sie sich lächelnd und sagte dann:

„Ich komme, um mich nach Etwas zu erkundigen, und ich hoffe, daß Ihr mir die Wahrheit sagt."

„Salomon Levi sagt niemals eine Lüge, Herr! Und Rebecca, sein Weib, ist die Wahrheit selbst, die Wahrheit personificirt, so daß sie könnt werden gemalt auf die Leinwand als junge Göttin der Wahrheit und gehängt an die Wände, eingerahmt in Gold und mit einer Glastafel für einen Gulden."

„Werden sehen, ob es stimmt! Habt Ihr vor Kurzem Besuch gehabt, Salomon Levi?"

„Besuch? Ja, den haben wir vor Kurzem gehabt."

„Wer war es?"

„Der Herr Rabbiner Ben Johaba, welcher ist bei uns geblieben fast eine ganze Woche lang."

„So meint ich es nicht. Ich spreche von heute Abend. Wer war die letzte Person, welche bei Euch war?"

„Das war Fräulein Sarah Rubinenstein, welche ist die letzte und einzige Freundin meiner Tochter Judithleben."

„Wann ging sie fort?"

„Sie ist gegangen, als die Glocke schlug die zehnte Stunde."

„Später war Niemand da?"

„Kein Mensch."

„Jude, Du lügst!"

„Rebecca, Weib, sage, ob ich lüge!"

„Herr, er hat die reine Wahrheit gesprochen!" betheuerte sie.

„Du lügst ebenso, Alte! Du kannst allerdings an die Wand gehängt werden, aber ohne Glas und Rahmen, einfach mit einem Strick an den Nagel und zwar als Göttin der Lüge!"

Das war dem alten Salomon denn doch zu viel. Er stellte sich in Positur, stemmte die Hände in die Seiten und rief:

„Herr! Wissen Sie, daß ich habe das Recht meines Hauses!"

„Ihr Hausrecht meinen Sie, Verehrtester? Ja!"

„Und daß ich kann Sie werfen hinaus?"

„Ja, bitte, versuchen wir es!"

„Nein, ich werde nicht eher legen meine Hand an Sie, als bis ich Sie habe aufgefordert drei Mal, sofort zu verlassen, meine Wohnung. Gehen Sie dann noch nicht, so werde ich nicht nur legen eine Hand an Sie, sondern alle beide Hände!"

„Schön! Also beginnen wir!"

„Verlassen Sie mein Haus!"

„Das ist ein Mal!"

„Verlassen Sie mein Haus augenblicklich!"

„Zweimal!"

„Verlassen Sie sofort mein Haus!"

„Dreimal!"

„Sie gehen nicht?"

„Nein."

„So werde ich legen meine Hand an Sie und Sie werfen hinaus auf

die Straße, wo da ist der Schnee am Tiefsten und das Eis am Kältesten!"

„Thun Sie es! Ich warte darauf, Wertheſter!"

Salomon blickte ſeine Frau an und ſie ihn; Beide waren wortlos. Der gute Hehler und Handelsmann war niemals ein Held geweſen. Jetzt fühlte er ſogar Furcht.

„Ich werde Sie verklagen wegen Friedensbruch des Hauſes!" drohte er, indem er ſich ein fürchterliches Anſehen zu geben verſuchte.

„Und ich werde ſagen, daß Sie ein alter Fuchs ſind, ein Lügner, wie er im Buche ſteht! War wirklich nach Fräulein Sarah Rubinenthal Niemand hier bei Euch?"

„Kein Menſch, ſage ich!"

„Und doch wurde Euch ein Diamant zum Kaufe angeboten!"

Die Beiden erſchraken.

„Ein Diamant?" fragte der Alte.

„Ja."

„Was weiß ich davon? Weißt Du es, Rebeccaleben?"

„Kein Wort weiß ich!"

„Nun gut! Seht einmal her! Da! Und wenn Ihr noch jetzt die Wahrheit verleugnet, arretire ich Euch Beide."

Er zeigte ihnen die Polizeimedaille hin.

„Gott der Gerechte!" rief der Jude. „Ein Poliziſt! Einer von dem berühmten Corps, welches man nennt die Herren Detectives von der Geheimpolizei!"

„So iſt es! Alſo heraus mit der Wahrheit! Oder wollt Ihr vielleicht auch jetzt noch leugnen?"

„Nein, mein hochgeehrter Herr Poliziſt! Ein Mann des Geſchäftes ſagt nicht Jedermann, was er weiß; aber die Polizei iſt mein Freund; ich liebe ſie; ich werde ihr Alles ſagen."

„Gut! Alſo es war ein Mann hier mit einem Diamant?"

„Ja."

„Er bot ihn zum Kaufe an?"

„Ja."

„Haſt Du ihn gekauft, Alter?"

„Wie habe ich können kaufen den Stein? Bin ich doch ein armer Mann, welcher nicht hat hundert Gulden in ſeinem Hauſe, um viel weniger ſo viel, wie wurde verlangt."

„Du lügſt auch jetzt noch! Du biſt wohlhabend und haſt Geld genug. Mir aber genügt, daß Du den Stein nicht gekauft haſt. Wie viel wurde verlangt?"

„Hundertzwanzigtauſend Gulden."

„Und wie viel war er werth?"

„Weiß ich es? Habe ich jemals gekauft einen Diamanten? Kann ich überhaupt kaufen Edelſteine? Ich weiß, was werth ſind ein Paar Schuhe

oder Stiefel, welche sind ohne Sohlen und Absätze, aber ich weiß nicht was werth ist ein Diamant!"

„Kanntet Ihr den Menschen?"

„Nein."

„Er war noch nicht bei Euch?"

„Noch nicht in seinem ganzen Leben.

„Wohl, so will ich mich mit dieser Antwort begnügen. Wie aber steht es nun mit dem Hinauswerfen?"

„Herr, das war ein Spaß! Man ist oft aufgelegt, zu machen eine kleine Art Jux von Scherz."

„So will ich es also betrachten. Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Schlafen der Herr Geheimpolizist wohl! Rebeccaleben, lasse ihn hinaus und verschließe die Thür, daß nicht etwa noch Einer kommt, Dich zu werfen an die Wand!"

Jetzt hatte der Fürst in dieser Stadtgegend nichts mehr zu thun. Er kehrte nach Hause zurück. Dort fand er, daß Adolf fleißig gewesen war. Der Inhalt des Juwelenschrankes war umgetauscht worden. Die Dienerschaft erhielt ihre Befehle. Sämmtliche Leute sollten sich in einem nahen Zimmer einschließen. Sie waren bewaffnet, erhielten aber die Weisung, sich gänzlich ruhig zu verhalten und nur dann anzugreifen, wenn der Fürst selbst es befehlen würde. Um zwei Uhr sollten alle Lichter verlöscht sein.

Halb drei Uhr, als bereits Alles finster war, kehrte Anton zurück. Er meldete, daß der Baron sich noch immer im Casino befinde, und begab sich dann in das betreffende Zimmer zu den anderen Leuten.

Nun legte sich der Fürst zu Bette, aber angekleidet und mit zwei Revolvern bewaffnet. Adolf begab sich hinab in den Garten, an dessen Thor er Posto faßte.

Die Zeit verging, und es schlug drei Uhr. Da löste sich, nicht weit von dem Gitterthore, eine Gestalt aus dem Schatten eines Baumes los und kam langsam näher. Der Mann that ganz so, als ob er in tiefe Gedanken versunken sei und die Absicht habe, vorüber zu gehen. Als er eben am Thore anlangte, entfiel seinen Händen ein weißes Taschentuch.

„Pst!" flüsterte Adolf. „Kommen Sie vom Hauptmanne?"

Der Mann hatte sich ruhig niedergebückt, um das Tuch aufzuheben. Jetzt machte er eine gut gespielte Bewegung der Ueberraschung und fragte, auch in gedämpftem Tone:

„Sprach hier Jemand?"

„Ja."

„Was sagten Sie?"

„Ob Sie vom Hauptmann kommen?"

„Ich weiß gar nicht, was Sie meinen!"

Da aber knirschte es leise hinter Adolf im Sande, und in demselben Augenblicke stand ein zweiter Mann neben ihm.

„Brauchst nicht so sehr vorsichtig zu sein!" sagte dieser zu dem draußen

Stehenden. Wir haben uns überzeugt, daß wir sicher sind. Steig leise über!"

Der Aufgeforderte war so leicht und schnell über den Zaun herüber, daß er darin eine sehr gute Uebung haben mußte.

„Ist der Hauptmann da?" fragte er.

„Ja. Ich werde ihm das Zeichen geben."

Er schnippste mit dem Finger. Dies gab keinen sehr lauten Ton, doch war derselbe auf eine ziemliche Entfernung hin zu vernehmen. Einige Augenblicke später kam eine dritte Gestalt herbei gehuscht, welche bei Adolf stehen blieb, während sich die beiden Anderen in respectable Entfernung zurückzogen.

„Sie sind der Diener Adolf?" fragte der Mann.

„Ja."

„Ich bin der Hauptmann. Sie legen heute Ihre Probe ab. Bestehen Sie dieselbe, werden Sie eine Restauration erhalten; bestehen Sie dieselbe aber nicht, oder treiben Sie gar Verrath gegen uns, so sind Sie bereits jetzt ein todter Mann!"

„Ich habe versprochen, Sie einzulassen, und ich pflege mein Wort zu halten, Herr Hauptmann."

„Einlassen, ja! Aber hat man uns keinen Hinterhalt gelegt?"

„Nein. Sie werden sich überzeugen, daß ich es vollständig ehrlich meine."

„Wir werden sehen und natürlich trotz Ihrer Versicherungen unsere Vorsichtsmaßregeln treffen. Sie dürfen uns das nicht übel nehmen; wir kennen Sie noch nicht. Später wird das anders sein!"

„Ich hoffe es!"

„Der Garten ist bereits seit einigen Stunden besetzt. Man meldet mir, daß vor Kurzem, vielleicht vor einer halben Stunde, ein Mann das Palais betreten habe. Wer war das?"

„Ein College von mir, ein Diener."

„Woher kam er?"

„Von seiner Geliebten."

„Ah, so! Ist er schlafen gegangen?"

„Ja."

„Gut! Wissen Sie, um was es sich handelt?"

„Ich kann es mir denken."

„Der Architect, welcher Sie heute engagirte, hat Ihnen wohl gar nichts davon gesagt?"

„Er verlangte, daß ich ihm das Innere des Palais zeigen solle."

„Das war vorsichtige Redensart. Sie werden erkennen, daß wir einen bestimmten Zweck verfolgen. Es wurde mir gesagt, daß Sie keine Veranlassung haben, Ihrem Herrn sehr zugethan zu sein?"

„Das habe ich allerdings gesagt und auch bewiesen."

„Nun, wir werden Sie heute an ihm rächen, und Sie sollen Ihren Vortheil dabei finden. Wir haben es dabei auf einen ganz besonderen Gegenstand abgesehen, nämlich auf den Juwelenschrank. Der ist Ihnen doch bekannt?"

„Natürlich!“

„Wo steht er?“

„Im Toilettenzimmer.“

„Wo schläft der Fürst?“

„Daneben.“

„Ist der Schrank verschlossen?“

„Ich glaube, vorhin, als der Herr zur Ruhe ging, bemerkt zu haben, daß der Schlüssel stecken geblieben ist.“

„Schön! Haben Sie den Hausschlüssel?“

„Ja. Aber Sie brauchen ihn nicht; die Thüre ist angelehnt.“

„Wo befindet sich das Toilettenzimmer?“

„Die Treppe hinauf, im Corridore die vierte Thüre rechts.“

„Also, es ist wirklich im Hause Niemand mehr wach?“

„Kein Mensch. Aber, nehmen Sie sich vor dem feuerfesten Geldschrank in Acht! Sobald man vor ihn hintritt, gehen verborgene Selbstschüsse los.“

„Hm! Ich sehe, daß Sie es wohl ehrlich mit uns meinen, aber ich muß Sie dennoch fesseln. Kommen Sie her!“

„Fesseln? Warum, Herr?“

„Aus Vorsicht. Sie zeigen uns den Weg, bleiben jedoch unter Bedeckung eines Mannes außerhalb des Toilettenzimmers. Finde ich Sie treu, so geschieht Ihnen nichts; Sie werden vielmehr entfesselt und erhalten sofort dreihundert Gulden. Finde ich aber das Gegentheil, so sitzt Ihnen augenblicklich ein Messer im Herzen.“

„Darauf hin will ich mich getrost fesseln lassen. Hier!“

Der Hauptmann band ihm die Hände auf den Rücken. Auf ein abermaliges Fingerschnippsen kamen eine ganze Menge von Leuten herbeigehuscht. Es konnten wirklich dreißig Personen sein.

„Also,“ befahl der Hauptmann mit leiser Stimme, „es wird von hier bis zum Schranke hinauf Reihe gebildet. Jeder kennt seine Nummer und findet also seine Stelle. Eins fängt hier unten an. Zwei arbeiten am Schranke, indem sie die einzelnen Stücke weiter geben. Ist der Schrank leer, kehren Alle nach hier zurück. Jeder brennt seine Laterne an. Wer uns stört, wird kalt gemacht. Vorwärts!“

Einer der Männer faßte Adolf beim Arme und zog ihn vorwärts. Drin, im Innern des Hauses angekommen, brannte Jeder seine Diebeslaterne an. Dann bildete sich eine Reihe vom Flur an, die Treppe empor, den Corridor entlang bis in das Innere des Toilettenzimmers. Vor der geöffneten Thür desselben stand Adolf mit seinem Wächter. Es war ihm, als ob er träume, so blitzschnell und völlig lautlos arbeiteten diese Leute. Band um Band der Bibliothek flog von Hand zu Hand. In Zeit von kaum zehn Minuten war man zu Ende.

„Wir sind mit Ihnen zufrieden,“ sagte der Wächter zu dem Diener, indem er ihm die Fesseln löste. „Hier sind drei Hundertguldenscheine. Wir gehen. Hinter uns können Sie das Haus verschließen.“

Er entfernte sich. Die Gestalten und Laternen huschten die Treppe hinab. Da eilte Adolf in das Schlafzimmer seines Herrn.

„Durchlaucht!“ sagte er leise.

„Ja. Kommen Sie noch nicht?“

„O, sie sind bereits fertig! Sie gehen. Ich aber springe nach, um vielleicht zu erfahren, wohin man den Raub schafft.“

„Schön! Jedenfalls erfahre ich es auch. Du triffst mich am Brunnen beim Palais des Barons von Helfenstein.“

Adolf eilte fort. Der Fürst wartete noch kurze Zeit, dann begab er sich hinab vor die Thür. Es war keine Spur des Geschehenen zu bemerken. Erst nun gab er seinen Leuten die Erlaubniß, ihr Zimmer zu verlassen und Licht anzuzünden. Es zeigte sich, daß der Schrank vollständig leer war. Sonst aber hatte man nicht das Geringste entfernt oder beschädigt.

„Anton, jetzt schnell zum Baron,“ sagte der Fürst. „Wir müssen Gewißheit haben. Nimm für Adolf die Maske mit!“

Kaum zehn Minuten später stand er wieder am Brunnen, als alter Mann verkleidet. Er hatte Anton nach dem Casino gesandt. Dieser kehrte nach einiger Zeit mit der Meldung zurück, daß der Baron sich noch dort befinde.

„Wunderbar!“ meinte der Fürst.

„Er kann also der „Hauptmann“ unmöglich sein!“

„Fast scheint es so. Aber, warten wir!“

Nach ungefähr einer Stande kam auch Adolf.

„Hast Du Erfolg gehabt?“ fragte der Fürst.

„Wohl gar keinen. Hoffentlich sind der gnädige Herr glücklicher gewesen als ich.“

„Wir haben gar kein Glück gehabt.“

„Und ich ebenso. Als ich nach unten kam, sprang gerade der Letzte über die Mauer. Die Anderen waren bereits fort. Er trug ein Packet auf dem Rücken. Ich machte ihm nach durch eine Menge Gassen und Gäßchens bis zur Mauerstraße. Dort aber verlor ich ihn leider aus dem Gesicht.“

„Mauerstraße?“ meinte der Fürst. „Vielleicht kann uns das als Fingerzeig dienen. Die Gegend dort ist einsam. Es ist sehr möglich, daß sich gerade dort der geheime Schlupfwinkel der Bande befindet, wohin sie den Raub schafft. Man muß diese Gegend beobachten.“

„Nun möchte ich wissen, wo sich jetzt der Baron befindet,“ sagte Adolf.

„Noch immer im Casino,“ antwortete Anton.

„Wirklich? So haben wir uns geirrt. Er kann der Hauptmann dann unmöglich sein!“

„Aber die Baronin hat ja die Diamanten?“

„Das kann Zufall sein und braucht gar nicht mit dem Einbruche des Hauptmannes zusammen zu hängen.“

„Wir werden hierüber schon noch Klarheit erlangen,“ sagte der Fürst. „Haben wir die Spur des Hauptmannes verloren, so werde ich wenigstens

meine Diamanten festhalten. Legt Eure Masken an. Wir werden den Baron erwarten, und Ihr sollt dabei sein, weil es möglich ist, daß ich später Zeugen brauche, da ich jetzt die Baronin noch schonen will."

Die Bärte und Perrücken wurden angelegt. Dann warteten die drei Männer, bis der Baron kam. Als dies geschah, war es bereits fast fünf Uhr. Er schritt, das Pförtchen gar nicht beachtend, auf das vordere Entrée zu und streckte bereits die Hand nach dem Glockenzuge aus, um den Portier zu rufen, als plötzlich ein alter Herr vor ihm stand — der Fürst, den er aber, ganz natürlich, nicht kannte.

„Der Herr Baron von Helfenstein?" fragte er.

„Ja. Was giebt es?"

„Darf ich vielleicht um eine kleine Audienz ersuchen?"

„Wie kommen Sie mir vor! Eine Audienz? Jetzt?"

„Allerdings!"

„Was wollen Sie?"

„Ich werde mir gestatten, es Ihnen in Ihrem Zimmer zu sagen."

„Ah! Also in's Zimmer wollen Sie mit?"

„Meinen Sie, daß man Audienzen auf der Straße ertheilt?"

„Was ist das für ein Ton? Sie wissen doch, mit wem Sie sprechen?"

„Mit dem Herrn Franz von Helfenstein."

„Wer sind denn Sie?"

„Hier meine Legitimation."

Der Baron erblickte die bekannte Medaille. Es fuhr ihm wie ein Stich durch alle Glieder. Was war das? Was wollte die Polizei bei ihm? Jetzt, zu dieser Tageszeit? Er sammelte sich jedoch schnell und sagte:

„Einem Polizeibeamten giebt man nur im Nothfalle einen abschlägigen Bescheid; aber konnten Sie denn keine andere Zeit für den Vortrag Ihrer Wünsche finden?"

„Leider nein!"

„So kommen Sie!"

Er schellte.

„Sie gestatten vielleicht, daß diese beiden Herren auch mit Zutritt nehmen, Herr Baron!"

Helfenstein drehte sich rasch um. Hinter ihm standen, ohne daß er es bemerkt hatte, Adolf und Anton. Das vermehrte die Verlegenheit des Barons noch mehr. Drei Personen! Das konnte doch wohl nichts Unwichtiges und Gewöhnliches sein!

„Sind diese Herren auch Polizisten?" fragte er.

„Ja."

„Ihre Medaillen!"

„Die meinige genügt. Sie legitimirt mich, und ich hinwiederum legitimire meine beiden Collegen. Hoffentlich genügt Ihnen das!"

„Kommen Sie!"

Eben hatte der Portier geöffnet und Licht angebrannt. Er wunderte sich

nicht wenig, zu dieser Stunde drei Fremde in Begleitung eines Herrn zu sehen. Er leuchtete die Vier nach oben und brannte im Zimmer des Barons die Kerzen an. Dann entfernte er sich.

Der Baron versuchte, möglichst unbefangen zu erscheinen. Er brannte sich eine Cigarre an, warf sich auf das Fauteuil und fragte:

„Ich hoffe, daß ich nun den Grund Ihrer Anwesenheit vernehmen werde, meine Herren?"

„Augenblicklich noch nicht, Herr Baron. Der Gegenstand, den wir Ihnen vorzutragen haben, erfordert unbedingt die Anwesenheit auch Ihrer Frau Gemahlin?"

„Meine Frau? Die Baronin soll kommen?" fragte er, mehr erstaunt, als erzürnt.

„Wir bitten darum!"

„Ah! Das ist stark! Früh fünf Uhr eine Audienz! Und dazu soll die Baronin von Helfenstein geweckt werden!"

„Wir müssen leider auf unserem Wunsche bestehen!"

„Bestehen? Ah, ich dächte, hier könnte nur von einer Bitte die Rede sein, meine Herren!"

„Wir sind nicht Supplikanten, sondern Beamte!"

„Alle Teufel! Das klingt ja wie eine Drohung!"

„Hören Sie wirklich eine solche heraus? Ich will Ihnen nicht widersprechen."

Der Baron stand auf. Er war leichenblaß geworden. Er trat auf den Fürsten zu und sagte:

„Herr, wer sind Sie, daß Sie es wagen, in einem solchen Tone zu mir zu sprechen?"

„Ich habe mich als Beamter der Polizei legitimirt!"

„Aber welchen Grad begleiten Sie? Uebrigens kann ein solches Legitimationszeichen auch in die Hände eines Spitzbuben gelangen. Ich verlange, daß Sie sich genügender legitimiren."

Der Fürst hatte seinen Todtfeind vor sich, den Mörder seines Glückes und seiner Jugendhoffnungen. Dennoch ließ er sich nicht vom Zorne hinreißen, sondern er antwortete ruhig:

„Ich ersuche Sie um Ihretwillen, keine andere Legitimation zu verlangen. Ich gestehe Ihnen offen, daß mein Besuch bei Ihnen jetzt noch ein privater ist. Bestehen Sie aber auf Ihrem Verlangen, nun, dann werden Sie die Folgen tragen!"

Der Baron wußte nicht, was er sagen sollte. Sein Gewissen klagte ihn zwar an; aber sein Stolz bäumte sich gegen das Auftreten dieser drei Männer auf.

„Sie bestehen also darauf, meine Frau zu sprechen?" fragte er.

„Ja."

„Gut! Warten Sie! Ich werde sie selbst wecken. Aber ich sage Ihnen zugleich, daß ich mich nur Ihrem amtlichen Character beuge und daß

ich mir noch im Laufe des heutigen Tages Satisfaction verschaffen werde. Ich würde Sie unbedingt fortweisen, wenn dies nicht als Widerstand gegen die Staatsgewalt strafbar wäre."

„Wir sind Ihnen zu jeder Satisfaction bereit, bitten Sie aber nochmals, uns die Gegenwart der Frau Baronin zu ermöglichen, da wir auf dieselbe nicht verzichten dürfen."

„Warten Sie!"

Er ging.

Ella von Helfenstein hatte sich eingeschlossen. Sie erwachte, als sie klopfen hörte. Als der Baron seinen Namen nannte, war sie gar nicht verwundert, daß er sie weckte. Sie nahm an, daß sein Unternehmen geglückt ei, und die Freude darüber sollte sie nun nicht verschlafen, sondern mit ihm theilen.

Ihr Nachtlicht brannte. Sie warf schnell ein Negligée über und öffnete. Sie war reizend; er beachtete es gar nicht.

„Nun? Gelungen?" fragte sie.

„Ja, vollständig!"

„Gott sei Dank!"

„Unsinn! Dankt diese Frau Gott für einen gelungenen Einbruch! Wer sollte das für möglich halten. Also, es ist gelungen, und die Schätze befinden sich in Sicherheit. Aber nun — denke Dir! — ich komme aus dem Casino heim und finde am Thore drei Polizisten, welche mich erwartet haben, weil sie mit mir und Dir zu sprechen wünschen!"

Ihre Augen wurden größer als vorher.

„Ist das möglich?" sagte sie.

„Man sollte es nicht denken! Früh fünf Uhr!"

„Du hast sie doch abgewiesen?"

„Ich versuchte es, aber es gelang mir nicht. Sie befinden sich jetzt in meinem Zimmer."

„Das ist mir völlig unverständlich!"

„Mir ebenso!"

„Wie treten sie denn auf?"

„Sie bitten nicht, sondern sie fordern auch Deine Gegenwart.'

„Mein Gott! Sollte man eine Ahnung haben, daß Du —"

„Papperlapapp! Damit hat dieser Besuch nichts zu schaffen. Der Streich ist gelungen. Jedenfalls weiß nicht einmal der Fürst, daß er bestohlen ist. Es handelt sich um etwas ganz Anderes."

„Aber hast Du denn eine Idee, wovon?"

„Nein. Du?"

„Auch nicht."

„Nun, so werden wir es wohl erfahren. Aber wehe diesen drei Burschen, wenn sie sich etwa erlaubt haben, über die Grenzen ihrer Amtsgewalt hinauszugehen! Dann soll sie der Teufel holen! Dafür werde ich schon sorgen!"

„Also ich soll mit ihnen sprechen?"

„Wie es scheint, wird Dir dies nicht erspart bleiben!"

„Aber wo?"

„Bei mir. Das wird das Vortheilhafteste sein!"

„So werde ich das Mädchen wecken, mich anzukleiden."

„Thue das. Aber laß mich mit diesen Menschen nicht allzu lange allein Es möchte mir sonst die Galle überlaufen."

„Wir müssen uns immer darauf vorbereiten, daß man von Eurem Einbruche spricht. Hoffentlich bist Du Herr Deines Gesichts."

„Bleibe Du nur Herrin des Deinigen! Und jetzt beeile Dich!"

Er ging, und sie klingelte der Zofe, welche sich nicht wenig wunderte, daß ihre Herrin sich bereits zu so früher Tagesstunde anzukleiden wünschte. Die Morgentoilette nahm nicht viel Zeit in Anspruch; dann begab sie sich zum Baron.

Dieser saß halb abgewendet auf der Ottomane, während die Drei auf Stühlen Platz genommen hatten. Sie erhoben sich höflich beim Eintritte der Dame.

„Meine Frau!" sagte der Baron in arrogantem Tone. „Das sind die Herren, Ella, welche glauben, daß ein Baron von Helfenstein gezwungen sei, bereits früh fünf Uhr Audienz zu gewähren."

Sie warf einen hochmüthigen, verächtlichen Blick auf sie und antwortete, die Schultern zusammenziehend:

„Warum hast Du sie nicht abgewiesen? Bereits am Tage sucht man sich die Personen aus, mit denen man zu sprechen beliebt; in der Nacht darf man wohl noch wählerischer sein! Du bist zu nachsichtig!"

Sie ließ sich in der Haltung einer Königin in den Sessel fallen.

„Ja, wir geben zu, daß Baron Franz von Helfenstein nachsichtig ist," sagte da der Fürst. „Wer sich von der Schwester eines als Schmuggler erschossenen Bauers, die einst Kammermädchen war, vorschreiben läßt, mit wem er sprechen darf, der ist entweder ganz ungeheuer nachsichtig, oder — ein Waschlappen."

Diese Worte wirkten wie ein Funke in's Pulver. Ella sprang auf; ihre Züge verzerrten sich; aber sie brachte vor Grimm kein Wort hervor. Auch der Baron war aufgesprungen. Sein Gesicht war leichenblaß; aber seine Augen flammten in glühendem Lichte.

„Was war das?" fragte er. „Was wagt Ihr?"

In seiner Rechten hielt er einen Revolver, den er aus der Tasche gezogen hatte. Aber zu gleicher Zeit waren auch die Läufe der drei Polizisten auf ihn gerichtet.

„Was das war?" fragte der Fürst. „Es war die wohlverdiente Zurückweisung einer Provocation. Doch, behalten wir Platz! Legen Sie Ihre Waffe weg, Herr von Helfenstein! Sie sehen, daß Sie uns gegenüber im Nachtheile sind!"

„Ja," antwortete der Baron, indem er den Revolver von sich warf. „Es

giebt Subjecte, welche keiner Kugel werth sind. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie Ihre Frechheit heute noch büßen werden!"

„Lassen wir das! Sie sind anwesend und die Baronin auch. Wir können also auf den Zweck unseres Besuches kommen. Es ist wohl nicht nöthig, Ihnen, meine Herrschaften, mitzutheilen, daß in letzter Nacht beim Fürsten von Befour ein Einbruch stattgefunden hat?"

Weder der Baron, noch Ella antworteten. Auch ihre Gesichter zeigten nicht die mindeste Bewegung.

„Ich bemerke, daß Sie nicht im Mindesten überrascht sind," fuhr der Fürst fort. „Es ist also anzunehmen, daß Ihnen diese Begebenheit nichts Neues ist!"

Immer noch dasselbe Schweigen.

„Wir sind gekommen, über diesen Einbruch mit Ihnen zu verhandeln, und dabei muß ich Ihnen aufrichtig sagen, daß wir die Meinung hegen, daß Sie Beide der Einbrecherbande nicht fern stehen."

Das war zu stark. Jetzt konnte der Baron sein Schweigen nicht länger festhalten. Er sprang auf und rief:

„Sind Sie verrückt? Soll ich Sie etwa auf das Irrenhaus schaffen lassen?"

„Oder ich Sie auf das Zuchthaus, Franz Helfenstein?"

Da stieß der Baron einen Schrei aus, der Demjenigen eines Raubthieres glich, und stürzte sich mit geballten Fäusten auf den Fürsten. Dieser hob kaltblütig das Bein und empfing ihn mit einem Fußtritte, der ihn zu Boden stürzte.

„Haltet ihn!"

Diese Worte rief der Fürst seinen beiden Dienern zu. Diese hatten nicht geahnt, daß die Audienz in dieser Weise beginnen werde; doch waren sie auf Alles gefaßt, und so gehorchten sie augenblicklich. Sie ergriffen den Baron und hielten ihn fest. Er rief laut nach der Dienerschaft. Da aber sagte der Fürst:

„Schweigen Sie! Oder soll ich Sie vor Ihrem Gesinde blamiren? Denken Sie etwa, es mit einem gewöhnlichen Schutzmanne zu thun zu haben? Ich bin der Fürst des Elendes, hören Sie, der Fürst des Elendes. Setzen Sie sich nieder, und verhalten Sie sich ruhig! Das muß ich Ihnen zu Ihrem eigenem Vortheile rathen!"

Der Name, den er nannte, verfehlte seinen Eindruck nicht. Ella machte eine rasche Bewegung, ob vor Schreck oder blos vor Ueberraschung, das war schwer zu sagen. Der Baron aber stand mit offenem Munde und stieren Augen da. Sein Feind, sein Erzfeind im eigenen Hause, im eigenen Zimmer! Das raubte ihm geradezu die Sprache.

„Kommen wir also auf den Einbruch zurück," fuhr der Fürst fort. „Der Fürst von Befour hatte einen Diener, der ihn zu verrathen trachtete und seit Langem die Absicht hegte, sich dem sogenannten Hauptmanne anzuschließen. Es

stand zu erwarten, daß ein Einbruch beim Fürsten die Folge sei, und darum hielt ich es für meine Pflicht, ihn zu warnen."

Er machte eine Pause. Da Niemand Etwas bemerkte, fuhr er fort:

„Meine Voraussetzung hat sich als begründet erwiesen. Gestern wurde zwischen diesem untreuen Diener und einem Untergebenen des Hauptmannes ein Einbruch beschlossen, welcher in letzter Nacht stattgefunden hat. Ich hörte noch zur rechten Zeit davon und warnte den Fürsten. Er traf seine Maßregeln. Die Einbrecher haben seinen Juwelenschrank ausgeräumt und sind der Ansicht, Millionen gewonnen zu haben. Sie irren sich. Der Fürst hat seine Schätze ausgeräumt und mit ganz werthlosen Plunder vertauscht. Man wird den Dieben nicht hundert Gulden für ihren Raub bieten."

Die Augen Ella's und des Barons trafen sich; Beide aber schwiegen.

„In Anbetracht des geringen Verlustes, den er erlitt, und des Spaßes, den ihm diese wohlgelungene Täuschung bereitet, hat der Fürst von einer polizeilichen Meldung des Einbruches und von der Verfolgung der Verbrecher abgesehen. Leider aber ist er doch anderweit nicht ohne schweren Verlust geblieben, obgleich er diesen Verlust noch gar nicht kennt. Ich kenne den Dieb. Ich habe Lust, Nachsicht zu hegen, und erkläre daher Folgendes: Giebt der Dieb mir die gestohlenen Steine jetzt zurück, so will ich von einer strafrechtlichen Verfolgung dieser gemeinen That absehen. Die Steine gelangen an ihren Platz zurück, ohne daß der Fürst erfährt, daß er sich einige Stunden lang nicht in ihrem Besitze befunden hat!"

Ella lag todtesbleich auf ihrem Sitze. Es war unmöglich, daß dieser Mann wissen konnte, daß sie die Steine habe; aber er sprach mit einer Sicherheit, welche infallibel zu sein schien. Der Baron aber wußte gar nichts zu sagen.

„Sie schweigen Beide?" fragte der Fürst nach einer Pause.

„Ich verstehe Sie nicht!" stieß der Baron hervor.

„Verstehen auch Sie mich nicht, Frau Baronin?"

Sie sah ein, daß sie antworten müsse. Sie nahm sich daher zusammen, zuckte mitleidig die Achsel und sagte:

„Ihre Reden kommen mir nicht anders vor, als wie die Phantasien eines Irrenhäuslers. Sie nennen sich den Fürsten des Elendes. Diesen Mann muß man sich anders vorstellen als Sie. Sie haben einfach gelogen!"

Der Fürst lächelte leise vor sich hin. Er antwortete:

„Ich will Sie nicht mit gleicher Münze bezahlen. Meinen Sie wirklich, daß ich lüge oder irre spreche? Ich rede jedenfalls correcter als Sie sprechen und handeln. Eine kluge Diebin wird, wenn sie sich entdeckt sieht, gern und sofort ein Mittel ergreifen, welches man ihr darbietet, um Nachsicht mit ihr hegen zu dürfen."

„Diebin?" stieß sie hervor, indem ihre Augen einen gläsernen Glanz bekamen.

„Diebin!" brüllte der Baron. „Mensch, Schurke, ich zermalme Dich! Wie kannst Du —"

„Halt! Schweigen Sie!“ rief ihm der Fürst entgegen. „Die Baronin von Helfenstein ist eine Diebin! Sie hat die Steine gestohlen, von denen ich erzählte!“

Der Baron zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe.

„Ella,“ sagte er, „strafe ihn Lügen, und dann werde ich ihn vernichten, sofort, auf der Stelle!“

Sie war kaum noch ihrer Sinne mächtig. Sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um sagen zu können:

„Es ist eine Lüge! Strafe ihn!“

„Sie leugnen noch?“ fiel der Fürst ein. „Wer ging denn noch gestern Abend in männlicher Kleidung und mit falschem Bart und Haar aus, um einen dieser Steine zu verkaufen? Leider bot der Jude Abraham Levi zu wenig, und so kehrten Sie resultatlos nach Hause zurück!“

„Ist das wahr? Ist das wahr?“ rief der Baron.

„Nein! Nein!“ antwortete sie.

„So zwingen Sie mich, Ihnen zu beweisen, daß es wahr ist. Herr von Helfenstein, ich werde jetzt bei Ihrer Frau nach den gestohlenen Steinen suchen!“

„Wage es, Hallunke!“

„Gut! Ich stelle Ihnen die Alternative: Entweder lassen Sie mich nach dem Gestohlenen suchen, und dann kann die Angelegenheit vielleicht noch beigelegt werden, oder ich sende sofort, jetzt gleich, einen meiner Collegen nach polizeilicher Hilfe. Dann wird öffentlich, in Gegenwart Ihrer Dienerschaft, ausgesucht, und die Angelegenheit kann nicht mehr zurückgenommen werden.“

„Ella, soll ich es darauf ankommen lassen? Bist Du schuldig oder unschuldig?“ fragte der Baron.

Da raffte sie sich zusammen, stand auf, trat auf den Fürsten zu und sagte in hoheitsvoller Haltung:

„Mensch, Sie sind wirklich ein Verrückter! Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus, sonst lasse ich Sie arretiren!“

Da that auch der Fürst einen Schritt auf sie zu. Sein Auge flammend auf das ihrige gerichtet, sagte er:

„Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie ich zu der riesigen Nachsicht Ihnen gegenüber komme! Sie leugnen, leugnen immer noch? Als gestern der Fürst von Befour zu seinem Hausmeister gerufen wurde, ist die That geschehen; der Diener war in den Stall gesendet worden.“

„Lüge! Lüge!“ erklärte sie.

„Weib!“ donnerte ihr da der Fürst entgegen. „Nun habe ich es satt! Genug der Frechheit bis jetzt! Soll ich Dir sagen, wohin Du den Raub gesteckt hast?“

Sie schwieg. Ihre Kräfte wollten nicht länger ausreichen. Sie war einer Ohnmacht nahe. Ihr Mann trat herbei. Es war fürchterlich. Er, der Baron von Helfenstein, mußte sich eine solche Scene gefallen lassen! Er sagte:

„Ja, sagen Sie es! Ich verlange es! Aber wenn es nicht stimmt, wenn es nicht wahr ist, so zertrete ich Sie unter meinen Füßen, wie man den elendesten der Würmer zertritt!"

„Pah! Spielen Sie sich nicht größer auf, als Sie sind! Ich brauche nur die Hand auszustrecken, um Sie zu zermalmen! Anton, führe den Baron hinüber! Zeige ihm das Versteck! Adolf mag mitgehen. Wir haben Zeugen nöthig!"

Der Baron schritt voran, und die beiden Polizisten folgten ihm. Der Fürst blieb mit Ella allein. Sie blickte ihn nicht an. Woher wußte er Alles? Aber noch hatte sie die Hoffnung nicht verloren. Es war ja fast unmöglich, ihr Versteck zu wissen. Vielleicht fanden sie es nicht. Sie hatte auch den Stein, welchen sie mit zu dem Juden genommen hatte, nach ihrer Rückkehr wieder zu den anderen gethan.

Es vergingen einige lange, lange Minuten. Da endlich nahten sich Schritte, eilig, wie im Sturmeslauf. Die Thür wurde aufgerissen, und Helfenstein stürzte herein.

„Weib!" brüllte er. „Du hast gestohlen!"

Er hatte die Fäuste geballt; sein Athem ging kurz; er befand sich im Zustande der äußersten Wuth. Da stand sie langsam auf, stellte sich ihm Auge in Auge und sagte:

„Und Du? Was hast Du gethan?"

Das Auge des Fürsten war mit allergrößter Spannung auf die Beiden gerichtet. Würden sie einander verrathen? Nein, denn es trat eine Störung ein. Die Thür wurde geöffnet, und die beiden Polizisten kamen zurück, Jeder einen der gestohlenen Beutel tragend. Das störte die Krisis: Mann und Frau traten langsam von einander fort. An den Ersteren wendete sich nun der Fürst:

„Herr von Helfenstein, nehmen Sie Ihre Beleidigungen zurück?"

„Ja, ich muß!" knirschte dieser. „Nun bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen!"

„Warum?"

„Das fragen Sie noch? Die Baronin von Helfenstein eine Diebin! Das darf ich nicht überleben! Man würde mit Fingern auf mich zeigen und mich mit Füßen treten!"

„Noch weiß Niemand davon!"

„Aber der Fürst von Befour wird Anzeige erstatten."

„Ich sagte Ihnen ja, daß er noch gar nichts von dem Diebstahle ahnt. Er weiß noch gar nicht, daß die Edelsteine abhanden gekommen sind."

„So werden Sie Strafantrag stellen!"

„Allerdings. Ich bin Ihnen eine räthselhafte Persönlichkeit. Ich will Ihnen sagen, daß ich Polizist bin. Ich habe ein Auge für Vieles, Vieles, was Andere nicht bemerken. Darum habe ich gestern den „Hauptmann" betrogen; darum kannte ich die Diebin der Edelsteine, und darum entdeckte ich den Aufbewahrungsort der Letzteren. Ich bin unnachsichtlich gegen jede Uebertretung der Gesetze; aber ich habe mir von der Familie Helfenstein erzählen

lassen und schenke den Angehörigen meine wärmste Theilnahme. Darum will ich Ihnen hier ein Fluchtpförtchen offen lassen."

„Sprechen Sie; aber verlangen Sie nichts Unmögliches!"

„Was ich verlange, ist sehr naturgerecht. Wer stiehlt, ist entweder ein Dieb oder — geisteskrank. Einen Dieb oder eine Diebin lasse ich unnachsichtlich bestrafen; eine Geisteskranke aber kann geheilt werden. Ich gebe Ihnen von heute an fünf Tage Zeit. Befindet sich dann die Baronin von Helfenstein als geisteskrank in der Heilanstalt zu Rollenburg, so werde ich schweigen, und nicht einmal der Fürst von Befour soll von dem Diebstahl erfahren. Ist die Dame aber noch hier, so lasse ich sie arretiren und exemplarisch bestrafen. Dies ist mein einziges und letztes Wort in dieser Angelegenheit. Ihnen aber Herr Baron, gebe ich den guten Rath, nicht so oft den Revolver einzustecken, besonders in der Nacht eines Einbruches; man könnte Sie sonst für einen Freund des geheimnißvollen „Hauptmannes" halten oder gar für diesen selbst! Denken Sie über meine Worte nach, und seien Sie überzeugt, daß ich mir von meinen Bedingungen nicht ein Pünktchen abhandeln lassen werde. Wir werden uns nie sehen, als nur dann, wenn Sie mich zwingen, als Ihr Feind aufzutreten. Leben Sie wohl!"

Er ging, und seine beiden Begleiter folgten ihm.

„Habt Ihr die Steine gezählt?" fragte er unterwegs.

„Ja. Es fehlt keiner."

„Was sagte der Baron, als er sie in der Console entdeckte?"

„Er machte zunächst ein Gesicht, als ob er die Posaunen des jüngsten Gerichtes höre; dann wollte er sprechen, brachte aber vor Entsetzen kein einziges Wort hervor, und endlich rannte er fort, uns ganz allein zurücklassend. Ich möchte Zeuge der Scene sein, welche es jetzt, nach unserer Entfernung, zwischen ihm und seiner Frau Gemahlin giebt!"

Diese Antwort hatte Anton gegeben! Adolf fügte hinzu:

„Mir scheint es dringlicher, zu wissen, was man von ihm in Beziehung des geheimen Hauptmannes zu denken hat!"

„Ich denke, daß wir uns da geirrt haben. Ich glaube nicht, daß er mit dem Hauptmanne Etwas zu thun hat. Er ist während des Einbruches im Casino gewesen, während Du doch mit dem Hauptmanne gesprochen hast."

„Hm! Ist es auch wirklich der Hauptmann gewesen, der sich für ihn ausgegeben hat? Ich glaube nicht, daß man darauf schwören kann. Die Einbrecher hatten auf so bedeutende Werthsachen gerechnet, daß sie überzeugt sein mußten, die That werde ein so außerordentliches Aufsehen erregen, daß man selbst hochgestellte Personen nicht schonen werde, falls ein Verdacht auf eine solche fallen sollte. Da war für alle Fälle ein Alibi angenehm. Der Hauptmann gehört jedenfalls in die besseren Gesellschaftskreise; er wird ganz gewiß auf ein solches Alibi bedacht gewesen sein."

Er hatte mit dieser Vermuthung das Richtige getroffen. Helfenstein war ja des Alibi wegen in das Casino gegangen. Er war dann mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß der Streich gelungen und er dadurch ein steinreicher

Mann geworden sei; der letzte Auftritt aber hatte ihn aus allen Himmeln gerissen. Er fühlte eine Hölle von Sorge, Angst, Wuth und Qual in seiner Brust.

Er hatte die drei Männer bis an die Treppe begleitet, um sich zu überzeugen, ob sie das Palais auch wirklich verlassen würden. Dann, wieder umkehrend, fühlte er nach dem kleinen Täschchen seiner Weste.

„Die Tinktur ist noch da," murmelte er. „Der Rest von dem, was der Riese bekommen hat, wird hinreichen, auch bei dieser Diebin dieselbe Wirkung hervorzubringen."

Er fand die Baronin ganz kraftlos noch in demselben Sessel sitzen, in welchem sie die Bedingungen des Fürsten angehört hatte. Sie war todtesbleich und hielt die Augen geschlossen. War sie etwa zu feig, als daß sie der ihr drohenden Gefahr mit offenem Auge hätte entgegenblicken können?

Der Baron zog die Portièren zu, damit das, was im Zimmer gesprochen wurde, nicht hinausdringen solle. Dann verschlang er die Arme über die Brust und schritt langsam im Zimmer auf und ab.

Er wußte kaum, wie er beginnen solle. Es wirbelte ihm im Kopfe, und vor dem Ohre war es ihm, als ob er das Summen von Millionen von Insecten vernehme. Er wollte nicht eher zu sprechen anfangen, als bis er sich über das zu Sagende klar geworden sei.

Die Baronin behielt die angenommene Stellung bei. Vielleicht zog sie nur deshalb vor, die Augen nicht zu öffnen, weil sie entschlossen war, nicht das erste Wort zu sprechen, oder weil sie nicht durch ihre Blicke verrathen wollte, was jetzt in ihrem Inneren vorging.

Endlich blieb er vor ihr stehen, musterte mit einem stechenden, haßerfüllten Blicke ihre weich in den Sessel hingegossene Gestalt und stieß in tief grollendem Tone hervor:

„Frau Baronin!"

Sie antwortete nicht.

„Frau Baronin!" wiederholte er.

Da öffnete sie die Lider. Ihre langen, seidenen Wimpern hoben sich, und ihr Auge richtete sich mit einer unendlichen Gleichgiltigkeit auf ihn, mit einer Gleichgiltigkeit, welche nur das Product einer wahrhaft bewundernswerthen Verstellung und Selbstbeherrschung sein konnte. Dies erhöhte seinen Grimm.

„Diebin!" donnerte er sie an.

„Spitzbube!" antwortete sie gähnend, als ob sie sich im höchsten Grade gelangweilt fühle.

Er stampfte mit dem Fuße und rief:

„Diamantenräuberin!"

„Doppelter Mörder!"

Diese Entgegnung raubte ihm den letzten Rest seiner Gewalt über sich selbst. Er erhob den Arm und fragte:

„Weib, soll ich Dich niederschlagen?"

Auch das schien sie nicht aus der Fassung zu bringen; aber in ihrer Lage verharrte sie nun doch nicht mehr, vielmehr schnellte sie mit einer blitzes-

schnellen Bewegung aus ihrem Sessel empor und wendete sich zur Seite, um aus dem Bereiche seines Armes zu kommen. Auch ihre scheinbare Gleichgiltigkeit hatte sie aufgegeben. Ihre erbleichten Wangen begannen sich zu röthen; um ihre fast farblos gewesenen Lippen zuckte es, und aus ihren Augen blitzte ein Haß, der demjenigen ganz gleich kam, mit welchem er sie vorhin betrachtet hatte.

„Schlagen? Ein Weib schlagen?" fragte sie. „Das ist noch das Letzte und Einzige, was Dir fehlt: die flegelhafte Rohheit eines ungeschliffenen Menschen! Ich werde der Dienerschaft klingeln, um mich gegen derartige Angriffe zu verwahren!"

„Thue das! Die Diener sollen dann erfahren, weshalb ich Dich in dieser Weise zu behandeln habe!"

„Sie werden auch das Andere erfahren, nämlich, daß ich mich auf keinen Fall vor Dir fürchte. Du hast vor mir nichts voraus als Deine Muskelkraft und selbst diese ist nicht im Stande, mich bange zu machen."

„Das bin ich überzeugt. Ein ehrloses Weib fürchtet selbst nicht die Schande, geschlagen zu werden!"

„Pah! Rede doch ja nicht von Ehrlosigkeit! Oder willst etwa Du, Du, Du mit Ehre prahlen?"

„Wer kann es wagen, meine Ehre anzutasten?"

„Ich!"

„Du, ja Du allein, aber kein einziger anderer Mensch!"

„Ist das nicht genug?"

„Nichts, gar nichts ist es! Die Ehre ist ein öffentliches Gut; sie kann nur öffentlich angegriffen und öffentlich verloren werden!"

„Nun, so siehe zu, daß Dir Deine große Ehrenhaftigkeit nicht heute noch geraubt wird!"

„Willst etwa Du mich ehrlos machen?"

Sie zuckte die Achseln und antwortete:

„Das soll ganz auf Dich selbst ankommen. Willst Du über die vorliegende Angelegenheit mit mir verhandeln, nun wohl, ich bin bereit dazu, aber ich verlange vor allen Dingen, daß Du Dich dabei nicht anders und besser aufspielst, als ich Dich kenne!"

„Ah!" antwortete er. „Als was kennst Du mich?"

„Als Dieb, Schmuggler, Betrüger und Mörder!"

Er ballte die beiden Fäuste und machte eine Bewegung, als ob er sich auf sie stürzen wolle. Sie trat ihm furchtlos einen Schritt entgegen und rief:

„Zurück! Beherrsche Dich besser, oder ich klingle bei Gott nach der Dienerschaft. Die Bezeichnungen, welche ich Dir gegeben habe, beruhen alle auf Wahrheit!"

„Sie beruhen auf hirnverbrannten Einbildungen Deines wahnsinnigen Kopfes!"

„O, wäre doch Dein Kopf so hell wie der meinige!"

„Was wäre dann? Ich raubte Diamanten und ließe mich erwischen. Pah!"

Er ließ dabei ein ganz und gar verachtungsvolles Lachen erschallen. Sie wurde dadurch keineswegs fassungslos, sondern sie antwortete:

„Wurdest Du nie auch erwischt?"

„Ah! Wann denn?"

„Bei der Ermordung Deines Cousins."

„Nur von Dir! Das hat gar nichts zu bedeuten!"

„Ja, so lange Du mich nicht zwingst, gegen Dich aufzutreten. Uebrigens bin ich nicht erwischt worden, sondern man hat die Diamanten bei mir gefunden. Was beweist das?"

„Daß Du die Diebin bist!"

„O, es giebt Personen, welche bei mir Zutritt haben. Der Dieb hat geglaubt, daß ein Versteck bei mir mehr Sicherheit bietet als ein solches an irgend einem anderen Orte."

„Da könntest Du nur Deine Zofe meinen!"

„Nun, wenn das wirklich wäre?"

„So könnte diese Zofe beweisen, daß sie gestern Abend stets zu Hause war, jedenfalls aber nicht bei dem Fürsten von Befour, während grad Du Dich zur betreffenden Zeit bei demselben befunden hast."

„Und dennoch brauche ich mich nicht zu ergeben. Haben die Diamanten wirklich bei mir gesteckt?"

„Ich selbst muß es bezeugen!"

„Wo befanden sie sich?"

„Im Innern Deiner Uhrconsole."

„Und doch kannst Du falsch gesehen haben. Wer hat die Console ab- und die Steine herausgenommen? Etwa Du?"

„Nein, sondern der eine der Polizisten."

„Das dachte ich mir. Er hat die Steine bereits in der Hand gehabt und sie dann scheinbar herausgenommen."

Der Baron sah die Baronin ganz betreten an.

„Meinst Du etwa, daß ich dieser Fabel Glauben schenken soll?" fragte er.

„Ob Du mir glaubst, das ist doch jedenfalls Nebensache," antwortete sie. „Es kommt hier auf die Ansicht an, welche der Richter hat."

„Donnerwetter! Glaubst Du, daß es gerathen sei, diese Angelegenheit vor den Richter kommen zu lassen?"

„Warum nicht? Ich sehe keine Gefahr dabei. Wer ist denn dieser sogenannte Fürst des Elendes?"

„Es wäre mir sehr lieb, wenn Du mir diese Frage beantworten wolltest!"

„Eine mährchenhafte Persönlichkeit!"

„Also doch immerhin eine Persönlichkeit, also eine wirkliche, reale Existenz. Und ich habe nicht nur zu erwägen, daß diese Person mir bereits ungeheuren Schaden verursacht hat und daß sie Alles, was sie thut, nur gegen den „Hauptmann" richtet, also gegen mich, sondern ich darf mir auch nicht verschweigen, daß dieser Mann unter einem hohen Schutze steht. Die Polizei ist mit ihm; das sagt er nicht nur, sondern das ist ein unumstößliches Factum."

„Hat der Mensch, welcher vorhin bei uns war, bewiesen, daß er der Fürst des Elendes ist?“

„Wie sollte er das thun?“

„Auf irgend eine Weise.“

„Nun, so hat er es gethan. Er kannte Deine Unterredung mit Befour; er kannte sogar den Umstand, daß ich einen Diener des Letzteren engagirt habe; er kannte auch Deinen famosen Gang zum Juden Salomon Levi, den Du wohl nicht in Abrede stellen kannst, und er wußte schließlich auch das Versteck der Steine. Ist dieser Mann, der sich ganz allwissend zeigt, nicht Gott oder der Teufel, so ist er der Fürst des Elendes!“

„Vor dem Du Dich fürchtest!“ höhnte sie. „Ich an Deiner Stelle hätte ihn längst gefaßt und unschädlich gemacht!“

„Sage mir nur, wie Du das anfangen wolltest! Uebrigens hast Du es gehört, daß er mich warnte, bei Zeiten eines Einbruches eine Waffe einzustecken. Er hat mich durchschaut. Er weiß, daß ich der „Hauptmann“ bin.“

„Pah! Er schlug doch nur auf den Strauch.“

„Ich weiß, was ich zu denken habe, und nun will ich auch wissen, wie ich mit Dir halte. Wir schweben in der größten Gefahr. Ich muß klar sehen können, um gegen diese Gefahr gerüstet zu sein!“

Er war unruhig im Zimmer auf- und abgeschritten; jetzt blieb er vor ihr stehen und blickte sie erwartungsvoll an. Sie nickte leise mit dem Kopfe und antwortete:

„So lasse ich es mir gefallen! Stellst Du Deine Fragen in dieser Weise, so bin ich nicht abgeneigt, sie zu beantworten; aber durch Drohungen und Schimpfwörter lasse ich mir nichts entlocken. Wir stehen uns als Eheleute und ebenso geistig wie moralisch gleich. Befehlen lasse ich mir nichts. Habe ich einen Fehler begangen, so hast Du Dir sogar Verbrechen vorzuwerfen. Wenn Du klug bist, so behandelst Du mich ganz auf gleichem Fuße!“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. Es war ihm anzusehen, daß er keine große Lust hatte, auf eine Gleichstellung einzugehen; aber er trug dem gegenwärtigen Augenblicke Rechnung und sagte:

„Wenn ich auch gegen die Behandlung auf gleichem Fuße im Allgemeinen nichts sagen will, so bist Du es in der gegenwärtigen Angelegenheit, welche den Fehler gemacht hat. Ich hoffe, daß Du den Muth hast, ihn offen einzugestehen. Du hast die Diamanten gestohlen?“

„Gestohlen!“ brauste sie auf.

„Nun, so sagen wir, an Dich genommen.“

„Ja.“

„Wann?“

„Gestern Abend.“

„Der Fürst hatte sich auf einen Augenblick entfernt?“

„Ja.“

„Und man hat Dich dabei beobachtet?“

„Ich bin überzeugt, daß kein Mensch mich gesehen hat.“

„Aber man weiß es doch!“

„Das muß auf Combination beruhen!“

„Was wolltest Du mit den Diamanten thun?“

„Sie vor allen Dingen in Sicherheit bringen. Man konnte ja nicht wissen, ob der Einbruch auch wirklich gelingen werde.“

„Das mache mir nicht weiß! Du hast sie für Dich allein behalten wollen.“

„Beweise das!“

„Du hast mir nach Deiner Rückkehr Deinen Besuch beim Fürsten ausführlich beschrieben. Wären Deine Absichten gegen mich ehrliche gewesen, so hättest Du mir gesagt, daß Du im Besitze der Diamanten warst. Und dann wären sie noch jetzt in unserem Besitze.“

„Oho! Man hätte sie ebenso geholt!“

„Man hätte sie nicht mehr gefunden! Ich durchschaue Dich. Aber ich will mich nicht noch weiter aufregen. Ich muß meinen Kopf offen halten. Es giebt hier sehr Verschiedenes zu bedenken, und ich hoffe, daß Du hilfst, das Dunkel aufzuklären. Ich sehe ein, daß meine Vorwürfe gegen Dich jetzt nutzlos sind; darum will ich sie unterlassen. Also der Fürst des Elendes hat von dem Einbruche gewußt. Wie geht das zu?“

„Du hast unter Deinen Leuten einen Verräther.“

„Das ist die einzige Erklärung. Aber er hat auch gewußt, daß ich den Diener engagirt habe.“

„So hat dieser es ihm verrathen!“

„Das möchte ich bezweifeln. Der Diener befand sich in wirklicher Todesgefahr und hat seine Probe glanzvoll bestanden.“

„So ist's ein Anderer, der es ihm verrathen hat.“

„Es sind nur zwei Mitwisser dieser Angelegenheit, nämlich mein Stellvertreter, welcher an dem Gitterthor das Zeichen gab, und der alte Apotheker, bei dem ich den Diener kennen lernte.“

„So ist Einer von den Beiden der Verräther.“

„Sie sind Beide treu. Uebrigens habe ich die Hauptsache mit dem Diener unter vier Augen besprochen.“

„So ist also doch er es, gegen den sich der Verdacht zu richten hat.“

„Ich glaube vielmehr, daß wir belauscht worden sind.“

„Wo?“

„In der Weinstube, in welcher wir uns besprachen.“

„Groß genug, diese Unvorsichtigkeit!“

„Tausendmal kleiner als die Deinige! Der Lauscher ist der Fürst des Elends gewesen. Er hat dann während des ganzen Abends Befours Palais bewachen lassen!“

„Aber Befour ist doch schon längst gewarnt!“

„Wieso?“

„Er hat Imitationen anfertigen lassen, welche nun anstatt der wirklichen Kostbarkeiten in Eure Hände gefallen sind.“

„Verdammt! Ich muß mich erst davon überzeugen. Aber unbegreiflich,

gradezu unbegreiflich wäre es, zu errathen, daß ich dort einbrechen will! Doch weiter jetzt! Wann hast Du die Steine in die Console gesteckt?

„Als ich Dich verlassen hatte."

„Wer war dabei?"

„Kein Mensch."

„Auch die Zofe nicht?"

„Nein. Ich hatte sie vorher schlafen geschickt."

„So werde daraus der Satan klug. Dieser Fürst des Elendes muß wirklich geradezu allwissend sein! Und dann gingst Du mit einem der Steine zu dem Juden?"

„Ja."

„Er kaufte ihn nicht?"

„Nein."

Die Baronin erzählte ihre Verhandlung mit Salomon Levi ausführlich.

„Welch eine fürchterliche Unvorsichtigkeit!" sagte Helfenstein. „Der Fürst hat Dich beobachtet und ist dann bei dem Juden gewesen, um sich zu erkundigen, was Du gewollt hast, und dieser ist so dumm gewesen, es ihm zu sagen. Ich werde ihn dafür zu bestrafen wissen! Was geschah dann?"

„Nichts. Ich legte den Stein zu den übrigen und begab mich dann zur Ruhe. Ich schlief ein, obgleich ich sehr neugierig war, wie Euer Streich ausgefallen sei. Geweckt wurde ich erst durch Dich."

„Das ist wenig oder gar nichts, was ich nun weiß! Aber ich ruhe nicht eher, als bis ich Licht in diese Sache gebracht habe. Ich werde gleich nachher die ersten Schritte thun. Du hast uns da in eine schauderhafte Lage gebracht. Der Fürst des Elendes ist mein Todfeind. Er wird auf seiner Bedingung bestehen."

Die Baronin erblaßte.

„Wegen des — des — — Irrenhauses?" fragte sie

„Ja, das meine ich."

„Das heißt, Du willst mich wirklich dort interniren lassen?"

Er zuckte die Achsel.

„Was will ich weiter thun!"

Da machte sie eine raubthierähnliche Bewegung. Ihre Augen glühten gleich denen einer Pantherkatze.

„Sage das noch einmal!" zischte sie.

Er zuckte abermals die Achsel und sagte:

„Ich wiederhole, daß es kaum möglich sein wird, mich zu sträuben."

„Das wäre Dein Verderben!"

„Wieso?"

„Ich würde Alles verrathen, Alles!"

„Man würde Dir nicht glauben, Dir, einer Irren!"

„Diese Irre würde ihre Behauptungen in einer Weise beweisen, daß ma sie für sehr geistesgesund halten müßte."

„So würdest Du Dich mit verderben!"

„Mir dann ganz gleich. Ich habe nicht getödtet. Ich bin Deine Frau;

ich bin nicht durch das Gesetz gezwungen, Dich anzuzeigen. Man würde mich nicht bestrafen."

„Ich würde zur Evidenz erweisen, daß Du die intellectuelle Urheberin meiner Thaten bist."

„Feigling, dreifacher, tausendfacher Feigling, welcher aus Angst vor der Strafe die Schuld auf seine eigne Frau wirft!"

„Jeder ist sich selbst der Nächste!"

„Glaubst Du, dadurch Dich retten zu können?"

„Nein, aber wir kommen Beide unter das Fallbeil! Uebrigens ist es ja nicht für ewig, daß Du nach Rollenburg sollst!"

„Hm! Wie lange denn?"

„Nur für kurze Zeit, bis die Sache verraucht ist."

„Das darfst Du mir nicht sagen! Du wärst froh, mich los zu sein. Ich würde niemals wieder frei, und das machte mich in aller Wirklichkeit verrückt. Dann wäre die Hauptzeugin gegen Dich nicht mehr vorhanden! Welch ein Glück für Dich!"

Sie stieß ein höhnisches Lachen aus. Er drückte seinen Grimm hinab und sagte in ruhigem Tone:

„Für so kurzsichtig hatte ich Dich nicht gehalten!"

„Ich bin im Gegentheile nicht kurz- sondern sehr weit- und vorsichtig!"

„Ich glaube das Gegentheil. Es liegt ja in meinem eigenen Interesse, Dich nicht lange Zeit in der Anstalt zu lassen, Deine Rachsucht würde mir ja gefährlich sein. Du sollst nur für kurze Zeit nach Rollenburg. Bereits heute beginne ich daran zu arbeiten, Dich von dort zu befreien."

„Das klingt ja geradezu verrückt! Wie willst Du bereits heute daran arbeiten?"

„Das erräthst Du nicht? Wer verlangt denn, daß Du nach dieser fatalen Anstalt sollst?"

„Nun, der Fürst des Elendes?"

„Wer sonst noch?"

„Wohl kein Mensch!"

„Was kann Dich also von dort befreien?"

„Dieser Schluß ist nicht leicht zu ziehen! Ich werde frei sein können, sobald dieser Fürst keine Macht mehr über Dich hat."

„Das ist es, was ich meine. Ich werde erfahren, wer er ist; ich werde ihm die Larve vom Gesicht reißen; ich werde ihn verderben. Ich werde alle meine Unternehmungen einstellen, um mich für jetzt nicht in weitere Gefahr zu begeben, und nur noch daran arbeiten, zu erfahren, wer dieser Mensch ist."

„Du überschätzest Dich, Du wirst es nicht erfahren!"

„Ich werde alle meine Untergebenen dazu verwenden!"

„Auch das wird nutzlos sein. Er hat bewiesen, daß er mächtiger ist als Du; Du wirst fallen; er wird triumphiren, und ich, ich bleibe — — im Irrenhause!"

Jetzt war sie es, die ganz und gar erregt im Zimmer auf und ab schritt. Er versuchte, ruhig zu erscheinen, und sagte:

„Gut! Noch haben wir eine Frist von fünf Tagen. Ich werde mir alle Mühe geben, Etwas zu erreichen. Es ist also nicht nöthig, bereits heute einen Entschluß zu fassen!"

„Mein Entschluß ist trotzdem bereits gefaßt: Mich bringt keine Macht der Erde in das Irrenhaus! Da, jetzt weißt Du es!"

Er blickte finster vor sich nieder. In seinem Innern kochte und gährte es; dennoch verrieth er sich nicht. Er kannte Ella. Diesem Weibe gegenüber galt es, die höchste Verstellungskunst in Anwendung zu bringen. Ella war seine größte und gefährlichste Gegnerin. Sie hatte ihn gezwungen, sie zu seiner Frau zu machen. Jetzt haßte er sie. Und wie sehr er sie haßte, das sah er erst in diesem Augenblicke ein. Aber er durfte es ihr nicht merken lassen. Darum sagte er möglichst gleichmüthig:

„Es fällt mir ganz und gar nicht ein, Dir diesen Entschluß übel zu nehmen. Es muß verteufelt unangenehm sein, als verrückt zu gelten, wenn man nur zu sehr bei Verstand und Sinnen ist. Na, einen großen, einen fast unverzeihlichen Fehler hast Du begangen; das kannst Du nicht leugnen; aber ich will sehen, ob er nicht zu verbessern ist. Noch habe ich Zeit, und noch fürchte ich diesen Elendsfürsten nicht so sehr, daß ich aus Angst vor ihm meine Frau dem Irrenhause überliefere. Die Hauptsache ist, zu sehen, wie sich Befour in dieser Angelegenheit verhält. Denkst Du, daß er Dich besuchen wird?"

„Wir sind freundschaftlich von einander geschieden."

„Und daß er wirklich nichts davon weiß, daß ihm die Diamanten abhanden gekommen sind?"

„Das wäre allerdings wohl unbegreiflich!"

„Vielleicht hat dieser undurchdringliche Gott der Elenden doch irgend einen uns natürlich unbekannten Grund, ihm nichts wissen zu lassen!"

„Dann aber müßten Beide sich kennen!"

„Wieso?"

„Es muß doch eine Gelegenheit geben, die Steine wieder an ihren Ort zurückzubringen, ohne daß der Besitzer es merkt."

„Auch das ist möglich. Es kommt hier viel auf Deine eigene Klugheit an, Befour so auszufragen, daß er Dich aufklärt, ohne Deine Absicht dabei zu bemerken. Sollte er Dich besuchen, so benutze schleunigst aber auch schlau die Gelegenheit. Jetzt laß uns davon abbrechen. Ich habe nicht geschlafen und will versuchen, einige Stunden auszuruhen. Ich werde meiner ganzen geistigen Frischheit bedürfen."

Sie folgte diesem Winke und ging. Als sie sich entfernt hatte, verschloß er den Zugang, welcher seine Gemächer mit den ihrigen verband.

„Sie fühlt sich sicher," sagte er sich. „Ich habe sie beruhigt. Sie hat mich an den Rand des Verderbens gebracht; das darf nicht wieder geschehen. Sie hat die Steine für sich behalten wollen; sie will also reich sein; sie will von mir fort, vielleicht aus Liebe zu diesem Befour! Ja, sie soll fort, aber — in's Irrenhaus! Und daß das geschieht, ohne daß sie Widerstand leistet, dafür will ich auf der Stelle sorgen!"

V. S.

Kaum eine Viertelstunde später verließ er ganz in derselben Verkleidung und auch durch dasselbe Pförtchen wie gestern sein Palais. Er begab sich zu dem alten Apotheker, welcher einigermaßen verwundert war, ihn so früh bei sich zu sehen.

„Du kennst die Wohnung des Fürsten von Befour?" fragte er ihn im strengen Tone.

„Ja, Herr," antwortete der Gefragte demüthig.

„Warst Du schon einmal dort?"

„Nein."

„Du hast mir gestern den Diener empfohlen. Bist Du überzeugt, daß er treu und sicher ist?"

„Vollständig. Er wird ja mein Eidam!"

„Ich muß sofort mit ihm sprechen, aber ohne daß er ahnt, daß ich mich hier befinde."

„So soll ich ihn holen?"

„Ja. Ich werde unten im Keller warten."

„Aber was soll ich ihm sagen?"

„Das ist Deine Sache. Also, er darf nicht wissen, daß ich hier bin."

„Ich werde vorsichtig sein."

Er führte den Baron in den Keller und begab sich dann nach der Palaststraße. Der Portier verwunderte sich, als er den Mann erblickte.

„Zu wem wollen Sie?" fragte er.

„Giebt es hier nicht einen Diener, welcher Adolf heißt?"

„Allerdings."

„Ich habe mit ihm zu sprechen."

„So früh! Ist es so nothwendig?"

„Ja."

„Gehen Sie eine Treppe hoch Rechts erste Thür im Bedientenzimmer werden Sie ihn finden."

Als der Apotheker dort eintrat, waren Adolf und Anton grad mit ihrem ersten Frühstück beschäftigt. Der Erstere empfing ihn sehr freundschaftlich und fragte nach seinem Begehr. Der Alte war doch in Verlegenheit, was er sagen sollte.

„Hm!" meinte er. „Jette — —"

„Was ist's mit der Jette?"

„Krank, sehr krank! Ganz plötzlich!"

Adolf war genug Schlaukopf, um etwas zu ahnen. Er heuchelte ein Erschrecken und rief:

„Krank? Sapperment! Ist's gefährlich?"

„Es scheint leider so!"

„Und sie verlangt wohl noch mir?"

„Mit Sehnsucht!"

„So will ich den gnädigen Herrn fragen, ob ich gehen darf."

Er hieß den Apotheker warten und suchte seinen Herrn auf, welcher sich erst vor Kurzem zur Ruhe begeben hatte. Er wußte daß er es unter den

gegenwärtigen Umständen wagen durfte, ihn zu wecken. Er that dies und meldete, daß er durch das Erscheinen des Apothekers dazu veranlaßt sei. Sofort war der Fürst munter.

„Was will er?“ fragte er.

„Ich soll zu ihm kommen. Meine reizende Jette ist plötzlich außerordentlich krank geworden.“

„Glaubst Du das?“

„Daß ich dumm wäre?“

„Ich auch nicht. Das hängt ganz gewiß mit dem Einbruche zusammen.“

„Natürlich! Man hat mich in irgend einem Verdachte.“

„Und man will Dich jedenfalls in's Verhör nehmen. Derjenige, der das thut, ist wohl kein Anderer als Derselbe, der gestern mit Dir gesprochen hat.“

„Also der Hauptmann selbst! Wollen wir ihn fangen?“

„Was würde es uns nützen. Besser, viel besser ist es, zu erfahren, wohin er geht, wenn er den Apotheker verläßt.“

„Ich werde ihm folgen.“

„Ich auch. Und da mehrere Augen hier besser sind als nur zwei oder vier, so soll auch Anton mitgehen. Ich werde ihn instruiren. Der Hauptmann erwartet Dich jedenfalls im Keller. Das giebt vielleicht eine Gelegenheit, ihn zu belauschen.“

„Wohl schwerlich, gnädiger Herr!“

„O doch! Der Apotheker wird sich sofort zu ihm in den Keller begeben. Beide unterhalten sich. Du sagst, daß Du nicht sogleich kommen kannst, gehst aber dennoch sofort. Sie fühlen sich sicher, und Du horchst.“

„Hm! Möglich ist das allerdings. Es kommt darauf an, wie man es anfängt.“

„Nun, ich bin überzeugt, daß Du nicht ungeschickt sein wirst!“

„Hoffentlich nicht!“

„So laß' den Alten nicht länger warten. Ich komme nach und postire mich mit Anton so, daß wir das Haus im Auge haben, ohne sebst bemerkt zu werden.“

Adolf kehrte also nach dem Dienerzimmer zurück.

„Sapperlot!“ sagte er. „Der gnädige Herr war fuchsteufelswild, daß ich schon so früh ausgehen will. Er hat mir zwar doch noch die Erlaubniß gegeben; aber eine halbe Stunde kann vergehen, ehe ich komme. Ich muß erst das Frühstück serviren. Hoffentlich wird es mit unserem Jettchen nicht so schnell schlimmer werden!“

Der Apotheker entfernte sich, sehr froh, sich seines Auftrages so glanzvoll entledigt zu haben. Zu Hause angekommen, instruirte er die Tochter und stieg dann in den Keller hinab, dessen Thür er nicht verschloß. Er zog sich mit dem Hauptmanne in die bekannte hintere Abtheilung zurück, wohin sie auch das Licht mitnahmen.

Kaum war das geschehen, so kam Adolf die Gasse herab. Er fand die

Hausthür, wie so oft, verschlossen, und klopfte an das Fenster. Die „schöne" Zette sah ihn durch die Scheiben und kam heraus, um ihm selbst zu öffnen.

„Alle guten Geister!" sagte er, ein großes, freudiges Erstaunen heuchelnd. „Ich denke, Du bist krank!"

„O nein! Das war nur ein Scherz."

„Nun, was giebt es denn sonst so Nothwendiges?"

„Es ist ein Herr da, der mit Dir sprechen will."

„Ein Fremder?"

„Nein, sondern derselbe, welcher gestern mit unten im Keller war."

„Ach so! Ist er auch jetzt unten?"

„Ja."

„Der Vater mit?"

„Der ist bei ihm. Aber Vater sagte, daß Du erst später kommen könntest!"

„Ich habe mich davon geschlichen, weil ich Angst um Dich hatte. Ein Kamerad verrichtet unterdessen meine Arbeit. Wie gut, daß Du nicht wirklich krank bist! Aber ich will den Herrn nicht warten lassen."

„Ich werde Dich führen!"

„Danke! Es giebt vielleicht etwas zu besprechen, was nur für uns Männer ist. Wenn Ihr uns nicht stört, so werde ich nachher einige Maaß zum Besten geben."

Das wirkte. Sie drückte ihm die Hand und verschwand hinter der Stubenthür. Nun schlich er sich leise die Kellertreppe hinab und lauschte, als er unten angekommen war. In der vorderen Abtheilung war es dunkel, aber weiter hinten war es, als ob er sprechen höre.

Er kannte den Keller sehr genau und war also sicher, kein Geräusch zu verursachen. Er schritt auf den Fußspitzen weiter bis an die Thür, hinter welcher sich die Beiden befanden. Als er das Ohr an dieselbe legte, konnte er verstehen, was hinter ihr gesprochen wurde.

„Also, Du hast nicht gehört, daß heute Nacht irgend etwas Ungewöhnliches in der Palaststraße passirt ist?" fragte der Hauptmann.

Er schien die Eigenthümlichkeit zu haben, seine Leute einmal Du und das andere Mal Sie zu nennen.

„Nein, gar nicht," antwortete der Alte.

„So wurde ich falsch berichtet."

„Ist meine Tinctur bereits an den Mann gekommen?"

„Ja; kurz nachdem ich sie geholt habe. Du garantirst natürlich, daß sie wirken wird!"

„Mit meinem Leben!"

„Und mit der Bezahlung bist Du zufrieden?"

„Ja, Herr."

„Ich denke, daß Du für dasselbe Geld gern wieder so etwas zusammenbrauen würdest?"

„Warum nicht? Ein jeder Mann sucht das, was er gelernt hat, möglichst zu verwerthen. Brauchen Sie mehr von dieser Sorte?"

„Von derselben Sorte nicht. Dieses Mittel macht nur zeitweilig irrsinnig. Das genügt mir heute nicht mehr."

„Also für immer?"

„Ja. Giebt es so etwas?"

„Ja. Unsereiner versteht sich auf dergleichen. Nur fragt es sich, ob man nicht etwa Gefahr dabei läuft."

„Mensch!"

„Gut, gut, Herr! Ich wollte Sie nicht beleidigen. Ist's für einen Mann oder für ein Frauenzimmer?"

„Mußt Du das wissen?"

„Natürlich!"

„Für eine Frau."

„Und welcher Art soll der Wahnsinn sein?"

„Es soll alles Phantasiren vermieden werden."

„Ich verstehe! Beim Phantasiren werden Dinge ausgeplaudert, welche besser unausgesprochen bleiben. Wie wäre es mit einer künstlichen Apathie?"

„Unempfindlichkeit? Kann die hervorgebracht werden?"

„Warum nicht?"

„Wird aber in diesem Falle nicht genügen."

„Also stärker: Lethargie?"

„Was Lethargie ist, weiß ich natürlich; aber was verstehst denn Du darunter?"

„Geistige Erschlaffung, welche in eine hochgradige Schlafsucht übergeht, welche endlich zum Todesschlafe führt."

„Wie lange dauert es, bis der Letztere eintritt?"

„Je nach der Stärke des Mittels."

„Ist die Erschlaffung, also die Anfangswirkung des Mittels so, daß der Kranke noch zusammenhängend denkt und spricht?"

„Das kann man nach Belieben einrichten."

„So ist mir dieses Mittel recht. Es giebt eine Person, welche binnen dreimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr denken soll."

„Das ist nicht schwer zu bewerkstelligen. Diese Person wird in einen beinahe ununterbrochenen Schlaf verfallen."

„Aber in den Zwischenräumen, wenn sie wach ist — —?"

„Da wird sie dumpf vor sich hinbrüten, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen."

„So wird der Tod dann eine Erlösung für sie sein."

„Natürlich!"

„Nur fragt es sich, ob die Aerzte im Stande sind, zu vermuthen, daß der Kranke ein solches Mittel empfangen hat."

„Keineswegs. Man wird im Gegentheile annehmen, daß ein Blutaustritt in's Gehirn stattgefunden hat. Die Frau hat einen Schlag auf den Kopf erhalten, ist gestürzt, oder es ist ihr etwas auf den Kopf gefallen. Man hat hier Alles so bequem wie möglich."

„Und wann tritt der Tod ein?"

„Auch das geht einzurichten. Doch ist zu rathen, diesen Zeitpunkt so weit wie möglich hinauszuschieben, da sonst das Mittel in der Leiche nachgewiesen werden kann."

„Wie weit ungefähr?"

„Fünf bis sechs Monate. Der Körper wird während dieser Zeit fast gar nicht angegriffen. Der Kranke schluckt die Nahrung, welche ihm in den Mund geschoben wird, wie im Traume hinter, und da er sich nicht bewegt und keine Kräfte abgiebt, bleibt der Körper gut genährt; der Patient schläft eben ein, ohne wieder aufzuwachen."

„Wie lange dauert die Anfertigung dieses Mittels?"

„Eine Stunde."

„Kann ich es heute am Nachmittage haben?"

„Ja; kommen Sie!"

„Und, was ja von Bedeutung ist, hat die Medizin einen vorstechenden Geruch oder Geschmack?"

„Sie riecht gar nicht, schmeckt aber ein ganz Wenig bitter."

„Das läßt sich verdecken. Also abgemacht! Hier ist das Geld, und zwar die Hälfte mehr als gestern."

Adolf hörte Silber klingen und hielt es nun für gerathen, seinen Lauscherposten aufzugeben. Er kehrte nach der Treppe zurück, stieg deren Stufen erst leise hinauf und kam dann mit möglichstem Geräusche wieder herab. Sofort wurde hinten die Thür geöffnet.

„Wer ist da?" fragte der Apotheker.

„Ich bin es."

„Ach, Adolf! Er kommt!"

„Hier herein, gebot der Hauptmann. Und zu dem Alten gewendet, fügte er hinzu: „Du gehst hinauf und giebst Achtung, daß wir nicht gestört werden!"

„Ich werde da vorn Eins trinken!"

„Meinetwegen! Aber horche nicht!"

Der Hauptmann schob den Apotheker zur Thür hinaus und zog dieselbe wieder zu. Es war Adolf sehr lieb, daß der Giftmischer nicht hinaufging. In diesem Falle hätte es leicht herauskommen können, daß er bereits eine Weile im Keller anwesend gewesen war. Er machte ein freundliches, unbefangenes Gesicht, hielt dem Anderen die Hand hin und sagte:

„Also, Sie, Herr Jacob! Schön! Freut mich! Nur war es fast ein bischen zu früh zu einem Ausgange. Mein Herr raisonnirte."

Der Hauptmann warf einen langen, scharf forschenden Blick auf den Sprechenden, schien aber mit dem Resultate seiner Beobachtung zufrieden zu sein.

„Er hatte wohl schlechte Laune?" fragte er, an Adolf's Worte anknüpfend.

„Nicht gerade das. Herrendiener haben ja so früh nicht Zeit zum Spazierengehen. Lange darf ich keineswegs fort bleiben!"

„Ich werde Sie nicht aufhalten, habe aber einige Fragen. Ist der Besuch heute in der Nacht gelungen?"

„Ja."

„Ihre Belohnung?"

„Habe ich erhalten."

„Es wird auch weiter für Sie gesorgt werden. Wissen Sie, was mitgenommen worden ist?"

„Ich kann es mir denken."

„Man hat natürlich Alles bereits entdeckt?"

„Ich weiß nichts davon. Mein Herr ist erst vor einigen Minuten aufgestanden."

„Hm! Sonderbar! Sie sagten gestern, daß er kein Freund von Gesellschaften sei?"

„So ist es. Er empfängt niemals Besuch."

„Wirklich nicht?"

„Niemals."

„Ich hörte, daß ein Herr bei ihm verkehre, zu dem er ein großes ungewöhnliches Vertrauen zeigt."

Das war wegen des Fürsten des Elendes auf den Strauch geschlagen. Adolf aber antwortete:

„Davon müßte ich doch auch wissen!"

„Hatte er auch gestern Abend nicht Besuch?"

„Ausnahmweise doch. Ich war ganz verwundert darüber."

„Wer war es?"

„Eine Dame sogar."

„Kennen Sie dieselbe."

„Es war die Baronin von Helfenstein. Sie haben mit einander gespeist und ich bediente sie. Ich glaube, die Dame kam aus Neugierde, um die Reichthümer meines Herrn zu sehen."

„Hat er ihr Alles gezeigt?"

„Er hat sie im Palais herumgeführt und ich leuchtete dazu. Aber seine eigentlichen Schätze, Gold, Silber, edle Steine, hat er ihr doch nicht gezeigt. Die darf kein fremdes Auge sehen."

„Ist denn dieses Gold und Silber alles ächt?"

„Wie sollte es denn anders sein?" fragte Adolf in künstlichem Erstaunen. „Glauben Sie, daß so ein Krösus Unächtes kauft?"

„Hm. Ich halte Sie für einen aufrichtigen Menschen. Sie haben doch von dem Fürsten des Elendes gehört?"

„Freilich, freilich!"

„Wo?"

„An verschiedenen Orten. Man spricht ja jetzt allüberall von ihm."

„Auch in Ihrem Hause?"

„Auch da."

„Spricht auch Ihr Herr von ihm?"

„Nicht, daß ich wüßte. Ich wenigstens habe den Namen niemals von ihm nennen hören."

„Und doch sagt man, daß dieser Fürst des Elendes bei Ihrem Herrn verkehrt."

Adolf stieß ein lustiges Lachen aus und sagte:

„Bei uns? Hahahaha! Wo soll bei uns das Elend herkommen?"

„Also nicht?"

„Ich weiß kein Wort davon. Mein Herr fährt einmal zum Baron von Helfenstein oder zum Obersten von Hellenbach. Das sind die beiden Einzigen, mit denen er verkehrt. Einer von ihnen müßte der Fürst des Elendes sein!"

„So sehr also kann man getäuscht werden! Natürlich wird man heute den nächtlichen Besuch entdecken. Sie werden auf Alles genau aufmerken, auch auf die geringste Kleinigkeit, und mir dann Bericht erstatten."

„Wann und wo?"

„Das bleibt mir überlassen. Ich werde, wenn ich Sie sprechen will, schon Gelegenheit wissen, Sie zu finden. In Beziehung auf die Restauration dürfen Sie sich auf den Hauptmann verlassen. Er pflegt sein Wort zu halten, wenn man ihn gut bedient. Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten, damit Ihr Herr keine Veranlassung zur Klage findet. Adieu!"

Er öffnete die Thür, und Adolf ging. Draußen saß der Apotheker auf der Treppenstufe und hatte ein Blechgefäß mit Schnaps in der Hand. Der Polizist gab ihm ein Geldstück mit der Weisung, auch seinen Töchtern einige Maaß dieser Herzstärkung zukommen zu lassen, und entfernte sich dann.

Kurze Zeit nach ihm verließ auch der Hauptmann das Haus. Er sah sich vorsichtig um, ob er vielleicht beobachtet werde, bemerkte aber keinen Menschen. Gewöhnlich pflegte er bei solchen Ausgängen nicht übermäßig besorgt zu sein; heute aber, nach den Erfahrungen der verflossenen Nacht, dachte er an die unbegreifliche Allwissenheit des Fürsten des Elendes, und um seine Spur ja ganz sicher zu verwischen, ging er direct an das Wasser, nahm einen Kahn und ließ sich stromabwärts rudern.

Am gegenseitigen Ufer stieg er aus, ging durch einige Gassen, um mehrere Minuten verstreichen zu lassen, und ließ sich dann wieder übersetzen. Nun durchwanderte er mehrere Straßen und Gäßchen, kam auch in die Mauerstraße, ging an der Stelle vorüber, wo er des Nachts in den Garten zu steigen pflegte, bog um die Ecke, zog einen Schlüssel hervor, öffnete eine Thür und verschwand hinter derselben. Er war hierher gegangen, um seinen Raub zu untersuchen, ob derselbe echt oder wirklich nachgemacht sei.

Kaum einige Secunden später erschien ein alter Herr an derselben Ecke, blieb stehen, blickte nach rechts und links, dann vorwärts nach den Bäumen, unter denen damals Abends der Schlosser gestanden hatte. Es war nichts zu bemerken.

Jetzt erhob er die Hand, und sofort kamen zwei Männer die Straße herauf, um bei ihm stehen zu bleiben. Es waren Adolf und Anton.

„Hier um diese Ecke ist er gegangen," sagte der Alte, der kein Anderer

war als der Fürst von Befour. „Er hat alle Schlauheit angewendet, um jede Verfolgung irre zu führen; bei uns aber konnte das nicht gelingen. Nun giebt es zwei Fälle: Entweder ist er nach vorwärts unter die Bäume, oder er ist hier rechts zu der Thür hinein. Ich muß schleunigst zum Baron von Helfenstein, um zu sehen, ob er daheim ist. Ich nehme eine Droschke und fahre nach Hause, mich schnell umzukleiden. Adolf fährt mit, da ich gleich hören muß, was es beim Apotheker gegeben hat. Anton mag als Wachtposten hier bleiben. Dort unter den Bäumen kann man verborgen stehen und doch die Thür beobachten. Kommt er da heraus, so darf er nicht wieder aus den Augen gelassen werden."

Anton begab sich also nach den Bäumen, und die beiden Anderen kehrten zurück, um eine Droschke zu nehmen. Unterwegs erzählte Adolf seinem Herrn seine Unterredung mit dem angeblichen Architecten.

Der Fürst hörte stillschweigend zu. Als der Diener geendet hatte, fragte er:

„Aus dieser Unterhaltung geht hervor, daß der Hauptmann von dem Apotheker ein Mittel erhalten und auch sofort in Anwendung gebracht hat, welches für bestimmte Zeit irrsinnig macht?"

„Ja; anders nicht."

„Hm! Und heute bestellt er ein zweites, viel gefährlicheres Mittel! Das ist jedenfalls für seine Frau!"

„Ich war sogleich überzeugt davon!"

„Sie soll in Lethargie versinken und sterben. Ah! Der Schurke!"

„Wenn nämlich er und der Baron identisch sind! Ist es nicht unsere Pflicht, diese That zu verhindern?"

„Nein. Es ist vielmehr unsere Pflicht, sie geschehen zu lassen!"

Und als der brave Adolf ein betroffenes Gesicht machte, fuhr der Fürst fort:

„Wie wollen wir sie verhindern? Natürlich, ohne uns zu verrathen? Was er heute nicht ausführen könnte, würde er morgen thun oder später. Und die Hauptsache: Verfällt die Baronin in Lethargie, so ist das ein unumstößlicher Beweis, daß der Baron der Hauptmann ist."

„Aber die Baronin wird sterben! Begehen wir da nicht einen Mord, wenn auch nur indirect?"

„Wenn sie stürbe, so hätte sie doch weit Schlimmeres verdient, als ein solches Ende. Uebrigens wird sie nicht sterben. Für solche Mittel giebt es stets ein Gegengift. Uebrigens erhalten wir dadurch den Apotheker in unsere Gewalt. Das kann uns von großem Vortheil sein. Erfahren möchte ich aber, wer gestern Abend das Gift erhalten hat. Dieser Hauptmann ist doch ein fürchterlicher Mensch!"

Sie waren in der Nähe der Palaststraße angekommen und stiegen aus. Kaum fünf Minuten später sah man die Equipage des Fürsten von Befour aus dem Thore rollen, und wenige Zeit später hielt sie vor der Wohnung des Barons von Helfenstein.

V. S.

Befour wurde sofort bei der Baronin angemeldet und von ihr empfangen. Sie befand sich bei der Lectüre in ihrem Salon und trat ihm mit einem glücklichen Lächeln entgegen.

„Ah, Durchlaucht!“ sagte sie. „Herzlich willkommen!“

„Sie verzeihen meine frühe Gegenwart!“ antwortete er, indem er Platz nahm. „Es ließ mir keine Ruhe, zu erfahren, ob unsere gestrige Wanderung durch mein Heim nicht allzusehr ermüdet hat.“

Nun folgte ein munteres Herüber und Hinüber jener Pikanterieen, welche bei einer geistreichen Unterhaltung zwischen einem Herrn und einer Dame üblich sind. Die Baronin schlug wiederholt einen hörbar innigen Ton an, aber der Fürst ging, wie am vorigen Abende, nicht auf denselben ein.

Ella nahm im Laufe des Gespräches die Gelegenheit wahr, das Thema auf seine Kostbarkeiten zu bringen, und da er wohl wußte, weshalb sie dieses hat, unterstützte er sie dabei, so daß sie glaubte, die beabsichtigte Wendung sei ihr ganz unbemerkt gelungen. Sie sprach davon, daß sie während der ganzen Nacht von den unermeßlichen Reichthümern, um deren Besitz er zu beneiden sei, geträumt habe; im Traume seien die Steine geschliffen gewesen und hätten in solchen Farben gestrahlt, daß sie fast geblendet worden sei.

Er lächelte leise vor sich hin und bemerkte:

„Solche blendende Farben sind auch nur im Traume möglich. In der Wirklichkeit würden Sie sich sehr enttäuscht fühlen, gnädige Frau.“

„Ah! Wieso, Durchlaucht?“ fragte sie verwundert.

„Wären diese Reichthümer wirklich so unermeßlich, wie Sie denken, so hätte ich heute Nacht einen nie zu ersetzenden Verlust erlitten. Ich bin bestohlen worden.“

Sie erbleichte doch, als sie dieses Wort aus seinem Munde hörte.

„Bestohlen?“ fragte sie. „Sie scherzen doch jedenfalls!“

„O nein. Ich bin wirklich bestohlen worden.“

„Mein Gott! Was ist es, was man Ihnen gestohlen hat?“

„Alle jene Reichthümer, welche Sie gestern bei mir erblickten. Jedenfalls ist es der sogenannte Hauptmann, welcher bei mir eingebrochen hat.“

Sie schlug in gut gespieltem Schreck die Hände zusammen und rief:

„Und das sagen Sie in so gleichgiltigem Tone, sogar mit lächelnder Miene!“

„Dieses Lächeln wird mir leicht gemacht.“

„Aber ich begreife es nicht! Bei einem solchen Verluste würde ich vollständig untröstlich sein!“

„Nun, so schlimm ist es nicht! Erlauben Sie mir, Ihnen ein Geheimniß zu verrathen?“

„Ja, ja! Aber schnell!“

„Ich kann es Ihnen nur verrathen, wenn Sie mich Ihrer vollständigen Verzeihung versichern.“

„Gewiß, gewiß erhalten Sie meine Verzeihung, wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, wofür! Also, sprechen Sie!“

„Nun, Alles, was Sie gestern sahen, war unecht."

„Unmöglich!"

„Sogar sehr wirklich!"

„Diese Gefäße und Geschmeide?"

„Unecht!"

„Diese Steine?"

„Unecht!"

„Sie sehen mich ganz wortlos vor Erstaunen!"

„Glücklicher Weise höre ich Sie doch noch sprechen. Ja, ich gestehe Ihnen, daß ich Sie gestern ein ganz klein Wenig getäuscht habe. Zwar besitze ich diese sämmtlichen Gegenstände echt, auch die Steine; aber sie sind da aufbewahrt, wohin Niemand kommen kann. Was Sie sahen, war imitirt. Auf diesen kostbaren Gedanken hat mich der Fürst des Elendes gebracht."

„Der Fürst des Elendes? Kennen Sie ihn?"

„Nein; es kennt ihn ja kein Mensch. Aber da handelt es sich abermals um ein Geheimniß, von dem ich nicht weiß, ob ich es Ihnen verrathen darf."

„O, ich bitte sehr um diese Mittheilung!"

„Nun wohl! Mein Koch hat einen Freund, welcher bei der Polizei angestellt ist. Dieser Freund hat ihm im Vertrauen mitgetheilt, daß man in dem Fürsten einen hiesigen, gewandten Geheimpolizisten zu verstehen hat. Durch den Koch erhielt ich auch die Mittheilung, daß bei mir früher oder später ein Einbruch stattfinden werde, und so sorgte ich für Imitationen. Diese wurden mir während dieser Nacht gestohlen."

„Alles? Alles?"

„Ja, Alles!"

„Und doch wie schade! Die Imitationen waren meisterhaft angefertigt!"

„Des Abends scheint es so. Ihr Werth ist dennoch ein sehr geringer. Ich mußte beinahe lachen, als ich vorhin einen Theil des Verlorenen zurückerhielt?"

„Man hat Ihnen Etwas restituirt?"

„Ja, Das, was man vorher jedenfalls für das Kostbarste gehalten hatte, nämlich die Steine."

„Oh, ich erstaune!"

„Sehr mit Unrecht. Als ich erwachte, brachte man mir ein kleines Packet, welches ein Fremder für mich abgegeben hatte. Ich öffnete es, es enthielt — die zwei Beutel mit den Steinen, welche ich Ihnen gestern als echt bezeichnet hatte. Dadurch wurde ich erst aufmerksam gemacht, daß ich bestohlen worden sei. Ich sah sofort nach und fand den ganzen Schrank geleert. Die Diebe haben den Coup wahrhaft meisterhaft ausgeführt und mir dann, als sie erkennen mußten, daß sie betrogen worden seien, aus Ironie die Steine wieder zugestellt."

Bei dieser Erzählung des Fürsten holte die Baronin tief und erleichtert Athem. Es war, als ob ihr die Last eines Berges von der Brust gewälzt

worden sei, und als der Fürst sich nach kurzer Zeit von ihr verabschiedet hatte, nachdem von ihr bemerkt worden war, daß der Baron noch im Schlafe liege, da er bis früh im Casino gewesen sei, da ließ es ihr keine Ruhe; sie eilte zu ihrem Manne.

Dieser war erst vor wenigen Augenblicken heimgekehrt, ohne daß sie ahnte, daß er ausgegangen gewesen sei. Er öffnete, als sie klopfte. Er sah ihr strahlendes Gesicht und blickte sie fragend an.

„Eine gute, eine ausgezeichnet frohe Botschaft ist es, die ich bringe!" sagte sie.

„Wir wollen es hoffen, denn wir brauchen sie. Ich habe eine schlimme!"

„Was Schlimmes könntest Du haben? Du schliefst ja?"

„Nein. Ich war fort. Ich bin nach dem geheimen Schatzamte gegangen und habe mich allerdings höchst enttäuscht gesehen!"

„Wieso?"

„Alles unecht, imitirt! Ganz werthlos für uns!"

„Ich weiß es. Der Fürst war soeben da."

„Ah! Wie verhielt er sich?"

„Wie wir es nur wünschen können."

Und nun erzählte sie ihm Wort für Wort ihrer Unterhaltung mit dem Fürsten. Am Schlusse fügte sie hinzu:

„Du siehst also, daß er keine Spur von Verdacht hegt."

„Das ist höchst willkommen! Also der Elendsherr ist ein Polizist! Das ändert aber in sonstiger Beziehung wenig. Er hat zwar Wort gehalten, dem Fürsten von Befour nichts zu verrathen, aber —"

„Was aber?"

„Seine Drohung wird er dennoch nicht vergessen."

„Du glaubst, daß er auf seiner Bedingung bestehen werde."

„Sicher, zumal er also ein Polizist ist. Aber ich fürchte ihn jetzt nicht mehr. Die Spur ist uns gegeben; ich werde ihn finden und vernichten!" —

Als der Fürst nach Hause kam, fand er Anton vor, welcher ihm meldete, daß der angebliche Architect Jacob wirklich aus der betreffenden Thür getreten sei. Er hatte ihn verfolgt, dann aber das Unglück gehabt, ihn im Marktgewühl aus den Augen zu verlieren.

Dieser Bericht bewies, daß die Mauerstraße und jenes alterthümliche Gartengebäude in Beobachtung zu nehmen seien. Adolf erhielt die sofortige Weisung, zu erforschen, ob auf der genannten Straße ein möblirtes Garçonlogis zu vermiethen sei. Er fand eine passende Wohnung für einen einzelnen Herrn und zog noch vor Abend dort ein, um die erwähnte Beobachtung zu übernehmen.

Während dieser Zeit war die Stunde herangekommen, in welcher der vor Schreck gestorbene Schneider Bertram begraben werden sollte. Der Fürst fuhr zu Hellenbach's, um Fanny abzuholen. Er fand sie in Bereitschaft. Er ließ seine Equipage dann in der Nähe des Kirchhofes halten und stieg mit dem schönen Mädchen aus, um den Letzteren zu Fuße zu erreichen.

Die Anwesenheit der Beiden fiel bei dem hier herrschenden Gedränge gar nicht auf. Sie hatten innerhalb des Einganges, gleich neben dem Thore Platz gefunden und sahen die Amtspersonen mit den beiden Gefangenen, Bruder und Schwester, aussteigen. Sie mußten an ihnen vorüber. Fanny hatte ihren Arm in den des Fürsten gelegt. Als Robert Bertram an ihnen vorüberging, flüsterte sie:

„Das ist er!"

„Ja. Ich erkenne ihn. Es ist der junge Dichter, welchem sein Verleger die Thüre wies. Sieht er aus wie ein Einbrecher, gnädiges Fräulein?"

„O nein, nein; gar nicht! Der Arme!"

Jetzt kam auch Assessor Schubert. Er erblickte die Beiden, trat höflich grüßend an sie heran und sagte:

„Ich danke, daß Sie mein Gesuch erhörten! Würden Sie die Güte haben, sich, wenn er den Kirchhof verläßt, so zu stellen, daß sein Auge möglicher Weise auf Sie fallen muß?"

„Gewiß!" nickte der Fürst.

Der Beamte entfernte sich, und bald hörte man den Gesang beginnen. Die Trauerfeierlichkeit nahm ihren Verlauf, doch vermochten der Fürst und Fanny von ihrem Standpuncte aus die näher Betheiligten nicht zu erblicken. Endlich war der Segen gesprochen, und eine Bewegung der anwesenden Menge ließ vermuthen, daß die Gefangenen den Rückweg angetreten hatten.

Unweit des Fürsten stand, in einen Pelz gehüllt, ein junges, sehr schönes Mädchen mit ausgesprochen orientalischen Gesichtszügen, welches sich jetzt möglichst vorzudrängen suchte. Auch der Fürst veränderte mit Fanny seinen Platz.

Da kamen sie, Robert und Marie Bertram, mit ihrer polizeilichen Begleitung. Die Schwester hielt die Augen niedergeschlagen; der Bruder blickte ausdruckslos vor sich hin. In diesem Augenblicke schob sich das fremde Mädchen noch weiter vor. Robert's Blick fiel in ihr dunkles, gluthvolles Auge. Sein Fuß zögerte, und seine Pupillen schienen sich zu erweitern. Sein bleiches und dennoch so schönes Gesicht belebte sich.

„Geld, Geld!" sagte er, Allen hörbar. „Das viele Geld!"

Unwillkürlich machte der Fürst eine Bewegung der Ueberraschung. Dadurch zog er die Augen des Gefangenen auf sich. Bertram schien sich einen Augenblick zu besinnen; dann trat er herbei, erfaßte die Hand des Fürsten und sagte:

„Hunger! O, sehr großen Hunger!"

Trotz seines umnachteten Geistes hatte er den Mann erkannt, der ihn vom Hunger errettet hatte. Und jetzt, ja, jetzt sah er auch Fanny stehen. Seine Wangen rötheten sich; sein Blick leuchtete selig auf; er trat einen Schritt zurück und recitirte laut:

„Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die sich rastlos jagen.
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Den Blumen bittre Thränen tragen,
Und um verborgne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.

Da bricht des Morgens glühend Herz.
Er läßt den jungen Tag erscheinen.
Der küßt den diamantnen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelsteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Aether dort sich auszuweinen!"

Er hatte so laut gesprochen, daß alle Umstehenden diese Worte hören mußten. Die bereits in Bewegung befindliche Menge war in's Stocken gerathen. Da trat der mit anwesende Arzt heran, deutete auf Fanny und fragte den Kranken:

„Kennen Sie diese Dame?"

Da nahm das Gesicht desselben plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an.

„Hinweg, Elender!" rief er im Tone größter Herzensangst.

Seine erhobenen Arme sanken; sein Blick erlosch, und seine Kniee brachen: Er glitt bewußtlos auf den Boden nieder.

Fanny machte eine Bewegung, sich ihm rasch zu nahen; aber der Fürst hielt sie zurück.

„Bitte, bleiben Sie!" bat er. „Der gute Augenblick ist vorüber. Der Arzt hat mit seiner Frage Alles verdorben."

„Mein Gott!" klagte sie. „Dieser junge Mann kann nichts als nur unschuldig sein!"

„Ich bin überzeugt davon!"

„Und wir sollen ihn verlassen?"

„Nein, das werden wir nicht thun. Wir werden uns aus allen Kräften seiner annehmen. Und damit beginnen wir sofort."

Der Ohnmächtige war aufgehoben und nach dem Wagen getragen worden. Der Assessor zog vor den Beiden unter einer dankenden Verbeugung den Hut; der Fürst aber nahm keine Notiz davon; er zog vielmehr Fanny von Hellenbach zu dem schönen Mädchen hin, dessen Arm er ergriff. Er schritt mit den beiden Mädchen der heranwogenden Menge voran zum Thore hinaus, um dort seitwärts einen ruhigen Platz zu einer ungestörten Erkundigung zu suchen.

Die Fremde war förmlich bestürzt, von dem vornehmen Manne so ohne alle sichtbare Veranlassung ergriffen und fortgeführt worden zu sein. Auch Fanny vermochte den Grund dieses eigenthümlichen Verhaltens nicht zu ersehen. Den Beiden wurde Aufklärung erst dann, als sie sich soweit entfernt hatten, daß sie von dem Menschengewühl nicht mehr erreicht werden konnten. Dort blieb der Fürst stehen, gab den Arm des Mädchens frei, zog höflich grüßend den Hut und sagte:

„Entschuldigung, mein Fräulein! Ich bemächtigte mich Ihrer Person, weil ich Veranlassung zu haben glaube, dieselbe für eine für uns sehr wichtige zu halten. Sie kennen den Gefangenen, welchen wir soeben sahen?"

Sie zögerte mit der Antwort. Sie wußte nicht, was besser sei, dieselbe zu bejahen oder zu verneinen. Der Fürst dachte sich einen anderen Grund ihres Schweigens und sagte:



V.S. S. 418.

19.

Sie hielt seinen Kopf.

„Ich bin der Fürst von Befour. Darf ich vielleicht auch um Ihren Namen bitten?"

„Ich heiße Judith Levi," antwortete sie jetzt.

„Ah! Wo wohnen Sie?"

„In der Wasserstraße."

Da nahmen seine Züge einen weniger höflichen Ausdruck an. Sie war also die Tochter des Althändlers, bei welchem er gestern Abend gewesen war, um sich nach den gestohlenen Diamanten zu erkundigen.

„Also, Sie kennen den Gefangenen?" fragte er.

Sie hatte die Veränderung bemerkt, welche mit seinen Zügen vorgegangen war. Sie war ein stolzes Mädchen; sie wollte eine Million erben; sie brauchte sich eine so sichtliche Abnahme der Höflichkeit nicht gefallen zu lassen, selbst von einem Fürsten nicht.

„Nein," antwortete sie.

„Und dennoch möchte ich behaupten, daß er Ihnen nicht unbekannt ist, oder daß wenigstens er Sie kennt. Seien Sie aufrichtig! Diese Dame ist die Baronesse Fräulein von Hellenbach."

Da zogen sich Judith's Brauen zusammen, und aus ihren Augen schoß ein Blick glühenden Hasses auf die Baronesse.

„Von Hellenbach?" fragte sie. „Die ihn angezeigt hat?"

„Nein, nicht angezeigt. Das gnädige Fräulein ist nicht schuld, daß er in eine so unwürdige Lage gekommen ist."

„Wer denn? Er war der größte Dichter, geehrt und gefeiert von Tausenden. Jetzt ist er gefangen, entehrt, krank und wahnsinnig! Und wer ist schuld als Diese hier!"

Sie wendete sich ab, um fortzugehen; da aber wurde sie von Fanny am Arme fest gehalten.

„Sie irren sich, Fräulein Levi!" betheuerte die Tochter des Obersten. „Ich bin nur hier, um ihn zu retten!"

Judith drehte sich langsam um, blickte der Sprecherin ungläubig in das Gesicht und fragte:

„Ihn retten? Der wegen Ihnen so elend wurde? Ich hasse Sie!"

„Gut, hassen Sie mich!" sagte Fanny. „Aber ich will seine Unschuld beweisen; er soll frei werden. Sie kennen ihn; es ist Ihnen vielleicht möglich, zu diesem Beweise beizutragen!"

„Er ist unschuldig; ich weiß es!" sagte Judith stolz.

„So ersuche ich Sie, mir beizustehen! Wir werden Ihnen dankbar sein, Fräulein Levi!"

Da ließ Judith ein verächtliches Lächeln sehen und antwortete:

„Dankbar? Ich verzichte auf Ihren Dank! Ich bin selbst reich genug. Ich brauche Sie nicht. Ich allein bin genug, ihn frei zu machen!"

Damit wendete sie sich ab und eilte davon. Fanny wollte ihr rasch nach; aber der Fürst hielt sie zurück.

„Lassen Sie diese Jüdin!" sagte er. Nun ich Sie kenne, ist sie uns

sicher genug. Verweigert sie uns die erbetene Auskunft, so wird man sie vor Gericht zur Antwort zu zwingen wissen. Haben Sie gesehen, daß bei ihrem Anblick sein Geist zu sich kam, daß er sie erkannte?"

„Ja, ganz deutlich."

„Und haben Sie sich die Worte gemerkt, welche er zu ihr sagte?"

„Geld! Geld! Das viele Geld!"

„Ja, so war es. Gewiß hat er das Geld, welches er unrechtmäßiger Weise besitzen soll, von ihrem Vater erhalten."

„Welch ein Blick! Welch ein Haß! Ich glaube, sie — — sie liebt ihn!" flüsterte Fanny leise vor sich hin, fast unwillkürlich.

Der Fürst hatte diese Worte wohl verstanden. Sie frappirten ihn.

„Meinen Sie?" fragte er. „Möglich! Sie sagte, daß er ein großer Dichter sei; sie sprach von ihrem Hasse! Hm! Sie wird ein Werkzeug zu seiner Befreiung sein. Ich werde sogleich den Untersuchungsrichter benachrichtigen."

„O, Durchlaucht, darf ich mit?" bat das schöne Mädchen.

„Gewiß!" antwortete er. „Kommen Sie! Steigen wir ein!"

Sie erreichten die Equipage und schlugen die Richtung nach dem Gerichtsgebäude ein. Unterwegs kam dem Fürsten ein Gedanke.

„Wollen wir uns vorher überzeugen, ob er wirklich der Dichter der Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder ist?" fragte er.

„In welcher Weise?"

„Indem wir bei dem Buchhändler Zimmermann nachfragen, bei dem wir ja vorüberkommen."

„Ist er nicht verreist, wie gestern der Assessor sagte?"

„Das Personal wird uns ebenso gut Auskunft ertheilen können."

„So steigen wir aus."

Es war über Fanny eine Art männlicher Entschlossenheit gekommen. Sie hatte den Dichter verehrt und für ihn geschwärmt, ohne ihn zu kennen. Jetzt sollte sie denselben in einem Jüngling erkennen, welcher in Gefangenschaft und Wahnsinn gefallen war, weil er sie hatte retten wollen. Es war ihre heilige Pflicht, Alles zu seiner Befreiung zu thun, und sie folgte dieser Pflicht mit einer Begeisterung, welche hundertfach größere Schwierigkeiten überwunden hätte, als den einfachen Besuch eines Buchhändlerladens.

Als sie dort eintraten, war der Chef anwesend. Er war also von seiner Reise zurückgekehrt. Er kannte Fanny und seit Kurzem auch den Fürsten; er verneigte sich auf das Ehrerbietigste vor ihnen.

Fanny griff das Roß sofort beim Zügel an. Gerade ihr zur Hand lag ein Band der Gedichte von Hadschi Omanah. Sie nahm das Buch und fragte:

„Wie theuer, Herr Zimmermann?"

„Fünf Gulden, gnädiges Fräulein. Es ist die fünfte Auflage, die allerneuste."

„Wie viel Honorar hat der Verfasser wohl bezogen?"

„Das ist mir nicht sofort gegenwärtig. Einen Hadschi Omanah bezahlt man nicht nur gut, sondern sogar glänzend."

„Es ist natürlich pseudonym?“

„Allerdings.“

„Und wer verbirgt sich unter diesem orientalischen Namen?“

„Leider bin ich nicht befugt, den Schleier zu heben.“

Jetzt sah Fanny sich am Ende ihres Könnens. Sie blickte den Fürsten bittend an, und dieser nahm ihre Erkundigung auf, indem er weiter fragte:

„Hat der Verfasser selbst diese Discretion von Ihnen gefordert?“

Jetzt wurde der Buchhändler verlegen. Er hätte gern die Wahrheit verschwiegen. Der gefeierte Hadschi Omanah ein Schneidersohn! Aber er getraute es sich doch nicht, den Fürsten zu belügen. Doch antwortete er ausweichend.

„Es ist nicht Usus, ein Pseudonym ohne ausdrückliche Genehmigung zu indiscretioniren.“

Jetzt begann der Fürst, sich wirklich zu ärgern, darum sagte er in einem keineswegs höflichen, sondern sogar strengen Tone.

„Mein Herr, Sie dürfen annehmen, daß wir unsere Zeit nicht versäumen, um unnütze Fragen auszusprechen. Verweigern Sie uns eine freiwillige Auskunft, so werde ich eine directe Erkundigung aussprechen: Heißt der Verfasser vielleicht Robert Bertram?“

Jetzt konnte der Buchhändler nicht mehr ausweichen.

„Das ist allerdings sein Name,“ antwortete er.

„Er ist von hier? Wasserstraße?“

„Ja.“

Der Fürst hatte die Mienen eines Inquirenten angenommen. Er durchschaute den Geschäftsmann. Er erinnerte sich des Abends, an welchem Bertram vor Hunger fast in Ohnmacht gefallen wäre. Darum fuhr er fort:

„Ich nehme an, daß Sie mich kennen, mein Herr?“

„Gewiß! Seine fürstliche Durchlaucht von Befour.“

„Nun wohl. Robert Bertram steht, was Sie wohl noch nicht wissen, unter meinem ganz besondern persönlichen Schutze. Ich habe darum nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, mich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Wieviel zahlen Sie ihm für die Gedichte?“

„Zwanzig Gulden!“ stieß der Mann hervor.

„Ah! Zwanzig Gulden! Und das nennen Sie ein glänzendes Honorar! Die fünfte Auflage! So erhielt er hundert Gulden?“

Es war dem Buchhändler ganz so zu Muthe, als ob er sich im Fegefeuer befinde. Es waren so viele Leute im Laden, welche mit größter Spannung der laut geführten Unterhaltung folgten. Aber konnte er diesem hochgestellten Manne die geforderte Auskunft verweigern?“

„Die erste Auflage wurde bezahlt,“ antwortete er kleinlaut.

„Warum die anderen nicht?“

„Es gab nicht Gelegenheit dazu.“

„Wohl weil der Verfasser gar nicht um die Erlaubniß zu den folgenden Auflagen gefragt wurde!“

„Er hat das Honorar nie verlangt.“

„Ein ehrlicher und pünklicher Verleger zahlt trotzdem. Uebrigens lügen Sie! Ich selbst bin Zeuge gewesen, daß der berühmte Hadschi Omanah Sie aus Hunger um einen kleinen Vorschuß bat, doch vergebens; Sie wiesen ihn vor allen Leuten zur Thür hinaus, ihn, dem Sie, selbst wenn die weiteren Auflagen rechtlich waren, doch achtzig Gulden schuldeten. Sie schämen sich sogar, seinen wirklichen Namen zu nennen! Ich erkläre Ihnen, daß ich die Rechte des Dichters vertrete und verbiete Ihnen in Folge dessen, auch nur ein einziges Exemplar zu verkaufen, bis die Rechtsfrage des Verlages an Gerichtsstelle entschieden ist. Sie lassen den Dichter verhungern, während Sie seine Erzeugnisse in Saffian binden. Man wird untersuchen, auf wessen Kosten das Letztere geschehen ist. Kommen Sie, liebe Baronesse! Hier darf man nicht Bücher kaufen, da man befürchten muß, daß die Verfasser derselben verhungert sind."

Er gab Fanny den Arm und verließ mit ihr den Laden. Solche Worte waren hier noch nie gesprochen worden. Durch sie war, das sah der Buchhändler ein, seinem Geschäfte der Todesstoß versetzt worden; denn sie wurden jedenfalls von allen Anwesenden weiter getragen und hatten sich bereits morgen in der ganzen Residenz verbreitet.

„War das nicht ein Wenig zu hart, Durchlaucht?" fragte Fanny, als sie mit einander wieder in der Equipage saßen.

„Nein," antwortete der Fürst. „Denken Sie sich den reichen Mann, der dem Hungernden den wohlverdienten Lohn vorenthält und ihn außerdem durch die Thür wirft. Wie viele Thränen sind in der Wasserstraße geflossen; welcher Hunger und Kummer, welche Noth wurde erduldet, während die Gedichte des berühmten Elenden in den feinsten Salons prangten. Uebrigens halte ich diesen Zimmermann für einen Betrüger, welcher ohne Erlaubniß drucken ließ. In diesem Falle hat er keine Nachsicht zu erwarten."

Sie erreichten das Gerichtsgebäude und wurden sofort vom Assessor empfangen, bei welchem sich noch der Arzt befand. Der Erstere bedankte sich abermals für die Bereitwilligkeit, mit welcher die Baronesse seine Bitte erfüllt hatte und fügte hinzu:

„Leider hat sich unsere Erwartung nicht bewährt. Kaum war sein Geist erwacht, so sank er wieder in Finsterniß."

„Vielleicht wäre es besser gewesen, ihn nicht zu unterbrechen," bemerkte der Fürst. „Oder wäre es vielleicht gerathen, ihn in der Zelle zu besuchen? Vielleicht macht das Erscheinen des gnädigen Fräuleins dort einen glücklicheren Eindruck auf ihn."

„Wie meinen Sie, Doctor?" fragte der Assessor.

„Hm! Ich möchte den Kranken nicht überanstrengen."

„Meinen Sie wirklich, daß von Ueberanstrengung hier eine Rede sein kann? Der Kranke muß und soll sich ja anstrengen, um sich selbst wiederzufinden," sagte der Fürst.

„Ich stimme bei," sagte der Assessor. „Ist es den Herrschaften recht, so verfügen wir uns nach der Zelle!"

Sie gingen, der Assessor, der Arzt, der Fürst und Fanny. Die Letztere

fühlte ihr Herz erbeben, als sie durch den finstern Corridor schritten und der Blick nur auf Fenstergitter und eisenbeschlagene Thüren fiel. Eine dieser Thüren wurde geöffnet. Sie traten ein; Fanny wagte sich nur zögernd näher, und dennoch stieß sie einen Laut des Schmerzes aus, als sie die Zelle erblickte; ein Kübel, ein Wasserkrug, eine Holzbank — für einen besseren Strohsack hatte der menschenfreundliche Assessor Sorge getragen.

Der Gefangene lag bleich und mit geschlossenen Augen am Boden. Sein Gesicht war vom Schmerz verzerrt.

„Gott, mein Gott! Ist das möglich?" klagte Fanny. „Das ist Hadschi Omanah?"

„Ist er es wirklich?" fragte der Assessor.

„Ja," antwortete der Fürst. „Ich komme von seinem Verleger, den ich Ihnen, als Richter, empfehlen werde. Dieser hochbegabte, junge Mann ist schmählich hintergangen worden. Uebrigens haben wir eine Person entdeckt, welche versicherte, daß sie seine Unschuld zu beweisen vermöge."

Er erzählte das Zusammentreffen mit Judith, und der Assessor versicherte, daß er das Mädchen sofort citiren lassen werde.

Unterdessen hatte Bertram sich unbeweglich still verhalten. Er schien gar nicht bemerkt zu haben, daß Jemand zugegen sei.

„Bitte, gnädiges Fräulein," sagte der Fürst; „wollen Sie ein Wort zu ihm sprechen?"

Sie trat näher und kniete neben dem Gefangenen nieder.

„Herr Bertram!"

Er antwortete nicht. Sie wiederholte den Ruf, doch mit dem gleichen Mißerfolge. Jetzt versuchte sie es mit seinem Vornamen, den sie ja gehört hatte:

„Robert!"

Eigenthümlich! Sie, die schöne, reiche, vielbewunderte und hochgestellte Baronesse nannte einen des Einbruch's angeklagten, gefangenen Schneidersohn, mit dem sie noch nie gesprochen hatte, beim Vornamen! Und doch kamen ihr diese zwei Silben „Robert" so leicht, so ohne alle Anstrengung von den Lippen, als ob sie dieselben bereits tausend Male ausgesprochen habe. Und als auch dieser Ruf ohne Erfolg blieb, da gab ihr der weibliche Scharfsinn einen Gedanken ein:

„Omanah! Hadschi Ohmanah!" sagte sie, sich noch weiter zu ihm niederbeugend.

Die Anderen sahen in größter Spannung zu. Und wirklich, er öffnete langsam, langsam die Lider. Sein Blick fiel auf das herrliche, engelsgleiche Angesicht, welches so nahe an dem seinen war und dessen Wärme und Athem er verspüren konnte. Seine schmerzerfüllten Züge nahmen einen andern Ausdruck an; dann schloß er die Augen, als ob er an diese Wirklichkeit gar nicht glauben könne.

„Hadschi Omanah! Hören Sie mich? Oeffnen Sie die Augen!" bat sie weiter.

Er hörte es; seine Augen öffneten sich wieder. Ein unbeschreiblich seliges Lächeln ging über sein Gesicht, Er flüsterte:

„Nacht, o Nacht, meine süße Nacht! Leila, die herrliche Nacht des Südens!"

Dann fielen die Lider müd wieder zu.

„Und der soll Sie haben bestehlen wollen!" sagte der Fürst.

„Niemals!" stimmte der Assessor bei, hingerissen von der Wirkung, welche der Anblick des schönen Mädchens auf den unschuldig Gefangenen gemacht hatte. „Er ist gekommen, um sie zu vertheidigen, nicht aber, um sie zu berauben!"

Fanny hörte es. In ihre Augen traten Thränen.

„Und nun liegt er hier, gefangen, krank und elend!" meinte sie. „Habe da nicht auch ich Schuld daran!"

Sie dachte an seine Worte:

„Du meine süße Himmelsluft,
O traure nicht, und laß das Weinen;
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen!"

Sie sah nicht die Umgebung, die leeren Wände; sie beachtete nicht die anwesenden drei Männer. Ihr Herz ging auf in unendlichem Mitleid und Jammer. Sie brachte die Hand unter den Kopf des Gefangenen, um demselben eine bessere Lage zu geben; aber sofort ballte er die Hände und knirschte mit den Zähnen wie Einer, der unter dem Einflusse eines wahnsinnigen Grimmes steht.

Sie fuhr erschrocken zurück und erhob sich.

„Was war das?" fragte sie. „So plötzlich! Warum wohl?"

„Das ist ja eben seine Krankheit!" erklärte der Arzt. „Er ist ganz ruhig und schlägt dann plötzlich wie ein Wüthender um sich, während ihm der Schaum vor dem Munde steht. Es kommt da der ihn beherrschende Wahn über ihn, der Grimm über irgend Etwas, was ich noch nicht errathen konnte."

„Sollte das der wirkliche Grund sein?" fragte der Fürst im Tone des Zweifels.

„Der wirkliche und einzige."

„Wollen doch einmal sehen!"

Der Fürst beugte sich nieder und versuchte, seine Hand unter Bertram's Kopf zu bringen. Sofort schlug dieser mit beiden Fäusten um sich. Jetzt wendete der Fürst den Kranken auf die Seite und betrachtete den Hinterkopf desselben genauer.

„Wie ist seine Gefangennahme erfolgt?" fragte er dann schnell. „Hat er sich freiwillig ergeben?"

„Er wurde, jedenfalls aus Irrthum, mit dem Todtschläger niedergeschlagen," antwortete der Assessor.

„Um Gotteswillen, ist es da ein Wunder, wenn man da seinen Kopf nicht berühren darf! Haben Sie denn nicht bemerkt, Doctor, daß ihm die



D.v.S.

„Können Sie mir vergeben?“

20.

Hirnschaale zerschlagen worden ist? Vor Schmerz ist er von Sinnen, vor Schmerz und Qual!"

Fanny stieß einen Schrei des Entsetzens aus und weinte sofort laut:

„Die Hirnschaale zerschlagen?" fragte der Arzt.

„Jedenfalls. Hier, untersuchen Sie ihn gefälligst!"

„Er wird dabei nicht stillhalten. Bitte, wollen Sie so freundlich sein, mir zu helfen!"

Fanny verließ die Zelle. Dennoch vernahm sie das schwere Aechzen und Stöhnen des Kranken. Sie floh immer weiter in den finsteren Gang hinein, bis sie von dem Fürsten geholt wurde.

„Wie steht es mit ihm?" fragte sie. „Ist es gefährlich?"

„Wohl nicht, aber sehr schmerzhaft."

„Gott, mein Gott! Und dabei soll er in dieser Zelle liegen?"

„Nein. Der Assessor wird ihm ein anderes Lokal anweisen lassen, zwar auch noch innerhalb der Mauern des Gefängnisses, aber doch ein wohnlicheres Gemach."

„Warum soll er nicht aus dem Gefängnisse hinaus?"

„Weil seine Unschuld doch noch nicht erwiesen ist."

Der Assessor war zu ihnen getreten. Er hatte die letzten Worte vernommen und fügte hinzu:

„Ich bin jetzt von seiner Unschuld vollständig überzeugt, darf ihn aber doch noch nicht definitiv entlassen. Ich werde heute noch diese Judith Levi verhören, und sollte die Aussage dieser Jüdin, auf die ich übrigens sehr neugierig bin, noch nicht genügen, so — — hm!"

Er sann einen Augenblick nach und fuhr dann fort:

„Es giebt allerdings einen Einzigen, dessen Aussage diesem Unschuldigen sofort die Freiheit wiederbrächte, aber — — —"

„Wer ist es, wer?" fragte Fanny schnell.

„Der Riese Bormann. Dieser hat ihn für seinen Complicen ausgegeben und will das auch beschwören. Ich weiß, daß er lügt. Geben Sie mir ein Alibi oder den Widerruf des Riesen, so entlasse ich Bertram augenblicklich. Woher aber ein Alibi nehmen? Und Bormann ist ein Bösewicht ohne Herz, Mitleid und Gefühl. In seiner Seele giebt es nur einen einzigen lichten Punkt; das ist die Liebe zu seinem Kinde."

Fanny horchte auf.

„Er hat ein Kind?" fragte sie unter dem Einflusse eines plötzlich über sie kommenden Gedankens.

„Ja, einen hübschen, allerliebsten Jungen. Die Mutter kommt fast täglich mit ihm her, um ihren Mann zu sehen; auch dieser Letztere quält mich um die Erlaubniß, sein Kind sehen zu dürfen, doch versage ich diese Erlaubniß, um ihn für seine Verstocktheit zu bestrafen."

„Wissen Sie, wo die Frau wohnt?"

„Ufergasse Neun, vier Treppen. Die Frau ist brav. Gott hat sie ganz unschuldig mit diesem Manne gestraft."

„Wenn es nun die Rettung Bertrams, den Beweis seiner Unschuld gälte, würden Sie ihr da die Erlaubniß ertheilen, ihren Mann zu sehen?"

„Ah, ich errathe!" lächelte der Assessor. „Herzlich gern, mein gnädiges Fräulein! Sehen Sie, da kommen bereits die Wärter, um Bertram in sein neues Logis zu schaffen. Der Doctor hat es eilig; er will seine Unterlassungssünde schleunigst gut machen."

„Darf ich mit?"

„Aufrichtig gestanden, ist es besser, den Kranken jetzt den Händen der Aerzte zu überlassen. Später aber steht Ihnen natürlich der Zutritt zu jeder Stunde frei."

„Dann kommen Sie, Durchlaucht! Ich bin, so weit dies unter den Umständen möglich ist, beruhigt."

Als sie mit einander wieder in die Equipage stiegen, fragte der Fürst: „Doch nun nach Hause?"

„Nein!" antwortete sie. „Ufergasse Nummer Neun."

Er lächelte zustimmend und gab dem Diener den betreffenden Befehl. Die Equipage setzte sich nach der betreffenden Straße in Bewegung.

Wenn man in dem angegebenen Hause vier Treppen emporgestiegen war, sah man eine Thür, an welcher, zwar orthographisch richtig, aber keineswegs in Schönschrift auf einem angeklebten Zettel die Worte standen „Auguste Bormann, Plätterin."

In dem Zimmer, zu welchem diese Thür führte, gab es fast gar keine Möbels; es sah sehr ärmlich aus, aber der Blick des Besuchers wurde durch eine ausgesuchte Reinlichkeit und Ordnungsliebe erfreut. Es war sehr kalt in dem Raume. Im Ofen brannte kein Feuer. Das Geschäft des „Plättens" schien entweder gerade heute nicht in Betrieb zu sein oder überhaupt nicht gut zu gehen. Das Plätteisen stand feiernd auf dem Tische, an welchem auf dem einzigen vorhandenen Stuhle eine junge Frau saß, welche man trotz ihrer leidenden Züge hübsch nennen mußte.

Hunger und Kummer vereint hatten ihrem erblaßten Gesichte den Stempel des Leidens aufgedrückt. In ihrem Arme hielt sie einen Knaben, welcher sich in dem Alter befand, in welchem Kinder ihre drolligen Sprachstudien beginnen. Die Kleidung der Frau war sauber, aber keineswegs für die gegenwärtige Kälte eingerichtet. Sie hielt den Knaben, um ihn zu erwärmen, fest an sich gedrückt und hatte ein mehrfach ausgebessertes Tuch um ihn geschlungen. Er streckte ihr die beiden kleinen Händchen entgegen und fragte:

„Wo Papa?"

Ein tief trauriges Lächeln ging über ihr Gesicht, als sie antwortete:

„Es ist fortgegangen. Ich werde fragen, wo er ist."

„Komm wieder?"

„Ja, aber heute noch nicht."

„Kalt, kalt!"

Sie wickelte ihn tiefer in das alte Tuch und preßte ihn fester an sich. Einige Thränen fielen aus ihren sich verdunkelnden Augen auf ihn. Der Knabe

fühlte die erneute Wärme. Nun aber dieses eine Bedürfniß befriedigt war, machte sich sofort ein anderes geltend.

„Hunger! Essen!“ sagte er.

Sie zog seufzend den Tischkasten auf und entnahm demselben ein Stück Brodrinde. Es war das Einzige, was sie noch hatte.

„Hier, mein Kind!“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Iß!“

Und als der Knabe die Rinde in das kleine Mäulchen schob, um mühsam daran zu saugen, rannen ihr die Thränen in verdoppelter Stärke über die Wangen. Sie hatte selbst Hunger, aber das fühlte sie jetzt nicht. Es war ihr nur bange um das Kind. Sie wußte ja nicht, woher sie etwas Weiteres nehmen solle.

Da ertönten draußen leichte Schritte, und es klopfte. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Herein!“

Baronesse Fanny von Hellenbach war es, welche eintrat. Sie erkannte sofort, daß die Frau geweint habe. Das that ihrem Herzen wehe, so daß sie im mitleidigsten Tone fragte:

„Ich suche Frau Bormann. Sind Sie es?“

„Ja,“ antwortete die Gefragte, welche sich beim Anblick der vornehmen Dame verlegen erhoben hatte.

„Ich höre, daß Sie Plätterin sind?“

„Ja, mein Fräulein. Ich plätte für die Leute. Waschen, was ich ja gern thäte, kann ich nicht, da ich in meiner Wohnung hier keinen Platz dazu habe, und zu den Herrschaften gehen, um dort zu waschen, kann ich wegen des Kindes nicht.“

„Haben Sie gegenwärtig sehr viel zu thun?“

„Mein Gott, ich bin ganz und gar ohne alle Beschäftigung. Ich bin zu Vielen, Vielen gegangen, mir Arbeit zu erbitten; aber sobald ich meinen Namen nannte, da — da — — da — — —!“

Ein erneuter Thränenstrom machte es ihr unmöglich, den Satz zu vollenden.

„Arme, gute Frau! Was können denn Sie dafür!“

Es war das erste Mal, daß man im Tone des Mitgefühles zu ihr sprach. Das that ihr so wohl, so unendlich wohl. Sie hätte aus Dankbarkeit vor Fanny niederknieen mögen.

„Wie —“ fragte sie weinend. „Sie wissen — —?“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete Fanny, sich auf dem Stuhle niederlassend, den die Frau ihr hingeschoben hatte.

„Und dennoch kommen Sie zu mir!“

„Warum sollte ich nicht? Sie sind unglücklich und ohne Schuld. Aber, Sie haben's eiskalt! Es brennt kein Feuer im Ofen!“

„Ich habe weder Kohlen noch Holz, nicht einmal Licht für den heutigen Abend.“

Fanny erblickte die harte Brodrinde, mit welcher der Kleine sich vergeblich abmühte.

„Mein Gott! Ist das eine geeignete Nahrung für so ein Kind?“ rief sie aus.

„Ich habe nichts Anderes. Ich hungere seit vorgestern!“

„Da muß schnell geholfen werden! Haben Sie denn Niemand gesagt, welche Noth Sie leiden?“

„O, sehr Vielen, mein Fräulein; aber ich fand statt Glauben nur Zweifel, anstatt Vertrauen Mißtrauen und anstatt Hilfe nur Grobheiten und Vorwürfe. Niemand wollte der Frau des berüchtigten Verbrechers ein Wäschestück zum Plätten anvertrauen.“

„Das ist schlimm, sehr schlimm! Aber, wie gesagt, es muß geholfen werden. Ich werde Ihnen Arbeit geben.“

Diese Worte machten einen außerordentlichen Eindruck auf die Frau. Ihr Gesicht leuchtete im Entzücken auf.

„Ist das wahr, Fräulein?“ fragte sie schnell. Ist das wahr? Wollen Sie das wirklich thun?“

„Ja, gewiß! Damit Sie überzeugt sind, werde ich Ihnen hier diese zehn Gulden auf Abschlag geben, liebe Frau.“

Sie entnahm ihrer Börse die angegebene Summe und hielt sie ihr hin. Die Frau des Verbrechers zögerte, die Summe anzunehmen. Sie drückte ihr Kind inbrünstig an sich und sagte:

„Hörst Du es? Arbeit soll ich haben! Sogar Geld bietet man mir an! Ich kann Milch kaufen für Dich, auch Holz und Kohlen, damit Du nicht länger frierst. Gott, welch ein Glück! Aber annehmen darf ich das Geld doch nicht. Es ist zu viel, um es abarbeiten zu können!“

„Nun, so nehmen Sie es als ein Geschenk von mir!“

„Als Geschenk? Höre ich recht?“

„Ja, liebe Frau. Sie können es in Gottes Namen annehmen. Ich thue mir keinen Schaden; ich bin reich!“

Sie schob der Frau das Geld in die Hand. Die brach in ein lautes Weinen aus, dieses Mal vor Freude und sagte schluchzend:

„Gott wird es Ihnen vergelten, mein Fräulein! Dieses Geld errettet mich und mein Kind vom Hunger und von der Kälte; aber noch viel werthvoller ist mir doch Ihr Versprechen, daß Sie mir Arbeit geben wollen.“

„Gewiß sollen Sie die haben! Kommen Sie morgen zu mir; ich werde Ihnen so viel geben, daß Sie sehr fleißig sein können.

„Dann darf ich wohl um Ihre Adresse bitten?“

„Ah, ja; ich habe Ihnen meinen Namen noch gar nicht genannt. Ich bin die Tochter des Obersten von Hellenbach.“

Die Frau erschrak; sie wurde todesbleich; fast hätte sie ihr Kind vom Arme fallen lassen.

„Von Hellenbach?“ fragte sie. „Ist das wahr? Ist es möglich?“

„Ja. Mein Name ist Fanny von Hellenbach.“

„Herr Jesus! Wissen Sie denn auch, bei wem Sie sich jetzt befinden, mein gnädiges Fräulein?“

„Gewiß," lächelte Fanny; „bei Frau Bormann."

„Aber bei der Frau des — des — — des — — —!"

„Nun — des?"

„Des Mannes, der bei Ihnen ein — ein — — eingebrochen ist!"

Es kostete der braven Frau Mühe, dieses schreckliche Wort auszusprechen. Fanny antwortete in beruhigendem Tone:

„Das also meinen Sie? Lassen Sie sich das nicht anfechten. Ich habe gehört, daß Sie brav und ehrlich sind. Ihr Unglück ist so groß, daß ich Ihnen gern helfen will. Von mir haben Sie keine Unfreundlichkeit zu befürchten."

„Von Ihnen nicht!" sagte die Frau. „Alle, Alle, denen wir nichts gethan hatten, haben mich von sich gestoßen und Sie, an der mein Mann sich so schwer verging, Sie kommen zu mir, um mir zu helfen! Mein gnädiges Fräulein, Sie sind ein Engel."

„O, nichts weniger als das. Ich bin ein Menschenkind, gerade so wie Sie, und gerade darum fühle ich mit Ihnen. Sie müssen sich sehr unglücklich mit Ihrem Manne befunden haben."

„Sehr, ach so sehr!" meinte die Frau. Wir sahen uns und ich liebte ihn, denn er ließ mir nicht ahnen, was er war. Und dann war es zu spät. Zwar liebte er mich auch, aber nach seiner Weise. Ich habe niemals Etwas über ihn vermocht. Ich mußte schweigen und konnte nur heimlich weinen. Es giebt nur ein einzig Wesen, welches Einfluß auf ihn hat, nämlich sein Kind, der Knabe hier. An diesem hängt er mit ganzer Seele. O, mein Fräulein, wie oft habe ich im Stillen gejammert, geseufzt und geklagt; wie oft habe ich gedacht, daß es für mich am Besten wäre, ich ginge zum Fluß und stürzte mich in das Wasser; wenn aber dann der Mann kam, den ich fürchtete, obgleich ich ihn noch immer heimlich liebte, wenn er dann den Knaben auf den Arm nahm und aus seinen Augen die Zärtlichkeit des Vaters leuchtete, dann war es mir, als ob es meine Pflicht sei, ihm zu verzeihen und seiner Sünden nicht zu gedenken. Das Lallen des Knaben hat ihn oft erfreut und ihn abgehalten, Etwas zu thun, was er sich bereits vorgenommen hatte!"

„Sie glauben wirklich an diesen Einfluß des unschuldigen Kindes auf seinen Vater?"

„Ganz gewiß!"

„O, dann wäre es vielleicht möglich, das Schicksal Ihres Mannes zu mildern und zugleich einen Andern zu retten, welcher ohne Schuld in den Fesseln schmachtet!"

„Sein Schicksal mildern?" fragte die Frau, der nur der erste Theil des Satzes aufgefallen war.

„Ja. Wenn er bei seiner jetzigen Aussage verbleibt, wird die Strafe, welche ihn trifft, eine sehr harte sein. Ein offenes Geständniß würde einen guten Eindruck auf die Richter machen, so daß sie wohl zum niedrigsten Strafmaß greifen würden. Er aber bleibt verschlossen und verstockt. Er zeigt sich hart und gefühlslos. Das ist um so schrecklicher, als er einen armen, unschuldigen Menschen in das Verderben bringen will."

„Wer ist dieser?"

„Robert Bertram, sein Mitgefangener."

„Der soll unschuldig sein?"

„Ganz sicher ist er es."

„Aber, wie ich hörte, ist er doch mit meinem Manne bei Ihnen eingestiegen und auch mit ihm ergriffen worden!"

„Mit Ihrem Manne ist er nicht eingestiegen, sondern später. Er ist gekommen, um mich zu retten. Aus Rache dafür sagt nun Ihr Mann aus, daß er sein Complice sei."

„Das wäre ja schrecklich!"

„Und doch ist es allerdings so! Bertram ist nicht im Stande, seine Unschuld zu beweisen, und so befindet er sich ganz in den Händen Ihres Mannes, nach dessen Aussagen gerichtet wird."

Die Frau blickte verlegen vor sich nieder.

„Es ist ihm zuzutrauen," sagte sie. „Er ist rücksichtslos im höchsten Grade. Wer ihn in einem Vorhaben schädigt oder stört, den verdirbt er, falls es nur möglich ist. Er wird bei seiner unwahren Aussage bleiben."

„Wäre er denn nicht zu vermögen, die Wahrheit zu gestehen?"

„Nein. Kein Mensch bringt das fertig."

„Aber, Sie sprachen vorhin von diesem Knaben —!"

„Was soll der? Er kann nicht sprechen. Er kann den Vater doch nicht bitten, die Wahrheit zu bekennen!"

„Nein; direct kann er keine solche Bitte aussprechen. Aber wenn der Vater seinen Sohn sieht, wenn er ihn auf den Armen hat, wird sich seiner vielleicht ein milderes Gefühl bemächtigen, eine Rührung, welche ihn veranlassen könnte, die Anschuldigung zurückzunehmen."

Die Wangen der Frau rötheten sich. Sie nickte zustimmend, antwortete jedoch:

„Das wäre freilich möglich; aber der Vater wird eben seinen Sohn nicht zu sehen bekommen."

„Warum nicht?"

„Ich habe schon mehrere Male den Untersuchungsrichter gebeten, meinen Mann sehen zu dürfen, aber es wurde mir stets abgeschlagen."

„Lag Ihnen denn an einer solchen Zusammenkunft mit Ihrem gefangenen Manne?"

„Natürlich. Ich habe so Verschiedenes zu fragen. Ich bin so hilflos und verlassen. Es giebt hundert Dinge, über die nur er mir Auskunft geben kann, Familien- und Wirthschaftsangelegenheiten. Und sodann dachte ich allerdings auch daran, daß es vielleicht meinem Worte gelingen könne, sein Herz zu erweichen, damit aus ihm ein anderer und besserer Mensch werden möge. Ich hätte es sehr, sehr gern gesehen, wenn ich hätte mit ihm sprechen können; aber es geht das nicht, denn man will es mir ja nicht erlauben."

Der natürliche Scharfsinn Fanny's hatte die Unterhaltung jetzt auf den Punkt gebracht, um welchen es sich handelte. Sie sagte, wie nur so nebenbei:

„Nicht wahr, der Untersuchungsrichter ist Assessor von Schubert?"

„Ja."

„Er ist mir bekannt. Ich glaube, daß er Ihnen erlauben würde, mit Ihrem Manne zu sprechen, wenn ich ihn darum bäte."

„O, wenn Sie das thun wollten!" fiel die Frau schnell ein.

„Warum nicht? Aber dies müßte bald geschehen. Ich stehe jetzt eben im Begriff, zu ihm zu fahren. Wollen Sie sich mir anschließen?"

„Fahren? Ach, gnädiges Fräulein, das wäre eine zu große Güte oder vielmehr Gnade von Ihnen!"

„O nein! Ich thue es ja auch im Interesse des unschuldig Angeschuldigten. Also, wenn es Ihnen recht ist, so machen Sie sich fertig!"

Die Frau wußte gar nicht, wie ihr geschah, als eine so vornehme Dame in dieser Weise mit ihr redete; aber sie wurde von Fanny gedrängt und griff in Folge dessen nach dem Umschlagetuche, dem Einzigen, was sie außer der Kleidung, welche sie trug, noch besaß. Sie legte es um, nahm das Kind unter dasselbe, damit es nicht frieren solle, und folgte Fanny nach der Straße, wo der Fürst mit seiner Equipage hielt.

Er hatte vorgezogen, unten zu warten, anstatt durch sein Miterscheinen die Verlegenheit der armen Frau zu vergrößern.

Diese machte allerdings große Augen, als sie die vornehme Kutsche erblickte, in welche sie steigen sollte, und den Herrn, der in derselben saß. Sie machte Miene, zurückzutreten, wurde jedoch vom Diener hineingeschoben.

„Dieser Herr ist Seine Durchlaucht, der Fürst von Befour," sagte Fanny.

Die Frau erröthete und erbleichte abwechselnd vor Befangenheit, doch sprach der Fürst während der Fahrt so mild und ermunternd zu ihr, daß sie Vertrauen gewann.

Unterwegs erblickte Fanny einen Laden, an dessen Fenster fertige Kinderanzüge ausgelegt waren. Sie ließ sofort halten und forderte die Frau auf, mit ihr auszusteigen. Sie traten in den Laden, und als sie wieder erschienen, steckte der Knabe in einem hübschen Anzuge, der ihm allerliebst stand, und der Mutter standen die Thränen der Freude in den Augen.

Als sie das Gerichtsgebäude erreichten, begaben sie sich in das Wartezimmer, und Fanny ließ sich beim Assessor melden. Dieser empfing sie, indem er lächelnd sagte:

„Ich ahnte, daß Sie so bald wiederkommen würden. Sie waren bei Bormanns Frau?"

„Errathen! Sie scheint sehr brav zu sein."

„Sie ist es ohne allen Zweifel. Ist sie mitgekommen?"

„Ja. Darf sie ihren Mann sprechen?"

„Ja, natürlich aber in meiner Gegenwart. Hat sie das Kind mit?"

„Ja, einen allerliebsten kleinen Knaben. Aber, Herr Assessor, wird Ihre Gegenwart nicht — ?"

Sie hielt inne. Er errieth sie und sagte:

„Sie meinen, daß meine Gegenwart Ihre Absicht gefährden könne? Das

ist allerdings der Fall. Wie ich den Riesen kenne, so besitzt er zu viel falschen Stolz, als daß er in meiner Anwesenheit eine Rührung zeigen würde. Aber ich werde versuchen, die Sache zu arrangiren. Sind Seine Durchlaucht auch wieder mitgekommen?"

„Ja. Wir Beide empfinden für diesen Fall ein so lebhaftes Interesse, daß wir wünschen, die Entwickelung möge eine möglichst eilige sein."

„Auch ich stimme bei. Ist Bertram wirklich unschuldig, so kann es nur mein Wunsch sein, mich baldigst davon zu überzeugen."

Er klingelte und ließ Frau Bormann vorführen."

„Diese Dame," sagte er, auf Fanny deutend, „hat mich von Ihrem Wunsche, mit Ihrem Manne zu spechen, unterrichtet. Ich habe Ihnen denselben wiederholt abgeschlagen, bin aber jetzt auf die Befürwortung hin bereit, ihn zu erfüllen. Aber Ihr Mann ist Untersuchungsgefangener. Eigentlich sollte ich bei der Unterredung gegenwärtig sein; da ich aber glaube, daß meine Gegenwart die Entwickelung besserer Gefühle verhindern würde, so sollen Sie allein mit ihm sein; doch stelle ich natürlich meine Bedingungen."

„Sagen Sie mir, was ich zu thun habe, Herr Assessor!" bat die Frau.

„Sie gehen nicht auf einen Fluchtversuch ein?"

„Mein Gott, das kann mir gar nicht einfallen!"

„Sie nehmen auch keinen Auftrag von ihm an, welcher der Untersuchung schädlich sein würde!"

„Nein."

„Sie suchen ihn nicht auszuforschen. Das würde sein Mißtrauen hervorrufen, wie ich ihn kenne."

„Herr Assessor, ich kenne ihn noch genauer. Ich werde ihn nur nach häuslichen Angelegenheiten fragen. Erst dann, wenn ich sehe, daß er nicht bei ganz schlimmer Meinung ist, werde ich ihn bitten, sich seine Lage nicht durch Starrsinn zu verschlimmern."

„So werden Sie richtig handeln. Ich wünsche besonders, daß er in Betreff Bertram's die Wahrheit sagen möge. Suchen Sie darauf hinzuwirken, wenn dies ohne Gefahr möglich ist!"

Jetzt führte er sie selbst nach derjenigen Abtheilung des Gerichtsgebäudes, in welcher die Gefangenen untergebracht waren, und gab dem Gefängnißmeister seine Instruction. Nachdem die Ausgänge besetzt worden waren, führte ein Schließer die Frau nach der betreffenden Zelle, schloß dieselbe auf und zog sich dann zurück.

Bormann lag lang ausgestreckt auf der bloßen Diele. Er athmete schwer und schien es gar nicht bemerkt zu haben, daß die Thür geöffnet worden war. Seiner Frau wurde es ganz unbeschreiblich wehe zu Muthe. Durch das Fenster fiel nicht übermäßig Licht herein, aber es reichte doch zu, sie Alles erkennen zu lassen. Sie kämpfte die Thränen, welche aus ihren Augen brechen wollten, muthig nieder.

„Wilhelm!" sagte sie.

Er regte sich nicht.

„Wilhelm!“

Er öffnete die Augen, regte sich aber nicht.

„Wilhelm! Ich bin es! Ich bin da!“

Sie trat ein. Da endlich richtete er sich auf, aber langsam und zögernd, als ob er sich im Traume befinde.

„Wer kommt? Wer?“ fragte er in rauhem Tone und indem seine Augen sich gläsern auf sie richteten.

„Ich! Kennst Du mich nicht?“

Ihr wurde es bei diesem Benehmen ganz angst und bange. Sie trat vorsichtig wieder bis an die Thür zurück.

„Dich kennen?“ fragte er. „Dich — Dich — — Dich? Ah, ich sehe Dich von Weitem! Ich höre Deine Stimme aus der Ferne, aber ich denke doch, daß Du es bist, mein Weib, meine Frau!“

Er starrte ihr mit weit offenen Augen entgegen. Das Gift, welches er von seinem Bruder erhalten hatte, war bereits in Wirkung getreten. Er sah und hörte Alles nur wie aus der Ferne und wie durch einen Nebel.

Jetzt erst, als er hoch erhoben dastand, erkannte der Knabe seinen Vater. Er streckte ihm die Aermchen entgegen und rief:

„Papa! Papa!“

Da war es, als ob der Gefangene electrisirt worden sei. Er that einen Satz in die Luft und schrie:

„Der Junge! Donnerwetter! Ist der Junge da?“

„Papa! Papa!“

Noch einmal lauschte er wie ein wildes Thier, welches sein Junges schreien hört, dann sprang er nach der Ecke, in welcher der gefüllte Wasserkrug stand und goß sich den ganzen Inhalt desselben über den Kopf.

„Ach, endlich! Endlich kann ich sehen!“ sagte er dann. „Weib, Du hier! Und der Junge mit! Das vergelte Euch Gott!“

Er schlang beide Arme um Weib und Kind und drückte sie an sich. Die Frau weinte laut vor Freude und Jammer.

„Wilhelm,“ sagte sie, „bist Du krank?“

„Krank? Ja, ja! Hölle und Teufel, mit mir wird es wohl nun aus sein!“

„Warum? Warum? Was fehlt Dir denn?“

„Mein Bruder war da, in der Nacht, draußen auf der Leiter, mit dem Hauptmanne. Er gab mir Schnaps zu trinken. Seit diesem Augenblicke habe ich ein Feuer in mir. Die Augen vergehen mir, und das Gehör wird schwach. Hat man mir Gift gegeben?“

Sie erschrak.

„Das wird doch Dein Bruder nicht thun,“ sagte sie.

„Ich denke auch nicht.“

„Oder der Hauptmann?“

„Auch nicht. Er hat mich ja retten wollen. Er braucht mich. Aber woher dieses Feuer in mir, welches mir den Verstand nehmen will?“

„Nur von dem Branntwein vielleicht.“

„Möglich! Bei dieser Gefängnißkost wird man so kraftlos, daß man keinen Tropfen Spiritus mehr vertragen kann. Aber, warum bist Du nicht eher einmal gekommen?“

„Ich durfte nicht. Untersuchungsgefangene dürfen mit ihren Angehörigen nicht sprechen.“

„Aber warum darfst Du heute?“

„Das habe ich dem gütigen Fräulein von Hellenbach zu danken.“

„Von Hel— Hel— — wie war der Name?“ fragte er.

„Hellenbach.“

„Meinst Du die Tochter des Obersten?“

„Ja.“

„Bei der ich eingebrochen bin?“

„Ja.“

„Bist Du verrückt! Diese soll Dir die Erlaubniß ausgewirkt haben?“

„Ja, diese und keine Andere.“

Er griff sich an den Kopf, als ob er den Gedanken nicht zu fassen vermöge.

„Was hat sie für einen Zweck dabei?“ fragte er.

„Keinen. Sie that es aus Mitleid.“

„Aus Mitleid? O, glaube das nicht! Traue diesem reichen, vornehmen Volke nicht! Du bist dumm! Sie wollen Dich fangen oder vielmehr mich durch Dich!“

„Nein, nein! Sie hat es ehrlich gemeint!“

„Das zu glauben, wäre Wahnsinn! Paß' auf! Da hinter der Thüre steht man, um zu hören, was wir sprechen.“

„Nein. Kein Mensch ist da.“

„Keiner? Das wäre ein Wunder!“

Er trat hinaus, um sich zu überzeugen. Er kannte die Hausordnung and die Gebräuche der Untersuchung. Er war ganz erstaunt, als er bemerkte, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

„Daraus werde ich nicht klug,“ meinte er. „Oder sollte es eine Falle sein? Die Hellenbach! Weib, solltest Du Dich dazu hergegeben haben, mich zu betrügen?“

Er trat zurück und ballte drohend die Fäuste.

„Was denkst Du von mir? Ich habe mein Wort geben müssen, nichts Verbotenes mit Dir zu besprechen. Dieses Wort werde ich halten, und so hat man mich zu Dir gelassen.“

„Das ist Dein Glück! Ich hätte Dich mit dieser meiner Faust niedergeschlagen, wenn ich bemerkt hätte, daß Du an mir zur Verrätherin werden wolltest!“

„Was könnte ich denn verrathen? Ich weiß ja nichts!“

„Das ist wahr. Also, setze Dich zu mir her auf die Pritsche und gieb mir den Jungen. Unterdessen kannst Du mir sagen, was Du mir mitzutheilen hast.“

Er nahm den Knaben aus ihren Armen, und sie setzten sich neben einander. Sie wußte, daß er Thränen nicht leiden könne, darum beherrschte sie sich, obgleich ihre Lage eine wirklich traurige war. So besprachen sie Alles, was in Beziehung auf Familie und Wirthschaft zu besprechen war. Sie bemerkte dabei, daß er sich Mühe geben mußte, ihr mit seinen Gedanken zu folgen.

„Welche Strafe denkst Du wohl, daß ich bekommen werde?" fragte er später.

„Mein Gott! Es ist schrecklich! Man spricht von über zwanzig Jahren Zuchthaus. Wie oft habe ich Dich —"

„Still! Ruhig!" unterbrach er sie. „Kein Jammern! Es ist so, und es kann durch Wehklagen nicht anders werden! Was wirst Du während dieser langen Zeit thun?"

„Was soll ich thun? Arbeiten!"

„Arbeiten? Pah! Heirathen wirst Du! Einen Anderen nehmen!"

„Das kommt mir nicht in den Sinn!"

„O, Euch Weiber kennt man nur zu gut! Oder weißt Du etwa nicht, daß eine solche Zuchthausstrafe Scheidegrund ist?"

„Ich weiß das allerdings."

„Nun also! Du wirst Dich scheiden lassen. Und mein Junge da, mein Herzensjunge, der —"

Er hielt inne. Seine Augen funkelten wie diejenigen einer Tigerin, der man ihr Junges nehmen will. Seine Frau reichte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Wilhelm, Du hast großes Herzeleid über mich gebracht; aber ich bin Deine Frau und die Mutter Deines Kindes; ich habe Dich trotz alledem noch lieb, und ich werde auf Dich warten."

Er sah sie ungläubig an.

„Warten willst Du?" fragte er. „Eine so lange, lange Zeit?"

„Gott wird mich stärken! Hier meine Hand! Ich schwöre Dir, daß ich Dir treu bleiben werde! Dein Kind soll keinen anderen Vater haben. Darauf kannst Du Dich verlassen!"

Es war, als ob man ihm etwas ganz Unglaubliches und Wunderbares gesagt habe. Aber er kannte sie; er hörte den Ton ihrer Stimme, und es war ihm unmöglich, zu zweifeln.

„Weib! Auguste! Gustel!" rief er, indem er den Arm um sie schlang und sie an sich zog. „Ist das wahr? Ist das wirklich wahr?"

„Ja, ich schwöre es Dir!"

„Das bin ich nicht werth! Weiß Gott, das bin ich nicht werth! Gustel, so eine Frau habe ich nicht verdient! Aber um des Jungen willen, laß Dich nicht von mir scheiden! Nicht?"

„Nein!"

Sie hielten sich umschlungen.

„Papa! Papa!" jauchzte der Kleine, der seinen Hunger ganz und gar vergessen hatte.

B. S.

In den Augen des Riesen standen Thränen. Es war eine Stimmung über ihn gekommen, wie er sie kaum in seinen Kinderjahren an sich bemerkt hatte.

„Und dann, Gustel, noch Eins!“ sagte er. „Wenn der Junge heranwächst und verständiger wird, dann wird er nach seinem Vater fragen. Was wirst Du ihm antworten?“

„Daß Du in Amerika bist.“

„Nicht im Zuchthause?“

„Nein. Er soll seinen Vater lieben und achten können.“

„Herrgott, was habe ich für eine gute, gute Frau! Und was für ein schlechter Kerl bin ich gewesen! Aber das soll nun anders sein! Ich werde in dem Zucht — na, in dem Hause arbeiten, daß mir das Bast von den Fingern fällt. Ich werde mir Geld verdienen und eine gute Censur. Und wenn dann die Jahre, die langen, die ewig langen Jahre vorüber sind, und ich komme nach Hause, dann, dann — Donnerwetter, dieses Glück könnte ich schon längst gehabt haben, wenn ich klüger gewesen, klüger und besser und nicht in die Hände dieses Hauptmannes gefallen wäre! Verdammt sei er in alle Ewigkeit!“

Sie legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Sei ruhig, Wilhelm!“ sagte sie. „Du wirst nicht so lange gefangen sein!“

„Ah, denkst Du, daß ich weniger bekomme?“

„Das weiß ich nicht; aber Du wirst ein Gnadengesuch machen.“

„Das wird mir verdammt wenig helfen!“

„O doch! Und vielleicht, wenn Du jetzt bereits ein Wenig einsichtsvoll sein wolltest, würde man Dir die Strafe nicht gar so hoch zumessen!“

„Einsichtsvoll? In wiefern denn?“

„Man hält Dich für einen ganz und gar gottlosen Menschen, weil Du Unschuldige mit in's Elend bringst. Gerade deshalb wird man zur schärfsten Strafe greifen.“

„Unschuldige? Wen meinst Du denn?“

„Nun, diesen Bertram.“

„Hält man ihn denn für unschuldig?“

„Alle Welt sagt, daß er unschuldig sei?“

„Aber wie kommt er denn in meiner Gesellschaft in das Zimmer der Baronesse?“

„Er hat Dich bemerkt und ist Dir nachgestiegen, um das gnädige Fräulein zu retten!“

„Hm! Das hat man sich gut ausgesonnen! Gar nicht so übel!“

Das sollte Ironie oder gar Hohn sein; aber es wollte ihm doch nicht gelingen, den richtigen Ton dazu zu treffen.

„Willst Du spotten?“ fragte sie. „Man sagt, daß Du nur aus Rache angegeben hast, daß er Dein Mitschuldiger sei! Du willst ihn mit in das Verderben ziehen. Das zeichnet Dich als ganz und gar schlechten und gottlosen Menschen. Darum wird man Dir die höchste Strafe geben, und dort in

— na, in jenem Hause wirst Du dann wohl recht sehr schlimm behandelt werden."

„Hm!" meinte er nachdenklich. „Mein Kopf wird mir ganz schwach; aber es ist mir so, als ob Du Recht haben könntest. Hält der Assessor den Bertram auch für unschuldig?"

„Ja."

„Und die Baronesse?"

„Auch."

„Was kann denn Die wissen! Ueberhaupt darfst Du ihr nicht trauen!"

„Nicht trauen? Wilhelm, ich habe gehungert, und auch das Kind hat kaum genug zu essen gehabt —"

„Was? Wie?" brauste er auf. „Das Kind nicht genug zu essen? Hast Du denn nicht gearbeitet?"

„Ich hatte keine Arbeit. Wo ich früher plättete, lohnte man mich ab, und wo ich sonst hinkam, wollte man von der Frau des Riesen nichts wissen. Stehlen wollte ich nicht. Ich gab dem Kinde gerade die letzte Rinde, als die Baronesse kam. Weißt Du, was sie that?"

„Nein."

„Sie schenkte mir zehn Gulden."

„Donnerwetter! Für die schlage ich zehn Kerls todt!"

„Sie versprach mir Arbeit, und dann nahm sie mich mit in ihre Equipage — denke Dir nur, sie schämte sich nicht! — und kaufte dem Kleinen den Anzug hier, damit er nicht frieren sollte."

Erst jetzt bemerkte der Riese den Anzug. Er betrachtete sich denselben und sagte dann:

„Das hat sie gethan? Aus freien Stücken?"

„Ja. Sie will auch weiter für das Kind sorgen."

Da nahm er seine Frau bei der Hand und sagte:

„Gustel, es ist wahr, es giebt noch gute Menschen, und darum ist es auch möglich, daß es einen Gott im Himmel giebt. Mein Junge soll nicht hören müssen, daß sein Vater ein gottloser, unverbesserlicher Bösewicht ist. Ich werde den Leuten beweisen, daß es nicht so schlimm mit mir steht, wie sie denken."

„Wolltest Du das? Wirklich, lieber Wilhelm?"

„Ja, das will ich. Aber schnell muß es geschehen. Der Schnaps greift mir schon wieder nach dem Kopfe. Ich muß meine Gedanken zusammennehmen. Es geht Etwas mit mir vor. Vielleicht ist's dann zu spät. Gehe also jetzt, und sage dem Assessor, er soll kommen; ich hätte ihm ein Geständniß zu machen!"

„Er wird Dich in's Verhörzimmer rufen!"

„Nein. Ich kann nicht; ich bin krank. Er soll den Protokollanten mitbringen. Aber, hörst Du, während ich rede, will ich den Jungen bei mir haben, hier auf meinen Armen. Dann bleibe ich stark. Gehe, eile!"

Sie verließ die Zelle und fand den Assessor bereits am Eingange des Corridors ihrer wartend. Sie sagte ihm, was ihr aufgetragen worden war.

„Um Gotteswillen!“ meinte er. „Er ist mit dem Kinde allein! Er wird doch nicht —“

„O nein!“ antwortete sie. „Er würde sich eher tödten als dem Jungen das geringste Leid anthun.“

„So kehren Sie zu ihm zurück. Ich werde in ganz kurzer Zeit nachfolgen.“

Als er nach einigen Minuten mit dem Protokollanten in die Zelle trat, saß das Ehepaar verschlungen auf der harten Pritsche. Der Gefangene hatte den Knaben auf seinem Schooße sitzen. Er erhob sich.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Bormann! Sie sind ja krank!“ sagte der Assessor in freundlichem Tone.

Das war dem Einbrecher noch nicht passirt. Es ging wie ein Glanz innerer Freude über sein Gesicht.

„Meinen Sie, daß Ihre Frau bei dem, was Sie mir zu sagen haben, zugegegen sein kann?“ fragte Schubert.

„Darf sie denn?“

„Eigentlich ist es gegen die Regel, aber ich denke es verantworten zu können, wenn ich hier einmal eine Ausnahme mache.“

Es war aber ein psychologischer Coup von ihm, die Gegenwart der Frau zu gestatten. Er dachte, daß der Gefangene dadurch in der rechten Stimmung erhalten bleiben werde.

„Sie darf Alles hören,“ sagte Bormann.

Es wurde ein Tisch mit zwei Stühlen herbei gebracht, und die beiden Beamten nahmen Platz. Der Schließer zog sich zurück.

„Mein Kopf schmerzt mich, und ich habe Fieber,“ meinte Bormann. „Es wird mir schwer, nachzudenken. Darum bitte ich, es möglichst kurz zu machen, meine Herren.“

„Ich werde Ihnen diesen Wunsch gern erfüllen,“ antwortete der Assessor „Also, was haben Sie mir mitzutheilen?“

„Ich will Ihnen gestehen, daß der Bertram unschuldig ist.“

„Er ist also Ihr Complice nicht?“

„Nein.“

„Aber Sie kennen ihn?“

„Ich hatte ihn vorher nie gesehen.“

„Wie aber kam er an jenem Abende mit Ihnen in das betreffende Zimmer?“

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist er mir nachgestiegen. Ich stand da und hatte die Kette in der Hand; da hörte ich hinter mir den Ruf: „Zurück, Elender!“ Als ich mich umdrehte, erblickte ich Bertram, welcher mir die Kette entriß. Zu gleicher Zeit traten die Polizisten ein. Das ist Alles, was ich darüber weiß.“

„Warum gaben Sie ihn als Ihren Mitschuldigen an?“

„Um mich zu rächen. Ich dachte, der Streich würde mir ohne seine Dazwischenkunft gelungen sein.“

„Können Sie das beschwören?"

„Ja."

Diese Aussage wurde zu Protokoll genommen. Dann fragte Schubert: „Haben Sie uns in Betreff des Schließers nichts zu sagen?"

Bormann blickte schweigend vor sich nieder. Dann zuckte es wie ein Entschluß über sein Gesicht.

„Ja," sagte er. „Auch er ist unschuldig."

„Ah, wirklich? Sprechen Sie da die volle Wahrheit?"

„Die volle."

„Wie aber kamen Sie aus dem Gefängnisse?"

„Durch den Hauptmann."

„Auf welche Weise?"

„Ich habe schwören müssen, es nicht zu verrathen."

„Sie werden es also auch nicht mittheilen?"

„Nein. Ich muß meinen Schwur halten."

„Sie geben also zu, ein Untergebener des Hauptmannes zu sein?"

„Ja, ich bin es gewesen, mag aber nichts mehr von ihm wissen. Ich will ein ehrlicher Mensch werden."

„Kennen Sie ihn?"

„Nein."

„Sie wissen nicht, wer er ist?"

„Nein."

„Sie kamen aber oft mit ihm zusammen?"

„Ja."

„Wo und in welcher Weise?"

„Darüber muß ich schweigen. Mein Schwur bindet mich."

„Sie denken, daß man selbst einen solchen Schwur halten muß?"

„Ich halte ihn!"

„Nun, so können Sie mir wenigstens sagen, warum gerade Sie den Einbruch beim Obersten von Hellenbach ausführen sollten?"

„Zu meiner Rettung. Ich sollte, wenn es gelungen war, wieder in das Gefängniß zurück. Dann war bewiesen, daß es einen Menschen gab, der mir ganz ähnlich war.

„Und wir sollten zu der Ansicht bewogen werden, daß Sie auch den vorherigen Raub nicht verübt hätten?"

„So ist es."

„Also der gefangene Schließer hat wirklich seine Hand zu Ihrer momentanen Befreiung nicht geboten?"

„Nein."

Er wollte heute Geständnisse ablegen, und so dachte er, daß es keine Sünde sei, auch den Schließer mit zu befreien. Daß er dabei gegen die Wahrheit fehlte, verursachte ihm keine Gewissensscrupel.

Es wurden noch einige Fragen ausgesprochen. Man nahm seine Antworten

zu Protokoll, und dann war das Verhör beendet. Natürlich mußte er sich unterschreiben.

„Herr Bormann," sagte der Assessor, „Sie haben durch Ihr Geständniß sich selbst den größten Dienst erwiesen. Man wird jetzt wohl geneigt sein, über Ihren Character und Ihr Thun ein milderes Urtheil zu fällen. Halten Sie diese Gesinnung fest. Reue und ein offenes Geständniß versöhnen selbst den schwersten Verbrecher mit der Gesellschaft, gegen deren Gesetze er sündigte. Bei einem Menschen, welcher seine Fehler eingesteht, ist noch auf Besserung zu rechnen. Nehmen Sie jetzt Abschied von Ihrer Frau und von dem Kinde. Sie werden Beide wiedersehen, wenn es auf meine Erlaubniß ankommt."

„Ja, nehmen wir Abschied!" sagte Bormann. „Ich bin müde, und der Kopf schmerzt mich. Lebe wohl, Gustel! Sage, ob Du mir noch vergeben kannst!"

Sie schluchzte laut auf und legte die Arme um ihn. Diese Antwort war ebenso deutlich als Worte. Er herzte den Knaben, gab ihn in die Arme der Mutter und wendete sich dann ab.

„Lebt wohl!" sagte er. „Ich glaube jetzt selbst, daß ich einst ein besserer Mensch sein werde — wenn ich nämlich das Ende meiner Strafzeit erlebe!"

Die Thür schloß sich hinter ihm.

Als die Anderen im Wartezimmer anlangten, befanden sich der Fürst mit Fanny von Hellenbach noch da. Beide waren begierig, das Resultat zu hören.

„Meine Herrschaften," sagte der Assessor, „es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß ich Robert Bertram entlassen kann. Freilich muß ich erst mit dem Herrn Gerichtsdirector sprechen."

„Der Gefangene hat also eingestanden, daß Bertram unschuldig ist?" fragte Fanny höchst erfreut.

„Ja. Unsere Vermuthung hat sich also bestätigt. Ich habe kein Recht, den jungen Mann zurückzuhalten."

„Aber wohin soll er denn gehen? Er ist ja jetzt ohne Heimath und Wohnung?"

„Zunächst wird er wohl noch unter den Händen der Aerzte zu verbleiben haben."

„Dann bedarf er der Pflege. Meinetwegen wurde er verwundet; meinetwegen gerieth er in Verdacht und Gefangenschaft; es ist meine Pflicht, das Alles gut zu machen Ich werde der Vater bitten, ihn zu uns zu nehmen, damit es ihm nicht an Pflege fehle."

„Gnädiges Fräulein, ich darf Ihnen weder ab- noch zurathen; aber ich muß Ihnen sagen, daß der Gerichtsarzt meint, es werde vielleicht eine Trepenation nöthig sein!"

„So hat er erst recht Anspruch auf unsere Theilnahme!"

Da nahm der Fürst das Wort:

„Ich möchte ganz entschieden abrathen, ihm bei Ihnen ein Asyl zu er-

richten, liebe, junge Freundin. Ist seine Verwundung eine so gefährliche, daß man zur Trepenation schreiten muß, dann ist eine fachmännische Behandlung und Pflege nothwendig, und die findet er am Besten im Krankenhause."

„Krankenhaus!" sagte sie, sich leise schüttelnd.

„O, bitte, kein Vorurtheil! Auch ich interessire mich lebhaft für ihn. Ich würde nicht dulden, ihn an der unrechten Stelle zu sehen. Theilen wir uns in die Theilnahme für ihn; aber verursachen wir Ihren werthen Eltern nicht Opfer und Beschwerden, welche nicht unumgänglich nöthig sind! Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Wagen zur Verfügung zu stellen!"

„Und diese Frau?"

Damit zeigte sie auf Frau Bormann.

„Sie wird mit uns fahren, ganz wie vorher."

So wurde es. Er stieg mit Fanny ein, und die Frau mußte mit dem Knaben bei ihnen Platz nehmen. Zunächst brachte er die Baronesse nach Hause. Sie trennten sich als Personen, welche sich in so kurzer Zeit sehr nahe gerückt waren. Dann fuhr er die Frau nach der Ufergasse.

Unterwegs unterhielt er sich mit ihr. Es waren ihm einige Gedanken gekommen, welche ihm Veranlassung zu Erkundigungen gaben, die er jetzt bei ihr einzog.

„Hat Ihr Mann gestanden, ein Unterthan des geheimen Hauptmannes zu sein?" fragte er.

„Ja."

„Sie wußten, daß er das war?"

„Ich vermuthete es, konnte aber nichts dagegen thun."

„Es fällt mir auch gar nicht ein, ein Wort des Vorwurfs oder der Anklage gegen Sie auszusprechen. Aber ich vermuthe, daß diesem Hauptmanne Ihre Sympathie nicht gehören wird?"

„Ich hasse ihn, und o, wie sehr!"

„Sie würden sich freuen, wenn er entdeckt würde?"

„Entdeckt, ergriffen und bestraft! Es würde mir das die allergrößte Genugthuung gewähren."

„Vielleicht ist es möglich, daß Sie zur Entdeckung dieses Mannes Etwas beitragen können."

„Ich würde das sehr gern thun."

„Ist Ihnen nichts über seinen Umgang mit Ihrem Manne bekannt?"

„Gar nichts. Mein Mann war stets verschwiegen."

„Sind nicht Personen bei Ihnen verkehrt, unter denen Sie den Hauptmann vermuthen konnten?"

„Ich vermuthe, daß er oft bei uns gewesen ist, und zwar unter verschiedener Gestalt. Erst gestern — aber, ich weiß nicht, ob ich das ohne Erlaubniß meines Mannes erzählen darf!"

„Sprechen Sie getrost! Ich bin weder Polizist noch Untersuchungsrichter. Was Sie mir sagen, wird verschwiegen bleiben."

„So will ich Ihnen mittheilen, daß der Hauptmann gestern bei meinem Manne gewesen ist.“

„Ah! Fast unmöglich!“

„O doch. Nämlich des Nachts, und zwar mit dem Bruder meines Mannes.“

„Ihr Mann hat einen Bruder?“

„Ja; er ist ebenso lang und stark wie er, Kunstreiter und Seiltänzer, ein sehr schlechter Mensch.“

„Und dieser ist mit dem Hauptmanne während der verflossenen Nacht im Gefängnisse gewesen?“

„Nicht im, sondern am Gefängnisse. Sie haben sich einer Leiter bedient und meinem Manne Schnaps gegeben. Darauf ist er heute so krank geworden. Als ich zu ihm kam, wollte er mich nicht erkennen. Er klagte über den Kopf.“

Dem Fürsten fiel ein, daß der vermeintliche Architect Jacob bereits gestern ein Gift bei dem alten Apotheker geholt hatte, ein Gift, nach welchem Derjenige, dem es beigebracht wurde, auf einige Zeit in Wahnsinn verfallen mußte.

„Hat Ihr Mann das dem Assessor gestanden?“

„Nein. Er hat es mir unter vier Augen erzählt. Niemand weiter hat es gehört.“

„Hm! Thun Sie nichts Unrechtes! Ich werde zuweilen zu Ihnen kommen, um mit Ihnen über diesen Gegenstand zu sprechen. Sollten sich verdächtige Personen bei Ihnen einstellen, so sagen Sie es mir. Hier sind wir bei Ihrer Wohnung. Bitte, nehmen Sie dieses kleine Geschenk an! Sie sind eine brave Frau. Ich werde Sie nicht vergessen!“

Sie bedankte sich und stieg aus. Als sie beim Lichte der Treppenflamme nachsah, was sie erhalten hatte, erblickte sie drei funkelnde Goldstücke. Wie glücklich war sie!

Am andern Vormittage hielt die Equipage des Fürsten vor dem Palais des Barons von Helfenstein. Der Fürst stieg aus und ließ sich bei der Baronin melden.

„Verzeihung, Durchlaucht!“ sagte der Diener. „Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen.“

„Warum nicht? Ist die Dame ausgefahren?“

„Nein, sondern sie ist krank.“

„Ah! Ist es bedeutend?“

„Sie liegt seit gestern Abend bewegungslos auf einer Stelle.“

„Sie schläft?“

„Nein. Sie hat die Augen offen.“

„Melden Sie mich dem Herrn Baron!“

Es konnte dem Baron nicht einfallen, den Fürsten abzuweisen. Er nahm die Beileidsbezeugungen desselben entgegen und erzählte, daß er gestern Abend vom Casino zurückkehrend, seine Frau in einem ganz eigenthümlichen Zustande gefunden habe.

„Es war eine Apathie oder vielmehr Lethargie," fuhr er fort, „welche auch jetzt nicht weichen will, obgleich ich die besten unserer Aerzte zu Rathe gezogen habe."

„Hat man die Ursache dieses eigenthümlichen Krankheitszustandes zu erkennen vermocht?" fragte der Fürst.

„Leider nein. Die Aerzte gehen in ihren Meinungen so sehr auseinander, daß es unmöglich ist, zu einem wirklichen, festen Urtheile zu gelangen!"

Der Fürst entfernte sich. Er hatte genug erfahren. Er fuhr nach dem Gerichtsgebäude, um beim Assessor vorzusprechen. Dieser theilte ihm mit, daß Robert Bertram bereits gestern noch im Krankenhause untergebracht worden sei.

„Uebrigens," fuhr er fort, „muß ich Ihnen sagen, daß ich gestern auch diese Jüdin noch im Verhöre gehabt habe."

„Judith Levi? Dieses Mädchen scheint in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu dem Kranken zu stehen. Darf ich vielleicht ein Wenig wißbegierig sein?"

„Gewiß. Ich habe erfahren, daß der Vater dieses Mädchens Bertram eine Summe Geldes geborgt hat, weil dieser Letztere ein großer Dichter ist. Judith scheint in ihn verliebt zu sein."

„Das ist interessant!"

„Wenigstens wissen wir nun auch, woher Bertram das Geld hatte, von welchem der fromme Herr Seidelmann mir sagte, daß es jedenfalls aus einer unlauteren Quelle fließe."

Von hier aus begab sich der Fürst nach dem Krankenhause, um nach Bertram zu sehen.

Am Morgen dieses Tages hatte Judith ganz betrübt in ihrem Zimmer gesessen. Es war ihr während der Nacht kein Schlaf in das Auge gekommen, und daran war das gestrige Verhör schuld. Wer nie mit dem Gerichte Etwas zu thun gehabt hat, auf den macht eine Vorladung einen ganz eigenen Eindruck. Zudem hatte ihr Vater ganz erschrecklich raisonnirt, daß sie so unbesonnen gewesen war, nach dem Kirchhofe zu gehen.

Auch heute Morgen waren die Eltern noch nicht beruhigt gewesen. So saß sie da bei ihrem Kaffee, ohne die Tasse anzurühren. Da plötzlich hörte sie ihren Vater die Treppe heraufgepoltert kommen. Er trat ein, das Morgenblatt in der Hand, hinter ihm die alte Rebecca.

„Wirst Du errathen, weshalb ich komme, Judith, meine Tochter?" fragte er.

Sie blickte erfreut auf. Die Gesichter der Beiden waren genugsam Beweis, daß es sich um keine schlimme Nachricht handle.

„Wegen der Zeitung," antwortete sie.

„Ja. Aber was steht darin geschrieben zu lesen gedruckt?"

„Weiß ich es? Lies es vor!"

„Es ist von dem Dichter?"

„Gott! Von Bertram?"

„Ja, von Bertram, wegen dem Du mußtest gestern erscheinen vor dem Amte des Gerichtes, wo sie sitzen zu sprechen dem Einen, daß er hat Recht, dem Anderen, daß er hat Unrecht."

„Lies, lies! Was steht da gedruckt?"

„Es steht da gedruckt eine sehr frohe Botschaft. Höre zu Deinem Vater!"

Er las Folgendes vor:

„Was man weder vermuthete noch glaubte, es hat sich ereignet: Der Riese Bormann hat ein Geständniß abgelegt. Robert Bertram ist unschuldig. Als wir von der Missethat berichteten, ließen wir hindurchblicken, daß wir nicht an die Schuld dieses jungen, braven Mannes glaubten; diese Vermuthung hat sich nun glänzend bewahrheitet.

„Uebrigens soll Bertram sich der Protection hervorragender Persönlichkeiten erfreuen, so daß zu erwarten steht, daß die letzten Ereignisse zu seinem Glücke sein werden. Er ist natürlich sofort aus der Haft entlassen worden. Leider aber ist sein Körperzustand ein so leidender, daß man sich gezwungen gesehen hat, ihn in das Krankenhaus zu überführen.

„Auch der Schließer, welcher im Verdachte stand, dem Riesen Bormann das Gefängniß geöffnet zu haben, ist, wie verlautet, unschuldig. Es stehen nun noch ganz interessante Mittheilungen über den „Hauptmann" zu erwarten, welche wir seiner Zeit unseren Lesern natürlich nicht vorenthalten werden!"

Judith hatte mit leuchtenden Augen zugehört. Jetzt rief sie:

„Frei ist er also, frei! Habe ich nicht sofort gesagt, daß er unschuldig ist?"

„Ja, mein Töchterleben, das hast Du gesagt. Wie kann ein Dichter sein ein Einbrecher! Aber, weißt Du, wem er zu verdanken hat diese plötzliche freie Entlassung?"

„Nun, wem?"

„Dir! Du hast gestern gesprochen vor Gericht, um zu bezeugen seine Unschuld; darum ist er geworden frei. Er ist Dir verpflichtet zu Dank sein ganzes Leben. Er wird abstatten diesen Dank, indem er wird der Eidam von Salomon Levi und seinem Weibe Rebecca."

„Aber wo ist er? Im Krankenhause?"

„Ja, weil er ist noch nicht geworden so schnell gesund."

„So muß ich hin, ihn zu pflegen."

Sie machte eine Bewegung, aber ihr Vater trat ihr in den Weg.

„Gott der Gerechte!" rief er. „Wo willst Du hin, meine Tochter? In das Krankenhaus?"

„Natürlich!"

„Wo es giebt Blattern und Epidemie!"

„Darnach frage ich nicht!"

„Typhus, Seuchen und Scharlachfieber! Willst Du holen die Ansteckung

für mich und Deine Mutter, daß wir plötzlich sterben mit einander am epidemischen Wadenkrampf? Du bleibst hier! Warum willst Du sein eine barmherzige Schwester?"

„Es ist meine Pflicht!"

„Wai geschrieen? Was ist Pflicht? Was hast Du für Gewinn als barmherzige Schwester? Warte noch ein Weilchen, so wirst Du sein seine barmherzige Frau! Das ist besser als Schwester! Auch hast Du uns noch gar nicht gesagt, ob der Herr Assessor hat gefragt, warum wir haben geborgt an Bertram unser Geld."

„Weil er sich in Noth befand."

„Hast Du gesprochen von Prozentchen?"

„Nein."

„Das ist klug und schön von Dir! Das bringt in noblen Ruf mein ganzes Geschäft. Einem Dichter borgt man nicht gegen Zinsen. Aber, Judithleben, hast Du vielleicht gesprochen von dem Pfande, welches er hat gelassen in unseren Händen?"

„Kein Wort."

„Das ist weise gehandelt! So weiß also der Herr Assessor gar nichts von der Kette mit dem Wappen?"

„Ich werde mich hüten, davon zu sprechen."

„So bist Du die Nachkommin von Salomon Levi, welche hat geerbt von ihm seine ganze Klugheit. Von dieser Kette darf kein Mensch erfahren. Man darf nicht ahnen, daß ich habe einen Schwiegersohn, welcher macht so berühmte Gedichte, weil er ist ein heimlicher Herr von Adel. Also sei still und gehe nicht nach dem Krankenhause!"

Und sie ging doch, natürlich ohne Wissen ihrer Eltern, wurde aber nicht vorgelassen.

Kurz nachdem der Fürst bei dem Assessor gewesen war, ließ sich Herr August Seidelmann bei demselben melden. Als er vorgelassen wurde, empfing ihn der Beamte mit der Frage:

„Sie haben jedenfalls die heutige Publication in Betreff unseres Robert Bertram gelesen?"

„Allerdings! Er ist frei?"

„Ja. Seine Unschuld ist bewiesen."

„So ist natürlich auch seine Schwester unschuldig?"

„Ja. Sie wurde gestern nicht sofort entlassen, da ich erst zu Ihnen senden wollte. Sie haben mir das Mädchen gebracht; Sie sind der Vormund desselben, und so möchte ich die unschuldig Eingekerkerte auch wieder Ihnen übergeben."

„Ich komme aus diesem Grunde, Herr Assessor!"

„Hier liegt bereits der Entlassungsbefehl für den Wachtmeister. Gegen Uebergabe desselben erhalten Sie das Mädchen. Wollen Sie aber nicht einsehen, wie man sich irren kann? Ihre Aussage trägt einen großen Theil der Schuld, daß die beiden Geschwister für wirklich schuldig gehalten wurden."

V. S.

„Umso inbrünstiger danke ich Gott, daß sie es nicht sind. Meine Mündel wird geläutert aus dieser Trübsal hervorgehen, und die kurze Zeit dieser Prüfung wird ihr Gnade bringen für ihr ganzes Leben!“

Er ging und bekam Marie Bertram ausgehändigt.

Sie war noch ganz dieselbe, gab monotone Antworten auf seine Fragen und folgte ihm willig, wohin er sie führte. Und wohin war das? Natürlich wieder nach der Ufergasse zu der Rentiére Madame Adelheid Groh, welche das Mädchen sofort in ihre liebevolle Pflege nahm.

Von dem Krankenhause weg fuhr der Fürst nach Hause. Dort kleidete er sich um und begab sich an das Wasser zu dem alten Apotheker.

Er hatte sich so verkleidet, daß er unmöglich zu erkennen war. Obgleich er noch nie hier gewesen war, sah er sich doch durch den Diener Adolf über Alles unterrichtet. Er fand die Hausthüre verschlossen und klopfte. Ein Kopf erschien am Fenster, und dann wurde die Thür geöffnet. Der Apotheker stand selbst hinter derselben.

„Wohnt hier Herr Apotheker Horn?“ fragte der Fürst.

„Sehr wohl, mein Herr!“

„Kann man mit ihm sprechen?“

„Ja. Ich bin es selbst. Wo wollen wir miteinander reden?“

„Unten.“

„Vorn oder hinten?“

„Hinten.“

„Ah, ich sehe, Sie wissen Bescheid!“

„Vielleicht besser, als Sie denken! Verschließen Sie die Thür. Ich will nicht haben, daß wir unterbrochen werden.“

„Wollen Sie nicht vorher bei meinen Töchtern eintreten?“

„Danke! Ich rauche nicht neubackene Cigarren und habe auch nicht die Absicht, zu heirathen!“

Das wollte den Alten denn doch verdrießen.

„Wer hat Ihnen das zugemuthet?“ fragte er kurz und scharf.

„Das ist die Frage gar nicht. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich unten und hinten im Keller mit Ihnen zu reden habe. Also allons!“

So war dem Alten noch Niemand gekommen. Sollte er sich fügen oder auch grob werden? Er entschloß sich für das Letztere.

„Allons, sagen Sie? Gut, allons wieder fort! Hier hinaus!“

Er öffnete die Thür von Neuem und deutete nach der Straße. Der Fürst aber antwortete lachend:

„Meinen Sie wirklich, daß Sie der Mann sind, von welchem man sich fortjagen läßt? Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Hier, sehen Sie sich diesen Gegenstand an!“

Er zeigte ihm die Polizeimarke. Der Alte erbleichte.

„Ein geheimer Polizist! Ja, das habe ich nicht gewußt! Sie sind mir sehr willkommen! Erlauben Sie, daß ich Sie führe!“

Er öffnete die Kellerthür, brannte die auf der oberen Stufe stehende La-

terne an und stieg voran. Der Fürst folgte ihm bis in die hintere Abtheilung des Kellers. Dort setzten sie sich nieder, der Apotheker natürlich in einer sehr bangen Stimmung.

„Herr Horn," fragte der Fürst, „haben Sie jemals Etwas von dem sogenannten Hauptmanne gehört?"

„Ich hörte allerdings von ihm sprechen."

„Gesehen haben Sie ihn aber nicht?"

„Nein."

„Sie wissen auch nicht, wer er ist?"

„Nein."

„Und dennoch sind Sie sein Leibapotheker!"

Der Alte fuhr vom Sitze empor.

„Herr," rief er aus, „wie meinen Sie das?"

„Sehr ernst! Haben Sie jemals auch von dem sogenannten Fürsten des Elendes gehört?"

„Ja."

„Glauben Sie, daß dieser ein Freund des Hauptmannes ist?"

„Nein, obgleich ich Beide nicht kenne."

„Nun, dem kann abgeholfen werden: Sie sollen den Fürsten des Elendes kennen lernen. Ich selbst bin er!"

„Sie scherzen!" meinte der Alte erschrocken.

„Ich spreche vielmehr sehr im Ernste. Vielleicht haben Sie auch gehört, daß der Fürst die Eigenthümlichkeit hat, Vieles, sehr Vieles zu wissen, was Anderen ein Geheimniß ist?"

„Man spricht allerdings davon."

„Nun, so will ich Ihnen beweisen, daß ich der Fürst bin: Ich werde Ihnen einige Ihrer Geheimnisse mittheilen."

„Herr, welche Geheimnisse sollte ich haben?"

„Ihr erstes Geheimniß ist zunächst dieser Keller; ich will aber nicht in dasselbe eindringen. Schon ein Wenig interessanter ist es, daß Sie Ihre Schwiegersöhne an den Hauptmann verkaufen."

„Aber, lieber Herr, ich verstehe Sie keineswegs."

„Denken Sie an einen gewissen Adolf, der Ihre Jette heirathen soll. Den haben Sie mit dem Hauptmanne zusammengeführt."

„Kein Wort weiß ich davon, kein einziges."

„So? Da wissen Sie wohl auch nichts davon, daß Sie dem Hauptmanne Gift verkauft haben?"

„Gift? Herrgott! Mir geht der Athem aus!"

„Ja, Gift! Zweimal haben Sie ihm Gift gegeben, beide Male, um Menschen wahnsinnig zu machen. Vorgestern handelte es sich um einen zeitweiligen Wahnsinn, gestern aber um eine ausgesprochene Lethargie, welche in den Tod übergeht."

Dem Apotheker schlotterten die Kniee.

„Herr, ich begreife von Dem, was Sie hier sagen, kein Wort, kein einziges!“ betheuerte er.

„Wirklich nicht? Kein einziges Wort? Glauben Sie, daß Sie mit einfachem Leugnen beim Fürsten des Elendes durchkommen? Ich kenne Sie; ich kenne Ihre Geschäftsführung, Giftmischer!“

Da brach der Apotheker auf dem primitiven Sitz zusammen.

„Himmel!“ stöhnte er. „Was soll ich thun? Ich bin ja so unschuldig wie ein neugeborenes Kind!“

„Schweigen Sie! Hören Sie lieber, was ich Ihnen sagen werde! Es genügt ein Wort von mir, Sie lebenslänglich auf das Zuchthaus zu bringen; ich habe die Beweise in der Hand —“

„Gnade, Gnade!“

„Gut, Sie sollen Gnade finden; aber nur unter einer einzigen Bedingung. Hören Sie wohl?“

„Ja, ich höre. Welche Bedingung stellen Sie?“

„Daß Sie von jetzt an mir gerade so gehorchen, wie Sie bisher dem Hauptmanne gedient haben.“

Der Alte erhob sich. Er machte eine Bewegung, als ob er sich von einer schweren Last befreit fühle, und zog sich einige Schritte weit nach der Mauer zurück. Dabei zeigte sein Auge einen eigenthümlichen Glanz.

„Ja,“ sagte er, „diese Bedingung gehe ich ein, augenblicklich, denn —“

Er hielt inne. Er hatte mit der Hand eine Schnure ergreifen wollen, welche da, bis wohin er sich zurückgezogen hatte, von der niedrigen Deckwölbung des Kellers herniederhing; aber der Fürst, aufmerksam gemacht, durch den eigenthümlichen Blick und das verrätherische Zurückweichen des Alten, stand mit einem blitzschnellen Sprunge bei ihm und faßte ihn beim Arme.

„Halt, Bursche!“ sagte er. „So kommst Du mir nicht! Was hast Du da vorgehabt? Nieder auf Deinen Sitz!“

Er zog einen Revolver hervor, dessen Lauf er dem Apotheker vor das Gesicht hielt. Sofort setzte dieser sich nieder.

„Was ich vorgehabt haben soll?“ fragte er. „Nichts, gar nichts!“

„Wollen sehen!“

Indem er dem Alten die Waffe entgegenhielt, nahm er die Laterne und untersuchte die Schnur. Sie führte an der Decke hin, bis gerade über die Stelle, an welcher er gesessen hatte. Dort befand sich ein blechernes Kästchen, an dessen Deckel die Schnur befestigt war.

„Was ist in dem Kästchen?“ fragte der Fürst.

„Nichts, gar nichts!“

„Schön! Werden es untersuchen! Setze Dich einmal auf meinen vorigen Platz, Bursche, also gerade unter das Kästchen!“

„Warum, Herr?“

„Ich werde dann an dieser Schnur ziehen, und dann wird es sich jedenfalls zeigen, was es mit dem Kästchen für eine Bewandtniß hat. Also, vorwärts!“

Der Alte befand sich sichtlich in einer schauderhaften Verlegenheit. Er zauderte, dem Befehle Gehorsam zu leisten. Er hätte es sicherlich auf einen Kampf ankommen lassen, mußte sich aber sagen, daß sein Gegner bewaffnet und außerdem an Körperkraft ihm mehrfach überlegen sei.

„Nun?" fragte der Fürst. „Du hast die Wahl: Entweder unter das Kästchen, oder den Revolver, oder ein offenes Geständniß!"

Er sah sich in die Enge getrieben und mußte sich sagen, daß er nicht entrinnen könne.

„Gut, ich will es gestehen!" sagte er.

„Aber keine Lüge! Also?"

In der Rechten die Pistole und in der Linken die Laterne, stand er drohend vor dem Apotheker. Dieser sagte zögernd:

„Das Kästchen enthält eine Mischung zum — zum — zum Riechen."

„Ach so! Zieht man an der Schnure, so wird das Kästchen geöffnet, und die Mischung fällt auf den Daruntersitzenden?"

„Ja."

„Was geschieht dann?"

„Das Mittel riecht sehr stark."

„Das heißt, der Betreffende wird betäubt?"

„Ja."

„Gut, ich bin zufriedengestellt. Sie sehen aber, daß Sie es mit keinem Schulknaben zu thun haben. Darum sage ich: Noch so eine Heimtücke, und eine Kugel fährt Ihnen in den Kopf! Setzen Sie sich!"

Der Alte kam, da der Lauf des Revolvers noch immer auf ihn gerichtet war, diesem Befehle sogleich nach.

„Und nun stehen Sie mir Rede und Antwort! Also, ich sagte Ihnen, daß Sie mir, um sich zu retten, ebenso dienen müßten, wie bisher dem Hauptmanne. Sind Sie bereit?"

„Ja."

„Der Hauptmann darf nicht das Mindeste ahnen."

„Ich werde zu schweigen wissen."

„Sie stehen unter stetiger Aufsicht. Man weiß auch jetzt, daß ich bei Ihnen bin. Wäre mir Etwas geschehen, so hätten Sie den Schaden gehabt. Haben Sie noch von dem letzten Gifte, welches Sie dem Hauptmann gegeben haben?"

„Ein Wenig."

„Wo?"

„Draußen im Vorderkeller."

„Kann ich es bekommen?"

„Was zahlen Sie?"

„Ich bezahle sehr gut. Aber, wie wirkt das Gift?"

„Es versetzt in die tiefste Lethargie."

„Das weiß ich; ich will Anderes wissen. Auf den Geist kann dieses Mittel unmöglich so schnell wirken."

„Nein; es wirkt allerdings nur auf den Körper; es sind gewisse Nerven welche es lähmt."

„Die Sprach- und Bewegungsnerven?"

„Die Ersteren ganz, die Letzteren nur theilweise."

„Der Kranke liegt also nur scheinbar in Lethargie?"

„Ja."

„Er sieht und hört aber Alles, was um ihn geschieht?"

„Ja."

„Und muß sterben?"

„Ganz sicher!"

„Welch ein schrecklicher, entsetzlicher Tod! Viel, viel schlimmer noch als Starrkrampf, bei welchem es wenigstens schneller aus wird! Aber, giebt es ein Gegenmittel?"

„Ja."

„Haben Sie das auch?"

„Gewiß!"

„Wie viel braucht man von Beiden?"

„Je nach den Monaten. Ein Tropfen des Giftes tödtet in sechs Monaten, zwei tödten in fünf, drei in vier, vier in drei, fünf in zwei, und sechs in einem Monate. Das Gegengift wird umgedreht angewandt, und zwar in geradem Verhältnisse: So viele Monate die Lethargie bereits gedauert hat, so viele Tropfen giebt man."

„Wie schnell wirkt das Gift?"

„Binnen einer halben Stunde."

„Und das Gegengift?"

„Binnen ganz derselben Zeit."

„Und ich kann sie also Beide haben?"

„Wenn es gut bezahlt wird."

„Wer aber giebt mir Bürgschaft, daß ich nicht betrogen werde?"

„Ich selbst!"

Es war ein eigenthümlich energisches Lächeln, welches um die Lippen des Fürsten spielte.

„Gut!" sagte er. „Ich nehme Ihre Bürgschaft an. Der Hauptmann kennt also das Gift, ob aber auch das Gegengift?"

„Das Letztere nicht. Wir haben gar nicht davon gesprochen."

„Das ist mir desto lieber. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen für beide Mittel hundert Gulden bezahle?"

Die Augen des Apothekers leuchteten gierig auf.

„Hundert Gulden? Ist das Ihr Ernst?" fragte er.

„Ja."

„Ich bin zufrieden!"

„Hier, nehmen Sie! Aber nun auch her mit dem Zeuge!"

Er zog aus der Brieftasche einen Hundertguldenschein hervor und gab ihn dem Alten. Dieser steckte ihn in die Tasche und sagte dann:

„Kommen Sie nach vorn. Sie sollen die Medizinen haben. Ich habe glücklicher Weise mehr angefertigt, als ich brauchte.“

Sie traten in den vorderen Raum. Dort zog der Apotheker einen Stein aus der Mauer. Es entstand eine Oeffnung, aus welcher er ein Kästchen nahm, welches mit kleinen Phiolen gefüllt war. Von den Letzteren las er zwei aus und sagte:

„Hier das weiße Fläschchen enthält das Gift und das grüne das Gegengift. Es ist genug in Beiden, um das Experiment zwanzigmal vorzunehmen.“

Der Fürst steckte die beiden Phiolen ein und wendete sich zum Gehen.

„So wären wir also fertig,“ sagte er. „Wenn Sie mir treu dienen, werden Sie mit mir zufrieden sein. Ertappe ich Sie aber bei einer Untreue, so ist es aus mit Ihnen. Ah, was ist in diesen großen Fässern? Wein vielleicht?“

„Nein, aber etwas ebenso Probates, nämlich alter, guter, ächter Franzbranntwein.“

„Hm! Nicht übel, wenn er wirklich ächt ist. Haben Sie Gläser?“

„Hier stehen zwei. Wollen Sie einen Schluck?“

„Dazu gehört eigentlich eine Cigarre.“

Der Alte lachte selbstbewußt auf.

„Ich denke, Sie rauchen nicht!“ sagte er.

„Aeußerst selten; aber zum Branntwein muß ich Tabak riechen.“

„Soll ich eine Cigarre holen?“

„Meinetwegen!“

„Ich komme gleich zurück!“

Er stieg die Treppe empor. Schnell zog der Fürst die weiße Phiole hervor und ließ aus derselben einen Tropfen in das eine Branntweinglas fallen. Er hatte die Phiole kaum wieder eingesteckt, so kehrte der Alte bereits zurück. Er brachte auch für sich eine Cigarre mit.

Die beiden Männer brannten an, und dann griff der Fürst nach dem zweiten Glase.

„Hier, schenken Sie ein!“ sagte er.

Die Gläser waren nicht groß. Der Alte füllte beide. Der Fürst nippte nur, der Alte aber trank sein Glas, in welchem sich der Tropfen befunden hatte, aus.

„Ah, da fällt mir noch ein!“ sagte der Fürst. „In was muß das Gift eingenommen werden? In Wasser?“

„Es ist jedes Mittel recht: Wasser, Thee, Chocolade, Wein, sogar auch Branntwein.“

„Haben Sie noch mehr von dem Gegengifte?“

„Keinen Tropfen.“

„Und es ist wahr, was Sie sagten: Der Kranke sieht und hört Alles, was mit und um ihn vorgeht?“

„Alles. Er hört, sieht und fühlt Alles. Es scheint nur so, als ob er sich in Lethargie befinde.“

„Dann ist das Mittel Goldes werth! Geben Sie noch ein Gläschen!“

Er trank aus, trotzdem ihm vor dem Zeuge ekelte, und ließ wieder füllen.

Sie saßen bei einander und unterhielten sich. Die Antworten des Alten wurden immer einsylbiger; seine Augen schienen sich zu vergrößern. Plötzlich sprach sich in seinen Zügen eine ganz entsetzliche Angst aus.

„Herr," stammelte er, „Sie haben — haben — —"

„Was?" lachte der Fürst.

„Sie haben — mir mein — mein eigenes Gift gegeben!"

„Allerdings! Sagten Sie nicht, daß Sie selbst die Garantie der Aechtheit übernehmen wollten?"

„Das ist — ist — ist — —!"

Das Uebrige ging in ein unverständiges Gurgeln über; dann sank er von seinem Sitze und lag lang ausgestreckt auf der Erde. Der Fürst bückte sich zu ihm nieder, leuchtete ihm mit der Laterne in das Gesicht und sagte:

„So, Bursche, prüfe ich meine Leute! Du siehst mich, und Du hörst auch, was ich sage. Ich habe Dir einen Tropfen gegeben. Die Wirkung ist exact; ich bin befriedigt. Aber das Gegengift! Ob es auch so unfehlbar wirkt? Ich werde morgen wiederkommen und Dir einen Tropfen geben. Wirkt es nicht, so hast Du mich getäuscht, natürlich zu Deinem eigenen Schaden. Das Geld nehme ich einstweilen wieder zu mir. Ist das Gegengift gut, so bekommst Du es zurück."

Er zog ihm den Hundertguldenschein wieder aus der Tasche und verließ dann den Keller. Die von innen verriegelte Hausthür war leicht zu öffnen. Er entfernte sich, ohne von den Töchtern des Alten angehalten zu werden.

Diese wurden neugierig, als ihr Vater nach längerer Zeit sich nicht sehen ließ. Eine von ihnen begab sich in den Keller und rief durch ihr Klagegeschrei die Anderen herbei. Alle glaubten, daß der Schlag ihren Vater getroffen habe. Sie brachten ihn aus dem Keller fort und in das Bett. Dann schickten sie nach einem Arzte, welcher aber, als er den Apotheker untersuchte, aus der Krankheit nicht klug werden konnte.

So verging der Tag und die Nacht. Am frühen Morgen des nächsten Tages kam ein alter Mann, welcher sich einige Cigaren kaufte. Er hörte, daß der Apotheker erkrankt sei, und bat, ihn sehen zu dürfen. Als er vor dem Bette stand, zog er eine kleine, grüne Phiole aus der Tasche, öffnete dem Kranken den Mund und ließ ihm einen Tropfen des Inhaltes hineinfallen. Bereits nach einer Viertelstunde begann der Kranke, sich leise zu bewegen. Noch waren nicht zwanzig Minuten vergangen, so öffnete er den Mund, um zu sprechen. Es gelang ihm nicht; er brachte es nur zu einem halb verständlichen Lallen; aber der Fremde schien dennoch befriedigt zu sein, denn zur großen Verwunderung der Mädchen griff er in die Tasche und legte eine Hundertguldennote hin. Dann sagte er:

„Sagen Sie Ihrem Vater, daß diese Arzenei probat ist. Er wird mich seiner Zeit wiedersehen. Adieu!"

Damit war er zur Thür hinaus! —

Robert Bertram lag im Krankenhause, behandelt von den besten Aerzten der Residenz. Täglich kam der Fürst von Befour, um nach ihm zu sehen.

V. S

und zuweilen, wenn der müde Patient die Augen für einen Moment aufschlug, ah er ein wunderschönes Mädchenangesicht über sich gebeugt.

„Nacht! O Nacht! Meine Nacht!“ flüsterte er dann.

So vergingen einige Wochen, und das Weihnachtsfest war nahe herangekommen. Robert befand sich längst auf dem Wege der Besserung. Er fühlte sich sogar stark genug, das Krankenhaus zu verlassen, aber die Aerzte versagten ihm die Erlaubniß dazu.

Er hatte seine volle Geistesfrische zurück erhalten, und auch der Körper war stark, stärker noch als früher. Zuweilen fragte er die Wärterin nach den Geschwistern; er wurde mit der Auskunft, daß er sich ja nicht sorgen solle, beruhigt.

So war endlich der Weihnachtsheiligeabend da. Am Vormittage desselben kam der Fürst zu Robert und fragte, wie gewöhnlich, nach seinen Wünschen.

„Fort von hier! Weiter nichts!“ lächelte Robert.

„Wissen Sie denn bereits, wohin?“

„Gott wird mir schon meinen Weg zeigen!“

„Und Sie fühlen sich wirklich kräftig genug, es wieder mit dem Leben aufzunehmen?“

„Vollständig! Sehen Sie hier diese Papiere, Durchlaucht! Seit einer Woche arbeite ich wieder. Es sind Gedichte.“

„Unsers Hadschi Omanah!“

„Ja, der zweite Band.“

„Honorar zwanzig Gulden!“

„O, für den zweiten Band hat er mir wohl fünfundzwanzig versprochen. Ich denke, daß er Wort halten wird!“

„Ich sehe allerdings, daß Sie sich wieder im Vollbesitze Ihrer Kräfte befinden. Halten Sie noch bis zum Abend aus; dann wird die Stunde der Erlösung geschlagen haben.“

Er ging, und Robert wartete. Der Tag wollte ihm zur Ewigkeit werden. Endlich wurde es dunkel, und da kam die Krankenpflegerin, um ihm einige Packete hinzulegen.

„Hier Ihre Kleider, welche Sie nun anlegen sollen, Herr Bertram!“

Als sie sich entfernt hatte, stieg er aus dem Bette, um sich anzukleiden. Die Packete enthielten Alles zu einer feinen Gesellschaftstoilette Erforderliche. Wer war der Geber dieses theueren Anzuges? Jedenfalls der Fürst!

Als Robert sich im Spiegel besah, erkannte er sich kaum selbst, so zu seinen Gunsten war er verändert. Und da wurde auch bereits die Thür geöffnet, und der Fürst trat ein.

„Nun, mein junger Freund,“ sagte er. „Ich komme, um Wort zu halten. Sie sollen endlich frei sein.“

Robert war voll Dankes gegen seinen Wohlthäter; aber dieser wies alle Danksagungen von sich.

„Lassen wir das, mein Lieber,“ sagte er. „Sind Sie bereit?“

Draußen stand die Equipage. Sie stiegen ein. Als sie dann wieder

ausstiegen, war es vor den Hause des Obersten von Hellenbach, welches Robert ja kannte.

„Hier?“ fragte er. „Durchlaucht, was soll ich hier?“

„Man hat einige Gäste eingeladen, und Sie sind dabei. Kommen Sie, Herr Bertram!“

Er führte ihn die Treppe empor. Diener verbeugten sich respectsvoll. Robert befand sich wie im Traume. Der Fürst blieb vor einer Thür stehen und klopfte.

„Hier herein,“ sagte er. „Wir sehen uns nachher wieder.“

Ehe Robert es sich versah, war er zur Thüre hinein geschoben worden, die sich hinter ihm verschloß. Er befand sich in einem reizend ausgestatteten Zimmerchen, welches ein lieblicher, feiner Duft durchwehte. Eine rosa Ampel erleuchtete den Raum auf magische Weise. Aus einem Fauteuil erhob sich eine wunderschöne Mädchengestalt. Er erkannte Fanny von Hellenbach.

Von glühender Röthe übergossen, stand er da, ohne zu wissen, was er sagen sollte. Sie aber kam ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand, die er nicht zu küssen, kaum zu berühren wagte.

„Endlich!“ sagte sie. „Willkommen nach so schweren Zeiten, Herr Bertram! Nehmen Sie auf einen Augenblick bei mir Platz. Die Eltern sind noch nicht disponibel.“

Er trat zum Stuhle. Sollte er sich setzen? War es nicht besser, schnell fortzugehen, zu fliehen, weit, weit hinweg? Was sollte er hier? Er konnte die Gegenwart nicht fassen; er griff sich an den Kopf und blickte wie nach Hilfe suchend, umher.

Sie verstand und begriff ihn. In unbeschreiblich mildem Tone, welcher ganz geeignet war, ihn zu beruhigen, sagte sie:

„Ich habe heute eine Pflicht erfüllen wollen, Herr Bertram, eine Pflicht, welche ich nicht von mir weisen darf. Sie haben für mich gelitten; in dieser Räumen wurde Ihnen die Freiheit geraubt; hier soll und muß es auch sein, wo Sie sich derselben zuerst wieder erfreuen. Wir haben Sie verkannt; wir haben ein großes, ein schweres Unrecht an Ihnen verschuldet. Ich will die Erste sein, welche Sie um Verzeihung bittet. Können Sie mir vergeben?“

Sie war zu ihm getreten und streckte ihm die Hand entgegen. Er ergriff dieselbe nicht. Er schüttelte mit dem Kopfe; er wollte sprechen, aber es ging nicht; er brachte kein Wort hervor; aber eine ganze Fluth von Thränen brach aus seinen Augen hervor.

Er stand auf und trat an das Fenster. Er mußte alle seine Kraft aufbieten, um nicht laut aufzuschluchzen.

Was erblickte er? Da drüben stand das Haus, in welchem er gewohnt hatte. Da oben war das Fenster, an welchem er gestanden hatte oft, wie so oft, um herüber zu blicken nach diesem Hause. Und jetzt?

Da legte sich ein kleines, weiches Händchen auf seinen Arm.

„Ja, weinen Sie, weinen Sie sich aus!“ sagte Fanny. „Das Herz hat seine Rechte. Und dann kommen Sie durch diese Thür!“



D.v.S. 21.

„Herr Förster!"

Sie öffnete eine Seitenthür. Ja, das war das Schlafzimmer, in welches er damals gestiegen war, um ihr zu Hilfe zu kommen. Da stand das jungfräuliche, blühtenweise Bette, und hier der Pfeilertisch, an welchem er den Riesen überrascht hatte.

Aber was sollte das? Sie, die Tochter des Freiherrn, lud ihn, den Sohn des Schneiders, in ihr Schlafzimmer! Einem Ebenbürtigen wäre dies nie widerfahren. Dies gab ihm sein Gleichgewicht zurück.

„Erinnern Sie sich jenes unglücklichen Abends?" fragte sie.

„Jeder Kleinigkeit, gnädiges Fräulein."

„Nun, so werden Sie mir nun auch sagen wollen, ob Sie mir verzeihen können."

„Was hätte Robert Bertram der Baronesse von Hellenbach zu verzeihen? Eine unglückliche Verkettung der Umstände ließ mich als Mitschuldigen erscheinen; jetzt ist der Irrthum aufgeklärt. Sie erdrücken mich mit Ihrer Güte!"

Sie blickte ihm voll in das Angesicht.

„Sie haben Recht," sagte sie dann. „Ich denke, die Eltern werden bereit sein. Lassen Sie uns gehen."

Sie begaben sich miteinander nach dem Familienzimmer, wo sich der Baron und die Baronin befand. Der Fürst war bei ihnen. Sie empfingen Robert mit großer Freundlichkeit. Er fühlte, daß es nicht leere Redensarten seien, die er in seiner einfachen, bescheidenen aber freien Weise beantwortete.

Nach und nach stellten sich mehrere Gäste ein, welche sich erfreut zeigten, ihn zu sehen. Unter ihnen befand sich eine wunderbar schöne, nicht mehr sehr junge Dame. Sie ging ganz in Schwarz, und doch war es, als ob ein Licht von ihr ausgehe. Er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Es war ihm, als ob er diesem Gesichte mit den weichen Zügen, diesen blauen, tiefen Augen und diesem reichen, goldblonden Haare bereits einmal begegnet sei. Er sann und sann, konnte aber zu keiner Antwort kommen.

Es war die Baronesse Alma von Helfenstein.

Später wurde die Thür zum Salon geöffnet. Da brannte ein reich ausgestatteter Christbaum, unter welchem Geschenke ausgebreitet lagen. Diese Letzteren waren für die Familienglieder bestimmt; aber doch lag auch für jede der anderen anwesenden Personen eine Gabe bereit.

Da trat Fanny zu Robert.

„Kommen Sie, Herr Bertram!" sagte sie. „Sollte das Christkind nicht auch an Sie gedacht haben? Darf ich Sie führen?"

Sie nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn dahin, wo ein in blauen Sammet gebundener Band lag. Auf der Außenseite war in Goldschrift zu lesen: „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder von Hadschi Omanah, siebente Auflage."

Er war doch überrascht.

„Bereits die siebente?" fragte er. „Diese Freude haben Sie mir gegönnt. Ich danke Ihnen!"

Er reichte ihr die Hand; sie aber fragte:

„Haben Sie diese Auflage bereits gelesen?"

„Das war mir allerdings noch nicht möglich."

„So schlagen Sie schleunigst auf!"

Er folgte dieser Aufforderung. Was war das! Auf dem Tittelblatte eine zusammengelegte Hundertguldennote, und zwischen den anderen Blättern je ein Zehnguldenschein. Er erbleichte. Sie Alle sahen es.

„Was ist das?" fragte er.

Sein Auge suchte mit einem beinahe vorwurfsvollen Blicke im Kreise umher. Da antwortete Fanny:

„Sie dürfen es nehmen. Es ist Ihr wohlverdientes Honorar, um welches Sie beinahe betrogen worden wären. Da steht er, dem Sie diese Freude zu verdanken haben."

Sie deutete auf den Fürsten. Dieser trat herbei und zog ein Document hervor.

„Hier der revidirte Verlagscontract zwischen Hadschi Omanah und der Firma Zimmermann! Sie waren krank, und so habe ich mich dieser Angelegenheit ein Wenig angenommen."

Jetzt gab es eine Erklärung nach der anderen, bis Robert endlich einsah, daß es sich wirklich nicht um ein Geschenk, sondern um ein wohlverdientes Honorar handele.

Mit welcher Genugthuung ihn das erfüllte. Er fühlte plötzlich, daß er auch eine Bedeutung habe; es überkam ihn eine Sicherheit, welche er vorher an sich gar nicht gekannt hatte. Er galt Etwas in der großen Zahl jener Wesen, welche man mit dem Sammelworte Menschheit bezeichnet. Und das, was er galt, war ihm in Guldenscheinen zugemessen worden! Ah, was würde Marie dazu sagen, Marie, seine Schwester?

Aber er kam nicht dazu, diese letzte Frage auszudenken, denn da ganz in seiner Nähe gab es ein anderes Wesen, dessen Meinung ihm noch viel wichtiger zu sein dünkte als diejenige der Schwester. Er sagte sich dies nicht deutlich und ausdrücklich, aber er fühlte und er ahnte es.

Später kam noch ein anderer Gast dazu, dessen Erscheinen Keinem sympatisch zu sein schien — der Baron Franz von Helfenstein. Er war nicht geladen, sondern aus eigener Initiative gekommen.

Man ging zur Tafel. Robert kam neben die Baronesse Alma von Helfenstein zu sitzen. Sie unterhielt sich mit ihm so freundlich, als ob sie sich ganz ebenbürtig seien und sich bereits sehr viele Male gesehen hätten. Das Auge des Barons Franz hing an ihnen. Was dachte er. Es war klar, daß irgend ein eigenthümlicher Gedanke ihn beschäftigte. Auch der Oberst hatte mit seiner Frau eine halblaute Bemerkung ausgetauscht. Jetzt sagte er über die Tafel herüber zu Baron Franz:

„Herr Baron, Sie sitzen gerade am richtigen Orte, um es beurtheilen zu können. Finden Sie nicht auch diese ganz ungemeine Aehnlichkeit?"

„Welche?"

„Zwischen Ihrer Cousine und unserem Herrn Bertram?"

Es war dem Baron, als habe ihm Jemand einen Stich versetzt. Er antwortete im Tone komischer Entrüstung:

„Da finden Sie wirklich eine Aehnlichkeit?“

„Allerdings.“

„Nun, Herr Bertram wird nichts dagegen haben. Wenn auch meine Cousine sich über diese Entdeckung geschmeichelt fühlt, so habe ich natürlich nichts dagegen.“

Das war eine Beleidigung für Bertram. Dieser fühlte es gar wohl, darum antwortete er:

„Vielleicht habe ich doch etwas dagegen. Ich gestehe aufrichtig, daß es mir nicht ganz gleichgiltig ist, mit wessen Cousine man mich vergleicht!“

Es entstand eine sekundenlange Pause. Der Baron entfärbte sich. Jedermann fühlte den Hieb, den er erhalten hatte. Daß dieser Hieb saß, das sah man Demjenigen an, der getroffen worden war.

„Ah, wohnten Sie nicht in meinem Hause?“ fragte er.

„Ja.“

„Ihr Vater war der Schneider Bertram?“

„Allerdings, jener arme aber brave Schneider Bertram, der sich über nichts so sehr gewundert hat als darüber, daß ein Baron auf das Unglück seiner Abmiether zu speculiren vermag.“

Dieser Hieb traf noch viel besser als der erste. Der Baron biß die Zähne zusammen. Die Wirthin, welche einen ernstlichen Zwist befürchtete, brachte schnell das Gespräch auf ein anderes Thema; aber die Spannung war vorhanden, und sie blieb bestehen.

Nach und nach äußerte der Wein seine anregende Wirkung. Man sprach von Kunst und Wissenschaft, von Musik und Theater und blieb längere Zeit bei der Dichtkunst stehen. Der Oberst behauptete, daß der Reim das Schwerste des Dichtens sei; seine Tochter bestritt das. Sie behauptete, daß ein von Gott begnadeter Dichter den Reim spielend überwinde.

„Nun,“ sagte der Fürst; „es ist ja ein Dichter unter uns. Bitten wir ihn, den Kampf zu entscheiden!“

„Ja, Herr Bertram,“ sagte Fanny; „wem geben Sie recht?“

„Beiden,“ antwortete er. „Es giebt Dichter, welche schwer mit dem Reime kämpfen mußten, und deren Namen wir trotzdem in erster Reihe nennen, während manchem Dichterlinge die Reime wie Schneeflocken zufallen.“

„Wie ist es da bei Ihnen?“ fragte Alma von Helfenstein.

„Ich würde zu diesen Dichterlingen gehören.“

„So reimen Sie leicht?“

„Sehr leicht. Ich mache mich anheischig, so lange im Reime zu sprechen, wie es gewünscht wird.“

„Und die Qualität dieser Reime?“ bemerkte Baron Franz in spottendem Tone.

„Würde wohl zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen, wie ich den Dichter der Wüstenbilder kenne,“ antwortete Fanny.

„Fast möchte man es einmal erproben!"

Fanny ließ sich durch den Baron hinreißen.

„Gut!" sagte sie. „Geben wir Herrn Bertram ein Thema!"

Dieser Gedanke fand sofort allgemeinen Beifall.

„Ein Thema! Welches? Welches?" wurde gefragt.

„Ein Weihnachtsthema," meinte Alma von Helfenstein.

„Ja, ja," wurde rundum beigestimmt.

Und Fanny fügte hinzu:

„Das Gedicht muß mit dem Worte des Engels beginnen: Ich verkündige Euch große Freude, und soll sowohl die Weihnachtsfreude als auch das Weihnachtsleid beschreiben."

„Was das Weihnachtsleid betrifft," warf Baron Franz ein, „so möchte ich einen Vorschlag machen."

Und als man schwieg und die Blicke Aller sich fragend auf ihn richteten, fuhr er fort:

„Denken wir uns also Weihnachtsabend. Ueberall herrscht Lust und Freude. Aber da oben in der Zelle sitzt Einer, eines schweren, entehrenden Verbrechens angeklagt. Das böse Gewissen zehrt an ihm, Körper und Geist leiden; er ist krank und stirbt, stirbt grad am Abende des Christfestes. Ist dieses Thema nicht ein außerordentlich interessantes?"

Es war klar, daß es in seiner Absicht lag, Robert Bertram zu beleidigen. Der Oberst, welcher als Wirth die Verpflichtung fühlte, sich seines jungen Gastes anzunehmen, fuhr auf:

„Herr Baron, ich denke, daß —"

„Bitte, bitte!" erklang es da von der anderen Seite her. „Ich bin ganz gern bereit, auf dieses Thema einzugehen."

Robert selbst hatte diese Worte gesprochen. Das, was beleidigend gemeint war, hatte ihn sofort mit Begeisterung erfüllt. Der Fürst sah ihm dies an.

„Ja," sagte er, „wir Alle sind gern einverstanden und bitten Sie, zu beginnen!"

Robert trat vom Tische weg zur Seite, so daß Aller Blicke ihn zu erreichen vermochten. Einige Momente lang hing sein Auge wie nach dem Anfange suchend am Boden, dann aber begann er in der Weise der italienischen Improvisatoren:

„Ich verkünde große Freude,
Die Euch widerfahren ist,
Denn geboren wurde heute
Euer Heiland Jesus Christ!
Jubelnd klingt es durch die Sphären;
Sonnen künden's jedem Stern;
Weihrauch duftet auf Altären;
Glocken klingen nah' und fern.
Tageshell ist's in den Räumen;
Alles athmet Lust und Glück,
Und an buntgeschmückten Bäumen
Hängt der freudetrunk'ne Blick."

Er beschrieb nun in leicht fließenden, wohltönenden Versen den Weihnachtsjubel allüberall und lenkte dann ein:

„Fast ist's, als ob sich die helle
Nacht in Tag verwandeln will,
Nur da droben in der Zelle
Ist's so dunkel, ist's so still.
Unten zieht des Festes Freude
Jetzt in Aller Herzen ein,
Droben ist mit seinem Leide,
Seinem Grame er allein."

Jetzt folgten die Parallelen zwischen dem wonnepulsirenden Leben der Freien und dem nagenden Kummer des kranken Gefangenen in der Zelle, Parallelen und Bilder erschütternden Inhaltes. Der Todtkranke fühlt sein Ende nahen; er vernimmt bereits von weitem das Brausen der Ewigkeit. Da wird es ihm angst und bange; er gedenkt an seine Sünden und an die Gerechtigkeit Gottes. Welche Hilfe giebt es da? Keine andere als:

„Betend faltet er die Hände,
Hebt das Auge himmelan:
Vater, gieb ein selig' Ende,
Daß ich ruhig sterben kann!
Blicke auf Dein Kind hernieder,
Das sich sehnt nach Deinem Licht.
Der Verlor'ne naht sich wieder
Geh' mit ihm nicht in's Gericht!"

Wie Robert so dastand und ihm die Worte aus dem Munde strömten, war er nicht nur ein Dichter von Gottes Gnaden, sondern ein Redner, welcher seine Bilder mit erschütternder Tragik zeichnete. Aller Augen hingen an ihm und alle Ohren lauschten, damit keins seiner Worte verloren gehen möge. Es war eine Declamation, wie sie noch von Keinem jemals gehört worden war. Und weiter, weiter! Der Sterbende hat um Gnade und Erbarmen gefleht. Er kann nicht weiter. Die Kräfte verlassen ihn. Aber er lauscht, ob sich nicht aus dem Dunkel der Zelle ein Zeichen der Erhörung lösen wolle. Und es wird ihm dieses Zeichen, denn:

„Da ertönt vom nahen Dome
Feierlich der Glocken Klang,
Und im majestät'schen Strome
Schwingt sich auf der Chorgesang:
Herr, nun lässest Du in Frieden
Deinen Diener schlafen gehn,
Denn sein Auge hat hienieden
Deinen Heiland noch gesehn!"

Diese Worte des greisen, frommen Simeon klingen, im Chore gesungen, aus dem nahen Dome in die dunkle Zelle hinauf. Sie dringen in das Ohr und das Herz des Sterbenden und machen, daß die Angst vor dem Tode und die Furcht vor der Ewigkeit verschwinden und die Seele, mit Gott versöhnt, sich losringt aus den Banden des schwachen, sündhaften Leibes. Der Tod ist

nicht das Ende des Lebens, nicht das Aufhören des Bestehenden, sondern er ist eine Neugeburt für eine andere, bessere und höhere Lebensform; er ist der Uebertritt in ein Dasein, von welchem Christus so schön sagt:

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, Euch die Stätte zu bereiten!"

Die Zuhörer waren tief ergriffen von der Gewaltigkeit dieser Schilderung. Das war ganz der zauberische Bilderreichthum des Dichters der „Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder." Sie glaubten nun die Aufgabe beendet. Der Gefangene hatte ja mit seinem Gewissen, mit seinem Gotte abgeschlossen und war ruhig und selig durch das Thor der Ewigkeit getreten. Aber nein. Die Logik der Aufgabe erforderte, daß die Sühne auch von den irdischen Vertretern des Gottesgedankens anerkannt und legitimirt werde. Darum fuhr Bertram fort:

„Schritte nahen, und die Zelle
Wird erhellt von Kerzenschein;
Ueber die gefei'te Schwelle
Tritt der Diener Gottes ein."

Dieser sieht, daß der Kranke gestorben ist. Die Leiche knieet mit gefalteten Händen, in betender Stellung unter dem vergitterten Fenster, durch welches die brechenden Augen mit dem letzten ersterbenden Blicke das Leuchten der Weihnachtssterne erfaßt haben, jener Sterne, welche im Klange der Sphärenmusik das große Evangelium verkünden: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Er steht ergriffen bei der Leiche, hinter ihm der Schließer, welcher die Zelle des Todes geöffnet hat. Die Stellung des Verstorbenen sagt ihm, daß derselbe seine Rechnung nicht nur mit dem Leben, sondern auch mit dem Tode abgeschlossen habe, und sein priesterliches Gewissen drängt ihn, dem Entschlafenen noch in den Tod die Vergebung seiner Sünden nachzurufen. Darum schloß Robert Bertram seine Improvisation:

„Und der Priester legt die Hände
Segnend auf des Todten Haupt:
Selig ist, wer bis an's Ende
An die ew'ge Liebe glaubt!
Selig, wer aus Herzensgrunde
Nach der Lebensquelle strebt
Und noch in der letzen Stunde
Seinen Blick zum Himmel hebt!
Suchtest Du, schon im Verscheiden,
Droben den Versöhnungsstern,
Wird er Dich zur Wahrheit leiten
Und zur Herrlichkeit des Herrn!
Darum gilt auch Dir die Freude,
Die uns widerfahren ist;
Denn geboren wurde heute
Auch Dein Heiland, Jesus Christ!"

Nach einer höflichen Verbeugung wendete Bertram sich zur Seite. Er selbst war von seiner Improvisation so ergriffen, daß er unwillkürlich verzichtete,

auf seinen Sitz zurückzukehren. Er trat vielmehr an das Fenster und lehnte seine heiße Stirn an den kalten Scheiben um sie an denselben zu kühlen.

Der Eindruck seiner Declamation war ein so gewaltiger, daß den Zuhörern am Schlusse derselben zunächst die Stimme versagte. Dann aber brach der Beifall um so stürmischer los. Sie alle erhoben sich und drängten sich herbei, um ihm ihre Bewunderung zu zollen.

Nur Zwei hielten sich zurück — Fanny von Hellenbach und der Baron Franz von Helfenstein. Dieser Letztere wartete, bis sich die Anderen ausgesprochen hatten, und fragte dann im anmaßenden Tone eines Examinatoren:

„Herr Bertram, wollen Sie mir wohl sagen, ob Sie dieses Gedicht nicht vielleicht vorher bereits in irgend einer Sammlung gefunden und dann auswendig gelernt haben? Es scheint mir gradezu unmöglich zu sein, daß Sie es erst in diesem Augenblicke verfertigt haben!"

Einige Augenblicke lang herrschte tiefe Stille. Das war eine gradezu beabsichtigte Beleidigung, welche um so auffälliger und verwerflicher war, als sie gegen einen jungen Menschen, der bereits so unschuldig gelitten hatte, geschleudert wurde, und zwar hier an dieser Stelle, in Gegenwart von Herrschaften, welche sich nur zu dem Zwecke versammelt hatten, die Ehre des jungen Mannes zu restituiren.

Der Oberst von Hellenbach war als Wirth von dieser Beleidigung mit betroffen. Er sagte sich, daß der Baron bereits zweimal von Bertram zurechtgewiesen worden sei; er sah die Zeichen der Indignation auf allen Gesichtern, und er hielt es für seine Pflicht, sich des Beleidigten anzunehmen, hatte aber nicht Zeit, ein einziges Wort zu sagen, denn Bertram übernahm es selbst, sich zu vertheidigen. Und zwar geschah dies in einer Weise, als ob er während der kurzen Zeit seines Lebens sich nur in aristokratischen Kreisen bewegt habe. Kaum nämlich hatte der Baron ausgesprochen, so trat er mit raschen Schritten vom Fenster herbei, stellte sich in verächtlicher Haltung vor ihn hin und sagte:

„Helfenstein, Sie sind ein gemeiner Mensch, ein Lump, mit dem man eigentlich gar nicht sprechen sollte!"

Er nannte ihn also nur Helfenstein. Er ließ sowohl das „Herr" als auch das „Von" weg. Die Anwesenden waren frappirt. Sie schwiegen. Sie blickten stumm auf den jungen Menschen, welcher so stolz, hochaufgerichtet und furchtlos vor dem Aristokraten stand. Dieser Letztere war einen Augenblick lang wie vom Donner gerührt, dann aber sprang er auf.

„Mensch!" rief er. „Flegel! Was wagst Du da!"

„Pah! Ich wage gar nichts!" antwortete Bertram. „Ich wage so wenig, daß ich Ihnen sogar eine Ohrfeige geben würde, wenn ich nicht befürchtete, durch diese Berührung mit Ihnen meine Hand zu beschmutzen, und wenn mich nicht die Hochachtung, welche ich für diese Herrschaften empfinde, davon abhielt!"

Da stieß der Baron einen heiseren Schrei aus. Er erhob den Arm zum Schlage. Bertram trat schnell zurück, um diesem Hiebe auszuweichen. Fanny war blitzschnell herbei gesprungen, um ihn zu beschützen. Die Hand des Barons

fuhr herab, und der Schlag traf das Mädchen, welches mit einem Schrei des Schmerzes zusammenbrach.

Im nächsten Augenblicke stand der Oberst vor dem Baron.

„Herr von Helfenstein," rief er, bebend vor Zorn, „ich muß Ihnen sagen — —"

„Halt!" unterbrach ihn da die laute, gebieterische Stimme Bertrams. „Herr Oberst, Sie können diesem Manne nichts Anderes und nicht mehr sagen, als was er bereits von mir erfahren hat. Bin ich bereits zu ihm hernieder gestiegen, so ist es nicht nothwendig, daß auch Sie dies noch thun. Ist er kein Feigling, wofür ich ihn halte, denn sein Betragen ist dasjenige eines feigen Menschen, so genügt es, daß er von mir gezüchtigt wird. Gehen Sie sofort aus seiner Nähe!"

Er schob den Obersten zur Seite.

Frau von Hellenbach war zu ihrer Tochter geeilt, um dieselbe zu unterstützen. Auch Alma von Helfenstein trat hinzu. Der Fürst von Befour stand still und stumm an seinem Platze und beobachtete mit blitzenden Augen die Scene.

„Sie haben Recht," sagte der Oberst zu Bertram. „Ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen, wenn Sie eines Zeugens bei der zu erwartenden Züchtigung bedürfen."

Baron Franz von Helfenstein schien eine Entgegnung bereit zu haben. Sein Auge leuchtete tückisch auf, doch beherrschte er sich. Er wendete sich zu dem Fürsten:

„Fürwahr, eine unglaubliche Situation! Nicht wahr, Durchlaucht? Ich entziehe mich derselben natürlich auf das Schleunigste und bin überzeugt, daß mein Entfernen wenigstens von Ihnen nicht der Furchtsamkeit zugesprochen wird."

Der Fürst verbeugte sich höflich und antwortete:

„Ich hoffe, daß meine Beurtheilung dieses peinlichen Vorkommnisses keine irrthümliche ist. Darf ich bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen?"

„Das wird leider nur brieflich geschehen können!"

„Brief? Wieso?"

„Ah! Sie wissen noch nicht? Ja, Sie sprachen bereits seit einigen Wochen nicht bei uns vor. Die Gesundheit meiner Frau war seit längerer Zeit eine angegriffene. Die Aerzte riethen eine Klimaveränderung und haben sie nach Monaco dirigirt. Doch werde ich nicht unterlassen, ihr Ihren Gruß zu übermitteln. Gute Nacht, die Herrschaften!"

Er ging.

„Welch ein Mensch!" sagte die Oberstin, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte. „Hat er Dich schlimm getroffen, meine liebe Fanny?"

„Es ist gut, liebe Mama," antwortete die Gefragte unter einem erzwungenen Lächeln. „Ich hoffe, daß dieser rohe Mann unser Haus nicht wieder betreten wird!"

„Das würde ich mir sehr verbitten," meinte der Oberst. „Er schien nur gekommen zu sein, unseren guten Bertram zu provociren. Mein lieber,

junger Freund, Sie werden jedenfalls eines Sekundanten bedürfen. Denken Sie dabei an mich!"

„Ich lege mein Veto ein," sagte da der Fürst. „Ich hoffe, daß Herr Bertram dabei zunächst an mich denkt."

„Ein Duell!" sagte Fanny erschrocken. „Mein Gott, wie entsetzlich! Ist das nicht zu umgehen?"

„Auf keinen Fall," antwortete ihr Vater. „Wäre Helfenstein so feig, Herrn Bertram nicht zu fordern, so würde ich ihm meine Forderung senden. Er hat Dich geschlagen, Kind; das muß unbedingt bestraft werden."

„Aber, Herr Bertram ist noch krank und schwach!"

„Bitte, sorgen Sie sich nicht um mich!" bat Robert lächelnd. „Lassen wir jetzt lieber dieses Thema fallen. Freilich ist es für mich im höchsten Grade peinlich, daß gerade ich es bin, dessen Anwesenheit die Veranlassung dieses Ereignisses geworden ist."

„Lassen Sie sich das nicht bedrücken, mein Lieber," sagte der Oberst. „Ich habe Sie geladen; der Baron kam ohne Einladung. Ich versichere Ihnen, daß Sie gar nicht anders handeln konnten. Ich sage Ihnen sogar in aller Aufrichtigkeit, daß ich mit Ihnen sehr zufrieden bin. Ich hätte Ihnen ein so braves, ehren- und herzhaftes Benehmen wohl kaum zugetraut. Bisher besaßen Sie meine Theilnahme, jetzt haben Sie mir meine Hochachtung abgerungen. Aber, Sie haben Recht: Lassen wir dieses Thema fallen, es ist zu unerquicklich!"

Man blieb noch einige Zeit beisammen. Fanny hatte die Nähe des Fensters aufgesucht. Es war ihr bange um Bertram. Er, der unerfahrene, junge Mann — und ein Duell!

Da trat er zu ihr. Sie hatte sich von den Anderen zurückgezogen, und er glaubte, daß dies seinetwegen geschehe.

„Gnädiges Fräulein, Sie zürnen mir?" fragte er.

„Ich Ihnen? Welche Veranlassung könnte ich dazu haben?"

„Verzeihen Sie mir! Ich konnte nicht gut anders handeln!"

„Sie haben sich als Ehrenmann benommen! Aber, bitte, sagen Ste mir aufrichtig: Sind Sie in der Führung der Waffen so erfahren, daß Sie einen Gegner nicht zu fürchten brauchen?"

Er zuckte leichthin die Achsel und antwortete:

„Ich bin nicht bange, halte übrigens diesen Baron für einen feigen Bramarbas. In diesem Augenblicke geht mein höchster Wunsch nur dahin, daß dieses unangenehme Ereigniß mich Ihnen gegenüber nicht schädigen möge."

Er sagte dies in einem so aufrichtigen und dringlichen Tone, daß sie, ihm die Hand auf die Achsel legend, antwortete:

„Was denken Sie! Schädigen! Es scheint, daß Sie gar nicht in unsere Nähe kommen dürfen, ohne Unheil davon zu tragen. Ich hoffe, daß Sie sich dadurch nicht veranlaßt sehen mögen, unser Haus zu meiden. Werden wir Sie wiedersehen?"

„Befehlen Sie es, gnädiges Fräulein?"

„Befehlen? Nein! Ich wünsche es."

Das Herz klopfte ihm fast hörbar laut. Sie wünschte, ihn wieder zu sehen! Welch eine Seligkeit für ihn!

„Darf ich Sie bitten, wiederzukommen?" fuhr sie fort.

„Ich werde kommen," antwortete er mit vor innerer Bewegung ganz leiser Stimme.

„Und zwar oft?"

„So oft, als es geschehen kann, ohne Ihnen unangenehm zu werden."

„O, das wird niemals geschehen!"

Sie hatte bis zum letzten Augenblicke ihre Hand auf seiner Achsel ruhen lassen. Beide standen eng nebeneinander. Ein fremder Beobachter hätte glauben können, daß es sich um eine sehr intime Scene handele. Da fiel Fanny's Blick durch das Fenster über die Straße hinüber. Im ersten Stocke des gegenüber liegenden Hauses waren einige Fenster hell erleuchtet. An einem derselben standen, ganz deutlich sichtbar, zwei Mädchen, welche mit scharfer Aufmerksamkeit herüber zu blicken schienen. Schnell zog Fanny die Hand von ihm zurück und trat vom Fenster weg. Er folgte ihr, ohne bemerkt zu haben, daß er von jenseits der Straße beobachtet worden war.

Nach einiger Zeit meldete der Diener, daß die Equipage des Fürsten vorgefahren sei. Dieser wendete sich an Bertram.

„Wir werden uns empfehlen müssen. Hoffentlich gestattet die gnädige Baronesse von Helfenstein, ihr einen Platz bei uns offeriren zu dürfen!"

„Ich acceptire, Durchlaucht," antwortete Alma. „Man kann sich nie lange genug in liebenswerther Gesellschaft befinden."

Der Oberst erklärte dem jungen Dichter, daß er sich ja als stets willkommen betrachten möge, und begleitete die Drei bis an den Wagen. Noch während des Einsteigens wiederholte er:

„Also, Herr Bertram, vergessen Sie ja nicht, daß Sie zu jeder Zeit bei mir offenen Zutritt haben. Betrachten Sie sich ganz als in mein Haus gehörig!"

Die Equipage setzte sich in Bewegung. Der Oberst sah drüben an der Hausthür zwei Frauengestalten stehen, dachte aber nicht, daß diese ein höchst reges Interesse an seiner Einladung nehmen könnten.

Jetzt war es Robert Bertram mehr als weihnachtlich zu Muthe. Er hatte den Band seiner Gedichte mit dem reichen Honorar in der Tasche. Er saß mit einem Fürsten und einer Baronesse in der Equipage; es war ihm, als ob er träume.

Ganz eigenthümlich war auch Alma von Helfenstein gestimmt. Der junge Mann hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, einen Eindruck, über den sie sich jetzt gar nicht klar zu werden vermochte. Es war ihr, als ob sie sein Gesicht schon oft, sehr oft gesehen habe, und als ob er zu ihr gehöre seit langer Zeit.

Als der Wagen vor ihrer Wohnung hielt und der Fürst ihr beim Aussteigen behilflich war, fragte sie:

„Durchlaucht, darf ich hoffen, Sie bald einmal bei mir zu sehen?"

„Ihr Wunsch ist mir Gebot, meine Gnädige!"

„So bitte ich, mir unseren jungen Freund mitzubringen. Ich möchte nicht, daß wir uns heute zum ersten und auch zugleich zum letzten Male gesehen haben!"

Als sie dann bei sich eingetreten war und die Equipage sich wieder in Bewegung setzte, fragte der Fürst:

„Bitte, lieber Herr Bertram, haben Sie vielleicht in letzter Zeit über Ihre Zukunft nachgedacht?"

„Sogar sehr eifrig."

„Was haben Sie beschlossen?"

„Es war mir unmöglich, zu einem Entschlusse zu gelangen. Ich mußte Gott walten lassen. Und siehe, er hat geholfen!"

„Wieso?"

„Das Honorar, welches ich heute durch Ihre freundliche Vermittelung erhielt, macht mir vielleicht die Erfüllung meines Herzenswunsches möglich: Ich will studiren."

„Recht so! Das ist brav. Ich habe es erwartet."

„Ich sage mir zwar, daß die Summe, welche ich jetzt besitze, durch die Verpflichtungen meinen Geschwistern gegenüber sehr vermindert werden wird; aber der zweite Band, welcher bald erscheinen kann, wird das wohl einigermaßen ausgleichen."

„Ach! Sie wollen einen Theil des Geldes an Ihre Geschwister wenden?"

„Ganz gewiß, Durchlaucht!"

„Es sind Stiefgeschwister, gehen Ihnen also eigentlich gar nichts an. Sogar der Ausdruck Stiefgeschwister ist falsch, da Sie ja doch nur Pflegekind waren."

„Desto größer ist meine Schuld. Mein Pflegevater hat mich nie fühlen lassen, daß ich aus dem Waisenhause stamme. Jetzt befinden sich die Kleinen dort, wie ich höre, und ich muß meine Pflicht erfüllen."

„Brav! Wir werden sehen!"

Der Kutscher hatte jetzt in die Siegesstraße eingelenkt und hielt vor dem kleinen Hause, in welchem jetzt der alte Förster Brandt wohnte.

„Hier sind wir am Ziele," sagte der Fürst, indem er aus dem Wagen sprang.

Bertram folgte ihm, und der Kutscher fuhr fort. Er wußte bereits, daß er jetzt nicht mehr gebraucht wurde. Der Fürst klopfte an die Thür, und der alte Brandt öffnete. Als er die Beiden erblickte, sagte er:

„Ah, Durchlaucht! Bringen Sie ihn? Bitte, näher zu treten!"

Er führte sie in das Zimmer. Dort trat ihnen die Försterin entgegen und reichte Bertram die Hand.

„Willkommen, Herr!" sagte sie mit gewinnender Freundlichkeit „Hat Ihnen Durchlaucht bereits gesagt, weshalb wir Sie hier erwarten?"

„Nein," antwortete er, ganz wohlthuend von diesen alten Leuten angemuthet.

„Nun, ich denke, daß Sie jetzt keine Wohnung haben?“

„Leider allerdings noch nicht.“

„Nun, da wollte ich Sie fragen, ob Sie mit uns fürlieb nehmen würden. Sie werden übrigens bereits erwartet.“

„Von wem?“ fragte er, erstaunt und zugleich beglückt von diesem Entgegenkommen.

„Von wem? Vermuthen Sie das nicht? Nun, Sie sollen es gleich sehen. Kommen Sie!“

Sie öffnete die Thür des Nebenzimmers. Ein heller Lichtschein strahlte ihnen entgegen. Ein Weihnachtsbaum brannte, und bei demselben standen, bereits mit zahlreichen Geschenken versehen — seine kleinen Geschwister.

„Robert, Robert, lieber Robert!“ jauchzten sie, als sie ihn erblickten.

Sie sprangen ihm entgegen und streckten die Arme und die Händchen nach ihm aus. Er hatte sie seit jenem unglückseligen Abende des Einbruches nicht wieder gesehen. Er kniete sich zu ihnen nieder, zog sie an sich und schluchzte laut vor Freude und vor — Schmerz. Er dachte des Pflegevaters; er dachte — — doch nein, er hatte keine Zeit, sich diesen trüben Gedanken weiter hinzugeben, denn die Kleinen brachten ihm alle ihre Geschenke, die er betrachten und über welche er sich mit freuen mußte.

„Und von wem habt Ihr das Alles?“ fragte er.

„Vom Vater!“ antwortete das Eine.

„Von der Mutter!“ sagte das Andere.

„Vom Vater und von der Mutter?“ sagte er erstaunt.

„Ja, vom neuen Vater und der neuen Mutter hier!“

Dabei zeigten sie jubelnd auf die braven Försterseute, welche mit inniger Rührung an diesem Wiedersehen theilnahmen. Er blickte Beide an und fragte dann:

„Verstehe ich recht? Sie haben — —“

„Die Kinder angenommen? Ja,“ nickte der alte Brandt. „Sind Sie damit zufrieden, junger Herr?“

„Angenommen, wirklich angenommen? Sie brauchen nicht wieder in das Waisenhaus zurück?“

„O, nein! Sie wohnen bei uns schon seit Sie sich im Krankenhause befunden haben.“

„Herrgott, welch' eine Ueberraschung! Welch' eine Freude! Und das habe ich doch nur Ihnen, Durchl — — —“

Er hielt inne. Er hatte sich umgedreht, um seine Worte an den Fürsten zu richten; dieser aber war verschwunden.

„Ah! Er ist in das vordere Zimmer zurückgekehrt!“ sagte er. „Ich muß sogleich zu ihm, um —“

„Halt, Herr Bertram!“ meinte der Förster, indem er ihn beim Arme ergriff. „Sie finden ihn nicht. Er ist jedenfalls fort.“

„Fort? Warum?“

„Er ist kein Freund von großen Danksagungen.“

„Aber — hm," meinte er, doch einigermaßen verlegen. „Ich bin mir noch noch ganz im Unklaren über mich selbst!"

„Sie werden gleich in's Klare kommen. Wollen Sie so gut sein und mir folgen?"

Er griff zum Lichte und führte ihn durch das vordere Zimmer und dann die Treppe empor. Dort war an einer Thür ein Porzellanschild angebracht.

„Bitte, lesen Sie!" sagte der Alte.

„Robert Bertram!" las er. „Das soll heißen —?"

„Das soll heißen, daß Sie hier in diesen zwei Giebelzimmerchen wohnen werden. Treten Sie ein!"

Er öffnete die Thür. Robert stand in einem allerliebsten Zimmer, an welches ein Schlafcabinet stieß. Es gab da einen Schreibtisch, eine Bibliothek auf Regalen. Es sah ganz so aus, als ob man sich in der Wohnung eines fleißigen Studenten befinde. Er betrachtete Alles und fragte dann:

„Das wurde veranstaltet vom Fürsten von Befour?"

„Ja."

„Welch ein Mann! Wie dankbar muß ich ihm sein! Aber, Eins liegt mir am Herzen: Ich habe eine Schwester. Wissen Sie, wo sich dieselbe befindet?"

„Ja. Sie sollte heute hier mit zugegen sein; aber das war unmöglich, da sie verreist ist."

„Verreist? Wo wohnt sie eigentlich?"

„Auf der Ufergasse. Sie hat eine Stellung bei einer Dame, welche Groh heißt und Rentière ist."

„Ist die Stellung eine gute?"

„Jedenfalls. Die Dame ist als hochachtbar und sogar als fromm bekannt. Sie ist Mitbegründerin der Gesellschaft der „Brüder und Schwestern der Seligkeit", eine Gesellschaft, welche für die Zwecke der Wohlthätigkeit und inneren Mission arbeitet. Also dürfen Sie um Ihre Schwester nicht bange sein. Meine Frau ging nach der Ufergasse, um sie für heute Abend einzuladen, hörte aber, daß Madame Groh für einige Zeit verreist ist." —

Der Fürst hatte sich heimlich entfernt, um sich den Danksagungen des jungen Mannes zu entziehen; er ging durch den Garten nach seinem Palais, verließ dasselbe aber bereits nach kurzer Zeit verkleidet wieder. Er begab sich nach der Mauerstraße, zog dort einen Schlüssel hervor, öffnete eine Hausthür und stieg zwei Treppen empor, wo er dann leise an eine Stubenthüre klopfte. Es wurde geöffnet. In dem Zimmer war es finster.

„Sie, gnädiger Herr?" fragte Jemand leise.

„Ja, ich, Adolf."

„Bitte, kommen Sie herein!"

„Willst Du nicht Licht anbrennen?"

„Nein. Im Finstern kann ich beobachten, ohne selbst beobachtet zu werden."

„Ganz recht! Bist Du vorwärts gekommen?"

„Ja.“

„Gut, sehr gut!“ meinte der Fürst, indem er sich nach einem Stuhle tappte, auf welchem er Platz nahm. „Was hast Du weiter erfahren?“

„Der Hauptmann geht nicht durch den Eingang in das Haus, sondern er steigt über die Mauer.“

„Doch nicht etwa hier auf dieser Seite?“

„Ja, gerade vis-à-vis von meiner Wohnung. Ich habe es genau beobachtet.“

„Die Mauer ist ja viel zu hoch!“

„Das sagte ich mir auch. Man kann ohne Leiter nicht hinüber. Ich stellte mich also auf die Lauer, und siehe da! Ich entdeckte eine geheime Vorrichtung, deren sich der Hauptmann bedient, um in den Garten zu kommen.“

„Was wäre das?“

„Einer der Steine in der Mauer kann herausgenommen werden. In dem Loche sind Eisen verwahrt, welche in die Mauer gesteckt werden und dann als Stufen dienen.“

„So, so! Hast Du das selbst gesehen?“

„Ja. Ich habe es sogar probirt.“

„Sapperment! Du warst etwa in dem Garten?“

„Freilich! Ich bin hinter dem Hauptmanne her. Das heißt, ich habe mir ähnliche Eisen besorgt und bin in den Garten gestiegen. Dort habe ich auf den Hauptmann gewartet. Als er kam, bin ich hinter ihm hergeschlichen.“

„Verwegener Kerl! Wann war das?“

„Gestern.“

„Bist Du ihm bis in das Gebäude gefolgt?“

„Nein. Aber ich weiß, wie er in dasselbe gelangt.“

Er erzählte nun dem Fürsten von dem Fenster, durch welches der Hauptmann einzusteigen pflegte.

„Kam er da auch wieder heraus?“ fragte der Fürst.

„Ja. Er verließ den Garten ganz in derselben Weise, wie er in denselben gestiegen war.“

„Du folgtest ihm dann weiter?“

„Das war leider nicht möglich. Um auch über die Mauer zu kommen, mußte ich warten, bis er fort war, und dann konnte ich ihn nicht einholen, weil ich nicht wußte, um welche Ecke er gebogen war.“

„War es der Baron?“

„Seine Gestalt war es. Heute habe ich nun gehört, daß das alte Gebäude vermiethet werden soll.“

„An wen?“

„An die Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit. Das giebt Einem natürlich zu denken!“

„Freilich! Freilich! Hm! Da darf man nicht zögern. Was meinst Du? Wollen wir sehen, was hinter dem Fenster verborgen ist, durch welches der Hauptmann einsteigt?“

„Ich bin bereit."

„Nimm Deine Laterne und den Revolver, uno komm. Vielleicht gelingt es uns, das ganze Nest nächstens auszunehmen."

Als der Baron von Helfenstein vorhin die Wohnung des Obersten von Hellenbach verlassen hatte, war er zunächst nach seinem Palais gegangen, hatte es aber bald darauf in Verkleidung durch das Pförtchen wieder verlassen. Er hatte die Richtung nach der Mauerstraße eingeschlagen, war dieselbe aber umgangen und von der anderen Seite an dem geheimnißvollen Gebäude angelangt. Dort öffnete er die Gartenpforte, schloß sie hinter sich wieder zu und schlich sich nach dem Hause. Er hatte die Thür desselben noch nicht erreicht, so hörte er sich angerufen.

„Pst!"

Er blieb stehen. Eine Gestalt kam von der Seite her auf ihn zu. Sie hatte keine Maske vor dem Gesicht, wie er selbst. Bei der Helligkeit, welche der Schnee verbreitete, konnte man das Gesicht des frommen Herrn — August Seidelmann erkennen.

„Ah! Auf dem Posten!" sagte der Baron. „Wie steht es?"

„Kommen Sie!"

Er führte ihn um das Haus herum nach dem hinteren Theile des Gartens. Dort war an der Innenseite der Mauer der Schnee aufgeworfen worden.

„Warum das?" fragte der Baron.

„Darum," antwortete der Fromme, indem er auf eine Oeffnung deutete. „Kriechen wir hinein."

Der Schneehaufen, welcher sich an die Mauer lehnte, war hohl. Beide krochen hinein. Der Baron fand einen ganz bequemen Sitz, auf welchem zwei Personen Platz hatten.

„Wessen Erfindung ist das?" fragte er.

„Die meinige. Ich habe diesen Beobachtungsposten extra für uns Beide selbst hergestellt. Jetzt sind wir hier, machen das Eingangsloch von innen zu, daß nur so viel bleibt, daß wir hinaussehen können. So wird kein Mensch, der selbst ganz in die Nähe kommt, denken, daß wir hier beobachten."

„Sie haben also Grund, zu denken, daß der Mensch heute wieder kommt?"

„Sicher! Gestern, als Sie gingen, sah ich, daß er nach Ihnen über die Mauer sprang. Er war bis am Fenster gewesen."

„So wird er heute vielleicht durch dasselbe einsteigen!"

„Ich vermuthe das."

„Ist die Treppe fortgenommen?"

„Ja. Er kann nicht das Mindeste entdecken."

„So wird es Zeit, daß wir räumen. Morgen wird Alles fortgeschafft."

„Ich halte das nicht für unbedingt nothwendig. Wie nun, wenn dieser Mensch — hm!"

„Ich verstehe! Sein Verschwinden kann uns nichts nützen. Er arbeitet nicht allein. Er ist Polizist und hat Verbündete. Er gehorcht jedenfalls diesem

verdammten Fürsten des Elendes. Es bleibt uns nichts übrig, als auszuräumen und das Geschäft für einige Zeit ganz liegen zu lassen."

„Ganz? Wie schade!"

„Wenigstens müssen wir hier in der Residenz Ferien halten. Desto thätiger aber wird der Waldkönig sein."

„Ich kann mir dennoch nicht denken, daß wir hier in gar so großer Gefahr schweben!"

„Doch! Der Fürst des Elendes spannt ein Netz nach dem anderen um uns. Sogar diesen Apotheker hat er engagirt."

„Den alten Horn?"

„Ja. Dieser hat ihm versprechen müssen, ihm zu dienen. Der Alte ist aber doch so ehrlich gewesen, es mir zu sagen. Doch, à propos, wie steht es denn mit dieser Marie Bertram?"

Der Fromme ließ ein leises Kichern hören.

„Sehr gut," antwortete er.

„Ist sie noch gestört?"

„Nein. Ihr Geist ist wieder aufgethaut."

„Und ihr — ihr Gefühl?"

„Läßt kaum Etwas zu wünschen übrig. Sie hat von der Frucht gekostet und Wohlgefallen an ihr gefunden. Sie ist jetzt ein appetitlicher Bissen geworden."

„Ich werde mir diesen Bissen betrachten, denke aber, daß er sich nicht lange im Besitze unserer frommen Madame Groh befinden wird."

„Warum?"

„Ihr Bruder wird sich nach ihr erkundigen und sie zurückverlangen."

„O, ich habe gesorgt! Einstweilen ist sie verreist."

„In Wirklichkeit?"

„Nein; aber er wird es glauben. Horch!"

Jenseits der Mauer ließen sich Schritte vernehmen. Man hörte das Klirren von Eisen.

„Hören Sie!" flüsterte der Fromme. „Er kommt. Er hat die Eisen entdeckt. Ein schlauer Patron!"

Einige Sekunden später kam Adolf über die Mauer gesprungen; der Fürst folgte ihm. Beide entfernten sich vorsichtig nach dem Gebäude zu.

„Zwei!" meinte der Baron. „Er hat noch Einen mit. Ich hatte also Recht: Er arbeitet nicht allein und auf sein eigenes Risico. Man kann sie von hier aus sehr gut sehen."

„Ja. Ich habe diesen Lauscherposten so angelegt, daß man Alles beobachten kann. Sehen Sie, daß der Eine jetzt durch das Fenster steigt?"

„Ja. Der Andere folgt."

„Sie werden sehr enttäuscht sein, wenn sie sich in einem Loche sehen, zu welchem es keinen anderen Aus- und Eingang als durch eben das Fenster giebt."

„Welch ein Glück, daß unser Posten diesen Kerl beobachtete. Wäre das nicht gewesen, so würden diese Beiden jetzt die Treppe und das Katheder finden,

und eines schönen Tages würde die Polizei über uns herfallen. Sehen Sie, daß sie Licht gemacht haben?"

„Ja. Sie suchen. Na, gratulire!"

Nach längerer Zeit verlöschte das Licht, und die Beiden kamen wieder zurück. Hart neben dem Verstecke blieben sie stehen. Die beiden Lauscher hörten Folgendes:

„Ich glaube es nicht. Das Loch muß weiter führen."

„Mir scheint es auch so. Du mußt Deinen Posten wieder einnehmen und dem Hauptmann auf dem Fuße folgen, sobald er über die Mauer kommt. Nur auf diese Weise ist es zu entdecken. Was sollte dieser Baron in dem Loche wollen, wenn es eben nur — ein leeres Loch ist! Doch, vorwärts jetzt! Hinüber!"

Sie stiegen über die Mauer. Der Baron stieß seinen Nachbar an und flüsterte:

„Haben Sie es gehört?"

„Jedes Wort."

„Auch das vom Hauptmanne?"

„Ja."

„Und vom Baron?"

„Ja."

„Donnerwetter! Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?"

„Hm! Fast scheint es, als wenn —"

Er stockte verlegen.

„Nun, weiter! Als wenn —?"

„Als wenn dieser Mensch ahnte, daß der geheimnißvolle Hauptmann eigentlich ein Baron ist."

„So ist es! Es ist wirklich so! Er ist mir auf der Spur."

„Das wäre allerdings schlimm!"

„Gut, daß wir es erfahren haben! Es bleibt dabei: Morgen wird hier ausgeräumt, und in der Residenz halten wir für einige Monate Ferien."

„Hm! Schade um das herrliche Geschäft!"

„Was wir hier verlieren, werden wir mit der Schmuggelei einbringen. Ich werde diese Letztere ganz anders einrichten. Es muß mehr Schwung hinein kommen. Glauben Sie, daß man sich auf Ihren Bruder auch verlassen kann?"

„Auf ihn und seinen Sohn? Vollständig! Ich übernehme für Beide die vollste Garantie!"

„Gut! So wird sich Etwas machen lassen. Uebrigens, wenn wir hier nichts thun, so haben wir Zeit, nach diesem Fürsten des Elendes zu forschen. Es müßte denn geradezu mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht erführen, wer er ist."

„Und dann?"

„Und dann? Nun, dann soll er uns Alles bezahlen, Alles, was er an uns verschuldet hat! Jetzt sind die Beiden fort, und ich denke, daß wir nun auch gehen können!" —

Als Robert Bertram heute das Krankenhaus verlassen hatte, war nur sehr kurze Zeit vergangen, so stellte sich Judith Levi dort ein. Sie war fast täglich gekommen, hatte aber den Erfolg nicht erreicht, den sie beabsichtigte. Heute traf sie zufälligerweise auf die Wärterin, welche Bertram gepflegt hatte. Von ihr erfuhr sie, daß er nicht mehr da sei. Sie freute sich, daß er genesen war, erschrak aber auch zugleich darüber. Darum fragte sie rasch:

„Wissen Sie vielleicht, wo er wohnt?"

„Nein, mein Fräulein."

„Vielleicht könnte man es erfahren."

„Jedenfalls. Man müßte sich an Seine Durchlaucht, den Fürsten von Befour wenden."

„Warum an diesen?"

„Der Fürst ist es, der ihn abgeholt hat, noch dazu in seiner eigenen Equipage."

„So hat er ihn mit sich genommen!"

„Zunächst nicht. Ich erfuhr durch den Diener, daß der Fürst Herrn Bertram zu dem Obersten von Hellenbach bringen wollte."

„Hellenbach?" Judith erbleichte. „Wissen Sie das genau?"

„Ja. Es wird heute Abend dort Bescheerung sein."

„Ich danke! Gute Nacht!"

Sie eilte davon. Sie hatte am Begräbnißtage Fanny von Hellenbach gesehen; sie wußte, welch ein schönes Mädchen diese war. Die Eifersucht flammte in ihr auf. Sie ging nicht, sondern sie rannte förmlich nach Hause. Dort trat sie, roth und erhitzt vom schnellen Gehen, vor ihre Eltern.

„Er ist fort!" rief sie erregt.

„Fort? Wer?" fragte der alte Jude.

„Wer? Wer denn anders als Bertram!"

„Bertram der Dichter? Er ist nicht mehr im Hause der Kranken?"

„Nein. Er ist beim Obersten von Hellenbach."

„Bei diesem, wegen dem er ist genommen geworden in Gefangenschaft? Dieser Oberst wird ihn haben kommen lassen, um ihm zu geben Schadenersatz für seine Verluste."

„Ja, das wird er thun. Und ich weiß, was er ihm wird geben für einen Ersatz."

„Er wird ihm geben einige hundert Gulden und zum Andenken einen Ring, zu stecken an seinen Finger."

„Das Eine ist falsch und das Andere richtig. Er wird ihm geben seine Tochter und einen Ring, zu stecken denselben als Zeichen der Verlobung an den Finger."

Der Jude machte ein erschrockenes Gesicht.

„Seine Tochter?" fragte er.

„Ja."

„Wer hat das gesagt? Wer hat gesagt, daß mein Eidam soll heirathen die Tochter dieses Obersten von Hellenbach?"

„Ich weiß es! Diese Tochter liebt ihn.“

„Sie liebt den Dichter? Hast Du ihn nicht geliebt viel eher? Hast Du ihn nicht gespeist und getränkt und ihm geborgt viel Geld? Hast Du nicht ein viel größeres Recht an ihn als sie?“

„Das habe ich! Jetzt ist er bei ihr. Jetzt wird brennen der Weihnachtsbaum im Salon, und der Dichter wird erhalten das Fräulein als Christgeschenk!“

„Gott Abrahams! Wird er Sie nehmen?“

„Weiß ich es? Ah, könnte ich es erfahren? Könnte ich dabei sein! Könnte ich sehen, was sie thun, und hören, was sie sprechen!“

Da schnippste der Alte mit den Fingern und rief:

„Das kannst Du; das kannst Du ganz gut, Judith, mein Tochterleben!“

„Alles hören?“

„Nein; aber Alles sehen kannst Du.“

„Wenn das möglich wäre! Aber wie sollte es möglich sein!“

„Was bist Du dumm, und hast doch einen so klugen Vater! Hast Du nicht eine Freundin, welche heißt Sarah Rubinenthal?“

„Die habe ich. Aber was soll die?“

„Ist nicht der Vater dieser Freundin ein Mann, welcher verkauft und verleiht Möbels und Meublements?“

„Ja, ja! Weiter!“

„Wohnt dieser Rubinenthal nicht gerade gegenüber von dem Hause, in welchem wohnt der Oberst von Hellenbach?“

„Herr Zebaoth! Daran habe ich nicht gedacht!“

„Du wirst gehen, um zu besuchen Deine Freundin Sarah Rubinenthal —“

„Das werde ich, sofort!“

„Und wirst Dich stellen an das Fenster, um zu belauschen Alles, was zu sehen ist drüben hinter den Fenstern. Wenn er nicht mag die Tochter des Obersten, so soll er werden mein Eidam. Nimmt er aber diese Tochter, so —“

Er hielt inne. Er wollte eine Drohung aussprechen, es fiel ihm aber leider keine ein.

„Nun?“ fragte Judith. „Was willst Du dann mit ihm thun, wenn er wird untreu Deiner Tochter?“

„Weiß ich's? Ich weiß es nicht!“

Ihr Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck bekommen. Ihre Augen leuchteten rachgierig auf.

„Aber ich weiß es,“ sagte sie.

„Nun, was sollen wir thun?“

„Will er nicht haben meine Hand, so soll er auch nicht bekommen seinen Adel!“

Da schlug der Alte die Hände zusammen. Er sagte:

„Gott der Gerechte! Habe ich Dich vorhin geheißen dumm, und bist Du doch gescheidter zehnmal mehr als Dein Vater! Ja, wir haben ja seine Kette!“

„Wir geben sie ihm nicht wieder!“

„Er wird sie verlangen! Können wir sie ihm verweigern?“

„Nein; aber er muß vorher bezahlen!“

„Er kann bezahlen, wenn er wird der Schwiegersohn des reichen Obersten von Hellenbach. Dann müssen wir ihm zurückgeben die Kette.“

„Geben wir ihm eine andere!“

Der alte Wucherer machte eine Geberde der Ueberraschung.

„Eine andere?“ fragte er. „Judithleben, was bist Du geworden ganz plötzlich doch so klug und weise.“

„Habe ich nicht recht?“

„Ja, sehr recht hast Du, meine Tochter! Soll ich verlieren den berühmten Eidam; soll ich nicht werden ausgehauen in Stein mit Rebecca, meinem Weibe, so soll er auch verlieren die Kette und den Adel. Die Tochter des Obersten darf nur heirathen Einen, welcher hat den Adel.“

„Ja. Sie darf ihn ohne Adel nicht nehmen, und dann wird er kommen dennoch zu mir. Und nachher, wenn er ist geworden mein Mann, werde ich ihm geben die Kette und den Adel!“

„Das muß aber gemacht werden sehr geschickt. Die Kette ist zu verwechseln sehr leicht. Ich habe Ketten, welche sind unecht und dennoch aussehen grad wie die seinige. Aber das andere, das Herz, das Medaillon, worauf ist gravirt die Krone des Barons und die Buchstaben R. v H., das ist schwer, denn es muß gemacht werden anders und dennoch sein ganz ähnlich wie vorher.“

„Hast Du nicht Jacob Simeon, den Goldarbeiter?“

„Ja, den habe ich.“

„Ist er nicht gegeben ganz und gar in Deine Hände? Kannst Du ihn nicht zwingen, zu machen Alles, was Du willst?“

„Ich kann ihn zwingen. Aber was soll er machen?“

„Ein anderes Herz, welches ist ähnlich dem richtigen.“

„Gut! Ich werde ihm befehlen, es zu machen. Aber die Krone?“

„Laß ihm machen eine Krone, welche ist auch ähnlich, aber nicht eine Adelskrone!“

„Auch das soll er machen. Aber die Buchstaben?“

„Er soll machen ganz dieselben zwei großen Buchstaben, damit es ist ganz ähnlich, aber er soll nicht machen zwischen sie hinein ein v. sondern ein u.“

„Warum soll er machen ein u?“

„Das heißt „und“. Dann steht nicht da ein adeliger Name, sondern es stehen da die Anfangsbuchstaben von zwei Namen. Das giebt eine ganz andere Bedeutung.“

„Gott Israels! Habe ich doch nicht geahnt, welcher Scharfsinn wohnt in dem Kopfe meiner Tochter.“

„So thue, was ich Dir gesagt habe!“

„Ich werde gehen morgen zu Jacob Simeon.“

„Nein; Du wirst gehen gleich heute noch. Wenn der Dichter sich verlobt mit der Tochter des Obersten, wird er gleich haben Geld und morgen

schon kommen, zu bezahlen seine Schuld. Dann muß bereits fertig sein die Aenderung."

„Schön! Ich werde gehen sofort und sogleich."

„Und ich werde eilen zu meiner Freundin Sarah Rubinenthal."

Sie ging und fand die Freundin daheim. Das Mädchen hatte ein eigenes Zimmer; dorthin zogen sich die Beiden zurück. Von hier aus konnten sie, ganz wie der alte Jude gesagt hatte, grad in die Fenster des Obersten blicken.

Judith machte die Freundin mit dem Zwecke ihres Besuches bekannt und Beide nahmen am Fenster Platz, um ihre Beobachtung zu beginnen.

Drüben war Alles hell erleuchtet. So kam es, daß die Mädchen bis in das Innere der Zimmer zu sehen vermochten. Sie ließen sich nichts entgehen.

„Siehst Du ihn?" sagte Judith. „Siehst Du, was er macht?"

Die kleine Buckelige antwortete:

„Ich sehe ihn. Er steht da und schlägt mit den Armen in die Luft."

„Er declamirt. Er wird machen ein Gedicht gleich aus dem Kopfe, wie er bei mir hat gleich gemacht das Gedicht von der Frau des Meeres."

Sie ließen den Declamirenden nicht aus den Augen. Sie sahen, daß er dann an das Fenster trat, bald aber rasch in das Innere des Zimmers zurückkehrte. Einige Zeit später kam Fanny von Hellenbach an das Fenster. Sie stand halb gegen das Licht gewendet, so daß man ihre Gesichtszüge sehen konnte.

„Das ist sie!" stieß Judith hervor. „Kennst Du sie?"

„Ich sehe sie alle Tage."

„So sage einmal, ob sie schön ist, Sarahleben!"

„Sie ist schön, sehr schön!"

„Ja, sie ist schön; aber ist sie schöner als ich?"

Die Gefragte kam in Verlegenheit. Sie antwortete:

„Sie ist schön, und Du bist schön. Die Schönheiten sind ja ganz verschiedener Art."

„Das will ich nicht wissen! Wenn Du wärst dieser Robert Bertram, welche würdest Du schöner finden, sie oder mich?"

„Dich!" antwortete Sarah.

Sie konnte unter diesen Umständen ganz natürlich gar keine andere Antwort geben. Da aber stieß Judith einen scharfen, zischenden Laut aus, wie eine Natter, die einen Feind sieht.

„Ah, er kommt! Er stellt sich zu ihr!" sagte sie. „Jetzt werden wir sehen, ob sie freundlich mit ihm ist. Siehst Du seine Augen?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Gott meiner Väter! Seine Augen möchte ich sehen! An den Augen merkt man es, ob sie sich lieben. Aber jetzt, jetzt! Sie berührt ihn! Sie greift ihn an! Sie legt ihm den Arm auf die Schulter! Was sagst Du dazu, Sarah Rubinenthal?"

Judith befand sich in größter Aufregung. Sie stampfte mit dem Fuße,

sie trommelte mit den Fingern an die Fensterscheibe. In ihren Adern rollte orientalisches Blut. Sie wäre am liebsten hinüber geeilt, um der Rivalin die Augen auszukratzen. Da die Freundin nicht antwortete, wiederholte sie:

„Ob Du es siehst, frage ich?"

„Ja, ich sehe es!"

„Was sagst Du dazu? Jetzt wird sie ihm erklären ihre Liebe!"

„Wird sie das wirklich? Kann sie das?"

„Warum nicht? Du siehst es ja! Wenn sie wären allein mit einander, würde sie ihm legen die Arme um den Hals und ihn küssen mit den Lippen auf seinen Mund!"

„Er geht!"

„Ja, er geht, aber zu spät. Sie liebt ihn, und er liebt sie. Ich weiß, was ich zu thun habe!"

Der Freundin wurde es angst und bange.

„Was wirst Du thun?" fragte sie. „Du weißt ja kein Wort von dem, was die Beiden mit einander gesprochen haben."

„Ich brauche kein Wort zu wissen. Ich weiß dennoch Alles. Schau, da kommt ein Wagen. Er gehört dem Fürsten von Befour. Jetzt werden sie aufbrechen und wir müssen hinab gehen, um zu sehen, was geschehen wird mit Bertram."

„Was soll geschehen mit ihm?"

„Ich muß wissen, ob er mit fortfährt oder ob er bleibt bei dem Obersten von Hellenbach!"

Sie begaben sich vor die Thür und brauchten nicht lange zu warten. Drüben stieg der Fürst mit Bertram und der Baronesse von Helfenstein ein. Dabei hörten sie die laut gesprochenen Worte des Obersten:

„Also, Herr Bertram, vergessen Sie ja nicht, daß Sie zu jeder Zeit bei mir offenen Zutritt haben. Betrachten Sie sich ganz als in mein Haus gehörig!"

Der Wagen rollte fort. Judith hatte Sarah's Hand ergriffen. Sie drückte dieselbe mit aller Macht und fragte:

„Hast Du es gehört? Deutlich gehört? Er hat offenen Zutritt! Nicht?"

„Ja."

„Und gehört in das Haus des Obersten! Weißt Du, was das bedeutet? Er gehört zum Hause, er gehört zur Familie! Er ist der Verlobte der Tochter!"

„Vielleicht irrst Du Dich!"

„Nein, nein, ich irre mich nicht! Er ist mir untreu geworden! Er liebt mich nicht! Er liebt eine Andere! Aber ich kenne ein Mittel, ihn zu zwingen, zu mir zu kommen! Gute Nacht! Ich muß nach Hause!"

Sie ließ die Freundin stehen und eilte fort. Sie konnte lieben, und sie konnte hassen, Beides als echte Tochter des Orientes. Sie haßte nicht Bertram, aber sie haßte Diejenige, von der sie glaubte, daß sie ihn ihr abtrünnig gemacht habe.

Ihr Vater war bereits wieder von dem Goldarbeiter zurück. Sie erzählte

ihm, was sie gesehen und gehört hatte, und begab sich dann zur Ruhe, doch vergebens. Sie konnte keinen Schlaf finden und warf sich, an Rache und Vergeltung denkend, ruhelos von einer Seite auf die andere.

Derjenige aber, an den sie dachte, lag unterdessen im tiefsten Schlafe. Als er erwachte, war es längst Tag geworden. Er begab sich hinab und wurde von den beiden Alten und den Geschwistern freudig bewillkommnet. Nachdem der Kaffee eingenommen worden war, nahm der alte Förster den Jüngling bei Seite.

„Ich habe heute bereits mit dem Fürsten gesprochen," sagte er. „Ich weiß, was gestern passirt ist. Sind Sie ein guter Fechter?"

„Nein," gestand Bertram. „Ich hatte weder die Zeit noch die Mittel, mich mit solchen Künsten zu befassen."

„Hm! Das werden Sie nachzuholen haben. Und wie steht es mit dem Schießen?"

„Nicht viel besser."

„Sapperment! Und Sie erwarten eine Forderung!"

„Ich denke doch, ein Pistol abdrücken zu können!"

„Hm! Schießen und schießen ist ein Unterschied, und hier handelt es sich um das Leben. Haben Sie bereits einen Blick in Ihren Schrank droben geworfen?"

„Nein."

„Sie finden Kleider darin, welche Ihnen passen werden. Ziehen Sie sich warm an. Wir gehen jetzt in den Wald."

„Wozu?"

„Wir schießen."

„Ah! Auf Befehl des Fürsten?"

„Ja. Sie sollen wenigstens einigermaßen in Uebung sein."

Nach kurzer Zeit wanderten Beide zur Residenz hinaus, und dann konnte man im Walde den Schall zahlreicher Schüsse hören. Es war bereits nach Mittag, als sie zurückkehrten.

Nachdem sie das Mittagsmahl genommen hatten, ging Bertram allein aus. Er begab sich zunächst nach der Ufergasse, um zu sehen, ob seine Schwester noch nicht zurückgekehrt sei. Er stieg die erste Treppe des betreffenden Hauses empor. Droben öffnete sich eine Thür, und vor ihm stand — eine sehr vornehme Dame, dachte er. Sie war noch jung und scheinbar sehr schön. Sie hatte ein kostbares, seidenes Schleppenkleid an und duftete nach Odeurs. Das Kleid war so tief ausgeschnitten, daß sich seine Wangen rötheten. Aber er hatte gehört, daß die Damen der höchsten Aristokratie sich in dieser Weise zu tragen pflegen.

Daß das Gesicht dieses Mädchens voller Puder war, daß das scheinbar kostbare Kleid aus dem schlechtesten und billigsten Stoffe bestand, das wußte er nicht. Er begrüßte sie mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigung und wollte weiter gehen, nach der nächsten Etage hinauf. Sie lächelte überlegen und fragte ihn:

„Wo wollen Sie hin?“

„Zu Madame Groh.“

„Was wollen Sie dort?“

„Ich will mit meiner Schwester sprechen.“

„Ah! Wer sind Sie?“

„Ich heiße Bertram.“

„Dann bemühen Sie sich nicht umsonst. Madame Groh ist mit Ihrer Schwester verreist und kehrt vor zwei Wochen nicht zurück.“

„Ich danke sehr, meine Dame!“

Er stieg die Treppe wieder hinab. Das Mädchen trat wieder zurück. Hinter ihr fragte die Stimme einer Zweiten:

„Wer war der hübsche Junge?“

„Der Bruder von Marie, der Neuen. Wo ist sie?“

„Mit dem Lieutenant im Salon.“

„Das ist gut! Sie darf es nicht wissen, daß nach ihr gefragt wird.“

„Warum nicht? Die reißt uns nun nicht mehr aus. Der Bär, welcher Honig geleckt hat, geht nicht vom Baume weg!“

Von diesem Gespräche hatte Bertram keine Ahnung. Er ging von da nach der Wasserstraße zu dem Juden Salomon Levi. Er wurde mit größter Freundlichkeit empfangen und in das zweite Stübchen geführt.

„Kommt der Herr Bertram, wieder zu besuchen Judith, meine Tochter?“ fragte der Alte.

„Nein,“ antwortete der Gefragte. „Ich komme, um meine Schuld abzutragen.“

„Ist geworden der Herr so plötzlich reich? Aber ich muß dennoch rufen meine Tochter. Sie ist es, welche geborgt hat das Geld; sie soll es auch nehmen in Empfang.“

Das war Bertram keineswegs lieb, doch konnte er nichts dagegen thun. Als Judith eintrat, grüßte sie ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit und streckte ihm die Hand entgegen. Er erwiderte diesen Gruß ebenso freundlich, ging aber auf kein Gespräch ein, obgleich sie sich Mühe gab, ein solches anzuknüpfen, sondern blieb bei dem einfachen Zwecke seiner Gegenwart.

„Aber, mein Herr,“ sagte sie, sichtlich enttäuscht, „ist das denn gar so eilig? Ich brauche das Geld nicht!“

„Und dennoch bitte ich, es zurückzunehmen. Schulden drücken.“

Es ging wie ein Blitz über ihr Gesicht. Sie zuckte gleichmüthig die Achsel und antwortete:

„Ganz wie Sie wollen. Ich hatte gedacht, daß Sie das kleine Darlehn anders betrachten würden; ich hatte auch geglaubt, Sie öfters bei uns zu sehen — —“

„Entschuldigung! Meine Zeit wird von meinen Studien so in Anspruch genommen sein, daß ich wohl nicht in die Lage kommen werde, Sie zu belästigen.“

„So! Dann zählen Sie auf!“

Er legte das Geld hin. Sie zählte nach und sagte dann zu ihrem Vater: „Die Kette! Du hast sie doch gut verschlossen gehabt?“

„Sie liegt noch so, wie ich sie in das Pult gelegt habe. Hier, Herr Bertram. Es ist doch die Ihrige?“

Bertram öffnete das Schächtelchen, in welcher sie ihm hingereicht wurde, warf einen kurzen Blick darauf und sagte:

„Ja, sie ist es. Nehmen Sie meinen Dank!“

Er verabschiedete sich und ging, um sich nach dem Hause Nummer Elf zu begeben.

Draußen vor der Thür wäre er fast von einem riesengroßen Menschen umgerannt worden, welcher vorübertaumelte. Dieser war der Bruder des Riesen Bormann; er befand sich im Zustande ziemlicher Betrunkenheit und hatte seine Richtung nach dem offenen Platze zu genommen, auf welchem der Circus stand. Dort angekommen, blieb er stehen und horchte. Aus der Manége erklang das laute Klatschen von Peitschen.

„Sie arbeiten,“ brummte er. „Will doch einmal hinein!“

Er war als Künstler, als „College“ bekannt und fand ungehindert dort Zutritt. Er sah einige Zeit den Uebungen zu, ging dann in den Stall, um sich die Pferde anzusehen und wollte sich dann entfernen, als er dem Director in den Weg lief.

„Bormann!“ sagte dieser. „Alle Teufel, Sie? Wie geht es?“

„Gut!“ lautete die Antwort.

„Hm! Das ist eine Seltenheit! Ihre Verwandtschaft ist sonst nicht sehr vom Glück begünstigt!“

„Zielen Sie auf meinen Bruder?“

„Auch mit. Wie steht es mit dem?“

„Irrenhaus! Er ist verrückt.“

„Ich hörte es. Und Sie? Was treiben Sie?“

„Jetzt noch nichts; aber ich fange nun an, zu arbeiten.“

„Unter welcher Direction?“

„Unter meiner eigenen.“

„Sie wollen wieder einmal selbst dirigiren?“

„Ja.“

„Und eine Truppe bilden? Haben Sie denn Geld dazu?“

„Wem geht das etwas an?“

„Richtig! Mich nicht. Aber, da fällt mir ein: Brauchen Sie vielleicht Personal?“

„Nein.“

„Schade. Ich hätte etwas für Sie.“

„Was?“

„Einen Jungen. Habe ihn erst kürzlich bekommen und ein Heidengeld bezahlt. Da stürzt mir der Bengel vom Pferde und bricht ein Bein. Er wird zwar wieder gesund, aber bis dahin habe ich ihn doch daliegen. Ich mag ihn nicht mehr sehen?“

„Wer sind die Eltern?"

„Das geht Sie nichts an!"

„Zeigen Sie!"

„Kommen Sie!"

Er führte den Betrunkenen nach der hintersten Ecke des Stalles; dort lag auf Stroh der hübsche Knabe, den er durch den frommen Seidelmann erhalten hatte. Das Kind sah schrecklich bleich aus und wimmerte leise.

„Nun, wie gefällt er Ihnen?" fragte der Director.

„Will sehen!"

Bormann bückte sich nieder, um die Muskulatur des Knaben zu untersuchen. Dieser schrie vor Schmerz laut auf.

„Halte das Maul, Bube, sonst stopfe ich es Dir!" drohte der Betrunkene.

„Vater! Mutter!" wimmerte der Kleine in sich hinein.

„Hier hast Du eins!"

Die Hand des starken Mannes fuhr hernieder — das Kind war von jetzt an still.

„Nun?" fragte der Director.

„Nicht übel! Wie ist der Preis?"

„Ich habe ein Heidengeld gegeben; ich mag gar nicht daran denken. Es ist verloren. Was geben Sie?"

„Zehn Gulden."

„Das ist doch ein Schundpreis! Nein!"

Bormann dachte nach.

„Hm!" brummte er. „Es ist mir lieb, daß der Junge das Bein gebrochen hat. Ich wollte, alle beide wären entzwei. Ich kann es nach meiner Weise kuriren; freilich, den Verband muß ich aufreißen. Man kann einen Kautschukmann aus ihm machen. Ich will zwanzig Gulden geben, aber keinen Kreuzer mehr!"

„Zwanzig Gulden? Wenig, verflucht wenig!"

„Der Teufel hole mich, wenn ich einen Heller mehr biete!"

„Na, ehe ich ihn so lange hier liegen habe und das Jammern anhöre, dann fort mit Schaden! Topp! Nehmen Sie ihn!"

„Topp! Heut Abend hole ich ihn ab. Das Wimmern will ich ihm schon abgewöhnen. Ich leide so etwas nicht. Bei mir heißt es. arbeiten, aber nicht jammern!"

So war also dieser Handel abgeschlossen.

Unterdessen war Robert Bertram in das Haus Wasserstraße Nummer elf getreten und die Treppen empor gestiegen. Die Thür zu seiner früheren Wohnung war verschlossen. Er ging eine Treppe tiefer. Dort wohnte ja Wilhelm Fels, der Geliebte seiner Schwester Marie. Der Name stand nicht mehr an der Thür. Bertram klopfte. Es wurde geöffnet. Ein fremder Mann sah heraus und fragte:

„Was wollen Sie?"

„Ich suche den Mechanicus Fels."

„Kenne ich nicht."

„Er wohnte ja hier!"

„Geht mich nichts an."

Damit machte der Mann die Thüre zu und schob den Riegel vor.

Bertram schüttelte den Kopf. Er wußte ja noch nicht, was hier geschehen war. Er stieg in das Parterre hinab zu dem Holzhacker Schubert. Das Bein desselben war noch immer nicht heil, und seine Frau, die Wäscherin, lag noch immer mit gelähmten Gliedern darnieder. Beide erkannten ihn sofort.

„Herr Bertram!" rief der Mann. „Ist's möglich? Was führt Sie denn in dieses Unglückshaus? Herrgott! Wer hätte das gedacht? Nicht wahr? Aber nun ist Ihre Unschuld erwiesen. Wir haben es gleich gesagt!"

„Ich suche Felsens."

„Felsens? Lieber Gott! Wissen Sie das nicht?"

„Was?"

„Der Wilhelm hat gestohlen. Er hat sechs Wochen Gefängniß erhalten. Das hat er davon!"

„Gestohlen? Unmöglich! Er muß unschuldig sein!"

„Unschuldig? Man hat ja die Sachen bei ihm gefunden."

Bertram bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung.

„Wo ist denn da seine Mutter?"

„Die haben sie in das Bezirkshaus geschafft. Sie soll nicht recht bei Sinnen sein."

„Gott erbarme Dich! Ist das wahr?"

„Ja. Wir wissen es genau. Nämlich zu uns kommt sehr oft der ehrwürdige Herr Seidelm — — — ah, da kommt er gleich! Da können Sie ihn selber fragen!"

Bertram blickte sich um. Seidelmann, der gerade jetzt eingetreten war, stand vor ihm.

„Herr, behüte mich vor unzüchtigem Gesichte!" sagte er im Tone des Abscheues. „Herr Schubert, was haben Sie da für Besuch!"

„Herr Bertram ist's!"

„Das weiß ich. Aber haben Sie noch nicht gehört, daß böse Buben gute Sitten verderben?"

Bertram blickte den Sprecher ruhig an. Dann sagte er:

„Mit dem Ausdruck Bube bezeichnen Sie doch wohl nur sich selbst; denn ein Bube sind Sie, und zwar der allerschlimmste, den ich jemals kennen gelernt habe. Ihre fromme Maske kann nur Blinde täuschen, mich aber nicht. Es kommt die Zeit, in welcher wir miteinander zusammenrechnen! Zur Seite! Machen Sie Platz!"

Er wollte gehen; aber Seidelmann stellte sich breitspurig vor die Thür und antwortete:

„O, Du gottloses Gezüchte! Bereits schwebt Gottes Strafgericht über Dir! Du sollst hier bleiben und nicht eher gehen, als bis ich Dir gesagt habe, daß — — —"

„Machen Sie Platz!" unterbrach ihn der Jüngling drohend.

„Willst Du mich bange machen, Du Kind Belials? Einmal noch bist Du dem Grimme der Gerechtigkeit entgangen, doch hoffe nicht, daß dies zum zweiten Male geschehe. Das Gesetz hat bereits die Wurfschaufel in der Hand und wird — — Herr, mein Heiland — Himmelheiligesdonnerwetter!!!"

Bertram hatte ihm nämlich, um sich endlich den Weg frei zu machen, die Faust derart von unten herauf an die Nase gestoßen, daß aus derselben sofort das Blut herniederströmte und der Getroffene eine ganze Strecke zur Seite flog. Der junge Mann entfernte sich, während hinter ihm die Stimme des Heuchlers laut ertönte.

Er wollte nun nach Hause, nach der Siegesstraße, und benutzte diese Gelegenheit, das Haus des Obersten von Hellenbach zu passiren. Er ging auf der anderen Seite, um einen Blick nach den Fenstern werfen zu können. Er bemerkte Niemand, schien aber selbst bemerkt worden zu sein, denn es wurde ein Fenster geöffnet, und er hörte hinter sich seinen Namen rufen. Sich umdrehend, erkannte er den Obersten, welcher ihm winkte, hinaufzukommen.

Die erste Frage des alten Soldaten war:

„Haben Sie eine Forderung erhalten?"

„Nein."

„Feigling, der! Man wird ihm zeigen, was man von ihm zu denken hat!"

Eine halbe Stunde später erhielt der Baron Franz von Helfenstein folgende Zeilen:

„Wenn Sie bis morgen Mittag zwölf Uhr Herrn Bertram nicht gefordert haben, veröffentliche ich Ihr Verhalten in den Blättern und haue Sie außerdem bei erster Gelegenheit mit dem Stocke durch!

v. Hellenbach, Oberst."

Am nächsten Vormittag bat ein Herr, dessen Karte hinter dem Namen die Bezeichnung Lieutenant trug, den Fürsten von Befour sprechen zu dürfen. Er wurde vorgelassen.

„Verzeihung, Durchlaucht, daß ich wegen einer Bagatelle es wage, Sie zu incommodiren!" sagte er. „Ich habe mit einem Herrn Bertram zu sprechen, und es wurde mir gesagt, daß ich die Adresse desselben nur bei Eurer Hoheit erfahren könne."

Der Fürst musterte den Mann mit kaltem Blicke und fragte:

„Sind Sie vielleicht Abgesandter des Barons von Helfenstein?"

„Allerdings."

„So befinden Sie sich am richtigen Orte. Herr Bertram hat die Freundlichkeit gehabt, mich mit seiner Vollmacht zu beehren."

Der Lieutenant in Civil horchte ganz erstaunt auf.

„Wie?" fragte er. „Euer Durchlaucht sind Secundant dieses, dieses — hm, dieses bürgerlichen Mannes?"

„Ja. Finden Sie darin etwas so Wunderbares?"

„Wenigstens etwas Ungewöhnliches!"

„Die Vollmacht eines Bürgerlichen, der sich wie ein Adeliger benimmt, ehrt jedenfalls mehr als das Mandat eines Adeligen, dessen Betragen ein gemeines ist!"

„Ah! Soll sich das vielleicht auf meinen Auftraggeber beziehen, Hoheit?"

„Schweifen wir nicht ab! Was haben Sie mir zu sagen?"

„Der Herr Baron fordert Herrn Bertram, ohne zu untersuchen, ob derselbe auch satisfactionsfähig ist."

„Schön!" lächelte der Fürst. „Herr Bertram hat die Güte, die Forderung zu acceptiren, ohne seinerseits die Ehrenhaftigkeit des Barones einer Untersuchung zu unterwerfen. Nehmen Sie Platz, und lassen Sie uns das Nähere bestimmen!"

Als nach einiger Zeit der Lieutenant zu dem Baron zurückkehrte, zeigte er sich bei höchst schlechter Laune. Er warf den Hut von sich und fragte:

„Sagen Sie Baron, haben Sie mir das Ereigniß wirklich der Wahrheit nach erzählt?"

„Natürlich!"

„Dann kann ich das Benehmen dieses Fürsten von Befour wahrlich nicht begreifen! Fast hätte ich Lust, ihn nun meinerseits zu fordern!"

„Ich habe Sie ja bereits auf diese Arroganz vorbereitet. Welche Vereinbarungen haben Sie getroffen?"

„Pistolen, zwanzig Schritt Distance."

„Verdammt nahe!" meinte der Baron.

Der Offizier blickte überrascht auf und fragte:

„Fürchten Sie sich etwa, Baron?"

Franz von Helfenstein fühlte sich getroffen. Er antwortete daher schnell:

„Sie haben mich vollständig falsch verstanden. Wenn ich die angegebene Distance sehr nahe nannte, so that ich es vor Freude, weil mir dadurch Sicherheit wird, daß mein Gegner nicht, ohne Blut zu lassen, vom Platze kommen wird! Wann wird das Rencontre stattfinden?"

„Morgen früh acht Uhr im Birkenthale. — Arzt, Waffen und den Unpartheiischen wird der Fürst besorgen."

„So ist der Fürst Sekundant des Gegners?"

„Zu meiner Verwunderung, ja."

„Er ist also mehr als ein Sonderling, wofür ich ihn bisher gehalten habe. Nur ein Dummkopf kann einem Schreiber sekundiren! Darf ich hoffen, daß Sie sieben Uhr bei mir sein werden?"

„Gewiß. Haben Sie für den Fall, welchen ich allerdings nicht erwarte, mir irgend eine Anweisung zu geben?"

„Nein. Ich kann Sie nicht noch mehr belästigen, als es bereits jetzt geschieht, und werde meine Maßnahmen anderweit treffen."

Der Offizier entfernte sich und ließ den Baron nicht in der besten Stimmung zurück. Er war keineswegs als Held angelegt, obgleich er der Dirigent einer zahlreichen Diebesbande war. Sich dem Laufe einer geladenen Pistole gegenüber zu stellen, das war ganz und gar nicht nach seinem Geschmacke. Er sah ein, daß die Beleidigung des Jünglings eine Unüberlegtheit von ihm gewesen sei. Er hätte Bertram ganz ignoriren sollen. Ein Schreiber

durfte für ihn, den Baron, gar nicht anwesend sein. Und indem er sich das sagte, wurde er auf sich selbst zornig.

So traf ihn Herr August Seidelmann, welcher kam, um sich in Betreff des geheimen Auszuges, der für heute Abend beschlossen war, zu verabreden. Diesem theilte er mit, daß er für morgen einen Zweikampf zu erwarten habe, und nannte ihm auch die Personen, um welche es sich handelte.

„Aber, gnädiger Herr Baron," sagte der Schuster, „ich muß Ihnen sagen, daß ich ganz starr vor Verwunderung bin!"

„Schweigen Sie! Was Sie mir sagen wollen, habe ich mir bereits selbst gesagt. Dieser verdammte Oberst zwingt mich zu diesem Duelle!"

„Wenn die Kugel trifft, nämlich wenn Sie getroffen werden, was wird dann aus unserem Unternehmen?"

„Hm, nicht jede Kugel trifft. Sie kennen die Bertram'sche Familie. Wissen Sie vielleicht, ob dieser Knabe schießen kann?"

„Ich glaube kaum. Er war zwar Gymnasiast, hat sich aber von allem Allotria fern gehalten."

„Nun, so darf ich annehmen, daß er mich nicht treffen, sondern nur ein Loch in die Luft schießen wird. Da man aber auf alle Fälle gefaßt sein muß, so werde ich heute mein Testament aufsetzen und außerdem für Sie eine Schrift verfassen, welche ich Ihnen noch heute Abend gebe. Sie wird versiegelt sein und Alles enthalten, was Sie im Falle, daß ich getödtet werde, zu thun haben. Sie öffnen sie natürlich erst dann, wenn Sie ganz sicher sind, daß ich todt bin." —

Am anderen Morgen fuhr ein Schlitten aus der Residenz, in welchem der Fürst, Bertram, ein Arzt und noch ein Herr, der Unpartheiische, saßen. Diese vier Personen stiegen aus, als sie das wohl eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Birkenthal erreichten. Dort stand bereits ein anderer, leerer Schlitten.

„Ah!" sagte der Fürst. „Der Baron hat sich zeitig eingefunden. Er will zeigen, daß er tapfer ist. Kommen Sie, meine Herren!"

Bertram war weder bleich, noch zeigte sich sonst Etwas an ihm, welches hätte schließen lassen, daß er Furcht oder etwas Aehnliches fühle. Er nahm ein kleines Packetchen aus der Tasche, reichte es dem Fürsten und sagte:

„Durchlaucht, sollte mir etwas Menschliches passiren, so bitte ich, dieses Päckchen zu öffnen. Es enthält nebst meinen letzten Wünschen einen Gegenstand, mit dessen Hilfe ich meine mir jetzt noch unbekannte Abstammung zu ergründen hoffte."

Sie gingen den Fußspuren nach, welche im Schnee zu sehen waren. Die beiden Kutscher, welche zurückblieben, wußten nun, um was es sich handle. Sie sprachen nicht mit einander, da ihre Herren sich ja als Feinde gegenüberstanden; aber sie lauschten.

Nach vielleicht zehn Minuten fielen zwei Schüsse, und dann nach einem kleinen Weilchen noch zwei. Dann kamen drei Personen zurück — Bertram, der Unpartheiische und der Fürst. Dieser Letztere wendete sich an den Kutscher des Barons:

„Fahren Sie unseren Spuren nach. Sie werden gebraucht. Ihr Herr ist verwundet worden!"

Die Drei stiegen ein und fuhren nach der Stadt zurück. Der Unpartheiische wohnte in einer der ersten Straßen. Er stieg vor seiner Wohnung aus und verabschiedete sich. Indem sich dann der Schlitten in Bewegung setzte, sagte der Fürst zu Bertram:

„Mein lieber, junger Freund, ich muß Ihnen das Geständniß machen, daß ich ein wenig indiscret gewesen bin. Ich war gestern bei der Baronesse Alma von Helfenstein. Sie interessirt sich für Sie und ist meine Freundin. Ich erzählte ihr von dem Duell, und sie wird um den Ausgang desselben besorgt sein. Fahren wir zu ihr, um ihr zu zeigen, daß Sie Sieger sind!"

Dies geschah. Als der Fürst sich melden ließ, kam Alma ihnen bis in das Vorzimmer entgegen. Als sie Bertram erblickte, sagte sie im Tone freudiger Genugthuung:

„Gott sei Dank! Herr Bertram ist unverwundet?"

„Ja," antwortete der Fürst. „Er hat sich wie ein alter Soldat benommen. Der Baron aber hat einen Schuß in den Oberarm bekommen."

„So treten Sie ein, und erzählen Sie!"

Robert Bertram sah im Laufe der Unterhaltung, daß er die aufrichtigste Theilnahme der Baronesse besaß. Da schien sich der Fürst zu besinnen. Er griff in die Tasche und gab Bertram das Packet zurück.

„Hier, mein Lieber," sagte er. „Das ist nun glücklicher Weise nicht mehr nothwendig. Aber, sprachen Sie nicht von einem Gegenstande, welcher mit Ihrer Abstammung in Beziehung steht?"

„Ja. Ich wurde als Kind auf der Drehscheibe des Waisenhauses abgegeben. Man fand bei mir einen Zettel mit der Bemerkung, daß ich auf den Namen Robert getauft sei, und dabei eine Kette von Gold. Den Zettel behielt man, als mein Pflegevater sich meiner annahm, im Waisenhause bei den Acten zurück; die Kette aber gab man mir mit."

„Eine goldene Kette?" fragte da Alma. „Robert heißen Sie? Gott! Beschreiben Sie mir die Kette!"

„Sie ist sehr dünn. An ihr ist ein Herz befestigt mit einer Freiherrnkrone und den Buchstaben R. v. H. darunter."

Da stieß Alma einen Schrei aus. Sie sprang auf und rief:

„Herr Gott! Wäre es möglich! Sie haben die Kette in diesem Packetchen? Zeigen Sie, zeigen Sie!"

„Ja, öffnen Sie! Schnell, schnell!" sagte auch der Fürst, welcher ganz dieselbe Aufregung zeigte, wie die Baronesse.

Bertram konnte die Beiden nicht begreifen. Er öffnete das kleine Karton, nahm die Kette hervor und gab sie ihnen. Beide betrachteten sie und machten dann gleiche enttäuschte Gesichter.

„Sie irren," sagte der Fürst. „Das ist keine Freiherrn- sondern eine Phantasiekrone. Und hier steht nicht R. v. H. sondern R. u. H. Das sind jedenfalls die Anfangsbuchstaben von den beiden Vornamen Ihrer Eltern."

„Nein," sagte Robert. „Es ist kein u sondern ein v."

„Da, bitte, sehen Sie selbst!"

Er gab ihm die Kette zurück. Robert betrachtete sie genauer, als es bei dem Juden geschehen war.

„Das ist meine Kette nicht," behauptete er dann. „Das ist eine andere, die allerdings der meinigen ganz ähnlich sieht. Und das Herz ist ganz täuschend nachgemacht."

„Wirklich, wirklich?" fragte Alma. „Also eine Fälschung? Wer ist es, der einen solchen Betrug unternommen hat?"

„Der Jude Salomon muß es gewesen sein. Der Vater und die Geschwister hungerten, und ich ging zu dem Juden, um die Kette zu versetzen. Es war das einzige Mittel, den Hunger zu stillen."

„Und wie alt sind Sie, wie alt?" fragte sie, indem sie ihre Erregung kaum zu bemeistern vermochte.

„Genau weiß ich das nicht. Zwanzig Jahre habe ich hinter mir."

„Es stimmt! Es stimmt! Durchlaucht, was sagen Sie dazu? Da sendet uns der Herrgott einen —"

Der Fürst winkte abwehrend und unterbrach sie schnell:

„Bitte, bitte, meine Gnädige! Wir stehen hier vor einer Lösung und doch wieder vor einem Räthsel. Geben wir uns also noch nicht einer vielleicht ungerechtfertigten Freude hin!"

„O, doch! Wollen wir es ihm mittheilen?"

„Noch nicht! Seien wir zunächst vorsichtig! Herr Bertram, sind Sie von dem Juden nach Ihrer Abstammung gefragt worden?"

„Ja."

Er erzählte das Gespräch, soweit er sich auf dasselbe besinnen konnte, und dann auch die letzte Unterredung, als er sein Pfand wieder eingelöst hatte. Dann fragte der Fürst:

„Kennen Sie den Grund, welcher den Juden bewogen haben könnte, die Fälschung der Krone und der Buchstaben vorzunehmen?"

„Nein. Ich kann mir keinen Grund denken!"

„Nun, dann kommen Sie. Es gilt, keinen Augenblick zu verlieren. Wir werden sofort zu diesem Salomon Levi fahren!"

Er nahm Bertram, der das Verhalten der Beiden gar nicht begreifen konnte, bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Alma rief ihnen noch nach:

„Ja, eilen Sie! Aber kehren Sie dann zu mir zurück, um mir Nachricht zu bringen."

Und dann, als sich die Thüre hinter den Beiden geschlossen hatte, faltete sie die Hände und flehte wie im Gebete:

„Herr Gott, Du lieber, himmlischer Vater, erbarme Dich meiner! Ist es mein Bruder, an welchem eine so schreckliche Missethat verübt wurde, so wirf Dein helles Licht in das Dunkel, damit mein Herz endlich Frieden finde, Frieden und das Glück, eine Seele zu besitzen, die mein Eigen sein darf!" —

Zweite Abtheilung.

Die Sclaven der Arbeit.

Der Kampf um die Liebe.

Es war am Sonnabend vor Fastnacht. Draußen, hart am Waldesrande und fast eine halbe Stunde Weges vom kleinen Städtchen entfernt, erhob sich auf hoher Halde ein finsterer, rußgeschwärzter Gebäudecomplex, in dessen Mitte eine hohe, rauchende Esse zum Himmel ragte. Das war ein Kohlenbergwerk, welches durch einen eingleisigen Schienenstrang mit dem Bahnhofe der über eine Stunde entfernten größeren Stadt in Verbindung stand.

Eine Glocke läutete, zum Zeichen, daß die Schicht zu Ende sei. Im Förderhause wurde der Personenfahrstuhl mit der Maschine gekoppelt, und bald entstiegen dem schwarzen Schlunde eine Menge dunkler, rußgeschwärzter Gestalten, welche von Mitternacht an bis jetzt in der gefährlichen Tiefe im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet hatten, um an der Oberwelt ihr armes, anspruchsloses Leben fristen zu können. Andere fuhren an ihrer Stelle nieder.

In jener Gegend wohnen gottesfürchtige Leute. Die dem Schachte Entstiegenen sammelten sich um den Steiger und falteten auf ein von ihm gegebenes Zeichen die Hände. Er sprach ein kurzes, aufrichtig gemeintes Dankgebet, daß Gott sie während der zwölfstündigen Schicht beschützt hatte, und dann sangen sie nach der bekannten Melodie die Strophe:

„Was Gott thut, das ist wohl gethan;
So wollen wir stets schließen.
Ist gleich bei uns kein Kanaan,
Wo Milch und Honig fließen,
So wird von Gott doch unser Brod
Zur Gnüge Dem bescheeret,
Der ihm traut und ihn ehret."

Als der fromme Gesang beendet war, begaben sich die Leute zum Zahlmeister, um ihren Wochenlohn in Empfang zu nehmen. In seine Expedition durfte man nur einzeln eintreten. Durch die Anwesenheit Mehrerer hätte ihm der Raum ja beschmutzt werden können. Er war ein wortkarger, menschenfeindlicher Mann, von dem noch Niemand eine freundliche Sylbe gehört hatte. Er pflegte jedem Eintretenden den kargen Lohn schweigend hin zu schieben und dann durch einen kurzen, barschen Wink das Zeichen zur Entfernung zu geben. Darum war es befremdend, daß er heute die Arbeiter, bevor sie ihn der Reihe nach verließen, aufforderte, draußen vor dem Hause zu warten, da er ihnen eine Eröffnung zu machen habe.

Draußen war es bitter kalt. Der Schnee lag über eine Elle hoch und fiel noch immer in dichten, scharf schneidenden Flocken nieder. Die Leute zitterten

vor Frost. Ihre armselige Kleidung war nicht geeignet, ihnen Schutz zu gewähren. Hätte nicht der häßliche Kohlenstaub ihre Gesichter bedeckt, so wäre es ihnen leicht anzusehen gewesen, daß auch ihre Ernährung nicht geeignet sei, sie gegen die Unbilden des Winters widerstandsfähiger zu machen.

Endlich trat er heraus zu ihnen. Er sagte:

„Ich habe Euch im Auftrage des Herrn Barons von Helfenstein zu eröffnen, daß er von jetzt ab pro Schicht und Mann zehn Kreuzer weniger zahlt. Es ist Winter; die Concurrenz erschwert den Absatz, und die Betriebskosten werden immer bedeutender. Das ist's, was ich Euch bekannt geben soll."

Die Leute blickten sich unter einander bestürzt an. Ein leises Flüstern ging durch ihre Reihe, und dann meinte Einer von ihnen, der vielleicht der Aelteste sein mochte:

„Herr Zahlmeister, Sie haben uns da sehr erschreckt. Wissen Sie noch, wie viel ich heute erhalten habe?"

„Ja; drei Gulden," antwortete der Beamte.

„Drei Gulden für eine Woche! Drei Gulden für eine vierundachtzigstündige Arbeitszeit unter der Erde! Drei Gulden für sieben zwölfstündige Schichten, während denen ich, wie wir ja Alle, in steter Todesgefahr geschwebt habe!"

„Ist Dir's nicht genug, so suche anderweit Arbeit!"

„Das kann ich nicht! Sie wissen das nur zu gut, Herr Zahlmeister. Es giebt hier nur Weber und Kohlenbergleute. Zum Weben sind meine Augen zu schwach, und dieses Bergwerk ist das einzige in der weiten Umgegend. Ich muß bleiben!"

„So raisonnire also auch nicht!"

„Ich raisonnire nicht; aber ich denke an die acht Personen, welche ich mit drei Gulden zu erhalten habe. Nun sollen für die Woche gar siebzig Kreuzer weniger gezahlt werden. Herr, wir hungern bereits, wir hungern und frieren! Was soll nun weiter mit uns werden?"

„Das ist mir gleichgiltig. Ich habe meine Pflicht zu thun. Ich soll Euch den Befehl des Herrn Barons mittheilen, und ich habe es gethan. Wer nicht einverstanden ist, der braucht nicht wieder zu kommen. Ich finde Arbeiter genug!"

Bei diesen Worten drehte er sich um und trat in das Haus zurück, die Thür hinter sich zuziehend.

Die Leute aber besprachen leise und grollend die Neuigkeit und wadeten dann in einzelnen Gruppen durch den tiefen, knirschenden Schnee dem Städtchen zu.

Dieses Letztere bestand aus niedrigen, ärmlich dreinschauenden Häusern. Es gab nur zwei Gebäude, welche ein besseres Aussehen hatten, nämlich das Pfarrhaus und dann ein anderes, welches auch nicht weit von der Kirche stand und über dessen Thür an einer Marmortafel in goldenen Buchstaben zu lesen war: „Der Herr behüte dieses Haus und Alle, die da gehen ein und aus!"

V. S.

Und an der Thür stand auf einem Porzellanschilde geschrieben: „Seidelmann und Sohn".

Als draußen auf dem Schachte das Schichtzeichen erklungen war, hatte auch hier im Städtchen der Küster die Glocke in Bewegung gesetzt, damit die Einwohner wissen sollten, daß es Mittag sei. Das war so alter Brauch: Mittags zwölf Uhr wurde mit der kleinen Glocke geläutet.

Dieses Geläute unterbrach das scharfe, taktmäßige Geräusch der Webstühle, welches vom frühesten Morgen an aus den Wohnungen der armen Weber heraus in das Schneegestöber erklungen war.

Die Thür eines Häuschens öffnete sich. Ein Mädchen, welches in jeder Hand eine Wasserkanne hielt, wollte heraustreten, fuhr aber erschrocken zurück, als ein scharfer Windstoß ihr eine ganze Wolke von Schnee entgegentrieb.

In demselben Augenblicke wurde die Thür des Nachbarhäuschens aufgestoßen, und ein junger Bursche sprang herbei.

„Grüß Gott, Engelchen!" sagte er. „Du willst an den Brunnen?"

„Ja, Eduard," antwortete sie.

„Das ist Nichts für Dich! Gieb mir die Kannen!"

Er nahm ihr die beiden Gefäße aus den Händen und eilte fort, um an ihrer Stelle das Wasser zu holen. Sie zog sich zum Schutze hinter die Thür zurück, hielt dieselbe aber ein Wenig geöffnet, um dem gefälligen Nachbarssohne nachblicken zu können.

„Eine gute, liebe Seele, der Eduard!" sagte sie zu sich selbst. „Kaum stehe ich unter der Thür, so ist er auch bereits da. Er hat mich von seinem Webstuhl aus gesehen."

Er hatte sie „Engelchen" genannt. Das ist ein Diminutiv von Angelica, welcher Name zu Deutsch nämlich Engel bedeutet. Das Mädchen war vielleicht achtzehn Jahre alt. Ihre Kleidung war einfach und außerordentlich sauber. Der rothe Flanellrock reichte ihr kaum weiter als bis zur Hälfte der Waden, so daß man das kleine, aber doch kräftig gebaute Füßchen ganz erblicken konnte. Die Winterjacke, welche sie angelegt hatte, war vorn um ein Kleines geöffnet und ließ eine schlanke Taille vermuthen, welche eine schöne, volle Büste zu tragen hatte. Das Gesichtchen war frisch und rosig. Angelica war schön, schöner als manche Dame, welcher es gegraut hätte, den Fuß in eine solche Gebirgshütte zu setzen.

Da kam der Bursche mit den gefüllten Kannen zurück. Sie schob die Thür weit auf und sagte:

„Komm herein, Eduard! Da draußen kannst Du heute die Kannen nicht absetzen."

Er gehorchte und rieb sich dann pustend die Hände.

„Das ist ein schlimmes Wetter," meinte er. „Wenn es so fortmacht, werden wir fast nicht mehr auf die Straße gehen können."

„Und doch kommst Du herüber, um mir Wasser zu holen! Ich danke Dir, Du Guter!"

Sie reichte ihm die Rechte, welche er nahm, um sie herzhaft zu drücken. Dabei antwortete er:

„O, Nachbarsleute müssen einander aushelfen. Da ist gar nichts dabei zu sagen."

„Aber Du bist aus der Arbeit gegangen!"

„Nur diese Minute. Das hole ich schnell ein."

„Und hast doch so nothwendig!" fügte sie hinzu.

„Woher weißt Du das, Engelchen?"

„Ah, denkst Du etwa, ich habe nicht gehört, daß Du die ganze Nacht hindurch gearbeitet hast?"

Er nickte leise, und dabei nahm sein hübsches, offenes Gesicht einen trüben Ausdruck an.

„Es mußte sein, Engelchen; ich muß ja heute in der Dämmerung fertig werden. Du weißt, daß der Vater jetzt in vierzehn Tagen nur ein Stück fertig bringt, und darum hatte ich drei zu machen."

„Drei?" fragte sie erstaunt. „Das bringt kein Mensch!"

„Ja, es ist fast zu viel, drei Stück, ein jedes zu zweiundsiebzig Ellen; aber ich habe es doch gebracht!"

„Du wirst Dich krank arbeiten! Warum mußt Du denn eigentlich so viel bringen, Eduard?"

„Weil wir viel Geld brauchen. Der Seidelmann hat dem Vater das Geld gekündigt."

„Herrgott, ist's möglich!" rief sie aus. „Der reiche Krösus braucht es doch gar nicht!"

„Das wissen wir wohl; aber wir können es doch nicht ändern. Er sagte, daß er jetzt im Geschäft sehr viel verloren habe, so daß er alle außenstehenden Gelder einziehen müsse."

„Das glaube ich nicht. Vielleicht hat er einen anderen Grund!"

Eduards Gesicht nahm für einen Augenblick eine dunklere Farbe an. Er antwortete, sichtlich zurückhaltend:

„Das ist freilich möglich!"

„Kannst Du es Dir denken?"

„Vielleicht kann ich es errathen."

„Was ist's? Sage es mir!"

„Jetzt nicht; vielleicht ein anderes Mal. Du wirst mit dem Essen zu thun haben."

„O nein, wir sind bereits weg vom Tische. Ich hatte des Vaters Leibgericht, grüne Klöße und Rauchfleisch. Was aßt Ihr?"

Jetzt erröthete er noch mehr als vorhin. Um dies nicht bemerken zu lassen, drehte er sich zur Seite und antwortete:

„Ich weiß es wirklich nicht, Engelchen. Wenn ich so nothwendig zu arbeiten habe, nehme ich mir nicht Zeit, darauf zu merken, was die Mutter zurichtet. Ich werde es aber wohl gleich erfahren. Lebe wohl, Engelchen!"

„Lebe wohl! Kommst Du auf den Abend zu uns?"

„Ja, ich komme.“

Nach diesen Worten sprang er von dannen.

Das Häuschen, in welches er schlüpfte, war noch kleiner, als dasjenige, welches Engels Eltern bewohnten. Der Flur bestand aus fest geschlagenem Lehm. Rechts war ein Gewölbe und ein Ziegenstall, und links befand sich die Wohnstube. Diese hatte nur zwei Fenster. Vor jedem derselben stand ein Webstuhl. Gerade als Eduard in die Stube trat, hörte er die Mutter sagen:

„Komm, Vater, steige aus dem Stuhle. Wir wollen essen.“

Der Weber folgte der Aufforderung. Seine Gestalt war gebeugt und sein Haar vor der Zeit ergraut. Dieselbe Erscheinung zeigte auch seine Frau. Die Armuth ist eine geizige Freundin.

Auf den Ruf der Mutter hatte es sich in den Ecken und Winkeln der Stube bewegt. Fünf Kinder, außer Eduard, eilten dem blank gescheuerten Tische zu. Die Webersfrau stellte eine Schüssel Kartoffeln auf den Letzteren. Dann faltete der Vater die Hände und sagte:

„Wir wollen beten!“

Die Glieder seiner Familie neigten andächtig die Köpfe, und er begann:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was Du uns beschceret hast!“

Die Kleinen glaubten, daß das Gebet zu Ende sei, und erhoben die Händchen, um nach der Schüssel zu langen. Der Weber aber warf ihnen einen strafenden Blick entgegen und fuhr fort:

„Du schenkst uns, Gott, so väterlich
Jetzt Speiß und Trank; wir preisen Dich;
Denn Alles, was uns stärkt und nährt
Wird uns durch Deine Huld beschert.
Sieh, Deine Gaben nehmen wir
Mit Freuden, Vater, hin von Dir.
O laß uns den Genuß gedeihn
Und Dir dafür auch dankbar sein!“

Jetzt setzte er sich nieder. Das war das Zeichen, daß das Mahl beginnen könne. Und welch' ein Mahl! Es gab eine Schüssel seifiger Kartoffel in der Schale und dazu nichts weiter als — Salz, welches die Mutter braun geröstet hatte, um demselben wenigstens einen etwas ungewöhnlichen Beigeschmack zu geben.

Das war es, was Eduard dem „Engelchen“ vorhin nicht hatte sagen wollen.

Und eben, als sie das mehr als frugale Essen begonnen hatten, öffnete sich die Stubenthür und ein steinaltes, dürres Männchen trat ein.

„Guten Tag, Gevatter Hauser!“ grüßte der Neuangekommene, indem er sich Mühe gab, einen Husten zu unterdrücken. „Ihr seid beim Essen? Da störe ich und will nur lieber gleich wieder gehen.“

„Bleib in Gottes Namen da,“ antwortete der Hausvater. „Setze Dich dort auf den Schemel. Uns störst Du nicht.“

Der Alte zog den Schemel an den Ofen und prüfte mit der Hand die Kacheln, ob sie warm seien.

„O weh!“ sagte er. „Das Feuer ist ausgegangen!“

„Der Gevatter will sich wärmen,“ sagte der Weber. „Magst Du nicht noch einmal anlegen, Mutter?“

Die Gefragte machte ein trübseliges Gesicht und antwortete:

„Die Kohlen sind alle, Vater.“

„So nimm Holz!“

„Auch davon ist nichts mehr da. Es reichte gerade noch zu, um die Kartoffeln zu kochen.“

„O weh! Wie viel Geld hast Du noch?“

„Vier Kreuzer!“

„So laß nachher für vier Kreuzer Kohlen holen. Hast Du schon gegessen, Gevatter?“

Der Alte schüttelte den Kopf, warf einen begierigen Blick auf die Schüssel, welche sich zusehends leerte und sagte:

„Heute noch nichts. Ich war — hm, ich war bei Herrn Seidelmann. Ich fragte ihn, ob — hm, na! Der giebt Nichts!“

„So komm her, Gevatter, und iß mit uns!“

Das Männchen ließ sich dies nicht zweimal sagen. Anstatt sechzehn, waren es nun achtzehn Hände, welche sich bestrebten, den Inhalt der Schüssel verschwinden zu lassen. Dazu gab es einen Trunk kalten Wassers.

Als die letzte Kartoffel verzehrt war, erhob sich der Weber und sagte, ganz wie vorher:

„Wir wollen beten!“

Sie falteten Alle die Hände, und der Hausvater begann:

„Wir danken Dir, Herr Jesus Christ, daß Du unser Gast gewesen bist!“

Und daran fügte er die Strophen:

„Nun, wir sind auch diesmal satt,
Da uns Gott vergnügt gespeiset
Und vergnügt getränket hat.
Seine Güte sei gepreiset.
Er wird ferner unserm Leben
Speis und Trank und Nothdurft geben.“

Er war fertig und wollte bereits die gefalteten Hände aus einander nehmen, da aber fuhr der Alte fort:

„Reiche Deine milde Hand,
Liebster Vater, auch den Armen.
Laß den kümmerlichen Stand
Immer unser Herz erbarmen,
Daß wir ihnen einen Segen
Nach Vermögen reichen mögen,
Bis wir himmlisch Mannah speisen
Und Dich ewig selig preisen!“

Der Beter hatte die Augen voller Thränen. Als er geendet hatte, streckte er dem Weber die hagere Rechte entgegen und sagte:

„Vorhin habe ich gemeint, daß ich seit heute noch nicht gegessen hätte, Gevatter; aber ich will Dir nun gestehen, daß bereits seit vorgestern Abend nichts über meine Lippen gekommen ist."

„Guter Gott!" rief da der Weber. „Mutter, schneide ihm doch ein Stück Brod ab!"

Die Frau hustete verlegen und antwortete dann:

„Das Brod ist alle, Vater."

„Haben wir gar kein Bischen mehr?"

„Gar nichts."

Da warf er ihr einen Blick zu, welchen sie sofort verstand. Sie warf ein Tuch über den Kopf und entfernte sich. Nach einer kleinen Weile kam sie wieder. Sie war bei dem nahen Bäcker gewesen und hatte ihre letzten vier Kreuzer, welche für Kohlen bestimmt gewesen waren, hingegeben, um dem alten Gevatter ein Stück Brod zu holen.

Der Alte drückte die Hände der braven Frau an seine Brust und rief:

„Vergelts Euch Gott! Aber nehmen kann ich es doch nicht. Eure Kleinen da brauchen es ebenso nothwendig wie ich."

„Nimm und iß es!" gebot aber Hauser. „Wir haben zwar jetzt nichts mehr; aber in der Dämmerung geht der Eduard mit den vier Stücken, welche fertig werden, zum Seidelmann. Da bekommen wir viel Geld und können Alles kaufen, was wir brauchen. Du jedoch hast keine Aussicht, Geld zu verdienen."

„Guter Gott, das ist wahr!" seufzte der Alte, indem er hungrig in das Brod biß. „Früher war es anders. Da war ich der einzige Barbier und und Bader der Umgegend. Jetzt sind Andere da, und meine Hand zittert so sehr, daß ich das Messer unmöglich mehr führen kann. Die Zeiten sind immer schlechter geworden und die Menschen mit ihnen. Wißt Ihr schon, was in letzter Nacht passirt ist?"

„Nein. Ist's etwas Neues."

„Etwas ganz Neues und ganz Grauenhaftes! Der Förster ist im Walde gewesen, heute früh trotz des Wetters. Sein Hund bleibt bei einer Schneewehe stehen und ist nicht fortzubringen. Und als der Förster die Wehe untersucht, findet er, daß eine Leiche unter ihr begraben liegt."

„Herrgott! Eine Leiche? Ein Erfrorener?"

„Nein, sondern ein Ermordeter."

Auf dieses Wort folgte das Schweigen des Entsetzens. Eduard fand zuerst die Sprache wieder. Er fragte:

„Wer ist denn der Ermordete gewesen?"

„Der Grenzoffizier, der Lieutenant."

„Der Lieutenant? War er etwa geschossen?"

„Ja. Die Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen."

„So sind es die Pascher gewesen!"

„Der Waldkönig selber ist's gewesen!"

„Woher weißt Du das?"

„Der Ermordete hat einen Zettel in der Tasche gehabt, den ihm der Waldkönig hineingesteckt hat. Darauf stand geschrieben, daß es einem Jeden so gehen werde, der sich um die Pascher bekümmert."

„Das ist ja ganz und gar entsetzlich!" meinte die Hausfrau.

„Ja," stimmte der Alte bei. „Und am Morgen ist einer der Grenzaufseher in der Schänke gewesen und hat erzählt, daß in der vergangenen Nacht ein Zug von über dreißig Schmugglern über die Grenze geschlüpft ist. Die Beamten haben sich gar nicht an so Viele wagen können."

„Wer nur der Waldkönig sein mag?"

„Das weiß Niemand, und Niemand wird es erfahren. Der leibhaftige Gottseibeiuns muß es sein, kein Anderer! Aber ich muß nach Hause. Ihr habt zu arbeiten, und ich darf nicht stören. Habt tausend Dank, Ihr guten Leute!"

Er reichte Allen die Hand und ging. Hauser begleitete ihn nach guter, alter Sitte, bis unter die Hausthür. Gerade als sie dort standen, kam ein zweispänniger Schlitten vorübergefahren. Ein tief in seinen Pelz gehüllter Mann saß in demselben.

„Ein Fremder," meinte der Alte. „Wer mag das sein?"

„Hast Du ihn denn nicht erkannt, Gevatter?"

„Nein. Wer war es?"

„Der Bruder des Kaufmannes."

„Der Fromme? O weh! Wenn der in den Ort kommt, giebt es allemal ein Unglück. Lebe wohl, Gevatter!"

Er ging.

Als Engelchen vorhin in ihre Stube getreten war, stand ihr Vater am Tische, um ein Stück Webearbeit, welches er gefertigt hatte, zu prüfen, ob sich vielleicht ein Fehler eingeschlichen habe. Auch diese Stube war klein, hatte aber ein offenbar behäbigeres Aussehen, als die Wohnung Hauser's. Dieser hatte sechs Kinder, während Engelchen das einzige Kind ihrer Eltern war. Das giebt einen Unterschied.

Ihr Vater hatte jenes gebrochene Profil, welches dem Gesichte einen nicht angenehm zu nennenden Ausdruck giebt. Er warf ihr einen zürnenden Blick zu und fragte:

„Wo warst Du jetzt?"

„Ich habe Wasser geholt."

„Du selbst?"

Sie zog es vor, nicht zu antworten, und machte sich mit ihrer Arbeit zu schaffen.

„Nun wie wird's?" fragte er scharf. „Erhalte ich Antwort?"

„Der Eduard ist für mich gegangen," sagte sie.

„Der Eduard und immer der Eduard!" zürnte er.

„Hast Du Etwas gegen ihn?"

„Eigentlich nicht. Er ist ein guter Bursche, aber ein Habenichts!"

„Wir sind auch nicht reich, Vater!"

„Gerade das ist aber Grund genug, darnach zu trachten, daß wir es werden."

Sie warf einen ganz erstaunten Blick auf ihn.

„Wir? Reich werden?" fragte sie. „Das kann wohl vor dem jüngsten Tage nicht werden!"

„O, das kann sehr bald werden! Du bist jung und hübsch. Es giebt wohlhabende Burschen, welche ein Auge auf Dich geworfen haben."

Sie erröthete und antwortete:

„Ich brauche Keinen."

Da trat er vom Tische auf sie zu und sagte:

„Keinen außer dem Eduard! Nicht wahr? Oder ist er etwa nicht Dein Schatz?"

„Nein," antwortete sie einfach.

„Das machst Du mir nicht weiß! Ich kann mir sehr leicht denken, was hinter meinem Rücken geschieht!"

„Nichts, gar nichts ist geschehen!"

„Er hat noch nicht von Liebe und Dergleichen mit Dir gesprochen?"

„Kein Wort!"

„Hm! So ist er dumm genug, dümmer als ich dachte. Wie gesagt, ich habe Nichts, gar Nichts gegen ihn, als daß da drüben bei ihm die Armuth zu Hause ist. Ihr paßt nicht zu einander. Ich dachte, Ihr wäret im Stillen einig mit einander geworden. Umso besser, wenn es nicht der Fall ist; denn mein Ja hätte ich nicht dazu gegeben. Jetzt weißt Du, woran Du bist, und kannst Dich darnach richten."

Er legte sein Arbeitsstück zusammen, zog den Rock an und ging dann, um das Erstere zum Kaufmanne zu tragen. Dies war Seidelmann, in dem Hause mit der Marmorplatte. Der Weber trat durch eine Thür, an welcher das Wort „Contor" zu lesen war. In dem Zimmer stand ein junger Mensch an einem Stehpulte. Er schien mit einem großen Buche beschäftigt gewesen zu sein. Sein Gesicht heiterte sich zusehends auf, als er den Eintretenden erblickte.

„Ah, Hofmann, Sie sind es!" sagte er. „Wieder ein ganzes Stück fertig gebracht in dieser Woche?"

„Ja, ein ganzes. Es hat mir aber große Mühe gemacht. Das Garn war ungewöhnlich schlecht."

„Oho! Das glauben Sie selber nicht. Sie wissen ganz genau, daß ich für Sie immer das beste Material aussuche."

Hofmann machte ein pfiffig ungläubiges Gesicht.

„Sie zweifeln daran?" fragte der Kaufmann. „Ich darf das gar nicht meinem Vater merken lassen. Na, zeigen Sie Ihre Waare her."

Er sah die Arbeit oberflächlich durch.

„Hm!" brummte er dabei. „Hier haben Sie einen Fadenbruch. Haben Sie ihn nicht selbst bemerkt?"

„Ich habe ihn gesehen; aber es läßt sich nun nicht ändern.

„Das wird aber Abzug geben!"

„Wegen eines Fadenbruches?"

„Natürlich! Ein Anderer dürfte mir mit so einem Fehler gar nicht kommen. Ich zahle Ihnen ja bereits mehr als jedem anderen Arbeiter. Für diese Arbeit gebe ich, wenn sie fehlerfrei ist, vier Gulden; Ihnen habe ich fünf gegeben. Wissen Sie, warum?"

„Nein, Herr Seidelmann. Ich habe gedacht, ich bekomme mehr, weil ich besser arbeite, als Andere."

Der junge Kaufmann lachte ihm ironisch entgegen und sagte:

„Das lassen Sie sich nur ja nicht einfallen. Sie arbeiten nichts weniger als gut. Keiner bringt mir so fehlerhafte Stücke wie Sie. Wenn ich nachsichtig gegen Sie bin, so habe ich meine Gründe. Mein bester Arbeiter ist der Hauser's Eduard. Er hat nie einen Fehler und bringt doppelt so viel fertig als Sie. Wenn ich ihm trotzdem nicht gut bin, so hat dies auch seine Gründe. Ich werde Ihnen heute zwei Gulden abziehen müssen!"

Der Weber erschrak. Zwei Gulden, das war für seine Verhältnisse schon ein bedeutendes Geld.

„Einen Abzug von zwei Gulden!" sagte er. „Das werden Sie mir doch nicht anthun!"

„Hm! Vielleicht lasse ich mich erweichen, vorausgesetzt, daß Sie verständig sind."

„Haben Sie mich jemals unverständig gefunden?"

„Wollen erst sehen! Sind Sie in der Nachbarstadt bekannt?"

„So leidlich, Herr Seidelmann."

„Kennen Sie das Casino?"

„Nein. Ich weiß nur, daß eine Gesellschaft junger, feiner Herren diesen Namen führt."

„Nun, ich bin Mitglied dieser Gesellschaft. Ich habe diese Herren für nächsten Dienstag nach hier geladen. Wir wollen uns ein Vergnügen machen. Es soll in der Schänke einen kleinen Maskenball geben. Haben Sie schon einmal so Etwas gesehen?"

„Im ganzen Leben noch nicht!"

„Also auch noch nicht mitgemacht?"

„Erst recht nicht."

„Nun, ich wollte Ihnen wünschen, einmal Theil zu nehmen. Aber das geht nicht; dazu muß man Geld haben. Aber, da fällt mir ein: Wir brauchen Tänzerinnen. Ist Ihre Tochter einmal auf einem Maskenballe gewesen?"

„Auch nicht."

„Gut, so werde ich sie einladen!"

Das hatte Hofmann geahnt. Sein Gesicht glänzte vor Freude.

„Werden auch Andere eingeladen?" fragte er.

„Von hier? Nein. Meine Freunde bringen ihre Damen mit. Sie kommen Alle per Schlitten. Also, erlauben Sie mir, das Engelchen einzuladen?"



V. S.

„Bin ich etwa unverständig, he?"

„O, ich habe ganz und gar nichts dagegen!"

„Das denke ich! Aber sie muß sich auch maskiren."

„Das heißt, sie soll sich verkleiden?"

„Ja. Ich habe mir bereits ausgesonnen, daß sie als Italienerin kommen soll."

„Davon verstehe ich nichts. Sie hat ja keinen Anzug, wie sie ihn dazu braucht."

„Den besorge ich. Nur mache ich die Bedingung, daß sie nicht vorher wissen darf, wer sie einladet!"

„Ich werde nichts sagen, Herr Seidelmann."

„Gut! So sind wir also einig. Ich habe erwartet, daß Sie Ja sagen werden, und bereits Alles in Ordnung gebracht. Es ist ein Paquet zur Post gegeben, welches der Briefträger noch heute bringen wird. Die Einladungskarte liegt dabei. Sie nun haben dafür zu sorgen, daß Ihre Tochter auch wirklich kommt."

„O, die wird kommen! So Etwas macht Jede gern mit!"

„Hm! Wenn sie aber nun doch nicht will?"

„So wird sie müssen!"

„Pah! Selbst ein Vater kann seine Tochter nicht zu Allem zwingen. Ich habe so eine Ahnung, daß sie gute Gründe hat, sich zu weigern."

„Von solchen Gründen weiß ich nichts."

„Hat sie keinen Geliebten?"

„Nein."

„Ich denke, der Hauser läuft ihr nach?"

„Es ist möglich, daß der eine Absicht hat; aber gesagt hat er ihr noch kein Wort davon, und ich würde das auch ganz und gar nicht dulden."

„Da sind Sie klug und weise. Also, Sie versprechen mir, daß die Engel kommt?"

„Sie kommt sicher."

„So verlasse ich mich also darauf. Und da will ich denn einmal so nachsichtig sein und Ihnen den Fadenbruch verzeihen."

„Und der Abzug?"

„Auch davon will ich absehen. Hier, haben Sie fünf Gulden".

Er gab ihm das Geld, und Hofmann ging fort, ganz glücklich, erstens darüber, so leichten Kaufes davongekommen zu sein, und sodann darüber, daß seine Tochter auserwählt war, von so feinen Herrschaften zum Ball geladen zu werden.

„Wie werden sich die anderen Mädels ärgern, wenn sie es hören!" murmelte er vor sich hin. „Es ist kein Zweifel: er ist vernarrt in sie, verliebt, ganz und gar verliebt. Es ist wahr, sie ist ein bildsauberes Weibsen, und ich bin überzeugt, daß er sie heirathen wird. Aber dann, ja dann! Dann gucke ich keinen Nachbar mehr an!"

Und der Kaufmann blickte ihm unter einem schadenfrohen Lächeln nach und brummte:

„Dummkopf, der Du bist! Wer weiß, was für Luftschlösser der Kerl jetzt baut! Ja, ein schönes Mädchen ist sie. Sie wird die Schönste von Allen sein. Und nun gar als Italienerin! Diese Tracht! Kurzes Röckchen, offenes Mieder, tief ausgeschnitten! Dazu das Tanzen, der Wein, der Grog, den sie nicht gewohnt ist! Das wird ein famoser Abend!"

In diesem Augenblicke war es, daß der Schlitten, welchen Hauser und der alte Barbier gesehen hatten, herbei gesaust kam. Er hielt vor dem Hause.

„Donnerwetter, der Onkel!" sagte der Kaufmann zu sich selbst. „Das ist eine Ueberraschung! Da ist irgend etwas Wichtiges im Werke!"

Er eilte hinaus, um den Ankömmling zu empfangen. Dieser hatte bereits die Decken von sich geworfen und den Schlitten verlassen. Er öffnete die Arme und sagte in salbungsvollem Tone:

„Ich komme wie der Engel des Herrn zu Abraham in den Hain Mamre. Sei gegrüßt in dem Herrn, Du Sohn meines geliebten Bruders!"

Sie umarmten und küßten sich.

„Willkommen, Onkel!" sagte Seidelmann. „Du überraschst uns auf die angenehmste Weise! Wer hätte Dich erwartet!"

„Der Herr machet seine Boten zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen! Wer kann seine Wege begreifen und seine Absichten erforschen! Wo ist Dein Vater, mein lieber Fritz?"

„In seinem Zimmer. Komm, laß Dich führen!"

Er geleitete ihn in das Haus und führte ihn die Treppe empor. Dort aber kam ihnen bereits sein Vater entgegen, welcher die Ankunft des Schlittens bemerkt hatte.

„Willkommen!" sagte er. „Alle Teufel, welcher Wind bringt denn Dich so unerwartet geweht?"

Der fromme Mann machte eine Geberde des Schreckes und antwortete: „Fluche nicht, mein Bruder! Wer den Fürsten der Finsterniß im Munde führt, der ist ihm bereits verfallen!"

„Du meinst den Teufel?"

„Ja, ich meine den Versucher von Anbeginn, welcher ein Gegner Gottes ist in Ewigkeit."

„Papperlapapp! Solches Zeug verfängt nicht bei mir! Komm, tritt jetzt herein, und wärme Dich! Das Mittagsessen wird sogleich aufgetragen werden."

Es war eigenthümlich, die Familienähnlichkeit zu bemerken, welche diese drei Männer zur Schau trugen. Die Brüder sahen sich zum Verwechseln ähnlich, und der Sohn paßte ganz genau zu ihnen, wie der halb ausgewachsene Alligator zu den alten Krokodilen.

Der Gast machte es sich bequem, zog seine Dose hervor, nahm eine Prise und fragte dann:

„Wie geht es Euch hier? Man hat ein Geschrei gehört in dem Gebirge

Bethlehem und ein Wehklagen auf den Höhen. Die Zeitungen schreiben, daß hier oben die Menschheit vor Hunger sterbe."

„Vor Hunger?" fiel der Kaufmann ein. „Sage doch lieber, vor Faulheit!"

„Ich glaubte es nicht. Der, welcher fünftausend Mann speisete mit drei Broden und zween Fischen, so daß noch ganze zehn Körbe mit Brocken gesammelt wurden, wird auch hier Keinen verderben lassen."

„Hat Dich der Baron geschickt?"

„Auch in seinem Auftrage komme ich."

„Auch, sagst Du. Also giebt es noch einen anderen Grund Deines Kommens?"

„Ja. Ich komme als Prophet, als Heiliger der Meinigen."

„Alle Wetter! Seit wann bist Du unter die Heiligen und Propheten gegangen?"

Der Mann faltete die Hände und antwortete:

„Ich bin nie als Saul unter die Propheten gegangen; ich war auch nie ein Saulus, aus welchem ein Paulus werden mußte. Ich habe von Anbeginn meiner irdischen Laufbahn nach dem Reiche der Erlösung gestrebt. Jetzt nun bin ich Vorsteher der Gesellschaft der Schwestern und Brüder der Seligkeit."

„Diesen Galimatthias mag der Kukuk verstehen; ich begreife kein Wort davon. Erkläre Dich deutlicher!"

„Das werde ich thun, denn meine Seele dürstet, auch Euch zu retten und einzuführen in die Secte der wahrhaft Frommen."

„Bleibe mir mit Deiner Secte vom Leibe! Ich beginne zu begreifen, daß Du Vorsteher einer frommen Gesellschaft bist?"

„Es ist die Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit."

„Aha! Es sind auch Schwestern dabei? Gratulire!"

„Du redest, wie die Kinder der Menschen reden. Ich verzeihe es Dir, denn die Herzen meiner Brüder sind voller Milde und Erbarmen. Sie haben von der Noth vernommen, welche in dieser Gegend herrschen soll, nud eine Sammlung zum Besten der Unglücklichen veranstaltet. Ich komme mit sechstausend Gulden, um sie zu vertheilen unter Die, welche einer solchen Gabe am Würdigsten sind."

Der Kaufmann lachte.

„Der Würdigste bist jedenfalls Du selbst!" sagte er. „Also, sechstausend Gulden? Hm! Darüber werden wir noch zu sprechen haben. Vorerst aber muß ich wissen, ob Du auch im Auftrage des Barons kommst."

„Ja, auch er sendet mich."

„In welcher Angelegenheit?"

„In der Angelegenheit jenes Sohnes Belials, welchen Ihr hier den Waldkönig nennt."

„Ich bitte Dich um aller Welt willen: Laß diese frommen Ausdrücke bei Seite, wenigstens so lange, als Du Dich bei mir befindest! Wir kennen uns

und brauchen uns nicht zu verstellen. Wenn Belial wirklich einen Sohn hat, so bist Du es! Verstanden?"

Der Fromme schlug die Augen zum Himmel auf, machte eine Geberde des Abscheues und rief:

„Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Ich werde mich wahrhaftig gezwungen sehen, zu sprechen ganz so, wie die Kinder der Sünde zu sprechen pflegen. Aber sage mir, wie es kommt, daß Dein Name „Seidelmann und Sohn" an Deiner Thür zu lesen ist? Das ist doch ganz so, als ob Du Kauf- oder sonst ein großer Geschäftsmann geworden seist."

„Das ist auch der Fall!"

„Kaufmann?"

„Man könnte so sagen. Was ich bin, das wird hier in dieser Gegend eigentlich Verleger genannt."

„Dieses Wort verstehe ich nicht."

„Ich werde es Dir erklären. Es giebt große Fabrikanten, deren Geschäft ein so bedeutendes ist, daß sie gar nicht Zeit finden, direct mit ihren Arbeitern zu verkehren. Sie engagiren also Mittelspersonen."

„Ah, das sind die Verleger?"

„Ja."

„Ein solcher bist auch Du?"

„Ja. Es giebt hier Weber zu Tausenden. Sie finden in dieser Gegend keine Arbeit. Ich habe mich nun mit mehreren Fabrikanten in Verbindung gesetzt; diese senden mir das Material und die Muster und bezahlen mir pro Stück ein bestimmtes Arbeitslohn. Ich engagire die Arbeiter und behalte dafür von dem Lohne eine Kleinigkeit für mich."

„Wie viel beträgt diese Kleinigkeit?"

„Bekomme ich pro Stück zehn Gulden, so erhält der Arbeiter vier, höchstens fünf."

„Welch ein Sündengeld! Du bist werth, ersäufet zu werden im Meer, da es am tiefsten ist!"

„Bekomme ich ferner pro Stück vierzig Pfund Garn für den Arbeiter, so erhält dieser Letztere nur fünfunddreißig. Er muß davon das Stück liefern. Reicht das Garn bei ihm nicht aus, so kommt er zu mir, um zu kaufen, was er nöthig hat!"

„Ich sehe den Mühlstein bereits an Deinem Halse hängen!"

Der Kaufmann zog eine selbstgefällige Miene und antwortete:

„Ehe ich ertrinke, mußt vorher erst Du ersoffen sein. Aber horch, man klopft! Das Essen ist aufgetragen. Komm! Wir dürfen nicht warten lassen!"

Sie begaben sich in das Nebenzimmer. Wie ganz anders sah es da aus, als am Mittag bei dem armen Hauser! Dort hatte es nur schlechte Kartoffeln mit Salz gegeben. Hier erfüllten Wohlgerüche das Zimmer, und die Tafel brach fast unter dem Reichthume der Delicatessen, welche aufgetragen waren.

„Komm, und lange zu!“ nöthigte der Kaufmann.

Da aber zog sein Bruder ein frommes Gesicht, faltete die Hände und sagte:

„Laßt uns vorher beten!“

„Mache hier keine dummen Witze!“ rief Seidelmann. „Das Beten ist für die armen Teufel und für die reichen Heuchler. Mir aber kommst Du nicht damit! Setze Dich und haue ein!“

Der Fromme schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte:

„Eigentlich müßte Dir da jeder Bissen zu Galle, Gift und Opperment werden. Du bist schlimmer als ein Heide und Götzendiener; aber Gottes Sonne geht ja auch auf über Gerechte und Ungerechte. Es sei Dir verziehen!“

Nun schwelgten Die, welche den hungernden Arbeiter um den größten Theil seines Lohnes betrogen, in Genüssen, von denen der Aermste kaum die Namen zu nennen gewußt hätte. Kostbarer Wein wurde getrunken. Die Tafel währte, bis die Dämmerung hereinbrach. Unten standen die Arbeiter, um die Früchte ihrer Anstrengung zu bringen und den ärmlichen Lohn in Empfang zu nehmen. Sie mußten warten, bis es Fritz Seidelmann gefiel, sich ihrer zu erinnern.

Auch Eduard Hauser befand sich unter ihnen. Er hatte seine vier Stück Kleiderstoff gebracht und zählte die Sekunden. Die Seinen hatten weder Feuerung, noch Speise oder Licht.

Endlich kam der Kaufmannssohn. Er expedirte zuerst die Anderen und ließ Eduard bis zuletzt warten. Er wußte es so einzurichten, daß die Stoffe desselben neben das Stück zu liegen kamen, welches Hofmann gebracht hatte. Er vertauschte dasselbe so geschickt, daß Eduard gar nichts bemerkte, und prüfte es dann. Seine Stirn zog sich dabei in tiefe Falten.

„Was ist denn das?“ sagte er. „Ich glaube gar, hier ist ein Fadenbruch!“

Eduard erschrak.

„Ein Fadenbruch?“ fragte er. „So Etwas ist ja bei mir noch gar nicht vorgekommen!“

„Und doch ist einer hier, und was für einer!“

„Das ist ganz unmöglich, Herr Seidelmann!“

Der Kaufmann warf ihm einen strengen, verweisenden Blick zu und sagte in erhobenem Tone:

„Denken Sie etwa, ich habe keine Augen? Und warum sollte es so sehr unmöglich sein?“

„Weil ich die Stücke vorher ganz genau durchgesehen habe.“

„So schauen Sie her? Hier!“

Er hielt ihm den Fehler vor die Augen. Eduard nahm den Stoff in die Hand, prüfte ihn, besah sich die Arbeit und sagte dann:

„Herr Seidelmann, dieses Stück ist nicht von mir!“

„Ah! Wieso? Von wem denn sonst?“

„Ich kenne meine Arbeit und auch diejenige meines Vaters!“

„Wollen Sie etwa sagen, daß Sie diese vier Stück gar nicht gebracht haben?“

„Das nicht. Aber ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll!“

„Desto besser weiß ich, was ich von Ihnen denken soll! Wissen Sie vielleicht, welchen Werth ein solches Stück hat?“

„Wohl über dreißig Gulden!“

„Ja, sechsunddreißig Gulden. Sie haben es verdorben. Sie müssen Schadenersatz leisten. Das Stück werde ich nicht los. Es gehört Ihnen; es ist Ihr Eigenthum, und dafür bezahlen Sie mir jetzt die sechsunddreißig Gulden!“

Dem armen Weber war es, als ob er einen Keulenschlag erhalten hätte.

„O Gott, sechsunddreißig Gulden!“ sagte er. „Ich habe ja nicht einmal so viel Kreuzer in meinem Vermögen!“

„Das wird sich finden. Vorerst aber will ich die drei anderen Stücke prüfen!“

Er suchte und forschte. Er fand keinen Fehler. Da nahm er den Fadenzähler, ein Vergrößerungsglas, und setzte ihn auf den Stoff, um Kette und Einschuß zu prüfen.

„Ah!“ sagte er. „Das ist nicht übel! Wie viel Schuß haben Sie pro Zoll zu liefern?“

„Fünfzig.“

„Und ich zähle nur fünfundvierzig! Das ist kein Kleiderstoff, das ist ein Lappen, ein Lumpen! Wer soll solches Zeug kaufen! Durch solche Arbeiter geht der Ruf der Firma verloren. Wie steht es, können Sie die sechsunddreißig Gulden bezahlen?“

„Nein.“

„Gut, so will ich das auf mich nehmen, um nur den Aerger los zu werden. Sie erhalten aber natürlich kein Arbeitslohn, und Arbeit erhalten Sie auch nicht wieder.“

„Herr Seidelmann!“

„Was beliebt?“

„Wollen Sie mich und meine Familie unglücklich machen?“

„Was gehen mich Sie und was geht mich Ihre Familie an! Es ist mir völlig gleichgiltig, ob Sie glücklich sind oder nicht. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Arbeiten Sie besser. Pasta, abgemacht! Adieu!“

Er drehte sich um, ging hinaus und ließ Eduard stehen. Diesem war es, als ob er träume. Er konnte gar nicht an die Möglichkeit Dessen, was er gehört hatte, glauben. Es gab hier nur ein Mittel: Er mußte mit Seidelmann, dem Vater sprechen. Er begab sich also nach dessen Zimmer und klopfte an.

„Herein wurde geantwortet.

Als er eintrat, saßen die beiden Brüder beisammen, und Fritz befand sich bei ihnen.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Vater streng.

„Ich wollte Sie ersuchen, sich doch gütigst einmal die —“

„Ah, die vier Stücke Kleiderstoff ansehen?“ unterbrach ihn der Kaufmann rasch.

„Ja.“

„Das ist nicht nöthig. Mein Sohn hat mich bereits von dem Vorgefallenen unterrichtet. Seine Augen sind ebenso scharf wie die meinigen. Sie kommen noch sehr gut weg.“

„Aber, Herr Seidelmann, ich weiß von keinem Fadenbruch etwas, und ich gestehe, daß wir ohne einen Kreuzer sind und weder Feuerung noch Lebensmittel in dieser Kälte mehr besitzen!“

„Was geht mich das an! Arbeitet besser! Sie haben in vierzehn Tagen drei volle Stück fertig gemacht. Das ist unmöglich, wenn man sorgfältig arbeitet. Bei solcher Ueberstürzung muß ja die Lüderlichkeit fertig werden.“

„Herr Seidelmann, ich habe Tag und Nacht gearbeitet, weil Sie uns die hundertzwanzig Gulden gekündigt haben!“

„Weiß schon, weiß schon! Es bleibt bei der Bestimmung meines Sohnes. Sie erhalten keine Arbeit wieder. Und wenn bis Ende des nächsten Monats die gekündigte Summe nicht gezahlt wird, so nehme ich Ihrem Vater die Bude weg.“

„Mein Gott! Das wäre ja die reine Grausamkeit!“

Da erhob sich der Armenpfleger, streckte die Hände weit von sich und sagte:

„Herr, behüte mich in Gnaden! Das ist auch Einer von der Rotte Korah, Datham und Abiram! Er lästert die wahren Gläubigen und ärgert die Kinder der Gerechten. Hebe Dich von uns, sonst lasse ich Feuer und Schwefel regnen über dieses Gomorrha der Lüderlichkeit und des Leichtsinns!“

Eduard fühlte etwas, was nicht Abscheu allein, sondern auch Ekel war. Er ging. Es war ihm ganz wüst im Kopfe, und das Herz wollte ihm brechen. Unterwegs — er konnte nicht anders, er konnte nicht weiter, die Glieder wurden ihm so schwer — unterwegs setzte er sich in den tiefen Schnee, legte das Gesicht in die kalten, frierenden Hände und weinte wie ein Kind.

Er hätte da sitzen bleiben können die ganze Nacht. Vielleicht wäre die Starre des Frostes über ihn gekommen und hätte ihn einschlafen lassen auf Nimmererwachen. Aber da dachte er an die Seinigen, an die alten Eltern und auch an die kleineren Geschwister. Er raffte sich wieder empor und ging nach Hause.

Dort erzählte er, was ihm widerfahren war. Diese Nachricht brachte großen Schreck hervor. Die Mutter rang die Hände, und die Brüder und Schwestern weinten. Der Vater hatte wortlos zugehört; jetzt faltete er die Hände und sprach:

„Auf, auf, gieb Deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!

Befiehl Gott, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist Du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl!"

Welch ein Unterschied zwischen diesem armen Weber, dessen Frömmigkeit ohne Falsch war, und jenem Heuchler, der Eduard mit Worten, der heiligen Schrift entlehnt, die Thür gezeigt hatte.

„Du hast Recht, Vater," sagte die weinende Frau; „wir müssen uns auf Gott verlassen. Aber wird er selbst kommen, um uns Brod, Kohlen und Holz zu geben?"

„Brod haben wir nicht," antwortete Hauser; „aber haben wir nicht noch Kartoffeln?"

„Nur einen ganz kleinen Rest noch."

„So werden unsere Kinder heute nicht hungern. Koche sie!

„Womit? Hier in der Stube ist es jetzt ebenso kalt wie draußen auf der Gasse!"

„Ich gehe zum Nachbar Hofmann. Er wird mir einige Kohlen borgen. Giebt Gott dem reichen Baron von Helfenstein die Kohlen in solchen Mengen umsonst, so kann er auch mir einige Stückchen schenken, um dem Nachbar die Schuld zu bezahlen."

Er nahm einen Korb und ging. Eduard wußte kaum, was er dachte und was er that. Die Stube mußte unbedingt geheizt werden. Der Nachbar hatte selbst nichts übrig. Für wenige Kreuzer Kohlen, wie lange konnten sie vorhalten? Der junge Bursche setzte seine Mütze wieder auf, holte sich die kleine Handsäge aus dem Gewölbe und schritt dann zum Städchen hinaus, dem Walde zu.

Was wollte er dort? Er gab sich keine bestimmte Rechenschaft darüber. Viele arme Leute gingen in den Wald, um ganze Körbe voll Lesholz heimzutragen. Aber das geschah im Sommer. Jetzt konnte man unter dem Schnee nicht suchen. Andere wieder gingen des Nachts hinaus, holten sich ganze Stämme und spalteten sich ihr Winterholz daraus. Auch jetzt gab es noch genug abgestorbene Bäumchen und Bäume, deren Holz trocken genug war, um sogleich als Feuerung verwendet werden zu können. Das gab Hilfe in der Noth.

Eduard erreichte den Wald. Er kannte eine junge Fichte, welche abgestorben war. Sie war nicht schwer zu finden, und bereits nach kurzer Zeit stand er vor ihr. Er handelte fast willenlos, ganz noch unter dem Einflusse des Geschehenen. Er kniete nieder, legte die Säge an und —

„Herr, mein Heiland, was will ich thun!"

Der Ton, welchen die Säge erzeugte, als sie die dürre Rinde berührte, hatte ihn zu sich gebracht. Es war ihm, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache.

„Das ist ja Diebstahl," murmelte er. „Forstdiebstahl, der streng, sehr

streng bestraft wird! Soll ich denn die Eltern und Geschwister noch elender machen, als sie bereits jetzt sind? Nein, ich stehle nicht, sondern ich will arbeiten!"

Er erhob sich aus der knieenden Stellung.

„Arbeiten?" fuhr er fort. „Ja, aber kann ich denn? Ich soll ja keine Arbeit mehr erhalten! Gut, so gehe ich in den Kohlenschacht. Ich werde morgen fragen, ob man mich annehmen will."

Wenn der Mensch im Unglücke einen festen Entschluß faßt, so ist ihm bereits zur Hälfte geholfen. Eduard fühlte sich plötzlich ganz ruhig und voll Vertrauen. Er verließ den Ort, an welchem er beinahe zum Diebe geworden wäre.

Der Schnee leuchtete. Indem der junge Mann einem schmalen Waldpfade folgte, welcher nach dem offenen Wege führte, hörte er plötzlich Schritte vor sich. Er blieb überrascht, vielleicht sogar ein Wenig erschrocken stehen. Der ihm Begegnende that dasselbe. Hier unter den Bäumen fiel der Schnee nicht so dicht, als draußen im Freien. Die Beiden erkannten sich sofort.

„Herr Förster!"

„Was? Hausers Eduard? Was thun Sie zu dieser Zeit und in diesem Wetter hier im Walde?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Förster, ganz offen und ehrlich, wie es ist. Ich kam, um Holz zu stehlen. Hier sehen Sie die Handsäge. Aber als sie durch die Rinde zu schneiden begann, da war es mir gerade so, als ob es nicht durch den Baumstamm, sondern durch meine Seele gehe. Ich kehrte um."

„Das ist doch gar nicht zu glauben! Hausers Eduard ein Holzdieb, das macht mir keiner weiß, wenn Sie es nicht selber wären, der es sagt. Das muß seine eigene Bewandtniß haben."

„Die hat es auch. Hören Sie!"

Er erzählte sein heutiges Unglück. Der Förster war ein rauher Mann, aber unter einem unnahbaren Aeußeren verbarg er ein tiefes, wohlwollendes Gemüth. Er hörte den Worten Eduard's schweigsam zu und sagte dann, als dieser geendet hatte:

„Ja, ja, so ist es! Diese Seidelmann's sind ein wahrer Segen für unsere Gegend. Es giebt weit und breit keine Concurrenz für sie, und so haben sie das Prä und die Dominatio in ihren ungewaschenen Händen. Es ist mit ihnen ganz dasselbe wie mit dem Kohlenbergwerk, bei welchem der Baron Franz von Helfenstein die Alleinherrschaft hat. Ein zweites Werk giebt es in der ganzen Gegend nicht; die Bewohner sind zu arm, um mit ihren meist zahlreichen Familien auszuwandern oder eine Gegend im Vaterlande, wo sie Arbeit finden könnten, aufzusuchen, auch hängen die braven Leute an ihrer Heimath, trotz des Elendes, an welchem sie da zu kauen haben, und so hat der Baron und der Seidelmann alle Welt in der Hand. Wem sie keine Arbeit geben, der muß entweder verhungern oder zu den Paschern gehen, und wem sein Lohn ohne allen Grund verkürzt werden soll, der muß es sich einfach

gefallen lassen. Ich habe eine fürchterliche Liebe zu diesen Schuften. Sie allein sind Schuld an der immer mehr überhand nehmenden Verarmung. Sie allein haben es auf dem Gewissen, daß die Zahl der Schmuggler, der Wild- und Holzdiebe so auffällig wächst. Heiliges Hagelwetter, wie wollte ich mich freuen, wenn ich Gelegenheit fände, Einem von ihnen einmal Etwas am Zeuge zu flicken! Ich wollte, ich könnte ihnen sämmtliche Bäume meiner Forstungen um die Köpfe schlagen, aber Notabene, die Aeste und Zweige dürften es nicht sein, sondern ich würde gleich die Stämme nehmen, gerade wie Rübezahl, welcher ja auch an solchen Herren seinen Narren gefressen hat! Wenn ich den Baron, den Zahlmeister vom Schachte oder einen Seidelmann sehe, so wird es mir allemal warm unter der Jacke, die Kapuze will mir vom Kopfe, und in den Fingern juckt es mich, als wenn ich in ein ganzes Feld voller Brennesseln gegriffen hätte! Der Teufel hole dieses Gesindel; aber nicht etwa fein säuberlich unter den Armen darf er sie anfassen, sondern er muß vierzigtausend Satane mitbringen, von denen jeder ein einzelnes Haar dieser Schufte in die Krallen nimmt! Und dann muß es durch die Luft gehen, hurr, hurr, hopp, hopp, hopp, gerade wie in dem Gedichte von der Lenore, welches der Schiller gemacht hat, oder der Beethoven oder der alte Schweppermann; ich weiß es nicht genau; kurz und gut, ein berühmter Kerl ist es gewesen. Auch Du sollst ihnen zum Opfer fallen, mein Junge. Du bist ein braver Kerl, ein guter Sohn und ein tüchtiger Arbeiter; das wissen wir Alle. Was Du heute geliefert hast, ist jedenfalls tadellos gewesen; aber wer weiß, welchen Grund dieser Seidelmann hat, Dich in das Elend zu stürzen. Hast Du ihn einmal beleidigt?"

„Nie! Wenigstens weiß ich nichts davon."

„Oder bist Du ihm irgendwie im Wege?"

„Wie sollte das der Fall sein! Sein Weg ist ja ein ganz anderer, als der meinige."

„Das ist wahr. Aber einen Grund hat er jedenfalls. Vielleicht wirst Du ihn noch erfahren. Was aber gedenkst Du anzufangen? Ein Spitzbube wärest Du beinahe geworden. Ein Glück, daß der Grund und Boden bei Dir so gut bearbeitet ist! Da kann moralisches Unkraut nicht gut haften. Oder willst Du unter die Pascher gehen?"

„Das fällt mir nicht ein, Herr Förster. Ein Verbrecher werde ich nicht. Lieber verhungere ich. Ich habe mir vorgenommen, morgen früh zum Obersteiger zu gehen. Vielleicht giebt er mir Arbeit."

„Kohlenarbeiter willst Du werden, Junge?"

Der alte, biedere Mann pflegte erwachsene Burschen, wie Eduard einer war, wohl mit „Sie" anzureden; hier aber ging ihm die Sprache mit dem guten Herzen durch und mit dem Interesse, welches er für diesen Fall hegte.

„Ja; es bleibt mir doch nichts Anderes übrig," antwortete der Gefragte.

„Aber Du wirst nur als Anfänger bezahlt werden, das heißt, schlecht genug, da Du von der Sache noch nichts verstehst!"

„Das muß ich mir allerdings gefallen lassen. Besser ist es immer, wöchentlich wenig zu verdienen, als monatlich gar nichts."

„Hm! Auch das ist richtig. Es freut mich, daß Du aus eigenem Antriebe heute von dem falschen Wege wieder abgewichen bist, und darum möchte ich mich gern Deiner annehmen. Leider aber habe ich dazu gar keine Gelegenheit. Im Winter wird im Revier nicht gearbeitet; Personal habe ich übergenug. Es geht nicht, beim besten Willen nicht! Also Holz wolltest Du holen? Habt Ihr etwa kein Brennmaterial?"

„Gar keines. Der Vater ging vorhin zum Nachbar Hofmann, um sich ein Bischen Holz und ein paar Stücke Kohlen zu borgen."

„Zu dem? Hm! Dem steht auch der Kopf höher, als Du denkst und als er Veranlassung hat. Er scheint bei dem Seidelmann in einiger Gunst zu sein, und das treibt ihm die Nase aufwärts. Ich möchte nicht bei ihm borgen. Und wie steht es denn mit der Nahrung bei Euch? Was habt Ihr heute Mittag gegessen?"

„Kartoffeln?"

„Und was dazu?"

„Salz. Die Mutter hat es über dem Feuer gebräunt."

„Ah, kenne das! Es muß einen schärferen Geschmack bekommen, damit man die seifigen, ungesunden Kartoffeln hinunter bringt. So ist die Nahrung unserer armen, braven Bevölkerung beschaffen. Kein Wunder, daß dann die Haut um die Knochen schlingert und das Blut eine Schärfe erhält, welche am Leben frißt! Und heute Abend? Was habt Ihr da auf dem Tische?"

„Nichts. Die Mutter wollte nachsehen, ob noch einige Kartoffeln vorhanden seien."

„O weh! Da hat der Magen schon zu Fastnacht Osterferien! Ist das ein Elend! Wer ist Schuld daran? Die Regierung etwa? Die thut Alles, was sie thun kann. Aber die Blutsauger, die Vambeeren oder Vampiren oder wie sie heißen, die sind Schuld daran! In unserer Gegend sollte es auch einen solchen Fürsten des Elendes geben, wie in der Residenz!"

„Einen Fürsten des Elendes? Was ist das?"

„Wie? Du hast noch nichts von diesem Prachtkerl gehört?"

„Kein Wort!"

„Hm, ja! Ihr schindet Euch von Morgens bis Abends und oft auch wieder von Abends bis früh Morgens mit Eurer Arbeit und habt keinen Augenblick Zeit, Euch um das zu bekümmern, was draußen vorgeht. In der Residenz ist nämlich eine geheimnißvolle Person aufgetaucht, welche überall da zum Vorschein kommt, wo ein armes Menschenkind mit Noth und Sorge ringt. Diese Person bringt dem Unglücklichen Hilfe und verschwindet dann wieder. Kein Mensch weiß, wer der Mann ist. Er scheint allwissend und allgegenwärtig zu sein. Wer den Namen „Fürst des Elendes" aufgebracht hat, das kann Niemand sagen, aber bezeichnend ist er ganz und gar. So einen Engel sollten wir hier haben! Na, ich sehe, Du zitterst vor Frost. Das ist kein Wunder:

Nichts auf dem Leibe und nichts in dem Magen. Komm, Bursche! Wenn wir wacker durch den Schnee stampfen, wird Dir's wärmer werden."

Er schickte sich an, weiter zu gehen, aber nicht in der Richtung des Städtchens, sondern in derjenigen, welche nach dem Forsthause führte. Deßhalb sagte Eduard:

„Dann gute Nacht, Herr Förster. Sie wollen mich also nicht zur Anzeige bringen?"

Der Alte hielt seine Schritte an und antwortete:

„Zur Anzeige? Mensch, für wen oder was hältst Du mich? Denkst Du etwa, ich hätte kein Herz unter dem Kamisole? Hätte ich Dich mit dem Stamme getroffen, den Du glücklicher Weise stehen gelassen hast, weiß Gott, ich hätte Dich aus Pflicht, anzeigen müssen, so leid es mir in tiefster Seele gewesen wäre; aber Du bist nicht zum Spitzbuben geworden, und so kann es mir gar nicht einfallen, Dich noch tiefer in das Elend zu stürzen. Und von wegen dem „Gute Nacht, Herr Förster", das laß nur fein sein! Ich selbst bin auch nur ein armer Teufel; ich habe außer einigen Deputaten nur dreihundert Gulden Gehalt und ein Stückchen armes Feld, aber es wächst doch immer Einiges darauf, und für eine brave Familie, welche hungern und frieren soll, liegt gern ein Stückchen Brod in meinem Schranke!"

Eduard fühlte sich tief gerührt, und dennoch sagte er zögernd:

„Herr Förster —"

„Was denn, was?"

„Das Betteln ist uns noch niemals in —"

„Halte den Schnabel, Junge!" fiel ihm da der Alte schnell und polternd in die Rede. „Was kommt Dir in den Sinn! Habe ich Dich und die Deinen jemals als Bettler, Strolche und Lumpen betrachtet? Mach keine Spinnefixereien! Wir Menschen sollen keine Steine sein, sondern eben Menschen. Wir sollen einander aus der Noth helfen. Der Heiland hat aus sieben Brocken fünfhundert Brode gemacht, oder waren es gar fünftausend, nämlich dort am See Elisabeth oder Nazareth; das bringe ich nun zwar nicht fertig, aber ich kann aus Broden Brocken machen, und einen davon sollst Du mit nach Hause nehmen. Also komm, und vorwärts marsch!"

Er ging voran, und Eduard folgte ihm. Wie war dem Letzteren sein Herz, welches vorher so schwer gewesen war, so leicht geworden! Er hatte die Versuchung überwunden, und der Lohn war sofort gefolgt: Er hatte die Verheißung, den hungernden Seinen eine Speise mitbringen zu können.

Als sie an die Stelle gelangten, wo der schmale Waldpfad auf die breitere Fahrstraße mündete, welche an dem Forsthause vorüber führte, blieb der Alte lauschend stehen und sagte:

„Horch! Hörst Du Etwas?"

„Ja; Schellengeläute."

„Richtig! Da unten kommt ein Schlitten. Zu dieser Zeit und bei diesem Schnee! Das ist selten. Na, Pascher werden es nicht sein, denn die hängen keine Schellen und Klingeln an die Pferde."

Sie schritten weiter. Die Straße ging bergan; dennoch wurden sie von dem Schlitten sehr bald eingeholt. Es schien ein Extrapost-Fuhrwerk zu sein. Der Kutscher hielt an und fragte:

„Guten Abend, Leute! Sind Sie hier bekannt?"

„Das will ich meinen," antwortete der Förster.

„Nicht wahr, diese Straße führt nach dem Forsthause?"

„Ja."

„Wie weit ist es noch bis dahin?"

„Wollen Sie etwa nur bis zur Försterei?"

„Ja. Dieser Herr will zum Förster Wunderlich."

„Zum alten Wunderlich? Der bin ich ja selber!'

Als der tief in Pelzwerk gehüllte Herr, welcher im Schlitten saß, dies hörte, schlug er den Kragen vorn auseinander, so daß er sprechen konnte, und sagte:

„Sie selbst sind der Herr Förster? Das ist mir sehr angenehm. Sind Sie vielleicht auf dem Heimwege begriffen?"

„Ja. Hier ist's kalt und zugig, und meine Alte wird mir eine warme Suppe in den Kachelofen gestellt haben."

„Darf ich mich zu dieser Suppe einladen?"

„Warum nicht, Herr? Löffeln haben wir genug, und wenn der Suppentopf etwa nicht sehr groß sein sollte, so wird Wasser zugegossen, dann wird's wohl ausreichen."

„Schön! Wie lange fahren wir noch?"

„Nur fünf Minuten."

„So steigen Sie mit ein!'

„Danke! Ich kann laufen. Die Straße ist steil und der Schnee tief; ich will die Pferde nicht maltraitiren."

„Die sind kräftig genug. Steigen Sie nur Beide ein!"

Der Fremde lüftete die Schlittendecke, und so meinte der Alte:

„Na, wie Sie wollen! Ich habe warme Stiefel an und kann mich hinten auf die Pritsche setzen. Dieser Bursche aber hat seine Sommerhosen an. Nehmen Sie ihn hinein, wenn Sie wollen."

Eduard zögerte; aber der Fremde faßte ihn beim Arme und zog ihn hinein. Der Förster stieg hinten auf, und nun setzte sich der Schlitten wieder in Bewegung. Da wendete sich der Herr nach rückwärts und sagte:

„Sie werden sich wundern, was so spät ein Reisender bei Ihnen will!"

„Hm, ich werde es wohl erfahren."

„Allerdings, Doch warten wir, bis wir bei Ihnen sind."

Die fünf Minuten vergingen, und nun sahen sie, nur ein klein Wenig abseits der Straße, das Forsthaus unter hohen, mit Schnee beschwerten Tannen, stehen. Der Kutscher lenkte hinüber, und noch ehe sie anhielten, öffnete sich die Thür, unter welcher eine behäbige Frauengestalt erschien, eine Laterne in der Hand haltend.

„Guten Abend, Bärbchen!" grüßte der Förster. „Hat Dich das Schellen

geläute heraus gezogen? Ja, Du hast wohl nicht gedacht, daß Dein Alter heute so vornehm mit Extrapost ankutschirt kommt!"

Sie trat auf die Stufen heraus und antwortete:

„Das habe ich freilich nicht gedacht; aber die Extrapost habe ich doch erwartet."

„Du?" fragte der Förster erstaunt. „Was hast denn Du mit solchen Extragelegenheiten zu schaffen?"

„Gerade als Du fort warest, brachte ein Lohnfuhrmann aus der Stationsstadt zwei Koffer und sagte, daß der Herr, dem sie gehören, mit Extraschlitten nachkommen werde."

Der Alte warf einen Blick auf den Fremden, welcher soeben hinter Eduard ausgestiegen war, und sagte:

„Da ahnt und schwant es mir, daß Sie der Besitzer dieser Koffer sind."

„Ich bin es. Doch bitte, lassen Sie uns vor allen Dingen eintreten!"

„Halt!" rief da Wunderlich. „Sie sehen aus wie ein vornehmer Herr. Vielleicht sind Sie Kaufmann oder so Etwas, und mein Haus liegt nahe bei der Grenze. Sie haben zwei Koffer mit. Sollte es sich etwa um eine Schmuggelei handeln, so muß ich mich sehr verwahren. Meine Thür steht einem jeden braven Kerle offen; aber wenn Sie in solcher Absicht kommen, so nehmen Sie nur gleich die Beine wieder unter die Arme!"

„Alter, Alter!" warnte seine Frau in bittendem Tone.

„Keine Sorge!" fiel der fremde Herr ein. „Ich komme in der ehrlichsten Absicht von der Welt. Sie brauchen mich nicht von sich zu weisen."

Er gab dem Postillon ein Trinkgeld. Dieser mochte fühlen, daß es ein sehr ungewöhnliches sei und machte ein außerordentliches Honneur. Dann trat er mit seinem Schlitten den Rückweg an.

„Sie sehen, mein lieber Herr Förster, daß ich die Schiffe hinter mir verbrenne," sagte der Fremde. „Ich kann nun nicht retour, und Sie müssen mir wohl oder übel den Zutritt gestatten."

„Wenn Sie wirklich nicht in der erwähnten Absicht kommen, dann von Herzen gern. Gehen Sie voran!"

Die Försterin leuchtete ihnen durch den dunklen Flur in die Wohnstube. Diese war niedrig; die Wände bestanden aus Holztäfelwerk, und die Möbels waren beinahe mehr als einfach; aber Alles glänzte vor Sauberkeit, und der alte, riesige Kachelofen, welcher in der Ecke stand, strahlte eine angenehme Wärme aus.

Der Förster gab dem Fremden die Hand und meinte in seiner biederen, treuherzigen Weise:

„Willkommen also, Herr! Legen Sie das Pelzwerk ab, und machen Sie es sich bequem! Mutter, hast Du mir meine Suppe aufgehoben?"

„Wie sollte ich nicht," antwortete sie, indem sie geschäftig nach dem Ofen eilte. „Du siehst ja die Schüssel, den Teller und den Löffel dort auf dem Tische!"

„Aber halt! Langt sie denn für uns Drei?"

Da wendete sie sich schnell um, machte ein höchst zweifelhaftes Gesicht und sagte:

„Hm! Für Drei? Das möchte ich bezweifeln!“

Der Fremde hatte Pelz und Hut an den Nagel gehängt. Jetzt drehte er sich um und meinte lächelnd:

„Bitte, meinetwegen keine Umstände! Ich bin nicht hungrig, und ehe ich daran denken kann, mich mit an Ihren Tisch zu setzen, muß ich mich doch erst Ihnen vorstellen, damit Sie erfahren, wer es ist, den es Ihnen so unerwartet in die Stube schneit. Gehört dieser junge Mann zu den Bewohnern Ihres Hauses?“

„Nein. Ich bin ihm zufälliger Weise begegnet und habe nur ein Kleines mit ihm abzumachen.“

„So besorgen Sie das vorher. Ich habe keine Eile.“

„Das ist mir recht, denn den Eduard möchte ich nicht warten lassen. Hunger thut weh!“

Da schlug die Försterin die Hände zusammen und fragte:

„Hunger? Herr Jesus! Sind denn die Hauser's in Noth?“

„Ja, meine Alte. Setzen Sie sich nieder. Setze auch Du Dich nieder, mein Junge. Weißt Du, Bärbchen, seine Leute haben nichts zu essen und auch nichts zu feuern. Da ist in der Noth ihm der Gedanke gekommen, in diesem Wetter und bei diesem Schnee in den Wald zu gehen, um ein Wenig Holz zu holen. Der brave Junge ist aber wieder umgekehrt. Er hat sich doch gesagt, daß er kein Recht an dem Holze hat, und da hat er lieber frieren wollen. Was ist da zu thun, liebes Bärbchen?“

„Ja, da muß doch schleunigst geholfen werden!“ antwortete die Försterin. „So brave Leute darf man doch nicht sitzen lassen. Aber, ist denn heute nicht Lohntag gewesen?“

„Der ist allerdings gewesen. Der Eduard hat sich Tag und Nacht geschunden, aber der Seidelmann, der jedenfalls irgend einen Pick auf ihn hat, hat seine Arbeit getadelt, ihm das Geld verweigert und ihn dann sogar abgelohnt. Er hat seinem Vater auch die Hypothek gekündigt. Ist das nicht ein Elend, he?“

„Ein großes sogar! Was soll da werden?“

„Der Eduard will zum Obersteiger und ihn um Beschäftigung bitten. Das wird auch nicht viel abwerfen, weil er kein gelernter Bergmann ist. Aber hier giebt es ja nichts Anderes. Der Obersteiger ist kein schlechter Kerl; er hält Etwas auf mich, und so werde ich morgen früh ein gutes Wort einlegen. Jetzt aber schütte dem Eduard die Suppe aus! Er hat's am Nöthigsten, und ich und der Herr hier werden schon Etwas für uns finden.“

Die Försterin folgte schleunigst dieser Aufforderung. Eduard mußte sich wohl oder übel an den Tisch setzen und zulangen. Unterdessen zog der Fremde, welcher es sich in einer Weise, als ob er hier zu Hause sei, auf dem Kanapee bequem gemacht hatte, eine Cigarre heraus, welche er sich anbrannte. Er bot auch dem Förster eine an; dieser aber meinte:

„Danke, Herr! Mit diesen Dingern habe ich mich nie befreunden können. Es ist, als steckte man einem Eisbären eine Nähnadel in das Maul. Ich bleibe bei meiner Pfeife. Aber, komm her, Alte! Wollen einmal sehen, was wir für den Eduard finden. Hast Du noch Brod?"

„Ich habe ja erst gestern gebacken!"

„So gieb ihm eines!"

„Nicht lieber zwei? Das eine ist ja morgen schon alle!"

„Gut, Bärbchen, gut! Hast Du Mehl?"

„Natürlich!"

„Gieb ihm ein Pfündchen oder zwei. Kaffee?"

Da machte die Försterin eine Bewegnng der Ungeduld und sagte:

„Warum so einzeln aufzählen? Ich werde ihm zusammensuchen, was er braucht."

„Schön! Wir geben ihm den Handschlitten mit. Da mag er sich Holz, Reißig und einen Sack Kohlen aufladen. Es geht ja bergein nach der Stadt; da braucht er sich nicht anzustrengen."

Diese Unterredung war mit gedämpfter Stimme geführt worden, so daß Eduard nichts davon hörte; da aber das Sopha näher stand, hatte der Fremde jedes Wort vernommen.

Dieser machte, wie der Förster bereits draußen vor der Thür bemerkt hatte, ganz den Eindruck eines vornehmen Mannes. Er mochte über sechzig Jahre zählen und hatte graues Haar. Der Alte setzte sich an seine Seite und sagte gutmüthig:

„Sie müssen schon verzeihen! Der Junge mag sich erst satt essen; dann kommen wir auch an die Reihe."

„Sie handeln ganz nach meiner Weise. Er ist also der Sohn von braven Eltern?"

„Das will ich meinen!"

Und nun machte der Förster dem Fremden in gedämpftem Tone mit den Verhältnissen der Familie Hauser bekannt. Dabei kam natürlich der Name Seidelmann öfters in Erwähnung, und der Förster mußte auch über die letztere Familie Auskunft geben. Er war in Wärme gerathen; er schilderte die Noth ebenso beredt wie die Geschäftspraxis der Arbeitsgeber. Der Fremde hörte ihm mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu.

Da legte Eduard den Löffel weg. Das bewog den Förster, abzubrechen. Er stand auf und sagte:

„Na, komm einmal heraus, mein Junge! Wir wollen sehen, was meine alte Barbara für Düten zusammengefunden hat!"

Eduard griff nach seiner Kopfbedeckung und nach seiner Säge, welche er neben sich liegen hatte und bot dem Fremden eine gute Nacht. Dieser aber trat rasch auf ihn zu und sagte:

„Der Förster hat mir von Ihnen erzählt. Können Sie verschwiegen sein?"

„Wenn es sich um nichts Böses handelt, ja," antwortete der junge Mann, sichtlich verwundert über die eigenthümliche Frage.

„So nehmen Sie hier dies Beides! Das Eine ist der Betrag Ihrer Schuld an Seidelmann, und das Andere soll speziell für Sie sein, weil Sie der Versuchung so tapfer widerstanden haben."

Er zog seine Börse hervor, in welcher sich nur Goldstücke zu befinden schienen, griff zwei Mal hinein und drückte Eduard erst in die Rechte und dann auch in die Linke eine Anzahl dieser Stücke.

Der junge Mann vergaß vor freudigem Schreck, die geöffneten Hände zu schließen. Der Förster sah das Geld und rief:

„Herr, mein Heiland! Ist das Spaß oder Ernst, Herr?"

„Mein voller Ernst!" nickte dieser.

„Können Sie denn so ein Heidengeld mir nichts Dir nichts fortgeben?"

„Ich thue mir keinen Schaden dabei."

„Juchhe! Eduard, haben wir nicht vorhin von dem Fürsten des Elendes gesprochen? Gerade so macht es dieser Herr! Na, Gott sei getrommelt und gepfiffen! Der Seidelmann bekommt seine Hypothek; für Dich bleibt auch noch übrig, und morgen früh rede ich mit dem Obersteiger! Ich denke, daß er Dir mir zu Liebe Arbeit geben wird. Siehst Du, daß der alte Herrgott noch lebt!"

Jetzt gewann auch Eduard die Sprache wieder. So viel Geld hatte er noch nicht in seinen Händen gehabt. Für seine armen Verhältnisse war es eine große Summe.

„Herr, es kann Ihr Ernst nicht sein!" sagte er, indem seine Stimme hörbar bebte.

„Es ist mein Ernst. Nehmen Sie das Geld in Gottes Namen! Ich bin nicht arm; ich kann es geben. Aber ich stelle die Bedingung, daß Sie schweigen. Niemand als Ihr Vater darf erfahren, von wem Sie es haben; selbst Ihre Mutter darf es nicht wissen, denn Frauen sind in Beziehung auf ihre Verschwiegenheit nicht immer besonders zuverlässig."

„Aber, Herr, warum soll Niemand erfahren, welche Wohlthat Sie uns erweisen?" fragte Eduard, dem die Thränen des Glückes in die Augen zu treten begannen.

„Das werde ich Ihnen wohl einmal später sagen; denn ich denke, daß wir uns jetzt zwar zum ersten, nicht aber zum letzten Male sehen und sprechen!"

„Und wie soll ich meinem Vater antworten, wenn er mich frägt, wer unser Wohlthäter ist?"

„Sagen Sie ihm, daß ich ein Vetter des Försters bin, bei dem ich einige Tage zum Besuche bleibe."

Wunderlich trat einen Schritt zurück und machte große Augen, sagte aber nichts. Eduard steckte das Geld ein, ergriff beide Hände des Gebers und sprach, indem ihm die Thränen in großen Tropfen über die Wangen rannen:

„Herr, ich weiß vor Glück und Erstaunen nicht, was ich sagen soll! Sie retten eine arme Familie aus großer Noth. Gott hat Sie uns gesandt, wie er früher seine Engel sendete. Kann ich Ihnen einen Dienst erweisen, so soll es

mit tausend Freuden geschehen! Ich würde für Sie sogar durch das Feuer gehen!"

„Nun, vielleicht ist es möglich, daß Sie mir dankbar sein können. Jetzt aber gehen Sie! Wer Glück bringt, der soll es so eilig wie möglich bringen."

Der junge Mann ging mit dem Förster hinaus. Der Fremde hörte an der lauten, verwunderten Stimme der Försterin, welche Letztere sich in der Küche befand, daß die Beiden ihr das Geschehene erzählten. Er stieß einen Seufzer aus und sagte:

„Wahrlich, Geben ist seliger als Nehmen! Die heilige Schrift hat vollständig Recht!"

Er setzte sich wieder auf das Kanapee und blieb da in tiefe Gedanken versunken, bis der Förster mit seiner Frau eintrat.

„Herr, Sie sind da wirklich wie ein Engel gekommen, ganz so wie der Junge sagte," meinte der Erstere. „Sie sind ein braver Mann und ein nobler dazu. Aber was Sie da von dem Vetter erzählten, hm, wir Beide, nämlich ich und das Bärbchen da, wir haben uns fast den Kopf zerbrochen, doch vergeblich."

„Nun, worüber habt Ihr Euch denn den Kopf zerbrochen, Ihr guten Leute?"

„Ueber diesen verteufelten Vetter! Nämlich, meine Frau ist ein Waisenkind ohne alle Verwandtschaft, und auch ich kann in alle meine Töpfe gucken, ohne einen Menschen zu finden, der mein Vetter sein könnte. Ich bin nämlich ein Findelkind."

„So, so! Nun, ich bin allerdings nicht mit Ihnen verwandt; ich mußte aber doch auf die Frage eine Antwort geben, und da hier kein Mensch wissen darf, wer ich bin, so habe ich mich ganz einfach für Ihren Vetter ausgegeben. Ich hoffe, daß dies mich bei den hiesigen Leuten legitimiren wird."

„Das wohl; aber, hm! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber bei den hiesigen Verhältnissen ist man sehr zur Vorsicht gezwungen. Wenn sich Einer für meinen Vetter ausgiebt, so möchte wenigstens ich wissen, wer er ist und aus welchem Grunde er sich mit meiner Verwandtschaft befaßt."

„Da haben Sie sehr Recht. Ich werde Ihnen gern Rede stehen. Ist dieser Eduard Hauser bereits fort?"

„Ja. Er machte ein Gesicht, als wolle er mit dem Handschlitten, den ich ihm voll Brennmaterial geladen habe, geradezu gen Himmel fahren."

„Aus welchen Personen bestehen Ihre Hausgenossen?"

„Wir haben nur Zwei bei uns, den Försterburschen und einen alten Waldläufer."

„Wo befinden sie sich?"

„Sie sind bereits schlafen gegangen, weil sie früh bei Zeiten in den Wald müssen."

„So können wir sicher sein, nicht belauscht zu werden?"

„Sapperlot, das klingt ja außerordentlich geheimnißvoll! Der Bursche schläft wie ein Ratz; ihn brächten zehn Pferde jetzt nicht aus den Federn.

Und der Alte, nun, der schläft zwar leiser, aber dem faut es im ganzen Leben nicht ein, seine Herrschaft zu bespioniren. Der ist eine höchst treue und ehrliche Haut."

„So will ich also aufrichtig sein. Sie werden sich wundern, wie ein völlig fremder Mensch mit zwei Koffern um diese Zeit seinen Einzug bei Ihnen halten kann; aber ich will zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich von einem Manne geschickt werde, welcher behauptet, ein sehr guter Freund von Ihnen zu sein."

„Ein sehr guter? Hm! Ich bin in meinem ganzen Leben mit dem Worte Freund nicht sehr freigebig gewesen. Die Menschheit ist es nicht mehr werth. Mein liebster Freund ist mir hier mein altes Bärbchen. Es giebt hier wohl auch Viele, sehr Viele, die mir gewogen sind, aber Freund, und noch dazu ein sehr guter Freund, da giebt es wirklich nur einen Einzigen, den ich so nenne."

„Darf ich fragen, wer das ist?"

„Warum nicht! Es ist der alte Brandt, der früher Förster in Helfenstein war."

„Jetzt wohnt er in der Residenz?"

„Ja, ja. Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut. Er ist jetzt Portier oder so Etwas beim Fürsten von Befour. Das heißt, er hat die Aufsicht über den Eingang, welcher durch ein Häuschen der Siegesstraße nach dem Garten des fürstlichen Palais führt, welches in der Palaststraße liegt."

„Stimmt, stimmt! Waren Sie dort?"

„Jawohl!"

„Ich auch. Vor einigen Wochen überkam mich eine ungeheure Sehnsucht nach meinem alten Brandt, und wahrhaftig, ich habe meine Alte im Stiche gelassen, um auf vier Tage nach der Residenz zu gehen. Also, der hat Sie geschickt?"

„Ja. Er sagte mir, daß Sie mir die Thüre nicht weisen würden, wenn er mich zu Ihnen sendete."

„Richtig! Fällt mir gar nicht ein! Willkommen und abermals willkommen, Herr! Hast Du die Koffer in das Stübchen schaffen lassen, Barbara?"

„Sogleich als sie ankamen."

„Und auch Alles hübsch vorgerichtet? Den Ofen feuern lassen?"

„Natürlich, Alter!"

„Nun, so laufe geschwind und sieh nach, ob es noch etwas Eßbares im Hause giebt, oder ob der Eduard Alles mitgenommen hat! Sie müssen nämlich wissen, daß mein Bärbchen das Letzte hingeben kann, wenn sie sieht daß sich Jemand in der Noth befindet."

Die Försterin wollte sich entfernen; der Fremde aber fiel schleunigst ein:

„Halt! Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nicht hungrig bin, und wenn es bei Ihnen mit dem Abendbrode nicht ganz und gar eilt, so möchte ich Ihnen erst sagen, warum ich zu Ihnen gekommen bin."

„Wenn Sie nicht anders wollen, nun, mein Hunger ist auch nicht riesig. Also, haben Sie einmal geladen, so schießen Sie auch los!"

„Setzen Sie sich hier neben mich. Das Kanapee ist groß genug, für uns Drei."

Der Förster warf seiner Frau einen Blick zu, welcher seine ganze Befriedigung darüber aussprach, daß dieser vornehme Herr mit ihnen auf dem gleichen Platze sitzen wollte. Sie ließen sich neben ihm nieder, und als das geschehen war und der alte Wunderlich seine Pfeife bedächtig zu stopfen begann, fragte der Fremde:

„Kennen Sie die Vergangenheit des alten Försters Brandt?"

„Warum sollten wir nicht!" antwortete der Alte, indem er den Tabaksbeutel zuzog. „Ich war ja lange Jahre Brandt's Reviernachbar, ehe ich nach hier versetzt wurde."

„So kennen Sie auch die Geschichte von seinem Sohne?"

„Von dem Gustav, dem Polizisten? Wohl kenne ich sie; aber mein lieber Herr, ich spreche nicht gern davon."

„Warum nicht?"

„Weil es meinen alten Kopf zu sehr angreift und mein Herz wohl noch vielmehr. Wir haben auf den Gustav große Stücke gehalten; er war ein braver Junge und ein tüchtiger Beamter, mit dem die Vorgesetzten trotz seiner Jugend sehr zufrieden waren. Was hätte aus ihm werden können! Und da, da kam der verdammte Doppelmord dazwischen!"

„Er hat die That also wirklich begangen?"

„Der? Herr, was fällt Ihnen ein! Der ist so unschuldig gewesen wie die liebe Sonne am Himmel! Herrgott, war das ein Jammer und ein Herzeleid, als es hieß, der Gustav habe die Beiden ermordet und sei eingesperrt worden! Wir haben ihn lieb gehabt, gerade als ob er unser eigenes Kind gewesen wäre, und da auf einmal — Mohrenelement, sehen Sie, da ist es bei meiner Alten rein alle! Da hat sie gleich die Schürze am Gesichte! Wenn ich sie zum Schluchzen bringen will, so darf ich nur von dem Gustav anfangen."

„Ich hörte, daß es ihm gelungen sei, zu entfliehen?"

„Ja. Seinem Vater ist das anfänglich gar nicht lieb gewesen. Er ist ein eigener Kopf; er wollte, der Gustav solle sich nur getrost hinrichten lassen. Aber er hat sich doch darein gefunden. Gustav wollte daran arbeiten, seine Unschuld zu beweisen; aber seit er fort ist, hat kein Mensch wieder Etwas von ihm gehört."

„Er ist vollständig verschollen?"

„Ganz und gar. Er ist gestorben und verdorben, der gute, unschuldige Junge; das ist sicher, denn sonst hätte er wenigstens ein einziges Mal ein Wörtchen von sich hören lassen."

„Wie schade!" meinte der Fremde bedächtig, indem er leise mit dem Kopfe nickte. „Wenn er noch lebte und man wüßte seinen Aufenthalt, so könnte man ihm vielleicht gute Nachricht geben."

„Gute Nachricht?“ fragte der Förster rasch. „Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß man jetzt so ziemlich Hoffnung hat, seine Unschuld zu beweisen.“

„Donnerwetter!“ rief Wunderlich, von seinem Sitze aufspringend.

„Herr Jesus! Ist das möglich?“ fragte die gute Barbara, indem sie schnell die Schürze vom Gesichte fallen ließ.

Die Mienen der Beiden drückten die freudigste Ueberraschung aus.

„Ja,“ antwortete der Fremde. „Die Hoffnung, von welcher ich spreche, ist sogar eine berechtigte. Sie gewinnt von Tag zu Tag Boden.“

„Gott sei Dank!“ seufzte der Förster, indem er sich langsam wieder niederließ. „Aber sagen Sie doch geschwind, Herr, Herr — hm, ich will nicht zudringlich sein, aber es spricht sich so sauer mit Einem, dessen Namen man nicht kennt.“

„Ich heiße Arndt, und da ich Gründe habe, hier als Ihr Vetter zu gelten, so bitte ich Sie, mich Vetter Arndt zu nennen.“

„Schön! Wenn Sie es so wollen! Also, Herr Vetter, sagen Sie uns doch, ob mein Freund Brandt auch schon davon weiß!“

„Natürlich! Er sendet mich ja in dieser Angelegenheit zu Ihnen.“

„Wieso? Kann ich dabei Etwas thun?“

„Sehr viel.“

„Das soll von ganzem Herzen gerne geschehen! Nicht wahr, Bärbchen? Aber wie soll ich das anfangen?“

„Sie sollen mir behilflich sein, zu entdecken, wer die geheimnißvolle Person ist, welche man —“

„Welche man den Fürsten des Elendes nennt, doch nicht etwa?“ fiel da schnell der Alte ein. „Den kenne ich ganz und gar nicht; da kann ich keine Auskunft geben. Ich war ja nur vier Tage in der Residenz; wie soll da gerade ich erfahren haben, was dort noch kein Mensch herausgeackert hat!“

Arndt lächelte vergnügt vor sich hin und sagte:

„Vom Fürsten des Elendes ist hier keine Rede; ich meine vielmehr die geheimnißvolle Person, welche man hier den Waldkönig oder auch den Pascherkönig nennt.“

„Ah, den! Steht denn der mit der Brandt'schen Angelegenheit in Beziehung?“

„Ich vermuthe es. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich eigentlich Geheimpolizist bin.“

„Ah — hm — so, so!“ machte der Förster, indem er dabei ein leises Pfeifen hören ließ. „Geheimpolizist, Delictive oder Defective, wie es heißt! Grad wie damals der Gustav Brandt! Das soll Niemand ahnen, und darum wollen Sie als mein Vetter gelten!“

„So ist es allerdings.“

„Aber wie soll denn der Waldkönig in Bezug zu der Brandt'schen Sache stehen?“

„Darüber darf ich jetzt noch nicht sprechen. Vielleicht aber ist es mir

recht bald möglich, mich Ihnen zu erklären. Hat man hier wirklich keine Ahnung, wer der König eigentlich ist?"

„Nicht die mindeste!"

„Auch keinen Verdacht auf Jemand?"

„Auch nicht."

„Aber es giebt doch jedenfalls Personen, von denen man weiß, daß sie notorische Schmuggler sind?"

„Allerdings. Aber von ihnen ist nichts zu erfahren. Bisher hat ein jeder Pascher, welcher aufgefangen wurde, zu Protokoll gegeben, daß die Untergebenen des Waldkönigs ihn selbst nicht kennen. Er verkehrt nur verkleidet mit ihnen und mit einer Maske vor dem Gesicht. Seine Befehle bekommen sie auf ganz geheimnißvolle Weise. Wer nicht gehorcht, muß sterben!"

„Hm! Er kann kein gewöhnlicher Mann sein."

„Sicher nicht! Es gehört schon ein Kerl dazu, so eine verzweifelte Bande zu organisiren und in Respect zu halten. Es ist mit ihm gerade wie mit dem Fürsten des Elendes: Beide scheinen allwissend und allgegenwärtig zu sein, nur daß der Eine ein Engel ist, der Andere aber ein wahrer Teufel."

„Sie scheinen sich für den Fürsten des Elendes sehr zu interessiren?"

„Gewaltig! Während der vier Tage in der Hauptstadt habe ich so viel von ihm gehört, daß mir noch heute die Ohren klingen."

„Ah, da fällt mir ein: Wohnt nicht auch der Baron von Helfenstein dort, dem das hiesige Kohlenbergwerk gehört?"

„Ja, er und die Baronin, welche früher Kammermädchen war."

„Kommt er zuweilen nach hier?"

„Sehr oft sogar."

„Zu regelmäßigen Zeiten?"

„Nein. Er ist zuweilen längere Zeit abwesend, zuweilen sieht man ihn alle Wochen hier, aber nur kurze Zeit."

„Und drüben in Helfenstein, auf Schloß Hirschenau? Ist er auch da zuweilen zu sehen?"

„Gewiß! Ebenso oft wie hier. Ich wollte, der Teufel holte ihn! Er war damals auch nicht rein in der Wäsche, als der junge Brandt eingesperrt wurde."

„Darüber läßt sich nichts sagen! Aber, kann man denn nicht in Erfahrung bringen, in welcher Gegend der Paschерkönig am Liebsten sein Wesen treibt?"

„Eben gerade zwischen hier und Helfenstein. Er scheint auf den Baron auch nicht sehr gut zu sprechen zu sein, da er gerade dessen Gebiet so unsicher macht!"

Es war ein sehr eigenthümliches Lächeln, welches jetzt die Lippen Arndt's umspielte. Doch fragte er ruhig weiter:

„Ich hörte auf der letzten Station, daß vorigen Abend wieder ein Verbrechen verübt worden ist?"

„Ein Grenzoffizier ist erschossen worden, jedenfalls von einem Schmuggler, von einem Untergebenen des Waldkönigs."

„Hat man keine Spur entdeckt?"

„Nicht die geringste. Der Wind hat Alles verweht. Ich selbst war ja dabei. Wir haben nach Kräften gesucht. Vielleicht ist es möglich, Etwas zu finden, nachdem der Frühling den Schnee fortgethaut hat. Ein fürchterlicher Anblick, diese Leiche! Man muß sich geradezu fürchten, hier im Walde zu wohnen. Ich habe mein Leben jedenfalls nur meiner Vorsicht zu verdanken. Ich thue nämlich als Förster meine Pflicht, menge mich aber niemals in die Pascherangelegenheiten. Das ist Sache der Grenzbeamten, nicht aber die meinige."

„Wollen Sie mir damit sagen, daß ich nicht auf Ihren Beistand rechnen kann. Meine Aufgabe gerade ist es ja, zu erforschen, wer der König ist!"

„Hm! Das habe ich nun gerade nicht gemeint! Dem Brandt thue ich schon Etwas zu Liebe. Ich stelle mich Ihnen sehr gern zur Verfügung; nur dürfen Sie nicht verlangen, daß ich mich blindlings der Gefahr aussetzen soll!"

„Das fällt mir gar nicht ein. Ihre Hilfe soll vielmehr eine ganz und gar heimliche sein. Es darf ja auch von mir kein Mensch ahnen, weshalb ich mich hier befinde."

„Das beruhigt mich. Aber auf welche Weise wollen Sie denn eine Spur des Pascherkönigs entdecken?"

„Darüber bin ich mir selbst noch nicht klar. Ich muß erst recognosciren, um mir ein Urtheil zu bilden. Gesehen hat ihn Niemand?"

„O doch! Aber man weiß, daß auch ein Jeder, der nicht sein Untergebener ist, sterben muß, unbedingt sterben, wenn er ein Wort über so ein zufälliges Zusammentreffen verliert. Dennoch aber sagt man sich heimlich, der Pascherkönig sei ein langer, schmächtiger Mann, und seine Kleidung bestehe aus einer kurzen, enganliegenden Jacke, einem breitkrämpigen Hute, einer Maske über dem Gesicht und langen Stiefeln, in deren Schäften die Hosen stecken. Um den Leib hat er einen Gurt, in welchem Messer und Revolver stecken, und ohne Flinte ist er nicht zu treffen."

„Diese Kleidung hat nichts Ungewöhnliches; man trägt sie hier fast allgemein. Na, ich werde sehen!"

„Und ich wünsche Ihnen Glück, zweifle aber am Gelingen!"

„Warum?"

Der Förster überflog Arndt's Gestalt mit einem prüfenden Blicke und antwortete dann:

„Sie sind sehr kräftig gebaut und scheinen in Ihrer Jugend gewandt und beweglich gewesen zu sein. Bei Ihrem jetzigen Alter und bei der gegenwärtigen Witterung können Sie den Mühen und Gefahren nicht gewachsen sein, denen Sie sich unterwerfen müßten, um den König zu fangen. Man hat die

ganze Gegend mit Militair besetzt — ohne den geringsten Erfolg. Werden Sie als Einzelner glücklicher sein?"

„Mein lieber Herr Förster, die rohe Gewalt thut es am Allerwenigsten. Ich weiß nicht, ob ich mich vor dem Waldkönige Mann gegen Mann zu fürchten hätte; auch kann ich nicht sagen, ob ich ihm, der doch jedenfalls eine große Portion Verschlagenheit besitzt, an List gewachsen bin, aber versucht muß es doch werden. Einen großen Vortheil aber habe ich vor ihm voraus."

„Wirklich? Und der wäre?"

„Ich weiß, daß ich ihn suche, er daegen hat keine Ahnung von meiner Absicht; das ist ein großer Vortheil."

„Vielleicht auch nicht. Wie viele in der Residenz wissen, daß sie den Fürsten des Elendes suchen. Haben sie ihn gefunden?"

„Hm! Ich vielleicht würde ihn finden!"

„Sapperlot! Wie wollten Sie das anfangen?"

„Zunächst würde ich mir sagen, daß er es weiß, daß man ihn entdecken will, und daß er sich also wohl hinter verschiedenen Gestalten verbergen wird. Er erscheint vielleicht in hunderterlei Weisen, bald so und bald so, bald jung und bald alt, bald mit und bald ohne Bart, bald dick und bald schlank, die Kleidung, Sprache und so weiter gar nicht mit gerechnet."

„Das wäre mir unbegreiflich! Man kann wohl die Kleidung verändern, weiter aber nichts. Einer Perrücke oder einem Barte sieht man es ja sofort an, ob er Natur ist oder nachgemacht."

„Meinen Sie? Wollen sehen!"

Er stand vom Kanapee auf und trat an die Ofenbank, auf welcher ein gefülltes Waschbecken stand. Er tauchte einen Zipfel seines Taschentuches in das Wasser und fragte dann:

„Für wie alt halten Sie mich?"

„Vierundsechszig ungefähr."

„Und jetzt?"

Er griff nach seinem Haare. Ein rascher Ruck, und er stand mit einem vollständig schwarz belockten Kopfe da.

„Herrjesses!" rief die Försterin. „Können Sie hexen?"

„Nein. Aber haben Sie bemerkt, daß mein graues Haar ein künstliches ist?"

„Mit keinem Blicke!" antwortete der Förster.

„Sie sehen ein, daß ein geheimer Polizist zuweilen auch Ursache hat, nicht erkannt zu sein. Ich bin hinreichend mit Gegenständen versehen, welche mich unkenntlich machen. Für wie alt halten Sie mich denn jetzt, lieber Vetter?"

„Sapperlot! Für zehn Jahre jünger als vorher."

„Also für ungefähr vierundfünfzig. Aber jetzt?"

Er fuhr sich mit dem nassen Zipfel seines Taschentuches rasch einige Male über das Gesicht. Die vorher blasse Farbe desselben war einem dunklen

Teint gewichen. Der alte Wunderlich riß den Mund weit auf, starrte ihn verwundert an und sagte dann:

„Gott stehe mir bei! Jetzt sind Sie kaum fünfzig!"

„Und jetzt?"

Er zog ein kleines Flaçon aus der Tasche, träufelte aus demselben einige Tropfen auf das Tuch und wischte sich mit dem Letzteren langsam über das Gesicht. Sofort war die bräunliche Farbe verschwunden, und die beiden alten Leute erblickten nun ein aristokratisch feines Gesicht, welches jene schöne, aber nicht im mindesten krankhafte Blässe zeigte, die man nur an den Angehörigen höherer Stände zu bemerken pflegt.

„Jetzt, jetzt sind Sie kaum über vierzig!" entschied der Förster. „Nicht wahr Bärbchen?"

Die Alte nickte zustimmend, sagte aber nichts. Was sie sah, das ging über ihren Horizont. Arndt fuhr fort:

„Jetzt sehen Sie mein ursprüngliches Gesicht. Ich habe zahlreiche Salben und Essenzen, welche mich befähigen, dasselbe in einer Viertelstunde zehnmal zu verändern. Nehmen Sie dazu falsche Bärte und Perrücken, welche auf das Sorgfältigste meinem Gesichte und Kopfe angepaßt sind, ferner die Verschiedenheit der Tracht, der Haltung, des Ganges, der Sprache und der Geberden, so werden Sie einsehen, daß es schwer ist, mich zu erkennen, wenn ich nicht erkannt sein will."

„Ich bin ganz starr vor Verwunderung!"

„Ich sage Ihnen zum Beispiel, daß ich einen Rock besitze, ein wahres Meisterstück in der Schneiderkunst, und nach meinen eigenen Angaben gefertigt, dem ich in fünf Minuten viererlei Schnitte und dreierlei verschiedene Farben geben kann, je nachdem ich ihn anziehe, auf- oder zuknöpfe und einzelne Theile einschlage oder auswerfe. Dieser Rock hat vier Aermel anstatt zwei. Jetzt sieht mich Jemand im dunkelblauen Ueberzieher; ich verschwinde um die Ecke, und wenn er mir nachfolgt, erblickt er mich in einem kurzen, hellen Rocke, anstatt der Mütze habe ich einen Hut auf dem Kopfe und anstatt des grauen oder schwarzen Bartes einen hellblonden. Ich habe einen guten Grund, Ihnen diese Mittheilung zu machen. Können Sie ihn errathen?"

„Nein," antwortete der Förster.

„Nun, er ist eigentlich nicht schwer zu entdecken. Ich werde nämlich die Gegend in verschiedenen Gestalten durchstreifen; da wird es unvermeidlich sein, daß wir einander treffen, ohne daß Sie mich erkennen. Sie müssen also vorher davon unterrichtet sein, daß ich mich verkleide, und wir müssen uns über irgend Etwas verständigen, woran wir uns erkennen."

„Was sollte das sein?"

„Zunächst wenn wir uns am Tage von Weitem sehen, da werde ich mit der rechten Hand von meinem linken Ohre zum rechten greifen."

„Das geht. Aber des Abends?"

„Bin ich Ihnen nahe, so daß Sie es hören können, wenn ich leise spreche, so flüstere ich Ihnen — na, was denn zu? Hm!"

„Halt! Ich weiß, was!“ meinte der Förster.

„Nun?“

„Der Fürst des Elendes ist mein Liebling. Flüstern Sie mir das zu, wenn ich Sie erkennen soll!“

„Gut! Auch mir ist das von Interesse, vielleicht mehr noch, als Sie denken. Aber es kann auch der Fall eintreten, daß wir im Dunkel uns von Weitem einander zu erkennen geben müssen. Da wird es am Besten sein, der Eine ruft „der Fürst!“ und der Andere „des Elendes!“ Sind Sie damit einverstanden?“

„Natürlich! Das klingt grad wie in einem Romane, aber es kann unter Umständen ganz praktisch sein.“

„Das ist's, was wir zunächst zu besprechen hatten. Hinzufügen will ich noch — o weh, ich habe ja noch gar nicht bestimmt gefragt, ob ich bei Ihnen wohnen bleiben kann.“

„Natürlich!“ antwortete Frau Barbara sogleich.

„Das versteht sich ganz von selbst!“ stimmte auch der Förster bei. „Mein Freund hat Sie geschickt; Sie arbeiten für eine gute Sache, für welche ich mich persönlich auf das Lebhafteste interessire, und endlich hat Ihr jetziges Gesicht, welches Sie Ihr natürliches, Ihr eigentliches nennen, so ein Etwas, was mich anspricht. Ich kann es nicht herausfinden und erklären, aber es ist mir ganz so, als hätten wir uns schon seit langer Zeit gekannt.“

„So geht es Einem zuweilen, mein lieber Vetter. So werden wir uns nämlich stets nennen müssen, mögen wir nun allein oder in Gesellschaft sein.“

„Aber was sind Sie denn, wenn man mich fragt?“

„Ich bin früher nach Amerika gegangen, habe dort mein Glück gemacht und besuche Sie auf einige Zeit. Früher bin ich Försterbursche gewesen!“

„Aber ich werde Sie bei der Behörde anzumelden haben!“

„Das besorge ich selbst. Ich werde Sorge tragen, daß mir weder die Polizei noch die Grenzbeamten Etwas in den Weg legen.“

„Werden Sie das fertig bringen?“

„Als Geheimpolizist habe ich meine Legitimationen, und außerdem stehe ich unter einem hohen Schutze. Eigentlich hat der Fürst des Elendes in diese Gegend mich gesandt.“

Da schlug der alte Förster vor Verwunderung die eine Hand in die andere und rief:

„Der Fürst? Der hat Sie gesandt? Herr — Herr — — Herr Vetter, Sie sind, hole mich der Kukuk, ein ganz außerordentlicher Kerl; das habe ich längst bemerkt; jetzt aber steht mir all mein Verstand stille! Haben Sie denn mit ihm gesprochen?“

„Ja, freilich!“ nickte Arndt.

„Und ihn also auch gesehen?“

„Natürlich!“

„Hat er Ihnen vielleicht gesagt, wer er ist?"

„Nein, gerade das hat er nicht gethan. Vielleicht hat er gedacht, daß ich es weiß, ohne daß er es mir sagt. Doch genug hiervon! Ich muß Ihnen nur noch bemerken, daß ich keine pekuniären Opfer fordere. Ich werde Alles bezahlen."

„Das fehlte noch! Einer den mir mein Freund Brandt schickt! Einer, der mit dem Fürsten des Elendes gesprochen und ihn sogar gesehen hat! Und mich bezahlen! Viel eher schlägt das Wetter drein, ehe ich einen Kreuzer nehme! Ich bin ein armer Teufel, aber zu hungern brauche ich nicht. Sie kriegen, was wir selbst haben. Wer mehr giebt, als er hat, der ist ein Schuft, und das bin ich nicht. Abgemacht!"

„Gut, abgemacht, und das Uebrige vorbehalten! Hier meine Hand! Die Frau Muhme mag jetzt sehen, ob sie Etwas zu essen für uns findet; Sie aber, Herr Vetter, zeigen mir einmal das Stübchen, in welchem meine Koffer bereits sind!"

„Schön! Kommen Sie! Vornehm sind wir nicht eingerichtet; aber ein Bett werden Sie haben, einen Tisch, einen Stuhl, einen Spiegel und sogar einen Stiefelknecht. Den habe ich selber aus einem birkenen Zwiesel geschnitten."

Er führte ihn nach dem Giebelstübchen, welches eine Treppe hoch lag. Draußen war der Mond aufgegangen, und der Schneefall hatte fast gänzlich aufgehört. Der Förster trat an das kleine Fenster, deutete nach dem Walde und fragte:

„Sehen Sie da drüben die drei Riesentannen stehen?"

„Jawohl sehe ich sie."

„Nahe bei der mittleren hat der ermordete Grenzer gelegen."

„Das ist ja gar nicht weit von hier!"

„Ganz und gar nicht. Wollen wir morgen Vormittag einmal zusammen hingehen?"

„Auch ich wollte dieselbe Frage aussprechen. Wir gehen, und Sie haben die Güte, mir an Ort und Stelle Alles ausführlich zu berichten. Vielleicht komme ich auf eine Idee. Sie müssen nämlich wissen, daß eine gute Idee oft mehr werth ist, als eine vollendete, materielle Thatsache." —

Unterdessen hatte Eduard Hauser seinen Heimweg beendet. Bei dem Gedanken an die Seinigen schlug ihm das Herz vor Freude. Einen Schlitten voll Holz und Kohlen; oben darauf einen großen Korb voll Eßwaaren und allerlei Küchennothwendigkeiten. Das waren Dinge, welche zu erlangen ihm vor einer Stunde noch als unmöglich erschienen war. Und jetzt!

Die Straße führte bergab. Er stellte sich hinten auf die Kuffen und ließ den Schlitten laufen, indem er ihn dadurch lenkte, daß er zuweilen mit dem betreffenden Fuße den Boden berührte. So gelangte er sehr bald in die Nähe des Städtchens, wo der Weg sich wieder hob und er sich also vorspannen mußte. Aber diese Arbeit wurde ihm leicht.

Vor der Thür des Elternhäuschens hielt er an, ließ den Schlitten einst-

stehen und begab sich nach der Wohnstube. Bereits vor der Thür hörte Stimme des Vaters:

„Kein Leiden kommt von ungefähr;
Die Hand des Höchsten schickt es her;
Sein Rath hat's so ersehen.
Drum sei nur still,
Und was Gott will,
Laß immer gern geschehen!"

Als er die Thür öffnete, wehte ihm eine Luft entgegen, welche ihm noch eisiger als die äußere zu sein schien. Die Seinigen saßen zusammengedrängt um den Tisch, um sich an einander zu erwärmen. Bei dem Ofen kniete — Engelchen, bemüht, mittelst einiger Scheitchen Holz ein ärmliches Feuer anzufachen.

„Er kommt! Er ist da!" riefen die kleinen Geschwister.

„Ja, da ist er! Gott sei Dank!" sagte die Mutter, der es anzusehen war, daß sie Angst um ihn ausgestanden hatte.

Angelica erhob sich von der Diele und fragte ihn:

„Aber Eduard, wo bist Du denn gewesen? Wir Alle haben Sorge um Dich gehabt. Du warst fort, bei diesem Wetter!"

„Und ob ich schon wandle im finsteren Thale, so fürchte ich kein Unglück," recitirte der Vater; „denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab trösten mich!"

Eduard rieb sich, ohne auf die einzelnen Fragen, welche man an ihn richtete, einzugehen, die Hände und sagte:

„Wie kalt! Habt Ihr kein Feuer gehabt?"

„Ein Bischen nur," antwortete die Mutter.

„Hat Euch der Nachbar nicht ausgeholfen?"

„Fünf Scheitchen Holz hat er uns geborgt. Mehr könnte er nicht thun, sagte er, da er mit seinem Vorrathe noch bis zum Ende des Winters reichen müsse."

„Und Kohlen?"

„Gar keine. Er hatte selbst nur wenig."

Die arme Frau sagte das mit großer Bitterkeit.

„Ja," erklärte Engelchen, „der Vater war nicht gut gegen den Deinigen, Eduard. Ich weiß nicht, was ihm so plötzlich in den Kopf gefahren ist."

„Habt Ihr Kartoffeln gekocht und gegessen?" erkundigte sich der junge Mann weiter.

„Nein. Mit den paar Spaltchen Holz brachten wir ja nicht einmal das Wasser warm!"

„Herrgott! Ihr habt gehungert, und ich habe zu Abend gegessen wie ein König!"

„Was denn, was denn?" fragten die Geschwister begierig.

„Graupensuppe, eine ganze große Schüssel voll!"

„Wo denn?"

„Bei — oh, da stehe ich und rede, während Ihr friert. Wartet, Ihr sollt sogleich eine warme Stube haben!"

Er eilte hinaus und holte erst den mit Eßwaaren gefüllten Korb herein.

„Hier, Mutter, ist etwas gegen den Hunger. Theile aus!"

Nach diesen Worten ging er wieder, um das Holz und die Kohlen abzuladen und in das Gewölbe zu schaffen. Er nahm davon so viel, als er für heute zu brauchen meinte, und kehrte damit in die Stube zurück, wo ihn ein Anblick erwartete, von dem sich nur sehr schwer sagen ließ, ob er zum Entzücken oder zum Erbarmen sei.

Der Hunger lag auf allen Gesichtern, aber auch die Freude leuchtete aus allen Augen. Mutter und Kinder starrten mit glänzenden Blicken auf die Vorräthe, und der Vater saß mit gefalteten Händen dabei und betete:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!"

Dann erst, als er seinem frommen Herzen Genüge gethan hatte, wendete er sich an Eduard mit der Frage:

„Mein Sohn, sage, wer uns diese Freude bereitet!"

„Der alte Förster Wunderlich," antwortete der Gefragte.

„Gott segne den braven Mann und seine wohlthätige Frau! Aber wie bist Du denn zu ihm gekommen? Erzähle es!"

„Jetzt nicht, Vater! Komm, Engelchen, hilf mir! Hier ist Holz, und da sind Kohlen. Wir müssen vor allen Dingen anfeuern, damit es warm wird. Mutter gieb den Kleinen einstweilen etwas. Im Korbe ist auch Kaffee. Wir kochen welchen."

„Kaffee, Kaffee!" jubelten die Kleinen, denen die Mutter von dem Brode vorschnitt.

Die Lippen des Vaters zuckten vor tiefer Bewegung. Als sich der erste Freudensturm gelegt hatte und die Kleinen mit ihren Brodschnitten beschäftigt waren, sagte er:

„Frau, siehst Du, daß Gott uns nicht vergessen hat! Er macht noch immer seine Winde zu Boten und seine Diener zu Feuerflammen. Dieses Mal hat er dem Förster geboten, unser Engel zu sein. Ihm sei Preis und Dank!"

„Aber wie lange wird es reichen?" meinte die Frau, welche nicht die Glaubensstärke ihres Mannes besaß. „Wir sind abgelohnt, wir haben keine Arbeit, und wie bald ist die Hypothek zu bezahlen! Wer soll da helfen? Es wird und kann sich Niemand finden! Wir müssen aus der Hütte!"

„Kleingläubige, warum zweifelst Du? Wie er uns heute hilft, so wird er uns auch weiter helfen. Er ist mächtiger als die Sorge, und größer als die Noth!"

„Er hat bereits geholfen, lieber Vater, liebe Mutter," sagte da Eduard,

der nicht länger an sich halten konnte. „Hier ist die Hypothek, und hier sind auch noch fünf Goldstücke mehr!"

Damit sprang er vom Ofen herbei, zog das Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Die Mutter schlug die Hände zusammen; die Geschwister blickten einander wortlos an; auch Engelchen gab durch ihre weitgeöffneten Augen ihr Erstaunen zu verstehen; der Vater aber erhob sich langsam von seinem Sitze, streckte die Hand gegen das viele Geld aus und sagte:

„Eduard, mein Sohn, ich will nicht hoffen, daß die Noth Dich auf unrechten Weg geführt hat! Dieses Gold gleißt wie die Sünde. Wer kann Dir eine solche Summe borgen!"

„Borgen, Vater?" fragte der glückliche junge Mann. „Geschenkt habe ich es erhalten, geschenkt!"

„Das ist unmöglich, ganz und gar unmögiich!"

Der Vater machte ein ernstes, fast trauriges Gesicht; die Anderen aber drangen in Eduard, ihnen zu erzählen, von wem er das viele Geld habe. Er mußte ihnen Folge leisten. Daher überließ er Engelchen den Ofen und erzählte aufrichtig, wie er in den Wald gegangen sei, um Holz zu holen, und dort den Förster getroffen habe, von dessen Frau ihm dann die Eßwaaren in den Korb gepackt worden seien.

„So weit ist Alles erklärlich," sagte der Vater. „Die Liebe zu uns hätte Dich beinahe zum Diebe gemacht, und ich danke Gott, daß er Dich nicht aus seiner Hand gelassen hat. Aber das Gold, das Gold, das kannst Du nicht vom Förster empfangen haben!"

„Nein, Vater."

„Von wem sonst?"

„Das soll ich Allen verschweigen; nur Dir allein darf ich es sagen."

„Warum?"

„Der Geber hat es mir befohlen."

„Ich kann das Geld nicht anrühren, als bis ich gewiß bin, daß mein Gewissen es mir erlaubt. Du bist stets gut und ehrlich gewesen; ich will Dich nicht verdächtigen, mein Sohn; aber ich muß wissen, auf welche Weise es in Deine Hand gekommen ist. Folge mir, und erzähle es!"

Er zog sich hinter den Webstuhl zurück, wo Eduard mit leiser Stimme ihm Bericht erstattete. Die Anderen waren still, doch hörten sie nur das leise Geflüster, verstehen aber konnten sie nichts, als endlich nur die Frage des Vaters:

„Und der Förster ist Zeuge, daß es wirklich so ist?"

„Ja, Vater!"

„Und ich kann mich also getrost bei ihm erkundigen?"

„Thue es in Gottes Namen!"

„Nein, ich werde es nicht thun, denn nun ist mein Gewissen beruhigt. Ich glaube und vertraue Dir!"

Er kehrte wieder an den Tisch zurück. Die Mutter, bereits durch seine

letzten Worte mit froher Hoffnung erfüllt, blickte ihn dennoch fragend an. Er nickte ihr unter einem glücklichen, verklärten Lächeln zu und sagte:

„Kinder, es ist uns heute ein Heil widerfahren, und eine große Gnade ist uns begegnet. Faltet Eure Hände und betet mir mit:

„Wie groß ist des Allmächtgen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!"

Wer in diesem Augenblicke in die ärmliche Stube getreten wäre, dem hätte ein Odem Gottes entgegen geweht, als ob er sich in der Kirche befinde. Die Armuth, das Elend führt zu Gott; der Reichthum aber macht gleichgiltig gegen den Geber aller Güter.

Das Feuer knisterte in dem Ofen, und das Wasser begann im Topfe zu singen. Es wurde nach und nach warm in dem Raume, und auch die Menschen waren warm und lebendig geworden. Sonderbar, daß gerade Diejenige, welche wenigstens von schwerer Sorge bisher verschont geblieben war, desto einsilbiger wurde, je fröhlicher sich die Anderen zeigten — nämlich Engelchen.

Es war ihr anzusehen, daß sie sich nicht in ihrer gewöhnlichen Stimmung befand. Auch Eduard bemerkte es, und als sie dann nach Hause ging und er sie bis vor die Thür begleitete, fragte er:

„Hat Dich vielleicht Jemand von uns beleidigt, Engelchen?"

„Nein, Eduard, Niemand," antwortete sie.

„Du warst so ernst, während wir uns so glücklich fühlten!"

„Nur weil ich an den Vater dachte, der heute so ungut mit den Deinigen war."

„Ist Dir vielleicht der Grund bekannt?"

Sie kannte ihn nur zu gut; auch wußte sie, daß die Ursache ihrer Schweigsamkeit eine ganz andere gewesen sei. Sie hatte an das Vergnügen gedacht, welches ihrer wartete. Sie hatte sich den Ballsaal im Geiste ausgeschmückt. Wie sehr stach gegen ihn die ärmliche Stube ab, in der sie sich befand! Waren diese Hausers wirklich die Leute, mit denen sie verkehren konnte, sie, die schöne und ehrenvolle Einladungen bekam? Wie manches vornehme Mädchen würde entzückt sein, eine solche zu erhalten!

„Nein," antwortete sie; „ich kenne den Grund nicht."

Es war das erste Mal, daß sie den Nachbarssohn belog. Eduard mußte in das denken, was der Förster über ihren Vater gesagt hatte, und so warf er unwillkürlich die Worte hin:

„Vielleicht sind wir Deinem Vater nicht gut genug?"

„Wo denkst Du gleich hin!" beugte sie schnell vor. „Vielleicht war er nur darum so kurz mit Deinem Vater, weil er gerade sehr viel nachzudenken hatte."

„Nachzudenken? Hat er vielleicht von den Seidelmanns ein schwieriges Muster erhalten? Ich will ihm helfen, die Fäden auszurechnen."

Das hatte er bereits oft gethan, denn er war ein geschickterer Weber als Hofmann; sie aber antwortete:

„Er ist klug genug dazu! Aber nicht er hat Etwas erhalten, sondern ich selbst."

„So? Etwas Erfreuliches?"

„Ja, so erfreulich, wie ich im ganzen Leben noch nichts empfangen habe. Es kam mit der Post."

„Ah, ein Brief?"

„Nein, sondern ein Packet. Rathe einmal, was es enthielt!"

„Wer kann da rathen! Ein Geschenk?"

„Ja, und eine Karte."

„Eine Karte? Heute ist doch nicht Dein Geburtstag gewesen!"

„Nein; den kennst Du ja genau. Es war nicht eine Geburtstagskarte, sondern eine viel schönere — eine Ballkarte."

„Eine Ballk— —"

Das Wort blieb ihm auf der Zunge liegen. Sie standen mit einander im dunklen Flur. Hätte sie sein Gesicht sehen können, so wäre sie gewiß erschrocken über die Todesblässe, welche sich plötzlich über dasselbe verbreitet hatte. All sein Blut wich nach dem Herzen zurück. Es war ihm, als ob er im nächsten Augenblick ersticken müsse.

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte sie, ärgerlich über sein langes Schweigen.

„Wann ist der Ball?" fragte er.

„Nächsten Dienstag."

„Wo?"

„Hier in der Schänke."

„Da ist ja Maskenball, wie ich gehört habe!"

„Jawohl, Eduard. Der erste Maskenball, den ich mitmache!"

„Aber man sagte doch, daß er nur für das Stadtcasino sei?"

„Allerdings; für das Casino und für Die, welche von den Mitgliedern eingeladen werden."

„Und Du gehörst zu diesen Geladenen?"

„Natürlich! Ich habe sogar den Maskenanzug erhalten!"

Sie sagte das beinahe jubilirend, ganz in demselben freudigen Tone, in welchem vorhin seine hungernden Geschwister das Brod bewillkommnet hatten. Es war ihm ganz so, als ob sich eine harte, kräftige Hand um seine Kehle lege, um ihn zu erwürgen, und es dauerte lange, ehe es ihm gelang, die Frage hervorzustoßen:

„Den Maskenanzug? Den kann ein Mädchen doch nur von ihrem Geliebten oder gar Verlobten erhalten!"

„Meinst Du? Nun, vielleicht habe ich so einen Geliebten oder gar Verlobten!"

„Engelchen, sagst Du das im Ernste?"

Sie hörte das Zittern seiner Stimme. Sie war nicht schlecht; sie war auch nicht leichtsinnig; sie war nur jung und unerfahren. Sie hatte ihn lieb, so lieb, nun ja. wie man einen Nachbarssohn gewöhnlich zu haben pflegt, dachte sie, und da gab es ihr Spaß, ihn ein Wenig zu necken oder gar zu ärgern. Denn daß er sich ärgere, das hörte sie ja: Seine Stimme bebte vor Zorn.

„Denkst Du denn, daß ich Spaß mache?" fragte sie.

„Und wer ist es, der Dir einen Maskenanzug schicken darf?"

„Ein feiner Herr, ein Mitglied des Casino!"

„Ah, kein armer Webersſohn?"

„Nein."

Ihr Ton hatte bei diesem Worte etwas schnippisch Hartes. Sie merkte das gar nicht, und noch viel weniger dachte sie daran, sich darüber Rechenschaft zu geben.

„So gratulire ich!" meinte er leise.

Man hätte fast sagen können, es sei eine ersterbende Stimme, mit der er diese Worte hervorlispelte.

„Ich danke! Du freust Dich doch darüber?"

„Ich freue mich, wenn ich Dich glücklich sehe, Engelchen. Gott weiß es, wie ich mich grämen würde, wenn Du unglücklich wärst. Was für ein Anzug ist es, den Du erhalten hast?"

„Ich gehe als Italienerin!"

„Das kenne ich nicht. Ist es hübsch?"

„Ach, allerliebst, sage ich Dir! Möchtest Du mich nicht einmal in dem Costüme sehen?"

„Gar zu gern, wenn ich darf!"

„Du darfst. Komme nachher herüber, wenn die Eltern nicht mehr wach sind!"

„Warum nicht eher?"

„Weil — weil — na, weil ich den Anzug nicht tragen mag, wenn der Vater dabei ist, und —"

Sie stockte. Eduard aber begriff sie nicht und fragte in seiner Unbefangenheit:

„Warum soll Dein Vater den Anzug nicht sehen? Ist er denn zu häßlich?"

„O nein; er ist im Gegentheile gar zu schön, wie ich bereits sagte. Und sodann weißt Du ja, daß der Vater heute schlechte Laune hat. Ich möchte nicht haben, daß er Dich bemerkt. Also komme später; vielleicht in einer Stunde!"

„Gut, Engelchen, ich komme!"

Er gab ihr die Hand. Diese war so kalt, so eigenthümlich kalt. Es war nicht die Kälte, welche vom winterlichen Froste kommt, sondern jene schaurige Kälte, welche — — Engelchen entsann sich, daß die Hand ihres

Großvaters, als derselbe todt im Sarge lag, sich ganz ebenso angefühlt hatte. Sie zuckte zusammen und zog ihre Hand aus der seinigen, öffnete die Thür und eilte raschen Laufes ihrem Häuschen zu.

Er stand unter der offenen Thüre und blickte ihr starren Auges nach. Er blickte noch hinüber, als sie schon längst drüben verschwunden war. Er hatte keinen Gedanken, kein Gefühl; aber er wußte, daß er todt sei, todt, gestorben an einem plötzlichen, fürchterlichen Schlage, der auf sein Herz gefallen war.

Schon als kleine Kinder hatten sie sich gekannt. Er war ihr Beschützer gewesen, ihr Helfer zu aller Zeit. Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, sie auf einen einzigen Tag entbehren zu müssen, denn das lag für ihn ja überhaupt nicht im Bereiche der Möglichkeit. So waren sie aufgewachsen mit und neben einander. Es war ihm nie eingefallen, sich Rechenschaft über sein Herz zu geben; er war sich seines Zustandes nie klar geworden, bis heute mit einem Male zwei Gewißheiten zerschmetternd auf ihn niederstürzten, nämlich daß er sie liebe, mit jeder Faser seines Herzens liebe, und daß er sie verloren habe, noch ehe er sich dieser Liebe bewußt geworden sei.

So stand er da. Der eisige Hauch des Winters umwehte ihn; das Vermögen, geordnete Ge anken zu haben, kehrte ihm zurück; in seinen Schläfen klopfte es; sein Herz hämmerte gegen die Rippen; er streckte seine Arme aus und flüsterte:

„Angelica, Engelchen! Ich wollte, ich wäre todt!"

Er lehnte den Kopf an die kalte Thürpfoste und summte wie gedankenlos die Melodie jenes tief innigen Liedes vor sich hin: „Wenn sich zwei Herzen scheiden, die sich dereinst geliebt, das ist ein großes Leiden, wie's größer keines giebt!" Aber als er bei der zweiten Strophe angekommen, sprach er die halblauten Worte aus:

„Als ich zuerst empfunden
Daß Liebe brechen mag,
War mir's, als sei verschwunden
Die Sonn am hellen Tag.
Es klang das Wort so traurig gar:
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar.
Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag."

Er fühlte, daß es ihm feucht aus den Augen tropfte; er wischte die Thränen fort, aber immer neue drangen nach, bis er, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, zu sich sagte:

„Sie ist verloren; sie hat einen Geliebten; darum ist ihr Vater so stolz gegen uns. Ich kann nichts dagegen machen; ich habe meine Zeit versäumt und werde nun einsam durch das Leben gehen. Aber als Italienerin muß ich sie sehen, als Italienerin in dem Costüme, in welchem sie an seinem Arme durch den Saal schwebt. Ich werde dann zu derselben Zeit im Webstuhle sitzen — o nein, sondern tief in der Kohlengrube stecken! O, Engelchen, darum hast Du mir doch das gethan!"

V. S.

Er kehrte in die Stube zurück. Die Seinen standen im Begriff, schlafen zu gehen Als der Abendsegen gesprochen worden war und sie sich entfernt hatten, setzte er sich einsam an den Tisch, legte den Kopf in die Hände und ließ die Gefühle, welche in seinem Innern aufgeschreckt worden waren, ohne Widerstand auf sich einstürmen.

„O, diese Hand! Brrr, eine Leichenhand!“ hatte Engelchen vorhin, als sie von ihm fort geeilt war, vor sich hin gemurmelt. „So eine Hand ist entsetzlich!“

Als sie ihre Wohnung erreichte, waren die Eltern noch wach. Der Vater begann sogleich wieder von der Einladung zu sprechen und von dem Glücke, welches ihr daraus erwachsen könne, und die Mutter breitete den mit goldenen und silbernen Flittern besetzten Anzug vor ihr aus und machte sie auf die Art und Weise aufmerksam, wie derselbe noch zu verschönern sei.

Sie liebte Eduard Hauser; aber sie war sich dessen noch nicht bewußt geworden. Darum machten die Flitter auf sie, das unbemittelte Webermädchen, Eindruck, und Das, was der Vater sagte, schmeichelte ihrer Eigenliebe.

Nur reiche Mitglieder zählte das Casino. Einer derselben hatte sie nicht nur eingeladen, sondern ihr sogar den Anzug geschenkt; er war also ganz gewiß verliebt in sie. Es lag nur in ihrer Hand, eine reiche Frau zu werden! Geld, Geschmeide, kostbare Kleider, Vergnügungen aller Art schwebten an ihrem geistigen Auge vorüber. Sie bemerkte gar nicht, daß der Vater nach einiger Zeit zur Ruhe ging, und sie beachtete es kaum, daß die Mutter ihm nach wenigen Minuten folgte.

„Eine reiche Frau! Eine reiche Frau!“ klang ihr ihre eigene Stimme fortwährend schmeichelnd in die Ohren, bis sie endlich aus dem Sinnen emporschreckte. Es hatte leise an die Fensterladen geklopft.

„Der Eduard ist's,“ sagte sie zu sich. „Wie schade, daß er nicht auch wohlhabend ist! Er wäre ganz sicher der Beste und vielleicht auch der Hübscheste von Allen! Er war vorhin so — so — so — hm — gegen mich, und dafür muß er bestraft werden. Er soll mich in diesem Anzuge sehen und vor Aerger vergehen müssen. Vor dem Vater möchte ich mich nicht so sehen lassen, ich schämte mich zu Tode, auch wohl vor dem Eduard nicht, denn er ist doch kein Mädchen; aber weil er mich geärgert hat, thue ich es dennoch! Und die vornehmen Herren auf dem Balle, die sehen mich doch auch! Nun, die kennen mich ja nicht, und mein Gesicht ist verhüll! Da braucht man sich nicht zu schämen.“

Sie öffnete leise, leise die Thüren und ließ Eduard herein. Sein Gesicht erschreckte sie; die Farbe desselben spielte in das Aschfahle; seine Augen waren eingefallen, und in seinen Zügen lag ein Etwas, vor dem sie sich fürchten zu müssen glaubte.

Er deutete, ohne ihr eine Hand gegeben zu haben, auf den Tisch und fragte:

„Ist das die Italienerin?“

„Ja. Nicht wahr? Herrlich!“

„Sehr!“ antwortete er tonlos. „Und diese Sachen willst Du wirklich anziehen?“

„Natürlich!“ verwunderte sie sich.

„Du wirst Allen, Allen gefallen!“

„Meinst Du wirklich?“

„Das ist ja ganz natürlich!“

„So laß sehen, ob ich Dir auch gefalle!“

Sie griff nach der Garderobe.

„Du willst Dich wirklich einmal ankleiden?“

„Ich habe es Dir ja versprochen, mich als Italienerin zu sehen!“

„Gut, so thue es. Soll ich mich hinumdrehen?“

„Ich bitte Dich darum.“

Er drehte seinen Stuhl gegen die Wand. An derselben hing ein Spiegel, in welchem sich das kleine Stübchen fast vollständig conterfeite. Er sah, daß sie die Jacke auszog und die Schürze sammt dem oberen Rock entfernte. Sie legte den Maskenanzug und auch die dazu gehörigen weißen Strümpfe an. Er sah im Spiegel Alles, Alles. Er hatte von ihrer Schönheit noch gar keine Ahnung gehabt. Diese vollen, blendenden Arme, dieser üppige Nacken, die reiche Büste, die enge Taille, das kleine Füßchen und das schön geformte Bein! Er war ein armer Weber und kein erotischer Gourmand, kein Kenner weiblicher Schönheit; aber das Bild, welches sich jetzt innerhalb des Spiegelrahmens bewegte, dünkte ihm der Inbegriff alles Herrlichen und Schönen zu sein.

Er hatte versäumt, die Hand nach diesem Schatze auszustrecken, und nun war ein Anderer gekommen. Er knirschte die Zähne zusammen und blieb scheinbar ruhig.

Jetzt trat sie näher, um auch einen Blick in den Spiegel zu werfen. Sofort wendete er sich ab, damit sie nicht bemerken sollte, daß er im Stande gewesen sei, sie in dieser Weise zu beobachten. Sie steckte noch eine künstliche Rosenknospe an die Brust und sagte dann:

„So, jetzt darfst Du Dich umdrehen!“

Er wendete sich langsam um und betrachtete sie von dem Scheitel an bis zu den Zehen herab. Sein Gesicht blieb dabei bewegungslos, und sein Blick schien immer starrer zu werden.

„Nun, wie gefalle ich Dir?“

„Ganz und gar nicht,“ antwortete er langsam und mit einem Nachdrucke, der nicht ohne Wirkung blieb.

„Was? Nicht? Ganz und gar nicht?“ fragte sie, vor Aerger erröthend. Willst Du mir wohl sagen, warum?“

„Nun, hast Du denn bemerkt, daß Dir das dünne Röckchen nur bis auf das Knie geht?“

„So ist's in Italien!“

„Daß die Strümpfe durchbrochen sind, so daß man mehr Haut als Strumpf zu sehen bekommt?“



Dv.S.

„Wie gefalle ich Dir?"

„In Italien muß es sehr heiß sein!"

„Siehe Deine entblößten Arme!"

„Das ist dort so gebräuchlich!"

„Das tief ausgeschnittene Mieder!"

Sie hätte eigentlich erröthen mögen, aber der Ton, in welchem er mit ihr sprach, erregte ihren Zorn, und darum antwortete sie kurz und zurückweisend:

„Auch das ist Mode dort in Italien!"

Da erhob er sich von seinem Stuhle, verschränkte die Arme über die Brust und fragte:

„Weißt Du, wer hier bei uns Arm und Bein und Brust so zeigt wie Du?"

Sie erröthete und wurde schon im nächsten Augenblicke wieder blaß. Ihr mädchenhaftes Zartgefühl erkannte das Richtige; aber er sollte nicht über sie triumphiren.

„Nun, wer denn?"

„Die Mädchen, welche verloren sind."

Sie gab sich Mühe, ein höhnisches Lächeln zu zeigen, und sagte:

„Hast Du dergleichen schon kennen gelernt, daß Du es so sehr genau weißt?"

Er zuckte die Achseln und antwortete:

„Engelchen habe ich Dich genannt, aber ich kann Dich unmöglich auch fernerhin so nennen, wenn Du zu diesem Balle gehst. Du kennst mich von frühester Jugend an; Du kennst mein Leben, alle meine Gedanken. Und dennoch fragst Du, ob ich diese Verlorenen kennen gelernt habe! Das ist eine Schlechtigkeit von Dir! Die Schönheiten eines Mädchens sind für kein einziges Auge da; diejenigen eines Weibes sind nur für den Mann ihrer Wahl vorhanden. Eine Frau, welche andere Männer zu Mitbesitzern macht, selbst wenn es nur durch das Auge wäre, und ein Mädchen, welches zu jungen Burschen in solcher Kleidung geht, wie diese hier ist, diese Beiden gehören zu den Verlorenen. Ich bitte Dich um Gotteswillen, von Deinem Entschlusse zurückzutreten! Man darf wohl ahnen, wie schön ein Mädchen ist, sehen aber darf es nur ein Einziger. Für jetzt bin ich der Einzige, dem Du Dich gezeigt hast; es bleibt Dir nur die Wahl zwischen mir und der Schande. Entscheide Dich, Angelica!"

Er stand trotz seiner ärmlichen Kleidung so hoch, so stolz vor ihr wie ein Prophet und Prediger. Er hatte gar nicht das Aussehen eines armen Webersohnes. Die Angst seines Innern, sie zu verlieren, und sein reges, sittliches Gefühl hatten ihm Worte in den Mund gelegt, wie man sie sonst nur aus dem Munde gebildeterer Männer, als er einer war, zu hören pflegt; aber gerade durch diesen Ernst und diese Strenge fühlte sie sich zurück- und abgestoßen. Es wollte sie zwar kalt überlaufen; aber sie hatte ein Lob, eine kleine Anerkennung, daß sie schmuck und sauber sei, erwartet, und mußte eine solche Rede hören. Die Widerspenstigkeit des Evakindes überkam sie, und so antwortete sie:

„Was redest Du von Schande und von Dir? Zwischen Euch nur hätte ich zu wählen? Was bildest Du Dir ein! Hast Du noch nicht gehört, daß die feinsten Damen, Gräfinnen und Fürstinnen, so ausgeschnitten gehen wie ich hier? Ist das für sie auch eine Schande? Oder solltest Du von der Ehre mehr verstehen als sie? Geh weg! Ich habe Dir eine Freude machen wollen; nein, eine Auszeichnung sogar ist es, daß Du mich als Italienerin noch eher sehen sollst, als Der, welcher mir den Anzug geschickt hat, und zum Dank dafür willst Du mich zu den schlechten Mädchen zählen? Du bist nicht klug; Du bist nicht gescheidt; mit Dir ist nichts anzufangen!"

„Mit Denen vom Casino wohl mehr?" gab er ihr zurück.

Hätte er es zu einem freundlichen Blicke bringen können, so hätten sich zwei brave Herzen hier gefunden; aber es gelang ihm nicht. Seine letzten Worte erbitterten sie noch mehr; daher antwortete sie:

„Ja; jedenfalls sind sie klüger wie Du und vernünftiger. Ein einziger Augenblick bei ihnen wird besser sein, als hundert Jahre bei Dir! Merks!"

Seine Wangen hatten eine in's Graue spielende Farbe angenommen. Er ließ die Arme sinken und schloß die Augen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sie wieder öffnete. Dann legte er die Hände auf den Stuhl, als ob er sich stützen müsse, und fragte:

„Also, Du gehst doch auf den Ball?"

„Ja, ich gehe!"

Der Stuhl krachte und prasselte, und die Gestalt des jungen Mannes sank tiefer auf die Lehne herab.

„Und wenn ich Dich nun bitte, es nicht zu thun, Angelika?"

„Das ist umsonst! Ich gehe!"

„Wirklich? Ganz bestimmt?"

„Ganz sicher. Es bringt mich nichts davon ab! Ich selbst will es, und der Vater hat es auch befohlen!"

Da richtete er sich langsam auf. Es wurde ihm dunkel vor den Augen; er fühlte, daß er schwankte, aber es gelang ihm doch, die Thür zu erreichen. Dort drehte er sich noch einmal halb um und sagte:

„Leb wohl, Engelchen, mein liebes, liebes, gutes Engelchen!"

Vielleicht wollte er diese Abschiedsworte in einem sanften, zarten Tone sprechen, aber er brachte es nicht fertig. Seine Stimme klang heiser, beinahe kreischend. Er hatte aller seiner Kräfte bedurft, um überhaupt noch sprechen zu können.

Die Stubenthür schloß sich hinter ihm. Seine Schritte gingen laut und schlürfend nach der Hausthür; es dauerte lange, bis dieselbe geöffnet wurde, und dann schlug er sie mit lautem Schalle zu.

Sie stand noch an derselben Stelle, auf welcher sie ihm ihre letzte Antwort gegeben hatte.

Was ist das?" fragte sie. „War er betrunken? O nein, das ist er all sein Lebtage niemals gewesen. Es war die Wuth. Der Grimm bringt den Menschen ebenso in's Taumeln und raubt ihm auch die Stimme, gerade

so wie der Schnaps. Nun gut, er soll es merken, daß ich nu aus seiner Wuth nichts, gar nichts zu machen brauche!"

Sie trat an den Spiegel, betrachtete sich und flüsterte dabei:

„Ein Mädchen darf ihre Schönheit Keinem zeigen, so hat er gesagt. Bin ich denn schön? Na, ein Bischen hübsch mag ich schon sein, aber schön bin ich gewiß nicht; schön kann nur eine feine Dame sein Schade um ihn! Er ist ein so bildsauberer, ordentlicher Bursche! Aber die Jähzornigkeit, die ich heute bei ihm gesehen habe, kann eine Frau nur unglücklich machen. Wie gut, daß ich noch zur rechten Zeit dahinter gekommen bin, sonst wäre es vielleicht gar möglich gewesen, daß ich ihn lieb gewonnen hätte."

Sie ging hinaus, um zu sehen, ob die Hausthür wirklich in das Schloß gefallen sei; dies war der Fall, dennoch öffnete sie dieselbe; warum, darüber fragte sie sich allerdings nicht um Rechenschaft. Ihr Blick fiel hinüber zum kleinen Nachbarhäuschen. Dort an der Ecke desselben, in sich zusammengesunken, kauerte eine Gestalt, welche keine Bewegung zeigte.

„Ah, er wartet," dachte sie, „er meint, daß ich ihm nachlaufen soll, um ihn zurückzurufen und ihm gute Worte zu geben. Aber da irrt er sich gewaltig! Wer mich beleidigt, dem springe ich nicht hinterher. Er hat sich niedergekauert, weil es bitter kalt ist. Nun, er mag frieren. Wenn er merkt, daß ich nicht komme, wird er schon schlafen gehen."

Der aber, welcher drüben an der Ecke kauerte, dachte nicht daran, daß sie ihm nachlaufen solle. Er war ein rüstiger Bursche; aber er hatte mehrere Wochen lang bei allergeringster Kost sich übermäßig angestrengt, und zu dieser körperlichen Schwäche kam nun heute der gewaltige, seelische Schlag. Dem konnte er nicht widerstehen.

Er kauerte dort lange, lange Zeit. Dann endlich raffte er sich auf und ging in das Haus, um sein Lager aufzusuchen. Dort lag er noch stundenlang wach und in dumpfem Brüten. Der wohlthätige Genius des Schlafes überraschte ihn erst spät, so daß es fast Mittag war, als er erwachte.

Heute war Sonntag. Als er in das Wohnzimmer trat, war dasselbe gut geheizt, jetzt eine Seltenheit, und vom Ofen her verbreitete sich ein kräftiger, erquickender Fleischgeruch. Die Familie hatte nach langer Zeit endlich einmal wieder ein hinreichendes Sonntagsmahl. Während des Essens sagte die Mutter zu Eduard:

„Du hast sehr lange geschlafen und weißt also die Neuigkeit noch nicht. Der Bruder des Seidelmann, der heilige Schuster, ist jetzt Vorsteher einer Secte und wird mit der Erlaubniß des Pastors und des Bürgermeisters heute Nachmittag um Fünf im Schänksaale eine Missionspredigt halten. Gehst Du hin?"

„Ich weiß es noch nicht," antwortete er einsilbig.

Nach Tische wanderte er hinaus nach dem Schachte, um mit dem Obersteiger zu sprechen. Er durfte annehmen, daß der brave Förster bereits bei demselben gewesen sei. Dies war auch wirklich der Fall, aber gerade eben als der Obersteiger seine Zusage gegeben hatte, war ein Bote von Seidelmann's

gekommen und hatte den Befehl gebracht, daß Eduard Hauser, wenn er ja um Arbeit anfragen sollte, ein für alle Mal abzuweisen sei.

„Wer hat das befohlen?" fragte der Obersteiger.

„Der junge Herr; aber der Vater und der Oheim wissen auch davon."

Da wendete sich der Beamte achselzuckend zu dem Förster und sagte in aufrichtig bedauerndem Tone:

„Es thut mir herzlich leid; aber dagegen läßt sich gar nichts thun. Sie kennen die Verhältnisse nicht. Der heilige Seidelmann ist Bevollmächtigter des Herrn Barons, und außerdem sind Verhältnisse zu berücksichtigen, von denen ich hier gar nicht sprechen kann."

Als Eduard kam, sah er seine Hoffnung in Trümmer fallen.

Am Morgen dieses Tages hatten zwei Lastwägen vor der Thüre des Seidelmann'schen Hauses gehalten, von denen eine große Anzahl Webstühle abgeladen worden waren.

„Was willst Du mit dem Zeuge?" hatte der einstige Schuster seinen Bruder gefragt. „Es ist ja alt und abgenutzt?"

Der Fabrikant streichelte wohlgefällig sein Kinn und antwortete:

„Das verstehst Du nicht. Diese Webstühle habe ich aus einer Concursmasse erstanden; das Stück kostet mich zwei Gulden. Wer hier von mir Arbeit haben will, muß seinen Stuhl von mir nehmen, entweder per Kauf oder auf Miethe. Ich verkaufe das Stück zu zwanzig Gulden; die Miethe beträgt sechs Gulden pro Jahr. Wird der Stuhl alt und es bricht Etwas, ist der Miether contractlich gezwungen, mir zwanzig Gulden zu zahlen."

Der Vorsteher der Brüder und Schwestern der Seligkeit nickte zustimmend mit dem Kopfe und sagte:

„Ein Jeder wuchre mit dem Pfunde, das ihm verliehen ist! Wohl dem, der die Bedeutung der Schriftworte so klar erkennt, daß sie ihm Nutzen bringen!"

Zu derselben Zeit saß der junge Seidelmann im Comptoir und bemühte sich, für den zu erwartenden Maskenball die Figuren einer Polonaise zu Papier zu bringen. In der hintersten Ecke des Raumes stand ein hageres, dürftiges Männchen am Stehpulte und kritzelte lange Ziffernreihen in ein Contobuch. Dieser Schreiber schien nicht sehr gelaunt darüber zu sein, daß er gezwungen war, am Sonntag Vormittage hier zu arbeiten. Er trippelte mit den Füßen; er kaute ungeduldig an der Feder; endlich klappte er das Buch zu und näherte sich dem jungen Prinzipale. Dieser bemerkte das und fragte ziemlich barsch:

„Was wollen Sie?"

„Ich möchte bitten, mich doch für heute zu entlassen, mein verehrtester Herr Seidelmann!"

„Das geht nicht. Sie werden gebraucht."

„Ich habe bereits gestern die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß meine Frau schwer krank darnieder liegt."

„Was geht das uns an! Ihre Tochter mag sie pflegen, oder schicken Sie sie in das Hospital!“

Ueber das hagere, leidende Gesicht des Schreibers flog ein demüthiges, trübes Lächeln. Er antwortete:

„Im Hospitale muß ich zahlen, und das kann ich nicht. Meine Tochter pflegt die Mutter bereits, aber sie hat jede Minute ein Ereigniß zu erwarten, welches selbst beinahe eine Krankheit genannt werden kann.“

Dabei richtete sich das Auge des Schreibers forschend auf das Gesicht des Prinzipales. Dieser vermochte nicht, eine leise Röthe zu verbergen und sagte:

„So rufen Sie nach einem Arzte!“

„Ich habe bereits zu Doctor Werner geschickt, aber er ist bisher noch nicht gekommen.“

„Ich habe das erfahren und ihm verboten, zu Ihnen zu gehen! Was denken Sie denn eigentlich? Ein Comptorist unseres weltberühmten Hauses wendet sich an einen Knappschafts- und Armenarzt! Wir sind ja blamirt für ewige Zeiten!“

„Verehrtester Herr, ich möchte mich ja sehr gern den Ansprüchen Ihres Hauses gemäß erhalten, aber zwanzig Gulden Monatsgehalt bei einer kranken Frau, vier unerwachsenen Kindern und einer Tochter, welche ihrer Entbindung entgegensieht!“

Wieder zeigte sich jene Röthe im Gesicht des Prinzipales.

„Zwanzig Gulden sind vollauf genug!“ sagte er. „Man schränke sich mehr ein; man lebe nicht in Sauß und Brauß! Andere Leute müssen auch rechnen, wenn sie auskommen wollen.“

„Und dennoch möchte ich ganz unterthänigst zum dritten Male um eine kleine Gehaltszulage bitten. Ich hoffe, daß ich brauchbar bin!“

„Brauchbar sind Sie, das ist nicht zu bestreiten; aber es ist bei uns Grundsatz, niemals einen Gehalt zu erhöhen. Fängt man bei dem Einen an, so kommen die Anderen auch gelaufen. Legen Sie besonders dem weiblichen Theile Ihrer Familie einige Beschränkung auf, so werden Sie bald bemerken, daß Sie sich besser stehen!“

Das war dem armen Schreiber denn doch zu viel. Er richtete sich auf, so weit es seine Gestalt erlaubte; seine müden Augen funkelten durch die Brille, und er antwortete:

„Gerade auf Veranlassung dieses Theiles meiner Familie habe ich mich an Sie zu wenden, Herr Seidelmann. Meine älteste Tochter ist unverheirathet; sie erwartet ihre Stunde, sie erwartet aber auch mit wenigstens derselben Gewißheit Ihre Unterstützung!“

Da sprang der junge Seidelmann von seinem Sessel auf und rief:

„Sie erwartet ihre Stunde? Was soll das heißen?“

„Fragen Sie eine Hebamme!“

„Und sie erwartet meine Unterstützung? Was heißt das?“

Der Schreiber zuckte die Achsel und sagte:

„Verlangen Sie das wirklich zu wissen, Herr Seidelmann?“

„Natürlich! Ich begreife gar nicht, wie meine Person in Beziehung zu einer Unterstützung für Ihre Tochter gebracht werden könnte!“

„Nun, so muß ich allerdings sprechen. Ich bin Ihr Untergebener und verdiene mir bei Ihnen mein Brod, wenn es auch mehr als spärlich ist. Ich bin Ihnen Achtung schuldig und zolle sie Ihnen auch gern, aber dennoch muß ich sagen, daß ich geradezu unbegreiflich finde, daß Sie so thun können, als wüßten Sie nichts.“

„Den Teufel weiß ich! Ich verlange Aufklärung! Aus Ihren Andeutungen kann ich mir höchstens ersehen, daß ich jedenfalls das Opfer eines schlechten Streiches, einer Mystification, oder sonst einer Dummheit werden soll.“

„Es handelt sich hier weder um eine Mystification noch um eine Dummheit, aber allerdings um einen schlechten Streich. Sie entsinnen sich doch wohl, daß voriges Frühjahr Ihr Dienstmädchen krank geworden war?“

„Ja. Wir schickten sie in das Krankenhaus, in welchem sie geheilt wurde.“

„Sie war daselbst eine Woche in Verpflegung. Sie machten mir damals den Vorschlag, Ihnen während dieser Zeit meine Tochter zur Aushilfe zu geben.“

„Das war eine Gefälligkeit von unserer Seite, denn Ihre Tochter hat für diese Woche anderthalb Gulden erhalten, ein wahrer Fürstenlohn! Das würde für das ganze Jahr achtundsiebzig Gulden ergeben. Welches Gesinde verdient sich so viel?“

„Streiten wir nicht darüber! Sie wissen jedenfalls auch, daß in der letzten Nacht, in welcher meine Tochter in Ihrem Hause schlief, sich Jemand in ihre Kammer schlich?“

„Ich soll das wissen? Es hat sich Jemand in ihre Kammer geschlichen? Ah, das wirft allerdings ein höchst eigenthümliches Licht auf Ihr Fräulein! Sie hat also einen Liebhaber gehabt, den sie mit in ihre Kammer genommen hat? Das ist interessant, sehr interessant!“

Man hätte den scharfen Blitz, welcher jetzt durch die Brille des Schreibers zuckte, den matten Augen des Letzteren kaum zugetraut. Eine zornige Röthe färbte sein hageres, abgehärmtes Gesicht, indem er sagte:

„Ich bitte Sie sehr, die Ehre meines Kindes nicht anzutasten. Ich weiß ganz genau, daß meine Tochter niemals einen Liebhaber gehabt hat, am Allerwenigsten aber einen, den sie mit in die Kammer genommen hätte. Derjenige, welcher es gewesen ist, hat die Thür hinter sich verschlossen und dann dem Mädchen, welches vor Ermüdung in tiefem Schlaf gelegen hat, Gewalt angethan. Sie hat sich nach Kräften gewehrt; sie hat auch um Hilfe gerufen; aber die Kammer liegt unter dem Dache des Hintergebäudes, und Niemand hat ihr Rufen gehört.“

„Ah, das ist ja ein wirkliches Abenteuer! Wer ist denn der Glückliche gewesen?“

„Der Sohn des Hauses!“

Seidelmann brachte es fertig, seinem Gesichte einen ganz erstaunten Ausdruck zu geben.

„Was?“ rief er. „Der Sohn des Hauses soll es gewesen sein?“

„Ja.“

„Und in unserem Hause ist es geschehen, behaupten Sie?“

„Ja!“

„Der Sohn dieses Hauses bin ja ich! Wollen Sie etwa damit sagen, daß ich der Thäter gewesen sein soll?“

„Nichts Anderes!“

„Himmeldonnerwetter! Was fällt Ihnen ein?“

„Ich sage die Wahrheit!“

„Lügen, nichts als Lügen sind es! Ihre Tochter hat jedenfalls mit einem Burschen geliebelt, der nun, da sich die Folgen zeigen, ihr Nichts zahlen kann oder will. Da soll nun ich vorgeschoben werden. Ich danke! Das ist stark, sehr stark! Und das wagen Sie Ihrem Prinzipal anzuthun, bei dem Sie in Lohn und Brod stehen!“

„Es ist ein Wagniß, aber es muß unternommen werden! Ich wollte, als meine Tochter meiner Frau das betreffende Geständniß machte, Sie polizeilich zur Rechenschaft ziehen lassen. Das Gesetz bestraft ja solche Thaten sehr streng. Aber da ich mein Brod bei Ihnen finde, mein trockenes Brod, so gab mir meine Frau gute Worte, es nicht zu thun. Nun aber hoffe ich, daß Sie das Mädchen nicht im Stiche lassen.“

Fritz Seidelmann stemmte beide Hände in die Hüften, warf den Kopf empor und fragte im impertinentesten Tone, den es nur geben kann:

„Befehlen Sie vielleicht gütigst, daß ich Ihre Tochter heirathe?“

„Das fällt mir gar nicht ein! Ich hoffe jedoch, daß Sie ehrlich genug sein werden, sich des armen, unschuldigen Kindes, welches wir erwarten, anzunehmen.“

„So, so! Weiter nichts?“

„Nein, weiter nichts.“

„Und wenn ich das nicht thue?“

„So werde ich den Weg des Gesetzes betreten müssen.“

„Schön, mein Lieber! Thun Sie das! Sie werden ja erfahren, wie weit es auf diesem Wege zu bringen ist.“

„Meine Tochter wird Sie als Vater angeben.“

„Nach dem Gesetze unseres Landes wird mir der Schwur zugeschoben werden, und ich werde mit dem besten Gewissen und der Wahrheit gemäß beeiden, daß ich mit dem Mädchen nicht das Geringste zu thun gehabt habe!“

Der Schreiber machte trotz dieser Worte ein siegesgewisses Gesicht und sagte:

„Sie werden diesen Meineid nicht thun können, denn meine Tochter wird beweisen können, daß Sie es gewesen sind.“

„Beweisen? Ah, ich wäre doch sehr begierig, zu erfahren, wie sie den Beweis liefern würde!“

„Ich sollte es eigentlich jetzt noch nicht verrathen; da mir aber an Ihrer

Feindschaft nichts liegen kann, und da ich ferner hoffe, Sie durch meine Aufrichtigkeit zum freiwilligen Nachgeben zu bewegen, so will ich Ihnen erklären, daß meine Tochter im Besitze eines Gegenstandes ist, durch den der betreffende Beweis allerdings erbracht werden kann."

„Welcher Gegenstand wäre das?"

„Sie hat Sie trotz der Dunkelheit, welche natürlich in der Kammer herrschte, an der Stimme erkannt; außerdem aber hat sich während des Ringens mit Ihnen ein Ring von Ihrem Finger abgeschoben und ist in der Hand meiner Tochter geblieben. Sie hat ihn behalten, um seiner Zeit beweisen zu können, daß Sie es gewesen sind, der die Alimente zu zahlen hat."

Fritz Seidelmann fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Er war sichtlich verlegen geworden.

„Man soll erst beweisen, daß der Ring der meinige ist, daß er wirklich mir gehört," sagte er.

„Der Beweis ist leicht. Ihr Name ist auf der Innenseite deutlich zu lesen. Der Goldschmidt, von dem Sie den Ring haben, wird leicht aufzufinden sein."

„Alle Teufel! Sie wollen wirklich gegen mich auftreten, gegen mich prozessiren?"

„Sie zwingen mich dazu!"

„Und dabei bitten Sie mich um Gehaltszulage!"

„Ich habe bereits jetzt gehungert und gekummert genug; erhält meine Familie noch solchen Zuwachs, und zwar durch Ihre Schuld, so kann ich mit meinem kärglichen Gehalte unmöglich auskommen. Früher verdiente meine Frau noch nebenbei durch Näharbeiten ein Weniges; jetzt aber ist sie krank; es geht nicht mehr!"

„Lassen Sie sie kuriren!"

„Kann ich das? Einen Arzt kann ich nicht bezahlen, ebenso wenig die theure Medizin, und an den Armenarzt darf ich mich nicht wenden, weil Sie sagen, daß dies dem guten Rufe Ihres Hauses schade. Wie soll ich da die Kranke kuriren?"

„Sparen Sie!"

„Mein Gott, mein Gott, wie soll ich sparen! Ich bitte Sie um Gotteswillen, mich und mein Kind nicht im Stiche zu lassen! Ich will für Sie arbeiten, so fleißig und so treu wie kein Anderer! Sie sollen stets mit mir zufrieden sein!"

„Das ist bereits jetzt Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Zulage kann ich nicht geben, principiell nicht!"

„Aber Sie nehmen sich wenigstens meiner Tochter an?"

„Auch das kann mir nicht einfallen! Ich habe das Mädchen mit keinem Finger berührt! Wie sollte ich, ich, Friedrich Seidelmann, die Schande auf mich laden, der Vater eines unehelichen Kindes zu sein! Das ist rein unmöglich!"

„Aber Sie sind es ja doch!"

„Schweigen Sie! Diese Behauptung ist eine Frechheit, die ich gar nicht begreifen kann!“

„Nun wohl, so bin ich gezwungen, aus Ihrem Dienst zu treten Ich kündige!“

„Ah, wirklich? Wollen Sie verhungern?“

„Gott wird mir helfen! Ich habe bereits eine andere Stelle halb und halb zugesagt erhalten.“

„Wirklich?“ erklang es höhnisch. „Das muß in Ostindien sein oder in Amerika, denn hier giebt es keine einzige Vacanz.“

„Es ist in der Nachbarschaft.“

„Das glaube ich nicht. Bei wem denn, he?“

„Beim Kaufmann Strauch.“

„Ah, bei dem! Hm, hm! Und da bekommen Sie wohl jedenfalls auch mehr Gehalt?“

„Zehn Gulden monatlich mehr.“

Seidelmann nickte mit dem Kopfe leise vor sich hin und fragte, indem er dem Schreiber einen Seitenblick zuwarf:

„Und da gehen Sie wohl sehr gern fort von hier?“

„Ich weiß, daß Sie mich nothwendig brauchen; denn ehe mein Nachfolger sich nur einigermaßen eingearbeitet hat, werden Jahre vergehen; aber Sie zwingen mich!“

„Ja, ich zwinge Sie, aber nicht zum Gehen, sondern zum Bleiben! Ich nehme Ihre Kündigung nicht an!“

„Sie müssen sie annehmen! Ich werde Ihnen vor Zeugen kündigen!“

„Thun Sie das! Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß Sie mich bitten werden, bei uns bleiben zu dürfen.“

„Lieber sterbe und verderbe ich! Also, Herr Seidelmann, beharren Sie auf Ihrer Weigerung?“

„Ja. Ich kann nicht gegen die Wahrheit! ich kann mir nicht eine Vaterschaft aufbürden lassen, von der ich nichts weiß!“

„Gut, so sind wir einstweilen fertig! Aber jetzt wenigstens werden Sie mir erlauben, nach meiner kranken Frau zu sehen.“

„Sind Sie mit der Arbeit fertig?“

„Nicht ganz. Ich werde heute Nachmittag noch eine Stunde schreiben.“

„Das kann mir nicht passen! Wenn Sie fertig sind, können Sie gehen, keine Minute eher!“

Der Schreiber mußte alle seine Selbstbeherrschung zusammennehmen, um nicht aufzubrausen. Er räusperte sich und sagte dann:

„Ich werde trotzdem gehen!“

„Oho! Sie haben zu arbeiten!“

„Von einer Sonntagsarbeit steht kein Wort in unserem Contracte! Ich habe lange, lange Jahre meine Sonntage hinter Ihrem Pulte zugebracht, ohne einen einzigen Kreuzer oder nur ein einziges anerkennendes Wort dafür zu erhalten! Ich wollte Ihnen ein treuer Diener sein. Jetzt ist meine Frau todt-

krank; ich bin ihr Mann und der Vater ihrer Kinder; sie muß mir lieber sein als Ihr Pult! Ich gehe!"

Er wendete sich um, griff nach der Mütze und ging.

„Verdammt!" brummte Seidelmann. „Der Hund fängt an, zu murren! Dieser Pöbel glaubt wirklich, uns den Stuhl vor die Thür stellen zu können! Wenn den Hungerleider der Hafer sticht, so wird man ihm den Brodkorb höher hängen müssen!"

Da ging die Thüre auf und der fromme Schuster trat ein.

„Höre Fritz, das ist ja ein unverschämter Kerl!" sagte er.

„Wer?"

„Euer Schreiber. Er rannte an mir vorbei, ohne mich zu grüßen!'

„Das ist sonst seine Art und Weise nicht."

„Er sagte zwar „Adieu", aber die Mütze behielt der Mensch auf dem Schädel!"

„Er hat das vergessen. Er war, hm, er war in der Hitze!"

„In der Hitze? Bei dieser Kälte? Hast Du ihm eingeheizt?"

„Freilich! Eigentlich aber wollte er mir einheizen."

„Wirklich? Beginnen die Kinder dieser Welt sich auch in dieser abgeschiedenen Gebirgsgegend zu regen? Ist der Antichrist auch bereits hier eingezogen? Vergessen auch hier die in die Christenheit aufgenommenen Seelen, was zu ihrem Frieden dient?"

„Freilich! Diese Seelen werden zu üppig. Sie wollen indische Vogelnester und Caviarsemmeln essen. Der Schreiber verlangte, denke Dir nur, Gehaltszulage!"

„Ziehe ihm zehn Gulden monatlich ab!"

„Und sodann ist er ohne meine Erlaubniß, sogar gegen meinen Befehl fortgegangen, noch ehe er mit seiner Arbeit fertig geworden ist."

„Warum?"

„Er sagt, seine Frau sei krank."

„Gott wird ihr helfen, darum mußte er bei der Arbeit bleiben."

„Er sagte, er sei zur Sonntagsarbeit nicht verpflichtet."

„So kennt er nicht die Gebote der heiligen Schrift. Der Heiland sagt, daß man den Ochsen und den Esel, welcher des Sonntags in eine Grube fällt, herausziehen soll. Mit diesen Worten gebietet und heiligt er die Sonntagsarbeit. Wäre ich hier gewesen, so hätte ich diesem Schreiber den Standpunkt klar gemacht. Er hätte sich auf keinen Fall entfernen dürfen."

Fritz hatte beide Hände zusammengelegt und schritt unruhig im Comptoir auf und ab. Jetzt blieb er vor dem Heiligen stehen und sagte:

„Onkel August, Du bist ein gewiefter, spitzfindiger Kerl. Du hast schon Manches glatt gemacht, was bei Anderen nicht eben werden wollte. Ich muß Dich um einen guten Rath ersuchen."

„Sprich, lieber Fritz! Du machst ein ganz ungewöhnliches Gesicht. Ich hoffe nicht, daß Dir etwas Schlimmes widerfahren ist!"

„Und doch ist es so! Ich befinde mich in der Klemme; ich bin in eine schauderhafte Verlegenheit gerathen!"

„Das klingt ja wirklich schlimm! Heraus damit, wenn Du meinst, daß mein Rath Dir nützen kann!“

„Jawohl, heraus muß es! Mit dem Vater mag ich vorerst nicht darüber sprechen. Es ist eine miserabel discretionelle Sache. Erinnerst Du Dich des hübschen Dienstmädchens, welches bei Deinem letzten Besuche zu Ostern bei uns war?“

„Du meinst das kleine, bildsaubere Ding mit dem schwarzlockigen Haar?“

„Ja.“

„Die war allerdings zum Anbeißen. Ich bin ein Diener der Seligkeit; aber ich versage dem Schöpfer niemals meine Bewunderung, wenn ich eines seiner Meisterwerke erblicke.“

„Nun, ich bewunderte damals das Werk mehr als den Schöpfer.“

„Das war nicht christlich von Dir. Ich ahne, daß Du nicht bei der bloßen Bewunderung stehen geblieben bist.“

„Allerdings nicht! Ich wollte das Mädchen haben; aber sie war verteufelt spröde! Sie ließ sich nicht angreifen!“

„Das war tugendhaft von ihr!“

„Bah! Tugend! Berechnung war es! Das weibliche Geschlecht ist zur Liebe geboren; die Liebe von sich zu weisen, heißt, den Willen des Schöpfers mißachten.“

Ueber das glatte Faungesicht des Heiligen zuckte ein ganz und gar undefinirbares Lächeln.

„Ich widerspreche Dir nicht,“ sagte er. „Hat doch auch Judith zu Ehren des Herrn und zur Rettung ihres Volkes das Lager des Holofernes getheilt! Also, Du wurdest abgewiesen?“

„Leider! Und wie! Sie drohte sogar mit Ohrfeigen!“

„Ein streitbares Mädchen!“

„Ich mußte zur List greifen. Ich schlich mich in ihre Kammer. Sie schlief, und da —“

Er hielt inne. Sein Oheim nickte ihm zu und fragte:

„Und da — was weiter?“

„Das kannst Du Dir denken. Sie hat sich zwar gewehrt wie ein Teufel; sie hat sogar um Hilfe gerufen, aber das hat ihr nichts nützen können.“

„Lieber Fritz, das kann ich nicht gutheißen. Laß Dir mit den Worten der heiligen Schrift sagen, daß —“

„Halt ein, Oheim! Bleibe mir mit Deinen Bibelsprüchen fern! Ich weiß doch, wie wir zu einander stehen, und was ich von Dir zu halten habe. Hilf mir lieber aus der Patsche!“

„Na, worin besteht denn diese?“

„Nun, das Mädchen ist die Tochter unseres Schreibers. Heute verlangt der Kerl von mir, seiner Tochter Alimente zu zahlen.“

Der Oheim machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Das hat er gewagt, wirklich gewagt?“ fragte er.

„Wirklich!“

„Philister über Dir, Simson! Ergreife die Säulen des Gebäudes und brich es zusammen!“

„Das mag der Teufel fertig bringen! Ich bin kein Simson und kein Riese; in dieser Angelegenheit am Allerwenigsten!“

„Das Mädchen ist also in Hoffnung?“

„Sie erwartet ihre Stunde.“

„Fritz, Fritz, was für ein gottloser, und was noch viel, viel schlimmer ist, was für ein unvorsichtiger Mensch bist Du geworden?“

„Hofmeistere nicht! Gieb mir lieber einen guten Rath!“

„Hat sie keinen Geliebten?“

„Sie hat niemals einen gehabt.“

„Geht sie zu Tanze?“

„Nie.“

„Das ist freilich fatal!“

„Es ist ihr leider nichts nachzuweisen. Sie lebt nur in ihrer Familie; sie besucht nicht einmal eine Rockenstube.“

„So bist Du ganz gewiß, daß sie Dich als Vater angiebt?“

„Ganz gewiß!“

„Aber Dir fällt ja der Schwur zu!“

„Das weiß ich wohl, doch werde ich gar nicht zum Eide kommen. Sie kann nämlich beweisen, daß ich es bin, der sie in der Kammer aufgesucht hat.“

„Das wäre allerdings verteufelt unangenehm! Die Ehre Deines und unseres Namens würde verloren sein! Weißt Du vielleicht, welchen Beweis sie zu erbringen vermag?“

„Ja. Sie hat mir während der Gegenwehr, welche sie leistete, einen Ring vom Finger gezogen. Den hat sie behalten. Wenn sie ihn vorzeigt, kann ich nichts machen.“

Da trat August Seidelmann einen Schritt zurück, schlug die Arme über die Brust, betrachtete seinen Neffen mit überlegenem Blicke, stieß ein kurzes Lachen aus und sagte:

„Fritz, Fritz, bist Du denn mit Blindheit geschlagen?“

„Ich blind? Wieso?“

„Sagt nicht der Heiland: Petro, stecke Dein Schwerdt in die Scheide, denn wer mit dem Schwerdte sündigt, der wird durch das Schwerdt umkommen?“

„Was geht mich Dein Petrus an! Ich verstehe Dich nicht, rede darum deutlicher!“

„Das soll heißen: Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt selbst hinein. Das Mädchen muß in ihre eigene Grube stürzen. Die Schlinge, welche diese Dirne Dir legt, wird sich um ihren Hals zusammenziehen!“

„Das wäre mir allerdings unendlich lieb; ich begreife nur nicht, wie es ermöglicht werden soll.“

„So höre! Der Ring ist Dein, wirklich Dein?“

„Ja. Ich habe ihn gleich am andern Morgen vermißt. Ich wußte, daß ich ihn bei ihr anstecken gehabt hatte."

„Hast Du mit ihr davon gesprochen?"

„Ja. Sie hat gesagt, daß sie suchen will; aber später sagte sie, daß ich selber suchen solle. Sie kehrte nämlich an demselben Tage zu ihren Eltern zurück. Sie war nur eine Woche lang als Aushilfe bei uns."

„Ist der Ring werthvoll?"

„Ich habe fünfzehn Gulden bezahlt."

„Hat sie auch Dich zu bedienen gehabt? Ist sie auch in Deinem Zimmer gewesen, vielleicht gar während Deiner Abwesenheit?"

„Täglich einige Male."

„Und Du siehst nicht ein, daß sie den Ring gestohlen hat!"

Fritz trat einen Schritt zurück, riß die Augen auf und rief:

„Alle Teufel! Du hast Recht!"

„Mit Hilfe dieses Diebstahles will sie Geld, Alimente von Dir erpressen! Bist Du mit dem Gerichtspersonal bekannt?"

„Sehr gut sogar. Einige Mitglieder des Amtspersonals sind in unserem Casino."

„Der erste Zug gewinnt; wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Du mußt diesem Mädchen und ihrem Vater zuvorkommen."

„Du meinst, daß ich Anzeige machen soll?"

„Natürlich! Ihren Vater jagst Du aus der Arbeit!"

„Hm! Das geht nicht! Wir bekommen keinen Mann wieder, der so ist wie er. Er ist treu und zuverlässig und arbeitet für Drei. Das muß ich aufrichtig gestehen. Uebrigens hat er mir gekündigt."

„Hat er eine andere Stelle?"

„Ja; aber ich werde dafür sorgen, daß er sie nicht erhält!"

„Das ist klug. Das Mädchen muß arretirt werden, und ihren Vater zwingst Du, bei Dir zu bleiben. Das wird zu Deinem Ruhme dienen, denn man wird sich sagen, daß Du dem Vater nicht entgelten läßt, was die Tochter gesündigt hat. Ich hoffe sehr, daß Du meinen Rath befolgen wirst!"

„Er ist der beste, den Du mir geben kannst. Du bist ein Schlaukopf vom Scheitel bis zur Zehe. Ich danke Dir, Onkel!"

„Schon gut! Laß keinen Augenblick vergehen. Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder der Seligkeit. Man darf ihnen keinen Augenblick des Ueberlegens gönnen."

Er ging. Fritz nahm einen Briefbogen und schrieb:

„Lieber Freund!

Soeben erfahre ich zu meinem allergrößten Erstaunen, daß Du unseren Schreiber engagiren willst. Ich hoffe, daß dieses Gerücht ein ersonnenes ist! Du weißt, wie wir stehen, und daß Du zum großen Theile mit unserem Capitale arbeitest. Sollen wir vielleicht von Dir selbst gezwungen werden, es Dir zu entziehen?

Fritz Seidelmann."

Er adressirte den Brief und klingelte. Nach wenigen Augenblicken trat ein junger Bursche ein, der hier im Geschäfte als Markthelfer angestellt war.

„Du gehst jetzt sofort in die Kreisstadt, um dem Kaufmann Strauch diesen Brief zu bringen; weißt Du, Dem, welcher Mitglied unseres Casinos ist!"

„Ich weiß es, Herr Seidelmann."

„Vorher aber gehst Du zum Gensd'arm. Ist er zu Hause, so soll er sogleich zu mir kommen."

Der Markthelfer entfernte sich mit dem Briefe, um diese Befehle auszurichten. Er war kaum fort, so kehrte der Oheim zurück. Er hatte ein Zeitungsblatt in der Hand und fragte:

„Hast Du den heutigen „Stadt- und Landboten" bereits gelesen, Fritz?"

„Nein."

„Da, horch, diesen kurzen Artikel! Wenn das wahr ist, so können wir uns nur in Acht nehmen!"

Er las folgende Zeilen vor:

„Jedermann weiß, daß vor nun bereits längerer Zeit ein geheimnißvolles Wesen in der Residenz aufgetaucht ist, welches die dortigen Einwohner auf unbegreifliche Weise mit Wohlthaten überschüttet und sich dabei als ein furchtbarer Feind der Verbrecherwelt erweist. Man hat diesem sich in das tiefste Dunkel hüllenden Wesen den Namen „Fürst des Elendes" gegeben.

So poetisch dieser Name klingt, der Träger desselben gehört doch nicht in das Reich der Poesie, sondern in dasjenige der Wirklichkeit, wie sich jetzt von Neuem ersehen läßt. Der Fürst des Elendes scheint nämlich seit Kurzem seinen Weg auch in unsere Gegend zu finden.

Vorgestern erhielt der Bürgermeister von Zackengrün, wo bekanntlich der Hungertyphus grassirt, von einem Unbekannten fünftausend Gulden für die Leidenden eingehändigt. Nach seinem Namen gefragt, sagte der Fremde, daß er der Fürst des Elendes sei, und verschwand.

An demselben Tage wurde der Pfarrer von Bodenbach, wo kürzlich vier Maurer verschüttet und todt unter den Trümmern hervorgezogen wurden, von einem unbekannten Herrn besucht, welcher ihm für jede der armen, betroffenen Familien fünfhundert Gulden einhändigte. Er nannte sich den Fürsten des Elendes und zog sich so schleunig zurück, daß ihm der würdige Geistliche nicht einmal zu danken vermochte.

Ferner weiß man, daß sich seit einiger Zeit in unserem eigenen Orte falsche Spieler herumtreiben. Es will der Polizei trotz angestrengtester Thätigkeit nicht gelingen, ihrer habhaft zu werden. Da empfängt der Bürgermeister einige Zeilen, in denen der Ort angegeben ist, an welchem sich die Gauner des Abends befinden werden. Der Wink wurde befolgt, und am Abende geriethen drei der berüchtigsten Kümmelblättler in die Hände der rachenden Nemesis. Der Eine ist Diener des Barons Franz von Helfenstein gewesen, welchem letzteren Herrn bekanntlich das Kohlenbergwerk „Gottes Segen" gehört, welches in der Nähe unseres Nachbarortes liegt. Die Zeilen aber waren mit dem Namen „Fürst des Elendes" unterschrieben.

V. S.

Die Gauner hatten bereits mehrere Familien unglücklich gemacht. Man nahm ihnen eine reiche Beute ab, welche nun vielleicht den unvorsichtigen Opfern zurückgestellt werden kann."

Fritz hatte aufmerksam zugehört. Jetzt sagte er:

„Das ist allerdings höchst interessant, uns aber kann es doch nicht interessiren!"

„Nicht? O, im Gegentheile, sehr!"

„Wieso?"

„Ich habe in der Residenz die Beobachtung gemacht, daß dieser sogenannte Fürst des Elendes es ganz besonders auf unseren Baron abgesehen zu haben scheint."

„Das wäre allerdings sehr auffällig!"

„Nicht nur auffällig, sondern sogar beängstigend. Warum wird hier gerade dieser Diener besonders erwähnt? Doch wohl, um dem Baron einen Seitenhieb zu versetzen. Hast Du eine Ahnung, wer gemeint ist?"

„Jedenfalls Louis Helbig. Der Kerl gehört zu uns, hat uns aber mit seiner Spielwuth schon bedeutend zu schaffen gemacht. Ich habe gestern gehört, daß er arretirt worden ist."

„So müssen wir die Ohren spitzen. Bisher ist Alles gut gegangen. Wir müssen kühn aber auch vorsichtig sein. Ich werde mich um diesen Fürsten des Elendes etwas mehr bekümmern als bisher. Wenn er uns über den Weg laufen will, so mag er sich in Acht nehmen, daß er nicht zu Falle kommt!"

„Nimm Du Dich selbst in Acht!"

„Pah! Wer vermuthet in dem Vorsteher meines Vereins — den — na, es ist ja nicht nothwendig, das Wort auszusprechen. Ja, die Frömmigkeit ist die beste Maske, welche es giebt."

„Sollte es wirklich keine bessere geben?"

„Nein. Wer die Böcke kennen lernen will, muß die Schafe von ihnen zu scheiden wissen. Wir arbeiten an der Aufgabe, die Besitzer der Millionen zu werden, welche der Baron zusammenträgt. Er arbeitet mit der Verbrecherwelt. Um solche Arbeiter zu finden, muß man zuvor die Guten kennen lernen. Das thue ich, indem ich mich dem Berufe gewidmet habe, ein Prediger in der Wüste zu sein Hast Du Dir den Rath überlegt, den ich Dir vorhin gegeben habe?"

„Ich habe bereits nach dem Gensd'arm geschickt."

„So will ich mich zurückziehen. Ich brauche bei dieser Conferenz nicht zugegen zu sein."

Er ging, und kurze Zeit später kam wirklich der Gensd'arm. Der Markthelfer hatte ihn zu Hause getroffen, seinen Auftrag ausgerichtet und war dann nach der benachbarten Amtsstadt aufgebrochen. Dort hatte er den Brief an den Adressaten gegeben.

Dieser, der Kaufmann Strauch, war ein noch junger Mann, ungefähr in Fritz Seidelmann's Alter. Er hatte die Zeilen gelesen und dann zu dem Boten gesagt:

V. S.

„Es ist keine schriftliche Antwort nöthig. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich gern bereit bin, ihm den Gefallen zu thun."

Darauf kehrte der Markthelfer zurück. Der Schnee war tief, aber auf der Straße konnte man doch fortkommen. Die hier verkehrenden Schlitten hatten Bahn gebrochen.

Er mochte die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als er einen Mann bemerkte, der ihm entgegen kam. Als dieser sich mehr genähert hatte, erkannte er Eduard Hauser in ihm. Der Letztere ging langsam und mit gesenktem Kopfe, als ob er sich in tiefen Gedanken befinde.

Beide blieben, als sie zusammentrafen, vor einander stehen.

„Du, Eduard?" fragte der Markthelfer. „Wohin willst Du?"

„Da vorwärts!"

„Am Sonntag? Doch also nicht in Geschäften?"

„Vielleicht doch! Ich will nämlich sehen, ob ich da nicht irgend eine Arbeit erhalten kann."

„Ja, der Herr hat Dich abgelohnt."

„Und auf dem Schachte bin ich nicht angenommen worden."

„Ich weiß es."

„Du? Woher?"

„Nun, ich darf eigentlich nicht aus der Schule schwatzen, denn des' Brod ich esse, des' Lied ich singe, wie das Sprüchwort sagt; aber Fritz Seidelmann hat den Obersteiger bedeutet, Dir ja keine Arbeit zu geben, falls Du nachfragen solltest."

„Ist das wahr?"

„Ich weiß es genau."

„Du selbst bist wohl zum Obersteiger geschickt worden?"

„Laß das gut sein. Ich habe Dir bereits mehr gesagt, als was ich sagen darf, aber ich hoffe, daß Du mich nicht etwa verrathen wirst."

„Fällt mir nicht ein! Höre, Du bist öfterer als ich hier in der Stadt. Weißt Du nicht einen Ort, wo ich Beschäftigung finden könnte?"

„Nein. Es fällt in der jetzigen Zeit außerordentlich schwer, irgendwo anzukommen. Glück auf!"

Er gab ihm die Hand und setzte seinen Weg fort. Eduard verfolgte den seinigen. Als er von dem Obersteiger abgewiesen worden war, hatte er nicht nach Hause gehen wollen. Die Seinigen hörten die traurige Nachricht ja zeitig genug. Er war in das Freie gegangen, um sich die Stirn im Winde zu kühlen, und da war ihm der Gedanke gekommen, einmal zu sehen, ob er in der Amtsstadt Beschäftigung finden könne. Der Markthelfer hatte ihm freilich schlechten Trost gegeben. Jetzt schritt er sinnend und grübelnd weiter.

„Es möchte noch sein!" sagte er vor sich hin. „Aber die Angelika, das Engelchen! Die macht mir bittre Sorge! Für mich wird der Herrgott sorgen! Finde ich keine Arbeit, so gehe ich weiter! Aber wie ist die Angelika zu retten? Wer ist es, der ihr den Anzug geschickt hat? Wenn ich das doch erfahren könnte!"

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, hob den gesenkten Kopf und blickte um sich, als ob er eine Person suche, welche im Stande sei, seine Frage zu beantworten.

„Himmel, wenn ich dabei sein könnte!“ fuhr er fort. „Ich würde sie beschützen! Dabei sein? Ist das nicht möglich?“

Er schritt sinnend weiter. Da plötzblich blieb er stehen und rief so laut, daß man es weit hören konnte:

„Ich hab's! Ich hab's!“

Er hielt erschrocken inne, schritt weiter und sagte leise:

„Dummhut, der ich bin! Ich schreie ja, daß es alle Welt hören könnte! Wie gut, daß Niemand in der Nähe war! Was ich vorhabe, das darf kein Mensch wissen! Geld wird's kosten, aber wir haben uns heute Morgen ein Goldstück gewechselt, und hier in der Tasche stecken drei Gulden davon. Ob aber das Andere gelingen wird? Vielleicht! Die ganze Gegend fürchtet sich vor dem Waldkönig wie vor dem Teufel, und der Strauch ist auch kein Held; ich weiß das genau! Er ist der Einzige, von dem ich zufälliger Weise erfahren habe, daß er im Casino ist.“

Er begann jetzt schneller zu laufen als bisher. Als er die Stadt erreichte, bog er in eine der Gassen ein und blieb vor einer Thüre stehen, über welcher auf einer Firma zu lesen war, daß der Besitzer sich mit dem Ein- und Verkaufe alles Möglichen befasse. Neben der Thüre stand auf einem Blechschilde: „Maskengarderobe wird hier zu vorübergehendem Gebrauche verliehen.“

Das Geschäft war, als am Sonntage, nicht geöffnet. Dennoch trat Eduard ein, stieg die Treppe empor und klopfte an eine Thür. Diese wurde geöffnet. Ein scharfes, spitzes Mannesgesicht erschien, eine riesige, alte Brille auf der Nase.

„Was soll es sein?“ klang es aus dem breiten, farblosen Munde hervor.

„Sie verleihen Masken?“

„Ja; treten Sie ein!“

Die Stube, in welcher sich Eduard jetzt befand, hing ganz voller alter Kleider, denen ein unangenehmer Duft entquoll. Der Händler betrachtete ihn prüfend und fragte dann:

„Für wen wollen Sie den Anzug?“

„Für mich.“

„Für Sie? Ich kenne Sie nicht.“

„Ich heiße Eduard Hauser und bin aus der Nachbarstadt.“

„Da kann ich Ihnen nur dann dienen, wenn Sie Kaution legen.“

„Ist das viel?“

„Der volle Werth des Stückes, welches Sie borgen. Haben Sie Maskenball daheim?“

„Ja. Nächsten Dienstag.“

„Ah, das Casino will auch hinüber. Diese Gesellschaft hat meine ganze Garderobe in Anspruch genommen. Ich kann Ihnen nur einen Domino bieten.“

Eduard wußte nicht, was ein Domino ist, aber er wollte sich keine Blöße geben und sagte darum:

„Zeigen Sie mir ihn!“

„Er ist unten im Laden. Warten Sie einen Augenblick!“

Der Mann ging, und Eduard blieb allein zurück. Sein Blick fiel auf den alten Schreibtisch, an welchem er stand. Auf demselben lag ein aufgeschlagenes Buch, und da las er, ohne daß er bei der ungewöhnlichen Größe der Schrift noch näher zu treten brauchte:

„Herr Kaufmann Strauch einen Türkenanzug, fünf Gulden.“

Und darunter stand:

„Fräulein Marie Tannert, seine Geliebte, einen Anzug als Tscherkessin, auch fünf Gulden, bereits gezahlt.“

„Ah, das paßt herrlich!“ flüsterte Eduard. „Da erfahre ich, wer zu mir gehört, wenn es klappt!“

Der Händler kam zurück. Was er Domino nannte, das war ein alter schwarzer Mantel aus dünnem, schlechten Zeug, mit einer Kapuze.

„Wollen Sie auch eine Larve dazu?“ fragte er.

„Ja.“

„Ich habe da eine seidene, welche das ganze Gesicht bedeckt. Zusammen würde das zwei Gulden kosten.“

„Das gebe ich.“

„Wollen Sie es gleich mitnehmen?“

Eduard wußte nicht, wo er die Maske zu Hause verbergen könne, so daß sie nicht entdeckt werden konnte; darum sagte er:

„Ich hole es mir übermorgen.“

„Mir auch recht! Aber einen Gulden müssen Sie heute doch anzahlen. Es ist das zu meiner Sicherheit, damit ich die Maske nicht weiter zu geben brauche.“

Eduard bezahlte den Gulden und ging. Er begab sich in ein ihm bekanntes Wirthshaus, wo er sich ein Glas Bier und sodann auch Papier, Tinte und Feder geben ließ. Er schrieb einen kurzen Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Herr Kaufmann Strauch.

Wenn Sie mit den Mitgliedern des Casinos den beabsichtigten Maskenball besuchen, sind Sie am dritten Tage darauf eine Leiche. Sie haben davon abzusehen, dies aber keinem einzigen Menschen zu sagen. Sie stellen sich krank und bleiben zu Hause. Auch die Tannert muß denken, daß Sie kommen. Ich hoffe, daß Sie gehorchen!

Der Waldkönig.“

Diesen Brief adressirte er, um ihn in den Kasten zu stecken. Dann erkundigte er sich, ob hier Jemand Tannert heiße.

„Ja,“ antwortete der Wirth. „Es giebt nur einen einzigen Tannert. Das ist der reiche Bäcker in der nächsten Gasse.“

„Hat er eine Tochter?“

„Sein einziges Kind, die Marie. Die erbt einmal Alles."

„Das wird dem lieb sein, der sie heirathet."

„Freilich. Man munkelt, daß der Kaufmann Strauch ein Auge auf sie geworfen hat."

Eduard wußte genug. Er trank aus, bezahlte seine Zeche und ging. Der Brief war bald besorgt, und dann trat er den Heimweg wieder an. Er hatte einen Entschluß gefaßt, den er ausführen wollte. Das gab ihm Kraft und Elasticität. Seine Schritte waren daher jetzt ganz andere als vorher.

Er war noch gar nicht sehr weit von der Stadt entfernt, so kam ihm ein Korbschlitten entgegen, in welchem, außer dem Fuhrmanne drei Personen saßen. Er erkannte zu seinem Erstaunen den Schreiber Seidelmann's, dessen Tochter und den Gensd'arm. Die Hände des Schreibers waren zusammengebunden; er stierte vor sich hin und schien Eduard gar nicht zu bemerken. Seine Tochter war blaß wie eine Leiche und hielt die Augen geschlossen. Auch sie sah also den jungen Burschen nicht, welcher erstaunt zur Seite getreten war, um den Schlitten vorüber zu lassen. Der Gensd'arm, den er grüßte, machte ein wichtiges Gesicht und dankte ihm mit einem kurzen Nicken des Kopfes. Eduard blickte dem Schlitten nach und murmelte bestürzt:

„Der Schreiber gefangen, und seine Tochter dazu! Was mag da geschehen sein? Herrgott, der ist doch kein böser Mensch! Und die schwerkranke Frau daheim! Ich muß nur eilen, daß ich nach Hause komme! Da werde ich erfahren, was sich zugetragen hat!"

Er verdoppelte die Schnelligkeit seiner Schritte. Es wollte bereits Abend werden. Um fünf Uhr war in der Schänke die Versammlung, in welcher der Schuster Seidelmann eine Rede halten wollte. Eduard hatte sich vorgenommen, diese Rede anzuhören. Er ahnte keineswegs, was für eine Ueberraschung zu Hause seiner wartete. —

Der kleine Schreiber war so arm, daß er kein Haus, nicht einmal eine ärmliche Hütte besaß, wie es ihrer in dem Städtchen so zahlreiche gab. Er wohnte zur Miethe. Sein trauriges Heim bestand in einem kleinen Stübchen und einem noch kleineren Kämmerchen unter dem Dache, wo der Wind den Schnee zwischen den Schindeln hereintrieb

Auf einem alten Kanapee, welches aber eigentlich nur eine alte, wackelige, und mit Lumpen belegte Holzstellage war, lag in der Wohnstube seine Frau. Die Kleinen befanden sich beim Wirth. Dieser war selbst arm, litt es aber gern, daß die Kinder zuweilen zu ihm kamen, um sich an seinem Ofen zu erwärmen. Dann hatte die Kranke doch wenigstens nicht den Anblick der leidenden Kleinen zu ertragen.

Beschwerlich fielen sie dem barmherzigen Wirthe keineswegs. Sie hockten still hinter dem Ofen und sahen stumm zu, wie er aus Holzstücken allerlei menschliche und andere Figuren schnitzte. Er verdiente sich sein kärgliches Brod nämlich mit der Anfertigung von Spielwaaren.

Droben in dem Stübchen saß die älteste Tochter bei der Mutter, um zu denjenigen Handreichungen bereit zu sein, welche bei der Krankenpflege noth-

wendig sind. Die Mutter lag bleich und mühsam athmend auf der harten Britsche. Sie hielt die Augen geschlossen und öffnete sie kaum ein Wenig, wenn sie einmal eine Frage an die Tochter richtete.

Die Letztere war ein bildhübsches Mädchen. Jetzt allerdings sah auch sie leidend aus, eine Folge der Armuth, der mit der Krankenpflege verbundenen Anstrengung und ihres gegenwärtigen Zustandes. Grad eben jetzt hatte die Kranke die Augen geöffnet. Sie ließ den müden Blick auf ihrem Kinde ruhen und fragte mit leiser Stimme:

„Gustel, hast Du heute früh gegessen?"

„Ja, Mutter," antwortete die Gefragte, indem sie leise erröthete.

Sie hatte nämlich eine Unwahrheit gesagt, und das war sie nicht gewohnt. Bei der Vorsicht aber, welche man der Kranken gegenüber beobachten mußte, konnte man derselben nicht Alles wissen lassen.

„Was denn, Brödchen?" fragte diese.

„Ja, zwei."

„Und die Kleinen?"

„Haben auch jedes zwei erhalten."

Auch das war nicht wahr. Die Kinder hatten den harten Rest eines Brodes trocken verzehrt; Gustel aber hatte für sich keinen Bissen behalten.

„Weißt Du nicht, ob der Vater mit dem Arzte gesprochen hat?"

„Ich habe gehört, daß der Doctor vielleicht heute noch kommen wird, liebe Mutter."

„Gott sei Dank! Dann werde ich gesund!"

Da kamen Schritte die Stiege herauf, und der Schreiber trat ein. Er ging zu der Kranken, ergriff ihre Hand und fragte:

„Wie befindest Du Dich, Mütterchen?"

„Ich danke Dir! Ich bin recht schwach, und das Athmen fällt mir heute noch schwerer als gestern. Kommt der Doctor?"

„Morgen früh!"

Er wendete den Kopf zur Seite, damit sie ihm nicht ansehen möge, daß er ihr zu Liebe eine Lüge gesagt habe.

„Morgen erst! Mein Gott, wie hartherzig doch die Menschen sind! Konnte er denn nicht bereits heute kommen? Hast Du mit Seidelmann gesprochen?"

„Ja."

„Was sagte er wegen des Gehaltes?"

„Ich bekomme zehn — zehn Gulden mehr des Monats."

Die Unwahrheit wollte ihm nicht über die Lippen; aber durfte er der Kranken die Wahrheit wissen lassen?

„Zehn Gulden!" sagte sie, erstaunt die mageren Hände faltend, die nur noch aus Haut und Knochen bestanden. „Zehn Gulden! Wieviel giebt dieß das ganze Jahr?"

„Hundertzwanzig Gulden."

„Lieber Jesus, welche Summe! Nicht wahr, dann kaufen wir uns des Sonntags einmal ein Stückchen Butter?“

Bei dieser Frage traten ihm die Thränen in die Augen.

„Freilich!“ antwortete er. „Butter und auch Fleisch werden wir dann des Sonntags haben!“

„Der Seidelmann ist doch nicht so schlimm, wie sie ihn beschreiben. Und was sagte er wegen — wegen —?“

Sie blickte nach der Tochter hin, und der Schreiber verstand sie sogleich. Er gab sich Mühe, eine möglichst sorglose Miene zu zeigen und antwortete:

„Mache Dir keine Sorge! Auch das wird sich zum Besten wenden.“

„Gott sei Dank! Mir war sehr bange. Aber das Reden strengt an. Ich werde schlafen, schlafen, schlafen!“

Sie schloß die Augen. Sie lag da, als ob sie bereits gestorben sei. Vater und Tochter blickten einander an; dann verbarg die Letztere das Gesicht in die Hände. Sie hatte es ihm angesehen, daß es anders stand, als er gesagt hatte. Nach einer Weile fragte er flüsternd:

„Gustel, was essen wir heute?“

„Sauerkraut,“ klang es leise und zögernd zwischen ihren Lippen hervor.

„Wieder!“

Bei diesem Worte senkte er den Kopf und legte, gerade so wie sie, das Gesicht in die Hände. Für fünfzehn Kreuzer Sauerkraut, Sauerkohl, hatte er am Montag gekauft. Das war nebst trockenem Brode während der ganzen Woche ihre einzige Nahrung gewesen.

„Mache es warm!“ sagte er nach einer Weile.

Die Tochter gehorchte. Sie erhob sich und trat zum Ofen, um mit den wenigen Holzabfällen, welche der Wirth ihr heute geschenkt hatte, Feuer zu machen und das scharf und widrig gewordene Essen zu wärmen. Sie war noch damit beschäftigt, als schwere, polternde Schritte die Treppe heraufkamen. Die Thür wurde geöffnet, und der Gensd'arm trat ein.

„Guten Tag!“ grüßte er. „Schön, daß Sie zu Hause sind. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Der Schreiber war bei dem Anblicke des Beamten erschrocken emporgefahren. Selbst Derjenige, welcher das beste Gewissen hat, fühlt eine gewisse Beklemmung, wenn er die Polizei bei sich zu empfangen hat.

„Was wünschen Sie?“ fragte er.

„Ihre Frau ist krank. Haben Sie keinen anderen Raum, wo wir mit einander sprechen können?“

„Droben die Kammer unter dem Dache; aber da ist's bitter kalt!“

Die Kranke hatte den Gensd'arm kommen gehört; auch seine Fragen hatte sie vernommen. Sie wendete ihm das Gesicht zu und fragte:

„Was wollen Sie? Weshalb wollen Sie mit ihm reden?“

Der Mann warf einen mitleidigen Blick auf sie und antwortete:

„Es ist weiter nichts, liebe Frau! Es handelt sich nur um eine Erkundigung.“

„Warum soll ich nichts davon hören? Wenn es eine gerechte Sache ist, so braucht man es mir nicht zu verschweigen."

„Ja, sagen Sie hier, was Sie zu sagen haben!" bat der Schreiber. „Sie macht sich sonst unnöthige Sorgen."

Der Gensd'arm winkte ihm ab; aber des Schreibers Frau merkte das und sagte:

„Winken Sie nicht! Ich will wissen, um was es sich handelt. Ich muß es wissen!"

Da sah sich der Gensd'arm zum Sprechen gezwungen. Er hätte gern einen Auftritt vermieden, welcher für die Patientin gefährlich werden konnte. Er versuchte darum auch jetzt noch, den mildesten Weg einzuschlagen, und fragte also:

„Sind Sie im Besitze von Kleinodien?"

„Kleinodien?" fragte der Schreiber erstaunt. „Sehen Sie sich um! Mein einziges Kleinod ist mein gutes Gewissen."

„Sie haben keine kostbaren Uhren, Ringe, Ketten und dergleichen?"

„Gott, woher sollte ich solche Kostbarkeiten nehmen?"

„Und dennoch spricht man davon, daß solche Dinge bei Ihnen zu finden seien!"

„Herr, das könnte ich nicht begreifen. Meinen Sie etwa, daß ich Goldgeschmeide über die Grenze pasche? Ah, Herr Gensd'arm, hat man mich vielleicht als Schmuggler verdächtigt?"

„Ich habe darauf nicht zu antworten und will jetzt allen Ernstes meine Frage wiederholen."

Da versuchte die Kranke, sich empor zu richten. Sie schüttelte unter einem traurigen Lächeln den Kopf und sagte:

„Herr, ich weiß, was Sie wollen! Man hat meinen Mann verdächtigt, und Sie sind gekommen, bei uns auszusuchen. Thun Sie das! Wir können ruhig sein!"

„Ja, thun Sie es," sagte auch der Schreiber. „Man hat ja seine Feinde. Oder es hat sich Jemand einen albernen Scherz erlaubt."

„Ich hoffe, daß es so ist," meinte der Beamte. „Ich will nicht noch Andere hinzuziehen, da Sie mir erlauben, mich bei Ihnen umzusehen. Beginnen wir also!"

Er durchsuchte die vorhandenen Kasten und sonstigen Behältnisse resultatlos und ließ sich dann die Kammer zeigen. Vater und Tochter mußten ihm dorthin folgen. Auch hier wurde nichts gefunden. Nur eine kleine Truhe hatte er noch zu öffnen.

„Sie haben wirklich keinen der angegebenen Gegenstände in Ihrem Besitz?" fragte er nochmals.

„Nein."

„Auch Sie nicht, Fräulein?

„Nein," antwortete sie.

„Gehört diese Truhe vielleicht Ihnen?"

„Ja; sie enthält nur meine Sachen."

„So haben Sie die Güte, mir den Inhalt zu zeigen!"

Sie öffnete und nahm Alles heraus. Es gab da einige grobe Wäsche und Kleidungsstücke, dann Kleinigkeiten, welche keinen Werth haben, von einem jungen Mädchen aber doch werth gehalten werden. Dabei befand sich auch ein kleines Pappschächtelchen. Es mochte früher Pillen oder sonstige Arznei enthalten haben.

„Was ist hier drin?" fragte der Gensd'arm.

Da sahen Vater und Tochter einander verlegen an. Sollte man nach diesem Gegenstande suchen?

„Ein Ring," antwortete der Schreiber.

„Einen Ring? Sie haben doch wiederholt behauptet, daß Sie keinen Ring besitzen!"

„Sie haben doch nach Schmucksachen, nach Kostbarkeiten gefragt!"

„Gehören Ringe nicht zu den Schmucksachen? Zeigen Sie ihn!"

Das Mädchen öffnete das Schächtelchen, nahm den in Watte liegenden Ring heraus und gab ihn dem Beamten. Dieser betrachtete ihn aufmerksam und ragte dann:

„Ist der Ring Ihr Eigenthum, Fräulein?"

„Nein."

„Wem gehört er?"

„Herrn — Herrn Seidelmann," antwortete sie.

„Wie kommt er in Ihren Besitz?"

„Ich — ich habe ihn gefunden."

„Und nicht zurückgegeben! Hat Ihr Vater davon gewußt?"

„Ich habe es gewußt," antwortete der Schreiber.

Dem Gensd'arm that das Herz weh. Er war erst vor Kurzem in diese Gegend versetzt worden. Er kannte die Familie des Schreibers nicht; aber er sah die bittere Armuth rings umher; er blickte in das ehrliche, wenn auch verlegene Gesicht des Mannes und dieses Mädchens und sagte:

„Nach diesem Ringe habe ich gesucht. Es wurde Anzeige gemacht, daß er gestohlen worden sei. Sie haben geleugnet, solche Gegenstände zu besitzen. Wissen Sie, daß ich eigentlich gezwungen bin, Sie Beide zu arretiren?"

„Um Gotteswillen!" rief der Schreiber.

„Ja! Ihre Tochter als Diebin und Sie als Hehler! Was hätten Sie wohl dagegen vorzubringen?"

„Herr, wir sind ehrliche Leute!"

„Und doch finde ich bei Ihnen den Ring, dessen Besitzer behauptet, daß er ihm gestohlen worden sei!"

„Ich habe ihn nicht gestohlen!" sagte das Mädchen. „Ich habe ihn nur zurückbehalten, weil ich Ursache dazu habe."

„Ich will Ihnen alles Mögliche glauben. Ich habe auch nicht weitere Fragen an Sie zu stellen. Ich habe den Ring bei Ihnen gefunden; das muß mir genug sein. Sie aber haben sich zu verantworten. Ich wiederhole, daß ich Sie eigentlich arretiren müsse; aber Sie dauern mich, und ich will Ihnen

diese Schande nicht anthun. Versprechen Sie mir, daß Sie Beide in zehn Minuten beim Bürgermeister sein werden?"

„Ja, das verspreche ich," antwortete der Schreiber. „Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wir werden kommen!"

„Gut! Ich verlasse mich auf Ihr Wort. Wenn Sie jedoch in zehn Minuten nicht da sind, so muß ich Sie holen."

Er ging und begab sich, ohne die Wohnstube nochmals zu betreten, zum Bürgermeister. Den Ring nahm er natürlich mit. Bei dem genannten Stadtoberhaupte saß Fritz Seidelmann, der die Rückkehr des Gensd'armes erwartete.

„Nun," fragte er ihn, „haben Sie den Ring gefunden?"

„Ja, wenn es dieser ist. Sehen Sie sich ihn an!"

Seidelmann betrachtete ihn und sagte:

„Er ist es. Herr Bürgermeister, ich erwarte, daß hier die ganze Strenge des Gesetzes in Anwendung kommt!"

Der Genannte verbeugte sich höflichst und antwortete:

„Sehr wohl, Verehrtester! Es ist traurig, wenn man nicht einmal seines Gesindes sicher ist. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Warum haben Sie das Mädchen und den Vater denn nicht sogleich arretirt?" wendete sich Fritz an den Gensd'arm.

„Weil ich es nicht für nothwendig hielt. Diese Leute werden in fünf Minuten hier sein."

„Es war Ihre Pflicht, sich ihrer zu versichern!"

„Ich glaube, meine Pflicht zu kennen, Herr Seidelmann. Ich erfülle dieselbe; mehr aber dürfen Sie nicht verlangen!"

„Pah! Mehr habe ich auch gar nicht verlangt. Adieu, Herr Bürgermeister! Darf ich vielleicht hoffen, Sie heute zum Souper bei uns zu empfangen?"

„Gewiß! Ich werde mich pünktlich einstellen. Adieu!"

Fritz ging in der Ueberzeugung, daß ihm sein Coup gelungen sei. Zu Hause angekommen, begab er sich sogleich zu seinem Oheim, welcher auf ihn wartete.

„Nun?" fragte der Heilige neugierig. „Wie steht es?"

„Der Gensd'arm hat ausgesucht und den Ring gefunden. Nun werden der Schreiber und sein sauberes Mädchen vom Bürgermeister vernommen."

„So hast Du gewonnen! Mein Rath hat Dir Hilfe in der Noth gebracht. Jetzt aber laß mich allein! Ich habe noch an meiner heutigen Rede zu memoriren."

„Worüber sprichst Du?"

„Ueber Gott den Herrn als Helfer in der Noth."

„Famos! Deine Hilfe ist mir ebenso lieb!" —

Heute am Morgen hatte der Förster sich mit seinem Gaste in den Wald begeben, um ihm den Ort zu zeigen, an welchem die Leiche des Grenzbeamten gelegen hatte. Bei den drei Tannen angekommen, erklärte er ihm den

Thatbestand. Arndt folgte seiner Auseinandersetzung aufmerksam und fragte ihn dann:

„Hat sich eine Spur gefunden, daß ein Kampf dem Morde vorangegangen ist?"

„Nein."

„Oder daß die Leiche vielleicht hierher geschleppt worden ist?"

„Auch nicht."

„Hm! Sollte der Grenzer meuchlings erschossen worden sein? Dann hätte der Mörder im Hinterhalte gelegen, und das ist bei dem hiesigen Terrain nicht gut möglich. Hier die einzelnen drei Tannen, drüben die freie Lichtung, links die Blöße, und an den beiden anderen Seiten der Wald mit den weit auseinander stehenden Stämmen. „Wo sollte sich denn da ein Versteck finden?"

„Hinter jedem Baume."

„Dann müßte der Mörder ganz genau gewußt haben, wann und woher sein Opfer kommen werde. Das ist aber nicht möglich, da hier kein Weg vorüberführt. Wieweit haben sich die Nachforschungen der Gerichtscommission über die Oertlichkeit erstreckt?"

„Bis dort hinüber zu den einzelnen Sträuchern."

„So hat man allerdings angenommen, daß der Mord aus dem Hinterhalte geschehen sei; ich aber bin anderer Meinung. Sehen Sie! Hier hat die Kugel, nachdem sie das Opfer traf, den Stamm der Tanne gestreift."

Er deutete dabei nach dem Baume. Der Förster betrachtete die Stelle und sagte:

„Bei Gott, es ist wahr! Das ist uns Allen entgangen."

„Gut! Hier hat der Todte gelegen; hier ist die Kugelspur am Baume. In gerader Richtung von Beiden hat also der Schütze gestanden. Gehen wir in dieser Richtung retour! Bitte, Herr Vetter, folgen Sie mir!"

Der Förster konnte nicht begreifen, was Arndt beabsichtigte, doch schritt er hinter ihm her. Der Letztere ging langsam vorwärts und musterte alle Einzelnheiten des Terrains genau.

„Was suchen Sie denn?" fragte Wunderlich.

„Nichts Bestimmtes. Kommen Sie nur!"

So schritten Sie mehrere Hundert Schritte in gerader Richtung weiter. Da plötzlich that Arndt einen raschen Sprung vorwärts, bückte sich und hob Etwas auf. Der Förster eilte herbei.

„Was giebt's? Was ist's?" fragte er.

„Hier, sehen Sie!"

Er hielt ihm ein dreieckiges Stückchen weiße Leinwand entgegen, welches er sich genau betrachtet hatte.

„Ein Fetzen Leinwand!" meinte Wunderlich enttäuscht. „Was soll das helfen? Solche Lappen liegen überall herum!"

„O, denken Sie nicht gering von diesem Funde! Betrachten Sie den Fetzen genauer. Was bemerken Sie?"

„Nichts, als daß zwei Seiten einen Saum haben, und da, ah, wahrhaftig, da ist ein eingestickter Buchstabe, ein T.!

„Richtig! Dieses Stück Leinen ist der abgerissene Zipfel eines, eines — nun, wovon?"

„Eines Betttuches."

„Das ist auch meine Meinung. Wie aber kommen Betttücher in den Wald? Findet man den Zipfel eines Taschentuches, so läßt sich das leicht und auf vielfache Weise erklären; aber eines Betttuches? Hm! Was denken Sie darüber?"

„Ich denke gar nichts. Ich bin ein Forstmann, aber kein Polizist."

„Aber Sie müssen doch eine Ahnung haben, wozu jetzt, im Winter und des Nachts, ein Betttuch zu gebrauchen ist?"

„Habe keine Ahnung davon!"

„Nun, rings ist tiefer Schnee. Den Paschern muß daran liegen, unbemerkt zu bleiben. Dunkle Kleidung sticht vom Schnee ab. Was liegt da näher, als daß man, um die Grenzer zu täuschen, ein Betttuch über nimmt. Dann ist man des Nachts vom Schnee nicht zu unterscheiden."

„Sakkerment! Das leuchtet mir ein!"

„Ich kann Ihnen sogar gestehen, daß ich ein Betttuch mitgebracht habe, um auf meinen beabsichtigten Streifereien mich seiner ganz zu demselben Zwecke zu bedienen. Ah, kommen Sie hier diese drei Schritte weiter! Da ragt ein Stumpf aus dem Schnee hervor, ein abgebrochener Wachholderknorren. Und, sehen Sie, da hängen zwei weiße Fädchen Leinen daran! Was ist daraus zu schließen?"

„Die Ecke ist hier an dem Knorren abgerissen worden."

„Allerdings. Nun ist die Sache klar. Es ist ganz so, wie ich vermuthete. Der Pascher wurde ertappt und entfloh, von dem Grenzbeamten hart verfolgt. Er war mit einem Betttuche umhüllt, mit dem er hier hängen blieb. Er riß sich diese Ecke hier los und eilte weiter. Drüben bei den Tannen sah er ein, daß er nicht entkommen werde. Er hielt also inne, drehte sich um und schoß seinen Verfolger nieder."

„So ist es, so ist es! Einen Hinterhalt hat es nicht gegeben."

„Die Unterbeamten des Ermordeten müssen vernommen werden. Sie können angeben, welchen Tagesbefehl sie von ihm erhalten haben. Sie werden auch wissen, ob er hier vorüberkommen mußte, um die Posten zu revidiren."

„Was aber hat man davon?"

„Wir haben Zweierlei gewonnen. Erstens: Glauben Sie, daß Jemand sich ein fremdes Betttuch borgt, um es in der angegebenen Weise zu gebrauchen?"

„Nein. Es ist sein Eigenthum gewesen."

„Und da der Buchstabe T. darauf steht, was folgt daraus?"

„Daß sein Name mit diesem Buchstaben anfängt."

„Diese Entdeckung ist das Erste, was wir gewinnen. Uebrigens sind es

jedenfalls zwei Buchstaben gewesen. Der Anfangsbuchstabe des Vornamens ist auch mit in das Tuch gestickt gewesen. Der Riß aber ist zwischen den beiden Buchstaben hindurchgegangen."

„Und was ist das Zweite, was wir gewinnen?"

„Da muß ich Sie vor allen Dingen fragen: Wohin flieht Einer, der verfolgt wird?"

„Dumme Frage! Dahin natürlich, wo er glaubt, sicher und geborgen zu sein."

„Das ist richtig! Er flieht nach einer Zufluchtsstätte. Der Mörder ist in gerader Richtung von hier nach den Tannen geflohen. In dieser Richtung liegt die Zufluchtsstätte, welche er gesucht hat. Wenn wir dieser schnurgeraden Linie folgen, müssen wir wenigstens in die Nähe des Ortes gelangen, an dem er sich hat verbergen wollen."

„Herr Vetter, Herr Vetter! Sie sind ein verdammt spitziger und findiger Kopf! Mir würden solche Schlüsse niemals einfallen."

„Das ist Geschäfts- und Uebungssache. Wollen wir unsere Untersuchung fortsetzen und der angegebenen Richtung folgen?"

„Gern, wenn Sie wollen!"

„So kommen Sie!"

Sie kehrten wieder zu den Tannen zurück. Von hier aus folgten sie derselben Linie weiter, durch den Wald, über die Straße, welche aus dem Städtchen nach dem Forsthause führte, quer hinüber, und dann wieder in den Wald hinein. Arndt ging dabei sehr langsam und beobachtete jeden, auch den kleinsten Gegenstand genau. So dauerte es über eine Viertelstunde. Sie näherten sich dem gegenüber nach dem Städtchen zu gelegenen Waldessaume und kamen an eine hohe Eiche, welche einige hundert Jahre alt sein konnte. Schon wollte Arndt an ihr vorüber; da blieb er aber plötzlich stehen und musterte den Boden, welcher wohl eine Elle hoch mit Schnee bedeckt war.

„Was giebt's?" fragte der Förster.

„Sehen Sie her! Sehen Sie die mit neuem Schnee gefüllten Löcher im alten Schnee?"

„Natürlich! Sie sind ja zahlreich genug!"

„Was für Löcher mögen das sein?"

„Fußtapfen!"

„Richtig! Diese Fußtapfen kommen von allen Seiten auf die Eiche zu und gehen dann nach allen Seiten wieder von ihr fort. Hier haben sich zahlreiche Menschen zusammengefunden, ob zugleich, einzeln oder nach und nach, das ist leider nicht zu unterscheiden. Was haben sie hier gewollt? Sind es Pascher gewesen? Steht die Eiche in einer dauernden Beziehung zu ihren Zusammenkünften? Hm! Wollen doch einmal den alten Stamm untersuchen!"

Beide aber konnten trotz allen Suchens nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches an ihm entdecken. Ihre Mühe blieb ohne Resultat.

„Lassen wir es für heute sein; behalten wir aber diesen Baum auch

fernerhin im Auge!" sagte Arndt. „Wir können mit Dem, was wir gefunden haben, leidlich zufrieden sein!"

„Sie meinen, daß wir nach Hause gehen?"

„Ja, ich wenigstens. Wollten Sie nicht den Obersteiger aufsuchen?"

„Ja. Ich muß dem Eduard Wort halten! Ich werde das gleich jetzt thun. Was fangen wir mit dem Betttuchzipfel an?"

„Wir übergeben ihn der Polizei. Ich möchte jetzt noch nicht genannt werden. Thun Sie so, als ob Sie die heutige Excursion ganz allein unternommen hätten!"

„Schön! Soll ich von der Eiche hier Etwas bemerken?"

„Kein Wort! Ich will mich lieber auf mich selbst verlassen, als Andern Gelegenheit geben, mir den Brei zu verderben. Hier ist der Zipfel. Nehmen Sie ihn mit!"

Sie trennten sich. Arndt kehrte nach der Försterei zurück, wo Wunderlich sich nach einiger Zeit auch einstellte. Er erzählte, daß sein Gang zum Obersteiger nicht von Erfolg gewesen und daß auch der Gensd'arm nicht anzutreffen gewesen sei. Er wollte versuchen, ihn nach Tische anzutreffen.

Darüber war der Vormittag vergangen. Nach dem Mittagessen machte der Alte sich abermals auf den Weg. Arndt hatte sich in sein Stübchen zurückgezogen und saß, mit der Lectüre eines Buches beschäftigt, am Fenster, von wo aus er den Förster zurückkehren sah. Er begab sich sofort hinab in die Wohnstube.

Der Alte war sehr aufgeregt, das sah man ihm sofort an. Er warf die Pelzmütze zornig auf den Tisch, warf sich in einen Stuhl und stieß einen kurzen, schrillen Pfiff aus. Frau Barbara wußte, daß dies ein sicheres Zeichen sei, daß er etwas Aergerliches erlebt oder erfahren habe.

„Na, Alterchen," sagte sie. „Was ist Dir denn so in die Quere gekommen?"

„Viel, sehr viel!" antwortete er. „Man glaubt gar nicht, was Alles passiren kann! Zuerst muß ich Euch sagen, daß um fünf Uhr Kirche ist, Gottesdienst, und zwar in der Kneipe!"

„In der Kneipe?"

„Ja, im Saale der Schänke."

„Gottesdienst? Das ist doch gar nicht möglich!"

„Gottesdienst oder Missionspredigt oder dergleichen, gehalten von dem früheren Schuster Seidelmann."

„Da gehe ich hin! Den muß ich hören!" sagte Arndt.

„Wünsche guten Appetit und viel Vergnügen! Ich bin nicht neugierig oder fromm oder gottlos genug, solche Sachen mitzumachen. Ich rede mit meinem Herrgott überall; aber wenn ich in der Kneipe sitze, da lasse ich ihn in Ruhe!"

„Und sodann? Was hat es ferner noch gegeben?" fragte Frau Barbara.

„Ein Unglück, ein fürchterliches, entsetzliches Unglück!"

„Herrgott, was denn und wo denn?“

„Mit dem kleinen Beyer.“

„Dem Schreiber bei Seidelmanns?“

„Ja. Das Herz könnte sich Einem im Leibe umdrehen! Du weiß doch, wie lange seine Frau bettlägerig ist?“

„Freilich wohl! Die Aermste soll wenig Hoffnung haben, jemals wieder aufzukommen!“

„Ja, damit ist's vorüber. Denkt Euch, der Beyer ist arretirt!“

Frau Barbara faltete vor Schreck die Hände und rief:

„Weshalb denn?“

„Wegen Hehlerei und Widerstand gegen die Staatsgewalt.“

„Der? Ein Hehler? Das ist im ganzen Leben nicht wahr! Und Widerstand gegen die Staatsgewalt? Der hat noch keinem Kinde ein Leid gethan. Alles will ich glauben, nur das nicht! Was soll er denn gehehlt oder verhehlt haben?“

„Einen Diebstahl, den seine Tochter ausgeführt hat!“

„Die Gustel, das arme Wurm? Die soll eine Diebin sein? Nun geht aber gleich die Welt unter! Ich glaube nicht daran, nun und nimmer nicht! Wie ist denn das gekommen?“

„Na, wie soll es denn gekommen sein? Wie Alles in der Welt: Nicht von ungefähr. Wer weiß, wer auch da dahinter steckt und die schmutzigen Hände im Spiele hat. Also plötzlich heißt es im Orte: Der Gensd'arm ist beim Schreiber Beyer. Natürlich rennt Alles hin, um Maulaffen feil zu halten!“

„So ist's, Alter! Wenn Einem ein Malleur passirt, da kommen sie in hellen Haufen gerannt, um sich darüber zu freuen. Geht es Einem aber wohl, so bleiben sie davon und krächzen vor Mißgunst und Neid. Also wie weiter?“

„Nach einiger Zeit kommt der Gensd'arm aus dem Hause und geht zum Bürgermeister. Dort sitzt der Fritz Seidelmann, geht aber bald wieder fort.“

„Ah, der? Weil nur der dabei ist!“

„Wieder nach einiger Zeit kommt der Schreiber mit der Gustel. Diese Beiden gehen auch zum Bürgermeister. Das Volk zieht natürlich hinterher, gerade wie die Ameisen hinter der Blattlaus. Was haben die Beyers mit dem Gensd'arm und beim Bürgermeister zu thun? So fragt sich Alles. So fragt sich auch die gute Madame Heinefeld, welche neben Bürgermeisters wohnt und zehn Teufel und zwanzig Kalender im Leibe hat. Sie macht sich also ein Behelfchen und sucht die Frau Bürgermeister auf. Von der erfährt sie, daß die Gustel gestohlen hat und daß ihr Vater der Hehler sei.“

„Was soll sie denn gestohlen haben?“

„Der Eine sagt dies und der Andere das; ich glaube gar nichts. Also, die beiden neugierigen Weiber horchen. Sie hören die Gustel weinen und ihren Vater raisonniren. Er will sich nicht gefangen geben. Beide sollen nach der Amtsstadt transportirt werden, und das will der Beyer sich nicht gefallen lassen. Er betheuert seine Unschuld; er sagt, daß seine Tochter keine Diebin sei; er ruft, daß er seine Frau nicht verlassen dürfe. Der Bürgermeister will Gewalt

anwenden, und da, nun ist der Teufel los! Ich glaube, der kleine Mann hat in seiner Wuth sich gar gewehrt. Da haben sie ihn überwältigt und ihm die Hände gefesselt."

„Du mein lieber Gott! Was soll nun daraus werden!"

„Was daraus werden soll? Na, das, was bereits daraus geworden ist: Der Bürgermeister hat einen Fuhrmann requirirt, und der Beyer ist mit seiner Tochter unter der Bedeckung des Gensd'arms nach der Amtsstadt transportirt worden."

„Und seine Frau, das arme, kranke Wesen, wie wird sie das Unglück aufnehmen? Sie wird es nicht verwinden können!"

„Pah! Sie hat es bereits verwunden! Man kennt ja die Menschheit! Als die beiden Gefangenen im Schlitten sitzen und die Pferde sich in Bewegung setzen, setzen sich auch die Maulaffen in Bewegung. Und wohin? Natürlich nach Beyers Wohnung! Nicht etwa in schlechter Absicht! O nein! Trösten wollen sie, einem etwaigen Unglück vorbeugen wollen sie, weiter nichts! Diese Menschheit ist so gut, so liebevoll, so zuvorkommend! Und da stürzen sich denn ein halbes Dutzend solcher Klatschbasen zu der Kranken in die Stube und schreien ihr vor, daß ihr Mann in Ketten und Banden als Dieb und Hehler mit der Tochter fortgeschafft worden sei."

„Die Unvorsichtigen! Herr Jesus, was wird da geschehen!"

„Was soll denn da geschehen? Nichts weiter natürlich, als daß die arme Frau vom Lager auffährt und einen entsetzlichen Schrei ausstößt. Sie fährt sich mit den Händen nach dem Herzen, der Athem geht ihr aus, das Gesicht wird erst roth und dann braun, und dann, nun ja, dann ist sie eben eine Leiche. Ganz recht! Warum ist sie die Frau eines Hehlers und die Mutter einer Spitzbübin!"

Frau Barbara schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und brach in ein lautes Weinen aus. Der Förster sprang von seinem Stuhle auf und lief mit langen, dröhnenden Schritten in der Stube hin und her. Da fragte Arndt:

„Was Sie da erzählen, das ist wirklich wahr?"

Da blieb der Alte vor ihm stehen, hielt ihm die Faust unter die Nase und brüllte:

„Herr, denken Sie, daß ich mit dem Unglücke meiner Mitmenschen Hallo und Allotria treibe! So kommen Sie mir ja nicht, sonst bin ich im Stande und werfe Sie zur Thür hinaus! Das merken Sie sich, Sie Vetter Arndt, Sie!"

Arndt nickte ihm wohlwollend zu und sagte:

„So krumm war es ja gar nicht gemeint!"

„Na, das will ich mir auch ausgebeten haben!"

„Sind diese Beyer's brave Leute?"

„Brave Leute? Was das nun wieder für eine Frage ist! Würde ich denn so in's Pulverfaß gerathen, wenn es nicht brave Leute wären?"

„Sind noch weitere Kinder da?"

„Natürlich! Vier Stück, vier arme, bleiche, abgehärmte, ausgehungerte

Würmer, welche sich nicht getraut haben, laut zu reden! Die ganze Familie hat seit Montag von drei Pfund Sauerkraut gelebt. Herrgott von Mannheim, ich möchte der ganzen Welt den Kopf abhacken! Und wissen Sie, was man mit den Kindern gemacht hat? In's Armenhaus hat man sie geschleppt, wo sie nichts lernen als die Bettelei! Sie müssen nämlich wissen, daß es dort mit Arbeit und Verpflegung noch ärger im Argen liegt, als bei den Kalmücken und Hottentotten! Ein Bund Stroh haben sie, worauf sie schlafen! Essen und Trinken sollen sie auch erhalten, ja, auf dem Papiere steht es; aber wer da nicht verhungern will, der muß hinaus auf die Dörfer und bei den Bauern fechten gehen."

„Schrecklich!"

„Finden Sie es schrecklich? Nicht wahr? Da ist zum Beispiele eine alte Frau, Löffler ist ihr Name. Die hat sich stets ehrlich und redlich durch die Welt geschlagen, hat Gott geehrt und ihre Arbeit gethan und bei den Seidelmann's lange Zeit die Aufwartung gehabt. Da auf einmal explodirt die Lampe; das brennende Kamphin stürzt ihr in's Gesicht und verbrennt ihr Alles, auch die Augen. Sie ist blind, kann nichts mehr sehen, nichts mehr machen und verdienen. Seidelmann's jagen sie fort; sie muß in das Armenhaus, und nun ist sie über achtzig Jahre alt und tastet sich von einer Thüre zur anderen, um nach dem lieben Brod zu gehen. Denken Sie, in solchem Wetter, wie gerade jetzt! Eines schönen Morgens wird man sie aus dem Schnee ziehen, todt, erfroren, und kein Hund wird nach ihr bellen! Herr Vetter, na, wohin denn so plötzlich?"

„Fort!"

Arndt war aufgesprungen und ging in sein Zimmer. Dort nahm er einige Gegenstände aus dem Koffer, steckte sie zu sich und verließ das Haus. Er ging eiligen Schrittes nach dem Städtchen, aber nicht die Straße entlang, sondern durch den Wald.

Er hatte die Tracht der dortigen Gegend angelegt. An einer einsamen Stelle des Waldes angekommen, blieb er stehen und blickte sich vorsichtig um. Als er sich überzeugt hatte, daß er nicht beobachtet wurde, zog er die Jacke aus nnd wandte sie um, ebenso die Mütze. Die vorher dunkle Jacke war jetzt grau, die Pelzmütze war ein Plüschdeckel geworden. Nun zog er eine Perrücke aus der Tasche und einen falschen Vollbart. Als er Beides angelegt hatte, war er hellblond geworden. Er hatte seine Züge so in der Gewalt, daß sie jetzt ganz andere zu sein schienen als vorher.

Jetzt nun setzte er seinen Weg fort, gelangte in den Ort und fragte nach dem Pfarrhause. Er folgte der erhaltenen Weisung und klopfte an. Als er auf das laute „Herein" des Pfarrers eintrat, fand er in demselben einen alten, ehrwürdig aussehenden Mann mit mild blickenden Augen und einem Johannesgesichte.

„Was wünschen Sie?" fragte der Geistliche, indem er das Blatt bei Seite legte, in welchem er gelesen hatte. Er hatte am Vor- und Nachmittage zu predigen gehabt und nach nicht in die Zeitung blicken können. Jetzt nun

war er eben beschäftigt gewesen, den Artikel zu lesen, welchen heute früh der heilige Schuster seinem Neffen vorgelesen hatte.

„Ich komme, um eine recht herzliche Bitte auszusprechen, Ehrwürden," antwortete Arndt.

„Sprechen Sie! Wer da bittet, der empfängt. Ich habe Sie noch nie gesehen. Sie scheinen nicht von hier zu sein?"

„Ich bin allerdings hier fremd, Herr Pfarrer. Heute kam ich hier an und hörte von einem großen Unglücke, welches eine brave Familie betroffen hat."

„Sie meinen den guten Beyer? Ja, das ist ein Herzeleid, eine Heimsuchung, welche trauriger ist als traurig."

„Halten Sie die Angeklagten für schuldig?"

„Gott allein sieht in das Verborgene, mir aber sagt mein Herz und meine Erfahrung, daß diesen Leuten Unrecht geschieht. Haben Sie Grund, Antheil an ihnen zu nehmen?"

„Ja, einen sehr guten Grund."

„So sind Sie wohl verwandt mit ihnen?"

„Sehr nahe sogar, ehrwürdiger Herr. Ich möchte Etwas für diese beklagenswerthen Leute thun."

„Gott segne Sie! Sie kommen da gerade recht, wie der Fürst des Elendes, von dem ich soeben gelesen habe. Kann ich Ihnen zu Hilfe sein?"

„Sehr, sehr! Zunächst glaube ich, daß es Ihrer Fürbitte gelingen werde, wenigstens den Vater gegen Handgelöbniß zur Freiheit zu helfen."

„Das hatte ich mir bereits vorgenommen."

„So höre ich, daß Sie ein treuer Hirte und kein Miethling sind. Sollte eine Caution gefordert werden, so bin ich bereit, sie zu zahlen. Was nun die Kinder betrifft, so höre ich, daß sie sich im Armenhause befinden?"

„Leider! Wer will, oder vielmehr wer kann sich ihrer unentgeldlich annehmen? Die Leute hier sind Alle arm, nur einige Wenige ausgenommen."

„Vielleicht giebt es eine brave Familie, welche den Kleinen gegen ein Pflegegeld Aufnahme bietet."

„Wer sollte das Pflegegeld bezahlen?"

„Ich, Ehrwürden! Der Weber Hauser ist Ihnen doch wohl bekannt; ich möchte sie am Liebsten ihm anvertrauen!"

„Hauser ist ein frommer und ehrlicher Christ; er ist sehr arm und hat selbst Kinder; aber für die Verwaisten wäre Keiner besser als er."

„Nun, dann bitte ich, Herr Pfarrer, diese Kleinigkeit in Empfang zu nehmen! Hier fünfzig Gulden zur Beerdigung der Todten, und hier hundert Gulden, von denen Sie nach Bedürfniß an Hauser zahlen. Zuletzt nehmen Sie hier das Päckchen, es enthält tausend Gulden, welche Summe zur Aufbesserung Ihrer Armenhausverhältnisse verwendet werden soll."

Der Pfarrer stand vor Erstaunen starr und steif.

„Herr," sagte er endlich, „sind Sie denn reich genug, solche Summen verschenken zu können?"

„Ich besitze Millionen!" lächelte Arndt.

„Aber, verzeihen Sie, Ihr Aeußeres ist nicht dasjenige eines Millionärs!"

„Das ist sehr wahrscheinlich. Doch, darf ich hoffen, daß meine Bitten in Erfüllung gehen?"

„Gewiß, gewiß! Ich werde augenblicklich die Kinder holen, um sie zu Hause zu bringen. Er hat zwar selbst nicht viel Platz, aber sein Character und seine Zuverlässigkeit wiegen diesen Mangel mehr als auf. Doch, werther Herr, wenn ich nun gefragt werde, wem wir diese Gaben und Wohlthaten zu verdanken haben, wie soll ich dann antworten?"

„Nennen Sie meinen Namen!"

„So bitte, wie heißen Sie?"

„Der Fürst des Elendes! Guten Abend, Hochwürden!"

Im nächsten Augenblicke war er zur Thür hinaus. Der Pfarrer stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt. Er wußte gar nicht, was er denken oder thun solle. Da ging die Thür auf, und eine Dame trat ein. Es war seine Schwester, welche bei ihm wohnte. Sie sah die Miene, welche er machte und fragte ganz betreten:

„Um Gottes Willen, was ist Dir geschehen? Dir muß ja etwas ganz und gar Ungewöhnliches passirt sein!"

Das gab ihm die Sprache wieder. Er antwortete, aber immer noch stockend, als ob er sich von seiner Ueberraschung noch immer nicht erholen könne:

„Ja, etwas Ungewöhnliches, etwas ganz Ungewöhnliches ist mir passirt! Ich kann kaum Herr meines Erstaunens werden!"

„So sage schnell, ob es etwas Schlimmes ist! Es war ein fremder Mensch bei Dir; ich habe ihn hier eintreten sehen."

„O, Du brauchst ganz und gar nicht zu erschrecken. Es ist im Gegentheile etwas hoch Willkommenes, was dieser Fremde mir gebracht hat. Weißt Du, wer er war?"

„Wie soll ich es wissen? Er hatte das Aussehen eines ganz gewöhnlichen Arbeitsmannes."

„Eines Arbeitsmannes? Ja, ja, das mag sein; aber er war doch etwas ganz Anderes. Denke Dir, es war der Fürst des Elendes!"

Da machte sie eine höchst überraschte Miene und sagte:

„Scherzest Du? Der Fürst des Elendes? Du lieber Gott, das wäre gerade der Richtige für unsere Gegend! Einen solchen Mann könnte Niemand so sehr gebrauchen, wie unsere arme Bevölkerung!"

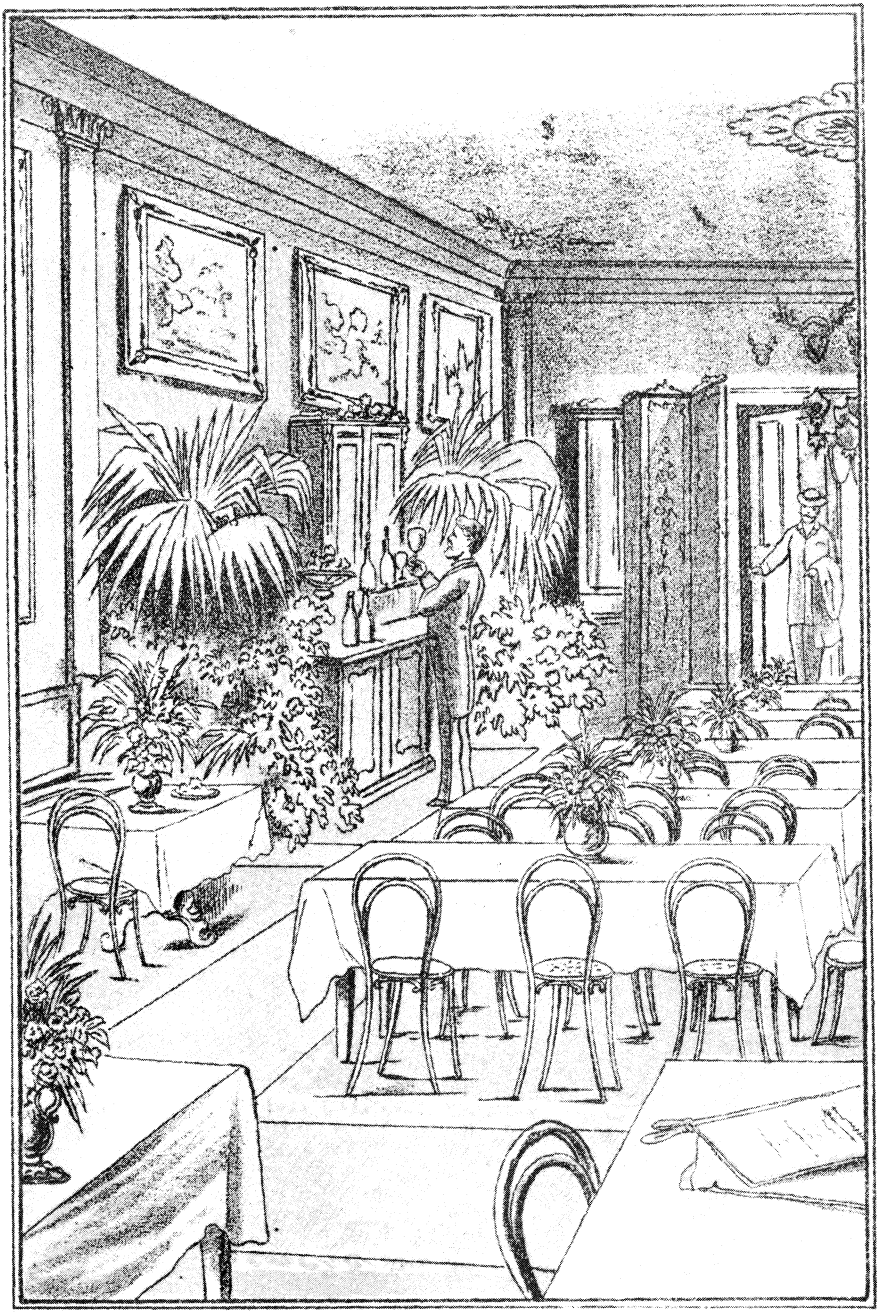
„Ja, er war es! Er ist da bei uns, in unserer Gegend, in unserem Orte, und Geld hat er mir gegeben, viel, sehr viel Geld!"

Sie schlug die Hände zusammen und fragte:

„Viel Geld? Für wen denn?"

„Für die Hinterlassenen der todten Schreibersfrau und für — o, was bin ich doch unaufmerksam! Ich muß ihm nach; ich muß mich bei ihm bedanken; ich muß ihn kennen lernen und mit ihm sprechen! Er soll erfahren, was uns hier Noth thut! Ich eile, Du sollst nachher das Nähere erfahren!"

Bei diesen Worten eilte er zur Thüre hinaus. Vor dem Hause ange-



V. S 26.

„Halt! Mein Grog!"

kommen, blickte er die Gasse hinauf und hinab, konnte aber Niemand bemerken. Da kam ein Mann den Fußweg herab und um die Ecke des Hauses. Er trug die dunkle Tracht der dortigen Gegend und hatte einen tief schwarzen Vollbart. Seine Gestalt war beim Leuchten des Schnees ganz deutlich zu erkennnen.

„Guten Abend!" sagte er. „Nicht wahr, heute wird hier im Orte ein Missionsvortrag gehalten?"

„Ja, so etwas Aehnliches," antwortete der Pfarrer reservirt.

„Wo ist das?"

„In der Schänke. Gehen Sie die Gasse hinab, so werden sie die erleuchteten Fenster des Saales sehen. Es ist fünf Uhr, und so wird dieser Vortrag wohl bald beginnen. Ist Ihnen vielleicht ein Mann begegnet?"

„Nein, kein Mensch. Wie soll er ausgesehen haben?"

Der Pfarrer beschrieb den Fürsten des Elendes genau, aber der Andere hatte ihn nicht gesehen. Der brave Geistliche ahnte nicht, daß er den Gesuchten vor sich habe. Während des kurzen Gesprächs mit seiner Schwester hatte Arndt doch Zeit gehabt, hinter dem Hause die Jacke umzuwenden und sowohl die Kopfbedeckung als auch den Bart zu vertauschen. Er bedankte sich bei dem Pfarrer für die erhaltene Auskunft und begab sich nach der Schänke.

Dort herrschte ein sehr reges Leben. In der Gaststube gab es so viele Leute, daß sein Eintritt gar nicht beachtet wurde. Da waren Diejenigen anwesend, deren Mittel es erlaubten, vor Beginn des Vortrages ein Glas Bier zu trinken.

Er stieg zum Saale empor. Dort warteten bereits die ganz Armen der Ankunft Seidelmann's. Da gab es Gesichter, in denen der Hunger, die Kälte, die Sorge, das Elend zu lesen war, junge und alte Leute, Burschen, welche in Folge der ungesunden Schachtarbeit ein Jahrzehnt älter zu sein schienen, als sie wirklich waren; Mädchen und Frauen, deren einziges, ärmliches Gewand ihre Sonn- und Werktagskleidung war, Männer, welche trotz ihrer vierzig Jahre bereits in gebückter Haltung auf den Bänken saßen, und weißhaarige Greise, bei deren Anblicke man sich gewundert hätte, daß sie so hoch betagt hatten werden können, wenn man nicht gewußt hätte, daß sie ihrem Alter nach eigentlich noch gar nicht Greise genannt werden konnten.

Es war ein Podium errichtet, auf welchem ein Clavier stand. Auf dem letzteren lag eine Bibel und ein Gesangbuch, und zu beiden Seiten waren sammetgepolsterte Sessel gestellt, für wen, das wußte jetzt noch Niemand zu sagen.

Ein leises Flüstern ging durch den Saal. Der Vortrag sollte, wie man sich mittheilte, eine Art Gottesdienst sein. Es war in Folge dessen diesen guten Leuten zu Muthe, als ob sie sich in der Kirche befänden; darum wagten sie nicht, ihre Unterhaltung in lauten Worten zu führen.

Auch hier wurde Arndt gar nicht beachtet. Er schlüpfte in eine Ecke, in welcher er sich niederließ.

Kaum war das geschehen, so kam ein Zug von wohl über einem Dutzend

Personen zur Thüre herein geschritten, voran der fromme Schuster. Er trug eine Art Priestertalar und eine Kopfbedeckung, welche dem Barette lutherischer Pfarrer ähnlich geformt war.

Ihm folgten die Inhaber des Geschäftes Seidelmann und Sohn nebst ihren Angestellten, und dann die Beamten des freiherrlichen Kohlenwerkes „Gottes Segen". Sie grüßten nicht. Sie schritten in stolzer Haltung auf das Podium zu und nahmen dort auf den Sammetsesseln Platz. Der Schuster trat hinter das Clavier, faltete die Hände und hob die Augen andächtig empor. Er flehte natürlich um den Segen Gottes zu dem frommen Werke, welches zu beginnen er im Begriffe stand. Sodann begrüßte er die Versammelten mit den bekannten Worten:

„Gnade sei mit Euch und Friede von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesum Christum!"

Es sind dies die Worte, mit denen lutherische Kanzelredner ihre Predigten zu beginnen pflegen. Er sprach dabei, wie so manche dieser Geistlichen, den Namen des Heilandes nicht Jesu Christo, sondern falsch, im Accusativ aus. Sodann begann er das Werk, indem er das Gesangbuch aufschlug und die Anwesenden darauf aufmerksam machte, daß ein Trostlied gesungen werden solle, da er gekommen sei, ihnen in ihrer Noth und ihrem Elende die einzig wahre Hilfe und Rettung zu bringen. Er las die Verse einzeln vor; Fritz Seidelmann, sein Neffe, welcher gelernt hatte, ein halbes Dutzend Noten auf dem Clavier zu spielen, setzte sich an das Instrument und gab den Ton an. Erst ließen sich nur einzelne Stimmen hören; bald aber fielen mehrere ein, und endlich erklang es laut und kräftig wie in der Kirche:

„Sollt es gleich bisweilen scheinen,
Als verließe Gott die Seinen,
O, so weiß und glaub' ich dies:
Gott hilft endlich doch gewiß!
Hilfe, die er aufgeschoben,
Hat er doch nicht aufgehoben.
Hilft er nicht zu jeder Frist,
Hilft er doch, wenn's nöthig ist.
Gleich wie Väter nicht bald geben,
Wonach ihre Kinder streben,
So hält Gott auch Maaß und Ziel;
Er giebt, wem und wenn er will!"

Nach diesen Strophen begann der Vortrag über das Thema: Gott ist der Helfer in jeder Noth und Gefahr. Er zerfiel in die beiden Theile: Herr, hilf uns; wir verderben! und: O, Ihr Kleingläubigen, warum zweifelt Ihr?

Die Zuhörer mußten sich gestehen, daß der einstige Schuster im Besitze eines wirklichen Rednertalentes sei. Er stellte sich keineswegs außerhalb der christlichen Kirche; nein, dazu war er viel zu klug. Er kannte die Leute, zu denen er sprach; er kannte auch ihre Verhältnisse, ihre Nothlage, ihr Elend. Er kannte jedenfalls ebenso gut auch die wirklichen Gründe desselben. Er schilderte es ihnen mit beredten Worten in seiner ganzen nackten, erschreckenden Wirklichkeit, aber er hütete sich wohl, diese Gründe zu erwähnen Er sprach

von dem immer mehr überhand nehmenden Unglauben, von dem Mangel an Liebesthätigkeit. Er forderte sie auf, dem Bunde der Brüder und Schwestern der Seligkeit beizutreten. Dieser Bund habe den Zweck, den Glauben an Gott und das Vertrauen zu ihm neu zu erwecken und zu pflegen. Die Angehörigen seien bereit, im Namen des Allgütigen und Allbarmherzigen den leidenden Brüdern und Schwestern beizustehen. Darum solle heute eine Collecte abgehalten und eine Sammelstelle hier gegründet werden. Ein Jeder solle nach seinen Kräften geben; was er gebe, gebe er Gott, und dieser vergelte Solches tausendfältig. Wer da Hilfe verlange, solle zuvor selbst beitragen, daß geholfen werden könne.

Er riß seine Hörer hin. Sie übersahen die Mängel seines Vortrages; sie erkannten nicht, daß er gekommen sei, zu empfangen, nicht aber, zu geben. Sie selbst waren bitter arm, blutarm; aber sie kannten ja das Elend, und darum fühlten sie sich tief ergriffen. Er war der Fuchs, welcher den Hühnern predigt, und er verstand seine Sache.

Am Schlusse seiner Rede nahm er das Gesangbuch wieder zur Hand und ließ die Strophen singen:

„Seiner kann ich mich getrösten,
Wenn die Noth am Allergrößten.
Er ist gegen mich, sein Kind,
Mehr als väterlich gesinnt.
Trotz den Feinden! Trotz den Drachen!
Ich kann ihre Macht verlachen.
Trotz dem schweren Kreuzesjoch!
Gott, mein Vater, lebet noch!"

Und nun griff er in die Tasche seines Talares, zog eine blecherne Büchse hervor und begann, einzusammeln, zunächst bei seinen Verwandten. Man hörte die schweren Geldstücke, welche sie gaben, in die Büchse fallen. Dann kamen die Angestellten daran, und endlich ging er auch weiter, von Reihe zu Reihe.

Wer nichts einstecken hatte, konnte natürlich nichts geben, oder borgte sich beim Nachbar eine Kleinigkeit; die Anderen aber steuerten Alle bei, Alle! So arm sie selbst waren, sie wollten zeigen, daß sie nicht ohne Religion, ohne Glauben und Liebe seien. Viele gaben den einzigen Kreuzer hin, den sie noch besaßen. Zu Hause gab es ja noch Kartoffeln und Salz.

Selbst der Pfarrer, welcher mit anwesend und für nachher zum Souper zu Seidelmann's geladen war, warf seine Gabe in die Büchse, obgleich er eher als die Arbeiter im Stande war, den wirklichen Sachverhalt zu durchschauen.

Schließlich erklärte der Schuster, daß er kraft seiner Machtvollkommenheit seinen Bruder, Herrn Kaufmann Seidelmann, zum Kassirer ernenne. Ihm übergab er die Büchse, und dann entfernten sich die Honoratioren so stolz, wie sie gekommen waren, während die Armen zurückblieben, um sich noch eine Weile von dem, was sie gehört hatten, zu unterhalten.

Zu Hause angekommen, öffneten die Seidelmann's unter sich die Büchse, um das Geld zu zählen. Als sie damit fertig waren, sagte der Kaufmann:

„Sechzehn Gulden! Das ist viel! Ich hätte nicht gedacht, daß so viel Geld unter den Leuten steckt!"

„Sechzehn Gulden?" fragte sein frommer Bruder. „Wo denkst Du hin! Dreizehn sind es."

„Wieso?"

„Nun, nicht wahr, Du hast einen Gulden gegeben?"

„Ja."

„Ich auch und Fritz auch. Das sind drei. Wir werden aber doch nicht so dumm sein, unser schönes Geld zum Fenster hinaus zu werfen. Diese drei Gulden nehmen wir wieder!"

„Mensch! August! Du hast Recht! Heraus also mit dem Gelde! Was aber wird mit dem anderen?"

„Was soll da werden? Bruder, bist Du wirklich so dumm?"

„Dumm? Wieso? Als Kassirer habe ich Buch zu führen und Rechnung abzulegen!"

„Davon entbinde ich Dich! Zunächst haben wir unsere Auslagen zu berechnen. Hast Du denn Dein Pianoforte umsonst hergeborgt?"

„Nicht umsonst?"

„Das darf Dir nicht einfallen! Wenn ein Verein sich zum Beispiel ein Instrument zu einem Concerte oder einer Aufführung borgt, muß er Leihgebühren zahlen."

„Ich wäre doch der größte Thor, wenn ich auf Deine Noblesse nicht eingehen wollte! Wieviel willst Du geben?"

„Es kommt darauf an, wie viel Du haben willst."

„Sind zwei Gulden zu viel?"

„Nein. Nimm drei! Hier sind sie!"

„Da bleiben also zehn. Welcher Arme bekommt sie?"

„An Eure Armen können wir noch lange nicht denken! Oder meinst Du, daß ich nicht auch Auslagen gehabt habe? Acht Gulden kostet mich die Eisenbahn und der Schlitten. Die übrigen zwei Gulden reichen gar nicht, wenn ich berechne, was ich unterwegs verzehrt habe, Grog, Warmbier, Kaffee, Cognac, zwei Rumpfsteaks mit Schmorkartoffeln und eine Tasse Cacao. Nein, diese zehn Gulden belege ich mit Beschlag, und gleiche damit meine Forderung aus; sonach bleibst Du als Cassirer noch immer in meiner Schuld."

Er steckte die zehn Gulden ein und sagte dabei unter einem sehr frommen Aufschlage seiner Augen:

„So! Gott giebt!"

Und lachend fügte er hinzu:

„Aber nur Denen, welche zu nehmen wissen! Ist Euch der Bibelspruch bekannt: Bittet, so wird Euch gegeben; suchet, so werdet Ihr finden; klopfet an, so wird Euch aufgethan! Doch genug hiervon! Habt Ihr heute schon an der Eiche nachgesehen?"

„Nein."

„Das wird bald Zeit. Wie ist's, lieber Fritz? Willst Du nicht vor dem Souper gehen?"

„Habe keine Lust! Es wird wohl noch Zeit sein, wenn die Anderen fort sind."

„Zeit wäre es wohl, aber bei den guten Weinen, die Ihr bereit gestellt habt, möchte es Dir dann nach dem Abendessen zu sehr in den Gliedern liegen."

„Ganz das Gegentheil. Recht warm und behaglich werde ich jedenfalls sein. Es ist schauderhaft kalt da draußen!"

„Aber jetzt sitzen die Leute noch in der Schänke, und unsere Gäste werden sogleich kommen; da bist Du am Sichersten, daß Niemand draußen ist, Dich zu belauschen."

Und als sein Neffe noch immer keine rechte Lust zeigte, fügte er hinzu:

„Weißt Du, welchen Werth die nächste Sendung haben wird?"

„Wie sollte ich das wissen! Der Waldkönig theilt das ja nie Jemandem mit."

„Aber mir doch. Es stehen zwanzigtausend Gulden auf dem Spiele."

„Zwanzigtau — ah, sapperment! Zehn Procent davon sind unser! Für zweitausend Gulden kann man sich schon einmal hinaus in die Kälte wagen. Ich gehe."

Er begab sich nach seiner Stube, wo er lange Stiefel, kurze Jacke und eine schwarze Maske anlegte. Nach einigen Minuten schlich er sich, ohne von Jemand gesehen zu werden, durch den Garten in's Freie.

Jetzt kamen die geladenen Gäste: der Pastor, der Bürgermeister und noch Andere. Die Tafel war sehr reich besetzt. Auch der Knappschafts- und Armenarzt war anwesend. Er hatte seinen Platz neben dem frommen Schuster. Eigentlich war er nicht geladen; aber er war zu einer Kranken gerufen worden und dann zufälliger Weise zu Seidelmann's gekommen.

„Was fehlt der Frau?" fragte der Fromme.

„Bah! Was soll ihr fehlen? Die Auszehrung hat sie, wie hier fast alle Leute!"

„Giebt es keine Rettung?"

„Meinen Sie etwa, daß ich so eine Kohlenschauflerin nach Nizza, Kairo oder Madeira schicken kann?"

„Das ist richtig! Aber, mein Lieber, Sie haben voriges Jahr der Knappschaftskrankenkasse bedeutende Ausgaben verursacht."

„Meinen Sie etwa die vierhundert Gulden Gehalt, welche ich bekomme?"

„Nein; das ist Fixum; darüber giebt es nichts zu sprechen, obgleich Sie diese Summe nur so nebenbei verdienen. Aber es sind einundzwanzig Gulden für den Apotheker verausgabt worden. Denken Sie, einundzwanzig Gulden in einem einzigen Jahre! Das ist stark!"

Da beugte sich der Arzt noch näher zu ihm hin, so daß Niemand hören konnte, was sie sprachen, und fragte:

„Wissen Sie, für wie viele Kranke diese Summe verausgabt worden ist?"

„Ich habe nach Gulden zu rechnen, nicht aber nach Kranken. Ich bin der Bevollmächtigte des Barons, dessen Interessen ich zu wahren und zu vertreten habe."

„Nun wohl! Diese einundzwanzig Gulden sind für zweihundert und dreizehn Krankheitsfälle verausgabt worden. Da haben also im Durchschnitte mehr als zehn Kranke nur für einen Gulden Medicamente, Stärkungsmittel und so weiter erhalten. Das darf ich keinem Menschen sagen!"

„Das fehlte noch! Sie sind Diener des Barons. Uebrigens haben Sie statistisch nachgewiesen, daß es nur leichte Erkrankungen gewesen —"

„O, o!" fiel ihm der Arzt in die Rede. „Soll ich etwa wissen lassen, daß gerade mein Bezirk der elendeste des ganzen Landes ist?"

In diesem Augenblicke brachte der Hausherr einen Toast auf das Bestehen der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit aus. Die Hochs erklangen, und die Gläser klirrten; der Wein floß in die durstigen Kehlen. Niemand bemerkte in diesem Augenblicke die Frau, welche leise eingetreten war und, sich mit den beiden Händen am Thürpfosten haltend, vorn am Eingange stand.

Es war eine Greisin, wenigstens hatte sie ganz das Aussehen einer solchen. Ihre Augen fehlten; die Lider waren tief eingesunken, denn es waren keine Augapfel mehr vorhanden. Ihr Haar war vom Winde zerzaust, und ihre Kleidung bestand aus dünnen Fetzen, welche nicht im Stande waren, die Kälte von dem armseligen Leibe abzuhalten. Sie zitterte vor Frost an allen Gliedern.

Jetzt war der Toast beendet. Die Tafelgäste, welche sich erhoben hatten, setzten sich wieder nieder, und nun wurde auch die Alte bemerkt. Es war dieselbe Armenhausbewohnerin, von welcher der Förster heute gesprochen hatte.

„Was! Die alte Löffler!" rief der Kaufmann. „Was will denn Sie bei uns?"

„O, nehmen Sie es nicht übel!" sagte die Frau, indem ihr die zahnlosen Kinnladen vor Frost zusammenschlugen. „Ich suche den Herrn Pastor Seidelmann."

Der Schuster fühlte sich außerordentlich geschmeichelt darüber, daß sie ihn Pastor nannte. Er stand von seinem Stuhle auf und fragte:

„Ich bin es. Was will Sie, liebe Frau?"

„Ich war heute in der Schänke. Ich habe mich von einem Jungen hinführen lassen. Ich wollte —"

„Was? In der Schänke war Sie?" fragte er rasch.

„Ja, Herr Pastor."

„Ist Sie nicht eine Bewohnerin des Armenhauses?"

„Ja, schon seit langer Zeit."

„Und da geht Sie des Abends in die Schänke? Ich denke, jeder Armenhäusler muß zur gewissen Zeit zu Hause sein!"

„Das wird bei uns nicht so genau genommen, weil wir nach dem lieben Brode gehen müssen. Auch habe ich den Armenhausvater heute um Erlaubniß befragt."

„Und er hat es Ihr bewilligt?"

„Ja, Herr Pastor."

„Das ist stark! Der Vorsteher bewilligt Ihr, in die Schänke kneipen zu gehen, wohl gar Schnaps zu trinken?"

„O nein, nein! Das nicht! Ihre Rede wollte ich hören!"

„Ah! Das ist etwas Anderes! Nun, was will Sie denn jetzt und hier?"

Die Alte sann einige Augenblicke nach, um die rechten Worte zu finden und antwortete dann:

„Nun, Herr Pastor, ich hörte, daß Sie von der Noth und dem Elende sprechen wollten und von der Hilfe, welche es dagegen giebt. Noth und Jammer giebt es hier überall, aber zu den Elendesten gehöre doch ich."

„Ja, Sie ist schlimm daran! Blind zu sein ist eine schwere Heimsuchung. Bete Sie mir recht fleißig zu Gott! Er hat den Tobias mit Hilfe einer Walfischleber sehend gemacht. Vielleicht läßt er auch Ihr ein Mittel zur Heilung finden."

Der mit anwesende Pastor räusperte sich laut. Er war ein bescheidener, stiller Diener seines Gottes, nicht ein schneidiger, wehrhafter Petrus; aber was er hier hörte, war ihm doch zu viel.

Die Alte sagte in klagendem Tone:

„Ach, Hilfe giebt es für mich keine. Ich bin am Bergwerke bei einer Explosion verunglückt. Mir fehlen ja die Augäpfel; man hat sie mir herausgeschnitten. Hätte ich da nicht von dem Herrn Baron eine Unterstützung zu verlangen, Herr Pastor?"

„Nein. Er hat Ihr den Arbeitslohn pünktlich bezahlt, so lange Sie thätig war. Wenn Sie nicht mehr arbeitet, so hat Sie auch nichts mehr zu verlangen."

„Aber Sie sind doch sein Stellvertreter! Könnten Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen?"

„Das geht nicht. Ich bin nicht sein vortragender Rath."

„Ich verstehe nicht, wie das gemeint ist, Herr Pastor; aber seit jenem Unglücke führe ich das elendeste Leben, welches es nur geben kann. Die Anderen können hinaus auf die Dörfer, wo es eher ein Stückchen Brod giebt als hier. Ich aber taste mich im Orte von Haus zu Haus, wo lauter arme Leute wohnen. Ich weiß, wie der Hunger thut; ich weiß aber seit langer Zeit nicht mehr, wie es ist, wenn man satt ist. Ich friere bis in die Seele hinein. Heute haben Sie eine so schöne Rede gehalten, so schön und so rührend —"

„Ah, hat sie Ihr gefallen?"

„O, sehr, sehr! Sie sprachen vom Wohlthun und vom Mittheilen. Mich hungerte so sehr. Da dachte ich: Du gehst nachher zu ihm. Da giebt es feines Abendessen, Braten und Wein. Wer so schön vom Wohlthun reden kann der hat sicherlich ein gutes Herz; der wird Dich nicht hungern lassen!"

Er zog die Stirn in Falten und fragte:

„So kommt Sie also betteln?"

„Ein Stück Brod will ich gern haben, nur ein kleines Stückchen Brod, keinen Braten und keinen Wein.“

Da machte er ein pfiffig strenges Gesicht und sagte:

„Da wird Ihr Gang wohl umsonst gewesen sein! Schäme Sie sich! In Gegenwart dieser Herrschaften zu betteln!“

Sie griff zu der alten, zerrissenen Schürze, als ob sie weinen und sich die Thränen trocknen wolle, ließ sie aber sofort wieder fallen.

„Herr Pastor,“ sagte sie, „ich darf nicht weinen, denn die Thränen können bei mir nicht heraus; das verursacht mir große Schmerzen; das brennt wie hölliſches Feuer. Heute, als Sie so schön sprachen, hätte ich dennoch bald geweint, geweint vor Freude, daß es einen solchen Mann giebt, der vom lieben Gott die Gabe und den Auftrag hat, unsere Noth zu stillen. Geben Sie mir ein Stückchen Brod!“

„Wenn alle Bettler gerade zu mir kommen wollten, weil ich das Wort der Liebe predige, müßte ich bald selbst betteln gehen!“

„Aber bedenken Sie, daß Sie uns singen ließen:

„Sollt es gleich bisweilen scheinen
Als verließe Gott die Seinen,
Ei, so weiß und glaub ich dies:
Gott hilft endlich doch gewiß!“

„Das ist wahr; aber wir haben doch auch gesungen:

„So hält Gott doch Maaß und Ziel:
Er giebt wem und wenn er will!“

„So meinen Sie, daß ich von ihm nichts bekommen solle?“

„Das nicht. Aber denke Sie an das Wort, welches der Heiland bei bei Hochzeit zu Kana sagt: Weib, meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

„O, die brauchte auch nicht gekommen zu sein, denn als er das sagte, hatten alle Gäste noch genug Essen und Wein.“

„Ich sehe, daß Sie sehr bibelfest ist, und das freut mich. Aber gerade darum kann ich Ihr kein Brod geben. Gott will helfen und wird helfen; ich darf ihm ja nicht vorgreifen. Gehe Sie nur nach Hause in Ihr Kämmerlein; kniee Sie nieder und bete Sie zu Ihrem Vater im Verborgenen, recht gläubig, recht innig und vertrauend! Es steht in der Bibel, daß das Gebet des Gerechten Berge zu versetzen möge. Bete Sie also, anstatt zu betteln, und ich bin überzeugt, daß er Ihr helfen wird.“

„Aber wie soll er mir denn helfen? Doch durch Menschen. Gott kommt nicht mehr auf die Erde herab!“

„Warum nicht? Er kommt auch heute noch. Ich kann, ich darf Ihr nichts geben; ich darf Gott die Freude nicht verderben. Bete Sie, und dann wird er selbst kommen und Ihr helfen, oder er wird Ihr einen seiner Engel senden!“

Da ging ein eigenthümliches Zucken über ihr erfrorenes, blindheitstarres Gesicht. Sie biß die Zähne zusammen und krümmte die Finger, als ob sie eine Faust machen wolle.

„Gott, mein Gott!“ sagte sie. „Hier duftet es nach Braten und Speck, nach Wein und Delicatessen, und ich soll hungrig fortgehen! Denken Sie daran, Herr Pastor, daß wir heute auch gesungen haben:

„Trotz den Feinden! Trotz den Drachen!
Ich kann ihre Macht verlachen!
Trotz dem schweren Kreuzesjoch!
Gott, mein Vater, lebet noch!“

„Was will Sie damit sagen?“ fragte er.

„Daß ich Sie für einen Engel gehalten habe, den uns Gott sendet. So dachte ich, als ich Ihre Worte hörte. Nun ich aber Ihre Thaten sehe, erkenne ich, daß ich mich geirrt habe. Ich bin eine arme, schwache und blinde Frau; ich habe im Stillen hilflos gehungert und gedürstet, geklagt und geweint; ich habe mich über Niemand beschwert. Heute aber muß es heraus, und wenn ich daran sterben und untergehen soll!“

„Ah, Sie will sich beschweren? Ueber wen denn?“

„Ueber die Wölfe, die in Schafskleidern zu uns kommen. Es giebt einen guten Gott, der helfen will, aber seine und unsere größten Feinde sind Die, welche seine Worte im Munde führen, aber im Herzen wie die Teufel denken. Das sind die Feinde und die Drachen, von denen wir gesungen haben!“

„Was! Sie raisonnirt!“ rief er zornig.

„Ja,“ antwortete sie. „Ein solcher Feind, ein solcher Drache sind auch Sie! Aber Gott, mein Vater, lebet noch! Er wird einen Boten senden, der Sie zertritt, wie der Erzengel den Teufel, wie der heilige Georg den Drachen! Das ist es, was ich sagen will. Und nun will ich gehen und weiter hungern!“

Die Worte brachten eine allgemeine Aufregung hervor.

„Welche Unverschämtheit! Freches Weib!“ ertönte es rund um den Tisch herum.

„Werft sie hinaus!“ gebot der fromme Schuster, indem er seine Hand gegen sie ausstreckte, wie der alttestamentliche Richter über die dem Verderben geweihte Feindesstadt.

Da aber erhob sich der Pfarrer von seinem Stuhle, ergriff die Frau beim Arme und sagte:

„Warten Sie, liebe Frau Löffler! Wer Sie in dieser Weise fortjagt, der treibt auch mich von dannen!“

Er griff nach seinem Hute.

„Was! Sie wollen doch nicht etwa gehen?“ fragte Seidelmann.

„Allerdings!“

„Wegen dieses Weibes?“

„Ja. Ich habe Ihnen nämlich zu sagen, meine Herren, daß ihr bereits geholfen ist Ich werde sie nach meiner Wohnung führen. Ich bin zwar nicht ein Vorsteher der Brüder und Schwestern der Seligkeit; ich bin nur ein arm besoldeter Pfarrer, aber ein Stückchen Brod und ein Schälchen warmen Kaffee habe ich für diese Hungernde doch übrig.“

„Sie greifen Gott vor!“ rief da der Schuster.

„Ich hoffe, daß er es mir vergeben wird. Uebrigens widersprechen Sie sich ja selbst. Sie haben heute für die Nothleidenden eingesammelt. Darf ich vielleicht fragen, wie viel diese Sammlung ergeben hat?“

„Wir sind Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Sie sind weder ein Mitglied unserer Gesellschaft, noch wurden Sie von der Obrigkeit eingesetzt, die Verhältnisse unserer Casse zu controlliren!“

„Wohl. Aber immer widersprechen Sie sich doch! Warum sammeln Sie, wenn Sie jetzt behaupten, daß man mit Wohlthaten dem Herrn vorgreife?“

„Gottes Befehl wird schon an uns ergehen!‘

„Wie und auf welche Weise gedenken Sie solche Befehle von Gott zu empfangen?“

„Durch die Stimme unseres Herzens.“

„Nun gut, so lassen Sie Ihr Herz für diese Frau sprechen, und geben Sie ihr einen Theil der Summe, welche Sie heute eingesammelt haben!“

„Das geht nicht. Wir wirken im Verborgenen. Kein Mensch, der Etwas von uns empfängt, darf wissen, von wem es ist. Christus gebietet ja: Laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut!“

Sie gebrauchen da dieses Christuswort auf eine vollständig verkehrte Weise. Und sodann: Wenn Sie nur im Verborgenen wohlthun, geben Sie wahrscheinlich auch keinem Menschen Rechnung über Ihren Cassenstand. Ich warne Sie sehr vor der Verantwortung! Unsere allerärmsten Leute haben ihre letzten Kreuzer hergegeben. Es wäre eine fürchterliche Sünde, diese Scherflein anders anzuwenden, als die Spender gedacht haben!“

Da trat der Schuster auf den Pfarrer zu und sagte:

„Herr Pastor, haben Sie heute meinen Vortrag gehört?“

„Ja. Jedenfalls haben Sie gesehen, daß ich anwesend war!“

„So haben Sie wohl auch bemerkt, daß ich wenigstens ein ebenso guter Redner bin wie Sie. Sie sind mir auf keinen Fall überlegen. Ich bin ein Christ, aber Sie gehören nicht zu unserem Vereine. Sie haben hier kein Wort zu sprechen.“

„Sie sind ein Christ, wie Sie sagen, ich aber bin ein christlicher Seelsorger; als solcher habe ich die heilige Pflicht, Sie zu warnen, wenn ich Sie in Gefahr sehe. Uebrigens sind wir einstweilen fertig. Für diese Frau ist gesorgt.“

Seidelmann, der Kaufmann, der sich mit dem Priester doch nicht gern verfeinden wollte, näherte sich und fragte:

„Sie wollen sie doch nicht für immer bei sich behalten?“

„Nein, das ist nicht nöthig. Aber ich werde dafür sorgen, daß die Bewohner des Armenhauses nicht mehr zu betteln und zu hungern brauchen.“

„Na, na, Herr Pfarrer! Wie wollten Sie das anfangen? Unsere Gemeinde ist zu arm, als daß sie mehr thun könnte, als bisher.“

Es war ein wirklich seliges Lächeln, welches sich über das Gesicht des braven Geistlichen breitete, als er jetzt antwortete:

„O, ich habe Geld!“

„Sie? Sie sind ja arm, so viel ich weiß!“

„Das bin ich auch; aber es hat sich ein mildthätiges Herz gefunden, von dem ich eine Summe für unser Armenhaus eingehändigt bekommen habe.“

„Sapperlot! Das wäre! Wie viel?“ fragte da rasch der Schuster.

„Ich durfte mich um Ihre Casse nicht bekümmern, mein Herr; ich bitte, auch mit der meinigen machen zu können, was mir beliebt.“

„O, das steht anders. Bei mir handelt es sich um die Casse eines Vereins, bei Ihnen aber um eine communale Angelegenheit. Mein Bruder, der Herr Kaufmann Seidelmann hier, hat das Armenwesen des hiesigen Ortes zu leiten. Unter seiner Direction befindet sich auch das Armenhaus. Sie werden ihm das, was Ihnen eingehändigt wurde, auszuliefern haben.“

„Wohl nicht. Der Geber hat mir die Summe in Verwaltung gegeben; nur ich habe zu bestimmen, in welcher Weise über sie verfügt werden soll.“

„So ist diesem Geber das Gemeindestatut unbekannt. Wer ist der Mann?“

„Auch hierüber bin ich Ihnen keine Auskunft schuldig; aber aus Höflichkeit gegen die übrigen Herren will ich Ihnen sagen, daß heute der Fürst des Elendes bei mir gewesen ist.“

Nach diesen Worten herrschte einige Augenblicke lang tiefe Stille im Zimmer. Diesen Namen hatte Niemand zu hören erwartet. Die Seidelmanns waren Beide bleich geworden. Sie warfen einander einen sehr bezeichnenden Blick zu, und dann endlich sagte der Kaufmann:

„Der Fürst des Elendes? Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Der ist ja in der Residenz!“

„Sollten Sie wirklich nicht gelesen haben, daß er seit vorgestern und gestern uns sehr nahe gerückt ist?“

„Es hat sich Jemand einen Spaß gemacht!“

„Das glaube ich nicht annehmen zu dürfen. Eines einfachen Spaßes wegen giebt man nicht Tausende aus.“

„Tausende? Alle Teufel! So viel haben Sie erhalten?“

„Ja.“

„So muß es allerdings Ernst sein. Wie sah er aus?“

„Ich weiß nicht, ob ich befugt bin, Antwort auf diese Frage zu geben. Der edle Spender hat mir nicht ausdrücklich gesagt, daß ich sein Aeußeres beschreiben darf.“

„Aber ausdrücklich verboten hat er es auch nicht?“ fragte Seidelmann mit auffälliger Dringlichkeit.

„Nein.“

„Nun also, wie sah er aus?“

„Ich werde doch für jetzt noch davon schweigen. Ich werde mir diese Angelegenheit schnell, aber reiflich überlegen, um in der nächsten Gemeinderathssitzung meine Vorlagen machen zu können. Gute Nacht, meine Herren!“

Er entfernte sich rasch, indem er die Blinde beim Arme nahm und hinausführte. Hinter ihm erschollen laute, lebhafte Stimmen. Mit der Erwähnung des Fürsten des Elendes war ein Thema zur Sprache gekommen, wie so interessant es gewiß kein zweites gab. Dasselbe wurde denn auch auf das Ausführlichste besprochen. Ein Jeder hatte Etwas, was die Anderen noch nicht wußten, von diesem räthselhaften Wesen gehört, und das mußte natürlich Alles erzählt werden.

Darüber kehrte Fritz von seinem Ausgange zurück. Er hatte sich natürlich auf seinem Zimmer wieder aus- und umgezogen. Auch er war nicht wenig betreten darüber, daß der Fürst des Elendes sich im Orte befunden habe oder sich vielleicht sogar noch in demselben befinde. Doch war es ihm unangenehm, sich an diesem Gespräche zu betheiligen, und darum fragte er mit lauter Stimme:

„Apropos, meine Herren, wissen Sie bereits, das uns morgen ein seltener Kunstgenuß bevorsteht?"

Alle wendeten sich zu ihm und fragten ihn, welcher Kunstgenuß dies wohl sei.

„Es ist eine Gymnastikertruppe angekommen, nämlich in der Nachbarstadt. Die Leute wollen über die Grenze, vorher aber erst eine Vorstellung geben, jedenfalls, um sich das Reisegeld zu verschaffen."

„Das wird ihnen schwer fallen, zumal bei den jetzigen Zeiten.

„Warum? Der Pöbel hat allerdings kein Geld zu so Etwas. Hier bei uns sind solche Vorstellungen äußerst selten, und so ist es die Pflicht Derer, welche die Mittel dazu haben, diese Leute zu unterstützen. Ich werde mir die Sache mit ansehen. Du auch, Vater?"

„Ja. Wann ist es?"

„Morgen Abend. Und Du, Onkel?"

„Die Freuden der Welt sind nicht die meinigen. Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes! Aber vielleicht gelingt es mir, den sogenannten Künstlern, welche doch nur verlorene Seelen sind, ein echtes, rechtes Missionswort an das Herz zu legen. Ich gehe mit, denn ich denke an die Zeilen: Ach Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein!"

Auch Eduard Hauser hatte mit seinem Vater sich den Vortrag mit angehört. Auf dem Nachhauseweg fragte er diesen:

„Was sagst Du dazu, Vater?"

„Ein rauschendes Wasser, welches keine Mühle treibt. Es glitzert und funkelt im Sonnenlichte, aber es ist nichts nütze."

„Du hast Recht. Ich kann diesen Schuster nicht leiden, nicht ausstehen. Es ist mir immer, als sei ich, sobald ich ihn sehe, der Vogel, der von einer Klapperschlange angeblickt wird."

„Er ist ein Heuchler, ein Gottloser. Er mag seine Predigten seinem Bruder, seinem Neffen und dem Baron halten. Die nur allein sind schuld an unserem Elende. Hast Du Geld gegeben?"

„Zehn Kreuzer."

„Ich auch. Er guckte Einen so an, daß man es gar nicht wagen konnte, gar nichts oder nur einen Kreuzer zu geben. Und wir brauchen das Geld ja selbst so sehr nothwendig.“

„Gott wird helfen, Vater, wenn auch der Schuster nicht!“

„Was thust Du heute Abend noch? Gehst Du vielleicht zum Nachbar hinüber?“

Eduard schwieg ein Weilchen und antwortete dann:

„Nein.“

Dieses kleine Wörtchen kam so gepreßt zwischen seinen Lippen hervor daß es dem Vater auffiel.

„Nicht?“ fragte er. „Warum nicht? Du bist doch sonst alle Abende drüben gewesen.“

„Er sieht es nicht mehr gern!“

„Ja, ich habe es bemerkt, als ich Kohlen und Holz von ihm borgte. Höre, Eduard, ich glaube zu wissen, weßhalb!“

„Vielleicht irrst Du Dich!“

„O nein. Er wird denken, daß Du Absicht auf das Engelchen hast.“

„Er mag es denken!“

Das stieß der junge Mann so rasch und rauh hervor, daß sein Vater sofort fragte:

„Wie kommst Du mir vor? Ich selbst und auch die Mutter haben gedacht, daß Du mit ihr einverstanden bist. Ist das etwa nicht der Fall?“

„Nein. Fällt mir gar nicht ein!“

„Na, na! Das Engelchen ist ein gutes und braves Mädchen. Sie wäre uns als Schwiegertochter recht gewesen. Was hat es denn gegeben, daß Du so unwirsch auf sie bist?“

„Hm! Nichts als nur Eins. Aber lassen wir das, Vater! Es muß überwunden werden, und dann denke ich nicht mehr daran.“

„Ah! Sie will Dich nicht? Oder hat sie gar bereits einen Anderen? Nun, ich menge mich nicht gern in solche Angelegenheiten, aber ich will Dir sagen, daß Gott alles Herzeleid zu stillen vermag. Hat man wo sein ganzes Herz gelassen, so mag es wehe thun, wenn es verschmäht wird; aber die menschliche Liebe ist doch nur ein geringes Abbild der Liebe Gottes, und der heilige Apostel sagt ja: An Ihm laßt Euch genügen. Und irgendwo anders, ich glaube, es ist in den Psalmen, sagt die heilige Schrift: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil! Kommst Du mit herein zu uns, Eduard?“

Sie waren, als der Vater diese Worte sagte, bei ihrem Häuschen angekommen.

„Nein, Vater. Ich gehe in den Wald.“

„In den Wald? Was hast Du da zu thun?“

Er fragte das im Tone des Erstaunens. Er hätte beinahe ein Miß-

trauen hegen mögen, wenn er es überhaupt für möglich gehalten hätte, daß sein guter, wohlgerathener Sohn falsche Wege gehen könne.

„Ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich des Försters Schlitten noch hier habe. Ich will ihn hinausschaffen."

„Warum heute Abend noch? Es ist ja morgen am Tage noch Zeit!"

„Laß mich, Vater! Wenn ich so allein mit mir bin, kann ich meinen Gedanken ganz anders nachhängen."

„Ganz wie Du willst. Nur laß uns nicht zu lange auf Dich warten. Bei diesem Schnee ist bald ein Unglück geschehen."

Der Schlitten stand hinter dem Häuschen. Eduard spannte sich vor und fuhr zum Orte hinaus.

Arndt war direct aus der Versammlung nach Hause gegangen. In der Försterei wartete das Abendbrot auf ihn. Als sie bei demselben saßen, meinte der alte Wunderlich:

„Nun, was hat er vorgebracht?"

„Nichts Gescheidtes und Positives. Ich glaube sehr, das es auf eine Geldprellerei abgesehen ist."

„Das mag möglich sein. Diesem Hallunken ist Alles zuzutrauen. Er hat wohl Missionsgelder eingesammelt?"

„Ja."

„So soll der Teufel den Kerl holen, wenn er die armen Hungerleider um ihre Kreuzer prellt. Ich hänge ihn lebendig bei den Beinen auf, mit dem Kopfe in einen Ameisenhaufen!"

„Das würde Ihnen jetzt im Winter schwer werden, lieber Vetter!"

„So warte ich den Sommer ab; aber hängen muß er! Wohin?"

Diese Frage war an Arndt gerichtet, der sich vom Tische erhob.

„In meine Stube," antwortete er. „Bekümmert Euch nicht um mich. Es ist möglich, daß ich einmal in den Wald gehe."

Draußen auf dem Flur begegnete ihm Eduard, welcher dem Förster melden wollte, daß er den Schlitten gebracht habe. Er dankte auf den Gruß, den ihm der junge Mann sagte, und stieg dann die Treppe empor. Droben in seiner Stube trat er an das Fenster und blickte hinaus auf die schneehelle, winterliche Landschaft. Er mußte etwas Auffälliges entdeckt haben, denn er murmelte:

„Was ist das? Hm! Täusche ich mich etwa?"

Er trat ein Wenig vom Fenster zurück, um auf keinen Fall gesehen zu werden, und blickte wieder hinaus.

„Ja, das ist eine menschliche Gestalt, in ein weißes Betttuch gehüllt!" fuhr er fort. „Der Kerl scheint das Forsthaus zu beobachten. Oder sollte er vielleicht auf den Eduard Hauser warten? Wollen doch einmal sehen!"

Er öffnete rasch einen Koffer, steckte ein Betttuch und einige Bärte zu sich und nahm auch zwei eigenthümliche Gegenstände hervor, über deren Bestimmung der Uneingeweihte sicherlich nicht in's Klare gekommen wäre. Es waren nämlich zwei Schneeschuhe, nicht so lang wie die in Norwegen gebräuchlichen, aber desto breiter.

Er eilte hinab, trat durch die vordere Thür und legte da die Schneeschuhe an, mit deren Hilfe man in größter Geschwindigkeit, völlig geräuschlos und ohne eine auffallende Spur zu hinterlassen, über den tiefsten Schnee hinwegzugleiten vermag.

Dann wickelte er das weiße Betttuch um sich und setzte sich in Bewegung. So schnell wie auf Schlittschuhen schlug er einen weiten Bogen um das Forsthaus, in der Absicht, hinter die Gestalt zu gelangen, die er bemerkt hatte.

Hier war der Wald nicht dicht. Der Schnee lag selbst zwischen den Bäumen über eine Elle hoch; darum kam Arndt außerordentlich schnell vorwärts. Als er den Ort erreichte, nach dem er getrachtet hatte, nahm er das Tuch wieder ab. Dieses gewährte auf freiem Felde mehr Schutz, als zwischen den Bäumen. Im freien Felde war es nicht von dem Schnee zu unterscheiden, im Walde aber stach es so von den dunklen Baumstämmen ab, daß der Träger Gefahr lief, bemerkt zu werden. Dies war ja auch schuld gewesen, daß Arndt die Gestalt bemerkt hatte.

Jetzt duckte er sich nieder und bewegte sich nur sehr langsam und vorsichtig weiter. Ja, da stand sie vor ihm, die Gestalt, bis über den Kopf in das Tuch gehüllt, bewegungslos.

„Er scheint auf Hauser zu warten," dachte Arndt. „Ah, das Gesicht ist verhüllt! Sollte es der Waldkönig sein? Ich darf ihn auf keinen Fall aus dem Auge lassen. Will er mit Hauser reden, so thut er es nicht in der Nähe des Forsthauses, sondern er wird warten, bis der Bursche aus dem Hause tritt, und sich dann unter den Bäumen schnell parallel mit der Straße hinabziehen, um dann plötzlich auf diese Letztere hinauszutreten und Hauser zu überraschen. In diesem Falle muß ich aber hören, was er mit ihm zu sprechen hat!"

Seine Vermuthung erwies sich als ganz richtig. Als Eduard nach einiger Zeit drüben aus der Thüre des Forsthauses trat, setzte sich die Gestalt in Bewegung, in weiten, schnellen Schritten durch den tiefen Schnee watend. Arndt folgte ihm, indem er hinter jedem Baume vorsichtig Deckung suchte. Er konnte nicht bemerkt werden, da die hohen Stiefel des Anderen in dem tiefen Schnee ein nicht unbeträchtliches Geräusch hervorbrachten.

Eduard Hauser hatte keine Ahnung davon, daß er beobachtet werde. Er schritt langsam und in Gedanken versunken die Straße hinab, bis ihn plötzlich ein lautes, barsches Halt! aus seinem düsteren Sinnen emporschreckte. Er blieb stehen. Rechts aus dem Walde kam eine schwarze Gestalt über den zugewehten Straßengraben gesprungen und stellte sich vor ihn.

Er erschrak und trat einen Schritt zurück. Die Gestalt war mit einer schwarzen Maske versehen und sah ganz genau so aus, wie man den Pascherkönig zu beschreiben pflegte.

„Was machst Du hier?" fragte der Verhüllte, welcher allerdings jetzt sein Betttuch abgeworfen und hinter sich liegen gelassen hatte.

Seine Stimme klang dumpf und tief unter der Larve hervor. Selbst

ein Bekannter hätte ihn an derselben nicht zu erkennen vermocht. Eduard antwortete furchtlos:

„Nichts. Ich gehe nach Hause."

„Wo warst Du?"

„Beim Förster."

„Was hast Du denn da zu thun?"

„Was geht denn Dich das an?"

„Oho, sehr viel! Kennst Du mich?"

„Nein."

„Ich bin der Waldkönig und muß wissen, was in meinem Reviere geschieht. Was? Du erschrickst nicht vor mir?"

„Nein. Ich habe ein gutes Gewissen."

„Wer bist Du?"

„Auch das geht Dich nichts an!"

„Bursche, rede manierlicher, sonst sollst Du bald begreifen, wie man mit mir umzugehen hat! Ich kenne Dich. Du bist der Hausers Eduard. Du arbeitest für den Seidelmann?"

„Jetzt nicht mehr."

„Ah! Hat er Dich abgelohnt?"

„Ja."

„Das ist recht! Ich habe längst ein Auge auf Dich gehabt. Du mußt in meine Dienste treten."

„Ich muß? Wer sagt das?"

„Ich!"

„So sage ich Dir, daß Du mir nichts zu befehlen hast. Von einem Müssen ist hier gar keine Rede!"

„Nur nicht so hitzig, mein Junge! Hast Du vielleicht einmal gehört, wie wenig ich mir aus einem Menschenleben mache?"

„Ja; Du bist ein gottvergessener Bösewicht!"

„Hallunke! Wenn ich Dir nun für diese Beleidigung eine Kugel durch den Kopf jage!"

„So ist's aus mit mir, weiter nichts! Was mache ich mir daraus! Uebrigens scheinst Du gar nicht daran zu denken, daß man sich seiner Haut wehren kann!"

„Gegenwehr würde Deine Lage nur verschlimmern. Hier rechts und links stehen meine Leute, die ihre Gewehre auf Dich gerichtet haben. Also, willst Du in meine Dienste treten?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Weil ich ein ehrlicher Kerl bin, aber kein Spitzbube!"

„Ein dummer Mensch bist Du, aber kein gescheidter Kerl! Hältst Du denn den Schmuggel für ein Verbrechen?"

„Ja."

„Haha! Warum denn?"

„Weil er vom Gesetze verboten ist."

„Einfaltspinsel! Warum haben sie diese Gesetze gemacht, um unser gutes Geld in ihre Taschen zu stecken. Ist es etwa Recht, daß das Fleisch, das Leder und andere Dinge hier an einem Punkte doppelt so theuer sind, als eine Viertelstunde davon? Das ist nicht Natur, das will Gott nicht, sondern die Menschen haben es gemacht.

„So haben sie ein Recht dazu. Der König versteht mehr davon als Du und ich. Er wird schon wissen, was er thut."

„Nichts weiß er, gar nichts! Nur ärgern will er uns!"

„Laß Dich nicht auslachen! Dem König wird viel daran gelegen sein, ob Du Dich ärgerst oder nicht! Er will haben, daß wir uns Alles, was wir machen können, selbst machen, und nicht das Geld dafür aus dem Lande hinaustragen."

„Schau, schau, was Du für ein gescheidter Kerl bist! Na, das ist mir lieb, denn solche Leute brauche ich! Ich werde Dich in meine Dienste nehmen!"

„Das magst Du nur bleiben lassen! Mich bekommst Du nicht!"

„O, ich werde Dich zwingen!"

„Versuch's!"

„Ich habe schon manchen anderen Widerspenstigen gezwungen, und dann ist er ein ganz tüchtiger Kerl geworden."

„Ein Spitzbube ist er geworden! Laß mich! Ich muß nach Hause gehen!"

„Warte noch ein Weilchen! Erst müssen wir fertig sein. Du weißt, daß ich Herr über Leben und Tod bin?"

„Dieses Recht hat Dir Keiner gegeben!"

„So habe ich es mir genommen und werde es ausüben, so lange es mir gefällt. Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit. Sagst Du bis dahin nicht Ja, so lasse ich Dich erschießen!"

„Das erschreckt mich nicht. Schieße lieber gleich zu!"

„Gut, so lasse ich Deine Eltern und Geschwister sterben!"

„So bist Du der Mörder und nicht ich bin es!"

„Oder ich erschieße Dir die Liebste!"

„Ich habe keine!"

„Oho! Hofmanns Angelica!"

„Die geht mich nichts an!"

Da legte der Waldkönig seine Hand auf die Schulter Eduards und fuhr fort:

„Mensch, bist Du denn nicht gescheidt? Hast Du noch nicht gehört, wie viel bei der Pascherei verdient wird?"

„Ich weiß es nicht."

„Nun, Du bist kein unebener Kerl, und ich will Dir sagen, daß so Einer, wie Du, sich jährlich wohl an die dreitausend Gulden verdienen kann!"

„Das ist Lüge!"

„Nein; das ist Wahrheit. Und außerdem gebe ich Dir, wenn Du zusagst, auf der Stelle einen Hundertguldenschein als Angeld, als Geschenk."

„Und was hätte ich da zu thun?"

„Meinen Befehlen zu gehorchen!"

„Und was sind das für Befehle?"

„Davon brauchst Du jetzt nichts zu wissen. Tritt bei, und ich werde Dir antworten."

„Höre, Pascherkönig, ich bin ein armer Teufel und jetzt ohne Arbeit meine Eltern und Geschwister sind auf mich angewiesen, und ich kann ihnen jetzt kein Brod schaffen; auch brauche ich wegen anderer Dinge sehr nothwendig Geld, besonders wenn ich es gleich erhalten könnte; aber mein Leben, meine Seele, meine Ehrlichkeit und mein Gewissen verkaufe ich Dir nicht für eine Million. Laß mich fort! Was Du sagst, ist unnütz in den Wind geredet."

Er wollte fortgehen, aber der Waldkönig hielt ihn zurück und sagte in strengem Tone:

„Halt! So kommst Du mir nicht fort! Es ist das letzte Mal nicht, daß ich mit Dir darüber spreche. Ich muß Dich haben; ich will Dich haben, und ich werde Dich haben! Ich werde Dich schon wieder treffen. Sagst Du aber einem einzigen Menschen, auch Deinem Vater, daß Du mit mir gesprochen hast, so seid Ihr Alle unglücklich!"

„Ich bin keine Plaudertasche!"

„So sei froh!"

„Und eine große Ehre ist es auch nicht etwa, mit Dir gesprochen zu haben. Ich werde mich hüten, davon zu reden. Also, gute Nacht und guten Weg."

Er ging, ohne von dem Pascherkönige zurückgehalten zu werden. Dieser Letztere blieb stehen, ließ ihn eine Strecke fortkommen, drohte ihm sodann mit geballter Hand nach und murmelte:

„Warte nur, Hundebursche; mir entkommst Du doch nicht! Pascher mußt Du werden, damit sie Dich fangen, damit Du in das Zuchthaus kommst! Die Engelchen darfst Du nicht bekommen. Geht es nicht freiwillig, so brauche ich Gewalt. Mächtig genug sind wir dazu!"

Als Eduard in das Städtchen zurückkam, war es noch nicht sehr spät am Abende. Er wollte noch nicht nach Hause, denn er wußte, daß er doch noch nicht schlafen könne. Er wollte erst über die Begegnung mit dem Waldkönige nachdenken, und schlenderte also langsam die Gasse hinauf.

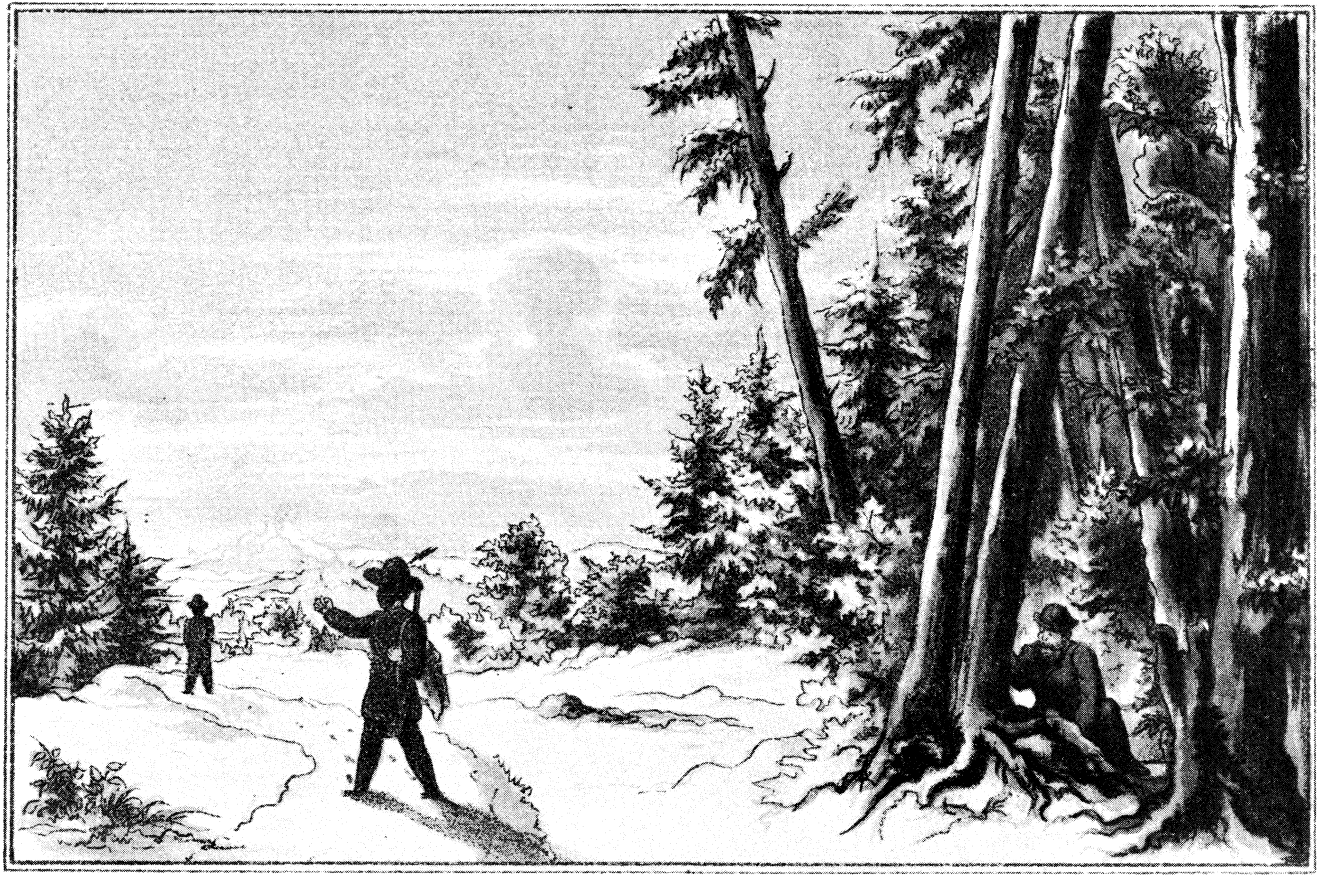
Da kam ihm ein Mädchen entgegen, und eben, als sie an ihm vorbei wollte, erkannte er sie, trotzdem sie wegen der Kälte ein Tuch um den Kopf geschlagen hatte.

„Engelchen!" sagte er.

„Was giebt's?" fragte sie kurz und schnippisch, indem sie zwar stehen blieb, sich aber nicht zurückwendete.

Er trat zu ihr heran und sagte:

„Bleibt's bei dem, was Du gesagt hast?"



D.v.S.

24.

„Mir entkommst Du nicht!"

„Ja.“

„Du gehst wirklich auf den Ball?“

„Ja.“

„Gut, so gehe ich auch!“

„Auf den Ball?“

„Nein, sondern anderswohin!“

„Wohin denn?“ fragte sie neugierig.

„Unter die Paschers!“

Sie erschrak doch. Aber im nächsten Augenblicke sagte sie sich, daß der ehrliche Bursche das niemals thun werde.

„Ja,“ antwortete er.

„Geh! Wie wolltest Du das anfangen?“

„Sehr leicht und einfach. Ich habe soeben mit dem Waldkönige gesprochen!“

„Herrjesses! Und er hat Dir nichts gethan?“

„Nein. Er ist sogar sehr freundlich mit mir gewesen. Er hat mir mehrere tausend Gulden für's Jahr versprochen.“

„Das hast Du nicht angenommen! Nein, gewiß nicht!“

„Aber dann hat er gesagt, wenn ich nicht in seine Dienste trete, so müsse ich sterben, Vater und Mutter auch, die Geschwister und endlich auch noch Du?“

„Ich?“ meinte sie erschrocken. „Warum ich?“

„Weil er geglaubt hat, Du bist meine Geliebte. Er hat gedacht, daß Du mir höher stehst als meine Ehrlichkeit.“

Da trat sie ihm einen Schritt näher und fragte:

„Hat er da Recht?“

„Nein.“

„So stehe ich Dir nicht so hoch?“

„Nein.“

„Also Du würdest mich lieber ermorden lassen, als daß Du zu dem Waldkönige gingst?“

„Ich würde Dich zu beschützen suchen, aber zu den Paschern würde ich auf keinen Fall gehen.“

„Es ist gut! Gute Nacht!“

Sie ging. Es war ihr gar nicht so um das Herz. Sie freute sich über seine Ehrlichkeit; aber ihre Selbstliebe hätte es gern gesehen, wenn er gesagt hätte, daß sie ihm höher als alle moralischen Bedenken stehe. Das mußte ihrer Meinung nach bestraft werden.

„Engelchen!“ rief er ihr nach.

Sie wendete sich noch einmal zurück und fragte:

„Bist Du noch immer nicht fertig?“

„Willst Du wirklich so zornig von mir gehen?“

„Meinst Du etwa, daß ich Dir nachlaufe? Das hast Du bereits gestern gedacht, aber ich thue es nicht!“

„Gestern? Wann denn?"

„Als Du von mir fort warst. Da hast Du an der Ecke gewartet und geglaubt, ich solle gute Worte geben."

Bei diesen Worten drehte sie sich um und eilte mit schnellen Schritten davon. Er blickte ihr kopfschüttelnd nach.

„Sie ist auf einmal ganz anders als früher!" sagte er leise und traurig vor sich hin. „Denkt sie wirklich, daß Einer vom Casino sie heirathen wird? Sie geht Ihrem Verderben entgegen. Ich muß auf den Ball, um sie zu beschützen!"

Er schritt langsam weiter und fuhr fort:

„Aber wenn ich richtig mitmachen will, so kostet das Geld, viel Geld. Ich muß mit essen und mit trinken, vielleicht theuern Wein, und ich habe doch nichts übrig! Hätte ich bei dem Waldkönige Ja gesagt, so hätte ich jetzt hundert Gulden. Herrgott, welch ein großes Geld! Aber nein! Ich bleibe ein ehrlicher Kerl!"

Als Arndt dem Waldkönige gefolgt war, hatte er bemerkt, daß dieser das Tuch von sich geworfen hatte und dann über den Graben gesprungen war. Rasch hatte er sich so weit wie möglich herangeschlichen, und, hinter dem Stamme eines Baumes versteckt, jedes Wort der Unterhaltung verstanden.

Dabei hatte das Betttuch neben ihm gelegen. Diesen Umstand mußte er benutzen. Er betrachtete die Zipfel des Tuches und bemerkte in der einen Ecke bei dem Scheine des Schnees die beiden Buchstaben T. M.

Er sah, daß die Unterredung zu Ende gehe, und zog sich schleunigst zurück. Eduard ging. Der Lauscher bemerkte, daß der Waldkönig ihm mit der Faust nachdrohte und dann das Tuch holte und über sich wegwarf.

„Er wickelt sich wieder ein," dachte er. „Ich könnte ihn sofort abfangen; aber was nützt das? Er muß auf der That ertappt werden, und ich will auch seine Complicen kennen lernen. Uebrigens weiß ich gar nicht einmal, ob er auch wirklich der Pascherkönig ist. Er giebt sich zwar für ihn aus, aber das kann ja auch seine Gründe haben. Fort, ihm nach!"

Er verfolgte den König in der angegebenen Weise immer tiefer in den Wald hinein, ganz genau in der Richtung auf die Eiche zu. Dort beobachtete er, daß derselbe sich an dem Stamme zu schaffen machte und dann wieder weiter ging.

Schnell glitt auch er zur Eiche und untersuchte den Stamm in der Gegend, in welcher er die Hände des Verhüllten gesehen hatte, leider aber konnte er nichts entdecken.

Das nahm einige Zeit in Anspruch. Er bemerkte, daß der Waldkönig dadurch einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, den Wald verließ und die Richtung nach dem Städtchen einschlug. Draußen im Freien nahm Arndt das Tuch wieder über und hielt sich so nahe als möglich an den König.

Sie erreichten die ersten Gärten und da, ja da war der Verfolgte ganz plötzlich verschwunden. Arndt konnte suchen, wie er wollte; es war vergebens, da es hier verschiedene Fußspuren gab.

„Fatal!“ murmelte er. „Na, ein anderes Mal werde ich vorsichtiger sein! Hoffentlich treffe ich ihn wieder!“

Er veränderte seine Kleidung, so daß er nun wieder den Vetter Arndt vorstellte, knüpfte das Betttuch unter die Jacke und ging nach der Gasse, um durch den unteren Theil des Städtchens zurückzukehren, da er durch den Wald einen Bogen gemacht hatte.

Da kam ihm eine Männergestalt entgegen. Er erkannte sogleich Eduard Hauser. Dieser hatte ihn auch erkannt und wollte höflich grüßend vorüber, aber Arndt blieb stehen, gab ihm die Hand und sagte:

„Nun, haben Sie Wort gehalten in Beziehung auf die Verschwiegenheit, welche ich forderte?“

„Ja, Herr. Nur der Vater weiß es.“

„Und es war große Freude vorhanden?“

„O, wie große! Der liebe Gott vergelte es Ihnen!“

„Na, Sie können es jetzt gebrauchen. Wie ich erfahren habe, hat sich heute Ihre Familie verdoppelt?“

„Freilich! Aber das macht keinen Schaden. Wir bekommen es bezahlt. Denken Sie sich, der Herr Pfarrer hat meinem Vater fünfzig Gulden gegeben!“

„Das ist wohl viel!“

„Ungeheuer viel!“

„Und dennoch brauchen Sie Geld!“

„Ich? Wieso?“

„Nun, Sie haben es doch vorhin gesagt!“

„Davon weiß ich kein einziges Wort!“

„Zu mir allerdings nicht.“

„Zu wem sonst? Ich war in der Försterei; aber auch da wüßte ich nicht, etwas Derartiges gesagt zu haben.“

„Aber auf dem Nachhausewege!“

„Dort? Ah — zu — wem?“ fragte Eduard stockend.

„Haben Sie da mit Niemand gesprochen?“

„Nein — ja — ja — doch — aber, woher wissen Sie das?“

„Ich sah Sie mit einem Manne auf der Straße stehen.“

„Kannten Sie ihn?“

„Nein. Aber ich hörte jedes Wort, was gesprochen wurde. Herr Hauser, Sie sind aus dieser Versuchung glanzvoll hervorgegangen. Ich freue mich sehr.“

Da trat Eduard zurück, betrachtete den Sprecher genau und sagte in beinahe erschrockenem Tone:

„Sapperlot, Sie sind doch nicht etwa gar der Waldkönig?“

„Nein, mein Lieber. Ich will Ihnen vielmehr offen gestehen, daß ich ihn fangen will.“

„Fangen? Sie? Ah!“

„Ja. Ich habe erkannt, daß ich Ihnen trauen darf. Sie haben es

abgeschlagen, ihm zu dienen. Jetzt will ich einmal sehen, ob Sie auch mir den Antrag, den ich Ihnen stellen will, abschlagen werden. Wollen Sie sich tausend Gulden verdienen?"

„Tau — tau —! Mein Gott! Natürlich ja! Ich lecke alle zehn Finger darnach! Aber womit soll ich mir eine solche Summe verdienen?"

„Ich sagte bereits, daß ich den Waldkönig fangen will, aber nicht allein, sondern mitten im Neste und umgeben von allen seinen Spießgesellen. Wenn dies durch Ihre Hilfe geschieht, zahle ich Ihnen eine Prämie von tausend Gulden."

„Ist das wahr? Herr, da mache ich mit, auf der Stelle!"

„Halt, nicht so schnell! Es wird Zeit dazu gehören, und wovon wollen Sie bis dahin leben?"

„O, wir brauchen jetzt nicht zu hungern!"

„Ganz recht; aber Sie werden Extraausgaben haben. Ich werde Ihnen also wöchentlich zwanzig Gulden Löhnung geben."

„Zwanzig Gul — wöchentlich!"

Das Wort Gulden blieb ihm im Munde stecken. Eine solche Summe pro Woche, das war unerhört.

„Ja, zwanzig Gulden! Ich glaube, daß Sie da reich werden."

„Natürlich, natürlich! Da kann ich ja leben wie ein Fürst oder wie der Herrgott in Frankreich! Aber, was habe ich zu thun?"

„Zunächst nichts. Ueberlegen Sie es sich einmal, wie wir es anfangen müßten, zu erfahren, wer der Pascherkönig ist. Sobald Sie einen guten Gedanken haben, kommen Sie nach der Försterei, um ihn mir mitzutheilen."

„Darf der Förster davon wissen?"

„Nur er allein, sonst weiter kein Mensch."

„Ich werde verschwiegen sein. Es wird keine Silbe über meine Lippen kommen."

„Das ist allerdings die erste Bedingung, welche ich habe Und sodann suchen Sie zu erfahren, welcher Name hier im Orte, nämlich Vor- und Zuname mit den beiden Buchstaben T. und M. beginnt."

„Steht das im Zusammenhange mit dem Waldkönige?"

„Ja. Und dann weiter verlange ich auch in allen übrigen Angelegenheiten die vollste Aufrichtigkeit."

„Darauf können Sie sich verlassen."

„Gut! Ich werde Sie da gleich einmal auf die Probe stellen. Sagten Sie nicht zu dem Waldkönige, daß Sie Geld brauchten?"

„Ja, zum Leben, weil ich keine Arbeit habe."

„Nicht blos zum Leben. Es war mir, als hätten Sie gesagt, daß Sie auch außerdem, für etwas Anderes, Ausgaben nöthig haben?"

„Hm! Ich darf nicht lügen. Aber es ist eine eigene Sache!"

„Seien Sie immerhin offen. Sie dürfen Vertrauen zu mir haben!"

„Nun gut, so will ich Ihnen gestehen, daß — daß ich — daß ich einen Maskenball besuchen muß."

„Einen Maskenball? Besuchen muß, sagen Sie? Sie wollen nicht nur, sondern Sie müssen sogar?"

„Ja."

„Warum?"

„Um — um — ein — um ein Mädchen zu retten."

„Ah! Siehe da! Kommt hier wirklich das Engelchen in's Spiel, welches von dem Waldkönig genannt wurde?"

„Ja. Sie ist zu dem Balle geladen."

„Ich errathe. Und Sie wohl nicht?"

„Nein. Nämlich das Casino aus der Nachbarstadt hält übermorgen hier in der Schänke eine Maskerade ab. Ein Mitglied hat Engelchen geladen und ihr sogar den Anzug einer Italienerin geschickt, den sie anlegen soll."

„Ist er ihr Geliebter?"

„O nein! Sie ist meine Nachbarstochter und hat noch niemals einen Geliebten gehabt. Sie ist ein schönes Mädchen. Sie sticht diesem Kerl in's Auge; er will sie jedenfalls nur verführen."

„Alle Wetter! Da müssen Sie sich allerdings in das Mittel legen! Geht sie denn gern?"

„Wie es scheint, ja."

„O weh, da hat sie Sie entweder nicht lieb, oder sie schmollt aus irgend einem Grunde mit Ihnen und will Sie auf diese Weise bestrafen."

„Sie würde nur sich selbst bestrafen."

„Das sieht so ein Mädchen nicht ein, wenigstens nicht eher, als bis es zu spät ist. Ich will mich nicht neugierig in Ihre Herzensangelegenheiten eindrängen; thun Sie ganz, was Ihnen Ihr Herz und Ihr Verstand eingiebt. Hören Sie, nicht nur allein Ihr Herz, sondern auch Ihr Verstand. Hier haben Sie die zwanzig Gulden für die erste Woche, und hier sind noch fünfzehn für den Maskenball!"

Er drückte ihm das Geld in die Hand. Eduard wollte gar nicht glauben, was er hörte.

„Herr," sagte er, „Sie müssen ungeheuer reich sein!"

„Ich habe gerade so viel, wie ich für mich und Andere brauche, keinen Kreuzer mehr, mein Lieber."

Damit entzog er sich den Dankesausbrüchen des jungen Mannes, der ganz glücklich war, von seinen Sorgen befreit zu sein. —

Also, eine Truppe von Athleten und Taschenspielern war in der Nachbarstadt eingezogen. Es war am nächsten Tage, an welchem die Vorstellung sein sollte.

Die Leute hausten für die kurze Zeit ihres Aufenthaltes auf dem Trockenboden, welchen sie gewählt hatten, weil sie da ungestört und unbeobachtet ihre Uebungen vornehmen konnten.

Jetzt saßen vier männliche Personen und eine Frau da oben um ein Mittagsmahl, welches aus gekochten Rüben in Mehlwasser bestand. Die Leute

hatten Hunger, das sah man an der Gier, mit welcher sie das Essen verschlangen.

Der älteste, der Dirigent der Truppe, war eine klotzartige Gestalt, sieben Schuh hoch und im Verhältnisse breit, mit niedriger Stirn, wulstigen Lippen, kleinen, tückischen Augen und einer rothblauen Schnapsnase. Die anderen waren jedenfalls Brüder von ihm, ebenso klotzig, wulstig und tückisch. Sie alle Vier hatten etwas Rücksichtsloses, Grausames in ihren Zügen.

Die Frau war lang und hager, man möchte sagen, spindeldürr. Sie hatte vielleicht bessere Tage gesehen, jetzt aber sprach sich in ihrem ganzen Habitus eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen Alles aus.

Obgleich es in dem Bodenraume bitter kalt war, hatten diese Leute sich doch nicht vollständig angekleidet. Vielleicht hatten sie keine vollständige „Civilkleidung" oder sie fühlten die Kälte nicht, weil sie sich soeben einige Stunden hindurch in ihren Künsten geübt hatten.

Tricots, mit Flittern und Flimmern versehen und hier und da durchlöchert, lagen in der Nähe, und aus einem nebenan befindlichen Verschlage ertönte ein leises, unterdrücktes Wimmern, wie aus Kindermund, welches zuweilen in ein ängstliches Röcheln überging.

„Heiliges Donnerwetter!" sagte der Director, indem sein Auge tückisch aufleuchtete. „Ob der verdammte Junge wohl einmal schweigen will!"

„Haue ihm Eins auf!" rieth ihm der eine Bruder.

„Aber tüchtig," sagte der Dritte. „Der Affe will sich nicht an uns gewöhnen."

„Haut ihn lieber todt, so sind wir ihn los!" meinte der Vierte, indem er einen großen Löffel voll Rübenschnitte in den Mund schob, den man wohl eher einen Rachen hätte nennen können.

„Er ist noch zu schwach," sagte die Frau, in ihrer Art begütigend. „Der Knoten wird wohl noch reißen."

„Ja, wie bei Dir. Bei Dir ist er so gerissen, daß Du ganz aus Rand und Band gegangen bist, alte Schlumpe! Ich habe für den Jungen zehn Thaler gegeben; die soll er mir abarbeiten, und wenn er alle Knochen bricht! Der Bengel hat schon seinem vorigen Herrn Unglück gebracht. Der hat ihn für eine Heidensumme von einem Geistlichen oder Missionar erhandelt, der aber nur ein Laufegeld an die Eltern bezahlt hat, wie er später zufällig erfuhr. Hört Ihr den Vagabunden? Der jammert und quiekt wie ein Rattenkönig! Na, warte, Bursche, ich werde Dir das Flennen einstreichen!"

Er stand auf und öffnete die Thür des Verschlages. In demselben war nichts als altes, unbrauchbares Gerümpel zu sehen. Und in der Mitte hing an einem Balken ein lockenköpfiger, splitternackter Knabe an einem Stricke. Er war auf den Bauch gelegt worden, dann hatte man ihm die Beine nach aufwärts auf den Rücken gepreßt, so daß die Gelenke eine ganz unnatürliche Lage angenommen hatten. Die Arme waren über die Schultern hinweg über die Füße gezogen worden und mit ihnen fest verbunden. Nun hatte man starke Leinen um die kleinen Gliedmaßen gewunden, damit sie ihre Stellung

ja nicht verändern konnten, den Knaben wagerecht an den Balken gehängt und ihm noch zwei schwere Ziegelsteine auf dem Rücken befestigt.

Vor Frost sah der nackte Körper blauroth aus; blauroth sah das kleine, hübsch geformte, jetzt nach unten gekehrte Gesichtchen, in welches alles Blut stieg, und blauroth hing dem armen Kleinen auch die Zunge aus dem Halse. Vielleicht war er dem Verschmachten oder dem Ersticken nahe.

An einem Nagel hing eine Hundepeitsche mit sechsfachen Riemen.

„Verdammte Kröte, willst Du wohl aufhören mit Stöhnen!" rief der Riese, indem er eintrat.

Er riß die Peitsche herab und schlug mit ihr dem Kleinen ein-, zwei-, dreimal von unten herauf über den fest angespannten Unterleib. Das Kind schloß die Augen und zuckte nicht.

„Hund! Du willst wohl gar thun, als ob Du schon crepirt wärst? Ich werde Dich lebendig machen! Warte! Wie ist's? Thun Dir die Glieder weh?"

Der Kleine antwortete nicht. Der Unmensch versetzte ihm noch mehrere Hiebe und drohte dabei:

„Ich schlage so lange, bis Du redest! Thun Dir die Glieder weh?"

„Nein," stöhnte der Gemarterte.

„Laut!"

„Nein!" versuchte das Kind in so viel wie möglich gewöhnlichem Tone zu sagen.

„Das ist Dein Glück, Du Wechselbalg! Ich hätte Dich zu Fetzen zerhauen!"

Seine Frau war hinter ihm eingetreten und sagte:

„Willst Du ihn nicht losmachen? Er hängt bereits seit drei Stunden hier. Das muß doch genug sein?"

„Für die Oberschenkel eigentlich nicht. Er muß ein Kautschuckmann werden, wie es noch nie einen gegeben hat. Ich habe ihn gekauft und will Geschäfte mit ihm machen. Eigentlich sollte er noch zwei Stunden hängen, fünf Stunden täglich, wie bisher immer; aber da er heute Abend mit arbeiten soll, so wollen wir ihn losmachen. Er mag ein halbes Stündchen ausruhen, und dann wollen wir probiren, ob die Pyramide noch geht."

Der Kleine wurde von seinen Stricken, Banden und Steinen befreit. Er lag wie leblos auf der Diele. Der Mann stieß ihn mit dem Fuße von sich und ging hinaus; die Frau hockte sich zu ihm nieder und brachte ihr Ohr dem Mündchen nahe, um dem Athem zu lauschen.

„Mutter, meine gute Mutter!" flüsterte der Kleine.

„Ja, ich bin Deine Mutter," antwortete sie in einer Art von Gefühlsregung.

Da schlug er matt die Augen auf, schüttelte den Lockenkopf und sagte leise und mit sichtlicher Anstrengung:

„Nein; Du bist meine Mutter — meine Mutter nicht. Ihr habt — habt mich gekauft."

„Aber doch bin ich nun Deine Mutter!“

„Nein! Meine Mutter ist — eine Waschfrau und mein Vater ist ein — ein Holzhacker. Er hat sich — sich in das Bein gehackt, und wir hatten Hunger. Da, da kam der fromme Mann, und ich — ich wurde — wurde verkauft.“

„Nun ja! Nun gehörst Du uns und mußt uns gehorchen.“

Er schüttelte das Köpfchen und entgegnete, indem in seine Augen dicke Thränen traten:

„Ich will zu meinem Vater und — zu meiner Mutter!“ Und vor Angst leise, ganz leise fügte er hinzu: „Mich friert — mich hungert — ich habe Durst — o, mein Kopf, mein Leib, meine Arme, meine Beine!“

„Schweige um Gotteswillen! Sonst kommt er und hängt Dich wieder auf! Zu Deinem Vater und Deiner Mutter kannst Du nicht mehr, die sind gestorben, die liegen im Grabe.“

„Im Grabeloch? Hat man da auch Hunger?“

„Nein.“

„Bekommt man da auch Schläge? Wird man da auch zusammengebunden zum Kautschuckmann?“

„Nein.“

Da verschwand der Ausdruck der Schmerzen aus seinem Gesichte; ein glückliches Lächeln trat an die Stelle desselben, und das Kind flüsterte:

„So will ich auch in das Grabeloch, wo der Vater und die Mutter ist.“

Was mußte das arme, unschuldige Kind erduldet haben, daß es sich nach dem finsteren Loche sehnte, vor welchem es ein jedes andere Kind fröstelt und schauert?

„Komm her!“ sagte die Frau. „Hier ist Nordhäuser. Ich will Dich einreiben; dann schmerzen Dir die Glieder nicht mehr.“

Sie that das; aber man sah es dem Kleinen an, wie höchst qualvoll ihm das war. Sein ganzes Körperchen war voller Striemen und Schwielen.

Nach einiger Zeit wirkte die Einreibung aber doch; denn er vergaß für einige Augenblicke die Schmerzen und sagte:

„Mich hungert! Ich kann nicht mehr warten.“

Da ging sie hinaus und kehrte mit einer Handvoll gekochter Rübenstückchen zurück. Er verschlang dieselben mit der Gier eines Raubthieres.

„Noch mehr!“ bat er.

„Um Gotteswillen! Nein! Erst mußt Du noch turnen!“

Er schrak sichtlich zusammen und fragte:

„Turnen soll ich noch? O Gott!“

„Ja. Heute Abend haben wir Vorstellung vor vornehmen Herrschaften; da wird die hohe Pyramide gemacht, und Du mußt oben darauf.“

„Das ist so hoch! Muß ich da auch Complimente machen?“

„Natürlich!“

„Und lächeln?“

„Ja freilich!“

„O Christus! Was werde ich da vorher wieder für Schläge erhalten!“

Da rief der Director außen:

„Na, seid Ihr fertig? Heraus mit dem Jungen!“

Der Kleine erhob sich zitternd vom Boden und eilte trotz seiner malträtirten, schmerzenden Gliederchen so schnell wie möglich hinaus, wo der Herrscher stand, die Hundepeitsche in der Hand.

„Hierher, Kröte! So! Heute Abend trittst Du mit auf; da verlange ich eine zierliche Verbeugung und ein reizendes, glückliches, bezauberndes Lächeln. So ein Kinderlächeln reißt die Zuschauer hin. Kannst Du noch lächeln?“

„Jaaaaa!“ stöhnte der Kleine, bereits an allen Gliedern zitternd.

„Gut! So lächle! Eins — zwei — drei! Kreuzmohrendonnerwetter, das soll ein Lächeln sein! Warte, Affenpintsch, Dir werde ich die Fratze zurechthauen!“

Er faßte den Knaben und holte dann mit der Peitsche zum fürchterlichen Schlage aus. Dieser Hieb konnte tödtlich werden. Das Kind hatte viel, o, viel Schläge erhalten, aber so einen fürchterlichen Hieb noch nicht. Es sah und fühlte ihn bereits kommen, und da, da that es vor entsetzlicher Angst gerade das, was es früher bei den Eltern gethan hatte, wenn es in Furcht gerathen war. Der Kleine faltete nämlich die Hände und schrie zeternd:

„Christi Blut und Gerechtigkeit ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Damit will ich bei Gott bestehn, wenn ich in den Himmel werd' eingehn. Amen!“

Was war es, was bei diesen Gebetsworten über den riesigen Mann kam? Der Arm mit der Peitsche blieb erhoben; seine Augen starrten in das angstvoll verzogene Antlitz des Kindes hernieder. War es eine Erinnerung aus seiner eigenen Kinderzeit, welche ihn ebenso plötzlich wie gewaltig überkam, so daß er zögerte, mit der dem armen, unglücklichen Kinde zugedachten unmenschlichen Züchtigung zu beginnen?

„Laß ab!“ bat auch die Frau. „Hau ihn doch nicht schon wieder. Sein Leib ist ja eine einzige Beule! Wenn Du so fortmachst, wirst Du ihn noch todtschlagen!“

Das war sehr unklug von ihr gehandelt. Die gute Regung, welche seinen Arm starr gemacht hatte, verließ ihn sofort wieder. Er drehte sich zu der Sprecherin um und schrie:

„Weib, was fällt Dir ein! Was hast Du mir zu befehlen? Wer ist hier der Herr und Gebieter? Du oder ich? Ich werde es Dir gleich zeigen! Hier hast Du!“

Er holte aus und schlug sie mit solcher Gewalt über die Achsel herüber, daß sie zusammensank. Wäre sie nicht augenblicklich ein Wenig zurückgewichen, so wäre sie von der Peitsche über Kopf und Gesicht getroffen worden. Dann wendete er sich voll erneuter Wuth wieder zu dem Knaben:

„Nun ist Dir Dein Brod erst recht gebacken, Bube! Ich haue Dich, daß die Funken springen!“

Er schlug auf ihn los. Die fürchterlichen Hiebe fielen hageldicht auf den kleinen, unschuldigen Kerl. Dieser weinte nicht; er ahnte oder wußte aus

Erfahrung, daß dies den Grimm seines Peinigers nur erhöht haben würde. Aber die Schläge thaten so sehr weh, und die Angst des Kindes war so groß, daß es sich keinen anderen Rath und keine andere Hilfe wußte, als unter jammernder Geberde die kleinen Händchen zu falten und wie im Gebete empor zu heben. In seiner Angst fiel es ihm ein, daß er ein Lied, abermals ein Gebet wisse, welches von Unrecht und von Verzeihung handelte. Es rief also laut und bittend:

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe meine Augen zu.
Vater, laß das Auge Dein
Ueber meinem Bette sein!"

„Was? Schlafen will der Balg?" schrie der Mann. „Zu Bette gehen will er? Das werde ich ihm anstreichen!"

Die Hiebe klatschten von Neuem auf das hilflos dieser Roheit anheim gegebene Kind. Es betete, um sich doch vielleicht zu retten, angstvoll weiter.

„Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an;
Habe noch mit mir Geduld,
Und vergieb mir meine Schuld!"

„Geduld?" hohnlachte der Kerl. „Ja, die habe ich gehabt! Wahrhaft unmenschliche Geduld! Aber jetzt ist sie alle; jetzt geht sie mir aus! Ich schlage Dich in Stücke, ich schlage Dich todt, wenn Du nicht machst, was ich will! Also, lächle! Lächle, Bube!"

Der Kleine zitterte am ganzen Körper; aber er nahm sich mit wahrhaft bewundernswerther Selbstbeherrschung zusammen, fuhr sich mit den Händchen einmal über die thränenden Augen und versuchte dann, das verlangte Lächeln hervor zu bringen.

„Besser!" gebot der Wütherich.

Der Knabe that sein Möglichstes.

„Immer besser! Noch freundlicher!"

Das Gesicht des Kleinen verzog sich zu einer möglichst freundlichen Miene.

„So, recht! Und nun die Verbeugung!"

Der Gequälte gehorchte dem Befehle.

„Nicht nach einer Seite, sondern rundum! Schnell, schnell!"

Diesem Befehle wurde sofort Folge geleistet, denn der Sprecher hatte bereits wieder den Arm erhoben.

„Schau, wie gut es geht!" höhnte er. „Ja, die Peitsche muß nur dabei sein; da ist der gute Wille sogleich da! Also wieder lächeln! So! Jetzt die Verbeugung! Noch besser! Rundum!"

Das Exercitium wurde so oft wiederholt, bis der Herr des Knaben zufrieden gestellt war.

„So!" sagte er dann. „Jetzt nun wollen wir die Pyramide probiren."

Da überlief den Kleinen ein eisiger Schauer.

„O, nicht die Pyramide!" bat er flehend.

„Nicht? Ah! Warum nicht, Nichtsnutz?“

„Ich fürchte mich so sehr!“

„So, so! Warte, diese Furcht will ich Dir sogleich austreiben! Fürchtest Du Dich wirklich?“

„Ja! Sehr!“

„Hier!“

Die Peitsche fuhr mit einem gewaltigen Hiebe auf den Kleinen nieder. Dann fragte sein Henker:

„Fürchtest Du Dich noch?“

„Es ist so hoch!“ weinte der Knabe, aber nicht laut, sondern gewaltsam unterdrückt, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„So machen wir es tiefer! Nicht hinauf, sondern von oben herab! So, wie jetzt!“

Ja, von oben herab sauste die Peitsche nieder.

„Ist's noch zu hoch?“ brüllte dann der Mann.

„Nein!“ jammerte der Kleine.

„Fürchtest Du Dich noch?“

„Nein!“

„Endlich! Ja, die Peitsche hilft! Na, vorwärts also, Bursche!“

Er stellte sich mit ausgespreizten Beinen hin, und die beiden Anderen traten hinzu. Sie balancirten sich auf seine Schultern und standen nun, je Einer mit einem Beine auf seiner Achsel und mit dem anderen auf seinem Kopfe.

„Nun der Junge!“ kommandirte er. „Aufgepaßt! Gieb die Hände her, Nichtsnutz!“

Er ergriff die Händchen des Knaben und schwang ihn empor. Dort wurde der Kleine von den beiden Anderen erfaßt und noch höher geschwungen. Er sollte auf ihren Achseln stehen. Aber man hatte die Höhe des Raumes nicht berechnet; es gab nicht den nöthigen Platz mehr für das Kind; es flog mit dem Kopfe an die Decke und stürzte herab.

Die beiden Burschen sprangen zu Boden und bückten sich zu dem Kleinen nieder. Der Beherrscher der Truppe aber ergriff die Peitsche, welche er fortgelegt hatte, und schrie:

„Weg! Fort von ihm, Ihr Naseweise! Den Kerl kenne ich! Er hat es mit Fleiß gethan! Ich werde ihn aber sogleich wieder lebendig machen!“

Er schlug zu Der Knabe war glücklicher Weise weder verletzt noch ohnmächtig. Er war nur vor Schmerz und Schreck regungslos liegen geblieben Bei dieser erneuten Züchtigung stand er auf.

„Willst Du das wieder thun?“ fragte der Barbar.

„Nein,“ erklang es jammernd.

„Das will ich mir auch ausbitten! Aber damit Du nicht sogleich wieder auf diesen Gedanken kommst, werde ich Dir einen Denkzettel auf den Rücken bläuen!“

Er faßte den Knaben beim Haar und schlug auf ihn ein. Keiner der

Anwesenden bemerkte, daß sich die Thür geöffnet hatte. Dort erschien ein Mann. Er war nicht groß und nicht klein, nicht alt und nicht jung, und trug eine blaue Brille, was ihm mit Hilfe des Schnittes seines Anzuges das Aussehen eines Gelehrten gab.

„Was geht hier vor?“ fragte er, einige Schritte näher herbei tretend.

Sie wendeten sich Alle nach ihm um. Der Director der „Künstlertruppe“ maß den Fremden mit zornigen Blicken und sagte:

„Geht Ihnen das vielleicht Etwas an?“

„Natürlich!“ antwortete der Gefragte. „Haben Sie vielleicht einmal Etwas von Thierschutzvereinen gehört?“

„Wozu diese alberne Frage?“

„Sie ist hier sehr am Platze! Wenn ich sehe, daß ein Thier mißhandelt wird, so habe ich nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, den Thäter anzuzeigen, und er wird bestraft. Ist dies bei einem bloßen Thiere der Fall, so habe ich, wenn ich sehe, daß ein Mensch grausam behandelt wird, das doppelte Recht und die erhöhte Verpflichtung, mich um den Fall zu bekümmern.“

Der Künstler, welcher ja eine wahrhaft riesige Gestalt besaß, musterte den Sprecher mit einem höchst verächtlichen Blicke von oben herab und fragte:

„Was hat das mit Ihrer Anwesenheit zu thun?“

„Ich befand mich im Gastzimmer und hörte Ihr Gebrüll, nebst den Schlägen, welche fielen.“

„Was geht das Sie an? Wollen Sie etwa auch Prügel haben?“

Der Fremde erwiderte den musternden Blick des Riesen. Er schien irgend etwas Bekanntes in den Zügen desselben entdeckt zu haben.

„Davon kann wohl keine Rede sein,“ antwortete er leichthin. „Ich las in dem Blatte Ihre Annonce. Sie heißen Bormann?“

„Geht auch das Sie Etwas an?“

„Hm! Man kann ja fragen. Ob man eine Antwort bekommt, ist freilich abzuwarten. Haben Sie einen Bruder in der Residenz?“

„Ich sage Ihnen, daß Sie sich um andere Dinge bekümmern sollen, als um meine Angelegenheiten!“

„Welchen man den Riesen Bormann nennt?“ fuhr der Andere unbeirrt fort.

„Herr!“ brauste der Künstler auf. „Packen Sie sich hinaus! Sie haben hier Nichts zu suchen! Verstanden?“

„Meinetwegen! Ich werde gehen, aber sobald ich höre, daß Sie dieses Kind abermals schlagen, komme ich wieder!“

„Donnerwetter! Was dann?“

Seine Augen funkelten. Er trat mit geballten Fäusten und in drohender Haltung auf den Fremden zu.

„Pah!“ antwortete dieser ruhig. „Das würden Sie erfahren!“

„Ah! Sie wollen mir drohen? Sie wollen mir Angst machen? Sie? Sie Knirps? Ich werde Ihnen zeigen, ob ich mich vor Ihnen fürchte! Komm

her, Junge! Lächle, und mache eine Verbeugung! Aber gut, sonst schlage ich Dir die Knochen aus dem Leibe!"

Seine Frau und die beiden Anderen standen erwartungsvoll in der Nähe. Der Knabe schlich herbei, vor Angst bebend.

„Nun lächle!" gebot der Unmensch.

Das Kind versuchte ein Lächeln. Es gelang nicht zur Zufriedenheit des Riesen. Dieser erhob den Arm mit der Peitsche und rief:

„Besser! Ah, will es nicht gehen? Nun, da hast Du es!"

Er holte zum Schlage aus: aber der Fremde that einen raschen Schritt herbei, ergriff seine Faust und sagte:

„Sie werden nicht schlagen!"

Diese Worte klangen nicht zornig, nicht drohend, nicht selbstbewußt. Man hätte sagen können, daß sie fast leise, bittend ausgesprochen worden waren. Der Riese stieß ein lautes, höhnisches Gelächter aus und rief:

„Wie? Was? Sie wollen mich hindern? Das ist lustig! Fort mit dem Arme!"

Er wollte die Hand des Fremden abschütteln, aber eigenthümlich, er, der Simson, vermochte das nicht. Die feinen, weißen Finger, welche ihn gepackt hielten, schienen aus Stahl zu sein.

„Verdammt!" schrie er. „Ich frage Sie, ob Sie fort wollen! Sie fallen mich an! Da, haben Sie das dafür!"

Da ihm die Rechte so fest gehalten wurde, holte er mit der linken Faust aus. Er wollte den Fremden auf den Kopf schlagen, stürzte aber in demselben Augenblicke wie ein schwerer, voller Sack zu Boden.

Wie das gekommen war? Was der Fremde gethan hatte? Niemand konnte es sagen. Das nur wußten die anderen Anwesenden, daß er nicht geschlagen hatte. Sie hatten nur gesehen, daß er mit der freien Hand, als der Künstler zuschlagen wollte, eine blitzesschnelle Bewegung an dessen Gesicht vorüber gemacht hatte. Sie standen dabei und wußten nicht, was sie davon denken oder sagen sollten.

„So!" sagte er, indem er sich zu ihnen wendete. „Der hat einstweilen genug. Wagt es Einer von Euch, mir nahe zu treten, so geht es ihm ebenso!"

Die Frau blickte auf ihren Mann nieder. Er lag regungslos am Boden. Seine Augen waren geschlossen.

„Gott! Er ist todt!" rief sie.

„Nein," antwortete der Fremde kaltblütig. „Er wird nach einigen Stunden erwachen, ohne Schaden davon erlitten zu haben. Wem gehört das Kind?"

„Uns."

„Hm! Ich dachte es bereits einmal gesehen zu haben. Es ist Ihr leibliches Kind?"

„Ja."

Sie antwortete so aus Furcht vor ihrem Manne. Sie durfte ja Nichts

verrathen. Der Fremde blickte ihr forschend in das Gesicht und sagte in warnendem Tone:

„Ich sehe es Ihnen an, daß Sie die Unwahrheit sagen! Ich muß dieses Kind schon irgendwo gesehen haben, aber bei Ihnen nicht. Ist es wirklich Ihr eigenes Kind?"

„Ja, gewiß."

„Und Ihr Mann heißt Bormann?"

„Ja."

„Ist der Riese Bormann mit ihm verwandt?"

„Er ist sein —"

„Halte das Maul, Alte!" rief ihr da der eine Bursche entgegen. „Was geht es diesem Fremden an, wer wir sind und welche Verwandtschaft wir haben?"

Und sich zu dem blau Vebrillten wendend, fuhr er fort:

„Herr, Sie werden hier bleiben! Sie werden diesen Ort nicht eher verlassen, als bis Dieser da wieder aufgewacht ist! Sie haben ihn getödtet. Wir arretiren Sie! Ich werde sogleich nach Polizei schicken!"

„Thun Sie das! Die Polizei wird mich unten im Gastzimmer finden!"

Er wendete sich zum Gehen. Sofort aber befanden sich die beiden Künstler bei ihm und ergriffen, Einer hüben und der Andere drüben, seine Arme.

„Sie bleiben!" rief der vorige Sprecher.

„Unsinn, Ihr Zwerge!"

Eine kleine, rasche Bewegung, und sie flogen von ihm fort. Sie wouten ihn wieder fassen; aber mit der Schnelligkeit des Blitzes fuhr er ihnen mit der Rechten an der Nase vorüber, erst dem Einen und dann, fast in demselben Augenblicke dem Anderen. Beide stürzten sofort leblos zu Boden nieder.

„Herrgott!" schrie die Frau. „Auch sie sind todt!"

„O nein!" antwortete er abermals. „Sie sind nur betäubt! Sie werden erwachen, kurz vor der Vorstellung heute Abend. Mögen sie es sich zur Warnung dienen lassen."

Während sie sich bei den Bewußtlosen niederknieete, verließ er den Raum. Draußen, als er die Thüre zugeschlagen hatte, hielt er Das, was er in der Hand gehalten hatte, gegen das Treppenfenster. Es war eine goldene Kugel, mit einem beweglichen Knopfe zum Oeffnen und Verschließen.

„Ein prächtiges Mittel!" nickte er vor sich hin. „Es wirkt augenblicklich und unfehlbar. Selbst ein wildes Thier würde wohl kaum widerstehen!"

Er steckte die Kugel in die Tasche und schritt die Treppe hinab. Als er unten in die Gaststube trat, nickte ihm der Wirth froh entgegen.

„Sie kommen heiler Haut zurück?" fragte er. „Das hätte ich nicht gedacht, und darum hielt ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen."

„Ist dieser Kerl denn gar so schlimm?"

„Er ist roh und hat Bärengewalt in seinen Füßen."

„Das habe ich nicht bemerkt."

„O, er hat gestern Abend hier Kraftstücke zum Besten gegeben, die ganz erstaunlich waren. Mich dauert das arme Kind."

„Warum dulden Sie die Mißhandlung desselben?"

„Herr, Jeder trachtet nach seinem Brode! Diese Künstler werden mir heute Verdienst bringen; da darf ich es doch nicht mit ihnen verderben!"

„Hm! Der Grund ist derjenige eines Menschen, aber er ist nicht menschlich. Ich möchte den Kerl anzeigen."

„Thun Sie das nicht! Es würde aus der Vorstellung nichts, und ich käme um meine Gäste für heute."

„Na, eigentlich geht mich die Sache auch nicht viel an!"

„Gar nichts. Sie sind ja fremd hier. Darf ich fragen, woher Sie sind?"

„Von drüben herüber."

Er deutete mit dem Daumen nach rückwärts, in der Richtung, in welcher die Grenze lag.

Da kniff der Wirth die Augen zusammen, blinzelte ihn ein Weilchen verständnißinnig an und fragte dann:

„In Geschäften etwa?"

„Möglich."

„Bedeutend?"

Der Fremde zuckte die Achsel und antwortete zurückhaltend:

„Hm! Je nachdem es ausfällt."

„Ah, richtig! Je nachdem es ausfällt. Das heißt, es ist bei dem Geschäfte eine kleine Unsicherheit vorhanden?"

„So ist es."

„Nun, so haben Sie keine Sorge! Der, an den Sie sich ja halten werden, ist ein sicherer Mann."

Der Fremde merkte, daß der Wirth den Pascherkönig meinte. War dieser Gasthofsbesitzer etwa auch mit im Geheimnisse? Das mußte erforscht werden.

„Glauben Sie wirklich, daß er sicher ist?"

„Unbedenklich!"

„Aber ich sage Ihnen gerade das Gegentheil. Mir ist er vollständig unsicher."

„Das glaube ich nicht."

„Und doch ist es so. Ich suche ihn ja erst."

„Ah so! Sie haben noch nie Etwas mit ihm zu thun gehabt?"

„Nichts; gar nichts."

„Und Sie sind Kaufmann?"

„Ich habe mich erst vor Kurzem etablirt."

„Wo?"

„Hm! Das ist ja wohl Nebensache. In solchen Dingen muß man vorsichtig sein."

„Das ist richtig. Aber wenn Andere ebenso vorsichtig sind, werden Sie nicht erfahren, was Sie wissen wollen."

„Das sollte mir leid thun! Ich suche bereits seit einigen Tagen."

„Wo denn?“

„Ueberall! In Kneipen und auf Straßen. Ich dachte, ich würde vielleicht ein Gesicht finden, so ein echtes Paschergesicht — wollte sagen, ein Gesicht, dem ich es gleich ansehen würde, daß ich mich bei ihm erkundigen kann.“

Da lachte der Wirth auf, blickte sich vorsichtig um und sagte:

„Da können Sie sich ewig und vergeblich umsehen! Was haben Sie denn von den Pasch — ah, von Denen, die Sie suchen, für eine Meinung? Zerrissene Kleider und das Gesicht voller Bart? Unsinn! Es sind die feinsten und zartesten Leute darunter:

Da rückte der Fremde näher und sagte:

„Sie scheinen unterrichtet zu sein?“

„Hm!“

„Würden Sie mir Vertrauen schenken?“

„Hm!“

„Sakkerment! Mit diesen Ihren Antworten komme ich nicht von der Stelle!“

„Ja. Aber Sie sind vorsichtig, und da muß ich es auch sein. Soll die Waare herüber oder hinüber?“

„Herüber.“

„Ist's viel?“

„Viel und kostbar.“

„Ei, ei! Sie sehen mir gar nicht so verwegen und riskant aus. Sie scheinen eher ein Dorfschulmeister als ein Kaufmann zu sein.“

„Jeder ganz so, wie ihn der liebe Gott erschaffen hat.“

„Freilich, gegen sein Gesicht und seine Figur kann kein Mensch. Aber Den, mit dem Sie reden wollen, werden Sie wohl nicht gleich treffen “

„Warum nicht?“

„Es kennt ihn Keiner.“

„Aber seine Leute müssen ihn doch kennen?“

„Nein, auch nicht. Man sagt, daß sie ihn des Nachts an einem Worte erkennen. Sein Gesicht aber hat noch Keiner gesehen.“

„Sakkerment! Wer dieses Wort wüßte!“

„Die Mitglieder wissen es alle.“

„Was nützt mir das?“

„Auch das Wort würde Ihnen nichts nützen, wenn Sie ihn nicht selbst treffen!“

„Aber wie wäre er zu treffen?“

„Zunächst trifft man Einen seiner Leute. Dieser besorgt alles Uebrig

„Gut! Da brauchte man ja blos zu wissen, auf welche Weise oder an welchem Orte man mit einem solchen Manne sich begegnen könnte.“

Der Wirth kniff die Augen abermals zusammen, machte ein höchst pfiffiges Gesicht und antwortete:

„Vielleicht sind Sie Einem begegnet, ohne es zu wissen.“

„Das ist allerdings möglich."

„Oder Sie haben bei Einem gesessen, ohne ihn für einen Eingeweihten zu halten."

„Hm! Auch das könnte sein. Ich müßte nicht mit ihm gesprochen haben. Hätte ich mich aber mit ihm unterhalten, so hätte ich sicher geahnt, wer oder vielmehr was er ist."

„Wären Sie wirklich so scharfsinnig? Sie sehen mir gar nicht so gewitzigt aus!"

„Versuchen Sie es!"

„Nun, was zum Beispiele denken Sie von mir? Mich halten Sie doch nicht etwa für einen Pascher?"

„Direct für einen Schmuggler allerdings nicht."

„Was soll das heißen? Giebt es etwa auch indirecte Schmuggler?"

„Natürlich! Jeder Eingeweihte, jeder Hehler ist ein solcher."

„Donnerwetter! So halten Sie mich für einen Hehler?"

„Ja."

„Herr, soll ich Sie hinauswerfen?"

Aber sein Gesicht hatte gar nicht etwa ein so sehr grimmiges Aussehen. Er schien vielmehr ganz befriedigt über die Ansicht zu sein, welche der Fremde von ihm hatte. Dieser nickte ihm freundlich zu und antwortete:

„Das werden Sie bleiben lassen!"

„Oho! Was Sie sagten, ist eine Beleidigung."

„Ganz das Gegentheil! Ein Hehler muß ein gescheidter Kerl sein. Aber sagen Sie doch, mein Bester, auf welche Weise kommt man doch am Besten zum Ziele?"

„Auf die jetzige Weise."

„Ah, wir verstehen uns also?"

„Gewiß! Ein Unterschied ist es natürlich, in welcher Art man sich am Geschäft betheiligen will. Wer Träger werden will, hat andere Maßregeln zu ergreifen, als wer die Waaren liefern oder empfangen will. Sie beabsichtigen also, Lieferant zu werden?"

„Ja."

„Nun, dann müssen Sie sich an irgend ein Mitglied wenden, welches Ihnen zuerst in den Weg kommt. Dieser Mann wird Sie dann melden."

„So müßte ich meinen Namen sagen?"

„Ja oder nein. Es kommt das auf Umstände an."

„Darf ich diese Umstände kennen lernen?"

„Ja, natürlich! Sie sagen, daß die Sendung kostbar sei, welche Sie beabsichtigen?"

„Ja."

„Wie hoch?"

„Fünftausend Gulden?"

„Hm! Der Mann, welcher Sie meldet, hat für Sie gut zu sagen, hat für Sie Bürge zu sein. Er muß Sie entweder persönlich kennen; er

muß also Ihren Namen wissen, oder Sie müssen, wenn Sie den verschweige wollen, eine Caution erlegen."

„Wie hoch ist diese?"

„Den zehnten Theil der ersten Sendung haben Sie zu bezahlen."

„Das wären also fünfhundert Gulden?"

„Ja."

„Sie sind eingeweiht. Wollen Sie mich melden?"

„Wollen Sie mir Ihren Namen sagen?"

„Nein."

„Oder wollen Sie die fünfhundert Gulden erlegen?"

„Ja. Natürlich aber werden Sie mir zunächst beweisen, daß Sie wirklich Mitglied sind."

„Gewiß werde ich das."

„Wann? Ich habe keine Zeit!"

„Heute Abend. Kommen Sie punkt zwölf Uhr an die letzte Scheune, welche an der Bergstraße steht. Nachdem Sie mir da die Summe behändigt haben, werde ich Sie zum Waldkönige bringen."

„Er ist dann in der Nähe?"

„Ja. Ich werde ihn benachrichtigen."

„Und wann erhalte ich das Geld zurück?"

„Sobald Ihre Sendung in die Hände der Unsrigen gelangt."

„Gut, so sind wir einig. Ich werde jetzt gehen. Hier ist das Geld für das Bier."

Er entfernte sich. Auch der Wirth stand vom Tische auf. Er rieb sich die Hände und schritt in der Stube auf und ab.

„Donnerwetter!" kicherte er vor sich hin. „Das kam mir aber gelegen! Die Gnädige schreibt mir, daß ein Geheimer kommen werde, um nach dem Paschерkönig zu forschen. Ich soll ihn unterstützen. Ich wußte gar nicht, wie ich das anfangen könne, und da bringt mir der Zufall einen Menschen, der mit den Paschern ein Geschäft machen will. Ihn brauche ich als Lockspeise. Sie sollen denken, daß ich das Geschäft mache; er aber bleibt im Hintergrunde. Nun kann der Geheime kommen."

Er hatte kaum diese Worte gesagt, so ging die Thür auf, und es trat ein Mann ein, den er in seinem Leben noch gar nicht gesehen hatte. Er trug einen grauen Anzug und eine ebensolche Wintermütze. Einen Ueberzieher hatte er am Arme hängen. Er hatte blondes Haar und einen eben solchen Schnurrbart.

„Willkommen, mein Herr!" sagte der Wirth. „Was wünschen Sie?"

„Ein Glas Grog," antwortete der Fremde mit tiefer Baßstimme, indem er Ueberzieher und Mütze an den Nagel hing und sich dann plazirte.

Der Wirth eilte fort, und da heißes Wasser vorhanden war, so brachte er den Grog in kürzester Zeit. Der Fremde schlürfte wie ein Kenner von dem Getränk und fragte dann·

„Ist heute vielleicht ein Mann bei Ihnen gewesen, welcher eine blaue Brille trug?"

„Ja, mein Herr."

„Schwarzen Anzug?"

„Jawohl."

„Er war nicht ganz meine Statur und hatte beinahe das Aussehen eines Schulmeisters?"

„Ja, das stimmt auffällig."

„Was wollte er hier?"

„Er trank ein Glas Bier."

„Weiter beabsichtigte er nichts?"

„Nein."

„Wirth, Sie lügen!"

Der Wirth erschrak. Er trat einen Schritt zurück und sagte:

„Herr, wie kommen Sie zu der Ansicht?"

„Weil Sie ganz genau wissen, daß dieser Mann ein Geschäft im Betrage von fünftausend Gulden mit dem Pascherkönig machen wollte. Ist es nicht so?"

Der Wirth mußte sich sehr zusammen nehmen, um seinen Schreck zu verbergen.

„Ich weiß wirklich kein Wort davon!"

„Nun, so werde ich die Sache untersuchen!"

Er ließ seinen Grog stehen, griff nach Ueberrock und Mütze und ging schnell fort. Der Wirth trat an das Fenster, um zu sehen, wohin er gehe, bemerkte ihn aber nicht.

„Er ist nach rechts hinunter," sagte er für sich. „Wer mag er gewesen sein? Etwa ein Bekannter von dem Gesuchten? Hm! Er sprach aber doch davon, daß er die Sache untersuchen wolle! Donnerwetter! Es wird doch nicht etwa gar ein Grenzer in Civil gewesen sein? Ich muß hinaus an die Thür, um ihn noch zu erblicken. Ich muß wissen, wohin er geht!"

Er wollte eiligst die Stube verlassen, aber da öffnete sich die Thür und Der mit der blauen Brille trat ein.

„Ah, Sie wieder?" fragte der Wirth ganz betreten. „Warum kommen Sie zurück?"

„Weil ich Etwas vergessen habe. Es wird nämlich ein Herr nach mir fragen."

„Schön!"

„Er ist blond und geht ganz grau mit schwarzem Ueberzieher."

„Donner noch einmal!"

„Was ist's? Sie verwundern sich?"

„Natürlich!"

„Warum?"

„Er war bereits hier. Soeben erst ist er hinaus."

„Und hat nach mir gefragt?"

„Ja. Ich habe Sie gar nicht kommen sehen. Kommen Sie von rechts herauf?"

„Ja."

„So müssen Sie ihm unbedingt begegnet sein!"

„Ganz und gar nicht. Also soeben ist er fort?"

„Vor zwei Augenblicken erst. Ich kann wirklich nicht begreifen, daß Sie ihn nicht gesehen haben!"

„So muß ich ihm sogleich nach. Adieu!"

„Halt! Wenn Sie ihn nun nicht treffen, und er kommt wieder, was soll ich ihm da sagen?"

„Daß er sich den Teufel um mich zu bekümmern hat! Adieu!"

Bei diesem Gruße eilte er zur Thür hinaus.

„Den Teufel um ihn bekümmern!" brummte der Wirth. „Jedenfalls sind es keine guten Freunde. Ich will einmal sehen, wo er hinläuft."

Er ging hinaus vor das Hausthor. Er blickte nach rechts und nach links, konnte aber keinen Menschen sehen.

„Der muß außerordentlich gelaufen sein, daß er bereits um die Ecke ist," brummte er und kehrte nach dem Zimmer zurück. „Da steht noch der Grog. Schade darum, wenn er kalt wird; ich werde ihn trinken."

Er hob das Glas bereits an den Mund, da aber rief es hinter ihm

„Halt! Mein Grog! Was fällt Ihnen ein!"

Er drehte sich um. Fast wäre ihm das Glas aus der Hand gefallen, denn dort an der Thür stand der blonde Graue.

„Donnerwetter!" fragte er. „Ich denke, Sie sind fort!"

„Ja, ich war fort, aber ich bin wieder hier, wie Sie sehen!"

„Ich war ja gleich draußen und hätte Sie doch also kommen sehen müssen!"

„Sind Sie denn kurzsichtig?"

„Ganz und gar nicht!"

„Wer weiß, wo Sie da hingeguckt haben! Aber, sagen Sie, war der Schwarze mit der blauen Brille wieder da?"

„Ja, soeben."

„Sakkerment! Was sagte er?"

„Sie hätten sich den Teufel um ihn zu kümmern!"

„Dieser Grobian! Dem will ich Mores lehren! Wo ist er hin?"

„Nach rechts!"

„So muß ich ihm gleich nach!"

Er ging eilig wieder zur Thür hinaus.

„Wunderbar!" sagte der Wirth zu sich. „Das begreife, wer da will! Aber dieses Mal sehe ich doch hinterdrein!"

Auch er eilte hinaus. Als er das Thor erreichte, war auf der Straße gerade wie vorher, kein Mensch zu sehen.

„Muß der Kerl gerannt sein! Oder bin ich so plötzlich kurzsichtig geworden, wie er sagte?"



V.S25

„Um Gottes Willen, was ist dir geschehen?"

Er kehrte in die Stube zurück und sah den Grog noch stehen.

„Er verdirbt; er wird kalt. Aber ich muß gewärtig sein, dieser Unbekannte kommt noch einmal retour. Ich werde —"

Er hielt mitten in der Rede inne, denn er sah, daß die Thür sich abermals öffnete. Das Gesicht mit der blauen Brille und dem schwarzen Barte blickte herein und fragte:

„War er da?"

„Wer denn?" fragte der Wirth, vor Ueberraschung ganz perplex.

„Nun, der Blonde mit dem grauen Anzuge."

„Ja; er war da. Er ist vor einer halben Minute wieder fort."

„Was sagte er denn?"

„Er will Ihnen Mores lehren!"

„Wart! Diesem Burschen werde ich zeigen, was das Wort Mores zu bedeuten hat! Adieu!"

Der Kopf fuhr zurück, und der Wirth blickte ganz betreten nach der Thür, welche wieder zugemacht wurde.

„Donnerwetter, das begreife wer da will!" fluchte er. „Sie müssen sich doch begegnet sein! Aber diesesmal komme ich gleich hinterher, und wenn ich halb blind sein sollte!"

Er wollte fort; aber da wurde die Thür abermals geöffnet und der blonde Kopf mit der grauen Mütze erschien.

„War er da?" ertönte die hastige Frage.

„Der Schwarze?"

„Ja."

„Sie müssen doch draußen im Flur mit ihm zusammengerannt sein!"

„I, Gott bewahre! Was sagte er denn?"

„Er wollte Ihnen zeigen, was das Wort Mores zu bedeuten hat, meinte er."

„Wart, Hallunke, Dich kriege ich doch!"

Der Kopf verschwand mit größter Eile.

„Das ist stark, nein, das ist noch mehr als stark!" rief der Wirth. „So Etwas ist mir in meinem ganzen Leben — Himmelbataillon! Was ist denn wieder?"

Der Schwarze guckte nämlich wieder herein

„Ist er noch da?" fragte er.

„Der Blonde? Nein!" antwortete der Wirth, indem er ganz entsetzt die Augen aufriß.

„Ich sah ihn doch hereingehen! Bitte, halten Sie ihn fest, wenn er wiederkommen sollte!"

Damit verschwand er wieder.

„Bin ich denn verrückt?" fragte sich der Wirth. „Das ist ja gerade, als ob der Teufel sein Spiel — — — Alle guten Geister! Sie auch wieder?"

Der blonde Kopf fuhr nämlich durch die sich wieder öffnende Thür hinein und fragte im Tone der höchsten Eilfertigkeit:

„Haben Sie ihn gesehen? Er muß noch da sein!“

„Nein! Gerade in diesem Augenblicke ist er—“

Er hielt inne, denn der Kopf hatte sich schnell wieder zurückgezogen. Der Wirth fuhr sich mit den Händen in die Haare und stöhnte:

„Bin ich denn verrückt? Ach, ich sollte ihn ja nicht fortlassen! Wart, den kriege ich noch!“

Er eilte hinaus. Als er das Thor erreichte, trat ihm von der Straße her — der Schwarze entgegen.

„Nun, haben Sie ihn festgehalten?“ fragte er.

Da ergriff der Wirth ihn am Arme und rief:

„Herr, lassen Sie sich anfassen, damit ich mich überzeuge, ob Sie Fleisch und Blut sind! Ja, Gott sei Dank! Die Knochen fühle ich, und die Menschenhaut sehe ich!“

„Ich glaube, Sie sind nicht recht disponirt!“

„Der Kukuk mag da disponirt sein, wenn Einer immer nach dem Andern fragt, ohne daß Sie sich sehen, obgleich sie eigentlich unter der Thür mit den Köpfen zusammen stoßen müßten!“

„Nun, so muß ich ganz sicher gehen. Ich werde hier bleiben, bis er wiederkommt.“

„Ja, thun Sie mir den Gefallen! Ich weiß sonst gar nicht, ob ich einen Kopf habe oder nicht. Kommen Sie herein!“

„Schön! Geben Sie mir noch ein Bier!“

Er trat mit in die Gaststube und setzte sich nieder. Der Wirth trat an das Faß, füllte das Glas und fragte dabei:

„Kennen Sie ihn denn nicht?“

„Hm! Eigentlich sollte ich es nicht verrathen! Aber da Sie dabei betheiligt sind, will ich Ihnen sagen, daß er ein Polizist ist.“

„Ein Polizist?“

„Ja. Aus der Residenz.“

„Alle Teufel! Wie heißt er?“

„Arndt, glaube ich.“

„Arndt?“ rief der Wirth im höchsten Erstaunen.

Das war ja gerade der Mann, der ihm angemeldet worden war, angemeldet von seiner guten, verehrten Baronesse!

„Ja. Er will sich, wie man hört, bei dem alten Förster Wunderlich einquartiren.“

„Das ist freilich wunderbar!“

„Wunderbar?“ fragte der Schwarze. „Warum? Kennen auch Sie ihn vielleicht?“

„Ganz und gar nicht,“ antwortete der Wirth mit gut gespielter Treuherzigkeit.

„Na, da hüten Sie sich wenigstens vor ihm!“

„Warum denn?“

„Weil Sie ein Eingeweihter sind. Er kommt nur, um den Waldkönig zu fangen.“

„Das soll ihm wohl schwer werden, denn — ah, die Uhr!“

Er war verlegen geworden, und um das zu verbergen, wendete er sich gegen die Uhr, welche allerdings stehen geblieben war, aber nicht erst jetzt. Er nahm den Schlüssel, trat auf einen Stuhl und begann, sie aufzuziehen. Er bemerkte gar nicht, daß der Schwarze sich dabei mit seinem Rocke und Barte zu schaffen machte; auch die Mütze wurde umgewendet, und dann strich er sich mit einem Läppchen, welches er aus der Tasche gezogen hatte, über das Gesicht. Das Alles geschah mit einer geradezu bewundernswerthen Schnelligkeit. Dabei aber ließ er das Gespräch nicht fallen, sondern fragte:

„Sie meinen also nicht, daß es ihm gelingt?“

„Auf keinen Fall!“

„Es wäre auch jammerschade um unser projectirtes Geschäft!“

„Ja! Fünftausend Gulden! Ich werde ihn irre leiten.“

„Thun Sie das, mein Lieber! Er hat übrigens gar nichts Kluges im Gesicht!“

„Nein; sein Gesicht ist vielmehr ein sehr dummes!“

„Dümmer noch als das meinige? Sie sagten doch, daß ich gar nicht etwa gescheidt aussehe!“

„O, Der noch viel weniger! Wenn Der den Waldkönig fangen will, so muß er früh aufstehen! Ich bin neugierig, ob er wiederkommen wird. Mir liegt gar nichts daran. Polizisten hat man nicht gern im Hause, besonders wenn man so ein ausgebackener Pascher ist wie ich! So, da geht die Uhr wieder, und nun wollen wir —“

Er war vom Stuhle herabgestiegen und hatte sich wieder herumgedreht. Das Gesicht, welches er machte, war gar nicht zu beschreiben. Er stand mit ganz erstarrten Zügen und offenem Munde da, denn Der, welcher da vor ihm beim Biere saß, war kein Anderer als Derjenige, von dem er soeben in nicht ehrenvoller Weise gesprochen hatte — der Blonde.

„War er da?“ fragte dieser, als ob er sich soeben erst niedergesetzt hätte.

Und nun klang auch seine Stimme ganz anders, als diejenige des Schwarzen, welche der Wirth noch im letzten Augenblicke gehört hatte.

„We—we—wer?“ stammelte dieser.

„Nun, der Schwarze!“

„Der sa—saß doch gerade jetzt noch hi—hi—hier!“

„Ach was! Das war ja ich!“

„Sie? Sie? Unmöglich! Ich habe ja ihn gesehen, Sie aber nicht!“

„Unsinn!“

„Und mit ihm gesprochen!“

„Nein, mit mir!“

„So weiß ich freilich nicht mehr, wer ich bin!“

„Nun, Sie sind Binder, der Wirth dieses Hauses, früher Diener beim Baron Otto von Helfenstein, dessen Tochter mich zu Ihnen sendet."

„Mir sauft's um die Ohren, als ob ich unter einem Baume stände, von welchem man Kürbisse schüttelt!"

„So machen Sie den Mund zu! Fällt ja ein Kürbis hinein, so ist es schwer, ihn wieder herauszubringen!"

„Mir ist's ganz so, als ob ich ihn schon verschluckt hätte!"

„Na, dann verdauen Sie ihn gesund! Jetzt aber setzen Sie sich her, und sagen Sie mir, ob Sie in letzter Zeit einen Brief von der Baronesse Alma von Helfenstein erhalten haben!"

„Ja, ich habe ihn."

„Was stand darin?"

„Daß ein Geheimpolizist, Herr Arndt, aus der Residenz kommen, beim Förster Wunderlich absteigen und auch mich besuchen werde. Ich soll ihm allen Vorschub leisten."

„Dieser Mann bin ich, mein lieber Binder!"

„Donnerwetter! Dann ist's aber nicht mehr geheim!"

„Wieso?"

„Der Schwarze wußte es bereits!"

„Das hat nicht viel zu sagen. Er verräth kein Wort."

„Aber er will paschen!"

„Das ist möglich; aber wenn er wirklich pascht, so thut er es nur, um den Waldkönig zu fangen."

Da wurde dem Wirthe das Herz leicht.

„Jetzt, jetzt geht mir ein Licht auf!" rief er. „Sie sind wohl gar Collegen?"

„Ja, und noch mehr als das."

„Dann ist Alles gut! Ich dachte, daß er wirklich paschen wollte. Ich beabsichtigte, ihn zu täuschen, und habe daher ihn gegen Sie und Sie gegen ihn schlecht gemacht."

„Gewiß!" lachte der Blonde. „Sie haben die Ansicht, daß er kein geistreicher Kerl sei, und ich noch viel weniger."

„Verzeihung! Es war gut gemeint! Aber wo ist er hin?"

„Hier in meinem Ueberzieher steckt er."

Der Wirth schüttelte den Kopf.

„Das begreife, wer es begreifen kann!" meinte er.

„So passen Sie auf!"

Er schlug die Schöße des Ueberrockes ein und zog ihn an, that einen Griff an den Gürtel, und sofort gingen zwei schwarze Hosenbeine nieder, ein schwarzer Bart aus der Tasche mit dem blonden vertauscht, eine blaue Brille aufgesetzt und die Mütze umgewendet — der Schwarze stand vor dem Wirthe. Sogar die Gesichtszüge schienen ganz andere geworden zu sein. Binder schlug die Hände zusammen und rief:

„Nein! Wer läßt sich so Etwas träumen! Es ist ganz Derselbe! Auf

diese Weise allerdings war es möglich! Aber ich bin Ihnen ja nachgelaufen und habe Sie nicht auf der Straße gesehen! Dort konnten Sie übrigens diese Prozedur auch gar nicht vornehmen!"

„Das ist natürlich! Ich bin gar nicht auf die Gasse gekommen."

„Wohin sonst?"

„Ich bin allemal eiligst in Ihre Küche gelaufen."

„Dort aber ist meine Frau, mein Sohn und meine Tochter!"

„Allerdings! Die haben mir geholfen."

„Was! Die haben es gewußt?"

„Längst vor Ihnen; noch bevor ich hinauf zu den Künstlern ging. Als ich hier onkam, waren Sie nicht anwesend, und so stellte ich mich den Ihrigen vor. Die drollige Umwechslung unternahm ich nur, um mich zu überzeugen, ob meine Verkleidung sich bewährt oder nicht."

„So, so ist es! Also eine Verschwörung zwischen Ihnen und meiner Familie! Ich mußte getäuscht und dupirt werden! Na, wartet nur, jetzt komme ich!"

Er rannte in die Küche, aus welcher bald ein vierstimmiges, lustiges Lachen erscholl. Dann kehrte er zurück.

„Sind Sie nun befriedigt und beruhigt?" fragte Arndt.

„Ja, vollständig."

„So nehmen Sie bei mir Platz! Ich freue mich, daß wir allein sind, Wir können also ohne Sorgen sprechen."

„Ganz ohne Sorgen. Jetzt kommen keine Gäste, außer es fällt droben den Künstlern ein, herabzukommen."

„Das werden sie bleiben lassen! Höchstens die Frau könnte Veranlassung nehmen, uns zu stören. Die Baronesse von Helfenstein hat mich an Sie adressirt, weil sie Ihre Anhänglichkeit und Treue kennt und darum überzeugt ist, daß wir uns nicht vergeblich an Sie wenden werden."

„Diese Ueberzeugung kann sie vollständig hegen. Ich weiß zwar noch nicht genau, um was es sich handelt, glaube aber, es errathen zu können, da Sie mir bereits eine Andeutung gegeben haben."

„Nun, was denken Sie?"

„Sie wollen den Paschérkönig fangen?"

„Das ist allerdings das Richtige, lieber Binder. Halten Sie es für möglich, daß ich ihn bekomme?"

„Für möglich wohl, aber für sehr schwer und gefährlich."

„Das darf mich nicht zurückhalten."

„Aber, was hat die Baronesse dabei zu thun?"

„Sie interessirt sich für die Sache um eines Mannes willen, den auch Sie gekannt haben; ich meine Gustav Brandt."

„Ah, Brandt! Der brave, arme Kerl! Herr, ich kenne Sie nicht und weiß auch nicht, wie das zusammenhängt; aber wenn es sich um Brandt handelt, so thue ich für Sie Alles, was mir nur möglich ist!"

„Es handelt sich in Wirklichkeit um ihn."

„Lebt er denn noch?"

„Man hofft es. Und herzlich wünschenswerth wäre es, da sich eben jetzt erwarten läßt, daß seine Unschuld doch noch an den Tag kommmen wird."

„Herrgott! Welch eine Freude wäre das! Und nicht nur für mich, sondern auch für Wunderlich, den alten Förster. Werden Sie es ihm auch sagen?"

„Er weiß es bereits. Ich wohne ja bei ihm. Ich habe eine Ahnung, daß der Mörder des Barons und des Hauptmanns sich jetzt unter der Schmuggler bande des Waldkönigs befindet."

„Das wäre! Herrgott, wenn man es herausbringen könnte!"

„Hoffen wir es! Der König aber muß auf alle Fälle mein werden! Ich gehe nicht eher von hier fort!"

„Wie aber wollen wir das anfangen?"

„Ich habe bereits eine Art von Plan fertig, kann mich aber darüber noch nicht verlauten."

„Und was habe ich dabei zu thun?"

„Jetzt fast nichts. Ich erscheine in verschiedener Kleidung; ich muß bald hier, bald dort sein, bald in dieser und bald in jener Gestalt. Darum bedarf ich an einigen Orten bei verschwiegenen Leuten eines Absteigequartiers."

„Das wünschen Sie auch von mir?"

„Ja."

„Sie sollen es haben!"

„Ein Zimmer, welches außer mir kein Mensch betritt?"

„Kein Mensch, nicht einmal ich."

„Den Hausschlüssel, um zu jeder Minute hereinzukommen?"

„Gern, sehr gern!"

„Das ist Alles, was ich, außer dem tiefsten Stillschweigen, jetzt verlange. Lassen Sie mir das Zimmer vorrichten. Ich habe verschiedene Verkleidungsstücke mitgebracht, welche da aufbewahrt werden müssen. Uebrigens, wenn Sie einen fremden Menschen in Ihrem Hause sich bewegen sehen, so brauchen Sie nur leise das Wort ‚Fürst' zu ihm zu sagen; antwortet er ‚des Elendes', so bin ich es. Es ist das gewisser Vorkommnisse wegen. Theilen Sie das auch den Ihrigen mit!"

„Fürst des Elendes? Ah, kennen Sie ihn vielleicht?"

„Ja. Ich bin sogar in seinem Auftrage hier."

„Wirklich? Herrjesses, ist das eine frohe Ueberraschung! Vielleicht bekommen wir da hier den mächtigen, geheimnißvollen Herrn auch einmal zu sehen?"

„Sehr wahrscheinlich, aber nur, wenn Sie die größte Verschwiegenheit beobachten."

„Daran werden wir es gewiß nicht fehlen lassen."

„Das erwarte ich. Jetzt gehe ich. In vielleicht einer Stunde bin ich wieder da. Es würde mir lieb sein, wenn dann mein Zimmer bereit stände. Ich will da ein Wenig schlafen und gehe erst am Abende wieder fort."

Er ging. Jetzt endlich konnte der Wirth ihn über die Straße schreiten sehen. Sein Weg führte ihn nach dem Gerichtsamte, wo er sich nach dem Beamten erkundigte, welcher die Untersuchung gegen den Schreiber Beyer und dessen Tochter zu führen hatte. Da derselbe gerade nicht bei einem Verhöre beschäftigt war, so wurde Arndt sogleich vorgelassen.

Der Actuar betrachtete den Eintretenden, bat ihm einen Stuhl und fragte dann:

„Was wünschen Sie?"

„Ich komme in der Angelegenheit des Schreibers Beyer, welcher gestern hier eingeliefert wurde."

„Haben Sie vielleicht Etwas für oder gegen ihn zu den Acten zu geben?"

„Nein. Ich möchte mir nur die Erkundigung gestatten, ob er und seine Tochter nicht auf Handgelöbniß entlassen werden könnten."

Das Auge des Beamten ruhte wieder forschend auf dem Sprecher; dann fragte er:

„Welches Interesse haben Sie dabei?"

„Ein rein menschliches, kein persönliches."

„Wer sind Sie?"

„Erlauben Sie mir, Ihnen dies noch zu verschweigen! Aber fragen möchte ich dürfen, ob Sie wissen, was gestern nach der Abführung der beiden Gefangenen geschehen ist?"

„Die Frau ist gestorben."

„Das ist das Eine. Und das Andere?"

„Das Eine ist höchst traurig und das Andere im höchsten Grade interessant. Der sogenannte Fürst des Elendes soll beim Pfarrer gewesen sein, und zwar im Interesse der betreffenden Familie."

„Soll? Er ist wirklich dagewesen!"

„Ich erfuhr es nicht amtlich, sondern nur gesprächsweise."

„Ich komme in seinem Auftrage."

Da fuhr der Actuar vom Stuhle auf.

„Im Auftrage des Fürsten des Elendes?"

„Ja, mein Herr."

„So kennen Sie ihn?"

„Ich habe keine Erlaubniß, mich über diesen Punkt zu äußern. Vielleicht bin ich ein Diener von ihm oder einer seiner Agenten. Er hat mich beauftragt, die vorhin ausgesprochene Frage an Sie zu richten."

„Welchen Grund hat er dazu?"

„Wie ich bereits sagte, einen rein menschlichen. Er fühlt inniges Mitleiden mit der Familie."

„Wissen Sie, daß ich Ihnen nicht zu antworten brauche?"

„Ich weiß das, hoffe aber dennoch, eine Antwort zu erhalten."

„Oder daß ich Sie für verdächtig erklären und in Folge dessen festhalten könnte?"

„Wer sich für Untersuchungsgefangene interessirt, kann allerdings verdächtig

erscheinen. Von einem Festhalten aber ist keine Rede. Hier meine Legitimation!"

Er zog eine Karte hervor, welche nur die Worte enthielt: „In meinem Auftrage." Darunter aber stand der wohlbekannte Namenszug und das Siegel des Justizministers.

„Das ist allerdings etwas Anderes, mein Herr!" sagte der Actuar, indem er die Karte mit einer tiefen Verbeugung zurückgab. „Ich vermuthe also in Ihnen einen Collegen?"

„Vielleicht vermuthen Sie nicht unrichtig. Also bitte, die Antwort auf meine Frage."

„Hm! Nach Dem, was das erste Verhör ergeben hat, sind beide Gefangene schuldig."

„Welcher Verbrechen oder Vergehen?"

„Er des Widerstandes gegen die Staatsgewalt und sie des Diebstahls, vielleicht nicht einmal des einfachen. Das Mädchen kann auf keinen Fall entlassen werden, wenigstens nicht, bevor die Zeugen vernommen sind."

„Aber der Vater?"

„Er ist geständig; er hat vor Aufregung nicht recht gewußt, was er that. Er könnte gegen eine Caution entlassen werden."

„Wie hoch würde dieselbe sein?"

„Ich müßte mit dem Vorstande sprechen, glaube jedoch, daß hundert Gulden genügen werden. Wünschen Sie, daß ich diese Erkundigung einziehe?"

„Ich bitte darum."

„Wie soll ich Sie nennen, wenn ich nach Ihrem Namen gefragt werde?"

„Nennen Sie mich gar nicht, sondern zeigen Sie diese Karte vor, welche ich Ihnen zu diesem Zwecke wieder einhändige."

„Und wenn der Vorstand Sie zu sehen und zu sprechen wünscht?"

„Ich glaube, ein amtlicher Grund zu diesem Wunsche ist nicht vorhanden!"

„Ich verstehe! Sie wünschen Ihr Incognito zu bewahren. Erwarten Sie mich hier."

Er ging und kehrte bereits nach kurzer Zeit zurück.

„Ihr Wunsch ist erfüllt," sagte er, „und zwar soll Beyer gegen die Hälfte der von mir vermutheten Caution auf Handgelöbniß entlassen werden."

„Also blos fünfzig Gulden?"

„Ja."

„Hier sind dennoch die hundert. Die übrige Hälfte soll ein Geschenk für ihn sein. Der Arme wird des Geldes bedürfen."

Der Actuar betrachtete lächelnd den Hundertguldenschein, schob ihn leicht zurück und meinte:

„Wenn Sie wirklich ein College von mir sind, so müssen Sie wissen, daß ich dieses Geld nicht annehmen darf."

„Ah! Warum?"

„Ich weiß nicht, von wem es ist."

„Vom Fürsten des Elendes, wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen.“

„Dieser geheimnißvolle Mann ist keine gerichtlich oder amtlich legitimirte Persönlichkeit. Ich brauche einen Namen.“

„Ja, die Obrigkeit hat ihre streng vorgeschriebenen Wege und Gebräuche. Aber da der Fürst des Elendes sich eben in's Geheimniß hüllt, und auch ich nicht befugt bin, mich zu nennen, so denke ich, daß wir uns an meine Legitimation halten müssen. Schreiben Sie also, daß die fünfzig Gulden gezahlt sind im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Justizministers!“

„Das wäre allerdings ein Ausweg.“

„Gut! So darf ich unsere Conferenz wohl als beendet betrachten?“

„Noch nicht, denn ich habe Ihnen erst noch die Empfangsbescheinigung auszustellen.“

„Und wann wird der Gefangene entlassen?“

„Sofort. Ich werde ihn vorführen lassen, sobald Sie die Bescheinigung erhalten haben.“

Dies geschah aber doch nicht, sondern als Arndt kaum die Thür hinter sich zugemacht hatte, eilte der Actuar zunächst zu dem Vorstande.

„Er geht!“ sagte er, hastig bei diesem eintretend. „Schnell, wenn Sie ihn sehen wollen!“

Der Vorstand trat rasch an das Fenster. Arndt ging langsam über den Platz.

„Dieser ist es,“ erklärte der Actuar.

„Dieser also!“ nickte der Vorstand. „Und Sie haben ihn genau angesehen?“

„Ja. Er war verkleidet.“

„Wieso?“

„Er trug Beinkleider nach Art der Kunstreiter, wenn diese sich im Sattel verwandeln. Ein einziger Zug genügt, die Hose erscheinen und verschwinden zu machen. Ich kenne das.“

„Sonderbar, höchst sonderbar! War Haar und Bart echt?“

„Wenn sie nicht echt waren, so war doch die Fälschung eine meisterhafte. Die Farbe derselben paßte genau zu dem Teint, doch schien gerade dieser mir ein Werk der Kunst zu sein, obgleich ich es zu beschwören nicht vermöchte.“

„Und diese Legitimation von unserer Excellenz! So ganz außerordentlich Das läßt mich vermuthen, daß er der Fürst des Elendes selber ist.“

„Auch meine Ansicht.“

„Merken Sie sich den Mann genau. Vielleicht sehen wir ihn wieder. Jetzt aber ist er verschwunden. Entlassen Sie den Gefangenen!“

Der Actuar folgte dieser Weisung. Er kehrte in sein Zimmer zurück und ließ den Schreiber vorführen. Dieser trat herein, todtesbleich und mit niedergeschlagenen Augen. Der Actuar musterte ihn mit mitleidigem Blicke und fragte:

„Ich vermuthe, daß Sie sich nach der Freiheit sehnen, Beyer?“

„O, wie sehr, Herr Actuar!“ antwortete der Gefragte. „Was soll aus meiner Frau und den Kleinen werden, wenn ich gefangen bin!“

„Sie sind Alle versorgt.“

„Versorgt? Wieso?“

„Die Kinder befinden sich in Pflege beim Weber Hauser. Ein Wohlthäter hat die nöthigen Gelder gespendet.“

„Bei Hauser? Der ist brav. Aber warum sind sie nicht daheim?“

„Hm! Ich werde es Ihnen doch sagen müssen, damit Sie bei der Heimkehr nicht zu sehr erschrecken.“

„Erschrecken? Worüber? Mein Gott, was ist geschehen, was werde ich hören müssen!“

„Fassen Sie sich! Leid und Freud treffen sehr oft zusammen. Es hat Sie allerdings ein schwerer Verlust betroffen, aber Gott hat für den rechten Trost gesorgt. Ihre Kinder werden nicht mehr Hunger zu leiden brauchen!“

„Ein schwerer Verlust!“ sagte der arme Mann. „Spannen Sie mich nicht lange auf die Folter, Herr Actuar! Sagen Sie es lieber gleich! Nicht wahr, meine Frau ist gestorben?“

„Ich kann diese Frage leider nicht verneinen!

Da sank der Gefangene auf den Stuhl, neben welchem er stand, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte laut. Der Beamte ließ ihn einige Zeit gewähren, mahnte aber dann:

„Fassen und trösten Sie sich! Bei der langwierigen Krankheit der Verstorbenen mußten Sie immer auf den Tod gefaßt sein. Das müssen Sie bedenken!“

„Ja,“ schluchzte der Arme. „Auf ihren Tod gefaßt, auf ein sanftes, leises Einschlafen in Gegenwart ihres Mannes und ihrer Kinder; auf ein Einschlafen, nachdem sie uns Gute Nacht gesagt hatte. Aber wie anders ist das gekommen!“

„Ein rascher Tod ist auch ein Glück!“

„So aber nicht! Sie ist vor Schreck gestorben! Ihre Tochter eine Diebin, und ihr Mann ein Aufrührer; Beide gefangen, in den Händen des Gensd'armes! Das hat ihr den Tod gegeben! Was liegt mir nun an der Freiheit und am Leben! Ich möchte mich zu ihr in den Sarg legen und auch sterben!“

„Fassen Sie Muth! Auch dieser Schmerz wird sich überwinden lassen!“

Beyer schüttelte den Kopf und sagte:

„Und wie wird man sie gebettet haben! In ein altes Tuch gewickelt, wird sie im Communesarg liegen! Herrgott! Eine Frau wie diese, und in einem solchen Sarge!“

„Sie irren! Der bereits erwähnte Wohlthäter hat auch für das Begräbniß der Todten gesorgt.“

„Wer ist er?“

„Man nennt ihn den Fürsten des Elendes.“

„Dieser? Gott segne es ihm; Gott lohne es ihm in alle Ewigkeit! Könnte ich die Todte doch noch einmal sehen!“

„Sie können es. Es ist eine Caution für Sie erlegt worden. Ich kann Sie auf Handschlag entlassen, wenn Sie mir Ihr Wort und Ihre Unterschrift geben, sich der Urtheilsvollstreckung nicht durch die Flucht zu entziehen.“

„Wie gern, wie gern will ich es geben! Aber, wie wird meine Strafe ausfallen?“

„Sie werden eine kurze Kerkerhaft erhalten.“

„Und meine Tochter? Darf sie auch mit?“

„Nein.“

„Herrgott! Sie soll ihre Mutter nicht noch einmal sehen?“

„Es ist das leider nicht möglich!“

„So gehe ich auch nicht, Herr Actuar!“

„Handeln Sie nicht unsinnig! Bedenken Sie doch, daß Sie noch andere Kinder haben!“

„Andere Kinder! Ja! Aber ihre Mutter ist todt; ihre Schwester ist eine Diebin, und ihr Vater wird im Kerker sitzen.“

„Vielleicht nimmt die Untersuchung gegen ihre Tochter ein unerwartet besseres Ende.“

„Herr Actuar, ich erwarte Nichts. Sie ist unschuldig, unschuldig wie die liebe Sonne am Himmel; aber ich kenne Die, welche sie verderben wollen. Ich bin so unvorsichtig gewesen, von dem Ringe zu plaudern, und da sind sie mir zuvorgekommen. Sie kennen weder Gnade noch Barmherzigkeit.“

„Man soll die Hoffnung nicht sinken lassen. Sehen Sie diesen Hundertguldenschein! Die Hälfte gehört Ihnen.“

„Mir? Von wem?“

„Auch vom Fürsten des Elendes.“

Der arme Mann blickte freudlos auf das Geld.

„Herr,“ sagte er, „was nützt mir alles Geld! Mein Weib ist todt, und unsere Ehre ist dahin. Kann die Todte auferstehen? Kann die Ehre wiederkommen?“

„Sie sehen zu schwarz. Die Arretur hat Sie erschreckt, und im Kerker ist Ihnen der Lebensmuth verloren gegangen. Sobald Sie hinauskommen, werden Sie Hoffnung schöpfen.“

„Ich will es versuchen. Also ich darf gehen?“

„Nachdem Sie das Entlassungsprotocoll unterschrieben und mir dazu Ihren Handschlag gegeben haben!“

Dies geschah. Er wurde entlassen und erhielt vom Actuar eine Anweisung über fünfzig Gulden an die Amtskasse. Als er die Thür bereits in der Hand hatte, fragte er nochmals:

„Also, Herr Assessor, meine Tochter darf nicht mit mir gehen?“

„Leider nein.“

„Und ich darf sie auch jetzt nicht sehen?“

„Nein, das darf ich nicht gestatten.“

„So sei der liebe Gott mit ihr!"

Er senkte den Kopf und ging. Er vergaß, sich nach der Kasse zu verfügen. Er dachte gar nicht daran. Er ging nicht durch die Stadt, sondern er machte einen weiten Umweg um dieselbe. Er, der noch in Untersuchung stand, der Vater einer Diebin, wollte sich nicht sehen lassen.

Es war Winter, und die Tage waren noch kurz. Noch aber war es hell, und daher vermied er die gebahnte Straße. Kein Mensch sollte ihn sehen, ihn, der gestern gefesselt fortgeschleppt worden war.

Er watete durch den tiefen Schnee. Die immer steigende Kälte drang durch seine schlechten Stiefel und das dünne, abgetragene Röckchen. Er fühlte es nicht.

„Todt! Todt! Vor Schreck gestorben!" murmelte er immer vor sich hin. „Auch ich bin todt! Moralisch gestorben! Ich habe keine Ehre mehr! Ich muß in den Kerker!"

Er hatte nichts gegessen; er hatte ja stets, stets gehungert! Er wurde müde; er setzte sich. Der Schlaf, der gefährliche Schlaf wollte ihn übermannen, aber ein Gedanke war stärker noch als die Müdigkeit:

„Sie ist todt!" flüsterte er. „Sie hat mit mir gedarbt und gehungert, mit mir gelitten und gekummert, und nun ist sie gestorben ohne mich. Ich muß zu ihr, hin zu ihr!"

Er raffte sich auf und schleppte sich weiter. Die Nacht brach herein. Die Luft war still, aber die Kälte wurde schneidig. Er bog nach der Straße ein. Kaum als er diese erreicht hatte, kam ein Schlitten gesaust. Beyer trat auf die Seite; aber der Lenker des Schlittens hielt vor ihm an; er hatte die schlotternde Gestalt des Frierenden erkannt.

„Donnerwetter! Kennst Du den, Onkel?" fragte er.

Es war Fritz Seidelmann. Sein Oheim, der fromme Schuster, saß neben ihm, Beide in warme Pelze gehüllt. Sie wollten die „Künstlervorstellung" besuchen.

„Der?" fragte der Vorsteher der Seligen. „Ah! Ist das nicht Euer Schreiber?"

„Der gewesene natürlich! Kerl, wo kommst Du her? Du bist doch nicht etwa aus der Gefangenschaft entflohen?"

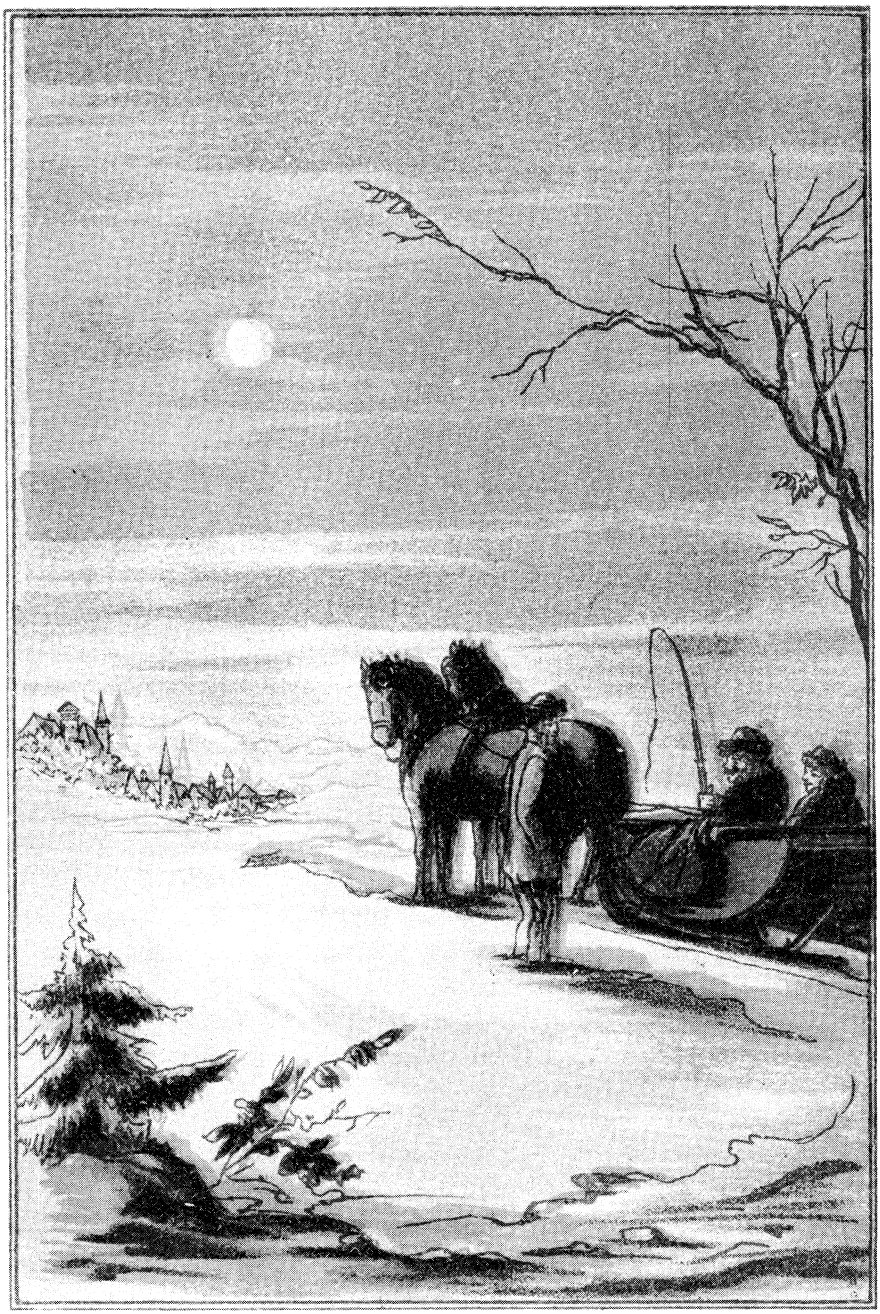
„Man hat mich entlassen," antwortete Beyer monoton.

„Und Ihre Tochter mit, die Sünderin?" fragte der Oheim.

„Nein."

„So laß ihn, Fritz! Das Böse ist mächtig in der Welt, aber die Gerechtigkeit ist schneller. Siehst Du, wie er bebt, wie er zittert? Hörst Du das Klappern seiner Zähne? Das böse Gewissen hat ihn gepackt und wird ihn nicht wieder fahren lassen. Es wird für ihn sein Heulen und Zähneklappern jetzt und in alle Ewigkeit. Fahr zu!"

Der Schlitten setzte sich wieder in Bewegung. Beyer sagte Nichts und dachte Nichts; er schlotterte taumelnd weiter. Er wollte umsinken vor Hunger



V. S. 27.

„Kerl, wo kommst Du her?"

und vor Müdigkeit, aber der eine Gedanke, der Gedanke an die Todte trieb ihn vorwärts.

So erreichte er das Heimathsstädtchen. Der Athem stockte ihm in der Brust vor Kälte.

„Bei Hausers sind die Kinder," murmelte er. „Ich muß sie einmal hören, einmal sehen. Aber mich sehen, nein, das soll man nicht!"

Auch hier ging er um den Ort herum und stieg von hinten über den Zaun in Hausers kleines Gärtchen ein. Der Schnee ging ihm bis über die Kniee empor. Er näherte sich dem Fensterladen, in welchem sich ein Astloch befand. Er blickte durch dasselbe. Die Familie saß beim Abendessen; seine Kinder waren dabei. Auf dem Tische dampfte eine Suppe, in welche die Löffel leißig langten.

„Sie essen!" flüsterte er. „O, sie werden satt, satt, satt! Ich habe — keinen Hunger, keinen, keinen!"

Und doch hielt er sich an der Ladenquerstange fest, um nicht umzufallen. Er beobachtete jede Bewegung seiner Kinder. So verging eine Viertelstunde; dann flüsterte er:

„Horch, jetzt betet er! Jetzt liest er vor!"

Und da erscholl die Stimme des alten, frommen Webers:

„O, laß den Gram nicht mächtig werden,
Du tief betrübtes Menschenkind!
Wiß, daß die Leiden dieser Erden
Des Himmels beste Gaben sind.
Und daß, wenn Sorgen Dich umwogen,
Und Dich umhüllt des Zweifels Nacht,
Dort am von Glanz umflossnen Bogen
Ein treues Vaterauge wacht!"

Einige Augenblicke blieb es still. Der Alte räusperte sich und mochte eine Brille zurecht rücken. Dann fuhr er fort:

O, laß Dir nicht zu Herzen steigen
Die lang verhaltne Thränenfluth!
Wiß, daß grad in den schmerzensreichen
Geschicken tiefe Weisheit ruht.
Und daß, wenn sonst Dir nichts verbliebe,
Die Hoffnung doch Dir immer lacht,
Da über Dich in ewger Liebe
Ein treues Vaterauge wacht!"

„Ein treues Vaterauge!" flüsterte Beyer. „Ja, Kinder, ein Vaterauge hat Euch gesehen, ohne daß Ihr es ahnt. Gute Nacht! Schlaft wohl! Gottes Vaterauge wird weiter über Euch wachen!"

Seine Beine, seine ganzen Gelenke waren steif geworden. Er vermochte kaum, sich zu bewegen. Endlich ging es. Er stieg über den Zaun zurück und watete weiter fort.

„Wo wird sie sein?" fragte er. „Auf dem Gottesacker! Im Leichenhause! Hin, hin zu ihr!"

So arbeitete er sich weiter, immer weiter. Er erreichte die Pforte des

Friedhofes. Sie war nicht verschlossen. In jenen Gegenden haben die Todten vor den Lebenden Ruhe; man braucht die Thore, welche aus dem Dasein führen, nicht mit Schlüsseln zu versperren. Er trat ein und schritt auf das Leichenhaus zu.

Auch dieses war nicht verschlossen. Der Mond schien hell, und als Beyer die Thür öffnete, fielen die falben Strahlen in das Innere.

„Da liegt sie, da!" sagte er.

Es gab in dem kleinen Städtchen kein Sargmagazin, also keine fertigen Särge zu kaufen. Starb Jemand, so wurde der Sarg beim Tischler bestellt, und dieser hatte sich zu sputen, um ihn bis zur Stunde des Begräbnisses fertig zu bringen. Die Leiche lag auf einer Bank, zugedeckt mit einem Leinentuche.

Beyer trat hinzu, zog die Bank dahin, wo der Schein des Mondes sich an der Mauer abzeichnete, und nahm das Tuch hinweg. Er fürchtete sich nicht vor dem hageren, ausgemergelten, eiskalten und steifen Körper, auch nicht vor den starren Zügen, welche ihm im Mondscheine scharf entgegentraten. Er nahm die Todte in seine Arme, preßte sie an sich und weinte leise, als ob er sie erwecken könne.

„Martha, Martha," flüsterte er dann. „Weißt Du, wie ich Dich zum ersten Male in den Armen hielt? Du warst so lieb und so gut, und wir waren so glücklich, so selig! Unsere Herzen waren warm, und wir glaubten an die Menschen. Dann kam es anders, anders, anders! O Gott, Du lieber, lieber Gott, ist es denn möglich, daß es so ganz, ganz anders kommen kann? Wir haben gehungert, damit die Kinder nicht verhungern sollten! Die Entbehrung, das nackte Elend hat an unserem Leben genagt, und Andere, die reich wurden durch uns, schwelgten im Ueberfluß und stießen uns mit Füßen. Dich warf der Hunger auf das Krankenlager, der Hunger, der Hunger allein, o Gott! Und ich stand am Pulte, summirte die Reichthümer und schlang meine glühenden Thränen hinab. Nun sind wir die Eltern einer Diebin, und ich soll in den Kerker zurück. Dich hat der Schreck erschlagen, und ich halte Dich zum letzten, zum allerletzten Male in den Armen. Was einst so glücklich war, so warm, das Herz, es ist jetzt so starr, so kalt, kalt, kalt! Komm, ich will Dich fester umfassen; ich will Dich umschlingen, umarmen! Du bist mein Weib, mein treues, gutes Weib, und wir verlassen uns nicht, weder im Leben noch im Tode!"

Er drückte sie an sich und küßte sie auf den bleichen, starren Mund, als ob sie noch am Leben sei. Dann fuhr er fort:

„Horch, Martha! Hörst Du, wie ich für uns bete? Ich sollte nicht beten, sondern fluchen! Aber nein! Ich denke an Niemand; ich habe jetzt Dich, nur Dich allein, und ich segne Dich! Ja, Du Gute, Du Liebe, Du Treue! Der Herr segne und behüte Dich! der Herr erleuchte sein Angesicht auf Dich und sei Dir gnädig! der Herr erhebe sein Angesicht über Dir und gebe Dir Frieden! Amen!"

Nun wurde es still in der Todtenhalle. Nur zuweilen erklang ein leises

Rascheln wie von steif gefrorenen Kleidern. Der Mond ging seinen Gang; sein Schein glitt von der Gruppe fort, nach rechts, immer an der Wand hin und endlich zur Thür hinaus, durch welche die grimmige Kälte der Wintersnacht hereindrang. —

Am Morgen erzählte man sich im Orte eine seltsame Kunde. Der Todtengräber hatte das Grab der Schneidersfrau beginnen wollen und war dabei in die Leichenhalle gekommen. Dort hatte er die Todte gefunden — in den Armen ihres Mannes liegend. Auch er war todt. Aber noch vor dem Scheiden hatte er seinem Weibe die Anweisung auf fünfzig Gulden in die erstarrte Hand gedrückt.

Viele, Viele gingen hinaus auf den Kirchhof, um das seltsame Paar zu sehen. Auch der Arzt kam. Er constatirte, daß der Schreiber erfroren sei — ob seit Jahren langsam verhungert? Pah! Niemand glaubt mehr, daß ein Mensch wirklich verhungern kann! — —

Das Weib des Akrobaten hatte, während der Knabe vor Schwäche, Jammer und Weinen in Schlaf versunken war, bei den drei Bewußtlosen gesessen, um ihr Erwachen ruhig abzuwarten. Zuerst allerdings hatte sie ernstlich besorgt, daß sie todt seien; aber bald hatte sie bemerkt, daß ihr Athem ruhig ging und ihre Pulse deutlich schlugen. Dadurch war sie beruhigt worden.

Und gerade so, wie der Fremde es gesagt hatte, so geschah es. Eine Stunde vor der Kassenöffnung zu der beabsichtigten Vorstellung erwachte Einer nach dem Anderen. Keiner konnte sich zunächst auf Das besinnen, was geschehen war: als aber die Frau ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kam, konnte sich der Riese vor Wuth kaum lassen. Er fluchte und tobte. Er schlug mit der Peitsche auf den Kleinen ein, dem er die Schuld an dem Vorgefallenen ganz allein beimaß. Dann begab er sich in den Saal, wo noch einige Vorbereitungen zu treffen waren. Er ließ sich hier Branntwein geben, um seinen Aerger hinab zu spülen, wie er sich ausdrückte, und trank so schnell und viel, daß ihm die beiden Anderen die Flasche endlich wegnahmen, da sie befürchteten, er möchte so betrunken werden, daß die Vorstellung nicht stattfinden könne.

Während dann die Frau sich an die Kasse setzte, begaben die Anderen sich hinauf, um ihre Flitter anzulegen.

In abgelegenen Gegenden ist es selten, daß sich einmal „Künstler" sehen lassen; geschieht dies aber doch, dann ist diesen herumziehenden Wanderern fast immer ein zahlreicher Besuch gewiß. So auch hier.

Der Saal war nicht sehr groß. Er füllte sich nach kurzer Zeit, und die Frau wagte es sogar, einige kleine Silberstücke für heimlichen Gebrauch zu annectiren.

Da, wo sich sonst das Orchester öffnete, war heute ein Vorhang zu sehen, zwar nicht aus Meisterhand stammend, aber doch von Leinwand und mit hübschen, bunten Farben bemalt. Das Publikum, welches vor diesem Vorhange zu warten hatte, war ein ungeduldiges. Noch war die Zeit des Beginnes nicht gekommen, als man bereits durch Pochen, Klopfen und Strampeln den Anfang zu beschleunigen versuchte.

V. S.

Die Herrschaften, welche auf den vorderen Bänken saßen, nahmen an dieser Demonstration allerdings nicht theil. Strampeln kann nur der Plebs. Sie aber, die Honoratioren des Ortes, die Angehörigen des Casino, wußten, wie man an öffentlichen Orten seine Distinction zu bewahren habe. Sie blieben ruhig, bis der heisere Ton einer Schelle ertönte und der Vorhang sich in die Höhe bewegte.

Man erblickte einen schwarz verhängten Tisch, auf welchem verschiedene Gegenstände, Büchsen, Gläser, Messer, Kugeln lagen, mit denen die Künstler ihre Productionen begannen. Dann folgten Karten- und andere Kunststücke, bis im letzten Theile die eigentlichen Leistungen der Athletik beginnen sollten. Dieser Theil sollte, wie das Programm verkündete, mit der weltberühmten und erstaunlichen „Pyramide" anfangen.

Der Knabe erschien, in glitzernde Tricots gekleidet. Er sollte, nach der Ankündigung, die Vorstellung durch seine eminenten Kautschukkünste beschließen. Der Eindruck, welchen er auf die Zuschauer machte, war ein recht guter.

„Der kleine Jnnge! Ein hüber Knabe! Ein allerliebstes Kind!" konnte man flüstern hören. „Wie gut gewachsen! Wie blaß er aussieht! Er scheint sich vor dem Riesen zu fürchten!"

Dieser Letztere hatte während der ganzen Vorstellung eine auffallende Unsicherheit gezeigt. Er wankte stark; er taumelte sogar zuweilen, und schließlich hatte die Ansicht, daß er betrunken sei, im Publikum Wurzel geschlagen. Jetzt verkündete er mit beinahe lallender Stimme den Beginn der Pyramide.

Er stellte sich breitspurig auf, wankte aber.

„So steh doch fest!" hörte man ihm von dem Einen zuraunen.

Dies mochte dem Knaben Muth geben. Man hörte seine zwar nur halblaute, aber klare Stimme bitten:

„O, nicht da hinauf! Jch fürchte mich so sehr!"

Der Riese faßte ihn bei den Haaren, riß ihn hin und her und antwortete, auch ziemlich vernehmlich:

„Verfluchte Kröte! Soll ich Dich endlich todtschlagen? Hinauf mußt Du, und wenn Du zehnmal den Hals brichst!"

Und mit lauter Kommandostimme fügte er hinzu:

„Achtung! Eins! Zwei! Drei!"

Bei Eins und Zwei sprangen ihm seine Gefährten auf die Achseln. Bei Drei erfaßte er den Knaben und schnellte ihn empor. War's sein Zorn oder seine Betrunkenheit oder auch Beides zugleich — er hatte zu viel Kraft angewendet. Der Knabe flog hoch bis zur Decke empor, ohne daß er von den Beiden ergriffen werden konnte.

Ein einziger Schrei, aber aus allen Kehlen, erscholl im Saale; dann that es einen lauten, fürchterlichen Krach. Der Kleine war aus dieser Höhe herabgestürzt, und zwar mit dem Kopfe auf das Geländer des Orchesters.

Einen Augenblick lang gab es die Stille des Todes. Dann aber gab es ein geradezu fürchterliches Durcheinander von Stimmen und Personen. Alle wollten nach der Stelle hin, wo der Knabe ohne Bewegung lag, und ein Jeder

und Jede wollte der oder die Erste sein. Einige der vorn Sitzenden hatten die Geistesgegenwart, die Menge zurück zu drängen und mit lauter Stimme zur Ruhe zu ermahnen. Unter ihnen befand sich auch Doctor Werner, der bekannte Knappschafts- und Armenarzt. Er näherte sich dem Knaben und that, als ob er ihn untersuche. In Wahrheit aber war es nur ein gleichgiltiger Blick, den er auf ihn warf.

Auch der Amtmann war anwesend. Er hatte sich herbeigedrängt und kniete vor dem Kleinen nieder.

„Ohnmächtig nur! Nicht wahr, Herr Doctor?" fragte er.

Der Arzt zuckte die Achsel, bückte sich nieder, befühlte den Hals des Knaben und antwortete:

„Todt!"

„Um Gotteswillen! Das wollen wir nicht befürchten!"

„Pah! Den Hals gebrochen!"

„Ist das gewiß und wirklich wahr?"

„Glauben Sie, daß ich ein Pfuscher bin, Herr Amtmann?

Der Genannte legte dem Knaben in der Gegend des Herzens die Hand auf den dünnen Tricot-Stoff. Er fühlte nicht die mindeste Bewegung dieser Lebensmukel.

„Wahrhaftig, er ist todt!" rief er. „Welch ein entsetzlicher Fall!"

Alle Anwesenden hörten es, und der Aufruhr, welcher jetzt entstand, war unbeschreiblich. Einige Damen fielen in Krämpfe oder hysterisches Lachen. Sie mußten entfernt werden. Der Bürgermeister, als Inhaber der höchsten Polizeigewalt im Städtchen, eilte herbei, gefolgt von dem anwesenden Schutzmann und Gensdarmen.

„Der Todesfall muß constatirt werden, gerichtlich constatirt!" sagte er. „Man hat nach dem Gerichtsarzte zu senden!"

Dadurch fühlte sich Doctor Werner beleidigt.

„Herr Bürgermeister," sagte er, „meinen Sie vielleicht, daß ich einen Todten von einem Lebendigen nicht zu unterscheiden vermag?"

„So habe ich das nicht gemeint," erklärte das Oberhaupt der Stadt. „Aber der Herr Amtmann wird auch sagen, daß ich hier meine Pflicht zu thun habe. Sie aber sind nicht Gerichtsarzt!"

„Ah, so halten Sie eine gerichtliche Commission für nöthig?"

Bei diesen Worten des Arztes blickte der Bürgermeister betroffen empor.

„Ah," sagte er, „so allerdings habe ich das nicht gemeint!"

„Wie sonst?"

„Ich meine nur, daß der Tod zu constatiren sei."

„Dazu ist das Zeugniß eines jeden Arztes zureichend."

„Außer es handelt sich um ein Verbrechen!"

Diese letzteren Worte hatte ein Herr gesagt, dem es gelungen war, sich durch die Menge herbei zu drängen. Die drei Herren blickten ihn an; sie kannten ihn nicht. Der Bürgermeister betrachtete ihn mit einem forschenden Blicke, zuckte die Achseln und fragte abweisend:

„Sie meinen?“

„Daß nur im Falle eines Verbrechens eine gerichtliche Leichenschau nothwendig sein würde.“

„Das wissen wir auch. Dazu bedürfen wir keines fremden Rathes Oder wollen Sie sagen, daß hier ein Verbrechen vorliege?“

„Ja,“ nickte der Fremde.

„Herr, bedenken Sie, was Sie thun!“

„Herr Bürgermeister, ich weiß ganz genau, was ich sage.“

„Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Wir Alle sind Zeugen des Ereignisses gewesen. Wir Alle haben gesehen und müssen gesehen haben, daß hier nur ein höchst unglückseliger Zufall vorliegt.“

„Ich denke, daß Sie sich irren,“ sagte der Fremde in kaltem Tone.

„Herr, wer sind Sie?“

Es war still im Saale geworden. Alles schwieg, um der Unterhaltung zu lauschen. Auch die Künstler standen starr und lautlos, noch unter dem Einflusse des Schreckes. Der Riese war augenblicklich nüchtern geworden. Aller Augen waren auf den Fremden gerichtet. Er hatte rothes Haar, rothen Vollbart, trug die gewöhnliche Kleidung der dortigen Gegend, machte aber doch nicht den Eindruck, als ob er ein Mitglied der arbeitenden Klasse sei. Die Frage des Bürgermeisters machte ihn nicht im Geringsten verlegen. Er zuckte die Achseln, ganz so wie dieser vorhin, und antwortete:

„Ich werde nachher die Ehre haben, mich zu legitimiren. In Gegenwart so vieler Zeugen habe ich das natürlich nicht nothwendig. Haben Sie gehört, was der unglückliche Knabe vor Beginn der Production sagte, Herr Bürgermeister?“

„Allerdings!“

„Und was ihm sein Gebieter antwortete?“

„Auch.“

„Der Knabe wollte sich nicht an der Pyramide betheiligen!“

„Es schien so.“

„Sein Herr aber zwang ihn!“

„Hm!“

„Das Kind besaß jedenfalls nicht die Uebung und Körperkraft, welche zu einer solchen Schaustellung unumgänglich nothwendig ist.“

„Was geht das uns an?“

„Ihnen jedenfalls wenigstens ebenso viel wie mir. Ich ersuche Sie, sich dieser sogenannten Künstler zu bemächtigen.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Nur das, was Ihnen bereits vor mir eingefallen sein sollte!“

„Herr!“ brauste der Bürgermeister auf.

„Bitte, bleiben wir ruhig! Es versteht sich ganz von selbst, daß diese Leute unter die Anklage der fahrlässigen Tödtung zu stellen sind. Ich nehme an, daß dies auch Ihre Ansicht ist, Herr Amtmann?“

Dieser nickte zustimmend. Der Fremde fuhr fort

„Wir Alle haben gesehen, daß dieser Chef der Künstlertruppe, welcher sich Bormann nennt, betrunken war."

„Das ist wahr!" ließen sich einige Stimmen vernehmen.

„Er wankte und taumelte zusehends."

„Wir sind Zeugen!" riefen noch Mehrere.

„Er warf den Knaben zu hoch. Dies konnte eben nur ein ganz Betrunkener thun!"

„Herr!" rief jetzt Bormann, indem er näher trat. „Ich bin nüchtern, vollständig nüchtern! Oder wollen Sie mich untersuchen?"

„Bah!" antwortete der Fremde. „Sie stinken nach Schnaps. Der Schreck hat Sie nüchtern gemacht."

„Was geht Sie überhaupt die ganze Sache an?"

„Sehr viel, wie Sie sogleich sehen werden!"

Er bückte sich nieder, knöpfte die Tricotjacke des Kleinen auf, entblößte den Rücken, deutete mit der Hand nach demselben und rief mit erhobener Stimme:

„Sehen Sie her, meine Herren! Ist das menschlich?"

Ein dunkelblaues, blutrünstiges Fleisch war zu sehen.

„Herrgott!" sagte der Amtmann. „Wovon ist das?"

„Von den Schlägen, welche das arme Kind erhalten hat. Enthüllen wir die Leiche weiter."

Dies geschah, und hundert Rufe des Entsetzens ließen sich rundum hören. Nicht nur der Rücken des armen, gemarterten Kindes, sondern der ganze Körper zeigte die Spuren der fürchterlichen Peitsche. Hieb lag neben Hieb, und es gab Stellen, an denen die dicken Schwielen aufgeplatzt waren, so daß das rohe Fleisch zwischen den Hautrissen hervorblickte. Es war ein scheußlicher Anblick.

„Wollen Sie auch jetzt noch diese Unmenschen frei laufen lassen, Herr Bürgermeister?" fragte der Fremde.

„Nein," antwortete der Gefragte. „Aber wie haben Sie von diesen Mißhandlungen erfahren können?"

Da ließ der Fremde ein geheimnißvolles Lächeln sehen und antwortete: „Ich bin allwissend, mein Herr."

„Allwissend? Wie meinen Sie das?"

„Der Herr Amtmann mag es Ihnen unter vier Augen sagen. Hier, wollen Sie meine Legitimation lesen?"

Er griff in die Tasche, zog eine Karte hervor und gab dieselbe dem Amtmanne. Dieser las, wie bereits heute einmal: „In meinem Auftrage. Der Justizminister."

Der Beamte warf einen Blick des Erstaunens auf den Fremden.

„Herr," sagte er. „Es ist mir heute schon eine solche Karte gezeigt worden."

„Eine solche? Nein. Es war ganz dieselbe."

„Dieselbe? Wie? Dient sie denn mehreren Personen als Legitimation?"

„Nur einer einzigen.“

„Aber Der, in dessen Hand ich sie erblickte, war ein Anderer als Sie!“

„Wohl nicht, ich selbst hatte die Ehre, sie dem Herrn Actuar zu präsentiren, der sie nachher Ihnen zeigte.“

„Aber der Herr, von dem Sie sprechen, war doch —“

Er hielt inne, denn ein lauter Schrei war erschollen.

Der riesige Künstler war nämlich jetzt zu der Ansicht gekommen, daß seine Lage eine gefährliche sei. Er blickte sich um und wischte sich dabei auf eine eigenthümliche Weise im Auge. Das hatte ganz und gar das Aussehen, als ob er mit dieser an und für sich bedeutungslosen Bewegung eine besondere Absicht verbinde. Diese Absicht schien erreicht zu sein, denn er nickte heimlich nach einer bestimmten Gegend hin.

Heimlich? Er dachte es wohl, aber es war doch bemerkt worden. Das scharfe Auge des Fremden hatte, trotzdem er mit dem Amtmanne und dem Bürgermeister sprach, die Bewegung und das Nicken gesehen. Rasch drehte er sich nach der Richtung um, welche der Blick des Riesen genommen hatte, und gewahrte — Fritz Seidelmann, welcher ganz ebenso sich das Auge wischte.

Kannten sich die Beiden? Oder war das im Auge Wischen ein Erkennungs-, ein geheimes Zeichen? Der Fremde hatte keine Zeit darüber nachzudenken, da er gerade jetzt im Begriffe stand, dem Amtmann seine Karte abzunehmen.

Der Riese wendete sich zu seinen beiden Collegen und raunte ihnen zu:

„Wir lassen uns nicht arretiren! Schnell durch die beiden Fenster und hinauf auf den Boden!“

„Aber da fangen sie uns!“ flüsterte Einer der Beiden.

„Dummkopf! Können wir in den Tricots fort? Eins! Zwei! Drei!“

Dies war der Augenblick, an welchem der vielstimmige Schrei im Saale erschollen war. Von dem Platze aus, welcher als Bühne diente, führten zwei Fenster hinaus in den Hof. Sie waren zwar verschlossen, aber der Riese that einen Satz nach dem Einen, holte aus und zertrümmerte mit einem einzigen Schlage das Fensterkreuz. Ein Sprung, und er stand im Hofe.

Der Zweite folgte ihm. Der Dritte war an das andere Fenster getreten, hatte einen Flügel desselben aufgerissen nnd sprang auch hinaus. Bis jetzt war es gelungen.

„Sie fliehen! Sie reißen aus!“ rief es rundum

„Haltet sie fest!“ schrie der Bürgermeister.

Er wendete sich nach der Saalthüre.

„Halt! Nicht dort hin, sondern ihnen durch's Fenster nach!“ rief der Fremde in gebieterischem Tone. „Das geht schneller!“

Er riß dem Amtmanne, welcher vor Ueberraschung ganz steif dastand und die Karte in der Hand hielt, dieselbe aus den Fingern, steckte sie ein und sprang zum Fenster hinaus. Er kam gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, daß der Letzte der Drei in der Thüre verschwand, welche nach dem Boden führte, auf welchem die Künstler wohnten.

Im Hofe stand auf einer leeren Tonne eine brennende Laterne. Er ergriff sie, um nachzueilen. Aber als er die Thüre erreichte, bemerkte er, daß dieselbe von Innen verriegelt sei. Er trat mit dem Fuße dagegen; aber sie war stark und gab nicht nach.

Unterdessen kamen Andere dazu, unter ihnen der Wirth.

„Wo sind sie hin?" fragte er.

„Hier hinein."

„Dann rasch nach!"

„Sie haben die Thür hinter sich verriegelt."

„Dann dort durch den Stall! So kommen wir auch hinauf! Sie werden durch das Seiten- nach dem Hauptgebäude wollen. Man mag ihnen im Hausflur und auf der Straße den Weg verlegen, damit sie dort nicht zu den vorderen Fenstern herausspringen können!"

Dies geschah augenblicklich. Er glaubte, einen guten Rath gegeben zu haben, und doch war es der schlechteste, den es gab.

Die Drei waren nämlich die Treppe emporgesprungen. Sie hatten die Bodenkammer erreicht, welche ihnen als Aufenthalt diente. Dort brannte ein kleines Lämpchen.

„Was nun?" fragte der Eine.

„Zunächst die Thüre verrammeln!" gebot der Riese. „Sie werden nicht lange auf sich warten lassen; wir aber müssen sie aufhalten."

Er ergriff einige starke Stangen, welche in einer Ecke lehnten, und legte sie gegen die Thür, während er sie an die nahe Fenstermauer stemmte. Jetzt war es schwer, den Eingang zu erzwingen.

„Die Kleider und Stiefel an!" gebot er dann.

Die Anzüge wurden in fieberhafter Eile über die Tricots geworfen Dabei fragte der Eine:

„Aber ohne Geld?"

„Donnerwetter! Die Alte ist mit der Abendeinnahme unten!"

„Und Kasse haben wir nicht!"

„Macht Euch keine Sorge! Kasse wird! Rasch dort die Wäschleine herab und zum Fenster hinaus!"

„Ah! So geht es! Das ist das Beste!"

„Ja. Wir sind dann in den Gärten, und ich möchte Den sehen, der uns fängt!"

Die Leine war stark. Sie konnte mehr als nur einen Menschen tragen. Sie wurde an einem Balken befestigt, und eben als die Drei sich anschickten, aus dem Fenster zu steigen, hörten sie die polternden Schritte ihrer Verfolger, welche mit den Fäusten und Füßen an die Thür polterten.

„Umgekehrt!" rief Einer. „Sie wollen hinten hinab in die Gärten!"

„Verdammt!" flüsterte der Riese. „Das ist dieser unbekannte Hallunke! Der Kerl hat tausend Teufel im Leibe! Macht rasch!"

Es bedurfte seiner Mahnung nicht. Eine Minute später hatten sie glücklich den Boden erreicht, sprangen über mehrere Zäune und hatten dann das freie Feld vor sich.

V. S.

„Wohin jetzt?“ lautete die Frage.

„Dort hinüber in den Wald,“ antwortete der Große. „Da sind wir sicher. Aber lauft Galopp, damit sie uns auch nicht von Weitem erblicken, wenn sie in den Garten kommen!“

Es begann ein Dauerlauf, der sie nach zehn Minuten durch den tiefen Schnee unter die schützenden Bäume des Waldes brachte. Dort blieben sie stehen. Ihr Athem flog.

„Verdammte Geschichte!“ fluchte der Eine. „Was nun machen? Wir sind flüchtig, ohne Geld und ohne Alles!“

„Dummkopf!“ antwortete der Riese. „Denkst Du denn nicht an den Hauptmann?“

„An den? Der ist ja in der Residenz? Wie sollte der uns helfen können?“

„Und doch wird er uns helfen! Er ist überall!“

„Unsinn!“

„Ich weiß, was ich sage. Er ist überall, das heißt, er hat allüberall seine Verbündete.“

„Mag sein! Aber wir kennen sie leider nicht.“

„Das ist nicht nöthig, denn wir werden sie kennen lernen.“

„Aber wie? Es ist überhaupt eine ganz verfluchte Patsche, in welcher wir da stecken! Und wer ist schuld daran?“

„Nun, wer?“ fragte der Riese in giftigem Tone.

„Du natürlich!“

„Ich? Ah! Wie meinst Du das, he?“

„Hättest Du den Jungen nicht so malträtirt!“

„Der Bube verdiente es. Uebrigens, bin ich es allein gewesen, der ihm die Peitsche hat kosten lassen?“

„Aber nicht in der Weise wie Du! Und warum hast Du heute gesoffen, bis Du nicht mehr konntest?“

„Hört, macht mir den Kopf nicht warm! Ihr wißt, daß ich in dieser Weise nicht mit mir reden lasse! Man muß die Pflaumen nehmen, wie sie wachsen. Wir gehen über die Grenze, bis die Geschichte vergessen ist.“

„Das wird lange dauern. Und die Alte?“

„Pah! Die macht, was sie will! Ich bin ganz glücklich, daß ich sie losgeworden bin.“

„Das ist noch das einzig Gute bei der Geschichte. Aber woher nun Geld nehmen? Denn ohne dieses geht es nicht.“

„Das werden wir womöglich heute noch bekommen.“

„Möchte wissen, von wem?“

„Nun, rathe einmal!“

„Da ist sehr leicht rathen: Von Niemandem!“

„Oho! Es ist ein verdammt berühmter Kerl, der uns aus der Patsche helfen wird! Nämlich der — Pascherkönig!“

„Donnerwetter!“

„Ja, ja! Jetzt staunt Ihr!“

„Du weißt ja gar nicht, wo er zu finden ist!“

„Wer hat Dir das weiß gemacht? Ich bin in die Geheimnisse des Hauptmannes viel besser eingeweiht als Ihr, sogar viel besser als mein Bruder, der so dumm gewesen ist, sich in der Residenz fangen und einstecken zu lassen. Ihr müßt nämlich wissen, daß der Hauptmann mit dem Waldkönig in Verbindung steht. Es giebt gewisse Orte, wo man anklopfen kann, und wir Eingeweihten kennen sie.“

„Dann müßte einer hier in der Nähe sein!“

„Das ist er auch.“

„Wo?“

„Ganz in der Nähe der Nachbarstadt, wo ein großes Bergwerk ist. Der Ort, welcher zum Anklopfen benutzt wird, ist allemal die größte Eiche der betreffenden Gegend.“

„Da klopft man an den Baum?“

„Dummkopf! In allen diesen Eichen giebt es ein geheimes Kästchen, welches als Auskunftsbureau gebraucht wird. Man findet zu jeder Zeit den Namen Dessen darin, an den man sich zu wenden hat.“

„Das klingt sehr romantisch.“

„Ist aber ebenso wahr wie practisch.“

„Und da drüben steht eine solche Eiche?“

„Ja. Ich kenne sie genau. Ich habe sie bereits einmal gesehen, aber leider bevor ich das Geheimniß kannte.“

„So wollen wir machen, daß wir hinkommen!“

„Ja; es wird Zeit. Aber wir müssen jeden gebahnten Weg vermeiden, sonst werden wir gesehen und erwischt!“

Sie brachen auf und hielten sich immer mitten im Walde.

Unterdessen hatten die Verfolger, als sie den Garten erreichten, bemerkt, daß sie zu spät gekommen seien. Man erging sich in Verwünschungen. Man hielt Rath, was zu thun sei, um sie einzufangen. Der Fremde aber zog sich rasch zurück und gab dem Wirthe einen Wink, ihm zu folgen. Sie traten mit einander hinter die offene Kellerthür.

„Wer sind Sie, Herr?“ fragte der Wirth.

„Fürst —“

„Des Elendes? Ah, Herr Arndt! Aber, zum Teufel, in wie vielerlei Gestalten laufen Sie denn eigentlich in der Welt herum?“

„In nicht mehr, als nöthig sind, mein Lieber. Aber, ich habe keine Zeit. Sagen Sie, haben Sie nicht ein Pferd für mich?“

„Hm! Einen alten Klepper, ja. Wozu?“

„Zum Reiten.“

„Sapperment, das ist wagehalsig! Der Braune hat noch keinen Menschen auf dem Rücken gehabt.“

„Thut nichts! Ich muß schnell nach Hause. Ich bringe oder schicke das Pferd morgen wieder.“

„Aber, ich habe keinen Sattel.“

„Ich reite auch ohne Sattel. Führen Sie den Gaul heraus, ganz so, wie er im Stalle steht.“

„Na, ich möchte es nicht versuchen! Aber, warum wollen Sie so eilig fort, und zwar zu Pferde?“

„Es ist mir ein Gedanke gekommen. Sind die Seidelmann's schon fort?“

„Sie haben bei mir gar nicht ausgespannt. Warum?“

„Darum! Bringen Sie das Pferd!“

Der Wirth gehorchte, und wenige Minuten später jagte Arndt zum Städtchen hinaus.

Fritz Seidelmann hatte unter den Zuschauern einige Bekannte getroffen, Mitglieder des Casino, unter ihnen auch den Sohn des Kaufmannes Strauch. Dieser schloß sich ihm an, als er sich jetzt mit dem frommen Schuster nach der Ausspannung begab.

„Das war ein Schauspiel, wie ich keines wieder sehen möchte,“ bemerkte Strauch während des Gehens.

„Ja; es ist schade um den Kleinen!“ antwortete Fritz.

„Schade?“ fragte der Fromme. „Das will ich nicht sagen. Die Wege des Herrn sind wunderbar, und er führet Alles herrlich hinaus! So sagt die heilige Schrift.“

„Nennen Sie das herrlich, was wir heute gesehen haben?“

„Es kann herrlich sein.“

„Um Gotteswillen!“

„Der Allgütige hat den Knaben zu sich gerufen, damit er vor noch größerer Verwahrlosung verschont bleibe. Er war ein Kind der Gottlosen. Der Teufel hatte seine Krallen bereits nach ihm ausgestreckt. Ihm ist sehr wohl geschehen!“

Sie hatten die Ausspannung erreicht.

„Kehrst Du noch einmal mit ein?“ fragte Fritz den Bekannten.

„Danke! Mir ist ganz übel geworden.“

„Wegen des Jungen? Mache Dich nicht lächerlich!“

„Es war mir schon vorher nicht recht wohl zu Muthe!“

„Also fühlst Du Dich unwohl?“

„Ja, allerdings!“

„Aber doch nicht etwa bedeutend? Ich hoffe, daß Du morgen die Maskerade nicht zu versäumen brauchst!“

„Ich komme.“

„Schön! Also, gute Nacht!“

„Gute Nacht! Aber, halt, noch eine Frage!“

„Was denn?“

„Hm! Man hat mir da heute eine eigenthümliche Legende aufgebunden. Sage einmal, Fritz, glaubst Du wirklich, daß es einen Pascherkönig giebt, oder gehört er in das Reich der Phantasie?“

„Sapperment! Warum fragst Du nach ihm?

„Es wurde über Tische von ihm erzählt.“

„Was?“

„Verschiedenes: Mein Vater behauptete da sogar: Wenn der Waldkönig irgend Jemandem einen Befehl gäbe, so müsse man gehorchen, wenn man nicht verloren sein wolle. Glaubst Du das?“

„Hm! Ja“

„Auch wenn der Befehl ein schriftlicher ist?“

„Auch dann. Ich würde nicht wagen, zu widerstehen. Hat denn Jemand einen solchen Befehl bekommmen?“

„Wer soll das wissen. Der ihn erhält, ist ja gezwungen, das tiefste Schweigen zu beobachten.“

„Sehr richtig! Man sagt, daß der Waldkönig jede Plauderei mit dem Tode bestraft. Aber, Du scheinst einen Grund zu haben, Dich nach diesen Dingen zu erkundigen. Nicht wahr?“

„O nein, nein, nein! Ich dachte nur so daran, weil heute so viel erzählt worden war. Gute Nacht!“

Er ging. Und als er um die nächste Ecke getreten war, brummte er leise vor sich hin:

„Eine verdammte Geschichte! So komme ich um das ganze Vergnügen. Der Waldkönig hat geschrieben; ich muß gehorchen und darf nicht einmal darüber sprechen, nicht einmal zu meiner Braut! Was er nur für einen Grund haben mag? Aber den Anzug wenigstens werde ich aufsagen dürfen. Hm! Wunderbar!“

Und als die beiden Seidelmann's im Schlitten saßen und die Stadt hinter sich hatten, sagte der Fromme:

„Du, Dein Freund kam mir sehr verdächtig vor!“

„Mit seiner Frage nach dem Paschérkönige?“

„Ja. Er hatte eine Absicht, einen gewissen Grund. Das habe ich ihm ganz genau angehört.“

„Das glaube ich nicht. Er ist sehr aufrichtig.“

„Aber heute war er es nicht. Mache Dich morgen an ihn und suche seine Absicht zu erfahren. Man muß sehr vorsichtig sein.“

„Zu dieser Vorsicht habe ich heute anderweit viel größeren Grund als bei ihm.“

„Das wäre? Ist Etwas passirt, was ich nicht weiß?“

„Hast Du es denn nicht bemerkt?“

„Was?“

„Das Zeichen, welches mir der große Akrobat gegeben hat?“

„Der? Du, wie kommt der dazu, Dir das Zeichen zu geben?“

„Weiß ich es?“

„Wenn er es Dir gegeben hat, so muß er doch genau wissen, daß —“

„Daß — nun. was?“

„Daß gerade Du zu den Eingeweihten gehörst.“

„Nein, das weiß er nicht, wie ich glaube. Als er sich das Auge wischte, blickte er sich suchend im Saale um.“

„Und Du hast geantwortet?“

„Ja.“

„Höre, das ist mehr als Unvorsichtigkeit; das ist geradezu Unverstand!“

„Es war ein Wenig voreilig gehandelt; das gebe ich zu. Man ist es gewöhnt, sofort zu antworten.“

„Aber hier hättest Du es nicht thun sollen. Du wirst ihn nun auf dem Pelze haben und nicht wieder los werden.“

„Wer weiß, ob er mich gekannt hat.“

„Ich wollte, Du wärest ihm fremd gewesen. Du wirst Dich einige Tage nicht auf der Straße sehen lassen dürfen.“

„Aber wie nun, wenn er die Eiche kennt?“

„Das ist unwahrscheinlich. Er ist ja nicht von hier!“

„Aber er ist vielleicht in der Residenz gewesen und kennt das geheime Zeichen. Das läßt vermuthen, daß er mit dem Hauptmann zusammengetroffen ist.“

„Wollen es abwarten. Aber vorsichtig und zurückhaltend müssen wir sein. Ich wollte heute den großen Zug mitmachen, nun aber werde ich mich hüten. Ich bleibe daheim.“

„Und ich ziehe mich auch zurück, wenn ich die Befehle gegeben habe.“

„Aber ein Anführer muß ja doch sein.“

„Hast Du den Schmied vergessen?“

„Ach ja, der Schmied von Helfenstein stößt mit seinen Leuten zu uns. Weiß er von uns?“

„Nein. Er weiß nur von der Eiche. Bis jetzt weiß noch kein Mensch wer der hiesige Pascherkönig ist.“

„Das wird heute ein Fischfang, größer als der von Petrus, von dem die Bibel erzählt. Hast Du aber die Grenzer benachrichtigt?“

„Ja. Sie gehen nach dem Finkenfang, während wir durch den Haingrund brechen. Sie mögen warten, bis sie schimmelig werden.“

Als Arndt das kleine Städtchen erreichte, ritt er im Galopp durch dasselbe und bog dann nach der Forsthausstraße ein. Er hatte dieselbe noch nicht lange verfolgt, so sah er einen Mann vor sich, den er bald einholte und erkannte. Er hielt das Pferd an.

„Ah! Sie sind es!“ fragte er. „Guten Abend!“

Eduard Hauser war es, der erstaunt den fremden Reiter betrachtete, der ihn zu kennen schien.

„Guten Abend!“ antwortete er. „Womit kann ich dienen?“

„Dienen? Ach so! Sie kennen mich nicht. Der Fürst —“

„Des Elendes!“ fügte Eduard sofort hinzu „Wer hätte gedacht, daß Sie es sind! Ich wollte zu Ihnen.“

„Warum?“

„Ich war in der Schenke. Da saßen Zwei, welche mir höchst eigenthümlich vorkamen. Als ich eintrat, guckte mich der Eine sehr scharf an und wischte sich dabei das Auge mit der Hand.“

„Ah! Das fiel Ihnen auf?“

„Beim ersten Mal noch nicht; aber es kamen Mehrere, und allemal wischte sich der Mann das Auge.“

„Gab es Jemand, welcher antwortete?“

„Zwei. Sie fuhren sich, gerade wie er, mit der Hand nach dem Auge.“

„Mit welcher Hand und nach welchem Auge?“

„Beides rechts.“

„Das ist allerdings eine sehr wichtige Entdeckung. Haben Sie vielleicht diese Beiden, von denen Sie sprechen, erkannt?“

„Ja. Es waren zwei hiesige Einwohner, zwei Nichtsnutze, mit denen Niemand einen Verkehr haben mag.“

„Schön! Merken Sie sich diese Beiden! Und die Zwei, von denen der Eine das Zeichen gab? Waren auch diese Ihnen bekannt?“

„Nein. Sie waren nicht von hier.“

„Alt oder Jung?“

„Der Eine war ein Greis mit grauem Haar, aber kräftig. Der Andere schien sein Sohn zu sein.“

„Suchen Sie zu erfahren, wer sie gewesen sind.“

„Soll ich zurückkehren?“

„Nein. Sie können ja morgen den Wirth fragen. Ich brauche Sie jetzt. Kommen Sie mit nach dem Forsthause. Ich muß weiße Betttücher für uns holen. Wir beobachten heute.“

„Ich habe ein Betttuch bei mir.“

„Einstecken?“

„Hier unter dem Rocke.“

„Das ist gut. Da ersparen Sie den Weg. Also gehen Sie jetzt sogleich nach — hm! Nein, das geht nicht. Ich kenne Sie noch nicht genau und weiß nicht, ob Sie vorsichtig sein können.“

„O, was das betrifft, so können Sie sich auf mich verlassen!“

„Sie glauben, sich unbemerkt anschleichen zu können?“

„An die Eiche, meinen Sie? Gewiß! Kein Mensch wird mich bemerken. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“

„Nun, so wollen wir es einmal versuchen. Gehen Sie also zur Eiche und beobachten Sie dort, was geschieht. Ich komme nach.“

„Sie denken, daß es heute dort Etwas zu erlauschen giebt?“

„Ja; ich habe eine Ahnung davon. Doch, hören Sie! Ich glaube mich zu besinnen, daß fast in unmittelbarer Nähe der Eiche eine ziemlich große Tanne oder Fichte steht. Nicht?“

„Es ist eine Fichte.“

„Ja. Ihre Zweige sind sehr dicht. Die untersten sind gar nicht weit vom Boden entfernt und reichen weit herüber.“

„Das giebt ein gutes Versteck.“

„Ich sehe, Sie verstehen mich. Aber während Sie darunter kriechen, nehmen Sie sich in Acht, daß der Schnee auf den Zweigen bleibt. Ich

komme baldigst nach. Ehe Sie das Bettuch gebrauchen, sehen Sie sich erst gehörig um, ob Sie allein sind."

Er ritt davon. Als er am Forsthause abstieg, trat der Förster aus der Thür. Auch er verwunderte sich ob des fremden Reiters.

„Ich bin es, der Vetter Arndt," sagte dieser.

„Alle Teufel! Sie? Wo haben Sie diese Mähre her?"

„Geborgt. Kann sie hier Unterkunft finden?"

„Wie viele Jahre?"

„Nur bis morgen."

„Dann ist's zu wagen. Ich werde sie sofort nach dem Corridore erster Classe bringen. Gehen Sie in die warme Stube!"

„Das thue ich nicht. Ihre Leute brauchen nicht zu sehen, wie maskirt ich bin. Vorsicht, mein Lieber!"

„Aber Sie müssen doch essen?"

„Ich gehe sogleich wieder fort. Legen Sie mir einen Imbiß auf meine Stube, damit ich ihn bei meiner Rückkehr finde."

„Schön! Also, Sie wollen fort? Hm! Nehmen Sie sich in Acht!"

„Weshalb? Giebt es Etwas?"

„Ja. Es sprach ein Grenzer hier ein, ein junger Kerl, der zuweilen zu mir kommt. Er hat so einen kleinen Narren an mir gefressen, und weiß, daß ich nichts verrathe. Er theilte mir mit, daß es heute einen guten Fang geben werde."

„Sagte er den Ort?"

„Den wußte er selbst noch nicht; aber aus den Vorbereitungen, welche getroffen worden sind, hat er den Schluß gezogen, daß der Fang ein Finkenfang sein werde."

„Ich verstehe. Es ist der Ort gemeint, welcher so genannt wird.

„Ja, Vetter Arndt."

„Na, wir werden ja sehen. Versorgen Sie das Pferd."

Er verfügte sich nach seinem Stübchen, steckte alles nöthig Erscheinende zu sich und ging dann wieder.

Er schlich sich mit der möglichsten Vorsicht nach der Eiche zu. Als er in die Nähe derselben kam, sah er sich gezwungen, hinter einen Baum zu treten, da er eine Gestalt bemerkte, welche fast gerade auf ihn zukam. Er fand gerade noch Zeit, sich zu verstecken; dann huschte sie vorüber. Nun setzte er den Rest seines Weges mit verdoppelter Vorsicht fort und gelangte an die Fichte.

„Pst! Sind Sie da?" flüsterte er.

„Schon längst," antwortete es unter den niedersten Aesten hervor.

„Giebt es noch Platz?"

„Ja. Kommen Sie her! Ich rücke zu."

Die Zweige bewegten sich einige Augenblicke lang, aber so leise, daß der Schnee nicht von ihnen herabfallen konnte, dann lagen die Beiden neben einander in ihrem Verstecke. Kein Mensch, selbst wenn er in nächster Nähe

stand, hätte vermuthen können, daß vier Augen und vier Ohren hier angestrengt wurden, die Geheimnisse des Paschérkönigs zu entdecken.

„Es begegnete mir Einer. Waren welche hier?" fragte Arndt.

„Ja, bereits drei," gab Eduard im Flüstertone zurück.

„Was thaten sie?"

„Sie machten sich am Stamme der Eiche zu schaffen und brannten dabei ein Streichhölzchen an."

„Ein Streichholz? Wozu?"

„Sie hatten allemal ein Zettelchen in der Hand, welches sie lasen."

„Hm! Der Zettel muß irgend einen Befehl enthalten."

„So scheint es."

„Wurde der Zettel stets mitgenommen?"

„Nein. Wenn sie ihn gelesen hatten und das Streichholz verlöscht war, dann schienen sie ihn wieder zu verstecken."

„Es muß ein Loch im Stamme sein. Aber ich habe es nicht gefunden."

„Es ist verborgen. Vielleicht mit einem Stück Rinde künstlich verschlossen. Anders kann es gar nicht sein."

„Das ist möglich. Horchen Sie!"

Es ließen sich Schritte vernehmen. Ein Mann kam leise daher, trat an den Baum, langte mit der Hand empor und brannte dann ein Streichholz an. Jetzt bemerkte Arndt allerdings, daß derselbe einen Zettel in der Hand hatte Er that ihn, als das Licht verlöscht war, wieder an den Ort zurück und entfernte sich dann.

„Haben Sie aufgepaßt?" fragte Arndt.

„Ja. Ich glaube genau den Punkt treffen zu können, an welchem sich das Versteck befindet. Soll ich hinaus und den Zettel holen?"

„Nein, nein! Warten wir noch."

Das war ein Glück, denn es dauerte kaum eine Minute, so ließ sich wieder ein Geräusch vernehmen. Dieses Mal näherten sich drei Personen. Sie blieben an der Eiche halten. Der Eine war sehr hoch und stark gebaut; die beiden Anderen waren auch kräftig, aber doch keine solche Riesen.

„Das also ist diese Eiche?" fragte Einer von ihnen.

„Ja," antwortete der Riese. „Jetzt bin ich neugierig, ob ich wirklich die erwartete Auskunft erhalten werde."

„Wirst Du sie finden?"

„Natürlich! Ich sagte Euch bereits, daß die größte Eiche der betreffenden Gegend allemal die Auskunftsstelle ist. Es ist ein viereckiges Loch eingeschnitten, in welchem sich ein Kästchen befindet. Die vordere Seite desselben besteht in einem kleinen, dürren Abstümpfchen. So kann die Sache nicht auffallen. Seht her!"

Er griff am Stamme empor und hielt dann Etwas in der Hand.

„Brennt ein Streichholz an!" befahl er.

Ein Lichtchen flackerte auf.

„Seht das Kästchen!" fuhr er fort. „Hier ist ein Zettel. Was steht

darauf? ‚Punkt ein Uhr im Haingrund.' Hm! Das geht mich und uns nichts an! Das ist ein Befehl für die Pascher, für heute oder morgen. Oder hat er auch bereits gestern Geltung gehabt. Was ich suche, das sind Ziffern, die auf dem Boden des Kästchens stehen. Brennt noch ein Streichholz an!"

Das Licht flackerte abermals auf. Er musterte den Boden des Kästchens. Es mußten noch zwei Zündhölzer verbrannt werden, ehe er mit sich in's Reine kam. Dann sagte er:

„Ich hab's! Kommt! Wir brauchen gar nicht weit zu gehen."

Er steckte das Kästchen an Ort und Stelle, und dann entfernten sie sich in derselben Richtung, aus welcher sie gekommen waren.

Eduard stieß Arndt an und flüsterte:

„Da können wir zufrieden sein!"

„Zufriedener noch, als Sie überhaupt denken! Diese drei Kerls hätte ich hier nicht erwartet!"

„Sie kennen sie also?"

„Ja. Es sind sogenannte Künstler. Sie sollten heute wegen Todtschlages arretirt werden, sind aber entflohen."

„Herrgott! Wir hätten sie ergreifen sollen!"

„Uns konnte ein Kampf mit ihnen gar nichts nützen. Sie werden ihrem Schicksale nicht entrinnen. Haben Sie gehört, daß sich die Pascher ein Rendezvous geben?"

„Im Haingrund, ja."

„Und den Grenzern haben Sie wissen lassen, daß es heute beim Finkenfang Etwas giebt."

„Das ist ja gar nicht weit von hier. Woher wissen Sie es?"

„Ich hörte davon. Finden Sie es hier sehr kalt?"

„Gar nicht. Hier unter den dichten Zweigen ist es nach Verhältniß sogar ganz behaglich."

„Sie würden es also noch ein Stündchen hier aushalten können?"

„Ganz gut."

„So werde ich gehen."

„Nach dem Finkenfang, wie ich vermuthe?"

„Ja. Es ist meine Pflicht. Doch halt! Man kommt!"

Es kam wieder Einer, der beim Scheine des Streichhölzchens den Zettel las und sich dann entfernte.

Als er fort war, kroch Arndt unter dem Baume hervor.

„Aber, werden Sie den Finkenfang auch wirklich finden?" fragte Eduard, der besorgt um seine neue Bekanntschaft war.

„Ganz gewiß. Verhalten Sie sich sehr ruhig, bis zu meiner Rückkehr. Ich würde noch warten, aber vom Finkenfang bis zur Hainschlucht ist es eine gute Stunde. Man muß die Grenzer also sofort benachrichtigen, wenn der Coup vereitelt werden soll. Ich kehre wohl noch vor einer Stunde zurück. Ah! Pst!"

Er duckte sich schleunigst hinter die Fichte nieder, denn es ließen sich Schritte hören. Zwei Männer kamen herbei. Sie trugen keine Masken vor den Gesichtern, wie Diejenigen, welche bereits hier gewesen waren. Ihre Züge waren sehr deutlich zu erkennen.

Der Aeltere, welcher einen langen, grauen Bart trug, langte nach dem Kästchen und las beim Scheine des Streichholzes den Zettel.

„In dem Haingrund also!“ sagte er. „Wir haben noch Zeit. Komm, Junge!“

Sie gingen.

„Herr Arndt! Sind Sie noch da?“ flüsterte Eduard.

„Ja.“

„Das waren die Beiden, die in der Schänke saßen.“

„Schön! Ich kenne sie. Sie brauchen sich also nicht nach ihnen zu erkundigen. Ich muß fort.“

Er huschte von dannen, den Beiden nach. Er hatte sich ihnen sehr rasch so weit genähert, daß er sie deutlich sehen konnte. Sie schritten in gerader Richtung auf die Straße zu und bogen in dieselbe ein, anstatt direct sich nach dem Haingrunde zu halten.

Er folgte ihnen auch hier. Als er die Straße erreicht hatte, ließ er seine Schritte hörbar werden. Sie blieben stehen, blickten sich um und ließen ihn herankommen.

„Guten Abend!“ grüßte er.

„Guten Abend!“ dankte er.

„Wohin des Weges?“ fügte der Alte hinzu.

„Nach dem Haingrund.“

Da machten Beide eine Bewegung der Ueberraschung.

„Was wollen Sie dort?“ fragte der Junge, der aber wohl auch über vierzig Jahre zählte.

„Das!“

Bei diesen Worten wischte Arndt sich mit der rechten Hand das rechte Auge

„Ach so! Dann sind wir also Kameraden! Aber warum tragen Sie denn keine Maske?“

„Warum auch Sie nicht?“

„Wir sind fremd hier. Wozu also überflüssiges Verstecken?“

„Auch ich bin fremd. Mich würde man wohl weniger erkennen, als Sie. Ich warte auf Sie.“

„Sie? Warten auf uns? Wieso? Hat Ihr Waldkönig —?“

Er hielt inne. Arndt stutzte. ‚Ihr Waldkönig‘ hatte der Alte gesagt. Gab es denn mehrere Waldkönige? War das der Fall, so ließ sich allerdings sehr Vieles erklären.

„Nun? Was meinen Sie?“ fragte Arndt.

„Hat Ihr Waldkönig von uns gesprochen?“

„Ja.“

„Donnerwetter! Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Und wir noch nicht! Das ist stark! Also, Sie wissen, wer wir sind?“

„Ganz genau.“

„Das glaube ich nicht eher, als bis Sie unsere Namen nennen!“

„Sie sind der Schmied und Gastwirth Wolf aus Helfenstein, und dieser Mann ist Ihr Sohn.“

„Weiß Gott, er kennt uns! Hören Sie, ich ahne, daß Sie der König sind! Der hiesige nämlich!“

„Vielleicht!“

„Was, vielleicht? Reden Sie von der Leber weg, damit wir über das Geschäft sprechen können! Sind Sie es oder nicht?“

„Nun ja, ich bin es!“

„Wie kommen Sie auf die heutige Kühnheit? Haben Sie den Befehl dazu vom Hauptmanne erhalten?“

„Ja.“

„So erklären Sie sich über die Anordnungen, welche Sie bereits getroffen haben! Wir müssen das wissen!“

Jetzt sah sich Arndt vor dem Laufe einer Kanone, deren Schuß sofort losgehen konnte. Er hatte genug gehört. Er beschloß, sich damit zu begnügen. Das war besser, als wenn er sich in eine Gefahr begab, in der er ja wohl gar umkommen konnte.

„Warten Sie!“ sagte er darum. „Ich habe noch Einen bestellt, welcher mit dabei sein muß. Folgen Sie mir!“

„Wohin?“

„Zu dem Manne, von welchem ich sprach.“

Er ging voran, und sie folgten ihm.

In nicht sehr großer Entfernung vom Forsthause hatte der Förster eine Lichtung ausroden lassen, um junge Pflanzen zu ziehen. Er hatte seine Freude an den Bäumchen; er befand sich gern bei ihnen und hatte sich daher aus allerlei Buschwerk eine Art Laube gezogen, dicht und undurchdringlich für Wind und Wetter. Diese Laube hatte einen sehr schmalen und niedrigen Eingang, so daß selbst jetzt in ihrem Innern nur wenig Schnee vorhanden war.

„Treten Sie ein!“ sagte Arndt.

Der Schmied bückte sich und kroch hinein, und sein Sohn folgte ihm.

„Setzen Sie sich, meine Herren,“ bat er sie.

Sie thaten es, und dann meinte der Alte:

„Na, kommen Sie nicht auch herein?“

„Der Platz ist nicht übermäßig vorhanden. Aber lauschig ist es drin, nicht wahr? Ein wenig rüsch und kalt. Auch riecht es nach Moos und Moder. Ich werde für ein besseres Parfüm sorgen.“

Er zog die goldene Kugel aus der Tasche, streckte die Hand zum Eingang herein und drückte auf den Knopf.

„Ah — ah — — ah!“ ertönten drin drei schwere Athemzüge.

„Sie schlafen!“ murmelte er. „In fünf Stunden erwachen sie.“

Er ging fort, aber langsam, wie Einer, welcher nachzudenken hat.

„Also mehrere Paschерkönige giebt es?“ flüsterte er vor sich hin. „Ist der Schmied etwa auch Einer? Fast scheint es so! Und ihre Befehle empfangen sie vom Hauptmanne aus der Residenz? Täuscht mich meine Ahnung nicht, so ist der Baron Franz von Helfenstein dieser Hauptmann. Wie aber reimt es sich zusammen, daß der Schmied sein Untergebener ist und mich doch gerettet hat?“

Er ging sinnend weiter, an der Försterei vorüber und nach dem Finkenfange zu.

„Gott wird mir verzeihen, daß ich heute diese Beiden rette,“ sagte er dabei für sich. „Sie haben mich einst aus der Gefangenschaft befreit, und so darf ich es auch wohl wagen, sie abzuhalten, sich heute gegen die Gesetze zu versündigen.“

Der Haingrund war ein bewaldetes Thal, welches sich rechtwinklig mitten durch den tiefen Forst nach der Grenze hinzog. Ungefähr eine Stunde davon entfernt lag der Finkenfang, ein stiller, öder Platz im tiefen Forste, felsig und fast leer von aller Vegetation. Als Arndt diesen Ort erreichte, blieb er stehen und stieß einen Pfiff aus.

Kein Mensch antwortete. Aber hinter dem nächsten Felsstücke kauerten zwei Grenzer, welche sein Kommen bemerkt und es sofort den Ihrigen angezeigt hatten. Der Eine flüsterte:

„Ein schlauer Patron! Er will sich versichern, ob Jemand hier ist.“

„Antworten wir auf seinen Pfiff, so ist es mit dem Fange vorbei. Ihm können wir nichts thun, und die Anderen reißen aus.“

Arndt pfiff abermals. Wieder keine Antwort. Jetzt fragte er laut:

„Sind Grenzer hier?“

„Ich könnte dem Kerl Eins auf den Schnabel geben! Und zwar da mit dem Kolben meines Gewehres!“ brummte der eine Beamte.

„Pst! Rasch um die andere Ecke! Er kommt hier vorüber.“

Sie huschten um die Ecke des Felsens herum, und Arndt näherte sich, um vorüber zu gehen. Aber er erblickte beim hellen Scheine der Sterne und des Schnees ihre Spuren und blieb stehen.

Sie hörten, daß er ein kurzes, leises Lachen ausstieß. Dann sagte er:

„Bitte, bleiben Sie getrost hier! Ich komme nicht als Kundschafter des Paschерkönigs, sondern ich suche Sie, um Ihnen eine sehr wichtige Mittheilung zu machen.“

Er hatte leise gesprochen, um ihren Verdacht zu beschwichtigen, dennoch waren auch diese Worte ohne Erfolg.

„Nun,“ fuhr er fort, „so werde ich gerade aus und vorwärts gehen, damit Sie sehen, daß ich nicht die Absicht habe, Jemand, der sich hinter mir befindet, zu benachrichtigen.“

Und wirklich setzte er in ruhiger Weise seinen Weg fort. Das erweckte das Vertrauen Derjenigen, die ihn beobachteten. Gerade vor ihm erhob sich

ein Mann vom Boden. Er hatte einen Degen in der Rechten und einen Revolver in der Linken.

„Halt!“ gebot er mit unterdrückter Stimme. „Stehen Sie fest, und sprechen Sie leise!“

„Schön! Ich stehe zur Verfügung!“

„Wer sind Sie?“

„Ich bin der Fürst des Elendes.“

Der Offizier trat einen Schritt zurück. Rundum tauchten Gestalten hinter den Felsstücken auf. Das war der Erfolg seiner Antwort.

„Wollen Sie uns etwa äffen?“

„Glauben Sie, daß ein Mensch in dieser Stunde und bei dieser Kälte in den tiefen Wald läuft, um sich einen Spaß zu machen? Haben Sie von dem Fürsten des Elendes gehört?“

„Allerdings!“

„Auch, daß er sich jetzt hier in der Gegend befindet?“

„Ja.“

„Nun wohl, ich bin er.“

„Und wenn wir Ihnen nicht glauben?“

„So steht Ihnen das frei. Ich komme, um Ihnen einen Irrthum zu benehmen. Sie erwarten die Pascher hier. Sie sind falsch benachrichtigt worden. Der Waldkönig wird seine Leute heute durch den Haingrund über die Grenze schicken.“

„Donnerwetter! Das wäre! Können Sie es beweisen?“

„Nein.“

„Das ist sehr schlimm für Sie!“

„Wieso?“

„Ich werde mich Ihrer Person versichern. Sind Sie bewaffnet?“

„Ja.“

„Um so schlimmer. Wir werden Gelegenheit finden, zu sehen, wen man eigentlich unter dem Fürsten des Elendes zu verstehen hat.“

„Das sehen Sie bereits jetzt; ich stehe ja deutlich genug vor Ihnen. Uebrigens ersuche ich Sie, hier diese Karte zu betrachten.“

Der Offizier nahm die Karte und warf einen Blick auf sie; aber dieser Blick schien nicht zu genügen, denn er befahl:

„Müller, die Laterne!“

Einer seiner Untergebenen zündete ein Laternchen an, bei dessem Scheine die Karte nun deutlich zu erkennen war.

„Vom Minister? Hm! Ich kenne die Unterschrift der Excellenz nicht! Eine eigenthümliche Legitimation! Aber das Siegel ist richtig!“

„Nun, dann nehmen Sie diese zweite Legitimation!“

Er gab eine zweite Karte hin. Der Offizier las:

„„Inhaber Dieses darf in allen Fällen passiren!“ Sakkerment! Und unterzeichnet von unserer obersten Behörde! Das ist natürlich zu respectiren!

V. S.

Verzeihung, mein Herr! Aber Sie sehen ein, daß man vorsichtig sein muß. Man hat es hier mit außerordentlich raffinirten Subjecten zu thun."

„Ich weiß das. Also, ich theile Ihnen abermals mit, daß die Pascher sich punkt Ein Uhr im Haingrund versammeln werden."

„Jetzt glaube ich Ihnen. Aber woher wissen Sie das?"

„Ich bin nicht befugt, es zu sagen."

„Und dennoch muß ich darnach fragen!"

„Würden Sie Ihre Spione verrathen?"

„Das würde ich allerdings nicht thun, mein Herr!"

„Nun, so ersuche ich Sie, meinen Worten Glauben zu schenken oder auch nicht, ganz wie Sie belieben und wollen!"

„Ich sagte bereits, daß ich Ihnen glaube."

„So ist der Zweck meiner Wanderung erfüllt, und ich bitte Sie, mich gütigst zu entlassen."

„Sie werden zugeben, daß ich mich in einer keineswegs klaren Situation befinde. Entblöße ich diesen Platz, um meine Leute nach dem Haingrunde zu dirigiren, so —"

„So jagen Sie den Paschern ihre Waaren ab!" fiel Arndt ein.

„Aber, wenn diese dennoch den Weg nach hier einschlagen?"

„Pah! Thun Sie, was Sie wollen! Ich aber gehe. Gute Nacht!"

Er ging, ohne sich weiter um Das, was der Offizier thun würde, zu bekümmern. Seine beiden Karten hatte er zurückerhalten. Man hinderte ihn nicht; man ließ ihn sich entfernen.

Nach Verlauf einer halben Stunde stand er wieder an der Fichte, unter welcher Eduard Hauser noch immer steckte. Er kroch zu ihm hin und fragte mit leiser Stimme:

„Ist noch Weiteres geschehen?"

„Noch Einige sind gekommen, um den Zettel zu lesen; aber seit über einer Viertelstunde Keiner mehr."

„So warten wir noch ein Weilchen! Außer Sie frieren sehr?"

„Es ist hier auszuhalten."

„Gut. Man darf sich nicht überstürzen."

Sie ließen wohl noch drei Viertelstunden vergehen, dann aber kroch Arndt unter dem Baume hervor.

„Kommen Sie," sagte er. „Jetzt sind wir sicher, daß wir nicht gestört werden. Sehen wir nach dem Kästchen."

Er griff an dem Stamme empor und fühlte das dürre Aststümpfchen, von welchem der Riese gesprochen hatte. Er zog dasselbe heraus und hatte nun das Kästchen in der Hand.

„Jetzt Licht," sagte er. „Hier ist meine kleine Laterne, und da sind auch Zündhölzer. Brennen Sie einmal an!"

Als das Licht brannte, beleuchtete er den Inhalt des Kästchens. Dieser bestand nur aus dem Papierblatte, welches den bereits erwähnten Befehl enthielt.

„Aber hier auf den Boden ist ein Papier geklebt, darauf steht — ah, es sind Ziffern!“ sagte Arndt. „Halten Sie! Ich werde sie mir notiren, denn lange dürfen wir uns doch nicht verweilen. Wir sind zwar sicher, denke aber Vorsicht ist stets das Beste!“

Er nahm sein Notizbuch hervor und notirte sich folgende Zeichen:

„25. 6. 8. 16. 6. 13. 20. 7. — 15. 25. 6. 24. 21. — 8. 23. 18. 25. 23. 18. 7. —

Dann blies er die Laterne aus, steckte das Buch ein und schob das Kästchen an seinen Ort zurück.

„Was mögen diese Ziffern zu bedeuten haben?“ fragte Eduard.

„Der Riese hat es gleich gewußt. Ich hoffe, sie zu entziffern. Hier aber wollen wir uns nicht länger verweilen. Kommen Sie!“

„Wohin?“

„Hm! Herein in's Dorf. Dahin ist es näher als zum Forsthause. Ich muß mich über die Ziffern hermachen und kann Sie dabei vielleicht gebrauchen. Aber zu Ihnen können wir nicht, und in der Schänke möchten Sie auch nicht merken lassen, daß Sie mit einem Mann verkehren, der hier fremd ist.“

„Was das betrifft, so sind meine Eltern bereits schlafen gegangen, die Kinder natürlich auch.“

„Gut! Gehen wir also dahin!“

Sie begegneten außerhalb des Städtchens keinem Menschen und erreichten auch dann das Häuschen Hauser's unbemerkt. Als Arndt sich in dem ärmlichen Zimmer umsah, überkam ihn eine tiefe Rührung. Er reichte Eduard die Hand und sagte:

„So also wohnten, lebten und arbeiteten Sie! Hoffen wir, daß Sie am Ende aller Noth und Sorge stehen!“

Sie setzten sich an den Tisch, und Arndt zog sein Notizbuch hervor. Eduard schrieb sich die Ziffern ab, um bei dem Dechiffriren mit zu helfen.

„Wie es scheint, sind es drei Worte,“ meinte Arndt.

„Und jede Ziffer bedeutet einen Buchstaben,“ sagte Eduard.

„Vermuthlich! Aber für welchen Buchstaben steht die einzelne Ziffer? Das ist die Frage!“

„Wohl einfach dem Alphabete nach!“

„Das wäre sehr leicht! Versuchen wir es einmal!“

Aber auf die angegebene Weise ergaben die Ziffer 25. 6. 8. 16. 6. 13. 20. 7. kein verständliches Wort.

„Es geht also doch nicht!“ meinte Eduard kopfschüttelnd.

„Allerdings nicht. Aber eine sehr zusammengesetzte Chiffreschrift haben wir dennoch wohl nicht vor uns. Pascher sind keine gelehrten Leute. Wollen einmal das Alphabet umkehren, so das A 25 und Z 1 bedeutet. Vielleicht geht es da!“

Und kaum hatten sie da angefangen, so sagte Eduard:

„Ich hab's! 25. 6. 8. 16. 6. 13. 20. 7. bedeutet Auskunft!“

„Richtig! 15. 25. 6. 24. 21. ergiebt Laube, und 8. 23. 18. 25. 23. 18. 7. bedeutet so viel wie Schacht.“

„Also Auskunft — Laube — Schacht!“

„Ja. Auskunft erhält man also auf dem Schachte. Aber, hm, Laube! Sollte es dort eine Laube geben, in welcher —“

„O nein,“ fiel Eduard ein, „nicht eine, sondern einen Laube giebt es dort. Der Schachtwächter heißt Laube.“

„Prächtig! Das ist's! So ist's! Was für ein Kerl ist denn dieser Mann?“

„Finster, wortkarg, aber verschlagen.“

„Ehrlich?“

„Man weiß nichts Schlechtes von ihm, aber auch nichts Gutes.“

„Das genügt. Das sind die schlimmsten Leute. Wann hat er die Wache? Ich meine, zu welcher Tageszeit?“

„Des Nachts.“

„Auch dieses paßt. Und er wohnt auf dem Schachte?“

„Ja. Seine Stube liegt gegenüber der großen Dampfesse. Wollen Sie mit ihm sprechen?“

„Jedenfalls.“

„Aber doch nicht heute noch?“

„Nein. Für heute können wir mit unsern Resultaten zufrieden sein. Aber ich bitte Sie sehr, das, was wir erfahren haben, nicht zu mißbrauchen. Gehen Sie nur dann zur Eiche, wenn es nothwendig ist, und visitiren Sie das Kästchen nicht zu oft!“

„Ich werde mich ganz nach Ihrem Willen richten. Wann brauchen Sie mich wieder?“

„Das kann ich nicht sagen. Morgen Abend können wir — ah nein, da fällt mir ja ein, daß Sie zur Maskerade gehen. Nicht?“

„Ja, wenn Sie es mir erlauben.“

„Ich will Sie nicht hindern. Aber was Sie mir darüber andeuteten, schien nichts sehr Glückliches zu sein?“

Eduard senkte den Kopf und antwortete:

„Glückliches gar nicht!“

„Man soll sich nicht um die Herzensangelegenheiten Anderer kümmern; aber vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein, wenn es Ihnen gelingen wollte, Vertrauen zu fassen!“

„Vertrauen, Herr Arndt? Wie können Sie daran zweifeln! Sie haben so viel an mir und den Meinen gethan, daß —“

„Sprechen wir nicht davon!“ wurde er unterbrochen. „Aber da fällt mir ein: Haben Sie diesem Seidelmann die Schuld bezahlt?“

„Noch nicht?“

„Warum nicht?“

„Die Zeit ist noch nicht um, und sodann wollte ich den geeigneten Moment abwarten, so einen Augenblick, einen Augenblick —“

„An welchem Sie ihm das Geld moraliſch an den Kopf werfen können. Ich verſtehe Sie. Iſt es nicht ſo?“

„Ja, ſo iſt es!“

„Nun, ſo warten Sie es ab! Und alſo die Maskerade?“

„Die wird vom Caſino in der Schänke hier abgehalten. Das Engelchen, unſere Nachbarstochter, hat von Einem, den ſie noch nicht kennt, eine Einladung erhalten und den Anzug als Italienerin dazu.“

„Da ſieht ſie wohl reizend aus?“

„Reizend? O nein! Viel ſchlimmer! Wie eine — eine — ich kann das Wort gar nicht über die Lippen bringen!“

„Und ſie geht?“

„Ja. Sie will es, und ihr Vater will es. Ich habe ihr alle guten Worte gegeben, bringe ſie aber nicht davon ab.“

„So hat ſie Sie nicht lieb!“

„O doch! Ich weiß, daß ſie mich lieb hat, aber ſie iſt verblendet!“

„Haben Sie bereits von Liebe mit ihr geſprochen?“

„Nein.“

„Nun ſehen Sie! Da kommt ſo ein Herr aus dem Caſino und nimmt ſie Ihnen vor der Naſe weg.“

„Was will ich thun? Ihr Vater will oben hinaus mit ihr. Ich bin ihm zu arm und gering. Ich ſoll nicht mehr zu ihm hinüber.“

„So laſſen Sie das Mädchen laufen!“

„Herr, wenn ich ihr nur nicht ſo gut wäre!“

„Vielleicht wird es ganz anders, als Sie denken.“

„Wie anders ſoll es werden? Wenn ſie zur Maskerade geht, ſind wir geſchiedene Leute für immer und ewig.“

„Sie wird vergleichen. Sie wird bemerken, daß Sie beſſer ſind als ſo ein Fant. Sie wird zu Ihnen zurückkehren und Sie dann um Verzeihung bitten!“

Eduard ſchüttelte traurig den Kopf und fragte:

„Herr Arndt, ſind Sie wohl einmal bei einer Maskerade geweſen?“

„Sehr oft.“

„Ich noch nie. Ich habe mir aber ſagen laſſen, wie es dabei hergeht. Würden Sie ein Mädchen heirathen, die ſich von einem anderen Menſchen hat umarmen laſſen?“

Hm!“

„Und küſſen?“

„Hm!“

„Na, ſehen Sie! Ein Sprichwort ſagt, ein Kuß in Ehren ſei nicht zu verwehren; aber dieſes Wort iſt ein ſehr ſchlechtes. Und nicht alle Küſſe, die man für ehrenhaft hält, ſind es auch. Auf einer Maskerade, wo die Kleider oben und unten zu kurz ſind, werden wohl die allerwenigſten Küſſe in Ehren gegeben?“

„Vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm, als Sie denken!“

„Vielleicht auch noch schlimmer! Ein braves Mädchen läßt sich von keinem Unbekannten zur Maskerade bringen. Ich möchte weinen, aber ich weiß nicht, ob vor Wuth oder Unglück!“

„Und da haben Sie beschlossen, was zu thun?“

„Ich gehe auch zur Maskerade,“ antwortete er in entschlossenem Tone.

„In's Casino? In eine geschlossene Gesellschaft? Ich befürchte sehr, daß Sie da nicht Zutritt finden werden!“

„O, dafür ist gesorgt!“

„Sind Sie eingeladen? Wohl schwerlich!“

„Ja. Das heißt, ich habe mich selbst eingeladen.“

„Hm! Sie haben doch nicht etwa eine Unvorsichtigkeit begangen?“

„Möglich, daß es eine ist!“

„Sie machen mir da ein eigenthümliches Gesicht. Wollen Sie mir wohl sagen, wie Sie Zutritt erlangen werden?“

„Ich möchte es lieber verschweigen.“

„So ist es auch nichts Gutes!“

„Na, selbst wenn es herauskommt, muß es doch nur für einen Spaß genommen werden. Alle Welt weiß, daß ich nicht der Pascherkönig bin.“

„Der Pascherkönig? Junger Mann, das klingt gefährlich! Sagen Sie, was Sie gethan haben!“

„Nun, im Casino ist ein Kaufmann. Dem habe ich im Namen des Waldkönigs verboten, auf die Maskerade zu gehen.“

„Ei, ei! Das ist ein eigenthümlicher Gedanke. Sie haben geschrieben?“

„Ja.“

„Wird er gehorchen?“

„Ich denke es. Sie glauben gar nicht, wie sehr man hier in dieser Gegend den Pascherkönig fürchtet.“

„Und Sie wollen an Stelle dieses Kaufmanns erscheinen?“

„Ja.“

„Aber wenn man Sie nun erkennt?“

„Ich werde mich zur rechten Zeit entfernen.“

„Hm! Die Liebe greift zu sehr drastischen Mitteln. Man möchte über das Ihrige lachen. Na, schädlich kann es Ihnen nicht werden. Wenn der Kaufmann ja wegbleibt, wird er wohl nicht so thöricht sein, den Grund anzugeben. Also ich werde Sie morgen nicht sehen! Und vielleicht doch! Man weiß ja heute nie, was morgen geschehen kann. Aber halt, das paßt hier gut! Fast hätte ich es vergessen!“

Er riß aus seinem Notizbuche einen Zettel und schrieb darauf:

„Der Fürst des Elendes, weil Sie ihm einen Dienst erwiesen haben.“

Dann verabschiedete er sich von Eduard und ging nach Hause. Dabei aber machte er einen Umweg nach der Laube, in welcher er den Schmied und seinen Sohn zurückgelassen hatte.

Sie saßen noch da und athmeten ruhig. Er steckte dem Schmiede den Zettel in das Portemonnai, welches dieser bei sich trug, und entfernte sich

dann. In seiner Stube angekommen, fand er das bestellte Abendbrot. Er machte Licht und setzte sich zum Essen nieder. Dann brannte er sich eine Cigarre an und schlug ein Buch auf, um zu lesen. Er konnte unmöglich schlafen. Das heute Erlebte ließ ihn nicht ruhen, aber auch nicht — lesen. Er schloß nach einer Weile das Buch und begann, im Zimmer hin und her zu gehen. Er überlegte sich Alles, was er heute erfahren und erlauscht hatte. Darüber verging die Zeit; er vergaß, an die Uhr zu blicken — bis in der Ferne ein lautes, anhaltendes Geknatter erscholl.

Das war Gewehrfeuer!

Er war nicht der Einzige, der es hörte, denn nach ganz kurzer Zeit wurde drüben die Thür geöffnet und dann an die seinige geklopft. Auf seine Antwort fragte die Stimme des Försters:

„Schlafen Sie?"

„Nein."

„So darf ich eintreten?"

„Ja, kommen Sie!"

Der Alte kam herein, in Hose, Weste und Hemdärmeln.

„Man hat geschossen! Haben Sie es gehört?" fragte er.

„Sehr deutlich."

„Wo mag das gewesen sein?"

„Im Haingrunde."

„Donner und Doria! Das wissen Sie? Wer hat denn geschossen?"

„Die Grenzer auf die Pascher. Ich selbst habe sie aufmerksam gemacht, daß der Waldkönig heute beabsichtigt, durch den Haingrund über die Grenze zu gehen."

„Und davon weiß ich kein Wort, kein Sterbenswort! Sie müssen mir das Ding erzählen! Ich gehe gar nicht eher fort!"

Er setzte sich auf einen Stuhl, und Arndt berichtete ihm von dem Geschehenen so viel, wie er für gut und nöthig hielt.

Auch Eduard Hauser vermochte nicht zu schlafen, aber aus einem ganz anderen Grunde. Seine unglückliche Liebe raubte ihm die Ruhe. Er wandt sich in seinem Bette lange hin und her, ehe er den Schlaf finden konnte, und darum war es nicht mehr frühe, als er erwachte. Der Tag war bereits angebrochen.

Als er in die Wohnstube trat, saß die Familie mit den Kindern des Schreibers beim Kaffee. Er betete leise, wie es gebräuchlich war, und langte dann auch zu. Da klopfte es an die Thür, und der alte Barbier trat ein, welcher am Sonnabend Mittag mit Kartoffeln und Salz gegessen hatte.

„Guten Morgen!" grüßte er, sich die frostigen Hände reibend.

Sein Gruß wurde erwidert. Er sog den Duft des Kaffees mit der Nase ein und sagte ganz verwundert:

„Aber, Gevatter, Ihr lebt ja heute in Saus und Braus! Das riecht ja ganz und gar so wie Kindtaufskaffee!"

„Ist beinahe so," antwortete die Hausfrau. „Wollen Sie eine Tasse mittrinken?"

„Sapperment! Zwei für eine und drei für zwei! Ihr müßt ja plötzlich ganz außerordentlich reich geworden sein!"

„Es ist nicht von Bedeutung!"

„Aber so einen Kaffee habe ich noch nie gerochen, in meinem ganzen Leben noch nicht! Und gar Zucker dazu! Na, für diese Wohlthat kann ich auch gleich dankbar sein. Ich habe Neuigkeiten."

Natürlich wurde da gleich gefragt, was er aufzutischen habe.

„Erstens ist der Waldkönig erwischt worden," sagte er.

„Was? Wie?" fragte der alte Weber. „Der Waldkönig selbst?"

„Nein, er selbst noch nicht; aber seine Leute!"

„So? Hat man sie?"

„Nein, sie selbst noch nicht; aber die Waaren sind da."

„Ach so! Wo ist denn das geschehen?"

„Im Haingrund. Denkt Euch, daß die Grenzer gestern die falsche Nachricht erhalten haben, daß der Pascherkönig nach dem Finkenfang kommen wolle. Sie gehen auch hin, ihn dort gehörig zu empfangen, und als sie vergeblich warten, da kommt ein fremder Mann und sagt Ihnen, daß man sie zum Narren gehalten habe, und daß der König durch den Haingrund kommen werde, punkt Ein Uhr."

„Wer war der Fremde?"

„Das hat ihn der Offizier auch gefragt. Und denkt Euch nur, wer es gewesen ist! Der Fürst des Elendes nämlich!"

Diese Nachricht erregte natürlich bei den Alten große Sensation.

„Der Fürst des Elendes!" sagte der Weber. „Der ist ein Bote des Himmels, von Gott gesandt für die Armen und Kranken, gegen die Reichen und Bösewichte."

„Ja. Kaum hat man gehört, daß er sich unserer Gegend nähere, so sieht man auch bereits, welch ein Segen er ist."

„Und er hat die Wahrheit gesagt?"

„Natürlich! Die Grenzer sind eilig nach dem Haingrund aufgebrochen und haben dort einen großen Pascherzug aufgehoben. Getödtet und gefangen ist Niemand worden. Die Kerls haben bei den ersten Schüssen gleich die Packete weggeworfen und sind davongelaufen. Man sagt, daß der Waldkönig gar nicht dabei gewesen sein könne, sonst hätten sie mehr Courage gezeigt."

„Die Courage des Sünders ist nicht der rechte Muth!"

„Ja. Das zeigt sich auch in der zweiten Neuigkeit, welche ich bringe. Auch da sind Drei davongelaufen."

„Wo?"

„In der Nachbarstadt; drei Gaukler, welche ihr Kind ermordet haben, einen armen, kleinen, unschuldigen Knaben.

Die Frau schlug die Hände zusammen und rief:

„Ermordet? Ein unschuldiges Kind? O, diese böse, böse Welt!"

„Ja. Und die Mörder sind entkommen. Aber die sämmtliche Gensd'armerie ist auf den Beinen, und alle Wege sind besetzt, um diese Kerls zu fangen Und das Dritte —"

„Noch eine Neuigkeit?"

„Ja, und eine höchst traurige! Aber ah, da fällt mir ein, daß Ihr ja die Kinder da habt!"

Er warf einen bezeichnenden Blick auf die Kinder des Schreibers.

„Was ist's denn?" fragte der Weber.

„Der arme Mann! Der arme Beyer!"

„Nun, Gott wird die Unschuld seiner Tochter an's Licht bringen!"

„Hoffentlich! Aber für den Vater ist's doch zu spät!"

„Zu spät? Wieso?"

„Nun weil er — todt ist!"

Die beiden letzten Worte raunte er den Alten in die Ohren. Diese erschraken auf das Heftigste.

„Unmöglich!" sagte der Weber. „Unmöglich!"

„Nein, wirklich! Ich habe ihn ja gesehen!"

„Gesehen? In der Amtsstadt?"

„Nein, sondern auf dem Gottesacker hier, im Leichenhause."

„Das kann ich nicht begreifen!"

„Wir Alle auch nicht. Er hat heute Morgen im Leichenhause gesessen todt, und seine Frau im Arme. Sie hat in den Händen ein Papier gehabt, welches viele Gulden werth gewesen ist.

Das größte der Kinder, ein Mädchen von dreizehn Jahren, hatte doch die vorigen leisen Worte des Barbiers so ziemlich genau vernommen. Sie hörte auch die anderen Reden. Es kam ihr eine Ahnung, nein, ein Verständniß, ein fürchterliches Verständniß. Sie sprang von ihrem Sitze auf und schrie:

„Mein Vater, mein Vater ist im Leichenhause! Er ist auch todt!"

Bei diesen Worten eilte sie zur Thür hinaus.

„Herrgott, sie hat's gehört, sie hat's verstanden!" rief der Barbier.

Auch die anderen Kinder jammerten und wollten fort; sie wurden aber zurückgehalten. Der alte Weber zog seinen Rock an und sagte zu Eduard:

„Komm, mein Sohn; laß uns sehen, ob diese Trauerkunde wahr ist!"

„Sie ist wahr!" versicherte der alte Barbier. „Ich war ja dort."

„So wollen wir gehen, um das Kind zu holen!"

Als sie auf den Kirchhof gelangten, befanden sich viele Leute daselbst. Das Kind lag vor den starren Eltern auf der Erde und schien selbst todt zu sein. Es wurde viel hin und her gesprochen. Der Weber aber machte die Thüre zu, trat zu der Leiche des Schreibers, legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte:

„Sieh, ich lege meine Hände
Segnend auf Dein todtes Haupt.
Selig ist, wer bis an's Ende
An die ewge Liebe glaubt.

V. S.

Selig, wer aus Herzensgrunde
Nach der Lebensquelle strebt
Und noch in der letzten Stunde
Seinen Blick zum Himmel hebt.
Suchtest Du noch im Verscheiden,
Droben den Erlösungsstern,
Wird er Dich zur Wahrheit leiten
Und zur Herrlichkeit des Herrn!"

Dann nahm er das Kind bei der Hand, zog es liebevoll an sich und sagte in tröstendem Tone:

„Ja, weine, meine Tochter! Thränen machen das Gewissen leicht und werden von den Engeln gezählt. Aber komm weg von dieser Stätte des Todes. Du siehst Deinen Vater nicht zum letzten Male, sondern Du wirst ihn wiedersehen, hier und dort oben in der Ewigkeit!"

Die müßigen Gaffer waren zurückgetreten. Hauser rief den Todtengräber herbei und sagte:

„Warum lässest Du Jedermann hier eintreten? Hier ist Gottes Stätte. Siehe die Todten an! So sterben nicht die Gottlosen. Und der Ort, da ein Seliger ruht, soll nicht sein ein Schauplatz der Neugierde und der Klatscherei!" —

Kurz nach dem Mittagsessen machte sich Eduard nach der Nachbarstadt auf, um seinen Domino zu holen. Unterwegs traf er auf einen Reiter, den er mit Verwunderung anschaute. Das Pferd war kaum zwanzig Gulden werth und hatte weder Sattel noch Zaum. Der Reiter war alt. Er hatte eisgraue Kopf- und Barthaare, trug eine alte, zerrissene Pelzmütze, eine gestreifte Jacke, kothige und vielfach geflickte Hosen und dazu Filzschuhe. Aus dem Munde hing ihm eine Tabakspfeife mit einem riesigen Kopfe.

„Guten Tag, Alter!" grüßte Eduard, ihm freundlich zunickend.

„Schönen Dank, Junger! Wohin?"

„Hier nach der Stadt."

„Ich auch."

„Woher des Wegs?"

„Aus dem Bette heute früh, heute Abend wieder hinein."

„Mit sammt dem Gaule?"

„Wenn Du den Dritten machen willst, ja."

„Habe keine Lust!"

„Bist wohl ein vornehmer Kerl?"

„Beinahe!"

„Ja, das sieht man Dir an! Wer Maskenbälle mitmachen kann, der muß Geld in der Tasche haben! Nicht?"

Dabei blinzelte er ihm mit den Augen zu und nickte mit dem Kopfe. Eduard blickte ihn erstaunt an und sagte:

„Was wirst Du von Maskenbällen wissen!"

Er hatte diesen Alten noch niemals gesehen. Wie konnte dieser eine Ahnung haben, daß er heute auf die Maskerade wollte?

„Mehr wie Du!“ lautete die Antwort. „Nimm Dich heute Abend in Acht! Du gehörst ja gar nicht dazu!“

„Höre, Du bist wohl toll? Wer bist Du denn eigentlich?“

„Fürst — Fürst des — das Andere sage Dir selbst, Junge! Und ein anderes Mal mache die Augen besser auf!“

Er hatte weder Zügel noch Bügel noch Sporen; das Pferd schien aber doch ganz und gar in seiner Gewalt zu sein, denn es stieg vorn in die Höhe und schoß dann im Galopp davon.

„Fürst des Elendes also!“ sagte Eduard zu sich selbst. „Arndt war es, Arndt! Den hätte sein eigner Bruder nicht erkannt! Darum also wußte er von der Maskerade!“

Als er zum Verleiher kam und seinen Domino forderte, meinte der Mann freundlich:

„Als Sie bei mir waren, stand mir nur der Domino zur Verfügung. Heute aber kann ich Ihnen etwas Besseres bieten, wenn Sie einige Gulden mehr anlegen wollen.“

„Was ist es?“

„Eine prächtige Charactermaske. Da hängt sie. Kaufmann Strauch hatte sie für sich bestellt, hat sie aber vorhin abgesagt.“

Wie herrlich sich das paßte! Er trat an Strauchs Stelle und konnte auch dessen Maske erhalten!

„Was kostet sie?“

„Sechs Gulden, gleich zu bezahlen.“

Heute brauchte Eduard nicht so zu rechnen, wie vor einigen Tagen.

„Ich nehme sie. Packen Sie sie mir ein! Hier ist das Geld!“

In kurzer Zeit befand er sich wieder unterwegs. Er vermied es, als er sein Städtchen erreichte, durch die Straßen zu gehen. Man sollte das Packet nicht sehen, welches er trug. Er befürchtete, daß man errathen könne, was es enthalte. Daher schlug er den Weg hinter den Häusern ein.

Er kam aber doch nicht unbemerkt nach Hause. Gerade da, wo er ganz eng vorüber mußte, an dem Pförtchen ihres Hintergärtchens, stand Angelica. Sie war beschäftigt, mit dem Besen den Schnee zu entfernen und Bahn zu machen.

Als sie ihn kommen hörte, blickte sie auf. Ihr Gesicht wurde glühend roth, da sie sah, wer es war. Sie drehte sich um, als ob sie ihn gar nicht sehen, gar nichts von ihm wissen wolle. Dieses Verhalten schnitt ihm in die Seele. Er sah die Gelegenheit, ihr noch ein gutes Wort zu geben. Sollte er dies unterlassen, wo es doch vielleich fruchten konnte? Nein. Er wollte sich später keine Vorwürfe zu machen haben. Darum blieb er bei ihr stehen und sagte:

„Engelchen!“

Sie wandte ihm den Rücken zu und kehrte so emsig, daß der Schnee zu beiden Seiten wie Staub und Mehl emporflog.

„Engelchen!“

Sie that, als hätte sie ihn auch jetzt noch nicht gehört.

„Angelica!"

Jetzt wendete sie sich ihm ein Wenig zu, arbeitete aber, ohne aufzublicken, mit demselben Eifer fort.

„Fräulein Hofmann!"

Jetzt fuhr sie empor, warf ihm einen stolzen Blick zu und fragte:

„Herr Hauser! Was wünschen Sie?"

Da ging ihm das gute, treue Herz noch einmal auf. Er streckte ihr die Hand entgegen und antwortete:

„Versöhnung will ich, Engelchen, Versöhnung! Schlag ein, schlag ein!"

„Ich brauche mich nicht zu versöhnen; ich habe nicht angefangen!"

„Aber wohl ich?"

„Ja; wer sonst?"

„Nun wohl, so will ich schuld sein und Dich um Verzeihung bitten. Sei wieder gut, liebes Engelchen! Komm her und gieb mir die Hand!"

Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„So schnell kann das nicht gehen. Erst muß ich mich erkundigen."

„Wonach?"

„Wenn ich wieder gut mit Dir bin, so muß ich mich wohl nach Dir richten?"

„Mit der Maskerade? Ja!"

„So danke ich schön! Die mache ich mit! Komme nach dem Maskenfeste wieder. Vielleicht bin ich dann geneigt, Dir zu vergeben!"

Sein Gesicht verlor die Farbe.

„Engelchen!" sagte er. „Du bist ja niemals so gewesen! Was Du sagst, klingt ja ganz und gar wie Gift und Galle!"

„Solls etwa wie Honig klingen?"

„Nein; aber verständig sein soll es wenigstens."

Da stemmte sie die Arme in die Seiten und fragte schnippisch:

„Bin ich etwa unverständig, he?"

„Ja, wenn Du meinst, daß ich nach der Maskerei noch derselbe sein soll, wie jetzt. Aber ich will ja nicht rechten, sondern ich will gute Worte geben! Komm her, Engelchen! Gieb mir die Hand! Schau, ich will Dir gestehen, daß ich um Dich geweint habe; das soll ein Mann doch nicht. Aber nun weißt Du Alles, Alles, Alles! Wollen wir wieder gut sein miteinander?"

Sie blickte zu Boden nieder. Sie fühlte, daß sie wohl nicht lange widerstehen könne, wenn sie ihm in die Augen schaue. Und doch mußte sie dem Vater gehorchen. Und doch wollte sie selbst so gern in dem schönen Anzuge glänzen! Dieser Gedanke gab ihrem Gesichte, welches sich bereits hatte aufhellen wollen, die vorige Härte wieder. Sie antwortete in trotzigem Tone:

„Ja; aber jetzt nicht!"

„Wann sonst?"

„Morgen!"

„Engelchen, nicht eher? Ueberlege wohl, was Du sagst!"

„Nein, nicht eher! Ich sag's jetzt und sag's zum letzten Male!"

„So sind wir geschiedene Leute für immerdar! Lebe wohl!"

Er wendete sich um und ging. Aber noch hatte er kaum fünf Schritte gethan, so kehrte er sich wieder zurück und fragte:

„Engelchen, ist's wirklich Dein Ernst?"

Sie kehrte ihm den Rücken zu und antwortete nicht.

„Engelchen!"

Jetzt nahm sie gar den Besen und ging fort, durch das Gärtchen und in das Haus hinein. Da fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht, als ob er etwas recht, recht Häßliches dort fort zu streichen habe, und entfernte sich dann auch. Dabei flüsterte er:

„Es ist vorbei; es ist aus! Aber ob ich sie vergessen werde!"

Er stieg über seinen Zaun und versteckte den Maskenanzug da, wo das Futter für die Ziege aufbewahrt wurde. Die Seinen durften keine Ahnung davon haben, was für Absichten er für den heutigen Abend in sich trug.

Der Fastnachtsdienstag pflegt ein Tag der Freude und Belustigung zu sein. Prinz Carneval wird in den reichen Kreisen großer und berühmter reicher Städte geehrt. Er hat keine Zeit, sich auch anderwärts zu zeigen; aber er sendet seine Boten doch an alle Orte, selbst in das ärmste Dörfchen, wo Derjenige, der sonst mit Noth und Sorge zu kämpfen hat, an diesem Tage sich einmal einen Extragenuß erlaubt, indem er seiner Frau einen Fastnachtskrapfen, einen Pfannkuchen oder auch irgend ein mageres Kartoffelgebäck bereiten läßt.

Aber selbst hierzu gehört Geld, und daher kamen Diejenigen, welche am Sonnabende ihre Arbeit nicht fertig gebracht hatten, heute in Seidelmanns Comptoir, um dieselbe abzugeben und den kargen Lohn dafür in Empfang zu nehmen. Sie hatten vielleicht sogar des Nachts gearbeitet, um gerade heute fertig zu werden.

Darum gab es bei Seidelmann und Sohn heute Nachmittag zu thun, und erst als es dunkel war, ging der letzte Weber fort, freilich trübsinnigen Gesichtes, denn er hatte eines angeblichen, unbedeutenden Fehlers wegen sich einen sehr bedeutenden Abzug gefallen lassen müssen.

Jetzt nahmen Seidelmanns ihr Abendmahl ein, und dann begab sich Fritz, der Sohn, abermals in das Comptoir, um noch einige Einträge in die Bücher zu machen, da ja der Schreiber, welcher dies zu besorgen gehabt hatte, nicht mehr vorhanden war.

Nach einer kleinen Weile trat sein Oheim, der fromme Schuster, bei ihm ein. Er nahm auf einem Sessel Platz und sagte:

„Laß Dich nicht stören! Es ist nichts Nothwendiges oder gar Wichtiges, was mich zu Dir führt."

„Was sonst? Ich bin fertig."

Er legte die Feder weg und blickte den Onkel erwartungsvoll an.

„Es handelt sich nur um das heutige Vergnügen. Denkst Du wirklich, daß das Mädchen kommen wird?"

„Ganz gewiß."

„Hm! Frauen sind veränderlich, wie Aprilwetter!"

„Pah! So eine italienische Maske zieht. Uebrigens habe ich mich hinter den Vater gesteckt. Er würde, selbst wenn sich das Mädchen anders besinnen wollte, doch dafür sorgen, daß sie Wort hält."

„Das war klug gehandelt. Also darf ich gratuliren?"

Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Faun angenommen. Er spitzte den Mund wie Einer, der ein hübsches Gesicht vor sich sieht, welches er küssen möchte. Der Neffe lachte cynisch und antwortete:

„Danke! Sie ist mir allerdings sicher."

„Aber wie und wo?"

„Onkel, Du bist neugierig!"

„Ist mir das zu verargen? Ich stehe ganz auf dem Boden der Bibel, welche sagt: Kindlein, liebet Euch unter einander! Ich wollte, ich könnte ein Kind unter Euch Kindern sein!"

„Du wärest da ein ziemlich alter Knabe!"

„Natürlich!"

„Fein speisen?"

„Ist Alles bestellt!"

„Auch die Weine?"

„Natürlich! Sogar Champagner," lachte er. „Dieser Letztere ist ja die Hauptsache! Du wirst mich verstehen."

„Nicht ganz. Aber eine Ahnung habe ich."

„Darf ich wissen, was Du ahnst?"

„Warum nicht? Dieses Webermädchen hat noch niemals Champagne getrunken. Einige Gläser, und sie ist Dein!"

„Schlaukopf!"

„Giebt es separate Zimmer?"

„Ein einziges Stübchen."

„Auf welches Du natürlich Beschlag gelegt hast?"

„Das versteht sich ganz von selbst!"

„Donnerwetter! Ah, ich fluche! Nun, die Heiligen werden mir diese Sünde schon vergeben, denn sie sind, bevor sie heilig gesprochen wurden, auch nicht immer sehr fromm gewesen!"

„Wenn diese Analogie Wirkung hat, so wirst Du einmal zu den größten und wunderthätigsten Heiligen gehören."

„Mach keine dummen Witze! Also, könnte es nicht vielleicht möglich gemacht werden, daß ich dabei bin?"

„Nein! Auf keinen Fall!"

„Das ist höchst unangenehm, zumal ich nicht einsehen kann, warum Du Deinen Oheim nicht mitbringen sollst."

„Es ist geschlossene Gesellschaft!"

„Aber ein Einziger mehr kann doch nichts schaden!"

„Es würde nicht bei diesem Einzigen bleiben, sondern ein Jeder würde

einen Oheim, einen Vater, Bruder oder überhaupt einen Verwandten, oder einen Freund haben, den er mitbringen wollte."

„Hm! Ja! Das ist wahr!"

„Und Du besonders dürftest auf keinen Fall theilnehmen."

„Das sehe ich nun doch nicht ein!"

„Nicht? Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen. Du bist der Vorsteher der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit; Du hältst fromme Vorträge und Predigten; Du giltst als ein Mann, der streng auf dem Wege des Herrn wandelt; darfst Du da einen solchen Ort besuchen, wie Derjenige ist, von welchem wir jetzt reden?"

„Pah! König David, der fromme Psalmensänger, hat auch getanzt!"

„Aber zu Ehren Gottes!"

„Mensch, Du bist recht spitzfindig! Aber horch!"

Es war aus der dunklen Ecke des Gemaches wie ein spitzer, schriller Ruf erklungen. Fritz blickte sich um und sagte:

„Still! Wie viele Male!"

Zum zweiten, dritten und vierten Male erklang der scharfe, das Gehör fast beleidigende Glockenton.

„Sapperment! Laube ruft!" meinte Fritz.

„Vier Mal! Also eine Erkundigung!" fügte der Fromme hinzu.

„Ich habe keine Zeit!"

„Wegen der Maskerade?"

„Ja. In einer halben Stunde beginnt sie!"

„Aber Auskunft muß doch gegeben werden!"

„Leider! Vater ist auch nicht da!"

„Du meinst, daß ich gehen soll?"

„Es wäre mir lieb, wenn Du das übernehmen wolltest!"

„Gut! Gieb die Antwort!"

Fritz ging nach der Ecke. Dort stand ein Wandschränkchen. Es war verschlossen. Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete und langte zwischen den Flaschen und Gläsern, welche darin standen, nach einem Nagel, welcher scheinbar zu irgend einem Zwecke in die Hinterwand des Schränkchens eingeschlagen war. Er zog an demselben und verschloß den Schrank dann wieder. Dann bemerkte er:

„Dieser verdammte Bormann wird's doch nicht wieder sein!"

„Dem wollte ich schön heimleuchten!"

„Oder auch nicht! Er ist ein gefährlicher Mensch!"

„Er wird doch so klug gewesen sein, sofort über die Grenze zu gehen. Hier zu bleiben, wäre ja Wahnsinn!"

„Solchen Kerls ist Alles zuzutrauen!"

„Hast Du ihn gehörig versehen?"

„Ihn und die beiden Andern, mit Pässen und Geldern!"

„Unnütze Ausgaben!"

„Ich brauche mich nicht darüber zu ärgern. Es geschieht ja doch auf

Rechnung des Hauptmannes. Mag er sich nicht mit solchen Lumpen abgeben. Aber ihnen unsere Geheimnisse, unsere Zeichen mitzutheilen, das ist mehr, als ich begreifen kann."

„Er wird seinen Zweck gehabt haben. Also, wenn es der Vormann sein sollte, was soll ich da thun?"

„Das kommt ganz darauf an, was er will. Scheint es Dir schwierig, so bestelle ihn morgen wieder."

„Die Laterne?"

„Es ist Alles im Keller. Hier ist der Schlüssel!"

Er langte denselben Schlüssel hervor, mit welchem er das Schränkchen geöffnet und dann wieder verschlossen hatte, und gab ihn seinem Onkel. Dieser steckte ihn ein und ging. Er tappte sich in den finsteren Keller und brannte eine dort stehende Laterne an. Im Hintergrunde gab es eine Thür, welche er mit dem Schlüssel öffnete und dann hinter sich wieder verschloß. Jetzt befand er sich in einem stollenartigen Gange, welcher in leiser Senkung abwärts zu führen schien. Neben der Thür stand eine alte, verschlossene Kiste, die er mit demselben Schlüssel öffnete. Er nahm eine schwarze Tuchjacke, eine Mütze und eine Maske hervor und legte diese drei Stücke an, nachdem er vorher seinen Rock ausgezogen hatte. Dann schritt er langsam in den finsteren Gang hinein.

Kurz vorher hatte die Familie Hauser zu Abend gegessen, und dabei war es dem Sohne gewesen, als ob hart am Fensterladen Jemand das Wort ‚Fürst' halblaut ausgesprochen hätte.

Niemand als er hatte es vernommen. Er ahnte, daß Arndt draußen sei, und ging hinaus. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Genannte stand hinter dem Häuschen, dicht an den Ziegenstall gelehnt, so daß er von einem Unberufenen nicht bemerkt werden konnte.

„Herr Arndt?"

„Ja! Haben Sie es gehört?"

„Sogleich. Giebt es etwas Wichtiges?"

„Jetzt nicht. Aber ich hab etwas vor, in dessen Gefolge etwas Wichtiges sein könnte. Sie gehen also bestimmt zur Maskerade?"

„Ja, bestimmt!"

„Wie lange werden Sie bleiben?"

„Das kann ich jetzt noch nicht wissen, Herr Arndt."

„Ich dachte es mir; aber es ist möglich, daß ich Sie heute noch zu sprechen habe, mein Lieber."

„So wollen wir uns treffen. Aber wo und wann?"

„Ich werde in die Schenke kommen und ein Glas Bier trinken."

„Ist es nicht besser für Sie, wenn man Sie dort gar nicht sieht?"

„Pah! Man wird nicht wissen, wer ich bin!"

„Vielleicht müssen Sie lange warten."

„Ich habe eine sehr gute Uebung in der Geduld."

„Und werden Sie bemerken, wenn ich gehe? Ich werde mich oben im Saale befinden, während Sie in der Schänkstube sind."

„Ich werde die Ohren offen halten und ebenso auch die Augen. Uebrigens brauchen Sie doch nur zur Thür herein zu blicken, wenn Sie gehen. Ich werde mich so setzen, daß ich Sie dann sehe."

„Ich weiß nicht, ob es gerathen sein wird, mich in meinem Anzuge von Anderen sehen zu lassen."

„Das müssen Sie darauf ankommen lassen. Uebrigens ersuche ich Sie, vorsichtig zu sein."

„Ich werde nichts Unrechtes thun!"

„O, ich kenne das! Sie lieben das Mädchen, welches verführt werden soll; da ist bald etwas geschehen. Mag aber passiren, was da wolle, denken Sie daran, daß ich in Ihrer Nähe bin. Ich denke, daß ich nach Neun in der Schänke sein werde."

„Darf ich fragen, wo Sie bis dahin zu suchen sind?"

„Können Sie das nicht errathen?"

„Nein."

„Ich gehe zu Laube."

„Ah, zum Nachtwächter am Schachte?"

„Ja."

„Ist das nicht zu gefährlich, Herr Arndt?"

„Ich glaube nicht. Also, auf Wiedersehen!"

Er gab dem jungen Manne die Hand und ging. Sein Weg führte ihn durch die Stadt und dann hinaus zum Kohlenwerke. Als er dasselbe erreichte, schritt er an den einzelnen Gebäuden vorüber, bis er an einem erleuchteten Fenster stand, welches der großen Esse vis-à-vis lag. Er konnte nicht hindurch sehen, da ein altes Roulleaux die Einsicht unmöglich machte. Er klopfte. Eine Stimme rief ‚Herein!' Aber er trat nicht ein, sondern klopfte abermals. Da öffnete sich die Thür, neben welcher sich das Fenster befand, und ein weiblicher Kopf kam zum Vorschein.

„Was soll es sein?" wurde gefragt.

„Wohnt hier der Nachtwächter Laube?"

„Ja."

„Kann ich einige Worte mit ihm sprechen?"

„Kommen Sie herein!"

„Ist er drin?"

„Ja."

„Ich ziehe es vor, hier zu sagen, was ich zu sagen habe."

„Aber es ist kalt, und er sitzt beim Essen!"

„Als Nachtwächter muß er an die Kälte gewöhnt sein, und das Essen stellen Sie gefälligst warm!"

Er sprach diese Worte in einem so befehlenden Tone, daß Sie keine Widerrede fand. Der Kopf verschwand, und eine Minute später kam die Gestalt des Wächters zum Vorschein.

„Warum bestehen Sie denn eigentlich darauf, nicht mit in die Stube zu kommen?“ fragte er mürrisch, indem er den Drücker der noch offenen Thüre noch in der Hand behielt.

„Ist gestern Bormann auch mit in die Stube gegangen?“ gegenfragte Arndt in kurzem Tone.

„Donnerwetter! Bormann? Wer sind Sie?“

„Machen Sie gefälligst erst die Thür zu!“

Der Wächter zog endlich die Thür in das Schloß. Er betrachtete den Fremden, so gut es die Dunkelheit gestattete, und bemerkte, daß dieser sich mit der Hand im rechten Auge wischte.

„Ah! Sie sind einer der Unsrigen?“ fragte er.

„Wie Sie sehen!“

„Was wünschen Sie?“

„Auskunft.“

Arndt befand sich in einer fatalen Lage; aber er antwortete darauf los, als ob er nicht im Mindesten verlegen sei.

„Von wem?“ fragte der Wächter weiter.

„Das können Sie sich doch denken!“

„Blos von mir also nicht?“

„Nein.“

„Also von ihm?“

„Natürlich!“

„Kennen Sie ihn?“

„Persönlich nicht.“

„Sie werden eine halbe Stunde warten müssen!“

„Das weiß ich!“

„So kommen Sie!“

Er schritt voran und führte Arndt nach einem bretternen Schuppen, in welchem sich eine Menge Stroh befand.

„Hier ist's nicht so kalt,“ sagte er. „Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Ich gehe, ihn zu holen.“

„Es wird mich doch Niemand hier entdecken?“

„Nein. Treten Sie nur so weit wie möglich hinter.“

Er entfernte sich, und Arndt zog es vor, auf das Stroh hinauf zu klettern, anstatt zur ebenen Erde zu bleiben. Dort oben konnte er schwerer gefunden werden als unten.

Die Zeit wurde ihm nicht lang. Er war außerordentlich neugierig auf den Mann, der jetzt kommen werde.

Es verging allerdings fast eine halbe Stunde, bis leise Schritte sich hören ließen. Dann sah er eine lange, hagere Gestalt, welche in den Schuppen trat. Er konnte sie trotz der herrschenden Dunkelheit ziemlich gut erkennen.

„Pst!“ machte der Eingetretene.

„Sogleich!“

Er rutschte von dem Strohhaufen herab und stand nun vor dem jetzt erst Eingetretenen.

„Wer sind Sie?“ fragte dieser.

„Hm! Wer sind denn Sie?“

„Ich bin es, der zu fragen hat!“

„Ich ebenso! Ist es überhaupt gebräuchlich, zu sagen, wer man ist?“

„Ah! So sind Sie also auch ein Anführer?“

„Jedenfalls.“

„Schön! Also, was wollen Sie?“

„Mich mit Ihnen über ein höchst lucratives Geschäft besprechen.“

„Ich stehe zu Diensten! Also, reden Sie!“

„Sind wir hier sicher?“

„Vollständig! Es befindet sich Niemand hier, der lauschen könnte. Es kommt auch Niemand, der uns überraschen möchte. Uebrigens habe ich Lauben befohlen, Wache zu halten. Wie kommen Sie zu ihm?“

„Ich kenne die Geheimnisse.“

„Die Eiche?“

„Noch weit mehr.“

„Sind Sie mit dem Schmiede im Einvernehmen?“

„Mit dem Helfensteiner? Ich habe keinen Grund, mich darüber zu äußern. Uebrigens haben Sie gestern schlechte Geschäfte gemacht!“

„Sehr, sehr schlechte! Dieser verdammte Fürst des Elendes!“

„Andere denken anders von ihm!“

„Wir aber nicht! Der Teufel mag ihn holen! Wer er nur eigentlich sein mag?“

„Ich bin ihm auf der Spur; er wird uns gewiß verfallen.“

„Ich will es hoffen! Aber, zu unserm Geschäft? Kennen Sie den Hauptmann?“

„Das ist Ihnen gleichgiltig! Verstanden? Ich habe einen Transport kostbarer Waaren über die Grenze zu schaffen und bedarf Ihrer Hilfe.“

„Auf Befehl?“

„Ja.“

„Wann soll es sein?“

„Ehe ich das sagen kann, muß ich vorher Anderes wissen. Ich nehme natürlich an, daß Sie der Anführer sind?“

„Eigentlich nicht.“

„Alle Teufel! Wer denn sonst?“

„Sein nächster Verwandter.“

„Das entschuldigt nicht! Warum kommen Sie und nicht er?“

„Er wird abgehalten!“

„Wie aber nun, wenn es sich um Hochwichtiges handelt? Er scheint nicht die gehörige Vorsicht zu besitzen!“

„Herr, Sie können doch nicht verlangen, daß er Tag und Nacht vor dem Drahte steht, um auf die Glocke zu warten! Er hat noch Anderes zu thun!“

„Das mag sein! Aber ich muß mit ihm selbst sprechen."

„Das ist jetzt wirklich unmöglich!"

„Wann sonst?"

„Heute nicht mehr!"

„Nicht mehr? Hm, das ist höchst unangenehm! Es handelt sich um einen Gewinn von — von —"

Er zog sein Notizbuch heraus und öffnete es. Zugleich griff er mit der anderen Hand in die Tasche und zog das chemische Laternchen hervor. Er leuchtete mit dem Letzteren auf das aufgeschlagene Blatt, blickte aber nicht auf dasselbe, sondern auf den vor ihm stehenden Mann.

Dieser war gar nicht darauf vorbereitet gewesen, angeleuchtet zu werden. Er fuhr schnell zurück; aber Arndt hatte doch bereits genug gesehen, nämlich die Spitze eines außerordentlich glatt rasirten Kinnes, welches unter der schwarzen Maske hervorblickte, und ein weißes Halstuch, welches den langen, hageren Hals nur halb bedeckte, obgleich es sehr weit über den Kragen der Jacke emporstieg. Der Fromme war erkannt.

„Also ein Gewinn von zwanzigtausend Gulden, wie hier zu lesen steht," fuhr Arndt fort!"

„Zwanzigtausend! Himmel! Das ist viel! Aber was war denn das für ein Fläschchen, Herr?"

„Eine Laterne."

„Ich sah doch kein Lämpchen und kein Licht."

„So haben Sie nicht aufgepaßt."

„Zeigen Sie noch einmal heraus!"

„Was ich einmal wieder in der Tasche habe, kommt nicht mehr zum Vorschein. Ich bin nicht hier, um Laternenstudien zu treiben, sondern um mit Ihnen zu sprechen, oder vielmehr mit Dem, dessen Stellvertreter Sie heute sind."

„Donnerwetter! Höflich sind Sie nicht!"

„Soll ich mich etwa freuen, wenn ich so weit herkomme und finde den Richtigen nicht?"

„Es ist nicht zu ändern. Können Sie nicht morgen wiederkommen?"

„Das läßt sich noch nicht sagen."

„Oder übermorgen?"

„Dann ist es fast zu spät."

„Also ist es wirklich eilig?"

„Natürlich! Zumal Sie gestern eine solche Schlappe erhalten haben. Da werden die Grenzer es für ganz unmöglich halten, daß wir sofort wieder eine solche Summe wagen.

„So machen Sie es doch möglich, morgen zu kommen!"

„Ich werde sehen."

„Sagen Sie dem Wächter, daß er fünfmal klingeln soll, anstatt nur viermal, wie gewöhnlich!"

„Warum?"

„Dann wissen wir sofort, daß Sie es sind, und lassen Sie nicht lange warten. Wir haben fast eine Viertelstunde zu laufen, ehe wir durch den alten Stollen kommen."

„Gut! Werde mir's merken! Sonst noch Etwas?"

„Nein. Sie?"

„Auch nicht. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Arndt trat aus dem Schuppen heraus und verließ den Schacht, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Er war außerordentlich zufrieden über den Erfolg, den er errungen hatte.

Vorhin, als er Eduard verlassen hatte, war dieser in die Stube zu den Seinen zurückgekehrt, um das Mahl fortzusetzen. Sein Vater fragte ihn nicht, was er draußen gewollt hatte. Der alte Weber wußte, daß sein Sohn jetzt irgend ein Geheimniß mit sich herumtrug; aber er war auch überzeugt, daß dieses Geheimniß nichts Böses sein werde.

Eben als das Mal beendet war und die Mutter die Schüsseln und Teller forttrug, hörte man draußen das Schellengeläute von Schlitten, welche vorüberfuhren.

„Da kommen die Städter!" meinte der Weber.

„Das Casino!" fügte seine Frau hinzu.

Bei diesen Worten warf sie einen besorgten Blick auf ihren Sohn, welcher sich Mühe gab, möglichst unbefangen auszuschauen.

„Wird Engelchen wirklich gehen?" fügte sie hinzu.

„Das wird Eduard wissen," sagte der Vater.

„Sie geht," antwortete der Sohn.

„Hast Du mit ihr gesprochen?"

„Ja."

„Auch heute?"

„Ja. Ich gab ihr gute Worte."

„Was antwortete sie?"

„Ich solle nach der Maskerade mit ihr sprechen."

„Die Verblendete! Gott möge sie schützen! Aber, wir haben unser Tischgebet vergessen!"

Er erhob sich, faltete die Hände und sprach, nachdem auch die Anderen aufgestanden waren, das gewöhnliche Gebet. Als er fertig war, wollten sich die Anderen wieder setzen; er aber sagte:

„Laßt uns auch für das Kind des Nachbars beten, damit Engelchen nicht von den Versuchungen umstrickt werde, denen sie entgegen geht."

Er griff in den Spulkorb seines Arbeitsstuhles, nahm das alte Gesangbuch zur Hand, welches dort stets aufbewahrt wurde, schlug es auf und las:

„Oft klagt das Herz, wie schwer es sei,
Den Weg des Herrn zu wandeln,
Und täglich, seinem Worte treu,
Zu denken und zu handeln.

Wahr ist's: die Tugend kostet Müh;
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst: Was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?" —

In diesem Augenblicke hörte man, daß draußen die Hausthür geöffnet wurde; der Weber aber fuhr ungestört fort:

„Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein, sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter führet er zum Heil
Und endlich zum Entzücken!" —

Jetzt war die Stubenthür aufgegangen. Es trat Jemand ein, auf den sich Aller Blicke richteten, nur derjenige des Vaters nicht. Dieser Letztere fuhr vielmehr unbeirrt fort:

„Lern nur Geschmack am Wort des Herrn
Und seiner Gnade finden,
Und übe Dich, getreu und gern,
Dein Herz zu überwinden!
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen. —
Gieb Kraft, Gott, da, wo keine ist,
Gieb Kraft, das Fleisch zu dämpfen!
Gieb Kraft, wenn Satan's Macht und List
Uns schwächen will im Kämpfen!
Wenn uns die Welt viel Anstoß stellt,
Gieb Kraft, sie zu vernichten!
So wird in Noth, ja, selbst im Tod,
Uns Deine Kraft aufrichten!" —

Jetzt erst machte er das Gesangbuch zu und warf einen Blick nach der Stubenthüre. Dort stand — Nachbar Hofmann.

„Guten Abend!" sagte dieser, aber nicht etwa in einem sehr freundlichen Tone:

„Guten Abend!" antworteten Alle.

Selbst die Kleinen, auch die Kinder des todten Schreibers, die sich ja hier in Pflege befanden, stimmten mit ein. Der alte Hauser schob einen Stuhl an den Tisch und sagte:

„Setze Dich, Nachbar, und sei uns willkommen!"

Der Angeredete trat zögernd näher, setzte sich wie Einer, der sofort wieder gehen will, nur auf die eine Hälfte des Sessels und meinte, indem er mit den Augen in die Ecke blickte:

„Danke! Ich will nicht incommodiren und werde auch gar nicht lange hier bleiben!"

„Incommodiren? Wo denkst Du hin! Wie werden Nachbarsleute sich incommodiren können?“

„O, doch vielleicht! Ich komme nämlich, um zu fragen —“

Er stockte doch. Er wußte ganz genau, daß der Grund seines Besuches kein sehr nachbarlicher war.

„Wen? Was willst Du fragen?“

„Nach dem Holze wollte ich fragen.“

„Ah, nach den Stückchen Holz, welche Du uns am Sonnabend geborgt hast, Nachbar?“

„Ja.“

„Hat meine Frau sie nicht hinübergebracht?“

„Nein. Es waren acht Stücke.“

„Also für ungefähr einen Pfennig! Willst Du das Holz haben oder das Geld?“

„Das Holz ist mir lieber.“

„So mag es Dir ein Kind hinüberbringen.“

„Aber bald! Ich brauche das Meinige selbst nothwendig. Noch besser aber ist es, ich nehme es selbst gleich mit.“

„Warum? Es sind ja Kinder genug da.“

„Das sehe ich. Aber, Nachbar, daß ich es Dir nur gleich sage: Es liegt mir gar nichts daran, wenn Jemand von Euch noch einmal zu mir hinüber kommt.“

Der alte, brave Hauser horchte hoch auf.

„Wie?“ fragte er. „Nichts daran liegt Dir? Das begreife ich nicht, und das verstehe ich nicht! Wir sind ja so lange Zeit gute und getreue Nachbarn gewesen, fast so lange ich nur denken kann!“

„Wir brauchen ja auch nicht gerade Feinde zu werden; aber es kann nichts nützen, wenn es so fortgeht, wie es bisher war!“

„Warum? Was haben wir Dir gethan?“

„Das fragst Du noch? Hat hier der Eduard nicht heute wieder mit meiner Angelica gesprochen?“

„Ja. Er selbst hat es mir gesagt. Soll er das nicht?“

„Nein. Ich verbiete es ein für alle Male!“

„Warum?“

„Er schamerirt mit ihr; aber es ist kein Mann für meine Tochter.“

„Ist es das! Nun, da kann ich allerdings nicht mit Dir rechten. Du bist Engelchens Vater und hast Deine Pflicht zu thun.“

„Das denke ich auch! Es freut mich, daß Du das einsiehst. Uebrigens hat mir Seidelmann verboten, mit Euch zu verkehren.“

„Der? Warum der?“

„Nun, das ist seine Sache. Zudem wird Engelchen in Seidelmanns Haus ziehen.“

„Ist's möglich? Was soll sie dort?“

„Sie bekommt da eine Stelle, eine sehr schöne Stelle.“

„Als was?“

„Als — hm, wie sagte er nur gleich! Es ist so etwas Vornehmes. Stütze der Hausfrau, glaube ich, heißt es.“

„Das verstehe ich nicht. Ich kenne nur zwei Ausdrücke, nämlich Kindermädchen und Magd. Eine Magd hat Seidelmann schon, und ein Kindermädchen braucht er nicht.“

„Aber eine Stütze!“

„Er!“

Da blickte der Nachbar zornig auf und antwortete:

„Willst Du mich etwa beleidigen?“

„Nein, das fällt mir nicht ein. Aber, Nachbar, warnen möchte ich Dich!“

„Ich brauche weder eine Warnung, noch einen Rath von Dir! Ich weiß selbst, was ich zu thun und zu lassen habe!“

„Nun, so wollen wir es in Gottes Hand legen!“

„Das ist das Beste, was Ihr thun könnt.“

„Wir haben es bereits gethan. Du hast die Worte gehört, welche ich vorgelesen habe?“

„Ja.“

„Nun, sie galten Deinem Engelchen. Wir haben für sie gebetet.“

Da stand Hofmann auf und sagte in zornigem Tone:

„Gebetet? Für sie? Wer hat Euch das erlaubt? Wer giebt Euch das Recht, für meine Tochter zu beten?“

„Das Recht? O, nicht allein dieses haben wir, sondern es ist sogar unsere Pflicht, für unseren Nächsten zu beten.“

„Aber Ihr habt keine Veranlassung dazu!“

„Darüber zu urtheilen, das überlasse uns, Nachbar. Ich bete, wenn ich das Hezensbedürfniß dazu habe.“

„So betet denn in des Kukuks Namen fort; aber kommt mir ja nicht wieder in mein Haus!“

Er erhob sich und wollte gehen. Da aber legte Eduard ihm die Hand auf den Arm und fragte:

„Weiß Engelchen schon, daß sie zu Seidelmanns zieht?“

„Nein. Ich habe es ihr noch nicht gesagt. Warum?“

Der junge Mann athmete erleichtert auf und antwortete:

„Weil ich mir denke, daß sie es nicht thun wird.“

„Oho! Warum?“

„Sie würde sich einem bösen Gerüchte aussetzen.“

„Das laß' nur ganz meine Sorge sein, Bursche! Der Lohn, welchen sie bekommt, ist mitzunehmen. Und was das böse Gerücht betrifft, so giebt es sicherlich keine schlimmere Nachrede, als die, daß mein Engelchen mit Dir verkehrt. Gute Nacht!“

Er bückte sich am Ofen nieder, nahm einige Scheite Holz auf und ging. Frau Hauser schlug die Hände zusammen und sagte:

„Haben wir schon einmal so etwas erlebt, Vater?“

„Noch nicht, Mutter. Der Teufel des Hochmuthes hat ihn ergriffen. Aber laß' das gut sein. Wir wollen noch nicht richten!"

Im Inneren Eduard's gab es eine große Unruhe. Er hatte sich in den letzten Tagen alle Mühe gegeben, sie nicht bemerken zu lassen. Sie wurde gesteigert durch das, was er jetzt gehört hatte. Es litt ihn nicht in der Stube. Er ging hinaus, um kühle Luft einathmen zu können.

Er schritt langsam die Gasse hinauf, bis er die Schänke erreichte. In dieser ging es gar lustig her. Der Saal war hell erleuchtet. Musik erschallte. Und auch die untere Gaststube schien bereits ziemlich gefüllt zu sein.

Er holte tief Athem und kehrte zurück. Eine Gestalt kam ihm entgegen, eine weibliche Gestalt, tief in ein Tuch gehüllt. Sie wollte schnell an ihm vorüber; aber er erkannte sie doch. Sollte er sie anreden oder nicht? Sein Zorn sagte „Nein", sein Herz aber gebot ihm das Erstere.

„Engelchen!" sagte er.

Sie ging weiter, ohne zu antworten.

„Engelchen!"

Auch hierauf hörte sie nicht. Da eilte er ihr nach, ergriff sie am Arme und fragte:

„Sag' mir nur das Eine! Wirst Du wirklich zu Seidelmanns ziehen?"

Das hielt sie fest.

„Zu Seidelmanns?" fragte sie schnell. „Was soll ich dort?"

„Eine Stelle sollst Du haben."

„Als was?"

„Als Stütze der Frau."

„Und wer hat das gesagt?"

„Dein Vater. Weißt Du nicht, daß er jetzt bei uns war?"

„Nein. Er ist am Nachmittage bei Seidelmanns gewesen und hat Garn zu Schuß und Kette geholt."

„Da werden sie von dieser Stelle gesprochen haben. Er kam zu uns, holte sich das Holz, welches er uns geborgt hat, und verbot mir, jemals wieder mit Dir zu sprechen."

„Davon weiß ich wirklich kein Wort."

„Nun, so weißt Du es jetzt. Also, ich darf nicht mehr mit Dir reden. Dir ist das natürlich recht. Gute Nacht, Engelchen!"

Er wollte gehen. Jetzt aber hielt sie ihn zurück und fragte:

„Hat er das wirklich gesagt, wirklich?"

„Ja."

„Und Du willst — willst ihm gehorchen?"

„Natürlich! Du willst doch auch nichts mehr von mir wissen!"

„Wer hat das gesagt?"

„Das braucht gar Niemand zu sagen; das bemerke ich schon ohne dieses. Was hast Du hier unter dem Umschlagetuche, Engelchen? Nicht wahr, den italienischen Anzug?"

„Ja," antwortete sie leise und zögernd.

„Du gehst auf das Maskenfest?“

„Ja; ich kann nicht anders.“

„Und wenn ich Dich nun abermals bitte, zum letzten Male bitte, es nicht zu thun?“

„Der Vater hat's befohlen!“

„Kann er Dich dazu zwingen?“

„Er ist jetzt so streng, und ich — ich — ich habe mich selbst sogar sehr darauf gefreut. Du darfst nicht zu viel verlangen.“

„Engelchen, ein braves Mädchen geht nur dahin, wohin sie gehört!“

Da hob sie schnell das Köpfchen und sagte:

„Meinst Du etwa, daß ich nicht im Casino verkomme?“

„Warum nicht! Aber Du findest dort Deine Gesellschaft nicht!“

„Wenn sie es nicht ist, so kann sie es noch werden. Gute Nacht!“

Sie eilte fort. Er hatte wieder jenen Punkt berührt, an welchem sie so empfindlich war. Um diese wunde Stelle zu heilen, mußte die Sonde des Schmerzes oder der Enttäuschung angesetzt werden. Engelchen hatte einen Theil des väterlichen Hochmuthes geerbt.

Als sie die Schänke erreichte, zog sie ihre seidene Halbmaske, welche sie mit dem Anzuge erhalten hatte, aus der Tasche und befestigte sie vor das Gesicht. Dann stieg sie die Treppe empor.

Oben an der Thür stand die Magd des Wirthes, um die Ueberkleider in Empfang zu nehmen. Engelchen wurde von ihr nicht erkannt. Sie gab ihr Tuch ab und trat in den Saal.

Es war doch ein eigenes Gefühl, mit welchem sie diesen Schritt that. Fast war es ihr, als ob sie wieder umkehren solle. Es war ihr jetzt beinahe ängstlich zu Muthe. Aber zum Umkehren gab es keine Zeit mehr, denn Aller Augen waren auf sie gerichtet.

In demselben Augenblicke begannen die Musikanten einen flotten Walzer. Eine männliche Maske kam auf Engelchen zu, verbeugte sich und sagte:

„Endlich, endlich! Ich habe mit herzlicher Sehnsucht auf Dich gewartet, schöne Italienerin. Bitte, diesen Walzer!“

Er legte den Arm um sie, und sie flog mit ihm durch den Saal. Während sie dann ruhten, nahm er den Arm gar nicht von ihrer Taille. Er flüsterte ihr zu:

„Sie ahnen, daß ich es bin, der Sie eingeladen hat?“

„Ja,“ nickte sie.

„Sind Sie gern gekommen?“

„Sehr gern!“

„Ihre Eltern haben es erlaubt?“

„Sonst hätte ich ja nicht wagen können, zu kommen!“

„Aber Ihr Bräutigam, Ihr Geliebter?“

Ihr Köpfchen senkte sich. Sie zögerte, zu antworten. Darum wiederholte ihr Tänzer in dringlichem Tone:

„Was sagte er?“

„Ich habe keinen!“ antwortete sie jetzt.

„Keinen Bräutigam und auch keinen Geliebten?“

„Nein.“

„Wie herrlich! Da engagire ich Sie für den ganzen Abend! Darf ich das? Sind Sie damit einverstanden, Fräulein Hofmann?“

Fräulein Hofmann! Wie vornehm das klang! Welch' eine prächtige Maske er trug, und die Ringe an seinen Fingern funkelten! Konnte sie anders antworten, als:

„Gern! Sie sind es ja, der mich eingeladen hat!“

„So kommen sie!“

Wieder ging es zum Tanze, und dann führte er sie an einen Tisch, an welchem Wein und andere Erfrischungen zu haben waren. Sie mußte trinken und von Delicatessen kosten, deren Namen sie nicht kannte, ja, die sie in ihrem Leben noch nicht gesehen hatte.

Dann wurde sie in die Unterhaltung gezogen. Männliche und weibliche Masken kamen, um sie zu necken oder auch ein paar ernste Worte zu sagen. Diese vornehmen Damen und Herren hatten zwar Alle ihre Gesichter verhüllt, aber sie waren so freundlich, so lustig, so zutraulich! O, wer doch auch so reich und so vornehm sein und immer an solchen Vergnügungen Theil nehmen könnte!

Wer aber war ihr Tänzer? Sie vermochte nicht, dies zu errathen; aber sie bemerkte, daß er bei den Anderen in Ansehen stand und daß er oft um Rath oder gar um Genehmigung gefragt wurde. Er mußte also in dem Vereine Casino Etwas zu bedeuten haben.

Jetzt saß sie an seiner Seite, und er hielt ihre Hand in der seinigen. Am Eingange lehnte eine Maske, welche die Augen nicht von den Beiden ließ. Seidelmann hatte sie noch nicht bemerkt; jetzt aber fiel sein Blick zufällig nach jener Richtung, und da erhob er sich schnell.

„Ah, endlich!“ sagte er. „Ich glaubte schon, daß er gar nicht nachkommen werde.“

„Wer?“ fragte Engelchen.

„Der dort an der Thür.“

„Wer ist es?“

„Ein Freund von mir. Als er abgeholt werden sollte, hatte er erklärt, daß er noch nicht könne, aber bald folgen werde.“

Er schritt über den Saal hinweg, auf die Maske zu, gab ihr die Hand und sagte:

„Willkommen! Ich verzichtete schon darauf, Dich zu sehen. Aber mit welcher Gelegenheit bist Du gekommen?“

Er glaubte natürlich, den jungen Kaufmann Strauch vor sich zu haben, und ahnte nicht, daß es Der sei, dem er in letzter Zeit so feindselig gegenüber getreten war. Eduard bemerkte aus diesen Worten, daß Seidelmann gewußt habe, welche Maske Strauch tragen werde. Er sah ein, daß es am Besten sei, so ungenirt wie möglich aufzutreten; darum antwortete er frisch weg:

„Es paßte gerade, daß ich mit einem hiesigen Geschirr fortkommen konnte, sonst hätte ich mich wohl in Verlegenheit befunden. Auf dem Rückweg wird es wohl ein Plätzchen für mich bei den Anderen geben."

Er war öfters bei Strauch's gewesen und wußte, daß der junge Strauch ein Wenig mit der Zunge anstieß. Dies ahmte er, so gut es gehen wollte, nach. Uebrigens verstand es sich ganz von selbst, daß die Stimme durch die Larve verändert wurde.

„Der Anzug sitzt Dir ausgezeichnet," sagte Seidelmann, indem er ihn vom Kopfe bis zum Fuße herab musterte. „Ich bin neugierig, ob Dich Deine Marie erkennen wird! Aber, ich sehe doch Deine Ringe nicht."

„Die habe ich abgezogen, eben damit sie mich nicht erkennen soll."

„Schlaukopf! Aber mich fragst Du nicht?"

„Was sollte ich fragen?"

„Ob es mir gelungen ist!"

Eduard ahnte, daß es sich um Engelchen handle; aber er durfte nicht mit der Thür in's Haus fallen; er mußte vorsichtig sein; darum sagte er:

„Da wäre Fragen unnütz. Ich werde es ja sehen."

„Hast Du es nicht schon gesehen?"

„Hm! Ich errathe! Ist sie es?"

„Natürlich!" Wie gefällt sie Dir?"

„Na, so leidlich."

„Leidlich? Bist Du blind? Vergleiche sie mit den Anderen! Sie ist unbedingt die Schönste von Allen. So frisch, so reizend, rein zum Anbeißen. In diesem Anzuge sieht man erst, was sie werth ist."

„Hm! Eine Weberstochter!"

„Das genirt nicht! Siehe ihr Haar, ihren Mund, der unter der Maske hervorblickt, diesen Hals, diesen Busen, der das römische Mieder zu zersprengen droht, diese vollen Arme, schneeweiß und doch ohne Puder!"

Eduard hustete. Er hätte den Sprecher niederschlagen mögen. Er selbst sah ja jetzt erst, wie schön Engelchen war. Und gerade jetzt sollte er sie aufgeben und verlieren!

„Was hustest Du?" fuhr Seidelmann fort. „Weil ich so begeistert bin und Du nicht? Ja, Du hast Fischblut. Ich aber gehe in Flammen auf, wenn ich eine solche Schönheit sehe. Sie muß mein werden!"

„Oho! Dazu sind diese Weberstöchter zu — zu — zu sittsam!"

„Papperlapapp! Man weiß diese Sittsamkeit zu besiegen. Sie wird Champagner trinken. Uebrigens wird sie in unserem Hause in Dienste treten. Ich machte dieses Anerbieten heute ihrem Vater."

„Und er ist darauf eingegangen?"

„Ja."

„Wird auch sie ihre Zustimmung geben?"

„Natürlich. Erstens wird sie müssen, weil ihr Vater will, und zweitens ist der Eintritt in unser Haus für sie eine ebenso große Ehre wie die Erlaubniß,

am heutigen Feste theilzunehmen. Sie scheint ein Wenig eingebildet zu sein und wird ebenso gern in unsere Dienste treten, wie sie heute hierher gekommen ist."

„Damit ist noch nichts erreicht!"

„Du scheinst mir wirklich nicht zuzutrauen, daß ich im Stande bin, eine solche Eroberung zu machen!"

„Mädchen dieses Standes pflegen hartnäckig und fest zu sein!"

„Pah! Wollen wir wetten, daß ich sie heute noch besiege?"

„Das gelingt Dir nicht!"

„Ich frage, ob Du mit wettest!"

„Wie hoch?"

„Fünfzig Gulden!"

„Da thue ich allerdings mit. Aber es handelt sich um die Sicherheit; ich muß mich überzeugen können."

„Das sollst Du. Also, ich sage, daß ich noch heute, hier, dieses Mädchen besiegen werde, und Du bestreitest es?"

„So ist es! Nur fragt es sich, was Du mit dem Worte „besiegen" bezeichnen willst."

„Das bedarf eigentlich gar keiner Erklärung. Sie wird mein werden, wie die Frau dem Manne gehört."

„Das bestreite ich allerdings. Also, die Wette gilt. Aber wie willst Du mir Sicherheit und Ueberzeugung bieten?"

„Du sollst Zeuge sein."

„Sakkerment! Ich soll dabei sein?"

„Ja."

„Da wirst Du erst recht nichts erreichen!"

„Dennoch! Sie wird Dich nicht bemerken. Da drüben über dem Gange giebt es nämlich ein kleines Gastzimmerchen mit Sopha, Bett, Tisch und zwei Stühlen. Da ich mir vorgenommen hatte, mit dem hübschen Mädchen heute ein Stündchen allein zu sein, so habe ich das Stübchen für mich gemiethet. Der Schlüssel steckt bereits hier in meiner Tasche. Wenn sie einige Gläser Champagner getrunken hat, wird sie warm und liebevoll geworden sein. Dann wird man uns, selbst wenn man uns vermißt, nicht finden."

„Verdammt gut ausgedacht!" knirschte Eduard.

„Nicht wahr, Alter? Glaubst Du nun immer noch nicht, daß das Mädchen mir gehören wird?"

„Nein."

„Du hältst also die Wette aufrecht?"

„Ja."

„Nun gut! Einige Augenblicke, bevor ich mich zurückziehe, werde ich es Dir sagen. Du gehst dann in das Zimmer und versteckst Dich, so daß Du von ihr nicht gesehen wirst."

„Wohin?"

„Das Bett ist ein Himmelbett mit Vorhängen. Zwischen ihm und der

Fensterwand ist so viel Raum, daß Du einen Stuhl einschieben kannst, um Dich darauf zu setzen."

„Schön! Da werde ich es sehr bequem haben."

„Das Sopha steht so, daß Du von dort aus gar nicht gesehen und bemerkt werden kannst, falls es Dir nicht etwa einfällt, zu husten, zu nießen oder sonst irgend eine Dummheit zu machen."

„Das wird mir gar nicht einfallen. Aber sage, wird Dich meine Anwesenheit denn nicht geniren?"

„Ganz und gar nicht. Der Sieger kann sich nur freuen, wenn er weiß, daß er einen Zeugen seines Sieges, einen Bewunderer hat."

„Kerl, Du bist scham- und gewissenlos!"

„Pah! Ich werde fünfzig Gulden gewinnen! Aber wann die Wette zu zahlen ist, darüber haben wir noch nichts gesagt!"

„Bestimme Du!"

„Morgen Abend!"

„Gut. Wie aber finde ich das Zimmer?"

„Du gehst an der Treppe vorüber und über den Gang hinweg. Es ist die zweite Thür."

„Wäre es nicht besser, Du gäbst mir gleich jetzt den Schlüssel?"

„Warum?"

„Weil ich ihn doch einmal eher brauche, als Du."

„Gut, hier! Aber stecken lassen mußt Du ihn natürlich, sonst können wir nicht hinein. Ich werde ihn dann abziehen."

„Und wenn Ihr wieder geht, so lässest Du offen, damit auch ich mich dann entfernen kann."

„Das versteht sich ganz von selbst. Aber, ich glaube, meine Kleine wird ungeduldig. Und auch Deine Marie giebt sich Mühe, Dich unter den Masken zu erkennen. Halten wir uns jetzt fern von einander, damit Niemand meint, daß wir einen Plan haben!"

Er kehrte zu Engelchen zurück, und Eduard war gezwungen, trotz seiner mehr als ernsten Stimmung an dem Vergnügen theilzunehmen. Er tanzte; er trank zuweilen einen Schluck Wein, welcher zur Disposition Jedermanns stand, ließ aber dabei Seidelmann und Engelchen so wenig wie möglich aus dem Auge. Er hatte sich noch nie in solcher Gesellschaft befunden, aber er fand, daß es ihm nicht schwer fiel, sich ohne alle Fehler zu bewegen.

Erst war er höchst begierig gewesen, zu erfahren, wer es war, der Engelchen eingeladen hatte. Nun wußte er es. Er hatte Seidelmann an seinem großen Siegelringe erkannt, und nun war ihm auf einmal Vieles klar. Seidelmann betrachtete ihn als Nebenbuhler, und darum hatte er ihm in letzter Zeit auf alle mögliche Weise zu schaden gesucht.

Eduard war mit dem festen Vorsatze hergekommen, die Geliebte zwar zu beobachten, sonst aber ganz und gar nicht handelnd einzugreifen. Sie war für ihn verloren. Jetzt aber, da er Den erkannt hatte, dem sie zum Opfer fallen sollte, regte sich ein fürchterlicher Grimm in ihm, und zugleich ward er

sich der ganzen Größe und Innigkeit seiner Liebe bewußt. Nein, dieser Seidelmann, dieser Mensch sollte nicht über die Reinheit Angelica's triumphiren; dieser Bube am Allerwenigsten!

Die Zeit verging, und die Gesellschaft wurde immer lustiger und lustiger. Einige Paare hatten sich erkannt, Andere wieder nicht. Um Mitternacht sollte Demaskirung sein. Jetzt war es zehn Uhr. Da trat Seidelmann zu Eduard heran und raunte ihm zu:

„Jetzt kannst Du gehen!"

„Will sie denn mit?"

„Ja. Ich glaube, daß der Champagner gewirkt hat. Also mache schnell, denn ich komme gleich nach!"

Er wendete sich ab, und Eduard folgte der erhaltenen Weisung. Er verließ den Saal. Draußen war die Magd, welche die Garderobe zu besorgen hatte, nicht zu sehen. Sie mochte geglaubt haben, sich entfernen zu können, da man ihrer Dienste wohl erst beim Aufbruche der Gesellschaft wieder bedurfte. Darum erreichte Eduard vollständig unbemerkt die Thür des betreffenden Stübchens, zog den Schlüssel hervor, öffnete und trat ein. Er verschloß die Thür natürlich nicht wieder.

Auf dem Tische stand ein Licht, welches, seit man es hierher gestellt hatte, fast ganz herabgebrannt war. Die Möbel waren dieselben, wie Seidelmann angegeben hatte. Zwischen dem Seitenvorhange des Bettes und der Fensterwand gab es einen freien Raum, welcher ungefähr zwei Fuß breit war. Da hinein schob Eduard einen der Stühle und nahm darauf Platz.

Der Bettvorhang verbarg ihn vollständig, und nun wartete er der Dinge, die da kommen sollten.

Bereits nach kurzer Zeit hörte er nahende Schritte. Die Thür wurde geöffnet, und Eduard vernahm Engelchens Stimme:

„Hier herein? Ich wollte doch hinab, um Luft zu schöpfen."

„Das würde nicht gerathen sein, Fräulein Hofmann," antwortete Seidelmann. „Da unten würde Ihre Maske eine Menge neugieriger Augen auf sich ziehen. Uebrigens haben Sie zur Genüge frische Luft. Es ist ja nicht geheizt. Bitte, treten Sie ein!"

Er zog sie sanft in das Zimmer, nahm den Schlüssel herein, steckte ihn ein, und daß er dann den Riegel vorschob, bemerkte das Mädchen gar nicht. Er führte Engelchen nach dem Sopha und sagte:

„Bitte, nehmen Sie einige Minuten hier Platz!"

Sie ergriff einen Stuhl, um sich darauf zu setzen, er aber zog ihr denselben weg und bemerkte dabei:

„O nein! Die Königin des Festes auf einem Holzstuhle! Das könnte ich gar nicht verantworten. Bitte, bitte!"

Er schob sie bei diesen Worten auf das Sopha. Das war freilich nicht so, wie sie wollte; aber er war so höflich. Durfte sie ihn beleidigen? Das wäre undankbar gewesen. Um nur etwas zu sagen, strich sie sich mit der Hand über die feuchte Stirn und sprach:

„Es war so heiß. Das viele Tanzen macht drehend, wenn man es nicht gewöhnt ist."

„Sie tanzen also wenig?" fragte er.

Dabei setzte er sich neben sie auf das Sopha. Sie rückte so weit wie möglich zur Seite und antwortete:

„Sehr wenig. Vater ist kein Freund davon."

„Um so mehr muß ich mich geehrt fühlen, daß er es Ihnen erlaubt hat, hierher zu kommen! Aber bitte, wollen Sie nicht die Güte haben, Ihre Maske abzunehmen? Sie schwitzen doch!"

Er langte selbst hin knüpfte die Schnur auf und zog ihr die Verhüllung vom Gesichte. Ein von der Anstrengung des Tanzes und vor Verlegenheit rothes Gesicht blickte ihm entgegen.

„Wie schön Sie sind, liebes Engelchen!" sagte er, indem er ihre Hand ergriff und an sein Herz drückte.

Sie erglühte noch mehr, antwortete nicht, gab sich aber alle Mühe, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Nein, nein, lassen Sie mir dieses reizende, kleine Händchen! Ich wollte, es wäre mein Eigenthum! Sie sagten mir vorhin, daß Sie keinen Verlobten hätten. Ist das wirklich wahr?"

„Ja."

„Auch keinen Geliebten?"

„Auch nicht."

„So ist also Ihr Herzchen völlig frei?"

Sie blickte zur Seite und antwortete, erst nach einem Weilchen:

„Ja."

„Aber ich habe doch von Anderen gehört, daß es Einen gebe, den Sie lieb haben, liebes Engelchen!"

„Wer sollte das sein?"

„Der junge Hauser. Hat man mich da falsch berichtet?"

„Sehr falsch!"

„Das freut mich mehr, als Sie denken können! Ich habe Sie schon seit Langem beobachtet. Ich habe gesehen, wie schön, wie lieb, wie reizend Sie sind. Ich habe gewünscht, einmal mit Ihnen allein sein zu können. Und nun heute ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich fühle mich so glücklich wie noch nie in meinem ganzen Leben!"

Er wollte den Arm um sie legen; aber es gelang ihr doch, sich ihm zu entziehen.

„Sie scherzen nur mit mir!" antwortete sie.

„Ich scherzen? In diesem Augenblicke ist es mir ganz und gar nicht wie erz. Ich fühle, wie lieb, wie unendlich lieb ich Sie habe; Sie sind es werth, Frau eines reichen, gebildeten Mannes zu sein, und wenn ich wüßte, daß meine Liebe erwiedern könnten, so würde ich den heutigen Abend segnen!"

Er wollte sie näher an sich heranziehen; sie jedoch entzog ihm ihre Hand antwortete:



V.S. 26.

„Wie schön sind Sie!"

„Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht!"

„Soll ich die Maske abnehmen, Engelchen?"

„Ich bitte darum. Ich muß doch wissen, bei wem ich mich befinde."

„Nun, da; sehen Sie!"

Er nahm die seidene Maske ab; sie erblickte sein Gesicht und — erbleichte. Doch bereits im nächsten Augenblicke kehrte das Blut verrätherisch in ihre Wangen zurück.

„Herr Seidelmann!" rief sie überrascht.

„Pst, Kind! Nicht so laut! Man soll uns doch nicht hören! Sind Sie erschreckt, mich hier zu sehen?"

„Nein. Aber bitte, lassen Sie uns gehen!"

„Wohin? Nach dem Saale?"

„Nein. Ich muß nach Hause."

Sie erhob sich und wollte den Tisch von sich schieben, um vom Sopha fort zu können. Er aber erfaßte sie, zog sie sanft wieder neben sich nieder und sagte in bittendem Tone:

„Bleiben Sie! Bleiben Sie wenigstens noch einige Augenblicke, bis Sie Alles gehört haben, was ich Ihnen sagen muß. Seien Sie einmal aufrichtig! Fürchten Sie sich vor mir?"

Sie blickte ihm fest in das Gesicht und antwortete:

„Nein."

„Nun, warum wollen Sie da fliehen?"

„Weil ich nicht zu Ihnen gehöre."

„Das bestreite ich. Ich habe Ihnen ja bereits gesagt, daß ich Sie liebe. Gehören Leute, welche sich lieben, nicht zu einander?"

„Daß Sie mich lieben, sagen Sie; aber ich glaube es nicht!"

„Soll ich es Ihnen beweisen?"

Sie war sehr ernst geworden. Hatte der Champagner wirklich eine Wirkung auf sie hervor gebracht, so war dieselbe jetzt verschwunden. Sie sah das trotz seiner Jugend bereits ziemlich abgelebte Gesicht des Kaufmannes hart neben dem ihrigen; sie sah seine Augen mit unkeuschem, gierigem Ausdrucke auf sich gerichtet, und da nun, diese Blicke erst brachten sie zu der Erkenntniß, daß die Warnung Eduard's guten Grund gehabt hatte. Noch nie, nie in ihrem Leben hatte sich so entblößt getragen!

Sie schämte sich jetzt vor sich selbst. Eine tiefe Gluth bedeckte ihr Gesicht und lief bis zum Nacken hin.

„Bitte, antworten Sie!" sagte er.

„Herr Seidelmann, lassen Sie mich fort! Ich wiederhole, daß ich nicht zu Ihnen gehöre."

Er glaubte, sie sage dies in Rücksicht auf ihre Armuth und seinen Reichthum. Er deutete ihr Erröthen zu seinem Gunsten. Darum ergriff er ihre beiden Hände und hielt sie fest.

„Engelchen, Sie haben Unrecht! Ich liebe Sie von ganzem, aufrichtigem Herzen! Wollen Sie meine Frau werden?"

Sie schüttelte langsam den Kopf und antwortete:

„Ihre Frau? Die kann ich niemals sein!“

„Warum nicht?“

„Sie sind reich!“

„Aber ohne Sie würde ich mich dennoch arm fühlen. Ich werde Ihnen beweisen, wie lieb ich Sie habe. Hat Ihnen Ihr Vater nicht gesagt, worüber ich heute mit ihm gesprochen habe?“

„Nein.“

„Ich habe zwar nicht von meiner Liebe gesprochen, aber ich habe eine Verabredung mit ihm getroffen, welche im Stande ist, den Unterschied zwischen mir und Ihnen nach und nach zu beseitigen.“

Sie blickte ihn erwartungsvoll an. Sie mußte an die Worte denken, welche Eduard unten auf der Gasse gesprochen hatte.

„Welche Verabredung wäre das?“ fragte sie.

„Hätten Sie nicht Lust, in unser Haus zu ziehen?“

„In Ihr Haus? Was sollte ich da?“

„In irgend einer lohnenden Stellung in meiner Nähe sein.“

„Das geht nicht. Ich kann nicht von zu Hause fort. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern; sie können mich nicht entbehren.“

„O, doch! Ihr Vater hat versichert, daß er es Ihnen erlaube, zu uns zu ziehen.“

„Als Dienstmädchen?“

„Wo denken Sie hin! Sie, eine wahre Königin an Schönheit, und Dienstmädchen? Das wäre die größte Sünde, welche ich mir nur denken kann! Nein. Wissen Sie, in der Residenz giebt es Stellungen, welche man mit dem Ausdrucke „Stütze der Hausfrau“ bezeichnet. Eine junge Dame in dieser Stellung kommt gleich nach der Hausfrau. Sie erhält ein sehr hohes Salair, gehört mit zur Familie und ist die Gebieterin über sämmtliches Gesinde. Hätten Sie nicht Lust, eine solche Stellung zu begleiten?“

„Nein.“

„Ah! Warum nicht?“

„Weil mich meine Eltern brauchen, wie ich Ihnen bereits sagte.“

„Aber ich sagte Ihnen bereits, daß Ihr Vater einwilligt, daß Sie als Stütze der Hausfrau zu uns ziehen.“

„Ich bleibe dennoch daheim!“

„Aber Sie erhalten hundert Gulden Gehalt!“

„Hundert Gulden? Das ist viel!“

„Und von mir erhalten Sie heimlich noch eben so viel!“

Ihre Augen richteten sich groß und erschrocken auf ihn. Sie fragte:

„Von Ihnen? Wozu?“

„Hm! Für eine Kleinigkeit. Eben, weil ich Sie liebe!“

„Was meinen Sie mit dieser Kleinigkeit?“

„Ich hege den Herzenswunsch, daß Sie meine Frau werden möchten. Dieser Wunsch kann leider jetzt noch nicht in Erfüllung gehen, da Vater und

Mutter noch nichts davon wissen dürfen. Auch kennen wir Beide uns noch zu wenig. Damit wir uns nun einander ohne Aufsehen nähern können, sollen Sie eben zu uns ziehen. Abends, wenn Sie schlafen gehen, würde ich Sie dann bitten, zuweilen Ihre Thür nicht zu verschließen."

Ihr Auge flammte auf, und Ihr Busen hob und senkte sich unter der Empfindung des Abscheus, welchen sie in diesem Augenblicke nicht zu überwältigen vermochte. Dies machte sie begehrenswerther, als sie so bereits war. Er sah es; er legte die Arme um sie, wollte sie an sich ziehen und fragte:

„Nicht wahr, Engelchen, Sie willigen ein?"

Sie aber stieß ihn mit einer Gewalt, die er ihr gar nicht zugetraut hatte, von sich ab und antwortete:

„Ah! Das also ist Ihre Absicht! Ich würde wohl die Kammer bekommen, in welcher Gustel Beyer geschlafen hat?"

„Ja. Diese Kammer liegt so abgelegen und bequem."

„Und dort soll ich Sie des Nachts einlassen?"

„Ja, meine Seele!"

„Für zweihundert Gulden jährlich?"

„Für zweihundert Gulden und viele Geschenke obendrein!"

„Nicht für zwei Millionen, Herr Seidelmann!"

Ihr Gesicht drückte jetzt den ganzen Abscheu aus, den sie vor ihm und seinem Antrage empfand. Er bemerkte das, fuhr betreten zurück und fragte im Tone des Erstaunens:

„Wieso? Ich begreife Sie nicht!"

„O, das ist sehr leicht zu begreifen! Soll ich etwa dasselbe Schicksal erleiden, wie Breyer's Gustel?"

„Wo denken Sie hin!"

„Die hat Sie eingelassen!"

„Das hat sie gelogen!"

„Sie haben ihr auch Geschenke gemacht, welche sie dann gestohlen haben soll."

„Auch das ist Lüge!"

„Jetzt nun sitzt sie im Gefängnisse! Vater und Mutter sind todt! Warum? Wer ist der Mörder?"

„Sie sprechen wahrhaftig in Räthseln! Glauben Sie doch, daß ich Sie liebe und daß ich Sie glücklich machen will!"

„Ich verzichte auf dieses Glück!"

Sie erhob sich von ihrem Sitze, und er that dasselbe. Er wußte, daß diese so unerwartete Scene einen Zeugen hatte. Sollte er die Wette verlieren und bezahlen? Auf die fünfzig Gulden wäre es ihm schließlich nicht angekommen; aber Engelchen war gerade in ihrem Zorne so schön, so entzückend, daß seine Begierde, sie zu besitzen, sich verdoppelte. Er beschloß, sie sich jetzt auf keinen Fall entgehen zu lassen.

Sie standen vor einander, sie mit zornigen und er mit lüstern glühenden

Augen Er stand so, daß sie nicht an ihm vorüber konnte. Sie befand sich, wie er meinte, in seiner Hand.

„Sie verzichten?" sagte er. „Sie wissen nicht, was Sie thun!"

„Ich weiß es im Gegentheil sehr genau!"

„Wissen Sie, was es heißt, meine Frau zu sein? Hunderte, ja, Tausende sehnen sich, es zu werden!"

„Heirathen Sie diese Tausend, oder vielmehr, betrügen Sie sie! Sie wollen nicht eine Frau, sondern eine Geliebte!"

„Pah! Und wenn das wäre, so bezahle ich gut!"

„Ja, mit dem Gefängnisse! Sie haben mich hierher gelockt, um mich in's Unglück zu stürzen; aber das wird Ihnen nicht gelingen! Ich hasse, ich verachte, ich verabscheue Sie!"

Da nahmen seine Züge plötzlich den Ausdruck eisiger Kälte an. Er bohrte sein Auge herausfordernd in das ihrige und sagte:

„Das ist mir gleichgiltig, denn Ihr Haß wird mir doch das gewähren müssen, was ich mir von Ihrer Liebe vergeblich erbat!"

„Da täuschen Sie sich! Lassen Sie mich fort!"

„Bleiben Sie noch eine Minute! Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu sprechen, ein kleines Wort zwar, aber doch ein sehr folgeschweres. Also, Sie hassen mich wirklich?"

„Ja."

Ihr Gesicht war bei diesem Worte ein solches, daß er sehen mußte, wie sehr sie die Wahrheit redete.

„Und Sie wollen nicht zu mir ziehen?"

„Auf keinen Fall!"

„Nun gut, so will ich darauf verzichten. Aber auf die Erfüllung eines anderen Wunsches werde ich nicht verzichten: Ich habe Sie für heute eingeladen; Sie sind meine Dame; Sie gehören mir. Ich will meinen Lohn haben!"

Sie verstand ihn vollständig, und dennoch fühlte sie weder Furcht noch Angst. Sie blickte ihn ruhig und überlegen an und sagte:

„Welchen Lohn meinen Sie?"

„Es ist jetzt nicht mehr meine Liebe, welche zu Ihnen spricht, sondern mein Wille, mein fester, unerschütterlicher Wille! Sie setzen sich jetzt wieder und bleiben noch eine Viertelstunde hier, bei ausgelöschtem Lichte natürlich!"

„Was fällt Ihnen ein?"

„Mir fällt nie Etwas ein, was ich nicht durchführen kann!"

„Sie wollen mich mit Gewalt zurückhalten?"

„Ja."

„Ich werde um Hilfe rufen!"

„Das werden Sie nicht!"

„Ich werde es sicher! Lassen Sie mich vorüber!"

„Sie bleiben! Und wenn Sie ein einziges Wort reden, welches lauter ist, als ich es wünsche und gestatte, so haben Sie das Unglück Ihrer Eltern auf dem Gewissen!"

Es kam doch wie eine Art von Schreck über sie. Auch abgesehen davon, daß sie ihn ja bereits kannte — wie er so finster und drohend vor ihr stand, mußte sie es ihm ansehen, daß es ihm mit seiner Drohung ernst sei, daß er sie rücksichtslos ausführen werde.

„Wieso das Unglück meiner Eltern?“ fragte sie.

„Ich werde Ihrem Vater keine Arbeit mehr geben!“

„Herrgott! Das werden Sie nicht thun!“

Sie wußte, daß es in der weiten Umgegend keinen Menschen gab, bei dem anderweite Arbeit zu bekommen war.

„O doch, werde ich es thun! Ihr Vater hat heute Kette und Schuß bekommen. Bleiben Sie jetzt nicht hier bei mir, so lasse ich morgen früh Alles wieder holen.“

„Das wäre teuflisch!“

„Sie haben es gewollt! Wer meine Liebe von sich stößt, der lernt mich von der entgegengesetzten Seite kennen. Also, entscheiden Sie sich! Wir haben keine Zeit zu verschwenden!“

Da ballte sich ihr kleines Fäustchen. Sie trat furchtlos hart zu ihm heran und fragte:

„Also, Sie werden dem Vater wirklich keine Arbeit geben?“

„Nein.“

„Nun, so wird der liebe Gott für uns sorgen! Sie sind ein Bösewicht, und ich will lieber verhungern, verschmachten und erfrieren, ehe ich mich von Ihnen ernähren lasse!“

„Ah! Sie spielen die Heldin! Aber ich weiß, woher das kommt. Sie leugnen zwar, einen Geliebten zu haben, aber der Hauser, der Nichtsnutz, steckt Ihnen doch im Kopfe. Das giebt ein sauberes Paar!“

Diese Worte waren im Tone der tiefsten Verachtung gesprochen. Das empörte Engelchen und trieb sie zu dem tapferen Geständnisse:

„Ich habe nicht nöthig, dem ersten Besten zu sagen, ob ich einen Geliebten habe oder nicht. Hauser's Eduard ist ein ganzer Kerl; er ist tausendmal mehr werth als Sie. Ich habe ihn beleidigt und gekränkt, weil ich noch gar nicht wußte, wie lieb ich ihn habe. Jetzt aber, da ich Sie vor mir sehe, fühle ich erst, daß ich zu ihm gehöre wie der Tag zur Woche und wie die Erde zur Sonne. Ich werde nicht von ihm lassen. Gehen Sie! Lassen Sie mich vorüber! Und nehmen Sie meinem Vater die Arbeit, so ist das doch noch nicht so schlimm, als wenn ich mir Das von Ihnen nehmen lasse, was mir höher steht, als all Ihr Reichthum — meine Ehre!“

Sie streckte ihre Arme aus, um ihn bei Seite zu schieben. Da aber umfaßte er sie schnell und rief:

„Unsinn! Hier bleibst Du! Mein mußt Du werden, und wenn Du wie eine Löwin nach Hilfe brüllen solltest!“

Sie brauchte gar nicht nach Hilfe zu rufen, denn diese stand bereits vor ihr: Eduard hatte sein Versteck verlassen, war rasch herzugetreten, legte Seidelmann die Hand auf den Arm und befahl:

„Weg von ihr!“

Seidelmann blickte ihn bestürzt an.

„Strauch! Alle Teufel! Was fällt Dir ein?“

„Weg von ihr!“ gebot abermals der vermeintliche Kaufmann.

„Aber, Mensch, ich begreife Dich nicht!“

Er hielt Engelchen, welche über das Erscheinen eines Zweiten so bestürzt war, daß sie sich gar nicht rührte, noch immer in den Armen. Da aber faßte ihn Eduard bei der Brust, holte mit der anderen Hand aus und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige.

„Herr Jesus!“ rief Engelchen erschrocken. Die Ohrfeige hatte ihr die Beweglichkeit wiedergegeben.

Seidelmann ließ die Arme von dem Mädchen, fuhr sich mit den Händen nach der getroffenen Wange und brüllte:

„Kreuzdonnerwetter! Das ist zu arg! Bist Du etwa verrückt geworden, Mensch?“

„Verrückt nicht, aber ein Anderer bin ich geworden! Sehen Sie her!“

Eduard nahm die Maske vom Gesichte.

„Eduard!“ rief das glückliche Mädchen. „Du hier? O, Gott sei Dank! Jetzt bin ich sicher und gerettet!“

Seidelmann starrte den Webersohn an, als ob er ein Gespenst vor sich stehen sehe. Dann stürzte er sich mit einem wahrhaft brüllenden Schrei auf ihn.

Eduard hatte das erwartet. Er hatte das Mädchen an seiner Brust, wendete sich deshalb mit ihr halb zur Seite, holte mit der rechten Faust aus und empfing Seidelmann mit einem solchen Faustschlage in's Gesicht, daß dieser zurücktaumelte und zu Boden stürzte. Er war dem Kaufmanne an Körperkraft überlegen.

„Komm, Engelchen, laß uns gehen!“

Bei diesen Worten schritt er mit ihr nach der Thür. Da aber schnellte sich Seidelmann empor, faßte ihn am Arme und rief:

„Halt, Bube! Nicht von der Stelle! Erst sollst Du gestehen, wie Du herein gekommen bist!“

Eduard bewahrte seine Kaltblütigkeit. Er antwortete:

„Frag' nicht so albern, dummer Mensch! Du selbst hast mich ja hergeschickt und mir den Schlüssel gegeben!“

„Wie kommst Du nach dem Saale?“

„Durch die Thür.“

„Wie darfst Du es wagen, Dich für Strauch auszugeben?“

„Wer kann sagen, daß ich das gethan habe? Du hast mit mir gesprochen und mit mir gewettet. Ich habe die Wette gewonnen. Morgen Abend werde ich nach den fünfzig Gulden schicken. Nun aber die Hand von meinem Arme, sonst kommt noch etwas Gepfeffertes!“

Seidelmann vermochte den Hergang der Sache nicht zu begreifen; aber er sah, daß er der Betrogene, der Blamirte sei. Das verdoppelte seinen Grimm

über den mißlungenen Anschlag. Er versuchte es, Eduard zu schütteln und rief dabei:

„Du hast Dich ohne Erlaubniß in unsere Gesellschaft eingeschlichen! Vorwärts! Hinüber in den Saal! Wir werden Rechenschaft fordern!"

„Mach Dich nicht lächerlich, alter Fritze! Ihr habt mein Mädchen eingeladen, und zum Mädchen gehört auch stets der Bursche; das ist eine alte Sache! Gehe Du in den Saal, wir aber gehen nach Hause!"

„Das wird sich finden! Fort! Hinüber!"

„Laß los, sage ich!"

Und, als auch jetzt Seidelmann die Hände nicht von ihm nahm, ließ er Engelchen für einen Augenblick fahren, faßte den Wüthenden mit Gedankenschnelle und warf ihn zu Boden, daß Alles krachte.

„Komm, Engelchen! Jetzt hat er genug!"

Er nahm das Mädchen beim Arme, zog den Riegel zurück und trat hinaus.

Im Saale war eine Musikpause eingetreten, und so hatte man die lauten Stimmen gehört. Mehrere Masken traten heraus auf den Gang. Sie erblickten die Beiden; sie kannten Eduard nicht, und Einer fragte, ganz verblüfft:

„Was ist denn los? Wer zankt sich da?"

„Der Teufel ist los! Da drinnen steckt er!" antwortete Eduard, nach der offenen Thür hinter sich deutend.

Und während die Neugierigen in das Zimmerchen traten, nahm er Engelchen's Tuch vom Tische und sagte:

„Komm, hülle Dich ein! Wir wollen machen, daß wir fortkommen, sonst wird es noch schlimmer, als es gewesen ist."

Sie folgte seiner Aufforderung. Als sie eben die Treppe hinabstiegen, ertönte hinter ihnen ein lautes Brüllen:

„Haltet sie auf! Haltet sie auf! Der Kerl muß seine Keule kriegen, fürchterliche Keule!"

Seidelmann war es, welcher sich mittlerweile vom Boden aufgerafft hatte und ihnen nacheilte.

„Schnell, schnell!" bat Eduard. „Daß wir nur wenigstens in's Freie kommen. Dann läufst Du voraus, und ich nehme ihn auf mich. Das soll ihm gut bekommen!"

Als sie durch den Hausflur eilten, befand Seidelmann sich nur noch einige Schritte hinter ihnen. Da öffnete sich die Thür des Gastzimmers, und ein Mann trat heraus, welcher die Situation im Momente überschaute.

„Halt!" sagte er. „Bleiben Sie!"

Dabei ergriff er Seidelmann am Arme und schleuderte ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er wieder bis zur Treppe flog und dort niederstürzte. Er war ein Fremder. Selbst Eduard, welcher zurückgeblickt und den blitzesschnellen Vorgang beobachtet hatte, kannte ihn nicht. Der Bursche entfernte sich mit seinem Mädchen.

Seidelmann raffte sich auf und wollte sich auf den Fremden stürzen. Dieser aber hatte eine so kampfbereite, drohende Haltung angenommen, daß es

keineswegs gerathen schien, mit ihm anzubinden. Ueberdies kam dem Kaufmann ein Gedanke, dessen Ausführung keine Versäumniß duldete. Er wendete sich also ab und eilte die Treppe empor.

Droben standen die Mitglieder der Gesellschaft.

„Was war es?“ rief der Eine.

„Was hat's denn gegeben?“ fragte der Andere.

„Prügelei! Das ist stark! Weshalb aber?“ rief der Dritte.

„Wartet bis nachher, bis ich wiederkomme!“ antwortete er.

Dabei riß er seinen Ueberrock vom Tische, zog ihn an und eilte wieder die Treppe hinab und auf die Gasse hinaus.

Der Fremde unten war verschwunden. Das Liebespaar aber war im Lichte des Schnees von Weitem noch zu erkennen.

„Er führt sie nach Hause!“ knirrschte Seidelmann für sich. „Wie ist das Alles gekommen? Er wird es ihr erzählen, und ich muß es hören! Auf der Straße bleiben sie nicht stehen; da ist es zu kalt. Sie werden in das Haus gehen. Springe ich hinter den Gärten hinab, so komme ich eher und kann mich verstecken. Ich kenne ja das Haus und seine Winkel!“

Er kehrte in den Hausflur der Schänke zurück, ging in den Hof und Garten derselben, sprang über den Zaun und rannte dann hinter den Gärten hinab, bis er die Stelle erreichte, wo Engelchen heute den Schnee fortgekehrt und dabei mit Eduard gesprochen hatte. Er stieg über den Zaun, durcheilte das kleine Gärtchen und trat in den Hof.

Hier lauschte er, ob etwa noch Leben in dem Hause sei. Es war Alles still, und als er dann am Laden horchte, bemerkte er, daß die Eltern des Mädchens schlafen gegangen seien. Einen Hund gab es nicht; er konnte also ohne besondere Besorgniß handeln.

Die Hinterthür hatte eine hölzerne Klinke, welche mittelst einer Schnur von Außen zu öffnen war. Er zog an der Schnur, trat in den Flur, machte die Thür wieder zu und kroch dann in den tiefen Winkel, welcher sich unter der Treppe befand. Hier konnte er Alles hören, was in dem Hausflur gesprochen oder auch nur geflüstert wurde.

Er hatte gar nicht lange gewartet, so hörte er Schritte.

Eduard war mit Engelchen nicht sehr rasch gegangen. Beiden war das Herz so voll, daß sie schweigend neben einander herschritten. Als sie das Haus erreichten, fragte der Bursche:

„Hier sind wir angekommen. Nicht wahr, nun muß ich schleunigst gute Nacht sagen?“

Es folgte eine Pause, dann hörte er halblaut:

„Eduard!“

„Was, Engelchen?“

„Du willst mich strafen!“

„Nein. Aber es wird Dir lieb sein, wenn ich nun gehe.“

„Warum?“

„Du bist ja eine reiche, schöne Italienerin, und ich bin blos ein armer Webergeselle."

„Eduard! Ich bin recht bös mit Dir gewesen! Du darfst nicht im Zorne von mir gehen! Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Welchen?"

„Tritt eine Minute mit herein! Hier ist's so kalt!"

„Wenn Du willst, ja. Aber, Dein Vater?"

„Wir gehen ja nicht in die Stube. Und er wird wohl auch längst schlafen gegangen sein. Komm!"

Sie zog ihn hinter das Haus und an die Thüre, durch welche vor zwei Minuten Seidelmann eingetreten war. Sie öffnete die Thür und flüsterte dabei:

„Da neben der Treppe steht heute die Waschbank. Darauf können wir uns setzen. Willst Du, Eduard?"

„Wie Du denkst!"

Das klang immer noch zurückhaltend. Er konnte eben den Gram der letzten Tage nicht gar so schnell vergessen, wie sie es wollte.

Sie nahmen sich in Acht, Geräusch zu machen, und setzten sich auf die Bank, eng neben einander. Sie ahnten nicht, daß sich zwei Schritte von ihnen ein so gefährlicher Lauscher befinde.

„Und nun sage mir, lieber Eduard, wie Du zu der Maskerade gekommen bist!" bat sie leise.

„Davon nachher, Engelchen. Vorher giebt's etwas Nothwendigeres!"

„Was?"

„Weißt Du, daß ich in den letzten Tagen recht unglücklich war?"

„Ich glaub's! Ich war schuld! Kannst Du mir vergeben?"

„Gern, wenn Du einsiehst, daß ich Recht gehabt habe!"

„Du hattest Recht, wie immer. Ich kann mich jetzt gar nicht begreifen! Glaubst Du das?"

„Ich glaube es, denn ich begreife es. Dein Vater wollte es haben; das ist das Erste. Der schöne, flimmernde Anzug hatte es Dir angethan; das ist das Zweite. Nicht wahr?"

„Ja, Du hast's errathen."

„Aber das Dritte, Engelchen, das ist das Schlimmste!"

„Was ist's?"

„Fast möchte ich es Dir nicht sagen!"

„Warum nicht?"

„Weil Du mir sonst wieder bös werden möchtest."

„O nein! Habe keine Sorge! Was ich heute erlebt habe, das ist genug, um mir als gute Lehre zu dienen."

„Gott segne Dich für dieses Wort, liebes Engelchen! Du machst mir dadurch das Herz sehr leicht. Weißt Du, Dein Vater ist ein guter, ordentlicher und frommer Mann, aber er hat Etwas von dem Pharisäer an sich, welcher Gott dankt, daß er besser ist, als andere Leute. Giebst Du mir da Recht?"

„Es mag sein! Und nun weiß ich auch, was das Dritte ist, von dem Du nicht gern sprechen wolltest."

„Nun, was denn, mein Engelchen?"

„Ich habe auch gedacht, daß ich besser bin als Du."

„Ist das denn wahr?"

Sie zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann sagte sie:

„Wenn ich reden wollte, da müßte ich eine förmliche Beichte ablegen. Das wird Dich nicht interessiren."

„O doch! Gar sehr!"

„Das kann ich doch nicht glauben."

„Wieso?"

„Nun, den Seidelmann würde es wohl interessiren, denn er sagte, daß er mir gut sei und mich heirathen wolle."

„Da meinst Du wohl, ich hasse Dich und mag Nichts von Dir wissen?"

„Ja."

„Nun, so komm, mein Engelchen! Lege Dein Köpfchen einmal hierher an mein Herz! Darf ich meine Arme um Dich legen?"

„Ja, thue es, lieber Eduard!"

„So! Und nun will ich Dir sagen, daß Du mir lieb bist über Alles, Alles, was sich nur denken läßt! Erst kommt der liebe Gott, und dann kommt — mein Vater und meine Mutter etwa? Das kann ich doch nicht sagen. Ich glaube, wenn ich so recht in meine Seele blicke, da kommst Du gleich nach dem lieben Gott. Ich bin kein Dichter und kein erfahrener Mädchenjäger. Ich kann nicht schöne Worte machen; aber wenn ich einmal für Dich sterben soll, da sage es getrost; ich thue es auf der Stelle!"

Es war eine kleine Weile still; dann ließ sich Engelchens Stimme hören, vor Freude zitternd:

„Eduard, ist das denn auch wahr?"

„Ja, wahr ist's; der Himmel weiß es!"

„Dann habe ich doppelt Unrecht an Dir gethan. Auch ich habe Dich recht, recht sehr lieb, wie sehr, das habe ich gar nicht gewußt. Aber, hörst Du, da habe ich gedacht, daß ich ein hübsches Mädchen bin und daß der Vater reicher ist, als Ihr. Das war Beides eine Sünde gegen Dich und Euch. Aber heute habe ich eingesehen, was für ein böses Ding ich da gewesen bin, so ganz voller Stolz, Hochmuth und Hoffärtigkeit."

„Ja, so ähnlich ist's gewesen. Der Mensch soll sich nicht besser und sicherer dünken, als er ist. Aber, Engelchen, hübsch bist Du, sehr hübsch, und Euer Häuschen ist allerdings mehr werth, als unsere Hütte. Was wahr ist, das darf man auch nicht leugnen."

Wie thaten ihr diese einfachen Worte doch so sehr wohl. Sie schlang ihre Arme um ihn, schmiegte sich eng an ihn und fragte:

„Ist das Dein Ernst? Bin ich wirklich nicht häßlich?"

„Nein. In dieser dummen Kleidung habe ich erst gesehen, daß Du sogar schön bist, Engelchen."

„Das freut mich, Eduard; aber es freut mich nicht aus Hochmuth und Eitelkeit, sondern weil ich Dein sein werde."

„So ist's recht, mein liebes, liebes Mädchen! Schau, als ich Dich zum ersten Male in diesem Anzuge sah, da war ich ganz erstaunt über Dich; daß Du so schön sein könntest, hatte ich gar nicht gedacht. Und daher hat der Gedanke, daß Du nicht mir, sondern einem Anderen gehören solltest, mir schier das Herz zerrissen!"

„Nun aber ist's wohl wieder heil?"

„Ja, wenn Du mir von Herzen gut sein willst."

„Sehr gut, o, wie so gut, lieber Eduard!"

„Und dann später — willst Du da mein Weibchen sein?"

„Ich werde den lieben Gott täglich bitten, daß er mir dieses Glück nicht versagen möge!"

„Ist es wirklich ein Glück für Dich?"

„Ein großes, ein sehr großes!"

„Trotzdem Du so hübsch bist und auch reicher als ich?"

„Geh! Sei nicht hart! Bist Du etwa häßlich? Ich habe gar nicht gewußt, was für ein prächtiger Kerl Du bist. Aber als Du diesen Seidelmann mit einem Ruck zu Boden warfst, da stieg es in mir empor, so hell und so klar, daß nur Du es bist, dessen Frau ich werden mag!"

„Was aber wird Dein Vater sagen?"

„Habe keine Sorge! Seidelmann hat ihm den Kopf verdreht, aber er würde lieber sterben, als mich das Schicksal der Schreiberstochter erleiden lassen. Wenn ich ihm erzähle, was geschehen ist, so wird er Dir großen Dank wissen. Also, sind wir einig, Eduard?"

„Ja, liebes Engelchen!"

„Und wir werden uns niemals wieder betrüben?"

„Nein. Wir wollen Gott bitten, solche Trübsal fern von uns zu halten. Aber, Engelchen, was ist denn das? Du hast mich ja umarmt?"

„Darf ich das nicht?" fragte sie verschämt.

„O, gar gern! Und ich, ich halte Dich so fest und innig am Herzen! Und dieser Seidelmann durfte Dich nicht anrühren!"

„Lieber wäre ich gestorben!"

„Aber bei mir stirbst Du nicht?"

„Nein, nein, Du Lieber, Du Guter!" flüsterte sie.

„So glaube ich am Ende gar, daß ich es wagen darf, Dir — hm, Dir einen Kuß zu geben! Wie?"

„Ist das denn nothwendig?"

„Ich halte es für sehr nothwendig. Darf ich?"

Sie antwortete nicht; aber als er seine Lippen auf ihren Mund legte, da fühlte er einen liebevollen, warmen Gegendruck. Wie glücklich war er, dieses schöne Mädchen, und noch dazu in diesem Maskenanzuge, in seinen Armen zu halten. Es war kalt, und Engelchen war sehr decolletirt, aber sie

fühlte die Kälte nicht. Sie lag ja an seinem Herzen, und er hatte das große, dicke Tuch sehr eng um sie geschlungen.

Der Lauscher unter der Treppe hörte jedes Wort; er hörte jetzt auch das leise, galvanische Geknister der Küsse. Er hätte mit beiden Fäusten drein schlagen mögen, wenn es nur gegangen wäre! Da pflückte dieser arme Webersbursche die Rose, welche er für sich hatte reserviren wollen — zweihundert Gulden pro Jahr; das war doch sehr gut bezahlt!

Nach langem Schweigen ergriff das Mädchen wieder das Wort.

„Nun aber sage mir, wie Du zu der Maskerade gekommen bist."

„Das ist eigentlich auch so eine Art von Beichte."

„Ist eine Schuld dabei?"

„Eigentlich nicht, aber doch ein Theil Lug und Trug."

„Ich werde es Dir vergeben."

„O," lachte er leise, „nicht Du bist es, der mir zu vergeben hat!"

„Wer sonst?"

„Der junge Kaufmann Strauch, den ich um sein Vergnügen gebracht habe. Ich hoffe, daß er es nicht erfahren wird."

„Du machst mich sehr neugierig."

„Nun, das war so: Als Du dabei beharrtest, zur Maskerade zu gehen, da wurde es mir angst um Dich. Ich wußte, daß man Dir eine Schlinge legen wolle."

„Du hattest sehr Recht. Das habe ich heute gesehen."

„Ich wollte Dich beschützen und über Dich wachen. Das ging aber nur dann, wenn ich mit dabei sein konnte."

„Richtig! Wie aber hast Du es fertig gebracht?"

„Ich mußte es soweit bringen, daß Einer nicht mitmachte, ohne daß er es den Anderen sagte."

„Das war schwer."

„Aber ich habe es doch fertig gebracht. Ich schrieb nämlich an Strauch einen Brief, in welchem ich ihm verbot, an der Maskerade theilzunehmen Ebenso verbot ich ihm, den anderen Mitgliedern des Casino Etwas davon wissen zu lassen."

„Und er hat gehorcht?"

„Ja."

„Das ist wunderbar!"

„Nicht so sehr, wie Du denkst! Mir hätte er nicht gehorcht. Er hätte mich nur ausgelacht, mich gar für verrückt gehalten. Aber ich hatte eine prächtige Idee. Weißt Du, wie ich mich in dem Briefe unterschrieben habe?"

„Nun, wie?"

„Ich habe als Waldkönig unterzeichnet."

„Herrgott!"

„Du erschrickst?"

„Ja, freilich!"

„Es war ja doch nur Spaß. Der Strauch hat wirklich geglaubt daß

der Waldkönig diesen Brief geschrieben hat, und daher ist er gehorsam gewesen. Ich war dann beim Maskenverleiher. Dort lag der Anzug, den Strauch hatte nehmen wollen. Ich nahm ihn für mich. Darum haben mich Alle für Strauch gehalten, und darum konnte ich Dich heute beschützen."

„Wie sonderbar! Weißt Du, lieber Eduard, daß ich ganz stolz bin auf den Streich, den Du Dir da ausgesonnen hast? Das bringt nur Einer zusammen, der nicht auf den Kopf gefallen ist. Den Anzug hast Du Dir nur geborgt?"

„Ja, freilich!"

„Wann giebst Du ihn wieder zurück?"

„Morgen."

„Vielleicht könntest Du da — ich denke nämlich, daß mein Anzug auch geborgt ist, dann müßte ich ihn zurückgeben. Könntest Du den Verleiher nicht einmal fragen?"

„Ja."

„Wann gehst Du?"

„Gleich nach dem Mittagsessen. Aber Dein Anzug braucht uns gar keine Sorge zu machen. Der Seidelmann hat ihn geschickt, und so sendest Du ihm das Zeug wieder zurück. Das ist das Einfachste."

„Das ist wahr. Aber was wird Vater sagen, wenn er hört, daß er keine Arbeit mehr bekommt!"

„Eigentlich meine ich, daß er an diesem Unglücke selbst die Schuld trägt. Er hat sich von Seidelmann blenden lassen und Dich gezwungen, zum Ball zu gehen. Ein guter Vater sollte — na, ich will Dir nicht wehe thun. Verliert er die Arbeit, so wird Gott ihm helfen."

„Aber Gott kommt nicht persönlich auf die Erde herab. Er hilft nur durch andere Menschen."

„Das ist freilich wahr. Aber mir hat Seidelmann nicht nur die Arbeit entzogen, sondern er hat mich sogar um meinen sauer verdienten Lohn betrogen. Erst heute habe ich eingesehen, weshalb er das gethan hat."

„Ich ahne es. Wohl meinetwegen?"

„Ja, Engelchen. Er hat mich in Noth und Elend bringen und gar aus der Gegend jagen wollen, um Dich dann sicher zu erbeuten."

„Das wäre ihm nicht gelungen."

„O, Du kennst ihn nicht! Er hat kein Gewissen. Wie nun, wenn ich heute nicht gewesen wäre?"

„So hätte ich nach Hilfe gerufen."

„Hätte ich nicht mit ihm gewettet, so wäre die Sache wohl anders gekommen. Uebrigens bist Du noch nicht sicher vor ihm. Er ist ein Wüstling; er hat seine Augen auf Dich geworfen, und er wird alle Hebel in Bewegung setzen, um seinen Willen doch noch zu haben."

„Ich gehe nicht aus dem Hause. Und wenn ich dennoch einmal fortgehe, so mußt Du bei mir sein."

„Ich habe mich selbst vor ihm in Acht zu nehmen. Er wird mir den

heutigen Abend nie vergessen. Es ist nur gut, daß ich ihn ganz und gar nicht zu fürchten brauche."

„Etwa, weil Du stärker bist als er?"

„Das nicht. Gegen Schlechtigkeit und List hilft keine Körperkraft. Aber ich stehe unter einem mächtigen Schutze."

„Gottes?"

„Ja, aber auch unter einem anderen."

„Welcher wäre das?"

„Das bringt mich auf Das zurück, was ich vorhin sagen wollte, als ich meinte, daß Gott Euch helfen werde, wenn Ihr keine Arbeit bekommt. Seidelmann hat mir die Arbeit genommen und mich um den Lohn betrogen. Er dachte, ich sollte in Noth und Elend gerathen; aber gerade dieses Unglück ist mir zum Glück gewesen. Der Förster hat uns gespeist, und dann hat sich auch noch ein Anderer unserer erbarmt."

„Wer denn, lieber Eduard?"

„Denke an Beyer's Kinder."

„Wieso?"

„Wer hat für sie bezahlt?"

„Der Fürst des Elendes."

„Wer hat dem Herrn Pfarrer befohlen, sie zu uns zu thun?"

„Auch der Fürst."

„Nun, dieser ist mein Beschützer."

„Gott! Kennst Du ihn etwa?"

„Nein. Ich sollte eigentlich kein Wort verrathen; aber Ihr kommt wohl sehr bald in die Lage, Hilfe zu suchen, und da will ich Dir gestehen, daß ich Einen kenne, welcher ein Diener des Fürsten des Elendes ist."

„Wirklich? Eduard, ich erstaune! Wer ist dieser Mann, dieser Diener des Fürsten?"

„Das ist auch mir unbekannt."

„Wo hält er sich auf."

„Das darf ich nicht verrathen."

„Aber Du kommst mit ihm zurück; Du sprichst mit ihm?"

„Ja. Die Noth, in welche mich Seidelmann stürzen wollte, hat ein Ende genommen, ehe sie nur zum Anfang kam. Auch ich stehe im Dienste des Fürsten des Elendes und beziehe einen so schönen Gehalt, daß ich leben kann wie ein Graf."

„Herrgott! Ist das wahr?"

„Gewiß! Siehst Du, liebes Engelchen, wir lieben uns, und Du willst mein Weibchen werden. Da kann ich es wohl wagen, Dir diese Mittheilung zu machen, damit Du keine Sorge um mich und auch um Euch zu haben brauchst."

„Das ist recht von Dir. Nun sehe ich, daß Du mich wirklich lieb hast. Aber ich darf wohl nicht davon sprechen?"

„Zu keinem Menschen."

„Auch nicht zu den Eltern?“

„Auch zu ihnen nicht. Willst Du es mir mit der Hand versprechen?“

„Ja; hier ist die Hand! So brauchst Du wohl für die Zukunft keine Sorge mehr zu tragen?“

„Nein. Wenn mir das gelingt, was wir jetzt vorhaben, so bin ich sicher, daß der Fürst des Elendes für mich sorgen wird.“

„Was wollt Ihr thun?“

„Einen fangen.“

„Wen?“

„Hm! Darüber muß ich allerdings schweigen.“

„Ich errathe es aber. Herrgott, wenn es wahr wäre, was ich ahne! Ich hätte Tag und Nacht keine Ruhe mehr.“

„Warum?“

„Weil Derjenige, den Ihr fangen wollt, so gar gefährlich ist.“

„Du wirst falsch rathen.“

„Nicht doch! Ist's nicht der Waldkönig? Wen gäbe es sonst in dieser Gegend, der zu fangen wäre.“

Sie hatte das Richtige getroffen; er aber beschloß, um sie zu beruhigen, lieber eine Unwahrheit zu sagen:

„Du irrst. Wir wollen den Bormann fangen, der gestern entflohen ist.“

„Gott sei Dank! Da brauche ich keine Angst zu haben. Der Bormann wird längst über alle Berge sein.“

„Das befürchte ich auch. Hast Du heute gehört, daß auch der Schreiber Beyer gestorben ist?“

„Ja. Das ist ein großes, ein fürchterliches Elend! Und daran ist der Seidelmann schuld. Die beiden Todten werden mit einander begraben und neben einander in ein Doppelgrab gelegt.“

„Gehst Du mit zu Grabe?“

„Ja. Es wird ein großer Trauerzug werden, obgleich die Leute so arm gewesen sind. Und Du?“

„Ich gehe auch mit, wenn ich Zeit habe.“

„Du arbeitest ja nicht.“

„Aber ich muß meinem geheimen Herrn zu jeder Zeit zur Verfügung stehen. Also, Du denkst, daß Dein Vater mir nicht bös sein wird, daß ich Dir heute gegen Seidelmann beigestanden habe?“

„Er wird Dir sogar dankbar sein, wenn ich ihm erzähle, was geschehen ist. Vielleicht erlaubt er Dir dann, wieder zu uns in die Stube zu kommen.“

„Das wäre mir so sehr lieb! Aber merkst Du, daß Du frierst?“

„Nein, lieber Eduard.“

„Aber ich habe es jetzt bemerkt. Es wird besser sein, daß ich gehe.“

„Jetzt noch nicht. Erst mußt Du noch einmal mit in die Stube kommen.“

„Warum?“

„Das sage ich Dir, wenn wir drin sind."

„Kannst Du hinein? Hast Du den Schlüssel?"

„Mutter wollte ihn legen. Ich finde ihn sogleich."

Sie stand von der Bank auf und dann hörte Eduard das leise Klirren des Schlüssels im Schlosse.

„Komm!" flüsterte dann das Mädchen.

Er folgte ihr in die Stube, in welcher es warm war. Sie brannte eine Lampe an und zeigte auf einen Stuhl, auf den er sich setzen sollte. Er that es. Sie legte das Tuch ab, welches sie bis jetzt getragen hatte, trat zu ihm, legte ihm den Arm um den Hals, blickte ihm liebevoll in die Augen und sagte:

„Ich wollte Dein liebes, gutes Gesicht heute noch einmal beim Licht sehen, Eduard. Bist Du mir wirklich nicht mehr bös?"

„Nein! Kein Bischen mehr," antwortete er, indem er den Arm um ihre Taille legte und sie an sich drückte.

„Und Du wirst mich ebenso lieb behalten, auch wenn ich keine Italienerin mehr bin?"

Da leuchtete sein Gesicht freudig und glücklich auf. Er errieth jetzt, weshalb er noch einmal mit in die Stube kommen sollte. Sie hatte sein Gesicht sehen wollen? Ja; aber das war wohl nicht die Hauptsache. Er hatte ihr gesagt, daß er erst erkannt habe, wie schön sie sei, als sie dieses Gewand getragen hatte. Sie wollte sich ihm in dieser Schönheit noch einmal zeigen; sie wollte ihm damit ihre Liebe beweisen und ihm ein Geschenk damit machen, welches für ihn von hohem Werthe war.

„Bleib so fromm und gut wie heut," sagte er, „dann kannst Du meiner Liebe für das ganze Leben versichert sein."

Sie schmiegte sich innig an ihn und antwortete:

„Eduard, nun Du von Deiner Liebe wirklich zu mir gesprochen hast, fühle ich erst, daß ich ohne Dich gar nicht leben möchte, daß ich von Dir nie und nimmer lassen kann."

Das Herz wollte ihm springen vor Seligkeit.

„Engelchen," sagte er, „heute Morgen, ja, heute Morgen noch solch' ein Herzeleid, und nun heute Abend dieses Glück! Ich vermag es kaum zu fassen!"

„Ja, ich habe sehr Vieles gut zu machen! Eins aber kann ich Dir sagen: So, wie ich jetzt bei Dir stehe, soll mich kein Mensch mehr sehen, als nur Du allein!"

„Das gebe Gott! Und nun will ich gehen. Nicht?"

„Ja. Schlaf wohl, und gute Nacht!"

Sie umarmten sich und küßten sich innig; dann ging er. Er verließ das Haus durch die Hinterthür, an welcher es noch einen letzten Abschiedskuß gab, und stieg dann gleich über den Zaun hinüber in seinen Garten. Dort löste sich zu seiner Verwunderung eine Gestalt von der Wand los und kam ihm einige Schritte entgegen. Er erkannte den fremden Mann, welcher in der Schänke Seidelmann zurückgeschleudert hatte, und ahnte nun, wen er vor sich habe.

V. S.

„Der Fürst — —?“ fragte er leise.

„Des Elendes,“ fügte der Andere hinzu. „Sie kannten mich nicht?“

„In der Schänke nicht. Ich begreife nicht, woher Sie die vielen und so verschiedenen Gestalten nehmen!“

„Kenntniß, Uebung und Geschwindigkeit, das ist Alles! Sie waren wohl in eine Schlägerei gerathen?“

„Ja, Seidelmann wollte mir mein Mädchen verführen.“

„Darf ich die Erzählung hören?“

„Recht gern!“

Er berichtete ihm das Geschehene und fügte dann hinzu:

„Ich denke aber doch, daß es mir unter Umständen schaden kann, daß ich mich als den Pascherkönig unterschrieben habe.“

„Keine Sorge! Ja, es ist allerdings möglich, daß Ihnen einige kleine Unannehmlichkeiten bereitet werden, ernstlich aber wird es Ihnen nicht schaden können. Aber nehmen Sie sich nun doppelt und dreifach vor diesen Seidelmännern in Acht!“

„Ich werde vorsichtig sein!“

„Hoffentlich trägt Ihre Bekanntschaft mit mir auch etwas zu Ihrem Schutze bei. Ich bin nämlich heute auf eine Vermuthung gekommen, welche Seidelmanns die Köpfe kosten kann.“

„Wirklich? Das wäre!“

„Ja. Was ich Ihnen sage, bleibt natürlich unter uns!“

„Gewiß! Aber, Herr Arndt, vielleicht habe ich da bereits einen sehr großen, unverzeihlichen Fehler begangen.“

„Welchen? Ich will doch nicht befürchten, daß Sie geplaudert haben!“

„Nein; aber dem Engelchen habe ich einige Andeutungen gegeben.“

„Das hätten Sie unterlassen sollen! Was haben Sie gesagt?“

„O, ich war so glücklich, daß Alles so viel anders und besser gekommen war, als ich gedacht hatte, und Engelchen hatte solche Sorge um mich wegen der Rachsucht Seidelmanns, und da sagte ich, daß ich unter dem Schutze eines Mannes stehe, der ein Diener des Fürsten des Elendes sei.“

„Hat sie sich denn nach mir erkundigt?“

„Ja, aber ich habe ihr natürlich keine Auskunft gegeben.“

„Sagten Sie, daß wir uns treffen?“

„Ja.“

„Daß ich Sie besolde?“

„Ja. Es geschah nur, um sie über mich zu beruhigen. Sie hat mir mit der Hand versprochen, zu schweigen.“

„Sie hätten es dennoch unterlassen sollen! Sehen Sie darauf, daß sie ihr Versprechen hält, und thun Sie so Etwas nicht wieder, sonst müßte ich mich von Ihnen zurückziehen! Also ich sagte Ihnen, daß ich auf den Schacht zu Laube gehen wolle — —“

„Ja. Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Nur ein paar Worte. Er ging dann, um Denjenigen zu holen, bei welchem ich mein Anliegen vorbringen konnte. Wissen Sie nun, wer kam?“

„Herr, ich bin begierig, es zu erfahren!“

„Der fromme Seidelmann.“

„Der from — — —!“

Das Wort blieb Eduard im Munde stecken, so überrascht war er.

„Ja, der Vorsteher der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit; dieser kam, mein Lieber.“

„Haben Sie sich nicht geirrt? Haben Sie ihn wirklich erkannt?“

„Ich habe ihn erkannt, obgleich er sich verkleidet hatte und eine Maske trug. Aber sein glattes Kinn und sein weißes Halstuch verriethen ihn.“

„Ja, sein Kinn ist gar nicht zu verkennen; es ist ein Judaskinn.“

„Sapperlot! Sie thun ja, als ob Sie Psycho- und Phrenologe seien!“

„Es kam mir so auf die Zunge.“

„Ich machte ihm weiß, daß ich ein bedeutendes Geschäft in Vorschlag habe, und da bemerkte er mir, daß er nichts entscheiden könne, da er der eigentliche Anführer nicht sei?“

„Nicht? Das läßt sich allerdings denken, da er nicht beständig hier wohnt. Wer aber mag der Anführer sein?“

„Jedenfalls einer seiner Verwandten. Er sagte, der Anführer habe heute Abend keine Zeit.“

„Sapperlot! Sollte Fritz gemeint sein, Fritz Seidelmann?“

„Das ist möglich; er oder sein Vater. Haben Sie vielleicht Seidelmann senior bei der Maskerade bemerkt?“

„Nein. Der ist jedenfalls zu Hause gewesen.“

„Also wäre der Junior gemeint. Vielleicht auch lösen die Drei einander ab. Morgen werde ich mir möglichste Gewißheit verschaffen, da ich des Abends wieder nach dem Schachte gehe. Das war es, was ich Ihnen mittheilen wollte. Apropos! Kennen Sie den Weg von hier nach Schloß Hirschenau?“

„Schloß Hirschenau bei Helfenstein?“

„Ja.“

„Sehr gut.“

„Sind Sie dort bekannt?“

„Nein.“

„Es ist möglich, daß Sie mich nächster Tage dorthin zu begleiten haben. Giebt es sonst noch etwas?“

„Nein, Herr Arndt.“

„Dann, gute Nacht!“

Er ging.

Als vorhin Eduard seine Geliebte verlassen hatte, war diese sogleich die Treppe empor nach ihrem Kämmerchen gegangen. Erst als ihre Schritte verklungen waren, hatte Seidelmann seinen Versteck verlassen und dann auch das Haus durch dieselbe Hinterthür.

V. S.

„Welch' ein glücklicher Gedanke!" dachte er. „Wäre ich den Beiden nicht gefolgt, um sie zu belauschen, so hätte ich nichts erfahren. Ah! Köstlich! Aber, nun sollt Ihr es mir büßen!"

Schon wollte er aus dem Schatten des Hauses hervortreten, als es ihm war, als habe er ein Stimmengeflüster gehört. Er duckte sich nieder, kroch mehr nach rechts und bemerkte Arndt und Eduard, welche im Gärtchen des Letzteren standen.

„Wer ist das?" fragte er sich. „Der Hauser und — — ah, wie gut, daß der Schnee leuchtet! Das ist der fremde Hallunke, der sich in der Schänke an mir vergriff. Sollte es vielleicht — hm, Donnerwetter! Sollte es der Diener des Fürsten des Elendes sein, von dem dieser Webergeselle erzählte? Ich werde ihn beobachten. Ich schleiche ihm nach Ich muß wissen, wohin er geht!"

Er beharrte in seiner niedergedukten Stellung, bis er bemerkte, daß der Fremde sich entfernte. Eduard Hauser trat in seine kleine Wohnung, in deren Thür er verschwand.

Jetzt erhob sich Seidelmann wieder und schlich sich weiter. Er sah, daß der Fremde den Weg nach Osten einschlug, welcher sich dann theilte, geradeaus nach einem Nachbardorfe und rechts nach dem Forsthause. Er folgte ihm, bemerkte aber plötzlich, daß der Mann verschwunden war. Wohin? Seidelmann blieb stehen und lauschte.

Arndt war freilich ein Mann, dem sein Verfolger nicht gewachsen war. Er hatte ein außerordentlich scharfes Gehör. Kurz nachdem er Eduard verlassen hatte, war es ihm, als ob er leise Schritte in einiger Entfernung hinter sich vernehme. Er blieb nicht stehen; er schritt langsam weiter, blickte sich aber um.

Da erkannte er eine männliche Gestalt, welche ihm folgte. Er ging noch eine Strecke und drehte sich abermals um; die Gestalt war noch immer hinter ihm, jetzt aber ein Wenig näher.

„Das kann Zufall sein!" dachte er. „Ich werde es untersuchen!"

Er zog sein weißes Betttuch hervor, nahm es auseinander, warf es über und bückte sich nieder, so daß er von dem weißen Schnee nicht zu unterscheiden war. Er bemerkte, daß die Gestalt stehen blieb und in die Nacht hinein lauschte.

„Ah, es ist wirklich ein Verfolger, Jemand, der mir nachschleicht. Warte, Bursche, ich werde Dir einen Denkzettel geben und dabei zugleich sehen, wer Du bist!"

Er raffte mit den Händen einen möglichst großen Schneeballen zusammen und wartete dann.

Als Seidelmann keine Schritte mehr hörte, nahm er an, daß der Mann, dem er folgte, einen rascheren Lauf angenommen habe. Daher schritt auch er jetzt in verdoppelter Eile vorwärts. Dabei hielt er das Auge suchend in die Ferne, in das unbestimmte Schneedustet gerichtet, und so entging ihm der verhängnißvolle Punkt, dem er sich näherte.

Da plötzlich flatterte etwas Weißes hart vor ihm auf; er glaubte eine

schwarze Gestalt, wie vom Himmel gefallen, vor sich zu sehen, und dann erhielt er einen Schlag in das Gesicht, daß ihm für einige Augenblicke Hören und Sehen verging.

Arndt hatte sich nämlich blitzschnell unter seinem Tuche vom Boden erhoben und ihn mit aller Gewalt den Schneeballen in das Gesicht geschlagen. Dann raffte er sein Tuch auf und sprang davon, dem Städtchen wieder zu.

Unweit der ersten Häuser hielt er an und blickte zurück.

„Der hat genug! Der geht heute nicht weiter!" lachte er vor sich hin. „Der Seidelmann! Ah, ich will ihm lehren, mir nachzuschleichen, um zu sehen, wo ich wohne! Dem brummen alle Sinne jetzt so sehr, daß er gar nicht gehört hat, wohin ich gelaufen bin. Sehen hat er nicht sogleich gekonnt. Jedenfalls kehrt er zurück. Ich werde nun den Spieß umdrehen und ihn beobachten."

Er trat hinter die Ecke des ersten Hauses und wartete. Wirklich dauerte es nicht lange, so kam Seidelmann daher und ging vorüber. Arndt nahm das weiße Tuch über und folgte ihm. Es war gar keine Gefahr dabei, denn es war so spät, daß sich Niemand mehr auf der Straße zeigte.

Da bemerkte er, daß Seidelmann bei Hauser's Häuschen stehen blieb und sich dann hinter dasselbe schlich.

„Was wird er da wollen?" fragte er sich. „Das muß ich wissen!"

Er folgte ihm vorsichtig und gewahrte dann, daß er vor einem Laden der Wohnstube stand und zu horchen schien. Er stand wohl eine Viertelstunde still und unbeweglich: dann entfernte er sich. Auch jetzt hielt sich Arndt in immer gleicher Entfernung hinter ihm, bis Beide die Wohnung des Kaufmanns erreichten. Seidelmann zog einen Schlüssel hervor, öffnete und trat ein. Arndt blieb überlegend stehen.

„Soll ich umkehren oder nicht?" fragte er sich. „Da oben ist noch Licht. Man wartet also. Der junge Seidelmann bringt Neues mit nach Hause, und der alte, fromme Schuster wird ihm von dem Fremden am Schachte zu erzählen haben. Wer da lauschen könnte! Ich werde doch noch ein Wenig warten."

Nach einer Weile bemerkte er, daß die Lichter von der vorderen Fronte des Hauses verschwunden; dann erleuchtete sich ein Fenster an der Gartenseite.

„Sollte nun hier die Conferenz stattfinden? Man muß sehen!"

Er stieg über den Zaun. Es gab keine Möglichkeit, bis zur Höhe des Fensters zu gelangen. Erst als er nach einiger Zeit sich nach dem Seitengebäude hinüberschlich, gewahrte er eine Leiter, deren er sich bedienen konnte. Er trug sie nach der hinteren Seite des Hauses, und lehnte sie neben dem erleuchteten Fenster an. Dann stieg er auf die Gefahr hin, bemerkt oder überrascht zu werden, hinan. Er durfte natürlich nicht seinen Kopf am Fenster zeigen. Er schielte nur so hinein, und da erblickte er denn die drei Seidelmänner, Vater, Sohn und Oheim. Die beiden Ersteren saßen am Tische, und der Letztere war soeben auf einen Stuhl gestiegen und stand im Begriffe, ein Bild von der Wand abzunehmen.

Als dies geschehen war, zeigte sich ein großes und tiefes, viereckiges Loch in der Mauer. Seidelmann der Vater griff hinein und brachte einen Carton zum Vorschein, welchen er öffnete und damit zum Tische trat. Er nahm etwas Schwarzes heraus. Es schienen breite, kostbare Spitzen zu sein, von denen ein ziemlich langes Stück abgemessen und dann abgeschnitten wurde.

„Schön!" flüsterte Arndt, indem er leise und langsam wieder von der Leiter stieg. „Belauschen kann ich sie nicht. Wenn Einer von ihnen an das Fenster tritt, muß er mich sofort erblicken. Es ist zu gefährlich! Aber etwas habe ich doch profitirt: Ich kenne den Ort, an welchem diese Schmuggler ihre Spitzen versteckt haben. Es kommt jedenfalls der Augenblick, an dem ich diese Entdeckung verwerthen kann!"

Er trug dann die Leiter an ihren Ort zurück und entfernte sich. Er hätte nur noch kurze Zeit verweilen sollen!

Als Fritz Seidelmann vorhin nach Hause kam, fand er Vater und Oheim seiner wartend.

„Donnerwetter, Junge, was hast Du denn heute Abend für dummes Zeug gemacht?" empfing ihn der Vater.

Doch zeigte das Gelächter, mit welchem er diese Frage begleitete, daß er sich keineswegs in Zorn über den Sohn befinde.

„Was für dummes Zeug?" fragte dieser.

„Die Prügelei mit dem Hausers Jungen."

„Pah! Das ist nicht der Rede werth!"

„Aber er ist Dir doch mit dem Täubchen davongeflogen! Er wird es wohl nun vor lauter Liebe fressen!"

„Woher wißt Ihr denn von dieser albernen Geschichte?"

„Das fragst Du noch? Mensch, das ganze Nest weiß es bereits, vom Pfarrer und Bürgermeister an bis zum Nachtwächter herab! Es sind ja gerade genug Leute dabei gewesen! Eine Dummheit von Dir, eine geradezu riesenhafte Dummheit!"

„Das ich nicht wüßte!"

„Oho! Ich hätte Dich für gescheidter gehalten."

„Hätte dieser Schuft, dieser Hauser, sich nicht unrechtmäßiger Weise eingeschlichen gehabt, so wäre es ganz anders gekommen!"

„Unsinn! Die Geschichte war dumm arrangirt. Ich weiß auch den Unterschied zwischen Henne und Henne; ich bin auch jung gewesen, und es fällt mir gar nicht ein, Dir die Flügel zu beschneiden, aber wenn ich ein Mädchen haben wollte, dessen ich nicht ganz sicher war, so habe ich es ganz anders angefangen. Ich gebe zu, daß das Engelchen ein feiner Bissen ist; aber sie in den Clubb einladen, das war Blödsinn. Es gab da hundert andere Gelegenheiten, im Stillen und mit größerer Sicherheit zum Ziele zu gelangen. Du bist famos blamirt! Mich geht es nichts an; aber ich ärgere mich, daß mein Sohn nicht gelernt hat, so etwas geschickter einzufädeln! Warum hast Du mich nicht um Rath gefragt? Warum hast Du mir nichts gesagt?"

„Der Onkel wußte davon. Uebrigens bringe ich aus dem verlorenen Scharmützel immerhin werthvolle Beute mit!“

„Die mag ich gar nicht sehen! Und was den Onkel betrifft, der kann mir auch gestohlen werden! Der hat heute auch einen Pudel geschossen, der gar nicht größer hätte sein können!“

„Wieso?“

„Ich ging zum Bürgermeister, wo dann, kurz bevor ich nach Hause ging, Dein Abenteuer erzählt wurde. Unterdessen hatte es unten im Comptoir geklingelt.“

„Das weiß ich. Ich schickte den Onkel.“

„Warum gingst Du nicht selbst?“

„Ich hatte keine Zeit; ich mußte ja in das Casino!“

„Casino hin, Casino her! Das Geschäft geht vor! Es ist einer der Anführer dagewesen, und zwar eines Geschäftes im Betrage von zwanzigtausend Gulden wegen. Der Onkel hat natürlich nicht disponiren können und dann den Fehler gemacht, mich nicht zu holen. Nun ist der Mann fort, und wir wissen nicht, ob er morgen wiederkommen wird!“

„Hat er es nicht versprochen?“

„Sicherheit hat er nicht gegeben.“

„Nun, so muß man es eben abwarten! Ueberdies müssen wir gerade jetzt höchst vorsichtig sein. Wißt Ihr, weshalb der Fürst des Elendes in dieser Gegend ist?“

„Um den Pascherkönig zu fangen.“

„Donnerwetter! Woher weißt Du das?“

„Ich habe es erlauscht. Das ist eben ein Stück der Beute, von der ich vorhin gesprochen habe.“

„Es soll ihm schwer werden, uns zu fangen! Wenn man nur eine Ahnung hätte, wer dieser elende Fürst ist!“

„Hm! Ich bin auf der Fährte!“

Die beiden Anderen sprangen in die Höhe.

„Wie?“ fragte der Fromme. „Auf der Fährte? Sprich' deutlicher!“

„Er hat einen Diener hier, und Hauser's Eduard steht auch in seinem Sold und Dienst.“

Diese Nachricht brachte allerdings eine ganz bedeutende Wirkung hervor. Fritz sollte erzählen. Er sagte:

„Hier nicht. Das Gesinde ist neugierig; wir sind vor Lauschern nicht sicher. Kommt in die hintere Stube, wo wir nichts zu befürchten brauchen!“

Sie folgten seinem Rathe, und dann erzählte er, was er gehört hatte. Als er geendet hatte, machten die beiden Anderen sehr ernste Gesichter.

„Das klingt ja fast gefährlich für uns!“ meinte der Vater. „Also Du denkst, daß der Mann, dem Du gefolgt bist und der Dir den Schnee in das Gesicht getrieben hat, jener Diener des Fürsten ist?“

„Ja.“

„Man muß zu erfahren suchen, wo er sich aufhält.“

„Hauser scheint mir gefährlicher!“

„Allerdings. Er kennt die hiesigen Verhältnisse besser als jener Diener und kann uns sehr viel schaden. Wenn man ihn unschädlich machen könnte!“

„Ich habe ein treffliches Mittel dazu.“

Er erzählte von dem Briefe, den Eduard an den Kaufmann Strauch geschrieben hatte. Das fiel den Beiden in die Ohren.

„Das wäre eine Handhabe!“ meinte der Fromme. „Könnte man ihn noch in den Verdacht des Paschens bringen, so — — —“

„Verdacht?“ fragte der Sohn. „Was nützt uns ein Verdacht! Paschen muß er, wirklich paschen!“

„Das thut er aber nicht!“

„Er muß es thun, wenn auch unbewußt. Ich habe auf dem Nachhauseweg darüber nachgedacht. Haben wir feine Spitzen da?“

„Ja.“

„Nun, so darf es uns in diesem Falle auf den Verlust einiger Ellen nicht ankommen. Ich sah vorhin durch seinen Stubenladen. Er ging zu Bette. Seinen Rock aber ließ er in der Stube.“

„Sprich deutlicher!“

„Ist das noch nicht deutlich genug? Man schleicht sich in seine Stube und steckt ihm eine Parthie Spitzen zwischen das Futter seines Rockes; die sind fein; er bemerkt sie gar nicht. Dann schickt man ihn in irgend einer Weise über die Grenze und macht Anzeige. Er wird ergriffen; es kommt heraus, daß er sich als Waldkönig unterschrieben hat —“

Da fuhr der Fromme von seinem Stuhle auf.

„Bei Salomo und den Propheten, Du bist ein gescheidter Kopf!“ rief er. „Ja, so muß es gemacht werden! Nicht, Bruder?“

„Hm! Ja,“ antwortete der Gefragte. „Der Plan ist außerordentlich gut. Kann man denn in die Stube?“

„Sehr leicht,“ antwortete Fritz. „Die Hinterthür macht keine Schwierigkeiten, und an der Stubenthür befindet sich ein Schraubendrücker, wie wir auch welche haben. Das nehme ich auf mich. Aber bald muß es geschehen, möglichst noch diese Nacht.“

„Wenn man es so einrichten könnte, daß er vor den Grenzern flieht, oder sich an ihnen vergreift!“

„Auch das ist nicht sehr schwierig. Die Hauptsache ist, daß wir die Spitzen in seinen Rock bringen. Ich schlage vor, daß wir es sofort versuchen. Was sagt Ihr dazu?“

„Dich treibt die Rache wegen dem Engelchen; aber Du hast Recht. Gilt er als der Paschерkönig, so läßt man uns in Ruhe. Ueberhaupt juckt es mir in allen Fingern, dieser frommen Sippe ein Tüchtiges auszuwischen. Nicht, Bruder?“

Der Vorsteher der Gesellschaft der Seligkeit nickte und antwortete:

„Du hast Recht. Das sind Leute, die in Schafskleidern gehen, inwendig

aber sind sie reißende Wölfe. Sie sind räudig geworden und müssen ausgestoßen werden. Sie gehören zu dem Otterngezüchte, welches dem zukünftigen Zorne nicht entgehen wird. Ihr thut ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn Ihr sie vernichtet!"

Der Plan wurde weiter und eingehender besprochen. Dann nahm der Kaufmann die Spitzen aus dem geheimen Behältnisse hinter dem Bilde. Es wurden einige Ellen abgeschnitten, und dann versah Fritz sich mit einer kleinen Laterne und Allem, was zu diesem Gange nöthig erschien. Auch eine Scheere, Nähnadel und Zwirn steckte er ein, um das losgetrennte Futter wieder annähen zu können. Nach diesen Vorbereitungen machte er sich auf den Weg, nur eine Viertelstunde später, nachdem Arndt die Leiter wieder weggestellt und den Garten verlassen hatte.

Er glaubte, die anderen Beiden, Vater und Oheim, würden sich unterdessen zur Ruhe begeben; aber die Angelegenheit war ihnen ebenso wichtig, wie interessant, und darum beschlossen sie, wach zu bleiben und seine Rückkehr zu erwarten.

Es verging wohl über eine Stunde, ehe er kam. Er bemerkte, daß sie noch Licht brennen hatten, und ging zu ihnen.

„Nun, ist's gelungen?" fragte sein Vater erwartungsvoll.

„Ja," antwortete er.

„Aber lange Zeit hat es gedauert. Konntest Du nicht hinein?"

„O, ganz gut. Aber der Rock machte mir zu schaffen. Ich habe keine Uebung im Nähen und mußte, nachdem ich die Naht aufgetrennt und die Spitzen in das Futter geschoben hatte, das Ding doch so zumachen, daß er nichts bemerken kann."

„Die Hauptsache ist, daß er es nicht fühlen oder gar sehen kann, daß sich Etwas im Rocke befindet."

„Habt keine Sorge! Ich habe meine Sache gut gemacht."

„Das ist immer nur der Anfang. Wie aber wird es möglich sein, ihn über die Grenze zu bringen?"

„Hat er nicht Verwandte drüben?" fragte der Fromme.

„Ja," antwortete Fritz. „Warum?"

„Man müßte einen Brief an ihn schreiben, in welchem er von diesen Verwandten zu einem Besuche eingeladen würde."

„Das geht nicht: das ist zu umständlich, auch müßten wir da viel zu lange Zeit warten."

„Wieso?"

„Der Brief käme doch mit der Post; wir müßten also vorher über die Grenze, um ihn drüben aufzugeben. Es könnten drei Tage vergehen, ehe die Sache zur Perfection kommt."

„Das ist wahr," sagte der Vater. „Und dazu kommt, daß das Briefschreiben immer gefährlich ist. Wer kann die Hand so verstellen, daß man ihm nichts anzuhaben vermag?"

„Ich!" meinte der Vorsteher.

„Das denkst Du wohl, aber jetzt giebt es vereidete Sachverständige, die sich kaum jemals irren.“

„Gut! So mache ich einen anderen Vorschlag: Man sendet einen Boten, welcher scheinbar von Hausers Verwandten kommt.“

„Auch das ist gefährlich. Haben wir da drüben einen Mann, auf den man sich auf alle Fälle verlassen kann? Ich kenne keinen.“

Da stieß der Fromme ein kurzes, überlegenes Lachen aus und sagte:

„O, sancta simplicitas, o heilige Dummheit! Ich habe Euch wirklich für viel klüger gehalten, als Ihr seid! Muß dieser Bote denn ein Mann sein, der da drüben wohnt? Hier habt Ihr doch genug Leute, die Ihr genau kennt und denen Ihr vertrauen könnt!“

„Das ist richtig. Aber der Bote muß die Verwandten Hausers kennen. Das ist ja der Uebelstand. Und selbst wenn wir so einen finden, weiß man nicht, ob er Fehler machen wird. Wir müssen eben außerordentlich vorsichtig sein. Uebrigens müßte der Mann den Hausers unbekannt sein; er müßte sich also verkleiden, eine falsche Haartour tragen, und so weiter. Da ist es auf alle Fälle besser, wenn wir das selbst übernehmen.“

„Du meinst, Einer von uns soll den Boten machen?“

„Ja.“

„Hm! Das ist auch ein Risico! Uebrigens ist es jetzt spät. Wir haben morgen Vormittag Zeit genug, um die Angelegenheit zu überlegen. Jetzt wollen wir sie einmal beschlafen. Vielleicht kommt uns im Traume ein guter Gedanke.“

Aber zum Schlafengehen kam es doch noch nicht, denn gerade in diesem Augenblicke ließ sich unter dem Fenster ein kurzer, halblauter und eigenthümlicher Pfiff vernehmen.

„Was ist das?“ fragte der Vorsteher. „Gilt es etwa uns?“

„Horch!“ antwortete sein Bruder.

Der Pfiff wurde ein- und noch einmal wiederholt.

„Ja, es gilt uns,“ antwortete Seidelmann. „Man will uns sprechen. Es ist jedenfalls wichtig.“

„Wohl ein Pascher?“

„Nein. Keiner unserer gewöhnlichen Pascher weiß, daß wir die Anführer sind. Wer sich in Schmuggelangelegenheiten direct an uns wendet, ist schon etwas Bedeutendes. Gehe hinunter, Fritz!“

„Soll ich ihn heraufbringen?“

„Wenn es nothwendig ist, ja.“

Der Sohn ging und kam nach kurzer Zeit mit einem Manne zurück, dem man es allerdings sofort anmerkte, daß er kein gewöhnlicher Pascher sei. Sein Oberkörper war ganz in einen dicken Pelz gewickelt; seine Beine steckten bis fast an den Leib in hohen Aufschlagestiefeln, welche ganz geeignet waren, die Kälte abzuhalten, und dazu hatte er eine gewaltige Bibermütze so tief in die Stirn gezogen, daß man nur wenig von dem behäbigen, bartlosen Gesicht zu sehen vermochte.

„Guten Abend, oder vielmehr guten Morgen!“ grüßte er, die Mütze abnehmend, und nun trat Seidelmann rasch auf ihn zu, gab ihm die Hand und sagte:

„Herr Winkler! Sie! Welch eine Ueberraschung! Natürlich sind Sie uns herzlichst willkommen!“

„Das hoffe ich, Herr Seidelmann. Pfui Teufel, welch eine Kälte und ein Schnee! Und dazu mußte ich des Nachts kommen! Ich bin von der Amtsstadt aus zu Fuß nach hier.“

„Da muß es sich allerdings um etwas sehr Wichtiges handeln!“

„Freilich, freilich! Wenn ich selbst komme, und noch dazu des Nachts, so ist das stets ein Beweis, daß die Goldstücke springen werden.“

„So bin ich sehr begierig. Lassen Sie uns hören!“

„Hm! Wer ist dieser Herr?“

Dabei deutete er auf den ihm noch unbekannten Vorsteher der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit.

„Mein Bruder.“

„Eingeweiht?“

„Ja. Sie können offen sprechen.“

„Nun, ich erhielt einen Brief des Hauptmannes mit einem ganz bedeutenden Auftrage, den ich bereit bin, zu effectuiren.“

„Wann?“

„Uebermorgen des Nachts.“

„Sapperment! So rasch? Ich weiß ja gar nichts davon! Der Hauptmann hat mir kein Wort geschrieben.“

„Mit Absicht. Ist es wahr, daß sich diesseit der Grenze ein Wesen breitmacht, welches man den Fürsten des Elendes nennt?“

„Allerdings.“

„Wohl nur ein Spuck in den Köpfen alberner Leute?“

„O nein! Ganz und gar nicht! Dieser Fürst des Elendes existirt in Wirklichkeit. Wir haben sehr mit ihm zu rechnen, denn er scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, uns das Handwerk zu legen.“

„Donnerwetter! Sie müssen mich aufklären! Aber, haben Sie denn nicht einen Schluck Warmes oder wenigstens Erwärmendes da?“

„So Etwas ist stets vorhanden. Setzen Sie sich. Ich werde Ihnen von der Sorte geben, welche Ihnen die liebste ist.“

Er ging und brachte nach kurzer Zeit einige Flaschen nebst Gläsern mit. Es wurde eingeschenkt und getrunken, dann fragte Winkler:

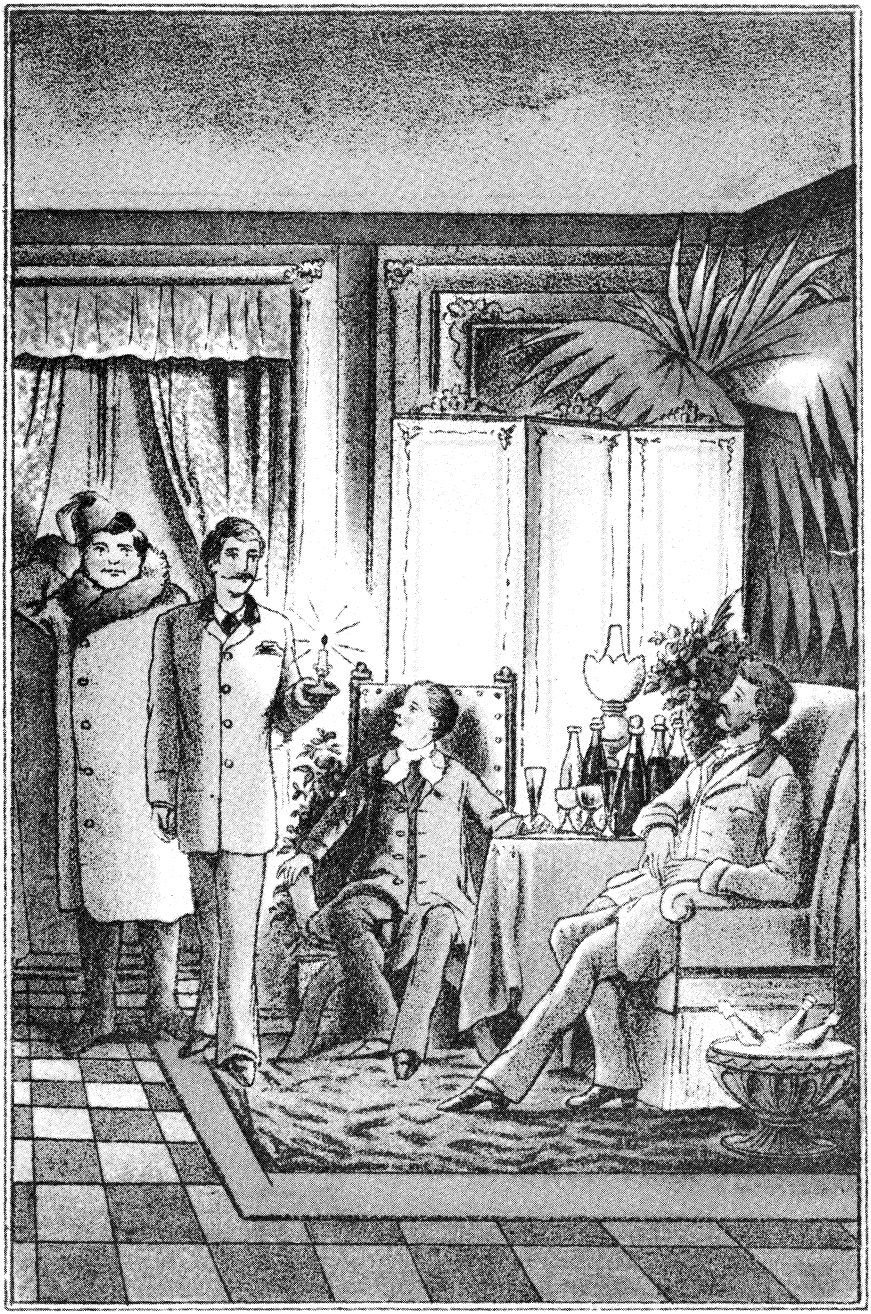
„Also Sie sind mit diesem Fürsten des Elendes auch bereits in Berührung gekommen?“

„Leider!“

„Persönlich?“

„Das weiß man nicht genau.“

„Erzählen Sie! Ich muß in dieser Sache klar sehen!“



V.S. 29.

„Guten Abend!"

Die beiden Seidelmanns berichteten ihm Alles, was sie als wissenswerth für ihn hielten. Er schüttelte den Kopf und sagte nachdenklich:

„Hm! Ich denke nicht, daß seine Angriffe direct gegen Sie gerichtet sind."

„Gegen wen sonst?"

„Gegen den Hauptmann."

„Aber er belauscht uns doch! Er will uns fassen!"

„Ganz richtig! Aber er will Sie nur fassen, weil er ahnt, daß Sie im Dienste des Hauptmannes stehen, auf den es in erster Linie abgesehen ist. Sagten Sie nicht, daß er in der Residenz sein Wesen trieb?"

„Allerdings. Dort ist er zuerst aufgetaucht."

„Und hat sofort gegen den Hauptmann agitirt?"

„Sofort."

„Nun, sehen Sie. Er ist ein persönlicher Feind des Hauptmannes, oder wohl gar ein gewiegter Polizist, der sich, um das Geheimniß des Hauptmannes zu durchdringen, ganz ebenso in das Geheimniß hüllt. Entweder hat er erfahren oder ahnt er es, daß der Hauptmann der oberste Leiter unsers Schmuggelhandels ist; er kann ihn in der Residenz nicht greifen und hofft, ihn hier an der Grenze mittelbar packen zu können. Leuchtet Ihnen das nicht ein?"

„Möglich ist es."

„Sogar sehr wahrscheinlich. Wir haben uns nicht allein vorzusehen; das wäre viel zu wenig; wir haben uns auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt zu machen."

„Das klingt ja ungeheuer gefährlich!" meinte der Fromme.

Winkler machte ein sehr ernstes Gesicht. Bei nur oberflächlicher Betrachtung machte er ganz den Eindruck eines fröhlichen, gutmüthigen Lebemannes; seine immer lächelnden Züge konnten sehr für ihn einnehmen. Jetzt aber hatten seine kleinen Augen sich zusammengezogen, und sein Blick war scharf, finster und drohend geworden.

„Gefährlich ist es auch," sagte er. „Ich bin deshalb persönlich zu Ihnen gekommen. Wollen wir offen sein, so müssen wir gestehen, daß wir durch unsere Beziehungen zu dem Hauptmanne reiche Leute geworden sind; in einigen Jahren wird man, wenn es so fortgeht, uns zu den Millionärs zu zählen haben. Das steht nun auf dem Spiele, und nicht das allein, sondern auch unser Ruf, unsere Freiheit. Sie sehen ein, daß wir die Hände nicht in den Schooß legen dürfen!"

„Das haben wir uns natürlich auch bereits gesagt."

„Nun also! Wir müssen alles Mögliche thun, um diesen Fürsten des Elendes unschädlich zu machen. Wir müssen ihn in unsere Hände bekommen und dann — so oder so! Verstanden?"

Er machte erst die Bewegung des Erschießens und dann diejenige des Hangens.

„Das versteht sich ganz von selbst," meinte der Fromme. „Aber wie fangen wir das an? Haben Sie einen bestimmten Gedanken?"

„Noch nicht. Dieser Feind von uns kann ohne Verbündete und Agenten nichts gegen uns machen —"

„Er hat allerdings welche."

„Nun, so müssen wir uns zunächst an diese halten. Haben wir erst sie, so werden wir auch ihn bekommen. Sind Ihnen vielleicht solche Personen bekannt?"

„Bis jetzt nur dieser Weber Hauser."

„Der muß beseitigt werden. Sie sind dem Fremden, mit welchem er heute gesprochen hat, nicht gefolgt!"

„Nein," antwortete Fritz, an den diese Frage gerichtet war. „Er warf mir Schnee in's Gesicht, so daß ich nicht zu sehen vermochte, und als ich dann die Augen aufmachen konnte, war er verschwunden."

„Das ist fatal, sehr fatal! Aber den Hauser müssen wir fassen. Sie sind hier bekannter als ich. Kennen Sie nicht irgend eine Art und Weise, wie man ihn unschädlich machen könnte?"

Die Drei blickten sich einander an; dann antwortete der Fromme:

„Wir haben bereits denselben Gedanken gehabt wie Sie und sind auch schon thätig gewesen."

„Ah! Wie?"

„Dieser Webergeselle ist nämlich so frech gewesen, in einer Angelegenheit einen Brief zu schreiben, welchen er mit dem Worte „Pascherkönig" unterzeichnet hat."

„Alle Teufel! Ist das wahr?"

„Ja. Wir wissen es genau."

„So daß Sie ihn gerichtlich belangen können?"

„Er wird kaum vermögen, es zu leugnen!"

„Erzählen Sie!"

Fritz erzählte die Maskeradengeschichte. Als er geendet hatte, schüttelte Winkler den Kopf und sagte:

„Das Mädchen könnte allerdings gezwungen werden, einzugestehen, was er gesagt hat, und Kaufmann Strauch wird den Brief wohl auch noch besitzen. Aber was nützt es? Hauser wird es für einen Spaß ausgeben, den er gemacht hat, um Strauch zu bestimmen, nicht auf dem Maskenfeste zu erscheinen. Er wird dann nicht einmal eine Strafe erhalten. Das ist vorauszusehen."

Da verzog der Fromme sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen und sagte:

„Aber wie nun, wenn er ein Pascher wäre?"

„Pascher? Ist er einer?"

„Ich frage nur, wenn er ein Pascher wäre? Würde man es ihm da auch glauben, daß er sich nur einen Spaß gemacht habe?"

„Auf keinen Fall. Aber wenn er wirklich schmuggelte, so stände er jedenfalls in Ihrem Dienste, und dann würden Sie sich ja wohl hüten, ihn zur Anzeige zu bringen!"

„Das ist richtig. Aber setzen wir den Fall, daß er auf seine eigene Rechnung schmuggelte, daß er der Pascherkönig selbst wäre?"

Winkler machte ein sehr verdutztes Gesicht und sagte:

„Meine Herren, ich verstehe Sie nicht, ganz und gar nicht!"

„Sie werden mich gleich verstehen. Er wird nämlich bei einem Spitzenschmuggel erwischt; sodann erfährt man, daß er sich als Pascherkönig unterschrieben hat. Was wird mit ihm geschehen?"

„Hm! Das läßt sich nicht sagen; jedenfalls aber wird er lange Zeit für uns unschädlich sein. Wie aber soll man ihn beim Paschen erwischen, wenn er überhaupt nicht schmuggelt?"

„Das haben wir bereits besorgt. Er hat mehrere Ellen kostbare Spitzen, ohne es zu wissen und zu ahnen, zwischen dem Futter seines Rockes. Ist das nicht genug?"

Winkler sprang vom Stuhle auf und rief:

„Spitzen im Rocke? Ohne es zu wissen? Donnerwetter, das ist ein Meisterstück von Ihnen! Wie haben Sie das fertig gebracht?"

Fritz antwortete im Tone stolzen Selbstbewußtseins:

„Ich habe vor kaum zwei Stunden erlauscht, daß er jenen Brief geschrieben hat und mit dem Fürsten des Elendes in Verbindung steht, und schon hat er die Spitzen im Rocke! Sie werden zugeben, daß wir ebenso schnell wie entschlossen handeln!"

„Gewiß, gewiß! Nur muß man ihn auch veranlassen, über die Grenze zu gehen!"

„Darüber haben wir vorhin bereits verhandelt."

„Und was haben Sie beschlossen?"

„Wir konnten noch zu keinem Entschlusse kommen. Es fehlt uns ein verschwiegener Mann, auf den wir uns verlassen können."

„Wieso?"

Sie theilten ihm mit, was sie vorhin von einem Briefe oder einem Boten von jenseits der Grenze gesprochen hatten. Er hörte ihnen aufmerksam zu und sagte dann:

„Ihre Ansicht ist keine üble, nur fehlt meiner Meinung nach ein Punkt, der gerade sehr nothwendig ist."

„Sie werden so freundlich sein, uns denselben mitzutheilen. Sie wissen ja, daß wir eine sehr gute Ueberzeugung hegen in Beziehung Ihres Scharfsinnes und Ihrer Umsicht."

Der alte Seidelmann, welcher diese Worte sprach, machte dabei eine Handbewegung nach dem Walde hinaus. Winkler war der bedeutendste und verwegenste Schmuggeleiunternehmer jenseits der Grenze. Er lächelte geheimnißvoll, zwinkerte mit den Augen und fragte:

„Sie denken jetzt wohl an den Grenzoffizier, welchen man kürzlich da draußen bei den Bäumen gefunden hat?"

„Hm! Sprechen wir nicht davon!"

„Es ist allerdings besser, solche Episoden unerwähnt zu lassen; aber ich

muß doch constatiren, daß es von Ihnen sehr klug war, die Winke, welche ich Ihnen gab, so genau zu befolgen."

„Gut! Bleiben wir nun bei der Sache! Also, welches ist der Punkt, von welchem Sie vorhin sprachen?"

„Was kann diesem Hauser geschehen, wenn man einige Ellen Spitzen bei ihm findet? Sie werden confiscirt, und er hat Strafe zu zahlen. In Beziehung des Briefes wird er sich heraus zu beißen wissen. Hält man ihn fest, so wird er sich aussuchen lassen. Findet man dann die Spitzen wirklich bei ihm, so bricht ihm das den Hals noch lange nicht. Ja, man kann solche Sachen nicht einmal genau berechnen. Es können immerhin Umstände eintreten, welche seine Unschuld wahrscheinlich machen oder sogar beweisen."

„O, ich bin sehr vorsichtig gewesen," meinte Fritz. „Kein Mensch könnte sagen, daß man ihm die Spitzen heimlich eingenäht habe oder gar, daß dies von mir geschehen sei."

„Trau, schau, wem! Der Teufel hat oft gerade da sein Spiel, wo und wann man am Allerwenigsten an ihn denkt. Allzu große Sicherheit hat schon manchen gescheidten Kerl in's Verderben gebracht. Wie nun, wenn man zufällig solche Spitzen bei Ihnen sieht oder findet?"

„Wer sollte sie gerade bei uns suchen? Ueberdies haben wir sie so außerordentlich gut versteckt, daß kein Mensch sie zu finden vermag. Und zur allergrößten Sicherheit werde ich sogar den Zwirn, mit dem ich Hausers Rock wieder zugenäht habe, an denselben Ort verstecken."

„Das ist vorsichtig gehandelt. Ich kann es loben. Die Hauptsache aber wäre, daß Hauser sich nicht gutwillig untersuchen ließ, sondern sich widersetzte oder einen Fluchtversuch machte."

„Daran haben auch wir gedacht. Er würde sich da bedeutend compromittiren. Aber, wie soll man das erreichen?"

„Hm! In der Welt ist Alles möglich. Ein gescheidter Kerl darf kein Dummhut sein! Lassen Sie mich nachdenken!"

Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Fritz stehen und sagte:

„Könnte man vielleicht diesen Menschen treffen, so wie ganz und gar zufällig und möglichst nicht hier im Orte, sondern irgendwo anders? Aber dies müßte bald sein, vielleicht morgen?"

„Sehr leicht, sehr leicht," antwortete Fritz rasch. „Er trägt morgen seinen Maskenanzug zurück."

„Nach der Kreisstadt?"

„Ja."

„Wann?"

„Er wird nach dem Mittagessen aufbrechen. Ich hörte das, als er es zu dem Mädchen sagte!"

„Hm! Wissen Sie, wo der Maskenverleiher wohnt?"

„Ganz genau!"

„Giebt es keine Restauration in der Nähe, von welcher aus man das Haus des Verleihers beobachten könnte?"

„Gerade gegenüber liegt der Gasthof zum grauen Wolf."

„Das ist schön. Beschreiben Sie mir diesen Hauser genau."

Fritz that dies, und dann sagte Winkler:

„Das genügt, ihn sofort zu erkennen. Haben Sie nicht eine Perrücke und einen Vollbart, welche Beide mir passen würden?"

„Gewiß! Es ist genug Vorrath vorhanden, und zwar für alle möglichen Arten von Köpfen und Physiognomien."

„Schön! So werde ich diesen Hauser einmal auf mein Conto nehmen. Er soll an mich denken!"

„Ah, Sie selbst wollen sich dieser Sache annehmen?"

„Warum nicht? Ich werde ihn so dupiren, daß ihm die Augen übergehen. Ich bin ja ebenso betheiligt wie Sie. Sie werden das nachher erfahren, wenn ich Ihnen die weitere Veranlassung meiner Anwesenheit mittheile. Es ist mir ein vortrefflicher Gedanke gekommen. Sie wissen genau, daß Hauser im Solde des Fürsten des Elendes steht?"

„Ja. Er sagte es zu seinem Mädchen, und ich habe es gehört."

„Und Sie meinen nicht, daß er da bloß aufgeschnitten hat?"

„Nein. Der Kerl hat nämlich jetzt Geld, und ich wüßte nicht, woher er es sonst haben sollte, als von diesem geheimnißvollen Fürsten."

„Schön! So wird er mir sagen, wer der Fürst ist!"

„Donnerwetter! Alle Teufel! Sapperment!" erklang es aus dem Munde der drei Seidelmann's.

„Ja. Auch soll er mir sagen, wer der Diener des Fürsten ist, der Ihnen heute den Schnee in das Gesicht geworfen hat."

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Ich gebe mich selbst für einen Diener des Fürsten aus, nach Umständen sogar für den Fürsten selbst."

Die Drei blickten ihn erstaunt an. Er lächelte überlegen und sagte:

„Sie staunen? Und doch ist dies das Leichteste und Einfachste, was sich nur denken läßt. Es führt am Schnellsten und Sichersten zum Ziele."

„Allerdings, nämlich wenn er glaubt, was Sie sagen."

„Er wird und muß es glauben!"

„Und wie wollen Sie ihn dazu bringen, nach der Grenze zu gehen und sich gegen die Beamten widerspänstig zu zeigen?"

„Ich vertraue ihm ein Paket an, welches die Grenzer nicht sehen dürfen, welches er also zu verheimlichen hat."

„Ein Päckchen mit Contrebande? Da werden Sie sich verrathen. Der Fürst des Elendes verleitet die Seinen nicht zum Paschen."

„Keine Contrebande!"

„Aber wenn die Grenzer es nicht sehen sollen, wird Hauser es gar nicht annehmen."

„Unsinn! Das Paketchen wird wichtige Privatdocumente enthalten, deren

Inhalt Niemand wissen darf, also auch die Grenzbeamten nicht. Hauser hat es nicht unter allen Umständen, sondern nur möglichst vor ihnen zu verbergen."

„Das läßt sich eher hören. Aber sind Sie denn bereits im Besitze solcher Schriftstücke?"

„Unsinn! Sie haben doch Papier, Tinte und Feder?"

„Das versteht sich."

„Nun, so werde ich nachher anfertigen, was ich brauche. Der Inhalt, den ich Hausern lesen lasse, um seine Bedenken zu zerstreuen, wird so eingerichtet sein, daß er sogar gern auf den Leim geht. Er wird ganz stolz darauf sein, daß er es ist, dem die Documente anvertraut werden. Das ist abgemacht. Nun aber zu dem Anderen. Der Hauptmann hat mich benachrichtigt, daß er übermorgen des Nachts einen Transport der hier angeführten Waaren, die ich besorgen soll, übernehmen wird."

Er zog einige versiegelte Briefe und auch ein offenes Verzeichniß aus der Tasche. Das Letztere übergab er Seidelmann, dem Vater. Dieser las es durch, riß die Augen auf uud sagte:

„Donnerwetter! Das beträgt ja über fünfzigtausend Gulden!"

„Ueber sechzigtausend sogar."

„Ist das nicht zu gewagt?"

„Nein. Ich übernehme die Garantie. Sie haben es erst diesseits der Grenze in Empfang zu nehmen."

„Sind Sie so sicher, nicht erwischt zu werden, daß Sie die Garantie übernehmen wollen?"

„Ja. Erst fühlte ich mich nicht sicher, nun ich aber mit Ihnen gesprochen habe, bin ich überzeugt, daß der Coup gelingen wird."

„Wieso?"

„Morgen oder spätestens übermorgen bis Mittag wird Hauser erwischt. Er ist der Pascherkönig. Das wird der Polizei und den Grenzbeamten so viel zu thun geben, daß sie ihre Augen und Ohren nur bei ihm haben werden. Verstanden?"

„Wie aber soll es herauskommen, daß Strauch den Brief erhalten hat?" fragte Fritz. „Wie ich ihn kenne, wird er es verschweigen."

„So ist es Ihre Sache, ihn zur Anzeige zu bewegen."

„Er wird das aus Angst vor dem Pascherkönig nicht thun."

„Das geht mich nichts an. Sie haben hier mitzuwirken. Wir sind gleich betheiligt. Ich nehme den Hauser auf mich, und so ist es gar nicht viel verlangt von mir, wenn ich erwarte, daß Sie Strauch, der doch Ihr Freund ist, auf sich nehmen. Sie gehen morgen mit mir nach der Amtsstadt. Dieser Weg muß, wenn wir überhaupt siegen wollen, unbedingt von Erfolg sein."

„Ich finde das ganz vernünftig," meinte der ältere Seidelmann. „Aber ein Anderes ist mir unklar, mein bester Herr Winkler. Nämlich, wie kommt es, daß der Hauptmann in einer so wichtigen Angelegenheit Ihnen schreibt und nicht mir?"

„Das sehen Sie nicht von selbst ein?"

„Nein. Ich bin stets benachrichtigt worden, wenn ich handelnd eingreifen sollte. Warum nicht auch dieses Mal?"

„Das ist doch sehr leicht zu begreifen. Man forscht hier nach dem Pascherkönige, also nach Ihnen; die Polizei, die Gerichte, die Grenzer, Alles ist auf den Beinen, Sie zu fangen. Nun tritt sogar dieser Fürst des Elendes auf, und ihn scheint der Hauptmann am Meisten zu fürchten. Man wird alle möglichen Mittel anwenden, um hinter unsere Schliche zu kommen. Wer sagt Ihnen denn, daß man nicht auch auf den sehr nahe liegenden Gedanken kommt, die nach hier adressirten Briefe zu überwachen und die verdächtigen zu öffnen?"

„Donnerwetter! Darf das die Polizei?"

„Sie wird da viel fragen, ob sie es darf! Ein einziger Brief aber kann Alles verrathen. Sehen Sie das nicht ein?"

„Ah, ich beginne, zu begreifen!"

„Endlich! Drüben bei mir ist man noch nicht so mißtrauisch. Das weiß der Hauptmann. Darum hat er nur an mich geschrieben, Ihnen aber doch einen Brief mit eingelegt. Hier ist er."

Er reichte ihm eines der verschlossenen Schreiben hin. Seidelmann nahm es in Empfang, öffnete und las:

„Herrn Seidelmann senior.

Sie empfangen ausnahmsweise Dieses nicht durch die Post, sondern durch Winkler. Die jetzt in Ihrer Gegend für uns so bedrohlichen Verhältnisse veranlassen mich, die Correspondenz mit Ihnen bis auf Weiteres einzustellen. Sie werden meine Weisungen von jetzt ab also nicht mehr schriftlich, sondern durch Eingeweihte mündlich erhalten. Sie haben also einem Jeden Folge zu leisten, welcher sich Ihnen vorstellt und im Besitze des geheimen Zeichen ist.

Der Hauptmann."

Die Unterschrift war schief gehalten, so daß die Buchstaben nach links lagen, anstatt, wie bei der gewöhnlichen Currentschrift, nach rechts, und sodann mit einem sehr verwickelten, kunstreichen Zug versehen.

„Nun," fragte Winkler lächelnd, „bin ich jetzt genugsam legitimirt?"

„Ja. Es ist die Unterschrift mit dem Zuge, den wir Alle kennen. Hören Sie, was er schreibt."

Er las den Brief vor. Als er fertig war, sagte der Fromme:

„Schau! So ist also der Fremde, welcher heute klingeln ließ, bereits ein solcher Bote des Hauptmannes gewesen."

„War Einer hier?" fragte Winkler.

„Ja. Er sprach von einem Geschäft im Betrage von zwanzigtausend Gulden."

„So ist ihm unbedingt Folge zu leisten. Haben Sie mit ihm abgeschlossen?"

„Nein. Er kommt wieder."

„Vielleicht lassen sich die beiden Unternehmen vereinigen. Der Haupt-

mann wird bereits gehört haben, daß das letzte verunglückt ist. Nun giebt er schnell andere Karten aus, weil die Beamten nicht denken werden, daß wir uns so rasch wieder hervorwagen. Auf diese Weise wird die Schlappe ausgeglichen und der Verlust ersetzt."

„Das ist jedenfalls das Richtige," sagte Seidelmann, der Vater. „Wo haben wir die Waaren in Empfang zu nehmen?"

„Am diesseitigen Ausgange des Haingrundes."

„Des Haingrundes? Wo wir erwischt wurden? Sapperment, das ist für uns ein überaus gefährlicher Ort!"

„Ein sehr sicherer Ort im Gegentheile! Kein Mensch wird ahnen, daß wir uns gerade dahin wagen, und noch dazu nach so kurzer Zeit."

„Na, meinetwegen! Und wann?"

„Nachts zwei Uhr. Das ist die beste Zeit."

„Mit wie viel Leuten schicken Sie die Waaren."

„Ungefähr zwanzig."

„So habe ich für ebenso viele zu sorgen."

„Haben Sie so Viele?"

„Ah, vierzig und fünfzig, wenn es sein muß."

„So ist dieses Geschäft abgemacht. Die Rechnung geht direct an den Hauptmann, der Ihnen die Löhne und Ihren Gewinn auszuzahlen hat. Hier nun das Letzte: Sind Sie Herr August Seidelmann?"

Der Fromme, an den diese Frage gerichtet war, bejahte dieselbe.

„Es lag auch an Sie ein Brief mit bei. Hier ist er!"

Der Vorsteher nahm und las dies Schreiben. Es war ihm nicht anzusehen, ob es einen guten oder schlechten Eindruck auf ihn machte.

„So schnell habe ich es nicht erwartet," sagte er.

„Was?"

„Ich muß mit dem frühen Morgen abreisen."

„Schon? Wohin?"

„Das habe ich nicht zu verrathen. Es giebt allüberall verirrte Schäflein, welche auf die Hilfe ihres Heilandes warten. Die Diener Gottes gehen nach Nord und Süd, nach Ost und West. Sie haben allezeit dem Befehle ihres Herrn zu gehorchen."

Winkler hob schnell den forschenden Blick zu ihm.

„Ah!" sagte er. „Sind Sie vielleicht der Seidelmann, welcher zum Vorsteher der Gesellschaft der Seligkeit ernannt worden ist?"

„Ja, der bin ich," antwortete der Gefragte in salbungsvollem Tone. „Ich bin erkoren, die Seelen zurückzuführen, welche sich in die Wüste der Sünde und Gottlosigkeit verlaufen haben."

Da machte Winkler ein völlig undefinirbares Gesicht und sagte:

„So bin ich überzeugt, mein verehrter, frommer Herr, daß man keinen Würdigeren erwählen konnte!"

„Ja; der Allwissende erforscht die Herzen und Nieren der Menschen. Er erwählt sich nur Diejenigen zu Werkzeugen seiner Gnade und Barmherzigkeit,

welche fest und treu im Glauben wandeln. Aber jetzt will ich mich zurückziehen. Da ich mit dem Frühesten abzureisen habe, so will ich noch einige Stunden der Ruhe pflegen."

Er ging. Winkler ließ sich die nöthigen Schreibrequisiten geben und nahm sie mit nach dem Schlafzimmer, welches ihm angewiesen wurde. Dort schrieb er einige Zeit und legte sich dann schlafen. Er kannte das Haus und seine Bewohner; er konnte hier so thun, als ob er kein Fremder wäre.

Früh, nachdem er das Frühstück eingenommen hatte, legte er falsches Haar und falschen Bart an. Er war dies nicht so gewöhnt wie die Seidelmann's; darum brachte er damit bis nahe an die Mittagszeit zu. Dann brach er mit Fritz nach der Amtsstadt auf.

In der Nähe derselben angekommen, sagte er:

„Wir werden uns hier trennen müssen. Ich gehe nach dem grauen Wolf, den ich nach Ihrer Beschreibung leicht finden werde. Und Sie begeben sich zu Strauch. Werden Sie ihn sprechen können?"

„Sofort. Ich brauche nur in den Laden zu gehen."

„Und wo treffen wir uns dann?"

„In irgend einer Restauration."

„Nicht im grauen Wolf?"

„Nein. Man soll Sie dort nicht mit mir sehen. Oder, denken Sie, daß uns dies nichts schaden kann?"

„Was soll es schaden? Man kennt Sie nicht. Und überdies lassen wir ja keinem Menschen hören, was wir besprechen. Sie kehren ja wohl dann auch mit mir zurück!"

„Nein. Ich gehe von da direct heim."

„Mit falschem Haar und Bart?"

„Beides werde ich unterwegs entfernen und Ihnen übermorgen — ah, morgen heißt es nun ja — durch die Pascher überbringen lassen."

Sie gingen auseinander. Fritz begab sich zu seinem Freunde, der ihn mit einiger Verlegenheit empfing.

„Ah! Welches Gesicht machst Du mir?" fragte Seidelmann.

„Gesicht? Doch mein gewöhnliches!"

„O nein! Du bist verteufelt verlegen. Ich sehe es Dir an. Du hast wohl bereits gehört, was gestern geschehen ist?"

„Hm! Ja! Verteufelte Geschichte!"

„An welcher nur Du schuld bist."

„Ich? Das begreife ich nicht! Warum ich?"

„Pah! Versuche nicht, Dich weiß zu waschen! Sind wir hier denn auch unbeobachtet?"

„Fürchtest Du die Beobachtung?"

„Ja. Ich habe mit Dir zu sprechen, und Niemand soll es hören."

„So komm mit hinüber in meine Stube. Kommen Käufer, so sind ja der Diener und die Lehrlinge da."

Fritz folgte ihm nach dem wohlbekannten Zimmer. Dort setzten sie sich

einander gegenüber und brannten sich eine Cigarre an. Strauch konnte seine Verlegenheit noch immer nicht verbergen. Seidelmann beobachtete ihn forschend und sagte dann:

„Ich wollte Dich gern unter vier Augen haben, weil ich heute als Dein Beichtvater komme."

„Als mein Beichtvater? Du, der Ausgelassenste und Gottloseste von uns Allen? Das ist lustig!"

„O, die Angelegenheit, in welcher ich komme, ist im Gegentheile außerordentlich ernst!"

„Das klingt ja ganz bedrohlich! Und dazu macht der Mensch ein Gesicht, als ob er mich ganz criminaliter vornehmen wolle!"

„So ist es auch! Du hast da ganz das richtige Wort getroffen: criminaliter! Es kann sich nämlich aus der betreffenden Angelegenheit für Dich ein schlimmer Criminalfall entwickeln."

Strauch erschrak.

„Was Teufel!" rief er. „Was meinst Du denn eigentlich?"

„Du wirst es sogleich hören. Ich hoffe auf alle Fälle, daß Du mich mit der reinen Wahrheit bedienen wirst."

„Wetter noch einmal! Sei nur nicht so feierlich, und sage doch lieber frank und frei heraus, um was es sich handelt!"

„Um den gestrigen Abend."

„Ah!"

„Warum kamst Du nicht?"

„Weil ich krank war."

„Was fehlte Dir denn?"

„Es lag mir überall, im Leibe, im Kopfe, in — in —"

„Und in den Hosen," fiel Fritz ein. „Das Herz war Dir in die Hosen gefallen; der Muth war Dir verloren gegangen. Gestehe es nur!"

Strauch gab sich Mühe, ein möglichst unbefangenes Gesicht zu machen, und sagte:

„Der Muth? Ich verstehe Dich nicht!"

„Lüge nicht! Verstelle Dich nicht, alter Freund! Damit kommst Du bei mir nicht weit!"

„Der Teufel mag Dich begreifen! Ich war wirklich krank!"

„Wie kam es aber dann, daß Dein Anzug vorhanden war?"

„Ich habe davon gehört. Aber das ist auch Etwas, was ich nicht zu begreifen vermag."

„Du hast wirklich nicht gewußt, daß jener Mensch ihn für sich gebrauchen würde?"

„Jener freche Webergeselle? Keine Ahnung davon!"

„Nun, das will ich Dir glauben. Aber, daß Du krank warest, das ist und bleibt eine Lüge! Ich kann es Dir beweisen!"

„So? Beweise es!"

Er war wirklich überzeugt, daß Seidelmann ihm Nichts beweisen könne.

Wie hätte es dieser auch wohl anfangen wollen? Fritz aber blickte ihm scharf in das Gesicht und fragte:

„Hast Du den Brief noch?"

„Welchen Brief?"

„Vom Paschérkönig."

Da wurde Strauch bleich. Er war so erschrocken, daß er für einige Sekunden gar keine Worte fand, dann stammelte er:

„Vom Paschérkönig? Bist Du toll?"

„O nein! Ich bin sehr bei Sinnen."

„Du glaubst, daß ich mit dem Paschérkönig in Briefwechsel stehe?"

„Ja. Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin sogar sehr überzeugt davon, mein lieber Freund!"

„Das wäre ja Wahnsinn!"

„Allerdings. Ueberdings kommt es hier gar nicht darauf an, was ich glaube, sondern darauf, was die Polizei denkt."

Da sprang Strauch von seinem Sitze empor und rief:

„Die Polizei? Herrgott! Was habe ich mit der zu schaffen?"

„Bis jetzt noch nichts, aber sie kann aller Augenblicke kommen, um bei Dir Aussuchung zu halten."

„Da hört Alles auf! Die Polizei Aussuchung bei mir! Da wäre unser guter Ruf zum Teufel!"

„Ja, mein Bester, zum Teufel!" lächelte Fritz überlegen.

„Aber was will man denn bei mir suchen?"

„Den Brief natürlich."

„Ich weiß doch von keinem Briefe Etwas?"

„So weiß es die Polizei desto besser!"

„Dann ist sie mehr als allwissend!"

„Geh! Leugne nicht, sondern sei verständig! Ich komme als Freund, um Dich zu retten, um Dir einen Wink zu geben, der den Zweck hat, Dich vor einer Anzeige, einer Anklage oder gar, schlimmern Fall gesetzt, vor einer peinlichen Untersuchung zu bewahren."

Strauch starrte den Sprecher rathlos an. Er wußte nicht, was er machen solle. Fritz ahnte dies; darum sagte er:

„Ich sehe ein, daß Du Dich zwischen der Charybdis und der Scilla befindest, aber ich wüßte auch, was ich an Deiner Stelle thun würde."

„Was denn?"

„Meine Pflicht."

„Welche Pflicht meinst Du denn?"

„Die Pflicht, Anzeige zu erstatten."

„Hole Dich der Teufel! Dann bin ich ein verlorener Mann!" platzte er heraus, ohne in seiner Verlegenheit einzusehen, daß er mit diesen Worten ein Geständniß ausgesprochen habe.

Da klopfte ihm Fritz auf die Achsel und erklärte:

„Schau, Alter, jetzt hast Du Dich vergaloppirt!"

„Wieso?“

„Du hast zugegeben, was ich erfahren wollte.“

„Unsinn!“

„Und doch! Du sagst, daß Du ein verlorener Mann seist, falls Du Anzeige erstattetest. Das heißt doch mit anderen Worten, daß es irgend Jemand giebt, den Du zu fürchten hast.“

„Dein Schluß ist sehr falsch. Wen sollte ich zu fürchten haben?“

„Ich weiß es ganz genau.“

„Nun, so sage es doch!“

„Den Pascherkönig.“

„Wieder der Pascherkönig! Was hast Du nur mit diesem? Ich sage Dir, daß ich mit ihm nichts zu thun habe, ja, daß ich von diesem Kerl nicht das Allermindeste weiß!“

„Lüge doch nicht so! Du weißt von ihm Zweierlei!“

„Ich wäre da sehr begierig, Beides zu erfahren.“

„Nun, erstens weißt Du, daß er Dir einen Brief geschrieben hat, und zweitens weißt Du, daß er Dir verboten hat, davon zu sprechen.“

„Das sind Vermuthungen, die des Beweises bedürfen.“

„Die Polizei wird Dir den Beweis liefern. Sie weiß Alles; sie kennt sogar den Inhalt des Briefes.“

„Und wie hast Du davon erfahren?“

„Ein Beamter gab mir einen Wink. Willst Du denselben befolgen, so ist es gut, wo nicht, dann siehe zu, wie Du Dich aus dieser Schlappe nachher heraus zu arbeiten vermagst!“

Strauch schritt hin und her. Seine Verlegenheit hatte sich verdoppelt. Auf der einen Seite stand seine Pflicht und auf der anderen seine Angst vor dem Waldkönige. Seidelmann wartete eine Weile; dann sagte er:

„Ich sehe, daß mein guter Wille keinen Nutzen bringt; ich gehe also. Es hätte mich aber gefreut, wenn ich Gelegenheit gefunden hätte, Dir einen guten Rath zu geben.“

Das zog. Strauch blieb stehen und fragte:

„Einen guten Rath? Heraus damit! Das ist es ja gerade, was ich brauche, und zwar außerordentlich nothwendig?“

„Nicht so eilig! So rasch geht das nicht! Wer einen guten Rath geben soll, der muß die Angelegenheit genau kennen.“

„Du scheinst doch ganz gut unterrichtet zu sein?“

„Abermals ein Geständniß, wenn auch ein indirectes! Also, sei doch aufrichtig! Du hast den Brief empfangen?“

„Nun, zum Teufel, ja!“

„Und bist in Folge desselben gestern zu Hause geblieben?“

„Ja.“

„Hast Du den Brief vernichtet?“

„Nein.“

„Ah, so hast Du ihn noch? Das ist sehr gut! Zeige ihn einmal her!“

„Werde mich hüten!“

„Warum?“

„Was ich Dir hier unter vier Augen sage, das kann mir wohl nicht viel schaden; auf alle Fälle kann ich es widerrufen. Aber zeigen, den Brief zeigen und lesen lassen, das ist etwas Anderes!“

„Du wirst ihn der Polizei ja auch zeigen müssen!“

„Das fällt mir gar nicht ein. Ich zerreiße und vernichte ihn!“

„Das wäre die allergrößte Dummheit, welche Du begehen könntest!“

„Wohl nicht. Ich will lieber einen kleinen Conflict mit der Polizei haben, als mich von dem Waldkönige abmurxen lassen.“

Da schlug Fritz eine helle Lache auf und erklärte:

„Der Waldkönig, der Dir geschrieben hat, wird Dich wohl nicht abmurxen; das fällt ihm gar nicht ein!“

„So hast Du noch nicht Alles gehört, was man sich von ihm erzählt!“

„Laß Dich doch nicht auslachen! Glaubst Du denn in Wirklichkeit, daß es der Waldkönig gewesen ist, der den Brief geschrieben hat?“

„Natürlich!“

„Kind, das Du bist! Ich hätte Dich niemals für einen so leichtgläubigen Kerl gehalten! Was sollte der Waldkönig denn eigentlich davon haben, daß Du nicht zur Maskerade gehst?“

„Das habe ich mich allerdings auch gefragt.“

„Na, also! Bist Du denn nicht auf den Gedanken gekommen, daß es sich hier um eine Mystification handelt?“

„Ah! Du meinst, daß man mich zum Narren gemacht habe?“

„Ja, gerade zur Fastnacht.“

„Donnerwetter!“

„Nun?“

„Wenn das wahr wäre!“

„Was würdest Du da thun?“

„Ich haute dem Kerl die Knochen entzwei, möchte es sein, wer da wolle!“

„Nun, so haue zu! Es ist ein Fastnachtsstreich gewesen.“

„Von wem?“

„Zeige erst den Brief.“

„Hm! Wozu?“

„Daß ich die Handschrift sehe.“

„Weißt Du denn, wer ihn geschrieben hat?“

„Ja. Nur will ich mich aus der Handschrift vollständig überzeugen, ehe ich den Namen nenne. Ich will keinen Unschuldigen verdächtigen.“

„Na, so will ich es wagen. Du sollst den Brief lesen.“

Er schloß einen Kasten seines Schreibtisches auf, nahm den Brief, den er da versteckt hatte, heraus und gab ihn Fritz hin. Dieser las und betrachtete ihn genau. Er kannte die Handschrift von Eduard Hauser nicht; er wollte aber den Brief haben, um genau zu wissen, daß er wirklich vorhanden sei. Dann sagte er:

„Ja, es stimmt; der Kerl ist's und kein Anderer!“

„Wer?“

„Ahnst Du das denn nicht?“

„Nicht im Geringsten!“

„Nun, wer hatte denn Deinen Anzug?“

„Dieser Webergeselle.“

„Wer erschien an Deiner Stelle?“

„Ganz derselbe Kerl!“

„Hast Du auch gehört, zu welchem Zweke er sich eingeschlichen hat?“

„Um Dich mit seinem Mädchen zu belauschen.“

„Ja, nur deshalb. Ich hatte Dir von ihr erzählt, und ich wußte, in welchem Anzuge Du kommen würdest. Als ich nun die betreffende Maske sah, dachte ich natürlich nicht anders, als daß Du es seist.“

„Himmelsapperment!“

„Ich fing also mit dem Kerl von dem Mädchen an; ich machte eine Wette mit ihm, daß die Weberstochter mein sein werde —“

„Das ist stark!“

„Um ihm den Beweis zu liefern, gab ich ihm die Weisung, sich in dem Zimmer zu verstecken, in welchem ich den Sieg feiern wollte —“

„Da schlage doch der Teufel drein!“

„Das Alles nur, weil ich dachte, Du seiest es. Im entscheidenden Augenblicke nun störte er mich und begann einen Heidenskandal —“

„Allerdings höchst fatal für Dich!“

„Natürlich! Er schaffte sein Mädchen fort. Ich war so klug, ihnen zu folgen und sie zu belauschen. Da hörte ich denn, daß er Dir einen Brief geschrieben habe, einen Brief im Namen des Paschersönigs —“

„Hallunke! Also der, der ist's gewesen?“

„Natürlich! Um mich zu belauschen, mußte er bei der Maskerade sein. Dies war aber nur dann möglich, wenn einer der Berechtigten verhindert wurde, zu kommen.“

„Und warum mußte gerade ich dieser Eine sein?“

„Das weiß ich nun freilich nicht.“

„Und wie kam er gerade zu meinem Anzuge?“

„Auch das weiß ich nicht.“

„Aber ich werde es erfahren, ich muß es erfahren. Mir einen solchen Streich zu spielen, einen solchen Gassenjungen- und Fastnachtsstreich!“

„Unangenehm ist es allerdings,“ meinte Fritz achselzuckend.

„Unangenehm? Blos unangenehm?“

„Nun, sagen wir ärgerlich!“

„Aergerlich? Blos ärgerlich? Nein, frech, über alle Maßen frech ist es, und nicht blos frech, sondern — man findet gar keine Worte, um so Etwas richtig zu bezeichnen. Und wie hatte ich mich auf diesen Abend gefreut Ich wollte Marie überraschen, und — Höllenelement, ich könnte den Kerl zermalmen!“

Vorhin voller Angst und Furcht, fühlte er jetzt einen Grimm in sich, wie noch nie in seinem ganzen Leben. Er rannte wie ein gefangener Panther im Zimmer hin und her und blieb dann vor Fritz, dessen lächelnde Miene ihn ärgerte, halten:

„Wie?“ rief er. „Du lachst auch noch?“

„Soll ich etwa weinen? Der Streich ist, wenn ich aufrichtig sein soll, wirklich nicht schlecht ausgesonnen.“

„Soll ich dem Hallunken etwa eine Prämie zahlen?“

„Es liegt Chic und Schmiß darin. Das Arrangement ist allerliebst; das wirst auch Du zugeben müssen!“

„Ich finde ganz und gar nichts Allerliebstes darin! Ich habe den ganzen Abend dagesessen wie der Laubfrosch auf der Leiter. Ich habe mich nach Euch gesehnt; ich habe im Stillen geflucht und gebrummt nach Noten; ich habe Angst gehabt vor dem Waldkönig, und warum, wozu? Weil ein Weberjunge mir einen Wisch geschrieben hat, um an meine Stelle zu kommen! Ist das nicht rein zum aus der Haut fahren?“

„Fahre heraus!“

„Du hast gut lachen! Aber ich werde mich rächen! Ich werde dem Kerl einen Denkzettel — — ah, sprachst Du nicht von der Polizei?“

„Ja, freilich!“

„Daß die von dem Briefe weiß?“

„Ja.“

„Wie soll sie davon erfahren haben?“

„Hm! Vielleicht hat Hauser geplaudert, oder auch sein Mädchen. Man weiß, daß Du vom Waldkönige einen Brief bekommen hast, ohne es anzuzeigen.“

„So kann ich dieses Kerls wegen gar noch in die Tinte gerathen?“

„Natürlich! Es ist Deine Pflicht, Anzeige zu machen.“

„Gewiß, gewiß! Das sehe ich ein! Das werde ich thun, und zwar jetzt, gleich jetzt. Ich gehe augenblicklich zur Polizei!“

„Natürlich nimmst Du den Brief mit!“

„Das versteht sich ganz von selbst! Man wird es ihm lehren, sich als den Pascherkönig zu unterschreiben!“

Er griff zum Hute und steckte den Brief zu sich.

„Der Kerl wird den Spaß theuer bezahlen,“ bemerkte Fritz, indem auch er sich zum Gehen anschickte.

„Das ist recht; das kann ihm ganz und gar nichts schaden!“

„Es ist um so schlimmer für ihn, zumal er als Pascher bekannt ist!“

Da drehte Strauch sich scharf zu ihm herum und fragte:

„Als Pascher?“

„Ja.“

„Er ist wirklich einer?“

„Alle Welt weiß es!“

Strauch legte den Hut langsam wieder von sich, hustete einige Male und

blickte sehr nachdenklich vor sich hin. Es war ihm nicht die geringste Spur seines vorigen großen Grimmes mehr anzusehen.

„Was ist's? Was hast Du?" fragte Fritz.

„Hm!" brummte der Gefragte.

„Nun? Was ist denn auf einmal über Dich gekommen?"

„Ein Bedenken."

„Ein Bedenken? Was könnte es denn da für Bedenken geben? Du hast Anzeige zu machen, um den frechen Burschen bestrafen zu lassen!"

„Ja, ja! Eigentlich, ja, hm! Also er ist wirklich ein Pascher?"

„Ich sagte es bereits einige Male!"

„Du, meinst Du nicht, das es da besser ist, ich sehe von der Anzeige ab?"

„Warum?"

„Er steht zum Pascherkönige in Beziehung!"

„Jedenfalls."

„Alle Teufel! Am Ende ist er der Pascherkönig selbst!"

„Auch das ist möglich. Ein schlauer und verwegener Patron ist er; das hat er durch den Streich bewiesen, den er Dir spielte."

„Hm, dann ist das Ding gefährlich! Ich zeige ihn nicht an."

Jetzt erkannte Fritz, welchen Fehler er begangen hatte. Er hätte Hauser nicht als Pascher bezeichnen sollen. Das war aber nun nicht zu ändern oder zurück zu nehmen.

„Mensch, wo denkst Du hin!" sagte er. „Du hast Anzeige zu machen!"

„Ich habe auf mein Wohl zu sehen. Ich fühle keineswegs das Verlangen, mich heimlich abwürgen zu lassen!"

„Aber die Polizei!"

„Ich habe ihr zu gehorchen. Kommt sie, so werde ich ihr den Brief zeigen; ich bin dann gezwungen, weil dieser Hauser sich selbst verrathen hat. Anzeige mache ich aber auf keinen Fall!"

„Auch nicht, wenn Du mir einen großen Gefallen dadurch erwiesest?"

„Welcher Gefallen wäre das?"

„Du siehst doch ein, daß er mich beleidigt hat!"

„Natürlich!"

„Daß ich das nicht auf mir sitzen lassen will, sondern daß mir sehr daran liegen muß, den Kerl bestraft zu sehen!"

„Ja, ja! Aber wenn Du ein Hühnchen mit ihm zu rupfen hast, so rupfe es selbst. Ich gebe meine Finger nicht dazu her. Ich habe alle Achtung vor dem Pascherkönige. Ich mache keine Anzeige. Dabei bleibt es!"

„Hasenfuß!"

„Besser man ist ein Hase und bleibt leben, als daß man ein Löwe ist und wird so über Nacht und aus dem Hinterhalte massacrirt!"

„Gut! Ich sehe, daß nichts mit Dir zu machen ist. Also Du versprichst mir aber, den Brief nicht zu zerreißen?"

„Ja. Ich hebe ihn auf."

„Und zeigst ihn der Polizei, wenn sie kommt?"

„Ja. Ich zeige ihn und waſche dann meine Hände in Unſchuld.“

„Aber es können Dir aus dem Umſtande, daß Du die Anzeige unterlaſſen haſt, üble Folgen erſtehen!“

„Die fürchte ich weniger als den Paſcherkönig! Wenn ich einfach erkläre, daß ich den Brief für einen Faſtnachtsſcherz gehalten habe, was kann man mir da thun? Mich beſtrafen? Auf keinem Fall!“

„Das iſt Deine Anſicht. Ich will nicht mit Dir ſtreiten, ob ſie die richtige iſt. Aber, wie nun, wenn ich an Deiner Stelle handelte?“

„Was meinſt Du?“

„Wenn ich den Brief auf die Polizei trüge?“

„Du? Hm! Warum?“

„Um die Gefahr von Dir zu nehmen, die doppelte Gefahr vor dem Paſcherkönige und der Polizei.“

„Das — das, ja, das wäre ein Ausweg!“

„Gehſt Du darauf ein?“

„Du willſt Dir die Finger für mich verbrennen?“

„Ich werde ſie nicht verbrennen. Giebſt Du mir den Brief?“

„Ja. Aber ich ſtelle die Bedingung, daß kein Menſch davon erfährt, kein Menſch als nur die Polizei.“

„Einverſtanden! Gieb her!“

„Hier!“

Fritz nahm den Brief. Es war ihm dabei zu Muthe, als habe er nun einen Revolver in der Hand, deſſen ſämmtliche Kugeln ſeinen Nebenbuhler zu Tode treffen müßten. Daß er als Angeber, als Ankläger auftreten müßte, das machte ſeinem Gewiſſen nicht die geringſten Scrupel. Er verabſchiedete ſich von dem Freunde und ging — aber nicht ſogleich zur Polizei, ſondern vorher nach dem Gaſthofe zum grauen Wolf, wo er ſeinen Verbündeten wußte.

Dieſer ſaß in der Nähe des Fenſters, um die Straßenpaſſanten leicht beobachten zu können. Er ſetzte ſich zu ihm und ließ ſich von dem anweſenden Kellner ein Glas Bier geben.

„Noch nicht geſehen?“ fragte er.

„Nein.“

„Vielleicht haben Sie ihn überſehen. Sie kennen ihn ja nicht perſönlich.“

„So lange ich hier ſitze, iſt noch kein Menſch in das Haus getreten. Er iſt mir alſo nicht entgangen. Was aber haben Sie erreicht?“

„Einen halben Erfolg.“

„Wieſo halb?“

„Strauch weigert ſich, Anzeige zu machen.“

„Das iſt dumm von ihm. Ich dächte, daß der Streich, welcher ihm geſpielt worden iſt, kein ſolcher iſt, den man ſehr leicht vergiebt!“

„Er fürchtet ſich vor der Rache des Paſcherkönigs.“

„Dummheit! Aber, iſt der Brief noch vorhanden?“

„Ja, glücklicher Weiſe.“

„Haben Sie ihn geſehen und geleſen?“

„Gewiß. Ich habe ihn sogar mit."

„Das ist gut, sehr gut. Wie aber kommt es, daß er Ihnen von Strauch anvertraut worden ist?"

„Ich soll an seiner Stelle die Anzeige machen."

„Ein Feigling! Darf ich den Brief lesen?"

„Gewiß. Hier ist er!"

Winkler nahm Einsicht in das Schreiben und meinte dann:

„Und Sie denken, daß dies nur für einen Scherz erklärt werden könne, mein bester Herr Seidelmann?"

„Unter Umständen, ja."

„Nein, unter keinem Umstand. Kennen Sie vielleicht den Paragraphen des Strafgesetzes, welcher von der Bedrohung handelt?"

„Natürlich. Sie ist strafbar."

„Nun, dieser Brief enthält ohne allen Zweifel eine Bedrohung. Es ist also ganz unmöglich, daß Hauser straflos bleiben kann. Wann werden Sie zur Polizei gehen?"

„Gleich jetzt. Ich kam nur vorher nach hier, um Ihnen den Brief lesen zu lassen. Oder sind Sie anderer Ansicht?"

„Ja. Vielleicht ist es besser, Sie warten ab, welche Resultate ich erziele. Was verstehen Sie aber unter Polizei? Das heißt, bei welcher Polizei wollen Sie Anzeige machen?"

„Bei der Gensdarmerie natürlich."

„Ich würde sofort zum Staatsanwalte gehen."

„Meinen Sie? Ja, es wird gerathener sein, sich gleich an den richtigen Ort zu — bst, sehen Sie da hinaus!"

Er deutete mit der Hand durch das Fenster.

„Sie meinen den jungen Mann, der dort näher kommt?"

„Ja."

„Er hat ganz das Aeußere, welches Sie mir als dasjenige Hauser's beschrieben haben. Ist er es?"

„Er ist es. Sehen Sie, er hat ein Packet in der Hand. Es ist der Maskenanzug. Er geht da drüben hinein."

„Wenn er wieder herauskommt, werde ich ihm folgen. Ich muß auf alle Fälle mit ihm sprechen."

„Wie nun, wenn er hier einkehrt?"

„Das wäre mir das Allerliebste. Nur dürfte er Sie nicht sehen."

„Ich würde sofort gehen."

„Er sähe das!"

„Nein. Ich würde mich durch das Nebenzimmer entfernen. Uebrigens mache ich Sie darauf aufmerksam, daß er den Rock an hat, in welchem sich die Spitzen befinden."

„Er scheint sie also nicht entdeckt — ah, da kommt er heraus! Er blickt sich um! Er kommt gerade über die Gasse herüber. Gehen Sie! Es

paßt sehr gut, daß der Kellner im Nebenzimmer ist. Bezahlen Sie ihn, und kommen Sie später wieder. Ich werde Sie hier erwarten."

Fritz trat eilig in die Nebenstube, und nach kaum einer Minute kam Eduard Hauser herein. Er grüßte höflich und setzte sich an den Nebentisch. Als der Kellner zurückkehrte, bestellte er sich ein Glas Bier bei ihm. Die Gaststube war nicht groß, und die Tische standen so nahe bei einander, daß die beiden Gäste sich leicht die Hände reichen konnten, ohne sich von ihren Sitzen zu erheben.

Winkler that dennoch zunächst so, als ob er dem Andern keinerlei Beachtung schenke. Nach einer Weile aber drehte er sich halb herum und fragte, um ein Gespräch zu beginnen, den Kellner:

„Ist dies der Gasthof, in welchem vorgestern Abend das Kind des Künstlers verunglückt ist?"

„Nein, mein Herr," antwortete der Gefragte. „Sie meinen den „Löwen", welcher in der nächsten Straße liegt."

„Ich hörte, daß dieses Kind schrecklich maltraitirt worden sei?"

„Fürchterlich! Der kleine Körper ist ganz voller Striemen und Schwielen gewesen, und die Obduction hat ergeben, daß der Knabe auch entsetzlichen Hunger gelitten hat."

„So muß man die Eltern bestrafen!"

„Der Vater ist leider entkommen, wird aber verfolgt. Die Mutter befindet sich im Gewahrsam."

„Das ist ein Elend! Hoffentlich wird man den Vater ergreifen!"

„Das steht zu bezweifeln. Man hätte ihn bereits haben müssen. Hier in der Nähe der Grenze ist es für solche Leute nicht schwer, zu entkommen, besonders wenn sie sich mit den Paschern in's Einvernehmen setzen."

„Ist es mit der Schmuggelei denn gar so schlimm?"

„Hm! Der Herr sind wohl nicht von hier?"

„Nein. Ich bin hier fremd. Ich kam mit der Bahn. Ich will nach dem Nachbarstädtchen. Wie weit ist es bis dorthin?"

„Sie werden es in anderthalb Stunden gehen."

„Der Weg ist leicht zu finden?"

„Ja, es ist offene Straße."

Da meinte Eduard in höflichem Tone:

„Sie wollen nicht fahren, sondern gehen, mein Herr?"

„Gehen, ja," nickte Winkler.

„Ich bin von dort. Wenn ich Ihnen als Begleiter recht sein sollte, stelle ich mich gern zur Verfügung."

Winkler machte den Eindruck eines vornehmen Mannes. Er warf einen freundlich forschenden Blick auf Hauser, nickte ihm dankbar herablassend zu und antwortete:

„Das ist mir lieb, mein junger Freund. Eigentlich wollte ich mich eines Schlittens bedienen; aber ich komme direct aus der Residenz, und wenn man so lange Zeit im Coupee gesessen hat, dann ist eine nicht zu lange Fußtour

ganz angenehm. Wollen Sie sich nicht zu mir setzen, da wir nun Reisegefährten werden?"

Eduard hielt es für seine Schuldigkeit, der Aufforderung des vornehmen Herrn Folge zu leisten. Er nahm sein Glas und kam herbei. Winkler betrachtete ihn mit wohlwollendem Blicke und fuhr fort:

„Sind Sie im Nachbarstädtchen gut bekannt?"

„Ja. Ich bin dort geboren."

„Ah, da muß ich Sie um eine Auskunft bitten. Ist Ihnen eine Familie Hauser bekannt?"

„Ja," antwortete der Gefragte, überrascht aufblickend.

„Giebt es mehrere Familien dieses Namens?"

„Nein, nur eine einzige."

„Ich glaube, dies gehört zu haben. Es soll eine außerordentlich brave, wenn auch arme Familie sein. Nicht?"

Eduard erröthete. Dann antwortete er:

„Dieses Wort thut mir wohl, mein Herr. Ich bin nämlich der Sohn dieser Familie."

Winkler that, als ob er eine sehr freudige Ueberraschung empfinde, streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Das freut mich, das freut mich sehr! Sie heißen Eduard?"

„Ja."

„Des Nachbars Engelchen ist Ihre Geliebte?"

„Ja," antwortete der Gefragte zögernd und abermals erröthend.

„Sie haben jetzt die Kinder der unglücklichen Beyers bei sich?"

„Seit Sonntag. Aber, mein Herr, wie können Sie das wissen, da Sie sagen, daß Sie direct aus der Residenz kommen?"

„Man hat es mir geschrieben, oder vielmehr — hm, bitte, rücken Sie näher. Man braucht nicht zu hören, was wir sprechen."

Der Kellner hatte die Stube bereits wieder verlassen; sie befanden sich also allein in derselben. Umso neugieriger fühlte sich Eduard. Es mußte sehr Heimliches sein, was dieser fremde Herr zu sagen hatte. Winkler neigte sich zu ihm herüber und sagte halblaut:

„Es führt mich nämlich keine andere Absicht in Ihr Vaterstädtchen, als diejenige, Sie aufzusuchen."

„Mich?" fragte Eduard verwundert.

„Ja, Sie. Man hat mir einen sehr günstigen Bericht über Sie geliefert. Dies ist der Grund, welcher mich veranlaßt, Ihnen mein Vertrauen zu schenken. Sie haben doch von dem Fürsten des Elendes gehört, nicht wahr?"

„Ja. Man spricht hier allgemein von ihm."

„Und Sie stehen speziell in seinem Dienste?"

Eduard fuhr zurück. Er betrachtete sich den Fremden, als ob er ihn in diesem Augenblicke erst sehe. Er blickte in ein lächelndes, wohlwollendes Gesicht, und das beruhigte ihn.

„Sie sind erstaunt," sagte Winkler. „Ich will Ihnen noch mehr sagen: Sie verkehren heimlich mit einem Manne, welcher auch in Beziehung zu dem Fürsten des Elendes steht?"

„Herr, ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll!"

„Dieser Mann," fuhr Winkler fort, „hat für die unglückliche Familie Beyer gesorgt und auch Ihnen eine Summe ausbezahlt?"

Eduard blieb noch immer wortlos.

„Wollen Sie das in Abrede stellen?" fuhr Winkler fort.

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Eduard endlich. „Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen."

Winkler nickte befriedigt vor sich hin und sagte dann:

„So ist's recht! Ich sehe, daß Sie verschwiegen sind und daß man sich auf Sie verlassen kann. Es ist mir außerordentlich lieb, daß ich gerade Sie hier treffe. Es ist mir dadurch der Weg erspart, und ich kann gleich hier mit Ihnen sprechen. Aber auch Sie müssen Vertrauen zu mir haben. Darum lesen Sie vorerst Dieses hier!"

Er griff auf die Bank neben sich, auf welcher ein kleines Packet lag. Er öffnete dasselbe. Es enthielt eine ganze Anzahl sorgfältig zusammen gefalteter Schriftstücke. Winkler schlug eins derselben auseinander und reichte es ihm hin.

Eduard las. Er bekam dann das zweite, dritte, vierte zu lesen, bis er endlich auch den Inhalt des letzten kannte. Seine Verwunderung war von Sekunde zu Sekunde gestiegen.

„Nun?" fragte Winkler im Tone eines Mannes, welcher seiner Sache vollständig gewiß ist.

„Herr," antwortete Eduard, indem seine Züge den Ausdruck tiefer Ehrerbietung bildeten. „Entweder sind Sie ein Beauftragter des Fürsten oder er selbst."

„Errathen! Also, vertrauen Sie mir?"

„Gewiß! Sehr gern!"

„Können Sie sich denken, um was es sich handelt."

„Diese Schriftstücke sollen nach Langenberg besorgt werden."

„Allerdings! Und zwar durch einen ebenso sicheren wie auch verschwiegenen Mann. Wollen Sie das übernehmen?"

„Sehr gern."

„Wann können Sie aufbrechen?"

„Sogleich."

„So giebt es nichts, was Sie heute zu Hause festhält?"

„Nichts Nothwendiges. Ueberdies werde ich vorher anfragen, ob ich gebraucht werde."

„Bei den Ihrigen?"

„Nein, sondern bei —"

Er hielt vorsichtig inne.

„Nun, bei —?" fragte Winkler.

„Das wissen Sie!"

„Schön! Wie oft kommen Sie mit ihm zusammen?"

„So oft er es für nothwendig hält."

„Sie haben also keine festgesetzten Zeiten, in denen Sie mit einander verkehren?"

„Nein. Wir wissen uns nach Bedarf zu finden und zu treffen."

„Wo wohnt er?"

Das Auge Eduard's blitzte auf.

„Herr," sagte er, „Sie wollen meine Verschwiegenheit erproben. Sie kennen seinen Wohnort ebenso genau, wie ich selbst. Ich will nicht fragen, ob Sie der Fürst selbst sind oder einer seiner Bevollmächtigten; aber ich werde auch Ihnen nicht mehr sagen, als was ich jedem Anderen mittheilen kann."

Winkler fühlte sich außerordentlich enttäuscht. Dennoch aber zeigte er eine sehr befriedigte Miene und sagte:

„Sie verdienen in Wirklichkeit das Vertrauen, welches man Ihnen schenkt. Ich werde Sie zu belohnen wissen. Sind Sie in Ihren Bemühungen gegen den Waldkönig vorgeschritten?"

„Sie werden den Bericht erhalten haben!"

„Allerdings. Aber was in letzter Zeit vorgekommen ist, darüber erfuhr ich noch nichts."

„Der nächste Bericht wird es enthalten."

Winkler hätte dem verschwiegenen Burschen die Faust an den Kopf schlagen können. Er sah ein, daß es unmöglich war, etwas von ihm zu erfahren. Er machte doch gute Miene zum bösen Spiele und erklärte, Eduard die Hand auf die Schulter legend:

„Sie sind wirklich sehr, sehr brauchbar, junger Mann! Ich sage Ihnen vorher, daß Sie Carrière machen werden. Also Sie werden mir dieses Paket besorgen?"

„Gewiß!"

„Aber nur Sie kennen den Inhalt. Kein anderer Mensch darf Einsicht nehmen. Verstanden?"

„Es bekommt ihn Niemand zu sehen!"

„Aber ich setze den Fall, daß Sie mit Grenzern zusammentreffen. Diese werden nach dem Inhalte des Päckchens fragen."

„Ich begegne keinem Grenzaufseher. Ich gehe über den Föhrensteig, wohin sicherlich Niemand kommt. Ueberdies richte ich es so ein, daß ich mit dem Dunkel dort ankomme. Sie können also sicher sein, daß kein Mensch das Päckchen sehen wird."

„Und doch hat zuweilen der Zufall seinen eigenen Kopf!"

„O, ein Sprung zwischen die Bäume, und ich bin fort! Das kann ich mit gutem Gewissen thun, da ich ja weiß, daß es sich nicht um Contrebande handelt. Aber, Herr, eine Frage muß ich aussprechen!"

„Reden Sie getrost!"

„Darf e r es wissen?"

„Wer?"

„Nun — Er!"

Winkler errieth, daß Der gemeint sei, dessen Wohnung er leider nicht hatte erfahren können, und antwortete:

„Vorher nicht, sondern erst nach Ihrer Rückkehr soll er es erfahren. Es ist das unbedingt nothwendig, wenn auch aus Gründen, die ich Ihnen jetzt nicht erzählen kann, die er Ihnen aber dann selbst sagen wird. Sie müssen sogar dann mit ihm darüber sprechen, da er es ist, der Ihnen den Weg zu bezahlen hat."

„O, Herr, ich bin ja bereits bezahlt!"

„Ja. Sie haben Ihr Gehalt bekommen?"

Er schlug damit nur auf den Strauch, um zu erfahren, wie es sich mit dieser Angelegenheit verhalte. Da Eduard zustimmend nickte, fuhr Winkler in seiner Rede fort:

„Das ändert in dieser Sache nichts. Was Sie heute thun, ist extra und muß also auch extra berechnet werden. Nun aber haben Sie erstens Ihren Auftrag noch nicht ausgeführt, der doch erst belohnt werden kann, wenn er zu Ende gebracht worden ist, und sodann hat zweitens Der, von welchem wir sprechen, den wir aber nicht nennen, die für die Ausgaben dieser Gegend bestimmte Separatkasse in den Händen. Er ist es also, der Ihnen Ihren Botenlohn zu entrichten hat. Ich werde Ihnen daher jetzt eine Anweisung schreiben, welche Sie ihm bei Ihrer Rückkehr übergeben werden. Wie viel werden Sie verlangen?"

Eduard wurde verlegen; er antwortete:

„Ich weiß wirklich nicht, welchen Preis ich nennen soll. Wollen Sie darauf bestehen, daß ich wirklich etwas erhalten soll, so bitte ich Sie, die Summe zu bestimmen!"

„Gut. Sind fünfzig Gulden genug?"

Eduard machte große Augen. Das war ja eine ungeheure Summe! Der zehnte Theil davon wäre seiner Ansicht nach bereits mehr als genug, ja, mehr als nobel gewesen.

„Fünfzig Gulden!" sagte er. „Herrgott, das ist ja ein Reichthum!"

„Für Sie vielleicht, aber für mich nicht. Der Fürst des Elendes ist ein reicher Mann und pflegt Diejenigen, welche ihm treu dienen, auch angemessen zu bezahlen. Nicht der Dienst an und für sich wird nach seinem Werthe abgewogen, sondern die Treue ist es, welche belohnt wird. Also, lassen wir es bei fünfzig Gulden?"

„Ich kann wirklich dazu gar nichts sagen."

„Gut, so bleibt es dabei. Ich werde die Anweisung schreiben."

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, schrieb Einiges darauf und reichte es Eduard hin. Dabei fragte er lächelnd:

„Können Sie das lesen?"

Der Gefragte blickte auf die Zeilen. Er vermochte nur zwei Worte zu lesen, nämlich „fünfzig Gulden". Das Andere war in einer fremden Sprache

geschrieben, und zwar in lateinischen Buchstaben, so undeutlich, daß er es nicht zu enträthseln vermochte..

„Nein," antwortete er.

„Es ist die zwischen mir und den Eingeweihten verabredete Geheimschrift. Also nun sind wir einig?"

„Ja."

„Schön. Wann brechen Sie auf?"

„Sogleich. Erst muß ich allerdings nach Hause; aber dann breche ich so auf, daß ich mit der Dunkelheit den Föhrensteig erreiche."

„In welches Gebiet gehört er?"

„In's jenseitige Territorium."

„Ist ein Zollhaus in der Nähe?"

„Nein. Der Föhrensteig ist als Paschерpfad bekannt."

„Desto mehr haben Sie sich in Acht zu nehmen, daß Sie nicht als Schmuggler angehalten werden. Ich wiederhole, daß es mir außerordentlich lieb ist. Sie hier getroffen zu haben, da mir auf diese Weise der Weg nach Ihrer Heimath erspart geblieben ist. Ich habe noch anderweit zu thun. Nun aber wollen wir das Packet zusiegeln. Man muß stets Das, was man braucht, bei sich tragen."

Er zog ein Stück Siegellack aus der Tasche und verschloß mit Hilfe eines brennenden Streichholzes und des Lackes das Packet. Dann sagte er:

„Also übergeben Sie die Anweisung und sagen Sie dabei, daß ich Sonnabend gerade um Mitternacht eintreffen werde, um den ersten Schritt gegen die Pascher selbst zu leiten. Adieu!"

Er gab Eduard das Packet, reichte ihm freundlich die Hand und winkte ihm seine Entlassung zu. Der junge Mann machte Miene, sein Bier zu bezahlen; Winkler aber sagte:

„Gehen Sie immerhin! Wer fünfzig Gulden Botenlohn giebt, kann auch noch ein Glas Bier entrichten."

Eduard ging, innerlich glücklich, einen so lohnenden Auftrag empfangen zu haben. Der Andere aber blickte ihm nach und brummte dann leise in sich hinein:

„Der ist in die Falle gegangen! Nun wollte ich, daß Seidelmann bald wieder käme, damit die nothwendigen Maßregeln schleunigst getroffen werden könnten."

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Thür wurde leise geöffnet. Fritz Seidelmann steckte den Kopf herein, und als er bemerkte, daß sein Verbündeter allein anwesend war, trat er rasch ein.

„Fertig?" fragte er.

„Ja."

„Er ist fort?"

„Wie Sie sehen!"

„Und kommt auch nicht etwa wieder?"

„Ich glaube nicht. Setzen Sie sich für einen Augenblick!"

„Wo ist der Kellner?“

„Er muß im Nebenzimmer beschäftigt sein. Sie wollen sich noch etwas zu Trinken geben lassen?“

„Ja.“

„Lassen Sie das lieber sein. Sie werden sofort aufbrechen müssen.“

„Zum Staatsanwalt?“

„Ja.“

„Wenn Sie sagen sofort, so muß die Angelegenheit plötzlich ganz und gar eilig geworden sein.“

„Das ist allerdings der Fall.“

„So ist dieser Hauser uns wohl recht hübsch in's Garn gelaufen?“

„Ja. Man wird ihn heute ergreifen und als Pascher arretiren.“

„Wie haben Sie das fertig gebracht?“

„Sie haben das Ihrige auch dazu beigetragen, indem Sie ihm die Spitzen unter das Rockfutter practizirten. Er hält mich für den Fürsten des Elendes oder wenigstens für einen Beauftragten desselben, und wird für mich ein Packet nach Langenberg schaffen. Mit Anbruch der Dunkelheit will er bei dem Föhrensteige sein. Sie haben nun dafür zu sorgen, daß man ihm dort auflauert.“

„Sakkerment! Das soll schleunigst besorgt werden!“ sagte Fritz, während er sich zum Gehen anschickte.“

„Halt!“ rief Winkler. „Seien Sie nicht unüberlegt! Wissen Sie, was Sie sagen werden?“

„Natürlich! Ich bin doch kein Kind.“

„Das weiß ich; aber die Sache ist ebenso gefährlich, wie sie für uns wichtig ist. Man muß da vorsichtig sein!“

„Haben Sie keine Sorge um mich! Werden Sie vielleicht hier warten, bis ich wiederkomme?“

„Nein. Meine Zeit ist zu gemessen. Wenn ich morgen Wort halten will, so habe ich heute jede Minute zu Rathe zu nehmen.“

„Das läßt sich denken. Sie kommen nicht selbst mit?“

„Nein. Sie wissen, daß Unsereiner sich nur ganz ausnahmsweise in persönliche Gefahr begeben darf.“

„Aber Punkt zwei Uhr werden Ihre Leute im Haingrunde sein?“

„Das versteht sich ganz von selbst. In solchen Angelegenheiten ist Pünktlichkeit noch viel mehr die Hauptsache als bei jedem anderen Geschäfte. Also, machen Sie Ihre Sache gut! Adieu!“

Sie reichten sich die Hände, und Fritz entfernte sich, um sich nach dem Gerichtsamte zu begeben. Er meldete sich zum Staatsanwalte, und da dieser ihn kannte und auch für den Augenblick nicht nothwendig beschäftigt war, so wurde er sogleich vorgelassen.

„Herr Seidelmann!“ sagte der Beamte. „Willkommen! Wie komme es, daß Sie sich einmal nach hier verirren?“

„Ich komme eines guten Rathes wegen, den ich mir von Ihnen erbitten möchte.“

„Hm! Ich bin Ihnen natürlich sehr gern gefällig; aber ich habe auch meine bestimmten Befugnisse. Vielleicht muß ich Sie an einen Advokaten verweisen.“

„Ich glaube, daß die Angelegenheit, welche mich hierher führt, mit Ihren Befugnissen harmonirt.“

„Wirklich? Dann nehmen Sie Platz und sprechen Sie!“

Seidelmann nahm auf dem Stuhle, welcher ihm hingeschoben wurde, Platz. Er räusperte sich; er wußte für den Augenblick nicht, wie er beginnen solle. Darum meinte der Staatsanwalt lächelnd:

„Ist die Sache eine so schwierige?“

„Ich meine es!“

„Wen oder was betrifft sie?“

„Den — den Waldkönig.“

Seidelmann sprach das Wort nur zögernd aus. Kaum aber war es ausgesprochen, so sprang der Staatsanwalt von seinem Sitze empor und fragte:

„Den Waldkönig? Höre ich recht?“

„Ja, den Waldkönig!“

„So sprechen Sie; sprechen Sie! Machen Sie schnell!“

Seidelmann griff in die Tasche, nahm den Brief heraus und überreichte ihn dem Beamten!“

„Bitte, lesen Sie!“ sagte er.

Der Staatsanwalt nahm das Papier in Empfang und las die wenigen Zeilen. Sein Gesicht nahm den Ausdruck der allergrößten Spannung an. Als er fertig war, warf er einen ernsten, forschenden Blick auf Fritz und sagte:

„Kennen Sie die Wichtigkeit dieses Documentes, mein lieber Herr Seidelmann?“

„Da ich eine Ahnung von dieser Wichtigkeit hatte, so kam ich zu Ihnen, um Sie um Rath zu fragen.“

„Welchen Rath meinen Sie?“

„Was ich mit dem Briefe thun soll?“

„Sie haben das, was ich Ihnen rathen müßte, bereits gethan, nämlich ihn dem Staatsanwalt zu übergeben.“

„Das ist mir lieb. So habe ich also das Richtige getroffen?“

„Ja. Aber, wie kommen Sie zu diesen Zeilen?“

„Ich sah sie bei meinem Freunde Strauch.“

„Dem hiesigen Kaufmanne?“

„Ja.“

„So hat er den Brief erhalten, nicht Sie?“

„Ja. Er zeigte mir ihn vorhin. Ich rieth ihm, Ihnen das Schreiben zu übergeben; aber er fürchtete sich vor dem Waldkönige. Er meinte, daß

er große Gefahr laufe, wenn der König erfahre, daß er Anzeige davon gemacht habe.“

„Hm! Ja! Das ist eben das, was uns so hindernd in den Weg tritt. Gerade Diejenigen, welche uns vortheilhafte Winke geben könnten, unterlassen dies aus Furcht vor der Rache des Pascherkönigs. Aber bitte, erklären Sie mir diesen Brief!“

„Strauch ist Mitglied des Casino —“

„Ah, ich entsinne mich! Sie hatten eine Maskerade im Gasthofe des Nachbarstädtchens.“

„So ist es. Strauch wollte natürlich auch mit theilnehmen, da er aber diesen Brief erhielt, blieb er daheim.“

„Natürlich aus Furcht?“

„Aus Furcht!“ nickte Fritz.

„Was aber kann der Pascherkönig für ein Interesse an Strauchs Abwesenheit haben?“

„Hm! Vielleicht kann ich diese Frage beantworten. Zunächst fiel mir, als ich vorhin den Brief sah, die Handschrift desselben auf.“

„Was! Sie kennen vielleicht die Schrift?“

„Sehr gut.“

„Alle Wetter! Das ist prächtig! Schnell, heraus damit!“

„Es ist die Schrift eines meiner Arbeiter.“

„Wie?“ fragte der Staatsanwalt, sichtlich enttäuscht. „Einer Ihrer Arbeiter sollte der Waldkönig sein?“

„Warum nicht?“

„Ich habe mir das, aufrichtig gestanden, anders gedacht.“

„O, der Kerl ist pfiffig genug dazu!“

„So? Wirklich?“

„Und unternehmend, verwegen und tollkühn.“

„Wie heißt er?“

„Hauser!“

„Kenne ich nicht. Er ist also Weber?“

„Ja. Er heißt Eduard Hauser und ist im Stillen als ein fleißiger Pascher bekannt, wenn er auch schlau genug ist, dafür zu sorgen, daß man ihm das nicht direct sagen kann.“

„Ist die Familie wohlhabend?“

„Die Leute thun arm. Aber das kennt man ja.“

„Gewiß! Sie thun arm, um den Verdacht von sich abzulenken; aber man lebt in dulci jubilo und zieht sich später, wenn man genug Ersparnisse gemacht hat, gemüthlich vom Geschäft zurück. Aber ist es auch gewiß, daß es die Handschrift dieses Hausers ist?“

„Ganz gewiß. Ich habe sogar noch andere Beweise.“

„Bitte, lassen Sie hören!“

„Nun, die Sache ist die, daß jedes Mitglied des Casino seine Dame mitbrachte. Da ich aber weder eine Verlobte noch sonst eine nähere Be-

kanntschaft habe, so schickte ich einem jungen Mädchen unseres Ortes eine Einladung.“

„Hat das etwas mit unserer Angelegenheit zu thun?“

„Sehr viel sogar!“

„Sie machen mich immer neugieriger. Wer war die junge Dame, von welcher sie sprachen?“

„Die Tochter eines gewissen Hofmann. Er ist mein bester Arbeiter, und ich dachte ihn auszuzeichnen, zu belohnen, indem ich seiner Tochter eine Einladung schickte. Sie kam auch. Da sie für den Abend meine Dame war, hielt ich es natürlich für meine Pflicht, möglichst aufmerksam gegen sie zu sein, wurde aber auf eine ganz und gar miserable Weise daran verhindert, und zwar durch eine Maske, unter der ich meinen Freund Strauch vermuthet hatte!“

Die Augen des Staatsanwaltes glänzten wie im Verständniß auf. Er nickte und sagte:

„Jetzt kommt die Verwickelung! Nicht?“

„Ja.“

„Der Maskenträger war gar nicht Ihr Freund?“

„Nein.“

„Sondern dieser Hauser?“

„Ja. Er zwang das Mädchen auf die roheste Weise, mit ihm den Saal zu verlassen.“

„Er hat sich also demascirt?“

„Vor mir und dem Mädchen.“

„Dieses Letztere kann also auch beweisen, daß er es gewesen ist?“

„Ganz gewiß.“

„Aber wie kommt er dazu, bei der Maskerade zu erscheinen?“

„Das Mädchen ist, was ich gar nicht wußte, seine Geliebte.“

„Ah! So! Er hörte vielleicht, daß Sie die Tochter Ihres Hofmann eingeladen hatten?“

„So ist es.“

„Er wurde eifersüchtig; er wollte seine Geliebte beobachten.“

„Ja, aber er hatte keinen Zutritt, da er nicht Mitglied des Vereins Casino war.“

„Darum kam er auf den Gedanken, ein Mitglied am Erscheinen zu verhindern!“

„Und das betraf gerade Freund Strauch.“

„Den er aus diesem Grunde den Brief schrieb. Ah, das ist nun Alles klar. Er trug also auch Strauchs Maske?“

„Ja.“

„Wie kam er dazu?“

„Jedenfalls durch den Verleiher.“

„Die Untersuchung wird das ergeben. Aber, mein Lieber, wir dürfen

keineswegs sehr sanguinisch sein. Es ist noch gar nicht bewiesen, daß dieser Hauser der Waldkönig ist.“

„Er hat sich doch so unterschrieben?“

„Aus Unvorsichtigkeit, natürlich um seinem Briefe einen größeren Nachdruck zu geben.“

„Hm! Ich wollte wetten, daß er der Waldkönig ist!“

„Haben Sie Gründe?“

„Vielleicht.“

„Nun, dann lassen Sie hören!“

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich den Beiden nachgeschlichen bin, Herr Staatsanwalt.“

„Dem Hauser und dem Mädchen?“

„Ja, als sie gingen. Es ist das ganz natürlich, ich hatte gar keine tadelnswerthe Absicht dabei, und heute bin ich froh, daß ich es gethan habe.“

„Warum froh?“

„Weil ich dabei etwas Hochwichtiges erfahren habe.“

„So lassen Sie es hören.“

„Als Hauser das Mädchen verlassen hatte, ging er nicht nach Hause, sondern die Gasse hinab. Das fiel mir auf, und ich folgte ihm heimlich. Beim letzten Hause traf er mit einem Menschen zusammen, der ihn dort jedenfalls erwartet hatte. Ich schlich bis an die Ecke hin und hörte so ziemlich Alles, was gesprochen wurde.“

„Schön, schön! Sprachen Sie etwa über den Schmuggel?“

„Ja.“

„Sapperment! Was denn?“

„Der Andere schien von jenseits der Grenze zu sein. Er machte eine Bestellung?“

„Auf was?“

„Auf Spitzen.“

„Das ist interessant, höchst interessant! Ging Hauser etwa darauf ein?“

„Sofort!“

„So wird er die Spitzen also besorgen?“

„Ja. Sie sollen so kostbar wie möglich sein.“

„Sapperlot! Könnte man den Kerl dabei erwischen!“

„O, Nichts ist leichter als Das, Herr Staatsanwalt!“

„Wieso?“

„Ich hörte ja die Zeit, welche genau bestimmt wurde!“

„Das ist gut!“

„Und sogar den Ort, an welchem der Hauser die Spitzen verstecken wird.“

„Noch besser, immer besser! Also?“

„Er will heute mit Einbruch der Dunkelheit am Föhrensteig sein.“

„Am Föhrensteig? Ist das nicht auf dem Wege, welcher von hier aus über die Berge nach Langenberg führt?“

„Ja.“

Der Föhrensteig ist eine hölzerne Brücke?"

„Die man über den Waldbach gelegt hat."

„Ich kenne sie. Wird man dort auf Hauser warten?"

„Nein. Er trägt die Spitzen bis nach Langenberg; die Dämmerung und den Föhrensteig erwähnte er nur, um einen Anhalt in Bezug auf die Zeit seines Eintreffens zu geben."

„Hm! Er wird die Spitzen also wirklich bei sich haben?"

„Ja. Er hat sie zwischen das Futter seines Rockes eingenäht."

„Sagte er das?"

„Ja. Er lachte, als der Andere zur Vorsicht mahnte. Er hatte die Ueberzeugung, daß es keinem Menschen einfallen werde, das Futter seines Rockes zu untersuchen."

Der Staatsanwalt war ganz begeistert von Dem, was er gehört hatte. Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Seidelmann stehen und sagte:

„Sie glauben nicht, was für einen Gefallen Sie mir gethan haben. Endlich, endlich einmal etwas Positives! Ah, wir werden die Schlinge über diesen Wald- oder Pascherkönig zusammenziehen! Wie aber kam es, daß Sie zu Strauch gingen?"

„Da ein Anderer an seiner Stelle erschienen war, so wollte ich wissen, wie das zusammenhinge."

„Er zeigte Ihnen den Brief?"

„Nicht sogleich."

„Ja, ja! So ist es! Die Bevölkerung dieser Gegend hat eine zu große Angst vor diesem Kerl. Aber wir werden ihm das Handwerk legen!"

„Das heißt, Sie werden Hauser ergreifen lassen?"

„Das versteht sich ganz von selbst!"

„Dann dürfte aber keine Zeit zu verlieren sein!"

„Haben Sie keine Sorge! Wir werden reiten!"

„Wir? Sie selbst werden sich also betheiligen?"

„Ja. Ich selbst werde es sein, der den berüchtigten Pascherkönig ergreift. Wollen Sie sich betheiligen?"

Diese Frage electrisirte Fritz. Welch eine Genugthuung, wenn er bei der Arretur seines Feindes zugegen sein konnte!

„Ist dies denn möglich?" fragte er.

„Warum nicht?"

„Ich bin nicht Beamter."

„Aber Sie sind unser Berichterstatter."

„Wird Hauser das erfahren?"

„Wünschen Sie, daß es verschwiegen bliebe?"

Fritz dachte einen Augenblick lang nach und antwortete dann:

„Er kann es immerhin erfahren."

„Sie fürchten also seine Rache nicht?"

„Nein. Was kann er mir schaden, wenn er sich in Gefangenschaft befindet?“

„Sie haben Recht. Sie gehören zu den Wenigen, welche Muth besitzen. Können Sie reiten?“

„Leidlich.“

„Schön. Ich werde von Grenzern und Gensd'armen requiriren, was zu erlangen ist. Zu Pferde treffen wir noch vor der Dämmerung beim Föhrensteige ein.“

„Aber, Herr Staatsanwalt, wird er uns nicht entgehen?“

„Nein ,wenn er nämlich den angegebenen Weg auch wirklich einschlägt.“

„Hm! Wir müssen durch seinen Wohnort reiten. Wenn er uns bemerkt, so wittert er vielleicht Gefahr.“

„Wir reiten um den Ort herum.“

„Er kann uns trotzdem bemerken. Eine solche Truppe fällt in die Augen.“

„Wir vertheilen uns und schlagen verschiedene Wege ein.“

„Das ist nothwendig. Und vielleicht wäre es am Besten, am Föhrensteige solche Maßregeln zu ergreifen, daß er auf keinen Fall zu entkommen vermag.“

„O, halten Sie mich nicht für einen Stümper. Ich bin Vertreter der Staatsgewalt und werde meine Arrangements schon zu treffen verstehen.“

„Wir müßten uns theilen.“

„Sie meinen, die eine Hälfte diesseits und die andere jenseits der Brücke?“

„Ja. So würde er gerade auf der Brücke ergriffen.“

„Ich dachte auch bereits daran. Aber, verlieren wir nun keine Zeit. Wo werden Sie zu treffen sein?“

„Im Gasthofe zum grauen Wolf.“

„Gut! Wir werden Sie dort abholen. Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet und thue nur meine Schuldigkeit, wenn ich Ihnen die Genugthuung gewähre, beim Ergreifen des berüchtigten Pascherkönigs zugegen gewesen zu sein.“ —

Der, von dem die Rede war, nämlich Eduard Hauser, befand sich um diese Zeit bereits wieder auf dem Heimwege. Er ahnte von der Wolke, welche sich über ihn so gefahrdrohend zusammenzog, nicht das Geringste. Indem er so allein dahinschritt, dachte er an den gestrigen Abend, an sein Engelchen und an seine Versöhnung mit der Geliebten. Er fühlte sich so glücklich, daß er die Zeit gar nicht beachtete, und darum ganz verwundert stehen blieb, als er sein Heimathstädtchen vor sich sah.

„Schon!“ sagte er zu sich. „Wie schnell die Zeit vergangen ist! Das geschieht nur dann, wenn man sich glücklich fühlt. Da eilen die Tage wie sonst die Stunden.“

Er blickte überlegend nach rechts und links und fragte sich:

„Gehe ich durch die Stadt oder um die Stadt? Hm! Das Letztere wird besser sein. Vielleicht sehe ich mein Engelchen. Gehe ich langsam am

Zaune hin, so kann sie mich durch's Fenster sehen und kommt vielleicht auf einen Augenblick heraus."

Er hatte sich nicht verrechnet.

Er ging hinter den Gärten hin. Als er in die Nähe der Wohnung der Geliebten kam, hemmte er seine Schritte. Er schlenderte langsam am Zaune hin und blieb dann an der hinteren Pforte stehen.

Kaum eine Minute später wurde die Thüre geöffnet, und Angelica kam heraus.

„Richtig!" lächelte er ihr zu. „Das habe ich gedacht! Du hast mich kommen sehen?"

„Ja."

„Dein Vater auch?"

„Nein, sonst hätte ich nicht heraus gekonnt."

„So ist er noch bös?"

„O, böser als vorher," seufzte sie.

„Dann ist er kaum zu begreifen!"

„Der Seidelmann hat ihn ganz und gar eingenommen. Und als er heute hörte, was gestern geschehen ist, so war es fast gar nicht zum Aushalten."

„Wie kurzsichtig! Wer hat es ihm erzählt?"

„Der Wirth selbst, den er getroffen hat."

„Der wird die Sache freilich sehr entstellt haben, da er von meinem Einschreiten sicherlich keinen Nutzen gehabt hat."

„Vater kam ganz erbost nach Hause. Er drohte mir sogar, was er noch niemals gethan hat, mit — mit —"

„Nun, mit wem denn?"

„Mit Prügel! Denke Dir nur!"

„Das soll er nur unterbleiben lassen!" brauste Eduard auf.

„Und fortjagen will er mich!"

„Ah! Wohin!"

„Zu Seidelmann's."

„Donner! Als Stütze der Hausfrau, nicht wahr?"

„Ja."

„Daraus wird nichts!"

„Aber, wenn er nun darauf besteht?"

„Er kann Dich nicht zwingen."

„Wie willst Du das erreichen?"

„Sehr leicht. Ich würde ein sehr ernstes Wort mit ihm sprechen."

„Er läßt Dich ja gar nicht zu sich."

„So schicke ich einen Anderen."

„Wen?"

„O, Einen, dem er schon gehorchen würde! Ich werde Dir den Namen schon noch nennen. Jetzt aber habe ich nothwendig."

„Nothwendig? Hast Du etwa Arbeit erhalten?"

„Nein. Ich habe einen Botenweg zu machen."

„Wohin?"

„Nach Langenberg."

„Nach Langenberg? Jetzt noch? In nicht ganz einer Stunde wird es ja dunkel sein."

„Das schadet Nichts! Ich bekomme einen famosen Botenlohn! Rathe einmal, wie viel!"

„Wie soll ich das rathen? Für wen ist es?"

„Das will ich Dir sagen, wenn Du schweigen wirst."

„Kein Mensch erfährt es wieder!"

„Die Hand darauf."

„Hier."

Sie gab ihm die Hand. Er ergriff dieselbe, legte den Arm um das hübsche Mädchen, zog dasselbe näher an sich und flüsterte:

„Ich bekomme fünfzig Gulden; denke Dir nur!"

„Fünfzig Gul—!" schrie sie beinahe laut auf, und doch blieb ihr die letzte Silbe vor Erstaunen auf der Lippe zurück.

„Ja," antwortete er

„Das ist unmöglich!

„Nein, wirklich."

„Für einen bloßen Botenweg?"

„Ja. Der, für den ich gehe, ist aber auch der Kerl darnach!"

„Wer ist es?"

„Der — Fürst des Elendes! Aber schweige! Adieu, Engelchen!"

Er küßte sie und wollte fort; sie aber hielt ihn bei der Hand fest und sagte:

„Eduard, Du machst Spaß!"

„Nein, liebes Kind, es ist mein Ernst."

„Aber so erkläre mir doch, wie —"

„Das geht jetzt nicht," fiel er ein. „Ich habe jetzt keine Zeit. Du sagst ja selbst, daß es bald finster sein wird."

„Du Böser! Aber ich muß es doch erfahren. Wann kommst Du aus Langenberg zurück?"

„Das kann ich nicht genau wissen."

„Du kommst dann aber zu mir?"

„Ja. Aber, wenn es sehr spät sein sollte?"

„Ich warte!"

„Gut, Engelchen, so komme ich ganz sicher. Lebe wohl!"

Noch ein schneller Kuß, und dann trennten sie sich. Eduard ging zunächst nach Hause, um zu sagen, daß er noch nach Langenberg müsse. Er mußte dies thun, damit sich die Eltern nicht um ihn sorgen sollten. Der Vater schüttelte den Kopf und sagte:

„Mein Sohn, Du bist jetzt von Geheimnissen umgeben. Ich darf doch nicht befürchten, daß Du Wege wandelst welche nicht gut genannt werden können?"

„Sorge Dich nicht, lieber Vater! Was ich thue, das ist recht und gut!“

„Auch vor den Gesetzen der Menschen?“

„Ja, auch vor ihnen.“

„Aber Du gehst bei Nacht durch den Wald und über die Grenze. Wie leicht ist da Etwas passirt! Und dann wissen wir uns wohl keinen Rath!“

„Mir wird Nichts geschehen! Und solltet Ihr dennoch eines Rathes bedürfen, wenn ich einmal nicht zu Hause bin, so geht hinaus zum Förster. Er hat einen Vetter zu Besuch bei sich, einen gewissen Arndt; der ist ein sehr gescheidter Mann und hält große Stücke auf mich. Der würde Euch den allerbesten Rath geben. Auf keinen Fall aber braucht Ihr Sorge um mich zu haben. Gute Nacht!“

Er ging, aber nicht direct in der Richtung nach dem Föhrensteige, sondern nach dem Forsthause. Er wollte Vetter Arndt benachrichtigen, daß er einen Weg zu gehen habe, wie er es ja bereits Winkler gegenüber erwähnt hatte.

Leider traf er Arndt nicht zu Hause an. Nur der alte Förster war da. Dieser meinte.

„Der Vetter ist ausgegangen. Du mußt also wiederkommen, mein Junge.“

„Hm! Lieber wäre es mir, wenn er da wäre.“

„Ist es denn wichtig?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Höre, der Vetter hat gesagt, wenn Du einmal während seiner Abwesenheit etwas sehr Nothwendiges hättest, solltest Du es mir sagen.“

„Nun, so sehr nothwendig wird es wohl nicht sein. Ich komme morgen früh wieder.“

„Schön. Du mußt am Besten wissen, was Du zu thun hast.“

Jetzt nun wandte Eduard sich dem Föhrensteige zu. Zunächst strich er mitten durch den Wald, um auf den Pfad zu treffen. Unterwegs blieb er einmal stehen und blickte zu Boden.

„Hm!“ sagte er. „Pferdespuren! Hier ist man geritten. Im tiefen Walde, wo es weder Weg noch Steg giebt! Wunderbar!“

Der Reiter war einer von Denen gewesen, welche sich nach dem Föhrensteige begeben hatten, um ihn zu fangen. Der Staatsanwalt hatte kluger Weise den Befehl gegeben, den Weg zu vermeiden, damit keine Hufspuren im Schnee entstehen könnten, durch welche der Verfolgte aufmerksam werden dürfte.

Als er den Weg erreichte, brach die Dunkelheit herein. Er kannte den Weg und schritt rüstig weiter. Nach einiger Zeit vernahm er das Rauschen des Waldbaches, dessen Wasser unter der Eisdecke rasch dahinschoß.

Er ging jetzt langsamer, weil die Brücke sehr schmal, also gefährlich war. Sie bestand nur aus einem Baumstamme, den man roh behauen und dann von einem Ufer nach dem anderen gelegt hatte. Der Stamm war glatt vom Eis. Es war nicht ungefährlich, ihn jetzt während der Nacht zu passiren. Darum setzte er nur höchst langsam und vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Er hatte die Mitte erreicht. Da scholl es ihm mit lauter Stimme entgegen:

„Halt! Wer da?“



V. S. 30.

„Halt! Werda?"

Er erschrak. Darum vergingen einige Augenblicke, ehe er sich besann, um zu antworten:

„Gut Freund!“

„Was Gut Freund! Den Namen!“

Den Namen durfte er nicht sagen. Er durfte sich ja gar nicht ergreifen lassen. Kein Mensch durfte die Schriften sehen, die ihm der Fürst des Elendes anvertraut hatte.

„Warum?“ fragte er, um Zeit zu gewinnen.

„Weil ich es befehle, Bursche! Na, wird's bald?“

Er hörte das Klirren von Waffen. Das waren Grenzer. Die durften ihn nicht haben. Er schritt also so schnell wie möglich rückwärts.

„Halt!“ tönte es ihm auch da entgegen. „Wer da?“

„Gut Freund!“ antwortete er auch jetzt.

„So bleib stehen und rühre Dich nicht!“

Es traten Männer zwischen den Bäumen hervor. Vor sich Leute und hinter sich Leute — und er auf der Brücke. Sollte er sich ergreifen lassen? Nein und tausendmal nein! Er dachte an Arndt, seinen Wohlthäter, an den Fürsten des Elendes, für den er jetzt das Wagniß unternahm. Er holte aus, ein Anlauf vollends über die Brücke hinüber — ein gewaltiger Sprung mitten unter die Leute hinein — ein kräftiges Ausschlagen mit beiden Fäusten — er war hindurch.

„Feuer!“ ertönte es hinter ihm.

Mehrere Schüsse krachten. Es war ihm, als würde er am Arme gepackt und zur Seite gerissen. Er raffte sich zusammen, um weiter zu stürmen und — rannte mit dem Kopfe an einen Baum, so daß er zurück und auf den Boden flog.

„Hier! Da ist er! Da liegt er!“ rief es.

Er fühlte, daß sich Männer auf ihn warfen; dann vergingen ihm die Sinne. Die Carambolage mit dem Baume war eine zu kräftige gewesen.

Aber ebenso kräftig war auch seine Natur. Es dauerte kaum zwei Minuten, als er die Augen aufschlug und gegen zehn bis fünfzehn Männer erblickte. Einige derselben hielten brennende Laternen in der Hand. Er fühlte, daß er an den Händen gefesselt sei, an den Füßen aber nicht. Vor ihm stand ein Herr in Civil mit einer Brille auf der Nase. Diesen kannte er. Er war der Staatsanwalt der Amtsstadt.

Der Beamte bemerkte, daß der Gefangene die Augen aufschlug; darum befahl er:

„Richtet ihn auf, und lehnt ihn da an den Baum; aber gebt wohl Acht auf ihn!“

Zwei faßten Eduard an und hoben ihn auf. Als er nun an dem Baume lehnte, fragte der Anwalt:

„Wer sind Sie?“

Jetzt half kein Leugnen.

„Ich heiße Hauser,“ antwortete er.

„Ah! Den suchen wir! Was thun Sie hier?“

„Ich will nach Langenberg.“

„Weshalb?“

„Ich habe eine Botschaft auszurichten.“

„Von wem?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„An wen?“

„Auch das muß ich verschweigen.“

„Das ist höchst verdächtig! Wissen Sie, daß wir die Macht besitzen, Sie zum Sprechen zu zwingen?“

„Trotzdem werden Sie von mir Nichts erfahren.“

„Aber das Paket, welches Ihnen hier entfallen ist, wird sprechen. Oeffnen wir es einmal.“

Er trat an eine der Laternen und machte das Päckchen auf.

„Hm!“ sagte er. „Briefe oder Documente, wie es scheint. Das ist kein Schmuggelgut. Wegen dessen brauchte er nicht zu fliehen. Man wird sehen, was die Papiere enthalten.“

Und sich wieder zu Eduard wendend, fragte er:

„Sie werden also nicht sagen, wer Sie schickt?“

„Nein. Ich habe mein Wort gegeben, zu schweigen.“

„Sie werden doch noch sprechen. Haben Sie nur diese Schreibereien bei sich?“

„Weiter nichts.“

„Kein zollpflichtiges Gut?“

„Nein.“

„Das ist nicht gefährlich! Warum haben Sie da die Flucht ergriffen, als wir Sie anriefen?“

„Darauf kann ich allerdings Antwort geben, Herr Staatsanwalt. Die Schriften, welche Sie in der Hand halten, sind privater Natur. Niemand sollte sie lesen, auch kein Beamter sollte sie kennen lernen. Darum mußte ich versprechen, falls ich Grenzbeamten begegnen sollte, lieber zu fliehen als das Päckchen öffnen zu lassen.“

„Das klingt zwar ungewöhnlich, aber doch immerhin plausibel. Wir werden Sie frei lassen müssen, wenn Sie die Wahrheit gesagt haben. Also, Sie haben wirklich nichts Versteuerbares bei sich?“

„Nein.“

„In keiner Tasche?“

„Nein. Bitte, suchen Sie mich aus!“

Der Beamte gab einen Wink, und zwei Grenzer traten herbei, um seine Taschen zu durchsuchen.

„Er hat wirklich nichts,“ lautete der Bescheid.

Da ertönte es von seitwärts her:

„Oeffnen Sie ihm nur das Rockfutter! Da wird sich schon etwas finden. Ich habe es gestern deutlich genug gehört!“

Eduard kannte diese Stimme. Er wendete sich nach dieser Seite hin und sagte:

„Ah! Fritz Seidelmann!"

Der Genannte trat aus dem Dunkel hervor und sagte:

„Ja, ich bin es! Endlich haben wir Dich, Bursche!"

„Das konnte ich mir denken! So oft mir etwas Schlimmes widerfährt, haben die Seidelmanns ihre Hand im Spiele. Dieses Mal aber werden sie sich wohl verrechnet haben!"

„Werden sehen!" sagte der Statsanwalt. „Halten Sie jetzt einmal still!"

Er trat nahe an Eduard heran und betastete seine Rockschöße.

„Hm!" meinte er dann. „Wollen doch einmal öffnen!"

Er zog ein Federmesser hervor und begann, eine Naht aufzutrennen. Dann langte er mit der Hand in die auf diese Weise entstandene Oeffnung.

„Sie behaupten noch immer, nichts Zollbares bei sich zu haben!" fragte er noch einmal.

„Ich beschwöre es sogar!"

„Und was ist das hier?"

Dabei zog er einen langen Gegenstand, wie ein breites Band aus dem Rocke, welches er aufwickelte.

Eduard war mehr als erstaunt — er erschrak.

„Was ist das?" fragte er. „Ich weiß es nicht."

„Hm! Das ist doch Ihr Rock? Nicht?"

„Ja."

„Wie lange Zeit tragen Sie ihn?"

„Wohl drei Jahre."

„Sie selbst haben ihn sich anmessen und anfertigen lassen?"

„Ja."

„Haben Sie sich ihn mit Spitzen füttern lassen?"

„Nein. Sind das denn Spitzen?"

„Und was für welche! Höchst kostbare. Sehen Sie her!"

Er hielt ihm die Spitzen und die Laterne entgegen.

„Herrgott! Davon weiß ich nichts!" betheuerte Eduard.

„Das ist eine sehr kindische Ausrede!"

„Herr Staatsanwalt, ich kann tausend Eide ablegen, daß ich von diesen Spitzen keine Ahnung habe!"

„So, so! Sie haben nicht paschen wollen?"

„Nein!"

„Sie sind überhaupt kein Pascher?"

„Nein!"

„So haben Sie auch mit dem Paschерkönige nichts zu thun?"

„Nicht das Geringste!"

„Hm! Sie sind doch auch nicht der Paschерkönig selbst?"

„Das fällt mir gar nicht ein!"

„Und doch haben Sie gesagt, daß Sie der Waldkönig sind!"

„Ich?“ fragte Eduard, mehr erstaunt als erschrocken.

„Ja, Sie!“

„Das ist mir niemals eingefallen!“

„Ich kann es Ihnen beweisen!“

„Das ist unmöglich!“

„O, das ist im Gegentheile sehr leicht. Wollen Sie sich nicht einmal dieses Schreiben ansehen!“

Er erhob die Laterne und hielt dem Gefangenen den Brief, welchen Strauch erhalten hatte, vor das Gesicht. Trotz des unzureichenden Lichtes war zu sehen, daß Eduard sich entfärbte.

„Nun?“ fragte der Anwalt. „Kennen Sie diesen Brief?“

„Ja,“ stieß der Gefragte hervor.

„Wer hat ihn geschrieben?“

„Ich.“

„Und Sie haben sich als Waldkönig unterzeichnet!“

„Aber ich bin er nicht!“

„Das soll man Ihnen glauben? Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Mit solchen Gefahren spielt man nicht!“

„Ich wollte Herrn Strauch erschrecken, daher wählte ich diese Unterschrift!“

„Ausrede! Man wird diese Sache genau untersuchen. Sie unterzeichnen sich als „Waldkönig“; sie fliehen vor den Grenzbeamten; man findet Spitzen bei Ihnen, welche zu verzollen sind — — Sie sind mein Gefangener!“

„Herr Staatsanwalt, ich muß mich fügen, aber Sie werden bald erkennen, daß ich unschuldig bin!“

„Die Wahrheit werde ich erkennen; darauf können Sie sich verlassen. Zunächst gehen Sie mit uns. Wir werden einmal so frei sein, Ihre Wohnung genau zu untersuchen.“

Das erschreckte Eduard.

„Ist das nothwendig, wirklich nothwendig, Herr Staatsanwalt?“ fragte er.

„Ja. Erschrecken Sie etwa?“

„Gewiß. Ich erschrecke!“

„So fühlen Sie sich schuldig!“

„Nein; aber ich erschrecke um meiner Eltern willen. Sie sind alt und können den Tod davon tragen, wenn sie mich als Gefangenen sehen.“

„Haben Sie keine Sorge! Ich bin kein Unmensch. Ich werde Ihre Eltern vorbereiten, ehe Sie bei ihnen eintreten.“

Der Zug setzte sich in Bewegung, Eduard in der Mitte.

Dieser schritt zwischen seinen Wächtern dahin, ganz unbeschreibliche Gefühle im Herzen. Woher kamen die Spitzen? So fragte er sich. Er konnte sich keine Antwort geben. Er sann und sann, jedoch vergebens.

So gingen sie durch den Wald, erreichten das freie Feld und dann das Städtchen. Der Anwalt erkundigte sich nach Hausers Wohnung und ging vor-

aus. Als er in den engen Flur trat, hatte man drinnen in der Stube das Abendessen beendet, und der Alte betete:

„An dem was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es Keinem fehlen.
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen."

Der Beamte hörte diese Worte. Die Stimme des Alten klang tief aus einem gläubigen Herzen. Es wurde dem Anwalte eigenthümlich zu Muthe. Sollte der Waldkönig wirklich der Sohn einer Familie sein, in welcher man so innig betete? So fragte er sich. Da hörte er weiter:

„Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden.
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden.
Hofft auf den Herrn!
Er hilft uns gern.
Seid fröhlich, Ihr Gerechten;
Der Herr hilft seinen Knechten!"

Der Anwalt schüttelte mit Gewalt die Rührung ab, welche er empfand, und klopfte an.

„Herein!" antwortete man von innen.

Er trat ein. Sein Blick fiel auf die alten, ehrwürdigen Leute und eine ganze Schaar von Kindern. Er bot einen guten Abend und näherte sich dem Tische, an welchem Vater und Mutter Hauser saßen. Diese Beiden erhoben sich, da sie sahen, daß sie es mit einem vornehmen Manne zu thun hatten.

„Kennen Sie mich vielleicht?" fragte er freundlich.

„Nein, lieber Herr," antwortete Hauser. „Wir werden aber wohl erfahren, wer Sie sind."

„Das werden Sie allerdings. Wissen Sie, was man unter einem Staatsanwalt zu verstehen hat?"

„Ja. Ein Staatsanwalt ist derjenige Herr, der bei einer Bestrafung die Anklage zu vertreten hat."

„Richtig. Ein Staatsanwalt ist also der Beamte, welchen Verbrecher am Meisten zu fürchten haben."

„Sie sind wohl ein Staatsanwalt?"

„Ja."

Dabei sah der Gefragte die beiden Alten scharf an, um zu beobachten, welchen Eindruck dieses Wort auf sie machen werde. Sie wurden keineswegs verlegen, Hauser frug vielmehr.

„Kommen Sie vielleicht von Amtswegen zu uns?"

„Ja, leider!"

„Wir haben nichts zu befürchten. Wir sind ehrliche Leute, Herr Anwalt."

„Das möchte ich gern glauben. Aber man hat mir gesagt, daß Sie es in einem Punkte mit der Ehrlichkeit denn doch nicht so genau nehmen."

„Wollen Sie uns sagen, in welchem Punkte wir nicht ehrlich gewesen sind?"

Der Anwalt blickte ihn scharf an und sagte geradezu:

„Sie paschen!"

Frau Hauser schlug vor Schreck die Hände zusammen. Der Alte aber schüttelte lächelnd den Kopf und antwortete:

„Erschrick nicht Mutter! Wer weiß, welcher unbeholfene Mensch sich einen solchen Spaß erlaubt hat!"

„O, es ist keineswegs ein Spaß," sagte der Anwalt. „Ich will einmal von Ihnen nicht sprechen; aber Ihr Sohn — man zählt ihn zu den Schmugglern."

„Meinen Eduard? Für den garantire ich wie für mich selbst!"

„Sagen Sie nicht zu viel! Wo ist er jetzt?"

„Nach Langenberg."

„Was will er dort?"

„Er wird irgend Etwas zu besorgen haben."

„Das heißt, er wird irgend Etwas hinüber zu paschen haben!"

„O nein! Gewiß nicht!"

„Ganz gewiß! Man hat ihn unterwegs getroffen."

„Aber nicht als Pascher!"

„Und doch! Man hat ihn sogar ergriffen."

„Mein Gott! Aber ich bin überzeugt, daß man nichts bei ihm gefunden hat!"

„Sie irren sich. Man hat verbotenes Gut bei ihm gefunden."

Hauser blickte seine Frau kopfschüttelnd an.

„Glaubst Du das, Mutter?" fragte er ruhig.

„Nimmermehr!"

„Ich auch nicht. Was ist's, was man bei ihm gefunden hat, Herr Staatsanwalt?"

„Kostbare Spitzen, im Futter seines Rockes verborgen."

„Und das ist wahr, wirklich wahr?"

„Ja. Wäre es nicht wahr, so hätte er nicht nothwendig gehabt, uns entfliehen zu wollen."

„So haben Sie ihn ergriffen und gefangen genommen?"

„Ja. Er steht draußen mit einer Bedeckung. Wir müssen hier aussuchen. Ich wollte Sie aber vorbereiten, damit Sie nicht erschrecken möchten."

Mutter Hauser stieß einen halb unterdrückten Schrei aus und verbarg ihr Gesicht in die Hände. Vater Hauser blieb ruhig. Er holte zwar tief, tief Athem, sagte dann aber:

„Ich danke Ihnen, daß Sie diese Aufmerksamkeit für uns alten Leute gehabt haben, Herr! Aber bringen Sie den Eduard getrost herein. Ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist. Sollte ich mich aber dennoch und wider alles

Erwarten irren, so werde ich ihm befehlen, ein offenes Geständniß abzulegen. Und mir wird er gehorchen. Darauf können Sie sich verlassen!"

Während Eduard mit seiner Bedeckung, bei welcher sich auch Fritz Seidelmann noch immer befand, draußen vor dem Hause stand, fühlte er oben am Arme einen stechenden Schmerz und zugleich bemerkte er, daß es ihm naß über die gefesselten Hände lief und tropfte.

„Ich muß verwundet sein!" sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Da kam der Anwalt heraus und befahl, daß man eintreten solle. Zwei der Grenzer führten den Gefangenen in die Stube. Auch Seidelmann trat mit ein. Die Anderen blieben im Flur stehen.

„Herrgott!" schrie Mutter Hauser auf, als sie ihren Sohn erblickte. „Du blutest ja!"

Sie wollte zu ihm eilen. Ihr Mann hielt sie zurück und sagte ernst:

„Laß das, Mutter. Es ist besser, sein Leib verblutet sich, als seine Seele. Eduard, komm her."

Der Sohn trat nahe zu dem Vater heran.

„Hast Du gepascht?" fragte der Letztere.

„Nein!" antwortete Eduard.

„Aber man hat Spitzen bei Dir gefunden?"

„Ja."

„Woher hast Du sie?"

„Ich habe nichts von ihnen gewußt. Sie stacken im Rockfutter. Ich weiß nicht, wie sie da hinein gekommen sind."

Es war, als ob der Vater seinen Sohn mit dem Auge durchbohren wolle. Dann fragte er seine Frau:

„Glaubst Du ihm, Mutter?"

„Ja. Er ist kein Pascher."

„Ich glaube auch, daß er unschuldig ist. Herr Staatsanwalt, untersuchen Sie diese Sachen mit aller Strenge! Gott wird es wollen, daß der Schuldige entdeckt werde."

„Brennt Euch nur nicht weiß!" ertönte es da von der Ecke her, in welcher Fritz Seidelmann stand. „Er hat sich doch in seinem Briefe als Waldkönig unterschrieben."

Vater Hauser richtete seinen Blick auf den Sprecher und sagte:

„Ah, Herr Seidelmann! Ich habe Sie ja gar nicht eintreten sehen! Sie sind auch dabei? Jedenfalls haben Sie die Anzeige gemacht! Nicht?"

„Ich brauche es nicht zu leugnen. Ich mußte ja meine Pflicht erfüllen."

„Ja, in Beziehung auf Pflichterfüllung stehen Sie geradezu als beispiellos da."

Und sich zu seinem Sohne wendend, fuhr er fort:

„Was ist es mit dem Briefe, Eduard? Du hast Dich also als Waldkönig unterschrieben?"

„Ja, Vater. Es fiel mir nicht Anderes ein. Fritz Seidelmann hatte die

Engelchen zur Maskerade eingeladen. Ich kannte die Gefahr, die ihr dabei drohte; ich wollte sie beschützen: ich wollte dabei sein; es durfte aber ein Mitglied nur kommen. Darum schrieb ich als Waldkönig einen Brief an Herrn Strauch und verbot ihm, zur Maskerade zu gehen. Er ist zu Hause geblieben, und ich ging. Dadurch ist es mir gelungen, die Engelchen zu retten, sonst wäre es ihr ganz so gegangen wie des Schreibers Tochter, die nun unschuldig gefangen sitzt."

„So also! So ist es gewesen! Eduard, das war eine große Unvorsichtigkeit! Aber ein Pascher bist Du nicht. Wir brauchen keine Angst um Dich zu haben. Herr Staatsanwalt, suchen Sie bei uns aus."

Es war dem Beamten ganz so, als ob er dem alten Manne Glauben schenken müsse; aber er mußte seine Pflicht thun und gab Befehl, die Durchsuchung des Häuschens zu beginnen.

Während seine Leute sich mit den Laternen in die verschiedenen Räume zerstreuten, ertönte durch die Läden des Nachbarhauses eine laute, zornige Männerstimme bis auf die Gasse heraus. Hofmann zankte mit seiner Tochter. Er warf ihr ihren Ungehorsam vor und wollte sie zur Einwilligung zwingen, bei Seidelmanns in Dienst zu gehen.

Engelchen weigerte sich mit aller Bestimmtheit. Das regte ihn nur noch mehr auf.

„Liegt Dir vielleicht der Lump, der Hausers Eduard im Sinn?" fragte er im drohenden Tone.

Sie antwortete unerschrocken:

„Der Eduard ist arm aber kein Lump. Er meint es ehrlich mit mir, ehrlicher selbst, als mein Vater, der mich an den Seidelmann verschachern will."

„Was höre ich? Was sagst Du da, Mädchen!" brüllte er. „Ah, Dich will ich schon gehorsam machen! Gleich morgen früh schaffe ich Dich zu Seidelmanns!"

„Nur todt bringst Du mich hin."

„So mußt Du aus dem Hause."

„Ich werde gehen. Es wird sich auf der weiten Erde wohl ein Plätzchen für mich finden lassen."

„So! Also so redest Du! Ich werde Dir zeigen, wo der Platz ist, an den Du gehörst."

Der Streit hatte bereits längere Zeit gewährt. Frau Hofmann war nicht daheim, und so sah sich das Mädchen dem Zorne des aufgeregten Vaters ganz allein gegenüber. Die Wuth hatte jetzt den höchsten Grad erreicht. Hofmann erhob die Hand. Der wuchtige Schlag traf seine Tochter.

Engelchen stieß einen Schrei aus, riß die Thür auf und entfloh hinaus auf die Gasse. Wohin sollte sie? Drüben stand die Wohnung des Geliebten. Sie eilte hinüber.

In ihrer Aufregung bemerkte sie gar nicht, daß auch bei Hausers etwas Ungewöhnliches vorging. Sie öffnete die Stubenthür, erblickte Eduard, warf sich auf ihn, schlang die Arme um ihn und sagte:

„Eduard, Du mußt helfen. Ich bin vor dem Vater geflohen."

Noch während sie sprach, sah sie, daß er gefesselt war. Sie erblickte das Blut, welches an seinem Arme niederträufelte.

„Herrgott! Was ist mit Dir?“ schrie sie auf.

„Ich bin Gefangener,“ antwortete er, bitter lächelnd.

„Gefangener und verwundet? Weshalb?“

„Ich soll der Paſcherkönig sein.“

„Wer sagt das?“

„Der dort hat mich angezeigt.“

Er nickte nach der Ecke hin, in welcher Fritz Seidelmann noch immer stand. Engelchen drehte sich um und erblickte diesen. Ihre Augen leuchteten in einer ungewöhnlichen Gluth.

„Der dort hat Dich angezeigt?“ fragte sie.

„Ja.“

„Und deshalb bist Du gefangen?“

„Ja.“

„Und deshalb hat man Dich verwundet?“

„Ja, Engelchen.“

„Herr, mein Gott! Und auch seinetwegen hat mich der Vater geschlagen und ich habe fliehen müssen.“

Ihre kleinen Hände ballten sich. Sie war aufgeregt und empört fast bis zur Unzurechnungsfähigkeit. Sie trat einen Schritt auf Seidelmann zu und sagte in zischendem Tone:

„Ungeheuer! Gewissenloser Mensch! Du, Du bist schuld an Allem! Weißt Du, was Dir gehört? Ich sollte hier das Gewehr nehmen und Dir eine Kugel durch den Kopf jagen!“

Ein Schuß krachte. Ein mehrstimmiger Schrei erscholl, in welchen auch Engelchen mit eingestimmt hatte; dann brach sie zusammen. Sie hatte in ihrem Grimme dem da stehenden Grenzer das Gewehr aus der Hand gerissen, den Hahn gespannt, auf Seidelmann angelegt und abgedrückt — Alles das Werk nur eines einzigen Augenblickes.

Der Schuß rief natürlich alle im Hause zerstreuten Männer zusammen. Es entstand ein außerordentlicher Wirrwarr. Engelchen lag am Boden und Eduard kniete mit gefesselten Händen neben ihr. Auch Seidelmann lag auf der Diele.

„Ist er todt?“ fragte der Antwalt, der seine Ruhe am Allerersten wieder erlangte.

Man untersuchte ihn. Die Auskunft lautete:

„Nein, sondern nur besinnungslos. Er ist vor Schreck umgefallen. Der Lauf war mit Schroot geladen. Ein Korn ist ihm hier ins Ohr gedrungen, sonst aber ist die ganze Ladung hier in die Wand gegangen.“

„Man bespritze ihn mit kaltem Wasser und das Mädchen auch. Die Haussuchung wird fortgesetzt.“

Seidelmann kam eher zu sich, als Engelchen. Er erhob sich und griff sich an das Ohr.

„Herr Staatsanwalt, haben Sie es gesehen?“ rief er.

„Was?“

„Das dieses Mädchen mich erschießen wollte?“

„Hm!“

„Ich bin hier am Ohre getroffen. Nur ein Wenig weiter zur Seite und ich wäre eine Leiche. Ich ersuche Sie, Ihre Pflicht zu thun!“

Der Beamte ließ seinen Blick eine ganze Weile lang ruhig im Kreise gehen. Dann sagte er kalt:

„Was meinen Sie mit dem, was Sie meine Pflicht nennen?“

„Ich verlange, daß die Mörderin arretirt werde.“

„Ah! Wirklich?“

„Ja. Sie muß arretirt und ganz exemplarisch bestraft werden. Darauf bestehe ich!“

„Schön! Haben Sie in dieser Angelegenheit vielleicht noch irgend welche Bemerkung vorzubringen?“

„Nein.“

„Gut! So können wir für heute auf Ihre Gegenwart verzichten. Ich freue mich außerordentlich, daß Sie nur am Ohre gestreift wurden.“

Ob er sich wegen Seidelmann oder wegen Engelchen freue, das sagte er nicht. Der Erstere machte allerdings keine Miene, sich zu entfernen.

„Darf ich annehmen, daß Sie mich verstanden haben, Herr Seidelmann?“ fragte der Anwalt.

„Ich soll gehen?“

„Ich wünsche es.“

„Aber ich kann doch vielleicht noch gebraucht werden.“

„Das steht nicht zu vermuthen. Sie dürfen wohl überzeugt sein, daß ich meine Pflicht auch dann thue, wenn Sie nicht mehr anwesend sind. Sobald ich Sie brauche, werde ich Sie ersuchen lassen, vor Amtsstelle zu erscheinen. Gute Nacht!“

Jetzt konnte er nicht anders; er mußte gehen. Und gerade jetzt schlug Engelchen die Augen auf. Sie sah das Gesicht des Geliebten ganz neben dem ihrigen.

„Eduard, lieber Eduard!“ sagte sie. „Du bist wirklich gefangen?“

„Leider!“ nickte er.

„Und — ich — ich — habe ich wirklich geschossen?“

„Ja, Engelchen.“

Da nahm ihr Gesichtchen den Ausdruck der höchsten Angst an. Sie wendete den Kopf nach der Seite, auf welcher Seidelmann gestanden hatte. Sie erblickte ihn nicht. Sie sprang mit einem Rucke empor und fragte entsetzt:

„Man hat ihn fortgeschafft? Ich habe ihn erschossen?“

„Nein, Engelchen,“ sagte Eduard. „Ein einziges Schrootkörnchen hat ihn nur am Ohre gestreift. Er ist nach Hause.“

„Gott sei Dank, tausendmal Dank! Ich war so außer mir, ich wußte gar nicht, was ich that.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und begann, bitterlich zu weinen. Mutter Hauser trat zu ihr, legte den Arm um sie, zog sie an sich und sagte:

„Sei still, mein Kind, und beruhige Dich! Unser Herrgott wird Alles zum Besten lenken."

Der Anwalt betrachtete die Gruppe und sagte, ganz hörbar in der Absicht, zu beruhigen:

„So ist es recht! Mit Gottes Hilfe werden wir Klarheit in dieses Dunkel bringen. Dieser Seidelmann scheint ein Spezialfeind von Ihnen zu sein?"

„Herr, ich sagte nicht gern einem meiner Mitmenschen Uebles nach," antwortete Vater Hauser; „aber hier haben Sie das rechte Wort getroffen: Spezialfeind."

„Warum ist er das?"

„Wegen dieser da."

Bei diesen Worten deutete er auf Engelchen.

„Bitte, erzählen Sie!"

Der Alte berichtete ihm Alles, was in letzter Zeit geschehen war. Der Beamte hörte still und überlegsam zu und sann dann ein Weilchen vor sich hin.

„Wo haben Sie des Nachts Ihren Rock?" fragte er dann Eduard.

„Ich pflege ihn hier auszuziehen und auch hier zu lassen."

„Hm! Ist des Nachts Ihr Haus gut verschlossen?"

Vater Hauser antwortete:

„Herr Anwalt, wir sind arme Leute. Wer will uns etwas nehmen? Weswegen sollen wir verschließen. Durch unsere Hinterthür kann ein Jeder in das Haus."

„So, so! Auf diesen Umstand wird man zu achten haben. Ah, da kommen sie."

Seine Leute kamen jetzt und meldeten, daß sich auch nicht das Allergeringste gefunden habe, was darauf schließen lasse, daß hier ein Schmuggler oder gar der Waldkönig wohne.

Es schien, als ob der Beamte das nun nicht anders erwartet habe. Er winkte den Seinen, die Stube zu verlassen, und wendete sich dann an Eduard:

„Ich will Ihnen gestehen, daß meine Meinung über Sie sich geändert hat. Aber leider bin ich nicht von meiner Meinung, sondern von meiner Pflicht abhängig."

„Sie können mich nicht freigeben?"

„Nein."

„Sie werden mich mit nach der Amtsstadt nehmen?"

„Ja. Ich muß Sie dort so lange interniren, bis wir uns das Vorhandensein der Spitzen erklären können!"

„Mein Gott! Wer soll das erklären? Da werde ich wohl ewig gefangen bleiben!"

„Denken Sie das nicht! Ihr Vater hat vorhin vom lieben Gott gesprochen, und zwar mit vollem Rechte. Ich bin überzeugt, daß wir sehr bald

Klarheit erhalten werden. Vielleicht vermuthe ich bereits, von woher diese zu erwarten ist. Ich sichere Ihnen eine milde Behandlung zu."

„Ist das auch mild?"

Dabei zeigte er seine Hände vor, welche zusammengebunden waren. Der Beamte antwortete:

„Ich war dazu gezwungen. Sie hatten ja einen Fluchtversuch gemacht. Leider muß das auch so bleiben, bis wir angekommen sind."

„Aber darf man nicht wenigstens nach meiner Wunde sehen?"

„Gewiß! Dazu haben wir noch Zeit."

„Komm her, Eduard!" sagte Engelchen geschwind. „Mutter mag mir Leinwand geben. Ich verbinde Dich!"

Sie stand von ihrem Stuhle auf.

„O, bitte, lassen Sie das ganz der Mutter über, Fräulein Hofmann!" sagte der Anwalt.

„Warum soll ich es nicht?"

„Haben Sie gehört, Leute, was Seidelmann von mir fordert? Er machte mich auf meine Pflicht aufmerksam. Und leider bin ich gezwungen, sie zu erfüllen."

Engelchen blickte ihn ungewiß und fragend an.

„Sie haben geschossen, Fräulein," bemerkte er.

„Mein Gott, ja! Ich wollte nicht! Ich wollte ihm nur sagen, was er werth sei."

„Ich weiß das. Ich war ja selbst Zeuge des ganzen Auftrittes."

„So wird man wohl denken, daß ich ihn wirklich habe todtschießen wollen?"

„Nein, das wird man nicht denken. Aber das Gesetz verlangt, daß dies bewiesen werde. Und dazu bedarf es vor allen Dingen Ihrer Gegenwart."

„Ich werde gewiß kommen, sobald Sie mich bestellen!"

Der Anwalt konnte doch ein Lächeln nicht ganz unterdrücken.

„Wenn ich Sie nun gleich jetzt bestelle?" fragte er.

„Gleich jetzt soll ich mitgehen?"

„Ich möchte es wünschen."

„Herr Jesus! Das wäre ja eine Arretur."

„Allerdings. Sie werden mir diese scheinbare Härte verzeihen, Fräulein Hofmann."

„O, ich sehe, daß Sie es nicht schlimm mit uns meinen, Herr Anwalt, aber, ist es denn wirklich nothwendig?"

„Ganz gewiß!"

„Aber warum denn? Ich werde nicht fliehen!"

„Das glaube ich Ihnen gern; aber das Gesetz bestimmt, daß man sich der Person eines Mörders sofort bemächtige."

„Eines Mörders? Das bin ich doch nicht."

„Nein. Sie sind keine Mörderin. Aber wissen Sie, welches Verbrechens Seidelmann Sie anklagen wird?"

„Nein.“

„Des Mordversuches, allerwenigstens der Körperverletzung.“

„Mein Gott! Das wollte ich ja gar nicht.“

„Ich weiß das selbst am Allerbesten. Darum ist es am Vortheilhaftesten für Sie, wenn Sie sich mir anvertrauen.“

„Gott! Arretirt!“

Da sagte Eduard in beruhigendem Tone:

„Das ist noch keine Schande, Engelchen. Auch ich bin arretirt, und doch bin ich unschuldig. Wir gehen mit einander in das Gefängniß.“

Das erleichterte ihr die Sache.

„Mit einander! Du und ich!“ sagte sie. „Gut! Ich habe von zu Hause fliehen müssen! Gehen wir in das Gefängniß!“

„So schnell doch nicht!“ lächelte der Beamte. „Sie werden vorher doch noch einmal nach Hause gehen müssen.“

„Weshalb?“

„Ich werde Sie begleiten, während Herr Hauser sich hier verbinden läßt. Ihre Eltern müssen doch wissen, wo Sie sich befinden werden, und sodann gebe ich Ihnen den Rath, gewisse Kleinigkeiten mitzunehmen, ohne welche ein an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnter Mensch selbst im Gefängnisse nicht zu bestehen vermag. Bitte, kommen Sie!“

Er ließ Eduard unter der Beaufsichtigung seiner Beamten zurück, gab draußen den Befehl, für die beiden Gefangenen einen Wagen zu requiriren, und begab sich sodann mit Engelchen in das Nachbarhaus.

Man hatte in der Nachbarschaft den Schuß gehört. Trotz der Kälte standen zahlreiche Menschen auf der Straße. Auch Hofmann stand vor seiner Thür, bei ihm mehrere Nachbaren, welche sich in Vermuthungen ergingen, warum bei Hausers Aussuchung gehalten werde.

Als er Engelchen kommen sah, sagte er zu ihr:

„Das ist Dein Glück! Packe Dich hinein in die Stube!“

Er beachtete in seinem Zorne ihren Begleiter gar nicht. Dieser fragte ihn:

„Darf ich mich mit hineinpacken?“

„Sie? Warum denn?“

„Weil ich für jetzt zu Ihrer Tochter gehöre.“

„Wer sind Sie denn?“

„Das werden Sie drinnen hören. Kommen Sie!“

Er faßte Hofmann beim Arme und zog ihn mit hinein. Als sie sich in der Stube befanden, sagte er:

„Ich bin der Staatsanwalt. Ich habe Ihre Tochter arretirt.“

Hofmann erschrak.

„Arre — tirt?“ stieß er hervor.

„Ja.“

„Warum?“

„Weil Sie schuld sind. Ihr Kind wird wenigstens im Gefängnisse frei sein von den Gewaltthätigkeiten, die es zu Hause erleiden muß.“

„Gewaltthätigkeiten? Ich verstehe Sie nicht!“

„Sie werden mich verstehen lernen, sobald ich Sie vor die Gerichtsstelle citirt habe. Ich weiß Alles. Sie wollen Ihre Tochter zwingen zu einem Verhältniß, wovon ihr ein jeder anderer Vater abrathen würde. Ich nehme sie mit.“

„Herrgott! Hat sie denn etwas Unrechtes gethan?“

„Ja, aus Aufregung. Das Nähere werden Sie schon noch hören. Jetzt haben wir Anderes zu thun.“

Er nannte Engelchen die Gegenstände, deren sie bedürfen werde, und sie packte dieselben zusammen. Als sie damit fertig war, sagte sie, ohne ihm die Hand zu geben:

„Lebe wohl, Vater! Grüße mir die Mutter! Sie soll mich einmal im Gefängnisse besuchen.“

Es war ihm, als träume er. Er starrte den Beiden nach, ohne ein Wort zu sagen, ohne den Versuch zu machen, sie aufzuhalten. So stand er eine ganze lange Weile, bis er draußen Pferdegetrappel hörte. Da überkam ihn plötzlich eine große, große Angst.

Er raffte sich zusammen; er rannte hinaus. Er ließ die Thüre offen stehen und eilte hinüber zu Hausers. Dort im Hausflur horchte er. Er hörte nichts, als die Stimme des Alten:

„Will mich des Schicksals Schwere drücken,
Blitzt auf mich des Gesetzes Weh,
Droht Straf' und Hölle meinem Rücken,
So steig ich gläubig in die Höh
Und flieh in Deine heilgen Wunden;
Da hab ich gleich den Ort gefunden,
Wo mich kein Fluchstrahl treffen kann,
Tritt Alles wider mich zusammen,
Du bist mein Heil; wer will verdammen?
Die Liebe nimmt sich meiner an!“

Das klang nach Hausers Gewohnheiten so alltäglich, so gewöhnlich, als ob gar nichts geschehen sei. Hofmann klopfte an, öffnete die Thür und trat ein. Bei seinem Gruße blickten die Anwesenden auf.

„Habt Ihr mein Engelchen gesehen?“ fragte er.

„Ja, Nachbar,“ antwortete Hauser.

„Wo ist sie?“

„Fort.“

„Also doch, doch! Wohin?“

„Weißt Du das nicht?“

„Ich habs nicht geglaubt.“

„In das Gefängniß.“

„Herrgott! Also ist es doch wahr! Welch eine Schande!“

„Meinst Du? Wenn es wirklich eine Schande ist, so frage Dich, wer die Schuld daran trägt.“

„Wer denn? Etwa ich?“

„Kein Anderer!“

„Was hat sie denn gethan?"

„Auf Fritz Seidelmann geschossen, weil Du sie ihm mit aller Gewalt an den Hals werfen willst."

„Auf — ihn — geschossen!" stieß er hervor. „Womit denn?"

„Mit einem Gewehre natürlich."

„Ist er todt?"

„Nein. Sie hat ihm glücklicher Weise nur das Ohr geritzt."

„Aber, was gab es denn vorher hier bei Euch? Warum hat man bei Euch ausgesucht?"

„Willst Du das wirklich wissen, Nachbar?"

„Ja."

„So gehe zu Fritz Seidelmann, Deinem Freunde und Vertrauten, der mag es Dir sagen. Für Dich giebt es hier bei uns heute keinen Platz."

„Hauser! Was fällt Dir ein?"

„Ganz dasselbe, was vorher Dir einfiel: Wir passen nicht mehr zusammen. Gehe! Gehe hinaus!"

Er faßte den Nachbar beim Arme und führte ihn hinaus bis vor die Hausthür. Dieser ließ es sich ganz ruhig gefallen. Als Hauser wieder in die Stube trat, fragte seine Frau:

„Aber, Vater! Du steckst ihn hinaus? Das ist sonst ja ganz und gar nicht Deine Art und Weise?"

„Es ist sie auch jetzt noch nicht."

„Warum thust Du es denn?"

„Ihm zu Liebe. Er wird in sich gehen. Wenn er allein zu Hause sitzt, mag er mit seinem Hochmuthe abrechnen. Uns aber hat er gestört. Laßt uns den nächsten Vers unseres Liedes lesen."

„Führst Du mich in des Kreuzes Wüsten,
Ich folg' und lehne mich auf Dich.
Du nährest aus den Wolkenbrüsten,
Du labest aus dem Felsen mich.
Ich traue Deinen Wunder-Wegen;
Sie enden sich in Lieb und Segen;
Genug, wenn ich Dich bei mir hab!
Ich weiß: Wen Du willst herrlich zieren
Und über Sonn' und Sterne führen,
Den führest Du zuvor hinab!" —

Der alte Förster Wunderlich hatte, seit Eduard von ihm gegangen war, gar keine Ruhe gefunden. Er war ein gar sorgsamer und bedenklicher alter Herr, dem gar leicht Etwas im Kopfe herum gehen konnte, was ein Anderer vielleicht gar nicht beachtet hätte. Darum fühlte er sich erleichtert, als endlich Arndt nach Hause kam.

„Sie wurden gesucht, Herr Vetter," sagte er.

„Von wem?"

„Von Eduard Hauser."

„Was wollte er?"

„Er rückte gar nicht mit der Sprache heraus. Es schien also etwas Geheimnißvolles zu sein."

„Machten Sie ihn darauf aufmerksam, daß Sie beauftragt sind, Wichtiges entgegen zu nehmen, wenn ich nicht da bin?"

„Ja."

„Und er sagte dennoch nichts?"

„Kein Wort! Umso wichtiger muß also die Sache sein, da er sie nicht einmal mir anvertraut."

„Will er heute wiederkommen?"

„Nein; erst morgen früh. Für heute schien er außerordentlich viel beschäftigt zu sein."

„Hm! Es ist möglich, daß es Etwas gewesen ist, wobei er eigentlich meiner Gegenwart bedarf. Ich werde ihn suchen."

„Aber wo?"

„Zunächst bei seinen Eltern."

„Und wenn er nicht da ist?"

„So giebt es einige Orte, gewisse Beobachtungspunkte, an denen ich ihn wohl treffen werde."

Er ging — ganz als Vetter Arndt gekleidet. Im Städtchen angekommen, bemerkte er nichts von dem Geschehenen. Als er in Hauser's Hausflur trat, hörte er gerade die letzten Worte:

„Den führest Du zuvor hinab."

„Sie beten! Fromme Leute!" dachte er.

Dann klopfte er laut an und trat auf den von innen erfolgenden Ruf in die Stube.

„Guten Abend!" grüßte er nach dortiger Sitte.

„Guten Abend!" dankte Hauser. „Willkommen! Wollen Sie sich hier niedersetzen? Wenig Platz, der Kinder wegen; aber — viele Kinder, viele Freude!"

„Das ist wahr," antwortete Arndt, indem er sich setzte. „Ich suche Ihren Sohn!"

„Den Eduard?"

„Ja."

„Der ist leider nicht zu Hause."

„Wissen Sie nicht, wo ich ihn treffen könnte?"

„Das weiß ich wohl, glaube aber nicht, daß es Ihnen viel nützen würde, es zu erfahren. Darf ich wissen, wer Sie sind?"

„Gewiß. Ich bin der Vetter Arndt draußen beim Förster Wunderlich."

„Der Vetter Arndt? Gott sei Dank! Siehst Du Mutter, schickt uns da der liebe Gott nicht gleich Jemand, den wir brauchen?"

„Sie brauchen mich?"

„Höchst wahrscheinlich, Herr Arndt. Erst heute sprach mein Sohn von Ihnen. Er sagte, daß wir uns an Sie wenden sollten, wenn wir einmal in seiner Abwesenheit eines Rathes bedürften."

„Das hat er recht gemacht! Und jetzt also scheint es, daß Sie eines Rathes bedürfen?"

„Ja, sogar sehr nothwendig."

„Nun, ich stehe gern zur Verfügung und wünsche nur, daß mein Rath Ihnen Nutzen bringen möge!"

„Herr, Ihr Rath wird schon nützlich sein. Sie haben meinem Sohne erlaubt, mir Einiges mitzutheilen. Ich weiß also, daß ich einen braven Mann vor mir habe, dem wir zu sehr großem Dank verpflichtet sind. Und ebenso bin ich überzeugt, daß wir Ihre Theilnahme finden werden. Unser Eduard ist nämlich arretirt."

Arndt horchte auf.

„Arretirt?" fragte er, als ob er glaube, nicht richtig gehört zu haben.

„Ja. Arretirt."

„Warum?"

„Als Pascher."

„Das ist nicht möglich!"

„O doch! Man hat ihn sogar für den Pascherkönig gehalten!"

„Aus welchem Grunde?"

„Man hat einen Brief entdeckt, den er unvorsichtiger Weise an den Kaufmann Strauch geschrieben hat."

„Ah! Dachte es mir doch sogleich."

„Wie? Sie wissen von dem Briefe?"

„Eduard hat es mir selbst gesagt."

„O, warum haben Sie ihn nicht gewarnt?"

„Weil es zu spät war; er hatte den Brief ja bereits abgeschickt."

„Und Sie wissen auch, wozu er ihn geschrieben hat?"

„Ja."

„Nun, das entschuldigt ihn. Er hat übrigens seinen Zweck erreicht. Die Engelchen ist zu Verstande gekommen und mag von dem Seidelmann nichts wissen."

„Das freut mich. Aber auf diesen Brief hin hat man ihn doch nicht im Walde aufgegriffen?"

„Nein, sondern weil man Paschwaare bei ihm gefunden hat."

„Paschwaare? Er war doch kein Pascher!"

„Nein. Das sind auch wir überzeugt. Er selbst hat gar nichts davon gewußt; aber als er ausgesucht worden ist, hat man die Waare doch bei ihm gefunden."

„In seiner Tasche?"

„Nein, sondern im Rockfutter."

Arndt horchte auf.

„Im Rockfutter?" fragte er. „Welche Waare war es?"

„Spitzen."

„Alle Wetter! Spitzen!"

„Ja, Spitzen. Woher aber soll Eduard diese theuren Spitzen bekommen

haben! Es ist Unsinn Es giebt ein Geheimniß, welches man erst ergründen muß."

„So hat man ihn also ergriffen und arretirt?"

„Ergriffen, arretirt und hierher geschafft."

„Warum hierher?"

„Um auch bei uns auszusuchen. Man hat freilich nichts gefunden."

„Wie aber kommt es, daß man gerade Eduard's Rockfutter so genau untersucht hat?"

„Daran ist Fritz Seidelmann schuld."

Wieder hob Arndt schnell den Kopf in die Höhe und fragte in erregtem Tone.

„Fritz Seidelmann? Hat etwa der die Anzeige gemacht?"

„Wer sonst? Und als sie im Walde bei Eduard die Taschen durchsuchten, ohne etwas zu finden, hat er gemeint, sie sollten nur im Rockfutter nachsehen."

„Hm!" brummte Arndt höchst nachdenklich.

„Ja, so ist es. Eduard erzählte es, als wir ihm zuletzt den Arm verbanden."

„Was! Er ist doch nicht etwa verwundet?"

„Doch! Sie haben ja auf ihn geschossen."

„Ist's gefährlich?"

„Nein, Gott sei Dank! Nur eine Streifwunde."

„Aber haben Sie eine Ahnung, was er eigentlich im Walde gewollt hat?"

„Er kam am Spätnachmittage, um mir zu sagen, daß er hinüber nach Langenberg müsse."

„Das ist doch über der Grenze drüben!"

„Allerdings. Er sagte mir nicht, was er drüben wolle. Heute Abend jedoch, als wir ihm den Verband anlegten, sagte er, daß er im Gasthofe zum grauen Wolf in der Amtsstadt einen Herrn getroffen hätte, für den er ein Packet Schriften nach Langenberg habe schaffen müssen. Wir sollen Ihnen sagen, daß dieser Herr der Fürst des Elendes gewesen sei."

„Schwindel!"

„Oder wenigstens ein Beauftragter von ihm."

„Auch das nicht."

„Wie können Sie das wissen?"

„Das erkläre ich Ihnen später einmal. Ihr Sohn ist in die Hände eines Schwindlers gefallen oder wohl gar in die Hände eines Feindes, der ihn verderben will."

„Das konnten wir uns denken. Wir werden Gott bitten, ihn unter seinen Schutz zu nehmen."

„Ihr Gebet ist bereits erhört."

„Wie? Was sagen Sie?"

„Daß Sie keine Sorge um Eduard zu haben brauchen. Seine Gefangenschaft wird eine sehr kurze sein."

V. S.

„Welche Freude, wenn das wahr wäre!“

„Es ist wahr. Ihr Sohn ist unschuldig. Es hat sich Einer hier eingeschlichen und ihm die Spitzen heimlicher Weise in den Rock genäht.“

„Wer will das beweisen?“

„Der Fürst des Elendes.“

„Ah! Wissen auch Sie von diesem?“

„Ja. Ich bin einer seiner Diener. Das ist es, was ich Ihnen vorhin mitzutheilen versprach. Doch bitte ich, das als ein tiefes Geheimniß zu betrachten!“

„Was Sie uns hier sagen, das bleibt so verschwiegen, als ob Sie es gar nicht gesagt hätten, Herr Arndt. Also ein Diener des Fürsten sind Sie! O, nun ist es mir um Eduard nicht bange?“

„Wieso?“

„Er bezeichnete Sie als seinen Freund. Er hatte in letzter Zeit gewisse Heimlichkeiten, die er nur für sich behielt. Das machte mir eigentlich Sorge. Nun ich aber höre, daß er mit Ihnen verkehrt hat, so nehme ich an, daß er auch im Dienste des Fürsten des Elendes gestanden hat.“

„Sie rathen ganz richtig. — Ja, ich will es Ihnen gestehen, um Sie über das Schicksal Ihres Sohnes vollständig zu beruhigen. Aber ich muß da nochmals um die größte Verschwiegenheit bitten!“

„Keine Sorge! Es wird uns kein Mensch dieses Geheimniß entreißen können. Also, Sie meinen, daß ihm Jemand die Spitzen in den Rock practizirt hat? Wer mag dieses gewesen sein?“

„Ahnen Sie es nicht?“

„Hm! Ich hätte so eine kleine Ahnung! Vielleicht Seidelmann selbst?“

„Warum dieser?“

„Weil er es seit einiger Zeit auf unser Verderben abgesehen hat.“

„Auch hier ist Ihre Ahnung richtig.“

„Wie? Er ist es also gewesen?“

„Ja. Er ist dabei beobachtet worden.“

„Von wem?“

„Vom Fürsten des Elendes.“

„Gott sei Dank! So ist Eduard allerdings gerettet.“

„Ganz gewiß; aber freilich nur in dem Falle, daß Sie das, was wir jetzt sprechen, nur für sich behalten, damit Seidelmann nichts erfährt. Er könnte sich vorbereiten.“

„Wird uns nicht einfallen! Also um Eduard ist es uns nicht mehr angst, desto mehr aber um das gute Engelchen.“

„Um die? Was ist mit ihr?“

„Sie ist auch mit gefangen.“

„Was Sie sagen! Weshalb?“

„Als Mörderin. Sie hat auf Fritz Seidelmann geschossen und zwar heute Abend, hier in meiner Stube.“

„War Seidelmann denn mit hier?“

„Ja. Er ist mit dem Staatsanwalt und den Gensdarmen und Grenzern im Walde gewesen, um Eduard zu fangen, und sodann kam er mit herein, um sich Alles so recht in Gemüthlichkeit mit anzusehen."

„Welch' eine unerhörte Frechheit!"

„Während man hier bei uns aussuchte, hatte sich Engelchen mit ihrem Vater gezankt. Er war wegen des gestrigen Abends wüthend auf sie. Er verlangte, daß sie bereits morgen bei Seidelmanns in Dienst treten solle —"

„Wie verblendet!"

„Freilich! Und als sie nicht wollte, hat er sie geschlagen."

„Das arme Mädchen!"

„Sie ist natürlich ganz außer sich gewesen und drüben ihrem Vater entflohen. Sie kam herüber zu uns. Sie sah unsern Eduard gefesselt und von Blut überströmt; sie sah diesen Seidelmann, der die Schuld an Allem trug, und da ging ihr der Grimm mit dem Verstande fort. Sie riß einem der Grenzer das Gewehr aus der Hand — —"

„Und schoß auf Seidelmann?" fiel Arndt ein.

„Sie wollte nicht. Sie sagte nur, daß sie ihm zeigen wolle, was ihm eigentlich gehöre. Da aber ging der Schuß doch los. Was versteht so ein Mädchen von einer Flinte!"

„Wurde er verwundet?"

„Ein Schrotkorn streifte ihn am Ohre."

„Das ist ein großes Glück."

„Aber doch fiel der Hasenfuß vor Schreck in Ohnmacht!"

„Was geschah dann?"

„Als er wieder zu sich kam, verlangte er vom Staatsanwalt, daß Engelchen arretirt und auf das Allerstrengste bestraft werde."

„Die Arretur war selbstverständlich. Was aber die Strafe anbelangt, so werden die Herren Richter diesem Seidelmann wohl nicht den Gefallen thun, allzu blutdürstig zu sein."

„Das sah man bereits dem Herrn Staatsanwalt an."

„Wieso?"

„Er schien erst an Eduard's Schuld geglaubt zu haben; aber sein Verhalten änderte sich zusehends, und zuletzt war es gar nicht, als ob er zwei Gefangene mit sich nehme."

„So sind Beide mit einander fort? Ah! Wäre ich zugegen gewesen! Die Sache hätte wohl eine noch andere Wendung genommen. War der hiesige Gensd'arm mit dabei?"

„Ja."

„Das ist mir lieb. Es steht da zu vermuthen, daß er sich jetzt ausruht und zu Hause befindet."

„Wollen Sie zu ihm?"

„Ja, und zwar im Interesse Ihres Sohnes. Ich möchte da nicht gern Zeit verlieren."

Er erhob sich und reichte Vater Hauser die Hand. Dieser sagte:

„Haben Sie herzlichen Dank, Herr Arndt. Ihr Besuch hat mich nun vollends erleichtert. Ich weiß jetzt gewiß, daß Eduard bald wiederkommen wird."

„Der Fürst des Elendes wird das Seinige thun."

„Ich bin es überzeugt; denn was dieser einmal in die Hand nimmt, das wird beim richtigen Zipfel angefaßt. Wann werden wir Sie wiedersehen?"

„Vielleicht sehr bald, wenn ich Ihnen eine frohe Kunde bringe. Für heute aber, gute Nacht!"

Er ging, und der Weber begleitete ihn bis vor die Thüre. Als Arndt dann eine Strecke weit die Gasse hinauf gekommen war, trat er hinter die Ecke eines Hauses, griff in die Tasche und zog die Perrücke und den falschen Bart hervor. In Zeit von kaum zwei Minuten stand er da als die Person, welche am Sonntage beim Pfarrer gewesen war.

Nun begab er sich nach der Wohnung des Gensd'armen, die er bei Gelegenheit erfahren hatte. Die Fenster derselben waren erleuchtet; es stand also zu vermuthen, daß der Mann zu Hause sei. Das erwies sich als richtig, denn der Gensd'arm öffnete selbst, als Arndt klopfte. Er sah einen ihm fremden Menschen vor sich und fragte:

„Was wollen Sie?"

„Ihre Hilfe," antwortete Arndt ebenso kurz.

„In welcher Angelegenheit?"

„Zunächst möchte ich Sie bitten, sich einmal mit mir gefälligst zum Herrn Pfarrer zu bemühen."

„Warum?"

„Weil ich auch dieses Herrn bedarf."

„Wer sind Sie?"

„Haben Sie die Güte, das erst beim Pfarrer zu erfahren."

„Sapperment, thun Sie geheimnißvoll!"

„Es ist nur, weil man nicht gern Ein- und Dasselbe zweimal sagt. Was ich Ihnen hier mittheile, muß ich beim Herrn Pfarrer wiederholen."

„Gilt es einen Ausgang außerhalb der Stadt?"

„Ja. Sie können einen warmen Mantel anlegen."

„Auch Waffen?"

„Das wird nicht nothwendig sein."

„Ich werde mich doch vorsehen. Besser ist besser! So! Jetzt bin ich bereit. Kommen Sie!"

Der Pfarrer saß an seinem Studirtische und las. Er vermuthete nicht, heute noch Besuch zu bekommen, und war daher einigermaßen verwundert, als ihm der Gensd'arm und ein fremder Mann gemeldet wurden.

Der Gensd'arm trat natürlich zuerst ein. Er hielt seinen Begleiter für irgend einen armen Arbeiter oder Landbewohner.

„Verzeihung, Herr Pfarrer, daß wir zu dieser späten Stunde noch stören!" sagte er. „Aber dieser Mann hier kam zu mir, und forderte mich auf, mit ihm —"

Er wurde von einem Rufe des Erstaunens unterbrochen, den der Pfarrer

ausstieß Dieser hatte seinen mildthätigen Besuch vom vorigen Sonntag erkannt.

„Welche Ueberraschung! Der Fürst des Elendes!"

Der Gensd'arm öffnete den Mund und blickte abwechselnd auf den Geistlichen und auf den Mann, mit dem er gekommen war.

„Der Fürst des Elendes?" fragte er.

„Ja."

„Wo denn?"

„Nun hier, da neben Ihnen!"

„Dieser da?"

Dabei deutete er auf seinen Nachbar. Dieser nickte ihm lächelnd zu und sagte:

„Ja, es ist schon so; ich bin der Fürst des Elendes, und Sie sind also der Mühe entledigt, mich dem Herrn Pfarrer vorzustellen."

„Nein, nein; wir kennen uns bereits!" bestätigte der Geistliche. „Bitte, mein hochverehrtester Herr! Darf ich Sie ersuchen, Platz zu nehmen?"

Als sich die Herren gesetzt hatten, fragte der Pfarrer dann:

„Ich nehme an, daß Sie kommen, um zu hören, wie ich Ihren Bestimmungen nachgekommen bin?"

„O nein, Hochwürden! Ich komme heute in einer ganz anderen Angelegenheit. Haben Sie gehört, daß Eduard Hauser eingezogen worden ist?"

„Ja. Es war mir geradezu unglaublich."

„Und auch, daß man Angelica Hofmann arretirt hat?"

„Leider! Das arme Mädchen hat in der höchsten Aufregung gehandelt. Ich hoffe, man wird sie für momentan unzurechnungsfähig erklären."

„Ich bin überzeugt, daß man dies thun wird. Ich belästige Sie heute vorzugsweise Hauser's wegen."

„Meinen Sie, daß ich Etwas für ihn thun kann?"

„Ganz gewiß. Er ist unschuldig."

„Das nun wohl nicht?" fiel der Gensd'arm ein, der bisher geschwiegen hatte und es nun an der Zeit hielt, auch ein Wort zu sagen.

„Meinen Sie?" fragte Arndt.

„Wie kann er unschuldig sein?"

„Warum wohl nicht?"

„Man hat ja die Spitzen bei ihm gefunden, mag er auch den Brief aus anderen Gründen geschrieben haben."

„Und dennoch irren Sie sich. Er ist unschuldig."

„Wir von der Polizei glauben das nicht."

„Mein Lieber, wenn der Fürst des Elendes Ihnen sagt, daß Jemand unschuldig sei, so können Sie es getrost glauben; denn er ist auch Einer von der Polizei. Hier, überzeugen Sie sich gefälligst."

Er gab ihm seine Karte hin. Der Gensd'arm las dieselbe und sagte in aufrichtiger Ueberraschung:

„Alle Wetter! Das hätte ich nicht gedacht!"

„Nun, so denken Sie es jetzt.“

Und sich wieder zu dem Pfarrer wendend, fuhr er fort:

„Ich bin überzeugt, daß irgend Wer unseren Eduard Hauser mit den Papieren nach Langenberg in das Verderben hat schicken wollen.“

„Diesen braven Menschen! Der Keinem ein Leid thut!“

„Und daß man ihm zu diesem Zwecke heimlich die Spitzen in den Rock genäht hat.“

„Das müßte er ja wissen?“ meinte der Gensd'arm.

„Ich sagte: heimlich.“

„Das geht nicht an. Er muß doch sehen, was andere Leute mit seinem Rocke vornehmen.“

„Auch des Nachts?“

„Da ist er ja zu Hause und nicht bei fremden Menschen, die ihm gefährlich werden wollen.“

„Aber so ein Mensch kann zu ihm kommen.“

„Ah! So meinen Sie es?“

„Allerdings.“

„Hm! Das wäre freilich ein grundschlechter Streich!“

„Darnach frägt so ein Mensch doch nicht.“

„Wer könnte das gewesen sein?“

„Ich weiß es.“

„Ah, wirklich?“ fragte der Pfarrer schnell.

„Ja. Ich war sogar dabei; ich habe Alles beobachtet.“

„So sagen Sie schnell, wer ist es gewesen?“

„Gestatten Sie mir jetzt noch, schweigsam zu sein. Ich habe nämlich den Zweck, diesen schlechten Menschen zu entlarven, indem ich einen Anderen fange, nämlich den — Waldkönig.“

Dieses Wort machte einen großen Eindruck auf die beiden Zuhörer. Der Pfarrer sprang auf und rief:

„Den Waldkönig wollen Sie fangen?“

„Ja.“

„Bitte, bitte, nehmen Sie sich da recht sehr in Acht, damit Ihnen nicht ein Unglück geschieht.“

Auch der Gensd'arm hatte eine Bewegung der Ueberraschung gemacht. Er richtete seinen Blick im höchsten Erstaunen auf Arndt und fragte:

„Den? Den wollen Sie fangen?“

„Ja.“

„Hm! Das ist Hunderten nicht gelungen!“

„So kann es dem Ersten nach diesen Hunderten gelingen. Dabei ist es keineswegs meine Absicht, die hiesigen Polizeiorgane um ihre Ehre zu schmälern, indem ich auf Ihre Mitwirkung verzichte.“

„Ah! Das ists! Daher kommen Sie zu mir?“

„Ja, daher!“

Da legte der Gensd'arm mit sichtbarem Wohlgefallen die Hand an sein Kinn und sagte:

„Das ist sehr recht von Ihnen! Sie werden sich auf mich verlassen können. Aber schwierig wird es sein, sehr schwierig und außerordentlich gefährlich."

„Pah! Sie fürchten den Waldkönig?"

„Ich? O nein! Aber Jedermann fürchtet ihn."

„Ihn, der bei einem einfachen Schusse bereits in Ohnmacht fällt!"

„Der Waldkönig? Wo wäre das geschehen und wann?"

„Heute Abend, bei Hausers."

Da machte der Gensd'arm ein geradezu unbeschreiblich hilfloses Gesicht und fragte stockend:

„Bei Hausers? Heute Abend?"

„Ja."

„Da ist ja Fritz Seidelmann in Ohnmacht gefallen."

„Nun ja."

Der Polizist vergaß vor Entsetzen ganz und gar, daß er sich in der Wohnung eines frommens Mannes befand.

„Himmeldonnerwetter!" fluchte er. „Sie wollen doch nicht vielleicht sagen, daß Fritz Seidelmann der Waldkönig ist?"

„Gerade das will ich sagen: Er und sein Vater!"

„Da bleibt mir der Verstand stehen!"

„Reiben Sie ihn schnell mit Kampherspiritus oder Opodeltoc ein, sonst kommt er nie wieder in Bewegung."

„Seidelmann der Pascherkönig? Nein!"

„Warum nicht? Seidelmann machte die Familie des Schreibers unglücklich — Sie selbst haben Vater und Tochter arretirt, und doch war die Letztere unschuldig. Seidelmann zeigt Eduard Hauser an, nachdem er ihm die Spitzen in den Rock genäht hat. Seidelmann verlangt — —"

„Seidelmann hat dem Hauser die Spitzen beigesteckt?" fiel der Gensdarm ein.

„Ja."

„Wie kann man das beweisen?"

„Ich kann es beschwören, denn ich habe es belauscht. Und sodann kann ich den Ort zeigen, wo sich die Spitzen befinden, von denen der heute confiscirte Theil abgeschnitten worden ist. Die Schnittflächen werden genau aneinander passen."

„Das wäre allerdings ein schlagender Beweis!"

„Und doch genügt er mir noch nicht. Ich will ihm noch Weiteres beifügen, und dabei können Sie mir helfen."

„Ich stehe zu Diensten!"

„Und Sie, Hochwürden?"

Der Pfarrer hatte in letzter Zeit ganz still dagesessen. Was er hörte, wirkte so mächtig auf ihn ein, daß er es vorzog, zu schweigen. Jetzt aber antwortete er:

„Diese Seidelmanns! Ah, meine Ahnung!“

„Wie? Sie ahnten — —?“

„Nicht das, was Sie wissen, verehrter Herr; aber ich war überzeugt, daß die Seidelmanns nicht die Leute sind, für welche sie sich ausgeben. Ich bin noch am letzten Sonntage arg mit Ihnen zusammen gerathen. Bedürfen Sie auch meiner Mitwirkung?“

„Ich möchte Sie allerdings um dieselbe ersuchen.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Schön! So habe ich Ihnen mitzutheilen, daß ich heute noch mit dem Waldkonige sprechen werde — —“

„Donnerwetter!“ fiel der Gensdarm ein.

„Sie sollen heimlich dabei sein — —“

„Warum nur heimlich?“

„Sie sollen nur hören, ob seine Stimme die Stimme Seidelmanns ist.“

„Das wird nicht schwer und auch nicht gefährlich sein. Verlangen Sie nur dieses Eine?“

„Weiter nichts!“

„Warum ihn nicht gleich festnehmen?“

„Nicht jeder Gewinn ist auch ein Vortheil zu nennen. Der Waldkönig wird auch für einen Pascher gehalten. Ich bespreche ein Geschäft mit ihm. Wir einigen uns über einen bedeutenden Schmuggelzug, und dann, dann erst nehmen wir ihn gefangen.“

Der Gensdarm fühlte sich von dem Plane förmlich begeistert.

„Sakterment, ist das schlau, ist das pfiffig!“ sagte er. „Wo wird die Unterredung stattfinden?“

„Draußen auf dem Schachte.“

„Warum da?“

„Darüber später. Haben die beiden Herren die Güte, sich mir anzuschließen?“

„Ja, sogleich!“ antwortete der Gensdarm; indem er aufstand.

„Gern,“ sagte auch der Pfarrer. „Wenn Ihnen an meinem Zeugnisse gelegen ist, mein Herr, so — —“

„Gewiß, gewiß! Das Zeugniß eines Pfarrers pflegt mehr Gewicht zu haben als jedes andere.“

„Aber haben wir nicht vorher noch über die Summen zu sprechen, welche Sie die Güte hatten, mir — —“

„Heute nicht, heute nicht,“ fiel ihm Arndt in die Rede. „Dieses Geld befindet sich in guten Händen. Verfügen Sie ganz nach Belieben darüber, und vergessen Sie nicht, daß Sie keinem Menschen Rechenschaft abzulegen haben!“

Nach kurzer Zeit waren die Drei unterwegs.

Als sie das Kohlenwerk erreichten, meinte Arndt:

„Bitte, warten Sie! Ich will erst rocognosciren.“

„Soll ich es nicht thun?“ fragte der Gensdarm. „Unsereiner hat so seine Uebung und Erfahrung.“

„Danke! Ich bringe das auch fertig.“

Er schlich davon, und die Beiden blieben leise flüsternd mit einander zurück. Nach einer Weile tauchte er hart bei ihnen aus dem Schnee empor, so daß sie über sein plötzliches Erscheinen beinahe erschreckten.

„Es steht Alles gut," sagte er. „Treten Sie so leise wie möglich auf; lassen Sie sich nicht sehen, und beobachten Sie überhaupt alle mögliche Vorsicht!"

Er führte sie nach dem Schuppen, in welchem er mit dem frommen Schuster gesprochen hatte. Als sie ihn glücklich und unbemerkt erreichten, sagte er:

„Hier liegt Stroh. Klettern Sie hinauf, und beobachten Sie scharf. In einiger Zeit wird der Waldkönig erscheinen. Ich werde ihn sogar einmal mit meinem chemischen Laternchen anleuchten. Diesen Augenblick müssen Sie erfassen. Wenn Sie auch sein belarvtes Gesicht nicht erblicken werden, so wird es Ihnen doch wenigstens gelingen, seine Gestalt zu erkennen."

Er ging fort und klopfte an Laube's Thür. Dieser Letztere erschien sogleich und fragte laut:

„Was giebt es?"

Arndt griff mit der rechten Hand nach dem rechten Auge und sagte:

„Ich werde erwartet."

„Ah, Sie sind es! Sie waren gestern bereits da?"

„Ja."

„Ich soll Sie melden."

„Dauert es lange?"

„Nein, da man Sie erwartet."

„Klingeln Sie heute fünfmal anstatt nur vier Mal!"

„Ist das besprochen worden?"

„Ja."

„Gut. Haben Sie sich den Strohschuppen gemerkt?"

„Ja. Soll ich dort warten?"

„Bitte, ja. Der Betreffende wird dort hinkommen."

Jetzt kehrte Arndt nach dem Schuppen zurück. Er zog sein Laternchen hervor und bemerkte beim Scheine derselben, daß seine beiden Gefährten sich so versteckt hatten, daß sie gar nicht bemerkt werden konnten.

„Haben Sie ihn bestellt?" flüsterte der Gensdarm.

„Ja."

„Bitte, sprechen Sie so laut wie möglich mit ihm, damit uns nichts entgehen kann."

„Ihren Wunsch in allen Ehren, aber Sie sehen doch ein, daß man bei derartigen geheimen Zusammenkünften nicht geradezu zu schreien pflegt!"

Es verging wohl eine halbe Stunde. Da öffnete sich die nur angelehnte Thür, und es trat Jemand ein.

„Pst!" machte es.

„Pst!" antwortete Arndt.

„Wer ist hier?"

„Der Gestrige."

„Gut! Sie hatten nicht für bestimmt zugesagt.“

„Ich habe auch wirklich großen Schaden, indem ich noch einmal kommen muß. Sind wir hier sicher?“

„Vollkommen! Der, welcher mich geholt hat, steht Wache.“

„So gilt es zunächst eine Frage: Sie sind der hiesige Waldkönig?“

„Ja. Und Sie sind der Pascherkönig, welcher Gegend?“

„Lassen wir das! Man muß jetzt vorsichtig sein. Kommen Sie in Geschäften zu mir, habe natürlich ich mich zu legitimiren.“

„Richtig! Auch der Hauptmann mahnte zur Vorsicht. Er schrieb, daß er jetzt nicht mehr correspondiren könne; ich solle der Weisung eines Jeden folgen, der im Besitze des Zeichens ist.“

„Nun, das habe ich.“

„Ich weiß es. Waren Sie auch an der Eiche?“

„Natürlich. Wie hätte ich sonst wissen können, daß Laube es ist, an den man sich zu wenden hat.“

„Richtig! Also, Sie haben mir ein Geschäft in Vorschlag zu bringen?“

„Ein bedeutendes sogar.“

„Ich hörte es. Wollen Sie liefern oder empfangen?“

„Liefern.“

„Was für Gegenstände?“

„Persische Seide und Smyrnatücher.“

„Donnerwetter! Das wäre ein Geschäft!“

„Zwanzigtausend Gulden!“

„Umsatz natürlich?“

„Nein, sondern zu verdienen!“

„Reiner Gewinn? Tausend Teufel! Das wäre! Davon hat mir mein — der, mit welchem Sie gestern gesprochen haben, nichts gesagt.“

„Immer sprechen Sie sich vollständig und genau aus! Gestern sprach ich mit ihrem Bruder. Sie sehen also, daß ich Sie kenne.“

Es trat ein Schweigen ein, welches bewies, daß der Waldkönig sich entweder in Verlegenheit befand oder überrascht war. Endlich sagte er:

„So sind Sie der Hauptmann selbst! Nur dieser allein kennt die persönlichen Verhältnisse seiner Könige.“

„Wer ich bin, ist jetzt ganz gleichgiltig. Ich demaskire mich Ihnen nicht, und so haben Sie mit mir wie mit Ihresgleichen zu verfahren.“

„Gut! Es scheint, Sie wollen mich einer Prüfung unterziehen. Ich hoffe, sie zu bestehen. Wann gedenken Sie zu liefern?“

„Sobald wie möglich.“

„Hm, so bietet sich für morgen eine passende Gelegenheit. Wissen Sie, Winkler war gestern — —“

Er hielt doch inne. Arndt war ein Genie an Scharfsinn und Combinationsgabe. Er errieth sofort, daß Winkler ein Schmuggelunternehmer sei. Der Hauptmann wollte nicht mehr direct correspondiren; er hatte trotzdem an den Waldkönig geschrieben. Wer konnte diesem den Brief gebracht haben?

Kein Anderer als dieser jetzt so zaghaft erwähnte Winkler! Arndt war von der Wahrheit seiner Vermuthung so fest überzeugt, daß er gar nicht annahm, ein Wagniß zu begehen, wenn er schnell bemerkte:

„Winkler? Nun, was ist mit ihm?"

„Ich weiß nicht — ob — ob ich davon sprechen darf!"

„Warum nicht. Hat er meine Befehle ausgeführt?"

„Welche Befehle?"

„Nun, hat er Ihnen mein Schreiben gegeben!"

„Ah! Also doch! Sie sind es selbst, wirklich selbst! Ah, nun kann ich freilich offen sprechen! Ich habe Ihren Brief erhalten und mein Bruder den seinen auch, der ihn so schnell abrief."

„Und was trug Winkler Ihnen an?"

„Eine höchst ansehnliche Lieferung."

„Für wann?"

„Zwei Uhr nach Mitternacht."

„Wohin?"

„An das diesseitige Ende des Haingrundes."

„Wo wir jetzt solches Pech gehabt haben?"

„Ja; aber gerade deshalb."

„Sie denken, die Grenzer meinen, daß wir uns nicht sogleich wieder dahin wagen werden?"

„Gewiß haben Sie diese Ueberzeugung, zumal — —"

„Zumal — — —? Nun, was?"

„Zumal sie denken werden, daß wir jetzt überhaupt ganz und gar nichts unternehmen werden."

„Ah! Warum sollten sie das denken?"

„Weil — hahaha! — weil sie den Pascherkönig gefangen haben! Darum!"

„Ah! Sie meinen diesen albernen Hauser?"

„Ja. Ich bin stets von Allem, was mich interessiren kann, gut unterrichtet. Ihr Sohn hat ihm die Spitzen in den Rock geflickt?"

„Ja."

„Das heißt, er hat sich in Hauser's Stube geschlichen?"

„Das war nicht schwer."

„Die Spitzen sind aus Ihrer hinteren Stube. Sie wissen den verborgenen Ort!"

„Alle Teufel! Sind Sie allwissend?"

„So sehr, als es mir vortheilhaft ist. Sie sehen hieraus, daß es sehr gerathen ist, mir treu zu dienen. Uebrigens bin ich mit dem zwischen Ihnen und Winklern besprochenen Plan einverstanden. Ich halte den Haingrund jetzt für sehr sicher."

„Ich auch. Ah, wenn wir zu gleicher Zeit auch Ihre Sendung erhalten könnten! Welch' ein Fang!"

„Wie viele Leute sendet Winkler?"

„Zwanzig Mann."

„Ich bringe ebenso viele. Sie hätten also für vierzig Mann zu sorgen, um die Pakete aufzunehmen."

„Die bringe ich gut zusammen."

„Das sind achtzig Personen. Ist denn der Ausgang des Haingrundes groß genug, um diese Leute zu fassen?"

„O, ganz gewiß!"

„Schön! Wie steht es mit einer Parole?"

„Wir haben sie in letzter Zeit nicht für nöthig gehalten."

„Warum nicht? Man kann die Vorsicht nie zu weit treiben. Meine Träger werden den Ihrigen ihre Pakete nur gegen Parole übergeben."

„Wie lautet sie?"

„Gottfried von Bouillon."

„Gut! Ich werde diese Parole austheilen."

„An der Eiche?"

„Ja. Eine andere Gelegenheit bleibt mir bei dieser Kürze der Zeit nicht zur Verfügung."

„So gehen Ihre Leute einzeln zur Eiche und kommen also auch einzeln dann nach dem Haingrund."

„Ja. Ist das nicht besser, als wenn sie sich vorher versammeln und von den Grenzern um so leichter bemerkt werden?"

„Gewiß! Sie haben Recht. Wie operiren Sie denn mit Wolf in Helfenstein?"

„Mit dem Schmiede? Hm! Er ist unzuverlässig."

„Wieso?"

„Früher war er ein ganz anderer Kerl, ganz Feuer und Flamme. Jetzt ist er nicht mehr so."

„Daran ist das Alter schuld!"

„O nicht dieses allein. Er ist trübsinnig geworden. Er spricht mit sich selbst; er macht allerhand andere Dummheiten. Es hat fast den Anschein, als ob er sich jetzt in dem Besitze jenes ebenso dummen, wie überflüssigen Dinges befinde, welches von gewissen Leuten Gewissen genannt wird."

„Dann wäre er allerdings ein großer Dummkopf geworden und man hat sich mit ihm vorzusehen."

„Sicher! Er ist unzuverlässig geworden. Bei unserem letzten Unternehmen ist er gar nicht erschienen, obgleich er mit seinem Sohne den ganzen Nachmittag in der Schänke zugebracht hat. Was soll man davon denken!"

„Ich werde den Kerl einmal in's Gebet nehmen. Also, morgen zwei Uhr nach Mitternacht am diesseitigen Ausgange des Haingrundes. Vierzig Personen bestellen. Kommen Sie selbst?"

„Natürlich!"

„Auch ich bin mit da."

„Desto besser! Erlauben Sie mir, meinen Sohn mitzubringen?"

„Ja. Ich möchte mit ihm sprechen. Bringen Sie ihn! Haben Sie sonst eine Frage?"

„Sie sprachen von zwanzigtausend Gulden Gewinn. Wie kommt diese Summe zur Vertheilung?"

„Wie gewöhnlich. Brauchen Sie Geld?"

„Ja. Wir haben in letzter Zeit so ungeheures Pech gehabt."

„So werde ich morgen Einiges mitbringen. Also Ihr Bruder ist abgereist?"

„Heute früh."

„Hat er Ihnen gesagt, wohin?"

„Nein. Er ist verschwiegen, selbst gegen mich."

„So sind wir heute also zu Ende? Nicht?"

„Ja. Ich wenigstens habe weiter nichts zu bemerken."

„So entfernen Sie sich zuerst. Ihre Zeit ist am Meisten in Anspruch genommen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Der Waldkönig ging. Sein Schritt war langsam. Er sprach mit Laube, welcher Wache gestanden hatte. Als Beide um die nächste Ecke verschwunden waren, flüsterte Arndt den beiden Lauschern halblaut zu:

„Kommen Sie! Wir gehen jetzt. Später könnten wir sehr leicht beobachtet werden."

Es raschelte im Stroh. Die Zwei standen bei ihm. Er trat zur Thür hinaus, und sie folgten ihm. Sie wollten dieselbe Richtung einschlagen, aus der sie gekommen waren; er aber hielt sie zurück, indem er warnte:

„Nicht dahin! Das dürfen wir nicht."

„Warum denn nicht?" fragte der Gensd'arm. „Das ist ja unsere Richtung?"

„Dorthin ist auch der Pascherkönig gegangen. Er steht da irgendwo und kann uns leicht bemerken. Dann wäre Alles verdorben. Wir müssen auf der anderen Seite der Halde hinab."

Er wandte sich der entgegengesetzten Richtung zu, wo sie die steile Halde langsam hinabkletterten und dann den eigentlichen Weg erst aufsuchten. Sie schwiegen, bis sie sich in der Nähe der Stadt befanden, dann fragte Arndt:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?"

„Das war die interessanteste Unterhaltung, welche ich in meinem Leben gehört habe," versicherte der Pfarrer.

„Und Sie?" fragte Arndt den Gensd'arm.

Da stellte der Polizist sich breitspurig vor Arndt hin, legte ihm die beiden Hände auf die Achseln und sagte:

„Ich sage dazu, daß ich am Liebsten Sie arretiren möchte!"

„Mich? Hm! Warum?"

„Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Das wissen Sie!"

„Nein, das weiß ich eben nicht! Der Herr Pfarrer hat zwar gesagt, daß Sie der Fürst des Elendes seien — aber —"

„Nun, aber —?"

„Nach Ihrem Gespräche mit dem Waldkönige, welches ich Wort für Wort gehört habe, muß ich etwas ganz Anderes vermuthen.“

„Nun, was vermuthen Sie?“

„Daß es mehrere Waldkönige giebt.“

„Das war leicht zu bemerken.“

„Daß diese verschiedenen Waldkönige ein Oberhaupt haben, welches sie Hauptmann nennen.“

„Schön! Weiter!“

„Und daß Sie dieser Hauptmann sind!“

„Das ist allerdings höchst interessant!“

„Kann ich anders? Sie wußten ja Alles! Sie wußten mehr, als der Waldkönig selbst!“

„Aber wie oft ich dabei doch nur bloße Vermuthungen und Combinationen ausgesprochen habe, das wissen Sie nicht.“

„Auch haben Sie uns den Mann ja gar nicht angeleuchtet, wie Sie uns doch versprochen hatten.“

„Ich hielt das nicht für nöthig. Sie haben, wie Sie bereits sagten, jedes Wort unserer Unterhaltung verstanden?“

„Ja.“

„Nun, so haben Sie auch gehört, daß von einem Sohne gesprochen wurde, welcher morgen mitkommen wird, und von einem Bruder, welcher heute früh abgereist ist. Bedarf es da etwa einer chemischen Laterne, um zu wissen, wen man vor sich hat?“

„Ganz gewiß nicht,“ antwortete der Pfarrer.

„Haben Sie die Stimme erkannt, Hochwürden?“

„Ja, obgleich sie durch die Maske einigermaßen verändert wurde, was leicht begreiflich ist.“

„Nun, wessen Stimme war es?“

„Diejenige von Seidelmann Vater.“

„Auch ich habe sie erkannt,“ bemerkte der Gensd'arm. „Aber, Herr, Sie sind ein wahrer Teufel, Alles so heraus zu locken!“

„Ich bin Polizist!“ lachte Arndt.

„Es fällt Ihnen natürlich ganz und gar nicht ein, morgen nach Mitternacht zwanzig Träger mit persischen Seidenzeugen nach dem Haingrunde zu senden?“

„Warum nicht? Träger werde ich senden, aber nicht mit persischer Seide, sondern um die Pakete dieses sogenannten Winkler zu confisciren.“

„Sie thaten doch, als ob dieser Winkler Ihnen bekannt sei!“

„Freilich that ich so; aber ich habe noch nie von ihm gehört.“

„Donnerwetter! Das ist kühn!“

„Nein, sondern nur gut combinirt. Ich vermuthe sogar weiter, daß gerade dieser Winkler der Fremde ist, welcher Eduard Hauser die Briefschaften zur Besorgung übergeben hat.“

„Das ist allerdings eine Idee!“

Da klopfte Arndt dem Gensd'arm auf die Achsel und sagte unter einem lustigen Lachen:

„Ja, mein Lieber, wenn man Polizist ist, so ist es sogar nothwendig, zuweien eine Idee zu haben!"

„Was werden Sie beschließen?"

„Das werden Sie morgen hören. Für heute kam es mir nur darauf an, giltige Zeugen meiner Unterredung mit dem Waldkönige zu besitzen. Ich kann nun auf alle Fälle nachweisen, wer dieser Mann ist. Morgen wird er mit seinen Leuten natürlich gefangen genommen. In welcher Weise das geschehen soll, das werden Sie durch Ihren Vorgesetzten erfahren. Für heute sage ich meinen besten Dank! Gehen wir jetzt weiter!"

Sie setzten ihren Weg fort. Arndt ging hinter den Beiden her. Er zog unter der Weste das weiße Betttuch hervor, warf es über und duckte sich nieder. Die Beiden bemerkten es gar nicht. Als sie einige Schritte gethan hatten, kroch er vom betretenen Pfade ab zur Seite hinüber und legte sich nieder. Sie waren noch gar nicht weit entfernt. Er sah, daß der Gensd'arm stehen blieb und hörte dessen Worte:

„Aber noch Eins, mein Verehrtester! Ich glaube nämlich, daß wir morgen — Himmeldonnerwetter!"

Er blickte ganz erstaunt umher. Der Pfarrer war vor Ueberraschung wortlos.

„Verzeihung, daß ich fluche, Herr Pfarrer!" sagte der Gensd'arm. „Aber was sagen Sie dazu? Der Kerl ist fort!"

„Allerdings!"

„Der Schnee leuchtet. Man kann sehr weit sehen. Aber, bemerken Sie eine einzige Menschenseele?"

„Ich sehe nichts!"

„Und ich gar nichts! Soeben war er noch hier, dahier, dicht hinter uns. Ich hörte, wie er leise hustete. Hören Sie, dieser Kerl ist nicht der Fürst des Elendes!"

„Nicht?"

„Nein. Auch nicht der Waldkönig!"

„Aber — wer ist er denn sonst?"

„Der Teufel, der leibhaftige Teufel! Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

„Scherzen Sie nicht!"

„Ich scherze ganz und gar nicht! Er ist der Satan, der Beelzebub — alle guten Geister loben ihren Meister! Haben Sie nicht gehört, daß er Alles wußte?"

„Freilich, freilich! Aber das ist noch kein Grund, ihn geradezu für den Teufel zu halten."

„Nun, was soll er denn sonst sein?"

„Das, was er selbst von sich sagte: ein guter Polizist."

„Pah! Unsichtbar machen kann sich selbst der beste Polizist nicht."

„Er steckt wohl hinter einer Schneewehe!“

„So konnte er Abschied nehmen, wie es sich schickt und gehört!“

„Er wolle Ihren Fragen entgehen.“

„Ah so, hm! Ich habe ihm allerdings einige Male ganz bedeutend auf das Leder gekniet!“

„Das schien ihm aber nicht zu behagen. Uebrigens versteht es sich ganz von selbst, daß wir Beide von unserem Erlebnisse kein Wort verrathen!“

„Das braucht nicht erst erwähnt zu werden! Kommen Sie, Herr Pfarrer, machen wir uns aus dem Staube!“

Sie gingen. Arndt ließ noch eine kurze Zeit verstreichen, dann erhob er sich und ging nach Hause.

In der Stube des Försters brannte noch Licht. Als Arndt die Hausthür wieder zuschloß, trat der Förster zu ihm heraus und rief ihm zu:

„Herein! Sofort!“

„Aber, Alter!“ ertönte drin die beruhigende Stimme der Försterin. „Herr Arndt kann doch gar nichts dafür!“

„Das verstehst Du nicht! Er mag fein zu Hause bleiben!“

Die beiden Männer traten ein, und der Förster fragte zornig:

„Haben Sie es gehört, Sie Herr Vetter, Sie Herr Arndt?“

„Was?“

„Zu Hause bleiben sollen Sie und nicht so herumlaufen!“

„Warum denn?“

„Damit man Sie hat, wenn man Sie braucht!“

„Ah! Ich bin gebraucht worden?“

„Welch ein Ton! Ich glaube gar, der Kerl wundert sich darüber, daß er gebraucht worden ist!“

„Nun, wer hat meiner bedurft?“

„Ich, meine Frau, das Bärbchen, alle Leute im Forsthause, alle Menschen in der Stadt haben Sie gebraucht.“

„Wozu?“

„Fragt der Mensch auch noch dieses! Wissen Sie denn noch nicht, was geschehen ist?“

„Nun, was denn?“

„Der Hausers Eduard ist futsch!“

„Ah!“

„Und die Engelchen ist futsch!“

„Oh!“

„Ja! Da steht er und schreit Ah! und Oh! aber zu Hause ist er nicht gewesen! Die beiden sind nämlich in die Gefangenschaft geschleppt worden. Verstanden?“

„Ja. Ich weiß es!“

„Was? Sie wissen es?“

„Ja.“

„Und Sie sagen das so ruhig!“

„Wie soll ich es denn sagen?“

„Brüllen müssen Sie es, hinausschreien müssen Sie es, daß man es oben auf dem Chimborasso hört! Aus der Haut fahren müssen Sie vor Grimm! Den Ofen müssen Sie einreißen vor Wuth —“

„Ausfahren werde ich allerdings, aber nicht aus der Haut.“

„Wo denn hinaus?“

„Aus dem Forsthause hinaus.“

„Also schon wieder fort!“

„Seien Sie doch ruhig, mein lieber Vetter Wunderlich!“

„Was? Ruhig sein? Der Teufel mag da ruhig sein!“

„Aber ich habe die Sache ja eher gewußt als Sie!“

„So! Auch noch!“

„Und ich habe bereits das Meinige gethan!“

„Ah, wirklich?“

„Ja.“

„Nun, was denn?“

„Ich werde beweisen, daß Hauser unschuldig ist.“

„Das läßt sich hören!“

„Ich werde beweisen, wer ihm die Spitzen in den Rock gesteckt hat.“

„Den Kerl soll der Satan reiten!“

„Wir werden den eigentlichen Schuldigen morgen ergreifen.“

„Und aufhängen! Wer ist es?“

„Der Waldkönig.“

„Donnerwetter!“

„Ja, gewiß! Den werden wir fangen.“

„Wann?“

„Morgen Nachts zwei Uhr.“

„Wo?“

„Im Haingrunde.“

„Schon wieder dort? Ist der Kerl denn verrückt geworden?“

„Nein, sondern ich habe ihn zu dieser Dummheit verleitet.“

„Sie haben mit ihm gesprochen?“

„Gewiß!“

„Was man so des Abends um diese Zeit zu hören bekommt! Da, setzen Sie sich her, und erzählen Sie! Wort für Wort! Alles! Deutlich und genau!“

Er faßte Arndt am Arme, um ihn auf das Sopha nieder zu ziehen; Dieser aber wehrte sich und sagte:

„Jetzt nicht, jetzt nicht, morgen erst!“

„Was? Morgen erst? Meinen Sie, daß ich so lange warte? Und dabei wollen Sie mein Vetter sein! Ich danke ganz gehorsamst für so eine Vetterschaft!“

Arndt mußte über die komische Wuth des Alten laut auflachen. Er antwortete:

„So lassen Sie doch nur mit sich reden! Wenn ich den Hauser und die Engelchen frei haben will, darf ich meine kostbare Zeit nicht hier mit ewigen Erzählungen verlieren, sondern ich muß fort.“

„Wohin?“

„Nach der Amtsstadt.“

„Zu wem?“

„Zu dem Staatsanwalt.“

Da sprang der alte Wunderlich vom Sopha auf und fragte:

„Um die Beiden frei zu machen?“

„Ja.“

„Nun ja; nun gut! So machen Sie doch! Was stehen Sie denn noch da und halten Maulaffen feil! Packen Sie sich doch, daß Sie hinaus und fort kommen.“

„Aber Alter!“ bat die Försterin.

„Du bist stille, ganz stille, Barbara! Die beiden Gefangenen müssen heraus aus dem Loche! Und wer das fertig bringen kann, der mag sich sputen, sonst werfe ich ihn hinaus!“

„Das geht natürlich auf mich!“ sagte Arndt.

„Ja! Oder soll ich es Ihnen noch schriftlich geben, oder gar als Arie componirt und in Noten gesetzt?“

„Danke! Wenn Sie es für so sehr eilig halten, so laufen Sie, mir einen Schlitten zu besorgen. Ich habe Einiges einzupacken, was ich mitnehmen muß.“

„Ist es viel? Nimmt es großen Platz weg?“

„Nein.“

„Bringen Sie lange zu?“

„Fünf Minuten. Ehe Sie aber in die Stadt kommen und den Schlitten bringen, vergeht weit über eine Stunde.“

„Das wollen wir doch sehen! Wenn es sich um Eduard Hauser und das Engelchen handelt, da bin ich mit dem Schlitten gerade so schnell da, wie Sie mit dem Einpacken fertig sind. Sputen Sie sich also!“

Er zog die Pelzstiefel an und ging hinaus.

Arndt begab sich nach seinem Stübchen. Was er einpackte, das waren nur kleine Gegenstände, welche bei einer vielleicht nothwendigen Verkleidung gebraucht wurden. Er war aber noch nicht ganz fertig, so klopfte es an die Thür.

„Wer draußen?“ fragte er.

„Ich!“ ertönte Wunderlichs Stimme.

„Was! Doch nicht etwa bereits aus der Stadt?“

„Das geht Niemanden etwas an! Der Schlitten steht bereit!“

Arndt war neugierig. Als er herunterkam, standen die alten Eheleute im Hausflur, und er hörte die gute Barbara in mißbilligendem Tone sagen:

„Aber Vater, Alter! Das geht denn doch nicht!“

„Nicht? Warum nicht, he? Wenn Du nämlich so freundlich bist, mir diese Frage zu gestatten."

„Du selbst hast es ja noch nie gemacht!"

„Aber die Burschen!"

„Doch Du nicht!"

„Nun, so mache ich es heute!"

„Aber unserem lieben Herrn Arndt darfst Du es doch ganz unmöglich zumuthen!"

„Nicht? Warum nicht, he?"

„So einem feinen Manne!"

„Papperlapapp! Er ist um keinen Deut feiner als wir. Er ist kein Jurverderber. Paß auf! Wenn er meine Equipage sieht, ist er ganz vernarrt in sie."

„Wo steht sie denn?" fragte Arndt.

Die Beiden, welche sich ganz allein geglaubt hatten, fuhren rasch zu ihm herum.

„Sapperment! Der Kerl hat uns belauscht!" rief der Förster.

„Konnte ich anders? Ihr schreit ja, daß man es von Ostern bis zu den Adventen hört! Also, wo ist die Equipage?"

„Hier! Da, gucken Sie her!"

Er öffnete die Hausthür und zeigte hinaus. Arndt mußte wirklich laut auflachen. Draußen stand ein ziemlich großer Handschlitten, mit Stroh und Pelzen belegt und mit zwei riesigen Bullenbeißern bespannt, welche vor Lust und Erwartung laut aufheulten.

„Nun, wie steht es? Ist das nicht schön?"

„Sehr interessant!" nickte Arndt, noch immer lachend.

„Denken Sie etwa, daß es zu langsam gehen wird?"

„O nein. Ich kenne diese Art der Passagierbeförderung. Ich wette, daß wir eher ankommen als mit Pferden."

„Das ist auch meine Meinung, Herr."

„Aber so große Eile ist denn doch nicht nöthig. Wenn wir ankommen, liegen noch alle Leute im Schlafe."

„Schadet nichts! Wen wir brauchen, der wird aufgeweckt!"

„Den Staatsanwalt doch nicht!"

„O, gerade dieser ist der Erste, den ich wecke! Die Herren vom Gerichte sollen einmal den alten Wunderlich kennen lernen!"

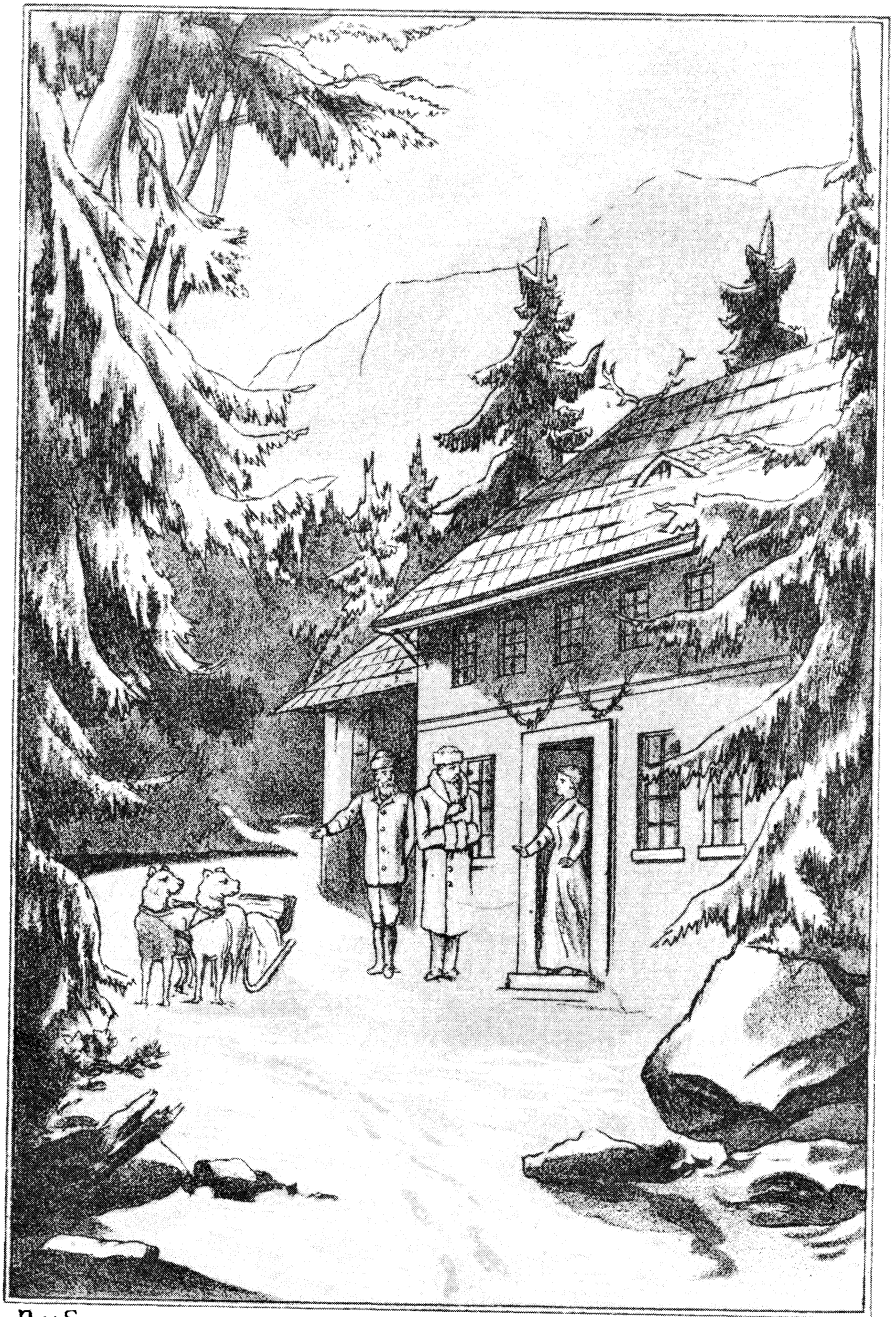
„Also Sie wollen auch mit?"

„Natürlich! Freilich! Ich gehe dem Staatsanwalte nicht eher vom Camisole, als bis er mir wenigstens den Hauser mitnehmen läßt."

„Na, wie Sie denken! Steigen wir also auf!"

„Siehst Du es, Alte! Dieser Kerl hat Verstand. Er ist mit unserem Hundeeilzug einverstanden. Wir werden dahin sausen wie der Hase über das Ackerfeld."

Sie stiegen Beide auf den Schlitten, fanden aber nicht Zeit, es sich in



D. v. S.

31.

„Jst das nicht schön?"

dem Stroh bequem zu machen und sich mit den Pelzen zuzudecken, so schnell schossen die starken Rüden mit ihnen davon. Es ging wie im Fluge die Waldstraße hinab und durch das Städtchen hindurch. Als sie dasselbe hinter sich hatten, meinte der Förster, welcher bisher schweigsam gewesen war:

„Nun, Vetter, was sagen Sie zu dieser Extrapost?"

„Sie ist exquisit!"

„Ja, zwei solche Hunde laufen Etwas weg! Es könnte uns wohl kein Pferdegeschirr ausstechen. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß wir in einer halben Stunde am Ziele sind!"

Seine Behauptung erwies sich als ganz richtig. Die Straße flog förmlich unter ihnen hinweg, und noch ehe die angegebene Zeit vergangen war, hatten sie die Amtsstadt erreicht.

„Wissen Sie denn, wo der Herr Staatsanwalt wohnt?" fragte Arndt.

„Das versteht sich ganz von selbst. Unsereiner hat auch zuweilen mit dieser Art von Leuten zu thun. Man muß also wissen, wo der Vogel sein Nest hat."

Es ging langsamer durch einige Gassen, und dann hielt der Förster an der Thür eines Hauses an.

„Hier ist es," sagte er.

„O weh!" meinte Arndt, indem er die Fenster der Front musterte. „Alles dunkel. Es ist kein Mensch mehr wach!"

„Meinen Sie etwa, daß man unsertwegen illuminiren soll?"

„Das nicht; aber man stört doch nicht gern die Leute aus dem Schlafe!"

„So! Ah! Und Unsereiner muß es sich gefallen lassen, wenn man gezwungen ist, im Walde bei Nacht und Nebel herumzustreifen! Es wird geweckt. Und wer nicht gutwillig aufstehen will, den werfe ich aus den Federn. Zunächst aber wollen wir die Hunde versorgen. Sie haben sich heiß gelaufen und können leicht verschlagen."

Er spannte die Thiere aus und plazirte sie auf den Schlitten, wo er sie mit dem Stroh und den Pelzen zudeckte.

„So! Nun aber wird geklopft."

Eine Klingel gab es nicht, und so schlug der Alte mit der Faust an die Hausthür, erst ziemlich manierlich, dann aber, als sich Niemand sehen ließ, mit größerer Kraftaufwendung. Endlich wurde im ersten Stocke ein Fenster geöffnet.

„Wer ist unten?" fragte eine weibliche Stimme.

„Wir!" antwortete Wunderlich.

„Wer sind denn diese ‚Wir', he?"

„Na, Wir; wer denn sonst anders! Ist der Herr Staatsanwalt zu Hause?"

„Ja. Denken Sie etwa, daß er jetzt spazieren geht?"

„Warum nicht? So ein Herr kann auch seine Mucken haben. Wecken Sie ihn gleich einmal."

„Ich darf nicht!"

„Warum nicht?"

„Sonderbare Frage! Weil er schläft!

„Sakkerment! Eben weil er schläft, sollen Sie ihn wecken. Wenn er noch nicht zu Bette wäre, brauchte man ihn ja gar nicht zu wecken!"

„Was wollen Sie denn von ihm?"

„Das werden wir ihm schon selbst sagen, liebe Liese! Melden Sie ihm nur, das zwei Männer da sind, die ganz nothwendig mit ihm zu sprechen haben."

„Können Sie denn nicht warten?"

„Nein. Wir haben nicht genug Platz dazu."

„So ist es sehr nothwendig?"

„Ja. Also machen Sie rasch!"

„Na, meinetwegen! Ich will es versuchen! Aber wehe Euch, wenn es nicht nöthig ist!"

„Nein! Wehe Dir, alte Plaudertasche, wenn Du nicht sofort machst, daß Du vom Fenster fortkommst!"

Der Kopf verschwand, kam aber im nächsten Augenblicke wieder zum Vorscheine und die Stimme sagte:

„Jetzt weiß ich, wen ich zu melden habe. So grob giebt es in der ganzen Gegend nur einen Einzigen. Guten Morgen, Herr Wunderlich!"

Jetzt endlich zog sich die Sprecherin ganz zurück.

„Ja, wirklich, sie hat mich erkannt!" lachte der alte Förster.

„Wer war es?"

„Es ist eine alte Magd, welche schon seit Jahren beim Anwalte in Diensten steht. Das Weibsbild scheint mich gar studirt zu haben."

Nach einiger Zeit erhellte sich ein Fenster, und dann hörte man im Hausflur Schritte erklingen. Die Thür wurde geöffnet, und es erschien die Frau, mit einer Laterne in der Hand.

„Na, endlich!" meinte der Förster. „Woher wissen Sie denn eigentlich, daß ich so ein Grobian bin?"

„Das weiß ein jedes Kind?"

„So? Ah!"

„Also, was wollen Sie beim Herrn Anwalt? Ich soll Sie fragen!"

„Ich komme, um Sie arretiren zu lassen, weil Sie mich grob genannt haben! Gehen Sie zur Seite! Wir haben mehr zu thun, als Ihre Schönheit zu bewundern!"

Er schob sie zur Seite und trat mit Arndt ein. Sie schloß leise brummend die Thür von innen zu und führte die Beiden in eine Stube des ersten Stockwerkes.

„So!" sagte sie. „Hier warten Sie, bis ich Sie hole!"

„Schön! Aber wenn es uns zu lange dauert, so werden Sie auch geholt!"

„Ah! Von wem denn?"

„Vom Teufel natürlich, alte Hexe!“

Sie machte ihm, scherzhaft drohend, eine Faust, kam aber bereits nach kurzer Zeit wieder und öffnete ihnen ein Zimmer, in welchem sie vom Staatsanwalte erwartet wurden. Dieser zeigte ihnen ein Gesicht, welches nicht eben sehr freundlich genannt werden konnte.

„Herr Förster!“ sagte er. „Es muß etwas ganz außerordentlich Nothwendiges sein, was Sie veranlaßt hat, mich aus meiner nächtlichen Ruhe zu stören.“

„Das ist es auch, Herr Staatsanwalt,“ antwortete der Alte.

„So machen Sie mich allerdings sehr wißbegierig. Bitte, setzen Sie sich nieder!“

Er deutete auf zwei Stühle und nahm selbst auch Platz. Wunderlich zeigte auf seinen Begleiter und sagte:

„Erlauben Sie vorher, Ihnen hier diesen Herrn vorzustellen! Er heißt Arndt und ist mein Vetter mütterlicher Seits.“

Der Staatsanwalt horchte verwundert auf.

„Mütterlicher Seits?“ fragte er.

„Ja.“

„Hm! Ich denke, Sie sind ein Findelkind! Wenigstens glaube ich, das einmal gehört zu haben!“

„Das ist auch wahr. Man hat Ihnen das Richtige gesagt.“

„Hm! Wie kommen Sie denn als Findelkind zu einem Vetter mütterlicher Seits?“

„Ah! Donnerwetter! Das ist dumm! Ja! So ist es! Ein Findelkind hat ja gar keine Mutter! Na, ich habe mich versprochen. Herr Arndt ist mein Vetter väterlicher Seits.“

Der Beamte konnte ein Lächeln nicht verbergen.

„Kennen Sie denn ihren Vater, oder vielmehr, haben Sie ihn vielleicht gekannt?“

„Nein.“

„Sie wissen nicht, wie er hieß?“

„Nein.“

„Wer er war, und wo er wohnte?“

„Nein. Wie habe ich als Findelkind das denn wissen können!“

„Und doch haben Sie hier einen Vetter väterlicher Seits. Wie geht das zu?“

„Sakkerment! Das ist wieder dumm! Hm, wenn ich es mir richtig überlege, so wird die Verwandtschaft wohl von der Seite meiner Frau herkommen.“

Er hatte sich vergaloppirt und blickte Arndt wie hilfesuchend an. Dieser rhörte diesen bittenden Blick und sagte:

„Verzeihung, Herr Staatsanwalt, daß der Herr Förster durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse zu einer kleinen Unwahrheit gezwungen wurde. Ich bin gar nicht sein Vetter.“

Der Anwalt runzelte die Stirn und sagte:

„Nicht? Wie kommt Herr Wunderlich denn dazu, Sie als etwas zu bezeichnen, was Sie gar nicht sind?"

„Darum."

Bei diesem Worte griff Arndt in die Tasche und zog eine große, an einer Kette hängende Medaille hervor, welche er dem Staatsanwalte zeigte.

„Ach so!" sagte dieser schnell. „Sie sind Detective?"

„Ja."

„Und zwar in höherer Stellung, wie ich aus der Art der Münze ersehe. Sie wohnen wohl vorübergehend in dieser Gegend?"

„Ja, hier beim Herrn Förster Wunderlich."

„Dann begreife ich! Sie gelten als sein Vetter und lassen sich Arndt nennen?"

„So ist es, Herr Anwalt."

„Es läßt sich vermuthen, daß nur ein wichtiger Auftrag der Grund zu Ihrer Anwesenheit sein kann, und daraus schließe ich, daß auch die Ursache Ihres gegenwärtigen Besuches eine wichtige ist."

„Sie täuschen sich nicht. Ich bin hier, um einen höchst gefährlichen Menschen zu fangen."

„Doch nicht etwa den Waldkönig?"

„Gerade diesen."

„Ah! Höchst interessant! Seit wann befinden Sie sich denn auf der Försterei?"

„Seit einigen Tagen!"

„Bereits? Und das erfahre ich erst jetzt!"

Diese Worte waren in dem Tone gesprochen, welchen ein Vorgesetzter anzuschlagen pflegt, wenn er im Begriffe steht, einem Untergebenen einen Verweis zu ertheilen. Arndt lächelte leise vor sich hin und fragte:

„Sie meinen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, mich bei Ihnen zu melden?"

„Gewiß. Dann hätten Sie wohl nicht nöthig gehabt, mich bei Ihrem ersten Besuche aus dem Schlafe zu stören."

„Dann erlauben Sie mir, zu meiner Entschuldigung noch ein Zweites zu meiner Legitimation beizutragen. Hier, bitte!"

Er zog sein Notizbuch hervor und nahm aus demselben ein mit einem großen Siegel versehenes Schreiben, welches er aus einander faltete und dem Beamten entgegen hielt. Dieser nahm es und las Folgendes:

„An sämmtliche Civil- und Criminalbehörden des Landes.

Inhaber gegenwärtiger Legitimation ist mit einer Aufgabe höchst secreter Natur betraut. Es werden hiermit sämmtliche Behörden angehalten, ihm alle Hilfe und jedweden Beistand, den er begehrt, zu leisten, ohne weitere Fragen an ihn zu stellen. Vielmehr ist ihm in der Weise zu begegnen, wie man mir selbst begegnen würde!"

V. S.

Nun folgte der Name der Residenzstadt, das Datum und die Unterschrift des Justizministers.

Der Staatsanwalt machte ein höchst erstauntes Gesicht. Er erhob sich ehrerbietig von seinem Stuhle, machte eine Verbeugung und entschuldigte sich:

„Verzeihung, mein Herr! Das habe ich natürlich nicht ahnen können."

„Ich weiß das recht wohl," antwortete Arndt. „Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß Sie es mit keiner Person zu thun haben, welche Sie vielleicht einer Bagatelle wegen Ihres so kostbaren Schlafes beraubt."

Der Beamte fühlte die Ironie. Er erröthete vor Verlegenheit und antwortete:

„Ich bin jeden Augenblick bereit, meine Pflicht zu thun. Aber bitte, wenn ich auch keine Erkundigung aussprechen darf, so ist es doch vielleicht nöthig, den Namen zu wissen, mit welchem bezeichnet zu sein Sie wünschen."

„Ich gelte als der Vetter Arndt unseres guten Försters hier. Nennen also auch Sie mich immerhin bei diesem Namen!"

„Ganz wie Sie befehlen, Herr Arndt. Wir scheinen uns in einer eigenthümlichen Zeit zu befinden. Sie sind nicht die einzige geheimnißvolle Person, welche hier auftaucht."

„Wer noch?"

„Nun, zunächst der Waldkönig —"

„Ich hoffe, daß dessen Geheimniß bald durchschaut sein wird."

„Auch ich hoffe das, zumal ich glaube, bereits einen Zipfel des Vorhanges ergriffen zu haben."

„Wirklich? Dann gratulire ich und wünsche, daß wir Hand in Hand gehen mögen. Aber, wen meinen Sie unter der zweiten geheimnißvollen Person?"

„Den Fürsten des Elendes!"

„Den! Kennen Sie ihn?"

„Nein. Aber er ist hier gesehen worden."

„Von wem?"

„Vom Gerichtsdirector, von einem Actuar und vom Pfarrer unseres Nachbarstädtchens."

„Nur von diesen Dreien?"

„Ja. Ich weiß keinen Vierten."

„Ich weiß sogar einen Vierten und Fünften. Der Vierte nämlich ist hier Freund Wunderlich, und der Fünfte sind Sie selbst, Herr Staatsanwalt."

„Ich?" fragte dieser verwundert.

„Jawohl."

„Wie? Ich sollte den Fürsten des Elendes gesehen haben?"

„Ja. Aber sprechen wir nicht in der vergangenen Form, sondern in der gegenwärtigen: Sie sehen den Fürsten."

Da machte der Beamte eine Bewegung des allergrößten Erstaunens und rief:

„Wäre es möglich! Sie selbst sind es?"

„Ja," antwortete Arndt einfach.

„Ah! Nun begreife ich auch die ganz außerordentliche Vollmacht, welche Sie von Seiner Excellenz besitzen. Herr Arndt, ich stelle mich Ihnen natürlich in jeder Weise zur Verfügung."

„Danke! Ich werde mich Ihres freundlichen Anerbietens gern bedienen. Und da fällt mir sogleich ein, was Sie vorhin in Beziehung auf den Vorhang sagten: Sie glauben, einen Zipfel desselben bereits in den Händen zu haben?"

„Ja. Freilich ist es auch sehr leicht möglich, daß ich mich irre."

„Darf ich etwas über diesen interessanten Zipfel erfahren?"

„Gewiß! Zumal ich vorhin von Ihnen hörte, daß Sie sich hier befinden, um den Waldkönig zu fangen. Ich habe nämlich so eine kleine Ahnung, wer die Rolle des Paschérkönigs spielt."

„Wirklich? Das wäre entweder ein Beweis Ihres Scharfsinnes oder ein Fingerzeig, daß Sie mit dem Zufalle glücklich gespielt haben."

Der Beamte zuckte einigermaßen stolz die Achsel, antwortete aber doch in möglichst bescheidenem Tone:

„Es wird wohl das Letztere sein."

„Also Zufall?"

„Ja, obgleich es nicht einem Jeden gegeben ist, einen glücklichen Zufall schnell und vollständig auszunützen."

„Da stimme ich Ihnen bei, bin aber auch überzeugt, daß Sie der Mann sind, einen guten Zufall energisch bei den Hörnern zu fassen."

„Das habe ich allerdings gethan, oder vielmehr, ich stehe noch im Begriffe, es zu thun."

„So zögern Sie ja nicht! Aber, wollten wir nicht von dem erwähnten Zipfel sprechen?"

Der Anwalt warf einen bezeichnenden Blick auf den alten Förster Wunderlich und antwortete:

„Ist das nicht auch eine secrete Angelegenheit?"

„Allerdings. Aber vor meinem alten, guten Vetter hier brauchen wir uns nicht zu geniren. Er ist mit in das Geheimniß gezogen und darf Alles hören, was wir zu besprechen haben."

„Auch in Beziehung auf den Waldkönig?"

„Ja. Gerade in dieser Beziehung ist er meine rechte Hand gewesen, er und der Weber Eduard Hauser."

„Dieser? Der Hauser?" fragte der Staatsanwalt erstaunt.

„Ja."

„Eigenthümlich!"

„Wundert Sie das?"

„Gewiß! Haben Sie gehört, daß dieser Hauser arretirt worden ist?"

„Ja."

„Kennen Sie auch den Grund dieser Arretur?"

„Ich hörte davon sprechen."

„Und dennoch sagen Sie, daß er Ihr Verbündeter sei!"

„Er war es und ist es noch. Gerade seinetwegen sind wir Beide mitten in der Nacht zu Ihnen gekommen."

„Ja, nur seinetwegen!" fiel der Förster mit seinem kräftigen Basse ein. „Wissen Sie, mit welcher Gelegenheit wir gekommen sind. Herr Staatsanwalt?"

„Nein."

„Mit Extrapost."

„Ah! Warum?"

„Weil wir den Hausers Eduard gleich mitnehmen wollen."

„Gleich mitnehmen? Das ist doch wohl ein etwas sanguinischer Vorsatz, mein lieber Herr Wunderlich!"

„Das Sanguinische geht mich den Teufel an. Ich weiß auch gar nicht, was dieses Wort zu bedeuten hat; aber mitgenommen wird der Hauser, das versteht sich ganz von selbst."

„Sie werden sich aber doch noch für einige Zeit in Geduld fassen müssen, lieber Freund!"

„In Geduld? Der Kukuk hole die Geduld! Es giebt in allen Sprachen der Welt keinen so dummen Ausdruck wie das Wort Geduld! Der Hauser ist unschuldig!"

Der Beamte machte eine halb abwehrende Handbewegung und fragte, zu Arndt gewendet:

„Sind auch Sie dieser Meinung, mein Herr?"

„Ehe ich die meinige ausspreche, möchte ich zuvor die Ihrige kennen, Herr Staatsanwalt. Es ist mir in dieser Angelegenheit so Manches unklar geblieben, daß ich erst von Ihnen den Zusammenhang hören muß. Hatten Sie Verdacht auf Hauser in Beziehung auf Schmuggelei oder auf den Waldkönig?"

„Nein. Ich kannte den jungen Mann ja gar nicht."

„So hat man Ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt?"

„Ja, so ist es."

„Wann?"

„Heute — oder vielmehr schon gestern, da Mitternacht jetzt bereits vorüber ist."

„Wer hat das gethan?"

„Fritz Seidelmann."

„Also doch! Ich hörte davon."

„Er kam kurz nach Mittag zu mir und zeigte mir einen Brief, welchen Hauser unter dem Namen des Waldkönigs an den hiesigen Kaufmann Strauch geschrieben hat."

„Ich wußte von diesem Briefe."

„Ah, das ist nicht nur interessant, sondern sogar sehr wichtig. Wie haben Sie davon erfahren?"

„Hauser selbst hat es mir erzählt."

„Wirklich? Und Sie haben ihn nicht gewarnt?"

„Es war bereits geschehen. Er hatte Sorge, daß dieser Brief ihm Ungelegenheiten bereiten könne, ich aber habe ihn beruhigt."

„Hm! Die Ungelegenheiten haben sich doch eingestellt!"

„Sie sind vorübergehend. Man wird nicht im Stande sein, amtlicher Seits ein großes Gewicht auf den Brief zu legen."

„Ich für meine Person lege allerdings keines darauf."

„Man muß nur wissen, daß er ihn in einer gewissen Herzensangst geschrieben hat!"

„Ich weiß das."

„Wie? Sie kennen sein Verhältniß zu Angelica Hofmann?"

„Ja. Sein Vater hat mir davon erzählt, und dann, als ich mit dem Liebespaare nach hier unterwegs war, haben mir Beide genug erzählt, um mich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß Eduard Hauser ein braver Bursche ist."

„Na, endlich!" rief da der Förster. „Sie sehen also ein, daß er brav ist?"

„Ja."

„Und unschuldig?"

„Ich bin davon überzeugt."

„So werden Sie ihn augenblicklich aus dem Loche lassen! Der Schlitten, in dem wir ihn holen wollen, wartet unten an der Hausthür."

Arndt lächelte, und der Staatsanwalt meinte:

„Gemach, gemach, mein Lieber! Ich meinerseits bin zwar von seiner Unschuld vollständig überzeugt, aber das genügt doch noch nicht, ihn frei zu lassen."

„Donnerwetter! Was genügt denn?"

„Beweise."

„Die stehen hier! Da! Hier sind sie!"

Dabei schlug er sich mit den beiden Fäusten auf die breite Brust, daß es ordentlich tönte.

„Das Gesetz verlangt andere Beweise, mein Bester!"

„Andere? Was für welche denn?"

„Positive!"

„Positive? Was heißt das? Was ist positiv? Bin ich nicht auch positiv? Bin ich etwa ein negativer alter Wunderlich?"

„O nein!" lachte der Staatsanwalt. „Gerade in diesem Augenblicke sind Sie ganz außerordentlich positiv!"

„Das will ich mir auch ausgebeten haben!"

„Aber selbst die positivste Persönlichkeit kann nicht als ein Beweis gelten. Ein Beweis ist etwas ganz Anderes."

„Nun, was ist ein Beweis denn sonst?"

„Ein Beweis ist die logische und unwiderlegbare Begründung der Wahrheit dessen, was man behauptet hat."

„Nun, bin ich etwa unlogisch?“

„Nein.“

„Können Sie mir meine Meinung widerlegen?“

„Nein.“

„Also bin ich ein Beweis, ein ganz und gar logischer und unwiderlegbarer Beweis von der Wahrheit meiner Behauptung.“

„Ah, gerade jetzt aber werden Sie unlogisch!“

„Wieso?“

„Eine Behauptung kann sich doch nicht selbst beweisen?“

„Der Teufel mag dieses philosophische Gerede verstehen. Ich weiß, was ich weiß: Der Hauser ist unschuldig und muß aus dem Loche heraus, und sollte ich selbst mich an seiner Stelle hineinstecken lassen! Verstanden?“

„Was würde Mutter Bärbchen dazu sagen?“ fragte da Arndt.

„Pah! Die würde sagen: Alter, das hast Du sehr recht gemacht! Ich glaube gar, daß sie mir dann einen Kuß geben würde!“

„Im Loche?“

„Donnerwetter! Wollen Sie mich etwa foppen?“

„Nein, sondern ich will Ihnen nur sagen, daß wir doch wohl gezwungen sein werden, allein nach Hause zurückzukehren.“

„Also ohne den Eduard?“

„Ja. Er muß verhört und abgeurtheilt werden. Das Gesetz schreibt eben gewisse Wege vor.“

„So hole der Teufel Euer Gesetz! Das meinige ist besser! Ich handle schnell und augenblicklich. Warum habe ich den Hauser nicht arretirt? Warum habe ich ihn in Freiheit gelassen?“

„Wie?“ fragte der Anwalt. „Hatten Sie denn Veranlassung oder Gelegenheit gehabt, ihn zu arretiren?“

„Er hat sich ja selbst bei mir angezeigt!“

„Als was?“

„Als Holzspitzbube.“

„Ah, das wirft ein sehr zweifelhaftes Licht auf ihn!“

„Zweifelhaft? Möchte wissen! Von zweifelhaft kann da auf keinem Fall die Rede sein. Das Licht, welches da auf ihn fällt, ist so hell und rein wie der liebe Sonnenstrahl!“

„Aber Holzdieb!“

„Verstehen Sie nicht falsch! Er wollte mausen!“

„Wollte?“

„Ja; aber er hat nicht gemaust!“

„Nun, dann konnten Sie ihn ja auch nicht arretiren?“

„O doch! In meiner Instruction steht, daß ich einen Jeden, der sich mit einer Säge im Walde blicken läßt, festnehmen soll.“

„So hatte er also eine Säge mit?“

„Ja. Er hatte Wochen lang gearbeitet, Tag und Nacht, ohne sich nur halb satt zu essen. Als er zu dem Seidelmann kam, gab ihm dieser keinen

Lohn. Zu Hause gab es Hunger und Kummer, Kälte und Elend, kein Essen, kein Trinken, kein Oel, kein Holz, keine Kohlen. Das wandte sein Herz um. Er griff zur Säge und ging in den Wald, um sich ein abgestorbenes Stämmchen zu holen, an dem sich seine alten Eltern und seine kleinen, frierenden Geschwister erwärmen könnten. Das war des Abends."

„Der Aermste!" entfuhr es dem Anwalte.

„Ja, der Aermste! Und dann aber, als die Säge das Holz berührte, war es ihm, als ob die Zähne des Sägeblattes ihm durch die innerste Seele gingen — er konnte nicht; er wollte lieber verhungern und erfrieren als ein Holzdieb werden. Was sagen Sie dazu, Herr Staatsanwalt?"

„Daß er ein zartes Rechtsgefühl, ein sehr sensitives Gewissen hat."

„Ob sein Gewissen sensitiv ist, das weiß ich nicht, denn ich bin kein Thierarzt oder sonst ein Quacksalber; aber daß er ein braver Kerl ist, das weiß ich."

„Aber was that er dann?"

„Hm! Er traf auf mich. Ich fragte ihn, und er erzählte mir ganz aufrichtig, in welcher Versuchung er sich befunden habe."

„Nun, da ahne ich, daß Sie ihm geholfen haben."

„Na, ich weniger als hier der Vetter! Aber das ist einerlei. Die Hauptsache ist, ob Sie zugeben, daß er brav gewesen ist."

„Das leugne ich nicht."

„Halten Sie einen so braven Jungen für einen Schmuggler?"

„Hm!"

„Donnerwetter! Hier wird gar nicht gehmt! Hier wird fein ordentlich gesprochen! Glauben Sie, daß so ein Kerl, dem der Klang der Säge tief in die Seele schneidet, der Waldkönig sein kann?"

„Nein, das glaube ich nicht!"

„Das wollte ich wissen."

Der Anwalt schüttelte leise den Kopf und bemerkte in beruhigendem Tone: „Aber, mein Lieber, Sie ereifern sich wirklich zu viel!"

„Soll ich das etwa nicht, wenn ich sehe, daß ein braver Kerl so unschuldig eingesteckt und eingesponnen wird? Ist Ihnen etwa oder vielleicht ein Ding bekannt, welches man die Criminalprozeßordnung nennt?"

„Ich sollte meinen," antwortete der Anwalt lächelnd.

„Nun, ich habe dieses Ding zwar nicht studirt, aber ich muß Sie auf einen Punct aufmerksam machen, den Sie in diesem verwickelten Dinge ganz gewiß finden werden."

„Welcher Punct wäre das?"

„Nun, nicht wahr, Eduard Hauser ist verdächtigt worden, der Waldkönig zu sein?"

„Ja."

„Na, dann ist es Ihre Sache, ihm zu beweisen, daß er es wirklich ist; aber nicht seine Sache ist es, zu beweisen, daß er es nicht ist! Verstanden?"

„O, Sie sprechen laut genug, um verstanden zu werden!"

„Spreche ich auch laut genug, um von Ihnen Recht zu erhalten?“

„Ja.“

„Freut mich sehr, Herr Anwalt, zumal ich überzeugt bin, daß es Ihnen sehr schwer werden wird, den erwähnten Beweis zu führen.“

„Ich glaube, es wird mir nicht nur sehr schwer, sondern sogar unmöglich sein.“

„Schön! So lassen Sie ihn frei.“

„Doch nicht sofort?“

„Eigentlich wollte ich ohne ihn nicht fortgehen. Hm! Wenn nur diese verteufelten Spitzen nicht wären!“

„Das ist es ja! Man hat sie bei ihm gefunden.“

„Aber ist das etwa zum Einsperren?“

„Zunächst ist das kein Grund, ihn criminaliter vorzunehmen. Wer schmuggelt und dabei ergriffen wird, der wird gepfändet und muß Strafe zahlen. So auch Hauser. Gefängnißstrafe kann er wegen diesen Spitzen nicht bekommen.“

„Nun, so wiederhole ich: Lassen Sie ihn heraus!“

„Nur nicht so sanguinisch!“

„Donner und Doria! Ich weiß gar nicht, was Sie heute nur mit Ihrem Sanguinisch haben!“

„Das Verfahren muß den geordneten Weg einschlagen. Ich werde den Gefangenen heute gleich vernehmen, und dann wird sich zeigen, was zu thun ist. Ueberhaupt sind die Spitzen, welche man bei ihm gefunden hat, eben jener Vorhangzipfel, von dem ich vorhin sprach.“

„Wieso?“ fragte Arndt.

„Er behauptet, nichts von diesen Spitzen zu wissen.“

„So weit ich ihn kenne, ist er kein Lügner.“

„Auch auf mich hat er nicht den Eindruck eines Menschen gemacht, welcher dummer Weise eine erwiesene Thatsache in Abrede stellt. Aber wenn er wirklich die Wahrheit spricht, wie kommen dann die Spitzen in seinen Rock?“

„Hm!“ brummte Arndt, der noch nichts sagen, sondern zuvor die Ansicht des Anwaltes erfahren wollte.

Dieser Letztere fühlte sich von dem gegenwärtigen Gedanken gepackt; er schritt, nachdenklich den Blick auf die Diele gerichtet, langsam im Zimmer auf und ab und meinte dabei:

„Man müßte sie ihm heimlich hineinpracticirt haben?“

„So ist es!“

„Aber wer kann dies gethan haben?“

„Ein Feind von ihm.“

„Ganz recht! Wer aber ist dieser Feind?“

„Eine Frage, welche nicht leicht zu beantworten ist!“

„Gewiß! Und dennoch höre ich eine leise, innere Stimme, welche mir unaufhörlich eine Antwort wiederholt.“

„Diese innern Stimmen haben oft sehr Recht. Der Criminalist soll auf sie hören."

„Das möchte ich gern thun. Mir ist nämlich dieser Fritz Seidelmann nicht sympathisch."

„Mir auch nicht," meinte Arndt.

„Und mir noch weniger," fügte der Förster hinzu.

„Sein Verhalten ist mir aufgefallen," fuhr der Staatsanwalt nachdenklich fort.

„Wieso?"

„Fast möchte ich sagen, daß er mir verdächtig geworden ist. Zunächst beobachtete ich ihn nicht. Ich schenkte seinen Worten Vertrauen. Dann aber fiel mir nach und nach der Eifer, mit welchem er gegen Hauser agitirte, immer mehr auf. Sein Verhalten ließ auf einen glühenden Haß schließen. Später hörte ich von seinem Verhalten zu Hofmann's Tochter, und es trat mir der Gedanke nahe, daß dieser Seidelmann nur unter dem Einflusse einer ungezügelten Rachsucht handle."

„Wie lautete die Anzeige, welche er Ihnen erstattete? Nur auf den Brief?"

„Nein. Auch den Spitzenschmuggel erwähnte er."

„Ah! Wie konnte er davon wissen?"

„Er hatte Hauser belauscht."

„Wann?"

„Am Abende, nach der Maskerade. Er war ihm und dem Mädchen gefolgt, um zu hören, was sie sprechen würden."

„Und sie haben von dem Spitzenschmuggel gesprochen?"

„Nein. Aber als Hauser von dem Mädchen fortgegangen ist, hat er sich nicht, wie doch zu erwarten gestanden hätte, nach Hause begeben."

„Wohin sonst?" fragte Arndt gespannt.

„Er ist mit einem Manne zusammengetroffen, mit dem er sich jedenfalls bestellt gehabt hat."

„So! Hm! Eigenthümlich! Wer ist dieser Mann gewesen?"

„Ein Schmuggler."

„Woher will Seidelmann das wissen?"

„Aus dem Gespräch, welches er belauscht hat. Hauser hat nämlich mit dem Fremden die Spitzenpascherei besprochen."

„Und das hat Seidelmann belauscht?"

„Ja."

„Lüge!"

Der Anwalt blieb, als Arndt dieses Wort stark und mit Nachdruck aussprach, rasch stehen und fragte:

„Lüge? Haben Sie einen Grund, Seidelmann's Aussage für eine Lüge zu halten?"

„Ja."

„Welchen?"

„Hauser hat mit dem Fremden kein einziges Wort von Paſcherei geſprochen. Es iſt auch von Spitzen keine Rede geweſen."

„Woher wollen Sie das wiſſen?"

„Sehr einfach: Ich ſelbſt war der Fremde, von welchem Sie ſoeben geſprochen haben."

Das machte einen überraſchenden Eindruck auf den Staatsanwalt.

„Sie ſelbſt?" fragte er.

„Gewiß! Ich wußte, daß Hauſer zur Maskerade gehen werde. Ich ahnte, daß ihm da Gefahr drohe. Ich ging alſo in die Schänke, um ihm nöthigenfalls beizuſtehen. Ich kam auch wirklich in die Lage, Fritz Seidelmann zu packen und zurückzuwerfen. Dann ging ich, um mit Hauſern zu ſprechen."

„So lügt alſo Seidelmann?"

„Gewiß."

„Das, was er erlauſcht haben will, iſt erſonnenes Zeug?"

„Ohne allen Zweifel!"

„So fällt ein ganz und gar eigenthümliches Licht auf ihn: Er hat die Abſicht gehabt, Hauſer als Paſcher zu verdächtigen."

„Und um dieſer Abſicht Nachdruck zu geben, hat er —"

„Hat er die Spitzen in Hauſer's Rock practicirt, wollen Sie ſagen?" fiel der Anwalt ſchnell ein.

„Das will ich allerdings ſagen."

„Dieſer Gedanke liegt allerdings ſehr nahe. Aber, wie ſoll Seidelmann das angefangen haben?"

„Hm! Er hat ſich in Hauſer's Wohnung geſchlichen."

„Sie ſprechen da meine eigene Vermuthung aus. Ich dachte ganz das Aehnliche bereits, als ich mich bei Hauſer's befand, und mich erkundigte, ob man des Nachts unbemerkt in das Haus dringen könne."

„Welche Antwort wurde Ihnen?"

„Der Alte ſagte, daß Jedermann durch die Hinterthüre herein könne. Aber Eduard Hauſer hat ſeinen Rock ſtets in der Stube gehabt, und die iſt ſtets verſchloſſen."

„Aber außerordentlich leicht zu öffnen."

„Auf welche Weiſe?"

„Die Thür hat kein Kaſtenſchloß, ſondern eines jener hier in dieſer Gegend gebräuchlichen Schlöſſer, zu welchen nicht ein Schlüſſel, ſondern ein Drücker gehört, welcher eingeſchraubt wird. Alle dieſe Drücker ſind ſich ähnlich oder ſogar gleich. Ein Jeder kann mit ſeinem Drücker die Thür eines Andern öffnen."

„Daran habe ich nicht gedacht. Auf dieſe Weiſe hätte Seidelmann freilich ſehr leicht in Hauſer's Stube kommen können. Aber hier gelten nur Beweiſe. Vermuthungen wiegen zu leicht."

„Gut! Ich werde den Beweis liefern."

„Sie, Herr Arndt? Das wäre!"

„Ja, ich! Ich habe nämlich ganz genau gesehen, daß Fritz Seidelmann sich an Hauser's Laden schlich, um in die Wohnstube zu spioniren."

„Können Sie das beschwören?"

„Ja. Aber ein Schwur wird nicht nöthig sein."

„Wann ist das gewesen?"

„Nach meiner Unterredung mit Hauser, welche Seidelmann belauscht haben will."

„Trat er in das Haus?"

„Nein. Er ging nach Hause."

„O weh! So ist eben nichts bewiesen."

„O doch! Nun eben kommt die Hauptsache! Ich schlich ihm nach."

„Und Sie machten vielleicht eine Entdeckung?"

„Eine sehr wichtige. Nämlich Fritz Seidelmann befand sich nebst seinem Vater und seinem Oheim in einem Zimmer, welches nach dem Garten hinaus liegt. Ich fand eine Leiter und legte sie an eines der Fenster dieses Zimmers an —"

„Sie scheinen Ursache zu haben, diese Leute sehr genau unter Ihre Beobachtung zu nehmen."

„Sie werden darüber noch Weiteres hören. Also, ich lauschte. Was gesprochen wurde, konnte ich nicht hören; aber ich sah, daß ein Bild von der Wand genommen wurde. Hinter demselben war eine Oeffnung, und darinnen befand sich — rathen Sie!"

„Das Rathen würde mir schwer werden!"

„Ist hier aber eigentlich leicht. In dem Loche befanden sich nämlich — Spitzen."

„Spitzen?" fuhr der Staatsanwalt empor.

„Spitzen?" rief auch der Förster.

„Ja, Spitzen."

„Weiter, weiter!"

„Von diesen Spitzen wurde ein ziemlich langes Stück abgeschnitten."

„Wozu?"

„Das sah ich leider nicht. Das Zimmer war hell erleuchtet. Das Licht fiel auf mich. Ich konnte sehr leicht bemerkt werden. Ich zog mich also zurück und ging nach Hause."

„Wie schade! Jammerschade!"

„O, noch ist nichts aufzugeben! Resummiren wir: Fritz Seidelmann will Hauser's Geliebte verführen; es gelingt ihm nicht; er will sich rächen; er schleicht sich an Hauser's Laden und recognoscirt dessen Stube; einige Minuten vorher ist Eduard Hauser nach Hause gekommen und entkleidet sich; er legt seinen Rock auf den Tisch und geht schlafen; das sieht Seidelmann; er eilt nach Hause, holt ein Stück Spitze, schleicht sich in Hauser's Stube ein und näht die Spitze in Hauser's Rockfutter. Am anderen Tage geht er zu Ihnen und zeigt Hauser an, zufälliger Weise unterstützt von Hauser's Brief. Hauser wird arretirt, ohne von den Spitzen eine Ahnung gehabt zu haben."

V. S.

Der Staatsanwalt hatte fast athemlos zugehört.

„Welche Combination!“ rief er jetzt.

„Halten Sie dieselbe für zu gewagt?“

„Sie ist gewagt; aber doch erscheint sie so natürlich und folgerichtig, daß ich mich Ihrer Meinung unbedingt anschließen möchte. Ich sehe, Herr Arndt, welch ein scharfer Kopf Sie sind.“

„Danke! Lassen wir aber der Combination den Beweis folgen.“

„Sie meinen?“

„Sie sind natürlich im Besitze der Spitze, welche bei Hauser entdeckt wurde?“

„Natürlich! Sie gehört zu den Acten.“

„Diese Spitze muß mit dem Stücke, von welchem sie abgeschnitten wurde, genau zusammenpassen.“

„Gewiß! Man muß sich also zu Seidelmann's begeben.“

„Das ist unerläßlich. Aber noch Eins: der Zwirn.“

„Wieso dieser?“

„Nun, glauben Sie, daß Feitz Seidelmann bei Hauser's nach Zwirn gesucht hat?“

„Keinesfalls. Er hat natürlich Zwirn und Nadel von zu Hause mitgenommen.“

„Nun, so gilt es zu entdecken, welche Sorte Zwirn es war. Wie haben Sie Hauser's Rock geöffnet?“

„Ich habe mit dem Federmesser einen Riß in das Futter geschnitten.“

„Nicht die Naht aufgetrennt?“

„Nein. Dazu gab es im Walde keine Zeit.“

„Das ist gut. Man wird also die Naht ganz unverletzt vor sich haben.“

„Gewiß! Und man wird sehr leicht erkennen, ob die ursprüngliche Naht von fremder Hand aufgetrennt und dann mit andern Zwirn wieder zugenäht wurde. Wollen wir das vielleicht jetzt untersuchen?“

„Wo haben Sie den Rock?“

„In meinem Arbeitszimmer. Als ich mit den beiden Gefangenen hier ankam, waren die Expeditionen bereits geschlossen. Ich gab also die Inhaftaten ab und nahm das Andere mit nach meiner Privatwohnung.“

„So bitte, holen Sie! Aber, hat Hauser den Rock nicht anbehalten?“

„Nein; er zog ihn aus, als sein Arm verbunden wurde und legte dann einen anderen an — den sogenannten Sonntagsrock.“

Er entfernte sich. Der Förster fragte:

„Und das, was Sie da erzählt haben, haben Sie wirklich Alles gesehen, Herr Vetter?“

„Alles.“

„Aber, zum Donnerwetter! Warum haben Sie mir denn gar nichts davon gesagt?“

„Hatte ich Zeit?“

„Warum nicht?“

„Nun, als ich nach Hause kam, fand ich ja gar nicht Gelegenheit, Ihnen Etwas zu erzählen. Sie hatten es mit Ihrer Hundepost gar zu eilig."

„Aber unterwegs!"

„Pah! Wir flogen so schnell vorwärts, daß mir fast der Athem versagte. Wer mag da plaudern!"

„Hm! Das ist richtig. Also wollen wir — ah, da kommt der Herr Anwalt mit dem Rocke!"

Der Beamte breitete den Rock auf dem Tische aus und stellte die Lampe so, daß sie das Kleidungsstück hell beleuchtete.

„Sapperment!" meinte der Förster. „Blut! Dieser arme Junge hat wirklich stark geschweißt."

„Es ist nicht gefährlich. Sorgen Sie sich nicht um ihn," bemerkte der Anwalt. „Also hier sehen Sie den Schnitt, welchen ich gemacht habe und hier ist der Rand und die Naht."

„Richtig!" sagte Arndt. „Meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht. „Der Schneider hat mit Seide genäht; hier unten sehen Sie die Stelle, welche geöffnet worden ist."

„Und wieder mit Zwirn zugemacht!"

„Und zwar in großen, schlechten, eiligen Stichen.

„Man wird sehen, ob bei Seidelmanns diese Zwirnnummer zu finden ist. Ich werde mich mit einem Protokollanten und den Polizeiorganen bereits am Vormittage zu ihnen begeben. Es liegt hier eine Gewissenlosigkeit, eine Raffinerie vor, welche ihres Gleichen sucht."

„Und welche auf noch Weiteres schließen läßt," meinte Arndt.

„Haben Sie mit diesen Worten etwas Bestimmtes im Sinne?"

„Gewiß. Wozu brauchen Seidelmanns die Spitzen?"

„Für ihren Privatbedarf, werden Sie sagen."

„Warum verstecken sie diese Spitzen aber in so auffälliger Weise?"

„Hm!"

„Warum giebt Seidelmann sich solche Mühe, Hauser als Waldkönig erscheinen zu lassen?"

„Ich habe allerdings eine Ahnung; aber sie ist mir wirklich zu ungeheuerlich."

„Ich bitte, sie mir dennoch mittzutheilen."

„Sollten Seidelmanns paschen?"

„Ich meines Theils, bin sehr überzeugt davon."

„Ah! Wirklich? Haben Sie Veranlassung zu dieser Annahme?"

„Gewiß."

„So sprechen Sie, sprechen Sie! Sie machen ein Gesicht, als ob Sie noch Vieles, Vieles wüßten."

„Ich weiß allerdings Einiges, was ich Ihnen mittheilen muß. Ich halte die Seidelmanns nämlich nicht nur für Pascher, sondern ich bin sogar beinahe überzeugt, daß Vater und Sohn den Waldkönig spielen."

Der Staatsanwalt trat erschrocken zurück.

„Herrgott! Wäre das möglich!“ rief er aus

„Es ist sogar sehr wahrscheinlich.“

„Welch eine Voraussetzung! Welch ein Gedanke! Der bedeutendste Kaufmann der Umgegend ist der Pascherkönig! Aber Sie haben bisher einen solchen Scharfblick gezeigt, daß es mir jetzt schwer wird, an Ihnen zu zweifeln. Welch ein Unglück! Welch eine Schande!“

„Unglück? Schande? Für wen? Ich halte es im Gegentheile für ein Glück, wenn der Waldkönig ergriffen wird.“

„Ganz gewiß! Aber ich dachte in diesem Augenblick an eine mir gut bekannte Familie, der ich diesen Schlag unmöglich gönnen kann.“

„Warum ein Schlag für sie?“

„Es sind die Schwiegereltern Seidelmanns.“

„Wohl brave Leute?“

„Sehr. Der Mann ist ein kleiner Beamter, welcher hier seine kärgliche Pension verzehrt. Er heißt Mothes.“

Da hob Arndt den Kopf empor. Als er den Namen hörte, stieg ein plötzlicher Gedanke in ihm auf.

„Mothes?“ fragte er. „Sie sagen, daß Sie mit diesen Leuten bekannt sind?“

„Sehr gut.“

„Haben sie Kinder?“

„Nur die eine Tochter, welche mit Seidelmann verheirathet ist.“

„Ist Ihnen vielleicht der Vorname derselben bekannt?“

„Ja. Sie heißt Therese.“

„Ah! Also doch!“

Diese Worte waren mit einem solchen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, daß der Anwalt erkannte, daß sie eine Bedeutung hätten. Er fragte:

„Sie haben bei dieser Erkundigung einen gewissen Zweck?“

„Ja, einen Zweck, welcher mit dem Gegenstande unserer Unterredung in inniger Beziehung steht. Vetter Wunderlich, haben Sie den Betttuchzipfel, welchen wir draußen bei den Tannen fanden, bereits abgegeben?“

„Ja. Der Obergensd'arm hat ihn bekommen.“

„Erinnern Sie sich des Buchstabens, welcher darauf stand?“

„Ja; es war ein T.“

„Und dann erzählte ich Ihnen, daß ich das Betttuch untersucht habe, als der Waldkönig mit Hauser sprach?“

„Ja. Da haben in der Ecke die beiden Buchstaben T und M gestanden?“

„Richtig! Wir haben geforscht, wessen Namen mit T und M beginnt, aber vergebens. Jetzt haben wir es.“

„Sakkerment! Was?“

„Nun, haben Sie es nicht gehört? Therese Mothes.“

Der Alte öffnete den Mund, so betroffen fühlte er sich.

„Da schlage doch das Wetter drein!“ meinte er. „Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Frau Seidelmann, die geborene Therese Mothes, der Waldkönig ist!“

„Nein. Aber als wir nach dem Namen forschten, haben wir gar nicht daran gedacht, daß viele Wäschestücke zur Ausstattung gehören und also mit dem Namen der Frau gezeichnet sind. Der Waldkönig hat sich eines solchen Bettuches bedient."

„Richtig! So muß es sein, anders nicht! Daß wir auch nicht früher auf diesen Gedanken gekommen sind."

Der Anwalt hatte unter großem Staunen diesen Reden zugehört. Jetzt nun konnte er nicht länger schweigen. Er fragte:

„Verstehe ich Sie recht, Herr Arndt? Der Waldkönig hat mit Eduard Hauser gesprochen?"

„Ja."

„Und Sie sind dabei gewesen?"

„Ja."

„Wo und wann war das?"

„Am letzten Sonntage, im Walde, auf der Straße, welche nach dem Forsthause führt."

„Und das erfahre ich erst jetzt und nur so nebenbei!"

„Nicht nebenbei. Ich bin vielmehr gekommen, Ihnen das Alles mitzutheilen."

„So sprechen Sie! Sie sehen mich in einer Spannung, wie ich sie in meinem Leben noch selten empfunden habe. Sie sagten vorhin, daß Sie gekommen seien, den Waldkönig zu fangen. Sie wissen mehr, als Sie mich vermuthen ließen. Ich beginne, zu glauben, daß der Pascherkönig seine Rolle sehr bald ausgespielt haben wird."

„Sie irren, wenn Sie von dem Pascherkönige sprechen."

„Wie meinen Sie?"

„Man muß nicht von dem Pascherkönige, sondern von den Pascherkönigen sprechen."

„Warum?"

„Weil es mehrere giebt."

Der Anwalt machte ein Gesicht wie Einer, der etwas ganz und gar Unbegreifliches zu hören bekommt.

„Mehrere?" fragte er.

„Ja."

„Ich verstehe Sie nicht. Es kann ja nur einen einzigen Pascherkönig geben!"

„Meinen Sie? Haben Sie die Thaten dieses unheilvollen Wesens mit Aufmerksamkeit verfolgt?"

„Natürlich! Es ist das ja meine Pflicht und Schuldigkeit."

„Kennen Sie auch den Schlauplatz seiner Thätigkeit?"

„Es ist die Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung."

„Ist Ihnen nicht zuweilen aufgefallen, daß der König an einem und demselben Tage an zwei verschiedenen Orten, welche wohl zwanzig Meilen von einander entfernt sind, gesehen worden ist?"

„Ja. Es war mir das unbegreiflich. Die niedere Bevölkerung glaubt daher, daß er hexen könne."

„Die ganze Hexerei besteht einfach darin, daß es mehrere Waldkönige giebt. Der hiesige gehört unbedingt zur Familie Seidelmann."

„Herr Arndt, sie setzen mich allerdings in's größte Erstaunen. Sie befinden sich erst seit einigen Tagen hier und zeigen sich unterrichteter als alle Grenzer und Polizisten, die bereits seit Jahren den Paschern nachgespürt haben!"

„Pah! Ich bin Polizist!"

„Und was für Einer! Die Anderen sind es auch. Ich sehe natürlich ein, daß Sie sehr guten Grund gehabt haben, mich aus dem Schlafe zu wecken. Ihr Verdacht gegen Seidelmanns erscheint mir nicht mehr ungeheuerlich. Und wie ich vermuthe, haben Sie bereits sprechende Indicien gesammelt?"

„Sie vermuthen richtig. Ich werde Ihnen diese Indicien nicht vorenthalten. Zunächst gebe ich Ihnen die Möglichkeit an die Hand, Seidelmann als den Mörder des Grenzoffiziers, welcher am Freitag erschossen wurde, anzuklagen."

„Herrgott! Ist's möglich?"

„Ja. Wir haben einen Zipfel von Seidelmanns Betttuch auf dem Thatorte gefunden, und ich kann nachweisen, daß der Waldkönig, also Seidelmann, sich bei seinen nächtlichen Ausgängen stets eines Betttuches bedient."

Er erzählte jetzt, daß er mit dem Förster nach den drei Tannen gegangen sei, um den Ort des Verbrechens zu untersuchen, und trug ihm dann seine Erklärungen vor. Der Anwalt hörte ihm in größter Spannung zu und sagte am Ende des Berichtes:

„Gewiß, Sie sind ein polizeiliches Genie, Herr Arndt. Woran Keiner von uns gedacht hat, daran denken Sie zuerst, und dann tragen Sie das in einer Weise vor, daß man nicht nur vollständig überzeugt wird, sondern sich auch noch wundert, daß man nicht selbst sogleich darauf gekommen ist."

Arndt erzählte weiter. Als er so weit gekommen war, daß er mit Hauser bei der Eiche gelegen hatte, sprang der Anwalt auf und sagte:

„Nein, nein! Völlig unbegreiflich! Warum ist denn Keiner von uns auf diesen Gedanken gekommen? Also dieser Bormann befand sich dort?"

„Ja."

„Und wir haben ihn überall gesucht, nur gerade dort nicht. Haben Sie die Schrift in dem Kästchen enträthseln können?"

„Gewiß. Eduard Hauser hat mit geholfen. Es hieß, daß man Auskunft bei Laube auf dem Schachte erhalten könne."

„Wer ist dieser Laube?"

„Der Nachtwächter."

Und Arndt erzählte immer weiter. Der Anwalt schien vor Erstaunen die Sprache zu verlieren. Erst als Arndt schwieg, weil er nun nichts mehr mitzutheilen hatte, sagte er:

„Lassen Sie mir einen Augenblick Zeit! Was ich da höre, das ist so wichtig und kommt so unerwartet, daß ich mich erst zu fassen habe."

Er begann seine Wanderung durch das Zimmer wieder. Endlich nahm er abermals auf dem Stuhle Platz und sagte:

„Herr Arndt, ich darf nicht fragen, wer Sie sind — —"

„Ich würde es Ihnen auch nicht sagen."

„Aber ich hoffe, daß die Zeit einmal kommt, in welcher ich es erfahren werde. Seien Sie, wer Sie wollen, das ist gewiß, daß man Ihnen großen Dank schulden wird. Das, was wir trotz aller Anstrengung nicht erreichten, das bringen Sie uns geradezu auf dem Präsentirteller herbeigetragen. Ich bin mir in Allem klar geworden und weiß, was ich zu thun habe. Vorher noch einige Fragen!"

„Ich stehe zur Verfügung."

„Sie wissen nicht, wohin der Bormann ist?"

„Nein."

„Der Nachtwächter Laube ist also wirklich eingeweiht?"

„Ja."

„Sie haben den frommen Schuster gewiß erkannt?"

„Ganz gewiß."

„Und heute auch seinen Bruder?"

„Vernehmen Sie den Pfarrer und den Gensdarmen."

„Also der Wächter giebt das Zeichen mit einer Glocke?"

„Er muß viermal klingeln, hatte aber die Anweisung, es heute fünfmal zu thun."

„Wie aber kommen die Seidelmanns auf den Schacht?"

„Vielleicht durch einen unterirdischen Gang."

„Sollte es einen Stollen geben, der ihr Haus mit dem Schachte verbindet? Das ist doch kaum anzunehmen."

„Vielleicht datirt ein solcher Stollen von einem früheren, eingegangenen Werke."

„Möglich. Wir haben alte Zeichnungen und Sitationspläne in Masse daliegen. Ich werde einmal nachschlagen. Also soll jener Coup ausgeführt werden?"

„Zwei Uhr nach Mitternacht am diesseitigen Ausgange des Haingrundes."

„Ah! Wir werden dieses Mal diese Kerls ganz sicherlich ergreifen!"

„Wenn sie Ihnen entkommen, sind Sie selbst schuld."

„Wollen Sie sich nicht betheiligen?"

„Vielleicht. Ich habe einen Ausflug nach Schloß Hirschenau vor. Kehre ich zur rechten Zeit zurück, so werde ich mich Ihnen sehr gern anschließen."

„Ich würde mich natürlich sehr freuen, Sie zu sehen, Aber, da fällt mir ja ein, daß ich bereits am Vormittage zu den Seidelmanns wollte!"

„Der Spitzen wegen?"

„Ja. Das werde ich nun freilich unterlassen müssen."

„Warum?"

„Um keine Sorge bei ihnen zu erwecken."

„Ganz recht. Wenn Sie nach den Spitzen und dem Zwirn suchen, so

muß Seidelmann natürlich auf den Gedanken kommen, daß er sich in Gefahr befindet. Es läßt sich vermuthen, daß er dann den Paschercoup für die Nacht unterläßt."

„Gewiß. Ich werde also nicht zu ihm gehen."

„Aber nachdem Sie die Schmuggler im Haingrunde aufgehoben haben, werden Sie sich dann sofort zu Seidelmanns bemühen. Es ist mein Wunsch, daß der unschuldige Hauser möglichst bald entlassen werden könne."

„Tragen Sie keine Sorge! Ich bin von seiner Unschuld jetzt noch mehr überzeugt als vorher und werde ihm ein Privatstübchen anweisen lassen. Er soll nicht in der Zelle bleiben."

„Und das Engelchen?" fragte der Förster. „Die steckt auch im Loche! Was wird mit ihr?"

„Darauf kann ich genaue Antwort jetzt noch nicht ertheilen, gebe Ihnen aber die Versicherung, daß ich mein Möglichstes thun werde, ihre Gefangenschaft abzukürzen."

„So ein gutes, braves Mädchen im Gefängnisse!"

„Sie wird ihre Lage nicht so schwer empfinden, wie Sie dieses meinen. Ich habe ihr eine Zelle angewiesen, in welcher sie passende Gesellschaft findet."

„Passende Gesellschaft? Donnerwetter, im Loche! Welche Gesellschaft könnte das wohl sein?"

„Auguste Beyer."

„Ah, die Schreiberstochter?"

„Ja."

„Auch eine Unschuldige! Himmeldonnerwetter! Wenn ich daran denke, so läuft mir die Galle über! Na, Sie können ja nichts dafür! Daran ist der Lump, der Seidelmann schuld. Aber wehe ihm, wenn ich ihn einmal so zwischen meine Fäuste bekomme! Er hat dann sicher auf dem letzten Loche gepfiffen!"

„Sie halten also diese Beyer auch für unschuldig?"

„Natürlich! Was soll sie denn sein?"

„Hm? Es wird auch ihr zum Vortheile gereichen, wenn Seidelmann als Waldkönig ergriffen wird. Seine Anzeige verliert dann den größten Theil ihrer Glaubhaftigkeit."

„So machen Sie nur auch, daß Sie ihn wirklich bekommen!"

„Darüber brauchen Sie sich nicht zu sorgen. Herr Arndt hat mir Alles so ausführlich erzählt, daß ich meine Vorbereitungen auf das Vortrefflichste einzuleiten vermag. Werden auch Sie mit dabei sein, Herr Wunderlich?"

„Ich möchte wohl."

„Gut! Zwei Uhr kommen die Pascher. Gerade um Mitternacht werde ich im Forsthause eintreffen, um zu sehen, wer von Ihnen sich mir anschließen mag. Ich bin so aufgeregt, daß ich nicht mehr schlafen kann. Ich bleibe gleich wach, um mit dem Frühesten meine Arrangements zu treffen. Sie aber werden der Ruhe bedürfen. Ich kann Sie nicht länger aufhalten."

„Na, ich bin einverstanden. Ich muß zwar ohne den Hauser fort, aber er wird wohl bald nachkommen. Gute Nacht!"

Der Anwalt geleitete sie selbst bis an die Thür. Er verwunderte sich nicht wenig, als er das Hundefuhrwerk erblickte.

„Sie sehen, wozu sich ein Polizist verstehen muß," lachte Arndt. „Das ist heute meine Amtsequipage."

„Aber ein tüchtiges Gespann!" sagte der Förster. „Ehe wir die Hand umdrehen, werden wir zu Hause sein!"

Eine Minute später flogen sie davon, wie von der Gewalt eines Sturmes getrieben. — —

Schlagende Wetter.

Bei der Ankunft im Gerichtsgebäude, an welchem sich das Gefängniß befand, hatte der Staatsanwalt dem Wachtmeister die beiden Gefangenen mit einer leisen Weisung übergeben, und sich dann entfernt. Der Wachtmeister warf einen theilnehmenden Blick auf sie und sagte dann:

„Kommen Sie mit mir. Ich habe den Befehl erhalten, Ihnen Ihre Lage möglichst zu erleichtern. Sie werden gute Zellen erhalten."

Engelchen wurde der Wachtmeisterin übergeben. Sie erhielt von derselben einen warmen Kaffee und die Beruhigung:

„Seien Sie nicht bange, mein Kind! Es ist schon Mancher gerechtfertigt von hier fortgegangen, den seine Mitmenschen zu früh verurtheilt hatten. Weshalb hat man Sie denn eigentlich hierher gebracht?"

Statt der Antwort liefen dem Mädchen die Thränen über die jetzt erbleichten Wangen.

„Fassen und beruhigen Sie sich! Eigentlich darf ich solche Fragen gar nicht stellen; aber ich weiß, daß Mittheilung das Herz erleichtert. Wessen wird man Sie anklagen?"

„Mein Gott, mein Gott! Ich glaube, des Mordversuches!"

„Des Mordversuches? Ah! Das ist schlimm!"

Sie betrachtete das Mädchen mit dem forschenden Blicke einer Kennerin und sagte dann:

„Aber das begreife ich nicht. Sind Sie denn —"

Engelchen erhob den Blick fragend zu ihr, und dieser Blick war so rein und unschuldig, daß die Frau gleich fortfuhr:

„Nein, das ist es nicht! Einen Geliebten haben Sie nicht!"

„O doch!"

„Wirklich? Hm! Und — und wohl auch — ein Kindchen?"

Engelchens Gesicht überzog sich mit einer tiefen Gluth.

„Nein, nein!" lautete die rasche Antwort.

„Ich dachte, weil Sie von einem Mordversuche sprachen."

„Ein Kind morden? O Himmel, das könnte ich nicht!"

„So haben Sie einen Erwachsenen tödten wollen?"

„Ich wollte nicht, es kam ohne meine Absicht; ich war so fürchterlich aufgeregt."

„Aber er ist nicht todt?"

„Nein. Ein Schrotkorn hat ihn am Ohre gestreift."

„So haben Sie auf ihn geschossen? Wohl auf den Geliebten? Aus Eifersucht?"

„Nein. Mein Geliebter ist mit hier — der Bursche, welcher mit mir gekommen ist. Der, auf welchen ich geschossen habe, wollte mich zwingen, seine Geliebte zu werden."

„Ach so! Nun verstehe und begreife ich Alles! Sie Aermste! Na, Sie können versichert sein, daß Ihre Strafe recht gelind ausfallen wird. Wer ist es denn, auf den Sie geschossen haben?"

„Fritz Seidelmann."

„Der? Wegen dem auch die junge Beyer hier ist?"

„Ja, derselbe. Sie ist unschuldig; alle Leute wissen und sagen das."

„Sie ist wohl eine Freundin von Ihnen?"

„Ja. Wir sind miteinander confirmirt."

„Schön! Da werde ich Sie Beide zusammen thun. Kommen Sie!"

Sie führte sie nach einem verschlossenen Corridore, auf welchen zu beiden Seiten die Zellen derselben mündeten. Sie öffnete eine derselben und sagte hinein:

„Schlafen Sie?"

Es wurde ihr keine Antwort.

„Sie bekommen eine Gesellschafterin!"

Auch jetzt blieb es still.

„Kommen Sie heraus, und helfen Sie ihr den Strohsack hineintragen!"

Aber drinnen in der Zelle rührte sich nichts.

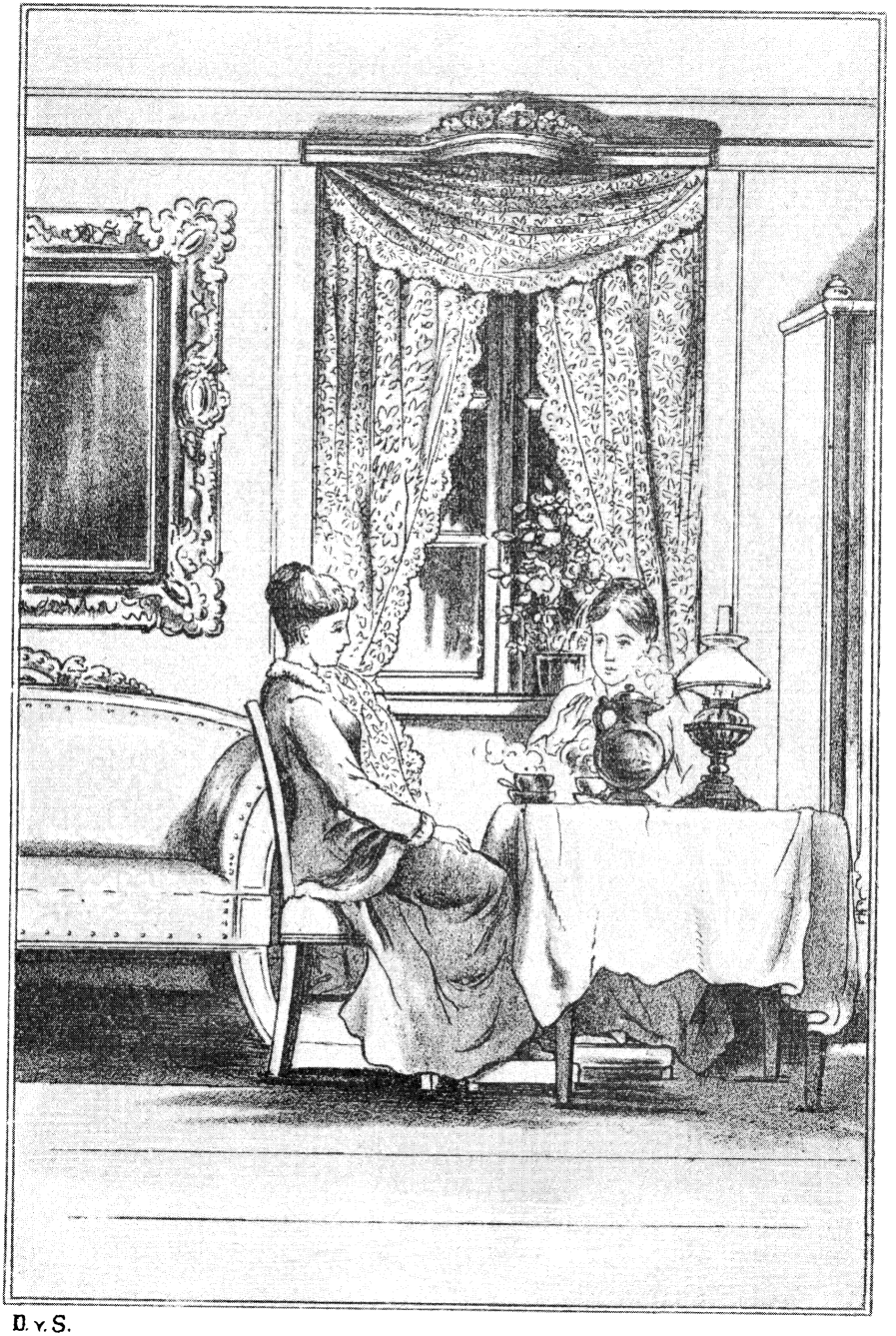
„Sie redet nicht und thut nichts als weinen," flüsterte die Wachtmeisterin. „Vielleicht ist es ein Glück für sie, daß Sie kommen. Jetzt müssen Sie sich das Schlafzeug selbst hinein tragen."

An der Thür lag ein Strohsack und eine wollene Decke, die Letztere allerdings nicht hinreichend bei dieser winterlichen Kälte. Engelchen trug Beides in die enge Zelle. Da lag bereits ein Strohsack auf dem Fußboden und darauf eine in die Decke eingehüllte Gestalt, welche das Gesicht nach der Wand gewendet hatte und sich nicht bewegte.

So viel erblickte Engelchen beim Scheine der Laterne, welche die Wachtmeisterin in der Hand trug. Sie machte sich ihr Lager so gut wie möglich fertig, und dann wurde ihr von der Frau eine „gute Nacht" geboten. Die Thür ging zu. Angeln kreischten, Riegel klirrten; dann war es still.

In der Zelle war es dunkel. Engelchen wickelte sich in die Decke und weinte leise vor sich hin. Wie ganz anders lag es sich doch daheim im warmen Bette! Nach und nach beruhigte sie sich, und ihre Thränen hörten auf zu fließen.

V. S.



D. v. S.

„Aber er ist nicht todt?“

Nun aber beängstigte sie die tiefe Stille. Sie lauschte. Kein Athemzug war zu hören. Es war wie im dunklen Grabe, gerade als ob die andere Gefangene todt sei. Es überkam sie ein Grauen. Sie fürchtete sich, und darum nahm sie sich vor, die peinigende Stille zu unterbrechen.

„Gustel!" flüsterte sie.

Es wurde ihr keine Antwort.

„Gustel!" wiederholte sie nach einer Weile, und zwar lauter.

Ihr Ruf hatte ganz denselben Erfolg, nämlich keinen.

„Beyers Gustel!" rief sie zum dritten Mal. „Schläfst Du denn gar so tief?"

Da regte es sich drüben, und eine leise Stimme fragte:

„Wer bist Du denn?"

„Kennst Du mich nicht?"

„Nein."

„Es war ja Licht hier! Du hast mich wohl gar nicht angesehen?"

„Nein."

„Ich bin Hofmanns Engelchen."

Da gab es drüben ein Geräusch, als ob Jemand rasch emporfahre, und dann sagte eine hastige Stimme:

„Das Engelchen? Ist's wahr? Ist's möglich?"

„Ja, ich bin es."

„Herr Jesus Christus! Ja, Du bist es! Jetzt erkenne ich Dich an der Stimme! Ganz gewiß bist Du unschuldig, gerade so wie ich! Wegen wem bist Du denn da?"

„Wegen dem Fritz Seidelmann."

„Wegen dem auch? Engelchen, ich bin vor Schreck ganz starr. Wie kannst Du wegen dem gefangen sein?"

„Ich habe auf ihn geschossen!"

„Geschossen? Mein Herr Jesus! Warum denn?"

„Er hat den Hauser's Eduard angezeigt und gesagt, daß er der Waldkönig sei. Sie haben den Eduard gefangen genommen und auf ihn geschossen, so daß er ganz blutig war. Ich bin dazu gekommen, und die Grenzer standen dabei. Da weiß ich nicht, wie es gekommen ist. Ich habe das Gewehr eines Grenzers genommen und auf den Seidelmann abgedrückt."

„Herrgott! Und hast ihn erschossen?"

„Nein. Er ist nur am Ohre gestreift."

„Allen Heiligen sei Dank! So bist Du also keine Mörderin?"

„Nein. Aber man hat mich dennoch wegen Mordversuch arretirt und hierher geschafft."

„Das ist gar traurig. Aber warum hat denn Seidelmann den Eduard für den Paschерkönig ausgegeben?"

„Um ihn zu verderben. Seidelmann wollte nämlich — — —"

Sie stockte. Auguste Beyer fragte:

„Was wollte er?"

„Mich. Ich sollte seine Geliebte sein.“

„Du? Er wollte Dich etwa heirathen?“

„Er sagte es.“

„Glaube es ihm nicht, Engelchen! Glaube es ihm um Gottes willen nicht. Er will Dich nur verführen und unglücklich machen, ganz so, wie er es bei mir gemacht hat.“

„Ich habe es ihm auch nicht geglaubt. Er hat gemerkt, daß ich dem Eduard gut bin, und darum hat er ihn verderben wollen.“

„So bist Du jetzt wohl Eduard's Schätzchen geworden?“

„Ja.“

„Das ist gut; das ist schön! Den Eduard gönne ich Dir. Er ist ein guter, braver und ehrlicher Bursche, und Du wirst mit ihm glücklich werden. Also geschossen haben sie auf ihn! Was ist dann mit ihm geworden?“

„Er ist auch eingesperrt.“

„Auch gefangen? Wohl gar hier?“

„Ja. Wir sind zusammen hergeschafft worden.“

„Welch' eine Schlechtigkeit! Er ist sicher unschuldig! Darauf kann man getrost zehn Eide schwören. Habe keine Sorge. Seine Unschuld wird an den Tag kommen.“

„Um ihn sorge ich mich auch nicht, desto mehr aber um mich.“

„Warum?“

„Mordversuch! Das klingt gar schrecklich.“

„Es ist aber nicht so schrecklich, wie es klingt. Was haben denn Deine Eltern gesagt, als sie es erfuhren?“

„Die Mutter war nicht da, und der Vater hat kein Wort herausgebracht. Er ist an Allem schuld. Er wollte mich zwingen, zu Seidelmanns zu ziehen.“

„Um Gottes willen nicht, Engelchen! Du siehst ja, wie es mir ergangen ist. Ich bin nur einige Tage dort gewesen, und die Folgen wirst Du wissen.“

„Ist es denn wirklich so anders mit Dir?“

Es entstand eine minutenlange Pause, dann antwortete die Tochter des Schreibers:

„Warum fragst Du? Alle Welt wird es bereits wissen!“

„Du Aermste!“

„Ja. Und ich bin unschuldig, das kann ich bei allen Heiligen beschwören. Ich habe mich gegen ihn gewehrt wie ein Teufel Ich habe um Hilfe gerufen, aber Niemand hat es gehört.“

„Das glauben Dir alle Leute!“

„Und den Ring habe ich auch nicht gestohlen!“

„Er hat ihn Dir geschenkt?“

„Nein. Als ich mit ihm rang, blieb mir sein Ring in der Hand. Ich habe ihn behalten, um beweisen zu können, daß er bei mir gewesen ist.“

„Hättest Du ihn doch lieber zurückgegeben.“

„Leider! Ich sehe jetzt auch ein, daß ich da sehr unvorsichtig gewesen bin. Man wird mich als Diebin bestrafen. Und nachher — — —"

Sie schwieg. Engelchen fragte:

„Und vor dem Anderen, was nachher kommen wird, fürchtest Du Dich auch? Nicht wahr?"

„Ja. Mein Leben ist verdorben. Ich bin ein unglückliches Geschöpf und habe nichts mehr zu hoffen!"

„Das darfst Du nicht sagen! Die Leute wissen alle, daß Du unschuldig bist."

„Gehe mir mit den Leuten! Sie haben für sich selbst zu thun. Und wenn sie zehnmal wissen, daß ich unschuldig bin, so bin und bleibe ich doch ein gefallenes Mädchen. Nach meiner Schuld oder Unschuld wird Keiner fragen."

„Du darfst Dein Gottvertrauen nicht sinken lassen. Es wird ja Vieles ganz anders, als man sich ursprünglich gedacht hat."

„Das ist wohl wahr! Aber ich habe keine Hoffnung mehr. Meinen Vater haben sie zwar wieder frei gelassen. Aber was wird er machen? Seidelmanns haben ihn ganz sicher nicht wieder in Arbeit genommen."

Sie erwartete eine Antwort von Engelchen; da diese aber schwieg, fuhr sie fort:

„Weißt Du vielleicht, ob er wieder bei ihnen ist?"

„Er ist nicht dort," antwortete die Gefragte leise und langsam.

Sie merkte, daß die Tochter noch nichts von dem Tode ihres Vaters wußte, und scheute sich, ihr diese betrübende oder gar wohl erschütternde Nachricht mitzutheilen.

„Nicht?" fragte Gustel. „So hat er wohl gar keine Arbeit?"

„Nein; er arbeitet nicht."

Sie hatte damit allerdings die Wahrheit gesprochen. Der Schreiber ruhte in einem und demselben Grabe mit seinem Weibe unter der Erde. Sein irdisches Wirken war abgeschlossen; er arbeitete nicht mehr. Seine Tochter aber nahm diese Worte anders und fragte:

„O Gott! So ist er daheim bei der Mutter?"

„Ja."

Auch das war keine Unwahrheit. Er war daheim, in der Heimath, welche uns Alle erwartet. Er war bei der Mutter. Seine Tochter verstand das freilich nicht symbolisch. Sie seufzte tief auf und klagte:

„Welch' ein Elend! Du kennst unsere Armuth, und darum kann ich Dir sagen, daß wir die ganze vorige Woche von einem Topf voll Sauerkraut gelebt haben. Das ist das Allerbilligste, was es giebt. Ich habe gehungert, damit die Mutter nichts davon merken sollte, und wenn sie fragte, ob die kleinen Geschwister gegessen hätten und satt seien, habe ich mit Ja geantwortet, obgleich die armen Kleinen nur eine trockene, harte Brodrinde gehabt hatten. Da stand der Vater noch in Arbeit. Jetzt nun sitzt auch er zu Hause und hat keine Arbeit. Wie soll es da stehen und gehen! Welch' ein Elend wird

es da geben! Sie werden hungern, mehr als zuvor. Und dazu die arme, kranke Mutter!"

Sie weinte leise, aber herzbrechend vor sich hin. Und als Engelchen nichts dazu sagte, fuhr sie nach einer Weile schluchzend fort:

„Und nun ich dazu im Gefängnisse!"

„Man wird Dich entlassen," tröstete Engelchen.

„Entlassen? O nein! Seidelmann wird bei seiner Aussage bleiben, und ich werde wegen Diebstahls bestraft werden."

Da nahm Engelchen alle ihre Weisheit zusammen und sagte:

„Nein, das wird nicht geschehen! Noch giebt es einen lieben Gott, und noch giebt es gute Advocaten!"

„Ja, wenn man so am lieben Gott festhalten könnte!"

„Das kannst Du! Ich wollte, der alte Papa Hauser wäre da; der würde Dir schon Muth machen. Der hat eine felsenfeste Zuversicht und ist in der Bibel und im Gesangbuche zu Hause. Weißt Du, was er Dir sagen würde?"

„Was?"

„Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, siehe, so bist Du da; bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist Du auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde doch Deine Rechte mich führen und Deine Hand mich halten! — Gott ist also im Himmel; er ist in der Hölle; er ist am äußersten Meere; er wird also auch hier in der dunklen Zelle bei Dir sein!"

Es war wirklich so Etwas wie Nachbar Hauser's Geist über Engelchen gekommen. Sie war selbst gefangen; aber sie fühlte, daß ihre Freundin noch unglücklicher sei, und hielt sich verpflichtet, sie zu trösten.

„Ja; Gott kann helfen — wenn er will!" seufzte Gustel vor sich hin.

„O, er kann nicht nur, sondern er will auch! Weißt Du, was Hauser Dir noch sagen würde?"

„Noch einen Bibelvers."

„Oder einen Liedervers. Etwa:

Hoff, o bedrängte Seele,
Hoff, und sei unverzagt!
Gott wird Dich aus der Höhle,
Da Dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken.
Erwarte nur die Zeit,
So wirst Du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud!"

Die Sprecherin hörte, daß Gustel noch immer weinte; aber dieses Weinen war ruhiger geworden. Dann erklang es von drüben herüber:

„Und doch kommt Gott nicht mehr vom Himmel auf die Erde herab, wie es nach der Bibel früher geschehen sein soll!"

„Aber er machte seine Boten zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen!"

„Das heißt: er schickt irdische Helfer."

„Ja. Nimm Dir nur einen tüchtigen Advocaten an! Ich habe gehört, daß man keinen Angeschuldigten ohne Advocaten und Vertheidigung verurtheilen darf."

„Das hat mir auch der Wachtmeister bereits gesagt. Aber was kann mir das für später helfen? Ob ich verurtheilt werde oder nicht, so komme ich doch nach Hause, wo sie bereits so elend sind. Und dieses Elend wird durch mich nur noch schlimmer. Denke Dir, was ich erwarte! O Gott, das Kind — — das Kind!"

Und wieder begann sie zum Erbarmen zu schluchzen. Engelchen fühlte das tiefste Mitleiden. Sie sagte sich, daß Gustel sich ganz besonders fürchte, ihren armen Eltern zur Last zu fallen, und daß es vielleicht besser sei, ihr die Wahrheit zu sagen. Darum entfuhr es ihr:

„Du brauchst Dir wegen zu Hause keine Sorge zu machen!"

„Keine? Das ist ja meine größte Sorge! Was soll werden, wenn auch ich noch komme, und — nicht ich allein!"

„Du wirst den Eltern nicht beschwerlich werden."

„Nicht? Wieso?"

„Deine Mutter ist — liebe Gustel, Du wirst doch nicht darüber erschrecken?"

Da fuhr die Genannte von ihrem Lager empor und sagte:

„Erschrecken? Gott, was meinst Du! Was werde ich hören? Was ist geschehen, daß ich darüber erschrecken könnte?"

„Hast Du es wirklich noch nicht erfahren?"

„Was denn? Ich weiß nichts, gar nichts. Ich weiß nur, daß der Vater entlassen ist."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Der Actuar und der Wachtmeister."

„Und sie haben Dir weiter nichts gesagt?"

„Nein."

„Von Deiner Mutter?"

„Nein, kein Wort! Was ist mit ihr? Engelchen, mach schnell! Sage es mir! Herr Jesus! Der Gensd'arm war bei uns. Ich sollte gestohlen haben! Mutter war so sehr krank. Sie hat gehört, daß man mich und den Vater fortgeschafft hat, und da — da — Engelchen, sag's! Sie ist noch kränker geworden?"

„Ja, liebe Gustel!"

„Nicht nur kränker geworden! Sie ist sogar gestorben, gestorben vor Schreck und Herzeleid?"

Engelchen antwortete auf diese Frage nicht, darum fügte ihre Freundin noch hinzu:

„Gestehe es nur! Sie ist todt! Nicht wahr?"

„Ja," erklang es leise und zögernd.

Engelchen hatte erwartet, daß ihre Mitgefangene nun in laute Klagen

ausbrechen werde; aber das geschah nicht, sie blieb ruhig; sie ließ keinen Laut hören. Es trat eine tiefe Stille ein, welche umso bedrückender umso beängstigender wirkte, je länger sie dauerte. So vergingen fünf Minuten, zehn Minuten, ja wohl eine ganze Viertelstunde. Engelchen lauschte angestrengt; aber es war nicht das Geringste zu hören. Da wurde es ihr bange und immer banger; sie konnte es nicht mehr aushalten und sagte, leise rufend:

„Gustel!"

Sie erhielt keine Antwort.

„Gustel! Hörst Du mich?"

Jetzt war nur ein leises Rascheln des Lagers zu hören.

„Gustel, antworte! Mir wird es sonst ganz bange!"

Da erklang es unter einem Schluchzen, wie Engelchen es in ihrem ganzen Leben noch nicht gehört hatte:

„Todt! Todt! Meine Mutter ist todt!"

„Tröste Dich! Sei ruhig! Sie ist gut aufgehoben!"

„Meine Mutter! Meine liebe, liebe, gute Mutter!"

„Nicht so, nicht so, liebe Gustel! Weine lieber! Weine Dich aus! Das erleichtert das Herz!"

„O Du mein Gott! Meine Mutter ist todt! Meinetwegen ist sie gestorben! Was soll ich thun? Wenn ich nur auch gleich sterben könnte! Wäre ich doch weg, weg von der Welt!"

Das arme Mädchen war auf das Tiefste erschüttert. Engelchen versuchte Alles, die Freundin zu trösten, aber ihre gut gemeinten Worte fanden keine Beachtung. Erst mit der Zeit wurde der erste Eindruck dieser traurigen Botschaft überwunden, und die tiefe Erschütterung löste sich in Thränen auf. Dann fragte die Weinende:

„Wann ist sie denn gestorben?"

„Gleich als sie hörte, daß man Euch arretirt und nach der Amtsstadt geschafft habe."

„Gleich da! Also vor Schreck! Wie entsetzlich! Wer kann sich da beruhigen! Wer kann sich darüber hinwegsetzen!"

„Und doch giebt es auch dabei einen Trost!"

„Welchen? Ich weiß keinen!"

„Daß Deine Mutter einen guten Tod gehabt hat."

„Vor Schreck! Nennst Du das gut?"

„Sie ist schnell gestorben; sie hat nicht zu leiden gehabt."

„Aber sie ist doch gestorben, vor Schreck, vor Entsetzen! Das ist fürchterlich! Das kann ich nimmermehr verwinden! Sie todt, und ich mit dem Vater gefangen! Was ist da mit den armen, kleinen Geschwistern geschehen?"

„Da brauchst Du Dich nicht zu kränken! Sie sind gut versorgt!"

„Versorgt? O, man wird sie in das Armenhaus geschafft haben. Und wie sie es dort haben, wie es dort zugeht, das weiß man ja ganz genau!"

„Es ist wahr, sie sind zunächst nach dem Armenhause geschafft worden; aber sie sind nur wenige Stunden dort geblieben. Der Herr Pastor hat sie geholt!“

„Der? Gott segne ihn! Er hat sie zu sich genommen?“

„Nein; aber er hat sie zu Hausers gethan.“

„Zu Hausers? Da sind sie gut aufgehoben! Hausers sind ja brave Leute. Aber bei ihnen ist die Armuth daheim. Sie haben selbst zu schaffen, um zur Noth auszukommen. Wie wollen sie jetzt für so Viele sorgen können!“

„Auch da ist geholfen. Es ist nämlich ein fremder Herr zu dem Pfarrer — ah, hast Du schon von dem Fürsten des Elendes gehört?“

„Nein. Wer ist das?“

„Das ist ein sehr geheimnißvoller Mann, der zuerst in der Residenz aufgetreten ist. Wo irgend wer in Noth und Sorge gewesen ist, da ist dieser Mann gekommen und hat geholfen. Wo es irgend einen Jammer, ein Elend gegeben hat, da ist er schnell bei der Hand gewesen. Darum hat man ihn eben den Fürsten des Elendes genannt.“

Gustel machte zu diesen Auseinandersetzungen keine Bemerkung; sie hörte nur zu. Darum fuhr Engelchen fort:

„Jetzt nun ist er auch im Gebirge aufgetaucht.“

„Um zu helfen?“

„Ja.“

„Wohl auch bei uns, in unserem Städtchen?“

„Ja. Und zwar seid Ihr die Ersten gewesen, denen er seine Hilfe gebracht hat.“

„Wir? Meine Geschwister?“

„Ja. Er ist am Sonntage in der Dämmerung zum Pfarrer gekommen und hat sich nach Euch erkundigt.“

„O, der kann nichts Uebles von uns sagen!“

„Nein, und darum ist dieser fremde Herr auch gleich zur Hilfe bereit gewesen.“

„Wie will ich ihm dafür danken, wenn ich wieder frei bin.“

„Das wird Dir sehr schwer werden, denn er hüllt sich in das tiefste Geheimniß. Kein Mensch kennt ihn; kein Mensch hat erfahren, wer er eigentlich ist.“

„O, ich werde so lange forschen, bis ich es erfahren habe! Was hat er denn für die Geschwister gethan?“

„Zunächst hat er eine Summe Geldes zum Begräbnisse Deiner Mutter gegeben.“

„Gott sei Dank! Sie ist also nicht in einem Communsarge begraben worden?“

„Nein.“

„Das ist wenigstens ein kleiner Trost. Ein Communsarg! Das ist schrecklich! Man nennt diese Särge nur Nasenquetschen!“

„Und sodann hat er Geld hergegeben für Hausers, damit Deine Geschwister keine Noth zu leiden brauchen.“

Gustel holte tief Athem.

„Das ist wieder ein Trost,“ sagte sie. „Nun fallen sie also den armen Hausers nicht zur Last.“

„Nein. Und ferner ist er hierher gegangen und hat mit dem Untersuchungsrichter gesprochen, um Euch frei zu machen. Dich hat man nicht losgeben können; aber Deinen Vater hat man entlassen, weil der Fürst des Elendes eine Caution bezahlt hat.“

„Also deshalb! Ich dachte, der Vater sei freigesprochen worden. Wo befindet er sich denn jetzt? Daheim? Hat er die Geschwister wieder zu sich genommen?“

„Nein.“

„So sind sie auch jetzt noch bei Hausers?“

„Sie werden für immer dort bleiben.“

„Aber der Vater? Du sagtest vorhin, daß er keine Arbeit habe. Er muß doch leben!“

„Für ihn ist auch gesorgt, liebe Gustel.“

„Ohne Arbeit? Sagtest Du denn nicht, daß er bei der Mutter sei?“

„Ja.“

„Aber diese ist ja todt. Wie kann er bei ihr sein?“

Engelchen schwieg. Sie wußte nicht, was sie antworten solle, und darum zog sie vor, lieber gar nichts zu sagen. Also entstand eine Stille, während welcher Gustel auf eine Antwort wartete. Als diese aber nicht erfolgte, kam es plötzlich über sie wie ein Verständniß dessen, was Engelchen eigentlich gesagt hatte.

„Herrgott!“ sagte sie. „Verstehe ich Dich recht, Engelchen?

„Was meinst Du?“

„Du sagst, daß für den Vater gesorgt sei?“

„Ja. Er hat keine Noth.“

„Er ist bei der Mutter?“

„Gustel, bitte, ergieb Dich darein.“

Da stieß das arme Mädchen einen Schrei aus, so schrill und laut, daß er in allen Corridoren des Gefängnisses zu hören war. Dann war es still, ganz still in der Zelle und draußen. Bald aber hörte man Schritte, Schlüssel und Riegel rasselten, und fragende Stimmen erklangen. Dann wurde die Thür geöffnet. Der Wachtmeister trat herein und ließ das Licht der Laterne auf die beiden Lager fallen.

Gustel lag regungslos, mit geschlossenen Augen auf dem ihrigen; Engelchen aber hatte sich in sitzende Stellung empor gerichtet.

„Haben Sie den Schrei gehört?“ fragte er.

„Ja.“

„Ihre Nachbarn sagten, es war hier.“

„Ja, Herr Wachtmeister, es war hier.“

„So! Wer war es denn?“

Engelchen deutete stumm nach ihrer Freundin.

„Die? Warum?“

„Sie erfuhr, daß ihr Vater und ihre Mutter gestorben sind.“

„Hm! Und Sie haben es ihr gesagt?“

„Ja.“

„Das hätten Sie unterlassen sollen!“

„Ich konnte nicht anders. Sie fragte nach den Eltern.“

„Die Hausordnung verbietet überhaupt solche Unterredungen zwischen den Gefangenen. Wenn sich solche Fülle wiederholen, muß ich Sie Beide auseinander nehmen.“

Er trat näher und leuchtete auf Gustel nieder. Sie behielt die Augen geschlossen und bewegte sich nicht.

„Fräulein Beyer!“ sagte er.

Da öffnete sie langsam die Augen und richtete den starren Blick auf ihn.

„Fehlt Ihnen etwas?“

Es war, als ob sie sich erst besinnen müsse; dann schüttelte sie langsam den Kopf, doch ohne ein Wort zu sagen.

„Sie sind erschrocken. Wenn Sie etwas wünschen, so sagen Sie es mir!“

Sie schüttelte abermals mit dem Kopfe. Er wurde nun doch besorgt und fragte darum:

„Warum sprechen Sie nicht? Können Sie nicht reden?“

Da endlich richtete sie sich auf den Ellenbogen auf und antwortete:

„Ich danke, Herr Wachtmeister! Ich brauche nichts!“

„Gut! Wer wird denn so erschrecken! Wir müssen ja Alle sterben, und Ihren Eltern ist nun wohl. Trösten Sie sich also, und vermeiden Sie in Zukunft solche aufregende Gespräche!“

„Verzeihen Sie!“

„Dieses Mal mag es so hingehen; aber vergessen Sie nur nicht wieder, daß unsere Hausordnung eine sehr strenge ist!“

Er ging. Man hörte draußen, nachdem er wieder zugeschlossen hatte, seine Schritte verhallen, und dann trat die vorige Stille ein.

Engelchen bereute jetzt, Alles gesagt zu haben. Aber sie war gefragt worden. Hätte sie Lügen machen sollen? Was hätte sie denn sagen können? Sie hüllte sich in ihre Decke, schloß die Augen und versuchte, einzuschlafen. Aber sie kam nicht dazu, denn nach einiger Zeit flüsterte Gustel:

„Engelchen!“

Die Angerufene antwortete nicht. Sie wollte lieber so thun, als ob sie eingeschlafen sei.

„Engelchen, schläfst Du schon?“

Und als keine Antwort erfolgte, setzte sie sich auf und sagte:

„So schnell kannst Du nicht eingeschlafen sein. Willst Du Dich verstellen? Da komme ich hinüber!“

„Wir dürfen doch nicht sprechen!“

„O doch!“

„Der Wachtmeister hat es ja verboten!“

„Nur nicht laut sollen wir reden!“

„Und nicht von diesen Dingen!“

„Aber ich muß nun auch das Weitere erfahren!“

„Jetzt nicht! Du erschrickst und wirst dann laut.“

„Nun nicht mehr. Es ist überwunden. Wir werden nur ganz leise flüstern, so daß uns Niemand hört.“

„Wird es nicht besser sein, wir schlafen?“

„Denkst Du, daß ich schlafen kann? Schlafen, nach Dem, was ich von Dir erfahren habe?“

„Versuche es, liebe Gustel!“

„Es geht nicht. Sei gut! Sei barmherzig! Sage mir, was weiter geschehen ist?“

„Magst Du nicht warten bis morgen früh, bis es wieder Tag geworden ist.“

„Das kann ich nicht; das ist ganz unmöglich! Engelchen, wenn Du wirklich meine Freundin bist, so laß Dich erbitten!“

„Du Aermste! Wie dauerst Du mich! Aber ich habe Sorge, daß Du wieder laut sein wirst.“

„Nein; ich werde ganz leise sprechen. Was Du mir noch sagen wirst, das kann nicht so schrecklich sein wie das, was ich bereits gehört habe. Also, mein Vater ist wirklich auch todt?“

„Ja, er ist gestorben.“

„Aber er war ja gar nicht krank. Was ist denn die Ursache seines Todes gewesen?“

„Das kann ich Dir auch nicht sagen. Man hat ihn erst gefunden, als er bereits todt war.“

„Wo?“

„Auf dem Kirchhofe!“

„Auf dem Kirchhofe! Herr, mein Gott! Ist es wahr?“

„Ja. Deine Mutter lag im Leichenhause. Der Todtengräber kam früh, um das Grab zu graben, und da fand er Deinen Vater bei Deiner Mutter.“

„To—o—odt?“ erklang es stockend.

„Ja. Denke Dir nur! Er war entlassen worden, hatte sich aber gar nicht sehen lassen. Er saß bei Deiner Mutter und hatte sie in den Armen.“

„Mein Vater! Mein lieber, lieber, armer Vater! Ich weiß nun, woran er gestorben ist?“

„Woran?“

„Vor Jammer und — vor Kälte!“

„Es ist so rührend gewesen. Sie haben sich Herz an Herz gelegen. Man hat da so recht deutlich sehen müssen, wie lieb sie einander gehabt haben!“

„Ja, lieb haben sie sich gehabt! Lieb haben wir uns Alle gehabt. Es hat bei uns Beides gegeben: Viel Liebe und viel Elend!“

Ihre Stimme erstarb in einem Schluchzen, dem man es anhörte, daß es nur mit allergrößter Anstrengung unterdrückt wurde. Sie hätte vor Herzeleid laut hinaus schreien mögen. Sie warf sich auf dem Lager hin und her; sie biß in die Decke, um ihren Kummer nicht laut werden zu lassen. So verging eine längere Zeit, bis sie fragte:

„Sind sie begraben?“

„Heute noch nicht.“

„Wenn denn!“

„Morgen am Vormittage. Die Mutter hätte nach dem Gesetze heute begraben werden müssen; aber weil die Zeit bei Deinem Vater erst morgen um ist, und weil Beide in ein und dasselbe Grab kommen sollen, wartet man bis morgen.“

„Morgen früh!“ hauchte sie.

Engelchen bekam wieder Sorge. Sie bat:

„Sei ruhig! Fasse Dich! Es ist ein großes, großes Leid; aber Du wirst es mit Gottes Hilfe verwinden!“

„Morgen früh! Und ich stecke hier! Ich kann nicht mit!“

„Bete recht herzlich zu Gott, liebe Gustel! Das wird Dich ganz sicher beruhigen.“

„Morgen früh! Man wird sie einscharren! Man wird fragen, wo ihre Tochter ist, und man wird antworten: „Sie ist eine Diebin und steckt im Gefängnisse. Sie hat gestohlen, und darum mußten diese Beiden sterben, die Eine vor Schreck, und der Andere vor Seelenschmerz und Kälte!“

„Nein nein! Das wird man nicht sagen! Bitte, mache Dir keine solchen entsetzlichen Gedanken!“

„Morgen früh! Und ich bin nicht dabei! Ich werde sie nicht wiedersehen, den Vater nicht und die Mutter nicht, niemals, niemals! Herr, mein Gott! Was habe ich denn gesündigt, daß Du das über mich schickst! Könnte ich noch einmal die Stimme der Eltern hören und ihnen noch einmal in das Gesicht sehen! Könnte ich noch einmal ihnen die kalten Hände drücken, nur noch ein einziges Mal, und ihnen eine Blume in das Grab nachwerfen, eine Blume, eine einzige, kleine, arme Blume! Aber ich liege hier, und morgen wirft man die Erde auf sie. Dann sind sie weg, fort; Herr, mein Heiland, wie soll ich das ertragen!“

Engelchen hielt es für das Beste, Nichts zu sagen. Von dem anderen Lager erklang ein herzbrechendes Stöhnen, leise, immer leiser — dann war es still.

Bald lag Engelchen im Schlafe; aber die Sterne, welche zu dem schmalen,

niedrigen Loche hereinblickten, welches hier Fenster genannt wurde, schauten auf ein Menschenkind, welches sich ruhelos auf dem Strohsacke hin und her wälzte, und dessen Inneres so vom Schmerz erschüttert und zerrissen wurde, daß die Gestalt sich dann plötzlich erhob und sich vor das andere Lager niederkauerte.

„Engelchen!"

Die Angerufene erwachte. Sie konnte sich nicht sofort orientiren, wo sie sich befand. Sie erschrak. Der Schein der Sterne fiel auf eine Gestalt, welche vor ihr hockte.

„Mein Gott! Wer ist das?" fragte sie.

„Ich! Beyers Gustel!"

Jetzt erst erinnerte sich Engelchen, daß sie nicht zu Hause sei, sondern sich bei der Freundin in der Zelle befinde.

„Was willst Du?" fragte sie.

„Du hast ihn nicht ermordet?"

„Ermordet? Wen denn?"

„Seidelmann!"

„Ach so! Nein. Ich habe Dir ja bereits gesagt, daß ihn der Schuß nur gestreift hat."

„Nur gestreift! Warum hast Du nicht besser gezielt?"

Diese Worte wurden zischend zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Engelchen fühlte eine wachsende Bangigkeit. Sie sagte:

„Gustel, mir wird es angst vor Dir!"

„Angst? Warum?"

„Du bist so eigenthümlich, so ganz anders als immer."

„O, Dir werde ich nichts thun! Weißt Du, wer die Schuld trägt, daß ich hier bin?"

„Seidelmann."

„Ja, er! Und wer ist schuld daran, daß meine armen Eltern sterben mußten?"

„Auch Seidelmann!"

„Ja, er, er! Und Du hast ihn nicht erschossen!"

„Das wollte ich ja auch gar nicht!"

„Aber ich will es!"

„Mein Gott! Sprich nicht solche Worte!"

„O, ich werde nicht nur sprechen, sondern handeln! Mag man mich verurtheilen oder nicht, einmal werde ich doch wohl wieder frei. Meinst Du nicht?"

„Ganz gewiß!"

„Dann gehe ich hier fort, nach Hause. Und weißt Du, was ich thun werde?"

„Nein."

„Ich werde mir eine Waffe verschaffen, ein scharfes Messer, ein Gewehr — und wenn ich es stehlen soll! Und dann, o, dann wird dieser Teufel

nicht blos wieder gestreift werden, sondern die Kugel oder die Klinge soll ihn in das Herz treffen!"

„Gustel, willst Du mich zum Fürchten machen? Mir graut fast vor Dir!"

„Ah! Graut Dir vor mir? Wirklich?"

„Ja; sehr!"

„Nun, sei ruhig! Dir werde ich nichts thun; aber ihm soll noch viel mehr vor mir grauen. ihm, dem Mörder meiner Jugend, meiner Ehre, meines Lebens und meiner Eltern! Das mußte herunter vom Herzen; das mußte ich Dir noch sagen! Nun aber werde ich Dich nicht mehr belästigen. Schlaf wohl!"

„Nein, nein! So schlafe ich nicht wieder ein! Gustel, Du mußt mir versprechen, von diesem Gedanken zu lassen!"

„Kann ich, wenn der Gedanke nicht von mir läßt?"

„Bete, o bete: Führe uns nicht in Versuchung!"

„Vielleicht hast Du Recht! Es ist ein Teufel, welcher in Gestalt dieses Gedankens mich erfassen will. Ich werde mit ihm ringen. Ich werde bis morgen keine Ruhe mehr finden. Du aber, schlafe ruhig, Engelchen! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Du Arme, Arme!" — — —

— — — Kurz nach dem Mittage des verflossenen Tages, also ungefähr um die Zeit, in welcher Fritz Seidelmann mit dem Kaufmann Winkler im Gasthofe zum grauen Wolf gesessen hatte, ging der Knappschaftsarzt durch das kleine Gebirgsstädtchen. Er trat in ein armseliges Häuschen, stieg eine Treppe empor und öffnete eine Thür, ohne vorher angeklopft zu haben. Ein geradezu dick zu nennender, fürchterlicher Dunst schlug ihm entgegen, so daß er zurückfuhr und nur nach augenblicklicher Ueberwindung seines Wiederstrebens einzutreten vermochte.

„Guten Tag," sagte er.

„Guten Tag, Herr Doctor! Willkommen!"

Der das sagte, war ein bleicher, fahlwangiger Mann, welcher an einem Tische gesessen hatte, auf welchem ein Reißbret lag. Er stand vom Stuhle auf.

„Sapperment, Wilhelmi, welche Luft haben Sie hier!"

Der Mann zuckte traurig die Achseln.

„Ich kann nicht dafür," antwortete er.

„So lüften Sie doch!"

„Es ist so kalt, Herr Doctor! Und Diese da liegen ja im Fieber. Wie darf ich da lüften!"

Er deutete nach einer Ecke der Stube. Es war ein schauderhafter Anblick, welcher sich dort bot. Auf kurzem Stroh und alten Lumpen lagen da eine Frau und drei Kinder, welche fast gar nicht das Aussehen von Menschen hatten. Ihre Gesichter waren von einer scheußlichen Kruste bedeckt, und ihre

Hände und ihre Körper ebenfalls, wie man leicht sehen konnte, da die Glieder nur ganz nothdürftig mit alten Kleidungsstücken bedeckt waren.

In dieser Stube herrschten die Blattern, die bösartigen Menschenpocken!

„Und doch müssen Sie lüften!"

„Kalt, kalt!" rief die kranke Frau.

„Hören Sie?" sagte der Mann. „Bitte, schließen Sie die Thür! Die Frau kann den Tod davon haben. Sie liegt im Fieber, und hier zieht es. Die Blattern vertragen solche Kälte nicht!"

„Feuern Sie doch!"

Der Mann deutete nach dem Ofen und fragte:

„Womit?"

„Mit Holz, Kohlen — mir ganz egal! Aber gefeuert muß natürlich werden."

„Herr, Kohlen und Holz kosten Geld."

„Nun, Sie verdienen ja Geld!"

„Ich? Wie viel? Wissen Sie das?"

Er trat zur Thür und machte sie zu, trotz des mißbilligenden Blickes, den ihm dabei der Arzt zuwarf.

„Jedenfalls so viel, wie Sie brauchen. Sie sind ja Musterzeichner. Das ist ein lohnendes Geschäft."

„Musterzeichner bei der Firma Seidelmann und Sohn. Wissen Sie vielleicht was das heißt?"

„Sie wollen doch nicht sagen, daß diese beiden Herren ihre Arbeiter nicht bezahlen!"

„O nein! Sie bezahlen schon, aber wie!"

„Wieviel verdienen Sie?"

Der Mann deutete auf das Reißbret und antwortete:

„Hier sehen Sie fünf neue Muster. Ich habe sie selbst componirt und zwei Wochen daran gearbeitet. Herr Seidelmann wird mir für jedes zwei Gulden bezahlen, also zehn Gulden. Aber er wird mit diesen Mustern, welche das Gesetz für ihn schützt, Tausende verdienen!"

„Zehn Gulden! Das ist doch keine Kleinigkeit!"

„Keine Kleinigkeit? Herrgott! Pro Woche fünf Gulden, und dabei vier Blatternkranke und noch zwei Esser!"

Er deutete dabei auf sich und hinter den kalten Ofen, wo auf einem niedrigen Schemel eine alte Frau hockte, die den frierenden Oberkörper in einen zerrissenen, flanellenen Unterrock gewickelt hatte.

„Ihre Schwiegermutter?" fragte der Arzt.

„Ja."

„Das sind allerdings sechs Esser. Aber warum arbeiten Sie nicht fleißiger?"

„Nicht fleißiger? Herr Doctor, ich habe Tag und Nacht gearbeitet. Meine Augen schmerzen. Wenn das so fortgeht, muß ich das Augenlicht verlieren."

„Hm! Das sind die gewöhnlichen Klagen! Wie geht es mit den Patienten?"

„Wie zuvor. Gebessert hat es sich nicht, eher verschlimmert."

„Wollen sehen!"

Er trat zu der Frau und that, als ob er einen Blick auf sie werfe, während er doch nur einen unüberwindlichen Abscheu fühlte.

„Allerdings noch nicht besser," sagte er. „Sorgen Sie für Wärme."

Der Mann zuckte traurig die Achsel.

„Wie steht es mit der Medizin? Sie scheint alle zu sein."

„Nein. Ich habe keine geholt."

„Nicht? Warum nicht? Ich habe das Recept ausgefertigt und Ihnen befohlen, es in die Apotheke zu tragen!"

Diese Worte waren im Tone eines Vorgesetzten gesprochen. Wilhelmi richtete seine Gestalt empor und fragte:

„Befohlen?"

„Nun ja! Oder sagen wir, ich habe es angeordnet."

„Das lasse ich gelten. Ich bin aber auch in der Apotheke gewesen, Herr Doctor."

„Nun?"

„Ich bin dort bereits vier Gulden schuldig."

„So! Warum bezahlen Sie nicht?"

„Weil ich kein Geld habe. Ich erfuhr, daß die neue Medizin anderthalb Gulden kosten werde —"

„So wird es ungefähr sein."

„Ich wurde gefragt, ob ich fünf und einen halben Gulden mit habe. Ich hatte keinen Kreuzer in der Tasche."

„Ja, so ist es! Die Herren Pharmaceuten sollen ihre Waaren immer auf Credit geben."

„Da sagte man mir, daß ich die Medizin holen solle, sobald ich Geld habe. Das ist der Grund, daß ich sie noch nicht habe."

„Aber Mann! Die Medizin wird gebraucht!"

„Das ist sehr wahrscheinlich! Aber ich habe kein Geld. Herr Doctor, Sie sind ja Knappschafts- und Armenarzt. Könnten Sie es denn nicht befürworten, daß ich die Medizin umsonst oder doch wenigstens auf Credit erhalte?"

Der Arzt zuckte die Achsel, lächelte überlegen und antwortete:

„Ja, freilich kann ich das! Es ist sogar meine Pflicht, dies zu thun, mein Bester."

„Dann bitte ich recht herzlich um Ihre Fürsprache!"

„Gern, sehr gern! Aber, haben Sie mit Herrn Seidelmann bereits darüber gesprochen?"

Das Gesicht Wilhelmi's verdüsterte sich und seine Lippen preßten sich zusammen.

„Ja," antwortete er.

„Was sagte er?“

„Was er zu dem Schreiber Beyer gesagt hatte, als dieser wegen seiner kranken Frau mit ihm redete.“

„Das weiß ich nicht auswendig.“

„Er will es nicht leiden, daß seine Angestellten sich an den Armenarzt wenden.“

„Das Recht dazu ist ihm nicht abzusprechen. Sie sind als Musterzeichner bei ihm angestellt.“

„So mag er mich doch so bezahlen, daß ich mich nicht nach Unterstützung umzusehen brauche!“

„Suchen Sie sich andere Arbeit!“

„Ich habe nichts Anderes gelernt.“

„So zeichnen Sie für einen Andern!“

„Giebt es hier Einen?“

„Dann würde ich an Ihrer Stelle mich weiter wenden!“

„Das geht nicht. Das Fortziehen kostet Geld, und ein Anderer wird mir keine Arbeit geben. Dafür sorgt Herr Seidelmann!“

Sein von der Noth und Sorge fast abgezehrtes Gesicht hatte einen starren Ausdruck angenommen. Er war jedenfalls ein ganz braver Mann, aber unter den Erfahrungen, welche er gemacht hatte, war er verschlossen und verbittert worden.

„Nun, so entscheiden Sie!“ meinte der Arzt. „Soll ich Sie als Hilfsbedürftigen melden?“

„Dann bekomme ich keine Arbeit mehr!“

„Nun so lassen Sie sich von Herrn Seidelmann einen kleinen Vorschuß geben!“

„Den erhalte ich nicht. Er hat mir bereits zwei Gulden geborgt!“

„Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen! Wie steht es mit dem Essen? Ist Appetit da?“

„Nicht nur Appetit, sondern sogar Hunger!“

„Was haben die Kranken genossen?“

„Seit vorgestern zwei solche Brodchen.“

Er zog den Tischkasten auf und nahm ein hartes, altes Dreierbrodchen heraus.

„Zwei? Vier Personen?“

„Ja. Ich hatte nicht mehr.“

„Sie haben ja noch eins!“

„Mein letztes; weiter habe ich nichts. Es ist für heute. Jeden Tag ein Dreierbrodchen, in Wasser aufgeweicht.“

„Hm! Und was speisen Sie?“

Der Mann wendete sich ab und warf den starren Blick zum Fenster hinaus.

„Nichts!“ sagte er.

„Aber, Sie müssen doch Etwas essen!“

„Eigentlich, ja. Ich werde noch die ganze folgende Nacht arbeiten. Morgen früh habe ich die Muster fertig und erhalte acht Gulden heraus. Dann werden wir einmal essen können.“

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Ich begreife solche Verhältnisse nicht,“ sagte er. „Vierzehn Tage nichts, und dann auf einmal acht ganze Gulden! Es muß doch am Mangel an richtiger Eintheilung, an Wirthschaftlichkeit liegen.“

Er bückte sich zu dem neben der Frau liegenden Kinde nieder.

„Sapperment!“ sagte er. „Das ist ja todt!“

Der Musterzeichner griff sich mit der Hand nach dem Herzen.

„Ja!“ stieß er hervor.

„Wann ist es gestorben?“

„Vor zwei Stunden.“

„Hm! Lassen Sie einmal sehen!“

Er nahm seinen Stock, betastete mit demselben die Pockenkruste, welche das Gesichtchen der kleinen Leiche dick bedeckte, und sagte dann im schärfsten Tone:

„Herr Wilhelmi, ich bin gezwungen, Sie anzuzeigen!“

Der Mann warf ihm einen Blick zu, in welchem ein greller, feindseliger Blitz aufloderte, fragte aber in scheinbar ganz ruhigem Tone:

„Mich anzeigen? Warum?“

„Das Kind ist keines natürlichen Todes gestorben!“

„Ah! So!“

„Ja. Es ist vernachlässigt worden.“

„Von wem?“

„Von Ihnen natürlich. Es ist erstickt und verhungert.“

„Herr Doctor, können Sie das beweisen?“

„Jawohl! Die Kruste bedeckt den Mund und das Näschen über einen Zoll hoch. Sie mußten dafür sorgen, daß Oeffnung geschafft wurde.“

„Ist das wirklich meine Pflicht gewesen?“

„Natürlich!“

„Sie meinen, daß ich den Schnitt hätte vornehmen sollen?“

„Sie? Was verstehen Sie davon! Sie hätten jedenfalls daneben geschnitten.“

„Nun wohl! Ich habe nicht weniger als fünfmal zu Ihnen geschickt, und einmal bin ich selbst bei Ihnen gewesen.“

„Ich war nicht daheim.“

„Ich habe Ihre Frau Gemahlin von dem Stande der Dinge benachrichtigt. Sie haben mir durch dieselbe sagen lassen, daß Sie kommen würden, wenn es nöthig sei.“

„Ich konnte nicht wissen, daß es so sehr dringlich sei.“

„Ich habe Ihrer Frau Gemahlin mitgetheilt, daß das Leben des Kindes auf dem Spiele steht.“

„Jeder, der zu mir kommt, pflegt seine Angelegenheit so schlimm wie

möglich darzustellen. Wenn man dem glauben wollte, würde man in einem Monate todt gehetzt!"

„Nun, so lassen wir lieber einen Patienten sterben."

„Uebrigens giebt es mehrere Aerzte."

„Die ich aber nicht gesetzlich zwingen kann, zu mir zu kommen. Ich war bei allen, doch vergebens. Wer nun ist der Mörder meines Kinder?"

„Das ist eine sehr müßige Frage! Haben Sie den Todesfall bereits gemeldet?"

„Ich war bei der Leichenfrau."

„Sie wird doch bald kommen? Die Leiche darf nicht hier liegen bleiben! Sie muß fort!"

„Gewiß muß sie fort. Ich habe bereits eine alte Kiste ausgeräumt."

Der Arzt blickte den Mann fragend an.

„Eine alte Kiste? Wozu?"

„Als Sarg."

„Was? Sie wollen das Kind in einer Kiste begraben lassen?"

„Ja. Ich kann keinen Sarg bezahlen."

„Der Tischler wird Ihnen Credit geben."

„Ich kann ihn nicht darum bitten, denn ich weiß, daß er ebenso arm ist wie ich, und daß ich den Sarg später ebenso wenig bezahlen kann, wie jetzt. Das Begräbniß wird auch ohnedies die acht Gulden, welche ich morgen erhalte, auffressen. Zu allem Elende des Lebens kommt der Schluß, daß man nicht einmal umsonst sterben darf!"

„Sie sind ein Welt- und Menschenfeind!"

„Ich bin es nicht, und wenn ich es wäre, so hätte ich alle Ursache dazu, es zu sein. Aber bitte, Herr Doctor, sehen Sie die beiden anderen Kinder an. Auch sie können kaum noch athmen. Wird keine Oeffnung gemacht, so ersticken auch sie."

Doctor Werner zog die Brauen zusammen. Mit Blatternkranken hatte er gar nicht gern Etwas zu thun. Aber eins der Kinder war, weil er nicht gekommen war, bereits gestorben; er sah ein, daß er gezwungen sei, seine Pflicht zu thun.

„Kommen Sie her, und halten Sie die Patienten!" befahl er. „Ich werde den Schnitt vornehmen."

Der Musterzeichner gehorchte. Er brachte die beiden Kinder in die passende Lage, und der Arzt, welcher keines von ihnen mit der Hand berührte, machte ihnen mit dem Messer einen Schnitt durch die Kruste, so daß der Zutritt der Luft zum Munde ermöglicht wurde. Dabei aber war ihm anzusehen, mit welchem Abscheu er diese Operation eigentlich unternahm.

„Vor zwei Stunden wäre es hier auch noch Zeit gewesen," sagte Wilhelmi, indem er auf die Leiche deutete.

„Ich hatte keine Zeit und bin nicht allwissend," antwortete Doctor Werner barsch. „Nun aber haben diese Beiden nicht nur Luft, sondern sie verlangen auch Nahrung."

„Wie aber sollen sie diese zu sich nehmen? Sie haben auch den Mund voller Pocken."

„Sie binden ein Stück Darm an eine Federspule. Die Spule wird den Patienten in den Mund gesteckt, und in den Darm gießen Sie die Milch."

„Also Milch?"

„Ja, und Bouillon."

„Schön! Bouillon!" nickte der Musterzeichner grimmig vor sich nieder. „Vielleicht von Fleischextract?"

„Ja. Doch müssen Sie dabei auch einige Bouillonknochen mit verwenden."

„Bouillonknochen! Ja, ja! Gut! Schön!"

„Und ganz nothwendig ist die Medizin! Die müssen Sie unbedingt holen. Die Frau bekommt zweistündlich einen Eßlöffel voll und jedes Kind halb so viel."

„Dann ist beim dritten Mal Einnehmen die Medizin für anderthalb Gulden alle geworden."

„So holen Sie eine zweite Flasche."

Jetzt konnte sich der arme Teufel nicht mehr halten. Er fragte:

„Nicht wahr, in der Löwenapotheke soll ich sie holen."

„Natürlich! Dort ist sie besser als in der Mohrenapotheke."

„Der Mohrenapotheker aber sagt, daß Sie nur deshalb Ihre Patienten in die Löwenapotheke schicken, weil Sie dort dreiunddreißig Prozent von dem Preise Ihrer Recepte Antheil erhalten."

Der Arzt fuhr zornig auf.

„Was? Das hat er behauptet?"

„Ja."

„Zu wem?"

Zu mir und zu Anderen. Verklagen Sie ihn, wenn es nicht wahr ist! Ich bin bereit, Ihnen zu zeugen."

„Pah! Mit einem solchen Menschen streite ich mich nicht an einer Gerichtsstelle herum! Eine solche niederträchtige Verleumdung wird durch sich selbst gerichtet. Ich werde nächstens wiederkommen. Adieu!"

Er ging.

Der Musterzeichner trat an das zugefrorene Fenster, hauchte eine Oeffnung in das Eis und blickte ihm nach. Es war ihm ganz so, als müsse er sich durch einen lauten, wilden Schrei Luft machen. Er faltete ganz unwillkürlich die Hände.

„Herr, hilf uns! Wir verderben!"

Dieses Stoßgebet wollte sich ihm auf die Lippen drängen, aber er schluckte es wieder hinab. Früher hatte er gebetet, ja; dann aber hatte er es verlernt. Im tiefen Schlamme des Elendes steckend, hatte er sich vergeblich nach Hilfe umgeschaut, und da war ihm der Glaube an Gott und die Menschen verloren gegangen. So wenigstens dachte er. Er hielt es nicht für wahr, daß dieser Glaube eigentlich unveräußerlich sei.

Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Seine alte Schwieger-

mutter war zu ihm getreten. Sie war eine fromme Frau und eine gute Mutter. Sie hatte mit ihm gehungert, gelitten und gefroren, und stets hatte sie ein Trosteswort für ihn gehabt. Sie kannte ihn. Sie wußte, was in ihm vorging. Sie hatte das alte, halb zerfetzte Gesangbuch in der Hand, hielt ihm ohne ein Wort zu sagen, eine aufgeschlagene Seite entgegen und deutete mit dem hageren, abgezehrten Finger auf die Stelle:

„Gott, unser Heil, ach wende
Der Zeiten schweren Lauf;
Thu Deine milden Hände,
Den Schatz der Allmacht auf!
Was nur ein Leben hat,
Nährst Du mit Wohlgefallen.
O, schaffe doch uns Allen
In unserer Armuth Rath!"

„Was soll das?" fragte er. „Kann das alte Buch uns denn Hilfe bringen?"

„Weiter!" sagte sie, indem sie mit dem Finger nach unten zeigte:

„Herr, der Du auch uns schufest,
Hör unser Angstgeschrei!
Allmächtiger, Du rufest
Dem Nichts, damit es sei.
Zu Helfen ist Dir leicht;
Du kannst dem Hunger wehren,
Im Mangel uns ernähren,
Wenns uns unmöglich deucht!"

Er stieß ihre Hand mit dem Buche zurück und sagte:

„Ich fragte, ob dieses Buch uns Hilfe bringen kann?"

„Das Buch nicht, aber wohl Der, von dem darin die Rede ist."

„Gott etwa?"

„Ja."

„Pah! Der wird sich viel um uns bekümmern!"

„Mein Sohn, versündigen Sie sich nicht! Er ließ Elias durch die Raben speisen; er sättigte Tausende mit fünf Broden und zwei Fischen, darum —"

„Lassen Sie, Mutter, lassen Sie!" fiel er ihr in die Rede. „Ich wäre ganz froh, wenn ich jetzt nur ein Brod hätte, und auf die Fische verzichte ich von vornherein. Haben Sie gehört, was der Doctor verlangte?"

„Ja."

„Milch, Bouillon, Fleischextract, Knochen, Medizin! Wissen Sie, wie viel Geld ich habe?"

„Wohl keins!"

„Keinen Kreuzer! Alles fehlt, Alles? Holz, Kohlen, Licht! Und doch brauche ich das Letztere, um nächste Nacht arbeiten zu können. Ich habe drei Tage lang nichts genossen, als den ausgekochten Kaffeesatz, den ich mir in der Schänke heimlich von der Frau gebettelt habe. Und Sie —"

„O," unterbrach sie ihn. „Mich hungert nicht!"

„Ja! Sie scheinen gar keinen Magen mehr zu haben. Sie werden geradezu vom Hungern satt. Aber den Frost können Sie doch nicht verbergen. Wenn der Magen schreit und brüllt, das braucht man nicht zu verrathen; wenn aber die Kälte die Glieder schüttelt, das kann man nicht verbergen."

„Es ist nicht so schlimm, mein Sohn. Dieser alte Rock ist noch ganz hübsch warm. Flanell ist ja Wolle. Aber mir ist nur um die Kranken. Nahrung und Feuerung ist ihnen nothwendig, wenn sie gerettet werden sollen."

„Woher nehmen und nicht stehlen?"

„Wollen Sie es denn nicht noch einmal mit Seidelmann versuchen?"

„Der giebt Nichts."

„Warum sollte er Sie heute fortweisen, da Sie doch morgen Arbeit liefern?"

„Ich kenne ihn!"

„So machen Sie ihn auf seine Kasse aufmerksam."

„Welche Kasse?"

„Die Kasse der Brüder und Schwestern der Seligkeit."

Es war ihm trotz seines Elendes, als ob er laut auflachen müsse. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich war am Sonntag nicht in der Schänke, als der fromme Schuster seinen Vortrag hielt."

„Aber ich. Es ist gesammelt worden."

„Ich habe davon gehört. Bei der hiesigen Armethei wird aber auch viel zusammengekommen sein."

„O, es hat ein Jeder gegeben!"

„Ein Jeder?"

„Ja. Es hat sich wohl kein Mensch ausgeschlossen."

„Ah! Auch Sie wohl nicht?"

Die alte, brave Frau erröthete, als ob sie bei einem recht schlechten Streich ertappt worden sei. Sie antwortete zögernd:

„Konnte ich anders?"

„Ich denke, Sie haben kein Geld?"

„O, ich habe in meinem Bette, als Sie dachten, daß ich schliefe, für die Frau Lehrerin ein Paar Strümpfe gestrickt. Das kann man auch ohne Licht fertig bringen."

Jetzt zog über sein leidendes Gesicht sich eine leichte Röthe.

„Ja, ja, so ist es!" sagte er. „Statt im Bette, was aber überhaupt kein Bette, sondern nur ein Lumpenhaufen zu nennen ist, auszuruhen und sich einigermaßen zu erwärmen, opfern Sie Ihre kurz zugemessene Ruhe und Ihre Gesundheit! Wie viel haben Sie denn erhalten?"

„Dreißig Kreuzer."

„Gut! Das ist Ihr Verdienst, und ich habe also gar nichts darnach zu fragen. Aber wissen möchte ich doch gern, was Sie mit dem Gelde gemacht haben."

„Das möchte ich doch lieber nicht sagen."

„Wenn ich Sie nun recht herzlich bitte?“

„Na,“ lächelte sie, „einer solchen Bitte kann man doch wohl nicht widerstehen. Sie erinnern sich, daß ich droben im Commodenkasten, ganz hinten unter alten Sachen, ein Paar Cigarren gefunden habe?“

„Ja. Es waren sieben Stück. Ich muß sie früher, in glücklicheren Zeiten, als ich noch Cigarren zu sehen bekam, einmal hineingelegt und dann vergessen haben.“

„O, so Etwas vergißt ein Mann wohl nicht! Sie hatten kurz vorher einmal gesagt, daß Sie sich ganz glücklich fühlen würden, wenn Sie wieder einmal eine Cigarre schmecken würden.“

„Ja, ich erinnere mich. Ich ließ mich einmal gehen, und da fuhren mir die dummen Worte heraus.“

„Nun, da ließ auch ich mich gehen, nämlich zu der Lehrerin. Ich fragte sie, ob sie nicht eine kleine Arbeit für mich habe, und da gab sie mir das Strickgarn und borgte mir die Nadeln, denn wir haben keine mehr. Da habe ich des Nachts gestrickt und dreißig Kreuzer erhalten.“

„Herrgott! Jetzt ahne ich! Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?“

„Ich habe Cigarren gekauft, nur von der billigsten Sorte, vier Kreuzer das Stück. Sie sind jetzt so theuer. Da bekam ich sieben Stück.“

„Und dann sagten Sie, Sie hätten sie gefunden?“

„Ja.“

Ihr Auge glänzte. Sie hatte gehungert und gekummert. Und sie hatte Nächte geopfert, um ihrem Schwiegersohne einen unbesonnen ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Es überkam ihn eine tiefe, tiefe Rührung. Er mußte sich abwenden, um eine Thräne zu verbergen. Dann aber drehte er sich ihr rasch wieder zu, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß.

„Mutter,“ sagte er. „Wahrhaftig, Sie sind nicht meine Schwiegersondern meine rechte Mutter! Die Cigarren haben mir sehr gut geschmeckt! Nicht?“

„Sie sagten es, und das freute mich sehr.“

„Und dabei hungerten Sie?“

„Sie gingen früh eine halbe Stunde aus, und da wurde stets eine Cigarre geraucht. Ich saß daheim und dachte daran, wie gut sie Ihnen schmecken würde.“

„Ja, ja! Ich that nur so! Ich habe nicht geraucht.“

„Nicht? Wirklich?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, keine einzige. Ich habe sie verkauft, drei Kreuzer das Stück; das macht einundzwanzig Kreuzer. Dafür kaufte ich die Brodchen, von denen ich hier das letzte habe. Wir haben also sieben Kreuzer eingebüßt.“

Trotz dieser letzten Worte lächelten sie einander ganz glücklich an.

„So ist es, wenn man Geheimnisse hat,“ sagte die Schwiegermutter. „Man hat allemal Verlust dabei. Aber die Cigarren kosteten achtundzwanzig Kreuzer; ich behielt also zwei übrig, und diese habe ich am Sonntag in die Kasse der Brüder und Schwestern der Seligkeit gegeben.“

„Das Scherflein der Wittwe, welches tausendfach vergolten wird, wie Christus sagt. — Wenn es wahr wäre!"

Er trat abermals an das Fenster. Sie folgte ihm, legte ihm die Hand wieder auf den Arm und sagte:

„Werden Sie zu Seidelmann gehen?"

Da gab er ihr die Hand und antwortete:

„Sie sind so opferfreudig, daß ich mich nicht beschämen lassen kann. Es ist ein saurer Gang, aber ich werde ihn doch thun."

„Wann?"

„Jetzt gleich. Das wird am Besten sein."

„Thun Sie das. Der liebe Gott wird das Herz des reichen Mannes lenken, daß er Ihren Wunsch erhört!"

Wilhelmi griff zur Mütze und ging. Der ältere Seidelmann befand sich in seinem Bureau. Er machte ein erwartungsvolles Gesicht, als er den Musterzeichner eintreten sah.

„Bringen Sie die neuen Muster?" fragte er

„Noch nicht. Sie werden erst morgen früh fertig."

Sofort verfinsterte sich das Gesicht des Kaufmannes.

„So haben Sie wohl eine Frage in Bezug auf die Zeichnung?"

„Eine Frage? Ja. Aber in anderer Beziehung."

„Reden Sie!"

„Heute ist mein ältestes Kind gestorben, Herr Seidelmann —"

„Seien Sie froh! Das ist ein wahres Glück für Sie!"

Es war Wilhelmi, als ob er den Sprecher beohrfeigen müsse; aber er beherrschte sich und sagte:

„Sie haben vielleicht Recht. Und doch kommt mir dieser Todesfall höchst ungelegen."

„Wieso?"

„Weil mit ihm Geldausgaben verknüpft sind, denen ich gerade heute noch nicht gewachsen bin!"

„Ah so!" dehnte Seidelmann. indem er seine Stirn in sehr bedenkliche Falten zog.

„Die Frau liegt mit den anderen Kindern schwer an den Blattern darnieder; man will leben und braucht theure Medizin. Morgen früh bringe ich die Muster. Heute aber brauche ich auf das Nöthigste zwei Gulden. Würden Sie mir diese vorschießen, Herr Seidelmann?"

„Nein," lautete es kurz und scharf.

„Sie sind Ihnen doch sicher!"

„Sie sind mir bereits zwei schuldig."

„O, Sie sind reich. Ihnen ist es ganz gleich, ob Sie mir morgen zwei Gulden oder vier abzuziehen haben!"

„Nein, das ist mir ganz und gar nicht gleich! Da irren Sie sich! Ein Geschäftsmann muß ganz streng nach gewissen Grundsätzen handeln. Weicht er davon ab, so hat er es stets zu bereuen."

„Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen je einmal Grund zur Reue gegeben zu haben."

„O doch, mein Bester!"

„Wann wäre das gewesen?"

„Jetzt, heute! Sie wissen, daß es mein Grundsatz ist, niemals Gehaltszulage zu geben, und ebenso wenig pflege ich Vorschüsse zu leisten. Ich habe mich verleiten lassen, bei Ihnen eine Ausnahme zu machen, und — sehen Sie wohl — sofort tritt die Reue ein! Ich gab Ihnen zwei Gulden, und anstatt mich zu bezahlen, kommen Sie und verlangen einen zweiten Vorschuß. Das ist sehr auffällig, mein Lieber! Wenn ich das einreißen ließe, kämen Sie gar nicht aus den Schulden heraus. Sie sehen ein, daß ich um Ihres eigenen Wohles Ihnen die Bitte abschlagen muß."

„Aber, Herr Seidelmann! Die Leiche im Hause, die Kranken! Sodann diese Kälte! Ich brauche den kleinen Betrag, bei Gott, zur allerhöchsten Noth!"

„Das verfängt bei mir nicht! Ich kenne das! Ihr Leute befindet Euch stets in der allergrößten Noth, und dabei denkt Ihr unausgesetzt, daß wir nur da sind, Euch fort und fort aus dieser Noth zu befreien. Ich kann Euch nur den sehr gut gemeinten Rath geben, Eure Einkünfte besser zusammen zu halten."

„Zehn Gulden in zwei Wochen! Nennen Sie das Einkünfte?"

„Wie sonst? Fünf Gulden wöchentlich ist für Sie genug!"

Der Musterzeichner mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammennehmen, um scheinbar ruhig zu bleiben. Er trat einen Schritt zurück und fragte:

„Es ist also Ihr unerschütterlicher Entschluß, mir den erbetenen Vorschuß zu verweigern?"

„Ja."

„Nun wohl, so schreite ich zu einer zweiten Bitte."

„Noch eine! Sie wird doch nicht etwa mit der ersten eine Aehnlichkeit haben?"

„Leider doch!"

Und indem er weiter sprach, vermochte er nicht, das Zittern seiner Stimme, welches eine Folge seiner gewaltsam unterdrückten Aufregung war, ganz zu verbergen.

„Herr Seidelmann, Sie kennen mich. Es kann mir kein Mensch etwas Unrechtes nachsagen —"

„Bis jetzt noch nicht!" fiel ihm der Kaufmann in die Rede.

„Ich glaube, daß es auch in Zukunft so bleiben wird. Ich habe stets ein reges Ehrgefühl besessen, und war ich einmal in Noth, so ließ ich es keinem Menschen merken. Ich habe noch Niemand angebettelt. Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen; heute aber ist mir das Wasser bis an den Hals gestiegen, und darum will ich einmal gegen meinen Character handeln."

„Thun Sie das nicht! Unterlassen Sie das lieber!" sagte Seidelmann, der nichts Erwünschtes ahnte.

„Ich muß es thun. Ich bin Familienvater."

„Ich auch."

„Aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen uns: Sie sind reich, und ich bin arm. Sie verweigern mir den Vorschuß. Würden Sie mir auch eine kleine Unterstützung, eine Liebesgabe verweigern?"

„Eine Unterstützung? Donnerwetter, wie meinen Sie das?"

„Ein Geschenk, meine ich. Ich bitte Sie, mir die zwei Gulden zu schenken, da es gegen Ihr Prinzip ist, sie mir vorzuschießen."

„Ah! Sie betteln!"

„Ja, wenn Sie es so nennen wollen."

„Das ist stark. Das ist mehr als stark!"

„Aber wohl verzeihlich!"

„Nein. So Etwas kann ich weder dulden, noch verzeihen."

„Herr Seidelmann, die Noth ist viel, viel wichtiger, als der Wille des Menschen!"

„Das ist nicht wahr. Der Wille eines charaktervollen Mannes muß stärker sein als alle Noth. Glauben Sie etwa, daß ich Leute beschäftige, welche betteln?"

„Darauf weiß ich nicht zu antworten."

„Aber ich. Die Antwort lautet: Wenn Jemand, der bei mir in Dienst oder in Arbeit steht, sich nicht zu betteln schämt, so entlohne ich ihn. Lassen Sie sich das gesagt sein! Uebrigens habe ich für Supplikanten kein Geld!"

„Nun gut! So will ich meine Bitte auch gar nicht an Ihren Geldschrank richten, sondern —"

„Wohin denn, he? Wenn ich nämlich fragen darf."

„An die andere Kasse, welche Sie in den Händen haben."

„Welche wäre das?"

„Die Kasse des Vereins der Brüder und Schwestern der Seligkeit, Herr Seidelmann."

„Sapperment! Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Er liegt sehr nahe. Der Verein hat doch auch den Zweck der Unterstützung Bedürftiger."

„Allerdings."

„Ich wende mich jetzt als ein solcher Bedürftiger an den Verein."

„Da dürfen Sie Ihr Gesuch nicht an mich richten."

„An wen denn?"

„An den Vorsteher."

„Also an Ihren Herrn Bruder?"

„Ja."

„Ich hoffe, daß er mich nicht abweisen würde. Und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so wird er Ihnen als seinem Bruder sicher keine Vorwürfe machen, wenn Sie so freundlich sind, einmal zu meinem Gunsten zu disponiren."

„Das geht nicht! Ich habe zwar die Kasse, darf Zahlungen aber nur auf Anweisung des Vorstehers leisten."

„Ist der Herr Vorsteher verpflichtet, über seine Disposition Rechenschaft abzulegen?"

„An wen?"

„An die Vereinsmitglieder?"

„Wo denken Sie hin! Das ist ja ein Ding der Unmöglichkeit! Aber, da fällt mir ein: Haben Sie mit zu dieser Kasse gesteuert?"

„Nein."

„Sie haben wohl an unserer Versammlung am Sonntage gar nicht mit theilgenommen?"

„Auch nicht."

„So sind Sie also kein Mitglied unseres Vereines?"

„Ich bin allerdings nicht beigetreten."

„Ah! So ist es! Da brauche ich Ihnen nur mitzutheilen, daß Sie absolut Nichts bekommen können."

„Warum nicht?"

„Weil nur Vereinsmitglieder unterstützt werden. Das können Sie sich doch denken!"

„So muß ich mich allerdings bescheiden, Herr Seidelmann. Aber, ob dann morgen meine Arbeit fertig wird, kann ich nicht sagen."

„Warum sollte sie nicht fertig werden?"

„Weil ich nicht eher nach Hause gehe, als bis ich irgendwo die zwei Gulden erhalte. Da versäume ich viel Zeit."

„Gehen Sie zu Ihrem Bruder."

„Der ist so arm wie ich."

„Ein Müller, der seine eigene Mühle hat?"

„O, seit der Baron von Helfenstein ihm die große Dampfmühle in den Weg gestellt hat, ist es aus. Und was die Mühle als Eigenthum betrifft, so weiß er sich vor Hypotheken kaum zu retten. Er kann mir nichts geben."

Da stand Seidelmann auf und ging hin und her, indem er sich stellte, als ob er überlege. Dann blieb er vor dem Musterzeichner stehen und sagte:

„Wilhelmi, Sie wissen, daß ich Ihnen stets wohlgewollt habe!"

Der Supplikant antwortete nicht. Darum fragte Seidelmann:

„Ist das so oder nicht?"

„Sie wissen auch, daß ich stets gut gearbeitet habe!" antwortete der Gefragte.

„Das mag sein. Dennoch kann ich Ihretwegen nicht gegen meine Grundsätze verstoßen. Aber die Sache läßt sich vielleicht auf andere Weise machen."

„Das wäre mir freilich lieb."

„Wie haben Sie jetzt gearbeitet? Nach den Farben oder in's Ganze?"

„In's Ganze."

„So sind also einige Muster von den fünf fertig?"

„Ja. Viere nämlich. Das letzte habe ich gestern am Vormittage angefangen."

„So schneiden Sie doch die vier ab, und bringen Sie sie mir herüber Ich kann Ihnen dann Ihren Lohn zahlen, ohne meine Grundsätze zu verletzen."

„Ah, richtig! Daran habe ich gar nicht gedacht.“

„Also gehen Sie! Ich werde Sie hier erwarten.“

Wilhelmi eilte fort. Seidelmann stieß ein höhnisches Lachen aus und murmelte vor sich hin:

„Der Kerl glaubt wirklich, daß er Geld bekommt! Ich brauche ihn nothwendig bei den Paschern. Ich habe ihn bereits in der Hand, und je tiefer er in Noth geräth, desto mehr ist er mein Eigenthum. Geld bekommt er hier nicht geborgt. Er ist ganz auf mich angewiesen und darf mir nicht entgehen.“

Dem Musterzeichner war das Herz leicht geworden. Als er bei sich eintrat, hatte sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck angenommen. Seine Schwiegermutter bemerkte das sofort. Darum sagte sie:

„Nun, Sie sind glücklich gewesen?“

„Noch nicht.“

„Wie? Aber Sie sehen doch ganz glücklich aus!“

„Ich werde Geld bekommen.“

„Vorschuß?“

„Nein.“

„Vielleicht gar Geschenk?“

„Auch nicht, obgleich ich die Wohlthätigkeitskasse der Brüder und Schwestern der Seligkeit in Erwähnung gebracht habe.“

„Auf welche Weise denn?“

„Ich soll die fertigen Muster liefern.“

„Geht das denn?“

„Warum nicht?“

„Und wie viele haben Sie fertig?“

„Viere.“

„O, da ist ja Alles gut! So bekommen wir ja, selbst wenn er die zwei Gulden in Abzug bringt, volle sechs Gulden. Dann ist uns für heute geholfen.“

Er nahm das Messer, schnitt die Zeichnungen, welche wirklich meisterhaft gelungen waren, ab und eilte dann fort. Er fand Seidelmann seiner wartend.

„Na, zeigen Sie her!“ sagte dieser.

Er nahm die Zeichnungen in die Hand und betrachtete sie. Sein Gesicht nahm einen Besorgniß erregenden Ausdruck an. Er trat an das Fenster, scheinbar um besser sehen zu können.

Er fand die Arbeit außerordentlich wohl gelungen, aber es lag gar nicht in seiner Absicht, dies einzugestehen.

„Hm! Oh!“ brummte er verdrießlich.

Wilhelmi fühlte eine gewisse Angst. Er räusperte sich. Da drehte Seidelmann sich zu ihm um und fragte:

„Ist das Original?“

„Natürlich!“

Sie haben nicht so etwas Aehnliches vorher gesehen?“

„Nie.“

„Hm! Dann müßte ich mich sehr irren. Besinnen Sie sich!“

„Ich kann mich keines Musters erinnern, welches einem der hier vorliegenden ähnlich wäre.“

„Auch hier bei mir nicht?“

„Nein.“

„Und doch lag ein solches Muster hier, als Sie das letzte Mal bei mir waren.“

„Ich habe es nicht gesehen.“

„Es lag dort auf dem Tische, gerade vor Ihren Augen.“

„Ich versichere, daß ich es nicht gesehen habe.“

„Unmöglich! Es hatte sich ein Musterzeichner um Arbeit gemeldet, und einer meiner Auftraggeber schickte mir eins seiner Originale ein. Das lag dort auf dem Tische. Ihr Auge ist darauf gefallen, und, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu werden, sind Ihnen die Farben und Linien gegenwärtig geblieben.“

„Das ist kaum glaublich!“

„Aber es muß doch so sein; denn alle diese vier Zeichnungen sind diesem Originale ähnlich. Sie sind nichts als nur Complicationen oder Variationen desselben.“

„Das kann ja gar nicht passiren!“

„Warum nicht? Das kann dem größten Künstler, dem besten und zuverlässigsten Arbeiter geschehen.“

„So haben Sie die Güte, zu vergleichen.“

„Das ist unmöglich, mein Lieber!“

„Ich hoffe, daß Sie mir den Gefallen thun werden!“

„Ich wiederhole, daß es unmöglich ist, denn ich habe jene Zeichnung wieder zurückgeschickt.“

„O wehe!“ entfuhr es Wilhelmi.

„Ja, o wehe! Sie werden natürlich einsehen und auch eingestehen, daß ich unter diesen Verhältnissen Ihre Arbeit nicht gebrauchen kann.“

„Dann wäre es mit meiner Hoffnung aus!“

„Allerdings. Thut mir sehr leid, ist aber leider trotz des besten Willens nicht zu ändern. Sie müssen sich natürlich bemühen, unter allen Umständen originell zu bleiben.“

„Ich habe fest geglaubt, es zu sein.“

„So befanden Sie sich für dieses Mal im Irrthume.“

„Aber ist denn ein Vergleich mit jener Zeichnung ganz und gar unmöglich, Herr Seidelmann?“

„Gerade unmöglich nicht. Wir müßten Ihre Arbeit einsenden.“

„Oder jenes Original wiederkommen lassen.“

„Gewiß! Eins von Beiden. Welches würde Ihnen lieber sein?“

„Natürlich das Letztere.“

„Daß wir es kommen lassen?“

„Ja. Dann könnte ich mich selbst überzeugen."

„Aber selbst besten Falls verstreicht eine Zeit, die uns verloren geht. Für jetzt muß ich bei der Bestimmung bleiben, daß ich Ihre Arbeit nicht gebrauchen kann."

„Ich hoffe doch nicht, daß diese Bestimmung etwa Einfluß auf die Bezahlung hat?"

„Natürlich hat sie das! Es ist ja gar nicht anders möglich!"

„Himmel! So erhalte ich heute kein Geld!"

„Sie können doch nicht verlangen, daß ich eine Arbeit bezahle, welche ich nicht gebrauchen kann!"

„Gott! Was wird meine Schwiegermutter sagen!"

„Sie ist eine verständige Frau; darum weiß ich, was sie sagen wird; sie wird mir Recht geben."

„Sie hatte sich so sehr auf die sechs Gulden gefreut."

„Es gehen oft die besten Hoffnungen nicht in Erfüllung."

„Aber wir brauchen es so nothwendig!"

„Ich kann nichts ändern!"

Der Musterzeichner drehte nicht nur verlegen, sondern geradezu bestürzt die Mütze in den Händen. Er hätte entweder laut fluchen oder gerade hinaus weinen mögen. Er war bereits abgewiesen worden; aber seine Bedrängniß gab ihm den Muth, abermals zu fragen:

„Auch den Vorschuß werden Sie mir nicht gewähren?"

Seidelmann that, als ob er außerordentlich erstaunt sei, und antwortete ziemlich barsch:

„Wo denken Sie hin? Diese Frage habe ich allerdings nicht von Ihnen erwartet!"

„Ich kann aber wohl kaum ohne Geld nach Hause kommen."

„Das geht mich nichts an! Ich habe Ihnen keinen Vorschuß gegeben, als ich überzeugt war, daß Sie morgen Arbeit bringen würden; ich kann Ihnen denselben jetzt noch viel weniger gewähren, da ich weiß, daß Wochen vergehen werden, ehe Sie wieder Neues liefern."

„Wovon soll ich bis dahin leben?"

„Da siehe zu!"

Die Zähne des Musterzeichners drückten sich knirschend auf einander. Dann sagte er:

„Wissen Sie, wem das Wort galt, welches Sie soeben ausgesprochen haben?"

„Es ist eine Redensart."

„Aber eine sehr bedeutungsvolle. Diese Antwort erhielt Judas Ischarioth, als er seine That bereute und den Priestern die dreißig Silberlinge vor die Füße warf."

„Das mag sein."

„Er ging darauf hin und erhängte sich."

„Er war ein Esel!"

„Soll ich etwa dasselbe thun?“

„Sie sind zu klug dazu. Was sollte Ihrer Familie Ihr Tod nützen? Solche Lagen sind Prüfungen, aus denen der Mensch gestärkt und geläutert hervorgeht.“

„Oder in denen er untergeht. Wenn Gott wirklich die Liebe ist, so kann er keinen Menschen in Versuchung oder Prüfung führen.“

„Das sind theologische Finessen, zu denen ich jetzt keine Zeit habe. Ich bin sehr beschäftigt.“

„Also, wirklich keinen Vorschuß?“

„Nein.“

„Auch kein Geschenk?“

„Noch viel weniger. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich Einen, welcher sich zum Bettler herabwürdigt, ablohnen würde.“

„So sind also alle meine Bitten vergebens?“

„Alle! Bemühen Sie sich weiter nicht.“

„Und was wird mit diesen vier Zeichnungen?“

„Die behalte ich einstweilen zur Vergleichung hier. Für heute sind wir fertig. Adieu!“

Er drehte sich ab.

„Adieu!“ sagte Wilhelmi.

Er brachte diesen Gruß kaum heraus. Es war ihm, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei. Er ging nicht, sondern er wankte hinaus. Er hatte das Gefühl, als ob er schwitze. Draußen aber warf sich ihm die winterliche Kälte entgegen. Das trieb ihm das congestirende Blut aus dem Kopf zurück. Er blieb stehen und blickte die Gasse hinab.

„Was nun?“ fragte er sich.

Da kam ihm das Wort Seidelmann's in den Sinn:

„Gehen Sie zu Ihrem Bruder.“

Ja. Der Bruder befand sich zwar selbst in Noth, aber er war ein Verwandter. Er gab, wenn er auch nicht helfen konnte, wenigstens einen Rath; er hatte ein freundliches, theilnehmendes Wort.

Ohne es sich eigentlich klar bewußt zu werden, schritt der Musterzeichner die Gasse hinab und dann auf einem Seitenwege aus dem Städtchen hinaus. Dieser Weg führte nach dem Haingrunde, und ehe man diesen erreichte, kam man an eine Mühle, welche aus Ziegeln gebaut und weder beworfen, noch abgeputzt war. Da in Folge dessen das Gebäude eine rothe Farbe hatte, wurde die Mühle in der ganzen Umgegend die rothe Mühle genannt.

Sie lag mitten im Walde in einem engen Thale und war ein altes, dem Verfalle rasch entgegengehendes Gebäude. Der jetzige Besitzer hatte hier lange Jahre als Knappe gearbeitet und dann die Tochter seines Meisters geheirathet. Er hatte dann die Mühle nebst allen Schulden geerbt, war aber fleißig und ehrlich gewesen und hatte bis vor einigen Jahren die Hoffnung gehegt, daß er sich doch noch emporarbeiten werde.

Da aber hatte der Besitzer des Kohlenschachtes „Gottes Segen“, der

Baron Franz von Helfenstein, gerade oberhalb eine riesige Dampfmühle nach amerikanischem System hingebaut, und seit dieser Zeit stand die „rothe Mühle" ganz natürlich auf dem Aussterbeetat.

Wilhelmi schritt das Thal entlang und sah dann den Rauch aus dem Schornstein der Mühle emporsteigen.

„Die können sich wenigstens eine warme Stube machen," sagte er zu sich. „Sie haben das Holz nahe. Ich aber schäme mich, in den Wald zu gehen und als halber Holzdieb zu gelten."

Als er in den Flur trat, kam ihm ein angenehmer, erquickender Duft in die Nase.

„Braten!" sagte er, ganz verwundert. „Und noch dazu Wild, wie es scheint! Wie kommt der Bruder dazu? Er wird doch nicht etwa — —"

Er klopfte an; drinnen erklang ein lautes „Herein!" Als er eintrat, sah er seinen Bruder und dessen Frau essend am Tische sitzen. Er grüßte, und die Beiden dankten freundlich.

Der Müller sah ihm ähnlich, war aber besser genährt, und seine Frau war beinahe dick zu nennen. Doch sah man es ihrem Gesichte an, daß sie von Sorgen auch nicht verschont geblieben seien.

„Setze Dich her!" sagte der Müller. „Du kommst da gerade zur rechten Zeit."

„Hm! Wild! Nicht wahr!" fragte der Musterzeichner.

„Ja. Eine Rehkeule."

„Sapperlot! Wie kommst Du zu einem solchen Braten?"

„Geschenk."

„Von wem?"

„Das ist Geheimniß."

„Dann danke ich!"

„Unsinn! Sei nicht dumm!"

„Wenn Du nicht sagen kannst, von wem die Keule ist, so geht es nicht mit rechten Dingen zu, und ich muß danken!"

„Nun, wenn es Dich beruhigt: Ich weiß, von wem sie ist."

„Von Einem, der so Etwas verschenken kann?"

„Das denke ich wohl. Setze Dich!"

„Na, da mag es sein."

Er nahm einen Stuhl und setzte sich an den Tisch. Die Müllerin hatte einen Teller nebst Messer, Gabel und Löffel geholt und nahm dann wieder Platz. Sie hatte trotz des delicaten Bratens, der vor ihr lag, ein gedrücktes Aussehen.

Wilhelmi griff zu Messer und Gabel, und schnitt sich ein Stück herab. Aber als er im Begriffe stand, den ersten Bissen zum Munde zu führen, setzte er die Gabel wieder ab.

„Was ist's?" fragte sein Bruder.

„Ach, Meine Frau!"

„Na, was denn?"

„Und meine Kinder!"

Dabei legte er das Fleisch wieder auf den Teller.

„Sei nicht dumm, sondern iß."

„Das begreifst Du wohl nicht?" fragte seine Frau.

„Was soll ich denn begreifen?"

„Er kann nicht essen, weil Frau und Kinder zu Hause nichts haben. Nicht wahr, Schwager?"

Wilhelmi nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Der Bissen würde mir im Munde quellen!"

Sein Bruder nickte ihm lächelnd zu und sagte:

„Ja, ja, so bist Du! Aeußerlich ein harter Kerl und innerlich doch ganz Herz und Gemüth! Wenn es aber nur das ist, so lange getrost zu. Wir haben auch für Deine Frau und die Kinder etwas."

„Ihr dürft Euch nicht berauben!"

„Das thun wir auch nicht. Wir haben nämlich nicht nur die Keule, sondern ein ganzes Reh geschenkt erhalten."

„Von wem?"

„Das sage ich Dir nachher."

„Ich glaube, es errathen zu können."

„Nun? Rathe einmal!"

„Vom alten Förster Wunderlich. Der hat solche Mucken, wenn er Jemand in Noth weiß."

„Hm! Ich sage jetzt nicht ja und nicht nein. Jetzt essen wir, und dann sollst Du es erfahren. Lange getrost zu!"

Jetzt ließ Wilhelmi sich nicht länger bitten. Er langte zu und ließ es sich schmecken. Er hatte so lange, lange Zeit nicht Fleisch gegessen, und wußte fast gar nicht mehr, wie Fleisch schmeckte.

„Sapperment, schlägst Du heute eine Klinge!" meinte der Müller. „Du hast wohl jetzt Halbfasten gehabt?"

„Nicht halb, sondern ganz."

„O weh! Seit wenn?"

„Heute ist Donnerstag. Am Sonnabend habe ich das letzte Mal gegessen."

„Herrgott! Ist's wahr?"

„Leider! Mir ist's schlecht ergangen."

„Und da kommst Du nicht zu uns?"

„Was soll ich bei Euch? Ihr habt für Euch zu sorgen."

„Da sehe mir Einer den Menschen an! Wenn ein Bruder hungert, kann der andere doch wohl mit hungern!"

Die Müllerin musterte ihren Schwager mit einem Blicke, in dem sich die tiefste, wärmste Theilnahme aussprach. Es war ihr anzusehen, daß sie eine gutmüthige, menschenfreundliche Frau war. Nur lag es heute, wie bereits gesagt, wie Wolken auf ihrem sonst so freundlichen Angesichte.

„Wie geht's der Schwägerin?" fragte sie.

„Davon nachher! Jedenfalls nicht so luxurios wie Euch. Ihr habt Braten, eine warme Stube, und — wie ich zu meiner Freude schon vom



„Sapperment schlägst Du heute eine Klinge!"

Weiten bemerkte — auch Arbeit. Ich hörte die Mühle klappern, bereits ehe ich sie sah."

„Ja, Gott sei Dank, Arbeit haben wir," sagte der Müller. „Wenn es nur so bleiben wollte!"

Die Müllerin ließ trübe den Kopf sinken. Man sah es ihr an, daß ihr eine Bemerkung auf die Lippen kam, aber von ihr unterdrückt wurde.

Am Schlusse des Mahles ertönte draußen die Klingel. Der Müller mußte hinaus, um frisch aufzuschütten. Also befand sich der Musterzeichner mit seiner Schwägerin allein. Er benutzte das, indem er fragte:

„Dir liegt Etwas auf dem Herzen?"

„Und wie schwer!" seufzte sie.

„Mangel an Geld oder Arbeit?"

„Etwas anderes."

„Darf man es erfahren?"

„Er wird es Dir wohl selbst sagen. Aber, Schwager, ich bitte Dich um Gottes willen, rathe ihm ab!"

„Wovon?"

„Du wirst's noch erfahren."

„So ist's etwas Ungutes?"

„Sogar etwas Schlimmes."

„Da kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich ihm nicht zurathen werde!"

„Wende nur Alles an, um ihn davon abzubringen!"

Jetzt kam der Müller zurück. Er warf einen forschenden Blick auf seine Frau und mochte ahnen, daß sie geplaudert habe, denn er fragte seinen Bruder:

„Nicht wahr, sie hat nicht schweigen können?"

„Natürlich haben wir miteinander gesprochen!"

„Aber wovon? Hat sie Dir nicht die Noth geklagt?"

„Sie hat mir nichts anvertraut."

„Na, Du wirst's auch ohnehin erfahren. Trage ab, Pauline, und komme dann wieder herein! Eheleute müssen aufrichtig gegen einander sein. Du mußt auch hören, was der Bruder dazu sagt."

Sie gehorchte dieser Aufforderung und nahm dann, als sie fertig war, bei den beiden Männern wieder Platz.

„Nun zunächst zu Dir!" begann der Müller. „Also daheim geht es schlecht?"

„Schlechter wie jemals. Es fehlt nicht weniger als Alles."

„Daß Du nichts zu beißen hast, hast Du schon gesagt. Bei uns war es auch so."

„Keine warme Stube!"

„Herrgott! In dieser Kälte! Konntest Du nicht zu uns kommen? Ein Füderchen Holz oder Reißig hätte ich schon noch für Dich gehabt."

Wilhelmi antwortete hierauf nicht, sondern fuhr fort:

„Die Aelteste ist todt."

„Doch nicht! Wenn?"

„Vor drei Stunden wohl.“

„Welch' ein Herzeleid! Es war so ein gutes Kind!“

Der Müllerin traten die Thränen in die Augen. Wilhelmi sah es, und nun war es ihm nicht länger möglich, die so lang beherrschte Wallung zurück zu halten. Er weinte laut auf, legte die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und schluchzte zum Erbarmen fort.

Der Müller wollte ein tröstendes Wort sprechen, aber seine Frau winkte ihm ab. Sie hatte Recht. Wenn der Musterzeichner sich ausweinte, so wurde ihm das Herz leicht. So ließen sie ihm gewähren, bis er den Kopf von selbst wieder erhob und sich die Thränen trocknete.

„Ihr dürft Euch nicht wundern, daß es hier losbricht,“ sagte er. „Aber daheim darf ich mir doch nicht merken lassen, wie es mir zu Muthe ist.“

„Du hast es recht gemacht, Schwager,“ sagte die Müllerin. „Nun ist die Last vom Herzen weg, und Du kannst reden. Das Kind ist zwar todt, und das thut Einem innig wehe; aber Du mußt Dir sagen, daß es ihm wohl ist!“

„Das gebe ich zu, Schwägerin. Wenn es nur nicht eines so grausamen Todes gestorben wäre!“

„Grausam? Wieso? Doch an den Blattern?“

„Ja, aber es ist erstickt und verhungert.“

„Herrgott! Ist's wahr?“

„Ja. Die Pocken hatten sich zollbick über das Gesichtchen gelegt. Der Mund und das Näschen wurden zu.“

„So mußte der Arzt schneiden?“

„Er kam aber nicht!“

„Du hast nach ihm geschickt?“

„Geschickt und bin auch selbst dort gewesen. Er ist doch nicht gekommen. Wird ein Reicher krank, dem es nur am Ellbogen juckt, so laufen sich gleich zehn Aerzte die Beine weg; wenn aber ein armes, elendes Volkskind verhungert und erstickt, so ist nicht Einer zu haben.“

„Du mußt ihn anzeigen, und zwar sofort!“ rieth der zornige Müller. „Er muß bestraft werden!“

„Das bilde Dir nicht ein. Ein Arzt braucht gar nicht zu kommen, wenn er gerufen wird.“

„Wozu aber ist er da?“

„Für die Reichen!“

„Aber wir haben doch auch Armenärzte!“

„Die aber auch reiche Patienten behandeln, und da kommt der Reiche natürlich vorher. Oder es liegt so ein Doctor in seinem weichen Bette und es träumt ihm, daß er den Schnupfen hat. Da klingelt es, und er soll zu einem armen Teufel kommen, der sich verbluten will. Was antwortet der Doctor? Daß er nicht kommen kann, weil er gerade jetzt im Schweiße liegt; das sei lebensgefährlich für ihn, und so ein kostbares Leben müsse er doch seinen Patienten zu erhalten suchen.“

„So ist es, obgleich nicht zu bestreiten ist, daß es auch viele brave Aerzte giebt, die ganz ohne Ansehen der Person und auch ganz heldenhaft ihre Pflicht thun. Etwas Leichtes und Angenehmes ist es nicht, Pockenkranke zu behandeln."

„Das weiß ich gar wohl. Meine Frau kann weder sehen noch hören noch schmecken oder riechen. Und so ist es auch mit den Kindern. Nun habe ich die Leiche. Die muß doch begraben werden."

„Das macht Kosten. Der Sarg, das Grab, der Pfarrer, die Leichenfrau, Alles das will bezahlt sein!"

„Und ich habe doch keinen Kreuzer in der Tasche!"

„Gar nichts? Wirklich?"

„Keinen rothen Heller. Und dabei verordnet der Doctor Milch und Bouillon und verschreibt eine Medicin, von welcher ich an einem Tage für drei Gulden verbrauchen kann."

„Hast Du nicht den Seidelmann?"

„Den? Laßt mich in Ruhe mit ihm!"

„Er kann Dir doch gern einen Vorschuß geben. Er hat es Deinen Mustern zu verdanken, daß er bei seinen Auftraggebern einen solchen Stein im Brette hat."

„Ich habe es versucht; er aber hat mich abgewiesen."

„Das ist doch kaum zu glauben!"

Wilhelmi erzählte, wie es ihm heute bei Seidelmann gegangen war. Als er geendet hatte, schlug der Müller auf den Tisch und rief:

„Das ist schlecht von ihm, grundschlecht! Ich habe es ihm nicht zugetraut, weil er so freundlich gegen uns gewesen ist."

„Gegen Euch?"

„Ja."

„Wann denn und wie?"

„Nun, er hat uns Arbeit geschickt. Wir mahlen für ihn; darum geht heute nach langer Zeit einmal unsere Mühle."

„Für ihn? Wozu braucht er denn Mehl, und woher nimmt er die Körner? Seine Familie ist doch nicht so groß, daß er wegen des Brodmehles zum Müller muß!"

„Es ist eine Speculation. Er hat Getreide von jenseits der Grenze erhalten; ich mahle es, und er verkauft das Mehl im Großen. Er sagt, daß dabei ein Geld zu verdienen sei."

„Wo liegt denn das Getreide?"

„Droben in der Dampfmühle. Die können es aber nicht ermachen, und darum soll ich mit helfen. Ich habe für längere Zeit zu thun, und da hat er, um das Geschäft fest zu machen, mir gleich hundert Gulden Vorschuß gegeben."

„Hm! Das sieht ihm doch gar nicht ähnlich!"

Die Müllerin warf ihrem Mann einen verstohlenen Blick zu, winkte zu seinem Bruder hinüber und machte dann, aber so, daß der Letztere es nicht

bemerken konnte, mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens. Ihr Mann nickte ihr beistimmend zu und sagte:

„Du siehst also, daß wir für die nächste Zeit keine Sorge zu haben brauchen. Ich habe so sehr viel Geld nicht einmal nöthig. Zwanzig Gulden kann ich ganz gut entbehren. Wenn Du sie brauchst, kannst Du sie haben.“

Das electrisirte den Musterzeichner. Er sprang von seinem Stuhle auf, blickte die Beiden mit blitzenden Augen an und fragte in freudigstem Tone:

„Ist's wahr?“

„Gern!“

„Und auch Du, Schwägerin?“

„O,“ antwortete sie; „ich habe nichts dagegen!“

„Wirklich nicht? Wirklich?“

„Nein. Ich habe dem Manne ja erst zugewinkt, daß er Dir es anbieten soll!“

„Ha, Ihr seid gut! Und das werde ich Euch niemals vergessen. Nun kann ich Athem holen! Nun ist mir leicht. Meine armen Leute können essen und trinken, und auch die Medicin sollen sie haben. Ich bin wie neugeboren. Es ist gerade so, als ob mir Engel geholfen hätten.“

„Na, na,“ lächelte die Müllerin. „Wir sind nur Menschen, und noch dazu mit Dir verwandt. Da ist es ja unsere Pflicht, zuzugreifen, wenn es möglich ist!“

„Das ist wieder ein Beweis, was für eine gute Schwägerin ich habe! Aber, laßt mich gehen, Ihr Leute! Daheim sitzen und liegen sie im Elende. Ich darf sie keine Secunde länger in Sorgen lassen, als es unbedingt nothwendig ist!“

Da machte der Müller eine abwehrende Handbewegung, deutete auf den Stuhl, von welchem sein Bruder aufgestanden war, und sagte:

„Warte noch eine kleine Weile! So schlimm es zu Hause bei Dir aussehen mag, haben sie es so lange Zeit getragen, können sie es auch noch eine Viertelstunde aushalten. Ich muß Dir nämlich Etwas erzählen und Dich dann um Deinen Rath fragen. Ich möchte gern hören, was Du zu der Sache sagst.“

„Ja, das sagtest Du bereits vorhin, und in meiner Freude dachte ich nicht mehr daran. Was ist es denn?“

Er setzte sich wieder nieder. Der Müller kratzte sich verlegen in den Haaren und wendete sich an seine Frau:

„Na, Pauline, wie soll ich denn anfangen? Es ist das doch eine sehr bedenkliche und fatale Geschichte!“

„Erzähle es ganz so in der Reihe, wie es geschehen ist,“ rieth sie ihm.

„Das geht nicht, absolut nicht! So eine Sache will ganz appart angegriffen sein.“

„Ach warum denn? Er ist ja Dein Bruder! Ihm wirst Du doch Vertrauen schenken!“

„Das wohl! Aber, hol's der Teufel, ich finde trotzdem den richtigen Anfang nicht!“

„Ist es denn gar so bedenklich?“ fragte Wilhelmi.

„Das versteht sich!“

„Was betrifft es denn?“

„Hm! Ein Geschäft.“

„Mit wem?“

„Mit — hm! — — na, heraus damit: Mit dem Waldkönig.“

„Mit dem Waldkönige?“ rief der Musterzeichner.

Dieses Wort hatte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Er war von seinem Stuhle empor geschnellt, und sein Gesicht war nicht nur blaß, sondern geradezu leichenfahl geworden.

„Herrjesses, wie der Kerl erschrickt!“ sagte der Müller. „Pauline, sieh' Dir ihn doch einmal an!“

„Es ist auch zum Erschrecken,“ antwortete sie. „Wer mag sich an den Waldkönig binden!“

Wilhelmi hatte sich von seinem Schrecke erholt. Er ließ sich langsam wieder auf den Stuhl niedersinken und sagte:

„Hat er Dir einen Boten gesandt?“

„Nein.“

„So ist er selbst gekommen?“

„Ja.“

„Und Du hast mit ihm gesprochen?“

„Mit ihm selbst.“

„Wann ist das gewesen?“

„Am Montag des Abends.“

„Erzähle es mir!“

„Nun, Du weißt, daß meine Frau und die Försterin Wunderlich gut zusammenhalten. Am Montag Abend ging Pauline nach dem Forsthause, um die Freundin zu besuchen. Ich blieb ganz allein bis vielleicht eine Stunde vor Mitternacht. Da klopfte es an den Laden. Ich dachte daß es meine Frau wäre, und wunderte mich darüber, da sie doch ganz leicht und ohne meine Hilfe durch die Hinterthür herein könne. Aber als ich vorn die Thür aufmachte, trat eine Mannsperson herein.“

„Das war der Waldkönig?“

„Ja.“

„Wie sah er aus?“

„Zuerst sah ich es nicht, denn er war sehr schnell hereingetreten, und ich hatte kein Licht im Hausflur.“

„‚Sind Sie allein?‘ fragte er mich.

„‚Ja,‘ antwortete ich.

„‚Ich habe gesehen, daß Ihre Frau beim Förster ist. Darum komme ich. Ich habe mit Ihnen zu reden. Kommen Sie herein in die Stube!‘“

„Er ging voran, und ich folgte ihm. Da stand er denn gerade so da, wie er gewöhnlich beschrieben wird.“

„Wie denn?“ fragte der Musterzeichner.

„Schaftstiefeln mit den Hosen drin, kurze Jacke und Hut.“

„Ueber dem Gesicht eine schwarze Maske?“

„Ja.“

„Was hatte er für eine Stimme?“

„Das kann ich wirklich nicht sagen. Sie klang ganz hohl unter der Larve hervor.“

„Was wollte er denn? Ich platze fast vor Begierde. Ich ahne es nämlich bereits.“

„Nein, Du kannst es nicht ahnen.“

„O doch!“

„Ganz unmöglich. Es ist etwas ganz Sonderbares, was er von mir verlangte.“

„Sonderbar? Nun, so ist meine Vermuthung richtig.“

„Du müßtest allwissend sein, um es zu wissen.“

„Nun, so will ich es Dir sagen: Er wollte etwas von Dir pachten oder miethen?“

„Wahrhaftig, Du hast es errathen! Aber was?“

„Den hinteren Keller.“

Da blickte der Müller seinen Bruder in unverhohlenem Erstaunen an, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Auch das ist richtig! Kerl, wie kannst Du das wissen?“

„Ich werde Dir es nachher sagen. Bist Du den Handel eingegangen?“

„Ja.“

„O weh! Warum hast Du das gethan!“

„Konnte ich anders? Denkst Du etwa, daß er mich groß gefragt oder gebeten hat?“

„Nun, fragen hat er Dich doch müssen!“

„Das ist ihm gar nicht eingefallen. Er hat gesagt, daß er der Waldkönig ist und meinen Keller braucht. Er hat verlangt, daß ich ihm denselben abtrete, und mir dreihundert Gulden Pacht dafür geboten.“

„Jährlich?“

„Natürlich! Er hat mir auch sogleich die Hälfte angezahlt.“

„Was! So ist das Geld, welches Du mir borgen willst, vom Waldkönig?“

„Nein, sondern von Seidelmann.“

„Aber weißt Du denn, in welche Gefahr Du Dich da begeben hast?“

„Sie ist nicht groß.“

„Er wird Deinen Keller als Pascherniederlage benutzen wollen. Das ist doch klar!“

„O nein. Das ist ja eben das ganz und gar Eigenthümliche und Unbegreifliche! Er zahlt mir jährlich dreihundert Gulden dafür, daß er meinen Keller zuschütten darf. Später, wenn unser Uebereinkommen abgelaufen ist, kann ich ihn mir wieder ausgraben lassen.“

Der Musterzeichner stieß einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen hervor und sagte:

„Das begreife allerdings auch ich nicht. Ich denke mir nur, daß er Dich täuschen wird!"

„Nein. Er schüttet den Keller zu."

„Durch wen?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe ihn bis übermorgen zu räumen und dann den Schlüssel stecken zu lassen. In vierzehn Tagen erhalte ich den Schlüssel wieder, um mich zu überzeugen, daß der Keller wirklich zugeschüttet ist."

„Und wer erhält dann den Schlüssel?"

„Ich behalte ihn. Du siehst also, daß ich mich keineswegs in Gefahr befinde."

Der Musterzeichner schüttelte langsam den Kopf und sagte:

„Ich halte da mein Urtheil noch zurück, werde es Dir aber nach einiger Zeit sagen. Ich will mich erkundigen."

„Du? Erkundigen? Bei wem denn? Wer wird Dir denn Auskunft über solche Heimlichkeiten des Waldkönigs geben können!"

„Er selbst."

„Was? Er selbst? Bist Du des Teufels?"

„Kann ich nicht auch mit ihm zusammentreffen, gerade so wie Du. Er kann ja auch mit mir Geschäfte haben."

Der Müller starrte ihn eine Weile an und sagte dann:

„Mensch, Du bist ein Pascher!"

„Warum?"

„Weil Du mit dem Waldkönige zu thun hast!"

„Pah! Das ist kein Grund, das zu denken, denn dann wärst Du ja auch ein Pascher. Wenn der Waldkönig von Einem etwas verlangt, so muß man gehorchen, sonst ist man des Lebens nicht mehr sicher — — —"

„Ja, er hat mir auch gedroht."

„Das kann ich mir denken! Jetzt, Schwägerin, will ich Dir sagen, daß Du noch keine Angst zu haben brauchst. Wir werden in einigen Tagen darüber sprechen. Von Vortheil scheint die Sache für Euch zu sein!"

„Das ist es ja," fiel der Müller ein. „Der König drohte mir mit dem Tode, falls ich mich weigern sollte. Und im Gegentheile meinte er, falls ich ihm den Willen thun wolle, werde ich sogleich merken, daß es sich mit mir zum Besten wende. Ich schlug also ein, nachdem er mir versprochen hatte, die Sache so einzurichten, daß ich nie mit der Polizei in Conflict kommen könne. Und was geschah bereits am nächsten Tage? Das Glück ging los! Seidelmann kam und brachte mir die Arbeit. Gestern Abend trat ich vor die Thür; da lag ein Reh mit einem Zettel, auf welchem stand: „Geschenk vom Waldkönige". Dumm war es freilich, daß meine Frau dazu kam, als ich mit ihm verhandelte. Sie war leise hinten hereingetreten und hörte Alles an, wobei sie in der Küche steckte. Erst als er fort war, trat sie hervor. Sie ist voller Angst, daß mir dieses Geschäft Schaden bereiten wird."

„Vielleicht hat sie Recht; vielleicht irrt sie sich auch."

„Ich werde mich wohl nicht irren," fiel Frau Pauline ein. „Der Waldkönig handelt gegen das Gesetz. Er ist nicht nur ein Pascher, sondern auch ein Mörder. Und wer mit ihm ein Abkommen eingeht, der unterstützt ihn und ist also strafbar."

„Aber, Frau," sagte ihr Mann, „Du magst da ganz Recht haben, aber Du mußt auch bedenken, welche Drohung der Pascherkönig gegen mich ausgestoßen hat. Wäre ich nicht auf seinen Vorschlag eingegangen, so hätte ich ihn mir zum Feinde gemacht."

„Lieber ihn als das Gesetz zum Feinde!"

„Wie Du doch nur so sprechen kannst! Er ist gefährlicher als das Gesetz. Das Gesetz mordet nicht; um mich aber wäre es geschehen gewesen, wenn ich ihm nicht gehorcht hätte."

„Ja, das traue ich ihm zu," stimmte der Musterzeichner ein. „Er ist rücksichtslos und grausam; das habe ich auch an mir erfahren."

Der Müller warf einen forschenden Blick auf ihn und sagte:

„Aus Deinen Reden läßt sich schließen, daß auch Du mit ihm in Beziehung stehst!"

„Hm! Vielleicht!"

„Kerl, Du bist doch nicht etwa dennoch ein Pascher?"

„Nein; aber ich soll einer werden."

„Um Gotteswillen! Das darfst Du nicht thun!"

„Bis jetzt ist es ihm noch nicht gelungen, mich so weit zu bringen, obgleich er sich alle Mühe gegeben hat."

„So hat er auch mit Dir gesprochen? Er ist persönlich mit Dir verkehrt?"

„Ja. Er ist sogar zuweilen in meine Wohnung gekommen."

„In Gegenwart Deiner Frau?"

„Nicht nur das, sondern auch in Gegenwart meiner Schwiegermutter."

„Welch eine Unvorsichtigkeit von ihm!"

„Unvorsichtigkeit? Ah, Du kennst ihn schlecht. Er ist ein schlauer Patron und versteht es, zu berechnen."

„In einer solchen Unvorsichtigkeit kann doch unmöglich eine Berechnung liegen!"

„Es ist eben keine Unvorsichtigkeit. Er wußte, daß ich arm bin und mich in Noth befand. Noth bricht Eisen und bethört das Gewissen. Wenn man im Elende steckt und eine Mutter ihre Kinder hungern sieht, sehnt sie sich nach Hilfe, ohne zu prüfen, ob dieselbe auf einem gesetzlichen Wege erlangt wird. Darum hat der Pascherkönig mich in Gegenwart meiner Frau und Schwiegermutter aufgesucht. Er bot einen hübschen Lohn; wir brauchten Geld; was er von mir verlangte, war nicht direct etwas Unrechtes; meine Frau jammerte; das Geld stach ihr in die Augen — na, ich wurde schwach, und da er mich bedrohte, falls ich ihm nicht gehorsam sei, ging ich darauf ein. Das ist die Sache."

„Was hast Du denn für ihn zu thun gehabt?"

„Hm! Es ist nicht nothwendig, davon zu reden. Du hast vielleicht gehört, wie er die Ausplauderei bestraft.“

„Ja. Aber ich habe Dir doch auch verrathen, welches Geschäft ich mit ihm gemacht habe.“

„Das kannst Du. Ich bin Dein Bruder.“

„Und ich bin der Deinige!“

„Das ist richtig. Na, Du wirst es ja nicht weiter reden. Ich habe zuweilen einen Brief besorgt.“

„An wen?“

„Das darf ich ganz gewiß nicht sagen.“

„Hast Du nicht gewußt, was darin steht?“

„Nein. Denkst Du, der Waldkönig weiht seine Boten in seine Geheimnisse ein? Das darfst Du ihm nicht zutrauen.“

„Aber die Sache ist gefährlich für Dich!“

„Das sehe ich auch ein. Ich werde mich nicht lange mehr mit ihm abgeben.“

„Pah! Er hat Dich fest und wird Dich zwingen. Wer dem Teufel einmal einen Finger giebt, dem zwingt er auch nach und nach die ganze Hand ab!“

„Das ist eine Redensart. Ich bin schwach gewesen und habe ihm den Finger gegeben; mehr aber bekommt er nicht, darauf kannst Du Dich verlassen. Und wenn er mir droht, so weiß was ich thue.“

„Nun, was?“

„Ich stelle mich so, als ob ich ihm gehorche, thue aber trotzdem, was ich will.“

„Bruder, wage Alles, nur dieses nicht!“

Der Musterzeichner zog die Brauen zusammen und antwortete:

„Vergiß nicht, daß ich kein Kind bin! Ich habe die Armuth und das Elend kennen gelernt, aber mit den Gerichten habe ich noch nichts zu schaffen gehabt, und davor werde ich mich auch in Zukunft hüten. Der Waldkönig mag bestehen, so lange er will; einmal aber kommt doch seine Zeit, einmal bricht seine ganze Sache zusammen, und dann sind auch alle Diejenigen verloren, die es mit ihm gehalten haben. Ich mag nicht dabei sein!“

„Das ist Alles recht gut; aber er hat Dich einmal fest, und ich glaube nicht, daß er Dich wieder aus dem Garne läßt.“

„Er wird mich schon herauslassen müssen. Will er mich zwingen, so kehre ich den Spieß um. Wenn nur — hm!“

Er hielt inne und blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Was meinst Du?“ fragte sein Bruder.

„Wenn ich nur einmal Einen, nur diesen Einen treffen und mit ihm sprechen könnte!“

„Mit wem?“

„Mit dem Fürsten des Elendes.“

„Sakkerment! Ja, da hast Du Recht. Der ist ganz gewiß dem Waldkönige gewachsen.“

„Und — was nämlich die Hauptsache ist — er hat die Absicht, ihn zu fangen. Das merkt man aus Allem, was man von ihm hört.“

„Ja, aber wie und wo ihn treffen!“

„Das habe ich mich auch gefragt, und da bin ich auf einen recht guten Gedanken gekommen. Du weißt doch, daß er bei dem Pfarrer gewesen ist?“

„Ja, am Sonntage. Er hat für die Kinder Beyers gesorgt.“

„Nun, es läßt sich erwarten, daß er sich einmal nach ihnen erkundigt. Und wo wird er das thun?“

„Jedenfalls beim Pfarrer.“

„Entweder bei diesem oder bei Hausers, wo die Kinder untergebracht worden sind. Ich werde also zum Pastor und zum alten Hauser gehen. Kommt der Fürst des Elendes zu ihnen, so mögen sie es ihm sagen, daß ich mit ihm zu sprechen habe.“

„Ganz gescheidt! Und gerade von diesen Beiden hast Du nicht zu befürchten, daß sie Dich verrathen werden.“

„O nein. Das sind zwei sichere Männer. Und wenn er dann zu mir kommt, soll ich auch von Dir mit ihm reden?“

„Wegen meines Kellers?“

„Ja.“

„Hm! Das will überlegt sein!“

„Nein, das braucht gar nicht überlegt zu werden,“ bemerkte da die Müllerin. „Der Fürst des Elendes ist der Mann dazu, Alles zum Besten zu lenken.“

„Aber es ist gefährlich!“

„Warum denn?“

„Ich muß doch eingestehen, daß ich mit dem Waldkönige einen Pakt geschlossen habe!“

„Was schadet das?“

„Ich bin doch strafbar!“

„Bis jetzt ist noch gar nichts Unrechtes geschehen. Und denkst Du etwa, daß der Fürst des Elendes ein Richter ist, der gleich mit dem Strafgesetzbuche droht?“

„Nein, das denke ich nicht. Aus Allem, was man sich von ihm erzählt, geht hervor, daß er dem Bedrängten Hilfe bringt. Er wird keinen Menschen in's Elend stürzen.“

„Na also! Wenn Du aufrichtig mit ihm sprichst, wird er wohl einen Weg finden, Dich von dem Waldkönige los zu bringen, ohne daß man erfährt, daß Du diesem den Keller verpachtet hast. Also kannst Du dem Schwager ganz ruhig erlauben, daß er mit ihm auch von Dir spricht.“

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben, Bruder, thue, was Du willst. Gelingt es Dir wirklich, mit ihm zusammen zu treffen, so wirst Du schon

merken, ob es gerathen ist, auch mich mit zu erwähnen. Du bist kein dummer Kerl, und ich kann mich auf Dich verlassen. Nun aber sehe ich, daß Du unruhig wirst. Dich treibt's nach Hause?"

„Ist's ein Wunder? Die Meinen haben nichts zu essen."

„Gut! Ich will Dir das Geld holen."

Er ging und brachte ihm nach kurzer Zeit zwanzig Gulden. Die Augen des Musterzeichners wurden feucht, als er das Geld einsteckte.

„Bruder, das ist Hilfe in der höchsten Noth!" sagte er. „Jetzt können meine Leute essen."

„Vielleicht langt es auch noch für ein Weiteres!" meinte der Müller lächelnd.

„Für Weiteres? Was meinst Du da?"

„Nun, Ihr habt doch auch noch andere Bedürfnisse als blos Essen und Trinken."

„Das ist richtig; aber zwanzig Gulden sind keine Million. Wie bald werden sie alle sein. Ich muß den Sarg bezahlen; denn nun denke ich nicht mehr daran, mein Kind in einem Kasten begraben zu lassen; das Begräbniß kostet Geld; ich habe Schulden in der Apotheke — ich glaube, daß ich äußerst sparsam sein muß. Aber ich werde diese Nacht arbeiten, um einige neue Muster zu entwerfen, von denen ich überzeugt bin, daß sie originell sein werden."

Die Müllerin gab ihrem Manne einen heimlichen Wink. Dieser verstand sie und sagte zu ihm:

„Wir haben jetzt selbst Mangel gelitten, aber nun ich die Arbeit für Seidelmann habe, ist uns geholfen. Ich werde einmal sehen, ob nicht drüben in der Mühle eine Kleinigkeit für Dich zu finden ist."

„Vielleicht hast Du eine Hand voll Zargmehl übrig," nickte der Musterschläger zustimmend. „Es würde das doch eine kleine Mahlzeit geben."

„Zargmehl? Sandmehl? Welches zwischen den Mühlsteinen zurückgeblieben ist? Nein, Bruder, das gebe ich Dir nicht. Das ist ungenießbar."

„Oder Staubmehl."

„Welches ich in den Winkeln zusammenkehre? Das ist für das Vieh. Ich bringe Dir Anderes. Seidelmann wird es nicht merken, wenn ihm zwei oder drei Pfund fehlen. Uns ist ja das Recht zum „Metzen" angeboren."

Er ging und brachte bald in einem weißen, reinlichen Tuche einen Vorrath von Mehl, mit welchem der Musterzeichner sich und die Seinigen für einige Male zu sättigen vermochte.

Er verließ die Mühle unter ganz anderen Gefühlen, als diejenigen gewesen waren, mit denen er sie betreten hatte.

Das war am Nachmittage. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Eduard Hauser am Föhrensteige ergriffen und nach Hause geschafft. Wie bereits erwähnt, hatte Fritz Seidelmann sich dabei befunden, war aber später vom Staatsanwalte veranlaßt worden, sich zu entfernen.

Er ärgerte sich darüber, und als er an der Schänke vorüberkam, kam

ihm der Gedanke, diesen Aerger hinab zu spülen. Er traf einige Gäste an, denen er erzählte, was geschehen war. Natürlich gab er sich dabei alle Mühe, seinen Antheil, welchen er an dem Ereignisse hatte, in das rechte Licht zu stellen. Später kamen noch mehrere Gäste, welche sich natürlich auch von dem Geschehenen unterhielten. Er gab sich als den Helden des Tages und machte es sich zum Vergnügen, das Geschehene wieder und immer wieder zu erzählen. So verging die Zeit, und er verwunderte sich, als er, nach der Uhr blickend, bemerkte, daß es bereits Mitternacht sei. Er brach auf.

Zu Hause wurde er vom Vater mit keiner allzu großen Freundlichkeit empfangen.

„So spät!" sagte dieser. „Wo steckst Du denn eigentlich?"

„Ich war in der Schänke."

„Konntest eher kommen. Bist ja bereits am Vormittage mit Winkler fort. Ich sitze da und vergehe vor Verlangen, Etwas zu hören.

„So weißt Du bereits, was geschehen ist?"

„Natürlich! Es ist ja bereits in der ganzen Stadt herum. Und zu meinem größten Erstaunen erfahre ich, daß Du selbst auch mit dabei gewesen bist?"

„Das versteht sich ganz von selbst," sagte Fritz mit Selbstgefühl. „Ich habe den Anführer gemacht."

„So erzähle!"

Der Sohn berichtete dem Vater, was er in der Schänke bereits mehr als zehnmal erzählt hatte. Der Vater hörte mit großer Spannung zu und sagte dann:

„Das ist glänzend gelungen! Er ist nach der Amtsstadt transportirt worden, und das Engelchen dazu."

„Ich hörte das auch."

„Also auf Dich geschossen hat dieses Frauenzimmer? Es ist mehr als toll!"

„Ich konnte des Todes sein!"

„Hm! Zeige einmal her!"

Er betrachtete sich das Ohr und meinte dann lachend:

„Na, an das Leben wird es Dir nicht gehen. Uebermorgen wird das Ding bereits heil sein."

„Dennoch werde ich dieses Frauenzimmer so streng wie möglich bestrafen lassen!"

„Pah! Wenn die Herren vom Gerichte Deine fürchterliche Verletzung sehen, wird von Strafe nicht sehr die Rede sein Ein Gedanke kommt mir freilich! Hm!"

„Was?"

„Wenn die Wunde größer wäre!"

„Dann wäre auch die Strafe größer, meinst Du?"

„Ja. Hat der Staatsanwalt Dein Ohr angesehen?"

„Nein."

„Oder ein Anderer?“

„Der eine Grenzer. Aber er wird wohl auch nur blos so oberflächlich hingeschielt haben. Die Kerls thaten wirklich so, als ob es mir ganz recht geschehen sei.“

„Und der Staatsanwalt befahl Dir, Dich zu entfernen?“

„Ja. Ich hätte diesen Kerl beohrfeigen können!“

„Nun, wir wollen ihn in's Bockshorn jagen. Deine Wunde muß unbedingt gefährlicher werden.“

„Donnerwetter! Wie meinst Du das?“ fragte Fritz, einigermaßen erschrocken.

„Wir machen sie gefährlicher!“

„Unsinn!“

„Das heißt, wir vergrößern sie.“

„Du bist wohl verrückt geworden? Ich glaube gar, Du willst mir das Ohr heraus reißen!“

„Nein, sondern ich will Dir nur die Schramme etwas weiter aufschlitzen.“

„Damit bleibe mir vom Leibe!“

„Es thut ja gar nicht wehe!“

„Wehe oder nicht! Ich will nicht mit einem aufgeschlitzten Ohre in der Welt herumlaufen.“

„So willst Du also, daß Hofmanns Mädchen freigesprochen wird?“

„Man wird sich hüten, sie frei zu sprechen!“

„Bah! Das kenne ich! Sie war aufgeregt.“

„Das ist kein Grund, Jemand zu erschießen!“

„Du bist eben gar nicht erschossen worden. Und die Aufregung ist stets ein Milderungsgrund.“

„Ich werde schon dafür sorgen, daß man nicht an eine Milderung denkt!“

„Und sodann konnte sie nicht wissen, ob das Gewehr geladen war oder nicht.“

„Gerade darum sollte sie es nicht angreifen. Nein, nein, mein Ohr lasse ich mir nicht verschimpfiren!“

„Ganz wie Du willst! Aber weiß man, daß Du nur von einem Schrote getroffen worden bist?“

„Hm! Warum fragst Du?“

„Wie nun, wenn Du noch eine andere Wunde hättest?“

„Wo denn?“

„Näher am Herzen.“

Fritz blickte schnell auf die Stelle seines Rockes, unter welcher das Herz zu suchen war.

„Sapperment!“ sagte er. „Ich werde doch nicht etwa an einer anderen Stelle getroffen worden sein!“

„Warum nicht?“

„Das wäre verteufelt! Ich werde doch lieber einmal nachsehen!“

„Unsinn! Wenn Du noch eine zweite Blessur hättest, so hättest Du es schon längst gefühlt. Ich meine es anders."

„Wie denn?"

„Wir haben auch Schrot!"

„Das weiß ich."

„Wir laden ein einziges Korn in einen Revolver."

„Wozu?"

„Ich nehme den Revolver, ziele genau und schieße Dir den Schrot recht vorsichtig so unter den linken Arm hinein, daß er in gleicher Höhe mit dem Herzen durch Rock und Weste und das Hemde dringt und Dir eine kleine Schramme in die Haut reißt."

„Danke, danke! Ich bin keine Königsscheibe."

„Es thut Dir ja gar nichts!"

„Das will ich gar nicht versuchen!"

„Aber es wird die Strafe verschärfen!"

„Das würde mir sehr angenehm sein, ist aber doch kein Grund, bei lebendigem Leibe auf mich schießen zu lassen."

„Kerl, ich glaube gar, Du hast Angst!"

„Fällt mir gar nicht ein! Aber schießen lasse ich auf keinem Falle nach mir!"

„Du bist ein Dummkopf! Was aber wird mit Hofmann?"

„Was soll mit ihm werden? Ihm können sie gar nichts anhaben; er ist nicht dabei gewesen."

„Das meine ich auch gar nicht. Sein Mädchen hat Dich bei der Maskerade sitzen lassen — — —"

„Aergerliche Geschichte!"

„Sie hat heute auf Dich geschossen — — —"

„Das danke ihr der Teufel!"

„Ihr Vater ist kein guter Arbeiter. Du hast nur wegen seines Mädchens Nachsicht mit ihm gehabt."

„Das ist wahr. Das hört aber nun auf!"

„Eben deshalb frage ich, was mit ihm werden soll."

„Nun, was weiter als ein Hungerleider! Ich gebe ihm ganz natürlich keine Arbeit mehr. Ich werde gleich früh zu ihm gehen und es ihm sagen. Hat er noch nicht angefangen, so lasse ich das Material gleich wieder holen. Er mag einsehen, daß es nicht vortheilhaft ist, der Vater eines dummen Mädchens zu sein."

„Meinetwegen gehe zu ihm! Das Beste bei der ganzen Sache ist, daß man den Hauser für den Pascherkönig hielt. Wir werden einige Zeit lang mit allergrößter Sicherheit operiren können."

„Das war ja eben meine schlaue Berechnung! Man wird natürlich annehmen, daß nun, wo der Anführer gefangen worden ist, die Pascher gar nicht daran denken können, etwas zu unternehmen."

„Darum bin ich überzeugt, daß morgen Alles auf das Prachtvollste ge-

lingen wird. Und aus diesem Grunde ärgerte ich mich, daß Du gar nicht kamst!"

„Du brauchst mich doch nicht!"

„Sogar nothwendig! Wir wollen morgen zwei Fliegen auf einen Schlag fangen, und zwar was für Fliegen! Da müssen wir alle Schlauheit anwenden. Die beiden anderen Waldkönige müssen benachrichtigt werden."

„Der Schmied Wolf in Tannenstein?"

„Ja, und der Wagner Hendschel in Obersberg. Sie Beide müssen zu gleicher Zeit operiren, damit sie die Grenzer auf sich ablenken."

„Dann brauchen wir die beiden Boten."

„Ja. Ich kann nicht zu ihnen; das ist Deine Sache, und darum hätte ich gern gesehen, Du wärst eher gekommen."

„Es ist noch immer Zeit. Den Hundejungen hätte ich ja vor Mitternacht gar nicht zu Hause getroffen."

„Hat er heute Tagesschicht?"

„Ja. Er fährt erst morgen um Mitternacht an und hat also Zeit, nach Tannenstein zu gehen. Ich werde ihm aber den Brodkorb höher hängen müssen. Am letzten Male verlangte er zwei Gulden. Ist das nicht unverschämt?"

„Zwei Gulden? Also gerade noch einmal so viel!"

„Ja. Bis Tannenstein ist es vier Stunden zu gehen. Zwar ist es jetzt ein mühsamer Weg, denn der Schnee liegt über einen Meter hoch; aber wenn so ein Kerl sich in acht Stunden einen Gulden verdienen kann, so muß er seinen lieben Gott dafür danken."

„So nimm ihn heute etwas schärfer an!"

„Das werde ich ganz sicher thun. Noch mehr zu schaffen macht mir Wilhelmi."

„Der Musterschläger! Das glaube ich nicht!"

„O, er gehorcht nur widerwillig. Es hat den Anschein, als ob er mich bei Gelegenheit abschütteln will."

„Das wird er sich nicht unterstehen. Du hast bereits davon gesprochen, und darum habe ich mir heute Mühe gegeben, ihn gefügig zu machen."

„Was hast Du gethan?"

Seidelmann Senior erzählte, daß er die Muster nicht für Originale erklärt und in Folge dessen dem Musterzeichner kein Geld gegeben habe.

„Das war klug gehandelt," sagte sein Sohn. „Jetzt hat er nichts zu essen- und wird gehorsam sein."

„So kannst Du aufbrechen, sonst geht er schlafen."

„Der? Glaube das nicht! Er hat kein Geld; er will und muß leben; er wird also heute Nacht arbeiten; er wird ein neues Muster in Angriff nehmen."

„Vielleicht hast Du Recht, und es ist besser, wenn Du etwas später gehst."

„Ich bin sogar dazu gezwungen. In der Schänke sitzen noch Leute. Hauser's Arretur hat das ganze Nest in Aufruhr gebracht. Die Nachbarn stecken bei einander, um dieses Ereigniß zu besprechen. Wie leicht kann ich Einem begegnen. Ich muß warten, bis man nach Hause gegangen ist."

V. S.

Sein Vater gab das zu, und so legte Fritz erst eine Stunde später die Jacke und die Maske an. Er ging durch den Garten und stieg über den Zaun. Dann lauschte er. Es war kein Mensch zu sehen und zu hören. Er hielt sich möglichst in dem Schatten der Gebäude und begab sich zunächst nach einem Häuschen, welches neben demjenigen lag, in welchem der Musterzeichner Wilhelmi wohnte.

Auch hier gab es ein kleines Oberstübchen, welches ein blutarmer Teufel inne hatte. Dieser hieß Schulze. Er war früher Häuer gewesen, hatte aber bei einem Einsturze des Stollens einen Arm verloren und konnte jetzt weiter nichts thun, als Hunde schieben.

Hunde heißen diejenigen vierrädrigen Karren, in denen in Bergwerken auf Schienen das Losgeschlagene transportirt wird. Einer, dessen Arbeit es ist, Hunde zu schieben, wird Hundejunge genannt.

Schulze hatte heute Tagesschicht gehabt und kam in Folge dessen erst nach Mitternacht nach Hause. Auch in seiner Wohnung sah es elend aus. Seine Frau saß bei einem Lämpchen am Klöppelsacke und arbeitete. Auf einer harten Bank lag ein bleiches Kind, ein Mädchen, welches nicht laufen konnte, trotzdem es bereits drei Jahre alt war. Es litt an der englischen Krankheit, eine Folge der vollständig ungenügenden Ernährungsweise. Und in der Ecke hockte ein älterer Knabe, vorn und hinten ausgewachsen. Bei ihm waren, auch in Folge des Nahrungsmangels, die Knochen weich geblieben und hatten sich in ihre jetzige Lage gebogen.

Als der Mann nach Hause kam, grüßte er mürrisch und sagte pustend:

„Eine wahre Heidenkälte! Es ist geradezu, als wollte es Einem die Finger wegschneiden. Wie steht es mit dem Feuer?"

Die Frau seufzte und bückte sich tiefer auf die Arbeit. Der Mann legte die Hand an den Ofen und meinte dann:

„Kalt! Habt Ihr denn kein Feuer gehabt?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Wir hatten kein Holz. Ich konnte nicht in den Wald, weil ich sonst nicht fertig geworden wäre. Ich muß übermorgen liefern, wenn ich Geld haben will."

„Aber der Junge konnte doch in den Wald!"

„Ich bin gestürzt!" sagte der Verwachsene.

„Ja," erklärte die Frau. „Ich schickte ihn fort. Er sollte sehen, ob er im Walde ein Wenig Abgebrochenes finden könne. Er ist über eine Wurzel gestürzt, die unter dem Schnee gewesen ist, und hat sich den Fuß verstaucht. Der alte Barbier hat ihn gefunden und nach Hause gebracht."

„Wieder Mallör! Es wird immer schlimmer. Ich dachte, schlafen zu können; nun aber muß ich jetzt in der Nacht hinaus in den Wald. Was giebt's zu essen?"

„Kartoffelsuppe."

„Ich denke, Ihr habt kein Feuer gehabt?"

„Ich habe sie beim Wirth gekocht. Der ging vor fünf Minuten zu Bette; da habe ich sie geholt; sie wird vielleicht noch warm sein."

Sie stand auf, schüttete die Suppe in eine thönerne Schüssel, stellte diese auf den Tisch und legte einen Löffel dazu. Der Mann setzte sich und begann. Aber als er den ersten Löffel voll hinuntergeschluckt hatte, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Das ist Kartoffelsuppe?"

„Ja."

„Woher hast Du denn die Kartoffeln?"

Die Frau antwortete nicht sogleich; darum sagte das kleine Mädchen:

„Es waren Schalen!"

Der Mann legte den Löffel weg und faltete die Hände, aber nicht etwa zum Gebete.

„Suppe aus Kartoffelschalen!" sagte er. „Wie hast Du denn das fertig gebracht?"

Die Frau strich sich mit der Hand über die Augen und antwortete mit stockender Stimme:

„Ich war beim Bürgermeister. Das Dienstmädchen fütterte gerade die Ziege. Es waren Brotrinden und Schalen, an denen noch Brocken hingen. Ich gab gute Worte und habe die Schalen und Rinden erhalten. Die Rinden haben die Kinder bekommen; die Schalen aber habe ich in Salzwasser gekocht und dann durch ein Tuch geseiht. Das ist Deine Kartoffelsuppe."

Sie sagte das so eintönig hin. Sie gab sich alle Mühe, den Kummer, welcher ihr Herz erfüllte, nicht merken zu lassen.

„Und Du?" fragte Schulze. „Was hast Du gegessen?"

„Ich habe keinen Hunger."

„Oho! Das machst Du mir nicht weiß. Gleich kommst Du her! Du issest die Suppe mit!"

Sie machte keine Miene, diesem Gebote nachzukommen. Er kannte sie; darum sagte er:

„Wenn Du nichts issest, mag ich auch nichts. Ich schütte also die Suppe zum Fenster hinaus!"

Er nahm die Schüssel und ging zum Fenster.

„Halt! Warte!" rief sie ängstlich.

Sie holte sich einen Löffel und setzte sich mit ihm an den Tisch. Aber sie langte so langsam zu, daß auf ihren Mann viermal mehr kam als auf sie. Während des Essens erinnerte er sich ihrer Worte. Darum fragte er:

„Du wareſt also beim Bürgermeister?"

„Ja. Bereits am Vormittage."

„Warum?"

„Wegen den Steuern."

„Steuern? Schon wieder! Was denn für welche?"

„Communalanlagen."

„Diese Herren wissen wirklich nichts weiter, als Geld verlangen! Sie

mögen doch vorher dafür sorgen, daß man das, was man braucht, auch wirklich verdient!"

„Wir sind volle zwei Jahre schuldig!"

„Nicht möglich!"

Sie hustete, obgleich ihr wohl kein Krümchen in die unrechte Kehle gekommen war.

„Die Zeit vergeht," sagte sie leise. „Der Bürgermeister wurde barsch. Er sagte, daß er uns auspfänden lassen werde, wenn wir nicht bezahlen."

Schulze musterte den Inhalt seiner Stube und lachte grimmig vor sich hin:

„Sie mögen kommen! Was da ist, können sie mitnehmen, mich, Dich und die Kinder gleich auch mit! Wann wollen sie denn zur Auspfändung kommen?"

„Er hat mir noch acht Tage Zeit gegeben."

„Wie barmherzig! Aber, ich habe auch meine Ehre. In das Armenhaus lasse ich mich nicht stecken. Ich werde also sehen, daß ich wenigstens einen Theil bezahlen kann. Du sagtest, daß Du übermorgen Geld bekommst?"

„Ja. Ich habe zu liefern, volle siebzig Ellen."

„Siebzig Ellen! So hast Du täglich zehn Ellen fertig gebracht?"

„Ja."

In diesem Ja lag aber eine ganze Welt von Kummer, Sorge, Entbehrung und Anstrengung. Sie hatte auch des Nachts gearbeitet; ihre geschwollenen Augen konnten davon erzählen.

„Wie viel bekommst Du da?"

„Für die Elle anderthalb Kreuzer."

„Blos?!" fragte er erstaunt.

„Ich habe die letzte Nummer. Meine Augen thun so wehe; sie sind ganz schwach geworden. Ich kann nur noch die geringste Sorte fertig bringen, die nur für die Anfänger ist — anderthalb Kreuzer für die Elle."

„Und da wollen wir Abgaben bezahlen?"

„Du bekommst ja Sonnabend auch Lohn!"

„Ja, als Hundejunge!"

Sie legte den Löffel weg und ging hinaus, um die Thränen zu verbergen, welche ihr auf die schmerzenden Lider traten. Als sie wieder herein kam, setzte sie sich nicht abermals an den Tisch, sondern an ihren Klöppelsack aber sie fragte:

„Wieviel wird man Dir auszahlen?"

„Pro Tag einen halben Gulden — also drei Gulden."

„Da können wir keine Abgaben bezahlen."

Er legte den Löffel weg, obgleich er das armselige Kartoffelschalenwasser noch nicht ganz verzehrt hatte. Hungrig war er, ja; aber die Lust zum Essen war ihm vergangen. Er gab das Uebriggebliebene den Kindern und schaffte diese dann zu Bette — wenn hier überhaupt von Betten gesprochen werden konnte.

V. S.

Jetzt, nun, als er mit der Frau allein war, sagte er:

„Es giebt nur noch ein Mittel, ein paar Kreuzer mehr zu verdienen."

„Was?"

„Du weißt es."

Da erhob sie den Kopf und sagte:

„Das nicht! Nur das nicht!"

„Andere thun es auch!"

„Aber es ist dennoch Diebstahl!"

„Das weiß ich wohl, und ich habe mich darum auch nicht leicht dazu entschließen können. Aber — wollen wir verhungern?"

„Gott wird helfen!"

Er schüttelte den Kopf, blickte seiner Frau in das bleiche, abgesorgte Angesicht und antwortete:

„So hat es schon lange geheißen."

„Und es bleibt auch wahr!"

„Ja: Gott wird helfen; das bleibt wahr. Er wird nämlich helfen. Wir werden sterben; dann ist uns geholfen!"

„Sprich nicht so!" sagte sie bittend.

„Nun, Gott kann helfen, so heißt es; aber ich begreife ihn nicht, daß er es gar nicht thut. Wir hungern; wir frieren; wir sollen gepfändet werden! unsere Kinder sind elend und krank; Du hast Dich fast um das Augenlicht gebracht, und ich bin um einen Arm gekommen, ohne daß man mir einen Kreuzer Entschädigung angeboten hat. Es wird Zeit, daß Gott hilft. Ich werde in den Wald gehen und einen Baum umsägen. Den mache ich klein und verkaufe das Brennholz. Ein Brod oder zwei giebt das doch gewiß."

„Es ist Forstdiebstahl!"

„Aber der Hunger!"

Sie wollte antworten, aber da erklangen halblaute Schritte auf der Treppe, und dann klopfte es auf eine eigenthümliche Weise an die Thüre. Die Frau erschrak.

„Herrgott! Der Waldkönig!" sagte sie.

„Ja, das ist er!" bestätigte ihr Mann.

Er ging zur Thür und öffnete.

„Sind die Kinder zu Bette?" fragte es draußen.

„Ja. Kommen Sie!"

Der Waldkönig trat ein, das Gesicht mit einer Maske verhüllt. Die Frau hatte ihr Gesicht tief auf die Arbeit niedergebeugt. Die Gegenwart dieses Mannes war ihr entsetzlich. Sie wollte ihn gar nicht sehen.

„Haben Sie Zeit?" fragte er.

„Ich bin gleich erst nach Hause," antwortete Schulze.

„Ich wußte, daß Sie bis Mitternacht Schicht haben. Sie müssen mir einen Brief besorgen."

„Wieder nach Tannenstein?"

„Ja."

„Wann?“

„Bis zum Mittag.“

„An wen?“

„Wieder an Denselben wie stets.“

„Ich möchte Sie bitten, lieber einen Anderen zu schicken.“

„Ah! Warum?“

„Es ist mir zu gefährlich!“

„Was fällt Ihnen ein! Jemandem einen Brief zu bringen, kann doch nicht gefährlich sein?“

„Wenn er vom Waldkönige ist, doch!“

„Kein Mensch wird Sie verrathen!“

„Und doch ist dies möglich!“

„Nun, ich sage doch jedenfalls nichts, und der Andere auch nicht!“

„Man kann nie wissen, was passirt. Und das, was ich wage, ist zu viel gegen das, was ich dafür bekomme!“

„Ach so! Ist's das?“

„Ja. Ein Gulden ist zu wenig.“

„Ich halte es für mehr als genug.“

„Ich nicht. Denken Sie, acht Stunden Weg!“

„Im Schacht bekommen Sie für zwölf Stunden nur einen halben Gulden!“

„Der Schnee — die Kälte!“

„Man laufe rasch, da wird man warm!“

„Meine Stiefelsohlen sind durch!“

„Der Gulden reicht hin, sie ausbessern zu lassen!“

„Und außerdem die Gefahr!“

„Die existirt gar nicht.“

„Wenn Sie doch zwei Gulden geben wollten!“

„Das kann ich nicht.“

„Sie verdienen so viel! Sie machen Geschäfte, bei denen es sich um Tausende von Gulden handelt!“

„Und bei denen ich aber auch Tausende verlieren kann, wie es jetzt einige Male geschehen ist.“

„Sie wissen, wie blutarm ich bin!“

„Ich gebe keinen Kreuzer mehr! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?“

Der Mann blickte verlegen vor sich nieder. Er wußte, was kommen werde; dennoch antwortete er:

„Ich möchte lieber zu Hause bleiben.“

„Gut! Bleiben Sie! Aber ich werde dafür sorgen, daß Sie den Sonnabend abgelohnt werden. Sehen Sie dann, wo Sie sich Ihre Gulden verdienen können.“

Er that, als ob er gehen wolle; da sagte Schulze:

„Geben Sie den Brief her!“

Der Waldkönig drehte sich wieder um und legte den Brief auf den Tisch.



a. v. S. 34

„Sie wissen wie blut arm ich bin!"

„Hier!“ sagte er „Er kommt natürlich sicher und richtig an seinen Mann!“

„Ich garantire dafür!“

„Das versteht sich ganz von selbst! Kommt er in falsche Hände, so haben Sie es mit mir zu thun! Gute Nacht!“

Er ging. Man hörte ihn leise die Treppe hinabsteigen.

„Das ist der Teufel!“ klagte die Frau.

„Ja, ein Teufel ist er!“ stimmte der Mann bei.

„Und zwar unser Teufel!“

„Ich habe mir schon den Kopf zermartert, wie ich ihn los werden kann, ohne in Schaden zu kommen; aber es will mir nichts, gar nichts einfallen!“

„Auch mir nicht. Ich würde gern Alles ertragen, wenn nur diese Sclaverei von uns genommen wäre.“

„Einen Gulden, einen lumpigen Gulden für so einen Weg! Und dabei riscire ich vielleicht das Zuchthaus. Ich weiß ja nicht einmal, was in den Briefen steht!“

„Du wirst also gehen?“

„Ich muß ja; ich muß! Du hast es doch gehört, daß ich die Arbeit verlieren werde, wenn ich nicht gehorche!“

Der Waldkönig hatte unten die Hausthür leise geöffnet und hinaus auf die Gasse gespäht. Er bemerkte keinen Lauscher und huschte mit raschen Schritten an die Thüre des Nachbarhauses. Auch diese war nicht mit einem richtigen Schlosse, sondern nur mit einem Holzriegel versehen, wie sie in jener Gegend gebräuchlich sind. Wer diese Einrichtung kennt, kann von der Gasse aus eine jede Hausthüre öffnen. Es wohnen hier ja nur arme Leute, welche keine Veranlassung haben, ihr armseliges Eigenthum hinter complizirten Schlössern zu verwahren.

Der Waldkönig war auch in diesem Hause bekannt. Er stieg die Treppe empor und klopfte an. Nach einigen Augenblicken wurde die Thüre geöffnet. Ein fürchterlicher Dunst schlug ihm entgegen.

„Sapperment!“ sagte er. „Welch ein Gestank!“

„Das bringt die Krankheit so mit sich,“ antwortete Wilhelmi. „Wollen Sie nicht eintreten?“

„Nur für einen Augenblick.“

Als er die Thür hinter sich zugezogen und durch die Maske einen Blick auf die Patienten geworfen hatte, sagte er:

„Ich bringe einen Brief.“

„Schön.“

„Sie werden ihn bis Mittag besorgen.“

„Gern! An wen ist er adressirt?“

„Wie immer! Es ist dieses Mal sehr wichtig. Sie werden dafür sorgen, daß er zur rechten Zeit in die rechten Hände kommt! Verstanden?“

„Sehr wohl!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht," antwortete der Musterzeichner, welcher in der Stube zurückblieb, ohne den Waldkönig auch nur bis an die Treppe zu begleiten.

Dieser Letztere blieb unten an der Hausthüre stehen und murmelte ganz verwundert:

„Der war heute ganz anders als gewöhnlich! So höflich und willig Vater hat doch dafür gesorgt, daß der Kerl Respect bekommen hat!"

Er kehrte nach Hause zurück, ohne seine beiden Botenleute bezahlt zu haben. Sie erhielten den Gulden nicht im Voraus, sondern erst dann, wenn der Waldkönig den Beweis hatte, daß sie die Briefe richtig bestellt hatten.

Kurz vorher kam der Hundeschlitten mit dem Förster und dem Vetter Arndt durch das Städtchen gesaust. Der alte Wunderlich saß vorn und Arndt hinten. Dieser Letztere ließ im Vorüberfahren seinen Blick über die halb im Schnee versunkenen, ärmlichen Häuschen schweifen. Da auf einmal griff er nach vorn und ergriff den Förster am Arme.

„Halt!" sagte er. „Nicht weiter!"

Der Alte zog die Leine an und fragte:

„Warum? Was ist's?"

„Bleiben die Hunde stehen, wenn wir für einen Augenblick absteigen?"

„Ja. Sie sind gut abgerichtet; sie laufen nicht fort."

„Dann rasch einmal einige Schritte zurück!"

Er sprang ab, und der Förster folgte ihm. Bereits nach einer kurzen Strecke blieb er stehen und sagte:

„Es ist mir da im Vorüberfahren Etwas aufgefallen. Ah, da steht er noch! Sehen Sie hier hinüber nach der Oberstube!"

Wunderlich folgte mit dem Auge dem ausgestreckten Arme Arndt's.

„Donner und Doria!" sagte er. „Das ist eine Entdeckung!"

„Kennen Sie ihn?"

„Der Waldkönig!"

„Ja. Höchst unvorsichtig und leichtsinnig von ihm! Stellt er sich da hinauf und läßt sich von der Lampe anleuchten! Er hat ganz vergessen, daß hier die Oberstuben keine Fensterläden haben."

„Er spricht mit Jemand."

„Natürlich! Wer wohnt da oben?"

„Ein gewisser Schulze, welcher als Hundejunge draußen im Kohlenschachte arbeitet."

„Was ist er für ein Kerl?"

„Ich habe ihn für ehrlich gehalten. Seine Frau arbeitet Tag und Nacht, fast zum Erblinden. Er hat zwei elende Kinder."

„Schön! Fahren Sie weiter!"

„Allein? Ohne Sie?"

„Ja."

„Sie bleiben hier?"

„Natürlich. Ich muß den Kerl beobachten."

„So thue ich mit"

„Das geht nicht.“

„Oho! Ich habe auch Augen, und zwar was für welche!“

„Aber Sie haben den Schlitten und die Hunde!“

„Sapperment! Das ist wahr!“

„Also machen Sie sich fort! Ich darf keine Zeit verlieren! Ein Glück, daß ich noch vom Abend her das Betttuch unter der Weste habe!“

„Na, ich werde nicht schlafen gehen, sondern warten, bis Sie nach Hause kommen.“

Er setzte sich wieder auf den Schlitten und fuhr davon. Arndt nahm das weiße Tuch über und huschte an den Zaun, welcher Schulze's Wohnung gegenüber stand. Es war ein Heckenzaun, vollständig mit Schnee bedeckt, welcher sogar Etwas überhing. Arndt streckte sich auf den Boden aus und konnte nun von dem Schnee gar nicht unterschieden werden. So wartete er.

Seine Geduld wurde auf keine lange oder vielmehr auf gar keine Probe gestellt, denn kaum hatte er auf der Erde Platz genommen, so bemerkte er, daß drüben die Thür geöffnet wurde. Der Mann mit der Maske trat heraus und huschte rasch zum Nachbarhause hinüber, wo er eintrat.

Auch dort gab es in der Oberstube Licht, und Arndt erkannte an dem sich bewegenden Schatten des Musterzeichners, daß diesem der Besuch des Waldkönigs gegolten habe.

Es vergingen kaum zwei Minuten, so kehrte der Letztere zurück und schlich sich von dannen. Arndt erhob sich rasch von der Erde und huschte ihm nach. Es gelang ihm, unbemerkt hinter dem Waldkönige her bis an Seidelmanns Gartenzaun zu kommen, über welchen der Verfolgte stieg, um durch die hintere Thür zu verschwinden.

„Endlich!“ dachte Arndt. „Also, ich habe mich nicht geirrt, Seidelmann ist's! Was wollte er in den beiden Häusern? Morgen soll der Schmuggler-coup ausgeführt werden; auf diesen bezieht es sich jedenfalls. Ich kann nicht warten! Pah, wer rasch handelt, der handelt gut!“

Er nahm das Tuch ab, faltete es zusammen und knöpfte es wieder unter die Weste. Sodann wendete er den Rock um, wechselte den Bart und begab sich nach dem Hause, aus welchem der Waldkönig zuletzt gekommen war.

Er hatte die eigenthümlichen Thürriegel dieser Gegend bereits kennen gelernt, und darum gelang es ihm, die Thür zu öffnen. Er machte sie hinter sich wieder zu und brannte ein Wachshölzchen an, mit welchem er sich die Treppe emporleuchtete. Er war ganz leise aufgetreten und lauschte an der Thür. Es war ganz still in der Stube, und er legte die Hand an den Drücker, um möglichst geräuschlos zu öffnen.

„Guten Abend!“

Wilhelmi fuhr erschrocken von seinem Reißbrete auf, an welches er sich wieder niedergesetzt hatte. An der Thüre stand ein alter Mann mit grauem Haar und Bart. Der Musterzeichner vergaß ganz, den Gruß zu erwidern.

„Was ist das?“ fragte er. „Wer sind Sie? Was wollen Sie? Ich habe Sie ja gar nicht kommen gehört!“

Arndt musterte die Stube mit einem langen, forschenden Blicke und sagte dann in mildem Tone:

„Verzeihen Sie! Es ist jetzt allerdings keine Besuchszeit; aber ich werde meine Anwesenheit doch vielleicht zu rechtfertigen wissen. Erlauben Sie mir!"

Er setzte sich auf einen Stuhl und richtete das Auge auf Wilhelmi. Diesem war es, als ob der Blick des unbekannten, nächtlichen Besuchers ihm so tief in das Innere dringe, daß Nichts, gar Nichts vor demselben versteckt und verborgen bleiben könne. Auf dem Tische lag noch der Brief des Waldkönigs mit der Adresse: „An den Wagnermeister Hendschel in Obersberg." Rasch langte der Musterzeichner darnach und steckte ihn in die Tasche. Arndt folgte dieser hastigen, fast ängstlichen Bewegung mit einem leisen Lächeln und sagte dann:

„Erlauben Sie mir, unsere Unterhaltung auf eine andere Art und Weise zu beginnen, als Sie vielleicht vermuthen dürften. Eigentlich hätte ich zuerst Ihnen zu sagen, wer ich bin und was ich zu so ungewöhnlicher Stunde bei Ihnen will; aber ehe ich dies thue, möchte ich vorher wissen, bei wem ich mich befinde. Ich bin nämlich hier im Orte unbekannt. Bitte, Ihren Namen."

„Ich heiße Wilhelmi."

„Sie sind Musterzeichner, wie ich an Ihrer Arbeit bemerke?"

„Ja."

„Für wen arbeiten Sie?"

„Für die Firma Seidelmann und Sohn."

„So, so! Wie viel verdienen Sie da pro Woche?"

„Fünf Gulden ist das Höchste. Oft erhalte ich noch weniger und zuweilen auch gar nichts, wie zum Beispiel in dieser Woche."

„Warum gar nichts?"

„Weil meine Arbeit nicht convenirte. Herr Seidelmann meinte, daß sie nicht originell sei."

„Oh weh! So sind Sie also ohne Bezahlung geblieben?"

„Ich habe keinen Kreuzer erhalten, obgleich ich doch so nothwendig Geld brauchen. Sind Sie vielleicht Fabrikant, Herr?"

Arndt that, als ob er diese Frage überhört habe, und sagte seinerseits:

„Wie ich sehe, haben Sie Patienten hier?"

„Patienten und eine Leiche. Dort das Mädchen ist todt."

„Mein Gott! Und kein Geld! Weiß Seidelmann auch von dieser Krankheit?"

„Er weiß Alles und noch mehr."

„Und unterstützt Sie nicht?"

„Er hat mir sogar einen Vorschuß verweigert. Ich habe vier Tage lang nichts gegessen."

Da griff Arndt in seine Tasche, zog ein Portefeuille hervor, entnahm demselben einen Cassenschein und reichte denselben hin.

„Hier nehmen Sie!" sagte er. „Für Nahrung und Begräbniß."

Wilhelmi warf einen Blick auf den Schein und sagte erstaunt:

„Hundert Gulden! Herr, Sie scherzen!“

„Nein, es ist mein Ernst.“

„Hundert Gulden verschenkt man nicht so leicht.“

„Ich kann diese Summe jedenfalls noch viel leichter verschenken, als Sie einen Kreuzer!“

„Aber wie komme ich dazu?

„Weil Sie im Dienste des Waldkönigs stehen.“

Wilhelmi erschrak.

„Herr, was sagen Sie! Wo denken Sie hin!“ rief er.

„Wollen Sie das etwa in Abrede stellen?“

„Ganz gewiß!“

„Und doch weiß ich es genau!“

„Sie irren!“

„O nein! Grüßen Sie den Wagnermeister Hendschel in Obersberg auch von mir, nachdem Sie ihn vorher von dem Waldkönige gegrüßt haben!“

Er hatte nämlich die Adresse des Briefes gelesen. Wilhelmi befand sich in einer großen Verlegenheit. Er brachte nichts Anderes heraus als die Frage:

„Herr, wer sind Sie?“

„Ein Geheimpolizist,“ antwortete Arndt.

Der Musterzeichner entfärbte sich. Er wurde von einer großen Angst ergriffen.

„Ein Polizist?“ sagte er. „Und Sie kommen zu mir? Ich bin mir keines Grundes bewußt, daß ein Polizist mich Nachts um Mitternacht besuchen könnte.“

„O doch! Ich komme ganz aus demselben Grunde zu Ihnen, aus welchem ich nachher auch Ihren Nachbar Schulze besuchen werde. Jetzt begreifen Sie wohl! Hier, sehen Sie sich doch einmal diese Medaille an!“

Er hielt sie dem Musterzeichner hin, welcher die Inschrift las und nur noch ängstlicher wurde, da er ganz wohl wußte, daß Schulze von dem Waldkönige zuweilen auch als Bote benutzt wurde.

„Ja, Sie sind Polizist, Herr, und zwar aus der Residenz,“ sagte er. „Was wünschen Sie von mir?“

„Die Wahrheit!“

„Worüber?“

„Ueber den Waldkönig.“

„Ich weiß nichts von ihm!“

„Er war soeben bei Ihnen. Nicht?“

Da setzte sich Wilhelmi, welcher bisher stehen geblieben war, wie ganz matt auf seinen Stuhl nieder und sagte:

„Das war der Waldkönig nicht.“

„Wer denn?“

„Ein guter Freund von mir.“

„Ganz gewiß! Denn ich muß natürlich annehmen, daß Sie und der Paſcherkönig gute Freunde ſind.“

„Nein, nein! Der Mann, welcher jetzt bei mir war, iſt nicht der Waldkönig.“

„Nicht? Alſo nur ein Freund von Ihnen?“

„Ja.“

„Wohnt er hier im Orte?“

„Ja.“

„Wie heißt er?“

„Warum fragen Sie?“

„Weil ich zu ihm gehen will, um mich zu erkundigen, weshalb er ſo unnöthiger Weiſe eine Larve aufſetzt, wenn er ſeinen guten Freund Wilhelmi beſucht.“

Der Muſterzeichner wußte weder aus noch ein. Seine Verlegenheit war auf das Aeußerſte geſtiegen. Noch lag der Hundertguldenſchein auf dem Tiſche, wohin ihn Arndt gelegt hatte. Wilhelmi ſchob ihn fort und ſagte:

„Sie geben ſo viel Geld und ſind doch nur Einer, der Andere unglücklich macht.“

„Jetzt ſind Sie es, der ſich irrt. Ich bin zwar Poliziſt, aber ich komme nicht als ſolcher, ſondern als Privatmann zu Ihnen. Ich will nicht Ihr Unglück, ſondern Ihr Glück. Ich will Ihnen meine Hand bieten, um von dem Waldkönige loszukommen, der Sie immer tiefer in das Verderben führt.“

„Herr, wer ſagt Ihnen, daß ich zum Waldkönige gehöre, und daß ich wünſche, von ihm loszukommen?“

„Mein Auge. Ich ſehe Ihnen an, daß Sie kein Paſcher, kein Verbrecher ſind; Sie arbeiten Ihrer kranken Familie wegen des Nachts; Sie ſind ein braver Mann!“

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte der Muſterzeichner. „Der Herr im Himmel weiß es, daß Sie Recht haben.“

„Nicht wahr? Dennoch kommt der Waldkönig zu Ihnen. Er will Sie beſtricken; er will Sie zu ſeinem Sclaven machen. Vielleicht ſind Sie ein brauchbarer Mann, und er kommt nun, um Sie zu verleiten oder gar zu zwingen, für ihn zu arbeiten. Nicht?“

„So iſt es, ganz nur ſo!“

„Ich dachte es mir. Ich ſehe es Ihnen an, daß Sie erſchrocken und ängſtlich ſind; ich will die Sorge von Ihnen nehmen. Ich nehme an, daß Sie meinen Namen kennen. Wenn ich Ihnen denſelben nenne, werden Sie ſich beruhigen.“

„Ich kenne keinen Namen eines Poliziſten aus der Hauptſtadt.“

„O doch! Den Namen des bekannteſten Geheimpoliziſten haben Sie auch gehört. Oder wären Sie noch nicht dabei geweſen, wenn vom Fürſten des Elendes geſprochen wurde?“

Wilhelmi fuhr empor. Sein Geſicht erheiterte ſich, und ſein Auge leuchtete freudig auf.

„Vom Fürsten des Elendes?“ sagte er. „Herr, ja, von dem habe ich gehört, und nach ihm sehne ich mich.“

„Sehnen? Warum?“

„Weil er der einzig richtige Mann wäre, das zu thun, wovon Sie vorhin sprachen, nämlich uns zu befreien von dem Waldkönige. Ich habe erst heute von ihm gesprochen.“

„Zu wem?“

„Zu meinem Bruder. Ich hatte mir ausgesonnen, wie ich es anfangen wollte, mit dem Fürsten des Elendes einmal sprechen zu können.“

„Ah! Wie wollten Sie das anfangen?“

„Er ist einmal bei dem hiesigen Pfarrer gewesen.“

„Ich weiß das. Er hat da eine arme Familie unterstützt.“

„Und die Kinder dieser Familie zu einem gewissen Hauser hier thun lassen. Ganz gewiß erkundigt er sich einmal nach diesen Kindern. Und wo wird er das thun? Entweder bei Hausers oder bei dem Pfarrer.“

„Das steht allerdings zu erwarten.“

„Darum wollte ich den Pfarrer und den alten Hauser bitten, mich zu erwähnen, wenn er einmal zu ihnen kommt.“

„Hm! Nicht übel ausgedacht, obgleich es nicht nöthig ist.“

„Warum nicht nöthig?“

„Weil er bereits bei Ihnen ist.“

Da schlug der Musterzeichner die Hände zusammen und fragte:

„Wie? Wäre es die Möglichkeit? Sie, Sie selbst sind der Fürst des Elendes?“

„Ja, ich!“

„Herrgott, ich danke Dir! Noch heute war davon die Rede, daß man sich auf den lieben Gott verlassen könne; ich wollte daran zweifeln, nun aber sehe ich, daß es wahr ist!“

Er eilte hin zu seiner Frau, kniete neben ihr nieder und schrie ihr in das von Pocken verstopfte Ohr:

„Der Fürst des Elendes ist da! Hörst Du? Der Fürst des Elendes!“

Sie mochte ihn doch so leidlich verstanden haben, denn sie legte die dick verschwollenen Hände zusammen und machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wolle.

„Lassen Sie die arme Frau!“ sagte Arndt. „Es thut ihr jede Bewegung weh.“

„Aber meine Schwiegermutter muß ich holen! Das erlauben Sie mir doch?“

„Warum diese?“

„Sie wird sich freuen, als ob sie im Himmel wäre! Und das hat sie verdient.“

„Wo ist sie?“

„Sie liegt ganz oben unter dem Dachfirste. Da schläft sie!“

„So warten Sie noch. Jetzt möchte ich mit Ihnen allein sprechen. Sie

wissen nun, wer ich bin. Ich frage Sie, ob Sie offen und mehr mit mir sein wollen."

„Gewiß, gewiß! Fragen Sie nur immer zu! Ich werde ganz ehrlich antworten."

„Wie sind Sie in den Dienst des Waldkönigs gekommen?"

„In seinem Dienste stehe ich eigentlich nicht. Er hat mich durch Drohungen gezwungen, ihm zuweilen einen Brief zu besorgen."

„Gegen Bezahlung?"

„Ja; er bezahlt einen Gulden."

„An wen gingen diese Briefe?"

„Alle an Denjenigen, an welchen auch der heutige adressirt ist."

„So, so! Hm! An keinen Andern?"

„Nein."

„Haben Sie vielleicht einen dieser Briefe gelesen?"

„Wie hätte ich das wagen können! Der Waldkönig bestraft jede Verletzung eines Geheimnisses mit dem Tode."

„So werden wir uns heute einmal in die Gefahr begeben, von ihm bestraft und ermordet zu werden!"

„Sie meinen doch nicht etwa —?"

Er deutete auf die Tasche, in welche er vorhin den Brief des Waldkönigs gesteckt hatte.

„Jawohl, das meine ich!"

„Sie wollen den Brief lesen?"

„Gewiß!"

„Herr, das ist zu gefährlich."

„Haben Sie keine Sorge um mich! Der Waldkönig ist nicht mir, sondern ich bin ihm gefährlich! Bitte, zeigen Sie!"

Wilhelmi zog den Brief zögernd hervor und gab ihn hin.

„Aber ich stehe für nichts!" bemerkte er.

„Ich dagegen für Alles! Ah, ein ganz gewöhnliches Couvert, so wie ich welche einstecken habe. Das paßt ganz gut. Und die Schrift? Sie ist nicht schwer nachzuahmen. Sehen wir also nach."

Er machte das Couvert auf. Es enthielt einen halben Bogen Briefpapier, auf welchem mehrere Reihen von Ziffern standen.

„Eine Geheimschrift," sagte der Musterzeichner.

„Ja, aber sie ist nicht geistreich erfunden. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, ihren Schlüssel zu entdecken. Wollen einmal sehen, was diese Ziffern zu bedeuten haben."

Er nahm einen Bleistift vom Tische weg und ein Stück Papier, schrieb das Alphabet auf und setzte dann von A bis Z zurück die Ziffern 1 bis 25 unter die Buchstaben. Jetzt begann er, zusammen zu stellen. Wilhelmi fühlte sich von einer ungewöhnlichen Neugierde erfaßt.

„Werden Sie es bringen?" fragte er.

„Ja ganz leicht; ich werde sogleich fertig sein. Da haben Sie! Es ist ein Befehl.“

Er reichte ihm den Zettel hin. Die Dechiffration lautete:

„Heute ein großer Streich. Ziehen Sie die Grenzaufseher möglichst zu sich hinüber.“

„Ein Streich also!“ meinte Wilhelmi. „Ach so! Also darum hat man allemal von einer bedeutenden Schmuggelei gehört, wenn ich einen Brief zu besorgen gehabt hatte.“

„Haben Sie das wirklich beobachtet?“

„Stets.“

„Wie lange dienen Sie dem Waldkönige?“

„Ich habe ihm ungefähr zehn bis zwölf Briefe besorgt.“

„Und darauf hat es allemal ein bedeutenderes Unternehmen gegeben? Der Waldkönig fängt das gar nicht so übel an. Das wundert mich beinahe, da er doch sonst keineswegs unter die Schlauköpfe zu zählen ist.“

„Nicht? O, da beurtheilen Sie ihn falsch. Er ist listiger als ein Fuchs!“

„Pst, pst! Wenn das ein Fuchs hörte, würde er es Ihnen sehr übel nehmen, da es für ihn die größtmöglichste Beleidigung ist. Der Paschерkönig ist ein Dummkopf! Aber bitte, sprechen wir zunächst von Ihren Verhältnissen! Ich hoffe, daß Sie Vertrauen zu mir haben?“

„Gewiß. Dennoch aber muß ich mir eine Frage erlauben.“

„Fragen Sie nur immer zu!“

„Wird es mir nicht schaden, wenn ich offen mit Ihnen bin?“

„Wie sollte es Ihnen schaden?“

„Ich habe für den Paschерkönig Briefe ausgetragen; das ist doch wohl strafbar!“

„Und da denken Sie, ich könnte davon sprechen oder gar Sie anzeigen?“

„Ich wollte Sie bitten, das nicht zu thun.“

„O nein, das fällt mir gar nicht ein! Sie befinden sich in Noth; ich werde der Fürst des Elendes genannt; ich will Sie diesem Elende entreißen, und das erreiche ich doch nicht damit, daß ich Sie zur Anzeige und Bestrafung bringe.“

„Wenn das so ist, dann will ich Alles, Alles thun, was Sie von mir verlangen!“

„Gut! So machen Sie mich zunächst mit Ihren Verhältnissen bekannt, Herr Wilhelmi.“

Der Musterzeichner kam dieser Aufforderung nach. Er erzählte von sich und von seiner Familie, und kam dann auch auf seinen Bruder zu sprechen. Arndt hörte ihm still bis zu Ende zu, gab ihm dann die Hand und sagte:

„Sie sind ganz der Mann, wie ich Sie gleich von Anfang an beurtheilt habe. Was Sie mir da sagen, ist mir ziemlich werthvoll. Ich muß Sie da

auf etwas aufmerksam machen. Doch vorher die Frage: Wissen Sie, was für ein Schloß die Kellerthür ihres Bruders hat?"

„Nein."

„Sie waren nie in diesem Keller?"

„O, sehr viele Male!"

„Nun, so müssen Sie doch auch das Schloß kennen!"

„Ich habe es mir niemals genau betrachtet."

„Das ist auch nicht nöthig. Ich möchte nur wissen, ob es ein Kastenschloß oder ein Hängeschloß ist."

„Ein Kastenschloß."

„Das genügt. Und Ihr Bruder hat den Schlüssel bereits an den Waldkönig abgegeben?"

„Ja."

„Das ist mir gar nicht lieb."

„Warum?"

„Weil ich mir den Keller gern einmal angesehen hätte."

Da schien der Musterzeichner sich auf etwas zu besinnen.

„Was das betrifft, so hat es keine Noth," sagte er. „Es fällt mir ein, daß ein früherer Knappe den Keller mit dem Schlüssel seiner Kammerthür öffnen konnte."

„Ob aber dieser Kammerschlüssel noch da ist?"

„Jedenfalls."

„Dann werde ich Sie bitten müssen, mich einmal zu Ihrem Bruder zu führen!"

„Sehr gern. Aber wann?"

„Noch heute Nacht!"

„Ah! Wirklich?"

„Gewiß. Morgen wird der Paschерstreich ausgeführt; der Waldkönig hat den Keller unter irgend einer Absicht gepachtet, welche mit der Schmuggelei in Beziehung steht. Ich muß wissen, ob dieser Keller vielleicht morgen eine Rolle zu spielen hat, und da ich am Tage nicht in dieser Gegend bin, muß ich bereits in dieser Nacht nach der Mühle."

„Mir ist natürlich auch das ganz recht; ich gehe mit."

„Haben Sie denn noch nicht darüber nachgedacht, wer der Paschерkönig sein mag?"

„O, wer hätte sich darüber nicht bereits Gedanken gemacht!"

„Nun, haben Sie vielleicht eine Ahnung?"

„Nicht die geringste."

„Das wundert mich!"

„Das wundert Sie? Warum soll ich eine Ahnung haben!"

„Weil Sie mir vorkommen wie ein Mensch, der gelernt hat, zu vergleichen und zu berechnen, und weil auch gerade Sie Gelegenheit gehabt haben, das Richtige zu treffen."

„Wann hätte ich diese Gelegenheit gehabt?"

„Erst heute wieder, und sogar zwei Mal.“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Nun, Sie sagten doch, daß der Waldkönig Sie mit Fesseln umstrickt. Die sicherste Fessel ist die Noth, in der Sie sich befinden. Wenn er Sie festhalten will, muß er also dafür sorgen, daß Sie von dieser Noth nicht befreit werden, sondern daß sich dieselbe womöglich noch vergrößert.“

„Wie soll er das anfangen?“

„O, er hat es bereits sehr gut angefangen!“

„Das begreife ich nicht. Meine gegenwärtige Noth habe ich zwar der Krankheit, in erster Linie aber den Seidelmanns zu verdanken.“

„Sehr richtig! Also sagen Sie: Wer wünscht, Sie in Noth zu sehen?“

„Der Waldkönig.“

„Und wer bringt Sie in Noth?“

„Seidelmanns.“

„Halten Sie das fest. Ferner: Wer hat Ihrem Bruder versprochen, daß es ihm von jetzt an gut gehen soll?“

„Der Waldkönig.“

„Und wer hat ihm auch sofort Arbeit und Hilfe gebracht?“

„Seidelmann.“

„Halten Sie auch das fest! Sind das nicht zwei Fälle?“

Der Musterzeichner hielt den Mund geöffnet und starrte Arndt wie abwesend an.

„Herr,“ sagte er endlich. „Verstehe ich Sie richtig?“

„Denken Sie nach!“

„Was der Waldkönig wünscht oder verspricht, das thun die Seidelmanns?“

„Wie es den Anschein hat!“

„Sie stehen also in Beziehung zu ihm!“

„Ich mag das ganz und gar nicht in Abrede stellen.“

„Dann sind sie ja seine Verbündeten.“

„Hm!“

„Und sie haben mit Absicht, mit Ueberlegung und Berechnung gehandelt, wenn sie mich immer tiefer in die Noth hinabdrückten?“

„Ich bin überzeugt davon. Ich behaupte sogar, daß Ihre letzten Musterzeichnungen ganz ausgezeichnet gewesen sind.“

„Seidelmann hätte gelogen?“

„Ja, um Ihnen kein Geld zu geben. Sie haben dem Waldkönige einige Male opponirt; diese Opposition mußte gebrochen werden, darum gab er Ihnen kein Geld.“

„Mein Gott! Welche Schlechtigkeit! Das ist ja gerade so, als ob Seidelmann selbst der Waldkönig wäre!“

„Na, endlich!“

„Was endlich?“

„Treffen Sie das Richtige!“

„Himmel! Sie meinen, daß Seidelmann der König ist?“

„Ja.“

Da schlug Wilhelmi die Hände zusammen und rief:

„Jetzt wird es hell, jetzt wird es licht, jetzt wird es Tag! O, nun begreife ich nicht nur Vieles, sondern geradezu Alles! Aber, Herr, jetzt ist es aus! Ich werde Rechenschaft fordern; ich werde zu Seidelmann gehen und — — —“

„Nichts, gar nichts werden Sie!“ fiel Arndt ihm in die Rede. „Morgen Abend wird der Waldkönig gefangen, auch ohne daß Sie sich in Gefahr begeben. Hier, bitte, nehmen Sie jetzt den Cassenschein! Er ist Ihr Eigenthum!“

„Ja, Herr, nun nehme ich ihn, denn ich weiß, daß Sie ihn geben können. Aber, darf ich meine Schwiegermutter holen?“

„Es ist besser, wir unterlassen es noch. Es darf Niemand wissen, daß ich bei Ihnen gewesen bin. Erführe es der Waldkönig, so würde er Verdacht schöpfen und uns entgehen. Ihre Schwiegermutter wird mich schon noch zu sehen bekommen.“

„Aber wecken muß ich sie doch. Ich darf, während wir nach der Mühle gehen, meine Kranken nicht allein lassen.“

„Bevor wir nach der Mühle aufbrechen, gehen wir zu Ihrem Nachbar. Was ist er für ein Mann?“

„Ein ganz braver Kerl, aber unglücklich. Ich glaube, daß diese armen Leute sich jahrelang nicht ordentlich satt gegessen haben.“

„Welch ein Elend! Ja, es sieht im Leben doch noch ganz anders aus, als Tausende sich denken. Es giebt der Noth und des Jammers so viel, daß man erschrecken möchte. Ziehen Sie sich an. Wir wollen gehen!“

Der Musterzeichner zog den Rock an und ging hinauf zu seiner Schwiegermutter, um sie zu wecken; dann kehrte er zurück, um mit Arndt sich in das Nachbarhaus zu begeben. Unterwegs erkundigte er sich noch vorher:

„Darf Schulze wissen, was Sie zu mir von den Seidelmanns gesagt haben?“

„Das weiß ich noch nicht. Wenn ich nichts sage, so schweigen natürlich auch Sie.“

„Und mein Bruder?“

„Das wird sich zeigen. Also nicht wahr, Schulze ist von dem Waldkönige auch als Bote gebraucht worden?“

„Ja.“

„Wissen Sie wohin?“

„Ich weiß es.“

„Und ich weiß nichts davon; aber ich möchte wetten, daß ich es errathe.“

„Das wäre viel!“

„O nein. Man muß nur nachdenken. Der Waldkönig will einen Streich

ausführen. Um dabei freie Hand zu bekommen, schickt er Sie nach Obersberg, damit die Grenzbeamten von hier weg dorthin gezogen werden. Es läßt sich denken, daß es noch vortheilhafter ist, die Grenzer nach zwei Seiten auseinander zu ziehen. Obersberg liegt im Westen von hier; ich vermuthe, daß Schulze an einem ähnlichen Ort nach Osten geschickt wird. Habe ich Recht?"

„Ja, Herr. Aber den Ort können Sie unmöglich wissen."

„O doch!"

„Welchen rathen Sie?"

„Helfen- oder Tannenstein."

„Wahrhaftig, Sie haben das Richtige getroffen!"

„Ich errathe sogar, an wen der Brief gerichtet ist."

„Wer soll das sein?"

„Der Schmied Wolf."

„Herr, sind Sie allwissend?"

„Nein, aber ich pflege scharf zu beobachten. Also kommen Sie. Wollen sehen, ob Schulze noch wach ist."

Sie hatten diese letzteren Reden unter der Hausthüre ausgetauscht. Jetzt sahen sie, daß beim Nachbar noch Licht brannte, und der Schatten eines Mannes bewegte sich hin und her.

„Er ist noch auf," meinte Wilhelmi. „Wie wird er sich über den Besuch wundern!"

„Weiß er so gut wie Sie von ihm, daß Sie für den Waldkönig Botenwege gegangen sind?"

„Ja."

„Nun, so halten Sie später gegenseitig reinen Mund, damit Sie sich nicht in Schaden bringen!"

Wilhelmi öffnete. Eben als sie die Treppe erreichten, ging oben die Thür auf, und Schulze schickte sich an, die Treppe herabzusteigen. Es war dunkel, und die Drei sahen sich also nicht, konnten sich aber hören.

„Ist Jemand da unten?" fragte Schulze.

„Ja, ich bins, Nachbar."

„Wilhelmi? So spät? Was giebt es denn noch?"

„Ich bringe Jemanden, der mit Ihnen sprechen will."

„Na, da kommt herauf und herein."

Er öffnete die Thür, und die Beiden konnten sehen, daß er eine Säge in der Hand hatte. Er blickte, als sie sich in der Stube befanden, die Beiden verwundert an und sagte:

„Setzen Sie sich. Ich bin neugierig, wer heute noch mit dem Hundejungen zu sprechen hat."

„Sind wir ungestört?" fragte Wilhelmi.

„Ja. Die Frau ist zu Bette. Sie wollte noch arbeiten, aber ich litt es nicht, weil sie sich die Augen ruinirt und weil — na, ich hatte einen Gang vor, von welchem sie nichts wissen sollte."

Sein Auge fiel dabei unwillkürlich auf die Säge. Arndt bemerkte das. Sein Combinationstalent ahnte sofort das Richtige; darum sagte er:

„So ist es gut, daß wir kommen und Sie abhalten, etwas zu unternehmen, was Sie in Strafe bringen könnte."

„So? Was habe ich denn unternehmen wollen?"

„Einen Holzdiebstahl im Walde."

„Herr, wer sagt Ihnen das?"

„Sie selbst."

„Da dürften Sie sich ganz außerordentlich auf dem Holzwege befinden! Ueberhaupt muß ich es mir verbitten —"

„Still, still!" fiel Wilhelmi ein. „Dieser Herr meint es ganz gut mit Ihnen. Er ist gekommen um Ihres eigenen Vortheiles willen."

„Meines Vortheiles? Wer soll das glauben? In jetziger Zeit ist ein Jeder nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht."

„Es giebt auch Ausnahmen," bemerkte Arndt, „und vielleicht bin ich eine solche. Ich sehe es Ihnen an, daß es am Besten ist, ich lasse es Ihnen wissen, wer ich bin. Herr Wilhelmi, sagen Sie es ihm."

Das paßte dem Musterzeichner. Er war ganz stolz darauf, das überraschende Wort aussprechen zu dürfen. Er deutete auf Arndt und sagte zu Schulze:

„Nachbar, sehen Sie sich diesen Herrn einmal genau an, und sagen Sie mir dann, für wen Sie ihn ungefähr halten!"

Der Angeredete musterte Arndt und antwortete:

„Er scheint ein Dorfschulmeister zu sein."

„Fehlgeschossen! Rathen Sie höher!"

„Lassen Sie mich mit Ihrem Rathen in Ruhe, und sagen Sie es mir lieber sogleich; dann sind wir im Klaren."

„Gut! Dieser Herr ist — erschrecken Sie nicht! — der Fürst des Elendes."

Schulze fuhr gleich ein paar Schritte zurück.

„Machen Sie keinen dummen Spaß!" sagte er.

„Es ist nicht Spaß, sondern Wahrheit!"

„Wahrheit? Wirklich Wahrheit?" fragte er Arndt.

„Ja, mein Lieber. Man hat mir den Namen Fürst des Elendes gegeben."

„Also doch, doch, doch! Herr das ist eine Freude, eine Freude, wie ich seit langen, langen Jahren keine gehabt habe. Alle Welt sehnt sich, Sie einmal zu sehen. Ich hatte nicht gedacht, das es gerade mir passiren würde, und zwar heute Nacht, wo ich im Begriffe —"

Er stockte verlegen. Arndt fuhr fort:

„Wo Sie im Begriffe standen, ein klein Wenig den Holzspitzbuben zu spielen."

„Na, ja; da Sie es sind, will ich es eingestehen. Ich verdiene drei Gulden und meine Frau nicht viel über einen. Das macht vier Gulden in

der Woche. Sie mögen ausrechnen, ob man davon leben kann. Wir sollen wegen rückständiger Abgaben ausgepfändet werden. Ich weiß wahrhaftig nicht, woher ich das Geld nehmen soll, und so kam mir der Gedanke, in den Wald zu gehen."

„Sie mit Ihrem einen Arm! Einen Baum umsägen!"

„Pah! Hätte er mich getroffen und todtgeschlagen, so wäre es aus! Ich habe das Leben satt!"

„Das dürfen Sie nicht sagen! Es giebt keine Noth, aus der nicht Hilfe möglich wäre."

„Das sagt meine Frau auch; dabei aber essen wir Suppe von Kartoffelschaalen!"

„Sie werden bald etwas Kräftigeres essen. Ich will Ihr Arzt sein und Ihnen Ihre Diät vorschreiben. Was meinen Sie, Herr Wilhelmi, soll ich ihm so ein Recept geben, wie auch Sie bekommen haben?"

Der Gefragte nickte lachend mit dem Kopfe und antwortete:

„Ich würde es ihm gönnen. Bessere Recepte kann wohl kein Arzt verschreiben."

„Nun, so wollen wir sehen, ob es auch ihm Hilfe bringt!"

Er zog eine Banknote von hundert Gulden hervor und gab sie dem Hundejungen. Dieser betrachtete den Schein mit weit aufgerissenen Augen und sagte:

„Alle guten Geister! Das sind ja hundert Gulden!"

„Nun ja!" lachte Wilhelmi.

„Das heißt, ein ganzes Vermögen!"

„Und das gehört Ihnen."

„Mir? Was? Wie? Mir?"

„Ja. Dieser Herr schenkt es Ihnen, ja."

„Ist das wahr, wirklich wahr?" fragte er Arndt.

„Gewiß, gewiß, mein Lieber. Nehmen Sie diese Summe, und versuchen Sie, Ihre augenblickliche Noth damit zu lindern."

„Herrgott, welch eine Freude, welch ein Glück! Herr, ich danke Ihnen! Sie machen damit glückliche Menschen! Ein solches Geld habe ich all mein Lebtage nicht in der Hand gehabt! Jetzt frage ich den Teufel mehr nach dem Waldkö —"

Er hielt bestürzt inne. Er hatte sich von seiner Freude hinreißen lassen, einen Namen zu nennen, den in solcher Beziehung auszusprechen außerordentlich gefährlich war.

„Sprechen Sie nur weiter," sagte Arndt.

„O, ich weiß gar nicht mehr, was ich eigentlich sagen wollte," antwortete Schulze ganz verlegen.

„So will ich Ihnen helfen. Sie wollten sagen, daß Sie nun nicht mehr nach dem Waldkönige fragen wollen."

„Nach dem? O, der ist mir gar nicht in den Sinn gekommen!"

„Nicht? Bitte, besinnen Sie sich! Warum sollte er Ihnen nicht in den Sinn kommen, da er doch schon zu Ihnen in die Stube gekommmen ist?“

„In die Stube?“

„Ja, in diese Stube.“

„Wann denn?“

Man sah es ihm an, daß er sich ganz bestürzt fühlte.

„Heute,“ antwortete Arndt, „vor kaum drei Viertelstunden.“

„Herr, ich begreife Sie nicht! Ich weiß gar nicht, was Sie sagen wollen.“

„Ich habe ihn ja bei Ihnen gesehen?“

„Sie? Sie waren ja gar nicht da?“

„Er gab Ihnen einen Brief, den Sie morgen dem Schmied Wolf überbringen sollen.“

Schulze fuhr zurück, als ob er auf eine Schlange getreten sei, und rief abwehrend:

„Wo denken Sie hin! Ich weiß nichts von einem Briefe!“

Da meinte Wilhelmi begütigend zu ihm:

„Fürchten Sie sich nicht, Nachbar! Dieser Herr weiß Alles. Auch ich habe ihm gestanden, daß der Pascherkönig zu mir gekommen ist. Er wird ihn fangen und uns von ihm befreien.“

„Fangen? O, den fängt Keiner!“

„Auch der Fürst des Elendes nicht?“

„Ah, ja, ich dachte daran nicht! Ja, Herr, wenn Einer ihn fangen kann, so sind Sie es; das gebe ich zu!“

„Aber allein bringe ich das nicht fertig; ich muß mir Ihre Mithilfe erbitten. Wollen Sie?“

Schulze blickte Wilhelmi fragend an. Dieser sagte:

„Ich kann Ihnen nur rathen, offen zu sein. Ich bin es ja auch gewesen.“

„Aber wenn der Waldkönig es erfährt!“

„Pah!“ antwortete Arndt. „Sie überschätzen diesen Menschen in hohem Grade. Was man sich von ihm erzählt, ist entweder ganz Erfindung oder wenigstens übertrieben.“

„Da irren Sie sich! Er ist so listig und verwegen wie wohl selten ein Zweiter.“

„Meinen Sie wirklich? Man sagt, daß Keiner ihn kennt, und daß auch seine Leute sich nicht unter einander kennen —

„Das ist auch wahr!“

„O nein! Niemand kennt ihn? Ich kenne ihn aber! Und seine Leute kennen sich nicht? Kennen Sie Beide sich denn nicht? Wissen Sie nicht von einander, daß Sie ihm dienen? Ist das etwa klug von ihm gehandelt? Hat er Sie dadurch nicht in die größte Gefahr gebracht? Ist er nicht sogar in Gegenwart Ihrer Frauen zu Ihnen gekommen? Kann man die Unvorsichtigkeit weiter treiben? Ich nenne das nicht nur unvorsichtig, sondern geradezu leichtsinnig!“

Schulze nickte jetzt doch nachdenklich mit dem Kopfe und sagte in zustimmendem Tone:

„Was Sie da sagen, hat allerdings Hand und Fuß. Ich habe gewußt, daß ich in Gefahr war; aber konnte ich anders? Er drohte, und da muß man gehorchen. Ich habe mich erst heute Abend wieder geweigert, den Brief zu besorgen; aber er sagte, daß er es soweit bringen wolle, daß ich nächsten Sonnabend im Schachte abgelohnt werde. Was will man dann anderes machen?"

„Ich begreife ganz gut, daß Sie sich von ihm beängstigen ließen. Jetzt aber stehen die Sachen anders. Jetzt bin ich bei Ihnen, und Sie stehen unter meinem Schutze. Wollen Sie mir einmal den Brief zeigen, den Sie zur Besorgung erhalten haben?"

Und als Schulze doch ein bedenkliches Gesicht machte, munterte Wilhelmi ihn auf:

„Immer her damit! Der Herr hat ja den meinigen auch gelesen!"

„Ist's wahr?"

„Ja," antwortete Arndt. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nicht den kleinsten Schaden dadurch haben sollen."

„Nun, da Sie das versprechen, so will ich es wagen."

Er brachte den Brief, erschrak aber doch, als Arndt sein Messer hervorzog und das Couvert aufschnitt. Es enthielt ganz denselben Inhalt, wie der andere Brief. Arndt steckte den Bogen und das Couvert ein; das rief abermals die Bestürzung des Bergarbeiters wach. Er sagte:

„Sie stecken das ein? Das kann ich nicht zugeben!"

„Warum nicht?"

„Ich habe den Brief abzugeben."

„Ich werde es an Ihrer Stelle thun. Mit Tages Anbruch muß ich nach Helfenstein. Ich werde dem Schmied den Brief geben."

„Aber ich soll ihn ja bringen!"

„Das ist nicht mehr nöthig. Uebrigens bleiben Sie am Tage hübsch daheim, damit der Waldkönig Sie nicht sieht und also erfährt, daß Sie nicht nach Helfenstein sind."

„Er würde das bemerken? Wohnt er denn hier?"

„Ja."

„Herrgott! Wer ist es denn?"

„Das werden Sie in ganz kurzer Zeit erfahren."

„Aber noch Eins: Sie haben ja das Couvert zerschnitten!"

„Ich mache ein anderes darüber mit ganz derselben Schrift."

„Das hätten wir bei dem meinigen auch machen sollen," meinte Wilhelmi. „Wir haben es vergessen."

„Vergessen nicht. Wir haben noch Zeit. Wir kommen ja wieder in Ihre Wohnung, wo ich den Brief dann so fertig machen werde, daß der Wagner Hendschel sicherlich nichts merken wird."

„Wollen Sie auch diesen Brief selbst besorgen?"

„Nein. Sie bringen ihn hin. Sie lassen sich aber ja nicht merken, daß die Verhältnisse andere geworden sind!“

„Und ich? Wie verhalte ich mich, wenn der Waldkönig von mir Rechenschaft fordert?“ fragte Schulze.

„Er wird gar nicht wieder zu Ihnen kommen. Morgen wird er gefangen. Man wird ihn zwingen, alle seine Mitschuldigen zu nennen. Danken Sie Gott, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Das giebt Ihnen Grund, sich zu rechtfertigen. Nehmen Sie Ihre hundert Gulden, Herr Schulze, und thun Sie im Uebrigen ganz so, als ob Sie von gar nichts wüßten!“

Schulze steckte die Banknote zögernd ein. Er hätte vor Arndt niederknieen mögen, um ihm zu danken, und doch hegte er auch ganz bedeutende Besorgnisse über die Folgen dieser gegenwärtigen Zusammenkunft. Arndt schnitt ihm alle Einwendungen und Bedenken ab, indem er sich zum Gehen anschickte, um sich mit Wilhelmi nach der Mühle zu begeben.

Als sie dieselbe noch nicht einmal von Weitem erkennen konnten, hörten sie bereits das laute Klappern.

„Er ist noch wach,“ sagte der Musterzeichner. „Er ist ganz glücklich, daß er Arbeit hat.“

Die Thür war von Innen verriegelt; sie mußten also pochen. Nicht Wilhelmi's Bruder, sondern seine Schwägerin öffnete. Sie leuchtete die Beiden mit der Laterne an und sagte im Tone des Erstaunens:

„Du, Schwager? Um Gotteswillen! Es ist doch nicht etwa daheim etwas Schlimmes passirt?“

„Nein. Ist der Bruder wach?“

„Ja. Er ist in der Mühle.“

„Rufe ihn! Wir haben mit ihm zu reden.“

„So geht hinein in die Stube! Ich werde ihn holen.“

Als sie dann ihren Mann brachte, machte er ein ebenso erstauntes Gesicht, wie vorhin sie. Er betrachtete Wilhelmi und meinte dann im Tone der Erleichterung:

„Gott sei Dank! Ich hatte schon Sorge! Aber Du machst ein so glückliches Gesicht, daß ich beinahe denke, es ist Dir etwas Gutes passirt, anstatt etwas Schlimmes!“

„Du hast Recht; Du bist überhaupt ein gescheidter Kerl! Ich gestehe, daß mir etwas höchst Glückliches passirt ist. Das werde ich Dir auch sofort beweisen. Du hast mir heute zwanzig Gulden geborgt. Hier hast Du sie wieder! Gieb mir aber achtzig heraus!“

Er warf seinen Hundertguldenschein mit einer Miene auf den Tisch, als ob ihm solche Papiere nur so zugeflogen kämen.“

„Hundert Gulden!“ sagte der Müller. „Mensch, wie kommst Du bei Deiner Armethei zu diesem Gelde?“

„Hier steht mein Kassirer!“

Er zeigte dabei auf Arndt. Der Müller musterte diesen und fragte:

„Dein Kassirer? Rede nicht in solchen Räthseln!“

„Na, das ist doch kein Räthsel, sondern ein sehr selbstverständliches Ding: Dieser Herr hat mir das Geld geschenkt.“

„Geschenkt? Bist Du von Sinnen?“

„Ich nicht; vielleicht er, da er es verschenkt hat! Ja, guckt ihn Euch nur richtig an! Wißt Ihr, wer er ist?“

Und als sie ihm die Antwort schuldig blieben, fuhr er fort:

„Wir haben heute von ihm gesprochen, und als ich ihm von Euch erzählte, ist er selbst mit hergekommen.“

Der Müller wußte noch immer nicht, was er denken solle; Frau Pauline aber wurde von ihrem weiblichen Scharfsinne auf die richtige Spur geführt.

„Ah! Du warst bei dem Herrn Pfarrer?“ fragte sie.

„Noch nicht.“

„Also bei Hauser's?“

„Auch nicht.“

„So!“ sagte sie enttäuscht. „Da habe ich mich also geirrt. Ich freute mich bereits, denn ich dachte —“

„Nun, was dachtest Du?“

„Du brächtest uns den — den — den Fürsten des Elendes.“

„Na, das ist er ja auch.“

„Mach keinen Spaß! Du bist ja noch gar nicht bei Pastor's und Hauser's gewesen.“

„Das war auch nicht nöthig, denn der Herr kam zu mir.“

Es gab nun eine Erklärung, welche weit kürzer war, als die freudige Aufregung, welche dann folgte. Die brave Müllerin wollte den Tisch decken, natürlich zu Ehren des vornehmen Gastes, und dieser hatte sich alle Mühe zu geben, sie davon abzuhalten. Sie war voller Wonne, als sie hörte, daß der Waldkönig gefangen werden solle. Dadurch kam ja ihr Mann von dem gefährlichen Pachte los. Arndt bat, den Keller sehen zu dürfen, und die Müllerin holte, von ihrem Schwager aufmerksam gemacht, den bereits erwähnten Kammerschlüssel herbei.

Der Keller lag nicht zwischen den Grundmauern des Hauses, sondern er war hinter der Mühle in den Felsen gegraben. Der Schlüssel öffnete das Schloß, und mit Hilfe einer Laterne nahm Arndt den Keller in Augenschein.

Es war ein langer, viereckiger Raum, dessen Wände, Decke und Fußboden ganz aus Felsen bestanden. Arndt sah sich enttäuscht; dennoch untersuchte er jeden Zollbreit des Raumes, doch ohne Erfolg.

„Was suchen Sie?“ fragte der Müller.

„Ich hatte eine Vermuthung, welche sich leider nicht bestätigt hat. Darum brauchen wir auch nicht weiter darüber zu sprechen. Gehen wir wieder fort.“

„Aber, was rathen Sie mir?“

„Lassen Sie die Sache so, wie sie ist. In zwei oder drei Tagen werden wir besser als jetzt wissen, woran wir sind.“

Das war der Bescheid, welchen er geben konnte. Als er dann mit dem

Musterzeichner die Mühle verließ, ahnte er nicht, welche Bedeutung dieser Keller, in welchem er heute nichts Auffälliges bemerkt hatte, noch für ihn erlangen werde.

Er ging nochmals mit zu Wilhelmi, um dem Brief ein anderes Couvert zu geben, dessen Aufschrift er täuschend nachahmte; dann machte er sich auf den Weg zur Försterei.

Der alte Wunderlich hatte Wort gehalten. Er war noch wach. Ja, er hatte sogar seine Barbara geweckt, damit sie mit ihm auf Arndt's Heimkehr warten solle. Dieser sollte sofort erzählen. Er berichtete so viel, als er für nöthig hielt und sagte dann:

„Nun habe ich morgen eine ganz wichtige Reise. Haben Sie Zeit oder nicht, Vetter?"

„Warum?"

„Ich möchte Sie gern mit mir haben."

„Wohin?"

„Nach Helfenstein."

„Sakkerment! Was wollen Sie dort? Brauchen Sie mich?"

„Ich muß einen Schlitten nehmen, und doch würde mir der Fuhrmann im Wege sein, da ich vielleicht Veranlassung finde, mich einige Male umkleiden zu müssen. Daher hätte ich es gern, wenn Sie den Kutscher machten. Ich weiß, Sie bekommen ganz gern Schlitten und Pferde anvertraut."

„Das ist die geringste Sorge. Wann soll es fortgehen?"

„Um acht Uhr. Zunächst geht es nach der Amtsstadt von Helfenstein. Ich muß auf das Gerichtsamt."

„Wohl in Angelegenheit des Waldkönigs?"

„Nein, sondern in Gustav Brandt's Angelegenheit."

Das electrisirte den Förster. Er sagte:

„Was? Ist's möglich! Was soll da geschehen?"

„Es soll eine Exhumation vorgenommen werden."

„Wie? Exhumiren heißt, eine Leiche ausgraben. Sie wollen ein Grab öffnen lassen?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Um zu sehen, ob es eine Leiche enthält."

„Donnerwetter! Jedes Grab enthält eine Leiche! Was denn sonst Anderes? Etwa ein Puppentheater oder einen Leierkasten?"

„Hm! Es kann auch einmal vergessen werden, die Leiche in das Grab zu legen."

„Dann würde die ganze Leichengevatterschaft betrunken sein, und der Todtengräber gar verrückt, wenn er das Grab zugeschaufelt, und es ist kein Sarg darin."

„Oder es kann auch vorkommen, daß die Leiche aus dem Sarge gestohlen wird."

„Alle Teufel! Leichenräuberei?"

„Ja.“

„Das ist mein Geschmack nicht. Lieber würde ich mir, wie die alten Römer, ein hübsches, junges Mädchen rauben, anstatt eine Leiche.“

„Appetitlicher ist das freilich. Doch kann es auch Verhältnisse geben, welche es verzeihen lassen, sich mit einer Leiche zu beschäftigen, anstatt mit einem hübschen Mädchen. Also, Vetter, fahren Sie mit?“

„Das versteht sich! Sie wünschen es, und da muß ich doch. Außerdem macht mich Ihre Exhumirung ganz neugierig. Darf man nach den näheren Umständen fragen?“

„Die werden Sie schon noch kennen lernen. Jetzt thut es Noth, eine Stunde oder zwei zu schlafen.“

„Thun Sie das, Vetter! Ich werde mich nur ein Bischen auf das Canapee herlegen, denn ich muß eher wach sein, als Sie, da ich das Geschirr besorgen muß.“

Früh punct acht Uhr fuhr ein Schlitten vom Forsthause ab. Der Förster denkte die Pferde. Neben ihm saß Arndt, das Aeußere ganz so, wie er sich im Forsthause zu zeigen pflegte.

Kurz vor Helfenstein lenkten sie links ab nach der Amtsstadt zu. Es war dies dieselbe Stadt, auf deren Bahnhof einst Alma von Helfenstein, der „Sonnenstrahl“, so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, als sie unter der Nachricht, daß ihr Bruder verbrannt sei, zusammengebrochen war.

Vor der Thüre des Amtsgebäudes stieg Arndt aus und begab sich, während der Förster beim Schlitten blieb, nach dem Anmeldezimmer.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Expedient.

„Zum Herrn Amtmann.“

„Der hat jetzt keine Zeit.“

„Meine Sache ist nothwendig!“

„Sind Sie bestellt?“

„Nein.“

„So warten Sie!“

„Geben Sie diese Medaille sofort beim Herrn Amtmann ab!“

Das wirkte. Der Mann nahm die Medaille, betrachtete sie, machte Arndt eine tiefe, respectvolle Verbeugung und verschwand. Schon nach kurzer Zeit kehrte er zurück und complimentirte ihn in das Zimmer des Amtmannes.

Dieser war selbst gespannt, was der Inhaber dieser Medaille bei ihm wolle. Etwas Gewöhnliches konnte es doch wohl nicht sein. Er bot Arndt einen Stuhl an und fragte:

„Muß ich mich mit der Medaille begnügen?“

„Ich bitte darum.“

„Aber einen Namen dürfen Sie doch wohl sagen? Ich muß Sie ja nennen können, wenn ich mit Ihnen reden soll.“

„Ich heiße jetzt Arndt.“

„Schön, Herr Arndt. Ich stelle mich zur Verfügung.“

„Ich möchte ein Grab öffnen lassen, Herr Amtmann.“

„Ah! Liegt ein Antrag vor?"

„Nein."

„Haben Sie Genehmigung?"

„Die hoffe ich von Ihnen zu erhalten."

„Ich bin nicht competent. Ueber Exhumirungen hat das Kreisamt zu bestimmen."

„Und doch wende ich mich an Sie. Ich habe nämlich keine Zeit, den gewöhnlichen Bureauweg einzuschlagen."

„Das thut mir leid. Ich bin auf keinen Fall befugt, die Erlaubniß zur Oeffnung eines Grabes zu geben."

„Auf keinen Fall?"

„Ich kenne keinen einzigen."

„Auch diesen nicht?"

Er zog die Karte des Ministers hervor. Der Amtmann las die wenigen Worte, prüfte die Unterschrift auf das Sorgfältigste, zog ein höchst unterthäniges Gesicht, machte eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Dieser Fall ist allerdings selten und mir noch nie vorgekommen. Ich habe zu gehorchen. Darf ich mich erkundigen?"

„O, gewiß."

„Der Ort?"

„Helfenstein."

„Ah! Wessen Leiche?"

„Eine Kindesleiche — —"

„Ah, ein Kindesmord?"

„Nein, sondern vielleicht das Gegentheil."

Der Amtmann machte ein sehr frappirtes Gesicht und fragte:

„Das Gegentheil eines Kindesmordes? Was könnte das wohl sein?"

„Der von mir gebrauchte Ausdruck klingt allerdings räthselhaft, ist aber trotzdem der richtige. Wie lange amtiren Sie bereits hier, Herr Amtmann?"

„Ich wurde erst vor vier Wochen nach hier versetzt."

„So sind Ihnen die hiesigen Verhältnisse noch unbekannt. Vor ungefähr zwei Dezennien nämlich verbrannte der einzige Sohn des Barons von Helfenstein — —"

„O, davon habe ich sehr wohl gehört. Solche Fälle sprechen sich weit herum und werden im Gedächtnisse behalten. Es war am Tage jener Verhandlung gewesen, in welcher ein Doppelmörder zum Tode verurtheilt wurde. Er entkam leider!"

„Er entkam — leider? Wer ist das gewesen?"

„Ein gewisser Brandt, schlechter, unbrauchbarer Polizist, Schwindler, Spieler und zuletzt Mörder."

„Hm! Scheint ein famoser Galgenstrick gewesen zu sein!"

„Gewiß! Sogar sein eigener Vater hatte kein Mitleid mit ihm gehabt, sondern verlangt, daß er nicht begnadigt, sondern hingerichtet werde."

„Herzlos!"

„Pah! Der Sohn hatte es verdient. Ja, an jenem Tage ist Schloß Hirschenau abgebrannt. Der junge Baron konnte nicht gerettet werden.“

„Lebt aber vielleicht noch!“

„Sapristi!“ entfuhr es dem Beamten. „Verbrannt, und lebt doch noch?“

„Entweder ist er verbrannt, oder er lebt noch. Nur Eins von Beiden kann der Fall sein, mit dessen Aufklärung ich betraut bin.“

„Ich bin erstaunt — fast consternirt!“

„Mein Beileid!“ sagte Arndt mit einer Verbeugung.

„Das scheint also ein celebrer Fall zu werden!“

„Vielleicht.“

„Höchst secret zu behandeln!“

„Natürlich. Auf Ihre Discretion kann ich natürlich bauen, da Sie ja bereits amtlich dazu verpflichtet sind.“

„Ganz natürlich! Aber bitte, erklären Sie weiter!“

„Ich habe nicht die Befugniß, eine Erklärung abzugeben. Ich darf nur sagen, daß ich wünsche, ohne Aufsehen und ganz im Geheimen mir ein Grab öffnen zu lassen, um zu sehen, ob sich in demselben ein Leichnam befunden hat.“

„Befunden hat? Unbegreiflich.“

„Leider darf ich mir nicht die Mühe geben, es Ihnen begreiflicher zu machen. Ich bedarf eines Zeugen, den ich mit habe, und einer Gerichtsperson, welche mir zu bestimmen, ich Sie höflichst ersuche — vielleicht ein Actuar oder Assessor.“

„O nein! Bei einem so hochwichtigen Falle lasse ich mich nicht vertreten. Ich gehe selbst mit.“

„Sehr erfreut! Sind Sie dem Helfensteiner Todtengräber bekannt?“

„Ich glaube nicht, daß er mich bereits gesehen hat.“

„So gilt es, sich mit den nöthigen amtlichen Documenten auszurüsten, damit dieser Mann nicht im Stande sei, uns den Gehorsam zu verweigern.“

„Ich werde das besorgen. Soll ein Actenstück über den Befund angefertigt werden?“

„Gewiß.“

„So sind die dazu nöthigen Materialien mitzunehmen. Wann wünschen Sie den Aufbruch?“

„Baldigst.“

„In einer Stunde kann ich zur Verfügung stehen.“

„Schön! Mein Kutscher, welcher zugleich mein Zeuge ist, wird unten an der Thüre bereit sein. Mich treffen Sie auf dem Kirchhofe an.“

„Ah! Sie warten nicht hier auf mich?“

„Nein. Wir müssen alles Aufsehen vermeiden. Daher möchte ich bitten, vor dem Dorfe auszusteigen und sich möglichst unbemerkt nach dem Gottesacker zu begeben. Der Kutscher wird den Schlitten im Gasthofe einstellen und dann nachkommen. Für jetzt meine Empfehlung.“

Er ging und gab unten dem Förster den Befehl, sich in einem Gasthofe

zu verweilen und den Amtmann nach einer Stunde abzuholen. Auch ertheilte er ihm seine Weisungen, wie er sich sodann in Helfenstein zu verhalten habe.

„Aber Sie? Was thun Sie jetzt?“ fragte Wunderlich.

„Ich gehe voran nach Helfenstein.“

„Zu Fuße, in diesem Schnee?“

„Pah!“

Was machte er sich aus einer Wanderung durch den Schnee! Er befand sich in der Heimath, und indem er so die Straße dahinschritt, welche nach dem Forsthause führte, in welchem er geboren worden war, kam die Erinnerung an vergangene Zeiten mit aller Macht über ihn.

Als er die Stelle erreichte, an welcher er, der Flüchtling damals seinem Sonnenstrahl begegnet war, ohne daß sie ihn erkannt hatte, blieb er stehen und faltete die Hände.

„Welch ein Tag damals!“ flüsterte er. „Und, ist es jetzt etwa besser?“

Er sah das alte Forsthaus, an welchem er vorüberschritt; er erblickte das neue Schloß, nun auch bereits zwanzig Jahre alt, und dann sah er das Dorf vor sich liegen.

Unter den letzten Waldbäumen stehend, machte er Toilette. Er sah ganz aus wie ein einfacher Landbewohner. Er schritt durch das Dorf und blieb vor der Schmiede stehen. Die Thür stand offen. Funken sprühten vom Amboße. Der alte Wolf stand dabei und handhabte den großen, schweren Schlaghammer wie ein Junger, und sein Sohn sekundirte ihm. Während einer Pause warf der Alte einen neugierigen Blick auf den Fremden. Dieser wischte sich mit der rechten Hand das rechte Auge. Sofort trat Wolf heraus.

„Heda, Landsmann,“ fragte er. „Wo da her?“

„Von dort.“

Dabei zeigte Arndt nach der Richtung hin, aus welcher er gekommen war.

„Und wo da hin?“

„Wieder zurück.“

„Brauchst Du Cigarrenfeuer?“

Der Alte hatte das Zeichen verstanden und wollte ihn in die Schmiede haben. Darum antwortete Arndt:

„Deshalb kam ich her.“

„So komm herein!“

Das wurde so gethan wegen einiger halbwüchsigen Burschen, welche sich in der Nähe mit Schneeballen warfen.

Als Arndt sich in der Schmiede befand, warf der Alte die Thüre zu und fragte:

„Wohl Botschaft?“

„Ja.“

„Von welchem?“

„Wirst's sehen. Da.“

Er zog den Brief heraus und gab ihn hin. Wolf öffnete ihn und las den Zettel, ohne sich eines geschriebenen Schlüssels zu bedienen. Das war

ihm so geläufig, daß man annehmen mußte, er habe solche Briefe bereits in großer Anzahl erhalten. Er nickte dann mit dem Kopfe und sagte:

„Es ist gut und wird besorgt. Warum kommt heute der gewöhnliche Bote nicht?"

„Ist krank."

„Hoffentlich bist Du ebenso sicher, he?"

„Denke es wohl. Auch soll ich eine Quittung mitbringen."

„Quittung? Wieso? Warum?"

„Zum Zeichen, daß Du den Brief erhalten hast."

„Ach so! Weil Du ein Neuer bist. Wie soll diese Quittung beschaffen sein?"

„Gleich auf den Brief, den ich wieder mitnehmen soll, und darunter Dein Name."

„Schön! Wird besorgt. Warte einen Augenblick!"

Er begab sich nach der Stube und brachte dann die Quittung. Sie bestand, wie Arndt begehrt hatte, aus dem Briefe, den er überbracht hatte, und aus den von dem Schmiede mit starken Buchstaben darunter geschriebenen Worten:

„Gelesen. Wird geschehen. Wolf, Schmied in Helfenstein."

„So!" sagte der Alte. „Bist Du zufrieden?"

„Ja."

„So gehe in die Stube und trinke einen Schnaps! Komm!"

Arndt ging mit und goß sich mit Todesverachtung den schlechten Kornbranntwein in den Mund.

„Hoffentlich weißt Du, was so ein Auftrag zu bedeuten hat?" meinte der Schmied.

„Das versteht sich!"

„Und läßt meine Quittung nicht in falsche Hände kommen?"

„Wer sollte sie bekommen, als nur der König?"

„Kennst Du ihn?"

„Nein."

„Das heißt, gesehen hast Du ihn und auch mit ihm verkehrt; aber wer er ist, das weißt Du nicht?"

„So ist es."

„Hat er noch Anderen geschrieben?"

„Ja."

„Wem?"

„Dem Obersberger."

„Das weißt Du?"

„Warum nicht?"

„Hm! So ist der König mit Dir vertrauter als mit Deinem Vorgänger. Warst Du beim letzten Male dabei?"

„Ja."

„Das soll eine ganz verdammte Geschichte gewesen sein!"

„Weil Du gefehlt hast. Der König ist teufelswild."

„Ich kann nicht dafür und werde übrigens diese Schlappe bald auswetzen."

„Dann adieu."

„Adieu! Laß Dich nicht erwischen!"

Arndt wendete sich jetzt dem Kirchhofe zu. Hinter einer dicht beschneiten Hecke veränderte er sein Aeußeres, so daß er wieder das vorige Aussehen bekam.

Als er in das Wohnhaus des Todtengräbers trat, fand er diesen mit seiner Frau beim Mittagsmahle sitzen. Er wurde nach seinem Begehr gefragt.

„Sie sind der Todtengräber?" erkundigte er sich.

„Ja."

„Haben Sie Familie?"

„Nein. Wir sind allein und kinderlos."

„Haben Sie das Gräberverzeichniß da?"

„Natürlich. Von welchem Jahre wünschen Sie es?"

„Vor zwanzig Jahren, den dritten Juli."

„Gleich. Oder dürfen wir erst essen?"

„Geben Sie mir das Buch. Ich werde selbst nachschlagen."

Er erhielt das Verzeichniß und fand den Tag, an welchem das Kind der Botenfrau begraben worden war. Die Nummer des Grabes stand dabei.

„Wie lange bleiben hier die Gräber unberührt?"

„Wieso?" fragte der Mann, welcher gar nicht wußte, was gemeint war.

„Ich wollte fragen, wie viele Jahre es hier dauert, ehe die Gräber wieder geöffnet werden?"

Der Todtengräber schob einen höchst umfangreichen Bissen in den Mund, kaute ihn, schluckte und antwortete dann:

„Hm! Ich bin nun eine ziemliche Zeit im Amte und habe nur wenige Gräber zu öffnen brauchen. Im letzten, welches ich aufmachte, lag eine Frau, die wohl vor vierzig Jahren gestorben war."

„Ist dies bei Kindern auch der Fall?"

„Ja. Die Kinder haben ihre besondere Abtheilung, die ich noch gar nicht angerührt habe. Das Dorf ist klein und der Friedhof im Verhältnisse so groß, daß wir unsere Todten lange in Ruhe lassen können."

„So ist also wohl auch das Kind, nach welchem ich fragte, noch nicht wieder ausgegraben worden?"

„Nein. Ich habe es nicht nöthig gehabt. Aber, warum fragen Sie so? Ist etwas mit diesem Kinde?"

„Ja. Es steht nämlich zu vermuthen, daß dieses Kind gar nicht begraben worden ist."

Der Todtengräber stand im Begriffe, wieder einen Bissen in den Mund zu schieben, blieb aber vor Erstaunen mit demselben vor den weit geöffneten Lippen halten.

„Wie?" fragte er. „Was? Gar nicht begraben?"



V. S. 35.

„Sie sind der Todtengräber?“

„Ja.“

„Das ist doch unmöglich!“

„Warum?“

„Es muß doch eine jede Leiche begraben werden?“

„In der Regel, ja. Bei der Beerdigung des betreffenden Kindes scheint aber Etwas vorgekommen zu sein, in Folge dessen man das Grab ohne die Leiche zugeschüttet hat.“

„O, das kann ja gar nicht passiren?“

„Doch, mein Lieber!“

„Nein. Ich muß das kennen, denn ich bin Todtengräber. Die Leiche wird gebracht; man legt den Sarg in das Grab, und dann, wenn die Leidtragenden sich entfernt haben, wird fast immer sofort mit dem Zuschütten begonnen. Ein Todter kann doch nicht gut ausreißen.“

„Aber er kann ausgerissen werden.“

„Sapperlot! Das wäre ja Leichenraub!“

„Allerdings!“

„Der mit Zuchthaus bestraft wird.“

„Sogar mit einer sehr hohen Zuchthausstrafe. Kurz und gut, ich will Ihnen sagen, daß man den Verdacht hat, die Leiche dieses Kindes sei geraubt oder unterschlagen worden.“

„Donnerwetter! Doch nicht etwa von dem Todtengräber, meinem Vorgänger?“

„Nein. Ich bin gekommen, um mich zu überzeugen, ob das Grab leer ist.“

„Was? Es soll also geöffnet werden?“

„Ja.“

„O, lieber Herr, das geht nicht so schnell! Dazu ist die Anwesenheit der Obrigkeit nöthig.“

„Das wird auch der Fall sein. In spätestens einer halben Stunde wird der Amtmann mit noch einigen Herren kommen, um die Ausgrabung vornehmen zu lassen.“

„Herrgott! Eine Leiche ausgraben! Hier, in Helfenstein, in unserem kleinen Orte! Was werden die Leute dazu sagen! Was für ein Aufsehen wird das machen!“

„Gar keines!“

„Denken Sie? O doch! So Etwas ist doch hier noch gar nicht vorgekommen! Und die Botenfrau! Oh!“

„Lebt diese noch?“

„Ja. Sie ist jetzt ein steinaltes Mütterchen und kann kaum noch laufen. Hier bei uns werden nämlich die Leute vor der Zeit alt. Die Armuth zehrt am Leben.“

„Nun, sie soll zunächst nichts erfahren, und auch den Anderen darf nichts gesagt werden. Die Exhumirung soll nämlich in aller Verschwiegenheit vorgenommen werden. Verstanden?“

„Ja. Also auch noch verschwiegen? Also wirklich ein Verbrechen! Ich bin ganz starr vor Erstaunen!“

„Das sehe ich. Sie haben Ihren Bissen noch immer nicht in den Mund gesteckt. Essen Sie zunächst. Ich werde unterdessen hinausgehen und mir das Grab suchen. Es ist Nummer Einundfünfzig.“

„Fangen Sie gleich hinter meinem Häuschen an zu zählen, da ist die Nummer Eins.“

Arndt ging hinaus. Zwar war der Kirchhof beschneit, aber er lag hoch und den Lüften so ausgesetzt, daß der Wind die Erhöhungen kahl gefegt hatte. Man konnte die Gräber deutlich erkennen.

Nummer Einundfünfzig lag in der zweiten Reihe. Arndt bemerkte auf den ersten Blick, daß dieses Grab noch tiefer eingesunken war, als alle anderen. Das war ein Umstand, der ihm zu denken gab. Er kehrte nach kurzer Zeit wieder zum Todtengräber zurück.

Gerade als er durch die hintere Thüre in das kleine Häuschen trat, kam Förster Wunderlich zu der vorderen herein.

„Pünktlich gewesen?“ sagte der Alte. „Sie haben wohl bereits da draußen recognoscirt?“

„Ja. Aber Sie hätte ich jetzt noch nicht erwartet.“

„Warum?“

„Ich habe geglaubt, der Richter werde eher kommen. Er sollte doch aussteigen, und dann hatten Sie das Geschirr nach der Schänke zu bringen.“

„Er hatte keine Lust dazu.“

„Keine Lust? Ah! Bei solchen Angelegenheiten ist doch nicht etwa die augenblickliche Stimmung eines Beamten maßgebend. Wo befindet er sich denn jetzt?“

„Er ist mit nach der Schänke gefahren, um ein Glas Grog zu trinken, ehe er hierher kommt.“

„In die Schänke? Ich glaube, es giebt nur eine einzige hier?“

„Ja.“

„Deren Besitzer der Schmied ist?“

„Er ist der Wirth.“

„Sapperment, wie unvorsichtig! Gerade dieser sollte am Allerwenigsten von unserer Anwesenheit erfahren. Na, kommen Sie herein in die Stube. Nun haben wir auf den Amtmann zu warten.“

Als sie in die Stube traten, war der Todtengräber nicht zu sehen, und als Arndt nach ihm fragte, antwortete die Frau:

„Er ist schnell einmal fortgegangen, wird aber sehr bald wiederkommen.“

„Er hatte sich nicht zu entfernen! Glaubt er etwa, daß wir uns nach ihm richten müssen?“

„Entschuldigen Sie, lieber Herr! Es war wegen der Werkzeuge.“

„Die hat er doch jedenfalls zu Hause?“

„Ja; aber jetzt im Winter ist der Boden so hart, daß Sie lange warten

müßten, bis das Grab geöffnet ist. Er ist daher gegangen, sich die Spitzhaue schärfen zu lassen."

Arndt zog die Brauen zornig zusammen.

„Die Spitzhacke schärfen?" sagte er. „Nicht wahr, das macht doch nur der Schmied?"

„Ja."

„Na, so steht sehr zu vermuthen, daß wir heute ein ganz gehöriges Fiasko zu verzeichnen haben werden."

„Weshalb?"

„Das werden Sie schon erfahren, meine Beste. Setzen wir uns!"

Sie nahmen auf der alten Holzbank Platz, welche an dem Kachelofen stand, und hatten ziemlich lange zu warten, bis der Amtmann eintraf. Dieser grüßte und fragte dann:

„Haben Sie diese Leute hier schon verständigt?"

„Natürlich!" antwortete Arndt, und sein Ton ließ errathen, daß er sich nicht in der rosigsten Laune befinde. „Ich höre, daß Sie mit nach der Schänke gefahren sind?"

„Ja. Es war unterwegs so kalt; ich mußte mir einen Schluck Grog geben lassen."

„Hm! Sie sind allein?"

„Nein. Ich habe noch einen Mann mit, um das Protocoll aufsetzen zu lassen."

„Wo befindet sich dieser?"

„Er wird gleich kommen."

„Ah! Auch er verspürte Appetit nach Grog?"

„Nur nach Kaffee. Er traf, eben als wir aus der Schänke kamen, den Ortsvorsteher und hatte in amtlicher Angelegenheit einige Erkundigungen einzuziehen. Ich bin unterdessen natürlich weiter gegangen."

Arndt drehte sich scharf auf dem Absatze herum und stieß die zornigen Worte hervor:

„So! Das ist ja recht schön!"

„Wieso?" fragte der Amtmann, über den Ton erstaunt, in welchem dies gesagt worden war.

Arndt drehte sich wieder um. Er sah gar nicht so aus, als ob er geneigt sei, Rücksicht auf die Stellung des Richters zu nehmen, sondern er antwortete ebenso zornig wie vorher:

„Das fragen Sie noch?"

„Herr! Ich verstehe Sie nicht! Ich begreife Sie nicht!"

„Ich Sie ebenso wenig! Bitte, beantworten Sie mir die Frage: Wir sind zum Zwecke einer Exhumirung hier?"

„Ja."

„Dieselbe soll eine geheime sein?"

„Gewiß!"

„Daher sollten Sie bereits vor dem Dorfe aussteigen und sich direct hierher verfügen?"

„So war ausgemacht. Aber die Kälte —"

„Pah! Ein Beamter muß wissen, was er zu thun hat, wenn er vor der Wahl steht, zwischen seiner Pflicht und einem Glase Bauerngrog!"

„Herr! Ich hoffe, daß Sie wissen, welches Amt ich bekleide!"

„Eben weil ich das weiß, habe ich geglaubt, daß Sie thun, was Ihres Amtes ist."

Der Richter kaute am Barte. Er war verlegen und zornig zugleich, doch unterdrückte er möglichst seinen Aerger.

„Das hat mir noch Niemand gesagt," meinte er.

„So thut es mir leid, daß gerade ich es sein muß, der voraussichtlich den Nachtheil trägt, welcher Ihnen diese erste Rüge einbringt."

„Rüge?"

Bei diesem Worte röthete sich das Gesicht des Beamten.

„Ja, Rüge," antwortete Arndt.

„Herr, eine Rüge nehme ich nur von einem meiner Vorgesetzten entgegen."

„Nun, ich habe mich Ihnen gegenüber legitimirt und glaube, genugsam nachgewiesen zu haben, daß ich, wenn auch nicht für immer, so doch in der gegenwärtigen Angelegenheit Derjenige bin, dessen Weisungen Sie nachzukommen haben. Ich bat Sie, mir einen Actuar mitzugeben; Sie entschlossen sich, selbst mitzukommen, und haben es sich also gefallen zu lassen, wenn ich Sie, falls von Ihrer Seite ein so bedeutender Fehler begangen wird, eben als Actuar, als subaltern anrede. Oder wünschen Sie vielleicht, daß ich vorher Ihre Vorgesetzten frage, wie ich mich in diesem Falle zu Ihnen zu stellen habe? Diese Herren würden dann erfahren, daß ich jetzt nicht Veranlassung habe, mit Ihnen zufrieden zu sein."

Der alte Förster hatte alle Achtung vor seinem Vetter Arndt; jetzt aber leuchteten seine Augen vor stolzer Freude auf. Er bemerkte jetzt ja noch viel deutlicher als bisher, daß dieser vermeintliche Verwandte ein ganzer Kerl sein müsse.

„Donnerwetter!" dachte er im Stillen. „Der Kerl thut ganz so, als ob er Hahn im Korbe sei. Einen Amtmann auf diese Weise abzukanzeln, dazu gehört schon Etwas!"

Der Beamte seinerseits fand keine Worte. Er mußte freilich zugeben, daß er in der vorliegenden Angelegenheit sich nach Arndt zu richten habe; aber er sah doch nicht ein, warum er einen so scharfen Verweis hinnehmen müsse.

„Sie sprechen von einem bedeutenden Fehler," meinte er endlich. „Bitte, wollen Sie die Güte haben, mir nachzuweisen, daß ein solcher in Wirklichkeit von mir begangen worden ist?"

„Ich habe nicht geglaubt, daß ein solcher Nachweis wirklich nothwendig ist. Die Ausgrabung der Leiche sollte ja, wie schon wiederholt erwähnt wurde, im Geheimen stattfinden."

„Das wird sie ja auch!“

„Meinen Sie? Ah! Das möchte ich beinahe naiv nennen! Sie waren, wie Sie schon sagten, noch niemals hier?“

„Nein.“

„Desto mehr wird Ihre Anwesenheit auffallen.“

„Aber man wird nicht wissen, weshalb ich anwesend bin.“

„Man wird es erfahren, weil man neugierig sein wird.“

„Nun, wird das so großen Schaden machen?“

„Einen Schaden, der wohl nie wieder gut zu machen sein wird, Herr Amtmann!“

„Hm! Darf ich um die Erklärung bitten?“

„Sie liegt so nahe, daß ich mich sehr wundere, um sie angegangen zu werden. Wir exhumiren, um einem vermuthlichen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Wo ist das Verbrechen geschehen?“

„Hier.“

„Und wo wird sich der Thäter befinden, falls er noch lebt, Herr Amtmann?“

„Vielleicht auch hier.“

„Schön! Dieser Mann erfährt, was wir thun; er wird wissen, welches Grab wir öffnen; er sieht, daß es dasjenige ist, welches mit seiner That im Zusammenhange steht; diese That muß also verrathen, entdeckt worden sein; er ist gewarnt, er fühlt sich unsicher —“

„Hm! Verflucht! Daran habe ich nicht gedacht!“ sagte der Amtmann, der sich jetzt sehr verlegen zeigte.

„Aber ich! Und darum bat ich Sie, sich nicht sehen zu lassen!“

„Vielleicht läßt es sich wieder gut machen, indem wir den Thäter festnehmen.“

„Ah! Wie wollen Sie das anfangen? Kennen Sie ihn?“

„Leider nein!“

„Also! Wir wollen heute feststellen, daß die That geschehen ist; aber die Person ist noch zu suchen. Ich habe Ihnen mitgetheilt, daß die Angelegenheit mit der freiherrlichen Familie von Helfenstein in Beziehung zu bringen sei. Sie mußten daraus schließen, daß wir es nicht mit gewöhnlichen Verhältnissen und Personen zu thun haben werden, und darum war Geheimniß doppelt und zehnfach geboten. Hier kommt ein Herr. Ist er Ihr Begleiter?“

„Ja, der Amtsschreiber Reichelt.“

Der Betreffende war eingetreten und grüßte höflich. Arndt fragte ihn scharf:

„Ist der Kaffee gut bekommen?“

Der Mann kannte den Grund dieser Frage nicht und antwortete ganz verdutzt:

„Ja, sehr gut!“

„Na, das freut mich! Voraussichtlich wird er mir desto schlechter bekommen! Doch. Sie können ja nichts dafür, daß ich lieber friere als mich

in meinen Obliegenheiten irre machen lasse. Wenn nur nicht, um die Sache noch schlimmer zu machen, auch der Todtengräber davon gelaufen wäre!"

Die Frau dieses Letzteren hörte das nicht. Es war ihr in der Nähe der Herren doch etwas schwül geworden, und darum hatte sie das Zimmer verlassen.

Der Amtmann freute sich darüber, jetzt Einen zu haben, auf den er den Zorn Arndt's leiten konnte. Er fragte:

„Fortgelaufen? Wohin?"

„Zum Schmiede."

„Auch in die Schänke also? Warum?"

„Um seine Spitzhacke schärfen zu lassen."

„Sie hätten ihn nicht fortlassen sollen."

„Er ist gegangen, ohne mir von seinem Vorhaben ein Wort zu sagen. Uebrigens habe ich ihm glücklicher Weise vorher die größte Verschwiegenheit eingeschärft."

„Nun, so wird er hoffentlich wohl das Plaudern unterlassen."

„Meinen Sie? Da kennen Sie die Bewohner solcher kleinen Orte nicht. Hier weiß ein Jeder ganz genau, was der Andere thut und treibt; man lebt, so zu sagen, in Familie; man kennt keine Geheimthuerei, und wenn ja einmal Jemand irgend Etwas verheimlichen will, so gelingt es ihm nicht. Sie Beide waren beim Schmiede; jetzt kommt auch der Todtengräber zu ihm; da ist die Klatschgevatterei sofort fertig. Und das Schlimmste dabei ist —"

Er hielt inne und blickte sich vorsichtig um.

„Wohin ist die Frau?" erkundigte er sich.

„Ich höre sie draußen Holz hacken," antwortete der alte Wunderlich.

„Nun, so wird sie nichts hören. Das Schlimmste dabei ist, daß ich gerade den Schmied in Verdacht —"

Da ging die Thür auf, und der Todtengräber trat ein, ganz athemlos vom schnellen Laufen.

„Verzeihen Sie!" sagte er. „Es ging nicht so rasch, wie ich dachte. Das Feuer war fast ausgegangen."

„Hinaus mit Ihnen!" herrschte ihn Arndt an.

Der erschrockene Mann machte sich schleunigst davon. Arndt aber wendete sich an den Amtmann:

„Sie saßen natürlich im Gastzimmer der Schänke?"

„Ja."

„Waren Gäste da?"

„Nein."

„Wer bediente Sie?"

„Die Wirthin, ich glaube, die Frau des Schmiedes junior."

„Der Herr Senior kam nicht hinein?"

„O, doch!"

„Kennt er Sie?"

„Ich glaube nicht. Aber diesen Herrn kennt er von der Gerichtsschreiber-

stelle her, und aus dessem Verhalten mir gegenüber mag der Schmied wohl gemerkt haben, daß ich der Vorgesetzte bin."

„Hat er ein Gespräch mit Ihnen begonnen?"

„Er machte den Versuch."

„Worüber?"

„Ueber das gewöhnliche Thema: das Wetter. Aber ich hielt ihn fern von mir."

„Nun, wollen sehen. Gehen wir nach dem Kirchhofe!"

Der Todtengräber hatte ganz und gar nicht daran gedacht, daß es seine Pflicht sei, vorher zu fragen, ob er sich entfernen dürfe. Er hatte, als Arndt hinausgegangen war, an die jetzige Frosthärte des Erdreiches und an die stumpfe Hacke gedacht, und war also in größter Eile zum Schmiede gegangen.

In der Werkstatt fand er nur den jungen Schmied, da dessen Vater in der Gaststube war und sich Mühe gab, von dem Amtmann Etwas über den Grund von dessen Anwesenheit zu hören. Als der Alte aber merkte, daß er nichts erfahren werde, kehrte er verdrießlich in die Schmiede zurück, wo er den Todtengräber antraf. Er sah die Hacke in dessen Hand und fragte:

„Was soll es mit dem Dinge?"

„Schärfen."

„Es hat doch Zeit? Wir schlagen noch ein paar Nägel und lassen dann das Feuer ausgehen. Morgen ist auch noch ein Arbeitstag. Da kommt die Hacke daran."

„Das geht nicht. Ich brauche sie augenblicklich."

„Augenblicklich?" fragte der Schmied verwundert.

„Ja. Ich habe keine Minute zu viel Zeit."

„Wozu denn?"

„Ein Grab zu öff — zu graben."

„Es ist doch Niemand gestorben!"

„Ich muß doch und dennoch ein Loch aufmachen!"

Das war ungewöhnlich. Ungewöhnlich war auch die Anwesenheit des Amtmannes. Der Alte war ein Schlaukopf und hatte zudem ein böses Gewissen. Er brachte sofort Beides in Verbindung. Er beschloß, auf den Busch zu klopfen. Darum warf er dem Todtengräber einen überlegenen Blick zu, lachte höhnisch vor sich hin und sagte:

„Nur nicht so geheimnißvoll gethan!"

„Thue ich denn geheimnißvoll?"

„Ja. Aber ich weiß doch bereits, was es ist."

„O, das glaube ich nicht!"

„Nicht? Der Amtmann sitzt ja drin bei mir!"

„Der Amtmann? Hm! Ja, der soll ja kommen!"

„Also! Und nicht er allein, sondern noch Einer. Nun, weiß ich es oder nicht?"

„Aber es soll ja geheim bleiben!"

„Dummkopf! Ich bin ja Mitglied beim Gemeindevorstand!"

„Ach so! Das ist etwas Anderes! Na, ich bin wirklich förmlich erschrocken!“

„Erschrocken? Das ist kein Grund dazu! Die Sache ist ja so einfach wie nur möglich!“

„Ja, einfach ist sie, aber doch erstaunlich. Ich glaube, so lange Helfenstein existirt, ist so Etwas nicht passirt. Ein Grab zu öffnen, weil man sehen will, ob das Kind fehlt!“

Jetzt waren es die beiden Schmiede, welche erschraken, obgleich der Alte vorher gesagt hatte, daß die Sache gar nicht zum Erschrecken sei. Wären ihre Gesichter nicht so rußig gewesen, so hätte der Todtengräber bemerken müssen, wie blaß sie geworden waren. Aber der Alte hatte sich zu sehr in der Gewalt. Er warf seinem Sohne einen warnenden Blick zu, nickte mit dem Kopfe und fragte dann:

„Ja, ein Kind. Ist die Nummer eingeschrieben?“

„Einundfünfzig. Das Kind der Botenfrau.“

Jetzt wußten die Beiden, woran sie waren und daß es ihnen galt. Der Alte heuchelte die größte Gleichgiltigkeit und sagte nur:

„Aber wie kannst Du es schon wissen? Der Amtmann ist ja vorhin erst gekommen?“

„Es ist Einer bei mir.“

„Wer?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Er ist jedenfalls vom Amte.“

„Nein. Von unserem Gerichtsamte ist er nicht. Ich sage Euch, der Kerl hat Augen, ja, Augen, denen man es anmerkt, daß sie durch zehn eiserne Thüren sehen können, so die echten, rechten Polizei- und Gensd'armerieaugen. Er hat gar nicht etwa feine Kleider an, muß aber dennoch, wie ich vermuthe, ein vornehmer Kerl sein.“

„Warum?“

„Weil er gar keinen Summs mit mir machte.“

„Na, denkst Du denn, die Herren von der Polizei sollen Dich mit gelben Glaçeehandschuhen beim Barte zupfen?“

„Das nicht; aber ich bin doch auch, so zu sagen, Beamter.“

„Hm! Ja! Und was für einer!“

„Oho! Ein Todtengräber ist auch eine eingesetzte und verpflichtete Person! Wer zu mir kommt, um Etwas zu erfahren, hat sich in der richtigen Weise zu erkundigen.“

„Und das hat er wohl nicht gethan?“

„Ist ihm gar nicht eingefallen! Er hat mich ausgefragt, ungefähr so, wie der Schulmeister einen Jungen vernimmt!“

„Das ist freilich unhöflich!“ meinte der Schmied ironisch.

„Im Buche hat er selber nachgeschlagen.“

„Auch noch!“

„Ja. Und dann ist er ganz allein hinaus zum Grabe gegangen, gerade so, als ob ich gar nicht da wäre!“

„Es ist doch Dein Recht, ihm das Grab zu zeigen.“

„Ganz gewiß!“

„Hat er sich denn vor Dir ausgewiesen?“

„Ausgewiesen? Wieso denn?“

„Ich meine, legitimirt?“

„Legitimirt? Nein. Sapperment!“

„Dummkopf! Das hätte ich nicht sein dürfen! Da könnte ein Jeder kommen und in meine Bücher gucken!“

„Das ist wahr! Da hast Du Recht! Ich brauche eigentlich keinen Menschen auf den Kirchhof zu lassen.“

„Na, Du sagtest ja, daß Du auch ein Beamter bist, und Du scheinst stolz darauf zu sein. Verhalten hast Du Dich aber ganz und gar nicht darnach.“

„Nur keine Sorge! Ich werde es nachholen!“

„Schön! Laß Dir nur die Legitimation vorzeigen! Du mußt doch wissen, wer der Kerl ist!“

„Das werde ich thun! Ganz gewiß werde ich es thun!“

„Na, da gehe einstweilen in die Küche und laß Dir von meiner Frau einen Schnaps geben.“

„Warum nicht in die Gaststube?“

„Weil da der Amtmann sitzt, Dummkopf! In zehn Minuten ist die Hacke spitz!“

Der Todtengräber ging. Die beiden Schmiede blickten sich eine Weile dumm an, und dann fragte der junge:

„Warum schickst Du ihn hinein?“

„Du bist ebenso dumm wie er! Soll er hören, was wir reden?“

„Es kann ihm aber auffallen! Was wir zu reden haben, kann ja nachher gesprochen werden!“

„Dann ist keine Zeit dazu. Wir müssen rasch handeln!“

„Was denn?“

„Das müssen wir eben berathen. Ich war wirklich ganz steif und starr vor Schreck.“

„Ich auch.“

„Ein Glück, daß er es uns nicht ansehen konnte! Ich denke, diese alte Geschichte ist längst vorüber!“

„Na, daß das Grab leer ist, mußte doch einmal bemerkt werden; das ist sicher und gewiß.“

„Aber man hätte sich gewundert und weiter nichts. Nun kommen die Herren vom Gerichte. Weißt Du, was das heißt?“

„Daß die Sache verrathen ist.“

„Natürlich! Aber wie ist sie verrathen worden? Ich kann die Mög-

lichkeit gar nicht einsehen. Donnerwetter! Ich hoffe doch nicht, daß man an uns denken wird?"

„Ah, wie sollte man!"

„Aber der Amtmann steigt gerade hier bei uns aus!"

„Doch nur, weil hier die Schänke ist!"

„Er behandelte mich so kurz, so von oben herab. Ich hätte ihn gar nicht gekannt, aber Deine Frau hat ihn einmal gesehen. Und was das Unbegreiflichste ist: der alte Wunderlich macht den Kutscher."

Der Sohn hatte die Spitze der Hacke in das Feuer gesteckt; sie war glühend geworden. Er zog sie heraus, legte sie auf den Ambos und sagte, mit dem Hammer einen wüthenden Schlag auf dieselbe ausführend:

„Ich möchte in diese Geschichte hauen, gerade so wie hier auf das Eisen! Der Teufel hole sie!"

„Mit Fluchen erreichen wir hier nichts. Wir müssen gleich hinter dem Todtengräber her."

„Wohin? Auch hinauf?"

„Ja. Wir müssen zusehen."

„Donnerwetter! Daß sie uns gleich fassen können!"

„Unsinn! Ich muß den fremden Menschen sehen, ob ich ihn kenne Und ich muß die Leute beim Graben beobachten, um vielleicht errathen zu können, wie die Sache steht."

„Wie willst Du das bemerken?"

„Auf irgend eine Weise. Man braucht vielleicht gar nicht zu hören, was die Leute reden. Es läßt sich oft aus einer Bewegung oder einer Miene mehr schließen, als aus Worten. Und was ich nicht sehe, das siehst Du. Meine Augen sind nicht mehr so scharf wie früher."

„Was, ich soll mit?"

„Natürlich! Zwei sehen mehr wie Einer."

„Aber, man muß uns doch bemerken?"

„Nein, gar nicht. Wir gehen natürlich doch nicht etwa mit in den Kirchhof, sondern wir gucken über die Mauer."

„Die ist zu hoch!"

„Aber hinten, wo der Gottesacker an den Wald stößt, ist eine Lücke. Weißt Du, da, wo innen die Hollundersträucher stehen. Die Jungens sind auf die Mauer gestiegen, um sich die Beeren zu holen, und da sind nach und nach einige Steine abhanden gekommen. Dort können wir stehen und, von dem Hollunder versteckt, Alles beobachten. Wenn das der Baron wüßte!"

„Sollte das etwa damit zusammenhängen, daß er heute hier angekommen ist und Dich zu sich bestellt hat?"

„Nein. Wo denkst Du hin? Er hat ja gar keine Ahnung. Und in seinem Interesse läge eine Oeffnung des Grabes doch wohl am Allerwenigsten. Na, schlag zu, damit wir fertig werden! Horch! Da kommt er wieder!"

Der Todtengräber kehrte zurück und meldete, daß der Amtmann sich mit seinem Begleiter entfernt habe. Nach kurzer Zeit erhielt er seine Hacke und

eilte heim. Er wurde in der beschriebenen Weise von Arndt empfangen und flüchtete sich zu seiner Frau, gegen welche er über die Grobheit des Fremden raisonnirte.

Bald kamen die vier Herren aus der Stube und forderten ihn auf, mit an das Grab zu kommen. Er erinnerte sich an Das, was ihm der Schmied gesagt hatte; darum nahm er allen seinen Muth zusammen und sagte:

„Das geht nicht so schnell, wie Sie denken!"

„Ah! Warum nicht?"

„Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie denn eigentlich?"

Arndt legte ihm die Hand auf die Achsel und antwortete:

„Wer ich bin, das wird Ihnen sehr gleichgiltig sein; aber, kennen Sie vielleicht diesen Herrn?"

Er deutete dabei auf den Amtmann, welcher ein gerichtliches Document aus der Tasche zog.

„Nein," antwortete der Todtengräber.

„Nun, so lesen Sie die Schrift, die er in der Hand hat."

Der Mann sah das Amtssiegel, buchstabirte die Zeilen zusammen und meinte dann:

„Ja, wenn das so ist, so muß ich gehorchen! Haben Sie die Güte, meine Herren; kommen Sie!"

„Arndt hielt, während sie ihm folgten, sein Auge scharf auf ihn gerichtet. Draußen, als sie die ersten Gräber erreichten, hielt er ihn beim Arme und sagte:

„Halt, warten Sie einmal! Ehe wir beginnen, gestehen Sie zunächst Ihre Plauderhaftigkeit ein!"

Der Todtengräber warf einen erschrockenen Blick auf den strengen Sprecher und antwortete:

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr?"

„Ah, Sie verstellen sich! Sie haben dem Schmiede erzählt, wozu Sie Ihre Hacke schärfen ließen?"

„Kein Wort?"

„Sie lügen!"

Der Mann stammelte in höchster Verlegenheit:

„Ich sage die Wahrheit."

„Schön! Haben Sie einmal als Angeklagter vor Gericht gestanden?"

„Nein."

„Nun, so wird es Ihnen jetzt passiren. Ich werde sogleich nach dem Schmiede senden, um Sie mit ihm zu confrontiren. Lügen Sie, so stelle ich Sie wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses unter Anklage, und Sie werden nicht nur bestraft, sondern Sie verlieren auch Ihre Stelle!"

„Herrgott!" entfuhr es dem Manne, mit welchem es Arndt jedenfalls nicht so schlimm meinte, als es den Anschein hatte.

„Ja, nun erschrecken Sie! Ich würde vielleicht nachsichtig sein, wenn Sie aufrichtig sprechen wollten."

„Ich versichere, daß ich — habe — daß ich bin —"

„Unsinn! Schwatzen Sie nicht! Wir haben hier nicht Zeit, Ihre Unwahrheiten anzuhören. Soll ich Sie etwa arretiren lassen? Heraus mit der Wahrheit!"

Der Todtengräber befand sich in der schauderhaftesten Verlegenheit. Arretirt werden, bestraft werden, seine Stelle verlieren — das wollte er nicht. Er stammelte:

„Ich habe es nicht böse gemeint!"

„Ah! So! Also geschwatzt?"

„Er wußte es schon!"

„Das heißt, er schlug auf den Strauch?"

„Nein, er wußte es wirklich!"

„Pah! Er war gescheidter als Sie; das ist Alles. Was haben Sie ihm erzählt?"

„Daß ein Grab geöffnet werden soll."

„Auch welches?"

„Ja."

„War sein Sohn dabei?"

„Sie waren Beide in der Schmiede."

„Sagten Sie nicht vorhin, daß das Feuer beinahe ausgegangen gewesen sei?"

„Ja; sie wollten aufhören."

Ueber das Gesicht Arndt's blitzte es wie ein heller Gedanke. Er warf einen raschen, forschenden Blick über die vier Kirchhofsmauern. Dieser Blick blieb an der Lücke, von welcher die beiden Schmiede gesprochen hatten, haften. Dann wendete er sich an den Richter:

„Herr Amtmann, ich werde mich jetzt dort unter jene Lücke legen."

„Ah, warum?"

„Das werde ich Ihnen später erklären. Jetzt giebt es keine Zeit dazu. Ich bitte Sie, die Arbeit beginnen zu lassen und während derselben keinen Blick nach der Stelle, an welcher ich mich befinde, zu werfen."

„Aber ich frage dennoch, warum?"

„Ich kann es nicht sagen, ich habe keine Zeit dazu. Also, meine Herren, die Richtung, in welcher ich liege, lassen Sie ganz unbeachtet. Sie drehen ihr den Rücken zu. Davon hängt wahrscheinlich das Gelingen unseres Vorhabens ab!"

Während die Anderen sich sein Verhalten nicht zu erklären vermochten, entfernte er sich, aber keineswegs in der Richtung, welche er Ihnen angedeutet hatte, sondern er kehrte nach dem Wohnhause zurück.

„Das begreife, wer da will!" sagte der Amtmann, indem er mit dem Kopfe schüttelte. „Ich nicht!"

„Das ist auch nicht nothwendig!" sagte der alte Wunderlich. „Wenn nur er es begreift."

V. S.

„Aber warum geht er denn nach dem Hause, wenn er sich nach einem ganz anderen Ort begeben will?"

„Sakkerment! Das ist seine Sache! Er ist zehnmal gescheidter als wir alle zusammen. Das können Sie glauben. Es sind Fehler gemacht worden, und ihm ist irgend eine Idee gekommen, wie diese Fehler ausgewetzt werden können. Darum — ah, siehe da! Dort schleicht er sich an der Mauer hin, nach den Hollundern zu! Ich glaube gar, daß er dort Jemand belauschen will, der die Absicht hat, uns zu belauschen! Meine Herren, ein Schuft, wer von jetzt an nach der Lücke blickt! Er hat es verboten, er hat seine guten Gründe dazu, und so dürfen wir ihm das Spiel nicht verderben. Vorwärts! Gehen wir endlich an die Arbeit!"

Wie der alte Förster gesagt hatte, war Arndt nur scheinbar nach dem Häuschen zurückgekehrt. Wie eine Erleuchtung war der Gedanke über ihn gekommen, daß der Schmied den Vorgang belauschen werde. Dies war nur an der Stelle möglich, wo einige der obersten Steine in der Mauer fehlten.

Vielleicht aber befand sich der Lauscher bereits dort. Darum machte Arndt den scheinbaren Umweg. Das Geräusch, welches seine schleichenden Schritte im Schnee hervorbrachten, wurde von dem Schalle der in das harte Erdreich nur schwer eindringenden Hacke übertönt. Er erreichte die Stelle und duckte sich hart an dem Stamme des Hollunders nieder.

So sehr er sein Gehör anstrengte, war doch zunächst nichts zu vernehmen. Schon glaubte er, daß seine Combination diesmal eine irrthümliche gewesen sei, da hörte er draußen an der Mauer den Schnee knirschen, und bald darauf erklang eine gedämpfte Stimme:

„Siehst Du! Sie haben bereits angefangen!"

„Ja, aber wohl erst seit Kurzem. Der Todtengräber ist noch beim Anfange. Verdammter Weg hier herauf durch den tiefen Schnee!"

„Es ging nicht anders. Den rechten Weg durften wir ja nicht gehen. Hols der Teufel, sie haben das richtige Grab!"

„Hast Du es Dir gemerkt?"

„Und wie! So oft ich auf dem Gottesacker war, hat es mir die Augen hingezogen. Es ist ein armseliges Gefühl, zu wissen, daß ein Grab leer ist."

„Pah, Vater! Du wirst seit einiger Zeit von Grillen geplagt, die Du Dir vertreiben mußt!"

„Vertreibe sie, wenn Du kannst!"

„Gefährlich kann doch diese Geschichte für uns ja gar nicht werden."

„Sehr gefährlich im Gegentheile."

„Warum? Du hast, um einen Mord zu verhüten, den der Baron von Dir verlangte, eine Leiche verbrennen lassen. Das ist doch weiter nichts als das Zeichen eines guten Herzens!"

„Aber ein Leichenraub dabei!"

„Hm!"

„Und Unterschlagung eines Kindes oder so ähnlich!"

„Es wird nicht entdeckt werden!“

„Das habe ich bisher auch gedacht. Aber wie kommen diese Menschen auf den Gedanken, daß hier ein Grab leer sei, und gerade dieses?“

„Das ist freilich ein Wunder.“

„Und zwar ein Wunder, welches wir vielleicht sehr theuer zu bezahlen haben werden.“

„Wie soll man auf uns kommen?“

„Das weiß nur der Teufel, der dabei jedenfalls sein Spiel hat. Sollte der alte Uhlig etwas gemerkt haben?“

„Gewiß nicht! Der hätte mit uns davon gesprochen.“

„Dann ist es mir ein Räthsel. Aber wenn es herauskommt, so steht noch mehr auf dem Spiele.“

„Du siehst zu schwarz!“

„Hm! Wer dieses todte Kind gestohlen hat, der hat auch das Feuer an das Schloß gelegt und den kleinen Baron fortgeschafft. Das wird man wohl herausfinden.“

„So schnell geht das nicht. Und da, da fällt mir ein höchst probates Mittel ein.“

„Welches?“

„Wir stehlen noch ein Kind..“

„Was fällt Dir ein?“

„Na, so dumm ist der Gedanke denn doch nicht. Weißt Du, ich denke, daß diese Herren sich zunächst nur überzeugen wollen, ob das Grab leer ist. Den Thäter wissen sie nicht.“

„Woraus willst Du das schließen?“

„Wäre er ihnen bekannt, so hätten sie ihn arretirt und mit hierher gebracht.“

„Sapperment, das ist wahr! Aber wenn sie einmal erst gesehen haben, daß die Leiche fehlt, dann werden sie weiter forschen. Anhaltspunkte haben sie jedenfalls.“

„Das ist sicher.“

„Ich ahne, daß sie zu uns kommen werden.“

„Ich glaube nicht daran. Aber man muß sich dennoch vorbereiten. Wenn sie uns arretirten, so würden sie uns auch hierher an das Grab führen.“

„Natürlich! Um uns zu beweisen, daß es leer ist.“

„Ja. Aber wie nun, wenn es nicht leer ist.“

„Es ist aber ja leer!“

„Jetzt! Verstehst Du?“

„Donner und Doria! Du sagtest vorhin, daß wir noch ein Kind stehlen sollten — ah!“

„Nun, ist der Gedanke gut oder nicht?“

„Sehr gut! Diese Herren würden aber Gesichter schneiden und lange Nasen machen!“

„Und wir wären natürlich unschuldig.“

„Das muß aber bald geschehen.“

„Freilich, freilich! Heute noch. Heute ist hier das Erdreich noch locker und es wird auch ziemlich dunkel sein.“

„Aber wir haben doch den Brief vom Könige. Wir sollen mit unsern Paschern —“

„Das unterlassen wir. Jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Gut! Woher aber das Kind nehmen? Von hier nicht, das geht unmöglich an. Man würde es bemerken.“

„Wo anders leider auch! Ja, wenn wir Sommer hätten! Der Schnee verräth Alles!“

Es trat eine Pause ein. Wie froh war Arndt, auf den kostbaren Gedanken gekommen zu sein, sich hier zu verstecken! Nach einiger Zeit sagte der alte Schmied:

„Sie sind schon ziemlich tief hinab. Der Alte arbeitet, das ihm der Schweiß von der Stirn läuft. Aber, Du, wo ist denn der Fremde, von dem er redete?“

„Den sehe ich nicht,“

„Ich auch nicht. Da ist der Amtmann, der Schreiber und auch der Förster, dem ich schon noch Eins auswischen werde; aber der Fremde — — hm!“

„Er wird noch in der Stube sein.“

„Möglich, daß es ihm hier zu kalt ist. Er wird warten wollen, bis sie auf den Sarg treffen. Dann kommt er, und es wird sich zeigen, ob wir ihn kennen.“

„Vielleicht zeigt es sich dann, ob wir Angst zu haben brauchen oder nicht. Aber, da kommt mir ein guter Gedanke, nämlich wegen des Kindes vorhin!“

„Heraus damit!“

„Wie wäre es denn mit dem alten Gottesacker vor der Stadt?“

„Alle Teufel! An den habe ich nicht gedacht! Dort wird ja kein Mensch mehr begraben, seit der neue angelegt wurde.“

„Wir könnten also ganz sicher arbeiten.“

„Und was die Hauptsache ist, die Leiche würde alt genug sein.“

„Und es käme kein Mensch, um am Tage zu bemerken, was da gemacht worden ist!“

„Gut, gut! Wir holen also heute eine Kindesleiche und legen sie hier herein. Was geschehen soll, muß gleich geschehen, denn wir können nicht wissen, ob wir morgen noch Zeit dazu haben.“

„Und noch Eins: Hacken nehmen wir nicht mit. Das macht zu viel Lärm. Wir nehmen spitze Eisenstangen, mit denen wir die gefrorene Erde leicht aufbrechen können. Das geht so ruhig ab, daß wir keine Gefahr laufen. Wenn Alles klappt, so können wir um Mitternacht fertig sein.“

„Ja, das war ein ausgezeichneter Gedanke! Gerade so, als wenn man

dem Gegenspieler eine falsche Karte in die Hand spielt, so daß er verlieren muß. Donnerwetter, es war mir ziemlich angst geworden!"

„Gefährlich sieht es aus. Und je weniger wir wissen, was diese Leute im Schilde führen, desto vorsichtiger müssen wir sein und desto schneller müssen wir handeln. Jetzt wird man alt, und die vergangenen Zeiten kehren in den Kopf zurück. Man kann doch nicht Alles so recht verwinden und verdauen!"

„Besser ist's, man macht sich keine Gedanken."

„Die braucht man sich gar nicht zu machen; sie kommen ganz von selbst. Wenn ich jetzt im Bette liege und nicht einschlafen kann, so sehe ich ihn daliegen in seinem Blute — verdammt!"

„Wen? Den Hauptmann?"

„Ja, den Hellenbach! Wie mir der arme Brandt leid gethan hat! Aber es ging nicht anders."

„Wir bekamen den Baron in die Hand, und an dem Brandt hast Du es ja wieder gut gemacht!"

„Wo er nur stecken mag?"

„Der ist todt, sonst hätte man doch wohl wieder einmal etwas von ihm gehört."

„Das ist's ja eben! Wenn wir damals mit der Wahrheit hervorgetreten wären, so wäre er gerettet gewesen und hätte nicht aus dem Lande gemußt."

„Laß die alten Sachen ruhen! Schau, sie müssen auf den Sarg getroffen sein. Die Herren treten näher. Nun wird wohl auch der Fremde erscheinen.

Dieses Gespräch war nicht etwa zusammenhängend geführt worden, sondern es hatte Zwischenpausen gegeben, in denen die Beiden sich ihre Bemerkungen über Das, was vor ihren Augen vorging, mittheilten. Es hatte eine lange Zeit bis jetzt gedauert, und der Todtengräber schien wirklich mit seiner Arbeit ziemlich zu Ende zu sein. Da hörte Arndt einen leisen Ruf des Schreckes. Nämlich der junge Schmied sagte:

„Donnerwetter! Schau, da drüben!"

Und nach einem kurzen Augenblicke antwortete sein Vater:

„Das ist verflucht! Kommen die Jungens Holz lesen bei diesem Schnee. Wenn sie uns sehen!"

„Wir müssen fort. Sie kommen gerade auf uns zu!"

„Höchst fatal! Gerade jetzt, wo wir den Fremden zu sehen bekommen! Aber die Buben haben wirklich die gerade Richtung auf uns zu, und sehen lassen dürfen wir uns nicht."

„Jammerschade! Aber es geht nicht anders. Also fort! Da rechts zwischen die Büsche hindurch!"

Arndt hörte den Schnee knirschen. Er erhob sich, hielt das Auge vorsichtig, so daß sein Kopf von draußen nicht gesehen werden konnte, an die erwähnte Mauerbresche und erblickte auf der einen Seite die beiden sich fortschleichenden Männer und auf der anderen drei Knaben, Kinder armer Leute.

Sie waren beschäftigt, sogenanntes Leseholz aus dem Schnee hervor zu suchen und zu sammeln, und es hatte wirklich den Anschein, daß sie näher kommen würden.

Jetzt war es genug. Er begab sich nach dem Grabe, jedoch nicht in gerader Richtung, sondern auf einem Umwege, so daß von der Mauer aus seine Fußtapfen nicht gesehen werden konnten. Er war ein vorsichtiger Mann und hielt es immerhin für möglich, daß die Schmiede nach der Entfernung der Knaben zurückkommen könnten.

„Jetzt aber nun erklären Sie mir, warum Sie sich dort versteckten!" empfing ihn der Amtmann.

„Später!" antwortete er, indem er auf den Todtengräber winkte. „Wir sind nicht unter uns."

„Ah ja! Ich bin neugierig."

„Wie weit sind wir hier?"

„Sogleich!" antwortete der Todtengräber. „Da kommt schon Holz. Es ist schneller gegangen, als ich dachte. Die Kindergräber sind glücklicher Weise nicht tief."

Noch einige Spatenstiche, und dann war der kleine Sarg blosgelegt. Man konnte ihn zwischen den ausgebreiteten Beinen des Todtengräbers, welcher unten im Grabe stand, sehen.

Er deutete erstaunt auf den Sarg und sagte:

„Nicht verfault in dieser langen Zeit! Das Holz muß außerordentlich harzig gewesen sein."

„Und es hat sich keine Leiche darin befunden, wie ich denke," fügte Arndt hinzu. „Sonst wäre er dennoch schon in Moder verwandelt. Oeffnen Sie!"

Das Holz war aber doch so morsch, daß es in der Hand des Todtengräbers zerbrach. Der Deckel wurde entfernt, und nun zeigte es sich, daß der Sarg wirklich leer war.

Ein Ruf des Erstaunens erscholl aus dem Munde des Amtmannes und des Schreibers.

„Ich dachte es!" bemerkte Arndt einfach.

„Ja," bemerkte der Förster, „es ist geradezu unbegreiflich: Was dieser Mensch sich denkt, das trifft stets zu. Und wenn er einmal sagen würde, daß mein Bärbchen seine Schwiegertochter sei, so verwettete ich meinen Kopf, daß sie es auch wirklich ist. Dieser Vetter ist rein allwissend!"

„Aber wie ist das zugegangen?" fragte der Richter. „Sie müssen gewisse Haltepunkte haben, Herr!"

„Die habe ich allerdings. Ich werde mir das Vergnügen machen, sie Ihnen später noch mitzutheilen. Für jetzt aber ist die Hauptsache: Meine Herren, haben Sie sich überzeugt, daß dieses Grab keine Leiche enthält?"

„Ja, vollständig, jawohl," lautete die mehrstimmige Antwort rundum.

„Sind Sie bereit, das zu beschwören?"

Wieder ein lautes Ja.

„So werden wir nachher drin in der Stube das Protocoll anfertigen. Vorher aber mag der Todtengräber das Grab wieder zuwerfen, doch auch den Deckel möglichst behutsam wieder auflegen."

„Das kann er ganz allein thun," meinte der Amtmann.

„Nein! Ich habe meine Gründe, Sie zu bitten, hier zu bleiben, bis er mit der Arbeit fertig ist."

„Warum?"

„Weil ich überzeugt bin, daß man heute Nacht kommen wird, um uns einen Streich zu spielen, indem man eine Kindesleiche in das Grab escamotirt."

Der Todtengräber hatte diese Worte auch gehört. Er riß den Mund auf, als hätte er den Kinnbackenkrampf. Auch die Anderen waren von demselben Erstaunen ergriffen.

„Herr, allen Respect vor Ihrem Scharfsinne," sagte der Amtmann; „aber vor zwanzig Jahren eine Leiche hier fortgestohlen und heute eine wiederbringen — es scheint allerdings, daß Sie allwissend sind."

„Das ist er, das ist er!" bestätigte der Förster. „Und wenn er jetzt sagt, daß wir da in dem nächsten Grabe einen Tragkorb voll Apfelsinen finden, so schwöre ich Stein und Bein, daß es so ist. Also zuschütten, mein Allerwerthester! Ich helfe mit."

Bei der vereinigten Anstrengung der beiden Männer war die kleine Grube bald zugefüllt. Das Aufsetzen des Hügels wurde für später gelassen. Man begab sich in die warme Stube, wo das Protocoll aufgesetzt und unterschrieben wurde. Damit hielt der Amtmann die Angelegenheit für vorläufig beendet. Er wollte aufbrechen.

„Bitte, noch einen Augenblick!" sagte Arndt.

Und sich an den Todtengräber wendend, fragte er:

„Haben Sie bemerkt, daß ich an der Mauer gelauscht habe?"

„Ja," lautete die Antwort des ahnungslosen Mannes.

„Und Sie wohl auch, obgleich Sie hier im Hause waren?"

Diese Frage war an die Frau gerichtet.

„Ja," antwortete sie. „Ich stand da am Fenster und habe es deutlich gesehen."

„Nun, Herr Amtsrichter, so bitte ich Sie, diese beiden Leute zu arretiren!"

„Arretiren?" fragte der Beamte.

„Arretiren!" jammerte das Ehepaar. „Wir haben doch nichts dafür gekonnt, daß wir es sahen!"

„Das ist sehr wahr," antwortete Arndt in beruhigendem Tone; „aber Ihr seid selbst schuld daran; Ihr seid zu plauderhaft; das habe ich ja erfahren müssen!"

„Wir werden nichts erzählen!" gelobte der Mann, und seine Frau beeilte sich, diese Versicherung zu wiederholen.

Arndt schüttelte den Kopf und erklärte dem Amtmanne:

„Es ist von der allerhöchsten Wichtigkeit, daß bis morgen kein Mensch erfährt, daß ich an der Mauer gelauscht habe. Die Herren werden als Beamte schweigen; dieser beiden Leute jedoch bin ich nicht sicher. Sie werden die Güte haben, sie mit sich zu nehmen, aber ohne sie als wirkliche Gefangene zu behandeln. Morgen früh werden sie wieder entlassen, und als Entschädigung für diese kurze Freiheitsentziehung werde ich ihnen hier diese zwei Goldstücke geben, die zugleich als Lohn für das Oeffnen des Grabes angesehen werden mögen."

Als die beiden Leute die Goldstücke erblickten, verwandelte ihr Schreck sich in Freude, und sie erklärten, gern mitgehen zu wollen. Sie wurden dem Schreiber anvertraut, der sich mit ihnen entfernte, um zu Fuße nach der Stadt zurückzukehren.

Als sich darauf der Amtmann mit Arndt und dem Förster allein sah, konnte er seine Wißbegierde nicht mehr beherrschen. Er sagte:

„Aber jetzt sind wir unter uns. Wollen Sie mich noch länger auf die Folter spannen?"

„Nein," antwortete Arndt lächelnd. „Was Sie in scherzhafter Weise für Allwissenheit erklärten, war nichts als eine sehr leichte Berechnung. Die kleine Leiche wurde einst von dem Schmiede und seinem Sohne entfernt, und da —"

„Alle Wetter!" rief der Förster.

Der Amtmann sagte nichts, und Arndt fuhr fort:

„Sie gingen zum Schmied, und der Todtengräber ging auch zu ihm. Er ist ein schlauer Patron; es stand zu erwarten, daß er die Gefahr wittern und den Todtengräber ausfragen werde. Im Falle dieser plaudern sollte, vermuthete ich, daß der Schmied kommen werde, uns zu beobachten. Und das war nur an der einen Stelle der Mauer möglich."

„Das ist keine gewöhnliche Combination und klingt doch so einfach!" meinte der Beamte. „Kam er denn?"

„Ja, und zwar nicht allein, sondern sogar mit seinem Sohne."

„Ah! Diese Beiden sprachen mit einander?"

„Natürlich!"

„Und Sie haben Alles gehört?"

„Jedes Wort."

„Mein Herr, ich gestehe Ihnen gern und willig, daß ich noch nie einen Mann gefunden habe, der in so horrenter Weise für das Polizeifach prädestinirt ist wie Sie!"

„Ja, ein Saukerl ist er!" fiel der Förster ein. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Vetter, daß ich Sie so nenne, aber es ist wirklich nicht anders, Sie sind ein verfluchter Saukerl! Wenn ich ein Spitzbube wäre, so kriegte ich, sobald ich Sie nur erblickte, die Cholerine vor Angst und Bangigkeit!"

Die beiden Andern lachten herzlich über diese drastische Weise, seine Bewunderung auszudrücken, und der Amtmann erkundigte sich weiter:

„Bitte, was haben Sie von ihnen gehört? Ich bin auf das Außerordentlichste gespannt darauf."

„Ich auch," meinte Wunderlich. „Diese beiden Kerls kennen mich nämlich. Da sie gesehen haben, daß ich mit dabei bin, so werden sie mich mit den lieblichsten Zärtlichkeiten bedacht haben. Hole sie der Kukuk!"

„Das ist richtig! Sie meinten, daß sie Ihnen schon noch etwas auswischen würden."

„Sapperment! Da hat man sich also vorzusehen!"

„Keine Sorge! Diese beiden Menschen werden sehr bald unschädlich gemacht sein. Sie haben den Entschluß gefaßt, heute bis Mitternacht eine Leiche in das Grab zu legen."

„Das also war es! Verwegene Menschen! Aber woher wollen sie die Leiche nehmen?"

„Aus dem alten Gottesacker in der Nähe der Stadt."

„Wie klug! Dort verkehrt Niemand mehr; das würde unentdeckt bleiben. Aber ich werde sie dabei fassen lassen."

„Bitte, dabei nicht! Mein Plan ist vielmehr, daß wir ihnen auf dem alten Gottesacker gar nichts in den Weg legen und sie vielmehr erst hier ergreifen. Man muß ihnen Gelegenheit geben, die That vollständig zu vollbringen, dann hat man sie am Festesten."

„Ich muß Ihnen da allerdings beistimmen und bitte Sie nur, Ihre Verfügungen zu treffen."

„Nicht hier. Es bleibt uns noch genugsam Zeit dazu. Gehen wir jetzt nach der Schänke!"

„Sie auch mit?"

„Ja. Der Wirth hat jedenfalls erfahren, daß noch Einer hier ist. Komme ich nicht mit, so könnte er Verdacht schöpfen. Uebrigens war ich bereits vorhin bei ihm."

„So kennt er sie bereits?"

„Ja, doch in anderer Gestalt. Auch jetzt habe ich Ursache, mich ein klein Wenig zu verändern."

An der Wand hing ein kleiner Spiegel. Arndt trat vor denselben hin und zog einen Bart und ein Fläschchen nebst Pinsel aus der Tasche. Als er sich wieder zu ihnen wendete, fuhr der Amtmann zurück.

„Mein Gott! Ist das möglich?" fragte er.

„Ja, dieser Vetter hat den wahren Teufel!" lachte der Förster. „Jetzt ist er ein alter Knabe von über sechszig Jahren. Den Bart hinan und die Augenbrauen gefärbt. Und dazu hat der Mensch seine Züge, daß heißt seine Gesichtshaut, sein Physiognomieleder so in der Gewalt, daß er zwischen den Falten, die er zieht, Fliegen und Hornissen todt quetschen kann wie ein alter Markedenterschimmel."

Der Beamte betrachtete Arndt noch eine ganze Weile mit nicht enden wollendem Kopfschütteln. Endlich beruhigte er sich und fragte:

„Und was wird mit diesem Hause?"

„Sie nehmen den Schlüssel zu sich und geben ihn dem Todtengräber bei seiner Entlassung wieder. In der Schänke trinken wir einen Grog und fahren dann ab.“

Das Haus wurde zugeschlossen. Als sie nach der Schänke kamen, saß der Schmied mit seinem Sohne und ihren beiden Frauen in einem ernsten Gespräche am Tische. Sie erhoben sich, um die Herren zu bedienen. Der Alte flüsterte seinem Sohne gelegentlich zu:

„Sollte das der Fremde sein?“

„Jedenfalls.“

„Der sieht mir gar nicht so gefährlich aus, wie ihn der Todtengräber machte!“

„Nein. Und von den Polizei- und Gensd'armenaugen bemerkt man auch nichts. Er sieht ganz so aus wie ein alter Advokatenschreiber oder ein Schulmeister.“

„Na, vielleicht läuft Alles gut ab!“

Nach kurzer Zeit bezahlten die Gäste, und der Förster, welcher gethan hatte, als ob er den Schmied gar nicht kenne, fuhr vor. Sie stiegen ein, kutschirten zum Dorfe hinaus, gemeinschaftlich nach der Stadt, wie der Amtmann glaubte. Aber kaum hatten sie das Dorf im Rücken, so ließ Arndt halten. Er hob den Sitz in die Höhe, unter welchem sich ein hohler Raum befand, und zog einen anderen Bart nebst Rock, Shawl und Hut daraus hervor

„Wie?“ fragte der Amtmann. „Abermals eine Maskerade? Wozu denn?“

„Ich muß noch kurze Zeit hier bleiben, um meine Beobachtungen fortzusetzen. Fahren Sie weiter; ich werde Ihnen dann zu Fuße folgen.“

Er legte die Sachen an, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei. Der Beamte begann sein Kopfschütteln von Neuem.

„Erstaunlich!“ sagte er. „Sie sind ein vollständig Anderer! Sie sind außer allem Anderen auch ein Mimiker, der Vorstellungen geben könnte. Wenn es Ihre Absicht sein sollte, in die Schmiede zurückzukehren, so bin ich fest überzeugt, daß man Sie dort nicht erkennen wird.“

„Ja; es ist völlig gefährlich, einen solchen Verwandten zu haben,“ lachte der Förster. „Es kann ja vorkommen, daß ich ihn für mich selbst halte. Und wer von Beiden soll dann meine alte Barbara beim Kopfe nehmen? Ich mag gar nichts mehr sehen!“

Er griff zur Peitsche und fuhr weiter. Arndt ging um das Dorf herum, so daß er von der anderen Seite die Schänke erreichte, vor deren Thür der Wirth stand. Dieser begrüßte den fremden Gast und fragte nach seinem Begehr, worauf dieser ein Glas Bier verlangte.

Der Schmied besorgte das Getränk und musterte den Neuangekommenen neugierig. Fremde waren in dem weit abgelegenen Dorfe selten. Er schien befriedigt zu sein, denn er setzte sich zu Arndt und fragte:

„Ist's recht, das Bier?“

„Nicht übel!“ lautete die Antwort, indem der Trinker mit der Zunge schnalzte.

„Ja, wir schänken hier noch direct aus dem Fasse; da läßt es sich eher trinken, als aus den Röhren und Gummischläuchen, durch die es anderwärts zu laufen hat, ehe es in die Kehle kommt. Sie sind hier fremd, wie es scheint? Wenigstens habe ich Sie noch nicht gesehen.“

„Möglich, obgleich ich weit umherkomme.“

„Was für ein Landsmann sind Sie denn?“

„Aus der Hauptstadt.“

„So? Aus der Residenz? Das hätte ich nicht errathen.“

„Warum nicht?“

„Sie sehen mehr nach dem Lande aus.“

„Das ist sehr leicht möglich, denn mit was man umgeht, das pflegt Einem anzuhängen.“

„Was sind Sie denn?“

„Holzhändler.“

„So, so! Da kommen Sie wohl in Geschäften in diese Gegend?“

„Ja. Die Gebirgswaldungen sind holzreich; da giebt es eher einmal einen guten Kauf als bei uns in der Nähe der großen Städte, wo die Wälder selten sind.“

„Es ist auch nicht mehr wie früher. Der Staat kauft nach und nach alle Privatwaldungen an sich, und die Regierung forstet anders, viel sparsamer als der Private.“

„Das ist wahr. Aber grad mit der Regierung habe ich sehr gern zu thun. Kauft man von ihr, so weiß man genau, was man bekommt. Da giebt es keinen Schwindel.“

„Möglich, obgleich es Viele giebt, die nicht an diese Solidität glauben wollen, zum Beispiel die Demokraten.“

„Meinetwegen! Ich lasse Jedem seine Meinung.“

„Das ist das Richtige. Da kommt man niemals in Conflict. Aber da muß ich Sie einmal Etwas fragen. Wir leben hier so abgeschieden. Fremde kommen selten, und in unsern kleinen Zeitungsblättern steht auch nicht viel. Da ist man froh, wenn man einmal Einen trifft, der auch andere Gegenden gesehen hat.“

„Fragen Sie nur! Ich stehe zu Diensten!“

Die beiden Frauen hatten sich in die Küche zurückgezogen, der Sohn aber war geblieben. Er merkte, daß der Vater das Gespräch auf ein für sie Beide wichtiges Thema bringen wolle, und trat daher näher herbei.

„Da war vor einiger Zeit,“ sagte der Schmied, „ein Handelsmann bei uns, auch aus der Residenz, der erzählte von einem — einem — — na, wie nannte er ihn nur? Von einem Manne, der ein wahrer Schinderhans sein soll.“

„In der Hauptstadt?“

„Ja. Sie wollten ihn fangen, kriegten ihn aber nicht.“



V. S. 36.

„Was sind Sie denn?“

„Also ein Spitzbube? Ein Räuber?"

„Ja."

„Er wird den Riesen Bormann gemeint haben."

„Nein. Der Name war anders."

„So hat er am Ende gar von dem Hauptmanne gesprochen."

„Hauptmann? Hauptmann? Ja, so hat er ihn genannt, wie ich glaube. Nicht? Du hast's doch auch gehört."

„Ja," nickte der Sohn. „Hauptmann nannte er ihn."

„Nun, was ist denn das eigentlich für ein Kerl?"

„Hm! Wer das wüßte!" antwortete Arndt. „Aber kein Mensch weiß es ja!"

„Ist er denn wirklich so ein verwegener Kerl?"

„Ja. Er scheint eine sehr zahlreiche Bande zu besitzen, denn es vergeht fast kein Tag, an welchem nicht irgend eine Schlechtigkeit von ihm begangen wird."

„So mag man ihn doch fassen!"

„Wo denn? Die Polizei mag sich alle ihre vielen Beine weglaufen und alle ihre Augen und Ohren aussehen und aushorchen — er ist eben nicht zu kriegen."

„Ich wollte es nicht glauben; ich hielt es für unmöglich, in so einer Stadt. Aber der Handelsmann erzählte doch, daß dieser Hauptmann jetzt einen Feind erhalten habe?"

„Einen? Unsinn! Der Hauptmann hat tausend Feinde. Jeder ehrliche Mann muß sein Feind sein."

„So meinte ich es nicht. Es soll ein Mann aufgetaucht sein, der ebenso geheimnißvoll ist, wie der Hauptmann selbst. Er hatte einen so sonderbaren Namen."

„Ach so! Sie meinen wohl den Fürsten des Elendes?"

„Ja, ja. Das wird der eigenthümliche Name gewesen sein. Ist es denn wahr, daß es einen solchen giebt?"

„Ja, gewiß!"

„Wer ist es denn?"

„Da fragen Sie mich zu viel," antwortete Arndt lachend. „Kein Mensch weiß, wer der Fürst des Elendes ist."

„Er soll gerade das Gegentheil von dem Hauptmanne sein?"

„Das ist wahr. Er thut nur Gutes."

„Er soll Alles wissen und erfahren?"

„Das hört man so. Für Einen, der das nicht versteht, ist es fast unbegreiflich, daß dieser Fürst des Elendes gerade Alles erfährt, was er wissen will."

„Für Einen, der es nicht versteht, sagen Sie? Das klingt ja gerade so, als ob Sie es verständen?"

Arndt machte eine geheimnißvolle Miene, nickte nachdenklich mit dem Kopfe und antwortete:

„Na, es giebt so Vieles unter der Sonne, was Tausende nicht begreifen, obgleich es sehr einfach ist. Wenn der Fürst des Elendes so ziemlich allwissend genannt werden kann, so klingt das wunderbar; für mich aber ist es kein Wunder.“

„Da machen Sie mich höchst neugierig.“

„Na, sehr einfach: Der Fürst des Elendes ist Spiritist.“

Bis jetzt hatte sich der Schmied verstellt; nun aber sagte er die Wahrheit, als er fragte:

„Spiritist? Was ist das? Das weiß ich gar nicht.“

„Sie haben noch nichts vom Spiritismus gehört?“

„Nein.“

„Von Leuten, welche Spiritisten genannt werden?“

„Nie.“

„Sie werden Spiritus trinken,“ bemerkte da sein Sohn außerordentlich geistreich.

„Da irren Sie sich, mein Lieber!“ lachte Arndt. „Spiritus ist ein fremdes Wort und bedeutet eigentlich Geist oder Seele. Spiritisten sind Leute, welche mit Geistern Umgang pflegen. Es giebt jetzt Solcher sehr Viele!“

„Sie wollen uns foppen!“

„Nein. Was hätte ich denn davon?“

„Es giebt keine Geister. Es kommt kein Verstorbener wieder. Noch Niemand hat einen gesehen.“

„Da irren Sie sich ganz bedeutend. Es ist freilich nicht ein jeder Mensch geeignet, mit Geistern zu verkehren. Wer aber diese Gabe hat, für den ist es sehr leicht. So Einen nennt man ein Medium. Daß heißt nämlich Mittelsperson, weil durch ihn jeder Andere auch mit den Geistern verkehren kann. Ein jedes Medium hat einen bestimmten Geist; dieser Geist beantwortet ihm alle Fragen. Und weil der Geist Alles weiß, so ist es kein Wunder, wenn auch das Medium Alles erfährt, was es wissen will. Der Fürst des Elendes ist ein solches Medium.“

Die beiden Schmiede blickten einander mit großen Augen an. Sie wußten nicht, ob sie schimpfen oder lachen sollten.

„Das glauben Sie nicht?“ fragte Arndt.

„Nicht eher, als bis ich ein solches Medium sehe!“

„Hm! Ah! Na, da könnte Rath geschafft werden!“

Er blickte sich sehr vorsichtig um, ob er außer von den Zweien auch von Anderen noch gehört werde.

„Wollen Sie etwa sagen, daß auch Sie ein Medium sind?“ fragte der Alte höchst gespannt.

„Ja, obgleich es noch nicht lange her ist, daß ich zu den Spiritisten gehörte. Ich glaubte erst auch nicht daran, bin aber sehr bald überzeugt worden, daß es kein Schwindel ist.“

„Und von einem solchen Medium kann man Alles erfahren?“

„Alles, geradezu Alles, denn der Geist sagte es ihm.“

„Ist man dabei?“

„Natürlich, denn nur Anwesende können Fragen stellen.“

„Sieht man den Geist?“

„Nein, das ist ja unmöglich.“

„Aber man hört ihn?“

„Nur das Medium hört ihn, die Anderen hören ihn aber nicht, sondern nur die Antwort des Medium. Man muß nämlich fragen; der Geist antwortet dem Medium, und dieses giebt die Antworten laut wieder.“

„O, Sakkerlot, muß das schön sein! Ich möchte da doch einmal mitmachen! Ist das schwer?“

„Nein, sondern sogar sehr leicht. Es müssen nämlich drei Personen sein, drei, sechs, neun, zwölf. Die Zahl muß sich durch die Drei theilen lassen, weil diese die heilige Zahl ist.“

„Weiter ist nichts von Nöthen?“

„Nur noch Etwas, nämlich die Beschwörungsformel aus Faust's dreifachem Höllenzwang.“

„Wer die doch wüßte.“

„Ich kenne sie.“

„Also wirklich, Sie sind ein Medium? Sie haben einen Geist, der Ihnen antwortet?“

„Ja. Der Geist muß verwandt mit Einem sein. Der meinige ist meinem Oheim seinem Vater und seiner Frau ihrem einzigen Enkelsohne sein Geist. Diese Verwandtschaft ist zwar etwas sehr weitläufig, doch das thut nichts.“

Der Schmied rechnete gar nicht nach, daß es da nur Arndt's eigener Geist war. Er befand sich in einer Lage, welche ihm die Bekanntschaft eines Mediums sehr wünschenswerth machte, und darum fragte er:

„Wie viel hat man für so Etwas zu bezahlen?“

„Gar nichts. Der Geist antwortet nur, wenn man keine Bezahlung nimmt. Schon hieraus müssen Sie erkennen, daß die Sache weder Betrug noch Schwindel ist.“

„Ah! Wenn Sie einmal so gut sein wollten —“

„Hm! Die Sache hat dennoch ihre Bedenken!“

„Welche?“

„Die Nerven, die Nerven! Ich weiß nicht, ob Sie eine jede Antwort vertragen können.“

„O, was das anbelangt, so brauchen Sie gar nicht bange zu sein! Geht es am Tage oder nur des Nachts?“

„Auch am Tage, wenn man nämlich die Laden zumacht. Licht muß brennen, aber auch nur duster.“

Er sagte das, um den Beiden eine scharfe Beobachtung seines Gesichtes möglichst zu erschweren.

„Ah, wollten Sie uns den Gefallen thun? Haben Sie Zeit?“

„Zeit hätte ich; aber —"

„Was, aber?"

„Man muß allein und ungestört sein."

„Wir haben oben ein Stübchen, wohin Niemand kommt.

„Wird man nicht lauschen?"

„Nein."

„Das ist gut, denn sonst würde der Geist nicht antworten. Aber es gehören Drei dazu. Sie und ich, wir sind nur Zwei."

„Mein Sohn macht mit."

„Ist der auch fest und muthig?"

„Gerade so wie ich."

„Na, da könnten wir es ja versuchen. Ich thue es nicht mit einem Jeden; aber Sie sind brave und wißbegierige Leute; da will ich doch einmal eine Ausnahme machen. Es wäre da nur noch ein Bogen Papier nöthig."

„Papier habe ich oben."

„Schön! So ist Alles beisammen."

„Wollen wir hinaufgehen?"

„Ja. Doch vorher will ich austrinken und bezahlen."

„Lassen Sie doch diese Kleinigkeit!"

„Nein; ich darf nichts geschenkt nehmen, sonst würde ich doch keine Antwort erhalten."

Die zwei Schmiede waren fast fieberhaft erregt. Wenn dieser Fremde die Wahrheit sagte, so waren sie jetzt im Stande, Dinge zu erfahren, die ihnen von der allergrößten Wichtigkeit sein mußten. Sie führten ihn in ein kleines Oberstübchen, welches nur ein Fenster hatte. Der Laden wurde verschlossen und die Lampe angebrannt, deren Docht Arndt so weit zurückschraubte, daß Alles nur im Duster lag.

„Kennen Sie das Tischrücken?" fragte er.

„Ja," antworteten Beide.

„Haben Sie es selbst mitgemacht?"

Auch das wurde bejaht.

„Nun, so ganz ähnlich haben wir die Hände zu legen. Es muß eine Kette geschlossen werden, so daß unsere Finger rundum sich berühren. Jetzt das Papier!"

Es wurde gebracht. Er zog seinen Bleistift hervor und malte seltsame Charactere darauf, ganz ohne Bedeutung, so wie sie ihm gerade einfielen. Als er damit fertig war, legte er es auf die Mitte des Tisches und bemerkte:

„Jetzt legen wir die Hände an einander! So! Wenn ich die Nähe des Geistes fühle, können Sie fragen, was Sie wollen; er wird mir leise antworten, und ich sage es Ihnen laut."

„Wer soll fragen? Ich oder mein Sohn?"

„Das ist ganz gleichgiltig, Sie oder er."

„Da werde doch lieber ich fragen."

„Schön! Also jetzt still!"

Die nun eintretende Stille, das Düstere der Beleuchtung, die fremden Zeichen auf dem Papiere, das Abenteuerliche der ganzen Scene, wirkte so sehr auf die beiden Schmiede, daß es ihnen wirklich ganz geister-, ganz gespensterhaft zu Muthe wurde.

Erst nach längerer Zeit gab Arndt das Zeichen, und mit stockender Stimme gab der Alte eine Frage, welche sich auf seine Familienverhältnisse bezog. Arndt hatte seine Jugend hier verlebt; er kannte diese Verhältnisse ganz genau, und so fiel die Antwort zur größten Ueberraschung der Beiden vollständig treffend aus.

Arndt gebrauchte die Vorsicht, nach der Frage einige Augenblicke nach der Seite hinzulauschen, als ob da ein unsichtbares Wesen stehe, von welchem er die Auskunft zugeflüstert erhalte. Es folgten mehrere ähnliche Fragen, und jedes Mal fiel die Antwort streng nach der Wahrheit aus. Nach und nach entfernte sich der Fragende von den Familienverhältnissen, kam auf Weiteres und Verschiedenes und endlich auch — scheinbar unbemerkt — auf das Thema, welches für ihn die Hauptsache war. Er hatte keine Ahnung, daß er von dem fremden Holzhändler aus der fernen Residenz vollständig durchschaut werden könnte.

„Giebt es wirklich einen Hauptmann in der Hauptstadt?" fragte er.

„Ja, es giebt einen."

„Wer ist es?"

„Ein großer Herr, ein Baron."

Der Alte erschrak; er hütete sich, diese Erkundigung fortzusetzen. Er fragte lieber:

„Kennst Du den Waldkönig?"

„Ich kenne mehrere."

„Wo wohnen sie?"

„Hier, in Obersberg, bei Schacht Gottes-Segen und an anderen Orten."

Es fiel ihm gar nicht ein, nach den Namen zu fragen. Es wurde ihm angst und bange. Es war so schwer, zu fragen, da ja der Fremde die Antworten auch bekam. Aber es mußte gewagt werden:

„Wird hier an der Grenze geschmuggelt?"

„Ja."

„Wann wieder?"

„Heute."

„Zu welcher Zeit?"

„Zwei Uhr nach Mitternacht."

Vater und Sohn blickten sich betroffen an. Eine solche Genauigkeit war großartig. Es gab gar keinen Zweifel: nur ein Geist konnte so antworten.

„Wird es gelingen?"

„Bei Verbrechen darf kein Geist so antworten; auch ist es ihm da verboten, einen Namen zu nennen."

Das war dem Alten außerordentlich lieb. Wenn bei Verbrechen kein Name genannt wurde, so konnte er ja ohne alle Sorge seine Fragen aussprechen.

„Was ist heute auf dem Kirchhofe geschehen?"

„Es wurde ein Grab geöffnet."

„Wer lag darin?"

„Niemand."

„Wo ist die Leiche hin?"

„Gestohlen worden."

„Von wem?"

„Von einem Vater und seinem Sohne."

„Wohin wurde sie geschafft?"

„In ein brennendes Schloß."

„Warum?"

„Um sie mit einem lebenden Kinde zu vertauschen."

Der Sohn hustete, um seinen Vater zu warnen; ihm schienen diese Fragen gefährlich zu sein. Doch der Alte fuhr fort:

„Lebt der Besitzer dieses Schlosses?"

„Ja, und auch der Eigenthümer."

„Wer ist der Besitzer?"

„Ein Baron."

„Und der Eigenthümer?"

„Jenes vertauschte Kind."

Es läßt sich gar nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Antworten machten. Es wurde zwar kein Name genannt, doch waren sie so exact, daß es dem Frager eigentlich hätte bange werden sollen. Dennoch fragte er jetzt weiter:

„Lebt der Vater dieses Kindes noch?"

„Nein."

„Woran ist er gestorben?"

„An einem Rasirmesser. Er wurde ermordet."

„Wer war der Mörder?"

„Ein Baron."

„Lebt dieser Baron noch?"

„Ja."

„Wo?"

„Heute hier, sonst in der Hauptstadt."

Es überlief den Frager und seinen Sohn eiseskalt. Das war wirkliche Allwissenheit! Aber da keine Namen genannt wurden, so konnte man es weiter wagen:

„Wann geschah dieser Mord?"

„Vor zwanzig Jahren."

„Wo?"

„Ganz in der Nähe."

„Gab es Mitwisser?“
„Ja.“
„Wen?“
„Eine Zofe.“
Es dauerte doch jetzt eine gute Weile, ehe die nächste Frage ausgesprochen wurde.
„War das der einzige Mord an jenem Tage?“
„Nein.“
„Wer wurde noch ermordet?“
„Ein Offizier.“
„Von wem?“
„Von einem Baron.“
„Wo?“
„Im Walde.“
„Gab es auch hier Mitwisser?“
„Ja.“
„Wer sind sie?“
„Ein Vater und sein Sohn.“
„Giebt es Leute, die das wissen?“
„Einen.“
„Hm! Ah! Oh!“ hustete der Alte. „Wer ist dieser?“
„Ein Försterssohn.“
„War er mit in den Mord verflochten?“
„Er wurde unschuldig verurtheilt.“
„Und er weiß von den beiden Mitwissern?“
„Ja.“
„So lebt er noch?“
„Ja.“
„Wo lebt er?“
„Jetzt in einer Schänkwirthschaft.“
„In welchem Lande?“
„Namen dürfen nicht genannt werden.“
„Warum zeigt er den Schuldigen nicht an?“
„Er hat seine Gründe.“
„Warum nennt er diese beiden Zeugen seiner Unschuld nicht?“
„Sie haben ihm Gutes gethan.“
„Haben sie noch Böses von ihm zu erwarten?“
„Er will sie beschützen.“
„Werden sie ihn wiedersehen?“
„Sie sehen ihn.“
„Wo?“
„In dem Hause, in welchem er sich jetzt befindet.“
„Was haben diese Beiden heute vor?“
„Eine böse That.“

„Wird sie gelingen?“

Jetzt horchte Arndt etwas länger nach der Seite hin und antwortete dann:

„Die Auskunft wird verweigert, und der Geist hat sich entfernt!“

„O weh! Warum denn?“

„Weil Sie sich nur nach bösen Thaten erkundigen. Sie haben sogar zweimal nach dem Gelingen eines Verbrechens gefragt. Der Geist ist zornig; er wird mir nicht sobald wieder Auskunft ertheilen. Das hat man davon, wenn man unbekannten Leuten gefällig ist!“

„Aber, wir stehen ja zu diesen Thaten gar nicht in Beziehung!“

„Das glaube ich sehr gern. Ich habe sogar bemerkt, daß Sie die Schuldigen wissen wollen, um sie anzuzeigen; aber über Verbrechen muß man schweigen.“

„War Ihnen eine meiner Fragen verständlich?“

„Natürlich! Ich habe sie ja gehört!“

„Das wollte ich nicht sagen. Ich meine, ob Sie die Verhältnisse kennen, nach denen ich fragte?“

„Ich, als Fremder? Es war von einem Baron und von einem Schlosse die Rede. Wo soll man Beide suchen? Es giebt so viele Schlösser und so viele Barone! Eins habe ich freilich verstanden, und das betrifft Sie!“

Der Alte entfärbte sich.

„Was meinen Sie?“ fragte er.

„Den Kindestausch.“

„Sapperment! Was wollen Sie sagen?“

„Daß Sie es sind, welche die Kindesleiche aus dem Grabe entfernt und nach dem Schlosse geschafft haben.“

„Wir? Oh, was fällt Ihnen ein!“

„Es ist die Wahrheit. Der Geist antwortet nicht mehr, er nennt überhaupt keine Namen. Wohin haben Sie damals das lebende Kind gebracht?“

Der Alte sprang, gerade wie sein Sohn, von seinem Stuhle auf und rief:

„Herr, Sie sind wohl des Teufels?“

„Pah! Ich bin keineswegs des Teufels, sondern ich weiß sehr wohl, was ich sage.“

„Aber ich verstehe Sie nicht!“

„Nun, so will ich denn verständlicher sprechen, und die Faxe mag zu Ende sein.“

„Faxe? Hätten Sie Faxen gemacht?“

„Ja. Der Spiritismus war Theater.“

„Es war nicht die Wahrheit?“

„Nein, und doch ja! Nein, weil ich Sie täuschte, und ja, weil meine Antworten stimmten, wie Sie ebenso gut wissen, als ich selbst. Ich bin kein Medium.“

„Nicht? Sapperment!“

„Auch kein Spiritist.“

„Aber Sie sagten doch —"

„Ich bin vielmehr der Fürst des Elendes."

Bei diesen Worten stand auch er vom Stuhle auf. Er stand den beiden riesenstarken Männern bei verschlossener Thür allein gegenüber; aber in seiner Hand glänzte bereits jene goldene Kugel, mit deren Hilfe er den Bruder des Riesen Bormann und noch Andere niedergestreckt hatte.

„Der Fürst des Elendes?" rief der Alte. „Donnerwetter! Unser größter Feind!"

„Ja, Ihr Feind, da Sie einer der Waldkönige sind, aber doch auch Ihr Freund, der es gut mit Ihnen meint."

„Gut!" lachte der Schmied. „Sie verfolgen die Pascher wohl aus lauter Güte? Uebrigens ersuche ich Sie, mich nicht unter die Waldkönige zu versetzen! Ich bin ein ehrlicher Mann und kein Schmuggler!"

„Wirklich? Warum schreiben Sie Dieses hier?"

Er drehte den Docht der Lampe empor, daß es heller wurde, und hielt ihm seine eigene Unterschrift vor:

„Gelesen. Wird geschehen. Wolf, Schmied in Helfenstein."

„Alle Teufel, der Brief!"

Mit einer blitzschnellen Bewegung langte der Alte nach demselben, aber Arndt war doch noch schneller und zog die Hand zurück, indem er ruhig antwortete:

„Dieser Brief ist mein."

„Woher haben Sie ihn?"

„Das brauche nur ich zu wissen."

Der Alte gab seinem Sohne einen Wink, in Folge dessen sich dieser an die Thür stellte, so daß Arndt nicht entkommen konnte; dann drohte er:

„Herr, diese Quittung verlange ich zurück!"

Arndt steckte sie trotzdem ein und antwortete:

„Es ist allerdings möglich, daß ich sie Ihnen freiwillig gebe, mit Gewalt entreißen Sie mir dieselbe aber nicht!"

„Oho! Sehen Sie uns an! Wir sind Zwei. Kommen wir Ihnen wie Schwächlinge vor! Wenn Sie nicht gehorchen, ist Ihnen Ihr Brod gebacken!"

Arndt stieß ein kurzes, lustiges Lachen aus und sagte:

„Sie vergessen, daß ich der Fürst des Elendes bin. Glauben Sie nicht, daß Sie mir gewachsen sind!"

„Seien Sie, wer Sie wollen! Jetzt sind Sie in meiner Gewalt; Sie müssen gehorchen! Heraus mit dem Briefe!"

„Pah! Gewalt führt zu Nichts. Ich bin erbötig, mit Ihnen zu unterhandeln."

„Ich unterhandle nicht. Ich will den Brief. Geben Sie ihn nicht augenblicklich heraus, so schlage ich Sie nieder!"

„Oder ich Sie Zwei!"

„Das wollen wir sehen! Also jetzt —"

Er trat drohend auf Arndt zu.

„Gut! Jetzt! Hier!“

Ein goldener Blitz zuckte an dem Gesichte des jungen Schmiedes vorüber, und im nächsten Augenblicke lag dieser starr wie ein Todter am Boden. Der Alte sah es und hielt vor Schreck ein. Dann aber brüllte er los:

„Himmeldonnerwetter! Er ist todt! Hallunke, ich erwürge Dich!“

Er drang auf Arndt ein. Dieser faßte seinen Arm, und — der Schmied stand still. Er fühlte einen eisernen Griff, dem er nicht widerstehen konnte.

„Sie sehen, daß Sie nicht allein der Starke sind!“ lachte Arndt. „Ich habe Sie nicht zu fürchten!“

„Mensch! Sie sind ein Teufel!“

„Nein, ich bin nur der Fürst des Elendes; es ist meine Gewohnheit, die Leute ganz in ihrer eigenen Manier zu behandeln. Sie wollten von Güte nichts wissen, nun wohl, so habe ich mich wehren müssen!“

„Und meinen Sohn erschlagen!“

„Nein; er ist nur betäubt! Nach einiger Zeit wird er erwachen und keine Folgen spüren. Legen Sie ihn dort auf die Bank! Dann setzen Sie sich wieder zu mir. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Diese Worte und das ganze Auftreten des Sprechers machten einen unwiderstehlichen Eindruck auf den Schmied. Er untersuchte seinen Sohn, fand, daß derselbe unverletzt sei und ruhig athmete und trug ihn nach der Bank. Dann nahm er an dem Tische Platz, vor sich hinknirschend:

„Gut, ich werde es versuchen! Aber treiben Sie den Spaß um Gotteswillen nicht zu weit!“

„Keine Sorge! Ich bin gerade jetzt in sehr ernster Stimmung.“

Er zog eine Cigarre hervor, steckte sie in Brand und sagte dann in freundlicherem Tone:

„Herr Wolf, ich habe gewisse Gründe, Ihnen freundlich gesinnt zu sein — —“

„Davon merke ich nichts!“

„Lassen Sie mich ausreden! Ich bin heute in der allerbesten Absicht zu Ihnen gekommen.“

„Das wollen Sie mir weiß machen? Und doch nennen Sie sich den Fürsten des Elendes!“

„Ich bin er auch!“

„Meinetwegen! Mich bringt das nicht zu fürchten Sie sind eben auch ein Mensch. Gut, daß ich Sie einmal sehe. Auf diese Weise werden wir uns klar.“

„Das ist eben mein Wunsch. Sie wandeln auf höchst gefährlichen Wegen, mein Lieber, und ich —“

„Was geht das Sie an?“ brauste der Alte auf.

„Gut, es soll mich nichts angehen; aber ganz unberücksichtigt darf ich es doch nicht lassen, wenn Ihr Weg sich mit dem meinem kreuzt. Also, ich wiederhole, daß ich in bester Absicht zu Ihnen komme —“

„Beweisen Sie es!“

„Das will ich ja! Geben Sie mir nur Zeit dazu!“

„Na, meinetwegen; reden Sie!“

„Man steht im Begriffe, Sie gerichtlich zur Rechenschaft zu ziehen, weil Sie —“

„Weshalb?“

„Sie unterbrechen mich abermals. Aber ich will Ihre Frage kurz beantworten: Weil Sie einst Brandt verurtheilen ließen, obgleich Sie seine Unschuld beweisen konnten; weil Sie den kleinen Baron von Helfenstein stahlen, nachdem Sie an seiner Stelle eine Leiche verbrennen ließen, und weil Sie drittens einer der Waldkönige sind.“

„Alles Unsinn, lauter Unsinn!“

„Pah! Sie waren im Walde und sahen, daß Franz von Helfenstein den Hauptmann erschoß; Sie holten kurz vor dem Brande des Schlosses die Leiche vom Gottesacker, und was den Waldkönig betrifft, so habe ich ja Ihre Unterschrift als Beweis in den Händen.“

„Sie reden wohl im Fieber? Wer kann mir beweisen, daß ich Zeug des Mordes war? Wer war dabei, als die Leiche des Kindes gestohlen wurde? Und Ihre Unterschrift da, die ist gefälscht.“

„Mir können Sie das sagen, dem Untersuchungsrichter aber nicht.“

„Warum nicht? Gerade ihm erst recht würde ich es sagen!“

„Denken Sie, daß er es glaubt?“

„Ist das Ihre Sache?“

„Vielleicht doch! Aber ich bin nicht gekommen, um meine kostbare Zeit unnütz bei Ihnen zu verschwenden. Sie selbst wissen am Besten, in welcher Lage Sie sich befinden. Ich will Ihnen Ihre Unterschrift zurückgeben, so daß Sie wegen des Paschens nicht belangt werden. Und ich sichere Ihnen die dankbarst beste Beurtheilung des Anderen zu, wenn Sie mir dagegen Zweierlei versprechen.“

„So? Ah! Was denn?“

„Erstens sagen Sie mir, wo der kleine Robert von Helfenstein hingekommen ist.“

„Und was zweitens?“ fragte der Schmied höhnisch.

„Sie bezeugen vor Gericht, daß der Baron Franz von Helfenstein damals den Hauptmann erschossen hat.“

„So! Weiter nichts?“

„Nein, weiter nichts.“

„Was? Damit wollen Sie sich wirklich zufrieden geben?“

„Mir genügt es vollständig.“

„Ei, ei! Was für ein genügsamer Mann Sie sind!“

„Dieser Spott scheint Ihnen jetzt sehr billig, kann aber sehr leicht ganz ungeheuer im Preise steigen.“

„Meinetwegen, mag er theurer werden! Sie haben gesagt, was Sie wollen, und ich will Ihnen darauf meine Antwort geben.“

„Ich ersuche Sie sehr darum."

„Schön! Zunächst habe ich mich wirklich vor dem sogenannten Fürsten des Elendes ein Wenig gefürchtet. Das ist nun vorbei. Heute sehe ich, daß er nicht nur ein ganz gewöhnliches Menschenkind, sondern sogar ein recht dummer Kerl ist. Wollen Sie sich das notiren?"

„Sehr gern, mein Bester!"

„Gut! Ihre Dummheit beweisen Sie dadurch, daß Sie mich für dumm halten. Sie wollen mich aus einer Gefahr retten, die es gar nicht für mich giebt, und dafür soll ich mich zu Missethaten bekennen, die ich gar nicht begangen habe und die mir auch kein Mensch nachzuweisen vermag. Das ist nicht nur dumm, sondern sogar hochdumm von Ihnen!"

„Das scheint allerdings so!"

„Schön, daß Sie es einsehen. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn Ihr Renommée darunter leidet. Haben Sie vielleicht noch etwas Albernes vorzubringen?"

„Nein."

„So könnten Sie eigentlich gehen, aber ich lasse Sie natürlich nicht eher fort, als bis ich gesehen habe, daß mein Sohn wirklich erwacht."

Da stand Arndt von seinem Stuhle auf und antwortete:

„Ich bin gewöhnt, zu gehen, wann und wohin es mir beliebt."

„Aber jetzt nur nicht, mein Bester! Sie bleiben hier!"

Er stellte sich vor die Thür und streckte dem Gegner die beiden Fäuste entgegen, stürzte aber im nächsten Augenblicke nach einer blitzesschnellen Armbewegung Arndt's wie sein Sohn auf die Diele nieder.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf der Bank, und sein Sohn stand vor ihm. Er mußte sich erst auf das, was geschehen war, besinnen.

„Ich hier?" fragte er. „Ah, da fällt mir ein — wo ist er hin, dieser Hallunke?"

„Ich weiß es nicht."

„Was? Du weißt es nicht?"

„Nein. Ich weiß gar nicht, was mit mir geschehen ist. Ich erwachte aus einer Ohnmacht und lag hier auf der Bank."

„Und ich?"

„Du lagst ohne Besinnung dort auf der Diele."

„Und die Thür?"

„Sie war nicht mehr zugeriegelt. Der Kerl war fort."

„Hole ihn der Teufel! Jetzt besinne ich mich. Ich wollte ihn nicht fortlassen, und da muß er mir einen fürchterlichen Jagdhieb versetzt haben, denn gleich breche ich nicht zusammen. Aber, eigenthümlich, ich fühle nirgends Schmerzen."

„Ich auch nicht. Was habt Ihr noch verhandelt?"

Der Vater erzählte es dem Sohne. Dieser zuckte mit den Achseln und sagte:

„Der Kerl ist ein Taschenspieler und wohl auch zugleich Polizist. Er hat geglaubt, uns verblüffen zu können."

„Ich habe ihm gesagt, daß er uns zu dumm ist. Hahaha, wir und so gemüthlich ein Geständniß ablegen!"

„Wir haben es nicht nöthig. Erstens kann kein Mensch beweisen, daß wir damals den Mord mit angesehen haben; zweitens ist es mit dem Leichendiebstahle ganz dasselbe, und drittens, was den Waldkönig betrifft, das ist freilich eine verteufelte Geschichte!"

„Wegen meiner Unterschrift?"

„Natürlich!"

„Was beweist sie?"

„Daß Du der Waldkönig bist."

„Steht das darin?"

„Deutlich allerdings wohl nicht."

„Na, so mag man mir Beweise bringen! Und wenn es schlimm geht, so kann eine solche Unterschrift ja sehr leicht gefälscht sein. Ich fürchte mich nicht. Den ersten und den letzten der drei Punkte kann uns Keiner beweisen; anders steht es mit dem zweiten. Der ist schlimm: Leichenraub, Brandstiftung und Menschenraub. Das brächte uns allerdings für das ganze Leben auf das Zuchthaus."

„Verdammt!"

„Na, na, nur nicht verzweifelt! Wir schaffen nachher ein Kind in das Grab; dann wollen wir sehen, wer uns Etwas anhaben kann. Es ist draußen Abend geworden. Wir müssen lange hier gelegen haben, und es wird Zeit sein, aufzubrechen. Komm, wollen nach Werkzeugen suchen!"

Nur kurze Zeit später verließen sie das Haus auf der hinteren Seite. Sie wandten sich zum Dorfe hinaus und der Stadt entgegen. Beide hatten große Filzschuhe an und trugen Larven vor dem Gesicht.

Trotz der Höhe des hier liegenden Schnees blieben sie nicht auf der Straße, sondern sie schlugen einen Seitenweg ein, der sie in die unmittelbare Nähe des Gottesackers führte. Sie umgingen denselben und stiegen dann an einer Stelle, wo die Mauer etwas niedriger war, über dieselbe hinweg.

Kaum waren sie hinüber, so erhob sich in der Nähe etwas Weißes und gar nicht weit davon etwas ganz Aehnliches. Das waren zwei weiße Betttücher, unter denen zwei Männer steckten.

„Vetter!" flüsterte der Eine.

„Ja."

„Haben Sie es gesehen?"

„Natürlich!" antwortete Arndt dem alten Förster. „Sie sind ja Beide beinahe über mich weggestolpert!"

„Aber, bei Gott, ein gescheidter Kerl sind Sie doch!"

„Hm!"

„Woher wußten Sie denn, daß sie den Fußweg einschlagen würden, he?"

„Weil ihnen auf der Straße leicht Jemand begegnen konnte."

„Und daß sie gerade hier und nirgendwo anders übersteigen würden?“

„Weil die Mauer hier am Niedrigsten ist.“

„Das Thor vorn ist noch niedriger.“

„Aber es liegt eben vorn, der Beobachtung mehr ausgesetzt. Darum war es nicht sehr geistreich von dem Amtmann, daß er sich gerade dorthin postirte.“

„Dieser Herr giebt mir überhaupt Spaß. Er will die Beiden partout höchst eigenhändig fangen. Mit welcher rührenden Bereitwilligkeit er seine Betttücher hergeborgt hat. Wir wollen hin zu ihm.“

Sie schritten leise an der Mauer hin, bogen um die Ecke und näherten sich dem Thore. Da erhob sich eine dritte Gestalt unter einem Betttuche. Es war der Amtmann.

„O weh!“ sagte er. „Sie verlassen Ihre Posten? Nun sollten sie gerade jetzt kommen und uns sehen. Sie werden mir den ganzen Spaß verderben!“

„Wohl nicht, denn sie sind bereits da.“

„Was? Wirklich? Wo?“

„Da hinten, wo ich vermuthete, sind sie übergestiegen.“

„Diese Hallunken! Hier hatten sie es bequemer!“

„Solche Leute pflegen mehr auf ihre Sicherheit, als auf die Bequemlichkeit zu sehen, Herr Amtmann.“

„So habe ich mich also doch verrechnet! Aber sie entgehen mir trotzdem nicht. Schleichen wir hin.“

„Warum denn?“

„Um sie zu beobachten.“

„Das wollen wir ja unterlassen!“

„Unterlassen? Das wäre ein großer Fehler. Wir müssen doch erfahren, welches Grab sie öffnen?“

„Sie finden es später ganz leicht. Sie brauchen nur den Fußtapfen nachzugehen. Ueberdies wird es ihnen nicht gelingen, das Grab gerade so wieder mit Schnee zu bedecken, wie es vorher gewesen ist. Wenn wir uns ihnen nähern, so können sie uns bemerken, und dann wäre Alles umsonst.“

„Hm, schade wäre es, jammerschade! Gehen wir also!“

Die drei Späher hatten sich blos überzeugen wollen, ob die Schmiede die Leiche wirklich hier holen würden. Sie kehrten nach Helfenstein zurück, ohne sich dort sehen zu lassen, und begaben sich sofort nach dem Gottesacker, dessen Schlüssel ja der Amtmann bei sich hatte.

Dort angekommen, fanden sie eine Polizeimacht ihrer wartend, welche zugelangt hätte, ein ganzes Dutzend von Räubern und Mördern festzunehmen. Zum Glücke fügte sich der Amtmann in Arndt's Anordnungen. In Folge dessen wurden die Leute so postirt, daß sie von den Schmieden nicht bemerkt werden konnten. Dann wartete man.

Es dauerte lange, sehr lange, ehe die Beiden kamen. Endlich hörte man drüben von der Stelle, an welcher Arndt heute gelegen hatte, ein Geräusch.

und gleich darauf huschten zwei dunkle Gestalten über die schneeweiße Fläche. An dem Grabe angekommen, legte der Eine ein Paket nieder und sagte leise:

„Du, hier wird es uns leicht gemacht. Die Erde ist ganz locker, und der Spaten nebst Hacke und Schaufel liegen dabei."

„So laß uns rasch machen. Ich habe keine Ruhe, bis wir hier wieder fort sind. Mir ist fast angst geworden."

„Warum denn? Es geht ja Alles gut?"

Sie begannen zu arbeiten, und zwar mit solchem Eifer, daß sie auf weiter nichts, als auf das Loch achteten, welches schnell immer tiefer wurde. Das Geräusch, welches sie verursachten, war schuld, daß sie ein anderes, welches sich ihnen näherte, nicht hörten.

„Da, hier ist der Sarg!" sagte der Sohn. „Mir scheint, der Deckel ist morsch."

„Geben wir uns keine unnöthige Mühe. Auf damit und das Kind hinein."

„Du, ah, da kommt mir ein prachtvoller Gedanke!"

„Versäume nur keine Zeit dabei!"

„Ich glaube nämlich, die haben heute gar nicht den ganzen Sarg herausgenommen!"

„Warum sollten sie? Sie haben den Deckel geöffnet und constatirt, daß der Sarg leer war."

„Schön! Wenn dann ein Gerippe im Sarge liegt, ist es erwiesen, daß es später hineingebracht wurde. Wie aber nun, wenn es unter dem Sarge sich befindet?"

„Donnerwetter!"

„Verstehst Du? Dann kommt die Schuld auf den früheren Todtengräber, der mit der kleinen Leiche nicht gehörig umgegangen ist. Er hat sie verschüttet."

„Gar nicht übel! Also heraus mit dem Sarge! Wir legen das Gerippchen darunter."

Da erscholl es laut hinter ihnen:

„Jetzt aber noch nicht!"

Sie fuhren herum und standen, wie vom Schlage getroffen, ein Weilchen völlig bewegungslos da. Der Schreck hatte sie förmlich gelähmt. Vor und um sie standen Polizisten, und im Nu waren sie mit Stricken gebunden.

„Alle Teufel!" stieß endlich der Alte hervor.

„Verflucht!" fügte der Junge hinzu.

„Im Namen des Gesetzes, Ihr seid arretirt!" antwortete der Amtmann.

Der Alte zerrte an seinen Stricken und stöhnte ingrimmig vor sich hin:

„Verdammtes Pech! Wem hat man es zu danken?"

„Mir!"

Der Mann, der dieses Wort aussprach, stellte sich vor ihm hin, so daß er demselben in das Gesicht sehen konnte.

„Hölle und Teufel! Der Fürst des Elendes!"

„Ja, mein Lieber! Sie sehen nun ein, daß ich es gut mit Ihnen gemeint hatte. Ich habe Sie gewarnt; nun tragen Sie ganz allein die Schuld. Jetzt, Herr Amtmann, werde ich mich Ihnen empfehlen!"

„Schon?"

„Ja. Wir müssen fort. Den einen Waldkönig haben wir hier, und den anderen werden wir noch heute im Haingrunde fangen. Unser Schlitten wartet. Gute Nacht!"

Er reichte dem Beamten die Hand und suchte die Stelle der Straße auf, an welcher der Förster mit dem Schlitten hielt. Die beiden Gefangenen waren wie betäubt; sie konnten sich noch nicht in ihre Lage finden, so schnell und unerwartet war dieselbe über sie gekommen. Der Alte faßte sich zuerst und sagte:

„Aber, was soll denn das sein? Warum nimmt man uns gefangen?"

„Leichenräuber!" antwortete der Amtmann kurz.

„Wir?"

„Wer sonst?"

„Herr Amtmann, das ist ein Irrthum, wie er größer gar nicht gedacht werden kann!"

„Wirklich? In wiefern denn?"

„Vorhin waren zwei Fremde bei mir in der Gaststube, die heimlich flüsterten und mir sehr verdächtig vorkamen. Als sie gingen, folgten wir ihnen heimlich. Dort an der Mauer verloren wir sie. Nach einiger Zeit aber stiegen wir über und wurden von Ihnen gerade in dem Augenblicke überrascht, als wir uns wunderten, hier ein offenes Grab und dieses Paket zu finden."

„Ach, Sie wußten also gar nicht, daß das Grab geöffnet worden ist?"

„Nein, kein Wort davon!"

„Wer hat denn, während wir hier beschäftigt waren, da drüben hinter dem Hollunder gestanden?"

Der Schmied fand vor Schreck keine Antwort.

„Wer hat denn davon gesprochen, heute Abend auf dem alten Gottesacker eine Leiche zu holen und hier einzugraben?"

Noch immer keine Antwort.

„Wer hat da gesprochen von der Ermordung des Hauptmannes von Hellenbach und von dem kleinen, verschwundenen Robert von Helfenstein?"

„Weiß ich das?" stieß der Schmied hervor.

„Wohl nicht? So gescheidt wie Ihr ist man auch. Der Herr, welcher vorhin Fürst des Elendes genannt wurde, ahnte, daß Ihr uns belauschen würdet und versteckte sich unter den Hollunder. Er hat jedes Wort gehört."

„Verdammt!" knirrschte der Alte.

Sein Sohn stand hinter ihm, ohne ein Wort zu sagen. Da plötzlich glänzte eine Messerklinge in seiner Hand, die frei geworden war.

„Mir nach, Vater!"

Mit einem raschen Schnitte fuhr er über den Strick, welcher um die

Handgelenke des Alten geschlungen war, und bereits im nächsten Augenblicke schossen die Beiden über den Gottesacker hinüber.

Die Beamten fanden im ersten Augenblicke gar keine Bewegung, dann aber sprangen sie den Flüchtlingen unter lauten Zurufen nach, Einer immer den Anderen hindernd oder über die Gräber stolpernd.

Als sie die Mauer erreichten, waren die beiden Flüchtlinge bereits über dieselbe hinweg und schossen den Berg hinab, der Vater trotz seines Alters hart hinter dem Sohne. Dieser Letztere drehte sich um. Er bemerkte, daß sie einen Vorsprung hatten und sagte:

„Ich nehme sie auf mich, Vater! Schlage Dich rechts in das Dickicht. An der Bachbrücke treffen wir uns."

Der Alte folgte diesem Rathe sofort. Zwar hörte er eine Weile lang noch das Rauschen der Büsche hinter sich, doch hörte dieses sehr bald auf. Jetzt ging er, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, langsamer und erreichte, sich immer im Dickicht haltend, nach beinahe drei Viertelstunden den angegebenen Ort, wo sein Sohn bereits auf ihn wartete.

Sie sahen einander eine Weile stumm an, dann erhob der Alte die Hand und sagte:

„Ich schwöre hiermit bei allen Seligen und allen Teufeln, daß ich nicht ruhen werde, bis ich ihn umgebracht habe."

„Den Amtmann?"

„Den? Der ist ja ein Knabe! Nein; den Fürsten des Elendes. Er ist an Allem schuld!"

„Und wenn Du ihn nicht triffst, so bringe ich ihn um!"

„Wo sind die Verfolger?"

„Hinter mir, weit zurück und zerstreut. Wir müssen weiter. Aber wohin? Das ist die Frage."

„Die Frage? Hier giebt es keine Frage. Wir müssen zu dem Baron. Er hat uns bestellt."

„Er muß Geld schaffen, denn nach Hause können wir nicht. Ja, vorwärts zu ihm!"

Einige Zeit vorher war ein Schlitten von der Stadt her durch das Dorf und nach dem Schlosse gefahren. Der Insasse ließ sich bei dem Baron melden und wurde sofort vorgelassen. Es war Herr August Seidelmann, der Vorsteher der Brüder und Schwestern zur Seligkeit. Er mochte wichtige Nachrichten bringen, da der Baron ihn in sein innerstes Cabinet hatte kommen lassen.

Dennoch hörte man nach einiger Zeit die Stimmen der Beiden ungewöhnlich laut, und wer da hätte horchen können, dem wäre die eigenthümliche Weise aufgefallen, in welcher der Fromme heute mit dem Baron zu sprechen beliebte.

Der Letztere schien sich in ungewöhnlicher Aufregung zu befinden, denn er schritt hastig in dem Zimmer auf und ab und sagte:

„Was geht Sie denn der Apotheker an?"

Der Fromme antwortete in salbungsvollem Tone:

„Er kennt alle Kräuter und Pflanzen der heiligen Schrift, von der Ceder an bis zum Isop herab, und ich wollte mich belehren lassen.“

„Lassen Sie diese Faseleien! Ich habe Ihnen in letzter Zeit verboten, mit ihm zu verkehren.“

„Ich traf ihn zufällig.“

„Wo?“

„In seiner Wohnung.“

„Sie gehen dorthin? Und das nennen Sie zufällig?“

„Ja. Der Grund, welcher mich hinführte, war ein ganz und gar zufälliger.“

„Ich darf ihn doch wohl erfahren, wie ich hoffe?“

„Warum nicht, gnädiger Herr!“

„Nun?“

„Ich brauchte ein kleines Tränkchen.“

„Wozu?“

Der Fromme zuckte die Achsel, blickte den Baron in sehr bezeichnender Weise von der Seite an und antwortete:

„Es waren mir Zwei im Wege.“

„Ich wiederhole, Sie sollen nicht faseln!“

„Wer sagt, daß ich es thue?“

„Was sonst?“

„Es waren mir wirklich Zwei im Wege: Ein Riese und sodann meine Frau.“

Jetzt erst merkte der Baron, was der Mann wollte.

„Seidelmann!“ fuhr er auf.

„Euer Gnaden!“ antwortete dieser in demüthigem Tone.

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Nein, denn ich habe mich gehütet, von den Tropfen selbst zu nehmen. Ich will bei Sinnen bleiben.“

„Aber, Mensch, ich begreife Sie nicht! Was haben Sie mit meinen Geheimnissen zu schaffen?“

„Sehr viel, denke ich.“

„Und was haben Sie für ein Recht, für eine Veranlassung dazu? Das muß ich Sie fragen!“

„Das Recht des Menschen und Christen.“

„Salbadern Sie nur nicht vor mir! Sie machen sich doch nur lächerlich; das können Sie glauben.“

„Ich will diese Lächerlichkeit tragen, wenn ich dabei nur meine und Ihre Seele rette. Der Christ entschuldigt Vieles, aber Mord, langsamer Mord durch geisttödtendes Gift, das ist schrecklich; das kann ich nicht zugeben!“

„Aber wer spricht denn von Mord?“

„Ich selbst.“

„Das ist ja Blödsinn!“

„Blödsinn? Ich war in Rollenburg.“

Der Baron fuhr zurück. Zwischen seinen halb geschlossenen Lippen kam es beinahe pfeifend hervor:

„In Rollenburg? Bei den Irren?"

„Ja."

„Was haben Sie dort zu thun?"

„Ich kenne den Director."

„Und dabei haben Sie — — nicht?"

„Die gnädige Frau Baronin gesehen? Ja. Ich bin überzeugt, daß sie baldigst so weit hergestellt sein wird, daß sie dieses Haus verlassen kann!"

„Sagte der Arzt dies?"

„Nein, nur ich sage es!"

Dies war in einem Tone gesprochen, dem man die Drohung deutlich anhören konnte. Der Baron hatte in diesem Augenblick den Anblick eines Raubthieres, welches in ohnmächtiger Wuth hinter dem Gitter die Zähne zeigt; aber es war eigenthümlich, wie nach und nach seine Züge einen ganz anderen Ausdruck annahmen. Endlich lachte er sogar herzlich auf und sagte:

„Sie sind doch ein wirklicher Hans Dampf in allen Gassen! Sie tauchen überall auf: da wo Sie gebraucht werden und auch da, wohin Sie nicht gehören!"

Der Fromme zog ein süßsaures Gesicht und antwortete, indem er leicht mit der Achsel zuckte:

„Meine Pflicht, gnädiger Herr!"

„Hm! Ich will das einmal zugeben. Wir sind einander gegenseitig verbunden, doch muß dabei immer die gebotene und schuldige Rücksicht herrschen. Sie können doch unmöglich von mir verlangen, Sie in alle meine Angelegenheiten und Geheimnisse einzuweihen!"

„So Etwas habe ich noch nie gewagt! Aber meine innige Verehrung für die kranke, gnädige Frau — und der qualvolle Anblick, den sie mir in Rollenburg bot — das Achselzucken der Aerzte — während ich doch von dem Gifte gehört hatte —"

„Wer hat mit Ihnen davon gesprochen? Wirklich der Apotheker?"

„Ja."

„Aus freien Stücken?"

„Nein. Ich kam durch Combination darauf."

„Er theilte Ihnen das Nähere über die Wirkung dieses sogenannten Giftes, welches aber kein Gift ist, mit?"

„Ja. Er konnte meinen eindringlichen Reden ja auf die Dauer nicht widerstehen."

„Nun gut, so will ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ich höchst wichtige Gründe hatte, meiner Frau für kurze Zeit ihr jetziges Domicil zu geben. Aber in zwei Wochen wird sie dasselbe verlassen."

„Genesen?"

„Vollständig. Sie werden später meine Gründe noch zu würdigen wissen."



D. v. S. 37.

„Was haben Sie dort zu thun?"

Der Fromme schien beruhigt zu sein. Seine Miene glättete sich, und er antwortete:

„Ich hoffe zu Gott, daß er diese Verheißung zur Wahrheit mache!"

„Und ich bin gerührt über die fromme Theilnahme, welche Sie uns widmen. Ihr Bericht hat mir von Neuem bewiesen, in welch eifriger Weise Sie für mich thätig waren, und so will ich Ihnen gern die Versicherung geben, daß ich bereits über eine geeignete Weise, Ihnen dankbar zu sein, nachgedacht habe."

Der Schuster fühlte sich tief gerührt. Er ergriff die Hand des Barons, küßte sie und sagte:

„Ich strebe nicht nach schnöder, irdischer Dankbarkeit, sondern einzig nur nach Schätzen, welche vom Roste und den Motten nicht gefressen und von den Dieben nicht gestohlen werden. Ihre Anerkennung ist mir mehr werth, als alle Gaben. Haben Sie sonst noch Etwas zu befehlen?"

„Nein. Sie können Ihr Zimmer aufsuchen und sich von der Reise ausruhen. Doch, halt! Heute ist der Abend des Unternehmens im Haingrunde. Sie befanden sich noch bei Ihrem Bruder, als es besprochen wurde?"

„Ja."

„Winkler war doch wohl selbst da?

„Gewiß. Und der Andere auch."

„Welcher Andere?"

„Ich kenne den Namen nicht. Er hatte auch ein sehr bedeutendes Unternehmen in petto."

„Hm! Mir unbegreiflich, wer das sein könnte! Ich weiß es nicht, werde es aber wohl erfahren. Gute Nacht für heute!"

Der Fromme zog sich mit einem jetzt sehr ehrfurchtsvollen Abschiedsgruße zurück. Kaum war er hinaus, so veränderte sich das Gesicht des Barons in höchst auffallender Weise. Seine Augen sprühten Blitze; seine Brauen näherten sich drohend; seine Zähne knirschten, und seine Fäuste ballten sich.

„Sclave! Elender!" stieß er hervor. „Heimtücker und Heuchler! Schlange und Krokodil! Du willst über mich hinauswachsen, weil Du denkst, mich in den Händen zu haben! Du sollst Dich irren! Ich habe es wohl bemerkt, daß dieser Mensch mich zu umschlingen strebt, wie eine Boa constrictor, um mir dann mit einem einzigen Drucke den Garaus zu machen. Jetzt ist er gar in meine Frau verliebt — in die Zofe, bis zum Rasendwerden! Er küßt und schmatzt ihre Photographie, die er sich aus dem Album gestohlen hat. Nun sie im Irrenhause ist, will er sie befreien! Gut, spiele Deine Trümpfe! Den letzten behalte ich doch, armseliger Schuster von der ‚Seligkeit' Gnaden!"

Da wurde die Thür in nicht sehr zarter Weise aufgerissen und ein Diener trat mehr als schnell ein.

„Was soll's?" fragte der bereits genugsam zornige Herr. „Wo brennt es denn?"

„Entschuldigung, gnädigster Herr! Aber dieses Ereigniß, diese Neuigkeit!"

„Was denn?"

„Sie sind arretirt!“

„Wer denn?“

„Die beiden Schmiede!“

Da fuhr der Graf erschrocken zurück.

„Weshalb?“

„Wegen Leichenraubes.“

„Donner und Doria! Das ist doch gar nicht möglich!“

„O gewiß! Der Fürst des Elendes hat sie gefangen.“

„Der Fü— Fü—“

Das Wort blieb ihm im Munde stecken.

„Heute ist das Grab geöffnet worden,“ fuhr der erregte Diener fort.

„Welches denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber wo?“

„Droben auf dem Kirchhofe. Und vorhin haben die Schmiede eine Leiche hineinlegen wollen, sind aber vom Fürsten ertappt worden.“

„Wer das glauben soll!“

Und dabei zog er ganz unwillkürlich die Uhr hervor, um nach der Zeit zu sehen. Gerade für jetzt hatte er den Schmied zu einer Unterredung bestellt gehabt.

„Es ist die Wahrheit!“ versicherte der Diener.

„Von wem hast Du die Nachricht?“

„Vom Stallmeister. Der ist im Dorfe gewesen und hat mit einem der Polizisten gesprochen, die den Gefangenen nachgesetzt sind.“

„Den Gefangenen nachgesetzt? Wie verstehe ich das?“

„Herrgott, die Hauptsache habe ich vergessen! Die Schmiede sind nämlich wieder entflohen.“

„Ah!“

Das war fast ein Seufzer der Erleichterung zu nennen, den der Baron ausstieß.

„Ja,“ fügte der Diener hinzu, „sie sind kaum fünf Minuten lang gefangen gewesen. Der Sohn muß nicht fest genug gebunden gewesen sein. Er hatte ein Messer und bekam den Arm frei. Er hat auch die Fesseln seines Vaters zerschnitten, und dann sind sie fort — über alle Berge fort“

„Man hat sie nicht wieder ergriffen?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Was aber ist's dann mit dem Grabe?“

„Das verstehe ich nicht recht. Heute ist ein Gericht hier gewesen, um das Grab öffnen zu lassen. Es ist leer gewesen. Und heute Abend haben die Schmiede eine Leiche von dem alten Stadtkirchhof geholt, um sie in dieses Grab auf unserem Dorfgottesacker zu legen.“

„Eine Leiche? Vielleicht handelt es sich nur um einen Pack Schmuggelwaaren!“

„Das ist möglich, denn der Schmied ist als ein heimliche Schmuggler bekannt.“

„Also warten wir es ruhig ab! Du kannst gehen!“

Der Diener entfernte sich. Der Baron aber durchschritt mehrere unerleuchtete Zimmer, bis er eine Treppe erreichte, die in den Schloßgarten führte. Er suchte eine Ecke des Letzteren auf und schnalzte, dort angekommen, leise mit der Zunge. Es wurde keine Antwort gegeben, und so begann er, auf dem Rasen langsam auf und ab zu gehen.

Bald aber ertönte ein leises Knacken von der Gartenmauer herab — ein lauteres Rascheln, dann das Geräusch, als ob zwei Personen nach einander auf die Erde sprängen.

„Wolf!“ flüsterte der Baron.

„Ja.“

„Hierher! Ah, alle Beide?“

„Freilich. Es ist besser zu Zweien als Einer allein.“

„Aber sagt mir vorerst, ob es wahr ist, daß man Euch arretirt hatte?“

„Leider!“

„Wann und wo?“

„Vor ungefähr einer Stunde auf dem Gottesacker.“

„Weshalb?“

„Das ist eine lange Geschichte, zu der ich jetzt keine Zeit habe; es giebt noch viel Nothwendigeres!“

„Aber ich muß es doch wissen!“

„Zuvor das Nothwendigere. Nämlich der Fürst des —“

„Also wirklich?“ unterbrach ihn der Baron. „Der Fürst ist mit im Spiele?“

„Und wie! Er ist sogar bei uns in der Oberstube gewesen, wohl über eine ganze Stunde lang.“

„Was wollte er da?“

„Hm! Er wußte Alles.“

„Was denn?“

„Wer den Hellenbach damals erschossen hat, und daß wir Beide hier es gesehen haben, wer das Feuer damals an das Schloß gelegt hat, wer der hiesige Waldkönig ist, und so noch vieles Andere.“

„Ihr seid des Teufels!“

„Es ist wahr, gnädiger Herr. Er kam, um uns auszuhorchen und zum Geständnisse zu bringen.“

„Ihr habt doch nicht etwa geplaudert?“

„Das fällt uns gar nicht ein. Er hat ganz ohne Resultat sich entfernen müssen.“

„Wie war sein Aeußeres?“

„Nicht sehr groß und nicht sehr klein. Aber Körperkraft hat der Mensch gerade wie ein Elephante. Aber, da vergesse ich gerade die Hauptsache: Nämlich er weiß auch, daß es heute im Haingrunde Etwas geben wird.“

„Alle tausend Teufel! Ich hoffe, daß Ihr Euch täuscht!“

„Leider nein! Als er uns nämlich fest hatte, sagte er, daß er hier den Helfensteiner Waldkönig gefangen habe, den anderen werde er noch heute Abend im Haingrunde erwischen. Dann nahm er Abschied.“

„So ist er wohl gar nach dem Haingrunde?“

„Jedenfalls.“

„Seit wie lange Zeit ist er fort?“

„Vielleicht drei Viertelstunden.“

„Welch ein Unglück! Wieder Alles verrathen, Alles! Wann ist es verabredet?“

„Zwei Uhr.“

„Ah! So ist noch Zeit, es abzuwenden! Ich muß fort, sogleich fort! Ich lasse anspannen!“

„Aber wir, Herr Baron?“

„Ihr fahret mit. Ich muß ganz ausführlich wissen, was geschen ist. Und da ich jetzt keine Zeit habe, Euch anzuhören, so müßt Ihr es mir unterwegs erzählen.“

„Wir können aber unmöglich mit!“

„Warum?“

„Wir waren gefangen und sind entsprungen. Man wird auf allen Wegen nach uns suchen.“

„Fatal, höchst fatal! Und doch muß ich fort und muß auch hören, was Euch geschehen ist. Wie fängt man das an?“

„Ich wüßte wohl!“

„Nun?“

„Ich weiß, daß der gnädige Herr sich zuweilen den Spaß macht, eine Perrücke oder einen falschen Bart anzulegen.“

„Ja, ja; das ist das Richtige! Daran dachte ich gar nicht. Kommt, ich führe Euch unbemerkt in mein Cabinet, und wenn Ihr es verlaßt, will ich den Menschen sehen, der Euch erkennt!“

Kaum eine halbe Stunde später verließ ein zweispänniger Schlitten das Schloß. Der Graf saß vorn und lenkte die Pferde selbst. Hinter ihm lehnten zwei Herren in den Kissen, von denen der Eine einen Pelz trug und der Andere sich in einen dicken Havelock gehüllt hatte. Wer suchte in ihnen wohl die beiden Schmiede?

Als sie erst das Schloß und sodann auch das Dorf hinter sich hatten, wollte der alte Wolf zu sprechen beginnen, aber der Baron machte ein ‚Pst!‘ und warnte ihn:

„Still jetzt! Wir wissen nicht, ob uns hier Jemand hören könnte! Wir befinden uns noch zu nahe an Ihrer Heimath, wo man Sie leicht an Ihrer Stimme erkennen kann. Schweigen Sie noch!“

So schoß der Schlitten schnell auf der durch den Wald führenden Straße dahin. Da mit einem Male trat ein Mann vor ihnen mitten auf dieselbe und gebot mit lauter Stimme:

„Halt!“

Und als der Baron nicht sofort die Zügel anzog, sprang der Mann, um von den Pferden nicht getreten zu werden, auf die Seite, legte das Gewehr an und fuhr drohend fort:

„Halt! sage ich! Oder soll ich die Pferde niederschießen?“

Jetzt folgte der Baron dem Befehle, raunte aber dabei den beiden Schmieden leise zu:

„Ihr habt Euch doch die Worte gemerkt?“

Er hatte sie nämlich während des Umkleidens instruirt, wie sie sich zu verhalten hätten, falls sie angehalten würden.

„Ja,“ antwortete Wolf leise.

Der Schlitten hielt an, und jetzt traten noch drei Bewaffnete unter den Bäumen hervor. Der Erstere schien der Anführer des kleinen Piquets zu sein, denn er erkundigte sich:

„Wem gehört dieser Schlitten?“

„Mir.“

„So! Bitte, wer sind Sie?“

„Warum?“

„Das mag dahin gestellt sein. Sie sehen aus meiner Uniform, daß ich Gensd'arm bin. Ich habe also jedenfalls das Recht, eine solche Frage auszusprechen, ohne die Gründe einem Jeden mittheilen zu müssen. Also, mein Herr, wer sind Sie?“

„Ich bin der Baron Franz von Helfenstein.“

„Ah! Lassen Sie sehen!“

Er trat ganz nahe an den Schlitten heran und blickte dem Baron scharf in das Gesicht.

„Ja, Sie sind es. Glücklicher Weise sind Sie mir nicht ganz unbekannt. Das erspart Ihnen Unannehmlichkeiten. Wohin wollen Sie?“

„Haben Sie auch Veranlassung zu dieser Frage?“

„Ja, sonst würde ich sie einem solchen Herrn gegenüber wohl nicht auszusprechen wagen.“

„Nun, ich will nach Hellershausen.“

„Das war nicht wahr. Er wollte ja nach einem ganz anderen Ziele, hütete sich aber, dies zu nennen. Hellershausen war zwar auf dieser Straße zu erreichen, lag aber so seitwärts, daß bereits nach einer halben Stunde links eingebogen werden mußte.

„Schön! Wer sind diese beiden Herren?“

„Freunde von mir.“

„Woher? Darf ich ihre Namen wissen? Sie verzeihen, daß ich mich in Folge meiner Instruction auch zu dieser Frage gezwungen sehe.“

„Monsieur de Latour und Graf de la Messangerie, zwei Franzosen, wie Sie aus den Namen ersehen.“

„Bestätigen Sie das, meine Herren?“

Er trat dabei an Wolf heran und blickte ihm in das Gesicht. Der

Alte trug, ebenso wie sein Sohn, einen falschen Vollbart und brummte verdrießlich vor sich hin:

„Nous comprenons nix deutsch!“

Das waren die Worte, welche ihnen der Baron eingelernt hatte. Zum Glück war der Gensd'arm der französischen Sprache nicht im Mindesten mächtig. Er begnügte sich mit dieser Antwort:

„Schön, meine Herren! Fahren Sie weiter!“

Der Baron hob die Zügel, und die Pferde setzten sich schnell wieder in Trab. Als sie eine genügende Strecke zurückgelegt hatten, um nicht gehört zu werden, sagte er, aber doch noch leise:

„Welch ein Glück, daß dieser Mensch nicht Französisch verstand! Hätte er Euch in dieser Sprache gefragt, so wären wir wohl nicht so ungerupft davongekommen. Wir scheinen Glück zu haben.“

Nach einiger Zeit lichtete sich der Wald immer mehr, und dann führte die Straße durch offene Felder. Der Schnee lag wie ein weißes, endloses Tuch auf demselben, und man konnte einen jeden Gegenstand auf ziemliche Entfernung hin deutlich erkennen.

„Jetzt können wir nicht belauscht und überrascht werden,“ meinte der Baron. Wir wollen also endlich reden.“

Er gab die Zügel locker und setzte sich so, daß er den beiden hinter ihm Sitzenden nicht mehr den Rücken zukehrte.

„Vorhin hatten wir keine Zeit,“ fuhr er fort. „Jetzt können wir das Versäumte nachholen. Also, wie ist das eigentlich gekommen, daß Ihr gefangen genommen wurdet?“

„Hm!“ antwortete der Alte. „Das ist eine verdammte Geschichte! Wir haben heute die Heimath verloren; wir dürfen uns da niemals wieder erblicken lassen.“

„Was? Ist es wirklich so schlimm?“

„Ja. Erwischt man uns, so sind auch Sie verloren.“

„Wieso?“

„Weil man weiß, daß wir Zeugen sind, daß damals der Hauptmann nicht von dem Brandt erschossen wurde. Ergreift man uns, so sind wir gezwungen, Alles zu sagen.“

Der Baron schüttelte den Kopf. Es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe, aber er ließ es sich nicht merken, sondern sagte:

„Pah! Ihr habt Euch in's Bockshorn jagen lassen!“

„Nein, nein! Wir sind unserer Sache gewiß!“

„Unsinn! Ihr Beide waret die einzigen Zeugen!“

„Das haben wir bisher auch geglaubt; aber der Fürst des Elendes weiß Alles.“

„Er schlägt nur auf den Strauch! Wenn Ihr nichts gesteht, so hat es keine Noth.“

„Oh, er weiß es dennoch, da er auch das Andere weiß!“

„Was?“

„Von dem Kinde.“

„Ich verstehe nicht. Von welchem Kinde?“

„Von dem Kinde der Botenfrau, welches gerade an jenem Tage begraben wurde, als Schloß Hirschenau wegbrannte.“

„Ich verstehe noch immer nicht. Was hat das Kind dieses alten Weibes mit dem Schloßbrand zu thun?“

Der Alte zögerte mit der Antwort und sagte dann stockend:

„Was es damit zu thun hat? Oh, viel, sehr viel!“

Er getraute sich natürlich sehr schwer mit der Wahrheit heraus.

„Na, was denn?“

„Hm! Wenn das Schloß nicht weggebrannt wäre, so läge das Kind noch im Grabe.“

„Unsinn! Sprecht doch deutlicher! Liegt das Kind denn nicht in dem Grabe, in welches es gelegt wurde?“

„Leider nein!“

„Warum denn nicht?“

„Das ist eben die Geschichte! Und gerade heute kommen sie und öffnen das Grab! Nun ist die ganze Geschichte verrathen. Der Fürst des Elendes wußte ganz genau, daß wir Beide das Schloß angezündet haben.“

„Ich sage Euch ja, daß er nur auf den Strauch schlägt.“

„Nein, sonst hätte man das Grab nicht geöffnet.“

„Aber, bei allen Teufeln, was ist es denn eigentlich mit diesem alten Loche? Ihr redet in lauter Räthseln!“

Da gab der Sohn dem Vater einen Rippenstoß und sagte:

„Hast Du denn wirklich gar so große Angst? Sage es doch gerade heraus! Fressen kann er uns nicht!“

Das war keine große Höflichkeit. Es lag vielmehr in diesen Worten eine Mißachtung, welche den Baron zu der raschen und scharfen Frage veranlaßte:

Wer kann Euch nicht fressen?“

„Sie!“ antwortete Wolf Junior furchtlos.

„Ich? Ah! Das klingt ja ganz so, als ob es Etwas gebe, worüber ich ungehalten sein oder gar in Zorn gerathen könnte.“

„Das ist's auch.“

„Nun, fressen werde ich Euch allerdings nicht; dazu seid Ihr alle Beide zu unappetitlich; aber ob ich es Euch hingehen lasse, wenn es sich um einen groben Fehler handelt, das ist denn doch die Frage. Also, heraus damit! Was ist's mit dem Kinde?“

Der Alte schien sich vorgenommen zu haben, seinem Sohne die Schwierigkeit der Mittheilung überwinden zu lassen. Dieser antwortete:

„Was soll es mit ihm sein? Es ist nicht begraben worden.“

„So? Warum nicht?“

„Weil wir es damals brauchten.“

„Wozu?“

„Es sollte verbrannt werden.“

Dieses Wort wirkte so auf den Baron, daß er mit einem starken Rucke die Pferde anhielt.

„Donnerwetter!“ rief er. „Verstehe ich recht?“

„Jedenfalls.“

„Das Kind sollte verbrannt werden?“

„Ja.“

„Wohl gar an Stelle eines anderen?“

„Ja.“

Der Baron stieß zwischen den zusammengepreßten Lippen einen leisen, aber scharfen Pfiff hervor und sagte:

„Kerls, nehmt Euch in Acht! Wenn meine Ahnung richtig sein sollte, so bekommt Ihr es mit mir zu thun!“

„Das wissen wir!“ meinte der junge Schmied, der sich sagte, daß der Baron sich ja ebenso in ihren Händen befand, wie sie sich in den seinigen. Die Kräfte standen sich gleich.

„Wollt Ihr etwa sagen, daß das Kind der Botenfrau an Stelle des kleinen Robert verbrannt worden ist?“

„Ja, das wollte ich sagen.“

Da riß der Baron den Revolver hervor, hielt ihn auf den Alten und drohte im höchsten Zorn:

„Kerl, ich massacrire Dich!“

„Oho!“ rief der Sohn. „Sehen Sie dieses Messer hier in meiner Hand? In demselben Augenblicke, an welchem sie losdrücken, sitzt Ihnen die Klinge im Leibe! Wir sind bisher zwar Paschcr, aber keine Mörder gewesen; zwingen Sie uns aber, so sind Sie der Erste, der uns zum Opfer fällt. Als Paschcr haben wir Ihnen gehorcht; darüber hinaus liegt nur Unheil für Sie!“

Der Baron starrte ihn eine Weile an. Einen solchen Widerstand hatte er gar nicht für denkbar gehalten. Dann drehte er sich langsam um, steckte den Revolver ein und schlug mit der Peitsche so grimmig auf die Pferde los, daß sie erst kerzengerade in die Höhe stiegen und dann im vollen Carrière davonflogen.

Die beiden Schmiede stießen sich heimlich an. Sie merkten, daß es in ihm koche, und daß er jetzt mit sich zu Rathe gehe, wie er sich am Besten gegen sie zu verhalten habe.

Nach einer längeren Weile ließ er die Pferde wieder langsamer gehen und drehte sich zu Ihnen um. Beim Scheine des Schnees sahen sie, daß er leichenblaß war, und daß seine Augen tief in den Höhlen lagen. Er war von Dem, was er gehört hatte, bis in's tiefste Leben getroffen werden. Seine Stimme zitterte und klang heiser, als er fragte:

„Robert ist damals nicht verbrannt?“

„Nein,“ antwortete der Sohn.

„Lebt er noch?“

„Ja.“

„Wo?“

„Hm! Vielleicht kommt die Zeit, in der Sie das erfahren!“

„Oho! Ich muß es erfahren, und zwar sogleich!“

„Oho!“ klang es als Echo zurück. „Soll das etwa gar eine Drohung sein?“

„Ja.“

„So sehen Sie her! Ich habe das Messer noch in der Hand!“

„Pah! Ich fürchte mich vor Euch nicht!“

„Wir vor Ihnen auch nicht!“

„Ihr seid Lügner und Verräther!“

„Sie wohl nicht?“

„Donnerwetter! Mir das?“

„Ja. Wir haben Ihren Mord verheimlicht. Sie versprachen uns eine Summe dafür. Sie haben uns nur die Hälfte gegeben. Dann, als wir uns mit Ihnen in Pascherei einließen, hatten Sie uns in der Hand; wenigstens glaubten Sie das, weil Sie dachten, uns zu Mordbrennern gemacht zu haben. Aber wir waren klug gewesen, wir hatten nicht gemordet!“

„Aber doch das Schloß weggebrannt!“

„Auf Ihren Befehl! Sie sind nicht nur unser Mitschuldiger, sondern sogar der Anstifter. Wir verschonten den Knaben. Wir waren Menschen und hatten Mitleid mit ihm. Wir verbrannten lieber eine Leiche. Das war zwar auch strafbar, aber doch kein Mord. Und noch aus einem anderen Grunde ließen wir den kleinen, unschuldigen Knaben leben.“

„Aus welchem Grunde?“

„Wir hatten Sie kennen gelernt, wir wußten, daß Ihnen nicht zu trauen sei. Wenn es sich um Ihren Vortheil handelt, gilt Ihnen ein Menschenleben nichts. Wenn Sie Einen nicht mehr brauchen, so ist es aus mit ihm, damit Sie keinen Verrath zu befürchten haben!“

„Ah! Das meint Ihr! Das wißt Ihr?“ stieß er hervor.

„Ja, wir haben es erlebt. Darum mußten wir ein Mittel haben, Sie in unserer Hand zu behalten. Und dieses Mittel ist — — nun, rathen Sie!“

„Der Knabe!“ zischte er.

„Ja, der Knabe, der Baron Robert von Helfenstein.“

„Hallunken!“

„Schön! Hallunken mögen wir sein, doch Sie sind es, der uns dazu gemacht hat. Vorher waren wir ehrliche Schmuggler.“

Er kämpfte mit sich. Es verging wohl über eine Viertelstunde. Er sagte sich, daß es klug sei, sich scheinbar in das Unvermeidliche zu finden. Darum sagte er endlich:

„Ihr habt schlecht und treulos gegen mich gehandelt, Ihr Kerls, ganz außerordentlich treulos!“

„O, nicht schlecht, sondern nur klug.“

„Also, ich soll nicht erfahren, wo dieser Robert sich befindet?“

„Nein.“

„Oho! Warum nicht?“

„Weil Sie ihn aus der Welt schaffen würden!“

„Das fällt mir gar nicht ein.“

„O, wir kennen Sie!“

„Nein. Es würde mir genügen, wenn Ihr mir verspricht, daß er nie erfahren soll, wer er ist.“

„Wir würden dabei unsern besten Trumpf aus der Hand geben.“

„Ich bezahle ihn Euch.“

„Womit?“

„Mit Geld.“

„Das werden Sie bleiben lassen. Eine Kugel bekämen wir, aber kein Geld!“

„Seid nicht so unsinnig! Sagtet Ihr nicht, daß Ihr nie wieder nach Helfenstein zurück dürftet?“

„Ja, das ist sicher.“

„Nun, so seid Ihr ja verloren, wenn ich mich Eurer nicht annehme. Ihr seid flüchtig, vogelfrei und mittellos!“

„Sie auch, sobald man uns erwischt.“

„Pah! Noch gebe ich nicht das Geringste auf. Ich werde Euch mit Geld versehen, um Euch fortzuhelfen. Ihr sollt Euch in der Fremde eine Existenz gründen.“

„Das klingt schön, doch müssen wir erst sehen, ob das wahr ist, ob Sie auch Wort halten!“

„Ich halte Wort!“

„Das würde für beide Theile gut sein!“

„Noch glaube ich nicht, daß Eure Lage so sehr bedrängt ist. Erzählt mir einmal, wie Alles gekommen ist. Ich werde dann klar sehen und wissen, was zu thun ist. Also, wie war es damals in jener Nacht, in welcher das Schloß wegbrannte?“

Der junge Schmied erzählte alles, nur nicht, was sie dann mit dem kleinen Robert angefangen hatten.

„Wie treulos und — wie dumm!“ sagte der Baron, als der Erzähler geendet hatte. „Wohin habt Ihr den Knaben gethan?“

„Davon später!“

„Meinetwegen! Hat denn damals Jemand Etwas gemerkt?“

„Nein.“

„Auch der Todtengräber nicht?“

„Die alte, ehrliche Haut? Hätte der nur das Geringste gemerkt, so wäre der Leichendiebstahl sicherlich verhindert worden.“

„Ich glaube selbst auch, daß Alles unbemerkt abgegangen ist, denn sonst hätte man die Sache nicht erst heute untersucht. Es bleibt also nur Eins zu vermuthen. Hm!“

„Was?“

„Daß man erst kürzlich entdeckt hat, daß Robert noch lebt. Vielleicht eine Familienähnlichkeit oder etwas Derartiges! Aber, da kommt mir ein Gedanke! Wie war der Junge gekleidet?“

„In sein Nachthabitchen!“

„Hat er das behalten?“

„Nein.“

„Also doch nicht, was ich vermuthete. Ich hielt es nämlich für möglich, daß er vielleicht Etwas an sich getragen hätte, was als Kennzeichen dienen könnte.“

Da gab der Alte dem Jungen einen Stoß.

„Du!“ sagte er.

„Was?“

„Sollte etwa die Kette —“

„Donnerwetter! Ja, die Kette!“

„Welche Kette?“ fragte der Baron schnell.

„Er trug eine Kette am Halse; die wollten wir dem armen Kerl nicht nehmen. Wir hätten für das Ding doch nicht viel bekommen, sie hätte uns vielmehr verrathen können.“

„O, Ihr Thoren, Ihr Esels! Nun hat sie es doch verrathen! Ja, so ist es, anders nicht! Was war es denn für eine Kette?“

„Sie war dünn und von Gold.“

„Nichts daran? Kein Medaillon?“

„Es hing so etwas wie ein Herz daran.“

„Ging es zum Oeffnen?“

„Ich weiß es nicht?“

„Waren Buchstaben darauf?“

„Ja drei; nämlich R. v. H.“

„Da sollen tausend Teufel dreinschlagen! Und diese Kette habt Ihr ihm gelassen?“

„Ja. Wir haben uns nichts dabei gedacht.“

„Das war mehr als unvorsichtig; das war wahnsinnig oder gar verrückt. Nun ist freilich Alles verrathen. Man hat die Kette beobachtet; man hat geforscht — ah, wußte der Fürst des Elendes von ihr?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber jedenfalls hat er sie gesehen. Er ist es; er allein ist es, der daraus seine Schlüsse gezogen hat. Die Kette muß her; ich muß sie haben! Sie ist der einzige Beweis, den man gegen uns hat. Wo aber befindet sie sich?“

„Wie sollen wir das wissen?“

„Ihr müßt doch wissen, wo der Knabe steckt!“

„Hm! Wir haben ihn in das Findelhaus geschafft.“

„Da ist er noch?“

„Nein.“

„Wo denn? Habt Ihr ihn später im Auge behalten?“

„Ja. Ein Musikant hat ihn aus dem Findelhause geholt und als Kind angenommen, ein Musikant und Schneider.“

„Wo denn? Welches Findelhaus war es?“

„Es war in der — ah! Was denn?“

Sein Sohn hatte ihm einen so derben Rippenstoß gegeben, daß er mitten in seiner Antwort inne hielt.

„Ich glaube gar, Du willst es ausplaudern!“ zürnte er. „Warte erst, ob wir bezahlt werden!“

Aber der Baron beachtete diese Worte gar nicht. Er klatschte einige Male mit der Peitsche, als wolle er einem freudigen Gedanken Luft machen; dann sagte er, indem er die abgebrochenen Worte des Alten wiederholte:

„Es war in der — — nun, wo denn? Jedenfalls in der Residenz. Anders kann das Wort nicht sein, welches auf diese vier Worte folgen muß. Nicht?“

Die Beiden blieben stumm. Darum fuhr er fort:

„Ihr seid auch heute noch so dumm wie damals! Mir könnt Ihr nichts verschweigen. Also in das Findelhaus der Hauptstadt habt Ihr ihn gebracht? Ein Musikant, der ein Schneider war, hat ihn angenommen? Vor zwanzig Jahren? Ah, das stimmt doch zu prächtig! Ihr habt gar nicht geahnt, daß ich diesen Schneidermusikanten kannte. Er wohnte in einem mir gehörigen Hause in der Wasserstraße und hieß Bertram. Habt Ihr Euch vielleicht das geistreiche Vergnügen gemacht, im Findelhause wissen zu lassen, wie der Knabe heißt?“

„Wir haben auf einem Zettel angegeben, daß er getauft ist und Robert heißt,“ sagte der Alte.

„Schön! Robert Bertram! Da haben wir ihn!“

„Verdammt!“ stieß der junge Schmied hervor.

„Nicht wahr? Nun ärgert Ihr Euch, mir so wohlfeil auf die Sprünge geholfen zu haben? Ich weiß nun das, was ich Euch hätte theuer bezahlen müssen.“

Er sah aber sofort ein, daß es besser sei, sie nicht unwillig zu machen; darum fügte er begütigend hinzu:

„Na, Euer Schaden soll es trotzdem nicht sein! Ich werde dafür sorgen, daß Ihr mit mir zufrieden seid. Aber es ist sehr gut, daß ich nun klar sehe. Euer Fehler läßt sich wieder gut machen. Wißt Ihr vielleicht, was jüngst mit dem Jungen geschehen ist?“

„Nein.“

„Auch nicht, daß er eingesteckt worden ist?“

„Nein. Eingesteckt? Weshalb?“

„Weil er ein Einbrecher war. Er ist da mit der Polizei und den Gerichten in Berührung gekommen. Man hat nach seinem Herkommen geforscht, er hat die Kette vorgezeigt, und man hat weiter geforscht. Ah, darum also die Behandlung, die ihm geworden ist, und darum diese Protection und seine

Freisprechung! Aber ich weiß nun, was zu thun ist. Lebt der alte Todtengräber noch?"

„Ja, bei seinem Sohne, der Gefängnißwachtmeister in der Residenz ist."

„Wachtmeister Uhlig! Ah, auch das stimmt. Mir wird Alles klar. Man ist auf den Gedanken gekommen, daß Robert von Helfenstein gar nicht verbrannt ist. Und weil man damals doch verkohlte Kinderknochen gefunden hat, so müssen die von einer anderen Leiche gewesen sein. An demselben Tage wurde das Kind der Botenfrau begraben, und Ihr Beide habt dem alten Uhlig geholfen, das Grab zuzuschütten — — da habt Ihr die ganze Combination!"

„Alle Wetter!" sagte Wolf. „Also wirklich nur auf den Busch geschlagen!"

„Natürlich! Ihr habt doch nichts eingestanden?"

„Kein Wort."

„Das ist gut, sehr gut!"

„Aber der Fürst des Elendes hat uns belauscht."

„Wo denn?"

„An der Kirchhofsmauer. Er hat da ein jedes Wort gehört, welches wir gesprochen haben."

„Ihr Esels! Wie kamt Ihr denn an die Mauer?"

Sie erzählten es. Als sie den Bericht beendet hatten, zankte er sie tüchtig aus und fügte hinzu:

„Ihr seht nun ein, wie dumm Ihr gehandelt habt! Jetzt tritt der Fürst als Zeuge gegen Euch auf. Aber ich werde ihm den Mund stopfen. Sagtet Ihr nicht, daß er dann bei Euch gewesen sei?"

„Ja. Er gab sich für einen Spiritisten aus."

„Um Euch zu überrumpeln."

„O, er hat nichts erfahren, gar nichts!"

„Schön! Ich werde Euch jetzt sagen, was Ihr zu thun habt. Ihr habt gar nichts zu befürchten."

Der Alte holte tief Athem und meinte:

„Gott sei Dank! Wenn das wahr wäre!"

„Es ist wahr!"

„Bei meinem Alter flüchtig werden und von Haus und Hof fort müssen, das ist traurig!"

„Ihr werdet wieder zurückkehren können, ohne daß man Euch etwas thut. Die Kette werde ich bekommen und vernichten. Der Fürst des Elendes wird verschwinden. Was kann Euch dann geschehen, he?"

„Dann allerdings nichts, gar nichts! Mit der Kette werden Sie freilich fertig werden, ob aber auch mit dem Fürsten —?"

„Sicher! Ganz gewiß!"

„Schön! Aber bis dahin?"

„Bis dahin verbergt Ihr Euch."

„Wo denn?"

„Drüben über der Grenze. Ich werde Winkler beauftragen, Euch ein Asyl zu geben. Das nöthige Geld sollt Ihr von mir bekommen!"

„Das läßt sich hören! Aber wann erhalten wir das Geld?"

„Noch heute, nachher. Ich habe zwar nicht so viel mitgenommen, aber ich werde es hier bekommen."

„Aber wenn man uns dennoch ergreift?"

„So leugnet Ihr bis auf's Blut. Ihr steht unter meinem Schutze und könnt versichert sein, daß ich Euch ganz gewiß bald die Freiheit wieder verschaffe."

„Das ist wenigstens ein Trost. Aber, dort ist das Städtchen. Wohin fahren wir?"

Der Baron zog die Uhr.

„Alle Teufel!" sagte er. „Halb Zwei! Unser Gespräch hat meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß ich viel zu langsam gefahren bin. Ich darf keinen Augenblick mehr verlieren. Es ist bereits die höchste Zeit."

Er lenkte von der Straße ab und fuhr über die Felder um die Stadt herum. Er wollte vermeiden, gesehen zu werden. Unweit des Gartens, welcher Seidelmann gehörte, hielt er an.

„Hier steigt Ihr aus," sagte er. „Ihr schleicht Euch nach dem Schachte und geht zum Wächter Laube. Ist er nicht da, so steckt Ihr Euch in den Schuppen. Er ist voller Stroh, so daß Ihr nicht frieren werdet. Dort wartet Ihr, bis ich komme. Ihr kennt den Schuppen?"

„Ja. Aber Sie werden gewiß kommen?"

„Ganz sicher! Laßt Euch nur nicht sehen oder vielleicht gar ergreifen. Heute gilt es, doppelt vorsichtig zu sein."

Sie stiegen aus und entfernten sich. Auch er verließ den Schlitten. Er hatte bei einem kleinen Gehölze angehalten, zog ein n Strang los und band die Zügel an einen jungen Baumstamm. Dabei brummte er vor sich hin:

„Wie gut, daß ich verboten habe, das Schellengeläute anzulegen. Das würde mich verrathen."

Und ein halblautes, höhnisches Lachen ausstoßend, setzte er hinzu:

„Diese dummen Kerls! Mich haben sie betrügen wollen und werden nun selbst die Betrogenen sein. Sie sind die einzigen directen Zeugen; das Andere ist Alles nur Vermuthung. Sie müssen also ebenso verschwinden, wie die Kette und der Fürst des Elendes verschwinden wird. Doch, vorwärts jetzt!"

Er begab sich nach dem Gartenzaune und stieg darüber. Hinten war ein Fenster erleuchtet. Er klatschte leise in die Hände und wurde doch sofort gehört. Der Kopf eines Mannes erschien an der hellen Scheibe. Sofort griff er mit der rechten Hand nach dem rechten Auge. Das Fenster wurde geöffnet, und eine halblaute Stimme fragte:

„Wer ist's?"

„Der Hauptmann!“

„Sakkerment!“

Eine Minute später wurde die hintere Thür geöffnet, und Seidelmann trat heraus.

„Kommen Sie, gnädiger Herr!“ sagte er.

„Sind Sie allein?“

„Nein.“

„Wer ist bei Ihnen?“

„Der Wächter Laube.“

„Was will er?“

„Ich habe ihm für heute Nacht einige Weisungen zu ertheilen.“

„Er kann hören, was wir haben; aber erkennen darf er mich nicht. Kommen Sie herauf!“

Während er eintrat, zog er eine schwarze Maske hervor, welche er mitgebracht hatte, und band sie vor das Gesicht. Droben erhob, als sie eintraten, der Wächter sich von seinem Stuhle, auf welchem er gesessen hatte. Der Baron beachtete ihn zunächst gar nicht, sondern fragte Seidelmann:

„Winkler war hier?“

„Ja.“

„Das Unternehmen ist heute?“

„Ja, das doppelte.“

„Doppelt? Wieso?“

„Der Andre war auch da.“

„Der Andre? Wer?“

„Ich kenne ihn nicht. Er war zweimal da, vorgestern und gestern. Es wird ein großes Geschäft.“

„Donnerwetter!“ klang es unter der Maske des Barons hervor. „Ein Anderer? Haben Sie selbst mit ihm gesprochen?“

„Gestern ich und vorgestern mein Bruder.“

„Wie sah er aus?“

„Ich habe sein Gesicht gar nicht gesehen. Hier Laube aber muß es sich betrachtet haben. Durch ihn hat er sich anmelden lassen.“

„So kannte er die Eiche?“

„Natürlich!“

„Hatte er auch das Zeichen?“

„Ja.“

„Welches Aussehen hatte er?“

Diese letzten Worte waren an den Wächter gerichtet, welcher Arndt so beschrieb, wie er ihn gesehen hatte.

„Kenne ich nicht!“ sagte der Baron. „Das ist Verrath!“

„Verrath?“ fragte Seidelmann erschrocken.

„Ja. Ich komme nämlich, um Ihnen zu sagen, daß Sie abgefangen werden sollen. Die Polizei weiß, was wir vorhaben.“

„Herrgott!“ stöhnte Seidelmann, indem er auf einen Stuhl sank.

„Ja. Dieser verdammte Fürst des Elendes hat seine Hand mit im Spiele. Aber hier hilft kein Erschrecken. Wir müssen so schleunig als möglich handeln. Vorher aber muß ich mich orientiren. Wann ist das Zusammentreffen?“

„Zwei Uhr.“

„Im Haingrunde?“

„Diesseits desselben.“

„Hm! Wer leitet es?“

„Mein Sohn. Ich wollte jetzt auch hinaus.“

„Ist Ihr Sohn bereits fort?“

„Seit einer Viertelstunde.“

„Vielleicht ist noch Zeit zur Warnung. Den Leuten können sie nichts anhaben, wenn diese keine Waaren haben. Wir müssen also sorgen, daß die Waaren gar nicht anlangen.“

Seidelmann war fieberhaft erregt. Er sagte:

„Wir müssen fort, fort, sogleich!“

„Halt! Dennoch keine Ueberstürzung! Giebt es einen Weg, auf welchem wir den jenseitigen Ausgang des Haingrundes unbemerkt erreichen können?“

„Nein. Der einzige Weg ist jedenfalls verlegt, wenn die Sache verrathen ist.“

„So müssen wir gerade durch den Wald?“

„Ja.“

„Gut! Sehen wir, daß wir die Packträger von drüben noch jenseits fassen können. Sie müssen umkehren; dann ist Alles gerettet.“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

„Pah! Sind keine Packete da, können sie ihm nichts anhaben. Haben Sie Waffen da?“

„Büchsen?“

„Unsinn! Messer und Revolver.“

„Genug!“

„So eilen Sie! Wir müssen uns bis an die Zähne bewaffnen. Auch zwei Betttücher. Schnell!“

Seidelmann eilte fort. Der Baron wendete sich nun an den Wächter und fragte:

„Kennst Du mich?“

„Nein.“

„Ich bin der Hauptmann selbst.“

„Ah!“ antwortete der Mann, sich tief verneigend.

„Der Kerl, welcher gestern und vorgestern bei Dir gewesen ist, war jedenfalls der Fürst des Elendes. Er weiß also, daß Du im Bunde bist. Geht es uns heute fehl, so wird man Dich jedenfalls arretiren.“

„Mein Gott!“

„Nicht jammern! Ich werde sorgen, daß Dir nichts geschieht. Komm her an das Fenster. Siehst Du dort das kleine Gehölz?"

„Ja."

„Da steht ein Schlitten mit zwei Pferden. Du gehst jetzt hin und bewachst das Geschirr, bis ich komme. Du sollst darauf sehen, daß die Pferde nicht laut werden oder gar ausbrechen. Jetzt fort! Das Weitere wird sich finden!"

Der Wächter war kaum hinaus, so kehrte Seidelmann zurück.

„Ist Ihr Sohn direct nach dem Haingrunde?" fragte der Baron.

„Ja. Seine Leute sind punkt zwei Uhr bestellt."

„So scheint es, daß wir noch Zeit haben. Vorwärts!"

Sie stiegen über den Zaun und schlichen dem Walde zu, aber sorgfältig die Richtung vermeidend, in welcher Grenzer und Gensd'arme zu vermuthen waren. — —

Arndt und der alte Förster hatten ihre beiden Pferde angestrengt. Sie erreichten das Städtchen punkt zwölf Uhr, gaben den Schlitten nebst den Pferden an den Besitzer zurück und gingen dann zu Fuße nach dem Forsthause.

Dort wurden sie bereits erwartet. Der Staatsanwalt befand sich da und hatte einen Grenzofficier und den Obergensd'arm mitgebracht. Diese beiden Letzteren betrachteten Arndt mit großer Aufmerksamkeit, weil sie erfahren hatten, daß er der Fürst des Elendes sei.

Mutter Barbara hatte geheizt, daß der Ofen glühte, und für den seltenen Besuch ein Mahl aufgetragen.

„Endlich!" sagte sie. „Wir dachten bereits, daß Ihr gar nicht kommen würdet."

„Und da wurdest Du eifersüchtig?" scherzte er.

„Auf wen denn?"

„Na, auf die Helfensteiner Mädels."

„Pah! Dich alten Knaster guckt doch keine mehr an!"

„Oho! Denkst Du etwa, daß ich heute keine Rolle dort gespielt habe? Eine sehr große Rolle!"

„Du jedenfalls nicht, Alter!"

„Hopp, hopp! Wir hatten eine Exhumirung!"

Da war das Wort heraus. Der gute Alte hatte nicht gedacht, daß es dem Vetter Arndt wohl lieber sei, wenn von dieser Angelegenheit gar nicht gesprochen würde.

Der Staatsanwalt stutzte auch sofort und fragte:

„Eine Exhumirung? Höre ich recht? Eine Leiche ist ausgegraben worden, Herr Förster?"

„Jawohl!"

„Auf wessen Antrag?"

„Der da war es."

Er deutete dabei auf Arndt. Dieser wehrte mit der Hand ab und sagte:

„Bitte, jetzt nicht hiervon. Später findet sich wohl auch Gelegenheit dazu. Ich habe Hunger. Lassen Sie uns zulangen und dabei das Naheliegende besprechen. Darf ich erfahren, welche Vorbereitungen Sie getroffen haben, Herr Staatsanwalt?"

„Gewiß. Ich habe sechszig Mann mit."

„Wo?"

„Hier hinter dem Hause im Gebüsche."

„Ah, Sie haben noch Keinen detachirt?"

„Nein. Ich erzählte dem Herrn Obergensd'arm von Ihnen, und er gab mir den guten Rath, nichts zu unternehmen, bevor ich nicht mit Ihnen gesprochen hätte."

Arndt nickte dem Obergensd'arm dankbar zu und antwortete:

„Sehr verbunden. Es ist mir lieb, daß Sie diesem Rathe Folge geleistet haben. Es ist mir nämlich während unserer Heimfahrt ein Gedanke gekommen, dessen Ausführung mir sehr vortheilhaft zu sein scheint. Ihre Mannschaften sind bewaffnet?"

„Ja, natürlich."

„Die Pascher jedenfalls auch?"

„Es läßt sich das wenigstens erwarten."

„Ich hoffe dennoch, daß wir alle ohne Blutvergießen in die Hände bekommen werden."

„Oho! Das wäre ein Wunder!"

„Wie man es anfängt! Locken wir sie in eine Falle!"

„Das wird sehr schwer halten."

„Vielleicht leichter, als Sie denken. Ist Ihnen hier die rothe Mühle bekannt?"

„Gewiß. Soll diese etwa die Falle sein?"

„Ja, allerdings."

Da machte der alte Förster eine Bewegung des Schreckes und sagte:

„Was fällt Ihnen ein, Vetter! Wollen Sie den guten Wilhelmi in Verlegenheit bringen?"

„Nein, sondern zu einer Belohnung will ich ihm verhelfen."

„Wieso?"

„Weil er mein Verbündeter ist."

„Sapperment! Der? Davon habe ich ja gar nichts gewußt. Hast Du es gewußt, Bärbchen?"

„Kein Wort!"

„Man braucht nicht Alles mitzutheilen, selbst einem Vetter nicht," lachte Arndt. „Ich habe dem Musterzeichner und seinem Bruder sehr viel zu verdanken. Sie haben mich auf die Spur gebracht."

„Auch dem Musterzeichner?"

„Ja. Der Waldkönig ist bei Beiden gewesen."

Das interessirte den Staatsanwalt natürlich zumerst. Er griff sogleich in das Gespräch ein, indem er fragte:

„Was hat er bei diesen Beiden gewollt?"

„Den Musterzeichner hat er als Briefträger engagirt. Dieser hat so gethan, als ob er bereit sei, mir aber Mittheilung davon gemacht."

„Warum dem Gerichte nicht?"

„Weil er glaubte, durch mich Dasselbe zu erreichen, und weil es erst in voriger Nacht geschehen ist. Ich bat ihn, zu schweigen."

„Schön! Und sein Bruder, der Müller?"

„Sollte dem Waldkönige seinen Keller vermiethen."

„Donnerwetter!" stieß der Förster hervor. „Der König war wohl gar selbst bei ihm?"

„Ja."

„Warum hat er das nicht gemeldet?" fragte der Staatsanwalt.

„Er sagte es mir."

„Hm! Man scheint, wie es mir vorkommt, hier zu denken, daß Sie die Direction führen!"

„In dieser Angelegenheit führe ich sie allerdings. Ich habe auch den Müller um Verschwiegenheit gebeten."

„Aber wozu wollte der König den Keller?"

„Zum Zuschütten. Es liegt hier ein Räthsel vor, welches man noch zu ergründen hat. Vielleicht gelingt dies uns heute. Ich möchte vorschlagen, als Belohnung für den Müller die Pascher nebst ihren Anführern bei ihm zu fangen."

„Glauben Sie, daß dies von Vortheil sein wird?"

„Ja. Es wird dadurch alles Blutvergießen verhütet."

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Soviel ich weiß, kommen die fremden Pascher mit ihren Packeten zuerst. Ich führe sie zur Mühle —"

„Sie denken, daß sie Ihnen folgen werden?"

„Ja. Sie werden mich für den Pascherkönig halten."

„Unglaublich!"

„Ganz sicher."

„Wie wollen Sie die Leute zu diesem Glauben bewegen?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein! Ich begebe mich jetzt nach der Mühle, um mit dem Müller zu sprechen. Sie finden sich nach einiger Zeit mit Ihren Mannschaften ein. Diese Letzteren werden heimlich in die Mühle postirt, und nachher führe ich die Pascher hinein in die Wohnstube. Dann sind sie unser."

„Aber, ich bitte Sie, glauben Sie wirklich, daß die Pascher in diese Falle gehen werden?"

„Gewiß."

„Aber fein ist die Schlinge ganz und gar nicht!"

„Es wird sich zeigen, wer Recht hat."

Der Gefragte zuckte die Achseln, der Grenzofficier ebenso; aber der alte Förster meinte:

„Hört, Ihr Leute, macht, was ei will. Er hat ganz sicher wieder einmal einen Geniestreich ausgeheckt, der Haare auf den Zähnen hat. Ich gehe auch mit!"

„Alter! Was fällt Dir ein!" warnte Frau Barbara.

„Nichts fällt mir ein, als daß ich mir den Spaß auch mit ansehen will. Verstanden, meine Alte?"

„Aber die Gefahr!"

„Gefahr? Rede keinen Unverstand! Der Vetter faßt, daß kein Blutvergießen stattfinden werde, und er weiß zu halten, was er verspricht!"

„Recht so!" lobte Arndt. „Meine Herren, es ist jetzt nicht Zeit, lange Berathungen zu halten. Ich verspreche Ihnen, die Pascher in Ihre Hände zu liefern, wenn Sie binnen jetzt und einer Viertelstunde sich so nach der Mühle schleichen, daß Sie von keinem Schmuggler gesehen werden. Gehen Sie darauf ein, gut! Wo nicht, dann machen Sie, was Sie wollen. Ich werde in diesem Falle in der Mühle abwarten, ob Ihnen der Fang gelingt. Ich gehe!"

Er entfernte sich und hörte nur noch die Stimme des Försters:

„Wer klug ist, der folgt ihm. Er weiß, was er will; das habe ich heute ganz deutlich gesehen."

Die Mühle klapperte laut, ein Zeichen, daß Wilhelmi auch heute in Arbeit sei. Er hörte klopfen und öffnete. Als er Arndt erblickte, war sein Erstaunen ebenso groß, wie seine Freude über diesen so unerwarteten Besuch.

„Sie sind es, Herr!" sagte er. „Willkommen! Bringen Sie Gutes oder Schlimmes?"

„Gutes. Ist Ihre Frau noch wach?"

„Ja; aber soeben wollte sie zur Ruhe gehen."

„So lassen Sie uns zu ihr gehen. Ich glaube, daß sie heute nicht viel Ruhe finden wird?"

„Weshalb?"

„Kommen Sie nur erst herein!"

Auch die Müllerin freute sich über Arndt's Kommen und war ebenso neugierig wie ihr Mann, den Grund desselben zu erfahren. Arndt platzte gleich heraus:

„Wollen Sie mir helfen, den Waldkönig zu fangen?"

Da erschraken Beide. Wilhelmi sagte:

„Wir? Ihnen? In wiefern denn?"

„Indem ich ihn in Ihre Mühle locke!"

„Herrgott! Das ist zu gefährlich!" sagte die Frau.

„O nein. Wissen Sie, daß ein Preis auf ihn gesetzt ist?"

„Ja. Ich glaube, fünfhundert Gulden."

„Nun, die sollen Sie sich verdienen."

„Wir? Fünfhun—hundert Gulden? O, warum denn nicht, wenn keine Gefahr dabei wäre!“

„Nicht die mindeste! Und außerdem werden Sie eine ganz bedeutende Prämie erhalten, denn wir werden auch eine große Anzahl Pascher hier fangen und ihnen viele theure Waaren abnehmen.“

Prämie? Das klang der Frau wie Musik in die Ohren. Aber sie hatte doch ihre Bedenken:

„Es wird gewiß sehr schwer sein?“

„Nein.“

„Oder gefährlich?“

„Auch nicht.“

„Der Waldkönig wird sich an uns rächen:“

„Er wird unschädlich sein.“

Der Müller hatte sich von seiner ersten Ueberraschung erholt. In so kurzer Zeit so viel Geld zu verdienen, das deuchte ihm ganz angenehm. Darum sagte er:

„Dürfen wir erfahren, welchen Plan Sie haben?“

„Gewiß! Es giebt heute, wie ja immer, zwei Truppen Pascher: eine von drüben und eine von hüben. Die erstere bringt die Packete. Ich gebe mich für den Waldkönig aus und führe sie hierher. Sie legen die Packete in Ihrem Keller ab, und dann führe ich sie in diese Stube, indem ich thue, als ob sie hier einen Kaffee oder dergleichen erhalten sollten.“

„Die Pascher? Herein zu uns?“ fragte die Frau, indem sie die Hände zusammenschlug.

„Fürchten Sie sich?“

„Natürlich! Jedermann würde sich da fürchten!“

„Aber Sie stehen ja unter meinem Schutze!“

„Was können Sie gegen so viele Leute!“

„Ich bin nicht allein. Es kommen sechszig Grenzer und Gensd'armen, welche sich drüben in der Mühle verstecken werden. Haben Sie auch nun noch Angst?“

„Sechzig? So viele? O, da brauchte es Einem vielleicht doch nicht bange zu sein.“

„Also wollen Sie?“

„Aber die Andern?“

„Nun, erst nehmen wir die Einen fest, und erst dann hole ich die Anderen.“

„Auch in die Stube?“

„Nein. Die werden in den Keller gelockt.“

„Hm! Mann, was sagst Du dazu?“

„Ich habe Vertrauen zu diesem Herrn.“

„Nun, wenn Du willst, so habe ich es auch.“

„Gut!“ sagte Arndt. „So merken Sie sich das: Sie stellen Kaffeetassen auf die beiden Tische, welche Sie zusammenschieben. Wenn ich Ihnen

dann sage, daß Sie den Kaffee bringen sollen, gehen Sie zwar nach der Küche, aber von dort schnell in die Mühle, um den Grenzern zu sagen, daß sie kommen sollen. Das Uebrige findet sich dann von selbst."

„Kaffee brauche ich also demnach nicht zu kochen?"

„Nein. Aber den Schlüssel zum Keller werde ich mir ausbitten, und eine Laterne. Der Waldkönig soll in demselben Keller gefangen werden, den er pachten wollte."

„Hier ist der Schlüssel."

„Gut. Ich gehe jetzt. Wenn die Grenzer kommen, so machen Sie sie mit dem bekannt, was ich Ihnen gesagt habe. Ihr Hof hat eine Pforte?"

„Ja, links hinaus."

„Durch diese werden wir hereinkommen."

Er nahm die Laterne, welche noch nicht brannte, und stellte sie draußen vor die Kellerthür. Eben als er durch die hintere Pforte trat, bemerkte er, daß die Grenzer vorn angekommen waren. Man hatte ihm also doch den Willen gethan. Er eilte vor, erblickte den Obergensd'arm und fragte:

„Ist Ihnen Jemand begegnet?"

„Nein, auch glaube ich nicht, daß wir von irgend einer Person gesehen worden sind."

„Das ist schön. Treten Sie ein! Die Müllersleute werden Ihnen meinen Plan mittheilen."

Jetzt nun begab er sich nach dem Haingrunde. Es war noch kein Mensch zu sehen, und auch im Schnee zeigte sich keine Fußspur. Er wanderte fort, und eben als er den jenseitigen Ausgang des Grundes erreichte, sah er eine Reihe von Gestalten, welche, Einer hinter dem Anderen schreitend, mit Packeten auf dem Rücken auf ihn zukamen.

Er stellte sich hinter einen Baum und band die bereit gehaltene schwarze Maske vor. Als sie näher kamen, bemerkte er, daß Einige, aber bei Weitem nicht Alle, Gewehre in der Hand trugen. Der Erste wollte an dem Baume vorüber, da trat Arndt vor. Der Mann erhob die Flinte, ließ sie aber sofort wieder sinken, als Arndt mit der rechten Hand nach dem rechten Auge griff.

„Sind schon Alle da?" fragte der Mann.

„Nein. Die Luft ist nicht rein. Kommt nach der rothen Mühle. Dort ist es sicherer."

Er drehte sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen, um und schritt ihnen voran. Die Männer folgten hinter ihm her. Auch sie trugen Masken. Es war klar, daß sie ihn für den Waldkönig selbst oder dessen Abgesandten hielten.

Er ging nicht im Grunde zurück, sondern er führte sie in den Forst hinein, gerade die Richtung, in welcher die Mühle lag, deren hintere Seite sie nach kurzer Zeit erreichten.

„Weiß es der Müller?"

„Natürlich!“

„Ist er einer der Unsrigen?“

„Ich habe seinen Keller gepachtet.“

„Gescheidt! Das ist bequem!“

Er führte sie in den Hof, wo kein Mensch zu sehen war, brannte Laterne an und öffnete mit dem Schlüssel die Kellerthür.

„Hier hinein!“

Er selbst trat ihnen voran. Sie folgten ihm, und ein Jeder legte sein Paket lautlos ab. Fast Alle rieben sich dann die Hände, da heute die Kälte eine wahrhaft schneidende war. Der, welcher bisher der Sprecher gewesen war, meinte:

„Ist der Müller sicher?“

„Vollständig.“

„Hm! Die Mühle geht, er ist also noch wach?“

„Ja.“

„Sapperment! Wenn man etwas Warmes bekommen könnte! Hier sind wir sicher. Drei Stunden laufen bei dieser grimmigen Kälte, das ist nichts Kleines! Würden Sie es erlauben, Herr?“

Nichts konnte Arndt erwünschter kommen, als diese Frage.

„Ich habe bereits auch daran gedacht,“ sagte er, „und Euch einen Kaffee bestellt.“

Ein Murmeln der Zufriedenheit durchlief die Reihe der Männer. Der Eine sagte:

„Ja, hier ist es anders, als draußen im Freien: erstens gemüthlicher, und zweitens sicherer. Einmal zur Thür hinein, so ist man geborgen. Aber wo trinken wir?“

„Die Tassen stehen drin auf den Tischen. Wollt Ihr aber lieber gleich hier trinken, so ist mir's recht.“

„O nein; drin ist es wärmer.“

„So kommt!“

„Ja. Drin können wir auch gleich die Factura in Ordnung bringen, Herr!“

Arndt führte sie in die Stube, wo auf den Tischen die einladenden Tassen zu sehen waren. Zu seiner Freude legten Diejenigen, welche Gewehre trugen, diese gleich in der Ecke ab; er blieb natürlich dabei stehen, während sie sich an die Tische setzten.

Jetzt trat die Müllerin herein. Ihr Gesicht war sichtlich verlegen, doch konnte das gar nicht befremden. Beim erstmaligen Besuche solcher Leute hätte auch eine jede andere Frau ein nicht ganz sicheres Benehmen gezeigt.

„Bringen Sie den Kaffee herein!“ sagte Arndt zu ihr.

Sie ging in die Küche; aber bereits im nächsten Augenblicke hörte sein scharfes Ohr ihren leisen Schritt, und dann das Knarren der Mühlenthür. Andere Schritte huschten dann über den Flur herüber. Jedenfalls horchte man nun an der Thür auf das Commandowort zum Oeffnen. Er griff in



D. u. S. 38.

„Bringen Sie den Kaffee!“

die Taschen, zog zwei Revolver hervor, spannte sie, hielt sie den Leuten entgegen und sagte:

„Jetzt kommt das Warme, welches ich Euch versprochen habe. Wer von Euch sich rührt, der erhält eine Kugel! Herein!“

Das letzte Wort war laut und gebieterisch gerufen. Die Thür öffnete sich, und im Moment füllte sich das Zimmer mit Bewaffneten.

Ein einziger, aber vielstimmiger Schrei des Schreckes erscholl aus dem Munde der betrogenen Pascher; aber sie sahen so viele Gewehrläufe auf sich gerichtet, daß sie erkannten, daß Widerstand der reine Wahnsinn sei.

„Verdammter Kerl dort, das büßest Du uns!“

Dieses Wort rief der, welcher bisher den Sprecher gemacht hatte. Es war das Einzige, welches gesprochen wurde.

„Haben Sie Fesseln mit, Herr Obergensd'arm?“ fragte Arndt.

Der Genannte lachte froh über den gelungenen Streich und antwortete:

„Keine Sorge! Mit Stricken sind wir genugsam versehen. Bindet sie Alle! Wer sich wehrt, wird so fest geschlossen, daß ihm das Blut aus dem Fleische spritzt!“

Diese Drohung wirkte: Die Gefangenen ließen sich binden, ohne sich zu sträuben. Der Obergensd'arm wendete sich dann mit der leisen Frage an Arndt:

„Was aber nun?“

„Wir schaffen sie hinüber in die Mühle. Man kann nicht wissen, wer hier noch Zutritt nimmt.“

„Denken Sie, daß wir sie drüben ebenso sicher haben wie hier?“

„Warum nicht? Sie sind gefesselt, und außerdem erhält ein Jeder einen Mann Wache. Wir können ja glücklicher Weise über genug Leute verfügen.“

„Diese Letzteren werden aber nothwendig gebraucht!“

„Wozu?“

„Dann, wenn Sie die Anderen bringen.“

„Da brauchen wir keinen einzigen Mann.“

„Wieso?“

„Ich schließe sie Alle ein.“

„In den Keller?“

„Ja.“

„Wollen wir nicht erst nach den Packeten sehen?“

„Nein. Ich habe keine Zeit dazu. Und wenn ich die Leute bringe, so müssen sie die Packete auch wirklich im Keller sehen, um nicht Verdacht zu schöpfen.“

„Schön! Ganz wie Sie wollen! Ich wünsche nur, daß der zweite Theil Ihres Streiches ebenso gelingt, wie der erste!“

„Hoffen wir es.“

„Nehmt ihnen die Masken ab!“

Dieser Befehl des Gensd'armes wurde ausgeführt, und nun war manches

Gesicht zu sehen, welches den Beamten nur zu gut bekannt war, und dessen Besitzer öfters schon die Bekanntschaft des Strafrichters und auch des Gefängnisses gemacht hatte. Arndt bekümmerte sich nicht darum. Er ging wieder fort, dem Haingrunde zu.

Als er diesen erreichte und an seine Uhr sah, zeigte diese auf halb nach der ersten Stunde. Er lauschte, hinter einem Baume stehend. Niemand war zu sehen. Bald aber hörte er nahende Schritte. Es kam ein Mann, welcher eine Maske vor das Gesicht gebunden hatte. Als derselbe vorübergehen wollte, sagte Arndt mit gedämpfter Stimme:

„Halt! Die Parole!"

„Gottfried von Bouillon!" lautete die Antwort.

„Gut!"

Er trat hinter dem Baume hervor und reichte dann dem Ankömmlinge die Hand.

„Kommen die Andern bald?"

„Ich habe sie für jetzt bestellt."

Aus diesen Worten erkannte Arndt, daß er einen der beiden Seidelmanns vor sich habe.

„Schön!" sagte er. „Haben Sie auch die Parole ausgegeben, Herr Seidelmann?"

„Natürlich! Ah, Sie kennen mich! Vater sagte allerdings, daß er gestern bemerkt habe, Sie seien der Hauptmann selbst."

Hätte Arndt geahnt, daß auch der Baron nahe sei, so hätte er seine Rolle jedenfalls mit etwas weniger Vertrauen gespielt. Er antwortete:

„Wer ich bin, ist gleich; aber seien Sie froh, daß ich hier bin. Ohne mich wäre doch die Sache wieder ganz verteufelt in die Brüche gegangen."

„Ist's möglich?"

„Sogar wirklich!"

„In wiefern?"

„Ich befinde mich bereits zwei Stunden hier in der Nähe und habe sehr aufmerksam recognoscirt. Es patrouilliren Grenzer durch die Schlucht."

„Sapperment!" sagte Fritz Seidelmann erschrocken. „Was ist da zu thun? Wir müssen Denen da drüben entgegen, um sie zu warnen!"

„Ist bereits geschehen. Sie sind in Sicherheit."

„Wo?"

„In der Mühle."

„Was? In der rothen Mühle?"

„Natürlich! Es ist ja keine andere in der Nähe."

„Alle Wetter! Wie kommen Sie auf die Mühle? Halten Sie dieselbe für sicher?"

„Ja. Sie nicht?"

„Man ist sich über Wilhelmi noch nicht klar geworden."

„Und dennoch haben Sie seinen Keller gemiethet!"

„Auch das wissen Sie?"

„Ein schlechter Hauptmann, der nicht weiß, as in seiner Compagnie vorgeht!“

„Ja, nun ist es sicher, daß Sie der Hauptmann sind. Das von dem Keller hätten wir Ihnen eigentlich vorher melden sollen. Ich hoffe jedoch, daß Sie verzeihen werden.“

„Zur Meldung haben Sie auch heute Gelegenheit.“

Arndt war hoch erfreut, das Gespräch auf dieses Thema gebracht zu haben. Nun wurde wohl das Räthsel betreffs des Kellers gelöst.

„Ja,“ antwortete Seidelmann. „Wir haben nämlich bemerkt, daß der Gang von der Mühle, den wir doch später zu benutzen haben, gerade unter dem Keller fortgeht, und daß die Decke so dünn ist, daß der Müller durch irgend ein Geräusch auf uns aufmerksam werden könnte. Zwar liegt der alte Stollen so, daß —“

Er hielt inne und lauschte.

„Hörten Sie etwas?“ fragte Arndt.

„Ja. Wenn man hier patrouillirt, so ist es nicht gerathen, unsere Leute hier zu erwarten. Man könnte uns bemerken. Sie kommen Alle in gerader Richtung von der Eiche her, und so können wir Keinen verfehlen. Gehen wir also näher hinzu, in den Wald hinein.“

Arndt folgte ihm, und nun trat ihnen auch sogleich Einer entgegen, welcher sich durch die Parole legitimirte. Mehrere kamen, und so war es unmöglich, den verborgenen Gang wieder zu erwähnen.

Es dauerte nicht lange, so meldete Seidelmann, daß jetzt Alle anwesend seien, und darauf hin befahl Arndt den verlarvten Leuten, ihm zu folgen.

Sie schienen sich nicht wenig darüber zu wundern, daß er sie direct nach der rothen Mühle führte. Unterwegs aber flüsterte Seidelmann ihm fragend zu:

„Also, Sie halten den Müller für zuverlässig?“

„Ganz und gar. Ich bin vollständig überzeugt, daß er mich nicht täuschen wird.“

„Wir wollten ihn erst prüfen.“

„Das habe ich bereits gethan.“

„Dann ist es gut!“

Sie erreichten die hintere Pforte der Mühle.

„Da hinein?“ fragten einige erstaunte, leise Stimmen.

„Ja,“ antwortete Seidelmann. „Wilhelmi ist seit kurzer Zeit unser Bundesgenosse.“

„Ah, die Noth!“ sagte Einer.

Sie traten in den Hof. Arndt machte den Letzten und zog die Thür hinter sich wieder zu. Daß er auch den Schlüssel abzog, bemerkte nur Seidelmann.

„Warum das?“ fragte er leise. „Wir packen auf und gehen ja gleich wieder fort!“

„Vorsicht! Während wir aufpacken, könnte doch Jemand kommen. Man darf nichts verabsäumen.

Aber Seidelmann hatte doch einen leichten Verdacht gefaßt. Er griff mit der Hand in die Tasche und wich Arndt nicht von der Seite. Zum Glücke bemerkte dieser es sehr wohl und beschloß, sich vorzusehen. Er brannte die Laterne an, öffnete die Thür und leuchtete in den Keller.

„Da drin!" sagte er.

Die Pascher traten hinein, um ein Jeder ein Packet aufzunehmen; Seidelmann aber blieb bei Arndt im Freien stehen.

„Kommen Sie doch mit!" sagte dieser, indem er die Thür in die Hand nahm, um ihn vor sich eintreten zu lassen und dann die Thüre zu verschließen.

„Ich danke! Ich habe ja meine Leute. Ueberhaupt —"

Er hielt inne und blickte sich um.

Dem Grenzofficier hatte nämlich die Zeit bis zur Rückkehr Arndt's zu lange gedauert. Er hatte an der Hinterthür Posto gefaßt und dann das Kommen der Pascher beobachtet. Jetzt sah er, daß diese sich im Keller befanden, und daß nur der Eine sich weigerte, auch einzutreten. Brauchte man mit diesem Einen so viel Federlesens zu machen? Nein! Er beschloß, hinzugehen und ihn festzunehmen; inzwischen konnte Arndt die Thür zuwerfen und verschließen. Er trat also hinter der Thür hervor und in den Hof hinaus. Das sollte leise geschehen; aber Seidelmann hatte Verdacht geschöpft; er hörte das Knirschen des Schnees unter den Sohlen des Officiers; er blickte hinter sich, sah die Uniform und erkannte sofort die Art und Weise dieser Situation.

„Verrath!" brüllte er laut. „Hier hast Du den Lohn!"

Bei diesen Worten riß er den Revolver, den er schon längst in der Tasche gefaßt hatte, hervor und drückte auf Arndt ab. Aber dieser war darauf vorbereitet; er schnellte sich zur Seite, so daß die Kugel an ihm vorüber flog, und schlug ihm die Waffe aus der Hand.

Das Nöthigste war, sich der Mehrzahl zu versichern, da Seidelmann ja nicht flüchten zu können schien, zumal der Officier eben bei ihm stand und beide Hände nach ihm ausstreckte. Arndt also, mit der Laterne in der Linken, schlug mit der Rechten die Thür zu, drehte den Schlüssel um und zog ihn ab. In demselben Augenblicke aber schnellte auch bereits Seidelmann um die Ecke hinum und in den Garten hinaus, der Officier stürzte ihm nach und Arndt hinter ihnen her, noch immer, ohne sich in der Eile ihrer zu entledigen, die brennende Laterne in der Hand.

Die Gartenmauer war nicht hoch, hatte zudem auch eine breite Lücke. Durch diese Letztere floh Seidelmann. Der Grenzofficier war kaum vier Schritte hinter ihm, sprang nach, blieb aber draußen augenblicklich stehen.

„Himmelsakkerment!" fluchte er.

Arndt hatte nun doch, mitten im Garten, die Laterne hingestellt und kam herbei.

„Was ist's?" fragte er.

„Verschwunden!"

„Wohin?"

„Das weiß der Kukuk! Sehen Sie etwa einen Menschen?"

Es war allerdings rundum kein Mensch zu sehen.

„Er kann sich doch nicht unsichtbar gemacht haben!" meinte Arndt.

„Und fort kann er auch nicht sein! Ich war ihm doch auf allen beiden Fersen!"

„Sollte er mit Hilfe eines weißen Tuches — — halt! Horchen Sie einmal!"

„Erdbeben!"

„Nein. Dieses Rollen ist — ah, schauen Sie hier an der Mauer seitwärts das Loch!"

„Wahrhaftig! Da hinein muß er sein!"

In diesem Augenblicke kamen Andere durch den Garten gelaufen, der Obergensd'arm an ihrer Spitze, und neben ihm der Müller. Der Erstere fragte von Weitem bereits:

„Man hat geschossen. Ist Einer verwundet oder entkommen?"

Arndt hatte seine volle Seelenruhe behalten. Er erblickte den Müller und fragte:

„Was ist das für ein Loch?"

„Ein alter Stollen."

„Im Gebrauch?"

„Nein."

„Tief?"

„Hier nicht; aber es getraut sich doch Niemand hinein wegen der Stickluft, und weil er leicht einstürzen kann."

„Was ist's damit?" fragte der Obergensd'arm.

„Hm! Dieser Herr wollte nicht warten, bis ich mit den Paschern fertig wurde. Er ließ sich vor der Zeit sehen, und da ist mir gerade der König entkommen."

„Alle Teufel!"

„Er ist in dieses Loch. Die Andern stecken dort im Keller. Hier ist der Schlüssel. Lassen Sie sie nicht zu lange stecken, sonst könnten sie auf den Gedanken kommen, die Packete zu vernichten oder wenigstens werthlos zu machen."

„Wo wollen denn Sie hin?"

Arndt hatte nämlich, während er sprach, die Laterne geholt.

„Da hinab," antwortete er.

„Sind Sie toll!"

„Nein, nein!" rief auch der Müller. „Sie kommen um."

„Bah! Der Waldkönig ist auch hinab."

„Nur um zu entkommen. Er wagt das Leben!"

„Nein. Er sprach vorhin von dem alten Stollen; er muß ihn kennen Wohin führt der alte Gang?"

„Niemand weiß es genau."

„Also hinab, ehe der Flüchtling verschwindet!"

„Herrgott von Mannheim! Der Mensch hat wahrhaftig den Drehwurm!"

Der das rief, nämlich der alte Förster, war soeben erst herbeigekommen. Er stieß diesen Ruf aus, weil Arndt wirklich in das Loch gesprungen war. Beim Scheine seiner Laterne konnte man sehen, daß es ungefähr zwölf Fuß tief war.

„Was machen?" fragte der Obergensd'arm. „Ihm folgen?"

„Ja, wenigstens ich," antwortete der Grenzofficier. „Habe ich den Fehler begangen, so will ich wenigstens auch versuchen, ihn wieder gut zu machen."

Auch er sprang hinab. Einige Schritte vorwärts stand Arndt und leuchtete einen Gegenstand an. Beide bekümmerten sich nicht darum, ob ihnen noch Jemand folge.

„Was ist das?" fragte der Officier.

„Ein Hund, ein leerer Hund! Es haben zwei hier gestanden, und der Waldkönig hat den vorderen benutzt, so schnell wie möglich zu entfliehen."

„Ah, das also war das Rollen, das Erdbeben!"

„Ja. Die Hunde laufen auf Schienen, und der Stollen geht, wie es scheint, abwärts; er hat Fall. Da läuft so ein Hund ganz von selbst. Der König hat also einen großen Vorsprung."

„Also nach! Was ist das hier im Hunde?"

„Ein eichener Knüttel, jedenfalls zum Bremsen. Schnell, setzen wir uns! Wo der König hin kann, können wir auch hin. Und übrigens haben wir die Laterne!"

Er riß die vordere Seite des kleinen Schienenwagens ab, um sich so zu setzen, daß seine Beine vorn vorstanden. Auf diese Weise konnte er dem Hunde, wenn er ja in ein gefährliches Rollen kam, eine verminderte Schnelligkeit geben. Dann nahm er den Knüttel in die Rechte und die Laterne in die Linke.

Der Officier stieg hinter ihm auf, gar nicht beachtend, daß seine Uniform von dem Kohlenschmutz verdorben werden konnte. Die Jagd begeisterte ihn.

„Na, fort jetzt!" sagte er. „Warum noch nicht?"

„Der Stein muß erst weg, der vor den Rädern liegt."

Arndt stieß mit den Füßen den Stein fort, und nun begann der Hund, sich in Bewegung zu setzen, erst langsam, dann schneller, immer schneller, bis er fast die Geschwindigkeit eines galoppirenden Pferdes angenommen hatte.

Es war eine unheimliche Fahrt, gerade wie in den Orkus hinab. Die beiden beherzten Männer hatten über sich die niedrige, mehr als halb verfaulte Deckenverschalung, rechts und links die nahen, engen, vor Nässe triefenden

Wände und vor sich eine Finsterniß, welche das Licht der Laterne nur auf wenige Schritte zu durchdringen vermochte.

„Wollen Sie nicht langsamer machen," sagte doch nach einer Weile der Officier.

„Warum?"

„Wenn nun eine Querwand kommt, an die wir prallen?"

„Stollen mit Hundeschienen haben keine Querwände."

„Oder eine Tiefe, in der wir zerschmettern?"

„So kommen wir auf Den zu liegen, den wir suchen. Dann haben wir ihn ja!"

Und so ging also die tolle, gespenstige Jagd in unverminderter Geschwindigkeit weiter und immer weiter. Es mußte ja einmal ein Punkt kommen, wo der Stollen keinen Fall mehr hatte.

Fritz Seidelmann kannte den Stollen sehr genau. Er hatte ihn mit seinem Vater oft benutzt. Darum standen stets die zwei Hunde bereit. Er war eine bedeutende Strecke vorwärts gekommen, als er, hinter sich blickend, Licht bemerkte. Er wußte sofort, woran er war.

„Donnerwetter! Sie verfolgen mich!" sagte er. „Ah, ich werde Euch den Weg verlegen!"

Auch er hatte einen Knüttel, welcher wirklich, wie Arndt ganz richtig vermuthet hatte, zum Bremsen bestimmt war. Er stemmte denselben vor eines der vorderen Räder ein, und bald kam sein Hund zum Stehen. Er blickte wieder nach rückwärts.

„Sie kommen wie auf einer Lokomotive angesaust," sagte er. „Welche Verwegenheit, da sie den Stollen nicht kennen! Ich muß sie von den Schienen bringen. Und dann — ah, ich habe ja den Revolver!"

Er riß einige Latten von der Verschalung ab und legte sie auf die Schienen. Dann zog er sich zurück, aber ohne zu entfliehen. Mit der Linken hielt er den Hund, vor dem er stand, damit derselbe auf der abschüssigen Bahn nicht vorzeitig wieder in's Rollen komme, und die Rechte hatte den Revolver gefaßt.

Die Verfolger kamen mit beängstigender Geschwindigkeit näher — sie erreichten die Stelle — ein Stoß — ein lauter Krach — tiefes Dunkel und drei oder vier Schüsse aus Seidelmann's Revolver.

Dann setzte dieser sich wieder auf und fuhr weiter, in der Meinung natürlich, daß es nun mit der Verfolgung zu Ende sei. Er hatte sich geirrt.

„Verdammt!" ließ sich der Grenzer hören. „Ich dachte, alle Rippen gebrochen zu haben!"

„Ich auch. Sind Sie heil?"

„Ja."

„Gott sei Dank, ich auch. Der Kerl hat uns ein Hinderniß auf die Schienen gelegt, so daß wir einen Sprung machten und an die Seitenwand flogen."

„Und geschossen hat er auch."

„Ja; es scheint hier nicht gemüthlich zu sein; aber es soll ihm nicht viel nützen. Wo nur die Laterne sein mag."

„Suchen wir!"

Nach einiger Zeit sagte Arndt:

„Hier habe ich sie! Eine Glastafel zerbrochen; aber das Licht steckt noch in der Dille. Ich werde anbrennen."

Ein Streichholz leuchtete auf, und nun wurde es wieder licht. Vor sich hörten die Männer ein dumpfes, sich schnell entfernendes Rollen.

„Da fährt er hin!" knirschte der Officier. „Wollen wir ihn entkommen lassen?"

„Entkommen kann er uns auf keinen Fall."

„Oho!"

„Ich weiß nämlich, wer er ist. Ich könnte ihn aus dem Bette herausholen; aber besser ist es doch wohl, wir erwischen ihn hier in seinem unterirdischen Reiche. Ist der Wagen noch ganz?"

„Ich hoffe es doch! Untersuchen wir ihn!"

„Ja, sehen Sie, es ist nichts zerbrochen. Diese Kohlenequipagen pflegen höchst dauerhaft gearbeit t zu werden. Wollen Sie mit heben, damit wir ihn wieder auf die Schienen bringen?"

„Versteht sich! Angefaßt! So, jetzt ist es recht!"

„Also eingestiegen!"

„Ja, vorwärts! Aber nun ziehe ich auch den Revolver. Wenn ich dem Kerl nahe genug komme, schieße ich ihn nieder!"

„Das wäre ein Fehler. Lebendig müssen wir ihn haben!"

Der Hund kam in Bewegung und flog bald wieder ebenso schnell wie vorher in die dichte Finsterniß hinein.

Seidelmann näherte sich seinem Ziele schnell; er war überzeugt, daß er die Verfolger aufgehalten und mit seinen Kugeln verwundet habe. Die Bahn wurde eben, und der Hund lief langsamer.

„So schnell laufe ich selbst!" sagte Fritz und stieg aus.

Da war es ihm, als ob er hinter sich ein Rollen vernehme. Er blickte zurück und sah ganz hinten in dem schnurgerade führenden Gange ein Pünktchen auftauchen, kaum so groß wie ein Punkt, den man mit der spitzigsten Feder auf das Papier macht.

„Hölle und Teufel! Sie kommen doch!" fluchte er. „Sie werden unser Geheimniß entdecken! Gerade da vor mir stößt der Stollen auf den Gang nach unserem Keller. Da giebt es keine andere Rettung, als die Miene spielen zu lassen. Wie gut, daß wir auf den Gedanken kamen, sie anzulegen! Wenn das Gestein zusammenprasselt und den Gang verschüttet, dann soll uns Jemand nachweisen, daß ich es gewesen bin, der hier spazieren gefahren ist. Und, will es der Teufel, so trifft das stürzende Gestein die Kerls, die es da auf mich abgesehen haben. Ich wollte, es würden ihnen alle Knochen im Leibe zerschmettert, und sie müßten dann mit den Schmerzen noch Monate lang am Leben bleiben!"

Er tastete sich schnell weiter, um den Ort zu erreichen, an welchem eine Schnur an der Seitenwand herniederhing. Sie stand mit einer dort angebrachten Dynamitladung in Verbindung.

Die beiden Anderen ahnten keineswegs, welcher fürchterlichen Gefahr sie so schnell entgegenrollten. Doch bald wurde diese Schnelligkeit merklich geringer.

„Das Terrain wird eben," sagte Arndt. „Es wird bald nothwendig werden, die Beine — halt, was steht da? Oh!"

Wieder geschah ein Krach. Sie waren mit dem ersten Hunde, den Seidelmann stehen gelassen hatte, zusammengestoßen. Sie waren schneller gefahren, als dieser Letztere. Darum war der Zusammenprall ein ziemlich heftiger, doch bei Weitem nicht so, wie der vorige.

„Was ist's?" fragte der Offizier.

„Der Wagen des Waldkönigs."

„So ist er hier ausgestiegen?"

„Jedenfalls. Wie gut, daß ich die Laterne hatte! Ich sah den Hund noch zeitig genug, um die Beine einzuziehen, sonst hätte ich sie brechen können. Ein wahrer Teufel, dieser Mensch!"

„Mich hat es beinahe abermals herabgeworfen. Aber warum mag er ausgestiegen sein?"

„Vielleicht, um eben diesen Zusammenstoß hervorzubringen, vielleicht auch eben nur, weil hier der Hund nicht mehr selber läuft. Man kommt dann mit den Beinen schneller und auch ohne solches Risico fort."

„Steigen wir auch aus?"

„Ja, versuchen wir es. Wir müssen doch die Strecke einer halben Wegstunde zurückgelegt haben?"

„Das reicht noch nicht. Denken Sie die Schnelligkeit, mit welcher wir förmlich — — heiliger Himmel!"

„Herrgott! Wir sind verloren!"

In diesem Augenblicke hörte Keiner den Anderen, sondern Jeder wußte nur, was er selbst ausgerufen hatte. Es war ein Donnerschlag geschehen, als wenn die Erde zerbersten wolle. Der Boden schwankte unter ihren Füßen, und das ganze Unterirdische schien eine einzige, große Woge zu sein. Ueber und neben ihnen krachte die Verschalung, und massenweise stürzte das Erdreich und Gestein nieder. Beide lagen am Boden.

„Wir sind verschüttet!" schrie der Grenzer.

„Es scheint so. Auf mir liegt es Zentnerschwer. Wunderbar, daß die Laterne unversehrt ist! Können Sie sich noch bewegen?"

„Ein Wenig."

„Auch ich kann mir Luft machen. Arbeiten Sie sich zu mir her. Vereinte Anstrengung wirkt doppelt."

Sie fanden, daß sie doch nicht ganz verschüttet waren, wenn auch der Stollen an dieser Stelle nur noch seine vorige halbe Höhe hatte. Nach einer Weile knieten sie neben einander, und Arndt sagte:

„Vielleicht giebt es noch Rettung!"

„Der Mensch soll sich nie verloren geben!“

„Aber was thun wir?“

„Nicht unüberlegt handeln. Nachdenken ist hier mehr werth, als sinnlos dreinstürmen. Den Waldkönig werden wir nun wohl aufgeben müssen.“

„Mag er laufen, wenn es uns nur gelingt, wieder an das Tageslicht zu kommen!“

„Ich hoffe es! Wo ist der Schlag geschehen?“

„Da, vor uns.“

„Das denke ich auch. Von woher kam die Erschütterung, das Schwanken und Prasseln?“

„Eben auch von vorn.“

„Richtig! Daraus ist zu schließen, daß da vorn die Zerstörung noch viel größer ist, als hinter uns. Rettung finden wir also nur dann, wenn wir umkehren.“

„Das waren schlagende Wetter!“

„Möglich. Wir befinden uns jedenfalls in der Nähe der Segen-Gottes-Grube.“

„Gott, die armen Bergleute!“

„Jetzt haben wir uns selbst arm zu nennen. Kehren wir zurück. Kommen Sie!“

Sie krochen auf dem Gerölle, mit welchem die Sohle des Ganges jetzt ellenhoch bedeckt war, zurück. Es ging langsam, sehr langsam; aber es war doch möglich.

„Brrr!“ meinte nach einer Pause der Officier, der sich hinter Arndt befand. „Riechen Sie Etwas?“

„Ja.“

„Wie Schwefel!“

„Eher wie Gas, wie — Herrgott, das Grubengas wird uns doch nicht etwa einholen!“

„Dann sind wir verloren!“ stöhnte der Offizier.

„Noch nicht, noch nicht; aber nur vorwärts! Und wenn wir uns das Fleisch von den Knieen und Händen losschinden sollten! Das Gas darf nicht schneller sein als wir!“

„Aber wie soll ich in dieser Finsterniß vorwärts kommen? Halten Sie doch die Laterne mehr nach hinten!“

„Ich habe sie doch ausgelöscht!“

„Ausgelöscht? Sind Sie bei Sinnen? Ja, wahrhaftig, da stoße ich auf sie! Sie haben sie weggeworfen?“

„Natürlich!“

„Warum aber denn?“

„Besinnen Sie sich doch! Grubengas und Licht! Wir wären ja rettungslos verloren!“

„Ah, ja! Daran dachte ich nicht! Also, vorwärts!“

Der Geruch wurde immer stärker und penetranter. Die beiden Männer

arbeiteten sich mit riesiger Anstrengung vorwärts. Der Grenzer ächzte und stöhnte laut. Endlich rief er:

„Ich kann nicht mehr!“

„Kommen Sie! Kommen Sie um Gotteswillen!“

„Das scharfe Gestein! Und der Gestank!“

„Das Geröll nimmt hier vorn ab! Ah, Gott sei Dank! Ich fühle die Schiene.“

Er griff zurück, faßte seinen Gefährten und zog ihn mit aller Kraft nach sich.

„So! Hier können Sie sich auf die Füße stellen!“

„Es wird auch Zeit! Ah, welche Wonne! Hier athmet es sich auch bedeutend besser!“

„Nur nicht dabei aufhalten! Immer weiter!“

Er faßte ihn am Arme und riß ihn mit sich fort. Der Stollen wurde immer freier vom Geröll, und endlich hatten sie wieder den glatten, festen Boden unter sich. Nur das Athmen wurde ihnen schwerer und immer schwerer.

„Wir ersticken dennoch!“ stöhnte der Officier.

„Nein. Rennen wir mit dem Gase um die Wette! Der Preis ist ja unser Leben!“

Und der Wettlauf begann. Der Offizier wäre ohne Arndt's Hilfe sicherlich zurückgeblieben; dieser aber zog ihn immer weiter, weiter mit sich fort. Und nun wurde die Luft abermals besser.

Sie verschnauften eine Weile, und als sie merkten, daß die tödtenden Gase wieder bei ihnen seien, begannen sie von Neuem zu laufen. Sie waren bereits weit über die Stelle hinweg, an welcher sie von den Schienen geschleudert worden waren, da tauchte vorn vor ihnen ein Lichtpünktchen auf.

„Licht, Licht!“ jubelte der Officier. „Man kommt, uns zu suchen! Sehen Sie es, Herr Arndt?“

„Ja. Aber, bitte, horchen Sie!“

Sie blieben lauschend stehen. Von da vorn her erscholl es, dumpf klingend zwar, aber doch deutlich genug:

„Arndt! Vetter Arndt!“

„Der Förster,“ sagte der Grenzer.

„Ja, mein guter, alter Wunderlich! Kommen Sie! Rasch!“

Jetzt rannten sie fast im Galopp vorwärts.

„Vetter! Cousin! Arndt!“ rief es laut und immer lauter. „Fürst vom Elende! Herrgott, der ist caput!“

„Nein, nein!“ antwortete Arndt. „Hier bin ich!“

„Wo, wo?“

„Hier! Ich komme schon!“

„Sie kommen? Glorium in excelsium demum! Gott sei getrommelt, gegiggen und gepfiffen! Wahrhaftig, das ist er, mit Haut und Haar, wie er leibt und lebt! Na, kommen Sie her, und lassen Sie sich todtschmatzen, da es Sie nicht todtexplodirt hat! Was wird meine Alte sagen!“

Er setzte seine Laterne nieder, drückte Arndt mit aller Kraft an sich und küßte ihn.

„Ist es weit bis an das Freie?“ fragte dieser, gerührt über diesen Beweis von Zuneigung.

„Ja.“

„Dann fort mit dem Lichte!“

„Sapperlot! Warum denn?“

„Weil die Gase hinter uns herkommen.“

„Element! Dann nur rasch ausreißen!“

Sie rannten zurück und erreichten bald das Loch, in welchem jetzt eine Leiter stand. Auf derselben kletterten sie zu Tage. Dort angekommen holten sie tief Athem.

„Aber, zum Teufel, was fällt Ihnen denn ein, in diese Unterwelt zu gehen?“ sagte der Förster. „Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich niemals —“

„Still! Davon nachher!“ fiel ihm Arndt in die Rede. „Erst das Nothwendigere! Wo sind die Schmuggler?“

„Noch in der Mühle.“

„Alle?“

„Alle; gebunden und gefesselt. Sie können nicht ausreißen, denn dreißig Mann halten bei ihnen Wacht.“

„Und die Anderen?“

„Die sind nach dem Schachte, auch der Staatsanwalt und der Obergensd'arm.“

„Was ist dort geschehen?“

„Weiß es nicht genau. Es gab einen Schlag, ein Erdbeben, und dann stieg eine feurige Lohe empor. Der ganze ‚Gottes-Segen‘ muß in die Luft gegangen sein.“

„Dann fort! Wir müssen hin!“

„Ja, fort nach dem Schachte!“ rief auch der Officier.

„Haben Sie sich denn wieder erholt?“

„Ja. Ich habe frische Luft und kann wieder laufen.“

„Aber, Kerls, wie seht Ihr denn eigentlich aus?“ fragte Wunderlich. „Blutrünstig überall.“

„Thut nichts! Wir haben jetzt die Pflicht, zu retten.“

„Gewiß! Ich wollte auch gern hin; aber die Angst um Sie hielt mich zurück und trieb mich zuletzt sogar in dieses vermaledeite Loch hinab! So ist es, wenn man sich noch in seinen alten Tagen verliebt, zumal in einen Vetter!“ —

Der Baron war mit Seidelmann senior in höchster Eile nach dem Waldgegangen. Sie hatten den Haingrund erreicht, bemerkten aber weder vo- Paschern, noch von Grenzern Etwas. Sie durchliefen den Grund und trafen erst am jenseitigen Ausgange auf Spuren.

„Hier sind Leute gegangen,“ sagte Seidelmann.

„Ja; untersuchen wir.“

„Es waren Pascher von drüben herüber.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Man sieht, daß ein Jeder einen Stock in der Hand gehabt hat, um sich mit seiner Last darauf zu stützen.“

„Richtig! Das stimmt! Aber sie sind nicht nach dem Grunde gegangen, sondern hier in den Wald hinein.“

„Ah, das freut mich! Sie haben wohl Verdacht gefaßt.“

„Das wäre gut, außerordentlich gut!“

„Wollen wir ihnen nach?“

„Natürlich! Wir müssen erfahren, wohin sie sich gewendet haben. Aber Vorsicht!“

Sie schlichen sich den Spuren nach und gelangten so an die Mühle, wo sie hinter Büschen stehen blieben.

„Hier sind sie,“ sagte Seidelmann.

„Zur hinteren Thür hinein. Aber warum hierher?“

„Hm! Ich habe in letzter Zeit auch den Müller engagirt.“

„So, so! Ist er sicher?“

„Darauf schwören mag ich nicht.“

„Desto nothwendiger ist es, daß wir lauschen. Gehen wir einmal da vorn herum.“

Sie hatten die Bettücher übergenommen und schlichen sich weiter. Der Hausecke gegenüber angekommen, sahen sie zwei Männer, welche gar nicht weit von ihnen im Schnee standen und mit einander sprachen. Es war kalt, und da dringt der Schall weiter als bei milder Luft. Darum hörten sie ziemlich deutlich, wovon die Rede war.

„Alle Teufel! Gensd'arms!“ flüsterte der Baron.

„Ja. Das ist ein schlimmes Zeichen!“

„Horch!“

Der eine der beiden Polizeibeamten sagte soeben:

„So Etwas kann eben nur der Fürst des Elendes fertig bringen. Es wäre ohne ihn auf jeden Fall ein ganz gehöriges Blutvergießen geworden.“

„Sie alle in die Falle zu locken, alle! Das ist ein Streich! Wohl an die vierzig Gefangene!“

„Wenn nur der Waldkönig nicht entkommen wäre!“

„Noch ist er nicht entkommen! Der Fürst des Elendes ist ihm ja nach. Der bringt ihn sicherlich!“

„Aus dem Loche? Wer weiß, wohin der Stollen geht! Es kann das Verderben von allen Beiden sein. Na, abgekühlt haben wir uns Beide. Komm wieder herein.“

Sie gingen in das Haus. Die beiden Lauscher sahen sich einander an. Dann fragte Seidelmann:

„Haben Sie gehört?“

„Ja. Was thut dieser vermaledeite Fürst denn hier? Ist er denn allwissend?“

„Alle gefangen — in die Falle gelockt!“

„Von ihm, von ihm! O, ich werde mit ihm abrechnen!“

„Wohin hat man sie geführt?“

„Ja, das ist die Frage! Und wo hat man sie in die Falle gelockt, Alle, vierzig Mann?“

„Jedenfalls hier in der Nähe, da von dem Stollen die Rede war. Welch ein Glück, daß Fritz entkommen ist!“

„Ist der alte Stollen gemeint, dessen Mundloch hier hinter der Mühle zu Tage tritt?“

„Ich wüßte keinen anderen.“

„Ah! Sagte der Kerl nicht, daß der Fürst des Elendes dem Waldkönige nachgefolgt sei?“

„Ja. Fritz hat sich in den Stollen gerettet, und der Fürst ist hinter ihm her.“

„Donnerwetter! Fort, fort! Wir haben ihn!“

Seidelmann verstand den Baron sofort.

„Ja, wir haben ihn!“ stimmte er bei. „Fritz macht durch den Stollen nach Hause, hinter ihm der Fürst! Wenn wir noch zur rechten Zeit heimkommen könnten!“

„Wir müssen es, wir müssen! Mag alles Andere verloren sein, wenn ich nur diesen Fürsten fange! Vorwärts! Die Maske herunter! Sie ist uns nur gefährlich jetzt, sobald uns Jemand begegnet.“

Sie steckten die Betttücher zu sich und rannten durch den Wald dem Städtchen zu. Soeben wollten sie zwischen den letzten Bäumen heraus in das freie Feld treten, als Beide einen Schrei des höchsten Schreckes ausstießen und sich an den Stämmen festhielten. Die Erde wankte unter ihren Füßen; dann gab es einen unbeschreiblichen Knall, drüben stieg aus dem Gebäude, welches das Mundloch des Hauptschachtes beschirmte, eine dicke Feuergarbe bis hoch zum Himmel empor, und beim Scheine dieser Flamme sah man deutlich, daß die große Dampfesse in das Wanken gerieth und dann zusammenstürzte — ein fürchterliches Getöse und Gepraſſel, dann war es still. —

Die Beiden waren leichenblaß. Keiner vermochte, ein Wort hervor zu bringen. Da endlich stöhnte der Baron:

„Ein schlagendes Wetter! Welch ein Verlust!“

„Schlagendes Wetter? Nein!“ flüsterte Seidelmann nur so vor sich hin.

„Was denn sonst?“

„Fritz!“

„Fritz? Ihr Sohn?“

„Ja.“

„Was ist mit ihm?“

„Er ist in den Stollen und der Fürst hinter ihm. Fritz hat sich nicht anders retten können!“

„Nicht anders? Wie hat er sich denn gerettet?“

„Durch die Mine.“

„Durch welche Mine?“

„Die Sie damals mit mir heimlich anlegten.“

Der Baron machte einen förmlichen Luftsprung. Seine Augen funkelten wie diejenigen eines wilden Thieres, und er nahm ganz die sprungbereite Stellung eines Tigers an, der sich auf eine Beute stürzen will.

„Jene Mine?“ zischte er. „Weiß er davon?“

„Ja.“

„Verräther!“

„Er ist mein Sohn und konnte doch auch in Gefahr kommen. Damit er sich dann retten könne, habe ich es ihm gesagt.“

„O Du niederträchtiger, armseliger Thor! Glaubst Du denn, daß ich Dir damals die Wahrheit gesagt habe?“

„Nicht?“ stöhnte Seidelmann.

„Nein. Die Mine hatte einen ganz anderen Zweck. Sie ist nicht mit Pulver, sondern mit Dynamit geladen.“

„Herr, mein Heiland! Mit Dynamit!“

„Ja. Mensch, Dein Sohn ist verloren; es hat ihn mit zerrissen. Er konnte von der Schnur sich unmöglich so weit entfernen, um nicht selbst auch getroffen zu werden.“

„Gott sei mir gnädig!“

„Ja, durch Deine Plauderei bist Du der Mörder Deines eigenen Sohnes geworden! Aber“ — fügte er in teuflischer Freude hinzu — „auch noch Einer!“

„Noch Einer? Wer?“

„Der Fürst, mein Todfeind! Ihn hat es jedenfalls auch getroffen. Ah!“

Dieser Seufzer klang wie der eines Teufels, der sein Opfer in der Hölle empfängt.

„Der Fürst ist weg! Ich bin frei! Und bin ich noch nicht ganz frei, so werde ich es sein! Dein Sohn war ein gefährlicher Zeuge gegen mich; er ist fort! Ein Anderer ist ebenso gefährlich; er muß auch fort! Ich will frei sein, frei, frei! Weißt Du, wer der Andere ist?“

„Nein. Wer?“ stammelte Seidelmann.

„Du, Du! Ist Dein Sohn zum Teufel, so fahre Du ihm nach! Ihr waret Beide reif zur Verdammniß!“

Er zog das Pistol hervor, welches Seidelmann ihm vorher geborgt hatte. Der Hahn knackte. Der Fabrikant war unfähig, sich zu wehren. Er erhob die Hände und rief:

„Gnade! Gnade!“

„Nein, Dir nicht! Dir nicht! Lieber will auch ich einst keine finden! Fahre hin!“

Der Schuß krachte. Die Kugel schlug Seidelmann durch die erhobenen Hände und drang ihm in den Kopf. Er sank zur Erde nieder. Der Baron kniete zu ihm hin und untersuchte ihn. Dann flüsterte er befriedigt:

„Todt! Er fort; der Fürst fort; sein Sohn fort! Nun kommt an seinen



V. S.

89.

„Seidelmann war unfähig sich zu wehren."

Bruder die Reihe, an diesen scheinheiligen, gleißnerischen Verräther! Die beiden Schmiede stehen mir noch gut! Sie werden mich nicht verrathen, denn sie sind überzeugt, daß ich sie rette. Uebrigens werden sie bei der Explosion geflohen sein. Meines Bleibens ist hier nicht. Man darf mich nicht sehen, und den letzten Zeugen meiner Anwesenheit, den Wächter Laube, nehme ich mit. Hier, Waldkönig, hast Du Dein Pistol, damit man denken möge, Du seist Selbstmörder!"

Er warf die Waffe neben den Gefallenen hin und eilte im Fluge davon, sich in Acht nehmend, daß er nicht bemerkt werde.

Als er das Gehölz erreichte, stand der Wächter noch bei den Pferden, allerdings in höchster Aufregung.

„Endlich, endlich!" sagte er. „Ich muß fort!"

„Wohin?"

„Nach dem Schachte."

„Weshalb denn?"

„Meine Frau! Meine Kinder! Dieses Unglück!"

„Sei ruhig! Den Deinen ist nichts geschehen?"

„Wirklich nicht?"

„Nein. Ich habe jetzt mit ihnen gesprochen; ich komme vom Schachte. Aber Dir selbst droht Unheil. Wir sind heute erwischt worden. Vierzig Mann sind gefangen. Auch Du bist verrathen. Man sucht Dich bereits."

„Herrgott! Was thue ich?"

„Du fährst mit mir! Man wird denken, Du seiest bei der Explosion mit umgekommen, und wird Dich in Folge dessen nicht verfolgen. Deine Frau und Deine Kinder holst Du nach. Ich sorge für Dich! Vorwärts!"

Der vor Schreck förmlich consternirte Mann fand keinen Widerspruch; er band die Pferde los, hing die Stränge an, und dann flog der Schlitten lautlos dahin, als stamme er aus der Schattenwelt. —

Arndt hatte mit dem Offizier und dem Förster ganz dasselbe Ziel wie vorher der Baron mit Seidelmann. Es war daher auch gar kein Wunder, daß die drei Ersteren die Bahn der beiden Letzteren verfolgten. Arndt war den Anderen um einige Schritte voran. Durch die Bäume brechend, fuhr er zurück.

„Was ist das?" sagte er. „Da liegt Einer!"

„Wo?" fragte der Förster, indem er rasch folgen wollte.

„Halt! Zurückbleiben!"

„Warum?"

„Es liegt eine Pistole bei ihm. Ein Mord oder Selbstmord. Er blutet. Wir dürfen die Spur nicht verwischen, denn ich sehe, daß hier zwei Männer gestanden haben."

Er trat neben den Spuren zu dem Gefallenen hin, faßte ihn an, hob ihn auf und trug ihn auf die Seite.

„So! Jetzt könnt Ihr her! Ihr werdet Euch wundern!"

Die beiden Anderen traten hinzu und beugten sich nieder.

„Alle guten Geister!“ rief der Förster. „Seidelmann!“

„Ja. Er ist erschossen worden.“

„Wie? Kein Selbstmord?“

„Nein. Seht her! Die Kugel ist ihm durch beide Hände in das Gehirn gedrungen. Er ist todt.“

„Gott sei seiner armen Seele gnädig! Wer mag der Mörder sein.“

„Vielleicht entdecken wir es. Hier ist etwas Weißes.“

Er zog das Tuch hervor.

„Ah! Oh!“ rief der Förster. „Ein Betttuch! Sehen Sie einmal nach der Ecke!“

„Hier! Ein T. und M. Es stimmt. Ah, Teufel! Ich ahne, wer der Mörder ist!“

„Wer?“

„Jetzt nicht davon! Vetter Wunderlich, bleiben Sie einige Augenblicke hier bei der Leiche. Wir Beide gehen nach dem Schachte, wo die Gensd'armen sind. Ich schicke Ihnen zwei her, welche die Leiche bis auf Weiteres bewachen werden. Aber verbieten Sie ihnen, den Platz zu betreten oder die Spur zu zerstören! Kommen Sie, Herr Lieutenant! Der Mörder ist hier nach dem Dorfe gegangen, und zwar sehr eilig. Gehen wir neben der Fährte her, um zu sehen, wohin sie führt!“

Die Tapfen im Schnee waren deutlich zu erkennen, so daß es leicht wurde, sich von ihnen an das Gehölz führen zu lassen. Dort untersuchte Arndt Alles genau.

„Jetzt weiß ich es!“ sagte er. „Drei sind mit dem Schlitten gekommen. Zwei gingen fort, und Einer stieg über Seidelmann's Zaun. Dieser Eine ist der Mörder. Er kam mit Seidelmann zurück und ging mit ihm in den Wald, aus welchem er allein wiederkehrte. Ein Anderer kam von Seidelmann's, um bei den Pferden zu bleiben, und ist dann mit ihm fortgefahren. Gehen wir ein Wenig weiter, um zu sehen, welche Richtung der Schlitten eingeschlagen hat.“

Als sie dem Geleise entlang bis vor das Städtchen kamen, nickte er mit dem Kopfe und sagte:

„Meine Vermuthung wird wohl richtig sein. Ich werde diese Fährte nicht aus den Augen lassen. Gehen wir jetzt nach dem Kohlenwerke.“

Als sie dort anlangten, bot sich ihnen ein schauderhafter Anblick. Alle Bewohner des Städtchens, welche laufen konnten, waren herbeigeeilt. Die eingestürzte Esse bildete einen wüsten Trümmerhaufen. Statt Schnee sah man ringsum nur Schutt und Ruß. Die Kohlenarbeiter, welche Pause gehabt hatten, waren angefahren, um zu sehen, was da unten zu retten sei. Die Steiger befanden sich in der Tiefe, und der Obersteiger leitete die Arbeit. Er sprach soeben mit dem Obergensd'arm.

„Sie wissen also ganz genau,“ sagte dieser, „daß für heute keine Sprengung angeordnet war?“

„Ganz genau. Für heute und auch die nächsten Tage nicht.“

„Es könnte aber doch vielleicht Einer —“

„O nein. Das ist unmöglich. Ich selbst halte das Sprengmaterial in ehr strenger Verwahrung.“

„Also doch Grubengase?“

„Nein. Es ist gesprengt worden.“

„Aber Sie sagen ja selbst, daß nichts Derartiges befohlen worden sei.“

„Allerdings! Und dennoch hat eine Sprengung stattgefunden, und zwar nicht mit Pulver, sondern mit Dynamit! Unsereiner weiß das zu unterscheiden.“

„Aber dann ist mir unbegreiflich —“

Arndt hatte dies mit angehört. Er fiel schnell ein:

„Bitte, noch zu warten, Herr Obergensd'arm! Ich habe eine Ahnung. Vielleicht gelingt es mir, Licht in diese Angelegenheit zu bringen. O weh! Wie schrecklich!“

Man brachte nämlich einige Leichen aus der Tiefe. Sie waren ganz verbrannt und zerrissen, so daß es schwer war, zu bestimmen, wer sie seien. Die herbei geeilte Bevölkerung erhob ein lautes Klagegeschrei. Arndt aber, stets practischen Sinnes, rief Einigen zu:

„Wollt Ihr die Todten in den Schutt legen? Kommt dort nach dem Schuppen; dort ist Stroh genug!“

Er selbst eilte voran und öffnete die Thür. Andere folgten, um zu helfen. Trotz des Geräusches, welches sie hinter ihm verursachten, fiel ihm doch ein Rascheln auf, welches er gehört zu haben meinte. Er war Polizist und pflegte nichts zu übersehen und nichts zu versäumen.

„Paßt auf, hier unten,“ sagte er daher, „daß Niemand entkommen kann! Da oben scheint Jemand sich versteckt zu haben. Wollen doch einmal sehen!“

Er stieg hinauf, erblickte aber nichts. Nach einigem Tasten aber fühlte er einen Stiefel und zu seiner anderen Hand einen zweiten. Diese beiden Stiefel waren nicht leer, sondern es steckten Füße darin.

„Holt einmal Polizei und Licht herbei,“ sagte er. „Es sind hier wirklich Personen vorhanden, welche sich verbergen.“

Es kamen bald einige Gensd'armen, und auch Laternen wurden herbeigebracht. Sofort verbreitete sich die Kunde, daß die Urheber der Explosion entdeckt worden seien, und in Folge dessen war die Menschenmenge, die sich vor dem Schuppen zusammendrängte, nach Hunderten zu zählen. Hätten die beiden Versteckten den Gedanken gehabt, sich durch einen forcirten Ausbruch zu befreien, diese Anzahl hätte es ihnen unmöglich gemacht.

Sie wurden aus dem Stroh hervorgezogen, und nun sah man beim Scheine der Laternen einen älteren und einen jüngeren Mann, der Eine mit einem Pelze, der Andere mit einem Havelock bekleidet und Beide Vollbärte tragend.

Der Obergensd'arm war auch herbeigekommen. Er betrachtete sich die Zwei, schüttelte den Kopf und sagte:

„Diese Männer sind mir unbekannt. Sie können nicht aus dieser Gegend sein.“

Und sich direct an die beiden Schmiede wendend, fragte er:

„Wer sind Sie?"

Die Gefragten hielten es in ihrer Verlegenheit für das Beste, die heute bereits einmal gespielte Rolle beizubehalten; darum antwortete der Sohn:

„Nix deutsch."

„Ah, keine Deutschen. Was aber dann?"

„Franzos, Franzos!" antwortete der Alte.

Er dachte gar nicht daran, daß seine Ausrede vollständig hinfällig sei, falls einer der Anwesenden französisch sprechen konnte. Der Obergensd'arm war dieser Sprache mächtig. Er fragte also:

„Eh bien! Vous êtes des français?"

„Wui, wui!" nickte der Schmied, der den Sinn dieser Frage leicht errathen hatte.

„Comment vous appelez vous?"

„Nix deutsch!"

Der Obergensd'arm blickte den Sprecher erstaunt an. Er hatte doch nicht deutsch, sondern französisch gesprochen. Arndt legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Sie brauchen sich nicht zu wundern. Die Sprache und Stimme dieses Franzosen, der nicht französisch versteht, kommt mir bekannt vor. Wollen Sie die Güte haben, mir das Verhör zu überlassen?"

„Sehr gern."

„Nun gut! Sind Sie wirklich Franzosen, meine Herren?"

Diese Frage war an die Schmiede gerichtet.

„Wui!" antwortete der Sohn sofort.

„Vielleicht aus Paris?"

„Wui!"

„Sind Sie auf Besuch in Deutschland?"

„Nong, nong!"

„Also in Geschäften?"

„Wui!"

„Es freut mich, daß Sie mich so sehr gut verstehen, obgleich ich deutsch frage. Haben Sie doch nun auch die Güte, mir deutsch zu antworten! In welchen Geschäften reisen Sie?"

„Nix deutsch!"

„Unsinn! Halten Sie uns doch nicht für so dumm! Ich kenne Ihre Geschichte. Sie sind Pascher!"

„Nong, nong!"

„Allerdings eigentlich nicht Pascher, sondern Schmiede."

„Nong!"

„Pah! Ihre Bärte können mich nicht täuschen. Herr Obergensd'arm, befehlen Sie, daß diesen Leuten die falschen Bärte und Perrücken abgenommen werden. Es ist der Schmied Wolf aus Helfenstein nebst seinem Sohne."

„Was? Wäre das möglich?"

„Gewiß! Ueberzeugen Sie sich!"

Die beiden Gefangenen sträubten sich zwar, aber dennoch wurden ihnen die falschen Haare abgenommen. Nun erkannte man sie allerdings.

„Wirklich! Die beiden Helfensteiner Schmiede!“ sagte der Obergensd'arm „Kerls, wie kommt Ihr in diese Kleider?“

„Sie sind unser!“ antwortete der Alte trotzig.

„Und zu den falschen Bärten?“

„Wir wollten uns einen Spaß machen.“

„Mit wem?“

„Mit — na, das brauchen wir nicht zu sagen.“

„Da irrt Ihr Euch sehr. Ihr werdet es schon sagen müssen. Nennt Ihr eine Grubenexplosion einen Spaß?“

„Diese Explosion geht uns nichts an.“

„Nichts? Das wird sich finden. Warum habt Ihr Euch denn hier in das Stroh versteckt?“

„Wir wollten Laube erschrecken.“

„So! Und Ihr denkt, daß wir dieser Ausrede Glauben schenken werden? Legt ihnen Fesseln an! Sie sind arretirt und werden in's Gefängniß geschafft.“

Die Schmiede sahen ein, daß Gegenwehr ihre Lage nur verschlimmern würde. Sie ließen sich also binden. Als sie dann aus dem Schuppen gebracht wurden, erhob sich unter der anwesenden Menge eine große Aufregung. Sie wurden für die Urheber der Explosion gehalten.

„Schlagt sie todt! Verbrennt sie! Werft sie hinab in den Schacht!“ riefen viele Stimmen.

Arndt nahm sich ihrer an. Er erklärte mit lauter Stimme, daß die Anwesenheit dieser beiden Männer mit der Explosion ganz und gar nichts zu thun habe. Das wirkte.

Der Staatsanwalt hatte auch die Ansicht, daß die Schmiede nur in Absicht einer Schmuggelei heute hierher gekommen seien, und erklärte sich mit ihrer Gefangennahme einverstanden.

„Wir müssen uns auch noch eines Anderen versichern,“ sagte Arndt, „nämlich des Wächters Laube.“

„Warum?“

„Er ist Mitschuldiger und Vertrauter des Waldkönigs.“

„Gut! Man suche ihn! Aber, Herr Arndt, wie steht es denn mit eben diesem Waldkönige? Sie sind ihm in den Stollen gefolgt. Haben Sie ihn ereilt?“

„Nein. Die Explosion kam dazwischen. Aber dennoch bin ich beinahe überzeugt, daß er nicht entkommen ist.“

„Das verstehe ich nicht. Sie haben ihn nicht ergreifen können, und dennoch soll er nicht entkommen sein?“

„Er ist wahrscheinlich bei der Explosion mit verunglückt. Er hat sie hervorgerufen, um sich zu retten.“

„Alle Teufel! Wäre es so?“

„Ich vermuthe es. Der junge Seidelmann war es. Seinen Vater hat die Strafe auch ereilt. Er ist todt."

„Todt? Wie? Wo?"

„Er ist ermordet worden und liegt da unten am Waldesrand."

„Ermordet? Herr Arndt, das ist wirklich eine verhängnißvolle Nacht! Ein Ereigniß drängt das andere. Wer soll ihn denn ermordet haben?"

„Ich habe eine Vermuthung, kann aber nichts beweisen. Der Förster Wunderlich steht bei der Leiche. Senden Sie ein oder zwei Ihrer Leute hin, um ihn abzulösen."

„Ich werde selbst mitgehen."

„Bitte, zu bleiben. Sie werden hier gebraucht."

„Ich denke, es handelt sich um einen Mord; das ist doch wichtig genug und ein triftiger Grund, den Ort aufzusuchen?"

„Dazu ist später auch noch Zeit. Sehen wir zunächst, ob wir diesen Wächter Laube erwischen! Und dann müssen wir sofort nach Seidelmann's Wohnung."

„Warum dahin?"

„Sie steht, wie ich ahne, nicht nur durch einen Klingelzug, sondern auch durch einen verborgenen Gang mit dem Kohlenwerke in Verbindung. Laube muß das wissen. Wir sind gezwungen, zu Seidelmann's zu gehen, um uns des Sohnes zu versichern, falls er doch noch entkommen wäre."

Diese Gründe waren überzeugend. Man suchte nach dem Wächter, konnte ihn aber nicht finden. Seine Frau erklärte, daß er bereits seit etlichen Stunden abwesend sei.

„Wo ist er hin?" fragte Arndt.

„Ich weiß es nicht."

„Sie lügen! Ich sehe es Ihnen an. Ihr Mann ist verdächtig, ein Helfershelfer des Waldkönigs zu sein. Es steht zu vermuthen, daß auch Sie davon wissen, also die Mitschuldige sind. Ich sehe mich gezwungen, Sie arretiren zu lassen."

Die Frau erschrak. Sie zitterte am ganzen Leibe und sagte:

„Mich arretiren? Ich bin ja gänzlich unschuldig. Ich kann gar nichts dafür; ich habe ihn viele, sehr viele Male gewarnt."

„Ah, gewarnt haben Sie ihn?"

„Ja."

„Wovor denn?"

Sie wurde verlegen; sie sah ein, daß sie sich gefangen gegeben hatte, und antwortete stockend:

„Vor — vor dem Klingelzuge."

„Vor welchem Klingelzuge?"

„In unserer Stube."

„Schön! Zeigen Sie uns denselben doch einmal!"

Sie führte die Männer in ihre Wohnung. Hinter einem Schranke war

eine Klingel zu bemerken und daneben ein Klingelzug, welche aber Beide nicht in Verbindung mit einander standen.

„Wohin führt der Klingelzug?“ fragte Arndt. „Und woher kommt der Draht, der diese Klingel bewegt?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wirklich nicht? Nun, so müssen wir Sie so lange einsperren, bis Sie die Güte haben, es zu gestehen.“

Sie erbleichte. Man sah ihr an, daß ihr angst und bange wurde.

„Ich bin ja nicht schuld,“ antwortete sie.

„Das wird sich finden!“

„Ich habe gehört, daß eine Frau ihren Mann nicht anzuzeigen braucht, meine Herren!“

„Das ist doch nicht ganz so, wie Sie zu denken scheinen. Zwischen einer Frau, die ihren Mann nicht anzeigt, und einer, welche die Mitschuldige ihres Mannes wird, ist sehr schwer eine Grenze zu ziehen. Ich rathe Ihnen, aufrichtig zu sein. Haben Sie Kinder?“

„Ach ja, viere!“

„Nun, wollen Sie etwa, daß Sie von diesen Kindern weggerissen werden? Reden Sie die Wahrheit! Ich will ja gar nicht streng sein; ich will annehmen, daß Sie keine directe Schuld tragen; aber wohin dieser Klingelzug geht, das wissen Sie?“

„Ja,“ gestand sie.

„Nun, wohin?“

„In das Schreibzimmer des Herrn Seidelmann. Die Klingel befindet sich dort an der hinteren Wand in einem Schranke.“

„Ihr Mann und Seidelmann gaben sich Signale?“

„Ja.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Wenn Seidelmann meinen Mann brauchte, klingelte er, und mein Mann klingelte auch zuweilen, wenn fremde Männer kamen.“

„Wer waren diese?“

„Ich kannte sie nicht. Sie kamen auch selten in die Stube.“

„Was wollten sie?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber Sie ahnten es?“

„Ich dachte mir, daß sie vielleicht — Pascher seien. Aber ich durfte zu meinem Manne kein Wort davon sagen.“

„Ich sehe Ihnen an, daß Sie damit die Wahrheit sprechen. Ich will Sie nicht unglücklich machen; darum lasse ich Sie nicht arretiren. Aber bleiben Sie stets zu Hause. Vielleicht habe ich noch mit Ihnen zu sprechen. Ein Fluchtversuch würde Ihnen nur schaden!“

Die Frau fühlte sich außerordentlich erleichtert, als die Männer gingen. Diese Letzteren sahen erst einmal nach dem Treiben am Schachte, und dann

begab sich Arndt mit dem Staatsanwalt und einigen Gensd'armen nach dem Städtchen. Der Obergensd'arm blieb zurück.

Eben, als sie das Kohlenwerk verließen, trafen sie auf den alten Förster, welcher abgelöst worden war. Als er hörte, daß sie nach Seidelmann's Wohnung gehen wollten, schloß er sich ihnen an.

„Vielleicht ist da das Betttuch zu gebrauchen, welches wir bei dem todten Seidelmann fanden," sagte er. „Ich habe es mitgebracht."

Da das ganze Städtchen sich in Aufregung befand, so war es kein Wunder, daß auch Seidelmann's Fenster Licht zeigten. Die Frau war zu Hause. Sie erschrak sichtlich, als sie zwei Herren in Begleitung von Gensd'armen eintreten sah.

„Kennen Sie mich?" fragte der Staatsanwalt.

„Ja," antwortete sie in wahrnehmbarer Bangigkeit.

„Wo ist Ihr Mann?"

„Ausgegangen."

„Und Ihr Sohn?"

„Auch er ging einmal fort."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht."

„Das ist doch kaum zu glauben. Eine Frau pflegt doch stets zu wissen, wohin Mann und Sohn gegangen sind."

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Gingen die Beiden öfters des Nachts vom Hause fort?"

„Ich habe es nicht bemerkt."

„Gut! Sie brauchen ja nichts zu gestehen. Wir werden dennoch erfahren, was wir wissen wollen. Führen Sie uns doch einmal in die Schreibstube Ihres Mannes."

Die Frau nahm den Schlüssel von der Wand und schritt voran. Dort angekommen, erblickte man einen Schreibtisch, einen Waarentisch und zwei Pulte. Neben einem dieser Letzteren, an welchem der unglückliche Schreiber Beyer gearbeitet hatte, sah man einen Schrank, an welchem die Blicke Arndt's haften blieben.

„Was befindet sich in dem Schranke?" fragte er.

„Einige Bücher und —

„Nun — und?"

„Und eine Klingel."

„Wozu diese Letztere?"

„Ich weiß es nicht. Sie muß schon da gewesen sein, bevor wir hier einzogen."

„Haben nicht Sie das Haus neu gebaut?"

„Ja."

„Wie kann da diese Klingel vorher da gewesen sein."

„Diese Stube war bereits im alten Hause, und mein Mann hat sie beibehalten."

„Ach so! Sie haben es oft klingeln hören?"

„Niemals?"

„Hm! Oeffnen Sie!"

„Ich habe keinen Schlüssel."

„So, so! Da werden wir uns selbst helfen müssen. Es ist keine Zeit vorhanden, einen Schlosser zu holen."

Er nahm ein eisernes Lineal, welches auf dem Schreibtische lag, und sprengte damit die Thür des Schrankes auf. An der hinteren Wand desselben gewahrten sie eine Klingel und einen Klingelzug, ganz so, wie in der Stube des Nachtwächters Laube.

„Richtig!" sagte der Staatsanwalt. „Dieser Klingelzug hier bewegt die Klingel des Wächters, und dessen Klingelzug setzt diese Klingel hier in Bewegung. Man braucht gar keine Probe anzustellen. Aber die beiden Drähte unter der Erde nach dem Kohlenschuppen zu leiten, das muß sehr schwierig gewesen sein."

„Nicht sehr!" antwortete Arndt.

„Sie vergessen, daß diese Vorrichtung Geheimniß bleiben mußte. Wie hat man die Drähte legen können, ohne daß es von den Leuten bemerkt worden ist?"

„Man hat sie nicht gelegt, sondern gezogen."

„Wie meinen Sie das? Beides ist wohl gleich."

„O nein! Die Leitung in die Erde zu legen, das wäre allerdings aufgefallen. Man hat sie gezogen, nämlich durch einen Raum, der bereits vorhanden war."

„Welcher Raum sollte das sein?"

„Jedenfalls ein Stollen, auf welchem dieses Haus steht und welcher nach dem Kohlenwerke läuft."

„Sollte es wirklich einen solchen geben? Anzunehmen ist es allerdings."

„Es ist jedenfalls einer da."

Und sich an die Frau wendend, fragte er:

„Giebt es hier einen unterirdischen Gang?"

„Nein."

„Sie lügen!"

Sie erröthete, aber sie schwieg. Darum fuhr Arndt fort:

„Haben Sie Theil an Dem, was Ihr Mann und Ihr Sohn thaten, so wird heute die Strafe kommen. Ich will nicht Ihr Richter und auch nicht Ihr Ankläger sein. Sie sollen nicht gezwungen werden, Etwas zu verrathen. Aber sagen Sie uns einmal, welcher Raum sich hinter diesem Zimmer befindet Ich meine nämlich hinter dieser Mauer, an welcher der Schrank steht?"

„Die Kellertreppe."

„Schön! Jetzt, Herr Staatsanwalt, wäre es von großem Vortheil, wenn wir Eduard Hauser's Rock und die Spitzen hier bei uns hätten."

Der Staatsanwalt lächelte selbstbewußt und antwortete:

„Glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe? Das, was Sie haben wollen, befindet sich hier. Geben Sie her!"

Diese letzten Worte waren an einen der Gensd'armen gerichtet, welcher ein Paket trug und dasselbe jetzt dem Staatsanwalte überreichte.

„Hier sind die Spitzen mit dem Rocke," sagte der Letztere.

„Sehr gut," meinte Arndt im Tone der Befriedigung. „Jetzt, Frau Seidelmann, führen Sie uns einmal nach dem hinteren Zimmer der oberen Etage!"

Die Frau mußte gehorchen. Oben angekommen, wurde sie von Arndt gefragt:

„Giebt es hier vielleicht ein heimliches Versteck?"

„Wozu sollte das sein? Ich kenne keines."

„So werden wir uns abermals selbst helfen."

Er stieg auf einen Stuhl und nahm das Bild herab, hinter welchem das Versteck sichtbar wurde.

„Haben Sie das wirklich nicht gewußt?"

„Nein."

„Es ist gleichgiltig, ob ich Ihnen das glaube oder nicht. Sehen wir einmal, was da zu finden ist!"

Er griff in die Oeffnung und langte zunächst einen kleinen, dunklen Gegenstand hervor.

„Ah! Ein Knäuel von schwarzem Zwirn! Wie klug, und doch auch wieder wie dumm von Herrn Fritz Seidelmann! Und hier sind auch die Spitzen. Lassen Sie uns vergleichen!"

Er stieg wieder vom Stuhle herab, und bald zeigte es sich, daß der Zwirn ganz derselbe war, mit welchem man den Schnitt im Futter des Rockes zugemacht hatte.

„Und nun die Spitzen!" meinte der Staatsanwalt.

Da, wo diese letzteren zerschnitten worden waren, paßten sie so genau zusammen, daß gar kein Zweifel möglich war.

„Sie feiern da allerdings einen großen Triumph, Herr Arndt," sagte der Staatsanwalt. „Es ist genau so, wie Sie combinirt haben. Fritz Seidelmann hat die Spitzen dem Hauser in den Rock gesteckt, um ihn zu verderben."

„Fritz? Mein Sohn?" fragte die Frau. „Nein, nein; das hat er nicht gethan! Er wird es beweisen!"

„Dieser Beweis wird ihm sehr schwer fallen," sagte Arndt. „Brennen Sie jetzt zwei Laternen an, und führen Sie uns in den Keller! Haben Sie ein Beil?"

„Mehrere."

„Auch Hacke und Schaufel?"

„Auch."

„Schaffen Sie es zur Stelle."

„Warum Hacke und Schaufel?" fragte der Staatsanwalt.

„Ich vermuthe, daß wir diese Werkzeuge brauchen. Also vorwärts, damit wir die Zeit benutzen."

Sämmtliche Spitzen, der Rock und auch der Zwirn wurden eingepackt und dem Gensd'arm wieder in Verwahrung gegeben. Dann ging es in den Keller hinunter, nachdem zwei Laternen, Beil Hacke, und Schaufel herbeigebracht worden waren.

Während sie die Treppe hinabstiegen, ging Arndt voran und beleuchtete die Mauer. Einige Stufen abwärts bereits blieb er halten und sagte:

„Sehen Sie! Hier kommen die zwei Drähte aus der Wand und gehen in den Keller hinab. Wir brauchen ihnen nur zu folgen, so finden wir ganz sicher den Stollen."

Sie erreichten den Keller und wurden von den Drähten nach der Thür geführt, durch welche Seidelmann seinen Weg zu nehmen pflegte. Arndt wendete sich an die Frau:

„Wohin geht diese Thür?"

„Ich weiß es nicht."

„Das ist jedenfalls nicht wahr!"

„Ich habe niemals den Schlüssel gehabt, und mein Mann hat mir verboten, zu fragen oder heimlich nachzuforschen."

„So ist also jetzt kein Schlüssel da?"

„Nein."

„Dann wird das Beil seine Dienste thun müssen."

Er nahm das Beil und sprengte die Thüre auf. Ein finsterer Stollen gähnte ihnen entgegen.

„Nun, da haben wir ja, was wir suchen! Sind Sie wirklich niemals in diesem Gange gewesen, Frau Seidelmann?"

„Niemals."

„So wissen Sie wohl auch nicht, was sich hier in dieser Kiste befindet?"

„Nein."

„Sehen wir nach!"

Er öffnete den Deckel und zog den Inhalt hervor.

„Donnerwetter!" rief der alte Förster, welcher sich hinzugedrängt hatte. „Das ist ja eine ganze Diebs- und Schmuggleraussrüstung. Wer hätte das bei diesen Seidelmanns gesucht."

Die Frau schlug die Hände vor das Gesicht, schwieg aber.

„Falsche Perrücken und falsche Haartouren," fuhr der alte Förster fort. „Schwarze Masken, Betttücher — — ah, Vetter Arndt, sehen wir doch einmal nach!"

Die Tücher waren mit T. M. gezeichnet, und als Arndt das letzte aus der Kiste zog und es öffnete, stieß Wunderlich einen lauten Schrei aus.

„Herrgott, es stimmt! Hier ist die Ecke ausgerissen, welche wir im Walde gefunden haben. Der eine Buchstabe in der Ecke, der andere hier — es ist gar kein Zweifel: Einer der beiden Seidelmanns hat den Grenzofficier erschossen!"

Die Frau brach, ohne einen Laut zu geben, zusammen. Es entstand unter dem Einflusse dieser wichtigen Entdeckung eine minutenlange Stille, dann fragte der Staatsanwalt:

„Was nun?"

„Ist die Frau ohnmächtig?" gegenfragte Arndt.

„Ja," antwortete der Gensd'arm, welcher das Packet trug und sich zu ihr niedergebückt hatte, um sie zu betrachten.

„So bleiben Sie hier zurück, um diesen Eingang und die Ohnmächtige zu bewachen, bis wir zurückkehren. Wir müssen in den Stollen eindringen. Kommen Sie, meine Herren!"

Sie fanden den Weg noch recht gangbar, auch die Luft war gar nicht schlecht. Die beiden Laternen reichten aus für sie.

„Es scheint allerdings, daß wir die Richtung nach dem Kohlenwerke haben," meinte der Staatsanwalt nach einer längeren Weile.

„Ganz sicher," antwortete Arndt.

„Aber der Weg ist lang. Wir sind bereits über zehn Minuten gegangen."

„Darum denke ich, daß wir in kurzer Zeit — horch!"

Sie blieben stehen. Es drang ihnen ein Laut entgegen, den sie unmöglich zu definiren verstanden.

„Was mag das sein?" fragte der Staatsanwalt.

„Fast wie ein wildes Thier!" antwortete Wunderlich.

„Wie ein überschnappendes Blasinstrument."

„Nein, meine Herren," sagte Arndt. „Das ist etwas ganz Anderes. Das ist das Heulen eines Menschen, der sich in der höchsten Todesangst befindet."

„Herrgott! So liegen verunglückte Bergleute dort!"

„Wohl nicht. So nahe am Kohlenwerke sind wir noch nicht. Wenn mich meine Vermuthung nicht täuscht, so ist es — der Waldkönig, der mir vorhin entgangen ist."

„Der Waldkönig? Also Fritz Seidelmann?"

„Ja. Er hat, um sich zu retten und den Gang zu verschütten, eine Miene entladen. Das vermuthe ich. Dabei aber ist er selbst von dem hereinbrechenden Gestein getroffen worden."

„Dann schnell vorwärts!"

Sie eilten weiter. Von Secunde zu Secunde wurde das Geheul fürchterlicher. Die brüllende Stimme war ganz heiser und machte in dieser Umgebung einen doppelt schauerlichen Eindruck, so daß den Hörern die Haare zu Berge hätten steigen mögen.

„Hilfe, Hilfe!" brüllte es!

Aber dieses Wort wurde so hinausgeschrieen, daß es in Buchstaben gar nicht wiedergegeben werden kann. Die erste Sylbe klang kurz und quickend, während die zweite wie ein langes Äh hinausgedehnt wurde, ungefähr wie

Hilfääääähhh! Der, welcher in dieser Weise schrie, mußte sich in größter Noth befinden oder die fürchterlichsten Schmerzen leiden.

Arndt, welcher mit seiner Laterne voran war, beschleunigte seine Schritte soviel wie möglich.

„Wir kommen, wir kommen!“ rief er laut.

„Endlich! Endlich!“ antwortete es.

Dann ging das Geschrei in ein herzzerreißendes Stöhnen über.

Nach kurzer Zeit blieb Arndt halten. Der Stollen war verschüttet, er konnte also nicht weiter. Das Stöhnen war verstummt. Er leuchtete auf den Boden nieder und stieß einen Ruf des Entsetzens aus.

„Herr im Himmel! Ein Mensch verschüttet!“

„Bis an die Brust!“ fügte der Förster hinzu. „Wer mag es sein? Man kennt ihn gar nicht. Das ganze Gesicht ist blau angeschwollen.“

„Jedenfalls Fritz Seidelmann. Schnell Hacke und Schaufel her!“

Sie begannen wortlos zu arbeiten. Erde, Schutt und Steine flogen nur so von dem halb Begrabenen hinweg. Dieser war still geworden. Er hatte die Besinnung verloren.

Es dauerte aber doch fast eine halbe Stunde, ehe es gelang, seinen Körper ganz frei zu bekommen.

„Nun zunächst, wer ist es?“ fragte der Staatsanwalt.

„Jetzt nicht; jetzt nicht,“ antwortete Arndt.

„Warum nicht?“

„Ich habe nichts gesagt, um die Rettung nicht zur Unmöglichkeit zu machen. Aber sehen Sie nicht das Gestein nachbröckeln?“

„Herrgott, ja! Wir selbst befinden uns in größter Gefahr, verschüttet zu werden. Schnell zurück, schnell!“

Der Ausgegrabene wurde angefaßt, und dann flohen sie so weit von der Unglücksstelle, bis die Beschaffenheit des Stollens Sicherheit gab, daß nichts mehr zu befürchten sei. Dort legten sie den besinnungslosen Körper nieder und leuchteten ihm in's Gesicht.

„Ganz dick angeschwollen und schwarzblau!“ sagte der Förster. „Gerade wie Einer, den der Teufel geholt hat!“

„Er sieht allerdings gräßlich aus,“ stimmte Arndt bei; „aber es ist ganz sicher Fritz Seidelmann.“

„Lebt er noch?“

„Ja. Die Brust bewegt sich, und der Athem geht. Aber — schrecklich — beide Beine sind ihm zermalmt.“

„Recht so!“ brummte der Förster. „Das hatte er Ihnen zugedacht, Vetter Arndt!“

„Still, Alter! Wer Sie so sprechen hört, der muß denken, daß Sie weder Gefühl noch Religion im Herzen haben.“

„Hm! Es fuhr mir so heraus. Der liebe Gott ist ein gerechter Richter. Das zeigt er hier auf's Deutlichste. Was machen wir mit dem Menschen?“

„Wir tragen ihn in das Haus. Seine Mutter braucht ihn nicht sofort zu hören. Gehen Sie voran, Vetter Wunderlich, und sagen Sie dem Gensd'arm, daß er sich mit ihr in die Schreibstube zurückziehen soll. Dann laufen Sie nach dem Schachte und holen den Arzt!"

So geschah es. Fritz Seidelmann wurde nach der hinteren Oberstube getragen, in welcher die Spitzen versteckt worden waren, und dort niedergelegt. Er regte sich nicht, holte aber leise Athem. Dicker Schaum stand vor seinem Munde.

„Jetzt sind wir hier eigentlich überflüssig," sagte der Staatsanwalt. „Meinen Sie nicht?"

„Nein. Ich meine im Gegentheile, daß unsere Gegenwart hier sehr nöthig ist," antwortete Arndt.

„Warum?"

„Ich vermuthe, daß dieser Verwundete die Besinnung wieder erlangen wird, nur um nach wenigen Augenblicken zu sterben. Diese Augenblicke müssen wir benützen. Vielleicht sagt er noch einige Worte, welche von Wichtigkeit sind."

Sie warteten schweigend. Es herrschte die Stille des Todes in der Stube. Wunderlich hatte recht. Gott hatte gerichtet. Als Fritz Seidelmann den Gedanken gefaßt hatte, die Mine zu entzünden, hatte er gewünscht, daß sein Verfolger so lange wie möglich die höchsten Qualen zu erdulden habe. Sein Wunsch war auf ihn selbst zurückgefallen.

Endlich hörte man Schritte auf der Treppe. Förster Wunderlich brachte den Arzt.

„Es ging nicht eher, meine Herren," entschuldigte sich der Letztere. „Es gab der Hilfsbedürftigen auf dem Schachte genug."

„Hat man denn nicht auch nach anderen Aerzten geschickt?" fragte ihn Arndt.

„Allerdings. Es sind zwei Collegen angekommen. Nur dadurch wurde es mir möglich, Ihrem Rufe zu folgen. Ich wollte es nicht glauben. Ist es wirklich Seidelmann junior?"

„Sehen Sie selbst!"

Der Arzt zog sein Besteck hervor und kniete an der Seite des Verunglückten nieder.

„Wahrhaftig, er ist es!" sagte er. „Wie aber kommt er denn unter die Erde hinab?"

„Das wird sehr bald ruchbar werden. Bitte, untersuchen Sie ihn. Ich glaube nicht, daß er zu retten ist."

Die Untersuchung begann, und das Resultat lautete:

„Beide Beine sind zerschmettert und der Brustkasten so eingedrückt, daß an eine Rettung gar nicht zu denken ist."

„Wie lange kann er vermuthlicher Weise nach seinem Erwachen noch leben?"

„Nur wenige Minuten, vielleicht aber auch nur einen Augenblick. Ich möchte Ihnen rathen, nicht hier zu bleiben.“

„Warum?“

„Es wird entsetzlich sein. Er wird brüllen, wie Sie wohl noch keine menschliche Stimme gehört haben. Dazu gehören sehr starke Nerven.“

„Wir haben ihn bereits gehört,“ antwortete Arndt. „Uebrigens halte ich es doch auch für möglich, daß er ruhig bleibt.“

Der Doctor warf ihm einen mißmuthigen Blick zu und fragte:

„Sind Sie Arzt?“

„Nein. Aber ich habe viele Menschen unter den verschiedensten Umständen sterben sehen.“

„Nun, ich will Ihnen nicht widersprechen. Es wird sich zeigen, wer Recht hat. Ich habe auf dem Schachte sehr viel zu thun; hier bin ich überflüssig; die Herren werden mir hoffentlich erlauben, mich zu entfernen?“

„Wenn wirklich hier jede Hilfe unmöglich ist?“

„Vollständig unmöglich!“

Er ging, und die Anwesenden erwarteten nun unter den eigenthümlichsten Gefühlen das Erwachen des Besinnungslosen.

„Wollen wir nicht seine Mutter rufen?“ fragte der Anwalt.

„Nein!“ antwortete Arndt in bestimmtem Tone.

„Aber es wäre doch Menschenpflicht!“

„Schwerlich! Wollen Sie der Mutter die Qual bereiten, ihn in dieser Weise sterben zu sehen?“

„Hm! Vielleicht haben Sie Recht!“

„Nicht nur vielleicht. Uebrigens haben wir Anspruch auf die letzten lichten Augenblicke dieses Verbrechers.“

„Wegen eines Geständnisses?“

„Ja. Sein Vater ist todt. Er kann nicht mehr reden. So müssen wir also versuchen, hier etwas Entlastendes zu hören.“

„O, er wird sich wohl schwerlich entlasten können!“

„Sich nicht, aber Andere!“

„Ah, Sie meinen Eduard Hauser?“

„Ja, obgleich dessen Unschuld bereits erwiesen ist; ich meine aber auch Angelica Hofmann und Auguste Beyer. Für diese Beiden ist es vortheilhaft, wenn — Herrgott!“

Er war von einem Schrei unterbrochen worden, von einem so entsetzlichen Schrei, daß Alle von ihren Sitzen emporgerissen wurden. Sie hatten während der letzten Worte Seidelmann nicht beobachtet. Jetzt lag er da, ruhig und bewegungslos, mit offenen Augen — er vermochte kein Glied zu rühren; aber in seinem Blicke lag der Ausdruck einer wahrhaft höllischen Qual, und seine Zähne knirrschten zusammen, daß es klang, als würde auf einer Drehbank ein Stück Stahl zerschnitten. Er hatte nur diesen einen Schrei ausstoßen können, weiter reichten seine Kräfte nicht aus.

„Er ist wach!“ sagte der Anwalt. „Fürchterlich! Wird er uns erkennen?“

„Ja,“ antwortete Arndt.

„Ich bezweifle es!“

„Ich nicht. Die Schmerzen wollen ihm allerdings den Verstand nehmen, dennoch aber ist er bei Gedanken. Ich werde es Ihnen beweisen.“

Er kniete neben dem Elenden nieder und fragte ihn:

„Wissen Sie, wo Sie sich befinden?“

Der Gefragte bewegte die blutigen Lippen. Er wollte antworten, brachte aber kein Wort hervor.

„Antworten Sie mit dem Kopfe, indem Sie schütteln oder nicken! Hören Sie, was ich spreche?“

Ein leises Nicken war die Antwort.

„Können Sie sich auf Alles besinnen, was geschehen ist?“

Abermals ein Nicken.

„Ihr Vater ist von dem Hauptmanne erschossen worden, und auch Sie haben nur noch wenige Augenblicke zu leben. Gehen Sie nicht als ein reueloser Sünder dem ewigen Richter entgegen! Wir wissen Alles, auch daß Sie der Waldkönig gewesen sind. Beantworten Sie mir nur noch drei Fragen! Hat Auguste Beyer den Ring gestohlen?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Haben Sie Eduard Hauser die Spitzen in seinen Rock genäht, um ihn in Verdacht zu bringen?“

Er nickte.

„Und wünschen Sie, daß Angelica Hofmann wegen des Schusses auf Sie bestraft werde?“

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„So will ich als Christ wünschen, daß Gott Ihnen verzeihen möge. Sie haben schwer gefehlt. Dem irdischen Richter entgehen Sie; dem himmlischen können Sie nicht entgehen. Doch wissen wir Alle, daß er gnädig und barmherzig ist. Haben Sie noch einen Wunsch?“

Er nickte zweimal hinter einander.

„Welchen? Vielleicht errathe ich ihn.“

Der Sterbende richtete seine blutunterlaufenen Augen nach der Thür, als ob er von dort Jemand erwarte.

„Ah, Sie wünschen, Ihre Mutter zu sehen?“

Ein Schütteln war das Zeichen der Verneinung.

„So wollen Sie eine andere Person sehen. Ich werde Ihnen mehrere nennen, und dann —“

Er hielt inne, denn Seidelmann machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er sich aufrichten wolle. Seine Augen rollten; seine Lippen verzogen sich, und da — da gelang es ihm, wenn auch röchelnd, aber doch die Worte hervorzustoßen:

„Vater — todt?“

„Ja.“

„Erschossen —? Hauptmann —?“

„Ja, der Hauptmann hat ihn erschossen. Draußen am Waldesrande liegt die Leiche.“

„Hauptmann — gefangen?“

„Nein.“

„Ent — kommen?“

Sein ganzer Körper, soweit er nicht zermalmt war, begann zu beben. Sein Gesicht, so bereits entstellt genug, nahm einen geradezu unbeschreiblich gräßlichen Ausdruck an. Er schnappte nach Luft, ballte die zerquetschten Fäuste und schrie:

„Hauptmann — verdammt sei — ewig — Fluch — Fluch — Hölle — Fluch!“

Der Kopf fiel ihm nach hinten. Ein Blutstrahl schoß aus seinem Munde — ein sägendes Röcheln — ein convulsivisches Zucken — dann war es aus.

Die Anwesenden holten tief, tief Athem.

„Herrgott!“ stöhnte der alte Förster. „Wer eines solchen Todes sterben muß! Der Herr behüte uns in Gnaden!“

„Er hat wenigstens noch Reue gezeigt,“ sagte der Staatsanwalt. „Er hat die Wahrheit gestanden.“

„Das beabsichtigte ich,“ bemerkte Arndt. „Hoffentlich werden Sie die Güte haben, Ihre drei Gefangenen zu entlassen.“

„Sobald ich nach Hause komme und die Bureaustunden begonnen haben. Aber bitte, Herr Arndt, was war das denn mit dem Hauptmanne, der Seidelmann erschossen hat.“

„Eine Vermuthung.“

„O, Ihre Vermuthungen scheinen stets Gewißheiten zu sein. Wen aber meinen Sie unter diesem Hauptmanne?“

„Davon später! Jetzt wollen wir uns dem Augenblicke nicht entziehen. Wie steht es mit Frau Seidelmann? Werden Sie sich vielleicht Ihrer versichern?“

„Wie denken Sie darüber?“

„Ich halte es nicht für nöthig. Die Aermste hat zwei Todte; ist sie schuldig, so ist sie hart genug bestraft. Uebrigens, wenn Sie ihrer bedürfen, wird sie zu erlangen sein. Schließen wir hier zu und begeben wir uns nach dem Schachte. Dort sah ich den Pfarrer. Ihm geben wir den Schlüssel; er mag dann kommen und die Frau auf das, was ihrem Manne und Sohne geschehen ist, vorbereiten.“ — —

Am anderen Morgen, als die Zellenthüren das Gefängnisses geöffnet wurden, damit die Insassen ihre Morgensuppe erhalten sollten, wunderte sich Eduard Hauser nicht wenig, als der Wachtmeister sagte:

„Ihre Suppe essen Sie bei mir.“

„Warum?“

„Das werden Sie hören. Kommen Sie!“

Als er in die Wohnung des Beamten eintrat, entfuhr ihm ein Ruf der freudigsten Ueberraschung:

„Engelchen! Du hier?“

„Eduard! Du?“

Sie sprang von ihrem Stuhle auf und eilte ihm entgegen. Sie hatte sich allein im Zimmer befunden, und da der Wachtmeister mit Eduard nicht eingetreten war, so befanden sich die beiden Liebenden ganz allein. Engelchen warf Eduard die Arme um den Hals, legte den Kopf an seine Brust und sagte:

„Ach, was habe ich für Angst um Dich gehabt!“

„Um mich?“

„Ja.“

„Und ich um Dich!“

„Nicht um Dich selbst?“

„Nein. Um mich brauche ich keine Sorge zu haben, denn ich bin unschuldig. Du aber hast geschossen. Herrgott, was soll daraus werden! Ich konnte nichts Anderes thun, als Gott recht innig bitten, daß er die Herzen der Richter lenken möge! Warum aber holt man uns hierher?“

„Ja, warum?“

„Hat man es Dir nicht gesagt?“

„Nein. Die Wachtmeisterin holte mich und sagte, ich solle heute die Morgensuppe hier essen.“

„Höre, Engelchen, das scheint ein sehr gutes Zeichen zu sein.“

„Meinst Du?“

„Ja, gewiß! Man pflegt in einem Gefängnisse Liebesleuten, welche unter Anklage stehen, nicht Zusammenkünfte unter vier Augen zu gestatten. Das ist ganz ungewöhnlich!“

„Vielleicht ist Etwas geschehen, was unsere Angelegenheit zum Besten lenkt, lieber Eduard.“

„Gott gebe es! Du bist nur meinetwegen gefangen. Wie mir das in der Seele weh thut!“

„Ich konnte nicht anders, denn ich habe Dich ja lieb!“

„Wirklich? So ist Alles vergessen? Der Seidelmann, die Maskerade und — auch die Italienerin?“

Sie erröthete.

„Vergieb mir!“ sagte sie. „Ich werde niemals wieder so thörigt sein. Ich habe Dich recht sehr gekränkt.“

Da wurde die Thür geöffnet, und die Wachtmeisterin trat ein, mit einem Topfe und Tellern in der Hand.

„Darf ich stören? Ist die Begrüßung vorüber?“ fragte sie unter einem freundlichen Lächeln.

„Ja; wir sind fertig,“ antwortete Eduard, einigermaßen verlegen.

„Nun, so kann ich die Suppe auftragen.“

Sie setzte die Teller auf den Tisch und goß die Suppe ein.

„Sie werden sich wundern, daß es drei Teller giebt, und Sie sind doch nur Zwei," fuhr sie fort. „Ich wollte Ihnen nur Gelegenheit geben, sich ungestört einige Worte zu sagen; jetzt will ich die dritte Person holen."

Sie entfernte sich. Eduard nickte froh vor sich hin und sagte:

„So freundlich! Das hat gewiß nur Gutes zu bedeuten! Ich konnte gar nicht schlafen; ich mußte immer an Dich denken. Du gefangen! Mein Engelchen in der Zelle!"

„O, das war nicht so schlimm. Ich hatte Gesellschaft. Ich war mit Beyer's Gustel zusammen."

„Mit der? Das arme Mädchen! Wie erträgt sie ihr Geschick?"

„Sehr schwer! Es war mir fast unmöglich, sie zu trösten."

„Sie ist unschuldig. Gott wird auch ihr beistehen!"

Da kehrte die Wachtmeisterin zurück und brachte — Die, von der die Beiden soeben gesprochen hatten. Auguste Beyer war halb verwundert und halb beschämt, hier mit Hauser zusammen zu treffen. Er gab ihr die Hand und sagte:

„Grüß Dich Gott, Gustel! Du brauchst nicht zu erröthen. Alle Welt weiß, daß Du unschuldig bist."

Sie antwortete mit keinem Worte. Sie dankte nur mit einem leisen Nicken ihres Kopfes. Ihr Gesicht behielt den düsteren, muthlosen Ausdruck bei.

„Jetzt setzen Sie sich und essen Sie!" sagte die Wachtmeisterin. „Gefängnißsuppe ist keine Delicatesse, und kalt schmeckt sie vollends gar nicht."

„Denken Sie wirklich, daß wir essen können?" fragte Eduard.

„Warum denn nicht?"

„Aus mehreren Gründen, meist aber aus Wißbegierde dafür, was es zu bedeuten hat, daß wir zusammengebracht worden sind."

„Ich kenne den Grund auch nicht. Der Herr Staatsanwalt hat es befohlen. In einer halben Stunde soll ich Sie in seine Expedition bringen lassen!"

„Alle Drei?"

„Ja. Sorgen Sie sich aber nicht. Solche Befehle werden nur gegeben, wenn es sich um etwas Gutes handelt."

Die Frau blieb bei ihnen, darum konnten sie sich nicht so unterhalten, wie es geschehen wäre, wenn man sie allein gelassen hätte. Nach einer halben Stunde trat der Schließer ein, um sie zu dem Staatsanwalte zu führen.

Ihre Herzen klopften. Hatte Eduard Gutes erwartet, so wurde diese Vermuthung zur Gewißheit, als er neben dem Staatsanwalte — — Arndt stehen sah, welcher ihnen freundlich entgegenlächelte und ihnen zum Gruße die Hand reichte.

„Ah, Sie kennen einander!" sagte der Beamte. „Nun, diesem Herrn haben Sie es zu verdanken, daß ich jetzt die Freude habe, Ihnen eine gute Nachricht zu geben. Ihre Unschuld ist erwiesen."

Ein dreifaches „Ah!“ entfuhr ihren Lippen. Und Eduard stieß ganz unwillkürlich hervor:

„So schnell!“

„Ja, schnell genug ist es gegangen, Herr Hauser. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß Fritz Seidelmann sich in Ihre Stube geschlichen und die Spitzen in Ihren Rock genäht hat.“

„Dieser Schurke!“

„Er hat seine Strafe gefunden. Er ist todt.“

„Todt? Mein Gott!“

„Ja todt. Er und sein Vater spielten den Waldkönig. Der Vater wurde gestern Abend erschossen, und den Sohn verschüttete im Stollen das zusammenbrechende Gestein. Dieser Letztere gestand vor seinem Ende, daß Sie den Ring nicht gestohlen haben, Fräulein Beyer, und er sagte auch, daß er Sie nicht bestraft wissen will, Fräulein Hofmann. Sie sind also entlassen, alle Drei!“

Die Freude des Liebespaares läßt sich nicht beschreiben. Auguste Beyer aber stand bleich und stumm dabei, ohne ihren Gefühlen Worte zu geben. Das frappirte den Staatsanwalt.

„Nun, freuen Sie sich nicht?“ fragte er.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ihre Unschuld ist erwiesen; das ist doch ein Glück!“

„Ein Glück giebt es für mich nicht mehr, Herr Anwalt.“

Arndt kannte die Verhältnisse. Er sah es auch ihrer Körperbildung an, daß ihre Stunde nahe sein müsse. Ihn dauerte das brave Mädchen; darum sagte er begütigend:

„Fassen Sie Muth! Noch gehört ja das ganze Leben Ihnen. Und ich werde für Sie ebenso sorgen wie für diese Zwei hier! Ja,“ fügte er hinzu, sich an Eduard wendend, „Sie werden in Zukunft ein reicher Kaufmann sein!“

„Ich? Wieso?“ fragte Eduard erstaunt.

„Nun, die beiden Seidelmanns sind ja todt. Das Geschäft muß fortgeführt werden. Die armen Weber müssen doch einen Verleger haben. Dazu paßt Keiner besser als Sie?“

„Ich? O nein. Dazu gehört Geld oder Credit bei den großen Fabrikanten.“

„Geld haben wir, und Credit verschaffen wir uns auch. Morgen suchen wir die Fabrikanten auf, mit denen die beiden Seidelmanns in Geschäftsverbindung gestanden haben; sie werden mit Ihnen keinen schlechten Tausch machen.“

„Mein Heiland! Ist das wahr?“

„Freilich. Jetzt aber fahren wir nach Hause. Der Schlitten wartet unten. Ich bringe Euch im Triumph heim, und wir wollen sehen, ob der alte Starrkopf, der Hofmann, auch jetzt noch den Seidelmann seinem braven Nachbarssohne vorzieht!“



V. S. 40.

„Fassen Sie Muth."

Da konnte Eduard sich nicht mehr halten; er zog sein Engelchen an sich und sagte:

„Siehst Du, Engelchen, daß der alte Gott noch lebt! Herr Arndt ist sein Engel! Was er verspricht, das hält er. Wir werden glücklich sein!"

Die Drei wurden vom Staatsanwalte mit einem herzlichen Händedruck entlassen und stiegen mit Arndt in den unten wartenden Schlitten. Arndt hatte bereits mit dem alten Hofmann gesprochen, welcher sein Unrecht einsah und seine Tochter mit väterlicher Zärtlichkeit empfing. Wie Eduard von seinen Eltern bewillkommnet wurde, braucht gar nicht beschrieben zu werden.

Auguste war mit bei Hauser's eingetreten, um ihre Geschwister zu begrüßen. Sie sagte kein Wort. Sie konnte nur weinen. Arndt legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte:

„Für Sie ist auch gesorgt. Einstweilen fahren Sie mit mir in das Forsthaus. Frau Barbara freut sich außerordentlich, Sie bei sich zu sehen."

Als sie dann am Gottesacker vorüberfuhren, bat Auguste, für einige Augenblicke aussteigen zu dürfen, um das Grab ihrer Eltern zu sehen. Er selbst führte sie hin, um es ihr zu zeigen. Sie warf sich in den Schnee nieder und weinte zum Herzbrechen. Er ließ sie einige Zeit gewähren und sagte dann:

„Beruhigen Sie sich nun, liebes Kind. Ihren Eltern ist es wohl, denn ihre Sorgen sind gestillt, und sie ruhen aus von ihrer Arbeit. Ihr Segen gehört auch Ihnen!"

„Aber meine Sorgen sind nun doppelt groß!" weinte sie.

„Ich sagte bereits, daß ich für Sie sorge!"

Sie schüttelte langsam und traurig den Kopf und sagte:

„Und doch wäre es für mich am Allerbesten, wenn ich da unten bei Vater und Mutter läge!"

„Dieser Gedanke ist Sünde! Kommen Sie!"

Als Mutter Barbara das Schellengeläute hörte, eilte sie an die Thür. Sie kam die Stufen herab und hob das Mädchen aus dem Schlitten.

„Willkommen, herzlich willkommen, Kind!" sagte sie. „Wir wollen sehen, ob wir Das gut machen können, was Andere an Dir verbrochen haben. Komm herein!"

Auch der Förster kam ihr väterlich entgegen. Sie thaten Alles, um sie aufzuheitern und Lebenshoffnung in ihr zu erwecken. Sie aber blieb traurig.

Sie erhielt ein Stübchen angewiesen, wo sie den Tag über blieb. Nur erst zum Abendessen ließ sie sich sehen, aß aber nur ganz wenig und kehrte dann in ihr Stübchen zurück.

Dort saß sie am Fenster und blickte weinend zu den Sternen des Himmels empor. Sie hörte die Anderen schlafen gehen. Sie fühlte sich so allein; es war ihr so weh um das Herz. Auch war sie körperlich so ermüdet, als ob sie lange, lange Zeit Tag und Nacht gelaufen sei. Es wurde ihr übel; es kam über sie wie Fieberschauer. Es litt sie nicht in dem Stübchen. Sie verließ dasselbe, stieg die Treppe hinab und öffnete leise die Hausthür. Sie

wollte zu den Eltern. Sie wollte noch einmal am Grabe des Vaters und der Mutter beten und dann sehen, ob sie sich mit ihrem Schicksale auszusöhnen vermöge. —

In der Nacht hörte der Todtengräber ganz eigenthümliche Töne. Er weckte seine Frau.

„Horch! Was ist das?"

„Ein kleines Kind schreit."

„Aber auf dem Gottesacker? Da ist Etwas passirt! Brenne die Lampe an! Wir müssen nachsehen!"

Die beiden Leute kannten keine Furcht. Die Kinderstimme war zwar verstummt, aber sie durchsuchten dennoch den Kirchhof. Auf dem Grabe des Beyer'schen Ehepaares lag die Tochter ohne Besinnung, in ihrem Schooße ein kleines Kind. Ihre Hände waren fest um den Hals des zarten Wesens gekrallt — das Kind war zwar noch warm aber leblos.

Der Todtengräber und seine Frau schafften die ohnmächtige Mutter und das todte Kind zu sich in die Stube. Dann ging der Erstere zum Gemeindevorstand, um diesen zu wecken und Meldung zu machen. Wegen der vielen auf dem Schachte Verunglückten befanden sich zwei Aerzte im Orte. Zu ihnen gesellte sich am Morgen der Gerichtsarzt. Die Drei begaben sich in das Haus des Todtengräbers, um das Kind zu untersuchen.

Auguste Beyer lag still und theilnahmslos im Bette. Die Aerzte erklärten, das Kind habe nach der Geburt gelebt und geathmet und sei erdrosselt worden.

„Haben Sie das gethan?"

Sie nickte mit dem Kopfe. Sollte sie etwa leugnen? Es war ja nun doch Alles gleich.

Bereits am Nachmittage zog sie als Kindesmörderin wieder in das Untersuchungsgefängniß ein, welches sie gestern verlassen hatte. Die Aerzte hatten begutachtet, daß sie transportabel sei, wenn man die nöthige Vorsicht anwende. Sie sagte kein Wort, nnd sie weinte auch nicht. Warum auch weinen? Es war nun doch Alles aus! —

Dritte Abtheilung.

Die Sclaven der Schande.

Ein Magdalenenhändler.

In einer kleinen, stillen Straße der Residenz, wohin das Geräusch der verkehrsreicheren Stadttheile nicht zu dringen pflegte, gab es ein kleines Weinstübchen, welches — früher gar nicht sehr frequentirt — seit einiger Zeit recht lebhaft besucht wurde.

Diese neueren Gäste waren meist junge Leute, Studenten, sonstige Schüler, Commis und Andere. Das hatte seinen guten Grund, und dieser Grund bestand in — einer neuen Kellnerin.

Das Mädchen, welches seit einiger Zeit hier bediente, war noch jung, kaum sechszehn Jahre alt, dabei aber ziemlich entwickelt und von einer eigenartigen Lieblichkeit, durch welche die Gäste angezogen wurden, ohne aber es zu wagen, zudringlich zu werden. Es lag über das rosige Gesichtchen ein Hauch von Unschuld und Kindlichkeit ausgebreitet, den Jeder respectiren mußte, der überhaupt das Herz eines nicht rücksichtslosen Menschen besaß.

Heute war es noch früh am Morgen. Das Local bestand aus zwei Stuben. In der hinteren saß — der fromme Herr August Seidelmann, Vorsteher des Vereins der Brüder und Schwestern der Seligkeit. Er verkehrte hier nicht selten. Er war mit dem Wirthe bekannt und auch vorhin mit dem Bemerken, daß die Kellnerin jetzt nicht anwesend sei, von demselben bedient worden.

Nach einiger Zeit trat dieselbe in die vordere Stube. Sie wußte nicht, daß sich in der hinteren ein Gast befinde, und setzte sich, eine Häkelarbeit vornehmend, an ihren Platz.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Gast, ein Mann von Vertrauen erweckendem, ja beinahe ehrwürdigem Aussehen, welcher herablassend freundlich grüßte und sich einen Frühschoppen bestellte.

Die Kellnerin bediente ihn und kehrte dann an ihren Platz zurück. Sie vertiefte sich in ihre Arbeit so, daß sie gar nicht bemerkte, in welcher Art die Augen des Gastes auf sie gerichtet waren.

Er hatte nämlich in diesem Augenblicke gar nicht mehr das ehrwürdige Aussehen von vorhin. Sein Mund hatte sich gespitzt wie zum Kusse. Seine Augen leuchteten und ruhten mit einem Blicke auf ihr, der ebenso berechnend wie lüstern genannt werden mußte. Es war ganz so, als wenn ein Gourmand eine Delicatesse betrachtet und bei sich denkt:

„Das möchtest Du wohl essen; aber, hm, wie wird es denn mit dem Preise stehen?“

Das Schweigen schien ihm nach und nach unbequem zu werden. Er räusperte sich halblaut, und dabei nahm sein Gesicht wieder ganz den vorherigen, Vertrauen erweckenden Ausdruck an. Er räusperte sich noch einmal und fragte dann:

„Kennen Sie mich noch Fräulein?“

Die plötzliche Anrede brachte eine leichte Röthe auf ihren Wangen hervor; sie antwortete:

„Sie waren gestern Abend hier?“

„Ja. Ich komme gleich heute früh wieder, weil Ihr Wein wirklich exquisit ist.

„Das sollte der Herr hören.“

„Warum?“

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu, als ob sie sich wundere, daß er so etwas Selbstverständliches nicht begreife, und antwortete:

„Weil er sich darüber freuen würde.“

„Ach so? Und Sie? Freuen Sie sich nicht auch?“

„Es ist mir lieb, wenn der Herr mit der Einnahme zufrieden ist.‘

„Und wenn Sie dabei auch eine Einnahme haben.“

Wieder blickte sie ihn fragend an. Er erklärte:

„Ich meine nämlich die Trinkgelder. Besinnen Sie sich, daß ich Ihnen gestern einen Gulden gab?“

„Es war zu viel!“ antwortete sie, indem sie verlegen auf ihre Arbeit niederblickte.

„Zuviel? O nein. Es war gerade genug für ein so allerliebstes, hübsches — Getränk, wie dieser Weißwein ist.“

Er hatte das, was er eigentlich hatte sagen wollen, noch rechtzeitig unterdrückt und beobachtete nun, welchen Eindruck seine Worte gemacht hatten.

Sie schien gar nicht zu ahnen, daß er „Mädchen“ anstatt „Getränk“ hatte sagen wollen. Sie arbeitete weiter, und es hatte ganz den Anschein, als ob sie das Gespräch nun für abgebrochen und beendigt halte. Er aber fuhr fort:

„Es ist darum so sehr schade, daß ich nicht wiederkommen kann.“

„Warum können Sie das nicht?“

„Weil ich nicht von hier bin. Das ist wohl auch der Grund, daß Sie mein Trinkgeld für zu hoch halten. Da, wo ich wohne, ist man nicht knauserig. Wer etwas Gutes genießt, der bezahlt auch gern und anständig.“

Sie antwortete nicht. Wieder verging eine Weile. Er suchte nach einem Anknüpfungspunkte. Sein Auge fiel auf das Pianino, welches an der Wand stand. Er fragte:

„Für wen ist dieses Instrument?“

„Für die Gäste.“

„Nicht auch für Sie, Fräulein?“



„Freuen Sie sich nicht auch?"

„Nein.“

„So spielen Sie wohl gar nicht?“

„Ich habe es nicht gelernt.“

„Das ist schade! Clavierspielen gehört jetzt zur Bildung. Eine jede Dame muß es können.“

„Meine Eltern sind zu arm dazu.“

„Ach so! Darf ich fragen, was Ihr Vater ist?“

„Er ist Holzschnitzer.“

„Wo?“

„Droben im Gebirge. Leider aber kann er das Geschäft nicht mehr treiben. Er ist in die Kreissäge gekommen und hat dabei drei Finger der rechten Hand verloren.“

„O weh! Das ist schlimm! Da bedaure ich ihn von Herzen. Nun wird Ihre arme Mutter doppelt arbeiten müssen!“

Es flog ihr feucht über die Augen, als sie antwortete:

„Ich habe keine Mutter mehr. Sie starb vor drei Vierteljahren am Fieber.“

„An welchem Fieber?“

„Die Aerzte nannten es Hungertyphus.“

„Hungertyphus? Haben Sie denn Hunger gelitten?“

„Hunger eigentlich nicht, denn es gab stets etwas zu essen, wenn man auch nicht so recht satt wurde. Aber es wurde gesagt, daß diese Nahrung nicht zureichend sei; man verhungere, trotzdem man esse.“

„Das begreife ich nicht! Haben Sie Geschwister?“

„Noch drei Schwestern.“

„Welche älter sind als Sie?“

„Nein. Ich bin die Aelteste.“

„Aber da werden Sie ja zu Hause gebraucht!“

„Eigentlich, ja. Aber ich mußte dennoch fort, um Geld zu verdienen. Die nächste Schwester ist vierzehn Jahre alt; sie kommt zu Ostern aus der Schule und muß nun an meiner Stelle die Wirthschaft versorgen.“

„Und was macht Ihr Vater? Womit ernährt er sich?“

„Er handelt ein Wenig mit Obst. Das bringt er trotz seiner invaliden Hand fertig.“

„Reich wird er dabei wohl nicht werden!“

„O nein. Aber der liebe Gott hilft doch immer.“

„Und Sie mit. Natürlich müssen Sie Ihren Lohn hergeben?“

Sie nickte. Ein lautes „Ja“ zu sagen, das fiel ihr denn doch zu schwer. Sie hatte den Vater und die Geschwister von Herzen lieb. Was sie that, das that sie gern. Arm zu sein, ist keine Schande, aber so offen darüber zu sprechen, das widerstrebte doch ihrem Gemüthe.

Wieder kam eine Pause. Dann begann er von Neuem:

„Wie heißt Ihr Vater?“

„Weber.“

„Und Sie?“

„Ich werde Magda genannt.“

„Das ist doch wohl die Abkürzung von Magdalene?“

„Ja.“

Da glitt ein eigenthümlicher, faunischer Zug über sein Gesicht. Er richtete das Auge scharf auf sie und fragte:

„Wissen Sie wohl, was man unter einer Magdalene versteht?“

„Nein,“ antwortete sie, indem sie ihm dabei groß und offen in das Gesicht sah.

„Nun, haben Sie nicht von Maria Magdalena gehört?“

„O doch! Ich las von ihr in der Bibel.“

„So wissen Sie doch, wer sie war?“

„Eine Freundin und Anhängerin des Heilandes.“

„Und von der büßenden Magdalena, die gemalt worden ist, haben Sie auch gehört?“

„Nein.“

Sie antwortete offen und ohne Zaudern. Er erkannte, was er wissen wollte: Sie war ein sittlich reines, unverdorbenes Mädchen. Der Gedanke, welcher ihm gestern gekommen war, wurde jetzt zum Entschlusse. Diese Magda war eine wunderliebliche Knospe, welche versprach, sich zur Rose von vollendeter Schönheit zu entfalten.

„Haben Sie bereits an anderen Orten gedient?“ setzte er das Gespräch fort.

Dies Gespräch war ein Examen, ohne daß sie es merkte.

„Hier ist meine erste Stelle,“ erwiderte sie.

„Wieviel erhalten Sie?“

„Drei Gulden monatlich.“

„O weh! Das ist sehr, sehr wenig! Wie wollen Sie da Ihren armen Vater unterstützen, zumal Sie von den Besuchern dieses Locales keine großen Trinkgelder zu erhalten scheinen?“

„Es wird mir allerdings nicht leicht. Ich muß den ganzen Lohn dem Vater geben und brauche doch auch Geld für Wäsche und Verschiedenes. Vielleicht bekomme ich eine andere und bessere Stelle!“

„Sie wollen also nicht bleiben?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich zu wenig verdiene, und weil die Madame ein anderes Mädchen haben will.“

„Ist sie denn nicht mit Ihnen zufrieden?“

„Das wohl, aber —“

Sie stockte und erröthete.

„Nun, fahren Sie doch fort!“

„Sie zankt sich zuweilen mit dem Herrn.“

„Wohl wegen Ihnen?“

„Ja.“

„Hm! Das ist sehr unangenehm. Haben Sie denn bereits eine andere Stelle?“

„Noch nicht, obgleich ich zu jeder Zeit abziehen könnte.“

„Das ist doch nicht gebräuchlich!“

„Aber ich dürfte doch sogleich fort, wenn ich auf den letzten Monatslohn verzichten wollte.“

„So verzichten Sie doch lieber auf die lumpigen drei Gulden, wenn Sie eine bessere Stelle bekommen können!“

„Das thäte ich gar wohl. Aber ich bekomme eben keine bessere. Ich bin den Leuten zu jung, ich soll erst noch lernen. Man bietet mir gar nicht mehr als drei Gulden.“

„Ja, ja, so ist es hier in der Residenz! Bei uns bezahlt man zehnmal besser. Bei uns würde man Ihnen viel mehr bieten.“

Das electrisirte sie. Sie hob rasch das hübsche Köpfchen und fragte:

„Wo ist das?“

„In Rollenburg.“

„In dem Rollenburg, wo sich die Irrenanstalt befindet?“

„Ja, die Landesirrenanstalt und zwei Privatanstalten. Dort wissen die Leute zu leben. Dort nutzt man das Gesinde nicht so aus wie hier. Ein Mädchen, welches seine Arbeit macht, hat jeden Sonntag frei, einen hohen Lohn und ein sehr nobles Weihnachtsgeschenk.“

„Welchen Lohn bekommt man dort?“

„Hm! Das kommt auf die Stelle an, welche man bekleidet, ob Dienstmädchen, Hausmädchen, Zimmermädchen, Verkäuferin oder Kellnerin. Was würden Sie vorziehen?“

„Kellnerin möchte ich doch nicht gern wieder werden.“

„Warum?“

„Weil —“

„Nun, weil —? Sprechen Sie immerhin aufrichtig mit mir. Ich meine es aufrichtig mit Ihnen.“

„Weil die Gäste oft so zudringlich sind.“

„Ja freilich, da haben Sie Recht. Eine Stelle bei Damen würde Ihnen also lieber sein?“

„Ganz gewiß. Ich wäre ganz glücklich, wenn ich eine solche erhalten könnte!“

„Wirklich? Ah, das trifft sich wunderbar! Aber Sie wollen leider hier in der Residenz bleiben?“

„O nein. Der Ort, an dem ich mich befinde, ist ganz gleichgiltig, wenn ich nur so viel verdiene, daß ich meinem Vater zuweilen eine Erleichterung bereiten kann.“

„Dann ist es gerade, als ob das Schicksal mich hierher geschickt hätte. Ich weiß nämlich eine gute, sehr gute Stelle.“

„In Rollenburg?“

„Ja. Bei einer Verwandten von mir. Wissen Sie, sie ist eine Malerin, eine sehr berühmte Künstlerin. Sie hat eine Anzahl junger Damen in Pension, welche auch Malerinnen werden sollen. Für diese Damen braucht sie ein Stubenmädchen. Ein Dienst- und ein Hausmädchen hat sie bereits. Das Stubenmädchen soll die feineren und leichteren Arbeiten besorgen. Der Lohn ist sehr hoch, und daß diese Künstlerinnen feine Trinkgelder geben, das können Sie sich denken!"

Das unerfahrene Mädchen stand von seinem Platze auf. Die Augen leuchteten vor Freude und die Wangen erglühten wie Schnee, auf den der Strahl der Morgenröthe fällt. Der Gast fühlte sich dem Ziele nahe und fragte darum:

„Würde Ihnen diese Stelle recht sein?"

„Wie ist der Lohn?"

„Fünfzehn Gulden monatlich."

„Fünf— — mein Gott! Fünfzehn Gulden?"

„Ja, ohne die Trinkgelder und Geschenke."

„O, könnte ich die Stelle bekommen! Welch ein Glück! Wie könnte ich da den Vater unterstützen!"

„Nun, ich will Ihnen sagen, daß meine Verwandte mich gebeten hat, mich hier nach einer passenden Person umzusehen; ich könnte sie gleich mitbringen."

„Dann bitte, bitte, nehmen Sie keine Andere!"

Sie hielt ihm bittend das kleine Händchen entgegen. Er ergriff und drückte die zarten Finger, und antwortete dann im Tone väterlichen Wohlwollens:

„Nun, Sie sind zwar jung —"

„Ich werde mir alle mögliche Mühe geben," fiel sie voller Eifer ein.

„Schön! Man verlangt besonders Zweierlei. Erstens soll die Betreffende gutwillig sein."

„O, was das betrifft, so will ich gern Alles thun, was man von mir verlangt!"

Er biß sich auf die Lippen, um ein Lachen nicht merken zu lassen, und sagte weiter:

„Das erwarte ich natürlich von Ihnen. Zweitens aber soll sie auch hübsch sein!"

Sie erröthete bis in den Nacken hinab.

„Hübsch?" fragte sie. „Warum das?"

„Denken Sie, lauter Malerinnen, Künstlerinnen! Solche Damen können häßliche Gesichter nicht dulden. Und außerdem ist es für eine Herrschaft immerhin empfehlend, wohlgebildete Dienerschaft zu haben."

Sie befand sich sichtlich in einer ungewohnten Verlegenheit.

„Dann — dann werde ich wohl verzichten müssen!" sagte sie.

„Warum?"

Dieser Mensch spielte wirklich grausam mit dem reinen, unschuldigen Kinde. Er war ein Mephistopheles.

„Ich denke, daß ich solche Ansprüche nicht befriedige."

„Sie meinen, daß Sie nicht hübsch genug sind?"

„Ja."

„Da irren Sie sich! Sie brauchen nicht bange zu sein, denn ich bin überzeugt, daß Sie der Dame gefallen werden. Freilich möchte ich, ehe ich Sie engagire, sicher gehen. Sind Ihre Papiere in Ordnung?"

„Ja."

„Sie können also augenblicklich fort?"

„Ja. Die Madame sagt es."

„Aber der Herr?"

„Der ist heute verreist."

„Aber es muß doch eine Kellnerin hier sein!"

„Die Dame nimmt einstweilen ihre Schwester her."

„Gut! Also, sind Sie mit dem Lohne zufrieden, den ich Ihnen vorhin geboten habe?"

„Vollständig."

„Und mit fünf Gulden Draufgeld, welche ich Ihnen jetzt gleich auszahle?"

„Herr, das ist doch zu viel!"

„Was ich Ihnen biete, ist allerdings ungewöhnlich viel; aber ich hoffe, daß Sie mir erkenntlich sein werden!"

„Ganz gern!"

„Schön! So werden Sie mir jetzt eine Bitte erfüllen."

„Ja, wenn ich kann."

„Sie können. Verschweigen Sie Ihrer jetzigen Herrschaft, wohin Sie gehen!"

„Warum?"

„Ich habe einen Grund, den ich Ihnen erst später sagen kann."

„Ich will es thun."

„Ich fahre mit dem Zuge Nachmittags fünf Uhr fort. Wollen Sie da auf dem Bahnhofe sein?"

„Ja."

„Natürlich mit Ihren Sachen!"

„Ich habe nicht viel, denn ich bin arm. Eine kleine Lade, das ist Alles, was ich mitbringen werde."

„Sie werden sich in Rollenburg sehr bald gute Wäsche und schöne Kleider anschaffen können."

„Wie heißt die Dame, zu der ich komme?"

„Fräulein Melitta. Sie ist nämlich unverheirathet."

„Und darf ich auch Ihren Namen erfahren?"

„Ich heiße Uhland und bin Rentier. Wissen Sie vielleicht, was das ist?"

„Ja, ein Herr, der von seinen Zinsen lebt.“

„Richtig. Fräulein Melitta ist ebenso reich wie ich. Sie werden es dort sehr gut haben! Hier sind die fünf Gulden Draufgeld, welche ich Ihnen versprochen habe!“

„Ich danke!“

Sie nahm das Geld und steckte es ein. Er war dieser Bewegung mit Spannung gefolgt. Jetzt gab er ihr noch einen Gulden, indem er sagte:

„Und das ist für den Wein.“

„Zuviel, Herr Uhland!“

„Schon gut! Sie haben das Draufgeld bekommen; die Sache ist abgemacht; ich rechne ganz bestimmt darauf, daß Sie zur rechten Zeit zum Zuge eintreffen!“

„O, ich werde bereits viel eher auf dem Bahnhofe sein!“

„Schön! Also auf Wiedersehen, liebes Kind!“

„Adieu, Herr Uhland!“

Er gab ihr die Hand und ging. Magda fühlte sich außerordentlich glücklich. Sie eilte sogleich zu ihrer Herrin. Diese war eifersüchtig auf sie und hatte gar nichts gegen ihren sofortigen Abzug.

Der fromme Schuster hatte jedes Wort gehört. Als der Fremde das Local verließ, trank auch er seinen Wein schnell aus, legte die Bezahlung neben das Glas und folgte ihm. Er wurde dabei von Magda gar nicht bemerkt, da diese ja gleich zu ihrer Herrin gegangen war.

Der sogenannte Rentier Uhland spazierte gemächlich durch mehrere Straßen und trat dann in ein feines Café, um sich einen Extragenuß zu gewähren.

„Ich habe ein brillantes Geschäft gemacht,“ dachte er, „und kann mir eine Güte thun. Wenn nur diese Kleine auch Wort hält!“

Er hatte sich kaum niedergesetzt, so trat Seidelmann ein und schritt demselben Tische zu.

„Mit Erlaubniß?“ fragte er.

Uhland warf einen bezeichnenden Blick auf die nahe stehenden leeren Tische, nickte aber doch.

Beide wurden bedient. Seidelmann legte sich bequem in dem Stuhle zurecht und begann:

„Sie scheinen meine Anwesenheit ungern zu bemerken?“

„Es giebt mehrere Tische hier.“

„Ich habe es aber nur auf diesen abgesehen.“

„Warum? Ist es Ihr Stammtisch?“

„Nein.“

„So begreife ich nicht —!“

„Sie werden sofort begreifen. Ich beabsichtige nämlich, hier an diesem Tische einen Herrn Uhland zu treffen.“

„Uhland?“

„Ja. Rentier.“

„Ah!“

„Aus Rollenburg.“

„Mein Herr!“

Uhland schien verlegen geworden zu sein. Seidelmann aber fuhr unbeirrt fort:

„Der eine Verwandte besitzt, welche Malerin ist.“

„Uhland heiße ich. Was wollen Sie von mir?“

„Sind Sie wirklich von Rollenburg?“

„Ja.“

„Aber Rentier sind Sie nicht!“

„Wie kommen Sie mir vor? Habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich Rentier bin?“

„Nein; aber Anderen machen Sie es weiß!“

„Wem denn?“

„Einer gewissen Magdalena Weber.“

Der Fremde verfärbte sich. Er musterte den Schuster genauer, konnte sich aber unmöglich entschließen, ihn für einen verkleideten Polizisten zu halten; daher fragte er ziemlich barsch:

„Herr, was gehen Ihnen meine Angelegenheiten an?“

„Sehr viel!“

„Lassen Sie mich ungeschoren!“

„Wenn Sie die betreffende Magda ungeschoren lassen!“

„Ich begreife nicht, von welcher Magda Sie sprechen!“

„Von der, welche Sie als Zimmermädchen in das Haus der berühmten Malerin Melitta bringen wollen!“

„Ich weiß von nichts!“

„Pah! Ich habe in dem hinteren Zimmer gesessen und Alles mit angehört.“

„Es war ein Scherz!“

„Unsinn! Aus Spaß giebt man nicht fünf Gulden Draufgeld!“

„Warum nicht? Das Mädchen ist wirklich hübsch.“

Da ließ der Schuster ein heiseres Kichern hören und sagte:

„Ich glaube gar, Sie halten mich für einen Polizisten!“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Warum leugnen Sie da?“

„Läßt man nur Polizisten nicht in seine Angelegenheiten sehen?“

„Sie haben nicht ganz Unrecht. Und meine scheinbare Zudringlichkeit muß Ihnen auffällig erscheinen. Aber ich habe wirklich ganz gute Absichten.“

„Die jedoch mir ganz gleichgiltig sind.“

„Daran zweifle ich. Ich bin gekommen, Ihnen ein sehr gutes Geschäft vorzuschlagen.“

„Was für eins?“

„Genau so eins, wie Sie soeben abgeschlossen haben.“

„Herr, wie wollen Sie wissen, was für Geschäfte ich mache! Lassen Sie mich in Ruhe.“

„Ihre Geschäfte sind allerdings mit gewissen Gefahren verbunden; darum spricht man nicht gern von ihnen. Aber ich hatte in letzter Zeit einige Male in Rollenburg zu thun und machte mir da das Vergnügen, Fräulein Melitta aufzusuchen —“

„Ah, Sie waren dort?“

„Ja. Warum nicht? Es bedarf da gar keiner Anmeldung oder Einführung. Wer kommt, der ist willkommen.“

„Warum erzählen Sie mir das?“

„Weil Fräulein Melitta Ihren Namen nannte.“

„Was! Sie sprach von mir?“

„Ja, sie sprach von Ihnen, allerdings nicht als von einem Rentier, der von seinen Zinsen lebt, sondern als von ihrem Agenten, dessen Geschmack und Talent sie die allerbesten Aquisitionen zu verdanken hat.“

„Sehr verbunden! Verfängt aber bei mir nicht!“

„Wollen sehen! Heute nun belauschte ich Sie mit der kleinen Magda. Ich hörte Wort für Wort.“

„Hole Sie der Teufel!“

„Er mag noch ein paar Jährchen warten! Ich habe gesehen, daß Sie ein zuverlässiger Geschäftsmann sind, und darüber freue ich mich so sehr, daß ich Ihnen noch einen zweiten Gegenstand zuweisen will.“

„Wer sind Sie?“

„Davon später!“

„Sie wollen sich Geld verdienen?“

„Keinen Kreuzer!“

„Das erregt Mißtrauen!“

„Weil Sie die Verhältnisse nicht kennen.“

„So erklären Sie sich!“

„Hören Sie! Es gab einen Mann, dem eine gewisse Marie Bertram unbequem wurde. Er that sie zu einer Dame, bei welcher sie die Vorschule der Liebenswürdigkeit absolviren sollte. Diese Schule fruchtete jedoch nicht viel, denn als diese Marie eine Anstellung in dem eigentlichen Tempel der Liebe erhielt, spielte sie die Vestalin.“

„Wie dumm!“

„Ganz richtig!“

„Ist sie so geblieben?“

„Das läßt sich weder bejahen noch verneinen. Sie wurde oft in Versuchung geführt, konnte aber dabei nicht beobachtet werden. Jetzt ist sie noch unbequemer geworden als vorher. Man will sie los sein.“

„Wie alt ist sie?“

„Achtzehn.“

„Welche Figur?“

„Voll, doch nicht zu sehr. Sie ist die Rose, während Ihre heutige Magda die Knospe ist.“

„Ist sie theuer?“

„Keinen Kreuzer.“

„Sapperment!“

„Nicht wahr, Sie wundern sich!“

„Da muß es aber einen Haken haben.“

„Allerdings. Sie ist nämlich ein Wenig tiefsinnig.“

„Das thut nichts. Man bringt sie in lustige Gesellschaft, da hält der Tiefsinn nicht lange an. Wo ist sie zu treffen?“

„In der Ufergasse, bei der ehrwürdigen Madame Groh, Rentière, ganz so, wie Sie Rentier sind.“

„Ich kenne sie, kenne sie! Eine Etage tiefer wohnt Madame Pauli mit ihrer Damenpension?“

„Ja.“

„Wer hat in diesem Falle die Entscheidung?“

„Ich.“

„Sind Sie denn mit dem Mädchen verwandt?“

„Nein. Ich bin aber Vormund.“

„Sapperment! Sie wagen viel!“

„Gar nichts. Ich kenne Sie doch nicht. Sie sagen, daß Sie ein ehrlicher Mann sind, und ich vermiethe Ihnen meine Mündel. Was riskire ich dabei?“

„Sehr viel freilich nicht. Also im Ernste, was wäre zu bezahlen, Herr Vormund?“

„Gar nichts, wie ich bereits gesagt habe.“

„Dann wäre ich ja der größte Esel des Erdbodens, wenn ich mir das Mädchen nicht einmal ansehen wollte. Gehen Sie mit?“

„Ja. Doch trinken wir vorher in Gemächlichkeit aus!“

Nach kurzer Zeit machten sie sich nach der Uferstraße auf den Weg. Zwei Treppen hoch in dem betreffenden Hause klingelte Seidelmann. Ein Dienstmädchen öffnete, erkannte den Schuster und ließ die Beiden in den Salon treten. Dort saß Madame Groh am Fenster und las in einem Buche mit Goldschnitt, welches fromme Communionsbetrachtungen enthielt. Sie legte das Buch weg und erhob sich.

„Störe ich Dich etwa, liebe Adelheit?“ fragte Seidelmann.

„Du mich? Niemals. Soeben las ich eine geistreiche Anspielung auf die Hussitten mit ihrer Ziskatrommel. Bei Gelegenheit mußt Du die Stelle sehen!“

„Zeichne sie ein. Jetzt aber gestatte, daß ich Dir den Herrn Rentier Uhland aus Rollenburg vorstelle!“

„Sehr angenehm!“

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich der Vorsteher der Brüder der

Seligkeit bin, während Madame die Vorsteherin der Schwestern dieses heiligen Bundes ist.“

„Ah, wirklich? Dann kenne ich Sie bereits. Ihr Name ist Seidelmann? Nicht?“

„Ja.“

„Nun, so ist es gut, daß ich Vertrauen zu Ihnen gefaßt habe, denn ich weiß, daß ich zu keinem Verräther gekommen bin.“

„Welch ein häßliches Wort! Ich bin kein Judas Ischarioth; ich arbeite und pflanze auf dem Acker der Frömmigkeit, und Niemand kann mich einer Untreue zeihen. Freilich geht nicht ein jeder Same auf; es giebt auch taube Körner oder harte, welche nicht erweichen wollen. So ein hartes Korn möchte ich Ihrer Hand anvertrauen, Herr Uhland.“

„Ich hoffe, daß ich es zum Keimen bringe.“

„Welches harte Korn meint Ihr denn, lieber August?“ fragte die Vorsteherin der Seligkeit.

„Marie Bertram.“

„Ach ja! Diese gleicht dem felsigen Boden, wo die Vögel kommen und davon wegfressen. Sie hat uns bereits sehr viele und sehr schwere Sorge gemacht.“

„Darum müssen wir sie auch ausroden und in ein anderes Land verpflanzen.“

„Wohin?“

„Nach Rollenburg zu Fräulein Melitta.“

„Ich habe von ihr gehört. Sie ist eine gute Gärtnerin und duldet kein Unkraut unter ihren edlen Rosen. Bei ihr wäre der allerbeste Platz für dieses mißrathene Gewächs.“

„Wo ist die Marie?“

„Unten bei Madame Pauli.“

„Bitte, laß sie rufen!“

Das Dienstmädchen wurde geschickt, und nach kurzer Zeit trat Marie ein. Sie hatte sich noch schöner entwickelt. Das Nichtsthun neben dem reichlichen Essen hatte ihre Formen gefüllt. Sie war jetzt wirklich eine Rose, aber eine Rose, in welcher der Wurm saß. Ihr Auge war verschleiert, ihr Blick starr. Um den zusammengekniffenen Mund lag es wie ein todesmuthiger Trotz.

Sie trug ein Gewand, welches gar nicht Gewand genannt werden konnte, da es von ihrem Körper mehr enthüllte, als verbarg.

„Tritt näher!“ gebot die Groh in strengem Tone.

Marie gehorchte. Ihre Bewegung wahr mehr instinctiv, als eine Folge bewußten Wollens.

„Siehe Dir diesen Herrn an!“

Das Mädchen erhob das Auge und richtete es mit halb irrem Ausdrucke auf Uhland.

„Du sollst eine Anstellung bei ihm haben. Willst Du mit ihm gehen?“

„Ja,“ klang die Antwort.

Aber dieses Wörtchen machte nicht den Eindruck einer selbstbewußten Zustimmung, sondern es klang wie der Laut, welchen ein Automat von sich giebt, wenn man ihn berührt.

„So kannst Du einstweilen wieder gehen!"

Sie drehte sich mechanisch um und ging zur Thür hinaus.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?" fragte der Schuster.

„Eine schöne Statue ohne Leben."

„So ist es, ganz genau so. Ist nicht Leben hineinzubringen?"

„Vielleicht. War sie stets so?"

„Nein. Sie soll einmal sehr erschrocken sein oder großen Kummer erfahren haben."

„So ist sie leicht zu heilen. Sie muß Einem begegnen, den sie lieb haben kann, und für so Einen werde ich sorgen."

„Sie nehmen sie also?"

„Ja, vorausgesetzt, daß ich nichts zu bezahlen habe."

„Gar nichts. Ich halte mein Wort."

„Wie aber bekomme ich sie nach dem Bahnhofe?"

Seidelmann sann einige Augenblicke nach und sagte dann:

„Das Klügste ist, ich bringe sie Ihnen, aber nicht nach dem Bahnhofe, sondern nach der nächsten Haltestelle."

„Warum?"

„Man soll weder mich noch Sie hier mit ihr sehen."

„Schlau! Aber Sie müssen zur rechten Zeit eintreffen. Ich kann nicht aussteigen und auf sie warten."

„Keine Sorge! Ich stelle mich pünktlich ein und löse das Billet. Sehen Sie zum Coupé heraus, damit ich Sie bemerken kann."

Am Nachmittage fuhr eine Droschke am Bahnhofe vor. Ein junger Mann, welcher eine Brille trug, stieg aus, bezahlte den Kutscher und schritt den Perron entlang dem Wartezimmer zu. Er hatte nichts bei sich als eine kleine Reisetasche, welche sein ganzes Gepäck enthielt.

Er trat in das Wartezimmer zweiter Classe. Es war noch leer. Nur ein junges Mädchen saß da. Neben ihrem Stuhle lag eine kleine Lade. Sie ging sehr einfach gekleidet, so daß man vermuthen konnte, daß sie hatte in das Wartezimmer dritter Classe gehen wollen, aber irre gegangen war.

Der junge Mann setzte sich und ließ sich ein Glas Bier geben. Während des Trinkens fiel sein Blick schärfer auf das Mädchen und kehrte von da immer und immer wieder zu ihr zurück.

Sie war eine aufknospende Schönheit, eine viel versprechende Blüthe, welche noch keine Hand berührt hatte. Aber nicht das allein zog sein Auge an, sondern in ihren weichen, sanften Zügen fand er ein Etwas, was ihm bekannt und vertraut vorkam.

Und, sonderbar, auch sie blickte wiederholt zu ihm herüber, und wenn sich ihre Blicke dabei begegneten, senkte sich ihre Wimper, aber nicht wie zurückgeschreckt, sondern wie von der Freude bewegt.

V. S.

Da stand er auf, machte einige rasche, entschlossene Schritte auf sie zu, verbeugte sich leicht und sagte:

„Entschuldigung, mein Fräulein! Haben wir uns nicht bereits einmal gesehen?"

Sie erröthete sehr, hob aber ihr schönes Auge frei zu ihm empor und antwortete:

„Sehr oft, Herr Doctor."

„Wie! Sie kennen mich?"

„Sie aber werden mich vergessen haben."

„Wo sahen wir uns denn?"

„In der Heimath, in Langenstadt."

„Ah, Sie sind auch da oben her? Ich bin allerdings fast fünf Jahre nicht daheim gewesen. Aber hm! Ihr Gesicht spricht mich so freundlich und so traulich an, und doch weiß ich auch nicht, welchen Namen ich Ihnen geben soll."

„Denken Sie an die Kirschen!"

„An welche Kirschen?"

„An die Kirschen, Stachelbeeren, Birnen und Aepfel, welche Sie heimlich zwischen den Zaun steckten, damit sie Jemand finden könnte."

Er schien nachzudenken.

„Wer war dieser Jemand?"

„Ein kleines, armes Mädchen, welches niemals einen Pfennig hatte, sich solche Früchte zu kaufen. Sie waren damals noch Gymnasiast; dann gingen Sie auf die Universität, wurden Arzt und machten Reisen. Das kleine Mädchen ist inzwischen auch ein Wenig größer geworden."

„Webers Magda? Das kleine, rosige Geschöpf? Die meinen Sie doch? Nicht wahr?"

„Ja, Herr Doctor."

„Und die — ah, sind Sie etwa diese Magda?"

„Ja."

„Nun, das ist mir eine große, große Freude! Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen setze! Ja?"

Sie nickte nur; aber ihr ganzes, liebes Gesichtchen strahlte vor Freude über die Ehre, die ihr zu Theil wurde. Er holte sein Glas, nahm ihr gegenüber Platz, ließ sein Auge voll und warm auf ihr ruhen und sagte:

„Ja, ja, das ist das Gesichtchen, und das sind auch die Augen, die es dem Jungen angethan hatten. Aber sagen Sie einmal, damals fürchteten Sie sich so sehr vor mir?"

„Fürchten? O nein, niemals," lächelte sie.

„Aber, so oft ich Sie auch rief und lockte, Sie kamen doch nie zu mir heran."

„O, doch nicht aus Furcht."

„Weshalb sonst?"

„Ihre Eltern waren so reich und die meinigen so arm."

„Was thut das?“

„Sehr viel! Ihr Garten kam mir vor wie der Himmel. Ich hegte eine unendliche Ehrfurcht vor Allem, was sich jenseits des Zaunes befand.“

„Ach so! Also nicht Furcht, sondern Ehrfurcht?“ lachte er.

„Ja. Und sodann war ich ein ganz kleines, dummes Ding, lief barfuß und aß Grützebrei; Sie aber trugen eine grüne Mütze, waren als ein Ausbund von Gelehrsamkeit bekannt und ritten spazieren. Da durfte man doch nur ganz scheu und verlegen durch den Zaun lauschen.“

„Aber ich baute an diesem Zaune ein Nest und legte manchmal Kirschen hinein —“

„Dann kam der scheue Vogel und — husch, fort waren sie!“

„Ja. Und so war es auch mit den Beeren, Birnen, Aepfeln und Nüssen. Ich habe im Stillen meine helle Freude an Ihnen gehabt, das können Sie mir glauben.“

„Und ich war gewaltig stolz auf die Notiz, welche Sie von mir nahmen.“

„Leider dauerte das nicht lange. Ich ging zur Schule, und später starben die Eltern schnell hintereinander weg. Ich kam nur auf Augenblicke zur Heimath, und dann blieb ich ganz weg. Und Sie?“

„Mir starb die Mutter. Der Vater kam um die Hand —“

„O weh! Wie denn?“

„Die Kreissäge verstümmelte sie ihm. Nun war es natürlich aus mit dem Holzschnitzen. Er fing einen kleinen Obsthandel an.“

„Der ihn aber nur kümmerlich ernährt?“

„Ich habe noch drei Schwestern,“ antwortete sie, indem sie den Blick zu Boden senkte.

„Von denen Sie die Aelteste sind. Und dennoch — ich vermuthe, Sie haben Langenstadt verlassen, um einen Dienst zu suchen?“

„Ich diente bereits.“

„Wo?“

„In der Residenz.“

„Als was?“

„Als Kellnerin in einer Weinstube.“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. Was ging ihm dieses fremde, arme, ungebildete Dienstmädchen an? Und doch hatte er das Gefühl, als sei irgend eine Saite seines Innern mißtönend angeschlagen worden.

„Dort sind Sie noch jetzt?“ fragte er.

„Nein.“

„Wo denn?“

„Ich fahre heute nach Rollenburg, wo ich einen neuen Dienst erhalten habe.“

Sofort erheiterte sich sein Gesicht wieder.

„Nach Rollenburg? Dahin will ich auch.“

„Wohnen Sie dort, Herr Doctor?“

„Noch nicht; aber ich habe einen Ruf dorthin erhalten, als Assistent einer Privatirrenanstalt."

„Brrr!" schüttelte sie sich.

„Das klingt nun freilich nicht sehr angenehm; aber zu fürchten brauchen Sie sich dennoch nicht vor mir. Ich selbst bin bei vollen Sinnen. Was für eine Stellung haben Sie da gefunden?"

„Bei einer Dame, einer Malerin, welche junge Malerinnen in Pension hat."

„Wie heißt sie?"

„Fräulein Melitta."

„Dieser Name ist mir unbekannt. Sonst bin ich auf diesem Felde sehr orientirt. Jedenfalls aber werden wir zusammen in einem Coupé sitzen."

„Das wird wohl unmöglich sein, Herr Doctor."

„Warum?"

„Sie fahren jedenfalls in einer anderen Classe als ich."

„Nein. Sie fahren in der meinigen. Haben Sie bereits ein Billet gelöst?"

„Noch nicht."

„So bitte ich um die Erlaubniß, es lösen zu dürfen."

„Auch das ist nicht möglich. Ich reise nämlich mit einem Herrn, welcher —"

„Mit einem Herrn?" fiel er schnell ein.

„Ja."

„Wie kommen Sie zu einer solchen Begleitung?"

Sie schien gar nicht zu ahnen, welcher Vorwurf eigentlich in seiner Frage lag. Sie blickte ihm frank und frei in das Auge und antwortete:

„Ich kann nicht anders. Er ist ein Verwandter meiner neuen Herrin und hat mich gemiethet."

„Ach so! Ist er jung?"

„Nein, alt."

„Dann ist es allerdings — dort blickt Einer zur Thür herein. Er scheint Jemand zu suchen."

„Das ist er. Er winkt. Ich muß hin."

Sie griff nach ihrer kleinen Lade. Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte:

„Unter diesen Verhältnissen darf ich Sie allerdings nicht zurückhalten. Hoffentlich sehen wir uns in Rollenburg wieder. Oder wünschen Sie das nicht?"

Sie rang mit einer Antwort; dann klang es leise:

„Ich würde mich sehr freuen. Adieu, Herr Doctor!"

„Adieu, Magda!"

Sein Auge folgte ihr, bis sie hinter der Thür zum Wartezimmer dritter Classe verschwunden war. Dort stand Uhland und empfing sie mit finsteren Blicken.

„Was thaten Sie da drin?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Warum fragen Sie?"

„Weil Sie doch hier in diesen Saal gehören."

„Ich achtete nicht darauf und habe mich verlaufen. Auch konnte ich doch nicht wissen, in welcher Classe Sie fahren."

„Natürlich in dritter!"

Dieser Ton verdroß sie. Darum antwortete sie:

„Reiche Rentiers pflegen sonst aber nicht in dritter Classe zu fahren."

Ah, diese kleine Fliege kann auch stechen! So dachte Uhland. Aber er ließ seinen Aerger nicht merken; die Fliege hätte sonst noch im letzten Augenblick auf den Gedanken kommen können, ihm zu entweichen.

„Ich würde zweiter Classe fahren; aber wir bekommen noch Gesellschaft. Wer war der Herr, mit welchem Sie da draußen sprachen?"

„Er ist aus meiner Heimath."

„Was ist er?"

„Arzt."

„Wo?"

„Er kommt nach Rollenburg."

Sein ehrwürdiges Gesicht wurde von einem hämischen Lächeln entstellt, als er beifügte:

„Nun, so werden Sie ihn wohl wiedertreffen. Jetzt will ich für die Billets sorgen."

Eben, als er diese Letzteren brachte, läutete es zum ersten Male. Sie betraten den Perron, um sich in das Coupé zu verfügen. Draußen stand der junge Arzt. Er beobachtete die Beiden, bis sie eingestiegen waren. Dann schritt er, wie unter dem Einflusse eines plötzlichen Gedankens, auf das Coupé zu und zog den Hut.

„Verzeihung, mein Herr!" sagte er. „Mein Name ist Doctor Zander."

„Schön!" antwortete Uhland, ohne seinen Namen zu nennen, wie es die Höflichkeit erfordert hätte.

„Sie fahren mit dieser Dame nach Rollenburg?"

„Ja."

„Es ist dritter Classe kalt. Erlauben Sie, daß ich ihr hier meinen Pelz zur Verfügung stelle."

„Das ist nicht nöthig. Es ist hier warm genug."

„Die Dame trägt keinen Winteranzug!"

„Das geht Sie nichts an!"

Da trat der Arzt einen Schritt näher an das Coupé heran, blickte dem Anderen erstaunt in das Gesicht und antwortete:

„Herr, was fällt Ihnen ein! Ihr Betragen ist geradezu ein flegelhaftes! Ich stelle mich Ihnen vor, und Sie verschweigen mir Ihren Namen —"

„Ich mache mich nicht mit Jedermann bekannt!"

„Auch gut! Ist mir übrigens ganz gleichgiltig. Sie geben sich ganz so, als ob Sie dieser Dame zu befehlen hätten —"

„Das ist auch der Fall!"

„Ich bestreite es!"

„Ich habe sie gemiethet!"

„Aber nicht für sich, sondern für eine andere Person. Uebrigens hat diese Miethsangelegenheit nicht das Geringste mit der Reise zu schaffen. Die Dame kann nach Rollenburg fahren, wie und mit wem es ihr beliebt. Ich kenne sie, ich will sie nicht frieren lassen, und wenn Sie den Pelz nicht im Coupé dulden wollen, so nehme ich einfach Fräulein Weber zu mir in das meinige!"

Er zog den Pelz aus, trat auf den Tritt und reichte ihr das warme Kleidungsstück.

„Hier, Magda, hüllen Sie sich hinein!"

Sie erröthete und erbleichte, aber sie wies den Pelz nicht zurück. Der Doctor war gegangen, der sogenannte Rentier schwieg, um seine Beute nicht scheu zu machen. Sie aber lehnte in der Ecke und schloß die Augen. Magda hatte er sie genannt, bei ihrem Vornamen. Eine unendliche Seligkeit durchzitterte sie. Es war ihr noch nie im Leben so gewesen, wie in diesem Augenblicke. Sie hätte für ihn sofort sterben mögen, zehnfach, tausendfach!

Als Doctor Zander sein Coupé erreichte, fand er einen Herrn, welcher in demselben saß. Er grüßte höflich. Der Andere dankte kaum. Deshalb nahm Zander nun auch von ihm keine Notiz. Er zog ein Zeitungsblatt hervor und begann zu lesen. Aber bereits auf der ersten Station wurde seine Aufmerksamkeit von der Lectüre abgelenkt.

Neben einem abgelebten, hagern Herrn, der sich fast wie ein Geistlicher trug, stand ein hübsches, junges Mädchen in einer Kleidung, welche gar nicht geeignet war, die jetzige Kälte von dem Körper abzuhalten. Aber nicht dies, sondern ein eigenthümlicher Ausdruck ihres Gesichtes war es, welcher das Auge des Arztes fesselte, nämlich der Ausdruck geistiger Stumpfheit oder gar Leere.

Doctor Zander bemerkte gar nicht, daß auch sein Mitreisender mit gespanntem Auge an den beiden Personen hing, zugleich aber ihn selbst scharf beobachtete. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Zander glaubte, die Beiden seien eingestiegen. Der Andere warf einen Blick hinaus und sah den frommen Schuster auf dem Perron stehen. Mit einem befriedigenden Lächeln zog er den Kopf zurück und wendete sich nach einer kurzen Pause des Schweigens an den Doctor:

„Entschuldigung, mein Herr!" sagte er. „Ich sah Ihr Auge an diesem Mädchen hängen. War Ihnen vielleicht die Person desselben bekannt?"

„Nein," antwortete Zander kurz.

„So war es wohl psychologisches Interesse?"

„Allerdings."

„Ich sah es Ihrem inquirirenden Blicke an: Sie sind jedenfalls Arzt?"

„Doctor Zander!"

„Baron von Helfenstein!“

Die Beiden verbeugten sich vor einander. Dabei ließ sich auf dem Gesichte des Arztes eine kleine Ueberraschung erkennen. Er fragte in höflicherem Tone als vorher:

„Dieser Name ist mir bekannt. Sie fahren vielleicht nach Rollenburg zu Herrn Doctor Mars?“

„Ja. Kennen Sie ihn?“

„Ich trete als Assistent bei ihm ein. Bei einem kürzlichen Besuche machte ich mit ihm die Runde durch seine Privatirrenanstalt und bekam dabei auch die Frau Baronin zu sehen. Ich bedaure dieses Unglück sehr, Herr Baron!“

Franz von Helfenstein verbeugte sich und fragte dann:

„Was halten Sie von ihrem Zustande, Herr Doctor?“

„Ich kann diese Frage unmöglich schon beantworten. Es gehört ein tiefes Wissen und langzeitige Beobachtung dazu, den Zustand eines solchen Patienten zu beurtheilen. Auf dieses Beides aber kann ich in diesem Falle keinen Anspruch erheben. Vielleicht darf ich später einmal zu Diensten stehen!“

„Ich hoffe und wünsche es sehr!“

Hiermit brach das Gespräch wieder ab. Zander fühlte keine Sympathie für die Physiognomie und das Wesen des Barons, und dieser hielt es nicht für gerathen, sich jetzt mit einem untergeordneten Arzte der Anstalt, in welcher sich seine Frau befand, auszusprechen. Uebrigens wollte ihm dieser junge Mediciner, der nicht einmal einen Pelz oder Ueberrock bei sich hatte, gar nicht imponiren.

Als der Zug in Rollenburg hielt, verabschiedete er sich mit einer kurzen Verbeugung und suchte eine Säule des Perrons auf, hinter welche er sich stellte. Er sah zu seinem Erstaunen, daß Marie Bertram mit einem ihm unbekannten Manne und einem bildhübschen Mädchen ausstieg, welchem Letzteren Doctor Zander einen Pelz abnahm, um sich nach einem fast freundschaftlichen Gruße zu entfernen.

Der Baron ließ den Fremden mit den beiden Mädchen an sich vorüber gehen, ohne selbst bemerkt zu werden, und folgte ihnen vorsichtig. Sie stiegen in eine Droschke, und er nahm eine zweite. Dem Kutscher gab er den Befehl, der ersten zu folgen. Diese hielt vor einem Hause, dessen sämmtliche Fenster mit Tüllgardinen verhüllt waren. Die Drei stiegen aus und traten ein.

„Wer wohnt in diesem Hause?“ fragte er den Kutscher.

Dieser zog ein höchst zweideutiges Gesicht und fragte:

„Wissen Sie das nicht?“

„Nein, sonst würde ich nicht fragen. Ich bin hier fremd.“

„Dieses Haus ist berühmt oder vielmehr berüchtigt. Verstehen Sie mich, Herr?“

„Ja. Fahren Sie mich jetzt nach der Heilanstalt des Herrn Doctor Mars!“

Dort war Zander bereits abgestiegen und von dem Director empfangen worden. Später kam der Baron zu ihnen und wurde gebeten, noch zu warten, da die Patientin jetzt eben nicht zu besuchen sei.

Beide, Zander und der Baron, wurden zur Tafel gezogen. Während derselben kam die Unterhaltung auf die Verhältnisse der Stadt. Dies gab Zander Veranlassung zu der Frage:

„Haben Sie auch Maler hier, Herr Director?"

„Einen einzigen."

„Und Malerinnen?"

„Ich kenne keine."

„Es wurde zu mir von einer Malerin gesprochen, welche andere junge Malerinnen als Schülerinnen in Pension bei sich hat."

„Wie ist ihr Name?"

„Sie heißt — ah, wie schade! Den Namen habe ich vergessen. Es war ein italienischer oder spanischer."

„Vielleicht fällt er Ihnen ein. Ich wohne bereits über zwanzig Jahre hier und kann wohl behaupten, daß ich jedes Kind kenne. Aber eine Malerin mit Pensionärinnen ist mir vollständig unbekannt. Ich vermuthe also, daß Sie falsch berichtet worden sind."

Mit diesem Bescheide mußte sich der junge Assistenzarzt zufrieden geben, obgleich es ihm verwunderlich vorkam, daß eine Malerin, welche eine Pensionsschule leitete, hier in der verhältnißmäßig nicht großen Stadt von dem Director, welcher behauptete, Alles zu kennen, doch nicht gekannt wurde.

Nach der Tafel führte dieser Letztere den Baron zu der Patientin. Diese lag auf dem Ruhebette ihrer Zelle wie eine Leiche. Ihr Puls ging äußerst schwach, und ihr Athem war kaum zu bemerken. Die Farbe des Gesichtes war vollständig gewichen. Die Haut war blutleer und fast wie Glas anzusehen. Sie regte sich nicht und zuckte nicht einmal mit der Wimper ihres geschlossenen Auges.

„Sie schläft," sagte der Baron.

„O nein, das ist nicht Schlaf," antwortete der Arzt. „Ihre Frau Gemahlin ist eine Kranke, wie ich sie noch nicht gehabt habe."

„Geben Sie Hoffnung?"

Der Director zuckte die Achsel und antwortete:

„Ich will offen mit Ihnen sein: Ich kann selbst aus dem Zustande dieser Patientin nicht klug werden. Alles Leben, das körperliche sowohl wie auch das geistige, hat sich nach innen zurückgezogen. Es ist ein Zustand so tiefer Apathie, daß man wirklich nichts Anderes thun kann, als geduldig zu warten, bis freiwillig eine Aenderung eintritt."

„Dann sollten Sie doch einmal andere Aerzte zuziehen!"

„Das habe ich längst und wiederholt gethan."

„Was meinten die Herren?"

„Ganz dasselbe, was ich Ihnen sagte."

„Also geduldig warten?"

„Ja.“

„Und was hatten Sie für eine Ansicht über die Ursache dieser unerklärlichen Krankheit?“

„Sie waren darin einig, daß eine tiefgreifende Störung in sämmtlichen Nervencentren eingetreten sei.“

„Und das ist auch Ihre Meinung?“

Der Director trat, bevor er antwortete, zu der Kranken, ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen, ließ eine Zeit lang seinen stechenden Blick auf ihrem Gesichte ruhen und wendete sich dann wieder zu dem Baron:

„Soll ich offen mit Ihnen sprechen?“

„Natürlich!“

Doctor Mars hatte ein eigenthümliches Gesicht. Alles an demselben war scharf und spitz. Scharfsinn und Spitzfindigkeit lagen in diesen Zügen ausgedrückt. Geistige Selbstständigkeit, vielleicht sogar Rücksichtslosigkeit waren ihm sicher eigen, und der volle Mund und das dicke Kinn ließen auf eine starke Ausbildung physischer Regungen schließen. Dieser Mann verstand zu rechnen; Edelmuth besaß er sicherlich nicht, sondern man durfte ihm im Gegentheile eine Selbstsucht zuschreiben, welche fähig war, zu ihrer Befriedigung selbst Das zu ergreifen, was von der Stimme des Gewissens zu verurtheilen war.

„Ich bitte, mir einige Fragen zu beantworten,“ sagte er.

„Fragen Sie!“

„Stammt Ihre Frau Gemahlin aus einer Familie, in welcher eine ähnliche Krankheit bereits vorgekommen ist?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ich darf doch annehmen, daß Sie diese Familie kennen?“

Bei dieser Frage spielte um seine Lippen ein Lächeln, welches dem Baron sagte, daß er Das, wornach er fragte, bereits sehr genau wisse und kenne.

„Natürlich ist sie mir nicht unbekannt,“ antwortete der Baron.

„Es giebt adelige Familien, in denen gewisse Leiden fest eingewurzelt sind, meist in Folge von Verheirathungen unter Verwandten. Ist das vielleicht auch bei der Familie Ihrer Frau Gemahlin der Fall?“

„Nein. Die Glieder derselben sollen stets sehr robuste und gesunde Leute gewesen sein.“

„Aber adelig waren sie?“

„Warum diese Frage?“

„Der Arzt, welcher Heilung bringen soll, muß eine möglichst genaue Kenntniß alles Dessen haben, was mit der Krankheit in Beziehung steht.“

„Kann denn der Umstand, ob eine Kranke adelig ist oder nicht, auch solchen Einfluß haben?“

„Jawohl.“

„Nun, meine Frau entstammt einer bürgerlichen Familie.“

„So habe ich also recht gehört.“

„Ah! Hat man davon gesprochen?“

„Gewiß. Ihr Name war Ella Werthmann?“

„Ja.“

„Sie hatte nur einen einzigen Verwandten, einen Bruder?“

„Ja.“

„Dieser verunglückte vor Jahren im Walde?“

„Ich kann das nicht in Abrede stellen.“

„Nun, sind Sie überzeugt, daß die Frau Baronin wirklich keine weiteren Verwandten gehabt hat?“

„Ich weiß das sehr genau.“

„Dann hat man eine Fabel erzählt.“

„Eine Fabel? Was hat man erzählt?“

„Nun, es soll ein Oheim der gnädigen Baronin vor langer Zeit nach Amerika gegangen sein. Er ist, wie man sagt, zurückgekehrt.“

„Möglich. Aber was geht das mich an!“

„Ein wenig doch, Herr Baron.“

„Wieso?“

„Dieser Oheim oder dessen Kinder hätten sehr wohlbegründete Erbansprüche auf das Landgut, welches Ihre Frau Gemahlin von ihrem Bruder geerbt hat.“

„Bah! Sie sollen nur kommen!“

„Die Gesetze dieses Landes wären doch auf ihrer Seite.“

„Von wem haben Sie von diesen Leuten erfahren?“

„Ich besuchte kürzlich während meiner Anwesenheit in der Residenz ein Kaffeehaus und hörte dem Gespräche zu, welches von mir unbekannten Herren über dieses Thema geführt wurde.“

„Haben Sie nicht nach den Namen gefragt?“

„Nein. Die Sache ging mich ja gar nichts an.“

„Warum aber erwähnen Sie das jetzt, wo von der Krankheit meiner Frau die Rede ist?“

Es wollte sich ein überlegenes Lächeln auf die Lippen des Arztes drängen; er unterdrückte es jedoch und antwortete:

„Das geschah nur so nebenbei.“

„Gut, bleiben wir also lieber bei der Sache! Ich fragte Sie, ob Sie auch der Meinung Ihrer Herren Collegen sind.“

„Und ich bat, aufrichtig sein zu dürfen.“

Er trat einen Schritt zurück, bohrte sein stechendes Auge scharf in das Gesicht des Barons und fuhr fort:

„Ihre Frau Gemahlin ist nicht krank!“

Der Baron erschrak sichtlich.

„Nicht krank?“ fragte er, da er nichts Anderes zu sagen wußte.

„Nein.“

„Aber sie liegt ja hier, bewegungslos und ohne Bewußtsein? Jeder Laie muß bemerken, daß sie krank ist, sogar sehr schwer krank; wie viel mehr Sie als Fachmann!“

„Eben weil ich Fachmann bin, urtheile ich ganz anders als der Laie. Ist im Winter die Natur krank?“

„Wozu diese Frage?“

„Um Ihnen ein treffendes Gleichniß zu bieten. Ich wiederhole, daß Ihre Gemahlin nicht krank ist.“

„Das begreife ich nicht.“

„Aber ich.“

„Was ist sie dann?“

„Sie ist gelähmt.“

„Und das nennen Sie nicht krank?“

„Nein. Ein Mensch, welcher eine Flasche voll Schnaps getrunken hat, ist betrunken. Eine eigentliche Krankheit aber kann ich seinen Zustand nicht nennen, denn der Rausch wird vergehen, sobald die Wirkung des Alkoholes vorüber ist. Der Zustand ist ein künstlich hervorgebrachter.“

„Wie kommen Sie zu diesen Vergleich?“

„Er ist eine sehr treffende Analogie. Ihre Gemahlin ist nicht eigentlich krank, sondern ihr Zustand ist auf künstliche Weise hervorgebracht worden.“

„Sie sehen mich starr vor Erstaunen!“

„Ich sehe allerdings, daß Sie frappirt sind.“

„Wie könnte eine solche Erstarrung hervorgebracht werden?“

„Durch irgend welche Medicamente?“

„Das wäre ja ein Verbrechen!“

„Allerdings, Herr Baron!“

„Wer könnte so Etwas thun?“

„Doch nur Einer, der ein Interesse daran hat.“

„Alle Teufel!“

„Ja, wir stehen hier vor einer schlimmen Angelegenheit. Ihre Gemahlin ist nur in Beziehung auf die Bewegungsnerven gelähmt, und zwar in Beziehung auf die willkürlichen Bewegungsnerven; die unwillkürlichen sind noch in Thätigkeit, wenn auch in sehr verminderter, wie wir aus Puls und Athmung leicht ersehen.“

„Sie meinen, daß die Empfindungsnerven —“

„Vollständig intact sind?“ fiel der Arzt ein. „Allerdings!“

„Also sie empfindet?“

„Ja.“

„Sie fühlt; sie hört; sie sieht?“

„Ja, sie fühlt es, wenn ich sie berühre; sie fühlt jeden, auch den leisesten Luftzug.“

„Und sie hört, was wir sprechen?“

„Jeden Laut. Und sie würde ebenso Alles sehen, wenn ihre Augenlider nicht geschlossen wären.“

„Sie sind überzeugt, sich nicht zu täuschen?“

„Von einer Täuschung kann keine Rede sein.“

„Schrecklich!“

Der Arzt machte ein Gesicht, als ob er sagen wolle. Verstelle Dich, so viel Du willst, ich weiß doch sehr genau, woran ich bin! Doch sagte er:

„Es ist allerdings schrecklich, bei lebendigem Leibe todt zu sein. Es liegt hier eine strafbare Handlung vor, und in Folge dessen ist es eigentlich meine Pflicht, Anzeige zu erstatten."

„Donnerwetter!"

„Ja, der Fall darf nicht nur ärztlich behandelt, sondern er muß auch criminell untersucht werden."

„Ich glaube, Sie gehen zu weit!"

„O nein. Ich halte vielmehr dafür, daß ich es besonders auch Ihnen schuldig bin, mich an den Staatsanwalt, respective an den Strafrichter zu wenden."

Es trat eine Pause ein. Der Baron befand sich in größter Verlegenheit; er bemerkte sehr wohl, mit welchem Ausdrucke das Auge des Arztes auf ihm ruhte. Endlich sagte er:

„Ich kann unmöglich glauben, daß Sie das Richtige treffen. Ich bin überzeugt, daß Sie sich irren!"

„Und ich kann beschwören, daß man Ihrer Frau irgend ein Mittel beigebracht hat. Wer über dreißig Jahre lang den Wahnsinn von seinen einfachsten bis zu seinen erschreckendsten Formen beobachtet und behandelt hat, der weiß, was er zu sagen oder auch zu denken hat."

„Und Sie sind wirklich gewillt, Anzeige zu erstatten?"

„Ja. Es ist meine Pflicht."

„Aber, bedenken Sie — meine Stellung, das Aufsehen, welches diese Angelegenheit hervorrufen muß!"

„Davon wird ja nur der Schuldige berührt."

„O nein! Ich vielleicht noch mehr. Als ich mich verheirathete, erweckte meine Verbindung mit einer Bürgerlichen in den ebenbürtigen Kreisen allgemeine Entrüstung. Die Zeit verging und man begann, zu vergessen. Jetzt würde der Staub von Neuem aufgewirbelt."

Doctor Mars zuckte die Achseln.

„Meine Pflicht!" sagte er.

„Ich ersuche Sie, sich wenigstens nicht zu übereilen."

„Ich habe bereits länger gewartet, als ich verantworten kann. Und jetzt tritt ein Umstand hinzu, welcher mich veranlaßt, nicht länger zu zögern."

„Welcher Umstand?"

„Die Ankunft meines Assistenten."

„Dieses Doctor Zander?"

„Ja."

„Sollte dieser Sie in Ihren Entschlüssen und Handlungen beeinflussen können?"

„Ganz gewiß. Zander ist zwar noch sehr jung, aber es geht ihm ein bedeutender Ruf voraus. Er hat sich an mehreren Irrenanstalten treffliche Kenntnisse erworben und ist ganz der Mann, sich nicht zu täuschen."

„Er hat meine Frau bereits gesehen?"

„Einmal, als ich ihn herumführte."

„Hat er irgend eine Bemerkung gemacht?"

„Er zog die Augenlider der Patientin empor und meinte dann, daß dieser Fall vielleicht nicht nur vor den Arzt gehöre. Sie sehen, wie scharfsinnig er ist."

„Hm! Er mag nur vorher beobachten, ehe er ein solches Urtheil fällt! Ich befand mich im Coupé bei ihm und fragte ihn nach seiner Ansicht."

„Was antwortete er?"

„Daß es ihm jetzt noch an Kenntnissen fehle."

„Das ist keineswegs der Fall. Uebrigens bin ich ja, wie ich bereits sagte, ganz seiner Meinung."

„Aber wie wollen Sie Beweise bringen? Sie können nur behaupten."

„O," lächelte der Arzt, „ich habe mich nach solchen Beweisen bereits umgesehen."

„Aber jedenfalls ohne Erfolg."

„Sie irren sich. Ich behaupte, daß man der Patientin irgend ein Mittel beigebracht hat. Dieses Mittel ist von einem Chemiker zubereitet worden; ein Laie bringt so Etwas nicht fertig. Und im ganzen Lande und weit über die Grenzen desselben hinaus giebt es nur einen Einzigen, der so in die Geheimnisse der Gifte eingedrungen ist, daß es ihm gelingen kann, eine solche Apathie hervorzubringen, ohne daß das Mittel nachzuweisen ist."

„Wer ist das?"

„Der, welcher in unseren Fachkreisen seit langer Zeit als Giftvirtuos bekannt ist. Vielleicht haben Sie seinen Namen auch einmal gehört."

Der Blick des Arztes wurde immer stechender und durchdringender. Der Baron fühlte, daß er auf seiner Hut sein müsse.

„Ich kenne keinen Chemiker," antwortete er. „Unsereines steht diesen Kreisen viel zu fern, als daß man sich einen gleichgiltigen Namen, den man zufälliger Weise einmal hörte, merken sollte."

„Und doch kehrt zuweilen ein solcher Name in das Gedächtniß zurück. Der Mann wohnt nämlich in der Residenz."

„So, so!"

„Ihrem Ausdrucke nach scheint Ihnen das freilich nicht von Belang zu sein; mir aber und dem Strafrichter muß es auffallen, daß Beide, nämlich die Patientin und der alte Giftmischer, an demselben Orte wohnen. Ursache und Wirkung sind da viel leichter in Beziehung zu bringen, als wenn die Personen räumlich mehr getrennt wären."

„Ihre Schlüsse scheinen mir sehr gewagt zu sein."

„Nicht so sehr als Sie denken. Ich kenne den Betreffenden sogar persönlich. Er war Lehrer der Chemie an dem Gymnasium, welches ich besuchte."

„Das interessirt mich nicht."

„Aber mich. Und der vorliegende Fall berührt Sie persönlich ja weit mehr als mich. Der Mann war aus irgend einem für ihn nicht sehr ehrenvollen Grunde gezwungen, seine Lehrerstelle aufzugeben, und wurde Apotheker.

Auch das ging nicht sehr lange Zeit; dann begann er, sich durch Quacksalberei zu ernähren. Er heißt Horn."

So sehr der Baron bemüht war, sich in der Gewalt zu behalten, er fuhr doch höchst bestürzt zurück, als er diesen Namen hörte.

„Horn! Ah!" rief er aus.

„Ja, Horn. Ich sehe, daß der Name Ihnen also doch bekannt ist. Das ist mir höchst interessant!"

„Pah! Ich habe ihn vorübergehend gehört. Er ist mit der Krankheit meiner Frau unmöglich in Beziehung zu bringen."

„Wir werden sehen. Sobald ich Anzeige erstatte, werde ich zugleich den Antrag stellen, diesen Horn zu arretiren. Man mag ihm die Kranke vor Augen führen."

„Sie dichten, Herr Doctor!"

„O nein! Zufälliger Weise nämlich liegt ein zweiter Fall vor, welcher ganz geeignet ist, mich nachdenklich zu machen."

„Welcher Fall?"

„Ist Ihnen der Name Bormann bekannt?"

Der Baron wurde immer unruhiger.

„Nein," antwortete er.

„Das wundert mich!"

„Wieso?"

„Weil vor Kurzem die ganze Residenz durch diesen Menschen in Aufregung versetzt wurde. Man nennt ihn den Riesen Bormann. Er ist ein sehr gefährlicher Einbrecher und steht mit dem sogenannten Hauptmann in Verbindung. Von diesem Letzteren haben Sie doch gehört?"

„Allerdings."

„Nun, der Hauptmann hat sich alle Mühe gegeben, diesen Bormann zu retten, doch vergebens. Da plötzlich wurde der Riese wahnsinnig. Man traute ihm nicht, sondern man nahm an, daß er simulire."

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„O, man irrte sich dennoch. Der Riese wurde der hiesigen Landesirrenanstalt zur Beobachtung übergeben, und da hat sich denn herausgestellt, daß er irgend ein Medicament erhalten hat, gerade so wie Ihre Frau Gemahlin. Es traten, je länger, desto mehr, bei ihm lichte Stunden ein. Er scheint Reue zu fühlen und gestand, daß eines Nachts Jemand mit Hilfe einer Leiter an sein Gefängnißfenster gekommen sei und ihm Branntwein zu trinken gegeben habe."

„Sagte er, wer das gewesen sei?"

„Nein. Er behauptete, ihn nicht gekannt zu haben. Natürlich vermuthet man, daß es der Hauptmann gewesen sei. Man hat bereits da ein Auge auf den alten Apotheker Horn geworfen. Kommt meine Anzeige dazu, so wird dieser ganz sicher gefänglich eingezogen."

„Welch ein Affront! Mein Name in Beziehung zu diesem alten Giftmischer!"

„Es thut mir leid, ist aber kaum zu ändern."

„Ist die Anzeige denn wirklich unmöglich zu vermeiden?“

„Hm! Es ist immerhin möglich, daß ich mich irre.“

„Nun, also —“

„Aber ich lade eine schwere Verantwortung auf mich. Ich riskire meine Stellung, meinen Ruf, meine Existenz!“

„Ich werde Ihnen für diese Rücksicht gern dankbar sein.“

„Sehr wohl! Aber dennoch kann ich mich kaum entschließen, mich noch einige Zeit wartend zu verhalten.“

„Warum?“

„Die Behandlung und Beobachtung einer solchen Patientin erfordert so außerordentlich geistige Anstrengung und auch so ungewöhnliche andere Opfer, daß —“

„Daß —? Bitte, sprechen Sie weiter!“

„Daß ich Ihnen lieber den Vorschlag machen möchte, mich von den Verpflichtungen, welche ich übernommen habe, zu entbinden.“

„Das heißt, ich soll meine Frau anderen Händen übergeben?“

„Aufrichtig gesagt, ja.“

„Dazu möchte ich mich denn doch nicht entschließen. Ich wiederhole, daß ich gern dankbar sein werde. Erlauben Sie mir, die Pension, welche ich zahle, zu verdoppeln!“

Der Arzt zuckte geringschätzig die Achseln.

„Oder zu verdreifachen!“ fügte der Baron hinzu.

Doctor Mars vermochte doch nicht, ein siegreiches Lächeln zu unterdrücken Er sagte:

„Ich erkenne Ihre Bereitwilligkeit ja gern an, Herr Baron; aber ich übernehme doch ein Risico, zu welchem die dreifache Pension in keinem befriedigenden Verhältnisse steht. Ich bin Irrenarzt aus Beruf, aber ich bin auch Anstaltsbesitzer aus Berechnung. Ich will nicht blos heilen, sondern ich will auch verdienen.“

Der Baron durchschaute seinen Mann recht wohl. Er wurde von Minute zu Minute besorgter. Er vermochte zwar nicht, klar zu sehen, aber er bemerkte doch, daß der Arzt mehr wisse oder doch wenigstens mehr ahne, als er sich merken lasse. Daraus erwuchsen Gefahren für ihn, denen er nur mit der Waffe des Goldes entgegentreten konnte. Darum antwortete er:

„Was Sie da sagen, ist mir ganz begreiflich, und ich freue mich, daß Sie aufrichtig mit mir sind. Ich wünsche keineswegs, daß Sie Schaden von mir haben sollen. Sie wollen heilen und wollen auch verdienen. Gut, betrachten wir die Angelegenheit einmal nur vom geschäftlichen Standpuncte. Wie viel fordern Sie dafür, daß meine Frau Ihrer Behandlung noch weiter anvertraut bleibt.“

„Nun, Sie sprachen von der dreifachen Pension.“

„Ich zahle sie gern.“

„Natürlich glauben Sie, mich damit vollständig befriedigt zu haben?“

„Nein. Sie wollen ein Geschäft machen. Ich bin bereit, mich zu einer Extragratification zu verstehen."

„In welcher Höhe?"

„Bestimmen Sie!"

„Ich möchte doch lieber Ihnen überlassen, die Summe zu nennen, welche Sie sich denken."

„Das würde mir peinlich sein. Bestimmen lieber Sie!"

„Ich denke, daß sich jetzt überhaupt noch nichts bestimmen läßt."

„Ah! Wieso?"

„Weil wir Beide noch gar nicht wissen, was Sie für die Patientin thun werden."

„Das ist allerdings der Fall. Aber —"

„O bitte, ich pflege Geschäfte coulant zu behandeln. Ich schreibe Ihnen jetzt eine Anweisung auf meinen Bankier."

Der Arzt verbeugte sich.

„Ich lasse die Stelle, welche die Summe enthalten soll, offen, und Sie füllen dieselbe aus, sobald Sie ungefähr bestimmen können, wie hoch das Aequivalent Ihrer Mühe ungefähr zu sein hat. Sind Sie zufrieden?"

„Gewiß, Herr Baron! Befehlen Sie noch irgend eine Auskunft in Beziehung auf Ihre Frau Gemahlin?"

„Nein. Lassen Sie uns Ihre Expedition aufsuchen."

Sie gingen. Im Zimmer des Arztes legte dieser Letztere dem Baron Papier vor, und Franz von Helfenstein fertigte die Anweisung aus. Als er damit fertig war, sagte er:

„Ich bin überzeugt, daß wir mit einander zufrieden sein werden, Herr Doctor!"

„Jedenfalls. Verweilen Sie diese Nacht in Rollenburg?"

„Nein. Ich fahre mit dem letzten Zuge zurück."

„Sie wünschen doch, daß ich Sie telegraphisch benachrichtige, falls im Zustande der Patientin eine Aenderung eintritt?"

„Natürlich! Ich werde sofort kommen."

„Und — — hm!"

Er stockte künstlich und hielt dabei sein Auge forschend auf den Baron gerichtet.

„Was noch?" fragte dieser.

„Etwas sehr Wesentliches. Es ist möglich, daß ich in ein unbequemes Dilemna gerathe. Ich setze den Fall, es tritt plötzlich eine Krisis ein, in welcher ich mich für ein Wagniß zu entscheiden habe."

„Welches Wagniß meinen Sie?"

„Es kann möglich werden, das Leben der Patientin zu riskiren, um sie geistig gesund zu machen. Das soll heißen: Die Krise kann ein Mittel erfordern, welches das Leben Ihrer Frau Gemahlin gefährdet."

„Erwarten Sie das?"

„Ich erwarte und wünsche es nicht, aber möglich ist es doch. Wie habe ich mich in diesem Falle zu verhalten?“

„Thun Sie dann das, was Sie vor Ihrem Gewissen zu verantworten vermögen.“

„Hm! Das ist höchst unbestimmt ausgedrückt, Herr Baron.“

„Und ich glaube, ganz bestimmt geantwortet zu haben.“

„Doch nicht. Für uns giebt es zweierlei Gewissen, nämlich das rein menschliche oder moralische und das ärztliche. Welches nun haben Sie gemeint?“

„Das Letztere natürlich. Sie sollen thun, was Sie als Arzt für recht befinden und verantworten können.“

„Nun, als Arzt sage ich mir, daß ich einen Todten für glücklicher halte, als einen unheilbar Geisteskranken.“

„Ich stimme Ihnen bei.“

„Dann sind wir also einig?“

„Gewiß. Ich wiederhole, daß ich einsehe, die Kranke keinen besseren Händen als den Ihrigen anvertrauen zu können. Also leben Sie wohl, Herr Doctor, und — ah, da fällt mir noch Etwas ein! Kennen Sie einen Herrn Seidelmann?“

„Ja.“

„Er war bei Ihnen?“

„Einige Male.“

„Was wollte er?“

„Er sagte, er komme in Ihrem Auftrage, um sich nach dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin zu erkundigen.“

„So, so! Hat er die Patientin gesehen?“

„Ich habe sie ihm gezeigt, da ich annehmen mußte, daß er das Recht habe, es zu wünschen.“

„Unterlassen Sie das von jetzt an. Ich werde diesen Mann nicht mehr schicken.“

„Ganz wie Sie wünschen. Seine Besuche sind mir, wie ich ganz aufrichtig gestehe, keineswegs willkommen gewesen. Anverwandte meiner Patientin kann ich nicht abweisen, aber es ist gegen mein Prinzip, die Kranken mit der Gegenwart ganz fremder Personen zu belästigen.“

„Ich gebe Ihnen vollständig Recht. Handeln Sie ganz nach Ihrem ärztlichen Ermessen.“

Er verabschiedete sich mit einem herablassenden Händedruck und ging. Als er fort war, stieß der Arzt ein kurzes, höhnisches Lachen aus und sagte zu sich selbst:

„Zehnfacher Schurke! Ich kann ihn zwar nicht ganz durchschauen, aber daß ich auf den Busch schlug, hat mir die dreifache Pension eingebracht und eine Gratification, die ich selbst bestimmen soll. Sie wird nicht dürftig ausfallen. Also, den Seidelmann schickt er nicht mehr? Nun, der wird wohl ganz von selbst wiederkommen, und ich bin nicht so dumm, ihm die Thür zu

zeigen. Von ihm werde ich jedenfalls noch mehr hören, als ich bereits erfahren habe."

Und der Baron, als er die Privatirrenanstalt hinter sich hatte und langsam die Straße hinschritt, murmelte:

„Verdammter Kerl! Er wird mir gefährlich, wenn ich ihn nicht spicke. Seine Vermuthungen hat er nicht aus sich selbst heraus. Ich werde ihn öfters besuchen müssen, um über ihn in's Reine zu kommen.

Er wendete sich dem Bahnhofe zu, blieb aber unterwegs halten, zog unter einer Straßenlaterne die Uhr hervor, sah nach der Zeit und meinte dann überlegend:

„Noch zwei Stunden Zeit. Sollte ich nicht einmal nach dem Hause gehen, in welches diese Marie Bertram einquartirt worden ist? Zu sehen wird sie heute Abend noch nicht sein; erkannt werde ich also nicht. Das ist wieder so ein Schlich von Seidelmann! Gut, ich gehe hin!"

Er fand das Haus. Der Flur war hell erleuchtet. Ein Diener trat ihm entgegen.

„Sie wünschen?" fragte derselbe.

„Vergnügen."

„Willkommen! Es ist hier Weinstube. Trinken Sie allein oder in Gesellschaft?"

„Natürlich in Gesellschaft."

„So kommen Sie in den Salon."

Er führte ihn nach der ersten Etage und öffnete eine Thür. Der Baron trat in einen hell erleuchteten, reizend ausgestatteten Salon, in welchem sich noch kein Gast befand. Aber auf den sammetnen Divans saßen und lagen mehrere Damen, welche sich bei seinem Eintritte grüßend erhoben. Sie gehörten derjenigen Classe an, welche Heinrich Heine als „verlorene schöne Kinder" bezeichnet.

Kaum hatte der Baron Platz genommen, so schaarten sie sich um ihn herum und verlangten zu trinken. Er bestellte Wein, und bald zeigte es sich, daß diese Vertreterinnen des schönen Geschlechtes wie die Küfer oder Kürassierwachtmeisters zu trinken verstanden.

„Wie viele Damen giebt es in diesem Hause?" fragte er.

„Acht," wurde geantwortet.

Er zählte nach. Sieben saßen bei ihm, und eine achte war einsam in der fernsten Ecke geblieben.

„Das ist nicht wahr," behauptete er.

„O, doch!"

„Ihr seid zehn!"

„Nein."

„Freilich. Zwei sind heute angekommen."

„Ach, diese Beiden! Sie gehören noch nicht zu uns."

„Kennt Ihr sie schon?"

„Nein."

„Aber gesehen habt Ihr sie doch?"

„Auch nicht."

„Das ist doch sonderbar!"

„O nein! Die beiden dummen Mädels glauben nämlich, daß sie hier in Dienst gekommen sind. Sie werden heute noch bei dieser Meinung gelassen; darum durften sie uns noch nicht sehen. Morgen aber werden sie eingekleidet und mit in den Salon commandirt."

„Und wenn sie sich weigern?"

„Weigern? Das hilft ihnen nichts. Wer einmal hier über die Schwelle getreten ist, der muß gehorchen. Nicht Alle sind so dumm wie die Wally."

„Wer ist Wally?"

„Die dort hinten."

Die Sprecherin zeigte auf dasjenige Mädchen, welches, als die anderen den Gast begrüßt hatten, bewegungslos auf seinem Platze sitzen geblieben war. Der Baron warf einen musternden Blick auf diese Gestalt.

Sie saß in die Ecke gedrückt und das Gesicht von der Gesellschaft abgewendet. Er sah nur ihren Hinterkopf, von welchem zwei lange, starke, schwere Zöpfe schwarzen Haares auf das seidene Kleid, welches sie trug, niederfielen. Unter dem Saume dieses Kleides lugte die Spitze eines zierlichen Füßchens hervor, und die Hände, welche er erblickte, waren klein, voll und weiß, so daß sie den Neid mancher vornehmen Dame erwecken konnten. Die Figur war schön gemeißelt und jugendlich voll. Schade, daß er das Gesicht nicht sehen konnte!

„Ihr nennt sie dumm?" fragte er. „Warum?"

„Sie hat auch gedacht, sie käme als Zimmermädchen oder als Zofe her. Und nun läßt sie sich von keinem einzigen Gast berühren."

„Hm! Ist das wirklich dumm?"

„Was denn anders? Wir geben ihr gute Worte. Wir lachen sie aus. Doch Alles hilft nichts."

„Also darum bleibt sie so fern?"

„Soll sie mit her?"

„Natürlich! Sie soll auch ein volles Glas erhalten!"

„Wally, geh' her!"

Die Angeredete blieb in ihrer Ecke sitzen.

„Wally, hörst Du?"

Sie that, als ob sie nichts gehört habe. Sie bewegte sich nicht; sie drehte nicht einmal den Kopf herum.

„So ist sie! Sie wird aber schon noch anders werden."

„Ich will doch einmal versuchen, ob sie auch mir nicht antwortet," sagte der Baron.

Er stand auf und trat zu der Schweigsamen. Er legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte:

„Mädchen, komm und trinke mit!"



D.v.S. 42.

„Wer ist Wally?"

Sie antwortete nur dadurch, daß sie durch eine rasche Bewegung seine Hand von der Schulter schleuderte.

„Sei nicht ungezogen!“ fuhr er fort. „Komm, ich gebe Dir für jeden Kuß einen Gulden.“

Er bog sich nieder und wollte den Arm um sie legen. Da aber fuhr sie empor und drehte ihm ihr Gesicht zu. Es war schön, sehr schön, aber leichenblaß. Ihre großen, dunklen Augen glühten ihm drohend entgegen, aber kein Wort kam zwischen ihren vollen, zusammengekniffenen Lippen hervor. So standen sie sich einige Augenblicke schweigend gegenüber. Dann begann er lachend:

„Das sieht ja ganz gefährlich aus! Aber Du machst mich doch nicht bange! Komm, gieb mir einen Kuß!“

Er streckte den Arm nach ihr aus. Sie wich so weit wie möglich zurück und stieß halblaut hervor:

„Fort! Nicht anrühren!“

„Meinst Du? Wozu ist die Schönheit da, als angebetet zu werden? Weigere Dich nicht; es hilft Dir doch nichts!“

Er wollte sie umfassen, erhielt aber in diesem Augenblicke einen Stoß von ihr, daß er zurücktaumelte.

„Donnerwetter!“ rief er zornig. „Diese Katze beißt! Bezahle ich Euch etwa den theuern Wein, um mißhandelt zu werden?“

Da wurde eine Glasthür geöffnet, welche in ein Nebenzimmer führte. Von dort aus war die Scene beobachtet worden. Ein Mann, der Besitzer des Hauses, trat ein.

„Warum zanken Sie, mein Herr?“ fragte er den Gast. „Was ist geschehen?“

„Ich bat diese Dame um einen Kuß, erhielt aber anstatt desselben einen Faustschlag.“

„Sie wird das sofort gutmachen. Wally, gieb diesem Herrn einen Kuß!“

Sie hatte sich wieder in die Ecke gesetzt und that so, als ob sie den Befehl gar nicht gehört habe.

„Wally! Schnell! Verstanden?“

Sie regte sich nicht.

„Gut, Du renitentes Weibsbild, Dich werde ich curiren! Vorwärts! Heraus! Oder soll ich nachhelfen!“

Sie schien aus Erfahrung zu wissen, was ihrer wartete. Aber sie gönnte den Anderen die Genugthuung nicht, vor ihren Augen mit roher Gewalt aus dem Salon gestoßen zu werden. Sie stand auf und ging dem Manne in das Nebenzimmer nach. Sie blickte dabei keines der Anwesenden an, aber auf ihrem bleichen Gesichte lag der Ausdruck einer ganz unbeschreiblichen Verachtung.

Die Anderen lachten.

„Horchen Sie!“ sagte Eine zum Baron, als sich die Glasthüre hinter dem Manne und Wally geschlossen hatte.

„Was?"

„Jetzt bekommt sie den Lohn."

Wirklich, er hörte jenes Geräusch, welches gar nicht mißzudeuten war — das unglückliche Mädchen erhielt Ohrfeigen.

„Das ist ihr ganz recht," lachte Eine. „Sie wird schon noch geschei**dt** werden."

„Ist sie schon lange hier?" fragte der Baron.

„Zwei Monate."

„Und ist stets so ungehorsam gewesen."

„Ja. Erst weinte sie. Sie hat aber eingesehen, daß ihr das nich**ts** hilft. Nun ist sie verbissen und bekommt Ohrfeigen. Das wird sie curiren."

„Wo ist sie denn her?"

„Aus der Hauptstadt."

„Was war sie denn dort?"

„Auch nichts Anderes als jetzt. Aber sie ist schon dort so sehr obstinat gewesen. Darum hat man sie zu uns gebracht. Das dumme Ding sieht uns über die Achsel an und spricht kein Wort mit uns. Sie hat aber gar keine Ursache, stolz zu thun. Wir wissen ja, wo ihr Vater ist."

Wally hatte auf den Baron einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht. Als sie so stolz und verächtlich an ihm vorübergeschritten war, um der entehrenden Strafe entgegen zu gehen, hatte er mit gierigen Augen ihre bewundernswerthe Gestalt umfaßt. Sie war eine Schönheit in der Gewalt der schlimmsten Menschen.

„Wo ist ihr Vater denn?" fragte er.

„Droben auf der Burg."

„Auf Schloß Rollenburg? Also auf dem Zuchthause?"

„Ja."

„Was hat er denn verbrochen?"

„Diebstahl, Betrug, Fälschung, Unterschlagung, die allergemeinsten Verbrechen hat er begangen und dafür fünf Jahre Zuchthaus bekommen."

„Was ist er denn gewesen?"

„Gutsinspector, glaube ich."

„Und wie heißt er?"

„Petermann."

„Hat er noch weitere Verwandte?"

„Nein. Diese Wally braucht sich also gar nichts einzubilden. Wer den Vater im Zuchthause hat, der kann froh sein, von so einem feinen Herrn, wie Sie sind, einen Kuß zu bekommen. Habe ich nicht Recht?"

Und dabei legte die Sprecherin dem Baron die Arme um den Hals und küßte ihn, was er sich wohl oder übel gefallen lassen mußte. —

Die Stadt Rollenburg hatte ihren Namen von dem Schlosse erhalten, welches sich über ihr auf dem Felsen erhob. Die Rollenburg war im dreizehnten Jahrhundert erbaut worden und lange Zeit von einem berühmten Raubrittergeschlecht bewohnt gewesen. Spätere Besitzer hatten sie vergrößert.

Mehrere Flügel waren nach und nach angebaut worden, und als sie schließlich in fiscalischen Besitz überging, machte man aus den weiten Hallen und Sälen enge Zellen, in welche geistig und moralisch Kranke, Irrsinnige und Verbrecher untergebracht wurden. Die größere Hälfte des Schlosses wurde in ein Zucht- und die kleinere in ein Irrenhaus umgewandelt.

Seit dieser Zeit hieß, nach Rollenburg kommen, nichts Anderes als in's Zucht- oder in's Irrenhaus kommen.

Die Strafanstalt war nach dem gemischten Systeme eingerichtet. Es gab Zellen für Isolir- und Arbeitssäle für Collectivhaft. Der Director war ein Hauptmann außer Dienst, entstammte einem alten, adeligen Geschlechte und hatte für seine Verdienste um das Strafanstaltswesen den Titel Regierungsrath erhalten.

In den verschiedenen Arbeitssälen gab es verschiedene Beschäftigungen. Da arbeiteten Schmiede, Schlosser, Schreiner, Schneider, Schuster, Weber, Cigarrenmacher in eigenen, abgeschlossenen Visitationen.

Die Zellenhaft konnte entweder als eine Vergünstigung oder als eine Strafverschärfung betrachtet werden. Das Letztere war sie für gefährliche, unverbesserliche Subjecte, die man nicht mit ihren Mitgefangenen in Berührung kommen lassen wollte. Das Erstere aber war sie für Gefangene, denen man ein reges Ehrgefühl zutraute, so daß die Gemeinschaftshaft mit anderen Verbrechern eine Verdoppelung der Strafe für sie gewesen wäre.

Es war Abend geworden. In den Sälen brannte das Gas, und die Zellengefangenen hatten ihre Lämpchen erhalten, bei deren Scheine sie ihre Arbeit verrichteten.

In einem engen Eckthurme, welcher nur zwei kleine Zellen enthielt, die durch eine Thür mit einander in Verbindung standen, saß ein Gefangener am Tische und schrieb.

Trotz seiner niedergebückten Stellung war zu bemerken, daß er von hoher breiter Figur sei. Er trug die Sträflingstracht — leinene Hose und Jacke und ein graues Halstuch. Ein Zeichen am Jackenärmel deutete an, daß er zur Disciplinarclasse gehöre, das heißt zu den wenigen Gefangenen, welche sich durch ein tadelloses Betragen das Vertrauen ihrer Vorgesetzten erworben haben.

Er mochte fünfzig Jahre alt sein, sah aber jetzt viel älter aus. Seine Wangen waren eingefallen, um seine bleichen Lippen lagerte sich ein Zug schmerzlicher Entsagung; seine hohe, breite Stirn war kahl geworden, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

In einer solchen Anstalt giebt es viel und Mancherlei zu schreiben. Diese Beschäftigung erhalten nur Solche, welche durch ihren früheren Beruf dazu geeignet sind und sich durch gute Führung ausgezeichnet haben.

Vor der Zelle dieses Gefangenen hing die Nummer 306, und in dem Visitationsbuche des Aufsehers, der ihn zu bewachen hatte, stand:

„Nummer 306, fünf Jahre wegen Unterschlagung. Karl Petermann, Gutsinspector. Führung sehr gut."

In diesem traurigen Hause wurde Keiner bei seinem Namen, sondern

nur bei der Nummer gerufen, welche ihm bei seiner Einlieferung zugetheilt worden war.

Die Feder des Nummer 306 flog rastlos und ohne Pause über das Papier. Ihr Knirschen war das einzige Geräusch, welches sich hören ließ.

Das einzige? Nein, denn eben hob der Gefangene den Kopf und lauschte. Draußen ließen sich nahende Schritte vernehmen. Der Gefangene schrieb eifrig weiter.

Ein Riegel klirrte; ein Schlüssel kreischte im Schlosse, und der Aufseher erschien unter der Thür.

„Nummer 306," sagte er.

„Hier!"

„Komm, schnell!"

Der Gefangene hatte sich erhoben und stand in Achtung vor dem Vorgesetzten.

„Bitte, wohin, Herr Aufseher?"

„Darnach hast Du nichts zu fragen. Vorwärts!"

Der Gefangene legte die Feder weg und folgte dem Beamten aus der Zelle hinaus, die enge Treppe hinab, über mehrere Höfe bis in einen Corridor, in welchem bereits mehrere Gefangene in einer Reihe neben einander standen. Dieser Corridor führte zur Expedition des Directors. Nun wußte 306, zu wem er kommen sollte.

Sein Aufseher übergab ihn einem anderen Aufseher, welcher hier im Corridore die Jour hatte, und entfernte sich dann wieder. Der Gefangene wurde dann mit in Reihe und Glied gestellt, um zu warten, bis er aufgerufen werde.

Dieser Corridor war allen Gefangenen sehr gut bekannt. Hier hatte Mancher vor Angst geschwitzt oder gezittert, wenn er herbeigeführt worden war, um von dem Director eine Strafe dictirt zu erhalten. Der Corridor war der verhängnißvollste Ort des ganzen Gefängnisses.

Sie standen da neben einander, ohne sich anzusehen, ohne einen Laut von sich zu geben. Wer es gewagt hätte, dem Andern nur ein Wort zuzuflüstern, der wäre sofort einer harten Strafe verfallen. So oft von dem Aufseher eine Nummer aufgerufen wurde, trat der Träger derselben aus der Reihe, um im Zimmer des Directors zu verschwinden, aus welchem er später wiederkam, entweder traurig oder mit befriedigter Miene, je nach dem, was ihm von dem gestrengen Leiter der Anstalt zugedacht worden war.

Endlich kam auch Nummer 306 an die Reihe. Er trat ein und blieb in militärischer Haltung an der Thür stehen. Der Director saß in Uniform an seinem Schreibtische und notirte sich eine Bemerkung über den Gefangenen, der ihn soeben verlassen hatte. Sein Gesicht war streng und sein Auge blickte finster auf das Papier hernieder. Noch schreibend, fragte er:

„Wer jetzt?"

„Nummer 306, Herr Regierungsrath."

Da hob er den Kopf, und als sein Auge auf den Gefangenen fiel, erheiterten sich die strengen Züge.

„Dreihundertundsechs," sagte er. „Nicht wahr, Dein Name ist Petermann?"

„Ja."

„Wie lange hast Du?"

„Fünf Jahre."

„Wie viel ist davon verbüßt?"

„Vier Jahre."

„Bist Du hier einmal bestraft worden?"

„Nein, Herr Regierungsrath."

Das Gesicht des Directors erheiterte sich immer mehr. Er langte neben sich und ergriff ein kleines Actenheft, in welchem er zu blättern begann. Er nickte mit dem Kopfe, als ob er sich erst besinne, weshalb er diese Nummer 306 zu sich berufen habe, und fragte dann:

„Weshalb wurdest Du bestraft?"

„Wegen Unterschlagung."

„Du warst natürlich unschuldig?"

„Nein, Herr Regierungsrath."

„Ah! Ganz dieselbe Antwort hast Du mir bereits bei Deiner Einlieferung gegeben. Das macht einen guten Eindruck. Wer seinen Fehler bekennt, ist besserungsfähig. Die Meisten aber sagen, sie seien unschuldig. Man behandelt sie mit Mißtrauen. Hier habe ich Deine Personalien. Ich lese, daß Du Gutsinspector gewesen bist. Hattest Du Familie?"

„Frau und eine Tochter."

„Leben sie noch?"

Das Auge des Gefangenen füllte sich sofort mit Thränen. Er antwortete mit zitternder Stimme:

„Meine Frau ist während meiner Gefangenschaft gestorben. Sie hat es nicht verwinden können."

„Ja, so kommt es. Jetzt hast Du ihren Tod auf dem Gewissen! Wieviel Gehalt hattest Du?"

„Fünfhundert Gulden."

„Hm! Und nur Weib und Kind. Da konntest Du auskommen. Warum die Unterschlagung?"

Der Gefangene blickte vor sich nieder. Es ging wie ein schwerer Kampf über seine Züge, dann antwortete er:

„Ich hatte gespielt, Herr Regierungsrath."

„Ach so! Wieder einmal der Spielteufel! Wie soll das später werden, wenn Du entlassen bist!"

„Ich bin kein leidenschaftlicher Spieler."

„Hast Dich aber doch durch das Spiel unglücklich gemacht!"

„Ich kannte es nicht. Ich hatte überhaupt noch niemals gespielt Darum verlor ich so viel."

„Du bist bestraft genug. Ich will Dir keine Vorwürfe machen. Bei wem warst Du denn angestellt? In den Einlieferungsacten steht nichts davon."

„Bei dem Herrn Major von Scharfenberg."

Der Director machte eine jähe Bewegung der Ueberraschung.

„Was? Wie?" fragte er. „Bei meinem Bruder?"

„Ja."

„Das habe ich nicht gewußt. Ich entsinne mich allerdings, von diesem Falle gehört zu haben. Und nun fällt mir auch der Name auf. Eine Familie Petermann steht bereits seit Generationen in unserem Dienste. Der letzte Petermann, den ich kannte, war Schloßverwalter auf Scharfenstein, welches dann meinem Bruder zufiel."

„Das war mein Vater."

„So, so! Dich habe ich nie gekannt. Aber, Mensch, das thut mir herzlich leid. Einer unserer Petermänner im Zuchthause als mein Untergebener! Und das habe ich in diesen vier Jahren nicht gewußt! Es ist nicht meine Sache, auf das Verbrechen zurückzukommen, aber — hast Du Dich denn nicht an meinen Bruder gewandt?"

„Nein."

„Warum nicht? Er hätte es sicherlich nicht bis zur Anzeige und Bestrafung kommen lassen!"

„Er selbst hat mich angezeigt und auf Bestrafung angetragen."

„Hm! Wie lange hattest Du in seinem Dienst gestanden?"

„Ueber zwanzig Jahre."

„Aber wohl nicht zu seiner Zufriedenheit?"

„Er hat mir nie ein tadelndes Wort gesagt."

„Dann begreife ich erst recht nicht. Es muß seine eigene Bewandtniß damit haben. Nicht?"

Wieder suchte das Auge des Gefangenen den Boden, doch bald richtete es sich wieder klar und fest auf den Director.

„Es gab keinerlei Bewandtniß, Herr Regierungsrath. Ich brauchte das Geld und nahm es aus der Casse. Der Herr Major entdeckte das Deficit in eigener Person und ließ mich sofort arretiren. Es wäre ohne Erfolg gewesen, mich später noch an ihn zu wenden."

Der Director stand von seinem Stuhle auf und schritt einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann blickte er abermals in die Acten und sagte endlich:

„Hast Du eine Ahnung, weshalb ich Dich jetzt kommen ließ?"

„Nein."

„Weißt Du, was für einen Tag wir morgen haben?"

Der Gefangene nannte das Datum.

„Nein, das meine ich nicht. Es giebt einen Freudentag"

„Ah, Königs Geburtstag!"

„Ja. Nun rathe!"

Ueber das vergrämte Gesicht des Gefangenen blitzte ein Strahl der Freude, der aber schnell wieder verschwand.

„Nun, warum sprichst Du nicht?“ fragte der Director.

„Das, was ich rathen möchte, kann doch wohl nicht sein!“

„So! Hm! Seine Majestät pflegen sich kurz vor seinem Geburtstage die Namen einiger Gefangenen vorlegen zu lassen, die sich gut geführt haben. Ich erhielt heute das Verzeichniß zurück. Eine eigenhändige königliche Randbemerkung lautet folgendermaßen:

„„Das letzte Jahr seiner Strafzeit erlassen!““

Der Gefangene holte tief, tief Athem. Es wollte wie ein Jubel in ihm aufsteigen. Aber der Director hatte ja noch keinen Namen genannt. Jetzt aber fügte er hinzu:

„Das stand unter Deinem Namen.“

„Herr Gott! Ist's wahr? Ist's wahr?“

„Ja. Zufälliger Weise ist heute der Tag Deiner Einlieferung. Du wirst also morgen entlassen werden.“

Der Gefangene wollte sprechen, aber es übermannte ihn so, daß er kein Wort hervorbrachte. Er lehnte sich mit dem Kopfe gegen die Wand, schlug beide Hände vor das Gesicht und schluchzte und weinte bitterlich.

Der Director ließ ihn eine Weile gewähren und sagte dann in beruhigendem Tone:

„Ich glaube, daß Dich diese Nachricht ergreift, und gönne Dir diese Freude. Du hast Dich gut geführt und wirst hoffentlich nie wieder auf Abwege gerathen.“

„Niemals, nie!“ betheuerte der Weinende.

„Was aber wirst Du draußen anfangen?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Hast Du Dir noch keinen Plan gemacht?“

„Ich dachte an die Möglichkeit, doch wieder irgend eine Anstellung zu erhalten.“

„Hm! Das ist schwer. Das Publicum hat gegen jeden entlassenen Sträfling ein scharfes Vorurtheil, welches leider nur zu oft begründet ist. Wo hast Du vor Deiner Einlieferung gewohnt?“

„In der Hauptstadt.“

„So mußt Du dahin zurück. Eigentlich muß ein jeder Entlassene eine bestimmte Zeit nach dem Orte zurück, wo er heimathsgehörig ist. Das ist in vielen Fällen mit großen Nachtheilen verbunden. Er ist gezwungen, jahrelang an einem Orte zu sein, wo man ihm weder Verzeihung noch Arbeit zu Theil werden läßt. Ich werde Dir doch ein Vertrauenszeugniß geben; das berechtigt Dich zum Aufenthalt an jedem beliebigen Ort. Auf diese Weise wird es Dir leichter, eine neue Zukunft zu gründen. Wieviel hast Du in den vier Jahren hier verdient?“

„Fünfzehn Gulden.“

„Das ist freilich wenig. Na, werden sehen! Wohin wirst Du Dich von hier aus wenden?"

„Nach der Residenz."

„Dort befindet sich wohl Deine Tochter?"

„Ja."

„Was thut sie dort?"

„Sie ist in Stellung."

„Welche Stellung?"

„Wirthschafterin bei einem gewissen Herrn Seidelmann, wie sie mir vor fast Jahresfrist schrieb."

Der Director schüttelte leicht den Kopf.

„Wirthschafterin bei einem einzelnen Herrn? Hm!"

„Er ist alt und soll sehr fromm und gottesfürchtig sein, wie sie mir schrieb."

„So, so! Aber dennoch — wie alt ist sie jetzt?"

„Neunzehn."

„So nimm Sie lieber weg."

„Das werde ich thun, sobald ich wieder festen Fuß gefaßt habe."

„Schön! Auf alle Fälle aber erinnere Dich meiner. Ich will nicht haben, daß ein Petermann zu Grunde geht. Bedarfst Du der Hilfe oder auch nur eines Rathes, so wende Dich getrost an mich. Ich sollte Dir ob Deines Vergehens zürnen, aber Du hast gebüßt und bist, wenigstens mit mir, quitt geworden."

„Dieses Wort vergelte Ihnen Gott, Herr Regierungsrath!"

Er nahm die Hand des Beamten und küßte sie. Dieser fuhr in freundlichem Tone fort:

„Ein Jeder, der durch seine Schuld dieses Haus betritt, verliert für die Zeit seines hiesigen Aufenthaltes seinen Namen und den Anspruch auf das gesellschaftliche Sie; er wird mit Du und bei seiner Nummer angerufen. Jetzt nun, wo ich Dich entlasse, gebe ich Dir zurück, was Dir nun wieder gehört, Namen und Anrede. Herr Petermann, ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie lauter aus der Prüfung hervorgehen mögen. Sie haben durch eine ausgezeichnete Führung sich mein Vertrauen erworben; arbeiten Sie von jetzt an auch daran, sich das Vertrauen ihrer Nebenmenschen zu erwerben. Hier meine Hand! Gehen Sie mit Gott, und vergessen Sie nicht, sich nöthigenfalls an mich zu wenden."

Der Gefangene nahm die dargebotene Hand und taumelte dann, wie betrunken vor Freude, zur Thür hinaus.

Ein Anderer trat ein. Der Director nahm von diesem zunächst nicht Notiz. Er fertigte das Vertrauenszeugniß aus und schrieb dann eine Anweisung an den Anstaltsrendanten, welche folgendermaßen lautete:

„Dem morgen früh zu entlassenden Sträfling Karl Petermann sind vor seinem Fortgange hundert Gulden aus der Anstaltscasse auszuhändigen und mir in Anrechnung zu bringen."

V. S.

Erst als er diesen Zettel unterschrieben hatte, wendete er sich an den eingetretenen Gefangenen

„Welche Nummer?"

„Achthundertundsechszig."

Der Director suchte unter den vor ihm liegenden Notizen nach dieser 860. Er hatte an der Jacke des Gefangenen gesehen, daß dieser wiederholten Disciplinarstrafen verfallen war. Das machte sein Gesicht wieder streng und finster.

„Wie heißt Du?"

„Heilmann."

„Was warst Du?"

„Buchbinder."

„Weshalb bestraft?"

Der Gefangene war ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren. Bei der letzten Frage des Directors zögerte er mit der Antwort und blickte trotzig vor sich nieder.

„Nun, hast Du gehört? Weshalb bist Du bestraft worden?"

„Wegen Diebstahls," stieß der Gefragte hervor.

„Wie lange?"

„Zwei Jahre."

„Natürlich bist Du unschuldig?"

„Ja."

Da fuhr der Director mit einem Rucke empor.

„Ah! Wirklich?" fragte er.

„Ja. Ich bin es nicht gewesen."

„So, so! Warte einmal!"

Er hatte jetzt die Einlieferungsacten des Buchbinders gefunden und suchte darin nach. Dann sagte er:

„Ja, hier steht es: Ist ungeständig. Das ist keineswegs empfehlend. Ich werde —"

„Wenn ich unschuldig bin, kann ich nicht geständig sein!" fiel der Gefangene ein.

„Schweig! Du hast nur zu antworten, wenn ich frage! Uebrigens lese ich hier, daß Du während Deiner Detention zwölfmal bestraft worden bist, und zwar wegen Faulheit und Widersetzlichkeit. Meinst Du vielleicht, daß Dir das zur Ehre gereicht?"

„Nein, Herr Regierungsrath."

Er warf bei diesen Worten einen so eigenthümlichen Blick auf seinen Vorgesetzten, daß dieser sagte:

„Was ist das für ein Ton! Was hast Du noch?"

„Ich möchte bitten, mich aussprechen zu dürfen!"

„Ich habe keine Zeit!"

„Es ist ganz kurz."

„Nun, so laß hören!"

„Sie meinen es gut mit den Gefangenen, Herr Regierungsrath, das weiß ich, obgleich Sie mich zwölfmal bestraft haben. Viele sagen, sie seien unschuldig. Aber bitte, denken Sie einmal, daß Einer auch in Wirklichkeit unschuldig ist. Mit welchen Gefühlen wird er hier eintreten, sich den Namen rauben, das Haar scheeren und sich Du nennen lassen. Er wird behandelt wie jeder Spitzbube, nein, noch schlimmer, weil man ihm nicht glaubt und ihn doppelt streng hält. Er verbittert sich mehr und mehr. Er soll arbeiten für täglich einen Kreuzer und ist unschuldig; er soll — — ah, ich will lieber schweigen, denn Sie haben keine Zeit, und mir schadet das Sprechen nur. In zwei Jahren zwölfmal bestraft; das hat mir gegen zweihundert Tage Kostentziehung eingebracht, und doch bin und bin und bin ich unschuldig!"

Der Beamte blickte finster zu ihm herüber und sagte nach einer Weile:

„Ich bin nicht Dein Untersuchungsrichter. Man hat Dich meiner Obhut anbefohlen, und darein hattest Du Dich zu fügen. Bist Du unschuldig, so stehen Dir noch jetzt die Wege offen, Deine Ehre zu retten. Du hast Dich schlecht geführt; ein gutes Zeugniß kann ich Dir also unmöglich geben."

Die Augen des Gefangenen wurden feucht.

„Dann behalten Sie mich nur lieber gleich hier, Herr Regierungsrath," sagte er.

„Warum?"

„Weil Sie mich doch bald genug wieder herbekommen werden."

„Ach so! Du nimmst Dir also bereits vor, rückfällig zu werden! Willst Du Deine Unschuld so beweisen?"

„Das kann mir nicht einfallen. Aber ich bin gezwungen, zwei Jahre lang in der Hauptstadt zu bleiben. An jedem anderen Orte werde ich ausgewiesen. Wer giebt einem Zuchthäusler Arbeit? Kein Mensch. Was habe ich also zu erwarten? Verachtung, Hunger und Noth. Dazu kommt die Polizeiaufsicht. Wie kann ich gegen das Alles ankämpfen? Es wäre wirklich am Besten, ich könnte hier bleiben."

Das war im Tone unverkennbaren Seelenschmerzes gesprochen. Der Director schien den Sprecher mit seinen Blicken durchdringen zu wollen; dann sagte er:

„Arbeit wenigstens wirst Du auf alle Fälle finden."

„Bei wem? Selbst wenn mich ein Meister engagirte, so würde doch kein Geselle mit mir arbeiten wollen."

„Der Staat hat die Verpflichtung, Dir Arbeit zu geben."

„Ja, er wird mir welche geben, aber wo? Im Armen- oder Arbeitshause, oder man steckt mich unter die städtischen Gassenkehrer und Zwangsarbeiter."

„Wie viel hast Du hier verdient?"

„Nichts."

„Weil Du nicht gearbeitet hast."

„Ich wollte auch hier arbeiten. Aber mir Buchbinderarbeit zu geben, das hielt der Herr Arbeitsinspector für eine Straferleichterung, die ein so

renitenter Mensch wie ich nicht verdient. Er steckte mich also unter die Fournierschneider. Ich war diese Arbeit nicht gewohnt und brachte also das Pensum nicht. Ich wurde wegen Faulheit mit Kostentziehung bestraft. Ich bekam nichts zu essen und konnte also noch weniger arbeiten als vorher. So habe ich es bis zu zweihundert Hungertagen gebracht, aber verdienen konnte ich mir nichts, obgleich ich als Fournierschneider bei vollem Pensum täglich einen Kreuzer erhalten hätte."

Es lag in der Art und Weise seiner Bemerkungen etwas, was still hinzunehmen sich der Director gezwungen sah. Er erkundigte sich noch:

„Hast Du Verwandte?"

„Keine Seele."

„Oder Freunde?"

„Einen alten Pathen; der aber ist der Freund Dessen, der mich in's Unglück gestürzt hat."

„Du hast also nur für Dich allein zu sorgen; das ist eine große Erleichterung. Uebrigens will ich Dir Deine mehr als offene Auseinandersetzung verzeihen und Dir zum Beweise, daß es doch Menschen giebt, welche Deinen Untergang nicht wollen, zehn Gulden aus meiner Casse gutschreiben. Man wird sie Dir morgen früh bei Deiner Entlassung auszahlen."

Das hatte der Buchbinder von dem sonst so strengen Manne nicht erwartet. Die Röthe der Freude ging über sein Gesicht, und er antwortete:

„Gott vergelte es Ihnen, Herr Regierungsrath! Nicht das Geld allein ist es, was er Ihnen vergelten möge, sondern vor allen Dingen die Hoffnung, welche Sie damit in mir erwecken. Vielleicht stößt man mich nicht überall hinaus. Vielleicht finde ich Arbeit und Vertrauen, und dann wird man erkennen, daß ich nicht der Spitzbube bin, für den man mich bis jetzt gehalten hat."

„Ich will es Ihnen wünschen, Heilmann. Verzagen Sie nicht; werfen Sie die Erbitterung von sich fort. Treten Sie Ihren Mitmenschen mit einem offenen, freundlichen Gesicht entgegen, und man wird dann nicht hart und rücksichtslos mit Ihnen sein können. Ich entlasse Sie hiermit. Gehen Sie morgen früh mit Gott hier fort, und wenn ich Ihnen im Leben wieder begegne, so würde ich mich freuen, Sie als braven, selbstständigen Meister zu sehen."

Er reichte ihm die Hand.

„Herr Regierungsrath," sagte der Buchbinder mit bebender Stimme, „hätte bei meiner Einlieferung hier nur ein einziger Beamter so ein theilnehmendes Wort zu mir gesagt, ich wäre nicht zwölfmal bestraft worden!"

Er ging und der Nächste trat ein. So expedirte der Director Einen nach dem Anderen, bis endlich der Letzte ihn verlassen hatte. Nun war auch er frei.

Eben als er seine Privatwohnung betrat, wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß die Gefangenen ihre Strohsäcke aufzusuchen hätten.

Er hatte Besuch. Sein Neffe befand sich bei ihm und hatte mit den

Familienmitgliedern mit dem Souper auf ihn gewartet. Der brave Beamte war während des Essens ungewöhnlich schweigsam. Als man ihn darauf aufmerksam machte, sagte er:

„Ich habe heute Veranlassung zum Nachdenken erhalten. Morgen geht ein Gefangener fort, den ich bisher für einen frechen Leugner gehalten habe, weil er stets behauptete, unschuldig zu sein, und nun, in der letzten Stunde, bin ich in meinem Urtheile irre geworden."

„Ist es denn überhaupt möglich, daß Jemand unschuldig verurtheilt werden kann?" fragte seine Frau.

„Ich muß zugeben, daß solche Fälle leider vorkommen. Der Indicienbeweis läßt stets die Möglichkeit zu, daß der Richter sich irrt."

Sein Neffe trug die Uniform eines Oberlieutenants. Er hatte ein intelligentes Gesicht und ganz das Aussehen eines lebenslustigen, schneidigen Officiers. Er schien sich für dieses Thema zu interessiren, denn er fiel jetzt mit einer wahrnehmbaren Wärme ein:

„Indicienbeweis, lieber Onkel? O, nicht blos das! Der Richter kann sich sogar selbst dann irren, wenn der Angeklagte sich zu der That bekennt."

„Wohl kaum!"

„O doch!"

„Es wird doch kein Mensch ein Verbrechen eingestehen, welches er nicht begangen hat!"

„Warum nicht?"

„Welche Gründe sollten ihn leiten?"

„Zunächst Selbsttäuschung. Es ist vorgekommen, daß Einer glaubte, einen Anderen erschossen zu haben. Er wurde auf sein Geständniß hin verurtheilt, und doch stellte es sich später heraus, daß die Kugel nicht aus dem Laufe seines Gewehres gekommen war."

„Das klingt sehr romantisch."

„Ist aber trotzdem geschehen."

„Und nun weiter?"

„Weiter kann sich ein Unschuldiger zu einer That bekennen, um sich für den Schuldigen aufzuopfern."

„Dann ist der Schuldige entweder ein — — Feigling oder gar ein Schurke."

Ueber die Stirn des Lieutenants flog eine feine, plötzliche Röthe. Er räusperte sich und sagte:

„Nein. Es ist entweder unendlich feig oder bodenlos schlecht, einem Andern aufbürden lassen, was man eigentlich selbst zu tragen hat."

„Vielleicht sind hier noch Ausnahmen zulässig."

„Ich kenne keine einzige. Doch, apropos, wie war denn damals eigentlich die Geschichte mit dem Petermann, dem Scharfensteiner Inspector?"

Der Lieutenant verfärbte sich so jäh, daß es dem Director auffiel.

„Du erschrickst ja förmlich!" sagte er. „Freilich muß es unangenehm

sein, solche Beamte vor dem Strafrichter zu wissen. Konnte Dein Vater nicht Gnade walten lassen?"

„Er konnte es, that es aber leider nicht."

„Ich begreife ihn nicht. War die Summe denn gar so sehr bedeutend?"

„Dreitausend Gulden."

„Nur? Das ist doch nicht etwa ein Vermögen?"

„O nein! Uebrigens wurde vollständig Ersatz geleistet."

„So begreife ich die Härte des Bruders erst recht nicht. Es mögen da Dinge mitgespielt haben, welche wir vielleicht nicht kennen, lieber Bruno."

„Höchst wahrscheinlich!"

Es war dem Lieutenant anzusehen, daß dieses Gespräch für ihn ganz und gar kein erquickliches sei, dennoch aber ließ er es nicht fallen, sondern er fuhr fort:

„Aber dabei fällt mir ein, daß Petermann zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Nicht?"

„Freilich."

„Ich glaube, es waren fünf Jahre."

„Gerade so viel, ja."

„Nun, da müßte er sich doch hier bei Dir befinden?"

„Er ist allerdings hier, wie ich heute entdeckt habe."

„Entdeckt? Das klingt ja wunderbar!"

„Es ist auch wunderbar, aber nur für Denjenigen, der die Verhältnisse nicht kennt. Ich wußte, daß ein Petermann wegen Unterschlagung auf fünf Jahre die Nummer 306 bekommen habe; aber ich hatte keine Ahnung, daß es dieser Euer Petermannn sei."

„Kaum denkbar!"

„Nun, habe ich ihn jemals gesehen?"

„Allerdings wohl nicht."

„Und sodann hörte ich zwar von der Sache, aber nur vorübergehend. Die Einlieferungsacten enthalten zwar die Angabe des Verbrechens, weiter aber nichts darüber. So kam es, daß ich gar nicht wußte, daß der letzte der Petermänner ein Gefangener sei."

„Wie lange ist er hier?"

„Heute gerade vier Jahre."

„Hm, lieber Onkel, könntest Du denn da nicht —?"

„Was denn?"

„Hat er noch nicht um Gnade nachgesucht?"

„Nein."

„Könntest Du nicht Etwas für ihn thun?"

„Gern. Ueberhaupt habe ich es bereits gethan."

„Was?"

„Ich habe ihn der Gnade seiner Majestät vorgeschlagen."

„Gott sei Dank! Denkst Du, daß es Erfolg haben wird?"

„Der Erfolg ist bereits da. Er ist begnadigt und wird morgen entlassen."

Der Lieutenant fuhr von seinem Sitze auf.

„Morgen? Ist's wahr?“ fragte er.

„Ja. Ich habe es ihm vorhin publicirt.“

„Wie viel Uhr wird er entlassen?“

„Um acht Uhr kann er gehen.“

„Hat er Dir gesagt, wohin?“

„Er geht nach der Residenz.“

„Aber ohne Mittel, ohne feste Stellung in Aussicht.“

„Nun, ich habe ihm hundert Gulden überwiesen; da ist er wenigstens für's Erste sorgenfrei. Findet er keine Stellung, so sorge ich auch weiter.“

„Da streckte der Neffe dem Onkel die Hand entgegen und sagte im wärmsten Tone:

„Habe Dank! Das hast Du brav gemacht! Er ist wohl nicht so schuldig wie es den Anschein hat.“

„Wieso?“

„Er hat lange Jahre die Kasse gehabt, ohne daß sie einmal revidirt worden wäre. Er war überzeugt, das, was er ihr entlehnte, in einigen Tagen wieder hineinlegen zu können. Er wollte keineswegs betrügen, sondern nur für ganz kurze Zeit eine Anleihe machen. Er hat ja auch wirklich Alles von Heller zu Pfennig ersetzt.“

„Wenn das so ist, so ist der Bruder geradezu unverantwortlich grausam gewesen.“

„Leider! Wie hat sich Petermann als Gefangener benommen?“

„Ausgezeichnet. Ich gebe ihm ein Vertrauenszeugniß mit, und ich sage Dir, daß ich dies nur sehr ausnahmsweise thue. Leider komme ich seit Langem mit dem Bruder nicht mehr zusammen; aber bist Du bei ihm, so fasse ihn doch einmal an. Er muß sich des Petermann annehmen!“

Der Lieutenant zuckte die Achseln.

„Ich darf mit ihm von dieser Angelegenheit gar nicht sprechen, werde aber doch noch einen Versuch machen.“

Damit war die Angelegenheit für heute erledigt; aber als am Morgen Petermann entlassen wurde und sich nach dem eine Strecke vor der Stadt gelegenen Bahnhof begab, hörte er eilige Schritte hinter sich. Sich umdrehend, gewahrte er den Lieutenant Bruno von Scharfenberg, welcher heute Civilkleidung trug.

Das Gesicht des entlassenen Gefangenen nahm schnell einen harten, abweisenden Ausdruck an. Er wollte den Weg fortsetzen, fühlte sich aber am Arme zurückgehalten.

„Petermann!“ erklang es in bittendem Tone.

„Herr Baron!“

„Nicht so, nicht so! Sie ahnen nicht, was ich gelitten habe!“

„Aber Sie ahnen ungefähr, was ich leiden mußte?“

„Ich wollte ja zuspringen, aber Sie selbst hatten mir den Weg dazu versperrt.“

„Womit denn?“

„Durch Ihr Geständniß.“

„Ach so! Nun, ich habe dieses Geständniß mit meiner Ehre, meiner Stellung und vier Jahren Zuchthaus bezahlt.“

„Ich werde Alles, Alles vergelten!“

Petermann musterte den Lieutenant vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Wirklich?“ fragte er. „Wollen Sie das?“

„Ja, gewiß!“

„So sagen Sie mir doch einmal, wie Sie das anzufangen gedenken!“

„Da sollen Sie mir rathen.“

„Nun, was meine Stelle werth war, das läßt sich ja taxiren; aber was zahlen Sie mir für meine verlorene Ehre?“

„Petermann!“

„Und für die Tage der Gefangenschaft. Für den stillen Harm, der mich verzehrte, für die Knechtschaft und Erniedrigung, die ich zu tragen hatte, für Alles, Alles, was sich unmöglich beschreiben läßt?“

„Seien Sie nicht zu grausam!“

„Waren Sie weniger grausam? Ich habe Stunde für Stunde gewartet, daß Sie kommen würden. Ich gestand die That ein, aber ich war überzeugt, daß Sie kommen würden, um dieses Geständniß umzuwerfen — vergebens!“

„Ich muß Ihnen Alles sagen und erzählen. Vielleicht sehen Sie dann meine Unterlassungssünde nicht mehr so an wie jetzt. Aber dazu ist hier der Ort nicht. Kommen Sie nach der Stadt zurück; wir wollen —“

„Nein, nein! Ich habe keine Zeit. Wir sind geschiedene Leute, Herr Baron!“

„Und dennoch bleibe ich bei meiner Bitte! Sie dürfen nicht so hartherzig sein, mir die Erlaubniß, gut zu machen, zu versagen!“

„Ich danke! Ich selbst habe Alles gut gemacht. Was jetzt geschehen könnte, würde überflüssig sein.“

Er riß sich gewaltsam los und eilte fort. Der Lieutenant machte eine Bewegung, als ob er ihm schnell nachfolgen wolle, besann sich aber, drehte sich scharf auf dem Absatze um und ging nach der Stadt zurück.

Als Petermann den Bahnhof erreichte, war es noch zu früh zum Zuge. Er konnte noch kein Billet bekommen, suchte darum die Bahnrestauration auf und ließ sich ein Glas Bier geben — das erste seit vier Jahren.

Er hatte kaum einige Minuten da gesessen, so kam ein zweiter Gast, ein junger Mann, der höflich grüßte und bei seinem Anblicke zu stutzen schien. Auch Petermann kam es vor, als ob er ihn bereits einmal gesehen habe.

Der junge Mann kam näher und fragte:

„Würden Sie mir erlauben, bei Ihnen Platz zu nehmen?“

„Ich kann nichts dagegen haben. Hier setzt sich ein Jeder dahin, wo es ihm beliebt.“

„Das heißt, besser wäre es, ich suchte mir einen anderen Platz? Nicht wahr?“

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen!“

„Nun, ich gestehe Ihnen, daß ich zu Ihnen komme, weil ich mich für Sie interessire.“

„Ah! Warum?“

Der Andere setzte sich, ließ sich ein Glas Bier geben und sagte dann, als der Kellner sich wieder entfernt hatte:

„Bemerken Sie die Falten, welche Sie in Ihrem Anzuge haben, mein Herr?“

„Wozu diese eigenthümliche Frage?“

„Weil mein Anzug dieselben Falten hat. Wenn ein Rock Jahrelang in einem Sacke steckt, ohne nur einmal angezogen zu werden, so sollte er doch vorher wenigstens ausgebügelt werden. Daran denken aber diese hohen Herren Beamten nicht.“

„Ah, Sie wollen sagen —“

„Daß wir jedenfalls Leidensgefährten sind.“

„Sie wurden heute entlassen?“

„Ja, gerade wie Sie auch. Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch. Es ist nicht gerathen, Zuchthausbekanntschaften zu schließen und zu pflegen. Ich werde Sie nie kennen, selbst wenn ich Sie wiedersehe. Aber heute, am ersten Tage der Freiheit, lacht Einem das Herz vor Glück. Man möchte dieses Glück theilen, und das kann man blos mit einem Schicksalsgenossen thun. Zudem habe ich Sie öfters gesehen. Sie waren Schreiber; das ist ein Vorzug, und ich ersehe daraus, daß ich es nicht mit einem Manne zu thun habe, der für das Haus, in welchem wir waren, geradezu bestimmt ist.“

„Nein, das ist allerdings nicht der Fall. Auch ich habe Sie gesehen. Wo waren Sie?“

„In der Fournierschneiderei.“

„Eine harte Arbeit.“

„Ich hab's empfunden. Ich fahre von hier nach der Hauptstadt.“

„Ich auch.“

„Wollen wir bis dahin beisammen bleiben?“

„Ich bin es zufrieden.“

„Schön! Und nun einen Schluck Bier! Prosit! Ah, wie das erquickt nach dem ewigen Wasser! Eigentlich darf ich mir das gar nicht bieten, denn ich habe da oben im Schlosse keinen Kreuzer verdient und bin auch sonst ein armer Teufel, aber —“

„Erlauben Sie mir, für Sie zu bezahlen?“

„Nein, nein! Halten Sie mich für keinen Lumpen! Ich bin zwar gefangen gewesen, aber auf Raub und Bettelei gehe ich nicht. Ich habe zehn Gulden geschenkt erhalten.“

„Von wem?“

„Vom Regierungsrath.“

„Ah, wirklich? Dieser Mann ist trotz seiner Strenge doch ein wahrer Menschenfreund.“

„Das will ich meinen! Ich bin bis gestern zu meiner Entlassung schlimm auf ihn zu sprechen gewesen, aber er hat mich bekehrt, trotz der zweihundert Hungertage."

„Kostentziehung?"

„Ja."

„O weh! In welcher Zeit?"

„In zwei Jahren."

„Hm! Sie sehen mir gar nicht wie ein Mensch aus, bei dem es solcher Gewaltmittel bedarf."

„Bin es auch nicht. Aber wenn Sie nichts zu essen erhalten, weil Sie bei so schwerer, ungewohnter Arbeit das Pensum nicht bringen, so bringen Sie es zum zweiten Male erst recht nicht, und die Kostentziehung nimmt dann kein Ende. Uebrigens war es mir unmöglich, mich in die aufgezwungene Willenslosigkeit zu fügen. Man ist nicht mehr Mensch, sondern Strafobject. Man ist ein Ding, an welchem ein Jeder seine vermeintlichen Besserungsexperimente macht. Bessern! Herrgott! Und wer sind diese Leute? Diese Aufseher sind ja selbst nichts Anderes gewesen, als Handwerker. Was verstehen Sie von Psychologie? Und Einen zu bessern, der nichts begangen hat, wie soll das wohl eigentlich angefangen werden?"

Das offene, zutrauliche Wesen des Sprechers war Petermann sympathisch, aber bei den letzten Worten lächelte er doch ein Wenig sarkastisch und fragte:

„Sie gehören wohl auch zu den berühmten Unschuldigen?"

„Nein."

„Ich dachte."

„Nun, zu den ‚berühmten' Unschuldigen gehöre ich keineswegs, unschuldig bin ich aber doch."

„Ach so! Richtig!"

„Ich glaube, Sie lachen!"

„Sie nehmen mir das doch wohl nicht übel!"

„Hm! Mir egal! Lachen Sie oder heulen Sie, ganz wie es Ihnen beliebt. Aber ein Spitzbube bin ich doch nicht."

„Sie haben auch nicht das Aussehen eines solchen."

„Und doch hat man mir wegen Diebstahles zwei Jahre Zuchthaus gegeben!"

Er preßte dabei die Zähne zusammen, daß es laut knirschte. Petermann fühlte sich doch versucht, ihm Glauben zu schenken.

„Dann wären Sie höchst unglücklich zu nennen!"

„Doppelt, doppelt, doppelt! Vielleicht habe ich noch mehr verloren, als Zeit, Freiheit und Ehre!"

„Wie ist denn das gekommen?"

„Nun, ich hatte eine Geliebte; ein Anderer wollte sie auch. Wir waren Beide Buchbinder und arbeiteten bei demselben Meister. Eines Tages wurde diesem der Kasten aufgebrochen und sein ganzes Geld gestohlen. Die Polizei kam und fand das Geld — ganz tief unten in meiner Lade versteckt."

„O weh!“

„He da! Sehe ich aus wie ein Dummkopf?“

„Nein.“

„Hätte ich das Geld in meine Lade versteckt, wenn ich wirklich der Dieb gewesen wäre?“

„Wohl schwerlich.“

„Ich hätte es vergraben oder sonst wo in Sicherheit gebracht. Das stellte ich dem Richter vor; aber mein Nebengeselle beschwor, daß er mich aus des Meisters Oberstube habe kommen sehen mit Etwas in der Schürze, was wie Geld geklungen hat. Die Folge waren die zwei Jahre Zuchthaus. Jetzt glauben Sie es mir oder nicht! Im Zuchthause haben sie es freilich nicht geglaubt, und so bin ich als ein Unverbesserlicher entlassen worden.“

„Wohl gar unter Polizeiaufsicht?“

„Ja; drei Jahre lang. Ich habe mich sofort nach meiner Ankunft bei der Polizei zu melden. Ich muß sogar gewärtig sein, daß sie bereits benachrichtigt ist, mit welchem Zuge ich komme.“

„Damit wird dem Besserdenkenden, Dem, der sich brav halten will, nur das Fortkommen erschwert oder geradezu zur Unmöglichkeit gemacht.“

„Das ist sicher. Also, glauben Sie nun, daß ich unschuldig bin, Herr?“

„Ja,“ antwortete Petermann, ihm die Hand reichend.

Heilmanns Augen glänzten feucht.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Das thut dem Herzen wohl. Ich habe in diesen zwei Jahren gut aufgepaßt. Der Mensch, welcher den entlassenen Sträfling, welcher seine Schuld abgebüßt hat, noch weiter mit offenem Mißtrauen und mit Verachtung straft, begeht ein großes Unrecht und beweist nebenbei, daß er die Verhältnisse gar nicht kennt. Wie Viele laufen frei herum, denen ein Stammplatz im Gefängnisse gehörte. Die Bevölkerung der Strafanstalten ist auch nicht anders zusammengesetzt als die freie Menschheit. Es giebt hier wie dort gute und schlechte.“

„Ich weiß das, ich weiß das sehr genau. Ich habe vier Jahre lang die Anstaltsacten in der Hand gehabt und darf wohl behaupten, daß — die Zuchthaushabitues natürlich abgerechnet — es in den Gefängnissen keine kleinere Procentzahl guter Menschen giebt als in der Freiheit. Ich glaube Ihnen, daß Sie unschuldig sind, weil — lachen Sie nun nicht über mich! weil ich selbst auch unschuldig bin.“

„Was? Auch Sie?“

„Ja. Ich habe das gar nicht gethan, wegen dessen man mich bestrafte!“

„Also auch ein Anderer, gerade wie bei mir, der Sie in das Verderben stürzen wollte?“

„Nein. Nicht so. Er handelte unüberlegt. Er war der Sohn meines Vorgesetzten. Meine Vorfahren hatten seinen Ahnen treu gedient; ich nahm Das was er that, auf mich.“

„Herrgott! Und er duldete das?“

„Er war zu entschuldigen. Er hatte mehr zu verlieren, als ich. Doch, genug hiervon! Sind Sie in der Residenz bekannt?"

„Ich bin da geboren."

„Ich muß gleich einen Herrn besuchen, den ich noch nicht kenne. Vielleicht haben Sie seinen Namen gehört. Er heißt Seidelmann."

„Seidelmann? Doch nicht etwa der fromme Schuster?"

„Ob er Schuhmacher ist, das weiß ich nicht. Ich kenne nur den Namen und weiß, daß er sehr gottesfürchtig sein soll."

„Dann ist's kein Anderer als der Schuster."

„Sie kennen ihn also?"

„Oh, sehr genau! Ich habe in einem Hause gearbeitet, in welchem er fast täglich verkehrte."

„Was für ein Mann ist er?"

„Ein schlimmer Kerl, ein Wolf in Schafskleidern, eine Hyäne, welche sich für ein Lamm ausgiebt."

„Gott, wenn das wahr wäre!"

„Es ist wahr. Unsere Werkstelle lag in einem Parterre der Uferstraße. Ueber uns gab es ein Etablissement mit feilen Mädchen, und noch eine Treppe höher wohnte eine Madame Groh, welche mit Dirnen handelt, sich aber außerdem eines sehr ehrbaren Wandels befleißigt. Bei ihr verkehrt Seidelmann. Wir wußten ganz genau, daß er dieser Madame Groh unschuldige Mädchen zuführt, um die es dann geschehen ist."

„Herrgott! Meine Tochter dient bei ihm!"

„O weh! Nehmen Sie Ihr Kind sofort weg von ihm!"

„Sogleich, sogleich! Wenn doch nur der Zug käme! Ah, da giebt's das erste Zeichen! Lösen wir die Fahrbillets!"

Es war über Petermann eine unbeschreibliche Unruhe, ja, geradezu eine Angst gekommen. Er sprang in den Waggon, als könne er dadurch die Schnelligkeit des Zuges vergrößern, und zeigte sich auch unterwegs so zerstreut, daß es Heilmann nicht mehr gelang, ein dauerndes Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Als der Zug auf dem Bahnhofe der Residenz ankam, standen zwei Männer in Civil auf dem Perron und beobachteten die aussteigenden Passagiere.

„Das muß er sein," sagte der Eine und arbeitete sich durch das Gedränge auf die beiden entlassenen Gefangenen zu.

„Entschuldigung, mein Herr!" sagte er zu Heilmann. „Darf ich fragen, von welcher Station Sie kommen?"

„Warum?"

„Dies meine Legitimation."

Er griff in die Tasche und zeigte die Polizeimedaille vor. Heilmann nickte traurig mit dem Kopfe und antwortete auf die Frage:

„Aus Rollenburg."

„Sie heißen Heilmann?"

„Ja."

„Sie sind heute entlassen worden?"

„Ja."

„Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie sich sofort anzumelden haben, widrigenfalls man Sie sistiren wird."

„Wollen Sie da nicht vorziehen, mich gleich mitzunehmen?"

„Nein. Sie haben eine Formalität zu erfüllen. Thun Sie das gleich, so ist's zu Ihrem eigenen Besten. Adieu!"

Er ging.

„Sagte ich es Ihnen nicht?" fragte Heilmann seinen bisherigen Reisegefährten.

„Es läßt sich leider nichts dagegen thun."

„Nein. Uebrigens erfüllen diese Leute einfach ihre Pflicht. Ich bin nicht unverständig genug, ihnen bös zu sein. Aber wie soll das werden, wenn die Polizei drei Jahre lang zu meinen Meistern kommt, um die Aufsicht auszuführen! Nimmt mich ja Einer in Arbeit, so schickt er mich doch gleich wieder fort."

„Sprechen Sie mit dem Polizeidirector ein aufrichtiges Wort. Er wird Sie wenigstens ruhig anhören. Es liegt ja nicht in seinem Interesse, seine Leute um Ihretwillen unnöthiger Weise abzuhetzen."

„Will's versuchen. Also gleich nach dem Polizeigebäude! Jetzt nun wollen wir scheiden. Sie haben ein Vertrauenszeugniß, und meine Gegenwart kann Ihnen nur Schaden bringen. Ich wünsche Ihnen alles Glück, mein lieber Herr! Kennen wir uns nicht mehr, wenn wir uns treffen. Aber einander Gutes gönnen, das können wir doch."

„Auch ich wünsche Ihnen mit aufrichtigem Herzen, daß Ihr Weg nicht so steinigt bleibe, wie er begonnen hat. Werfen Sie alles Leid hinter sich, und gehen Sie der Zukunft getrost und zuversichtlich entgegen."

Sie trennten sich mit einem Handschlage. Petermann suchte zunächst die Wohnung Seidelmann's auf. Er kannte die Nummer aus den Briefen, welche er von seiner Tochter empfangen hatte.

Es wurde ihm nach längerem Klingeln von einem Frauenzimmer geöffnet.

„Was wollen Sie?" fragte dasselbe.

„Ist Herr Seidelmann zu Hause?"

„Ja; aber zu sprechen ist er nicht. Er ist beschäftigt."

„Meine Angelegenheit ist nicht aufzuschieben, sondern im Gegentheile sehr dringend."

„Was betrifft es denn?"

„Familiensachen."

„Familiensachen? Hm! Da will ich doch einmal den Versuch machen. Welchen Namen soll ich nennen?"

„Ich heiße Petermann."

„Petermann?"

Sie warf einen eigenthümlich taxirenden Blick auf ihn, der geradezu beleidigend war, lächelte impertinent und sagte:

„Na, ich habe es Ihnen einmal versprochen. Ich will es versuchen. Warten Sie ein Bischen!“

Sie ging und kehrte erst nach längerer Zeit zurück.

„Sie dürfen kommen!“

Bei diesen Worten winkte sie ihm, ihr zu folgen. Sie öffnete einige Thüren und rief bei der letzten hinein:

„Da ist der Mann!“

Petermann trat ein und zog die Thür hinter sich zu. Er sah sich dem frommen Schuster gegenüber. Dieser saß auf einem Polstersessel am Tische und hatte ein Buch vor sich liegen, dessen Titelblatt aufgeschlagen war. Darauf stand:

„Ueber die gottseligen Freuden, welche das heilige Werk der inneren Mission den frommen Gläubigen bereitet. Geschrieben von dem ehrwürdigen Herrn Augustus Seidelmann, Vorsteher der Gesellschaft der Brüder und Schwestern der Seligkeit. Eigenthum des Verfassers.“

Dieser ehrwürdige Herr Augustus Seidelmann dankte mit kurzem, abgemessenem Kopfnicken auf den höflichen Gruß Petermann's und sagte:

„Bringen Sie Ihr Anliegen in möglichster Kürze vor! Ich habe nicht Zeit zu Weitschweifigkeiten.“

„Ich beabsichtige keine Weitschweifigkeiten, Herr Seidelmann, und kann glücklicher Weise sehr kurz sein. Meine Tochter ist in Stellung bei Ihnen gewesen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie? Das wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Aber Sie müssen doch wissen, wen Sie in dienender Stellung bei sich gehabt haben, Herr Seidelmann?“

„Allerdings. Aber ob Sie der Petermann sind, dessen Tochter bei mir war, das kann ich nicht wissen.“

„Nun, meine Tochter diente bei einem Herrn August Seidelmann, Straße und Hausnummer ganz wie die Ihrige.“

„Dann ist's ja richtig!“

„Schön! Meine Tochter scheint nicht mehr bei Ihnen zu sein?“

„Nein.“

„Wann ging sie ab?“

„Vor ungefähr zwei Monaten.“

„Waren Sie unzufrieden mit ihr?“

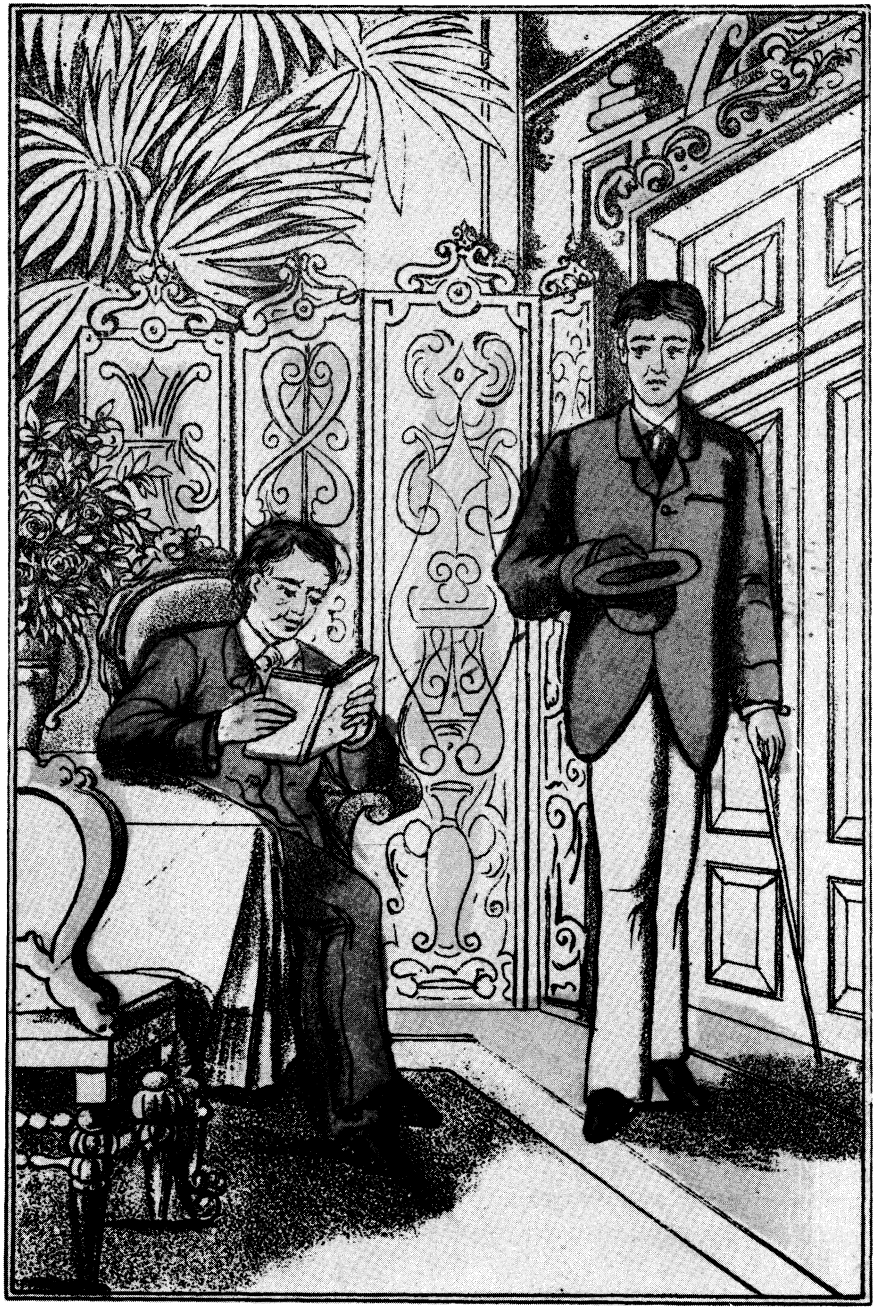
„Nein.“

Der fromme Schuster hatte eine Art kampfbereiter Miene angenommen. Er ahnte einen Streit.

„So ist sie es gewesen, welche gekündigt hat?“

„Nein. Ich kündigte ihr.“

„Und dennoch waren Sie zufrieden mit ihr? Darf ich nach dem Grunde der Kündigung fragen?“



D.v.S. 43.

„Das wissen Sie nicht?"

„Den kennen Sie jedenfalls bereits."

„Ich habe keine Ahnung."

„Nicht? Nun, ich nahm das Mädchen zu mir, weil ich die Familienverhältnisse desselben nicht kannte. Ich hielt sie für die Tochter eines ehrbaren Mannes und —"

„Hoffentlich bin ich das auch!" fiel Petermann ein.

Der Schuster machte eine stolze, abwehrende Handbewegung und fuhr in erhobenem Tone fort:

„Bald aber erfuhr ich das Gegentheil."

„Ah! Was denn wohl?"

„Der Vater war wegen Unterschlagung eingezogen und bestraft worden. Dennoch hätte ich das Mädchen behalten. Es wäre mir eine Genugthuung gewesen, aus der Tochter des Verbrechers ein Gott wohlgefälliges Geschöpf zu machen und da der Vater dem Satan verfallen war, wenigstens sie für den Herrn zu gewinnen. Das Werk hatte auch in Folge meines Eifers und meiner Gebete einen guten Fortgang, da aber streute der Teufel sein Unkraut unter den Weizen, und das durfte ich nicht gestatten."

Petermann hätte diesem Menschen am Liebsten die Faust in's Gesicht schlagen mögen, doch beherrschte er sich. Er hielt es für gerathener, einen Zusammenprall zu vermeiden. Darum fragte er scheinbar ruhig:

„Welches Unkraut meinen Sie?"

„Die Briefe. Sie kamen aus dem Zuchthause. Meine Wohnung ist ein Tempel, dem heiligen Geiste gewidmet; sie wurde durch diese Briefe entweiht. Ein Schreiben aus dem Zuchthause war eine Heiligthumsschändung, eine Entweihung meines Sanctuariums; ich durfte es nicht dulden. Ich frug Ihre Tochter, ob sie dem brieflichen Umgange mit dem Gefallenen und Unrettbaren entsagen wolle. Sie wies mich zurück, und zwar mit einem Zorne, welcher mir bewies, daß mein Same trotz aller Hoffnung doch nur auf steinigten, unfruchtbaren Boden gefallen sei. Ich befahl ihr, mein Haus zu verlassen."

Petermann holte tief Athem. Es war ihm, als ob ihm eine bangesschwere Last vom Herzen gefallen sei.

„Nicht wahr, Sie wollen mich demüthigen, Herr Seidelmann?" fragte er lächelnd.

„Wohl Dem, der sich noch demüthigen läßt! Dem Demüthigen giebt Gott Gnade; er stäubet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Nur aus der Tiefe der Erniedrigung ist die Perle der Erhöhung heraufzuholen."

„Sie haben sich leider verrechnet. Ihre Worte machen mich glücklich. Sie haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß meine Tochter ihren Vater liebt und achtet und ihre Kindespflicht höher hält als die inhaltslose, heuchlerische Salbaderei, die sie in Ihrem ‚Heiligthume' anzuhören gezwungen war."

Seidelmann fuhr von seinem Sitze empor.

„Heuchlerisch! Salbaderei!" rief er aus. „Mann, Sie sind wirklich von einer Legion von Teufeln besessen! Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, welches durch ihre persönliche Anwesenheit weit mehr noch geschändet

wird, als durch Ihre Briefe, durch welche Sie dem guten Hirten ein Lämmlein gestohlen haben, das bereits für ihn gewonnen war!"

„Ja, ich werde gehen," antwortete Petermann lächelnd. „Vorher aber haben Sie vielleicht die Güte, mir zu sagen, wohin meine Tochter von Ihnen weg gegangen ist."

„Das weiß ich nicht."

„Wie? Sie wollen das nicht wissen?"

„Nein. Ich habe ihr das Zeugniß ausgestellt, und dann verließ sie mein Haus. Ich habe nicht gefragt, wohin sie gehen werde. Sie war auf jeden Fall verloren."

Da nahm Petermann einen anderen Ton an.

„Herr, soll ich etwa annehmen, daß sie nach der Uferstraße gegangen ist?" fragte er scharf.

Seidelmann warf ihm einen drohenden Blick zu.

„Mensch! Was weiß ich von der Uferstraße?" sagte er.

„Mehr, als Sie zugeben werden. Ich werde sofort zur Polizei gehen. Dort hat man mein Kind ab- und auch anmelden müssen. Ich werde also erfahren, was ich erfahren will. Befindet sich aber das ‚Schäflein' auf der Uferstraße, so ist es nicht hingegangen, sondern es ist hingeführt, hingeschafft, hintransportirt worden. In diesem Falle wehe Ihnen, Sie Schuster im Priesterskleide! Sie Kreuzspinne in der Schmetterlingsmaske, Sie bodenloser Dummkopf mit der Miene eines Gottgeliebten! Der Zuchthäusler wird Sie dahin bringen lassen, woher er heute gekommen ist!"

„Seidelmann war so perplex, daß er alle Antwort vergaß; aber als sich die Thür hinter dem forteilenden Petermann geschlossen hatte, entfuhr es dem frommen Manne:

„Kreuzhimmeldonnerwetter! Eigentlich sollte ich diesen frechen Bengel zur Treppe hinabwerfen, daß er das Kreuz, den Hals und sämmtliche Rippen brechen müßte! Also, zur Polizei will er? Wie gut, daß er nicht sofort nach der Uferstraße geht! Dadurch gewinne ich Zeit, meine gute Adelheid von dem bevorstehenden Besuche zu benachrichtigen. Sie wird ihn dann empfangen! Aber wie!"

Er kleidete sich schnell zum Ausgehen an. Dabei fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Da fällt mir der Baron ein! Er sprach heute früh von Rollenburg, und zwar in einer Weise, welche ganz auffällig war. Er hat überhaupt seit einiger Zeit ein beinahe gehässiges Verfahren gegen mich. Es scheint, daß ich mich vor ihm in Acht zu nehmen habe. Wenn er etwa glaubt, mir imponiren zu wollen, so beurtheilt er mich sehr falsch. Nicht ich habe ihn zu fürchten, sondern er mich. Er mag auf seiner Hut sein!"

Er war nämlich bereits am Morgen dieses Tages im Palais des Barons Franz von Helfenstein gewesen, um mit diesem Letzteren eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen. Am Schlusse der Unterhaltung, als er bereits im Begriffe stand, sich zurückzuziehen, hatte der Baron gesagt:

„Ah, da fällt mir ein: Wie geht es denn jetzt Ihrer Mündel, Herr Seidelmann?“

„Welcher Mündel? Sie wissen, daß das Vormundschaftsgericht mich zum Vormund mehrerer Verwaisten ernannt hat.“

„Ich meine natürlich diese kleine, allerliebste Marie Bertram, welche Sie die Güte hatten, für einen Tag an meine Frau zu vermiethen.“

„O, der geht es sehr gut, Herr Baron.“

„Das freut mich. Wo befindet sie sich denn jetzt?“

„Ich weiß das augenblicklich noch nicht.“

„Wie? Sie als Vormund wissen es nicht?“

„Nein. Aber, wenn Sie sich noch für das Mädchen interessiren, so werde ich es erfahren.“

„Das klingt ja wunderbar! Ihre Mündel darf doch ohne Ihre Einwilligung ihren Aufenthalt nicht ändern!“

„Sie hat es aber doch gethan. Ein Vormund ist zu bedauern. Man hat nichts als Mühe, Zeitverlust und Verantwortlichkeit. Anerkennung und Dank aber findet man selten.“

„Wo hatten Sie die Bertram untergebracht, nachdem sie von meiner Frau fortging?“

„Bei einer Freundin von mir, wo sie sich in sehr guten Händen befand.“

„War es nicht auf der Ufergasse?“

„Ja.“

„Bei der Rentiere Madame Groh?“

„Sie haben sich den Namen ganz richtig gemerkt.“

„Diese Dame ist die Vorsteherin der Schwestern der Seligkeit. Marie Bertram war also ausgezeichnet aufgehoben. Aus Ihren Worten aber muß ich schließen, daß sie sich nicht mehr dort befindet.“

„Sie ist fort.“

„Und wohin, das wissen Sie nicht?“

„Nein. Ich werde fragen.“

„Darf denn die Vorsteherin der Seligkeitsschwestern Ihre Mündel ohne Ihre Einwilligung von sich lassen?“

„Eigentlich hat sie mich zu fragen; da ich ihr aber mein vollstes Vertrauen schenken darf, so habe ich ihr Vollmacht ertheilt, nach ihrem Ermessen zu handeln, es mir aber dann zu melden. Wie gesagt, ich werde mich erkundigen.“

Auf dem Gesicht des Barons zeigte sich ein feines, überlegenes Lächeln. Er sagte:

„Vielleicht ist diese Erkundigung überflüssig. Die Bertram soll sich nämlich gegenwärtig in Rollenburg befinden.“

Seidelmann horchte auf.

„In Rollenburg?“ fragte er, den Erstaunten spielend.

„Ja.“

„Wie kommt man zu dieser Idee?“

„Man hat sie einsteigen sehen."

„Hier? Auf dem Bahnhofe?"

„Nein, sondern auf der nächsten Station. Diese kleine Person scheint doch einigermaßen raffinirt zu sein. Sie hat nicht merken lassen wollen, wohin sie will."

„Wer hat sie denn einsteigen sehen?"

„Einer meiner Bekannten, den ich gestern Abend sprach."

„Hm! Er muß sich geirrt haben."

„Er kennt sie sehr genau."

„Ist sie denn allein gewesen?"

„Nein. Sie selbst sollen sie begleitet haben."

„Ich? Was fällt diesem Manne ein?"

„Nun, er sagte, daß er auch Sie sehr genau kenne."

„Er hat sich dennoch geirrt!"

„Möglich. Es muß eine Person geben, welche Ihnen sehr ähnlich ist. Nehmen Sie sich in Acht, sonst könnte Das, was dieser Doppelgänger thut, sehr leicht auf Ihr Conto kommen!"

An diese Unterredung mußte der fromme Schuster jetzt denken, während er sich zu seiner ebenso frommen Freundin begab, bei welcher er sofort vorgelassen wurde.

„Du kommst zu ganz ungewöhnlicher Zeit, lieber August," sagte sie. „Ist's eine geschäftliche Angelegenheit?"

„Ja. Erlaube, daß ich mich setze."

Er nahm neben ihr auf dem Sopha Platz und fuhr dann fort:

„Erinnerst Du Dich noch dieser Valesca Petermann, welche ich Dir brachte?"

„Sehr gut. Sie war ein reizendes Mädchen."

„Aber im höchsten Grade obstinat!"

„Freilich! Sie hat uns Mühe gemacht. Deshalb verkauften wir sie nach Rollenburg. Wie viel bekamen wir damals für sie?"

„Dreihundert Gulden."

„Ja, ja; ich besinne mich. Du hattest die Güte, ziemlich ungleich mit mir zu theilen. Du nahmst zwei Drittel, und ich erhielt nur einhundert Gulden."

„Wie recht und billig. Ich hatte die Noth mit ihr gehabt."

„Was aber ist mit ihr?"

„Es scheint, daß wir noch mehr Noth mit ihr haben werden."

„Wieso?"

„Ihr Vater war soeben bei mir."

„Der Zuchthäusler?"

„Ja."

„Wie kommt denn der dazu, Dich aufzusuchen? Was wollte er denn?"

„Seine Tochter."

„Alberner Mensch!"

„O, er wurde höchst ungemüthlich. Ich sollte partout sagen, wo sie sich befindet. Er sprach dabei auch von Dir.“

„Von mir? Er kann mich doch gar nicht kennen!“

„Man muß aber doch mit ihm von Dir gesprochen haben, und zwar nicht in wünschenswerther Weise!“

„Woraus schließt Du das?“

„Aus seinen Ausdrücken. Er sprach sehr unehrerbietig von Dir. Ich sagte ihm nicht, daß ich das Mädchen zu Dir gebracht habe, und da meinte er, daß er sich darnach erkundigen werde.“

„Das klingt ja gar wie eine Drohung.“

„Allerdings. Er will zunächst nach der Polizei, um zu erfahren, wo sie gewohnt hat, nachdem sie von mir fortgegangen ist. Er meinte, daß er mich, falls sie von mir zu Dir gezogen sei, dahin bringen werde, wo er jetzt gewesen sei, nämlich auf das Zuchthaus.“

„Impertinenter Kerl!“

„O, nicht nur impertinent, sondern sehr unbequem, ja sogar vielleicht gefährlich für uns Beide.“

„Denkst Du, daß er zu mir kommen wird?“

„Ganz bestimmt.“

„Und ich soll ihn empfangen?“

„Was sonst?“

„Hm! Ich bin nicht daheim, sondern verreist!“

„Das kann uns nichts nützen, sondern nur schaden. Wir müssen wissen, was er zu thun beabsichtigt. Und das erfahren wir doch nur dann, wenn Du mit ihm redest. Es muß freilich schlau angefangen werden.“

„Gut, so werde ich ihn empfangen. Lieb wäre es mir, wenn Du dabei sein könntest.“

„Warum?“

„Weil wir dann sofort einen Entschluß treffen könnten. Vielleicht ist sofortiges Handeln nothwendig.“

„Du kannst Recht haben. Aber ich möchte ihm doch nicht merken lassen, daß ich bei Dir bin.“

„Das ist auch nicht nöthig. Du gehst hier in das Nebenzimmer. Wir lassen die Thür ein Wenig offen. Da kannst Du Alles hören, was hier gesprochen wird.“

„Gut, so wollen wir es machen. Aber merke Dir, daß ich möglichst aus dem Spiele gelassen werden muß.“

„Das versteht sich ganz von selbst, lieber August. So langjährige und treue Verbündete, wie wir sind, müssen die größtmögliche Rücksicht auf einander nehmen.“

Also erwarteten die Zwei in verhältnißmäßiger Gemüthsruhe die Ankunft Petermanns.

Dieser hatte sich von Seidelmann direct nach dem Polizeigebäude begeben und sich im Nachweisungsbureau nach seiner Tochter erkundigt.

„Valesca Petermann?“ meinte der Beamte indem er im Buche nachschlug. „Angemeldet zu Herrn Vorsteher August Seidelmann. Abgemeldet zu Frau Rentière Groh in der Ufergasse und —“

„Also doch!“ entfuhr es Petermann.

„Und von da wieder abgemeldet nach Rollenburg.“

„Nach Rollenburg? Sie ist also nicht mehr hier?“

„Nein.“

„Wo befindet sie sich dort?“

„Das wissen wir hier natürlich nicht. Es genügt, wenn der sich Abmeldende den Ort angiebt, an welchen er verzieht. Sie erfahren die Adresse wohl bei dieser Madame Groh, bei welcher sie in Dienst gestanden hat. Wo nicht, so ertheilt Ihnen die Polizei in Rollenburg ganz sicher Auskunft.“

Petermann ging. Sein Herz war ihm zum Brechen schwer. Also war sein Kind doch bei dieser berüchtigten Groh gewesen! Zu dieser begab er sich jetzt.

Das Dienstmädchen öffnete, als er klingelte, und fragte nach seinem Begehr. Er sagte, daß er mit ihrer Herrin zu sprechen habe, und nannte seinen Namen, worauf er angemeldet und vorgelassen wurde.

Die Dame stand in hochmüthiger Haltung inmitten ihres Zimmers. Er verbeugte sich leicht und sagte einige Worte, um sein Kommen zu entschuldigen. Sie fiel ihm in die Rede:

„Ich kenne Sie nicht. Was wollen Sie?“

„Mich kennen Sie freilich nicht, Madame, aber meine Tochter haben Sie gekannt.“

„Ihre Tochter? Wieso?“

„Sie hat bei Ihnen in Condition gestanden.“

„Bei mir? Ah, Sie heißen Petermann! Ja, eine Petermann war bei mir im Dienste.“

„Vorher bei einem gewissen Seidelmann?“

„Möglich.“

„Sollten Sie diesen Herrn nicht kennen?“

„Ich kenne ihn. Ich pflege mir aber nicht jeden Ort zu merken, an welchem meine Dienstboten vorher gewesen sind.“

„Ich glaubte, Herr Seidelmann habe sie Ihnen empfohlen.“

„Nein, das ist keineswegs der Fall.“

„Wie aber kam sie denn gerade zu Ihnen?“

„Ich hatte annoncirt, und sie wird die Annonce gelesen haben. Man behält solche Einzelheiten nicht im Gedächtniß.“

„So ist sie also freiwillig zu Ihnen gekommen?“

„Ja. Wie denn sonst? Glauben Sie denn, daß man sich das Gesinde erpressen kann, so wie zum Beispiel in England die Matrosen gepreßt werden?“

„Es soll das allerdings zuweilen vorkommen. Meine Tochter ist nicht mehr bei Ihnen?“

„Nein. Sie blieb überhaupt nur kurze Zeit bei mir.“

„Wie lange?“

„Das kann ich nicht sagen. Man merkt es sich nicht.“

„Sie scheinen sich das, was meine Tochter betrifft, sehr gern aus dem Gedächtnisse geschlagen zu haben.“

„Wie meinen Sie diese Worte? Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht!“

„O, ich will Sie gar nicht unnöthig belästigen. Können Sie mir vielleicht sagen, wo sie jetzt ist?“

„Nein.“

„Sie muß Ihnen aber doch gesagt haben, wohin sie sich von Ihnen aus wendete!“

„Muß sie? Wirklich? Ich bin nicht neugierig. Ich pflege nicht zu fragen, wohin ein Mädchen geht, wenn sie von mir abzieht. Das geht mich gar nichts an.“

„Sie haben ihr aber doch ein Zeugniß ausgestellt?“

„Natürlich. Ich besinne mich, ihr ein Attest gegeben zu haben, mit welchem sie zufrieden sein kann.“

„Ich danke Ihnen. Wer hat sie abgemeldet?“

„Ich nicht. Jedenfalls sie sich selbst.“

„Ich höre, daß sie nach Rollenburg sei.“

„Das ist möglich, mir aber sehr gleichgiltig. Haben Sie sonst noch eine Frage? Meine Zeit ist gemessen, und ich sehe überhaupt nicht ein, wie Sie zu mir kommen können, um sich zu erkundigen.“

„O bitte! Ich habe nur noch eine einzige Frage. Welche Stellung hat meine Tochter bei Ihnen eingenommen?“

„Sie war Hausmädchen.“

„So, so! Sie ist also mit den gewöhnlichen Haus- und Wirthschaftsarbeiten beschäftigt gewesen?“

„Ja.“

Er maß sie mit einem durchdringenden, drohenden Blicke und sagte dann:

„Ich hoffe, daß dies wirklich so gewesen ist, wie Sie es sagen. Hätten Sie meine Tochter in anderer Weise beschäftigt, so würde ich ein ernstes, ein sehr ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen haben, Madame!“

Sie warf den Kopf zurück und antwortete:

„Was fällt Ihnen ein! Ich bin nicht gewöhnt, in diesem Tone mit mir sprechen zu lassen. Ich verstehe und begreife überhaupt nicht, was Sie wollen.“

„Ich hoffe um Ihretwillen, daß dies wahr ist. Ich werde noch heute nach Rollenburg fahren und mich bei Valesca erkundigen. Wehe Ihnen, wenn ich finde, daß ich Ihre schmutzige Wäsche zu reinigen habe. Adieu!“

Er ging. Draußen fragte er das Dienstmädchen:

„Sie stehen wohl schon lange hier in Diensten?“

„Ja.“

„Wie lange ungefähr?“

„Drei Jahre. Warum?“

„Darum!“ antwortete er kurz und ging.

Dem Mädchen kam jetzt der Gedanke, daß es vielleicht dumm gewesen sei, die Dienstzeit anzugeben. Sie horchte. In der ersten Etage wurde geklingelt. Sofort trat sie zu ihrer Herrin in die Stube, bei welcher sich auch der Schuster wieder eingefunden hatte.

„Was giebt's?“ fragte die Dame.

„Der Mann ist fort,“ meldete das Mädchen. „Er hat unten geklingelt.“

„Sapperment!“ fluchte Seidelmann. „Wenn er bei der Pauli einkehrt und sich erkundigt, erfährt er Alles!“

„Er fragte mich, wie lange ich hier diene.“

„Du hast es gesagt?“

„Ja.“

„Welch' eine Unvorsichtigkeit! Da kann doch seine Tochter nicht als Hausmädchen hier gewesen sein! Gehe schnell hinunter und sage der Pauli, daß sie nichts verrathen soll!“

Das Mädchen ging, diesen Befehl auszuführen.

Petermann hatte allerdings unten geklingelt. Es wurde geöffnet. Ein Mädchen, deren Körper kaum zur Hälfte von ihrem Anzuge verhüllt wurde, öffnete.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie.

„Dich!“ antwortete er, der Rolle getreu, welche er hier zu spielen hatte.

„Wollen Sie mit in den Salon?“

„Nein. Ich will mit Dir allein eine Flasche Wein trinken.“

„So kommen Sie auf mein Zimmer!“

Das hatte er beabsichtigt. Was er wissen wollte, das konnte er nur durch Ueberrumpelung erfahren, und zudem ahnte er, daß man von oben wohl eine Warnung herabsagen lassen werde. Dem mußte er zuvorkommen.

Er wurde in ein kleines Zimmerchen geführt. Das Mädchen holte den Wein und nahm dann an seiner Seite Platz.

„Sie waren gewiß noch nicht bei uns?“ fragte sie.

„O doch!“

„Aber ich habe Sie doch nie gesehen.“

„Ich gehe nie in den Salon.“

„Welche von meinen Kameradinnen haben Sie denn da besucht?“

„Die Valesca Petermann.“

„Ah, die? Die hat Ihnen ihren richtigen Namen gesagt? Sie wurde Wally genannt. Aber das wundert mich sehr, daß Sie zu ihr durften.“

„Warum?“

„Weil sie nie mit einem Herrn ein Wort gesprochen hat.“

„Sie machte mit mir eine Ausnahme.“

„Davon weiß ich nichts. Sonderbar! Sie hat ja deshalb fort gemußt, weil sie so dumm gewesen ist.“

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft.

Das Mädchen ging hinaus. Ihr Herrin stand draußen und erkundigte sich leise:

„Hat dieser Mensch etwa nach Valesca gefragt?“

„Ja.“

„Hast Du von ihr gesprochen?“

„Ja.“

„O weh! So eben schickt die Groh herunter, um uns zu warnen. Er ist ihr Vater. Da hast Du die größte Dummheit begangen, die es nur geben kann.“

„Ich will sehen, daß ich es wieder gut mache!“

„Wie denn?“

„Ich thue, als ob ich den Namen verhört habe. Eine Petermann ist gar nicht dagewesen, spreche ich.“

„Gut! Das ist das Einzige, was Du sagen kannst.“

„Es wird aber doch nichts helfen!“

Die Beiden fuhren erschrocken auseinander. Petermann hatte diese letzten Worte gesprochen. Er hatte ganz leise und vorsichtig die Thür geöffnet und den letzten Theil der Unterredung gehört.

„Ja,“ wiederholte er, „es wird doch nichts helfen; denn ich weiß nun, was ich wissen will. Also droben bei dieser Groh hat meine Tochter in Dienst gestanden, hier unten aber hat sie beschäftigt werden sollen. Wie es scheint, hat man sie mit Gewalt zum Gehorsam zwingen wollen. Ich werde sie aufsuchen; sie wird mir zu erzählen haben. Wehe Euch, wenn ich das Geringste höre, was mir Veranlassung zu einer Anzeige giebt! Drin auf dem Tische liegt das Geld für den Wein! Trinkt dieses Sündenwasser selber aus!“

Er ging und ließ die beiden ganz bestürzt zurück. Im Verlaufe von wenigen Minuten erfuhren Seidelmann und seine Freundin, daß Alles verrathen sei. Jetzt erschraken sie.“

„Was ist zu thun?“ fragte die Vorsteherin der Schwestern der Seligkeit. „Er wird womöglich direct auf die Polizei gehen!“

„Nein. Das kann ihm nichts helfen. Er wird zunächst mit seiner Tochter sprechen wollen.“

„Also nach Rollenburg fahren? Lieber August, man muß ihm zuvorzukommen suchen.“

„Das ist freilich das Beste. Wo steckt denn das Mädchen in Rollenburg? Ich habe es mir nicht gemerkt.“

„Bei der Melitta.“

„Ah, bei der auch die Bertram ist. Das ist dumm!“

„Du mußt schleunigst hin!“

„Paßt mir aber schlecht.“

„Es ist ganz nothwendig. Wann geht der Zug?“

„Heute nur noch einer. Ich treffe also unbedingt mit diesem Menschen zusammen, und dann ahnt er natürlich, was ich will."

„Geht das nicht zu vermeiden?"

„Kaum. Der Zug geht fünf Uhr von hier ab und — ah, sapperment! Da fällt mir Etwas ein. Das ist ein Ausweg, obgleich es ein Umweg ist."

„Was?"

„Ich fahre nicht die directe Tour, bei der ich noch bis fünf Uhr warten muß, sondern ich benutze den Umweg über die Kreisstadt. Da reise ich in bereits einer Stunde ab und komme aus anderer Richtung, aber viel früher als Petermann nach Rollenburg."

„Thue das! Beeile Dich! Es ist Gefahr im Verzuge!"

„Darum will ich sofort gehen, liebe Adelheid. Du mußt schon entschuldigen, daß jetzt der Abschied kurz sein wird!"

„Schon gut! Beeile Dich."

Er ging, fuhr mit einer Droschke nach Hause, und dann mit derselben nach dem Bahnhofe, wo er gerade noch zur rechten Zeit kam, sich ein Billet zu lösen und in den Wagen zu steigen.

Seine Berechnung war ganz richtig, war aber leider ohne den Zufall gemacht worden. Sein Zug erlitt eine Verspätung von einer Viertelstunde, und dadurch wurde der Anschluß nach Rollenburg versäumt. Zu seinem größten Aerger erfuhr nun Seidelmann, daß er später als Petermann in Rollenburg eintreffen werde. —

Als der Buchbinder Heilmann sich auf dem Bahnhofe von Petermann getrennt hatte, ging er nach der Polizei, um sich dort pflichtschuldigst anzumelden. Die Eintragung des Namens wurde im Anmeldebureau vorgenommen; damit aber war er noch nicht am Ende. Er wurde nämlich dann vor den Polizeicommissar geführt, welcher ihn mit scharfen Blicken betrachtete und dann die Frage aussprach:

„Sie wissen, daß Sie unter Polizeiaufsicht stehen werden?"

„Leider."

„Es giebt mehrere Classen dieser Aufsicht. Sie befinden sich in der dritten, letzten Classe."

„Die strengste?"

„Ja. Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?"

„Nein. Ich habe mich noch nie unter Polizeiaufsicht befunden. Vielleicht haben Sie die Güte, es mir zu sagen!"

Er sprach ruhig und in höflichem Tone. Der Commissar betrachtete ihn abermals, schüttelte leise den Kopf und sagte dann:

„Ich habe Sie ja zu diesem Zwecke kommen lassen. Sie sehen mir gar nicht wie ein gemeingefährlicher Mensch aus. Aber Sie können sich während Ihrer Gefangenschaft unmöglich zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten geführt haben, denn Sie haben wiederholt Disciplinarstrafen erlitten."

„Leider muß ich das zugeben."

„Daher diese strenge Polizeiaufsicht. Diese besteht in Folgendem: Sie dürfen kein Schanklocal besuchen —"

„Das verbieten mir bereits meine Verhältnisse: Ich habe nicht das Geld dazu!"

„Ferner dürfen Sie die Stadt nicht verlassen, ohne mich, der ich mit der Aufsicht betraut bin, um Erlaubniß gefragt zu haben."

„So bin ich also Gefangener? Zwar nicht in der Zelle, aber doch im Bereiche der Stadt?"

„So ist es. Erlaube ich Ihnen einmal, die Stadt zu verlassen, so haben Sie sich zur bestimmten Zeit wieder einzustellen und sich mit der Minute persönlich bei mir zu melden."

„Das ist streng, sehr streng, Herr Commissar!"

„Aber vom Gesetze vorgeschrieben."

„Wenn mich nun mein Beruf oder mein Geschäft zu einer Reise veranlassen?"

„Ich werde nicht unbillig sein, muß aber Pünktlichkeit verlangen. Ferner haben Sie mir jeden Wohnungswechsel vorher zu melden. Und endlich haben Sie alle Fragen, welche meine Untergebenen an Sie richten, höflich und der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Darf ich wissen, ob ich solche Fragen öfters zu beantworten haben werde?"

„Gewiß. In der ersten Zeit werden Sie täglich von einem Polizisten besucht werden."

„In meiner Wohnung?"

„In Ihrer Wohnung oder bei Ihrem Arbeitgeber."

„Wer wird mir aber unter solchen Verhältnissen Wohnung oder Arbeit geben?"

„Das ist Ihre Sache. Uebrigens haben Sie Abends punkt zehn Uhr in Ihrem Bette sich zu befinden. Es ist nothwendig, daß meine Leute Sie kennen lernen; ich werde Sie jetzt hier behalten. In einer Stunde ist Apell, bei welchem sich die Hälfte der hiesigen Polizeimannschaft versammelt. Ich werde Sie diesen Herren vorstellen. Morgen um dieselbe Zeit haben Sie sich abermals einzufinden, um der anderen Hälfte gezeigt zu werden."

Die Augen des armen Buchbinders verdunkelten sich. Er hielt mit Mühe die Thränen zurück.

„Herr Commissar," sagte er, „ich komme mir vor wie ein Räuberhauptmann. Eine solche Strenge muß verbittern."

Das intelligente Gesicht des Beamten zeigte einen theilnehmenden Ausdruck. Er antwortete:

„Ich mache Sie nothgedrungen mit dem bekannt, was man von Ihnen fordert und erwartet. Im Uebrigen will ich Ihnen sagen, daß es mir keineswegs Vergnügen bereitet, einem Menschen das Leben schwer zu machen. Halten Sie sich gut, so ist es zu Ihrem Besten. Sehe ich, daß ich Ihnen Vertrauen

schenken kann, so werden Sie bald nicht mehr bemerken, daß ich Sie beaufsichtigen lasse."

„Ich danke Ihnen herzlich für diesen Trost! Sie werden keine Ursache finden, mich für einen schlechten Menschen zu halten."

„Ich will das wünschen. Wo wohnen Sie?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich will mir erst Arbeit suchen. Aber vielleicht bin ich bereits heute, am ersten Tage schon, gezwungen, einen Ihrer Befehle zu übertreten."

„Wieso?"

„Wenn ich keine Arbeit und kein Unterkommen finde, so muß ich in der Herberge bleiben, und diese ist doch ein öffentliches Schanklocal, mir also verboten."

„Nun, mit der Herberge will ich eine Ausnahme machen. Aber sehen Sie lieber, so bald wie möglich ein Privatunterkommen zu finden. Haben Sie denn keine Verwandten?"

„Nein."

„Oder Bekannte, die sich Ihrer annehmen könnten?"

„Auch nicht. Einen alten Pathen habe ich. Das ist wohl der Einzige, von dem ich Theilnahme zu erwarten habe."

„So gehen Sie hin zu ihm. Jetzt aber sind wir fertig. Gehen Sie hinaus in's Wartezimmer. Dort bleiben Sie, bis Sie zum Appell geführt werden!"

Heilmann gehorchte. Er saß eine Stunde lang draußen unter Aufsicht eines Gensd'armen, der ihn sodann in einen Saal führte, wo er den versammelten Polizisten vorgestellt wurde. Sie betrachteten ihn mit Aufmerksamkeit, um sich sein Gesicht, seine Gestalt, sein ganzes Aeußere einzuprägen, und dann wurde er für heute entlassen.

Als er aus dem Gebäude trat, holte er tief Athem. Es war ihm, als ob er jetzt von einem fürchterlichen Alpdrücken, von einer entsetzlichen Beängstigung erlöst worden sei.

„Was nun thun? Wohin sich wenden?"

Er beschloß, den alten Pathen aufzusuchen. Zwar war der Sohn desselben gerade Derjenige, dem er sein Unglück zu verdanken hatte, aber konnte der Vater dafür? Er wußte, wo der Alte wohnte. Dieser war auch Buchbinder und konnte ihm vielleicht Arbeit geben.

Er hatte bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er überlegend stehen blieb. Er dachte an seine Geliebte. Sollte er nicht lieber diese aufsuchen? Aber wo fand er sie? Sie war Dienstmädchen gewesen. Vielleicht befand sie sich gar nicht mehr bei ihrer damaligen Herrschaft. Er setzte also seinen Weg fort."

In der Vorstadt lag das kleine Häuschen, welches seinem alten Pathen gehörte Dessen Sohn war sein Nebenbuhler und Nebengeselle gewesen — vielleicht —!

Er wagte den Gedanken gar nicht auszudenken und beschleunigte seine

Schritte. Er fand das Häuschen. Die Hausthür stand offen. Er trat ein. Gerade in demselben Augenblicke kam eine junge Frau zur Hinterthür herein. Beide sahen sich; Beide blieben stehen, und Beide stießen einen Ruf des Erstaunens, vielleicht des Schreckes aus.

„Wilhelm!“ rief sie.

„Anna!“ rief er.

„Du hier?“ fragte sie. „Was willst Du hier?“

„Das möchte ich Dich fragen, Anna. „Was hast Du hier in diesem Hause zu schaffen?“

Sie blickte einen Augenblick lang verlegen zu Boden. Dann richtete sie ihre Augen wieder auf ihn, streng und vorwurfsvoll. Und in hartem Tone fragte sie:

„Das weißt Du nicht?“

„Nein.“

„Ich dächte, daß Du es Dir denken könntest!“

Erst jetzt kam ihm die Erkenntniß. Er lehnte sich müd, müd, müd an die Wand.

„Du hast geheirathet?“ fragte er.

„Ja.“

„Mein Gott! Wie konntest Du mir das anthun, Anna!“

Sie trat einen Schritt näher und sagte:

„Nein, sondern wie konntest Du mir so etwas anthun?“

„Was denn?“

„Das weißt Du doch!“

„Ich weiß es nicht. Ich habe Dir nichts gethan!“

„Nicht? Ah, das sagst Du noch!“

„Ja, ich behaupte es. Was meinst Du denn?“

„Ich meine den — Diebstahl!“ stieß sie hervor.

„Er fuhr sich mit beiden Händen nach dem Herzen.

„Den Diebstahl!“ stammelte er. „Den Diebstahl! Herr mein Gott! Also auch Du, Anna, Du! Glaubst Du es denn wirklich, daß ich es gewesen bin?“

„Wer sonst?“

„Kein Anderer als Dein — ach Gott — Dein Mann!“

„Das hast Du damals gesagt; es war eine Schlechtigkeit von Dir! Man hat das Geld bei Dir gefunden. Kannst Du das etwa leugnen?“

„Nein. Aber ich bin es doch nicht gewesen!“

„Das glaubt Dir Niemand!“

„Du auch nicht?“

„Nein.“

„So sind also meine Ahnungen und Befürchtungen eingetroffen. O Anna, Anna, Du weißt nicht, wie unglücklich, wie elend ich jetzt bin!“

„Du hast es Dir nur selbst zuzuschreiben. Wann bist Du entlassen worden?“

„Heute früh."

„Wo wohnst Du?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Und bei wem arbeitest Du?"

„Ich habe noch keinen Meister. Ich wollte mit dem Pathen sprechen, und da — da traf ich Dich."

„Mit Deinem Pathen? Der kann Dir auch nicht helfen."

„Warum?"

„Er hat das Geschäft meinem Manne übergeben."

„Ach so! Da werde ich freilich keine Arbeit erhalten!"

„Nein. Mein Mann ist sehr bös auf Dich zu sprechen, weil Du damals die Schuld auf ihn hast schieben wollen. Ein Glück, daß er in diesem Augenblicke nicht zu Hause ist. Es würde ein Mordsspectacel werden. Thu mir den Gefallen und geh!"

„Ja, ich werde gehen, Anna! Du sollst meinetwegen keinen Zank haben. Mir ist's, als ob ich soeben gestorben sei! Ich will gehen. Grüße mir den Pathen!"

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Den?" fragte sie. „Mit dem rede ich nicht!"

„Nicht? Warum?"

„Wer kann es mit diesem alten Menschen aushalten! Es wäre am Besten, die lieben Engel hätten ihn!"

„Wie kannst Du so reden!"

„Das verstehst Du nicht. Er hat mir, seitdem ich verheirathet bin, das Leben sauer genug gemacht. Jetzt hat er den Lohn erhalten. Der Schlag hat ihn gerührt."

Heilmann traute seinen Ohren nicht. War das Die, welche er so lieb gehabt hatte? War es möglich, daß Diejenige, welcher sein Herz gehört hatte, so gefühllos sein konnte?

„Der Schlag hat ihn getroffen?" fragte er leise. „Wann?"

„Vor sechs Wochen. Er ist gelähmt."

„Mein Gott, wie der brave Mann mich dauert."

„Brav? Ein Drache ist er! Bedauere ihn nur! Was hat es nur für Zank und Streit gekostet, ehe er uns das Geschäft und das Häuschen übergeben hat! Nun liegt er da, kann kein Glied rühren und ist doch nicht satt zu füttern."

„Wo ist er denn?"

„Droben unter dem Dache."

„Bei dieser Kälte!"

„Sollen wir ihn etwa in die Stube nehmen? Doch, das verstehst Du nicht! Gehe jetzt, gehe! Mein Mann könnte kommen, und dann stehe ich für nichts!"

„Ja, ich will gehen! Leb wohl, Anna! Gott verzeihe Dir, was ich Dir heute verzeihe!"

V. S.

Sie antwortete nicht. Er drehte sich um und ging. Draußen aber blieb er nach einigen Schritten stehen.

„Der Schlag getroffen — den guten Alten — oben liegt er unter dem Dache! Nein, es ist meine Pflicht! Ich muß einmal nach ihm sehen!"

Er kehrte zurück. Die Thür stand noch offen, aber die Frau war fort. Jedenfalls befand sie sich jetzt in der Stube. Er stieg die Treppe empor und dann die Oberbodentreppe. Da, unter dem Dache, stand ein Bett. In demselben lag der Kranke. Die Lumpen, welche ihn bedeckten, waren nicht Betten zu nennen. Zwischen den Ziegeln hatte es hereingeschneit; der Schnee lag fußhoch auf der halbverfaulten Diele. Es war schrecklich!

Der Kranke konnte sich nicht bewegen; er konnte auch nur langsam und mit Anstrengung sprechen. Er sah fast wie eine Leiche aus: das graue Haar verwirrt und die Wangen eingefallen.

Als der Alte den Kommenden erkannte, glitt ein Zug der Freude über sein Gesicht.

„Wilhelm!" stieß er hervor.

„Pathe, mein lieber Pathe! Wie finde ich Sie wieder!"

Mit diesen Worten trat er an das Bett, um die Hände des Alten zu erfassen. Sie waren schwer und eiskalt.

Dem Kranken traten dicke Thränen in die Augen. Er war nicht im Stande, sie wegzuwischen.

„Ich wollte, ich wäre todt!" flüsterte er.

„Aber bekümmert sich denn Niemand um Sie?"

„Niemand! Das Haus haben sie; nun ist's gut: nun kann ich sterben und verderben!"

„War denn ein Arzt da?"

„Zweimal. Er sagte, er könne nichts thun."

„Aber wärmere Betten müssen Sie haben!"

„Man giebt mir keine!"

„Und Essen, Trinken —?"

„Wilhelm, ich habe Hunger, großen Hunger!"

„Herrgott! Giebt man Ihnen nicht genug?"

„Nein, nicht halb genug!"

„Ich werde hinuntergehen; ich werde mit der Anna sprechen und mit Ihrem Sohne. Sie müssen —"

„Nein, nein! Um Gotteswillen nicht! Es würde mir nachher nur schlimmer ergehen. Ich weiß, daß ich sterbe; diese paar Tage will ich noch Frieden haben. Aber ehe ich sterbe, möchte ich —"

Er konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Er sprach überhaupt nicht zusammenhängend, sondern langsam, abgerissen und mit schwerer Zunge. Heilmann zog sein Taschentuch hervor, trocknete dem Alten die Thränen ab und sagte dann:

„Was möchten Sie denn? Sagen Sie es mir!"

„Mich einmal satt essen!"

„Du lieber Gott! Das sollen Sie! Ich gehe gleich!“

„Halt? Wohin denn?“

„Zum Fleischer, zum Bäcker. Ich hole Ihnen Etwas.“

„Hast Du denn Geld?“

„Ja.“

„Ich denke, Du kommst aus — aus —?“

Er wollte das böse Wort doch nicht aussprechen.

„Aus dem Zuchthause? Ja, von daher komme ich. Aber ich habe doch ein paar Gulden. Ich kann einige Brodchen und ein Stück Wurst bezahlen!“

„Du Guter! Aber laß Dich unten nicht sehen!“

„Nein. Ich nehme mich in Acht!“

Er ging. Die Augen des Kranken waren mit Gier nach der Treppe gerichtet, bis sich wieder Schritte hören ließen. Heilmann kehrte zurück.

„Bist Du gesehen worden?“ fragte der Pathe besorgt.

„Nein. Ich habe mich in Acht genommen. Hier, lieber Pathe, ist Wurst. Auch einige Brodchen und ein paar Stückchen Kuchen habe ich mitgebracht. Und da — Sie frieren; Feuer giebt es hier oben nicht; da bin ich zum Kaufmann gegangen und habe mir ein Fläschchen mit einigen Schlucken Schnaps geben lassen. Ich denke, das wird Sie ein Wenig warm machen!“

„Du Guter! Kommst aus dem Zuchthause und bist besser als mein eigener Sohn!“

Heilmann sah, mit welcher Gier die Augen des Kranken an den mitgebrachten Sachen hingen, und sagte:

„Kommen Sie! Ich werde Ihnen zu essen geben!“

Er begann, den Alten zu füttern. Dieser verschlang beinahe wörtlich die Speisen. Er verzehrte Alles. Selbst der Branntwein wurde alle. Dann stieß er einen Seufzer der Befriedigung aus und sagte thränenden Auges:

„Gott vergelte es Dir! Du darfst nicht wiederkommen. Ach, könnte ich mir doch, wenn ich Hunger habe, Etwas holen lassen! Hunger thut so weh!“

„Haben Sie denn kein Geld?“

„Keinen Kreuzer!“

„Aber Sie haben doch auch Niemand, den Sie schicken könnten, selbst wenn Sie Geld hätten!“

„Der Junge von den Leuten, welche in der Hinterstube wohnen, kommt zuweilen herauf. Er könnte mir gehen.“

„Nun, da will ich Ihnen Etwas herlegen.“

„Was? Geld?“

„Ja.“

„Hast Du denn so viel?“

„Viel ist's nicht. Zehn Gulden habe ich geschenkt erhalten. Da ist der Betrag für das Bahnbillet und für einige Kleinigkeiten davon weg. Ich habe noch fünf Gulden. Zwei davon will ich Ihnen geben.“

„Aber, Wilhelm, Du brauchst es doch selber! Hast Du Arbeit?"

„Nein."

„Und wirst auch schwer welche finden. Ich kann das Geld nicht annehmen."

„Ich gebe es aber gern."

„Das weiß ich. Höre, ich will Dir Etwas sagen. Nimm einmal dort das Cigarrenkästchen, welches auf dem Balken steht. Bringe es her!"

In dem Kästchen steckte ein altes Gesangbuch und eine wenigstens ebenso alte Taschenuhr.

„Das ist Alles, was ich noch habe," meinte der Alte. „Siehe Dir einmal die Uhr an! Wie viel ist sie wohl werth?"

Heilmann betrachtete sie und sagte:

„Es ist eine Spindeluhr, abgegriffen und ausgeleiert. Ich glaube, daß man nicht viel dafür bekommen wird."

„Aber zwei Gulden doch wohl?"

„Vielleicht."

„Ich verkaufe sie Dir. Nimm sie für die zwei Gulden, die Du mir geben willst."

„Herr Pathe!"

„Was?"

„Ich will das Geld Ihnen ja schenken!"

„Du bist selbst arm. Du bekommst nicht gleich Arbeit. Du brauchst das Geld ganz nothwendig."

„Aber es thut mir unendlich wehe, die Uhr zu nehmen."

„Nimm sie in Gottes Namen, sonst nehme ich das Geld nicht an. Sie ist Dein."

„Aber Ihr Sohn?"

„Was kann er dagegen haben, wenn ich die Uhr verkaufe?"

Heilmann widerstrebte; aber der Alte ließ nicht nach. Das Reden strengte ihn an, und meist nur um ihn von dieser Anstrengung zu befreien, sagte Heilmann:

„Gut, ich nehme die Uhr. Hier ist das Geld."

„Aber verkaufe sie; verkaufe sie ja, damit Du wieder Geld bekommst! Willst Du mir das versprechen?"

„Ja."

„Noch heute?"

„Noch heute."

„So bin ich ruhig. Du wirst doch nun keinen so großen Schaden haben. Vielleicht bekommst Du zwei Gulden."

„Ich denke es."

Im Stillen aber sagte er sich, daß er wohl kaum einen einzigen erhalten werde.

„Lege das Geld in den Cigarrenkasten, wo die Uhr gelegen hat," bat der Alte. „Und, lieber Wilhelm, ich möchte — hast Du noch Zeit?"

„Ja, lieber Pathe.“

„Willst Du mir noch einen Gefallen thun?“

„Gern, wenn ich kann.“

„Es bekümmert sich kein Mensch um mich. Ich werde nicht wieder gesund, und — und — willst Du nicht einmal das Gesangbuch aufschlagen?“

„Soll ich Ihnen Etwas vorlesen?“

„Ja. Wirst Du den Vers finden, der so anfängt: Es kann vor Abend anders werden?“

„Ich will sehen.“

Er schlug die Sterbelieder auf, suchte nach und sagte dann:

„Hier ist er; ich habe ihn.“

„Lies ihn vor, lieber Wilhelm!“

Die Stimme des Kranken war leiser geworden. Ueber sein eingefallenes Gesicht begann sich ein Zug rührender Milde auszubreiten. Heilmann las:

„Es kann vor Abend anders werden,
Als es am Morgen mit mir war.
Den einen Fuß hab ich auf Erden,
Den andern auf der Todtenbahr.
Ein kleiner Schritt ist nur dahin,
Wo ich der Würmer Speise bin.“

Er hielt inne. Der alte Buchbinder lächelte ihm leise zu und bat:

„Noch einen Vers, noch einen!“

Heilmann las:

„Dringt mir der letzte Stoß zum Herzen,
So schließe mir den Himmel auf,
Verkürze mir des Todes Schmerzen,
Und hole mich zu Dir hinauf.
So ist mein Abschied keine Pein,
Und ich werd' ewig selig sein!“

Als jetzt der Vorleser seinen Blick vom Buche weg auf den Kranken richtete, hatte dieser die Augen geschlossen. Seine Lippen bewegten sich leise, wie im Gebete. Und nach einiger Zeit erklang es flüsternd: „Es ist nun aus mit meinem Leben!“

Heilmann suchte dieses Lied auf und las:

„Es ist nun aus mit meinem Leben;
Gott nimmt es hin, der mir's gegeben,
Führt mich in's bess're Dasein ein.
Mein Lebenslicht ist ausgegangen,
Zum Himmel eil' ich mit Verlangen,
Um ewig bei dem Herrn zu sein.
Es ist nun aus; es ist vollbracht.
Welt, gute Nacht!“

Er las langsam alle sechs Strophen dieses Sterbeliedes. Der Alte bewegte sich nicht. Als das Lied zu Ende war, wartete Heilmann noch eine Weile, dann neigte er sich über den alten Pathen und horchte.

„Er schläft!“ flüsterte er. „Der Athem geht ruhig und ist kaum noch

zu bemerken. Er hat sich einmal satt gegessen und wird nun weiter schlafen. Ich bin nun überflüssig; ich würde ihn höchstens stören und will lieber gehen. Morgen kann ich einmal wiederkommen."

Er legte das Gesangbuch in den Kasten zurück. Als er die beiden Gulden erblickte, mußte er wieder an die Uhr denken.

„Was mache ich?" fragte er sich. „Lege ich sie ihm wieder her, oder nehme ich sie mit? Mein ist sie nun. Wenn ich sie nicht nehme, so ärgert er sich. Ich kann sie ja verkaufen und ihm dann das Geld bringen. Ja, ich nehme sie!"

Er schlich sich leise fort und zur Treppe hinab. Eben, als er durch den Hausflur huschen wollte, wurde die Thüre geöffnet, und die frühere Geliebte trat heraus. Sie erblickte ihn und schob mit erschrockenem Gesicht die Thür zu.

„Um Gotteswillen!" flüsterte sie. „Du wieder hier?"

„Ich bin noch gar nicht fort," antwortete er.

„Ich sah Dich doch gehen?"

„Nur bis hinaus vor die Thüre. Dann dachte ich an den Pathen. Ich ging zurück und hinauf zu ihm."

„Leise, leise! Mein Mann sitzt drin! Was hast Du denn da oben zu suchen gehabt?"

Es überkam ihn der Zorn. Er antwortete:

„Es wäre besser, Ihr suchtet auch Etwas da oben. Der Alte verhungert und verfault ja ganz!"

Ihr Gesicht röthete sich.

„Was fällt Dir ein?" antwortete sie. „So ein Zuchthäusler wäre mir der rechte Kerl, uns Vorschriften zu machen! Packe Dich fort, sonst schicke ich meinen Mann heraus!"

Sie trat eilig in die Stube zurück, und er entfernte sich.

Er verwendete nun den ganzen Tag dazu, sich Arbeit zu suchen. Alle seine Bemühungen und Bitten waren vergebens. Kein Mensch wollte dem entlassenen Zuchthäusler, welcher noch dazu unter Polizeiaufsicht stand, Arbeit geben. Müde und geistig niedergeschlagen suchte er die Herberge auf, um sich auf dem Strohlager auszuruhen.

Als am Abende der Buchbinder mit seiner Frau beim Essen saß, fiel ihm doch einmal sein Vater ein.

„Warst Du einmal beim Alten droben?" fragte er.

„Nein."

„Hat er nicht gerufen?"

„Ich habe nichts gehört."

„Wenn er doch todt wäre! Aber, schaffe ihm doch einen Teller Suppe hinauf!"

„Ich? Am Abende? Da hinauf zu dem Alten? Da hinauf bringst Du mich nicht! Und füttern soll ich ihn? Was geht er mich an? Gehe Du hinauf!"

Er wurde unwillig, aber sein Zanken half nichts. Er brannte also die Laterne an, nahm den kleinen Topf, in welchem sich einige Löffel Suppe befanden, und stieg die beiden Treppen hinan. Droben herrschte tiefe Stille.

„Vater!“ sagte er.

Kein Laut antwortete.

„Vater!“

Es blieb stille wie vorher.

Er trat an das Bett und leuchtete dem Alten in das Gesicht. Dieses zeigte ein ruhiges, beinahe kindlich liebliches Lächeln, aber auch den Character des Todes.

„Sapperment! Am Ende ist er gestorben!“

Er setzte den Topf weg und fühlte den Vater an.

„Wahrhaftig! Todt, ganz todt! Er muß schon vor längerer Zeit gestorben sein. Er ist ganz kalt und steif. Da muß ich doch gleich die Frau heraufholen!“

Dabei fiel sein Auge auf den Cigarrenkasten.

„Das ist das ganze Erbe! Das Gesangbuch und die alte tombackene Uhr. Die will ich — Donnerwetter!“

Er hatte das Gesangbuch herausgenommen und blickte nun erstaunt in das Kästchen.

„Zwei Gulden! So hat der alte Heuchler immer noch Geld gehabt! Das will ich nur gleich einstecken. Die Frau braucht nichts davon zu wissen. Das wird gleich für einen Scatabend und für Bier.“

Er steckte das Geld in die Tasche und suchte dann weiter:

„Aber die Uhr ist fort! Wo ist sie hin? Ich muß die Frau fragen. Vielleicht weiß sie es.“

Er ging hinab. Sie sah, daß er den Topf nicht mitbrachte.

„Hast doch das Geschirr stehen lassen!“ sagte sie.

„Das steht noch oben. Er hat die Suppe gar nicht gebraucht. Er braucht überhaupt keine mehr.“

„Was?“ fiel sie mit frohem Tone ein. „Ist er vielleicht todt?“

„Ja. Er muß ganz ruhig eingeschlafen sein.“

„Gott sei Dank!“

„Ja, Gott sei Dank! Nun sind wir endlich vollständig Herr im Hause! Aber, hat er Dir Etwas von der Uhr gesagt?“

„Nein.“

„Sie lag im Cigarrenkasten.“

„Bei dem Gesangbuche. Was ist mit ihr?“

„Sie ist nicht mehr da.“

„Das ist unmöglich! Sie muß da sein. Er konnte sich doch gar nicht bewegen! Er kann sie nicht weggenommen haben.“

„Aber sie ist dennoch fort. Komm, wir wollen suchen!“

„Suchen? Ich soll mit hinauf? Auf den Oberboden? Zu der Leiche? Jetzt, bei der Dunkelheit? Fällt mir gar nicht ein!“

„Du wirst aber doch mitgehen!“

„Nein! Ich fürchte mich!“

„Unsinn! Kein Todter thut Etwas! Uebrigens können wir ihn nicht so liegen lassen.“

„Warum denn nicht?“

„Wir müssen den Tod melden. Der Tischler kommt, den Sarg anzumessen, die Leichenfrau und der Todtengräber kommen auch. Wenn sie ihn in diesen Betten und in diesem Schmutz finden, erheben sie ein Gerede, welches uns Schaden machen kann. Wir nehmen die Lappen weg, auf denen er liegt, und legen bessere Betten hinein. Das ist sehr nöthig.“

„Hm! Recht kannst Du haben.“

„Ganz gewiß! Also komm!“

Sie stiegen hinauf und hoben, so sehr die Frau sich auch scheute, die Leiche aus dem Bette, um ein besseres Lager zurecht zu machen. Dann wurde der Todte wieder hineingehoben. Als sie damit fertig waren, begann der Mann abermals nach der Uhr zu suchen, ohne sie jedoch zu finden.

„Das ist doch sonderbar!“ sagte er. „Ich weiß ganz genau, daß sie gestern noch da war.“

„Ich auch. Ich sollte sie ihm aufziehen und dann an den Nagel hängen, hier am Balken, damit er sehen könne, welche Zeit es sei. Ich habe ihm aber den Gefallen gleich gar nicht gethan.“

„Es muß Jemand hier gewesen sein.“

„Von den Hausleuten?“

„Die bereichern sich nicht an so einer Uhr.“

„Wer sonst?“

„Wer weiß, was für ein Strolch sich eingeschlichen hat. Es giebt Leute, Bettler, Hausirer, die es sich — was war es? Was hast Du denn?“

Sie hatte ihn durch einen Ruf unterbrochen.

„Vielleicht weiß ich, wer der Spitzbube ist!“ sagte sie.

„So? Wer denn?“

„Der Heilmann.“

„Der Heilmann? Was? Der ist ja gefangen!“

„Nein; er ist wieder los.“

„Donnerwetter! War er denn da?“

„Ja.“

„Und Du sagst mir nichts? Weib, Dein früherer Anbeter besucht Dich heimlich? Ich schlage Dir die Knochen im Leibe entzwei! Gleich gestehst Du, was er gewollt hat!“

„Na, sei nur nicht gar so patzig! Mit einem Zuchthäusler brauchst Du mich nicht zusammen zu bringen. Da kennst Du mich schlecht!“

„Er ist aber doch dagewesen!“

„Habe ich ihn gerufen?“

„Das fehlte auch noch! Was hatte er denn hier zu suchen?“

„Er ist heute frei gelassen worden und wollte zu dem Alten da, der ja

sein Pathe ist. Er dachte, dieser hätte das Geschäft noch, und wollte Arbeit von ihm haben."

„Das soll er sich nur aus dem Kopfe schlagen!"

„Ich habe es ihm auch gesagt."

„Aber mir hast Du es verschwiegen."

„Du warst nicht zu Hause. Und als Du kamst, hattest Du so schlechte Laune, daß ich lieber warten wollte, bis morgen. Ich schickte ihn fort, und er ging. Ich dachte auch, daß er fort sei. Später aber traf ich ihn wieder im Hausflur."

„Sapperment!"

„Ich fragte ihn, was er hier zu suchen habe. Er war da oben beim Alten gewesen und wurde grob."

„Grob? Wieso denn?"

„Er sagte, wir ließen Den da verfaulen und verhungern; wir sollten uns besser um ihn bekümmern."

„Dieser freche Kerl! Also, oben ist er gewesen?"

„Ja."

„Ohne uns zu fragen? Oder hast Du es ihm vielleicht erlaubt?"

„Fällt mir gar nicht ein!"

„So hat er sich denn also eingeschlichen!"

„Und ebenso wollte er sich fortschleichen. Ich sah es ihm an, wie er erschrak, als ich ihn ertappte."

„Und die Uhr ist weg! Sapperlot! Keiner hat sie, als nur er! Soll ich Anzeige machen?"

„Thue, was Du willst!"

„Er dauert Dich wohl?"

„Die Uhr ist nichts werth; aber er hat gesagt, wir ließen Den da verfaulen und verhungern!"

„Das soll er büßen! Aber siehst Du, wie gut es ist, daß wir ein besseres Lager gemacht haben? Ich gehe jetzt noch auf die Polizei. Ich lasse ihn arretiren."

Sie widersprach nicht, und so führte er seinen Vorsatz aus. Von den beiden Gulden sagte er nichts.

Heilmann saß in der Herberge. Er hatte sich für einige Kreuzer Kartoffeln und einen Hering geben lassen und hielt eben sein frugales Abendbrot, als zwei Gensd'arme eintraten. Sie sahen sich in der Stube um, welche voller Handwerksburschen war, gewahrten ihn und kamen auf ihn zu.

„Haben wir uns nicht heute bereits gesehen?" fragte der Eine.

„Wahrscheinlich," antwortete er zwar höflich aber gleichmüthig. „Sie werden mich also wohl kennen?"

Er glaubte, es handle sich nur um einen Besuch, um nachzusehen, ob er sich hier befinde. Er stand ja unter Aufsicht.

„Sie sind der Buchbinder Heilmann?"

„Ja."

„Sie wollen heute hier schlafen?“

„Ja.“

„Wo haben Sie Ihr Eigenthum, Ihr Gepäck?“

„Ich habe kein Gepäck. Ich trage Alles, was ich besitze, in den Taschen bei mir.“

„So lassen Sie einmal sehen, was Sie besitzen.“

Das hatte er nicht erwartet.

„Aber, meine Herren,“ fragte er, „geht Ihre Befugniß denn wirklich gar so weit?“

„Wie weit sie geht, das wissen wir sehr genau.“

„Auch, mich auszusuchen?“

„Auch das.“

„Glauben Sie etwa, weil ich heute entlassen worden bin, muß ich auch sofort stehlen?“

„Wir werden sehen, was wir zu glauben haben. Leeren Sie einmal Ihre Taschen!“

Er sah ein, daß er gehorchen müsse. Es bildete sich ein weiter Kreis von Zuschauern um den Tisch. Das erbitterte ihn. Er hätte vor Zorn weinen können und sagte:

„Ich muß thun, was Sie befehlen, aber dann werde ich mich erkundigen, ob Sie nicht zu weit gegangen sind.“

„Thun Sie das; vorher aber gehorchen Sie!“

„Hier haben Sie Alles!“

Er zog die wenigen Gegenstände, welche er bei sich führte, aus den Taschen und legte sie auf den Tisch. Die Uhr war auch dabei. Die Gensd'armen tauschten einen Blick mit einander aus, und dann sagte der Eine:

„Es genügt! Stecken Sie wieder ein!“

Er that es und fragte beinahe ein Wenig spöttisch:

„Nun darf ich wohl weiter essen?“

„Nein. Sie werden jetzt mit uns gehen.“

„Mit Ihnen? Wozu?“

„Um sich zu erkundigen, ob wir zu weit gegangen sind.“

„Das kann ich morgen auch.“

„Wir bestehen aber darauf, es heute zu thun. Sie sind unser Gefangener.“

Er wurde leichenblaß.

„Höre ich recht?“ fragte er. „Sie arretiren mich?“

„Ja.“

„Weshalb?“

„Das werden Sie hören! Kommen Sie nur!“

„Mein Heiland! Ich kann nicht begreifen, warum Sie mich arretiren Ich bin mir keiner strafbaren Handlung bewußt. Hängt das denn vielleicht mit dem Umstande zusammen, daß ich unter Polizeiaufsicht stehe?“

„Nein. Sie sind angezeigt.“

„Weshalb?“

„Das werden Sie nachher hören.“

„Nun gut; das beruhigt mich. Ich habe nichts Unrechtes begangen und kann getrost mit Ihnen gehen. Kommen Sie, meine Herren! Ich bin überzeugt, daß es sich nur um einen Irrthum handelt.“

Sie nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn fort. Im Polizeigebäude angekommen, wurde er in dasselbe Zimmer geführt, in welchem er heute mit dem Commissar gesprochen hatte. Dieser war anwesend, obgleich die eigentliche Expeditionszeit vorüber war. Heilmann grüßte höflich. Der Commissar achtete nicht darauf und fragte nur kurz die Gensd'armen:

„Gefunden?“

„Ja.“

Er gab ihnen einen Wink, und sie verließen das Zimmer. Jetzt wendete er sich dem Buchbinder zu. Er musterte ihn mit finsteren Blicken, schüttelte den Kopf und sagte dann:

„Unbegreifliche Menschen, die es giebt! Man möchte da allen Glauben verlieren! Wie lange ist es wohl her, daß Sie mir versprachen, ich solle mit Ihnen zufrieden sein?“

„Das war heute Morgen, Herr Commissar.“

„Jawohl! Und jetzt? Glauben Sie wohl, daß ich mit Ihnen zufrieden bin?“

„Ich habe nichts gethan, daß das Gegentheil stattfinden könnte.“

„Ah, wirklich nicht?“

„Ganz sicher nicht.“

„Gut! Leeren Sie Ihre Taschen!“

Heilmann gehorchte. Der Commissar betrachtete die Gegenstände und klingelte dann. Auf dieses Zeichen trat Einer ein, den Heilmann nicht erwartet hätte; sein Nebenbuhler und Spezialfeind.

„Treten Sie näher!“ sagte der Commissar zu ihm. „Sehen Sie sich die Uhr an! Ist es die Ihrige?“

Der Buchbinder betrachtete die Uhr und antwortete:

„Ja, sie ist es.“

„Können Sie es beschwören?“

„Ja.“

Jetzt begann Heilmann, zu ahnen, um was es sich handle.

„Das ist gar nicht nöthig!“ sagte er. „Er braucht es nicht zu beschwören!“

„Schweigen Sie!“ fuhr ihn der Commissar an. „Sie haben nur dann zu sprechen, wenn Sie gefragt werden!“

Und sich an den Buchbinder wendend, fuhr er fort:

„Sie selbst haben ihn nicht bei sich gesehen?“

„Nein.“

„Aber mit Ihrer Frau hat er gesprochen?“

„Zweimal. Er ist ganz erschrocken gewesen, als sie ihn beim Fortschleichen ertappte."

„Schön! Jetzt Sie, Heilmann! Wem gehört diese Uhr?"

„Mir."

„Das werden Sie nach Dem, was Sie gehört haben, mir doch nicht weiß machen."

„Ich sage die Wahrheit."

„Wie ist sie in Ihren Besitz gekommen?"

„Ich habe sie gekauft."

„Von wem?"

„Von meinem Pathen, dem Vater dieses Mannes."

„Wieviel haben Sie bezahlt?"

„Zwei Gulden,"

„Wenn Sie annehmen, bei mir Glauben für diese Ausrede zu finden, so irren Sie sich."

„Ich bitte den Herrn Commissar dringend, den Vorgang sich erzählen zu lassen."

„Gut, erzählen Sie!"

Heilmann berichtete über sein heutiges Erlebniß. Er verfehlte auch nicht, seiner ersten Verurtheilung zu erwähnen, um das heute Geschehene zu beleuchten. Der Beamte hörte ihm zu und sagte, als er geendet hatte:

„Das klingt allerdings so, daß man versucht wäre, es zu glauben."

„Mein Pathe kann es mir bezeugen!"

„Der ist leider unterdessen gestorben."

„So beschwöre ich es!"

„Ob Ihnen dazu Gelegenheit wird, ist sehr zu bezweifeln."

„Man muß die zwei Gulden im Cigarrenkästchen unbedingt gefunden haben!"

Der Beamte wendete sich an den Buchbinder:

„Haben Sie das Geld gefunden?"

„Es lag kein Kreuzer darin."

„Ueberlegen Sie sehr wohl, was Sie sagen! Ihre Aussage fällt hier einzig und schwer in's Gewicht."

„Ich kann beschwören, was ich sage!"

„Das, was Heilmann erzählt, ist allerdings für Sie höchst gravirend. Sie haben Ihren Vater hungern lassen?"

„Das ist die größte Lüge, die es geben kann."

„Er hat im halb verfaulten Bett gelegen?"

„Ich bitte, das Bett untersuchen zu lassen!"

„Das werde ich allerdings thun. Ich werde auch bei Bäcker, Fleischer und Kaufmann anfragen lassen, ob Heilmann bei ihnen gewesen ist."

„Sie werden meine Aussage bestätigen!" sagte dieser.

„Das mag sein. Es bleibt immerhin die Annahme offen, daß Sie die Eßwaaren nur für sich gekauft haben. Der, welchen Sie als Entlastungszeuge

angeben, ist todt. Die anderen Aussagen sind gegen Sie. Ich muß mich Ihrer Person versichern und die Angelegenheit dem Untersuchungsrichter übergeben!"

„Herrgott! So bleibe ich gefangen?"

„Ja, weil des Diebstahls im Rückfalle angezeigt."

„Aber ich bin unschuldig!"

„Daß muß die Untersuchung ergeben. Auf alle Fälle aber mache ich Sie darauf aufmerksam, daß die Uhr fast gar keinen Werth besitzt, die Strafe also nicht sehr hoch bemessen werden kann. Zu dieser Strafe aber kommt, falls Sie für schuldig erklärt werden, die Rückfallsquote, welche ein ganzes Jahr beträgt."

„Herr Commissar, ich kann nur versichern, daß ich abermals unschuldig bin. Werde ich wieder verurtheilt, so kann es keinen gerechten Richter mehr geben. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich habe als Mensch gegen meinen alten Pathen gehandelt. Wird mir dies mit abermaliger Zuchthausstrafe vergolten, so — ah, ich will still sein, denn je unglücklicher ich bin, desto größer ist die Freude Dessen, dem ich das zu verdanken habe."

„Sind Sie wirklich unschuldig, so wäre es unrecht, zu verzweifeln. Sie erhalten Gelegenheit, sich zu vertheidigen. Jetzt aber werde ich Sie abführen lassen. Ich hoffe, daß Sie sich ruhig in Ihr Schicksal fügen, anstatt sich dasselbe durch Renitenz zu verschlimmern!"

Der Commissar klingelte, und Heilmann wurde in eine Zelle des Polizeigefängnisses gebracht. Er hatte nicht einmal einen vollen Tag die wiedererlangte Freiheit genossen. — —

— An demselben Tage hatte sich auch für einen Anderen die Thür des Gefängnisses geöffnet. Nämlich kurz nach Mittag wurde der junge Mechanikus Wilhelm Fels, der Geliebte von Marie Bertram, nach verbüßter sechswöchentlicher Gefängnißhaft entlassen. Er hatte sich sehr gut geführt, so daß der Gefängnißinspector eine warme Theilnahme für ihn hegte. Als er sich von diesem verabschiedete, erkundigte er sich dringend:

„Herr Inspector, jetzt werden Sie mir vielleicht die Antwort geben, welche Sie mir bisher verweigert haben. Warum durfte ich nicht an meine Mutter schreiben?"

„Es hätte Ihnen nichts genützt. Sie hätten doch keine Antwort erhalten."

„Warum nicht?"

„Sie ist krank."

„Mein Gott! Ist's gefährlich?"

„Ich glaube nicht. Ich habe es Ihnen nicht mitgetheilt, damit Sie sich Ihre Haft nicht noch verschlimmern sollten. Lieber sagte ich, daß es verboten sei, Briefe zu schreiben."

„Was fehlt ihr?"

„Die Krankheit ist wohl weniger eine körperliche, als vielmehr eine geistige."

V. S.

„Ich errathe! Der Schreck, der Gram! Sie ist wohl tiefsinnig geworden?"

„So ähnlich wird es wohl sein, wenn auch nicht so schlimm, wie Sie es sich denken."

„Befindet sie sich in ihrer Wohnung?"

„Nein. Sie ist im Bezirkshause untergebracht, wo sie die Pflege findet, welche ihr sonst gefehlt hätte."

„Ich muß sofort hin zu ihr. Aber noch eine Frage: Hat sich denn Niemand, kein Mensch nach mir erkundigt?"

„O doch! Ein Herr Bertram war einige Male hier, um Sie zu sprechen. Doch hatte man Gründe, ihn abschläglich zu bescheiden."

„Welche Gründe waren das?"

„Man befürchtete, wie gesagt, daß Sie in Ihrer Gemüthsruhe geschädigt würden."

„Man scheint mir mehr Sorge gewidmet zu haben, als mir lieb sein könnte!"

Der Beamte zuckte die Achseln und antwortete:

„Ich selbst darf nicht handeln, wie es mir beliebt. Ich habe mich nach den mir gewordenen Instructionen zu richten. Jetzt nun sind Sie frei. Kann ich Ihnen vielleicht noch einen Dienst erweisen, Herr Fels?"

„Ich danke! Nun ich wieder frei bin, werde ich mich auf eigene Füße stellen."

Er ging und begab sich sofort nach dem Bezirkshause. Obgleich man ihn da zunächst auf das Wiedersehen vorbereitete, war dasselbe doch viel trauriger, als er es geahnt hatte. Die Blinde erkannte ihn nicht und jammerte in unzusammenhängenden Ausdrücken über das Unglück, dessen sie nicht bewußt werden konnte. Er blieb längere Zeit bei ihr, konnte aber doch nichts thun, als blutenden Herzens sich wieder entfernen.

Nun begab er sich nach der Wasserstraße Nummer Elf. Er trat unten im Parterre bei dem Holzhacker Schubert ein. Dieser war nicht daheim. Sein Bein war heil geworden, so daß er wieder auf Arbeit zu gehen vermochte. Aber die Frau war anwesend, noch immer vom Reißen an Händen und Füßen gelähmt.

„Herr Fels!" rief sie aus, als sie ihn erblickte. „Ist es möglich! Sie sind wieder frei!"

„Heut' wurde ich entlassen," antwortete er. „Ich komme, um bei Ihnen einige Erkundigungen einzuziehen."

„Ich stehe gern zu Diensten."

„Sind Sie über Alles, was damals hier geschehen ist, unterrichtet, Frau Schubert?"

„Ich denke es."

„Ich wurde unvermuthet arretirt; ich ahne, daß vieles Traurige passirt ist, aber ich weiß nichts davon, da ich nicht wieder nach Hause durfte und auch später ohne alle Nachricht blieb."

„Du lieber Gott, es ist allerdings viel, sehr viel geschehen, leider aber nichts Gutes."

Sie erzählte, und er hörte ruhig zu. Diese Ruhe aber war nur eine rein äußerliche. Im Inneren wogte es schmerzlich auf und nieder. Als sie geendet hatte, sagte er:

„Das ist mehr und schlimmer als ich dachte. Eins aber freut mich, nämlich, daß Robert Bertram freigesprochen ist. Wo befindet er sich jetzt?"

„O, der hat ein großes Glück gemacht. Es ist entdeckt worden, daß er ein berühmter Dichter ist, und es hat sich ein großer Herr seiner angenommen."

„Wer ist das?"

„Der Fürst von Befour, welcher in der Palaststraße wohnt. Er soll aus dem Lande stammen, in welchem die Indianer und Hottentotten wohnen, und unermeßlich reich sein."

„Und Roberts Geschwister?"

„Die waren erst im Waisenhause untergebracht, befinden sich aber jetzt in der Siegesstraße bei alten, braven Leuten, welche, glaube ich, Brandt heißen. Auch Robert wohnt dort. Der Fürst bezahlt Alles."

„Und Marie Bertram?"

„Die ist, so viel ich weiß, nicht mit dort."

„Wo denn?"

„Ich weiß es nicht. Am besten ist es, Sie gehen einmal zu diesen Brandts. Die werden Ihnen Alles sagen."

„Welche Straßennummer bewohnen sie?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß es das kleinste Haus der Siegesstraße ist. Sonst stehen lauter Paläste da. Man getraut sich nicht, laut davon zu sprechen, aber es geht das Gerede, daß dieser fromme Herr Seidelmann damals seine Hand im Spiele gehabt habe."

„Der soll sich sehr vor mich in Acht nehmen. Er ist ein Heuchler, der Gottes Wort im Munde führt, aber aller Ränke voll ist."

Er verabschiedete sich und begab sich nach der Siegesstraße. Dort war das einzige kleine Häuschen sehr leicht zu finden. Die Thür war verschlossen. Sie wurde geöffnet, als er klingelte, und das wohlwollende Gesicht der guten Mutter Brandt blickte ihm entgegen.

„Wohnt hier Herr Brandt?" fragte er.

„Ja. Treten Sie ein, junger Herr!"

Sie führte ihn in die Wohnstube, in welcher sich die kleinen Geschwister Bertram befanden. Sie erkannten ihn sofort und sprangen jubelnd auf ihn zu.

„Ah, Sie sind ein Bekannter von ihnen?" fragte die alte Försterin.

„Ja. Ich heiße Fels."

„Fels? Sie sind Mechanikus?"

„Ja."

„Dann kenne ich Sie. Herr Bertram hat oft von Ihnen gesprochen. Er hat Sie besuchen wollen, ist aber leider immer abgewiesen worden."

„Ist er zu Hause?"

„Nein. Er ist nach dem Schloßteiche gegangen, Schlittschuh zu laufen."

„Wann kommt er zurück?"

„Vor der Dunkelheit wohl nicht."

„So werde ich ihn aufsuchen."

„Wollen Sie ihn nicht lieber hier erwarten? Es giebt auf dem Teiche so viele Schlittschuhläufer, daß Sie ihn wohl kaum herausfinden können."

„Ich finde ihn schon. Wissen Sie vielleicht den Aufenthalt seiner Schwester Marie?"

Dies lag ihm am Meisten am Herzen. Er sehnte sich, die Geliebte wieder zu sehen.

„O, die ist in sehr guten Händen. Sie befindet sich in Stellung bei einer Madame Groh in der Ufergasse."

„Was ist diese Dame?"

„Sie ist Rentière, das heißt, sie lebt von ihren Zinsen, und Jedermann kennt sie als eine höchst achtbare und gottesfürchtige Dame."

„Ich werde sie aufsuchen."

„Das wird vergeblich sein. Herr Bertram war bereits mehrere Male dort, hat sie aber nicht angetroffen, weil sie verreist ist."

„Hat sie Marie Bertram mitgenommen?"

„Ja. Herr Bertram hat diese Schwester, seit sein Vater gestorben ist, gar nicht wiedergesehen."

Fels fühlte eine Beunruhigung, ohne den Grund derselben angeben zu können. Er ließ sich nicht halten und ging fort, um sich nach dem Schloßteiche zu begeben.

Dieser war ein vielbesuchter Vergnügungsort. Im Sommer wurde er von zahlreichen Gondeln belebt, und im Winter, wenn er seine Eisdecke hatte, glitten von früh an bis zum späten Abende die Freunde und Freundinnen des Schlittschuhlaufens über seine spiegelglatte Fläche. An seinen Ufern standen mehrere feine Restaurationen, nach den Anstrengungen des Sportes zur Erholung einladend.

Frau Brandt hatte Recht. Als Fels den Teich erreichte, erblickte er auf demselben eine solche Menge von Fahrern, daß er fast verzweifelte, den Freund unter einer solchen Zahl herauszufinden. Aber er war glücklich. Eben als er das Ufer erreichte, wollte Einer, in dem er Bertram erkannte, an ihm vorüberfausen.

„Robert!" rief er laut.

Der Angerufene schlug, da er sofort nicht anzuhalten vermochte, einen Bogen und kehrte zurück.

„Wilhelm!" antwortete er dann, als er den am Ufer stehenden erblickte. „Gott sei Dank! Da bist Du ja!"

Er kam herbei, den Freund auf's herzlichste zu begrüßen.

„Ich war in Deiner Wohnung," sagte dieser, „hatte aber nicht Ruhe genug, Deine Rückkehr zu erwarten."

„Das glaube ich. Es ist so Vieles geschehen, und es giebt so Außerordentliches zu erzählen. Komm, laß uns in die Restauration gehen. Ich kenne ein kleines, lauschiges Zimmerchen, in welchem wir uns ungestört unterhalten können."

„Du scheinst da zu Hause zu sein?"

„Ich bin täglich hier. Ich arbeite sehr angestrengt, und das Eislaufen ist meine einzige Erholung. Komm!"

Er schnallte die Schlittschuhe ab und führte ihn in die Restauration. Ein Kellner verbeugte sich tief, fast ehrerbietig, und eilte ihnen voran, um die Thür des Cabinetes zu öffnen. Robert ließ Punsch kommen und wurde so schnell und aufmerksam bedient, daß Fels, als der Kellner sich entfernt hatte, zu ihm sagte:

„Es scheint, Du bist ein vornehmer Herr geworden!"

„Fast ist es so. Wenigstens bin ich eine allgemein bekannte Persönlichkeit."

„Wie ist das gekommen?"

„Meine unschuldige Gefangenschaft hat sehr viel dazu beigetragen; der Hauptgrund aber ist, daß man mich für einen großen Dichter hält."

„Du?!"

„Ja. Du erstaunst?"

„Freilich. Du, ein Dichter?"

„Davon habe ich Dir freilich nie etwas gesagt; aber ich habe unter dem arabischen Namen Hadschi Omanah ein Werkchen veröffentlicht, welches vielen Beifall gefunden hat. Nun will ein Jeder der Freund dieses großen Dichters sein, der aber von sich doch so wenig hält."

Nun begannen die Mittheilungen alles Dessen, was während der Haft des Mechanikus geschehen war.

In dieser angeregten Unterhaltung wurden sie durch den Eintritt eines Fremden gestört, welcher höflich grüßend sich verbeugte und dann Platz nahm. Er ergriff ein daliegendes Zeitungsblatt und schien bald in den Inhalt desselben so vertieft zu sein, daß er auf ihr Gespräch gar nicht achtete. Dennoch aber ließ er sich kein Wort desselben entgehen.

Die Beiden sprachen jetzt nur noch halblaut mit einander. Sie waren bei Marie Bertram angekommen, und Robert erwähnte Madame Groh, bei welcher Marie sich in Stellung befände. Da horchte der Fremde auf, ließ das Blatt sinken, fixirte die Beiden schärfer und sagte dann in dem höflichsten Tone:

„Entschuldigung, meine Herren, daß ich es wage, eine Bemerkung zu machen. Sie sprachen von einer Frau Groh?"

„Allerdings," antwortete Bertram.

„Wohnt diese Dame auf der Ufergasse?"

„Ja."

„Da halte ich es für meine Schuldigkeit, Sie über einen Irrthum aufzuklären. Vorher aber darf ich mich Ihnen wohl vorstellen? Ich heiße



D.v.S. 44.

„Entschuldigung!"

Ankerkron, ein schwedischer Name, wie Sie bemerken werden. Ich bin ein Schwede."

„Ich heiße Bertram, und der Name meines Freundes hier ist Fels."

„Ich danke! Ich würde es wohl nicht unternehmen, mich Ihnen aufzudrängen, wenn mich nicht eine ganz eigenthümliche Bewandtniß dazu veranlaßte. Sie, Herr Bertram, besitzen nämlich eine ganz außerordentliche Aehnlichkeit mit einem Herrn, dem ich sehr verpflichtet bin, und welcher vor ungefähr zwanzig Jahren das Unglück hatte, einen Sohn zu verlieren."

„Durch den Tod?"

„Nein, auf andere, noch unaufgeklärte Weise."

„Wo ist das geschehen?"

„In der Nähe dieser Residenz."

Bertram begann sich zu interessiren. Das klang ja g'rad', als ob es für ihn von Wichtigkeit sei, weiteres zu hören. Darum fragte er:

„In welcher Weise ging das Kind verloren?"

„Die Herrschaft befand sich für einige Tage in einem benachbarten Städtchen. Eine Bonne führte die specielle Aufsicht über den Knaben. Sie hatte einen Fehler begangen; man drohte ihr mit Strafe; da verschwand sie, und mit ihr das Kind. Man hat trotz aller Nachforschung keine Spur von Beiden zu entdecken vermacht."

„Also wohl ein Racheact?"

„Jedenfalls. Nun ist der betreffenden Familie eine wunderbare Aehnlichkeit ihrer Glieder eigen, welche sich von Generation auf Generation fortpflanzt. Und als ich Sie hier sah, fielen mir Ihre Züge auf. Man könnte meinen, Sie müßten ein Holmström sein."

„Holmström? Ah!"

„Fällt Ihnen der Name auf?"

„Der Anfangsbuchstabe desselben."

„Warum?"

„Ich bin ein Findelkind."

Ankerström fuhr überrascht empor.

„Ein Findelkind? Wirklich?" fragte er.

„Ja. Das heißt, ich wurde als ungefähr einjähriger Knabe dem hiesigen Findelhause übergeben."

„Eigenthümlich. Haben Sie keine Ahnung, wer Ihre Eltern sein mögen?"

„Nein. Sie scheinen jedoch von Adel zu sein."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich hatte eine goldene Kette mit einem Herz am Halse hängen gehabt. Auf diesem Herzen waren die Buchstaben R. v. H. eingegraben. Und auf einem beiliegenden Zettel hatte die Bemerkung gestanden, daß ich getauft sei und Robert heiße."

„Mein Herr, Sie sehen mich im höchsten Grade betroffen. Robert hieß auch der kleine Holmström."

Dem jungen Dichter stieg eine glühende Röthe in das Gesicht. Sollte dies der Augenblick sein, in welchem der Vorhang gelüftet werden könnte?"

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?" fragte er.

„O, wie gewiß! Ich habe ja selbst mit gesucht. Und ich bin auch jetzt hier, um möglicher Weise die scheinbar verwehte Spur dennoch aufzufinden. Ich bin nämlich seit langen Jahren Beamter der Familie Holmström. Es ist eine gräfliche Familie. Sagen Sie mir doch, ob die Kette noch vorhanden ist! Ich kenne sie."

„Freilich ist sie vorhanden. Sie befindet sich hier an meiner Uhr."

„Ah! Darf ich sie einmal sehen?"

„Gern! Bitte, hier ist sie!"

Er gab dem Fremden Uhr und Kette hin. Dieser betrachtete die letztere und das daran hängende Herz genau, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Das ist sie freilich nicht!"

„Aber die Buchstaben sind dieselben!"

„Nicht ganz. Zwischen den beiden großen Anfangsbuchstaben müßte sich ein kleines v anstatt eines u befinden. Auch ist dies Kettchen wohl kaum ächt, und das Herz ist von anderer Art. Aber eine große Aehnlichkeit zwischen dieser und der Kette, die ich meine, ist zu constatiren."

Bertram bemerkte schnell:

„Sollte meine Befürchtung doch begründet sein?"

„Welche Befürchtung?"

„Ich habe nämlich einigen Grund zu der Annahme, daß man mir die Kette ausgetauscht hat."

„Zu welchem Zwecke?"

„Das kann ich allerdings nicht einsehen. Ich weiß ganz genau, daß auf dem goldenen Herzen stets ein v gestanden hat. Erst kürzlich war ein u daraus geworden."

„Wie sollte das geschehen sein? Ist die Kette vielleicht einmal in fremden Händen gewesen?"

„Leider! Aber freilich nur kurze Zeit."

„Wohl zur Reparatur?"

Robert erröthete. Er zögerte, ein Geständniß zu machen. Aber die Angelegenheit war für ihn von zu großer Wichtigkeit, als daß er sich nicht über sein Schamgefühl hätte wegsetzen sollen.

„Nein, nicht zur Reparatur. Waisen- oder Findelkinder pflegen nicht reich zu sein. Das ist auch bei mir der Fall. Ich kam vor Weihnachten in die Lage, eine kleine Summe Geldes zu gebrauchen, und wußte keinen anderen Ausweg, als die Kette zu versetzen."

„O weh! Sie sind in die Hände eines Spitzbuben gerathen, welcher Ihnen eine unechte Kette untergeschoben hat, um einen pecuniären Provit zu machen. Kette und Herz werden wohl längst eingeschmolzen sein!"

Robert schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Das glaube ich nicht," sagte er.

„Haben Sie Grund, etwas Anderes anzunehmen?“

„Vielleicht.“

„Ich möchte mir nicht den Anschein geben, als wolle ich mich in Ihr Vertrauen drängen; aber diese Angelegenheit ist mir von zu hoher Wichtigkeit, als daß ich mich beruhigen könnte. Weshalb sollte man den Umtausch vollzogen haben, wenn nicht in gewinnsüchtiger Absicht?“

„Diese Absicht war freilich da; aber der Gewinn sollte ein größerer sein als nur der höhere Goldwerth einer Kette.“

„Sie sprechen in Hieroglyphen!“

Bertram blickte vor sich nieder. Er ging mit sich zu Rathe, ob er sich diesem fremden Herrn noch weiter als wie bisher anvertrauen solle.

„Sage es ihm!“ flüsterte Fels.

Robert zuckte leise die Achsel.

„Eine gräfliche Familie!“

Das wirkte, besonders da Ankerkron so klug war, nicht weiter zu drängen. Bertram sagte:

„Der Mann, dem ich die Kette versetzte, hatte eine Tochter, welche sich für mich zu interessiren schien. Das Interesse war kein gegenseitiges. Sie hat, scheint es mir, die Buchstaben gelesen und daraus gefolgert, daß ich der Sohn einer vornehmen Familie sei. Um sich für die Zurückweisung ihrer Neigung zu rächen, hat sie die Kette unterschlagen, damit ich mich nicht zu legitimiren vermag.“

Der Fremde hatte aufmerksam zugehört.

„Oder,“ sagte er, „will sie sich dadurch Erhörung erzwingen. Sie können sich ohne Kette nicht legitimiren, und sie wird die Kette nur gegen Liebe hergeben.“

„Auch möglich!“

„Haben Sie die Kette hier versetzt?“

„Ja.“

„Fast möchte man vermuthen, daß hier ein Jude die Hand im Spiele habe.“

„Das ist allerdings der Fall. Das Mädchen ist das einzige Kind der Eltern.“

„Ist sie häßlich?“

„Nein. Sie ist sogar im Gegentheile ungewöhnlich schön.“

Der Fremde nickte mit dem Kopfe.

„Sie müssen am Besten wissen, ob Ihre Vermuthung eine begründete ist. Ich rathe Ihnen, diesen Leuten kräftig vor den Zaun zu rücken.“

„Ich werde es versuchen.“

„Und dann erlauben Sie mir vielleicht, mich nach dem Erfolge zu erkundigen?“

„Gewiß. Darf ich um Ihre Adresse bitten?“

„Ich wohne jetzt im Hotel zum goldenen Engel. Und Sie, Herr Bertram?“

„Ich wohne bei Seiner Durchlaucht, dem Fürsten von Befour."

„Danke! In dieser Adresse liegt eine große Empfehlung. Er interessirt sich für Sie?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Man nennt mich einen Dichter."

„Ach so! Jedenfalls ist dies auch der Grund, daß sich jene Jüdin so sehr für Sie interessirt?"

„Sie sind scharfsinnig. Sie liebte den Dichter, noch ehe sie mich persönlich kannte."

„Weibliche Ueberspanntheit! Also, suchen Sie die Originalkette wieder zu erlangen, dann wird sich das Räthsel Ihrer Abstammung vielleicht aufklären!"

Er griff wieder zum Zeitungsblatte, als betrachte er die Unterhaltung als abgeschlossen. Da aber nahm jetzt Wilhelm Fels das Wort:

„Erlauben Sie, Herr Ankerkron! Wir sind ganz von dem Gegenstande abgekommen, welcher Ihnen Veranlassung gab, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen."

„Wieso?"

„Wir sprachen von jener Madame Groh — — —"

„Ach so. Sie schienen dieselbe für eine sehr achtbare Dame zu halten?"

„Gewiß."

„Nun, ich weiß das gerade Gegentheil von ihr und ergreife das Wort, um Sie vor ihr zu warnen."

„Wirklich? Wissen Sie Nachtheiliges von ihr."

„Mehr als genug, obgleich ich fremd hier bin. Sie handelt nämlich mit braven Mädchen, welche sie an sich zieht, um sie dann an berüchtigte Häuser zu verkaufen."

„Alle Wetter! Das soll sie wohl bleiben lassen!"

„Sie thut es wirklich. Es steht ihr dabei ein Compagnon zur Seite, welcher ein raffinirter Teufel ist, ein gewisser August Seidelmann, der — —"

„Seidelmann? O, dem ist es freilich zuzutrauen!"

„Kennen Sie ihn?"

„Nur zu gut, nur zu gut!"

„Diese Madame Groh wohnt zwei Treppen hoch. Sie nimmt scheinbar die Mädchen in Dienst. Eine Treppe tiefer aber giebt es ein Local für intime Herrenbesuche, dahin verleiht die Groh nun ihre Mädchen, um sie in die Geheimnisse der Liebe einzuweihen. Ist dies erreicht worden, so haben solche Mädchen einen gewissen Kaufwerth erhalten und werden verschachert."

„Herr, sagen Sie die Wahrheit?" fragte Fels.

„Ja."

„Aber wie können Sie als Fremder in hiesige Verhältnisse eingeweiht sein, welche wir nicht kennen?"

Ankerkron lächelte überlegen und antwortete:

„Erstens sind Sie noch zu jung, als daß ich annehmen möchte, als besäßen Sie auf diesem Gebiete Erfahrung und Scharfblick. Und zweitens wird gerade dem Fremden Das, wovon hier die Rede ist, viel bereitwilliger geboten, als dem Einheimischen."

„Das mag sein."

„Ich kann Ihnen, falls Sie zweifeln sollten, sogar Namen nennen, um Sie von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Ich hörte gestern von einem Mädchen, welches verkauft worden ist."

„Von dieser Groh?"

„Von dieser Groh und ihrem Seidelmann. Dieses Mädchen hieß gerade so wie Sie, Herr Bertram."

„Wie ich?"

„Ja. Sie wurde Marie Bertram genannt."

Robert sprang empor und starrte den Sprecher an.

„Herr, ist's wahr? Ist's wahr?"

„Ja. Ich habe sie sogar gesehen."

„Wo?"

„In Rollenburg, auf dem Bahnhofe."

„Was will sie dort?"

„Das fragen Sie? Sie ist von Seidelmann und der Groh nach Rollenburg in ein Vergnügungshaus verkauft worden."

„Unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Das läßt Marie nicht mit sich thun!"

„Glauben Sie, man fragt sie? Man bemächtigt sich ihrer mit List oder Gewalt. Sie braucht ja gar nicht zu wissen, was man mit ihr beabsichtigt!"

„Das wäre so entsetzlich, daß ich es einfach nicht für möglich halte, Herr Ankerkron."

„Ich versichere nochmals, daß ich die Wahrheit sage!"

„Und dennoch müssen Sie sich irren!"

„Ich bin meiner Sache zu gewiß. Aber, ich sehe Sie so ungewöhnlich aufgeregt. Kennen Sie das Mädchen?"

„Es ist ja meine Pflegeschwester!"

Da schlug der Fremde die Hände zusammen und fragte:

„Herr, scherzen Sie, oder ist es wahr?"

„Es fällt mir gar nicht ein, zu scherzen!"

„Ist die junge Dame bisher brav gewesen?"

„So brav wie nur irgend Eine!"

„Dann eilen Sie, eilen Sie, damit Sie sie noch retten!"

„Zuvor möchte ich Gewißheit haben, daß sie es ist."

„Ich habe es ja gesagt!"

„Und dennoch glaube ich es nicht. Sie wollen das Mädchen auf dem Rollenburger Bahnhofe gesehen haben?"

„Ja.“

„Wo kam sie her?“

„Aus der Residenz.“

„Gott sei Dank! Sie irren sich. Es kann meine Schwester nicht gewesen sein.“

„Das sollte mich herzlich freuen. Aber ich denke leider, daß der Irrthum auf Ihrer Seite ist.“

„Nein. Meine Schwester kann nämlich gar nicht von hier nach Rollenburg gefahren sein.“

„Warum nicht?“

„Weil sie sich nicht hier befindet.“

„Wissen Sie das genau?“

„Ganz gewiß. Sie ist mit dieser Madame Groh auf Reisen.“

„Wer sagt das?“

„Man hat es mir wiederholt versichert, so oft ich kam, sie zu besuchen.“

Der Fremde blickte ihn ein Weilchen wortlos an, brach dann in ein lautes Lachen aus und fragte endlich:

„Und das haben Sie geglaubt?“

„Warum sollte ich nicht?“

„O weh! Ja, Sie sind jung, und Sie sind Dichter! Sie haben bei diesen Besuchen natürlich, als Sie sich anmelden ließen, gesagt, daß Sie der Bruder seien?“

„Ja.“

„Nun, denken Sie sich ein junges, unschuldiges Mädchen, welches in eine solche Falle gelockt wird. Glauben Sie, daß man den Bruder zu dieser Schwester lassen werde?“

„Herrgott im Himmel! Das wäre ja entsetzlich!“

„Man wird sagen, die Schwester sei verreist. Ich sage Ihnen, daß Seidelmann Ihre Schwester nach Rollenburg verkauft hat. Sie ist mit dem Zuge, welcher um fünf Uhr hier abgeht, transportirt worden. Wollen Sie sich überzeugen, daß die Groh nicht verreist ist? Aber dann dürfen nicht Sie, sondern Herr Fels muß hingehen.“

„Gut! Wir werden uns überzeugen!“

„Ich kann Ihnen sogar sagen, wo sich Ihre Schwester in Rollenburg befindet.“

„Wo? Schnell, schnell!“

„In dem berüchtigten Hause einer Dame, welche sich Fräulein Melitta nennen läßt.“

„Wissen Sie das genau?“

„Ich bin ja hinter ihnen hergegangen.“

„Bitte, beschreiben Sie meine Schwester!“

Der Fremde folgte dieser Aufforderung.

„Es stimmt; es stimmt!“ rief Bertram. „Sie ist es! O, Melitta, Melitta, diesen Namen wird man sich merken!“

Er befand sich in einer unbeschreiblichen Aufregung und schritt wie ein Besessener in dem kleinen Raume auf und ab. Fels dagegen hatte von da an, wo von Marie Bertram als in einer so großen Gefahr Befindlichen die Rede war, nicht ein Wort gesprochen. Er war zwar von seinem Sitze aufgefahren, stand aber da starr und steif, als ob er sich nicht bewegen könne. Aber seine Zähne knirschten auf einander; er stöhnte, als ob er ungeheuere Qualen erdulde, und jetzt wendete er sich an Bertram:

„Robert, hast Du Geld bei Dir?"

Seine Stimme klang rauh und heiser.

„Warum?" fragte der junge Dichter.

„Du kennst meine jetzige Lage. Ich habe keinen Kreuzer bei mir, aber ich muß fort."

„Wohin?"

„Nach Rollenburg. Soll Deine Schwester, meine Geliebte, zu Grunde gehen? Ich reiße diese Melitta in Stücke!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Er bebte vor Wuth am ganzen Körper.

„Ja, fort sollst Du, fort!" antwortete Bertram. „Aber nicht allein. Ich gehe mit, ganz natürlich! Wir wenden dieses Rollenburg um und treten es zu Schanden wie einen Ameisenhaufen!"

„Aber Geld, Geld!"

„Geld habe ich bei mir mehr als genug, um in das Nest zu gelangen. Und sollte es nicht ausreichen, sollten wir dort mehr brauchen, so telegraphire ich an den Fürsten."

Da bot sich der Fremde an:

„Meine Herren, ich stelle Ihnen gern meine Börse zur Verfügung. Ich interessire mich natürlich ganz ungemein für diesen eclatanten Fall!"

„Danke sehr, danke sehr, Herr Ankerkron!" antwortete Robert. „Ich bekomme, so viel ich haben will, telegraphisch nachgeschickt."

„Und Sie wollen fort wirklich fort?"

„Natürlich? Mit dem nächsten Zuge!"

„Dieser geht fünf Uhr ab. Sie haben kaum noch eine halbe Stunde Zeit!"

„Dann fort, fort!" drängte Fels.

„Herr Ankerkron," sagte Bertram, „Sie haben uns heute einen großen Dienst erwiesen, und vielleicht will es das Schicksal, daß ich Ihnen zu noch größerem Danke verpflichtet werde. Verzeihen Sie, daß wir uns Ihnen jetzt nicht länger widmen können! Wir müssen fort; aber wir kennen ja gegenseitig unsere Adressen und werden uns also ganz sicher wiedersehen!"

Er gab ihm die Hand, legte ein Geldstück für den Punsch auf den Tisch und ging. Fels war ihm bereits vorangestürmt, ohne Abschied von dem Schweden zu nehmen.

Draußen stiegen sie in eine Droschke. Auf dem Bahnhofe angekommen, löste Robert die Fahrkarten, und dann begaben sie sich in das Wartezimmer.

Dort saß, auf denselben Zug wartend, Petermann. Sie sahen ihn, ohne ihn zu beachten. Sie hatten keine Ahnung, daß er von den gleichen Rachegefühlen wie sie ganz nach demselben Ziele getrieben werde. —

Als sie vorhin die Restauration verlassen hatten, war der Schwede mit lauschendem Ohre dem Geräusche ihrer Schritte gefolgt. Dann schnippste er mit dem Finger, klatschte in die Hände und sagte zu sich selbst:

„Gelungen! Prächtig gelungen! Diese Verkleidung ist excellent! Gut, daß ich erfuhr, in welchem Zimmer dieser Dichterling seinen Punsch trinkt, den der Fürst bezahlt! Und wie vortrefflich, daß dieser Fels bei ihm war! Jetzt sausen sie hin nach Rollenburg und rennen sich die Köpfe ein. Wehe diesem Seidelmann! Der Mechanikus sticht ihn nieder, wo er ihm begegnet!"

Er ging einige Male mit triumphirenden Schritten auf und ab; dann fuhr er fort:

„Also die Kette, die ich haben muß, hat er selbst nicht mehr! Sie ist ihm vertauscht worden. Aber von wem? Ich durfte natürlich nicht nach dem Namen fragen; das hätte Verdacht erregen können. Aber genug habe ich dennoch erfahren. Ein Jude ist's gewesen, der ein einziges Kind hat, ein Mädchen ungewöhnlich schön. Das ist sicherlich keine Andere als diese Judith, Salomon Levi's Tochter. Sie liest gern und hat sich in diesen Hadschi Omanah verliebt. Sie hat die echte Kette behalten, um sie ihm nur dann zurückzugeben, wenn er verspricht, sie zu heirathen. Daß sieht dieser verteufelten Hexe vollständig ähnlich. Und dieser alte Graubart, ihr Vater, will sich im Ruhme eines Dichters sonnen; dafür giebt er bereitwilligst seine zusammengeraubten Goldstücke hin. So kenne ich ihn, und so beurtheile ich ihn. Aber noch bin ich da! Ohne Kette ist mir dieser Robert, der mein verstorbener Cousin ist, ganz ungefährlich. Ich muß sie haben; ich muß sie auf alle Fälle bekommen. Diese Judith muß sie mir geben, und zwar heute Abend noch, nicht gezwungener Weise, sondern ganz freiwillig. Wenigstens zeigen muß sie sie mir. Und dann wird sich finden, was ich weiter thue. Noch nie bin ich so vortrefflich verkleidet gewesen wie heute. Man kann mich unmöglich erkennen; ich thue am Besten, ich suche sofort den Juden auf!"

Er begab sich nach der Wasserstraße. Es war noch nicht ganz fünf Uhr, aber der Tag hatte sich doch bereits zur Rüste geneigt, und die Straßen und Gassen der Residenz wurden bereits von Laternen erleuchtet. Das Haus des Juden war, wie gewöhnlich, verschlossen. Er klopfte, und die alte Rebecca öffnete. Sie leuchtete ihn mit der Lampe an, und da sie einen fremden Menschen vor sich zu haben glaubte, fragte sie:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ist Salomon Levi zu Hause?"

„Salomon Levi, mein Mann? Ob er ist zu Hause? Das weiß ich nicht; das kommt darauf an, was für ein Geschäft will machen der Herr mit uns?"

„Das wird sich finden. Noch weiß ich selbst nicht, was ich für ein Geschäft machen werde."

„Der Herr muß aber doch wissen, was er kommt, wünschen und begehren zu kaufen von uns?"

„Ich bin Alterthümler."

„Welche Art von Alterthum sucht der Herr bei uns?"

„Ich kaufe besonders gern alte Münzen, Schmuck und Geschmeide, vorausgesetzt, daß es ächt ist."

„Schmuck und Geschmeide ist zu haben bei uns stets nur ächt. Will der Herr haben die Güte, einzutreten?"

„Also Ihr Mann ist zu Hause?"

„Bei Schmuck und Geschmeide, wenn es sein soll ächt, ist er niemals ausgegangen. Kommen Sie!"

Sie öffnete die Thür zu dem Gewölbe und führte den Fremden sodann in das hintere Zimmer, in welchem sich der Jude befand. Dieser hörte den Wunsch des Käufers und begann ihm Allerlei vorzulegen.

Dieser Fremde war natürlich kein Anderer, als der Baron Franz von Helfenstein. Er kaufte einige Kleinigkeiten, ließ sich aber, um Zeit zu gewinnen, immer mehr und mehr zeigen.

Der Jude wurde neugierig, wer sein Besucher sei. Er konnte sich über ihn nicht klar werden. Darum fragte er:

„Der Herr sind wohl nicht von hier?"

„Nein."

„Ich habe ihn auch noch nie gesehen. Sie waren noch nie hier?"

„Früher einige Male."

„Sie sprechen die Sprache wie ein Ausländer."

„Das bin ich auch. Ich bin ein Schwede."

„Aus Schweden? Ich habe sehr gern dieses Land."

„Warum?"

„Weil die Schweden haben Namen, welche genannt zu werden verdienen sehr poetisch."

Der Jude glaubte, sehr geistreich gewesen zu sein, obgleich er eigentlich doch nur mit dem Zaunspfahl gewinkt hatte. Der Baron lächelte und antwortete:

„Zum Beispiel?"

„Löwenstierna."

„Also Löwenstirn. Weiter!"

„Oxenstierna."

„Also Ochsenstirn. Das nennen Sie poetisch?"

„Warum nicht? Ist ein Ochse nicht poetisch und sogar sehr lyrisch und dramatisch, wenn der Händler und Fleischer verdienen an ihm viel Geld?"

„Sie haben von Ihrem Standpuncte aus sehr Recht."

Der Alte guckte den Fremden pfiffig von der Seite an und fragte, nach seiner Meinung sehr diplomatisch:

„Haben der Herr auch einen poetischen Namen?"

„Vielleicht."

„Dann möchte ich ihn sehr gern hören.“

„Ich heiße Ankerkron.“

„Ankerkron? Dieser Name ist auch poetisch. Er klingt sogar episch und wie ein Gedicht von Schiller oder Jean Paul. Sie haben große Kenntnisse der Steine, Perlen und Münzen. Sind Sie Alterthümle von Beruf?“

„Nein, mehr aus Liebhaberei.“

„So sind Sie eigentlich etwas Anderes?“

„Ich bin der Verwalter der großartigen Besitzungen des Grafen von Holmström.“

Der Jude fuhr vor lauter Respect empor.

„Habe ich doch noch nicht gehört, daß es in Schweden giebt so reiche Grafen, Herr Ankerkron.“

„O, es giebt dort ebenso große Grundbesitzer, wie in Rußland, Oesterreich, Ungarn oder Galizien. Mein Herr ist der größte des Landes. Schade, daß seine Reichthümer dem Fiskus anheimfallen werden.“

„Dem Fiskus? Ich habe nie geliebt diesen Fiskus. Er will haben Alles, mag aber geben Nichts. Warum fallen ihm diese Güter anheim?“

„Weil die Familie ausstirbt.“

„Sind nicht da Kinder oder Enkel, Neffen oder Nichten?“

„Nein.“

Der Jude gehörte zu denjenigen Leuten, welche vor Nichts so großen Respect zeigen, wie vor dem Reichthum. Dieser schwedische Graf Holmström ging ihm gar nichts an; aber er hörte, daß er reich sei, und so wollte er mehr von ihm hören. Außerdem glaubte er, den Fremden durch die Fortsetzung des Gespräches länger halten zu können. Vielleicht kaufte er in diesem Falle noch Etwas. Darum fuhr er fort:

„Hat der Graf nie gehabt Kinder?“

„O doch!“

„Wohl nur eine Tochter, bei der nichts gilt das Fideikommiß, oder wie genannt werden muß dieses Ding?“

„Nein,“ antwortete der Baron einsilbig.

„Also einen Sohn?“

„Ja, einen einzigen.“

„Einen Erben! So ist er gestorben?“

„Nein.

„Aber wenn er nicht ist gestorben, so muß er doch erben das Vermögen?“

„Er ist schlimmer als gestorben; nämlich er ist verloren gegangen.“

„Gott Abraham's! Ein Grafenkind verloren gegangen!“

Auch Rebecca schlug die Hände zusammen.

„Leider!“ meinte der Baron, der den Alten auf dem Wege sah, auf welchen er ihn haben wollte.

„Das klingt gerade so, wie es zu lesen ist in Büchern oder zu sehen

auf der Bühne, fünfzig Kreuzer den dritten Rang, Seitenloge! Hat sich verlaufen das Kind?"

„Wohl nicht!"

„So ist es geworden gestohlen?"

„Auch nicht."

Der Baron antwortete mit Absicht so einsilbig. Dadurch wurde die Neugierde der beiden Alten nur noch mehr erregt.

„Weiter ein Fall ist doch gar nicht möglich," sagte Abraham Levi.

„Nicht? Kann der Knabe nicht entführt worden sein?"

„Entführt? Ja, daran habe ich nicht gedacht. Einen Grafensohn entführt, welcher zu erben hat ein so ungeheures Vermögen! Wer doch dieses Kind finden könnte!"

„Es kann nie gefunden werden; es ist für immer verloren!"

„Man darf nie aufgeben ganz die Hoffnung."

„O, es sind seit jener Zeit zwanzig Jahre vergangen!"

„Das ist eine lange Zeit. Hat man denn nachgeforscht im ganzen Lande Schweden?"

„Dort? Gar nicht."

„Nicht? Man forscht nicht nach, wenn entführt worden ist ein Grafensohn?"

„Er ist ja nicht in Schweden entführt worden."

„Nicht? Wo denn?"

„Während einer Reise."

„In welchem Lande?"

„Hier. Der Graf hielt sich damals in einer kleinen Stadt in der Nähe der hiesigen Residenz auf."

Der Alte öffnete die Augen und den Mund. Es kam ihm ein kühner, ein riesiger Gedanke.

„Hier?" fragte er. „Das ist interessant! Wie lange ist es her? Wie sagten Sie?"

„Zwanzig Jahre ungefähr!"

„Hatte der Sohn einen Namen?"

„Natürlich!" lachte der Baron.

„Wie hieß er?"

„Robert."

„Robert! Robert von Holmström! Jehova Zebaoth! Gott aller Erzväter!"

„Was ist's? Was haben Sie?"

„Nichts, gar nichts! Ich freue mich nur über diese schöne Geschichte, Herr Ankerkron."

„Wie? Sie freuen sich darüber, daß der Sohn meines Herrn entführt worden ist? Was soll ich da von Ihnen denken?"

„Nein, nein! Das meine ich nicht! Ich freue mich nicht! Ich wollte

nur sagen, daß es eine sehr interessante Geschichte ist. Wer hat ihn denn entführt?"

„Die Bonne. Sie hatte sich an den Juwelen der gnädigen Gräfin vergriffen und sollte bestraft und entlassen werden. Aus Rache entfernte sie sich mit dem jungen Grafen."

„Diese schlechte Person!"

„Man hat Jahrelang nachgeforscht, aber ohne Erfolg."

„Wie schlimm! Gab es denn kein Erkennungszeichen?"

„O doch!"

„Was für eins?"

Seine Augen waren mit fast fieberhaftem Glanze auf den vermeintlichen Schweden gerichtet.

„Hm! Mehrere! Die Bonne nahm verschiedenes Geschmeide der Gräfin mit. Sie hat es jedenfalls verkaufen müssen. Darnach suchten wir. Und noch heute suche ich alte Schmucksachen, um vielleicht eine Spur zu finden."

„So suchen Sie wohl auch bei mir? Heute, hier?"

„Natürlich!"

„Und wenn sich nun Etwas fände?"

„So wäre das ein großes Glück für Sie."

„Für mich? — Wie soll ich das verstehen?"

„Der Graf zahlt Jedem, durch dessen Hilfe er seinen Sohn wiederfindet, eine halbe Million Kronenthaler aus."

„Eine halbe Mil— —"

Das Wort blieb ihm vor Entzücken im Munde stecken.

„Million!" ergänzte seine Frau, die ebenso außer sich war, wie er.

„Herr Zebaoth! Wer eine Spur hätte!"

„Ich wünsche es auch."

„Haben Sie sich das gestohlene Geschmeide gemerkt?"

„Natürlich!"

„Gab es außerdem kein Erkennungszeichen?"

„Hm! Außer einer Kette wohl nicht."

„Eine Kette? Was für eine?"

Er trank mit seinen gierigen Augen die Antwort förmlich von dem Munde des Barons."

„Eine dünne, goldene Kette," antwortete dieser.

„Hatte sie kein Kennzeichen? Man bekommt sehr oft solche Ketten zu Gesicht und zum Kauf angeboten."

„Es hing ein Herz daran."

„Ein Herz? War es hohl? War es ein Medaillon?"

„Nein."

„War denn nichts daran zu bemerken?"

„Es waren darauf die Anfangsbuchstaben des Namens des Kindes eingegraben."

„Rebeccaleben! Rebeccaleben!" jubelte der Alte.

„Was ist's? Was haben Sie?" fragte der Baron, der ein scheinbares Erstaunen zur Schau trug.

Der Jude faßte sich. Er sah ein, daß er klug, sehr klug handeln müsse. Darum antwortete er:

„Nichts ist, gar nichts! Ich interesse mich nur für diese Erzählung, welche wie ein Roman klingt. Sagten Sie nicht, daß der Knabe Robert geheißen habe?"

„Ja."

„Robert von Holmström! Da müßte also auf dem Herzen ein R und ein H gestanden haben?"

„Ein R. v. H. ist's gewesen. Aber mir scheint, Sie fühlen mehr als ein gewöhnliches Interesse! Ist Ihnen vielleicht im Laufe der Zeit Etwas aufgefallen oder wohl gar in die Hände gekommen?"

„Nein. Ich weiß nichts. Ich kann mich auf gar nichts besinnen. Aber ich habe gekauft einige alte Geschmeide, welche ich nicht habe wieder verkauft, sondern ich habe sie geschenkt Judith, meiner Tochter. Ich werde einmal gehen, sie zu holen. Ein Wunder, wenn wäre Etwas dabei, was Sie suchen."

„Ja, gehen Sie; holen Sie!"

Der Alte ging. Es war ihm, als ob seine Glieder sich verjüngt hätten. Er flog förmlich die Treppe empor und trat mit einer Schnelligkeit und Elasticität bei Judith ein, daß diese erschrocken von ihrem Sitze aufsprang.

„Was giebt's, Vater?" fragte sie. „Du erschreckst mich!"

„Er ist ein Graf!" stieß er athemlos hervor.

„Ein Graf?" fragte sie erstaunt. „Wer?"

„Robert von Holmström!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Der Dichter!"

Sie sah ihn noch immer verständnißlos an.

„Robert Bertram!" brüllte er fast.

Jetzt wußte sie nun, wen er meine.

„Robert Bertram ein Graf?" fragte sie.

„Ja, ein schwedischer Graf."

„Wer hat das gesagt?"

„Der Verwalter des Grafen."

„Wo ist er?"

„Unten in meiner Stube."

„Was will er bei uns?"

„Die Kette, welche ich gegeben habe Dir zum Aufheben."

„Hat er sie verlangt?"

„Nein."

„Aber Du hast ihm gesagt, daß wir sie haben?"

„Noch nicht, obgleich er versprochen hat eine halbe Million schwedische Kronenthaler."

Ihre Augen leuchteten auf, und ihre Wangen rötheten sich.

„Erzähle!“ gebot sie ihm.

Er berichtete ihr seine ganze Unterredung mit dem vermeintlichen Schweden. Als er geendet hatte, preßte sie die Hände fest auf den hochgehenden Busen, stieß einen lauten Jubelruf aus und hauchte dann:

„Ein Graf!“

„Ja, ein Graf.“

„Robert von Holmström!“

„Robert von Holmström, welcher einst ausgehauen wird in Marmor mit goldenen Buchstaben.“

Da trat sie zum Vater heran und raunte ihm zu:

„Aber merke Dir, wir müssen klug sein.“

Er spreizte alle zehn Finger aus, nickte verständnißinnig mit dem Kopfe und stimmte bei:

„Klug, sehr klug!“

„Wir geben die Kette nicht her! Wir behalten sie!“

„Glaubst Du, daß ein Graf Holmström die Tochter eines jüdischen Händlers heirathen würde?“

„Nein.“

„Aber ich muß, ich muß ihn haben!“

„Ja. Er muß mein Eidam werden!“

„Darum darf er nicht eher erfahren, was er ist, als bis er Dein Eidam geworden ist.“

„Aber — —“

Er dehnte das Wort sehr lang hinaus und machte dabei eine sehr zweifelhafte Geberde und rief: „Wenn nur die Kette die richtige ist? Es ist doch besser, wir zeigen sie ihm.“

„Das ist zu gefährlich!“

„Warum?“

„Er wird sie behalten wollen.“

„Er bekommt sie nicht.“

„Aber wenn er zur Behörde geht?

„Die Kette ist unser. Wir haben sie bezahlt.“

„Also, willst Du sie ihm zeigen?“

„Wenn Du denkst, daß es besser ist, Vaterleben.“

„Ja, zeigen wir sie ihm.“

„Aber ich muß selbst dabei sein. Aus der Hand gebe ich sie nicht. Anrühren darf er sie nicht.“

„So nimm sie heraus und komm mit herunter, Tochterleben.“

„Sie öffnete ein Etui, in welchem sich die Kette befand, steckte diese zu sich und folgte dem Vater hinab, wo der Baron sich bisher mit der Alten gelangweilt hatte.“

Er wußte, daß Judith das Kleinod bringen werde. Er fühlte sich als Sieger, ließ es sich aber nicht merken.

V. S.

„Hier ist Judith, meine Tochter!“ stellte der Alte sie vor.

Der Baron verbeugte sich höflich und fragte:

„Haben Sie nach Kleinodien gesucht?“

„Ja, Herr Ankerkron.“

„Etwas gefunden?“

„Eine Kette.“

„Ah! Sollte ich bei Ihnen vielleicht glücklich sein?“

„Sie hat auch ein Herz und — darauf stehen die Buchstaben, von denen Sie sprachen.“

„Zeigen Sie! Zeigen Sie!“

Jetzt trat Judith heran und sagte:

„Herr Ankerkron, Sie sollen die Kette sehen, aber unter einer Bedingung.“

„Und diese ist?“

„Ich zeige sie Ihnen, aber Sie rühren sie nicht an!“

„Warum?“

„Sie ist unser Eigenthum!“

„Eigentlich nicht.“

„Ah! Warum?“

„Gestohlenes Gut!“

„Gut, so sehen Sie sie nicht!“

Sie steckte die Kette, welche sie bereits aus der Tasche genommen hatte, wieder zu sich. Der Baron sah ein, daß sein Verhalten ein falsches gewesen sei. Er sagte begütigend:

„Bitte, nicht so cholerisch, Fräulein! Sie haben diese Kette jedenfalls gekauft und bezahlt!“

„Das versteht sich!“

„Nun, dann gehört sie unbestreitbar Ihnen. Aber ich bitte sehr, sie sehen zu dürfen.“

„Aber nicht anrühren!“

„Glauben Sie, daß ich Sie Ihnen stehle?“

„Ich glaube nichts, weder ja noch nein; ich bin nur vorsichtig. Geben Sie mir Ihr Wort, sie nicht anzugreifen. Ihr Ehrenwort natürlich?“

„Versteht sich!“

„Nun, da sehen Sie!“

Sie legte die Kette auf den Tisch, auf welchem die Lampe stand, behielt aber die beiden Enden in den Fingern. Der Baron trat nahe heran und betrachtete das Kleinod. Er kannte das Familienstück von Helfenstein sehr genau. Es lag hier vor ihm; es war gar nicht daran zu zweifeln.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte Judith.

„Fräulein, ich bin sehr, sehr erstaunt!“

„Worüber?“

„Das ist bei Gott die Kette der Holmströms. Wie kam Sie in Ihre Hände?“

„Ich sagte bereits, daß wir sie gekauft haben.“

„Von wem?“

„Das ist unser Geheimniß.“

„Lebt die Person noch?“

„Wir werden nachforschen — o Gott! Dieb!“

Sie hatte Miene gemacht, die Kette wieder einzustecken, aber in demselben Augenblicke griff der Baron blitzesschnell zu und entriß sie ihr.

„Dieb?“ lachte er laut auf. „Ich nehme nur Das zurück, was wohl uns, aber nicht Ihnen gehört!“

„Sie gaben Ihr Ehrenwort!“

„Aber unter Vorbehalt!“

„Sie sind wortbrüchig, ein Lügner, ein Dieb!“

„Ja, ein Dieb sind Sie!“ brüllte ihn auch der Jude an. „Ich werde sofort nach Polizei senden und Sie arretiren lassen!“

Der Baron schüttelte sehr gleichmüthig den Kopf und sagte lachend;

„Ich wette, daß Sie das nicht thun werden!“

„Ganz gewiß werde ich es thun! Warum sollte ich nicht auch nicht?“

Aus Rücksicht auf sich selbst. Sie würden nachweisen müssen, wie Sie zu der Kette gekommen sind!“

„Das kann und werde ich!“

„Ja wohl! Aber dann werden Sie bestraft!“

„Bestraft? Weshalb!“

„Wegen Unterschlagung und Betrug.“

„Gott Abrahams! Was fällt Ihnen ein!“

„Leugnen Sie nicht! Ich weiß Alles!“

„Was wollen Sie wissen! Nichts wissen Sie, gar nichts!“

„Sie irren sich gewaltig! Sie haben diese Kette als Pfand erhalten. Gestehen Sie das?“

„Das ist nicht wahr.“

„Bei der Rückbezahlung der Summe haben Sie eine falsche Kette zurückgegeben, diese richtige aber behalten!“

So alt und runzelig das Gesicht des Juden war, der Baron bemerkte doch, daß es jäh die Farbe wechselte. Der Erstere erschrak darüber, daß der Letztere Alles zu wissen schien. Er antwortete schnell und mit Nachdruck:

„Das ist eine Lüge! Abraham Levy hat Geld und Vermögen; er hat nicht nöthig, Jemand um die paar Gulden zu betrügen, welche die eine Kette gegen die andere mehr werth sein könnte. Darauf kann ich tausend Eide schwören!“

Der Baron zuckte die Achsel und meinte leichthin:

„Pah! Was Sie da sagen, bestreite ich gar nicht; ich habe das auch gar nicht gemeint. Sie haben einen augenblicklichen Geldvortheil gar nicht beabsichtigt.“

„Weshalb aber denn soll ich die Kette vertauscht haben?“

„In Folge einer Speculation, welche trotz ihrer Schlauheit Ihnen doch fehlschlagen wird.“

„Reden Sie deutlicher!“

Der Baron stand in gebieterischer, selbstbewußter Haltung vor dem Alten. Er hielt die Kette in seiner zusammengepreßten Rechten. Er war überzeugt, daß sie ihm nicht wieder abgenommen werden könne. Er achtete nicht auf Judith, welche sich nach einen Winkel des Gemaches zurückgezogen hatte, jedenfalls aus Aerger über seinen raschen Griff, mit welchem es ihm gelungen war, das streitige Kleinod in seine Hand zu bringen. Er hielt sie für ungefährlich, bemerkte auch die glühenden Augen nicht, welche sie fest auf seine Hand gerichtet hielt. In dieser Ecke lag unter anderem alterthümlichen Geröll eine alte Partisane. Um den Griff derselben legte Judith jetzt ihre Hand, stellte sich aber dabei so, daß der Fremde die Waffe nicht bemerken konnte.

Dieser letztere antwortete auf die Antwort des alten Juden:

„Gut! Ich will deutlicher sprechen! Ihre Tochter dort liebt den eigentlichen Besitzer dieser Kette."

„Gott Isaak's! Sind Sie toll?"

„Sie will ihn zum Manne haben!"

„Haben Sie das Fieber?"

„Auch Sie selbst sind einverstanden. Sie wollen ihn zum Eidam haben."

„Ich weiß kein Wort davon. Ich kenne ja diesen verloren gegangenen jungen Grafen Holmström gar nicht!"

„Sie kennen ihn, denn er hat diese Kette bei Ihnen versetzt. Leugnen Sie nicht!"

„Sie dichten, Herr Ankerkron! Warum bleibe ich hier stehen, um sie anzuhören! Geben Sie meine Kette her!"

„Die bekommen Sie nicht wieder! Sie wollen Ihre Tochter mit dem Verlorenen, den ich suche, vermählen, und ihm wohl nach der Hochzeit sagen, wer er ist. Auf diese Weise werden Sie der Schwiegervater des Grafen von Holmström. Ist das nicht eine schlaue Berechnung, Alter?"

„Meine Glieder sind ganz starr vor Entsetzen. Sie reden Dinge, welche Sie sich selbst aussinnen und die Sie nicht verantworten können. Geben Sie die Kette her! Meine Tochter braucht keinen Grafen. Sie ist reich und wird nur heirathen einen Mann, den sie liebt!"

„Sie liebt ja diesen Dichter!"

„Dichter?"

„Nun ja. Oder wollen Sie leugnen, daß Derjenige, welcher die Kette bei Ihnen versetzt hat, also der Graf von Holmström, ein Dichter ist?"

„Mein Kopf ist zu schwach, Sie zu begreifen!"

„Aber Ihr Gedächtniß ist gut genug, um den Dichter Robert Bertram nicht zu vergessen!"

„Robert Bertram? Was geht dieser Mann mich an?"

Judith schlich sich an der Wand hin, langsam und leise. Sie gab sich den Anschein, als ob sie die hier befindlichen Verkaufsgegenstände betrachtete. Auf diese Weise näherte sie sich dem Baron, ohne daß es diesem einfiel, Argwohn zu fassen. Sie verglich die Länge der Partisane mit der Entfernung,

in welcher sie sich mit ihm befand, und wartete, scheinbar in der Betrachtung eines alten Kupferstiches versunken, den geeigneten Augenblick ab.

„Er geht Ihnen nichts an, meinen Sie?“ höhnte der Baron. „O, alter Fuchs, Du bist durchschaut! Aber dumm bist Du doch, sonst hättest Du längst geahnt, wer vor Dir steht. Hältst Du mich denn wirklich für einen Schweden?“

„Sie sagen ja, daß Sie einer sind!“

„Kann ein Fremder Deine Geheimnisse kennen und Deine Berechnungen und Speculationen?“

„Gott der Herr ist allwissend, ich aber bin es nicht. Wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Hauptmann. Verstanden!“

Der Jude fuhr erschrocken zurück; auch Rebecca stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Nur Judith blieb stumm; aber ihre Hand legte sich fester um den Griff der Partisane.

„Der Hauptmann!“ rief Salomon Levi. „Gott der Gerechte! So ist Alles nicht wahr! Es giebt keinen Grafen Holmström!“

„Nein!“ höhnte der Baron.

„Es ist kein Sohn entführt worden?“

„O doch, alter Schlaumeier! Aber es handelt sich hier um eine andere Adelsfamilie, deren Namen Du freilich nicht erfahren wirst!“

„Und Robert Bertram ist dieser verlorene Sohn?“

„Ja. Ich werde mit dieser Kette, die ich nicht wieder aus meiner Hand lasse, beweisen — Himmeldonnerwetter!“

Er hatte bei seinen letzten Worten die Hand mit der Kette ausgestreckt, erhielt aber in diesem Augenblicke einen solchen Hieb von Judith, daß er diesen Schmerzensschrei ausstieß und die Kette fallen ließ. Wie ein Habicht schoß das Mädchen auf diese zu, riß sie vom Boden auf und steckte sie ein. Das Alles war das Werk eines einzigen Augenblickes. Der Jude stieß einen Freudenruf aus.

„Sie ist unser, wieder unser! Judith! Tochterleben! Du bist eine Heldin wie die Judith des alten Bundes, welche hat abgeschnitten das Haupt des Holofernes!“

Der Baron hatte sich schnell gefaßt.

„Eine Heldin?“ rief er aus. „Das wird sich gleich zeigen. Her mit der Kette, Mädchen!“

Er wollte trotz seiner schmerzenden Hand auf sie eindringen, da aber hielt sie ihm die Spitze der Partisane entgegen und gebot ihm in entschlossenem Tone:

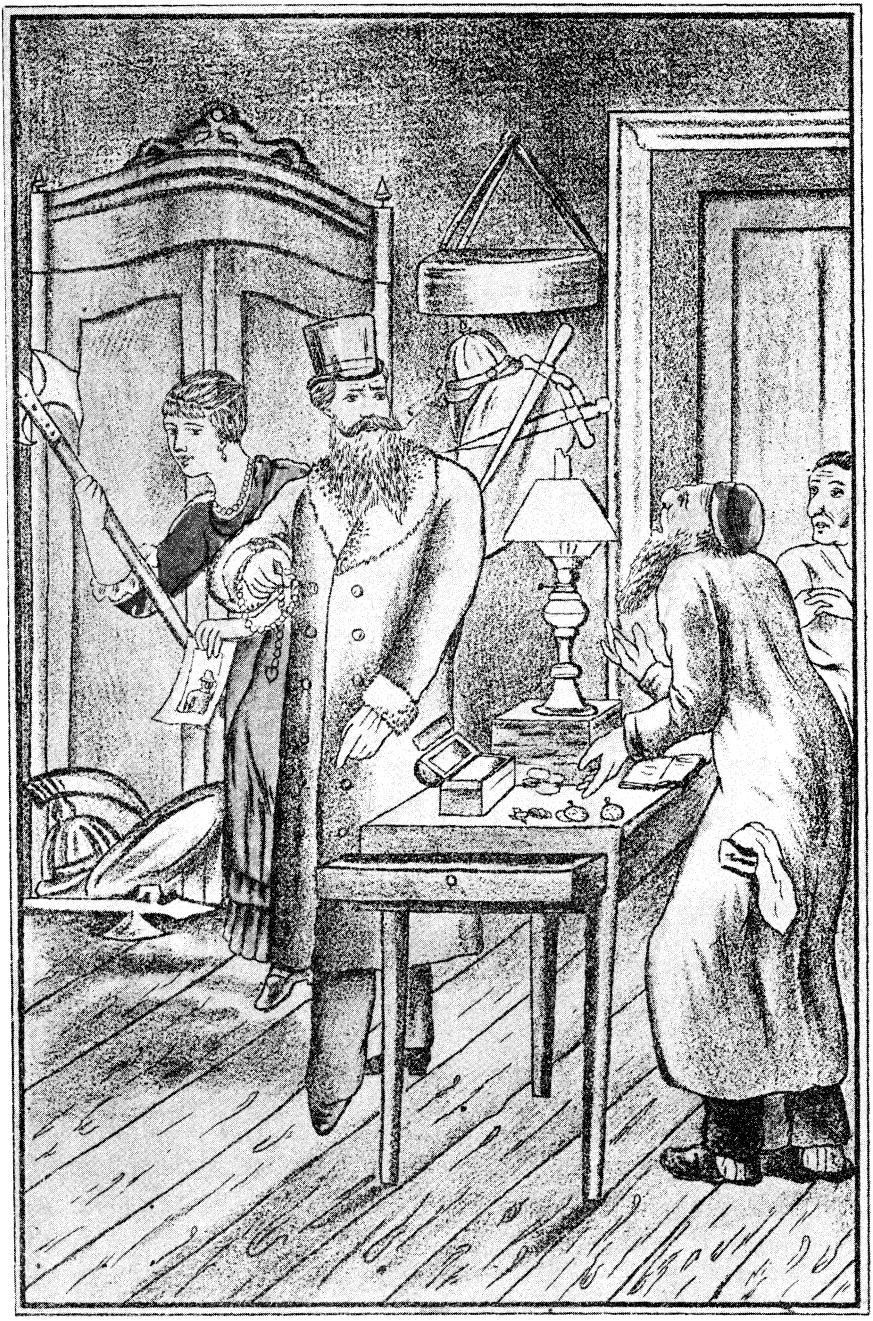
„Zurück, oder ich steche!“

„Stechen! Mich, den Hauptmann?“ fragte er.

„Seine Augen funkelten vor Zorn; aber er hatte doch seine Hände fallen lassen.

„Ja,“ antwortete sie. „Mir ist es ganz gleich, wer Sie sind, ob der Hauptmann oder ein Anderer. Ich gebe nicht zu, daß ich bestohlen werde.“

„Nein, das geben wir nicht zu!“ stimmte auch ihr Vater bei. „Wir sind stark und tapfer Wir haben Waffen und werden uns vertheidigen wie die Helden!“



V.S. HS.

Ich werde mit dieser Kette, beweisen—

Er riß von einer kleinen, an der Wand hängenden Waffensammlung einen Säbel herab und gebot zugleich seiner Frau:

„Rebecca, ergreife die Vorhangstange dort und schlage sie ihm auf den Kopf! Ich werde ihn stechen mit diesem Damascener in den Rücken und Judithleben wird durchbohren seinen Leib auf der vorderen Gegend. Er muß fliehen, und wenn er wird kommen hinaus auf die Straße, wird er sein mausetodt, erschlagen und durchbohrt von uns, und wir werden sein gepriesen und gebenedeiet von allen Völkern, daß wir haben besiegt den Hauptmann, den Niemand hat können nehmen gefangen in Haft, in Ketten und Banden, wie es ihm gebührt!"

Es war ein ungeheures Heldenthum über den Alten gekommen. Das Verhalten seiner Tochter hatte auch ihn ermuthigt. Er fühlte sich kühn und verwegen wie noch nie in seinem Leben, und vielleicht hätte er, falls er noch weiter gereizt worden wäre, wirklich von seiner Waffe Gebrauch gemacht. Aber der Baron sah diesen drei Personen an, daß sie die Kette ernstlich vertheidigen würden. Wozu konnte das für ihn führen? Es war am Besten, heute zu verzichten und später durch List zu erreichen, was ihm heute mißlungen war. Einen großen Vortheil hatte er übrigens doch davongetragen: Er wußte nun genau, daß Robert Bertram die falsche Kette besaß, während sich die richtige, ächte, im Besitz der schönen Judith befand. Er beschloß also, für heute nachzugeben, seinen Rückzug aber möglichst ehrenvoll zu unternehmen.

„Seid Ihr toll?" antwortete er auf die geharnischte Rede des Alten.

„Ja," antwortete dieser, „toll vor Kühnheit!"

„Mir, dem Hauptmann, zu widerstehen?"

„Wir fürchten uns nicht!"

„Wißt Ihr nicht, daß ich Euch verderben kann?"

„Wir Dich auch!"

„Oho! Ihr wißt ja gar nicht, wer ich eigentlich bin; ich aber habe Euch vollständig in meiner Hand! Zunächst werde ich Bertram mittheilen, daß Ihr ihn betrogen habt!"

„Er mag kommen!"

„Und sodann zeige ich dem Gerichte alle Eure Missethaten an!"

„Auch die Gerichte mögen kommen!"

„So sagt Ihr jetzt; aber wenn meine Rache über Euch hereinbricht, dann werdet Ihr heulen vor Entsetzen!"

Er wendete sich nach der Thür und ging. Nicht Rebecca ließ ihn hinaus; er selbst öffnete sich, indem er die Riegel entfernte. Die drei blieben unbeweglich stehen, bis er fort war. Dann sagte Salomo Levi:

„Rebecca, hast Du jetzt gesehen, daß Du geheirathet hast einen großen Feldherrn und Helden?"

„Ich habe es gesehen!"

„Auch Du warst tapfer! Sehe ich doch die Stange des Vorhanges noch jetzt in Deinen Händen! Aber am Muthigsten ist doch gewesen Judith, unser einziges Kind. Sie hat begonnen die Schlacht mit dem großen Hieb des Siegers,

welcher hat gebracht das Kleinod wieder zurück in unsere Hände. Der Feind ist schmählich entflohen und wir stehen hier auf dem Blachfelde des Kampfes wie die Säulen von Marmor, welche man errichtet hat den Siegreichen!"

Judith horchte gar nicht auf diese Ueberschwänglichkeit. Sie lehnte die Partisane in die Ecke zurück und ging hinaus, um die Hausthür zu verriegeln. Als sie wieder herein kam, sagte sie:

„Hatte ich nicht Recht, als ich ihm die Kette gar nicht zeigen wollte?"

„Ja, Du hattest Recht, mein Tochterleben! Aber habe ich gewußt, daß es war der Hauptmann, aber nicht ein Schwede?"

„Er wollte uns um unsern Vortheil betrügen. Aber wie hat er wissen können, daß wir die Kette haben?"

„Und zwar daß sie Robert Bertram gehört!"

„Hat dieser selbst es verrathen?"

„Wie kann er das? Er weiß doch nicht, daß wir haben die richtige? Was aber werden wir thun, Judithleben?"

„Wir behalten natürlich die Kette!"

„Aber wenn uns der Hauptmann schickt den Bertram?"

„So leugnen wir."

„Und wenn dann kommen die Gerichte?"

„Wir verstecken Alles. Uebrigens ist der Hauptmann der Einzige, der uns zur Anklage bringen und als Zeuge dienen kann, und er wird sich wohl hüten, das zu thun!"

„Ja; er wäre ja selbst entdeckt und verloren. Du bist klug und listig, meine Tochter. Aber glaubst Du auch, daß das von dem schwedischen Grafen eine Lüge war?"

„Ganz gewiß!"

„Warum aber hat er diese Lüge gesagt?"

„Um uns zu verleiten, ihm die Kette zu zeigen. Oder glaubst Du, daß er so unvorsichtig sein wird, uns den richtigen Namen der Familie zu sagen, welcher Bertram angehört?"

„Weiß er ihn denn?"

„Sicher! Er weiß den Namen und wir haben die Kette. Das Letztere ist vortheilhafter als das Erstere. Ohne die Kette kann nichts bewiesen werden, und wir erfahren viel leichter den Namen, als es Jemanden gelingen soll, uns die Kette zu entlocken."

„Ja, wir können sein ruhig und unverzagt; aber wir müssen auch sein vorsichtig und listig. Der Hauptmann wird wohl wiederkommen in verschiedener Gestalt, um uns abzunehmen die Kette. Wir werden von jetzt an nur sprechen mit Leuten und Personen, welche wir genau kennen!" —

Der Baron befand sich, wie leicht erklärlich, in einer zornigen Aufregung. Draußen, als er den Juden verlassen hatte, ballte er drohend die Faust gegen das Haus und murmelte:

„Der erste Angriff ist abgeschlagen; aber jubelt nur nicht zu früh; Es werden noch andere Attacken folgen. Das war nur ein Vorpostengefecht, eine

einleitende Plänkelei. Ich komme wieder, mit List oder mit Gewalt, und dann werde ich mich nicht besiegen lassen. Die Kette muß mein werden; ohne sie bin ich unsicher; nur ihr Besitz giebt mir Garantie, daß ich nicht doch noch um die Baronie gebracht werde."

Er ging weiter. In Gedanken sagte er sich:

„Ich habe jetzt bedeutend weniger Glück als früher. Das Meiste mißlingt. Alles scheint sich seit letzter Zeit gegen mich verschworen zu haben, hier in der Hauptstadt und auch da droben an der Grenze. Jetzt nun habe ich es ganz besonders mit diesem Bertram zu thun. Soll ich ihn tödten? Das wäre freilich das Sicherste. Aber, ist es denn unbedingt nothwendig? Ohne die Kette kann er nichts machen, und vielleicht — ah, er ist nach Rollenburg, wer weiß, was da geschieht! Er wird ganz sicher auf irgend eine Weise mit dem frommen Schuster zusammengerathen, und sein jugendlicher Unverstand reißt ihn dann zu irgend Etwas hin, wodurch er mir ungefährlich wird." —

Und nach einer Pause fuhr er nachdenklich fort:

„Wenn er nur nicht unter dem Schutze dieses Fürsten von Befour stände! Dieser Mensch ist mir im höchsten Grade widerlich. Ich habe sogar die Ahnung, daß er im Stande sei, mir gefährlich zu werden. Ah, Sapperment! Wenn man an den Wolf denkt, so ist er da!"

Er war nämlich aus der Wasserstraße in die Parallelstraße derselben gekommen, in welcher der Oberst von Hellenbach wohnte. Vor der Thür seines Hauses stand die Schlittenequipage des Fürsten von Befour, welcher soeben aus dem Thore trat und von dem Obersten bis zum Schlitten begleitet wurde. Der Baron blieb stehen.

„Das paßt!" sagte er zu sich. „Ich spiele ihm einen Streich. Ich schicke ihn dem Bertram hinterher nach Rollenburg. Vielleicht begeht er eine Dummheit, durch welche er sich blamirt. In dieser Verkleidung kennt er mich nicht; ich darf es also wagen, ihn anzusprechen."

Er schritt weiter bis zur Straßenecke, wo er stehen blieb. Der Schlitten kam, jetzt noch in langsamem Tempo. Der Baron trat vom Trottoire herab und soweit vor, daß der Schlitten hart an ihm vorüber mußte.

„Durchlaucht!" rief er dem Fürsten zu.

Dieser hörte es und ließ halten.

„Was wünschen Sie?" fragte er.

„Ich wollte soeben zu Ihnen."

„Zu mir!" fragte der Fürst verwundert. „Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie denn?"

„Ein Bekannter Robert Bertrams. Sein Pflegevater war mein Gevatter. Bertram sendet mich zu Ihnen. Ich kenne zufälliger Weise Ihre Equipage und habe mir erlaubt, Sie anzurufen."

„Bertram? Ist er nicht zu Hause? Aus welchem Grunde schickt er Sie zu mir?"

„Um sich zu entschuldigen. Er wird in dieser Nacht gar nicht nach Hause kommen."

„Warum?"

„Er ist verreist."

„Das ist doch kaum denkbar! Wohin?"

„Nach Rollenburg. Er war sehr aufgeregt und schien es außerordentlich eilig zu haben. Ich befand mich zufälliger Weise auf dem Bahnhofe; er sah mich, und da kein anderer Bote zu finden war, dem er sich anvertrauen mochte, und auch keine Zeit zum Schreiben blieb, so bat er mich, Sie um Entschuldigung zu bitten, wenn er gezwungen sein sollte, Sie von Rollenburg aus telegraphisch um Geld zu ersuchen."

Die Sache kam dem Fürsten verdächtig vor. Er fragte:

„Wie kommt es aber, daß ich Sie hier sehe? Sie sollten zu mir gehen; aber diese Straße liegt doch gar nicht in der Richtung von dem Bahnhofe nach meiner Wohnung!"

„Ich hatte vorher eine Bestellung des Mechanikus Fels auszuführen, welcher sich bei Bertram befand. Der, an den er mich schickte, war ausgezogen, und es verging eine lange Zeit, ehe ich seine Wohnung fand."

„Wer ist dieser Fels?"

„Ein guter Freund von Bertram, der Geliebte von dessen Pflegeschwester Marie."

„Ich besinne mich. Hat er nicht jüngst ein kleines Unglück gehabt, dieser Fels?"

„Ja, wegen Arbeitsmateriales. Er ist heute entlassen worden und hat Bertram am Schloßteiche getroffen. Er ist dann mit ihm sofort nach Rollenburg."

„Was wollen die Beiden dort?"

„Das ist eine heikle, vielleicht gar eine gefährliche Geschichte. Ich befürchte sehr, daß die jungen Leute da eine Dummheit begehen werden. Ich habe gewarnt und abgerathen, aber es hat leider keinen Erfolg gehabt."

„Eine gefährliche Geschichte? Erklären Sie sich deutlicher!"

„Nun, es handelt sich um Marie Bertram."

„Ach so! Was ist mit ihr?"

„Ich weiß nicht, ob Durchlaucht wissen, daß sie bei einer gewissen Madame Groh in Condition gewesen ist?"

„Ich glaube, davon gehört zu haben."

„Nun, diese Groh ist berüchtigt. Sie ist eine — eine Magdalenenhändlerin, eine Verführerin."

„Meinen Sie vielleicht die Madame Groh, welche in der zweiten Etage eines Hauses in der Ufergasse wohnt?"

„Ganz dieselbe."

„Und bei dieser, bei dieser ist Marie Bertram?"

Es war dem Tone des Fürsten anzuhören, daß jetzt seine ganze Theilnahme erregt worden war.

„Ja, bei dieser," antwortete der Baron. „Aber sie ist nicht mehr dort. Sie ist in Rollenburg. Sie hat den Bemühungen ihrer Verführerin den ernstlichsten Widerstand entgegengesetzt, und aus diesem Grunde ist sie nun nach Rollenburg verkauft worden."

„Ah, jetzt beginne ich zu begreifen! Diese Angelegenheit kann allerdings gefährlich werden. Bertram und Fels haben wohl davon erfahren?"

„Ja, vorhin erst."

„Und sind sofort nach Rollenburg aufgebrochen?"

„Sofort. Sie befanden sich in einer unbeschreiblichen Aufregung, ich möchte sogar sagen, in einer außerordentlichen Wuth. Sie schworen Rache. Wer weiß, was sie thun. Ich habe, wie bereits gesagt, so viel wie möglich gewarnt und abgerathen, doch vergebens."

„Da muß ich schleunigst nach, um Unglück zu verhüten. Wann sind die Beiden hier fort?"

„Mit dem Fünfuhrzuge."

„O weh, da ist bereits eine geraume Zeit vergangen!"

„Und es geht leider kein Zug mehr, Durchlaucht."

„Ich muß dennoch hin!"

„Das wäre nur mittelst Extrazuges möglich!"

„Ich nehme einen. Wissen Sie vielleicht die Rollenburger Adresse, wo sie zu finden sind?"

„Ja, bei einem Fräulein Melitta; die Straße und Nummer aber weiß ich nicht."

„Ich werde sie finden. Sind Sie arm?"

„Reich bin ich freilich nicht "

„Hier haben Sie ein Trinkgeld!"

Er zog die Börse und gab ihm ein größeres Silberstück, welches, um Verdacht zu vermeiden, auch angenommen wurde. Dann befahl er dem Kutscher:

„Ich steige aus und fahre per Droschke nach Hause. Du aber fährst so schnell wie möglich nach dem Bahnhofe und bestellst eine Maschine mit Coupé erster Classe nach Rollenburg für mich! Beeile Dich!"

Er stieg aus und schritt rasch der nächsten Droschkenstation zu. Der Kutscher fuhr im Galopp davon. Der Baron aber nickte mit dem Kopfe, stieß ein höhnisches Lachen aus und murmelte für sich selbst:

„Das hat gezündet! Wer weiß, was geschieht!" —

Robert Bertram und sein Freund Fels hatten sich ein Billet zweiter Classe genommen. Ebenso Petermann. Er wollte allein sein; er befand sich nicht in der Stimmung, Andere zu hören oder auch nur zu sehen. Darum fuhr er trotz seiner spärlichen Mittel nicht dritter Classe, weil er da auf alle Fälle Gesellschaft bekommen hätte.

Er gab dem Schaffner ein Trinkgeld, und dieser berücksichtigte seinen Wunsch, allein zu sein. Aus diesem Grunde kam er auch nicht mit Bertram und Fels zusammen, obgleich diese Beiden das gleiche Ziel mit ihm hatten.

Aber der Zug war stark besetzt, und auf den Zwischenstationen kamen zahlreiche neue Passagiere hinzu, so daß der Schaffner endlich doch nicht umhin konnte, einen Herrn mit in das Coupé zu lassen.

Dieser neu Eingestiegene war ein Mann in den reiferen Jahren und besaß ein würdevolles Aeußere. Es war der sogenannte Rentier Uhland, derselbe, welcher Magda Weber und Marie Bertram aus der Residenz nach Rollenburg gebracht hatte.

Nachdem dieser sich bequem in seine Ecke zurückgelegt hatte, begann er, seinen Reisegefährten zu beobachten. Er bemerkte dessen bleiches Gesicht und sein unruhiges Wesen. Petermann hatte ihm noch gar keinen Blick gegönnt und sah überhaupt gar nicht aus wie Einer, mit welchem es gerathen ist, eine Unterredung zu beginnen.

Aber Uhland war gesprächiger Natur, und zudem lag es in seinem heimlich betriebenen Geschäfte, keine Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen, vorübergehen zu lassen. Daher sagte er, nachdem er sich vorher einige Male halblaut geräuspert hatte:

„Wie langsam das geht!"

Petermann gab keine Antwort. Er schien die Worte des Anderen gar nicht gehört zu haben, darum bemerkte dieser nach einer kleinen Weile in ärgerlichem Tone:

„Ein wahrer Bummel- oder Schneckenzug!"

Jetzt wendete ihm Petermann das Gesicht zu, betrachtete ihn flüchtig und fragte in mürrischem Tone:

„Haben Sie es so eilig?"

„Ich nicht. Aber Ihnen scheint es zu langsam zu gehen."

„Wie kommen Sie zu dieser Vermuthung?"

„Sie rücken auf dem Sitze hin und her und blicken so oft zum Fenster hinaus."

„Sie irren sich dennoch! Ich habe Zeit. Was geht es Sie überhaupt an, ob ich das Fenster benutze oder nicht."

„Verzeihung! Es war nicht bös gemeint. Ich dachte nur, daß zwei Reisende, welche im Coupé neben einander sitzen und auf einander angewiesen sind, sich ein Wenig gegenseitige Rücksicht und Aufmerksamkeit schuldig seien."

Das klang sehr höflich, aber doch auch wie ein Vorwurf. Darum sagte Petermann in einem freundlicheren Tone:

„Sie mögen Recht haben. Ich war mürrisch. Ich dachte an Geschäfte, und es gingen mir Berechnungen durch den Kopf."

„Diese müssen wohl sehr ernst und schwierig gewesen sein, nach Ihrer finsteren Miene zu schließen!"

„Geschäfte hat man wohl stets ernst zu nehmen."

„Ganz richtig. Ich bin das nicht mehr gewöhnt."

Er erwartete hierauf eine Bemerkung, da aber Petermann nichts sagte, so fügte er hinzu:

„Ich habe mich nämlich vom Geschäfte zurückgezogen und lebe von meinen Zinsen.“

„Also Rentier? Gratulire!“

„Danke sehr! Ich war nämlich Hotelier.“

Das war nun freilich eine Unwahrheit. Er sagte es, weil er dachte, daß der Andere nun auch sagen werde, was er sei. Petermann fühlte das heraus; er wollte, um nicht unhöflich zu erscheinen, dieser indirecten Aufforderung folgen, doch hielt er es freilich nicht für nothwendig, zu sagen, was er sei; darum antwortete er:

„Ich bin Schriftsteller.“

Wie er gerade darauf kam, davon gab er sich selbst keine Rechenschaft. Er hatte früher als Inspector des Herrn von Scharfenberg Beiträge für einige landwirthschaftliche Blätter geliefert; darum wohl war ihm der „Schriftsteller“ auf die Lippen gekommen.

„Ah!“ sagte Uhland. „Journalist, Dichter! Das ist ein schöner und auch bequemer Beruf, falls man sich nicht durch Uebernahme einer Redactionsstelle abhängig gemacht hat.“

„Ich bin unabhängig.“

„Das freut mich. Ich darf nun wohl schließen, daß Sie vorhin über ein neues Buch, ein neues Sujet nachgedacht haben, mein Herr?“

„Allerdings.“

„Dann thut es mir leid, Sie gestört zu haben!“

„O bitte! Ich war soeben mit meiner Idee in's Klare gekommen.“

„Sie kommen aus der Residenz?“

„Ja.“

„Darf ich erfahren, wo Sie aussteigen?“

„In Rollenburg.“

„Ich auch.“

„Ah, sind Sie aus Rollenburg?“

„Ja.“

„Und dort vielleicht gut bekannt.“

„Sehr gut.“

„Dann können Sie mir vielleicht Auskunft ertheilen, so daß ich nicht erst zu fragen brauche. Ich suche nämlich die Wohnung einer Dame, welche sich Fräulein — Fräulein Melitta nennt.“

Es lag in der Natur der Sache, daß er diesen Namen nur zögernd aussprach. Wer in Rollenburg wohnte, mußte doch das Geschäft kennen, welches diese Dame betrieb.

Uhland hob schnell den Kopf empor und sagte:

„Die kennt Jedermann. Sie sind Schriftsteller. In Geschäftsverbindung stehen Sie also doch wohl nicht mit ihr?“

„Nein.“

„Sind Sie vielleicht mit ihr verwandt?“

„Auch nicht.“

„Ach so! — Vergnügen —!“

Petermann war kein Jüngling mehr; dennoch erröthete er.

„Sie irren sich!“ antwortete er.

„Kein Geschäft, kein Vergnügen? Was dann?“

Diese Frage war jedenfalls zudringlich, doch sah Petermann sich dennoch genöthigt, eine Antwort zu geben.

„Sie sprachen vorhin von Geschäftsverbindung; dies ist allerdings nicht der Fall, obgleich es, streng genommen, eigentlich doch ein geschäftlicher Grund ist, welcher mich veranlaßt, nach dieser Melitta zu fragen.“

Jetzt kam es ihm gelegen, daß er sich vorhin für einen Schriftsteller ausgegeben hatte. Er erklärte also:

„Ich habe nämlich von meinem Verlagsbuchhändler den Auftrag erhalten, ein Buch über das Thema zu schreiben: Die Liebe in ihren socialen Beziehungen —“

„Hm, ein hochinteressantes Thema!“

„Gewiß. Eine solche Arbeit erfordert umfassende Vorstudien. Diese habe ich beendet; nur in einer Beziehung bin ich noch unwissend, nämlich in Hinsicht auf diejenige Liebe, welche sich hingiebt, ohne Gegenliebe dafür zu beanspruchen.“

„Sagen Sie es nur frei heraus! Sie meinen die käufliche Liebe, wie sie in gewissen Häusern zu finden ist?“

„Ja, diese meine ich. In dieser Hinsicht besitze ich nicht die mindeste Erfahrung.“

„Ah! Sie wollen nun diese Erfahrung machen und daher Fräulein Melitta aufsuchen?“

„So ist es.“

„Hätten Sie in der Residenz nicht mehr Gelegenheit?“

„Vielleicht. Aber man kennt mich dort. Ich will mich nicht in einem Locale sehen lassen, welches — Sie werden mich verstehen, ohne daß ich mich deutlicher erkläre.“

„Gewiß. Ihre Vorsicht ist jedenfalls nicht grundlos. Aber bei der Melitta befinden sich auch Damen, welche aus der Residenz sind!“

„Ich hielt das für zweifelhaft.“

„O doch,“ antwortete Uhland, indem er eine sehr nachdenkliche Miene sehen ließ.

Er vermuthete, hier einen kleinen Gewinn zu machen. Er wollte sich dieses Schriftstellers bemächtigen, um ihm einige Goldstücke zu entlocken, doch lag ihm der Gedanke nahe, daß derselbe vielleicht Magda Weber oder Marie Bertram kennen könne. Das wäre gefährlich gewesen, und darum nahm er sich vor, die Angelegenheit so zu arrangiren, daß eine Verlegenheit dabei nicht zu befürchten war.

„Doch, sagen Sie!“ bemerkte Petermann. „Wissen Sie das? Sind Sie mit der Melitta bekannt?“

„Ja.“

„Das ist mir lieb. Sie werden da die Freundlichkeit haben können, mir ihre Adresse mitzutheilen."

„Gern. Vielleicht bin ich im Stande, noch mehr zu thun."

„Wieso?"

„Wollen Sie der Melitta sagen, welchen Zweck Sie in ihrem Hause verfolgen?"

„Nein."

„Sie würde es aber dennoch merken."

„Wieso?"

„Das können Sie sich leicht selbst sagen. Ich vermuthe nämlich, daß Sie nicht die Absicht haben, die Liebe einer der jungen Mädchen zu gewinnen."

„Allerdings nicht."

„Sie werden also still und schweigsam dasitzen und Ihre Beobachtungen machen. Das fällt auf; das stört; das ist unangenehm. Sie müssen gewärtig sein, Sie werden aufgefordert, das Local zu verlassen."

„Das wäre mir freilich unlieb!"

„Ist aber beinahe unvermeidlich. Ich kenne nur eine einzige Art und Weise für Sie, in aller Bequemlichkeit das Leben und Treiben eines solchen Ortes kennen zu lernen."

„Darf ich um Mittheilung bitten?"

„Gewiß! Ich beginne, mich für Sie zu interessiren. Das Buch, welches Sie zu schreiben beabsichtigen, muß ein höchst anziehendes werden. Ich bin jedenfalls einer der Ersten, welche es kaufen, und darum möchte ich Ihnen bei Ihren Vorstudien behilflich sein. Aber ich sage Ihnen aufrichtig, ohne Opfer Ihrerseits wird es wohl nicht abgehen."

„Ich denke, sie werden nicht zu bedeutend sein. Ein Schriftsteller ist gewöhnlich nicht ein Millionär."

„Wollen sehen. Wenn Sie Unannehmlichkeiten vermeiden wollen, so muß die Melitta die Absicht erfahren, welche Sie verfolgen."

„Ich befürchte aber, daß sie mir dann den Zutritt wohl kaum gestatten wird!"

„Es wird allerdings einer gewissen Empfehlung bedürfen."

„Ich bin in Rollenburg unbekannt. Wer soll mich empfehlen?"

Er warf diese Bemerkung sehr gleichmüthig und achselzuckend hin, obgleich er innerlich nicht so gleichgiltig gestimmt war. Er begann nämlich, seinen Mitpassagier zu durchschauen. Dieser Mensch war trotz seiner ehrbaren Erscheinung vielleicht doch nicht das, wofür er gelten wollte. Er stand mit der Melitta wahrscheinlich in noch anderer Beziehung, als er merken ließ.

Uhland aber fühlte sich befriedigt. Er hatte den Schriftsteller auf dem Punkte, wohin er ihn haben wollte. Darum erklärte er mit selbstgefälliger Miene:

„Ich werde Sie empfehlen."

„Sie? Sind Sie mit der Melitta so bekannt, daß sie auf Ihr Fürwort hören wird?"

„Ja. Oder weisen Sie mein Anerbieten vielleicht ab?"

Petermann hätte allerdings am Liebsten eine solche Abweisung ausgesprochen; aber er sagte sich, daß dieser sogenannte Rentier ihm dann wohl hinderlich sein werde. Aus diesem Grunde antwortete er:

„O nein. Ihre Freundlichkeit kommt mir im Gegentheile sehr dankenswerth vor."

„Nun, dann sagen Sie mir, zu welcher Zeit Sie dem Hause der Melitta Ihren Besuch machen wollen."

„Möglichst bald."

„Noch heute Abend?"

„Jedenfalls. Ich komme ja nur zu diesem Zwecke nach Rollenburg. Am Erwünschtesten wäre es mir, wenn ich sofort nach Ankunft am Bahnhofe hingehen könnte."

„Schön! Aber, wieviel gedenken Sie an einen solchen Besuch zu wenden?"

„Ich habe keine Ahnung von den Ausgaben, welche da erforderlich sein werden."

„Nun, da Sie nur als Zuschauer, als Beobachter thätig sein wollen, so wird man ein Eintrittsgeld von Ihnen fordern, wie ich aus Erfahrung vermuthen darf."

„Wie hoch wird dieses sein?"

„Zehn Gulden wenigstens."

„O weh!"

„Ist das zu viel?"

„Für mich beinahe. Und dazu sagten Sie ‚wenigstens'!"

„Nun, ich will mit der Melitta sprechen, um zu sehen, ob sie sich eine Kleinigkeit abhandeln läßt. Freilich ist dies nicht die einzige Ausgabe, der Sie sich unterwerfen müssen."

„Was noch?"

„An einem solchen Orte wird Wein getrunken, und zwar sehr viel Wein. Fräulein Melitta hat ungeheure Abgaben zu entrichten. Sie muß also große Einnahmen erzielen. Wer ihr Etablissement besucht, der darf nicht geizen!"

„Ich weiß zu leben!"

„Schön! Aber bedenken Sie, daß an einem solchen Orte der Wein bedeutend theurer ist als anderwärts."

„Ich muß mich eben fügen."

„Schön! Sobald wir aussteigen, gehen wir hin."

„Aber ich belästige Sie! Sie bringen mir da jedenfalls ein Opfer, welches ich Ihnen nicht vergelten kann!"

„Keineswegs! Ich bin vollständig Herr meiner Zeit und mache es mir zum Vergnügen, Ihnen einen Einblick in das hochinteressante Leben und Treiben

eines solchen Tempels der Liebe zu erleichtern. Sie warten in einer benachbarten Restauration, bis ich mit Fräulein Melitta gesprochen habe. Dann hole ich Sie ab."

Nach einiger Zeit hielt der Zug in Rollenburg. Die Beiden stiegen aus und Uhland fragte:

„Natürlich nehmen wir eine Droschke?"

„Wie Sie wollen."

Sie fuhren nach der erwähnten Restauration und trennten sich da für kurze Zeit, nachdem Petermann das Fuhrwerk bezahlt hatte. Er ließ sich ein Glas Bier geben, rührte dasselbe aber gar nicht an. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, einen Tropfen zu genießen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Uhland zurück und sagte:

„Es ist mir sehr schwer geworden, die Einwilligung der Dame zu erlangen."

„Ich denke, der Zutritt ist Jedermann gestattet?"

„Aber keinem Beobachter! Man läßt sich nicht gern in die Ecken und Winkel gucken!"

„Und ich darf dennoch kommen?"

„Dank meiner Fürsprache, ja!"

Petermann wußte recht gut, daß es doch nur auf sein Geld abgesehen sei; er ließ sich aber nichts merken und sagte:

„Nehmen Sie meinen Dank! Und wie steht es mit dem Eintrittsgelde, von welchem Sie sprachen?"

Man verlangte zwanzig Gulden; als ich aber meine Gegenvorstellungen machte, ging man doch auf zehn herunter; aber dabei bleibt es auch auf jeden Fall."

„Ich zahle sie."

„Darf ich darum bitten?"

„Ah! Sollen Sie das Geld cassiren?"

„Ja."

Jetzt war es außer allem Zweifel, daß dieser Rentier ein Schuft war, welcher nur die Absicht hegte, Geld zu verdienen. Nicht die Melitta hatte die zehn Gulden verlangt, sondern er wollte sie für sich haben. Petermann hegte keineswegs die Absicht, sie ihm zu geben, griff aber, anstatt sich direct zu weigern, zu einer Aushilfe, indem er das Portemonnai aus der Tasche zog und fragte:

„Können Sie mir einen Hundertguldenschein wechseln?"

„Leider nicht. Lassen Sie hier beim Wirthe wechseln!"

Petermann warf einen geringschätzigen Blick durch den kleinen, mehr als einfachen Raum und meinte dann:

„Das Local sieht mir gar nicht darnach aus, als ob hier hundert Gulden vorhanden wären. Uebrigens müssen wir doch bei der Melitta Wein trinken?"

„Ja; diese Bedingung hat sie natürlich auch gestellt."

„Nun, so werde ich dort zu bezahlen haben und auch dort wechseln lassen. Ein einziges Glas Bier bezahlt man nicht mit so hohen Banknoten. Der Wirth kommt nur in Verlegenheit.“

„Gut, so geben Sie mir die zehn Gulden später. Ich habe sie der Melitta natürlich vorausbezahlen müssen.“

„Also gehen wir?“

„Ja, vorher aber noch eine Bemerkung. Wir gehen nämlich nicht in den Salon, in welchem Herren die Damen zu besuchen pflegen.“

„Warum nicht?“

„Sie würden dort Störung verursachen und auch selbst zu sehr incommodirt sein.“

„Aber wie will ich da Beobachtungen machen?“

„Auf viel bequemere Art und Weise. Nämlich an den Salon stoßen einige kleine Cabinette, bestimmt zu Plauderstündchen unter Zweien. In eines von ihnen ziehen wir uns zurück.“

„Was aber soll ich da sehen können?“

„Das Cabinet ist mit dem Salon durch eine Glasthüre verbunden. Schieben Sie den Vorhang der Letzteren zurück, so können Sie fast den ganzen Salon überblicken; hören aber werden Sie ein jedes Wort, welches gesprochen wird.“

„Schön! Das lasse ich gelten.“

„So kommen Sie!“

Petermann bezahlte sein Bier mit Scheidemünze, und dann gingen sie nach dem Hause der Liebe, der Freude und — des Elendes, der Verkommenheit und Sclaverei in fürchterlichen Ketten, welche mit Rosen umwunden sind, damit man ihr abschreckendes Klirren nicht vernehmen soll.

Flur und Treppen waren mit prachtvollen Läufern, welche den Schall der Schritte dämpften, belegt, Wohlgerüche durchdufteten die Räume, und an den Wänden, selbst an denjenigen der Flur- und Treppenpassage hingen Bilder, welche darauf berechnet waren, den Sinnen zu schmeicheln.

Unten stand das Wort ‚Salon‘ auf einer der Flügelthüren.

„Ist's hier?“ fragte Petermann, dessen Herz vor banger Erwartung stürmisch klopfte.

„Nein,“ antwortete Uhland. „Es giebt hier mehrere Salons. Für Sie ist derjenige der ersten Etage der interessanteste! Gehen wir also nur nach oben!“

Er verschwieg ihm, daß er ihn deshalb nach dieser Etage führte, weil Magda Weber und Marie Bertram dort nicht zu sehen waren. Daß noch eine Dritte aus der Residenz da war, die er kennen konnte, nämlich Valesca Petermann, daran hatte man gar nicht gedacht. Und doch war gerade diese es, welche er suchte.

In den hell erleuchteten Hauptcorridor der ersten Etage mündete ein schmaler, dunkler Seitencorridor, in welchem sich einige Thüren befanden, nur so breit, daß ein Mann gerade noch zu passiren vermochte. Uhland öffnete

eine derselben. Sie traten in ein kleines, schmales Cabinet, dessen Meublement in einem Sopha, einem Spiegel, einem Tische, einigen Stühlen und einem Waschtische bestand. Von der Decke hing eine grüne Ampel, deren Flamme die Gegenstände kaum zur Nothdürftigkeit erhellte.

„So! Hier sind wir!" sagte Uhland leise. „Wir dürfen nicht laut sprechen, damit wir nicht gehört werden. Niemand soll wissen, daß wir den Salon von hier aus beobachten. Und da — ah, man ist aufmerksam gewesen — hat man auch schon den Wein besorgt."

Auf dem Tische standen nämlich Flaschen und Gläser.

„Sechs Flaschen?" bemerkte Petermann befremdet.

„Ja. Fräulein Melitta that es nicht anders. Sechs Flaschen müssen wir trinken. Sie will natürlich an Ihnen wenigstens dasselbe verdienen, was sie an Anderen verdient."

„Es ist ja auch Champagner dabei?"

„Wundert Sie das? Nirgends wird so viel Schaumwein getrunken, wie in den Häusern der Liebe. Venus und Bacchus, sie gehören zu einander."

„Drei Flaschen Rheinwein und drei Flaschen Champagner. Wie wird da die Rechnung lauten?"

„Der Rheinwein sechs und der Champagner zwölf Gulden."

„Das heißt, in's Ganze?"

„Nein, sondern pro Flasche. Wo denken Sie hin? Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß man hier nur zu noblen Preisen trinkt. Setzen Sie sich. Wir wollen zunächst den Rheinwein versuchen."

Aber Petermann machte noch nicht von einem Stuhle Gebrauch. Er trat an das Glasfenster der Thür, welche zum Salon führte, und schob den Vorhang um einige Zoll breit zurück.

Der Raum, welchen er jetzt vor sich sah, war derselbe, in welchem der Baron Franz von Helfenstein die schöne Wally gesehen hatte. Auch jetzt lagen oder lehnten mehrere Mädchen auf den Sammetdivans, Cigarretten rauchend oder Karten spielend und in phantastische, leichte, seidene Fetzen gekleidet. Die Gesichter waren geschminkt und gepudert, um die Zerstörungen des Lasters zu verbergen. In der einen Ecke saßen Zwei, welche kauten, die Eine Pfeffermünzzucker und die Andere gebrannte Kaffeebohnen, um den übelriechenden Athem zu verdecken, welcher eine fast unausbleibliche Folge des Lebens ist, welches diese Unglücklichen führen.

In der entgegengesetzten Ecke saß eine Dritte. Petermann konnte sie nicht ganz sehen. Er bemerkte nur, daß sie ein langes, schwarzes, ehrbares Kleid trug, unter dessem Band die Spitze eines kleinen, kleinen Füßchens hervorblickte. Vom Oberkörper sah er nichts, als zwei lange, dicke, herrliche Flechten, welche weit hernieder hingen. Sie schien das Gesicht der Wand zugekehrt zu haben. Der eine Arm, den sie nach hinten müde herabhängen ließ, war nur bis zum Ellbogen zu sehen. Er war unentblößt, aber das kleine weiße Händchen, welches aus dem Spitzenbesatze des Aermels hervorschaute, ließ in seiner trotz-

dem fleischigen Fülle vermuthen, daß die Besitzerin auch im Allgemeinen voll und schön geformt sei.

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte Petermann.

„Welches?“

„Dort, rechts in der Ecke. Man sieht sie kaum halb.“

Uhland trat an das Fensterchen und blickte hindurch. Es fiel ihm erst jetzt ein, daß Wally doch auch aus der Residenz sei und möglicher Weise von Petermann gekannt werde. Darum antwortete er:

„Sie ist aus dem Gebirge oben, sehr hübsch gebaut, stammt aber aus dem Armenhause.“

„Wie heißt sie?“

„Eigentlich sollte ich nicht darüber sprechen; aber Ihnen gegenüber — na, sie ist eine geborene Meier; ein sehr ordinärer Name; darum nennt man sie hier, um dies auszugleichen, mit dem poetischen Namen Wally.“

„Hm! Ist Wally nicht die Abkürzung von Valesca?“

„Weiß nicht. Uebrigens ist sie ein obstinates Ding. Die Melitta hat noch keinen Kreuzer mit ihr verdient. Vielleicht werden Sie Zeuge ihrer geradezu grenzenlosen Albernheit sein.“

„Weist sie denn die Herren ab?“

„Ja; einen Jeden.“

„Das ist doch eigentlich sehr lobenswerth!“

Uhland zuckte die Achsel und antwortete:

„Eigentlich — ja. Aber hier — —? Wer sich in einem solchen Hause so prüde und abstoßend beträgt, ist gewißlich nur Ohrfeigen werth.“

„Ist sie denn freiwillig hier eingetreten?“

„Was sonst? Glauben Sie etwa, daß die Melitta ihr Personal stehlen läßt?“

„Ich bin gänzlich unbekannt mit der Art und Weise, in welcher ein solches Contingent rekrutirt wird.“

„Nun, das werde ich Ihnen erklären. Jetzt aber kommen Sie her, ich habe eingeschänkt. Stoßen Sie an, aber leise, damit es drin nicht etwa gehört wird.“

Sie stießen an. Petermann nippte blos. Jeder Tropfen schien ihm Galle zu sein. Der Andere aber trank sein Glas in einem Zuge aus, horchte dann und flüsterte:

„Pst! Aufpassen! Es kommt Herrenbesuch!“

Man hörte einen mehrstimmigen „Guten Abend!“ bieten. Die Mädchen sprangen von ihren Sitzen auf und erwiderten den Gruß, und dann sagte eine schnarrende Männerstimme in dem gedehnten, breiten, blasirten Jargon, dessen sich gewisse Offiziere zu bedienen pflegen:

„Ah! Gut! Famos! Acht Damen, acht Herren! Paßt vortrefflich! Was bekommt man hier zu trinken?“

„Nur Wein!“ lautete die Antwort.

„Wein — ah — bon! Welche Sorten? Doch nur Krätzer oder Grüneberger Katerschwanz? Was?"

„Unsere Weine sind exquisit!"

„Wohl so exquisit wie Ihr selbst?"

„Beinahe."

„Beinahe? Verdammt! Mag da schöner Sauerländer sein! Pumpenschwengelsaft mit Essigsprit — ah, famoser Witz! Selbst fabrizirt — meine eigene Erfindung! Werde Patent darauf nehmen! Komm doch einmal her, kleine Hexe!"

Das Mädchen trat zu ihm; er legte den Arm um sie, sah ihr in das Gesicht und fragte:

„Also, Wein fast so exquisit wie Ihr?"

„Ja," lachte sie.

„Pfui Teufel! Ganz Puder und Schminke! Mag da schöner Wein sein! Heidelbeersaft und Magnesia, giebt auch roth und weiß — famoser Witz! Meine eigene Erfindung! Bin ein verdammter Kerl! Aber wollen versuchen: Acht Mann, acht Flaschen. Schnell holen!"

„Welche Sorte?"

„Vom besten! Aber rasch!"

Mehrere der Mädchen eilten hinaus, und einige Augenblicke später stand der Wein auf dem Tische. Dann hörte Petermann die schnarrende Stimme wieder:

„Hört, Jüngferchen, einen Vorschlag! Jeder bekommt Eine von Euch. Aber nicht beliebig. Werdet ausgespielt, Ihr Sakkermenter! Habe Würfel mitgebracht. Ah, famoser Vorschlag! Stammt von mir! Meine eigene Erfindung! Seid Ihr's zufrieden, oder sollen wir wieder gehen?"

Die Mädchen sahen, daß dieser Besuch ein vornehmer sei. Der Gedanke, sich auswürfeln zu lassen, war lustig; sie gingen sofort darauf ein. Kaum hatten sie ihre Einwilligung ertheilt, so hörte Petermann Würfel rasseln.

Rollenburg war nämlich Garnisonsstadt. Es stand Artillerie und Infanterie da. Einer der bekanntesten und beliebtesten Offiziere war der Oberlieutenant. Seine lange, spindeldürre Gestalt hatte ihm im Kreise der Kameraden den Beinamen ‚Kranich' zugezogen, eine Bezeichnung, welche er gar nicht übel nahm. Er war häßlich wie das böse Gewissen, dabei aber der beste Kerl. Er liebte es, Späße zu machen, von denen aber niemals einer Etwas getaugt hatte; darum fühlte sich auch Niemand beleidigt, wenn er nach einem solchen schlechten Witze seine stehende Redensart anbrachte: „Famoser Witz! Stammt von mir! Meine eigene Erfindung!"

Er war sehr reich, und darum konnte er sich Manches bieten, was Anderen versagt blieb. Da aber seine Börse ärmeren Kameraden stets offen stand, so fiel es Niemandem ein, ihn zu beneiden.

Der Regimentskommandeur war sein Oheim; daher kam es, daß er um manche Ecke scharf biegen durfte, um welche ein Anderer einen vorsichtigen Bogen schlug. Man wußte, daß er ein Freund des schönen Geschlechtes sei.

Da er aber bei seiner ausgesprochenen Häßlichkeit an keinen Erfolg denken konnte, so suchte er mit Geld zu erreichen, was auf andere Weise nicht zu erlangen war. Man munkelte davon, daß er sogar zuweilen jene Stadtgegend aufsuche, von der der Dichter sagt:

„Einstens bin ich auch gegangen,
Wo die letzten Häuser sind;
Sah mit bunt bemalten Wangen
Ein verlornes, schönes Kind — —"

Außerdem war er beliebt seiner eigenartigen, barocken Einfälle wegen. Galt es, einen Ausflug, einen Ball, oder ein sonstiges Vergnügen zu arrangiren, stets wendete man sich an ihn, und dann konnte man sicher sein, daß er irgend eine wunderliche, seltsame Idee zum Vorschein bringen werde, welche dann die allgemeinste Heiterkeit zur Folge hatte.

Heut nun war sein Geburtstag. Es war ihm von allen Seiten, sogar vom hohen Regimentskommandeur aus, gratulirt worden; aber er hatte doch nur einige der ihm näher stehenden Kameraden eingeladen — sieben, wie bei seiner Eigenthümlichkeit kaum anders zu erwarten stand. Und ebenso ungewöhnlich war die Bedingung gewesen, daß sie sich in Civil einfinden sollten. Sie hatten, da es sich um die Geburtstagsfeier des ‚Regimentsneffen' handelte, bereitwilligst Urlaub erhalten.

Am Morgen hatte man einen Ritt in die Umgegend unternommen, am Mittag sehr opulent gefrühstückt und beim Einbruche des Abends ebenso fein dinirt. Nach oder vielmehr schon bei dem Diner hatte einer der Gäste die Bemerkung gemacht, daß die Feier des heutigen Tages so ganz gewöhnlich verlaufen sei.

„Das ist wahr," fiel ein Anderer ein. „Hagenau, Du hast Dich ausgegeben! Du bist eines pyramidalen Gedankens, eines so kolossalen Einfalles nicht mehr mächtig!"

Der lange Lieutenant machte ein pfiffiges Gesicht und sagte:

„Irrthum, riesenhafter Irrthum von Euch!"

„So hast Du Etwas in petto?"

„Will es meinen! Und was!"

Nachdem er mit seiner schnarrenden Stimme diese Versicherung gegeben hatte, küßte er alle zehn Fingerspitzen und streckte sie empor, als ob es sich um etwas ganz und gar Himmlisches handle.

„Was ist's? Was? Heraus damit!" riefen sieben Stimmen.

„Entdeckungsreise," antwortete er.

„Das ist vielversprechend! Aber wohin?"

„Nach Kreta."

Alle lachten. Er machte ein sehr erzürntes Gesicht und sagte:

„Was giebt es da zu feixen? Kennt Ihr Anadyomene?"

„Die schaumgeborene Venus, von Apelles gemalt? Ich verstehe! Venus Anadyomene ist der Sage nach am Strande der Insel Kreta aus dem Meere gestiegen."

„Richtig!“ schnarrte Hagenau. „Hast Deine Mythologie noch nicht ganz vergessen!“

„Was ist's aber nun mit dieser Venus?“

„Wollen ausziehen, um ihre Höhle zu entdecken. Oder wißt Ihr nicht, daß sie sich in eine Höhle verbarg, als sie ihre Schönheit nicht mehr in den Wellen verstecken konnte?“

„Hagenau, Alter, Du kennst diese Höhle!“

„Hm! Will noch nichts verrathen! Habe aber einen köstlichen Gedanken! Famoser Einfall! Mein eigenes Fabrikat! Stammt von mir selbst! War kürzlich in der Venushöhle.“

„Wo? Wo?“

„Pst! Kann es jetzt noch nicht sagen. Aber, weiß Gott, die Venus, die ächte, wahre, reine Venus! Bin ganz weggewesen, ganz perplex, die reine Ohnmacht, in die ich fiel!“

„Schneide nicht auf!“ warnte einer der Kameraden.

„Aufschneiden?“ fragte er. „Habt Ihr mich vielleicht als einen Aufschneider kennen gelernt, he? Und hier kann erst recht von einer Uebertreibung keine Rede sein. Hier handelt es sich um eine Schönheit, bei welcher der Ausdruck Venus noch nichts, noch gar nichts ist! Die Sage geht, daß die Venus röthliches Haar besessen, und daß sie sogar geschielt habe. Bei Der aber, welche ich meine, ist von diesen Mängeln keine Rede. Sie ist ohne Fehler, ganz ohne Fehler! Ich schwöre es bei meinem Barte und, was noch mehr ist, bei meiner Taille!“

Alle lachten über die Begeisterung, mit welcher er diese Lobrede vorbrachte. Er aber ließ sich dadurch keineswegs beirren, sondern er behauptete:

„Es giebt Keinen unter Euch, bei dem ein Grund vorhanden ist, hier zu lachen. Keiner von Euch hat jemals ein solches Mädchen gesehen!“

„Oho!“ erschallte es rundum.

„Oho!“ antwortete er wieder. „Vorige Woche wurde der Tochter des Bürgermeisters ein Ständchen gebracht. Man sang da das Lied: Ich kenn ein' Weiler fern im Grund. Da kommen die Zeilen vor:

„Und als ich kam, und als ich's sah,
Ich weiß es nicht, wie mir geschah.
O Röslein jung, o Röslein schön,
Ach hätt' ich nimmer Dich gesehn.“

Kennt Ihr vielleicht das Lied?“

„Ich denke, daß es alt genug ist, um uns bekannt zu sein!“ bemerkte sein Nachbar.

„Nun gut! An diese Zeilen habe ich gedacht, als ich die betreffende Schönheit erblickte.“

„Du hast also gewünscht, sie nie gesehen zu haben?“

„Ja, denn meine Ruhe ist nun hin, und mein Herz ist schwer, heißt es in irgend einer Oper.“

„Armer Teufel! Du wirst ganz poetisch. Das ist ein sehr schlimmes Zeichen. Wie geht Dein Puls?"

„Hier, fühle ihn!"

Er streckte ihm die Hand hin. Der Andere erfaßte dieselbe, lauschte mit wichtiger Kennermiene und sagte dann:

„Wahrhaftig! Achthundert Schläge in der Minute. Das ist eine fürchterliche, eine höchst beunruhigende Frequenz. Hagenau, Du bist krank! Du bist verliebt! Du hast das Liebesbrieffieber! Du befindest Dich in einer hochgradigen Herzensaufregung, welche mich Alles befürchten läßt. Du denkst bereits an Gedichte!"

„Denken?" lamentirte er ironisch. „Nur denken? An Gedichte? Kamerad, Du ahnst das Gefährliche meines Zustandes gar nicht! Ich denke nicht nur daran, sondern —!"

„Du machst sogar welche?"

„Ja."

„Hört, Jungens, der Hagenau macht Gedichte!"

Es erhob sich ein ungeheures Halloh. Die Einen lachten laut auf, und die Anderen zuckten mitleidig mit den Achseln und bedauerten den Armen in ironischer Weise. Dieser machte das trübseligste Gesicht, welches ihm möglich war, und sagte:

„Lacht nicht! Wenigstens mir ist es ganz und gar nicht wie Lachen! Ich fühle mich höchst schuldbewußt; denn es ist wahr: ich habe wirklich ein Gedicht verbrochen."

„An wen?"

„An sie natürlich!"

„An die Schönheit, von welcher Du sprichst?"

„An wen denn sonst?"

„Mensch, ich kann Dich nicht verderben lassen; ich kann nicht ruhig zusehen, daß Du untergehst! Hast Du Vertrauen zu mir?"

„Na, viel leider nicht!"

„Aber doch ein Wenig?"

„Unter Umständen, ja."

„Gut, so vertraue Dich mir an! Ich will einmal versuchen, ob Du vielleicht zu retten bist!"

„Donnerwetter! Willst Du Dich meiner wirklich annehmen?"

„Ja, aus kameradschaftlichem Mitleid."

„Das ist viel von Dir, sehr viel!"

„Ja, ich habe ein sehr gutes Herz. Ich bin schwach gegen Dich."

„Desto größer ist meine Dankbarkeit. Aber glaubst Du denn noch an Rettung?"

„Ich halte sie für möglich. Nur muß ich natürlich den Stand und die Stärke der Krankheit kennen lernen. Ich muß genau wissen, in welches Stadium sie getreten ist."

„Natürlich sollst Du das. Ich werde Dir gern behilflich sein. Den

Puls kennst Du bereits. Gehen wir weiter. Hier, siehe einmal, ob sie sehr belegt ist!"

Er streckte ihm die Zunge so weit wie möglich heraus. Die Anderen lachten; der Nachbar Hagenau's aber behielt seinen komischen Ernst bei und erwiderte:

„Sie ist außerordentlich belegt. Ganz dieselbe Zunge sah ich in meines Vaters Schäferei an einem Schafskopfe, welcher den Drehwurm hatte."

Das Gelächter verdoppelte sich natürlich. Hagenau meinte in weinerlichem Tone:

„Der Drehwurm wäre mir noch lieber, als diese Liebe!"

„Ja, Liebe mit Dichterithis! Die Zunge genügt da nicht. Ich muß das Gedicht kennen lernen. Kannst Du es vielleicht auswendig?"

„Auswendig nicht, aber inwendig."

Dabei legte er sich die Hand auf das Herz. Der Kamerad schüttelte enttäuscht mit dem Kopfe und sagte:

„Nur inwendig? Da ist es allerdings sehr schwer heraus zu bringen. Hättest Du es doch wenigstens aufgeschrieben!"

„Das habe ich ja!"

„Wirklich, Bruderherz? Darf man es hören?"

„Hm! Es ist meine erste Arbeit auf diesem Gebiete."

„Schämst Du Dich etwa?"

„Nein, aber ich erröthe züchtig."

„Das ist ein gutes Zeichen. Das beweist, daß Du noch Blut und Schamgefühl im Leibe hast. Also, lies vor!"

„Unter vier Augen?"

Dagegen erhoben alle Anderen lauten Einspruch.

„Gut," sagte er. „Wenn mein Märtyrerthum ein so vollendetes sein soll, so muß ich mich fügen. Dort liegt der Zettel."

Er ging nach einem Seitentische und nahm einen Zettel.

„Es ist der Versuch eines schüchternen Jünglings. Ich bitte um Nachsicht, meine Herren! Also hört!"

Er las:

„Ein einzig Mal in meinem Leben
Möcht ich anbetend vor Dir stehn
Und Dir, mein Engel, ohne Beben
In's himmlisch schöne Antlitz sehn — —"

„Er bebt! Er hat gebebt!" wurde er unterbrochen. „Er hat sich also gefürchtet!"

„Und noch dazu vor einem himmlisch schönen Antlitze!"

„Vor einem Engel! Und welche Bescheidenheit! Er wünscht nichts, als nur ein einziges Mal vor ihr stehen zu dürfen!"

„Und sie ansehen zu dürfen!"

„Oho!" sagte Hagenau. „So ist's nicht gemeint! Mit dem ‚vor ihr stehen, bin ich nicht zufrieden!"

„Was sonst noch?"

„Das sollt Ihr sogleich erfahren."

Er las weiter:

„Nur einmal möcht ich niederknieen,
Die Stirn auf Deine Hand geneigt,
Und dann getröstet weiter ziehen,
Ob auch mein Lebensstern erbleicht — —!"

„Hört! Hört! Niederknieen will er!" lachte man.

„Und die Stirn auf ihre Hand neigen!"

„Sie soll ihm ein Bischen hinter die Ohren krabbeln, wie man es zuweilen mit einem folgsamen Pudel thut!"

„Ja. Und von diesem Krabbeln getröstet und beruhigt, zieht er dann weiter!"

„Und setzt das Lorgnon auf, um hinauf an's Firmament zu blicken, an welchem sein Lebensstern ausgeblasen wird!"

„Hagenau, Du bist unheilbar!"

„Möglich," antwortete er sehr ernst. „Aber dieses vor ihr Stehen und dieses Knieen hat mich befriedigt; das beweise ich durch die letzten Zeilen."

Er gab ihnen noch Folgendes zu hören:

„Daran hab' ich ja genug für's Leben,
Stirbt es auch hin, geht es auch ein,
Ich will mich gern zufrieden geben,
Denn ohne Dich kann ich nicht sein!"

Er legte das Blatt wieder von sich, wendete sich mit trauriger Miene an Den, der den Arzt fingirt hatte, und fragte:

„Hast Du aufmerksam zugehört?"

„Sehr."

„Was sagst Du dazu?"

„Wozu? Zum Gedichte oder zu Deinem Zustande?"

„Zu Beiden."

„Nun, Dein Zustand ist sehr schlimm, das Gedicht ist aber noch bedeutend jämmerlicher."

„Das tröstet mich."

„Wieso?"

„Ich befinde mich doch weit mehr in Gefahr, wenn mein Zustand noch jämmerlicher wäre als das Gedicht!"

„Das ist freilich richtig! Es scheint also Rettung möglich zu sein!"

„Ich erwarte sie von Dir. Du hast Dich meiner einmal angenommen. Verschreibe mir eine Mixtur oder Latwerge."

„Das wäre eine sehr fehlerhafte Behandlung, denn durch die Latwerge würdest Du nur herunterkommen und noch weit elender werden!"

„Was denn? Pillen?"

„Das wird sich finden. Erst muß ich die allererste Ursache Deiner Krankheit kennen lernen."

„Mir scheint, Du bist ein sehr verständiger Patholog!“

„Ich rühme mich dessen! Also den Grund will ich sehen, das heißt, das Mädchen, auf welches Du diese Reime criminaliter geschmiedet hast.“

„Meine Venus? Hm! Willst Du wirklich?“

„Ganz gewiß!“

„Schön! Ich werde sie Dir zeigen; aber auch nur Dir!“

Dagegen erhob sich ein allgemeiner Widerspruch. Er lächelte befriedigt vor sich hin und sagte nach einigem Zögern:

„Ich kann keinem Kameraden leicht Etwas abschlagen. Ihr sollt also das holde Geschöpf sehen.“

„Wann?“

„Wann Ihr wollt.“

„O, sobald wie möglich! Noch heute! Geht es?“

„Vielleicht.“

„Gut! Wir nehmen Dich beim Worte. Du hast es uns versprochen. Du kannst nicht mehr zurück!“

„Ich halte mein Wort, mache aber eine Bedingung!“

„Welche denn? Ist sie schwer zu erfüllen?“

„Nein. Ich verlange nämlich, daß sich Alle anschließen.“

„Natürlich.“

„Keiner darf zurückbleiben. Ein Jeder verspricht mir durch einen Handschlag, mit von der Parthie zu sein.“

„Natürlich! Natürlich!“ wurde rundum zugestanden.

„Nun, so schlagt also ein!“

Er nahm Allen den Handschlag ab; dann lachte er lustig vor sich hin und sagte:

„Jetzt nun habe ich sie Alle im Sacke! Nun müssen sie!“

„Freilich müssen wir!“ sagte sein Nachbar. „Aber wir brauchen gar nicht zu müssen, sondern wir wollen, und zwar sehr gern, mein lieber Hagenau!“

„Oho! Wohin denkt Ihr wohl, daß ich Euch führen werde?“

„Nun, nach der Venushöhle auf Kreta, von welcher Du vorhin gesprochen hast!“

„Ganz richtig! Nur daß sie nicht auf Kreta liegt!“

„Das läßt sich denken.“

„Sondern hier in Rollenburg.“

„Das versteht sich von selbst!“

„Aber in welcher Gasse? Glaubt Ihr etwa, daß ich keinen Grund hatte, mir den Handschlag geben zu lassen? Denkt Ihr vielleicht, ich führe Euch in den Salon einer feinen Dame, welche der hohen Aristokratie angehört?“

„Nein, das glaube ich nicht. Diese Damen kennen wir. Unter ihnen befindet sich keine Einzige, welche uns so begeistern könnte, wie Du begeistert bist. Du wirst uns jedenfalls in ein bürgerliches Haus führen.“

„Du bist sehr scharfsinnig!“

„O, noch mehr, als Du denkst. Ich werde es Dir gleich beweisen. Nämlich auch in einem gewöhnlichen Bürgerhause würdest Du heute keinen Zutritt finden.“

„Oho!“

„In dieser Weise? Mit uns?“

„O doch!“

„Um uns die Frau oder die Tochter anstaunen zu lassen?“

„Ach so!“

„Kein Vater würde das dulden. Jedenfalls ist also das Haus, in welches Du uns führst, ein öffentliches.“

„Richtig.“

„Eine Restauration, welche wir noch nicht kennen?“

„Restauration — das ist richtig. Welche Ihr nicht kennt — das ist falsch!“

„Wir kennen sie also?“

„Ja.“

„Dann müßten wir auch das Mädchen kennen. Ist es die Tochter oder die Kellnerin?“

„So ungefähr die Kellnerin. Ihr habt sie noch nicht gesehen.“

„Aber wir waren bereits dort?“

„Möglich; dann aber im Geheimen, ohne es den Kameraden wissen zu lassen.“

„So ist es also eine gewöhnliche, obscure Kneipe?“

„Nein, sondern gerade das Gegentheil. Es ist die eleganteste Weinstube von ganz Rollenburg.“

Der Andere trat einen Schritt zurück und sagte:

„Hagenau, bist Du toll?“

„Wieso?“

„Ich ahne, was Du meinst.“

„Nun, was?“

„Du willst uns zur Melitta führen.“

„Nun, ist das etwa so schrecklich?“

Es entstand eine Pause. Die Herren wechselten Blicke. Die Meisten von ihnen waren wohl bereits einmal heimlich bei der Melitta gewesen, aber so in Gesellschaft — —!

„Das ist eine kühne Idee von Dir, lieber Hagenau!“ bemerkte Einer.

„Ja, kühn und famos! Meine eigene Erfindung!“ schnarrte der Oberlieutenant. „Das wird ein herrlicher Jux!“

„Ich danke für so einen Jux!“

Der, welcher diese Worte sagte, hatte sich bisher sehr still verhalten. Er war noch sehr jung, und in seinem hübschen Gesichte machte sich der Ausdruck einer ungewöhnlichen Intelligenz geltend.

„Wie meinst Du das, lieber Randau?“ fragte Hagenau.

„Ich nenne so Etwas nicht einen Jux.“

„Wie denn?“

„Eine Unvorsichtigkeit.“

„Pah! Hast Du Angst?“

„Ich glaube, Du weißt, daß ich nicht furchtsam bin. Aber es ist uns verboten, solche Orte zu besuchen.“

„Wir sind in Civil!“

„Das bleibt sich gleich. Man soll auch, ohne daß man eine Gefahr zu befürchten hat, nichts thun, was gegen die Ehre eines Cavaliers ist.“

„Nun, was werden wir denn thun?“

„Die Melitta besuchen. Ist das nicht genug?“

„Ich frage Dich nur, was wir dort thun werden?“

„Nun, was beabsichtigst Du denn dort?“

„Wir trinken einige Flaschen Wein — — —“

„Das können wir auch hier. Der Wein hier ist sogar besser und billiger!“

„Aber meine Venus — —!“

„Die Venus! Ja, die Venus!“ fielen die Andern ein.

„Ach was, Venus!“ sagte Randau mißmuthig. „Ein gefallenes Geschöpf anzusehen, thue ich keinen Schritt, und wenn es eine göttergleiche Schönheit wäre!“

„Hört Ihr's, Randau will Klosterbruder werden!“

„Spottet immer! Ich gehe nicht mit!“

„Oho! Du hast Dein Wort gegeben!“

„Ja, ich habe es gegeben; aber ich ersuche Dich, Hagenau, mich davon zu entbinden!“

„Fällt mir nicht ein!“

„Es ist ein Freundschaftsdienst, den Du mir sehr leicht erweisen kannst.“

„Ich thue es nicht. Die Gesellschaft muß vollständig bleiben!“

„Nun, so werfe ich alle Verantwortung auf Dich!“

Er legte mißmuthig ein Bein über das andere und wendete sich halb vom Tische ab. Hagenau bemerkte begütigend:

„Sei kein Störenfried, lieber Randau! Es giebt hier ja gar keine Verantwortung. Wir trinken ein paar Flaschen Wein und sehen uns das Mädchen an.“

„Ich sehe nicht ein, welche Genugthuung ich dabei finden sollte!“

„Weil Du die Venus noch nicht gesehen und noch nichts von ihr gehört hast. Ich sage Dir, daß — — —“

„O bitte,“ wehrte Randau ab, „sage mir lieber nichts von ihr. Ich mag nichts von ihr wissen!“

„Du bist obstinat. Glaubst Du, daß ich mich für eine ganz gewöhnliche Grisette oder Lorette interessiren kann?“

„Hm!“

„Brumme nicht!“

„Weshalb besuchst Du denn die Melitta, als doch nur ihrer Mädchen wegen!“

„Na, erst war ich einmal dort, mit einem Bekannten, den ich nicht zu nennen brauche. Er lockte mich mit hinein. Es war gar nicht übel da. Ein paar Küsse muß man sich freilich gefallen lassen. Er führte mich zum zweiten Male hin. Dann ging ich einmal allein vorüber, und, wie einem so der Gedanke kommt, ich ging hinauf."

„Also bereits Stammgast!"

„Unsinn! Zweimal dagewesen, nennst Du, Stammgast sein! Also beim dritten Male sah ich sie."

„Und sie sah Dich" lachte Einer. „Da waret natürlich Ihr Beide in einander weg."

„Prosit die Mahlzeit! Ich war weg, sie aber nicht."

„Ist ihr auch nicht zu verdenken. Ein Apollo oder Ganymedes bist Du nicht."

„Du etwa? Aber wenn auch! Sie mag überhaupt Keinen."

„Das hast Du Dir weiß machen lassen. Man hat es Dir gesagt, um Dich zu trösten."

„Ich weiß, was ich weiß. Ich versichere Euch, daß kein Mann sie angreifen darf."

„Wer's glaubt!"

„Ich gebe Euch aber mein Ehrenwort."

„Dein Wort in Ehren; aber man hat Dir dennoch einen Bären aufgebunden."

„Versucht's doch einmal!"

„Papperlapapp! Ein Mädchen in einem solchen Hause, und sich nicht angreifen zu lassen! Wie alt ist sie denn?"

„Achtzehn schätze ich sie."

„Blond?"

„Nein, tief brüneti oder schwarz."

„Hm: „Wie heißt sie?"

„Das weiß ich nicht. Sie wird Wally genannt."

„Und Ihre Gestalt?"

„Ein wahres Meisterwerk der Natur — leider nicht meine eigene Erfindung. Stammt nicht von mir!"

„Glaube es, wenn sie wirklich so schön ist, wie Du sagst!"

„Ich wiederhole es: Sie ist zum Verrücktwerden reizend; Aber auch ebenso spröde!"

„Glaube es nicht."

„Pah! Wettest Du mit?"

Der Andere lachte laut auf und sagte:

„Ich würde Dich doch nur unglücklich machen."

„Wie so?"

„Nun, Du würdest Deine Wette verlieren und müßtest unbedingt bezahlen!"

„Das würde doch kein Unglück sein. Aber ich wette hundert Gulden gegen Jeden von Euch, daß sich das Mädchen von Keinem von Euch berühren läßt."

Diese Behauptung erschien ihnen Allen zu kühn, als daß sie nicht Aufsehen hätte erregen sollen. Laute Ausrufe des Zweifels wurden ausgestoßen.

„Hundert Gulden?“ fragte Der, welcher vorher die Rolle des Arztes gespielt hatte.

„Ja, hundert Gulden?“ wiederholte Hagenau.

„Nun, die könnte man wagen.“

„Wage Sie doch!“

„Ich befinde mich nicht in dem glücklichen Besitze Deines unerschöpflichen Geldbeutels. Eine solche Summe ist für mich von Bedeutung, aber auf diese wahrhaft lächerliche Proposition kann man sie getrost setzen. Ist es nicht wahr?“

Alle außer Randau stimmten bei.

„Nun, so setzt sie doch!“ sagte Hagenau.

„Wollen wir?“

„Nein,“ meinte einer der Kameraden. „Sieben Personen zu hundert Gulden pro Mann das giebt siebenhundert Gulden. Das dürfen wir unserm Kameraden nicht anthun. Er muß ja verlieren!“

Das aber ließ sich Hagenau nicht gefallen. Er gerieth in Hitze und antwortete schnell:

„Mache Dich nicht lächerlich! Ich bin überzeugt, daß ich diese Summe gewinnen werde anstatt sie zu verlieren.“

„Nun, wenn Du partout willst! Ich halte die Wette. Wer noch?“

„Ich auch, ich auch!“ antworteten fünf Stimmen.

„Und Du, Randau?“

Dieser hatte nämlich geschwiegen. Jetzt antwortete er:

„Ihr wißt, ich wette nie!“

„Das ist Dein Fehler, der einzige Fehler, den der reiche Randau hat Heute aber könntest Du doch wohl einmal eine Ausnahme machen.“

„Fällt mir nicht ein!“

„Du wirst aber gewinnen!“

„Ich mag weder gewinnen noch verlieren; übrigens ist mir das Object ein widerstrebendes.“

„Laßt ihn!“ schnarrte Hagenau. „Es ist genug, wenn ich sechshundert Gulden gewinne. Also wer schlägt ein?“

„Wir andern Sechs.“

„Sechs Handschläge erhielt Hagenau. Dann rieb er sich lachend die Hände und sagte:

„Kinder, ich mache Euch einen famosen Vorschlag!“

„Nun, welchen?“

„Er ist von mir, von meiner eigenen Erfindung. Nämlich, wenn Ihr gewinnt, zahle ich einem Jeden von Euch die hundert Gulden — — —“

„Das versteht sich ja von selbst!“

„Und wenn ich gewinne, gebe ich von dem Gelde ein solennes Abendessen mit Wein und sonstige Unterhaltungen.“

„O nobel, nobel!“

„Ja. Oder versteht sich das auch von selbst?“

„Keineswegs, lieber Hagenau! Du bist immer der Splendide, wirst aber dieses Mal nicht zur Ausführung Deines freigebigen Vorsatzes gelangen.“

„Wartet es ab!“

„Also, brechen wir jetzt auf?“

„Vorher müssen wir doch nähere Bestimmung treffen. Also ich habe gewettet, daß das Mädchen keinem von Euch eine Annäherung erlauben wird.“

„Annäherung? Du sprachst von angreifen.“

„Allerdings. Nur kann das unmöglich wörtlich gemeint sein. Wenn die Venus sich nicht in eine Glasglocke stecken will, muß sie wenigstens einer ersten Berührung widerstandslos ausgesetzt sein. Wie also formuliren wir die Sache genauer?“

„Sehr einfach. Es kann doch nur eine zärtliche Berührung gemeint sein. Sagen wir also: Kuß! Nicht?“

Die Andern stimmten bei, und nun schnarrte der fröhliche Hagenau vergnügt:

„Kerls, Ihr kriecht ja immer weiter in die Falle, in welcher Ihr bereits mit dem Kopfe steckt! Also, wenn das Mädchen sich gutwillig von Einem von Euch auf den Mund küssen läßt, habe ich verloren?“

„Ja, so meinen wir.“

„Nun, da schmatzt in Gottes Namen los! Ich habe keine Angst.“

„Vielleicht zieht sie Dich uns Allen vor!“

„Nicht einmal mich, obgleich ich Euch an Liebenswürdigkeit und körperlicher Schönheit weit überrage. Aber, meine Herren, Ordnung muß in der Sache sein. Alle Sechs können sich doch nicht zugleich auf das Mädchen stürzen!“

„Nein. Bestimmen wir also eine Reihenfolge.“

„Ja, losen wir.“

„Sind Karten da?“

„Das ist jetzt nicht am Platze,“ meinte Hagenau. „Ich habe einen famosen Einfall — eigene Erfindung!“

„Nun?“

„Ich nehme die Würfel mit. Es werden noch andere Damen da sein. Wir würfeln erst bei der Melitta und setzen uns zu Paaren in bunter Reihe zusammen. Jeder bekommt Diejenige, welche gleich viel würfelt wie er.“

„Ihr seht, daß ich Euch mehr Chancen biete, als es eigentlich gerathen ist; desto größer aber ist dann mein Triumph, wenn ich gewönne. Also Du, Randau, wettest Du mit?“

„Nein.“

„Aber mit mußt Du doch!“

„Es wäre mir wirklich äußerst lieb, wenn Du die Güte haben wolltest, mich zu dispensiren!“

„Darauf mache Dir ja keine Rechnung. Das Mädchen ist des Ansehens werth.“

„Nun, wenn ich wirklich gezwungen bin, mitzugehen, so verzichtet wenigstens darauf, in mir einen lustigen und gut gelaunten Gesellschafter zu finden!“

V. S.

„Pah! Wollen Dich schon in Laune bringen! Also, ausgetrunken, und dann fort!“

Sie brachen auf. Die Animosität Hagenau's hatte sie angesteckt. Sein Wein war gut und schwer gewesen; sie hatten ihm fleißig zugesprochen, und so kam es, daß sie sich ganz in der Stimmung befanden, welche zu einer solchen Wette nöthig war.

Hagenau schritt, als sie das Haus erreichten, voran. Er führte, ohne von dem Hausdiener angehalten oder gefragt zu werden, sie nach dem oberen Salon. Dort zog er die Würfel heraus, und das Losen begann.

Acht Officiere und acht Mädchen. Das paßte sehr gut. Die Letzteren sollten zuerst würfeln, dann die Ersteren. Sieben der Mädchen warfen ihre Nummern; jetzt sollte die Achte an die Reihe kommen.

„Wally!“ sagte Eine.

Die Genannte blieb ruhig sitzen, mit dem Gesicht nach der Ecke gekehrt. Sie schien von der Anwesenheit der Herren gar keine Notiz genommen zu haben.

„Wally, Du bist an der Reihe. So komme doch!“

Sie gab weder eine Antwort, noch regte sie sich.

„Soll ich es etwa der Madame melden?“

„Nein,“ sagte da Hagenau, der es für gerathen hielt, sich in's Mittel zu schlagen. „Wir haben ja Zeit.“

„Zeit? Sie ist ja die Einzige, die noch zu würfeln hat.“

„Wenn auch. Es mögen nun sieben Herren würfeln. Wer übrig bleibt, bekommt eben die Wally. Auf diese Weise braucht sie gar nicht zu werfen.“

Dieser Vorschlag wurde ausgeführt, und nun fand es sich, daß Wally auf den Antheil — Hagenau's kam. Er lachte herzlich und sagte:

„Das große Loos!“ Aber ich will nicht unbillig sein. Ich habe einen famosen Vorschlag, meine eigene Erfindung! Könnte mir eine Medaille damit verdienen!“

„So, heraus damit!“

„Ein jeder Herr trinkt mit seiner Dame eine Flasche Wein; dann aber wechseln wir um.“

„Wieder würfeln?“

„Nein, denn da könnte eine Dame wieder auf ihren Herrn fallen. Wir bleiben sitzen, aber die Damen rücken dann um eine Stelle weiter.“

„Famos! Famos!“

„Nicht wahr? Also wenn pro Mann vier Flaschen getrunken sind, hat ein Jeder alle Damen bei sich gehabt. Also, nehmen wir Platz. Wein her und auf mit den Flaschen.“

Das war ein diesen Mädchen hoch willkommenes Arrangement. Der Wein perlte in den Gläsern und die Fröhlichkeit von den Lippen. Nur Zwei waren davon ausgenommen — Randau und Wally.

Der Erstere hatte zwar sein Mädchen neben sich sitzen. Er mußte auch mit demselben anstoßen; aber er sprach kein Wort. Er hatte seine Cigarre

angebrannt und schien ganz in dem Anblick der Ringel, welche er blies, versunken zu sein.

Heimlich aber beobachtete er Wally, deren wunderbare Gestalt in das Kissen gegossen lag, ohne aber daß er ihr Gesicht erblicken konnte.

„Aber Herr, Sie sehen mich wohl gar nicht," schmollte seine Nachbarin.

„O doch!" antwortete er einsilbig.

„So drehen Sie sich doch herum!"

„Lassen Sie mich! Ich sitze so sehr gut."

„Aber ich gehöre Ihnen jetzt doch!"

„Sie müssen verzeihen," entschuldigte er sich, freilich auf Kosten der Wahrheit, „ich habe Zahnweh."

„O, da hilft der Wein. Oder ist es heftig!"

„Sehr."

„Da weiß ich ein probates Mittel, welches auf der Stelle hilft."

„Welches?"

„Ein Kuß. Kommen Sie!"

Sie wollte ihm den Arm um den Nacken legen, um ihn an sich zu ziehen, er aber wehrte sie ab.

„Wie garstig!" zürnte sie. „Weshalb sind Sie denn hier?"

„Ihretwegen nicht!"

Das war zu deutlich, als daß es nicht hätte von Wirkung sein sollen. Sie wendete sich ab und sprach nicht wieder mit ihm. Aber ihr Aerger suchte sich einen Gegenstand und fand ihn in Wally.

„Da drüben sitzt das dumme Ding!" sagte sie. „Wir werden von den Herren zurückgewiesen, und sie thut, als ob sie eine Heilige wäre. Ich werde die Madame holen."

Sie wollte aufstehen, wurde aber von Hagenau, welcher an ihrer anderen Seite saß, zurückgehalten.

„Bleiben Sie!" sagte er. „Die Wally gehört jetzt mir, und wenn ich es dulde, daß sie da drüben sitzen bleibt, so geht das keiner Andern etwas an."

„Geht es auch Niemand etwas an, wenn ich von einem Herrn beleidigt werde?"

„Sind Sie denn beleidigt worden?"

„Sie haben es doch auch gehört!"

„Pah! Er will keinen Kuß. Das ist doch wohl keine Beleidigung."

„Was denn sonst?"

„Wissen Sie, er ist ein verkappter Einsiedler. Lassen Sie den Kerl gehen. Wenn Sie einen so großen Appetit nach einem Kusse haben, so will ich Ihnen helfen."

„Soll ich Ihnen einen geben?"

„Mir nicht direct. Aber da habe ich meine hohen Reitstiefel an, ächtes, wohlriechendes und gut eingetalgtes Juchtenleder. Wenn Sie die beiden Schäfte küssen wollen, so will ich die Stiefel ausziehen; sie sollen Ihnen eine volle halbe Stunde zur Verfügung stehen."

Alles lachte; sie aber antwortete schlagfertig:

„Einverstanden, denn Ihr Juchtenleder zu küssen, das ist jedenfalls appetitlicher, als Ihr Gesicht abzulecken. Aber behalten Sie trotzdem die Stiefel an. Sie möchten sonst Ihre falschen Waden verlieren."

„Bravo Mädel! Du hast den Mund auf dem rechten Flecke. Trinke aus! Meine halbe Flasche ist alle; wir müssen jetzt wechseln."

Die Mädchen rückten weiter. Der, zu welchem sich jetzt Wally zu setzen hatte, war nicht so nachsichtig wie Hagenau. Er blickte verlangend nach ihr aus und sagte:

„Nun, Fräulein, soll auch ich verzichten!"

Sie antwortete nicht.

„Wenn Sie glauben, daß ich sie dispensire, so irren Sie sich. Kommen Sie, sonst hole ich Sie!"

Jetzt nahm sie doch Notiz von seinen Worten. Sie gab zwar keine hörbare Antwort, aber sie zuckte die Achseln in einer Weise, welche die tiefste Verachtung aussprach.

„Famos!" flüsterte Hagenau von diesem vornehmen Zucken der vollen, reizenden Schulter hingerissen.

„Nun, darf ich bitten?" fragte sein Kamerad in scharfem Tone.

Und als auch diese Mahnung fruchtlos war, stand er auf und ging zu ihr hin. Er faßte ihr Händchen und sagte:

„Wer wird so prüde sein! Ein Mädchen Ihres Standes muß — — Donnerwetter! Au!"

„Was ist's?" fragte Hagenau, welcher bemerkte, daß der Andere den Finger in den Mund steckte.

„Ich habe mich gestochen."

„Wo denn?"

„Das weiß der Teufel. Dieser reizende Kobold hat meine Hand zurückgestoßen, und dabei bin ich an die Spitze eines Instrumentes oder einer Nadel gekommen."

„Ha! Wespen stechen!" lachte Hagenau, welcher bemerkte, daß Wally eine Nadel in die Falten ihres Kleides verbarg. „Setzen sie sich lieber nieder!"

„Fällt mir nicht ein. Sie muß mit!"

Er wollte die Hand abermals nach ihr ausstrecken, fühlte sich aber sofort am Arme ergriffen. Randau stand bei ihm und sagte in ernstem Tone:

„Bitte, keinen Zwang!"

„Aber, sie ist ja jetzt mein!"

„Hat sie ihre Zustimmung ertheilt?"

„Habe ich Sie etwa zu fragen?"

Die Augen Randau's blitzten auf; über sein hübsches Gesicht glitt ein fast drohender Ausdruck.

„Sind wir etwa hier, um Infamitäten zu begehen?" fragte er in strengem Tone.

„Randau!" brauste der Andere auf.

„Bitte, hier keinen Namen nennen! Diese Dame steht unter meinem Schutze!“

„Ah! So!“ dehnte der Kamerad, der sich beleidigt fühlte. „Dame? Diese Mädchen sind für einen Jeden da, also auch diese hier für mich!“

„Ich wiederhole, daß ich sie nicht beleidigen lasse!“

„Soll ich diese Wiederholung als eine Beleidigung gegen mich ansehen?“

„Eine Beleidigung war nicht meine Absicht, aber ich habe nichts dagegen, zur Rechenschaft gezogen zu werden.“

„Gut, wir sprechen weiter darüber!“

Er kehrte an den Tisch zurück. Jetzt erst gerieth Wally zum ersten Male in eine freiwillige Bewegung. Sie wendete Randau ihr Gesicht zu und flüsterte:

„Dank!“

Welch' ein Gesicht, und welche Züge! Wie glühte die Röthe der Verlegenheit und der Entrüstung auf den bleichen und doch so vollen, zarten Wangen. Welch' ein Ausdruck lag in den vor Leid nassen Augen, aus denen doch ein Strahl des Zornes blitzte.

Sie hatte nur dieses eine Wort gesagt. Aber es war ihm, als ob darin ihr ganzer Jammer ausgesprochen liege. Er hatte Mühe, sich loszureißen und wieder an seinen Platz zurückzukehren.

Dort suchte Hagenau den Anderen zu beruhigen. Es gab einen Wortwechsel, welchen der lange Oberlieutenant mit der Aufforderung beendete:

„Macht keinen Unsinn! Du hast verzichtet, gerade so wie ich. Mag's ein Dritter versuchen. Trinken wir aus. Neue Flaschen her!“

Diejenige, welche erst neben Randau gesessen hatte, ging hinaus, um die vier Flaschen Wein zu holen. Da saß Melitta, die Besitzerin des Etablissements, neben ihr eine alte, hagere Dame, eine wahre Harpyenphysiognomie. Das war die Wirthschafterin und Directrice des Hauses. Zu ihr sagte das Mädchen:

„Haben Sie es gehört, Madame?“

„Was?“

„Von der Wally?“

„Nein. Wir haben uns hier laut unterhalten. Was ist's schon wieder mit ihr?“

„Sie ist bereits zu zwei Herren nicht gegangen, welche sie zu sich wünschten.“

„Dieses Verhalten werde ich ihr doch noch abgewöhnen.“

„Den Zweiten hat sie sogar mit der Nadel gestochen, als er sie bei der Hand nehmen wollte.“

„Was? Wirklich? Welche Frechheit! Diese Herren sind Offiziere! Das muß bestraft werden! Fräulein Melitta, holen Sie mir diese saubere Person doch einmal selbst heraus!“

„Warum ich?“

„Wenn ich sie rufe, kommt sie vielleicht nicht, weil sie weiß, was ihrer wartet. Bei Ihnen denkt sie vielleicht an einen anderen Grund.“

Das Mädchen erhielt die Flaschen, und mit jenem zugleich trat Melitta in den Salon und winkte Wally, ihr zu folgen. Die Unglückliche gehorchte sofort.

Drinnen wurden die Gläser gefüllt, und die Mädchen veränderten zum dritten Male ihre Sitze. Dadurch wurde ein nicht unbedeutendes Geräusch verursacht; dennoch aber war es Randau dabei, als ob er draußen Etwas höre, wie wenn Jemand in die Hände klatsche.

Erst nach einer längeren Weile trat Wally wieder ein. Ihr schönes Gesicht war ganz verstört. Ihre Wangen glühten im Fieber; ihre Augen funkelten, und ihr Athem ging rasch und schwer, wie man an den Bewegungen ihres Busens bemerkte.

Sie setzte sich wieder auf ihren Platz und wollte das Gesicht ebenso wie vorher in die Ecke drücken. Da fühlte sie den leichten, höflichen Druck einer Hand auf ihrem Arm. Sie stieß mit einer hastigen Bewegung des Letzteren die Hand von sich fort, ohne sich umzusehen. Da flüsterte eine halblaute Stimme:

„Fräulein, bitte, blicken Sie mich an!“

Das war die Stimme Dessen, welcher vorhin Randau genannt worden war, der sie in Schutz genommen hatte. Es trieb sie, ihm ihr Gesicht zuzuwenden.

„Ich hörte Etwas,“ sagte er. „Hat man Sie geschlagen?“

Sie erglühte noch mehr als vorher, und in ihre wundervollen Augen traten schwere Thränen.

„Bitte, antworten Sie!“ bat er. „Sie sind geschlagen worden? Nicht wahr?“

„Nein,“ flüsterte sie, von der Scham zu dieser Unwahrheit getrieben.

„Ich wollte es dieser Melitta auch nicht rathen.“

„Sie sind Offizier?“ hauchte sie.

Er sah es ihr ganz deutlich an, daß sie jetzt das erste Mal einen Besucher dieses Hauses anredete.

„Ja, mein Kind,“ sagte er, da es ihm widerstrebte, sie zu belügen. „Ein Offizier und hier! Sie denken nicht gut von mir?“

„Ich bin ja auch hier!“

„Aber gezwungen, und ich freiwillig! Nicht wahr, man hat Sie gezwungen?“

„Ja,“ antwortete sie.

Er stand vor ihr, die Hand auf die Platte des Tischchens gestemmt. Sie sah ihm voll und offen in das Gesicht.

„Wollen Sie fort von hier?“ fragte er.

„Ich kann nicht.“

„Warum nicht?“

„Man läßt mich nicht.“

„Wer?“

„Melitta und die Wirthschafterin. Man läßt mich nicht aus dem Hause.“



V.S

Hh.

„Nicht wahr, man hat Sie gezwungen?"

„Warum sprechen Sie nicht mit einem Besucher dieses Hauses darüber?“

„Diesen Leuten vertraue ich nicht.“

„Armes, armes Kind! Ich werde —“

Er mußte abbrechen, denn ein anderer Kamerad faßte ihn am Arme, zog ihn zur Seite und sagte:

„Halt, mein Bester! Das ist gegen die Verabredung! Jetzt gehört Wally zu mir!“

Sofort sank die Letztere wieder in ihre vorherige abgewendete Lage zurück.

„Laß die Dame gehen,“ bat Randau.

„Warum nicht? Sie soll an den Tisch.“

„Bitte, peinige sie nicht. Sie will nicht.“

„Ist das wahr, Fräulein?“

Wally nickte mit dem Kopfe.

„Na, meinetwegen! Es widerstrebt mir, ein solches Wesen zur Freundlichkeit zu zwingen. Aber, Randau, Dein Verhalten ist ganz und gar gegen unser Programm.“

„Wieso?“

„Soll sie etwa Dir allein gehören? Bist Du bereits an der Reihe? Das ist gegen die Besprechung. Ich muß Dich ersuchen, bis dahin, wo die Reihe an Dich kommt, Deine Hand von der Dame zu lassen. Wenn ich jetzt freiwillig verzichte, so thue ich es nicht zum Vortheile des Einen und zum Schaden der Anderen!“

Er ging. Diesen Augenblick nahm Wally wahr. Sie sagte schnell und leise:

„Sie haben einen Kameraden meinetwegen beleidigt?“

„Nur vorübergehend.“

„Es wird doch nicht zu einer Forderung kommen?“

„Keinesfalls.“

„Ich habe Angst!“

„Warum?“

„Die Herren Offiziere sind in solchen Angelegenheiten, wie ich gehört habe, sehr streng und sehr schnell.“

„Und das beunruhigt Sie?“

„Sehr!“

„Ihretwegen doch nicht!“

Da fiel ein aufrichtiger, warmer Blick aus ihrem Auge auf ihn, und sie antwortete:

„O nein, meinetwegen gar nicht — aber — —“

„Aber — bitte, sprechen Sie weiter.“

Sie erblaßte und erglühte, senkte das Köpfchen nieder und flüsterte dann mit beinahe unhörbarer Stimme:

„Ihretwegen.“

Es ging ihm ein Gefühl durch das Herz, als ob ihm etwas unendlich Glückliches widerfahren sei.

V. S.

„Meinetwegen?“ flüsterte er. „Sie kennen mich doch nicht?“

„Nein.“

„Und dennoch nehmen Sie Theil an mir?“

„Sie waren der Erste, welcher mir seinen Schutz gewährte!“

„Er soll Ihnen immer verbleiben.“

Nach diesen Worten ging er an den Tisch zurück.

Wieder war eine halbe Flasche geleert worden, und die Mädchen rückten weiter. Jetzt kam die Reihe an ihn, Wally bei sich zu haben. Der Stuhl neben ihm stand leer, und die Kameraden waren neugierig, was er jetzt thun werde.

„Nun?“ fragte Hagenau.

„Was?“ gegenfragte Randau, sich so stellend, als ob er ihn nicht verstehe.

„Wally ist jetzt Dein.“

„Ich verzichte.“

„Sapperment!“ fluchte Hagenau vor Freude.

Aber die Anderen waren mit seinem Verzichtleisten nicht einverstanden. Einer von ihnen flüsterte ihm zu:

„Willst Du, daß wir verlieren?“

„Mir egal!“

„Du bist der Einzige, mit dem sie gesprochen hat.“

„Kann ich dafür?“

„Dir giebt sie vielleicht den Kuß!“

„Fällt ihr gar nicht ein!“

„Dann hätten wir gegen Hagenau gewonnen!“

„Ich bin nicht begierig auf den Gewinn.“

Damit war für ihn die Sache abgemacht; aber als die dritte Flasche angestochen wurde, kam derjenige Offizier an die Reihe, welcher vorher auf Hagenau's Wettvorschlag am Schnellsten eingegangen war.

Seine Miene zeigte eine siegreiche Entschlossenheit. Er nickte Hagenau zu und fragte ihn:

„Bist Du noch immer so siegesgewiß?“

„Mehr als vorher.“

„Nun, werden jetzt sehen!“

„Pah! Du blitzest ebenso ab wie vorher die Anderen.“

„Glaube es nicht. Paß auf, wie ich es mache!“

Wally war vorher wirklich geschlagen worden. Sie hatte dann die Andeutung empfangen, daß sie sich jetzt fügen solle, widrigenfalls der Hausdiener sie in Gegenwart der anwesenden Herren züchtigen werde. Sie hatte, ehe sie in den Salon zurückgekehrt war, ganz deutlich gehört, daß der Hausdiener gerufen wurde.

Jetzt nun befand dieser sich mit der Melitta und der Wirthschafterin im nebenan liegenden Büffetraume. Alle Drei schwiegen, um jedes Wort, der im Salon geführten Unterhaltung zu hören und also sofort zu wissen, wenn Wally

sich noch einmal weigern sollte, gegen einen der Offiziere liebenswürdig zu sein.

Die Gläser erklangen, und die Stimme des betreffenden Offiziers ließ sich hören:

„Bitte, Fräulein Wally, treten Sie näher!"

Wie gewöhnlich antwortete sie nicht.

„Haben Sie es gehört, Fräulein?"

Sie blieb auch jetzt stumm.

„Nun, wenn ich den fünffachen Preis für den Wein bezahle und hohe Trinkgelder geben muß, so will ich auch eine zuvorkommende Bedienung haben! Ich ersuche Sie allen Ernstes, sich an meine Seite zu setzen!"

Sie folgte auch dieser scharfen Aufforderung nicht. Da stand er mit den Worten von seinem Stuhle auf:

„Nun gut, so werde ich Sie holen!"

Er wollte zu ihr treten, um sie zu erfassen und mit Anwendung von Gewalt an den Tisch zu bringen. Da aber erklang die Stimme Randau's:

„Halt! Keine Gewalt!"

„Oho!"

„Nein, wirklich! Wir sind Menschen, aber keine Henker!"

„Soll ich meine Wette verlieren?"

„Ich bezahle für Dich!"

„Danke bestens! Wenn ich sie gewinnen kann, mag ich sie nicht geschenkt haben. Solch ungezogenem Verhalten muß man entgegentreten. Vorwärts, Fräulein!"

Er faßte sie beim Arme an, um sie emporzuziehen, fühlte aber da selbst Randau's Hand an seinem Arme.

„Ich habe bereits vorhin gesagt, daß diese Dame unter meinem Schutze steht," sagte der Letztere.

„Das habe ich gehört. Du brauchtest das gar nicht erst zu erwähnen, sie steht ja unter unser Aller Schutz!"

„Nennst Du Dein Verhalten etwa Schutz?"

„Wie sonst?"

„Es ist ein Eingriff in die Menschenrechte!"

„Pah, Menschenrechte! Diese Dame ist hier, um sich mit uns zu amüsiren. Weiter nichts. Ich bereite ihr ein Amusement. Nennst Du das einen Eingriff in ihre Menschenrechte?"

„Allerdings!"

„Das begreife ich nicht. Setze Dich ruhig an Deinen Platz, und laß mich machen, was ich für gut und vergnüglich halte."

„Thue mir doch den Gefallen und verzichte!"

„Fällt mir gar nicht ein! Vorwärts, Fräulein!"

Er streckte zum zweiten Male die Hand aus; da aber drängte sich Randau zwischen ihn und sie.

„Du wirst sie nicht anfassen!" gebot er.

„Was? Willst Du es so weit treiben?“

„Diese Frage gebe ich Dir zurück. Was Du zu thun beabsichtigest, ist eines Ehrenmannes unwürdig.“

„Ich bitte Dich, Dich bei der Wahl Deiner Ausdrücke zu mäßigen.“

„Und ich bitte Dich, jetzt von dieser Dame abzulassen. Wir können ja zur beliebigen Stunde darüber verhandeln; jetzt aber gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß ich sie von Keinem, dem sie es nicht ausdrücklich erlaubt, anrühren lasse. Ich spreche sehr im Ernste!“

„Donnerwetter, das ist stark!“

„Nein, es ist nur Menschen- und Christenpflicht!“

„Du, der Beschützer einer — einer — — Metze! Pfui!“

Da trat Randau einen Schritt auf ihn zu, und zwar in so scharfer, drohender Weise, daß der Andere um ebenso viel zurückwich.

„Pfui? So rufst Du mir zu? Was ist gemeiner, einen Menschen gegen gewisse, armselige Angriffe zu schützen oder ein Mädchen, welches man eine Metze nennt, zu Liebkosungen, welche verweigert werden, zu zwingen? Der Kuß, den Du verlangst, würde Dich, wenn Du ihn bekämst, für die ganze Lebenszeit entehren!“

Der Andere wollte antworten. Er öffnete bereits den Mund, fühlte aber das Gewicht der gehörten Worte so, daß er keine passende Entgegnung fand, Randau aber fuhr in ruhigerem Tone fort:

„Ich habe mich geweigert, mit nach hier zu gehen; Ihr aber habt mich gezwungen, mit zu kommen. Mein gegebenes Wort gab mich in Eure Hand. Aber ich sage Euch: Man kann mich wohl zwingen, einen Ort zu besuchen, dessen Atmosphäre meinem ganzen Wesen und meiner moralischen Gesundheit giftig erscheint, aber man kann mich nimmermehr zwingen, mich da an einer Gemeinheit zu betheiligen, welche ich und jeder andere Ehrenmann nur verdammen muß!“

Da stand Hagenau schnell von seinem Sitze auf und sagte:

„Randau, übertreibe es nicht! Ich bin die Veranlassung unserer Anwesenheit hier; redest Du gegen dieselbe, so sprichst Du gegen mich, und das muß ich mir verbitten!“

„Pah! Zieht meinetwegen Alle gegen mich blank; ich bleibe doch bei Dem, was ich gesagt habe.“

„Du nanntest unser Verhalten eine Gemeinheit!“

„Von Euch sprach ich nicht direct.“

„Aber Du meintest uns? Gestehe es, wenn Du Ehrlichkeit und Muth besitzest.“

„Ich brauche es nicht zu gestehen, denn es ist nichts Unrechtes, sondern ich brauche es nur zu constatiren. Ja, ich meinte Euch und Euer Auftreten gegen diese Dame.“

„Nun, dann werden wir uns morgen des Weiteren über diesen Gegenstand unterhalten, mein Lieber. Jetzt aber muß ich sagen —“

„Bitte, sagen Sie weiter nichts!“ erklang es hinter ihm.

Er drehte sich um und erblickte den Hausdiener. Hinter diesem standen die Melitta und die Wirthschafterin.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

„Unsere Pflicht thun. Dieses Mädchen hat bereits einen Verweis erhalten. Der neue und wiederholte Ungehorsam zwingt uns zu neuer Schärfe. Bitte, setzen Sie sich, meine Herren!“

Die Offiziere folgten unwillkürlich diesem Gebote. Der Hausdiener aber wendete sich an Wally:

„Hier herüber an diesen Tisch!“

Sie rührte sich nicht.

„Hier herüber, sage ich! Augenblicklich!“

Sie machte auch jetzt noch keine Bewegung, seinem Befehle Gehorsam zu leisten.

„Nun, so werden wir uns Gehorsam zu verschaffen wissen! Auf mit Dir!“

Er war ein überaus robuster und kräftiger Mann. Er faßte sie beim Arme und riß sie auf, so daß sie bis in die Mitte des Salons geschleudert wurde. Ihr Gesicht war leichenblaß geworden. Es wurde jetzt von dem Lichte hell beleuchtet.

Draußen in dem Nebencabinette erscholl ein lauter Schrei, welcher aber bei der Aufregung, die jetzt im Salon herrschte, nicht gehört oder nicht beachtet wurde.

„So! Hier hast Du die Strafe für Deine Frechheit, verdammte Dirne!“

Bei diesen Worten holte der Diener aus und schlug sie so schnell mit beiden Händen auf beide Wangen, daß es von Niemand verhindert werden konnte. Im nächsten Augenblicke aber stand Randau vor ihm und brauste ihm entgegen:

„Mensch, was thun Sie hier?“

Aber noch eine andere Stimme rief dem braven Offiziere von der anderen Seite zu:

„Lassen Sie das! Hier bin jedenfalls ich der Mann, einzuschreiten! Wally, heißen Sie Petermann?“

„Ja,“ hauchte sie, ohne ihn anzusehen.

Sie hielt beide Hände vor das vor Schmerzen brennende Gesicht. Der Hausdiener wendete sich an den Eindringling. Petermann war es, welcher aus dem Cabinette getreten war.

„Was geht Sie das an? Sie haben hier kein Wort zu sagen! Und damit Sie das erkennen, werde ich das Mädchen vor ihren Augen züchtigen! Hier! Da!“

Er holte blitzesschnell aus und schlug Wally abermals in's Gesicht, sank aber im nächsten Augenblicke von einem schweren Gegenstande auf den Kopf getroffen, lautlos zu Boden. Petermann hatte eine Weinflasche vom Tische fortgerissen und sie ihm auf dem Kopfe zerschlagen.

Vor Schreck waren Alle stumm. Nur Petermanns Stimme erscholl jauchzend:

„Valesca!“

Da nahm sie die Hand von den Augen. Ihr Blick fiel auf den Vater, welchen sie sofort erkannte.

„Vater! Mein Vater!“ rief sie jubelnd aus.

Er öffnete die Arme und sie stürzte an seine Brust. Aller Augen ruhten auf der Gruppe. Sie streichelte ihm die Wangen und küßte ihn und rief dabei freudig:

„Frei! Du bist frei! Du kommst, mich zu retten!“

„Ja, ich habe Dich gesucht, mein theures Kind. Man hat Dich betrogen und verkauft, nicht wahr?“

„Ja, ja! Schaffe mich fort, nur fort von hier!“

„Sogleich, sogleich! Vorher aber noch eine Frage: Hat man Dich gezwungen, oder hat Gott Dir beigestanden bei Deinem Widerstande?“

Da blickte sie ihm voll und aufrichtig in die Augen, nnd antwortete:

„Vater, Du bist noch zur rechten Zeit gekommen.“

„Gott sei Dank! Wäre das nicht der Fall, ich würde diese ganze Kuppelgesellschaft hier erwürgen! Ich werde sie dennoch dem Strafrichter übergeben. Komm!“

Er nahm sie bei der Hand, um sie fortzuführen. Da erblickte er Randau. Er hatte, ohne seine Tochter vollständig sehen zu können, Alles beobachtet. Erst als sie nach der Mitte des Salons geschleudert worden war, hatte er sie erkannt. Er bot dem jungen Lieutenant die Hand.

„Herr,“ sagte er, „ich habe Sie Randau nennen hören, weiter weiß ich nichts von Ihnen; aber eins weiß ich, nämlich daß Sie ein Ehrenmann sind. Sie haben mein Kind in Ihren Schutz genommen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür!“

Nachdem er ihm die Hand gedrückt hatte, wendete er sich nach der Thür. Aber dort trat ihm die Melitta entgegen. Sie sagte:

„Was soll das heißen? Sie wollen gehen?“

„Ja, natürlich!“

„Doch nicht mit Wally?“

„Was sonst! Sie ist meine Tochter.“

Dieses Kleid ist nicht das ihrige!“

„Das wird sich finden?“

„Sie hat über achthundert Gulden Schulden bei mir!“

„Das mag vom Gerichte untersucht werden!“

„Ich lasse sie ohne Kündigung nicht fort!“

„Wer sie hier zurückhalten will, den schlage ich mit der Faust nieder! Verstanden?“

Er trat drohend auf sie zu. Sie wich zurück und ließ ihn gehen. Er führte seine wiedergefundene Tochter durch das Büffetzimmer hinaus in den Corridor, zur Treppe hinab, den Flur entlang und gelangte, da der Haus-

diener sich jetzt nicht als Wächter hier befand, unangefochten mit ihr auf die Straße. Dort blieb er stehen.

„Gott sei Lob und Dank," seufzte er tief auf. „Das war eine wahre Höhle des Teufels!"

„Fast noch schlimmer, lieber Vater. Ich kann mir selbst den Teufel nicht ohne Mitleid denken; diese Menschen aber hatten kein Erbarmen."

„Ich werde sie bestrafen lassen, mit aller, aller Strenge. Jetzt aber komm! Wir haben einander viel, außerordentlich viel zu erzählen."

„Wohin gehen wir?"

„In einen Gasthof ersten Ranges. Morgen früh suche ich die Polizei auf, um Anzeige zu machen, und dann wird es sich ja finden, wo wir unser Domizil aufschlagen."

Droben war Alles in größter Aufregung zurückgeblieben. Die Melitta und die Wirthschafterin knieten bei dem Hausdiener, welcher kein Lebenszeichen von sich gab, und die Herren Offiziere blickten einander sehr betroffen an, ohne zunächst ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

„Da habt Ihr nun die Folgen Eurer Unvorsichtigkeit!" sagte Randau.

„Verdammt! Außerordentlich fatal," schnarrte Hagenau.

„Du wolltest morgen über diese Angelegenheit weiter mit mir sprechen. Ich stehe Dir und Jedem zu Gebote. Gute Nacht, meine Herren!"

„Wohin?"

„Ich sehe, daß ich diesen armen Petermann noch finde."

„Suche ihn versöhnlich zu stimmen."

„Er wird nicht wie eine Guitarrensaite an sich herumdrehen lassen. Ich habe drei Flaschen Wein zu bezahlen. Hier ist das Geld."

Er warf drei Goldstücke auf den Tisch und ging.

„Auch das noch!" knurrte Hagenau. „Miserable Situation! Pyramidal unangenehmer Abend!"

„Wir haben ihn Dir zu danken!" erinnerte Einer.

„Hm! Armseliger Einfall, hierher zu gehen!"

„Dieser Einfall war von Dir — Deine eigene Erfindung. Dieses Mal kannst Du allerdings ein Patent darauf nehmen."

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Wirst es aber dennoch bekommen, nämlich vom Obersten."

„Donnerwetter! Der erfährt die Sache freilich!"

„Und dann diese Nasen!"

„Formidables Elend! Colossales Pech! Riesenschlangenähnliche Verlegenheit!"

„Wenn wenigstens dieser Petermann mit sich sprechen ließe, daß er von einer Anzeige absähe!"

„Randau wird ihn umstimmen!"

„Er wird als Camerad Alles thun, doch zweifle ich, daß es ihm gelingen wird."

„Uebrigens habt Ihr ihn schwer gereizt."

„Du wohl nicht?“

„Hm! Verdammter Wein! Verdammte Venushöhle! Hatten Alle den Kopf verloren! Wie kann ich dem Alten, dem Commandeur, vor die Augen treten! Werde vor ihm stehen wie ein Junge, der die Buttermilch und den Quark hat fallen lassen. Unbeschreibliche Blamage!“

„Deine eigene Erfindung!“

„Sollte sich nichts thun lassen? Fräulein Melitta!“

Diese hatte sich bis jetzt mit dem Hausdiener beschäftigt. Auf den Ruf des Officiers stand sie vom Boden auf, wo sie neben dem Ersteren gekniet hatte.

„Was befehlen Sie, Herr Oberlieutenant?“ fragte sie.

„Miserable Patsche, in die wir da gerathen sind. Nicht?“

„Allerdings.“

„Werden es aber tragen müssen!“

„Was wollen wir sonst machen! Ich komme am Schlechtesten weg. Sie werden nur als Zeugen gefordert werden.“

„Ist schlimm genug, sehr schlimm! Werden dennoch Alle in die Käse fliegen, Alle!“

„Ich noch mehr!“

„Lange Nasen, moralische Rüpel, höchst unangenehme dienstliche Rippenstöße, Stubenarrest, Versetzung und sonstige Bescheerungen. Hole es der Teufel!“

„Thut mir leid, aber kann ich es ändern? Ich habe nicht die Ehre gehabt, Sie einzuladen.“

„Nein; das ist wahr! Sind selbst gekommen! Aber, habe dennoch einen guten Gedanken! Famose Idee! Prächtiger Einfall! Kommt von mir! Meine eigene Erfindung! Wollen Sie hören?“

„Bitte, sprechen Sie!“

„Werden Ihnen dankbar sein, ganz ungeheuer, ganz unaussprechlich dankbar!“

„Was ich thun kann, ohne mir selbst Schaden zu bereiten, das soll geschehen!“

„Sie kennen mich natürlich?“

„Sehr wohl!“

„Bin reich, sehr reich. Verstanden?“

„Ja.“

„Werde Ihnen hübsche Gratification zahlen, wenn wir nicht in diese Geschichte verwickelt werden.“

„Wie sollte das möglich sein?“

„Ganz leicht! Ungeheuer leicht! Wir sind ja fremd!“

„Ah, so!“

„Wir sind nicht von hier. Sie kennen uns nicht!“

„Wird das möglich sein?“

„Na, sehr gut! Wer will denn Ihnen beweisen, daß Sie uns gekannt haben?“

„Ja, das ist wohl wahr, aber —“

„Was aber! Kein Aber!“

„Ich begebe mich damit in noch größere Gefahr!“

„Wieso?“

„Ich habe keinen Zeugen gegen diesen Petermann, wenn ich Sie nicht nennen darf.“

„Unsinn! Riesenhafter Unsinn! Colossale Gedankenlosigkeit, meine beste Melitta!“

„Wieso?“

„Nicht Ihnen gegen ihn werden die Zeugen fehlen, sondern nur ihm gegen Sie!“

„Das will mir nicht einleuchten.“

„Wer will ihm bezeugen, wenn wir nicht da sind, daß seine Tochter geschlagen worden ist?“

„Ach so! Ja, das ist wahr!“

„Also! Famoser Gedanke! Gigantischer Scharfsinn! Pythagorischer Einfall! Nun, was sagen Sie?“

„Ich will es mir überlegen!“

„Aber bald!“

„Bis morgen früh.“

„Und dabei nicht vergessen, daß wir dankbar sein werden, ja nicht vergessen.“

Sie machte ein pfiffiges Gesicht und fragte:

„Wäre es Ihnen nicht möglich, gleich etwas Bestimmtes über Ihre Dankbarkeit zu sagen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Könnten Sie nicht die Art und Weise und die Höhe Ihres Dankes genau formuliren?“

„Nein, beste Melitta, das geht nicht, das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Meine Dankbarkeit muß sich ja nach Dem richten, was Sie für uns thun oder für uns unterlassen! Aber das kann ich doch jetzt noch gar nicht wissen.“

„Das sehe ich freilich ein.“

„Uebrigens muß Ihnen mein Wort so viel gelten als baares Geld.“

„Gut. Ich werde Sie beim Worte halten!“

„Also abgemacht?“

„Abgemacht! Hier meine Hand!“

Sie reichten sich die Hände. Einer der Officiere aber brachte noch ein Bedenken vor. Er sagte:

„Das bietet uns noch keine Sicherheit, lieber Hagenau.“

„Wieso?“

„Wir wissen ja gar nicht, was Randau thun wird."

„Der? Was kann er Besseres thun als schweigen!"

„Hm! Ich halte ihn in dieser Angelegenheit für unberechenbar. Er wird glauben, seine Ehre erfordere es, sich als Zeuge zu melden."

„Das wäre eine wahrhaft cyklopenhafte Verwegenheit!"

„Sie ist ihm zuzutrauen."

„Denkt Ihr? Wirklich? Werde ihn aufsuchen! Werde ihn umstimmen!

„Du scheinst heute auf das Umstimmen ganz und gar versessen zu sein!"

„Ist auch nothwendig. Bin sonst kein Freund vom Stimmen; bin höchst unmusikalisch. Umstimmen aber ist viel leichter als Clavierstimmen. Will es wenigstens versuchen."

„Ich wünsche sehr, daß es Ihnen gelingt, Herr Oberlieutenant," sagte die Melitta. „Jetzt aber haben Sie wohl einmal die Güte, mir hier beizustehen?"

„Wo?"

„Bei dem Diener. Er ist ganz starr und steif.

„Wird ohnmächtig sein."

„Denken Sie?"

„Natürlich. Hat zwar eine Elephantennatur, der Kerl, war aber ein fürchterlicher Hieb! Flasche zerbrochen!"

„Mein Gott! Es scheint, er hat keinen Athem mehr."

„Blasen Sie ihm in den Mund. Verstehe mich auf die Rettung Verunglückter. Hängen, Ersäufen, Vergiften, Kohlengase — nichts als nur an den Armen und Beinen ziehen und dabei in den Mund blasen!"

„Aber ich fühle auch keinen Puls!"

„Ist auch nicht nöthig!"

„Nicht?" fragte sie ihn erstaunt.

„Nein. Brauchen ihn doch gar nicht zu fühlen, wenn er ihn nur hat. Verstanden?"

„Aber wenn er ihn nun nicht mehr hat!"

„Das ist ganz unmöglich!"

„Meinen Sie? Wirklich?"

„Ja. Der Kerl wird doch nicht den Puls haben fahren lassen, Ihnen und uns zum Schaden!"

„Ach bitte, fühlen Sie doch einmal!"

Hagenau kniete nieder und legte seine Finger um das Handgelenk des Hausdieners und sagte dann beruhigend:

„Fühle zwar keinen, aber der Arzt wird ihn schon finden. Bei Ohnmachten zieht sich der Puls bis in das Herz zurück."

„Also Sie meinen, daß ich nach einem Arzte senden soll?"

„Natürlich! Doch nicht etwa zu einem Sattler- oder Seilermeister! Noch neun Flaschen zu bezahlen! Hier ist Casse nebst Trinkgeld."

Er warf die wohlgefüllte Börse auf den Tisch und verabschiedete sich. Seine Cameraden folgten ihm natürlich und ließen die Melitta mit den Ihrigen

in ihrer Noth zurück. Es war wirklich das Beste, einen Arzt zu holen. Die Wirthschafterin machte sich auf den Weg. Sie hatte es sehr eilig.

Wenn Jemand auf der Straße, zumal ein weibliches Wesen, so schnell läuft, so läßt sich sehr leicht errathen, daß der Arzt oder der Apotheker gesucht wird. Denselben Gedanken schien ein Herr zu haben, den sie beinahe umgerannt hätte. Er faßte sie am Arme, hielt sie fest und fragte:

„Halt, Frau! Wohin so eilig?"

„Zu einem Doctor!"

„Dachte es mir. Ist es eilig?"

„Ja."

„Nun, ich bin Arzt."

„Gott sei Dank! So brauche ich nicht weiter zu gehen. Kommen Sie, Herr Doctor!"

Sie kehrte schleunigst um. Unterwegs fragte er:

„Um was handelt es sich denn?"

„Um eine Ohnmacht."

„Ah, das ist nicht gefährlich."

„Vielleicht doch! Es ist ihm eine Weinflasche auf den Kopf geschlagen worden."

O weh! Ihm, sagen Sie. Der Betreffende ist also eine männliche Person?"

„Ja. Unser Hausdiener. Wir fühlen keinen Puls und auch keinen Athem."

„Dann ist allerdings Eile nöthig. Laufen Sie!"

Sie folgte ihm, so schnell sie konnte. Als sie in das Haus trat, blieb er überrascht stehen.

„Hier ist's?" fragte er.

„Ja. Bitte, schnell!"

Er hatte sofort erkannt, welch ein Haus es war. Auf der Treppe begegnete er einigen Mädchen, an deren Kleidung er sah, daß er sich nicht geirrt habe. Die Wirthschafterin führte ihn in den Salon. Die Mädchen hatten denselben verlassen. Der Diener lag auf einem Divan, und die Melitta saß bei ihm.

„Ich fand diesen Herrn auf der Straße," meldete die Wirthschafterin. „Er sagte, daß er ein Arzt sei, und so bat ich ihn, mitzukommen."

„Sehr gut, sehr gut! Ich befinde mich in großer Sorge," sagte die Melitta, sich von ihrem Sitze erhebend.

„Doctor Zander, Assistent bei Herrn Director Doctor Mars," stellte sich der junge Mann vor.

„Bitte, da liegt der Mann!"

Zander warf einen Blick über die Diele. Er sah die Glasscherben und machte ein besorgtes Gesicht.

„Die Flasche ist zerbrochen," sagte er. „Der Hieb muß also ein ungewöhnlich kräftiger gewesen sein."

V. S.

„Gott! Er wird doch nicht todt sein!“

„Hoffen wir das Gegentheil!“

„Er trat zu dem Hausdiener heran und nahm dessen Hände. Sein Gesicht wurde ernster. Er öffnete Rock, Weste und Hemd und legte die Hand auf die Gegend des Herzens.

„Bitte, einen kleinen Spiegel!“ sagte er dann.

Der Spiegel wurde gebracht. Er hielt ihn vor den Mund und die Nase des Dieners und betrachtete ihn dann scharf.

Draußen vor der offenen Thür versammelten sich die Mädchen, welche vorher noch so lustig gewesen waren. Im Halbdunkel sahen ihre vor Erwartung starren, geschminkten Gesichter wie Masken aus.

Der Arzt legte den Spiegel weg und untersuchte dann die Hirnschale des Dieners. Nach einer kurzen Weile nickte er sehr ernst mit dem Kopfe. Er war zu einem unglücklichen Ergebnisse gelangt, das sah man ihm an.

„Was werden wir hören müssen!“ jammerte die Melitta.

„Fassen Sie sich!“ sagte er. „Das Ergebniß meiner Untersuchung ist allerdings kein erfreuliches.“

„Ist er todt?“

„Ja.“

„Herrgott! Welch ein Unglück!“

„Wer hat ihn mit der Flasche geschlagen?“

„Ein Gast.“

„Mit Absicht?“

„Ja.“

„Also ein Todtschlag oder gar ein Mord. Sie müssen sofort Anzeige machen.“

Die Frauenzimmer schlugen vor Schreck die Hände zusammen und stießen laute Jammerrufe aus.

„Irren Sie sich nicht?“ fragte die Melitta. „Ach, wenn sie sich doch täuschten!“

„Es ist kein Irrthum möglich. Der Mann ist auf der Stelle todt gewesen. Die Hirnschale ist ihm total zerschmettert. Sie wird nur noch durch die Kopfhaut zusammengehalten. Kennen Sie den Thäter?“

„Persönlich, ja, sonst aber nicht weiter.“

„Wo wohnt er?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber er ist doch aus Rollenburg?“

„Höchst wahrscheinlich nicht.“

„Desto schneller müssen Sie Anzeige machen, damit der Mann womöglich noch ergriffen werden kann. Hat er sein Opfer noch untersucht, ehe er entkam?“

„Nein. Er ist ganz ruhig fortgegangen. Er glaubt nicht, diesen armen Menschen erschlagen zu haben.“



D.v.S. 47.

„Er wird doch nicht todt sein!"

„So befindet er sich wohl noch in der Stadt. Also eilen Sie nach der Polizei. Ich will bei der Leiche bleiben, bis die Beamten kommen."

Die Wirthschafterin trat nun diesen zweiten, schweren Gang an. Die Melitta schritt erregt in dem Salon auf und ab. Sie vermochte vor Angst nicht, einen festen Gedanken zu fassen.

„Die Beiden stritten sich wohl miteinander?" fragte Doctor Zander.

„Ja."

„Auf welche Veranlassung?"

„Ich war nicht dabei," log sie. „Ich kam erst zu spät dazu. Es war mir nicht möglich, den Streit zu schlichten. Was soll daraus werden!"

„Sind Zeugen vorhanden?"

„Sie zögerte, zu antworten. Erst nach einer Weile sagte sie:

„Ich weiß das nicht. Ich bin überhaupt jetzt zum Denken unfähig; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

In seinem Gesicht sah man das Mitleid mit der Verachtung kämpfen. Um nur Etwas zu sagen, erkundigte er sich:

„Darf ich vielleicht Ihren Namen wissen?"

„Wie, den wissen Sie noch nicht?"

„Nein. Ich befinde mich erst seit Stunden, nicht seit Tagen hier in Rollenburg."

„Mein Name ist Melitta."

„Melitta?" fragte er erstaunt, fast erschrocken.

Das war ja der Name, den er vergessen hatte!

„Ja, so heiße ich," sagte sie.

Er strich sich schnell mit der Hand über die Stirn und fragte sichtlich erregt:

„Giebt es mehrere Damen dieses Namens hier?"

„Nein. Der Name Melitta ist überhaupt sehr selten."

„Sie treiben — — was ist Ihr Geschäft?"

Sie erröthete doch einigermaßen, als sie antwortete:

„Das werden Sie bereits gemerkt haben. Sie sind ja Arzt, Herr Doctor."

„Ah! Sind Sie vielleicht nebenbei Malerin?"

Jetzt wurde sie aufmerksam. Sie wußte, daß sie von ihrem Agenten Uhland zuweilen für eine Malerin ausgegeben wurde. Das konnte sie nicht gestehen.

„Ich habe nie gemalt," antwortete sie.

„Wirklich?"

„Nie. Ich habe keinen Begriff vom Zeichnen oder gar vom Malen."

„Haben Sie auch nicht Malerinnen in Pension?"

„Niemals gehabt."

„Und Sie wissen ganz genau, daß Sie die einzige Melitta in Rollenburg sind?"

„Ganz genau."

„Unbegreiflich! Sagen Sie einmal, ob Sie ein Dienstmädchen Namens Magda Weber engagirt haben.“

Jetzt begriff sie ihn. Sie mußte sich zusammennehmen, um ihre Unruhe zu verbergen.

„Nein,“ antwortete sie.

„Ich traf auf der Bahn diese Magda Weber. Ich kannte ihre Eltern. Sie sagte mir, daß sie nach Rollenburg zur Malerin Fräulein Melitta wolle, welche Malerinnen in Pension habe. Ein Herr von ehrwürdigem Aussehen reiste mit ihr.“

„Das ist mir unbegreiflich!“

„Mir auch.“

„Vielleicht ist sie gar nicht in Rollenburg. Wo haben Sie sie getroffen?“

„In der Residenz.“

„O, dann ist es zu erklären. Sie haben sie falsch verstanden. Sie hat einen anderen Namen genannt.“

„O nein! Ich habe sie hier in Rollenburg aussteigen sehen.“

„Dann muß sie auch zu finden sein. Aber — was ist das? Schon wieder Krawall! Was, um Gotteswillen ist denn da geschehen!“

Draußen vom Corridore nämlich ertönten laute Rufe. Dann hörte man ein heftiges Gepolter, als wenn Jemand zur Treppe hinabstürze.

„Vielleicht gar noch ein Unglück,“ sagte Zander. „Gehen wir hinaus, um nachzusehen.“ —

Er ahnte nicht, was und wen er zu sehen bekommen werde.

Robert Bertram nämlich und Wilhelm Fels waren zwar mit demselben Zuge wie Petermann in Rollenburg angekommen, hatten aber den Bahnhof nicht so schnell wie er erreicht. Von innerem Grimme und peinlicher Unruhe verzehrt, hatten sie während der ganzen Fahrt kaum ein Wort mit einander gesprochen. Als sie nun das Ziel erreichten, fanden sie, daß sie sich noch gar nicht über Das, was zu thun sei, verständigt hatten. Sie standen auf dem Perron und blickten einander fragend an.

„Was nun zunächst?“ meinte Fels.

„Die Adresse ausfindig machen.“

„Aber wie? Fragen wir Jemand?“

„Nein. Ich schäme mich!“

„So müssen wir irgendwo einkehren, wo es ein Adreßbuch giebt.“

„Also am Besten hier auf dem Bahnhofe. Nicht?“

„Ja; gehen wir herein!“

Sie gingen in das Wartezimmer, ließen sich zwei Glas Grog geben und verlangten das Buch. Da es in Rollenburg nur eine Melitta gab, wie sie ersahen, so war nun kein Irrthum mehr möglich.

„Gehen wir nun gleich?“ fragte Fels.

„Warten wir noch einige Minuten. Wir wollen uns vorher besprechen. Warst Du bereits einmal in einem solchen Hause?“

„Niemals! Du?“

„Auch nicht. Ich weiß ganz und gar nichts von der Einrichtung solcher Orte und wie man sich da zu benehmen hat.“

„Ich ebenso wenig. Aber ich denke mir, daß es ganz so sein wird wie in jeder anderen Restauration. Man geht hinein und trinkt Etwas.“

„Möglich! Aber dann?“

„Dann? Nun, es wird da Mädchens geben, welche mit den Gästen freundlich und ihnen gefällig sind; aber man braucht sich diese Gefälligkeiten ja nicht aufzwingen zu lassen.“

„Dann muß man jedenfalls wieder hinaus.“

„Wir müssen es eben versuchen.“

„Wenn man uns nach dem Namen fragt?“

„Ich sage natürlich einen falschen.“

„Ich ebenso. Und fragt man, woher wir kommen, so verschweigen wir es natürlich auch. Wie sagen wir, was wir sind?“

„Hm! Wollen wir Schriftsetzer sein?“

„Du, das paßt! Das ist ein guter Gedanke! Giebt es noch Etwas zu besprechen?“

„Ja, natürlich!“

„Was denn?“

„Wie wir dort auftreten. Brauchen wir Gewalt oder List?“

„Ganz wie es nothwendig ist. Darüber können wir jetzt nicht entscheiden. Jedenfalls ist List besser als Gewalt. Auf alle Fälle aber können wir auf die Hilfe der Polizei rechnen.“

„Wäre es nicht besser, uns gleich jetzt an sie zu wenden?“

„Nein. Wir müssen erst erfahren, ob Marie wirklich sich dort befindet.“

„Du hast Recht. Wollen wir nun gehen?“

„Ja. Komm!“

Sie brachen auf. Sie fragten nach der betreffenden Straße und wurden zurechtgewiesen. Bei dem angegebenen Hause angekommen, stellten sie sich auf die andere Seite des Trottoirs, um es sich genau zu betrachten.

„Alle Fenster verhüllt!“ meinte Fels.

„Aber trotzdem Alles erleuchtet. Sieh, diesen prächtigen Eingang. Es gehört wirklich Muth dazu, dort einzudringen!“

„Aber dieser Muth ist da. Ehe ich Marie an einem solchen Orte lasse, wage ich mein Leben. Also, komm!“

„Schön! Aber doch vorsichtig!“

Es fehlte Beiden nicht an Muth, nämlich an dem wahren Muthe, aber den anderen Muth, ein solches anrüchiges Haus zu betreten, besaßen sie doch nicht. Daher sahen sie wohl etwas verlegen aus, als sie drüben eintraten.

Der Hausdiener befand sich noch im Flure. Er musterte die Angekommenen, ließ ein leises Lächeln sehen und fragte:

„Was wünschen Sie, meine Herren?“

„Hier ist doch Restauration?“ fragte Robert.

„Ei, jawohl.“

„Nun, da können Sie sich denken, was wir wünschen."

„Bier und Kaffee und dergleichen giebt es aber hier nicht!"

„Was denn sonst?"

„Nur Wein."

„So trinken wir eben Wein."

„Schön! Kommen Sie!"

Er führte sie weder in den unteren noch nach dem oberen Salon. Er öffnete Ihnen ein kleines Zimmerchen und bat sie, da zu warten. Dann meldete er ihre Anwesenheit der Melitta.

„Warum denn nicht in den unteren Salon?" fragte diese.

„Sie sind zu jung."

„Ach so, hm!"

„Ich wette, daß es das erste Mal ist, daß sie ein solches Haus besuchen."

„Sehen Sie denn so aus, als ob sie Geld besitzen?"

„Wenigstens der Eine."

„Sind sie hübsch?"

„Ganz passabel."

„Also Du hälst sie für unerfahren?"

„Ja."

„Nun, dann könnten wir ja einmal den Versuch machen, die beiden neuen, dummen Schafe an die Angel gehen zu lassen. Denkst Du nicht?"

„Vielleicht gelingt es."

„Ich will sehen."

Sie stieg selbst in das kleine Parterrezimmer herab, in welchem die Zwei warteten. Sie gefielen ihr sofort, darum grüßte sie freundlich und fragte:

„Sind Sie von hier?"

„Nein," antwortete Bertram.

„Woher?"

„Aus Melnhausen."

Das war eine kleine Stadt an der Grenze des Landes Diese beiden jungen Leute waren also gar nicht zu fürchten. Die Melitta fragte weiter:

„Dieses Haus ist nicht eine gewöhnliche Restauration, meine Herren. Man muß wissen, wen man bei sich hat. Darf ich erfahren, was Sie sind?"

„Schriftsetzer."

„O, daß sind sehr gebildete Leute. Also sind Sie mir willkommen. Aber, sagen Sie mir, warum Sie gerade bei mir einkehren und nicht in einer anderen Restauration."

Robert erröthete, gab aber doch die Antwort:

„Weil wir eine Restauration dieser Gattung kennen lernen wollten."

„So wollen Sie nicht nur trinken?"

„Nein. Wir möchten auch einige Ihrer Damen kennen lernen, Fräulein Melitta.

„Das kostet aber Geld, meine Herren. Sind Sie damit genugsam versehen?"

Sie hatte einen mütterlichen Ton angenommen. Robert ging auf denselben ein, indem er sagte:

„Hoffentlich werden wir ausreichen, wenn Sie uns nicht exorbitante Preise berechnen.“

„Na, Sie gefallen mir. Ich will es also sehr gut mit Ihnen machen. Ich werde Sie zu einer jungen, sehr hübschen Dame bringen, mit der Sie machen können, was Sie wollen. Aber ich habe einen Wunsch dabei.“

„Wir hoffen, ihn erfüllen zu können?“

„Das Mädchen weiß noch nicht, in was für einem Hause sie sich befindet. Sie denkt, meine Dienerin zu sein. Sie müssen ihr also die Wahrheit verschweigen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben.“

„Ich werde ihr sagen, daß Sie Verwandte von mir sind, Cousins, welche mich besuchen, und sie Ihnen dann zuschicken. Das Andere ist Ihre Sache.“

„Dürfen wir wissen, wie sie heißt?“

„Sie heißt Magda.“

Bertram fühlte sich enttäuscht. Die Bemerkungen der Melitta hatten auf seine Schwester gepaßt. Er hatte schon geglaubt, mit ihr zusammen zu kommen. Jetzt sah er, daß er sich geirrt habe. Darum sagte er:

„Aber wir sind doch Zwei!“

„Sie möchten zwei Damen?“

„Freilich!“

„Nun, warten wir erst ab, wie Sie der Ersten gefallen. Gewinnt Einer von Ihnen ihre Zuneigung, so sende ich dem Anderen eine Zweite, welche auch noch nicht weiß, wo sie sich befindet.“

„Wie heißt diese?“

„Nennen Sie das Mädchen, wie Sie wollen. Ich habe ihr noch keinen Namen gegeben. Sie müssen nämlich wissen, daß wir selten Eine bei ihrem eigentlichen Namen rufen. Also, Sie sind meine Cousins!“

„Ja. Wie lange bleibt man bei Ihnen?“

„Ganz nach Belieben. Meinetwegen bis morgen früh. Jetzt bitte, mir zu folgen!“

Sie stieg mit ihnen zwei Treppen empor und öffnete da ein hübsches, trauliches und wohldurchheiztes Zimmer, in welchem zwei Betten standen.

„Hier ist es,“ sagte sie. „Warten Sie nur einige Augenblicke.“

Sie entfernte sich. Die beiden Jünglinge blickten sich erregt an. Sie wagten noch gar nicht, sich hier nieder zu setzen. Dieser Tempel der Schande machte einen sehr negativen Eindruck auf sie.

„Ich dachte bereits, sie wollte uns Marie schicken,“ sagte Jels.

„Ich auch. Vielleicht ist es die Zweite.“

„Möglich. Welch' ein Haus! Mir ist es, als ob ich bis an den Hals im Schlamme stecke, der über mich zusammenschlagen will.“

„Und mir klopft das Herz, als ob ich ein fürchterliches Verbrechen beabsichtigte. Hätten wir diesen Ort doch nur bald hinter uns!“

„Still, man kommt!“

Die Melitta kehrte zurück.

„Sie wird sogleich kommen,“ sagte sie. „Sie wird zwei Flaschen Wein mitbringen, welche Sie mir natürlich zu bezahlen haben, obgleich Sie sich den Anschein geben müssen, als ob Sie den Wein von mir, Ihrer Verwandten, gratis erhielten. Hier ist die Klingel, wenn Sie etwas brauchen. Sobald Sie daran drücken, wird ein Dienstmädchen kommen. Jetzt will ich gehen. Machen Sie Ihre Sache gut.“

Sie entfernte sich.

„Ich bin außerordentlich neugierig, was für Eine kommen wird!“ meinte Bertram.

„Eine Unschuldige, die wir verführen sollen!“

„Welch' eine Schlechtigkeit! So also geht es in diesen Häusern zu!“

„Und so wird man es mit Marie auch gemacht haben.“

„Dann wehe Ihnen!“

„Wie wollen wir uns denn zu dem braven Mädchen verhalten?“

„Jedenfalls nicht wie Schufte!“

„Du meinst, daß wir aufrichtig sein sollen?“

„Ja.“

„Werden wir uns da nicht das Spiel verderben?“

„Nein. Der liebe Gott steht nur den Guten bei.“

„Aber wie nun, wenn mit der Zweiten wirklich Marie gemeint ist. Sie soll doch nur dann zu uns gelassen werden, wenn es uns gelingt, die Erste zu verführen.“

„So thun wir so, als ob wir sie verführt hätten.“

„Wird sie sich das gefallen lassen?“

„Wir werden es abwarten müssen.“

Wilhelm Fels besaß mehr Erfahrung in Beziehung auf das gewöhnliche Leben, während Robert Bertram bedeutend mehr Intelligenz, also Scharfsinn und angeborene Klugheit hatte. Sie kamen Beide, ohne es einander auszusprechen, darin überein, daß mit Gewalt nichts zu erreichen sei.

Es klopfte an, und Bertram ging, um die Thür zu öffnen. Magda Weber trat ein. Sie trug in den Händen einen Servirteller, auf welchem zwei Flaschen und drei leere Gläser standen. Sie verbeugte sich höflich und sagte:

„Ich soll zu den beiden Cousins gehen. Sind Sie das, meine Herren?“

Als Robert die Thür öffnete, hatte er draußen im Hintergrunde eine weibliche Gestalt stehen sehen. Er schloß daraus, daß man lauschen werde. Darum antwortete er mit lauter Stimme, so daß es draußen vor der Thür gehört werden konnte:

„Ja, mein schönes Kind, wir sind es.“

Sie erröthete bei dieser ungewöhnlichen Anrede. Doch ließ sie sich keine Verlegenheit merken und erklärte:

„Meine Herrin sendet Ihnen hier eine Erquickung. Sie sagte, Sie wären weit gereist und würden vielleicht Durst haben."

„Da hat sie Recht. Bitte, schänken Sie ein!"

Während sie dieser Aufforderung Folge leistete, ruhten die Augen der beiden Jünglinge mit Wohlgefallen auf ihr. Sie bemerkte das und erröthete. Also ein so gutes und schönes Mädchen sollte hier in das Verderben gestürzt werden! Bertram ergrimmte bei diesem Gedanken. Doch blieb er jetzt noch der ihm auferlegten Rolle treu, indem er fragte:

„Hat Ihnen Fräulein Melitta außerdem noch einen Auftrag gegeben, Fräulein Magda?"

„Wie, Sie kennen meinen Namen?"

„Unsere Cousine hat ihn uns gesagt. Kennen Sie auch den unserigen?"

„Nein."

„Nun, wir führen denselben italienischen Namen, den meine Verwandte trägt. Wir gehören alle in die alte Familie der Melitta. Aber auf meine Frage zurückzukommen, hat Ihnen die Cousine noch einen Auftrag in Beziehung auf uns ertheilt?"

„Ja," antwortete sie befangen.

„Welchen?"

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen lieb sein wird, wenn ich ihr Gehorsam leiste. Ich soll Sie nämlich bedienen."

„Wie lange?"

„So lange Sie es wünschen."

„Haben wir Ihnen vielleicht zu klingeln, wenn wir Sie brauchen, Fräulein Magda?"

„Nein. Ich soll hier bleiben. Ich denke aber, daß Sie mich entlassen werden. Dort ist ja die Glocke. Ich werde kommen, sobald sie das Zeichen geben."

„Ist es Ihr Wunsch, daß wir Sie entlassen?"

„Ja," antwortete Sie aufrichtig.

„Warum?"

Sie senkte den Blick und antwortete verlegen:

„Muß ich Ihnen das wirklich sagen?"

„Nein. Ich verstehe Sie auch ohne Worte. Sie haben da drei Gläser mitgebracht. Damit hat die Cousine doch wohl sagen wollen, daß Sie wenigstens mit uns anstoßen sollen."

„Wenn Sie befehlen, muß ich es thun."

„So kommen Sie! Ihr Wohl, Fräulein Magda!"

Die Gläser klangen. Magda nippte nur ein Wenig.

An der einen Wand stand ein bequemes, langes Sopha; es war so lang, daß vier Personen darauf Platz finden konnten. Robert saß in der einen und Fels in der anderen Ecke. Der Erstere sagte zu dem Mädchen!

„Bitte, setzen Sie sich zu uns her!"

„Lassen Sie mich lieber hier auf diesem Stuhle Platz nehmen, meine Herren!"

„Fürchten Sie sich vor uns?"

Sie blickte erst den Einen und sodann den Andern forschend an und antwortete lächend:

„Nein. Ich halte Sie für gute Menschen."

„Sie haben Recht. Darum dürfen Sie auch meine Bitte ohne Bedenken erfüllen. Ich meine es gut mit Ihnen."

Und leiser fügte er hinzu:

„Setzen Sie sich ja her zu mir! Ich habe meine Gründe. Sie befinden sich in einer großen Gefahr, aus welcher wir Sie befreien werden."

Sie erbleichte.

„Herrgott! Was wollen Sie sagen, Herr Melitta?" fragte sie in ängstlichem Tone.

„Leise, leise! Setzen Sie sich nur erst her; dann sprechen wir weiter."

Jetzt folgte sie seinem Wunsche, aber so, daß sie in Abstand zwischen Beiden saß.

„Bitte, vertrauen Sie mir!" sagte er. „Ich meine es sehr gut mit Ihnen. Rücken Sie näher zu mir heran. Es muß so sein. Ich werde Sie nicht berühren; aber wenn ich merke, daß Jemand eintreten will, dann werde ich Ihre Hand ergreifen, die sie mir lassen müssen."

„Warum das? Sie machen mich so bange."

„Erschrecken Sie nicht! Sie befinden sich in einem sehr schlechten und verrufenen Hause."

„Wie meinen Sie das? Die Besitzerin ist ja Ihre Cousine!"

„Nein, das ist sie nicht. Wir sind ganz und gar nicht verwandt mit einander."

„Welch' ein Haus meinen Sie denn?"

„Es wohnen schlechte, gesunkene Mädchen hier."

„O nein, es sind lauter Künstlerinnen."

„Ah! Sie sollen diese Damen wohl bedienen?"

„Ja."

„Haben Sie das bereits gethan?"

„Ich war erst bei Zweien im Zimmer."

„Wie waren sie gekleidet?"

Sie erröthete tief.

Sehr — sehr — — sehr — — —."

Weiter sprach sie nicht.

„Ich verstehe!" meinte Bertram. „Man täuscht Sie. Haben Sie eine Staffelei, Zeichnungen oder Gemälde gesehen? Farbenkästen oder Pinsel und Palette?"

„Nein."

„Sehen Sie, man täuscht sie!"

„Sie machen mir Angst!"

„Das thut mir leid; aber ich muß Ihnen doch die Wahrheit sagen. Dürfen wir wissen, woher Sie sind und ob Sie noch Ihre Eltern haben?"

Sie erzählte ihnen, was sie bereits Uhland berichtet hatte, und dann sagte sie auch, wie sie aus der Residenz nach Rollenburg gekommen sei. Dabei erwähnte sie, daß man sie mit einer Andern hierher gebracht habe.

„Ist sie noch da?" fragte Robert.

„Ja. Wir bewohnen ein Stübchen mit einander."

„Kennen Sie ihren Namen?"

„Sie heißt Marie Bertram."

Fels stieß einen Ruf der Freude aus.

„Pst!" warnte Bertram, welcher trotz seiner Freude, die auch er empfand, nicht aus der Fassung gekommen war. „Vorsichtig! Man darf hier nicht ahnen, daß wir sie kennen! Sprich wenigstens leiser."

„Wie? Sie kennen sie?" fragte Magda.

„Ja; ich bin ihr Bruder, und hier mein Freund ist ihr Geliebter."

„Aber — ich erschrecke! Warum soll das Niemand wissen?"

„Weil sie sonst verloren ist. Man hat Schlimmes mit ihr vor und mit Ihnen auch."

„Wirklich? Ich zittere! Es ist ihr bereits in der Residenz so schlecht ergangen."

„Hat sie es Ihnen erzählt?"

„Ja. Sie war geistig gestört, hat aber bald Vertrauen zu mir gewonnen."

„Was hat sie erzählt?"

„Wie es ihr bei einer Madame Groh ergangen ist. Man hat sie dort mit Gewalt zu einem schlechten Mädchen machen wollen."

„Ist das gelungen?" fragte er mit großer Spannung.

„Nein."

„Gott sei Dank! Nun hole ich wieder Athem! Aber wissen Sie, daß sie hier aus dem Regen in die Traufe gekommen ist! Was man dort nicht erreicht hat, daß soll hier durch List gelingen."

„Unmöglich!"

„Pst! Leise! Man könnte draußen horchen."

„Reden Sie wirklich die Wahrheit?"

„Ja. Ich schwöre es Ihnen zu, daß dieses Haus ein noch viel schlimmeres ist, als dasjenige, welchem Marie entgangen zu sein vermeint."

„O Gott! Was soll ich thun? Dieser Mann sah so sehr ehrwürdig aus!"

„Er war ein Schurke, ein Mädchenhändler. Hat denn das hohe Lohn, welches er Ihnen bot, nicht Ihren Verdacht erregt?"

„Nein. Er wußte es so glaubhaft zu machen. Jetzt aber fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Ich habe, trotzdem ich erst so kurze Zeit hier bin, doch Einiges bemerkt, was ich mir nicht erklären konnte."

„Was war das?"

„Die Toilette der zwei Damen, welche ich sah; der Wein, welcher hin und her getragen wurde, und die Männerstimmen, welche ich unten hörte. Es müssen heute viele Herren gekommen und gegangen sein."

„Da haben Sie das Richtige errathen. Wir haben erfahren, daß meine Schwester sich hier befindet, und so sind wir gekommen, sie zu retten, sie zu entführen.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, nehmen Sie mich mit!“

„Würden Sie sich uns anvertrauen?“

„Ja. Ich kann nicht glauben, daß Sie mich täuschen werden. Sie Beide haben so gute Augen.“

„Ich danke Ihnen! Sie haben sich nicht geirrt. Die Melitta gab uns den Auftrag, Sie hier zu verführen.“

Sie erröthete bis zum Nacken herunter. Darum fuhr Bertram fort:

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen dies so gerade und offen sage. Ich muß Ihnen ja die Augen öffnen. Man hat uns versprochen, noch eine Zweite zu uns zu lassen, wenn Einer von uns mit Ihnen glücklich ist.“

„Da ist jedenfalls Ihre Schwester gemeint.“

„Das vermuthe ich auch. Wir müssen sehen, ob wir sie in dieses Zimmer bringen können. Da müssen Sie mit helfen, so schwer es Ihnen auch fallen mag.“

„Gern! Was soll ich thun?“

„Es muß scheinen, als ob Sie sich mir — angeschlossen hätten. Darum werde ich Sie, wenn Jemand kommt, für einige Augenblicke so an mich nehmen, als ob sie meine Geliebte seien. Darf ich das?“

Sie rang mit ihrer Verlegenheit und fragte:

„Muß es denn sein?“

„Unbedingt. Erlauben Sie es mir?“

„Ja,“ flüsterte sie.

„Ich danke! Nun aber zu einer Hauptsache. Wo liegt das Zimmer, welches Sie mit meiner Schwester bewohnen?“

„Am Ende dieses Corridors.“

„Können Sie unbemerkt oder doch wenigstens unbeanstandet hin?“

„Ich denke, man belauscht uns!“

„Nun, treffen Sie wirklich Jemand, so können Sie ja Etwas vergessen, Etwas zu holen haben.“

„Gut! Mein Taschenbuch.“

„Ist meine Schwester geistig so weit angeregt, daß mit ihr zu sprechen ist?“

„Das ist sehr schwer zu sagen.“

„Aber dennoch muß es gewagt werden. Gehen Sie also jetzt einmal zu ihr, und sagen Sie ihr, daß ihr Bruder Robert und ihr Bräutigam Wilhelm Fels hier sind. Sagen Sie ihr, daß wir sie zu uns kommen lassen werden, daß sie aber nicht verrathen darf, daß sie uns kennt.“

„Wird sie das ruhig aufnehmen?“

„Gott gebe es! Bitte, fangen Sie es klug an!“

„Dann komme ich allein wieder?“

„Ja. Ich werde Marie dann selbst verlangen.“

Sie ging. Als sie die Thür öffnete, stand draußen das Dienstmädchen, welches augenscheinlich zur Beobachtung hierher beordert war.

„Wohin willst Du?“ fragte sie.

„In meine Stube.“

„Warum? Du sollst ja bei den Herren bleiben!“

„Das thue ich auch. Ich gehe gleich wieder zu ihnen. Ich will mir nur mein Taschenbuch holen, welches ich vergessen hatte, einzustecken.“

„Ach so! Wie gefallen sie Dir?“

„Sehr gut. Es sind zwei hübsche Menschen.“

„Sind sie liebenswürdig gegen Dich?“

„Ja.“

„Haben sie Dich vielleicht gar — umarmt?“

„Hm!“ machte sie, die Verschämte spielend.

„Du kannst immer aufrichtig sein. Ich sage ja nichts wieder, und es ist Dummheit, gegen so hübsche, junge Herren die Spröde zu spielen. Also —?“

„Ja. Der Eine nahm mich in den Arm.“

„Und — küßte er Dich vielleicht.“

„Zweimal.“

„Nur?“ Du hast Dich gewiß gespreizt!“

„Das muß man doch!“

„Dummes Mädel! Wenn er Dir gefällt, so wehre Dich doch nicht! Vielleicht will er Dich heirathen.“

Sie ging, um ihrer Herrin die angenehme Botschaft zu bringen, daß die Magda sich wohl leicht einrichten werde. Magda aber suchte ihr Stübchen auf. Ein jedes Weib befindet sich im Besitze eines gewissen Schauspielertalentes, und so war es Magda trotz ihrer Unschuld und Reinheit gelungen, das Mädchen zu überlisten.

Als sie zu Marie kam, saß diese grübelnd am Fenster und blickte in die winterliche Abendlandschaft hinaus. Sie trat ganz nahe an sie heran und flüsterte ihr zu:

„Bleibe ganz still und ruhig! Ich habe Dir etwas höchst Wichtiges zu sagen.“

Marie blickte fragend zu ihr empor, ohne ein Wort hören zu lassen. Magda fuhr fort:

„Du hast einen Geliebten!“

Mariens todtes Auge belebte sich.

„Wilhelm!“ stieß sie leise hervor.

„Willst Du ihn sehen?“

Da stand die Arme langsam vom Stuhle auf. Ihr Mund öffnete sich; ihre Augen wurden größer, und ihre Züge gewannen Bewegung.

„Und Deinen Bruder Robert?“ fuhr Magda fort.

„Robert!“

Ein Strahl der Freude flog über ihr Gesicht.“

„Ja. Beide sind da.“

„Hin zu ihnen.“

„Nein, jetzt nicht. Du bist in Gefahr, und sie sind in Gefahr. Sie werden Dich holen lassen, aber Du mußt so thun, als ob Du sie nicht kennst.“

„Gefahr!“ flüsterte Maria.

Auf ihrem Gesichte machte sich der Ausdruck des Schreckes bemerkbar, ein sehr gutes Zeichen.

„Ja. Du darfst sie nicht verrathen.“

„Ich werde schweigen.“

„So warte, bis Du geholt wirst.“

Magda ging. Als sie sich entfernt hatte, hätte ein Psycholog bei Marie zugegen sein sollen. Sie schritt im Zimmer hin und her, und es war wunderbar, wie man den Geist förmlich in ihre Züge zurückkehren sehen konnte. Sie machte, bis sie geholt wurde, eine Wandlung durch, die wohl Niemand hatte für möglich halten können.

„Was hat sie gesagt? Hat sie Sie verstanden?“ fragte Robert die zurückkehrende Magda.

„Sehr gut.“

„Und wird Sie vorsichtig sein?“

„Ich hoffe es.“

„Und war Jemand draußen auf dem Corridore?“

Magda erzählte ihm, was sie mit dem Mädchen gesprochen hatte. Freilich wurde es ihr schwer, ihm gewisse Antworten, welche sie gegeben hatte, zu wiederholen.

„Das haben Sie gut, sehr gut gemacht!“ sagte er. „Nun müssen wir sie weiter täuschen. Bitte, halten Sie sich recht wacker. Es ist das unumgänglich nothwendig.“

Er ging zur Thür und klingelte. Dann setzte er sich wieder auf das Sopha und nahm Magda auf seinen Schooß. Sie wollte sich sträuben; er aber bat:

„O bitte, nur die wenigen Augenblicke!“

Man hörte Schritte kommen, und gerade als die Thür geöffnet wurde, drückte Bertram Magda an sich und gab ihr einen Kuß. Dann wendete er sich nach dem Mädchen, welches draußen stand.

„Sagen Sie unserer Cousine, daß der Andere hier auch eine Dame zu haben wünscht! Diese ist mein!“

„Ich habe bereits Befehl erhalten,“ lautete die freundliche Antwort, „und werde Ihnen Eine bringen.“

Die Thür schloß sich wieder, und da wollte sich Magda nun von Robert losmachen. Er aber hielt sie fest.

„Bleiben Sie nur noch so lange, bis das Mädchen wieder hier gewesen ist!“

Sie gehorchte und hatte es nicht zu bereuen, denn bereits nach wenigen Minuten kam die Betreffende wieder und meldete:

„Hier ist sie. Viel Vergnügen!“

Sie schob Marie herein und machte die Thür hinter ihr zu.

Die Eintretende hielt die Augen gesenkt und blieb an der Thür stehen, ohne den Blick zu erheben. Robert schob Magda von sich fort, und auch Fels sprang auf. Den Beiden wollte das Herz zerspringen.

Der Erstere ging auf die Schwester zu, faßte sie bei der Hand und zog sie von der Thür fort nach dem hinteren Theile des Zimmers.

„Marie!“ flüsterte er, vor Schmerz und Freude gleich sehr bewegt.

Da schlug sie die Augen auf und sagte leise:

„Lauscht man noch?“

Ihr Auge sagte, daß sie die Situation sehr wohl begriffen hatte. Anstatt einer lauten Antwort nahm er sie in die Arme, küßte sie und legte sie dann an die Brust des Freundes.

Was nun geschah, was nun erzählt und gesprochen wurde, bedarf keiner Beschreibung. Nach einiger Zeit sagte unten die Melitta zu ihrer Wirthschafterin:

„Ich bin neugierig, wie sich die Marie Bertram verhält.“

„Man sollte einmal hinaufgehen.“

„Ja, das werde ich thun.“

Das war kurz nachdem Wally zum ersten Male mißhandelt worden war.

Die Besitzerin des Hauses stieg die Treppe empor, ging auf die Thür zu und machte sie ganz unerwartet, wie sie meinte, auf. Da lag Marie Bertram in Felsens und Magda Weber in Bertrams Armen.

„Verzeihung,“ sagte die Melitta, als die Vier erschrocken auseinander fuhren. „Ich kam in ein unrechtes Zimmer.“

Als sie zugemacht hatte, ließ Bertram Magda von sich fort, und sagte, leise lachend:

„Wie gut, daß die eine Stufe knarrte. Nun ist sie befriedigt und wird so bald nicht wiederkommen. Also weiter in unserm Gespräch! Sie gehen mit uns, Fräulein Magda?“

Ich darf Ihnen nicht zur Last fallen.“

„Das werden Sie nicht. Ich habe einen mächtigen Beschützer, welcher sich Ihrer sehr gern annehmen wird.“

„Und hier giebt es einen Herrn, welcher mir, wenn ich ihn aufsuche, gern eine Stellung verschaffen wird.“

„Wer ist das?“

„Ein Arzt. Doctor Zander, welchem ich von meiner Heimath her bekannt bin.“

„Ich kann und will Sie natürlich zu nichts zwingen. Wir können das auch dann besprechen, wenn wir das Haus hinter uns haben.“

„Ja. Nur erst hinaus!“ meinte Fels.

„Wenn nur dieser Kerl, der Hausknecht, oder was er ist, nicht unten im Flur stände!“

„Wenn es noth thut, werfen wir ihn über den Haufen!“

„Um Gotteswillen, begeben Sie sich in keine Gefahr!“ bat Magda.

„Ich sehe da keine Gefahr. Man versetzt ihm einen ganz unerwarteten Hieb und eilt zur Thür hinaus. Draußen mögen sie dann kommen!“

„So ist's richtig!“ sagte Fels. „Hier stehen zwei Leuchter. Nehmen wir die Lichter heraus, dann geben sie recht gute Waffen ab. Ein Hieb mit solch' einem Leuchter ist gar nicht übel!“

„Hoffentlich aber gelingt es uns, ohne Gewaltthat zu entkommen. Horchen wir!"

Er öffnete die Thür und schob sie leise ein Stück hinüber. Es stand kein Mensch draußen, von unter aber hörte man leise Stimmen. Fels war an seine Seite getreten und lauschte mit ihm.

„Ob es jetzt passen mag!" flüsterte er.

„Wohl nicht. Horch!"

Man hörte laute, zankende Stimmen. Es waren lauter männliche. Worte waren aber nicht zu verstehen.

„Ein Streit," sagte Robert. „Da können wir noch nicht fort; es giebt zu viel Bewegung da unten."

Sie warteten. Nach einiger Zeit hörten sie vielfache Schritte, welche sich entfernten. Es waren die Officiere, welche gingen. Dann begann ein eigenthümliches Hin- und Herhuschen und ein geheimnißvolles Flüstern, bis wieder zwei Schritte hörbar wurden; ein lauter und ein leiserer. Die Wirthschafterin hatte den Arzt geholt. Der leise Schritt war der ihrige.

Nun trat eine längere Stille ein.

„Jetzt vielleicht?" meinte Fels.

„Ich will recognosciren," antwortete Bertram.

„Aber vorsichtig!"

„Versteht sich!"

Er schlich sich zur Treppe hinab und gelangte auf den Corridor der ersten Etage. Kein Mensch war da zu sehen, denn die Melitta befand sich mit der Wirthschafterin bei dem Arzte, und die Mädchen der Etage sahen und hörten diesem Letzteren zu.

Dadurch wurde Bertram unternehmender gemacht. Er ging auch noch ein Stück die untere Treppe hinab, so daß er den Hausflur zu überblicken vermochte. Es befand sich kein Mensch daselbst, und die Hausthür stand offen. Die Wirthschafterin hatte in ihrer Erregung oder Bestürzung vergessen, sie zu verschließen, als sie nach der Polizei gegangen war.

Ebenso vorsichtig, wie er herabgestiegen war, kehrte Bertram nach oben zurück.

„Nun?" fragte Fels gespannt.

„Der Weg ist frei."

„Ah! Der Wächter?"

„Ist nicht zu sehen."

„Aber die Hausthüre?"

„Steht weit offen."

„Dann fort. Ich habe die Leuchter. Hier hast Du einen. Wer uns hindern will, wird niedergeschlagen."

„Wer soll voran?"

„Die Mädchen."

„Gut! Also vorwärts, aber leise!"

Magda mit Marie stiegen voran; die beiden Jünglinge folgten, jeder mit einem der schweren, massiven Metallleuchter bewaffnet. Eben wollten sie über

den Corridor huschen, um die untere Treppe zu gewinnen, als von da unten laute, rasche Schritte erschallten, welche die Treppe empor kamen.

Zu gleicher Zeit öffnete sich hinten in dem schmalen Seitengange eine Thür. Dort hatte nämlich bisher Uhland gesteckt, ohne seine Gegenwart zu verrathen. Er wollte es vermeiden, als Zeuge dienen zu müssen. Darum hatte er den jetzigen Augenblick abgewartet, um sich unbemerkt zu entfernen.

Bertram erblickte ihn. Sich wieder gegen die Treppe wendend, sah er — — Herrn August Seidelmann, den frommen Schuster, welcher soeben angekommen war, um die Melitta vor Petermann zu warnen.

Alle die Genannten standen einige Augenblicke wortlos vor Ueberraschung. Seidelmann sammelte sich am Schnellsten. Er erkannte Bertram, seine Schwester und Fels; er sah ein, daß er sie zurückhalten müsse.

Halt! Wohin?" fragte er.

„Das geht Dich nichts an!" antwortete Fels.

„Oho! Leuchter gestohlen, wie ich sehe! Solche Diebe läßt man nicht entkommen."

„Solche Schufte, wie Du bist, auch nicht! Hier Bursche, hast Du Eins! Vorwärts nun!"

Er holte mit dem Leuchter aus und Bertram zu gleicher Zeit. Das hatte der Schuster nicht vermuthet. Von einem einzigen gewaltigen Hiebe getroffen, taumelte er zurück, verlor den Halt und stürzte über das Treppengeländer hinweg und hinunter in den Flur.

„Rasch nach!" gebot Fels.

„Halt! Halt!" ertönte es hinter ihm her.

Uhland war nämlich eiligst herbeigesprungen und hatte die beiden Mädchen ergriffen.

„Drauf auf ihn!" rief Bertram.

Im nächsten Augenblicke sauste sein Leuchter auf die Achsel des Magdalenenhändlers nieder, daß dieser den Arm sinken ließ und dann selbst zu Boden sank.

In diesem Augenblicke kam der Arzt mit der Melitta herbeigesprungen Diese Letztere sah die vier Personen zur Treppe hinabeilen.

„Halt, halt!" rief sie ihnen nach, doch ohne alle Hoffnung, sie aufhalten zu können.

Aber ihre Befürchtung sollte doch nicht in Erfüllung gehen, denn gerade, als die Flüchtlinge den Flur erreicht hatten, erschien am Eingange — die Wirthschafterin mit der Polizei. Der Polizeiwachtmeister hörte den Ruf, welcher von oben erschallte; er zog augenblicklich blank und hielt den vier Personen seine Klinge entgegen.

„Halt! Wohin?" fragte er.

„Entfliehen!" antworte Fels ganz verdutzt.

„O, das wollen wir uns verbitten! Nehmt doch einmal diese Kerls und Mädels an die Leine!"

Er hatte eine Anzahl seiner Untergebenen mitgebracht, da es sich ja um einen Mord handelte. Von diesen wurden Robert und Bertram gepackt.

Dieser letztere hatte für keinen Augenblick seine Geistesgegenwart verloren. Er sagte ruhig:

„Herr Wachtmeister, Sie irren. Nicht wir sind es, welche Sie ergreifen müssen.“

„So? Wer ist es denn?“

„Die da oben!“

„Ah! Das ist seltsam. Wollen es uns doch erst überlegen! Wer liegt denn da an der Erde?“

„Ein Todter,“ antwortete einer der Polizisten, welcher sich niedergebückt hatte, um Seidelmann zu betrachten.

„Ein Todter? Sapperment! Ist es der, von dessem Tode uns gemeldet worden ist?“

„Nein!“ rief die Melitta von der Treppe herab. „Der muß jetzt eben erst erschlagen worden sein.“

„Von wem?“

„Von mir!“ antwortete Bertram ruhig.

„Nein, von mir!“ fiel Fels ein.

„Du irrst! Ich war es!“

„Nein, ich!“

„Welch' ein Fall!“ rief der Wachtmeister. „Droben ein Mord und hier auch zwei Mörder!“

„Hier liegt noch ein Verwundeter!“ rief es von oben.

„Wer hat ihn verwundet?“

„Ich!“ erklärte Bertram.

Dieses Mal war Fels still.

„Sie auch?“ sagte der Wachtmeister. „Bindet sie, aber fest, so fest wie möglich!“

„Sie sind unschuldig!“ rief Magda.

„Halte den Mund, Mädchen! Wer schuldig oder unschuldig ist, das wird die Untersuchung zeigen. Schafft diese Vier hinauf! Einer bleibt hier an der Thür, um Wache zu halten.“

Dieser Befehl wurde augenblicklich ausgeführt. Droben kniete Doctor Zander bei Uhland, um dessen Verletzung zu untersuchen; daher hatte er kein Auge für die Personen, welche jetzt an ihm vorüberschritten.

„Fräulein Melitta,“ fragte der Wachtmeister, „giebt es hier oben ein Zimmer, um die vier Flüchtlinge unterzubringen?“

„Ja. Aber die Fenster sind nicht vergittert.“

„Das schadet nichts. Ich stelle einen Wächter mit hinein.“

Fels, Bertram, Marie und Magda wurden eingeschlossen, ohne sich zu weigern.

„Das ist hartnäckiges Gesindel,“ meinte der Wachtmeister. „Andere pflegen wenigstens gute Worte zu geben.“

Er begab sich nun zu dem Arzte und fragte:

„Was fehlt diesem Manne?“

„Das Schlüsselbein ist ihm entzweigeschlagen worden.“

„Sapperment! Das sind verwogene Subjecte! Und was ist's mit Dem, der da unten liegt?“

„Werde ihn untersuchen!“

Während dies geschah, schüttelte der Arzt besorgt den Kopf.

„Nun?“ drängte der Wachtmeister.

„Er lebt noch.“

„Also nicht todt?“

„Nein.“

„Wird er wieder erwachen?“

„Das ist zweifelhaft. Er hat, wie mir scheint, mit einem stumpfen Instrumente zwei Schläge an den Kopf erhalten und ist in Folge dessen von oben herabgestürzt. Es ist wahrscheinlich, daß er auch innerliche Verletzungen davon getragen hat.“

„Welch ein eclatanter Fall! Und der erste Ermordete ist wirklich todt?“

„Ja.“

„Der Mörder ist entkommen?“

„Bis jetzt, ja.“

„Na, ich habe sofort nach dem Herrn Staatsanwalt geschickt. Er wird mit dem Gerichtsarzte kommen. Dann wird das Nöthige verfügt werden. Für jetzt genügt es, den status quo zu erhalten.“ —

Nur eine Viertelstunde später kam der Extrazug an, welcher den Fürsten von Befour nach Rollenburg brachte. Auch er ließ sich am Bahnhofe das Adreßbuch geben und begab sich dann gleich in die betreffende Straße.

Dort stand einer der besseren Gasthöfe der Stadt. Als der Fürst auf der anderen Seite der Straße an demselben vorüberpassiren wollte, bemerkte er zwei Männer, welche am hellerleuchteten Thore standen und im Begriff zu sein schienen, von einander Abschied zu nehmen.

„Gute Nacht, Herr Petermann!“ sagte der Eine. „Also auf mich können Sie sich verlassen. Ich weigere mich nicht für Sie zu zeugen.“

„Gute Nacht, Herr Lieutenant!“ antwortete der Andere. „Ich habe keine Sorge. Hoffentlich ist's nur Bewußtlosigkeit, und der Hausdiener erwacht wieder zum Leben.“

Der Eine entfernte sich und der Andere verschwand im Flur des Gasthauses. Der Fürst hatte die Worte deutlich vernommen, dachte aber nicht, daß sie so werthvoll für ihn werden würden.

Als er das Haus der Melitta erreichte, war die Thür verschlossen. Eine zahlreiche Menschenmenge befand sich in der Nähe. Dies ängstigte ihn. Er drängte sich hindurch und zog die Glocke. Man schloß auf, öffnete eine kleine Lücke und fragte durch dieselbe:

„Wer ist draußen?“

„Ein Fremder, welcher um Einlaß bittet.“

„Machen Sie sich fort! Hier giebt's heute nichts für Sie!"

Bei diesen Worten wurde die Thüre wieder verschlossen. Die in der Nähe Befindlichen hatten die Worte gehört und stießen ein lautes Gelächter aus. Sie hielten den Fürsten für einen Menschen, welcher seines Vergnügens wegen Einlaß begehre. Er zog also sofort wieder die Klingel.

„Wer ist draußen?" fragte es zum zweiten Male.

„Aufmachen!" befahl er.

„Nicht eher, als bis ich weiß, wer da ist!"

„Polizei."

„Das ist etwas Anderes."

Jetzt wurde die Thür so weit geöffnet, daß der Fürst eintreten konnte. Der Posten sah ihn an und sagte:

„Donnerwetter! Sie sagten, Sie wären Polizist?"

„Ja."

„Sind aber jedenfalls keiner?"

„Nein."

„Dann dürfen Sie nicht herein! Entfernen Sie sich!"

Da klopfte der Fürst dem Manne auf die Achsel und sagte lächelnd:

„Nicht so hitzig, mein Lieber! Man pflegt den Menschen nach seinem Stande oder Werthe zu behandeln. Und zudem glaube ich, daß meine Gegenwart hier ebenso gut von Nöthen ist wie die Ihrige. Ich sah draußen Leute stehen. Was ist hier passirt?"

„Zwei Mordthaten und ein Schlüsselbeinbruch."

„O weh! Wer sind die Ermordeten?"

„Der Hausdiener und ein gewisser Seidelmann."

„Und wer sind die Mörder?"

„Herr, ich weiß nicht, ob ich Ihnen dienen darf. Droben ist die Untersuchung noch im Gange."

„Sie dürfen sprechen. Ich bin der Fürst von Befour."

Diesen Namen kannte bereits Jedermann im ganzen Lande. Der Polizist machte sein Honneur und sagte:

„Aufzuwarten, Durchlaucht! Ich stehe zu Diensten!"

„Wer sind die Mörder?"

„Zwei junge Burschen, welche zwei Dirnen von hier entführen wollten."

„Kennen Sie die Namen der Beiden?"

„Nein."

„Wer führt die Untersuchung?"

„Der Herr Staatsanwalt befindet sich in Begleitung eines Assessors und des Gerichtsarztes oben. Die Zeugen sind dabei."

„Danke!"

Er stieg die Treppe empor, ohne um die Erlaubniß zu fragen. Droben im Corridor standen einige Mädchen.

„Wo befindet sich der Herr Staatsanwalt?" fragte er.

Sie deuteten nach der Thüre des Salons. Der Fürst trat ein. Da

lag die Leiche des Hausdieners, der fromme Schuster und auch der Magdalenenhändler. Bei dem Letzteren waren der Gerichtsarzt und Doctor Zander beschäftigt, ihm einen Verband anzulegen. An einem Tische saß der Staatsanwalt mit dem Assessor. Er stand gerade im Begriffe, die Melitta zu verhören.

„Wer sind Sie?" fragte er den Fürsten barsch. „Wer hat Sie hereingelassen?"

„Ich habe befohlen, zu öffnen. Ich bin der Fürst von Befour."

Die Herren erhoben und verbeugten sich. Der Staatsanwalt aber sagte dann in gemessenem Tone:

„Durchlaucht, ich erkenne gern Ihren hohen Rang an, darf aber trotzdem nicht dulden, daß meine Untergebenen Befehle von Ihnen annehmen!"

„Schön! Aber sehen Sie hier!"

Er reichte ihm die von dem Minister ausgestellte Karte hin. Der Anwalt las sie, machte die tiefste Verbeugung seines Lebens und sagte:

„Entschuldigung! Das konnte ich allerdings nicht wissen!"

„Ich berücksichtige das sehr wohl. Sie werden mir einige Fragen gestatten. Wer hat diesen Mann hier erschlagen?"

„Ein gewisser Petermann."

„Und den Anderen hier?"

„Zwei halbe Knaben, welche sich hier in Gewahrsam befinden."

„Wie heißen Sie?"

„Bertram und Fels."

„Haben sie gestanden?"

„Ja."

„Ah! Weshalb tödteten sie ihn?"

„Um zwei Mädchen von hier zu entführen. Er stellte sich ihnen entgegen."

„So, so!"

„Uebrigens ist er noch nicht todt. Aber Bertram schlug auch diesem Herrn das Schlüsselbein entzwei."

„Braver Junge!"

„Wie, Durchlaucht? Höre ich recht? Sie bezeichnen eine solche That mit den Worten brav?"

„Gewiß!"

„Dann muß ich annehmen, daß Ihnen die Ereignisse nicht bekannt sind."

„Das thut nichts zur Sache. Fels und Bertram sind keine Mörder."

„Das dürfte denn doch ein Irrthum sein. Was ich bisher gehört habe, zeugt gegen sie."

„Wen haben Sie vernommen?"

„Diese Dame, Fräulein Melitta nämlich, und die bei ihr wohnenden Mädchen."

„Darf ich erfahren, was Ihnen da erzählt worden ist?"

„Ein Besucher, Namens Petermann, ist mit dem Hausdiener in Streit gerathen und hat ihn erschlagen.“

„Waren Zeugen dabei?“

„Nur die Tochter dieses Petermann. Sie befand sich hier in Stellung, ist aber mit ihrem Vater entflohen.“

„Weiter!“

„Sodann schlichen Fels und Bertram sich ein, um zwei Mädchen zu entführen. Sie wurden von diesen beiden Herren angehalten, schlugen sie aber nieder.“

„Hm! Das klingt sehr unwahrscheinlich. Aber selbst wenn es wörtlich so wäre, dürften die beiden Thäter sich nur in der Lage der Selbstvertheidigung befunden haben. Fräulein Melitta, sagen Sie mir einmal, ist bei der Ermordung Ihres Hausdieners wirklich Niemand weiter zugegen gewesen, als die Tochter des Mörders?“

„Weiter Niemand,“ antwortete sie.

„Auch keines Ihrer Mädchen?“

„Nein.“

„Auch kein zufälliger Gast?“

„Nein.“

Er dachte an die Worte, welche er beim Gasthause erlauscht hatte. Officiere werden nur in Civil solche Orte besuchen; darum fragte er weiter:

„Auch kein Officier in Civil?“

Sie entfärbte sich, sagte aber mit fester Stimme:

„Ich weiß nichts von einem solchen.“

„Ich hoffe, beweisen zu können, daß Sie lügen. Herr Staatsanwalt, ich ersuche Sie, diese Dame in Fesseln zu legen, ebenso ihre Mädchen, sowie ihre ganze Bedienung.“

Der Beamte sah den Fürsten erstaunt an. Dieser lächelte überlegen und sagte:

„Es ist nur, daß keine dieser Personen zu entwischen vermag. Auch diesen Herrn Seidelmann, der ein großer Schurke ist, sowie vermuthlich auch den anderen Verwundeten da, möchten wir binden, wenn sie uns entfliehen könnten!“

„Ich folge Ihrem Rathe, Durchlaucht, und hoffe, damit keinen Fehler zu begehen.“

„Sorgen Sie sich nicht. Lassen Sie diese Personen alle in einem anderen Zimmer bewachen, und geben Sie Befehl, Fels, Bertram und die beiden Mädchen zu bringen, welche von ihnen geraubt werden sollten!“

„Kennen Sie die Genannten, Durchlaucht?“

„Ja. Doch weiß ich nur von einem Mädchen, welches entführt werden sollte. Haben sie sich der Arretur gefügt, oder sind sie renitent gewesen?“

„Fügsam, sehr fügsam!“

„Das freut mich! Sie werden Wunder hören!“

Der Salon wurde von den anderen Personen geräumt, und dann brachte man die vier anderen Gefangenen herbei.

„Durchlaucht!“ rief Robert erstaunt und erfreut zu gleicher Zeit. „Wie können Sie wissen — —“

„Ich bin mit Extrazug gekommen, um Dich zu unterstützen,“ antwortete der Fürst freundlich. „Was soll ich denn nicht wissen können?“

„Daß ich hier bin.“

„Du hast es mir doch sagen lassen!“

„Kein Wort!“

„O doch!“

„Durch wen denn?“

„Durch einen Verwandten des Herrn Fels. Ihr habt ihm Alles erzählt.“

„Nicht eine Silbe haben wir Jemandem erzählt. Einen Verwandten meines Freundes haben wir nicht getroffen.“

„Ah! Eine Mystification! Von wem habt Ihr gehört, daß Marie sich hier befindet?“

„Von einem Schweden.“

„Beschreibe ihn mir.“

Robert that es, und als er fertig war, nickte der Fürst mit dem Kopfe und sagte:

„Das war der Hauptmann. Dann sagte er es mir. Er wollte Euch in's Verderben stürzen und mich dabei betheiligen und in Verlegenheit bringen. Hoffentlich hat er sich verrechnet.“

Noch größer als Robert's Erstaunen war dasjenige des jungen Arztes, als er Magda erblickte.

„Fräulein Weber! Sie hier, wirklich Sie?“ fragte er.

Sie nickte verlegen.

„In diesem Hause! Wie kommen Sie hierher?“

Bertram antwortete an ihrer Stelle:

„Sie wurde getäuscht und verkauft. Ich wollte sie retten.“

„Also belog mich die Melitta doch!“

„Wieso?“ fragte der Fürst schnell.

„Sie leugnete, daß diese junge Dame sich bei ihr befinde.“

„Das glaube ich. Robert, erzähle Alles der Wahrheit gemäß vom Anfang bis jetzt.“

Der Aufgeforderte gehorchte. Das Erstaunen des Staatsanwaltes wuchs von Minute zu Minute. Als Robert Bertram geendet hatte, sprang der Beamte von seinem Sitze auf und rief:

„Welch ein Teufelsnest! Wir werden es schleifen und zerstören!“

„Nun, halten Sie diese beiden Herren für Mörder?“ fragte der Fürst.

„Nein, nein.“

„Werden Sie sie bestrafen können?“

„Vielleicht doch, wenn nämlich Seidelmann sterben sollte.“

„Hm! Das wollen wir abwarten! Gerade ebenso schuldig wird wohl

auch dieser Petermann sein. Ich vermuthe, daß auch er nur hier eingedrungen ist, seine Tochter zu befreien."

„Das sollte mir lieb sein um seinetwillen. Wohin er sich wohl geflüchtet haben mag?"

„Geflüchtet? Ich glaube, daß er gar nicht an die Flucht denkt, weil er sich nicht für schuldig hält."

„Haben Sie einen Grund zu dieser Vermuthung?"

„Vielleicht. Gönnen Sie mir zehn Minuten Zeit."

Er eilte fort, nach dem Gasthofe, welcher noch nicht verschlossen war. Er erkundigte sich und fand seine Vermuthung bestätigt. Petermann hingegen war nicht wenig überrascht, als ihm der Fürst von Befour gemeldet wurde. Weder er, noch Wally fanden Zeit, sich auf diesen Besuch vorzubereiten, denn der Fürst trat sofort ein.

Sein Auge blieb mit einer wahrhaft staunenden Ueberraschung an dem schönen Mädchen haften.

„Sie sind Herr Petermann?" fragte er freundlich.

„Zu dienen."

„Sie waren heute im Hause der Melitta?"

„Ja."

„Zu welchem Zwecke?"

„Meine Tochter zu befreien, welche man in einer schmachvollen Gefangenschaft hielt."

„Dachte es. Dabei haben Sie ein Zusammentreffen mit dem Hausdiener gehabt?"

„Ja. Er ohrfeigte meine Tochter, weil sie sich weigerte, ihre Ehre zu opfern, und da vertheidigte ich sie."

„Ah, so! Hm! Wissen Sie noch nicht, daß Sie als Mörder verfolgt werden?"

„Nein. Ist der Mensch denn todt?"

„Ja."

„So habe ich ihn also erschlagen. Das ist schade, jammerschade!"

„Warum?"

„Weil ich es nicht beabsichtigt habe, und weil er nun der gerechten Strafe entgangen ist. Denn ein so schneller Tod kann keine Strafe genannt werden."

„Bitte, erzählen Sie mir, wie Alles zugegangen ist."

Petermann gehorchte dieser Aufforderung und sagte dann am Schlusse seiner Darstellung:

„Ich werde mich sofort der Polizei stellen!"

„Vater, lieber Vater!" mahnte Wally.

„Klagen Sie nicht, Fräulein," tröstete der Fürst. „Er thut ganz recht daran. Sein Schicksal wird zu ertragen sein. Kommen Sie auch mit. Wir begeben uns sofort zum Staatsanwalt."

Dieser war natürlich außerordentlich überrascht, ihn in solcher Begleitung

wiederkommen zu sehen. Noch überraschter aber war er von der Schönheit des jungen Mädchens, welches noch so gekleidet war, wie am Abende, wo es sich bei der Melitta befunden hatte.

„Hier bringe ich Ihnen den gesuchten Mörder," lächelte der Fürst. „Lassen Sie sich von ihm und seiner Tochter erzählen, wie Alles sich zugetragen hat."

Der Staatsanwalt hörte dem wiederholten Berichte zu und gerieth in eine wahre Wuth über das Geschehene.

„Unerhört, unerhört!" rief er einmal über das andere aus. „Hält man es für möglich, daß es solche Menschen giebt, Durchlaucht?"

„Ja. Ich kenne diese Schlechtigkeit seit langen Jahren. Aber sagen Sie, halten Sie Herrn Petermann für des Mordes schuldig?"

„Nein. Er hat sein Kind vertheidigen wollen."

„Werden Sie einen von diesen drei Herren festnehmen lassen?"

„Hm! Die Herren Fels und Bertram könnte ich schließlich entlassen, weil Seidelmann nicht todt ist, obgleich eine schwere Körperverletzung vorliegt. Sie wissen, welche Verpflichtungen man da hat!"

„Sehr gut. Aber ich leiste Garantie für Beide."

„Sind Sie bereit, eine Bürgschaft, eine Caution zu legen, Durchlaucht?"

„Von jeder Höhe."

„So ist das abgemacht."

„Und Herr Petermann?"

„Bei ihm steht es anders. Der Hausdiener ist todt."

„Aber nicht ermordet."

„Ich weiß wohl. Todtschlag bei berechtigter Vertheidigung, bei begründeter Nothwehr. Ich bin überzeugt, daß die Geschworenen die Schuldfrage verneinen werden, muß ihn aber trotzdem bis dahin in Untersuchungshaft nehmen."

„Unbedingt?"

„Meine Instruction, Durchlaucht!" sagte der Beamte achselzuckend. „Ich muß meine Pflicht thun."

„Wenn ich Sie nun sehr bitte?"

„Ich darf nicht vom Gesetze weichen, trotzdem es mir eine Genugthuung sein würde, Ihnen gehorchen zu können. Dazu kommt — hm!"

Er warf einen halb forschenden, halb mißtrauischen Blick auf Petermann.

Da trat Wally zum Fürsten, beugte das Knie vor ihm und sagte weinend:

„Durchlaucht, Sie haben die Macht. Retten Sie meinen Vater, und wir werden Sie segnen, so lange wir leben!"

„Stehen Sie auf, liebes Kind! Ich werde thun, was in meinen Kräften steht. Herr Staatsanwalt, was wollten Sie noch hinzufügen?"

„Wissen Sie, daß Petermann erst gestern entlassen worden ist?"

„Wo?"

„Aus dem Zuchthause."

Wally stieß einen lauten Schmerzensschrei aus und legte weinend die

Hände vor das Gesicht. Ihr Vater war bleich, sehr bleich geworden. Der Fürst blickte ihn jetzt nicht an. Er fragte weiter·

„Wie lange war er gefangen?"

„Vier Jahre. Das fünfte wurde ihm von Seiner Majestät erlassen."

„Also hat er sich gut geführt?"

„Straflos."

„Weshalb wurde er bestraft?"

„Wegen Unterschlagung."

„Gott, mein Gott!" schluchzte Wally. „Durchlaucht, ich kann nichts beweien, und mein Vater schweigt darüber. Er ist kein Betrüger; er ist einer solchen That unfähig. Er ist unschuldig und muß sich für einen Anderen aufgeopfert haben!"

Da richtete der Fürst einen schweren, forschenden Blick auf Petermann und fragte:

„Waren Sie schuldig oder unschuldig?"

Der Gefragte hatte noch nie den durchbohrenden, Alles erforschenden Blick hines solchen Auges gefühlt. Es war ihm, als ob er nichts, gar nichts vereeimlichen könne; aber er raffte sich zusammen. Es war ihm, als ob er sterben müsse; aber mit diesen Todesschmerzen in der Seele antwortete er ruhig:

„Ich war nicht unschuldig."

Da nahm das Auge des Fürsten einen milden Glanz an; sein Gesicht erheiterte sich und er sagte:

„Wollen Sie mich wirklich täuschen, Petermann?"

Der Gefragte schwieg verlegen.

„Mögen Sie dem Untersuchungsrichter dictirt haben, was Sie wollten; mag in Ihren Acten Ihre Schuld auf's Klarste erwiesen sein, Sie sind doch unschuldig!"

„Durchlaucht!" jauchzte Wally auf, indem sie seine Hände ergriff und mit Küssen bedeckte.

„Ja, Sie sind unschuldig," fuhr er fort, „damals gerade so wie auch heute. Sie mögen Gründe gehabt haben, die Schuld eines Andern auf sich zu nehmen; ich achte dieselben, noch mehr aber achte ich den Mann, der die Kraft hatte, eine so unverdiente Schande auf sich zu nehmen; Ihr Auge und Ihr Gesicht, sie lügen nicht. Sie sind ein Ehrenmann!"

Petermann hörte diese Worte. Seine Brust ging hoch und schwer. Ein unarticulirter Schrei entrang sich seiner Lunge; dann plötzlich warf er sich zu den Füßen des Fürsten nieder und sagte:

„Durchlaucht, wann soll ich für Sie sterben? Jetzt gleich? Sofort? Ich bin bereit dazu."

Der Fürst hob ihn empor und sagte:

„Stehen Sie auf! Ich bin ein Wenig Psycholog und weiß den Braven vom Schurken zu unterscheiden. Das ist Alles!"

„O nein, nicht Alles! Sie haben mich dem Leben, dem Glücke wiedergewonnen. Sie haben an mich geglaubt, Sie und meine Tochter; nun will

ich mich gern wieder einsperren lassen. Herr Staatsanwalt, ich bin Ihr Gefangener."

Der Beamte war tief gerührt. Dennoch sagte er:

„Ich würde Ihnen diese Prüfung gern erlassen, lieber Petermann, aber ich darf meinem Herzen keine Folge geben. Doch werde ich dafür sorgen, daß die Haft recht bald zu Ende gehe."

Der Blick Wally's hing mit rührender Bitte an dem Auge des Fürsten. Dieser lächelte ihr ermuthigend zu und fragte:

„Dürfen Sie ihn nicht auch gegen eine sehr, sehr hohe Caution frei lassen?"

„Nein. Nur ein Befehl von oben kann ihn vor dieser Haft bewahren."

„Na, dieser Befehl ist ja da!"

„Wo?"

„Auf der Karte, welche ich Ihnen zeigte."

„Hm! Geben Sie dieser Legitimation eine so weite Ausdehnung?"

„Ganz gewiß! Was ich thue, ist so gut, als ob seine Excellenz selbst es gethan hätte. Ich verantworte es."

„Und Seine Majestät — —?"

„Sind Allerhöchst damit einverstanden."

„Wollen Sie mir darüber Ihre Unterschrift geben?"

„Sehr gern!"

„Nun, unter dieser Bedingung kann ich Sie, Petermann, gegen Handgelöbniß auf freien Fuß lassen."

Das Entzücken des Vaters und seiner Tochter läßt sich gar nicht beschreiben. Niemand aber hegte in diesem Augenblicke eine solche an Anbetung grenzende Ehrfurcht für den Fürsten, wie Robert Bertram. Er hätte vor Bewunderung sich ihm wie ein Hund vor die Füße legen mögen.

Die Unterschrift wurde ausgestellt, auch in Betreff der Cautionen für Robert und Wilhelm. Dann leistete Petermann den Handschlag. Die Formalitäten waren zu Ende.

„Jetzt, Herr Staatsanwalt, habe ich Ihnen nichts mehr mitzutheilen," lächelte der Fürst.

Und ich habe Ihnen den größten Dank zu sagen für die Hilfe und die Aufklärung, welche Sie mir gewährten," antwortete der Genannte. „Ich werde meine Pflicht in aller Strenge erfüllen. Die Melitta, sammt allen den Ihrigen, Uhland und Seidelmann bleiben gefangen, und auch diese Madame Groh, nebst der berüchtigten Pauli auf der Ufergasse werde ich durch meinen Collegen in der Residenz einziehen lassen. Was aber geschieht mit Herrn Petermann und den Anderen?"

„Sie fahren Alle mit mir. Mein Extrazug steht auf dem Bahnhofe. Ich werde für sie sorgen, wenn sie es mir erlauben wollen."

Das erregte neuen Jubel. Während desselben trat Doctor Zander zu Magda.

„Fräulein Weber, Sie gehen also auch mit dem Fürsten?"

„Ja," antwortete sie freudig. „Könnte ich etwa etwas besseres thun?"

„Nein. Aber, bitte, darf ich mich einmal nach Ihnen erkundigen?"

Sie hielt erröthend den warmen Druck seiner Hand aus und antwortete: „Thun Sie es, Herr Doctor!"

„Ich danke Ihnen! Es wird sehr bald geschehen!"

Man trennte sich. Der Fürst ging mit seinen Schutzbefohlenen. Vorher aber raunte er Doctor Zander zu:

„Kommen Sie langsam hinter uns her!"

Als sie den Gasthof erreichten, in welchem Petermann hatte logiren wollen, sagte der Fürst:

„Kehrt hier ein. Robert mag ein Abendessen nach meinem Geschmacke bestellen. Ich kehre bald zurück."

Sie traten ein, und er wartete, bis der Arzt ihn einholte. Er nahm den Arm desselben in den seinigen und ging mit ihm einem dunklen Stadttheile zu.

„Herr Doctor," sagte er, „ich habe Vertrauen zu Ihnen und will Ihnen ein Geheimniß mittheilen. Vielleicht sind Sie dann entschlossen, mir einen Dienst zu erweisen, der Ihnen hoch vergolten werden soll."

Das leise geführte Gespräch dauerte eine ziemlich lange Zeit, bis sie in die Nähe der Wohnung des Arztes angekommen waren. Endlich fragte der Fürst noch:

„Würde es so gehen?"

„Ja."

„Und wollen Sie?"

„Sehr gern. Gehen wir zur hinteren Pforte!"

Die Privatirrenanstalt des Doctor Mars war von einer hohen Mauer umgeben, in deren hinteren Seite sich ein Pförtchen befand. Dort verschwanden die Beiden.

Nach einiger Zeit kehrte der Fürst zurück, einen langen, schweren Gegenstand, welcher in ein dunkles Tuch gewickelt war, in den Armen. Er trug denselben um die Stadt herum bis nach dem Bahnhofe, den er von hinten erreichte. Dort erhob sich bei seinem Erscheinen eine Gestalt vom kalten Erdboden.

„Durchlaucht," flüsterte sie.

„Ja. Hast lange warten müssen! Ist Alles recht?"

„Ja. Heizer und Maschinist sind im Zimmer. Dort wärmt sich auch der Bahnhofswächter. Das Coupee ist auf."

„So komm!"

Der Diener faßte mit an. Sie schritten auf den Waggon zu, öffneten das Coupee und schoben den Gegenstand hinein, worauf das Coupee verschlossen wurde.

„Das ist gelungen," sagte der Fürst. „Nun sorge dafür, daß der Schaffner nicht hineinsieht. In einer Stunde können wir abfahren."

Er entfernte sich wieder nach der Stadt zu. Am folgenden Tage wurde

von einem ebenso eigenthümlichen wie unerklärlichen Ereignisse gemunkelt, und dann erzählte man sich laut und deutlich, daß die Baronin Ella von Helfenstein auf mystische Art und völlig spurlos verschwunden sei. — — —

Eine Balletkönigin.

Der Chefredacteur des Residenzblattes saß an seinem Tische. Er schien nicht sehr beschäftigt zu sein, denn er schnitt gedankenvoll oder gedankenlos Splitter aus seinem neuen Lineal. Da trat der Redactionsdiener ein.

„Was schon wieder?" fuhr sein Herr auf.

„Etwas Feines!" erwiderte das kleine, bewegliche Männchen.

„Wirklich? Einmal etwas Feines?"

„Pickfein sogar!"

„Wer?"

„Mademoiselle Leda."

Bei dem Klange dieses Namens sprang der Redacteur von seinem Stuhle auf.

„Mademoiselle Leda! Die Tänzerin? Sapperment! Sehen Sie mich einmal an! Ist meine Toilette in Ordnung?"

Der Kleine beliebäugelte seinen hohen Gebieter vom Kopfe bis zu den Füßen herab und antwortete:

„Unübertrefflich, Herr Doctor."

„So laß die Dame eintreten!"

Er stellte sich in Positur und erwartete die Tänzerin, welche im nächsten Augenblicke eintrat und sich mit fast unnachahmlicher Grazie vor ihm verbeugte.

Sein Kennerauge musterte ihre Gestalt, was sie ruhig mit lächelndem Munde aushielt. Dann ertönte eine gedämpfte, einschmeichelnde Stimme:

„Nun, gefalle ich Ihnen, Herr Doctor?"

Er war fast frappirt über diese Frage einer Dame, welche er zum ersten Male erblickte, antwortete aber sehr schnell:

„Sie sind kostbar, Mademoiselle!"

Sie hatte draußen den Pelz abgelegt und stand vor ihm in tief ausgeschnittener Seide, welche auch den ganzen vollen, üppigen Arm sehen ließ.

„Das freut mich, weil wir doch Freunde werden müssen!" gestand sie.

Er lächelte ihr schalkhaft überlegen zu und fragte:

„Ist das so gewiß, daß wir Freunde sein werden?"

„Ja, denn ich werde mir alle mögliche Mühe geben, Sie für mich zu gewinnen."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen!"

„Also wünschen Sie mir Erfolge?"

„So viele Sie wollen. Kommen Sie, setzen Sie sich!"

Er wünschte auch sich Erfolge, darum zog er sie neben sich auf das Sopha nieder und ergriff ihre Hand. Er sagte sich, diese Tänzerin sei zwar

noch recht schön, aber nicht mehr ganz jung. Sie neigte bereits zu einer Corpulenz, welche ihrer Kunst nicht vortheilhaft sein konnte.

Sie ließ, als er ihre Hand an seine Lippen zog, einen tiefen Seufzer hören; dann sagte sie:

„Herr Doctor, wissen Sie, was es heißt, fremd im fremden Lande zu sein?“

„O, sehr, sehr gut!“

„So geht es mir. Ich soll hier gastiren, ich soll mit einer Rivalin auftreten; eine von uns Beiden soll dann die hiesige Vacanz ausfüllen. Ich bin in meiner Kunst zu Hause; aber hier bin ich fremd. Ich bedarf der Stütze, der Führung und — und — Sie sind natürlich der Erste, dem ich mich vorstelle.“

Sie spielte ein meisterhaftes Erröthen und senkte den Blick verschämt zur Erde.

„Mademoiselle, Sie bedürfen der Führung und kommen zu mir. Das heißt — nun, was heißt das?“

„Daß ich mich Ihnen anvertrauen möchte. Sie sind die bedeutendste, literarische und journalistische Kraft des Landes; wen Sie halten, der steht, und wen Sie fallen lassen, der erhebt sich nicht wieder. Ich möchte Ihre Freundin werden!“

Er fühlte sich hingerissen, wenigstens für den Moment. Er antwortete nicht sogleich, darum fügte sie nach einer Pause, die Augen schmachtend aufschlagend, hinzu:

„Könnten Sie mich fallen lassen?“

„Wünschen Sie denn, daß ich Sie halte?“

Seine Augen begannen, begierig zu funkeln.

„Von ganzem Herzen!“

„Nur in meinen Recensionen oder auch so?“

Er legte ihr den Arm um die Taille.

„Auch so, auf alle mögliche Art und Weise.“

„Dann werde ich Sie allerdings nicht fallen lassen, denn Sie sind ein Engel!“

Er drückte sie fest an sich und wagte es, seinen Mund auf ihre Lippen zu legen, und sie duldete es lange, lange Zeit. Es begann ein leises, leises Kosen und Flüstern. Dann erhob sie sich.

„Also ich darf mich auf Sie verlassen?“

„Vollständig!“

„Und die Andere?“

„Wird durchfallen.“

„Denken Sie, übermorgen bereits! Aber ich werde siegen, denn ich bin Ihrer Hilfe gewiß. Werden Sie mich oft besuchen, wenn ich mich hier eingerichtet habe?“

„Zweifeln Sie, süße Leda?“



D.v.S. 48.

„Könnten Sie mich fallen lassen?"

„Nein. Dies ist mein Trost, da ich Sie jetzt so bald verlassen muß. Adieu, Herr Doctor!"

„Adieu!"

Er umarmte und küßte sie nochmals; dann ging sie. Er nickte leise vor sich hin.

„Eine überreife Erscheinung, welche im ersten Augenblicke blendet und erhitzt, dann aber mehr und mehr erkältet. Hm! Bin doch neugierig, was für ein Wesen ihre Rivalin ist. Sie wird sich mir jedenfalls vorstellen."

Am Redactionsschlusse verließ er sein Bureau. Indem er durch das Parterre des Gebäudes schritt, in welchem sich die Expeditionen für Annahme der Annoncen befanden, bemerkte er eine Dame, welche im Begriffe stand, wegen einer solchen mit dem Expedienten zu verhandeln. Sein Auge blieb an der herrlichen Gestalt haften, welche in ein einfaches Gewand gekleidet war. Er hörte den tiefen, sonoren Klang ihrer Stimme und den reizenden Accent ihres fremden Dialectes. Sie war schön, doch nicht zu voll gebaut und besaß ein Füßchen und ein Händchen von bewundernswerther Niedlichkeit. Jetzt drehte sie sich um. Er erblickte ein Gesicht von meisterhaftem Schnitt und eine Büste, die eine Lais beschämt haben würde.

Es brannte in seinem Innern. Wer war dieses herrliche, göttliche Wesen?

Er war an eine der ausgehängten Beilagen getreten, scheinbar, um dieselbe zu lesen, in Wirklichkeit aber, um das entzückende Bild unbeachteter in sich aufnehmen zu können. Da ging sie. Schon war sie unter der Thür. Da mochte ihr noch etwas einfallen. Sie wollte zu dem Expedienten zurück, aber da erblickte sie ihn und blieb vor ihm stehen, um ihn mit ihrer Glockenstimme zu fragen:

„Verzeihung, mein Herr! Gehören Sie vielleicht zum Personale dieser Zeitung?"

„Ja, mein Fräulein."

„Wo befindet sich die Redaction?"

„Eine Treppe hoch."

„Zu welchen Zeiten ist der Herr Chefredacteur zu sprechen?"

„Für Sie zu jeder Zeit!"

Sie wollte zornig erröthen, doch brachte sie es nur zu einem verächtlichen Achselzucken. Dann sagte sie:

„Ich meine, ob dieser Herr jetzt zu sprechen sei?"

„Ja, sogleich!"

„Danke!"

Sie schritt zur Treppe, stieg dieselbe empor und erblickte das Schild an der betreffenden Thür. Nach leichtem Anklopfen trat sie in das kleine Vorzimmer. Dort war der kleine Redactionsdiener noch vorhanden.

„Der Herr Chefredacteur?" fragte sie.

„Ist bereits fort," antwortete er, sie mit seinen kleinen, lüsternen Augen fast verschlingend.

„Man sagte mir ganz bestimmt, daß er noch zu sprechen sei!"

„Wer sagte das?"

„Ein Herr mit goldener Brille, grauem Anzuge und breitem, schwarzem Filzhute."

Der Diener erkannte seinen Herrn. Er kannte ihn auch als enthusiastischen Bewunderer weiblicher Schönheit und ahnte, was geschehen sei.

„Wirklich?" sagte er. „So werde ich den Herrn Doctor sofort benachrichtigen. Bitte, treten Sie indessen hier ein, gnädiges Fräulein!"

„Geben Sie ihm diese Karte!"

Sie trat in das Redactionszimmer, und der Diener suchte, mit der Karte in der Hand, seinen Herrn. Er brauchte nicht lange zu suchen, denn dieser trat ihm schon unter der Thür entgegen.

„Donnerwetter, Herr Doctor, ist die aber fein! So habe ich noch keine gesehen!"

„Halte das Maul! Die Karte!"

Auf derselben stand der Name Ellen Starton.

„Alle Teufel!" jubelte der Chef halblaut. „Die andere Tänzerin! Diese ist die Sonne, Jene aber der Irrwisch. Diese die Rose und jene die Fackeldistel! Schnell hinein zu ihr!"

Er nahm den Hut ab, trat ein und verbeugte sich. Sie stand vom Sessel auf, auf welchem sie Platz genommen hatte und sagte, ohne seinen Gruß zu erwidern:

„Ich fragte nach dem Herrn Redacteur."

„Ich bin es selbst, Miß Ellen!"

Jetzt trat die vorhin zurückgehaltene Röthe ihres Gesichtes zornig hervor.

„Mein Herr," sagte sie, man pflegt fremde Damen nur dann beim Vornamen zu nennen, wenn diese Damen und der sie Nennende noch in die Schule gehen!"

Er erbleichte. Er war zu weit gegangen, aber so Etwas war ihm auch noch nicht gesagt worden.

„Mein Fräulein!" brauste er auf.

„Mein Herr," antwortete sie unter einer tiefen, glanzvollen, ironischen Verbeugung, „wir kennen uns nun. Ich kann gehen!"

Und ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, verließ sie das Zimmer.

Am anderen Morgen war im redactionellen Theile seines Blattes unter der Rubrik „Theater" Folgendes zu lesen:

„Nachdem die unvergleichliche Diva unseres Balletcorps durch ihre Vermählung mit einem fürstlichen Prinzen ihren Bewunderen entzogen wurde, hat die Intendanz zur Ausfüllung der schmerzlich empfundenen Vacanz zwei Damen in Concurrenz genommen, welche man gewohnt war, zu den ersten Sternen zu zählen.

„Diese Schätzung ist, was Mademoiselle Leda anbetrifft, in jeder Beziehung eine richtige. Ein einziges Wort über ihre für alle Zeit unerreichbaren Leistungen zu sagen, wäre ein Verbrechen an der Kunst.

V. S.

„Die andere Tänzerin jedoch — einem on dit zu Folge soll sie Ellen Starton heißen oder so ähnlich — wird wohl selbst kaum wissen, wie sie zu der für sie geradezu unfaßbaren Ehre kommt, für unsere Bühne und zwar gegen Mademoiselle Leda in Wahl zu treten. Man weiß nicht, was man sagen soll. Diese sogenannte Starton ist nirgends aufgetreten als auf einigen obscuren Wanderbühnen des nordamerikanischen Hinterwaldes, wo sie von Indianern ausgepfiffen wurde. Einmal will man sie in Missouri und vielleicht zweimal in Ohio gesehen haben. Bei diesen Gelegenheiten soll sie einige Bewegungen ausgeführt haben, welche sie Tanz genannt hat, die aber leider denjenigen Evolutionen, welche eine Bauernmagd beim Butterfasse macht, sehr genau geglichen haben sollen. Es scheint also, daß Mademoiselle Leda diese Rivalin nicht sehr zu fürchten haben wird.

Im Interesse des Rufes unserer Bühne aber ließe sich jedenfalls wünschen, für die Stelle einer Diva nicht Personen aufzustellen, welche, selbst wenn man die Höflichkeit auf die Spitze treiben will, doch nur Dilettantinnen genannt werden können. Hier aber scheint nicht einmal von einem Dilettantismus die Rede sein zu dürfen. —"

Zur frühesten Zeit, in welcher der Chefredacteur überhaupt zu sprechen war, wurde ihm Mademoiselle Leda gemeldet. Sofort nach ihrem Eintritte flog sie auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände und sagte im Tone der Begeisterung:

„Vortrefflich! Sogar unübertrefflich! Das haben Sie ganz unvergleichlich zu Stande gebracht. Dafür muß ich Sie augenblicklich belohnen, mein lieber, mein liebster, mein allerliebster Herr Doctor!"

Sie ließ seine Hände den ihrigen entgleiten, legte ihm die Arme um den Hals und küßte ihn. Er ließ sich diese Liebkosung gefallen, machte ein etwas überraschtes Gesicht, schüttelte den Kopf und fragte:

„Vortrefflich soll ich es gemacht haben? Sogar unübertrefflich? Was denn?"

„Nun, Ihre Kritik über die Starton."

„Ach so! Nun, ich habe da jedenfalls die Wahrheit gesagt. Geistreich braucht man da nicht zu sein. Jedenfalls ist aber nicht das mindeste Verdienst meinerseits dabei."

„Die Wahrheit?" sagte sie, ihn verständnißinnig anlächelnd. „Sollten Sie wirklich falsch unterrichtet sein?"

„Wieso?"

„Kommen Sie auf das Sopha!"

Sie zog ihn neben sich auf den weichen Sitz. Er legte den Arm um ihre üppige Gestalt und fragte:

„Also warum denken Sie, daß ich falsch unterrichtet bin?"

„Die Starton ist eine ausgezeichnete Tänzerin."

„Ich bin stets gut informirt!"

„Aber dann müßten Sie doch auch wissen, daß sie —"

„Daß sie ausgezeichnet tanzt? Ja, daß weiß ich allerdings."

V. S.

„Man sagt, sie tanze weniger des Erwerbes wegen, als weil sie gradezu von ihrem Genie zu dieser Kunst getrieben wird."

„Ich hörte davon."

„Sie soll sehr reich sein, so daß sie also dieser Kunst eigentlich gar nicht bedarf."

„Auch das weiß ich."

„Aber, Herr Doctor —!"

„Was denn? Sie machen ja ein ganz verwundertes Gesicht!"

„Nun, wie können Sie, da Sie das Alles wissen, heute diesen Artikel in Ihrem Blatte bringen!"

„Das errathen Sie nicht?"

„Nein."

„Ich brachte ihn Ihnen zu Liebe."

„Wirklich? Wirklich?"

„Ganz gewiß!"

„Dann bin ich Ihnen allerdings den größten Dank schuldig, den es nur geben kann!"

„Darf ich mir diesen Dank nehmen?"

„Ich wüßte nicht, woher?"

„O, von Ihren schönen, süßen Lippen. Kommen Sie!"

Er zog sie an sich und küßte sie wiederholt auf den Mund. Sie gab sich dieser Zärtlichkeit für einige Augenblicke hin; dann entwand sie sich ihm, drohte ihm mit dem Finger und sagte:

„Herr Doctor, Sie bringen mich in Verlegenheit!"

„Das bezweifle ich!"

„O, gewiß!"

„Den Grund möchte ich wissen."

„Sie sind — verheirathet!"

„Ich? Ah, Sie haben nach mir gefragt?"

„Nein."

„Wie können Sie da behaupten, daß ich verheirathet bin?"

„Ich vermuthe es."

„Ach so! Wäre das ein Unglück?"

„Ein Unglück nun wohl nicht. Aber ich muß mich vor Ihnen in Acht nehmen!"

„Warum?"

„Sie werden mir gefährlich."

Bei diesen Worten rückte sie von ihm ab.

„O weh!" lachte er. „Ich Ihnen gefährlich! Ich bin kein Jüngling, und ein Adonis war ich auch niemals, selbst während meiner Jugendzeit nicht."

„Dann wissen Sie wohl nicht, daß der Geist einer gebildeten Dame mehr imponirt als die Gestalt?"

„Das soll wohl heißen, Sie halten mich für geistreich?"

„Natürlich!"

„Sie kleine, liebe Lügnerin! Kommen Sie her. Das muß unbedingt mit einem Kusse bestraft werden!"

Er streckte die Hände nach ihr aus. Sie aber wehrte ihn ab und sagte zurückhaltend:

„Nein, nicht mehr küssen! Sie dürfen Ihre Pflichten gegen Ihre Frau nicht verletzen!"

„Pah! Ich dachte nicht, daß Sie so penibel sind."

„O, auch eine Tänzerin hat ein Gewissen!"

„Aber ein sehr nachsichtiges!"

„Sie irren. Ist Ihre Frau jung?"

„Nein."

„Schön?"

„Noch weniger."

„Aber liebenswürdig?"

„Das am Allerwenigsten!"

„Dann bedaure ich Sie und entschuldige Sie zu gleicher Zeit."

„Herzlichen Dank! Wenn Sie mich entschuldigen, darf ich wohl hoffen, daß Sie mir ein liebebedürftiges Herz zutrauen?"

„Warum nicht?"

„Nun, Liebe will Erhörung finden. Soll ich mich umsonst nach einem Kusse von Ihnen sehnen?"

„Nein. Hier ist meine Hand!"

„Ein Handkuß? Hm! Mit dem nimmt nur ein Kutscher fürlieb, der froh ist, wenn er zum Neujahr seiner Gnädigen den Handschuh küssen darf."

„Nun gut. Also hier!"

„Die Wange? Sie sind eine allerliebste Schelmin. Ich muß Sie wirklich für diese Ironie bestrafen."

Er zog sie an sich; sie ließ es geschehen. Sie wechselten Kuß um Kuß, bis sie es doch für genug hielt.

„Also Sie haben mir zu Liebe den heutigen Artikel verfaßt," begann sie von Neuem. „Sie schwören also zu meiner Fahne?"

„Mit Leib und Seele!"

„Werden Sie derselben auch treu bleiben?"

„Bis an mein Ende!"

„Nun, so leisten Sie mir jetzt den Fahneneid! Sagen Sie mir also wörtlich nach: Ich schwöre —"

„Ich schwöre —"

„Bei meiner Ehre —"

„Bei meiner Ehre —"

„Daß ich Dich für meine Gottheit erkläre und —"

„Daß ich Dich für einen kleinen Satan erkläre, dem ich mich aber doch verschreibe mit Haut und Haar."

„Falsch! Aber, lassen wir es auch in dieser Façon gelten! Wir sind also treue Verbündete und können Kriegsrath halten."

V. S.

„Kriegsrath? Worüber?"

„Nun, Sie ahnen doch, daß wir uns bereits in nächster Zeit auf dem Kriegspfade befinden werden!"

„Nein. Ich gestehe, daß ich keine Ahnung habe!"

„Wirklich nicht? Und doch läßt es sich so sehr leicht denken, daß diese Amerikanerin Ellen Starton das Kriegsbeil und das Bowiemesser ausgraben wird, um sich für Ihre heutige Veröffentlichung zu rächen."

„Na, sie wird mich nicht sogleich scalpiren!"

„Das nicht; aber sie wird eine öffentliche Entgegnung loslassen. Das ist sicher."

„Da wäre sie dumm. Wir Journalisten sind es, welche die öffentliche Meinung fabriziren. Wer sich mit uns verfeindet, der ist abgethan."

„Ja, Sie sind die Herren der geistigen Welt! Aber, im Vertrauen, mein lieber Doctor — hat die Amerikanerin sich Ihnen vorgestellt?"

„Nein."

„Wirklich nicht? Wirklich?"

„Nein, sage ich Ihnen!"

„Hm! Ich dachte —"

„Was dachten Sie?"

„Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich Sie in einem gewissen Verdachte hatte."

„Darf ich mich nach der Natur und nach dem Grunde dieses Verdachtes erkundigen, meine schöne Mißtrauische?"

„Gewiß! Man sagt, die Ellen Starton sei außerordentlich tugendhaft."

„Wohl nur zum Scheine!"

„O nein. Diese Tugendstrenge soll ihre eigentliche Natur sein."

„Ich glaube nicht daran. Prüderie ist noch nicht Tugend."

„Das mag sein. Ferner soll diese Amerikanerin von einer wahrhaft bezaubernden, hinreißenden Schönheit sein."

„Geht mich nichts an!"

„Wirklich? Ich dachte, sie hätte sich Ihnen vorgestellt; Sie wären von ihrer Schönheit hingerissen, von ihr aber —"

„Was?"

„Von ihr aber abgeblitzt worden."

„Sapperment, haben Sie Phantasie!"

„Nun, ich dachte es mir so, und daraus erklärte ich mir die Schärfe Ihres heutigen Artikels."

„Freilich eine sehr unbegründete Vermuthung!"

„Wirklich?"

„Ich kann es beschwören."

„Daß sie nicht bei Ihnen gewesen ist?"

„Ja."

„Dann begreife ich dieses unvorsichtige Frauenzimmer nicht. Sie mußten doch der Erste sein, dem gegenüber sie sich aufmerksam zeigte."

„Pah! Was liegt mir an ihr! Aber wissen Sie, daß Sie mich mit Ihrem Verdachte beleidigt haben?"

„Das thut mir leid. Verzeihung also!"

„Ich verzeihe nur nach vorhergegangener Sühne."

„Welche Sühne verlangen Sie?"

„Zehn Küsse!"

„Hier sind sie!"

Sie umarmten sich. Gerade als sie ihre Küsse am Innigsten austauschten, wurde die Thür geöffnet und der kleine Redactionsdiener trat herein.

„Wetter noch einmal! Entschuldigung!" sagte er erschrocken, indem er sich eiligst zurückziehen wollte.

Aber seinem listigen und jetzt befriedigten Gesichtsausdrucke nach war sehr leicht zu vermuthen, daß dieser Ueberfall mit vollem Vorbedacht unternommen worden sei.

Der Chefredacteur war zwar schnell, aber doch zu spät aufgesprungen. Sein Gesicht glühte vor Zorn.

„Was willst Du?" fragte er.

Der Diener hatte bereits die Thür zum Gehen wieder geöffnet. Jetzt wendete er sich um und meldete:

„Herr Holm bat, angemeldet zu werden."

„Sapperment! Ist das so eilig?"

„Ich weiß es nicht."

„Mag warten!"

Der Diener entfernte sich. Der Redacteur befand sich in einer sichtlichen Verlegenheit.

„Ich werde den Kerl fortjagen," sagte er.

„Warum denn?" fragte sie verwundert.

Ihrer Miene nach schien es ihr sogar lieb zu sein, in diesem tête-à-tête überrascht worden zu sein.

„Was hat er hereinzukommen!"

„Seine Pflicht, mein lieber Doctor!"

„Unsinn! Neugierig ist der Mensch."

„Schwerlich! Wenn Sie auf meine Fürbitte etwas geben, so denken Sie nicht weiter daran. Diese Bureaumenschen sind die reinen Automaten. Sie denken nichts und sehen nichts. Und haben sie ausnahmsweise ja einmal Etwas bemerkt, so ist es in fünf Minuten bereits vergessen. Nun aber werde ich mich empfehlen müssen. Sechs Küsse hatten Sie bereits. Was thun wir mit den übrigen vier?"

Er mußte doch lachen.

„Heben wir sie auf für das nächste Mal!"

„Gut; sie werden dann desto delicater sein. Soll ich draußen sagen, daß dieser Herr Holm eintreten darf?"

„Ja, ich bitte!"

Sie ging. Draußen im Vorzimmer stand beim Diener ein junger Mann

von hoher, angenehmer Figur. Seine Züge waren intelligent, aber leidend, und sein schwarzer Anzug hatte die Werkstatt des Schneiders jedenfalls bereits vor langer Zeit verlassen.

„Sie sollen kommen!“ sagte sie.

Er verbeugte sich dankend und gehorchte. Als er die Thür hinter sich zugezogen hatte, zog die Tänzerin ein Geldstück aus der Tasche, drückte es dem Diener in die Hand und fragte halblaut:

„Wie lange bedienen Sie den Doctor schon?“

„Seit beinahe zehn Jahren.“

„Natürlich sind Sie ihm treu?“

„Außerordentlich!“

„Und verschwiegen sind Sie ebenso?“

„Ganz und gar. Ich bin überhaupt leider sehr kurzsichtig.“

„Das freut mich. „Kennen Sie die Ellen Starton?“

„Ja.“

„Also Sie haben diese Dame gesehen?“

„Gewiß.“

„War sie hier?“

„Gestern.“

„Vor mir, oder nach mir?“

„Nach Ihnen. Der Doctor befand sich bereits im Gehen, kehrte aber ihretwegen noch einmal um.“

„War sie lange bei ihm?“

„Keine Minute.“

„Lügen Sie nicht!“

„Es ist die Wahrheit!“ betheuerte er, indem er die Hand auf das Herz legte.

„Das ist doch kaum zu glauben!“

„Warum?“

„Sie soll sehr schön sein!“

„Ungeheuer! Es ist sogar mir aufgefallen, trotz meiner Kurzsichtigkeit,“ kicherte er.

„Und Ihr Herr ist ein Bewunderer der Schönheit!“

„Ja, aber nur dann, wenn ihm diese Bewunderung nichts kostet. Er knausert fürchterlich.“

„Also kann ich nicht glauben, daß bei ihrer Schönheit und seiner Bewunderung die gestrige Unterredung nur eine einzige Minute gewährt haben soll.“

„Nicht einmal eine ganze Minute.“

„Unerklärlich!“

Da trat er näher an sie heran und flüsterte:

„Es muß Etwas vorgekommen sein.“

„Wie so?“

„Sie rauschte ab, und wie?“

„Wie denn?“

„So ungefähr wie auf dem Theater, wenn die erste Liebhaberin Einen nicht haben mag und mit so einem verachtungsvollen Hohnlächeln hinter die Coulissen fährt."

„Ach so! Und der Doctor?"

„War ganz wüthend."

„Wirklich?"

„Er war ganz bleich vor Zorn. Wie gesagt, es muß irgend Etwas gegeben haben."

„Hm! Ich möchte wohl wissen, was es gewesen ist!"

„Na, das läßt sich denken."

„Meinen Sie?"

„Gewiß."

„Nun, was denn?"

Da blinzelte der Kleine mit seinen Augen, hielt seine Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund und raunte ihr zu:

„Sie hat das Küssen nicht so gern wie Sie!"

„Verräther!" sagte sie, indem sie ihm einen leisen, liebenswürdigen Klaps versetzee. „Aber, die Beiden da drinnen werden ja recht laut. Wer war der junge Mann?"

„Herr Holm ist Reporter."

„Ach so! Wenn es so weiter klingt, wird er jedenfalls herausgeworfen. Ich werde also gehen. Aber pst!"

Sie legte dabei warnend den Finger auf den Mund.

„Pst!" machte auch er, indem er die gleiche Pantomime machte und ihr verständnißinnig zunickte.

„Kein Wort! Er darf nicht erfahren, daß ich mit Ihnen gesprochen habe!"

„Keine Sylbe! Ich bin nicht nur kurzsichtig, sondern auch stumm!"

Und als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, fuhr er fort:

„Eine eigenthümliche Geschichte, diese Küsse. Der da drinn bekommt sie zu Dutzenden, und Unsereiner soll nicht einmal zusehen. Die Güter dieser Welt sind doch gar zu verschieden vertheilt!"

Und sie dachte, als sie die Treppe hinabstieg:

„Also er hat mich doch belogen. Meine Vermuthung war ganz richtig. Sie ist dagewesen. Er ist von ihr abgeblitzt worden. Mir kommt diese Dummheit sehr zu statten. Jedenfalls ist sie bei den Andern ebenso zurückhaltend gewesen. Dann hat sie verloren!"

Sie hatte vorhin ganz richtig gehört. In dem Redactionszimmer ging es mehr als lebhaft zu.

Der Chefredacteur war sehr zornig, von seinem Diener überrascht worden zu sein. Er befand sich also beim Eintritte des Reporters bei schlechter Laune.

„Was wollen Sie?" herrschte er ihn an.

Der junge Mann war von ihm niemals sehr höflich oder gar sympathisch behandelt worden; aber diesen Ton hatte er denn doch noch nicht gehört; darum fuhr er mit dem Kopfe empor und zeigte ein verwundertes Gesicht.

„Was Sie wollen, habe ich gefragt!“

Ueber das Gesicht des Reporters glitt ein stilles Lächeln, doch antwortete er in höflichem Tone:

„Zunächst grüßen wollte ich, Herr Doctor. Guten Morgen!“

Dies schien nicht das rechte Mittel zu sein, die üble Laune des Redacteurs zu zerstreuen.

„Was soll das?“ sagte er. „Ich frage nun zum dritten Male, was Sie wollen!“

„Eine Erkundigung möchte ich mir gestatten.“

„Erkundigung? Ich denke, Sie bringen eine Neuigkeit?“

„Das für jetzt noch nicht.“

„Nun, einer Erkundigung wegen brauchen Sie mich nicht am Vormittage zu incommodiren.“

„Verzeihung! Ich bin mir nicht bewußt, einen Grund zu dieser Erzürnung gegeben zu haben. Und, streng genommen, ist es allerdings eine Neuigkeit, welche mich veranlaßt hat, Sie aufzusuchen.“

„Also, heraus damit!“

„Ich meine nämlich den Artikel betreffs der amerikanischen Tänzerin.“

„Ah! Was soll's mit diesem?“

„Er ist von Ihnen selbst verfaßt?“

„Ja.“

„Auf welche Information hin?“

„Was geht das Sie an? Hier bin überhaupt ich es, der zu fragen hat. Was wollen Sie also betreffs dieses Artikels?“

„Er enthält die Unwahrheit.“

„Da dürften Sie sich wohl ganz gewaltig irren!“

„O nein. Die Quelle, aus welcher Sie da geschöpft haben, ist eine sehr unklare.“

„Ich denke doch nicht, daß Sie mich schulmeistern wollen!“

„Das kann mir nicht einfallen. Aber ich möchte Ihnen die Daten zu einer Berichtigung, welche morgen zu erscheinen hätte, an die Hand geben.“

Die Brauen des Redacteurs zogen sich drohend zusammen.

„Ah!“ stieß er hervor. „Eine Berichtigung?“

„Ja.“

„Welche morgen zu erscheinen hätte?“

„Ja.“

„Das ist hübsch, sehr hübsch! Mir scheint, Sie halten sich für Denjenigen, der hier zu disponiren hat!“

„Durchaus nicht. Aber die Ehre unseres Blattes erfordert diese Berichtigung.“

„Davon haben Sie gar nicht zu sprechen. Ich bin es, der diese Ehre zu wahren hat. Was verstehen Sie überhaupt von der Ehre eines Journals! Sie sind Reporter und erhalten für jede brauchbare Neuigkeit fünfzig Kreuzer ausgezahlt. Zwischen Redacteur und Reporter, zwischen mir und Ihnen ist ein himmelweiter Unterschied, dessen Sie sich aber gar nicht bewußt zu sein scheinen.“

„O bitte! Es kann Niemand so sehr wie ich einsehen, welcher moralische Unterschied zwischen uns Beiden besteht. Ob auch einer in Beziehung auf die beiderseitige Intelligenz vorhanden ist, das wäre erst noch zu untersuchen.“

Der Redacteur trat einen Schritt zurück, stemmte die Hand auf den Schreibtisch und sagte funkelnden Auges:

„Alle Wetter! Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich als Reporter unter Ihnen stehe, als Mensch aber jedenfalls nicht. Vielleicht weiß ich besser als Sie, was es mit der Ehre eines Blattes für eine Bewandtniß hat.“

„Das — das — — das bieten Sie mir!“ brauste der Redacteur auf.

„Allerdings.“

„Mir, dem Chefredacteur, dem Doctor der Philosophie!“

„Beides vermag nicht, mir zu imponiren! Ich bin ebenso, wie Sie, Doctor dieser Facultät.“

„Sie? Sie?“ fragte der Redacteur, indem er vor Erstaunen den Mund offen stehen ließ.

„Ja, ich.“

„Sie, Doctor der Philosophie! Hahaha!“

„Es steht Ihnen frei, zu lachen oder zu weinen, ganz wie es Ihn beliebt!“

„Doctor Holm! Herr Reporter Doctor Holm! Das ist allerdings klassisch! Aber welchen Zweck hat denn diese Comödie eigentlich?“

„Es ist keine Comödie. Sie empfingen mich in einer Art und Weise, welche mich um so mehr befremden muß, je weniger ich mir bewußt bin, Ihnen eine Veranlassung gegeben zu haben. Sie stützten sich auf Ihren Titel, und so theilte ich Ihnen mit, daß ich mir denselben ebenfalls erworben habe, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihnen geistig wenigstens ebenbürtig bin.“

„Ich muß Sie für krank halten, und daher will ich Sie mit der ruhigen, kalten Objectivität eines Arztes behandeln, Herr Doctor Holm.“

Dabei legte er auf das Wort Doctor einen doppelten Druck. Holm ignorirte diese Ironie und antwortete:

„Diese Objectivität ist mir sehr willkommen. Vorhin sind Sie mir höchst subjectiv vorgekommen.“

„Herr Holm! Soll dieses Wort vielleicht einen Beigeschmack für mich haben?“

„Nein. Dazu habe ich nicht genug Mangel an Umgangsform.“

„Das wollte ich Ihnen auch nicht rathen. Also, wie kommt es, daß Sie heute in einer ganz anderen Weise sprechen als sonst?“

„Zunächst weil Sie mich gleich bei meinem Eintritte zornig anfuhren, und sodann, weil ich mich über diesen heutigen Artikel ergrimme.“

„Zu diesen Grimm haben Sie keine Veranlassung. Was ich schreibe, das darf ich schreiben; es ist die Wahrheit.“

„Es ist nicht die Wahrheit. Miß Starton ist auf eine Weise lächerlich gemacht worden, welche die Indignation aller Gebildeten herausfordert.“

„So zählen Sie mich also nicht zu den Gebildeten?“

„Um diese Frage beantworten zu können, müßte ich vorher wissen, ob Sie überhaupt aus einer Quelle geschöpft haben, oder ob diese Lügen aus Ihrer eigenen Phantasie entsprungen sind. Das Talent Miß Startons ist über jeden Zweifel erhaben. Sie ist niemals anders als die Königin des Balletes genannt worden.“

„Natürlich nur ironisch!“

„Nein. Sie müssen als Redacteur ja auch mit den Vorkommnissen jenseits des Oceans vertraut sein. Sie müssen gelesen haben, welchen Enthusiasmus jedes Auftreten dieser Dame hervorgebracht hat. Sie wurde ja geradezu ein Meteor genannt.“

„Kein Wort weiß ich davon!“

„Das ist sehr zum Verwundern. Ich bitte Sie um die Erlaubniß, Ihnen die Quellen, aus denen Sie sich eines Besseren unterrichten können, an die Hand zu geben.“

Er griff in die Tasche und zog ein Päcktchen hervor, welches er dem Redacteur entgegenstreckte. Dieser jedoch wehrte mit beiden Händen ab und sagte:

„Danke, danke! Mein Urtheil über diese Tänzerin ist gefällt. Ich habe nur die Wahrheit gesagt, und dabei muß es bleiben!“

„Aber ich kann es Ihnen beweisen, daß man Sie gänzlich falsch unterrichtet hat!“

„Das ist nicht wahr. Sprechen Sie kein Wort mehr über diese Angelegenheit, welche ich für abgethan halte!“

Er wendete sich ab und machte die Bewegung der Entlassung. Holm aber blieb dennoch und bemerkte:

„Sie ist noch nicht abgethan, Herr Doctor. Wenn Sie dem heutigen lügenhaften Artikel keine Berichtigung folgen lassen wollen. werde ich diese Berichtigung fordern.“

„Fordern!“ rief der Andere zornig.

„Ja.“

„Sie wären der Kerl darnach!“

„Ja, ich bin der Kerl darnach!“

„Gewiß! Doctor Holm! Hahaha!“

„Höhnen Sie jetzt! Aber ich warne Sie!“

„Sie mich? Schön! Ganz wie Sie wollen! Sie sind natürlich aus unserm Verhältnisse entlassen. Einen solchen Reporter kann ich nicht gebrauchen. Suchen Sie Ihr Brod an anderer Stelle!“

„Ich werde es finden.“

„Oho! Wer bezahlt Sie so gut wie wir? Anderwärts erhalten Sie dreißig Kreuzer für die Neuigkeit. Jedenfalls werden Sie sich noch mehr auf die Geige legen müssen.“

Holm erbleichte.

„Auf die Geige?“ wiederholte er unwillkürlich.

„Ja," höhnte der Redacteur. „Oder denken Sie etwa, daß ich nicht wisse, daß Sie auf dem obscursten Tanzsaale der Residenz der Hefe des Volkes aufspielen. Pfui Teufel!"

Das vorher so bleiche Gesicht Holms röthete sich wieder.

„Herr Doctor!" rief er drohend.

„Oho! Kommen Sie mir nicht in diesem Tone! Ein Reporter, welcher nebenbei ein ganz gewöhnlicher Bierfiedler ist, erdreistet sich, den Doctortitel für sich in Anspruch zu nehmen. Das ist mehr als lächerlich; das ist verrückt!"

Er war in einen wahren Grimm gerathen. Holm hatte seine Ruhe bewahrt. Er sagte unter einem selbstbewußten, überlegenen Lächeln:

„Ihre Ausbrüche strotzen von Beleidigungen gegen mich. Wie nun, wenn ich Sie fordere?"

„Sie? Mich? Die reine Tollheit! Sie bilden sich doch nicht etwa ein, satisfactionsfähig zu sein!"

„Pah! Ich werde Ihnen mein Diplom vor Augen führen!"

„Bringen Sie mir tausend Diplome, und ich werfe den Secundanten, welchen Sie mir schicken, doch zur Thür hinaus! Das merken Sie sich ja!"

„Schön, ich will mich Ihnen accomodiren."

„Was soll das heißen?"

„Wenn Sie sich fürchten, einen Gang mit blanker Waffe zu machen, werde ich eine Waffe wählen, welche Ihren so außerordentlich wichtigen und werthvollen Leib nicht zu schädigen vermag: die Feder."

„Die Feder? Mensch! Ah, es ist lächerlich, daß ich mich ärgere. Die Sache ist doch eigentlich nur lustig oder vielmehr tragikomisch. Sie dauern mich. Gehen Sie, mein Bester. Legen Sie sich in's Bett und schlafen Sie sich aus. Vielleicht legt sich dann der Blutandrang nach dem Kopfe. Vor allen Dingen aber lassen Sie es sich nicht wieder einfallen, sich bei mir sehen zu lassen. In diesem Falle bliebe mir nichts Anderes übrig, als Sie hinauswerfen zu lassen!"

„Schön. Ich füge mich diesem Rathschlusse aus dem Munde eines Gottes. Adieu, Herr Doctor!"

„Adieu, Herr Bierfiedler!"

Der Reporter nickte dem Diener freundlich zu, als er durch das Vorzimmer ging. Drunten vor der Hausthür blieb er überlegend stehen.

„Böse, böse Geschichte!" murmelte er vor sich hin. „Ich büße einen Theil der mir so nothwendigen Einnahme ein. Wie soll ich diesen Ausfall decken? Aber was frage ich nach dem Hunger und der Entbehrung, wenn es gilt, die Göttliche in Schutz zu nehmen! Sie muß bereits angekommen sein. Wo sie nur abgestiegen sein mag? Ich werde mich erkundigen." —

Als Miß Ellen Starton gestern von dem Chefredacteur fortgegangen war, hatte sie eine Droschke genommen, um sich nach der Wohnung des Intendanten fahren zu lassen.

Dieser saß bei Caviar und Wein in seinem fast wie ein Damenboudoir ausgestatteten Schreibzimmer. Parfums und Odeurs dufteten, und auch der alte Herr sah aus, als ob er sich zu Tode duften wolle.

Seine dünne, hagere Gestalt steckte in einem weichen, seidenen Schlafrocke. Er griff die Caviarsemmel mit dem feinsten Handschuh an. Das Gesicht war höchst glatt rasirt; die Zähne, welche sich beim Kauen zeigten, waren zu schön, als daß sie hätten echt sein sollen, und das Haar zeigte jene eigenthümliche Façon, welche schließen läßt, daß es um guten Preis vom Friseur gekauft worden ist.

Ein Diener in Livree ging ab und zu. Draußen hörte man die leise Silberstimme einer Glocke.

„Jean, schon wieder Jemand!“ sagte der Herr. „Ich bin nicht zu Hause. Auf keinen Fall zu Hause!“

Jean ging. Es dauerte eine kleine Weile, bis er zurückkehrte. Er machte ein höchst pfiffiges Gesicht.

„Fortgewiesen natürlich?“ fragte der Intendant.

„Nein, gnädiger Herr.“

„Nicht? Aber ich bin ja nicht zu Hause!“

„Der gnädige Herr werden sehr gern zu Hause sein.“

Jean sagte dies in einer Art und Weise, welche verrathen ließ, daß er seiner Sache sicher sei und seinen Herrn sehr genau kenne.

„Sehr gern?“ fragte dieser. „Du weißt, daß ich mich zur jetzigen Zeit nie stören lasse.“

„O, eine solche charmante, höchst charmante Störung!“

„Wie so?“

„Eine Dame, gnädiger Herr!“

Da legte der Intendant das Messer zur Seite. Auch er kannte seinen Jean. Dieser hätte es sicher nicht gewagt, ihn mit einem uninteressanten Besucher zu belästigen.

„Ach so, eine Dame!“ sagte er.

„Wer ist sie?“

„Eine gewisse Miß Ellen Starton.“

Da fuhr der Intendant von seinem Sessel empor und zupfte unwillkürlich an dem weißseidenen Halstuche, um zu fühlen, ob es tadellos sitze.

„Die Starton?“ fragte er. „Die Tänzerin?“

„Ja.“

„Alle Himmel! Komm her, Jean, komm!“

Der Diener trat bis an den Tisch heran. Sein Herr raunte ihm zu:

„Du hast sie betrachtet?“

„Sehr genau.“

„Mit ihr gesprochen?“

„Einige Höflichkeiten gewechselt.“

Die beiden alten Männer machten ganz den Eindruck, als ob zwei lüsterne Faune im Begriffe ständen, irgend einen verliebten Streich auszuführen.

„Entspricht sie ihrem Rufe?“ fragte der Herr.

„Mehr als das.“

„Das sagst Du? Der Kenner? Das macht mich mehr als neugierig. Wie ist die Figur?“

„Etwas über mittel.“

„Schmächtig?“

„Prächtig rund ohne voll zu sein. Ein Meisterstück.“

„Hat sie Büste?“

„Zum Meiseln!“

„Hände, Füße?“

„Wie ein Kind.“

„Das Haar?“

„Dunkel, voll, herrlich! Griechischer Knoten.“

„Also klassisch. Die Augen?“

„Schwarze Karfunkel.“

„Mund?“

„Zum Todtküssen.“

„Stimme?“

„Wie eine Glocke.“

„Herein mit ihr! Aber, Jean, ich — ich warne Dich!“

„Bitte, bitte! Ich verstehe nicht, gnädiger Herr.“

„Du störst uns nicht!“

„Nein, nein!“

„Du trittst auf keinen Fall eher ein, als bis ich Dir das Zeichen dazu mit der Glocke gegeben habe!“

„Sehr wohl!“

„Schön! Hole sie! Doch, vorher noch Eins! Wie ist der Eindruck, den sie macht, he? Wird sie zartfühlend, weichherzig, gefügig sein?“

Der alte erfahrene Diener zuckte die Achsel, zog die dünnen Brauen empor und antwortete:

„Glaube es kaum.“

„Also nicht?“

„Scheint mir kalt und spröde zu sein.“

„Will es nicht hoffen!“

„Vielleicht nicht nur kalt, sondern sogar streng.“

„Werde sie dennoch besiegen.“

„Das wird nicht leicht sein.“

„Pah! Bestrickende Liebenswürdigkeit!“

Jean ließ einen schnellen Blick über seinen Herrn, dessen Aeußeres einer neu angestrichenen Ruine glich, laufen, zuckte abermals die Achseln und sagte:

„Wird wohl kaum wirken.“

„Dann giebt es den anderen Weg: Präsente! Ich bin reich.“

„Das lasse ich eher gelten.“

„Na, werden sehen. Laß' Sie also ein!“

„Aber Sie tragen Schlafrock.“

„Pah! Eine Tänzerin nimmt das nicht so difficil.‘

Der Diener huschte über den spiegelblanken Parquettboden nach der Thür, riß die beiden Flügel derselben auf und meldete unter einer sehr devoten Verbeugung:

„Miß Starton ist willkommen!“

Die Tänzerin folgte dieser Aufforderung in ruhiger und selbstbewußter Haltung. Sie verneigte sich leicht und erwartete dann die Anrede.

Der Intendant ließ seinen Blick über die prachtvolle Erscheinung gleiten und sagte sich im Stillen, daß Jean noch viel, viel zu wenig gesagt habe.

„Willkommen, Miß,“ grüßte er, jedoch ohne sich zu erheben. „Wollen Sie nicht Platz nehmen!“

Er zeigte dabei auf den Sitz neben sich. Sie verbeugte sich abermals, trat näher und nahm auf einem Sessel Platz, welcher den Tisch zwischen ihr und dem alten Herrn ließ.

„Warum so fern?“ fragte dieser. „Ich habe noch nie gehört, daß Amerikanerinnen schüchtern sind.“

„Ich ebenso wenig!“ antwortete sie.

Diese Antwort frappirte ihn, doch fuhr er fort:

„Also Sie sind beherzt? Nun, das ist mir lieb. Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, ehe Ihre Rivalin, Mademoiselle Leda, sich vorgestellt hat. Was halten Sie von dieser Dame?“

„Ich kenne sie nicht.“

„Aber Sie haben von ihr gelesen?“

„Einiges.“

„So müssen Sie doch ein Urtheil haben!“

„Der Tanz will gesehen sein. Ein Gemälde zu taxiren, ohne es vor Augen zu haben, ist unmöglich. Ich pflege nur aus eigener Anschauung zu urtheilen.“

„Selbst sehen? Ja, Sie haben Recht! Auch die glühendste Schilderung kann noch so wenig sagen, wie ich in diesem Augenblicke deutlich fühle.“

Er hielt inne, um zu beobachten, welchen Eindruck diese genügend deutlichen Worte hervorbringen würden. Leider bemerkte er nicht die mindeste Wirkung. Die Tänzerin musterte mit ruhigem Blicke die Tapeten des Zimmers, ohne seinen Worten einer Antwort zu würdigen. Dann richtete sie ihr Auge eben so kalt forschend auf ihn und bemerkte dann:

„Sie erwähnten soeben eine Kollegin von mir, Herr Intendant. Wie kommt es, daß Sie sich zu dem befremdlichen Arrangement entschlossen haben, zwei Rivalinnen an einem Abende und in derselben Production auftreten zu lassen?“

„Die Gründe sind gewichtig, theure Miß, doch kann ich sie Ihnen erst später mittheilen, wenn wir uns besser kennen. Ich hoffe, daß dies in nicht sehr langer Zeit der Fall sein wird!“

Sie sagte nichts; sie verbeugte sich nur; dann fuhr er fort:



V S. S. 419. 49.

„Miss Starton ist willkommen!"

„Ich gehöre nämlich nicht zu denjenigen Bühnenleitern, welche zu ihren Untergebenen wie vom hohen Olymp herab sprechen. Ich trete gern in näheren Verkehr mit ihnen; ich zeige ihnen, daß ich Mensch bin, daß ich menschlich denke und menschlich fühle — — —!"

Der Blick, welchen er jetzt auf sie warf, zeigte, daß er jetzt eine Antwort erwarte, aus der er ersehen könne, ob er in Beziehung auf sein „menschliches Fühlen" verstanden worden sei. Sie nickte ihm langsam zu und sagte unter einem Lächeln, von welchem er nicht unterscheiden konnte, ob es schalkhaft oder ironisch sei:

„Ja, Herr Intendant, ein Gott sind Sie allerdings nicht."

„Ah! Wieso?"

„Sie sind in diesem Augenblicke sogar höchst menschlich. Caviar ist kein Ambrosia."

„Wie? Sie machen auch Witze? Sie schießen Calembourg's? Das liebe ich. Sie haben Recht. Ich bin Mensch, aber nicht allein wegen des Caviars. Ich wünsche auch in Beziehung auf Sie Mensch sein zu dürfen!"

„Dieser Wunsch ist bereits erfüllt."

Er gab diesen Worten eine sanguinische Bedeutung.

„Danke, danke! Wollen wir also Beide in diesem Augenblicke einmal recht menschlich sein?"

„Gewiß, Herr Intendant."

„So bitte, setzen Sie sich hier neben mich."

„Meinen Sie, daß ich hier weniger menschlich sei?"

„Ja. Aus so weiter Entfernung kommen Sie mir wie ein übermenschliches, überirdisches Wesen vor. Sie bezaubern; sie bethören wie eine Fee, welche verschwindet, sobald man einen Wunsch ausspricht. Ich liebe solche Entfernungen nicht. Ich will mich überzeugen, ob diese Feen nicht Gebilde der Phantasie sind. Ich will fühlen, ob ich Menschen vor mir habe."

„Das Sehen ist auch ein Fühlen. Ich glaube, Sie sind überzeugt, daß eine Amerikanerin zu den sterblichen Bewohnern der Erde gehört."

„Ja. Aber dennoch stehen die Lady's uns Bewohnern des Continents so fern, daß man beim Anblicke einer solchen Dame eine unbesiegbare Wißbegierde empfindet, ob sie auch Fleisch und Blut ist. Wollen Sie mich das untersuchen lassen?"

Er hatte sich erhoben und zwei Schritte hinter dem Tische hervor gethan. Seine Augen waren mit sichtlicher Gier auf sie gerichtet. Ihr Blick hielt dem seinigen kalt und ruhig Stand.

„Das bedarf jedenfalls nicht erst einer Untersuchung, da es bereits genugsam constatirt ist."

„O nein. Eine Schönheit wie die Ihrige kann unmöglich eine irdische sein. Nur die Ueberzeugung kann zum Glauben führen. Gestatten Sie, Miß, mich zu überzeugen, daß Sie nicht die aus Walhalla herabgestiegene Göttin der Liebe sind, sondern eine wirkliche Tochter staubgeborener Eltern."

Er streckte den Arm nach ihr aus, griff aber in die Luft. Sie hatte sich gedankenschnell erhoben und war um einige Schrite zurückgewichen.

„Herr Intendant!“

In dem Tone dieser Worte lag eine Zurechtweisung, welche förmlich drohend klang. Sie stand aber in so stolzer Schönheit vor ihm, daß er sich kaum zu beherrschen vermochte. Er antwortete:

„Nicht diesen Ton, nicht diesen! Ihr Händchen müssen Sie mich ergreifen lassen. Wir wollen neben einander sitzen und berathen, auf welche Weise wir Ihre hiesige Stellung am Schönsten und Vortheilhaftesten zu gestalten vermögen. Kommen Sie, Miß!“

„Ich danke! Habe ich erst die Stellung, so weiß ich sie schon selbst nach meinem Geschmacke zu gestalten!“

„Aber Sie haben sie noch nicht!“

„Das muß ich freilich zugeben!“

„Und wissen Sie, wessen Einfluß da am maßgebendsten ist, Miß Starton?“

„Jedenfalls der Ihrige.“

„Allerdings! Ich denke, daß es Ihnen nicht unlieb sein würde, diesen Einfluß für sich zu gewinnen.“

„Es würde mich freuen, ihn zu besitzen.“

„Nun, so suchen Sie, ihn zu verdienen.“

„Das ist meine Absicht.“

„Jedenfalls haben Sie Lebenserfahrung genug, um zu wissen, in welcher Weise eine liebenswürdige Dame sich eine solche Protection erwirbt.“

„Gewiß!“

„Nun?“

„Indem sie ihren Pflichten in jeder Beziehung Genüge leistet. Sie können überzeugt sein, daß ich mir Mühe geben werde, Ihren Beifall zu erwerben.“

„Gut! Doch hoffe ich, Sie meinen nicht nur meinen künstlerischen Beifall. Im Theater bin ich Kritiker; hier in meinem Heim aber bin ich Mensch. Dort entzückt mich eine künstlerische Leistung, und hier kann mich ein Kuß zu jedem Zugeständniß veranlassen.“

„Daraus schließe ich, daß Sis jedenfalls sehr glücklich verheirathet sind.“

„Wie? Was? Wie meinen Sie?“

„Wenn Sie sich durch eine solche Familienzärtlichkeit zu jedem Zugeständniß veranlaßt sehen, so müssen Sie ein sehr guter Gatte, Vater und Großvater sein.“

Er griff mit beiden Händen nach dem weißseidenen Halstuche und fragte im Tone unendlichen Erstaunens:

„Vater? Großvater? Meinen Sie wirklich?“

„Ja,“ nickte sie ihm vertraulich zu.

„Sehe ich denn wie ein Großvater aus?“

„Sogar wie ein recht erfahrener und ehrwürdiger!“

Das war ihm noch nicht vorgekommen; das hätte er für unmöglich ge-

halten. Er kratzte sich hinter den Ohren; er griff wieder an das Halstuch. Großvater, das war ihm zu bunt; das hatte ihn ganz aus der Contenance gebracht. Endlich stieß er hervor:

„Vielleicht halten Sie mich sogar für einen Urgroßvater!“

„Eine Unmöglichkeit würde es nicht sein. Man kann doch bereits mit sechzig Jahren oder gar noch früher Urgroßvater sein.“

„Mit sechzig? Bereits? Das klingt ja gerade, als ob Sie mich für älter hielten?“

„Allerdings!“

„Aelter? Himmel! Wie alt bin ich denn Ihrer freundlichen Ansicht nach ungefähr?“

„Neunundsechzig und ein halb.“

„Herr des Himmels! Miß, wo denken Sie hin?“

„Ich denke an den Bühnenalmanach.“

„Was ist's mit dem?“

„Da sind Sie im Verzeichnisse der Bühnenvorstände natürlich auch vorhanden. Ihr Geburtsjahr und auch der Tag sind angegeben.“

„Das ist verdruckt, vollständig verdruckt! Ich werde den Herausgeber zur Rede stellen.“

„Das würde ich allerdings auch thun. Solche Angaben müssen auf völliger Wahrheit beruhen, und es kann Ihrem Rufe nur Nutzen bringen, wenn man erfährt, daß Sie noch um einige Jahre betagter sind, als angegeben worden ist. Je höher das Alter, desto größer die Erfahrung, geehrtester Herr!“

Er starrte sie an, als ob er ein Todesurtheil höre.“

„Was sagen Sie?“ rief er aus. „Noch um einige Jahre betagter soll ich sein?“

„Das haben Sie doch wohl gemeint?“

„Wenn denn?“

„Als Sie vorhin sagten, daß die Angabe über Ihr Alter nicht richtig sei.“

„Sie sind des Teufels! Es fällt mir gar nicht ein, älter sein zu wollen als ich bin. Ich zähle einundfünfzig.“

„Wirklich? Wirklich?“

„Gewiß! Sehe ich etwa älter aus?“

„Sie würden vielleicht jünger aussehen, aber —“

„Was denn? Was meinen Sie?“

„Wenn nicht diese falsche Haartour, diese Perrücke —“

„Perrücke? Sie Unglückskind! Das sind ja meine eigenen Haare!“

„Dann ist es zu bewundern, wie mobil diese Haare sind. Sie haben sich das Vordertoupet ganz auf die linke Seite gedreht.“

„Wie? Was? Auf die linke Seite? Ich werde sofort Jean rufen. Der muß — —“

„O bitte, das kann ich ebenso. Kommen Sie! Ich werde Ihnen dieses natürliche Haar wieder zurechtrücken. So, mein bester, mein liebster Großpapa!“

V. S.

Sie faßte ohne Zaudern seinen Kopf und schob ihm das Toupet wieder nach vorn.

Er war ganz starr vor Entsetzen. Seine Augen nahmen fast einen gläsernen Ausdruck an. Er seufzte zum Erschrecken, holte tief, tief Athem und sagte dann matt:

„Erlauben Sie, daß ich mich setze?"

„Gewiß! Thun Sie das! Das Alter bedarf der Pflege."

Er stieß einen Ton aus, von welchem nicht zu sagen war, ob er der Ausdruck des Grimmes sei oder ob er nur als Folge vollständiger Rathlosigkeit gelten könne.

„Fühlen Sie sich unwohl?" fragte sie in freundlicher Besorgniß.

„Unwohl? O nein! Dazu bin ich zu jung und kräftig. Aber alterirt bin ich einigermaßen."

„Worüber?"

„Ueber Sie natürlich."

„Doch nicht! Ich bin mir ja gar nicht bewußt, Ihnen Veranlassung dazu gegeben zu haben!"

„Nicht? Da sehe Einer an: Ihre Altersschätzung!"

„War freilich zu niedrig gegriffen."

„Auch noch! Die Perrücke!"

„Ist Ihr echtes Haar."

„Sie nennen mich Großvater, sogar Urgroßvater!"

„Aus theilnehmender Ehrfurcht."

„Was thue ich mit Ihrer Ehrfurcht! Ich kann sie ganz und gar nicht gebrauchen! Ein Bischen Liebe wäre mir tausendmal lieber!"

„Wenn Sie gestatten, will ich Sie lieben, wie eine Enkelin den Vater ihrer Mama liebt."

Da schlug er die Hände zusammen und fragte kopfschüttelnd:

„Sagen Sie, Miß, sind alle Amerikanerinnen so wie Sie?"

„Ich hoffe es!"

„Dann haben die Vertreterinnen Ihrer Nation, wenn sie Tänzerinnen sind, aber ganz und gar keine Chance, bei uns Anstellungen zu finden."

„Warum?"

„Wir verlangen von einer Tänzerin, daß sie nicht nach dem Alter frägt."

„Das braucht sie auch nicht, denn es ist ja im Almanach ganz genau angegeben."

„Ferner soll sie liebesbedürftig sein und diese Eigenschaft ganz besonders gegen ihren obersten Vorgesetzten bethätigen. Man kann die Jünglingsjahre hinter sich haben und doch ein jugendliches Herz besitzen! Wie ich Sie heute kennen lerne, können Sie unmöglich eine gute Tänzerin sein."

„Würden Sie diese Behauptung beweisen können?"

„Ja. Der Tanz hat die Aufgabe, alle möglichen menschlichen Gefühle durch körperliche Bewegungen zur Darstellung zu bringen. Ist das richtig?"

„So ziemlich."

„Eine Tänzerin muß also Zweierlei besitzen. Erstens die Fertigkeit in diesen Bewegungen und zweitens die Gefühle, welche sie darstellen soll!“

„Ganz richtig!“

„Sie haben aber solche Gefühle nicht.“

„Das ist eine sehr kühne Behauptung.“

„Sie haben kein Herz. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich sehr besorgt um Sie bin. Jetzt habe ich leider keine Zeit, sonst fänden Sie vielleicht Gelegenheit, mir zu beweisen, daß Sie doch zärtliche Regungen besitzen. Vielleicht beliebt es Ihnen, morgen nochmals vorzusprechen.“

„Ich glaube kaum, daß ich es nochmals wage, Altersstudien anzustellen. Sollte ich hier Engagement finden, so werden Sie bald die Erfahrung machen, daß ich nicht herzlos bin. Nur darf das Menschenherz nicht einer Wolke gleichen, welche Alt und Jung, Schön und Häßlich, Kluge und Unfähige, Gerechte und Ungerechte mit ihrem Regen beträufelt.“

„So sind Sie also die Wolke, von welcher ich niemals einen Tropfen Thau erwarten kann? Ich glaube nicht. Es giebt Wolken, welche mildthätiger sind.“

Er machte eine Verbeugung; sie erwiderte dieselbe und zog sich dann zurück. Kaum war sie fort, so griff der Intendant zur Klingel, um seinen Jean herbeizurufen. Dieser richtete einen forschenden Blick auf seinen Gebieter und gab sich Mühe, ein schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken.

Der Intendant hatte sich ganz matt in die Polster geworfen und sagte mit halber Stimme:

„Jean, gieb mir Eau de mille fleures! Ich bin wie zerschlagen!“

Der Diener reichte ihm das Flaçon und fragte:

„Zerschlagen? War der Kampf so heftig?“

„O, es ist gar nicht zum Kampfe gekommen!“

„So hat sie sofort capitulirt?“

„Ist ihr nicht eingefallen. Ich habe sie nicht angerührt.“

„Unglaublich!“

„Ja, ja! Und weißt Du, wer die Schuld trägt?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Du!“

„Ich?“

„Ja. Was ich niemals für möglich gehalten hätte, das ist geschehen. Ich bin blamirt! Diese Amerikanerin weiß, daß ich falsches Haar trage.“

„Sie haben es ihr doch nicht etwa mitgetheilt?“

„Ist mir nicht eingefallen. Aber Du hast mir die Perrücke ganz verkehrt aufgesetzt.“

„Das ist nicht wahr.“

„Und doch! Diese Miß Ellen Starton hat sie mir dann wieder zurecht gerückt.“

Da konnte sich Jean nicht beherrschen. Er lachte laut auf.

„Mensch!“ rief sein Herr. „Was fällt Dir ein?“

„Entschuldigung! Aber wenn ich mir die Tänzerin vorstelle, wie sie Ihnen die Perrücke umdreht, so ist das wirklich köstlich. Das haben Sie von Ihrem Kratzen."

„Kratzen? Wieso?"

„Sie haben die Angewohnheit, sich hinter dem Ohre zu kratzen, sobald Ihnen einmal Etwas nicht nach Wunsch und Willen geht. Jedenfalls ist das vorhin ebenso gewesen."

„Ich könnte mich aber nicht erinnern, gekratzt zu haben."

„O, das thun Sie, ganz ohne es zu bemerken. Was sagte sie denn dazu?"

„Denke Dir! Sie wußte ganz genau, wie alt ich bin!"

„Niederträchtig!"

„Ja. Sie nannte mich Großvater und Urgroßvater!"

„Noch niederträchtiger!"

„Und sodann wollte — horch, es klingelt wieder! Ich bin auf keinen Fall zu sprechen."

„Auch nicht, wenn vielleicht eine Schönheit — —?"

„Danke heute für Schönheiten! Sie haben doch Alle den Teufel im Leibe!"

Er legte sich in die bequemste Stellung, und Jean entfernte sich. Als er zurückkehrte, lag ein höchst undefinirbares Lächeln auf seinem glatten Gesicht.

„Nun, wer war es?" fragte sein Herr.

„Noch eine Dame!"

„Ah! Abgewiesen?"

„Nein."

„Aber, ich habe Dir doch soeben befohlen —"

„Es ging nicht, gnädiger Herr! Sie ist so jung, so schön, so reizend. Und dabei gab sie so gute Worte."

„Wer ist es denn? Gewiß irgend eine kleine Nähterin, welche Statistin werden will?"

„O nein, sondern etwas Besseres, viel Besseres."

„Nun?"

„Mademoiselle Leda."

„Die Leda! Ah! Das ist allerdings etwas Anderes. Hast Du sie Dir genau angesehen?"

„Ja."

Er mußte sie beschreiben. Dann fragte der Intendant:

„Welche ist schöner, sie oder die Amerikanerin?"

„Jedenfalls die Letztere, aber die Leda ist ohne allen Zweifel nachgiebiger und vergnüglicher."

„So laß' sie herein. Du aber bleibst draußen, bis ich klingele."

Als die Tänzerin eintrat, warf sie zunächst einen schnellen Blick auf den Intendanten. Sie schien sich sofort über ihn im Klaren zu sein, denn sie machte einen feschen Knix, chassirte auf ihn zu und sagte in halblautem, einschmeichelndem Tone:

„Verzeihung, Excellenz, daß ich Sie störe! Aber meine Pflicht zwang mich dazu.“

Excellenz war er noch nie genannt worden. Er war ja gar nicht von Adel, auch war er nicht Beamter des Königlichen Hoftheaters. Desto mehr fühlte er sich geschmeichelt. Er verglich die frostige Erscheinung der Amerikanerin mit dem warmen, lächelnden Wesen, welches er jetzt vor sich sah, und dabei entfuhr es ihm:

„Soeben ist sie fort!“

Sie wußte nicht, was er meinte, fragte aber ganz ungenirt:

„Wer ist fort?“

„Ihre Rivalin.“

„Die Starton?“

„Ja.“

„O weh! So ist sie mir also doch bei Ihnen zuvorgekommen! Das thut mir unendlich leid!“

„Vielleicht können Sie es einholen.“

„Wie sollte das möglich sein?“

„Eine Zeitversäumniß läßt sich doch vielleicht durch verdoppelte Aufmerksamkeit ausgleichen.“

„Gewiß, Excellenz; aber dennoch bin ich untröstlich!“

„Das bringt mich in Verlegenheit, da ich nicht weiß, ob ich der Mann bin, Sie zu trösten!“

„Wer sollte es sonst sein, wenn nicht Sie. Sie sind doch der Jupiter, welchem ich mein Schicksal anvertrauen muß.“

„Ah, treffender Vergleich! Und Sie sind die Leda, welche der Gott in Gestalt eines Schwanes erscheint, um sich von ihr beglücken zu lassen “

„Pfui!“

„Wieso? Ist diese griechische Mythe nicht schön?“

„Nein, gar nicht,“ antwortete sie schmollend.

„Warum nicht?“

„Weil Leda kein Weib sein kann, wenn sie mit der Liebe eines Schwanes zufrieden ist. Der Schwan ist ein Wasservogel, kalt und halb Fisch “

„Ah! Sie lieben die Wärme?“

„Sogar die Gluth.“

„Und nicht die Gestalt eines Schwimmvogels?“

„Nein, sondern die menschliche Gestalt.“

„Aber in jugendlicher Form?“

„Nein. Wird Zeus, wird Jupiter etwa als Jüngling dargestellt? Ich liebe das Fertige, das Ausgebildete, das Vollendete. Aber nur ein Mann in den reiferen Jahren kann sagen, daß er nicht noch im Unfertigen sich abmühen muß.“

„Madmoiselle, Sie entwickeln da wahrhaft großartige, künstlerische Anschauungen!“

„Könnte ich ohne diese Anschauungen Künstlerin sein?“

„Nein. Niemals. Wissen Sie, was zu einer echten Künstlerin gehört, Mademoiselle?“

„Ich glaube, es zu wissen.“

„Nun?“

„Zunächst die erforderliche technische Schulung.“

„Ganz gewiß. Die körperliche Fertigkeit. Ganz dasselbe habe ich der Amerikanerin gesagt.“

„War sie einverstanden?“

„Ja,“ antwortete er in gedehntem Tone.

„Hat sie Ihnen gezeigt, daß sie diese Fertigkeit besitzt?“

„Nein.“

„Wie unpractisch und rücksichtslos, da doch Sie es sind, welcher das allein untrügliche Auge dafür haben kann. Sehen Sie, Excellenz!“

Sie schlug eine Pirouette, welche nicht toller sein konnte, und da sie denselben Anzug trug, mit welchem sie auch bei dem Chefredacteur gewesen war, so blieb bei diesem Wirbel, den sie um ihre eigene Achse schlug, dem gierigen Auge des alten Intendanten kaum ein Wunsch versagt.

„War das so gut gemacht?“ fragte sie.

„Gewiß, gewiß! Pepita hat es nicht besser gemacht!“

„Sie schmeicheln, Excellenz!“

„Nein, nein! Und da Sie die Anmuth einer Fanny Elßler besitzen, so — —“

Er lächelte verheißungsvoll vor sich hin.

„Warum schweigen Sie? Sprechen Sie weiter!“

„Noch nicht! Fast hätte ich mich von dem Zauber Ihres Wesens hinreißen lassen, eine Entscheidung auszusprechen, welche jetzt noch nicht am Platze ist.“

„Und die mich doch so glücklich gemacht hätte!“

„Noch weiß ich ja gar nicht, ob Sie eine echte Künstlerin sind. Das Technische besitzen Sie; da wird es wohl keine Schwierigkeiten geben. Aber das Andere —“

„Sie meinen die Conception?“

„Noch mehr. Ich meine den Geist, die Seele, das Empfinden, das Gefühl!“

„Sollten Sie mich für geistlos halten können?“

„Schwerlich!“

„Oder für gefühllos?“

„Das wäre zu beweisen.“

„So betheure ich Ihnen, daß ich Gefühle besitze, Excellenz, sehr natürliche Gefühle sogar.“

„Zum Beispiel?“

„Appetit.“

„Sie Schalk!“

„Wer kann Wein und Caviar sehen, ohne den Wunsch zu fühlen, sich einladen zu dürfen.“

„Im Ernste?“

„Gewiß!“

„So kommen Sie! Aber hier neben mich.“

„Danke! Da sitze ich schon. Aber ich weiß nicht, ob Ihnen meine Art und Weise, zu essen, behagen wird.“

„Nun, welche Weise ist dies?“

„Ich speise in Gegenwart von Herren stets als Dame des Hauses. Sie müssen also jetzt einmal denken, daß ich Ihre Gemahlin bin.“

„Köstlicher Gedanke!“

„Ich lege Ihnen vor.“

„Darf ich nehmen, was mir schmeckt?“

„Gewiß!“

„Und wenn ich nun an Ihnen selbst mehr Geschmack fände als an diesen prosaischen Dingen?“

„So ein Geschmack kann die Hausfrau doch nur beglücken, Excellenz.“

„Gut, so speisen wir jetzt als Ehepaar. Leiten wir das Mahl durch einige Küsse ein.“

„Hier, Excellenz! Ich hoffe, daß Sie eine gute Hausfrau an mir finden werden.“

Das Frühstück nahm eine längere Zeit in Anspruch, als der Intendant sonst auf dasselbe zu verwenden pflegte, und als er dann der Tänzerin erlaubte, sich zu verabschieden, fragte diese:

„Und wie lange haben Sie mit der Amerikanerin gespeist?“

„Keine Minute.“

„Nicht doch!“

„Ich sage die Wahrheit.“

„Ich will es glauben. Wann frühstücken wir wieder?“

„Morgen, mein liebes Kind.“

„Um dieselbe Zeit?“

„Ja, kommen Sie immerhin. Wir werden da Gelegenheit finden, uns über die Art und Weise zu besprechen, wie Ihre Existenz sich am Angenehmsten gestalten läßt.“

„O, diese Existenz hängt noch zwischen den Wolken!“

„Nein, nein; sie ist bereits beschlossene Sache.“

„Die Hand darauf!“

„Hier!“

„Herrlich! Nun aber tausend Küsse zur Belohnung!“

Sie zog ihn an sich und bemühte sich, ihm zu beweisen, daß sie ein höchst dankbares Herz besitze.

Draußen stand Jean in gebückter Haltung vor dem Schlüsselloche und beobachtete das küssende Paar.

„Tausend Donner!“ brummte er mißvergnügt vor sich hin. „Der alte

Galgenstrick ist doch ein beneidenswerther Kerl! Diese Leda hat Geist und Temperament. Ein Kuß von ihr muß nicht übel sein."

Als er hörte, daß sie sich verabschiedete, zog er sich von der Thür zurück. Sie kam, drückte die Thür zu, blieb bei ihm stehen und griff in die Tasche. Sein auf sie gerichteter, lüsterner Blick sagte ihr, daß sie mit einem Trinkgelde hier nicht die größte Freude anrichten könne. Darum fragte sie schnell entschlossen:

„Wie nennt man Sie?"

„Jean."

„Gut, mein lieber Jean. Geld und Gut habe ich nicht, aber was ich habe, das gebe ich Ihnen. Hier, nehmen Sie!"

Sie hielt mit beiden Händen seinen Kopf fest und gab ihm zwei — drei Küsse.

„So! Sind Sie zufrieden?"

„Königlich!" antwortete er, sich den Mund abwischend.

„Nächstens mehr, wenn Sie verständig sind!"

Damit war sie zur Thür hinaus. Zu gleicher Zeit erklang aber auch die Glocke des Intendanten. Jean mußte zu ihm hinein. Sein Herr sah ihn an und fragte sogleich:

„Was hast Du? Was ist mit Dir?"

„Mit mir? Was soll sein?"

„Du bist ganz roth im Gesichte."

„Wirklich?"

„Ja. Was hat das für einen Grund?"

„Ich habe mich tief gebückt, um einen Schlüssel aufzuheben."

„Ach so! Hat Dir die Leda ein Trinkgeld gegeben?"

„Nein."

„Das wundert mich, da sie so angenehme Umgangsformen besitzt. Was sagst Du zu ihr?"

„Kein Wort."

„Wie? Kein Wort? Warum?"

„Ich kann kein Wort zu ihr sagen, weil sie nicht da ist."

„Wortklauber! Ich denke, daß Du mich verstanden hast."

„Nun, sie ist eine ganze Künstlerin."

„Gewiß!"

„Nicht nur Tänzerin, sondern auch Schauspielerin."

„Das ist wahr. Und was für eine berückende Stimme sie hat. Ich glaube, daß auch eine tüchtige Sängerin aus ihr zu machen wäre. Sie ist ein sehr vielseitiges Talent. Was denkst Du? Wollen wir sie engagiren?"

„Hm! Was wollen wir mit dieser kalten Amerikanerin!"

„Richtig! Sie mag dahin gehen, woher sie gekommen ist. Mademoiselle da electrisirt. Sie ist nicht blos Künstlerin, sondern auch Weib, und das letztere ist nicht weniger werth als das Erstere."

V. S.

Und Diejenige, welche auf diese Weise gelobt wurde, lachte draußen vor sich hin und sagte zu sich:

„Diese beiden alten Gecke habe ich im Sacke. Einer ist so widerlich wie der Andere, aber man muß sich fügen. Jetzt nur noch zum Director, zum Capell- und zum Balletmeister, damit die Amerikanerin mir nicht abermals zuvorkommt.“

Sie traf den Director zu Hause und wurde sofort vorgelassen. Sie trat in ihrer kecken, zuversichtlichen Weise auf, knixte in koketter Weise und zeigte dann, auf seine Anrede wartend, ein bezaubernd sein sollendes, siegesgewisses Lächeln.

Der Beamte machte einen bedeutenden Eindruck. Von hoher Gestalt, besaß er eine geistig ausgearbeitete Physiognomie und scharf ausgeprägte Züge, welche von Nachdenken und anhaltender Arbeit erzählten. Doch wurde dieser Ernst durch einen Zug des Wohlwollens gemildert, welcher das Gesicht verschönerte.

Dieser Zug verschwand, als er jetzt sein Auge auf der Tänzerin ruhen ließ.

„Setzen!“ sagte er kurz, indem er mit der Hand nach einem Stuhle deutete.

„Haben Sie bereits Besuche gemacht?“ fragte er dann, als sie Platz genommen hatte.

„Nein,“ antwortete sie. „Sie sind natürlich der Erste, welchen ich von meinem Eintreffen unterrichte.“

Sein Blick nahm eine sofortige Schärfe an.

„Wie kommt es dann, daß ich vom Redactionsboten erfuhr, daß Sie bei dem Chefredacteur gewesen sind?“

„Ah, der ist nicht zu rechnen! Ich hatte eigentlich nur in der Expedition zu thun und benutzte diese Gelegenheit, meine Karte abzugeben.“

„Und als ich vorhin über den Markt ging, sah ich Sie beim Intendanten einsteigen.“

Sie erröthete.

„Er war nicht zu Hause,“ versuchte sie, sich zu entschuldigen.

„Er war daheim, denn er hatte gleich vorher Miß Starton empfangen gehabt.“

„Ah, haben Sie mit ihr gesprochen?“ fragte sie schnell, um von dem unangenehmen Thema abzukommen.

„Ja. Sie war bereits vorher bei mir gewesen. Sie hat die ganz richtige Ansicht gehabt, daß der Director denn doch Derjenige ist, in dessen Hand die Fäden zusammenlaufen. Kennen Sie die Dame persönlich?“

„Noch nicht.“

„Aber per Renommé natürlich?“

„Nicht gar zu sehr,“ antwortete sie leichthin.

„Das ist schade. Sie ist nicht nur eine Künstlerin ersten Ranges, sondern

auch eine durch und durch edle Weiblichkeit, was leider unter den Damen des Ballettes nicht oft gesagt werden kann.“

„Ich hoffe, nicht hinter ihr zurückstehen zu müssen!“

„In welcher Beziehung?“

„In beiden Beziehungen, als Weib und als Künstlerin.“

„Mademoiselle, ich sage Ihnen offen, daß es keine Empfehlung ist, sich bei mir mit Unwahrheiten einzuführen. Miß Starton würde so Etwas verschmähen. Und sodann ist die künstlerische Auffassung dieser Dame eine wahrhaft geniale. Sie ist in äußerer Beziehung eine Schönheit, aber eine unnahbare. So ist auch jede Figur, welche sie tanzt, von bezaubernder Schönheit, und doch getragen und verklärt von einer sittlich strengen Reinheit, welche der göttlichen Natur der Kunst entspricht. Ich sage Ihnen aufrichtig, daß Sie eine Gegnerin haben werden, welche sehr schwer oder unmöglich zu besiegen sein wird.“

Sie zuckte die Achseln und antwortete kurz:

„Ich vertraue trotzdem!“

Er nickte leise mit dem Kopfe und meinte dabei:

„Worauf?“

„Auf den Erfolg.“

„In Ihrer Kunst oder in Ihrer Intrigue?“

„Sie irren sich, Herr Director, wenn Sie mich für eine Intriguantin ahlten!“

„Wollen es hoffen. Ich verhehle es nicht, daß man mich vor Ihrem diplomatischen Talente gewarnt hat.“

„Die Starton etwa?“ brauste sie auf.

„Nein. Diese Dame hat kein Wort von Ihnen gesprochen. Morgen hoffentlich werden Sie sich vorgestellt werden. Meine Weisungen werden Ihnen durch den Theaterläufer zugehen. Adieu, Mademoiselle!“

Sie mußte sich unter einer tiefen Verbeugung zurückziehen. Draußen ballte sie die Hände.

„Hier ist sie mir also zuvorgekommen!“ murrte sie. „Dieser Director ist ein Pedant ohne Geist und Kenntniß. Er wird nie mein Freund sein, aber auch ich nie seine Verbündete. Jetzt nun zum Capellmeister. Er soll geizig und habsüchtig sein. Fassen wir ihn bei dieser Handhabe an.“

Sie fand ihn zwischen Stößen von Partituren vergraben. Er schrieb eilfertig Noten. Vielleicht hatte er Etwas zu arrangiren. Sie hatte ihren Namen sagen lassen, dennoch aber fragte er bei ihrem Eintritte, ohne von seinen Noten aufzusehen:

„Wer?“

„Mademoiselle Leda.“

„Gleich.“

Sie blieb geduldig an der Thür stehen, obgleich er noch einige Seiten schrieb. Endlich spritzte er den Gänsekiel aus und drehte sich zu ihr herum. Er hatte ein hageres, wachsbleiches Gesicht und große, dunkle Virtuosenaugen

Seine lange Nase hatte einen breiten Rücken; der Mund war sehr breit und fast ohne sichtbare Lippen, und das Kinn fast übermäßig entwickelt. Sein Gesicht war dasjenige eines Geizigen. Seine Stimme klang kalt und ohne Metall, als er sagte:

„Sie konnten sich setzen. Was wollen Sie?"

„Ich hielt es für meine Pflicht, mich Ihnen vorzustellen, Herr Capellmeister."

„Schön. Doch wozu?"

Diese Frage brachte sie in Verlegenheit, doch antwortete sie:

„Es ist doch wohl nöthig, daß Sie mich vor meinem Auftreten kennen lernen."

„Keineswegs."

Sie blickte ihn erstaunt an. Daher erklärte er:

„Es wird das Ballett „Königin der Nacht" gegeben, zweimal hinter einander. Erst treten Sie auf und dann die Amerikanerin. Sie Beide haben die „Königin" schon oft getanzt, darum ist eine Probe nicht für nöthig gehalten worden. Welche besser gefällt, die wird nach kurzem Gastspiele engagirt. Eigentlich hatten Sie also nicht nothwendig, mich zu incommodiren."

„Und doch. Es war meine Absicht, Ihnen eine Frage vorzulegen, welche allerdings rein geschäftlicher Natur ist."

Da horchte er auf.

„Welche Frage meinen Sie?"

„Ohne Umschweif gesagt, die Geldfrage."

Da bekam sein Gesicht auf einmal Farbe, und als er sie jetzt forschend anblickte, war es ihr, als ob er eigentlich schielende Augen habe.

„Was könnte es in dieser Beziehung zwischen Ihnen und mir zu erörtern geben?" erkundigte er sich.

„Das ahnen Sie nicht?"

„Nein."

„Giebt es denn hier keine Orchestertantiéme?"

„Nein."

„Wirklich nicht?" fragte sie noch einmal, und zwar im Tone sehr hoher Verwunderung.

„Ich habe noch nie Etwas davon gehört. Was hat man unter dieser Orchestertantiéme zu verstehen?"

„Nun, zunächst versteht es sich doch ganz von selbst, daß von der Orchesterbegleitung das Gelingen eines Vortrages, überhaupt jede künstlerische Darstellung ganz außerordentlich abhängig ist."

„Sehr richtig!"

„Insbesondere ist dies beim Tanze der Fall. Ohne die Intelligenz des Capellmeisters ist es selbst der größten Künstlerin unmöglich, das zu leisten, was sie wirklich zu leisten vermag."

„Sehr gut, sehr gut!" sagte er unter demonstrativem Kopfnicken. „Ich sehe, Sie haben nachgedacht, Mademoiselle; Sie befinden sich im Besitze der Ansichten und Erfahrungen, welche man bei Ihren Coleginnen meist vergebens sucht."

„Leider! Und grad weil ich diese hohe Bedeutung des Capellmeisters anerkenne, habe ich die Gepflogenheit, bei jedem Auftreten eine Orchesterprämie zu berechnen.“

„Wie hoch ist diese?“

„Je nach Uebereinkunft.“

„Wem wird sie ausgezahlt?“

„Dem Capellmeister.“

„Nimmt das ganze Orchester daran Theil?“

„Das ist lediglich Sache des Dirigenten. Ich zahle ihm die Prämie. Was er damit thut, das ist nicht meine Sache.“

„Weiß der Director davon?“

„Kein Mensch.“

„So bleibt diese Gepflogenheit also Geheimniß zwischen Ihnen und dem Dirigenten?“

„Vollständiges Geheimniß.“

„Mademoiselle, ich habe von dieser Prämie noch nie Etwas gehört; aber es ist sehr leicht begreiflich, daß wir uns Beide mit ihr besser stehen würden als ohne sie.“

„Sehr richtig. Ich kam zu Ihnen, um Sie darüber zu verständigen. Jetzt darf ich Ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ueberlegen Sie sich aber immerhin, welchen Procentsatz wir vereinbaren wollen.“

Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit gewinnender Freundlichkeit:

„Mademoiselle, Ihr Ruf als Künstlerin ist ein bedeutender. Daß Sie aber auch das Geschäft verstehen, freut mich. Künstler pflegen schlechte Rechner zu sein. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie Engagement finden. Meiner Hilfe dürfen Sie gewiß sein. Leben Sie wohl!“

Sie ging, innerlich frohlockend, daß er an den ihm hingeworfenen groben Köder gebissen habe.

Nun stand ihr noch bevor, den Balletmeister aufzusuchen. Als sie an dessen Vorsaalthür klingelte, wurde von einem langen, starknochigen Weibe geöffnet.

„Was wollen Sie?“ fragte diese Person.

„Ist der Herr Balletmeister zu sprechen?“

„Sie meinen den Herrn Balletmeister und Kunstmaler, meinen Mann?“

„Ja.“

„Was wollen Sie von ihm?“

„Ich beabsichtige, mich ihm vorzustellen.“

„Dazu hat er keine Zeit. Er malt jetzt.“

„Ich werde den Herrn Balletmeister nur auf eine Minute in Anspruch nehmen.“

„Bitte, den Herrn Balletmeister und Kunstmaler meinen Sie?“

„Ja, Madame.“

„Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Man nennt mich Mademoiselle Leda.“

„Kenne ich nicht.“

„Desto besser werde ich vom Herrn Balletmeister gekannt —“

„Vom Herrn Balletmeister und Kunstmaler meinen Sie?“

„Ja. Er kennt mich, wenigstens dem Rufe nach. Ich habe übermorgen die Königin der Nacht zu tanzen.“

„Ah, so sind Sie eine der beiden Künstlerinnen, welche mit einander kämpfen sollen?“

„Ja.“

„Schön. Das ist etwas Anderes. Ich werde Sie führen. Kommen Sie mit!“

Der Weg ging durch zwei Zimmer, welche eine wahrhaft chaotische Unordnung zeigten. Die Frau des Herrn Balletmeisters und Kunstmalers schien kein bedeutendes häusliches Talent zu sein.

Dann öffnete sie eine Thür. Man erblickte mehrere Staffeleien, eine Menge großer Farbentöpfe, Leinwandstücke, Bilderrahmen und Anderes. Vor einer der Staffeleien stand der Künstler. Er war eine kleine, hagere Figur, trug ein fürchterliches Pince-nez auf der Nase und schien von der geöffneten Thür gar nichts zu bemerken.

„Arthur!“ sagte sie.

„Ja, mein Liebling!“

„Eine Dame.“

„Schön! Ist sie jung?“

„Ja.“

„Vielleicht doch endlich eine Psyche.“

„Dazu ist sie zu fett.“

„O weh!“

Er drehte sich um und musterte die Tänzerin. Dann fragte er:

„Wie viel verlangen Sie pro Stunde?“

Sie bemerkte, daß er sie für ein Modell hielt. Sie zuckte also lächelnd die Achseln, ohne zu antworten. Er fuhr unbeirrt fort:

„Ich gebe Ihnen für die Stunde dreißig Kreuzer. Das ist bei Ihren Formen, die man so oft angeboten erhält, vollauf genug.

„Arthur!“ legte sich da seine Frau in's Mittel.

„Mein Liebling!“

„Diese Dame ist kein Modell.“

„Was will sie denn sonst?“

Er hatte den Beiden wieder den Rücken zugekehrt und ließ sich nicht stören. Er war dabei, eine Leinwand zu grundiren, und strich die Farbe auf, ohne seinen Besuch wieder anzublicken. Dabei nahm er eine theatralische Stellung ein, eine Pose gleich einem Schauspieler, welcher sich im Zweikampfe in den Ausfall legt.

„Kämpfen,“ antwortete seine Frau.

„Kämpfen? Alle Teufel! Mit wem denn?“

„Mit der Andern.“

„Wo denn?“

„Na, im Ballet.“

„Ach so. Wie heißt sie denn?“

„Es ist eine Mademoiselle —“

„Leda,“ ergänzte die Tänzerin.

„Leda,“ rief er, nun schnell herumfahrend und sie noch einmal genau betrachtend. „O, Mademoiselle, Verzeihung! Sie sind doch nicht ganz so fett, wie ich vorhin dachte.“

„Das meine ich auch,“ lachte sie. „Ich brauche nun wohl auch nicht pro Stunde dreißig Kreuzer zu verdienen?“

„Nein, nein! Das ist jetzt anders. Das werden Sie nun ganz umsonst thun.“

„Umsonst?“ fragte sie verwundert.

„Gewiß!“

„Arthur?“ fragte seine Frau.

„Mein Liebling?“

„Kann ich wieder gehen?“

„Ja. Kehre in Dein trautes Heim zurück. Später bringst Du mir eine Käsebemme mit Nordhäuser.“

Sie ging, und er fuhr, zu Leda gewendet, fort:

„Ich heiße Sie im Tempel meiner zweiten Kunst herzlich willkommen, Mademoiselle. Das Uebungszimmer für meine Balletschüler liegt eine Treppe höher!“

„Unter dem Dache?“

„Ja. Die Kunst kann ihre Heimath nicht hoch genug aufschlagen. Je näher sie dem Himmel rückt, desto verklärender, beseligender und veredelnder wirkt sie auf ihre Jünger.“

„Auch bei diesem Froste?“

„Bah! Was wollen Sie! Die Kunst ist eine firmamentale Potenz, welcher eine unvergleichliche Hitze entströmt. Bitte, Sie haben mir da meinen Bleiweißtopf umgeworfen. Sind gerade elf Kreuzer futsch!“

„Ich werde sie Ihnen ersetzen. Hier sind zwanzig.“

„Ich kann nicht wiedergeben.“

„Thut nichts. Behalten Sie!“

„Danke! Giebt einen geräucherten Hering zum Abendbrod, natürlich für meine Frau. Sie ist eine, so zu sagen, ätherische Natur und kann Käsebemmchen nicht vertragen. Was nun Sie betrifft, so habe ich mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Ich hoffe, wir werden einander gefällig sein können. Nicht?“

„Gern.“

„Da ist zum Beispiel, was ich vorhin erwähnte, das Modellsitzen. Das kostet Geld. Es giebt Modelle, denen ich fünfzig Kreuzer pro Stunde bezahle. Und in Ausnahmefällen — sehen Sie, ich will eine Psyche malen; sie ist

bestellt. Aber woher das passende Modell nehmen? Es giebt hier ein junges Mädchen, welches göttlich paßt, ein ganz himmlisches Wesen; aber das dumme Ding will nicht, obgleich ich zunächst pro Stunde einen Gulden geben würde. Sie beißt aber sicher noch an."

„Lassen sich Ihre Gemälde gut verwerthen?"

„Ich arbeite nur auf Bestellung. Da wurde kürzlich eine Medea bestellt. Ich würde hundertundfünfzig Gulden erhalten, aber woher eine Medea — Donnerwetter!"

Er legte Pinsel und Palette fort und ließ sein Auge prüfend über Leda's Gestalt gleiten.

„Nun, was wollten Sie sagen?"

„Hm! Sie kennen leider die Verhältnisse nicht."

„So erklären Sie mir dieselben."

„Die Sache ist nämlich die, daß ich ein höchst gefälliger Mann bin, und so sind meine Damen vom Corps de Ballet mir wieder gefällig. Kann mir Eine als Modell behilflich sein, so thut sie es gern und ohne Bezahlung, denn, wissen Sie, eine Hand wäscht die andere."

„Das läßt sich leicht begreifen."

„Auch die letzte, Diva, Ihre Vorgängerin, hat mir einige Male gesessen. Sagen Sie einmal, Mademoiselle Leda, sind Sie sehr penibel?"

„Gar nicht."

„Sie wären eine prächtige Medea!"

„Freut mich!"

Er hatte „Ihre Vorgängerin" gesagt, gerade so, als ob ihr das Engagement ganz sicher sei. Das schmeichelte ihr. Zudem konnte sie seiner Hilfe und Unterstützung bedürftig werden, und da sie ja überdies keineswegs zurückhaltend mit ihren Schönheiten zu sein pflegte, so hielt sie es für gerathen, auf seine Intention einzugehen.

„So? Das freut Sie?" meinte er, indem er im ganzen Gesicht lachte. „Bitte, würden Sie wohl geneigt sein, mir einige Male als Medea zu sitzen?"

„Gern."

„Danke, danke! Bin natürlich zu jedem Gegendienst auf der Stelle bereit. Ich hoffe doch nicht daß Sie sich vor mir geniren?"

„Keineswegs," lachte sie. „Weshalb geniren?"

„Das ist brav und ohne Vorurtheil. Ich bin ganz begeistert von der Idee. O, wenn Sie jetzt Zeit hätten, nur ein Viertelstündchen Zeit!"

„Wozu? Sie wollen doch nicht gleich an der Medea zu arbeiten beginnen?"

„Nein, das wäre unmöglich. Aber das Sujet möchte ich mir im Geiste fixiren. Ich möchte die Formen Ihrer, ja Ihrer Medea prüfen. Ich möchte nur einige leise Striche, einige leichte Contouren auf die Leinwand werfen. Wollen Sie?"

„Hm! Eigentlich bin ich jetzt beschäftigt."

„O, nur eine Viertelstunde?"

„Aber daß An- und Auskleiden nimmt ebenso viel Zeit in Anspruch."

„Doch nicht. Meine Ansprüche erstrecken sich heute nur auf Ihren Oberkörper. Und das Haar möchten Sie ein wenig auf griechische Manier ordnen. Ich sage Ihnen, daß ich sehr, sehr dankbar sein werde."

„Na, da Sie es sind, so will ich mich fügen."

„Herrlich! Kommen Sie! Legen Sie ab! Hier auf dem rothen Divan nehmen Sie dann Attitude, da in den Wiener Shwal drappiri. Es wird prächtig sein. Sie werden sich entzückend ausnehmen, wie ich bereits jetzt constatiren kann."

Sie ließ sich nicht lange bitten. Sie legte ungescheut sämmtliche Hüllen ihres Oberkörpers ab, brachte das Haar in andere Ordnung und streckte sich sodann auf den alten, verschossenen Divan nieder, um sich dann mit den Falten des Wiener Wunderwerkes schmücken zu lassen.

Der Balletmeister war nicht etwa ein Stümper. Er verstand seine Sache sehr gut, und er hatte Recht gehabt. Als sie jetzt in liegender Stellung auf dem Divan ruhte, den Kopf in die eine Hand gestützt und den andern vollen Arm in leichter Biegung dem üppigen Körper leise angeschmiegt, während eine der vollen Flechten sich liebkosend über den Busen schlängelte, welcher schneeweiß zwischen den Falten des Tuches hervorleuchtete, war sie eine treffliche Darstellung von Medea, jener wollüstigen und rachsüchtigen Königstochter aus der Zeit des Argonautenzuges.

Der Balletmeister klatschte vor Entzücken in die Hände.

„So, so, Mademoiselle!" rief er. „Sie sind eine Medea, wie ich sie selbst im Traume nicht gesehen habe. Bleiben Sie nur einige Minuten in dieser Stellung, damit ich die Contouren fixire."

In diesem Augenblicke der Freude wurde er abermals von seiner Frau unterbrochen. —

Nämlich in einem Hinterhause des Altmarktes, drei Treppen hoch klebte an einer der vielen Stubenthüren eine Karte mit der Bezeichnung „Max Holm, Reporter." In dem Zimmer hinter der Thür war es recht still. In einem alten Lehnstuhle saß ein schlafender Mann, dessen gelähmter und geschwollener Körper mittelst eines Tuches fest an die Lehne gebunden war.

Am Tische saß ein junges, vielleicht achtzehn Jahre altes Mädchen und neben ihr eine alte Frau von gutmüthigem Aussehen, welche eine altmodische Klemmbrille auf der Nase trug und fleißig an einem Strumpfe strickte. Diese Beiden sprachen mit einander, aber leise, so daß sie den Schläfer nicht weckten.

„Also Ihr Bruder weiß nichts davon?" fragte die Frau in Fortsetzung ihres Gespräches.

„Kein Wort."

„Warum haben Sie ihm denn nichts gesagt?"

„Weil der gute Max so schon genug Sorgen hat. Aber er wird es doch noch erfahren müssen. In acht Tagen wird der Jude Levi den Wechsel präsentiren."

„Ja, Wechselsachen sind schlimme Sachen. Sie konnten das Geld wohl nicht auf eine andere Weise bekommen?"

„Nein. Der Jude kam und schrieb Alles auf. Wir mußten es ihm scheinbar verkaufen und unterschrieben den Wechsel. Er gab uns dann einen Revers. Wenn wir nicht mit der Stunde zahlen können, nimmt er uns den Revers und Alles, was wir noch haben."

„Sollte es denn keine Hilfe geben? Wieviel verdient Ihr Bruder denn?"

„Er bringt es als Reporter zuweilen auf nicht ganz einen Gulden. Dann macht er täglich für dreiviertel Gulden Musik. Nun denken Sie, daß wir leben müssen; Vater ist vom Schlage getroffen, und der andere Bruder soll doch nicht vom Gymnasium fort. Es wäre doch gar zu Schade!"

„Das kostet freilich Geld, viel Geld, und es ist gar kein Wunder, daß Sie Tag und Nacht so fleißig nähen."

„Ich thue es gern. Ja, wir haben auch bessere Zeiten erlebt, damals als der Vater noch gesund war."

„Nicht wahr, er war Musikdirector?"

„Ja. Max studirte und erlangte die Doctorwürde. Aber die Musik hatte es ihm angethan. Er liebte die Violine und brachte es sehr, sehr weit damit. Er ging nach Amerika, um Concerte zu geben und verdiente sehr viel Geld. Er galt für einen Virtuosen. Dann kam das doppelte Unglück."

„Ihr armen Leute! Wie kam denn das Alles?"

„Nun, Mutter wurde krank und starb; dann wurde der Vater vom Schlage gelähmt. Wir schrieben an Max; aber da sah es fast ebenso schlimm aus. Er hatte seine Ersparnisse in einer Bank angelegt; sie machte Bankerott und er verlor Alles. Er wollte von Neuem beginnen, da aber kam die Verwundung, und nun war Alles aus."

„Wie ist er denn zu dieser Hand gekommen?"

„Sie ist zerschossen worden."

„Doch nicht im Kriege?"

„Nein."

„Ist er angefallen worden?"

„Auch nicht. Er hat — — ein Duell gehabt."

Das sagte sie so leise, daß es kaum zu hören war.

„Herrgott! Ein Duell! Warum denn?"

„Das sollen wir eigentlich gar nicht wissen."

„Aber Sie wissen es doch?"

„Ja."

„Wer hat es Ihnen denn verrathen?"

„Er hat da drüben in Amerika ein Tagebuch geführt, in welchem Alles steht. Er läßt es uns nicht lesen; aber einmal hat er vergessen, es einzuschließen, und da habe ich es verstohlen geöffnet."

„Und gelesen?"

„Ja."

„Was stand denn drin?"

Die Alte rückte vor Erwartung auf ihrem Stuhle hin und her. Das war ja so das richtige Thema. Ein Geheimniß, ein Duell — vielleicht gar noch mehr!"

„Ja, davon soll man eigentlich gar nicht sprechen," antwortete das Mädchen.

„Nun ja, ganz recht! Aber mir können Sie es ja mittheilen. Nicht wahr?"

„Vielleicht ist's Unrecht; aber Sie sind so gut gegen uns, fast wie eine Mutter. Sie nehmen sich des Vaters an, damit ich mehr arbeiten und verdienen kann, und da wäre es wohl undankbar, wenn ich kein Vertrauen hätte."

„Ganz richtig, meine liebe Hilda! Sie können volles Vertrauen zu mir haben. Ich werde es nicht täuschen. Und Ihnen wird ja auch das Herz leicht, wenn Sie einen Theil der Last auf mich übertragen."

„Ach ja, Sie haben Recht. Es ist so bös, jung sein und schon solche Sorgen haben!"

„Also das Duell, das Duell!"

„Nun, liebe Frau Nachbarin, es war so eine — eine — Liebe dabei."

„Eine Liebe? O, wie interessant! Unser Herr Max ist verliebt gewesen?"

„Ja."

„Hat er davon gesprochen?"

„Kein Wort. Aber im Tagebuche stehst es, ach, so herzbrechend. Ich habe geweint, als ich es las."

„Wer war sie denn? Eine Amerikanerin?"

„Ja."

„Und was war sie denn? Doch braver Leute Kind?"

„Sie war eine — eine — — Tänzerin."

„Herr, mein Heiland! Kind, sind Sie klug? Eine Tänzerin? Also vom Ballet?"

„Ja."

„Und die hat er lieb gehabt? Er, der sonst so ernst und vorsichtig ist?"

„O, sie ist brav gewesen, sehr brav!"

„Gehen Sie! Eine Tänzerin ist niemals brav!"

Diese aber doch. Sie hat nämlich nicht um Geld getanzt, sondern im Drange ihres Talentes."

„Nun höre Einer! Das Talent soll zum Tanze drängen! Schiller und Göthe, Mozart und Beethoven, das waren auch Talente; das waren sogar Genies; aber haben sie sich von ihrem Genie zum Tanz verleiten lassen?"

„Das ist etwas Anderes!"

„Nein. Mein seliger Mann war auch ein bedeutendes Talent. Er war Obermeister der Tischlerinnung, Feldwebel bei der Scheibenschützengesellschaft und Schriftführer im Scatvereine. Aber von Allen diesen hat er sich niemals verleiten lassen, zum Ballet zu gehen!"

„Meine liebe Frau Nachbarin, unter dem Talente, von welchem ich spreche, verstehe ich ja die angeborene und zwingende Begabung zum Tanze."

„Gutes Kind! Diese angeborene und zwingende Begabung haben wir Alle, Männer wie Weiber, Bursche wie Mädels. Aber zum Ballette gehen wir schon lange nicht."

„Nun, es muß unter dem künstlerischen Tanze doch noch etwas Anderes zu verstehen sein als nur Walzer und Hopser und das Drehen und Springen wie im Ballette. In Maxens Tagebuche steht wörtlich, daß der Tanz dieser Amerikanerin ein mehr geistiger als körperlicher gewesen sei."

„Das verstehe ich erst recht nicht! Wie soll der Geist tanzen? Das ist ja der reine Gespensterspuk!"

„Ja, wir mögen es nicht verstehen, aber Max versteht es sicherlich besser als wir. Er ist nicht der Mann dazu, sein Herz an ein niedriges Frauenzimmer zu verschenken. Er ist rein und edel. Er hat einen wirklich vornehmen Character. Nicht?"

„Ja, den hat er. Aber sie war dennoch Tänzerin!"

„Nun, sie ist doch auch noch etwas Anderes gewesen."

„Was denn?"

„Die einzige Erbin eines steinreichen Pflanzers."

„Gott, ist's möglich?"

„Ja. Die Eltern waren todt. Sie hat die Pflanzung verpachtet gehabt."

„Das ist freilich etwas ganz Anderes! Warum hat er sie denn nicht geheirathet?"

„Er hat ja nie mit ihr gesprochen!"

„Wie dumm! Man muß doch mit der Liebsten reden!"

„Er hat ja gar nicht wagen können, zu denken, daß sie ihn wieder liebe!"

„Unsinn! So einen hübschen, kräftigen Kerl!"

„Er hat das wohl am Besten gewußt. Er hat sie zum ersten Male während eines Concertes gesehen, welches er gab. Dann hat sie alle seine Concerte besucht, und er ist stets dagewesen, wenn sie eine Vorstellung gegeben hat. Aber sie haben sich nur immer von Weitem gesehen."

„Das habe ich mit meinem Seligen doch besser gemacht. Einander sehen, mit einander reden, und einander kriegen, das war Eins!"

„Es muß doch nicht gegangen sein."

„Aber was hat das mit dem Duell zu thun?"

„Sehr viel."

„Nun also! Schnell! Ich vergehe vor Neugierde!"

„Er ist nämlich einmal dabeigewesen, daß ein Anderer übles von ihr gesprochen hat, so ein echter amerikanischer Raufbold ist es gewesen, der sie haben wollte, sie aber hat ihn abgewiesen. Darum hat er sie verleumdet."

„Der schlechte Kerl!"

„Nicht wahr? Max hat das nicht gelitten. Da ist es zu einem Duell gekommen. Es hat gleich geheißen: es wird so lange geschossen, bis Einer von Beiden todt ist."

„Allmächtiger! Welche Sündhaftigkeit!"

„Das ist da drüben nicht anders."

„Dieser Amerikaner wird doch nicht etwa unsern Max todtgeschossen haben!"

„Wie wäre das möglich! Max lebt ja noch!"

„Ach ja, das ist wahr! Die Angst vor dem Duell hat mich ganz confus gemacht. Also weiter."

„Sie haben also auf einander geschossen. Max ist gleich von der ersten Kugel in die linke Hand getroffen worden. Der Andere ist nämlich schlecht gewesen und hat das Commando gar nicht abgewartet, sonst hätte er den Bruder doch nicht in die Hand schießen können."

„Der Bösewicht! Er muß erschossen werden!"

„Natürlich. Er ist auch todt!"

„Wie? Max hat ihn erschossen?"

„Ja."

„Herrgott! Ich falle in alle Ohnmachten! Nun wird Max doch geköpft!"

„Sie haben ihm freilich an's Leben gewollt; aber er ist geflohen und zu Schiffe herübergekommen. Aber diese Flucht hat seine wenigen neuen Ersparnisse verzehrt. Er kam ganz arm zurück."

„Welch' ein Malheur!"

„Und nun war die Hand so caput, daß er die Violine ganz aufgeben mußte. Das hat ihm am bittersten wehe gethan. Er war ja bereits als Virtuos berühmt."

„Das ist freilich ein schweres Schicksal. Aber die Amerikanerin?"

„Von der weiß ich weiter nichts."

„Sie konnte sich doch seiner annehmen!"

„Sie war doch nicht seine Braut, und sie konnte auch nicht wissen, wo er hin war."

„Richtig; daran dachte ich nicht!"

„Nun kam Max nach Hause, verwundet und arm. Mutter war todt und der Vater gelähmt. Der Bruder mußte auf dem Gymnasium erhalten werden. Da galt es, zu sorgen und zu arbeiten!"

„Warum hat sich Max nicht um eine Anstellung beworben?"

„Weil er eben Künstler ist. Er kann und will der Violine nicht entsagen. Er glaubt, es wieder so weit wie vorher zu bringen."

„Kind, das ist unmöglich. Mit den zerschossenen Fingern kann er doch die Saiten nicht greifen!"

„Nein; aber er kann doch mit ihnen den Bogen halten."

„Dann müßte er die Geige in die rechte Hand nehmen."

„Freilich."

„Das ist verkehrt; das geht gar nicht."

„Und doch geht es. Er hat es bewiesen. Er hat die vier Saiten gerade umgekehrt auf die Geige gezogen. Nun streicht er mit der linken und greift mit der rechten Hand."

„Das ist wunderbar."

„Gerade so, wie Leute, welche um ihre rechte Hand gekommen sind, lernen müssen, mit der Linken zu schreiben."

„Ich habe noch nichts gehört. Bringt er es denn fertig?"

„Ja. Der Hauswirth hier duldet keine Musik; darum darf Max hier nicht

spielen; aber er geht alle Abende nach einem Saale, wo er mit zum Tanze aufspielt."

„Ist's die Möglichkeit!"

„Erst hatte er die dritte und dann die zweite Geige. Jetzt spielt er schon bereits die erste Violine; solche Fortschritte hat er gemacht. Er sagt, nach Verlauf von anderthalb Jahren werde er wieder öffentlich auftreten können. Dann haben die Sorgen ein Ende."

„Gott sei Dank! Was haben Sie heute gegessen?"

„Wir werden erst am Abende essen. Horch! Da kommt Jemand!"

Sie lauschte und ihr Gesicht erhellte sich. Sie hatte den Bruder am Schritte erkannt. Er trat leise ein, um den Vater nicht zu wecken. Er kam zur Schwester heran, küßte sie auf das weiche, lockige Haar und sagte im Flüstertone:

„Hier, liebe Hilda, hast Du zu essen für Dich und den Vater!"

Dabei legte er ihr ein Packet hin.

„Aber Du?" fragte sie.

„O, ich bin satt!" antwortete er leuchtenden Auges. Es lag ein solcher Ausdruck des Glückes auf seinen intelligenten Zügen, wie sie es seit Langem nicht bemerkt hatte.

„Und hier," fuhr er fort, „ist auch der gestrige Zins."

Dabei legte er einige Gulden aus dem Portemonnaie hin.

„Soviel auf einmal?" fragte sie erfreut.

„Ja. Ich habe heute bei einem Geheimrath zum Piano zu geigen. Es ist eine Verlobung, und man hat mich gleich vorher bezahlt. Gott wird helfen, daß wir in acht Tagen so viel zusammen bringen, wie der Bruder braucht."

Sie senkte den Kopf und seufzte verstohlen. Dann aber hob sie ihn rasch empor und fragte:

„Lieber Max, Du bist heute so froh. Ist's wegen diesem Gelde?"

„Nicht allein. Ich habe heute nach langer Zeit einen lieben, lieben Freund wieder gesehen, den ich im ganzen Leben nicht mehr zu erblicken glaubte."

Er sagte „Freund", und doch war Ellen Starton, die Tänzerin, gemeint.

„Kenne ich ihn auch?" fragte Hilda.

„Nein. Ich lernte ihn während meiner Concertfahrten kennen."

„Bringst Du ihn vielleicht einmal her?"

Sein Gesicht wurde um einen Schatten düsterer, als er zögernd antwortete:

„Wohl nicht. Sein Lebensweg ist ein anderer, als der meinige. Nun muß ich aber wieder fort. Ich will sehen, ob ich so glücklich bin, auch Etwas für das Blatt zu erbeuten."

Er gab ihr die Hand, nickte der Nachbarin freundlich zu, trat zum Vater, um auf dessen ruhige Athemzüge zu lauschen und ging dann leise fort.

„Der Gute!" flüsterte die Frau.

„Gott wird helfen, hat er gesagt!" bemerkte Hilda gedankenvoll vor sich hin.

B. S.

Sie legte den Kopf in die Hände und verharrte eine Weile in dieser Stellung. Dann als sie das Gesicht wieder erhob, lag es wie ein fester Entschluß auf demselben. Die Alte bemerkte es und fragte:

„Sie denken an etwas Wichtiges, liebes Kind?"

„Ja."

„Was ist es?"

„Der Bruder sorgt und plagt sich ab. In acht Tagen müssen wir fünfzehn Gulden nach dem Gymnasium schicken. Ich darf und kann ihm von dem Wechsel nichts sagen."

„Aber er muß es ja doch erfahren!"

„Nein. Er hat gesagt, Gott werde helfen. Ja, Gott hilft, aber nur durch uns selbst. Ich kenne einen Weg, aus dieser Sorge zu kommen."

„Das sollte mich freuen. Darf ich es erfahren?"

„Später werde ich es Ihnen sagen."

Sie hatte einen schweren, schweren Entschluß gefaßt. Sie war gewillt, ihn auszuführen; aber sie befürchtete, durch die Nachbarin wankend gemacht zu werden; darum verschwieg sie es ihr lieber.

Sie nähte noch ein halb Stündchen fleißig fort, dann war sie fertig Sie legte das, was Max mitgebracht hatte, für den Vater bereit und fragte dann:

„Liebe Frau Nachbarin, ich will die Näharbeit abliefern, können Sie beim Vater bleiben, bis ich wiederkomme?"

„Ja gern."

„Auch wenn ich ein Wenig länger bleibe als gewöhnlich?"

„Auch das. Es bleibt sich ja gleich, ob ich hier sitze oder drüben in meinem Stübchen."

„Ich danke Ihnen! Geben Sie dem Vater zu essen, wenn er erwacht."

Sie kleidete sich etwas sorgsamer an, als es sonst zu geschehen pflegte, und packte die Arbeit ein,

„Für wen ist es?" fragte die Nachbarin.

„Für die Frau Balletmeister."

Zunächst ging sie zum Wirthe, um die rückständige Miethe zu entrichten, und dann wanderte sie, allerdings in gedrückter Stimmung, der Wohnung des „Herrn Balletmeisters und Kunstmalers" zu.

Die Frau desselben empfing sie in freundlicher Weise, lobte die Arbeit und bezahlte diese. Dann aber fragte sie: „Haben Sie vielleicht wieder einmal an das Anerbieten meines Mannes gedacht, Fräulein Holm?"

Sie erglühte im ganzen Gesichte; doch hatte sie einmal den Entschluß gefaßt und wollte ihn nun auch ausführen. Der unglückselige Wechsel mußte eingelöst werden, ohne das Max etwas davon zu erfahren brauchte.

„Sagen Sie einmal, Frau Balletmeister, ist es sehr schwer?" fragte sie ängstlich.

„Wo denken Sie hin! Gar nicht."

„Und doch stelle ich es mir so ungeheuer schwer vor."

„Es ist im Gegentheile sehr leicht. Wenn Sie einmal krank werden, dürfen Sie sich vor den Blicken des Arztes auch nicht fürchten. Mein Mann ist kein junger Bursche, sondern er ist alt und ein Künstler. Im ersten Augenblicke mögen Sie sich wohl ein ganz klein wenig schämen: aber das ist sehr schnell vorüber."

„Und wie viel wollte er zahlen?"

„Einen Gulden für die Stunde."

„Und wann bekomme ich das Geld?"

„Allemal am Schlusse jeder Sitzung. Soll ich zu ihm gehen, um es ihm zu sagen?"

Das Wort wollte nicht heraus, aber doch gab sie heldenmüthig die zustimmende Antwort.

„So kommen Sie gleich mit!"

Sie führte das Mädchen nach dem Atelier, öffnete, wie sie es gewöhnt war, die Thür desselben und sagte:

„Arthur?"

„Mein Liebling!" ertönte seine Antwort.

„Hast Du Zeit?"

„Ich bin soeben bei der Medea. Was willst Du?"

„Es ist etwas noch viel Besseres da."

„Was denn?"

„Die Psyche."

„Die Psyche? Mohrenelement! Wo ist sie?"

„Hier!"

„Laß sie sofort herein! Das ist eine sehr freudige Ueberraschung!"

„Treten Sie ein, und fürchten Sie sich nicht," sagte die Frau in aufmunterndem Tone zu Hilda, indem sie dieselbe in das Atelier schob und hinter ihr die Thür zumachte.

Der Maler kam dem Mädchen entgegen. Als Hilda, vor Scham fast vergehend, jetzt doppelt lieblich vor ihm stand, sagte er sich, daß er in der ganzen Welt keine prachtvollere Psyche finden könne.

„Willkommen, willkommen, liebes Kind," sagte er. „Recht so, daß Sie Ihre falschen Bedenken besiegt haben! Kommen Sie weiter nach hinten. Ich bin augenblicklich fertig und stehe dann zu Diensten."

Er schob sie vor sich her. Da fiel ihr Auge auf die Tänzerin Leda, welche noch in ihrer üppigen Attitude auf dem Divan lag. Ihr Fuß wollte nicht weiter. Das Blut schien ihr im Herzen zu stocken.

„Sehen Sie hier diese Dame," erklärte der Künstler. „Sie thut ganz dasselbe, was Sie thun werden, aber es fällt ihr gar nicht ein, sich zu schämen. Nehmen Sie einstweilen dort auf dem Stuhle Platz. Sie werden nicht lange zu warten haben."

Hilda setzte sich, vermochte aber nicht, einen einzigen Blick auf die Tänzerin zu werfen. Endlich erklärte Herr ‚Arthur' in befriedigtem Tone:

„So mag es für dieses Mal genug sein, Mademoiselle. Sobald Sie Zeit haben, bin ich bereit."

Leda erhob sich, betrachtete die Contouren und sagte überrascht:

„Herr Balletmeister, Sie sind wirklich ein Künstler!"

„Wieso?" fragte er, erfreut über dieses Lob.

„Sie haben meine Züge mit photographischer Aehnlichkeit getroffen."

„Ist das Ihnen vielleicht nicht lieb? Soll ich der Medea andere Züge geben?"

„Nein. Es mag so bleiben. Wer hat das Bild bestellt?"

„Baron Franz von Helfenstein. Er ist ein Liebhaber der sogenannten Fleischmalerei. Badende Frauen und Aehnliches kauft er am Liebsten."

„Kauft er mich, so mag er nur zahlen. Hundertfünfzig Gulden ist da viel, viel zu wenig!"

„Gut, ich werde meine Preise machen. Wollen Sie sich im Cabinet ankleiden?"

„Pah! Wozu wäre das nöthig! Diese hübsche Kleine da ist wohl noch Novize?"

„Ja."

„Sie hat noch nicht Modell gesessen?"

„Es soll heute zum ersten Male sein."

„Und da schämt sie sich?"

„Leider!"

„Unsinn! Ich werde sie sogleich heilen."

Sie hatte, vor dem Bilde stehend, bisher das Tuch an sich gehalten. Jetzt ließ sie dasselbe fallen, so daß sie am ganzen Oberkörper ohne jedwede Hülle war. So trat sie zu Hilda hin.

„Sehen Sie mich einmal an!" gebot sie ihr.

Hilda hob die Augen, senkte sie aber sofort wieder. Es war ihr, als ob sie vor einem tiefen, schwarzen Abgrund stehe. Sie schauderte und fühlte einen Schwindel, als müsse sie vom Stuhle fallen.

„Was sind Sie denn eigentlich?" fragte die Tänzerin.

„Nähterin," hauchte Hilda.

„Und da wollen Sie sich schämen? Lassen Sie sich doch nicht auslachen! Ich bin viel, viel mehr als Sie, stehe in unerreichbarer Höhe über Ihnen, und doch fällt es mir gar nicht ein, so albern zu sein, mich zu schämen."

Sie wendete sich wieder von ihr weg. Dafür aber nahm der Maler Hilda bei der Hand und führte sie in ein kleines, anstoßendes Cabinet. Er deutete auf ein großes, aber sehr dünnes rothes Tuch und sagte:

„Jetzt legen Sie Ihre Bekleidung vollständig ab; hören Sie, vollständig! Dann hüllen Sie sich in dieses Tuch. In fünf Minuten können Sie fertig sein."

Sie warf ihm einen Blick zu, wie der Vogel die Schlange anblicken würde, von welcher er verschlungen werden soll, und fragte leise:

„Und nachher?"

„Nachher hole ich Sie ab und gebe Ihnen die für das Bild geeignete Stellung."

„Im Tuche?"

„Nein. Das nehmen wir fort."

Er ließ sie allein. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte:

„Gott wird helfen, hat Max gesagt. Was wird er sprechen, wenn er erfährt, was ich hier gethan habe! Wird er es mir verzeihen? Und Gott, der mich hier sieht, kann er wollen, daß ich mir durch solche Schande Hilfe suche, oder hat er die Barmherzigkeit, uns auf andere Weise aus der Noth und Sorge zu befreien? Ich will niederknieen; ja, ich will beten. Gott mag mich erleuchten!"

Die Tänzerin kleidete sich im Atelier an. Als sie fertig war, sagte sie leise zu dem Balletmeister:

„Ich möchte gern sehen, wie sich die Kleine benimmt. Geht das an?"

„Warum nicht? Sie bleiben einfach hier."

„Aber da wird sie sich vielleicht doppelt scheuen!"

„Gerade das Gegentheil. Sie hat gesehen, daß Sie nicht prüde sind. Ihre Gegenwart wird ihr also eher Muth verleihen als ihr denselben rauben."

„Hm! Ich bezweifle es. Ich werde jetzt laut Abschied nehmen; aber nicht gehen, sondern mich dort hinter jene Staffelei verstecken."

„Meinetwegen auch!"

„So, fertig!" sagte also nun die Leda laut. „Soll ich Ihnen melden, wenn ich wieder Zeit habe?"

„Ich bitte Sie darum!"

„Dann entlassen Sie mich jetzt! Ich wünsche, daß die Psyche Ihnen ebenso gelingen möge wie die Medea. Leben Sie wohl, Herr Balletmeister!"

„Besten Dank und meine Empfehlung, Mademoiselle!"

Sie ging lauten Schrittes nach der Thüre, öffnete dieselbe, zog sie aber sogleich wieder zu und schlich sich leise hinter die Staffelei. Nach einiger Zeit fragte der Maler laut:

„Sind Sie fertig, Fräulein Holm?"

„Nein," antwortete es drin.

„Bitte, sputen Sie sich!"

Es vergingen wieder über fünf Minuten; da wiederholte er seine Frage:

„Sind Sie zu Ende?"

„Ja."

„So kommen Sie heraus!"

Die Thür wurde geöffnet. Der Maler trat ihr in gespannter Erwartung entgegen, blieb aber enttäuscht stehen. Sie war noch — — vollständig angekleidet.

„Was soll das heißen?" fragte er entrüstet. „Halten Sie mich etwa für Ihren Narren?"

Sie war leichenblaß. In ihrem Gesichte schien sich kein Tropfen Blut mehr zu befinden.

„Ich kann nicht," hauchte sie.

„Larifari!"

„Nein, es geht nicht. Ich müßte sterben. Und wenn ich es überlebte, so müßte ich dann doch in's Wasser springen."

„Ich denke, Sie brauchen so nöthig Geld!"

„Ja, sehr nöthig."

„Nun, hier können Sie es sich leicht und schnell verdienen."

„Gott wird helfen!"

„Glauben Sie das nicht. Die Legenden von den Engeln, welche auf die Erde kommen, um die Menschen aus Noth und Trübsal zu befreien, sind Dichtung, aber keine Wahrheit. Es giebt keine Engel."

„So giebt es gute Menschen."

„Unsinn! Kein Mensch wird Ihnen Geld geben, bevor Sie es verdient haben. Ziehen Sie sich aus!"

„Ich kann nicht! Lieber lasse ich das Leben!"

„O sancta simplicitas — o heilige Dummheit!"

So erklang es hinter der Staffelei hervor, und die Tänzerin verließ ihr Versteck. Hilda's Augen leuchteten zornig auf. Sie sagte:

„Sie wollten mich beobachten!"

„Ja freilich, liebe Kleine."

„Sie thaten, als ob Sie fortgingen!"

„Das war eine Kriegslist."

„Nein, das war Betrug!"

„Brause hier nicht auf, Kleine; Du kommst an die unrechte Adresse. Schäme Dich vielmehr über Deine alberne Zimperlichkeit. Kein kluges Mädchen wird heut zu Tage sich bedenken, sich auf eine so leichte und mühelose Weise Geld zu verdienen!"

„Ich mag dieses Geld nicht!"

„Wie kommst Du denn auf einmal zu dieser Entsagung? Vorhin sagtest Du, daß Du Geld so sehr nöthig hättest! Was sollst Du denn hier thun? Was wird von Dir verlangt? Nichts, gar nichts! Kein Mensch wird Dich berühren. Kein Mensch wird davon erfahren. Tausende haben es ohne Scheu gemacht und haben dann Grafen und Barone geheirathet!"

„Das ist wahr," fiel der Maler ein. „Manches Modell ist berühmt geworden und hat sein Glück gemacht. Zieren Sie sich nicht länger. Ziehen Sie sich aus!"

Er faßte sie am Arme und wollte sie nach dem Cabinet führen. Sie aber entzog sich ihm.

„Lassen Sie mich!" bat sie. „Es ist mir unmöglich!"

Da trat die Tänzerin näher. Sie blickte zornig auf das brave Mädchen und sagte:

„Geben Sie doch keine solche guten Worte, Herr Balletmeister! Es fragt sich, hat sie Modell sitzen wollen?"

„Ja," antwortete er.



V. S. S. 483

50.

„Ich kann nicht!" hauchte sie.

„Es wurde auch das Honorar stipulirt?"

„Ja."

„So hat sie Wort zu halten, und thut sie das nicht freiwillig, so haben Sie das Recht, sie zu zwingen."

Da leuchteten auch Hilda's Augen zornig auf.

„Wer will mich zwingen?" fragte sie.

„Wir! Ich!" antwortete die Tänzerin.

„Versuchen Sie es!"

Es war eine feste Entschlossenheit über sie gekommen. Sie hatte erkannt, was sie als ihr höchstes und kostbarstes Gut zu hüten habe, und war gewillt, diesen Schatz auf's Aeußerste zu vertheidigen.

„Oho! Diese kleine Mücke will stechen! Ich habe Modell gesessen, ohne bezahlt zu werden. Will die Schneidermamsell etwa etwas Besseres sein, als ich? Herunter mit den Fetzen, sage ich!"

Sie griff zu und riß Hilda den Hut vom Kopfe. Da ballte diese in höchster Erregung ihre kleinen Fäustchen und rief drohend:

„Wagen Sie weiter nichts, Sie Unverschämte! Ich werde mich zu vertheidigen wissen!"

Der Maler blieb stiller Zuschauer. Er wollte seinerseits jeden Gewaltact vermeiden, aber auch nicht auf das famose Modell verzichten.

„Was bin ich? Was?" schrie die Tänzerin auf. „Eine Unverschämte? Warte, Würmchen, jetzt werde ich Dich zertreten!"

Sie sprang auf Hilda ein. Diese hatte in ihrer Angst ihr Augenmerk auf einen großen Farbentopf geworfen, welcher neben ihr auf der Treppenleiter stand. Im Nu hatte sie diesen Topf ergriffen und der Angreiferin in das Gesicht geworfen.

Diese erhob ein entsetzliches Geschrei. Sie konnte nicht aus den Augen sehen; ihr Gesicht war nicht zu erkennen, und die Farbe troff auf ihren Anzug hernieder. In ihrer Wuth wollte sie Hilda dennoch fassen. Sie that einen wahren Tigersprung, hatte sich aber, da sie geblendet war, in der Richtung versehen und sprang in die Staffelei hinein, riß dieselbe mit dem Bilde der Medea um, stürzte selbst zu Boden, wo eine ganze Menge von Düten mit trockenen, und Flaschen, Gläser, Büchsen und Töpfe mit nassen Farben lagen und standen, und wälzte sich, ohne augenblicklich wieder aufkommen zu können, in diesem Chaos von allen möglichen und unmöglichen Couleuren herum.

Der Maler gerieth bei dieser Verwirrung und dieser Verwüstung ganz außer sich. Er griff zu, um zu retten. Unglücklicher Weise aber bekam die Tänzerin zufällig seinen Arm in ihre Hände. Sie hielt ihn krampfhaft fest, und in dem Bestreben, sich an ihm aufzurichten, zog sie den Tanz- und Farbenkünstler mit in das in allen Färbungen schillernde Verderben hinein.

Sie schien zu glauben, ihre Feindin gefaßt zu haben, und bearbeitete den armen Ballettisten nun mit einer Energie, gegen welche Widerstand ganz und gar vergeblich war. Die nassen Farben spritzten und die trockenen stäubten

empor. Nach wenigen Augenblicken hatte Herr ‚Arthur' Gesicht und Augen so voll, daß auch er nichts mehr zu sehen vermochte.

Da packte ihn eine grimme Wuth. Er nahm alle seine Kräfte zusammen und gab seiner Freundin nun Alles, was er bisher von ihr bekommen hatte, mit hohen Zinsen zurück. Beide brüllten, schrieen, quiekten, schnaubten, stampften, pusteten, husteten, niesten, schlugen und bissen auf einander ein. Es war ein Anblick zum Entsetzen, aber auch zum Todtlachen.

Hilda war zunächst ganz bestürzt über die Folgen ihres Vertheidigungsschusses. Dann wollte sie den Beiden auseinander helfen, sah aber ein, daß sie sich dann nur selbst in Gefahr begebe. Sie beschloß, zu fliehen. Was hatte sie zu erwarten, wenn die Beiden wieder auf die Füße und in den Besitz des Sehvermögens kamen?

Sie raffte also ihren, glücklicher Weise nicht beschädigten Hut vom Boden auf und eilte dem Ausgange zu. Weiter aber kam sie nicht; denn die Thür öffnete sich. Die Balletmeisterin trat ein und hinter ihr eine junge, schwarz gekleidete Dame von vornehmer Haltung.

Kurz vorher nämlich hatte es am Eingange geklingelt, und als die Balletmeisterin nachschaute, stand diese vornehme Dame am Eingange.

„Was wünschen Sie?" fragte sie.

„Ist der Herr Balletmeister zu sprechen?"

„Sie meinen den Herrn Balletmeister und Kunstmaler, meinen Mann?"

„Ja, jedenfalls."

„Er wird wohl kaum zu sprechen sein."

„Kann er sich nicht für einen Augenblick frei machen?"

„Glaube schwerlich. Er malt Modells, nämlich eine Medea und eine Psyche."

„Zu gleicher Zeit?"

„Nein, sondern hinter einander."

„Das muß interessant sein: eine Psyche hinter der Medea, oder auch umgekehrt."

„O, mein Mann bringt das schon fertig! Was wollen Sie denn jetzt von ihm?"

„Ich habe mich ihm vorzustellen. Ich heiße Ellen Starton."

„Was? Die amerikanische Tänzerin?"

„Ja, Madame."

„O, da werden Sie nicht abgewiesen! Sie werden Ihre Collegin bei ihm finden, nämlich Mademoiselle Leda."

Sie schritt voran und Ellen folgte ihr. Da drang ihnen ein unerklärlicher Scandal entgegen. Sie eilten schnell vorwärts, öffneten die Thür und erblickten nun die ganze farbenreiche Christbescheerung.

Die Frau des Balletmeisters konnte den Vorgang zwar nicht begreifen, aber sie sah ihren Mann im Kampfe mit der Tänzerin. Sie eilte auf Beide zu, schlug, um ihrem ‚Arthur' zu helfen, auf seine Gegnerin ein, wurde aber

von vier Armen gepackt, niedergerissen, in der Brühe hin- und hergewälzt und erhielt nun von zwei Seiten vollwichtige Prügel.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ fragte die fremde Dame die vor Aufregung zitternde Hilda.

„Ach, retten Sie mich! Sie wollen mich zwingen, Modell zu sitzen. Ich will lieber sterben!“

„Sie armes Kind! Ist das der Balletmeister?“

„Ja.“

„Und ist dieses Frauenzimmer die Tänzerin Leda?“

„Ich weiß es nicht. Wir wollen gehen!“

„Nein. Bleiben Sie! Kein Mensch soll Ihnen ein Leid zufügen. Sie stehen unter meinem Schutze. Aber, wie bringen wir die Balgenden auseinander?“

Sie wollte der sich am Boden wälzenden Gruppe näher treten; allein Hilda hielt sie am Arme fest und sagte in angstvollem Tone:

„Nein, nein; gehen Sie nicht hin, Fräulein! Sie werden doch nur in den Streit verwickelt!“

„Sie mögen Recht haben. Setzen wir uns also, um einfach als Zuschauer abzuwarten, bis dieser interessante Knäuel sich entwirrt hat.“

Die Beiden zogen sich in eine sichere Ecke zurück, in welcher sie zwei Plätze fanden, wo sie hoffen konnten, in die Balgerei nicht mit verwickelt zu werden.

Dieselbe schien überhaupt sich jetzt ihrem Ende zu nähern. Die Balletmeisterin hatte ihre kreischende Stimme mit solcher Macht erhoben, daß ihr Mann jetzt erkennen mußte, er habe seine eigene andere Hälfte mit denjenigen Faustschlägen tractirt, welche der Tänzerin gegolten hatten.

„Aurora!“ rief er aus. „Bist Du es denn?“

„Natürlich!“ antwortete sie. „Was trommelst Du denn auf mich hinein?“

„Ich kann Dich ja nicht sehen, mein Liebling!“

„So laß mich nur wenigstens frei!“

„Gut! Hier! Aber nun hilf auch mir mit los!“

„Gleich, gleich!“

Sie faßte die Tänzerin mit solchem Nachdrucke bei der Kehle, daß diese ihre Hände von dem Tanzmeister nahm.

„Gott sei Dank!“ ächzte dieser. „Ich athme wieder auf!“

Er raffte sich vom Boden auf, und auch die beiden Damen thaten dasselbe.

„Welch eine Unverschämtheit!“ stöhnte die Tänzerin. „Ueber mich herzufallen wie ein Räuber, wie ein Wilder!“

„Sie selbst waren schuld!“ vertheidigte er sich. „Ich wollte Sie aufheben. Sie aber schlugen sogleich auf mich ein.“

„Ich dachte, dieses Frauenzimmer, die Nähmamsell, vor mir zu haben. Wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann ja nicht sehen!“

„Ich auch nicht.“

„Und auch ich nicht!“

So standen diese Drei jetzt beisammen und rieben sich die Augen. Da fiel dem Balletmeister die zunächst liegende Hilfe ein. Er sagte:

„In der Ecke am Fenster haben wir ja Wasser und auch das Handtuch.“

Sie begaben oder vielmehr tappten sich nach der angegebenen Ecke, um am Waschtische den Versuch zu machen, wenigstens zunächst die Augen frei zu bekommen. Sie verzichteten zunächst auf jede mündliche Auseinandersetzung und gaben sich nur dieser einzigen Bemühung hin. Herr ‚Arthur‘ war der Erste, welcher den Gebrauch des Sehens wieder erlangte. Sein Blick fiel auf die Umgebung.

„Herr, mein Heiland!“ sagte er, „welch eine Bescheerung ist da angerichtet worden!“

Seine Frau blinzelte an sich hernieder und jammerte:

„Und mein Kleid, mein Anzug! Meine ganze Toilette ist hin, ist verdorben!“

Die Tänzerin rieb sich mit dem Handtuche die Farbe im Gesichte breit und versuchte, die zusammengekleisterten Augenlider auseinander zu ziehen. Es gelang ihr so leidlich.

Nun blickten sich die Drei an. Sie wußten zunächst nicht, welchen Ausdruck sie der gegenwärtigen Situation geben sollten. Dann aber schlug die Leda plötzlich ein schallendes Gelächter auf und rief:

„Herr Balletmeister, blicken Sie einmal in den Spiegel!“

„Wozu?“ brummte er zornig.

„Sie sehen so bunt aus, wie ein Stieglitz!“

„Das läßt sich denken!“

„Dort im Kienöltopfe steckt Ihre Perrücke!“

„Donnerwetter!“

Er griff nach seinem Kopfe und bemerkte erst jetzt, daß er die lockige Bedeckung seines Hauptes verloren hatte. Er sah sie aus dem Topfe hervorragen.

„O Du heiliges Pech!“ rief er aus. „Die ist hin!“

„O nein,“ lachte die Tänzerin, „sie ist nur mit der nöthigen Farbenpracht versehen worden!“

„Und meine Hose, meine Weste, mein Jaquet!“

„Wie ich bereits sagte: der reine Stieglitz!“

„Na, Sie sehen auch nicht anders aus!“

Jetzt erst betrachtete sie sich selbst auch. Das Haar hing ihr wirr und mit Farben beklebt, vom Kopfe. Ihr Kleid war zerrissen und beschmiert. Dennoch aber fiel es ihr nicht ein, ihr Gelächter zu mäßigen. Sie fuhr vielmehr fort:

„Herrlich! Prächtig! Welch’ ein Abenteuer!“

„Danke schön!“

„Wie ist denn das gekommen?“ fragte seine Frau.

„Ein Mißverständniß!“ erklärte die Leda.

„Mißverständniß?“ sagte er. „Das glauben Sie doch wohl selbst nicht?“

„Warum nicht? Ich hielt Sie für die — — ah, wo ist sie denn eigentlich?“

„Wer denn?“ fragte die Balletmeisterin.

„Die Nähterin.“

Sie sahen sich um. Die Amerikanerin aber saß mit Hilda so, daß man sie Beide wegen der zweiten Staffelei und einem breiten Vorhange nicht sehen konnte.

„Sie ist fort!“ sagte er.

„Entflohen!“ nickte die Tänzerin.

„Sie wird mit der Starton gegangen sein,“ bemerkte die Frau des Herrn Arthur's.

„Starton?“ fragte die Leda aufhorchend.

„Ja, mit der Starton.“

„Meinen Sie etwa die amerikanische Tänzerin?“

„Ja.“

„Mit dieser soll sie gegangen sein?“

„Ich vermuthe es.“

„War denn die Amerikanerin da?“

„Freilich. Sie wollte mit meinem Manne sprechen.“

„Und wo befand Sie sich?“

„Hier im Zimmer. Ich nahm sie mit her, um sie anzumelden.“

„Himmel! Hier im Zimmer? So hat sie wohl auch gesehen, was da vorgekommen ist?“

„Natürlich. Sie trat mit mir zugleich ein.“

„Na, das haben Sie schön gemacht, sehr schön! Welch' eine Blamage! Sie wird nun überall davon erzählen. Hat Sie denn Alles, Alles gesehen?“

„Das weiß ich nicht. Sie wird sich aber vermuthlich gleich entfernt haben.“

„Hoffentlich kennt sie mich nicht!“

„Ich habe ihr leider gesagt, daß Sie sich bei meinem Manne befinden und daß sie also Gelegenheit finden werde, Sie kennen zu lernen.“

Da stieß die Tänzerin von Neuem in schallendes Gelächter aus.

„O weh! Oh weh!“ rief sie dabei. „Da hat sie mich allerdings sogleich von einer höchst interessanten Seite kennen gelernt!“

„Vermuthlich hat sie aber nicht gedacht, daß Sie es waren, die sich da in den Farben wälzte.“

„Sie wird es aber sicher erfahren.“

„Von wem denn?“

„Von der Nähterin, die sich mit ihr entfernt hat.“

„Sie irren!“ ertönte es da von der anderen Seite des Zimmers her.

Ellen war von ihrem Sitze aufgestanden und näherte sich ihnen.

„Sie sind noch da?“ fragte die Balletmeisterin im höchsten Grade erschrocken.

„Wie Sie sehen!“

„Ich glaubte, Sie seien fort!“

„Konnte ich gehen? Sie versprachen, mich dem Herrn Balletmeister anzumelden. Es wäre jedenfalls eine große Verletzung aller Anstandsformen meinerseits gewesen, wenn ich mich entfernt hätte.“

Sie stand hoch, ernst und stolz vor den drei mit Farben beklebten Personen.

„Bitte, gnädige Frau, wollen Sie mich den Herrschaften vorstellen?“ sagte sie.

Die Frau antwortete:

„Ihren Namen habe ich bereits genannt — mein Mann, der Herr Balletmeister und Kunstmaler — Mademoiselle Leda, von welcher ich zu Ihnen sprach.“

Sie ließ eine leichte Verbeugung sehen und sagte:

„Sie verzeihen, daß ich störte!“

„O bitte,“ meinte der Balletmeister. „Ein kleines Potpourri, wie es zuweilen unter Künstlern vorkommt!“

„Jedenfalls eine Probe zu einem Ballette?“

„O nein. Nur ein kleines Mißverständniß, weiter nichts.“

„Ich glaube nicht!“

Diese drei Worte waren in einem so ernsten Tone gesprochen, daß der Maler sich davon überrascht fühlte.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er.

„Ich glaube, gehört zu haben, daß es sich mehr als um ein kleines Mißverständniß handle.“

„Ah! Eine Täuschung!“

„Sollte es wirklich ein Mißverständniß genannt werden können, wenn man ein braves, unschuldiges Mädchen zwingen will, Modell zu sitzen?“

„Zwingen?“

„Ich vermuthe das.“

Der Balletmeister sah sich im Zimmer um. Hilda stand noch hinter der Staffelei. Er konnte sie nicht sehen. Er dachte, daß sie entflohen sei, und das gab ihm den Muth zu der Antwort:

„Sie irren sehr. Von einem Zwange ist keine Rede gewesen.“

„Wirklich?“

„Ja.“

„Bitte, treten Sie doch näher, Fräulein!“

Auf diesen Ruf trat Hilda herbei. Der Maler erschrak und sagte ohne Ueberlegung:

„Ich denke, Sie sind fort!“

„Wie Sie sehen, befindet sie sich noch hier.“

„Und sie ist es, die von Zwang gesprochen hat?“

„Ja.“

„Da hat sie gelogen!“

Ellen nahm Hilda bei der Hand und fragte sie:

„Haben Sie die Wahrheit gesagt, da Sie mir vorhin so angstvoll sagten, daß man Sie zwingen wolle, Modell zu sitzen?"

„Ja," erklärte die Gefragte.

„Aber es ist ja Lüge! Habe etwa ich Sie gezwungen?"

„Mittelbar," erklärte Hilda muthig. „Diese Dame wollte sich an mir vergreifen. Sie hat mich gescholten und beleidigt. Sie wollte mich überreden, und als das nichts fruchtete, hatte sie die Absicht, handgreiflich zu werden."

„Was kann denn ich dafür?"

„Sie haben es stillschweigend gut geheißen, anstatt mich zu beschützen."

„Siehe da! Dieses kleine Mädchen wagt es, mich zu beschuldigen."

Die Leda hatte bisher kein Wort gesprochen, sondern nur ihre Rivalin scharf betrachtet. Jetzt zuckte sie geringschätzig die Achsel und sagte:

„Lassen Sie doch, Herr Balletmeister! Eine solche Person, eine obscure Schneiderin, steht doch tief unter Ihrem und meinem Niveau, daß wir mit ihr gar nicht zu verkehren haben."

Das ergrimmte Hilda so, daß sie rasch antwortete:

„Aber vorhin haben Sie mit mir verkehrt, als Sie in schamloser Entblößung zu mir sprachen, um mich zu vermögen, es Ihnen gleich zu thun!"

„Werfen Sie doch diese Bettel hinaus," rief die Leda im höchsten Zorne.

„Halt! Nicht so schnell!" sagte Ellen. „Die junge Dame steht unter meinem Schutze. Sie wird sich mit mir entfernen. Herr Balletmeister, ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen meine Aufwartung zu machen, jetzt aber bedauere ich von ganzem Herzen, es gethan zu haben!"

Das hatte ihm noch Niemand gesagt. Eine Balleteuse, welche Anstellung haben wollte, wagte es, ihm eine solche Bemerkung zu machen. Das war stark, sehr stark.

„Oho!" stieß er hervor.

„Gewiß!" antwortete sie. „Es kann mir nicht angenehm sein, Zeugin von Scenen zu sein, wie sie sich hier abgespielt haben. Gestatten Sie mir also, mich zurückzuziehen."

„Bitte, nur noch einen Augenblick!" sagte er „Nehmen Sie nur eine einzige Minute Platz!"

„Danke!" sagte sie ablehnend.

Seine Frau machte ein höchst indignirtes Gesicht, und die Leda zuckte hohnvoll die Achsel. Dies bestärkte ihn in seinem Vorhaben, eine kräftige Entgegnung vom Stapel zu lassen.

„Nicht war, Sie suchen Engagement an unserer Bühne?" fragte er.

„Suchen? Dies dürfte wohl nicht ganz der richtige Ausdruck sein, mein Herr."

„Nicht? Ah, Sie denken, man solle es Ihnen entgegengetragen bringen?"

Es lag ein solcher Hohn in seinem Ausdrucke, daß sie, Hilda bei der Hand erfassend, zu dieser sagte:

„Kommen Sie, liebes Kind! Es ist hier, wie es scheint, nicht unsere Sphäre."

„Oho!“ rief der kleine Maler. „Eine Tänzerin, wie Sie ja sind, braucht nicht von Sphäre zu sprechen. Will man engagirt sein, so darf man nicht solche Voreiligkeiten begehen, wie ich sie von Ihnen höre. Verstanden!“

Sie drehte sich an der Thür noch einmal um und antwortete:

„Ob ich voreilig bin, mag der Richter entscheiden, welchem ich nun, da Sie in dieser Weise sprechen, von der Art und Weise, in welcher dieses gute Mädchen behandelt worden ist, Mittheilung machen werde!“

Sie ging. Die Drei, welche zurückblieben, blickten einander einige Momente sprachlos an; dann sagte der Maler:

„Das also war die Amerikanerin!“

„Ja, das war sie!“ nickte die Leda.

„Impertinentes Geschöpf!“

„Ganz Yankeese!“

„Ist mir aber doch verteufelt unlieb!“

„Unsinn! Wenn sie es überall so macht, ist sie am längsten meine Rivalin gewesen.“

„Aber sie wird sprechen!“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich aber glaube es. Sie hat sich beleidigt gefühlt, und Sie wissen ja selbst, eine beleidigte Dame pflegt unversöhnlich zu sein.“

„Sie glauben wirklich, daß sie zum Richter geht?“

„Ich traue es ihr zu, daß sie Anzeige macht. Sie hatte ein so entschiedenes Aussehen, ein so resolutes Auftreten. Und an der ganzen Geschichte sind nur Sie schuld.“

„Schwatzen Sie nicht!“

„Schwatzen? Mäßigen Sie sich, Mademoiselle! Hätten Sie diese Schneiderin mir allein überlassen! Was ging die Sache denn Sie an.“

„Nicht viel. Aber ich wollte Ihnen behilflich sein. Leider habe ich den Dank davon.“

„Ich kann fürchterlich blamirt werden!“

„Das kann ich mir nicht denken. Aber selbst, wenn dies der Fall sein sollte, ist es für Sie besser, in mir eine Verbündete zu haben, als mich mit unnützen Vorwürfen zu regaliren. Das sehen Sie doch wohl ein!“

„Hm! So ganz Unrecht haben Sie nicht. Ein ganz verteufeltes Frauenzimmer ist diese Amerikanerin. Höchst fatal, wenn sie engagirt würde!“

„Nun, so lassen Sie dies nicht geschehen.“

„Wie kann ich das?“

Sie stellte sich erstaunt und fragte:

„Ich denke, daß Sie Einfluß besitzen?“

„Allerdings.“

„Und der wird wohl so weit reichen — — —! Nicht?“

„Sie dürften sich denn doch ein Wenig irren. Daß ich Einfluß besitze, und daß man auf mich hört und hören muß, daß ist ja unbestritten; aber dieser Einfluß reicht nicht so weit, daß man auf meinen einfachen Wunsch hin eine Künstlerin fortjagt.“

„Nun, so wünschen Sie nicht!“

„Was denn?“

„Intriguiren Sie!“

„Das läßt sich le cht sagen!“

„Ist auch eben so leicht.“

„Oho. Sind Sie vielleicht ein Wenig Intriguantin?“

„Wir Damen vom Ballet müssen ja immer mehr oder wenig Intriguantin sein!“

„Nun, so geben Sie mir einen Rath!“

„Gern!“

„Es dürfte Ihnen aber schwer werden.“

„Nicht so schwer, wie Sie zu denken scheinen. Da fällt mir gleich Etwas ein.“

„Schön! Gut! Sprechen Sie!“

„Nun, Sie wissen ja, daß wir, nämlich diese Starton und ich, die Königin der Nacht zu tanzen haben, erst ich und dann sie. Wie nun, wenn ich den größten Effect mache und sie dann — — gar nicht zur Entwickelung kommt!“

„Wie soll das ermöglicht werden?“

„Sehr einfach durch Sie und den Capellmeister.“

„Ich bin bereit dazu, ob auch der Capellmeister, das ist doch nicht ganz sicher.“

„O, was den betrifft, so habe ich ihn im Sacke!“

„Wirklich?“

„Ganz sicher!“

„Das sollte mich freuen. Aber, wie sollen wir Beide es anfangen, daß die Amerikanerin gar nicht zur Entwickelung kommt, Mademoiselle?“

„Wie nun, wenn, sobald sie auftritt, gewisse Tacte oder Stellen oder Klausen der Musikbegleitung anders wären als vorher bei mir?“

„Sapperment!“

„Was sagen Sie dazu?“

„Der Gedanke ist nicht übel!“

„Nicht wahr! Die Amerikanerin hat sich eingeübt. Sie kennt jeden Tact der Musik. Diese Veränderungen müssen sie aus der Contenance bringen.“

„Freilich, freilich!“

„Dazu gewisse Pausen ein Wenig zu lang oder zu kurz gehalten — einen Satz von acht Tacten auf zwölf verlängert — o, es giebt solche kleine Mittel, welche aber dennoch ganz sicher wirken.“

„Natürlich! Und das Beste ist, daß sie wirken, ohne daß ein Mensch es eigentlich weiß. Der Mißerfolg fällt ganz allein auf die Künstlerin.“

„Es freut mich, daß Sie mir zustimmen.“

„Ob aber der Kapellmeister sich zu solchen Aenderungen verstehen wird —?“

„Ich bin davon überzeugt. Um ganz sicher zu gehen, werde ich ihn heute noch einmal besuchen. Ich benachrichtige Sie, und dann machen auch Sie ihm Ihre Aufwartung.“

V. S.

„Habe denn ich mich mit ihm zu besprechen?“

„Natürlich. Sie müssen ja auch mit thätig sein. Sie sollen ihm an die Hand gehen.“

„Wie so denn?“

„Nur die Amerikanerin soll sich von den Musikänderungen verblüffen lassen; das Corps de Ballet aber muß fest sein. Daher ist es nothwendig, daß Sie sich mit dem Capellmeister besprechen und dann Ihre Leute auf die betreffenden Differenzen aufmerksam machen.“

„Famos! Mademoiselle, Sie sind wirklich eine ganz famose Intriguantin.“

„Wenigstens fühle ich mich dieser prüden Miß vollständig gewachsen!“

„Dennoch aber möchte ich Ihnen einen guten Rath geben.“

„Sprechen Sie! Für einen Rath, welcher wirklich gut ist, muß man stets dankbar sein.“

„Haben Sie bereits mit dem Chef der Claqueurs gesprochen?“

„Nein.“

„So holen Sie das schleunigst nach.“

„Ist denn die Claque hier so gut organisirt, daß man sie zu fürchten hätte?“

„So vortrefflich, daß man sehr mit ihr zu rechnen hat.“

„Was für ein Mann ist der Chef?“

„Ein höchst gefälliger Herr, der aber zu rechnen versteht.“

„Liebenswürdig?“

„Ja. Er liebt die Schönheit, das Gold aber noch mehr.“

„Hat er bestimmte Gratificationssätze?“

„Gewiß. Bei ihm giebt es feste Preise.“

„Wenn man diese erfahren könnte!“

„Ich habe seinen Tarif da. Auf demselben befindet sich auch seine Adresse. Wünschen Sie das Verzeichniß?“

„Ja, bitte.“

Er zog ein Schubfach aus einem Tischchen und reichte ihr ein bedrucktes Papier hin. Dieses enthielt die Ueberschrift:

„Preise der Beifallsbezeugungen am hauptstädtischen Theater:

Und dann begann das Verzeichniß:

„Einmaliges Händeklatschen . .	pro Person	10	Kr.
Beifälliges Nicken des Kopfes .	„ „	10	„
Lauter, wohlgefälliger Seufzer .	„ „	15	„
Vergnügtes Stöhnen	„ „	15	„
Staunendes Emporfahren . .	„ „	20	„
Lautes „Ach“ oder „Oh“ . .	„ „	30	„

So lief das Verzeichniß fort bis zum

Sensationelles in Ohnmacht fallen	pro Person	5	Gldn.
Vor Begeisterung die Krämpfe bekommen	„ „	10	„

Und am Schlusse fand sich die Bemerkung:

„Diese Preise sind nach einer Person berechnet. Je mehr Claqueure thätig sind, desto höherer Rabatt wird bei sofortiger Baarzahlung bewil-

ligt. Hier nicht ständige Künstler haben kein Anrecht auf diese billigen Preise und müssen nach einer besonderen Vereinbarung zahlen."

„Zu diesen Letzteren gehöre ich," lachte die Leda. Also werde ich wohl zu höheren Beträgen herangezogen werden?"

„Sicher. Doch dürfen Sie auch auf einen unausbleiblichen Erfolg rechnen."

„Ich werde diesen Herrn also am liebsten sofort aufsuchen. Aber —"

Sie stellte sich vor den Spiegel und brach abermals in ein lautes Lachen aus.

„So darf ich mich diesem Meister des künstlichen Beifalles freilich nicht zeigen. Ist Ihr Mädchen zur Disposition, Frau Balletmeisterin?"

„Gern."

„Ich möchte sie schicken, um mir einige andere Toilette holen zu lassen. Diese ist ruinirt für ewige Zeiten."

„Mein Anzug wohl auch!"

„Der meinige ebenso," bemerkte der Balletmeister mit süßsaurer Miene.

„Grämen Sie sich nicht. Ich werde Ihnen Ersatz leisten. Geben Sie mir Tinte und Feder. Ihr Mädchen muß sich doch legitimiren können."

Nach Verlauf einiger Zeit kam die Toilette. Die Leda kleidete sich um und wollte sich entfernen, fragte aber vorher noch:

„Apropos, wie hat man denn eigentlich diesen Chef der Claqueurs zu tituliren. Seine Adresse enthält keinen Hinweis darauf."

„Hm!" lächelte der Maler. „Dieser Herr war ein armer Damenschneider; er maß einer alten, reichen Lisette ein Kleid an; sie verliebte sich in ihn, heirathete ihn, machte ihn also zum Rentier, nahm ihn mit in das Theater, wo er sich schnell zum enragirten Kunstenthusiasten entwickelte, und dann — nun ja, dann organisirte er eine Schaar gedungener Beifallsklatscher. Und man muß sagen, daß er dies mit sehr gutem Geschick gethan hat. Titel und Würden besitzt er nicht. Doch zeigt er ein sehr vornehmes Aeußere und liebt es, mit Ehrfurcht behandelt zu werden. Man raunt sich in die Ohren, daß er es sehr gern höre, Baron genannt zu werden."

„Schön! Mir soll es ganz gleich sein, ihn sogar Durchlaucht oder Majestät zu nennen. Wollen sehen, wo wir den einstigen Schneider finden. Leben Sie wohl, und zwar auf baldiges Wiedersehen!"

Sie nahm eine Droschke und ließ sich nach der Wohnung des Claqueurs fahren. Er hatte ein ganzes Haus inne, welches in Beziehung auf den Reichthum der Ausstattung mit manch' adeligem Sitze wetteiferte. Der Kenner jedoch bemerkte sofort, daß dies freilich eben nur in Beziehung auf den Reichthum stattfand. Styl, Symmetrie, künstlerisches Ausmaß gab es nicht.

Leda gab einem befrackten Diener ihre Karte ab und wurde dann vorgelassen.

Sie fand den einflußreichen Herrn in einer Chaiselongue liegen, eine duftende Cigarette zwischen den in feinsten Glaceehandschuhen steckenden Fingern. Sie verbeugte sich tief. Er schob das goldene Lorgnon prätentiös auf die Nase, musterte sie vom Kopfe bis zu den Füßen herab und sagte dann:

N. S.

„Mademoiselle wünschen?“

„Ihren Schutz, Herr Baron.“

Er kniff das eine Auge wohlgefällig zusammen, geruhte das eine Bein von der Chaiselongue herabgleiten zu lassen, und fuhr fort:

„Man hat Sie an mich gewiesen?“

„Nein.“

„Sie kommen also aus eigener Intention?“

„Gewiß. Ich habe zu wenig Selbstbewußtsein, um mir einzubilden, daß ich mir meinen Weg hier ohne Ihre gütige Beihilfe bahnen könnte.“

Da schob er auch das andere Bein von der Chaiselongue herab, richtete den Oberkörper in die Höhe, rückte ihr lächelnd zu und sagte:

„Das freut mich. Ein solches Berücksichtigen der hiesigen Verhältnisse kann Ihnen nur Sympathie erwerben. Wünschen Sie die Angelegenheit geschäftlich geordnet, Mademoiselle?“

Er warf ihr dabei einen bezeichnenden, lüsternen Blick zu. Sie zog es vor, sich so zu stellen, als ob sie ihn nicht verstehe, und antwortete:

„Wie sonst? Gäbe es eine andere Art und Weise, als die rein geschäftliche?“

„Gewiß.“

„Ich kann sie mir nicht denken.“

„O, Mademoiselle, dann mache ich Ihnen mein Compliment. Es finden sich so außerordentlich wenig Damen vom Corps de Ballet, welche sich derselben Unkenntniß rühmen können. Wo haben Sie Ihre Ausbildung erhalten?“

„In Paris.“

„Ah, bitte, nehmen Sie doch neben mir Platz! Also in Paris machten Sie Ihre künstlerischen Studien! Paris ist die Stadt der Liebenswürdigkeit, der Vorurtheilslosigkeit. Wie kommt es da, daß Sie noch so unerfahren sind, mein schönes Kind?“

„Unerfahren?“

„Gewiß! Sonst müßten Sie ja wissen, daß man sich auch auf außergeschäftliche Weise eines trefflichen Beifalles versichern kann.“

„Mama ist sehr streng!“

„Ach so! Ihre Mutter befand sich mit in Paris?“

„Ja.“

„Ist sie auch mit hier?“

„Sie liebt mich so sehr, daß sie stets bei mir ist und mich auch nie verlassen wird.“

„Das glaube ich Ihnen gern. Wer sollte eine so interessante Dame nicht lieben! Die Mutter natürlich vor allen Dingen! Doch um bei unserer Angelegenheit zu bleiben: Sie wünschen also in Geschäftsbeziehung zu mir zu treten?“

„Ja, Herr Baron.“

„Darf ich da um Ihre Adresse bitten?“

„Hotel Kronprinz. Privatwohnung könnte ich natürlich erst nehmen, wenn ich das Glück hätte, engagirt zu sein."

„Natürlich! Nun, wir wollen sehen, wie sich das arrangiren läßt, Mademoiselle. Ich höre, daß Sie zunächst als „Königin der Nacht" auftreten?"

„Die Intendanz hat diese Verfügung getroffen."

„Sie sind Ihrer Rolle sicher?"

„Vollständig."

„Nun, wenn Sie es wünschen, werde ich auch die meinige mit Effect in die Hand nehmen."

Er ergriff, da sie sich wirklich neben ihm niedergesetzt hatte, ihre Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe.

„Halten Sie vielleicht diese meine Hand für Ihre Rolle, Herr Baron?" fragte sie mit gut gespielter mädchenhafter Schamhaftigkeit.

„Warum denn nicht? Lieber noch würde ich Ihre Lippen derselben substituiren."

Dabei legte er den Arm um sie und wollte sie an sich ziehen.

„Herr Baron!" warnte sie, sich sträubend.

„Ist es verboten, aufmerksam gegen Sie zu sein?"

„Sollte dies nicht mehr sein als aufmerksam?"

„Nein, nicht mehr. Sie geben doch zu, daß ich meine Clientinnen genau kennen muß?"

„Gewiß."

„Ich muß auch wissen, ob sie liebenswürdig sind!"

„Wirklich?"

„Ja. Nicht blos liebenswürdig, sondern auch nachgiebig!"

„Ah!"

„Oder vielmehr hingebend!"

„Sie sind sehr anspruchsvoll!"

„Heißt das, zu viel verlangt?"

„Vielleicht."

„Nun, für's Erste möchte ich nur wissen, wie sich Ihre schönen, rothen Lippen küssen lassen."

„Das weiß ich selbst noch nicht."

„Ist auch nicht nöthig. Also — bitte, bitte!"

Sie duldete es jetzt, daß er sie an sich zog und seinen Mund auf den ihrigen drückte. Aber in demselben Augenblicke rief es am Eingange:

„Die gnädige Frau!"

Der Diener, welcher diese Meldung ausgesprochen hatte, zog sich, als er die zärtliche Gruppe bemerkte, sofort zurück.

„Um Gotteswillen, meine Frau!" sagte der ehemalige Schneider. „Treten Sie zurück."

Sie schnellte sich von der Chaiselongue empor und brachte schleunigst den Tisch zwischen sich und ihn.

„Noch weiter!“ gebot er. „In eine ganz und gar achtungsvolle Entfernung!“

Sie trat noch einige Schritte zurück und nahm eine sehr devote Haltung an. Dies geschah gerade noch zur rechten Zeit, denn die Dame trat ein.

Sie war ein Bild ausgesprochenster Häßlichkeit, lang, hager zum Zerbrechen und an der einen Schulter ausgewachsen. Diese Mängel hatte sie durch die verschiedensten Toilettenkünste zu verbergen gesucht, jedoch ohne genügenden Erfolg. Sie warf einen forschenden Blick auf die Tänzerin und trat dann zu ihrem Gemahle.

„Ich werde jetzt ausfahren, lieber Léon,“ sagte sie, „und komme, mich zu verabschieden.“

Sie beugte sich zu ihm nieder und reichte ihm den Karpfenmund zum Kusse hin. Er erröthete und that, als ob er nicht bemerke, was sie wünsche.

„Nun!“ sagte sie. „Adieu!“

„Adieu, meine Liebe!“

„Doch nicht so kalt! Wie bist Du heute doch so zerstreut! Meinen Kuß! Bitte!“

Jetzt legte sie ihre umfangreichen Lippen auf oder vielmehr um die seinigen; es gab einen Knall, als ob man mit der Faust ein Loch in einen Bogen Pappe schlage, und dann hob sie den Kopf wieder empor.

„Soll ich Dir etwas mitbringen?“ fragte sie zärtlich.

„Danke, danke!“

„Dann also adieu!“

Sie musterte im Gehen die Tänzerin abermals, wendete sich dann zu ihrem Manne zurück und fragte:

„Wer ist diese Dame?“

„Mademoiselle Leda.“

„Die Tänzerin?“

„Jawohl. Sie bittet mich um meine Protection.“

Die Frau warf einen eifersüchtigen, durchbohrenden Blick auf Leda und fragte diese:

„Sind Sie denn gut situirt, Fräulein?“

„Ich denke es,“ antwortete die Gefragte.

„Verstehen Sie mich recht! Ich meine nämlich, ob Sie auch gut bei Casse sind?“

„Das bin ich allerdings.“

„Das freut mich. Damen Ihresgleichen leiden an der Ungezogenheit, die Bemühungen, denen sich mein Gemahl zu ihrem Besten unterwirft, immer mit anderer als mit klingender Münze bezahlen zu wollen. Das verringert die Einnahmen, beeinträchtigt unser eheliches Glück und darf also nicht geduldet werden.“

„Aber, meine Liebe!“ sagte in vorwurfsvollem Tone der Chef der Claqueurs.

„Was denn?“ antwortete sie. „Ich habe das Recht, diese Damen auf



D.v.S. 51.

„Meinen Kuss!“

die engen Schranken aufmerksam zu machen, in denen sie sich zu halten haben. Lebe wohl!"

Sie ging. Ihr Mann erhob sich und trat an das Fenster. Dort blickte er so lange wortlos auf die Straße hinab, bis sich das Rollen eines Wagens vernehmen ließ. Dann drehte er sich wieder um.

„Gott Lob! Sie ist fort!" seufzte er. „Entschuldigung, Mademoiselle, daß Sie sich durch diese kleine Scene unterbrechen lassen mußten!"

„O bitte! Es war ein allerliebstes Genrebildchen!"

Ihre Miene hatte dabei einen solchen zweifelhaften Ausdruck angenommen, daß er nicht im Unklaren darüber sein konnte, was sie sich davon dachte.

„Sie liebt mich so!" bemerkte er, als ob er sich zu entschuldigen habe, die Liebe eines solchen Wesens zu besitzen.

„Das ist leicht begreiflich!"

„Na, lassen wir es sein. Fahren wir lieber in unserer unterbrochenen Unterhaltung fort!"

„Ich stehe zu Diensten!"

Dabei trat sie so ostensativ um einen Schritt zurück, daß er sofort einfiel:

„Nein, nicht so! Nicht aus solcher Entfernung!"

„Aber der Herr Baron haben mir doch vorhin diese ganz achtungsvolle Entfernung anbefohlen!"

„Das war vorhin. Meine Frau! Wissen Sie! Oder muß ich etwa deutlicher sein?"

„Nein. Ich verstehe!" lachte sie munter.

„Nun also! Kommen Sie wieder her!"

„Aber Ihr Diener!"

„Was ist mit ihm?"

„Er scheint die sehr unangenehme Gepflogenheit zu haben, zur ungelegensten Zeit hereinzuplatzen."

„Keine Sorge! Das wird jetzt nicht wieder geschehen. Uebrigens ist er treu und verschwiegen. Also bitte!"

Er trat zu ihr hin, ergriff sie bei der Hand und führte sie zu der Chaiselongue, wo er sie neben sich niederzog.

„Also, wo waren wir stehen geblieben?" fragte er dann.

„Bei meinen Lippen."

„Richtig! Fangen wir da also wieder an!"

Er küßte sie von Neuem. Sie duldete es einige Augenblicke lang und entwandt sich dann seiner Umarmung, indem sie erklärte:

„Jetzt nun genug. Sie wissen nun vielleicht, ob ich liebenswürdig bin oder nicht."

„Sie sind es. Aber, werden Sie es auch bleiben?"

„Das wird allein auf den Herrn Baron ankommen."

„Nun, was an mir liegt, wird sicher nicht unterlassen werden. Bei wem haben Sie sich nach meiner Wohnung erkundigt, Mademoiselle?"

„Beim Balletmeister."

„Schön! Dieser besitzt gedruckte Formulare von mir. Hat er Ihnen eins derselben gezeigt?"

„Ja. Ich habe es gelesen."

„Finden Sie nicht, daß ich sehr billig bin?"

„Mit den ständigen Mitgliedern der hiesigen Bühnen, ja.

„Sie meinen, mit den Fremden nicht?"

„Dies zu beurtheilen entgeht mir jede Unterlage."

„Nun, fremde Künstler haben sich mit mir in separates Einvernehmen zu setzen."

„Schön! Thun wir das also, Herr Baron!"

„Ich bin bereit. Stellen wir also fest, was Sie eigentlich von mir fordern."

„Ich möchte gern als ständiges Mitglied von Ihnen betrachtet und behandelt werden."

„Das ist jetzt unmöglich."

„So sorgen Sie, daß ich engagirt werde!"

„Was bieten Sie dafür?"

„Wieviel fordern Sie?"

Er machte ein nachdenkliches Gesicht, that, als ob er nachrechne, und meinte dann:

„Ihr Fall ist ein sehr exceptioneller. Es ist da schwer, etwas Bestimmtes zu sagen. Ueberdies kenne ich Ihre Kräfte gar nicht."

„Ich denke, daß mir ein guter Ruf vorausgegangen ist, daß ich also empfohlen bin."

„O, Ihre künstlerischen Kräfte meine ich nicht, sondern Ihre pecuniären. Sie erklärten zwar meiner Frau, daß Sie bei Mitteln seien —"

„Nur, um Ihre Frau Gemahlin zu beruhigen!"

„Ich dachte es mir. Wie aber ist es in Wahrheit?"

„Ich bin nicht reich."

„Das giebt wenigstens einen Punkt, den man festzuhalten vermag. Sie geben vielleicht zu, daß es schwierig ist, das Publikum für eine Künstlerin so zu enthusiasmiren, daß sie sofort engagirt wird?"

„Das mag sein."

„Zumal Sie eine solche Gegnerin haben!"

„Ich fürchte sie nicht."

„Aber diese Amerikanerin soll eine ganz bedeutende Künstlerin sein!"

„Imponirt mir aber nicht!"

„Schön! Streiten wir uns nicht. Der Erfolg Ihrer ersten Production muß ein durchschlagender sein; ich muß also alle meine Untergebenen an ihre Plätze commandiren. Das verursacht mir nicht nur allein viel Arbeit, sondern vor allen Dingen auch eine bedeutende Ausgabe."

„Wie hoch berechnen Sie dieselbe?"

„Auf wenigstens fünfhundert Gulden."

Sie erschrak, das war ihr deutlich anzusehen.

„Fünfhun— —“

Das Wort blieb ihr im Munde stecken.

„Ja wohl, fünfhundert Gulden.“

„Da läßt sich nichts abändern?“

„Eigentlich nicht!“

„Aber uneigentlich —?“

„Nun, ich habe kein hartes Herz und hoffe, Sie werden mir dankbar sein. Könnten Sie sofort vierhundert bezahlen?“

„Augenblicklich nicht.“

„O weh! Billiger kann ich es nicht thun.“

„Aber Sie dürfen doch Credit geben?“

„Ich würde es gern thun, aber mein Cassirer duldet das auf keinen Fall.“

„Sind Sie in dieser Weise von diesem Manne abhängig?“

„Mann?“ lachte er. „Meine Frau ist mein Cassirer.“

„O weh!“

„Ja, o weh! Sie sehen also, daß ich einer milden Regung meines Herzens leider nicht zu folgen vermag.“

„Dann bin ich freilich gezwungen, auf Ihren Beistand zu verzichten, Herr Baron!“

„Aber es ist das zu Ihrem Schaden!“

„Ich weiß das. Aber ich habe nicht diese bösen vierhundert Gulden. Ich kann sie nicht zahlen.“

Er lehnte sich zurück und schien nachzudenken. Dann sagte er:

„Hm! Vielleicht giebt es doch einen Ausweg.“

„Welchen?“

„Einen, auf welchen ich nur unter einer ganz besonderen Bedingung eingehen kann.“

„Nennen Sie diese Bedingung!“

„Ich will sie aufrichtig aussprechen: Sie sind reizend; Sie gefallen mir. Ich möchte einmal ein Stündchen allein mit Ihnen sein.“

„Das sind wir jetzt.“

„O, nicht so allein, wie ich es meine.“

„Wie denn?“

„Das bedarf wohl keiner besonderen Auseinandersetzung. Uebermorgen treten Sie auf. Sind Sie nach Schluß des Ballets bereits irgendwie engagirt?“

„Nein.“

„Nun gut. Ich stelle die Bedingung, daß Sie nach dem Ballet im Costüm der Königin der Nacht bleiben —“

„Gar nicht ankleiden?“

„Nein. Sie werfen nur einen Mantel über.“

„Wozu? Weshalb?“

„Weil ich Sie in diesem reizenden Costüm eine Stunde allein betrachten will.“

„Wo soll ich Sie sehen oder treffen?“

„Ich hole Sie per Droschke ab.“

„Wohin?“

„Das weiß ich jetzt noch nicht. Jedenfalls aber suchen wir einen Ort, an welchem wir ungestört sind.“

„Meine Mutter erlaubt mir Derartiges nie!“

„Es ist Ihre Sache, sich mit Ihrer Mutter in's Einvernehmen zu setzen. Dies ist die Bedingung, von welcher ich sprach. Wird sie von Ihnen erfüllt, so stelle ich Ihnen meine ganze Unterstützung zur Verfügung und werde auch den pecuniären Ausweg bezeichnen, von welchem wir vorhin sprachen. Also sind Sie bereit?“

„Erst bezeichnen Sie mir den pecuniären Ausweg!“

„Eigentlich sollte ich das nicht thun, doch will ich bei Ihnen eine Ausnahme machen. Sie sollen mir die vierhundert Gulden nicht zahlen; ich will warten —“

„Aber Ihr Cassirer, Ihre Frau Gemahlin!“

„Bitte, lassen Sie mich aussprechen! An Stelle dieser vierhundert Gulden, welche Sie pränumerando zu bezahlen hätten, ohne sicher zu sein, wirklich auch engagirt zu werden, zahlen Sie fünf Procent Ihres Gehaltes, und zwar an jedem Gagentage die betreffende Rate.“

„Aber das würde in Summa mehr als vierhundert Gulden sein!“

„Ich verpflichte mich aber auch, Ihnen ein ganzes Jahr lang alle meine Untergebenen zur Verfügung zu stellen!“

„Das ist freilich etwas Anderes!“

„Nicht wahr, meine Forderung ist billig?“

„Sie läßt sich wenigstens anhören.“

„Wenigstens anhören? Glauben Sie nicht, daß ich mir einen einzigen Kreuzer abdingen lasse!“

„Hm, ich bin keine große Rechenmeisterin. Zahlen sind mir höchst unbequem. Zanken wir uns also nicht!“

„Das ist sehr verständig gedacht! Also, fünf Procent?“

„Ja, meinetwegen!“

Sie reichte ihm die Hand und er schlug ein.

„Natürlich fertigen wir einen Contract aus?“

„Contract — hu!“

„Es ist das durchaus nothwendig. Es dauert ja gar nicht lange. Ich werde sofort schreiben.“

„Thun Sie das. Ich werde Sie unterdessen um eine Ihrer Cigarretten bitten!“

„Da stehen sie. Langen Sie zu!“

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb. Sie rauchte unterdessen in aller Gemüthsruhe. Die eingegangenen Verpflichtungen machten ihr nicht die mindeste Sorge.

„Fertig!“ sagte er nach einiger Zeit. „Ich werde Ihnen vorlesen. Hören Sie!“

„O bitte, bitte," wehrte sie ab. „Verschonen Sie mich damit! Ich habe noch niemals einen Contract anhören können."

„Aber Sie müssen ja unterzeichnen!"

„Das thue ich ohnedies. Geben Sie die Feder!"

Sie setzte ihren Namen auf das Papier und wendete sich dann in liebenswürdiger Nonchalance an ihn:

„Jetzt sind wir zu Ende. Ein Jeder kennt seine Rechte und Pflichten. Nun aber ersuche ich Sie um eine recht aufrichtige, wahrheitstreue Antwort."

„Auf welche Frage?"

„Kennen Sie die Starton?"

„Persönlich nicht."

„So war sie nicht bei Ihnen?"

„Nein."

„Aber es steht zu erwarten, daß sie sich Ihnen vorstellen wird."

„Ich bezweifle das."

„Haben Sie Ursache zu diesem Zweifel?"

„Hm!" räusperte er sich einigermaßen verlegen. „Man sollte nicht darüber sprechen."

„Warum nicht? Ich bat Sie um Aufrichtigkeit."

„Allerdings. Na, Mademoiselle, wir sind freilich jetzt nun Verbündete, und da denke ich, nicht zurückhaltend sein zu müssen. Ich will Ihnen also mittheilen, daß ich einige Zeilen aus der Hand der Amerikanerin besitze."

„Ah! Hat sie Sie um Ihre Unterstützung gebeten?"

„Nein."

„Warum hat sie sonst geschrieben?"

Er konnte und wollte ihr die Wahrheit nicht sagen. Er hatte so viel von den Erfolgen Ellen Startons gehört, daß er geglaubt hatte, im Vortheile zu sein, wenn er ihr selbst seine Dienste anbiete. Kaum hatte er Kenntniß erhalten, daß sie in der Residenz eingetroffen sei, so hatte er folgende Offerte an sie gerichtet:

„Mein Fräulein!"

„Eine Künstlerin von Ihrer Routine weiß sehr genau, welchen Werth der organisirte Beifall bei dem Wunsche eines neuen Engagements hat. Dieses Letztere ist ja abhängig von dem Erfolge des ersten Auftretens, und dieser Erfolg resultirt ja ganz gewiß zumeist aus den vereinten Bemühungen derjenigen Kräfte, welche zu befehligen ich seit Langem die Ehre habe.

„Ich stelle Ihnen hiermit mein Corps von über sechszig männlichen und weiblichen Claqueurs zur Verfügung und bin überzeugt, daß es Ihnen mit dieser Hilfe gelingen wird, Ihre Gegnerin glanzvoll aus dem Felde zu schlagen.

Mit vorzüglichster Hochachtung und Ehrerbietung
Léon Staudigel, Chef des claqueurs."

Es fiel ihm jedoch gar nicht ein, der Leda von diesem Schreiben ein Wort zu sagen, vielmehr erklärte er ihr:

V. S.

„Ich war verreist, und da hat mein Stellvertreter die Dummheit begangen, dieser Amerikanerin eine Offerte zu machen. Ich war ganz wüthend darüber."

„Das glaube ich! Nun läßt es sich denken, warum sie geschrieben hat. Sie wollte diese Offerte beantworten?"

„Ja."

„Darf ich vielleicht erfahren, was Sie geschrieben hat?"

„Nur unter strengster Discretion!"

„Gewiß."

„Hier, lesen Sie!"

Er holte den Brief vom Schreibtische und gab ihn ihr in die Hand. Es waren folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Ich kann mich nicht rühmen, diejenige Art der Routine zu besitzen, deren Sie Erwähnung thun. Darum ist es wohl nicht zu verwundern, daß auch im Uebrigen meine Ansicht von der Ihrigen abweicht.

„Ich glaube kaum, daß der bezahlte, also betrügerische Beifall einem wirklichen Künstler ein Hinderniß zu bereiten vermag. Ich hasse alles Falsche, und darum sehe ich mich veranlaßt, auf Ihre Hilfe zu verzichten.

Ellen Starton."

„Nun, was sagen Sie dazu?" frogte der einstige Schneider, als die Tänzerin den Brief gelesen hatte.

Sie zuckte verächtlich die Achseln und antwortete:

„Dumm, zu dumm!"

„Nicht wahr! Was bildet sich dieses Frauenzimmer ein!"

„Sie ist verrückt!"

„Sie ist nicht nur verrückt, sondern sie ist sogar geradezu unmöglich!"

„Natürlich werden Sie klatschen lassen, daß das ganze Haus einfällt!"

„Ein solches Zischen und Pfeifen soll noch niemals gehört worden sein. Verlassen Sie sich darauf, Mademoiselle! Das Engegement ist Ihnen sicher."

„Ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich diese Gans nicht fürchte. Hier, nehmen Sie den Brief zurück. Lassen Sie ihn einrahmen als Souvenir einer geradezu grandiosen Bornirtheit!"

„Das sollte man thun. Ich werde ihr diese Zeilen in die Hand spielen, wenn sie sich gezwungen sieht, die Stadt zu verlassen. Dann wird sie einsehen, wer den Künstler macht — das Genie oder die Claque!"

„Thun Sie das. Jetzt aber möchte ich Sie ersuchen, mich zu entlassen!"

„So früh?"

„Ich denke, daß unsere Angelegenheit geordnet ist?"

„Aber diese wohl noch nicht?"

Er umarmte und küßte sie.

„O, ginge es nach Ihnen, so käme sie wohl niemals in Ordnung, wie es scheint. Leben Sie wohl, Herr Baron!"

„Adieu, Mademoiselle! Betrachten Sie mich als Ihren Alliirten!"

„Mit dessen Hilfe ich die Schlacht gewinnen werde.“

„Wir werden einen Sieg davon tragen, einen ganz und gar entscheidenden Sieg.“

„Umso ehrlicher werden wir uns in die Beute theilen. Ich halte mein Versprechen!“

Sie hatte vorhin den Droschenkutscher abgelohnt. Sie wollte den Weg in's Hotel zu Fuße zurücklegen. Als sie jetzt ging und eben aus der Hausthür trat, stand ein Herr im Begriff, vorüber zu gehen. Sie erblickten sich und blieben überrascht stehen.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er.

„Herr Verwalter,“ stieß sie hervor.

„Oder wohl nun gnädige Frau?“

„Herr Petermann!“

Er fand sich zuerst wieder, zog den Hut und meinte in höchst gemessenem Tone:

„Bitte, mich dem Herrn Gemahl zu empfehlen!“

Dies gab ihr die Herrschaft über sich zurück. Sie lachte höhnisch auf und sagte:

„Gemahl? Sie sind des Teufels!“

„Ich vermuthe, daß Sie verehelicht sind.“

„Fällt mir nicht ein!“

„So ist dieses innige Herzensbündniß dennoch zerrissen worden, gnädiges Fräulein?“

„Zerrissen? Pah! Es war ja niemals auf eine Vermählung abgesehen gewesen.“

Seine Miene zeigte eine außerordentliche Bestürzung.

„Höre ich recht? So können Sie sagen?“

„Warum nicht? Die Freiheit des Menschen ist mehr werth, als alles Andere. Ich habe niemals Lust gehabt, die Sclavin irgend eines Eheherrn zu sein.“

„Aber, gnädiges Fräulein — —“

„Gnädiges Fräulein? Das ist wirklich spaßhaft! Wissen Sie denn nicht —“

„Was denn?“ fragte er beinahe angstvoll.

„Sie haben es wirklich nicht erfahren?“

„Kein Wort. Ich weiß ja gar nicht, was Sie meinen?“

„Nun, Sie hielten mich für ein Fräulein Editha von Wartensleben?“

„Natürlich.“

„Wohl auch jetzt noch?“

„Gewiß. Was denn sonst?“

„Nun, das ist allerdings mehr als spaßhaft.“

„Aber, sind Sie es denn nicht?“

„Nein. Ich bin es nie gewesen.“

„Wer oder was waren Sie denn?“

„Das ist Ihnen gleich. Sehen Sie, wir erregen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Adieu!"

Sie wollte gehen. Er aber hielt sie fest und sagte:

„Bitte, Fräulein, geben Sie Antwort! Wer sind Sie?"

„Das geht Sie nichts an."

„Sagen Sie mir Ihre Wohnung."

„Ich wüßte nicht, wozu."

„Ich muß mit Ihnen sprechen."

„Und ich habe nichts mit Ihnen zu sprechen."

Sie schüttelte seine Hand von sich ab und ging. Er wollte schnell hinter ihr her, bemerkte nun aber auch, daß die Augen der Passanten auf ihn gerichtet waren.

„Welch eine Begegnung!" flüsterte er. „Das ist ein Räthsel. Und sie will es nicht lösen! Ah, da kommt eine Droschke! Ich werde erfahren, wo sie wohnt!"

Er stieg in die Droschke und befahl dem Kutscher, der Dame, welche er ihm bezeichnete, heimlich zu folgen.

Der Weg ging nur durch zwei Straßen, dann trat die Leda in das Hotel zum Kronprinzen.

„Die Dame logirt jedenfalls im Hotel," meinte der Kutscher.

„Wieso?"

„Der Portier grüßte sie so, wie man ansehnliche Gäste zu becomplimentiren pflegt."

„Hier, Ihr Geld!"

Er stieg aus und schritt langsam dem Eingange des Hotels zu, unter welchem der Portier stand.

„Bitte, kannten Sie die Dame, welche soeben hier eingetreten ist?" fragte er diesen.

„Ja."

„Wer war sie?"

„Wozu wünschen Sie, es zu erfahren?"

Petermann verstand diese Zurückhaltung und zog ein Geldstück hervor, um den verschlossenen Mund dieses Mannes zu öffnen.

„Ich interessire mich für sie," antwortete er. „Hier, bitte, nehmen Sie! Also, der Name der Dame?"

„Es ist die Leda."

„Die Leda?" sagte er erstaunt.

„Kennen Sie diese nicht?"

„Nein."

„Aber gehört haben Sie doch von ihr?"

„Kein Wort!"

„Das ist kaum zu glauben."

„Es ist aber doch so! Wer ist diese Leda, oder was ist sie?"

„Eine berühmte Tänzerin."

„Tänz — Tänzerin?“

Er wurde leichenblaß. Es war ihm, als ob er nahe daran sei, in Ohnmacht zu fallen.

„Ja, eine sehr berühmte Tänzerin. Sie will sich hier engagiren lassen und tanzt daher übermorgen die Königin der Nacht. Es steht ja in allen Zeitungen.“

„Wohnt sie allein hier?“

„Sie hat ihre Mutter bei sich.“

„Sonst Niemand?“

„Nein.“

„Kein — keine anderen Verwandten — kein — Kind?“

„Kind? Wo denken Sie hin? Sie ist unverheirathet!“

„Ach so! Welche Zimmer hat sie?“

„Erste Etage, Nummer zehn und elf.“

„Danke!“

Er trat ein und stieg die Treppe empor. Er klopfte, ohne sich anmelden zu lassen, an die Thür der Nummer Zehn.

„Herein!“ erklang es von innen.

Er trat ein und erblickte die Leda, die, als sie ihn bemerkte, in zornigem Tone sagte:

„Was wollen Sie hier? Warum laufen Sie mir nach?“

„Weil ich mit Ihnen zu sprechen habe.“

„Aber ich mag nichts von Ihnen wissen! Das habe ich Ihnen ja bereits angedeutet!“

„Ich kann mich mit dieser Andeutung nicht beruhigen. Ich bin Ihnen gefolgt, weil ich Sie sprechen muß, und ich werde nicht eher gehen, als bis Sie mir Rede und Antwort gestanden haben.“

„Und wenn ich mich weigere?“

„Nun, so werde ich anderwärts erfahren, was Sie mir vorenthalten.“

„Ich wüßte nicht, was ich Ihnen vorzuenthalten hätte.“

„Nun, Sie sind doch wohl Diejenige, welche sich eines Tages Editha von Wartensleben nennen ließ?“

„Ich leugne es nicht.“

„Sie waren die Geliebte des Herrn Lieutenants Bruno von Scharfenberg?“

„Ja.“

„Sie haben einige Zeit in Zurückgezogenheit bei mir gewohnt?“

„Auch dies ist der Fall.“

„Und dann waren Sie plötzlich verschwunden?“

„Es gefiel mir nicht mehr bei Ihnen.“

„Sie haben den Herrn Lieutenant verlassen?“

„Ja.“

„Vielleicht betrogen?“

„Herr, soll ich den Hausknecht rufen lassen, um Ihnen Ihr Fortkommen zu erleichtern?“

„Danke! Wenn die Zeit gekommen ist, gehe ich freiwillig."

„Ich fordere Sie aber auf, jetzt zu gehen!"

„Nicht, bevor ich Auskunft erhalten habe!"

„Ich befehle Ihnen zum letzten Male, zu gehen!"

„Und ich gehe nicht eher, als bis Sie mir Rede gestanden haben."

„So mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich gegenwärtig die Herrin dieses Zimmers bin. Bedenken Sie, was eine Anzeige wegen Hausfriedensbruch für Sie zu bedeuten hat!"

„In wiefern gerade für mich?"

„Ich erfuhr, daß man Sie arretirte und bestrafte. Sie können erst seit Kurzem entlassen worden sein."

Da trat er ihr einen Schritt näher. Seine Augen blitzten und seine Stimme zitterte.

„Das werfen Sie mir vor, Sie?" fragte er.

„Ja. Ein Jeder weiß es, und ein Jeder kann es Ihnen sagen und vorwerfen."

„Sie, Sie!" fuhr er knirschend fort. „Die Schuld hat an Dem, was mir zur Last gelegt wurde!"

„Ich?" fragte sie zornig.

„Sie!" bestätigte er.

„Ah! Wenn Sie sich nicht sofort entfernen, rufe ich wirklich den Hausknecht und lasse Sie wegen Hausfriedensbruch anzeigen oder arretiren."

Sie griff nach dem Glockenzuge.

„Ah!" sagte er im Tone der Ueberzeugung. „Das werden Sie wohl nicht thun!"

„Warum sollte ich nicht?"

„Sie wissen gar wohl, welchen Dank Sie mir schulden!"

„Dank? Ich? Ihnen?"

„Ja, gewiß!"

„Davon weiß ich kein Wort."

„Ich habe Sie als Kind bei mir aufgenommen, als Sie verfolgt wurden. Ich habe Sie beschützt, verwahrt und gepflegt, als Ihr Zustand Ihnen nicht erlaubte, sich sehen zu lassen. Und nach Ihrer Entbindung bin ich —"

„Genug!" wehrte sie ihm mit einer gebieterischen Handbewegung ab. „Das wollen Sie gethan haben? Sie?"

„Wollen oder können Sie es bestreiten?"

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie das Alles aus eigenem Antriebe gethan haben?"

„Ganz gewiß!"

„Nicht auf Befehl des Herrn Lieutenants von Scharfenberg?"

„Nein."

„Ach so! Ich verstehe Sie. Sie kommen jetzt, um sich den Lohn zu holen! Ein Zuchthäusler erhält von mir nichts!"

„Fräulein!"

„Brausen Sie nicht auf. Wollen Sie mir etwa drohen?“

„Nein, aber ich will Auskunft haben.“

„Suchen Sie sich diese anderwärts, aber nur ja bei mir nicht! Ich befehle Ihnen zum letzten Male, zu gehen!“

Er wollte Etwas entgegnen; aber als sie bereits wieder nach dem Glockenzuge griff, sagte er:

„Gut, ich gehe! Mögen Sie nie bereuen, mich heute fortgeschickt zu haben!“

„Redensart! Das verfängt bei mir nicht!“

Er ging. Er wußte kaum, wie er zur Treppe hinab kam.

„Nun?“ fragte der Portier freundlich. „Haben Sie mit ihr sprechen können?“

„Ja,“ antwortete er, fast wie im Traume.

„Nicht wahr, ein prächtiges Geschöpf?“

„Ja. Wo ist sie vorher gewesen?“

„Das weiß ich leider nicht.“

„Sie wird hier bleiben?“

„Wenn sie das Engagement erhält. Freilich hat sie eine tüchtige Gegnerin zu besiegen.“

„Und sie ist wirklich unverheirathet?“

„Ganz gewiß!“

„Ich danke!“

Der Portier schüttelte den Kopf über den Mann, der so ein verstörtes, bestürztes Aussehen hatte. Dieser aber wanderte langsam die Straße hinab, tief in die traurigsten Gedanken versunken. Er kam durch mehrere Straßen und Gassen, augenscheinlich, ohne es zu beachten und ohne sich bewußt zu sein, wo er eigentlich gehe oder sich befinde. Endlich aber blieb er stehen und sah sich um.

„Hier bin ich?“ fragte er sich verwundert. „Es ist mir, als hätte mich Einer mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Aber ich muß Klarheit haben. Ich gehe nach meiner früheren Wohnung. Mag man mich immerhin abweisen oder gar hinauswerfen! Ist der alte Kreller noch da, der wird mich wohl aufnehmen.“

Er hatte früher, vor seiner Verurtheilung, im Palais der Scharfenberg's gewohnt. Dieses war eigentlich nicht gerade ein Palais zu nennen, sondern es hatte einer Patrizierfamilie gehört und war dann in die Hände der erwähnten Familie übergegangen.

Als er es erreichte, stand der Eingang offen. Links im Flur stand an einer Thür das Wort ‚Hausmann‘ zu lesen. Er klopfte an.

„Wer da?“ fragte es von innen.

Er trat ein. Der Raum war klein und einfach möblirt. An einem Tische saß der einzige Anwesende, ein hochbetagter Greis, und las mit Hilfe einer großen Brille in einem alten Buche.

„Guten Tag, Herr Kreller!“

Der Hausmann blickte von dem Buche auf und sah sich den Eingetretenen an.

„Guten Tag —“ erwiderte er in gedehntem Tone. „Wer ist — was wollen — — hm!“

Er nahm die Brille von der Nase, wischte sie am Tischtuche ab, setzte sie wieder auf und sagte dann:

„Man wird so alt, und das Augenlicht nimmt ab. Ich weiß gar nicht — —“

„Sie kennen mich wohl gar nicht mehr?“

Da erhob sich der Alte vom Stuhle und sagte:

„Sollte es also doch wahr sein, was ich denke? Sind Sie wirklich Der, den ich vermuthe?“

„Nun, wen vermuthen Sie denn?“

„Herr — hm — Herr Petermann, ja?“

„Ja, ich bin es.“

„Also doch, doch, doch!“

„Ich bin Ihnen wohl unwillkommen?“

„Nein, nein! Im Gegentheile habe ich eine große Freude, Sie zu sehen! Willkommen, herzlich willkommen!“

Er reichte ihm die Hand, und Petermann sah es ihm deutlich an, daß er mit seinen Worten die Wahrheit gesagt habe.

„Setzen Sie sich nieder!“ fuhr der Hausmann fort. „Sie glauben gar nicht, wie ich mich freute, als ich es las —“

„Was?“

„Daß Sie begnadigt worden sind.“

„Im Blatte hat es gestanden?“

„Freilich, freilich! Meine gute Alte hat vor Freude geweint. Schade, daß sie nicht da ist!“

„Wo befindet sie sich?“

„Bei meinem Aeltesten, der Kindtaufe gehabt hat. Na, es schadet nichts! Desto ungestörter können wir uns unterhalten. Warten Sie! Ich hole Etwas!“

„Bitte, keine Umstände!“

„O nein! Sie wissen, ich setze ihn selbst auf: Kalmuswurzel mit Zimmtrinde. Der beste Schnaps, den es giebt!“

Er nahm eine Flasche und zwei Gläser aus einem kleinen Wandschränkchen und schänkte ein.

„So, da, prosit! Trinken Sie! Thun Sie immer einen herzhaften Schluck! Und nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen unterdessen ergangen ist!“

Er machte es sich im Stuhle bequem, und Petermann that ebenso. Dann antwortete Letzterer:

„Von meinen letzten Jahren kann ich Ihnen später erzählen. Jetzt möchte ich gern Anderes wissen.“

„Was denn?“

„Wohnt der gnädige Herr vielleicht jetzt hier?“

„Der alte Herr? Nein.“



„Sie kennen mich nicht?"

„Oder der Herr Lieutenant?"

„Der wohnt jetzt freilich hier, ist aber verreist."

„Ist Ihr Jüngster noch Diener bei ihm?"

„Der Heinrich? Freilich ist der noch bei ihm."

„Wenn die beiden Herren nicht anwesend sind, so brauche ich mich nicht zu geniren, und —"

„Na," fiel der Hausmann ein, „was den jungen Herrn Lieutenant betrifft, so hat es nichts auf sich; aber der Alte, sein Vater, ist höllisch schlimm auf Sie zu sprechen. Gott, der Mensch begeht einmal einen Fehler! Und Sie haben ja Alles wieder ersetzt! Es war nicht richtig von ihm, einen Petermann so hart zu behandeln!"

Petermann schüttelte traurig, fast ab- oder zurückweisend den ergrauten Kopf. Dann fragte er:

„Können Sie sich noch genau an jene Zeit erinnern?"

„Sehr genau."

„Ich möchte Sie Einiges fragen?"

„Thun Sie das, lieber Herr Petermann. Ich gebe Ihnen sehr gern Auskunft. Mein Heinrich hat sich oft Gedanken gemacht, wenn er — na, das ist nun vorbei!"

„Was denn?"

„Nichts! Es ist besser, nicht davon zu sprechen!"

„Aber wenn ich Sie nun herzlich darum bitte? Sie glauben gar nicht, wie wichtig für mich die geringste Bemerkung werden kann."

„Na, meinetwegen! Der Heinrich hat mir oft, wenn wir allein waren, gesagt, daß er gar nicht glaube, daß Sie das Geld unterschlagen haben."

„Ah, wirklich? Hat er das gesagt?"

„Sehr oft sogar."

„Hatte er Gründe dazu?"

„Mag wohl sein."

„Und Ihnen hat er davon mitgetheilt?"

„Einiges wohl."

„Dürfte ich das vielleicht erfahren? Bitte, bitte!"

„Na, was ich mir davon gemerkt habe, das können Sie ja erfahren. Aber wir wollen leise sprechen. Man könnte sonst draußen im Vorübergehen doch ein Wort aufschnappen!"

Was nun von den Beiden gesprochen wurde, das blieb für die nächste Zeit noch Geheimniß. — —

Als Ellen Starton vorhin mit Hilda die Wohnung des Balletmeisters verlassen hatte, sagte die Erstere zu der jungen Nähterin:

„Sie werden mir erzählen, was Ihnen da oben geschehen ist. Zunächst aber bitte ich um Ihren Namen."

„Ich heiße Hilda Holm."

„Holm?"

Sie senkte ihren Blick in eigenthümlich forschender Weise auf das Angesicht ihrer Begleiterin. Dann fragte sie:

„Haben Sie Eltern?"

„Nur den Vater."

„Und Geschwister?"

„Einen Bruder."

„Was ist er?"

„Er ist jetzt Reporter."

„Jetzt, sagen Sie? War er vorher etwas Anderes?"

„Ach, ja wohl! Er war Musikus."

In den Augen der Amerikanerin leuchtete es auf. Sie fragte:

„Welches war sein Lieblingsinstrument?"

„Die Violine. Er hat Concerte gegeben, sogar in Amerika."

„Dachte es mir!" klang es durch Ellen's Herz. „Diese große Aehnlichkeit fiel mir sofort auf."

Laut aber sagte sie:

„Haben Sie Zeit, mich auf einige Augenblicke nach meiner Wohnung zu begleiten?"

„Ist es weit?"

„O, gar nicht! Nur unterwegs werde ich mich einige Augenblicke zu verweilen haben."

„Dann kann ich mit."

„So kommen Sie. Wir nehmen eine Droschke."

Sie stiegen ein, sehr bald aber wieder aus, denn die Sängerin ließ vor der Wohnung des Capellmeisters, welche sie erfragt hatte, halten. Der Kutscher erhielt Befehl, zu warten. Hilda blieb sitzen. Ellen aber begab sich zu dem Orchesterdirigenten.

Er saß so bei der Arbeit wie vorher, als die Leda ihn besucht hatte. Er that zunächst, als ob er die Dame gar nicht bemerke. Dann erhob er sich langsam von seinem Stuhle und fragte:

„Was wünschen Sie?"

„Ich hoffe, daß man Ihnen meine Karte gegeben hat!"

„Allerdings!"

„Dann nehme ich an, daß Sie wissen, weshalb ich zu Ihnen komme."

„Keine Ahnung!"

Ein beinahe nachsichtiges Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie fragte:

„Mein Name ist Ihnen hoffentlich nicht unbekannt, Herr Capellmeister?"

„Man hat ihn mir genannt."

„Doch wohl in Beziehung zur hiesigen Bühne?"

„Allerdings!"

„Sie wissen, daß ich Probe tanzen werde."

„Ich habe davon gehört."

„Davon gehört? Herr Capellmeister, das klingt, als sei von einem

Gegenstand die Rede, welcher gar nicht in Ihre Sphäre gehöre und auch nicht im Bereiche der allernächsten Tage liege!"

„O, ich mache nicht viel Aufhebens von solchen Sachen."

„Ach so! Dann kann ich auch nicht wünschen, daß Sie meinetwegen eine Arbeit unterbrechen, welche jedenfalls werthvoller ist, als der Besuch einer Tänzerin."

Sie machte eine Verbeugung, um zu gehen.

„Bitte, Miß!" sagte er rasch. „Vorher erst einige Worte. Kennen Sie die Leda?"

„Nein."

„Aber gehört und gelesen haben Sie von ihr?"

„Sehr wenig."

„Sie ist eine außerordentliche Kraft."

„Möglich."

„Ah, Sie unterschätzen sie!"

„Ich schätze sie gar nicht, weder über noch unter."

„So, so! Wie gedenken Sie, Ihre Vorstellungen hier zu arrangiren?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Ihr Abkommen mit mir?"

„Welches Abkommen habe ich mit Ihnen zu treffen?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Ich denke, ich tanze, und Sie begleiten. Was weiter?"

„Ah! Weiter nichts?"

„Nicht, daß ich wüßte!"

„Hm! Sind Sie bereits diesseits des Oceans aufgetreten?"

„Nein."

„Giebt es da drüben die sogenannten Orchestertantièmen?"

„Was habe ich darunter zu verstehen?"

„Das wissen Sie nicht? Nun, so giebt es sie da drüben auch nicht. Adieu, Miß!"

Er setzte sich schnell nieder, um sich gar nicht mehr um sie zu bekümmern. Ueber ihr schönes Gesicht glitt ein Zug des Verständnisses. Sie fragte unter einem leisen Lächeln:

„Darf ich vielleicht errathen, was Sie unter diesen Orchestertantièmen meinen?"

„Das werden Sie nicht errathen," warf er kalt hin.

„O, ich weiß sehr genau, was ich unter Orchester und unter Tantième zu verstehen habe. So wird es wohl auch nicht gar zu schwer sein, das ganze zusammengesetzte Wort zu definiren. Es ist eine Tantième gemeint, welche sich auf das Orchester bezieht."

Er erhob sich sofort wieder von seinem Platze. Er begann die Hoffnung zu hegen, daß diese Tänzerin ihm vielleicht mehr bieten werde, als die Leda.

„Gewiß," antwortete er.

„So kann sowohl eine Tantième gemeint sein, welche das Orchester zu zahlen hat, als auch eine, welche an dasselbe ausgezahlt werden muß."

„Es versteht sich ganz von selbst, daß immer nur das Letztere der Fall sein kann."

„Also, das Orchester empfängt die Tantième. Von wem?"

„Vom Künstler oder der Künstlerin."

„Und wer nimmt sie in Empfang?"

„Der Dirigent natürlich."

„Also Sie? Wird sie an die Mitglieder vertheilt?"

„Je nach dem getroffenen Uebereinkommen."

„Ich vermuthe, daß Mademoiselle Leda auf Zahlung einer solchen Tantième eingegangen ist?"

„Allerdings!"

„Wie hoch ist sie?"

„Das wird erst stipulirt."

„Das heißt also, Mademoiselle hat Ihnen eine Extrasteuer versprochen, falls sie engagirt wird!"

„Bezeichnen Sie es ganz nach Belieben."

„Und Sie erwarten von mir ein ähnliches Gebot?"

Sein Gesicht erheiterte sich zusehends. Er nickte lächelnd und sprach im Tone des Nachdruckes:

„Sie sehen doch ein, in welchem Grade das Gelingen Ihrer Productionen von dem tragenden und stützenden Einflusse des Orchesters abhängig ist."

„Das sehe ich freilich ein."

„So werden Sie ebenso einsehen, wie sehr es gerathen ist, für sich diesen Einfluß des Orchesters zu gewinnen."

„Nein, das sehe ich nicht ein."

„Ach! Nicht?"

„Nein. Ich thue meine Pflicht und werde dafür bezahlt. Sie bekommen Ihren Gehalt, um Ihre Pflicht zu thun. Andere Rechte und Pflichten giebt es nicht. Eine Orchestertantième ist ganz derselbe Consens, wie auch eine Balletprämie sein würde, welche der Dirigent an das Corps de Ballet oder an den Balletmeister zu entrichten hätte."

Da zog sich sein Gesicht rasch wieder finster zusammen.

„Wozu dieser eigenthümliche Vergleich, Miß?" fragte er.

„Um Ihnen erklärlich zu machen, daß Sie, falls ich engagirt werde, keine Tantième von mir zu erwarten haben."

Er nickte ihr höhnisch zu und antwortete unter einer Geberde der Geringschätzung:

„Habe ich auch gar nicht erwartet, da der Fall, daß Sie engagirt werden, gar nicht eintreten kann. Verlassen Sie mich; ich bin beschäftigt! Adieu!"

„Adieu!"

Er warf ihr einen Blick zu, welcher möglichst niederschmetternd wirken sollte; sie aber bemerkte ihn gar nicht. So gleichmüthig, als ob nicht das

Geringste vorgefallen sei, und sie sich nicht mit Allen, außer dem Director, verfeindet habe, stieg sie die Treppe hinab und dann in den Wagen.

„Hotel Union!“ befahl sie dem Kutscher.

Als die Droschke am angegebenen Orte hielt und die Kellner herbeisprangen, um den Schlag aufzureißen, als dann der Portier mit seinem großen Stocke präsentirte und Ellen vorüberrauschte, ohne den Droschenkutscher weiter zu beachten, war es Hilda, als ob sie sich an der Seite einer Königin befinde. Dennoch aber wagte sie, um an eine vermeinte Vergeßlichkeit zu erinnern, die leise Bemerkung:

„Gnädiges Fräulein, die Droschke —“

„O bitte,“ lächelte die Amerikanerin, „der Kutscher wird vom Portier bezahlt. Das kommt dann auf die Rechnung zu stehen. Kommen Sie nur, liebes Kind!“

Die Nähterin erröthete theils über ihre Unwissenheit und noch mehr darüber, daß sie es gewagt hatte, dieser vornehmen Dame eine Gedankenlosigkeit vorzuwerfen.

Droben wurde eine Wohnung geöffnet, welche aus mehreren prachtvoll ausgestatteten Gemächern bestand. In einem derselben saß eine junge, vielleicht vierzehnjährige Negerin, beschäftigt, zu ihrer Unterhaltung einen Strauß der herrlichsten Treibhausblüthen zu zerpflücken.

„Was thust Du hier, Sammy?“ sagte Ellen verweisend.

Die Kleine zeigte den zahngefüllten Mund, lachte von einem Ohre zum andern und antwortete:

„O, Missis! Blumen zu groß sein! Blumen klein machen! Sammy dann Blumen besser riechen können, besser in Nase stecken!“

„Kleiner Tollkopf! Gehe, den Thee zu bestellen!“

„O, Missis, Thee! Thee und viel Zucker für Sammy!“

Bei diesen Worten sprang sie davon.

Hilda stand an der Thür. Sie getraute sich nicht, weiter zu gehen. Sie hatte noch kein solches Zimmer gesehen.

„Bitte, Fräulein Holm,“ sagte die Amerikanerin. „Nehmen Sie hier neben mir Platz, damit wir bequemer plaudern können.“

Sie nahm sie bei der Hand und führte sie nach dem blausammetnen Sessel, in welchen sich die arme Nähterin niederlassen mußte. Ellen ließ nun zum ersten Male einen etwas schärferen, genau forschenden Blick über sie gleiten und sagte dann, von ihrer Beobachtung sichtlich recht befriedigt:

„Wir werden den Thee bald bekommen, können uns aber bis dahin immer Einiges erzählen. Also, Ihr Vater lebt noch? Was ist er?“

„Er war Musikdirector, ist aber jetzt erwerbslos, weil er vom Schlage gelähmt worden ist.“

Ellen fragte weiter und erfuhr bald Alles, was sich auf Hilda's Familie und deren Verhältnisse bezog.

„Warum ist Ihr Bruder jetzt Reporter?“ fragte sie.

„Seine linke Hand ist beschädigt.“

Hierauf fußte Ellen weiter, und bald hatte sie das Geheimniß von der Tänzerin erfahren. Sie machte auf das arme Mädchen den Eindruck einer Göttin, einer Fee, von der bereits ein einziger Blick genügt, um unendlich glücklich zu machen.

„Kennen Sie den Namen dieser Tänzerin?“ lautete die Erkundigung weiter.

„Nein. Ich habe ihn in dem Tagebuche nicht gefunden.“

„Und Ihr Bruder hat nicht von ihr gesprochen?“

„Nie!“

„So hat er sie nie wirklich geliebt, oder er hat sie längst wieder vergessen.“

„O nein! Max vergißt nie einen Menschen, dem er einmal sein Interesse gewidmet hat. Er hält diese Liebe für unglücklich; darum schweigt er.“

„So ist er wohl stets traurig?“

„Er ist ernst und mild; lustig war er früher; jetzt ist er es nie mehr. Heute habe ich ihn seit langer, langer Zeit zum ersten Male wieder glücklich lächeln sehen.“

„Worüber? Wissen Sie das?“

„Ueber das Wiedersehen eines Freundes, den er in Amerika kennen gelernt und nie wieder zu treffen erwartet hatte.“

„Hat er Ihnen den Namen dieses Freundes genannt?“

„Nein, aber in seinen Augen glänzte es wirklich wie lauter goldener Sonnenschein.“

Es wurde Ellen nicht gar zu schwer, das rege Interesse, welches sie zu diesen Erkundigungen drängte, dem befangenen Mädchen gegenüber zu verbergen.

Da riß die Negerin die Thür auf und brachte den Kellner geschleppt, welcher den Thee zu serviren hatte.

„Sammy Kuchen!“ rief sie dabei. „Missis, viel Kuchen für Sammy!“

„Schon gut! Nimm Dir, und gehe an's Fenster, um die Leute zu zählen, welche vorübergehen!“

Die Schwarze beeilte sich, die zwei größten Stücke zu erwischen und sprang damit nach dem Fenster.

„Und nun zu unserem heutigen Erlebnisse,“ sagte Ellen, als der Kellner sich entfernt hatte. „Wie kam es denn eigentlich, daß Sie als Modell sitzen sollten?“

Hilda hätte sich am Liebsten vor Scham verkriechen mögen; aber der klugen Tänzerin gelang es, Alles aus ihr herauszulocken.

„Ihr Bruder weiß nichts davon?“ fragte sie dann.

„O, wenn der es wüßte, gnädiges Fräulein! Ich würde vor — — o, ich würde sterben!“

„Nun, so ist es besser, Sie lassen ihm gar nichts erfahren. Ist denn die Summe hoch, welche Sie diesem habsüchtigen Juden zu entrichten haben?“

Die Gefragte gab die Höhe an.

„Und für eine solche Bagatelle wären Sie beinahe gezwungen gewesen, ein solches Opfer zu bringen! Armes Kind!“

„Gnädiges Fräulein, eine Bagatelle ist das für uns ganz und gar nicht.“

„Ich weiß das. Gott wird helfen, daß Sie nie wieder in so peinliche Sorge gerathen. Sie sind Nähterin. Fertigen Sie auch Damengarderobe?“

„Die meinige, ja. Muthiger bin ich noch nicht gewesen. Ich bin nur Weißnähterin.“

„Das kommt mir vortrefflich zu Statten. Dürfte ich Ihnen vielleicht einen Auftrag ertheilen?“

„O Gott, wie gern möchte ich für Sie arbeiten. Aber, werde ich es bringen!“

„Gewiß!“

„Ich habe noch nie so Kostbares, wie Sie tragen, genäht.“

„Nun, so arbeiten wir mit einander. Sie kommen, mich zu fragen, und vielleicht suche ich Sie auch einmal in Ihrer Wohnung auf. Haben Sie jetzt nothwendig?“

„Nein. Der Auftrag der Balletmeisterin war der letzte.“

„Schön! So engagire ich Sie für mich — Sammy, was weinst Du denn?“

Die kleine Negerin begann nämlich gerade jetzt, am Fenster stehend, in ein bitteres Schluchzen auszubrechen. Sie antwortete:

„Sammy unglücklich sein, sehr unglücklich!“

„Warum denn?“

„Sammy Leute zählen soll — aber Leute so viel! Sammy kann nur zählen eins, zwei; aber Leute kommen so viel und so schnell, daß Sammy flecken bleiben. Nun Leute fort, und Sammy nicht hat kann zählen!“

Dabei biß sie in den Kuchen und fand in diesem Genusse eine schnelle Beruhigung.

„Also, ich engagire Sie für mich,“ wiederholte Ellen. „Nehmen Sie einstweilen nicht andere Anerbietungen an. Morgen werden wir gehen und Stoffe einkaufen. Darf ich Ihnen einen Theil Ihrer Rechnung, welche Sie mir machen werden, vorausbezahlen.“

„O bitte, gnädiges Fräulein! Das geht doch nicht!“

„Sehr gut sogar. Ich bin dies gewöhnt. Ich pflege nur in langen Zwischenräumen nach der Rechnung zu fragen, und da ist es wirklich nur gerecht, wenn ich einen Theil pränumerando entrichte. Haben Sie Ihr Portemonnaie mit?“

„Hier.“

Ellen nahm ohne Umstände das Geldtäschchen aus der Hand des Mädchens und ging mit demselben nach dem anstoßenden Zimmer. Als sie zurückkehrte, sagte sie:

„Hier, nehmen Sie, liebes Kind! Der Inhalt gehört Ihnen. Ich habe auch meine Karte beigelegt, damit Sie erfahren, wie ich heiße. Nun aber wollen wir den Thee in seine Rechte treten lassen.“

Als Hilda nach Verlauf von etwa einer Stunde sich auf dem Heimwege befand, fühlte sie sich in einer so glücklichen Stimmung wie noch nie in ihrem ganzen Leben. Sie konnte es doch nicht über's Herz gewinnen — an einer Stelle, wo sie augenblicklich nicht beobachtet wurde, das Portemonnaie aus der Tasche zu nehmen, um es zu öffnen. Neben der Visitenkarte blitzte ihr lauter Gold entgegen.

Sie traute ihren Augen nicht. Sie zählte und fand, daß es gerade hundert Gulden seien. Und diese Summe war ihr als Vorschuß für zu liefernde Näharbeiten ausgehändigt worden! War so Etwas überhaupt möglich?

„Welch ein Glück! Welch ein großes, großes Glück!" flüsterte sie erregt. „O, nun ist uns geholfen! Was wird der Bruder sagen! Und wie wird sich der Vater freuen und auch die gute Frau Nachbarin! Sie ist noch bei ihm. Sie wartet noch. Ich bin so lange fortgewesen, viel, viel länger, als ich dachte! Ich muß mich sputen, um endlich nach Hause zu kommen!" —

Max Holm, ihr Bruder, war, nachdem er sie in der Wohnung verlassen hatte, in der Stadt herumgestrichen, um, seinem Berufe als Reporter gemäß, zu sehen, ob er nicht irgend ein neues Ereigniß ausfindig machen könne. Diese seine Bemühung zeigte sich jedoch als vergeblich. Das stimmte ihn trübe, da er ja auf die erbärmliche Einnahme — fünfzig Kreuzer für eine sensationelle Neuigkeit — mit angewiesen war.

Er begab sich dann nach dem Local, in welchem er, so zu sagen incognito, zum Tanze aufspielte, holte seine Geige und stellte sich dann zur angegebenen Zeit bei der Herrschaft ein, die ihn für heute Abend engagirt hatte.

Er sollte mit der Tochter des Hauses einige Trio's für Pianoforte mit Violine spielen. Sein Vortrag erregte die Zufriedenheit der Gäste. Besonders fiel es auf, daß er verkehrt spielte, die Geige in der rechten und den Bogen in der linken Hand haltend.

Als die Gäste zur Tafel gingen, fand er in einem kleinen Nebencabinet auch für sich servirt. Er aß und trat dann, als er fertig war, an das Fenster und blickte gedankenvoll durch dasselbe hinab in die beschneite Straße.

Welch ein mühevolles und doch befriedigungsloses Leben er jetzt führte! Noch volle achtzehn Monate unausgesetzter und anstrengender Uebung, ehe er hoffen durfte, so weit zu sein, daß er seine unterbrochene Künstlerlaufbahn wieder aufnehmen könne! Das lag ihm bei der Nothlage, in welcher er sich mit den Seinigen befand, schwer, sehr schwer auf dem Herzen.

In diese unerquicklichen Gedanken versunken, bemerkte er gar nicht, daß ein Herr bei ihm eingetreten war, bis dieser, zu ihm kommend, ihm die Hand auf die Achsel legte.

„Herr Holm!"

Der Angeredete fuhr herum. Als er den Herrn erkannte, erröthete er, wie es schien, vor Verlegenheit. Doch verbeugte er sich tief.

„Herr Commissionsrath!"

„Habe ich Sie gestört oder gar erschreckt? Das sollte mir leid thun. Man hat drin die Tafel aufgehoben, und ich benutzte die Gelegenheit, einige

Worte mit Ihnen zu sprechen, bevor Sie gezwungen sind, wieder zu Ihrem Instrumente zu greifen."

„Ich stehe zur Disposition."

Der Commissionsrath leitete die Herausgabe des Regierungsjournales, des bedeutensten Blattes der Residenz und des ganzen Landes. Er war als eine wissenschaftliche Größe berühmt, und als Beamter und Mensch ungemein geachtet und von seinen Untergebenen geliebt.

„Setzen wir uns für einige Augenblicke!" sagte er.

Er nahm auf einem Stuhle Platz und Holm that, seiner Aufforderung gehorchend, desgleichen.

„Wissen Sie, daß Sie mich heute sehr überrascht haben, Herr Holm?" begann der Rath.

„Darf ich fragen, in wiefern?"

„Ich wußte nicht, daß Sie musikalisch sind."

„Ich spiele seit frühester Jugend."

„Das hört man. Sie haben Ihr Instrument in seltener Weise in der Gewalt."

Holm lächelte trübe und bemerkte:

„Das ist ein sehr nachsichtiges Urtheil, Herr Commissionsrath. Ich spiele wie ein Stümper."

„Nein, o nein!"

„Gewiß!"

„Dann stellen Sie aber ja die höchsten Anforderungen an sich?"

„Das thue ich allerdings!"

„Sie dürfen jedoch nicht vergessen, daß nicht ein jeder Violinist auch Virtuos werden kann."

„Ich aber will es werden."

Er sagte nicht, daß er es bereits gewesen sei. Der Commissionsrath kniff das eine Auge ein Wenig zusammen, betrachtete ihn mit halbem, theilnehmend prüfendem Blicke und meinte in freundlichem Tone:

„Fast möchte ich glauben, daß Sie das Zeug dazu haben."

„Ich habe es."

Das klang einigermaßen selbstbewußt, fast selbstgefällig. Offenbar fühlte der Rath sich nicht angenehm berührt davon, denn er schüttelte leise den Kopf und sagte:

„Dann setzen Sie ein großes Vertrauen in sich, mein bester Herr. Sie spielen für einen Dilettanten, auch für den ersten Violinisten eines Musikkorps ganz befriedigend, aber hätten Sie wirklich Anlagen zur Virtuosität, so müßten Sie jetzt wohl bereits weiter sein."

„Wenn ich nicht weiter bin, so ist diese Hand daran schuld."

Er zeigte die Linke hin. Der Rath bemerkte auf der Mitte des Handtellers eine ganz eigenthümlich geformte, hochrothe Narbe.

„Was ist das?" fragte er.

„Ich verwundete mich vor einiger Zeit."

„Ah! Also darum geigen Sie verkehrt?“

„Ja. Ich habe von vorn anfangen müssen.“

„Dann haben Sie es allerdings bereits weit, sehr weit gebracht. Verzeihen Sie mir meine vorige Bemerkung! Spielen Sie nur bei Gelegenheiten, wie die heutige ist, oder geigen Sie auch öffentlich?“

Holm antwortete erröthend:

„Ich geige zum Tanze.“

„Wo?“

„Im Tivoli.“

„O wehe!“

„Ich muß leben, Herr Commissionsrath.“

„Sie sind ja Reporter.“

„In dieser Stellung vermag wohl Keiner sich Reichthümer zu sammeln.“

„Ich weiß das. Wie werden Sie bezahlt?“

„Verzeihung, Herr Rath! Ich weiß nicht, ob ich befugt bin, über derartige Geschäftsangelegenheiten Mittheilungen zu machen.“

„Ah, schön! Ich bin Ihr Concurrent, oder wenigstens derjenige Ihres Residenzblattes, und es freut mich, Sie so zurückhaltend zu sehen. Das ist achtenswerth. Aber, da denke ich soeben daran: Ist Ihnen nicht von einem meiner Redacteurs einmal eine Offerte gemacht worden?“

„Ja. Man wollte mich als Reporter engagiren.“

„Sie aber sagten ab.“

„Weil ich einige Tage vorher gerade meine gegenwärtige Stellung angetreten hatte.“

„Ich hörte von Ihnen als von einer sehr beachtenswerthen Kraft. Man soll die Beamten eines Andern nicht abspenstig machen; das ist gegen Luthers Auslegung des zehnten Gebotes; aber man ist vor allen Dingen Geschäftsmann, und befindet man sich in der Lage, die Existenz eines braven Mannes verbessern zu können, so mag es wohl keine unverzeihliche Sünde sein, ein offenes Wort zu sprechen. Sind Sie mit ihrem Chefredacteur zufrieden, Herr Holm?“

Holm zuckte die Achsel.

„Nicht? Nun, haben Sie nicht vielleicht Lust, zu uns überzutreten?“

„Sie sind außerordentlich freundlich, Herr Commissionsrath; aber ich weiß wirklich nicht, ob ich vor dem Forum meines Gewissens einen solchen Uebertritt zu verantworten vermöchte.“

„Pah! Ein Jeder hat das Recht, für sich zu sorgen.“

„Auch in dieser Weise?“

„Ja. Mein Blatt und dasjenige, für welches Sie jetzt thätig sind, stehen sich ja wohl nicht gegnerisch gegenüber.“

„Ich weiß das. Ihr Journal steht in jeder Beziehung hoch über unserem Residenzblatte; dennoch aber möchte ich mich nicht gern der Untreue zeihen lassen!“

„Das heißt, Sie werden aus Ihrem gegewärtigen Verhältnisse erst dann treten, wenn man Ihrer überdrüssig ist?“

Holm zuckte abermals statt der Antwort mit der Achsel.

„Das ist aber denn doch wohl zu viel des Zartgefühles, obgleich ich Sie in Folge dessen nur höher achten kann. Wenn Sie so sehr gewissenhaft sind, so wird mir wohl auch der andere Wunsch, welchen ich hatte, nicht in Erfüllung gehen!"

„Ich möchte gern jeden Ihrer Wünsche erfüllen, wenn es mir überhaupt möglich ist."

„Nun, wollen sehen. Erinnern Sie sich noch der vor einigen Monaten unter dem Titel „Künstlerbriefe aus Amerika" in Ihrem Blatte erschienenen Aufsätze?"

„Gewiß."

„Sie erregten ein berechtigtes Aufsehen, nicht nur in Beziehung auf den Stoff, welchen sie behandelten, sondern meist betreffs der Art und Weise, in welcher der Verfasser diesen Stoff beherrschte und zu bearbeiten verstanden hatte. Haben Sie diese Briefe gelesen?"

Ueber die Wangen Holms hatte sich eine leise Röthe ausgebreitet. Er antwortete:

„Ich habe sie gelesen."

„Wissen Sie, wer der Autor ist?"

„Ja."

„Er war nicht genannt, und doch möchte ich seinen Namen gern kennen lernen."

„Vielleicht ist er auf der Redaction zu erfahren."

„Von Ihnen nicht?"

„Nein."

„Warum nicht, da Sie ihn doch kennen?"

„Die Anonymität hat jedenfalls ihre Gründe gehabt. Entweder hat der Autor oder die Redaction gewünscht, daß der Verfasser unbekannt bleibe, und so steht es wohl nicht in meiner Macht, eine darauf bezügliche Frage zu beantworten. Doch gestehe ich sehr gern, daß es mir unendlich leid thut, Sie nicht befriedigen zu können, Herr Commissionsrath!"

„Ich dachte es mir! Sie sind von einer fast mehr als anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit. Solche Leute hat man gern. Sollte es Ihnen gelingen, sich frei zu machen, so kommen Sie zu mir. Ich bin stets bereit, Sie für mein Journal zu engagiren. Wollen Sie?"

„Sobald es mir möglich ist, werde ich nicht zögern, mich Ihnen zur Disposition zu stellen."

„Gut, Herr Holm! Ah, sehen Sie, wer jetzt eintritt?"

Er deutete durch die offene Thür hinaus in den Salon.

„Ich kenne diesen Herrn nicht," antwortete der Violinist.

„Nicht? Wirklich nicht? Und doch ist er der jetzt berühmteste Mann der Residenz!"

„Ich habe ihn noch nie gesehen?"

„Und doch sind Sie Reporter! Das ist kaum glaublich! Der am Meisten im Munde der Leute lebende Mann!“

„Dann ist es entweder —“

„Nun?“

„Es giebt Zwei, von denen man sagen kann, daß Sie jetzt im Munde Aller leben. Erstens der Hauptmann —“

„Der ist es natürlich nicht.“

„Und zweitens der Fürst des Elendes.“

„Auch dieser ist eine mystische Persönlichkeit. Es giebt außer den beiden Genannten noch einen Dritten, von welchem sich alle Welt erzählt.“

„Sie meinen den Fürsten von Befour?“

„Ja.“

„Ist er es?“

„Er ist es.“

„Das wundert mich.“

„Warum?“

„Man sagt doch, daß der Fürst keine Gesellschaften besuche.“

„Seit einiger Zeit läßt er sich doch zuweilen sehen.“

„Aber nur in hohen, exquisiten Kreisen.“

„Nun, unser Gastgeber ist ein hoher, königlicher Beamter. Ich habe gehört, daß er im Begriffe stehe, ein Rittergut an den Fürsten zu verkaufen. Das mag ihm wohl Gelegenheit und Veranlassung gegeben haben, sich mit einer Einladung an die Durchlaucht zu wagen. Apropos, tragen Sie noch einige Pieçen vor?“

„Ja, Herr Comissionsrath.“

„Nun, so nehmen Sie sich zusammen. Der Fürst soll ein Kenner sein, und nicht nur das, sondern auch ein Beschützer bedrängter Künstler, ein — Mäcen.“

Er ging.

Max Holm fühlte sich eigenthümlich berührt von dem Inhalte des gehabten Gespräches. Er nahm keine Notiz von der Gesellschaft, welche sich im Salon bewegte, bis der Wirth erschien und ihn aufforderte, an das Piano zu kommen, an welchem seine Tochter Platz zu nehmen im Begriffe stand.

Während des Vortrages bemerkte Holm die Augen des Fürsten auf sich gerichtet. Dem Blicke dieser dunklen Augen war ein reges Interesse anzumerken, ja, vielleicht mehr als Interesse. Holm glaubte sogar in den Zügen des Fürsten ein kaum verhehltes Erstaunen zu erkennen.

Und als der Vortrag beendet und mit regem Beifall belohnt worden war, sah der junge Mann, daß der Fürst mit dem Commissionsrathe sprach und dabei den Blick öfters auf ihn gerichtet hielt.

Nach einiger Zeit kam der Wirth zu ihm. Er fragte:

„Herr Holm, können Sie phantasiren?“

„Hm! Wenn ich allein bin, thue ich es zuweilen!“

„Nun, denken Sie nicht, daß Sie es auch hier einmal wagen können

„Ein Wagniß ist es jedenfalls."

„Die Durchlaucht von Befour scheint sich für Sie zu interessiren und hat eine freie Phantasie gewünscht."

„Dann muß ich gehorchen!"

„Schön! Darf man Ihnen ein Thema geben?"

„Gewiß!"

„Der Fürst bittet, das Yanke-doodle zu Grunde zu legen. Wollen Sie?"

Holm erröthete. Drüben, jenseits des Oceans, war das Yankee-doodle sein Lieblingsthema gewesen, mit dem er seine Zuhörer stets in ungeheure Begeisterung versetzt hatte. Wie kam der Fürst gerade auf dieses Lied?

„Gern!" antwortete der Geiger. „Doch bitte ich um Nachsicht. Ich bin nicht Virtuos."

Der Gastgeber kündigte mit lauter Stimme den Vortrag an. Holm griff zur Violine, trat an das Clavier, verbeugte sich und begann dann die Phantasie mit dem einfachen Vortrage des amerikanischen Nationalliedes.

Wie weit, wie himmelweit war sein heutiges Spiel verschieden von der Virtuosität, mit welcher er früher dieses Thema behandelt hatte, und doch riß er die Zuhörer zur Bewunderung hin. Als er geendet hatte, brach ein allgemeiner Beifallssturm los.

Nur Einer sagte kein Wort — der Fürst von Befour. Er hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und von da aus dem Vortrage zugehört. Alle bemerkten, daß er ruhig blieb. Das mußte um so mehr auffallen, als ja er es war, der das Thema gegeben hatte. Bald aber sah man, daß er den jungen Musiker durch einen Wink zu sich beorderte.

Holm gehorchte dieser Aufforderung und schritt zu ihm hin. Sich tief verbeugend, erwartete er die Anrede des Fürsten. Dieser streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Nachdem Ihnen die anderen Gäste den schuldigen Beifall gezollt haben, fühle ich mich gedrungen, Ihnen auch meinen Dank auszusprechen. Bitte, reichen Sie mir Ihre Hand! So! Sie haben Ihre Sache mehr als brav gemacht!"

„Durchlaucht beschämen mich durch diese Nachsicht."

„O nein. Das innere Zeug haben Sie, die Fertigkeit wird sich wohl auch noch einstellen."

„Ich hoffe es."

„Man sagt mir, Sie heißen Holm?"

„Das ist mein Name."

„Hm! Befinden Sie sich incognito hier?"

„Ich wohne für stets hier."

„Sonderbar! Aber ich glaube nicht, daß ich mich irre. Oder haben Sie vielleicht einen Bruder, einen Verwandten, welcher Ihnen sehr ähnlich und Violinist ist?"

„Nein."

„Bitte, zeigen Sie mir Ihre linke Hand!"

Er ergriff dieselbe, warf einen Blick darauf und fuhr dann fort:

„Richtig! Sie sind es!“

Holm befand sich in Verlegenheit. Er sagte zögernd:

„Durchlaucht scheinen mich zu verkennen!“

„Wohl schwerlich! Ich habe nämlich ein sehr gutes Gedächtniß für Physiognomieen. Ist Ihnen vielleicht der Name Holmers bekannt, Max Holmers?“

„Ja,“ gestand der Gefragte.

„Ein deutscher Violinvirtuos, welcher sich in den Vereinigten Staaten producirte?“

„Ja.“

„Nun, ich habe ihn in New-Orleans gesehen und gehört. Er war ein Künstler von Gottes Gnaden. Es gab damals zwei Größen, für welche sich das dortige Publicum begeisterte, nämlich diesen Holmers und dann Miß Ellen Starton, die berühmte Tänzerin. Haben Sie vielleicht auch von dieser gehört?“

Diese Frage wurde lächelnd ausgesprochen, Holm nickte nur. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Der Name Holmers war doch nur eine Amerikanisirung Ihres deutschen Namens Holm?“

„Durchlaucht!“

„Warum wollen Sie nicht aufrichtig sein? Ich meine es gut mit Ihnen. Ich habe mit Vorbedacht dafür gesorgt, daß wir nur unter vier Augen sprechen. Also, bitte, Sie sind jener Virtuos Holmers?“

„Nun, meinetwegen, ja.“

„Ich danke! Warum aber verbergen Sie sich?“

„Weil ich jetzt übe. Ich zähle leider noch zu den Stümpern.“

„Ihrer Hand wegen. Ich habe von dem Duell gehört. War Ihre Hand denn unheilbar verletzt?“

„Ich weiß es nicht. Ich mußte flüchten und hatte keine Zeit, mich einem tüchtigen Chirurgen anzuvertrauen.“

„Es ist Ihnen unmöglich, mit der linken Hand zu greifen?“

„Ja.“

„Haben Sie Schmerzen?“

„Nein. Es fehlt dem Zeige- und dem kleinen Finger die nothwendige Beweglichkeit.“

„Vielleicht ist das eine Folge der unrichtigen Behandlung.“

„Möglich, Durchlaucht.“

„Sie haben sich vermuthlich hier an einen Arzt gewendet?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Es ist nun doch zu spät, und sodann —“

Er hielt inne, wohl aus Verlegenheit.

„Bitte, sprechen Sie weiter!“

„Nun, ich brauche mich dessen ja nicht zu schämen: Ich bin arm, sehr arm."

„Wirklich? Ihre Einnahmen waren ja ganz bedeutend!"

„Man hat mich um diese Summen betrogen! Ich war mehr Künstler, als Geschäftsmann!"

„O weh!"

„Ich kam als Bettler und Krüppel, das heißt, ohne Subsistenzmittel und mit verletzter Hand, in die Heimath zurück, wo ich sofort für die Meinen zu sorgen hatte."

„In welcher Weise thaten Sie das?"

„Ich bin Reporter."

„Da giebt es freilich keine Schätze zu sammeln. Doch, sagen Sie, Sie haben doch die Starton gekannt?"

Es spielte während dieser Frage ein feines Lächeln um seine Lippen.

„Ja," antwortete Holm erröthend.

„Wissen Sie, daß Sie hier tanzen wird?"

„Ich habe davon gehört."

„Es steht zu erwarten, daß sie Begeisterung erntet. Bitte, zeigen Sie mir noch einmal Ihre Hand!"

Holm that es. Der Fürst betrachtete und befühlte dieselbe sehr genau; dann sagte er:

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben?"

„Durchlaucht sind Chirurg?" scherzte Holm.

„Nein; aber ich kenne einen jungen, tüchtigen Arzt, welcher zwar vorzugsweise die Krankheiten des Geistes studirt hat, aber doch auch als Chirurg sehr lobenswerthe Erfolge gehabt hat. Möchten Sie sich ihm nicht einmal anvertrauen?"

„Wohnt er hier in der Residenz?"

„Nein, sondern in Rollenburg. Doch befindet er sich für kurze Zeit hier auf Besuch."

„Wenn Durchlaucht den Herrn empfehlen, so werde ich ihn auch aufsuchen."

„Gut. Wissen Sie, wo ich wohne?"

„Palaststraße, wie ich gehört habe."

„Ja. Haben Sie morgen Vormittag neun Uhr Zeit?"

„Ja."

„Kommen Sie um diese Zeit zu mir. Der Arzt wird da anwesend sein und mag Ihre Hand einmal genau untersuchen. Kann ich mich Ihnen vielleicht noch anderweit zur Verfügung stellen?"

„Durchlaucht sind zu gnädig! Ich bin höchst glücklich, Ihre Theilnahme errungen zu haben."

„Die besitzen Sie allerdings. Ich interessirte mich bereits in New-Orleans für Sie als Deutschen und als Künstler. Ich hatte den Wunsch, Sie näher kennen zu lernen; da aber kam die Catastrophe, in Folge deren Sie verschwanden.

V. S.

Ich freue mich, meinen damaligen Wunsch jetzt in Erfüllung gehen zu sehen. Also, Sie werden morgen kommen?"

„Ganz gewiß."

„Ihre Vergangenheit ist den Herrschaften hier wohl nicht bekannt?"

„Nein."

„Darf man davon sprechen?"

„Ich möchte bitten, dies nicht zu thun."

„Ganz wie Sie wollen. Es sollte mich herzlich freuen, wenn Doctor Zander morgen Grund fände, Sie in Beziehung auf Ihre Hand mit einer Hoffnung zu erfreuen. Ich habe nicht die Absicht, heute Abend länger hier zu bleiben. Leben Sie wohl, Herr Holm!"

Er reichte ihm die Hand und suchte dann den Gastgeber auf, um sich zu verabschieden.

Holm merkte bald, daß er durch diese sichtlich intimere Unterhaltung mit dem Fürsten bei den Gästen an Ansehen gewonnen habe. Und als er später sich bei dem Hausherrn empfahl, fragte dieser ihn:

„Hat der Fürst von Befour Sie vielleicht seiner Protection versichert?"

„Ja."

„Nun, dann gratulire ich! Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich mit Ihren Leistungen sehr zufrieden bin. Das Honorar, welches Sie bereits erhielten, war doch wohl ein Wenig zu karg bemessen. Hier, nehmen Sie noch!"

Er drückte ihm noch eine Gratification in die Hand. Es war ein Goldstück, wie Holm unten beim Scheine der Laterne bemerkte.

So viel wie heute hatte er seit langer Zeit nicht eingenommen. Er ging erfreuten Herzens nach dem Tanzetablissement, in dessen Garderoberaum er seine Violine aufzubewahren pflegte. Es kam vor, daß er hier ganze Nächte lang übte. Zu Hause litt ja der Wirth das Tönen der Violine nicht. Dem Vater und der Schwester fiel es nicht auf, wenn er des Nachts nicht heim kam. Bei dem residenzlichen Leben, welches ja auch während der Nacht nicht ganz zur Ruhe kam, hatte er als Reporter oft Gelegenheit, gerade in der Zeit, während welcher Andere schliefen, für sein Blatt eine Ernte zu halten.

Er beschloß, auch heute nicht nach Hause zu gehen. Er ahnte ja nicht, mit welcher Sehnsucht die Schwester ihn erwartete, um ihm ihr freudiges Erlebniß mitzutheilen.

Er brannte sich eine Laterne an und begann in der Garderobe zu üben. Dies that er, bis die halbe Nacht vergangen war und draußen sich der Frühverkehr zu entwickeln begann. Da legte er die Violine fort, um die Straßen und Frühkaffeestuben nach Neuigkeiten zu durchstreifen.

In einer der Letzteren sah er dann die kaum ausgegebene Nummer des Residenzblattes liegen. Er nahm sie zur Hand und las zu seinem Erstaunen das die Tänzerin Miß Ellen Starton betreffende Referat.

Diese Lectüre versetzte ihn in die höchste Aufregung, und er konnte kaum den Augenblick erwarten, an welchem sein Chefredacteur in dem Arbeitslocale

zu erscheinen pflegte. Dann ging er zu ihm, um ihn über seinen Irrthum aufzuklären, fand aber leider die erwähnte feindselige Abfertigung — er wurde entlassen, fast konnte man es nennen — fortgejagt.

Noch war es nicht neun Uhr. Dennoch schritt er dem Stadttheile zu, in welchem die Palaststraße lag. Auf diesem Wege kam er an dem Locale vorüber, in welchem das Regierungsjournal das Licht der Welt erblickte. Er dachte an seine gestrige Unterredung mit dem Commissionsrath; er wußte, daß dieser bereits um acht Uhr zu erscheinen pflegte, um seine Dispositionen zu treffen, und so kam er auf den Gedanken, sich bei ihm anmelden zu lassen.

Er wurde empfangen. Der Rath saß vor seinem Schreibtische und hatte die heutige Nummer des Residenzblattes in der Hand. Auf Holms höflichen Gruß antwortete er leutselig:

„Guten Morgen! Aber, Herr Holm, was seid Ihr Leute vom Residenzblatte denn für verblendete Menschen? Haben Sie diesen unbegreiflichen Aufsatz über die Amerikanerin bereits gelesen?"

„Leider, Herr Commissionsrath."

„Er enthält die reine Lüge."

„O, nicht blos Lüge. Er enthält eine teuflische Machination, eine armselige, gewissenlose Verleumdung, darauf berechnet, die Künstlerin lächerlich zu machen."

„Wer mag der Verfasser sein?"

„Jedenfalls der Chefredacteur selbst."

„Hm! Ich kenne diesen Herrn. Die Gründe, welche ihm oder vielmehr einer schmutzigen Feder dieses Machwerk entlockt haben, kann man sich denken. Und solchen Leuten dienen Sie in so gewissenhafter Weise?"

„Das ist aus und vorüber!"

„Wie? Sie haben abgesagt?"

„Er mir."

„Ah! Aus welchem Grunde!"

„Eben wegen dieses Referates."

„Sie waren deshalb bei ihm?"

„Ja. Ich bat ihn, eine Berichtigung folgen zu lassen; er aber verweigerte es."

„Hatten Sie denn Unterlagen zu dieser Berichtigung?"

„Mehr als genug. Ich kenne Miß Ellen Starton von früher her."

Da sprang der Commissionsrath von seinem Stuhle auf.

„Was? Sie kennen sie?"

„Ja."

„Woher?"

„Ich habe in den Vereinigten Staaten ihre Triumphe mit angesehen. Ich habe die begeisterten Referate aller dortigen Zeitungen gesammelt. Ich wollte sie dem Chefredacteur zur Einsicht vorlegen. Er wies mich damit ‚zurück!"

V. S.

„Welch eine Dummheit! Diese Referate sind jetzt ja ein wahrer Schatz für jede Redaction."

„Das bin ich überzeugt. Aber anstatt mir zu danken, warf er mir die gröbsten Flegeleien an den Kopf."

„Sie ließen es sich gefallen?"

„Ich forderte ihn."

„Wirklich? Interessant, höchst interessant! Was antwortete er?"

„Daß er sich mit einem Reporter nicht schlage."

„Das sieht ihm ähnlich. Was haben Sie beschlossen?"

„Ich habe ihm gesagt, daß ich, da er sich vor der stählernen Genugthuung zu fürchten scheine, ihn auf eine andere Waffe fordern werde."

„Ah, die Feder! Nicht wahr, die Feder?"

„Ja."

„Aber dann brauchen Sie einen Kampfplatz, Herr Holm!"

„Ich hoffe, daß Sie mir das Journal zur Verfügung stellen werden, Herr Commissionsrath."

„Sie wollen als Reporter zu mir übertreten?"

„Gern, sehr gern, wenn Sie mich engagiren."

„Natürlich, natürlich! Also, eröffnen wir den Kampf gegen diese gewissenlosen Subjecte. Dazu aber bedarf es Ihrer Unterlagen."

„Ich stelle sie Ihnen zur Verfügung. Ich habe sie bei mir. Hier sind sie."

„Schön! Ich selbst schreibe nicht für das Journal; ich habe nur die Direction. Aber ich werde Einsicht nehmen und diese Arbeit dann einer geeigneten Kraft übergeben."

„Ich hatte die Ehre, bereits zu bemerken, daß ich dem Chefredacteur diesen Kampf angeboten habe."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie selbst diese Artikel schreiben wollen?"

„Ja."

„Hm! Mein bester Herr Holm, es ist ein Unterschied zwischen Schreiben und Schreiben."

„Ich weiß es."

„Sie sind Reporter. Ein solcher kann seine kleinen Berichte über Arreturen, Droschenmalheurs und Aehnliches vielleicht ganz prächtig in Façon zu bringen wissen, aber größere Einlagen verfassen, streitbare Artikel, wie die von uns beabsichtigten, aus der Feder schütteln, dazu gehört mehr, viel mehr; dazu gehört Erfahrung, Routine, Geist und vor allen Dingen die richtige — Mache!"

„Und das Alles trauen Sie mir nicht zu?"

„Aufrichtig gestanden, nein."

„Ich bitte dennoch, es mit mir zu versuchen!"

„Später, später werde ich Sie vielleicht zu solchen Arbeiten verwenden, jetzt aber kenne ich Sie noch nicht. Es ist mir gänzlich unbekannt, welchen

Bildungsweg Sie zurückgelegt haben. Ihr Chefredacteur hat Sie ja wohl deshalb für nicht satisfactionsfähig gehalten."

„Nun, da hat er sich freilich sehr geirrt! Ich bitte den Herrn Commissionsrath zum Beispiel, diesen kurzen Bericht zu lesen, welcher in Cincinnati über Fräulein Starton erschien!"

Er zog aus den Zeitungsausschnitten, welche er vorhin dem Rathe gegeben hatte, einen hervor. Dieser las ihn und sagte dann:

„Sehr gut, sehr gut! Ich verstehe genug Englisch, um beurtheilen zu können, daß der Verfasser dieser Zeilen eine tüchtige, ja, eine seltene Kraft ist. So kann nur ein Yankee schreiben, so scharf, schneidig, treffend und dabei kenntnißvoll."

„Nun, der Verfasser würde wenigsteus ebenso gut in deutscher Sprache schreiben!"

„Dann wäre er der richtige Mann für unsere Angelegenheit, und ich wollte, ich hätte ihn hier."

„Sie haben ihn ja!"

„Ich? Hier?"

„Ja. Bitte, wollen Sie bemerken, wie er sich unterzeichnet?"

„Doctor H. Also academisch gebildet. Das konnte ich mir denken. Aber wo steckt der Mann?"

„Gegenwärtig bei Ihnen."

„Was? Wie? Mit H fängt sich sein Name an, und Sie heißen Holm?"

„So ist es, Herr Commissionsrath."

„Wollen Sie etwa sagen, daß Sie der Verfasser sind?"

„Nichts Anderes?"

„Sie scherzen! Sind Sie denn im Besitze dieses academischen Grades?"

„Ich bitte, davon überzeugt zu sein!"

„Aber, Mann, Mensch! Und Sie reportern?"

„Ich hatte meine Gründe."

„Da geht mir ein Licht auf! Sind Sie etwa auch der Verfasser jener Künstlerbriefe aus Amerika, nach denen ich Sie gestern fragte?"

„Ja. Heute nun kann ich es eingestehen."

„Und können Sie mir für das Journal vielleicht Aehnliches schreiben?"

„Sehr gern."

„Da sehen Sie mich allerdings freudigst überrascht. Wie viel Honorar hat man Ihnen für die Briefe gezahlt?"

„Dreißig Gulden."

„Welch ein Lumpengeld! Ich engagire Sie; ich engagire Sie, und Sie sollen sich nicht schlecht dabei stehen. Unter diesen Verhältnissen werden Sie allerdings diese interessante Arbeit selbst übernehmen."

Er nahm dabei die amerikanischen Zeitungsberichte in die Hand. Sein Auge fiel auf einige Zeilen und blieb darauf haften.

„Erschossen — Violinvirtuos — ein Deutscher —" sagte er dabei.

„Ah, jene Geschichte, welche damals die Runde durch alle Zeitungen machte! Ob Etwas daran ist?"

„Gewiß!"

„Nun, Sie sind ja drüben gewesen; Sie wissen das vielleicht; Sie haben davon gehört."

„Nicht nur gehört. Ich war dabei."

„Was Sie sagen! Sie Glückskind! Sie haben es mit angesehen?"

„Vom Anfang bis zum Ende."

„Prächtig! Prächtig! Die Starton ist jetzt hier. Getrauen Sie sich, eine kleine Novelle zu schreiben?"

„Warum nicht?"

„Nun, so schreiben Sie! Das Sujet ist ein prächtiges! Ein deutscher Virtuos schießt sich wegen der Starton mit einem Yankee und jagt ihm eine Kugel durch den Kopf, so daß er flüchten muß. Die Tänzerin ist hier; sie sucht Engagement. Denken Sie, welches Aufsehen diese Novelle machen muß! Das Publikum wird über unser Journal förmlich herfallen."

„Ich gebe zu, daß dieses Sujet ein höchst interessantes ist, möchte aber doch auf die Bearbeitung verzichten."

„Warum? Sie als Augenzeuge sind ja ganz der richtige Mann dazu."

„Ich weiß aber nicht, ob Miß Starton es gut heißen würde, diese Episode veröffentlicht zu sehen."

„Warum nicht? Sie ist Amerikanerin; die Amerikaner lieben die Reclame. Und könnte es eine bessere Reclame für die Starton geben, als diese Novelle?"

„Aber jener Virtuos! Was würde er dazu sagen?"

„Pah! Der wird gar nicht gefragt."

„Ich meine, daß er doch wohl zu berücksichtigen wäre, da sein Name ebenso wie sein Erlebniß der Oeffentlichkeit übergeben wird."

„Man weiß ja gar nicht, wo er steckt!"

„Das dürfte doch zu erfahren sein."

„Haben denn Sie keine Ahnung davon, da Sie ja Augenzeuge gewesen sind? Waren Sie nahe dabei?"

„So nahe, daß mir die Kugel des Amerikaners hier durch die Hand gegangen ist."

Er hielt dem Rathe seine Hand hin. Dieser wich einige Schritte zurück, riß die Augen weit auf, machte eine Miene höchster Ueberraschung und sagte:

„Wetter noch einmal! Ich beginne, zu ahnen!"

„Das sollte mir lieb sein!"

„Sie waren in Amerika — —"

„Ja."

„Sie kennen die Tänzerin —"

„Genau."

„Sie waren bei dem Duell zugegen —"

„Persönlich."

V. S.

„Sie spielen Violine —"

„So leidlich."

„Mit der verkehrten Hand —"

„Nothgedrungen."

„Die Kugel hat Sie getroffen — Mensch, Sie selbst sind jener Virtuos! Habe ich es errathen?"

„Ich muß es zugestehen."

„Das ist ja eine förmliche Entdeckung! Violinvirtuos, Doctortitel, und macht den Reporter! Herr Holm, ich engagire Sie! Schlagen Sie ein!"

„Das kann ich nicht."

„Warum nicht?"

„Wenigstens nicht so unbedingt. Reporter bin ich nur nothgedrungen gewesen, da ich doch leben mußte. Inzwischen habe ich mich auf der Violine fortgeübt. Sobald ich technisch das mir gesteckte Ziel erreiche, concertire ich wieder. Höchstens bis dahin könnte ich ein festes Engagement eingehen."

„Gut! Auch das wird angenommen. Wie stehen Sie sich augenblicklich pecuniär?"

„Nicht gut, aufrichtig gestanden."

„Ich werde Ihnen unter die Arme greifen. Nehmen Sie eine Abschlagszahlung auf Späteres von mir an?"

„Oh, nur zu gern, Herr Commissionsrath."

„Schön! Sollen sie haben!"

Er zog ein Blanquet hervor und füllte es aus.

„Hier, haben Sie!" sagte er. „Gehen Sie dann an die Casse."

Es war eine Anweisung auf hundert Gulden. Holm war tief gerührt. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

„Herr Commissionsrath, Sie machen mich zu Ihrem großen Schuldner. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen!"

„Bah! Hundert Gulden sind kein Reichthum! Aber nun sagen Sie, wie steht es mit der Novelle?"

„Möchten wir da nicht erst Miß Starton fragen?"

„Thun Sie es, wenn Sie es für nöthig halten."

„Ich halte es allerdings für gerathen."

„Handeln Sie nach Belieben. Und den Angriff auf dieses noble Residenzblatt —?"

„Werde ich sofort beginnen."

„Wann kann ich Manuscript erwarten?"

„Baldigst."

„Gut. Dann erlauben Sie, daß ich Sie jetzt entlasse. Ich bin sehr beschäftigt. Doch, apropos, wollen wir von unserer gegenwärtigen Unterhaltung Anderen sagen?"

„Kein Wort!"

„Das ist auch meine Meinung."

„Der Streich, den wir führen, muß ganz urplötzlich kommen."

V. S.

„Sie haben Recht; dann trifft er desto sicherer. Also, für jetzt adieu, Herr Doctor! Baldiges Wiedersehen!“

Hundert Gulden in der Tasche, verließ Holm einige Minuten später die Kasse des Journales. Dazu das Goldstück, welches er gestern erhalten hatte; seit langer Zeit war er nicht so reich gewesen.

Er wäre am Liebsten nach Hause gegangen, um den Seinen die gute Botschaft möglichst bald zu bringen; aber es war fast neun Uhr, er mußte zum Fürsten von Befour.

Dort angekommen, wurde er sofort vorgelassen und in das Arbeitscabinet des Fürsten geführt. Bei dem Letzteren befand sich Doctor Zander, welcher bereits von Allem unterrichtet war.

Dieser Letztere untersuchte die Hand des Violinisten außerordentlich sorgfältig, erkundigte sich nach den während und nach der Verwundung stattgehabten Umständen und ließ dann jedes einzelne Glied und Gelenk der Hand in Bewegung gehen.

Holm hatte das Gefühl, als ob er einen äußerst folgenreichen Richterspruch erwarte. Auch dem Fürsten war es anzusehen, daß er sich in hoher Spannung befand. Endlich hatte der Arzt sich seine Ansicht gebildet. Er sagte:

„Haben Sie vielleicht eine Idee von dem anatomischen Bau der Hand, Herr Holm?“

„So ziemlich.“

„Nun, der Zeigefinger hat einen besonderen Streckmuskel, und der Daumen und der kleine Finger besitzen außer den am Vorderarme entspringenden Streckern und Beugern noch mehrere in dem Handballen gelegene Muskeln. In den Letzteren und dem vorher erwähnten Streckmuskel liegt der Grund Ihres Leidens.“

„Ist es heilbar?“

„Gewiß. Ich unterlasse es, zu erklären, in welcher Weise die durch die Kugel theilweise zerissenen Muskeln sich falsch verbunden haben, weil die Heilung sich selbst überlassen blieb. Wollen Sie mir die Behandlung anvertrauen?“

„Gern.“

„Sind Sie für Schmerzgefühle sehr empfindlich?“

„Ich bin kein Kind, Herr Doctor. Halten Sie eine Operation für nöthig?“

„Ja.“

„Ist sie bedeutend?“

„Nein. Die Muskeln haben sich verkürzt. Drei kleine, nicht zu tiefe Einschnitte genügen.“

„Und wie lange Zeit ungefähr wird die Heilung auf sich warten lassen?“

„Vielleicht drei Wochen.“

„Dann kann ich die Hand wieder gebrauchen?“

„Wie vor dem Schusse. Ich garantire Ihnen, daß Sie dann die Violine wie vorher beherrschen werden.“

„O, könnte ich Ihnen glauben!“

„Sie können es!“

„Wann wollen Sie die Operation vornehmen?“

„Jetzt gleich, wenn es Ihnen recht ist.“

„Hier?“

„Ich reise nachher ab.“

„Aber Durchlaucht werden incommodirt —“

„O nein!“ sagte der Fürst. „Ich interessire mich für diese Operation so sehr, daß es mir höchst willkommen ist, wenn sie hier vorgenommen wird. Wir sind auf diesen Fall vorbereitet. Alles Nöthige ist beschafft.“

Holm wollte Einwendungen machen, doch sagte Doctor Zander lachend:

„Bitte, keine Ueberflüssigkeiten! Entweder jetzt oder nie. Da steht der Waschtisch, und daneben liegt alles Nöthige. Bitte, kommen Sie?“

Er zog sein Besteck aus der Tasche und schob Holm an den Waschtisch. Der Fürst selbst hielt den Arm des Letzteren. Der Arzt nahm das Messer in die Rechte, die verletzte Hand in die Linke und that, als ob er die Wunde nochmals untersuchen müsse. Drei höchst rasche, unerwartete Schnitte, nicht tief und fast gar nicht schmerzhaft, dann ließ er die Hand wieder los.

„Halten Sie sie in das Wasser!“ sagte er.

„Sind Sie denn schon fertig?“ fragte Holm erstaunt.

„Ja. Oder denken Sie, daß ich Sie abschlachten wollte? Ein Wenig Eisenchlorid, einige Tropfen Carbol, etwas Verbandzeug, dann können Sie wieder gehen.“

Aber so schnell wurde er doch nicht entlassen. Als er verbunden war und die Hand ihre Befestigung erhalten hatte, wurde er noch zum Bleiben genöthigt. Es währte nicht lange, so war der Fürst in die Erlebnisse des Virtuosen vollständig eingeweiht.

Als Holm später entlassen wurde, ahnte er nicht, wie folgenschwer diese Audienz beim Fürsten später für ihn noch sein werde. Seine Hand schmerzte nicht im Geringsten, und der Arzt hatte ihm gesagt, daß er auch das Wundfieber keineswegs zu fürchten habe.

„Er lenkte seine Schritte seiner Wohnung zu. Dabei kam er in die Gegend, in welcher der Intendant des Residenztheaters wohnte. Eine Strecke vor ihm trippelte ein kleines Männchen die Straße entlang.

„Der Redactionsdiener,“ dachte er. „Den muß ich einholen. Ob er wohl weiß, was zwischen mir und seinem Herrn vorgefallen ist?“

Aber er war nicht weit gekommen, so trat der Kleine in ein Haus, in dessen Parterre sich ein Caffée befand.

„Er wird dort einkehren,“ dachte er. „Ich folge ihm. Komme ich etwas später heim, so kann ich ja nun auch zu Hause bleiben. Mit dem Reportern ist es aus.“

Als er in das Café trat, hatte sich der Kleine soeben erst gesetzt. Es waren nur wenige Gäste vorhanden.

„Herr Holm,“ sagte der Diener erfreut. „Verkehren Sie auch hier?“

„Nur zuweilen.“

„So haben Sie auch keinen Stammplatz?“

„Nein.“

„Dann bitte! Wird es Ihnen bei mir gut genug sein?“

Er rückte einen Stuhl zurecht.

„Warum denn nicht?“ fragte Holm, indem er sich setzte.

„Na, das ist doch begreiflich; Sie sind Reporter und ich bin nur ein Diener!“

„Pah! Was bin ich Anderes als auch nur Diener?“

„Hm! So sagen Sie, aber die Anderen nicht. Diese zählen sich zu den berühmten Journalisten, Literaten und Dichtern. Unsereiner verschwindet da.“

„Ich wüßte nicht, was man sich auf das Zusammentragen von Neuigkeiten einbilden sollte!“

„Wichtig ist es doch! Was wäre ein Journal ohne Reporter und Berichterstatter!“

„Man scheint uns aber an gewisser Stelle doch so ziemlich entbehrlich zu halten!“

„An gewisser Stelle? Meinen Sie den Chef?“

„Ja.“

„Nun, der hält ja Alle für entbehrlich, sich selbst aber für unersetzlich.“

„Ich habe es erfahren.“

„Ach ja! Sie hatten doch wohl heute früh eine ziemlich laute Verhandlung mit einander.“

„Fast zu laut.“

„Was gab es denn?“

„Meinungsverschiedenheiten. Wissen Sie es nicht?“

„Nein.“

„Ich denke, er hat es Ihnen gesagt?“

„Kein Wort!“

„Sollte mich aber wundern!“

„Wundern? Glauben Sie, er sei so mittheilsam? Um mir solche Mittheilungen zu machen, müßte er mich für gleichwerthig mit sich halten. Ein Bureaudiener aber ist für ihn gleich Null. Sie haben sich also förmlich mit ihm gezankt?“

„Ja.“

„Darf ich fragen, worüber?“

Holm traute dem Kleinen doch nicht so recht. Er hielt es für besser, zurückhaltend zu sein. Wenn der Diener nicht wußte, daß der Reporter abgesagt hatte, so war leichter eine nützliche Mittheilung aus ihm heraus zu bringen. Darum antwortete Holm:

„Der Chef hatte die Ansicht, daß ich ihn nicht mit genug Neuigkeiten versehe.“

„Unsinn! Sie können doch die Neuigkeiten nicht machen!“

„Freilich muß ich warten, bis Etwas geschieht!“

„Er freilich macht es anders."

„Wie denn?"

„Er fertigt sich seine Neuigkeiten selbst."

„Seeschlangen und Enten?"

„Das nicht allein, sondern noch ganz Anderes."

„Was zum Beispiel?"

„Lebensläufe, Characteristica."

„Das habe ich noch nicht bemerkt."

„Nicht? Auch heute nicht?"

„Nein."

„Haben Sie die heutige Nummer gelesen?"

„Noch nicht. Ich hatte keine Zeit."

„Nach Neuigkeiten gejagt?"

„Diesesmal nicht. Ich bin blessirt. Sehen Sie!"

„Sapperment! Eine böse Hand! Wie ist das geschehen?"

„Nur ein Wenig geschnitten. Ich war beim Arzte. — Also, was ist's mit der heutigen Nummer?"

„Na, dort liegt sie. Die müssen Sie lesen!"

Er stand auf, holte das Blatt von einem anderen Tische herbei, schlug die betreffende Stelle auf und sagte:

„Hier! Ich bin neugierig, was Sie dazu meinen."

Holm las die Stelle so aufmerksam, als ob er sie wirklich noch nicht zu Gesicht bekommen hätte; dann schob er die Zeitung fort und zuckte die Achsel, ohne aber ein einziges Wort zu bemerken.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Kleine ungeduldig. „Ich bin neugierig auf Ihre Meinung."

„Ich habe gar keine Meinung."

„Nicht? Sapperment! Wie kommt denn das?"

„Was geht mich das Ballet an? Es ist nicht mein Ressort!"

„Das mag sein. Aber die Amerikanerin dauert mich?"

„Warum?"

„Weil er sie so schlecht macht."

„Ist es denn nicht wahr, was er sagt?"

„Ich wette um meinen Kopf, daß er lügt!"

„Sie irren. Er muß doch die Wahrheit schreiben."

„Da kennen Sie ihn noch sehr schlecht. Er will ihr Eins auswischen, weil — hm!"

„Weil —? Nun, warum?"

„Man darf nicht aus der Schule schwatzen."

„So halten Sie den Mund! Dann aber ist es auch nicht nöthig, daß Sie überhaupt anfangen."

„Es wurmt Einen aber doch."

„So lassen Sie sich's wurmen. Mir thut es nichts."

„So ein schönes, wunderschönes Frauenzimmer!"

„Wer denn?“

„Die Amerikanerin.“

„Haben Sie sie denn gesehen?“

„Ei freilich! Sie war ja bei uns!“

„Wann?“

„Gestern Vormittags.“

„So! Ich halte von der Schönheit der Amerikanerinnen nichts. Sie sind meist lang, schwach und haben einen Kropf.“

„Die aber nicht. Das war ein Bild von einem Frauenzimmer. Die reine Melusine, die wahre Fee, der echte Engel!“

„Sie sind ja förmlich begeistert, Alter!“

„Ist's denn ein Wunder? Man hat auch seinen Geschmack und seine Gefühle, obgleich Andere Einem die Küsse vor dem Munde und der Nase wegschnappen!“

„Sie phantasiren.“

„Fällt mir nicht ein!“

„Ah, so haben Sie eine heimlich Geliebte und einen Nebenbuhler, von dem sie sich küssen läßt? Sie armes Wurm! Wie leid Sie mir thun! Folgen Sie meinem Rathe, und schaffen Sie sich eine Andere an.“

„Danke für den guten Rath! Habe ihn gar nicht nöthig! Ich bin in meinem ganzen Leben nur ein einziges Mal verliebt gewesen.“

„Also doch einmal?“

„Ja.“

„Wer war es?“

„Eine Ofenkehrerswittwe.“

„Puh!“

„Na, sie war nicht übel; aber einen Tag vor der Hochzeit erwischte ich sie mit ihrem Stubennachbar.“

„Das ist traurig!“

„Allerdings. Der Kerl sollte bei unserer Trauung den Brautführer machen.“

„So dürfen Sie es ihm gar nicht übel nehmen, daß er sich vorher mit ihr beschäftigt hat.“

„Aber in so eingehender Weise war es nicht nöthig!“

„Sie haben es sich natürlich verbeten?“

„Das versteht sich!“

„Und was geschah dann?“

„Was soll denn geschehen sein? Ein halbes Schock Maulschellen hat es gegeben.“

„Für den Stubennachbar natürlich?“

„Nein, sondern für mich, ganz verkehrter Weise.“

„O weh. Und das haben Sie sich gefallen lassen?“

„Ganz und gar nicht.“

„Sondern — —?“

„Sondern ich habe mich dann zur Treppe herunterwerfen lassen, sonst wäre das Schock voll geworden."

„Und was that denn Ihre Braut dabei?"

„Die haute eben zu!"

„Und der Nachbar?"

„Der hielt mich dabei fest. Herunter warfen sie mich dann gemeinschaftlich."

„Und aus der Hochzeit wurde natürlich nichts?"

„O doch!"

„Was? Sie haben sie dennoch geheirathet?"

„Ich? Nein, sondern er."

„Ach so!"

„Seit jener Zeit habe ich nicht wieder daran gedacht, mir eine Frau zu nehmen. Aber man ist Mensch, und in der Bibel steht: Liebet Euch! So oft ich ein hübsches Mädchen sehe, denke ich an diese Stelle; stets aber ist ein Anderer, der mir den Bissen vor dem Munde wegschnappt."

„Wer?"

„Der Chef."

„Was Sie sagen!"

„Die Wahrheit!"

„Sie meinen doch nicht, daß er in der Redaction —!"

„Was denn sonst?"

„Das wäre!"

„Was wäre es denn? Verflucht? Ja! Sobald ich ihm eine Dame melde, fragt er, ob sie hübsch ist."

„Kann er sich denn auf Ihr Urtheil verlassen?"

„Das versteht sich! Da kommen Künstlerinnen, Malerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Andere, welche lobend erwähnt sein wollen, nämlich im Blatte. Dieses Lob müssen sie natürlich bezahlen."

„Womit? Wie theuer?"

„Je nach dem Course, nach ihrer Schönheit oder nach der Laune, in der er sich befindet. Daß die Amerikanerin getadelt werden würde, daß wußte ich bereits gestern."

„Das wundert mich."

„Warum?"

„Sie wird als eine Künstlerin geschildert, welche keinen Schritt thut, um sich einem Redacteur geneigt zu machen."

„Sie hat das vielleicht ursprünglich gar nicht beabsichtigt. Sie ist unten in der Expedition gewesen, wie ich dann erfuhr, und da ist es ihr wohl nur so in den Sinn gekommen, auch einmal in die Redaction zu steigen."

„War sie lange da?"

„Nein. Sie können kaum zehn Worte gewechselt haben."

„Feindselig?"

„Ja. Als er hörte, daß sie ihn sprechen wolle, glänzte sein Gesicht vor Entzücken; als es aber so schnell aus war, da zitterte er vor Grimm.„

„Und sie?“

„Na, die hätten Sie sehen sollen! Die rauschte hinaus wie eine Kaiserin, die von einer Höckersfrau gefragt wird, ob sie ihr einmal ihr seidenes Kleid borgen will.“

„Ihre Vergleiche sind vortrefflich!“

„Nicht wahr? Das macht, weil ich zur Redaction gehöre.“

„Worüber mögen sich die Beiden wohl erzürnt haben?“

„Jedenfalls über die Liebe.“

„Wieso?“

„Er hat es natürlich mit ihr ebenso machen wollen, wie mit der Anderen, und da hat sie ihn gehörig angebellt. Es kann ihm nichts schaden! Ich aber dachte sofort, daß er sich tüchtig rächen werde. Sie scheint eben keine Leda zu sein.“

„War diese auch dort?“

„Gleich gestern früh.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ja.“

„Wie ist sie denn?“

„Na, nicht übel. Jung ist sie nicht mehr, aber fleischig. Wenn sie noch fünf Jahre lang so fortmacht, kann man einige Tonnen Fischthran aus ihr pressen. Aber das thut nichts. Es giebt ja Männer genug, welche das Ueppige, das Uebervolle lieben.“

„Zum Beispiel Sie! Nicht wahr?“

„Möglich. Uebrigens hatte sie einige Pfund Puder im Gesicht und einige Centner falsches Haar auf dem Kopfe.“

„Sie übertreiben!“

„Auf ein Pfund mehr oder weniger kommt es bei dieser Sorte nicht an. Die Schuhe hatte sie schief getreten.“

„Sie scheinen sie sehr genau betrachtet zu haben?“

„Warum nicht? Bei einer Tänzerin sind doch die Füße das Erste, was man sich ansieht.“

„Wie war sie? Stolz oder freundlich?“

„Freundlich.“

„Gegen Sie?“

„Ja.“

„Also jedenfalls noch viel freundlicher gegen den Chef.“

„Das versteht sich ganz von selbst!“

„War sie lange bei ihm?“

„Ja. Und heute kam sie wieder.“

„Das ist auffällig.“

„O, nicht im Geringsten. Es versteht sich ganz von selbst, daß Sie sich hat dafür bedanken wollen, daß er ihre Gegnerin abgekanzelt hat.“

„War sie auch da lange Zeit bei ihm?"

„Ja. Dann kamen doch Sie dazu. Als ich Sie anmeldete, hatten sich die Beiden beim Kopfe und küßten sich nach Noten."

„Das ist toll!"

„Freilich, zumal wenn Unsereiner das Zusehen hat. Es läuft Einem dabei das Wasser im Munde zusammen; aber es bringt doch nicht mehr ein als sechs Silberkreuzer."

„Wieso? Haben Sie ein so hohes Trinkgeld erhalten?"

„Ja," lachte der Redactionsdiener. „Der Chef hatte nämlich zu der Leda gesagt, daß die Amerikanerin nicht bei ihm gewesen sei, und das glaubte sie nicht."

„Da erkundigte sie sich bei Ihnen?"

„Ja. Ich sagte ihr die Wahrheit, und dafür gab sie mir — sechs Kreuzer. Ja, diese Künstlerinnen sind wohl höchst splendit mit ihrer Gunst, nicht aber mit ihrem Gelde. Ah, da kommt mein Special! Willkommen, Monsieur Jean! Wie geht es Ihnen?"

Der Neueingetretene war nämlich kein Anderer als der Diener des Intendanten des Residenztheaters. Er trat herbei, reichte dem Kleinen die Hand und sagte:

„Danke! Bei Unsereinem geht es immer gut. Wer ist denn dieser Herr?"

„Ein sehr guter Freund von mir, fast möchte ich sagen, ein College, da sich unsere Thätigkeit beiderseits auf die Redaction des Residenzblattes bezieht. Herr Holm, Reporter, und Herr Jean, Kammerdiener des Intendanten der Residenzbühne!"

Holm verbeugte sich höflich. Jean aber nickte ihm nur herablassend zu und sagte:

„Ein saures Brod, Reporter zu sein! Ich darf doch bei den Herrschaften Platz nehmen?"

„Mit dem größten Vergnügen!" antwortete der Kleine in sehr verkehrter Weise.

Jean setzte sich nieder, ergriff Holms Kaffeetasse, beschnüffelte deren Inhalt und meinte in wegwerfendem Tone:

„Schneidermokka! Das ist für Unsereinen nichts! Darf ich die Herren bitten, mit mir eine Flasche Wein zu trinken?"

„Sehr obligirt!" meinte der Kleine.

„Und Sie, Herr Holm?"

Der Gefragte belachte innerlich das gespreizte Wesen des Kammerdieners, da er aber wünschte, ihn auszuhorchen, so antwortete er in devotem Tone:

„Sie erzeigen mir eine große Ehre, Monsieur Jean."

„Bitte, bitte! Sie als Reporter werden selten zu einem Glase Wein kommen. Da macht es mir Vergnügen, Ihnen diesen Genuß zu verschaffen."

Und als der Wein servirt worden war und er eingeschänkt hatte, fuhr er fort:

„Hoffentlich erfährt man dafür von Ihnen einige Neuigkeiten. Es ist ja Ihr Amt, nach solchen zu suchen. Prosit!“

Holm nippte, machte eine Miene, als ob er dabei den bisher größten Genuß seines Lebens habe, und antwortete:

„Leider kann ich für dieses Mal nicht dienen!“

„Nicht? Es muß doch täglich Etwas geschehen!“

„Gewiß; aber das Geschehene muß interessant genug sein, um es erzählen zu könnnen. Es ist gerade jetzt für Unsereinen eine sehr faule Zeit.“

„Nun, morgen werden Sie eine desto reichere und interessantere Ausbeute haben.“

„Wo?“

„Im Residenztheater.“

„Sie meinen das Ballet?“

„Ja. Wenn sich zwei solche Rivalinnen messen, so giebt es auf alle Fälle eine Ernte für Sie.“

„Wir sprachen soeben von den beiden Tänzerinnen,“ bemerkte jetzt der Kleine.

„Kennen Sie sie denn?“

„Freilich. Beide meldeten sich selbstverständlich gestern auf unserer Redaction.“

„Welche gefällt Ihnen besser?“

„Hm! Schöner ist die Amerikanerin, aber —!“

„Was aber —?“

„Ob auch interessanter und liebenswürdiger, das möchte ich nicht behaupten.“

„Ganz so, wie auch ich denke.“

„Sie haben dieselbe Erfahrung gemacht?“

„Gewiß. Erst kam die Miß. Ich kann wohl sagen, daß ihre Schönheit auf mich einen sehr günstigen Eindruck machte. Ich habe noch kein solches Mädchen gesehen, und das ist sehr viel gesagt bei den Erfahrungen, welche Unsereiner gesammelt hat.“

„Da haben Sie Recht. Sie ist eine Venus.“

„Das möchte ich nicht behaupten. Sie ist halb Juno und halb Diana, nämlich echt jungfräulich und doch dabei bereits üppig genug, um Herzen zu erobern.“

„Hm! Sie lieben also auch das Ueppige!“

„Eine fette Ente ist mir stets lieber, als eine magere Gans oder Henne. Freilich wird dieser günstige Eindruck, welchen die Amerikanerin macht, nie lange von Dauer sein. Sie ist ohne Geist.“

„Ohne Seele und Gemüth.“

„Ja, sie hat keine Gefühle, sie ist Eis. Der Herr Intendant war sehr wißbegierig, sie kennen zu lernen, hat sich aber schließlich sehr enttäuscht gefühlt.“

„Ihr Aeßeres hat ihm nicht gefallen?“ fragte Holm.

„O, das muß einem Jeden gefallen. Ich bin zwar nicht mehr der

Allerjüngste, möchte aber doch ein Schäferstündchen mit ihr auf's Feinste honoriren; aber sie ist, wie gesagt — Eis. Ich habe Wort für Wort der Unterhaltung belauscht, welche mein Herr mit ihr führte. Er hat Alles gethan, um dieses Eis aufzuthauen, doch vergebens. Wissen Sie, was sie ihm antwortete, als er sie um einen Kuß bat?"

„Nun?"

„Er sei zu alt."

„Das ist stark!" meinte der Kleine.

„Sie nannte ihn Großvater und Urgroßvater."

„Das ist noch stärker; das ist fast frech!"

„Und sodann warf sie ihm vor, daß er falsches Haar trage. Denken Sie sich!"

„Da weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll! Trägt denn der Herr Intendant wirklich Perrücke?"

„Hm! Sie wissen, daß Unsereiner discret sein muß. Aber sie hat sogar die Verwegenheit gehabt, sein falsches Toupet zu berühren, um es, da es sich verschoben hatte, in die richtige Lage zurückzubringen."

„Echt amerikanisch, bei Gott!"

„Und dann, als sie ging, da leuchteten ihre Augen nur so vor Vergnügen über die Dummheiten, welche sie begangen hatte."

„Eine Tänzerin sollte klüger sein!"

„Und zutraulicher!"

„Aufmerksamer und hingebender! Die Leda hat sich dagegen ganz anders benommen."

„War sie nach oder vor der Amerikanerin bei Ihnen?"

„Gleich nach ihr."

„Wie gefiel sie Ihnen?"

„Hm! Sie ist bereits etwas abgestanden. Sie hat Erfahrungen; aber das schadet ja nichts. Ihr kommt es auf einige Dutzend Küsse ganz und gar nicht an."

„Sie übertreiben!" meinte Holm, in der Absicht, ihn zu näherer Mittheilung zu reizen.

„Oho! Wenn Sie wüßten, was im Cabinet des Herrn Intendanten passirt ist!"

„Können denn Sie es wissen?"

„Warum nicht? Hat denn ein Reporter keine Ahnung, daß es Schlüssellöcher giebt?"

„Ach so! Sie haben gelauscht?"

„Gelauscht und gesehen."

„So ist der Herr Intendant also wohl sehr zufrieden mit der Leda gewesen?"

„Er war höchst befriedigt von ihr, grad ebenso wie ich."

„Auch Sie? Hm!"

Holm machte bei diesen Worten eine Miene, als ob er Zweifel hege.

„Was meinen Sie mit diesem Hm, Herr Holm?“ fragte der Diener in strengem Tone.

„Ich denke vergeblich darüber nach, in welcher Weise auch Sie befriedigt sein könnten.“

„Nun, in ganz derselben Weise wie der Herr Intendant. Das versteht sich ganz von selbst.“

„Sie wollen damit sagen, daß die Leda auch gegen Sie liebenswürdig gewesen sei?“

„Ja, gewiß.“

„Das soll natürlich heißen, freundlich.“

„Nein, sondern zärtlich.“

„Oho!“

Monsieur Jean strich sich die glatt rasirten Wangen und fragte in selbstgefälligem Tone:

„Sie wollen zweifeln?“

„Vielleicht doch wohl.“

„Unsinn! Sie scheinen die Verhältnisse, welche man in vornehmen Häusern findet, nicht zu kennen!“

„Ich glaube, gerade in dieser Beziehung nicht ununterrichtet und unerfahren zu sein.“

„Dann aber müßten Sie wissen, daß der Kammerdiener meist mehr zu sagen hat, als der Herr.“

„Das soll allerdings vorkommen.“

„Wer sich die Gunst des Herrn erringen will, muß sich erst die Sympathie des Kammerdieners erwerben.“

„Und das hat die Leda gethan?“

„Ja.“

„Sie glücklicher Mann!“

„O, sie hat mich sogar freiwillig geküßt!“

„Sapperment!“

„Und mir für die Zukunft noch weitere Zärtlichkeiten versprochen, Herr Holm!“

„Das soll ich glauben?“

„Ich kann es beschwören. Sie ist eben Tänzerin, voll Feuer und Gluth. Sie erweckt nicht blos die Gefühle, sondern sie stillt und befriedigt sie auch. Ich verspreche mir köstliche Augenblicke von ihr.“

„Dann bin ich wirklich begierig, sie zu sehen.“

„Gehen Sie morgen in's Theater. Wie ich sie kennen gelernt habe, wird sie während des Tanzes mit ihren Reizen und Schönheiten nicht geizen.“

„Von der Amerikanerin aber erwarten Sie das wohl nicht?“

„Wie sie mir vorgekommen ist, bin ich wirklich begierig, von dem Costüm zu hören, in welchem sie auftreten wird. Es ist mir fast unmöglich, sie mit in Tricots, kurzem Balletröckchen und tiefausgeschnittener Taille zu denken.“

Ueber Holms ernstes Gesicht flog ein stilles Lächeln. Er zuckte die Achsel und sagte:

„Wenn sie etwa als Nonne auftritt, so mag sie ihr Debüt lieber ganz unterlassen."

„Sie mag auftreten wie sie will, der Ausgang dieser Concurrenz ist nicht zweifelhaft."

„Wirklich? Bereits jetzt?"

„Bereits jetzt!" nickte Jean mit wichtiger Miene.

„Nun, wie denken Sie sich diesen Ausgang?"

„Die Leda wird siegen."

„Ist das wirklich so unzweifelhaft?"

„Ganz und gar unzweifelhaft."

„Ich denke, man wird abzuwarten haben, für wen sich das Publicum entscheidet."

„Das Publicum?" fragte der Kammerdiener in höhnischem Tone. „Wen oder was denken Sie sich denn unter diesem berühmten Publikum, mein verehrtester Herr Holm?"

„Nun, die Gesammtheit der Zuschauer."

„Schön! Und Sie meinen wohl, daß diese Gesammtheit ein Urtheil, eine Stimme habe?"

„Natürlich."

„Da irren Sie sich sehr, junger Mann. Man hört, daß Sie noch jung sind und sich erst Erfahrung zu sammeln haben."

„Aber man spricht und schreibt doch von der Stimme des Publikums!"

„Das ist Larifari; glauben Sie es mir. Das Publikum ist ein willenloses, urtheilsloses — Ungeziefer!"

„Hm! Drücken Sie sich da nicht ein Wenig zu kräftig aus, geehrter Herr?"

„Nein. Die Stimme des Publikums ist stets eine gemachte. Der Pöbel ist stets unselbstständig; er wird geleitet. Ein einziger kluger und willensstarker Character zwingt der ganzen Menge seine Meinung auf, ohne daß diese Menge es nur bemerkt. Das Publicum schwatzt nach, was ihm dictirt oder soufflirt wird."

„Und aus diesem Grunde meinen Sie, daß die Leda morgen siegen werde?"

„Ja, das meine ich."

„Dann muß man folglich annehmen, daß es einen Mann oder gar einige Männer giebt, deren Urtheil und Wille sich hier als maßgebend erweist?"

„Natürlich."

„Ich wäre wohl wißbegierig, diese Männer kennen zu lernen. Ich weiß keinen."

„Herr Holm, Sie sind wirklich spaßhaft. Sie arbeiten für die Oeffentlichkeit; Sie selbst sollen zu Denjenigen gehören, welche das Urtheil des Pub-

licums — fabriciren, und nun zeigen Sie sich so unwissend! Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mich dieses Ausdruckes bediene! Es giebt keinen treffenderen."

„Uebel nehmen? Ganz und gar nicht! Ich bin, wie Sie ganz richtig sagen, noch jung und unerfahren. Ich muß also dankbar sein, wenn ich von irgend einer Seite her Belehrung finde."

„Das ist sehr verständig von Ihnen. Und so will ich Ihnen gleich einige Fingerzeige geben. Haben Sie im heutigen Residenzblatte den Aufsatz gelesen, welcher von den beiden Tänzerinnen handelt?"

„Vorhin erst."

„Kennen Sie den Verfasser?"

„Jedenfalls ist's unser Chefredacteur."

„Natürlich! Glauben Sie, daß dieser Aufsatz ohne Wirkung bleiben werde?"

„Wohl nicht, obgleich ich mich fragen möchte, ob der Verfasser sich genau an die Wahrheit gehalten hat."

„Selbst wenn er geflunkert haben sollte, wird die Wirkung nicht auf sich warten lassen. Wissen Sie, was das beste Mittel ist, einen Menschen öffentlich todt zu machen?"

„Seine Moralität in Zweifel ziehen."

„O nein! Wer verlangt zum Beispiele von einer Tänzerin Moralität? Es giebt auch auf anderem Felde höchst unmoralische Menschen, welche dennoch ein hohes Ansehen genießen. Nein; die beste, fürchterlichste Waffe ist die Lächerlichkeit. Sie siegt über Alles, selbst über die Wissenschaft, die Schönheit, den Ruhm. Wer die Liebe eines Weibes gewinnen will, kann Alles wagen, Alles thun; aber er muß sich sehr hüten, sich lächerlich zu machen. Das Publicum nun ist ein Weib; es kann Alles verzeihen und vergessen, nur nicht die Lächerlichkeit. Verstehen Sie mich?"

„Ich beginne allerdings, Sie zu begreifen."

„Ihr Chefredacteur ist ganz meiner Meinung, und er handelt darnach. Er hat die Absicht, die Amerikanerin lächerlich zu machen, und diese Absicht wird er erreichen. Sie mag ihre Pas noch so schön tanzen, man wird doch an die Bauernmagd und an das Butterfaß denken, von denen der Artikel erzählt. Der Verfasser ist also einer von Denjenigen, welche die Stimme des Publicums fabriciren. Das sehen Sie doch ein."

„Ich muß Ihnen Recht geben."

„Denken Sie sodann an meinen Herrn, den Intendanten. Die Amerikanerin hat ihn beleidigt, mit Geringschätzung behandelt; Mademoiselle Leda aber ist im höchsten Grade liebenswürdig gegen ihn gewesen. Welche wird er also vorziehen?"

„Die Letztere."

„Allerdings. Nun geben Sie vielleicht zu, daß der Intendant den höchsten Einfluß besitzt, nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in Beziehung auf jede einzelne Vorstellung. Er vermag es, einem Künstler, einer Künstlerin tausend

Hindernisse in den Weg zu legen. Der Herr Intendant ist seiner Sache so sicher, daß er der Leda bereits das Engagement fest zugesagt hat."

„Es werden also solche Hindernisse, wie Sie erwähnten, vorhanden sein?"

„Wollen Sie es ihm verdenken?"

„Von seinem Standpuncte aus nicht. Strafe muß sein."

„Also ist auch der Herr Intendant ein Fabrikant der öffentlichen Meinung. Ferner, denken Sie doch an die Claque. Herr Léon Staudigel, der Chef des bezahlten Beifalles, hat es ganz in der Hand, einen Künstler zu halten oder fallen zu lassen."

„Natürlich ist die Leda bei ihm gewesen?"

„Ja."

„Hat sie ihm gefallen?"

„Außerordentlich."

„Hat er das vielleicht Ihnen gesagt?"

„Nein. Er war vorhin bei meinem Herrn, und ich wurde Zeuge der Unterredung."

„Natürlich wieder durch das Schlüsselloch?"

„Spaßen Sie immerhin! Es ist das eine meiner kleinen Schwächen. Man muß doch wissen, wie man in dem Kreise hält, in welchem man thätig ist."

„So scheint die Leda also auch mit Herrn Léon Staudigel liebenswürdig gewesen zu sein?"

„Natürlich! Der Herr konnte es gar nicht genug beschreiben. Es soll ein wahres Kußfeuerwerk gewesen sein. Und er beschrieb alle Formen und Heimlichkeiten ihres Körpers so genau, daß Beide wirklich ganz intim mit einander gewesen sein müssen."

„Ich beneide Sie, Monsieur Jean!"

„Warum?"

„Es muß ein Hochgenuß sein, zwei so alte Herren über ein so zartes Thema verhandeln zu hören."

„Allerdings. Das Ergebniß war natürlich, daß die Leda festgehalten werden soll. Herr Léon Staudigel wollte sich auch zum Director, zum Dirigenten und sodann endlich zum Balletmeister begeben, um sie auch für seine Meinung zu gewinnen. Ich zweifle keinen einzigen Augenblick daran, daß es ihm gelingen werde."

„Ist denn Miß Starton nicht auch bei ihm gewesen?"

„Nein, denken Sie sich!"

„Wie dumm!"

„O, nicht nur dumm ist das. Sie hat sich gegen ihn so hochmüthig und geringschätzend benommen, daß die Absicht, seine Feindschaft herauszufordern, gar nicht zu verkennen gewesen ist."

„Also in eine gewisse Beziehung ist sie doch zu ihm getreten?"

„Nicht sie zu ihm, sondern er zu ihr."

„Wieso?"

„Er hat ihr seine Hilfe und Unterstützung brieflich angeboten.“

„Und sie hat wohl verzichtet?“

„Ja. Sollte man das für möglich halten?“

„Allerdings kaum glaublich!“ sagte Holm, indem er sich vom Stuhle erhob und das Geld für den Kaffee auf den Tisch legte. „Ich kann mich über eine solche Dummheit so sehr ärgern, daß ich gar nichts Weiteres hören mag, ich gehe also. Besten Dank für den Wein, Monsieur Jean. Leben Sie wohl, meine Herren!“

Er ging. Draußen unter der Thür blieb er stehen und holte tief, tief Athem.

„Pack, Pack und zum dritten Male Pack!“ seufzte er. „Die Luft erscheint Einem förmlich von Gemeinheit geschwängert! Ja, so ist sie, diese herrliche Ellen, stolz, keusch, rein und erhaben über alle Niedrigkeit! Also ein förmliches Complott bildet sich gegen sie! Was thue ich dagegen? Soll ich sie warnen, oder soll ich heimlich über sie wachen und im Stillen gegen diese Herren zu Felde ziehen? Ich werde es mir überlegen!“

Er schritt gedankenvoll dem Altmarkte zu, in dessen Hinterhäusern ja seine Wohnung lag. Er mußte dabei am Hotel zum Kronprinz vorüber. Er hatte dasselbe noch nicht ganz erreicht, so kam ihm ein Mann entgegen, welcher eine Art von Livrée trug, alt und abgetragen zwar, aber dennoch sehr reinlich gehalten. Seine Züge waren gedrückt und wehmüthig, sein glatt rasirtes Gesicht hager und bleich. Man sah es ihm an, daß er mit der Noth und den Sorgen des Lebens auf einem vertrauteren Fuße stand, als es ihm eigentlich lieb sein konnte.

Max Holm blieb, als er diesen Mann erblickte, stehen.

„Guten Tag, Papa Werner!“ sagte er in freundlichem Tone. „Wie geht es?“

„Danke!“ antwortete der Gefragte. „Gut leider nicht!“

„O weh! Immer noch das alte Lied?“

„Ja, immer noch! Es wird wohl auch nicht anders werden, mein lieber Herr Holm!“

Dabei schüttelte er sich und blies sich in die Hände, indem er hinzufügte: „Heute ist's wieder kalt, bitter kalt!“

„Einfeuern, einfeuern! Innerlich und äußerlich!“ meinte Max in aufmunternder Weise.

„Womit denn?“

„Aeußerlich mit Kohlen und Holz, innerlich aber mit Kaffee, Thee oder Grog, was gerade zur Hand ist!“

„Potztausend, sprechen Sie aus einem vollen Geldbeutel!“

„O, ich bin reich,“ lachte der Violinist. „Sie nicht?“

„Ich?“ fragte der Andere wehmüthig. „Bei einem Theaterdienergehalt von zwanzig Gulden monatlich, Vater, Mutter, Frau und fünf Kindern?“

„Da ist zwanzig zu wenig. Sind Sie denn nicht wieder einmal um Zulage eingekommen?“

„Ja, aber umsonst. Der Intendant will mir nicht wohl, weil der Director mir freundlich gesinnt ist. Dieser Letztere befürwortet mein Gesuch, und darum wird dasselbe von dem Ersteren stets abgeschlagen.“

„Das ist freilich höchst bedauerlich, mein lieber Papa Werner!“

„Bedauerlich blos? O, es ist sogar schlimm, sehr schlimm! Ich sage Ihnen, daß meine Kinder Hunger haben, Hunger, o Gott! Emilie hat bis übermorgen zu stricken; da lösen wir erst Geld, aber auch wenig genug.“

„Was? Ihre Kinder haben Hunger? Da läßt sich denken, daß Sie als Vater noch länger gehungert haben als sie?“

„Da haben Sie freilich nicht unrecht, Herr Holm. Wenn man nur ein paar Kohlen hätte, um feuern zu können.“

„Kohlen sollen Sie haben; ich denke, daß —“

„Kohlen? Von wem denn?“

„Von mir.“

„Von Ihnen? Ich weiß, daß Sie gut sind, aber Sie machen doch nur Spaß. Sie sind ja gerade so arm wie ich.“

„Aber einige Kreuzer für Kohlen habe ich für Sie.“

„Nein, nein! Das könnte ich von einem Jeden annehmen, nur von Ihnen nicht. Sie haben es wohl vergessen, daß ich Ihnen noch Geld schuldig bin?“

„Schuldig? Mir?“ fragte Max, scheinbar erstaunt. Er wußte aber gar wohl, daß Werner Recht hatte.

„Ja. Wissen Sie, damals, als ich kein Geld zur städtischen Steuer hatte! Ich traf Sie auf der Straße und klagte Ihnen meine Noth. Sie nahmen mich mit in's Kaffeehaus, ließen mir warmen Kaffee und Buttersemmeln geben und borgten mir vier Gulden, obgleich Sie nur sechs hatten. Den Kaffee habe ich getrunken, die Semmeln aber mit nach Hause genommen. Und die vier Gulden? Tausendmal habe ich an sie gedacht, aber bezahlt sind sie leider noch nicht. Sie werden sehr bös sein, aber ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß es mir bis jetzt ganz unmöglich gewesen ist, sie zu erübrigen!“

„Machen Sie sich keine Sorge! Ich brauche sie jetzt nicht.“

„Das sagen Sie auch nur, um mich zu beruhigen. Ich weiß ja, daß Sie zu kämpfen haben.“

„Das ist wahr. Aber der liebe Gott hilft doch immer wieder. Wollen Sie ein Gläschen Grog mit trinken?“

Das matte Auge des Mannes belebte sich.

„Grog?“ sagte er. „Sie scherzen!“

„Nein. Es ist mein Ernst!“

„Grog habe ich seit Jahren nicht gerochen, viel weniger getrunken!“

„Nun, so kommen Sie! Wir gehen auf einige Minuten hinein in den Kronprinzen.“

„Wirklich? Ist's Ihr Ernst?“

„Natürlich!“

„Gerade wie damals, als Sie mir Kaffee und Semmeln geben ließen Herr Holm, Sie haben ein gutes Herz!"

„Und Sie sind ein braver Mann, dem man schon eine kleine Erquickung gönnen kann. Kommen Sie!"

Sie gingen in das Restaurationszimmer des Hotels, und Holm bestellte zwei Glas Grog. Dann nahm er die Speisenkarte, schlug sie auf, legte sie dem Theaterdiener hin und sagte:

„Da, Papa Werner, suchen Sie sich etwas aus!"

Der Genannte machte ganz erschrockene Augen und fragte:

„Aussuchen?"

„Natürlich."

„Von diesen Speisen?"

„Was denn sonst?" lachte Holm.

„Herr, sind Sie des Teufels?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Da steht: Gänsebraten achtzig Kreuzer, Hasenbraten einen Gulden, Rehrücken, Wildschweinskeule, auch zu einem Gulden. Dann Schnitzel, Rumpfsteak, Cotelettes, Goulasch und Paprikafleisch, jedes zu siebzig Kreuzer! So etwas kann nur Einer essen, dem das Geld aus der Tasche purzelt!"

„Nun, mir purzelt es heraus!"

„Wie, was, wirklich? Haben Sie im Lotto gewonnen?"

„Das nicht; aber ich habe mich engagiren lassen und ein gutes Draufgeld erhalten."

„So, so! Das freut mich um Ihretwillen von ganzem Herzen. Aber Sie dürfen sich meinetwegen nicht berauben!"

„Haben Sie keine Sorge, Papa Werner. Es reicht zu. Also, suchen Sie sich etwas aus."

„Na, wenn Sie durchaus wollen! Hunger habe ich wie ein Nußknacker. Da unten steht: Hamburger Butterbrod, dreißig Kreuzer. Darf ich mir das geben lassen?"

„Nein. Warum suchen Sie sich das Billigste heraus? Wenn Sie so lange gehungert haben, werden Sie von einer Hamburger Stolle nicht satt. Nehmen Sie Etwas von da oben!"

„Das ist zu theuer!"

„Das geht Sie nichts an!"

„Hm! Soll ich so eine Delicatesse nehmen, und die Meinen sitzen zu Hause und hungern!"

„Still! Ihre Familie soll nicht hungern. Sehen Sie hier diese zehn Gulden! Ich borge sie Ihnen."

Er nahm die angegebene Summe heraus und schob sie dem Theaterdiener hin; dieser aber fuhr zurück, streckte die Arme wie abwehrend aus und sagte:

„Gott soll mich behüten, Sie um ein solches Geld zu bringen! Sie brauchen es selbst!"

V. S.

„Nein, ich brauche es jetzt nicht.“

„O doch! Ich weiß es!“

„Nichts wissen Sie!“

„Alles, Alles weiß ich!“

„So? Wirklich? Wissen Sie etwa auch, daß ich jetzt über hundert Gulden einstecken habe?“

„Hun — hun — hundert Gul — gul — gul — den?!“ stieß der Mann vor Erstaunen stotternd hervor.

„Ja. Sie sehen also, daß ich Ihnen ganz gut und gern zehn Gulden leihen kann. Sie sollen Holz und Kohlen kaufen und auch Essen für Ihre Familie.“

„Ist das die Wahrheit? Oder sagen Sie das nur, damit ich die zehn Gulden annehmen soll?“

„Es ist die Wahrheit. Da, sehen Sie!“

Er öffnete das Portemonnai und hielt es ihm hin.

„Wirklich, wirklich! Herrgott, welch ein Geld! Ja, ich möchte das Darlehn recht gern annehmen; aber ich bin Ihnen doch bereits vier Gulden schuldig!“

„Das thut nichts!“

„Dann sind es vierzehn!“

„Sie werden sie mir ja wieder geben!“

„Ich sage es Ihnen aufrichtig, daß dies nicht so sehr bald geschehen wird!“

„Nun, so zahlen Sie dann, wenn Sie können. Also bitte, stecken Sie das Geld ein!“

Dem Theaterdiener standen die Thränen der Freude im Auge. Er hielt dem Reporter die Hand hin und sagte:

„Herr Holm, ich weiß nicht, was ich sagen soll; darum will ich lieber gar nichts sagen. Ja, ich will das Geld nehmen. Sobald ich kann, gebe ich es Ihnen wieder, und unser Herrgott, der es sieht, welche Hilfe Sie mir bringen, mag Ihnen tausendfältige Zinsen zahlen.“

Auch Max war gerührt. Er schüttelte dem braven Manne die Hand und sagte:

„Nun suchen Sie sich aber auch ein Essen aus.“

„Auch das noch! Aber — essen Sie nicht auch?“

„Hm! Sie denken wohl, es schmeckt Ihnen nicht, wenn Sie allein essen sollen?“

„Ja, so ist es. Es würde mir so schmecken, als ob ich ein Almosen hinunterschlucke. Essen Sie aber mit, dann ist's ja eine Freundesgabe.“

„Nun gut, ich esse mit.“

Das Auge des Theaterdieners war mit Begierde auf den oberen Theil der Speisenkarte gerichtet. Doch wagte er nicht, sich von da Etwas zu wählen. Daher fragte er lieber:

„Was werden Sie sich bestellen?“

Max errieth ihn und antwortete daher lächelnd:

„Werden Sie essen, was ich auch esse?“

„Soll ich denn?“

„Ja.“

„Gut! Ich darf doch nicht Nein sagen, mein lieber Herr Holm.“

„Schön! Ich werde mir also erst Gänsebraten und dann Rehrücken geben lassen.“

„Sapristi!“ rief Werner, indem er halb von seinem Stuhle emporfuhr. „Und das soll ich auch bekommen?“

„Natürlich!“

„Gänsebraten habe ich vor acht Jahren einmal gegessen, nämlich auf einer Hochzeit, Rehrücken aber in meinem ganzen Leben noch nicht. So Etwas kann Unsereiner sich nicht bieten!“

„Nun, so sollen Sie es heute haben!“

Er bestellte das Genannte. Als es servirt wurde, sog der Theaterdiener den Duft des Bratens gierig ein und sagte:

„Schon der bloße Geruch ist einen Gulden werth. Herr Holm, Sie bauen sich heute nicht nur eine Stufe, sondern eine ganze Treppe zum Himmel empor!“

„So steigen Sie hinter mir her! Es ist besser, wir kommen mit einander hinauf.“

„Ja. Und oben will ich es dem Herrgott erzählen, was für ein guter Kerl Sie sind.“

Er machte sich an den Braten, und bei jedem Bissen, den er in den Mund steckte, sah man es ihm an, welch eine außerordentliche Güte er sich daran that.

Auch Holm hatte seit langer Zeit so Etwas nicht gegessen. Vier Gulden für ein Mittagsessen, das hatte er sich in letzter Zeit nicht bieten können. Dennoch hatte er auf seinen Gast mehr Acht, als auf den Braten. Er freute sich königlich, dem braven Manne diesen seltenen Genuß bieten zu können. Er störte ihn nicht während des Essens. Dann aber, als der Theaterdiener, nachdem der Rehrücken verschwunden war, sich mit der Serviette den Mund wischte und mit der Zunge schnalzte, fragte er:

„Habe ich Sie mit meiner Einladung vielleicht in der Ausübung Ihres Berufes gestört?“

„O nein! Es ist nicht nothwendig. Ich sollte nach dem Theaterarchiv, von wegen der Königin der Nacht.“

„Ah, das Ballet, welches gegeben werden soll?“

„Ja. Ich soll die Partitur holen und dann dem Herrn Capellmeister hintragen.“

„Wozu?“

„Ich glaube, daß er Etwas zu ändern hat.“

„Wer sagte das?“

„Der Herr Intendant.“

„Soll denn vor der Aufführung geprobt werden?“

„Nein. Die Capelle ist eingeübt, und die beiden Tänzerinnen sind es auch. Wozu also die Probe?“

„Wozu da aber auch die Veränderung der Musik?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und ich begreife es nicht. Haben Sie die Tänzerinnen vielleicht schon gesehen?“

„Nein. Mir kann es sehr gleichgiltig sein, welche von den beiden Frauenzimmern engagirt wird. Die Stelle bringt zehntausend Gulden ein, und ich bleibe doch bei meiner armseligen Gage. Mein Gott, wenn man da so in Gedanken einen Vergleich anstellt! So eine einzelne, ledige Person zehntausend Gulden, ohne die Spielgelder und die Summen, welche die Gastreisen ergeben. Und ich mit meiner Familie — da möchte man mit beiden Fäusten dreinschlagen! Sie sind arm, Herr Holm; aber kommen Sie einmal erst zu mir! Es ist ein Elend, wie es kein größeres geben kann! Sie haben keinen Begriff davon! Nicht wahr, Sie sind drei Personen?“

„Vier, der Vater, die Schwester, ich und ein Bruder, welcher sich auf dem Gymnasium befindet.“

„Da will allerdings gesorgt und gearbeitet sein! Sagten Sie nicht, daß Ihren Vater der Schlag getroffen habe?“

„Leider! Er ist gelähmt!“

„Das ist schlimm, sehr schlimm, aber geht doch noch!“

„Es geht noch? Wie kommen Sie zu dieser verwunderlichen Rede? Gelähmt sein ist doch ein großes Unglück!“

„Das wohl; aber es ist doch keine widerwärtige, ekelhafte, sondern eine reine Krankheit. Aber bei mir! Du lieber Heiland! Sie sollten einmal bei mir nur die Stubenthüre aufmachen!“

„Was wäre da?“

„Sie würden sofort wieder davon laufen.“

„Warum?“

„Habe ich es Ihnen noch nicht gesagt?“

„Nein.“

„Ja, von solchen Sachen spricht man nicht. Ich halte es so viel wie möglich geheim; aber zu Ihnen kann ich davon sprechen. Sie werden es nicht ausreden. Wenn der Intendant es erführe, wäre es um uns geschehen. Ich würde sofort meine Stelle verlieren.“

„Ist es denn etwas so sehr Böses?“

„Leider ja! Es ist das Böseste, was es giebt. Meine Frau hat den Krebs.“

„O weh! Wo denn?“

„Im Gesichte. Er ist unheilbar.“

„So ist er bereits alt?“

„Mehrere Jahre. Kein Arzt kann helfen. Das Gesicht ist vollständig zerstört. Wir müssen ihr den Kopf und das Gesicht mit vier, fünf Tüchern

umwickeln, und dennoch ist es vor — verzeihen Sie — vor Gestank kaum auszuhalten. Und zwanzig Gulden monatlich! Denken Sie!"

„Armer, armer Teufel!"

„Und meinen Vater und meine Mutter dazu, die so alt sind, daß sie keinen Kreuzer verdienen können."

„Kann denn nicht eins von Ihren fünf Kindern wenigstens eine Kleinigkeit verdienen? Sie sprachen vorhin von einer Emilie, welche strickt?"

„Ja. Das ist nämlich so: Ich hatte sechs Kinder. Der Aelteste war Steinmetz. Er wurde von einem Sandsteinblocke erschlagen. Er war bereits verheirathet. Seine Frau mit ihren zwei kleinen Kindern habe ich auch noch bei mir."

„Also fünf Kinder und zwei Enkel?"

„Ja."

„Dann sind Sie allerdings nicht zu beneiden."

„Wo wollte die Wittwe hin? Sie war von Auswärts und noch nicht ganz zwei Jahre hier wohnhaft. Hätte ich sie nicht zu mir genommen, so hätte sie fort gemußt. Sie ist eine fleißige, ordentliche Person. Sie hat gelernt, Seelenwärmer zu stricken, wissen Sie, das sind wollene Tücher, welche die Frauen um die Schultern und den Leib binden. Das hat sie Emilie, meiner zweiten Tochter, gelernt. Und nun arbeiten diese Beiden Tag und Nacht, um mir unter die Arme zu greifen. Aber leider ist der Lohn so gering, daß er nicht zum trockenen Brode reicht."

„Und die anderen Kinder verdienen nichts?"

„Nein."

„Aber Sie sagten doch, daß Emilie Ihre zweite Tochter sei?"

„Allerdings!"

„Also haben Sie noch eine ältere Tochter?"

„Ja," antwortete Werner zögernd, indem sich sein Gesicht augenblicklich verdüsterte.

„Ich meine, daß diese Tochter noch lebt?"

„Sie lebt noch."

„Nun, so kann sie doch auch mit arbeiten und Etwas verdienen helfen."

Werner blickte einige Augenblicke lang vor sich nieder; dann sagte er, indem er schmerzlich aufseufzte:

„Das thut sie auch. Sie hat uns vor zwei Jahren einen Gulden geschickt und vor einem Jahre zwei Gulden. Vielleicht bekommen wir wieder Etwas!"

„Drei Gulden in zwei Jahren? Das ist wenig. Was arbeitet sie denn da?"

„Sie näht Gorl."

„Das ist Perlenzeug."

„Ja."

„Aber da muß sie doch mehr verdienen?"

„Nein, mein bester Herr Holm. Sie verdient so wenig, daß es mir

trotz der Noth, in welcher ich stecke, lieber wäre, wenn sie mir nichts, gar nichts schickte. Aber die gute Seele will doch auch zeigen, daß sie unser Kind ist."

„Ist sie denn nicht bei Ihnen?"

„Nein."

„Also auswärts?"

„Ja. Wissen Sie denn nicht, wo sie ist?"

„Nein, gar nichts weiß ich."

„Ich glaubte, es Ihnen bereits gesagt zu haben!"

„Kein Wort!"

„Ja, man spricht natürlich nicht davon. Aber es sollte mich doch wundern, wenn Sie nichts davon gehört oder gelesen hätten. Damals waren ja alle Zeitungen von diesem traurigen Ereignisse voll."

„Sie müssen sich erinnern, daß ich Jahre lang nicht in der Heimath gewesen bin."

„Aber dann, dann kann man davon gesprochen haben."

„Auch nicht. Ich habe überhaupt mit Niemandem von Ihnen oder den Ihrigen gesprochen. Was Ihnen als Einzelperson höchst wichtig sein kann, das verschwindet ja im Leben einer so großen Stadt."

„Ja, ja. Und das ist ein großes Glück. Ich konnte ja nichts, gar nichts dafür, aber dennoch hätte es mich beinahe um meine Stelle gebracht. Der Intendant wollte mich entlassen, ohne Gnade und Barmherzigkeit, aber der Director, der überhaupt der einzige Brave der ganzen Residenztheaterverwaltung ist, brachte es so weit, daß ich doch noch bleiben durfte."

„So war es also etwas — etwas Ungutes, was sich damals ereignete?"

„Ungut, sagen Sie? Es war mehr, viel mehr. Es war so traurig, daß ich beinahe vor Herzeleid gestorben wäre."

Vorhin hatte er vor Freude geweint; jetzt wischte er sich die Tropfen weg, welche ihm der Schmerz der Erinnerung auspreßte. Das that Holm wehe. Er sagte in theilnehmendem Tone:

„Lassen wir das! Brechen wir von diesem Gegenstande ab! Bitte, denken Sie nicht daran! Es stimmt Sie traurig, und das können wir vermeiden!"

„Recht haben Sie!" seufzte der Theaterdiener. „Es ist besser, man sucht es zu vergessen; aber leider vergißt es sich nicht. Man wird tausend- und tausendmal daran erinnert; es läßt Einem keine Ruhe; es geht mit Einem schlafen, es steht mit Einem auf, es setzt sich mit Einem zu Tische und vergällt Einem das trockene Brod, mit welchem man den Hunger stillt. Und doch thut es Einem wohl, zu einem mitleidigen Menschen davon zu sprechen. Ein theilnehmendes Wort ist wie Balsam auf die Wunde. Und die Laura hat dieses Schicksal doch nicht verdient. Ich gebe meinen Kopf zum Pfande, daß sie es nicht gethan hat!"

„Was?"

„Ach so, Sie wissen es nicht! Nun, erschrecken Sie nicht, mein guter Herr Holm — meine Tochter ist in Rollenburg."

„In Rollenburg? Herrgott! In der Irrenanstalt?"

„Nein, sondern, sondern —"

Er stockte. Es fiel ihm so sehr schwer, das böse Wort auszusprechen.

„Nicht im Irrenhause, also im — im — — Sie wollen doch nicht sagen, daß sie gefangen ist?"

„Leider, leider! Das ist es gerade, was ich sagen will. Sie ist im — im — im Zuchthause."

„Schrecklich!"

„Ja. Ich wundere mich, daß ich damals nicht gestorben bin; aber, es ist ein Nagel zu meinem Sarge; ich gehe dennoch daran zu Grunde!"

„Und Sie sagten, daß sie es nicht gethan habe?"

„Ja. Ich stehe für mein Kind."

„Sie ist unschuldig?"

„Wie die liebe Sonne am Himmel!"

„Was hat man ihr denn zur Last gelegt?"

„Man hat sie verurtheilt als — als Kindesmörderin."

„Du lieber Heiland!"

Werner weinte still vor sich hin. Glücklicher Weise saß er so, daß er von den anderen anwesenden Gästen nicht beobachtet werden konnte.

„Nicht wahr," sagte er unter Thränen, „man sagt, daß es im Himmel Engel gäbe, welche die Thränen zählen und in ihren Krügen sammeln. Wie viel hundert, hundert Krüge müssen sie da haben, welche voll von unseren Thränen sind! Wäre meine Tochter schuldig, so könnte man sich trösten; man könnte sich sagen, daß sie es verdient habe. Aber sie ist unschuldig, es war nicht ihr Kind."

„Nicht ihr Kind? Wie meinen Sie das? Soll sie das Kind einer Anderen ermordet haben?"

„Nein, sondern ihr eigenes."

„Aber Sie sagen, daß es nicht ihr Kind gewesen sei!"

„Nein, es war ein fremdes Kind."

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn sie ihr Kind getödtet haben soll, so muß Sie doch eins gehabt haben; sie muß Mutter gewesen sein."

„Ja, das war sie; das hat sie auch eingestanden, und auch wir haben es nicht geleugnet."

„So war sie wohl nicht verheirathet?"

„Nein. Sie stand bei der Baronin von Helfenstein im Dienste. Sie wurde ganz plötzlich entlassen, und als wir sie nach dem Grunde fragten, gestand sie uns nach langem Zögern, daß sie sich Mutter fühle und ihre Stunde erwarte."

„O weh!"

„Ja. Sie können nicht wissen, was Eltern bei so einer Kunde fühlen! Man hat die Tochter brav erzogen, und dann kommt sie nach Hause und —"

Er hielt inne. Dann ballte er die Faust und knirrschte:

„Könnte ich es ihm heimzahlen! Aber das Mädchen durfte ja nichts sagen; er hatte ihr goldene Berge vorgemalt!“

„Von wem sprechen Sie?“

„Von ihrem Herrn, dem Baron von Helfenstein!“

„Ah! Er war der Vater?“

„Ja Er war Laura immer in den Weg getreten, sie aber hatte ihn abgewiesen. Dann aber war es ihr einmal nach einer Tasse Thee unwohl geworden. Sie hatte sich niederlegen müssen. Es war ihr ganz so gewesen, als ob sie betrunken sei. In der Nacht dann war sie erwacht, und da hatte sie bemerkt, daß sie nicht allein sei. Der Baron hatte sich bei ihr befunden.“

„Schuft!“

„O, tausendfacher Schurke!“

„War Ihre Tochter denn hübsch?“

„Ja; sie war fast so schön, wie die Emilie, die jetzt noch zu Hause ist. Das einzige Glück nämlich, welches ich besitze, ist, daß ich gesunde und wohlgestaltete Kinder habe. Bei Laura aber war die Schönheit kein Glück, sondern sie wurde ihr Verderben.“

„Sie haben natürlich den Baron als Vater genannt?“

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„Ich wußte es nicht. Er hatte meiner Tochter gesagt, daß sie ihn nicht nennen solle; in diesem Falle wolle er fürstlich für sie sorgen. Damit hatte er ihr den Kopf verdreht. Wir waren arm, und sie glaubte, daß er Wort halten werde. Sie sagte zu uns, daß sie nicht wisse, wer sie in ihrer Kammer überfallen habe; sie sagte, sie hätte den Menschen nicht erkannt. Dabei blieb sie auch später. Erst, als ich sie in Rollenburg besuchte, nachdem sie sich bereits ein Jahr lang dort befunden hatte, erzählte sie mir aufrichtig, wie es sich zugetragen hatte.“

„Und das Kind —? Sie soll es getödtet haben?“

„Ja. Aber Gott im Himmel weiß es, daß sie es nicht gethan hat!“

„Sie machen mich wißbegierig. Ist sie denn auf bloße Indizien hin verurtheilt worden?“

„Freilich, freilich! Sie konnte ja nichts, gar nichts eingestehen!“

„Wie ist das gekommen?“

„Die eigentliche, unglückliche Ursache war, daß ich nicht daheim gewesen bin. Hätte ich mich zu Hause befunden, so wäre es nicht geschehen, so wäre es ganz anders geworden. Ich hätte die Geburt unbedingt angemeldet.“

„Das ist wohl unterlassen worden?“

„Leider Gottes, ja!“

„Welch eine Unvorsichtigkeit!“

„Ja, eine große Unvorsichtigkeit ist es gewesen. Das ist aber auch das Einzige, was man den beiden Mädchen vorwerfen konnte.“

„Den beiden Mädchen? Wen meinen Sie noch?“

„Ihre Schwester, die Emilie. Das arme Mädchen hat ja auch Monate lang mit in Untersuchung gesessen?“

„Das wird immer trauriger.“

„Es war zum Sterben, wie gesagt. Das Personal des Residenztheaters ging auf Gastreisen, und ich als Diener mußte mit. Während meiner Abwesenheit kam Laura's Stunde. Sie gebar einen Knaben. Sie fühlte sich von der Geburt fast gar nicht angegriffen; sie war stark und kräftig; aber das Kind war desto schwächlicher, wohl deswegen, weil sie sich bis zum letzten Augenblicke, um ihren Zustand nicht merken zu lassen, sehr fest geschnürt hatte, Der Knabe war so schwach, daß er gar nicht schrie. Die Mitbewohner des Hauses merkten also nicht, daß ein neuer Erdenbürger angekommen war.“

„Und die Hebamme?“

„Man hatte keine geholt.“

„Aber warum nicht?“

„Aus falscher Scham. Die Geburt war so schnell und so glücklich von Statten gegangen, daß keine Hilfe nothwendig gewesen war, und dann, als Laura sah, daß das Kind wohl nicht fortleben werde, kam sie auf den unglücklichen Gedanken, gar Niemandem Etwas zu sagen.“

„Aber Ihre Frau mußte doch wissen, was das Gesetz in diesem Falle vorschreibt?“

„Meine Frau? Die wußte ja gar nicht einmal, daß das Kind geboren war!“

„Wie ist das möglich?“

„Ach so! Sie wissen nicht, daß meine Frau nicht hört. Der Krebs hat ihre Ohren angegriffen. Vom Sehen war schon längst auch keine Rede mehr.“

„Das ist Unglück über Unglück!“

Die Kleinen verstanden nichts, und Emilie, die Aeltere von ihnen, ließ sich von den Bitten der Schwester bethören. Sie sagte sich, daß das Elend in unserer Familie groß genug sei. Sie schwieg mit.“

„Aber Ihre Schwiegertochter, die doch bei Ihnen wohnt?“

„Die war damals noch nicht bei uns. Kurz und gut, das Kind starb nach einigen Tagen. Laura bettete es in eine alte Schachtel und schlich sich damit des Nachts nach dem Kirchhofe. Dort wollte sie es begraben.“

„Welch unüberlegtes Beginnen!“

„Sie haben Recht. Die Strafe folgte auch sofort. Es war ein Mann am Tage begraben worden, dessen Grab man noch nicht ganz zugeworfen hatte. Die Erde war locker. Laura grub ein Loch —“

„Mit den Händen?“

„Sie hatte die Kohlenschaufel mitgenommen. Sie grub also ein Loch in das neue Grab und legte die Schachtel hinein. Als sie es zumachen wollte, wurde sie angeredet —“

„Himmel! Von wem?“

„Sie wär vor Schreck beinahe des Todes gewesen. Ein anderes Frauen-

zimmer stand hinter ihr. Was nun zwischen den Beiden vorgekommen ist, muß für Laura schrecklich gewesen sein. Sie hat gestehen müssen, was sie hier beabsichtigte; sie hat ihren Namen nennen müssen; sie hat die Andere um Gottes und des Himmels willen auf den Knieen gebeten, sie nicht zu verrathen, und Diese hat es ihr endlich auch versprochen."

„Wer ist diese Andere denn gewesen?"

„Ja, wer das wüßte!"

„Nicht vielleicht die Todtengräberin?"

„Nein."

„Aber Ihre Tochter wird doch gefragt haben?"

„Leider nicht! In ihrer Seelenangst ist sie gar nicht auf diesen Gedanken gekommen. Sie ist dann fortgegangen und über die Kirchhofsmauer gestiegen."

„Die Andere mit?"

„Nein; diese ist in dem nächtlichen Dunkel verschwunden gewesen."

„Wunderlich!"

„Am anderen Morgen hat die Polizei einen Brief erhalten, in welchem gestanden hat, daß die Laura Werner ein heimlich geborenes Kind ebenso heimlich an dem und dem Orte vergraben habe. Man hat nachgesucht und das Kind gefunden. Laura wurde verhaftet."

„Das Kind ist doch jedenfalls untersucht worden?"

„Natürlich!"

„So haben die Aerzte doch finden müssen, daß es eines natürlichen Todes gestorben sei."

„Nein, es war erwürgt worden."

„Wieso denn?" fragte Holm erstaunt. „Sie sagten doch, daß es an Schwäche gestorben sei?"

„Ja. Aber dieses Kind war erwürgt worden. Es hatte sogar noch die rothe Gardinenschnur um den Hals."

„Das begreife ein Anderer, aber ich nicht!"

„Ich auch nicht. Und das Wunderbarste, nämlich das Kind war kein Junge, sondern ein Mädchen."

„Unsinn!"

„O doch! Ein hübsches, allerliebstes, kräftiges Mädchen."

„Wie könnte das möglich sein!"

„Sehr einfach, lieber Herr Holm: Es ist ja gar nicht das Kind meiner Tochter gewesen!"

„Hat man es denn an derselben Stelle gefunden?"

„An ganz derselben."

„Wohl gar auch in derselben Schachtel?"

„Unglücklicher Weise, ja."

„Und Ihre Tochter hat zugeben müssen, daß sie diese Schachtel kenne?"

„Sie hat es nicht leugnen können und auch gar nicht leugnen wollen. Das aber hat ihr den Hals gebrochen."

„Man muß aber doch ihren Knaben gefunden haben?“

„Nein. Man hat vergeblich gesucht und in Folge dessen ihre Angaben für erfunden halten müssen.“

„Aber das Zeugniß ihrer Schwester?“

„Pah! Das hat gar nichts gegolten. Laura ist zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Dabei hat man ihr noch mildernde Umstände zuerkannt, sonst wäre die Strafe eine weit härtere geworden.“

„Und Emilie?“

„Die hat man entlassen, weil man nicht vermocht hat, ihr eine Mitschuld nachzuweisen.“

„Wann ist das gewesen?“

„Vor vier Jahren.“

„So ist also die Hälfte der Strafzeit vorüber. Wollen Sie nicht ein Gnadengesuch anfertigen lassen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich bin da ganz der Ansicht meiner Tochter. Der Director des Zuchthauses hat ihr denselben Rath gegeben; sie aber mag von einem Gesuche nichts wissen.“

„Das ist ebenso bedauerlich wie unbegreiflich. Wenn der Director selbst ihr diesen Rath ertheilt, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß dieses Gesuch Erfolg haben werde. Er würde es befürworten.“

„Aber Laura würde damit ihre Schuld eingestehen.“

„Doch nicht.“

„O gewiß! Wer um Gnade fleht, der ist schuldig. Der Unschuldige braucht Gerechtigkeit aber keine Gnade.“

„Ist denn nicht nach jenem Frauenzimmer geforscht worden, welches so gespensterähnlich auf dem Kirchhofe erschienen ist?“

„Man mag es wohl gethan haben, aber lässig genug, da man Das, was Laura erzählte, für eine Fabel gehalten hat. Das war eine traurige, traurige Zeit! Der liebe Herrgott behüte Jeden vor solchen Erfahrungen! Ich gönne selbst meinem ärgsten Feinde diese — ah, aber doch, Einen giebt es, dem ich Das und noch viel, viel Schlimmeres gönne!“

„Wem?“

„Dem Baron von Helfenstein. Ich erfuhr, wie ich bereits erzählte, erst später, daß er der Vater sei, und so ging ich zu ihm, um mit ihm darüber zu verhandeln.“

„Ich habe von diesem Manne gehört. Was sagte er?“

„Nichts, gar nichts.“

„Aber er muß doch einen Ausspruch gethan haben?“

„Ja, einen Ausspruch that er freilich!“

„Welchen?“

„Er gab den Befehl, mich hinaus zu werfen.“

„Doch wohl nicht?“

„Ja freilich!“

„That man es denn?“

„Ja. Er ging zu der einen Thür hinaus, und ich wurde durch die andere mit Glanz und Ruhm abgeführt.“

„Schändlich! Hatte er sich denn vorher um Ihre Tochter bekümmert?“

„Er ist während meiner Abwesenheit einige Male heimlich bei Laura gewesen, um sie zur Verschwiegenheit zu bereden. Sogar gerade als das Kind eben gestorben war, ist er gekommen.“

„Hat er das Kind gesehen?“

„Ja.“

„So muß er doch wissen, daß es ein Knabe war!“

„Natürlich.“

„Warum hat Ihre Tochter ihn nicht als Entlastungszeugen angegeben?“

„Weil sie ihm ihr Wort halten wollte.“

„Diese Gewissenhaftigkeit ist aber doch mehr als Unsinn gewesen. Sie hätte frei gesprochen werden müssen.“

„Meinen Sie? Ich denke, Sie irren sich.“

„Er hätte ja beeiden müssen, daß das Kind ein Knabe war!“

„Nein; er hätte Laura ausgelacht.“

„Unmöglich!“

„O doch! Das hat er übrigens bewiesen. Laura hat nämlich gedacht, daß er sich unserer annehmen werde. Sie erkundigte sich bei mir, als ich sie in der Strafanstalt besuchte. Und erst, als sie erfuhr, wie es stand, sagte sie mir, daß er der Vater sei. Sie erzählte mir Alles, und ich ging zum Director des Zuchthauses, um ihn um einen guten Rath zu bitten. Er erklärte die Sache zwar nicht geradezu für einen Schwindel, aber er ließ merken, daß er Zweifel hege. Doch versprach er mir, sich zu überlegen, was in der Sache zu thun sei.“

„Und was war der Erfolg.“

„Einige Zeit später wurde ich hier in das Gerichtsamt bestellt. Ich freute mich, denn ich war überzeugt, etwas Hoffnung Erweckendes zu hören — aber prosit die Mahlzeit!“

„Wohl das gerade Gegentheil?“

„Ja. Es wurde mir bedeutet, nie wieder eine solche wahnsinnige Anschuldigung zu wagen, widrigenfalls man nicht blos mich gefänglich einziehen, sondern auch meine Tochter exemplarisch bestrafen werde.“

„Und so haben Sie geschwiegen?“

„Natürlich! Was kann ich sonst thun?“

„Leider nichts, gar nichts! Ich möchte behaupten, daß Laura — ah, wer ist denn das?“

Es war ein Kellner eingetreten, nicht derjenige, welcher sie bedient hatte, und als er Max Holm erblickte, auf diesen zugekommen.

„Herr Holm,“ sagte er, ihm die Hand zum Gruße bietend. „Es freut mich, Sie einmal zu sehen!“

„Serviren Sie denn jetzt hier im Kronprinzen?“

„Bereits seit einigen Wochen?“

„Aber wohl nicht hier in der Restauration?“

„Nein, sondern nur für die Fremden; ich bin Zimmerkellner.“

Dieser Mann war nämlich vorher in demjenigen Etablissement, in welchem Holm sich an der Tanzmusik betheiligte, Kellner gewesen. Daher kannten sich diese Beiden. Holm hatte, trotz seiner Armuth, ihm zuweilen ein Trinkgeld gegeben, und dies ist ein Umstand, welcher auf die Anhänglichkeit dienstbarer Geister einen sehr großen Einfluß äußert.

„Zimmerkellner für die Fremden?“ fragte der Theaterdiener. „Da kennen Sie wohl auch die Leda?“

„Natürlich!“

„Wohnt die Leda etwa hier?“ fragte Holm schnell.

„Ja,“ antwortete der Kellner.

Augenblicklich schoß durch den Kopf des Reporters ein Gedanke, dem er sofort Folge gab, indem er fragte:

„Wer bedient sie?“

„Ich selbst,“ antwortete der Kellner. „Natürlich steht ihr außerdem auch weibliche Hilfe zur Verfügung.“

„Hm! Würden Sie mir vielleicht einen Gefallen thun?“

„Gern, sehr gern, wie Sie wissen! Was wünschen Sie?“

„Nachher, nachher; jetzt noch nicht.“

Er wollte in Gegenwart des Theaterdieners lieber vorsichtig sein. Werner bemerkte, daß er an dieser Zurückhaltung schuld sei, und erhob sich von seinem Stuhle.

„Meine Zeit ist abgelaufen, Herr Holm,“ sagte er. „Ich bitte also, mich verabschieden zu dürfen.“

„Nicht doch! Trinken wir noch ein Glas Grog!“

„Danke! Sie wissen, daß ich noch in's Archiv muß, und eigentlich habe ich mich bereits zu lange aufgehalten.“

Nach einigen Redensarten und nachdem er sich dann auf das Herzlichste bedankt hatte, entfernte er sich. Nun trat der Kellner, welcher sich einstweilen zurückgezogen hatte, wieder zu Holm und fragte:

„Er ist fort. Sie wollten in seiner Gegenwart nichts sagen?“

„Allerdings! Er ist zwar ein Ehrenmann, aber Das, um was ich Sie bitten möchte, muß unbedingt vor ihm Geheimniß bleiben.“

„Vor Anderen auch vielleicht?“

„Ja. Kann ich auf Sie rechnen?“

„Das versteht sich ganz von selbst. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun kann!“

„Ob Sie es überhaupt thun können, das hängt noch von dem Umstande ab, wie die Wohnung der Leda beschaffen ist. Ich möchte sie nämlich einmal belauschen.“

„Sapperment! Das ist eine kitzliche Sache!“

„Wohl zu gefährlich für Sie?“

„Hm! Weiß nicht!“

„Wenn ich Etwas verlange, was Sie mir nicht gewähren können, so sagen Sie es mir aufrichtig. Ich nehme es Ihnen gar nicht übel.“

„Ich möchte freilich wissen, um was es sich handelt.“

„Nun, Sie sagen nichts wieder, und da will ich aufrichtig sein. Die Leda soll morgen mit ihrer Rivalin in die Schranken treten, und da möchte ich sehr gern wissen, wie sie über dieselbe denkt.“

„Es wird am Besten sein, Sie fragen sie direct.“

„Das kann nicht in meinem Plane liegen. Wie sind die Zimmer beschaffen, welche sie bewohnt.“

Der Kellner beschrieb die Oertlichkeit.

„Ist das hintere Zimmer mit dem Nebenzimmer vielleicht durch eine Thür verbunden?“

„Ja. Diese Thür ist von beiden Seiten verriegelt.“

„Ist das Zimmer bewohnt?“

„Nein. Die Tänzerin erwartet natürlich, daß wir es leer lassen. Es wäre ja ein jedes Wort, welches sie mit ihrer Mutter spricht, zu vernehmen.“

„Das ist schön, sehr schön! Würden Sie mir dieses Nebenzimmer einmal öffnen, wenn ich Ihnen dafür ein gutes Trinkgeld gäbe?“

„Es ist gegen meine Pflicht, mein bester Herr Holm!“

„Gut! Sprechen wir nicht weiter davon!“

Er lehnte sich mit einer Miene, als halte er die Angelegenheit für vollständig beseitigt, in seinen Stuhl zurück. Dem Kellner jedoch gingen die Worte ‚gutes Trinkgeld‘ im Kopfe herum. Er hatte sich nur scheinbar geweigert; daher sagte er:

„Zwar Ihnen möchte ich gern gefällig sein —“

„Ich möchte Sie nicht zu einer Pflichtverletzung verleiten.“

„Vielleicht ist es mit dieser Pflichtverletzung nicht so sehr schlimm. Sie wollen nur hören, was die Tänzerin von ihrer Rivalin denkt?“

„Ja.“

„Nun, das ist doch nichts Schlimmes. Wie viel würden Sie daran wenden, Herr Holm?“

„Ich denke, Sie wollen es aus Gefälligkeit thun?“

„Gewiß; aber sprachen Sie nicht von einem Trinkgelde?“

„Na, meinetwegen! Wie viel verlangen Sie?“

„Wie viel geben Sie?“

„Ich biete nichts. Sagen Sie, wie viel Sie verlangen!“

„Ist drei Gulden zu viel?“

„Ich gebe sie. Wann kann ich hinauf?“

„Sofort, wenn Sie es wünschen.“

„Ist die Leda daheim?“

„Ja.“

„Und ihre Mutter?“

„Auch. Aber wie lange wollen Sie oben bleiben?“

„Bis ich erfahren habe, was ich wissen will.“

„O weh!“

Der Kellner kratzte sich verlegen hinter dem Ohre.

„Was bedauern Sie denn?“ fragte Holm.

„Wenn Sie warten wollen, bis die Beiden von der amerikanischen Tänzerin zu sprechen anfangen, so können Sie vielleicht noch morgen oben stecken!“

„Das denke ich nicht.“

„Es kann doch der Fall sein, daß sie sich über diese Dame vollständig ausgesprochen haben und nun gar nicht wieder auf das Thema kommen.“

„Ich sorge dafür, daß sie darauf kommen.“

„Wie wollen Sie das anfangen?“

„Ich schreibe hier einige Zeilen, welche Sie der Leda geben, sobald ich mich im Nebenzimmer befinde.“

„Darf ich lesen, was Sie schreiben?“

„Ja.“

„Und wenn die Leda mich fragt, von wem der Brief ist?“

„Von einem Herrn, den Sie nicht kennen. Er ist hier gewesen und natürlich wieder fort. Für die Besorgung des Briefes zahle ich Ihnen noch zwei Gulden.“

„Also fünf in Summa?“

„Ja. Wie komme ich unbemerkt hinauf?“

„Das lassen Sie mich machen. Ich passe den Augenblick ab und bringe Sie hinauf. Bezahlen Sie Ihre Zeche, und lassen Sie sich Schreibmaterialien geben, daß Sie dann bereit sind, wenn ich Ihnen winke.“

Er ging. Holm ließ sich von dem ihn bedienenden Kellner Papier, Couvert, Tinte und Feder geben und schrieb folgende Zeilen:

„Meine angebetete Venus.

Wie ich höre, haben Sie eine kleine Verschwörung gegen die Amerikanerin Ellen Starton zu Stande gebracht. Man legt Ihnen im Geheimen Gegenminen. Nehmen Sie sich sehr in Acht, daß Sie nicht unterliegen, gerade dann, wenn Sie des Sieges sicher sind!

Ein treuer Bewunderer.“

Er verschloß diesen Brief, bezahlte seine Zeche und wartete. Nach ungefähr einer Viertelstunde wurde die Thür heimlich um eine Lücke geöffnet. Er sah seinen Verbündeten, welcher ihm winkte und dann die Thür wieder zumachte.

Nun griff er zum Hute und grüßte in unbefangener Weise, ganz so, als ob er wirklich zu gehen beabsichtige. Draußen im Hausflur angekommen, sah er den Kellner auf der unteren Treppenstufe stehen. Er eilte hin.

„Ist der Weg frei?“ fragte er.

„Ja.“

„Der Portier?“

„Den habe ich zum Hausknecht geschickt.“

„Und oben?“

„Das Zimmermädchen habe ich in die Küche beordert. Kommen Sie; aber leise!“

Sie stiegen die Treppe empor. Der Corridor war mit einem dicken Läufer belegt, welcher die Schritte fast ganz unhörbar machte. Hinten erblickte Holm eine Thür, welche nur angelehnt war. Dorthin wurde er von dem Kellner geführt.

„Haben Sie den Brief?“ fragte dieser.

„Ja. Hier ist er.“

„Schön. Ich werde ihn sogleich besorgen. Treten Sie hier ein!“

„Kreischt die Thür?“

„Nein. Aber geben auch Sie keinen Laut von sich! Die Thür schließen Sie natürlich zu.“

„Wo ist der Schlüssel?“

„Er steckt drin. Wenn Sie fertig sind, lassen Sie ihn da stecken. Sie gehen fort, als ob Sie das Recht gehabt hätten, hier oben zu sein. Gute Geschäfte!“

Dabei streckte er ihm die geöffnete Hand hin.

„Ah, richtig! Das hätte ich fast vergessen“ flüsterte Holm, leise lachend. „Hier!“

Er zog fünf Gulden hervor und gab sie dem Kellner.

„Danke!“ sagte dieser und schlich sich davon.

Holm trat ein, zog die Thür leise hinter sich zu und verschloß sie von innen. Hart an der Thür, welche in das Nebenzimmer führte, stand ein Stuhl, den jedenfalls der Kellner hingestellt hatte. Holm schlich sich unhörbar hin und setzte sich nieder.

Drüben war es so still, als ob kein Mensch anwesend sei; aber nach einer kleinen Weile hörte der Lauscher ein lautes Klopfen.

„Herein!“ sagte eine weibliche Stimme.

Holm hörte eine Thür öffnen, und dann vernahm er die Stimme des Kellners:

„Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, diesen Brief!“

„Von wem?“

„Von einem Herrn, welcher unten im Gastzimmer war.“

„Wer ist er?“

„Ich weiß es nicht. Ich kannte ihn nicht.“

„Ist er noch da?“

„Er ist bereits fort. Er gab mir den Brief im Fortgehen.“

„Warten Sie!“

Sie schien den Brief zu lesen. Dann hörte Holm sie fragen:

„Haben Sie diesen Herrn auch nicht vorher gesehen?“

„Nein, nie.“

„Beschreiben Sie ihn!“

„Hoch und stark gewachsen, schwarzer Vollbart, dunkle Augen, langer Pelz und hoher Filzhut."

„Hm! Daraus kann man sich nichts nehmen. Wie alt war er ungefähr?"

„Vierzig."

„Hatte er ein distinguirtes Aeußere?"

„Er schien vornehm zu sein."

„Also kein Bedienter?"

„Auf keinen Fall."

„Schön. Ich danke. Sie können gehen."

Holm hörte, daß der Kellner sich entfernte. Dann vernahm er eine andere weibliche Stimme, welche fragte:

„Jedenfalls Liebesbrief?"

„Nein."

„Aufforderung zu einem Rendez-vous?"

„Auch nicht, Mutter."

„Was denn?"

„Eine Warnung."

„Vor was denn?"

„Vor der Amerikanerin."

„Das wäre doch höchst sonderbar!"

„Ja. Höre einmal!"

Sie las den Brief vor und fragte dann:

„Was sagst Du dazu?"

„Gar nichts."

„Aber Du mußt Dir doch unter den Gegenminen, welche man mir legt, irgend Etwas denken?"

„Gar nichts denke ich."

„Ja, so bist Du! Gar nichts sagst Du, und gar nichts denkst Du! Alles soll ich allein denken, sagen und thun!"

„Das kannst Du auch; das ist Deine Pflicht. Du bist jung, ich aber bin alt. Ich habe genug gethan und will nun meine Ruhe haben."

„Ruhe!" erklang es in ärgerlichem Tone. „Ruhe, nur immer Ruhe! Ruhe und Geld, weiter verlangst Du nichts."

„Weil ich auch weiter nichts brauche."

„Das ist aber eben gerade genug. Habe denn ich Ruhe?"

„Eine Tänzerin braucht keine Ruhe!"

„Oder habe ich Geld?"

„Eine Tänzerin verdient Geld."

„Du bringst mich noch zur Verzweiflung! Sogar diesen Petermann habe ich allein auf mich nehmen müssen."

„Ich hatte nichts mit ihm zu schaffen. Uebrigens hast Du ihn so bedient, daß er sicherlich nicht wiederkommen wird."

„Ich hoffe das. Freilich entfernte er sich mit einer Drohung, welche ernstlich gemeint zu sein schien."

„Pah! Er kommt aus dem Zuchthause. Die geringste Veranlassung genügt, ihn in den Rückfall zu werfen."

„Wie aber kommt er dazu, zu behaupten, daß ich die Schuld an seinem Unglück trage?"

„Er hat auf den Busch geschlagen."

„Hm! Da kommt mir ein Gedanke. Sollte das vielleicht die Mine sein, von welcher hier in diesem Briefe die Rede ist!"

„Was?"

„Eben dieser Petermann."

„Der? Eine Mine? Lächerlich!"

„Warum nicht? Kann er nicht zufälliger Weise mit dieser Amerikanerin zusammengetroffen sein?"

„Dieser Zufall wäre doch sonderbar, und mehr als das; er wäre förmlich an den Haaren herbeigezogen."

„Warum das nicht auch? Petermann kann leicht erfahren, daß diese Starton meine Gegnerin ist. Er kann sie aufgesucht haben, um ihr mitzutheilen, was er von mir weiß."

„Was weiß er denn? Daß Du ein Kind gehabt hast und die Geliebte des Lieutenants von Scharfenberg gewesen bist. Was ist das weiter? Jede Tänzerin hat Liebhaber, und jede Tänzerin bekommt Kinder. Das mag er immer wissen."

„Aber wenn er nun das Andere vermuthet?"

„Was denn?"

„Frage nicht so dumm! Die fünftausend Gulden, welche Bruno auf sich nehmen mußte!"

„Was weiter, wenn er es ahnt? Beweisen muß er es können."

„Und dann der unglückselige Wurm —"

„Sei still! Wie kann er das wissen? Das sind vergangene Sachen, und an solchen Dingen darf man nicht rütteln. Sinne lieber nach, wer diesen Brief geschrieben haben mag."

„Ich kenne nur Zwei, auf die ich da rathen könnte."

„Wen?"

„Eben Bruno?"

„Ich denke, er ist verreist?"

„Er kann wieder zurück sein."

„Du sagtest doch, daß er nichts mehr von Dir wissen mag. Wie käme er dazu, Dich zu warnen?"

„Es braucht doch nicht gerade sein Wunsch zu sein, daß ich besiegt werde."

„Ist es seine Handschrift?"

„Nein."

„Das konnte ich mir denken. Er kann es nicht sein."

„Warum denn so absolut nicht?"

„Er würde eher daran arbeiten, daß Du unterliegst."

„Nein, nein. Alte Liebe rostet nicht."

„Richtig, sie rostet nicht, sondern sie wird ganz und gar alle! Ueberlege es Dir! Es kann ihm nichts daran liegen, Dich als Tänzerin hier in Engagement zu sehen. Er würde Dich am Allerwenigsten warnen. Wer ist der Andere, den Du meinst?"

„Der Baron."

„Das ist auch mir eher wahrscheinlich. Ist's seine Schrift?"

„Ziemlich. Es hat den Anschein, als ob er es mit verstellter Hand geschrieben habe."

„Nun, so dürfen wir also annehmen, daß er es ist. Er ist von jeher ein feiner Intriguant gewesen. Er hat einen schlauen Kopf. Er ist ganz der Mann, zu erfahren, was gegen Dich im Werke ist, und aus alter Anhänglichkeit warnt er Dich."

„Was nützt mir das?"

„Viel, sehr viel! Es ist immer besser, man weiß, daß man Feinde hat, als man ahnt es nicht."

„Aber er konnte sich bestimmter ausdrücken."

„Vielleicht thut er es noch. Er wird Dich überhaupt in nächster Zeit besuchen. Er hat die Pflegegelder zu bezahlen. Oder hat er es bereits gethan, und Du hast's verschwiegen?"

„Wo denkst Du hin? Ich selbst laure mit Schmerzen auf dieses Geld. Das hiesige Pflaster ist theurer als ich dachte."

„Nun, er ist stets pünctlich gewesen und wird es wohl auch dieses Mal sein. Eigentlich köstlich, köstlich!"

„Was?"

„Pflegegelder zahlen für ein Kind, welches gar nicht mehr vorhanden ist."

„Ja, dieser Gedanke war wirklich einzig."

„Er stammte von mir. Und zwar doppelte Ziehgelder. Von dem Baron und von diesem albernen Bruno. Kind, Du glaubst nicht, wie dumm diese Männer sind. Ein schönes Gesicht, ein üppiger Bau, ein Wenig geheuchelte Liebe — dann sind sie weg! Hätte dieser Bruno nachzurechnen vermocht, so hätte er einsehen müssen, daß das Mädchen nicht sein Kind sein könne. Er kannte Dich ja nicht ganz acht Monate. Ich möchte wirklich wissen, ob Petermann damals aus freiem Antriebe gehandelt hat."

„Ich glaube es ihm. Er hielt große Stücke auf seinen jungen Herrn. Zeit aber war es, daß ich verschwand."

„Und das Kind dazu. Es war überhaupt damals fast wunderbar, wie Alles so vortheilhaft in einander griff. Denke Dir nur die Kirchhofsscene!"

„Die war allerdings einzig!" lachte die Leda. „Ich war am Tage bei dem Begräbnisse gegenwärtig gewesen und hatte mir das Grab gemerkt."

„Abends begleitete ich Dich bis an die Mauer. Brrr! Ich fürchtete mich doch. Kirchhof bleibt Kirchhof. Als ich Dich hinaufgehoben hatte, duckte

ich mich nieder und zog den Mantel über mich weg. Ich wollte gar nichts sehen. Denke Dir dann meinen Schreck, als ich Dich sprechen hörte!"

„Auch ich erschrak nicht garstig, als ich, in der Nähe des Grabes angekommen, dort eine Gestalt sah, welche sich emsig zu schaffen machte."

„Hahahaha! Du hieltest sie für ein Gespenst!"

„Beinahe. Ich bemerkte aber sehr bald, daß ich es mit einem Mädchen zu thun hatte. Ich legte den Wurm bei Seite und schlich mich hin."

„Den Schreck, o, den Schreck hätte ich sehen mögen!"

„Sie brach förmlich zusammen. Und die guten Worte, welche sie dann geben konnte! Pah! Mir war es gerade recht, daß ich sie traf. Sie mußte es auf sich nehmen."

„Ja, das war ein feiner Gedanke von Dir. Damals sah ich, daß ich an Dir keine schlechte Schülerin gehabt hatte."

„Ich ließ sie fort, grub dann die Schachtel wieder aus und legte unseren Wurm hinein. Den ihrigen aber nahm ich mit. Es war kein Wurm, sondern ein Würmchen, ganz dürr, dünn und armselig. Heute frage ich mich oft, ob der Baron vielleicht gewußt hat, daß —"

„Was?"

„Daß dieses Mädchen auf dem Kirchhofe sein wird."

„Wie soll er das gewußt haben?"

„Weil er mir den Rath gab, die Leiche nach dem Kirchhofe zu schaffen."

„Wie, er war es, der Dich auf diesen Gedanken brachte?"

„Ja. Er machte mich auf das halb zugeworfene Grab aufmerksam."

„Davon weiß ich doch gar nichts!"

„Es ist die Rede noch nicht darauf gekommen Er sagte mir sogar die Zeit, in welcher ich gehen sollte."

„Sonderbar!"

„Und sodann fügte er hinzu, daß ich vielleicht etwas finden könne, was des Umtausches werth sei."

„Sollte er jene Kindesleiche gemeint haben?"

„Ich weiß es nicht, möchte es aber fast vermuthen. Natürlich hat er da gedacht, daß das Mädchen fertig sei und sich nicht mehr auf dem Kirchhofe befinde."

„Das ist ein Gedanke, der allerdings nicht aus der Luft gegriffen zu sein scheint. Aber, wenn Du das Richtige ahnst, konnte er dann auch das von der Scheune wissen?"

„Ja."

„Wieso?"

„Er sagte mir ja, daß ich Das, was ich umtausche, unter diese Scheune verbergen könne."

„Wie? Das hat er gesagt?"

„Ja."

„Und das erfahre ich erst jetzt!"

„Er verbot mir, Dir davon zu sagen."

„Warum?“

„Vielleicht traute er Dir nicht!“

„Hm! Getraut hat er mir stets. Jedenfalls hat er irgend eine Absicht gehabt. Er ist ein unergründlicher Mensch. Er weiß stets, was er thut, selbst wenn es Anderen ganz unerklärlich erscheint. Also deshalb mußte ich mit zu der Scheune! Aber dennoch wären wir fast in das Verderben gerannt. Wenn uns nun anstatt dieser riesigen Aurora ein anderer Mensch erwischt hätte!“

„Dann freilich wäre es um uns geschehen gewesen. Uebrigens war es doch gut, daß ich mich einschüchtern ließ und den Namen des Mädchens nannte, welchen ich kurz vorher auf dem Kirchhofe erfahren hatte. Sobald die Aurora diesen gehört hatte, stimmte sie augenblicklich um. Es schien fast, als ob sie auf diese Familie eine große Rache habe. Sie half das Kind verstecken, schob selbst die Steine vor und gab mir dann den Rath, am andern Tag den Brief an die Polizei zu schreiben.“

„Gut, daß es so abgelaufen ist! Dieser Rath war ein schlechter.“

„Wieso?“

„Wie leicht konnte entdeckt werden, wer den Brief geschrieben hatte. Du kannst Deine Hand nicht verstellen.“

„Wer aber kannte meine Schrift?“

„Niemand, das ist wahr. Aber Du hattest einige Male an Bruno geschrieben. Vielleicht hatte er die Briefe aufgehoben, und man kann nie wissen, wie der Teufel sein Spiel kartet.“

„Pah! Ich brauchte keine Angst zu haben.“

„Noch größer aber war die Unvorsichtigkeit mit der Gardinenschnur. Du hattest sie abgerissen. Wie nun, wenn man die Hälfte von dem Halse des Kindes nahm und sie mit der anderen Hälfte, welche noch in Deiner Stube hing, verglich?“

„Daran war nicht zu denken.“

„Es ist an Alles zu denken!“

„Um das zu thun, hätte man mich in Verdacht haben müssen!“

„Irgend ein Zufall konnte den Verdacht auf Dich lenken!“

„Man hätte auch wissen müssen, daß ich bei Petermann gewohnt habe. Man kannte mich überhaupt gar nicht. Lassen wir lieber diese alten Sachen. Die Andere sitzt im Zuchthause, und ich werde Primaballerina und werfe meine Netze nach irgend einem Geburts- oder Geldaristokraten aus.“

„Etwa wieder nach dem Barone?“

„Nein. Ich will nicht Geliebte sein; ich will Frau werden, und er ist verheirathet.“

„Seine Frau aber ist wahnsinnig. Er kann geschieden werden, und zwar sehr bald.“

„Hast Du nicht gehört, daß sie aus der Irrenanstalt verschwunden ist Sie kann baldigst wieder auftauchen. Nein, der Baron geht mich nichts mehr an. Ich angle mir einen Andern und Besseren.“

„Dann rathe ich Dir den Fürsten von Befour.“

„Der ist mir zu sauer, das heißt, er hängt mir viel zu hoch. Ehe ich an eine bestimmte Persönlichkeit denke, muß ich Engagement haben. Und um dies zu finden, muß ich Diejenigen poussiren, welche dabei maßgebend sind. Dabei fällt mir ein, daß ich noch einmal zum Capellmeister muß. Er wird die Partitur bekommen haben.“

„Du meinst, daß er seine Sache machen wird?“

„Jedenfalls. Er ist geizig, und ich habe ihm Orchestertantième versprochen. Ich habe sie Alle im Sacke, außer dem Director, der ein Dummkopf und Ignorant ist. Monsieur Léon Staubigel wird sein Möglichstes thun. Ich wollte, er hätte seinen Lohn bereits!“

„Fürchtest Du Dich vor ihm?“

„Fürchten? Unsinn! Aber er ist ein altes Gerippe, und es ist gewiß kein Vergnügen, nach der Vorstellung sich von ihm nach dem Bellevue entführen zu lassen, um in seinen Armen zu liegen. Damit will er sich bezahlt machen. Er hat es sehr eilig, daß er mir bereits jetzt mittheilt, wohin er mich führen will. Dieses eine Mal muß ich mich fügen. Später führe ich ihn an der Nase irre. Jetzt gehe ich. Adieu!“

„Adieu! Wirst Du lange fort bleiben?“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Kürze die Liebenswürdigkeiten mit dem alten Capellmeister ab.“

„Liebenswürdigkeiten? Wo denkst Du hin! Geld will Der haben. Ein einziger Kreuzer ist ihm lieber, als tausend Küsse von den schönsten Lippen. Ich bin neugierig, wie viel Procent er verlangen wird, nachdem ich dem Oberclaqueur bereits für ein Jahr zehn vom Hundert versprechen mußte.“

„Ein reicher Liebhaber bringt das wieder ein!“

„So hilf mit suchen, daß ich baldigst einen finde, denn unsere Casse reicht nicht weit mehr aus!“

Holm hörte die Thür öffnen und schließen; dann wurde es drüben still.

Was hatte er Alles vernommen! Es war ihm, als ob er träume. Stand das, was er erlauscht hatte, vielleicht in Beziehung zu dem, was ihm von dem Theaterdiener erzählt worden war? Es kam dies als höchst wahrscheinlich vor. Wer war jener Petermann, jener Bruno, jener Baron und jene riesige Aurora? In Beziehung auf Petermann und den Baron gab es Anhaltepuncte: der Erstere war auf dem Zuchthause gewesen, und der Letztere hatte eine Frau, welcher es gelungen war, aus der Irrenanstalt zu verschwinden. Daraufhin war es vielleicht möglich, diese beiden Personen zu erfragen.

Von Dem, was er eigentlich erlauschen wollte, hatte er nur wenig gehört, desto mehr aber Anderes. Und dieses Andere war im höchsten Grade wichtig. Gelang es ihm, den Faden zu finden, dann war es um diese Leda geschehen. Ein Lieutenant von Scharfenberg war genannt worden, dessen Geliebte sie gewesen war. Nun man konnte sich ja nach diesem Namen erkundigen.

Jetzt nun war nichts mehr zu erlauschen. Holm hielt es für gerathen,

sein Versteck zu verlassen. Er schlich sich hinaus, klinkte die Thür zu und verließ, ohne behelligt zu werden, das Hotel.

Natürlich ging er nun direct nach Hause. Als er die drei Treppen emporgestiegen war und die Thür leise öffnete, sah er den Vater schlafend in dem Polsterstuhle liegen. Auf dem Gesichte des Kranken lag ein Zug lächelnden Glückes, wie es lange, lange nicht mehr zu beobachten gewesen war. Hilda saß am Tische und nähte. Sie war allein, da sich die Nachbarin nicht mehr hier befand.

Als sie den Bruder erblickte, sprang sie eilig auf und kam ihm freudig entgegen.

„Endlich, endlich!“ flüsterte sie, ihm den Mund zum geschwisterlichen Kusse bietend. „Welch eine Angst habe ich um Dich ausgestanden!“

„Wirklich, Hilda?“ fragte er leise.

„Jawohl! Du bist ja seit gestern gar nicht nach Hause gekommen!“

„Das geschieht nicht zum ersten Male.“

„Aber gerade dieses Mal habe ich so sehr auf Dich gewartet.“

„Warum?“

„Ich habe Dir viel zu erzählen.“

„Gutes?“

„Ja.“

Sie lächelte ihn so glücklich an, daß er den Kopf schüttelte und dann sich erkundigte:

„Es scheint allerdings hier ein freundlicher Engel eingezogen zu sein. Vater lächelt im Schlafe, und auch Du machst ein Gesicht, als ob Du einen großen Fund gethan hättest.“

„Das ist auch wirklich der Fall.“

„So erzähle!“

„Nicht jetzt. Erst mußt Du natürlich essen.“

„Ich habe bereits gegessen.“

„O, o, das glaube ich Dir nicht!“ sagte sie, ihm mit dem Finger drohend.

„Warum nicht?“

„Weil Du stets behauptest, gegessen zu haben. Das thust Du aber nur, damit Vater und ich Alles bekommen sollen.“

„Dieses Mal aber ist es wirklich so.“

„Das wird sich zeigen. Riechst Du nichts?“

Erst diese Frage machte ihn auf den Bratengeruch aufmerksam, welcher die Stube durchduftete.

„Sauerbraten!“ sagte er. „Hilda, welche Verschwendung!“

„O,“ lächelte sie, „wir können fein leben, denn wir haben die Mittel dazu!“

„Du hast gestern Arbeit fortgetragen?“

„Ja.“

„Nun, was Du da erhalten hast, wird nicht lange reichen. Aber ich habe Geld, ich! Hörst Du es?“

Sie machte ein scherzhaft überraschtes Gesicht und fragte:

„Du? Du hast Geld?“

„Ja, ich!“

„Das wird auch viel sein!“

„O, es ist wirklich viel, außerordentlich viel.“

„Multiplicire nicht! So viel Geld, wie ich habe, hast Du aber auf keinen Fall!“

Er hielt das für einen Scherz, daher antwortete er:

„Das will ich glauben. Zähle doch einmal auf!“

„Jetzt nicht. Erst mußt Du essen. Komm heraus, damit wir den Vater nicht stören!“

Sie öffnete die Schlafstube. Auch diese war geheizt. Und das kleine, dort stehende Tischchen war gedeckt.

„Hilda! Sapperlot! Ist denn Feiertag?“ scherzte er.

„Ja, heute ist Feiertag,“ antwortete sie. „Setze Dich! Ich hole das Essen!“

„Aber Kind, ich sage Dir, daß ich wirklich nicht essen kann. Ich habe bereits gegessen!“

Sein Gesicht war dabei so ernst, daß sie sich versucht fühlte, ihm für dieses Mal Glauben zu schenken.

„Wirklich?“ fragte sie.

„Ja.“

„Wo denn?“

„Im Hotel zum Kronprinzen.“

„Aber dort soll es so theuer sein!“

„Ja. Ich habe vier Gulden bezahlt.“

„Herrjesses!“

„Siehst Du, wie Du staunst! Und rathe einmal, was ich mir habe auftragen lassen!“

„Sage es lieber gleich!“

„Nun, Gänsebraten und Rehrücken.“

„Gänsebraten und Rehrücken? Fast hätte ich es geglaubt, daß Du gegessen hast, nun aber ist es gewiß, daß Du wieder nur so sagst. Du denkst, wir haben nicht viel, und willst uns Alles lassen. Aber warte nur, Du sollst bemerken, daß Deine Rechnung sehr falsch ist!“

„Sie ist richtig. Schau einmal her!“

Er öffnete das Portemonnai und legte sein Geld auf den Tisch. Als sie diese Summe erblickte, schlug sie die Hände zusammen und sagte:

„Welch ein Geld! Welch eine Summe! Ist das Dein, wirklich Dein!“

„Ja, freilich!“

„Das kann man ja kaum fassen und begreifen! Woher hast Du es denn erhalten?“

„Von meinem neuen Chef.“

„Einen neuen Chef hast Du?“

„Ja.“

„Du sprichst in Räthseln!“

„Nun, ich bin nicht mehr bei dem Residenzblatte, sondern bei dem Regierungs-Journale angestellt.“

„O, das wäre ein Glück!“

„Es wäre nicht nur, sondern es ist ein Glück. Und zwar bin ich nicht Reporter, sondern wirklicher Mitarbeiter. Ich habe Artikel zu schreiben.“

Sie legte in tiefer, freudiger Verwunderung die Hände zusammen und sagte zu ihm:

„Max, es wäre gar nicht hübsch von Dir, wenn Du Spaß machtest!“

„Hilda, es ist Ernst.“

„O Gott, dann haben wir das Glück ja in aller, aller Wirklichkeit!“

„Gewiß, meine liebe Schwester. Der Commissionsrath selbst hat mich engagirt und mir hundert Gulden vorausbezahlt.“

„Hundert Gulden!“

„Ja. Und mit dem Fürsten von Befour habe ich auch gesprochen. Denke Dir!“

„Mit diesem hohen, berühmten Herrn? Wo trafst Du ihn?“

„Gestern Abend bei Geheimraths, wo ich zu spielen hatte. Man war so zufrieden, daß ich noch zehn Gulden erhielt, und der Fürst hat mich sogar erkannt!“

„Erkannt? Wieso?“

„Er hat mich drüben in den Vereinigten Staaten gesehen und gehört und sich sofort an mich erinnert. Ich konnte nicht leugnen, und wurde von ihm eingeladen.“

„Zu diesem Herrn eingeladen? Max, weißt Du, was das heißt?“

„O gewiß, Hilda.“

„Wann sollst Du kommen?“

„Heute früh neun Uhr.“

„Heute — früh! Das ist ja vorüber!“

„Freilich!“

„Warst Du denn dort?“

„Natürlich!“

„Das mußt Du mir erzählen! Was wollte er? Was hatte er mit Dir zu sprechen?“

„Ueber Dieses.“

Hatte er den Arm mit Absicht so gehalten, oder war sie mit ihren eigenen Gedanken so beschäftigt gewesen, daß sie nichts bemerkt hatte, kurz, als er ihr jetzt seine Hand zeigte, fuhr sie erschrocken zurück.

„Herrgott!“ sagte sie. „Du bist verbunden! Sag, was ist's mit der Hand? Was ist geschehen?“

„Nichts Böses! Sei ohne Besorgniß, liebe Hilda! Ich bin operirt worden.“

„Operirt! Und das sagst Du so lächelnd!“

„Ja. Ich werde nämlich in ganz kurzer Zeit diese Hand gerade so gebrauchen können wie vorher.“

„Du meinst, daß Du mit der linken Hand wieder die Saiten greifen kannst?“

„Ja.“

Er erzählte ihr Alles, was er seit gestern erlebt hatte, nur Ellen Starton erwähnte er nicht. Sie hörte ihm aufmerksam zu. Ihr schönes Gesichtchen wurde immer röther und röther, von seltener Freude gefärbt. Und als er endlich geendet hatte, glänzten die Thränen des Entzückens in ihren Augen.

„Welch ein Glück, welch ein großes, großes Glück!“ sagte sie. „Max, bist Du auch dankbar gewesen?“

„Dankbar? O, wie sehr.“

„Du meinst, dem Fürsten und dem Commissionsrath?“

„Ja.“

„Ich meine einen Andern.“

„Wen?“

„Den lieben Gott. Hast Du bereits gebetet?“

Er senkte den Blick. Ueber seine Schläfen zog sich eine leise Röthe. Er antwortete nicht.

Da wendete sie sich gegen das Fenster, durch welches die Strahlen der winterlichen Sonne hereinbrachen, faltete die Hände und sagte mit halblauter Stimme:

„Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut
Dem Vater aller Güte,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüthe
Mit seinem reichen Trost erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer stillt.
Gebt unserm Gott die Ehre!“

Und hingerissen von dem frommen Bilde, welches ihm die Schwester bot, trat er zu ihr, legte den linken Arm um sie, zog sie an sich, ergriff mit seiner Rechten ihre beiden Hände und sagte:

„Ich rief den Herrn in meiner Noth:
Ach Gott, erhör' mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Trost gedeihen.
Drum dank, ach Gott, drum dank ich Dir
Ach danket, danket mit mir;
Gebt unserm Gott die Ehre!“

Und Beide vereint fuhren dann fort:

„So kommet vor sein Angesicht
Mit jauchzenvollen Sprüngen.
Bezahlet die gelobte Pflicht,
Und laßt uns fröhlich singen:

Der Herr hat Alles wohl bedacht
Und Alles, Alles recht gemacht;
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Sie standen noch eine Weile in einander verschlungen, still und in Dankbarkeit versunken. Dann machte Hilda sich leise von dem Bruder los und zog ihr Portemonnai hervor. Ihr Gesichtchen erglühte, als sie stockend sagte:

„Lieber Max, blicke einmal da hinein!"

Er blickte sie erst forschend an; dann öffnete er das Geldtäschchen, um zu sehen, was es enthalte.

„Was ist das, Hilda?" fragte er erstaunt, fast bestürzt. „Gold! Wie kommt das zu Dir?"

„Soll ich es Dir erzählen?"

„Ja! Freilich!"

„Aber wenn es mir nun schwer fällt, sehr schwer?"

„So schaffe es so schnell wie möglich wieder fort. Das, wovon man nicht mit leichtem, ruhigem Herzen sprechen kann, das ist ein Unrecht oder gar eine Sünde!"

„Ich werde es doch wohl behalten müssen!"

„Erzähle!"

„Versprichst Du, mich nicht auszuzanken?"

„Komme erst einmal her!"

Er nahm ihre beiden Hände, zog sie näher an sich heran und blickte ihr ernst und forschend in die Augen. Sie war verlegen und ängstlich, das sah er; ihr Gesichtchen erglühte, aber sie hielt seinen Blick doch aus.

„Nein, Hilda," sagte er. „Auszanken werde ich Dich nicht. Du kannst einen Irrthum begehen, ein Unrecht aber nimmermehr. Nicht wahr?"

„Ja, es war ein Irrthum; aber ich konnte doch nicht ahnen, daß Du so viel Geld bringen würdest. Und schwer ist es mir gefallen, unendlich schwer, das darfst Du mir getrost glauben."

„Was? Was ist Dir schwer gefallen?"

„Das, was ich dann dennoch nicht that. Ich hatte es mir freilich sehr fest vorgenommen, denn der Bruder braucht fünfzehn Gulden, und dieser Jude Salomon Levi wird sehr bald kommen, um" — fügte sie stockend hinzu — „um den Wechsel zu präsentiren."

Er erschrak auf das Heftigste.

„Einen Wechsel zu präsentiren? Habe ich recht gehört?"

„Ja, lieber Max."

„Hat er denn ein Accept in der Hand?"

„Ja."

„Aber ich weiß ja kein Wort davon!"

„Sei ruhig, mein lieber Bruder! Die Gefahr ist ja vorüber. Höre mir lieber zu!"

Sie erzählte, wie sie und der kranke Vater sich genöthigt gesehen hatten, sich dem Wucherer zu verschreiben. Als sie geendet hatte, sagte er:

„Welch eine Unvorsichtigkeit! Um mich nicht zu beunruhigen, steckt Ihr Euch in zehnfache Sorge. Ich —"

„Still!" bat sie, ihm die Hand auf den Mund legend. „Du weckst sonst den Vater auf. Und übrigens hast Du mir versprochen, mich nicht auszuzanken!"

„Nun gut, ich muß leider Wort halten! Aber noch weiß ich nicht, wie Du zu dem vielen Gelde kommst."

„Das wirst Du hören. Ich wollte Geld verdienen, schnell und genug. Ich zermarterte mir den Kopf, auf welche Weise dies am Besten geschehen könne, aber es kam mir kein erlösender Gedanke. Da sah mich der Ballettmeister, als ich seiner Frau Arbeit brachte. Weißt Du, er ist auch Kunstmaler!"

„Ich weiß es."

„Er sollte eine Psyche malen. Er brauchte ein Modell."

Max horchte auf.

„Er hatte kein brauchbares gefunden. Als er mich sah, meinte er, daß es kein passenderes Modell geben könne, und bot mir einen Gulden für die Sitzung."

Da fuhr der Bruder blitzschnell von seinem Sitze empor und rief, trotz des schlafenden Vaters mit überlauter Stimme:

„Hölle und Teufel! Hilda, Mädchen! Bist Du bei Sinnen?"

„Ich wollte nicht. Aber so oft ich kam," fuhr die Schwester fort, „gab er sich Mühe, mich zu überreden. Und endlich, gestern, willigte ich ein."

Da ließ er die Arme sinken; sein Auge verlor den Glanz, und seine Lippen wurden blaß.

„Du hast — Modell gesessen?" stieß er hervor.

„Nein."

„Aber Du erzählst ja, daß Du eingewilligt hast!"

„Aber gethan habe ich es doch nicht. Höre weiter!"

Sie erzählte das Erlebniß wahrheitsgetreu. Als sie bis dahin gekommen war, wo sie angekleidet aus dem Cabinet getreten war, sagte er tief aufathmend:

„Dem Himmel sei Dank! Ich hätte diesen Herrn Balletmeister und Kunstmaler umgebracht! Was sagte er?"

Sie fuhr in ihrem Berichte fort. Jetzt, wo ihr das Herz wieder leicht geworden war, fand sie die geeigneten Ausdrücke, die komische Kampfesscene auf das Humoristischste zu schildern, so daß auch Max laut auflachen mußte. Dann erwähnte sie die fremde Dame, von welcher sie in Schutz genommen worden war.

„Wer war sie?" fragte er.

„Das wirst Du sogleich erfahren. Ich glaubte, es sei ein Engel oder eine Fee eingetreten. Ich habe nicht geahnt, daß eine Dame so schön, so unendlich schön sein kann. Könnte ich sie Dir doch nur beschreiben. Sie

führte mich fort und nahm mich mit in ihre Wohnung, nämlich in das Hotel Union —"

„Dort wohnen nur Fremde."

„Sie ist auch fremd. Sie hat eine Negerin bei sich."

Er horchte auf.

„Wie alt ist diese Negerin?" fragte er rasch.

„Vielleicht vierzehn Jahre."

„Hast Du ihren Namen gehört?"

„Ja."

„Wie heißt sie?"

Sie sagte es ihm und hielt es für sehr verwunderlich, daß er dann mit einem raschen Schritte zum Fenster trat. Er wollte die Gluth verbergen, welche sein Gesicht bedeckte. Endlich drehte er sich um und fragte:

„Warum nahm sie Dich mit zu sich?"

„Um mir Arbeit zu geben."

„Hast Du Aufträge erhalten?"

„Ich soll nur für sie arbeiten, und die hundert Gulden hat sie mir vorausbezahlt."

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob da etwas wegzuwischen sei. Dann fragte er:

„Wie heißt sie?"

„Hier ist ihre Karte, welche sie mir mitgab."

Er warf einen Blick darauf und sah den Namen, der ihm der allertheuerste war. Dann sagte er im Tone tiefster Traurigkeit:

„Hilda, o Hilda, hättest Du das doch nicht gemacht!"

„Was denn? Sie nahm mich ja mit! Konnte ich anders?"

„Das Geld solltest Du nicht nehmen."

„Warum nicht? Ich hatte solche Freude. Wir befanden uns in so tiefer Bedrängniß."

„Und dennoch hättest Du es zurückweisen sollen!"

Sie blickte ihn mit stummem Vorwurfe an; dann versuchte sie sich zu entschuldigen:

„Ich wußte nicht, daß Du heute Geld erhalten würdest!"

„Aber, was sie nun von uns denkt!"

„Daß wir arm sind!"

„Das ist keine Schande; aber daß wir einen Vorschuß annehmen müssen! Hat sie denn nach unsern Verhältnissen gefragt?"

„Ja."

„Auch nach den Personen?"

„Ja, nach Dir auch."

„Hast Du gesagt, was ich bin und was ich war?"

„Gewiß. Hätte ich das nicht thun sollen?"

„Nein. Weißt Du, was diese Dame ist?"

„Nun, was?"

„Eine amerikanische Tänzerin. Sie soll morgen Abend mit einer Rivalin in die Schranken treten."

Erst jetzt begann es in Hilda zu dämmern. Warum war der Bruder gestern so glücklich gewesen? Warum war er heute so traurig darüber, daß sie den Vorschuß angenommen hatte? Sollte Miß Ellen Starton jene Tänzerin sein, von welcher sie in seinem Tagebuche gelesen hatte?

Wenn sie es war, so konnte es Hilda begreifen, wie er es nicht vermocht hatte, ihr Bild aus seiner Seele zu reißen. Sie sah aber auch ein, wie der Vorschuß seinen Mannesstolz verletzen müsse. Sie wollte eben ein Wort der Entschuldigung sagen; da hörte man draußen an die Stubenthür klopfen. Hilda ging, um zu öffnen, und ließ die Verbindungsthür um eine Lücke offen.

„Grüß Gott, liebes Kind! Ich komme, um Wort zu halten!" sagte eine gedämpfte, aber außerordentlich wohlklingende Stimme.

„Willkommen, gnädiges Fräulein!" antworte Hilda. „Wie beschämen Sie mich durch diesen Besuch!"

„Beschämen? O nein, o nein! Wer ist dieser alte, ehrwürdige Herr?"

„Mein armer Vater."

„Von welchem Sie erzählten? Er schläft. Stören wir ihn ja nicht. Bitte, lassen Sie uns in das Nebenzimmer treten, damit er uns hier nicht sprechen hört!"

Sie öffnete die Thür. Da lag die kleine, ärmliche Stube; da standen die mit billigem, buntem Kattun überzogenen Betten, und — da lehnte Max an der Wand, bleich wie der Tod und mit gesenktem Auge.

Der Blick der Amerikanerin leuchtete auf. Doch in ruhigem Tone fragte sie:

„Ah, ich störe vielleicht. Wer ist dieser Herr?"

„Mein Bruder, Max Holm, Miß Starton."

Ellen verbeugte sich. Max versuchte, diese Verbeugung zu erwidern, konnte aber nicht sagen, ob oder wie ihm dies gelungen sei. Ihr Auge fiel auf seine Hand. Es war, als ob sie zusammenzucke. Ihrer Stimme aber war nichts anzumerken, als sie fragte:

„Sind Sie blessirt, Herr Holm?"

„Nein," antwortete er.

Und an seiner Stelle fuhr Hilda, welche die ganze Situation begriffen hatte, fort:

„Eine frühere Wunde wurde falsch geheilt; jetzt ist die Stelle operirt worden."

„Sagten Sie nicht, daß Ihr Herr Bruder Reporter sei?"

„Gestern sagte ich es."

„Eine mühevolle Beschäftigung, nicht, Herr Holm?"

„Das darf ich wohl bestätigen," antwortete er. „Auch jetzt ruft mich meine Pflicht, so daß ich mich gezwungen sehe, mich Ihnen zu empfehlen."

Er griff nach seinem Hute. Hätte er gesehen, mit welcher Theilnahme

ihr Blick ihm folgte, so wäre er wohl nicht mit der Bitterkeit fortgegangen, welche jetzt sein Herz vergällte.

„Verloren, verloren!“ murmelte er, als er langsam die Treppe hinabstieg. „Hilda hat keine Ahnung, was für ein Herzeleid sie mir angethan hat.“

Er schritt hinaus auf die Straße, wohin, das war ihm gleich. Er hatte weder Acht auf rechts noch auf links, bis er fast mit einem Passanten zusammenrannte, welcher, ihn beim Arme packend, ihn anredete:

„Sapperlot, Herr Holm, träumen oder dichten Sie?“

Er blickte erschrocken auf.

„Herr Commissionsrath! Verzeihung!“

„Sie müssen denn doch, ganz gegen meine Meinung, ein schlechter Reporter gewesen sein. Suchen Sie die Neuigkeiten auf Ihren Fußspitzen?“

„Doch nicht. Ein jeder Mensch hat einmal einen Augenblick, an welchem er nicht zu Hause ist.“

„Und diesen Augenblick haben Sie jetzt? Schön! Worüber dachten Sie nach?“

„Ueber die Aufgabe, welche Sie mir gestellt haben.“

„Prächtig! Werden Sie sie lösen?“

„Zur Zufriedenheit.“

„Nicht zu sanguinisch, mein Lieber!“

„Ich überschätze mich nie, Herr Commissionsrath; aber der Stoff, den ich mir gesammelt habe, verbürgt mir den Erfolg.“

„Ist er interessant?“

„Noch viel mehr!“

„Also hochinteressant?“

„Selbst noch mehr als das. Er ist geradezu zündend. Mein Artikel wird in die Gesellschaft platzen wie eine Granate.“

„Halten Sie Wort! Ihr Schade wird es nicht sein! Darf ich vielleicht bereits jetzt Etwas erfahren?“

„Ich möchte Sie ersuchen, mich von einer Mittheilung jetzt zu dispensiren.“

„Ganz wie Sie wollen. Aber wann erhalte ich die Arbeit?“

„Sobald sie beendet ist.“

„Hm! Das ist höchst unbestimmt. Ich hatte gerechnet, bereits für die morgende Nummer Etwas zu bekommen.“

„Unmöglich!“

„Warum?“

„Ich darf Ihnen nichts Unreifes geben, und ebenso müssen die Ereignisse erst zur Reife gelangen.“

„Vielleicht ist's dann zu spät, diesem Residenzblatte eine Schlappe zu bereiten.“

„O nein! Die Schlappe wird beispielslos sein.“

„Nun gut, so will ich Ihnen vertrauen. Sie besuchen doch morgen die Vorstellung?“



„Träumen Sie?"

„Ja. Ich werde mir bereits heute ein Billet besorgen."

„Ist nicht nothwendig. Hier haben Sie ein Passepartout. Behalten Sie es. Es öffnet Ihnen alle Thüren."

Er ging weiter. Holm steckte das Billet ein und begann nun erst, sich zu orientiren. Er befand sich auf der Palaststraße.

„Ich habe wahrhaftig geträumt," murmelte er. „Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin. Doch halt, es ist ja gut, daß ich mich in dieser Gegend befinde. Gehe ich immer geradeaus, so komme ich nach dem Bellevue, wo morgen der Oberstclaquer mit der Leda Hochzeit hält. Ich werde mich doch einmal erkundigen, ob er sich bereits das Logis reservirt hat."

Als er am Palais des Fürsten von Befour vorüberschritt, trat dieser soeben aus dem Portal. Holm zog ehrerbietig den Hut, und der Fürst dankte sehr leutselig.

„Wie steht es mit der Hand?" fragte der Letztere. „Haben sich Schmerzen eingestellt?"

„Nein, Durchlaucht. Es scheint Alles gut."

„Wollen es wünschen. Gehen Sie spazieren oder in Geschäften?"

„Beides. Ich spaziere und denke dabei an das Geschäft."

„Auch ich wollte ein wenig Schneeluft schöpfen. Wohin wenden Sie sich jetzt?"

„Nach dem Bellevue."

„Nehmen Sie mich mit?"

Holm war ganz entzückt, mit diesem Manne gehen zu können, und drückte das in Worten aus.

„Bitte, keine Ueberschwänglichkeiten," sagte der Fürst. „Wir Menschen sind gleichwerthig, sobald ein Jeder seine Pflicht erfüllt. Wie ich hörte, hat Ihr Engagement eine Aenderung erfahren?"

„Wie? Durchlaucht wissen das bereits?"

Der Fürst lächelte leise vor sich hin und antwortete:

„So Etwas spricht sich schnell herum. Ist Ihnen vielleicht eine Probeaufgabe geworden?"

„So etwas Aehnliches. Wenigstens möchte ich es so nennen."

„Darf man es wissen?"

„Gewiß! Es betrifft den für morgen zu erwartenden Wettstreit zwischen den beiden Tänzerinnen. Durchlaucht haben, wie ich gestern zu hören die Ehre hatte, die Amerikanerin gesehen?"

„Einige Male. Sie wird siegen."

„Ich möchte es bezweifeln."

„Und ich behaupte es."

„Sie hat es mit Gegnern zu thun, denen selbst das unehrlichste Mittel gut genug ist, wenn es nur dazu dient, den Zweck zu erreichen."

„Sie wird dennoch siegen, wenn auch nicht morgen."

„Ja, wenn Durchlaucht so meinen, dann bin ich freilich ganz derselben

Meinung. Aber wehe diesen Intriguanten, wenn sie es zu toll treiben! Sie bekommen es mit mir zu thun!"

„Ah! Sind Sie so fürchterlich?"

„Wenigstens hoffe ich, meinen Mann zu stellen."

„Sie werden Ihre Lanze der Amerikanerin zu Ehren einsetzen, wie ich vermuthe?"

„Sicher! Und wen diese Lanze trifft, der ist verloren."

„Diese Worte lassen vermuthen, daß Sie sich bereits in den Besitz guter Waffen gesetzt haben?"

„Ja; ich bin so glücklich gewesen, Dinge zu erfahren, welche mich an meinem Siege nicht zweifeln lassen. Die Gegner unserer Miß Ellen haben sich Blößen gegeben, welche nicht mehr zu verhüllen sind."

„Darf man vielleicht diese Blößen kennen lernen?"

„Da müßte man erst die Gegner kennen."

„Nun, wer sind sie?"

„Zunächst dieser Herr Intendant des Residenztheaters."

„Was ist er für ein Mann?"

„Dumm, stolz und eingebildet, und dabei ein großer Bewunderer der Schönheit."

„Ah! Die Amerikanerin ist schön; also sollte er eigentlich nicht zu ihren Gegnern zählen."

„Sie ist schön, sehr schön, das ist wahr. Aber ihre Schönheit ist eine dianenhafte; sie ist keusch, rein, unberührbar. Der Intendant hat einen vergeblichen Angriff unternommen und ist auf eine geradezu demüthigende Weise abgewiesen worden. Leda dagegen hat ihn erhört."

„Dann läßt sich allerdings die Gegnerschaft begreifen. Die übrigen Widersacher? Wer sind sie?"

„Der Capellmeister, der Balletmeister, der Chef der Claqueurs und der Chefredacteur des Residenzblattes."

„Wie hat sie sich diese Herren zu Feinden gemacht?"

„Ganz auf dieselbe Weise und aus demselben Grunde. Man hat ihr zugemuthet, sich ihr Engagement durch Opfer zu erkaufen, welche ein braves Weib unmöglich bringen kann. Sie hat diese Zumuthungen in ihrer vornehmen Weise abgewiesen, während Mademoiselle Leda sich hingegeben hat, wo, wie und wann es verlangt wurde. Alle die genannten Herren sind einig, die Leda zu engagiren."

„Hm! Vielleicht verrechnen sie sich."

„Ich möchte den Einfluß, welchen diese Männer besitzen, denn doch nicht unterschätzen."

„Ich thue das auch nicht; aber ich habe Miß Starton gesehen und weiß, daß sie das Publicum hinreißen wird."

„Vielleicht läßt man es gar nicht dazu kommen."

„Wie wollte man dies anfangen?"

„Durch allerhand Intriguen. Es ist zu bedenken, daß fünf einflußreiche

Theaterbeamte den Wunsch haben, sie durchfallen zu lassen. Diese Herren stehen an der Spitze der Theaterverwaltung und befinden sich im Besitze so vieler Mittel, ihren Zweck zu erreichen, daß es ihnen wohl gar nicht einfallen wird, an dem Erfolge ihrer Bemühungen zu zweifeln."

„Ich kann Ihnen freilich nicht Unrecht geben. Mein Interesse für diese außerordentliche Dame ist ein sehr großes; ich möchte sie gern in meinen Schutz nehmen; aber während ich in den Kreisen des Hoftheaters en vogue bin, kenne ich die Verhältnisse und Persönlichkeiten des Residenztheaters leider zu wenig, als daß ich mir irgend einen Einfluß zutrauen dürfte."

„Vielleicht gelingt es mir, diesen Herren ein Paroli zu bieten, obgleich ich nur ein armer Reporter bin."

„Was wollen Sie thun? Wie wollen Sie in der Weise hinter ihre Machinationen kommen, daß Sie dieselben zu Schanden machen können? Sie haben ja nur bis morgen Zeit, ihre Intriguen zu hintertreiben?"

„Dies zu können, maße ich mir gar nicht an. Mein Wirken kann nicht ein präservatives sein; das heißt, ich kann nichts verhüten. Aber ich kann etwas noch viel Besseres: Nämlich ich kann mit Keulen drein schlagen, wenn ich erkenne, daß man sich morgen irgend einer Ungerechtigkeit schuldig macht."

„Sie scheinen überzeugt, daß dies der Fall sein wird."

„Allerdings. Man ist so sehr überzeugt, die Amerikanerin durchfallen lassen zu können, daß der Chef der Claqueurs sich bereits seine Prämie ausbedungen hat."

„Von der Leda?"

„Ja."

„Worin soll diese Prämie bestehen?"

„In einer Schäferstunde."

„Ah! Wissen Sie das genau?"

„Ich habe es aus sicherem Munde."

„Wann soll diese Schäferstunde gewährt werden?"

„Morgen Abend nach der Vorstellung."

„So bald? Wo?"

„Auf dem Bellevue."

„Sehr hübsch! Das könnte Ihnen Gelegenheit geben, sich einen Spaß zu machen."

„Gewiß! Ich habe ganz dasselbe gedacht, und es fällt mir gar nicht ein, diese Gelegenheit zu versäumen."

„Was haben Sie sich ausgesonnen?"

„Noch nichts."

„Dann denken Sie nach."

„Ich will eben jetzt nach dem Bellevue. Der Wirth ist ein sehr guter Bekannter von mir, der mir den Spaß wohl nicht verderben wird."

„Ich gehe mit."

„Kennt der Wirth Sie, Durchlaucht?"

„Ja. Sollte er irgend welche Bedenken hegen, Ihnen zu Willen zu sein, so werde ich dieselben zerstreuen.“

„Ich will nämlich zunächst erfahren, ob er bereits weiß, daß Herr Léon Staudigel morgen Abend kommen wird.“

„So heißt dieser Chef der Claqueurs?“

„Ja.“

„Wunderbarer Name! Wenn der Mann so ist wie sein Name, dann ist er jedenfalls ein sonderlicher Kauz. Doch, da ist das Bellevue. Gehen wir hinein!“

Das genannte Etablissement lag auf einer vor der Hauptstadt befindlichen Anhöhe, von welcher sich eine sehr hübsche Aussicht über die Residenz bot. Daher der Name Bellevue. Es gab hier Restaurant, Tanzsaal und Fremdenzimmer. In das Erstere traten die Beiden.

Sie befanden sich noch nicht lange da, so kam der Wirth in die Restauration, in welcher sie von einem Kellner bedient worden waren. Er erblickte die zwei Gäste und stutzte. Der arme Reporter und Bierfiedler neben dem Fürsten von Befour an einem und demselben Tische, das war ihm unerklärlich. Max Holm winkte ihm, und er folgte dieser Aufforderung. Er machte dem Fürsten eine außerordentlich tiefe Verbeugung.

„Haben Sie für einige Augenblicke Zeit?“ fragte Holm.

„Ja, für Sie stets, wie Sie wissen.“

„Wollen Sie sich einmal zu uns setzen?“

„Zu Ihnen?“ fragte er erstaunt. „Kennen sich die Herren denn?“

„Ja,“ antwortete der Fürst. „Setzen Sie sich immerhin zu uns. Auch ich ersuche Sie darum.“

„Nun, wenn Durchlaucht befehlen, muß ich gehorchen.“

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Kennen Sie Herrn Staudigel?“ fragte Holm.

„Den Chef der Claqueurs?“

„Ja.“

„Den kenne ich.“

„Ist Ihnen auch eine Mademoiselle Leda bekannt?“

„Die Tänzerin, welche morgen Abend in der Königin der Nacht auftreten wird?“

„Dieselbe.“

„Gehört habe ich von ihr. Aber gesehen habe ich sie noch nicht.“

„Ich denke, daß Sie sie morgen sehen werden?“

„Leider nicht!“

„Wirklich nicht?“

„Nein. Ich möchte diese interessante Vorstellung sehr gern besuchen, aber ich muß leider daheim bleiben. Ich darf meine Gäste nicht vernachlässigen.“

„Das meinte ich nicht.“

„Was denn, Herr Holm?“

„Ich glaubte, Sie würden die Tänzerin hier bei sich sehen?“

„Als Gast etwa?“

„Ja.“

„Davon weiß ich kein Wort! Will sie denn herkommen?“

„Ja.“

„Das freut mich. Ich möchte sie gern sehen. Da kommt sie wohl am Nachmittage?“

„Nein, sondern des Abends.“

„Da muß sie doch auftreten?“

„Ich meine nach der Vorstellung.“

Der Wirth schüttelte den Kopf.

„Sie sind Reporter, Herr Holm,“ sagte er; „Sie wissen also wohl Manches, was Unsereiner nicht erfährt. Aber die Vorstellung wird morgen jedenfalls erst gegen elf Uhr geschlossen sein, und daß dann die genannte Dame noch meine so entlegene Restauration aufsuchen werde, das möchte ich wenigstens bezweifeln.“

„Schlauberger!“

„Was?“ fragte der Wirth, über dieses Wort verwundert.

„Sie sind um Verschwiegenheit angegangen worden!“

„Ich?“

„Ja. Sie haben versprechen müssen, nichts zu verrathen.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen!“

„Pah! Verstellen Sie sich nicht!“

„Aber, Herr Holm, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keine Ahnung von einem Besuche dieser Leda habe!“

„Wirklich?“

„Auf Ehre!“

„Und von Herrn Léon Staubigel wissen Sie auch nichts?“

„Kein Wort! Was ist es denn mit diesem?“

„Er kommt auch.“

„Mit der Leda?“

„Ja.“

„Ah! Sapperment!“

Der Wirth schnippste mit den Fingern und stieß dann einen leisen, scharfen Pfiff aus.

„Nun, Sie besinnen sich wohl?“ fragte Holm.

„Hm! Ich weiß nicht, ob das im Zusammenhange steht.“

„Was?“

„Ich soll nicht davon sprechen.“

„Sie haben doch nicht etwa einen Eid abgelegt, daß Sie schweigen werden?“

„Das allerdings nicht.“

„Nun, so denke ich, daß Sie sich wohl nicht um Ihre Seligkeit bringen werden, wenn Sie uns eine kleine Andeutung geben, was das ist, woran Sie jetzt dachten.“

„Ich habe allerdings einen Besuch angemeldet erhalten.“

„Zwei Personen?“

„Ja.“

„Ein Herr und eine Dame?“

„Ja.“

„Für wann?“

„Für morgen Abend zwischen elf und zwölf Uhr.“

„Wer machte die Meldung?“

„Ein Mann, den ich nicht kannte. Es wurde ein feines Souper für unter Zweien bestellt.“

„Separates Zimmer?“

„Ja.“

„Wenn keine Namen genannt worden sind, so haben Sie doch gewissermaßen ein Risico übernommen.“

„Wieso?“

„So ein Souper kostet Geld.“

„Billig freilich ist es nicht.“

„Sie haben sich auf die beiden Angemeldeten vorzubereiten. Wie aber, wenn sie nicht kommen?“

„O, ich habe mich vorgesehen?“

„In wiefern?“

„Ich habe Garantie verlangt.“

„Hat man sie geleistet?“

„Ja. Der Mann, welcher die Bestellung machte, hatte für mich zwanzig Gulden eingehändigt bekommen.“

„Das ist etwas Anderes.“

„Sie meinen also, daß es Staubigel mit der Leda ist?“

„Ja.“

„Hm! Ich dachte mir so etwas Aehnliches. Geheimnißvoll war es, da sie nicht erkannt sein wollen.“

„Sie werden sie doch sehen!“

„Nein.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es wurde mir gesagt, ich solle mich nicht wundern, wenn die Herrschaften eine Maske vor dem Gesichte tragen würden. Sie würden sich sofort auf ihr Zimmer begeben, und sie wünschten, von mir bedient zu werden. Nach dem Souper hätte ich mich zu entfernen. Die zwanzig Gulden seien zu meiner Sicherheit. Es verstehe sich aber ganz von selbst, daß das Souper nicht für diesen Preis verlangt werde.“

„Dann macht sich dieser Herr Staubigel einmal nobel. Würden Sie mir einen Gefallen thun?“

„Welchen?“

„Ich möchte die Beiden belauschen.“

„Ist das nicht zu viel verlangt?“

„Wohl nicht.“

„Ich habe auf meine Gäste zu sehen.“

„Auch ich bin Ihr Gast.“

„Sie verlangen einen Vertrauensbruch.“

„Besitzen etwa Sie das Vertrauen dieser Beiden, welche Ihnen nicht einmal wissen lassen, wer sie sind?“

„Hm!“

„Ist es nicht auch für Sie besser, wenn ich sie belausche? Was können die Beiden im Schilde führen? Vielleicht ist das Souper nur ein Vorwand. Uebrigens wissen Sie, daß wir Reporter so halb und halb als Polizisten betrachtet werden müssen.“

„Ich weiß sehr wohl, daß Sie mit der Polizei in fleißiger Beziehung stehen.“

„Wie nun, wenn ich gerade in diesem Falle einen höchst triftigen Grund hätte, zu erfahren, wer die Beiden sind und was sie sprechen.“

„Ja, wenn ich wüßte, daß sie nichts davon erfahren, daß sie belauscht werden.“

„Dafür zu sorgen, das ist Ihre Sache.“

„Sie selbst werden nichts verrathen?“

„Nein.“

„Nun gut, ich will Ihnen zu Willen sein. Bitte, bemühen Sie sich mit herauf nach dem Zimmer, in welchem die Beiden speisen werden. Wenn Sie die Localität kennen, werden Sie leichter sagen können, in welcher Weise wir uns zu arrangiren haben.“ — —

Drittes Kapitel.

Eine Tau-ma.

Als Werner, der Theaterdiener, Max Holm verlassen hatte, war er zu dem Theaterarchivar gegangen, um sich von ihm die Partitur zur ‚Königin der Nacht‘ geben zu lassen, und hatte diese zu dem Capellmeister getragen. Dann war er nach Hause zurückgekehrt, freudigen Herzens über die Summe, welche er von Holm geliehen erhalten hatte.

Auch er wohnte in einem Hinterhause. Sein ärmliches Logis lag gar vier Treppen hoch und zwar so, daß die Fenster desselben nach dem Hofe gingen.

Er hatte unterwegs einige Nahrungsmittel eingekauft und freute sich über die frohen Gesichter, welche beim Anblicke des Brodes und der Wurst zu erwarten waren.

Aber als er die letzte Stiege hinter sich hatte, tönte ihm ein lautes, mehrstimmiges Jammern und Klagen entgegen. Er blieb stehen und horchte.

Es war kein Zweifel, die Töne, welche er hörte, kamen aus seiner eigenen Wohnung.

„Herrgott, was ist da los! Was wird da einmal wieder geschehen sein!“ flüsterte er erschrocken. „Nimmt denn das Elend nie ein Ende?“ fügte er bestürzt hinzu.

Er öffnete die Thür. Das kleine Zimmer war voller Menschen, welche, außer Zweien, aber Alle zur Familie gehörten. Ein fürchterlicher Duft, ja geradezu Gestank herrschte in dem Raume. Er war so stark, daß man trotz der Kälte ein Fenster geöffnet hatte, und kam von der weiblichen Gestalt, welche mit vollständig verhülltem Gesichte auf einem hölzernen Schemel in der Ecke hockte.

Die Zwei, welche nicht zur Familie gehörten, standen in der Mitte der Stube. Sie trugen Uniformen. Der Eine hatte einen langen Zettel in der Hand und der Andere einen kleinen Blechkasten, dessen Inhalt man nicht sehen konnte.

Die kleineren Kinder weinten laut. Eine erwachsene Tochter verhandelte mit den zwei Beamten.

Sie hatte ein bleiches aber sehr regelmäßig geschnittenes Gesicht und eine hohe, volle Gestalt. Hätte nicht die Sorge in der armen Wohnung ihre Hütte aufgeschlagen gehabt, so wäre dieses Mädchen jedenfalls eine große, sogar eine üppige Schönheit gewesen.

Als der Theaterdiener eintrat und die Beiden erblickte, blieb er erschrocken stehen.

„Guten Tag, meine Herren,“ stammelte er.

„Guten Tag,“ antwortete der Eine. „Wer sind Sie?“

„Ich heiße Werner.“

„Also Derjenige, zu dem wir wollen. Hier, lesen Sie!“

Er gab ihm den Zettel. Werner versuchte, zu lesen, aber die Augen gingen ihm über.

„Zweiunddreißig Gulden,“ sagte der Beamte.

„Mein Gott! So viel!“ stammelte Werner.

„Ja, es summirt sich.“

„Das hätte ich nicht gedacht.“

„Nicht? Na, mein Bester, Einkommensteuer, Kirchen- und Schulanlagen, städtische Abgaben, da sind bald zweiunddreißig Gulden fertig, wenn man mehrere Termine nicht bezahlt!“

„Wann soll ich denn zahlen?“

„Sofort natürlich!“

„So viel habe ich nicht.“

„Dann müssen wir pfänden.“

„Herrgott! Ich habe doch um Nachsicht gebeten!“

„Ja, Sie waren beim Herrn Oberbürgermeister.“

„Er versprach mir, ein gutes Wort für mich einzulegen.“

„Das hat er auch gethan.“

„So wird man mich doch nicht auspfänden?“

„Das Fürwort hat nichts geholfen. Es ist in der Rathssitzung über sämmtliche Restanten entschieden worden. Sie beziehen ein festes Gehalt und wissen also ganz genau, wie Sie zu rechnen haben.“

„Aber sehen Sie diese zahlreiche Familie!“

Der Mann zuckte die Achseln.

„Und diese Kranke!“

„Es ist freilich schlimm! Aber wie soll die Stadt bestehen, wenn Niemand die Steuern bezahlt?“

„Man könnte doch Geduld haben.“

„Dann wird die Schuld immer größer. Können Sie später bezahlen?“

Werner blickte düster zu Boden und schwieg.

„Sehen Sie, Sie haben keine Antwort. Es ist Ihnen die Entscheidung des Rathes zugegangen. Sie mußten wissen, daß es nur noch Zweierlei gab: Zahlung oder Pfändung.“

„Ich konnte diese Summe nicht zusammenbringen.“

„Dann dürfen Sie sich nur an den Vorsteher des Armenwesens wenden.“

„Gott bewahre mich!“

„Warum denn?“

„Der würde mich in's Armenhaus schicken.“

„Sie haben es hier noch schlimmer wie im Armenhaus. Ist das dort Ihre Frau?“

„Ja.“

„Was fehlt ihr?“

„Sie hat den Gesichtskrebs.“

„Donnerwetter! Warum thun Sie sie nicht in eine Klinik?“

„Das kostet Geld.“

„Dann in das städtische Krankenhaus, Abtheilung für Stadtarme.“

„Sie will nicht. Sie fürchtet sich vor dem Armenarzt.“

„Bezahlen Sie denn den Hauszins?“

„Ja,“ antwortete Werner unsicher.

„Hm! Duldet denn der Wirth diese Krankheit in seinem Hause? Eigentlich muß die Kranke fort. Ich sage muß, muß! Die Angelegenheit ist der Wohlfahrtspolizei zu melden, welche das Weitere zu verfügen hat.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, das nicht zu thun, meine Herren!“

„Nun, ich wollte Ihnen nur einige Andeutungen geben, damit Sie Ihre Lage nicht verkennen. Eine solche Krankheit kann nur dann ignorirt werden, wenn Sie Ihre Steuern bezahlen und auch allen Ihren anderen Verpflichtungen pünctlich nachkommen. Anderenfalls aber hat das Armencomitee die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Für heute habe ich Sie zu fragen, ob Sie die hier angegebene Summe bezahlen können.“

„Nein.“

„Dann müssen wir pfänden.“

Die Kinder verfielen abermals in ein lautes Weinen. Der Vater beruhigte sie durch einige Worte und sagte dann zu den Beamten:

„Meine Herren, nehmen Sie, was Sie nehmen können!“

„Zeigen Sie uns Alles, was Sie haben.“

Dies geschah. Die Beamten hatten ein Herz für die Armuth, welche ihnen hier aus allen Winkeln entgegengrinste. Sie hätten wohl Einiges gefunden, welches mitzunehmen war; aber der Eine sagte:

„Wir haben einen schweren Beruf, Herr Werner. Wir müssen unsere Pflicht thun und wollen doch nicht gern den Elenden noch elender machen. Zu sagen, daß Sie gar nichts haben, das geht absolut nicht. Etwas müssen wir pfänden; aber was denn?“

Er blickte sich abermals in der Stube um. Dann sagte er:

„Da hängt die alte Wanduhr. Die wollen wir nehmen.“

„O nein, nein!“ bat Werner.

„Warum nicht?“

„Es ist ein Andenken an meine Eltern, das Einzige, was ich noch von ihnen habe.“

„Sie ist nicht zwanzig Kreuzer werth.“

„Das weiß ich; aber dennoch ist sie uns Allen an das Herz gewachsen. Dürfen Sie denn die Uhr pfänden?“

„Das Gesetz sagt, daß jede Familie eine Uhr haben darf. Aber Sie haben ja die Thurmuhr da grad vor dem Fenster.“

„Die sehen wir des Abends nicht.“

„Ich sagte bereits, daß wir unbedingt Etwas pfänden müssen. Sonst kommen Sie in die Gefahr, daß man Sie in das Armenhaus schickt.“

„Welch ein Elend!“

„Na, ich meine es gut mit Ihnen. Geben Sie mir die Uhr mit. Sie wird verauctionirt, und da bietet sicher Niemand darauf. Sie können sie dann leicht erstehen.“

„Muß es denn sein?“

„Wollen Sie in's Armenhaus?“

„Gut! Nehmen Sie die Uhr! Ich trenne mich schwer von ihr, aber es muß ja sein.“

„Ich verspreche Ihnen, Sie zu benachrichtigen, wenn die Auction stattfinden wird.“

Er nahm die Uhr von der Wand und entfernte sich dann mit seinem Collegen.

„Wir erstehen sie wieder,“ tröstete Werner seine Kinder, denen die Anwesenheit der Uniformen Angst gemacht hatte.

„Es ist gut abgelaufen,“ sagte das vorhin beschriebene Mädchen. „Das waren zwei brave Menschen. Ich dachte, sie würden Alles, Alles nehmen!“

„Das geht nicht, liebe Emilie. Es giebt auch zum Schutze der Armuth Gesetze. Nicht Alles darf gepfändet werden.“

„Sie fragten nach Geld. Wie gut, daß wir keins haben.“

„Du lächelst dabei so trübe. Emilie, wir haben Geld.“

„Geld? Wo denn?“

„Hier.“

Er griff in die Tasche und leerte seinen Beutel. Sämmtliche Glieder der Familie kamen herbei, um sich an diesem Anblicke zu weiden.

„Und hier habt Ihr zu essen.“

Er hatte das Päcktchen, welches die Eßwaaren enthielt, bei seinem Eintritte auf einen neben der Thür stehenden Stuhl gelegt. Jetzt holte er es herbei. Beim Anblicke des Brodes jubelten die Kleinen laut auf. Er nahm das Messer und begann, auszutheilen.

Alle aßen, nur Emilie nicht. Sie hatte sich wieder an ihre Arbeit gesetzt.

„Hast Du keinen Hunger?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie.

Er wußte, seit wann sie nichts gegessen hatte; er war überzeugt, daß sie hungere.

„Emilie!“ bat er.

Sie hob den feuchten Blick zu ihm auf und sagte halblaut:

„Vater, woher nehmen wir zweiunddreißig Gulden?“

„Denke jetzt nicht daran. Iß lieber!“

„Ich kann nicht. Von wem hast Du das Geld?“

„Von Herrn Holm.“

„Er hat es Dir geborgt?“

„Ja.“

„Der Gute! Du warst ihm doch noch schuldig!“

„Er bot mir dennoch das Geld an, anstatt mich zu mahnen.“

„Wie lange wird es reichen! Und dann —!“

Sie wendete sich ab, um zu verbergen, daß einige Tropfen aus ihren Augen niederfielen.

„Gott wird helfen!“

„Meinst Du, daß Gulden vom Himmel fallen? Gott, wenn nur meine Arbeit besser lohnte! Das Armenhaus!“

Sie schüttelte sich.

Da klopfte es an die Thür, und ohne abzuwarten, bis er dazu aufgefordert werde, trat ein langer, hagerer Mann herein. Sein Gesicht war voller Falten, und sein Blick war scharf, spitz und unstät wie derjenige eines Raubvogels.

„Guten Tag!“ grüßte er.

„Guten Tag!“ antwortete Werner, während Emilie sich abwendete, ohne zu danken.

„Wie geht's? Wie steht's?“ fragte der Mann. „Puh, welch ein Geruch! Macht doch noch ein Fenster auf!“

„Es ist zu kalt, Herr Solbrig.“

„Aber der Geruch infiscirt mir die ganze Wohnung!“

„Wir werden räuchern!“

„Wohl mit Weihrauch und Myrrhen?“ fragte Solbrig mit schlecht verhehlter Ironie.

„Nein, sondern mit Wachholderbeeren. Zu Weihrauch und Myrrhen haben wir kein Geld.“

„Nicht? Das bringt mich auf die Ursache, welche mich zu Ihnen führt. Ich stand vorhin oben an meinem Fenster und sah Jemand über den Hof gehen. Es waren zwei Männer. Sie hatten Besuch, Herr Werner?“

„Ja. Die beiden Steueramtsdiener?“

„Was wollten sie?“

„Ich hatte einige Abgaben zu bezahlen.“

„Haben Sie bezahlt?“

Werner hustete verlegen vor sich hin.

„Nicht?“ fuhr Solbrig fort. „Ich dachte es, weil sie Ihnen die Uhr genommen hatten.“

„Ich löse sie wieder ein.“

„Schön! Ein solch altes Erbstück läßt man nicht gern fahren. Aber, bester Herr Werner, gestern schrieb mir der Herr Rath. Er fragte mich, ob ich mich denn gar nicht auf meine Pflicht besinne.“

Er hielt inne und blickte Werner lauernd an. Als dieser nichts erwiderte, fuhr er fort:

„Wissen Sie, was er meinte?“

„Nein.“

„Das wundert mich. Sie sollten es doch am allerbesten wissen!“

„Sie meinen die rückständige Miethe?“

„Ja. Der Herr Rath ist Besitzer des Hauses. Ich bin sein Administrator. Ich habe den Hauszins zu cassiren und einzusenden. Von Ihnen erhielt ich seit zwei Vierteljahren nichts. Wissen Sie, was der Herr Rath weiter schreibt?“

„Nein.“

„Er sagt, daß er mir die Administration entziehen werde, wenn ich nicht binnen drei Tagen diese rückständige Miethe einsende.“

„Er wird gescherzt haben!“

„Gescherzt? Wo denken Sie hin! Es ist sein Ernst. Nun sah ich, daß Sie ausgepfändet worden sind. Natürlich mußte ich sogleich zu Ihnen gehen. Sie haben doch den Steueramtsdienern kein Geld gegeben?“

„Nein.“

„Das freut mich, denn da können Sie mich bezahlen. Miethzins geht noch über Einkommen- und städtische Steuer. Ich habe die Quittung gleich mitgebracht. Hier ist sie, lieber Herr Werner!“

Er hielt ihm das Papier hin. Aus den Falten seines Gesichtes glänzte geheuchelte Freundlichkeit hervor. Er wußte sehr gut, daß er kein Geld erhalten werde. Er hatte vom Wirthe keinen Brief erhalten. Er wollte nur den Zweck erreichen, den er bereits seit langer Zeit verfolgte.

„Nun, greifen Sie zu!“ sagte er, als Werner zögerte.

„Ich kann nicht, Herr Solbrig.“

„Warum nicht?“

„Ich kann die Quittung nicht nehmen, weil ich heute nicht bei Gelde bin.“

„Nicht?“ fragte der Administrator im Tone des Erstaunens.

„Nein.“

Solbrig blickte ihn forschend an, lachte dann kurz auf, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich dachte nicht, daß Sie so ein Spaßvogel sind!“

„O, ich scherze leider nicht!“

„Papperlapapp! Sie und kein Geld! Das kann doch gar nicht vorkommen! Ich hätte Ihnen sonst ja gar keinen Credit geben dürfen!“

„Dann bedaure ich, daß Sie sich in meinen Verhältnissen so sehr geirrt haben!“

„Sie fahren fort, zu spaßen? Mein bester Herr Werner, Sie beziehen doch Ihr Fixum!“

„Aber was für eins!“

„Diese massigen Trinkgelder!“

„Wirklich massig!“

„Bezahlung für Theaterzettel, Leihgelder für Operngucker!“

„Das beziehen die Logenschließer.“

„Ihr Einkommen ist ein gutes!“

„Bitte, bitte, Herr Solbrig, verhöhnen Sie mich nicht!“

„Verhöhnen? Ich spreche ja in aller Aufrichtigkeit!“

Werner runzelte die Stirn und entgegnete:

„Ich weiß, daß Sie meine Lage kennen. Sie wissen, wie zahlreich meine Familie ist und welche Opfer die Krankheit meiner Frau erfordert.“

Da zog der Administrator die Brauen empor, trat einen Schritt zurück und sagte:

„O weh! Also ist es wahr, was ich gehört habe!“

„Was haben Sie gehört?“

„Daß Sie nichts, gar nichts besitzen!“

„Man hat Ihnen so ziemlich die Wahrheit gesagt. Ich besitze nichts als diese vielen Köpfe, diese wenigen Sachen und ein gutes Gewissen.“

„Aber der Hauszins, der Hauszins!“

„Ich kann nicht anders; ich muß Sie noch für einige Zeit um Nachsicht ersuchen.“

„Das geht nicht. Ich habe Ihnen ja gesagt, was der Herr Rath mir geschrieben hat!“

„Ich bin überzeugt, daß er sich noch gedulden wird, wenn Sie ihm meine Lage richtig vorstellen.“

„Das darf ich gar nicht wagen! Sie haben ja gehört, daß er mir die Administration entziehen wird. Ich habe bereits mehr gethan, als ich verantworten kann. Wüßte er, das sich eine Krebskranke in seinem Hause be-

findet, es ginge mir schlecht. Eigentlich muß ich es der Wohlfahrtspolizei melden.“

„Das werden Sie uns doch nicht anthun, Herr Solbrig.“

„Hm! Es ist meine Pflicht! Was habe ich denn davon, wenn ich Nachsicht übe? Nur Schaden!“

„Vielleicht glückt es mir, Ihnen einmal dankbar sein zu können!“

„Sie? Mir?“

„Ja. Ich würde es sehr gern thun.“

„Hm! Wenn ich wüßte, daß dies Ihr Ernst ist —“

„Er ist es.“

„Nun, dann läßt sich diese Angelegenheit vielleicht arrangiren, mein bester Herr Werner.“

„Sie meinen, daß mir der Miethzins noch gestundet würde?“

„Gestundet nicht. Einschicken muß ich ihn. Aber ich könnte Ihnen den Betrag vorschießen.“

„Sie? Mir vorschießen?“ entfuhr es Werner.

Er wußte, daß der Administrator ein ausgesprochener Geizhals war. Alle Bewohner des Hauses wußten dasselbe.

„Ja, ich borge Ihnen das Geld, und zwar ohne Zinsen.“

Werner streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit einer in freudiger Bewegung erzitternden Stimme:

„Das vergelte Ihnen Gott, Herr Solbrig! Ich werde es Ihnen niemals vergessen!“

„Schon gut!“ lächelte der Administrator. „Ich werde auch mit dafür sorgen, daß Ihre Frau in gute ärztliche Behandlung kommt. Das ist ihr so nöthig.“

Diese große Güte kam dem Theaterdiener doch etwas verdächtig vor. Er sah Solbrig fragend an.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte dieser.

„Ich weiß nicht, womit ich diese Freundlichkeit verdiene.“

„Na, verdient haben Sie dieselbe wohl noch nicht, aber ich denke, daß Sie mir einen Wunsch erfüllen werden.“

„Gern wenn ich kann.“

„Geben Sie mir die Hand darauf!“

Er streckte Werner die Hand entgegen; dieser aber sagte:

„Erst muß ich wissen, ob ich wirklich kann?“

„Sie können!“

„Was ist es?“

„Nun, Sie wissen, daß mir meine Frau gestorben ist —“

„Das war vor drei Jahren.“

„Ich habe bisher als Junggeselle gelebt. Das ist höchst unbequem und unbehaglich.“

„Sie müssen wieder heirathen.“

„Heirathen? O nein. Das ist nicht gerade nothwendig. Aber ich

will mir eine Person hinnehmen, welche mir die Wirthschaft versorgt und in Ordnung hält."

„Also eine Wirthschafterin?"

„Ja."

„Man muß sich sehr bedenken, ehe man seine Wirthschaft einer fremden Person anvertraut!"

„O, sie ist nicht fremd."

„Ah, Sie haben bereits Jemand im Sinne?"

„Ja."

„Jedenfalls eine Wittfrau, Ihrem Alter angemessen?"

„Was nennen Sie überhaupt alt? Und was hat das Alter mit dieser Angelegenheit zu thun? Wollte ich heirathen, so kämen die Jahre in Betracht. Da ich aber nur eine Haushälterin brauche, so werde ich doch nicht etwa eine alte und gar schwächliche Person auswählen. Nein, die ich meine, ist ein junges Mädchen."

„Ach so!"

„Ja. Und Ihnen kann das auch lieb sein."

„Mir? Wieso?"

„Sie haben dann einen Esser weniger."

Werner machte ein sehr überraschtes Gesicht.

„Sapperlot!" sagte er. „Verstehe ich Sie recht?"

„Jedenfalls. Meine Haushälterin habe ich mir aus Ihrer Familie ausgewählt."

„So, so! Wer ist es denn?"

„Die Emilie da."

„Die Emilie! Ihre Haushälterin!" meinte Werner, der diesen Gedanken ebenso sonderbar wie bedenklich fand.

„Ja."

„Wie kommen Sie denn auf diesen Gedanken?"

„Sehr einfach: Die Emilie ist jung, gesund und arbeitsam. Das ist es gerade, was ich verlange."

„Das thut mir leid. Ich kann sie nicht entbehren."

„Warum nicht?"

„Sie muß arbeiten und verdienen."

„Bei mir würde sie mehr verdienen. Ich gebe ihr einen sehr guten Lohn. Und was sie nebenbei verdient, das ist ja auch ihre."

„Hm! Sie meinen, daß sie täglich zu gewisser Zeit zu Ihnen komme, also daß sie Ihre Aufwartung sein solle?"

„Nein. Sie soll bei mir wohnen."

„Sapperment! Das geht nicht!"

„Warum nicht?"

„Meine Tochter bei einem ledigen Manne? Wo denken Sie hin!"

„Unsinn! Kein Mensch fragt darnach, ob ich ledig bin oder nicht. Sie

geben mir die Emilie, ich zahle ihr den Lohn und borge Ihnen die Miethe. Hier meine Hand! Abgemacht! Schlagen Sie ein!"

„Geduld, Geduld! Ich weiß doch gar nicht, was Emilie dazu sagt."

„Was soll sie dazu sagen? Sie wird natürlich mit der Veränderung ihrer Lage sehr zufrieden sein. Nicht wahr?"

Er richtete diese letztere Frage an Werners Tochter.

Er näherte sich ihr dabei und legte ihr die Hand wie liebkosend auf die Schulter. Sie bewegte schnell die Achsel, um diese Hand von sich abzuwehren, antwortete aber nicht.

„Nun, Emilie?" fragte ihr Vater.

„Ich bleibe bei Dir," antwortete sie.

„Du willst Dich nicht vermiethen?"

„Nein."

„Halt! Nicht so schnell!" warnte Solbrig. „Eine so wichtige Angelegenheit will reiflich überlegt sein. Sie werden es bei mir sehr gut haben!"

„Ich danke," sagte Emilie.

„Ich werde Ihnen Bedenkzeit geben!"

„Ich brauche keine Bedenkzeit. Meine Ansicht kennen Sie bereits, Herr Solbrig. Ich vermiethe mich nicht, wenigstens nicht an Sie!"

Sie sagte ihm das ernst und offen in das Gesicht. Ihr Vater stand dabei und wußte nicht, wie er sich das zu erklären habe. Solbrig aber zeigte ein kaltes, selbstbewußtes und überlegenes Lächeln. Er sagte:

„Sprechen Sie nicht so rasch, Emilie. Ich bin überzeugt, daß Sie doch zu mir ziehen werden."

„Niemals!"

Da schoß aus seinem Auge ein drohender Blitz auf sie hernieder. Er sagte in warnendem Tone:

„Ich denke, daß Sie sich das überlegen werden."

„Es ist bereits überlegt!"

„Seien Sie doch vernünftig, liebes Kind!"

Er legte dabei seine Hand vertraulich abermals auf ihre Schulter und fuhr fort:

„Ich biete Ihnen doch einen hohen Lohn. Sie können Ihre Eltern unterstützen und —"

Er sprach nicht weiter. Sie war von ihrem Sitze aufgestanden, hatte seine Hand mit einer sehr energischen Bewegung von sich abgeschüttelt und sich dann in die Kammer geflüchtet, welche neben der Stube lag.

„Sapperment! Ist die resolut!" sagte ihr Vater.

„Viel Geld scheint sie zu haben, da sie meinen Vorschlag zurückweist."

„Sie hält zu sehr auf ihre Eltern. Sie will uns nicht verlassen. Rechnen Sie ihr das nicht an, Herr Solbrig!"

„Nein, ich rechne ihr das nicht an," antwortete der Genannte. „Aber rechnen muß ich dennoch!"

Er zog dabei ein so bedenkliches Gesicht, daß Werner fragte:

„Ueber was müssen Sie rechnen?“

„Nun, ich hatte Ihnen meine Hilfe angeboten —!“

„Ja. Ich bin Ihnen höchst dankbar dafür und hoffe, daß Sie mir sie nicht entziehen werden.“

Solbrig zuckte die Achsel und meinte:

„Diese Hoffnung ist sehr naiv.“

„Wieso?“

„Sie würden mir das Geld nicht so bald wiedergeben können. Ich hatte gerechnet, daß ich es nach und nach von dem Lohne Ihrer Tochter abziehen könnte. Sicherheit muß man haben, und in diesem Falle wäre ich sicher gewesen!“

„Sie meinen, daß Sie mir jetzt nun den Betrag nicht vorschießen können?“ fragte Werner erschrocken.

„Ja, das meine ich allerdings.“

„Herr Solbrig! Das werden Sie nicht thun!“

„Gewiß werde ich es thun. Wäre Emilie auf meinen Vorschlag eingegangen, so hätte ich Ihnen helfen können. So aber ist es mir nicht möglich. Ich hätte mich auch beim Wirthe verantworten können. Erfährt er von der Krankheit Ihrer Frau, so würde er aus Rücksicht für mich Nachsicht haben. Er würde die Mutter meiner Haushälterin nicht fortjagen. Nun aber sehe ich mich gezwungen, meine Pflicht zu thun.“

„Du lieber Gott! Seien Sie doch nur nicht so hart mit uns, Herr Solbrig!“

„Ich habe Ihnen gezeigt, daß ich ein gutes Herz habe, aber Pflicht geht über Gefühl. Ich muß Ihnen kündigen.“

„Herrgott!“

„Ja, und zwar gerichtlich.“

„Das werden Sie mir doch nicht anthun!“

„Ich muß es der Sicherheit halber thun. Ich muß Ihnen wegen des rückständigen Miethzinses wegen ansteckender und abstoßender Krankheit gerichtlich kündigen. Zugleich muß ich aber auch die Wohlfahrtspolizei auf Ihre Frau aufmerksam machen. Ich werde freilich einen tüchtigen Verweis erhalten, denn ich hätte es bereits längst schon thun sollen.“

Werner erschrak. Es traten ihm die Thränen in die Augen, und als seine Kinder dies bemerkten, weinten sie sofort mit.

„Sie wollen mich ruiniren!“ stieß er hervor.

„Nein, Ihre Tochter will Sie ruiniren!“

„Dann kann ich nur gleich in das Wasser gehen!“

„Ihre Tochter würde es zu verantworten haben. Sie nimmt ja die Hilfe nicht an, die ich Ihnen biete!“

„Bitte, warten Sie einen Augenblick! Ich werde einmal mit ihr sprechen!“

„Ja, thun Sie das. Vielleicht nimmt sie Verstand an.“

Werner ging in die Kammer. Dort saß Emilie auf dem Rande eines ärmlichen Bettes, den Kopf in die Hand gestützt.

„Ist er fort?“ fragte sie.

„Nein. Er hat mir gedroht, daß er gerichtlich kündigen will. Ich habe nie daran gedacht, Dich zu vermiethen, aber wenn Du seinen Vorschlag angenommen hättest, so wäre uns geholfen gewesen.“

„Ich kann nicht.“

„Warum nicht.“

„Ich soll nicht seine Haushälterin sein.“

„Was denn sonst?“

Sie erröthete tief und antwortete stockend:

„Das kannst Du Dir doch denken!“

„Ah! So! Hast Du denn auch einen triftigen Grund, dies zu vermuthen?“

„Nicht nur einen, sondern viele Gründe habe ich.“

„Kann ich sie erfahren?“

„Ich brauche gar nichts Einzelnes zu sagen. Ich habe noch nie davon gesprochen; aber er hat es auf mich abgesehen. Er lauert mir auf, er geht mir nach, er macht mir Anträge —“

„Anträge? Wie? Doch nicht etwa schlechte?“

„Er hat es sogar gewagt, mir Geld zu bieten.“

„Wirklich?“

„Bereits einige Male.“

„Dann thust Du recht, daß Du nicht zu ihm ziehst. Lieber will ich zu Grunde gehen. Der liebe Gott wird helfen.“

Er kehrte nach der Stube zurück.

„Nun?“ fragte Solbrig, indem seine siegessichere Miene zeigte, welche Antwort er erwarte.

„Sie will nicht.“

„Sapperment! Wirklich nicht?“

„Um keinen Preis!“

„Aber Ihr Wort muß doch auch Etwas gelten! Sie sind doch der Vater, und sie hat zu gehorchen.“

„In diesem Falle wäre es sehr unvernünftig von mir, ihr einen Zwang anzuthun.“

„Unvernünftig? Warum?“

„Weil ich ihr Recht geben muß.“

„Ah so!“ dehnte Solbrig. „Vorhin noch schienen Sie ja zu wünschen, daß sie auf meinen Vorschlag eingehe!“

„Vorhin wußte ich noch nicht, was ich jetzt weiß.“

„Nun, was wissen Sie denn jetzt?“

„Das brauche ich Ihnen doch nicht erst zu erklären. Meine Tochter ist ein braves Mädchen. Sie verkauft sich nicht.“

„Sapperlot, nehmen Sie auf einmal eine stolze Sprache an! Sie vergessen wohl ganz, daß Sie soeben erst ausgepfändet worden sind?"

„Das kann auch dem bravsten Manne passiren, wenn er arm ist und Unglück hat."

„Und daß Sie den Miethzins schuldig sind?"

„Ich werde ihn seiner Zeit bezahlen."

„Seiner Zeit? Diese Zeit kenne ich nicht. Ich kenne nur die Zeit, welche im Contracte stipulirt ist, und diese Zeit ist bereits verstrichen. Machen wir die Sache kurz. Haben Sie Geld?"

„Nein."

„Gut. Ich gehe sofort auf das Amt, um Ihnen gerichtlich kündigen zu lassen, und dann melde ich auf der Polizei, daß Ihre Frau fort muß, weil sie an einer abscheulichen Krankheit leidet. Haben Sie Etwas dagegen?"

„Was ich davon denke oder dazu sagen könnte, das wissen Sie genau. Thun Sie, was Sie dereinst vor Gott verantworten können."

„Gehen Sie mit diesen frommen Redensarten! Zunächst habe ich zu thun, was ich vor dem Besitzer dieses Hauses verantworten kann. Also, Sie geben Ihre Tochter nicht als Wirthschafterin zu mir?"

„Nein."

„Dann hole Sie der Teufel!"

Er stürmte hinaus und warf die Thüre laut hinter sich in das Schloß. Er war so im Zorne, daß er draußen gar nicht Acht hatte und mit einem Manne zusammenrannte, welcher soeben zur Treppe heraufkam.

„Tölpel!" schnauzte er diesen an.

„Rüpel!" antwortete der Andere.

„Grobian!"

„Flegel!"

„Esel!" brüllte er noch zurück, als er bereits auf der untersten Stufe angekommen war.

„Schafskopf!" schallte es von der obersten Stufe herab.

Und Der, welcher dieses Schmeichelwort ausgesprochen hatte, brummte für sich weiter:

„Famoses Haus! Vier Treppen hoch steigen, den Athem verlieren, sich anrempeln lassen und dann auch noch Tölpel, Grobian und Esel geschimpft werden, das ist wirklich Alles, was Einem zugetraut werden kann!"

In seinem Aerger vergaß er, anzuklopfen. Er öffnete die Thür und erblickte in Mitten der zahlreichen Familie den Vater und Emilie in einer herzlichen Umarmung. Die Tochter weinte und sagte sodann in tröstendem Tone:

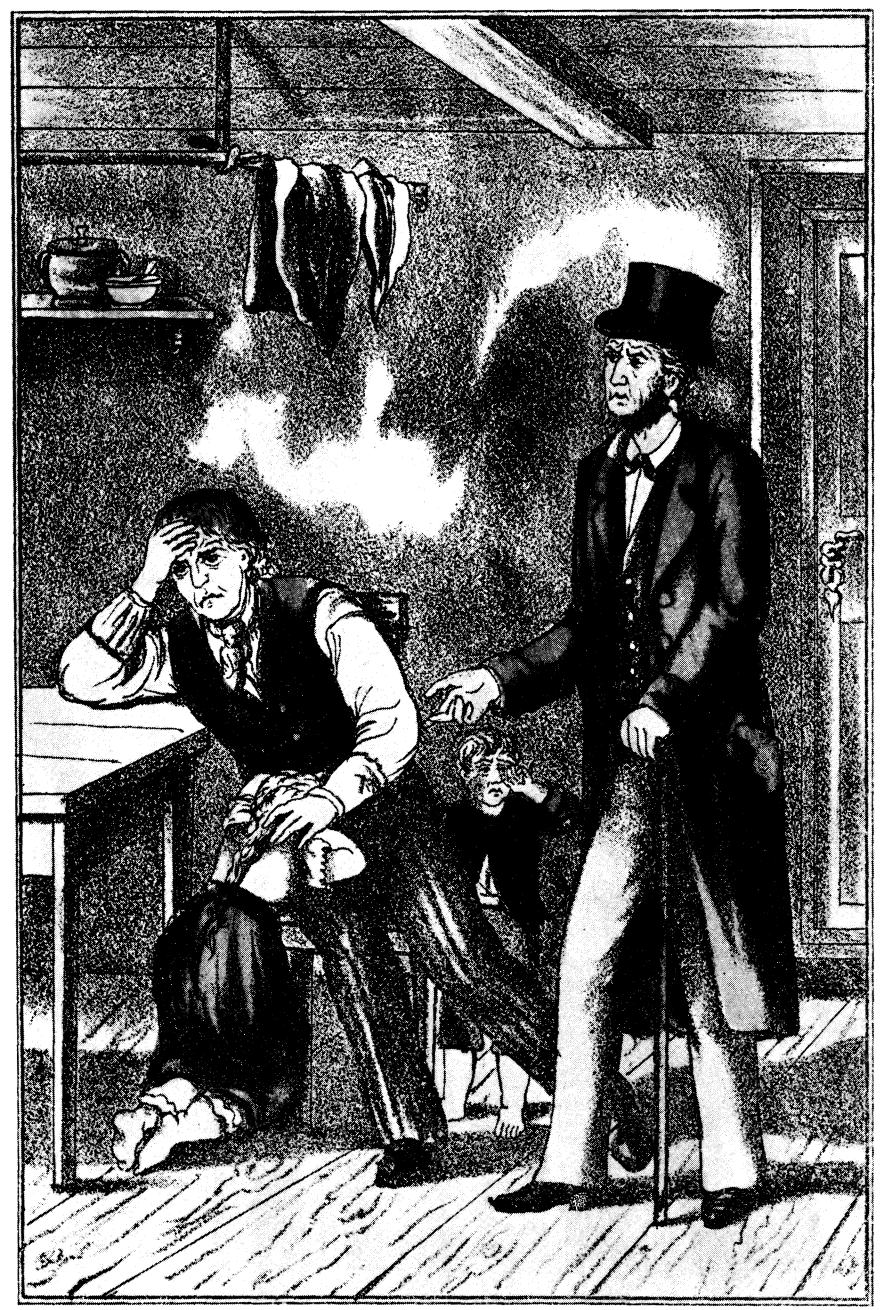
„Ich konnte nicht, lieber Vater. Es war unmöglich."

„Und ich hätte es nicht zugegeben, selbst wenn Du es gewollt hättest. Die Folgen müssen wir abwarten."

„Ich vertraue auf den lieben Gott!"

„Das ist das Einzige und zugleich das Beste, was wir thun können, denn — ah, Monsieur Jean!"

V. S.



D.v.S. 54.

„Haben Sie Geld?"

Er hatte den an der Thür Stehenden erblickt. Es war der Diener des Intendanten.

„Ein familiäres tête à tête!“ sagte dieser. „Thut mir leid, daß ich Sie störe!“

„Entschuldigung! Treten Sie näher!“

„Puh, puh!“ pustete Jean, indem er das Taschentuch hervorzog und an die Nase hielt. „Was für ein Parfüm ist das? Wonach duftet denn Ihr Zimmer? Ah, dort! Wer ist dieses menschliche Wesen?“

„Meine Frau.“

„Was fehlt ihr? Warum hat sie den Kopf verhüllt?“

Der Intendant durfte auf keinen Fall erfahren, daß die Frau seines Theaterdieners am Krebse leide. Was aber sollte Werner antworten? Es mußte glaubhaft sein und den im Zimmer wahrnehmbaren üblen Geruch erklären. Es wollte ihm nichts Anderes einfallen; er sagte:

„Sie leidet augenblicklich am Ohrenzwang.“

„Aber warum stinkt sie so?“

„Der Arzt hat verordnet, sie mit asa foëdita einzureiben.“

„Pfui Teufel! Asa foëdita ist doch Teufelsdreck?“

„Ja.“

„Habe auch noch nicht gehört, daß Teufelsdreck in die Ohren gerieben wird, ist aber immerhin noch besser als in die Nase! Will machen, daß ich fortkomme! Der Herr Intendant wünscht, Sie augenblicklich bei sich zu sehen. Adieu, Werner, wünsche baldige Besserung und dann angenehmere Einreibung! Asa foëdita, Teufelsdreck, verflucht miserable Ohrencur!“

Er zog sich schleunigst zurück und turnte sich die vier Treppen hinab. Unten im Hofe stand — Solbrig. Er hatte sich über den Menschen geärgert, mit welchem er zusammengerannt war und der es gewagt hatte, ihm, dem Hausverwalter, in so kräftiger Weise zu antworten. Er sagte sich, daß der Betreffende bald wieder herabkommen werde; darum wartete er.

Als Jean jetzt erschien, machte selbst die betreßte Livree desselben keinen mildernden Eindruck auf den Grimm des Wartenden. Dieser warf vielmehr dem Lakaien einen wüthenden Blick entgegen und sagte, aber aus Vorsicht wie zu sich selbst:

„Impertinent!“

Jean errieth sofort, daß er den Menschen vor sich habe, mit dem er carambolirt war, und antwortete:

„Gemein!“

„Ungezogen!“ meinte Solbrig, als Jean eben an ihm vorüber ging.

„Jungenhaft!“ entgegnete der Letztere.

„Hundsföttisch!“ grollte der Hausverwalter, jetzt mit sehr vernehmbarer Stimme.

Da drehte Jean sich unter dem Hofthore um und antwortete in dem verächtlichsten Tone, der ihm möglich war:

„Asafoedita dreckig!“

Dann ging er stolzen Schrittes weiter.

Daß er von seinem Herrn zu dem Theaterdiener gesandt worden war, das hatte nämlich einen eigenthümlichen Grund. Der Regisseur war bei dem Intendanten erschienen und hatte ihm gemeldet, daß die Ida Bellmann ganz plötzlich krank geworden sei. Der Intendant hatte den Kopf geschüttelt und gesagt:

„Und um mir diese an sich bereits ganz interesselose Meldung zu machen, kommen Sie selbst zu mir!"

„Interesselos, Herr Intendant?"

„Nun ja! Diese Ida Bellmann ist doch nur Statistin! Ihr Unwohlsein berührt uns gar nicht und vermag noch viel weniger, uns in Verlegenheit zu bringen."

„Ich gestatte mir ganz im Gegentheile zu gestehen, daß es mich in die größte Verlegenheit bringt!"

„Das begreife ich nicht."

„Gnädiger Herr vergessen, daß heute Abend das Zauberstück der Stern des Harems' gegeben wird!"

„Das habe ich nicht vergessen. Was hat dieses Stück mit der Ida Bellmann zu thun?"

„Sehr viel sogar. Die Bellmann hat in diesem Stücke eine sehr bedeutende Rolle."

„Die Bellmann, eine Statistin eine bedeutende Rolle?"

„Ja. Sie giebt die Lieblingsfrau des Sultans."

Erst jetzt schien der Intendant sich der Einzelheiten des Stückes zu entsinnen. Er richtete sich in seinem Stuhle empor und sagte:

„Die Lieblingsfrau des Sultans? Ah, ich erinnere mich!"

„Sie hat allerdings nicht zu sprechen und auch sonst nicht activ in den Gang der Handlung einzugreifen, aber sie ist trotzdem eine Hauptperson des Stückes, weil —"

„Weil sie schön sein muß!" fiel der Intendant ein.

„Ja. Und leider muß diese Schönheit eine solche sein, wie sie der Orientale liebt."

„Das heißt, schwellend, kräftig, üppig. Sie liegt in der dunklen Ottomane, fast ganz entblößt, nur stellenweise von einem halbdurchsichtigen Schleier bedeckt. Hm, ein reizendes Bild! Die Bellmann paßt außerordentlich gut dazu."

„Hat aber in letzter Zeit auch abgenommen, Herr Intendant. Ich glaube, sie zehrt an einer unglücklichen Neigung; ihre Formen haben an Fülle verloren. Nun dieses unerwartete Unwohlsein!"

„Ist's denn so schlimm, daß sie partout nicht kann?"

„Freilich!"

„Was hat sie denn?"

„Zahnschmerzen."

„Ah pah! Wegen ein wenig Zahnschmerz braucht sie doch nicht wegzubleiben! Das Publicum guckt ihr nicht in den Mund!"

„Entschuldigung, Herr Intendant! Das Publicum guckt ihr allerdings nicht in den Mund, aber doch in das Gesicht."

„Nun, ist dasselbe denn entstellt?"

„Die Backe ist so geschwollen, als wenn man ihr einen halben Kürbis in das Gesicht geklebt hätte."

„O weh!"

„Ich habe mich überzeugt; ich war bei ihr."

„Nun, so tritt eine Andere an ihre Stelle."

„Aber wer?"

„Hm! Wir haben doch Statistinnen genug!"

„Doch keine Einzige, welche die erforderlichen Formen besitzt. Das Publicum kennt das Stück. Tausend Augen werden an der Lieblingssultanin hängen. Wir können die Rolle keinem schwindsüchtigen Frauenzimmer geben."

„Dann ist guter Rath allerdings theuer. Was sagt der Director? Waren Sie bei ihm?"

„Ja. Er wußte, wie immer, sofort Rath."

„Nun, da ist ja geholfen! Warum schickt er Sie noch zu mir?"

„Weil es Ihrer Erlaubniß und vielleicht auch Ihres Machtspruches bedarf."

„Wieso?"

„Es ist uns bereits einmal ähnlich ergangen. Erinnern der Herr Intendant sich vielleicht an das Effectstück ‚die Macht der Schönheit'?"

„Freilich, freilich! Ein Prachtstück! Es hat uns damals Geld eingebracht."

„Damals erkrankte die Bellmann ebenso!"

„Richtig, richtig! Ah, ich verstehe! Ich wurde da auf die Werner aufmerksam gemacht."

„Emilie Werner, die Tochter des Theaterdieners."

„Ja. Sie war allerdings prächtig, entzückend. So ein Bild überwältigender Weiblichkeit hatte man allerdings noch nicht auf unseren Brettern gesehen!"

Der Intendant war in Folge der Erinnerung in Begeisterung gerathen. Der Regisseur fuhr fort:

„Aus diesem Grunde meinte der Herr Director —"

„Daß man die Werner jetzt abermals herbeiziehen müsse?"

„Ja."

„Gut! Gehen Sie zu Werner und melden Sie es ihm!"

Der Regisseur zuckte bedenklich die Achsel und meinte:

„Ich erinnere mich, daß Werner damals betheuerte, seine Tochter niemals wieder zur Verfügung zu stellen. Auch der Herr Director wußte das und rieth mir, zu Ihnen zu gehen, da es vielleicht nöthig sein werde, eine Art von Zwang auszuüben."

„Sie denken, daß Werner sich weigern werde?"

„Ja."

„Das wäre lächerlich!“

„Ist ihm aber zuzutrauen. Er selbst wird eine Weigerung keineswegs lächerlich finden.“

„Wollen sehen. Ich werde ihn jetzt kommen lassen.“

„So bitte ich ergebenst, mir das Mädchen zur Probe zu senden “

„Sie haben doch heute Vormittag geprobt?“

„Aber ohne sie. Sie muß doch Attidute nehmen.“

„Wann soll sie kommen?“

„So bald sie kann.“

„Werde es besorgen. Adieu!“

Der Regisseur ging. Eben wollte der Intendant seinem Diener klingeln, als derselbe eintrat.

„Habe Besuch zu melden, Herr Intendant,“ sagte er.

„Wen?“

„Der Herr Bruder ist soeben angekommen.“

Man sah es dem Theaterleiter an, daß er sich über diese Botschaft freute.

„Wo ist er?“ fragte er.

„Da der Regisseur bei Ihnen war, habe ich den Herrn Bruder in das Gastzimmer geführt. Er wird aber sofort erscheinen.“

„Schön! Weißt Du, wo der Theaterdiener Werner wohnt?“

„Straße und Hausnummer weiß ich, wenn ich auch noch nicht dort gewesen bin.“

„Gehe zu ihm! Er soll sofort zu mir kommen. Natürlich aber hat er zu warten, falls mein Bruder sich bei mir befinden sollte.“

Jean ging. Bald darauf ließen sich draußen dröhnende Schritte hören, und dann trat ein Mann ein, welchem man den Kunstreiter von Weitem ansehen konnte. Er besaß Aehnlichkeit mit dem Intendanten, war aber bei Weitem jünger und kräftiger als dieser. Er trug Frack, weiße Reithosen, hohe Sporenstiefel und die unvermeidlichen Stulpenhandschuhe.

Die Brüder begrüßten sich herzlich. Auf einem Seitenbuffet stand Wein. Der Intendant füllte zwei Gläser, welche geleert wurden, und sagte dann:

„Du überraschest mich in freudiger Weise, zumal Du mir Deine Ankunft nicht gemeldet hast. Willst Du hier arbeiten?“

„Nein. Ich darf Dir nicht in das Gehege kommen.“

„Das ist sehr vernünftig von Dir gedacht. Vielleicht bist Du mit Deiner Truppe auf der Durchreise?“

„Ja. Wir wollen in Rollenburg Vorstellungen geben. Hast Du gehört, daß ich einen Circus erworben habe?“

„Ja. Nun endlich bist Du Director geworden! Wie lange bleibst Du hier?“

„Nur bis morgen. Meine Truppe ist noch nicht eine eng geschlossene, also ist meine Gegenwart sehr nöthig.“

„Hast Du gute Kräfte?“

„Ich bin sehr zufrieden.“



„Ich habe einen Cirkus erworben."

„Höhere Reitkunst? Pferdedressur?“

„Von Allem Etwas. Besonders vorzügliche Clowns habe ich; sogar eine Riesendame.“

„Wie? Was? Mit Riesendamen giebst Du Dich ab?“

„Warum nicht?“

„Ist das nicht ordinär?“

„Ganz und gar nicht. Das Publicum ist ein vielköpfiges Wesen, und jeder Kopf will befriedigt sein. Ein tüchtiger Restaurateur muß Austern und Caviar für Feinschmecker und Schnaps und Käse für den Tagelöhner haben. So muß auch ich für alle Geschmacksrichtungen sorgen. Uebriges ist meine Riesin wirklich sehenswerth.“

„Wie heißt sie?“

„Aurora.“

„Ein sehr morgenröthlicher Name! Wie heißt sie aber denn eigentlich?“

„Aurora ist ihr wirklicher Name. Vollständig aber heißt sie Aurora Bormann.“

„Sapperment! Ist sie etwa mit dem sogenannten Riesen Bormann verwandt?“

„Ja. Er ist ihr Bruder. Ein zweiter Bruder ist auch Künstler; Seiltänzer und Kraftmensch, glaube ich. Diese Bormanns gehören eigentlich in frühere Jahrhunderte zurück, in welchen die Riesen sich noch Berge an die Köpfe warfen und Flüsse austranken. Diese Aurora arbeitet sehr gut. Sie hat mir fast ebenso viel Geld eingebracht wie meine Tau-ma.“

„Tau-ma? Was ist das?“

„Das weißt Du nicht?“

„Nein.“

Der Kunstreiter goß sich ein Glas voll Wein ein, trank es langsam aus und sagte dann:

„Bruder, Du bauerst mich!“

„Warum denn?“

„Du willst ein Stern am Himmel der Kunst sein und weißt doch nicht einmal, welche Künste es giebt?“

„Pah! Ich habe dieses fremde Wort noch nie gehört.“

„Ich weiß auch nicht, welcher Sprache es entstammt.“

„Was aber hat man darunter zu verstehen?“

Der Kunstreiter erhob sich, nahm die Stellung eines Ausrufers an und antwortete:

„Meine Herrrrschaften, immerrrr herrrran, herrrran! Hierrrr ist zu sehen Tau-ma, das grrrößte Wunderrrr derrrr Welt, eine junge, bildschöne Dame, welche nurrr aus dem Oberrrkörrrperrrr besteht und wederrrr Unterrr-leib noch Beine besitzt!“

„Pst! Pst! Nicht so laut!“ warnte der Intendant. „Wir befinden uns nicht auf einem Jahrmarkte oder Vogelschießen! Natürlich ist die Sache Schwindel?“

„Schwindel? Wie meinst Du das?“

„Nun, diese Dame existirt überhaupt nicht?“

„Oho! Sie existirt!“

„Mit Oberleib?“

„Mit Oberleib!“ nickte der Bruder.

„Und ohne Unterleib und Beine?“

„Ohne, ganz ohne!“

„So ist's ein Bild oder ein Torso, gemalt oder von Holz, Gyps oder sonst einem Stoffe?“

„Nein. Die Tau-ma ist lebendig.“

„Unsinn!“

„Ich sage Dir, daß sie lebt!“

„Sie sieht und hört?“

„Ja.“

„Und spricht?“

„Natürlich!“

„Ißt und trinkt?“

„Sogar mit großem Appetite, wenn sie nämlich Etwas hat!“

„Dann ist sie allerdings das größte Wunder der Welt!“

„Ja, das ist sie. Sie hat mir mehr Geld eingebracht, als alle meine dressirten Pferde und Hunde!“

„Aber wie kann sie leben ohne Unterleib?“

„Das ist ja eben das Wunder!“

„Wie kann sie essen und trinken?“

„Das gehört ja zum Leben! Sie kann doch nicht verhungern und verdursten!“

„Aber wenn sie ißt und trinkt, muß sie doch auch verdauen?“

„Das thut sie auch?“

„Womit denn? Sie hat doch keinen Magen?“

„Oho! Der Oberleib reicht bis dahin, wo die Taille in die Hüften übergeht.“

„Das Uebrige fehlt?“

„Ja.“

„So hat sie aber doch weder Gedärme noch Milz, Niere und sonstiges Eingeweide?“

„Ja, das ist freilich schrecklich!“ lachte der Kunstreiter.

„Wie also kann sie verdauen?“

„Nun, den ersten Theil der Verdauung, so weit es den Oberkörper betrifft, kann man beobachten. Man sieht sie essen, trinken, kauen und verschlingen. Den zweiten Theil aber macht sie privatim ab.“

„Unbegreiflich!“

„Das sagen alle Zuschauer, obgleich ich es einem Jeden erlaube, sie zu begreifen.“

„Wie? Man darf sie untersuchen, sich nicht blos mit den Augen, sondern auch mit den Händen überzeugen, daß der Unterkörper wirklich fehlt."

„Gewiß!"

„Ja, Bruder, wenn Du wirklich im Besitze dieses Wunders bist, so wirst Du Millionär. Wo hast Du dieses Wesen gefunden?"

„Es ist zu mir gekommen. Ich habe riesige Einnahmen erzielt. Dann wurde die Tau-ma stolz und anspruchsvoll. Sie wollte gar mit mir theilen, und als ich mich weigerte, darauf einzugehen, ist sie mir durchgebrannt, bei Nacht und Nebel davongelaufen."

„Gelaufen?"

„Buchstäblich davongelaufen, da keine Fahrgelegenheit vorhanden war."

„Hole Dich der Teufel! Ich denke, sie hat keinen Unterleib?"

„Der fehlt allerdings vollständig."

„Und dennoch ist sie davongelaufen?"

„Ja, über alle Berge!"

„Aber zum Laufen muß man doch Beine haben?"

„Das brauchst Du gar nicht zu erwähnen; das weiß ja jedes Kind, mein bester Bruder!"

„Jetzt werfe ich Dich zur Thüre hinaus, trotzdem Du mir willkommen bist! Wenn Deine Tau-ma davongelaufen ist, so muß sie doch Beine haben!"

„Natürlich hat sie die!"

„Und vorhin hatte sie keine?"

„Nicht eine Spur davon!"

„So wachsen sie ihr wohl?"

„Ja. Beine hat sie, und Beine hat sie nicht. Zwischen diesen beiden Thatsachen liegt immer nur die Zeit von wenigen Minuten oder gar nur Secunden. Wie ich sage, ist sie mir ausgerissen. Nun muß ich sie durch eine neue, durch eine andere Tau-ma ersetzen."

„Du meinst, daß es mehr solche Wesen giebt?"

„Millionen!"

Der Intendant war wirklich ganz verblüfft. Er sperrte den Mund auf und blickte seinen Bruder starr an. Dieser lachte laut auf und fragte:

„Dir will wohl der Verstand durchbrennen, gerade wie mir mein größtes Wunder der Welt?"

„Fast möchte ich Ja sagen."

„Nun, halte ihn nur fest, sonst kannst Du dieses Wunder nicht begreifen, trotzdem ich bereit bin, es Dir zu erklären."

„Ich weiß in Wahrheit nicht, woran ich bin. Wenn diese Tau-ma in Wirklichkeit existirt und nicht blos in Deiner Phantasie, so bist Du der beneidenswertheste Mann, den es nur geben kann. Das Geld muß Dir nur so zufließen. Ist sie denn sonst wohlgebildet?"

„Ich sage ja, daß sie eine Schönheit ist!"

„Wie aber steht es mit dem Geist, dem Verstand?"

„Vollständig befriedigend! Sie schreibt Alles, liest Alles und giebt auf jede Frage die rechte Antwort.“

„Ohne alle Beihilfe?“

„Ohne Beihilfe, denn sie ist ein geistig sehr gut veranlagtes und ausgebildetes Wesen.“

Da schüttelte der Intendant den Kopf und sagte:

„Jetzt nun steht er still!“

„Wer? Dein Verstand?“

„Ja.“

„Na, ich will ihm zu Hilfe kommen. Ich gestehe, daß bei der Geschichte ein Wenig Raffinerie vorhanden ist.“

„Ah, also doch ein Schwindel?“

„Das nicht. Es darf sich ja ein Jeder überzeugen, daß der Unterleib fehlt. Freilich scheinen alle diese Leute nicht zu wissen, wo man den Unterleib zu suchen hat.“

„Nun, wo denn anders als unterhalb des Oberleibes?“

„Da ist er aber nicht.“

„Doch nicht etwa oberhalb des Kopfes!“

„Nein.“

„Oder auf dem Rücken!“

„Auch nicht. Nämlich die Tau-ma sitzt — oder vielmehr sitzen kann sie ja nicht, da der Unterleib fehlt — sie steht auf einer Schaukel.“

„Mit der Taille?“

„Ja. Schneide einen Menschen in der Mitte des Körpers durch und setze die obere Hälfte auf die Schaukel. So, ganz so ist es.“

„Hm! Jetzt errathe ich, wie es ist.“

„Nun, wie?“

„Die Schaukel ist vingirt?“

„O nein. Die Schaukel hängt wirklich an der Decke. Jeder Zuschauer kann sie betrachten und befühlen.“

„Und sie bewegt sich auch?“

„Ja. Sie hängt still, oder sie bewegt sich, ganz wie es vom Publikum verlangt wird.“

„Und dieser Oberleib bewegt sich mit? Das heißt, er schaukelt hin und her?“

„Natürlich! Jeder Zuschauer kann unter die Schaukel sehen oder greifen, um sich zu überzeugen, daß wirklich nur der Oberleib vorhanden ist.“

„Der Unterleib fehlt unter der Schaukel?“

„Ja.“

„Nicht menschenmöglich!“

„O, Ihr klugen, gelehrten Leute, wie seid Ihr doch so dumm, so dumm! Es ist allerdings nicht Das dabei, was man Schwindel nennen könnte, aber eine Täuschung ist vorhanden, und zwar eine optische.“

„Das möchte ich bestreiten.“

„Warum?“

„Wenn man so nahe steht, das man sogar unter die Schaukel greifen kann, dann ist eine optische Täuschung gar nicht möglich.“

„Dann ist es um Deine Physik sehr schlecht bestellt. Es gehört gar kein Newton oder Humbold dazu, dieses Kunststück zu begreifen.“

„Also ein Kunststück ist es doch?“

„Ja freilich!“

„Der Unterkörper ist vorhanden?“

„Ja.“

„Aber man fühlt ihn ja nicht unter der Schaukel!“

„Weil er sich hinter derselben befindet.“

„Unmöglich! Man kann doch nicht einen lebenden menschlichen Körper zerschneiden und die obere Hälfte auf die Schaukel stellen, die untere aber hinter dieselbe bringen.“

„Von einem Zerschneiden ist gar keine Rede. Natürlich liegt es in meinem Interesse, daß kein Mensch erfahre, in welcher Weise das Kunststück zu Stande kommt, Dir aber kann ich es erklären.“

„Ich bitte Dich wirklich sehr darum! Deine Tau-ma ist also wohl eine vollständige, regelrecht gewachsene und ausgebildete Person?“

„Ja. Ein jedes Frauenzimmer kann als Tau-ma auftreten. Denke Dir eine kleine, schmale aber sehr tiefe Bühne, in deren äußerstem Vordergrunde eine gewöhnliche Schaukel hängt, ein Bretchen mit Schnuren oder Ketten. Die Bühne an sich mit schwarzem Tuche tapezirt und vollständig unerleuchtet, also dunkel. Der vordere Theil aber, da, wo sich die Schaukel befindet, ist sehr hell erleuchtet, wozu sogar scharfe Reflectoren verwendet werden, damit auf die Schaukel, aber auch nur auf sie, ein recht grelles Licht falle. Ebenso hell erleuchtet ist der Zuschauerraum. Was wird nun die Folge dieser großen Helligkeit der vorderen Parthie sein?“

„Daß die hintere Parthie desto dunkler erscheint.“

„Richtig. Es ist ganz unmöglich, zu sehen, was sich hinter der Schaukel befindet.“

„Ah! Dort also befindet sich der Unterkörper!“

„Ja.“

„Aber wie? In welcher Lage.‘

„‚Sehr einfach: Es ist nicht nur eine Schaukel da, sondern es sind deren zwei vorhanden, eine vordere, welche grell beleuchtet ist, und eine hintere, welche man des tiefen Dunkels wegen nicht zu erblicken vermag. Auf der vorderen liegt der Ober-, auf der hinteren aber der Unterkörper.“

„‚Da müssen die Zuschauer aber doch sofort bemerken, daß der Oberkörper nicht auf der Schaukel steht, sondern auf ihr liegt. Sie werden also den Unterkörper nicht unter, sondern hinter ihr suchen, und dann ist das ganze Geheimniß verrathen.“

„‚Langsam, langsam! Daran haben wir gar wohl gedacht. Wir haben eine höchst einfache Vorrichtung erfunden, durch welche das Publikum auf das Vollständigste getäuscht wird. Wir befestigen nämlich auf die vordere, hell

erleuchtete Schaukel eine künstliche Taille, eine — will ich sagen — eine ausgestopfte Schnürbrust, ein massives Corset. Die Tau-ma nimmt nun auf der hinteren Schaukel Platz. Ihr Oberkörper ist entblößt, ihr Unterkörper aber schwarz umhüllt. Sie streckt sich so weit vor, daß ihr Busen das ausgestopfte Corset erreicht, legt ihre beiden Brüste hinein, richtet den Kopf empor und ergreift mit den Händen die Schnuren der Schaukel. Verstehst Du es nun?"

„Ja. Verteufelt scharfsinnig!"

„O nein, sondern verteufelt einfach! Da vorn Alles erleuchtet ist, so tritt ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Brust und so treten auch ihre Arme, von hellem Puder unterstützt, so scharf hervor, daß man von dem anderen Theile ihres Körpers unmöglich Etwas bemerken kann. Man hält das ausgestopfte Corset für ihren wirklichen Oberkörper, der auf der Schaukel sitzt. Es ist gar nicht möglich, anders zu denken, denn man darf ja die Tau-ma befühlen. Man fühlt Kopf, Arme, Schultern und Busen; man hält es also gar nicht für möglich, getäuscht zu sein."

„Eine raffinirte Schlauheit! Da läßt sich allerdings begreifen, daß diese Tau-ma ißt und trinkt und auch alles Andere macht."

„Je schöner die Person ist, desto besser. Die Körperparthie, welche zu sehen ist, also vom Scheitel bis zum Busen, muß tadellos geformt sein. Besonders muß die Brust diejenige Ueppigkeit besitzen, welche zur Erreichung der nothwendigen Täuschung nöthig ist. Meine Tau-ma war diesen Ansprüchen gewachsen. Wo aber finde ich Ersatz für sie?"

„Es giebt ja Mädchens genug!"

„Aber wenige, wie ich sie brauche."

„Du erhebst wohl Extraansprüche?"

„Ja, und zwar zu meiner Sicherheit. Im gewöhnlichen Comödiantenvolke finde ich keine Tau-ma, wie ich sie brauche. Abgenutzte Schönheiten nützen mir nichts, und ein frecher, vorlauter Charakter bringt mich nur in Gefahr. Ich suche ein schönes, üppiges, sanftes Mädchen, welches möglichst sich noch nie in dieser Sphäre bewegt hat. Erblickt der Zuschauer ein reines, keusches Gesicht, sanfte, verschleierte, nicht herausfordernde Augen, und hört er Antworten, welche ihm die Gewißheit geben, daß er es hier mit einem unverdorbenen Wesen zu thun hat, so ist die Wirkung des Kunststückes verzehnfacht, die Einnahme vervielfacht sich ebenso, und Niemand getraut sich, die Erscheinung so unzart und zudringlich zu betasten und zu untersuchen, daß eine Entdeckung zu befürchten steht. Blond muß sie auch sein, weil helles Haar von dem Dunkel des Hintergrundes besser absticht als braunes oder schwarzes. Du siehst also, wie schwer es für mich ist, wieder eine Tau-ma zu finden!"

„Und doch mußt Du eine haben?"

„Ja."

„Brauchst Du diese Einnahme so nöthig?"

„Nein. Ich kann ohne sie recht gut auskommen; aber wenn ich jährlich mit diesem ‚größten Wunder der Welt' so viele Tausende mehr verdienen kann, wäre es doch höchst albern, wenn ich auf eine solche Einnahme ver-

zichten wollte. Kennst Du nicht vielleicht eine Person, welche sich eignen würde?"

„Hm! Deine Ansprüche sind zu groß. Ein braves, reines, unbescholtenes Mädchen, welches sich demnach zu einer solchen Schaustellung hergiebt, sich Kopf, Schultern, Hals, Brust und Arme entblößen und vom Publikum betasten und untersuchen läßt — fast unmöglich!"

„Nicht unmöglich, sondern nur schwierig. Es giebt nämlich eine strenge Herrin, unter deren Sclavinnen ich hundert brauchbare Tau-ma's finden könnte."

„Wer wäre das?"

„Die Noth."

„Da hast Du allerdings recht. Und Noth giebt es überall."

„Am allermeisten in großen Städten. Ich kam nach hier, um mir eine Tau-ma zu suchen."

„So suche in den armen Stadttheilen, auf Hintergebäuden, bei armen Beamten, welche nicht das trockene Brod verdienen, sondern bei zwanzig Gulden sich — — — oh, bei diesen zwanzig Gulden denke ich — — — hm!"

„Woran?"

„An eine arme Beamtenfamilie, welche — — Sapperment, diese Emilie Werner wäre ein Prachtstück für Dich!"

„Was ist ihr Vater?"

„Er ist mein Theaterdiener."

„Wie viel Gehalt?"

„Zwanzig Gulden."

„Wie viel Köpfe zu ernähren?"

„Weit über zehn."

„Mit zwanzig Gulden monatlich? Das ist ein viel, viel größeres Kunststück als meine Tau-ma! Ist sie hübsch?"

„Sogar schön."

„Voll?"

„Genugsam. Wenn sie sich satt essen könnte, würde sie sogar üppig sein."

„Bei guter Büste?"

„Da bleibt nichts zu wünschen."

„Hängt sie sehr an den Eltern?"

„Ich glaube."

„Hat sie einen Geliebten?"

„So weit kenne ich die Verhältnisse nicht."

„Wenn ich sie einmal sehen könnte!"

„Das kannst Du. Und zwar sollst Du sie so sehen, daß Du vollständig orientirt sein kannst, nämlich fast ganz entkleidet."

„Wie willst Du das fertig bringen, wenn sie, wie Du sagst, ein braves Mädchen ist?"

„Das laß meine Sorge sein. Ihr Vater befindet sich jedenfalls draußen im Vorzimmer. Er darf Dich jetzt nicht sehen. Tritt einmal da in das

Nebenzimmer! Wenn Du die Thür ein Wenig offen lässest, wirst Du hören, was ich mit ihm zu besprechen habe."

Der Kunstreiter entfernte sich. Sein Bruder klingelte. Jean, der Diener, trat ein.

„Ist Werner da?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Soll eintreten!"

Jean drehte sich um, blieb einen Augenblick lang stehen und machte wieder Rechtsumkehrt.

„Gnädiger Herr!" sagte er.

„Was giebt es noch?"

„Dieser Werner hat einige Male um Gehaltszulage angehalten, wie ich hörte?"

„Ja. Was soll das hier?"

„Ich war in der Wohnung. Es war fürchterlich. Kopf an Kopf. Er braucht es wirklich!"

„Mache keinen Unsinn. Zulage zu vergeben ist nicht Deines Amtes; darum laß Deinen Vorwitz."

„Der Executor war bei ihm!"

„Woher weißt Du das?"

„Er hat es mir soeben erzählt. Er weinte dabei."

„Mensch, ich glaube, aus Dir ist ein altes Weib geworden! Seit wann hast Du Dir denn ein so mitleidiges Herz angeschafft? Ich habe es bei Dir nie bemerkt."

„Das will ich aufrichtig sagen. Er glaubt, daß meine Fürbitte von Vortheil sei und hat mir für drei Jahre lang die Hälfte der Zulage versprochen, die er bekommt."

„Alle Teufel, bist Du aufrichtig!"

„Ich würde aber dieses Geld gar nicht annehmen," fuhr Jean unbeirrt fort. „Ich brauche es nicht, denn ich habe einen gütigen Herrn; er aber hat es desto nöthiger. Zweiunddreißig Gulden Steuern schuldig und ein halbes Jahr Miethzins. Er soll nächstens gerichtlich herausgeworfen werden."

„Erzählte er auch das?"

„Ja."

„So hat er kein Ehrgefühl."

„Vom Ehrgefühle bezahlt man weder Hauszins noch Steuern, gnädiger Herr! Dazu Arzt und Apotheke!"

„Mache, daß Du fortkommst! Ich mag nichts weiter hören. Er soll eintreten! Marsch hinaus!"

Jean schickte den Theaterdiener herein. Dieser grüßte sehr unterwürfig und wartete die Anrede ab.

„Ich höre, daß Deine Frau krank ist?" fragte der Intendant, welcher es für gerathen hielt, diplomatisch vorzugehen."

„Sehr!" lautete die Antwort.

„Ist es gefährlich?"

„Der Arzt macht mir Sorge."

„Hm! Und ausgepfändet bist Du worden?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Und aus der Wohnung sollst Du geworfen werden?"

„Leider!"

„Aber Mensch, wie kann man es so weit kommen lassen?"

„Wenn ich die Steuern und den Zins von meinem Gehalte abziehe, kommt auf die Person meiner Familie noch nicht ganz ein halber Gulden pro Monat!"

Mit diesen einfachen Worten hatte er das ganze jammervolle seiner Lage bezeichnet.

„Deine Leute mögen nebenbei arbeiten!" rieth der Intendant.

„Das thun sie auch, sonst wären wir bereits verhungert!"

„Du bist einige Male wegen Zulage eingekommen. Das geht nicht so schnell. Wollen sehen, ob es nächstes Jahr möglich ist, Dir Etwas mehr zu zahlen, jetzt aber geht es nicht an. Aber eine Kleinigkeit zu verdienen, dazu bietet sich heute gleich eine passende Gelegenheit."

„Ich werde sie mit Freuden ergreifen!"

„Ich hoffe es! Hast Du gehört, daß die Bellmann ganz plötzlich unwohl geworden ist?"

Werner erbleichte. Er ahnte, was nun kommen werde, und vergaß in seiner Bestürzung, eine Antwort zu geben.

„Nun?" fragte der Intendant.

„Ich habe es nicht erfahren."

„Sie kann leider heute nicht auftreten, heute, da gerade der Stern des Harems gegeben wird! Hat vielleicht Deine Tochter Zeit?"

„Sie hat sehr nothwendig, Herr Intendant."

„Was denn?"

„Sie strickt Seelenwärmer und muß morgen abliefern. Sie muß die Nacht hindurch arbeiten."

„Sie mag übermorgen abliefern."

„Das geht nicht. Sie würde Ihre Arbeit einbüßen."

„Aber ich brauche sie! Sie ist gerade geeignet, die Stelle der Bellmann zu ersetzen."

„Gnädiger Herr, meine Tochter ist nicht engagirt," wagte Werner zu bemerken.

„Aber Du!"

„Sie steht zur Bühne in keinem Verhältnisse."

„Desto mehr Du!"

„Sie besitzt keine Routine, keine Uebung, keine Begabung!"

„Ist hier auch nicht nöthig!"

„Sie kennt übrigens auch das Stück gar nicht!"

„Auch das wird nicht verlangt. Sie hat sich in malerischer Haltung auf den Divan zu legen. Das ist Alles.“

„Und dennoch möchte ich ganz ergebenst ersuchen, dies von meinem Kinde nicht zu verlangen!“

Da zog der Intendant die Stirn in Falten und sagte:

„Aus welchem Grunde?“

„Ich kenne dieses Stück. Die Lieblingssultanin erscheint in einer Weise, welche — — —“

Er stockte.

„Nun, welche — —?“

„Welche für Emilie unmöglich sein würde.“

„Ach was gar! Was die Bellmann kann, das kann Deine Tochter auch. Sie ist doch keine Gräfin!“

„Herr Intendant, bitte, haben Sie Mitleid mit ihr und mit mir!“

„Mitleid wäre hier sehr am unrechten Orte. Du willst Zulage haben und weigerst Dich, mich aus einer solchen Verlegenheit zu reißen, obgleich es Dir so außerordentlich leicht wäre. Einen solchen Theaterdiener kann ich nicht gebrauchen. Jeder Andere würde es für eine Ehre halten, seinem obersten Vorgesetzten behilflich sein und nebenbei seine Tochter bewundert sehen zu können.“

„Es hat nicht ein Jeder dieselben Ansichten über diese Bewunderung, Herr Intendant.“

„So mache ich Dich auf Deinen Contract aufmerksam!“

„Ich habe in demselben nicht gefunden, daß ich meine Kinder zur Verfügung zu stellen habe.“

„Wörtlich allerdings nicht; aber ein Paragraph verlangt, daß Du in jeder Beziehung die Bemühungen Deiner Vorgesetzten zu unterstützen hast. Nun, dies ist heute der Fall, und dies wird heute von Dir verlangt.“

Werner blickte verlegen vor sich nieder. Er wußte nicht, was er sagen solle.

„Ferner,“ fuhr der Intendant fort, „steht in dem Contracte, daß ich bei offenbarer Gehorsamsverweigerung das Recht habe, Dich augenblicklich zu entlassen.“

„Gnädiger Herr, das werden Sie nicht thun!“ rief der Aermste voller Angst.

„O, gerade das werde ich thun; verlaß Dich darauf! Ich habe dafür zu sorgen, daß das Stück in würdiger Weise über die Bretter geht. Eine andere Rücksicht darf ich nicht walten lassen. Nun also, ja oder nein!“

Die Lippen Werner's bebten. Er mußte sich die größte Mühe geben, seine Thränen zurückzuhalten.

„Werden Sie mich wirklich entlassen, wenn Emilie Ihrer Forderung nicht entspricht?“ fragte er.

„Unweigerlich und auf der Stelle! Ich gebe Dir hiermit mein Ehrenwort darauf!“

„Mein Gott! Wie soll ich sie dazu bringen!“

„Du bist Vater; Du hast zu befehlen; mache von diesem Rechte Gebrauch!“

„Es ist so hart und schwer!“

„Larifari! Uebrigens sollst Du dafür eine Gratification erhalten!“

Da trat Werner einen Schritt näher, faltete die Hände und fragte unter zurückgehaltenem Schluchzen:

„Gnädiger Herr, ist es gar nicht möglich, daß uns dies erlassen werde?“

„Nein. Lassen wir alle Weiterungen! Willst Du, oder willst Du nicht.“

„Ich — muß!“ stieß Werner hervor.

„So eile nach Hause und schicke das Mädchen zum Regisseur. Er befindet sich auf der Bühne und wird ihr die erforderliche Anleitung geben.“

Werner wankte hinaus. Es war ihm, als sei er einer Abtheilung der Folterkammer entstiegen, um in eine andere geschleppt zu werden. Seine Beine wankten, seine Kniee zitterten. Er lehnte sich unten im Flur an die Wand und schluchzte:

„Mein Kind, mein liebes, gutes, reines Kind! Wie soll ich, Dein Vater, Dir sagen, was von Dir verlangt wird. Und doch wirst Du es thun, um uns vom Verhungern zu erretten. O Gott, o Gott, ich möchte sterben, wenn ich nicht gezwungen wäre, für die Meinen zu leben!“

Und oben trat der Kunstreiter lachend aus dem Nebenzimmer und sagte:

„Mensch, weißt Du, was Du bist?“

„Nun, was denn?“

„Ein Teufel, ein Satan, ein Belial!“

„Hast Du Alles gehört?“

„Jedes Wort.“

„Und Du tadelst mich?“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich table Dich nur in dem Falle, wenn das Mädchen nicht so schön ist, wie Du gesagt hast. Paßt sie mir aber, so hast Du an dem Alten Dein Meisterstück gemacht, wie ich es an seiner Tochter machen werde.“

„Du glaubst, sie herumkriegen zu können?“

„Gewiß!“

„Aber hast Du gehört, wie sich der Vater sträubt, sie auf die Bühne zu lassen? Was würde er sagen, wenn Du ihm mittheilst, daß sie die Tau-ma machen soll!“

„O Du riesengroßer Dummhut Du! Meinst Du wirklich, daß ich ihm das sagen werde?“

„Nicht?“

„Fällt mir gar nicht ein! Habe ich sie aber erst einmal fest, so heißt es einfach: sie muß.“

„Wie aber willst Du sie bekommen?“

„Mit Hilfe der Herrin, von welcher ich vorhin sprach, der Noth. Dein Untergebener befindet sich in verteufelt mißlichen Verhältnissen Wenn ich den Retter spiele, fällt mir sein Vertrauen zu.“

„Dann darf er aber keinesfalls erfahren, daß wir uns kennen oder gar, daß Du mein Bruder bist."

„Bitte, bitte, belehre nur mich nicht! Ich weiß ganz genau, wie ich solche Leute zu nehmen habe. Hauptsache ist natürlich, zu sehen, ob sie wirklich werth ist, daß man sich Mühe giebt."

„Du wirst in hohem Grade befriedigt sein. Wir wollen aufbrechen, weil es nothwendig ist, den Regisseur zu unterrichten, bevor das Mädchen kommt."

Einige Minuten später schritten sie dem Theater zu. Im Innern desselben befanden sich nur zwei Menschen, der Regisseur und seine Frau, welche auch Schauspielerin war. Er trat dem Intendanten neugierig entgegen.

„Hat es Kampf gekostet, gnädiger Herr?" fragte er.

„Ja, aber ich habe Gehorsam gefunden. Das Mädchen wird kommen. Aber — hm! — ich und dieser Herr hier möchten ungesehen beobachten, wie sie ihre Rolle auffaßt. Wir werden hinter die Prospectgardine treten. Natürlich wird sie sich sträuben, so decolletirt, wie es verlangt wird, die Probe zu machen. Ich aber muß darauf bestehen."

„Wollen wir es ihr nicht für jetzt erlassen?"

„Nein. Muß sie jetzt, so fällt es ihr heut Abend leichter. Ihre Frau mag sie entkleiden, und Sie können ja mit Ihren Augen so schonend wie möglich sein. Schaffen Sie also den Divan herein. Ich verlange, daß sie, nur an den Hüften vom Schleier bedeckt, volle zehn Minuten auf dem Divan liegen bleibt. Das ist das beste Mittel, dieses dumme Schamgefühl zu tödten. Wir ziehen uns jetzt hinter die Prospectgardine zurück. Lassen Sie nicht ahnen, daß Lauscher da sind!"

Er nahm seinen Bruder bei der Hand und führte ihn nach dem hinteren Theile der Bühne, welche jetzt den inneren Theil eines muhammedanischen Hauses vorstellte. Dort befand sich in der Gardine eine vingirte Thüröffnung, hinter welcher die Beiden, nachdem sie sich zwei Stühle besorgt hatten, Posto faßten.

Sie hatten nicht sehr lange zu warten, so stellte die Tochter des Theaterdieners sich ein. Sie war durch den nur für die Bühnenmitglieder reservirten und für diese stets offenen Eingang gekommen. Der Regisseur empfing sie mit freundlichem Gruße.

„Sie wissen, um was es sich handelt, Fräulein Werner?" fragte er.

Sie war blaß. Man sah es ihr an, daß sie geweint habe.

„Ja," antwortete sie. „Vater hat es gesagt."

„Sie sollen die Parthie der Lieblingsfrau des Sultans übernehmen."

„Ist sie schwer?"

„Nein, gar nicht."

„Habe ich zu sprechen?"

„Kein Wort. Wäre dies der Fall, so dürfte ich es wohl nicht wagen, Ihnen diese Rolle anzuvertrauen. Das Lampenfieber würde Ihnen und somit auch uns und der ganzen Vorstellung gefährlich werden. Aber zu einer kleinen Probe werden Sie sich dennoch verstehen müssen."

„Was habe ich zu thun?“

„Sie haben hier auf diesem Divan Platz zu nehmen, möglichst in schöner, ansprechender Haltung, und dabei so zu thun, als ob Sie Ihr Nargileh rauchten.“

„Was ist das?“

„Nargileh heißt Wasserpfeife. Es wird nämlich auch in den Harems, also von Frauen, geraucht.“

„Wenn ich weiter nichts zu thun habe, so ist eine Probe doch wohl nicht nöthig, Herr Regisseur.“

„O dennoch. Wir müssen die erforderliche Körperlage suchen und einüben und auch sehen, wie der Schleier um Ihre Hüften zu drapiren ist.“

„Um die Hüften?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, gewiß.“

„Einen Schleier trägt man doch nur im Gesicht!“

„Für gewöhnlich. Im Harem aber ist es anders. Die muhammedanischen Frauen haben nämlich fast weiter nichts zu thun, als sich alle mögliche Mühe zu geben, ihren Männern zu gefallen. Sie müssen zeigen, daß sie schön sind, und das können sie am Besten, wenn sie im Harem möglichst alle überflüssigen Kleider entfernen: Sie zeigen sich als lebende, reizende Statuen der Göttin der Liebe, nur in einen durchscheinenden Schleier gehüllt.“

„Ohne Kleider?“ fragte sie voller Angst.

„Ja.“

„Auch ich soll unbekleidet sein?“

„Gewiß.“

„Das kann ich nicht! Das ist mir unmöglich! Das bringe ich nicht fertig.“

„Warum nicht? Es ist ja so leicht!“

„Ich — ich — ich schäme mich zu Tode!“

„Das denken Sie nur! Uebrigens meine ich ja nicht, daß Sie nackt sein werden! In gewissem Sinne werden Sie bekleidet sein, sogar am ganzen Körper. Sie werden natürlich Trikots anlegen.“

„Und wie lange soll ich hier auf dem Divan liegen?“

„Zwei Acte lang.“

„Mein Gott! Und alle die Zuschauer werden auf mich sehen! Giebt es denn wirklich keine Andere, welche das übernehmen kann?“

„Leider nicht!“

„Ich werde vor Scham vergehen!“

„Sie brauchen sich nicht zu schämen. Sie sind ja ganz und gar nicht häßlich!“

„O, ich wollte, ich wäre häßlich, so häßlich, daß kein Mensch mich ansehen möchte! Der Herr Intendant weiß gar nicht, welche Aufgabe er mir da gestellt hat!“

„Aber, er hat es befohlen, und wir müssen gehorchen. Hier ist meine

Frau, welche Ihnen behilflich sein wird. Gehen Sie mit ihr nach der Damengarderobe. Ich werde hier warten, bis Sie fertig sind."

Die Frau des Regisseurs bemächtigte sich des armen Mädchens und ging mit demselben ab.

„Nun," flüsterte der Intendant seinem Bruder zu, „wie gefällt sie Dir?"

„Reizendes Kind!"

„Nicht wahr?"

„Ihre Formen versprechen etwas. Bin sehr neugierig, wie sie sich in den Tricots ausnehmen wird."

„Du wirst zufrieden sein."

Sie warteten schweigend. Von der Seite her, wo die Damengarderobe lag, wurden unterdrückte Stimmen hörbar. Die eine klang aufgeregt, bittend und klagend, die andere zuredend, begütigend, beruhigend. Erst nach längerer Zeit trat die Schauspielerin auf die Bühne.

„Nun, fertig?" fragte ihr Mann.

„Ja," antwortete sie.

„Wo ist sie denn?"

„Dort!"

Sie deutete zwischen die Coulissen hinein, wo Emilie stand.

„So kommen Sie doch, Fräulein!" rief er.

„Ich — ich kann nicht!" erhielt er als Antwort.

„Es geht schon, es geht, versuchen Sie es nur!"

Sie trat einige Schritte näher; dann aber blieb sie wieder stehen.

„Bitte, bitte!" sagte er ungeduldig.

„Ach Gott! Erlassen Sie es mir doch!"

„Das ist unmöglich! Warum verstecken Sie sich hinter die Coulissen! Ich verspreche Ihnen, Sie möglichst wenig anzusehen. Angreifen werde ich Sie ja gar nicht."

Sie versuchte es. Sie trat zwischen den Coulissen hervor. Sie war nur in fleischfarbenen Tricots. Um ihre vollen Hüften schlang sich ein äußerst dünner Schleier.

„So ist's recht!" sagte er. „Nur näher, immer näher!"

Sie wollte gehorchen. Sie that einen Schritt vorwärts, da sah sie seine Augen auf sich gerichtet. Sie legte die beiden Hände auf den Busen und rief:

„Nein, nein! Es geht nicht!"

Sie wollte sich umwenden, um zu fliehen. Da aber war er auch schon neben ihr, vor ihr. Er versperrte ihr den Weg, ergriff sie beim Arme und sagte in strengem Tone:

„Machen Sie keine Dummheiten! Ich lasse es mir gefallen, wenn eine Dame zurückhaltend ist; gar zu viel aber ist eben gar zu viel!"

Sie versuchte, ihren Arm zu befreien; er aber hielt sie fest. Er sah ein, daß er sie nicht fliehen lassen dürfe.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich fort!" bat sie.

„Nein, nein! Kommen Sie! Da ist der Divan!"

Er schob sie hin. Sie schloß die Augen und gehorchte. Er drückte sie auf das Polster nieder.

„So!“ sagte er. „Nun habe ich Sie doch angreifen müssen. Daran sind Sie selbst schuld. Wenn Sie wollen, daß ich Sie nicht mehr berühren soll, so fügen Sie sich! Ihre Stellung ist unschön, unpassend. Ziehen Sie doch die Beine herauf. Die Haltung, welche Sie zeigen, muß eine vollständig ungezwungene sein.“

Sie versuchte, zu gehorchen. Hinter der Prospectgardine stieß der Intendant seinen Bruder an und flüsterte:

„Sapperment! Siehst Du?“

„Ja, ja!“

„Sie ist noch schöner, als ich dachte!“

„Ja. Ein reizendes Geschöpf!“

„Wird sie eine gute Tau-ma abgeben?“

„Eine famose sogar! Sie ist unvergleichlich! Ah!“

Es war ihr doch nicht gelungen, ihrem Körper die von dem Regisseur gewünschte Lage zu geben. Dieser sagte:

„Nicht so ängstlich! Sie dürfen mit Ihren Formen nicht kargen. Sie müssen freigebiger sein. Stützen Sie sich mit dem Ellbogen auf das Kissen und richten Sie den Oberkörper ein wenig empor! Die Büste muß mehr hervortreten. Sie müssen plastischer sein! Mehr, noch mehr, viel mehr!“

In seinem Eifer faßte er ihren Arm, um ihn in die erforderliche Lage zu bringen. Sie zuckte bei dieser Berührung zusammen. Sie hatte die Augen geschlossen gehalten; jetzt öffnete sie dieselben. Sie ließ den Blick an sich herabgleiten und schnellte dann, über und über erglühend, von ihrem Sitze empor.

„Was ist's? Warum bleiben Sie nicht?“ rief er ärgerlich.

„Es ist mir unmöglich!“

„Dummheit! Bleiben Sie!“

„Nein, nein!“

„Setzen Sie sich! Gleich setzen Sie sich wieder!“

Er griff nach ihr. Sie aber riß sich los.

„Lieber will ich sterben!“

Mit diesem Rufe eilte sie fort, zwischen die Coulissen hinein, nach der Garderobe zurück.

„Verdammte Ziererei!“ sagte der Regisseur. „Geh, Frau, hole sie wieder!“

Sie ging, kam aber bald zurück und meldete:

„Ich kann nicht zu ihr.“

„Warum?“

„Sie hat die Garderobenthür von innen verriegelt.“

„Dann werde ich sie selbst holen.“

Er ging. Man hörte ihn klopfen und rufen. Es war vergebens, denn er kehrte zurück und kam hinter die Prospectgardine zu den zwei Brüdern.

„Was soll ich machen, Herr Intendant?“ fragte er.

„Sie zwingen!“

„Aber wie? Womit?“

„Drohen Sie ihr mit der Entlassung ihres Vaters.“

„Ich zweifle sehr, daß dies helfen wird. Solche Prüderie ist hier zwar ganz am unrechten Orte, aber sie liegt doch in der weiblichen Natur. Und gegen die Natur läßt sich eben nur schwer ankämpfen.“

„Versuchen Sie nur! Sie muß gehorchen.“

Nach einiger Zeit kehrte Emilie vollständig angekleidet zurück. Sie sagte in bittendem Tone:

„Ich möchte dem Vater gern gehorchen, Herr Regisseur, aber man verlangt das Unmögliche von mir.“

„Warum ist es Anderen nicht unmöglich!“

„Das begreife ich nicht.“

„Es kann doch nicht so schwer sein, sich hier einfach auf den Divan zu legen.“

„Es ist schwerer als alles Andere. Bitte, lassen Sie mich gehen!“

„Nein, ich kann Sie nicht fort lassen. Bleiben Sie! Legen Sie die Kleider wieder ab!“

„Nun nicht wieder,“ antwortete sie entschlossen. „Ich habe gesehen, daß ich diese Rolle nicht auf mich nehmen kann!“

„Aber Sie müssen! Wir haben keine Andere!“

„Es muß sich eine Andere finden. Ich kann nicht!“

„Aber bedenken Sie die Folgen!“

„Sie können nicht so schlimm sein wie die Rolle selbst!“

„Meinen Sie? Wie nun, wenn Ihr Vater entlassen wird, Fräulein Werner!“

„Das wird man nicht thun!“

„Vielleicht doch!“

„Er ist unschuldig. Er hat nichts gethan, was seine Entlassung rechtfertigen könnte.“

„Er nicht, aber Sie!“

„Man hat ja gar kein Recht, von mir zu verlangen, daß ich mit auftrete.“

„Man hat das Recht, solche Aushilfe von Ihrem Vater zu verlangen.“

„So mag man mir eine Rolle geben, die ich auch wirklich übernehmen kann. Diese aber spiele ich auf keinen Fall!“

„Wirklich?“ ertönte es hinter ihr.

Sie drehte sich schnell um und erblickte den Intendanten, welcher von seinem Aerger herbeigetrieben worden war.

„Der Herr Intendant!“ sagte sie erschrocken.

„Ja, ich selbst bin da!“

„Sie haben mich belauscht!“

Bei dem Gedanken, daß er sie so ohne Hülle gesehen habe, traten Thränen der Scham in ihre Augen.

„Ja, ich habe Sie beobachtet," antwortete er in strengem Tone. „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein, daß Sie ohne alle Ursache davonlaufen?"

„O, es ist wohl nicht ohne alle Ursache!"

„Sie sind ein dummes, albernes Ding! Gleich kehren Sie nach der Garderobe zurück, um sich wieder auszuziehen!"

Sie hatte vor dem obersten Vorgesetzten ihres Vaters allen Respect, aber die rücksichtslosen Worte, deren er sich bediente, benahmen ihr alle Verlegenheit.

„Ob das, was Sie albern nennen, wirklich albern ist, will ich nicht entscheiden," sagte sie. „Ich weiß blos, daß ich Ihrem Befehle nicht gehorchen kann."

„Ich werde Sie zwingen!"

„Womit?"

„Wenn Sie nicht augenblicklich gehorchen, werde ich Ihren Vater fortjagen!"

„Das können Sie nicht!"

„Das kann ich, und das werde ich!"

Sie sah es ihm an, daß er wirklich entschlossen war, es zu thun; aber sie dachte jetzt nicht an die Folgen dieses Unglückes, sie gehorchte nur der Regung ihres Herzens.

„Dann werden Sie uns in's Elend stürzen," sagte sie; „aber ich will lieber Hunger und alles Andere leiden, als das thun, was Sie verlangen. Adieu!"

Noch ehe man sie zurückhalten konnte, eilte sie von dannen. Der Regisseur folgte ihr schnell, konnte sie aber nicht mehr erreichen.

„Was ist nun zu thun?" fragte er, als er zurückgekehrt war, den Intendanten.

„Verdammte Ziererei!" stieß dieser zwischen den Zähnen hervor. „Nun stecken wir grad in derselben Verlegenheit wie zuvor!"

„Es wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als nun doch eine der Statistinnen zu nehmen."

„Allerdings. Aber dieser Werner soll es entgelten!"

„Wollen Sie ihn wirklich entlassen?"

„Ganz gewiß!"

„Ich möchte doch lieber abrathen!"

„Warum?"

„Er hat den guten Willen gehabt, zu gehorchen. Er hat seine Tochter geschickt. Daß sie sich so obstinat zeigt, dafür wird er wohl kaum verantwortlich zu machen sein."

„Meinen Sie? Oho! Er hat mir zu gehorchen und seine Tochter ihm. Hat er sie so schlecht erzogen, daß sie es wagen darf, zu widerstreben, so trifft eben ihn die Verantwortung."

„Und doch gestatte ich mir die Meinung, daß es vorsichtiger sein würde, ihn nicht zu entlassen."

„Vorsichtiger? Das klingt ja grad, als ob wir etwas zu befürchten hätten!"

V. S.

„Das ist es allerdings, was ich sagen will."

„So sprechen Sie deutlicher!"

„Wie nun, wenn er sich nicht entlassen läßt?"

„Wie will er das anfangen?"

„Er kann den Rechtsweg betreten, und da ist es sehr leicht möglich, daß sich das Gericht für ihn entscheidet. Es fragt sich ja, ob wir so weit gehen können, ihn für die Weigerung seiner Tochter verantwortlich zu machen."

„Selbst wenn Sie Recht hätten, kann man mich nicht zwingen, ihn in seiner Stellung zu belassen. Ich hätte ihm eine Monatsgage auszuzahlen, da er monatliche Kündigung hat. Zwanzig Gulden mehr oder weniger, was mache ich mir daraus!"

„Das weiß ich. Aber das Aufsehen!"

„Welches Aufsehen?"

„Wird er schweigen? Die Presse erfährt es. Man wird nicht nur davon sprechen, sondern vielleicht darüber schreiben. Man wird sagen, daß wir brave Töchter unserer Untergebenen zwingen, etwas zu thun, was gegen das natürliche Schamgefühl ist."

„Das werden wir ruhig abwarten. Sollte man wirklich so etwas schreiben, so werden wir zu antworten wissen. Uebrigens möchte ich Sie wohl fragen, welchen Grnnd Sie haben, sich dieses Werners anzunehmen?"

„Ich spreche nur, weil ich es für meine Pflicht halte. Doch gestehe ich, daß mich der arme Teufel dauert."

„Dieses Mitleid ist am unrechten Orte!"

„Vielleicht nicht so sehr, wie der Herr Intendant denken. Kennen Sie die Familienverhältnisse Werners?"

„Genau nicht."

„Nun, er hat mit seinen zwanzig Gulden fast eben so viele Mäuler zu sättigen. Dazu die schreckliche Krankheit, an welcher seine arme Frau leidet!"

„Schreckliche Krankheit? Ist sie denn krank?"

„Sogar unheilbar."

„Davon weiß ich nichts!"

„Er spricht nicht davon. Er sucht es zu verheimlichen, und er hat alle Ursache dazu."

„Was fehlt ihr denn?"

„Sie leidet am Krebse."

„Am Krebse? Alle Teufel! Seit wann?"

„Seit einigen Jahren bereits."

„Wo hat sie diese Krankheit?"

„Im Gesicht. Es ist überhaupt von einem Gesichte bei ihr nicht mehr die Rede. Alle Fleischtheile sind weggefressen."

„Und das erfahre ich erst jetzt! Warum ist mir das nicht schon längst gemeldet worden?"

„Weil Niemand etwas Genaueres weiß. Ich selbst habe es erst gestern erfahren und auch nur durch reinen Zufall."

„Aber der Theaterarzt muß es wissen. Ich werde ihm einen Verweis geben, den er nicht einrahmen lassen wird. Eine so gefährliche, ansteckende Krankheit hätte er mir zu melden gehabt."

„Er weiß nichts davon. Werner hat sich wohl eines anderen Arztes bedient."

„Ach so! Hm! Nun, wir werden ja sehen! Also, suchen Sie sich unter den Statistinnen eine, welche sich wenigstens leidlich für die vacante Rolle eignet. Auf dieses alberne Fräulein Werner werden wir nun verzichten müssen."

Er entfernte sich mit seinem Bruder. Dieser blieb, ehe sie in's Freie traten, hinter dem Eingange stehen und fragte:

„Wirst Du den Theaterdiener wirklich entlassen?"

„Ja, sicher."

„Trotz den Bemerkungen, welche der Regisseur machte? Sie sind nicht ganz unbegründet?"

„Sie fallen hier gar nicht in's Gewicht. Du willst wohl vergessen, daß Werner's Frau den Krebs hat?"

„Was geht das Dich an!"

„Mich? Sehr viel! Ich kann nicht dulden, daß wir Alle täglich mit einer Person zu thun haben, welche eine höchst ansteckende Atmosphäre athmet. Diese Krankheit ist Grund genug, ihn augenblicklich zu entlassen."

„Und das thust Du wirklich?"

„Ja."

„Schön, schön! Ausgezeichnet!"

„Ah, das ist nach Deinem Sinne?"

„Ganz und gar!"

„Wieso?"

„Du arbeitest mir da vortrefflich in die Hände. Er sieht die Noth, das Elend, den Hunger vor der Thür. Wenn ich da als Retter erscheine, werde ich sehr leichtes Spiel haben."

„Hm! Du willst sie wirklich engagiren?"

„Das versteht sich!"

„Aber sie wird es Dir ebenso machen wie mir!"

„Das weiß ich."

„Was nützt sie Dir also? Du kannst sie nicht gebrauchen."

„Keine Sorge! Ist sie einmal bei mir, so gehorcht sie."

„Das bezweifle ich!"

„Pah! Ein Circusdirector hat ganz andere Mittel, sein Personal gefügig zu machen, als so ein armer Teufel von Theaterintendant. Natürlich liegt mir sehr daran, daß Werner seine Entlassung möglichst bald erfährt!"

„Er wird sie augenblicklich erfahren."

„Du lässest ihn benachrichtigen?"

„Nein. Ich gehe sofort selbst zu ihm."

„Du selbst?"

„Ja. Es ist sehr nothwendig, mich selbst von der Gefährlichkeit der Krankheit seiner Frau zu überzeugen. Nur auf diese Weise kann ich erfahren, was ich am Besten thue. Gehe jetzt zu mir nach Hause. Ich werde Dir Bericht erstatten."

„Danke! Selbst ist der Mann. Ich gehe auch zu Werner."

„Was fällt Dir ein!"

„Keine Sorge! Ich werde nicht unvorsichtig sein. Natürlich gehe ich nicht mit Dir zu ihm. Ich werde das Terrain recognosciren, um zu erfahren, wie ich an ihn kommen kann. Gehe Du also voran. Ich folge Dir, um zu sehen, wo er wohnt."

„Ganz, wie Du willst. Er wohnt da, wo Du mich eintreten siehst, vier Treppen hoch im Hinterhause. Ich bin neugierig, ob Du das Mädchen wegangelst."

Er ging, und sein Bruder folgte ihm von Weitem.

Gegenüber dem betreffenden Hause lag auf der anderen Seite der Straße ein kleiner Materialwaarenladen von der Art, welche man gewöhnlich mit dem Namen Büdchen bezeichnet. Dieser Laden war mit einem Bier- und Schnapsausschank verbunden.

Hier trat, nachdem sein Bruder drüben im Eingange verschwunden war, der Kunstreiter ein. Er kaufte sich zum Scheine einige Cigarren und bemerkte dabei eine Nebenstube, in welcher einige Tische und Stühle standen.

„Ist das etwa ein Gastzimmer?" fragte er.

„Ja," lautete die Antwort. „Ich habe zwar keine eigentliche Restauration, aber für Diejenigen, welche ein Bier oder einen Schnaps trinken wollen, muß doch ein Tisch und ein Stuhl dastehen."

„So geben Sie mir auch ein Glas Bier!"

Er setzte sich in die Nebenstube, und zwar so, daß er die Thüre des gegenüberliegenden Hauses im Auge hatte.

Sein Bruder stieg indessen da drüben die vier Treppen empor, klopfte an und öffnete die Thür. Der Blick, den er in das Zimmer und auf die Bewohner desselben warf, sagte ihm, daß es soeben eine Scene gegeben habe. Emilie stand weinend vor ihrem Vater, welcher sich auch in tiefer Rührung zu befinden schien und beim Anblicke seines Vorgesetzten einen Ruf des Schreckes ausstieß:

„Mein Gott! Der Herr Intendant!"

„Ja, ich bin es," sagte dieser, indem er hereinkam und die Thür hinter sich zuzog.

Werner beeilte sich, einen Stuhl anzubieten. Der Intendant aber wehrte ab und fragte in strengem Tone:

„Ihre Tochter hat Ihnen wohl bereits erzählt, was vorhin geschehen ist?"

„Ja."

„Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich bedaure recht sehr, daß Emilie einen so großen Widerwillen gegen diese Rolle hat!"

„Und ich bedauere noch mehr, daß Sie Ihre Kinder nicht besser erzogen haben!“

„Herr Intendant!“

„Ja, ja! Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Vater sich nicht Gehorsam zu verschaffen vermag. Sie bringen mich da in eine große Verlegenheit. Woher soll ich denn nun eine Sultanin nehmen?“

Es war ein schlimmes Zeichen für Werner, daß er sich mit „Sie“ angeredet hörte. Dennoch nahm er sich den Muth zu der Bemerkung:

„Vielleicht giebt es Leute, welche Emilie nicht tadeln würden. Und ich hoffe, daß die Rolle doch noch zu besetzen ist.“

„Aber wie! Es fehlt ja an einer geeigneten Persönlichkeit. Aber — hm! — was haben Sie hier für eine Luft! Das ist ein fürchterlicher, ein penetranter Geruch! Wer ist die verhüllte Person dort?“

Erst jetzt dachte Werner an die Gefahr, in welcher er schwebte. Er antwortete verlegen:

„Es ist meine Frau, sie leidet an Ohrenzwang.“

„Sie lügen! Ihre Frau hat den Krebs!“

Werner erschrak so, daß er zu antworten vergaß.

„Nun, habe ich Recht?“ fragte der Intendant.

„Ja,“ stöhnte der Theaterdiener.

„Sie geben also zu, mich belogen zu haben! Warum haben Sie mich über diese Krankheit nicht benachrichtigt?“

„Ich glaubte nicht, Sie belästigen zu dürfen.“

„Belästigen? Von einer Belästigung kann nicht die Rede sein. Man kann nur von einer Verpflichtung sprechen. Es war Ihre Pflicht, mir zu melden, daß sich der Krebs in Ihrer Familie befindet. Wie alt ist die Krankheit?“

„Einige Jahre.“

„Und eine so lange Zeit haben Sie mich und Andere der fürchterlichen Gefahr der Ansteckung ausgesetzt! Welche Nachlässigkeit! Welch eine unverzeihliche Gewissenlosigkeit!“

„Herr Intendant!“ bat Werner.

„Was noch!“

„Ich hatte Angst um meine Stelle!“

„Das glaube ich wohl. Ich bin auch ein Mensch; ich hätte zwar meine Pflicht thun müssen, aber ich hätte auch Ihre Armuth berücksichtigt. Jetzt nun haben Sie sich freilich eine solche Berücksichtigung verscherzt. Ich muß Sie entlassen.“

„Herrgott!“

„Ja, und zwar augenblicklich!“

„Das werden Sie nicht thun, gnädiger Herr!“

„Warum nicht, he?“

„Sehen Sie diese Familie! Ich wäre verloren!“

„Daran sind Sie nur selbst schuld. Sie müssen doch einsehen, daß ich Sie nicht in Berührung mit meinem Personale kommen lassen darf!"

Werner blickte starr vor sich nieder. Er biß sich in die Lippe, um die Thränen zu besiegen. Dann bat er:

„Behalten Sie mich wenigstens so lange, bis ich eine andere Anstellung gefunden habe!"

Der Intendant lachte laut und höhnisch auf und antwortete:

„Da müßte ich Sie für immer behalten. Kein Mensch wird den Mann einer krebskranken Frau engagiren. Nein, nein! Sie haben fünf Gulden für diese Woche pränumerando erhalten. Sie sind entlassen und haben nichts mehr zu fordern!"

Da raffte sich Werner zu der Bemerkung auf:

„Her Intendant, wir haben Kündigung!"

„Unter gewöhnlichen Verhältnissen, ja; in diesem Falle aber nicht."

„Kein Mensch kann für Krankheit!"

„Richtig! Aber Sie haben diese Krankheit verheimlicht. Ich bleibe bei meiner Entscheidung und verbiete Ihnen, mir oder irgend einem meiner Untergebenen nahe zu kommen! Wer nicht hören will, der muß fühlen! Adieu!"

Er schritt stolz erhobenen Hauptes zur Thür hinaus.

Als er fort war, gab es eine Scene, welche unmöglich beschrieben werden kann, und es dauerte lange Zeit, ehe sich die Aufregung legte und die Thränen zu fließen aufhörten. Werner saß am Tische und hatte den Kopf in die Hand gestemmt. Es summte ihn um die Ohren. Er sann und sann, um auf einen rettenden Gedanken zu kommen, doch vergeblich.

Da trat Emilie zu ihm hin und fragte:

„Vater, denkst Du nicht, daß ein gutes Wort noch helfen würde?"

„Bei dem Intendanten?"

„Ja. Vielleicht hat er Mitleid."

„Der und Mitleid! Nein. Er würde mich ganz einfach hinauswerfen lassen!"

„Wir dürfen trotzdem den Muth nicht sinken lassen. Vielleicht findest Du eine andere Anstellung."

„Bei wem?"

„O, es giebt doch der Anstellungen so verschiedene."

„Wer aber nimmt einen Mann, dessen Kräfte bereits von Anderen ausgebeutet worden sind?"

„Nun, so sind wir gezwungen, nach Arbeit zu suchen, anstatt nach einer Anstellung."

„Was soll ich arbeiten?"

„Was sich Dir bietet. Wenn Du doch einmal in die Blätter sehen wolltest! Vielleicht steht etwas darin."

„Möglich! Aber die Hilfe, welche mir nöthig ist, finde ich doch nicht.

Steuern, Miethzins — Gott, ich habe so sehr viel zu bezahlen. Selbst wenn ich Arbeit finde, werde ich nicht sofort etwas verdienen."

„Gott wird helfen, lieber Vater! Verzage nur nicht! Willst Du nicht in die Blätter sehen?"

Er nickte trüb vor sich hin.

„Du hast Recht. Thränen helfen nichts. Ich werde gehen, um nachzusehen."

„Da drüben im Büdchen wird das Residenzblatt gelesen. Da kannst Du hineinsehen, ohne daß Du eine große Zeche zu machen brauchst."

„Gut ich gehe!"

Er hatte keine Hoffnung, etwas Passendes zu finden. Dennoch folgte er dem Rathe seiner Tochter.

Der Kunstreiter saß noch drüben. Er hatte seinen Bruder gehen sehen, und war doch noch geblieben, um sich zu überlegen, wie er wohl am besten und unauffälligsten an Werner kommen könne. Da sah er ihn quer über die Straße herüberkommen. Er hörte ihn eintreten und grüßen. Der Wirth antwortete:

„Guten Tag, Herr Nachbar! Womit kann ich dienen?"

„Darf ich nicht einmal in das Blatt sehen?"

„Ja. Warten Sie ein Weilchen. Da drinnen sitzt ein Herr, welcher noch liest. Wenn er fertig ist, hole ich es heraus. Sie sehen ja recht verstimmt aus?"

„Ich habe auch alle Ursache dazu."

„Es ist Ihnen doch nichts Böses widerfahren?"

„O doch! Ich habe meine Stelle verloren."

„Nicht möglich!"

„Warum nicht? In dieser Welt ist Alles möglich. Nun will ich in das Blatt sehen, ob ich nicht vielleicht etwas Passendes finde. Aber wenn ich warten soll, so falle ich Ihnen hier beschwerlich. Ich will lieber auch hineingehen. Viel verzehren kann ich allerdings nicht. Geben Sie mir einen Schnitt Einfaches!"

Er kam herein, grüßte und setzte sich dann an den anderen Tisch, um zu warten.

Der Kunstreiter that so, als ob er in die Lectüre des Blattes vertieft sei, und schob erst nach einer Weile das Letztere von sich fort. Da bat Werner sich die Zeitung aus und begann zu suchen. Als er fertig war, konnte man ihm ansehen, daß er nichts gefunden habe.

Jetzt hielt der Kunstreiter es für an der Zeit, das Wort zu ergreifen, um Werner festzuhalten.

„Sie lasen gewiß den interessanten Aufsatz über die Tänzerinnen?" fragte er. „Alle Welt interessirt sich dafür."

„Nein," antwortete Werner. „Für mich hatte nur der Inseratentheil Interesse, obgleich ich den Fall mit den Tänzerinnen sehr gut kenne."

„Ah, Sie kennen ihn? Wieso?"

„Ich bin Theaterdiener, oder vielmehr, ich war es.“

„Theaterdiener? Etwa im Residenztheater?“

„Ja.“

„Das ist mir höchst interessant. Welche von den Beiden wird wohl siegen?“

„Jedenfalls die Leda.“

„Warum?“

„Sie besitzt Protection.“

„Ich wollte, ich könnte dieser interessanten Vorstellung beiwohnen; leider aber muß ich abreisen. Ich bin nämlich hier fremd. Fast beneide ich Sie.“

„O, dazu ist keine Veranlassung vorhanden!“

„Sie haben ja als Theaterdiener unmittelbar mit den beiden Damen zu thun.“

„Nun nicht mehr. Ich bin nicht Diener, sondern ich war es, wie ich bereits sagte.“

„Ah, Sie haben sich verabschiedet?“

„Nein, ich bin verabschiedet worden.“

„Wann?“

„Heute, vorhin.“

„Das wäre ja sonderbar. Es ist ja heute kein Monatswechsel.“

„Man hat mich ganz plötzlich fortgejagt,“ meinte Werner in seinem bittersten Tone.

„Sie Aermster! Welchen Fehler haben Sie denn begangen?“

„Gar keinen. Ich habe eine kranke Frau. Sie leidet an einem Uebel, welches man für ansteckend hält. Das ist die Ursache, daß man mich dem Hunger in die Arme wirft.“

„Dem Hunger? Wirklich?“

„Ja, ich bin arm.“

„Dann bedaure ich Sie. Ich interessire mich für solche Fälle. Ich bin nämlich Circusbesitzer, habe es also auch mit Künstlern zu thun. Man weiß da, was es heißt, Einen so plötzlich an die Luft zu setzen. Na, vielleicht finden Sie eine Anstellung.“

„Das wird Zeit haben! Hier in der Residenz giebt es ja Hunderte, welche sich täglich auf die Annoncen stürzen, um eine Stelle zu erlangen.“

„Hm! So groß scheint der Andrang doch nicht zu sein.“

„O doch!“

„Ich bezweifle es, und ich habe allen Grund dazu. Ich habe nämlich auch annoncirt, und kein Mensch ist gekommen, um sich zu bewerben.“

„Es handelte sich um eine Anstellung?“

„Ja.“

„Dann ist es zu verwundern, daß sich Niemand gemeldet hat. Es ist allerdings nicht Jedermanns Sache, mit einem Circus ein Nomadenleben zu führen!“

„O, das ist das Wenigste! Wenn nur die Anstellung an sich eine sichere und feste ist."

„Ja, aber wer Familie hat, muß doch auf so etwas verzichten, wenn er sich nicht von den Seinen trennen will."

„Ein Familienvater hätte sich gar nicht melden können. Die Stelle, welche ich zu besetzen habe, ist für eine Dame."

„Ach so!"

„Vielleicht können Sie mir einen guten Rath geben."

„Ich kenne keine Kunstreiterin!"

„Um eine solche handelt es sich ja gar nicht. Ich suche nämlich ein braves, ordentliches Mädchen, welchem ich die Casse übergeben kann."

„Eine Cassirerin?"

„Ja. Ich habe Cassirer gehabt, aber stets ein Haar darin gefunden. Ein Mädchen ist sorgfältiger, pünktlicher und — — der Versuchung weniger ausgesetzt. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich eine brave Person fände."

„Hm, das ist schwer?"

„Schwer? Wieso?"

„Sie verlangen natürlich Caution?"

„Eigentlich, ja. Aber wenn ich merke, daß ich Vertrauen haben kann, so sehe ich von der Caution ab."

„Welches Gehalt zahlen Sie?"

„Fünfhundert Gulden und Alles frei."

Werner fuhr von seinem Sitze in die Höhe.

„Fünfhundert Gulden —!?" wiederholte er.

„Ja."

„Und Alles frei?"

„Ja."

„Für ein Mädchen?"

„Wie ich bereits sagte! Ist es zu wenig?"

„O nein, sondern ganz das Gegentheil. Welche Kenntnisse oder Fertigkeiten verlangen Sie?"

„Gar keine. Nur ehrlich soll die Person sein."

„Und es hat sich Niemand gemeldet?"

„Kein Mensch."

„Bei einem solchen Gehalte? Wunderbar!"

„Das Gehalt war nicht angegeben."

Werner war wie electrisirt. Es war zwar keine Stelle für ihn; aber er dachte an Emilie. Wie lange mußte diese jetzt stricken, um einige Gulden zu verdienen! Und fünfhundert Gulden und freie Station! Dieser Circusdirector hatte übrigens um einen Rath gefragt.

„Wann müßte die Betreffende antreten?" erkundigte sich Werner.

„Möglichst sofort."

„Wollen Sie hier Vorstellungen geben?"

„Nein. Ich reise nach Rollenburg. Ich werde wohl dort wieder annonciren müssen."

„Das ist vielleicht nicht nöthig."

„Wieso?"

„Ich wüßte ein gutes, braves Mädchen."

„Hier in der Residenz, die auch sofort antreten könnte?"

„Ja."

„Wer ist sie?"

„O, ich bin mehr als reichlich mit Kindern gesegnet. Bitte, lassen Sie sich erzählen!"

Er klärte den Circusdirector über seine Verhältnisse auf. Dieser hörte aufmerksam zu und erkundigte sich dann:

„Aber, wird Ihre Tochter auch Lust haben?"

„Jedenfalls, jedenfalls!"

„Sie sagten vorhin selbst, daß es nicht Jedermanns Sache sei, so ein Nomadenleben zu führen."

„Ich dachte dabei an einen Familienvater."

„Aber denken Sie an den Ruf, in welchem wir Circusleute stehen! Man hält uns für nicht so gut, wie andere Leute. Wird sich Ihre Tochter nicht daran stoßen?"

„Sie hat keine Vorurtheile. Uebrigens wird sie ja nicht als Künstlerin engagirt."

„Das ist richtig! Darf ich sie einmal sehen?"

„Gewiß! Wollen Sie mit mir kommen?"

„Hm! Nicht so eilig! Ist es nicht vielleicht besser, sie erst zu fragen und vorzubereiten?"

„Sie mögen Recht haben. Ich will gehen und mit ihr sprechen. Soll ich sie dann hierher bringen?"

„Ganz wie Sie wollen."

„Nun, ich möchte Ihnen doch nicht zumuthen, diese vier Treppen zu steigen und — Sie wissen, daß da, wo es Kranke giebt, nicht Alles so recht ist, wie es sein sollte!"

„Ich verstehe. Bringen Sie das Mädchen also hierher!"

Werner entfernte sich. Er fühlte sich leicht und froh, fast so froh, als ob er selbst eine Anstellung erhalten hätte. Die Seinen sahen es ihm an, daß er sich in einer sehr guten Stimmung befand.

„Du hast etwas gefunden?" fragte Emilie.

„Ja, eine Cassirerstelle an einem Circus."

„O weh!"

„Was jammerst Du?"

„Weil Du eine solche Stelle nicht annehmen kannst."

„Warum nicht?"

„Willst Du fort von uns?"

„Nein, ich muß bleiben. Aber, wenn ich nun Dich an meiner Stelle schicken könnte?“

„Mich? Du scheinst wirklich bei sehr guter Laune zu sein.“

„Das bin ich auch. Höre einmal! Die Stelle bringt fünfhundert Gulden und Alles, Alles frei.“

„Das ist viel, sehr viel.“

„Wenn Du an meiner Stelle so viel verdienen könntest, würdest Du mitmachen?“

„Sofort! Obgleich das Wort Circus einen schlechten Klang hat. Ich würde Euch das ganze Gehalt lassen.“

„Also wirklich, Du hast Lust?“

„Ja, aber was nützt uns das? Es wird keinem Menschen einfallen, mich als Cassirerin zu engagiren!“

„O doch, o doch! Wenn Du willst, so ist die Stelle Dein!“

Jetzt war die Reihe an ihr, sich zu verwundern.

„Aber, Vater!“ sagte sie. „Wie kommst Du mir vor!“

„So höre mich einmal an!“

Er erzählte von seinem Zusammentreffen mit dem Circusdirector und sagte am Schlusse:

„Du meintest vorhin, daß Gott helfen werde, und er hat geholfen. Es regnet zwar nicht augenblicklich Geld auf uns herab; aber vielleicht bekommst Du eine Gehaltsrate pränumerando, und das ist schon etwas. Indessen finde auch ich wohl Arbeit. Also, willst Du?“

Sie hatte ganz Recht: Das Wort Circus hat einen üblen Beigeschmack; aber hier handelte es sich um die Nothlage der Ihrigen, und so antwortete sie:

„Ja, wenn es Dir recht ist, Vater.“

„Willst Du mit hinübergehen?“

„Ich gehe mit.“

„Aber, überlege es Dir ja richtig!“

„Cassirerin eines Circus zu sein, ist nicht so schlimm, wie sich als Lieblingssultanin angaffen zu lassen. Komm, wir wollen gehen!“

Dem Director hüpfte das Herz vor Freuden, als er den Vater mit der Tochter über die Straße herüberkommen sah. Er begrüßte Emilie mit würdevollem Ernste und sagte:

„Der Zufall führte mich mit Ihrem Vater zusammen. Was Sie von ihm gehört haben, wird Ihnen überraschend gewesen sein. Hätten Sie Lust, die Stellung anzutreten?“

„Ich wünsche sehr, Ihnen zu conveniren.“

„Haben Sie schon in irgend welchem Dienst gestanden?“

„Nein.“

„Giebt es außer Ihrer Familie noch etwas, wodurch Sie sich hier zurückgehalten fühlen könnten?“

„Nein.“

„Haben Sie vielleicht — eine Bekanntschaft?“

„Nein."

„Ich meine nämlich — einen Geliebten."

„Ich bin frei," antwortete sie erröthend.

„Und könnten Sie bereits heute mit nach Rollenburg?"

„Wenn es nöthig ist, ja. Was ich heute nicht mitnehmen kann, wird mir nachgeschickt werden."

„Schön! Sie gefallen mir. Sie scheinen die Eigenschaften, welche ich bei einer Cassirerin suche, zu besitzen. Wollen wir eine Probe mit einander machen?"

„Ich bitte Sie, es mit mir zu versuchen!"

„Gut, schlagen Sie ein! Topp?"

„Topp!"

„Schön so! Ich glaube, daß es nicht nothwendig ist, einen Contract anzufertigen. Wir können ja Vertrauen zu einander haben. Nicht?"

„Ich hoffe es."

„Wie nun aber steht es mit Ihrem Gehalt? Wie wünschen Sie dasselbe ausgezahlt zu erhalten, prä- oder postnumerando?"

„Das Erstere wäre mir freilich viel lieber. Vater wird Ihnen mitgetheilt haben, in welcher Lage wir uns gegenwärtig befinden."

„Das hat er gethan. Er ist ein braver Mann, der sein Unglück nicht verschuldet hat. Ich möchte ihm gern seine Lage erleichtern. Hm! Wenn ich wüßte, daß es Ihnen bei mir gefiele, und daß Sie bei mir blieben, so wäre ich erbötig, ihm den Betrag eines Vierteljahrgehaltes in die Hände zu geben."

Werner's Augen leuchteten auf.

„Das wären hundertfünfundzwanzig Gulden?" fragte er.

„Ja."

„Die würde ich heute erhalten?"

„Jetzt, sofort! Freilich müßte ich wissen, ob das Fräulein auch wirklich bei mir bleibt."

„Was sagst Du dazu, Emilie?"

„Ich bleibe jedenfalls. Mit dieser Summe ist Dir auf einmal geholfen, und so versteht es sich ganz von selbst, daß ich meine Stelle auf keinen Fall eher aufgebe, als bis ich mit meinem Principale quitt geworden bin."

„Schön, Fräulein," sagte der Director. „Ich will Ihnen sehr gern diesen Vorschuß geben. Aber Ordnung muß sein, und man muß sich auf alle Fälle vorsehen. Es ist trotzdem eine Möglichkeit, daß Sie nicht bei mir zu bleiben wünschen. Dann würden wir diesen Gehaltsvorschuß als ein einfaches Darlehen betrachten, welches Sie mir zu erstatten hätten?"

„Ja, Herr Director."

„Werden Sie mir also Quittung geben, daß Sie diese Summe erhalten haben?"

„Natürlich!"

„Nun, so wollen wir das Geschäft abschließen."

Der Wirth des Büdchens verkaufte auch Papier. Er mußte einen Bogen,

nebst Tinte und Feder bringen. Der Director begann zu schreiben und legte dann nach einer Weile Emilie folgende Zeilen vor:

„Ich bescheinige hierdurch mit meiner eigenhändigen Namensunterschrift, daß ich von Herrn C. F. Baumgarten, dem Director des Circus Réal, einen Vorschuß von 125 Gulden, sage hundertfünfundzwanzig Gulden, erhalten habe, welche Summe ich, falls ich aus seinem Dienst trete, ihm unverkürzt nach Art und Weise eines Wechsels auf Sicht zurückerstatten werde."

Sie begann, diese Zeilen zu lesen. Er war schlau genug, den Beutel zu ziehen und das Geld aufzuzählen. Dies machte sie irre. Ihre Augen verfolgten mehr die Bewegungen seiner Hände als die Zeilen, welche sie durchlesen wollte.

„Nun, ist's so richtig?" fragte er.

Sie wollte es sich nicht merken lassen, daß sie mehr auf das Geld, als auf die sogenannte Quittung gesehen habe; darum antwortete sie:

„Ja, es ist gut."

„Dann bitte, zu unterschreiben. Hier ist die Feder."

Sie setzte ihren Namen hin. Dann wendete sich der Director an ihren Vater:

„Diese Quittung ist aber noch nicht rechtsgiltig. Was eine Frau unterschreibt, muß der Mann bestätigen. Ist's ein unverheirathetes Mädchen, so hat der Vater die Bestätigung zu vollziehen. Wenn Sie das Geld haben wollen, so müssen Sie mit unterschreiben."

„Sehr gern," meinte Werner.

„So setzen Sie hier unter den Namen Ihrer Tochter auch den Ihrigen, vorher aber die Worte: Mit meiner väterlichen Genehmigung und Haftung."

Werner sah das Geld neben der Quittung liegen. Emilie schien die Letztere gelesen zu haben; er dachte gar nicht daran, dies auch zu thun. Er tauchte die Feder in die Tinte, schrieb die angegebenen Worte und setzte seinen Namen darunter.

Der Kunstreiter war mit Spannung seinen Bewegungen gefolgt. Jetzt holte er tief Athem und sagte:

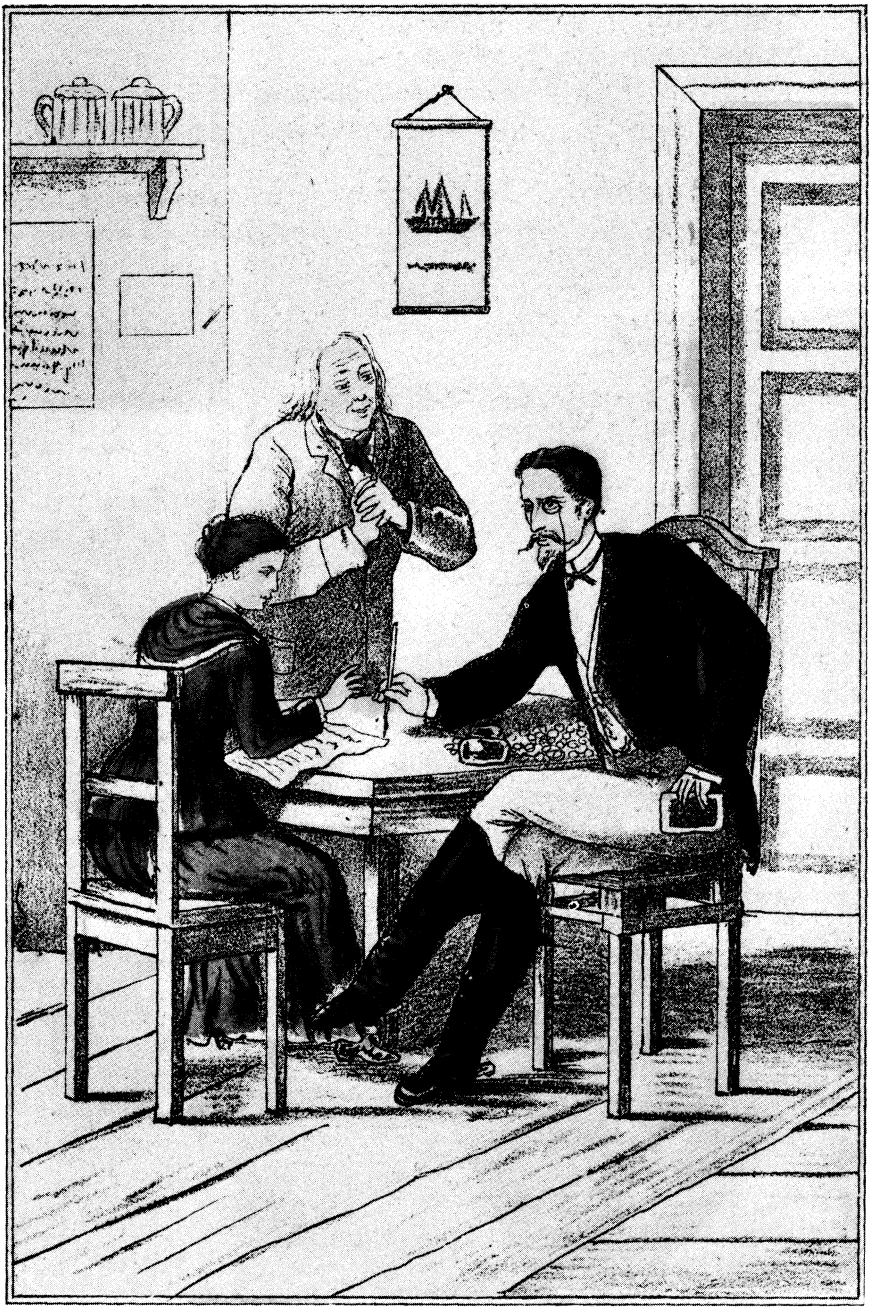
„So, das Geschäft ist abgemacht. Ich habe die Quittung, und Sie stecken das Geld ein. Ich hoffe, daß wir mit einander zufrieden sein werden! Ich habe vor, mit dem Fünfuhrzuge nach Rollenburg zu fahren. Werden Sie bis dahin fertig sein können?"

„Gewiß," antwortete Emilie.

„So erwarte ich Sie auf dem Bahnhote. Jetzt aber muß ich aufbrechen, da ich noch einige Kleinigkeiten zu besorgen habe. Auf Wiedersehen!" —

Als Max Holm sich nach seiner Rückkehr vom Bellevue von dem Fürsten von Befour getrennt hatte, zog er es vor, noch nicht nach Hause zu gehen. Die Erinnerung an die Anwesenheit der Amerikanerin trieb ihm noch jetzt das Blut in die Wangen

Er steckte sich kein bestimmtes Ziel, sondern er schlenderte ganz nach Zufall durch die beschneiten Straßen und gelangte so an den Schloßteich.



D.v.S. 56.

„Bitte zu unterschreiben."

Dort wollte er dem lustigen Treiben der Schlittschuhläufer zuschauen, ohne sich der Kälte des winterlichen Tages auszusetzen, und so trat er in die Restauration, in welcher vor noch nicht langer Zeit Bertram und Fels mit einander gesessen hatten.

Es gab da eine Reihe kleiner Zimmerchen, welche alle wohl durchheizt waren. Er nahm in einem derselben Platz und wurde bald von einem Kellner bemerkt, welcher ihm ein Glas Punsch bringen mußte.

Dann legte er sich in die Ecke seines Sitzes zurück und ließ den Blick durch das Fenster hinaus in die Ferne schweifen.

Nach einiger Zeit ließen sich von der anderen Seite her im Nebenzimmer Schritte hören.

„Allerliebste Cabinets," sagte eine Frauenstimme.

„Und vortrefflich geheizt," bemerkte eine zweite.

„Bleiben wir hier?"

„Ja, setzen wir uns. Gerade von hier aus ist die Aussicht reizend. Ist vielleicht Jemand nebenan?"

Es kam Jemand an die Portière. Er hörte sagen:

„Niemand. Es ist leer."

„Schön! Man sagt doch zuweilen Etwas, was nicht für Jedermannes Ohr ist. Gieb einmal dort die Zeitung her."

Diejenige, welche in das Zimmer geblickt hatte, war nicht sorgfältig gewesen. Sie war nicht vollständig herein gekommen und hatte ihn nicht in seiner Ecke sitzen sehen. Er ging mit sich zu Rathe, ob er sich bemerkbar machen solle oder nicht, doch ehe er sich entschieden hatte, kam der Kellner, bei dem die beiden Damen Thee bestellten. Sie erhielten ihn, ohne daß sie Gelegenheit gefunden hätten, zu erfahren, daß das benachbarte Zimmer doch nicht leer sei. Dann entfernte sich der dienstbare Geist.

Max Holm hörte das Klirren der Theelöffel, das leise Schlürfen der Lippen und dann und wann ein leichtes Rascheln des Papieres, woraus er schloß, daß man mit der Zeitung beschäftigt sei.

Schon machte er sich Vorwürfe, nicht anständig zu handeln. Seine Gewissenhaftigkeit trieb ihn, durch irgend ein Zeichen seine Anwesenheit zu erkennen zu geben. Er holte auch bereits Athem, um sich in einem Räuspern bemerkbar zu machen. Dieses Räuspern aber verklang in einem lauten Rufe, welcher ganz in demselben Augenblicke im Nebenzimmer ertönte.

„Himmeldonnerwetter!"

Dieses Wort erklang denn doch als für einen Frauenmund zu kräftig. Holm horchte auf. Feine Damen konnten diese Beiden denn doch nicht sein.

„Was ist's?" fragte die Andere.

„Siehst Du sie, Mutter?"

„Wen denn?"

„Das Frauenzimmer da rechts nicht weit von der Bude des Schlittschuhverleihers!"

„Welche denn? Es stehen Mehrere dort."

„Die mit dem großen, braunen Amazonenhut. Es steht noch eine Zweite dabei.“

„Ja, ich sehe sie. Sie sind erst jetzt gekommen. Was ist es mit den Beiden?“

„Wie? Das fragst Du mich?“

„Natürlich! Du thust ja ganz erschrocken!“

„Kennst Du sie denn nicht?“

„Nein.“

„So hast Du, weiß Gott, gar keine Augen im Kopfe!“

„Sie stehen mit dem Rücken nach uns zu. Man kann ihre Gesichter ja nicht sehen.“

„So warte, bis sich eine oder die andere einmal herumdreht!“

Holm blickte durch das Fenster. Er erkannte — die Leda. Nun fiel es ihm nicht ein, seine Anwesenheit zu verrathen.

„Da kann ich warten,“ sagte Die, welche von der Anderen Mutter genannt worden war. „Wer ist sie denn, daß Du Dich durch ihren Anblick so aus dem Häuschen bringen läßt?

„Ja, ich bin fast erschrocken, aber nur auf eine freudige Weise. Denke Dir, es ist die Editha von Wartensleben.“

„Was Du sagst!“

„Ja, ich habe sie sofort wiedererkannt.“

„Wirst Du Dich nicht irren?“

„Nein; eine Täuschung ist ganz unmöglich. Solche Gesichter merkt man sich genau.“

„Hm! Da dreht sie sich um!“

„Nun, kennst Du sie?“

„Ja. Bei Gott, sie ist es!“

„Nicht wahr? Wir müssen sofort hinaus.“

„Warum?“

„Wir müssen sehen, wo sie wohnt. Wenn wir hier sitzen bleiben, so kann sie uns entgehen.“

„Warte noch! Ich glaube, sie wird sich Schlittschuhe geben lassen. Ja, siehe!“

„Richtig! Sie will Schlittschuhe laufen.“

„Da haben wir noch Zeit. Es kann eine Stunde vergehen, ehe sie aufhört.“

„Aber wir müssen mit dem Fünfuhrzuge fort.“

„Müssen?“

„Ja. Der Director erwartet uns doch.“

„Pah! Ich fahre, wenn es mir beliebt.“

„Er wird zanken.“

„Das mag er. Die Riesin Aurora Bormann macht sich den Teufel daraus, ob Einer zankt oder nicht.“

Holm horchte auf. Die riesige Aurora diese Worte hatte er doch ge-

hört als er die Leda in ihrem Hotel belauschte. Diese Aurora war der Leda an jener fraglichen Scheune begegnet, an welcher sie das Kind versteckt hatte. Holm begann zu ahnen, daß er von einem höchst glücklichen Impulse hierher geführt worden sei. Und Bormann hieß sie! Das war ja auch der Name jenes berüchtigten Verbrechers, von dem um die vergangene Weihnachtszeit alle Blätter geschrieben hatten!

„Ja, sie schnallt an!“ hörte er weiter sagen. „Ein höchst glücklicher Umstand! Die wird bluten müssen!“

„Und wie! Sie wird erschrecken, wenn sie mich sieht. Aber was kann das helfen! Sie hat uns mit jenen tausend Gulden betrogen. Die Nummern der beiden Fünfhundertguldenscheine kamen dann im Blatte. Sie waren dem Herrn von Scharfenberg abhanden gekommen.“

„Sein Verwalter hatte sie gestohlen. Er hieß, glaube ich, Petermann, und kam auf das Zuchthaus.“

„Von diesem muß sie die Scheine haben. Warum hat sie sie uns angeheftet. Sie muß sie auswechseln; sie muß sie nehmen und uns andere tausend Gulden dafür geben. Anders kommt sie nicht weg.“

„Wenn sie Geld hat.“

„O, diese Editha ist nie ohne Geld. Sie sieht auch nicht so aus, als ob sie Mangel leide.“

„Hast Du denn die Scheine noch?“

„Das versteht sich.“

„Eigentlich eine große Unvorsichtigkeit.“

„Wieso?“

„Wie nun, wenn sie Jemand bei Dir fände?“

„Das ist unmöglich. Ich habe sie zwischen das Futter meines Portemonnaies geklebt.“

„Wir können das Geld gerade jetzt sehr nothwendig gebrauchen. Dieser Director Baumgarten fängt in neuerer Zeit an, zu knausern.“

„Undankbarer Mensch! So ist es aber! Ich bin gegen ihn die Liebenswürdigkeit selbst gewesen. Er versprach, mich zu heirathen. Da kam diese verdammte Tau-ma, die ihn ganz für sich einnahm. Ich habe sie glücklich so weit gebracht, daß sie ihm durchbrannte, aber er ist kalt geworden und scheint es zu bleiben. Erhalte ich die tausend Gulden, so lasse ich ihn im Stiche und privatisire.“

„Das wäre eine Dummheit!“

„Warum?“

„Beim Privatisiren wird das Geld alle.“

„Unsinn! Das Geld kommt im Gegentheile aus allen Richtungen herbeigeflogen.“

„Oho!“

„Du glaubst es nicht?“

„Nein.“

„So dauerst Du mich. Siehe mich einmal an.“

„Na, was ersehe ich mir an Dir?“

„Diese Beine, diese Arme!“

Holm hörte, daß sie sich bei diesen Worten auf die genanten Körpertheile klatschte.“

„Na, was ist's damit?“

„Diese Brust! Und häßlich bin ich nicht!“

„Was weiter?“

„Ich bin ein Bissen, für welchen Jeder gern seine zehn und zwanzig Gulden bezahlt!“

„Ach so! Auf diese Weise willst Du privatisiren!“

„Auf welche andere denn?“

„Hm! Mir kann es recht sein!“

Jetzt ging der Kellner durch die Zimmerreihe, um zu erfahren, ob Etwas gewünscht werde. Als er in das Nebenzimmer kam, sagte die Riesin:

„Kellner, wie lange sind Sie in der Residenz?“

„So lange ich lebe.“

„Ach so! Sie sind hier geboren?“

„Ja.“

„Also jedenfalls hier gut bekannt?“

„Ich denke es.“

„Kennen Sie vielleicht die Dame, welche da drüben Schlittschuhe läuft? Passen Sie auf! Jetzt kommt sie. Da, die mit dem Amazonenhut!“

„Ja, die kenne ich zufälliger Weise.“

„Wer ist sie?“

„Ich würde sie nicht kennen, aber sie war gestern hier und hat mir selbst gesagt, wer sie ist. Ich bediente sie nämlich. Es ist die Leda.“

„Leda? Kenne ich nicht.“

„Nicht? Die berühmte Tänzerin, welche morgen Abend in der ‚Königin der Nacht‘ auftritt?“

„Weiß nichts davon?“

„Da sind Sie auf dem Gebiete der Kunst sehr fremd.“

„Möglich!“ lachte sie, die sich ja wohl selbst auch zu den Künstlerinnen zählte. „Wissen Sie vielleicht, wo sie wohnt?“

„Nein. Davon hat sie nicht gesprochen.“

„Gut, danke! Ich will bezahlen.“

Als sie das gethan und der Kellner sich entfernt hatte, sagte ihre Mutter

„Du bezahlst? Willst Du gehen?“

„Wir müssen uns bereit halten, damit sie uns nicht entgeht.“

„Vielleicht ist es doch umsonst.“

„Das ist unmöglich.“

„O, wenn sie so thut, als ob sie nichts weiß!“

„Oho! Wir haben ja Beweise!“

„Du meinst die Kindesleiche?“

„Ja.“

„Sie kann ja auf den guten Gedanken gekommen sein, diese Leiche zu entfernen. Dann können wir ihr nichts beweisen."

„Ich denke nicht, daß sie auf diesen Gedanken gekommen ist. Das wäre freilich dumm!"

„Am Besten ist es, uns zu überzeugen, ob das Kind noch unter der Scheune steckt."

„Meinetwegen! Wir gehen ihr nach. Wissen wir, wo ihre Wohnung ist, so gehen wir nach der Scheune."

„So meinst Du also wirklich, daß wir heute noch nicht nach Rollenburg fahren?"

„Wir bleiben hier."

„Dann ist es doch am Besten, wir gehen jetzt. Wie leicht kann sie die Schlittschuhbahn auf der anderen Seite drüben verlassen. Dann ist sie verschwunden, ehe wir hier zur Thür hinaus sind."

„Ihre Begleiterin wartet dort. Sie ist uns sicher. Auch müssen wir uns in Acht nehmen, daß wir nicht von ihr erkannt werden."

„Deine Figur ist freilich augenfällig."

„Nun, ich thue den Schleier herab und stelle mich an eine der alten Linden da drüben. Komm!"

Sie gingen, ohne in das andere Zimmer zu blicken.

„Sapperment, welche Neuigkeit!" dachte Holm. „Welch ein Glück, daß ich auf den Gedanken kam, hier einzukehren. Jetzt ist es mir fast leicht, zu beweisen, daß die Tochter meines alten, braven Werner unschuldig ist."

Er erhob sich, um die beiden Damen zu beobachten. In diesem Augenblicke kam — der Fürst von Befour des Weges daher und blieb erstaunt stehen, als er die Riesin erblickte. Sie hatte allerdings geradezu colossale Formen und war dabei von dem schönsten, reinsten Ebenmaße der riesigen Glieder.

Als der Fürst sich wieder abwendete, sah er Holm am Fenster stehen. Er nickte ihm lächelnd zu und kam herein.

„Auch Sie hier?" sagte er, sich niedersetzend. „Ich dachte nicht, daß wir uns so bald wiedersehen würden."

„Ich ebenso wenig."

„Nun, trinken wir einen Tokayer!"

„Ich weiß nicht, ob ich mich zur Verfügung stellen darf."

„Warum nicht?"

„Ich darf jene beiden Damen nicht aus den Augen lassen."

„Denen ich jetzt begegnete?"

„Ja."

„Die Eine ist ein Monstrum. Ich erschrak förmlich, als ich sie erblickte."

„Sie stammt aus einem Riesengeschlecht."

„Ah, Sie kennen sie?"

„Sie heißt Bormann."

„Sapperment!“ rief der Fürst. „Das ist mir höchst interessant! Ob sie vielleicht eine Schwester der beiden berüchtigten Bormänner ist?“

„Es scheint so. Sie heißt Aurora und ist jedenfalls in Beziehung auf ihren moralischen Werth den beiden Brüdern vollständig ebenbürtig.“

„Woher kennen Sie sie denn?“

„Ich sah sie soeben zum ersten Male.“

„Und beurtheilen sie bereits mit solcher Sicherheit?“

„Ich war so glücklich, sie zu belauschen. Die Andere ist ihre Mutter. Sie saßen mit einander da nebenan und hatten keine Ahnung, daß ich anwesend sei.“

„Das ist interessant!“

„Sogar im höchsten Grade. Ich habe Dinge erfahren, welche Licht auf zwei schwere Verbrechen werfen.“

„Was Sie sagen!“

„Ja. Die Tochter eines meiner Bekannten wurde wegen Kindesmord unschuldig verurtheilt. Jetzt kann ich beweisen, daß sie unschuldig ist.“

„Ich gratulire Ihnen.“

„Und denken Sie sich, wer die Mörderin ist!“

„Nun, wer?“

„Die Leda.“

„Alle guten Geister! Die Leda?“

„Ja.“

„Sie spinnen einen Roman!“

„Ganz und gar nicht! Und sodann ist ein gewisser Herr von Scharfenberg von seinem Verwalter oder Inspector bestohlen worden. Die Riesin hat tausend Gulden von dem betreffenden Gelde erhalten.“

„Sie sind des Teufels!“ rief der Fürst, im höchsten Grade überrascht.

„Durchlaucht scheinen diesen Fall zu kennen?“

„Ja, sehr gut. Ich halte Den, welcher bestraft worden ist, für unschuldig.“

„Einen gewissen Petermann?“

„Ja. Sprachen diese Beiden von ihm?“

„Ja. Diese beiden Verbrechen scheinen im Zusammenhange zu stehen.“

„Wieso?“

„Nun, die Leda hat früher Editha von Wartensleben geheißen und —“

„Immer interessanter und spannender!“ fiel der Fürst ein.

„Sie hat ein Kind gehabt und es ermordet. Sie hat es auf dem Friedhofe begraben wollen, des Nachts, und die Leiche mit einer anderen Kindesleiche vertauscht.“

„Weiter, weiter! Erzählen Sie ausführlicher!“

„Später, Durchlaucht. Ich muß auf die Riesin merken. Ich darf sie nicht aus den Augen lassen.“

„Ich passe schon auf. Erzählen Sie nur.“

„Nun, ich sagte Ihnen heute, daß ich Waffen in der Hand habe, die Gegner der Amerikanerin zu besiegen —"

„Das sagten Sie allerdings."

„Ich dachte da nicht, daß sich diese Waffenrüstung so sehr bald vervollständigen würde. Hören Sie!"

Er erzählte von dem Theaterdiener Werner und davon, daß er die Leda belauscht hatte. Der Fürst hörte höchst aufmerksam zu und sagte, als Holm geendet hatte:

„Das ist allerdings geradezu niederschmetternd für diejenigen Herren, welche beabsichtigen, die Leda zu protegiren. Sie haben Recht, die Riesin darf nicht aus dem Auge gelassen werden. Sie verfolgt die Leda, und wir Beide verfolgen sie."

„Wie? Durchlaucht wollen sich betheiligen?"

„Gewiß! Sie werden später hören, daß ich allen Grund habe, mich für diese Angelegenheit auf das Höchste zu interessiren. Also der Baron Franz von Helfenstein ist der Vater des Kindes jener Theaterdienerstochter gewesen?"

„Ja. Er hat ihr Gewalt angethan, nachdem er sie durch irgend ein narkotisches Mittel betäubt hatte."

„Das zu hören, ist mir von großem Vortheile. Aber sehen Sie, da versteckt sich die Riesin hinter jenen Baum!"

„Sie hat bemerkt, daß die Leda aufbrechen will. Diese schnallt soeben ihre Schlittschuhe ab."

„Ah, das ist sie! Nun, passen wir auf."

Die Leda kam zu ihrer auf sie wartenden Mutter und entfernte sich mit ihr. Die Riesin folgte ihr in Begleitung ihrer Mutter, und in angemessener Entfernung hinter ihnen kamen dann der Fürst und Max Holm.

Die Tänzerin ging direct nach dem Hotel Kronprinz. Als sie dort eingetreten war, sagte die Riesin zu ihrer Mutter:

„Gehe zum Portier und frage, ob sie da logirt."

„Warum willst Du Dich nicht selbst erkundigen?"

„Weil meine Person zu auffällig ist. Ich warte hier an diesem Schaufenster, indem ich so thue, als betrachte ich mir die ausgestellten Gegenstände."

Die Mutter ging und kam bald zurück.

„Sie wohnt da," berichtete sie. „Eine Treppe hoch!"

„Gut! Jetzt nun nach der Scheune!"

Sie gingen durch einige Straßen, bis sie an einen der Friedhöfe der Residenz gelangten. An der Mauer desselben entlang gehend, hatten sie nun die Stadt hinter sich und kamen an eine Stelle, wo mehrere Scheunen standen.

„Weißt Du noch, welche es war?" fragte die Mutter.

„Ja, die zweite da. Komm!"

Sie umgingen die erste der Scheunen und blickten sich dabei vorsichtig um, ob vielleicht Jemand vorhanden sei. Sie überzeugten sich, daß sich Niemand in der Nähe befand, und nun bückte die Riesin sich an der hinteren Seite der Scheune nieder.

Da, wo das Gemäuer den Erdboden berührte, hatte der Baumeister offene Durchzüge gelassen, welche von einer Seite nach der anderen gingen und den Zweck hatten, der Luft den Zutritt zu gestatten und so das Ansammeln von Feuchtigkeit und das Gedeihen des Hausschwammes zu verhüten.

Diese Durchgänge waren vielleicht zehn Zoll in's Gevierte; da aber die Scheune alt war, so hatte sich Kalk und Mauerwerk losgebröckelt und die Oeffnungen fast vollständig verstopft.

An einer dieser Oeffnungen war es, wo die Riesin sich niederkauerte. Sie begann nun, den Schutt mit den Händen wegzuräumen. Ihre Mutter warnte:

„Nimm Dich in Acht. Streue nicht zu viel umher, sonst könnte man bemerken, daß hier etwas geschehen ist."

„Habe keine Sorge. Ich werde schon vorsichtig sein!"

Als die Oeffnung groß genug geworden war, langte sie mit dem Arme hinein.

„Nun, ist's noch da?" fragte ihre Mutter, welche ihre Neugierde nicht zu beherrschen vermochte.

„Ja. Oder — hm, oder ist's nur ein Stein."

„Das wäre dumm, sehr dumm!"

„Es ist hart, wirklich steinhart."

„Ziehe es heraus!"

Die Riesin zog den Gegenstand heraus und konnte dann einen halblauten Ausruf nicht unterdrücken.

„Alle Teufel! Mutter schau her!"

„Das Kind, wirklich das Kind!" sagte diese.

„Aber so wohl erhalten!"

„Nicht verfault."

„Gerade so, als ob es erst jetzt gestorben sei, aber so hart wie Fels und Eisen."

„Es ist versteinert. Es soll ja zuweilen vorkommen, daß Leichen zu Stein werden."

„Ja. Es kommt darauf an, in welcher Erde so eine Leiche liegt. Na, jetzt wissen wir, woran wir sind!"

„Die Leda wird uns gegenüber nicht leugnen können. Thue es wieder hinein und mache dann das Loch zu!"

Und als die Tochter dieser Aufforderung nachkam, fuhr die Mutter fort:

„Aber dennoch ist es möglich, daß sie uns die Thür zeigt."

„Das wird sie nicht wagen!"

„Was wollten wir dagegen machen?"

„Sie anzeigen."

„So gerathen wir selbst in die Tinte. Wir sind Mitschuldige. Wir hätten Anzeige erstatten müssen."

„Unsinn! Denkst Du etwa, ich würde persönlich nach der Polizei gehen?"

„Du meinst einen Brief, aber nicht unterschreiben?“

„Ja.“

„Das würde nichts helfen. Man könnte der Leda doch nichts beweisen. Um sie zu überzeugen, ist unbedingt unser Zeugniß nöthig.“

„Dafür würde ich mich schön bedanken! Uebrigens zweifle ich gar nicht daran, daß es mir gelingen wird, die Leda so einzuschüchtern, daß sie tief in die Tasche greift. So, da bin ich fertig. Komm!“

„Wohin nun?“

„Zunächst müssen wir uns nach einem Gasthofe umsehen, wo wir für heute bleiben.“

Der Fürst und Max Holm waren ihnen bis an den Friedhof gefolgt. Dieser stand offen, und der Fürst schritt geraden Weges zum Eingange hinein.

„Hier hinein?“ fragte Holm erstaunt.

„Ja.“

„Aber warum?“

„Um unbemerkt zu bleiben.“

„Aber wir verlieren sie aus den Augen.“

„Wohl kaum. Nach Ihrem Berichte ist die Leda des Nachts von hier weg nach der Scheune gegangen. Es läßt sich also vermuthen, daß diese Letztere nicht sehr weit entfernt von hier sein wird. Kommen Sie nur!“

Sie schritten über den ganzen Kirchhof hinweg bis zur entgegengesetzten Mauer. Dort angelangt, deutete der Fürst nach außen und sagte:

„Da, sehen Sie! Dort gehen sie, und dort sind auch die Scheunen.“

„Ja, wirklich! Aber welche wird es sein?“

„Das werden wir erfahren.“

„Wenn wir es aber nicht sehen? Da, jetzt verschwinden sie hinter der ersten Scheune.“

„Wir hätten ihnen auf keinen Fall so weit folgen können, daß es möglich gewesen wäre, sie ganz genau zu beobachten. Wir müssen vorsichtig sein. Es liegt ja Schnee, und wir werden die Spuren dieser beiden liebenswürdigen Damen sehr leicht finden.“

Hinter einem großen Lebensbaume versteckt, so daß sie von außen auf keinen Fall bemerkt konnten, warteten sie, bis endlich Mutter und Tochter wieder erschienen.

„Lassen wir sie vorüber?“ fragte Holm.

„Das versteht sich. Sie sind entschlossen, nicht nach Rollenburg zu fahren. Sie wollen hier bleiben, um von der Leda Geld zu erpressen; ich vermuthe also, daß sie sich zunächst um ein Logis bekümmern werden.“

„Das läßt sich allerdings erwarten.“

„Mag das nun ein Privatlogis oder ein Fremdenzimmer im Gasthofe sein, wir müssen es auf jeden Fall kennen lernen. Kommen Sie; sie sind jetzt vorüber.“

Sie folgten den Frauen von Neuem, bis dieselben in einem Gasthofe dritten oder gar vierten Ranges verschwanden. Max Holm fragte:

„Gehen wir auch hinein?“

„Beide nicht. Warten Sie, ich werde mich erkundigen.“

Als er in die räucherige Gaststube trat, saßen die beiden Gesuchten an einem Tische. Er nahm in einer dunklen Ecke Platz und ließ sich ein Glas Bier geben.

Die Riesin hatte sich Kaffee bestellt. Als der Wirth denselben brachte, fragte sie:

„Sie haben Fremdenzimmer?“

„Ja.“

„Können wir ein solches für heute und wohl auch noch für morgen bekommen?“

„Ja, gern!“

„So lassen Sie Feuer machen.“

„Es steht gerade jetzt ein warmes zur Verfügung.“

„Recht so. Wir gehen sogleich hinauf. Besorgen Sie uns auch die Speisenkarte!“

Sie tranken ihren Kaffee schnell aus und ließen sich dann nach oben führen. Jetzt bezahlte der Fürst sein Bier und zog seine Brieftafel hervor. Er schrieb einige Zeilen, welche seinem Diener Adolf galten, und steckte sie in ein Couvert, deren er stets welche bei sich führte.

Nun suchte er zunächst Max Holm auf und dann einen Dienstmann, welchem er die Zeilen zur Besorgung gab.

„Jetzt nun gehen wir nach der Scheune,“ sagte er dann.

„Aber wenn uns nun einstweilen die Riesin entwischt?“

„Sie entkommt uns nicht; sie bleibt hier über Nacht. Uebrigens wird binnen jetzt und einer halben Stunde ein sicherer Mann hier sein, der sie nicht aus den Augen läßt.“

Als sie wieder an den Kirchhof gelangten, war es nicht schwer, die Fußspuren der beiden Frauenzimmer zu verfolgen. Sie führten nach der Scheune. Und obgleich die Sonne in der Nähe des Gemäuers den Schnee hinweggelockt hatte, deutete der Fürst doch mit großer Sicherheit nach der Stelle, an welcher die Riesin sich niedergekauert hatte.

„Hier sind sie gewesen,“ sagte er. „Sehen Sie den Schutt. Sie haben die Spur doch nicht ganz verwischen können. Hier haben sie das Loch aufgescharrt gehabt. Sehen wir einmal nach, was da zu finden ist!“

Er öffnete von Neuem und hatte sehr bald das Kind hervorgezogen.

„Da ist es!“ sagte er. „Und verkalkt, zu Stein geworden. Alles so deutlich, wie bei einer frischen Leiche. Ja, dieses arme kleine Wesen ist an Schwäche gestorben.“

„Es ist das Kind von Emilie Werner. Aber wie kann das bewiesen werden?“

„Das lassen Sie meine Sorge sein! Es ist nicht so schwer, wie Sie vielleicht denken.“

„Nehmen wir es mit?“

„Nein. Diese Leiche muß von der Polizei aufgehoben werden, und ich werde es so einzurichten suchen, daß man die Leda dabei ertappt."

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Ich bringe sie auf den Gedanken, das Kind hier zu entfernen, um der Riesin den Beweis zu entziehen."

„Dieser Gedanke ist ganz vortrefflich. Ich hoffe, daß sie auf denselben eingehen wird!"

„Ich bin davon überzeugt."

„Was thun wir nun weiter?"

Während nun der Fürst das Kind wieder an Ort und Stelle brachte, antwortete er:

„War nicht, als Sie im Hotel Kronprinz die Leda belauschten, von einer rothen Gardinenschnur die Rede?"

„Ja. Die Mutter sagte zur Tochter, daß es eine große Unvorsichtigkeit gewesen sei, das Stück Schnur abzureißen, um sich derselben zur Erdrosselung zu bedienen."

„Schön. Ich habe den Faden in der Hand und werde ihm folgen, so weit es mir möglich ist. So, da sind wir fertig. Jetzt nun zur nächsten Droschkenstation."

„Wohin fahren wir?"

„In das Bezirksgericht."

Holm fragte nicht, was der Fürst dort beabsichtigte. Er war überzeugt, daß dieser gerade nur das Richtige thun werde. Im Bezirksgerichte angekommen, ließ der Fürst sich bei dem Director desselben melden und wurde sofort vorgelassen. Der Beamte empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und erkundigte sich nach der Ursache dieses für ihn so ehrenvollen Besuches. Der Fürst zog die schon so oft erwähnte Karte hervor, zeigte sie ihm und sagte:

„Ich bitte zunächst, von dieser Legitimation gefälligst Notiz zu nehmen, Herr Gerichtsrath."

Der Angeredete nickte lächend und antwortete:

„Weiß es schon. Excellenz der Herr Minister haben die Güte gehabt, die Oberbeamten von dem Dasein dieser so außerordentlich seltenen Bevollmächtigung unter der Hand und im Vertrauen zu benachrichtigen."

„So hoffe ich, daß der Bitte, welche ich Ihnen vorzutragen beabsichtige, keine Hindernisse in den Weg gelegt werden."

„Ich stehe gern zur Verfügung."

„Wie lange sind Sie schon im Amte, Herr Gerichtsrath?"

„In meiner gegenwärtigen Stellung bereits über fünf Jahre."

„So werden Sie sich vielleicht noch des Falles ‚Emilie Werner' erinnern?"

„Emilie Werner?" wiederholte der Beamte nachdenklich.

„Kindesmord."

„Ah, ja, ich besinne mich. Das Mädchen war nicht geständig. Die Angeklagte wurde auf den Indicienbeweis hin zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt."

„Und ist dennoch unschuldig."

„Was Sie sagen!" rief der Justizrath, sich entfärbend.

„Ich behaupte es!"

„Sie versetzen mich in das höchste Erstaunen. Ich selbst war es, der bei der Verhandlung den Vorsitz führte.

„Und dennoch muß ich bei meiner Behauptung bleiben."

„Auch der Richter kann irren. So außerordentlich peinlich es mir sein müßte, zu erfahren, daß unter meinem Präsidium ein so beklagenswerther Irrthum vorgekommen sei, so würde ich mich doch auch freuen, ihn wieder gut machen zu können."

„Er ist nicht wieder gut zu machen. Vier Jahre Zuchthaus sind bereits vorüber. Welches Aequivalent giebt es für diese Zeit, für die Schande, die Sorge, den Gram? Wir haben, um nur von einer materiellen Genugthuung zu sprechen, leider die Sachsenbuße nicht mehr."

„Sollte Ihre Behauptung sich beweisen lassen, Durchlaucht?"

„Ich hoffe, den Beweis führen zu können. Sind die Acten noch vorhanden?"

„Gewiß."

„Würden Sie mir gestatten, für einen kurzen Augenblick Einsicht zu nehmen?"

„Sofort! Erlauben Sie, daß ich Sie nach dem Repositionssaale begleite!"

Er führte ihn nach dem ziemlich großen Raume, in welchem bis auf eine gewisse, gesetzlich vorgeschriebene Zeit hinaus die Actenvolumen aufbewahrt wurden, und suchte das betreffende Heft eigenhändig heraus.

„Hier ist es," sagte er. „Darf ich fragen, wonach Durchlaucht suchen?"

„Das Kind war mit einem Ende rother Gardinenschnur erwürgt worden —"

„Ja, ja, ich entsinne mich. Dieses Corpus delicti ist noch vorhanden. Hier, sehen Sie!"

Er schlug die Stelle auf, in welcher die Schnur an ein Blatt Actendeckel geheftet war. Der Fürst betrachtete sie aufmerksam und fragte dann:

„Könnten Sie mir vielleicht eine Stunde ihrer allerdings kostbaren Zeit widmen?"

„Gewiß."

„Ich brauche auch einen Obergensd'arm, einen Vertreter der Staatsanwaltschaft und den Gerichtsarzt. Sie würden die Güte haben, mich nach einem Hause der inneren Stadt zu begleiten, während die genannten Herren auf dem Petrikirchhofe auf uns zu warten hätten, aber, wie ich dringend ersuchen muß, in möglichst unauffälliger Weise."

„Ich darf doch annehmen, daß genügender Grund zu einem solchen Arrangement vorhanden ist?"

„Gewiß. Ich habe nicht Zeit, mich in Weitläufigkeiten einzulassen, aber es wird Ihnen noch gegenwärtig sein, daß die angeklagte Werner behauptete, ihr Kind sei ein Knabe gewesen und an Entkräftung gestorben?"

„So war es allerdings."

„Die betreffende Leiche aber war ein kräftiges Mädchen, welches von der Werner nicht als ihr natürlich gestorbenes Kind anerkannt wurde.“

„Diese Aussage war zu fabelhaft.“

„Hat aber trotzdem auf Wahrheit beruht. Ich werde Ihnen das richtige Kind der Werner nachher zeigen.“

„Wie? Wie? Durchlaucht, man hat damals viel und ganz vergeblich nach demselben gesucht. Sie dürfen nicht denken, daß wir es an großer Sorgfalt fehlen ließen.“

„Ich bin überzeugt davon. Also bitte, die Herren sofort zu benachrichtigen. Aber heimlich, sehr heimlich! Und, nehmen Sie diese rothe Schnur zu sich. Wir werden sie brauchen, wenn meine Voraussetzungen richtig sind.“

Der Gerichtsrath traf die nöthigen Vorbereitungen und begab sich sodann mit dem Fürsten nach der Droschke, in welcher Holm wartete.

„Herr Doctor Max Holm,“ stellte der Fürst vor, „den Sie noch kennen lernen werden und dessen Scharfsinn es zu verdanken sein wird, wenn es uns gelingt, eine Unschuldige zu rehabilitiren.“

Der Fürst dirigirte die Droschke nach dem alten Patrizierhause des Herrn von Scharfenberg. Der Hausmann Kreller sah drei Herren aussteigen und eilte sofort herbei, um nach ihrem Begehr zu fragen.

„Kommen Sie herein in die Stube!“ gebot der Fürst.

Drinnen nun, von dem Droschkenkutscher ungehört, fragte er den Hausmann:

„Dieses Haus gehört dem Herrn Baron von Scharfenberg?“

„Ja, Herr.“

„Hier hat der Inspector desselben, ein gewisser Herr Petermann, gewohnt?“

„Ja.“

„Hatte dieser Herr nicht vor ungefähr etwas über vier Jahren eine Dame bei sich aufgenommen?“

„Fräulein von Wartensleben? Sie wohnte bei ihm.“

„Waren auch Sie damals anwesend?“

„Ich wohne seit langer, langer Zeit hier,“

„Sie haben also die Dame gekannt?“

„Ja.“

„Ich bin der Fürst von Befour, und dieser Herr ist Gerichtsrath und Director des Bezirksgerichtes. Sie haben also unsere Fragen —“

„Herrgott!“ entfuhr es dem Hausmanne.

„Sie haben also unsere Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten,“ fuhr der Fürst fort. „Hat die erwähnte Dame sich stets bei ungestörter Gesundheit befunden?“

Der Gefragte wurde verlegen, doch antwortete er:

„Ihr Wohlsein erlitt allerdings eine mehrtägige Unterbrechung, Durchlaucht!“

„Was war der Grund dieser Unterbrechung?“

„Die Geburt eines Kindes.“

„Wer war der Vater?“

„Niemand weiß es."

„Welchen Geschlechtes war das Kind?"

„Es war ein Mädchen."

„Wurde diese Geburt angemeldet?"

„Ja; ich selbst mußte die Anmeldung übernehmen."

„War das Kind kräftig oder nicht?"

„Es war ein ungewöhnlich kräftiges Mädchen."

„Wie lange blieb es bei der Mutter?"

„So lange, bis diese plötzlich eines Morgens verschwunden war."

„Wohin?"

„Niemand weiß es."

„Wo wohnte dieses Fräulein von Wartensleben?"

„Sie hatte im Bereiche des Inspectors Petermann zwei kleine Zimmerchen angewiesen erhalten."

„Diese Zimmer sind noch vorhanden?"

„Ja."

„Aber vielleicht anders möblirt, anders eingerichtet?"

„Nein. Es ist Alles so geblieben. Nicht einmal die Decken, Teppiche oder Gardinen sind gewechselt worden."

„Aus welchem Grunde?"

„Das weiß ich nicht. Der junge Herr hatte es so befohlen."

„Haben Sie den Schlüssel zu diesen Zimmern?"

„Ja."

„Führen Sie uns hinauf!"

Der Hausmann gehorchte diesem Befehle. Der Gerichtsrath befand sich in einer außerordentlichen Spannung. Was er jetzt bereits hier gehört hatte, ließ ihm vermuthen, daß der Fürst nach ganz genauen Informationen handele.

Die angedeutete Wohnung bestand aus einem zweifenstrigen Wohn- und einem einfenstrigen Schlafzimmer. Gleich direct beim Eintritte eilte der Fürst nach den beiden Fenstern, um die Rouleauxschnuren in Augenschein zu nehmen.

„Hier ist es nicht," sagte er. „Oeffnen Sie die Schlafstube!"

Als dies geschehen war, trat er zum Fenster.

„Ah! Hier, Herr Gerichtsrath! Sehen Sie!"

Er zeigte auf die rothe, posamentirte Schnure, von welcher ein Stück fehlte, welches augenscheinlich abgerissen worden war.

„Durchlaucht," meinte der Beamte ganz betreten. „Wie haben Sie hiervon wissen können?"

„Davon später. Bitte um das fragliche Schnurende. Es muß ganz augenscheinlich sein, daß es von hier abgerissen worden ist."

„Hier. Vergleichen wir. Bei Gott, es stimmt! Sogar die Fasern passen zusammen und greifen in einander."

„Das war es, wovon ich mich überzeugen wollte. Es genügt für jetzt."

Und sich an den Hausmann wendend, fuhr er fort:

„Der Herr Gerichtsrath wird die Schlüssel dieser beiden Zimmer an sich

nehmen. Sie haben keinem Menschen, selbst Ihrem Herrn nicht, zu sagen, daß wir hier gewesen sind. Eine Uebertretung dieses Gebotes würde von sehr ernsten Folgen für Sie sein. Verstanden?"

„Ich werde gehorchen, Durchlaucht. Aber meine Frau —"

„Ich habe sie nicht gesehen."

„Sie ist ausgegangen."

„So braucht auch sie nichts zu wissen. Haben Sie dieses Fräulein von Wartensleben vielleicht seit jener Zeit einmal wiedergesehen?"

„Nein."

„Würden Sie diese Dame wieder erkennen?"

„Sofort! Ganz gewiß!"

„Gut! Also schweigen Sie! Wir gehen! Adieu!"

Der Gerichtsrath verschloß die Thüren und steckte die Schlüssel ein. Als sie wieder in der Droschke saßen, nannte der Fürst eine nahe am Petrikirchhofe gelegene Straße, in welcher sie ausstiegen, um dem Kutscher nicht merken zu lassen, welches ihr Ziel sei. Dann begaben sie sich zu Fuß nach dem Kirchhof. Der Gerichtsrath war unterwegs schweigsam gewesen. Jetzt sagte er:

„Durchlaucht, halten Sie diese Wartensleben für die Mutter jenes Kindes, welches uns als dasjenige der Emilie Werner vorlag?"

„Ja. Die abgerissene Rouleauxschnure ist das erste Glied in dem Beweise, welchen ich erbringen werde. Da steht ein Herr, und dort auch einer."

Sie waren in den Kirchhof getreten. In einer Ecke desselben stand ein Mann, am entgegengesetzten Ende ein zweiter und ein dritter kam soeben aus der Todtenhalle hervor.

„Der Staatsanwalt, der Obergensd'arm und der Gerichtsarzt," sagte der Gerichtsdirector.

„Schön! Die Herren thun, als ob sie nicht zu einander gehörten. Das ist mir lieb. Bitte, unterrichten Sie sie unauffällig, nach und nach und möglichst heimlich, sich zu den Scheunen zu begeben, welche hinter dem Kirchhofe liegen. Ich werde Sie mit Herrn Doctor Holm dort erwarten."

Er begab sich mit Holm nach dem angegebenen Orte. Die Anderen kamen auf verschiedenen Umwegen, welche sie gemacht hatten, nach, und Alle waren überzeugt, von Niemand bemerkt worden zu sein.

„Meine Herren," sagte der Fürst. „Es gilt, die Unschuld eines Mädchens nachzuweisen, welches als Kindesmörderin verurtheilt worden ist. Herr Gerichtsarzt, ist es möglich, nach vier Jahren an einer Kindesleiche nachzuweisen, daß sie einen natürlichen Tod erlitten hat?"

„Nein. Sie wird verwest sein."

„Und in dem Falle, daß sie versteinert, verkalkt wäre?"

„Das ist ein außerordentlich seltener Fall. Es läßt sich da nicht eher Etwas sagen, als bis man die Leiche untersucht hat."

„Nun, wollen sehen. Bitte, Herr Doctor, öffnen Sie!"

Diese Worte galten Holm. Sie befanden sich gerade an der Stelle, wo

das Kind versteckt war. Holm kniete nieder, entfernte den Schutt und zog dann die Leiche hervor.

Die Herren waren, besonders der Gerichtsrath, äußerst bestürzt. Der Gerichtsarzt warf einen Blick auf die Leiche, befühlte sie mit der Hand und fragte dann:

„Durchlaucht, da fällt mir ein — ist das vielleicht das Kind der Werner, welches wir damals suchten?"

„Ja."

„Ich besinne mich jenes Falles ganz genau. Ich hatte die Leiche zu untersuchen. Ein interessanter, hochinteressanter Fund, sowohl für den Arzt, als auch für den Richter. Wer aber hat dieses Kind hier versteckt?"

„Die Mutter des anderen Kindes, die eigentliche Mörderin, Herr Doctor."

„So hätte die Werner also damals doch nicht gelogen?"

„Sie hat die Wahrheit gesagt. Sie ist unschuldig verurtheilt. Sie kann nur bestraft werden wegen unterlassener Personalbeurkundung, weil sie die Geburt und den Tod ihres Kindes aus Schamgefühl nicht meldete."

Es war mittlerweile dunkel geworden. Man konnte nur noch nahe liegende Gegenstände gut erkennen.

„Was nun?" fragte der Obergensd'arm.

„Wir machen das Loch hier zu," antwortete der Fürst. „Der Herr Gerichtsrath und der Herr Gerichtsarzt nehmen die Leiche mit sich; Sie aber, Herr Obergensd'arm, haben Sie die Güte, mich zur Vollziehung einer Arretur zu begleiten."

„Welche mit diesem Leichenfunde in Beziehung steht?"

„Ja."

„Etwa die Wartensleben?" fragte der Gerichtsrath.

„Nein, sondern zunächst zwei Mitschuldige von ihr. Ich muß Ihnen überlassen, was in Beziehung auf diese Leiche zunächst zu thun ist, habe aber Gründe, um möglichste Heimlichkeit zu bitten, weil mir dies die Habhaftwerdung der Mörderin erleichtert."

„Ah! Sie wissen, wo die Wartensleben sich befindet?"

„Ich glaube, es zu wissen," lautete die zurückhaltende Antwort, „möchte aber meiner Sache vorher noch sicherer werden, bevor ich Sie bitte, einen entscheidenden Schritt zu thun."

Max Holm errieth den Fürsten und sagte zu den Anderen:

„Verzeihung, meine Herren, wenn ich bitte, mit Durchlaucht einige Worte unter vier Augen sprechen zu können. Es betrifft die Angelegenheit, in welcher wir uns hier befinden, und hat den Zweck, uns der Schuldigen so zu versichern, daß ein Leugnen ihrerseits nicht möglich ist."

Der Fürst trat mit ihm zur Seite, und Holm sagte leise:

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, gnädiger Herr. Sie wollen aus Rücksicht auf die Amerikanerin den entscheidenden Schritt gegen die Leba erst morgen thun?"

„Ja."

„Wann soll sie arretirt werden?“

„Kurz vor der Vorstellung.“

„Schon?“

„Ja. Auf diese Weise ist sie verhindert, zu tanzen, und Miß Starton steht ohne Concurrenz da. Dann ist die Machination der sauberen Herren vom Residenztheater auf einmal zu nichte gemacht.“

„Und wie soll sie überführt werden?“

„Ich hoffe, zunächst durch die Aussage der Riesin, sodann durch den Beweis der Umstände und Indicien, und endlich will ich sie durch einen Brief oder irgend eine andere Weise verlocken, noch vor der Vorstellung hierher zu gehen, um das Kind zu beseitigen, wobei sie von giltigen Zeugen beobachtet wird. Sind Sie vielleicht anderer Meinung?“

„Ich möchte mir allerdings eine Bemerkung gestatten.“

„Bitte, sprechen Sie!“

„Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen, wenn ich eine andere Ansicht hege, als die Ihrige ist.“

„Hier kann von einer Verzeihung gar nicht die Rede sein. Sie sind die Hauptperson in dieser Angelegenheit. Ihnen haben wir die trefflichen Fingerzeige zu verdanken, und wenn Ihre Ansicht eine bessere ist als die meinige, so versteht es sich ganz von selbst, daß sie berücksichtigt wird. Also sagen Sie getrost, was Sie denken!“

„Zunächst bin ich vollständig mit Ihnen einverstanden, daß der Streich, welchen wir gegen die Leda führen, auch ihre Bevorzuger treffen muß.“

„Schön! Weiter!“

„Diese Herren haben eine Zurechtweisung verdient, welche gar nicht kräftig genug sein kann. Welche Zurechtweisung aber erhalten sie, wenn die Leda keine Zeit findet, aufzutreten?“

„Sie haben die Blamage, daß ihre Protegée arretirt wird und gar nicht zum Auftreten kommt.“

„Diese Blamage haben sie unsererseits, aber nicht von Seiten des Publikums.“

„Man veröffentlicht nachher, daß sie sich bereits vorher für die Mörderin entschieden hatten.“

„Vielleicht finden sie für uns noch nicht greifbare Unterlagen, diesen Beweis anzufechten. Ich meinerseits halte es für gerathener, sie vorerst nicht zu stören.“

„Sie wollen ihnen Zeit lassen, sich factisch für die Leda zu entscheiden?“

„Ja.“

„Sie wünschen also, daß die Tänzerin auftreten soll?“

„Ja. Bei diesem Auftreten haben wir ja Gelegenheit, die Intriguen und Machinationen, welche gegen die Amerikanerin gespielt werden, zu durchschauen. Dies wäre aber nicht der Fall, wenn die Leda gar nicht auftreten könnte.“

„Hm! Ich gebe zu, daß Sie nicht ganz unrecht haben.“

„Diese Herren würden jubeln. Sie fühlten sich am Siege. Sie würden diesen Sieg in der Presse ausposaunen. Desto fühlbarer würde dann der Schlag sein, welchen wir gegen sie führen wollen.“

„Ich stimme Ihnen bei. Wann aber soll die Leda arretirt werden?“

„Gleich nach der Vorstellung.“

„Vom Theater weg?“

„Nein. Wir müssen es so einzurichten suchen, daß sie sofort nach Schluß der Vorstellung hierher geht, um die kleine Leiche zu beseitigen.“

„Dies würde keine Schwierigkeit bieten. Aber Sie vergessen das interessante Souper auf dem Bellevue.“

„Hm, ja, um das komme ich. Ich wollte den heimlichen Zuschauer oder vielmehr Zuhörer machen.“

„Nun, um diesen Genuß würden Sie ja auch kommen, wenn die Leda bereits vor der Vorstellung arretirt würde.“

„Das ist wahr. Und doch gönne ich diesem Herrn Léon Staubigel eine gehörige Beschämung!“

Der Fürst blickte einige Secunden lang nachdenklich zu Boden, dann lachte er leise vor sich hin und sagte:

„Da kommt mir ein Gedanke! Wir können ja diesem ehrenwerthen Herrn sein Souper lassen!“

„Mit der Leda? Diese also erst später arretiren?“

„Nein. Die Herren hier warten auf uns. Sprechen wir später über diesen Gegenstand. Es mag aber bei Ihrem Rathe bleiben, daß wir die Leda auftreten lassen.“

„Und jetzt wollen Sie die Riesin arretiren?“

„Ja.“

„Wie nun, wenn sie nicht gesteht?“

„Wir Beide haben sie ja hier beobachtet. Sie selbst haben sie und ihre Mutter und auch die Leda belauscht. Wir sind also Zeugen und uns wird man glauben.“

„Davon bin auch ich überzeugt, doch halte ich es für vortheilhafter, wenn wir sie in Flagranti ergreifen.“

„Wie soll das geschehen?“

„Wir locken sie noch einmal hierher, grad so, wie Sie es ja auch mit der Leda machen wollen. Sie müssen Grund bekommen, die Leiche zu entfernen, und dabei werden sie ergriffen, die Mutter sowohl, als auch die Tochter.“

„Hm! Sie haben auch hier wieder recht.“

„Wie aber bringen wir sie dazu, zum zweiten Male herzugehen?“

„Das ist nicht schwer. Das werde ich auf mich nehmen. Haben Sie noch eine Bemerkung?“

„Nein.“

„So werde ich jetzt diese Herren informiren.“

Er trat zu den Beamten zurück und sagte:

„Es ist wahr, meine Herren, Herr Doctor Holm hat mir jetzt einige

Fingerzeige gegeben, welche so vortrefflich sind, daß ich entschlossen bin, sie zu berücksichtigen. Ich werde demnach den Plan, welchen ich verfolgen wollte, ändern und muß Ihnen einige Bemerkungen machen."

Die Herren traten erwartungsvoll näher zusammen und der Fürst fuhr fort:

„Ich sagte bereits, daß Laura Werner damals die Wahrheit gesagt habe. Sie wurde Mutter und verheimlichte aus Angst und Scham die Geburt und den Tod des Kindes. Dabei wurde dieser Entschluß durch den schwächlichen Zustand des Kindes, welches auch bald an Schwachheit starb, begünstigt. Es handelte sich darum, die Leiche heimlich zu begraben. Dieselbe wurde von der jungen Mutter in eine Schachtel gelegt und des Nachts nach dem Kirchhofe getragen, wo an demselben Tage das Begräbniß eines Mannes stattgefunden hatte, dessen Grab am Abende noch nicht vollständig zugeschüttet war. In dieses Grab, in die noch lockere Erde desselben, wollte Laura Werner das Kind verbergen."

„Das war allerdings ihre Aussage," bestätigte der Gerichtsrath. „Aber sie sprach dann von dem Erscheinen eines zweiten weiblichen Wesens."

„Und auch hier sagte sie nur die Wahrheit, obgleich man ihre Worte für eine lächerliche Ausrede hielt. Nämlich kurz vorher wurde an dem Orte, an welchem ich mit dem Herrn Gerichtsrath gewesen bin, auch ein Kind, ein Mädchen geboren. Die Mutter erwürgte es mit einer rothen Rouleauxschnure und trug es in Gesellschaft mit ihrer eigenen Mutter nach dem Kirchhofe. Die Alte blieb draußen an der Mauer; die Tochter aber stieg über dieselbe weg. Sie hatte die Absicht, den Leichnam des ermordeten Kindes ganz in demselben Grabe zu verscharren, an welchem in demselben Augenblicke grad die Werner thätig war. Die Mörderin näherte sich dem Grabe. Es war die Wartensleben, welche bereits vorhin erwähnt wurde. Sie erschrak, als sie ein zweites Frauenzimmer bemerkte, welches im Begriffe stand, auch ein Kind heimlich zu begraben. Sie hatte starke Nerven; sie erholte sich schnell von dem gehabten Schreck und faßte den Entschluß, sich diese Begegnung zum Nutzen zu lenken."

Die anderen Herren hörten mit größter Aufmerksamkeit zu. Der Bericht wurde ja immer interessanter. Der Fürst fuhr fort:

„Die Wartensleben dachte daran, daß der Mensch die Fäden, an welchen die Zukunft hängt, nicht in der Hand habe. Sie wußte, daß sehr oft ein geringfügiger, unvorhergesehener oder nicht beachteter Umstand zur Entdeckung eines Verbrechens führt. Dies konnte ja auch bei ihr der Fall sein und dem konnte sie jetzt vorbeugen. Sie näherte sich also, nachdem sie die Kindesleiche einstweilen fortgelegt hatte, um sie nicht bemerken zu lassen, der fremden Person und redete dieselbe an."

„Wie muß die Werner erschrocken sein!" meinte der Arzt.

„Natürlich auf das Höchste! In ihrem Schrecke ließ sie sich von der Wartensleben leicht ihren Namen, ihre Wohnung und alle anderen Umstände entlocken und entfloh dann, nachdem sie inständigst um Verschwiegenheit gebeten hatte. Die Wartensleben versprach, zu schweigen, dachte aber nicht daran, dieses Versprechen zu halten. Sie nahm, nachdem die Werner sich entfernt

hatte, das Kind derselben aus der Schachtel und vertauschte es mit ihrem eigenen. Sogar die Kleider wurden gewechselt. Dann vergrub sie ihr Kind in dem Sarge der Werner und entfernte sich mit dem Kinde der Letzteren."

„Um dasselbe hier unter der Scheune zu verbergen?" fragte der Staatsanwalt.

„Ja, wie Sie bemerkt haben."

„Welch eine Raffinirtheit! Und die Mutter der Wartensleben war Gehilfin dabei?"

„Natürlich. Nun befand sich aber in Folge eines noch unaufgeklärten Umstandes, über welchen wir uns aber bald Klarheit verschaffen werden, eine Person bei der Scheune, welche die beiden Frauen beobachtete."

„Ein Mann?"

„Nein, sondern ein Frauenzimmer. Ich nehme an, daß Ihnen Allen der Riese Bormann bekannt ist?"

„Natürlich! Mehr sogar, als ihm lieb sein kann."

„Kennen Sie seine Familienverhältnisse?"

„Ja," antwortete der Staatsanwalt. „Es ist ja die Aufgabe des Richters, sich über die Privatverhältnisse eines jeden Angeklagten möglichst genau zu informiren."

„So wissen Sie auch, welche Verwandte der Riese hat?"

„Ja. Er hat Weib und ein Kind."

„Und weiter!"

„Einen Bruder, welcher sich als Akrobat sehen läßt und kürzlich einer fahrlässigen Tödtung und vorher Mißhandlungen wegen flüchtig geworden ist. Es ist noch nicht gelungen, ihn zu ergreifen."

„Lebt die Mutter dieser beiden Brüder?"

„Ja."

„Wo?"

„Das ist mir nicht gegenwärtig. Sie zieht mit einer Tochter herum, welche in Beziehung auf ihren Körperbau den beiden Brüdern vollständig ebenbürtig ist und in Folge dessen sich als Kraftturnerin und Riesendame sehen läßt."

„Kennen Sie vielleicht ihren Namen?"

„Aurora."

„Das stimmt. Nun, meine Herren, eben diese Aurora, diese Kraftturnerin und Riesendame war es, welche sich an jenem Abende aus irgend einem Grunde bei dieser Scheune versteckt hatte."

„Wetter noch einmal!" entfuhr es dem Obergensdarm. „Das wird hochinteressant!"

„Für die Wartensleben war es aber nichts weniger als interessant, bei ihrer verbrecherischen Arbeit überrascht zu werden."

„Was? Die Wartensleben wurde von diesen beiden Frauenzimmern, Mutter und Tochter, gestört?"

„Ja."

„Ohne dann Anzeige zu machen?"

„Sie hat ihr Schweigen verkauft."

„Ah! Wie hoch?"

„Tausend Gulden."

„Besaß die Wartensleben so viel Geld?"

„Sie scheint sogar fünftausend Gulden besessen zu haben. Nämlich um dieselbe Zeit waren dem Herrn von Scharfenberg fünftausend Gulden veruntreut worden — —"

„Ich erinnere mich," sagte der Obergensd'arm. „Ich selbst war es, der den Thäter zu arretiren hatte, einen gewissen Petermann, der Inspector des Herrn von Scharfenberg gewesen war."

„Kennen Sie sein Schicksal?"

„Ja. Er war geständig und wurde verurtheilt. Kürzlich ist er begnadigt worden und ist nach der Residenz zurückgekehrt, wie ich gehört habe."

„Wissen Sie, wo er wohnt und was er treibt?"

„Nein. Ich habe mit dem Einwohneramte nichts zu thun."

„Er wohnt bei mir. Ich habe ihn als Sekretär engagirt."

„Ah!" erklang es vor Ueberraschung.

„Ja. Ich habe das gethan, weil ich überzeugt bin, daß dieser Mann unschuldig ist."

„Unmöglich! Er hat gestanden."

„Aus eigenthümlichen Gründen. Ihnen will ich eine Andeutung nicht vorenthalten. Nämlich die erwähnte Wartensleben war die Geliebte, die Aushälterin des jungen Herrn von Scharfenberg."

„Sapristi! Jetzt beginnt es zu tagen!" sagte der Staatsanwalt.

„Sie hielt ihre Niederkunft in der Wohnung Petermanns, der sie heimlich zu beherbergen und zu verpflegen hatte. Plötzlich war sie verschwunden."

„Mit dem Kinde natürlich."

„Ja."

„Und wohl auch mit jenen fünftausend Gulden?"

„Wahrscheinlich."

„Wahrscheinlich, sagen Sie?"

„Weil ich es nicht beweisen kann, obgleich ich es fest behaupten möchte."

„Ich rieth darauf, weil Sie sagten, daß Petermann unschuldig sei."

„Ich bin davon überzeugt!"

„Hat er sich Ihnen entdeckt?"

„Nein. Er schweigt über jene Zeiten. Ich aber habe es mir zur Aufgabe gemacht, trotz dieser Zurückhaltung seine Unschuld zu beweisen. Wie gesagt, ich bin überzeugt, daß die Wartensleben das Geld gestohlen hat, welches in seiner Kasse fehlte."

„Warum hat er das nicht gesagt?"

„Um seinen jungen Herrn, den Lieutenant von Scharfenberg zu schonen. Dessen Vater durfte ja von dem Verhältnisse seines Sohnes zu der Wartensleben nichts wissen."

„Das wäre allerdings ein ganz eclatanter Beweis von Treue und Auf-

opferung eines Angestellten. Aber wenn Petermann in seinem Schweigen beharrt, wird sich doch nichts thun lassen!"

„Ich gebe die Hoffnung keineswegs auf."

„Haben Sie Gründe dazu?"

„Ja. Nämlich die tausend Gulden, welche die Riesin als Preis ihrer Verschwiegenheit forderte, wurden ihr in zwei Fünfhundertguldennoten ausgezahlt, deren Nummern mit bei der Veröffentlichung betreffs jener Unterschlagung angegeben waren. Die Riesin las diese Angabe und hat sich seither gescheut, die beiden Noten auszugeben."

„Sie hat sie noch?"

„Ja."

„Ah, wenn man wüßte, wo sich diese Aurora befindet."

„Sie ist hier in der Residenz."

„Wirklich, wirklich?"

„Ich habe sie heimlich bis in den Gasthof begleitet. Wir werden sie sammt ihrer Mutter arretiren."

Der Obergensd'arm war ganz begeistert. Er rieb sich die Hände und sagte:

„Das ist wirklich ein glanzvoller, ein ausgezeichneter Criminalfall! Wenn man doch die beiden Scheine finden könnte! Sie werden aber gut versteckt sein!"

„Das sind sie allerdings," meinte der Fürst.

„Ah! So sagen Sie, Durchlaucht!"

„Wie Sie hören!"

„Sie wissen genau, daß sie gut versteckt sind?"

„Sehr genau."

„So müssen Sie das Versteck kennen!"

„Das ist allerdings der Fall. Die Riesin hat das Geld nämlich zwischen die Seitenwand ihres Portemonnaies eingeklebt."

„Wie können Sie das wissen?"

„Davon später! Es gilt jetzt, uns ihrer Person und auch derjenigen ihrer Mutter zu versichern."

„Das muß mit Vorsicht geschehen. Sie ist stark; sie wird sich jedenfalls zur Wehr setzen."

„Und doch möchte ich gern alles Aufsehen vermeiden."

„Wo logirt sie?"

„Im Gasthof zum braunen Rosse."

„Schön! Ich werde sofort die nöthigen Vorkehrungen treffen, sie dingfest zu machen!"

„Bitte, Herr Obergensd'arm, lassen Sie mir noch Zeit!" meinte der Fürst lächelnd. „Ich komme hiermit zu dem Vorschlage, welchen mir Herr Doctor Holm soeben gemacht hat. Es steht nämlich zu erwarten, daß die Riesin, wenn wir sie im Gasthofe arretiren, Alles leugnen werde."

„Das wird sie sicher thun."

„Darum räth uns Herr Holm, sie hier an der Scheune auf frischer That zu ergreifen."

„Wie wollen wir das anfangen?“

„Ich bitte, dies mir zu überlassen. Geben Sie mir eine halbe Stunde Zeit, meine Herren, so garantire ich, daß die Riesin mit ihrer Mutter hier erscheinen wird, um das Kind zu entfernen.“

„Wenn das gewiß wäre!“

„Ich garantire!“

„Das ist genug!“

„So ersuche ich Sie, Herr Obergensd'arm, bis dahin den Gasthof heimlich bewachen zu lassen. Sollte die Riesin ausgehen, so hat einer Ihrer Leute ihr zu folgen. Herr Staatsanwalt, wollen Sie bei der Ergreifung der beiden Frauen hier mit zugegen sein?“

„Natürlich!“

„Wir müssen ihnen Zeit geben, das Loch zu öffnen; denn nur wenn sie das thun, sind sie wirklich überführt. Dabei müssen sie beobachtet werden. Das aber ist schwer, da es auf dieser Seite keine Deckung für uns giebt.“

„Wir haben nur ein einziges Mittel, ohne bemerkt zu werden, so nahe zu kommen, daß wir sie genau beobachten können.“

„Das wäre?“

„Rathen Sie, Herr Obergensd'arm!“

„Ich weiß wirklich nicht, wie wir uns bei diesem Schnee so weit heranzuschleichen vermögen.“

„Nun, der Schnee sieht weiß aus und Betttücher haben ja dieselbe Farbe.“

„So meinen Sie, wir sollen uns unter Betttücher verbergen?“

„Ja. Ich mache diesen Vorschlag.“

„Er ist allerdings der beste. Ich bin doch neugierig, was die beiden Frauenzimmer thun werden, wenn wir so ganz plötzlich bei ihnen stehen. Sie werden fürchterlich erschrecken.“

„Ob die Riesin erschrecken wird, das ist noch zu bezweifeln. Auf eine Gegenwehr müssen wir uns auf jeden Fall gefaßt machen. Also, treffen Sie Ihre Vorbereitungen, Herr Obergensd'arm! Von jetzt an in einer halben Stunde, bin ich bei der Riesin, und es läßt sich annehmen, daß sie dann nicht zögern wird, hierher zu kommen.“

Er wollte sich abwenden, wurde aber von dem Staatsanwalte verhindert.

„Bitte, Durchlaucht,“ sagte dieser. „Ich errathe, daß Sie die Wartensleben kennen und nur aus gewissen Gründen zögern, uns das zu sagen.“

Der Fürst nickte nachdenklich mit dem Kopfe und antwortete:

„Ja, Ihre Vermuthung ist richtig.“

„Und ist uns keine Erkundigung erlaubt?“

„Ich wollte eigentlich noch schweigen. Wenn wird die Riesin, wenn sie sich in unserer Gewalt befindet, ihr erstes Verhör bestehen?“

„Das Gesetz bestimmt, daß das erste Verhör vor Ablauf der ersten vierundzwanzig Stunden, von der Zeit der Arretur an gerechnet, vorgenommen werden muß.“

„Also spätestens morgen Nachmittag?“

„Die Sache ist interessant; man wird die Gefangenen also wohl bereits am Vormittage vornehmen. Und da es sich hier darum handelt, eine unschuldig Verurtheilte der Freiheit zurückzugeben, so möchte ich keine Zeit versäumen und am Besten noch heute Abend beginnen.“

„Hm! So ist zu erwarten, daß Sie schon heut von der Riesin hören, wo sich die Wartensleben befindet. Ich werde es Ihnen also lieber sagen, spreche aber vorher einen Wunsch aus, um dessen Erfüllung ich Sie ersuche.“

„Hoffentlich steht diese Erfüllung in meiner Macht!“

„Sie brauchen nur zu wollen, so wird es geschehen.“

„Nun, so will ich.“

„Ich danke.“

„Also wo ist die Wartensleben?“

„Hier in der Residenz.“

„Vortrefflich; vortrefflich! Sie und die Riesin, alle Beide hier! Das ist eine willkommene Erleichterung. Wo wohnt oder wo logirt sie?“

„Im Hotel Kronprinz.“

„Sapperment! So fein! Wenn ich nicht irre, logirt die Leda in demselben Hause.“

„Nicht nur in demselben Hause, sondern sogar in denselben Zimmern, Herr Staatsanwalt.“

„Was Sie sagen! Sollte die Wartensleben bei der Tänzerin in Diensten stehen?“

„Nein.“

„Wie kann sie dann bei ihr wohnen?“

„Sie wohnt in denselben Zimmern und doch nicht bei ihr.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Kennen Sie die Verhältnisse der Leda?“

„Nein. Ich weiß nur, daß sie aus Paris kommt und sich in Begleitung ihrer Mutter befindet.“

„Fällt Ihnen dabei nichts auf?“

„Was sollte mir da auffallen?“

„Nun, die Leda ist mit ihrer Mutter, und auch die Wartensleben war mit ihrer Mutter.“

„Sapperment, Durchlaucht, wollen Sie etwa — — —“

Er sprach den Satz nicht aus. Der Fürst nickte ihm zu und meinte:

„Bitte, weiter, weiter!“

„Wollen Sie etwa sagen, daß die Leda mit der Wartensleben identisch sei?“

„Das ist's, was ich meine.“

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Die Wartensleben könnte das nicht wagen.“

„Ich ersehe kein Wagniß.“

„Sie ist Mörderin!“

„Sie glaubt sich sicher vor Entdeckung."

„Es giebt hier Personen, welche sie kennen!"

„Was thut das? Hunderte von Künstlern und Künstlerinnen nehmen ein Pseudonym an und treten darin doch da auf, wo man ihren eigentlichen Namen kennt."

„Aber eine Verbrecherin muß doch eine solche Oeffentlichkeit scheuen!"

„Die Leda ist frech und verwegen."

„Aber diese Protektion!"

„Ist eine große, unverzeihliche Unvorsichtigkeit."

„Die Blamage für die Verwaltung unseres Residenztheaters! Sie ist fürchterlich!"

„Aber sehr verdient. Ich werde Ihnen, Herr Staatsanwalt, morgen meine Gründe vortragen und ersuche Sie heute nur, die Arretur der Leda erst nach der Abendvorstellung vornehmen zu lassen."

„Das ist höchst außergewöhnlich."

„Meine Gründe werden genügen."

„Jedenfalls. Ich bin ja übrigens angewiesen, Ihren Weisungen die möglichste Berücksichtigung entgegenzubringen. Die Wartensleben identisch mit der Tänzerin! Was sagen Sie dazu, meine Herren?"

Die Gefragten, nämlich der Gerichtsrath, der Obergensdarm und der Arzt, waren nicht weniger betroffen wie der Fragende selbst und gaben ihre Ueberraschung in der lebhaftesten Weise zu erkennen. — —

Unterdessen hatte die Riesin es sich mit ihrer Mutter im Gasthofe gemüthlich gemacht. Sie hatten gespeist und saßen, von ihren gegen die Leda gerichteten Absichten plaudernd, auf dem Sopha, als an die Thür geklopft wurde.

„Herein!" befahl Aurora.

Der Kellner trat ein.

„Was wünschen Sie?"

„Verzeihung! Es ist ein Mann unten, der Sie zu sprechen wünscht, meine Damen."

„Uns?" fragte sie erstaunt.

„Ja."

„Das muß ein Irrthum sein."

„Wohl schwerlich. Er verlangt nach Ihnen."

„Aber wir sind hier fremd, und ich wüßte keinen Menschen, welcher nach uns fragen oder verlangen könnte. Sie haben uns das Fremdenbuch noch nicht gebracht und auch nicht nach unserer Legitimation gefragt. Kennen Sie denn meinen Namen?"

„Habe noch nicht die Ehre."

„Nun, wie können Sie dann wissen, daß der Mann, von welchem Sie sprechen, zu mir will?"

„O, er hat auch keinen Namen genannt."

„Was denn?"

„Er hat Sie beschrieben, und Sie werden zugeben, daß da wohl kein Zweifel obwalten kann."

„Wie hat er denn gesagt?“

„Ich soll ihn bei der großen Dame anmelden, welche vor ungefähr zwei Stunden mit einer anderen Dame, die ihre Mutter zu sein scheint, angekommen, unten im Zimmer eingekehrt ist und sich dann ein Fremdenlogis hat geben lassen. Sodann beschrieb er Ihre Kleidung so genau, daß ich mich ganz unmöglich irren kann.“

„Wie heißt er?“

„Das weiß ich leider nicht.“

„Aber er muß sich doch genannt haben!“

„Das that er nicht. Er forderte mich auf, falls Sie nach dem Namen fragen sollten, nur zu sagen, daß er ein alter, guter Bekannter von Ihnen sei.“

„Hm! Wie sah er aus?“

Der Kellner zuckte die Achseln in ziemlich impertinenter Weise.

„Nobel nicht!“ erklärte er.

„Wie alt ist er?“

„Er scheint in den mittleren Jahren zu stehen.“

„Unangenehm, sehr unangenehm! Was meinst Du, Mutter? Wollen wir ihn kommen lassen.“

„Ich habe keine Lust! Wer wird er sein, und was wird er wollen? Doch irgend eine Bettelei!“

Da warf der Kellner ein:

„Er sagte, die Angelegenheit sei äußerst wichtig.“

„Ja, für ihn jedenfalls!“

„Nein, sondern für Sie. Falls es Ihnen beliebte, ihn abzuweisen, würden Sie großen Schaden haben. Er sprach von einem Engagement oder Arrangement — ich weiß es nicht genau.“

„Ach so! Nun, ich will es versuchen, obgleich Sie sagen, daß er kein nobles Aeußere habe. Ich bin nämlich Künstlerin, und als solche komme ich ja oft mit sogenannten Collegen in Berührung, welche doch nur zum Mob gehören und sich leider klettenhaft an Einen hängen. Sagen Sie ihm, daß er kommen soll!“

Er ging und bald darauf ertönte ein schüchternes Klopfen.

„Herein!“ rief die Riesin mit ihrer Stentorstimme.

Der Fürst trat ein, doch so gut verkleidet, daß sie unmöglich in ihm den Gast erkennen konnten, den sie vor zwei Stunden unten im Gastzimmer gesehen hatten.

Er trug sich künstlerhaft, aber sehr ärmlich, machte eine tiefe Verneigung und grüßte in unterthäniger Weise.

„Wer sind Sie?“ fragte die Riesin

„Ein College,“ antwortete er.

„Kennen Sie mich denn?“

„Ja.“

„Und meinen Namen auch?“

„Ich habe die Ehre!“

„Doch zusammen gearbeitet haben wir nicht?“

„Nein.“

„Wann und wo haben Sie mich gesehen?“

„Vor etwas über vier Jahren, hier in der Residenz.“

„Aber ich bin damals hier gar nicht aufgetreten!“

„Ich hatte das Vergnügen, Sie nur en passant zu sehen.“

„Wie können Sie es da wagen, dem Kellner zu sagen, daß Sie ein alter, guter Freund von mir seien.“

„Nun, alt bin ich, ein guter Kerl auch, und Collegen sollen stets Freund sein. Also bin ich doch auf jeden Fall Ihr alter, guter Freund.“

„Sonderbarer Beweis! Es fragt sich, ob ich Lust habe, Sie so zu nennen. Was wollen Sie?“

„Ich möchte Sie um eine Unterstützung bitten.“

„Dachte es mir, daß der Besuch auf eine Bettelei hinauslaufen werde.“

„Ich bin subsistenzlos, Fräulein Bormann.“

„Das geht mich nichts an! Es ist Abend. Geht man denn sogar des Abends betteln?“

„Man bettelt, wenn man sich in Noth befindet, und die Noth fragt nicht, ob es Morgens oder Abends ist.“

„Was arbeiten Sie eigentlich?“

„Ich bin Jongleur.“

„Sie haben nicht das Aussehen, als ob Sie sehr viel Geschick besäßen. Wie ist Ihr Name?“

„Zwiebel.“

„O weh! Zwiebel, Jongleur Zwiebel! Das ist rein lächerlich! Gehen Sie, gehen Sie! Ich mag nichts von Ihnen wissen.“

„Bitte, meine Damen, weisen Sie mich nicht zurück! Ich bin so ausgebrannt, daß ich nicht einen Kreuzer für Nachtlager und Abendbrod habe.“

Die Riesin stieß ein höhnisches Lachen aus und sagte

„Gehen Sie hinunter in den Garten; da giebt es Logis für Sie. Stecken Sie den Kopf in's Mistbeet und recken Sie die Beine in die Luft. Dann sind Sie die richtige Zwiebel und können sich bei der jetzigen Jahreszeit als Rarität sehen lassen. Das bringt Geld ein.“

„Fräulein, Sie spotten!“

„Verlangen Sie mehr? Glauben Sie wirklich, daß ich Ihretwegen in die Tasche greife, Sie frecher Mensch?“

„Frech? Ich glaube, sehr höflich gewesen zu sein!“

„Nein, sondern frech! Nur durch diese Frechheit haben Sie es so weit gebracht, sich bei uns einzudrängen!“

„Sie sehen mich höchst erstaunt! Darf ich bitten, mir zu sagen, was von mir Ihnen frech erschienen ist?“

„Haben Sie uns nicht durch den Kellner sagen lassen, daß wir großen Schaden haben würden, falls es uns in den Sinn kommen würde, Sie nicht anzunehmen?“



Ich möchte Sie um eine Unterstützung bitten.

Verl. S. (57.)

„Ja, das habe ich sagen lassen."

„Nun, ist das nicht frech?"

„Ich bin wirklich ganz betroffen, die große Rücksicht, welche ich Ihnen entgegenbringe, eine Frechheit zu nennen. Ich glaubte, Ihnen einen Dienst zu erweisen."

„Mit Ihrer Bettelei? Gehen Sie! Verlassen Sie uns! Ich mag nichts mehr hören!"

„Dann zwingen Sie mich, außerhalb eines ordentlichen Bettes zu schlafen."

„Schlafen Sie, wo und wie Sie wollen!"

„Da ich kein Geld habe, muß ich heute wieder da schlafen, wo ich schlief, als ich Sie kennen lernte."

Das war in so eigenthümlicher Art und Betonung gesagt, daß sie ganz unwillkürlich fragte:

„Nun, wo haben Sie damals geschlafen?"

„In einer Scheune."

„Pah! Ihresgleichen mag oft in Scheunen, Heuhaufen und Getreideschobern schlafen."

„Leider ja. Aber Scheune ist nicht Scheune, Fräulein. Es giebt Scheunen, die ein gespenstisches Ansehen haben, Scheunen, in denen man nicht schlafen kann, Scheunen, in denen es des Nachts umgeht."

„Sie sind ein Verrückter! Warum höre ich Sie an! Packen Sie sich fort, Sie Vagabond!"

Er machte keine Miene, ihrem Befehle nachzukommen, sondern fuhr unbeirrt fort:

„In der Scheune von damals geht es auch um!"

„Donnerwetter! Von welcher Scheune schwatzen Sie mir denn solche Dummheiten vor?"

„Von der Scheune dort hinter dem Gottesacker."

Sie stutzte. Sie wurde um einen Schatten bleicher.

„Was gehen mich Ihre Phantasieen an!"

„Es sind keine Phantasieen. Das Kind geht wirklich um."

„Welches Kind?"

„Das unter der Scheune begraben wurde."

„Mensch, ich verstehe Sie nicht!"

„Aber ich habe Sie damals verstanden."

„Sie befinden sich im Delirium!"

„Ja, damals fieberte ich vor Aufregung, als ich das Gespräch belauschte, welches vor der Scheune geführt wurde."

„Aber, sagen Sie, wovon Sie eigentlich faseln!"

„Von der Wartensleben und ihrem Kinde."

„Was Sie da vorbringen, das sind mir böhmische Dörfer!"

„Wird die Gensd'armerie nicht vielleicht in diesen böhmischen Dörfern etwas Interessantes finden können?"

„Ich möchte allerdings einen Gensd'arm kommen lassen, um ihm zu sagen, Sie abzuführen!"

„Pah! Das werden Sie unterlassen!"

„Wer will es mir wehren?"

„Ich!"

„Wieso?"

„Nicht ich würde arretirt, sondern Sie wären die Arrestantin."

„Mensch, was wagen Sie! Ich zermalme Sie!"

Sie trat auf ihn zu und ballte drohend die Fäuste. Da hielt ihre Mutter sie zurück und warnte:

„Nicht so unbesonnen, Aurora! Dieser Mann irrt sich in uns, das ist sehr gewiß; aber wir können ihn doch wenigstens anhören."

„Meinetwegen! Also, Herr Zwiebel, Sie verkennen uns. Was für einen Bären wollen Sie uns denn da aufbinden?"

„Nun, Sie sind doch Fräulein Aurora Bormann?"

„Ja."

„Diese Dame ist Ihre Mutter?"

„Ja."

„Man nennt Sie die Riesin?"

„Ja."

„Nun, dann irre ich mich auch nicht, denn diesen Namen: die Riesin Aurora Bormann, haben Sie damals der jungen Dame genannt, welche Wartensleben hieß."

„Unsinn! Ihre Worte sind Hieroglyphen für mich!"

„So will ich Sie Ihnen erklären."

„Ja, thun Sie das!"

„Ich war damals außer Arbeit und reiste mit einem Collegen, dem es ebenso ging wie mir. Wir hatten keinen Hunger, denn wir erhielten da, wo wir vorsprachen, immer zu essen, aber leider kein Geld. Als wir die Residenz erreichten, hatten wir zwar einen vollen Magen aber leider leere Taschen."

„Gerade wie jetzt!" höhnte die Riesin.

„Hm! Vielleicht auch nicht, Fräulein! Wir wußten nicht, wo schlafen, da wir das Lager nicht bezahlen konnten. Wir suchten nach einem Quartier bei Mutter Grün, und fanden bei dieser Gelegenheit die hinter dem Petrikirchhofe gelegenen Scheunen. Sie waren verschlossen, aber an der Wand der einen war ein Bret los. Wir schoben es zur Seite und zwängten uns durch die Oeffnung. Da gab es Stroh genug zu einem weichen, köstlichen Lager."

„Suchen Sie sich heute ein eben solches!"

„Das habe ich vielleicht nicht nöthig, denn ich bin nicht so mittellos, wie Sie denken."

„So haben Sie uns vorhin belogen?"

„Ich wollte sehen, ob Sie ein gutes Herz haben. Doch, jetzt weiter: Wir waren sehr ermüdet, und mein Kamerad schlief rasch ein und wachte erst früh wieder auf. Auch ich war eingeschlummert, wurde aber später durch

menschliche Stimmen aufgeweckt. Ich lauschte. Draußen standen Sie mit Ihrer Mutter."

„Ich? Wir beide?"

„Ja."

„Da sind Sie freilich sehr im Irrthume!"

„O nein! Ich habe Sie mir sehr genau angesehen."

„Es war doch des Abends, wie Sie sagen!"

„Aber doch hell genug, um Ihr Gesicht zu sehen. Und in Beziehung auf Ihre Figur kann man sich erst recht nicht irren."

„Wie konnten Sie durch die Mauer sehen?"

„Mauer? Es war nur eine Bretterwand, und da gab es Ritzen und Astlöcher genug. Sie hatten die Wartensleben mit der Leiche erwischt und schlossen den bekannten Handel ab."

„Handel?"

„Ja."

„Welchen denn?"

„Tausend Gulden für Ihr Schweigen."

„Sie sind aus Rollenburg entwichen!"

„Und Sie wird man hinbringen!"

„Was hindert mich doch nur, Sie hinauszuwerfen?"

„Die Furcht vor mir!"

„Oho!"

„Sie hätten sofort die Polizei auf dem Halse. Ich habe damals das ganze Gespräch gehört und weiß also genau, woran ich bin."

„Nun, wenn Sie das so genau wissen, so sagen Sie mir doch einmal, was wir gethan haben sollen. Es scheint sich, nach Ihren Worten zu schließen, um ein Kind zu handeln."

„Thun Sie immerhin, als ob Sie nichts wüßten. Ich habe meine Beweise. Sie haben das Kind der Wartensleben verstecken und also den Kindesmord vertuschen helfen. Dafür sind Ihnen tausend Gulden bezahlt worden."

„Und wenn das wahr wäre, was geht es Sie an?"

„Oho! Das geht jedem Menschen Etwas an!"

„Damals ging es Ihnen Etwas an. Sie hätten Anzeige machen sollen. Warum thaten Sie es nicht?"

„Anzeige? Unsinn! Das hätte mir nichts genützt. Ich wollte viel lieber theilen."

„Was?"

„Die tausend Gulden."

„Ah, siehe da!"

„Ja. Ich wäre sofort aus der Scheune zu Ihnen gekommen; aber da wäre mein Kamerad aufgeweckt, und das mußte ich vermeiden. Ich ließ Sie also ruhig das Kind verstecken —"

„Wohin ist es denn gesteckt worden?"

„Das konnte ich leider nicht sehen; aber unter der Scheune befindet es sich, so viel ist sicher."

„Sie müssen damals einen bösen, schweren Traum gehabt haben, mein armer Herr Zwiebel!"

„Möglich! Jetzt aber bin ich aufgewacht und weiß, was ich zu thun habe. Sie entfernten sich. Am anderen Morgen trennte ich mich von meinem Gefährten, um freie Hand zu bekommen. Ich suchte zwei Tage lang nach der Riesin Aurora Bormann, fand sie aber nicht. Sie war dagewesen; wohin dann sie gegangen, das blieb mir verborgen."

„Wie schade!" klagte die Riesin ironisch.

„Sodann suchte ich die Wartensleben. Als ich endlich das Haus fand, wo sie gewohnt hatte, war auch sie fort."

„Sie armer Teufel! Das war wirklich Pech!"

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Ich habe immer gehofft, die Riesin oder die Wartensleben einmal zu treffen. Heute war mir das Glück günstig. Ich sah Sie."

„Wo?"

„Sie beobachteten eine Dame, welche dann in das Hotel zum Kronprinz trat."

Die Riesin erbleichte. Wenn er ihr weiter gefolgt war, so mußte er ja auch wissen, daß sie an die Scheune gegangen war. Und die Dame, welche er erwähnte, war ja die Wartensleben, welche er suchte!

„Ich weiß nichts davon."

„Ihre Mutter erkundigte sich beim Portier nach dieser Dame. Dann gingen Sie fort."

„Wohin?"

„Das werden Sie wohl wissen!"

„Sie wohl nicht?"

„Sehr gut."

„Nun, wohin gingen wir?"

„Nach den Scheunen, jedenfalls um ein Paternoster für die Seele des armen, ungetauft gestorbenen oder vielmehr ermordeten Kindes zu beten. Nicht?"

„Sie lügen!"

„Ah! Sie sind nicht bei den Scheunen gewesen?"

„Nein."

„Dann darf ich meinen Augen nicht mehr glauben!"

„Wo sind denn Sie gewesen, daß Sie uns gesehen haben wollen?"

„Ich folgte Ihnen und blieb auf dem Kirchhofe, um Sie beobachten zu können. Als Sie dann zurückkehrten, mußte ich erfahren, wo sie wohnen, und ging hinter Ihnen bis zu diesem Gasthofe. Wollen Sie noch leugnen, daß Sie es gewesen sind?"

„Sie haben sich geirrt. Es sind zwei Andere gewesen."

„O, Sie selbst glauben ja doch nicht, daß es im ganzen Lande noch ein einziges Frauenzimmer von Ihrem Wuchse giebt!"

„Sie sind wirklich irrsinnig! Aber, selbst wenn Sie bei vollem Verstand wären, welchen Zweck verfolgen Sie denn, indem Sie uns aufsuchen?"

„Den, welchen ich bereits seit jener Nacht verfolge, und wegen dessen ich Sie immer gesucht habe: Theilen!"

„Was fällt Ihnen ein!"

„Sie haben tausend Gulden erhalten —"

„Lüge!"

„Geben Sie mir fünfhundert davon!"

„Nicht fünf Kreuzer! Uebrigens habe ich diese Geschichte nun satt! Sie erzählen uns da einen Roman, welcher uns gar nichts angeht. Ich fordere Sie jetzt allen Ernstes auf, nachzusehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!"

„Das werde ich thun, sobald wir einig geworden sind!"

„Das kann nicht geschehen!"

„Warum nicht?"

„Weil wir nicht Diejenigen sind, für welche Sie uns halten!"

„Sie mögen heute leugnen. Wenn ich meine Beweise bringe, werden Sie Farbe bekennen müssen."

„Welche Beweise haben Sie?"

„Das Kind. Das Gerippe muß noch zu finden sein."

„Meinetwegen!"

„Ich werde die Polizei auffordern, unter der Scheune nach der Leiche zu suchen."

„Thun Sie das immerhin!"

„Und wenn man die Ueberreste findet — —?"

„So ist gegen uns gar nichts bewiesen! Es ist nur bewiesen, daß dort ein Kind versteckt wurde."

„So habe ich einen zweiten Beweis!"

„Welchen?"

„Die Wartensleben."

„Wo ist sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Ah, da steht es mit Ihrem Beweise höchst faul!"

„Ich werde sie finden!"

„So suchen Sie!"

„Ja, das thue ich! Sie hatten ein so reges Interesse für die Dame, welche nach Hotel Kronprinz ging. Ich konnte dieselbe nicht am Gesicht sehen, werde mich aber erkundigen. Darauf können Sie sich verlassen!"

„Das ist sehr klug und weise von Ihnen gehandelt."

„Vielleicht befindet sich die Wartensleben wieder hier. Ich würde sie sofort wieder erkennen."

„So gebe ich Ihnen den Rath, von Haus zu Haus, von Etage zu Etage und von Zimmer zu Zimmer durch die Residenz zu gehen. Dann müssen Sie sie finden."

„Das habe ich gar nicht nöthig. Es giebt ein besseres, weit einfacheres

Mittel, sie zu finden, wenn sie überhaupt da ist. Und dieses Mittel ist trotz aller Einfachheit untrüglich."

„Da bin ich wirklich begierig, es kennen zu lernen."

„Dieses Mittel heißt — Theater."

Die Riesin vermochte doch nicht, eine Bewegung des Schreckens zu unterdrücken. Doch gelang es ihr, in möglichst sorglosem Tone zu fragen:

„Sie halten das Theater für eine Mausefalle?"

„Dieses Mal ja. Ich habe gehört, daß morgen eine Amerikanerin mit der Leda um die Wette tanzt. Das ist eine Gelegenheit, die Keiner versäumt, der das Geld zu einem Billete besitzt. Die Wartensleben hat Ihnen tausend Gulden bezahlt; sie ist also nicht arm. Wohnt sie in der Residenz, so geht sie sicher in das Theater."

„Wie wollten Sie sie unter so Vielen herausfinden?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein! Es werden mir noch Andere helfen. Die Leute, bei denen sie gewohnt hat, kennen sie genau."

„Nun, so wünsche ich Ihnen Glück. Bei mir aber haben Sie keins und werden auch nie welches haben."

„Sie leugnen also wirklich?"

„Ja."

„Das ist sehr unüberlegt von Ihnen."

„Wieso?"

„Weil dann die Angelegenheit zur Anzeige kommt."

„Das ist mir sehr gleichgiltig!"

„O, Sie werden auf alle Fälle, selbst wenn Sie unschuldig sind, auf meine Aussage hier in Untersuchungshaft genommen!"

„Die Hauptsache ist, daß man mir nichts beweisen kann, weil ich unschuldig bin. Man wird mich bald entlassen, Sie aber desto fester nehmen. Falsche Anschuldigungen werden hart bestraft. Ueberlegen Sie sich das!"

„Mein Entschluß ist gefaßt. Uebrigens würde es ja Ihr Schade gar nicht sein, wenn Sie mir armen Teufel die fünfhundert Gulden gönnten. Sie könnten sich dieses Sümmchen von der Wartensleben zurückzahlen lassen."

„Ich kann, mag und will nichts, gar nichts, weil ich das, wovon Sie sprachen, nicht gethan habe!"

„Sie sind wirklich höchst hartnäckig. Ich sehe es Ihrer Mutter an, daß diese gern vorsichtiger sein möchte als Sie; sie würde mit sich sprechen lassen. Ich will den ganz Schlechten nicht an Ihnen spielen, und darum gebe ich Ihnen eine Frist zum Ueberlegen."

„Wirklich? Welche Güte, Gnade und Langmuth!"

„Ja, ich will Rücksicht nehmen."

„Nun, wie lange geben Sie uns denn Zeit?"

„Bis morgen früh acht Uhr."

„Blos!"

„Das ist genug, um die Chancen gegen einander abzuwiegen. Um acht Uhr komme ich wieder."

„Bleiben Sie getrost fort. Ich werde Sie nicht verlassen."

„So bin ich viertel neun Uhr auf der Polizei."

„Sehr eilig von Ihnen!"

„Um neun Uhr ist die Leiche gefunden!"

„Lassen Sie dem armen Wurm doch Ruhe!"

„Und eine Viertelstunde später sind Sie und Ihre Mutter arretirt."

„Und eine Viertelstunde später bin ich entlassen, und Sie stecken in Loche!"

„Warten wir es ab! Uebrigens gebe ich keineswegs die Hoffnung auf, daß Sie sich bereits heut Abend besinnen. Besprechen Sie sich mit Ihrer Mutter, und wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, so schicken Sie nach der Centralherberge auf der Hauptstraße, wohin ich jetzt gleich gehe, um zu warten. Ich bin dort leicht zu finden, denn meinen Namen wissen Sie: Zwiebel!"

„Ich wundere mich wirklich über Ihre Ausdauer. Ich versichere nun zum zehnten und letzten Male, daß Sie sich in den Personen irren. Gehen Sie endlich, sonst klingele ich dem Hausknechte, damit er Sie per Extrazug zum Teufel bringen möge!"

„Ich würde mich doch nur hinbringen lassen, um für Sie Quartier zu machen. Gute Nacht!"

„Vorwärts marsch!"

„Auf Wiedersehen, heut oder morgen!"

Damit ging er zur Thüre hinaus.

Jetzt erst wollte die Alte dem Schrecke, der über sie gekommen war, Ausdruck geben. Sie schlug die Hände zusammen und sagte in ängstlichem Tone:

„Aber, Aurora, ich begreife nicht, wie Du —"

„Still!" wurde sie rasch unterbrochen. „Ich weiß, was ich thue. Rasch, laufe ihm nach!"

„Wozu?"

„Damit wir sehen, ob er wirklich nach der Hauptstraße geht. Du brauchst ihn nur durch zwei Gassen zu folgen; dann kehrst Du zurück!"

Die Alte eilte ihm nach.

Sobald der vermeintliche Zwiebel die Straße erreichte, raunte er einem an der Thür des Nachbarhauses stehenden Manne, der natürlich ein Polizist in Civil war, zu:

„Man wird mir folgen, um zu sehen, wohin ich mich wende. Um sie sicher zu machen, darf ich mich nicht umdrehen. Kommen Sie also gleich nach, und sagen Sie es mir, wenn die Verfolgung aufgegeben worden ist!"

Er schritt weiter. Kaum hatte er sich um einige Ellen entfernt, so erreichte die Alte die Gasse. Sie bemerkte ihn und folgte ihm, ohne aber gewahr zu werden, daß sie nun selbst beobachtet wurde.

An dem Ende der zweiten Gasse kehrte sie befriedigt um, weil Zwiebel wirklich die Richtung nach der Hauptstraße eingeschlagen hatte. Er hatte sich nicht umgesehen. Jetzt kam der Polizist herbei und meldete:

„Sie ist wieder zurück!“

„Wie weit ging sie mit?“

„Bis an die letzte Ecke.“

„Schön! Kehren Sie an Ihren Posten zurück. Voraussichtlich werden sich die Zwei in Kurzem an die Scheunen begeben. Legen Sie ihnen nichts in den Weg. Sollten sie aber eine andere Richtung einschlagen, vielleicht gar in der Absicht, die Hauptstadt zu verlassen und die Flucht zu ergreifen, so strengen Sie Alles an, sie fest zu halten.“

„Auch Gewalt?“

„Ja, Arretur!“

Der Polizist kehrte nach dem Gasthofe um, und der Fürst eilte durch einige Seitengassen nach dem Kirchhofe und von da nach den Scheunen hin.

„Nun?“ fragte die Riesin gespannt, als ihre Mutter wieder in die Stube trat.

„Er ging den rechten Weg.“

„Wirklich nach der Hauptstraße?“

„Ja.“

„Der Esel!“

„Esel nennst Du ihn?“

„Ja. Er will mir gefährlich werden und ist doch zu dumm, zu ahnen, wie ich mich dieser Gefahr in wenigen Augenblicken zu erwehren vermag.“

„Wie ich erschrocken bin! Ach, ich muß mich setzen!“

„Verdammt ist's, das ist wahr!“

„Ich dachte, der Schlag würde mich treffen.“

„Ich hatte auch alle Mühe, mich zu beherrschen, als er so schmauchend die Rede auf die Scheunen brachte.“

„Wer hätte das damals gedacht!“

„Daß in der Scheune Zwei staken! Die muß der Teufel hingeführt haben!“

„Und daß dieser Mensch uns gehört hat!“

„Und jedes Wort verstanden! Von Dem aber, was wir dort eigentlich gewollt haben, scheint er nichts zu wissen. Das ist gut, sehr gut.“

„Er hat uns gesucht!“

„Ja, doch konnte er uns nicht finden, weil wir gleich am nächsten Tage fortmachten. Auch die Wartensleben ging mit Seesturm ab. Er hat wirklich Pech gehabt, uns aber doch nach vier Jahren erwischt.“

„Was werden wir thun?“

„Das fragst Du noch?“

„Natürlich! Du wirst es doch nicht zu einer Anzeige kommen lassen, Aurora!“

„O doch!“

„Dann sind wir verloren!“

„Unsinn!“

„Er hatte ganz recht: Was wir ihm geben würden, müßte die Wartens-leben ersetzen."

„Ich danke! Ich mag von einer solchen Zwickmühle nichts wissen!"

„Zwickmühle?"

„Na, ja doch! Wie willst Du es anders nennen? Wir würden heut zahlen, damit er das Maul halte, und sobald das Geld zur Neige ging, würde er wieder kommen. Das ist doch Zwickmühle. Darum habe ich ihn gleich ein für alle Male abgewiesen."

„Aber er macht sicher Anzeige. Er sah mir ganz so aus, als ob es ihm ernst sei."

„Das glaube ich auch."

„So werden wir arretirt!"

„Fällt keinem Menschen ein!"

„Man wird das Kind finden!"

„Nein."

„Es ist ja noch dort!"

„Jetzt noch. Morgen früh aber wird es fort sein."

„Ah, Du willst es fortschaffen?"

„Natürlich! Dann mag er Anzeige machen. Wenn die Polizei nichts findet, kann man uns nicht arretiren. Man wird den Kerl für schwachsinnig erklären."

„Wann gehst Du nach den Scheunen?"

„Ich gehe nicht allein. Du gehst natürlich mit. Wir haben eigentlich Zeit bis morgen früh; aber besser ist doch besser. Er könnte auf andere Gedanken kommen."

„Und schon heute Abend Anzeige machen."

„Ja. Es ist also gerathen, das Kind möglichst bald zu entfernen."

„Wohin schaffen wir es?"

„Am Leichtesten wäre es, es in's Wasser zu werfen."

„Man könnte es da finden!"

„Es kann ja nicht fort- oder angeschwemmt werden! Er ist versteint und sinkt also sofort unter und bleibt auf dem Boden liegen."

„So also in's Wasser damit!"

„Halt! Warte nur! So schnell geht das nicht. Wir müssen auch überlegen, daß wir die Leiche gegen die Leda brauchen. Ohne das Kind können wir ihr nichts beweisen und ihr also auch kein Geld entlocken."

„Das ist wahr."

„Es wird also am Besten sein, wir verbergen es einstweilen an einen anderen Ort."

„Aber wo?"

„Das ist schwierig. So schnell läßt es sich auch nicht bestimmen. Es genügt, wenn wir einen Ort haben, an welchem es einstweilen, also für ein paar Tage sicher ist. Bis dahin fällt uns allemal etwas Besseres ein."

„Ich weiß Etwas!"

„Nun?“

„Wir stecken es in eine Gosse.“

„Die Gossen sind ja gar nicht zugänglich!“

„Hier in der Stadt, ja. Aber draußen im Freien sind sie offen. Wie oft giebt es unter den Chausseen Abzüge, durch welche das Wasser abläuft. So in Abzug, so eine Gosse wäre für den Augenblick der bequemste Ort.“

„Das ist wahr. Aber es droht uns noch von einer ganz anderen Seite Gefahr. Du hast's ja gehört!“

„Das mit der Wartensleben?“

„Ja. Er sucht sie.“

„Und er wird sie finden!“

„Ganz sicher! Daß dieser Mensch uns hinter der Leda erwischen mußte!“

„Er wird in das Hotel gehen.“

„Vielleicht macht ihn dort der Name irre. Aber desto sicherer wird er sie im Theater sehen. Diesen Gedanken hat ihn ja der Satan eingegeben!“

„Wenn sich die Leda übertölpeln läßt!“

„Das ist es ja eben! Könnte ich ihrer sicher sein, so machte ich mir aus seiner Drohung nicht das Mindeste. Aber wenn er sie so überrascht wie uns, so ist es möglich, daß sie vor lauter Schreck Alles gesteht.“

„Dann sind wir verloren!“

„Trotzdem wir die Leiche verbergen!“

„Wir müssen sie benachrichtigen!“

„Unbedingt. Wir gehen, sobald wir die Leiche entfernt haben, sofort zu ihr, um sie zu warnen.“

„Sie wird bereits über uns erschrecken.“

„Das kümmert uns nichts. Uebrigens giebt uns die neue Gefahr, in welche uns dieser Zwiebel bringt, auch neuen Grund, Zahlung von ihr zu verlangen.“

„Wenn sie Geld hat!“

„Eine Tänzerin hat immer Geld. Nimm den Pelz! Komm, wir wollen gehen!“

„Löschen wir die Lichter aus?“

„Nein. Es ist doch möglich, daß er wiederkommt, um zu sehen, was wir machen. Brennen die Lichter, so wird er glauben, daß wir zu Hause sind.“

Sie gingen. Als sie den Flur erreichten, trat ihnen der Kellner entgegen. Allem Augenscheine nach hatte er sie erwartet, doch fiel es ihnen nicht ein, dies zu bemerken.

Er hielt das Fremdenbuch in der Hand und sagte:

„Entschuldigung, meine Damen! Soeben wollte ich zu Ihnen hinaufkommen.“

„Wir sollen uns eintragen?“ fragte die Riesin.

„Ja.“

„Wir werden es nach unserer Rückkehr thun.“

„Wann kommen Sie wieder?“

„Vielleicht in zwei Stunden."

„Dann thut es mir leid, Sie belästigen zu müssen. In einer Stunde kommt Visitation; da müssen die Fremden, welche bis dahin angekommen sind, bereits im Buche stehen."

„So kommen Sie herein in das Gastzimmer. Hinauf gehen wir nicht erst."

Sie setzte sich drinnen an einen Tisch und schrieb ein:

„Aurora Bormann, Künstlerin aus Rollenburg. Nebst Mutter; vorübergehend hier."

Dann ging sie ihrer Mutter nach, welche bereits eine Strecke zurückgelegt hatte.

Die Beiden bemerkten nicht, daß ihnen einige Gestalten vorsichtig nachschlichen, dann aber in der Nähe des Kirchhofes stehen blieben. Die Polizisten hatten sich nun überzeugt, daß das Wild in das Garn laufen werde.

Mutter und Tochter blickten sich einige Male um und als sie keine Seele bemerkten, schlugen sie den Weg nach den Scheunen ein. Sie sprachen kein Wort, bis sie dieselben erreicht hatten. Aber dort fragte die Alte:

„Wir gehen doch gleich an das Werk?"

„Nein."

„Was denn?"

„Erst müssen wir uns überzeugen, ob wir allein sind. Wir gehen um die Scheunen herum, Du hier rechts und ich links. Dann treffen wir grad da, wohin wir wollen, wieder zusammen."

Sie trennten, sich um zu recognosciren. Als sie sich wieder fanden, sagte die Mutter:

„Ich habe Niemand gesehen."

„Ich auch nicht. Wir sind sicher."

„Es ist aber doch ein eigenthümliches Gefühl, zu denken, daß man es mit einer Leiche zu thun hat."

„Noch dazu mit der Leiche eines Ermordeten! Aber hin ist hin. Leiche bleibt Leiche, ob ermordet oder natürlich gestorben, das ist ganz egal. Ueberdies handelt es sich hier ja gar nicht um eine Leiche, sondern um einen Stein. Horch!"

Sie drehte sich halb ab und lauschte.

„Was ist's?" fragte ihre Mutter ängstlich.

„Ich glaubte, den Schnee knirschen gehört zu haben."

„Es wird welcher vom Dache gefallen sein."

„Möglich. Bei solchen Gängen ist man doch ein wenig schreckhaft, man mag sonst noch so muthig sein."

„Fangen wir also an, damit es desto rascher wieder ein Ende hat!"

„Warte nur! Noch wissen wir nicht, wohin wir das Kind tragen."

„Ich weiß einen solchen Abfluß, wie wir vorhin erwähnten."

„Wo?"

„Gleich hinter dem Bellevue, wo der Wald beginnt."

„Ja, ich besinne mich. Es ist gar nicht so sehr weit dahin. Der Weg ist einsam. Es wird das der beste Ort sein. Wenn wir das Kind in die Gosse legen und einige Steine dazu, wird kein Mensch es finden."

„Also heraus damit!"

Die Alte kniete nieder und begann die Erde zu entfernen. Die Riesin half ihr dabei.

„Scheint Dir die Erde nicht außerordentlich locker zu sein?" fragte dabei die Erstere.

„Ja. Es ist auch gar nicht anders möglich. Wir haben das Loch ja schon einmal aufgewühlt."

„Aber ich glaube es viel fester zugestampft zu haben."

„Das denkst Du nur. Sprich übrigens leiser. Im Winter ist die Luft kalt und bei Kälte geht der Schall viel weiter als sonst."

„Wer soll uns hier hören? Etwa die Todten da drüben auf dem Kirchhofe?"

„Nein, sondern die Lebenden hier," erklang es hart hinter ihnen.

Beide stießen einen lauten Schrei des Schreckes aus und fuhren empor. Hätte der Blitz neben sie eingeschlagen, so hätte der Schreck nicht größer sein können. Der Mann, welcher bei ihnen stand, lachte zufrieden vor sich hin und sagte:

„Das wahr eine Ueberraschung, nicht war? Ich hoffe aber, daß es eine freudige ist!"

„Zwiebel!" stieß die Riesin hervor.

„Herr Zwiebel!" bebte die Mutter, welche sich von ihrem Schrecke nicht so schnell zu erholen vermochte.

„Ja, ich bin beides. Zwiebel und auch Herr Zwiebel, je nachdem man mehr oder weniger höflich gegen mich ist."

„Ich denke —" stotterte die Alte.

„Was denken Sie?"

„Daß — daß — daß Sie sich in der Centralherberge befinden."

„Da denken Sie falsch, wie bereits öfters am heutigen Abend, Frau Bormann."

„Was wollen Sie hier?" fragte jetzt die Riesin.

„Und was wollen Sie?" antwortete er.

„Das geht Sie nichts an!"

„So haben auch Sie mich nicht zu fragen."

„Packen Sie sich fort!"

„Sie werden mir schon zu bleiben erlauben, Fräulein. Ich interessire mich außerordentlich für die Minirarbeit, welche Sie da begonnen haben."

„Sie haben sich um uns gar nicht zu bekümmern."

„Das war auch meine Absicht nicht."

„Warum kommen Sie hierher?"

„Ich war eher da als Sie. Warum laufen Sie mir nach?"

„Waren Sie eher da, so können Sie auch eher gehen. Entfernen Sie sich augenblicklich!“

„Ich werde nicht gehen, ohne mit Ihnen fertig geworden zu sein. Sie werden nun zugeben, daß ihr Leugnen nichts als lächerlich gewesen ist.“

„Wir haben nicht geleugnet!“

„Nicht? Und wie sehr!“

„Wer leugnet, der sagt die Unwahrheit; wir aber sind wahr gewesen. Wir wissen von nichts.“

„Was suchen Sie dann hier?“

„Das Kind!“

Ihre Stimme hatte einen überlegenen, höhnischen Ton angenommen. Es war ihr ein Gedanke gekommen, von welchem sie Rettung erhoffte.

„Ah! Sie suchen das Kind,“ sagte Zwiebel. „Und dennoch behaupten Sie, von demselben nichts gewußt zu haben.“

„Wir wußten nichts, kein Wort!“

„Und doch wühlen Sie hier?“

„Haben Sie uns nicht selbst gesagt, wo es sich befindet? Wir sind gekommen, es zu suchen und dann Anzeige zu machen. Wissen Sie!“

Da lachte Zwiebel laut und herzlich auf. Er entgegnete:

„Die Angst hat Ihnen einen Gedanken eingegeben, welchen Sie für sehr geistreich halten; aber Sie irren sich abermals in mir. Ich habe zwar die Scheunen genannt, Ihnen aber nicht diejenige bezeichnet, um welche es sich handelt. Und noch viel weniger habe ich Ihnen den Ort genannt, an welchem sich die Leiche findet. Wie kommt es nun, daß Sie sofort die richtige Scheune finden und auch die betreffende Stelle sogleich in Angriff nehmen?“

„Zufall!“

„Pah! Das machen Sie weder mir noch einem Anderen weiß. Ich wußte, daß Sie hierhergehen würden, um das Kind zu entfernen, damit meine Anklage hinfällig werde. Darum habe ich Sie hier erwartet.“

„Warum bekümmern Sie sich so um mich? Haben Sie das Recht dazu?“

„Ah, Sie bekümmern sich wohl nicht um mich?“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Warum schicken Sie mir da Ihre Mutter zwei Gassen weit nach? Haben Sie dazu das Recht?“

„Sie sind mir verdächtig!“

„Und Sie mir. Wir stehen uns also gleich, und darum ist es am besten, Sie gehen auf den Handel ein, den ich Ihnen angeboten habe.“

„Ich kann nicht darauf eingehen. Ich weiß von nichts!“

„Und dennoch suchen und finden Sie das Kind!“

„In Folge Ihrer Beschreibung.“

„Lächerlich! Zwei Frauen laufen nicht des Nachts an einen einsamen, verrufenen Ort, weil Sie gehört haben, daß man dort eine Leiche versteckt habe!“

„Ich bin Riesendame. Ich fürchte mich nicht."

„Und sind doch vorhin so außerordentlich erschrocken! Geben Sie sich keine Mühe, mich zu täuschen! Ich weiß Alles."

„Nichts, gar nichts wissen Sie!"

„Meinen Sie? Und dennoch habe ich Sie in der Hand, Sie und Ihre Mitschuldige, die eigentliche Mörderin!"

„Sie meinen die Wartensleben?"

„Ja."

„Wie können Sie die in der Hand haben! Sie haben sie ja noch gar nicht gefunden!"

„Ich habe eher von ihr gewußt als Sie!"

„Lüge!"

„Pah! Sollte ich die Leda nicht kennen?"

„Himmelbonnerwetter!" knirschte sie.

„Sie sehen, daß ich fest im Sattel sitze. Machen Sie Ihren Frieden mit mir, sonst laufen Sie immer größere Gefahr."

„Sie sind ein schlechter Kerl!"

„Wenn Sie es wünschen, werde ich es sein, wenigstens nach Ihren Begriffen. Ich habe mit der Leda noch nicht gesprochen, und sie weiß nicht, daß ich Mitwisser bin. Weigern Sie sich, auf meinen Vorschlag einzugehen, so hefte ich mich an Ihre Fersen, bis es mir gelingt, Polizei zu erlangen, um Sie arretiren zu lassen."

„Das werden Sie bleiben lassen!"

„Sodann gehe ich sofort zur Leda," fuhr er unbeirrt fort. „Diese ist nicht so verstockt und hartnervig wie Sie; von ihr wird sehr leicht ein Geständniß zu erlangen sein. Dann sind Sie verloren."

„Aurora!" bat die Mutter voller Angst.

„Was?" herrschte die Tochter ihr zu.

„Gieb nach!"

„Ich habe kein Geld übrig!"

„Die Leda wird zahlen!"

„Dieser Zwiebel wird es ja augenblicklich verlangen!"

„Ereifern Sie sich nicht," meinte Zwiebel. „Die Sache liegt so klar und gerecht wie möglich vor Augen. Sie wurden die Zeugin von der Leda und verlangten tausend Gulden —"

„Ich habe nichts bekommen. Sie hat ihr Versprechen ja gar nicht gehalten!"

„Das machen Sie einem Anderen weiß, mir aber nicht! Also Sie haben als Zeugin der Leda tausend Gulden verlangt; darauf bin ich ebenso Zeuge der That geworden. Ich könnte dieselbe Summe verlangen. Aber ich habe nur die Hälfte gesagt. Und wenn Sie jetzt nicht bei Casse sind, so bin ich auch der Mann, der mit sich reden läßt. Sie thun wirklich klug, wenn Sie aufhören, mit mir Versteckens zu spielen."

„Aurora!" erklang es abermals bittend.

Die Riesin starrte eine ganze Weile vor sich nieder; dann fragte sie in grollenden Tone:

„Wie viel verlangen Sie?"

„Desto weniger, je offener Sie sind. Ich brauche das Geld sehr nothwendig, aber Vertrauen ist mir noch lieber. Wir haben gleiche Interessen, und die wahren wir jedenfalls am Besten, wenn wir wissen, wie wir mit einander stehen!"

„Aurora!"

Die Riesin machte eine ungeduldige Bewegung und sagte:

„Sei still, Mutter! Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe!"

„Leugnen Sie wenigstens nicht mehr!" meinte Zwiebel.

„Was wollen Sie dagegen machen, wenn ich nichts gestehe?"

„Ihr Leugnen wäre die größte Dummheit. Ich habe ja jedes Wort gehört, was Sie hier gesprochen haben. Wenn es sich nach Ihrem Leugnen verhielt, brauchten Sie nicht die Kindesleiche hinter das Bellevue zu schaffen, um sie dort zu verstecken."

„Sie sind ein ganz miserabler Kerl!" raisonnirte sie. „Sogar das haben Sie erlauscht!"

„Also handeln Sie darnach!"

„Gut! Ich frage abermals, wie viel Sie verlangen?"

„Sind Sie gut bei Casse?"

„Nein."

„Ich bin mit Dem zufrieden, was Sie zufällig im Portemonnai bei sich tragen."

„Wirklich?" fragte sie erfreut.

„Ja."

„Dann werden Sie schweigen?"

„Ja."

„Für immer?"

„Für immer!

„Wollen Sie es mir heilig versprechen?"

„Ja. Also ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß der Jongleur Zwiebel Sie nun und nimmer verrathen wird, wenn Sie ihm das Geld schenken, welches Sie gerade bei sich haben! Sind Sie zufrieden?"

„Ja. Aber wenn es nun zu wenig ist?"

„Ich brauche Geld und halte Wort!"

„Was werden Sie thun, wenn Sie das Geld erhalten haben?"

„Zwiebel wird augenblicklich verschwinden," lachte er, „und nie wieder in diese Gegend kommen!"

„Gut, so sollen Sie das Geld haben!"

Sie zog das Portemonnai hervor, schüttete den Inhalt desselben in ihre linke Hand und reichte ihm diese hin.

„Hier nehmen Sie!" sagte sie.

Er griff zu und zählte das Geld. Dies ging ganz gut, da der Schnee genugsam leuchtete.

„Sapperlot!“ meinte er, als er fertig war. „Vier Gulden einundzwanzig Kreuzer!“

„Nicht genug?“

„Wo denken Sie hin!“

„Sie haben aber Ihr Wort gegeben!“

„Ich Esel! Ich war überzeugt, daß eine Künstlerin viel mehr einstecken haben werde, wenigstens hundert Gulden!“

„Sie sehen, wie sehr Sie sich geirrt haben,“ lachte sie.

„Oder haben Sie mich nur getäuscht!“

„Wieso?“

„Scherz bei Seite! Haben Sie wirklich nicht mehr einstecken.“

„Keinen Kreuzer mehr.“

„Ueberzeugen Sie mich.“

„Womit?“

„Lassen Sie mich in Ihr Portemonnai sehen!“

„Hier, sehen Sie! Es hat drei Fächer, und alle drei sind leer. Glauben Sie es nun?“

„Zeigen Sie!“

Wie um deutlicher sehen zu wollen, nahm er es aus ihrer Hand und blickte hinein. Dann sagte er:

„Wirklich! Nichts weiter drin! Das konnte man schon am Portemonnai ahnen — alt und abgeschabt, kaum fünf Kreuzer werth. Fräulein Bormann, ich will Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Welchen?“

„Einen Vorschlag, an dem Sie erkennen werden, wie gut ich es mit Ihnen meine, und daß ich ganz und gar nicht zu Ihrem Schaden sein will.“

„Nun, so schlagen Sie vor!“

„Diese vier Gulden einundzwanzig Kreuzer sind wie gar nichts für mich. Nehmen Sie sie wieder!“

Sie streckte unwillkürlich ihre Hand aus, und er legte ihr auch das Geld hinein.

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie.

„Ja.“

„Und Sie werden trotzdem Ihr Versprechen halten?“

„Ja. Vorausgesetzt, daß Sie mir eine kleine, ganz kleine Bitte erfüllen.“

„Welche ist es?“

„Sie sind ein verteufelt interessantes Frauenzimmer; ich habe eine bedeutende Theilnahme für Sie. Ich möchte ein kleines Erinnerungszeichen, ein Andenken an Sie haben.“

„Sind Sie etwa verliebt in mich?“

„Hm! Das wäre kein Wunder! Sie sind —!“

Er hielt inne. Sie fuhr lachend fort:

„Nicht wahr, ich bin eine saftige Pflaume?“

„Ja, freilich!“

„Na, wenn Sie ein Stündchen oder zwei unter vier Augen bei mir sein wollen, so kommen Sie morgen Nachmittag zu uns. Ich lasse nicht gern Jemand an unglücklicher Liebe sterben."

„Danke, danke, danke!"

„Nicht?" fragte sie, verwundert, ihre colossalen Reize von ihm verschmäht zu sehen.

„Nein, meine Beste."

„Warum nicht?"

„Meine Liebe ist nämlich ganz und gar nicht genußsüchtig."

„Wie denn?"

„Platonisch."

Da schlug sie eine ziemlich laute, höhnische Lache auf und sagte, zu ihrer Mutter gewendet:

„Hast Du jemals so etwas gehört? Ich werde platonisch geliebt! Das ist gerade so, als ob man den Wiedehopf unter die Kolibris zählen wollte! Zwiebel, Sie sind verrückt! Greifen Sie doch zu!"

„Nein, ich danke. Mein Gemüth ist zart besaitet, und meine stille Neigung zu Ihnen macht keine großen Ansprüche. Ich wiederhole, daß ich Sie in aller Bescheidenheit um ein kleines, ganz kleines Andenken bitte!"

„Na, was wollen Sie denn?"

„Etwas, was wohl viele, viele hundert Male in Ihren warmen, zarten Lilienfingern gewesen ist."

„Was wäre das?" erkundigte sie sich neugierig, indem sie das Geld noch immer in ihrer Hand hielt.

„Dieses Portemonnai."

Da machte sie eine Bewegung des Schreckes.

„Wo denken Sie hin!" sagte sie. „Geben Sie es her!"

Sie streckte den Arm darnach aus; er aber hielt die Hand mit dem Geldtäschchen hinter sich auf den Rücken.

„Es ist ja gar nichts werth!"

„Für mich sehr viel!"

„Und als Andenken für mich noch mehr!"

„Sie können es nicht erhalten!"

„Sie haben das Geld zurück; das Portemonnai aber werden Sie mir wohl lassen!"

„Nein, nein, auf keinen Fall!"

Sie machte Miene, auf ihn einzudringen. Er sagte:

„Sie thun ja gerade so, als ob das Geldtäschchen einen ungeheuren Werth hätte!"

„Den hat es auch für mich!"

„Warum?"

„Es ist ein Andenken."

„An Ihren Bruder, den Einbrecher?"

„Nein."

„Oder an den anderen Bruder, den Todtschläger?“

„Was gehen Sie meine Brüder an! Bekümmern Sie sich doch nur um sich selbst! Her mit dem Portemonnai!“

Jetzt packte sie seinen Arm; er wehrte ab und fuhr fort:

„Oder sollte doch noch etwas darin stecken?“

„Gar nichts! Sie haben sich doch überzeugt!“

„O, man versteckt zuweilen Cassenscheine zwischen die Seitenwände! Ich habe Aehnliches schon oft gehört.“

Sie fuhr von ihm zurück und gebot dann im barschesten Tone:

„Faseln Sie nicht! Also her, augenblicklich!“

„Vielleicht sind die zwei Fünfhundertguldenscheine drin, die Sie erhalten haben, und die Petermann mit unterschlagen haben soll!“

„Herrgott!“ entfuhr es der erschrockenen Alten.

„Ah! Habe ich es errathen? Siehe da!“

„Nichts, gar nichts haben Sie errathen! Verstanden! Geben Sie die Tasche her, oder es ergeht Ihnen schlecht!“

Sie steckte das Geld ein und trat mit geballten Fäusten auf ihn zu. Sie war fast um einen Kopf höher als er, und mit ihrer Schulterbreite konnte er sich gar nicht messen. Man sollte meinen, sie hätte ihn mit einem einzigen Hiebe ihrer Faust erschlagen können.

Er aber zeigte nicht die mindeste Unruhe, sondern er antwortete in aller Gemüthlichkeit:

„Meine beste Aurora, regen Sie sich doch nicht wegen einer solchen Lappalie auf!“

„Lappalie? Ein so theures Andenken!“

„Ja, das wird es freilich sein, ein außerordentlich theures Andenken an Sie, mein liebes Kind.“

„Liebes Kind? Bleiben Sie mir vom Leibe mit diesen dummen, albernen Brocken! Her mit dem Täschchen!“

„Na, wenn Sie es nicht anders thun, so sollen Sie es haben, obgleich ich stolz auf ein solches Souvenir gewesen wäre. Aber es war ausgemacht daß Alles mir gehöre, was sich darin befinde. Ich habe also das Recht, noch einmal ganz genau nachzusehen, ob es wirklich leer ist. Die eine Seitenwand ist viel dicker als die andere. Hand auf's Herz, Aurorchen, Sie haben da etwas hinein geklebt! Nicht?“

„Unsinn, tausendfacher Unsinn! Geben Sie es her, sonst nehme ich es mir! Und aber wie!“

Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Portemonnai; er aber hatte es blitzschnell eingesteckt und entgegnete:

„Ich muß ganz entschieden verlangen, genau nachsehen zu dürfen!“

„Nichts dürfen Sie, gar nichts! Ich fordere mein Eigenthum!“

„Und ich das meinige!“

„Es ist leer!“

„Die zwei Fünfhundertguldennoten stecken drinnen!“

„Lüge!“

„Es ist wahr!“

„Wie wollen Sie das wissen?“

„Ich weiß es sehr genau. Sie haben nicht gewagt, diese Noten auszugeben. Jetzt wird man die Leda fragen, woher sie diese Art von Geld genommen hat, jedenfalls aus dem Cassenschranke des armen, unschuldigen Petermann!“

Da ließ die Riesin einen zischenden Laut hören, trat einen Schritt zurück und stieß hervor:

„Ah, Sie wissen Alles! Sie sind nicht was Sie scheinen! Sie sind ein verkappter Polizeispion! Gut! Sie sollen von mir bedient werden! Ich kann nicht dulden, daß es einen Menschen giebt, der meine Geheimnisse kennt. Es ist mir gleich, ob ich nur der Hehler oder auch der Mörder einer Leiche bin. Sie haben sich an mich gewagt; gut, Sie sind ein todter Mann.“

Sie sprang auf ihn ein, um ihn bei der Gurgel zu fassen und zu erdrosseln, stieß jedoch in demselben Augenblicke einen lauten Schrei aus. Er hatte ihre beiden Hände an den Gelenken gepackt und hielt sie mit solcher Kraft fest, daß ihr der eiserne Druck seiner Finger den Schmerzensschrei erpreßt hatte.

„Armes Geschöpf!“ sagte er. „Bildest Du Dir wirklich ein, den Jongleur Zwiebel erwürgen zu können? Und wenn Dir der Angriff gelungen wäre, so hätte es Dir doch nur Schaden gebracht. Paß auf!“

Er stieß einen Pfiff aus, und im Nu wurde es unter der weißen Decke, welche sie natürlich für Schnee gehalten hatte, lebendig. Mehr als ein Dutzend Männer umringten sie und ihre Mutter.

Da brüllte sie vor Grimm laut auf und suchte ihre Hände aus dem umklammernden Griffe des Fürsten zu reißen — vergebens.

„Spion! Schurke! Lügner! Schuft!“ sprudelte sie.

„Handschellen her!“ gab er zur Antwort.

Sie wurde auch von hinten ergriffen und festgehalten und dann in Fesseln gelegt. Auch ihre Mutter erhielt Handschellen. Auf einen zweiten, lauteren Pfiff kam eine Droschke herbei, welche drüben am Kirchhofe auf dieses Zeichen gewartet hatte. Die beiden Gefangenen wurden hineingezwungen, denn die Riesin weigerte sich, einzusteigen, und dann ohne alles Aufsehen nach dem Gefängnisse gebracht.

Die Herren zerstreuten sich. Als der Fürst von dem Gerichtsdirector Abschied nahm, sagte der Letztere:

„Unser heutiger Fang wird Aufsehen erregen, wenn er einmal bekannt wird.“

„Der morgende noch mehr. Ich werde Sie am Vormittage aufsuchen, um Ihnen meine Vorschläge zu machen. Wer hat zu bestimmen, welcher Beamte die Untersuchung zu führen hat?“

„Ich als Gerichtsdirector.“

„Darf ich es wagen, Ihnen einen Vorschlag zu machen?“

„Bitte, befehlen Sie!“

„Besitzt der Herr Assessor von Schubert Ihre Zufriedenheit?“

„Sogar meine Anerkennung und Sympathie. Dieser junge Beamte wird sich schnell emporarbeiten.“

„Möchten Sie diesen eclatanten Fall nicht ihm übergeben?“

„Das wäre allerdings eine bedeutende Auszeichnung, doch soll er sie haben, da Sie es wünschen. Aber darf ich vielleicht erfahren, warum Sie gerade den Assessor bevorzugt sehen wollen?“

„Ich möchte dies als Belohnung gelten lassen für die Art und Weise, in welcher er die Untersuchung gegen den unschuldigen Robert Bertram leitete.“

„Ich verstehe und billige diese Absicht ganz und gar. Also morgen habe ich die Ehre?“

„Am Vormittage. Gute Nacht!“ —

Als Max Holm sich von den Anderen getrennt hatte, fühlte er eine innere Befriedigung wie noch selten in seinem Leben. Er hatte das Seinige gethan, Ellen Starton an ihren Feinden zu rächen, und er war überzeugt, daß sein Plan gelingen werde.

Alsdann dachte er an den armen Werner. Sein Herz drängte ihn, diesem mitzutheilen, daß er in kurzer Zeit seine Tochter als unschuldig verurtheilt wieder frei sehen werde. Er brauchte ihm ja weiter gar nichts zu verrathen.

Auf dem Wege zum Theaterdiener kam er an dem Café vorüber, in welchem er mit Werner und Monsieur Jean gesessen hatte. Das Liegen im kalten Schnee, nur mit einem Betttuche bedeckt, hatte ihm die Glieder erstarrt, darum beschloß er, erst ein Glas Grog zu sich zu nehmen.

Er verwunderte sich nicht wenig, bei seinem Eintritte Den am Tische sitzen zu sehen, zu dem er eben hatte gehen wollen — den Theaterdiener Werner.

„Guten Abend, Papa Werner!“ grüßte er, bei ihm Platz nehmend. „Das ist ja ein blaues Wunder!“

„Beinahe, mein lieber Herr Holm! Ich bin seit langen Jahren nicht mehr kneipen gegangen, das heißt natürlich, auf eigene Rechnung. Heute nahm ich mir zum ersten Male vor, eine Tasse wirklichen chinesischen Thee zu trinken — zu zwanzig Kreuzer! Ah!“

Er setzte schnalzend die Tasse vom Munde.

„Verschwender!“ scherzte Holm.

„Oho! Ich kann es mir bieten!“

„Wirklich? Hat das Glück vielleicht auch einmal den Weg zu Ihnen gefunden?“

„Wie man es nimmt!“

„Haben Sie vielleicht Zulage erhalten?“

„O weh! Ganz das Gegertheil: Hinausgeworfen hat man mich, mein beste., junger Freund.“

„Doch nicht!“

„Ja, der Intendant ist selbst bei mir gewesen."

„O weh! Da hat er ja Ihre Frau gesehen."

„Ja, und das hat ihm als Scheinursache zu meiner Entlassung gedient. Im Grunde genommen aber ist doch nur meine Emilie schuld."

„Wieso?"

„Heute Abend wird der Stern des Harems gegeben. Die Darstellerin der Lieblingsfrau ist krank geworden, und meine Tochter sollte sich an ihrer Stelle fast splitternackt vor tausend Menschen auf die Bühne legen."

„Sie hat es nicht gethan?"

„Nein, bewahre. Und darum habe ich den Laufpaß erhalten. Ich bin ohne Brod und Stelle und Verdienst."

„Und gerade darum trinken Sie chinesischen Thee, die Tasse zu zwanzig Kreuzer?"

„Nicht darum, sondern trotzdem! Ich will das Unglück ärgern. Gerade weil ich kein Geld verdienen soll, werfe ich es zum Fenster hinaus!"

„Sie sind ein sehr leichtsinniger, junger Mensch!" lachte Holm, der sich freute, den Mann endlich einmal bei guter Laune zu sehen.

„Ja, nennen Sie mich immerhin leichtsinnig! Sie haben vollständig Recht. Da verschwende ich mein Geld mit Leckereien, und Ihnen bin ich vierzehn Gulden schuldig!"

„Oh, oh, so war es nicht gemeint!"

„Ich weiß es; aber wer Karawanenthee trinkt, der muß auch seine Schulden bezahlen können. Hier haben Sie, und zwar mit meinem allerbesten Danke!"

Er zog den Beutel und legte vierzehn Gulden hin.

„Papa Werner, wo denken Sie hin!" sagte Holm

„Nehmen Sie nur!"

„Ich brauche es nicht!"

„Aber ich bin es Ihnen schuldig!"

„Es hat noch Zeit!"

„Aber ich habe es übrig!"

„Das sollte mich freuen! Heute morgen konnten Sie nicht so sagen. Sie müssen doch ein Glück gemacht haben!"

„Ja, ich bin ein halber Crösus geworden."

„Wieso?"

„Ich habe meine Tochter verhandelt."

Er sprach dies nur im Scherze; er hatte keine Ahnung, daß es wirklich ein ernstes Verschachern gewesen sei.

„Das müssen Sie mir erklären!"

„Nun, sie hat sich vermiethet und einen schönen Lohn vorausbezahlt erhalten."

„Wieviel denn, wenn man fragen darf? Wenn Sie mir vierzehn Gulden geben können, so muß der Lohn, den Emilie erhält, ein sehr hoher sein."

Als der Alte ihm den Betrag nannte, konnte er seine Verwunderung nicht verbergen. Er bemerkte:

„Das ist sehr ungewöhnlich! Bei wem dient sie?“

„Ich will es Ihnen erzählen.“

Werner berichtete ihm, wie es mit dem Engagement seiner Tochter zugegangen war. Holm faßte Mißtrauen, ja sogar Verdacht gegen diesen Circusdirector, doch ließ er sich gegen den braven Alten nichts merken, um ihn nicht in Angst und Sorge zu versetzen und um seine gegenwärtige gute Stimmung zu bringen.

Noch als sie über diesen Gegenstand plauderten, kam ein neuer Gast, welcher, als er Holm erblickte, ihn mit einer Art respectvoller Vertraulichkeit grüßte.

Er war noch jung, vielleicht kaum über zwanzig Jahre, kurz, dick und fleischig gebaut, mit feuerrothem Haar und einem schneeweißen, mädchenhaften Teint. Auf seinem vollen Gesichte lag ein Ausdruck unverwüstlicher Schalkhaftigkeit. Man mußte sich beim ersten Anblicke desselben sagen, daß dieser junge Mann wohl sehr gern lustige Streiche begehe.

Holm winkte ihn zu sich und sagte:

„Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, lieber Hauck?“

„Wenn Sie erlauben, herzlich gern!“

„Kennen sich die Herren vielleicht?“

„Ich wenigstens kenne den Herrn Theaterdiener Werner.“

„Und ich werde wohl Ihren Namen hören,“ meinte der Genannte.

„Ein College von mir,“ sagte Holm. „Sie wissen doch, daß ich bisher zum Tanze spielte?“

„Ja, ja.“

„Nun, Herr Hauck ist unser Paukenschläger und zugleich der Hauptspaßvogel unsers Orchesters. Er hat mehr Wirbel und Fanfaren im Kopfe als auf dem Notenblatte, und wenn Sie sich bei ihm in Gunst setzen und ihm zugleich eine große Freude machen wollen, so geben Sie ihm Gelegenheit zu einem dummen Streiche. Er führt ihn sicher aus.“

„O, Gelegenheit gebe es wohl, aber der Stoff fehlt leider,“ bemerkte Werner so obenhin.

Holm aber nahm diese Worte sofort auf und fragte:

„Welche Gelegenheit meinen Sie?“

„Hm! Man spricht nicht davon.“

„Wir plaudern nichts aus!“

„Das weiß ich. Ich meine unser Theater.“

„Ja, da giebt es sehr faule Punkte.“

„Könnte ich doch einmal einem dieser Herren einen Streich, aber einen gehörigen Streich spielen!“ seufzte Werner auf. „Wie gern thäte ich das?“

Der Paukenschläger lächelte überlegen vor sich hin und sagte:

„Wer einem Anderen in Wirklichkeit einen Possen spielen will, der findet stets Gelegenheit und Stoff.“

„Dieser Intendant, der Balletmeister, der Claqueur, der Kapellmeister, das sind lauter — — —“

„Halt!“ fiel da Holm schnell ein. „Sie haben den Claqueur erwähnt, diesen Léon Staudigel. Da kommt mir ein Gedanke, ein prächtiger Gedanke!“

„Ein Jux?“ fragte Hauck erwartungsvoll.

„Ja.“

„Lassen Sie mich dabei sein!“

„Wollen sehen. Zeigen Sie einmal Ihre Hände, Ihre Zähne, Ihre Ohren. So! Zufriedenstellend!“

„Das klingt ja gerade, als ob Sie mich als Haremshüter auf den Sclavenmarkt bringen wollten.“

„Etwas von Harem ist dabei.“

„Sapperment! Sie machen mich neugierig!“

„Sagen Sie einmal, Hauck, haben Sie in Ihrem Leben schon einmal Austern gegessen?“

„Linsen, ja, Austern noch nicht.“

„Caviar?“

„War nicht so frei!“

„Champagner getrunken?“

„Uebergelaufene Milch war bisher meine größte Wonne. Höher kam ich nicht.“

„Hm! Möchten Sie das nicht einmal versuchen?“

„Bin sofort dabei! Aber, da läuft mir eine ganze Pfütze im Munde zusammen, und was ist es, Sie scherzen doch nur.“

„Nein. Ich lade Sie in aller Wahrheit und Wirklichkeit ein zu einem hochfeinen Souper zu dreißig, fünfzig und auch noch mehr Gulden. Es kommt ganz auf das Talent an, welches Sie zeigen.“

„Ihre Person in Ehren, Herr Holm! Sie wissen, daß ich Sie hochachte, denn Sie sind kein gewöhnlicher College und Bierfiedler. Aber, bitte, sagen Sie mir einmal im Vertrauen: Sind Sie vielleicht übergeschnappt?“

„Nein.“

„Oder haben Sie eine Seeschlange im Kopfe?“

„Auch nicht.“

„Dann wollen wir lieber von diesem Thema abbrechen.“

„Warum?“

„Sie reden nicht im Ernste.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es ganz gewiß so meine, wie ich es sage!“

„Alle Teufel! Jetzt weiß ich wirklich nicht, woran ich bin und was ich denken soll!“

„Denken Sie an ein hochfeines Abendessen! Voran kommt Triester Fisch- oder New-Yorker Turtlesuppe. Machen Sie mit oder nicht?“

„Ich fische und turtle auf alle Fälle mit.“

„Sodann kommt Gans, Ente, Hase, Rehrücken, Hirsch, Wildschwein,

Rheinlachs, Lendenbraten, Roſtboeuf, kurz und gut, Alles, was Sie ſich nur wünſchen, kalt oder warm, in größter Auswahl."

„Mir wird es ſchon jetzt eiskalt und brühwarm."

„Dazu alle Sorten Weine, ganz ſo, wie Sie die Wahl treffen."

„Wollen Sie mich in's Schlaraffenland expediren?"

„Nein, ſondern nur nach dem Bellevue."

„Sapperment, dort ſoll es eine feine Küche geben, wie ich gehört habe. Geſehen habe ich ſie freilich nicht und zu ſchmecken bekommen noch viel weniger."

„Und das Alles haben Sie umſonſt."

„Deſto billiger iſt es."

„Sie werden ſogar mit Equipage abgeholt."

„Ich kenne mich ſchon jetzt nicht mehr."

„Und vom Wirthe ſelbſt bedient."

„Welch' ein feiner Kerl ich bin! Aber Etwas, Etwas muß man doch von mir verlangen!"

„Das iſt freilich wahr."

„Nun, was denn?"

„Einige Umarmungen und vielleicht einige Küſſe."

„Donnerwetter! Iſt ‚ſie' hübſch?"

„Etwas über fünfzig Jahre alt."

„Pfui Teufel!"

„Na, für ſo ein Abendeſſen kann man ſich ſchon einmal überwinden!"

„Richtig! Alſo umarmt und geſchmatzt ſoll ſie werden! Aber Knoblauch darf ſie nicht vorher gegeſſen haben."

„Das fällt ihr gar nicht ein."

„So will ich thun, was ich thun kann. Nur während des Eſſens muß ſie mich in Ruhe laſſen."

„Sie ſagen immer ‚ſie'; aber es iſt keine ‚Sie', mein lieber Hauck."

„Was denn?"

„Ein ‚Er'."

„O weh! Aber das iſt doch nicht möglich!"

„Sogar wirklich!"

„Ich ſoll einen Kerl umarmen und küſſen?"

„Nein."

„Aber Sie ſagten es doch!"

„O nein! Sie ſollen nichts thun; Sie ſollen ſich leidend verhalten. Sie ſollen weder umarmen noch küſſen, ſondern Sie ſollen umarmt und geküßt werden."

„Von einem Fünfzigjährigen?"

„Ja."

„Nehmen Sie es mir nicht übel! Das geht noch über das Kasperltheater. Denn daß Sie nur Spaß machen, das glaube ich nun nicht mehr, ſeit Sie mir Ihr Wort gegeben haben. Dieſes pflegen Sie in Ehren zu halten."

V. S.

„Vielleicht fällt ein Lichtstrahl in Ihre Geistesfinsterniß, wenn ich Sie frage, ob Sie sich vielleicht schon einmal als Mädchen verkleidet haben?"

„O, öfters schon! Zu Fastnacht! Man hat mich ja allgemein für ein Mädchen gehalten. Ich bin so gebaut, daß ich beinahe ausgeschnitten gehen könnte. Ich hätte die erforderliche Gestalt zu einem Damenkomiker."

„Schön! Wie sind Ihre Arme?"

„Voll und rund wie bei der Melusine."

„Aber die Stimme."

„Haben Sie keine Sorge! Ich habe eine famose Fistelstimme, welche gerade wie die natürliche klingt. Ueberdies braucht man sich nur auf's Flüstern zu verlegen. Aber, sagen Sie, das klingt ja gerade, als ob ich mich bei diesem famosen Souper als Dame verkleiden solle?"

„So ist es auch."

„Famos, Famos! Ich beginne zu ahnen! Es ist ein fader, alter Geck im Spiele."

„Errathen!"

„Der eine nicht zu sehr Spröde zu diesem splendiden Abendessen eingeladen hat?"

„Ganz so ist es."

„Und ich soll an Stelle dieser Schönen treten?"

„Sie besitzen ein wunderbares Sehervermögen."

„O, meine Eßwerkzeuge sind noch wunderbarer. Aber, sagen Sie, ist keine Gefahr bei der Sache?"

„Nicht die mindeste."

„Man wird mich doch nicht etwa beim Schlafittchen nehmen!"

„Das fällt Niemanden ein. Der Betreffende wird ganz im Gegentheile sehr froh sein, wenn von der Sache nichts ausgeplaudert wird."

„Darf ich nach dem Namen fragen?"

„Ja. Hierbei wird sich unser Papa Werner auch mit interessirt fühlen. Nämlich die Tänzerin Leda — ah, haben Sie von dem morgenden Wetttanze gehört, Hauck?"

„Ja. Ich weiß Alles."

„Gut. Herr Léon Staudigel stellt der Leda seine ganze Truppe zur Verfügung, während keiner der Seinen die Amerikanerin beklatschen darf."

„Chikane!"

„Dafür hat die Leda ihm versprechen müssen, ein süßes Schäferstündchen mit ihm zu verleben."

„Wann?"

„Morgen gleich nach der Vorstellung. Für dieses Liebesabenteuer ist im Bellevue das besagte Abendessen bestellt worden. Staudigel und die Leda wollen also dort gegen elf Uhr per Equipage angefahren kommen."

„Und ich soll an Stelle der Leda treten?" fragte der Paukenschläger."

„Ja."

„Wer hat diesen Plan ausgeheckt?"



Und ich soll an Stelle der Leda treten.

Verl. S. (58.)

„Er kam mir erst soeben in den Sinn."

„Ich habe diesen alten Staudigel verteufelt auf dem Puff! Ich möchte ihm gern diesen Streich spielen; aber der Jux erscheint mir denn doch zu gewagt."

„Was sollte zu befürchten sein?"

„Wenn er mich anzeigt, verklagt!"

„Das fällt ihm gar nicht ein. Seine Frau darf von dem Souper gar nichts ahnen; sie würde es aber unbedingt erfahren, wenn er gegen Sie auftreten sollte. Ferner muß er das Publikum fürchten. Denken Sie sich den Skandal, wenn man erführe, daß Herr Léon Staudigel ein süßes tête-à-tête für sechszig Gulden mit einem — Paukenschläger gehabt habe!"

„Das ist wahr. Ich glaube, er würde mir noch ein feines Trinkgeld geben, damit ich nur den Mund halte."

„Ganz gewiß. Da wette ich mit."

„Es giebt doch auch noch andere Bedenken."

„Welche?"

„Besonders eins: Er muß doch sofort sehen, daß ich überhaupt gar keine Dame und am allerwenigsten die Leda bin. Er müßte denn morgen blind sein."

„Das wird er auch sein, wenigstens in gewisser Beziehung. Ich habe nämlich vergessen, zu sagen, daß Niemand wissen soll, wer die Beiden sind. Darum werden sie Masken tragen."

„Sapperment, das ist kein übler Gedanke."

„Es werden Halbmasken sein, da sie auch während des Essens nicht abgelegt werden. Der dabei bedienende Wirth soll die Beiden auch nicht erkennen. Er weiß es aber bereits, wer sie sind."

„Haben Sie es ihm verrathen?"

„Ja. Erst wenn er sich entfernt hat, also nach der Tafel, wird Staudigel die Entfernung der Maske verlangen, denn dann werden die Liebenswürdigkeiten in Scene gesetzt werden sollen. Wenn Sie sich entschließen könnten, diese Rolle zu übernehmen, wäre Ihnen eine feine Gratification gewiß."

„Von wem?"

„Vom Fürsten von Befour."

„Sapperment! Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut."

„Steckt er mit im Complotte?"

„Ja."

„Hm, wenn der dabei ist, so brauche ich freilich nichts zu fürchten. Die Sache ist ganz und gar nach meinem Geschmacke: Gutes Essen, feines Getränk, noble Bedienung, eine Extragratification und, was die Hauptsache ist, der ungeheure Jux, den es mir selber macht. Ich möchte also gern und gut Ja sagen, aber — wo nehme ich die dazu erforderliche Damengarderobe her?"

„Dafür wird gesorgt. Daß wir dem Staudigel einen Streich spielen wollen und zwar während dieses Abendessens, das weiß der Fürst; von meinem gegenwärtigen Plane aber hat er keine Ahnung. Ich werde morgen früh mit

ihm darüber sprechen. Bis dahin haben auch Sie Zeit, sich zu überlegen, ob Sie wollen oder nicht."

„Schön! Aber ich denke mir, daß ich wollen werde. Wer weiß, ob ich in meinem ganzen Leben wieder einmal Gelegenheit zu solch' einem Schwank und zu einem so hochfeinen Abendbrote bekomme. So etwas darf man nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ich kam eigentlich hierher, um etwas zu essen, nun aber werde ich das nicht thun. Ich habe zu Mittag wenig gegessen und werde nun direct bis morgen Abend hungern. Wenn es mir einfällt, trinke ich sogar einen Topf voll Aloë mit Sennesblättern aus, um mir den Speisekanal ja ganz leer zu machen. Dann soll dieser Herr Baron von Staudigel einmal sehen, wie Mademoiselle Leda einhauen kann. Er soll denken, er habe eine ganze Compagnie Gardekürassiere zum Essen geladen."

Es wurde noch Manches hin und her besprochen, dann machte zuerst Vater Werner Miene, aufzubrechen. Holm erklärte, daß er ihn eine Strecke begleiten werde. —

Als sie dann miteinander langsam die Straße entlang schritten, sagte Holm zu dem Alten:

„Sie glauben heute, in dem Engagement Ihrer Tochter ein Glück gefunden zu haben; ich will das keineswegs bestreiten; aber vielleicht habe ich eine Mittheilung für Sie, welche ein viel größeres und zweifelloseres Glück für Sie und Ihre ganze Familie enthält."

„Was wäre das? Sprechen Sie, mein lieber Herr Holm!"

„Ich bin ganz im Stillen für Ihre Laura thätig gewesen."

„Oh, ist das wahr?"

„Ja. Ich habe einige Erfolge gehabt."

„Herrgott! Das wäre allerdings ein großes, großes Glück!"

„Ich habe seit heute sogar Hoffnung, daß Ihnen Ihre Tochter recht bald wiedergegeben wird!"

„Das wohl schwerlich!"

„Warum?"

„Sie hält nicht um Gnade an."

„Das ist ganz recht; sie braucht keine Gnade."

„Und doch sagen Sie, daß es möglich sei, sie bald in Freiheit zu sehen?"

„Ja, das sage ich."

„So müßte ihre Unschuld erwiesen sein!"

„Ich denke, daß es uns gelingen wird, diesen Beweis zu führen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen etwas Bestimmtes anvertrauen darf, mein lieber Papa Werner?"

„Thun Sie es, o thun Sie es!"

„Sie müßten aber schweigen, unverbrüchlich schweigen, wenigstens bis übermorgen."

„Gern, o gern! Ich schwöre Ihnen alle Eide, daß kein Mensch von mir ein Wort erfahren soll!"

„Gut! So wissen Sie denn, daß wir vorhin das Kind Laura's gefunden haben!"

„Herr, mein Heiland! Wo war es denn?“

„Das ist Nebensache. Sodann haben wir auch entdeckt, wer die Mutter des ermordeten Mädchens ist, dessen Tod Ihre Tochter auf das Zuchthaus gebracht hat.“

„Wer ist sie?“

„Auch davon später. Ich will Ihnen nur im Vertrauen noch mittheilen, daß vorhin bereits zwei sehr gefährliche Personen in dieser Angelegenheit verhaftet sind. Weiter dürfen meine Mittheilungen nicht gehen.“

Der Alte ergriff Holms beide Hände und fragte:

„Sie geben mir also wirklich die Hoffnung, meine Tochter baldigst frei und ihre Ehre hergestellt zu sehen?“

„Ich gebe Ihnen nicht nur die Hoffnung, sondern sogar die Gewißheit. Und was ich sage, hat seinen guten Grund.“

Da brachen Werners Thränen gewaltsam hervor. Ehe Holm es zu hindern vermochte, hatte der Alte dessen Hände geküßt und stammelte schluchzend:

„Gott segne Sie viele tausend, tausend Male, Herr Holm, für die Freude, welche Sie mir durch diese Worte machen. Ich kann es Ihnen nicht vergelten!“ —

Als der Fürst von Befour nach Hause kam, ließ er Petermann sogleich zu sich kommen. Dessen Aeußeres hatte in der kurzen Zeit eine außerordentliche Aenderung erlitten. Der Zug des Leidens, des Entsagens war verschwunden; das Auge hatte seinen Glanz zurück erhalten; die Haltung war eine stramme und der Gang ein elastischer geworden. Auf seinem jetzt lebhaften Gesichte war, als er jetzt vor dem Fürsten stand, die größte Ehrfurcht, Liebe und Hingebung für seinen neuen Herrn geschrieben. Dieser sagte:

„Ich habe es bisher sorgfältig vermieden, an Ihrer Vergangenheit und den Geheimnissen zu rütteln, welche in Ihrer Brust verborgen liegen. Heute nun aber bietet sich mir eine sehr ernste Veranlassung, dieses mein Schweigen einmal zu brechen. Daß Sie unschuldig verurtheilt wurden, daß Sie sich aufgeopfert haben, davon bin ich überzeugt. Sind Sie gewillt, die Unehre auf sich ruhen zu lassen?“

„Ich werde nicht das Geringste thun, mich zu rechtfertigen, wenn auch der Eine, dessen Pflicht es ist, mir meine Ehre zurückzugeben, sich dieser Pflicht nicht mehr erinnert.“

„Ich kann Ihren Entschluß weder loben noch tadeln; aber ich muß Sie fragen, ob Sie Denen, die Ihnen und Ihrem Kinde wohlwollen, dasselbe Schweigen und dieselbe Unthätigkeit auferlegen wollen.“

„Nur meine Hände sind gebunden. Das Wohlwollen Anderer aber kann, darf und will ich nicht von mir weisen.“

„Das genügt, mein lieber Petermann. Haben Sie eine gewisse Wartensleben wiedergesehen?“

„Ja.“

„Ah, also doch! Werden Sie morgen das Ballet besuchen?“

„Auf keinen Fall!“

„Das war es, was ich von Ihnen wissen wollte. Ich danke!“

Am anderen Morgen, noch ehe der Fürst sein Palais verlassen hatte, wurde ihm Max Holm gemeldet. Dieser kam, um die für diesen Tag nöthigen Instructionen zu holen und erwähnte bei dieser Gelegenheit seines gestrigen Gespräches mit dem lustigen Paukenschläger.

Während dieser Erzählung ging ein feines, leises, satyrisches Lächeln über das schöne Gesicht des Fürsten, welcher dann näher auf das Thema einging. Und als nachher Holm das Palais verließ, pfiff er während des Gehens leise und scharf vor sich hin, ganz in der Weise eines Menschen, der eine fröhliche, verheißungsvolle Erwartung in sich trägt.

Er lenkte seine Schritte nach der ihm bekannten Wohnung des Paukenschlägers. Dieser war eigentlich ein Privatschreiber, da aber seine Feder sich als nicht fruchtbar genug erwies, hatte er sich entschlossen, nebenbei die Pauken zu maltraitiren. Er hatte keine Anverwandten und war bei einer alten Wittfrau eingemiethet.

Er saß, als Holm bei ihm eintrat, am Tische, hatte in der einen Hand eine Düte und rührte mit der anderen mittelst eines Löffels in einer mit Mehl gefüllten Schüssel.

„Guten Morgen, lieber Hauck!“ grüßte Holm.

„Servus, Herr Holm! Recht, daß Sie kommen!“

„Ausgeschlafen?“

„Nicht gut.“

„Warum nicht? Leiden Sie am bösen Gewissen?“

„Ja und nein. Ich habe nämlich nicht schlafen können, weil ich immer an das heutige Abendessen denken mußte. Ich überlegte hin und her, ob es recht sei oder nicht, diesem Staubigel den Streich zu spielen.“

„Und das Resultat?“

„Bald pfiff es mir verlockend zu, wie eine Piccoloflöte, und bald brummte das Gewissen wie eine große Trommel, aber ich habe den Brummer zurechtgewiesen und mich entschlossen, auf Ihren Vorschlag einzugehen. Das müssen Sie ja deutlich sehen, ohne daß ich es Ihnen sage.“

„Woher denn?“

„Hier auf dem Tische.“

„Wieso?“

„Nun, da steht die Schüssel voll Wickelklöse, die mir meine Wirthin gestern Abend aufgehoben hatte, und hier liegen die Dreierbrodchen von heut Morgen. Ich habe nicht gegessen, um heut Abend richtig einhauen zu können.“

„Und was rühren Sie denn da?“

„Waizenmehl, Kaiserauszug Nummer Eins.“

„Und was ist in der Düte?“

„Zinnoberroth, vielleicht ist's auch nur Boluserde, denn es kostet nur zwei Kreuzer.“

„Wozu das?“

„Donnerwetter! Das fragen Sie? Nun, da brate mir Einer einen

Storch, aber besonders die Beine recht knusperig! Soll ich heut Abend mich als Mädchen verkleiden, sogar als Tänzerin, und fragt mich dieser Mensch, wozu ich das Mehl und die Farbe brauche! Sehen Sie sich doch einmal da dieses Handtuch an!"

Das Handtuch hatte ein unbeschreiblich mehliges und rothes Aussehen.

„Was haben Sie denn da gemacht?" fragte Holm.

„Probe."

„Doch nicht etwa Schminkprobe?"

„Natürlich! Was denn sonst? Ich muß ja so schön wie möglich sein! Der Puder ist mir zu theuer, da nehme ich Waizenmehl, und das Roth, nun, für zwei Kreuzer wird wohl reichen."

„Unsinn! Für das Alles wird anderweit gesorgt."

„Ich führe Sie zu Bekannten, wo Sie Alles, was Sie brauchen, finden werden und hole Sie punkt sechs Uhr ab.

„Sapperment! Da bin ich selbst neugierig!

„Wer sind denn die Leute, zu denen Sie mich bringen?"

„Alte, ehrwürdige Leute. Sie heißen Brandt und wohnen auf der Siegesstraße. Es soll aber später nicht von ihnen in Verbindung mit diesem Scherz gesprochen werden."

„Aber von mir?"

„Wieso?"

„Ich soll unter Umständen meine Haut allein zu Markte tragen; das heißt, wenn es schlimm abläuft?"

„Nein. Ich garantire für Alles."

„Sie? Hm! Allen Respect vor Herrn Holm, aber Sie sind auch nicht allmächtig. Wenn dieser gute Herr Léon Staudigel mich bei der Parabel nimmt — —"

„Fürchten Sie sich etwa vor ihm?"

„Fürchten? Fällt mir gar nicht ein. Er würde sehr übel wegkommen, wenn er sich an mir vergreifen wollte. Aber wie nun, wenn er mich anzeigt?"

„Das thut er nicht,"

„Wer ist da sicher! So ein Mensch ist zu Allem fähig. Können Sie mir dann auch garantiren?"

„Ich nicht, aber der Fürst."

„Ah, haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Ja."

„Sie waren schon bei ihm?"

„Ja. Er schickt Ihnen hier diese zehn Gulden und läßt Ihnen sagen, daß Sie heut Abend nach vollendeter Sache abermals so viel erhalten sollen?"

„Kommt er etwa mit?"

„Ich glaube nicht. Aber jedenfalls bin ich da."

„Das genügt. Wie aber komme ich dann auf's Bellevue?"

„Der Claqueur holt Sie ab."

„Wo denn?“

„Am Theater.“

„Sapperment! Dort kenne ich mich doch nicht aus!“

„Haben Sie keine Sorge! Mein alter Freund Werner wird Sie von Brandts abholen und an Ort und Stelle bringen. Haben Sie sonst eine Frage?“

„Nein, danke für jetzt.“

„So leben Sie einstweilen wohl! Ich habe nothwendig.“

Er ging und begab sich nach der Wohnung des Balletmeisters.

Als er dort klingelte, öffnete die Frau des Genannten.

„Was wünschen Sie? erkundigte sie sich.

„Ist der Herr Balletmeister zu sprechen?“

„Sie meinen den Herrn Kunstmaler und Balletmeister, meinen Mann?“

„Ja.“

„Ich werde nachsehen.“

Sie schloß ihm die Thür vor der Nase zu. Als sie zurückkehrte, öffnete sie nur eine Lücke und meldete:

„Er ist nicht zu sprechen.“

Im nächsten Augenblicke war die Thür wieder verschlossen.

„Couragirtes Weib!“ brummte Holm vor sich hin. „Aber, lassen wir uns nicht fortjagen!“

Er wartete eine Weile und klingelte dann wieder. Die Thür öffnete sich, und nun war er so vorsichtig, das eine Bein zwischen sie und die Pfoste zu stellen.

„Was wollen Sie?“ fragte die Frau.

„Zum Herrn Balletmeister.“

„Sie meinen, zum Herrn Kunstmaler und Balletmeister, meinen Mann?“

„Ja, freilich.“

„Waren Sie nicht soeben erst hier?“

„Vor zwei Minuten.“

„Und ich habe Sie abgewiesen.“

„Ja.“

„Und Sie kommen dennoch wieder!“

„Nein.“

„Nicht? Sie stehen ja hier!“

„Ich bin noch gar nicht fortgegangen.“

„So gehen Sie nun. Ich habe nicht Zeit, mich aller zwei Minuten herausklingeln zu lassen, und mein Mann ist so sehr beschäftigt, daß er keinen einzigen Augenblick abkommen kann.“

„Das soll er ja gar nicht.“

„Was denn?“

„Ich will ja zu ihm gehen, er soll nicht zu mir kommen!“

„Das bleibt sich gleich, und ich sage Ihnen zum allerletzten Male, daß er keine Zeit hat.“

„So muß ich gehen, aber Sie werden es bereuen!“

Das frappirte sie doch.

„Bereuen? Wieso?“ fragte sie.

„Er malt doch Portraits?“

„Zum Sprechen ähnlich!“

„Ich habe allerdings gehört, daß er ein großer, ein sehr großer Künstler ist. Es soll ein Portrait bei ihm bestellt werden?“

„Von wem?“

„Das ist eigentlich ein Geheimniß, wird ihm aber viel, sehr viel Geld einbringen.“

Das wirkte. Sie machte eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Bitte, wollen Sie nicht eintreten?“

„Ich denke, ich darf nicht?“

„Verzeihung! Ich habe mich geirrt. Ich bin etwas kurzsichtig und dachte — dachte — dachte, Ihr Rock sei zerrissen. Nun aber sehe ich ja, das Sie ein höchst anständig gekleideter Herr sind. Kommen Sie!“

Jetzt folgte er der Aufforderung. Drinnen aber ging sie ihm weiter an's Kamisol.

„Dürfen Sie das Geheimniß denn nicht verrathen?“

„Nein.“

„Aber meinem Manne müssen Sie es doch sagen?“

„Allerdings.“

„Nun, ich bin ja seine Frau. Mann und Weib sind ein Leib. Und wir Beide, ich und er, sind nun gar ein Herz und eine Seele. Da meine ich, daß ich das, was er weiß, doch auch erfahren kann.“

„Hm! Wenn ich nur wüßte, ob Sie verschwiegen sein können.“

„Wie das Grab! Sogar noch über das Grab hinaus!“

„Das glaube ich, besonders das Letztere.“

„Nun also, bitte, bitte!“

„Na, ich will es wagen! Namen zu nennen, ist mir allerdings streng verboten; aber so viel getraue ich mir doch, Ihnen mitzutheilen, daß es eine sehr hohe, fürstliche Person ist, deren Portrait Ihr Gemahl anfertigen soll.“

„Herr Jesses! Eine hohe —“

„Ja.“

„Fürstliche —“

„Ja.“

„Von Adel also?“

„Versteht sich!“

„Eine Dame?“

„Ja.“

„Bitte kommen Sie! Schnell, schnell!“

Sie eilte nach der Thüre hin, welche nach den inneren Zimmern führte. Er wehrte ab und sagte:

„Bitte, stören wir ihn nicht! Er hat keine Zeit.“

V. S.

„O, er hat Zeit, sehr viel Zeit! Kommen Sie nur!“

Sie faßte ihn beim Arme und zog ihn fort. An der Thür seines Ateliers angekommen, horchte sie erst eine Weile; dann öffnete sie leise und sagte in bittendem Tone:

„Lieber Mann!“

Er antwortete nicht.

„Lieber Arthur!“

„Er schwieg jetzt; aber er hustete doch.

„Geliebtester!“

Jetzt endlich ließ er sich in warnendem Tone vernehmen.

„Aber, mein Liebling!“

„Was machst Du?“

„Ich male.“

„Immer noch die Proserpina?“

„Ja, meine liebe Aurora.“

„Darf ich Dich stören?“

„Nein, mein Liebling. Ich entwerfe soeben den Höllenhund, genannt Cerberus. Da bringt mir auch die kleinste Störung großen Schaden.“

„Und doch muß ich Dich stören, bester Arthur!“

„Thue es nicht! Setze lieber den Leimtopf an's Feuer. Ich habe mir einen Schlitz in die Hosen gerissen und will ihn zuleimen; das hält besser als Zwirn.“

„Aber, Geliebtester! Ich bin ja nicht allein!“

„Nicht? Wer ist denn noch da?“

„Ein sehr feiner Herr!“

Holm konnte den Maler nicht sehen, weil dessen Frau die Thüröffnung ausfüllte. Aber desto deutlicher hörte er ihn jetzt in zornigem Tone sagen:

„Ist er ein Modell?“

„Ich glaube nicht.“

„Donnerwetter! So mag er sich zum Teufel scheeren, meine liebe Aurora!“

„Aber ich versichere Dir, er ist sehr fein!“

„Fein oder nicht, mein Liebling! Ich habe keine Zeit. Der Höllenhund muß unbedingt fertig werden!“

„Es handelt sich um ein Portrait!“

„Er mag sich selbst abmalen, Aurorchen!“

„Er? Er kommt ja im Auftrage einer allerhöchsten fürstlichen Persönlichkeit!“

„Fürstlich? Sapperlot! Laß den Herrn herein, Aurora!“

Jetzt kam er hinter seiner Staffelei hervor und eilte nach der Thür, um den Herrn zu empfangen.

„Treten Sie ein!“

Bei diesen Worten schob die Frau Holm in das Zimmer und machte die Thür hinter ihm zu.

Der Balletmeister machte eine seiner tiefsten, glanzvollsten Verbeugungen und sagte im höflichsten Tone:

„Verzeihung, mein Herr! Künstler lassen sich nicht gern stören."

„Ich weiß das recht wohl zu würdigen!"

„Mein Höllenhund — —! Sie verstehen mich!"

„Sehr wohl! Bei einer so schwierigen Arbeit darf man eigentlich nicht unterbrochen werden."

„Ausnahmen gestattet man nur unter Umständen, wie zum Beispiel gegenwärtig. Bitte, treten Sie näher! Wollen Sie den Cerberus betrachten?"

Er führte ihn zur Staffelei. Proserpina war so ziemlich entworfen. Vor ihr saß ein Köder, ein Drittel Spitz, ein Drittel Bär und ein Drittel Krokodil.

„Was sagen Sie dazu?" fragte der Künstler.

„Ausgezeichnet!"

„Nicht wahr?"

„Genial gedacht!"

„Bitte, bitte!"

„Und ebenso genial entworfen!"

„Sehr freundlich!"

„Dieser Hund macht mich neugierig, die Proserpina zu sehen. Es muß ein Kunstwerk werden!"

„Gewiß, gewiß! Leider aber noch nicht fertig. Bitte, mein Verehrtester — wer giebt mir die Ehre?"

Holm steckte den Zwicker auf die Nase, nahm in der Stellung eines Protegirenden auf einem Stuhle Platz und sagte:

„Hm! Sie kennen mich nicht?"

„Nein."

„Wunderbar! Wirklich nicht?"

„Nein, mein Herr. Zwar muß ich Sie bereits gesehen haben, denn ein Portraiteur merkt sich so characteristische, classische Züge, wie Sie besitzen; aber im Augenblicke weiß ich wirklich nicht, wo und wann dies geschehen ist."

„Schadet nichts! Wissen Sie — hm, ahnen! Eigentlich bin ich nicht Derjenige, der ich jetzt bin. Verstehen Sie?"

„Sehr wohl!"

„Sie wissen, wie man das nennt?"

„Gewiß, gewiß! Man sagt, incognito."

„Schön! Es handelt sich nämlich um ein Geheimniß!"

„Geheimniß," wiederholte der Balletmeister und Kunstmaler, indem er sich tief verbeugte.

„Man hat zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie ein Geheimniß zu wahren wissen."

„O, ich bin stumm!"

„Auch taub. Das wird verlangt!"

„Schön! Also taubstumm!"

„Auch blind! Unbedingt nöthig!"

„Ganz nach Befehl! Also blindtaubstumm!"

„Das genügt einstweilen!"

„Und was weiter, wenn ich fragen darf?"

„Nun, es handelt sich um eine sehr hohe Person —"

„Person —?"

„Von fürstlichem Geblüt."

„Geblüt! Alle Teufel!"

Der Maler machte nach einem jeden Worte, welches er aus Holm's Munde wiederholte, eine tiefe Verbeugung.

„Diese Dame will sich malen lassen."

„Von mir?"

„Ja, wenn Sie discret sein können."

„Mit Leib und Seele!"

„Auch mit Haut und Haar! Wird verlangt!"

„Gut! Auch mit Haut und Haar."

„Dieses Portrait soll Geschenk werden, Ueberraschung für den allerhöchsten Gemahl dieser höchsten Dame."

„Ich verstehe, verstehe!"

„Darum darf der Gemahl nichts ahnen."

„Sehr gut!"

„Die Sitzung muß an einem verborgenen Orte geschehen."

„Ganz nach hoher und allerhöchster Bestimmung. Darf ich vielleicht mein Atelier anbieten?"

„Wo denken Sie hin! Eine allerhöchste Herrschaft, und hier Ihr Atelier! Das geht auf keinen Fall. Auch kann die Sitzung nicht am Tage stattfinden."

„Also des Abends?"

„Ja. Uebrigens will die hohe Dame sich als Proserpina malen lassen —

„Ah! Proserpina mit Höllenhund?"

„Ja. Das Modell zum Höllenhund wird Ihnen geliefert werden. Proserpina, die Göttin der Unterwelt bedarf nächtlicher Beleuchtung. Es ist also höchst vortheilhaft, daß Sie nur Abends malen. Ort und Zeit aber muß Geheimniß bleiben."

„Kein Mensch soll es erfahren!"

„Schwören Sie!"

„Ich schwöre!"

„Nicht so! Halten Sie die drei Finger empor!"

Der Maler that dies und gelobte:

„Ich schwöre das tiefste Stillschweigen!"

„Natürlich auch gegen Ihre Frau!"

„Hm! Darf diese nicht wenigstens wissen, um was es sich handelt, mein sehr Verehrtester?"

„Stehen Sie unter dem Pantoffel?"

„Nein; aber Aurorchen möchte doch erfahren, warum ich abwesend bin."

„Gut! Aber Ort und Zeit darf auch sie nicht wissen!"

„Ich gehorche!"

„Gut. So sind Sie also bereit, das Portrait zu übernehmen?"

„Ja."

„Dann will ich Ihnen das Nähere mittheilen. Die erste Sitzung wird heute Abend sein."

„O. weh!"

„Was?"

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Ich bin amtlich beschäftigt. Wir geben zwei Ballets."

„Das weiß ich. Die betreffende Dame ist entschlossen, allerhöchste Rücksicht darauf zu nehmen. Die Sitzung soll in Folge dessen erst Punkt zwölf Uhr beginnen."

„Gott sei Dank! Aber wo?"

„Man wird Sie per Equipage abholen."

„Hier?"

„Ja. Elf Uhr fünfundvierzig Minuten werden Sie fertig sein. Sobald der Kutscher unten das Zeichen mit der Peitsche giebt, haben Sie einzusteigen."

„Ganz nach höchster Intention!"

„Aber noch Eins. Es versteht sich ganz von selbst, daß eine so hochgestellte Dame des Mitternachts nicht mit einem Manne allein sein kann!"

„Gewiß, gewiß."

„Wie denken Sie sich da die Abhilfe möglich?"

„Die Dame wird wohl huldvollst bestimmen, daß sie sich in Gesellschaft befindet."

„Pah! Wo bleibt da das Geheimniß?"

„Hm! Ja!"

„Mit einer männlichen Person darf sie nicht allein sein; das sehen Sie doch ein?"

„Gewiß, sehr gewiß!"

„Mit einer Dame aber darf sie sich unter vier Augen befinden."

„Unbedingt!"

„Was wird die Folge sein, Herr Balletmeister?"

„Die Folge? Hm! O, ah, hm!"

„Nun, sprechen Sie doch!"

„Ich weiß nicht, ob ich Dero geehrte Absichten mit meinen unmaßgeblichen Gedanken zu errathen vermag."

„Nun, so sagen Sie diese Gedanken!"

„Ich möchte gehorsamst bitten, Ihre Meinungen doch lieber hören und erfahren zu dürfen!"

„Nun, meinetwegen! Sie verkleiden sich als Dame!"

„Alle guten Geister!" fuhr der Balletmeister auf.

„Erschrecken Sie etwa?"

„Nein, nein!“

„Das Zartgefühl einer allerhöchsten Dame ist auf jeden Fall zu schonen. Wenn Sie sich nicht dazu verstehen, so finde ich zehn und zwanzig andere Künstler, welche sofort bereit sind, auf diese Intentionen einzugehen!“

„Ich bin ja bereit! Ich will ja!“

„Damenkleider anlegen?“

„Ja. Nur bitte ich ergebenst, daß mein Aurorchen erfahren darf, wozu dies geschieht!“

„Gut. Sagen Sie es ihr. Es ist besser so. Sie können sich dabei von Ihrer Frau helfen lassen. Aber da Sie doch möglicher Weise gesehen und erkannt werden könnten, so ist am höchsten Orte die Bestimmung getroffen worden, daß Sie Halbmaske anzulegen haben.“

„Da kommt man am allerhöchsten Orte meinem Wunsche entgegen.“

„Schön! Und nun die Hauptfrage: Ihr Honorar.“

„O bitte, bitte!“

„O nein! Erwähnt muß das natürlich werden. Wie hoch pflegen Sie Ihre Preise zu stellen?“

„Hm! Ich weiß wirklich nicht, ob ich —“

„Gut! Sie besitzen Zartgefühl und das wird man am allerhöchsten Orte anzuerkennen wissen. Sie gefallen mir und so will ich Ihnen einen guten Rath geben.“

„Ich sehe demselben dankbarlichst entgegen.“

„Man ist am angegebenen Orte natürlich nicht gewohnt, zu feilschen und zu rechnen —“

„O, gewiß, gewiß!“

„Man würde sich sogar durch die Angabe einer bestimmten Summe vielleicht beleidigt fühlen.“

„Ich nenne keine, gewiß keine!“

„Dagegen weiß man das Talent, das Genie zu belohnen. Ueberlassen Sie es also lieber den allerhöchsten Herrschaften selbst, den Werth Ihrer Leistung zu taxiren!“

„Dieser Rath ist mir wie der strengste Befehl.“

„Ich bin überzeugt, daß man nicht knausern, sondern Ihnen vielmehr einen hohen Betrag anweisen wird.“

„Danke, danke!“

Der Balletmeister machte einen so tiefen Bückling, als ob er bereits fünfzigtausend Gulden in den Händen halte.

„Und, im Vertrauen, mein bester Herr Balletmeister und Kunstmaler — vielleicht fällt noch etwas Anderes ab!“

„Wie? Was?“

„Pst! Nicht fragen.“

„Nicht? Ah! Warum nicht?“

„Still! Man ist schon längst auf Ihre Leistungen aufmerksam geworden;

ich meine Ihre Leistungen auf der Bühne und im Atelier. Sie sind ja doppelter Künstler."

„Doppelter! O, ja, ja!"

„Man hat bereits im Geheimen an Ihr Knopfloch gedacht."

„Knopfloch gedacht! Herr mein Heiland!"

„Ja, ja! Aber, pst, still! Gelingt das Portrait, so ist die Sache gemacht. Also. geben Sie sich mit der Proserpina alle mögliche Mühe, mein lieber Freund!"

„O, alle, alle Mühe! Welch eine Schickung, daß ich bereits hier eine Proserpina male! Auf diese Weise ist mir das Sujet vertraut. Ich habe mich bereits in die Tiefen desselben versenkt. Ich bin vollständig au fait. Und wenn mir dann sogar das Modell des Höllenhundes allergütigst geliefert wird —"

„Gewiß, gewiß! Man wird Sie sogar ganz besonders auf dieses Modell aufmerksam machen."

„So bin ich überzeugt, ein Kunstwerk ersten Ranges zu liefern. Ich gebe mein Wort als Mann und Künstler!"

„Schön! Bin vollständig überzeugt! Aber noch Eins: Es ist möglich, daß es der betreffenden Dame schwer oder gar unmöglich wird, in Damenkleidern unbemerkt aus ihren Gemächern zu entkommen. In diesem Falle —"

„Werde ich freilich vergeblich warten!"

„O nein. In diesem Falle, wollte ich sagen, wird sie jedenfalls Herrenkleider anlegen. Die Sitzung findet auf alle Fälle statt. Haben Sie noch Etwas zu bemerken?"

„Nichts, gar nichts, als mein allerunterthänigstes Glück, den mir ertheilten Befehlen gehorchen zu dürfen."

„Dann adieu, mein Lieber! Also heute Abend punkt dreiviertel zwölf Uhr. Lassen Sie nicht warten!"

„O, nein, keine Secunde, keinen Augenblick."

Er begleitete Holm unter unzähligen tiefen Verbeugungen bis hinaus und dann sogar bis hinunter vor die Hausthür, wo er sich noch einige Male hinter ihm her verneigte. Und als er dann in die Stube zurückkehrte und ihn seine Frau höchst erwartungsvoll anblickte, nickte er ihr in stolzer Weise, doch ohne ein Wort zu sagen, zu.

„Nun?" fragte sie.

„Stumm muß ich sein!"

„Stumm? Du mußt doch reden!"

„Und taub!"

„Unsinn, lieber Arthur!"

„Und blind!"

„Bist Du übergeschnappt?"

„Nein, mein Liebling. Aber zum Ueberschnappen ist es!"

„Du machst mir Angst!"

„Nein, nein! Angst brauchst Du nicht zu haben, mein Liebling. Dieses

Taubstummblind ist ja nur bildlich gemeint. Es erwartet mich ein großes, großes Glück."

Er setzte den rechten Fuß gravitätisch vor und steckte den Finger bezeichnend in das Knopfloch.

„Was? Ein Band? Einen Orden?" fragte sie.

„Ja. Ein Kreuz, einen Adler oder gar einen Löwen! Weißt Du, wie er mich genannt hat?"

„Nun, wie denn?"

„Mein bester Herr Balletmeister und Kunstmaler; sodann sagte er lieber Freund zu mir und endlich nannte er mich gar einen doppelten Künstler."

„Mariajosepp! Das war ein feiner Mann! Und ich habe ihn erst so streng abgewiesen!"

„Welch ein Fehler! Weißt Du, was er war?"

„Nein."

„Ein Incognito!"

„Du bist des Teufels, liebster Arthur!"

„Oho! Eine Proserpina soll ich malen!"

„Das thust Du ja bereits!"

„Ich meine eine Andere. Ich soll eine höchste, eine allerhöchste Dame als Proserpina malen. Das Porträt soll ihr hoher Gemahl zum Geburtstag erhalten und darum, da es eine Ueberraschung sein soll, darf kein Mensch vorher ein Sterbenswörtchen wissen."

„Was Du sagst!"

„Aus diesem Grunde sind mir Bedingungen gestellt worden, die eben nur von allerhöchsten Orten ausgehen können."

„Welche Bedingungen?"

Er sagte ihr Alles. Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief voller Entzücken:

„Arthur, lieber, heißgeliebter Arthur, ahnst Du denn auch, wer diese Dame eigentlich ist?"

„Ja."

„Allerhöchst, das ist königlich!"

„Natürlich ist's die Königin! Komm, mein Liebling, bei so einem Glück brauche ich mir die Hosen nicht zusammen zu leimen. Ich ziehe die neuen an!"

Er nahm den Leimtopf vom Heerde und warf ihn in den Kohlenkasten. Er hätte vor Freude alle seine Stuben zum Fenster hinauswerfen können.

Und wohin war Holm unterdessen gegangen? Nach der Wohnung des Chefs der Claquers. Er hatte gewußt, daß der Balletmeister ihn nicht kannte, und ebenso war er überzeugt, daß Frau Staudigel, deren Mann sich so gern Baron nennen ließ, keine Ahnung habe, wer er eigentlich sei.

Er fand ein Stubenmädchen vor und fragte, ob die gnädige Frau zu sprechen sei.

„Was wünschen Sie von ihr?" fragte das schnippische Ding.

„Daß Sie Ihnen sofort kündigen soll, wenn Sie ihr nicht augenblicklich sagen, daß ich sie zu sprechen wünsche."

Das wirkte auf der Stelle.

„Bitte, Ihren Namen!" sagte sie.

„Den werde ich der Dame selbst nennen."

„Aber Madame ist nicht gewöhnt, ungenannte Personen bei sich zu empfangen, mein Herr!"

„Ich bin nicht gewöhnt, Jedermann zu sagen, wie ich heiße."

Er wußte, daß dies grad die richtige Art und Weise sei, hier aufzutreten. Sie entfernte sich wirklich und kehrte bald zurück, um ihn zu ihrer Herrin zu führen.

Die Frau „Baronin" Staudigel saß in ihrer sammetenen Causeuse und betrachtete sich den Eingetretenen durch das Lorgnon. Er grüßte wortlos, nur durch eine vornehme, elegante Verbeugung. Sie antwortete durch ein kurzes, stolzes Nicken und sagte in strengem Tone:

„Mein Herr, Sie haben sich geweigert, mir wissen zu lassen, wer bei mir Zutritt wünscht!"

„Verzeihung, gnädige Frau! Nicht ich trage die Schuld. Es geschieht vielmehr auf hohen Befehl."

Als sie das hörte, fuhr ihr Kopf um einige Zoll empor.

„Auf Befehl?" fragte sie.

„Wie ich sagte."

„Sagten Sie nicht sogar, hohen Befehl?"

„Allerdings."

„Dann bin ich gespannt, den Grund Ihres Besuches kennen zu lernen, mein Herr."

„Ich werde Sie sofort über die Ursache meiner Anwesenheit unterrichten, nachdem Sie mir gestattet haben, in Ihrer Nähe Platz zu nehmen, gnädige Frau."

Er hatte ein wirklich vornehmes Aussehen und nannte sie gnädige Frau. Ihr Gesicht heiterte sich auf und ihr Ton klang höflicher als bisher, als sie sagte:

„Bitte, setzen Sie sich."

Er nahm ganz in ihrer Nähe auf einem Fauteuil Platz, warf einen leichten Blick durch das Zimmer und begann:

„Zunächst möchte ich fragen, ob unsere Unterredung eine ungestörte sein kann."

„Wünschen Sie das?"

„Sehr."

„Auch auf hohen Befehl?"

„Sogar auf sehr hohen!"

„Ah! Dann werde ich allerdings Sorge tragen, daß Niemand Zutritt bekommt."

Sie klingelte und als das Mädchen eintrat, befahl sie:

„Anna, ich bin für Niemand zu Hause."

„Auch für den gnädigen Herrn nicht?"

„Ich bin für Jedermann ausgegangen."

Jetzt warf die dienstbare Seele, bevor sie sich entfernte, einen sehr respectvollen Blick auf Holm.

„So, mein Herr, jetzt sind wir allein und hoffentlich auch ungestört," bemerkte dann die Dame.

„Danke. Ich mußte diese Bitte aussprechen, weil mein Besuch bei Ihnen eigentlich ein geheimer sein soll. Ich habe mich in sehr vertraulichen, fast möchte ich sagen, diplomatischen Aeußerungen zu bewegen, und das läßt mich erwarten, daß Sie mir diese oder jene unerwartete Wendung nicht in persönliche Anrechnung bringen. Darf ich fragen, ob ich die Ehre habe, von der gnädigen Frau gekannt zu sein?"

„Näher leider nicht."

„Von fern also doch?"

„Nun, ich erinnere mich, Sie gesehen zu haben."

„Wo? Vielleicht in der prinzlichen — o, ah, vielleicht in einer Theaterloge?"

„Wahrscheinlich."

Man sah es ihrem Gesichte an, daß Sie sich freute, daß er sich versprochen hatte. Sie nahm nun an, daß sie es mit einem Herrn von feinster Distinction zu thun habe.

„Zunächst eine Frage," fuhr er in leicht fließendem Conversationstone fort, „welche Ihnen vielleicht höchst indiscret erscheinen mag, aber doch sehr gut gemeint ist. Man sprach gestern von Ihnen — wo, das ist für jetzt Nebensache. Sie sind eine Erscheinung, welche nicht gut übersehen werden kann. Man erwähnte Ihre gesellschaftlichen Dienste, Ihr geistiges Können, Ihren Einfluß auf gewisse Kreise, und dabei wurden Sie von einer der hohen Damen „Baronin" genannt. Dieser Titel wurde angezweifelt. Darf ich fragen, ob mit Recht oder nicht?"

Sie war hochroth geworden. Erst nach einer längeren Pause antwortete sie.

„Wissen Sie, daß Ihre Frage eine Beleidigung enthält?"

„Eine scheinbare nur, gnädige Frau. Nicht jedes Verdienst findet seine Belohnung, und es ist ja Pflicht gewisser Kreise, unbelohnte Verdienste aufzusuchen."

Das war Balsam auf die soeben geschlagene Wunde. Sie antwortete jetzt in versöhntem Tone:

„Man nennt meinen Mann Baron, weshalb, ist mir unbegreiflich, da er nicht von Adel ist."

„Aber Sie sind die Tochter einer hervorragenden Familie?"

„Auch mein Vater war nicht eigentlich adelig; er gehörte einem alten Patrizierstamme an."

Das war eine Unwahrheit; aber Holm nickte verständnißinnig und sagte:

„Nun, das ist so gut wie Adel. Man wird das in Berücksichtigung

nehmen, gnädige Frau. Diese Frage mußte ich als Einleitung vorausschicken. Der Tochter eines alten, guten Patrizierhauses darf ich nun auch das Weitere anvertrauen."

„Bitte, bitte!" sagte sie, höchst geschmeichelt.

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß in unseren hohen und höchsten Kreisen die Kunst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Man dichtet, man modellirt, man malt, man musicirt, und der Künstler ist bekanntlich weniger starr, wenn es sich um Standesvorurtheile handelt. Die Rücksicht für die Kunst geht ihm über Alles. Nun handelt es sich hier um eine Dame, welche mit Leidenschaft malt und dieser Leidenschaft —"

„Sie meinen Prinzeß Verona?" fiel sie schnell ein.

„Bitte! Ich darf keinen Namen nennen. Die betreffende Dame nun hat sich vorgenommen, das Bild der Kleopatra zu schaffen. Gnädige Frau haben doch wohl den Namen Kleopatra bereits gehört?"

„Gewiß! Kleopatra war Königin von Ostindien und besiegte den Kaiser Herodes und auch den Kalifen."

Holm mußte sich Mühe geben, ein Lachen zu unterdrücken. Er nickte also sehr ernsthaft und fuhr fort:

„Sie war eine der größten Schönheiten, welche es gegeben hat, eine jener characteristischen Schönheiten, deren Reiz, deren Macht nicht eigentlich in der Harmonie der Gesichtszüge liegt, sondern in dem Geiste, der diese Züge bewegt und belebt und aus allen Blicken spricht. Kleopatra ist ein großes, ein gewaltiges Sujet für eine Künstlerin; aber ebenso schwierig und fast unausführbar, weil unsere Gegenden und unsere Zeiten kein ähnliches Gesicht erzeugen wollen."

Er hielt einige Augenblicke inne, um durch die Spannung, in welche er seine Zuhörerin versetzte, seinen Erfolg dann zu verdoppeln.

„Zu ihrer allerhöchsten Verwunderung," fuhr er fort, „hat aber die betreffende Dame vor Kurzem ein Gesicht entdeckt, welches ganz demjenigen der Kleopatra gleicht: streng, ernst, dennoch mild und lieblich, von dem Widerscheine eines tiefen Gemüthes durchgeistigt und so doch von einer Hoheit, welche eine geradezu königliche genannt werden muß."

Wieder hielt er inne, um eine sehr bemerkbare Pause zu machen. Do konnte sie doch nicht schweigen. Sie fragte:

„Aber, mein Herr, warum erzählen Sie das grad mir?"

„Ihnen? Sie errathen das nicht?"

„Nein."

„Wunderbar! Sie eben sind ja die betreffende Dame."

„Ich?" fragte sie im Tone des höchsten Erstaunens.

„Ja, freilich."

„Unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Mein Mann spricht mir —"

Sie hielt inne. Ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen.

„Nun, was spricht Ihr Mann zu Ihnen?“

„Ich wollte sagen, er spricht mir jede Schönheit ab.“

„Dieser Thor! Ah, Verzeihung, daß ich mir diesen harten unvorsichtigen Ausdruck gestattete! Aber es ist wirklich thöricht, thöricht und blind, ein solches Urtheil zu fällen!“

Man sage der häßlichsten Frau, daß sie hübsch sei, und sie wird es glauben: so war es auch hier mit der Frau des einstigen Schneiders. Der weibliche Dünkel berührte sich mit der gesellschaftlichen Einbildung, und so hatte Holm, der kluge Menschenkenner, leichtes Spiel.

„Sie schmeicheln, mein Herr!“ sagte sie.

„O nein! Ich habe nur die Befehle auszurichten, welche mir ertheilt worden sind. Weiter thue ich nichts. Ich beklage aber den irre gegangenen Geschmack, welcher sich durch ein glattes Gesichtchen verführen läßt, einer wirklich characteristischen Formvollendung die gebührende Anerkennung zu versagen! Prinzeß— — ah, wollte sagen, die betreffende Dame war von Ihrer Physiognomie vollständig enthusiasmirt. Sie sah sich auf einmal am Ziele ihrer heißesten Wünsche. Sie sah ihre Kleopatra, wie sie sich dieselbe geträumt und gedacht hatte, nun plötzlich vor Augen, lebend, wirklich als Weib, als seiendes, athmendes Wesen, und ebenso tiefer beklagte sie die Schranke, die sie doch noch von ihrem Ziele trennte.“

„Welche Schranke?“

„Nennen Sie es die gesellschaftliche Schranke; nennen Sie es auch anders! Es ist der betreffenden Dame leider nicht erlaubt, sich Ihnen in der Weise zu nähern, wie sie es wünscht. Darum bin ich beauftragt worden, einmal vorsichtig zu sondiren. Ich thue das mit wenig Vorsicht aber mit sehr viel Offenheit, wie Sie mir wohl zugeben werden, gnädige Frau.“

„Aufrichtig sind Sie allerdings, mein Herr. Aber bitte, mir doch zu sagen, was Sie zu sondiren beabsichtigen!“

„Ihre Bereitwilligkeit.“

„Bereitwilligkeit? Wozu?“

„Sich malen zu lassen.“

„Ah! Ueberraschend! Mich malen zu lassen?“

„Ja.“

„Von Prinzeß— —“

„Pst, keinen Namen!“ fiel Holm schnell ein.

„Gut, ich schweige! Aber Sie scherzen wohl?“

„Wie könnte ich das wagen?“

„Sie sprechen da Etwas aus, was ich für unglaublich halte.“

„So sehe ich leider meine Mission gescheitert.“

Er erhob sich von seinem Fauteuil; aber sie sprang ebenso rasch empor, drückte ihn wieder nieder und fragte:

„Halt, keine Uebereilung! Hat man wirklich gefunden, daß ich eine Kleopatra bin?“

„Wäre ich sonst zu Ihnen gekommen?“

„Und mar will mich malen, so wie ich bin? Dieses Gesicht? Ganz ähnlich?“

„Portraitähnlich!“

„Und was wird mit dem Gemälde?“

„Es kommt zunächst in die Ausstellung und dann voraussichtlich in die königliche Gemäldegalerie.“

„Wird bei der Ausstellung die Künstlerin genannt, die Malerin?“

„Das versteht sich!“

„Und auch das Original des Bildes?“

„Auf jeden Fall.“

„Mein Gott! So wird es ja bekannt, daß ich es bin!“

„Jawohl.“

„Und daß ich von der Prin— — von einer so hohen, so allerhöchsten Dame gemalt wurde.“

„Ich hoffe, daß Ihnen dies nicht hinderlich sein wird, sich mit meiner Mission zu befreunden!“

„Ganz und gar nicht!“

Sie war in eine unbeschreibliche Aufregung gerathen. Sie schritt im Zimmer auf und ab. In ihren scharfen, eckigen Bewegungen glich sie einer wüthenden Harpye, und doch wollte sie für eine — Kleopatra gelten.

Holm ließ ihr Zeit, sich in die Sache hineinzudenken. Dann fragte er in seiner höflichsten Weise:

„Erlauben gnädige Frau, daß ich weiter spreche? Oder soll ich dieses Thema lieber fallen lassen?“

„Sprechen Sie, sprechen Sie!“

„So darf ich annehmen, daß diese Angelegenheit Ihnen nicht ganz unsympathisch ist?“

„Sympathisch, sogar höchst sympathisch.“

„Ich danke! Auch halte ich es für meine Pflicht, Sie auf die Vortheile aufmerksam zu machen, welche Ihnen aus dieser Angelegenheit ganz sicher erwachsen werden.“

„Welche Vortheile?“

„Sie verkehren mit der betreffenden Dame, oft in ungewöhnlich näher, ich möchte sagen, inniger Weise. Man wird gar nicht anders können: man wird Sie emporziehen müssen. Der Zufall oder vielmehr Ihre ungemeine Aehnlichkeit mit Kleopatra eröffnet Ihnen eine Zukunft, deren Perspective sich in diesem Augenblicke gar nicht messen und absehen läßt.“

„Sie haben recht, ich sehe das ein. Ich wäre eine große Thörin, wenn ich die Hand, welche Sie mir bieten, von mir stoßen wollte.“

„Sie willigen also ein?“

„Ja, gewiß!“

„Das freut mich, obgleich ich Ihnen bemerken muß, daß man keine Früchte ohne Mühe pflückt. Dieses Sprüchwort bewahrheitet sich auch in dem gegenwärtigen Falle.“

„Sie sprechen von Mühe, von Anstrengung?"

„Ich unterziehe mich jeder derselben."

„Machen Sie sich auf besondere Anstrengungen gefaßt."

„Welche sind es?"

„Zuvörderst strengste Verschwiegenheit."

„Was sonst noch? Ich bin zu Allem bereit."

„Ich hoffe das und will Ihnen die weiteren Schwierigkeiten, welche ich meine, bezeichnen. Zunächst werden Sie einsehen, daß Ihr Umgang mit meiner Bevollmächtigerin wenigstens in der ersten Zeit kein öffentlicher sein kann."

„Das gebe ich unumwunden zu."

„Die Zusammenkünfte müssen also heimlich geschehen."

„Ich stimme bei."

„Sodann hat eine Dame von so außerordentlicher Distinction viel andere Anschauungen als ein gewöhnlicheres Wesen."

„Davon bin ich vollständig überzeugt."

„Es wird unbedingte Hingabe in ihre Wünsche verlangt."

„Versteht sich ganz von selbst!"

„Auch wenn diese Wünsche zuweilen besser Launen genannt werden sollten?"

„Ja. Eine solche Dame, zumal sie Künstlerin ist, ist ja innerlich ganz anders als andere Sterbliche."

„Dieses Wort enthält eine Wahrheit, deren Befolgung Ihnen großen Segen bringen kann. Also, im Großen und Allgemeinen sind wir wohl einig, und dürfen wir den besten Erfolg erwarten."

Er reichte ihr die Hand. Sie schlug ein, als ob sie eine Obsthändlerin sei, die einen Aepfelhandel abzuschließen hat. Er nickte ihr befriedigt zu und meinte dann:

„Wann dürften da wohl die Sitzungen beginnen?"

„Sobald es gewünscht wird."

„Wenn ich nun sagte, heute Abend?"

„Ich bin bereit."

„Schön! Doch eine sehr nothwendige Bemerkung: Wenn die betreffende Dame äußerst verschwiegen sein muß, so versteht es sich von selbst, daß auch Sie in demselben Grade Discretion üben."

„Natürlich."

„Auch Ihrem Herrn Gemahl gegenüber!"

„Auch er soll nichts wissen?"

„Er gar nichts! Er ist Chef der Claque! Verstehen Sie mich vollkommen, gnädige Frau!"

„Wohl! Auch er soll nichts erfahren."

„Wird das möglich sein?"

„Gewiß! Unser Familienleben ist kein so sehr inniges, daß er Alles wissen muß."

„Aber wenn er Ihre Abwesenheit bemerkt?"

„So werde ich eine genügende Erklärung finden."

„Auch für heute?"

„Ja. Grad heute ist er sehr beschäftigt und hat mir bereits gestern mitgetheilt, daß er selbst nach der Vorstellung noch nicht im Besitze seiner Zeit sei. Ich stehe also zur Verfügung, und bitte, die Zeit zu bestimmen, wie es Ihnen, oder vielmehr der Dame beliebt."

„Die Prinz— — die betreffende Dame kann Sie natürlich nicht in ihren Gemächern empfangen."

„Ich sehe das ein."

„Sie muß vielmehr, um Sie treffen zu können, ihre Wohnung verlassen."

„Ist bereits ein Ort bestimmt?"

„Ja. Man hat im Bellevue ein Zimmer belegt."

„Ah! In einem öffentlichen Hause!"

„Grad da ist man am Sichersten."

„Mag sein. Ich verstehe das nicht und verlasse mich auf Sie."

„Das können Sie getrost, da man mir auch von der anderen Seite her das beste Vertrauen schenkt."

„Aber man wird uns dort erkennen."

„Nein. Sie werden Halbmaske tragen."

„Hm! Ist das nicht erst recht auffällig?"

„Nein. Der Wirth ist in's Vertrauen gezogen und von der Minute Ihrer Ankunft unterrichtet. Er sorgt dafür, daß Ihnen beim Eintritte kein Mensch begegnet."

„Gut! Also bitte, die Zeit!"

„Sie sehen ein, daß die Dame sich zu früher Stunde nicht entfernen kann?"

„Gewiß."

„Sie muß warten, bis die Corridore und Treppen passirbar sind, und das ist erst gegen zwölf Uhr der Fall."

„Allerdings sehr spät!"

„Es geht nicht anders. Ueberdies handelt es sich ja nur um die ersten Male; später wird sich ein bequemeres Arrangement treffen lassen. Vielleicht läßt meine hohe Auftraggeberin sich bereit finden, Sie hier in Ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Das wäre allerdings das Beste; das würde herrlich sein."

„Und bequemer auch für mich. Für heute habe ich Auftrag, Sie halb zwölf Uhr abzuholen."

„Halten Sie sich bereit. Ich werde im Vorüberfahren mit der Peitsche klatschen. An der Straßenecke steigen Sie dann ein."

„Sie selbst fahren?"

„Ja. Man will keinen Kutscher in's Vertrauen ziehen; darum wird man sich auch eines Privatfuhrwerks bedienen."

„Das ist ja ein förmlicher Roman, ein schönes Märchen, in welchem Cavaliere und Prinzessinnen vorkommen!"

„Und eine ostindische Königin, gnädige Frau!"

„Freilich!“ lachte sie. „Aber bitte, würden Sie mir nicht vielleicht einen Fingerzeig in Beziehung auf meine Toilette angeben?“

„Natürlich! Das ist ja die Hauptsache.“

„Muß ich in Seide gehen?“

„O nein! Das ist nun eben das Interessanteste, das Romantischeste. Sie werden nicht als Dame gehen.“

„Nicht? Wie denn?“

„Als Herr.“

„Aber aus welchem Grunde?“

„Es giebt zwei Gründe. Erstens muß die Dame darauf sehen, daß Sie auf keinen Fall erkannt werden, und da ist Herrengarderobe am Besten geeignet. Und zweitens — ah, kennen Sie Kleopatra's Leben genauer?“

„Bis in alle Einzelnheiten nicht.“

Holm war überzeugt, daß sie gar nichts wußte. Er sagte:

„Das projectirte Bild soll nämlich diese Königin darstellen, als sie, als Sultan verkleidet, dem Großvezier den Kopf abschlug.“

„Wie Judith! Ein prächtiger Gedanke.“

„Sie müssen sich als Sultan prächtig ausnehmen. Messer und Pistolen im Gürtel und den krummen Säbel in der Faust.“

„Meinen Sie?“

„Ja. Willigen Sie ein?“

„Gewiß.“

„Nun handelt es sich nur um den Anzug.“

„Erlauben Sie, daß ich ihn mir selbst besorge?“

„Wird Ihnen das nicht zu schwierig werden?“

„O nein. Ich gehe selbst zum Maskenverleiher.“

„Aber er darf nicht wissen, daß das Kostüm für Sie ist.“

„Nein. Und wie wünscht die betreffende Dame meine Anrede?“

„Ganz nach Belieben. Sie werden ja unter vier Augen sein, und wenn Sie sich demaskirt haben, so findet sich Alles ganz von selbst. Sind Sie nun gehörig informirt?“

„Vollständig.“

„Dann erlauben Sie, daß ich mich verabschiede.“

„Wir sehen uns am Abend wieder. Vielleicht ist es mir später möglich, Ihnen die Ehre zu erweisen, auf welche Sie gerechten Anspruch haben.“

„Ja, mein Name wird Ihnen allerdings nicht lange unbekannt bleiben, gnädige Frau. Also bitte, pünktlich zu sein, damit ich nicht zu warten brauche.“

„So leben Sie wohl!“

Er küßte ihr höflich die Hand und entfernte sich.

Kaum waren seine Schritte verklungen, so klingelte sie dem Mädchen. Als dieses eintrat, ging ihre Gebieterin im Sturmschritte im Zimmer umher.

„Anna,“ sagte sie, „hast Du diesen Herrn schon bereits einmal gesehen?“

„Er kommt mir bekannt vor.“

„Dummkopf! Bekannt! Er ist ein Graf.“

„Herr Jesus! Und ich habe ihn so angeschnauzt!“

„Das wirst Du in Zukunft unterlassen, dummes Ding! Es ist überhaupt ein Geheimniß, daß er bei mir gewesen ist.“

„Auch für den gnädigen Herrn?“

„Kein Wort darf er erfahren! Ist er noch zu Hause?“

„Ich denke, ja.“

„Melde mich an!“

Sie folgte dem Mädchen in Kurzem nach. Ihr Mann stand am Fenster und beobachtete die Passanten.

„Léon!“ sagte sie.

Er drehte sich langsam und verdrießlich um.

„Was?“ fragte er.

„Kennst Du die Kleopatra?“

„Nein.“

„Mein Gott! Die Kleopatra nicht zu kennen!“

„Kennst Du sie denn?“

„Natürlich!“

„Hast Du sie gesehen?“

„Nein.“

„Mit ihr gesprochen?“

„Nein.“

„Also kennst Du sie nicht. Sie ist ja längst todt!“

„Wie dumm! Ich kenne sie trotzdem.“

„Hm! Wirklich? Wie kommst Du auf die Kleopatra?“

Sie überhörte absichtlich diese letztere Frage und sagte:

„Sie war Königin von Ostindien.“

„Unsinn!“

„Was denn?“

„Königin von Egypten.“

„Unsinn! Sie besiegte den Kalifen!“

„Nein. Sie besiegte mit ihrer Schönheit erst Cäsar und dann auch den Antonius.“

„Ah! Was Du nicht Alles weißt! Ich aber habe die Beweise in den Händen. Hast Du einmal ihr Bild gesehen?“

„Einige Male.“

„So sieh mich einmal an!“

Er fixirte sie mit erstaunten Blicken.

„Warum?“

„Findest Du nichts?“

„Was soll ich denn finden?“

„Eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen mir und Kleopatra.“

Da fiel er in ein lautes Lachen und rief aus:

„Bist Du etwa toll geworden! Du und Kleopatra!“

„Nicht?“

„Wie Tag und Nacht!“

„Welch ein Geschmack! Ich weiß, daß Du meine Vorzüge niemals anerkennst. Aber ich bin dieser Königin von Ostindien ähnlich. Ich habe den Beweis in den Händen!“

„Weib, Du bist ja ganz und gar umgewechselt!“

„Das wird noch ganz anders werden!“

„Alle Teufel! Sie ist verrückt, wirklich verrückt!“

„Schweig! Beleidige mich nicht! Denke an die Kleopatra, wie sie, mit Messer und Pistolen im Gürtel und das krumme Schwert in der Faust, dem Großvezier den Kopf abschlug!“

Sie strich mit der Faust durch die Luft, als hätte sie einen Kopf vor sich, den sie absäbeln müsse. Herr Léon Staudigel trat auf sie zu und fragte sie:

„Frau, bist Du etwa — betrunken?“

Da richtete sie sich hoheitsvoll empor, warf ihm einen vernichtenden Blick zu und antwortete:

„Du, Du wirst betrunken sein, vor Freude betrunken darüber, daß Du so eine Frau hast!“

„Welche Reden! Sie hat den Sonnenstich im Winter. Sie bekommt den Hirnschlag!“

„Schwachkopf!“

Dieses Wort donnerte sie ihm noch entgegen, dann verließ sie das Zimmer. Er aber blickte noch lange Zeit kopfschüttelnd nach der Thür, hinter welcher sie verschwunden war, und konnte sich das Räthsel nicht erklären. —

Max Holm war nachdem zu dem Theaterdiener Werner gegangen, um ihn für heut Abend zu instruiren. Dann begab er sich nach Hause. Der Vater saß, wie gewöhnlich, schlafend in seinem Stuhle; aber die Schlafstubenthür stand offen, jedenfalls damit aus der geheizten Wohnstube ein wenig Wärme hinausdringen möge. Und als Max, seine Schwester da draußen vermuthend, hinaustrat, fand er zwar diese Letztere, aber zu gleicher Zeit auch — die Amerikanerin. Sie hatten eine Menge Stoff und Zeug vor sich liegen und schienen sich dabei in sehr angeregter Unterhaltung zu befinden.

„Entschuldigung!“ bat er, indem er zurücktreten wollte.

Ellen Starton aber nickte ihm freundlich zu und sagte:

„Warum fliehen Sie uns? Papa schläft. Man darf ihn nicht wecken. Bitte, treten Sie doch näher!“

Jetzt konnte er nicht anders. Er mußte gehorchen. Sie gab ihm das schöne Händchen und fragte:

„Nicht wahr, so muß man sich in Deutschland begrüßen?“

„Nur unter Bekannten!“ stotterte er.

„Ach! Und wir kennen uns nicht?“

Was sollte er sagen? Einer gewöhnlichen, nichtssagenden Antwort schämte er sich, und vielsagend zu sein, das erlaubte er sich nicht. Er schwieg. Die Amerikanerin drohte ihm mit dem Finger und wendete sich wieder der Schwester

zu. Er trat an die Kommode und blätterte, um doch Etwas zu thun, in den dort liegenden Noten herum. Vielleicht wäre eine peinliche Pause entstanden, wenn Ellen nicht gar so viel über die Arbeit zu fragen und zu sagen gehabt hätte. Aber Hilda war zartfühlend genug, nach einem Vorwande, sich zu entfernen, zu suchen. Und sucht ein weibliches Wesen nach einem Vorwande, so läßt er sich sicher finden.

Als die Beiden sich allein befanden, stützte Ellen die beiden Hände auf den Tisch und richtete sich in eine entschlossene Haltung empor.

„Herr Holmers!" bat sie.

Er wendete sich mit fragendem Blicke ihr zu.

„Ich möchte meine vorige Frage wiederholen," fuhr sie fort. „Kennen wir uns, oder nicht?"

Sie hielt den Blick ihres wunderschönen Auges fest aber warm auf ihn gerichtet. Sie stand da vor ihm in all ihrer jugendlichen Pracht und Herrlichkeit. Es umstrahlte sie der Glanz einer engelhaften Reinheit. Er hätte vor ihr niederfallen mögen, um sie anzubeten, er, der arme Musikus, sie die Millionärin! Nein! Sie durfte nicht merken, daß er sie mit tausend Herzen und abertausend Leben liebte.

„Ja, wir haben uns gesehen," antwortete er höflich aber doch mit fühlbarer Kälte.

„Gesehen haben wir uns," nickte sie in düsterem Ernste. „Weiter nichts, Herr Holmers?"

„Was sonst?"

„Ich habe Sie nicht nur gesehen, sondern ich habe Sie auch gehört. Kennen Sie den Klang Ihrer Violine? Kennen Sie die Macht Ihrer brillanten Phantasieen? Pah, Sie mögen recht haben, wir haben uns gesehen."

Ihre Worte schnitten ihm tief in die Seele ein. Aber er suchte nach einem Grunde, stark zu bleiben, und er fand ihn. Er sagte:

„Ich habe Sie gesehen, nur gesehen, nie aber gehört."

Sie war ihm ja so unnahbar gewesen. Er hatte nie ein Wort mit ihr sprechen können.

Ihre Brauen zogen sich ein wenig empor. Sie schüttelte den Kopf, als ob sie ihn nicht verstehe.

„Nur gesehen haben Sie mich?" fragte sie.

„Leider!"

„Nun wohl! Tausende haben mir gesagt, daß sie mich nicht blos gesehen haben. Ist meine Kunst nur eine Kunst für das Auge? Kann die Kunst überhaupt nur für einen besonderen Sinn vorhanden sein? Hat sie nicht ihre tiefsten Wurzeln in der Seele, im Gemüthe, und reift sie nicht ihre besten Früchte eben auch wieder für das Herz, für das Gemüth? Sie haben mich nur gesehen. Sie haben mich nicht verstanden. Sie waren mir der von Gott begnadete Künstler, und ich war für Sie die — Ballettänzerin."

„Miß Ellen!"

„O bitte!"

„Nein, lassen Sie mich sprechen! Ich hörte, daß Sie nicht tanzen um des schnöden Gewinnes willen. Man sagte mir, Sie tanzten, getrieben von der Götterkraft des Genies. Und nun —"

„Was?"

„Nun treten Sie doch für Geld auf!"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Würden Sie sonst hier auf dem Continente erscheinen?"

Sie senkte die Wimper. Ihre Wangen waren bleich geworden. Und als sie das Auge wieder erhob, glänzte es in feuchtem Schimmer.

„Wollen Sie mich deshalb verurtheilen?" fragte sie. „Weshalb geigten Sie? Weshalb kamen Sie nach den Vereinigten Staaten? Nicht um Geld zu verdienen, viel Geld? Warum üben Sie auch jetzt wieder Tag und Nacht? Etwa nicht um des Mammons willen?"

„Ich bin arm, bitter arm; das sehen Sie!"

Er deutete dabei auf die ärmliche Ausstattung des kleinen Kämmerchens.

„Und mich halten Sie für reich?"

„Man sagte mir so. Hatte man vielleicht nicht recht?"

„Man hatte recht. Ich besaß Millionen. Aber was ist dieser Besitz werth? Macht er das Herz glücklich?"

Sie schwieg eine kleine Weile; dann fuhr sie fort:

„Ich habe da drüben jenseits des Oceans viel, viel besessen. Es ging mir Alles verloren, Alles. Nun bin ich arm, ärmer als Sie, das können Sie mir glauben."

„Und dennoch tragen Sie Brillanten!"

Er deutete dabei nach ihren Ringen und Armbändern, an denen kostbare Diamanten funkelten. Sie zuckte die Achsel und schwieg.

„Warum treten Sie mit dieser Leda in die Schranken, Miß Ellen?" fragte er.

„Thue ich das?" warf sie ein.

„Dieses Weib ist nicht werth, Sie auch nur anzublicken, und doch ringen Sie mit ihr um die Anstellung an dem zweiten Theater dieser deutschen Stadt!"

Ein abermaliges Achselzucken war ihre einzige Antwort.

„Ich möchte diese Concurrenz zur Hölle wünschen," knirschte er. „Man weiß ja im Voraus, daß Sie besiegt werden."

„Wirklich?" fragte sie lächelnd. Und sich hoch und stolz emporrichtend, fügte sie hinzu: „Mich besiegt man nicht!"

„Die Leda hat das Anstellungsdecret so gut wie in der Hand. Ich weiß es."

„Und das nennen Sie eine Niederlage für mich?"

„Doch jedenfalls."

„Das ist wieder ein Beweis, daß Sie mich nicht verstehen. Ah, da kommt Ihre Schwester."

Hilda's Eintreten machte dem unerquicklichen Gespräche ein Ende. Die

Amerikanerin gab sich keine Mühe, ihre Anwesenheit besonders zu verlängern. Als sie sich dann verabschiedete, reichte sie ihm die Hand mit den Worten:

„Vergessen Sie nie, was ich Ihnen sagte: Ich bin arm, sehr arm, viel, viel ärmer als Sie!"

Als sie die dunkle Treppe hinabstieg, kam ihr der Hausverwalter entgegen. Sie passirten an einander vorüber. Dann blieb er murmelnd stehen:

„Wer war das? Eine vornehme Dame. Aber es klang ja ganz so, als ob sie weine, als ob sie ein Schluchzen unterdrücke! Ich muß mich verhört haben!"

Unten zog sie den dichten Schleier vor das Gesicht. So konnte man das letztere nicht deutlich erkennen.

Später trat sie in den Laden des bekanntesten und reichsten Juweliers. Sie trug selbst auf der Bühne stets nur echten Schmuck und hatte ihm einiges Geschmeide anvertraut, um eine oder mehrere kleine Aenderungen daran vornehmen zu lassen.

Er befand sich mit einem ältlichen Herrn im Gespräch, bei welchem er sich durch eine tiefe Verbeugung entschuldigte, um sie bedienen zu dürfen. Dieser Herr betrachtete die Kostbarkeiten des Ladens, hörte aber dabei aufmerksam dem Gespräche zu, welches sie mit dem Juwelier führte.

Dieser glaubte, seine Kenntnisse zeigen zu müssen, indem er den Werth ihres Schmuckes taxirte. Der ältliche Herr trat hinzu und fragte:

„Wie sagen Sie? Ein Bracelet im Werthe von über sechzigtausend Gulden? Bitte, darf ich es mir anschauen, Fräulein?"

Ellen streifte das Armband ab und gab es ihm in die Hand. Der Juwelier öffnete bereits den Mund zu einer Bemerkung, welche er für nothwendig hielt, aber der Herr gab ihm einen von Ellen unbemerkten Wink.

„Herrlich!" sagte er. „Wirklich entzückend! Wo ist dieser Schmuck gefertigt worden?"

„In St. Louis."

Jetzt blickte er sie forschend an, dann fragte er:

„Sie sind Amerikanerin?"

„Ja."

„Erst seit kurzem hier?"

„Seit sehr kurzem."

„So irre ich mich wohl kaum, wenn ich annehme, daß Ihr Name Ellen Starton ist?"

„Ich heiße so."

„Ich habe von Ihnen gehört. Sie werden heut Abend hier auftreten. Ich möchte Sie gern sehen, bin aber leider nie in der Lage, das zweite Theater zu besuchen."

Sie kamen in ein recht animirtes Gespräch mit einander. Natürlich war die Kunst der Gegenstand. Er hörte ihre Urtheile und es war ihm anzusehen, daß er von Secunde zu Secunde mehr Sympathie für sie gewann. Das zeigte sich, als sie ging. Er nahm Gelegenheit, zugleich mit ihr den Laden

zu verlassen und wies den demüthigen Gruß des Juweliers mit einem scharfen Wink zurück. Draußen vor der Thür fragte er:

„Wo logiren Sie, Fräulein?"

„Im Hotel Union."

„Werden Sie dieses Haus zu Fuß erreichen?"

„Ich beabsichtige es."

„So bitte ich um die Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen. Mein Weg führt mich da vorüber."

Sie gingen neben einander her, er zur Linken und sie zur Rechten. Sie setzten das begonnene Gespräch fort. Ellen bemerkte, daß man allüberall die Köpfe entblößte und daß ihr Begleiter dankend nickte, aber sie hatte keine Zeit darüber nachzudenken, so fesselte er sie durch seine tiefen, geistreichen Bemerkungen.

Am Thor des Hotels blieben sie stehen. Der Portier präsentirte seinen goldbeknauften Stock und zog sich dann in ehrerbietige Entfernung zurück. Im Hintergrunde des tiefen Flures sammelte sich die Bedienung, um mit verwunderten Blicken die Beiden zu beobachten.

„Da sind wir viel zu schnell am Ziele angekommen," sagte er. „Der Weg hätte doch noch länger sein können. Wissen Sie, daß man während des Gespräches genau hört, wie Sie tanzen?"

Sie erröthete.

„Bitte, keine Verlegenheit, mein Fräulein! Ich habe vor einer halben Stunde von Ihnen gehört. Ich traf ganz zufälliger Weise den Fürsten von Befour, der Sie jenseits des Oceans gesehen hat. Wollen Sie sich hier im Residenztheater engagiren lassen?"

„Nein."

„Warum treten Sie dann auf?"

Sein Blick war so voll und gut auf sie gerichtet, daß sie nach keiner Ausrede suchte. Sie gestand offen:

„Ich wollte hier auftreten, nur um mich sehen zu lassen. Ich suche eine mir theure Person, welche mir verloren ging."

„Haben Sie gefunden?"

„Ja."

„Also bereits vor dem Auftreten. Das freut mich. Wie ich höre, legt man Ihnen Hindernisse. Man ist Ihrer nicht werth. Könnten Sie sich nicht entschließen, sich einmal auf der Hofbühne sehen zu lassen?"

Sie zuckte leicht die Achsel.

„Ah, Sie wollen sich nicht anbieten! Recht so! Dann aber wäre es wenigstens dankenswerth von Ihnen, einmal am Hofe zu beweisen, daß Ihr Ruf die Wahrheit spricht."

„O," lächelte sie. „Ich bin unbekannt, ohne Protection und — Republikanerin."

„Doch nicht etwa gar zu roth und radical?"

„O nein. Wir Frauen sind im Grunde genommen doch alle gut monarchisch gesinnt.“

„Schön, schön! Für Protection wollen wir schon sorgen. Ich gestehe Ihnen nämlich endlich, daß ich der — König bin.“

Sie erschrak keineswegs. Sie richtete ihr Auge voll und warm auf ihn und antwortete:

„Majestät, glücklich das Land, welches einen so herzensguten Vater hat!“

„Danke! Leider haben wir Väter nicht immer von großem Glück zu sagen. Ihr Künstler versteht es, die Töne, Farben, Formen und Bewegungen in glückliche Harmonie zu bringen, während wir vergeblich mit den Disharmonieen kämpfen. Kennen Sie ein Mittel dagegen?“

Es war ein wirklich seelensgutes Lächeln, mit welchem er sie bei dieser Frage anblickte.

„Ja, Majestät,“ antwortete sie, zugleich erhoben und gerührt. „Ich werde für Sie beten, und ich wünsche, daß alle Ihre vielen Kinder dasselbe thun möchten. Dann wird Eintracht im Hause sein!“

„Amen!“ sagte er. „Miß Ellen, Sie sind ein braves Herz; Sie sind ein Diamant. Wer mag der Meister sein, dem das große Glück beschieden sein wird, Sie in goldene Facon zu nehmen? Gott segne Sie!“

Er gab ihr die Hand und entzog sie ihr sofort wieder, als sie dieselbe küssen wollte.

„Ein edler, edler Monarch!“ flüsterte sie, als sie in ihrem Zimmer den Pelz ablegte. Und auf den anderen Gedanken eingehend, fuhr sie fort: „Wer wird der Meister sein? O, ich weiß, wer es sein sollte und sein könnte! Aber er spart die kostbare Facon, weil er den Diamanten für unecht hält.“

Und in einem Hintergebäude des Altmarktes, drei Treppen hoch, saß Max Holm, den Kopf in die Hand gestützt, in trübes Sinnen versunken. Er dachte an die letzten Worte, welche sie ihm gesagt hatte.

„Vergessen Sie nie, was ich Ihnen sagte: Ich bin arm, sehr arm, viel ärmer als Sie!“ —

Der König war noch nicht weit vom Hotel Union fortgekommen, so begegnete ihm eine jugendliche Reiterin. Sie senkte Kopf und Reitgerte respectvoll, und er zog grüßend den Hut. Er kannte das schöne Mädchen. Es war Fanny, die Tochter des Obersten von Hellenbach.

Sie war jetzt immer recht sehr beschäftigt. Robert Bertram war ein für allemal zu ihren Eltern geladen und machte von dieser Erlaubniß den ausgiebigsten Gebrauch. Er las mit ihr, musicirte mit ihr, spielte Schach und Dame mit ihr und durfte sie auf ihren Ausflügen begleiten. Jetzt wollte sie ihn zu einem Spazierritte abholen. Der Fürst hatte ihm ein Pferd zur Verfügung gestellt, und er war in sehr kurzer Zeit ein sehr guter Reiter geworden.

Freilich holte sie ihn nicht in der Palaststraße ab, sondern sie ritt nach der Siegesstraße, wo sie vor dem Häuschen Papa Brandts abstieg. Einen Diener hatte sie nicht mit. Sie band also das Pferd an die Ladenangel und trat ein.



Fräulein Hellenbach hielt vor dem kleinen Häuschen.

Verl. S. (59.)

Mutter Brandt kam ihr mit glänzendem Gesicht entgegen. Es war allemal wie Sonnenschein, wenn Fanny sich hier sehen ließ. Nur hütete sie sich, es dem Fürsten allzusehr merken zu lassen, daß sie gern hier in dem Häuschen sei. Warum, das wußte sie selbst nicht recht.

„Guten Morgen, Mama Brandt," grüßte die schöne Oberstentochter. „Ist er da?"

„Ja," lächelte die Alte schlau.

„Wo befindet er sich?"

„Drinn im Stübchen. Er sitzt im Großvaterstuhle und raucht seine Pfeife Rolltabak mit Portorico."

„Wer? Der wird doch nicht Pfeife rauchen und im Großvaterstuhle sitzen!"

„Warum denn nicht? Er hat sonst ja nicht viel zu thun."

„Ach, Sie meinen Ihren Papa Brandt?"

„Ja. Wen soll denn ich sonst wohl meinen?"

Doch dabei sah man es ihr deutlich an, daß sie ganz wohl wußte, auf wen sich Fanny's Frage bezogen hatte.

Diese gab ihr einen liebevollen Klapps und sagte:

„Garstigkeit und Schabernack! Nun gehe ich aber doch grad hinein zu Ihrem Brummbär, und sollten Sie auch vor Eifersucht schier platzen!"

Sie blieb aber doch nicht lang drinnen; denn schon nach einer Minute kam sie wieder und meinte hustend:

„Puh! Dieser Portorico! Oder ist's der Rollentabak?"

„Beides, beides, liebes Kind!"

„Desto schlimmer! Schütten Sie ihm doch Pfeffermünzöl hinein. Dann riecht der Tabak besser. Ist Herr Bertram oben in seinem Zimmer?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Nun, so wollen wir ihn schleunigst einmal überfallen!"

Sie stieg die Treppe empor, klopfte an und fand Robert mit einer schriftlichen Arbeit beschäftigt. Die Röthe der Freude stieg in seine schönen, geistvollen Züge, als er die Freundin, die heimlich Geliebte, erblickte. Sie reichte ihm zum Gruße die Hand entgegen, und er drückte dieselbe leicht in ehrerbietiger Weise.

„Nicht so!" sagte sie. Wissen Sie, lieber Herr Bertram, daß ich fast verzweifle, meine Erziehung von Erfolg gekrönt zu sehen."

„Das haben Sie wohl nicht dem Mangel an gutem Willen meinerseits zuzuschreiben, gnädiges Fräulein," antwortete er.

„O doch! Was sollte denn sonst die Ursache sein?"

„Vielleicht besitze ich nicht das richtige und ausreichende Verständniß für Ihre lobenswerthen Bemühungen. Habe ich vielleicht jetzt wieder einen Fehler begangen?"

„Natürlich, und zwar einen ganz bedeutenden."

„Dann bitte ich um Erklärung."

„Indem Sie das thun, machen Sie sich bereits wieder einer Unterlassungssünde schuldig!"

„Sie sehen mich in größter Verzweiflung.“

„Gewiß, weil Sie nicht einsehen, welche Sünde das ist.“

„Ja, so ist es freilich.“

„Nun, Sie fordern eine Erklärung und lassen mich dabei stehen. Wollen Sie mir denn nicht einen Sitz anbieten? Oder wünschen Sie etwa, daß ich mich schleunigst entferne?“

„Nein, o nein! Hier, bitte, nehmen Sie Platz!“

Er schob ihr einen Sessel hin, und während sie sich in graziöser Weise darauf niederließ, fuhr er fort:

„So, der zweite Fehler ist gut gemacht. Nun aber darf ich wohl auch den ersten erfahren.“

„Gewiß. Wissen Sie, wem man beim Empfange die Hand in der Weise drückt, wie Sie es bei mir gethan haben?“

„Nun, wem?“

„Irgend einer Person, welche man nur oberflächlich kennt, die Einem aber sehr gleichgiltig ist. Man sollte doch denken, daß es einem Dichter nicht so schwer fallen kann, ein Damenherr zu werden!“

„O bitte, diese Bezeichnung ist mir nicht geläufig,“ meinte er lächelnd. „Was habe ich unter einem Damenherrn zu verstehen?“

Sie schlug im komischen Erstaunen die Hände zusammen und antwortete:

„Mein Gott, auch das wissen Sie nicht?“

„Leider, nein! Sie sehen, wie wenig ich gelernt habe!“

„Und wie weit ich Ihnen an Kenntnissen überlegen bin. Nun, ich will Sie gern belehren. Ein Damenherr ist ein Cavalier, welcher es versteht, sich bei Damen beliebt zu machen.“

„Bei allen?“

„Ja, natürlich.“

„O weh! Das werde ich niemals lernen!“

„Warum nicht? Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich Sie für ganz gelehrig gehalten habe.“

„Hm! Hier fehlt es wohl weniger an dem intellectuellen Können als vielmehr am guten Willen.“

„Und das gestehen Sie so aufrichtig und unbefangen ein!“

„Ich mag es nicht leugnen.“

„Nun, warum fehlt es denn am guten Willen.“

„Ich mag nicht allen Damen gefallen.“

„Haben Sie denn einen gar so triftigen Grund dazu?“

„Ja, einen sehr triftigen.“

„Darf man ihn erfahren?“

„Ja. Ich wünsche nämlich, nur einer Einzigen zu gefallen.“

„Was haben Ihnen denn die Anderen gethan?“

„Nichts, gar nichts.“

„Warum bevorzugen Sie da diese Eine nur?“

„Sie ist es werth. Sie ist die Schönste, Reinste, Beste und Anbetungswürdigste von Allen.“

„Was Sie sagen! So ein anbetungswürdiges Wesen möchte ich kennen lernen, Herr Bertram.“

„Sie kennen sie.“

„So wohnt sie hier in der Residenz?“

„Ja.“

„Wohl gar in meiner Nähe.“

„Sehr.“

„Bitte, bitte, sagen Sie mir den Namen.“

„Gnädiges Fräulein, das wäre eine Indiscretion, zu welcher ich mich nicht berufen fühle.“

„Sie Garstiger! Geben Sie mir doch wenigstens die Hoffnung, daß ich noch erfahren werde, wer sie ist.“

„Ja, das will ich Ihnen gern versprechen.“

„Schön! Und da sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, ob Sie diese bevorzugte Dame auch so begrüßen wie mich.“

„Ganz genau so.“

„Mit einem bloßen Händedruck.“

„Ja.“

„Aber da sind Sie ihr gegenüber doch auch nicht Damenherr!“

„Ein solcher würde sie wohl anders begrüßen?“

„Natürlich!“

„In welcher Weise wohl?“

„Nun, nehmen wir an, sie giebt Ihnen die Hand —“

„Schön, schön!“

„Oder das Händchen, denn eine Angebetete hat niemals eine Hand, sondern ein Händchen, ein süßes, kleines, liebes, warmes, weiches und weißes Händchen. Nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß! Sie haben sehr, sehr recht!“

„Also sie giebt Ihnen das Händchen, grad so, wie ich es so eben that. Das dürfen Sie doch nicht drücken!“

„Was denn?“

„Hm! Nun ja, drücken dürfen Sie es allerdings, aber nur an Ihre Lippen oder an Ihr Herz!“

„Also küssen?“

„Ja, das meine ich.“

„Aber ich weiß ja gar nicht, ob sie dies erlaubt!“

„Haben Sie sie denn noch nicht gefragt?“

„Nein.“

„Nun, so thun Sie es doch einmal ohne vorherige Bitte um Erlaubniß! Ein Herr darf Etwas wagen.“

Sie blickte ihn so gut und so treuherzig in das Gesicht. Er fühlte fast sein Herz klopfen. Er antwortete:

„Das möchte ich wohl, denn muthlos bin ich eben nicht; aber es geht leider nicht, es geht nicht."

„Warum nicht?"

„Ich möchte wohl das kleine, süße Händchen küssen, aber —"

„Was, aber?"

„Aber sie hat fast immer Handschuhe an."

Sie stieß ein helles, silbernes Lachen aus und meinte:

„So küssen Sie ein wenig oberhalb des Handschuhes!"

„Da ist die Manschette, und dann folgt der Spitzenbesatz. Ich bin wirklich recht übel daran."

„Nun, so müssen Sie schlau sein und den Augenblick abwarten, an welchem sie einmal den Handschuh entfernt hat. Das wird doch einmal der Fall sein!"

„Ja, gewiß. Aber dann bin ich vielleicht grad abwesend."

„Dann würde ich es ihr doch einmal recht deutlich zu verstehen geben, daß der Handschuh so störend wirkt!"

„Wird das helfen?"

„Ich bin überzeugt. Sie ist ja die Angebetete!"

„Aber sie betet mich jedenfalls nicht wieder an."

„Hm! Ich sehe ein, daß Sie sich in einer nicht sehr angenehmen Lage befinden."

„O, sogar in einer sehr unglücklichen!" lächelte er.

„Dann ist es meine Pflicht, Ihnen Ihr Unglück wenigstens für kurze Zeit vergessen zu machen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie sich ein wenig zerstreuen. Bemerken Sie vielleicht, daß ich im Reitkleide bin?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein."

„Nun, mein Pferd steht unten. Wollen Sie mit?"

„Wohin?"

„Ein wenig vor die Stadt."

„Wenn Sie befehlen, ja."

„Nun, ich befehle es allerdings auf das Allerstrengste."

„So werde ich gleich satteln lassen."

Er entfernte sich für einige Augenblicke. Sie nahm auf seinem Schreibessel Platz, zog einen der beiden Reithandschuhe aus und griff nach einem Buche.

„Sie sehen, daß ich mich bei Ihnen daheim befinde," sagte sie, „als er zurückkehrte. „Ich bemächtige mich Ihrer Lectüre, ohne Sie vorher um Erlaubniß gefragt zu haben."

„Ich wünsche, daß Sie etwas Interessantes getroffen haben mögen."

„Gewiß, sehr interessant, besonders für eine junge Dame!"

Sie schlug den Titel auf und las:

„Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren — und — Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. Von Immanuel Kant."

V. S.

„O weh!“ lachte Bertram.

„Diese Sachen lesen Sie?“

„Ich studire sie sogar.“

„Und ich hielt Sie vorhin für ungelehrig! Was mich betrifft, so weiß ich ganz und gar nicht, was ich unter diesen vier syllogistischen Figuren zu verstehen habe; auch weiß ich nicht, was eine negative Größe ist, mag es auch gar nicht erfahren. Ich interessire mich mehr für — ah, wie steht es mit dem zweiten Bande Ihrer „Heimaths-, Tropen-, und Wüstenbilder“? Ist er begonnen?“

„Beinahe fertig.“

„Schön. Diese Bilder sind mir weit sympathischer als die syllogistischen Figuren. Und, da fällt mir ein: ich habe Ihnen doch vorgestern ein Thema gegeben. Haben Sie daran gedacht?“

„Hm! Ich habe es wieder vergessen.“

Sie machte ein erstauntes Gesichtchen und sagte in einem sehr ernsten, verweisenden Tone:

„Das hätte ich allerdings nicht gedacht. Ich werde nachdenken, wie ich Sie zu bestrafen habe. Also, das ganze Sujet haben Sie vergessen?“

„Das ganze! Leider!“

„Nun, ich wollte ein Lied zum Componiren.“

„Darauf besinne ich mich.“

„Nur drei Strophen sollte es haben.“

„Auch das weiß ich.“

„Alle drei sollten ähnlich anfangen und auch einen gleichen Refrain haben. Wissen Sie, das macht sich besser.“

„Gewiß. Es ist symmetrischer.“

„Ich sagte Ihnen auch, welchen Refrain ich wünschte.“

„Und grad das ist mir entfallen!“

„Die Hauptsache, grad die Hauptsache.“

„Ich habe mir alle Mühe gegeben, mich zu erinnern.“

„Und wirklich vergebens?“

„Hm! Es hat in meinem Gedächtnisse ein wenig getagt; aber ich kann nicht behaupten, ob ich mich irre oder nicht. Vielleicht ist mir etwas Falsches eingefallen.“

„Nun, wie war der Refrain der drei Strophen?“

„Ich glaube, es war so: Spielst Du vielleicht, schielst Du vielleicht und stiehlst Du vielleicht?“

Da schlug sie die Hände zusammen und sagte im Tone gut gespielter Entrüstung:

„Welch ein Mensch! Einen Refrain auf spielst, schielst und stiehlst Und das soll ich componiren!“

„Ich glaubte wirklich, es sei so gewesen.“

„Was denken Sie! Ich muß Ihrem Gedächtnisse wirklich zu Hilfe kommen Der Refrain sollte bei allen drei Strophen lauten: Liebst Du vielleicht.“

V. S.

„Richtig, richtig! Ah, und darauf konnte ich mich beim allerbesten Willen nicht wieder besinnen!“

„Unbegreiflich! Auch erbat ich mir das Gedicht so bald wie möglich, mein Herr Hadschi Omanah!“

„Ich sagte zu, in sechs Wochen fertig zu sein.“

„Sechs Wochen? Heut, heut wollten Sie mir es geben. Ich komme ja grad deshalb zu Ihnen.“

„Das Gedicht wollen Sie?“

„Jawohl.“

„Ich denke, Sie kommen, um mich zu einem Spazierritte abzuholen! So kann man sich täuschen!“

„Der Spazierritt sollte die Belohnung für das Gedicht sein. Nun es nicht fertig ist, werden Sie daheim bleiben müssen!“

„O bitte, nicht gar zu streng!“

„Wie denn sonst? Euch Dichter darf man nicht verziehen.“

„Nun, so will ich es lieber wagen — — —“

„Was?“

„Ich habe mit ihrem Refrain allerdings einen Versuch gemacht. Ich glaube aber leider, daß er mißlungen ist.“

„Sie haben das Gedicht fertig?“

„Ja.“

„Wo ist es! Schnell, schnell!“

„Bitte, lassen Sie mich lesen!“

Er zog unter seinen Schreibereien einen Zettel hervor und las:

„Hast Du geseh'n auf grüner Au
Sich öffnen leis der Knospe Pracht,
Wenn schimmernd im brillant'nen Thau,
Im Osten Strahl um Strahl erwacht.

Was mag das für ein Falter sein,
Der fächelnd um die Halde streicht?
Lieb Röselein, lieb Röselein,
O sag, o sag, liebst Du vielleicht?“

„Schön, sehr schön!“ sagte Fanny. „Das ist es ja, was ich mir gewünscht habe. Bitte, weiter!“

Sie nickte ihm aufmunternd zu, und er fuhr fort:

„Hast Du gehört im grünen Haag
Der Nachtigall bezaubernd Lied,
Wenn sich zur Rüste neigt der Tag
Und Licht um Licht im West verglüht?

Was mag das für ein Nestchen sein,
Um das der kleine Sänger streift?
Lieb Vögelein, lieb Vögelein,
O sag, o sag, liebst Du vielleicht?“

„Prächtig!“ rief sie, in die Hände klatschend. Das war erst die Rose und dann die Nacht gall. Das sind natürlich nur die Analogieen. Nun aber kommt das Richtige.“

„Was?“

„Hm! Man kennt Euch Dichter nur zu gut. Erst die letzte Strophe bringt Das, was Ihr eigentlich sagen wollt.“

„Nun, was will ich hier sagen?“

„Sagen nicht, sondern fragen.“

„Aber was?“

„Liebst Du vielleicht! Was denn Anderes! Bitte, spannen Sie mich nicht auf die Folter. Das Gedicht ist sehr gut entworfen, und ich bin sicher, daß die letzte Strophe ebenso meinen Beifall finden wird, wie das Vorhergehende. Also lesen Sie nur immer weiter, Herr Bertram.“

Er recitirte, ihrer Aufforderung gemäß, noch die Strophe:

„Hast Du gefühlt in tiefer Brust
Des Herzens Klopfen, wenn ein Arm
Sich halb bewußt, halb unbewußt
Um Dich gelegt so treu, so warm?

Was mag das für ein Auge sein,
Deß' Blick zu Dir herniedersteigt.
Lieb Herzelein, lieb Herzelein,
O sag, o sag, liebst Du vielleicht?“

„Ich dachte es mir,“ bestätigte sie. „Erst die Rose, dann die Nachtigall, und nun das Herz. So mußte es kommen.“

„Also sind Sie zufrieden?“

„Hm! Eigentlich nicht.“

„Was haben Sie zu tadeln, gnädiges Fräulein?“

„Sie fragen immer: Liebst Du vielleicht?“

„Aber das ist ja die Aufgabe, welche Sie mir ertheilten!“

„Gewiß; aber so streng dürfen Sie sich doch nicht an sie halten: Sie dürfen doch nicht blos fragen, sondern Sie müssen ja auch antworten.“

„Ich wußte wirklich nicht, welche Antwort ich in aller Geschwindigkeit geben solle.“

„Was das betrifft, so muß ein Dichter allwissend sein. Das Genie darf eben nie in Verlegenheit kommen.“

„Ganz richtig, das Genie! Aber — — — ich!“

„Hm. Sie halten sich also für —

„Für ein Genie — nicht.“

„Das freut mich.“

„Daß ich kein Genie bin? Wirklich?“

„Nein. Es freut mich, daß Sie sich für kein Genie halten. Sie sind bescheiden und das liebe ich. Uebrigens will ich Ihnen sagen, daß ich mit Ihrem Gedicht sehr zufrieden bin. Ich bin sehr geneigt, Ihnen eine kleine Anerkennung dafür zu widmen. Nur fällt mir leider nicht einmal in der Geschwindigkeit ein, wie ich das anfangen soll.“

„O, ich wüßte Rath, gnädiges Fräulein.“

„Was?“

„Er ist endlich herunter.“

„Wer?"

„Der da."

Er deutete auf den Handschuh, den sie ausgezogen hatte. Sie schlug ein wohltönendes Lachen auf und sagte:

„Ich brauche ihn ja noch?"

„O, ich mag ihn ja gar nicht!"

„Nicht? Ich denke doch!"

„Nein, ich mag ihn wirklich nicht; ich will überhaupt nichts haben, gar nichts, sondern ich will lieber geben."

„Was denn?"

„Das."

Er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie mehrere Male. Sie erröthete ein Wenig, sagte aber doch scherzend:

„Ich glaube, Sie fangen an, gelehrig zu werden."

„Ich habe mir gelobt, mir Mühe zu geben."

„Aber doch nicht mit mir!"

„Ist das verboten?"

„Gewiß! Was würde Ihre ‚Angebetete' dazu sagen!"

„O, die ist auf alle Fälle mit Ihnen einverstanden."

„Das will ich doch noch dahingestellt sein lassen. Aber, bleiben wir ernsthaft! Wollen Sie mir das Gedicht lassen?"

„Gern."

„Ich darf es in Musik setzen?"

„Thun Sie damit, was Ihnen beliebt. Sie können es meinetwegen in's Feuer werfen und verbrennen."

„Nein, das thue ich nun freilich nicht. Ich finde, daß es melodiös ist und sich leicht componiren lassen wird."

„Dann singen Sie es mir vor."

„Gewiß. Ich muß doch Ihr Urtheil hören!"

„Wann ungefähr wird das sein?"

„Ich fange noch heute an."

„Und werden auch heute noch fertig?"

„Vielleicht."

„Nein, sondern gewiß. Ich weiß, wie schnell Sie arbeiten."

„Nun, es ist möglich, daß ich noch fertig werde. Also, wollen Sie es dann gleich hören?"

„Wenn möglich heute noch."

„So kommen Sie heute Abend."

„Ich danke."

„O nein, ich habe zu danken. Sie sollen mein Beschützer sein."

„Wieso?"

„Weil ich ohne Sie ganz allein sein würde. Papa und Mama gehen in das Theater. Gehen Sie auch? Dann dispensire ich Sie allerdings."

„Nein. Ich habe den Freischütz bereits im vorigen Monate gesehen, gnädiges Fräulein."

„Ich meine nicht das Hof-, sondern das Residenztheater. Die Eltern wollen sehen, welche von den beiden Tänzerinnen die Andere besiegen wird."

„Ich mag kein Ballet sehen."

„Ich auch nicht. Darum bat ich, zu Hause bleiben zu dürfen. Nun kommen Sie zu mir. Das ist viel besser als diese Königin der Nacht. Nicht?"

„O gewiß! Ich bin doch so gern, so gern bei Ihnen."

„Noch lieber aber bei der — — Angebeteten!"

„Lieber nicht, sondern gerade und genau so lieb. Doch, man ruft unten. Das Pferd ist gesattelt."

„Schön. Also das Gedicht nehme ich mit?"

„Ja."

Sie faltete das Blatt zusammen und schob es in den Brustaufschlag ihres Reitkleides. Er war entzückt, daß seinem Gedichte ein so reizender Ort angewiesen wurde und zog ihr Händchen abermals an seine Lippen. Sie drohte ihm lächelnd mit der anderen Hand und sagte:

„Gelehrig soll man sein, aber nicht zu sehr!"

„O, man muß sich doch üben!"

„Ueben Sie sich doch bei Mama Brandt."

„Schön. Aber darf ich Ihnen zuweilen zeigen, daß ich Das, was ich einmal gelernt habe, nicht wieder vergesse?"

„Ich will es mir überlegen. Kommen Sie!"

Sein Pferd stand neben dem ihrigen. Er half ihr in den Sattel, und dann trabten sie wohlgemuth in den heiteren Wintermorgen hinein.

Die Stadt lag bald hinter ihnen. Sie fühlten sich unbeobachtet und ungestört und plauderten so lebhaft und laut mit einander, als ob sie sich ganz allein in der schönen Gotteswelt befänden. Sie fühlten sich glücklich und sie verdienten das.

Vor ihrem Wege, mitten in der Chaussee hielt ein Schlitten, welcher nur mit einem Pferde bespannt war. Darin saß ein Frauenzimmer. Ein Mann war ausgestiegen, um sich beim Pferde zu schaffen zu machen. Es war irgend Etwas am Geschirr in Unordnung gerathen.

Dieser Mann war der Jude Salomon Levi. Die im Schlitten saß, war Judith, seine Tochter.

Er hatte auf einem Nachbardorfe zu thun gehabt, und Judith war sogleich bereit gewesen, von der Parthie zu sein, zu welcher er sich das Geschirr von einem Bekannten geborgt hatte. Er war kein berühmter Rosselenker; aber der Gaul war alt und abgetrieben, und so durfte keine Gefahr befürchtet werden.

Aber auf dem Rückwege begann das Pferd doch allerlei ungewöhnliche Bewegungen zu machen, und da er sich dieselben nicht zu erklären vermochte, so wendete er sich an Judith:

„Siehst, wie da wackelt der Gaul mit dem Kopfe?"

„Ja."

„Und wie er wirft auf die Seite das Bein?“

„Ja, Vater.“

„Wie er schnauft mit die Nüstern und legt hinten hinüber alle seine beiden Ohren?“

„Er hat Etwas.“

„Oder hat er Etwas nicht. Was will er haben? Er hat den Schlitten und er hat uns Beide. Wenn er will haben noch Etwas, so kann er bekommen die Peitsche.“

„Um Gotteswillen, Vaterleben, schlage ihn nicht.“

„Warum soll ich ihn nicht schlagen? Habe ich ihn doch geborgt für drei Gulden fünfzig Kreuzer.“

„Aber er wird Dich schlagen mit dem Hufeisen.“

„Das ist allerdings gefährlich! Aber warum läuft er denn nicht, wie er hat zu laufen, wenn er ist gehängt an den Schlitten?“

„Vielleicht ist ein Riemen entzwei?“

„Möglich.“

„Sieh einmal nach!“

„Schön. Werde ich aussteigen, um zu bringen die Sache in Ordnung.“

Er stieg aus dem Schlitten und wollte sich dem Pferde nähern; da aber warnte ihn Judith in ängstlichem Tone:

„Vaterleben, was willst Du thun! Willst Du Dich begeben in die Gefahr Deines eigenen Lebens!“

„Wo denn?“

„Hast Du doch die Peitsche in der Hand!“

„Natürlich. Soll ich etwa haben die Peitsche in der Westentasche?“

„Aber Du sollst nicht mit ihr so nahe an das Pferd gehen. Wenn es sieht die Peitsche, wird es denken, daß es erhalten soll Prügel, und dann wird es anrichten ein Unglück.“

„Gut, so werde ich sie weglegen.“

„Gieb sie mir! Ich werde sie halten.“

„Ja, mein Tochterleben. Hier hast Du sie. Aber schlage nicht mit ihr nach dem Gaule, sonst läuft er davon mit dem Schlitten und mit Dir, und ich muß laufen nach Hause in meinen Stiefeln, welche ich habe gekauft in voriger Woche für einen Gulden achtzig Kreuzer.“

Er gab ihr die Peitsche und näherte sich dann vorsichtig dem Pferde, um zu sehen, welcher Fehler zu verbessern sei.

„Siehst Du, welche Augen mir macht der Rappe?“ fragte er.

„Nein.“

„Er dreht die Augen heraus wie ein Leviathan. Er dreht sie nach vorn und nach hinten. Jetzt weiß ich nun nicht, mit welchen Beinen er wird schlagen nach mir, ob mit den vorderen oder mit den hinteren.“

„Streichle ihn, Vaterleben! Schnalze mit der Zunge und rede mit ihm mit lieblicher Stimme!“

„Denkst Du, daß er dann bekommen werde auch liebliche Gedanken?“

„Ja, er wird sie bekommen."

Er befolgte ihren Rath und fand endlich, was ein jeder Andere sofort gesehen haben würde, nämlich, daß einer der beiden Stränge ausgekettelt war Er besserte den Schaden aus und wollte eben wieder in den Schlitten steigen, da deutete Judith nach vorn und sagte:

„Vaterleben, siehst Du die beiden Reiter?"

„Ja. Gott Abrahams! Warum kommen sie denn geritten gerade auf dieser Straße."

„Du glaubst, daß wir Angst haben müssen?"

„Natürlich. Wenn nun unser Gaul nicht leiden kann das Reiten, so wird er werden scheu und mit uns davonrennen in alle Lüfte."

„So halte fest die Zügel. Ah, es ist eine Dame dabei!"

Salomon Levi hatte sein Pferd wieder in Bewegung gesetzt. Er betrachtete sich die beiden Entgegenkommenden und antwortete:

„Ja, es ist dabei ein Frauenzimmer. Wie kann reiten ein Frauenzimmer, da sie doch muß halten beide Beine zugleich nach nur einer Seite. Wenn ihr abrutschen die Beine, so läuft der Gaul fort ohne sie, und sie sitzt unten im Schnee ohne Sattel. Mögen die Frauenzimmer doch lieber spinnen oder stricken oder kochen für ihre Männer, wobei niemals abrutschen beide Beine!"

Da, jetzt gab Judith dem Alten einen plötzlichen Stoß und sagte:

„Kennst Du sie? He, kennst Du sie?"

„Nein. Hat sie doch vor dem Gesicht einen Schleier."

„Aber ihn kennst Du?"

„O Abraham, Isaak und Jacob! Ist es wahr, daß es ist dieser Dichter, dessen Namen wir suchen vergebens?"

„Ja, er ist es."

„Und wer ist sie?"

„Es ist die Hellenbach. Sie will ihn haben; sie will ihn heirathen; sie will mich bringen um den Jüngling meiner Liebe."

„Soll ich ihr vielleicht schneiden ein Gesicht, daß sie bekommt Leibschneiden und Bauchgrimmen auf drei Wochen?"

„Nein. Ziehe Deine Mütze tief herein. Sie brauchen uns nicht zu erkennen."

Er folgte ihr; und auch sie zog ihre Caputze soweit in die Stirn, daß eben nur noch die Augen zu sehen waren.

Sie hatte noch immer die Peitsche in der Hand. Sie schwirrte dieselbe hin und her und fragte:

„Soll ich geben dieser Hellenbach einen Hieb über die Nase?"

„Gott der Gerechte! Was fällt Dir ein! Wenn sie nun steigt ab und prügelt Dich mit der Reitpeitsche!"

„Meine Peitsche ist länger."

„Aber dieser Bertram hat auch eine und wird ihr helfen."

„So nimmst Du ihn auf Dich und hältst fest seine Hände."

„Dann aber werden sie gehen auf das Gericht und uns anzeigen wegen

Mordversuch und Verletzung mit Instrumenten, welche sind gefährlich für das Leben des Menschen. Nein, Judithleben! Lassen wir ruhig dahintrollen unsern Gaul, und thun wir gar nicht, als ob wir kennen diese Leute."

Jetzt kamen sie aneinander vorüber. Da zuckte es doch in Judiths Hand. Sie hatte zu viel vom Orient in sich; sie war feurig, jähzornig und rachsüchtig. Noch waren die beiden Reiter nicht ganz am Schlitten vorbei, da holte sie aus. Sie schlug nicht nach der Reiterin, sondern nach dem Thiere derselben. Die scharfe Schmitze ihrer Peitsche traf unglücklicher Weise die Weiche des Pferdes die empfindlichste Stelle desselben. Es schlug vor Schmerz hinten aus, stieg vorn empor und schoß dann mit der Reiterin, welcher, da sie auf so etwas nicht gefaßt gewesen war, die Zügel entfallen waren, in rasendem Galopp davon.

„Au waih, au waih!" rief der Jude. „Was hast Du gethan?"

„Was ich hab' gethan?" antwortete sie. „Geschickt habe ich sie zum Teufel. Sie wird stürzen vom Pferde und brechen den Hals und sämmtliche Beine."

Aus ihren Augen blitzte die Freude über Das, was sie gethan hatte. Während der Schlitten seinen Weg verfolgte, blickte sie rückwärts und referirte:

„Siehst Du, wie sie sich Mühe giebt, sitzen zu bleiben."

„Aber sie wird fallen."

„Sie soll fallen; sie muß fallen. Er reitet hinter ihr her, so schnell er kann!"

„Ah! Gott der Gerechte! Jetzt stürzt sie."

„Ja, sie ist gestürzt; sie liegt auf der Straße."

„Sie bewegt sich nicht. Sie ist todt; aber ihr Pferd rennt weiter und immer weiter."

„Und Bertram kommt bei ihr an. Er hält an und steigt ab. Er kniet zu ihr hin. Jetzt wird er sie nehmen in seine Arme und sie vielleicht gar küssen auf den Mund."

Sie knirschte vor Wuth mit den Zähnen; er aber nahm ihr die Peitsche aus der Hand und sagte in warnendem Tone:

„Du hast gehandelt wie eine Heldin. Du hast sie gebracht zum Falle von ihrem Pferde. Nun aber laß uns auch sein vorsichtig wie die Feldherren, welche sich nicht fangen lassen vom Feinde. Wir wollen geben dem Gaule einen Klapps mit der Peitsche, daß er schleunigst rennt nach Hause, damit uns nicht nachkommt Robert Bertram, wenn er uns stellen will zur Rede."

Er gab dem Pferde einen kleinen Hieb, so daß es ausgriff und den Schlitten so schnell davonzog, wie es seinen spärlichen Kräften möglich war.

Robert Bertram war fürchterlich erschrocken, als er das Pferd Fanny's mit der Reiterin so ventre-á-terre davon rennen sah. Er konnte natürlich nichts Anderes thun, als im schnellsten Galopp nachfolgen. Er sah, daß sie die Zügel verloren hatte und sich vergebens an der Mähne zu halten suchte. Als sie vom Pferde stürzte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus und grub seinem Pferde die Sporen in die Seiten. Es flog windschnell dahin. Im nächsten Augenblicke war er dort, hielt an, sprang ab und kniete bei ihr nieder.

„Fräulein! Gnädiges Fräulein! Fanny, Fanny!" rief er voller Angst.

Sie hatte die Augen geschlossen und antwortete nicht.

„Fanny! Fanny! Meine Seele, mein Leben!“

„Vergeblich! Sie regte sich nicht, sie blieb stumm!

„Herrgott, sie ist todt!“

In seiner Angst nahm er sie fest und fester in die Arme; er drückte sie an sich; er küßte sie auf Stirn, Mund und Wangen, wieder und immer wieder. Er gab ihr die süßesten, die zärtlichsten Namen und schrie dann wieder vor Entzücken laut auf, als er einen Athemzug bemerkt zu haben glaubte.

„Fanny, Fanny!“ wiederholte er. „Um Gotteswillen, stirb nicht! Wache auf! Ich kann ja ohne Dich nicht leben!“

Da öffneten sich langsam ihre Wimpern, und es traf ihn ein Blick, erst seelenlos, dann aber bewußter und immer bewußter. Er bog sich wieder zu ihren Lippen nieder, um sie zu küssen.

„Lebst Du, meine Fanny, lebst Du?“ fragte er. „Siehst Du mich? Hörst Du mich?“

„Robert!“ hauchte sie.

„Herrgott!“ jauchzte er auf. „Sie lebt! Sie spricht!“

Er zog sie in seinem Entzücken so fest an sich, als ob er sie erdrücken wolle. Dabei hörte er die leise Frage:

„Was war's? Was ist's mit mir?“

„Gestürzt bist Du, vom Pferde gestürzt! O, welch' eine Angst habe ich ausgestanden, welch' eine Angst!“

Er holte tief, tief Athem.

„Um mich?“ flüsterte sie ihm zu.

„Ja, Du bist ja mein Alles, mein Leben, meine Seligkeit!“

Da ging es weich und warm über ihr vorher so bleiches, erstarrtes Angesicht.

„Sein Leben, seine Seligkeit!“ flüsterte sie. „Ist's wahr?“

„Ja, ja, und tausendmal ja, millionenmal ja!“

Das schöne Mädchen legte in süßer Vergessenheit des Ortes, an welchem sie sich befanden, die Arme um ihn und sagte:

„Ist das wahr?“

„Ja, meine Fanny! Aber sag, bist Du verletzt?“

Diese Worte brachten sie zur Gegenwart zurück. Sie erröthete in tiefer Gluth und nahm die Arme von ihm.

„Wir wollen sehen,“ meinte sie.

Er unterstützte sie und sie erhob sich.

„Geht es? Geht es?“ fragte er in größter Besorgniß.

„Ja, es geht, ich kann stehen.“

„Aber nicht gehen?“

Sie raffte die Schleppe des Kleides auf und versuchte, einige Schritte zu thun.

„Gott sei Dank, es ist nicht schlimm!“ sagte sie. „Es geht!“

„Und hast — hast —“

Er stockte. Die Aufregung war fast vorüber und das klare Denken kam wieder über ihn. Sie war die Tochter eines altadeligen Geschlechtes, und er —

„Und haben Sie Schmerzen?“ verbesserte er sich.

„Nein.“

„Welch ein Glück! Ich hielt Sie für todt. Es war ein gefährlicher Sturz.“

„Wie kam es nur? Das Pferd ist ja sonst so fromm!“

„Das Frauenzimmer, welches dort im Schlitten saß, schlug mit der Peitsche nach ihm.“

„Ah, dieses Frauenzimmer?“

„Ja. Ich bemerkte es noch von der Seite, mit einem halben Blicke. Ganz da hinten fahren sie noch. Ich werde ihnen sofort nachreiten und —“

Sie ergriff ihn beim Arme und sagte:

„Halt! Wollen Sie mich hier zurücklassen?“

„Ah! Verzeihung! Ich dachte nur daran, diese Beiden zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Haben Sie sie vielleicht gekannt?“

„Nein. Ich habe sie fast gar nicht angesehen.“

Das war allerdings in der Wahrheit so. Sein Auge hatte nur an seiner schönen Begleiterin gehangen. Diese aber meinte:

„Ich glaubte, diese beiden Personen seien Ihnen bekannt!“

„Wer war es?“

„Der Jude Salomon Levi aus der Wasserstraße.“

„Wie? Was? Und vielleicht seine Tochter?“

„Ja.“

„Kennen Sie diese Beiden, gnädiges Fräulein?“

„Ja. Ich bin diesem Mädchen einmal unter Umständen begegnet, welche ein Vergessen zur Unmöglichkeit machen.“

Das war damals gewesen, als Robert Bertram als Gefangener nach dem Kirchhofe geführt worden war. Das wollte sie ihm natürlich nicht sagen.

„Und Sie sind überzeugt, daß sie es wirklich gewesen sind?“ erkundigte er sich.

„Vollständig überzeugt.“

„Gut, so werden wir sie zur Rechenschaft ziehen!“

„Nein, das thun wir nicht.“

„Nicht?“ fragte er erstaunt. „Warum nicht?“

Sie erinnerte sich an das eigenthümliche, feindselige Verhalten des Judenmädchens und antwortete:

„Man darf lieber mit solchen Menschen gar nicht in Berührung kommen. Bitte, holen Sie mir lieber mein Pferd herbei!“

Das Thier war eine Strecke weit fortgaloppirt und dann ruhig stehen geblieben.

„Werden Sie reiten können?“ fragte er besorgt.

„Gewiß. Ich fühle, daß ich unverletzt bin. Bitte, erzählen wir daheim

nichts davon! Es ist besser, daß gar nicht davon gesprochen werde. Wollen Sie, Herr Bertram?"

„Wenn Sie es wünschen, muß ich ja. Bitte, stützen Sie sich einstweilen hier an diesen Baum!"

Während er das Pferd holte, versuchte sie, die kleinen Spuren des Unfalles zu vernichten, welche derselbe an ihrem Anzuge zurückgelassen hatte. Dann stieg sie wieder auf.

„Doch nicht weiter, sondern nach Hause?"

„Ja."

Hatten sie vorhin eine so lebhafte, animirte Unterhaltung geführt, so ritten sie jetzt in tiefem Schweigen zurück. Fanny gedachte des Augenblickes, an welchem sie in seinen Armen erwacht war. Es war da wie mit Allgewalt über sie gekommen; sie hatte ihn umarmen müssen. Aber nun?

So oft sein Blick zu ihr herüberstreifte, senkte sie den ihrigen und ihre Wangen rötheten sich. Es war zwischen Beide Etwas getreten, was sie nicht zu definiren versuchten, obgleich sie es deutlich fühlten.

Er begleitete sie bis nach ihrer Wohnung. Als er ihr dort vom Pferde geholfen und dasselbe dem herbeieilenden Diener übergeben hätte, fragte er in beinahe verlegenem Tone:

„Und heut Abend, gnädiges Fräulein?"

Da blitzte es munter über ihr Gesicht, und in ebenso munterer Weise antwortete sie:

„Wollen Sie etwa nun doch nach dem Residenztheater?"

„O nein."

„Also darf ich Sie erwarten?"

„Ja, gewiß, ich komme."

„Dann also auf Wiedersehen!" — — —

Bevor Max Holm am heutigen Morgen zu dem Fürsten gekommen war, hatte dieser bereits eine kleine Unterredung mit seinem Diener Adolf gehabt, welcher bekanntlich eigentlich ein Polizist war und in der Mauerstraße ein Stübchen genommen hatte, um jenes geheimnißvolle Gartenhaus zu beobachten, in welchem die Bande des „Hauptmannes" ihr Wesen getrieben hatte.

Er war seit längerer Zeit nicht beim Fürsten gewesen und auch von diesem nicht aufgesucht worden und so war derselbe einigermaßen gespannt auf das, was er erfahren werde.

„Giebt es vielleicht etwas Wichtiges, Adolf?" fragte er.

„Ich weiß nicht, ob es wichtig genug sein wird," antwortete der Gefragte unter einem schlauen Lächeln.

„Nun, es ist Dir anzusehen, daß es doch wohl etwas nicht ganz Gleichgiltiges sein wird."

„Hm! Möglich!"

„Also heraus damit!"

„Ich kenne den Lieutenant des Hauptmannes."

„Das heißt, seinen Hauptgehilfen?"

„Ja.“

„Wer ist es?“

„Ein gewisser Bauer, welcher bei der Polizei als Agent angemeldet ist und dem Hauptmanne Signale ertheilt, sobald irgend Etwas im Rohre liegt.“

„Kommt dabei das Gartenhaus in Betracht?“

„O nein. Dort in der Mauerstraße ist jetzt Alles still. Man hat Respect bekommen. Dieser Agent wohnt nämlich in einem Mansardenzimmer, welches der Baron von Helfenstein von seiner Wohnung aus sehen kann. Giebt es nun etwas Wichtiges, so stellt der Agent am Tage einen Spiegel, am Abende aber ein Licht an das Fenster.“

„Ah! Welch eine Unvorsichtigkeit vom Baron!“

„Unvorsichtigkeit?“

„Ja. Er hat sich also doch dem Agenten entdeckt!“

„Das glaube ich nicht. Der Agent giebt sein Zeichen; er weiß zwar, daß es vom Hauptmanne gesehen wird, braucht aber trotzdem nicht zu wissen, wo derselbe wohnt.“

„Möglich. Aber sie müssen sich doch irgendwo sehen und sprechen, wenn das Zeichen gegeben ist.“

„Allerdings.“

„Bist Du dahinter gekommen?“

„Sehr leicht. Als in der Mauerstraße nichts mehr zu bemerken war, beobachtete ich natürlich das Palais Helfenstein unausgesetzt und von allen Seiten. Da bemerkte ich das auffällige Zeichengeben. Ebenso bemerkte ich, daß der Agent dann seine Wohnung verließ, um sich in einen nahe gelegenen Weinkeller zu begeben, in welchem er Stammgast ist. Gleich darauf verläßt auch der Baron sein Palais durch die bekannte Hinterthür und begiebt sich ebenso nach dem Keller.“

„Hast Du sie dort beobachtet?“

„Ja. Sie sitzen stets allein an einem Tische und spielen Sechsundsechzig, wobei sie sich ihre Neuigkeiten mittheilen können, ohne die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen.“

„In welcher Gestalt erscheint der Baron?“

„Als ehrwürdiger Alter. Der Wirth kennt ihn als einen emeritirten Cantor und Organisten. Bis jetzt habe ich mich ihnen aber nicht nähern können. Um mich an sie zu machen, bedarf ich einer besonderen Legitimation.“

„Die ich Dir besorgen soll?“

„Ja. Um das Vertrauen von Spitzbuben zu erlangen, muß man selbst Spitzbube sein, und als ein solcher möchte ich mich gern ausweisen können.“

Der Fürst nickte zustimmend vor sich hin; dann ließ er ein leises, befriedigendes Pfeifen hören und sagte:

„Da kommt mir ein Gedanke. Ich habe Dir von den beiden Schmieden aus Tannenstein erzählt, Wolf, Vater und Sohn?“

„Die jetzt in der Kreisstadt Brückenau in Untersuchung sitzen. Sie

wurden damals nach der Explosion in dem Strohschuppen des Kohlenwerkes gefangen genommen."

„Kennst Du ihre Verhältnisse?"

„Zur Genüge."

„Schön. Du bist auch in Brückenau gefangen gewesen und da mit ihnen in Berührung gekommen."

„Guter Gedanke!"

„Sie haben Dir einen Auftrag nach der Residenz gegeben."

„An den Hauptmann?"

„Ja. Er soll die Beiden befreien."

„Das dürfte klappen. Wenn ich einen hiesigen Meldeschein habe, auf welchem etwa erwähnt ist, daß ich dort gefangen gewesen bin, so hoffe ich den Hauptmann zu fassen."

„Auf dem Meldeschein darf es nicht stehen. Ich werde Dir aber ein offenes Schreiben an den Vorstand des Vereines zur Unterstützung entlassener Gefangener versorgen."

„Wann?"

„Innerhalb zweier Stunden sollst Du ihn haben."

„Das ist mir lieb. Werden Sie mir nähere Instructionen ertheilen, Durchlaucht?"

„Nein. Ich weiß es gar nicht, bei welcher Gelegenheit Du an den Hauptmann kommst, und muß mich also auf Deinen Scharfsinn verlassen. Ich weiß, wer er eigentlich ist. Ich habe ihn aus gewissen Gründen bisher noch geschont; nun aber möchte ich ihn fassen, und die erste Gelegenheit ist mir die liebste."

„Das werden wir auf das Beste versorgen. Also ich darf in zwei Stunden wiederkommen?"

„Ja. Dann erhältst Du, was Du brauchst." — —

Als Adolf sich entfernt hatte, kam Max Holm, und dann begab sich der Fürst nach dem städtischen Polizeiamte. Auf dem Rückwege von da traf er auf den König, welcher es liebte, zuweilen zu Fuße durch die Stadt zu gehen. Es wurden einige Worte über die Tagesneuigkeiten gewechselt, wobei die Rede auch auf Miß Ellen Starton kam, welcher nachher der König selbst davon erzählte. Als dann der Fürst nach Hause kam, war Adolf bereits wieder da und nahm die Papiere und einen Brief des Fürsten an Miß Ellen in Empfang. —

Einige Zeit später trat er in den erwähnten Weinkeller und freute sich nicht wenig, den Agenten da vorzufinden. Er ließ sich ein Glas Wein von der billigsten Sorte geben und bat dann nach einiger Zeit um das Adreßbuch. Er schlug die Rubrik ‚Agenten' auf und erkundigte sich dann bei dem Wirthe sehr angelegentlich nach einigen derselben. Der Gefragte konnte ihm keine Auskunft ertheilen, aber der kluge Polizist hatte doch seinen Zweck erreicht, da die Aufmerksamkeit des Agenten erregt worden war. Dies zeigte sich sehr bald, denn Bauer fragte:

„Entschuldigen Sie! Wie ich höre, bedürfen Sie eines Agenten?"

„Ja, mein Herr."

„In welcher Angelegenheit?"

„Hm! Privatsache."

„Diskrete Angelegenheit, wie es scheint?"

„Ja."

„Und ist Ihnen keiner der Herren persönlich bekannt?"

„Keiner."

„So, so! Ich bin nämlich Agent."

„Ah! Ist mir lieb. Aber in welchem Fache sind Sie thätig?"

„In allen Fächern."

„Vielleicht auch in Dienstvermittelung?"

„Da erst recht. Suchen Sie eine Stelle?"

„Ja."

„Warum sehen Sie da nicht in die Zeitung?"

„Das ist nichts für mich. Stellen, welche da ausgeboten werden, sind für mich leider nicht vorhanden."

„Warum nicht?"

Adolf blickte sich im Zimmer um und zuckte die Achsel.

„Ja, ja," meinte der Agent, indem er ihm verständnißvoll zunickte, „man giebt gewisse Sachen nicht gern öffentlich zu hören. Kommen Sie doch her zu mir. Da können wir ungenirt sprechen."

„Wenn Sie erlauben, gern."

Er setzte sich neben ihn und sagte dann:

„Es versteht sich wohl ganz von selbst, daß ein Agent verschwiegen sein muß und nicht plaudern darf!"

„Natürlich! Sie sind ganz sicher."

„Nun, so will ich Ihnen mittheilen: Ich bin in sehr guten Häusern Diener gewesen und habe stets die besten Zeugnisse erhalten; einmal aber habe ich doch einen Fehler gemacht; er ist zwar nun abgebüßt, aber wenn ich jetzt zu Einem komme, so fragt er mich nach dem Zeugnisse. Da muß ich hier dieses vorlegen. Es lautet zwar gut, daß ich mich während meiner Gefangenschaft gut geführt habe und deshalb dem Unterstützungsvereine empfohlen werde, aber das Vorurtheil gegen Unsereinen ist nun einmal vorhanden. Da ist es besser, man wendet sich an einen Agenten; der kennt die Herrschaften und weiß doch vielleicht einen Herrn, der es mit Einem versuchen würde."

Der Agent las den Meldeschein und das Zeugniß durch. Es zuckte dabei Etwas über sein Gesicht, dann sagte er:

„Ah! Also in Brückenau waren Sie gefangen?"

„Ja."

„Und erst vorgestern wurden Sie entlassen?"

„Ja."

„Warum sind Sie denn nach der Residenz gekommen?"

„Eigentlich sollte ich das nicht sagen, aber Sie sind ja verschwiegen. Es hat mir einer der dortigen Gefangenen einen Auftrag für die Residenz anvertraut."

„Ach so. Wer ist der Mann?“

„Hm. Das darf ich nun freilich nicht sagen.“

„Schön! Geht mich ja auch nichts an. Aber wie haben Sie denn diesen Auftrag erhalten können? Ich denke, die Gefangenen dürfen gar nicht mit einander sprechen?“

„Eigentlich nicht, aber weil ich mich gut geführt hatte und weil einer der Zellenwärter krank geworden war, durfte ich beim Reinigen der Zellen und beim Ausspeisen mit helfen. Da ist es leicht, einige vertrauliche Worte zu wechseln.“

„Letzthin las ich von einem Schmiede, der dort gefangen ist.“

„Wohl Wolf aus Tannenstein?“

„Ja.“

„Der ist dort und sein Sohn auch.“

„Haben Sie vielleicht mit ihm gesprochen?“

„Mit allen Beiden.“

„Sind sie geständig?“

„Nein, sie leugnen. Und — im Vertrauen gesagt — sie sind es, welche mir den erwähnten Auftrag gegeben haben.“

„Wirklich? Da möchte ich doch wissen, an wen. Dürfen Sie denn nicht davon sprechen?“

„Nein.“

„Aber Sie kennen die Person, an welche Sie gewiesen sind.“

„Eben nicht. Es scheint eine sehr geheimnißvolle Person zu sein, und ich weiß wirklich nicht, wie ich sie auffinden soll. Es ist mir ein Ort angegeben worden; aber dort wohnt ja gar kein Mensch.“

Da beugte sich der Agent zu ihm nieder und flüsterte ihm zu:

„Etwa Ecke der Mauerstraße in dem Gartenhause?“

Der Polizist fuhr in scheinbarer Ueberraschung zurück und sagte:

„Kennen Sie dieses Haus?“

„Ja. Nicht wahr, es wurde Ihnen genannt?“

„Ja. Ich bin wiederholt dort gewesen; aber es ist verschlossen.“

„Dann ist es sehr gut, daß Sie mich gefunden haben. Ich will Ihnen nun auch sagen, an wen Sie gewiesen sind.“

„O, das können Sie nicht!“

„Und doch! Nicht wahr, Sie sollen den — Hauptmann aufsuchen?“

„Sapperment! Sie wissen es wirklich!“

„Sehen Sie!“

„Aber Sie kennen den Hauptmann nicht?“

„Das ist eine Sache, welche die größte Vorsicht erfordert! Nun, ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß ich kein Verräther bin. Die beiden Schmiede haben mir sehr gute Worte gegeben; sie haben mir gesagt, daß ich vom Hauptmann eine sehr anständige Belohnung erhalten werde, und da ich arm bin, so habe ich den Auftrag übernommen.“

„Wie lautet denn dieser Auftrag?“

„Das darf ich eben nur dem Hauptmanne sagen."

„Schön! Sie sind verschwiegen; das freut mich. Wissen Sie, ich will — ah, da kommt ein Bekannter von mir."

Es war nämlich soeben ein junger Mensch eingetreten, welcher sich erst umblickte und dann sich ihrem Tische näherte. Als der Agent ihm zunickte, setzte er sich zu ihnen und ließ sich auch ein Glas Wein geben.

„Dieser Herr ist nämlich Austräger bei einem hiesigen Juwelier," erklärte der Agent. „Er pflegt seinen Frühschoppen hier zu trinken, wobei wir uns zuweilen treffen."

Jetzt setzte er das Glas an den Mund und blinzelte dabei dem Austräger zu, daß er vorsichtig sein solle. Adolf that, als ob er nichts bemerkt habe, war aber überzeugt, daß dieser junge Mensch auch ein Untergebener des Hauptmannes sei.

„Wie geht denn Euer Geschäft?" fragte der Agent.

„Sehr gut!" lautete die Antwort. „Wir hatten eben jetzt eine Arbeit wie noch selten. Die Starton ließ Einiges ändern."

„Die amerikanische Tänzerin?"

„Ja. Sie ließ den Prinzipal zu sich in das Hotel kommen. Als er zurückkam, sprach er mit dem ersten Gehilfen, und ich hörte da, daß er ganz außer sich war über die Reichthümer, welche die Amerikanerin in Pretiosen angelegt habe. Der Werth soll Millionen betragen."

„Aufschneiderei!"

„O nein! Wahrheit! Prosit! Ich habe keine Zeit. Wollte nur im Vorübergehen vorsprechen. Jedenfalls komme ich am Nachmittag einmal wieder."

Er gab dem Agenten die Hand und ging. Sie hatten sich leise zugenickt, scheinbar unbemerkt von dem Polizisten; dieser hatte es aber sehr wohl gesehen und war augenblicklich fest überzeugt, daß dieser sogenannte Austräger nur deshalb bei dem Juwelier eine Anstellung gesucht habe, um seine Verbündeten zu benachrichtigen, wenn einmal ein Fang zu machen sei. Jetzt nun war die Amerikanerin gekommen; sie besaß solchen Reichthum an Kleinodien, und so war er sogleich zu dem Agenten gegangen, um es ihm mitzutheilen. Es entstand sogleich in Adolfs Gedanken die Ueberzeugung, daß man gegen die Tänzerin irgend einen Plan schmieden werde, und er nahm sich vor, denselben auf alle Fälle auszukundschaften.

„So, da ist er wieder fort," sagte der Agent zu ihm. „Wir können also weiter sprechen. Es ist also wirklich Ihre Absicht, hier in Dienst zu treten?"

„Wenn ich Stellung finde, sehr gern."

„Und ebenso wollen Sie den Hauptmann aufsuchen?"

„Ja."

„Wird sich das vereinigen lassen?"

„Warum nicht?"

„Nun, wer mit dem Hauptmann verkehrt, der — hm, Sie können sich denken, was ich sagen will."

„Ja, ich verstehe Sie. Aber, ich kann meinen Auftrag ausrichten und trotzdem ein

ehrlicher Kerl bleiben. Allerdings hätte ich — Donnerwetter! Es ist doch eine dumme Sache!"

„In wiefern?"

„Das darf ich auch nicht sagen. Aber ich muß wirklich gewärtig sein, daß der Hauptmann meine Hilfe braucht."

„Wegen der beiden Schmiede?"

„Ja."

„Und die wollen Sie ihm versagen?"

„Darüber kann ich mich nicht erklären. Ich kenne Sie nicht und muß mich sehr in Acht nehmen."

„Nun gut, Sie sollen mich kennen lernen. Erstens werde ich Ihnen ganz unentgeltlich eine Stelle verschaffen, und zweitens — na, Sie haben wohl Zeit?"

„Ja, zu thun habe ich nichts."

„Ich habe jetzt Etwas zu besorgen, komme aber wieder. Können wir uns vielleicht hier wieder treffen?"

„Ja, gern. Aber wann?"

„Eine Stunde nach Mittag. Da ist es wieder ruhig hier."

„Gut, ich werde mich einstellen."

Der Agent bezahlte und ging. Adolf folgte ihm heimlich nach und sah, daß er nach Hause ging. Nach einiger Zeit war der Spiegel oben am Mansardenfenster zu bemerken, zum Zeichen für den Hauptmann, daß er sich in der Weinstube einfinden solle, um etwas Wichtiges zu erfahren.

Jetzt war Adolf seiner Sache sicher und begab sich direct nach dem Hotel Union, wo er bat, zu Miß Ellen Starton vorgelassen zu werden. Seine Bitte wurde erfüllt. Sie empfing ihn und fragte nach seinem Begehr. Er zog ein Schreiben aus der Tasche und überreichte es ihr. Sie las es und fragte dann unter allen Zeichen der Befremdung:

„Wer hat Sie an mich gewiesen?"

„Der Fürst, mein Fräulein. Ich komme in seinem Auftrage."

Sie betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann:

„Ich verstehe. Sie kommen, um mir zu dienen und mich zu warnen."

Adolf setzte Miß Ellen den gefaßten Plan auseinander, und erklärte ihr, daß es nöthig sei, sich von ihr scheinbar als ihren Diener engagiren zu lassen und auch den Wirth zu instruiren. Beide gingen auf seine Intentionen ein und er erhielt als der Lakai Leonhardt ein Zimmerchen angewiesen; dann entfernte er sich. — —

Der Herr Agent Bauer kehrte sehr bald wieder nach dem Weinkeller zurück; aber sein Zeichen schien heute sehr spät bemerkt worden zu sein, da er außerordentlich lange zu warten hatte. Endlich trat der ehrwürdige und emeritirte Kantor und Organist ein.

Sie begrüßten sich in der Weise ernster und doch vertrauter Stammgäste und ließen sich eine Karte geben. Nachdem sie einige Spiele gemacht hatten und nun bemerkten, daß die Aufmerksamkeit der wenigen anwesenden Gäste sich von ihnen abgelenkt habe, flüsterte der Agent:



„Ach! Sie sind Polizei-Beamter?" fragte sie überrascht.

Verl. S. (60.)

„Habe lange warten müssen!“

„War sehr beschäftigt, und Ihr Zeichen konnte erst spät bemerkt werden. Was giebt es Neues?“

„Höchst Wichtiges. Zweierlei sogar!“

„Gutes?“

„Sehr Gutes.“

„So lassen Sie hören!“

Der Agent theilte ihm von den Pretiosen der Amerkanerin und seiner Unterredung mit dem vermeintlichen entlassenen Gefangenen mit. Sie waren damit kaum zu Ende, so trat der Erwähnte ein.

Er grüßte den Agenten von Weitem und that so, als ob er sich an einen entfernten Tisch setzen wolle; der Genannte aber gab ihm einen Wink, näher zu kommen.

„Setzen Sie sich immer zu uns!“ sagte er.

„Aber ich störe.“

„O nein. Spielen Sie nicht Sechsundsechzig?“

„Ein Wenig, aber grundsätzlich nicht hoch.“

„O, wir spielen auch nur sehr billig. Machen Sie mit?“

„Na, ich will es versuchen.“

Es ging also unter Dreien los. Auf diese Weise glaubten die Beiden, ihn am Unauffälligsten aushorchen zu können.

„Dieser Herr,“ sagte der Agent, „ist nämlich ein guter Freund von mir, emeritirter Kantor und Organist.“

Nun wußte der Polizist, daß er den Hauptmann, den Baron Franz von Helfenstein, vor sich habe. Er mußte sich gestehen, daß derselbe sehr gut verkleidet sei, dachte aber dabei im Stillen:

„Das Lahialaki des Fürsten ist aber doch noch besser. Dieser Hauptmann hat mich bereits oft gesehen, vermag aber in Folge dieses ausgezeichneten Toilettenmittels mich nicht zu erkennen. Wollen sehen, wie sie anfangen werden!“

„Herr Leonhardt hier ist nämlich Lakai,“ erklärte der Agent, „und sucht eine Anstellung in der Residenz.“

„O nein, Herr Bauer,“ widersprach der Genannte.

„Nicht? Sie sagten es doch?“

„Ja; aber ich habe unterdessen eine brillante Anstellung gefunden, so brillant, wie ich gar nicht ahnen konnte.“

„Wirklich?“

„Ja. Gleich nachdem ich von hier fortgegangen war.“

„Wo denn?“

„Im Hotel Union.“

„Was Sie sagen!“

„Ich ging da vorüber, und der Besitzer stand vor der Thür. Er kannte mich von früher her und redete mich an. Ich erklärte ihm meine Lage, und da sagte er mir, daß eine Dame, welche bei ihm logire, einen Diener engagiren wolle.“

„Eine Dame?"

„Ja. Ich hatte nicht so recht Lust, weil er sagte, daß sie eine Tänzerin sei; aber als er mich zu ihr brachte, merkte ich, daß diese Dame ungeheuer reich sein müsse."

„Sie sind des Teufels! Wie heißt sie?"

„Miß Ellen Starton."

„Donnerwetter! Das ist ja dieselbe Dame, von welcher der Austräger sagte, daß sie so viel Diamanten besitze."

„Daran dachte ich auch."

„Und sie hat Sie engagirt?"

„Ja."

„Sie scherzen!"

„Warum sollte sie nicht?"

„Nun, haben Sie ihr denn verschwiegen, daß — — —"

„Nein; ich habe ihr Alles aufrichtig gesagt. Grad über diese Aufrichtigkeit hat sie sich gefreut, und weil der Wirth ein empfehlendes Wort sagte, hat sie mich sofort angestellt."

„Welch ein Glück! Kaum zu glauben!"

„O, ich will es Ihnen beweisen. Hier sehen Sie! Das hat sie mir ausgestellt, damit ich mich auf der Polizei vorschriftsmäßig anmelden kann."

Er zeigte ihnen eine Bescheinigung der Tänzerin vor; sie lasen dieselbe, wechselten einen bedeutungsvollen Blick, und dann erkundigte sich der Agent:

„Da wohnen Sie wohl nun im Hotel?"

„Natürlich muß ich da wohnen, wo sich meine Herrin befindet!"

„Sie glücklicher Mann! Ich hatte bereits Schritte gethan, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, doch nun ist das nicht nothwendig. Sie scheinen überhaupt ein Glückskind zu sein. Sechs Trümpfe! Mich schwarz zu machen! Geben Sie Karte!"

Nach einigen Spielen leitete er das Gespräch höchst geschickt auf die Geheimnisse der Residenz, auf den Fürsten des Elendes, und so kam die Rede natürlich auch auf den Hauptmann.

„Ah, wir sprachen ja bereits von dieser geheimnißvollen Persönlichkeit, Herr Leonhardt," meinte er leichthin. „Da ist mein werther Freund, der Herr Kantor, der hat einmal ein Gespräch belauscht, welches sich auf den Hauptmann bezieht. Können Sie sich noch besinnen, mein Bester?"

„Wüßte nicht!" meinte der Kantor kopfschüttelnd.

„Nun, wo sich die beiden Spitzbuben unter Ihrem Fenster mitgetheilt haben, wie man es machen muß, wenn man mit dem Hauptmanne sprechen will."

„Ach so! Wollen Sie etwa mit ihm sprechen?"

„Doch nein!"

„Oder hier Herr Leonhardt?"

„Jedenfalls auch nicht. Aber die Sache ist doch interessant!"

„Das ist sie freilich!"

Es gab dem Polizisten heimlichen Spaß, wie geschickt diese Beiden es

anzufangen suchten, ihn dahin zu bringen, wo sie ihn hin haben wollten. Da es nun in seinem Interesse lag, so unterstützte er ihre Bemühungen durch die Frage:

„Also es giebt ein Mittel, ihn zu treffen?"

„Ja", nickte der Kantor.

„Am Tage?"

„Nein, nur des Nachts."

„Zu welcher Zeit?"

„Punkt zwölf Uhr."

„Wo?"

„An der Hauptkirche."

„Wie aber erkennt man ihn?"

„Man hat gar nicht nöthig, ihn zu erkennen. Er kommt selbst, wenn man ihm das Zeichen giebt."

„Kennen Sie dieses Zeichen?"

„Ja. Die Zwei, welche ich belauschte, theilten es sich mit. Nämlich man nimmt einen Spazierstock mit, hält ihn locker und zwar so in der Hand, daß er unten über das Pflaster streift, und summt dabei halblaut die Melodie des Gaudeamus igitur vor sich hin."

„Dann kommt er?"

„Ja."

„Welch eine Unvorsichtigkeit, meine Herren!"

„Wie denn Unvorsichtigkeit?"

„Auf diese Weise ist er doch ganz leicht zu fangen!"

„Das denken Sie nur! Haben Sie um den Hauptmann keine Angst! Der weiß schon, was er zu thun und zu lassen hat. Der läßt sich nicht fangen. Herr Kantor, Sie haben Karten zu mischen!"

Es war jetzt auf sehr schlaue Weise Alles gesagt worden, was gesagt hatte werden sollen, und da der Polizist sich denken konnte, daß die Beiden noch Einiges unter vier Augen zu besprechen haben würden, so erklärte er, daß seine Zeit nun abgelaufen sei, und bezahlte seinen Wein. — —

Der Nachmittag verging, und der Abend brach herein. Bereits am Morgen war kein Billet für die heutige Vorstellung im Residenztheater mehr zu haben gewesen, und eine Stunde vor Oeffnung der Räume waren die Eingänge von Außen von Menschen besetzt.

Die Leda rüstete sich zur Feier ihres heutigen großen Triumphes. Es war ihr von Herrn Léon Staubigel mittelst eines Handbillets mitgetheilt worden, daß bei mehreren Gärtnereien riesige Bouquets bestellt worden seien, und so schwelgte sie schon im Voraus in dem Entzücken, welches ihrer auf alle Fälle wartete.

Eben legte sie den Mantel um, um sich mit ihrer Mutter nach dem Theater zu begeben; da trat der Kellner ein und sagte, daß ein Fremder die Damen sprechen wolle. Die Leda gab die Erlaubniß und der Angemeldete trat ein. Es war ein alter Mann, der aber noch ganz rüstig aussah. Seine

Kleidung war weder fein noch das Gegentheil, sein Gruß weder sehr höflich noch auch unehrerbietig!

„Was wollen Sie?" fragte die Leda.

„Zunächst muß ich mich Ihnen vorstellen," sagte er.

„Machen Sie es kurz! Wir müssen fort."

„Schön, Fräulein! Ich bin nämlich Künstler, das heißt, Seilkünstler; ich laufe Drahtseil, das heißt, ich lief Drahtseil, denn jetzt bin ich zu alt dazu — — —"

„Was geht uns das an!" unterbrach ihn die Leda.

„Eigentlich wenig. Aber als Künstler komme ich mit anderen Künstlern und Künstlerinnen in Berührung, und unter diesen Letzteren befindet sich eine Freundin von mir, in deren Auftrage ich zu Ihnen komme."

„Wen meinen Sie?"

„Die Riesin Bormann."

Man sah es ebenso ihr als auch ihrer Mutter an, welchen Eindruck dieser Namen auf sie machte. Sie erschraken Beide auf das Heftigste. Die Tochter faßte sich am Schnellsten.

„Ich wüßte nicht, was sie von mir wollte!" sagte sie.

„Sie kennen die Riesin doch?"

„Ich habe sie einmal gesehen."

„So! Hm! Darf ich fragen, wo?"

„Was gehet das Sie an?"

„Ich habe doch vielleicht Grund, mich dafür zu interessiren. Zunächst aber bin ich als Bote der Riesin da. Sie läßt nämlich fragen, ob Sie das Geld umtauschen wollen?"

„Welches Geld?"

„Jene zwei Fünfhundertguldenscheine."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen!"

„Desto besser weiß die Riesin, was sie verlangt."

„Wo ist sie denn gegenwärtig?"

„Hier in der Residenz."

„Lüge!"

„Pah! Was ich sage, ist die Wahrheit."

„Beweisen Sie es!"

„Ich habe den Beweis mit."

Er hatte ein Paquet in der Hand getragen. Er öffnete es und nahm ein Buch aus dem Umschlage.

„Hier, lesen Sie!"

Es war das Fremdenbuch des Gasthofes, in welchem die Riesin gestern mit ihrer Mutter eingekehrt war. Er schlug die betreffende Stelle auf und zeigte sie mit dem Finger an.

„Wahrhaftig!" rief die Leda, als sie es gelesen hatte.

„Sie sehen, daß ich Sie nicht belüge. Also, sagen Sie mir, welche Antwort ich Fräulein Bormann bringen soll!"

„Ich habe ihr nichts zu antworten. Ich habe niemals Etwas mit ihr zu schaffen gehabt!“

„Auch nicht, als Sie sich noch Editha von Wartensleben nannten?“

„Diesen Namen kenne ich nicht.“

„Desto besser aber kennt man Sie. Soll ich einen gewissen Petermann bringen?“

„Sie faseln!“

„Einen gewissen Hausmann Kreller, der Sie bediente?“

„Sie phantasieren wirklich!“

„Oder eine gewisse Laura Werner, welche Ihretwegen unschuldig verurtheilt wurde?“

„Herr Schulze, machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Oder soll ich einen Herrn Baron von Helfenstein und einen Lieutenant von Scharfenberg bringen, welche Beide bis heute Ziehgeld bezahlen, obgleich das Kind nicht mehr lebt, weil es ermordet wurde?“

Sie blieb doch noch ungerührt.

„Ich werde den Hausknecht kommen lassen!“ drohte sie.

„Und ich werde Sie nach Haus Scharfenberg bringen lassen, wo Sie die Roulleauxschnur vom Fenster rissen, um mit derselben Ihr Kind zu erdrosseln!“

Das wirkte. Sie wurde todtesbleich. Sie griff nach dem Tische, um sich zu stützen.

„Und wo Sie dem braven Inspector Petermann fünftausend Gulden stahlen, um mit diesem Gelde nach Paris zu entweichen!“ fügte er hinzu.

„Mensch, was Sie da vorbringen, gehört ja Alles in das Reich der Fabel!“ stieß sie, ihre Fassung wieder gewinnend, hervor.

„Wenn Sie wünschen, werde ich Beweise bringen. Bis jetzt aber bin ich noch bereit, mit mir sprechen zu lassen.“

„Was wollen Sie denn?“

„Den Umtausch jener beiden Banknoten.“

„Ich weiß von keinen Noten!“

„Sie zahlten diese Summe für das Abkommen, welches Sie an der Scheune mit der Riesin trafen. Wenn Sie nicht wahnsinnig sind, so werden Sie nicht leugnen.“

„Die Riesin mag selbst kommen!“

„Sie hat keine Zeit.“

„Ich werde aber nur mit ihr verhandeln!“

„Das wird nicht gut möglich sein. Sie hat diese Angelegenheit in meine Hände gelegt, und ich habe den sehr guten Willen, dieselbe vollständig zu Ende zu führen.“

„Nun gut, die Riesin hat ihr Geld empfangen.“

„Aber in gestohlenen Scheinen, die sie nicht ausgeben konnte, wenn sie sich nicht arretiren lassen wollte.“

„So mag sie sie jetzt ausgeben. Man achtet nicht mehr darauf.“

„Vielleicht jetzt mehr als damals. Ich frage noch einmal: Sind Sie bereit, das Geld umzutauschen?“

„Ich habe keine solche Summe.“

„Leihen Sie sich den Betrag von Herrn Léon Staudigel, mit dem Sie heute noch speisen werden!“

Das war ihr doch zu viel.

„Mensch, sind Sie allwissend?“ fragte sie.

„Nein, sondern gut unterrichtet.“

„Ich kann auf keinen Fall das Geld schaffen!“

„So sind Sie verloren!“

„Aber die Riesin mit.“

„Meinen Sie? Sie hat schon noch ein Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen. Und überdies habe nicht ich auf sie Rücksicht zu nehmen. Mir ist es ganz gleich, wer zu Grunde geht, ob Sie Beide allein oder die Riesin mit ihrer Mutter.“

„Beide?“ ächzte die Alte, welche bisher vor lauter Schreck und Angst noch kein Wort gesagt hatte.

„Ja, Beide,“ antwortete er.

„Mich geht diese Sache gar nichts an!“

„Sie haben am Gottesacker gewacht. Verstanden! Ueberlegen Sie sich, was Sie thun wollen!“

„Wir haben weder Geld, es Ihnen zu geben, noch Zeit, uns die Sache zu überlegen. Wir wissen von Nichts. Nun machen Sie, was Sie wollen!“

„Sie denken, ich kann keine Beweise bringen?“

„Wo wollen Sie Beweise haben?“

„Unter der Scheune. Da liegt noch heute das Kind.“

Daran hatte sie nicht gedacht. Sie schwieg bestürzt.

„Mit Ihrem Schweigen haben Sie sich gefangen. Ich will Ihnen mein letztes Wort sagen. Gegen elf Uhr ist die Vorstellung beendet. Um diese Zeit bin ich wieder hier, um mir Ihre Entscheidung zu holen. Zahlen Sie auch dann noch nicht, so lasse ich Sie arretiren und unter Polizeibedeckung nach der Scheune führen, wo wir die Leiche des Kindes sicher finden werden. Bis dahin, gute Nacht!“

Er nahm das Buch vom Tische und entfernte sich. Einige Augenblicke lang sahen sich die Beiden stumm an; dann rief die Mutter jammernd:

„Welch ein Unglück! Wir sind verloren!“

„Still! Sprich leise! Man hört uns ja!“

„Und das kommt so schnell, so unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel!“

„Eine verdammt fatale Geschichte!“

„Hätten wir doch Geld!“

„Auch das würde uns nicht retten. Wir müssen nach anderer Hilfe suchen. Was ist zu thun?“

„Mir vergehen die Gedanken! Und, da sieh nach der Uhr! Es ist die höchste Zeit, im Theater einzutreffen.“

„Ja, das ist jetzt die Hauptsache. Vorwärts; ich muß siegen! Und dann — ah, Mutter, welch ein Gedanke! Wir sind nicht verloren! Wir können diese Riesin und ihren Boten auslachen!“

„Ist Dir etwas eingefallen?“

„Ja, ja. Ich muß freilich vielleicht auf das Souper mit Staudigel verzichten. Sobald ich nämlich fertig bin, verlassen wir das Theater durch die Seitenthür und eilen nach der Scheune. Die Leiche oder vielmehr das Gerippe muß fort. Ist es verschwunden, so kann kein Mensch eine Anklage erheben. Ich komme dann auch noch zeitig genug zurück, um mit nach dem Bellevue zu fahren. Brechen wir jetzt auf!“ —

Im Foyer des Residenztheaters saß Max Holm in einer sehr leicht erklärlichen Aufregung. Der Kampf zwischen den beiden Rivalinnen sollte beginnen. Er empfand eine förmliche Angst vor den nächsten zwei Stunden.

Er hörte, daß die Ouvertüre bereits begonnen hatte, und doch wartete er vergebens auf — nein, nicht vergebens: da kam er ja, der Fürst von Befour. Er ließ sich an dem Büffete ein Glas Wein geben, trank es aus und trat dann zu Holm, der ihm entgegenging.

„Ist's gelungen, Durchlaucht?“ fragte er.

„Ich bin es überzeugt.“

„Daß sie nach der Scheune gehen werden?“

„Ja. Ich möchte darauf schwören, daß sie sofort nach der ersten Vorstellung den Platz durch den kleinen Ausgang verlassen. Die Polizei ist bereits auf dem Posten. Und Sie?“

„Alles bereit.“

„Dieser famose Paukenschläger?“

„Nimmt sich allerliebst aus. Man muß ihn für eine Dame halten. Mein alter Papa Werner steht auf der Lauer, ihn am rechten Augenblick auch richtig zu plaziren.“

„Und der Balletmeister nebst der Frau des Claqueurs?“

„Der Wagen wird mich zur festgesetzten Zeit erwarten.“

„Haben Sie den Wirth des Bellevue benachrichtigt?“

„Natürlich! Er selbst ist herzlich gespannt auf den Spaß!“

„So wollen wir unsere Plätze aufsuchen. Ich höre bereits Musik. Die Ouverture ist im Gange.“ — —

Als Holm in die vergitterte Loge des Commissionsrathes eintrat, wendete sich dieser schnell zu ihm um.

„Mein Gott, wo bleiben Sie denn?“ sagte er. „Ich bin beinahe wie im Fieber. Wer wird siegen?“

„Die Amerikanerin.“

„Wirklich?“

„Ja. Man hat dafür gesorgt.“

„Gut, gut! Schön! Hören Sie, die Schlußacte! Der Vorhang wird sich gleich erheben!“

Sie setzten sich an das Gitter. Wohl noch selten hatte der Raum eine

solche Menge Zuschauer gefaßt, wie heute. Sogar in den Gängen standen sie, Kopf an Kopf eng an einander.

Jetzt rollte der Vorhang langsam auf. Die Scene stellte eine felsige Parthie vor, in deren Mitte sich eine tiefe, dunkle Grotte öffnete. Rechts und links neigten sich schlanke, helle Elfengestalten in den Hüften. Am Himmel begannen die Sterne zu glänzen, und der Vollmond verkündete sein Nahen durch einen jetzt noch schwachen, unbestimmten Schein, welcher über der Scene zitterte.

Da ward es im Hintergrunde der Grotte hell. Die Königin der Nacht erstand in derselben. Bereits waren die Umrisse ihrer vollen, üppigen Gestalt zu erkennen. Sie kam weiter und weiter hervor, je höher der Mond emporstieg, und da — da stand sie nun im Freien, von seinem silberhellen Schein bestrahlt.

Aus dem dunklen, mit goldenen Sternen besäeten Schleier, welcher von ihrem mit einer Krone geschmückten Haupte wallte, stachen die wollüstigen, in fleischfarbige Tricots gekleideten Formen hervor. Und diese Formen bekamen jetzt Bewegung.

Bei ihrem Erscheinen hatte sich ein Beifallssturm erhoben, der gar nicht enden wollte. Glaubte man, daß er zu Ende sei, so begann er von Neuem.

„Gemacht, künstlich gemacht!“ sagte der zornige Commissionsrath. „Das ist die Claque, die Bestie!“

Und nun tanzte sie. Es war der Tanz eines Weibes, welches nur den Zweck hat, Fleisch zu zeigen, um die Lüste des anderen Geschlechtes zu entfesseln. Von einer Characteristik, von einer durchdachten Durchführung eines mit Ernst aufgefaßten Grundgedankens war keine Rede.

Und dennoch hielt der Applaus während des ganzen Actes und auch während des zweiten an, so daß man nicht sagen konnte, ob man Musik gehört habe oder nicht.

Am Schlusse dieses zweiten, letzten Actes regnete es von allen Seiten Blumen und Bouquets, und der Jubel des durch die Claqueurs mit fortgerissenen Hauses war ein frenetischer, ein betäubender zu nennen.

„Rücksichtslos und im höchsten Grade unartig!“ zürnte der Commissionsrath. „Was sagen Sie dazu, Herr Doctor?“

„Staudigel's Werk!“

„Ganz richtig! Und dazu zwei Wagenladungen voll Blumen! Das ist Unsinn! Das ist sogar Blödsinn!“

Endlich fiel der Vorhang. Hinter demselben wurde die Leda von allen Seiten beglückwünscht. Sie schien in einem Meer von Wonne zu schwimmen, hatte sich aber trotzdem ganz ungewöhnlich bald in ihre Garderobe zurückgezogen, und bei den Vorbereitungen zur Wiederholung des Stückes bemerkte es Niemand, daß sie mit ihrer Mutter durch die hintere, schmale Treppe entschlüpfte. Draußen aber, als die Beiden in's Freie traten, wurden sie von wachsamen Leuten sofort bemerkt, welche bereits auf sie gewartet hatten.

Unterdessen hatte die Musik wieder begonnen, und Aller Augen richteten sich voller Spannung auf den Vorhang.

V. S.

Endlich stieg er empor. Dieselbe Scene wie vorher; dieselbe Gruppirung von Elfen und Nymphen. Auch jetzt begann es im Innern der Grotte zu dämmern, und die Königin trat hervor. Aber welch eine andere Königin war diese jetzt!

Nicht schwarz ging sie, sondern in weiße, duftige Wolken gehüllt, wie die Federwölkchen über den nächtlichen Himmel gleiten. Die herrlichen Glieder waren züchtig verhüllt, und um diese duftigen Wolken wallte der durchsichtige Schleier von jenem tiefen Blau, welches dem Himmel der letzten Herbstnächte eigen ist.

Nichts von Sternen und Flittergold! Aber überall, allüberall an dieser entzückend schönen Gestalt flimmerte und brillirte es in echtem Glanze. Das waren die Brillanten, welche Millionen kosteten.

Bei ihrem Erscheinen war es einen Augenblick lang still, tief still gewesen; dann aber brach ein Beifall los, der ein zu natürlicher war. Sie verneigte sich würdevoll, um zu danken, aber sofort zuckte auch das schöne, unter tausend Smaragden und Rubinen leuchtende Haupt empor. Man hatte einen scharfen, schrillen Pfiff gehört. Ihm folgte einer und noch einer. Plötzlich pfiff es an zehn, zwanzig, vierzig Puncten; ein teuflisches Zischen und Klopfen kam dazu, und der Beifall war übertönt.

Ellen stand bewegungslos. Sie zuckte mit keiner Wimper. Sie wartete, bis sich der wüste Lärm gelegt haben werde. Auch die Musik schwieg.

So verging eine ganze Weile, bis endlich der Tactstock wieder das Zeichen dazu gab. Kaum aber wollte Ellen beginnen, so brach der Spectakel von Neuem los.

So ging es dreimal, viermal. Sie verlor weder ihre Fassung, noch ihre Geduld. Dadurch ermüdete sie die Claqueurs, und so kam es, daß sie schließlich doch beginnen konnte.

Aber welch ein Tanz war das! Jedes Glied an ihr war eine Gewißheit des Sieges. Ihr Körper war bewegt, aber nicht im Ballete. Nicht er tanzte, sondern ihre Seele hatte sich seiner bemächtigt zur Offenbarung der Geheimnisse, welche im Schleier der Nacht der Erlösung entgegenharren. Das war — halt! Warum horchte sie jetzt plötzlich auf? Warum richteten sich ihre dunklen, leuchtenden Augen so durchbohrend nach dem Orchester?

Und wieder begann sie, umschwebt von der Schaar der Elfen; aber sofort auch fuhr sie wieder zur Seite und ließ die bereits erhobenen Arme sinken. Dadurch kamen die Elfen aus dem Tacte. Sie warf den Kopf zur Seite und riß sich den Schleier vom Haupt herab. Sie hatte aufgehört zu tanzen.

Da erhob sich ein wahrhaft höllisches Zischen, Pfeifen, Stampfen und Klopfen. Sie schien es nicht zu hören. Sie trat langsam vor, ganz vor bis nahe an das Pult des Dirigenten und wartete.

Natürlich mußte die Musik wieder schweigen. Ueber fünf Minuten dauerte der Lärm; dann hatte man für jetzt genug. Was würde sie thun? Würde sie vielleicht nochmals beginnen?

Eine erwartungsvolle Stille trat ein. Da aber bückte sie sich schnell

zum Pulte des Capellmeisters herab. Im Nu hatte sie die Partitur in der Hand. Sie warf einen Blick auf die Stellen, welche verändert worden waren, um sie irre zu machen, und dann flog die Partitur weit fort, zwischen die Coulissen hinein.

Sie erhob den Kopf; ihr Blick schweifte stolz und fest über die aufgeregte Menge.

„Pöbel!“ erklang es hell und sonor von ihren Lippen.

Dann drehte sie sich um und verschwand mit stolzen, langsamen Schritten zwischen den pappenen Felsen.

Nur einen kurzen Augenblick noch währte das Schweigen; dann aber brach ein Brüllen, Schreien und Toben los, wie man es aus menschlichen Kehlen für unmöglich hätte halten sollen.

„Donner und Doria!“ fluchte der Commissionsrath. „Doctor, Sie haben doch nicht Recht! Sie sagten — ah, Sapperment, wo ist der Kerl hin?“

Holm war verschwunden. Er empfand eine fürchterliche Angst um die Sicherheit des herrlichen Mädchens. Er war fort geeilt, um nach Polizei zu suchen.

Unterdessen hatte die Leda mit ihrer Mutter zu Fuß die Straßen durchwandert. Sie waren in der Nähe des Kirchhofes angekommen.

„Dort war es,“ sagte sie. „Dort an jener Stelle stieg ich über die Mauer. Hätte ich es doch nicht so gemacht. Hätte ich das Kind doch lieber in den Fluß geworfen!“

„Diese klugen Gedanken kommen jetzt zu spät,“ brummte ihre Mutter. „Besser wäre es gewesen!“

„Baron Franz war schuld!“

„Werden wir unglücklich, so fällt er mit! Das sage ich.“

„Unglücklich? Wir? Daran ist nicht zu denken. In einer Viertelstunde ist Alles gethan!“

„Wohin aber schaffen wir das — das Gerippe?“

„In den Fluß.“

„Der ist zugefroren.“

„Wir treten ein Loch in das Eis. Komm nur!“

Sie schritten der Kirchhofsmauer entlang und dann auf die Scheunen zu. Dort angekommen, besannen sie sich.

„Weißt Du noch, wo es war?“ fragte die Alte.

„Ja, dort an der zweiten Scheune. Komm nur!“

Sie fanden die Stelle mit ziemlicher Leichtigkeit. Sie kauerten sich neben einander nieder und begannen, den Schutt mit den Händen zu entfernen.

„Wie weich!“ bemerkte die Alte. „Man sollte meinen, daß wir das Loch damals fester zugemacht haben!“

„Das Gestein ist während der Zeit zerbröckelt.“

Sie arbeiteten mit Anstrengung. Der Durchzug wurde frei, aber die Stelle war leer.

„Es scheint gar nichts mehr da zu sein,“ sagte die Leda.

„Greife einmal weiter hinein!“

Sie that es, so weit sie es konnte, und zog dann den Arm zurück.

„Leer, vollständig leer!“ sagte sie.

„Das ist doch kaum möglich!“

„Warum nicht?“

„Sollte ein menschlicher Körper so schnell verwesen!“

„Vielleicht doch! Der Leib eines Kindes geht wohl viel eher in Auflösung über, wie derjenige eines erwachsenen Menschen. Aber eigenthümlich kommt es mir doch vor!“

„Verdächtig sogar, sehr verdächtig!“

„Natürlich ist es verdächtig, wenn zwei Frauen des Nachts hier auf die Leichensuche gehen!“

Diese Worte, von einer männlichen Stimme gesprochen, ertönten hinter ihnen. Ein doppelter Schrei furchtbaren Schreckes erscholl. Sie fuhren herum und erblickten eine ganze Anzahl Polizisten, von denen sie eingeschlossen waren, so daß sie an eine Flucht gar nicht denken konnten.

„Was thun Sie hier, Fräulein Leda?“ fragte der Obergensd'arm, denn dieser war der Sprecher.

Sie antwortete nicht; darum wiederholte er seine Frage:

„Ich — ich — — —“ stammelte sie.

„Nun, was wollten Sie?“

„Ich — weiß es nicht.“

„So will ich Ihnen Zeit geben, sich zu besinnen. Ich erkläre ihre Majestät, die Königin der Nacht, für unsere Gefangene. Die Frau Mama ist natürlich mit eingeladen.“

Sie wurden fortgeschafft. — —

Nicht nur im Zuschauerraum des Theaters, sondern auch hinter der Scene hatte es eine ungeheure Aufregung gegeben. Nur Ellen allein hatte ihre Ruhe bewahrt. Sie raffte in möglichster Schnelligkeit alles ihr Gehörige zusammen, warf den Mantel über und entfernte sich in Gesellschaft des Theaterdieners, der ihr heute zu Diensten gestellt worden war, durch dieselbe Hintertreppe, welche einige Zeit vorher auch die Leda benutzt hatte.

Während vorn an der Theaterfront der Lärm sich zu erheben begann, gelangte sie an der hinteren Seite ganz unbemerkt zu einer Droschke, von welcher sie sich nach Hause bringen ließ. Nur Einer hatte sie gesehen — Max Holm. Und nun er wußte, daß sie sich in Sicherheit befinde, ging er ruhig von dannen.

Vorher schon hatte neben dem Hauptportale eine zweispännige Equipage gehalten. Der Kutscher saß auf dem Bocke, und ein Lohndiener stand neben dem Geschirr. Da kam ein Mann um die Ecke. Er trug die Livree eines Theaterdieners. Es war der alte Werner, der sich noch im Besitze seines Anzuges befand.

Er trat zu dem Diener heran und fragte:

„Für wen ist diese Equipage?“

„Für die betreffende Dame.“

„Ah! Maskirt?“

„Ja.“

„Und der betreffende Herr?“

„Ist bereits voraus.“

„Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

Er eilte zurück bis zu einem Säulenvorsprung, hinter welchem eine verhüllte Dame stand.

„Jetzt ist es Zeit. Gehen Sie! Der Claqueur ist bereits voran. Weshalb, das weiß ich nicht. Vielleicht hat er sehen wollen, ob man seinen Befehlen nachgekommen ist. Dort steht die Equipage.“

Die Dame trippelte herbei und stieg ein. Trotz des breitkrämpiger Winterhutes, welchen sie trug, konnte man bemerken, daß der obere Theil ihres Gesichtes von einer schwarzen Halbmaske bedeckt war.

Herr Léon Staudigel war allerdings voraus geeilt, aber nicht etwa, um seinen Befehlen doppelten Nachdruck zu geben, sondern um zu verhindern, daß man etwa gar zu splendid verfahre. Er war überzeugt, daß der Wirth ihr gar nicht kenne, und ließ sich von diesem, den er an der Thür wartend fand, nach oben führen.

Das Arrangement war glänzend ausgefallen. Fast wurde ihm für seine Casse bange.

„Was werden Sie berechnen?“ fragte er.

„Sechszig Gulden,“ lautete die Antwort.

„Herr, mein Heiland!“

„Gnädiger Herr scherzen. Ich bin überzeugt, eine hochfürstliche Persönlichkeit vor mir zu haben.“

Dies schmeichelte ihm, und da er erwartete, ein höchst angenehmes Stündchen mit der Leda zu verleben, so beruhigte er sich.

Nach einiger Zeit hörte man Schellengeläute unten an der Thür halten, und dann ließ der Wirth die — Leda herein.

„Wünschen die Herrschaften sofort zu soupiren?“ fragte er.

„Ja, gleich,“ antwortete sie.

„Stehe im Augenblick zu Befehl.“

Als er sich für die Dauer dieses erwähnten Augenblickes entfernt hatte, ergriff Herr Léon seine Dame beim Arme.

„Aber, mein Kind, warum denn sogleich essen?“ fragte er. „Konnten wir nicht vorher ein Wenig unter uns bleiben?“

„Später!“

„Gieb mir nur wenigstens Deine schönen Lippen zu einem süßen Kusse.“

Er zog sie an sich, küßte sie und fand auch gar kein Widerstreben. Nur schien der Kuß einigermaßen nach Tabakspfeife zu schmecken.

„Sie wird eine Cigarette geraucht haben,“ dachte er, indem er sich den Mund abwischte.

Dann umarmte er sie abermals und fragte:

„Legen wir ab oder nicht?"

„Nein," flüsterte sie verschämt.

„Wie schade! Sie sind doch in — — —"

Er knöpfte drei Knöpfe ihres Regenmantels auf und erblickte die vollen Beine in fleischfarbenen Tricots und das kurze, schwarze Spitzenröckchen, welches sie heute unter dem Sternenschleier getragen hatte. Sie aber klopfte ihm abwehrend auf die Hand und sagte:

„Jetzt nicht, lieber Léon!"

„Gut, später, später!" stimmte er bei, sich die Hände reibend. „Wir werden sehr glücklich sein, sehr! Nicht?"

„Ja, sehr. Ich kann es kaum erwarten."

„Du Liebe, Süße Du!"

Er drückte sie innig an sich, wurde aber leider vom Wirthe gestört, welcher nun begann, seiner Pflicht zu warten.

Das Essen begann. Herr Léon Staubigel nippte nur. Er mochte denken, wenn viel übrig bleibe, so habe er weniger zu bezahlen. Darum bemerkte er zu seinem Erstaunen, welches sich nach und nach zu einem wahren Entsetzen steigerte, daß die Leda einen wahrhaft kannibalischen Appetit, ja geradezu Hunger entwickelte.

Zwischen ihren Zähnen verschwanden Vorräthe, an denen Familien satt gehabt hätten. Er konnte es gar nicht begreifen, wie das so möglich sei. Er aß desto weniger, aber je sparsamer er sich zeigte, desto fleißiger war sie. Sie schien eine wahre Wuth zu besitzen, mit Allem, was es gab, vollständig aufzuräumen. Er sah ihre rothen Lippen, er sah ihre prächtigen, weißen Zähne. Aber diese Lippen öffneten sich so weit, daß ein halbes Pfund Salami auf einmal hineingelangte, und diese Zähne zermalmten die saftigen Hammelrippchen mit solcher Leichtigkeit, als ob sie eigentlich das rechtmäßige Eigenthum einer englischen Bulldogge seien. Und dazu floß der theure Wein in so großen, vollen Schlucken hinab, als sei der berühmte Fahnenschmied des ‚starken August' vom Tode erstanden. — —

Zur angegebenen Zeit hielt Max Holm vor der Wohnung des Ballettmeisters. Kaum hatte er mit der Peitsche das Zeichen gegeben, so öffnete sich die Thür, und zwei Frauengestalten erschienen unter derselben.

„Lebe wohl, mein guter Arthur!" sagte die Eine.

„Adieu, mein Liebling!" meinte die Andere.

„Hält der Unterrock noch fest?"

„Bis jetzt, ja."

„Und laß ja die Strumpfenbänder nicht herabfallen. Ihr Herren habt so wenig schöne Rundung an dem Unterbeine! Und tritt ja nicht vorn auf das Kleid."

„O nein, Aurorchen!"

„Hast Du den Fächer?"

„Ja, hier!"

„Zerbrich ihn nicht! Du weißt, es ist ein altes Erbstück, welches mir

sehr theuer ist. Sollte irgend etwas aufplatzen, ein Heftel oder ein Band, eine Schleife, so hast Du Zwirn und Nähnadel im Pompadour. Komm, gieb mir noch einen Kuß."

„Hier, mein Liebling!"

Sie küßten sich. Dann sagte sie:

„Und noch Eins: Denke an mich! Bleibe mir ja treu, selbst wenn Dich Jemand für eine Dame halten sollte."

„Habe keine Sorge, ich gehöre Dir!"

„Nun, so steige ein. Nimm aber vorn Alles in die Höhe, sonst trittst Du mir sämmtliche Franzen ab. So, da bist Du drin. Gute Nacht, bester Arthur!"

„Gute Nacht, theuerstes Aurorchen!"

Die Pferde setzten sich in Bewegung und hielten erst vor der Thür des Bellevue wieder an. Der Balletmeister stieg aus und wurde von dem Wirthe empfangen.

„Ist die Dame hier?" fragte er, indem er von dem Genannten die Treppe emporgeführt wurde.

„Dame?"

„Ja, die allerhöchste Dame."

„Die sind ja Sie!"

„Hm! Ach so! Ja, ja! Wer kommt noch?"

„Nun, der betreffende Herr."

„Herr? Alle Wetter! Ist die Staffelei bereits da?"

„Nein."

„Bitte, treten Sie hier ein, Madame, und verhalten Sie sich möglichst still. Es speisen sehr hohe Herrschaften im Nebenzimmer.

„Sehr wohl!"

Holm fuhr unterdessen zurück und an dem Hause des Chefs der Claque vorüber. Er hatte kaum an der nächsten Ecke angehalten, so kam ein langer, hagerer Türke angestiegen.

„Ich bin's!" sagte er.

„Steigen Sie ein!"

„Wollen Sie mich nicht vorher einmal mustern?"

„Das wird die betreffende Dame thun."

„Ganz nach Befehl."

Kurze Zeit später lud er die männliche Kleopatra am Bellevue ab. Sie wurde von dem Wirthe empfangen und nach der ersten Etage geführt.

„Ist die Dame bereits da?"

„Schon längst."

„O weh! Sie wird zornig sein."

„O nein. Sie ist von sehr sanftem Character. Bitte, treten Sie gefälligst hier ein."

Herr Arthur erhob sich respectvoll. Beide begrüßten sich durch eine beiderseits sehr tiefe und ehrerbietige Verneigung. Dann fragte der Balletmeister mit flüsternder Stimme:

„Bitte, Sie wünschen doch, von Fremden nicht beobachtet zu werden?“

„Ja, gewiß!“ antwortete Kleopatra.

„Dann dürfen wir nur sehr leise sprechen.“

„Warum?“

„Im Nebenzimmer speisen allerhöchste Herrschaften.“

„Ich denke, Euer Gnaden sind —“

Sie hielt mitten in der Rede inne. Drüben hatte soeben der Wirth mit lauter Stimme gesagt:

„So, meine Herrschaften, das war das Ende des Desserts. Befehlen Sie noch etwas?“

„Nein. Wir haben genug. Lassen Sie uns jetzt allein und kommen Sie nicht eher, als bis Sie gerufen werden.“

Diese Stimme kam Kleopatra wunderbar bekannt vor. Sie fuhr dann in zärtlichem Tone fort:

„Jetzt, meine Süße, sind wir allein. Laß Dich umarmen!“

„Darf ich fragen, ob wir beginnen wollen?“ flüsterte jetzt der als Dame verkleidete Arthur.

„Ich stehe zu Diensten, gnädiges Fräulein.“

„O nein, nicht Sie, sondern ich, Hoheit.“

„Königliche Gnaden scherzen. Ich ersterbe in Ehrfurcht, mich Hochdero Befehlen gehorsamst —“

Wieder hielt sie inne. Drüben knackte ein Sopha, und dann sagte die bekannte Stimme:

„Also, den Regenmantel ausziehen!“

„Nicht doch!“ antwortete eine weibliche.

„Bitte, bitte! Wollen Sie sich zieren?“

„Wenn Jemand kommt!“

„Kein Mensch kommt! Die Maske will ich jetzt noch dulden, aber der Mantel muß weg.“

„Aber Ihre Frau Gemahlin!“

„Ist ein Drache!“

„Das finde ich nicht.“

„Nun, ich dächte, Sie hätten es bemerken müssen, als sie uns so unerwartet beim Küssen störte. Mit welcher Verachtung Sie sich da behandeln lassen mußten! Bitte, bitte, einen Kuß!“

Man hörte das Geräusch einiger schallender Küsse. Herr Arthur dachte im Stillen:

„Sapperment, ist das eine fatale Lage Meine allerhöchste Dame darf von solchen Sachen doch nichts hören, und mir fällt aber auch nichts ein, was ich thun könnte, dieses Volk da drüben zur Vernunft zu bringen.“

Und flüsternd fügte er hinzu:

„Wie wünschen Sie das Porträt?“

„Ganz nach Dero Befehl. Doch mit dem Säbel in der Hand?“

„Säbel?“ fragte er.

„Ich glaube Euer Hoheit Gesandten recht verstanden zu haben, als er von Säbel, Dolch und Pistolen sprach."

„Meine liebe, herrliche Leda!" erklang es drüben.

„Süßer Léon," antwortete es.

„Liebst Du mich?"

„Wie mein Leben. Ich könnte auf Deine Frau eifersüchtig sein, wie Othello."

„Auf diese? Pah! Ich nahm sie nur des Geldes wegen."

Da richtete sich Kleopatra in eine begierig horchende Stellung auf.

„Komm, küsse mich, Leda!" hörte man drüben.

„Ja, komm mein Léon, mein süßer Staudigel!"

Ein breites Klatschen ließ vermuthen, daß da drüben mit Absicht so laut geküßt wurde. Aber in diesem Augenblicke stand auch Kleopatra an der Thür, welche die beiden Zimmer verband. Ein Griff, ein Druck, und sie flog auf. Sie war nicht verriegelt gewesen.

Auf dem Sopha saß Herr Staudigel, ohne Maske. Auf seinem Schooße saß ein üppiges Frauenzimmer in Tricots, mit Maske. Beide in innigster Umarmung.

„Herr, mein Gott! Mensch, was fällt Dir ein!" zeterte Kleopatra.

Staudigel fuhr empor und antwortete zornig:

„Herr, was wollen Sie hier? Was haben Sie in diesem Zimmer zu suchen, he?"

„Das will ich Dir gleich zeigen! Kennst Du mich?"

Sie riß ihre Maske herab. Er fuhr ganz entsetzt zurück, er konnte keinen Laut von sich geben.

„Welch eine Ueberraschung!" schrie sie. „Du hier mit der Leda! In diesem Aufzuge! Auf diesem Sopha! Also deshalb hattest Du so lange Zeit zu thun!"

Nun folgte eine Fluth von Verwünschungen, eine Eruption glühendster Eifersucht, welche gar nicht zu beschreiben ist. Er hörte ganz ruhig zu. Endlich aber fragte er sie doch:

„Wie aber kommst Du hierher? In diesem Aufzuge?"

„Ich? Ich bin herbefohlen worden durch Hoheit, welche die Gnade hatten, mich als Modell —"

Sie kam nicht weiter. Herr Léon Staudigel hatte den verkleideten Balletmeister erblickt. Ein Gedanke schoß durch seinen Kopf.

„Wer ist das?" fragte er. „Du als Mann verkleidet; hier vielleicht ein Mann als Frau verkleidet! Wollen doch einmal sehen! Herunter mit der Larve!"

Er riß die Maske weg und schlug die Hände zusammen.

„Der Balletmeister!" rief er aus. „Ah! Habe ich das saubere Pärchen erwischt? Man giebt sich ein Stelldichein und spielt gegen mich den Richter? Euch soll der Teufel holen! Euch Beide will ich springen lassen!"

Aber Niemand war so erschrocken und verblüfft, als eben der Balletmeister und Frau Staudigel.

V. S.

„Sie sind es?“ stieß sie hervor.

„Und Sie sind es?“ fragte er ebenso.

Und während sie sich anstaunten, trat der Wirth herein, mit einem Papiere in der Hand.

„Herrschaften verzeihen!“ sagte er. „Darf ich mir gestatten, die Rechnung vorzulegen?“

„Für wen?“ fragte die Frau des Claquers.“

„Für diesen Herrn.“

Dabei deutete er auf ihren Mann.

„Wie hoch ist diese Rechnung?“ erkundigte sie sich.

„Gerade sechszig Gulden.“

„Sechszig Gulden! Herr, mein Heiland! Wie lange Zeit hat er da schon geborgt?“

„Gar nicht. Es ist für das heutige Souper.“

„Was? Wie? Für das Abendessen heute?“

„Ja.“

Da faßte sie ihren Mann beim Kragen und schrie:

„Mensch, bist Du verrückt! Sechszig Gulden an dieses Frauenzimmer zu wenden! Ich werde Dich —“

„Guten Abend die Herrschaften!“ ertönte es laut hinter ihnen, und als sie sich umblickten, stand Holm da.

„Verzeihung, daß ich störe! Ich bitte mir den Herrn Paukenschläger Hauk aus. Wir müssen nach Hause.“

Hauk nahm die Maske ab, warf den Regenmantel um, verbeugte sich gegen Alle und sagte dann:

„Besten Dank, mein süßer Léon! Ich habe noch nie in meinem Leben so fein gespeist. Jetzt kannst Du dafür Deine Alte küssen. Gute Nacht, meine Herrschaften!“ —

Vierte Abtheilung.

Die Sclaven des Goldes.

Am Spieltische.

Es war am Vormittage desselben Tages, an welchem des Abends jene aufregende Theatervorstellung stattfand. Der aus der Residenz kommende Zug lief in den Perron ein, und ihm entstieg unter anderen Passagieren auch der bekannte Jude Salomon Levi.

Was mochte er hier in Rollenburg zu thun haben?

Er hatte heute ein förmlich festtägliches Aussehen. Sein sonst mit rauhen Bartstoppeln bedecktes Gesicht war glatt rasirt. Er schien sich heute überhaupt einmal sorgfältig gewaschen und gereinigt zu haben, und wenn auch sein Anzug nach einem jetzt längst veralteten Schnitte gefertigt war, so mußte man ihn doch wenigstens sauber und fleckenlos nennen.

Der alte Jude hielt sich gar nicht auf dem Bahnhofe auf, sondern er ging sogleich nach der Stadt und schlug, in derselben angekommen, die Richtung nach dem Schlosse ein.

Als Landesgefangenenanstalt war dasselbe nicht leicht zugänglich, sondern von einer hohen Mauer umgeben. Ein einziges Thor führte in das Innere. Dort angekommen, zog Levi an der Glocke.

Im Inneren der Mauer und des Thores stand der wachthabende Militärposten. Dieser öffnete einen kleinen Schieber und blickte durch die so entstehende Oeffnung hinaus. Er sah auf den ersten Blick, daß er es mit einem Israeliten zu thun habe und frug in barschem Tone:

„Wer da draußen?"

„Wer da draußen, haben Sie gefragt? Ich bin es, der da draußen ist, gnädiger Herr von der Schildwache!"

„Das sehe ich, daß Sie es sind! Aber wer sind Sie denn?"

„Ich bin der Herr Salomon Levi aus der Wasserstraße in der Hauptstadt, ein Handelsmann von allerlei Gold und Geschmeide."

„Was wollen Sie?"

„Ist nicht der Director des Zuchthauses mit seinem Namen ein Herr Hauptmann und Regierungsrath von Scharfenberg?"

„Ja."

„Und ist nicht bei ihm zu Besuch der Herr Lieutenant, welcher sich nennt Bruno von Scharfenberg?"

„Ja."

„Diesen Herrn Lieutenant suche ich."

„Ist's nothwendig?"

„Ja. Es ist eine Sache vom Geschäfte, welche sich läßt nicht aufschieben einige Augenblicke."

„So will ich Sie einlassen."

Das Thor knarrte in seinen Angeln und der Jude durfte eintreten. Er sah einen weiten, gepflasterten Hof vor sich, welcher von hohen, mit kleinen Gitterfenstern versehenen Gebäuden eingefaßt war.

„Au wai, muß es schlimm sein, zu wohnen in diesen Logis da droben!" entfuhr es ihm.

„So nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einmal in die Lage kommen, hier einquartirt zu werden!"

„Gott Abrahams, das werde ich lassen bleiben! Aber wie habe ich zu gehen, um zu kommen zum Herrn Lieutenant?"

„Sehen Sie dort an der Thür den zweiten Posten! Der wird Sie anmelden."

Der Jude folgte dieser Weisung und wurde durch einige enge Gänge und über einige dunkle Treppen nach einem helleren Vorzimmer geführt, in welchem er zu warten hatte. Der Soldat meldete ihn an und wies ihn dann in ein anderes Zimmer, in welches erst nach längerer Zeit der Lieutenant Bruno von Scharfenberg eintrat.

Dieser musterte ihn mit wegwerfenden Blicken und fragte dann kurz und rauh:

„Sind Sie dieser Salomon Levi?"

„Ich habe die Ehre, es zu sein, gnädiger Herr Lieutenant."

„Ich kenne Sie nicht. Was wollen Sie von mir?"

„Ich komme zu Ihnen nach Rollenburg, weil ich mich habe müssen erkundigen nach Ihrer Wohnung in der Residenz und Sie dort nicht fand zu Hause."

„Was hatten Sie dort zu suchen?"

„Ich suchte dort heute früh den Herrn Lieutenant, weil ich ihm habe zu zeigen ein kleines Papierchen."

„Ein Papier?" fragte der Lieutenant. „Meinen Sie etwa einen Brief?"

„Nein, sondern ich meine dieses Zettelchen, auf welches Sie haben geschrieben Ihren geehrten Namen."

Er zog eine Brieftasche hervor nahm aus derselben einen Wechsel und gab ihn dem Lieutenant hin. Dieser wechselte die Farbe und stieß die Worte hervor:

„Donnerwetter! Daran habe ich gar nicht gedacht!"

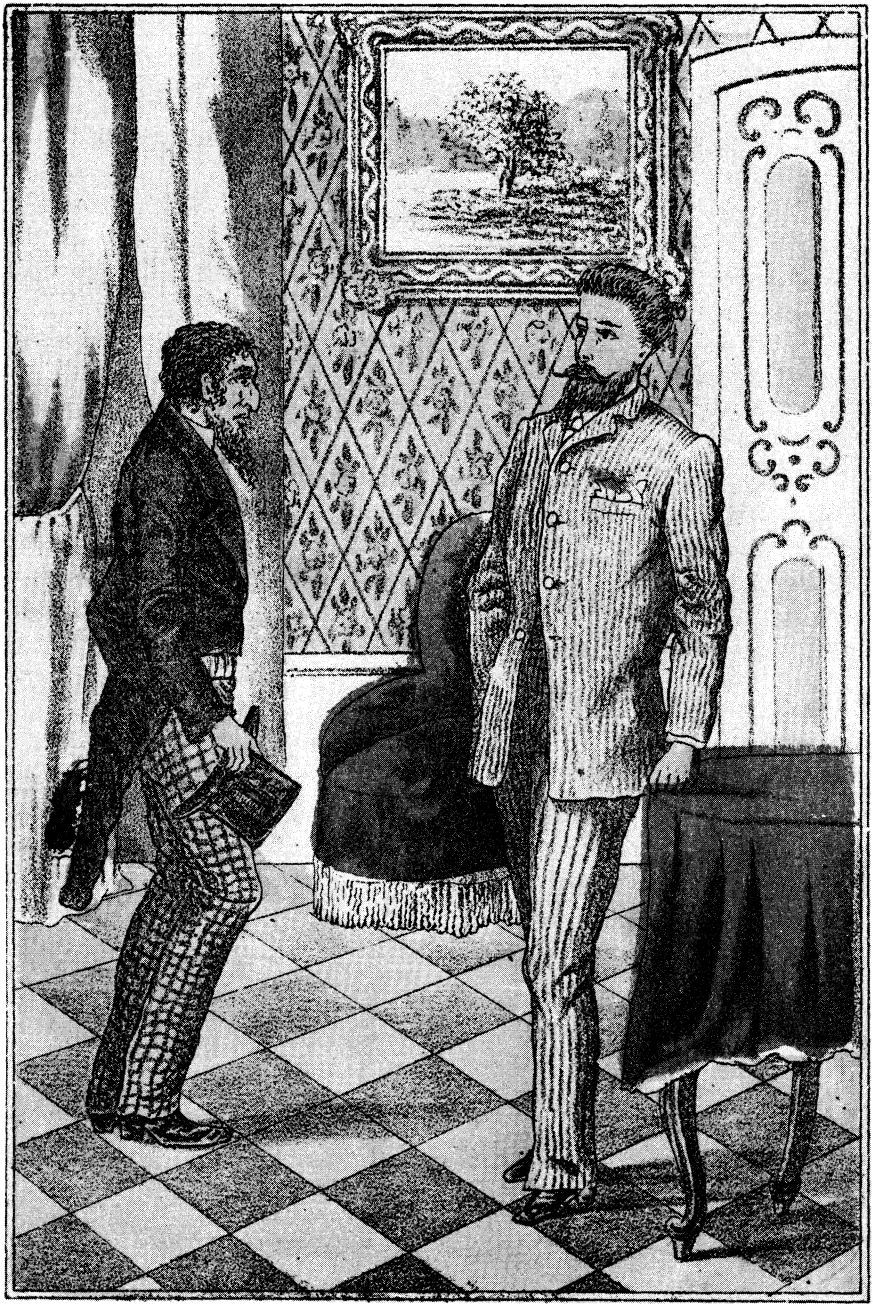
„Schadet nichts, gnädiger Herr! Habe doch ich gedacht daran!"

„Ich hatte mir das Datum nicht notirt."

„Das war nicht nöthig, da es doch ist notirt auf der ersten Zeile dieses Acceptchens."

Der Lieutenant befand sich in sichtlicher Verlegenheit. Er überflog die auf der Rückseite stehenden Namen und sagte dann mit unsicherer Stimme:

„Muß dies denn heute gleich sein?"



„Sind Sie dieser Salomon Levi?"

Vert S. (61.)

„Ja, heute, weil dieser Tag ist angegeben auf dem Papier."

„Ich habe drei Tage Zeit!"

„Das sagen Schuldner, welche sind faul in der Casse; der Herr Lieutenant aber ist ein reicher Cavalier; er wird bezahlen die kleine Summe sofort."

„Kleine? Sind Sie des Teufels? Zweitausend Gulden!"

„O, was sind zweitausend Gulden für den Herrn Lieutenant Bruno von Scharfenberg!"

„Na, ja! Aber ich habe sie augenblicklich nicht in Händen!"

„Wie? Wird doch haben der Herr Lieutenant das Geld in Bereitschaft, da doch heute ist der Tag der Zahlung!"

„Ich habe doch bereits erwähnt, daß ich nicht daran gedacht habe."

„Das ist mir nicht angenehm. Ich bin gelaufen umsonst nach Ihrer Wohnung und mußte dann fahren für mein Geld und mit großer Versäumniß meiner Zeit nach Rollenburg, um zu präsentiren das Wechselchen. Ich kann nicht zurückkehren ohne den Betrag.

„Unsinn! Sie werden warten."

Der Jude machte eine Bewegung des Schreckes und sagte:

„Warten? Warum nimmt man in Zahlung ein Accept? Weil man ist überzeugt, zu erhalten das Geld sofort und augenblicklich bei der Vorzeigung des Papieres."

„Pah! Ihr Name ist ein israelitischer. Sie sind Jude?"

„Ja, ich bin ein Kind des Volkes Israel."

„Machen Sie etwa in Wechseln?"

„Machen? In Wechseln? Ich verstehe nicht, was der Herr Lieutenant meinen. Ich bin ein armer Händler. Ich kaufe ein gebrauchte Sachen, um sie wieder zu verkaufen an arme Leute. Was kann ich von ihnen nehmen für Profit? Einen Kreuzer oder zwei, mehr nicht."

„Der Profit scheint denn doch nicht so gering zu sein, da Sie Wechsel in solchen Beträgen giriren. Ich bin überzeugt, daß Sie warten können!"

„Ich kann nicht warten eine Stunde. Ich muß zurück mit dem nächsten Zuge, um zu bezahlen selbst einen Gläubiger, welcher hat weder Geduld noch Nachsicht mit meiner eigenen Armuth."

„O, Euch Juden kennt man. Ihr hängt zusammen wie die Glieder einer Kette. Warten Sie nur ruhig. Ich werde übermorgen bezahlen. Da ist mein Urlaub um, und ich kehre nach der Residenz zurück.

„Uebermorgen? Gott meiner Väter! Mein Gläubiger will haben heute das Geld; wie kann ich da warten bis übermorgen?"

„Flunkern Sie nicht!"

„Flunkern? Ich sage die Wahrheit, welche ist so rein wie Gold von vierundzwanzig Karat. Ich muß bitten, mir zu bezahlen diese zweitausend Gulden!"

„Ich kann nicht."

„Dann muß ich gehen sofort zum Advocaten, um zu legen Protest auf das Papier."

„Mensch! Das werden Sie doch nicht?"

„Was soll ich sonst thun? Wenn ich nicht protestire, so gilt das Papierchen nur als einfache Verschreibung von der Schuld."

„Aber ich bezahle ja noch vor Ablauf der Frist!"

„Weiß ich's!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort!"

„Was heißt dieses Wort? Was thue ich mit dem Worte? Wie viel ist es werth, Herr Lieutenant?"

„Zweitausend Gulden in diesem Falle!"

„Das ist Ihre Meinung aber nicht die meinige."

„Jude! Ich soll doch nicht etwa annehmen, daß Sie an meinem Worte zweifeln! Ich bin Officier!"

„Und ich bin ein Mann des Geschäftes, welcher sein Geld sehr nothwendig braucht. Sie haben bereits gegeben Ihr Wort und wollen es doch nicht halten."

„Wie? Was sagen Sie? Ich hätte es bereits gegeben?"

„Ja."

„Wann denn und wem denn?"

„Hier steht es auf dem Papierchen. Sie haben gegeben Ihr Wort, heute zu bezahlen. Ein schriftliches Wort sollte sogar mehr gelten, als eins, was ist worden gegeben mündlich."

„Sie haben eine verdammt eigenthümliche Logik. Wenn Sie bis übermorgen warten, werde ich mich sehr gern zu einer angemessenen Gratification verstehen!"

„Gratification? Was thue ich mit der Gratification! Ich muß haben jetzt gleich mein Geld, um bezahlen zu können meine eigene Schuld."

„Aber, zum Donnerwetter, ich sage Ihnen ja, daß ich kein Geld habe! Verstanden?"

„Und ich habe gesagt, daß ich welches brauche. Der Herr Lieutenant ist auf Besuch bei seinem Herrn Onkel. Der Herr Regierungsrath ist ein Mann von Vermögen. Er wird geben dem Herrn Lieutenant gern die kleine Summe."

„Den Teufel wird er!"

„Soll ich dem Herrn Lieutenant es beweisen?"

„Wie wollten Sie das anfangen?"

„Ich werde gehen zu dem Herrn Regierungsrath und ihm zeigen dieses Papierchen."

„Hallunke! Wage das etwa!"

Salomon Levi trat einen Schritt zurück, kniff die Augen zusammen und fragte·

„Was haben Sie gesagt? Hallunke haben Sie gesagt? Bin ich ein Hallunke, weil ich gewagt habe mein sauer verdientes Geld an Ihren Wechsel? Wollen Sie bezahlen Ihre Schuld mit groben Worten anstatt mit giltiger Münze?"

„Halte das Maul! Ich weiß, daß Du warten kannst, wenn Du willst. Und weil Du nicht willst, so würde ich Dir das Geld nicht geben, selbst wenn ich es hätte. Ich machte dann es mir zum Spaße, Dich warten zu lassen!“

„O, glauben der Herr Lieutenant etwa, daß ich warten würde oder warten werde?“

„Du mußt, Mauschel!“

„Schon wieder ein solches Wort? Herr Lieutenant, Sie vergessen, daß ich bin der Gläubiger, und Sie sind mein Schuldner. Ich brauche das Geld. Ich wäre, da Sie nicht zahlen können, gegangen zum Advocaten, um Protest zu erheben. Dann hätten Sie bezahlt die Summe und nur darauf zu legen gehabt die Protestkosten. Weil Sie mich aber beschimpfen, so werde ich nicht gehen zum Advocaten, sondern zu einem ganz anderen Manne!“

„Ah! Zu wem denn?“

„Zu dem Herrn Regierungsrath und Anstaltsdirector.“

„Jude! Wage das!“

„Das werde ich ganz gewiß thun! Ich bin nicht gewöhnt, mich für mein Geld, für mein Recht und für meine Güte auch noch beschimpfen zu lassen.“

„Mein Onkel wird Sie nicht annehmen!“

„Er wird mich anhören!“

„Ich werde dafür sorgen, daß er Sie gar nicht vorläßt.“

„So werde ich schicken den Advocaten zu ihm!“

Der Lieutenant strich sich den Schnurrbart. Salomon Levi weidete sich an seiner Verlegenheit und fuhr fort:

„Ich will machen einen Vorschlag, welcher wird sein der allerbeste in dieser Angelegenheit.“

„Welchen?“

„Der Herr Lieutenant mag selbst gehen zu seinem Onkel. Das ist klüger, als wenn ich zu ihm gehe.“

„Es wird nichts nützen!“

„O, der Herr Onkel wird sicher retten die Ehre seines Neffen.“

„Von einer Rettung meiner Ehre kann gar nicht die Rede sein, da sie sich ja nicht in Gefahr befindet!“

„Nicht?“ fragte der Jude, indem er bezeichnend mit den Augen zwinkerte. „Darf es geben für einen Officier einen unbezahlten Wechsel?“

„Er wird ja noch vor Ablauf der Frist bezahlt!“

„Woher wollen Sie nehmen das Geld?“

„Mensch! Halten Sie etwa meine Verhältnisse für so derangirt, daß ich zahlungsunfähig bin?“

„O, man ist Geschäftsmann! Man erkundigt sich nach den Leuten, von denen man Zahlung zu erwarten hat!“

Das Gesicht des Lieutenants wurde um einen Schatten bleicher. Er fuhr zornig auf:

„Was soll das heißen? Sie haben sich nach mir erkundigt?“

„Mußte ich nicht?“

„Bei wem?"

„Das ist Geheimniß vom Geschäfte!"

„Ich hoffe, daß die Auskunft nicht negativ ausgefallen ist!"

„Was heißt negativ! Man hat mir gesagt, daß der Herr Lieutenant hält theure Pferde!"

„Das kann ich."

„Daß der Herr Lieutenant trinkt theure Weine!"

„Auch das kann ich!"

„Und daß der Herr Lieutenant macht gern ein Spielchen!"

„Pah! Man will sich unterhalten! Aber das geht ja keinem Menschen etwas an!"

„Nein, wenn nämlich die Pferde sind bezahlt!"

„Alle Wetter! Hat man etwa gesagt, daß ich die Pferde noch schuldig sei?"

„Man hat mir gesagt, daß der Herr Lietenant sei schuldig dem Pferdehändler eine bedeutende Summe."

„Verdammt!"

„Daß der Weinlieferant schon seit langer Zeit warte auf sein Geld!"

„Verflucht!"

„Und daß der Herr Lieutenant beim Spiele schon seit langer Zeit gehabt habe sehr großes Pech!"

„Mensch, man hat Sie belogen!"

„Die Männer, welch das gesagt haben, sprechen stets nur die Wahrheit. Sie haben mir gesagt, daß ich mit dem Herrn Lieutenant ja nicht haben solle Nachsicht und Geduld."

„Hölle und Teufel! Und das wagen Sie mir so in aller Gemüthlichkeit zu sagen!"

„Hat man es mir nicht auch gesagt in das Gesicht? Man hat sogar noch hinzugefügt, daß der Herr Lieutenant ausgiebt ein schweres Geld für junge Damen!"

„Das geht Euch nichts an."

„Daß sein Herr Vater bezahlt keinen Pfennig für ihn!"

„Das ist stark, sehr stark!"

„Und auch der Herr Onkel nicht!"

„Ah, nun ist's genug; nun hört es auf! Packe Dich fort!"

„Ich werde nicht gehen ohne mein Geld."

„Kerl, ich werfe Dich hinaus!"

„So muß ich wirklich aufsuchen den Herrn Director!"

Dies brachte den Lieutenant noch mehr in Harnisch; aber Salomon kannte in Geldsachen keine Angst. Er ging dem Officier mit Drohungen so zu Leibe, daß dieser sich gezwungen sah, einen Schritt zu thun, von dem er sich sagte, daß er kein leichter sei.

„Gut!" entschied er endlich. „Ich will Dir beweisen, Jude, daß man

Dir die frechste Unwahrheit gesagt hat. Ich werde zu dem Onkel gehen und Geld holen. Warte hier!"

Er nahm den Wechsel und entfernte sich. Im Vorzimmer seines Oheims angekommen, fühlte er sein Herz so klopfen, daß er, tief Athem holend, stehen blieb.

„Eine verdammte Geschichte!" murmelte er. „Gestern hat er noch vierhundert Gulden geschafft, aber dabei versichert, daß es das letzte Mal sei. Ich stecke verteufelt in der Klemme. Dieser Jude ist ein Satan. Er geht nicht eher, als bis er bezahlt ist. Ob aber der Onkel nochmals in die Casse greift, das ist fraglich. Auf alle Fälle habe ich mich auf eine fürchterliche Strafrede gefaßt zu machen!"

Er klopfte zögernd und fast ganz leise an. Der Regierungsrath hatte es doch gehört.

„Herein!" rief er von innen.

„Sapperment!" dachte der Neffe. „Das klingt ja außerordentlich barsch. Sollte er sich bei schlechter Laune befinden? Das fehlte nun gerade noch!"

Er trat ein und bemerkte sofort, daß er das Richtige gedacht hatte. Der Director schien sich in einer gewissen Aufregung zu befinden. Er war im Zimmer auf und ab gegangen und hielt den Blick finster auf den Eingang gerichtet.

„Guten Morgen, lieber Onkel! Störe ich etwa?"

„Ah, Du? Das ist passend! Ich stand soeben im Begriffe, nach Dir zu schicken. Was bringst Du mir?"

Sein Gesicht war keineswegs freundlicher geworden, und sein Blick verhieß nichts Gutes. Hätte der Lieutenant sich nicht in gar so großer Verlegenheit befunden, so wäre er wohl auf den Gedanken gekommen, die leidige Angelegenheit gar nicht zur Sprache zu bringen.

„Ich komme mit einer Bitte," antwortete er mit ziemlich unsicherer Stimme.

„Doch nicht etwa von der Art, wie die gestrige war?"

„Leider, ja."

„So kommst Du vergebens."

„Onkel!"

„Schon gut! Du weißt, was ich Dir gestern gesagt habe. Dreihundert Gulden warst Du schuldig, dazu hundert Gulden Taschengeld, macht vierhundert. Ich bin nicht Dein Vater, sondern nur der Bruder desselben!"

„Ich hatte gestern keine Ahnung, daß ich heute Morgen bereits in die Lage kommen könne, Dir wieder beschwerlich zu fallen. Es ist aber sicher nun das allerletzte Mal!"

Der Director lehnte sich an seinen Schreibtisch, blickte den Neffen scharf und finster an und antwortete:

„So hat es stets geheißen. Aber, ich will mich wenigstens informiren. Um was handelt es sich denn?"

Der Lieutenant verzichtete ganz darauf, durch irgend eine Einleitung die Angelegenheit zu beschönigen. Er gab dem Onkel den Wechsel mit den Worten:

„Um das hier!“

Der Regierungsrath betrachtete das Papier, richtete dann den Blick kalt nach dem Fenster, hustete nach einer Weile leise vor sich hin und sagte dann in einem Tone, als ob es sich um etwas ganz Gewöhnliches handle:

„Zweitausend Gulden! Du scheinst Millionär zu sein!“

„Onkel!“

„Oder auf den Tod Deines Vaters und Deiner sämmtlichen Verwandten zu speculiren!“

„Daß dies nicht der Fall ist, weißt Du ganz genau!“

„Hm! Wie bist Du denn dazu gekommen, eine solche Summe schuldig zu werden?“

„Es ist noch vom letzten Rennen her.“

„Ah! Gewettet?“

„Leider!“

„Um eine solche Summe!“

„Nur um tausend Gulden.“

„Hier stehen zwei Tausend!“

„Es ist so hinangelaufen.“

„So, so! Du zahlst also das Doppelte?“

Der Lieutenant zuckte die Achsel.

„Ich mußte um Nachsicht bitten.“

„Wer ist denn dieser Ehrenmann?“

„Er hat ja als Aussteller unterzeichnet.“

„Schön! Aber mit der Post ist der Wechsel nicht gekommen?“

„Nein. Der letzte Inhaber hat ihn gebracht.“

„Persönlich?“

„Ja.“

Der Director warf einen Blick auf die Rückseite und las:

„Salomon Levi. — Also ein Jude?“

„Ja.“

„Hier hast Du den Wisch! Gieb ihn zurück!“

„Aber der Mann will ja Geld!“

„Das ist seine und Deine Sache, aber nicht die meinige!“

„Onkel, sei doch nur dieses Mal noch nachsichtig!“

„Ich habe Dir gestern mein Wort gegeben, daß ich nicht einen Kreuzer mehr bezahle, und Du weißt ganz genau, daß ich mein Wort zu halten pflege.“

„Aber die Blamage!“

„Ich habe sie nicht verschuldet, und Du hast sie verdient. Uebrigens wird der Jude warten können, bis Du mit Deinem Vater gesprochen hast.“

„Er wartet nicht.“

„Oho! Stehst Du schon so tief in Mißcredit?“

Der Lieutenant senkte, ohne zu antworten, den Kopf.

„Antworte!“ befahl der Oheim. „Hast Du nicht mit ihm von Deinem Vater gesprochen?“

„Ja.“

„Und von mir?“

„Auch?“

„Und dennoch will er nicht warten?“

„Dennoch! Er ist ein Unverschämter!“

Ueber das Gesicht des Anstaltsdirector ging eine leise Röthe. Er zog die Brauen zusammen und sagte barsch:

„Schweig! Dieser Mann hat das Papier auf zweitausend Gulden angenommen und erwartet sein Geld. Er hat das Recht, es zu verlangen. Gewährt er keine Gestundung, so ist das ein Zeichen, daß er es entweder nothwendig braucht, oder daß er sich nach Deiner Zahlungsfähigkeit erkundigt und da eine für Dich schmachvolle Auskunft erhalten hat. Ich befehle Dir, mir die Wahrheit zu sagen! Hat er sich erkundigt?“

„Ja,“ stieß der Lieutenant mühsam hervor.

„Ah! Also doch so, wie ich dachte!“

Der brave Mann trat langsam zum Fenster, blickte eine Weile starr hinaus und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Er kämpfte mit sich selbst. Dann trat er an den Secretair, öffnete denselben und entnahm ihm einige Banknoten. Diese reichte er dem Neffen hin.

„Es gilt unseren guten Namen zu retten!“ sagte er.

„Onkel, lieber Onkel!“ rief der Lieutenant freudig.

Er wollte die Hand des Directors ergreifen, dieser aber zog sie schnell zurück und sagte abwehrend:

„Schweig! Nicht Deinet- sondern meiner Ehre wegen thue ich es! Befriedige den Mann! Von jetzt an aber kannst Du in keiner Weise mehr auf mich rechnen. Ich habe Dich für leichtlebig, vielleicht auch für leichtsinnig gehalten, jetzt aber habe ich fast Veranlassung, Dich für schlecht zu halten!“

Das wollte der Neffe sich freilich nicht gefallen lassen.

„Onkel!“ sagte er rasch. „Ein Darlehn oder Geschenk, welches Du mir machst, giebt Dir noch nicht das Recht, mich zu beleidigen!“

„Pah! Beleidigen! Spiele Dich nicht als Ehrenmann auf! Ich stand, wie ich bereits bemerkte, im Begriffe, Dich holen zu lassen. Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Ich stehe zur Verfügung.“

„Ganz natürlich! Erinnerst Du Dich noch des Abends, an welchem ich Dir mittheilte, daß Petermann begnadigt worden sei?“

„Ja.“

„Weißt Du auch, was da gesprochen wurde?“

„So ziemlich.“

„Es kam die Rede auf die Vermuthung, daß Petermann doch unschuldig sein könne.“

„So wird es gewesen sein.“

„Dann hätte er sich für einen Anderen aufgeopfert!“

„Wahrscheinlich!“

„Ich aber fällte ein strenges Urtheil über einen Menschen, der die Feigheit besitzt, ein solches Opfer anzunehmen. Besinnst Du Dich vielleicht noch darauf?“

„Ganz leidlich!“

„Nun, so möchte ich Dich fragen, ob nicht Du vielleicht es bist, dem er dieses Opfer gebracht hat?“

Der Lieutenant war außerordentlich bleich geworden.

„Wie kommst Du zu dieser Frage?“ fragte er.

„Nun, Deine ewigen Geldverlegenheiten —“

Sein Auge war jetzt scharf, fast durchbohrend auf den Neffen gerichtet. Dieser raffte sich in eine feste Haltung zusammen, machte eine möglichst finstere Miene und fragte:

„Meinst Du etwa — ah, das wäre zu stark!“

„Was?“

„Daß er mir zu Liebe das Geld unterschlagen habe!“

„Nein, das meine ich nicht.“

„Es klang aber fast genau so!“

„O, ich bin überzeugt, daß ein Petermann einem Anderen zu Liebe nicht zum Spitzbuben wird, selbst wenn es sein Herr sein sollte. Eher nehme ich an, daß er sich diesem Herrn zu Liebe in die unglückselige Lücke schieben läßt.“

„Wie meinst Du das?“

„Nun, Du hast Geld gebraucht, und —“

„Und?“

„Und Petermann hat es nicht unterschlagen!“

„Nicht? Wer denn?“

„Du — selbst!“

Der Lieutenant richtete sich stolz auf und rief:

„Onkel, selbst Deine Verwandtschaft giebt Dir nicht das Recht, mich in dieser Weise zu beleidigen! Du bist stets gütig gegen mich gewesen; aber machst Du mich zum Spitzbuben, so sind wir eben von jetzt an und für alle Zeit geschiedene Leute!“

„Hm! Das klingt sehr ernsthaft!“

„Ist es auch!“

„Wirklich?“

„Ja. Ein Scharfenberg versteht da keinen Spaß.“

„Nun wohl! Aber in welcher Beziehung stehst Du aber zu jenen verschwundenen fünftausend Gulden?“

„Wie kommst Du denn auf den Gedanken, daß ich zu diesem Gelde in irgend welcher Beziehung stehen soll?“

„Auf eine sehr natürliche, wenn freilich auch ganz und gar unvorhergesehene Weise. Ist Dir der Name Leda bekannt?“

Dem Neffen war es, als ob er einen Schlag auf den Kopf erhalten habe. Er war ganz verwirrt.

„Leda?“ stammelte er. „Ist das nicht eine Tänzerin?“

„Es scheint so. Kennst Du sie?"

„Ich habe von ihr gehört."

„Sie wohl auch gesehen?"

„Möglich!"

„Möglich? Nur möglich?"

„Ja."

„Und dennoch nennst Du Dich ‚Du' mit ihr?"

„Wie? Was? Ich begreife Dich nicht!"

„Ich Dich ebenso wenig! Eine so gute, intime Bekannte kann man doch nicht nur ‚möglicher Weise' gesehen haben!"

„Ich bitte Dich um bessere Erklärung!"

„Hm! Du scheinst doch noch so viel Ehrgefühl zu besitzen, daß es Dir widerstrebt, ganz und gar zum Lügner zu werden. Du hast hier bei mir noch keinen Brief empfangen. Weißt Du, welche postalische Einrichtung hier in der Anstalt besteht?"

„Nein."

„Nun, der Thorposten nimmt sämmtliche einlaufende Briefschaften in Empfang und läßt sie, wer auch immer der Empfänger sei, an mich abliefern. Erst in meiner Expedition wird gesichtet. Die Beamten erhalten ihre Briefe natürlich uneröffnet; diejenigen der Gefangenen aber werden erbrochen und durchgelesen. Es ist dies eine nothwendige disciplinare Maßregel, welche streng eingehalten wird."

„Was geht das mich an?"

„Sehr viel, wie Du sofort hören sollst. Mit der ersten Post ist heute ein Brief für Dich eingegangen —"

„Warum erhalte ich ihn nicht?" fragte der Lieutenant schnell.

„Natürlich kam er zunächst zu mir. Die Adresse lautete: Herrn Lieutenant Bruno von Scharfenberg, Landesstrafanstalt Rollenburg. Auf der Rückseite war der Absender oder vielmehr die Absenderin vermerkt: Mademoiselle Leda, Tänzerin, Hotel Kronprinz. — Daraus schließe ich, daß Du diese Dame kennst."

Dem Neffen schien bei diesen letzteren Worten das Herz leicht zu werden. Er holte tief Athem und sagte:

„Das ist ja doch kein Grund. Sie kann Veranlassung haben, sich in irgend einer Angelegenheit an mich zu wenden."

„Welch eine Veranlassung sollte das sein?"

„Nun, wenn zum Beispiel ein Verwandter von ihr ganz zufällig in meiner Compagnie stände."

„Ach so! Hm! Dann würde sie sich viel besser an den Compagniechef, also an den Hauptmann wenden. Aber, es ist gar nicht nothwendig, uns in ungewissen Vermuthungen zu ergehen. Nämlich das Couvert war nicht mit Gummi versehen, sondern mit Siegellack verschlossen —"

„Und —?" fragte der Lieutenant erwartungsvoll.

„Das Siegel war brüchig geworden und der Brief in Folge dieses Umstandes aufgegangen."

Der Neffe wechselte von Neuem die Farbe. Er sagte mit möglichst erhobener und nachdrücklicher Stimme:

„Es hat doch Niemand gewagt, den Inhalt aus dem Couvert zu nehmen und den Brief zu lesen?“

„Leider doch!“

„Donnerwetter! Wer ist das gewesen?“

„Ich selbst.“

„Du, Du verletzest auf diese Weise das Briefgeheimniß.“

„Ich glaubte, zwei Gründe zu haben, es thun zu dürfen.“

„Es könnte nur einen einzigen Grund geben.“

„So? Welchen?“

„Daß ich Dich dazu beauftragt hätte!“

„Du sprichst sehr streng und stolz. Aber zunächst bin ich der Bruder Deines Vaters, und sodann hielt ich es in Folge Deiner jetzt stets so precären Lage für meine Pflicht, einmal einen Blick in Deine Geheimnisse zu thun.“

„Das entschuldigt Dich nicht!“

„Pah! Wenn ich mein schönes Geld immer und immer wieder für Dich hinauszuwerfen habe, will ich auch endlich einmal wissen, in wessen Rachen es fliegt. Und das habe ich gesehen.“

„Du hast den Brief also wirklich gelesen?“

„Ja.“

„Schändlich!“

„Pah!“ sagte der Director kalt. „Nenne es, wie Du willst; ich weiß doch nun, woran ich bin. Hier ist er.“

Er gab dem Neffen den Brief. Dieser steckte ihn ein.

„O nein! Lies ihn nur durch!“

„Später.“

„Nein, sondern jetzt. Ich habe mit Dir über den Inhalt zu sprechen. Er ist ja ungemein interessant.“

Der Lieutenant zog den Brief wieder hervor und las:

„Mein einzig geliebter Bruno.

Ich bin jetzt hier in der Residenz —“

„Alle Teufel! In der Residenz!“ entfuhr es ihm.

„Du wußtest wirklich nichts davon?“

„Nein.“

„Hast auch nichts über sie gelesen?“

„Nein. Ich lese nur die politischen Berichte.“

„Aber man spricht doch allgemein von ihr!“

„Mit wem bin ich dieser Tage hier verkehrt? Ich lebe ja bei Dir so eingezogen, wie ein neutestamentlicher Eremit!“

„Ich wußte, daß diese Leda mit einer amerikanischen Künstlerin um die Wette tanzen werde. Lies weiter!“

Der Brief lautete also:

„Mein einzig geliebter Bruno.

„Ich bin jetzt hier in der Residenz, ohne Dir von dieser Ortsveränderung Nachricht gegeben zu haben. Ich wollte Dich mit meinem Engagement freudig überraschen. Morgen werde ich die jedenfalls siegreiche Probe bestehen.

„Heute nun begegnete mir unglücklicher Weise dieser Zuchthäusler Petermann. Er redete mich an; ich suchte ihn abzuschütteln; aber er war so frech, mich in meiner Wohnung zu überraschen. Er frug nach meinen Verhältnissen, nach Dir, nach unserem Kinde. Er sprach von damals und spielte auf jene fünftausend Gulden an. Ich glaube, er sinnt auf Rache. Da ich nun soeben Deinen gegenwärtigen, vorübergehenden Aufenthalt erfahre, so gebe ich Dir die nothwendige Nachricht. Komm zu mir, damit wir besprechen können, wie wir uns gegen diesen Mann zu verhalten haben. Wir werden wieder herrliche und glückliche Tage verleben, denn ich war, bin und verbleibe bis an's Ende Deine

Editha."

Der Lieutenant starrte lange, lange Zeit rathlos auf diesen unheilvollen Brief. Eine größere Dummheit hatte die Leda nicht machen können, als ihm zu schreiben und den Brief hierher zu senden. Es war ja nun, wenn auch nicht Alles, aber doch viel, sehr viel verrathen.

„Nun," fragte der Oheim, „was sagst Du dazu?"

„Dieses Frauenzimmer ist Prügel werth!"

„Nicht wahr? Mir hat ihr Brief die Augen geöffnet. Du, ein Scharfenberg, heimlich mit einer Tänzerin verheirathet!"

„Verhei— — bist Du bei Sinnen!"

„Etwa nicht verheirathet?"

„Nein."

„Aber sie spricht ja von einem Kinde?"

„Das ist — das ist —"

Er hielt stockend inne. Er wußte vor Verlegenheit gar nicht, was er jetzt sagen solle.

„Ein uneheliches Kind?" fragte der Director.

„Ja."

„Was bist Du für ein Mensch! Wo hast Du sie denn eigentlich kennen gelernt?"

„In meiner Garnison."

„Sie war bereits damals Tänzerin?"

„Ja."

„Wo hat sie geboren?"

„In — in Paris," log er.

„So ging sie von dort weg nach Frankreich?"

„Ja, um sich weiter auszubilden."

„Was ist es für ein Kind?"

„Ein Mädchen."

„Wie alt?"

„Etwas über vier Jahre."

„Natürlich bezahlst Du die Erziehung?"

„Ja."

„Was aber weiß denn Petermann über diese Verhältnisse?"

„Er war zufälliger Weise hinter unser Geheimniß gekommen."

„Was meint sie denn mit seiner Rache?"

„Daß er unsere frühere Bekanntschaft verrathen werde."

„Hm! Hierbei giebt es doch noch einen dunklen Punct. Wofür soll er sich rächen?"

„Sie meint wohl dafür, daß der Vater damals so streng und ohne Nachsicht gegen ihn gehandelt hat."

Der Director schüttelte leise und ungläubig den Kopf.

„Hm! Hm!" brummte er nachdenklich. „Sie spricht erst von den fünftausend Gulden und dann von der Rache. Sie ist jedenfalls mittellos gewesen, und Ihr habt, weil sie nach Paris mußte, Geld gebraucht —"

„Onkel!" rief der Lieutenant drohend.

„Oho! Willst Du mir gebieten, meine Gedanken zu unterdrücken, deren einziger Herr doch nur ich bin?"

„Denke, was Du willst! Aber solche Gedanken mir gegenüber auszusprechen, das muß ich mir verbitten!"

Der Neffe schien die Hoffnung zu haben, durch ein so sicheres Auftreten seinem Onkel zu imponiren. Dieser aber antwortete:

„Verbitten? Dieses Wort sagst Du mir, mir, während Du doch mein Geld noch in den Händen hast?"

„Ich habe meine Ehre zu wahren, selbst auch gegen Verwandte, wenn sie von diesen angegriffen wird!"

Da nahmen die Züge des Regierungsrathes einen eisigen Ausdruck an. Er zuckte die Achseln und sagte:

„Ganz wie Du willst! Du scheinst sehr genau zu wissen, was Deine Ehre von Dir fordert. Darum will ich ein für alle Mal davon absehen, mich wieder mit Deinen Angelegenheiten zu befassen. Ich werde Dich also auch mit allen weiteren Erkundigungen verschonen. Sei Dein eigner Herr; sei der Selbstschöpfer Deines Schicksales, versuche aber nie wieder, mich mit demselben zu beschäftigen. Ich hielt es für meine Pflicht, mit Dir über diese Leda zu sprechen. Du trittst mir abwehrend entgegen, und so mag es zwischen uns Beiden so gelten, daß in Zukunft Jeder seinen eigenen Weg gehe. Die Tänzerin wartet auf Dich. Befriedige also ihre Sehnsucht. Du thust am Besten, mit dem nächsten Zuge nach der Residenz zu fahren. Abschied brauchst Du nicht von mir zu nehmen, denn ich habe keine Zeit dazu. Natürlich wünsche ich Dir alles Glück. Lebe wohl!"

Nach diesen Worten ging der Director durch die gegenüberliegende Thür hinaus und verschloß sie hinter sich. Der Lieutenant hörte das.

„Ah," sagte er zu sich. „Er schließt ab! Er mag nichts mehr von

mir wissen! Meinetwegen! Bin ich doch jetzt diesen verteufelten Juden los! Das Weitere wird sich finden. Wenn nur die Leda — — hm, lassen wir das jetzt! Dazu wird später Zeit. Erst will ich den Salomon Levi fortjagen."

Als er in das Vorzimmer zurückkehrte, nahm er eine triumphirende Miene an und sagte in stolzem Tone:

„Hier sehen Sie den Wechsel. Ich zerreiße ihn."

„Herr Sebaoth! Nein, nein!" rief der Jude voller Entsetzen, als er sah, daß der Lieutenant das Accept wirklich zerriß, „Das dürfen Sie nicht; das dürfen Sie nicht!"

„Warum nicht?"

„Sie haben doch noch nicht bezahlt das Papierchen."

„Ist es Ihnen wirklich so angst um Ihr Geld?"

„Soll man nicht haben Sorge, wenn man braucht eine solche Summe und kann sie nicht bekommen?"

„Da beruhigen Sie sich! Hier ist das Geld!"

Er gab dem Juden die Scheine. Dieser griff hastig zu, betrachtete, prüfte und zählte sie und sagte dann, indem ein breites, wohlgefälliges Lächeln über sein Gesicht ging:

„Dem Gott meiner Väter sei Lob und Dank! Nun kann ich bezahlen den Gläubiger, der auf mich wartet! Aber der Herr Lieutenant hat noch nicht bezahlt Alles!"

„Nicht? Es sind ja volle zwei Tausend?"

„Aber ich bin gefahren für mein Geld nach Rollenburg und habe versäumt mein gutes Geschäft daheim."

„Schurke! Wie viel willst Du haben?"

„Fünf Gulden ist eine Wenigkeit; aber ich will nicht mehr fordern, weil ich nicht habe müssen protestiren den Wechsel."

„Hier hast Du auch noch dieses Sündengeld!"

Er zog die fünf Gulden aus der Tasche hervor und warf sie ihm zornig vor die Füße. Salomon Levi trat zurück.

„Der Herr Lieutenant meinen wohl, daß ich mich bücken soll, um aufzuheben dieses Geld?" fragte er.

„Ja, wenn Du es haben willst!"

„Oho! Der Jude ist kein Hund, daß man ihm vor die Füße wirft Das, was ihm gehört! Ich habe bezahlt die Fahrkarte, und ich habe versäumt mein Geschäft. Ich kann verlangen diese fünf Gulden, und ich will sie haben hergezählt in meine Hand."

„Du schnappst über! Packe Dich fort!"

Er wollte fortgehen, aber Salomon Levi trat ihm in den Weg und fragte in energischer Weise:

„Wird der Herr Lieutenant aufheben dieses Geld?"

„Nein! Laß' es liegen, wenn Du es nicht haben magst! Geh' zur Seite! Ich habe weiter keine Zeit für Dich!"

Er griff bereits nach dem Thürdrücker; da aber faßte der Jude ihn am Arme und sagte in siegesgewissem Tone:

„O, ich weiß genau, daß der Herr Lieutenant doch noch wird vom Boden aufheben die fünf Gulden, um sie zu legen in meine Hand. Ich weiß es genau!"

„Und ich sage, packe Dich fort, Dummkopf!"

„Wer ist der Dummkopf, Herr Lieutenant? Salomon Levi ist nicht der Dummkopf. Er hat noch Etwas mitgebracht für den Herrn Lieutenant, worüber dieser wird haben eine außerordentliche, eine grausam große Freude!"

„Was ist es?" fragte der Lieutenant, den die Neugierde doch bewog, stehen zu bleiben.

„Wenn Sie mir aufheben und geben das Geld, werde ich sagen, was ich habe mitgebracht für eine Ueberraschung!"

„Bilde Dir nichts ein!"

„O, ich bilde mir viel ein, sehr viel! Ich bilde mir ein, daß der Herr Lieutenant wird machen sehr große Augen, wenn er liest, was hier auf dem Papiere steht."

Dabei öffnete er die Brieftasche, in welcher sich vorhin der Wechsel befunden hatte, und zog ein zweites Papier hervor.

„Zeig' her!" gebot Scharfenberg.

„Nein, nein," meinte der Jude. „Dieses schöne Papierchen darf nicht anfassen ein Anderer als nur ich."

„Ich denke, ich soll es lesen?"

„Ich werde es doch lieber lesen vor."

„Warum?"

„Weil es muß bleiben sicher in meiner Hand."

„Du bist ein Taugenichts! Also, lies vor! Jedenfalls ist der Inhalt ein solcher, der mich nicht im Mindesten interessirt."

„Mich interessirt er sehr, und so wird er auch den gnädigen Herrn Lieutenant interessiren."

„Na, so mach schnell! Ich habe keine Zeit."

Salomon Levi trat noch um einen Schritt zurück, um möglichst aus Scharfenberg's Nähe zu kommen, und las:

„Hiermit gebe ich als Offizier und Edelmann mein Wort, daß ich morgen früh punct neun Uhr dem Vorzeiger Dieses die heute Abend an ihn verlorenen zwölfhundert Gulden voll und richtig in guter Münze auszahlen werde."

Darunter stand ein bereits seit einer Woche verflossenes Datum und des Lieutenants Unterschrift.

„Himmeldonnerwetter!" rief dieser aus. „Mensch, wie kommst Du zu diesem Briefe?"

„Ich habe ihn gekauft."

„Von wem?"

„Von dem Herrn, der das Geld gewonnen hatte."

V. S.

„Das ist gemein, hundsgemein!“

„Nicht bezahlen ist gemein; nur das ist hundsgemein! Der Herr hatte Ihr Ehrenwort. Als er kam, waren Sie verreist. Er wartete. Sie kamen nicht. Er brauchte Geld. Da kam er zu mir, um mir zu verkaufen diesen Zettel.“

„Wieviel hast Du ihm bezahlt?“

„Das ganze Geld.“

„Lügner! Du wirst ohne Profit handeln.“

„Ich habe gegeben soviel, als ich denke, das werth ist das Ehrenwort des Herrn Lieutenant von Scharfenberg. Der Tag ist vorüber, aber die Unterschrift gilt noch immer. Wollen der Herr Lieutenant bezahlen das Geld?“

„Kerl, ich habe ja soeben den Wechsel eingelöst!“

„Das ist Beweis, daß Sie Geld haben.“

„Aber doch nicht für Beides!“

„Der Herr Lieutenant hatte vorher kein Geld, weder für den Wechsel noch für das Ehrenwort. Er hat Geld erhalten für das Accept, nun wird er buch Geld bekommen, um einzulösen das verpfändete Ehrenwort.“

„Keinen Kreuzer erhalte ich.“

„So muß ich verkaufen das Ehrenwort an einen Anderen.“

„Spitzbube! Du willst mir doch nur Procente entlocken.“

„Wie heißt Procente! Ich will haben die angegebene Summe; ich brauche keine Procente. Ich muß haben das Geld, da ich bin ein armer Mann, der auf sein bloßes Ehrenwort nicht bekommt einen Gulden oder einen Kreuzer!“

„Da magst Du sehr Recht haben, Bursche! Für heute aber mußt Du Dich mit den zwei Tausend begnügen, welche Du bereits von mir bekommen hast.“

„Au wai! Ich werde doch denken, daß Sie einlösen das Ehrenwort! Soll ich verlieren mein schönes Geld?“

„Du sollst es nicht verlieren; nur warten sollst Du!“

„Kann ich warten? Ich brauche Geld!“

„Donnerwetter! So höre doch endlich einmal, da ich heute weiter nichts habe!“

„So muß ich thun, was ich bereits gesagt habe, ich muß verkaufen das Papier an einen Anderen.“

„So? An wen den?“

„Ich werde fahren nach der Residenz und gehen zu Ihrem Herrn Obersten, um ihn zu fragen, was er bezahlt für den Ehrenschein des Herrn Lieutenants von Scharfenberg.“

„Mensch, das wirst Du bleiben lassen!“

„Nein, sondern ich werde es thun!“

„Ich bezahle Dich gut! Nimm doch Verstand an!“

„Warum hat denn der Herr Lieutenant keinen Verstand, wo nur ich welchen haben soll ganz allein!“

„Ich werde Dir zeigen, daß ich welchen habe.“

„Wird Einer, der Verstand hat, diese fünf Gulden werfen auf die Erde, um zu ärgern und zu kränken und zu beleidigen Einen, der da hat seinen Ehrenschein in der Hand?“

„Rede nicht darüber, sondern hebe das Geld auf!“

„Das werde ich nicht thun. Wenn der Herr Lieutenant es will aufheben, so werde ich bereit sein, mit mir sprechen zu lassen über den Schein in meiner Hand.“

„Jude, Du bist wirklich ein Satansmensch!“

„Ein Jude hat auch seine Ehre! Also, wird der Herr Lieutenant aufheben das Geld oder nicht?“

„Nein!“

„Gut! Adieu!“

Er drehte sich gegen die Thür, um sich zu entfernen. Das versetzte den Lieutenant in Angst.

„Halt!“ sagte er. „Warte noch!“

„Ich habe keine Zeit mehr!“

„Hier, Mensch, hast Du das Geld!“

Er bückte sich wirklich, hob das Geld auf und gab es Salomon. Dieser steckte es ein und sagte schmunzelnd:

„Habe ich nicht gehabt Recht, Herr Lieutenant?“

„Schweig! Also, zu welchen Concessionen bist Du bereit?“

„Zwölfhundert Gulden stehen hier. Wie lange Frist will haben der Herr Lieutenant?“

„Eine Woche.“

„Nein, das geht nicht an.“

„Warum nicht?“

„Ich brauche das Geld eher.‘

„So bestimme Du die Frist.“

„In drei Tagen.“

„Bis dahin werde ich nicht Rath schaffen können.“

„Hat der Herr Lieutenant nicht noch ein Ehrenwort?“

„Schlingel! Also in drei Tagen?“

„Ja, anders nicht.“

„Und wie viel forderst Du?“

„Hundert Gulden.“

„Hölle und Teufel! Bist Du verrückt?“

„Wie kann Salomon Levi sein verrückt!“

„Rechne Dir doch einmal aus, wie viel Procente das sein würden, auf das Jahr gerechnet!“

„Was geht mich an das Jahr? Ich erhalte das Geld in drei Tagen.“

„Ich kann Dich als Wucherer anzeigen.“

„Das werden Sie nicht thun.“

„Warum nicht?“

„Weil es sonst öffentlich wird, daß der Herr Lieutenant von Scharfenberg nicht eingelöst hat sein Ehrenwort."

„Ich wollte, Du erstickteſt an Deinen schlauen Berechnungen und an Deinem Gelde. Fünfzig Gulden gebe ich."

„Hundert, nicht weniger. Oder soll ich gehen?"

Er machte eine Bewegung nach der Thür.

„Halt," sagte da rasch der Offizier. „Ich bin leider einmal in Deiner Hand und muß Dir den Willen thun. Zum zweiten Male geschieht dies aber nicht wieder. Ich gebe hundert!"

„Werden mir geben der Herr Lieutenant ein kleines Sicherheitchen oder Unterschriftchen?"

„Unsinn! Dazu habe ich jetzt nicht Zeit. Ich muß mit dem nächsten Zuge nach der Residenz. Ich gebe Dir mein Wort."

„Topp?"

Er hielt dem Lieutenant die Hand zum Einschlagen hin.

„Oho! Denkst Du wirklich, daß ein Offizier Dir erst die Hand zu geben hat, ehe Du ihm glaubst?"

„Ist meine Hand voller Schmutz? Nun, so will ich den Herrn Lieutenant nicht zwingen. Aber ohne den Handschlag ist auch ungiltig das Geschäft."

„Du bist wirklich ein ganz und gar ruchloser Bösewicht. Hier ist die Hand. Schlag ein. Topp!"

„Topp! Und da der Herr Lieutenant will auch fahren nach der Hauptstadt, so können wir halten gute Kameradschaft und uns setzen mit einander in ein Coupee.„

„Das schlage Dir nur aus dem Sinn! Geschäfte können wir machen, aber ja keine Kameradschaft. Dazu stinkst Du mir viel zu sehr nach Knoblauch. Mache, daß Du fortkommst!"

Salomon Levi entfernte sich. Er lachte höchst zufrieden in sich hinein, denn er hatte einen mehrfachen Sieg errungen. Später, bevor er in den Waggon vierter Classe stieg, sah er den Lieutenant in ein Coupee erster Classe steigen. Dagegen hatte er gar nichts. Er befand sich an seinem Platze jedenfalls wohler als Scharfenberg auf seinem weichen Polstersitze.

Dieser nahm, auf dem Bahnhofe der Residenz angekommen, eine Droschke und fuhr direct nach Hotel Kronprinz. Er war in Civil und brauchte also keine übermäßige Rücksicht walten zu lassen. Beim Portier erfrug er die Wohnung der Leda, nach welcher er sich begab. Er klopfte, ohne sich anmelden zu lassen, an und trat sogleich ein.

Als die Tänzerin ihn erblickte, stieß sie einen Freudenschrei aus und eilte ihm entgegen.

„Bruno, mein Bruno!"

Sie schlang die Arme um ihn und wollte ihn küssen. Er aber löste ihre Hände von sich, schob sie von sich ab und sagte:

„Bitte, keine Comödie! Es ist weder heute die Zeit noch hier der Ort dazu!"

„Comödie?“ schmollte die Tänzerin. „Mein Herz treibt mich Dir entgegen, und Du sprichst von Comödie!“

„Sei still! Ich kenne Dich. Wohnst Du allein hier?“

„Mit der Mutter.“

„Wo ist sie?“

„Ausgegangen.“

„Und das Kind?“

„Befindet sich in Paris in Pflege. Oder hast Du vielleicht geglaubt, ich könne es mit auf Kunstreisen nehmen?“

„Nein. Wer wohnt nebenan?“

„Niemand.“

„Wir sind also unbelauscht.“

„Ja.“

„Nun gut, so wollen wir uns gleich ein- für allemal klar werden, damit wir wissen, woran wir mit einander sind.“

„Ich denke, das wissen wir bereits.“

„Ich, aber Du nicht.“

„Wieso?“

„Wüßtest Du es, so hättest Du mir nicht nach Rollenburg geschrieben. Das war eine Unvorsichtigkeit, welche man eigentlich nur einem Wahnsinnigen zutrauen kann.“

„Mein Gott, wie hart Du sprichst! Du weißt, wie innig ich Dich liebe. Ich sehnte mich nach Dir, und da Du nicht anwesend warst, so schrieb ich Dir, zumal mir der Besuch dieses Petermann solche Besorgniß erregte.“

„Aber mußtest Du Dich als Absenderin nennen?“

„Das war ja nothwendig.“

„Warum?“

„Damit der Brief, wenn er Dich ja nicht traf, richtig wieder an mich zurückgelangte.“

„Er ist dennoch an eine ganz falsche Adresse gekommen.“

„Unmöglich!“ sagte sie erschrocken. „An wen?“

„An meinen Oheim.“

„Wie ist das geschehen?“

Er erzählte es ihr.

„Wer konnte das ahnen und denken!“ sagte sie, als er mit seinem Berichte fertig war. „Glücklicher Weise ist der angerichtete Schaden nicht groß.“

„Groß genug. Ich habe den Onkel verloren.“

„Du hast ja mich!“

„Dich?“ fragte er achselzuckend. „Was bringt mir das? Schaden, doch nichts als Schaden!“

„Bruno! Undankbarer!“ schmollte sie.

„Schon gut. Wie konntest Du auf die Idee kommen, hier ein Engagement zu suchen?“

„Ich wollte ja doch in Deiner Nähe sein.“

„Unsinn. Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen."

„Was höre ich? Sprichst Du im Ernste?"

„Ja."

„So bist Du der schlechteste Mensch, den es nur geben kann. Ich habe Dir meine Jugend, meine Ehre, Alles, Alles geopfert. Und nun sagst Du, daß wir gar nichts mehr mit einander zu schaffen haben. Ist das der Dank für meine Liebe?"

„Nein, sondern der Lohn für — — den Diebstahl."

„Schweig doch. Das ist ja vorüber."

„Kostet aber mir meine Ruhe und diesem armen Petermann noch mehr, viel mehr."

„Ich brauchte Geld, und Du hattest keins."

„Deine Liebe hat eben stets darin bestanden, daß Du Geld brauchtest. Auch heute empfingst Du mich mit Versicherung Deiner Liebe. Ich wette, Du bist nicht bei Casse."

„Allerdings."

„Und rechnest auf mich?"

„Natürlich."

„Das ist umsonst. Ich habe mich vollständig ausgegeben."

„Du hast Credit."

„Du hast mich um ihn gebracht. Siehe zu, wie Du verkommst. Ich kann nicht das Allermindeste für Dich thun."

„Was fange ich da an. Du hast bereits vergessen, mir das fällige Ziehgeld für unsere kleine Editha nach Paris zu schicken. Die Pfleger mahnen ohne Unterlaß."

Er blickte sie von der Seite an.

„Unsere kleine Editha?" fragte er, das erste Wort besonders betonend.

„Ja."

„Du meinst ‚Deine' kleine Editha?"

„Welche Frage! Wie kommst Du mir vor?"

„Nun, aufrichtig gesagt, sind vier Jahre seit jener Zeit vergangen. Du warst schön, üppig, verführerisch, und ich war blind in Dich verliebt. Ich glaubte jedes Deiner Worte. Heute ist das anders. Ich bin abgekühlt."

„Mein Gott! Was muß ich hören!"

„Daß ich während dieser Zeit gelernt habe, zu rechnen und nachzudenken. Weißt Du noch, wie lange wir bekannt waren, als Editha geboren wurde?"

„Ja."

„Kann ich da der Vater sein?"

„Natürlich!"

„Mache Dich nicht lächerlich."

„Aber Du mußt doch von Frühgeburten gehört haben. In unserem Falle war eine solche ebenfalls eine Ausnahme."

„Nein, sondern ich war eine Ausnahme. Jeder andere hätte Dich ausgelacht; ich aber glaubte Dir. Ich zahlte Jahre lang die Pflegegelder.

ich — ah, Unsinn! Ich will mich nicht aufregen. Ich bin, mit einem Worte, gekommen, Dir zu sagen, daß wir uns von heute an nicht mehr zu kennen haben."

Er stand bei diesen Worten von dem Stuhle auf, auf welchem er gesessen hatte. Auch sie erhob sich.

„Ist das Dein Ernst?" fragte sie.

„Mein vollständiger."

„Du zahlst nichts mehr?"

„Keinen Heller. Ich verbiete Dir überhaupt, jemals davon zu sprechen, daß wir uns gekannt haben!"

„Und wenn ich dennoch spreche?"

„So werde ich veröffentlichen, wer damals aus Petermanns Casse die fünftausend Gulden genommen hat."

„Du willst Dich also feindlich zu mir stellen?"

„Nein. Ich will nur haben, daß wir einander nicht mehr kennen. Ich bin Offizier, Du bist Tänzerin. Wir Beide haben unsere Pflichten, unsere Zukunft; aber Jedes die seinige für sich. Wir können uns nichts nützen; wir können uns nur schaden, wenn wir weiteren Umgang pflegen. Ich will avanciren, und Du kannst eine gute Parthie machen, wenn Du mich nicht mehr kennst. Ich hoffe, daß Du mit mir einverstanden bist."

„Aber das Kind?"

„Es war, ist und bleibt das Deinige; mich aber laß von jetzt an damit in Ruhe!"

„Und Du meinst wirklich, daß ich darauf eingehe?"

„Ja, denn ich halte Dich für klug."

„Nun gut, so will ich einmal nicht klug sein. Ich erkläre Dir hiermit, daß ich Dich nicht frei gebe."

„Ueber diese Erklärung kann ich nur lachen."

„Lache jetzt! Später wirst Du einsehen, daß Du sehr unklug gehandelt hast. Ich habe Dich lieb. In Güte hättest Du mir irgend ein Uebereinkommen ablocken können. Ich hätte Rücksicht auf Deine Zukunft genommen. Auf Deine kalte, rohe Weise aber wirst Du gar nichts erreichen!"

„Wollen das abwarten!"

„Du kannst das Kind nicht ableugnen!"

„Das Kind nicht, aber meine Vaterschaft."

„Du hast Dich in hundert Briefen als Vater gefühlt!"

„Das beweist nicht, daß ich derselbe auch wirklich bin."

„Wie nun, wenn ich mit diesem Kinde und mit diesen Briefen einst vor Deine Braut träte?"

„Ich würde Dich fortzubringen wissen."

„Deine Braut würde auf mich hören. Du treibst mich mit Deiner Härte zum Widerspruch. Ich bin gegenwärtig mittellos. Selbst wenn ich engagirt werde, bedarf ich einer Summe für die erste Zeit. Ich bin bereit, Dir alle meine Ansprüche zu verkaufen."

„Ich kaufe nichts, was ich auch ohne Geld haben kann!"

„Unmensch!"

„Gieb Dir keine Mühe! Du änderst die Ansicht doch nicht, welche ich jetzt von Dir habe. Du weißt also nun, was ich denke und was ich wünsche. Wir kennen einander nicht, und wir legen einander nichts in den Weg. Versuchst Du dennoch, das Letztere zu thun, so sorge ich dafür, daß man Dich einen Spaziergang nach dem Zuchthause unternehmen läßt. Lebe wohl, und füge Dich darein." —

Mit dem Morgenzuge, welcher den Juden Salomon Levi nach Rollenburg gebracht hatte, war noch ein Anderer aus der Residenz gekommen, nämlich — der Baron Franz von Helfenstein.

Er war seit dem Verschwinden seiner Frau sehr oft nach Rollenburg gekommen, um anzufragen, welche Erfolge die polizeilichen Recherchen und Nachsuchungen gehabt hatten. Die Antwort war stets dieselbe gewesen. Man hatte nicht die geringste Spur gefunden. Es gab nicht den mindesten Anhalt, dieses räthselhafte Verschwinden zu erklären.

Er hatte seine Schritte natürlich nach der Anstalt des Directors Doctor Mars gelenkt, den er beim ersten Frühstück traf. Mars empfing ihn höflich und fragte:

„Doch wieder in Sorge um die Verschwundene?"

„Natürlich, lieber Doctor!"

„Setzen Sie sich, Herr Baron!"

„Hat man keinen Erfolg gehabt?"

„Leider noch gar keinen."

„Welch' eine Polizei!"

„Sie ist nicht allwissend."

„Das braucht sie nicht zu sein. Sie soll nur scharf beobachten und dann gut combiniren."

„Wo und wie soll man beobachten, wenn man kein Object dazu findet?"

„Das Object ist eben meine Frau."

„Sie ist ja nicht da. Nein, das Object der Beobachtung könnte eben nur meine Anstalt sein, und da hat sich eben nicht das kleinste Zeichen der Entführung finden lassen."

„Hm," machte der Baron, indem er einen eigenthümlich forschenden Blick auf den Irrenarzt warf.

„Was meinen Sie?" fragte dieser, als er diesen Blick, der ihm auffallen mußte, bemerkte.

„Ich habe einen Gedanken, der mich nicht wieder verlassen will, seit er mir gekommen ist."

„Darf ich ihn erfahren?"

„Ich weiß doch nicht!"

„Ich meine, Herr Baron, daß wir nur dann Erfolg haben können, wenn wir Hand in Hand gehen. Und da ist vor allen Dingen die unumwundenste Aufrichtigkeit nöthig."

„Eigentlich.“

„Also, bitte, aufrichtig zu sein!“

„Und Sie werden mir es nicht übel nehmen?“

„Ich bin mir keiner Schuld oder auch nur Nachlässigkeit bewußt; also kann von einem Uebelnehmen gar nicht die Rede sein.“

„Nun wohl! Erinnern Sie sich noch unseres Gespräches bei meiner letzten Anwesenheit, ehe meine Frau verschwand?“

„Ja.“

„Es war da von einer Gratification die Rede?“

„Glaube ich.“

„Auch davon, daß der Tod besser sei als ein unheilbarer Wahnsinn. Besinnen Sie sich?“

„Sehr gut.“

„Ich gab Ihnen den Auftrag, eine Anweisung auszufertigen und zur Unterschrift einzusenden?“

„Sie waren so gütig.“

„Warum haben Sie das nicht gethan.“

„Weil ich diese Gratification bis heute noch nicht verdient habe. Ihre Frau Gemahlin ist weder gestorben noch geheilt worden.“

„Aber sie ist — — fort?“

„Wollen Sie mich etwa dafür belohnen?“

„Wenn Sie es verdienen!“

„Ach, jetzt errathe ich! Herr Baron, ich glaube gar, Sie meinen, daß das Verschwinden Ihrer Frau mein Werk sei!“

„Ich gebe zu, daß ich diesen Gedanken habe.“

„Dann sind Sie freilich auf einem höchst bedeutenden Irrwege. Die Frau Baronin konnte entweder hergestellt werden oder sterben, Eins von Beiden.“

„Oder verschwinden.“

„Das lag außer aller Berechnung. Ein Abhandenkommen hat nicht die rechtlichen Folgen des Sterbens. Daran konnte Ihnen gar nichts liegen. Sie sehen, daß ich aufrichtig spreche.“

„Aber zum Donnerwetter, wer kann denn ein Interesse daran haben, daß sie verschwinde!“

„Das weiß der Teufel!“

„Und wie ist sie hinausgekommen? Sie haben mir diese Fragen bereits beantwortet; ich aber wiederhole sie dennoch. War ihre Zelle verschlossen?“

„Ja.“

„Hatte die Bedienung einen Schlüssel?“

„Nein. Zur Zelle Ihrer Frau Gemahlin gab es nur zwei Schlüssel. Weder ein Krankenwärter noch sonst Jemand konnte ohne besondere Erlaubniß zu ihr.“

„Wer hatte diese Schlüssel?“

„Ich hatte einen und Doctor Zander den andern.“

„Also hätte außer Ihnen nur Doctor Zander zu der Patientin gekonnt, nämlich an jenem Abende?"

„Ja."

„Und das Schloß der Zellenthür war unbeschädigt?"

„Vollständig. Man hatte mit dem Schlüssel geöffnet."

„Nun, zum Teufel, so weiß man ja, woran man ist!"

„Wirklich? Woran denn?"

„Wenn Sie die Patientin nicht selbst fortgeschafft haben, so hat es eben Doctor Zander gethan."

Der Arzt zeigte sich nicht etwa frappirt von diesen Worten, sondern er nickte im Gegentheile leise vor sich hin und sagte dann in vorsichtig gedämpftem Tone:

„Was Sie da sagen, ist einigermaßen plausibel."

„Finden Sie das auch?"

„Ja!"

„Haben Sie diesen Gedanken noch nicht gehabt?"

„Er ist mir gleich ganz anfangs gekommen."

„Nun, warum haben Sie die Idee nicht weiter verfolgt?"

„Ich habe sie verfolgt."

„In welcher Weise?"

„Indem ich meinen Assistenzarzt einer unausgesetzten und scharfen Beobachtung unterworfen habe. Es hat sich aber nicht der leiseste Hauch an ihm entdecken lassen, daß er der Schuldige ist. Uebrigens müßte er ja ein Interesse an dem Verschwinden Ihrer Frau Gemahlin haben, und das ist sicher nicht der Fall."

„Kann man das beschwören?"

„Er kannte sie nicht; er war erst seit Kurzem da. Wollte er sich eingehender als gewöhnlich mit ihr beschäftigen, so wäre dies jedenfalls nur in der Absicht, sie zu heilen geschehen."

„Hat er nicht vielleicht Bekannte, für die er den Streich hätte unternehmen können?"

„Nein. Er verkehrt nur mit den beiden Lieutenants von Randau und von Hagenau."

„Die haben mit der Sache sicher nichts zu thun!"

„Das denke ich auch. Uebrigens hat Niemand so wie er sich Mühe gegeben, eine Spur zu entdecken."

„Das überzeugt nicht; das könnte auch Verstellung sein."

„Auffällig war mir allerdings auch der Umstand, daß Niemand außer ihm und mir des Nachts im Stande war, das Hausthor und die Pforte zu öffnen. Die dazu vorhandenen Hauptschlüssel hat kein Anderer. Und sodann erfuhr ich, daß er an jenem Abende abwesend gewesen war."

„Sappermenti! Das ist von Bedeutung! Man sollte ihn ins Gebet nehmen, Herr Director."

„Er würde, selbst für den Fall, daß er der Schuldige ist, nichts gestehen, wie sich ja voraussehen läßt.“

„Man müßte ihn überraschen.“

„Hm! Ja. Aber wie?“

„Indem man ihm mit einer Frage wie mit einer Pistole auf das Leder rückt.“

„Das ist zu gewagt.“

„Warum?“

„Weil er es sehr übel nehmen würde.“

„Was mache ich mir daraus, wenn mir dieser kleine Doctor Etwas übel nimmt!“

„Also, Sie selbst wollten die betreffende Frage stellen?“

„Wenn es nicht anders sein kann, ja. Besser freilich wäre es, Sie könnten es übernehmen.“

„Danke sehr! Ich thue es nicht.“

„Fürchten Sie sich vor ihm?“

„Fällt mir nicht ein. Aber er wäre im Stande, mir zu kündigen und ich sage Ihnen, daß ich ihn nicht einbüßen möchte.“

„O, haben Sie keine Sorge! Er wird sehr froh sein, bei Ihnen Anstellung zu haben. Diese jungen Aerzte dürfen noch keine gar so große Ansprüche machen.“

„Hm! Er ist ein höchst brauchbarer College!“

„Das mag sein.“

„Er würde wohl bald anderweit Beschäftigung erhalten.“

„Und Sie noch viel eher einen andern Assistenten! Also, wollen wir diese Ueberrumpelung versuchen?“

„Es ist eine heikle Angelegenheit!“ meinte Mars zögernd.

„Aber vielleicht die einzige Art und Weise, zum Ziele zu gelangen. Entschließen Sie sich!“

„Na, meinetwegen! Ihnen zu Gefallen!“

„Aber Sie müssen dabei sein!“

„Natürlich!“

„Wo ist Zander?“

„Wir werden ihn, wenn er nicht in den Zellen ist, jedenfalls in seiner Wohnung finden. Aber, ich bitte, ihn unter allen Umständen zu schonen!“

„Schonen? Unter allen Umständen? Auch in dem Falle, daß er uns meine Frau entführt hat?“

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich — — na, aufrichtig gestanden, weil ich es mit ihm doch nicht ganz verderben kann.“

„Welche Befürchtungen haben Sie denn?“

„Nun, es ist eine eigenthümliche Sache um so eine Privatirrenheilanstalt. Es kommen da so viele und so verschiedene — wie sage ich doch gleich —

familiäre Rücksichtlichkeiten zur Geltung, daß Niemand so sehr verschwiegen sein muß wie ein Privatirrenarzt."

„Ach so! Und Doctor Zander hat ihnen trotz der kurzen Zeit, welche er hier ist, bereits in die Karten geguckt?"

„Ja."

„Und Sie haben das Ausplaudern zu befüchten?"

„Gewiß. Denken Sie an Ihren eigenen Fall. Wie nun, wenn Zander öffentlich behauptete, Sie hätten Ihre Frau absichtlich wahnsinnig gemacht?"

„Das wäre allerdings verteufelt fatal, besonders in dem Falle, daß er seine Behauptung beweisen könnte."

„Hm! Was das betrifft, so ist er ein ausgezeichneter Chemiker, welcher gar nicht leicht zu täuschen sein würde."

„Na so wollen wir also so vorsichtig sein, wie es die Umstände uns erlauben. Kommen Sie!"

Sie erfuhren von den Wärtern, daß Doctor Zander seinen gewöhnlichen Umgang beendet habe, und begaben sich also in seine Privatwohnung. Er empfing den Director mit achtungsvoller Freundlichkeit, den Baron aber mit einer höflich kalten Verbeugung.

„Bitte, wollen die Herren Platz nehmen!" sagte er.

„Das wird nicht nothwendig sein," antwortete der Baron. „Wir gehen gleich wieder, nachdem wir eine ganz kurze Frage an Sie gerichtet haben, Herr Doctor."

„Hoffentlich kann ich sie zur Genüge beantworten."

„Ich bin überzeugt davon."

„Dann bitte!"

Da legte der Baron ihm in pfiffiger Vertraulichkeit die Hand auf die Achsel und sagte:

„Spaß bei Seite, Herr Baron, wo haben Sie meine Frau einstweilen hingebracht?"

Zander trat sofort einen Schritt zurück. Seine Miene drückte nicht den mindesten Schreck, sondern nur Erstaunen aus.

„Habe ich Sie recht verstanden?" frag'e er.

„Jedenfalls."

„Sie wollen wissen, wohin ich Ihre Frau geschafft habe?"

„Ja."

„Herr Doctor Mars hat natürlich gewußt, daß Sie die Frage an mich richten wollten?"

„Gewiß."

„Nun, dann haben Sie die Güte, hier in meinem Zimmer und unter meinen Effecten nachzusehen, wo ich die Vermißte versteckt habe. Ich will Ihnen dabei die nöthige Freiheit lassen, indem ich mich einstweilen entferne."

Und ehe sie ihn aufhalten konnten, war er zur Thür hinaus.

„Abgeblitzt!" meinte der Baron.

„Dachte es mir!"

„Nun wissen wir gerade so viel wie vorher!“

„Er ist unschuldig.“

„Vielleicht nur ein Schlaukopf, der auf eine so überraschende Frage seither gefaßt gewesen ist.“

„Ich werde von ihm um Genugthuung angegangen werden. Das ist das Einzige, was ich davon habe.“

„Pah! Sagen Sie ihm, daß es sich um ein Mißverständniß handle; so giebt er sich zufrieden.“

„Schwerlich. Er würde von mir verlangen, ihm dieses Mißverständniß des Näheren auseinander zu setzen.“

„Nun, so sagen Sie ihm meinetwegen ganz aufrichtig, daß ich ihn in Verdacht gehabt habe, und daß Sie nur in mein Verfahren gewilligt hätten, um ihm Gelegenheit zu geben, mich gehörig ablaufen zu lassen. Das ist das Beste.“

„Ja, das ist die einzige Art und Weise, meinen Kopf ohne Blamage aus der Schlinge zu ziehen.“

„Wohin wird er sein?“

„Jedenfalls hinab in den Garten, um seinen Aerger im Freien auszuathmen.“

„Warten wir, bis er zurückgekehrt ist.“

Sie begaben sich wieder nach der Wohnung des Directors, wo sie bei einer Flasche Wein den Gegenstand weiter besprachen. Da trat einer der Zellenwärter ein und überreichte dem Arzte ein Couvert.

„Von wem?“

„Von Herrn Doctor Zander.“

„Wo ist er?“

„Zum Thore hinaus.“

„Warten.“

Er öffnete das Couvert. Es enthielt eine Karte, auf welchem folgende Zeilen zu lesen waren:

„Geehrter Herr!

Nachdem Sie in eine Beleidigung willigten, die ebenso unverzeihlich wie lächerlich ist, sehe ich ein, daß mir von Ihrer Seite keineswegs das Vertrauen entgegengebracht wird, ohne welches mein Wirken in Ihrer Anstalt nur schädlich anstatt heilsam sein muß. Ich halte es also für das Beste, Ihnen schnellstens Gelegenheit zu geben, sich einen anderen Assistenten zu engagiren, welcher würdiger ist, an Ihrer Seite zum Wohle der Ihnen anvertrauten Unglücklichen zu wirken. Da ich in dem vorliegenden Falle eine Kündigung nicht für nöthig halte, reise ich sofort ab und werde meine Effecten, welche schnell gepackt sind, abholen lassen

Alfred Zander, Dr. med.

Der Irrenarzt erschrak auf das Heftigste.

„Wie lange ist er fort?“ fragte er den Wärter.

„Seit fünf Minuten.“

„Eile ihm nach, daß Du ihn noch erwischest! Ich lasse ihn ersuchen, doch freundlichst zu mir zu kommen."

Der Mann entfernte sich schnell.

„Sie sehen ja ganz erschrocken aus!" meinte der Baron.

„Ich bin auch wirklich erschrocken!"

„Was schreibt er denn?"

„Er ist fort!"

„Nicht doch!"

„Ja. Da, lesen Sie!"

Der Baron überflog die Zeilen und sagte dann:

„Ein resoluter Kerl! Der hat Rasse!"

„Und ich habe das Nachsehen!"

„Es wird nicht so ernstlich gemeint sein. Er wird sich von Ihrem Boten finden lassen und gern bleiben, wenn Sie eine Kleinigkeit zu seinem Gehalte legen. Die Mehrausgabe will ich tragen, da ich einmal die Schuld auf mich nehme."

„Täuschen Sie sich nicht! Dieser Zander hat Grundsätze. Zudem ist er so vermögend, daß er sogar sehr fein von seinen Zinsen leben kann. Er braucht also keine Anstellung.

„Fatal! Doch, warten wir es ab!"

Der Bote hatte aber Zander nicht getroffen, denn derselbe hatte, ahnend daß man ihm Jemand nachsenden werde, seine Schritte so beschleunigt, daß er gar nicht einzuholen gewesen war, zumal der Zellenwärter gar nicht gewußt hatte, welche Richtung er einschlagen solle.

Zunächst begab Zander sich in ein Café, wo er gewohnt war, ungefähr um diese Tageszeit seine beiden Freunde, die Lieutenants von Hagenau und von Randau zu treffen. Besonders hatte er sich dem Letzteren eng angeschlossen, und darum freute er sich, ihn bereits an seinem Tische vorzufinden.

Das Zimmer hatte eine sehr hervorspringende Ecke, an welcher der Ofen stand. An der anderen Ecke, also hinter dem Ofen, befand sich der Tisch, an welchem die drei Bekannten ihren Morgentrunk zu sich zu nehmen pflegten. Saßen sie einmal da, so waren sie von den anderen Tischen aus gar nicht zu sehen.

„So früh schon da?" fragte Randau, dem jungen Arzte die Hand entgegenstreckend.

„Und Sie noch früher!"

„Ich habe heute nicht Dienst; darum war ich ein Wenig überpünktlich, mein Lieber."

Die Kellnerin kannte bereits den Geschmack des Doctors. Sie brachte ihm, nachdem er geklingelt hatte, die bereit gehaltene Portion und kehrte dann in die Küche zurück, wo sie beschäftigt war.

„Sie kommen mir heute ein Wenig verändert vor, mein bester Doctor," bemerkte der Lieutenant.

„In wiefern?"

„So feierlich oder vielmehr so entschieden, als ob Sie irgend etwas Wohlüberlegtes im Schilde führten.“

„Das ist auch in Wirklichkeit der Fall.“

„Also errathen! Darf man neugierig sein? Oder ist es Berufsgeheimniß?“

„O, Sie können es immerhin wissen. Ich beabsichtige nämlich, mich in der Residenz zu etabliren.“

„Was Sie sagen! Sie sind ja hier kaum angetreten!“

„So fällt mir das Abtreten um so leichter.“

„Haben Sie sich mit Mars überworfen?“

„So ungefähr. Wir waren in einer wichtigen Angelegenheit so verschiedener Ansicht, daß ich es für das Beste hielt, in Zukunft solche Gegensätze zu vermeiden.“

„Wann reisen Sie ab?“

„Noch heute.“

„Sapperlot! Das geht ja ungeheuer schnell!“

„Ich kündige gar nicht erst.“

„Nun, ich kann sehr zufrieden mit Ihrem Fortgehen sein. Ich werde Ihnen nachfolgen.“

„Das wäre mir außerordentlich lieb. Aber der Dienst hält Sie. Sie sind nicht in dem Besitze einer so glücklichen und freien Selbstbestimmung wie ich.“

„O, ich bin um meine Versetzung eingekommen und weiß aus bester Hand, daß man dies Gesuch gern berücksichtigen und meine Translocation möglichst beschleunigen wird.“

„Gratulire!“

„Danke!“

„Es gefiel Ihnen natürlich in dieser Provinzialstadt nicht.“

„Hm! Was das betrifft, so ließ es sich ja immerhin hier ziemlich leben; aber seit jener Affaire bei der Melitta, wissen Sie, ist mir Rollenburg verleidet. Ich mußte und muß auch noch als Zeuge dienen, leider gegen Kameraden. Das hat meiner hiesigen Stellung eine einigermaßen schiefe Richtung gegeben. Ich will fort.“

„Bin doch neugierig, welches Resultat die Untersuchung ergeben wird. Man scheint sich Zeit nehmen zu wollen.“

„Sehr leicht erklärlich, da ja Herren des Officiercorps verwickelt sind. Eine verteufelt fatale Angelegenheit!“

Der Doctor wollte eine Bemerkung machen, hielt dieselbe aber zurück, weil vorn die Thür geöffnet wurde und dabei auch sogleich eine laute Stimme erklang:

„Keine Seele anwesend. Das ist schön! Da können Sie mir die lustige Geschichte erzählen, Herr Director.“

Zander glaubte wirkich in diesem Augenblicke, daß sein Director, Doctor Mars, mit eingetreten sei; er winkte also dem Lieutenant Schweigen zu.

„Ja, lustig war's.“ antwortete eine zweite Stimme. „So eine richtige

Mädchenentführung, zwar nicht mit Gewalt, sondern durch List, aber doch eine Entführung. Jetzt hängt das dumme Ding, das sich gewohrt hat wie ein Teufel, bereits in der Dressur. Ja wirklich, kein Mensch da. Klingle einmal, Dicker!"

Die Glocke erscholl, und die beiden Eingetretenen, welche vorn Platz genommen hatten, ließen sich Wein geben.

Doctor Zander hatte nun zwar an der Stimme gehört, daß es nicht Mars sei, der Director genannt worden war. Doch ließen die gehörten Worte so deutlich auf etwas Verdächtiges oder wohl gar Gesetzwidriges schließen, daß die beiden Freunde durch leises Zunicken sich verständigten, ihre Anwesenheit nicht merken zu lassen.

Das Mädchen kam und brachte den Wein. Als sie sich wieder entfernt hatte, sagte die zweite Stimme:

„Hat sie die Thür fest zugemacht, Dicker?"

„Ja, Herr Director."

„Schön. Was ich erzähle, braucht Niemand zu hören. Man wäre im Stande, mich zur Verantwortung zu ziehen."

„Also prosit, und dann los! Ich bin neugierig, auf welche Weise Sie zu diesem prachtvollen Mädchen gekommen sind."

„Hat Sie Dir also gefallen?"

„Ausgezeichnet! Verdammt appetitlich! Wäre ich nicht so ein alter Kerl, so müßte dieser Bissen mein werden. Das Wasser ist mir im Munde zusammengelaufen."

„Ja, das hat noch Kraft und Kern. Das greift sich noch gesund und fest an. So etwas findet man beim Comödiantenvolke nicht."

„Also aus einer Privatfamilie?"

„Ja, ihr Vater war Theaterdiener in der Residenz."

„Und sie ist nicht Schauspielerin?"

„Nein."

„Aber wie haben Sie es angefangen, sie als Tau-ma zu engagiren? Oder hatte sie sofort eingewilligt?"

„Als Tau-ma? Närrischer Kerl! Da wäre ich wohl schlecht angekommen. Als Cassirerin habe ich sie engagirt."

„Als Cassirerin? Sapperment! Und ich bin Cassirer!"

„Habe keine Sorge! Du bleibst im Amte."

„Aber was wird sie dazu sagen?"

„Nichts. Es wird eben gar nicht gelitten, daß sie Etwas sagt. Höre, wie ich es angefangen habe!"

Er erzählte von seinem Besuche bei seinem Bruder, von seinem Gange mit diesem in das Theater, von der Weigerung Emiliens, sich in Tricots sehen zu lassen, von seiner Unterredung mit ihr und ihrem Vater im Büdcher und von dem endlichen Engagement. Als er erwähnt hatte, daß sich Beide, sowohl der Vater wie auch die Tochter unterschrieben hätten, sagte der Cassirer:

„Ah, da sitzt sie also fest!"

„Ganz und gar. Sie kann nicht wieder fort.“

„Die Quittung gilt ja als Wechsel, weil das Wort Wechsel darin vorkommt. So steht es im Gesetz.“

„Freilich. Fügt sie sich nicht, so ist das eine gute Waffe. Diese Weibsen haben vor dem Worte Wechsel eine heillose Angst, obgleich es gar nicht so gefährlich ist.“

„Wie ging es unterwegs?“

„Sehr gut. Der Himmel hing ihr voller Pauken, Trompeten und Geigen; das war ihr anzusehen. Als wir dann hier ankamen, hatte der Geschäftsführer bereits Logis und Stallungen besorgt und empfing mich am Bahnhofe.“

„Er sagte mir, daß er nicht kleine Augen gemacht habe, als er das Mädchen erblickte.“

„Ja, das ist wahr. So eine Acquisition hatte er freilich nicht erwartet. Nun gab es aber ein großes Bedenken. Nämlich es durfte Niemand das Mädchen sehen.“

„Natürlich! Wer sie dann als Tau-ma ohne Unterleib erblickte, der ahnt sofort den Schwindel.“

„Da war es vortrefflich, daß der Geschäftsführer das kleine, leere Haus draußen vor der Stadt gemiethet hatte. Es wohnt kein Mensch darin. Dahin haben wir sie gebracht. Und dort wird sie versteckt bleiben bis zu ihrem ersten Auftreten. Kein Mensch kennt sie dann.“

„Wie viel Zeit wird bis dahin vergehen?“

„Hm! Eine Woche wenigstens.“

„Warum so lange?“

„Mensch, das mußt Du doch einsehen! Sie schämt sich jetzt beinahe, wenn man nur ihre Hände ansieht, bloß weil diese nicht bedeckt sind. Wenn sie auftritt, muß sie aber oben ganz entblößt gehen. Man muß ihr Schamgefühl abstumpfen oder ganz todt machen.“

„Das geht am Schnellsten mit der Peitsche.“

„Allerdings. Aber Du darfst nicht vergessen, daß ich sie nicht eher produciren kann, als bis sie es gern thut. Sonst braucht sie ja nur das Publikum um Hilfe anzurufen, und ich kann dann nur gleich zusammenpacken.“

„Ja, eine verdammt kitzliche Sache.“

„Ich hoffe, es fertig zu bringen.“

„Wann fangen Sie denn an?“

„Habe schon angefangen.“

„Sapperlot! In welcher Weise denn?“

„Gestern Abend, gleich nachdem ich sie in das Quartier gebracht hatte. Die Andern, welche auch dort wohnen, waren mit dabei und haben nach Kräften geholfen. Zuerst sagte ich ihr, daß sie sich den Cassirerposten aus dem Sinn schlagen müsse, weil ich schon einen Cassirer habe.“

„Was sagte sie dazu?“

„Sie war ganz starr vor Erstaunen. Dann sagte ich ihr, daß sie meine Tau-ma sein werde. Sie kannte das Wort nicht und fragte nach der Bedeutung desselben. Als ich es ihr erklärt hatte, da ging es los.“

„Was?“

„Zunächst die Vorwürfe; dann das Jammern und Klagen. Sie wollte augenblicklich fort. Ich ließ sie natürlich festhalten. Sie schrie um Hilfe. Da pfiff ich ihr mit der Peitsche so ein paar scharfe Schnelzer über, daß sie vor Schmerz ordentlich in die Luft ging. Von da an weinte sie nur noch leise vor sich hin.“

„Ja, probates Mittel!“

„So eine Person verkennt ihr eigenes Glück. Sie drohte freilich selbst nachher noch mit dem Gesetz und der Polizei; aber ich machte sie auf die Bedeutung ihrer Unterschrift aufmerksam. Ich drohte, ihren Eltern Strumpf und Stiel abzupfänden, wenn sie nicht fügsam sei. Da endlich wurde sie still.“

„Da hat sie schnell Verstand angenommen!“

„Juble nicht zu früh! Ich holte die Tau-ma-Schaukel her und zeigte ihr, wie es gemacht wird. Aber da ging es von Neuem los. Sie erklärte, sie werde lieber sterben, als Arme, Hals und Brust nackt sehen zu lassen.“

„Wie dumm!“

„Na, ich habe es ihr sofort bewiesen, daß sie nicht daran stirbt, wenn sie nackend ist.“

„Wieso?“

„Ihre Kleider mußten herunter.“

„Hat sie es gelitten?“

„Pah! Ich half mit der Peitsche nach!“

„Hat sie nicht geschrieen?“

„Ja; aber dem machte ich schnell ein Ende. Ich ließ ihr einen Knebel in den Mund schieben. Dann haben wir sie an einen Balken gebunden und die ganze Nacht stehen lassen, hüben und drüben eine Laterne.“

„Ohne Kleider?“

„Das versteht sich. Man glaubt gar nicht, wie rasch sich diese dumme Schaam verliert, wenn die Kleider einmal weg sind. Sie wird es schon lernen.“

„Aber in dieser Kälte?“

„Desto besser. Das merkt sie sich und wird also gehorchen.“

„War denn Jemand bei ihr?“

„Das ganze Chor. Es war ja in der Bodenkammer, in welcher sie Alle schlafen.“

„Auch die Mannspersonen waren dabei?“

„Ja freilich.“

„Alle Teufel! Was wird das Mädel gedacht haben!“

„Sie stand an ihrem Balken wie todt. Sie hatte die Augen zu und sagte kein Wort, regte und rührte sich auch nicht. Erst heute Morgen zeigte sie Leben, als sie eine Tasse Kaffee angeboten bekam.“

„Den trank sie?“

„Ja.“

„Hat sie Etwas gesagt?“

„Bis jetzt kein einziges Wort.“

„Ist sie denn noch immer angebunden?“

„Ja. Ich lasse sie nicht eher los, als bis sie mir heilig und theuer verspricht, unbedingt zu gehorchen.“

„Und doch sind Sie keineswegs sicher!“

„Wieso?“

„Sie kann sich verstellen und dann beim öffentlichen Auftreten die Dummheit begehen, um Hilfe zu rufen.“

„Dagegen giebt es zwei Mittel.“

„Welche?“

„Ich stelle zwei Personen unsichtbar hinter die Coulissen, welche, sobald sie sich nur mukt, den Vorhang fallen lassen und ihr sofort die Gurgel zuschnüren müssen. Dem Publicum wird irgend Etwas weiß gemacht.“

„Und das andere Mittel?“

„Das erstere Mittel bestand aus Strenge, das zweite aber besteht in Liebe. Sie hat jetzt Zeit, sich unter unseren Leuten umzusehen. Es sind hübsche Kerls dabei. Der Geschäftsführer zum Beispiel ist ein Bild von einem Burschen. Geschick haben die Hallunken auch, und so dauert es sicher kaum drei oder vier Tage, so hat sie sich in den Einen oder den Anderen vergafft. Na, und wenn sie dann einmal weiß, wie angenehm die Liebe ist, und daß bei uns derselben nichts in den Weg gelegt wird, dann adieu Schamgefühl und Widerstand.“

„Das läßt sich hören. Und geben Sie ihr Gelegenheit, ihren Eltern zuweilen einige Gulden schicken zu können, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht von ganzem Herzen gern bei uns bliebe!“

„So ist es! Jetzt nun will ich hinaus, um die Dressur fortzusetzen. Gehst Du mit?“

„Hm! Warum nicht? Bekomme ich sie zu sehen?“

„Natürlich.“

„Im Evahabit?“

„Ja. Sie muß sich daran gewöhnen, sich ansehen zu lassen.“

„Da bin ich neugierig. Trinken wir also aus!“

Der Director klingelte, und die Kellnerin erschien. Er bezahlte und wendete sich mit dem Cassirer bereits dem Ausgange zu, als er eine Hand auf seiner Achsel fühlte.

„Bitte, auf ein Wort, meine Herren!“

Beide drehten sich schnell um. Vor ihnen stand Doctor Zander, welcher diese Worte gesagt hatte, und neben ihm der Lieutenant von Randau. Sie erschraken außerordentlich, denn nun erkannten sie, daß sie nicht allein gewesen seien, sondern belauscht worden waren.

„Darf ich fragen, wen ich die Ehre habe —?“ meinte der junge

Arzt, indem auf seinem Gesichte sich ein höchst unternehmendes Lächeln bemerken ließ.

Der Director faßte sich schnell und antwortete:

„Ich bin der Director Baumgarten vom Circus Réal."

„Und dieser Herr?"

„Mein Cassirer."

„Danke! Wollen Sie die Freundlichkeit haben, noch einige Augenblicke zu verweilen? Bitte, nehmen Sie Platz!"

Er zeigte nach dem Tische, welcher hinter dem Ofen stand. Unterdessen raunte der Lieutenant, von den Beiden unbemerkt, der Kellnerin zu:

„Schnell, Polizei holen!"

Im Nu war das Mädchen verschwunden.

„Wir standen im Begriff, aufzubrechen," warf der Director jetzt abwehrend ein.

„O, vielleicht haben Sie doch einige Minuten für uns übrig. Ihr interessantes Gespräch —"

„Sie haben es gehört?" fragte der Director schnell.

„Ja. Wir saßen dort am Tische und wollten Sie nicht stören. Also, Ihr interessantes Gespräch läßt uns annehmen, daß Ihr Circus überhaupt viel Interessantes bietet, und da haben wir den Wunsch, uns ein Wenig zu orientiren."

Dem Cassirer merkte man an, daß er noch gern geblieben wäre. Er mochte meinen, einen guten Gratistrunk thun zu können. Aber dem Director kam das Lächeln des Arztes nicht recht geheuer vor. Er antwortete:

„Bitte, bitte, ein anderes Mal, meine Herren!"

„Ist uns leider unmöglich, da wir die Stadt verlassen. Also, nehmen Sie immerhin gefälligst Platz!"

Er nahm den Director am Arme, um ihn nach dem Tische zu führen, erhielt aber die Weigerung:

„Ich muß allen Ernstes bemerken, daß wir keine Zeit mehr haben, meine Herren."

„Und ich muß bemerken, daß wir Sie nicht fortlassen werden. Wir sind nun einmal darauf versessen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Wollen Sie uns pressen wie englische Matrosen?"

„Nöthigenfalls, ja!" lachte Zander gemüthlich.

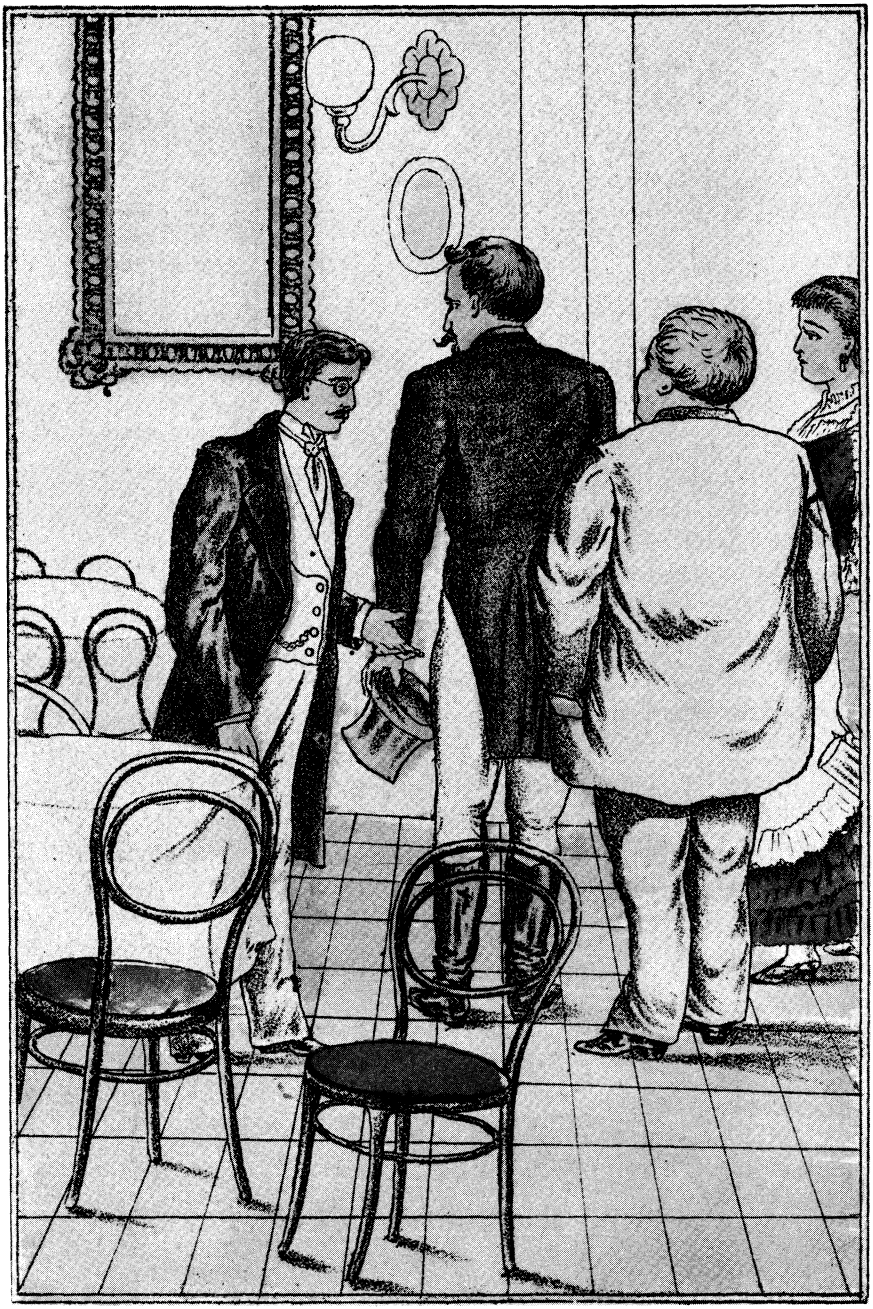
„Da protestire ich denn doch allen Ernstes! Es ist doch wohl nicht gesellschaftliche Sitte, einen Menschen mit Gewalt zum Bleiben zu nöthigen."

„O, in gewissen Kreisen der Gesellschaft wird dies sogar sehr oft und mit Erfolg angewendet. Besonders hier in Rollenburg, wo gar Mancher gegen seinen Willen zu einem ungewöhnlich langen und äußerst unangenehmen Verweilen gezwungen gewesen ist."

„Mein Herr, Sie führen eine eigenthümliche Sprache!"

„Weil Sie eine so eigenthümliche Geschichte erzählten."

„Was geht Sie meine Erzählung an! Lassen Sie uns fort!"



Wollen Sie die Freundlichkeit haben, noch einige Augenblicke zu verweilen.

Verl. S. (82)

„Nein, Sie bleiben!“ sagte Zander in seinem ernsthaftesten Tone.

„Oho! Wer sind Sie!“

„Mein Name ist Zander; ich bin Arzt. Die Uniform dieses anderen Herrn sagt Ihnen, was er ist.“

„Was Sie sind, das ist mir sehr gleichgiltig. Ich brauche weder einen Arzt noch einen Exerciermeister. Machen Sie Platz, sonst bin ich gezwungen, nachzuhelfen!“

„Nicht so hitzig, Herr Director! Sie befinden sich weder in der Manege, noch bei der Dressur eines armen, schwachen und wehrlosen Frauenzimmers!“

„Donnerwetter! Was soll das heißen? Etwa gar eine Drohung? Was kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten? Sehen Sie erst mich an und dann sich! Sie werden erkennen, daß ich keinen Grund habe, mich zu fürchten!“

Er fuchtelte mit seiner Reitpeitsche vor sich herum und wendete sich nach der Thür. Dort aber hatte der Lieutenant nach ein paar schnellen Schritten Posto gefaßt.

„Sie werden bleiben, Herr Baumgarten!“ befahl er in kurzem, gebieterischem Tone.

„Fällt mir nicht ein! Platz gemacht!“

„Nun, da Sie uns nicht zu verstehen scheinen, erkläre ich Ihnen, daß wir Sie mit Arretur belegen!“

„Arretiren! Uns arretiren?“

„Ja, wie Sie sehen!“

„O, ich sehe noch gar nichts! Ich sehe nur, daß da die Thüre ist, und daß Sie uns im Wege sind. Weg mit Ihnen!“

„Halt! Keinen Schritt weiter! Sie sind unser Gefangener! Etwaigem Widerstande werde ich mit blanker Waffe zu begegnen wissen. Ich spreche im Ernste!“

Er hatte dabei den Degen gezogen und hielt die Klinge wirklich zum Stoße bereit.

„Himmeldonnerwetter! Das ist mir noch nicht begegnet, in meinem ganzen Leben noch nicht!“ rief der Director.

„Mir auch nicht!“ stimmte der Cassirer bei.

„Nun, so machen Sie eben heute diese Erfahrung zum ersten Male,“ bemerkte Zander. „Vielleicht lassen Sie es sich zur Warnung dienen und recognosciren die Orte, an welchen Sie von Ihren Geschäftsgeheimnissen sprechen, vorher genau.“

Noch war der kräftig, ja stämmig gebaute Director unentschlossen, ob er sich fügen oder Widerstand leisten solle. Er sah ein, wie viel von ihm davon abhänge, seine neue Tau-ma verbergen oder doch wenigstens ihre nackte Gestalt in die Kleidung bringen zu können; aber — da wurde es auch schon zum Handeln zu spät, denn es öffnete sich die Thür, um zwei Stadtgensd'armen einzulassen, welche, als sie den Offizier erblickten, ihr Honneur machten.

„Bringen Sie augenblicklich diese beiden Männer in Gewahrsam!“ befahl der Lieutenant.

„Oho! So schnell geht das denn doch nicht!“ rief der Director. „Hat man etwa gesehen, daß wir uns etwas Gesetzwidriges zu Schulden kommen ließen?“

„Haben Sie keine Sorge! Wir werden es bald sehen!“

„Ich lasse mich nicht eher arretiren, als bis man mir beweisen kann, daß es nothwendig ist!“

„Darf ich gehorsamst fragen, was diesen beiden Leuten vorgeworfen wird?“ fragte der eine Gensd'arm.

„Wir haben keine Zeit zu langer Auseinandersetzung,“ antwortete der Lieutenant. „Sie arretiren diese Männer auf meine Verantwortung, bringen sie auf die Polizeiwache und sorgen dafür, daß sie nicht entfliehen!“

„Das soll Ihnen denn doch schwer werden!“ rief der Director.

Er trat blitzschnell auf den Lieutenant zu und faßte ihn bei der Brust, um sich den Weg zu bahnen. Aber er hatte sich in dem jungen Offizier getäuscht, denn dieser versetzte ihm ebenso schnell einen solchen Faustthieb unter das Kinn, daß er nach hinten und zur Erde flog.

„Widerstand, wie Sie sehen,“ sagte er zu den Polizisten. „Jetzt verlange ich, daß Beide gefesselt werden.“

Diesem Befehle wurde augenblicklich Gehorsam geleistet, so sehr sich auch die Gefangenen sträubten. Noch ehe sie abgeführt wurden, verließen Randau und Zander mit einander das Café, um nach der Polizei vorauszueilen. Dort bedurfte es nur weniger Worte, um einen Polizeisergeanten mit der nöthigen Mannschaft zu erhalten. Dann wurde schnell aufgebrochen.

„Kennen Sie denn das betreffende Haus?“ fragte der Arzt den Lieutenant.

„Ja. Es liegt am Ende der Stadt und war eine Garnbleiche. Es ist zu luftig, als daß es perennirend bewohnt werden könnte.“

„Kann man uns von Weitem bemerken?“

„Warum?“

„In diesem Falle steht ja zu befürchten, daß man, bevor wir wirklich ankommen, Vorsichtsmaßregeln treffen werde.“

„Das wird nicht geschehen. Wir müssen zwischen Gärten hindurch, und das Haus selbst liegt auch in einem Garten.“

Sie schlichen sich wie Plänkler während eines Gefechtes vorwärts, um ja nicht bemerkt zu werden. In der Nähe des betreffenden Gebäudes angekommen, scholl ihnen ein lautes Lachen und Schreien, ein wüster Lärm entgegen.

„Nicht zögern, sondern so schnell wie möglich eintreten!“ meinte der Lieutenant, „damit Niemand vorzeitig gewarnt werde!“

Einige Augenblicke später standen sie im Innern des Parterres, welches einen einzigen großen Raum bildete.

Da sah es bunt genug aus. Altes Geröll von hunderterlei Namen und Bedeutung, wie es bei fahrenden Künstlern vorkommt, bedeckte den Boden oder

war an den Mauern aufgestapelt. Dazwischen krochen schreiende, pfeifende und lachende Kinder, ungekämmt und ungewaschen und mit zerrissenen Flicken und Fetzen bedeckt. Männer und Frauen, Burschen und Mädchen waren da, in allerlei, oft räthselhafter Weise beschäftigt. Es war ein Chaos von Sachen und Personen.

Kaum wurden die Eingedrungenen erblickt so rief ein geistesgegenwärtiger Bursche mit lauter Stimme:

„Die Polizei! Schnell losbinden, schnell!"

Und zu gleicher Zeit nahm er an der morschen Treppe Platz, welche nach oben führte. Zander sah ein, daß es sehr nothwendig sei, Zeugen zu haben, welche das arme Mädchen in gefesseltem Zustande gesehen hatten. Darum stieß er dem Menschen die Faust in die Magengrube, daß er ächzend zur Seite flog, und sprang rasch die Treppe empor. Der Lieutenant folgte auf dem Fuße, hinter ihm die Polizisten. Nur zwei der Letzteren blieben unten, um mit blankem Seitengewehr die überraschten Künstler am Entfliehen zu verhindern.

Oben angekommen, erblickte man einen weiten, öden Raum, dessen Wände nur aus dünnen Brettern bestanden, welche so schlecht zusammengefügt waren, daß der Wind und der Schnee den Durchgang fand.

Auch hier lag eine Menge Zeug umher, wie es von dieser Sorte Menschen gebraucht wird. Einige Weiber hockten auf altem Stroh, und zwei halb erwachsene Burschen waren damit beschäftigt, in aller Eile die Stricke zu lösen, mit denen die völlig unbekleidete Gestalt von Emilie Werner an einen der senkrechten Balken befestigt war.

Nur einen kurzen Blick warfen Beide, der Offizier und der Arzt, auf das unglückliche Mädchen; dann drehten sie sich um, und der Erstere sagte zu den Polizisten:

„Hier, mein Mantel! Werfen Sie ihn ihr über! Was wir als Zeugen wissen müssen, das haben wir gesehen. Wenn sie angekleidet ist, so bringen Sie die junge Dame nach dem Hotel Schweizerhaus, wo wir unterdessen alles für sie Nöthige bestellen werden."

Sie gingen.

„Gräßlich!" knirschte Randau vor sich hin. „Sind das Menschen, oder sind es Teufel!"

„Beides! Denken Sie an Das, was wir bei der Melitta erlebten. Wie viel Elend und Jammer mag sich doch hinter dem Flittertand verstecken, in welchen diese sogenannten Künstler der Wahrheit hohnlachen! Kommen Sie! Mir wird ganz unwohl, wenn ich daran denke!"

Sie begaben sich zunächst nach dem angegebenen Hotel, welches an ihrem Wege lag, und sodann nach der Polizei, um da Bericht zu erstatten und ihre Anzeige und Aussage zu Protocoll zu geben.

Dann kehrten sie wieder in das Hotel zurück, wo sie erfuhren, daß man die junge Dame in einer Droschke gebracht und in ein geheiztes Zimmer geführt habe.

V. S.

„War ein Arzt da?“ fragte Zander.

„Nein. Wir wußten, daß Sie wiederkommen würden.“

Er ließ sich die Nummer des Zimmers nennen und ging, um nach der Geretteten zu sehen. Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe er zurückkehrte.

„Nun?“ fragte der Lieutenant. „Ist Besorgniß nöthig?“

„Sie liegt im Weinkrampf und giebt keine Antworten. Das so schwer verletzte Schamgefühl tritt in Reaction. Ich habe Schlaf und Schwitzmittel verordnet. Man muß der Erkältung begegnen und dann abwarten, bis das empörte Gemüth sich beruhigt hat. Jedenfalls gehe ich nicht eher fort, als bis das arme Kind transportfähig ist, und dann bringe ich es selbst zu seinen Eltern zurück.“

Im Laufe des Nachmittags wurde seitens der Polizei angefragt, ob es möglich sei, Fräulein Werner zu vernehmen. Der Arzt verneinte diese Frage und konnte erst am anderen Morgen die Erlaubniß dazu ertheilen.

Die Vernehmung wurde aus Rücksicht auf Emilie im Hotel vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr sie, daß der Director mit allen Mitgliedern, deren Mitschuld sich herausgestellt hatte, sich in Untersuchungshaft befinde.

Sie gab ihre Aussage zu Protocoll und erhielt dann von Seiten des Einzelrichters die Versicherung, daß das an ihr begangene Verbrechen die allerstrengste Ahndung erfahren werde.

Als der Beamte sich entfernt hatte, bat Doctor Zander, sie nach der Residenz begleiten zu dürfen, ein Anerbieten, welches ihr natürlich in hohem Grade willkommen war.

Auf dem Bahnhof angekommen, fanden sie, daß sie noch genugsam Zeit hatten. Bevor der Zug abging, mußte erst der aus der Residenz kommende erwartet werden. Und als dieser dann eintraf, und die Passagiere den Wagen entstiegen, bemerkte der Arzt unter den Ausgestiegenen zu seiner Ueberraschung — den Fürsten von Befour und den Reporter Doctor Max Holm.

Er eilte sofort auf die Beiden zu, indem er seine Begleiterin einstweilen stehen ließ.

„Durchlaucht hier in Rollenburg?“ fragte er. „Handelt es sich vielleicht abermals um die Rettung irgend eines armen, sich in schlimmer Lage befindenden Menschenkindes?“

Diese Frage war im Scherz ausgesprochen; aber der Fürst antwortete in einem sehr ernsten Tone:

„Sie haben es errathen, lieber Doctor.“

„Ah! Wirklich?“

„Ja.“

„Nun, ich dachte an die arme Wally Petermann. Aber aus Ihrem Tone höre ich, daß es sich wirklich um etwas Ernstes handelt. Dieses Rollenburg scheint bestimmt zu sein, als Schauplatz von Rettungsepisoden zu dienen. Auch ich bin der Held einer solchen gewesen.“

„Eben bei jener Wally Petermann, ja.“

„O nein! Bei dieser Angelegenheit war meine Rolle eine sehr unter-

geordnete Es handelt sich hier um einen ganz anderen Fall; aber, eigenthümlich, die betreffende Person ist abermals ein Mädchen aus der Residenz."

„Die sich in ähnlicher Lage befand?"

„Aehnlich, wenn auch nicht ganz so. Sie war einem Circusdirector in die Hände gerathen und —"

„Meinen Sie etwa gar Emilie Werner?" wurde er schnell von Holm unterbrochen.

„Ja. Kennen Sie das Mädchen?"

„Ja. Was ist mit ihr? Sagen Sie schnell, schnell!"

„Nun, haben Sie keine Sorge! Sie ist gerettet. Dort neben der Thüre steht sie."

Holm wendete sich nach der angegebenen Richtung und sagte:

„Wirklich, das ist sie. Aber was ist mit ihr geschehen?"

„Sie wurde scheinbar als Cassirerin engagirt —"

„Ich weiß das," fiel Holm ein. „Ihr Vater erzählte es mir."

„Sollte aber gezwungen werden, sich als Tau-ma vor dem Publicum zu produciren."

„Herrgott! Weiter, weiter!"

Der Arzt erzählte in kurzen Worten, was geschehen war. Als er geendet hatte, sagte der Fürst:

„Das ist wirklich gräßlich! Welch ein Glück, daß Sie zufällig jene Unterredung belauschten. Das Interessanteste aber ist, daß wir Beide wegen einer Schwester von ihr nach Rollenburg kommen. Sie wollen mit dem nächsten Zuge mit ihr zurück?"

„Ja. Er geht in einer Viertelstunde ab."

„Können Sie nicht noch um einen Zug länger warten?"

„Wenn Sie es wünschen, Durchlaucht, ja."

„Ich will Ihnen den Grund jetzt noch nicht angeben, denn, wenn es sich um ein gutes Werk handelt, soll man keine Minute verlieren. Bitte, bleiben Sie hier im Wartezimmer. Wir fahren dann mit einander nach der Residenz."

Er verließ mit Doctor Holm den Bahnhof und begab sich direct nach der Gefangenenanstalt, wo er sich zum Director melden ließ. Natürlich wurden Beide sofort von dem Beamten vorgelassen.

„Sie haben unter Ihren weiblichen Gefangenen eine gewisse Laura Werner?" fragte der Fürst.

„Allerdings, Durchlaucht!"

„Wie hat sie sich geführt?"

„Ausgezeichnet, so daß ich selbst ihr wiederholt gerathen habe, ein Gesuch um Begnadigung an Seine Majestät abgehen zu lassen. Eigenthümlicher Weise aber ist sie nicht darauf eingegangen. Und das ist das Einzige, was ich an ihr zu rügen habe."

„Zu rügen?"

„Ja. Sie behauptet nämlich, daß sie nicht ihre Begnadigung, sondern ihr Recht zu verlangen habe."

„Und das rügen Sie?"

„Natürlich. Sie ist nämlich bis heute ungeständig. Sie hält an der Fabel fest, welche sie bereits während ihrer Untersuchung vorgebracht hat. Ihr Vater, welcher sie besuchte, glaubte an das Märchen, ich aber ebenso wenig wie ihre einstigen Richter. Doch will ich zu ihrer Entschuldigung gelten lassen, daß sie nicht aus Verhärtung und Bosheit, sondern nur aus falscher Scham leugnet."

„Und doch befinden Sie sich im Irrthume, Herr Regierungsrath. Sie leugnet weder aus Scham, noch aus Bosheit. Sie leugnet überhaupt gar nicht."

„Ah! Wie soll ich das verstehen, Durchlaucht?"

„Nun, leugnen kann man doch nur das, was man wirklich gethan hat. Sie aber ist unschuldig."

„Wie? Was?" fragte der Beamte erstaunt.

„Ja, vollständig unschuldig. Es ist ganz in aller Wahrheit und ganz wörtlich so, wie sie es beschrieben hat. Die Schuldigen sind entdeckt, und ich bin hier, Sie um die unschuldig Bestrafte zu bitten."

„Sie soll entlassen werden?"

„Ja. Die Untersuchung wird wieder aufgenommen."

„Dann hat sie aber in Gewahrsam zu bleiben, bis ihre Unschuld durch Richterspruch entschieden ist."

„Eigentlich, ja. Aber einestheils liegen die Verhältnisse so, daß gar kein Zweifel möglich ist, und anderntheils habe ich mich veranlaßt gesehen, für das arme Mädchen zu bürgen. Hier Herr Doctor Holm ist der Entdecker ihrer Unschuld; auch ich bin ein Wenig dabei thätig gewesen, und so ist uns von Seiten Seiner Excellenz des Ministers der Justiz die Genugthuung geworden, daß man von dem gewöhnlichen Wege gewichen ist und uns die Erlaubniß gegeben hat, der Gefangenen ihre Freiheit zu verkünden und sie ihrer Familie wiederzugeben."

„Ah! Ah! Ah!" machte der Director, noch immer nicht ganz Herr seines Erstaunens. „Aber, Verzeihung, Durchlaucht, gewissen Formalitäten muß doch immer Genüge geschehen."

„Natürlich! Ich war am frühen Morgen bei Excellenz und habe da den Befehl an Sie erhalten, Laura Werner sofort zu entlassen. Hier ist er."

Er zog ein mit dem Ministerialsiegel versehenes Schreiben hervor und reichte es dem Director hin. Dieser las die wenigen Zeilen und sagte dann:

„So, so kann man sich irren!"

„Sie haben die Gefangene also doch für schuldig gehalten?"

„Ja. Es kommt ja leider so häufig vor, daß der Detinirte bei der Behauptung seiner sogenannten Unschuld bleibt, obgleich seine Schuld klar am Tage liegt."

„Nun, hier schien sie allerdings klar am Tage zu liegen; aber diese

Klarheit war doch eine Täuschung. Bitte, wollen Sie die Unglückliche holen lassen?"

„Oder die Glückliche, Durchlaucht!"

„Bezweifle sehr!"

„O, es ist doch jedenfalls ein Glück, seine Unschuld erkannt und bestätigt zu wissen!"

„Nachdem man Jahre lang Zuchthäuslerin gewesen ist und die unglückseligen Folgen der Verurtheilung getragen hat? Wer zählt die Thränen, welche so ein armes Wesen im Stillen weinte? Wer vermag die Summe der Seufzer anzugeben? Wer kann die Verbitterung nachfühlen, welche sich in das Herz einer Unschuldigen einfrißt? Jeden, jeden Augenblick sagt sich so ein beklagenswerthes Geschöpf, daß es unschuldig sei und doch von seiner Unschuld nicht sprechen darf. Ich kann mir sehr leicht denken, daß der Geist eines unschuldig Verurtheilten mit dem fürchterlichen Gespenste des Wahnsinnes zu kämpfen habe."

„Ja, schrecklich muß es sein, Durchlaucht. Aber Unsereiner ist erstens nicht allwissend und zweitens Beamter."

„O, es kann Sie ja nicht der leiseste Vorwurf treffen, Herr Regierungsrath! Doch möchte ich Ihnen immerhin die Bemerkung machen, daß es keineswegs unmöglich ist, unschuldig verurtheilt zu werden. Es ist sogar ganz kürzlich der Fall gewesen, daß Einer unschuldig im Zuchthause saß, der sich zu der That bekannt hatte."

„Kaum denkbar! Kam es hier zu Lande vor?"

„Ja."

„Nun, dann müßte ich ihn ja kennen!"

„Gewiß. Er war jener Petermann, welcher gleich nach seiner Begnadigung das bekannte Rencontre im Hause der Melitta hatte."

„Petermann! Ah! Sollte er wirklich nicht der Thäter sein?"

„Nein."

„Ist der Schuldige bekannt?"

„Ja, aber noch nicht vom Gericht. Der Fall Petermann aber hängt innig mit dem Falle Laura Werner zusammen, wie sehr bald bewiesen sein wird."

„Durchlaucht, darf ich um Näheres bitten?"

„Ich bedaure! Ich darf dem Richterspruche nicht vorgreifen."

„Aber Sie kennen meinen Namen?"

„Gewiß."

„So wissen Sie jedenfalls auch, daß Petermann der Beamte meines Bruders war?"

„Auch das weiß ich."

„Nun, so bitte ich, mir wenigstens zu sagen, ob hier vielleicht mein Neffe mit zur Nennung kommt!"

„Das wird allerdings kaum zu vermeiden sein."

„Der Unglückliche!"

Er blickte finster vor sich nieder. Der Fürst konnte die Gefühle des braven Mannes begreifen. Seine Theilnahme bewog ihn daher zu der Bemerkung:

„Ich glaube, es verantworten zu können, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Neffe nicht etwa der Schuldige ist."

„Nicht? Gott sei Dank!"

Er athmete tief und laut auf.

„Nein, nein; so etwas brauchen Sie allerdings nicht zu denken. Er war jung und ist mit einer Person bekannt geworden, welche dieser Bekanntschaft nicht würdig war. Das ist Alles, was er sich vorzuwerfen hat."

„Also kein Makel an dem alten Namen Scharfenberg?"

„Nein, Herr Regierungsrath. Aber, bitte, die Gefangene! Sie soll keinen Augenblick zu lange in ihrer unverdienten Lage zu verharren haben."

Der Director klingelte und befahl, nachdem er ein Verzeichniß nachgeschlagen hatte, dem eintretenden Aufseher, die Gefangene Nummer 160 vorzuführen.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis Laura Werner erschien. Sie besaß eine große Aehnlichkeit mit ihrer Schwester Emilie; aber ihre Wangen waren eingefallen, und ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren. Ihr Kopf, dessen Haar verschnitten worden war, steckte in einer unförmlichen, verunstaltenden Tuchhaube, und die Sträflingskleidung, welche sie trug, ließ die Linien ihres Körpers nicht erkennen.

„Hundertsechszig," sagte der Director zu ihr. „Dieser Herr will mit Dir sprechen."

Sie erhob den müden, gleichgiltigen Blick zu dem Fürsten. Es war ihr anzusehen, daß sie der zu erwartenden Mittheilung alle Indifferenz entgegenbrachte.

„Es ist Seine Durchlaucht, der allergnädigste Fürst von Befour," fügte der Director bei. „Du hast den Herrn also Durchlaucht zu tituliren."

Diese Bemerkung brachte keine Veränderung ihres Gesichtsausdruckes hervor. Der Fürst sagte in mildem Tone:

„Ich höre, daß Sie kein Gnadengesuch machen wollen?"

Sie schüttelte still mit dem Kopfe.

„Wollen Sie denn nicht frei sein?"

Sie faltete die Hände und senkte den Blick. Das war ihre ganze Antwort. Der Fürst fuhr fort:

„Ich verstehe Sie. Von Ihrer Unschuld wollen Sie nicht sprechen, weil man Ihnen nicht glaubt. Darum schweigen Sie lieber. Aber bitte, beantworten Sie mir wenigstens die eine Frage: Haben Sie sich das Gesicht jenes Frauenzimmers, von welchem Sie auf dem Kirchhofe überrascht wurden, angesehen?"

„Ja," antwortete sie in gleichgiltigem Tone.

„Aber wohl nicht sehr genau?"

„Ich konnte mich während der Untersuchung nicht darauf besinnen. Ich war so erschrocken gewesen."

„So würden Sie es wohl nicht wieder erkennen?"

„O, sofort! Später, als ich innerlich ruhiger wurde, kehrte auch die Erinnerung zurück. Und nun werde ich dieses Gesicht wohl nie wieder vergessen."

„Und wie steht es mit der Stimme?"

„Ich würde sie an dieser erkennen."

„Das ist sehr gut, denn Sie werden dieses Frauenzimmer zu sehen bekommen."

Sie sah ihn starr und ausdruckslos an. Ihr Gesicht blieb bleich und ihr Blick leer; aber ihr Kopf neigte sich auf die Seite, als ob sie etwas gehört habe, worauf sie länger lauschen müsse, um es zu verstehen. Und jetzt, jetzt hob sie den Kopf mit einem raschen Rucke; ihr Blick flammte auf, und ihre Wangen rötheten sich.

„Ich soll sie sehen?" stieß sie hastig hervor.

„Ja."

„So hat man sie? Sie ist aufgefunden worden?"

„Ja."

Sie breitete die Hände aus, als ob sie nach einem festen Halt suchen wolle, drehte sich langsam um sich selbst, wie von einem plötzlichen Schwindel erfaßt und — wäre zu Boden gesunken, wenn Holm sie nicht rechtzeitig ergriffen hätte.

Er ließ sie in einen Stuhl nieder. Aber kaum berührte sie den Sitz desselben, so schnellte sie wieder empor.

„Gott, mein Gott!" rief sie. „Ich darf nicht ohnmächtig werden; ich will nicht, ich will nicht! Also, sie ist entdeckt, entdeckt, entdeckt?"

„Ja, mein Kind."

„So muß sie auch sagen, daß sie die Kinder verwechselt hat?"

„Man wird sie dazu zwingen."

„Und daß ich unschuldig bin?"

„Das wird sie wohl nicht leugnen können, denn wir haben Ihren Knaben endlich gefunden, und die Mörderin befindet sich bereits hinter Schloß und Riegel!"

Da sank sie auf ihre Kniee nieder, faltete die Hände und rief unter einem gewaltsam hervorbrechenden Schluchzen:

„O, Du lieber, lieber Gott, wie danke ich Dir! Wie oft habe ich an Deiner Gerechtigkeit gezweifelt, nun aber weiß ich, daß ich wieder an Dich glauben darf."

Dann erhob sie sich und fragte den Director:

„Herr Regierungsrath, glauben Sie jetzt, daß ich keine Lügnerin bin?"

Er streckte ihr die Hand entgegen und antwortete:

„Ich habe mich geirrt und will darum thun, was ich für meine Schuldigkeit halte: Ich bitte Sie um Verzeihung!"

„Sie nennen Sie mich? Sie? O, wie unglücklich bin ich über dieses ‚Du' und über diese ‚Hundertsechszig' gewesen! Nun lassen Sie mich in meine Zelle zurückschaffen! Ich will gern warten, Monate lang warten, bis meine Unschuld an den Tag gebracht worden ist. Denn ich kann mir denken, daß die Untersuchung wieder aufgenommen wird."

„Das ist allerdings der Fall," bestätigte der Fürst. „Aber warum wollen Sie das Resultat derselben denn gerade in der Zelle erwarten?"

„Das muß ich ja!"

„Nein. Wenn Sie wollen, so können Sie zu den Ihrigen zurückkehren, Fräulein Werner."

Da richtete sich ihre Gestalt empor und jubelnd erklang es:

„Zu den Eltern, zu den Geschwistern dürfte ich?"

„Ja."

„Wann?"

„Sogleich. Ich bin gekommen, Sie abzuholen."

„O mein Gott und mein Heiland! Welche Freude, welches Glück und welche Seligkeit! Ist's wahr, ist's wahr?"

„Ja. Der Herr Regierungsrath wird es Ihnen bestätigen."

Sie blickte den Genannten fragend an, und dieser sagte:

„Sie brauchen nur noch einmal in Ihre Zelle zurückzugehen, um diese Sträflingssachen mit dem Anzuge zu vertauschen, in welchem Sie eingeliefert worden sind. Diese Herren werden so lange warten, um Sie sodann hinaus in die Freiheit zu begleiten."

Da ergriff sie seine Hand, um sie zu küssen; sie that dasselbe auch beim Fürsten und wollte dann auch diejenige Holms ergreifen; dieser aber wehrte ihr lächelnd ab und sagte:

„Nicht so, Fräulein Werner. Heben Sie diese Liebkosungen für die Ihrigen auf, und beeilen Sie sich lieber, Toilette zu machen, damit Sie diese traurigen Mauern möglichst bald hinter sich bekommen."

Sie wurde abgeführt und kam nach einiger Zeit in ihrem eigenen Anzuge zurück. Dieser hatte während ihrer langen Untersuchungshaft und der vierjährigen Strafgefangenschaft allerdings bedeutend gelitten, und doch ließ er erkennen, daß sie ein schönes Mädchen gewesen sei und jedenfalls auch wieder sein werde, wenn die Folgen der Gefangenschaft sich verwischt haben würden.

Sie nahm weinend von dem Director Abschied. Dieser war ebenso gerührt wie der Fürst und Holm, denen sie nun hinaus vor das Thor folgte. Dort blieb sie stehen, athmete tief, tief auf und sagte:

„Frei, frei, frei! Wie schön ist Gottes Erde!"

Holm glaubte, daß man sich nun sogleich nach dem Bahnhofe wenden werde; aber der Fürst lenkte nach der Stadt ein und führte dann Laura Werner in einen Confectionsladen, wo er sagte, daß er diese Dame vollständig neu zu kleiden wünsche.

Sie erschrak beinahe, als sie diese Worte hörte; er aber machte dem

Besitzer noch einige leise Bemerkungen und sagte ihr dann, daß er sie in der gegenüberliegenden Restauration erwarten werde.

Als sie später, von einer Verkäuferin, welche die Rechnung brachte und von dem Fürsten bezahlt wurde, begleitet, dort eintrat, machte sie freilich einen ganz anderen Eindruck, als vorher in ihrem ärmlichen Anzuge.

Nun erst begaben sie sich nach dem Bahnhofe, wo der Fürst sogleich den Inspector aufsuchte, um ihn zu fragen, ob er nicht ein Zimmerchen zur Verfügung habe, in welchem ein unerwartetes Widersehen stattfinden könne, ohne von zudringlichen Augen und Ohren beobachtet und belauscht zu werden.

Laura, welche diese Frage natürlich nicht zu hören bekommen hatte, wurde von dem freundlichen Inspector in eins seiner Privatzimmer geführt, ohne zu wissen, weshalb. Ihre beiden Beschützer aber begaben sich nach dem Wartesaale, in welchem Doctor Zander mit Emilie Werner saß. Holm reichte der Letzteren die Hand zum Gruße und sagte ihr:

„Fräulein Werner, die Frau Inspector möchte Sie einmal bei sich sehen. Darf ich Sie zu ihr führen?"

„Mich sehen, warum?"

„Sie hat mir weiter keine Mittheilung gemacht; aber bitte, kommen Sie nur!"

Sie folgte ihm, einigermaßen verwundert, daß sie zu der Frau des Bahnbeamten, die sie jedenfalls doch gar nicht kenne, kommen solle. Dort an der Thür angelangt, klopfte Holm an.

„Herein," sagte eine halblaute, zaghafte Stimme.

„So, gehen Sie hindin!" meinte Holm. „Wenn Sie fertig sind, kommen Sie Beide wieder zu uns hinüber.

Er öffnete, schob sie hinein und drückte hinter ihr die Thüre wieder in das Schloß. Einen Augenblick lang war es still; dann aber ertönte ein doppelter Schrei:

„Laura! Ist's wahr?"

„Emilie! Du?"

Ein schluchzendes Jauchzen folgte, dann schlich Holm sich fort. Im Wartesaale fand er den Fürsten mit dem Arzte bereits im angeregten Gespräch. Ersterer fragte gerade:

„Aber einen positiven Grund hat dieser Baron zu seiner impertinenten Frage wohl nicht gehabt?"

„Nein; davon bin ich überzeugt."

„Er hat also nur auf den Strauch geschlagen?"

„Jedenfalls."

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich komme natürlich nicht mehr zurück, werde vielmehr sehen, ob es mir möglich ist, in der Residenz mein Zelt aufzuschlagen."

„Natürlich, natürlich! Sie können sich auf meine Beihilfe jedenfalls verlassen, und ich denke, daß Sie bald in Kundschaft kommen werden. Einen Patienten haben Sie ja bereits dort."

Er deutete dabei lächelnd auf Holm, welcher ja seine linke Hand in der Binde trug.

„Wie geht es? Haben Sie Schmerzen?“ fragte Zander.

„Nein, gar nicht.“

„Nun, so bin ich überzeugt, daß Sie den vollständigen Gebrauch der Hand wieder erhalten werden.“

Da kam Holm ein Gedanke. Er fragte:

„Sagen Sie, Herr Doctor, ist der Krebs heilbar?“

„Er wird für unheilbar ausgegeben; aber ich halte ihn im Gegentheile für heilbar. Es handelt sich freilich um seine Ursachen, ferner wie alt er ist und unter welchen Umständen er auftritt. Kennen Sie vielleicht einen Krebskranken?“

„Ja, die Mutter der beiden Schwestern, welche jetzt ihr Wiedersehen feiern!“

„Nun, da wir uns so angelegentlich mit den Töchtern beschäftigen, kann man sich auch für die Mutter interessiren. Ich werde diese also noch heute besuchen.“

„Danke! Aber bitte, erzählen Sie uns doch ausführlicher, was mit dieser armen Emilie hier geschehen ist.“

„Ja. Vorhin konnte ich nur kurze Andeutungen geben. Hören Sie!“

Er gab nun einen umständlichen Bericht. Den beiden Zuhörern graute es, als sie hörten, wie das arme Mädchen behandelt worden sei.

„Und ihr Vater freute sich so über dieses Engagement,“ sagte Holm. „Wird er das Geld herausgeben müssen?“

„Man wird es so einzurichten wissen, daß er es behalten kann,“ meinte der Fürst.

„Aber ich hörte von ihm, daß er sich ebenso wie seine Tochter habe unterschreiben müssen. Ich vermuthe da irgend eine Infamität.“

„Nun, dieser Director Baumgarten ist ein Schurke. Er hat Emilie Werner in sein Netz gelockt, und die Mittel, deren er sich hierzu bediente, haben keine rechtliche Geltung. Die Unterschrift des Vaters und der Tochter wird für diesen Menschen von keinem Vortheile sein. Er hat die beklagenswerthe Person angebunden, also ihrer Freiheit beraubt, und zwar zu unzüchtigen Zwecken. Darauf ist eine sehr hohe Zuchthausstrafe gesetzt, der er gar nicht entgehen kann.“

„Hm! Darüber wird sich sein Herr Bruder wohl nicht sehr freuen,“ bemerkte Doctor Zander.

„Sein Bruder? Wer ist das?“ fragte Holm.

„Der Intendant des Residenztheaters.“

„Donnerwetter! Entschuldigung, meine Herren, daß dieser Fluch mir entschlüpft. Aber das ist mir hoch, hoch interessant. Sie irren sich doch nicht etwa, Herr Doctor?“

„Nein. Emilie Werner selbst sagte es mir.“

„Sie selbst? Ah, dann ist es mir unbegreiflich, daß sie dieses En-

gagement eingegangen ist, nachdem sie den Intendanten auf eine ganz armselige Weise kennen gelernt hat."

„Sie hat es ja gar nicht gewußt! Sie hat es erst erfahren, als die Mitglieder dieser Künstlerbande in ihrer Gegenwart davon gesprochen haben."

„Ah! Jetzt geht mir ein Licht auf, und was für eins. Warten Sie, mein bester Herr Intendant, wie ich Sie fassen werde! Dieser Mensch hat das arme Mädchen seinem Bruder in die Krallen gespielt."

„Wieso?" fragte der Arzt.

Holm erklärte seine Combinationen und war damit gerade zu Ende, als die beiden Schwestern eintraten. Ihre Gesichter glänzten vor Glück, obgleich man ihnen ansah, wie viele Thränen sie vergossen hatten. Es waren ja Thränen der Freude gewesen. Beide wußten nicht, wie sie den drei Beschützern ihre Dankbarkeit erweisen sollten, und ganz besonders wurde ihr Glück durch Zanders Zusicherung erhöht, daß er noch im Laufe des heutigen Tages ihre Mutter besuchen werde, um zu sehen, ob noch Hoffnung sei, sie zu retten und der schrecklichen Krankheit Einhalt zu thun.

Natürlich fuhren die fünf Personen in einem gemeinschaftlichen Coupé nach der Residenz. Dort angekommen, trennten sie sich. Der Arzt begab sich direct nach der Wohnung des Fürsten, um da auf ihn zu warten, welcher zunächst in's Bezirksgericht ging, um dem Gerichtsrathe seinen Bericht zu erstatten. Holm hingegen begleitete die beiden Schwestern nach Hause.

„Bitte, machen Sie mir die Freude, vor der Thür zu warten," bat er sie, und sie willigten gern ein.

Er klopfte an und trat ein. Der abgesetzte Theaterdiener war daheim und freute sich über Holms Besuch. Er gab ihm die Hand und schob ihm einen Stuhl zu.

„Nun, haben Sie geschwiegen?" fragte der Reporter.

„Wegen Laura meinen Sie doch?"

„Ja."

„Kein Wort habe ich gesagt!"

„Das ist recht, seh recht!"

„Aber — hm, lieber Herr Holm, darf ich Sie darauf aufmerksam machen?"

„Worauf?"

„Daß Sie mir sagten, ich brauche nur bis morgen oder übermorgen zu schweigen?"

„Ja, das habe ich freilich gesagt."

„Wenn kann ich davon reden?"

„Heute, jetzt."

„Wirklich? Wirklich? So ist es also wahr, daß die Unschuld Laura's nachgewiesen werden kann?"

„Sie wird gerichtlich nachgewiesen werden, denn die eigentliche Mörderin ist entdeckt."

„Herrgott! Entdeckt?"

„Ja. Sie befindet sich in sicherem Gewahrsam."

„Und Laura? Was wird unterdessen mit ihr? Muß sie bis zum Ende der Untersuchung in Haft bleiben?"

„Hm! Ich möchte daran zweifeln."

„Wirklich? Sie meinen, daß man sie freilassen werde?"

„Ja, das ist freilich meine Meinung. Es ist sogar möglich, daß man bereits Schritte gethan hat, sie aus ihrer unverdienten Gefangenschaft zu entlassen."

„Was Sie sagen! Hört, Kinder, hört! Unsere Laura ist unschuldig! Sie soll entlassen werden! Sie wird wieder kommen! Aber, mein liebster, mein bester Herr Holm, von wem sind denn diese Schritte gethan worden?"

„Von Emilien."

„Von Em — — — welche Emilie meinen Sie denn?"

„Nun, die Ihrige natürlich!"

„Meine Tochter? Ich verstehe Sie nicht. Welche Schritte soll denn die gethan haben?"

„Das ist doch sehr einfach: Sie ist nach Rollenburg gemacht, um ihre Schwester nach Hause zu bringen."

„Wie? Was? Wie kommen Sie mir vor? Sie hat sich ja vermiethet, und ist da ganz zufällig nach Rollenburg, weil die Truppe dort auftritt."

„Und ich bin überzeugt, daß sie nach Rollenburg ist, um Laura zu holen. Ich habe es aus einem sehr sicheren Munde."

„Sie werden immer räthselhafter. Sie wissen doch, daß sie als Kassirerin angestellt ist."

„Nein, das ist sie nicht."

„Was denn? Ich habe ja das vierteljährliche Gehalt pränumerando ausgezahlt erhalten."

„Ja, geschenkt haben Sie es bekommen!"

„Herr Holm, ich kenne Sie als Ehrenmann, sonst würde ich behaupten, daß Sie sich einen dummen Spaß mit mir machen!"

„Ich spreche sehr im Ernste. Ich traf mit einem Herrn zusammen, der heute mit Ihrer Emilie gesprochen hat."

„Wer ist es?"

„Ein sehr gescheidter Arzt, der auch heute noch zu Ihnen kommen wird, um zu untersuchen, ob Ihre Frau noch Heilung zu finden vermag."

„Mein Gott! Bei diesen Reden werde ich nur wüster im Kopfe. Wie kommen Sie zu diesem Arzte? Wie kommt er auf meine Frau? Und wie kommt er mit Emilie zusammen?"

„Er hat sie in Rollenburg getroffen und da von ihr gehört, daß sie mit Laura nach Hause fahren werde."

„Das begreife, wer da kann!"

„Dann sind die beiden Schwestern mit ihm eingestiegen."

„Eingestiegen? Wo?"

„In den Zug natürlich!"

„Beide Schwestern, sagen Sie?“

„Ja.“

„Da wäre ja auch Laura dabei!“

„Freilich, ja!“

„Und Sie haben hier mit ihnen gesprochen? Sie sind also hier?“

„Natürlich sind sie mit da!“

Der Theaterdiener war ganz perplex. Er bat:

„Herr Holm, legen Sie mich doch nicht auf das glühende Rost! Was Sie da sagen, ist ja vollständig unmöglich!“

„Unmöglich? Ueberzeugen Sie sich doch selbst!“

Er öffnete die Thür, trat hinaus, schob die beiden Mädchen herein und machte die Thür hinter ihnen zu.

„Laura!“ schrie drinnen Werner laut auf.

„Laura, Laura!“ erscholl es von allen ihren Verwandten.

„Jetzt ist Freude und Seligkeit!“ flüsterte Holm für sich hin. „Nun kann Unsereiner gehen.“

Er stieg die vier Treppen hinab. Unten stand der Hausverwalter Solbrig. Er stellte sich dem jungen Manne in den Weg und fragte ihn:

„He, sagen Sie einmal, kamen Sie nicht eben mit zwei Frauenzimmern über den Hof?“

„Ja.“

„Wer waren die Beiden?“

„Warum fragen Sie?“

„Ich bin der Stellvertreter des Wirthes. War nicht die Emilie Werner dabei?“

„Ja.“

„Ich denke, die hat sich vermiethet! Und wer war die Andere?“

„Ihre Schwester.“

„Die Zuchthäuslerin?“

„Ja.“

„Ist die begnadigt?“

„Nein, sie ist unschuldig und also entlassen worden. Und nun geben Sie den Weg frei. Wenn Sie noch Weiteres wissen wollen, so gehen Sie hinauf zu Werners.“

Er ging. Draußen auf der Straße blieb er einen Augenblick lang überlegend stehen.

„Dieser Circusdirector ist der Bruder des Intendanten. Ich muß unbedingt wissen, ob er bei ihm gewesen ist,“ sagte er sich. „Aber wie dies erfahren? Am Besten ist es, ich wende mich an diesen liebenswürdigen Jean.“

Er wendete sich nach der Wohnung des Intendanten und fand den Diener im Vorzimmer. Jean begrüßte ihn in vertraulich vornehmer Weise und sagte, stolz lächelnd:

„Ich weiß, weshalb Sie kommen, Herr Holm!“

„Da müßten Sie allwissend sein!“

„Gegenwärtig bin ich es!"

„Nun also, weshalb komme ich?"

„Sie sind Reporter. Sie wollen mich interviwen!"

„Dieser Gedanke ist sehr wohlfeil."

„Aber jedenfalls richtig."

„Worüber meinen Sie denn, daß ich Sie ausfragen werde?"

„Ueber die Leda."

„Hm! Möglich."

„Aber ich kann Ihnen keine Auskunft geben."

„Warum nicht?"

„Niemand weiß, wo sie ist. Dieses Frauenzimmer hat den Teufel im Leibe. Sie macht sich den romantischen Scherz, zu verschwinden, um sich suchen zu lassen. Der Herr Intendant schickte mich bereits zweimal nach dem Hotel Kronprinz, aber vergebens."

„Gab man denn keine Auskunft?"

„Man sagte, Mademoiselle Leda sei auf sehr kurze Zeit verreist. So ein Gedanke von ihr!"

„Ja, ja, es ist sehr abenteuerlich von ihr. Ist der Herr Intendant zu Hause?"

„Nein. Er ist zum Musikdirector, um sich mit diesem über das Verschwinden der Tänzerin zu besprechen."

„Aber sein Bruder ist doch anwesend?"

„Welcher Bruder?"

„Der Herr Circusdirector Baumgarten."

„Kennen Sie ihn denn?"

„Sehr gut. Ich habe mit ihm zu sprechen."

„O, den finden Sie nicht mehr. Er ist bereits vorgestern fort. Er war gar nicht lange Zeit hier."

„Sapperment! Wie dumm von ihm!"

„Dumm? Wieso denn?"

„Er sagte mir, daß ich ihn wegen der Emilie Werner aufsuchen solle. Er wollte sie engagiren, und ich sollte ihm dabei behilflich sein, weil ihr Vater auf mein Wort viel giebt."

„Da kommen Sie zu spät, bester Herr."

„Wieso?"

„Er hat sie."

„Wirklich? Wissen Sie das genau?"

„Ja. Die Sache war überhaupt spaßhaft. Er hat sie sich nämlich vorher auf der Bühne genau angesehen."

„Hm! War sie denn auf der Bühne?"

„Ja, zur Probe. Da haben die beiden Brüder hinter dem Vorhange gesteckt. Höchst interessant, denn sie hat gar nichts als nur Tricots getragen."

„Waren denn Sie dabei?"

„Nein."

„Wie können Sie da die Angelegenheit so genau wissen?"

Da steckte Jean die Hand in die Weste, richtete sich stolz auf und antwortete in gemessenem Tone:

„Herr Holm, Sie beleidigen mich!"

„Wieso?"

„Sie halten mich für einen Dummkopf."

„Das bestreite ich sehr. Ich halte Sie vielmehr für einen sehr erfahrenen und umsichtigen Herrn."

„Und doch wissen Sie sich meine Allwissenheit nicht zu erklären? Ich habe mit dem Regisseur gesprochen."

„Ach so, da ist allerdings Alles leicht zu erklären."

„Na, also! Ich muß Ihnen leider sagen, daß der Herr Director Baumgarten sich nicht mehr hier befindet. Ich bin sehr beschäftigt. Haben Sie noch Etwas?"

Er sagte dies in der Art einer Audienz ertheilenden fürstlichen Persönlichkeit. Holm hätte ihm am Liebsten laut in das Gesicht gelacht. Doch blieb er ernst und sagte:

„So verzeihen Sie gütigst die Störung, Monsieur Jean. Ich empfehle mich!"

„Adieu, Herr Holm! Ein anderes Mal länger! Adieu!"

Holm lachte in sich hinein. Er hatte seinen Zweck erreicht und begab sich nun in die Expedition des Commissionsrathes, von dem er einen ungewöhnlichen Empfang zu erwarten hatte.

Er bemerkte bei seinem Eintritte sofort, daß er sich allerdings mit dieser Vermuthung nicht geirrt habe, denn als der Rath ihn erblickte, fuhr er von seinem Stuhle empor und fragte unter Stirnruuzeln:

„Endlich, endlich! Warum lassen Sie sich nicht früher sehen?"

„Ich war zu beschäftigt."

„Zu beschäftigt? Ihre Beschäftigung hätte Sie doch gerade zu mir führen müssen. Sie haben jedenfalls die heutige Nummer des Residenzblattes gelesen."

„Nein."

„Was! Noch nicht?"

Der Rath zog in zorniger Verwunderung die Brauen hoch empor. Holm zuckte die Achsel und meinte:

„Es war mir nicht möglich, weil ich keine Zeit hatte."

„Keine Zeit! Aber, Herr Doctor, gerade darauf sollen Sie Ihre Zeit doch am Ersten verwenden!"

„Entschuldigung! Es gab heute früh viel Nöthigeres."

„So begreife ich Sie nicht. Für mich giebt es nichts Eiligeres, als zu erfahren, in welcher Weise Sie diese Sippe vom Residenztheater ad coram nehmen werden."

„Gerade deshalb war ich von hier abgehalten."

„So! Wirklich? Na, dann könnte es allerdings als Entschuldigung gelten.“

Holm ließ ein leises Lächeln hören und bemerkte:

„Zudem ich mir wohl sagen darf, daß es mir erlaubt sein wird, über meine Zeit zu verfügen!“

„Natürlich! Sie sind Mitarbeiter und nicht Bureaudiener. Aber Sie wissen ja, daß ich mich für diese Angelegenheit fast fieberhaft interessire, und so dachte ich, daß Sie Rücksicht nehmen und mich nicht warten lassen würden. Hier ist die heutige Nummer des Residenzblattes. Da!“

Er deutete mit dem Finger auf die betreffende Stelle. Holm nahm das Blatt und las:

„Der gestrige Abend brachte auf unserer Bühne eine Vorstellung, wie Sie interessanter wohl niemals gegeben worden ist. Es schien in unserer Stadt sich im Stillen eine Spaltung vollzogen zu haben. Man hatte sich in zwei Lager getheilt. In dem einen schwor man zur Leda und im anderen zur Amerikanerin.

Die Ersteren waren es, welche es mit der Kunst ernst nehmen, und zu diesen haben wir zu aller Zeit gehört. Was wir erwartet und vorausgesehen hatten, geschah. Mademoiselle Leda glänzte in einer Leistung, welche Alles in's höchste Entzücken versetzte. Sie ist eine Künstlerin von Gottes Gnaden und wird wohl nie ihres Gleichen finden.

Im anderen Lager hatten sich die Stillen im Lande, die Schleicher gesammelt. Unter diesen bemerkten wir natürlich auch die Vertreter desjenigen hiesigen Blattes, welches von Hochmuth strotzt, weil es meint, von Seiten der Aristokratie, der Regierung inspirirt zu sein. Auch sie waren auf den Bänken erschienen, aber nur, um zu sehen, welch' einen jämmerlichen Fall die Amerikanerin that. Wir hatten dieser Miß Starton bereits den Platz in der Kunst angewiesen, welcher ihr gehört, nämlich gar keinen. Und ganz so, wie wir es vorausgesetzt hatten, zeigte es sich, daß sie nicht werth sei, die Schuhriemen der Leda auch nur zu berühren.

Diese Letztere erreichte einen so ausgesprochenen Triumpf, daß an betreffender Stelle sofort beschlossen wurde, ihr noch an demselben Abende ihr Engagement zu erklären. Es begab sich zu diesem Zwecke eine Deputation nach ihrer Wohnung, welche aber leider die gefeierte Künstlerin nicht anwesend fand. Wenn unsere freundlichen Abonnenten diese Zeilen lesen, wird aber Mademoiselle Leda bereits wissen, daß wir glücklich sind, sie als ersten Stern an unserem Theaterhimmel festhalten zu dürfen.

Wir sind überzeugt, daß unsere Gegner hiermit eine Lehre erhalten haben, welche ihnen ebenso nöthig wie unvergeßlich sein wird. Man kann leicht Rath sein, ohne Rath zu wissen, und nicht jeder sogenannte Leiter eines sogenannten Regierungsblattes hat das Zeug, seine Commissionen richtig auszuführen.“

Holm legte die Zeitung von sich und schüttelte den Kopf.

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte der Commissionsrath.

„Daß ich diese Leute für frivol, für gewissenlos, nie aber für so dumm gehalten habe.“

„Dumm? Können Sie ihnen nachweisen, daß sie dies sind?“

„Ja.“

„Oeffentlich?“

„Gewiß.“

„Das ist höchst wünschenswerth. Wer ist der Verfasser?“

„Der Chefredacteur. Ich kenne seinen Styl.“

„Was sagen Sie besonders zu dem letzten Passus?“

„Daß er ebenso unverschämt wie deutlich ist.“

„Natürlich bin ich gemeint.“

„Diese Ueberzeugung liegt nahe.“

„Donnerwetter! Ein Rath, der keinen Rath weiß!“

„Wollen Sie sich ärgern?“

„Fast möchte ich! Gerade in diesem Augenblicke kommt es mir vor, als ob dieser Mensch recht habe. Ich weiß nämlich im Moment wirklich nicht, wie ich ihn am Allerbesten fassen, greifen und züchtigen soll.“

„Ich bitte, das mir zu überlassen.“

„Haben Sie denn einen Gedanken?“

„Eine ganze Reihe von Gedanken!“

„Herrlich! Lassen Sie hören!“

„Ich bitte um Geduld!“

„Geduld? Morgen muß aber in unserer Nummer dieser pöpelhafte Angriff auf das Energischeste zurückgewiesen werden. Und jetzt sprechen Sie noch von Geduld!“

„O, ich werde ihn nicht nur zurückweisen, sondern ich werde diese Jungens züchtigen, wie man eben nur Jungens züchtigt.“

„Sie schaffen also einen Aufsatz herbei?“

„Ja.“

„Ist er bereits stylisirt?“

„Nein.“

„Sapperlot, so beeilen Sie sich.“

„Am Liebsten würde ich die Zeilen gleich jetzt und hier bei Ihnen schreiben.“

„Das ist das mir Allerangenehmste. Dort ist der Schreibtisch. Setzen Sie sich.“

„Schön! Vorher aber erst eine nothwendige Frage! Ich will ehrlich und offen sein. Man greift uns aus dem Verstecke an; ich aber öffne mein Visir. Darf ich?“

„Ja. Thun Sie das“

„Schön! So kann es beginnen.“

Er nahm an dem Tische Platz, legte sich einen Bogen Papier zurecht, und dann glitt seine Feder mit leisem, raschem Knistern über das weiße Blatt.

Der Commissionsrath befand sich in einer leicht erklärlichen Aufregung.

Er war noch nie auf eine so infame Weise angegriffen worden und brannte nun vor Begierde, Holm's Eingabe zu lesen. Darum ging er unruhig im Zimmer auf und ab und verfolgte dabei mit seinen Blicken die gewandte Hand des früheren Reporters.

Da endlich legte dieser die Feder weg, stand auf und hielt dem Rathe den Bogen entgegen.

„Fertig!" sagte er. „Es sollte mich freuen, wenn diese Zeilen Ihre Zustimmung fänden, da sie ja die ersten sind, welche ich für Sie verfasse."

„Wollen sehen."

Der Rath machte ein höchst erwartungsvolles Gesicht, trat an das Fenster und begann zu lesen. Bereits nach den ersten Zeilen unterbrach er die Lectüre, wendete den Kopf zurück und sagte:

„Brav so! Sie sagen gleich, wo Sie sind und was Sie wollen. Das ist ehrlich und mannhaft."

Er las weiter. Seine Brauen stiegen höher und höher; sein Gesicht zeigte eine von Secunde zu Secunde wachsende Spannung; er stellte sich von einem Beine auf das andere; er begann, unruhig und immer unruhiger zu werden, stieß die seltsamsten Ausrufe aus und drehte sich endlich, als er zu Ende war, mit einem raschen, energischen Rucke wieder zu Holm herum.

„Mensch! Mann! Holm! Doctor! Sind Sie verrückt?

Der Gefragte stieß ein kurzes aber herzlich klingendes Lachen aus und antwortete:

„Diese Frage läßt mich vermuthen, daß mein Aufsatz Ihren Beifall leider nicht findet."

„Beifall? Wie kann ich solchen Phantasieen meinen Beifall geben?"

„Phantasieen? Es sind Wirklichkeiten!"

„Unmöglich!"

„Ich kann Wort für Wort beweisen!"

„Das wäre! Es ist ja gar nicht menschenmöglich, daß die Punkte, welche Sie hier aufzählen, auf Wahrheit beruhen können! So Etwas kommt ja gar nicht vor!"

„Ich wiederhole, daß ich bereit bin, Ihnen die untrüglichsten Beweise zu bringen."

„Wenn es Ihnen ja gelingen sollte, mich an die Wahrheit dieser Behauptungen glauben zu lassen, so enthielt allerdings ein jedes Ihrer Worte einen Keulenschlag für unsere Gegner. Ihre Erstlingsarbeit wäre ein Meisterstück; trotz der kurzen Zeit, die Sie darauf verwendet haben, würde ich es doch mit hundert Gulden honoriren, die ich Ihnen auszahlen ließ!"

„Danke! Ich quittire ergebenst. Bei so anständigem Honorar bleibe ich treuer Mitarbeiter."

„Also Sie bleiben wirklich bei der Behauptung, daß Sie das volle Recht besitzen, zu sagen, was Sie hier geschrieben haben?"

„Ja."

„Na, ich will bei ruhigem Blute bleiben! Prüfen wir also vorsichtig Alles, was Sie bringen!"

Er las:

„Ein so hämisches Machwerk wie der gestrige Bericht des Residenzblattes über die Vorstellung der „Königin der Nacht" ist wohl kaum jemals gelesen worden. Ich glaube, behaupten zu können, daß kein Anderer als der Chefredacteur des genannten Blatttes der Verfasser ist. Ebenso klar ist es wohl jedem Leser, wer unter jenem „Rathe, der keinen Rath weiß" gemeint ist. Der betreffende, hochachtbare Herr hält es natürlich unter seiner Würde, auf eine so bubenhafte, schriftliche Anrempelung eine Antwort zu geben. Da aber eine solche Gemeinheit unbedingt an den Pranger zu stellen ist, so übernehme ich es, die geehrten Leser unseres Journales über die Art und Weise, in welcher man bei uns „Sterne" engagirt, aufzuklären. Ich fühle mich dazu berufen, weil ich in meiner früheren Stellung zum Residenzblatte am besten Gelegenheit hatte, Erfahrungen zu sammeln. Und entgegen dem verdeckten, hinterlistigen Angriffe, werde ich Namen nennen und auch so ehrlich sein, den meinigen unter diese Zeilen zu setzen."

Hier hielt der Rath inne.

„Bis hierher ist es gut. Da hat ein jedes Wort meinen Beifall," sagte er. „Aber weiter!"

Er fuhr fort:

„Bemerken muß ich vorher, daß ich, als das Residenzblatt den ersten Vergleich zwischen Mademoiselle Leda und Miß Ellen Starton anstellte, den Chefredacteur dieses Blattes aufsuchte, um ihm in untrüglichen Unterlagen den Beweis zu liefern, daß er über die letztgenannte Dame nichts weiter als einfach frech gelogen habe. Ich wurde abgewiesen und brach mein Verhältniß zu ihm ebenso ab."

„So, auch das ist gut! Aber weiter! Jetzt kommt es nun so unglaublich, daß Einem die Haare zu Berge steigen möchten."

Er warf einen forschenden Blick auf Holm, ob dieser doch wie ein zurechnungsfähiger Mensch aussehe. Dann fuhr er fort:

„Ich stelle folgende Behauptungen auf und bin bereit, den Beweis hier und an jeder Stelle zu liefern. Der Herr Intendant der Residenzbühne und der Chefredacteur des Residenzblattes haben sich in Küssen u. s. w. das Engagement der Leda vorher bezahlen lassen. Dem Herrn Balletmeister, welcher sich zugleich Kunstmaler nennt, hat sie als Medea-Modell gesessen und dabei zugleich die Gelegenheit wahrgenommen, ein armes, unbescholtenes Mädchen durch körperliche Mißhandlungen zu zwingen, als Psyche-Modell zu stehen. Es hat dabei eine Katzbalgerei gegeben, wobei dem Herrn Kunstmaler sämmtliche Farben verloren gingen, weil er sich mit seiner Frau und der Leda in ihnen herumwälzte. Der verehrte Chef der Claqueurs, Herr Léon Staudigel, kann die Umarmung der Leda nicht genug rühmen und hatte sie, um sich für die Anstrengungen seiner Untergebenen bezahlt zu machen, zu einem Souper nach der Vorstellung auf das Bellevue bestellt. Man wollte demascirt speisen. Als

man sich nach dem Souper demaskirte, zeigte es sich, daß der sogenannte Herr ‚Baron' einen im Tivoli wegen seiner lustigen Streiche sehr wohl bekannter Paukenschläger umarmt hatte."

Jetzt hielt der Leser inne.

„Wie wollen Sie das Alles beweisen?" fragte er.

„Durch Zeugen?"

„Wer sind sie?"

„Bei dem Chefredacteur hat der Redactionsdiener gelauscht, bei dem Intendanten dessen Jean."

„Die Scene beim Balletmeister?"

„Meine Schwester."

„Ah! War sie das Mädchen, welches man zwingen wollte?"

„Ja. Uebrigens ist die Amerikanerin dazu gekommen."

„Aber auf dem Bellevue?"

„War ich zugegen. Der Paukenschläger hatte sich als Dame verkleidet Das Arrangement stammte von mir."

„Tausendsassa! Na, ich will es glauben! Also weiter!"

Er las weiter:

„Nachdem die Leda Herrn Staudigel für seine Protection eine gewisse Summe versprechen mußte, begab sie sich zum Musikdirector. Dieser fragte nicht nach Liebenswürdigkeiten, wurde also durch das Versprechen einer Orchestertantiéme kirre gemacht."

„Können Sie das beweisen?"

„Ja."

„Na, also weiter: Der geehrte Herr Capellmeister hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als eine Veränderung der Partitur vorzunehmen, um es Miß Ellen Starton unmöglich zu machen, im Tacte zu bleiben. Ich fordere ihn also wegen einer Fälschung der Partitur vor das Forum der Oeffentlichkeit?"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich hörte es während der Vorstellung. Ich bin Musiker. Heute früh begab ich mich zu einem mir bekannten Mitgliede der Capelle, dessen gefälschte Violinstimme zu erlangen ich so glücklich war."

„Das ist recht! Bisher erfolgte Schlag auf Schlag! Was aber nun kommt, das ist nicht glaubhaft."

„Ich beweise es."

„Daß die Leda gefangen ist?"

„Ja."

„Als Kindesmörderin?"

„Ja."

„Und als Diebin?"

„Sie hat fünftausend Gulden gestohlen, welche vor einigen Jahren Herrn Baron von Scharfenberg abhanden kamen."

„Wie wollen Sie das beweisen?"

„Sie sitzt mit ihrer Mutter im Bezirksgericht."

„Alle Teufel!“

„Aber dann soll der Intendant ein braves Mädchen seinem Bruder, dem Circusdirector, zu unzüchtigen Zwecken in die Hände gespielt haben?“

„Es ist die Tochter des Theaterdieners Werner, welche gezwungen werden sollte, als Tau-ma aufzutreten.“

„Und dabei ist man in genau so schamloser Weise verfahren, wie Sie es andeuten?“

„Ja. Der Circusdirector ist mit fast sämmtlichem Personal arretirt worden. Ich war in Rollenburg und habe das arme Mädchen hierher begleitet. Ihre Schwester hat volle vier Jahre lang unschuldig im Zuchthause gesessen, weil die Leda den Kindesmord auf sie geschoben hat.“

„Und das können Sie beweisen, wirklich beweisen?“

„Ja.“

„Beleidige ich Sie, wenn ich bemerke, daß ich mich denn doch erkundigen möchte, bevor ich diesen Aufsatz in unseren Spalten erscheinen lasse?“

„Ich spreche Ihnen gern das Recht zu, vorsichtig zu sein.“

„Schön! Aber bei wem soll ich mich erkundigen?“

„Bei einem Herrn, dessen Versicherung Sie sofort festen Glauben schenken werden.“

„Wer ist das?“

„Der Fürst von Befour.“

„Sapperment! Weiß der von diesen Angelegenheiten?“

„Wenigstens ebenso viel wie ich. Er war ja mit in Rollenburg, um die unschuldig Gefangene zu befreien.“

„Aber, wird er mich empfangen?“

„Gern. Ich begleite Sie. Er wird Ihnen auch bestätigen, was ich weiter schreibe, nämlich, daß Miß Ellen Starton von Seiten der Majestäten aufgefordert wird, die ‚Königin der Nacht‘ auf der Hofbühne zu geben. Das ist eine Satisfaction, wie sie gar nicht besser gewünscht werden kann.“

„Ist das eigene Initiative der höchsten Herrschaften?“

„Der Fürst von Befour hat die Veranlassung gegeben.“

„Ah, da muß ich wirklich zu ihm. Wann ist er zu sprechen?“

„Ich vermuthe, daß er jetzt daheim sein wird.“

„Wollen wir gehen?“

„Ja.“

„Dann gut! Ich sage noch einmal, daß Sie mir diese Vorsicht nicht übel nehmen dürfen. Es handelt sich hierbei ja um so viel, daß jede kleinste Nachlässigkeit gar nicht verantwortet werden könnte.“ — —

Um dieselbe Zeit saß der Lieutenant Bruno von Scharfenberg, finster vor sich hinbrütend, am Fenster und warf häufige, forschende Blicke auf die Straße hinab. Er schien mit großer Ungeduld irgend Etwas oder irgend Wen zu erwarten. Da endlich heiterte sich sein Blick momentan ein Wenig auf. Er begann, in der Richtung nach der Thüre zu lauschen. Schritte ließen sich ver-

nehmen, und es trat ein junger, sehr elegant gekleideter, aber trotz seiner Jugend doch schon ziemlich abgelebt aussehender Herr ein.

„Nun?“ fragte Scharfenberg erwartungsvoll.

„Nichts!“

„Alle Teufel!“

„Nichts und wieder nichts!“

„Selbst bei fünfzehn Procent nicht?“

„Nein. Man scheint eben Deine Verhältnisse für außerordentlich derangirt zu halten.“

„Unsinn! Wer kennt meine Verhältnisse?“

„Jedermann, wenigstens jeder Geldmann!“

„Ich habe bisher nur bei zwei oder drei Juden geborgt.“

„Aber diese Wucherer stehen in enger Verbindung unter einander und gewähren einander Einsicht in ihre Bücher.“

„Verdammt! Wenn ich nur so viel hätte, um heute Abend eine Bank legen zu können!“

„Und ich so viel, um pointiren zu können. Ich war so froh, als Du mir hundert Gulden für das Auffinden eines bereitwilligen Darleihers botest, finde aber leider keinen Menschen, der es thun will.“

„Der Teufel hole alle diese Mammonsdiener! Früher riskirten sie Etwas; jetzt aber wenden sie sogar den einzelnen Kreuzer zehnmal um, ehe sie ihn ausgeben!“

„Hm! Ein Mittel wüßte ich noch.“

„Wirklich? Welches denn?“

„Siehe in die Blätter! Wie oft wird Geld ausgeboten!“

„Das nennst Du noch ein Mittel?“

„Man könnte es wenigstens versuchen.“

Der Lieutenant griff nach der neben ihm auf dem Tisch liegenden Zeitung, schob sie dem Anderen zu, deutete auf eine Stelle und sagte:

„Da, lies!“

Der Aufgeforderte las:

„Ein Cavalier, Sohn eines reichen Hauses, sucht für augenblicklich zu hohen Zinsen ein Darlehn im Betrage von einigen tausend Gulden. Offerten unter F. P. in die Expedition dieses Blattes erbeten.“

„Sapperment! Das bist Du wohl?“

„Ja. Ich habe also inserirt, wie Du siehst,“ antwortete der Lieutenant.

„Und der Erfolg?“

„Dieser hier!“

Er streckte die Hand aus und blies darüber hin.

„Also nichts?“

„Kein einziger Hallunke hat sich gemeldet. Lies nun, was gerade darunter steht!“

Die angedeutete Stelle lautete:

„Offizieren, höheren Beamten und Standespersonen werden augenblicklich und zu billigen Bedingungen Darlehne zu jeder gerechtfertigten Höhe gewährt.“

Dabei war die Adresse angegeben, an welche man sich zu wenden hatte.

„Auf diese Annonce bist Du wohl geritten?“ fragte der Freund.

„Auch das habe ich versucht.“

„Antwort bekommen?“

„Nein.“

„So hast Du wohl Deine Adresse gar nicht angegeben?“

„Pah! Mit der Pseudonymität hätte ich doch nur meine Zeit verschwendet. Ich habe also meinen Namen gesagt.“

„So ist keine Antwort erfolgt, weil der Betreffende sich erst erkundigt.“

Und als ob die Bestätigung dieser Ansicht nur auf diese Worte gewartet habe, trat der Diener Heinrich Kreller, Sohn des Hausmannes ein, um einen Brief zu überreichen.

„Von wem?“ fragte der Lieutenant.

„Von einem fremden Menschen.“

„Wie sah er aus?“

„Wie ein Lohndiener.“

„Ist gut!“

Der Diener entfernte sich wieder. Scharfenberg öffnete und las den Brief und gab ihn dann dem Freunde hin. Die Zeilen lauteten:

„Bitte, sich in der betreffenden Geldangelegenheit gütigst zu mir zu bemühen. Willibald Schönlein.“

Dabei war die Straße und eine Hausnummer genannt.

„Endlich!“ seufzte der Lieutenant, indem er sich von seinem Sitze erhob.

„Ja, endlich! Jetzt ist der Knoten gerissen, und die Hoffnung lächelt wieder! Du gehst doch sofort?“

„Das versteht sich!“

„Soll ich unterdessen warten?“

„Du würdest Dich langweilen. So gar schnell wird man mir das Geld nicht vor die Füße werfen!“

„Gut, ich gehe. Wann soll ich wieder nachfragen?“

„In der Dämmerung. Deine hundert Gulden sollst Du auf alle Fälle haben. Eine Hand wäscht die andere.“

„Danke, danke, lieber Bruno! So edle Grundsätze lasse ich natürlich gern gelten.“

Er ging. Der Lieutenant aber brummte hinter ihm her:

„Blutegel! Diese Sorte beißt sich so sehr fest bei Einem ein, daß man sie nie wieder los werden kann. Aber ich habe ihm zu viel Vertrauen geschenkt und muß also immer freundlich zu ihm sein. Sonst plaudert er aus!“

Er kleidete sich zum Ausgehen an. Gerade als er das Zimmer verlassen wollte, öffnete sich die Thür des Vorzimmers. Ein schwarz gekleideter Herr trat ein. Der Lieutenant kannte ihn per Distance; er hatte ihn hier und da gesehen und ‚Herr Assessor‘ nennen hören.

„Entschuldigung!“ sagte der Besuch. „Ich sehe, daß Sie zum Ausgehen bereit sind?“

„Allerdings! Zu wem wünschen Sie?“

„Zu Herrn Lieutenant von Scharfenberg.“

„Dauert es lange?“

„Ich denke, nicht.“

„Ich bin der Gesuchte. Treten Sie ein!“

Er trat in sein Zimmer zurück. Der Assessor folgte ihm, zog die Thür hinter sich zu und reichte ihm seine Karte.

„Bitte, meine Karte, da ich durch Ihr Erscheinen verhindert wurde, mich anmelden zu lassen.“

Scharfenberg warf einen oberflächlichen, fast geringschätzenden Blick auf den Namen, welchen das kleine Kärtchen zeigte, machte eine leichte, frostige Verbeugung und sagte im Tone eines Mannes, der sich behindert fühlt:

„Habe die Ehre! Was wünschen Sie?“

„Eine Unterredung unter vier Augen.“

„Wir befinden uns unter vier Augen. Hoffentlich eine Angelegenheit, welche mich nicht bedauern läßt, meinen sehr nothwendigen Ausgang aufgeschoben zu haben!“

„Ich pflege Niemand ohne Grund zu belästigen.“

„Also! Privatangelegenheit?“

Der Assessor ließ einen kalten, forschenden Blick über den Offizier gleiten und antwortete:

„Sind Sie vielleicht im Besitze eines Stuhles, Herr von Scharfenberg?“

Der Gefragte erröthete ein Wenig und meinte:

„Sie sehen deren sechs hier stehen.“

„Und uns dabei!“ erklang es scharf.

„Hm! Ich glaubte, wir würden schnell fertig sein! Also, nehmen wir Platz, Herr Assessor!“

Er setzte sich, und der Jurist folgte seinem Beispiel. Als er dabei seinen forschenden Blick durch das Zimmer gleiten ließ, ohne sofort zu sprechen, stieß der Lieutenant ungeduldig hervor:

„Ich glaube, bereits gefragt zu haben, ob Sie in einer privaten Angelegenheit kommen.“

„Ein wenig privat, mehr noch aber amtlich.“

„Ah! Was hätte ich mit der Civilbehörde zu thun?“

„Ich möchte Sie gern ersuchen, mir einige Fragen zu beantworten, Herr Lieutenant.“

„Die hoffentlich keine müßigen sein werden!“

„Oh, man ist gewöhnt, den Fragen diejenige Form zu geben, welche ihrem Zwecke entspricht. Waren Sie vielleicht gestern in der Vorstellung des Residenztheaters?“

Der Lieutenant biß sich in den Bart. Der junge Assessor zeigte ein so

kaltes, sicheres, überlegenes Wesen, daß der Offizier sich höchst unangenehm berührt fühlte. Er antwortete daher in scharfem Tone:

„Sind Sie gekommen, um mich zu fragen, ob ich das Theater besuche, Herr Assessor?“

„Ja. Daher erlaubte ich mir diese Erkundigung.“

„Nun, dann hätten Sie nicht nöthig gehabt, mich zu incommodiren. Ich bin nicht gewöhnt, fremden Leuten Rechenschaft über die Art und Weise, in welcher ich meine freie Zeit verwende, abzulegen. Ich spreche niemals solche müßige Fragen aus und werde sie ebenso wenig beantworten, wenn sie an mich gerichtet werden.“

„Ich denke, daß Sie mir dennoch Antwort geben werden!“

„Auf solche Fragen nicht.“

„Ich bemerkte bereits, daß ich in amtlicher Angelegenheit komme. Meine Frage wurde also keineswegs aus dem Grunde privater Neugierde ausgesprochen.“

„Dann ersuche ich Sie, mir den amtlichen Grund zu nennen, bevor ich sie beantworte.“

„Ich komme, um amtlich zu erfahren, ob Sie im Residenztheater waren, also fragte ich. Sind Sie befriedigt?“

„Und warum wollen Sie das wissen?“

„Bitte, bitte! Ich komme, um Fragen auszusprechen, nicht aber solche an mich richten zu lassen!“

„Nun, so sind wir mit einander fertig! Ich werde eben nicht antworten, Herr Assessor!“

Er erhob sich von seinem Stuhle. Der Assessor that dasselbe, warf einen halb verächtlichen, halb mitleidigen Blick auf den Lieutenant und meinte in ruhigem Tone:

„Ganz so, wie Sie es wünschen, Herr von Scharfenberg! Da ich aber meine Fragen dennoch beantwortet haben muß und zwar zu der Zeit, die mir gefällig ist, so bitte ich um die Erlaubniß, mich für einen Augenblick hier Ihres Schreibzeuges bedienen zu können.“

Er zog einen Zettel, der sichtlich ein gedrucktes Formular enthielt, aus der Tasche, nahm die Feder, tauchte ein, füllte die Lücken des Zettels aus und gab den Letzteren dem Lieutenant.

„Hier; bitte, Notiz davon zu nehmen!“

Scharfenberg las, trat einen Schritt zurück und sagte:

„Wie? Ein Bestellzettel in's Bezirksgericht?“

„Wie Sie sehen!“

„Und zwar bestellen Sie mich zu sich selbst?“

„Weil ich mit dieser Angelegenheit betraut wurde.“

„Und zwar augenblicklich, ohne Verzug?“

„So ist es.“

„Bei Vermeidung der Arretur?“

„Ich glaube, zu dieser verschärften Form berechtigt zu sein.“

„Herr! Sie vergessen, daß ich Offizier bin!“

„Eben, weil ich Ihren Stand berücksichtigte, bemühte ich mich zu Ihnen. Da Sie aber den meinigen vernachlässigen, so bemühe ich nun Sie zu mir.“

„So aber behandelt man nur Verbrecher!“

Der Assessor zuckte mit der Achsel und fügte hinzu:

„Verbrecher und Individuen, welche sich weigern, dem Gesetz die schuldige Achtung zu zollen.“

„Ah! Sie nennen mich Individuum!“

„Ich sprach im Allgemeinen. Uebrigens enthält dieses Wort keineswegs eine Beleidigung. Es bedeutet Einzelnwesen, und das sind Sie ebenso, wie ich es bin. Ich hoffe, Sie in spätestens zehn Minuten bei mir zu sehen! Adieu!“

Er schritt nach der Thür. Jetzt begann der Lieutenant denn doch, den Ernst der Situation zu begreifen. Er sagte:

„Aber, zum Kukuk, ist diese Angelegenheit denn eine gar so wichtige?“

„Das werden Sie erfahren!“

„Bitte, bleiben Sie! Ich halte es allerdings für besser, die Unterhaltung hier zu beenden.“

„Daran thun Sie wohl!“

Er nahm ebenso ruhig wieder auf seinem Stuhle Platz, wie er von demselben aufgestanden war und fuhr fort:

„Also, bitte, waren Sie im Theater?“

„Müssen Sie denn dies gerade so absolut wissen?“

„Ja.“

„Nun gut, ich war da.“

„Wie hat Ihnen die Leda gefallen?“

„Hm! Nicht zum Besten! Abgestandene Waare!“

Der Assessor zuckte bei dieser frivolen Antwort die Achsel und fuhr in ruhigem Tone fort:

„Hatten Sie sie schon einmal gesehen?“

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Nein. Sie trat ja zum ersten Male hier auf. Oder sollte Dies Ihnen vielleicht unbekannt sein?“

„Wenn Sie behaupten, sie vorher nicht gesehen zu haben, so meinen Sie doch wohl: Nicht als Tänzerin?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Sie sie als Privatperson gesehen haben.“

„Niemals!“

„Herr Lieutenant, Sie verheimlichen die Wahrheit!“

„Donnerwetter! Wollen Sie mich zum Lügner machen?“

„Es thut mir um Ihretwillen leid, daß Sie selbst jetzt noch den Ernst der Situation nicht begreifen. Ich komme wirklich nur, um Ihrem Stande



„Also bitte, waren Sie im Theater?"

Verl. S. (62.)

und Ihrer Familie eine ganz ungewohnte Rücksicht zu erweisen. Eigentlich aber müßte ich Sie sistiren lassen."

Scharfenberg fuhr zornig auf.

„Arretiren meinen Sie?"

„Ja," antwortete der Beamte kalt.

„Donnerwetter! Das muß ich mir verbitten!"

„Nun, ich will Ihnen einfach sagen, daß Sie zweier mit einander concurrirender Verbrechen verdächtig sind."

„Verbrechen? Himmelbataillon!"

„Ja, es ist so!"

„Welches sind denn diese Verbrechen? wenn ich ergebenst fragen darf, mein Herr Assessor!"

„Kindesmord und —"

„Kindesmord? Alle Teufel! Ich soll ein Kind ermordet haben? Ich? Das ist wahnsinnig!"

„Kindesmord und Unterschlagung."

Bei dem letzten Worte erbleichte der Lieutenant.

„Herr, Sie glauben doch nicht etwa," sagte er, „daß ich ein Spitzbube bin!"

„Ich glaube und behaupte nichts, sondern ich untersuche. Daß Sie Ihre Bekanntschaft mit der Leda leugnen, ist kein Grund für mich, Sie für unschuldig zu halten."

„Immer ärger! Wer in aller Welt vermag denn, mir diese Bekanntschaft nachzuweisen?"

„Ich."

„Ah, da bin ich denn doch neugierig!"

„Diese Neugierde kann befriedigt werden."

Er zog ein Portefeuille aus der Tasche, entnahm demselben eine Anzahl Briefe und sagte:

„In diesen Briefen zeigt ein gewisser Lieutenant Bruno von Scharfenberg einer gewissen Editha von Wartensleben an, daß er ein gewisses Ziehgeld eingezahlt habe. Kennen Sie diese Briefe?"

Der Officier war so betroffen, daß er zunächst gar nichts zu sagen vermochte. Dann stieß er hervor:

„Aber was haben Sie denn mit diesen Briefen zu schaffen?"

„Weil ich mit der Empfängerin zu schaffen habe."

„Sie selbst hat Ihnen dieselben gegeben?"

„Nein. Wir haben sie in ihrer Wohnung gefunden."

„Gefunden? Das klingt ja so, als ob Sie dort gesucht hätten?"

„Das haben wir allerdings. Die Leda ist eingezogen worden. Sie befindet sich in Untersuchung."

„Weshalb?"

„Eben wegen Kindesmordes und Unterschlagung."

„Alle tausend Teufel!"

„Sie sehen also wohl ein, daß ich in sehr ernster Angelegenheit bei Ihnen bin. Ich kann Ihnen nur die Mahnung ertheilen, mir unumwunden die Wahrheit zu sagen.“

Scharfenberg wischte sich über die Stirn. Er fühlte, daß diese naß zu werden begann. Er wollte aufbrausen, aber die Verlegenheit, welche sich seiner bemächtigte, verhinderte ihn daran.

„Wegen Kindesmord?“ fragte er. „Wann soll sie denn ein Kind getödtet haben?“

„Vor etwa über vier Jahren; Ihr Kind, Herr Lieutenant.“

„Das lebt ja noch!“

„O nein!“

„Ich bezahle ja noch heute dieses Ziehgeld!“

„Hm! Das ist ein Umstand, der zu Ihren Gunsten spricht. Sie wissen also von dem Tode des Kindes nichts?“

„Kein Wort!“

„Wo lernten Sie die Leda kennen?“

„Im Bade.“

„Wie nannte sie sich?“

„Editha von Wartensleben.“

„Das ist ein falscher Name.“

„Ich kenne keinen anderen. Ich weiß nur, daß sie sich später den Künstlernamen Leda beilegte.“

„Also bitte, aufrichtig! Sie sind der Vater jenes Mädchens, welches sie vor circa vier Jahren gebar?“

„Ja.“

Der Assessor — natürlich der bekannte Assessor von Schubert — unterdrückte ein leises Lächeln und fragte weiter:

„Sie waren also der einzige intime Bekannte von ihr?“

„Ja.“

„Sie pflegte weiter keinen vertraulichen Umgang?“

„Nein.“

„Ich glaube aber, gehört zu haben, daß sie auch zu den Freundinnen des Barons von Helfenstein gehört hat.“

„Vor mir. Sie brach mir zu Liebe den Verkehr ab. Aber, Ihre Fragen sind nicht ohne Grund. Sollte —“

Der Beamte nickte ihm zu und sagte:

„Ein Kind pflegt erst nach neun Monaten geboren zu werden!“

„Daran dachte ich später oft.“

„Man hat Briefe des Barons bei ihr gefunden, welche beweisen, daß auch er Ziehgeld zahlt.“

„Verdammt!“ entfuhr es dem Officier.

„Ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß Sie der Dupirte sind. Sie haben nicht die mindeste Veranlassung, dieses Frauenzimmer zu schonen. Mit

dem Eingeständnisse der Wahrheit sind Sie nur sich selbst zum Nutzen. Kannte Ihr Vater Ihr Verhältniß zu der Leda?"

„Er erfuhr davon."

„Was that er?"

„Er verbot mir jeden Umgang."

„Sie gehorchten?"

„Pah! Pflegt ein Verliebter zu gehorchen? Ich ließ, um unbeobachtet zu bleiben, sie einfach verschwinden."

„Wohin?"

„Nach — nach — — nach einem kleinen Dörfchen," antwortete er stockend.

„Wirklich?"

„Ja."

„Hm! Sie scheinen hier eine kleine Abweichung zu machen. Doch, wir treffen am richtigen Orte wieder zusammen. Auf jenem Dorfe hat sie geboren?"

„Ja."

„Und dann?"

„Dann ging sie mit dem Kinde nach Paris."

„Nicht sogleich. Sie tödtete das Kind vorher."

„Teufel! Davon habe ich keine Ahnung."

„Sie schob den Verdacht auf eine Andere, welche bis heute unschuldig im Zuchthause gesessen hat."

„Wirklich?"

„Ja."

„Ein ganz verfluchtes Frauenzimmer!"

„Eine Teufelin! Aber bitte, nahmen Sie vielleicht vor ihrer Uebersiedelung nach Paris Abschied von ihr?"

„Nein."

„Besaß sie die Mittel, um eine solche Reise unternehmen und dann auf einige Zeit leben zu können?"

„Sie mochte sich von meinen Geschenken so viel gespart haben."

„Hm! Wollen Sie mir das Dorf nennen, wo sie wohnte?"

„Der Name ist mir entfallen."

„Das kommt vor, schadet aber nichts, da es uns gelungen ist, dieses Dörfchen ausfindig zu machen. Es ist allerdings ein kleines, sehr kleines Dörfchen. Wollen Sie vielleicht die Güte haben, es sich von mir zeigen zu lassen?"

Er stand auf und schritt nach der Thür.

„Wohin?" fragte der Lieutenant bestürzt.

„Bitte, folgen Sie mir!"

Scharfenberg konnte sich selbst jetzt noch dieses Verhalten nicht erklären; er schritt hinter dem Assessor her, welcher dem Corridore nach der andern Seite

des Hauses folgte, dort vor einer Thür stehen blieb, zwei Schlüssel aus der Tasche zog und dann öffnete.

„Wetter noch einmal! Wie kommen Sie zu diesen Schlüsseln?“

„Ich habe sie vom Herrn Gerichtsrath erhalten. Man muß ja immer vorbereitet sein. Bitte, treten Sie ein!“

Der Lieutenant folgte dem Juristen, welcher auch die zweite, nach dem Schlafzimmer führende Thür öffnete und dann sagte:

„So! Hier ist das kleine, winzige Dörfchen, wo sich Fräulein Editha von Wartensleben aufhielt. Nicht?“

Der Lieutenant schluckte und schluckte, als habe er Etwas in der Kehle, was ihm sehr zu schaffen machte. Dann fragte er:

„Wer hat Ihnen dies verrathen?“

„Wir wissen es; das ist genug. Ebenso sind wir auch über die Ersparnisse aufgeklärt, welche die Mittel zur Reise bildeten. Das waren nämlich die fünftausend Gulden, welche in Petermanns Casse fehlten.“

Jetzt war es mit der Fassung des Lieutenants zu Ende. Er sank auf das Sopha nieder und sagte kein Wort. Diesen Eindruck mußte nun der Assessor erfassen. Er trat an das Fenster, ergriff die Rouleauxschnur und bemerkte:

„Von dieser Schnur hat sie ein Stück abgerissen und damit das Kind erdrosselt, Herr von Scharfenberg!“

„Das — das ist — ich bin unschuldig daran. Ich weiß von diesem Morde nicht das Geringste!“

„Wenn ich auch annehmen will, daß Sie Recht haben, warum zwingen Sie mich da, Ihnen nicht zu glauben?“

„Zwingen?“

„Ja. Sie sprechen von einem Dorfe, welches aber gar nicht existirt, und Sie reden von Ersparnissen, die gar nicht vorhanden waren. Wie soll ich da das Andere glauben?“

Er stand in aufrechter Haltung vor dem auf seinem Sitze zusammengesunkenen Lieutenant, welcher nichts zu sagen wußte, und fuhr nach einer Weile fort:

„Ich bin Criminalist und als solcher auch Psycholog. Ich gewöhne mich, in das Innere derjenigen Menschen gewaltsam einzudringen, welche mir dieses Eindringen nicht freiwillig gestatten. So liegt nun auch Ihre Seele offen vor mir. Ich weiß, daß Sie an dem Morde unschuldig sind, und daß Sie mir in Beziehung des Geldes nichts sagen, weil Sie dann eine recht, recht schwere Unterlassungssünde einzugestehen hätten. Aber dieses Geständniß bleibt Ihnen nicht erspart. Sie müssen es machen, heute oder morgen, freiwillig oder gezwungener Weise. Und so sage ich Ihnen, daß es besser ist, Sie offenbaren sich jetzt mir, als daß Sie an Gerichtsstelle und öffentlich davon sprechen müssen. Wollen Sie?“

„Fragen Sie!“ seufzte der Lieutenant.

„Waren Sie, als die Leda von hier verschwand, hier anwesend?“

„Ja.“

„Warum entfloh sie?“

„Mein Vater hatte geschrieben, daß er kommen werde.“

„Dem wollte und mußte sie natürlich aus dem Wege gehen. Gab es kein anderes Mittel, als diese Flucht?“

„Ich wollte sie einstweilen ausquartieren und suchte nach einer passenden Wohnung. Am Abend war sie verschwunden. Wohin, das erfuhr ich erst durch den ersten Brief, den Sie mir aus Paris sandte.“

„Und mit ihr waren die fünftausend Gulden verschwunden?“

„Ja.“

„Hat sie diesen Diebstahl irgend einmal erwähnt?“

„Sie schrieb mir, ich solle mich nicht wundern, daß sie sich aus der Casse des Inspectors versorgt habe.“

„Besitzen Sie diesen Brief noch?“

„Ja.“

„Sie werden mir ihn geben.“

„Muß das sein?“

„Ich muß ihn unbedingt fordern! Petermann wollte von der Leda nichts verrathen; Sie waren zu schwach, Ihrem Vater ein offenes Geständniß abzulegen, und so fiel er als Opfer.“

„Ich glaubte, Vater werde Nachsicht walten lassen. Ich wollte von Tag zu Tag gestehen, kam aber nie dazu.“

„Ich bin in dieser Angelegenheit nicht Ihr Richter. Wo haben Sie den erwähnten Brief?“

„Drüben bei mir.“

„Gehen wir also hinüber. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß diese beiden Zimmer nicht betreten werden dürfen. Die Schlüssel nehme ich mit.“

Als er drüben den alten und doch so wichtigen Brief erhalten hatte, schickte er sich zum Gehen an. Der Lieutenant hatte seinen ganzen Stolz verloren. Ihm war nur angst vor seinem Vater. Darum fragte er endlich kleinlaut:

„Wird die Leda wegen dieses Diebstahles ebenso wie wegen des Mordes in Anklage gesetzt?“

„Ja.“

„Und bestraft?“

„Das versteht sich.“

„Dann wird aber auch offenbar, daß Petermann unschuldig ist!“

„Gewiß! Ich selbst werde dafür sorgen, daß dies durch die Presse so weit wie möglich veröffentlicht wird.“

„Um Gotteswillen! Denken Sie dabei an meinen Vater!“

„Der Alles, Alles erfahren wird!“

„Ja, Alles!“

„Es wird eine fürchterliche Scene geben!“

„Jedenfalls.“

„Entsetzlich! Ich möchte mich erschießen!“

„Herr Lieutenant, ich darf hierbei nur an den unschuldigen Petermann denken!“

„Warum dürfen Sie nicht auch mich berücksichtigen? Petermann ist frei. Er hat es ja nun hinter sich!“

„Und seine Ehre? Nein, er muß vollständig rehabilitirt werden. Sie sind Officier; aber Sie sind Egoist und — — — ein ganz gehöriger Feigling!“

„Herr Assessor!“

„Bah! Ich werde Ihnen und Jedem die Wahrheit sagen. Sie fürchten sich vielleicht nicht, eine Schanze zu stürmen, denn dabei sind hundert Möglichkeiten vorhanden, daß Sie unversehrt bleiben. Handelt es sich aber um ein Uebel, welches unvermeidlich ist, dem sie nicht entgehen können, so fehlt Ihnen der Muth. Sie hätten das fürchterliche Opfer, welches Petermann brachte, niemals annehmen dürfen. Er hat wohl von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute gehofft, daß Sie den bitteren Kelch von ihm nehmen würden; er hat noch bei der Verhandlung „Ja“ gesagt, wohl in der festen Ueberzeugung, daß Sie aus dem Kreise der Zuhörer hervorspringen würden, um ein lautes „Nein“ zu rufen — vergeblich! Er wurde abgeführt und trug die unverdiente Schande. Er hat einen riesenhaften Heldenmuth bewiesen, Sie aber eine ebenso große Feigheit. Ich sage Ihnen das unter vier Augen. Wollten Sie mich fordern, so würde ich mich mit Ihnen nicht schlagen. Der Grund liegt auf der Hand. Ich gebe Ihnen den einzigen guten Rath: Gestehen Sie Ihrem Vater Alles, noch ehe wir die Verpflichtung haben, ihm die betreffende Mittheilung zu machen. Adieu!“

Der Offizier blieb wortlos. Er wagte nicht, zu antworten. Der Assessor ging. Er hatte hier nichts mehr zu thun. Freilich war seiner Pflicht noch nicht Genüge geschehen. Er hatte noch eine zweite Unterredung zu suchen und begab sich nach dem Palais des — Barons Franz von Helfenstein.

Dieser war anwesend und konnte sich nicht denken, was ein Assessor von Schubert bei ihm wolle. Er sprach ihn so zu sagen nur von oben herab an und bedeutete ihm, seine Angelegenheit in möglichster Kürze vorzubringen.

„Verzeihung, Herr Baron,“ antwortete der Assessor; „ich muß dieser Angelegenheit gerade so viele Zeit widmen, wie sie verdient. Es handelt sich um eine Erkundigung nach einer Person, welche in Ihren Diensten gestanden hat.“

„Wer ist das?“

„Eine gewisse Laura Werner.“

„Kenne sie nicht.“

„Wollen der Herr Baron vielleicht versuchen, sich zu erinnern? Es würde mir lieb sein.“

„Ich merke mir dergleichen nicht. Gehen Sie zum Hausmeister; der

wird Ihnen Auskunft ertheilen. Wer behält die Namen der Dienstboten im Gedächtnisse!"

„Ich gebe das zu. Darum bin ich überzeugt, daß Sie sich desto besser einer anderen Person erinnern werden, welche nicht in Ihren Diensten gestanden hat."

„Wer soll das sein?"

„Eine gewisse Aurora Bormann."

„Kenne sie nicht."

„Auch nicht ein Fräulein Editha von Wartensleben?"

Der Baron hatte sich so in der Gewalt, daß er nicht mit der Wimper zuckte, obgleich er sofort wußte, daß sich hier ein Gewitter zusammengebraut habe. Er antwortete scheinbar ganz unbefangen:

„Habe auch diesen Namen nie gehört."

„Hm! Wollen Sie die Güte haben, sich einmal diese Couverts zu betrachten!"

Er zog mehrere Briefe aus dem Portefeuille. Der Baron warf einen Blick auf sie und meinte:

„An eine Editha von Wartensleben adressirt? Geht mich ganz und gar nichts an."

„Leider aber sind die darin enthaltenen Briefe mit Ihrem Namen unterzeichnet!"

„So giebt es einen Zweiten meines Namens, oder es hat sich Jemand einen dummen Scherz gemacht. Von wem haben Sie diese Briefe?"

„Sie sind das Eigenthum einer Untersuchungsgefangenen."

„Wer ist das?"

„Die Tänzerin Leda."

Jetzt zuckte er doch zusammen, faßte sich aber schnell wieder und fragte im Tone des Erstaunens:

„Die Leda gefangen? Nach ihren gestrigen Triumphen? Erstaunlich! Da behält der alte Rabbi Ben Akiba doch einmal Unrecht: Es giebt wirklich Dinge, welche noch nicht dagewesen sind!"

„Ich bestätige das. Unangenehm aber ist es für Unsereinen, wenn man so etwas nie Dagewesenes in's Dasein rufen soll, ohne es zu vermögen. So soll ich zum Beispiel jetzt beweisen, daß ein gewisser Baron zu gleicher Zeit von zwei Mädchen zwei außereheliche Kinder erhalten hat, nämlich von einer späteren Tänzerin und von der Tochter eines armen Theaterdieners."

„Nun, so versuchen Sie es wenigstens!"

„Ich muß ja. Ferner soll ich nachweisen, daß diese beiden Kinder umgetauscht worden sind, und zwar nach der Ermordung des einen und dem Tode des anderen."

„Grausig!" höhnte der Baron.

„Und sodann soll ich eine Scheune suchen, unter welcher eins dieser Kinder von der Tänzerin und einer Riesendame vergraben worden ist."

„Die werden Sie schwerlich finden!"

„Habe sie schon!“

„Wirklich?“ fragte er, halb höhnisch, halb besorgt.

„Ja. Und ich habe nicht nur die Scheune, sondern auch das Kind, die Riesendame, die Tänzerin und die beiden Mütter derselben.“

„Pest! Sind Sie glücklich!“ zischte er. Er war doch bleich geworden, fügte aber in befremdetem Tone hinzu: „Aber was hat dies Alles mit Ihrem gegenwärtigen Besuche zu thun?“

„Ich wollte Sie ersuchen, diese Personen zu recognosciren.“

„Wie kommen Sie auf diesen abenteuerlichen Gedanken?“

„Weil sie behaupten, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Lassen Sie mich in Ruhe; ich habe nicht einen Augenblick Zeit für Tänzerinnen und Riesendamen!“

„Sie wissen auch nicht, was die Riesin eines Tages bei einer gewissen Scheune zu thun hatte?“

„Herr, ich bin kein Hexenmeister und sehe nicht ein, weshalb gerade ich es sein soll, der belästigt wird!“

„Nun, vielleicht gelingt es, diese unangenehme Belästigung nun von Ihnen fern zu halten.“

Er machte eine Verbeugung und entfernte sich.

„Verflucht!“ murmelte der Baron, als er sich allein befand. „Die Lebu und die Riesin gefangen, und ihre Mütter dazu! Was hat das zu bedeuten? Ist das Zufall, oder geschieht es in Folge eines zielbewußten Planes? Darüber muß ich mir klar werden. Ich werde sofort recognosciren gehen!“

Der Lieutenant von Scharfenberg war völlig eingeschüchtert zurückgeblieben. Er stierte gedankenlos vor sich hin, bis er durch irgend ein Geräusch der Außenwelt aus seinem Hinbrüten gerissen wurde. Da kam ihm in's Gedächtniß, was er zuletzt hatte anhören müssen.

„Feigling!“ sagte er zu sich. „Feigling bin ich genannt worden, ohne daß ich den Menschen sogleich niedergeschlagen habe. Ich werde — ja, was werde ich denn? Ah, pah! Die Sache ist nicht so sehr ängstlich; sie eilt nicht. Die Hauptsache ist vielmehr, Geld zu bekommen. Habe ich das, so kommt alles Andere dann ganz von selbst. Suchen wir also schleunigst diesen guten Willibald Schönlein auf!“

Er trat nun den Gang an, den er vorhin nicht hatte ausführen können. Die angegebene Adresse wies ihn in eine der anständigsten Straßen. Das Logis lag nur eine Treppe hoch, wo er den Namen an einer Messingplatte las.

Er klingelte und wurde eingelassen. Man führte ihn durch einige prachtvoll ausgestattete Zimmer und bat ihn dann, einen Augenblick Platz zu nehmen.

Im Nebenzimmer befanden sich zwei Personen, welche mit einander flüsterten — Mann und Frau.

„Laß ihn nur noch warten,“ meinte die Letztere. „Desto nachgiebiger wird er. Und die Möbel müssen erst ihren Eindruck machen.“

„Haha! Er wird uns für sehr reich halten."

„Und ist doch Alles erst geliehen, eben dieses Eindruckes wegen. Wenn er nur mitmacht!"

„Ich denke, daß er auf die Bedingungen eingeht."

„Er wäre dumm, wenn er nicht Ja sagte. Wir haben wirklich keinen rothen Heller mehr. Was sagte denn dieser alte Salomon Levi?"

„Er hat bereits ein Papier von ihm, will aber das Geld geben. Der Vater des Lieutenants ist sehr reich."

„So wird der Sohn das Geld klar machen. Na, jetzt kannst Du gehen, denke ich."

Der Mann betrachtete sich im Spiegel, zog die Cravatte zurecht, schob die Papiermanchetten aus den Rockärmeln hervor, nahm eine möglichst imposante Haltung an und trat dann bei dem Lieutenant ein.

Dieser hatte sich niedergelassen. Er erhob sich, machte ein militärisches Honneur und fragte:

„Gewiß, Herr Schönlein?"

„Habe die Ehre!" antwortete der Gefragte in herablassender Weise. „Herr Lieutenant von Scharfenberg?"

„Zu dienen!"

„Bitte, nehmen Sie wieder Platz!"

Sie setzten sich einander gegenüber, und der Lieutenant fragte, als der Andere zu beginnen zögerte:

„Die Ursache meiner Anwesenheit ist Ihnen bekannt?"

„Ja. Sie theilten Sie mir ja mit."

„Und Sie sind bereit — hm! Ja?"

Herr Schönlein räusperte sich und meinte dann in einem sehr selbstgefälligen Tone:

„Vielleicht. Man kann ja darüber sprechen. Eigentlich habe ich es nicht nöthig. Ich lebe von meinen Ersparnissen und brauche doch nicht Zins auf Zins zu häufen. Nun wurde mir vor Kurzem ein Capitälchen flüssig, welches ich erst in einiger Zeit wieder fest anlegen kann. Bis dahin läge es im Schranke, ohne irgend einen Nutzen zu bringen. Da dachte ich, daß vielleicht Jemandem damit gedient sein könne, und so ließ ich die Annonce einrücken."

„Haben sich Reflectanten gemeldet?"

„O, eine Unsumme! Aber ich habe doch gezögert und gezögert. Es vermochte Keiner, mir Vertrauen einzuflößen. Man bot mir hohe, sehr hohe Zinsen und außerdem ansehnliche Vergütungen. Aber ich brauche das nicht. Was helfen mir gute Bedingungen, wenn ich mein Geld nicht wieder bekomme!"

„Da haben Sie sehr Recht!"

„Lieber suche ich mir einen sicheren Mann heraus, der mir das Geld pünktlich zurückgiebt, und lasse es ihm zu dem Bankiersatze."

„Wie ist dieser?"

„Drei Procent."

„Wie? Mehr verlangten Sie nicht?"

„Nein. Warum mehr? Ich habe bereits gesagt, daß ich es nicht brauche."

„Nun, dann wünsche ich nur, daß ich nicht auch zu Denjenigen gehöre, denen Sie kein Vertrauen schenken können!"

„Na, um aufrichtig zu sein, Sie gefallen mir. Doch, ich kenne Ihre Verhältnisse nicht."

„Sie haben noch nicht von der Familie Scharfenberg gehört?"

„Nein."

„Der Oheim ist Regierungsrath und Director der Landesanstalt zu Rollenburg —"

„Hm! Das klingt empfehlend!"

„Mein Vater ist Officier, lebt aber jetzt verabschiedet und zurückgezogen auf seinen Gütern. Er ist höchst sparsam und glaubt, man könne noch so auskommen, wie zu seiner Zeit. Da halte ich es nun für besser, für jetzt so wenig wie möglich an seine Casse anzuklopfen. Sie verstehen —!"

„Sehr gut, sehr gut! Junges Blut will ausbrausen. Die Alten haben vergessen, daß sie selbst so gewesen sind. Man soll die Jugend genießen, zumal wenn die es Verhältnisse erlauben, gewisse unvermeidliche Verbindlichkeiten später abzutragen."

„Das ist bei mir der Fall. Ich bin der einzige Erbe."

„Sehr gut! Es ist mir, als ob ich mich für Sie entschließen könnte. Wie viel brauchen Sie?"

„Hm! Ich möchte gern eine Summe haben, welche mich nicht für nur ganz kurze Zeit selbstständig macht."

„Ganz recht! Also bitte, wie viel?"

„Hm, sechs-, acht- oder zehntausend Gulden?"

„Das ist so nahe kommend an das, was ich liegen habe. Sie brauchen es sofort?"

„Sogleich."

„Welche Sicherheit bieten Sie?"

„Wechsel und Ehrenschein."

„Das würde genügen. Also, sind Ihnen drei Procent recht, Herr Lieutenant?"

„Ja gewiß, mehr als recht. Ich finde, Herr Schönlein, daß Sie ein nobler, ehrenwerther Mann sind!"

Er war förmlich electrisirt von dem Gedanken, jetzt, sofort zehntausend Gulden zu erhalten.

„O bitte," lautete die Antwort. „Es ist mir ein Vergnügen, einem Cavalier beispringen zu können. Also wollen wir?"

„Wenn es Ihnen recht ist?"

„Gewiß! Darf ich Ihnen das Wechselformular zur Ausfüllung vorlegen?"

„Bitte! Wie lange wollen Sie mir die Summe lassen?“

„Nun, wie lange wünschen Sie?“

„Hm, möglichst weit hinaus. Ein halbes Jahr?“

„Na, meinetwegen! Hier ist der Wechsel. Bitte!“

Das ging so exact und jovial wie am Schnürchen. Der Lieutenant griff zur Feder und begann, das Formular auszufüllen. Da wurde am Vorsaale geklingelt, und einige Augenblicke später hörte man die Frage:

„Grüß Gott, liebes Kind! Ist Willibald da?“

„Ja.“

„Wo?“

„Im Theezimmer. Aber es ist ein —“

„Schon gut, schon gut! Finde ihn schon!“

„Aber, lieber Vater, es ist —“

„Gut, gut! Bin schon da!“

Die Thür wurde aufgerissen, und ein älterer Herr, dem man den Lebemann sofort ansah, trat ein.

„Guten Tag, mein Söhnchen! Wie geht's? Wie — ah, Du bist nicht allein! Ich störe? Entschuldigung!“

Er verbeugte sich vor dem Lieutenant, drückte dem Hausherrn die Hand und bemerkte:

„Werde nicht lange belästigen. Bin gleich fertig.“

„Willst Du nicht einstweilen da eintreten?“

Er deutete nach der Thür.

„Danke, danke sehr! Habe keine Zeit, zu warten, gar keine! Bin außerordentlich pressirt. Werde gleich wieder gehen!“

„Na, da mag es erlaubt sein — mein Schwiegervater — Herr Lieutenant von Scharfenberg!“

Die beiden Genannten verbeugten sich vor einander, und dann wendete sich der Schwiegervater an den Schwiegersohn:

„Höre, Willibald, eine Nachricht, eine famose Nachricht!“

„So? Geschäftlich?“

„Ja, natürlich! Die Peruaner fallen fürchterlich —“

„Das nennst Du famos?“

„Ja, denn dafür steigen die Chilenen riesig. Sie steigen von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute, von Augenblick zu Augenblick. Die Chilenen haben drei Schlachten gewonnen. Erhielt heute bereits die zweite Depesche, Chilenen anzukaufen, so viel nur immer möglich. Bin bis jetzt im alleinigen Besitze des Geheimnisses. Kann sie ganz billig bekommen und hoch, sehr hoch losschlagen. Ausgezeichnetes Geschäft!“

„Gratulire!“

„Danke, mein Junge!“ Dabei schlug er ihn gutmüthig auf die Achsel und fuhr heiter fort: „Ist aber ein verteufeltes Pech dabei. Hast Du Baargeld liegen?“

„Hm! Warum?“

„Habe bereits für vierzigtausend Gulden gekauft und mich ganz ausgegeben. Kann noch eine Partie bekommen, leider aber, wie natürlich, nur gegen Baar. Hast Du Geld?"

„Ich habe allerdings fünfzehntausend Gulden daliegen, aber über diese Summe ist bereits —"

„Daliegen?" unterbrach ihn der Schwiegervater. „Fünfzehntausend? Bravo! Hurrah! Da komme ich zur guten Stunde! Uebermorgen zahle ich sie zurück. Schaff her!"

„Das wird wohl kaum gehen."

„Warum nicht?"

„Ich habe bereits anderweit darüber verfügt."

„Anderweit? Unsinn! Wie denn?"

Schönlein that einigermaßen verlegen; er konnte ja auch anständiger Weise nicht den Officier verrathen. Darum machte er die Ausrede:

„Ich habe es auf Hypothek versprochen."

„Auf Hypothek? Was? Dein Schwiegervater muß Dir näher stehen, als die beste Hypothek. Ueberhaupt kann der Mann noch bis übermorgen warten."

„Er braucht es heute."

„Papperlapapp! Mit diesen fünfzehntausend kann ich gegen fünftausend gewinnen, gerade den dritten Theil. Und Du giebst das Geld einem Anderen? Schäme Dich, Willibald! Das hätte ich von Dir nicht gedacht! Aber warte!"

Er stieß ein lustiges Lachen aus und eilte durch die andere Thür davon.

Der Lieutenant hatte wie auf Kohlen gestanden. Erst die Freude, so viel Geld zu bekommen, und nun plötzlich dieser verteufelte Schwiegervater! Der Wechsel war schon ausgefüllt, und der Ehrenschein auch bereits angefangen.

„Herr Schönlein, wäre es nicht am Besten," stotterte er.

„Was, Herr Lieutenant?"

„Sie theilten dem Herrn Schwiegerpapa aufrichtig mit, daß ich es bin, der das Geld empfangen soll."

„So, so! Ich dachte, daß Sie Discretion wünschen!"

„Unter diesen Verhältnissen halte ich die Mittheilung für angezeigt. Im Uebrigen darf ich dem Herrn Schwiegervater doch wohl Verschwiegenheit zutrauen."

„Gewiß, gewiß! Ich werde also — mein Himmel, er lachte, als er hier hinausging. Ich ahne etwas!"

„Doch nichts Unangenehmes?" fragte der Officier besorgt.

„O nein. Aber, wissen Sie, wir nehmen einander nichts; die Cassen stehen uns gegenseitig zur Verfügung, und der Papa ist ein Wenig gewaltthätig, obgleich man ihm Nichts übel nehmen kann. Es fällt mir ein, daß ich den Feuerfesten offen gelassen habe. Darin liegt die Summe. Er wird

doch nicht auf den Gedanken gekommen sein, sich selbst zu nehmen, was er — ah, da ist er!"

Der Schwiegervater kehrte zurück. Er lachte am ganzen Leibe, schlug sich an die Brusttasche und jubelte:

„Victoria, gewonnen, gewonnen! Ich habe sie!"

„Was denn?"

„Die Fünfzehntausend. Laß Deinen Schrank ein anderes Mal nicht offen. Ich habe auf meine Karte quittirt und sie dafür hineingelegt. Nun aber schnell fort. Ich muß kaufen, kaufen, kaufen! Adieu, mein Junge! Empfehle mich, Herr Lieutenant!"

Er wollte zur Thür hinaus. Scharfenberg hätte ihn am Liebsten an den Rockschößen festgehalten; doch war dies glücklicherweise nicht nothwendig, denn Schönlein trat schnell hinzu und nahm den Alten beim Arme.

„Halt!" sagte er. „So schnell geht das nicht!"

„Was denn noch?"

„Ich kann wirklich nicht mehr über das Geld verfügen. Ich habe es hier dem Herrn Lieutenant versprochen."

„Hier, dem Herrn Lieutenant?" klang es verwundert.

„Ja."

„Nimmst Du von ihm die Hypothek? Ah, nein! Da sehe ich ja einen Wechsel! Hm, hm! Schwiegersöhnchen, Schwiegersöhnchen, ich glaube gar, Du fängst an, den Wucherern und Halsabschneidern in das Handwerk zu pfuschen!"

„Fällt mir nicht ein! Da kennst Du mich! Nur drei Procent."

„Drei Procent? Mensch, bist Du toll? Ich kann mir über dreißig damit verdienen! Oho, wie gewöhnlich: Dein gutes Herz! Das gebe ich nicht zu!"

„Ich will ja gern mehr Zinsen zahlen," meinte der Lieutenant, der sich in einem Fegefeuer befand.

„Wird nichts, wird nichts! Was ich einmal habe, das gebe ich nicht wieder heraus. Erlauben Sie einmal!"

Er betrachtete den Wechsel und auch den angefangenen Ehrenschein; dann sagte er:

„Auf diese Weise! Ah, so! Nun, die Scharfenbergs sind Ehrenleute; da kann man es riskiren. Aber warum denn gerade lauter Baargeld, wo gerade ich einen Fang damit machen kann?"

Der Lieutenant begann, wieder Athem zu schöpfen.

„Haben Sie vielleicht einen Vorschlag für ein anderes, acceptables Arrangement?" fragte er.

„Vielleicht. Willibald, läßt Du mich machen?"

„Na, heraus giebst Du das Baargeld doch nicht wieder; das weiß ich; aber zufriedenstellen wirst Du den Herrn Lieutenant dennoch, das ist ebenso sicher. Also mach, was Du denkst!"

„Gut! Schön! Aber besser, als Du denkst, bin ich doch. Aus Rück-

sicht für den Herrn Lieutenant werde ich doch etwas Baares herausgeben. Ich mache einen Vorschlag. Wird er angenommen — dann gut; wird er abgewiesen — dann verschwinde ich. Also soll ich?"

„Bitte, sprechen Sie!" bat Scharfenberg.

„Also, ich gebe dreitausend Gulden baar heraus, sodann einen Wechsel auf Freimann und Co., lautend auf zweitausend Gulden, und endlich die übrigen fünftausend Gulden in Papieren auf Chile, zu dem Preise, den ich selbst gegeben habe."

„Hm, das ist anständig!" bemerkte Schönlein.

„Ist Freimann und Co. sicher?" fragte der Lieutenant, welcher diesen Namen noch nie gehört hatte.

„O, glanzvoll!"

„Und die Chilenen sind zu verwerthen?"

„Welche Frage! Ich sage Ihnen ja, daß sie in die Höhe gehen wie Papierdrachen! Ihre Fünftausend können sich, wenn Sie sie behalten, verdoppeln. Schlagen Sie ein!"

Er streckte ihm die Hand entgegen, und der leichtsinnige, junge Mann gab seine Zustimmung. Der Ehrenschein wurde vollends angefertigt und unterschrieben, und sodann erhielt er die Werthvolumina: Dreitausend Gulden in Kassenscheinen, abzüglich der Zinsen, den angebenen Wechsel und die südamerikanischen Staatspapiere.

Froh, das Geschäft doch noch zu Stande gebracht zu haben, steckte er Alles ein und erhielt dabei die Versicherung des heiteren, jovialen Schwiegervaters:

„Sie werden sich jedenfalls meiner Coulanz erinnern, mein werther Herr von Scharfenberg. Ich habe Ihnen den reinen Gewinn geradezu aus meiner Tasche geschenkt. Sie haben ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht, freilich auch nur, weil ich den Ruf Ihrer geehrten Familie kenne. Wollen Sie sich überzeugen?"

Der Lieutenant war nichts weniger als ein Geschäftsmann. Er hatte sich noch nie um die Curse der sogenannten ‚Papiere' bekümmert. Er war froh, das Darlehn auf eine so leichte Art und Weise erhalten zu haben, und hatte keine Lust, sich in magere Berechnungen zu versenken. Da ihm aber der Beweis gar so leicht und entgegenkommend angeboten wurde, so antwortete er:

„Es würde mir sehr lieb sein, mich überzeugen zu können."

„Schön! Bitte, sehen Sie her, Herr Lieutenant!"

Er zog einen Kurszettel aus der Tasche, deutete auf die betreffende Stelle und sagte:

„Hier haben Sie es Schwarz auf Weiß. Lesen Sie einmal!"

„Neueste Emission von Chile: 110," las der Officier.

„Nun verstehen Sie das?" fragte der Schwiegervater.

„Ich gestehe, auf diesem Gebiete nicht sehr bewandert zu sein, aber ich denke, daß der Emissionswerth 100 ist?"

„Gewiß; 110 aber stehen sie. Wieviel also beträgt heute der Gewinn pro Papier zu hundert Gulden?"

„Zehn Gulden."

„Ja. Sie haben aber für fünftausend Gulden Papiere; wie hoch beläuft sich also Ihr gegenwärtiger Gewinn?"

„Zehn Procent, also fünfhundert Gulden."

„Richtig; so ist es. Diese Summe fließt aus meiner Tasche geradezu in die Ihrige, denn ich habe sie Ihnen zu Hundert gelassen, obgleich ich sie eigentlich zum Tageskurs berechnen wollte. Aber ich will anständig sein, weil ich der Schwiegervater bin, und weil ich denke, daß Sie sich wohl wieder an Herrn Schönlein wenden werden. Noblesse oblige — anständige Behandlung ist die allerbeste Empfehlung eines Geschäftsmannes."

„Ich danke Ihnen und versichere gern, daß ich Ihre Freundlichkeit nicht vergessen werde."

Er verabschiedete sich auf die höflichste Weise und ging. Als er fort war, stieß der Schwiegervater ein lautes, triumphirendes Lachen aus und sagte:

„Prächtig, prächtig! Er ist auf den Leim gegangen!"

„Und wie leicht," stimmte sein sogenannter Schwiegersohn ein.

„Wie ein Gimpel!"

„Noch viel, viel dümmer!"

„Zu glauben, daß wir ihm fünfhundert Gulden schenken!"

„Und daß Du wirklich mein Schwiegervater bist!"

„Und Du so ein Geldmann! Dieser Jude Salomon Levi ist wirklich ein genialer Kopf. Für die dreitausend Gulden und seine schlechten Papiere erhält er einen Wechsel über zehntausend Gulden sammt dem Ehrenschein. Er verdient fast fünftausend Gulden bei dem Geschäfte."

„Und uns? Was giebt er uns?"

„Dir hundert, mir hundert und diesem famosen Freimann und Compagnie hundert."

„O, Freimann wird mehr verdienen."

„Wieso?"

„Er wird ihm eben auch chilenische Papiere geben, sie aber zu hundertzehn berechnen. Zweitausend hat er zu zahlen, macht also für ihn noch einen Profit von zweihundert Gulden, Summa Summarum also dreihundert. Wir haben zu wenig!"

„Das scheint mir allerdings auch so."

„Und das Risico dazu!"

„Risico? Pah! Ich verkaufe meine Papiere natürlich so hoch, als ich will und kann. Kein Mensch hat mir da Vorschriften zu machen."

„Auch das Gesetz nicht?"

„Nein."

„Aber Du hast den Lieutenant getäuscht, indem Du sagtest, daß der Curs hundertzehn sei."

„Habe ich das wirklich gesagt?"

„Ganz gewiß. Ich habe es doch selbst gehört!“

„Unsinn! Er selbst hat es gelesen. Warum sieht er auf die falsche Zeile und nicht auf die richtige, auf welcher deutlich steht: Vorjährige Emission von Chile: 30. In Chile hat man den Präsidenten abgesetzt, und die vorjährigen Schlachten gegen Peru wurden verloren. Der neue Präsident wird sich hüten, die Schulden seines Vorgängers zu bezahlen! Er hat Glück gehabt, er hat die Peruaner geschlagen, darum stehen seine Papiere so hoch. Siegt er öfters, so steigen sie noch höher. Das versteht sich ganz von selbst. Dieser Herr Lieutenant von Scharfenberg kann doch mich eines Irrthums, den er selbst begangen hat, nicht verantwortlich machen. Uebrigens ist er Officier und muß sich hüten, sich merken zu lassen, wie es um seine Finanzen steht. Er geht jedenfalls jetzt zu Freimann. Ich möchte dieser Verhandlung beiwohnen. Freimann ist ein Schlaukopf, hat ein großes Comptoir, aber einen einzigen Schreiber. Beide aber sind froh, wenn sie täglich nur ein einziges Mal die Feder in die Tinte tauchen dürfen.“ —

Damit hatte er vollständig Recht. Dieser Freimann wohnte in einer belebten Straße; die Thür seines Comptoirs war stark mit Eisen beschlagen. Man gelangte durch einen länglichen Bureausaal in das Zimmer des Chefs. Der Erstere enthielt wohl ein Dutzend Schreibtische, welche voller Geschäftsbücher lagen. Das machte den Eindruck, als ob hier bedeutende Geschäfte abgewickelt würden; aber diese Tische standen stets leer. Nur an einem derselben stand ein altes, trockenes Männchen und kaute an dem trockenen Gänsekiel — es gab keine Arbeit für ihn.

Da klingelte es in dem Zimmer des Herrn. Der Schreiber brummte leise vor sich hin und trat ein.

Herr Freimann war, das sah man auf den ersten Blick, ein Jude; er hatte ein ausgesprochen israelitisches Gesicht, und der Ton seiner Stimme klang eigenthümlich salbungsvoll und näselnd, als er fragte:

„Es dauert so lange. Hast Du Dich nicht getäuscht?“

„Nein.“

„Es ist wirklich der Scharfenberg gewesen?“

„Ja. Ich habe, nachdem er den Brief erhielt, in seiner Straße gewartet und bin ihm dann nachgegangen.“

„Und er ging wirklich zu Schönlein?“

„Ja.“

„Dann begreife ich die Langsamkeit nicht, welcher diese Menschen sich befleißigen.“

„Vielleicht hegt er Bedenken!“

„Hm! Das wäre dumm!“

„Ja, unsere Casse —“

„Schweig!“

„O bitte, Herr Freimann! Ich darf vielleicht doch an unsere Casse denken!“

Der Chef warf ihm einen zornigen Blick zu und sagte:

„Willst Du mir wohl Deine Gründe sagen?“

„Ich habe bereits einen Monat lang kein Salär erhalten.“

„Und ich habe bereits über einen Monat lang keinen Kreuzer eingenommen. Du hast es nicht schlechter als ich.“

„Aber ich bin Compagnon!“

„Desto weniger hast Du Ursache, zu klagen!“

„Desto größer aber ist mein Risico!“

„Ah! Wieso?“

„Wen wird man fassen, wenn man endlich hinter das Geschäft kommt? Sie oder mich?

„Mich, denn ich bin der Chef!“

„Und ich muß Alles unterschreiben.“

„Als Compagnon hast Du das Recht und die Pflicht dazu!“

„Dann möchte ich aber auch den Gewinn theilen!“

„Unsinn! Ah, da klingelt es!“

„Er wird es sein.“

„Mach Deine Sache gut!.“

Der Schreiber entfernte sich Die vordere, eiserne Thür war verschlossen. Er mußte sie öffnen. Bruno von Scharfenberg trat ein. Er grüßte kurz und stolz, warf einen erstaunten Blick auf die leeren Plätze und fragte:

„Hier ist Freimann und Compagnie?

„Ja.“

„Ist der Herr zu Hause?“

„Hm! Vielleicht.“

„Wie kommt es, daß Sie es hier so leer haben?“

„Es ist heute der Geburtstag des Chefs, da hat das Personal den Nachmittag frei bekommen. Nur ich bin mit Herrn Freimann anwesend, um das Nothwendigste zu erledigen.

Das war die gewöhnliche Erklärung der leeren Plätze.

„Warum sagten Sie „Vielleicht,“ als ich fragte, ob der Chef zu sprechen sei?“

„Ich weiß nicht, ob die Angelegenheit, in welcher Sie kommen, zu denjenigen gehört, welche wir nothwendig nennen.

„Ich will einen Wechsel präsentiren.“

„Ach so! Das ist allerdings nicht aufzuschieben. Gestatten Sie mir wohl, Sie zu melden?“

„Hier ist meine Karte.“

Der Comptoirist nahm die Karte unter einer Verbeugung in Empfang, ging in das Cabinet des Chefs, kehrte sogleich wieder zurück und sagte:

„Herr Freimann läßt bitten!“

Er ließ den Lieutenant eintreten und that so, als ob er sich zurückziehen wolle, blieb aber auf einen Wink Freimanns an der Thür stehen.

Die beiden Herren verbeugten sich. Freimann bot dem Officier einen Stuhl an und sagte dann:

„Nehmen Sie Platz, Herr Lieutenant, und haben Sie die Güte, mir vorher noch einen Augenblick Zeit zu geben. Es handelt sich um einige wichtige Entschließungen, welche ich augenblicklich zu treffen habe, um sie dem Telegraphen zu übermitteln."

Der Angeredete verneigte sich zustimmend und nahm dann Platz.

„Kommen Sie her!" gebot Freimann dem Schreiber.

Dieser nahm einige Briefe vom Nebentische, trat hinzu, öffnete den ersten und sagte:

„Anfrage von Burton in New-Orleans wegen Tabak."

„Wie hoch?"

„Hundertvierzigtausend Gulden."

„Hm! Das ist sehr viel. Aber —"

„Meine bescheidene Meinung geht dahin, ihn fest zu machen."

„Denken Sie?"

„Ja. Die nächste Ernte kann unmöglich wieder so gut ausfallen, wie die letzte. Der Preis muß steigen."

„Gut! Telegraphiren Sie also, daß ich behalte. Weiter!"

Der Schreiber öffnete einen Brief nach dem anderen.

„Miloro in Bahia, Kaffee," sagte er.

„Wie viel?"

„Sechzigtausend Centner."

„Auf Speicherpack nehme ich ihn."

„Soll ich notiren?"

„Ja. Weiter!"

„Westindien: Zucker und Rum."

„Wird behalten."

„Wisby, wegen Thran."

„Kaufe ich."

„Alexandria, Reis und Weizen."

„Den darf ich nicht weglassen."

So ging es eine ganze Weile fort. Dem Officier begann es fast ängstlich zu werden. Dieser Freimann machte Bestellungen für viele Millionen, und er that dies in einer Weise, als ob es sich nur um Kreuzer handele. Endlich war der letzte Brief erledigt, und der Schreiber entfernte sich. Der Chef wendete sich nun zu Scharfenberg.

„Entschuldigung, daß ich Sie warten ließ! Aber Sie werden bemerkt haben, daß es sich wirklich nur um sehr Wichtiges handelte. Womit kann ich dienen?"

„Ich ließ Ihnen bereits sagen, daß —"

„Ach ja — ein Wechsel! Wie hoch?"

„Zweitausend Gulden."

Er sagte dies nur halblaut. Fast schämte er sich, ein so unbedeutendes

Sümmchen von einem Manne zu verlangen, welcher in dieser Weise mit Millionen um sich warf. Freimann nickte leichthin, griff nach einem Verzeichnisse, warf einen raschen Blick darauf und sagte:

„Wirklich ein Wechsel?"

„Ja."

„Ich habe heute bereits vier eingelößt, und fünf sind nicht verzeichnet. Da muß ein Irrthum stattfinden."

„Verzeihung! Es ist ein Papier auf Sicht."

„Ach so! Bitte, zeigen Sie!"

Er nahm das Accept in Empfang, betrachtete es, schüttelte den Kopf und fragte:

„Dieses Geld wollen Sie haben?"

„Ja."

„Mit welchem Rechte?"

„Ich habe es in Zahlung empfangen."

„Hm! Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Lieutenant, aber Sie sind wohl kein Freund von geschäftlichen Manipulationen?"

„Ich gestehe allerdings aufrichtig, daß —"

Er stockte. Er begann, Besorgniß zu hegen, daß Freimann das Papier aus irgend einem Grunde nicht honoriren werde. Dieser nickte lächelnd und meinte:

„Das dachte ich mir. Der Wechsel ist zwar ganz richtig an Sie übertragen, denn hier steht ‚Für mich an die Ordre des Herrn Lieutenant von Scharfenberg'; aber Ihren Namen haben Sie noch nicht eingetragen."

„Ah so!" sagte Scharfenberg im Tone der Erleichterung. „Das werde ich sofort nachholen! Erlauben Sie mir die Feder!"

Er setzte seinen Namen hin und sagte dann:

„So, nun ist das Hinderniß beseitigt!"

„Dieses, ja!"

„Wie? Sollte es ein zweites geben?"

„Allerdings," meinte Freimann unter einem überlegenen Lächeln.

„Welches?"

„Aber, bitte, Herr Lieutenant, haben Sie denn das Papier nicht gelesen, bevor Sie es in Zahlung nahmen?"

„Oberflächlich, ja."

„Oberflächlich? Nehmen Sie es mir nicht übel; aber wenn es sich um zweitausend Gulden handelt, so sieht man doch ein Wenig genauer hin! Selbst ich, der ich über bedeutende Mittel verfüge, wie Sie wohl bemerkt haben, pflege in dieser Beziehung höchst sorgsam zu sein."

Jetzt wurde es dem Lieutenant abermals angst.

„Sollte der Wechsel vielleicht einen Fehler haben?" fragte er.

„Nein. Darüber kann ich Sie beruhigen; aber — hm! vielleicht habe ich Sie um Verzeihung zu bitten, weil ich kein Recht hatte, das Wort Sorg-

samkeit zu erwähnen. Vielleicht habe ich Sie nur falsch verstanden. Sie wissen natürlich, daß ich der Acceptant dieses Papieres bin?"

„Ja, natürlich!"

„Und Sie wünschen, daß ich es einlöse?"

„Ja."

„Also wirklich, ich habe Sie nicht falsch verstanden? Ich soll den Wechsel einlösen, nicht aber discontiren?"

„So meine ich es."

„Aber, mein bester Herr Lieutenant, das habe ich ja ganz und gar nicht nöthig!"

„Nicht? Donnerwetter! Wieso? Er ist ja auf Sicht gestellt, Herr Freimann?"

„Ja, auf Sicht gestellt, aber nicht nach Sicht zu zahlen. Jetzt sehe ich allerdings, daß Sie die Worte nur oberflächlich betrachtet haben. Bitte, sehen Sie her!"

Der Lieutenant las zu seinem Erstaunen:

„Drei Monate nach Sicht zahlen Sie an die Ordre — —"

„Himmeldonnerwetter!" fluchte er.

„Hm! Ja!" meinte Freimann. „Unangenehm allerdings, aber doch kaum abzuändern. Sie können mir den Zinsenverlust nicht zumuthen. Bitte, kommen Sie in einem Vierteljahre wieder, Herr Lieutenant."

Er gab den Wechsel zurück. Scharfenberg drehte denselben sehr verlegen in den Händen herum. Erstens war er blamirt, und zweitens hätte er doch gar zu gern das Geld gehabt. Lieber wollte er seinerseits auf die Zinsen verzichten.

„Ich sehe ein," sagte er, „daß Sie allerdings nicht verpflichtet sind, Ihr Accept einzulösen; aber, bitte, würden Sie es vielleicht discontiren?"

„Hm! Sie haben gehört, welche Bestellungen ich mache. Ich brauche mein Geld selbst nothwendig. Baargeld zieht man nicht ohne Noth aus dem Geschäfte, selbst wenn es sich nur um zweitausend Gulden handelt. So klein dieser Betrag ist, ich kann mir mit ihm in drei Monaten Vortheile verschaffen, welche jedenfalls nicht unansehnlich sind."

„Ich will Sie ja gern entschädigen."

„So! Hm! Brauchen Sie das Geld so nothwendig?"

„Zur Noth allerdings nicht; aber lieb wäre es mir doch, wenn ich es haben könnte."

„Nun, wie viele Procente denken Sie sich denn?"

„Vielleicht die landesläufigen sechs?"

„Ist Sechs wirklich landläufig?"

Er sah ihn dabei mit blinzelndem Auge von der Seite an, als ob er zu ihm sagen wolle:

„Ihr Herren Offiziere pflegt ja viel, viel mehr zu geben, Hundert und auch da noch mehr."

„Wird acht Procent genügen?" fragte der Lieutenant.

„Hm, ich will nicht wucherisch sein. Sechs ist genug. Aber wenn Sie klingende Münze haben wollen, so kann ich nicht dienen."

„Ich würde mich auch mit anderen Objecten begnügen, wenn sie sich nur leicht verwerthen lassen."

„Leicht, sehr leicht — zum Tagescurse. Ich habe mir nämlich eine Anzahl Chilenen zugelegt, weil ich weiß, daß sie emporgehen werden. Ich gebe sie natürlich nicht gern aus, denn es ist Etwas daran zu verdienen; aber ich möchte Ihnen nicht gern als ungefällig erscheinen."

„O bitte!"

„Nehmen Sie überhaupt Chilenen?"

„Ja, sehr gern!"

„Gut! Ich werde nachschlagen, wie sie heute notirt worden sind."

„Hundertzehn!"

„Wissen Sie das genau?"

„Ich habe bereits welche in Zahlung genommen."

„So! Dann müssen Sie es allerdings wissen, weil Sie sich da überzeugt haben werden. Also machen wir das kleine Geschäft ab. Sechs Procent —"

„Macht dreißig Gulden pro drei Monate."

„Schön! Die gehen von den zweitausend ab. Gebe ich Ihnen nur achtzehn Chilenen, nach dem Curse zu hundertzehn, so erhalte ich von Ihnen zehn Gulden zurück."

„Es stimmt!"

„Haben Sie nachgerechnet?"

„Ja. Hier ist der Wechsel. Danke!"

„Bitte! Sie werden natürlich die Chilenen sofort verkaufen wollen?"

„Ja. Ich ziehe denn doch das Baargeld vor."

„Warten Sie lieber noch einige Tage. Sie werden ganz außerordentlich in die Höhe gehen."

„Will es mir überlegen! Adieu, Herr Freimann!"

„Adieu!"

Kaum hatte der Schreiber hinter dem Lieutenant wieder zugeschlossen, so eilte er zu seinem Chef.

„Ist er draufgesprungen?" fragte er erwartungsvoll.

„Ja."

„Gott sei Dank!"

„Hm! Dankt man Gott für das Gelingen eines solchen Streiches?"

„So sei meinetwegen dem Teufel Dank! Ich habe nun doch wenigstens Aussicht, mich wieder einmal satt essen zu können! Wie viel beträgt es?"

„Ich will ehrlich sein. Er hat mir für achtzehn Chilenen zweitausendundzehn Gulden gegeben, macht also für diesen Salomon Levi eigentlich einen Gewinn von vierzehnhundertsiebzig Gulden. Aber er bekommt sie nicht ganz. Wir verdienen dreihundert. Davon gebe ich Dir hundert. Bist Du damit zufrieden?"

„Ja, vorausgesetzt, daß ich sie gleich erhalte.“

„Unsinn! Ich habe ja selbst kein Geld als nur die zehn Gulden, welche er mir herausgegeben hat. Aber ich werde sofort zu dem Juden gehen und mir meinen Lohn holen!“ — —

Scharfenberg war fest überzeugt, ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben. Daß er von Freimann auch nur südamerikanische Papiere erhalten hatte, fiel ihm gar nicht auf; es war ihm gar nicht unlieb, denn er wußte, daß er sie zu jeder Stunde für hundertzehn losschlagen könne.

So kam er in sehr guter Laune nach Hause. Er fand den Freund vor, welcher sich bereits eingestellt hatte, da mittlerweile die Dämmerung hereingebrochen war.

„Schon wieder nach Hause oder erst wieder?“ fragte dieser.

„Erst.“

„Dann wareſt Du sehr lange.“

„Solche Geschäfte brauchen Zeit.“

„Wenn sie nur gelingen.“

„Es ist gelungen.“

„Sage es deutlich und aufrichtig, Alter! Du hast Geld erhalten, wirklich Geld?“

„Ja.“

„Wie viel?“

„Es reicht zu.“

„Na, ich will nicht in diese zarten Geheimnisse dringen, aber — kannst Du mir für heute aushelfen?“

„Mit wie viel?“

„Dreihundert Gulden.“

„Sapperment! Der Mensch wächst mit seinen Bedürfnissen!“

„Wieso?“

„Sprachst Du nicht vorher von nur hundert Gulden?“

„Ja, mein Lieber! Es hat sich aber unterdessen herausgestellt, daß ich mit Hundert nicht ausreiche.“

„Na, da wollen wir Zweihundert sagen?“

„Bitte, bitte! Dreihundert! Du wirst doch Deinen besten Freund nicht im Stiche lassen!“

„Wenn Du denkst! Hier hast Du sie!“

Er zählte ihm die Summe ab und legte sie auf den Tisch. Der Andere betrachtete das Geld mit leuchtenden Augen, faßte den Lieutenant an beiden Armen und rief:

„Weiß Gott, er giebt mir dreihundert Gulden! Mensch, Scharfenberg, Du mußt reichlich eingeerntet haben!“

Das schmeichelte dem leichtsinnigen Lieutenant.

„Ja,“ sagte er, „ich kann zufrieden sein.“

„So ist heute der Stern des Glückes an Deinem Himmel aufgegangen! Bruno, heute mußt Du spielen!“

„Das werde ich ja auch.“

„Aber wie! Nicht aus der Westentasche! Sei aufrichtig! Wie viel hast Du?“

„Na, Du sollst es wissen. Zehntausend Gulden.“

„Zehn — zehn — heiliger Sebastian! Natürlich willst Du mich nur foppen!“

„Fällt mir nicht ein!“

„Also wirklich Wahrheit? Auf Ehre?“

„Ja. Auf Ehre!“

„Es ist unglaublich; es ist wunderbar; es ist grandios!“

„Na, wenn es Dir gar so miraculös vorkommt, da sieh doch einmal her! Hier, fast drei Tausend in Cassenscheinen, und hier das Andere in famosen Papieren.“

„Was für Papiere?“

„Südamerika, Chile!“

„Verteufelt! Die sollen ja sehr hoch stehen!“

„Hundertzehn!“

„Glückspilz! Heute ist Dein Tag! Heute sucht Dich Fortuna mit tausend Augen. Heute mußt Du spielen! Heute mußt Du die Bank legen, Bruno!“

„Meinst Du wirklich?“

„Ja. Mit dem Glücke ist es gerade wie mit dem Teufel! Wenn es einmal leise lächelt, so beginnt es bald laut zu lachen.“

„Angelacht hat es mich; das ist wahr. Warte, ich werde mir den Spaß machen, diese Chilenen einzupacken und mit ihnen im Couvert zu bezahlen. Willst Du helfen?“

„Mache es selbst, lieber Bruno! Das Einpacken ist eine Arbeit, zu welcher ich nicht die mindeste Befähigung habe. Also man darf Dich heute im Casino erwarten?“

„Ja.“

„Gut! Ich weiß, daß ich bei Deinem heutigen Glück die dreihundert Gulden wieder an Dich verlieren werde; aber ich gönne sie Dir gern. Du bist ja eine alte, gute Seele!“

Draußen aber, als er das Haus verlassen hatte, brummte er vergnügt vor sich hin:

„Zehntausend Gulden! Dieser Schönlein, von dem er sie hat, muß geradezu übergeschnappt sein! Aber mir ist es lieb. Wir werden ihn an- und auszapfen! Er soll heute ohne Geld nach Hause gehen müssen, dafür stehe ich!“ — —

Der Fürst von Befour hatte sich nach dem Bezirksgericht begeben, um dem Gerichtsrath mitzutheilen, daß Laura Werner sich nun in Freiheit befinde. Diese Angelegenheit war sehr bald erledigt, und der Fürst erhob sich, als ob er Abschied nehmen wolle; aber sein Gesicht hatte einen so pfiffig vielsagenden Ausdruck, daß der Beamte fragte:

„Durchlaucht haben noch Etwas auf dem Herzen?“

„Ja, allerdings!“

„Darf ich erfahren, was es ist?“

„Ich glaube, Sie bereits zu lange belästigt zu haben.“

„Für Sie habe ich stets Zeit.“

„Schön! Es handelt sich abermals um die Entdeckung eines Verbrechens, Herr Gerichtsdirector.“

„Und Sie wollen es entdecken?“

„Habe schon!“

„Sapristi! Sie scheinen auf irgend eine bisher noch unaufgeklärte Weise allwissend geworden zu sein!“

„Ich wollte, es wäre so!“

„Nun, darf ich erfahren, welches Verbrechen Sie meinen?“

„Gewiß! Sie kennen wohl den Baron von Helfenstein?“

„Ja.“

„Vielleicht auch seine Frau?“

„Ja; eine ebenso schöne, wie kokette Dame. Sie soll übrigens früher Kammerzofe gewesen sein.“

„Das ist an der Wahrheit. Sie wurde geisteskrank, wie man erfuhr.“

„Ja. Der Baron internirte sie in das Privatirreninstitut des bekannten Doctor Mars in Rollenburg, wo sie aber plötzlich auf unerklärliche Weise verschwunden sein soll.“

„Glauben Sie an dieses Verschwinden, Herr Gerichtsrath?“

„Hm! Man weiß da wirklich nicht, wie man zu denken hat.“

„Es könnte ja doch wahr sein!“

„Möglich! Aber eine in vollständige Lähmung verfallene Patientin entflieht nicht!“

„Also gelähmt war sie nur?“ fragte der Fürst. „Ich hörte, sie sei wahnsinnig geworden.“

„Es war Geisteskrankheit. In Folge ihres Verschwindens war die Polizei natürlich gezwungen, sich mit diesem Falle zu beschäftigen. So hat man erfahren, daß sie sich nicht bewegen konnte. Es scheint also hier nicht eine freiwillige Flucht, sondern vielmehr ein Raub vorzuliegen.“

„Hat man keine Spur gefunden?“

„Nein, nicht die geringste.“

„Nun, ich will Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich eine sehr deutliche Spur entdeckt habe.“

„Was Sie da sagen!“

„Die Wahrheit.“

„Und wohin führt die Spur?“

„Nach der Residenz.“

„Sie meinen, daß sie wirklich geraubt wurde?“

„Ja, ganz gewiß.“

Der Gerichtsrath stand von seinem Sitze auf, fuhr sich mit den Händen durch die Haare und sagte:

„Das ist ein großartiger Fall, ebenso eclatant, ja, noch viel eclatanter, als der Rechtsfall ‚Leda'. Sie scheinen die Absicht zu haben, eine polizeiliche Eruption, ein strafrechtliches Erdbeben hervorzurufen!"

„Sie sagen das scherzend; ich aber bemerke sehr im Ernste, daß dies allerdings meine Absicht ist."

„Dann bitte, theilen Sie mir schnell Etwas über die Spur mit, welche gefunden worden ist! Wer hat sie entdeckt?"

„Ich selbst."

„Ah! Wo?"

„In Rollenburg."

„Wer soll der Schuldige sein?"

„Der Assistenzarzt."

„Dieser Doctor Zander etwa?"

„Ja, derselbe."

„Aber dieser junge Mann macht wirklich einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Er hat sich bereits einen Namen erworben. Er wird sich doch nicht durch eine solche That unglücklich machen wollen!"

„Im Gegentheile, glücklich!"

„Wie? Was?"

„Glücklich, sage ich. Er hat es mit der Frau Baronin von Helfenstein nicht etwa bös, sondern vielmehr sehr gut gemeint."

„Das verstehe ich nicht."

„Sie befand sich in großer Gefahr. Sie war nicht krank."

„Nicht? Was denn?"

„Nur betäubt. Es gab Leute, welche ihren Tod wünschten. Sie sollte entweder geistig oder wirklich sterben. Der junge Arzt errieth dies; er machte kurzen Prozeß; er entführte die Kranke und brachte sie in Sicherheit."

„Sie sehen mich starr und steif!"

„Soll ich nach diesem Arzte senden?"

„Etwa, daß er mich auch entführe. Aber, wer hat denn ihren Tod gewünscht? Wer hat sie betäubt?"

„Davon später. Jetzt kann ich solche Nebenfragen nicht beantworten. Ich habe keine Zeit dazu."

„Nebenfragen! Erlauben Sie, Durchlaucht! Wer der Schuldige ist, das ist doch jedenfalls die Hauptfrage."

„Möglich! Ich aber denke jetzt an noch ganz andere Verbrecher und Verbrechen. Haben Sie vielleicht einmal von dem Waldkönig gehört, Herr Gerichtsrath?"

„Von dem Wald- oder Pascherkönig? Wer hätte denn von dem nicht gehört, Durchlaucht?"

„Haben Sie sich von diesem Menschen vielleicht irgend eine Ansicht gebildet?"

„Aufrichtig gestanden, nein."

„Ich dächte, dieser Mann wäre bedeutend genug, daß man Veranlassung hätte, über ihn nachzudenken."

„Ich erinnere, daß ich Vollzugsbeamter bin. Ich habe den Verbrecher zu verurtheilen, nicht aber zu fangen.“

„Das ist richtig! Aber ich meine doch, daß Sie sehr schnell zugreifen würden, wenn Sie Gelegenheit hätten, ihn zu fangen.“

„Natürlich! Habe ich doch die Leda und die Riesin auch mit ergriffen, aber diese Gelegenheit wird mir doch wohl nicht zu Theil werden. Ich komme nicht hinauf in das Gebirge und an die Grenze, wo der Pascherkönig sein Wesen treibt.“

„Pah! Er ist nicht da oben!“

„Nicht? Wo denn?“

„Hier in der Residenz.“

„Durchlaucht, Sie sind wahrhaftig allwissend!“

„O nein, ich habe nur offene Augen!“

„Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Aber warum läuft er da noch frei herum?“

„Weil ich noch Beweise zu sammeln hatte. Ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß ich wünsche, Sie mit in diese Angelegenheit zu verflechten, Herr Gerichtsrath.“

„Warum?“

„Darf ich aufrichtig sein?“

„Ich bitte sehr darum.“

„Ich möchte Ihnen Gelegenheit geben, sich zu rehabilitiren.“

Der Beamte nickte leise vor sich hin.

„Ich verstehe Sie,“ sagte er. „Jene Laura Werner ist unter meinem Präsidium unschuldig verurtheilt worden. Ich muß mir Mühe geben, diese Scharte auszuwetzen. Ich habe bereits gesonnen und gesonnen, um eine Gelegenheit zu entdecken, leider aber vergebens.“

„Nun, die Gelegenheit ist da!“

„Meinen Sie etwa in Beziehung des Waldkönigs?“

„Ja.“

„Daß ich ihn auffpüren soll?“

„Ja.“

„Mein Gott, das wäre allerdings ein Glück, ein sehr großes Glück für mich, Durchlaucht!“

„Hm! Ich werde dieses Glück sogar noch vergrößern.“

„Wieso?“

„Indem ich Ihnen Gelegenheit gebe, einen noch viel, viel größeren Verbrecher zu entdecken und zu ergreifen.“

„Sie bringen mich in das größte Erstaunen! Wen meinen Sie?“

„Nun, wer ist ein noch größerer Verbrecher als der Waldkönig?“

„So kann nur der ‚Hauptmann‘ gemeint sein!“

„Den meine ich allerdings.“

Da faßte der Gerichtsrath den Fürsten beim Arme und sagte:

„Dann müßte ich ja erfahren, wo er sich befindet!“

„Natürlich!“

„Aber von wem denn?“

„Von mir.“

„Bei allen Göttern, Sie sind allwissend!“

Er schlug die Hände zusammen und maß den Fürsten mit dem Blicke des allergrößten Erstaunens.

„Nicht allwissend bin ich,“ sagte der Fürst lächelnd. „Ich habe aber eine gute Divinationsgabe und die Gewohnheit, die Augen offen zu halten.“

„Schön! Gut! Und das Ergebniß Ihrer Beobachtungen und Ihres Scharfsinnes wollen Sie mir preisgeben?“

„Warum nicht? Was nützt mir der Ruhm, einen Verbrecher dingfest gemacht zu haben? Ich bin nicht Beamter.“

„So soll ich die Früchte einheimsen?“

„Ja. Ich biete Ihnen sogar noch mehr.“

„Wirklich? Was noch?“

„Sie sollen Den entdecken, den hier noch Niemand kennt, obgleich er ebenso berühmt, wie der Hauptmann berüchtigt ist.“

„Meinen Sie etwa den Fürsten des Elends?“

„Ja.“

Da klopfte der Gerichtsrath ihm auf die Schulter und sagte:

„Der ist bereits entdeckt, Durchlaucht!“

„Von wem?“

„Von mir.“

„Sie machen mich gespannt! Wer ist es?“

„Na, der Fürst des Elends ist vor einiger Zeit droben an der Grenze gewesen. Haben Sie vielleicht davon gehört?“

„Ja.“

„Er hat sehr viel Gutes gethan und unter Anderem auch den Pascherkönig fangen wollen. Einen Fehler aber hat er doch begangen, und zwar einen sehr großen.“

„Welchen? Daß er den Waldkönig nicht gefangen hat?“

„Nein, sondern daß er sich legitimirt hat.“

„Ach so! Mit einer Polizeimedaille?“

„Das ginge noch. Aber er hat auch einige Male eine Karte vorgezeigt, welche die Unterschrift des Ministers trug.“

„Gerade so wie die meinige?“

„Gerade so.“

„Sapperlot! So kann ja ich in den Verdacht kommen, der Fürst des Elendes zu sein!“

„O, Sie kommen nicht in diesen Verdacht, sondern Sie stecken bereits bis über die Ohren d'rin!“

„Bitte, ziehen Sie mich heraus!“

„Fällt mir gar nicht ein. Uebrigens können Sie ja versichert sein, daß

alle Diejenigen, welche von der Karte wissen, daß tiefste Stillschweigen bewahren werden. Man ist wirklich im hohen Grade über Ihren polizeilichen Scharfsinn erstaunt gewesen. In Folge Ihrer Erlebnisse da droben im Gebirge wurden Sie von dem Landesobergensd'arm gelegentlich einmal der zweite Brandt genannt."

„Brandt? Wer ist das?"

„Er war ein junger, außerordentlich hoffnungsvoller Polizeibeamter, der leider das Unglück hatte, selbst Verbrecher zu werden."

„O weh! Und mit diesem Menschen vergleicht man mich!"

„Bitte! Brandt war trotz seiner Jugend ein höchst tüchtiger Polizist. Er hat während der kurzen Zeit seiner Amtsdauer sehr viel geleistet, so daß er bald in Aller Munde war. Und was sein Verbrechen betrifft, so — — —"

Er unterbrach sich und wurde ein Wenig verlegen.

„Bitte, weiter!" sagte der Fürst.

„Nun, es gab damals Leute, welche ihn für unschuldig hielten."

„Wessen sollte er schuldig sein?"

„Des Mordes, sogar des zweifachen Mordes."

„Wohl in der Aufregung?"

„Vielleicht. Er wurde zum Tode verurtheilt und verzichtete auf den Anruf der königlichen Gnade."

„Das ist doch wohl ein Zeichen, daß er unschuldig war."

„Hm! Warum entfloh er dann?"

„O weh! Er ist entflohen?"

„Ja."

„Wohin?"

„Wer weiß es? Wenn man es wußte, würde man ihn ja sehr bald zurückgebracht haben. Ich interessire mich für diesen Fall noch heute im höchsten Grade."

„Das läßt sich denken!"

Der Gerichtsrath warf schnell den Kopf empor und fragte:

„Wie? Das läßt sich denken und warum?"

„Sie waren damals noch jung im Amte und — —"

„Es ist über zwanzig Jahre her!" fiel der Rath ein.

„Und hatten bei der Verhandlung, in welcher jener Brandt verurtheilt wurde, das Protokoll zu führen."

„Wie! Das wissen Sie?"

„Ja."

„Auch das! Durchlaucht, ich wiederhole nun zum zehnten Male, daß Sie wirklich, wirklich allwissend sind!"

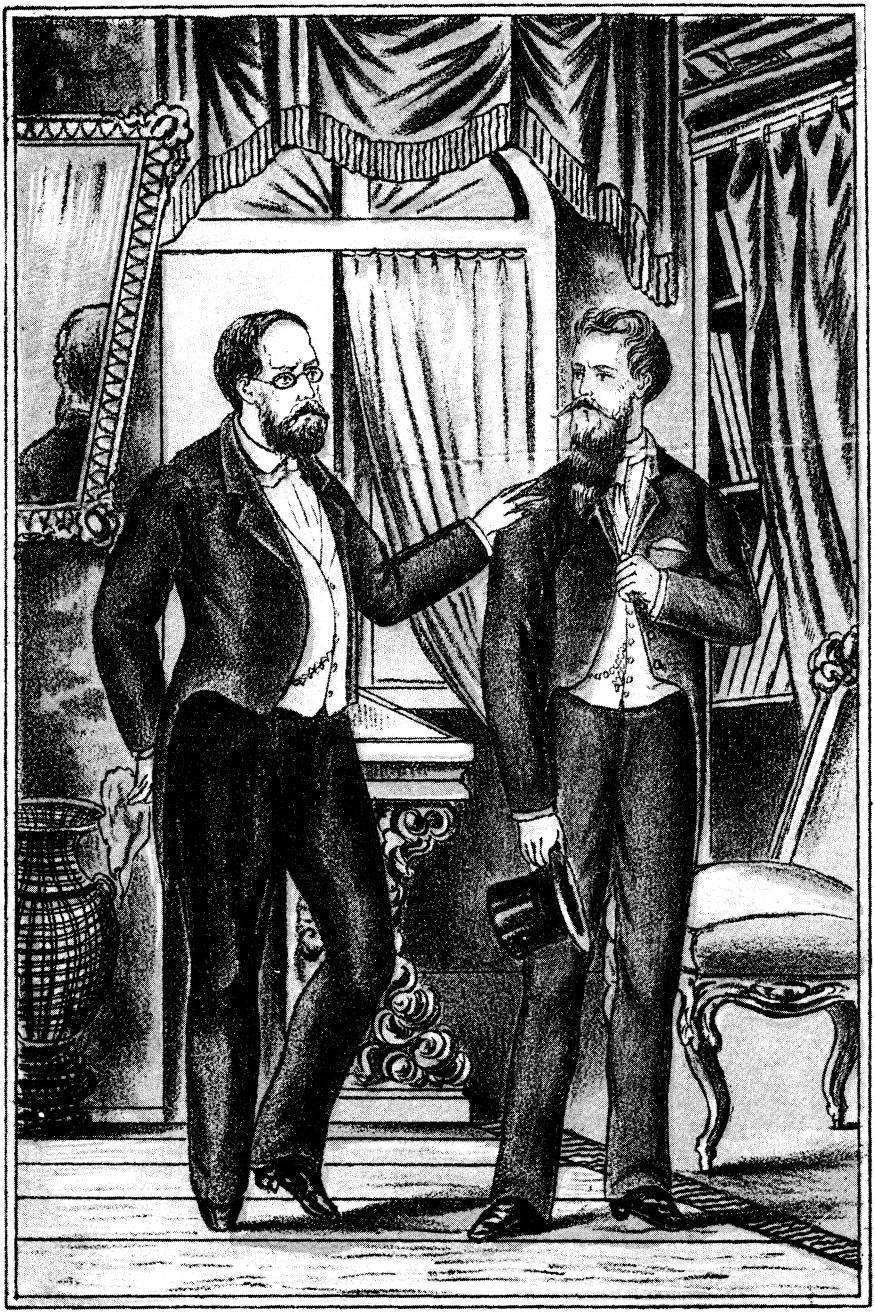
„O, das ist ja nur Zufall."

„Daran, nämlich an Zufall, möchte man bei Ihnen fast nicht glauben."

„Glauben Sie es immerhin. Ich traf nämlich ganz zufällig kürzlich mit Brandt's Vater zusammen und — — —"

„Lebt denn der noch?" unterbrach ihn der Beamte.

„Sein Vater und seine Mutter, Beide leben noch. Der alte Mann



„Der ist bereits entdeckt, Durchlaucht!"

Verl. S. (64.)

erzählte mir von jener Geschichte. Dabei wurde Ihr Name als der des Protokollanten genannt; ich erkundigte mich weiter, und so erfuhr ich, daß der Protokollführer inzwischen Gerichtsrath und Director des Bezirksgerichts geworden sei."

„Das ist allerdings Zufall."

„Da ich mich nun für den Fall ‚Brandt', wie der Polizist und Jurist sich auszudrücken pflegt, zu interessiren begann, so war es natürlich, daß ich auch an Sie dachte. Und so war es mir recht lieb, daß der Fall ‚Leda' mich mit Ihnen zusammenführte."

„Sehr verbunden," sagte der Gerichtsrath, indem er sich verneigte. „Aber bitte, wo trafen sie den alten Brandt?"

„Hier in der Residenz."

„Lebt er vielleicht hier?"

„Ja, er ist pensionirt worden."

„Können Sie mir seine Wohnung angeben?"

„Sehr genau: Siegesstraße Nummer Zehn. Wollen Sie vielleicht mit dem alten Manne sprechen?"

„Ja. Ich will Ihnen sehr aufrichtig gestehen, daß ich nie so recht an die Schuld seines Sohnes geglaubt habe."

„Hatten Sie Ursache dazu?"

„Directe nicht. Aber ein Polizist, wie er, mordet nicht. Er trat auch nicht auf wie Einer, der sich einer so fürchterlichen Schuld bewußt ist, und gerade die Zeugen, deren Aussagen für ihn verderblich wurden, machten auf mich einen Eindruck, den ich keinen guten nennen kann."

„Wer waren diese Zeugen?"

„Die Hauptzeugen waren der Baron Franz von Helfenstein und eben jene Zofe Ella, welche später die Frau des Ersteren wurde. Dieser Umstand hat mir immer viel zu denken gegeben."

„Wieso?"

„Es hatte fast den Anschein, als habe er sie nur aus erzwungener Dankbarkeit geheirathet. Uebrigens stand die Sache so, daß — — na, das würde denn doch vielleicht zu kühn gesagt sein."

„O bitte, sprechen Sie weiter! Wir sind ja allein."

„Gut! Brandt klagte nämlich den Baron des Mordes an, dessen er überführt wurde. Beide waren gegeneinander, und später wurde es mir völlig klar, daß Derjenige von ihnen, auf den die Anklage zuerst fiel, auch schuldig sein mußte. Uebrigens schienen gegen Brandt die Umstände sich geradezu verschworen zu haben. Ich muß wirklich seinen Vater einmal aufsuchen, um einen jetzt unbeeinflußten Blick in die Vergangenheit zu thun."

„Hm! Es müßte Ihnen unlieb sein, zu erfahren, daß Brandt unschuldig gewesen ist!"

„Warum das?"

„Weil Sie auch zu seinen Richtern gehörten."

„Ja, Sie haben Recht. Doch kann ich mich beruhigen. Wir haben die

Schuldfrage gestellt, und sie wurde mit Ja beantwortet. Ich hatte nur das Protokoll zu führen, bin also eigentlich am Richteramte selbst nicht betheiligt gewesen. Ich möchte wissen, ob er noch lebt."

„Vielleicht."

„Ah! Haben Sie eine begründete Vermuthung?"

„Vermuthung? Nein. Er war nicht alt; zwanzig Jahre sind unterdessen vergangen; da kann er noch recht gut leben. Erinnern Sie sich nicht einer anderen Zeugin, deren Aussage eigentlich für ihn am Verderblichsten wurde?"

„Sie meinen die Baronesse Alma von Helfenstein?"

„Ja."

„Sehr gut erinnere ich mich ihrer. Sie zeugte gegen ihn, obgleich ihr darob das Herz brechen wollte. Sie bringen mich da auf einen Gedanken. Könnte ich mit ihr sprechen, so wäre es vielleicht möglich, einen Punkt zu finden, auf welchem Fuß zu fassen ist."

„Warum sollen Sie nicht mit ihr sprechen können?"

„Ich habe mir sagen lassen, daß sie sehr eingezogen lebt und fast unnahbar ist. Sie trägt noch heute das Trauerkleid, welches sie damals angelegt hat."

„Soll ich vielleicht Ihre Bekanntschaft vermitteln?"

„Durchlaucht kennen die Baronesse?"

„Ja."

„Dann gestehe ich, daß es mir außerordentlich lieb sein würde, ihr vorgestellt zu werden."

„Wann, Herr Gerichtsrath?"

„Nun, baldigst."

„Vielleicht heute schon?"

„Das würde sich doch wohl nicht leicht machen lassen."

„Sehr leicht sogar. Wollen Sie die Güte haben, mich am Abende, vielleicht acht Uhr, zu besuchen?"

„Sie haben die Absicht, mich zur Baronesse zu führen?"

„Nein. Diese Dame wird bei mir speisen."

„Schön, sehr schön. Ich nehme Ihre Einladung mit herzlicher Dankbarkeit an. Darf ich mich vielleicht erkundigen, ob noch andere Herrschaften anwesend sein werden."

„Ja. Nämlich erstens der Arzt, von dem wir vorhin sprachen."

„Von dem Sie sagen, daß er die Baronin von Helfenstein geraubt habe?"

„Natürlich!"

„Wollen Sie mich, den Gerichtsrath, mit einem Manne zusammenbringen, welcher in dieser Weise gegen einen hervorragenden Paragraphen des Strafgesetzes gesündigt hat!"

„Keine Sorge! Ich weiß, was ich thue. Ich will Ihnen zu Ihrer Beruhigung gestehen, daß er nur mitschuldig ist. Der eigentliche Thäter aber bin — — ich."

Der Gerichtsrath fuhr, fast erschrocken, zurück."

„Sie? Sie?“ fragte er.

„Ja. Meine Gründe werden Sie heute Abend erfahren. Also weiter. Sie werden ferner außer der Baronesse bei mir finden die Eltern Brandt's und den Herrn Assessor von Schubert.“

„Auch der ist geladen!“

„Noch nicht. Aber ich bitte, ihn zu benachrichtigen, daß ich mich freuen würde, ihn mit Ihnen kommen zu sehen. Er soll nämlich mit Ihnen einen großen Verbrecher entdecken.“

„Welchen Verbrecher?“

„Den Mörder des Barons Otto von Helfenstein und des Hauptmanns von Hellenbach.“

Der Gerichtsrath fuhr abermals vor Ueberraschung zurück, so daß er jetzt an die Wand stieß.

„Sie sagen ja Unglaubliches!“ stieß er hervor.

„Ich rede nur die Wahrheit.“

„Aber diese Wahrheit grenzt an das Wunderbare!“

„Bleibt aber trotzdem Wirklichkeit!“

„Wen soll ich denn da Alles entdecken!“

„Alle, die ich genannt habe.“

„Also den Pascherkönig, den Hauptmann, den Thäter eines Mordes, welcher vor einundzwanzig Jahren begangen wurde — — unglaublich, unglaublich!“

„Bitte, behalten wir unsere Fassung! Sie wollen wissen, wen Sie heute bei mir sehen werden. Sie werden endlich noch Alle sehen, welche damals bei Brandt's Verurtheilung in irgend einer amtlichen Weise thätig waren.“

Jetzt öffnete der Gerichtsrath wirklich den Mund, so erstaunt, ja fast bestürzt war er.

„In Wirklichkeit?“ fragte er.

„Ja, natürlich.“

„Aber, Durchlaucht, ich darf doch sagen, daß eine solche Zusammenkunft, eine so ungewöhnliche, außerordentliche Veranstaltung auf ganz eigenthümliche und ebenso gewisse Gründe und Absichten schließen läßt!“

„Allerdings, Herr Gerichtsrath.“

„Bitte, bitte, nennen Sie mir diese Absichten!“

„Ich habe Ihnen bereits eine, die einzige genannt: Wir wollen uns ein wenig über jene früheren Zeiten unterhalten.“

„Nein, das ist es nicht. Unterhalten? Das ist zu allgemein. Sie haben etwas Besonderes, Bestimmteres vor.“

„Ich will Ihnen den Gefallen thun, dies einzugestehen. Uebrigens aber ersuche ich Sie, Geduld zu haben.“

„Noch eins: Wissen die erwähnten Herren, daß sie wegen Brandt zu Ihnen kommen sollen?“

„Nein?“

„Weiß Einer von dem Anderen, daß sie sich bei Ihnen treffen werden, Durchlaucht?"

„Auch nicht. Also kommen Sie um acht Uhr und bringen Sie den Herrn Assessor von Schubert mit."

„Ich werde bis dahin keine Ruhe haben. Das will ich Ihnen aufrichtig gestehen."

Der Fürst ging. Er nahm eine Droschke und ließ sich nach der Wohnung Alma's von Helfenstein fahren. Im Vorzimmer fand er Magda Weber, welche ja seit ihrer Errettung aus dem Hause der Melitta in Rollenburg im Dienste der Baronesse stand. Sie theilte ihm mit, daß ihre Herrin zum Oberst von Hellenbach auf Besuch gefahren sei. In Folge dessen blieb ihm nichts übrig, als sich ebenfalls dorthin zu begeben.

Er fand nur Familienzirkel vor und wurde mit herzlicher Freude empfangen. Die bleichen Wangen der Baronesse Alma rötheten sich, als sie ihn erblickte. Der Oberst streckte ihm in seiner biederen Weise die Hand entgegen und sagte:

„Willkommen, Durchlaucht! Wissen Sie, daß wir Ihretwegen uns in großer Sorge befunden haben?"

„Das thut mir leid, wirklich leid!"

„Und doch sind Sie selbst schuld daran. Sie lassen sich nicht sehen und wenn nicht Herr Bertram zuweilen käme, um uns zu sagen, daß Sie noch leben, so hätten wir längst denken müssen, daß Sie zu Ihren Vätern versammelt worden seien."

„Dann verzeihen Sie! Also Robert kommt oft, wie ich jetzt höre, Herr Oberst?"

„Ja. Seit neuerer Zeit hat er begonnen, mit unserer Fanny zu musiciren. Dieser junge Mann ist von der Natur sehr reich ausgestattet. Immer neue Talente entdeckt man an ihm. Jetzt singt er wie ein Kammervirtuos. Darf ich Durchlaucht vielleicht einladen, mit uns zu soupiren?"

„Ich danke! Für die Zeit des Soupers bin ich beschäftigt."

„Ah, pah! Fräulein von Helfenstein hat auch zugesagt."

„Und doch komme ich nur in der Absicht, gerade diese Dame Ihnen zu entführen."

„O weh! Ich hoffe, daß sie sich nicht entführen läßt."

„Und ich hoffe das grade Gegentheil. Gnädige Baronesse, darf ich annehmen, daß meine Bitte Erhörung findet?"

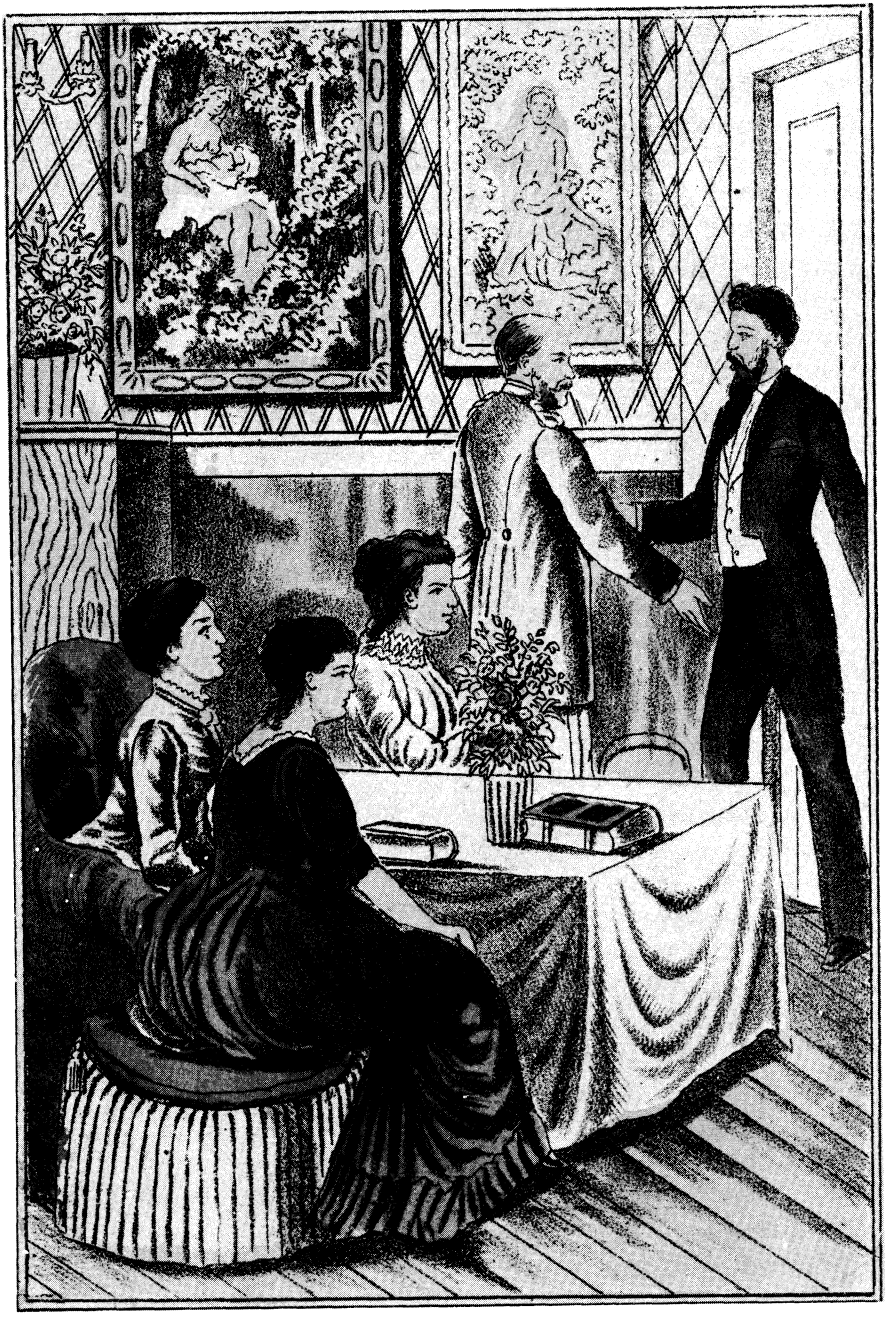
Diese Frage war an Alma gerichtet. Ihr Auge richtete sich forschend auf ihn und sie fragte:

„Vielleicht darf ich vorher erfahren, wohin ich eigentlich entführt werden soll."

„Zu mir."

Diese Antwort brachte Aufsehen hervor. Noch Niemand war bei dem Fürsten gewesen, von dessen glanzvoller Einrichtung man sich so Außerordentliches erzählte.

„Zu Ihnen selbst?" sagte der Oberst. „Ah, Fräulein von Helfenstein,



Der Oberſt reichte dem Fürſten die Hand.

Verl. S. (65.)

da dürfen wir Sie freilich nicht zurückhalten. Sie haben Kunstgenüsse zu erwarten, um welche wir Alle Sie sehr, sehr beneiden."

Der Fürst schüttelte sehr ernst den Kopf und bemerkte:

„Von Genüssen wird wohl kaum die Rede sein Es handelt sich vielmehr um etwas sehr —"

Er hielt inne, blickte nachdenklich im Kreise umher und fuhr dann fort:

„Da kommt mir allerdings ein Gedanke. Wollen Sie uns vielleicht begleiten, Herr von Hellenbach?"

„Ich, ich?" fragte dieser erstaunt.

„Ja."

„Sapperlot! Was soll denn Saul unter den Propheten? Haben Sie etwa Empfangsabend?"

„Ja."

„Nun, so laden Sie lieber meine Frau und Tochter ein. Diese Beiden passen besser zu Fräulein von Helfenstein als ich."

„Für heute doch nicht. Es handelt sich um ein Thema, welches so ernst ist, daß ich die Damen nicht mit demselben beschäftigen darf."

„Aber Fräulein Alma ist doch auch eine Dame!"

„Das Thema steht in inniger Beziehung zu ihrer Person."

„Vielleicht auch zu meiner Person, da Sie mich einladen?"

„Ja."

„Schön, schön! Darf ich denn nicht wenigstens um eine kleine Andeutung bitten, wie dieses Thema lautet?"

„Ja. Dieses Thema lautet: Ihr Bruder."

Der Oberst sprang auf und fragte ganz erstaunt:

„Mein Bruder?"

„Ja."

„Der ist doch todt!"

„Allerdings. Grade mit seinem Tode wollen wir uns beschäftigen."

„Durchlaucht! Was sagen Sie! Was wissen Sie von ihm?"

„Sie werden es heute Abend hören."

„Wissen Sie vielleicht — o, Verzeihung, Fräulein Alma! Ich weiß ganz wohl, wie außerordentlich peinlich Ihnen diese Sache ist, aber Durchlaucht haben sie erwähnt und so ist das Unglück einmal geschehen!"

Auch Alma hatte eine Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken vermocht. Ihr schönes, engelgleiches Angesicht war um einen Ton bleicher geworden, aber ihre Stimme klang ruhig, als sie jetzt antwortete:

„Es ist wahr, daß ich von jenen Tagen nicht gern sprechen höre, aber Durchlaucht haben ein= für allemal Erlaubniß, mich an jene Ereignisse zu erinnern."

„Ach so! Das ist mir neu. Durchlaucht interessiren sich also für jene unglücklichen Geschehnisse?"

„Ja," antwortete der Fürst. „Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich Brandt für unschuldig halte —"

„Sapperment!“ fiel der Oberst ein.

„Und daß ich mir Mühe gegeben habe, etwas mehr Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen.“

„Ist Ihnen das gelungen?“

„Ich denke, daß der heutige Abend wenigstens einen kleinen Erfolg bringen werde. Ich habe nämlich Einladungen ergehen lassen und Sie werden alle diejenigen Herren bei mir finden, welche damals Brandt verurtheilten, natürlich diejenigen ausgenommen, welche unterdessen gestorben sind.“

„Mein Gott!“ sagte Alma. „Welche Veranstaltung! Ich ersehe daraus, daß wir Wichtiges erfahren werden!“

„Gewiß, gnädige Comtesse. Sie werden Wichtiges erfahren und auch Unerwartetes sehen.“

Da fuhr sie rasch empor:

„Mein Heiland! Doch nicht etwa ihn, ihn, ihn!“

Er wußte, wen sie meinte. Er bat:

„Bitte, Fräulein, fassen Sie sich! Sie werden eine Dame sehen, welche Sie auf keinen Fall bei mir erwarten. Das ist es, was ich meine. Wollen wir aufbrechen?“

„Ja, ja!“ rief der Oberst. „Ich will nur vorher ein wenig Toilette machen!“

Er eilte fort. Alma trat zu dem Fürsten und fragte:

„Durchlaucht, werde ich stark genug sein?“

„Ich hoffe es.“

„O, ich habe immer geglaubt, daß meine Kräfte jeder neuen Kunde gewachsen seien, und nun Sie mir sagen, daß ich Wichtiges erfahren werde, fühle ich mich schwach.“

„So will ich Ihnen vorher mittheilen, daß das, was Sie erfahren werden, nichts Schlimmes ist.“

„O, ich danke! Haben Sie vielleicht Nachricht von — ihm?“

„Ja.“

„Schreibt er von mir? Denkt er an mich?“

„Er hat sein lebensgroßes Portrait anfertigen lassen und sendet es mir, es Ihnen zu zeigen. Ich soll fragen, ob es vielleicht einen Platz in Ihrer Wohnung finden darf.“

„Gern, ach, zu gern. Darf ich seinen Brief sehen?“

„Ja. Ich werde Ihnen denselben dann zeigen.“

Bald kehrte der Oberst zurück und nun fuhren sie in einer Schlittendroschke nach dem Palaste des Fürsten. Als sie dort eintraten, ließ der Oberst seine Augen fleißig umherschweifen. Alma aber hatte kaum einen Blick für den Glanz und den Reichthum, der hier zu sehen war. Sie hatte nur den einen Gedanken — an den Geliebten.

Es war noch keiner der Eingeladenen angekommen. Der Fürst führte die Beiden in ein Salonzimmer, wohin er auch Doctor Zander kommen ließ, welchen er der Baronesse und dem Obersten vorstellte. Dann fragte er den Arzt:

„Haben Sie Alles so gefunden, wie ich es Ihnen während der Fahrt im Coupee sagte?“

„Ganz so.“

„Die Patientin?“

„Nach Wunsch?“

„Den Schlüssel zur Arznei und das Fläschchen selbst?“

„Ich habe das letztere bereits in Anwendung gebracht.“

„Wann wird sie erwachen?“

„In zwei Stunden, wenn die Wirkung nämlich diejenige ist, welche Sie mir angegeben haben.“

„Sie ist so. Beobachten Sie die Sache jetzt noch als Geheimniß und sagen Sie auch keinem der Geladenen, der vielleicht während meiner kurzen Abwesenheit kommen sollte, weshalb er geladen ist. Ich lasse Sie jetzt auf eine Viertelstunde zu Zweien und bitte um die Erlaubniß, mich für diese Zeit unserer Dame widmen zu dürfen.“

Er gab Alma den Arm und entfernte sich mit ihr. Draußen auf dem Corridore, welcher tageshell erleuchtet war, sagte er zu ihr:

„Rathen Sie, Fräulein, wohin wir gehen!“

„Nach dem Bilde!“ antwortete sie.

„Ja, aber vorher nach — nun — nach Tannenstein.“

„Wie ist das möglich?“

„Sehr leicht. Eigentlich bin ich nicht genau gewesen; denn wir gehen nicht in das Dorf Tannenstein, sondern in den Wald, zu Förster Brandts, wo Sie so oft gewesen sind.“

„Sie sprechen in Räthseln. Daß Brandts Eltern in dem Hause jenseits Ihres Gartens wohnen, haben Sie mir gesagt, und ich war ja auch bei ihnen: aber wie ich hier in den Wald, in das Forsthaus kommen soll — —“

„So, in dieser Art und Weise.“

Er öffnete eine Thür, und Alma stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Sie befand sich im Hausflur des kleinen Forsthauses. Alles, Alles war hier genau so wie dort, und als sie links die niedere Stubenthüre öffnete, befand sie sich in der Wohnstube. Hinten der grüne Kachelofen, das alte Kanapee, dann der Tisch, die hölzernen Stühle, das Tellerbret, die Bibel über der Thür, die alte Lampe, welche von der niedrigen Decke herabhing. In der Ecke stand der Spinnrocken, und dort zwischen den Beinen des Ofens saß die schwarze Katze, und wahrhaftig, bei ihr im Korbe lagen drei, vier junge Kätzchens, welche die beiden Eingetretenen mit munteren Aeuglein anblinzelten.

Alma sagte kein Wort. Sie hielt die Hände gefaltet und betrachtete jeden einzelnen Gegenstand genau und lange, lange Zeit. Dann trocknete sie sich eine Thräne und fragte:

„Das haben Papa und Mama Brandt angegeben?“

„Ja. Sie hatten die Möbels mitgebracht.“

„Und das Bild?“

„Befindet sich auf Schloß Hirschenau.“

„Wie?“ fragte sie verwundert.

„Bitte, kommen Sie!“

Er führte sie wieder in den Corridor zurück und von da in eine Art Vorzimmer. Als er dann eine weitere Thür öffnete, schlug sie die Hände zusammen und rief:

„Mein Gott, ja! Das ist das Zimmer, welches er bei uns auf dem Schlosse bewohnte!“

Auch hier stimmte Alles, selbst das Kleinste mit der Vergangenheit. Sie war tief, tief bewegt. Sie bemerkte hier Etwas und da Etwas, was sie einst Gustav Brandt geschenkt hatte, Kleinigkeiten; aber sie waren vorhanden, und ihr Anblick trieb ihr die bittersten Thränen in die Augen.

„O mein Gott,“ weinte sie, „könnte er nicht selbst auch hier sein? Er ist unschuldig. Kann das denn nicht entdeckt werden? Wenn Gott mein Leben als Preis dafür forderte, so würde ich es mit Freuden hingeben.“

„Er ist da, gnädiges Fräulein, wenn auch nur im Bilde.“

Die Stimme des Fürsten zitterte, als er diese Worte sprach.

„Wo?“

„Hier.“

Das, was ein Fenster zu sein schien, war nur eine Art Thür. Er öffnete und trat dann zurück. Hinter der Thür hatte sich das Gemälde befunden.

„Gustav, o Gustav! Das bist Du, ja das bist Du!“ schrie sie auf.

Sie wankte näher und sank auf ihre Kniee nieder. Er zog sich durch die Thür in das Vorzimmer zurück und wartete. Er hörte betende, dann leidenschaftlich klagende Worte, unterbrochen von Schluchzen und Weinen. Endlich wurde es still, und die Thür ging auf. Sie streckte ihm dankend die Hand entgegen und sagte:

„Auch Sie weinen. Was Sie mich hier sehen lassen, das rührt alte und doch heiße Schmerzen auf, aber ich habe es verdient. Ich habe damals nicht an ihn geglaubt; ich verzweifelte an ihm, und daher mußte er schuldig sein und in die Fremde gehen. Geben Sie mir den Trost, seinen Brief, seine Handschrift zu sehen!“

„Er liegt drinnen auf dem Tische.“

Sie trat wieder ein, und er folgte ihr. Sie sah das zusammengefaltete Papier auf dem Tische liegen. Sie fragte nicht, warum das Couvert fehle; sie griff darnach und öffnete es, um zu lesen. Noch viel weniger aber hatte sie acht auf Das, was hinter ihr vorging. Sie bemerkte nicht, daß er hastig den Ueberrock ablegte, daß das falsche Haar, der Bart und auch die Narbe aus seinem Gesicht verschwand.

Der Brief enthielt nur folgende Zeilen:

„Mein lieber, angebeteter Sonnenstrahl, Du fragst nach mir; Du willst mich sehen? Willst Du Dich nicht umdrehen zu

Deinem Gustav!“

Im ersten Augenblicke wußte sie nicht, was sie denken, was Das bedeuten

solle. Nicht in Folge dieser Zeilen, sondern mehr instinctiv machte sie eine Wendung zurück und — —

„Gustav!“ schrie sie auf, laut, überlaut, wie man schreien würde, wenn man plötzlich ein Gespenst, einen Geist erblickt.

Ihr Mund blieb geöffnet; ihre Augen starrten groß, unnatürlich groß auf ihn, und ihre erhobenen Arme blieben ausgestreckt, als ob sie alle Macht der Bewegung verloren habe.

„Alma, meine Alma!“ antwortete er.

Sie blieb stumm und unbeweglich.

„Alma, um Gotteswillen! Was ist mit Dir!“

Er trat den einen Schritt auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. Bei dieser Berührung zuckte sie zusammen. Aus ihrem Munde tönte ein zweiter, unarticulirter Schrei. Sie zuckte zusammen; ihre Arme sanken nieder; ihr Mund schloß sich, und ihre Wimpern legten sich auf die Augen.

Die Erstarrung war vorüber. Sie brach so schnell zusammen, daß er kaum Zeit fand, sie fest zu halten.

Er trug sie nach dem Sopha und öffnete ihr das dunkle Kleid, damit ihre Brust zu athmen vermöge. Er tauchte sein Taschentuch in Wasser und kühlte ihr Stirn und Schläfe.

Dabei nannte er sie bei den süßesten Worten, welche ihm die Angst der Liebe eingab. Endlich, endlich öffnete sie die langen, seidenen Wimpern. Ein beinahe irrer, zweifelsvoller Blick stahl sich hervor, und dann hauchte sie kaum hörbar:

„Gustav!“

„Meine Alma!“

„Ist's wahr? Du bist's, Du?“

„Ja, ich bin es, mein Engel, meine Seele, mein Leben!“

„Ich täusche mich nicht?“

„Nein.“

„Es ist nicht das Bild, welches der Fürst mir zeigte?“

„Nein. Bitte, fühle mich an!“

Er ergriff ihre Alabasterhändchen und drückte sie an seine Lippen, an seine Wangen. Ihrer Brust entrang sich ein tiefer, schwerer Athemzug; sie hauchte:

„Du mein lieber, lieber Gott, ich danke Dir!“

Er nahm sie in seine Arme und legte ihr liebes Köpfchen an sein Herz.

„Fast wäre es zu viel gewesen,“ klagte er.

„Ja. Fast hätte mich der freudige Schreck getödtet!“

„Nun aber ist's doch vorbei? Nicht? Bitte, bitte!“

Seine Stimme hatte jenen einzigen, unbeschreiblichen Ton angenommen, dessen die menschliche Sprache nur im Augenblicke des Entzückens, des größten Glückes, der höchsten Liebe fähig ist. Sie lauschte diesem Tone. Sie bemerkte nicht, daß er ihr Kleid geöffnet hatte, und daß sein Auge einzudringen

vermochte in ein Heiligthum, welches noch von keinem Blicke entweiht worden war. Sie antwortete:

„Ja, nun ist's vorbei. Ich werde nicht vor Freude sterben."

„Nein, leben sollst Du, leben! Glücklich sollst Du sein nach diesen langen Jahren der Trauer und des Unglückes."

Er küßte sie auf den Mund, und sie erwiderte seinen Kuß.

„Das ist das erste, erste Mal," flüsterte sie.

„Daß Du mich küssest?"

„Ja — ich meine, nicht als Bruder."

„Und doch hast Du mich bereits auch anders geküßt."

„Dich? Und wo war das?"

„Bei Dir, in Deinem Zimmer."

Sie blickte ihn mit großen Augen an und sagte:

„Wie wäre das möglich? Du warst ja nie bei mir!"

„Nie? Ach so! Denke an den Fürsten!"

Da fuhr sie in seinen Armen empor und sagte:

„Ja, der Fürst! Wo ist er hin?"

Jetzt bemerkte sie die geöffnete Taille, und unter einem tiefen Erglühen verhüllte sie sich wieder.

„Willst Du ihn sehen?"

„Ja," antwortete sie. „Er darf uns nicht überraschen."

„So meinst Du, er habe mich zu Dir gebracht?"

„Wie sonst?"

„Nun, paß auf!"

Er nahm seine Arme von ihr und drehte sich ab. Dann hob er die weggeworfenen Gegenstände von der Diele auf, legte sie an und drehte sich um:

„Hier ist er, gnädiges Fräulein!"

Er sagte dies auch mit anderer, mit derjenigen Stimme, in welcher der Fürst stets gesprochen hatte.

„Durchlaucht! Gustav! Du bist es? Du bist Beides?"

„Ja, mein Leben."

„Du konntest so lange, so lange Zeit hier in der Residenz sein, ohne daß Du Dich mir zu erkennen gabst?"

Er legte die Verhüllung schnell wieder ab, schlang die Arme um sie, zog sie mit sich auf den Sitz nieder und sagte:

„Bist Du mir vielleicht bös darüber?"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und antwortete:

„Ich weiß es nicht; ich weiß überhaupt gar nichts; ich weiß nicht, was ich denken und sagen soll. Diese Ueberraschung ist so groß; sie kommt so plötzlich, daß es mir ist, als ob meine Sinne sich verwirren sollten. Halte mich, halte mich fest, lieber Gustav, sonst falle ich."

Es wurde ihr drehend. Die Farbe kam und ging in ihrem Gesicht; er fühlte das rasche Wogen ihres Busens und das stürmische Klopfen ihres Pulses und machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe. Diese zu plötzliche und

zu große Ueberraschung hätten ihren Tod herbeiführen können. Er drückte sie fest, fest an sich und wartete, bis sie Etwas sagen werde.

Aber sie sagte nichts; er merkte nur, daß sie leise aber herzbrechend vor sich hinweinte; sie zuckte unter dem verhaltenen Schluchzen wieder und immer wieder zusammen. Da begann er, ihr zuzusprechen, leise und innig, lange, lange Zeit. Ihre Thränen ließen nach; sie wurde still. Und da, endlich legten sich ihre Arme fest, fest um ihn; ihr Gesicht, welches an seiner Brust verborgen gelegen hatte, kehrte sich ihm zu und mit leise aber eindringlicher Stimme fragte sie:

„Hast Du mir vergeben?"

„Ja, mein Sonnenstrahl."

„Ganz? Ganz?"

„Vollständig. Ich habe Dir nie, nie gezürnt."

„Und — und — — Du bist mir noch gut?"

„Wie sehr, o wie sehr! Alma, mein größtes Weh lag in dem Muß, von Dir so entfernt zu sein."

„Aber nun, nun bist Du da, da bei mir! Und nun soll jeder Augenblick zu einer Ewigkeit des Glückes werden! Ich habe gut zu machen, so viel, so sehr viel!"

Sie küßte ihn wieder und immer wieder; sie versenkten sich in jenes süße, gegenstandslose Geplauder, dessen nur die Liebe fähig ist; sie vergaßen die Gegenwart und Alles, Alles Wichtigere, um sich nur in die Augen blicken und gegenseitig zuhören zu können.

So verging eine sehr geraume Zeit, bis sich Alma erinnerte, daß sie eigentlich nicht hierher gekommen sei, um den verlorenen Geliebten zu finden.

„Man wartet auf uns," sagte sie in ängstlichem Tone. „Laß uns gehen, lieber Gustav!"

„Warte noch einige Minuten. Bis jetzt war's nur das Wiedersehen; nun aber muß doch auch Einiges erwähnt und erklärt werden. Mein Sonnenstrahl weiß ja noch gar nicht, weshalb er heute zu mir herein glänzen sollte."

„Ich denke, daß ich es in Gegenwart der Anderen erfahren soll."

„Einiges muß doch vorher und unter uns besprochen werden, mein süßes Leben. Du frugst mich vorhin bei Hellenbachs, ob Du für heute Abend stark genug sein werdest, und ich antwortete mit Ja. Nun aber Dich unsere Unterredung hier bereits so sehr ergriffen hat, möchte ich doch vorsichtig sein. Darfst Du heute von Deinem Vater hören?"

„Gilt es, Deine Unschuld zu beweisen?"

„Ja."

„Und wirst Du sie beweisen können?"

„Ich hoffe es."

„So mußt Du thun, was Du für nöthig hältst, lieber Gustav. In diesem Falle werde ich stark sein, stärker, viel stärker als damals, wo ich an Dir zweifelte. Gott, mein Gott, wie hat meine damalige Schwachheit auf mir gelastet, während der vielen, vielen Jahre. Ich habe von meinen Thränen

gezehrt und von meiner Reue gelebt. Gustav, glaube mir, ich habe bitter, sehr bitter gebüßt."

„Sprich nicht davon! Ich habe Dich, und nun ist Alles, Alles gut. Ich habe Dir bereits, als ich unter der Maske des Fürsten von Befour in Deiner Wohnung war, angedeutet, wer der Mörder war."

„Ja. Baron Franz."

„Wäre die Anklage auf ihn gefallen, so hätte er verurtheilt werden müssen. Die Umstände sprachen zwar gegen mich, aber man war förmlich darauf passionirt, mich zum Mörder zu machen. Jetzt nun habe ich eine Mitschuldige in meinen Händen, welche ihn anklagen, ihn verrathen und gegen ihn zeugen wird."

„Wer ist das?"

„Seine Frau."

„Ella! Also sie ist wirklich seine Mitschuldige?"

„Ja. Sie wußte wenigstens von dem Morde, den er an Deinem Vater beging."

„Warum aber trachtete sie, Dich zu verderben?"

„Sie hatte zwei Gründe. Erstens — verzeihe mir — war es mir ganz unmöglich, ihre mir förmlich entgegengetragene Zuneigung zu erwidern —"

„Ah, sie hat Dich geliebt?"

„Ja, dann aber im Gegentheile desto mehr gehaßt. Und zweitens bekam sie dadurch den Baron Franz in ihre Gewalt und konnte ihn zwingen, sie zur Baronin zu machen, was ja auch geschehen ist."

„Dieses Weib! Dieses Weib! Sie ist eine Teufelin!"

„Sie wird jetzt die Folgen ihrer Mitschuld zu tragen haben. Uebrigens ist sie bereits gestraft genug. Sie ist lebendig todt gewesen."

„In wiefern? Ich weiß nur, daß sie als geisteskrank nach Rollenburg kam und dann plötzlich verschwunden war."

„Der Baron hat ihr ein Gift beigebracht, welches die Bewegungsnerven lähmt, das Leben selbst aber, das Gefühl, die Sinne nicht beschädigt. So hat sie monatelang gelegen und alle Schrecken des Todes durchkosten müssen."

„Fürchterlich! Kann es in Wahrheit solche Menschen geben?"

„Eine Sünde bringt die andere, und die nächste ist stets größer und schwerer als die vorhergehende. Ich ließ die Baronin heimlich entführen, um sie in meine Gewalt zu bekommen. Ich besitze ein Gegengift, mit welchem ich sie nachher erwecken werde. Ich hoffe, sie wird Alles gestehen."

„Wie? Sie ist bei Dir?"

„Ja. Es steht den Gästen, welche ich geladen habe, eine sehr große Ueberraschung bevor."

„Was Du Alles thust und wagst!"

„Als Fürst von Befour darf ich es."

Da legte sie ihr Händchen auf seinen Arm und sagte:

„Darf ich einmal recht neugierig sein, lieber Gustav?"

„Frage nur immer zu!"

„Ist Befour ein stingirter Name?"

„Nein."

„Es giebt also wirklich ein Befour?"

„Ja."

„Wo liegt es?"

„Es ist eine Landschaft auf der Insel Madagaskar."

„Ah, dort! Und giebt es auch einen Fürsten dort?"

„Ja freilich."

„Aber Du, Du bist er nicht?"

„Wer sonst, meine gute Alma?"

„Wirklich, wirklich?"

„Ja. Ich richtete nämlich meine Flucht nicht nach Amerika, wie die meisten mit dem Gesetze Zerfallenen es thun, sondern nach dem indischen Archipel. Ich war drei Jahre lang auf der Insel Borneo — —"

„Mein Gott! Unter den Wilden! Es soll dort sogar Menschenfresser geben!"

„Das ist allerdings wahr; aber ich bin mit ihnen gut verkommen. Ich war Diamantengräber und freute mich einer so reichen Ausbeute, daß ich sehr bald reich wurde. Da aber kamen die Engländer, und nun konnte ich mich nicht mehr wohl fühlen. Dieses Krämervolk besitzt kein Herz, sondern an dessen Stelle einen Klumpen Egoismus. Es gründet Colonieen, nur um sie auszubeuten Es achtet keine Menschenrechte. Es schafft die Sclaverei der Neger ab, um desto besser die Bewohner seiner Colonieen in Fesseln zu schmieden Ein unheilbares Zerwürfniß mit diesen Krämern trieb mich fort."

„Wohin."

„Ich hatte mir im Diamantensuchen eine wirkliche Geschicklichkeit angeeignet; dabei besaß ich vieles Glück. Ich beschloß also, dahin zu gehen, wo es Diamanten gab. Das Cap der guten Hoffnung? Brasilien? An diesen Orten waren die dortigen Diamantenfelder mehr als gut bevölkert. Ich ging also nach Madagaskar, wo ich keine Concurrenz hatte, obgleich die edelsten der Steine in unvergleichlicher Größe und Schönheit gefunden wurden."

„Und Du warst wieder glücklich?"

„Ja. Nach abermals einigen Jahren hatte ich mir unter den Eingeborenen eine solche Achtung und Sympathie erworben, daß ich es wagen konnte, die Landschaft von Befour für mich zu erwerben. Dort residirte ich. Mein Name drang nach Indien. Ich war zuweilen dort, um meine Steine den dortigen Großhändlern zu verkaufen. Es wurde mir bald zur anderen Heimath. Ich war ein Gegner der Engländer; aus diesem Grunde sympathisirte ich mit den Franzosen, obgleich sie mir sonst nicht sympathisch sind. Ihre Gouverneurs achteten meinen Rath, meine Ansichten. Sie befolgten dieselben zum Besten ihrer Colonieen. Die Kunde davon drang in's Mutterland. Der

Kaiser ließ mich auffordern, Druckschriften über meine indischen Besitzungen einzureichen. Ich that es; er zog Nutzen daraus und belohnte mich — allerdings in einer Weise, die ihm nichts kostete. Eines Tages erhielt ich meine Erhebung zum Prince de Befour. Ich war Fürst von Befour."

„Und dieser Titel, dieser Rang ist nicht anzufechten?"

„Nein."

„Ah! Ein Polizist, ein Försterssohn und — Fürst!"

„Sogar unser König erkennt diesen Titel an."

„Du verkehrst am Hofe?"

„Sehr viel, aber nicht öffentlich."

„Der König hat keine Ahnung, wer Du bist?"

„Sagen dürfte ich es nicht; aber er weiß es."

„So ist er überzeugt, daß Du unschuldig bist?"

„Ja. Er war zur Zeit meiner Verurtheilung Kronprinz und hat ganz die Ansicht seines Vaters, des damaligen Königs, gehegt — Justizmord."

„Ich erinnere mich noch sehr genau der Art und Weise, in welcher ich damals von der Majestät behandelt wurde, als ich —"

Sie stockte.

„Nun, als Du — —"

„Als ich zu dem Könige ging und um Gnade für Dich bat."

„Ich habe davon gehört. Es ist das gleich nach der Verhandlung und der Fällung des Urtheils gewesen."

„Ja. Der König machte mir die bittersten Vorwürfe. Mein Gott, was waren sie gegen diejenigen, welche ich mir selbst dann machte. Aber, lieber Gustav, ich denke, man wartet auf uns."

„So werden wir wohl gehen müssen."

„Läßt Du Dich so sehen, wie jetzt hier?"

„Nein. Die Maske wird wieder angelegt."

„Sie ist vortrefflich. Ich habe nicht geglaubt, daß man sich so verändern kann."

„Ich lernte diese Kunst von indischen Gauklern. Hoffentlich, mein süßer Sonnenstrahl, werde ich Dich nun öfters hier sehen, da Du einmal weißt, wer ich bin."

„Gewiß, ganz gewiß! Und Du mußt auch zu mir kommen! Aber weißt Du, Gustav, das Wort Sonnenstrahl ist ein schönes, helles, lichtes, und doch schmerzt es mich, wenn Du mich so nennst."

„Warum?"

„Es erinnert mich an meine schweren Versäumnisse. Ja, das Weib soll der Sonnenstrahl sein, welcher das Leben des Mannes erhellt und erwärmt. Du hast so lange, lange Jahre Deine Sonne entbehren müssen."

„Desto heller und goldiger strahlt sie mir jetzt."

Sie nickte ihm dankbar lächelnd zu, erhob aber dann den drohenden Finger und sagte:

„Oder giebt es dort im Osten andere Sonnen!"

„Es giebt allüberall, auf der ganzen Welt nur eine einzige und das bist Du!“

„Und wenn ich das nicht glaubte?“

„O, Du glaubst es doch!“

„Wenn ich zweifelte, so wärst Du allein nur schuld.“

„Wieso?“

„Es war einmal Einer bei mir, welcher mir sagte, daß Dein Herz schon längst entschieden hätte.“

„Ah! Wer war das? Er war ein Lügner!“

„Das war ein sonst sehr wahrheitsliebender Herr, nämlich Seine Durchlaucht der Fürst von Befour.“

„Ich?“ fragte er erstaunt.

„Ja gewiß! Erinnerst Du Dich nicht?“

„Nein.“

„Du sagtest, Gustav Brandt sei verheirathet.“

Da schlug er in ein herzliches Lachen auf und fragte:

„Kannst Du Dir denken, weshalb ich dies sagte?“

„Nein.“

„Ich wollte beobachten, welchen Eindruck diese Kunde auf Dich hervorbrachte.“

„Also ein bloßes Experiment?“

„Ja.“

„Nun, wie war der Eindruck?“

Da nahm er sie in seine Arme, küßte sie innig und antwortete strahlenden Angesichtes:

„Es war ein für mich sehr beglückender. Ich erkannte, daß ich Dir nicht gleichgiltig geworden war.“

„Gleichgiltig? Mein Gott! Gleichgiltig!“

Sie legte ihm ihre beiden Hände auf die Wangen, zog seinen Kopf zu sich heran und küßte ihn viele, viele Male auf den Mund. Dann fuhr sie fort:

„Siehst Du nun, ob Du mir gleichgiltig bist?“

„Ich sehe, daß Du mich liebst, und daß ich einen Himmel finden werde. Welch' ein Unterschied zwischen jenem Tag meiner Flucht, an welchem ich Dich traf.“

„Du hättest mich getroffen?“

„Ja.“

„Und wo war das?“

„Im Walde. Kurz vor dem Forsthause.“

„Ich besinne mich nicht.“

„Du warst zu Wagen und ich zu Pferde.“

„Ach, ja, jetzt entsinne ich mich. Aber noch Eins. Wie gelang es Dir, zu entkommen?“

„Ich wurde von zwei Tannensteinern gerettet.“

„Unmöglich!“

„Ich hätte es auch für unmöglich gehalten.“

„Wer waren sie?“

„Wolf, der Schmied, mit seinem Sohn.“

„Ah, diese! Gott vergelte es ihnen!“

„Ja, auch ich möchte ihnen dankbar sein; aber sie machen es mir leider zu schwer. Gerade jetzt wieder befinden sie sich in Untersuchungshaft.“

„Weshalb?“

„Wegen Wilderei. Ich habe sie bereits einmal gerettet. Zum zweiten Male aber wird es mir unmöglich sein. Uebrigens aber habe ich ihnen gar nicht sehr großen Dank zu zollen dafür, daß sie mich retteten.“

„Wie? Wolltest Du nicht gerettet sein?“

Sein Gesicht nahm einen ernsten, ja trüben Ausdruck an, als er antwortete:

„Ich dachte nicht an Rettung, nicht an Flucht. Ich war zum Tode verurtheilt. Vater hatte mir, ganz meiner eigenen Ansicht angemessen, verboten, um Gnade anzurufen. Ich wollte sterben. Anstatt des Todes aber gab man mir lebenslängliches, entehrendes Zuchthaus. Ich hätte es nicht überlebt Die beiden Schmiede erschienen als rettende Gewalten, welche ich nicht herbeigesehnt hatte. Sie befreiten mich, weil sie es mir schuldig waren.“

„Schuldig? Wieso?“

„Sie wußten, daß ich unschuldig war. Sie kannten den Mörder.“

„Woher?“

„Sie müssen sich, während der Hauptmann von Hellenbach ermordet wurde, im Walde befunden haben. Sie schwiegen, jedenfalls um ihr Schweigen sich gut bezahlen zu lassen. Sie sind ja auch zu Vermögen gekommen. Und um sich nun mit ihrem Gewissen abzufinden, gaben Sie mir die Freiheit. Laß uns davon schweigen. Denken wir jetzt an die Herren, welche unterdessen eingetroffen sein werden.“

Er verwandelte sich wieder in den Fürsten, gab ihr den Arm und kehrte in den Salon zurück.

Dort befand sich bereits die Mehrzahl der Geladenen. Sie begrüßten die Beiden auf das Respectvollste. Und soeben wurde ein Justizrath gemeldet.

„Der Vorsitzende von damals!“ flüsterte Alma.

„Ja. Er hatte es ganz besonders auf meine Verurtheilung abgesehen. Er stellte mir die Fragen zu meinen Ungunsten. Das ist schon die halbe Verurtheilung.“

Der erwähnte Herr trat ein. Er war pensionirt, trug und gab sich aber als ein Mann, welcher seinen Selbstwerth gehörig zu schätzen weiß. Er näherte sich in würdevoller Haltung dem Fürsten, verbeugte sich, aber ja nicht zu tief, und sagte nur:

„Ausgezeichnete Ehre, Durchlaucht!“

Das klang so albern, daß der Fürst fragte:

„Was?“

„Mein Erscheinen hier.“

„Für wen? Für mich?“

„O nein, sondern für mich.“

„Sehr verbunden!“

Er stellte den emeritirten Beamten der Baronesse vor und wendete sich dann von ihm ab.

Es war den Anwesenden anzusehen, daß sie sich über den Grund der Einladung sehr im Unklaren waren. Sie flüsterten mit einander, zuckten die Achseln und trugen sehr gespannte Gesichter zur Schau.

Als Alle versammelt waren, deutete der Fürst nach dem gefüllten Büffete und sagte:

„Meine Herren, ich habe Ihre Anwesenheit gewünscht, nicht um Ihnen ein Souper zu geben, sondern um eine alte, nicht mehr beachtete Erinnerung in Ihnen aufzufrischen. Die meisten von Ihnen sind Juristen. Es handelt sich nämlich um einen ausgezeichneten Criminalfall, in Beziehung dessen ich Ihr Urtheil kennen lernen möchte. Zur beliebigen Erfrischung dabei ist Ihnen das Büffet empfohlen.“

Der Justizrath verbeugte sich und sagte:

„Sehr gütig, Durchlaucht. Werde mich Ihrem Wunsche gern accommodiren!“

Er trat an das Büffet, goß sich ein Glas Wein ein, nippte mit Kennermiene und sagte:

„Exquisit! Alter, schwerer, dicker, schwarzer Tintio aus Portukal. Liebe diese Sorte! Ist aber selten! Bitte, Durchlaucht: Welchen Criminalfall?“

„Ein Fall, den Sie Alle kennen. Der Angeklagte wurde unschuldig verurtheilt.“

„Unschuldig? Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Absolut unmöglich! Bedenken Durchlaucht, daß nur helle Köpfe und scharfe Denker das Amt eines Richters begleiten. Die Logik eines richterlichen Urtheiles ist infallibel wie der Papst in Rom.“

„Und doch haben wir Fälle, daß ein Verdammungsurtheil einen Unschuldigen traf.“

„Könnte mir nicht paffiren!“

Der Justizrath schien für alle Anderen das Wort ergriffen zu haben, weil er sich für den Höchststehenden hielt.

„Und dennoch halte ich auch Sie für fehlbar!“

„Was? Mich?“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen.

„Ja, Herr Rath. Alle Menschen sind dem Irrthum unterworfen, und auch Sie sind ein Mensch.“

„O bitte, Durchlaucht! Erlauben Sie, meine Herren! Ich habe mich stets eines solchen Scharfsinnes, einer so gediegenen Divination befleißigt, daß ich mir sagen darf, keinem Menschen zu viel oder zu wenig gethan zu haben.“

„Hm!“ ließ sich eine Stimme hören.

„Wie? Was?“ fragte er schnell, indem er sich im Kreise umblickte.

„Sagte einer der Herren Etwas? Nein? Scharfsinn, Gediegenheit, Sorgfalt! Ist auch anerkannt worden.“

Er deutete dabei mit stolzer Geberde auf das in seinem Knopfloche befindliche Band.

Da sagte der Fürst:

„Sie müssen sich ja selbst kennen, Herr Gerichtsrath, und wir zweifeln ja auch gar nicht daran, daß die Ihnen gewordene Auszeichnung eine wohl verdiente ist. Aber, hm, da kam mir heute eine alte Zeitung in die Hand, in welcher der Bericht einer Gerichtsverhandlung stand, der mich sehr interessiren mußte. Es handelte sich nämlich um einen Doppelmord. Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt, und wunderbarer Weise erkannte ich an den angegebenen Namen, daß die Eltern dieses Mörders in meinen Diensten stehen.“

„Fatal! Höchst fatal!“ sagte der Justizrath.

„Wieso?“

„Hm! Man kann doch nicht die Eltern eines Mörders gern in seiner unmittelbaren Nähe haben!“

„Was können die dafür?“

„Durchlaucht, die Krankheiten der Moral sind ebenso ansteckend wie diejenigen des Leibes.“

„Sie halten also den Mord für ansteckend?“

„Unter Umständen, ja. Zum Beispiel bei Aufruhr oder bei bigott religiösen Aufregungen.“

„Das war aber hier nicht der Fall. Die Eltern sind alte, ruhige, stille, ehrbare Leute. Der Vater, ein gewisser Brandt, war früher Förster in Tannenstein.“

Da machte der Justizrath eine hastige Bewegung und sagte:

„Brandt? Ah, Durchlaucht meinen den exquisiten Fall Gustav Brandt gegen Helfenstein und Hellenbach?“

„Ja.“

„Das ist allerdings der bedeutendste Fall, der mir in meiner Praxis vorgekommen ist. Und dieser Mensch, der Brandt, hatte wirklich die Stirn, zu leugnen.“

„Seine Eltern behaupten noch heute, daß er unschuldig gewesen sei.“

„Natürlich! Eltern vertheidigen ja stets ihre Kinder.“

„Es soll aber auch bereits damals Stimmen des Zweifels gegeben haben, Herr Justizrath!“

„Stimmen des Zweifels? O, die giebt es stets. Aber in dieser Bewegung logischer Ungewißheit sitzt der Richter fest, wie ein Fels im Meere. Er läßt sich nicht verlocken und verleiten und spricht sein endliches Wort so groß und gelassen aus wie jenes biblische: Es werde Licht!“

„Hm!“ ließ sich Einer vernehmen.

Der Justizrath wendete sich sofort nach der betreffenden Seite, schnupperte mit der Nase in der Luft und fragte:

„Wie? Was? Sagte einer der Herren Etwas?“

Der Fürst machte mit der Hand eine beruhigende Bewegung und fuhr fort:

„Ich sprach sodann mit einem alten, wohlverdienten Polizisten über diese Angelegenheit, und auch dieser zuckte mit der Achsel und meinte, er hätte nicht klug werden können."

„Polizist! Ah, untergeordnete Beamte! Können überaus niemals klug werden. Sie müssen geleitet werden von dem studirten und erfahrenen Kriminalisten. Uebrigens, Durchlaucht, trifft es sich sehr glücklich, daß gerade wir, die wir hier versammelt sind, über den Fall Brandt die beste Auskunft zu ertheilen vermögen."

„Wirklich? In wiefern?"

„Nun, es sind zufälliger Weise mehrere Herren hier, welche als Beamte dabei thätig waren. Ich zum Beispiel war während der Session Vorsitzender; das heißt, ich leitete die ganze Verhandlung."

„Das ist mir interessant."

„Ja, allerdings. Und hier haben Sie noch zwei, drei, fünf Herren, welche unter mir betheiligt waren. Ich darf wohl sagen, daß wir damals in treuester und scharfsinnigster Pflichterfüllung geleistet haben, was zu leisten war. Es war nicht leicht, einem so verstockten lügnerischen Bösewicht gegenüber gerecht und unpartheiisch zu bleiben. Er wußte alle Saiten anzuschlagen, wir aber hielten uns tapfer und blieben ungerührt."

„Hm!" erklang es abermals.

Dieses Mal war es der Gerichtsrath gewesen. Der Justizrath fuhr schnell zu ihm herum und fragte:

„Wie? Was? Sagten Sie vielleicht Etwas, Herr Bezirksgerichtsdirector?"

„Nein. Ich räusperte mich."

„Ah, Sie räusperten sich! Aus altem Interesse! Ja, Sie führten ja damals das Protocoll. Schade aber um die schöne Verhandlung."

„Schade?" fragte der Fürst.

„Ja, gewiß."

„Warum?"

„Der verruchte Doppelmörder wurde nicht geköpft."

„Wohl begnadigt?"

„Nein. Er entfloh; er entkam. Denken Sie sich, er wollte einen vollständig Unschuldigen mit dem Morde belasten, nämlich den Baron von Helfenstein. Das war geradezu teuflisch. Ich aber ließ mich nicht irre machen. Durchlaucht sind jedenfalls nicht Jurist?"

„Nein."

„Nun, so muß ich Ihnen sagen, daß der Vorsitzende das Verhör zu leiten und die Fragen zu stellen hat. Und auf die Fragestellung kommt sehr, sehr viel an. Ob man dem Angeklagten wohl will oder nicht, das hat sehr großen Einfluß auf die Folgen. Man kann den Angeklagten durch schonendes Verhör in ein sehr mildes Licht stellen; man kann aber auch durch unbeugsames und verwickeltes Fragen ihn zu Antworten zwingen, welche belastend auf ihn zurückwirken. Ja, dies ist die Kunst des Vorsitzenden. Und ich habe ihn

damals so gerecht, so unbeugsam und schonungslos inquirirt, daß er sich verfangen mußte."

„Das heißt, Sie waren von seiner Schuld überzeugt?"

„Natürlich, vollständig."

„Und behandelten ihn also als Mörder?"

„Das versteht sich."

„Und doch habe ich gehört, daß nicht nur die Menschlichkeit, sondern auch die Vorschrift gebietet, den Angeklagten erst nach vollzogenem Urtheilsspruche als Verbrecher zu betrachten und zu behandeln."

„Menschlichkeit! Humanität! Laxe Begriffe! Der Richter hat mit Strenge zu verfahren, denn die Macht des Gesetzes liegt eben in der Strenge. Der Richter hat niemals zu belohnen, meist aber zu bestrafen. Und damals — ah, da fällt mir ja ein, daß die gnädige Baronesse hier ja auch dabei war. Auch sie zeugten gegen ihn, Durchlaucht. Wer kann da von Unschuld reden! Kein Mensch, kein Einziger."

„Sie sind Ihrer Sache so gewiß, daß ich mir keinen Zweifel gestatten kann. Hier behauptet man, daß ein Unschuldiger für schuldig erklärt worden sei. Ich kenne einen strict entgegengesetzten Fall, nämlich daß Einer, der ein Verbrechen begangen hat und dasselbe auch freimüthig eingesteht, doch für unschuldig erklärt wird."

„Unmöglich!"

„O, es ist ein positiver Fall; er ist wirklich geschehen."

„So ist der Thäter unzurechnungsfähig!"

„Auch nicht; man rühmt ihm im Gegentheile sehr gute Geisteseigenschaften nach."

„Um welches Verbrechen handelt es sich?"

„Menschenraub."

„Alle Wetter! Das ist gefährlich und wird streng bestraft!"

„Er hat die Frau eines Anderen nächtlicher Weile aus ihrer Behausung geraubt und sie in seine eigene Wohnung geschafft und dort heimlich hinter Schloß und Riegel gehalten."

„Mit ihrer Erlaubniß?"

„Nein; da wäre es ja nicht Raub, sondern nur Entführung, Herr Justizrath."

„Und er ist geständig?"

„Ja."

„Und nicht bestraft worden?"

„Nein. Das heißt, er wird nicht bestraft werden, denn der Fall ist noch ein schwebender."

„Also erst kürzlich geschehen?"

„Ja."

„Höchst interessant. Beschäftigt er bereits den Richter?"

„Noch nicht. Es ist noch keine Anzeige erstattet worden."

„Wie ist das möglich? Man kennt das Verbrechen und zeigt es nicht an?"

„Sie alle kennen das Verbrechen; es handelt sich nämlich um die Baronin Ella von Helfenstein.“

Ein allgemeines Erstaunen ließ sich bemerken; aber der Justizrath beabsichtigte nicht, einen Anderen zu Worte kommen zu lassen; er sagte:

„Die ist aus der Irrenanstalt geraubt worden. Und Durchlaucht sagen, daß der Thäter nicht bestraft werden könne, sondern für unschuldig erklärt werden müsse?“

„Ja, das behaupte ich.“

„Nun, Durchlaucht haben ja selbst die Güte gehabt, zu gestehen, daß Sie kein Jurist sind!“

„Hm!“ brummte es.

Der Justizrath drehte sich um und sagte in rügendem Tone:

„Wie? Was? Sagte schon wieder Jemand Etwas. Man scheint sich hier sehr gern zu räuspern; aber ein jeder Jurist muß überzeugt sein, daß diese That bestraft werden muß. Ist der Thäter bereits bekannt, Durchlaucht?“

„Nicht allgemein.“

„Sie aber kennen ihn?“

„Sehr genau.“

„So ist es Ihre Pflicht, ihn schleunigst zur Anzeige zu bringen.“

„Schleunigst heißt doch möglichst schnell?“

„Allerdings.“

„Nun, so will ich ihn sofort anzeigen.“

„Recht so! Wir werden also seinen Namen erfahren.“

„Gewiß, wenn Sie es wünschen.“

„Natürlich! Bitte, wer ist es?“

„Ich selbst bin es.“

Diese vier kleinen Worte brachten ein allgemeines Erstaunen hervor. Der Justizrath aber trat einen Schritt zurück, zog die Stirn in Falten und meinte sehr ernst:

„Durchlaucht kennen meine Stellung?“

„Ja. Pensionirter Justizrath.“

„Und decorirt! Ich bin nicht gewöhnt, Scherz mit mir treiben zu lassen, selbst nicht von einem Vertreter der höchsten Aristokratie!“

„Das ist sehr anerkennenswerth von Ihnen. Ein Jeder muß wissen, was ihm der Andere schuldig ist!“

„Natürlich! Und so hoffe ich, daß auch Sie mir diejenige Achtung zollen, welche zu empfangen ich gewöhnt bin!“

„Hm!“ brummte der Gerichtsrath.

Der Justizrath blitzte ihn mit zornigen Augen an und fragte:

„Wie? Was? Sagten Sie etwas?“

„Nein. Ich brummte nur ein Wenig.“

„Ah, so! Durchlaucht, wird bei Ihnen gebrummt?“

„Je nach Belieben. Ich pflege meinen Gästen keine Gesetze vorzuschreiben: behagt mir aber Einer nicht, so wird er eben nicht mehr eingeladen. Uebrigens

haben Sie sich geirrt. Ich habe nicht gescherzt. Ich bin wirklich der Thäter des Verbrechens, von welchem wir sprechen?"

„Was? Sie hätten —?" fragte er erstarrt.

„Ja," nickte der Fürst.

„Wirklich — —"

Abermaliges Nicken.

„Die Baronin geraubt?"

„Wie ich Ihnen sage."

„Durchlaucht sehen mich ganz fassungslos!"

„Bitte, behalten Sie immerhin Ihre Fassung, wie Sie es als Richter gewöhnt sind! Ich werde Ihnen die Gründe angeben, welche mich zu der betreffenden That veranlaßten."

„Ich bin begierig, sie zu hören."

„Vorher aber bitte ich alle die Anwesenden, mir ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie über Das, was hier gesprochen und geschehen wird, bis auf Weiteres das tiefste Schweigen bewahren werden."

„Nein, das kann ich nicht geben! Auf keinen Fall!"

„Warum nicht?"

„Wenn es sich um ein Verbrechen handelt, so ist es meine Pflicht, Anzeige zu machen."

„Sie haben ein sehr zartes und zugleich strenges Gewissen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es sich nicht um etwas Strafbares handelt. Und so können Sie mir auch durch Ihr Ehrenwort Schweigen geloben."

„Wenn das ist, gut! Ich gebe mein Wort."

„Und die anderen Herren?"

Alle stimmten bei. Der Fürst fuhr also fort:

„Also, ich theile Ihnen mit, daß ich die Baronin aus Rollenburg geraubt und hierher gebracht habe. Ich habe dabei einen Helfershelfer gehabt, nämlich hier den Herrn Doctor Zander."

„Ah!" sagte der Justizrath, indem sich Aller Augen auf Zander richteten. „Man sagt, daß der Herr Doctor die Baronin in Behandlung gehabt habe."

„Allerdings! Nämlich der Baron hat die Absicht gehabt, seine Frau zu tödten."

„Unmöglich!"

„Sogar wirklich. Er hat ihr ein Gift eingegeben, in Folge dessen sie in ihren gegenwärtigen Zustand gefallen ist. Er hat sie nach Rollenburg zu Doctor Mars geschafft und diesem eine hohe Gratification geboten, falls sie sterben sollte. Um sie zu retten, haben wir sie entführt."

„Romantisch! Höchst romantisch!" meinte der Justizrath. „In diesem Falle werden Sie allerdings nicht bestraft, denn es fehlt der dolus, die Absicht, ein Verbrechen zu begehen. Sie hatten vielmehr die Absicht, ein solches zu verhüten. Und diese arme Baronin befindet sich bei Ihnen?"

„Ja. Sie liegt in einem Zustande der Erstarrung. Ich habe ihr durch

Herrn Doctor Zander ein Gegengift geben lassen, und Sie Alle sollen nachher Zeuge ihres Erwachens sein, meine Herren."

Diese Worte brachten eine bedeutende Wirkung hervor. Ausrufe der Verwunderung, der Befriedigung, der Erwartung wurden laut. Der Justizrath aber kehrte auch hier den juristischen Examinator heraus. Er fragte:

„Sie verfolgen dabei, wie es scheint, eine bestimmte Absicht?"

„Ja, das gestehe ich."

„Dürfen wir erfahren, welche?"

„Wenn Sie mir versprechen, mir nicht zu zürnen."

„O, ich bin über jedem Zorn erhaben!"

„Sie glücklicher Mensch! Meine Absicht steht nämlich in inniger Beziehung zu dem Gegenstande unseres vorigen Gespräches. Das Erwachen der Baronin soll den Beweis liefern, daß Brandt unschuldig gewesen ist."

Der Justizrath fuhr zurück, als hätte ihn eine Natter angezischt. Er sagte in fast drohendem Tone:

„Durchlaucht!"

„Schön! Ich denke, Sie sind über jeden Zorn erhaben?"

„Sie wissen ja wohl, was Sie sagten?"

„Gewiß!"

„Wenn eine Möglichkeit von Brandt's Unschuld vorhanden wäre, so läge ja auch die Möglichkeit vor, daß wir uns damals geirrt haben!"

„Sehr folgerichtig!"

„Gegen diese Möglichkeit aber muß ich mich streng verwahren, Durchlaucht! Ich war Vorsitzender!"

„Das kann an meiner Absicht gar nichts ändern. Ich vermuthe nicht nur, sondern ich behaupte sogar, daß Brandt unschuldig ist."

Da machte der Justizrath eine Verbeugung und sagte:

„Meine Zeit ist abgelaufen. Durchlaucht gestatten, daß ich mich jetzt zurückziehe."

„Bitte, bleiben Sie dennoch!"

„Nein, danke!"

Er drehte sich um und schritt dem Eingange zu. Seine Haltung war so stolz, wie die eines Löwen, welcher an einem Rattennester vorübergeht und keinen Appetit fühlt, diese niedrigen Thiere zu verschlingen.

„Herr Justizrath!" sagte der Fürst, als der pensionirte Gerichtsbeamte bereits an der Thür war.

„Durchlaucht?"

„Sie gehen wirklich?"

„Unbedingt! Ich kann mich nicht beleidigen lassen."

„Ich ersuche Sie doch, zu bleiben!"

„Danke! Habe die Ehre, meine Herren!"

Er öffnete die Thür. Da rief der Fürst:

„Halt! Sie bleiben!"

Diese Worte waren in einem solchen Tone gesprochen, daß der Justizrath herumfuhr und den Fürsten anstarrte.

V. S.

„Wie? Was?“ fragte er.

„Sie beiben!“

„Nein, ich gehe! Selbst ein Fürst kann auf meine freie Selbstbestimmung keinen Einfluß äußern!“

„Und dennoch befehle ich Ihnen, zu bleiben!“

„Befehlen?“ fragte der Pensionirte zornig.

„Ja. Kommen Sie her, und sehen Sie!“

Das klang so bestimmt, so allen Widerspruch ausschließend, daß der Justizrath wieder näher kam.

„Lesen Sie diese Karte!“

Er warf einen Blick auf dieselbe und sagte erschrocken:

„Ah, von Seiner Excellenz!“

„Ja. Werden Sie nun bleiben?“

Der einstige Vorsitzende verbeugte sich tief und antwortete:

„Unter diesen Verhältnissen, ja!“

„Auch unter den erst vorwaltenden Verhältnissen wäre jeder Andere außer Ihnen geblieben. Glücklicher Weise hat man mich über Ihre Eigenthümlichkeiten unterrichtet. Ein braver Beamte, zumal Justizbeamte, verdient die höchste Achtung und möglichste Rücksichtsnahme. Sie sind ein verdienstvoller Beamter gewesen, aber seit Sie dieses Band in das Knopfloch erhalten haben, leiden Sie am Größenwahn. Sie haben sich hier bei mir heute Abend eines Verhaltens befleißigt, als ob es für mich die höchste Ehre sei, Sie bei mir zu sehen. Gewöhnen Sie sich das ab! Sie machen sich doch nur lächerlich! Jetzt aber bitte, nehmen Sie Platz! Ich werde Sie überzeugen, daß Sie keineswegs so unfehlbar sind, wie Sie denken!“

Der Angeredete gehorchte, ohne ein Wort zu entgegnen. Er war leichenblaß geworden. Es kochte in ihm. Er sagte sich keineswegs, daß er diese Zurechtweisung verdient habe; aber der Respect vor der Unterschrift des Ministers legte ihm schweigenden Gehorsam auf.

„Meine Herren,“ fuhr der Fürst fort. „Wir werden uns jetzt in das Nebenzimmer begeben. Es ist dunkel, damit Sie unbemerkt Zeugen dessen sein können, was geschehen wird. Ich ersuche Sie, Ihre Anwesenheit durch kein Geräusch, durch keinen Laut zu verrathen.“

Er ergriff einen mehrarmigen Leuchter und schritt voran in das erwähnte Zimmer. Sie folgten.

Der Raum war mit dicken Teppichen belegt, und die schweren, weichen Polstermöbels waren ganz geeignet, jedes Geräusch zu ersticken. Sie nahmen Platz, einer dunklen Wand gegenüber, auf welche der Fürst sie aufmerksam machte, indem er sagte:

„Dies scheint eine Zwischenwand, eine Mauer zu sein, ist aber nichts, als ein dünner, durchsichtiger, aber straff angezogener Schleier, durch dessen Maschen Sie blicken können, ohne bemerkt zu werden, weil Sie sich im Dunkeln befinden werden. Also bitte, so still wie im Grabe selbst!“

Er ging mit dem Lichte hinaus, und nun sahen sie allerdings, daß sie

sich vor einem Schleier befanden, durch welchen sie den dahinter liegenden Raum als ein fein ausgestattetes Damenboudoir erkannten. Die Gaze war so fein, daß sie sogar die feinsten Striche der dahinter an der Wand hängenden Malereien zu unterscheiden vermochten. Es brannte drüben eine Ampel, welche ein mildes, aber durchdringendes Licht verbreitete.

Sie warteten in höchster Spannung der Dinge, die da kommen würden. Sie wagten nicht, auch nur ganz, ganz leise mit einander zu flüstern.

Jetzt wurde drüben eine Portiére geöffnet, und zwei Diener brachten ein höchst elegantes Ruhebett hereingetragen, welches sie in die Mitte des Raumes setzten. Dann zogen sie sich zurück.

In den Kissen lag eine bleiche, aber wunderschöne Frauengestalt. Diejenigen, von den verborgenen Zuschauern, welche die Baronin Ella von Helfenstein gesehen hatten, erkannten diese sofort.

Nach einer kurzen Pause trat der Fürst ein, mit ihm Doctor Zander. Sie benahmen sich so unbefangen, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie belauscht würden.

„Warum ordneten Sie an, daß die Dame in dieses Zimmer geschafft werde?“ fragte der Fürst laut.

„Dieses Zimmer hat eine abgesonderte Lage. Es steht zu befürchten, daß die Baronin bei ihrem Erwachen sich höchst aufgeregt benimmt, vielleicht laut weint und schreit, und da ist es besser, sie befindet sich in einem Zimmer, wo sie von Unberufenen nicht gehört werden kann.“

„Das genügt. Fühlen Sie den Puls?“

„Er ist bereits da. Es ist ganz genau so, wie Durchlaucht vorher bestimmt haben. In fünf Minuten wird die Allerärmste die Macht zurückerhalten, sich bewegen zu können.“

„So will ich bleiben. Sie darf bei ihrem Erwachen nicht allein sein.“

„Und ich? Wie befehlen, Durchlaucht?“

„Gehen Sie! Ich will mit ihr ganz allein sein. Kein Mensch soll hören oder sehen, was sie thut, außer mir.“

Zander ging.

Der Fürst setzte sich auf einen Stuhl, welchen er neben das Bett zog und beobachtete sie.

Es vergingen mehrere Minuten; die fünf waren vorüber. Wie würde ihr Erwachen sein? Langsam, allmählig, von einem Gliede auf das andere übergehend?

Nein. Sie lag noch vollständig starr; aber einen einzigen Augenblick darauf ertönte ein überlauter, gräßlicher Schrei, und da saß sie aufrecht im Bette, mit weit von sich abgestreckten Händen und übernatürlich aufgerissenen Augen.

Der Fürst sprang auf.

„Gnädige Frau! Endlich, endlich!“ sagte er.

Ihre blassen Wangen rötheten sich; sie zog die Hände wieder an sich,

ballte sie aber zu Fäusten, streckte sie drohend wieder aus und knirschte mit der Stimme eines Teufels, eines höllischen Wesens:

„Fluch ihm! Verderben! Rache! Rache!“

„Wem?“ fragte der Fürst.

„Ihm, ihm! Dem Baron!“

Ihre Zähne knirschten so laut aufeinander, daß den Lauschern das Gehör wehe that.

„Er ist ein Satan! Ein tausendfacher Satan! Sie aber sind mein Retter! Er gab mir Gift, und ich konnte mich nicht regen; aber ich fühlte, ich hörte Alles, Alles! Die Minuten wurden zu Wochen, die Stunden zu Jahren und die Tage zu Ewigkeiten! Er stand vor mir mit Doctor Mars und besprach mit ihm, daß er mich ermorden solle. Und als Mars sagte, daß ich jedes Wort verstände, da hatte er noch höllische Freude darüber!“

Sie schüttelte die Arme drohend vor sich hin.

„Baronin, fassen Sie sich!“ bat der Fürst.

„Fassen? Ich bin gefaßt; ich bin nicht aufgeregt! Oh, Fürst, Sie wissen nicht, welche Qualen ich erduldet habe! Hätte ich tausend Menschen umgebracht, ich wäre jetzt quitt mit dem Richter, denn eine jede Secunde ist mir zum letzten Augenblick, zur Hinrichtung geworden. Welch ein fürchterliches Gift! Mein Herz stand still, und meine Lungen waren wie Stein. Es war todteskalt in meinem Körper, und dennoch lebte ich. Ich wollte mich bewegen, und ich konnte nicht. Ich wollte die Fäuste ballen, und ich vermochte es nicht. Ich wollte schreien, ich wollte fluchen, beten; es ging nicht. Ich war wie ein Erzfigur im weichen, warmen Daunenbette. Da wurde jede Secunde zur Geburtsstunde eines Fluches für ihn. Meine Zunge lag in meinem Munde wie Eisen, und doch fühlte ich jeden Lufthauch, und doch hörte ich die Flieger draußen am Fenster mit einander sprechen. Der Hunger, der Durst, sie wollten mich verzehren; aber sie konnten es nicht, denn ich war ja ein Stück Metall. Nun aber ist es vorüber, und nun soll die Reihe an ihn kommen, an ihn, an ihn, an ihn!“

„Gnädige Frau, verzeihen Sie ihm. Er ist Ihr Mann, Ihr Gemahl!“

„Was sagen Sie? Was wollen Sie? Mein Gemahl! Gerade aus diesem Grunde ist sein Verbrechen tausendfach größer und strafbarer. Sie sind ein weiches Gemüth, und Sie haben nicht einen einzigen solchen Augenblick erlebt, wie ich ihrer Millionen. Als ich Ihre Stimme zum ersten Mal wieder hörte, da tropfte ein Atom Himmelstrost in meine Höllenqual. Und als Sie dann mit Doctor Zander kamen, um mich zu entführen, mich zu retten, als Sie mich auf Ihren Armen in das Coupee trugen und heimlich nach hier brachten, da wollte ich vor Wonne laut aufbrüllen, da wollte ich meine Arme um Sie legen, um Sie todt zu drücken vor Seligkeit; aber, ich war ja noch todt. Doch ich wurde ruhig, ich erwartete. Und als soeben Zander sagte, daß es nur noch fünf Minuten währen könne, da wußte ich, daß mein Erwachen kein wahnsinniges sein werde. Desto wahnsinniger aber wird meine Rache sein, meine Rache, Rache, Rache!“

V. S.

„Bitte, legen Sie sich! Soll ich Ihnen eine Erquickung reichen lassen?“

„Legen soll ich mich? Erquickung soll ich genießen? Hölle und Tod! Ich werde mich nicht legen; ich werde nicht ruhen, bis ich ihn verdorben habe! Ich habe weder Hunger noch Durst nach Speise und Trank mehr. Ich hungere und dürste aber nach seiner Seele. Meine größte Erquickung wird sein, wenn sein Todesschrei in meine Ohren gellt. Durchlaucht, Sie haben mich gerettet! Sie dürfen dabei nicht stehen bleiben. Sie müssen auch ferner für mich handeln!“

„Was soll ich thun?“

„Wollen Sie? Wollen Sie?“

„Sagen Sie, was!“

„Sie sollen der Träger, die Schildknappe meiner Rache sein. Sie sollen der Dolch sein, den ich ihm in's Leben stoße, und der Hammer, mit dem ich ihn zerschmettere!“

„Fassen Sie sich!“

„Fassen! Fassen! Fassen! Herrgott, wie kann ein Mensch so ruhig sprechen! Fassen! Ich wollte, ich könnte zur Flamme werden, in welcher er bis auf die Knochen verbrennt, und sollte ich mich dabei selbst auch verzehren. Verderben soll er, verderben! Er soll ausgestoßen werden, wie ein räudiger Hund. Er soll als Merkzeichen der Schande und der Gefährlichkeit dienen, wie die Eule, welche man an das Scheunenthor nagelt. Und ich ruhe nicht eher, als bis Sie mir versprechen, mich dabei zu unterstützen.“

„Rache ist unchristlich!“

„Unchristlich! Ist er ein Christ? Oh, Sie kennen ihn ja nicht. Sie haben keine Ahnung, was er ist. Er ist der Auswurf der Menschheit, der größte Verbrecher. Er muß zertreten werden wie der Scorpion, der von seinem eigenem Gifte lebt.“

„Beste Baronin, Sie haben Fürchterliches ausgestanden; aber dennoch kann ich Sie nicht begreifen. Ein Verbrecher soll er sein?“

„Ja, ja und tausendmal ja!“

„Sie sprechen doch von Ihrem Gemahl?“

„Von wem sonst?“

„Vom Baron Franz von Helfenstein?“

„Bei allen Göttern und Teufeln, ja; ihn meine ich, ihn, ihn und keinen Anderen!“

„Und ein Verbrecher soll er sein? Hm!“

„Ihre Worte klingen wie kaltes Wasserplätschern, während in mir ein glühender Lavastrom wühlt. Ich werde Ihnen Alles sagen, Alles. Und dann sollen Sie hingehen, um ihn zu verderben. Sie allein sind der Mann dazu; Einen Anderen würde er verderben. Selbst den Minister, den König würde er morden, um sich zu retten. Sie aber sind ihm überlegen. Sie werden ihm den Stoß geben, ohne daß er ahnt, von wem er kommt!“

„Das klingt so, als ob er der größte Bösewicht sei.“

„Das ist er auch. Ich werde Ihnen alle seine Verbrechen entdecken. Dann handeln Sie!"

„Sie verderben sich ja selbst dabei!"

„Das will ich ja! Ach, ich hatte auch ein Herz; ich fühlte, ich liebte, ich hoffte. Sein Gift hat mir das Herz erstarrt. Ich war todt, und ich will wieder sterben. Vorher aber will ich ihn verderben!"

„Wüthen Sie nicht gegen sich selbst."

„Schweigen Sie! Ich sage Ihnen ja, daß ich sterben will. Mir gilt das Leben nichts; denn wissen Sie, ich habe sie gesehen, sie, sie, sie —"

Ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab.

„Wen?" fragte er.

Da verzerrten sich ihre Züge, und sie antwortete:

„Die Verdammten, ja, die Verdammten im ewigen Feuer! Ich lag jetzt Monate lang, aber ich konnte nicht schlafen — o, wissen Sie, was das heißt, nicht schlafen können! Das machte meine Seele glühend wie flüssiges Blei, und in dieser Gluth tauchte meine Vergangenheit auf, voller Haß, Rache, Lüge, Verrath, Meineid und Blut, ja, Blut, Blut, Blut! Es klebt hier an diesen meinen Händen, so weiß und schön sie auch zu sein scheinen. Ich wollte Baronin sein, und ich bin es auch geworden; aber ich gab mein Gewissen und meine Seligkeit dafür hin. Jetzt nun will ich beichten; vielleicht hat Gott dann Erbarmen!"

Sie legte das Gesicht in die Hände, als ob sie weinen wolle; aber ihrem glühenden Innern konnte keine lindernde Thräne entfließen.

„Jetzt hören Sie!" sagte sie dann. „Merken Sie wohl, daß ich jetzt ruhig und leidenschaftslos reden werde. Ich spreche von Thatsachen, nicht von Hirngespinsten, und da fließen die Worte unerregt dahin. Wollen Sie mich anhören?"

„Wenn es Sie erleichtern kann, ja."

„Gut! Also zunächst ist der Baron ein Mörder!"

„Unmöglich!"

„O, sogar ein Doppelmörder. Er hat seinen Cousin, den Grafen Otto von Helfenstein und sodann den Hauptmann von Hellenbach während einer Nacht und des darauf folgenden Morgens ermordet."

„Gnädige Frau, bedenken Sie wohl, was Sie sagen!"

„Ich sage die Wahrheit, Durchlaucht! Sie wissen wohl, daß ich einst die Zofe der Baronesse Alma von Helfenstein war?"

„Man sprach davon."

„Sie glaubten es wohl nicht?"

„Ich achtete gar nicht darauf."

„Nun, es verkehrte auf dem Schlosse ein Försterssohn, Namens Gustav Brandt. Ich liebte ihn, er aber stieß mich von sich. Ich liebe ihn noch heute, aber ich beschloß, mich zu rächen. Und die Gelegenheit kam."

Sie erzählte nun Alles, was an jenem fürchterlichen Abende geschehen war. Und sie erzählte es in so ruhiger, monotoner Weise, als ob sie es aus

einem Buche ablese. Dann berichtete sie auch von dem Morde des Hauptmanns von Hellenbach."

„Aber," fragte er, „wie wollen Sie denn hier beweisen, daß der Baron und nicht Brandt der Mörder gewesen ist? Sie waren nicht dabei."

„Erstens hat er es mir selbst gestehen müssen, und zweitens giebt es zwei Zeugen, welche es gesehen haben."

„Wer sind diese?"

„Der Schmied Wolf und sein Sohn. Sie haben hinter den Bäumen gesteckt. Sie waren Pascher, und Brandt war ja gekommen, der Schmuggelei ein Ende zu machen. Darum verriethen sie den wahren Mörder nicht?"

„Und Sie schworen vor Gericht falsch?"

„Ja. Ich ging vor der Verhandlung zum Baron und drohte ihn zu errathen. Da ging er mit mir zum Pfarrer und verlobte sich mit mir."

„Entsetzlich!"

„O, es kommt noch mehr!"

„Was noch?"

„Baron Franz war arm und hatte Schulden. Sein Cousin war nun todt; aber der kleine Robert lebte noch. Er ließ ihn tödten."

„Durch wen?"

„Durch die beiden Schmiede, welche das Schloß wegbrannten."

„Und der Knabe verbrannte mit?"

„Ja."

„Er lebt also nicht mehr?"

„Nein."

„Wissen Sie das genau?"

„Ganz genau, obgleich ich seit jener Zeit nicht wieder darüber gesprochen habe."

„Mein Gott! Fürchterlich!"

„Nun erbte mein Mann die Baronie. Er konnte seinem Stande gemäß leben; aber er war nie sparsam gewesen und verschuldete sehr bald. Was thun, um Geld zu haben?"

„Er wurde Schmuggler?"

„Ah! Sie wissen es?"

„Ja."

„Von wem?"

„Davon später. Ihr Mann ist der eigentliche Pascherkönig, obgleich er mehrere Untergebene besitzt, welche sich ganz ebenso nennen."

„Gerade das wollte ich Ihnen sagen."

„Weiter Baronin!"

„Was weiter?"

„Was treibt er hier in der Stadt?"

„Teufel! Sollten Sie auch davon wissen?"

„Vielleicht!"

„Sagen Sie es! Bitte!"

„Er ist der Hauptmann!“

„Wirklich, wirklich!“ rief sie aus. „Sie wissen es. Sie wissen Alles! Aber woher?“

„Aus Zufall, und weil ich mich privatim für diese Angelegenheit interessire.“

„So brauche ich Ihnen weiter kein Geständniß mehr zu machen, Durchlaucht?“

„Jetzt nicht. Nur Eins noch: Wie weit ist dieser fromme Schuster Seidelmann in das Geheimniß gezogen?“

„Das weiß ich nicht genau.“

„Ich werde es erfahren. Doch sagen Sie, werden Sie mir auch fernerhin Auskunft ertheilen, wenn ich mich bei Ihnen erkundige?“

„Gern und gewiß!“

„Und der Wahrheit gemäß?“

„Ja.“

„Werden Sie Ihre jetzigen Bekenntnisse auch vor dem Richter wiederholen?“

„Ja. Aber nicht —“

„Aber wo nicht?“

„Nicht in der öffentlichen Verhandlung.“

„Und wenn man Sie dazu zwingt?“

„Zwingen? Durchlaucht, Sie sind ein Mann und reden von Zwang? Ich sage Ihnen, daß ich sterben will; ich will Alles, Alles gestehen und dann Abschied nehmen; aber in die öffentliche Verhandlung bringt mich Niemand, kein Mensch, keine Macht und keine Gewalt.“

„Ich begreife das. Ich setze nun den Fall, Brandt lebe noch und er könne aufgefunden werden. Würden Sie sich auch diesem gegenüber stellen lassen?“

„Ja.“

„Und Alles gestehen?“

„Ja. Aber nicht etwa aus Angst oder Reue. Ich würde ihm nur sagen: Du hast mich nicht gemocht, und so habe ich mich gerächt. Wärest Du klüger gewesen.“

„Und wenn man Sie Ihrem Manne gegenüberstellt?“

„Das werde ich sogar verlangen.“

„Gut, so sind wir einig. Ihr Asyl haben Sie bei mir. Oder wünschen Sie einen anderen Aufenthaltsort?“

„Nein. Nur erwartete ich, daß Sie mich jetzt sofort der Polizei übergeben würden.“

„Das fällt mir nicht ein. Wer den Hauptmann stürzen will, der muß es besser anfangen. Er würde Sie ganz einfach für wahnsinnig erklären, und da Sie aus der Irrenanstalt kommen, so würde es sehr glaubhaft sein.“

„O, ich bringe ja Beweise!“

„Er würde sie zu entkräften versuchen. Nein. Er muß langsam, geschickt und sicher umspannt werden, bis ganz plötzlich und unerwartet das Netz so über

ihn zusammengezogen wird, daß er weder entgehen noch leugnen kann. Bis dahin bleiben Sie bei mir."

„Wenn ich nun meine heutige Aufrichtigkeit unterdessen bereute, Durchlaucht?"

„Pah!" lachte er.

„Und mich von hier flüchtete."

„Das thun Sie nicht."

„Wissen Sie das so genau?"

„Ja, ich kenne Sie."

„Ich sehe, Sie verstehen mich. Wie freue ich mich auf den Augenblick, an welchem dieser verfluchte Baron in Ketten vor mir steht! Ich freue mich darauf wie ein Racheteufel! Jetzt aber, Durchlaucht, sagen Sie mir, welches Wohngemach Sie mir anweisen. Dieses hier?"

„Nein. Ich werde Ihre Bedienung rufen. Sie sollen Alles finden, was Sie brauchen; es ist bereits vorgesorgt. Uebrigens bitte ich, mich mit Ihren Wünschen stets bekannt zu machen."

Er zog an einer Glockenschnur, und dann erschien eine Zofe, welcher er die Baronin übergab. Als sich diese Beiden entfernt hatten, zog der Fürst an einer weiteren Schnur, und sogleich ging der Schleiervorhang zur Seite. Die heimlichen Zuschauer wurden jetzt von dem Lichte beschienen. Keiner von ihnen hatte ein Geräusch verursacht, und Keiner hatte bisher mit einem Andern ein Wort gesprochen.

Alma saß neben dem Obersten von Hellenbach. Sie bewegte sich nicht und hielt das Taschentuch vor das Gesicht.

„Nun, Herr Justizrath," sagte der Fürst, „halten Sie sich auch jetzt noch für infallibel?"

Der Gefragte stand auf und antwortete.

„Habe ich jetzt geträumt, Durchlaucht?"

„Sie leben in der Wirklichkeit."

„Diese Dame war wirklich die Baronin?"

„Ja."

„Und sie ist nicht —?"

Er deutete nach dem Kopfe.

„Noch weniger jedenfalls als Sie!"

„Dann — dann — dann —"

„Nun, bitte, sprechen Sie sich aus!"

„Dann — — dann haben wir uns allerdings damals geirrt, fürchterlich geirrt!"

„Ja, das ist wahr. Gut, daß Sie es doch noch einsehen. Sind auch die anderen Herren dieser Meinung?"

Alle antworteten mit Ja.

Da gab er dem Gerichtsrathe die Hand und sagte:

„Sie sehen, daß ich Wort gehalten habe. Sie kennen den Mörder

Helfensteins und Hellenbachs, den Hauptmann, den Pascherkönig und auch den Fürsten des Elendes."

„Wer ist denn das?" fragte schnell der Justizrath.

„Errathen Sie das nicht?"

„Ah! Auch dieser Baron Franz von Helfenstein! Sonderbar! Auf der einen Seite ein Teufel und auf der anderen ein solcher Engel!"

„Vielleicht irren Sie sich doch!"

„Aber, Durchlaucht, Sie müssen sofort Anzeige machen."

„Wo?"

„Bei der Polizei."

„Wozu eigentlich?"

„Der Hauptmann muß festgenommen werden."

„Ueberlassen Sie mir, zu thun, was ich für gut befinde! Sie haben meine Legitimation ja in den Händen gehabt. Uebrigens habe ich Aller Ehrenwort, das tiefste Stillschweigen einzuhalten. Herr Assessor von Schubert, Sie werden in dieser Angelegenheit viel Arbeit erhalten."

Der Angeredete verbeugte sich tief und antwortete unter glückstrahlendem Gesichte:

„Durchlaucht geben mir so sehr Gelegenheit, mir das Vertrauen meiner Oberbehörde zu erwerben, daß ich nicht genug dankbar sein kann!"

Dann wurden sie Alle außer Alma und dem Obersten entlassen. Dieser Letztere war bis jetzt im Zimmer hin und her gegangen.

„Wer hätte das gedacht!" sagte er.

„Nun endlich kennen Sie den Mörder," meinte der Fürst. „Sie werden besser von Brandt denken."

„Durchlaucht, wenn ich diesen Kerl hier hätte, ich zerruppte ihn vor Reue, daß ich ihm unschuldiger Weise die Hölle gewünscht habe. Soll auch ich Schweigen bewahren?"

„Natürlich!"

„Meine Frau und meine Tochter —?"

„Erfahren es auch später zeitig genug."

„Na, ganz wie Sie wollen! Aber haben Sie wirklich die Absicht, diesen Baron Franz von Helfenstein immer noch länger laufen zu lassen?"

„Lange nicht mehr. Die Falle ist bereits fertig. Ich brauche sie ihm nur vor die Füße zu legen, so läuft er ganz sicher hinein."

„Nur zu, nur zu! Dann werde auch ich ein Wort mit dem Schurken sprechen, da ich für jetzt noch still sein muß. Nun aber darf ich mich empfehlen. Oder bekomme ich die Erlaubniß, Fräulein von Helfenstein begleiten zu dürfen?"

„Bitte, mir das Fräulein noch kurze Zeit zu überlassen. Es giebt noch Einiges zu besprechen."

„So gute Nacht, meine Herrschaften! Hoffentlich sehe ich Sie schon morgen wieder bei mir!"

Alma hatte bis jetzt auf ihrem Sessel keine Bewegung gemacht. Als

aber Hellenbach die Thür zugemacht hatte, fuhr sie auf, kam herbei und warf sich mit einem lauten Schrei an die Brust des Fürsten. Er drückte sie an sich und flüsterte ihr zu:

„Nicht wahr, es war fast zu viel!“

Ein heftiges Schluchzen war die Antwort.

„Komm, Kind, ruhe Dich aus!“

Er zog sie auf einen Divan neben sich nieder und nahm ihr Köpfchen an sein Herz. Sie weinte lange, lange Zeit vor sich hin, dann wurde sie endlich ruhiger.

„Jetzt erst habe ich eingesehen, wie und was Du gelitten haben mußt!“ sagte sie.

„Ja, ich war sehr unglücklich, meine Alma, doch ist es zu meinem Heile gewesen. Gott hat mich dafür in anderer Weise gesegnet. Hätte die Baronesse den armen, bürgerlichen Försterssohn lieben dürfen?“

„Ich hätte nicht darnach gefragt. Du wärst avancirt. Vielleicht wärst Du heute —“

„Polizeiminister, nicht?“ lächelte er.

„Warum nicht?“

„Nun, so ist es doch immerhin besser. Was sagst Du zu Deiner einstigen Zofe, Alma?“

„Sie ist ein teuflisches Wesen.“

„Ja. Aber sie hat jetzt ausgestanden, was Tausende nicht überstanden hätten. Und weißt Du, wer daran schuld war?“

„Nein. Wer war es?“

„Ich.“

„Ah, Du? Daß sie in diese Lethargie versank?“

„Ja. Es war das, wie ich mich einmal rühmen will, ein Meisterstückchen von mir. Ich mußte sie mit Haß und Rachsucht gegen ihren Mann erfüllen, damit sie an ihm zur Verrätherin werde; darum veranlaßte ich ihn, sie nach Rollenburg zu schaffen.“

„Gab er ihr auch das Gift auf Dein Veranlassen hin?“

„Nein. Nun aber ist sie seine größte Feindin geworden.“

„Du meinst, daß sie ihr Geständniß nicht bereuen wird?“

„Nein. Sie wird von ihrer Rache nicht lassen.“

„Es war entsetzlich, was ich hörte! Armer, armer Vater! Ich sehe ihn noch im Blute vor mir liegen! Und weißt Du, was mich am Tiefsten betrübt?“

„Sage es, mein Leben!“

„Daß Robert wirklich verbrannt ist.“

„Noch glaube ich es nicht.“

„Sie sagte es doch!“

„Entweder weiß sie wirklich nichts, oder sie hat einen Grund, es nicht zu sagen.“

„Die Schmiede wissen es.“

„Sie werden es gestehen müssen. Ich werde überhaupt dafür sorgen, daß sie sich baldigst aller ihrer Geheimnisse entledigen. Wir haben noch so Vieles zu besprechen, liebe Alma. Darf ich Dich morgen besuchen?"

„O bitte, komm!"

„Und heute fahre ich Dich heim?"

„Willst Du denn, Du lieber, lieber Mann?"

„Nicht gern!"

„Ah! Nicht? Warum?"

„Weil, so lange ich Dich heimfahren muß, Du an einem anderen Orte wohnst als ich."

„Du meinst, ich sollte eigentlich bei Dir wohnen?"

„Ja! Ich muß mich aber noch gedulden."

Ungefähr um dieselbe Zeit traten zwei junge Herren in ein Haus des Altmarktes. Die erste Etage desselben enthielt eine Weinlocalität, welche man mit dem Namen Cavaliercasino zu bezeichnen pflegte.

Sie stiegen die Treppe empor und klingelten an der Vorsaalthüre. Ein Mädchen öffnete. Diese Person war sehr leicht gekleidet und von üppigen Formen, so wie sie von jungen Lebemännern zur Bedienung geliebt werden.

„Guten Abend, Anna!" grüßte der Eine.

„Guten Abend, Herr Lieutenant!" dankte sie, indem sie es duldete, daß er sie in den vollen Arm kniff.

„Bereits Versammlung da?"

„Fast vollzählig."

„Schön! Komm, Hagenau!"

Der Genannte war jener Oberlieutenant von Hagenau, welcher in Rollenburg das unglückliche Rencontre bei der Melitta gehabt hatte.

Sie traten aus dem Corridor zunächst in ein leeres Zimmer, wo sie ablegten. Dann öffneten sie die Thür zu dem nächsten Raume. Dieser war sehr comfortabel eingerichtet. Zehn oder zwölf Gäste saßen da, lauter junge Leute. Sie blickten auf, als die Beiden eintraten. Einer rief:

„Donnerwetter! Hagenau! Ist's wahr?"

„Hagenau, der Kranich?" fragte ein Anderer. „Weiß Gott, er ist's! Mensch, wer bringt Dich auf den glücklichen Gedanken, nach der Residenz zu kommen?"

„Ich selber!" schnarrte der Lange. „Meine eigene Erfindung! Kinder, habt Ihr was zu trinken?"

„Nur Punsch einstweilen."

„Pfui Teufel! Das ist ein Gesöff für Höckenweiber, aber nicht für Cavaliere. Gebt doch mal da die Weinkarte her!"

Er setzte sich, wählte aus und bestellte. In kurzer Zeit saßen die Herren beim Weine anstatt beim Punsche. Das war so Hagenau's Eigenthümlichkeit. Er hatte ja Geld, und das war ebenso gut, als ob Andere auch welches hätten.

Eine der Kellnerinnen machte sich an seinem Stuhle zu schaffen. Sie

bemerkte seine gestickte und gespickte Börse und mochte ein gutes Trinkgeld ersehnen. Darum lehnte sie sich an seinen Stuhl und legte ihm den Arm um den Nacken. Er drehte sich zu ihr um, sah sie prüfend an und fragte:

„Mädel, hast Du Dich gewaschen?"

„Natürlich!"

„So trockne Dich an einem Anderen ab, aber nicht an mir! Verstanden?"

Alles lachte.

„Der Gebrannte fürchtet das Feuer!" stichelte Einer.

„Geht das auf mich?" fragte er.

„Nein, sondern auf die Melitta."

„Haltet den Schnabel von dieser Aventurie, Kameraden! Das ist eine ganz hundsgemeine Angelegenheit."

„Wie lange wird sie noch schweben?"

„Daß weiß der Teufel! Unterdessen schweben auch wir, nämlich zwischen Hangen und Bangen. Soll mir nie wieder einfallen, eines Mädels wegen eine Flasche Wein zu riskiren."

„Ist denn der Hausknecht todt?"

„Ja."

„Und der Andere, der fromme Schuster?"

„Der lebt, der befindet sich ganz wohl, einstweilen aber noch in Nummer Sicher. Wie da der Fürst von Befour dazu kommen konnte, das ist mir auch ein Räthsel. Was hatte der dort zu suchen?"

„Vielleicht hatte er auch von der Venus gehört."

„Unsinn!"

„Nun, sie wohnt ja bei ihm."

„Aber mit ihrem Vater. Den hatte er angestellt. Uebrigens, da fällt mir ein: Wißt Ihr's von der Leda?"

„Natürlich! Es steht ja in den Blättern!"

„Oho! Was denn?"

„Daß sie gefangen ist."

„Ja, das steht wohl darin, nicht aber, warum sie da drinnen steckt."

„Weißt Du es vielleicht?"

„Auch nicht genau. Aber man munkelt so Allerlei."

„Behalte es gütigst für Dich! Ich weiß etwas Besseres, was uns weit mehr interessirt."

„Was denn?"

„Scharfenberg kommt heute."

„Das glaube ich nicht. Wir haben ihn kürzlich so gerupft, daß er es wohl nicht gleich wieder wagen wird."

„Er kommt dennoch. Ich weiß es."

„Wer sagte es?"

„Er selbst. Ich war bei ihm."

„Dann hat er Geld!"

„O! Und wie viel!“

„Wirklich? Wirklich?“

„Volle zehntausend Gulden sage ich Euch.“

„Mensch, Du bist nicht bei Troste!“

„Ich beschwöre es!“

„Phantasie! Woher soll er zehntausend Gulden haben? Sein Vater honorirt nicht mehr, und sein Onkel hat es nun auch satt.“

„Ich will es Euch mittheilen: Gepumpt.“

„Auch das glaube ich nicht. Wer pumpt ihm noch eine so hohe Summe?“

„Ein gewisser Schönlein.“

„Kenne diesen Namen nicht. Wer ist er?“

„Weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Scharfenberg von ihm zehntausend Gulden geborgt hat, dreitausend baar, und das Uebrige in feinen Auskändern.“

„So wird er ein paar Hälse brechen lassen.“

„Nein. Er wird eine Bank legen.“

Da sprangen sie Alle auf, außer Hagenau.

„Ist's wahr?“ fragte es im Kreise.

„Gewiß. Er hat es mir versprochen.“

„Dann rasch in das hintere Zimmer! Es ist doch geheizt?“

„Schon längst,“ antwortete das Mädchen.

„So kommt! Hagenau, Du machst doch ein kleines Spielchen mit?“

„Habe keine große Lust.“

„Warum nicht?“

„Wer verliert, gewinnt nicht.“

„Donnerwetter! Was für ein geistreicher Einfall!“

„Ja, gewiß! Stammt von mir; meine eigene Erfindung. Na, bin lange Zeit nicht bei Euch gewesen. Wie hoch pointirt Ihr denn jetzt?“

„Das ist verschieden. Gewöhnlich beginnt es niedrig und steigt nach und nach höher.“

„Gerade wie bei den Brennesseln, die wachsen auch! Schon wieder verdammt geistreicher Ausdruck!“

„Also Du machst mit?“

„Habe wirklich keine Lust.“

„Warum nicht?“

„Hm! Scharfenberg!“

Dabei machte Hagenau mit der Hand eine geringschätzende Geste.

„Hast Du etwas gegen ihn?“

„Na! Ist nicht nobel!“

„Pah! Die Scharfenbergs sind ein uraltes Geschlecht.“

„Geschlecht hin, Geschlecht her, er ist nicht nobel. Er verschafft sich sein Geld auf undelicate Weise und wirft es dann unsinnig wieder von sich. Ich gebe auch gern aus; aber ich weiß, was ich einnehme.“

„Na, es ist doch aber kein Unglück, wenn Du ihm einige Gulden abnimmst.“

„Habe aber leider so verdammtes Schwein. Darf nur Würfel oder Karten anrühren, so gewinne ich.“

„Das halte ich nun freilich für keinen Grund, sich vom Spiele auszuschließen. Komm!“

Da wendete sich Hagenau zu ihm und fragte leise:

„Sind denn die Anderen — hm?“

„Du meinst Industrieritter?“

„Ja. Kenne sie ja nicht.“

„Alle aus guter Familie. Werde sie Dir vorstellen. Ist ja das Cavaliercasino hier. Zweifelhafte Größen wagen sich da nicht her.“

Uno doch war gerade dieses Local von solchen Größen sehr besucht. Es kamen viele Leute, welche vom Spiele lebten, oder von, man wußte selbst nicht was.

In kurzer Zeit war das vordere Zimmer wieder leer, da sich Alle nach dem Spielsalon begeben hatten. Die Kellnerinnen hielten die Thüre von innen verschlossen, damit die Herren ja nicht von der Polizei überrascht werden konnten.

Nach einer Weile klopfte es an.

„Wer draußen?“ fragte eins der Mädchen.

„Scharfenberg.“

„Bitte, kommen Sie!“

Ihm wurde geöffnet. Er trat ein, küßte die Kellnerin, gab ihr einen freundlichen Klapps und fragte:

„So leer? Gar Niemand hier?“

„Alle hinten.“

„Ach so!“

Damit verschwand auch er im Salon.

„Wie viel wird er heute verlieren!“ meinte die eine Kellnerin, indem sie den Kopf schüttelte.

„Nicht mehr, als er bei sich hat. Geborgt bekommt er nicht mehr.“

Es kamen noch einige Herren, welche durch dieselbe Thür wieder verschwanden. Es wurde viel Wein getrunken; aber es ging sehr ruhig zu.

Nach und nach begann es, lebhafter zu werden. Die Flaschen wurden schneller leer, und bald konnte man Ausrufe wie ‚Zweihundert Gulden rechts‘ und ‚Fünfhundert links‘ hören.

„Ah, so hoch ist es noch nie zugegangen,“ meinte das eine Mädchen. „Fünfhundert Gulden! Horch, wie man das Geld klingen hört!“

So spielte man durch einige Stunden. Der Wein that immer mehr seine Wirkung. Der Wirth wahrte seinen Vortheil und sandte nun schlechtere Nummern, die heimtückisch wirkten. Die Stimmen wurden immer lauter; es ließen sich Flüche hören, Verwünschungen und Drohungen, die eigentlich nicht in ein Casino gehörten.

V. S.



„So leer? Gar Niemand hier?“

Verl. S. (66.)

Da einmal ließ sich Scharfenberg's Stimme hören:

„Tausend Gulden in Papier noch einmal!"

Es wurde einige Augenblicke still, dann riefen mehrere Stimmen durch einander:

„Verloren! Abgefallen! Höre auf, Scharfenberg!"

Aber als Antwort auf diesen guten Rath sagte er:

„Abermals tausend Gulden!"

Dann hörte man Einen fragen:

„Sind es wirklich tausend?"

„Ja. Natürlich!"

„Auf Ehre?"

„Auf Ehre!"

„Na, dann braucht man ja nicht erst die Päckchen zu öffnen, um nachzusehen."

Wieder dauerte es eine Weile, da erklang die Stimme Scharfenbergs:

„Das letzte Tausend auch noch! Hat der Teufel so viel geholt, so mag er auch noch dieses holen! Gebt einmal die volle Bulle her!"

„Donner und Doria! Weiß Gott, er trinkt sie aus, rein aus! Jetzt geht's los, Scharfenberg! Schau her! Ah! Das letzte Paquet ist zum Teufel, ganz so, wie Du es haben wolltest! Condolire, alter Junge! Fast zehntausend Gulden verloren!"

„Halte das Maul!" antwortete Scharfenberg. „Was mache ich mir daraus, wenn ich diese Kleinigkeit verliere! Wer borgt mir tausend?"

Niemand antwortete.

„Ich frage, wer mir tausend leihen will?"

Ganz dasselbe Schweigen.

„Donnerwetter! Erst nehmt Ihr es mir ab, und dann verweigert Ihr mir den Credit! Hagenau, Du hast viertausend gewonnen. Pumpe mir zweitausend davon!"

„Das geht nicht, alter Junge!"

„Nicht? Warum nicht?"

„Ist gegen meinen Grundsatz. Vom Gewinn verborge ich nie einen Heller!"

„So hast Du ja noch anderes Geld bei Dir?"

„Na, höre 'mal, wie kommst Du mir vor! Wenn ich vom Gewinn nichts verborge, so verborge ich doch von dem Anderen erst recht nichts."

„Du hast doch soeben Stautenau vierhundert gelassen!"

„Ja, mein Sohn, der giebt mir's wieder."

„Ich wohl nicht?"

„Hm!"

„Ich frage, ob Du sagen willst, daß Du Dein Geld nicht wiederbekommen würdest?"

Er ärgerte sich über den Verlust und nun auch über die Hartnäckigkeit

Derer, die ihm keinen Vorschuß geben wollten. Seine Stimme klang erregt; er war gewiß schon ziemlich den Geistern des Weines verfallen.

„Das will ich nicht wörtlich sagen," antwortete Hagenau, nun auch mit bereits geschärfter Stimme.

„Nicht wörtlich! Wie denn?"

„Bah! Lassen wir das!"

„Nein! Lassen wir das nicht! Jetzt wird es Ehrensache! Schießest Du mir tausend Gulden vor oder nicht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Das brauche ich nicht zu sagen."

„Wenn Dir es nicht an Muth gebricht, so sage es!"

„Kommst Du mir so? Gut! Ich borge Dir nichts, weil wir Alle wissen, daß Du bereits Deine Ehre verpfändet gehabt hast, ohne zu zahlen."

„Wer hat das gesagt? Wer sagt es, wer?"

„Ich sage es!" erklang es fest und bestimmt.

„Wirst Du dieses Wort zurücknehmen?"

„Nein.

„Und Du willst auch Deinen Gewährsmann nicht nennen?"

„O doch!"

„Nun, wer hat es gesagt?"

„Der Soldat Bertholt."

„Alle Teufel! Ein Soldat! Was, so ein gemeiner Kerl, so ein Hallunke, von einem Offiziere sagt, das wird so ohne Weiteres von den Herren Oberlieutenants für wahr angenommen?"

„Bertholt sagt nie eine Lüge!"

„Aber ich wohl, he?"

„Das geht mich nichts an."

„Woher will denn dieser obscure Bertholt diese Neuigkeit wissen?"

„Aus Deinem eigenen Munde."

„Alle Wetter! Das ist stark! Ich kenne nicht einmal einen Soldaten Bertholt und wäre auch wohl der Allerletzte, der einem solchen Menschen solche Dinge mittheilte. Das ist die gemeinste, die schandbarste Lüge, und ich werde diesen Kerl dem Obersten zur strengsten Bestrafung melden."

„Thue das!"

„Bis dahin nimmst Du aber Dein Wort zurück!"

„Nein!"

„Himmelelement!"

„Dann wird es sich ja erst zeigen, ob Bertholt gelogen hat."

„Es ist Lüge!"

„Du warest bei Deinem Onkel auf Besuch?"

„Ja."

„Und hast dort Besuch erhalten?"

„Nein."

„O doch!“

„Wen denn?“

„Den Juden Salomon Levi von hier.“

Es blieb einen Augenblick lang still; dann aber lautete die Antwort Scharfenberg's:

„Das nennst Du Besuch?“

„Er war bei Dir?“

„Ja.“

„Also doch! Ihr habt im Vorzimmer mit einander gesprochen. Von dort geht ein Wasserleitungsrohr in's Parterre. Das Rohr ist nach früherer Art von Blech und sehr weit. Daher kann man jedes Wort hören, was oben gesprochen wird.“

„Und da hat der Kerl gelauscht?“

„Nein. Er stand da Posten und hat Alles unfreiwillig hören müssen. Dann ist von Dir die Rede gewesen, und er hat erzählt, was er gehört hat. Kannst Du ihm das verbieten?“

„Er hat gelogen. Ich verlange, daß Du Deine Beleidigung zurücknimmst!“

„Die Wahrheit kann nie beleidigen. Bringe mir den Juden, und wenn er behauptet, daß er bezahlt ist, so will ich widerrufen, sonst aber keinesfalls.“

Da hörten die haußen an der Thüre lauschenden Kellnerinnen eine andere Stimme:

„Donnerwetter! Was ist denn das? Das sollen tausend Gulden sein?“

Es hatte Einer ein Paquet Scharfenberg's geöffnet.

„Natürlich!“ antwortete dieser.

„Du sagtest tausend Gulden in Papier?“

„Ja.“

„Darunter verstehe ich aber doch Guldenscheine, nicht Actien, Kuxes oder ähnliche Wische!“

„Diese Papiere sind gut!“

Da sagte auch Hagenau:

„Wie soll das sein? Keine Guldennoten sind es? Da will ich denn doch gleich einmal nachsehen! — Ah! Chilenen! Donnerwetter! Solche Wische! Darum also hat er sie eingepackt! Und er behauptete auf Ehre, daß jedes Päckchen tausend Gulden enthalte!“

„Das ist auch der Fall!“ schrie Scharfenberg.

„Unsinn! Dort liegt die Zeitung mit dem Coursvermerk. Es ist sogar die neue Abendnummer. Her damit! Welche Emission? Schaut einmal, Kameraden! Diese Wische stehen dreiundzwanzig. Zehn derselben sind also zweihundertunddreißig Gulden werth, anstatt tausend!“

„Lüge! Niederträchtige Lüge!“ rief Scharfenberg!“

„Du! Höre, dieses Wort sagst Du nicht noch einmal! Ich habe nämlich lesen gelernt!“

„Und dennoch ist es Lüge!“

„Gut! Hier hast Du die Lüge!“

Es erfolgte ein klatschendes Geräusch, wie von einer Ohrfeige. Dann hörte man einen brüllenden Wuthschrei Scharfenberg's. Es schien eine kleine Katzbalgerei stattzufinden, wobei aber Scharfenberg von den Anderen fest- und zurückgehalten wurde.

„Ohrfeigen! Ohrfeigen zu geben!" schrie er. „Das kostet Blut! Nur Blut kann das abwischen! Verstanden!"

„Pah! Ich bemerke nicht, daß meine Hand schmutzig ist. Du brauchst nicht auch noch abgewischt zu werden!"

„Hund! Auch das noch!"

Eine Flasche zertrümmerte an der Wand, und dann ertönte Hagenau's Stimme:

„Mensch, unterlaß diese Gassenbubenstreiche, sonst werde ich Dich noch einmal bei der Parabel nehmen!"

„Genugthuung! Satisfaction muß ich haben. Morgen schicke ich Dir meinen Bevollmächtigten!"

„Das laß nur sein! Mit Einem, der Ohrfeigen empfängt und seinen Ehrenschein nicht einlößt, schlage ich mich nicht."

„Ich werde Dich zu zwingen wissen! Ich haue Dich auf offener Straße krumm!"

„Papperlapapp! Das geht nicht so schnell! Aber, höre, Mann, wenn ich mich auch nicht mit Dir schlage, so kommt es mir doch auf ein kleines Duellchen nicht an. Wie wäre es mit einem amerikanischen?"

„Mir recht!"

„Schön! Dir kann geholfen werden. Kinder, thut mir den Gefallen und gebt einmal das Geld wieder her, was Ihr von ihm gewonnen habt. Ich habe da einen famosen Gedanken! Eigene Erfindung!"

„Hier, hier, hier!" schob man ihm die Summen zu.

„So recht!" meinte er in befriedigtem Tone. „Jetzt, Scharfenberg, wollen wir sehen, ob Du Muth hast. Also, ein amerikanisches Duell."

„Ich habe bereits gesagt, daß ich einverstanden bin."

„Nur sachte! Ich meine nämlich ein echtes Yankee-Duell, wobei der Mammon eine Rolle spielt. Ich will Dir die Satisfaction nicht verweigern. Ich biete sie Dir in Geld, und Du brauchst ja Geld. Hier sind Deine zehntausend Gulden, das heißt, die sogenannten zehntausend. Die setze ich, und Du setzest Dein Leben. Wir würfeln. Wer am höchsten wirft, gewinnt. Gewinne ich, so hast Du Dich binnen heute und einer Woche zu erschießen, gewinnst aber Du, so sind die zehntausend Gulden Dein."

„Verflucht schneidige Idee!" lachte eine Stimme.

„Ja, meine eigene Erfindung!" schnarrte Hagenau. „Aber ich glaube nicht, daß dieser Mann den Muth hat, darauf einzugehen. Er zittert vor Angst schon!"

War diese Idee nur dem Weinrausche entsprungen, oder meinte Hagenau es wirklich ernst? Auch Scharfenberg war betrunken, mehr noch als die Anderen; er hatte ja gleich eine volle Flasche geleert. Er dachte daran, daß er

sein Geld wiedergewinnen und dabei seinen Muth beweisen könne; an das Verlieren aber dachte er nicht.

„Du irrst Dich!“ sagte er höhnisch. „Mein Muth ist wohl noch ein anderer, als der Deinige. Ich beweise es Dir, indem ich darauf eingehe.“

„Du nimmst an?“

„Ja.“

„Dein Leben gegen diese Papiere?“

„Ja.“

„Hört Ihr's? Habt Ihr's gehört?“

„Ja, ja,“ antwortete es.

„Einen Becher mit drei Würfeln her! So! Hier, Scharfenberg. Du bist der Beleidigte. Wirf zuerst!“

Man hörte die Würfel im Becher klirren und dann auf den Tisch fallen. Hagenau zählte:

„Fünf und fünf und vier macht vierzehn! Stimmt's?“

„Ja,“ antwortete Scharfenberg in frechem Tone.

„Alle Teufel! Ich glaube, das Geld ist verloren. Na, wir wollen sehen, was zu machen ist.“

Er schüttelte die Würfel im Becher und warf.

„Tausend Donner!“ rief er. „Was ist denn das? Sechs, fünf und vier, macht fünfzehn. Gewonnen! Gewonnen! Kinder, nehmt Euer Geld wieder! Scharfenberg, das Wort ist der Mann. Heute in einer Woche! Verstanden?“

„Hole Euch Alle der Teufel!“

Mit diesen Worten kam er aus dem Spielsalon gestürzt. Er riß seine Kopfbedeckung vom Nagel und eilte davon, ärmer noch, als er heute am Morgen gewesen war, trotzdem er zehntausend Gulden aufgenommen hatte. —

Zweites Capitel.

Falschmünzer.

Der Jude Salomon Levi besaß in der Wasserstraße nicht nur das Haus, welches er bewohnte, sondern noch mehrere, welche allerdings in ziemlich baufälligem Zustande sich befanden und an arme Leute vermiethet waren, ihm aber doch sehr reichliche Zinsen der darin angelegten Capitalien brachten.

Es war Abend. In der oberen Giebelstube eines dieser Häuser, vier schmale, hölzerne Treppen hoch, saß ein Mann bei einer spärlich genährten Lampe am Tische und arbeitete.

Der Griffel, welchen er über die Platte führte, sagte, daß dieser Mann Graveur sei. Er war klein, bereits über fünfzig Jahre, sehr hager, hatte ein gedrücktes, leidendes Aussehen und trug eine Brille im Gesichte, unter deren blauen Gläsern zwei wimpernlose, äußerst entzündete Augen zu erkennen waren.

Er arbeitete mit sichtlicher Anstrengung und strich sich dabei so oft über die Augen, daß zu vermuthen war, er fühle heftigen Schmerz in den kranken Augen

Der kleine, eiserne Kanonenofen hatte mehrere Löcher. Er rauchte, verbreitete aber doch in Folge der drei oder vier Kohlenstücke, welche man ihm geopfert hatte, ein Etwas, was eine auf dem Ofen sitzende Mücke für Wärme gehalten haben würde.

Von Zeit zu Zeit horchte der Mann zur Seite, wo sich hinter einer nur angelehnten Thür ein oft unterbrochenes Murmeln und Seufzen hören ließ.

In der Nähe des Mannes stand ein Stuhl, auf dem ein Stickrahmen lag, ein Beweis, daß ein weibliches Wesen an seiner Seite gearbeitet habe.

Da wurde die Thür geöffnet, und eine bleiche, sehr ärmlich, aber sauber gekleidete Frau trat herein. Sie weinte.

„Wie geht es?" fragte er leise.

„Es wird nun alle, lieber Franz. Hast Du denn gar so nothwendig?"

„Ich soll morgen früh fertig sein."

„Aber der sterbenden Schwiegermutter kannst Du doch ein paar Minuten schenken."

Er legte die Platte weg und seufzte tief auf.

„Es ist nicht nur der Arbeit wegen. Aber wenn ich mit hinausgehe, muß ich weinen, und das schadet meinen armen Augen so sehr!"

Aber der gute Mann weinte schon jetzt. Die Frau sah es. Sie legte ihm den Arm um den Nacken und bat:

„Franz, komm heraus! Sie will Dich noch sehen. Du weinst ja auch schon hier!"

Er stand vom Stuhle auf und folgte ihr hinaus in die Schlafkammer. Dort saßen auf Stroh an der Diele fünf Kinder, welche nicht schlafen konnten, weil die gute Großmutter sterben wollte. Diese lag mit tief eingefallenen Wangen und Schläfen in ihrem ärmlichen Bette. Man sah es ihr an, daß der Tod bereits an die Thür klopfte.

Als sie den Schwiegersohn erblickte, ging ein befriedigtes Lächeln über ihr Gesicht.

„Wie gut von Ihnen, daß Sie kommen," sagte sie langsam und leise. „Ich muß Sie und Ihre Kleinen verlassen, die ich so gern noch gewartet und gepflegt hätte, damit meine Tochter ungestört arbeiten kann. Aber der liebe Gott will mich hinauf zu sich haben, und da oben werde ich ihm sagen, was für ein guter Mann und Vater und Schwiegersohn Sie sind. Ich werde ihn bitten, Ihnen Ihre Gesundheit und Ihr Augenlicht wiederzugeben. Er wird mir es sicherlich zu Gefallen thun. Jetzt aber haben Sie tausend Dank für Alles, was Sie an mir alten Frau gethan haben!"

Sie hatte nur in langen Absätzen gesprochen. Jetzt hielt sie inne, um Athem zu schöpfen. Sie hatte seine Rechte ergriffen und drückte sie zwischen ihren beiden abgewelkten Händen.

Er stand dabei mit überströmenden Augen und konnte nichts sagen.

V. S.

Seine Frau lehnte weinend an der Wand, und die Kleinen hielten sich umschlungen und weinten auch, aber leise, ganz leise; denn sonst mußte Vater noch mehr weinen, und dann thaten ihm ja die Augen so sehr weh.

„Sie sind uns immer eine große Hilfe und Stütze gewesen, liebe Schwiegermutter," klagte er halblaut. „Sollte ich Sie einmal gekränkt haben, so vergeben Sie es mir. Mit Absicht ist es sicherlich nicht geschehen!"

Und nun war es aus. Er konnte nicht länger an sich halten. Er weinte laut auf und eilte in die Stube zurück, wo er sich traurig an die Fensterwand lehnte. Draußen hörte er Frau und Kinder schluchzen und dazwischen die Stimme der Sterbenden, welche zu beruhigen suchte. Als er sich wieder in der Gewalt zu haben vermeinte, ging er wieder hinaus.

„Lieber Franz," sagte die Frau. „Hast Du den Zettel mit dem schönen Liede noch?"

„Ja."

„Die Mutter möchte es gern noch einmal hören."

Er holte den Zettel und setzte sich auf den unteren Bettrand. Die Frau hatte die beiden Hände der Mutter ergriffen. Die Kinder falteten die Händchen; der Vater wischte sich noch einmal die Augen und las dann die herrlichen Strophen Gerok's:

„Ich möchte heim. Mich zieht's dem Vaterhause,
Dem Vaterherzen zu,
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause,
Zur stillen, tiefen Ruh.
Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen;
Heim kehr ich mit bescheidenem Verlangen.
Noch hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
Ich möchte heim!

Ich möchte heim, bin müd von Deinem Leide,
Du arge, falsche Welt;
Ich möchte heim, bin satt von Deiner Freude;
Glück zu, wem sie gefällt!
Weil Gott es will, will ich mein Kreuz noch tragen,
Will ritterlich durch diese Welt mich schlagen,
Doch tief im Busen seufz' ich insgeheim:
Ich möchte heim!"

„Heim, heim, heim!" erklang es in leisem, frommem Echo von den Lippen der Sterbenden. „Weiter, weiter, mein guter Schwiegersohn!"

Er trocknete sich die Thränen und las weiter:

„Ich möchte heim; ich sah in sel'gen Träumen
Ein bess'res Vaterland;
Dort ist mein Theil in ewig lichten Räumen;
Hier hab ich keinen Stand.
Der Lenz ist hin; die Schwalbe schwingt die Flügel,
Der Heimath zu, weit über Thal und Hügel;
Sie hält kein Jägergarn; kein Vogelleim —
Ich möchte heim!

V. S.

Ich möchte heim; trug man als keines Kindlein
Mich einst zu Spiel und Schmaus:
Es freute mich ein leichtes, kurzes Stündlein;
Dann war der Jubel aus.
Wenn sternhell noch der Brüder Auge blitzte,
In Lust und Spiel ihr Herz sich erst erhitzte,
Trotz Purpuräpfeln, goldnem Honigseim:
Ich wollte heim!

Ich möchte heim; das Schifflein sucht den Hafen;
Das Bächlein läuft in's Meer.
Das Kindlein legt im Mutterarm sich schlafen,
Und ich will auch nicht mehr.
Manch Lied hab ich in Lust und Leid gesungen,
Wie ein Geschwätz ist Lust und Leid verklungen.
Im Herzen blieb mir noch der letzte Reim:
Ich möchte heim!"

Er war zu Ende. Ein langer, langer, tiefer Athemzug ging durch die Kammer. Von wem? Sie warteten, daß die Mutter nach Etwas sagen werde vergebens! Sie hatte die Augen geschlossen und bewegte sich nicht. Ihre Hände lagen noch in denen ihrer Tochter.

Da legte der Vater das Blatt zur Seite, beugte sich über die gute Schwiegermutter nieder, betrachtete sie einige Augenblicke lang und sagte dann leise:

„Sie ist auch heim."

Und die Kleinste von den Kindern hielt ihr kleines Mündchen an das Ohr des Schwesterchens und flüsterte.

„Sie ist auch heim!"

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Die Tochter drückte der Mutter die Augen zu, legte dann ein kleines Weilchen ihren Kopf an die Brust des Mannes und sagte dann, tief und schmerzlich aufathmend:

„Wir wollen weiter arbeiten!"

Der Vater erhob gegen die Kinder warnend den Zeigefinger und meinte:

„Die Großmutter ist nun ganz, ganz eingeschlafen. Ihr dürft sie nicht stören. Legt Euch hin und schlaft recht schön und ruhig!"

Die Kinder gehorchten, und die Eltern traten in die Stube zurück, wo sie sich zur Arbeit niedersetzten. Der Griffel und die Stricknadeln bewegten sich fleißig bis weit nach Mitternacht, ohne daß die Fleißigen ein Wort gesprochen hätten. Dann aber brach die Frau doch endlich das tiefe Schweigen:

„Ist Dir es nicht zu kalt?"

„Nein. Dir?"

„Auch nicht."

Und dennoch froren sie Beide. Die Frau warf einen wehmüthigen Blick nach dem Ofen. Dort lagen vier oder fünf Holzscheitchen neben ebenso viel Handvoll Kohlen. Das war Heizmaterial für den morgenden Tag.

„Was thun wir nun?" meinte sie.

„Melden," antwortete er, ohne von der Arbeit aufzusehen. Er mußte die Versäumniß nachholen.

„Ja. Ich meine aber nicht das."

„Was denn?"

„Sarg, Begräbnißkosten!"

Er neigte den Kopf noch tiefer auf die Platte herab, antwortete aber nicht.

„Und was ziehen wir ihr an!" flüsterte sie weiter, mehr für sich als für ihn.

„Das schwarze Kleid."

„Das ist zu gut!"

„Sie hat ja weiter nichts!"

„Da begnügt sie sich mit einem alten Rocke und meiner braunen Alltagsjacke."

„Nein."

Sie warf einen erstaunt fragenden Blick zu ihm hinüber.

„Was denn?"

„Ihr schwarzes Kleid."

„Aber es ist schade d'rum! Ich kann den Kindern zwei Röckchen und ein Jäckchen daraus machen!"

„Es ist ihr Hochzeitskleid gewesen. Sie soll es behalten. Sie hat uns lieb gehabt. Ich schämte mich, wenn ich sie so ganz ärmlich fortschicken sollte.

Da richtete die Frau einen langen, dankbaren, innigen Blick auf den Mann und flüsterte:

„Du Guter!"

Wieder verging eine Zeit. Da begann dieses Mal der Mann das kurze Gespräch:

„Wann wirst Du fertig?"

„Heute Abend."

„Bekommst Du da Geld?"

„Zwei Gulden? Und Du?"

„Ich werde früh fertig. Vielleicht erhalte ich auch etwas."

„Was ist es denn, was Du jetzt fertigst?"

Er senkte den Kopf so tief herab, daß die Stirn fast die auf dem Tische liegende Platte berührte und antwortete leise:

„Ein Titelkopf für ein Wochenblatt."

„D'rum ist es so lang und schmal. Wieviel wirst Du dafür bekommen."

„Hm! Jetzt vielleicht gar nichts! Es wird erst später ganz fertig. Ich kann jetzt nur Theil um Theil fertig machen."

„Könnten Sie Dir denn da nicht auch Theil um Theil so nach und nach bezahlen?"

„Das wollen diese Leute nicht."

„Herrjesus! Was fangen wir da an! Ich habe nur noch zwei Kreuzer, und die brauche ich zu Milch für die Kinder. Wie viel hast Du noch?"

„Gar nichts. Ich habe Dir gestern mein Letztes gegeben."

„Da mag Gott helfen!"

„Hätten wir doch Etwas zu verkaufen oder in's Leihhaus zu schaffen!"

Sie blickte, vorsichtig forschend, zu ihm hinüber und sagte dann mit unsicherer Stimme:

„Oder wir sollten in der Lotterie gewinnen!"

Er schüttelte, trübe lächelnd, den Kopf und antwortete:

„Das dürfen wir uns nicht einbilden. Wir haben weder Glück noch Stern. Es war eine richtige Vermessenheit, daß wir die fünf Gulden für das Loos ausgaben. Wir hätten zwei Wochen dafür leben können!"

„Aber die schöne Hoffnung!"

„Sie nützt nichts."

„Ich sollte es eigentlich nicht sagen; aber weißt Du, was die Mutter vorhin noch sagte, als Du in die Stube zurückgingst?"

„Was?"

„Sie hätte Dich nicht an das Loos erinnern wollen. Zu mir aber sagte sie, daß sie gleich, wenn sie heute in den Himmel komme, wolle sie den lieben Gott bitten, uns auf das Loos hundert Gulden gewinnen zu lassen."

„Das ist Sünde!"

„O, der liebe Gott weiß, wie sie es meint."

„Er weiß es auch ohne sie, daß wir arm sind."

Diese Worte hatten einen so herben Ton, daß die Frau beschloß, zu schweigen.

Sie arbeiteten mit einander die ganze Nacht hindurch. Zur angezeigten Zeit ging die Frau fort, um für die letzten zwei Kreuzer Milch zu holen. Er aber tauchte einen Lappen ins Wasser und band sich ihn auf die brennenden Augen, um die Schmerzen zu kühlen.

Er saß einige Minuten frierend da. Seine auf dem Tische liegende Hand berührte die Platte. Da faltete er die Hände und murmelte leise:

„Herrgott, vergieb mir es! Ich weiß, daß ich in kurzer Zeit blind sein werde, und muß doch für die Meinigen sorgen. Es ist eine Sünde, ein Unrecht. Ich will es auf mich nehmen, ganz auf mich allein. Nun ist die Schwiegermutter oben; die weiß nun auch, was ich für Schlimmes vorhabe. Aber ich weiß keinen anderen Rath."

Nach einiger Zeit entfernte er den Umschlag und arbeitete wieder. Aber er merkte wohl, daß er sich vorhin verrechnet habe und erst gegen Mittag fertig werden könne.

Am Vormittage saß der Jude Salomon Levi in seiner Stube, in alten Sachen kramend. Da brachte ihm seine Frau einen Mann, bei dessem Anblicke Levi schnell von seinem Stuhle aufsprang.

„Willkommen!" sagte er, dem Ankömmlinge die Hand bietend. „Endlich! Haben Sie die Proben gemacht?"

„Ja, in dieser Nacht."

„Gelungen oder nicht?"

„Ueber alles Erwarten.“

„Gott Abrahams! Ist es die Möglichkeit?“

„Ja. Dieser Graveur — wie heißt er gleich?“

„Franz Herold.“

„Also, dieser Graveur Franz Herold hat uns ein Meisterstück geliefert. Diese Vorderplatte ist gar nicht mit Geld zu bezahlen. Zehntausend Gulden ist da gar nicht zu viel.“

„Zehn — zehnt — — zehntau — —! Sind Sie etwa geworden verrückt?“

„Nein. Wir können mit dieser Platte Millionen verdienen. Wie viel haben wir ihm versprochen?“

„Tausend Gulden; das ist genug.“

„Meinetwegen! Mir kann es lieb sein. Er wird also gleich die ersten zehn Hundertguldenscheine seiner eigenen Arbeit bekommen. Sehen Sie einmal.“

Er zog ein Papier hervor, welches die Form und Farbe einer Hundertguldennote hatte, aber nur auf der einen Seite bedruckt war.

Der Jude suchte bei sich auch nach so einer Note, nahm eine Lupe und begann zu prüfen.

„Bei Goliath und David, das ist eine feine, eine sehr feine Arbeit. Da ist die Copie vom Originale gar nicht zu unterscheiden. Wenn die Hinterplatte auch so gut geräth, so können wir tausend Jahre drucken, ehe man entdeckt, daß es falsche Scheine giebt. Wann also werden wir die Hinterplatte bekommen?“

„Das erfahre ich heute. Er kommt ganz sicher am Vormittage, um mir zu zeigen, wie weit er bereits fertig ist.“

„Schärfen Sie nur ein, sich alle Mühe zu geben!“

„Das vergesse ich natürlich nicht. Adieu!“

Er ging.

Nach einiger Zeit kam ein Anderer. Er kam beinahe hereingesprungen. Der Jude kannte ihn. Es war ein Lotteriecollecteur, mit welchem er zuweilen kleine Privatgeschäfte abschloß, welche zu beider Vortheil zu gereichen pflegten.

„Guten Morgen, Herr Levi,“ grüßte der Mann.“

„Guten Morgen! Was kommen Sie, zu machen für Gesichter? Haben Sie gewonnen das große Loos oder gar die ganze Lotterie?“

„Scherz bei Seite! Es handelt sich wirklich um einen großen Gewinn. Aber nicht für mich, sondern für Andere.“

„Warum nicht für Sie?“

„Weil ich nicht habe ein Loos.“

„Man kann auch gewinnen ohne Loos.“

„Das ist nicht wahr.“

„Soll ich es Ihnen beweisen?“

„Ja. Thun Sie das.“

„Wenn Sie den Gewinn mit mir theilen.“

„Au waih geschrieen!“

„Nicht?“

„Wenn ich gewinne, so will ich gewinnen für mich, aber nicht für Andere!“

„Nun gut, so gewinnen Sie! Adieu!“

Er that, als ob er gehen wollte; aber sofort war der Jude hinter ihm her und zog ihn zurück.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ sagte er. „Erklären Sie mir vorher, wie Sie sich denken diesen Handel!“

„Das kann ich eben nicht.“

„O, man kann erklären Alles, wenn man nur es erklären will.“

„Na, meinetwegen! Nehmen wir an, daß irgend eine Nummer das große Loos gewinnt; Jemand hat diese Nummer, weiß aber noch nichts von dem Gewinne und verkauft sie Ihnen?“

„So soll es sein? So?“

„Ja.“

„Welches ist diese Nummer?“

„Pah! Das weiß nur ich!“

„Nein. Sie wissen auch nichts!“

„Wie können Sie das behaupten?“

„Weil Sie dem Betreffenden sonst würden kaufen diese Nummer ab.“

„Sie vergessen, daß ich Collecteur bin. Ich weiß, daß er gewinnen wird, ich darf ihm also die Nummer nicht abkaufen; ich müßte sie ihm wiedergeben.“

„Ein Anderer aber könnte sie behalten?“

„Ja.“

„Und wann wird ausgezahlt das Geld?“

„Innerhalb zweier Wochen.“

„Woher wissen Sie diese Nummer?“

„Ich habe soeben von der Direction eine Depesche erhalten, daß auf die betreffende Nummer das große Loos gefallen ist.“

„Das große Loos? Das allergrößte Loos?“

„Ja.“

„Gott meiner Väter! Wie viel hat gekostet dieses Loos?“

„Fünf Gulden.“

„Und wie viel wird es erhalten ausgezahlt?“

„Hunderttausend Gulden. Einige Procente aber gehen vorher ab.“

„So werde ich kaufen dies Loos auf der Stelle!“

„Also Sie gehen darauf ein?“

„Ja. Sagen Sie mir die Nummer und Den, der es hat in seinen Händen!“

„Zunächst muß ich Ihrer sicher sein. Also wieviel zahlen Sie mir?“

„Zahlen? Ah, so! Will ich Ihnen geben volle tausend Gulden.“

„Sind Sie wahnsinnig? Die Hälfte will ich haben!“

„So sind Sie selbst wahnsinnig!“

„Unsinn! Die Zeit vergeht, und der Betreffende erfährt, daß er Gewinner ist."

„Will ich geben fünf Tausend."

„Nein. Ich sage Ihnen ein- für allemal, daß ich fünfzigtausend Gulden verlange."

„Gott Zebaoth! Was doch sind die Menschen für nimmersatte Leute!"

„Zum Beispiel Sie!"

„Ich. Aber ich bin doch nicht Collecteur!"

„Ich will Ihnen zum letzten Male sagen, daß Sie fünfzigtausend Gulden einstecken, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, daß Sie aber keinen Heller bekommen, wenn ich jetzt fortgehe. Also, geben Sie fünfzigtausend?"

„Zehntausend!" sagte Salomon Levi, welchem es ganz so war, als ob er das halbe Leben herzugeben habe."

„Fünfzig!"

„Zwanzig!"

„Fünfzig!"

„Dreißig!"

„Nein. Zum Teufel! Denken Sie denn, ich bin Ihr dummer Junge? Sie können doch nicht um Etwas mit mir handeln und feilschen, was ich Ihnen geradezu umsonst gebe, also schenke! Wenn Sie nicht sofort Ja sagen, gehe ich!"

„Nun gut, gut, gut! Ich werde Ja sagen. Ich sage bereits Ja. Ich bin einverstanden. Wie ist die Nummer, und wer hat sie?"

„Nicht so eilig, mein Bester! Zunächst will ich Sicherheit haben."

„Sicherheit? Die haben Sie ja!"

„In wiefern?"

„Sie haben mein Wort!"

„Darauf gebe ich keinen Kreuzer."

„Was wollen Sie denn? Wenn ich bekomme das Geld, werden wir theilen!"

„Wenn Sie das Geld haben, so haben Sie es, und ich bekomme nichts. Ich kenne Sie!"

„Au waih! Bin ich ein Betrüger?"

„Sie sind Salomon Levi; das ist genug."

„Welche Sicherheit wollen Sie?"

„Einen Wechsel auf fünfzigtausend Gulden."

„Herr Zebaoth! Wollen Sie mich bringen in Armuth und Elend!"

„Leben Sie wohl!"

Der Collecteur ging. Aber der Jude rannte ihm nach bis zur Hausthür, zog ihn wieder herein und sagte:

„Wenn ich Ihnen nun gebe den Wechsel und gar nicht bekomme das Loos?"

„So bekommen Sie den Wechsel zurück."

„Wer garantirt mir dafür?"

„Ich. Ich gebe Ihnen für den Wechsel einen Revers."

V. S.

„Ja ein Reverschen, das ist nicht übel!“

„So schreiben Sie schnell den Wechsel, und ich stelle den Revers aus.“

„Auf welche Zeit?“

„Auf Sicht. Ich präsentire Ihnen natürlich den Wechsel, wenn ich Ihnen den Gewinn auszahle.“

„Gut! So wollen wir schreiben!“

Sie setzten sich hin und machten die beiden Papiere fertig. Der Jude erhielt den Revers und der Collecteur den Wechsel. Dann fragte der Erstere:

„Also die Nummer?“

„Es ist Nummer 45332.“

„Und wer hat sie?“

„Der Graveur Herold, welcher in Ihrem anderen Hause wohnt.“

Da machte der alte Schacherer vor Freuden einen ellenhohen Sprung und rief:

„Hallelujah, hallelujah! Das Geld ist unser!“

„Sie denken, daß er Ihnen das Loos verkauft?“

„Ja.“

„Wie wollen Sie dies anfangen?“

„Er muß, er muß!“

„Wieso?“

„Das ist meine Sache! Gehen Sie, gehen Sie, ich erwarte ihn! Er kann in jedem Augenblicke kommen.“

„So werde ich Sie nach Mittag wieder aufsuchen, um zu erfahren, ob es gelungen ist.“

„Ja, kommen Sie! Jetzt aber müssen Sie gehen, sogleich, sogleich!“

Er nahm ihn und steckte ihn zur Thür hinaus. Dann eilte er zu Frau und Tochter, um ihnen diese frohe Botschaft mitzutheilen.

Gegen Mittag kam der Erwartete. Er wurde von Rebecca eingelassen und zu dem Juden geführt. Dieser machte ein finsteres Gesicht und fragte im Tone des Unmuthes:

„Warum so spät? Wußten Sie nicht, daß ich Sie eher erwartete?“

„Ich wurde nicht eher fertig.“

„So muß man fleißiger sein!“

„Herr, ich habe Tag und Nacht gearbeitet!“

„Das ist nicht wahr. Sie wären da eher fertig geworden.“

„Meine Augen sind schwach!“

„So sagt ein Jeder, welcher trägt eine Brille, nur um sich zu geben das Aussehen eines Gelehrten. Ich werde die Arbeit prüfen. Kommen Sie übermorgen wieder. Adieu!“

Der Graveur ging nicht, sondern fragte:

„Darf ich vielleicht erfahren, wie die vorige Platte gelungen ist?“

„Das wissen wir noch nicht.“

„O weh!“

„Warum o weh?“

„Weil ich die Absicht hatte, Sie um einen kleinen Vorschuß zu bitten.“

„Vorschuß? Herr, was denken Sie? Haben wir ausgemacht und bestimmt, daß gegeben werden sollen Vorschüsse?“

„Allerdings nicht; aber unter den gegenwärtigen Umständen glaubte ich, daß Sie vielleicht doch eine Ausnahme machen würden.“

„Ausnahme? Umstände? Welche Umstände meinen Sie denn eigentlich.“

„Während dieser Nacht ist meine Schwiegermutter gestorben.“

„Schwiegermutter? Da seien Sie froh! Immer fort mit den Schwiegermüttern!“

„O, sie war gut! Aber ich habe nicht einen einzigen Kreuzer zum Begräbnisse.“

„Das ist auch nicht nöthig.“

„Nicht? Wieso? Sie muß doch begraben werden.“

„Ja. Aber wenden Sie sich an das Armenamt.“

„Das würde ich nur im schlimmsten Falle thun.“

„Der ist ja da, der schlimmste Fall. Sie haben kein Geld!“

„O, ich habe sogar kein Geld zum Leben. Wenn Sie mir doch einige Gulden leihen wollten.“

„Leihen? Ja, gern. Was geben Sie für ein Pfand?“

„Ich habe nichts.“

„So leihe ich auch nichts.“

„Aber Sie haben ja meine Platten!“

„Die gehen mich nichts an; ich mache nur den Vermittler. Es bekommt sie ein ganz Anderer. Auf die Platten kann ich also gar nichts leihen. Und wie aber nun ist es mit dem Hauszinse?“

„Den schulde ich nur für ein halbes Jahr.“

„Nur? Ist das nicht lange genug? Zwanzig Gulden. Wann und wie wollen Sie das bezahlen?“

„Von dem, was mir die Platten einbringen.“

„So lange kann ich nicht warten. Ich brauche mein Geld bald, sehr bald.“

Der Graveur blickte traurig zu Boden und sagte:

„Ich dachte, daß Sie Nachsicht haben würden, weil ich ja für Sie arbeite.“

„Nachsicht! Dazu habe ich keinen Grund. Sie verdienen keine Nachsicht.“

„Warum nicht?“

„Sie bezahlen Ihre Schulden nicht und spielen doch in der Lotterie.“

„Ich in der Lotterie?“ fragte Herold erschrocken. „Wer hat das gesagt?“

„Ich habe es gehört. Ist es etwa nicht wahr?“

„Nun ja. Meine Frau war schuld. Es war ja möglich, daß uns das Glück günstig sein werde.“

„Gerade Ihnen, unter so vielen Nieten? Das ist lächerlich. Spiele doch nicht einmal ich! In dieser letzten Lotterie wollte meine Frau es einmal ver-

suchen; aber sie konnte kein Loos mehr bekommen. Verkaufen Sie ihr das Ihrige so haben Sie ja gleich fünf Gulden."

Der Graveur blickte auf. Dieser Gedanke war ihm noch gar nicht gekommen. Das Loos war alles, was er entbehren konnte. Er war sogleich entschlossen, es zu verkaufen, aber doch nicht ohne jedes Vortheil. Das Begräbniß seiner Schwiegermutter mußte bezahlt werden.

„Wollen Sie es kaufen?" fragte er.

„Ja. Halb aus Liebe für meine Frau und halb aus Mitleid für Sie. Wo haben Sie es?"

„Zu Hause."

„So holen Sie es!"

„Wir sind ja gar nicht einig geworden?"

„Einig? In welcher Beziehung?"

„Ueber den Preis!"

„Der ist doch fünf Gulden."

„Ja, für gewöhnlich. Aber heute und morgen sind die letzten Ziehungstage, an denen die größten Gewinne gezogen werden. Wie leicht kann gerade auf diese Nummer ein bedeutender Gewinn kommen."

„Das bilden Sie sich ja nicht ein!"

„Sie können ebenso wenig so genau wissen, daß ich keinen Gewinn habe."

„Sie wollen also mehr als fünf Gulden."

„Ja."

„Sind Sie ein Wucherer?"

„Ich nicht."

„Gut, so behalten Sie Ihr Loos. Ich brauche es ja nicht. Ich kam nur so nebenbei auf den Gedanken, es zu kaufen."

Herold besann sich. Auf der einen Seite lag die Möglichkeit eines Gewinnes; auf der anderen bedachte er, daß er eine Leiche zu Hause habe, aber keinen Kreuzer Geld. Und dazu die hungernden Kinder.

„Wie viel würden Sie mir dafür geben?" fragte er.

„Die richtigen fünf Gulden."

„Nein. Die kostete das Loos bereits vor einem halben Jahre. Mit jedem Tage steigt sein Werth, weil die Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen, steigt."

„So will ich sein sehr nobel und Ihnen geben das Doppelte — zehn Gulden."

„Auch dafür gebe ich es nicht hin. Wenn ich es einmal verkaufe, so muß ich gleich so viel dafür bekommen, daß ich meine Schwiegermutter begraben lassen kann."

„Au waih! Was hat eine Schwiegermutter mit einem Lotterielose zu thun? Nun wird es geben ganz gewiß und sicher eine Niete!"

„So warte ich es ab. Zwanzig Gulden bietet mir ein Jeder."

„Gut, so werde ich auch geben zwanzig. Das ist das Höchste, was man geben kann, für so einen Zettel."

V. S.

Der Graveur rechnete leise hin und her. Endlich war er fertig und entgegnete:

„Mit zwanzig Gulden reiche ich nicht aus. Ich brauche mehr. Für zwanzig verkaufe ich es also nicht.“

„Was sind Sie für ein Mensch! Wollen Sie etwa haben tausend Gulden?“

„Nein, so unsinnig bin ich nicht; aber mit dreißig Gulden würde ich wohl langen.“

„Dreißig, Dreißig? Dafür verkaufen Sie es?“

Dem Juden hüpfte das Herz im Leibe vor Entzücken.

„Ja, dafür verkaufe ich es,“ antwortete Herold. „Für dreißig Gulden baar.“

„Eine grausam große Summe! Aber wie gesagt, meine Frau will gern ein Loos; es ist keins mehr zu haben; Sie brauchen Geld, und einen Vorschuß darf ich Ihnen nicht geben, da die Platten nicht für mich gefertigt werden. Darum will ich in Rücksicht auf ihre bedrängte Lage und auf den Wunsch meiner Frau Ihnen die dreißig Gulden geben. Also Sie machen mit?“

„Ich? Ja.“

„Topp! Schlagen Sie ein!“

Er hielt dem Graveur die Hand hin; dieser aber zögerte, einzuschlagen.“

„Nun?“ fragte der Jude.

„Ich muß erst sehen, ob meine Frau mitmacht.“

„Ihre Frau? Was hat die dabei zu sagen? Sie sind doch Mann, und was Sie beschließen, das muß gelten!“

„Und doch möchte ich sie erst fragen.“

„Warum denn?“

„Nun, erstens ist sie eigentlich schuld, daß wir das Loos genommen haben, und zweitens — —“

Er stockte einigermaßen verlegen.

„Nun, und zweitens?“

„Ich will aufrichtig sein, obgleich Sie mich vielleicht auslachen werden. Meine Schwiegermutter hat nämlich kurz vor ihrem Tode meiner Frau versprochen, den lieben Gott zu bitten, daß er uns Etwas in der Lotterie gewinnen lasse.“

„Und Ihre Frau glaubt auch, daß die Todte ihr Versprechen wirklich erfüllen kann?“

„Vielleicht.“

„Und daß Gott auch herunterkommt und ein Loos für sie ziehen läßt?“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

„Wissen Sie aber, daß es Gotteslästerung ist, Gott Zebaoth mit der Lotterie in Verbindung zu bringen?“

„Das mag sein, doch sind die Frauen ja stets gläubiger und mystischer angelegt, als wir Männer.“

„Aber einen solchen Unsinn darf ein Mann auf keinen Fall dulden.

Bedenken Sie die Noth, in der Sie sich befinden. Sie brauchen Geld und zwar augenblicklich."

„Das weiß ich gar wohl, und darum werde ich meiner Frau zureden, das Loos zu verkaufen."

„Thun Sie das. Aber ich sage Ihnen, daß ich mein Angebot nur eine Viertelstunde aufrecht erhalte!"

„Später zahlen Sie nicht dreißig Gulden?"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich bin grad jetzt bei guter Laune. Ich lasse mir in Geschäftssachen nicht einmal von meiner Frau Vorschriften machen, von der Frau eines Fremden aber nun gar nicht. Gehen Sie, und fragen Sie! Binnen einer Viertelstunde zahle ich dreißig Gulden, später aber nicht."

Herold ging. Der Jude wartete mit größter Spannung auf seine Wiederkehr. Fast war die angegebene Zeit vergangen; da kam der Graveur.

„Nun?" fragte Salomon Levi.

„Sie wollte nicht — —"

„Welche Dummheit!"

„Aber ich stellte ihr vor, daß wir ja Geld haben müssen, und so hat sie mir das Loos mitgegeben."

„Das ist Ihr Glück! Soeben sind die fünfzehn Minuten vorüber. Haben Sie das Loos mit?"

„Ja. Hier ist es!"

Er gab das Loos hin. Der Jude betrachtete es. Es war wirklich die Nummer 45332, von welcher der Collecteur gesagt hatte, daß das große Loos auf sie gefallen sei.

„Bereits sechzehn Minuten verflossen," sagte er. „Aber ich will eine Ausnahme machen und die eine Minute nicht rechnen, Sie sollen das Geld haben."

Er zahlte ihm die dreißig Gulden aus, und der Graveur ging. Der Jude wartete, bis dieser Letztere fort war; dann streckte er jubilirend die Arme empor und rief:

„Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs! Was ist das für ein Geschäft! Was ist das für ein Gewinn! Fünfzigtausend Gulden in dieser kurzen Zeit. Ich habe gemacht in meinem ganzen Leben nie ein so brillantes Geschäft!"

Da trat seine Alte herein und fragte:

„Hast Du erhalten das Loos?"

„Ja; er hat es gebracht, Rebekkaleben."

„Ist es das richtige?"

„Es ist dreihundertzweiundreißig und fünfundvierzigtausend, worauf ist gefallen der große Gewinn, welcher wird gezahlt werden bei uns auf die Hälfte."

„Hättest Du denn nicht haben können mehr als die Hälfte?"

„O, ich hätte so gern gehabt das Ganze, aber der Collecteur von der Lotterie ist gewesen so kurz, daß ich bekommen habe große Angst, daß er gehen möchte zu noch einem Anderen."

V. S.

„Und was hast Du bezahlt für das Loos?"

„Dreißig Gulden."

„Dreißig ganze, schöne, silberne Gulden? O, Salomonleben, Du hast bezahlt zu viel, viel zu viel für das bischen Papier, auf welchem doch nichts Anderes steht als eine Nummer."

„Ja, es ist zu viel. Aber wenn ich nicht hätte geben wollen dreißig Gulden, so hätte ich gar nicht bekommen diese Nummer. Es ist dem Graveur gestorben die Schwiegermutter; er braucht grad dreißig Gulden, sie zu begraben, darum hat er mir nicht gelassen billiger das Loos."

„Dreißig Gulden?" sagte sie erstaunt. „Dreißig Gulden, um zu begraben ein altes Weib? Was wird kosten der Sarg?"

„Er kann bekommen einen Sarg schon zu vier Gulden."

„So mag er bezahlen vier Gulden und die Alte hinausschaffen in das Loch. Behält er übrig noch sechsundzwanzig Gulden. Salomon, Du hättest geben sollen nur zehn Gulden! Er hätte immer noch übrig sechs!"

„Was verstehst Du doch gut zu rechnen," schmunzelte der Alte. „Werde ich Dir auch, wenn Du stirbst, machen lassen einen Sarg zu vier Gulden und werde Dich hinausfahren selbst, damit ich spare das große Geld des Begräbnisses!"

„Ja, thue das, damit meine Tochter Judithleben erhält ein großes Vermögen. Aber, zeige mir das Loos, damit ich sehe ein Papier, welches werth ist hunderttausend Gulden!"

„Hier ist es; siehe es Dir an!"

Er gab ihr das Loos in die Hand. Sie verschlang es fast mit ihren gierigen Augen, preßte es zwischen ihre Hände und murmelte in einer Art irrer Verzückung:

„O, was sind wir gewesen so arm! Wir haben gehabt Hunger und Durst; aber wir haben nicht gegessen und nicht getrunken, um uns zu sammeln ein Vermögen, mit welchem wir gehören zu den Leuten, welche man nennen kann reich. Salomon Levi, wenn ich sterbe, so giebst Du mir in meiner Todesstunde in die Hand ein solches Papier, damit mein Geist sich freue über die Arbeit, welche er hat vollbracht auf dieser Erde."

Da klingelte es, und die Alte ging, um nachzusehen, wer es sei, der Einlaß begehrte. Bald kam sie zurück und meldete:

„Es ist da der Lieutenant von Scharfenberg, welcher wünscht, zu sprechen mit Dir. Bist Du für ihn daheim?"

„Hast Du gesagt, daß ich bin da?"

„Nein. Ich habe gesagt, daß ich will nachsehen."

„So sage ihm, daß ich habe keine Zeit. Er wird nicht gehen, und erst nach langem Bitten wirst Du ihn schicken."

„Recht so, Salomonleben. Diese Herren vom Militär, welche sind so stolz, daß sie auf der Straße keinen Menschen ansehen, der nicht ist ein Krösus oder ein Adeliger, diese Herren muß man demüthigen, wenn sie kommen, Geld

zu leihen, um zu bezahlen ihre Schulden und zu retten ihre Ehre, welche nicht ist werth einen Gulden und auch nicht einen Kreuzer."

Sie ging, und nach Verlauf von wohl erst einer Viertelstunde trat der Lieutenant sporenklirrend ein.

Er grüßte. Salomon Levi that, als ob er es gar nicht gehört habe. Er hatte ein Papier vorgenommen, blickte nicht auf und gab sich den Anschein, als ob er mit einer höchst nothwendigen Schreiberei beschäftigt sei.

Der Lieutenant hustete; es half nichts. Er räusperte sich sehr laut und sehr unwillig, und als der Jude sich auch jetzt zu keinem Worte herbei ließ, sagte er in stolzem Tone:

„Herr Levi, sind Sie denn eigentlich zu sprechen oder nicht?"

Jetzt hob der Jude den Kopf empor, warf einen unwilligen Blick auf den Frager und antwortete:

„Sie sehen, daß ich beschäftigt bin. Ich habe meine Arbeit zu vollenden. Warten Sie einige Minuten!"

„Gut! Aber denken Sie, daß ich wie ein Schulbube hier an der Thür stehen bleiben soll, bis Sie fertig sind?"

„Dort steht ein Stuhl. Bitte, setzen Sie sich!"

„Der Stuhl ist nicht leer."

„Legen Sie das, was Ihnen im Wege ist, herab auf den Fußboden. Ich kann Sie augenblicklich nicht bedienen."

Innerlich knirschend, nahm der Lieutenant das alte Gerumpel, welches auf dem Stuhle lag, weg und setzte sich.

Der Jude ließ ihn sehr lange warten. Endlich legte er die Feder weg und sagte, wie von einer großen Anstrengung aufathmend:

„So, nun bin ich bereit. Ah, warten Sie!"

Er öffnete ein Pult, kramte in den darin befindlichen Schreibereien und brachte dann ein Papier zum Vorschein.

„Ich weiß, weshalb Sie gekommen sind. Hier ist Ihr Ehrenschein, den Sie einlösen wollen."

Der Lieutenant stand vom Stuhle auf, drehte, einigermaßen verlegen, den Schnurrbart und sagte:

„Das ist allerdings der Zweck meines Besuches; doch muß ich Sie fragen, ob die Zahlung in baarem Gelde geschehen muß?"

„Natürlich! Sie haben die Summe baar empfangen."

„Aber nicht von Ihnen."

„Aber ich habe den Schein ebenso baar bezahlen müssen."

„Ich kann Ihnen nur Papiere geben."

„Hm! Sind sie gut?"

„Ich hoffe es. Wenigstens habe ich sie als gute empfangen."

„Zeigen Sie!"

Der Offizier zögerte noch, die Werthobjecte vorzulegen. Er sagte:

„Es sind Chilenen."

„Chilenen? O weh! Ich speculire nicht an der Börse."

„Ist auch nicht nothwendig."

„O, solche Papiere nimmt nur ein Speculant."

„Sie können Sie ja sofort verwerthen!"

„Thun Sie das doch, und bringen Sie mir das Baargeld, welches Sie dafür erhalten. Sie sind der Besitzer der Papiere. Warum soll denn grad ich sie für Sie verwerthen?"

„Ich denke, es ist gleich, wer sie verkauft, Sie oder ich."

„So! Ich werde einmal nach dem Curse sehen."

Er nahm die Börsenzeitung des heutigen Tages her, schlug die betreffende Seite auf, sah nach und meinte dann:

„Nicht übel. Wie wollen Sie die Papiere verkaufen?"

„Pari."

„Sie stehen hundertzwölf. Sie büßen dabei ein."

„Sie sehen also, daß ich Ihnen einen Verdienst gönne."

„Ja, das können Sie auch. Sie sind reich. Unsereiner aber hat sich anzustrengen, wenn man ehrlich durchkommen will. Also gut, ich nehme die Papiere zu Hundert."

Dem Lieutenant wurde das Herz leicht; er trat an den Tisch heran, zog seine Chilenen hervor und begann, aufzuzählen. Der Jude folgte seinen Bewegungen mit dem Blicke einer Katze, welche mit der Maus ihr grausames Spiel treibt!

„So," sagte Scharfenberg. „Bitte, zählen Sie nach!"

Salomon Levi zählte die Scheine, nickte befriedigt und sagte:

„Es stimmt. Wenn der Herr Lieutenant vielleicht einmal einen Vorschuß brauchen, so bin ich gern bereit, ihn zu geben."

„Wirklich?"

„Ja."

„Wenn ich Sie nun beim Wort halte."

„Ich breche mein Wort nie."

„Wie nun, wenn ich gleich jetzt einer Summe bedürfte?"

„Ganz gern! Wie viel wollen Sie haben?"

„Einige tausend Gulden."

„Ich gebe sie Ihnen. Das Geld liegt ja da."

„O bitte! Ich möchte nicht dieselben Scheine haben, die ich Ihnen jetzt gegeben habe."

„Warum nicht?"

„Ich antworte Ihnen das, was Sie selbst sagten: Ich spiele nicht an der Börse; ich speculire nicht!"

„Aber in diesem Falle wäre ich ja weiter nichts, als Ihr Geldwechsler. Sie bezahlen mich mit Obligationen und ich borge Ihnen mein baares Geld!"

„Wenn Sie es so nehmen, so kann ich nichts dagegen sagen."

„Aber Sie wissen jedenfalls, daß ein Wechsler nicht umsonst arbeitet, Herr von Scharfenberg."

„Ich bin bereit, Ihnen zu procentiren."

„Wollen sehen!"

Er nahm die Obligationen zusammen, ließ, wie zufällig, den Blick darauf fallen, machte eine Bewegung des Schreckes und rief, indem er die Papiere schnell wieder hinlegte:

„Gott meiner Väter, was sehe ich!"

Der Lieutenant wurde unruhig.

„Nun, worüber erschrecken Sie denn?" fragte er.

„Die Chilenen stehen freilich auf hundertzwölf, aber die von der letzten Emission. Sehen Sie, die Ihrigen sind heute auf fünfzehn gefallen. Morgen werden sie gar nichts mehr werth sein. Ich kann sie nicht als Zahlung nehmen."

„Donnerwetter!" entfuhr es dem Lieutenant. „Ich habe sie für Hundert und auch noch mehr nehmen müssen!"

„Tragen Sie sie gleich wieder hin!"

„Das wollte ich; aber ich kann sie nicht los werden."

„Warum nicht?"

„Die Herren, von denen ich sie habe, sind verreist."

„Wer sind die Leute?"

„Ein Rentier Schönlein — —"

„Schönlein?" fiel der Jude ein. „Den kenne ich; der ist gut, sehr gut. Er besitzt ein großes Vermögen."

„Aber er ist auf einige Monate verreist. Und einen zweiten Theil der Obligationen habe ich von Freimann und Compagnie."

„Auch gut, außerordentlich gut sogar."

„Herr Freimann ist auch verreist. Ich traf seinen Buchhalter, welcher nicht zu disponiren vermochte."

„So warten Sie, bis die Herren zurückgekehrt sind."

„Kann ich denn?"

„Warum nicht?"

„Ich brauche ja Geld!"

„Sie scherzen. Die Scharfenbergs sind reiche Leute."

„Gewiß. Aber Sie wissen bereits, daß ich jetzt keine Capitale zur Verfügung habe. Und wie steht es denn mit meinem Ehrenscheine?"

„Er ist zu Ihrer Verfügung. Sie sind ja gekommen, ihn einzulösen."

„Sie nehmen aber die Obligationen nicht an!"

„Sie sind werthlos."

„Aber anderes Geld habe ich nicht!"

Da blickte der Jude mit dem Ausdrucke des Unglaubens zu ihm hinüber und sagte:

„Der Herr Lieutenant ist ein spaßhafter Cavalier. Die Frist ist abgelaufen. Die Schuld muß bezahlt werden."

„Ich habe nur diese Papiere."

„Kein Geld?"

„Nein."

Er hätte nicht einmal diese Papiere gehabt. Er hatte ja gestern Abend gegen sie und seinen Baarverlust sein Leben eingesetzt und diesen Einsatz verloren. Heute nun waren ihm die Chilenen zugestellt worden und zwar mit folgenden Zeilen:

„Herr Lieutenant.

Sie haben den beifolgenden Obligationen gestern einen Werth angedichtet, den sie keineswegs haben. Obgleich nun nach dem offiziellen Paragraphen des Gesetzbuches Spielschulden nicht einklagbar sind, gebietet doch das Gesetz der Ehre, sie zu bezahlen. Sie setzten die Scheine je zehn Stück zu angeblich tausend Gulden. Ich habe sie von den anderen Gewinnern dafür erstanden und sende sie Ihnen in der Ueberzeugung zurück, daß Sie mir binnen vierundzwanzig Stunden den vollen Betrag baar zugehen lassen.

Oberlieutenant von Hagenau."

In Folge dieses Briefes war ihm himmelangst geworden. Er kannte Hagenau. Er wußte, wie streng dieser auf Ehre hielt. Er war überzeugt, bei ihm kein Erbarmen zu finden, wenn es ihm nicht möglich sei, das Geld binnen der angebenen Frist zu beschaffen. Das anfängliche Verhalten des Juden hatte ihn mit Hoffnung erfüllt! Desto bitterer und größer war nun die darauf folgende Enttäuschung. Er fühlte eine förmliche Angst vor Dem, was nun kommen werde.

„Also nicht?" fragte Salomon Levi.

„Nein."

„Nun, da werde ich dafür sorgen, daß ich bezahlt werde!"

„Darf ich fragen, was Sie thun werden?"

„Ich werde diesen Ehrenschein Ihrem Oberst präsentiren."

„Beim Teufel! Das werden Sie unterlassen!"

„Beim Teufel! Das werde ich thun!"

„Sie ruiniren mich!"

„Und Sie mich, wenn ich es unterlasse. Jeder aber ist sich selbst der Nächste."

„Ich hoffe, daß Sie Verstand annehmen!"

„O, ich bin sehr bei Verstande! Ich weiß aber nicht, ob es sehr verständig ist, so wie Sie zu handeln!"

„Donnerwetter!"

„Fluchen Sie nicht, Herr Lieutenant! Es hilft Ihnen zu nichts. Ich habe Ihnen bereits wiederholt Frist gegeben; nun aber brauche ich mein Geld; ich muß es haben!"

„Sie brauchen es nicht."

„Meinen Sie? Können Sie in meine Bücher sehen? Ich werde gedrängt; ich muß zahlen. Die Frist, welche ich Ihnen in Rollenburg gab, ist abgelaufen. Wenn Sie nicht zahlen können, gehe ich zum Oberst."

Der Jude sprach in einem so entschiedenen Tone, daß Scharfenberg erkannte, daß es sein Ernst sei. Er fragte kleinlaut:

„Wollen Sie nicht wenigstens bis morgen warten?"

„Nein."

„Wenn ich nun Ihnen eine Abschlagszahlung leiste?"

„Womit wollen Sie zahlen?"

„Ich werde diese Obligationen verkaufen. Ich nehme dafür, was man mir bietet."

„Das ist zu wenig!"

„Aber doch Etwas!"

„Wer soll Sie Ihnen abkaufen!"

„Vielleicht Sie!"

„Ich? Wie kommen Sie mir vor! Das fällt mir gar nicht ein!"

„Aber bedenken Sie, daß es mir vielleicht gelingen wird, dann das Fehlende aufzutreiben!"

„Vielleicht! Ich brauche mein Geld!"

„Ich will Ihnen ja alle Vortheile bieten. Sagten Sie nicht, daß diese Papiere auf fünfzehn gefallen seien?"

„Ja."

„Nun, wenn Sie mir noch einen Tag Frist geben, lasse ich sie Ihnen für zehn Gulden das Stück."

„Was kann mir dies nützen! Morgen gelten Sie vielleicht gar nichts mehr."

„So ist immer die Möglichkeit vorhanden, daß sie steigen! Es liegt doch keineswegs in Ihrem Vortheile, einen Schuldner, dem später große Capitalien zur Verfügung stehen werden, zu verderben. Ueberlegen Sie sich das!"

Salomon Levi wußte recht wohl, was er wollte. Er gab sich den Anschein, als ob die letzten Worte des Offiziers Eindruck auf ihn gemacht hätten. Er ging überlegend einige Male in der Stube auf und ab; dann blieb er vor Scharfenberg stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sie mögen da nicht ganz Unrecht haben. Ich will also auf Ihren Vorschlag so weit eingehen, wie ich kann. Also hören Sie: Ich gebe Ihnen noch einen Tag Zeit, wenn Sie mir diese Obligationen für rund fünfhundert Gulden lassen."

„Das ist wenig, sehr wenig!"

„Und doch zu viel, denn sie haben keinen Werth."

„Geben Sie wenigstens sechshundert!"

„Nein. Aber etwas Anderes will ich Ihnen geben."

„Was?"

„Einen guten Rath."

„Nun, wenn er wirklich gut ist, so wird er dankend angenommen."

„Er ist gut, sehr gut. Sie brauchen Geld. Ich kann es Ihnen nicht schaffen, und ich kann Ihnen auch nicht länger gestunden, weil ich selbst es auch brauche. Aber ich will Ihnen einen Mann nennen, von dem Sie bekommen werden, was Sie brauchen."

„Wer ist dieser Mann?"

„Er ist auch Rentier wie Herr Schönlein. Er heißt Wunderlich und wohnt Neumarkt Nummer zwölf in der ersten Etage."

„Aber er kennt mich doch nicht."

„Ich gebe Ihnen einige Zeilen mit."

„Und Sie glauben wirklich, daß er mir dienen wird?"

„Ja."

„Gut! Sie sollen diese Papiere für fünfhundert Gulden haben."

„Schön. Das Andere, den Rest bringen Sie mir also morgen um diese Zeit."

„Schon heute, wenn ich Geld erhalte."

„Desto besser! Aber bedenken Sie, daß ich nicht einen einzigen Augenblick länger warten werde! Ich will Ihnen jetzt den Brief an Wunderlich schreiben."

„Sind Sie so bekannt mit ihm, daß er Ihre Empfehlung berücksichtigen wird?"

„Ja. Sie werden sich freilich zu einigen Opfern verstehen müssen. Aber bedenken Sie, daß er der Letzte und Einzige ist, an den Sie sich wenden können!"

Salomon Levi schrieb einige Zeilen, ließ sie dem Lieutenant lesen und verschloß sie dann in ein Couvert, welches er adressirte und ihm gab. Als Scharfenberg nun ging, wußte er nicht, sollte er sich erleichtert fühlen oder nicht.

Er begab sich direct nach der angegebenen Wohnung des Rentiers, bei dem er sogleich vorgelassen wurde.

Wunderlich war — ganz derselbe Mann, welcher vorher wegen der von dem Graveur Herold zu fertigenden Platte bei dem Juden gewesen war. Er empfing den Lieutenant mit einem unterdrückten Erstaunen. Er konnte sich nicht denken, was ein Officier bei ihm wolle. Aber als er die Zeilen des Juden, welche für ihn eine ganz eigene Bedeutung hatten, gelesen, war er sich über die eigentliche Absicht Salomon Levi's vollständig im Klaren.

„Nehmen Sie Platz, Herr Lieutenant," sagte er. „Herr Levi schreibt mir da, daß Sie in einer Angelegenheit kommen, welche er mir dringend an das Herz lege. Das ist sehr allgemein gehalten. Darf ich Sie bitten, mir diese Angelegenheit näher zu bezeichnen?"

„Es ist eine pecuniäre."

„Auch das ist noch zu allgemein."

Scharfenberg nahm seinen ganzen Muth zusammen und sagte:

„Es handelt sich um einen Vorschuß."

„So! Das ist deutlich. Nun wissen wir, woran wir sind. Wie hoch soll der Vorschuß sein?"

„Möglichst hoch."

„Das ist wieder so unbestimmt, und Sie werden bemerkt haben, daß ich die möglichste Deutlichkeit liebe. Ich ersuche Sie also, mir eine feste Summe zu nennen."

„Zehn- bis zwölftausend Gulden."

„Sapperment! Das ist viel!"

„Ich schmeichle mir, daß Sie im Besitze dieser Summe sind."

„Hm! Wann brauchen Sie das Geld?"

„Sofort."

„Und auf wie lange Zeit?"

„Für ein Jahr oder auch noch länger."

„Welche Zinsen geben Sie?"

„Nach Uebereinkommen. Doch bemerke ich, daß ich als Cavalier bezahle."

Wunderlich fixirte ihn mit einem langen, scharfen Blicke. Er nickte vor sich hin und sagte dann:

„Ich ersuche Sie, aufrichtig mit mir zu sein, Herr Lieutenant. Sie haben reiche Verwandte?"

„Ja. Ich bin der einzige Erbe meines Vaters."

„Er rückt aber jetzt nichts heraus?"

„Leider nein."

„Und Sie brauchen es doch so nöthig?"

„Allerdings, sehr nöthig."

„Sie befinden sich also in Noth?"

„Ich gestehe es."

„Haben vielleicht Schulden auf Ehrenwort?"

„So ist es. Ich darf mich reich nennen, besitze aber jetzt nicht einen Gulden. Wenn Sie mir nicht helfen, muß ich vielleicht zur Pistole greifen. So, das ist doch aufrichtig?"

„Ja, ich danke. Ich kann Ihnen helfen, aber doch nur in anderer Weise als Sie denken."

„In welcher?"

„Hm! Das ist eine Sache, welche die größte Vorsicht erfordert. Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß kein einziger Mensch ein Wort von unserem gegenwärtigen Gespräch erfahren soll?"

„Ich gebe es."

„Schlagen Sie ein!"

„Hier!"

Sie reichten sich die Hände. Dann sagte Wunderlich:

„Ich kann Ihnen diese Summe nicht borgen."

„Donnerwetter!"

„Bitte, nicht verzagen! Borgen kann ich sie Ihnen nicht. Aber ich kann Ihnen Gelegenheit geben, sich so viel und noch weit, weit mehr zu verdienen."

„Nützt mir nichts!"

„Bitte, abwarten!"

„So viel Geld zu verdienen, dazu gehört Zeit, und ich brauche das Geld noch heute."

„Gut, so verdienen Sie sich heute zwölftausend Gulden!"

Scharfenberg fuhr von seinem Sitze empor.

„Heute, heute?“ fragte er erstaunt.

„Ja.“

„Ist das möglich?“

„Sehr leicht sogar.“

„Auf welche Weise?“

„O, Sie brauchen nur das Geld, welches Sie von mir erhalten, auszugeben.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich werde mich Ihnen erklären. Entschuldigen Sie mich für einige Augenblicke!“

Er verließ das Zimmer, kehrte aber bald zurück und setzte sich zu dem Lieutenant.

„Erlauben Sie mir, Ihnen hier diese beiden Fünfzigguldenscheine vorzulegen. Bitte, betrachten Sie sich dieselben!“

„Ja. Zu welchem Zwecke?“

„Finden Sie nichts Auffälliges an ihnen?“

„Nein,“ antwortete der Lieutenant, nachdem er die Banknoten möglichst genau betrachtet hatte.

„Wirklich nicht?“

„Nein.“

„Vergleichen Sie die Nummern!“

„Ah! Beide tragen dieselbe Nummer!“

„Nun, was hat das zu bedeuten?“

„Sie sind auch von ganz derselben Ausgabe. Donnerwetter! Die eine von ihnen ist folglich gefälscht.“

„Das erschreckt Sie?“ lächelte Wunderlich.

„Na, ich denke, daß man mit solchen Dingen nicht spielen soll!“

„Spielen nicht, nein, sondern man muß Ernst machen.“

„Ernst? Alle Teufel, Herr Wunderlich, soll ich etwa annehmen, daß Sie — Sie —“

„Bitte, fahren Sie getrost weiter fort!“

„Daß Sie ein Falschmünzer sind?“

„Puh, welch unangenehmes Wort! Falschmünzer! Es ist ja hier von einer Münze keine Rede.“

„Münze oder Banknote, das ist gleich!“

„Wohl nicht. Aber selbst wenn Ihre Ansicht die richtige ist, so ist die Sache doch nicht so schlimm, wie sie Ihnen erscheinen mag. Der Staat giebt uns ein Stück Papier, welches wir für fünfzig Gulden annehmen müssen, obgleich es eigentlich keinen Kreuzer werth ist. Das ist Betrug. Darum gebe ich ihm auch ein Stück Papier, welches er für fünfzig Gulden annehmen muß. Ich stelle mich also auf ganz den gleichen Standpunkt mit ihm.“

„Nur ist der Unterschied, daß er seine Banknote mit der angegebenen Summe einlöst, Sie aber die Ihrige nicht.“

„Werde mich hüten!“



Scharfenberg prüft die Guldennote.

Verl. S. (67.)

„Wie aber kommt es, daß Sie mir dieses Falsificat zeigen, Herr Wunderlich?“

„Es ist kein Falsificat. Es giebt keinen Menschen, welcher diese Note von ihrer Doppelgängerin unterscheiden kann.“

„Ich hoffe, daß es sich hier nur um eine Spielerei handelt!“

„Nennen Sie zwölftausend Gulden eine Spielerei?“

„Mann! Ich glaube gar — ah, ich beginne zu ahnen, was Sie wollen!“

„Sehr gut!“

„Sie haben noch mehr von solchen Banknoten?“

„Für eine halbe Million Gulden.“

„Mensch! Ich muß Sie anzeigen!“

„Pah! Ich habe Ihr Ehrenwort!“

„Himmeldonnerwetter! Welche Unvorsichtigkeit, daß ich es gegeben habe.“

„O nein. Es war im Gegentheile Vorsichtigkeit.“

„Ihrerseits, aber nicht meinerseits. Herr Wunderlich, wir sind natürlich fertig. Adieu!“

„Sie gehen? Hm! Ich kann Sie nicht halten, obgleich ich Ihnen sehr gern geholfen hätte. Leben Sie wohl, Herr Lieutenant!“

Scharfenberg schritt der Thüre zu. Bei derselben angekommen, war es ihm, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn beim Kragen fasse und festhalte. Er blieb stehen, drehte sich langsam um und sagte:

„Mir helfen? Auf welche Weise haben Sie sich denn eigentlich diese Hilfe gedacht?“

„Ich verkaufe Ihnen für vierundzwanzigtausend Gulden solcher Noten für die Hälfte ihres Werthes.“

Es begann dem Lieutenant vor den Augen zu flimmern. Er fuhr sich mit der Hand nach der Stirn. Es war ihm ganz so, als ob ihn eine unsichtbare Faust bei der Brust packe und wieder zu dem Versucher zurückziehe. Er schritt langsam wieder näher und sagte:

„Erklären Sie mir das.“

„Das bedarf ja gar keiner Erklärung!“

„Ihnen mag dieser Gedanke sehr vertraut erscheinen, mir aber kommt er ungeheuerlich vor.“

„Machen Sie sich mit ihm bekannt, so wird sich das Ungeheuerliche sofort verlieren. Wollen Sie mich anhören?“

„Sprechen Sie!“

„Wir müssen von der Ueberzeugung ausgehen, daß das Falsificat — Sie nannten es vorhin so — dem Originale so vollständig gleicht, daß es selbst dem schärfsten Auge mit der besten Lupe nicht möglich ist, die geringste Abweichung zu erkennen.“

„Weiter!“

„In Folge dessen ist es ebenso unmöglich, die Fälschung zu entdecken.“

„Wie nun wenn man auf die Nummern achtet?“

„So ist unmöglich, zu bestimmen, welche Note die gefälschte ist. Der sie ausgegeben hat, kann also niemals in Gefahr kommen. Es ist die übertriebenste Vorsicht, daß der Verfertiger der Copie sie nicht ausgeben will. Auch darf man solche Beträge nicht in die Hand eines Menschen geben, von welchem ein Jeder sich sagen kann, daß er zu arm sei, dergleichen Noten zu besitzen. Wir haben also mit der Ausgabe gezögert, um einen Cavalier zu finden, dessen gesellschaftliche Stellung und dessen Mittel ihm erlauben, Fünfzigguldenscheine sehen zu lassen."

„Und Sie denken, diesen Cavalier in mir gefunden zu haben, Herr Wunderlich?"

Sein Auge flammte zornig auf. Der sogenannte Rentier aber schien sich aus diesem Blicke gar nichts zu machen. Er antwortete vielmehr in ausnehmend freundlichem Tone:

„Ja, das ist meine Absicht."

„Herr! Ich bin Officier!"

„Das weiß ich!"

„Und Ehrenmann!"

„Mit uneingelöstem Ehrenschein!"

„Ich werde ihn einlösen!"

„Womit oder mit was?"

Da senkte Scharfenberg den Kopf. Er antwortete nicht. Wunderlich klopfte ihm auf die Achsel und sagte:

„Herr Lieutenant, das Leben ist ein Gaukelspiel. Der gewandeste Seiltänzer bleibt oben, die Anderen aber fallen Alle vom Seile. Wollen Sie ein Dummkopf sein?"

„Nein, aber auch kein Verbrecher!"

„Pah! Was ist Verbrechen! Doch, gerathen wir nicht in Sophistereien! Bleiben wir vielmehr bei der Wirklichkeit! Sie haben kein Geld. Sie brauchen eine bedeutende Summe. Das Messer steht Ihnen an der Kehle. Sie stecken sich die Tasche voll Fünfziggulden noten und Ihnen ist geholfen!"

„Sie sind ein Satan!" stieß Scharfenberg hervor.

„Und nicht nur geholfen ist Ihnen!"

„Was noch?"

„Sie haben eine immerwährende Geldquelle."

„Die mich auf's Zuchthaus bringt."

„Sehen Sie doch nicht am hellen Tage Gespenster! Niemand vermag die Fälschung zu erkennen. Wer weist Ihnen nach, daß Sie es sind, durch dessen Hände die Ausgabe erfolgt? Sie bezahlen möglichst viel mit meinen Noten. Diese kommen in Umlauf. Jeder bezahlt mit ihnen. Kann es da auffallen, wenn auch Sie im Besitze einiger derselben sind?"

Scharfenberg antwortete nicht. Es war gewiß: Das Messer stand ihm an der Kehle und die Offerte, welche Wunderlich ihm machte, war verlockend. Er trat an das Fenster und blickte hinaus, ohne aber zu bemerken, was da draußen geschah. Er kämpfte mit sich selbst. Hinter ihm sprach Wunderlich.

Er machte ihm Alles so leicht. Er beschwichtigte alle seine Bedenken, und als er nichts mehr vorzubringen wußte, schwieg er, um den Lieutenant nun sich selbst zu überlassen.

Der scharfsinnige Versucher hatte sich nicht geirrt. Scharfenberg drehte sich um, kam langsam herbei, setzte sich an den Tisch und fragte:

„Haben Sie eine Lupe?"

„Ja, natürlich."

„Holen Sie sie einmal."

„Habe sie schon."

Er zog das Vergrößerungsglas aus der Tasche und gab es dem Officier hin. Dieser nahm es und begann, die beiden Noten mit einander zu vergleichen. Es wurde dabei kein Wort gesprochen. Ueber eine Viertelstunde, ja wohl eine halbe Stunde verging, dann legte Scharfenberg die Lupe hin. Er wischte sich die Augen, welche ihm von der Anstrengung schmerzten, und sagte:

„Der Verfertiger besitzt eine gradezu diabolische, eine höllische Geschicklichkeit!"

„Nicht wahr? Ausgezeichnet?"

„Ja. Wer ist der Kerl?"

„Bah! Darüber wird nicht gesprochen. Wenn Keiner den Anderen kennt, ist Jeder sicher."

„Dieser Grundsatz ist lobenswerth. Also man würde auch mich nicht kennen?"

„Nein. Nur ich würde von Ihnen wissen."

„Und welches sind Ihre Bedingungen?"

„Fünfzig Procent für Sie."

„Ah, das ist alles Mögliche!"

„Ja, Sie sehen, daß ich nicht knausere."

„Wann hätte ich zu zahlen? Pränumerando?"

„Nein. Sie haben ja kein Geld. Sie zahlen das Vorige, sobald Sie neuen Vorrath holen."

„Und wie viel vertrauen Sie mir an?"

„Ich gebe Ihnen für zwölftausend Gulden. Dafür haben Sie mir sechs Tausend in gutem Gelde zu bringen."

„Und welche Garantie fordern Sie?"

„Garantie? In welcher Beziehung?"

„Nun, daß ich Sie nicht verrathe."

„Bah! Das thun Sie nicht!"

„Ich könnte ja Ihre Noten, die Sie mir zu geben beabsichtigen, direct zum Staatsanwalt tragen!"

„Sie würden morgen nicht mehr am Leben sein. Mein Grundsatz ist: Gegen den Freund coulant, gegen den Feind aber unerbittlich streng."

„Gut also! Wollen Sie es mit mir versuchen?"

„Hier meine Hand!"

„Und hier die meinige!"

V. S.

Sie schlugen ein; dann fügte Scharfenberg hinzu:

„Uebrigens aber kennen wir uns nicht!"

„Das versteht sich ja ganz von selbst. Kommen Sie stets in Civil und möglichst unbemerkt zu mir. Und versäumen Sie nicht, sich bei mir Rath zu holen, wenn Sie nicht wissen, wie Sie handeln sollen. Zum Beispiel jetzt: Wem werden Sie die Noten geben?"

„Dem Bankier."

„Auf welche Weise?"

„Ich sage, daß ich Gold brauche statt des Papieres."

„Das wäre unvorsichtig; das würde auffallen."

„Wie denn sonst?"

„Kaufen Sie bei dem Einen irgend welche Papiere, die Sie bei dem Anderen wieder verkaufen."

„Das giebt Verlust."

„Ist aber sicher. Uebrigens ist der Verlust verschwindend klein, er darf gar nicht gerechnet werden. Die sicherste Weise, unsere Noten unterzubringen, bleibt aber die Reise."

„Wieso?"

„Man reist, man ist unbekannt, man giebt hier hundert Gulden aus und dort hundert Gulden. So wechselt man an einem einzigen Tage Tausende um und kann nie in irgend eine Gefahr gerathen."

„Werde es mir merken. Also, bitte!"

„Sofort!"

Wunderlich ging und zählte ihm, als er wiederkam, zweihundertundvierzig falsche Noten hin.

„So haben Sie die besprochene Summe. Wann darf ich denken, daß Sie mich wieder besuchen werden?"

„Sehr bald. Ich brauche Geld und muß also die Scheine schnell ausgeben."

„Desto besser. Lassen Sie sich Glück wünschen!"

Der Lieutenant steckte die Scheine ein, hatte aber so viel, als er dem Juden schuldete, vorher abgesondert. Er verabschiedete sich nun, und als er auf die Gasse trat, fühlte er sich nicht im Mindesten von dem Gedanken belästigt, der Agent einer Falschmünzerbande zu sein. Er fühlte nur, daß es ihm jetzt gelingen werde, seiner Sorgen und all seiner Noth ein Ende zu machen.

Er begab sich zu dem Juden zurück.

Als Rebecca ihrem Manne meldete, daß der Lieutenant von Scharfenberg abermals gekommen sei und ihn zu sprechen wünsche, nickte er mit dem Kopfe und sagte:

„Rebeccchen, Rebeccchen, wir haben einen großen Sieg errungen!"

„Welchen Sieg?"

„Das darf ich Dir jetzt nicht sagen. Schicke mir diesen Herrn Lieutenant von Scharfenberg herein."

V. S.

Als der Genannte eintrat, zeigte er ein sehr sicheres, selbstbewußtes Wesen. Er grüßte nicht und sagte barsch:

„Da bin ich wieder. Geben Sie den Schein!"

„Sind Sie bei Wunderlich gewesen?"

„Das geht Sie nichts an!"

„O, o! Was der Herr Lieutenant ist geworden so stolz während der kurzen Zeit!"

„Lassen Sie alle Bemerkungen! Geben Sie den Schein her; ich will bezahlen."

„Ich werde geben den Schein, wenn ich bezahlt bin."

„Auch gut. Hier!"

Er zählte ihm die Summe auf den Tisch und sagte dann:

„Hier haben Sie! Diese stehen aber nicht auf fünfzehn!"

Der Jude zählte nach, ergriff einen der Scheine, trat zum Fenster, betrachtete ihn und meinte dann:

„Nein, die stehen nicht auf fünfzehn, aber —"

„Was?"

„Sie stehen noch tiefer."

„Was meinen Sie damit?"

„Daß ich auch diese Noten nicht nehmen kann!"

„Warum nicht?"

„Das brauche ich nicht zu sagen."

„Aber, zum Donnerwetter, wie kommen Sie mir vor! Ich bezahle Sie mit gutem Gelde und Sie geben mir meinen Schein noch immer nicht heraus!"

„Bezahlen Sie mich mit wirklich gutem Gelde, so werden Sie ihn sofort erhalten!"

„Meinen Sie etwa, daß dieses Geld nicht gut sei?"

„Für mich ist es nicht gut."

„Halten Sie es etwa für gefälscht!"

„Was fragen Sie! Was reden Sie! Ich will nicht haben diese Scheine. Ich brauche keine Fünfzigguldennote."

„So werde ich Sie gerichtlich zwingen, mir meinen Schein herauszugeben!"

„Dann müssen Sie auch gerichtlich deponiren die Summe, welche Sie mir schuldig sind!"

„Das werde ich allerdings!"

„In solchen Bankscheinen?"

„Ja."

„Nein, das werden Sie nicht!" behauptete Salomon Levi.

„Warum nicht?"

„Weil Sie nicht wissen lassen werden dem Gerichte, daß ich einen Ehrenein von Ihnen in den Händen habe und weil ich dann gezwungen wäre,

dem Gerichte zu sagen, warum ich von Ihnen keine Fünfzigguldennoten haben will."

„So sagen Sie es doch mir jetzt, zum Donnerwetter!"

„Das habe ich nicht nöthig. Stecken Sie das Geld wieder ein und bringen Sie mir anderes."

Scharfenberg konnte nicht anders; er mußte sich unverrichteter Sache entfernen. Er konnte sich das Verhalten des Juden nicht anders erklären, als daß derselbe eine Ahnung von der Fälschung habe.

„Ein verdammter Kerl!" brummte er. „Wenn der Teufel sein Spiel dabei hat, so ist dieser Jude wohl gar mit im Complott. Doch ich kann nicht zurück. Also immer vorwärts! Jetzt nun zum Bankier!"

Es war ihm doch ziemlich unheimlich zu Muthe, als er in ein Bankgeschäft trat und nach russischen Papieren fragte. Es waren genug vorhanden. Man kannte ihn. Er sagte, daß er den Ankauf dieser Papiere im Auftrage eines entfernt wohnenden Freundes besorge, und erhielt für alle zwölftausend Gulden solcher Werthobjecte.

Jetzt begab er sich in ein anderes Bankhaus, wo er die Russen wieder verkaufte. Er erlitt dabei einen Verlust, welcher ganz unbedeutend war.

Nun kehrte er zu dem Juden zurück und bezahlte ihn. Jetzt erhielt er seinen Ehrenschein ohne alle Weigerung. Von da begab er sich zu Wunderlich, zahlte diesem sechstausend Gulden aus und ließ sich für zwanzigtausend Gulden weitere Noten geben.

Mit diesen setzte er sich auf die Bahn und fuhr nach der nicht sehr weit entfernten Meßstadt, wo er verschiedene Papiere einkaufte, mit den Falsificaten bezahlte und dann wieder verkaufte.

Als er gegen Abend zurückkehrte, konnte er Wunderlich zehntausend Gulden bringen und entnahm abermals für zwanzigtausend falsche Noten.

„Sehen Sie, welch ein Geschäft Sie machen!" meinte Wunderlich. „Sie haben heute sechzehntausend Gulden verdient. Fahren Sie so fort!"

Nun begab sich Scharfenberg in den Cavalierclubb, wo sein Kommen einiges Aufsehen erregte. Er setzte sich für sich allein, spielte den Stolzen und wartete, bis man sich in den Spielsalon begab, um eine Bank zu legen.

Als er an den Tisch trat, um sich zu betheiligen, sagte Hagenau, welcher auch wieder zugegen war:

„Ich hoffe nicht, daß Herr von Scharfenberg glaubt, Theil nehmen zu dürfen, ehe er seine Verbindlichkeiten erfüllt hat!"

Scharfenberg zog das Portefeuille, zog eine Anzahl falscher Noten heraus und warf sie ihm hin.

„Hier!" sagte er verächtlich. „Es widerstrebt mir übrigens, ein solches Betragen einer Kritik zu unterwerfen!"

„Pah!" lachte Hagenau. „Wir sind ja gar noch nicht fertig. Wie steht es mit dem Ehrenscheine bei dem Juden Salomon Levi?"

„Schicke hin zu ihm und erkundige Dich!"

„Gut, so scheint diese Angelegenheit in Ordnung zu sein. Beginnen wir also, meine Herren!"

Scharfenberg hatte Geld; er wollte sich dadurch rächen, daß er seinen Reichthum zeigte. Er spielte unvorsichtig, er wagte und wagte, bis er so viel verloren hatte, daß die Anderen endlich erklärten, es müsse ein Ende gemacht werden. Man hörte auf. —

Als Doctor Zander zum letzten Male in der Residenz gewesen war, hatte er beim Lesen einer Zeitung die in derselben enthaltene Gewinnliste der Landeslotterie gefunden und war dadurch auf den Gedanken gekommen, Spaßes halber auch einmal ein Loos zu nehmen. Er bestimmte bei sich selbst, den etwaigen Gewinn für die Armen oder für irgend einen milden, menschenfreundlichen Zweck zu verwenden.

Er hatte diesen augenblicklichen Gedanken auch wirklich in Ausführung gebracht und dann das Loos im Portemonnaie bei sich getragen. Heute nun hatte er in einem Caffeehause die vorgestrige Ziehungsliste gefunden und dabei die frohe Entdeckung gemacht, daß auf sein Loos ein kleiner Gewinn gefallen sei.

„Sogleich zum Collecteur," sagte er zu sich und führte diesen Vorsatz auch sofort aus.

Als er in die Wohnung des Collecteurs kam, sagte die Frau desselben, daß dieser zwar ausgegangen sei, aber baldigst wiederkehren werde. Sie nöthigte ihn, in das Nebenzimmer zu treten, wo ihr Mann seine wenigen Schreibereien auszumachen pflegte. Er ließ sich dies gefallen, setzte sich dort nieder und griff, um sich die Zeit zu vertreiben, zu einem Buche, welches auf dem Tische lag.

Die Frau hatte in der Küche zu thun. Ihr Schwiegervater, der Vater des Collecteurs, war für einige Minuten im Hofe des Gebäudes gewesen und kam in die Stube zurück, ohne zu ahnen, daß sich Jemand im Nebenzimmer befinde. Er stellte sich an das Fenster und blickte in reger Erwartung hinab auf die Straße, bis er seinen Sohn kommen sah. Als dieser in die Stube trat, sahen sie sich, Vater und Sohn, allein, und nun konnte Zander folgendes höchst interessante Gespräch durch die dünne Thür vernehmen:

„Endlich, endlich! Ich habe mit Schmerzen gewartet!"

„Es ging nicht schneller!"

„War Salomon Levi zu Hause?"

„Ja."

„Hast Du ihm den Vorschlag gemacht?"

„Natürlich! Ich bin ja nur deshalb zu ihm gegangen."

„Und was sagte er?"

„Er war natürlich sofort dabei; aber es kostete Mühe, ihn auf die fünfzigtausend Gulden zu bringen. Er bot erst gar nur fünftausend."

„Ihr habt also abgeschlossen?"

„Das versteht sich ganz von selbst."

„Aber doch mit Vorsicht?"

„Ja. Diesem Juden ist nicht zu trauen. Hat er einmal das Loos, so läßt er sich den Gewinn auszahlen, ohne mir einen Kreuzer zu geben."

„Wie hast Du es gemacht?"

„Er mußte mir einen Wechsel auf fünfzigtausend Gulden geben und ich gab ihm einen Revers, falls er das Loos nicht bekommen sollte."

„Er wird es doch kriegen?"

„Er zweifelte nicht. Er sagte, daß er den Graveur Herold unter Umständen zwingen könne, es ihm abzulassen. Dieser Kerl ist ein wahrer Satan. Er hat gar Manchen in der Hand, ohne daß man es ahnt."

„Welch ein Glück, daß die Depesche kam. Das große Loos. Der Telegraphist wird doch auch die Nummer ganz genau depeschirt haben!"

„Versteht sich! Bei so etwas müssen diese Leute doppelt aufpassen. Nummer 45332! Eigentlich thut es mir leid um den Graveur!"

„Unsinn!"

„Er ist blutarm!"

„Das geht uns nichts an!"

„Er hat gewiß gehungert, um nur das Geld für das Loos zusammen zu bringen."

„Der Jude wird es ihm abkaufen und einen guten Preis dafür bezahlen!"

„Laß nur um Gotteswillen meiner Frau nichts von dem Handel merken! Wenn die erführe, daß wir den Graveur um hunderttausend Gulden betrügen, sie würde es nun- und nimmermehr zugeben."

„Was fällt Dir ein! Werde ich so etwas ausplaudern! Aber, zeige mir doch einmal den Wechsel!"

„Hier ist er!"

Nach einigen Augenblicken hörte Zander:

„Ah, auf Sicht?"

„Natürlich, das ist das Sicherste. Wenn ich zu zahlen habe, bekommt der Jude die Hälfte des Gewinnes und den Wechsel zurück. Dann sind wir quitt. Wo aber stecke ich den Wechsel hin?"

„Verstecke ihn draußen in Deiner Stube!"

„Nein, das darf ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil meine Frau überall herumkramt. Wenn sie ihn fände, wäre ja Alles verrathen!"

„Ich wüßte aber weiter keinen anderen Platz."

„O, doch!"

„Wo?"

„In Deiner Schlafkammer."

„Da kommt doch Deine Frau täglich hinein, wenn sie mir das Bett macht."

„Aber in Deine Lade kann sie nicht, da hast nur Du den Schlüssel."

„Richtig, das geht. Wir stecken den Wechsel in die Lade, in das Beikästchen. Gieb her!"

„Ich gehe mit. Ich muß da selbst auch sehen, wohin er zu liegen kommt. In solchen Dingen kann man nicht vorsichtig genug sein. Komm, Vater!“

Sie gingen fort.

Zander hatte ein jedes Wort verstanden. Er begriff leicht, um was es sich handelte; es waren sogar die Namen genannt worden. Es verstand sich ganz von selbst, daß er nicht merken lassen wollte, daß er das Gespräch belauscht habe. Darum trat er aus dem Nebenzimmer in die Wohnstube zurück und stellte sich so in die Nähe der Thür, daß die Beiden, wenn sie zurückkehrten, annehmen mußten, er sei eben erst jetzt gekommen. Und kam die Frau aus der Küche, nun, so wollte er sagen, es sei ihm da draußen die Zeit zu lang geworden.

Er hörte auch sehr bald Schritte. Der Collecteur kam mit seinem Vater aus der Kammer zurück. Die Anwesenheit eines Fremden erweckte in ihnen kein Mißtrauen. Sie grüßten und der Lotteriebeamte fragte Zander, was er wolle.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ fragte dieser.

„Ich muß Sie allerdings bereits gesehen haben.“

„Ich habe kürzlich ein Loos bei Ihnen genommen und Ihnen da auch meinen Namen genannt.“

„Welche Nummer?“

„Diese hier.“

Er gab ihm das Loos hin.

„Ah, richtig! Sie haben wohl die Liste gelesen?“

„Ja Darum bin ich hier.“

„Sie sind glücklich gewesen. Sie haben fünfhundert Gulden gewonnen.“

„Wann werden die Gewinne ausgezahlt?“

„Eigentlich erst am Schlusse der Lotterie. Sie möchten das Geld aber wohl schon früher?“

„Wenn es möglich ist, allerdings.“

„Vielleicht schon heute, jetzt?“

„Ja.“

„Nun, das ließe sich wohl machen. Könnten Sie sich zu einem Disconto verstehen?

„Wie viel?“

„Fünf Procent.“

„Das wären also fünfundzwanzig Gulden?“

„Ja.“

„Und außerdem werden auch die gewöhnlichen Verwaltungsprocente abgezogen?“

„Freilich.“

„Danke sehr!“

„Na, so müssen Sie eben warten!“

„O, vielleicht doch nicht.“

„Wie? Was? Wie sehen Sie mich denn an? Sie lachen? Ich zahle Ihnen das Geld nicht eher, als bis zur gesetzlichen Frist. Verstanden?"

„Ich meine, daß Sie es mir jetzt bezahlen werden."

„Fällt mir nicht ein!"

„Nun, so werde ich der Direction mittheilen, daß Sie Disconto verlangt haben. Das ist verboten. Die Direction der Landeslotterie wünscht keineswegs, daß ihre Beamten nebenbei Wuchergeschäfte treiben!"

Da richtete sich der Collecteur vor ihm in die Höhe, stemmte die Arme in die Seiten und sagte:

„Ich verstehe Sie nicht! Was sagten Sie? Sprachen Sie nicht von Disconto?"

„Ja."

„Ich weiß ja gar nicht, was Sie meinen!"

„Ich meine, daß Sie kein Disconto verlangen dürfen, am Allerwenigsten aber fünf Procent."

„Ich? Habe ich verlangt?"

„Natürlich!"

„Herr, Sie sind wohl des Teufels!"

„Schwerlich!"

„Oder haben Sie mich falsch verstanden! Was haben Sie denn da eigentlich gehört."

„Ah, da ich Ihnen drohe, wollen Sie leugnen!"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich habe Nichts gethan, was ich nachher zu leugnen hätte!"

„Das wird sich finden. Ich weiß, was ich sage!"

„Vater, hast vielleicht Du gehört, daß ich Disconto verlangt habe, he?"

„Kein Wort!"

„Sehen Sie! Sie wissen nun, woran Sie sind, und nun lassen Sie uns gefälligst in Ruhe!"

„Das werde ich nicht. Ich werde zwar gehen, aber ich komme bald wieder, und zwar mit Polizei."

„Sind Sie verrückt? Wegen des Disconto, was Sie sich nur einbilden? Packen Sie sich fort, sonst werfe ich Sie hinaus, Sie — Märchenerfinder! Mehr will ich Ihnen jetzt nicht sagen!"

„Ist auch nicht nöthig! Ich halte Wort; ich komme wieder, aber nicht allein!"

Er ging. Er schritt langsam und nachsinnend die Straße entlang und trat in ein Gasthaus, wo er sich ein Glas Wein und das Adreßbuch geben ließ. Er schlug nach und fand, daß der Graveur Herold und der Jude Salomon Levi fast neben einander wohnten. Er beschloß, sofort den Ersteren aufzusuchen.

Er stieg mühsam zu der hohen Giebelwohnung empor; aber Zander war als Arzt dieses Treppensteigen in fremden, finsteren Häusern gewöhnt.

Als er an die Thüre klopfte, war es ihm, als wenn er drinnen ein halblautes Weinen gehört habe, welches schnell verstummte.

Er trat ein und sah, daß er sich bei einer trauernden Familie befinde. Man war soeben beschäftigt, die Leiche einer alten Frau in einen Sarg zu legen. Ein Mann und zwei Frauen waren dabei beschäftigt; mehrere Kinder standen weinend in der Nähe.

„Entschuldigung!“ sagte er. „Mein Name ist Doctor Zander. Ich komme — —“

„Um den Todtenschein auszustellen, Herr Doctor?“ fragte der Mann schnell.

„Nein. Ich komme nicht als Arzt, sondern in einer anderen Angelegenheit. Sind Sie Herr Graveur Herold?“

„Ja.“

„Kennen Sie einen Juden, Namens Salomon Levi?“

„Ja. Er ist unser Hauswirth.“

„So, so! Sind Sie vielleicht heute bereits bei ihm gewesen?“

„Vorhin.“

„Hat er Ihnen Etwas abgekauft?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte, indem er den Arzt verwundert anblickte.

„So komme ich also doch zu spät. Aber es wird sich hoffentlich nachholen lassen. Gehören diese anwesenden Personen alle zu Ihrer Familie?“

„Nein. Diese Frau ist Heimbürgin. Die Todte ist meine Schwiegermutter.“

„Wann ist sie gestorben?“

„Heute in der Nacht.“

„So eilt es also nicht so sehr, sie fortzubringen. Das Andere ist nothwendiger.“

Und sich an die Heimbürgin wendend, fuhr er fort:

„Liebe Frau, ich habe jetzt mit diesen Leuten eine wichtige Sache zu verhandeln, welche keinen Aufschub erleidet. Könnten Sie nicht wiederkommen?“

„Ja, aber erst am Nachmittage.“

„Desto besser. Man wird hier wohl früher auch keine Zeit haben. Also, gehen Sie jetzt.“

Die Frau folgte dieser Weisung. Der Graveur ebenso wie seine Frau waren über das Auftreten dieses Mannes sehr verwundert. Zander blickte sich um und fragte:

„Mir scheint, Sie sind arm?“

„Sehr, Herr Doctor.“

„Nun, der liebe Gott sorgt für Alle; er wird auch Ihrer gedenken. Jetzt ist die fremde Frau fort, und ich kann also nun ohne Zurückhaltung sprechen. Was ist es eigentlich, was der Jude Ihnen abgekauft hat?“

„Ein Lotterieloos.“

„Wie kam es, daß Sie es verkauften?“

„Die Mutter war gestorben und wir hatten kein Geld, sie zu begraben. Da verkauften wir das Loos.“

„Kamen Sie selbst auf diesen Gedanken? Besinnen Sie sich; es ist das von Wichtigkeit."

„Nein, ich kam nicht darauf. Ich ging zu dem Juden, um mir für eine Arbeit einen Vorschuß geben zu lassen. Er gab mir ihn nicht, aber er sagte mir, daß er mir das Loos abkaufen wolle."

„Wie viel hat er Ihnen gegeben?"

„Dreißig Gulden."

„Da waren Sie wohl ganz glücklich?"

„Ach nein!" sagte die Frau. „Ich hätte das Loos sehr gern behalten, weil meine Mutter kurz — —"

„Pst!" warnte ihr Mann. „Das ist Unsinn. Darüber darf man nicht reden. Du machst Dich nur lächerlich."

„Lassen Sie Ihre Frau immerhin ausreden," sagte Zander. „Ich werde nicht über sie lachen. Also, liebe Frau, was wollten Sie sagen?"

„Daß ich das Loos gar so gern behalten hätte."

„Warum?"

„Meine Mutter sagte ganz kurz vor ihrem Tode, sie wolle den lieben Gott, sobald sie zu ihm komme, bitten, uns doch Etwas gewinnen zu lassen; damit die Noth nicht noch größer werde, und damit mein Mann sich schonen könne. Seine Augen sind so sehr schlimm."

„Wann war es, als Ihre Mutter das sagte?"

„Nach Mitternacht."

„Und wann starb sie?"

„Gleich darauf."

Es war ein Blick tiefster Rührung, welchen Zander auf die Leiche warf. Er trat aber zunächst auf den Graveur zu, zog ihn an das Fenster und sagte:

„Augenkrank sind Sie? Hm! Zeigen Sie einmal her!"

Er nahm ihm die Brille ab und untersuchte die Augen, so gut es ihm ohne mechanische und optische Hilfsmittel möglich war. Dann sagte er:

„Haben Sie sich bereits untersuchen lassen?"

„Mehrere Male. Zuletzt vom Armenarzt; einen Anderen konnte ich leider nicht bezahlen."

„Was sagte er?"

Herold warf einen besorgten Blick auf seine Frau.

„Ich verstehe," meinte Zander. „Er hat Ihnen Etwas gesagt, was Sie Ihrer Frau verschwiegen haben?"

„Ja," gestand der Gefragte.

„Mir können Sie es nicht verschweigen. Er sagte, daß Sie rettungslos einer vollständigen Erblindung entgegen gehen. Nicht wahr?"

Die Frau stieß einen Ruf des Schreckes aus.

„Herrgott im Himmel!" jammerte sie. Hat er das wirklich gesagt, lieber Franz?"

Der Mann antwortete nicht. Zander sagte:

„Gestehen Sie es immerhin! Hat er es gesagt?"

„Ja," antwortete der Graveur.

„Das hast Du verschwiegen. Darum arbeitetest Du Tag und Nacht, um doch vorher noch Etwas zu verdienen. O Du mein lieber Heiland! Blind, unrettbar blind! Dieses Unglück ist — —"

„Pst, liebe Frau, regen Sie sich nicht auf!" fiel ihr Zander in die Rede. „Ich würde ihn nicht aufgefordert haben, es zu sagen, wenn ich nicht anderer Meinung wäre. Aerzte einer gewissen Schule halten dieses Uebel allerdings für unheilbar; aber ich verspreche Ihnen, Ihren Mann so herzustellen, daß er in Beziehung auf sein Augenlicht mit keinem Anderen tauscht!"

„Herr, ist das wahr?" rief der Graveur.

„Ja. Sie sind nicht der Erste, den ich wegen grad dieses Uebels in Behandlung haben werde. Machen Sie sich also ja keine Sorgen, und hüten Sie sich zunächst vor anstrengender Lichtarbeit!"

„Die kann ich nicht meiden. Wir sind so arm!"

„Nun, dagegen ist ja auch gesorgt. Diese da hat ja ihr Wort gehalten."

Er deutete dabei auf die Todte. Sie blickten ihn fragend an, und darum fuhr er fort:

„Sie hat nämlich den lieben Gott wirklich gebeten, Ihnen Etwas gewinnen zu lassen."

„Wie? Woher? Wie könnten Sie das wissen?"

„Weil Gott Ihre Bitte erfüllt hat."

„Verstehe ich recht —?"

„Welche Nummer hatten Sie?"

„Fünfundvierzigtausenddreihundertzweiunddreißig."

„Das stimmt. Diese Nummer hat gewonnen."

„Gewonnen? Wann?"

„Heute früh."

„Herrjemine! Und wir haben sie verkauft!"

„Siehst Du!" klagte die Frau. „Ich wollte meine Einwilligung auf keinem Fall geben!"

„Wie viel hat sie gewonnen?" fragte Herold.

„Hunderttausend Gulden. Das große Loos."

„O Du mein Heiland!" schrie die Frau und sank auf einen Stuhl nieder.

Die Kinder stimmten sofort ein, und der Mann lehnte sich, wortlos weinend an die Wand.

„Erschrecken Sie nicht, und weinen Sie nicht," sagte Zander. „Noch ist Hoffnung vorhanden, den Gewinn für Sie zu retten."

„Zu retten?" fuhr die Frau auf.

„Ja."

„Für uns? Das große Loos?"

„Ja. Das ist ja eben die Angelegenheit, in welcher ich zu Ihnen komme. Nämlich der Collecteur hat die Depesche erhalten, daß auf 45332 der große Gewinn gefallen sei. Er gönnte ihn keinem Andern, und da er ihn nicht

ganz haben konnte, so wollte er wenigstens die Hälfte für sich erobern. Er ging daher zu dem Juden Salomon Levi und veranlaßte diesen, Ihnen das Loos schleunigst abzukaufen. Sie wollen den Gewinn theilen, Jeder fünfzigtausend Gulden."

Die sonst so ruhige und besonnene Frau zeterte laut auf und fuhr sich mit den Händen in die Haare. Zander beruhigte sie, indem er sagte:

„Verzagen Sie nicht. Es ist noch nichts verloren. Ich bin Zeuge dieses betrügerischen Handels und kam zu Ihnen, um Ihnen meine Dienste anzubieten."

„Wie gut, wie freundlich von Ihnen! Sie denken also, daß noch nichts verloren ist?"

„Nein. Der Handel ist verbrecherisch; er muß rückgängig gemacht werden."

„Wie aber ist das anzufangen?"

„Ihr Mann begleitet mich sofort zum Staatsanwalt. Wir machen Anzeige."

„Ja, ja; die muß gemacht werden. Franz, Franz, schnell! Ziehe den Rock an, damit Du mitgehen kannst!"

Der Graveur lehnte noch immer bleich wie der Tod an der Wand. Jetzt fragte er:

„Herr Doctor, ich bin wie im Traume! Meine Ohren summen und brummen, und vor den Augen zuckt und flimmert es wie lauter Blitze. Ist es wahr, was Sie sagten?"

„Glauben Sie, daß ich mit so braven, armen Leuten meinen Scherz und Spott treiben möchte?"

„Unser Loos hat den großen Gewinn?"

„Ja."

„O Gott, mein Gott! Das bin ich nicht werth, ganz und gar nicht werth! Das habe ich nicht verdient!"

„Es ist eine Schickung Gottes und kein Verdienst; das ist wahr, mein bester Herr Herold."

„O nein! Ich hätte eigentlich etwas ganz Anderes verdient! O Gott, o Gott! Wenn ich es doch nur ändern könnte! Ach, könnte ich es nur noch ändern!"

„Was?"

Er warf einen verzweifelten Blick auf seine Frau, schüttelte den Kopf und antwortete:

„Nicht jetzt. Später vielleicht!"

„So kommen Sie jetzt mit zum Staatsanwalte, damit wir nichts versäumen."

„Ja, Franz, geh, geh, beeile Dich!" rief die Frau.

Er zog den Rock an und entfernte sich mit dem Arzte. Als sie fort waren, zog die Mutter die Kinder an den Sarg, hieß sie vor demselben niederknieen und sagte:

„Betet, betet das Vaterunser. Ihr könnt noch nichts Anderes. Der liebe Gott weiß, wie es gemeint ist."

Und sie selbst ergriff die Hand der Todten, legte die Stirn in den Schooß derselben und betete leise und innig. Aber mitten aus diesem stillen Gebete heraus ertönten zuweilen die halblauten, unwillkürlichen Worte:

„Großer Gewinn — unser Loos — hunderttausend Gulden — reich — alle Noth zu Ende — —"

Die beiden Männer hatten kaum die Wasserstraße hinter sich, da blieb Herold stehen.

„Herr, ich kann nicht weiter," sagte er; „es liegt zu schwer, zu schwer auf mir!"

„Sie haben ein Geheimniß?"

„Ja."

„Werfen Sie es von sich! Theilen Sie es mir mit!"

„Ja, das will ich. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Sie sind ein so gütiger Herr. Sie werden mir einen guten Rath ertheilen."

„Sehr gern, wenn ich nur weiß, um was es sich handelt."

„Sie sollen es erfahren. Wenn wir jetzt Anzeige machen, denken Sie da, daß der Collecteur arretirt wird?"

„Sofort."

„Und der Jude auch?"

„Ja, auch."

„Ach, da muß ich erst vorher zu ihm."

„Warum?"

„Das kann ich Ihnen hier auf offener Straße nicht sagen. Die Leute würden es mir am Munde ablesen. Hier ist eine kleine, stille einsame Schänkwirthschaft. Gehen wir für einige Minuten da hinein, Herr Doctor."

Zander stimmte gern bei. Die Gaststube war ganz leer. Nachdem Sie sich zwei Gläser Bier hatten geben lassen, konnten sie mit einander sprechen, ohne von Jemandem belauscht und beobachtet zu werden.

Und nun begann Herold sein Geständniß: seine Armuth, die Furcht, die entsetzliche Furcht vor der Erblindung, die Angst um die Zukunft, die Abhängigkeit von dem Juden, die Verlockung desselben und das endliche Gerathen in die Falle Am Schlusse sagte er:

„So, jetzt wissen Sie Alles! Nicht wahr, ich bin verloren; ich muß mich anzeigen?"

„Nein," antwortete Zander, welcher die Erzählung mit ernster Theilnahme angehört hatte. „Niemand ist verpflichtet, sich selbst anzuzeigen. Es genügt, daß Sie Ihr Vergehen bereuen und es möglichst ungeschehen machen."

„Wie kann ich das? Wenn ich mich nicht selbst anzeige, so wird der Jude falsches Geld machen oder machen lassen!"

„Das wird er nicht; dafür lassen Sie mich sorgen."

„Und wenn man einst die Platten bei ihm findet, so wird er gestehen müssen, von wem sie sind. Dann bin ich trotz alledem verloren."

„Nein. Die Noth und die Angst haben Sie dem Juden in die Hände

getrieben; aber ich glaube nicht, daß Gott will, Sie sollen daran zu Grunde gehen. Lassen Sie sich Ihre Platten wiedergeben."

„Wann?"

„Jetzt, sofort, ehe Salomon Levi arretirt wird. Denn dann würde es zu spät sein."

„Sie denken, er giebt sie mir zurück? O nein; das wird ihm gar nicht einfallen!"

„Mit Gewalt gelingt es Ihnen allerdings nicht; aber mit List werden Sie ihn so weit bringen. Wie viel Platten haben Sie gefertigt?"

„Nur eine vollständig; die andere ist noch in Arbeit. Beide sollten zur Fabrikation von Guldenscheinen verwendet werden."

Die Platten zu den Fünfziggulden scheinen, welche Scharfenberg an den Mann bringen sollte, waren nämlich nicht von Herold, sondern von einem Anderen angefertigt worden.

„Gehen Sie jetzt zu ihm. Ich warte hier. Machen Sie ihm Etwas weiß, daß Sie die fertige Platte für einen Augenblick zurückbrauchen. Es wird sich doch eine glaubhafte Ausrede finden lassen."

„O, diese finde ich schon!"

„Nun, so säumen Sie auch nicht. Wie gesagt, ich erwarte Sie hier. Aber verrathen Sie ja nicht, daß Sie von der Lotterieangelegenheit Etwas erfahren haben."

Der Graveur entfernte sich. Er kam zu dem Juden, als eben Scharfenberg zum zweiten Male von demselben fortgegangen war. Salomon Levi wunderte sich, Herold wieder bei sich zu sehen. Er wollte bereits einige Besorgniß hegen in Beziehung auf das Lotterieloos; daher beruhigte es ihn, als Herold nach der Platte fragte.

„Sie ist nicht bei mir. Es hat sie ein Anderer, um die Arbeit zu beurtheilen."

„Wie schade! Ich wollte, Sie hätten sie noch da!"

„Warum?"

„Mir ist soeben eingefallen, daß sich ein großer Fehler darin befindet, ein sehr großer Fehler."

„Welcher Fehler?"

„Ich habe ein e stehen lassen, anstatt einem e, und in der fertigen Platte ist es ebenso."

„Das ist doch kaum möglich!"

„O, ich kannte den Fehler, habe aber vergessen, ihn zu entfernen. Erst vorhin fiel mir diese Vergeßlichkeit ein."

„Geht es denn zu ändern?"

„Jetzt läßt es sich noch ätzen, später nicht."

„Verdammt unangenehm! So ist es am Ende am Besten, man nimmt die Aenderung sogleich vor?"

„Das meine ich auch. Und jetzt habe ich Zeit."

„Warten Sie hier. Ich gehe für zehn Minuten fort. Meine Frau wird Ihnen Gesellschaft leisten."

Er eilte nach dem Neumarkte zu dem Rentier Wunderlich, dem er die Sache von dem Fehler mittheilte. Beide suchten nach demselben, fanden ihn aber nicht.

„Er wird es schon wissen, wo es steckt," sagte Wunderlich. „Er mag sich sputen, fertig zu werden."

Als der Jude mit den beiden Platten nach Hause kam, gab er seiner Frau einen Wink, sich zu entfernen, gab dann dem Graveur die Platten und fragte:

„Wir haben vergebens nach dem Fehler gesucht. Wo ist er?"

Herold hatte die Platten schnell in seine Taschen gesteckt.

„Da ist er!" antwortete er, auf den Juden deutend.

„Da? Bei mir?" fragte dieser erstaunt.

„Ja. Der Fehler ist nicht ein e oder e, sondern der Fehler sind Sie selbst!"

„Sie wollen doch nicht etwa mit mir spaßen?"

„O nein, nein! Es ist mir ganz im Gegentheile sehr ernst zu Muthe, Herr Levi!"

„Aber ich verstehe Sie ganz und gar nicht!"

„So muß ich mich Ihnen erklären. Sie selbst sind es, der den Fehler gemacht hat; die Platten sind gut."

„Aber Sie sagten doch — —"

„Was ich vorhin sagte, hatte einen bestimmten Zweck. Geltung hat nur das, was ich jetzt sage."

„Welchen Fehler soll ich denn begangen haben?"

„Den, daß Sie mich nicht bezahlen?"

„Ich kann Sie nicht bezahlen; die Arbeit ist nicht für mich, sondern für einen Anderen gemacht worden."

„Das geht mich nichts an. Sie haben die Platten bestellt, und ich halte mich also an Sie. Sie wissen ganz genau, daß ich arm bin. Um Ihren Auftrag auszuführen, muß ich mit meinen kranken Augen mich Monate lang anstrengen. Während dieser Zeit will ich mit den Meinen leben. Wenn Sie mir nichts geben, muß ich verhungern. Ich verlange kein Geschenk, kein Almosen, sondern ich verlange Bezahlung. Ich will nur Das erhalten, was ich mit meiner sauren Arbeit verdient habe."

„Gut! Ich werde mit dem Manne sprechen."

„Besser wird es sein, ich selbst spreche mit ihm."

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Er will nicht, daß sein Name genannt werde."

„Nun, so habe ich es auch in Beziehung der Bezahlung nicht mit ihm, sondern mit Ihnen zu thun."

„Sie empfangen sie von ihm, aber durch mich."

„Das geht mich nichts an. Man arbeitet für keinen Menschen, den man nicht kennt. Und die Art unserer Arbeit ist eine sehr gefährliche. Ich weiß nicht, was passiren kann, und so muß ich wissen, an wen ich mich gegebenen Falles zu wenden habe."

„Das bin ich."

„So habe ich mich auch in Beziehung meines Lohnes an Sie zu halten. Ich brauche Geld."

„Ich habe Ihnen ja vorhin dreißig Gulden bezahlt!"

„Für das Loos, aber nicht für die Arbeit."

„Ist das Geld denn schon alle?"

„Ja."

„Das ist höchst unvorsichtig von Ihnen. Das Geld fällt nicht nur so aus den Wolken herab."

„Es fallen auch keine Platten für Hundertguldenscheine vom Himmel herunter."

„Streiten wir uns nicht! Es bleibt bei Dem, was ich Ihnen gesagt habe: Ich will mit dem Manne sprechen. Giebt er mir Geld für Sie, so sollen Sie es bekommen. Natürlich ziehe ich zuvor die Miethe ab, welche Sie mir schuldig sind."

„Sie haben gar nichts abzuziehen!"

„Oho!"

„Sie haben mir das Geld zu geben, welches Sie für mich erhalten. Dann steht es bei mir, was ich mit demselben thue."

Der Jude sah ihn starr an und sagte:

„Wie kommen Sie mir vor! Sie sprechen in einem Tone zu mir, den ich nicht gewohnt bin, am Allerwenigsten aber von einem Manne, der mir die Miethe schuldet!"

Da ging über das bleiche Gesicht des Graveurs ein Zug von versteckter Pfiffigkeit. Er sagte:

„Nun, so wollen wir diese Miethsangelegenheit zur Austragung bringen. Wie viel wird das, was ich für meine Arbeit jetzt zu bekommen habe, ungefähr betragen?"

„Das weiß ich nicht genau."

„Nun, ungefähr! Ist es vielleicht so viel, wie der schuldige Hauszins beträgt?"

„Vielleicht."

„So will ich Ihnen den Vorschlag machen: Lassen Sie sich das Geld geben, und quittiren Sie mir dafür den Zins."

„Dann erhalten Sie ja nichts!"

„Das ist freilich wahr."

„Aber ich denke, Sie brauchen Geld!"

„Auch das ist wahr. Aber ich will lieber jetzt nichts haben, mir aber die schuldige Miethe nicht länger vorwerfen lassen."

Das war Wasser auf Salomon Levi's Mühle. Er wußte, daß er bei

diesem Handel einen guten Profit machen werde. Darum ging er auf den Vorschlag ein, indem er sagte:

„Also, Sie treten mir Ihre ganze Lohnforderung für den Miethzins ab?"

„Ja."

„Gut; ich mache mit."

„Schön! Aber bitte, die Quittung."

„Die werde ich Ihnen gelegentlich geben."

„Das kann mir nicht passen. Ich will sie jetzt haben. Sie haben Zeit, die zwei oder drei Zeilen zu schreiben."

„Sie sind ja außerordentlich dringlich. Na, ich werde Ihnen die Quittung schreiben."

Er quittirte und gab Herold das Papier.

„Ich danke," sagte dieser und schickte sich zum Gehen an.

„Halt!" meinte der Jude. „Was wird mit den Platten?"

Der Graveur sah ein, daß es besser sei, List anzuwenden; er konnte sonst leicht Gewaltthätigkeiten erfahren. Darum antwortete er:

„Die nehme ich natürlich mit."

„Wozu mitnehmen?"

„Um die Fehler herauszumachen."

„Sie sagten doch, daß keine vorhanden seien!"

„Das war Redensart."

„Aus Ihnen werde der Teufel klug. Wann bringen Sie die Platten wieder?"

„Sobald ich fertig bin."

„Nun, so beeilen Sie sich. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, baldigst fertig zu werden."

„Hm, ich denke, daß wir noch viel eher fertig werden, als Sie vielleicht denken. Adieu, Herr Levi!"

Er ging. Draußen auf der Straße holte er tief Athem und sagte zu sich selbst:

„Gott sei Dank! Das ist geglückt! Es lag die Möglichkeit vorhanden, daß er mir die Platten mit Gewalt wieder abnehmen werde. Jetzt nun vernichte ich sie und kann nicht bestraft werden. Mein Herz ist wieder leicht."

Er kehrte zu Zander in die Schänke zurück und erzählte ihm, wie es gegangen war.

„Sehen Sie," meinte der Arzt, „nun sind Sie frei von diesem Schurken. Ich bin überzeugt, daß Sie niemals wieder in die Lage kommen werden, den Versuchungen solcher Menschen zum Opfer zu fallen. Vernichten Sie dann die Platten!"

„Dies wird geschehen, sobald ich nach Hause komme."

„Aber wie steht es mit Ihrem Geldbeutel? Haben Sie Arbeit?"

„Jetzt leider nicht!"

„Und auch keine Mittel, zu leben?"

„Vielleicht bleibt mir ein Weniges übrig, wenn ich die Begräbnißkosten bezahlt habe."

„Später werden Sie reich sein. Wenn Sie bis dahin Geld brauchen, so wenden Sie sich an mich. Jetzt nun wollen wir den Staatsanwalt aufsuchen."

„Ja, aber bitte, vorher eine Frage!"

„Welche?"

„Sie sagen, daß der Jude auch arretirt werde?"

„Ich denke es."

„Er wird sich an mir rächen wollen und das von den Platten sagen. Nicht?"

„Das glaube ich nicht. Es wäre eine große Dummheit von ihm. Erstens müßte er da ja eingestehen, daß er der Mitschuldige ist. Und zweitens weiß er ja gar nicht, daß Sie mit der Anzeige Etwas zu thun haben."

„Er wird es erfahren."

„Er wird denken, daß ich der Anzeigende bin, und das ist ja auch ganz das Richtige."

„Aber — darf ich denn die Platten vernichten?"

„Warum nicht?"

„Eigentlich hätte ich sie auf die Polizei zu tragen."

„Das ist richtig; aber Sie haben keineswegs die Verpflichtung, sich selbst anzuzeigen. Sie würden jedenfalls auch mit in Untersuchung kommen, wenn auch nur wegen Versuchs der Falschmünzerei. Uebrigens wird diesen Leuten auch noch auf andere Weise beizukommen sein. Also vernichten Sie getrost die Platten."

Sie gingen nach dem Gerichtsgebäude, wo sie sich bei dem Staatsanwalt melden ließen. Sie wurden vorgelassen und erzählten ihm alles auf das Loos Bezügliche. Er hörte sie ruhig an, machte sich dabei einige Notizen und fragte dann:

„Wie viel Uhr war es, als Sie sich bei dem Collecteur befanden, Herr Doctor?"

„Zehn Uhr."

„Und um welche Zeit haben Sie Ihr Loos verkauft, Herr Herold?"

„Eine halbe Stunde später."

„Das dürfte stimmen. Der Vater des Collecteurs weiß also auch von der Sache?"

„Gewiß," antwortete Doctor Zander.

„Hat der Jude noch Mitschuldige?"

„Das weiß ich nicht."

„War seine Frau oder sonst noch Wer dabei, als er Ihnen das Loos abkaufte?"

„Nein," antwortete Herold.

„Sie wünschen also, daß dieser Kauf rückgängig gemacht werde?"

„Natürlich! Es handelt sich um hunderttausend Gulden!"

„Sie wünschen ferner die Bestrafung Beider, des Collecteurs und des Juden?“

„Das versteht sich!“

„Gut! Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen. Herr Herold, Sie können nach Hause gehen; Sie aber, Herr Doctor, werden mich begleiten. Bitte, warten Sie im Vorzimmer, bis ich meine Maßregeln getroffen habe!“

Der Graveur ging nach Hause, und bereits fünf Minuten später begab der Staatsanwalt sich mit Zander zu dem Collecteur. Der Doctor merkte gar wohl, daß mehrere Polizisten ihnen in einiger Entfernung folgten.

Als sie bei dem Collecteur eintraten, erkannte dieser den Doctor natürlich wieder.

„Was wollen Sie?“ fuhr er ihn an. „Ich habe Sie ja fortgewiesen; gehen Sie!“

„Und ich habe Ihnen gesagt, daß ich wieder kommen werde. Ich habe Wort gehalten, wie Sie sehen!“

Ich brauche Sie nicht. Wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen, werde ich Sie wegen Hausfriedensbruch anzeigen.“

Da sagte der Staatsanwalt:

Gemach, gemach, mein Herr! Sie scheinen ganz meine Anwesenheit zu übersehen!“

„Was wollen Sie? Gehören Sie etwa zu diesem Manne da?“

„Ja.“

„Nun, so machen auch Sie, daß Sie fortkommen!“

„Das werde ich thun; vorher aber habe ich Ihnen einige Fragen vorzulegen, die Sie mir beantworten werden.“

„Oho! Was ich thun werde und thun will, das ist ganz nur meine Sache, mein Herr!“

„Nein, das ist ganz die meinige! Sie kennen mich wohl nicht?“

„Nein; ist auch nicht nöthig!“

„Da haben Sie Recht; es wäre für Sie gar nicht nöthig, mich kennen zu lernen; da Sie es aber gewollt haben, so mußte ich Ihnen wohl oder übel meinen Besuch machen.“

„Was? Ich hätte es gewollt?“

„Ja.“

„Ist mir nicht eingefallen! Sie träumen wohl, oder fehlt es Ihnen vielleicht hier?“

Er deutete bei diesen Worten nach der Stirn.

„Unterlassen Sie solche alberne Fragen! Sie selbst sind Schuld, daß ich hier bin, und damit basta! Ich bin Staatsanwalt und gehe nur dann zu irgend Jemand, wenn er selbst Etwas gethan hat, was mich zu diesem Besuche zwingt.“

„Staatsanwalt?“ fragte der erschrockene Collecteur.

„Ja.“

„Ah, ich errathe! Dieser Herr hat mich angezeigt.“

„Allerdings.“

„Wegen eines Looses, eines Gewinnes?“

„Ja.“

„Er wird da wohl von Procenten gefaselt haben, welche ich ihm hätte anrechnen wollen?“

„Nein.“

„Nun so wüßte ich nicht, weshalb er in Begleitung des Staatsanwaltes wiederkommt.“

„Es handelt sich nicht um Procente, sondern um den ganzen Gewinn.“

„Das begreife ich nicht!“

„Ist auch für jetzt gar nicht nothwendig. Sagen Sie mir, ob Sie zuweilen Depeschen erhalten?“

„Nur selten.“

„Wann haben Sie die letzte erhalten?“

Er kam in Verlegenheit, antwortete aber ziemlich schnell:

„Vor einigen Wochen.“

„Haben Sie nicht heute eine erhalten?“

„Nein.“

„Hm! Wie nun wenn ich nach dem Telegraphenamte gehe, um mich zu erkundigen?“

Der Collecteur sah ein, daß er nicht leugnen könne. Darum that er, als ob er sich besinne, und antwortete:

„Ah, da fällt mir ein: Ja, ich erhielt heute wieder eine.“

„Von wem?“

„Von der Lotteriedirection.“

„Was enthielt sie?“

„Eine geschäftliche Neuigkeit.“

„Was wurde Ihnen mitgetheilt?“

„Das ist Geschäftsgeheimniß, Herr Staatsanwalt!“

„Vor der Polizei giebt es kein Geschäftsgeheimniß. Sie haben mir zu antworten! Also?“

„Man telegraphirte mir, daß das große Loos soeben gezogen worden und in meine Collecte gefallen sei.“

„Das ist allerdings ein sehr erfreuliches Ereigniß für Sie, und zwar so erfreulich und wichtig, daß es mich außerordentlich wundert, zu sehen, daß Sie sich gerade auf diese Depesche so spät besinnen. Wer hat das betreffende Loos?“

„Salomon Levi in der Wasserstraße.“

„Ah, dieser! Er ist wohlhabend. Sonderbar, daß die großen Gewinne so selten Leuten zufallen, welche das Geld nothwendig brauchen. Wann erhielten Sie die Depesche?“

„Ungefähr neun Uhr.“

„Bitte, sie mir einmal zu zeigen!“

„Haben Sie eine gewisse Absicht dabei?“

„Natürlich! Ein Staatsanwalt pflegt nicht leicht irgend etwas ohne Absicht zu thun."

Der Collecteur öffnete ein Kästchen und nahm das Telegramm heraus, um es dem Beamten zu zeigen.

„Hier ist es," sagte er.

Man hörte es dem Tone seiner Stimme an, daß er sich einigermaßen beklommen fühlte. Der Staatsanwalt betrachtete die Depesche, nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Es stimmt. Ausgefertigt acht Uhr fünfzig Minuten. Sie pflegen doch ein Verzeichniß Ihrer Kunden zu führen?"

„Natürlich."

„Zeigen Sie es mir!"

„Muß ich das?"

„Das versteht sich ganz von selbst."

„Und wenn ich mich weigere?"

„So arretire ich Sie und fordere es amtlich von Ihnen."

„Hier ist es."

Seine Hand bebte sichtlich, als er das Papierheft hingab.

„Sehr ordentlich angelegt," meinte der Beamte. „Die Nummern alle hübsch nach der Reihe. Hier ist die betreffende 45332. Sehen wir einmal nach! Ah, da steht doch nicht der Jude, sondern ein Anderer."

„Wie denn?" meinte der Collecteur, indem er, Verwunderung heuchelnd, näher trat, um in das Heft zu blicken.

„Hier steht: Franz Herold, Graveur, Wasserstraße!"

„Ah, ich habe den Namen nicht ausgestrichen?"

„Warum war er zu streichen?"

„Er hat das Loos an Salomon Levi verkauft."

„Wann?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Wann haben Sie dies erfahren?"

„Das weiß ich nicht genau."

„Vor kürzerer oder längerer Zeit?"

„Es mögen einige Wochen sein."

„Wie haben Sie von dem Verkaufe erfahren?"

„Der Jude theilte es mir mit."

„Verkehren Sie mit ihm, geschäftlich oder privatim?"

„In keiner genannten Weise."

„Sie sind also nicht bei ihm gewesen?"

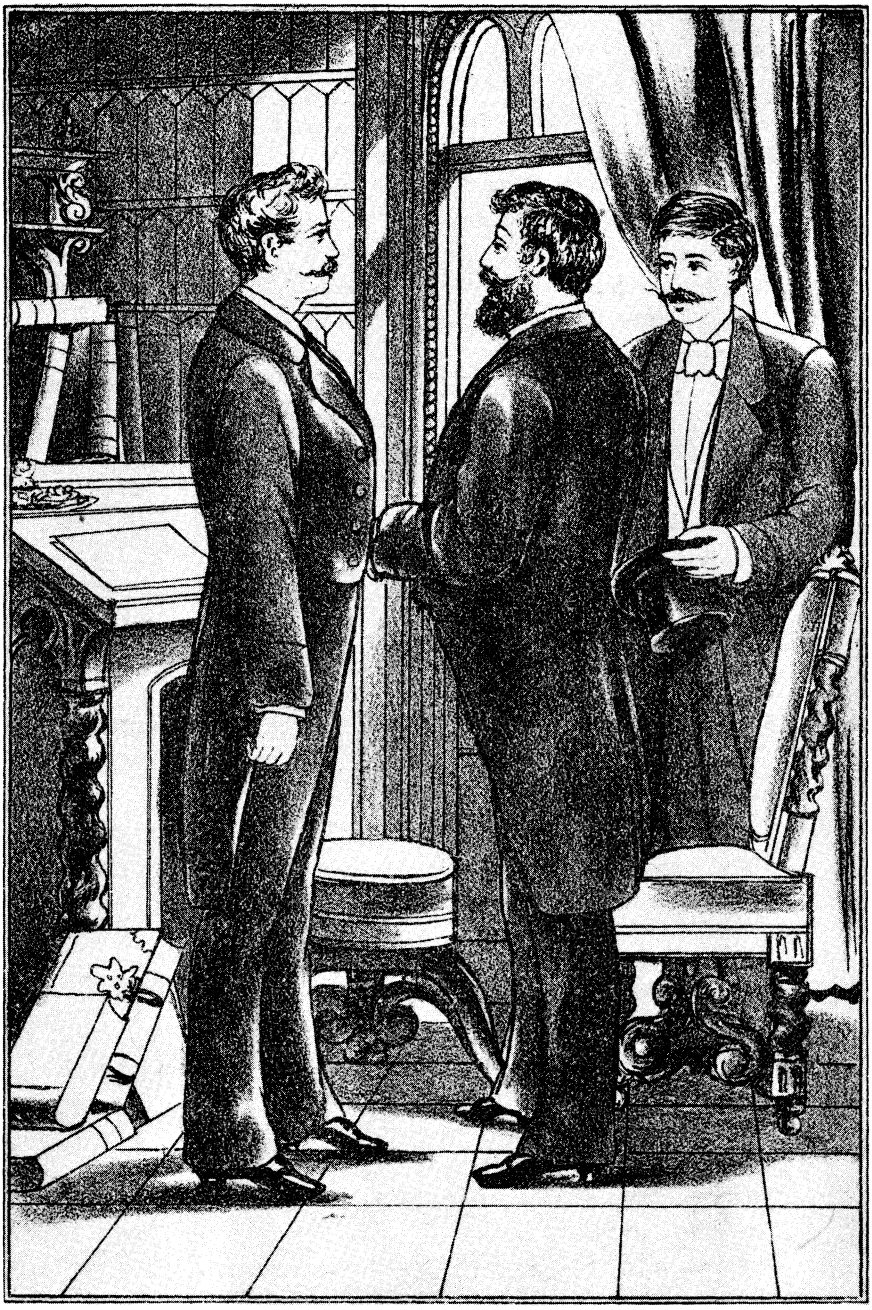
„Nein."

„Sonderbar! Ich glaubte, heute gesehen zu haben, daß Sie in sein Haus traten."

„Da haben Sie mich verkannt, Herr Staatsanwalt."

„Oder verkehrt Ihr Vater mit ihm?"

„Niemals."



„Sie sind bei ihm gewesen?“

Verl. S. (68.)

„Haben Sie nicht einmal Zahlung von ihm erhalten?“

„Ich wüßte nicht, wofür.“

„Nun, für ein Loos.“

„Nein.“

„Hm! Und doch spricht man davon, daß er Ihnen einen Wechsel in Zahlung gegeben habe.“

„Ich würde ihn gar nicht angenommen haben. Ich nehme nur baares Geld und verstehe mich überhaupt auf Wechsel nicht.“

„Es soll sogar ein bedeutender Betrag gewesen sein!“

„Dann erst recht nicht!“

„Man munkelt von fünfzigtausend Gulden!“

„Das ist ganz gewiß eine Lüge.“

„So, so! Wo ist Ihr Vater?“

„Er ging, bevor Sie kamen, in seine Kammer.“

„Führen Sie uns hin!“

Der Collecteur wankte. Man sah es ihm an, daß ihm der Schreck in die Beine gefallen war. Er mußte alle seine Kräfte zusammennehmen, um den Befehl auszuführen.

Als sie in die Kammer traten, kramte sein Vater in alten Wäschestücken herum.

„Dies ist er?“ fragte der Beamte.

„Ja.“

„Wer sind diese Leute? Was wollen sie?“ fragte der Alte. „Diesem da hast Du doch vorhin die Thür gewiesen!“

„Ich bin Staatsanwalt,“ bekam er zur Antwort. „Ich komme, um mir Ihr Eigenthum anzusehen.“

Der Alte öffnete vor Erstaunen den Mund.

„Mein Eigenthum? Warum?“

„Weil es mich interessirt, zu wissen, was Sie besitzen. Gehört Ihnen Alles, was sich hier befindet?“

„Ja.“

„Wer hat den Schlüssel zu dieser Lade?“

„Ich natürlich.“

„Oeffnen Sie einmal!“

„Wozu?“

„Sie ist alt. Ich möchte gern wissen, ob vielleicht schon der Wurm hineingekommen ist.“

„Aber — oh — Herr Staatsanwalt!“

„Reden Sie nicht, sondern öffnen Sie!“

Das war so gebieterisch gesprochen, daß er sofort gehorchte.

„Ah, Kleider darin,“ meinte der Beamte. „Und hier dieses kleines Behältniß — wie pflegt man es doch gleich zu nennen?“

„Es ist das Beikästchen.“

„Was haben Sie drin?“

„Verschiedene alte Schreibereien, Gevatterbriefe, Zeugnisse und ähnliche Sachen.“

„Machen Sie einmal auf!“

Der Alte gehorchte. Sein Sohn mußte sich auf den Rand des Bettes stützen, so schwach wurde ihm. Der Staatsanwalt nahm die Schreibereien heraus. Ganz unten lag der Wechsel. Er schlug ihn auseinander, las ihn, warf einen Blick des Erstaunens auf den Collecteur und sagte:

„Sie wissen wohl von diesem Wechsel nichts?“

„Nein,“ stammelte der Gefragte.

„Und auch Sie nicht?“ wendete er sich an den Vater.

„Nein. Was ist das?“

„Ein Wechsel, lautend auf fünfzigtausend Gulden, acceptirt von Salomon Levi.“

„Davon weiß ich nichts “

„Aber er lag ja hier in Ihrer Lade.“

„Das kann ich nicht begreifen. Es muß ihn Jemand heimlich hineingelegt haben, Herr Staatsanwalt.“

„Er ist aber von ihrem Sohne ausgestellt worden!“

„Das geht mich nichts an!“

Der Beamte wendete sich in strengem Tone an den Collecteur:

„Wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie von diesem Documente gar nichts wissen?“

„Ich weiß wirklich nichts!“

‚Machen Sie sich nicht lächerlich! Ich bin kein Kind, dem man das Unglaubliche glaublich machen kann. Gestehen Sie!“

„Ich kann nichts gestehen; ich weiß von nichts!“

„Also Sie bleiben alle Beide dabei, nichts zu wissen?“

Auch der Alte leugnete.

„Nun, so verschlimmern Sie sich Ihre Lage. Mit dem geständigen Verbrecher pflegt man Rücksicht zu nehmen, halsstarrige Leugner aber haben auf Nachsicht keine Berechtigung!“

„Verbrecher?“ stieß der Collecteur hervor.

„Ja!“

„Ich bin mir keines Verbrechens bewußt!“

„Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie es sind. Wenn Sie sich jetzt sehen könnten, würden Sie anders sprechen. Sie bilden eine Jammergestalt, der das Schuldbewußtsein deutlich auf der Stirn zu lesen ist.“

„Ich bin aber wirklich unschuldig.“

„Das werden Sie zu beweisen haben. Ich erkläre Sie Beide für verhaftet. Sie folgen mir jetzt nach dem Wohnzimmer!“

Das Wort „Jammergestalt“ trieb dem Collecteur das Blut nach den Schläfen. Er raffte sich auf machte ein erzürntes Gesicht und sagte im Tone des Zornes:

„Was? Sie wollen uns arretiren? Was fällt Ihnen ein! Wir haben nichts begangen, was dieses rechtfertigen könnte!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Der Beweis Ihrer Schuld liegt in Gestalt dieses Wechsels hier in meinen Händen.“

„Was geht Sie dieser Wechsel an!“

„O, sehr viel!“

„Selbst wenn ich ihn ausgestellt hätte, haben Sie nicht das mindeste Recht daran. Legen Sie ihn in die Lade!“

„Nicht so vorlaut! Ich möchte denn doch gern wissen, wie der Jude Salomon Levi dazu kommt, einen Wechsel über eine so bedeutende Summe zu acceptiren.“

„Er ist mir nichts schuldig; ich habe mit ihm gar nichts zu thun; ich kenne diesen Wechsel nicht; er hat keinen Werth.“

„Das werde ich untersuchen. Kommen Sie!“

„Nein; ich bleibe. Ich kenne auch Sie nicht. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte Sie hier ein Verhör anfangen und in unseren Möbels herumstöbern!“

„Ich habe Ihnen gesagt, wer ich bin!“

„Das kann ein Jeder! Beweisen Sie es!“

„Schön! Diesen Gefallen kann ich Ihnen thun, obgleich ich dabei bemerke, daß diese Renitenz nur zu Ihrem Schaden ausfallen wird. Hier, sehen Sie!“

Er zeigte ihm seine Ligitimation. Der Collecteur aber machte eine abwehrende Handbewegung und sagte:

„Das gilt nichts. Es hat Fälle gegeben, daß die größten Spitzbuben solche Legitimationen besaßen.“

„Ob es gilt oder nicht, das habe ich zu bestimmen, nicht aber Sie. Ich hatte mir vorgenommen, mit möglichster Schonung zu verfahren; da Sie aber in dieser Weise auftreten, sehe ich davon ab. Ich lasse Sie also offen und unter gehöriger Polizeibedeckung nach dem Gefängnisse bringen.“

Er öffnete die Thür, zog ein kleines Pfeifchen hervor und gab das Signal. Sofort kamen eine ganze Anzahl in Civil gekleidete Policisten zur Treppe herauf.

„Diese beiden Männer werden sich, weil Sie nicht uniformirt sind, weigern, Ihnen zu folgen. Bewachen Sie sie und holen Sie einige uniformirte Stadtgensd'armen herbei. Man lasse die Zwei nicht mit einander sprechen und schaffe sie fort, so wie sie hier sind. Sie haben diese Strenge nur sich selbst zuzuschreiben.“

Er kehrte in das Wohnzimmer zurück, um auch das Verzeichniß der Loosinhaber an sich zu nehmen.

Die Frau des Collecteurs hatte keine Ahnung von Dem, was ihr Mann begangen habe. Als sie hörte, daß ihr Mann und ihr Schwiegervater arretirt seien, brach sie in ein lautes Jammergeschrei aus. Der Beamte konnte darauf

keine Rücksicht nehmen. Er entfernte sich mit Zander, um nun zu dem Juden zu gehen. Auch jetzt folgten ihnen mehrere Polizisten.

Bei Salomon Levi wurden sie, wie das hier gebräuchlich war, von der alten Rebecca empfangen.

„Was wünschen die Herren?" fragte sie.

„Ist Ihr Mann zu Hause?" erkundigte sich der Staatsanwalt.

„Ich weiß es nicht."

„Sie werden doch das wissen!"

„Nein. Er geht oft fort, ohne es mir zu sagen. Was wollen Sie von ihm?"

„Wir haben uns nach etwas zu erkundigen."

„Nach was?"

„Das geht Sie nichts an. Also, wo ist Ihr Mann?"

„Für Sie ist er auf keinen Fall daheim. Solche grobe Menschen werden fortgeschickt!"

„Es fragt sich, ob wir uns fortschicken lassen. Gehen Sie auf die Seite, wir brauchen Platz!"

Er schob sie ohne Weiteres von der Thüre weg und öffnete diese. Sie aber drängte sich schnell hinein und rief laut:

„Zu Hilfe! Zu Hilfe, Salomon Levi!"

Da öffnete sich die Thüre des zweiten Raumes, und der alte Jude trat herein.

„Was ist's? Was giebt's, Rebeccchen? Wer thut Dir etwas?"

„Diese Männer drängen sich mit Gewalt herein! Sie sind grob gewesen. Sie gehen nicht, obgleich ich sie fortgewiesen habe!"

„Das ist unverschämt! Soll ich nicht einmal sein Herr in meinem eigenen Hause? Soll ich schicken nach Polizei?"

„Ist nicht nöthig. Sie ist bereits da!"

„Wer? Die Polizei?"

„Ja. Ich bin Staatsanwalt!"

„Staats—! Gott Abrahams! Was hat zu suchen der Anwalt vom Staate bei Salomon Levi?"

„Das werden Sie erfahren. Gehen Sie hinaus, Frau Levi, und sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden!"

„Soll ich Levi?"

„Ja, gehe hinaus! Diese Herren von der Polizei werden vielleicht fragen, ob Jemand bei mir hat verkauft einen gestohlenen Gegenstand. Das ist Geheimniß des Amtes, welches Niemand hören darf. Lasse keinen Menschen herein, bis wir sind geworden fertig mit unserer Unterredung."

Die Alte gehorchte, und ihr Mann complimentirte die Beiden in seine Stube, wo er sie zum Niedersetzen nöthigte.

„So." sagte er. „Nun bin ich neugierig, zu erfahren, was Sie sind gekommen zu fragen!"

„Ich hoffe, daß Sie uns eine wahrheitsgetreue Auskunft ertheilen!“ meinte der Staatsanwalt.

„Ich werde Ihnen sagen Alles, was Sie wissen wollen.“

„Gut! Machen Sie Wechselgeschäfte?“

„Wechselgeschäfte? Was meinen Sie mit diesem Worte?“

„Ob Sie Wechsel in Zahlung nehmen?“

„Ja, nämlich wenn der Acceptant ist ein sicherer Mann.“

„Und zahlen Sie selbst auch zuweilen in Wechseln?“

„Ja, denn ich muß doch wieder ausgeben die Papierchens, welche ich habe eingenommen.“

„Wann haben Sie das zum letzten Male gethan?“

„Werde ich nachschlagen im Buche.“

Er öffnete ein Geschäftsbuch, schlug nach und sagte dann:

„Habe ich ausgegeben vor fünf Tagen ein Acceptchen des Kaufmanns Wolkenberg, lautend auf hundert Gulden.“

„Nach dieser Zeit haben Sie keinen Wechsel ausgegeben?“

„Nein.“

„Zum Beispiel heute? Besinnen Sie sich.“

„Ich brauche nicht zu sinnen in meinem Gedächtnisse. Ich müßte es doch wissen, wenn ich ausgegeben hätte heute ein Papier.“

„Und doch behauptet man, daß Sie heute einen Wechsel acceptirt haben, Herr Levi!“

„Acceptirt? Ich selbst?“

„Ja.“

„Das ist nicht wahr.“

„Ich hoffe, daß Sie sich doch noch erinnern.“

„Herr Staatsanwalt, ich bin nicht ein reicher Mann, aber meine Arbeit hat doch wenigstens gehabt so viel Erfolg, daß ich nicht brauche zu bezahlen in Papieren, welche ich habe selbst acceptirt. Meine Casse ist immer in Ordnung.“

„Das mag sein. Aber zuweilen handelt es sich um Summen, welche man nicht sofort baar in der Casse hat.“

„Mit so hohen Beträgen arbeite ich nicht.“

„Hm! Spielen Sie an der Börse?“

„Nein. Ich hasse die Speculation.“

„Sie spielen wohl überhaupt nicht?“

„Nein. Das Spiel ist ein großmächtiges Laster! Es bringt die Menschen in's Verderben, in Armuth und Schande.

„Es giebt Spiele, welche man nicht unter die Laster zu zählen pflegt, zum Beispiel das Lotteriespiel.“

„Nein, das ist kein Laster, da hat es die Erlaubniß und Genehmigung der Regierung des Staates.“

„Spielen Sie zuweilen?“

„Noch nie“

„Auch jetzt nicht?“

Jetzt wurde er doch bedenklich. Hatte die Anwesenheit des Staatsanwaltes etwas mit dem gekauften Loose zu schaffen? Am Liebsten hätte er geleugnet: aber es mußte ja bekannt werden, daß ihm das große Loos zugefallen sei; darum war ein Leugnen nicht recht am Platze. Er antwortete:

„Ich habe es jetzt versucht, zum ersten Male.“

„So? Welche Nummer haben Sie?“

„Fünfundvierzigtausenddreihundertzweiunddreißig.“

„Natürlich haben Sie das Loos in Ihrem Besitze?“

„Ja.“

„Seit wann haben Sie es?“

„Seit längerer Zeit.“

„Vom Collecteur?“

„Nein. Ich habe es gekauft von Einem, welcher brauchte Geld.“

„Wer ist dieser Mann?“

„Der Graveur Herold.“

„Sie kennen ihn also?“

„Ja. Wohnt er doch in meinem Hause.“

„Wieviel haben Sie für das Loos bezahlt?“

„Dreißig Gulden.“

„Das ist viel. Es kostet doch nur fünf!“

„Aber es ist die letzte Ziehung, wo leicht kann darauf fallen ein großer Gewinn.“

„Haben Sie nicht noch mehr dafür bezahlt?“

„Nein “

„Nicht noch fünfzigtausend Gulden?“

Jetzt erschrak er; aber er faßte sich schnell und antwortete:

„Hält mich der Herr Staatsanwalt für verrückt?“

„Nein; ich halte Sie sogar für einen Mann, welcher sehr gut, ja außerordentlich gut zu rechnen versteht.“

„So werde ich doch nicht bezahlen ein halbes Hunderttausend für ein kleines Stück Papier!“

„Es kann ja die Hunderttausend darauf fallen!“

„Das aber weiß man nicht.“

„Allerdings. Kennen Sie den Collecteur?“

„Nein, da ich nicht von ihm selbst habe das Loos.“

„So waren Sie nicht bei ihm?“

„Niemals.“

„Aber er war bei Ihnen?“

„Auch nie!“

„Man hat ihn aber doch heute aus Ihrem Hause kommen sehen?“

„Ich weiß nichts davon!“

„Wunderbar! Kennen Sie vielleicht dieses Papier?“

Er zog den Wechsel hervor und zeigte ihn dem Juden. Dieser fuhr entsetzt zurück und rief:

„Gott der Gerechte! Wie kommt der Wechsel in Ihre Hand?"

„Ich habe ihn von dem Collecteur. Sie geben doch zu, ihn acceptirt zu haben?"

„Nein, nein! Ich weiß von Nichts, von gar Nichts!"

Er streckte die Hände mit weit aufgespreizten Fingern weit von sich ab.

„Aber es ist doch Ihre Handschrift?"

„Nein; es ist nicht meine Schrift! Wie können Sie sagen, daß es sei meine Schrift! Haben Sie gesehen meine Schrift?"

„Ja, oben hier auf diesem Accepte."

„Ich habe es nicht geschrieben."

„So hätte ein Anderer den Wechsel gefälscht?"

„Ja, ja, er ist gefälscht. Man wird müssen suchen nach dem Fälscher, um ihn zu bestrafen mit Gefangenschaft und Zuchthaus!"

„Na, wir werden ja sehen! Wollen Sie so gut sein, mir einmal das Loos zu zeigen, Herr Levi?"

„Warum? Aus welchem Grunde wollen Sie sehen das Loos?"

„Vielleicht ist es auch gefälscht!"

„Gott Abrahams! Kann auch werden gefälscht ein Loos?"

„Warum nicht?"

„So hätte mich betrogen dieser Herold!"

„Davon wollen wir uns jetzt einmal überzeugen!"

„Ja, ja! Wenn er hat nachgemacht das Loos, um mich zu betrügen um dreißig Gulden, so muß er werden arretirt und kommen vor die öffentliche Verhandlung!"

Er öffnete sein Pult und drückte an einer Feder, worauf ein verborgenes Fach aufsprang, aus welchem er das Loos nahm, um es dem Staatsanwalt zu zeigen. Vorher aber schob er das Fach wieder in den Verschluß zurück.

Der Beamte ließ ein befriedigtes Lächeln sehen. Er hatte genau aufgemerkt und wußte nun, wie das Fach zu öffnen sei. Diese Kenntniß war ihm nothwendig, wie er vermuthet hatte. Er betrachtete das Loos und sagte:

„Es ist echt! Herold ist also kein Betrüger. Was aber werden Sie thun, wenn der Collecteur kommt, um Ihnen diesen Wechsel zu präsentiren?"

„Ich werde ihn werfen aus dem Hause."

„Das wird er sich nicht gefallen lassen."

„Was will er dagegen thun?"

„Er wird schwören, daß Sie diesen Wechsel wirklich acceptirt haben, Herr Levi."

„Sein Schwur wird sein ein Meineid!"

„Aber Sie werden viele Scherereien haben. Ich an Ihrer Stelle würde ihn nicht hinauswerfen. Ich wüßte ein anderes Mittel, den Wechsel ohne Zahlung zurückzuerhalten."

„Welches Mittel wäre das?"

„Ich würde ihm seinen Revers präsentiren."

Salomon Levi that vor Schreck einen Sprung.

„Revers?" rief er aus.

„Ja."

„Weiß ich doch nicht, was Sie meinen!"

„Nun, den Revers, welchen er Ihnen ausgestellt hat."

„Er hat mir nichts ausgestellt, keinen Revers, kein Papier, keine Zeile, kein einziges Wort!"

„Ich glaube, Sie sagen die Unwahrheit!"

„Ich sage Wahrheit! Wie soll ich haben einen Revers? Was soll denn stehen auf dem Revers?"

„Das werden Sie wissen!"

„Ich weiß nichts, gar nichts!"

„Wenn ich nun nach dem Revers suche?"

„So werden Sie nichts finden."

„Ich bin überzeugt, ihn zu finden. Besser aber ist es doch, wenn Sie mir ihn freiwillig geben."

„Wie kann ich geben, was ich gar nicht habe?"

„Gut, so werde ich suchen."

„Ja, suchen Sie! Hier ist das Pult, in welchem ich habe alle Schreibereien. Es steht offen. Hier, suchen Sie!"

Der Staatsanwalt trat an das Pult und sagte:

„Sie scheinen Ordnung zu lieben; das sehe ich aus der Art und Weise, wie Sie Ihre Sachen hier aufbewahren."

„Ordnung ist die erste Hauptsache des Geschäftes."

„Ja, man darf nichts zerstreuen, nichts zusammenlegen, was nicht zusammengehört, nicht wahr?"

„Ja. Und was zusammen gehört, das muß bei einander liegen?"

„Ganz recht! Sie denken also, daß ich den Revers wirklich nicht finden werde?"

„Wie können Sie ihn finden, da er nicht ist vorhanden!"

„Nun, was zusammen gehört, das muß beisammen liegen. Der Revers müßte also da liegen, wo das Loos lag. Meinen Sie nicht auch, Herr Levi?"

Der Gefragte vermochte nicht zu antworten. Es würgte ihn im Halse. Er konnte nur nicken.

„Gut, so wollen wir einmal dort nachsehen."

Er drückte an der Feder, und das verborgene Fach sprang hervor. Salomon Levi stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Er faßte den Beamten am Arme und rief:

„Halt, halt! Was thun Sie hier? Was haben Sie nachzusuchen in dem geheimen Kästchen?"

„Beruhigen Sie sich! Ich will Ihnen nur beweisen, daß ich den Revers wirklich finde."

„Nein, nein! Niemand darf greifen in dieses Fach!"

„Also selbst der Staatsanwalt nicht?“

„Nein. Dieses Fach ist da nur für mich, aber für keinen Anderen!“

Er wollte den Beamten vom Pulte fortziehen; dieser aber schüttelte ihn ab und sagte:

„Lassen Sie die Hand von mir, sonst rufe ich meine Leute und lasse Ihnen Handschellen anlegen!“

„Leute? Handschellen?“

„Ja.“

„Gott der Gerechte! Haben Sie denn bei sich Polizisten?“

„Natürlich! Sie stehen draußen und warten nur auf meinen Befehl, herein zu kommen!“

„Und Handschellen? Ist denn Salomon Levi ein Räuberhauptmann, daß man ihm stecken will die Hände in Eisen!“

„Sie haben sich nicht an mir zu vergreifen; das ist Alles. Hier liegt ein Papier. Es hat ein sehr frisches Aussehen. Wollen es doch einmal betrachten!“

Er nahm das oberste Papier aus dem geheimen Fache, entfaltete es und las:

„Ah, da ist ja der Revers! Nun, Herr Levi, was sagen Sie nun? Leugnen Sie immer noch?“

„Der Revers? Zeigen Sie?“

Er griff mit der Hand nach dem Papiere; aber der Anwalt zog es zurück und sagte:

„Nicht anfassen! Hier, sehen Sie!“

Er hielt es ihm von Weitem hin. Der Jude schüttelte den Kopf, machte eine Miene größter Verwunderung und sagte:

„Ich kenne nicht dieses Papier. Ich habe es nie gesehen.“

„Das ist doch wunderbar! Wie sollte es in Ihr Pult gekommen sein, und noch dazu in das geheime Fach desselben?“

„Weiß ich es?“

„Kennt Jemand außer Ihnen dieses Fach?“

„Nur meine Frau und meine Tochter Judith.“

„Hat Ihre Frau oder Tochter vielleicht das Papier hineingelegt?“

„Nein. Wie sollten sie kommen zu dem Revers!“

„Aber sie wissen, daß Sie das Loos gekauft haben?“

„Nein.“

„So ist eben ein Wunder geschehen, welches wir untersuchen müssen, Herr Levi.“

„Ja, untersuchen Sie es, damit ich erfahre, wer mir kann legen fremde Papiere in mein Pult.“

„Dazu habe ich aber Mehrerlei nöthig. Ich muß zunächst das Loos behalten. Vertrauen Sie es mir an?“

„Behalten Sie es. Wenn darauf fällt ein Gewinn, werde ich ihn ausgezahlt erhalten trotzdem.“

„Auch den Revers muß ich confisciren."

„Nehmen Sie ihn; er gehört nicht mir."

„Und sodann muß ich Sie ersuchen, sich mit mir zu dem Collecteur zu verfügen."

„Zum Collecteur? Was soll ich bei ihm?"

„Hier steht seine Unterschrift. Er hat den Revers ausgestellt und wird uns also sagen können, wie dieser auf so geheimnißvolle Weise in dieses Pult gekommen ist."

„So werden wir ihn fragen. Ja, ich werde mitgehen."

„Aber leider werden wir ihn nicht zu Hause finden!"

„Wir werden nach ihm senden, um ihn holen zu lassen."

„Nein, wir werden ihn dort aufsuchen, wo er ist."

„Weiß denn der Herr Staatsanwalt, wo er ist?"

„Ja. Wir wollen keine Zeit verlieren. Bitte, holen Sie Ihren Hut!"

„Ich werde schnell holen Rock und Hut! Erlauben Sie, und warten Sie eine Minute!"

Er wollte sich entfernen; aber der Anwalt sagte:

„Sie brauchen sich nicht selbst zu bemühen. Ihre Frau mag Ihnen holen, was Sie brauchen."

„Ja, Rebeccchen mag es holen."

Er rief seiner Frau durch die Thür, welche er öffnete, den Befehl zu, und als sie Rock und Hut brachte, sagte er ihr, daß er mit dem Herrn Staatsanwalt einen Besuch zu machen habe. Dann gingen sie fort.

Draußen patrouillirten mehrere Personen so unauffällig wie möglich auf und ab. Als sie die Drei aus dem Hause treten sahen, zogen sie sich weiter zurück. Zander wußte, daß sie Polizisten seien und daß sie dem Anwalte und dem Juden in gemessener Entfernung folgen würden. Er selbst aber fragte den Ersteren:

„Ist Ihnen meine Gegenwart noch länger nöthig, oder darf ich mich nun verabschieden?"

„Sie können gehen, Herr Doctor. Ich danke! Wenn man Sie braucht, werden Sie Nachricht erhalten."

Zander ging, und zwar direct wieder zu dem Graveur, um ihm zu erzählen, was geschehen war. Bei dieser Gelegenheit bot er ihm eine Summe Geldes an, welche der arme Mann auch mit Freuden als Vorschuß in Empfang nahm.

Salomon Levi schritt in höchst gedrückter Stimmung neben dem Staatsanwalt dahin. Was und wie würde der Collecteur antworten? Würde er leugnen?

Zu seiner großen Beunruhigung bemerkte er, daß ihn der Beamte nach dem Gerichtsgebäude führte.

„Wohin gehen wir, Herr Anwalt?" fragte er. „Ich denke, daß wir wollen gehen zum Collecteur?"

„Allerdings!"

„Aber hier ist doch das Gericht?"

„Gewiß!"

„Aber nicht der Collecteur?"

„O doch! Er befindet sich hier."

„Was will er hier? Was hat er zu suchen im Gerichte?"

„Das werden Sie baldigst erfahren."

Sie traten ein, stiegen eine Treppe empor, durchschritten einen Corridor und gelangten an eine starke, eisenbeschlagene Thüre, welche der Anwalt mit einem Schlüssel öffnete und dann sorgfältig wieder verschloß.

Salomon Levi sah sich nun in einem langen Gange, welcher an einem vergitterten Fenster endete. Rechts und links gab es Reihen starker Thüren, über denen je ein Täfelchen hing, auf welchem ein Name stand. Die Thüren waren mit eisernen Doppelriegeln versehen. Hinten am Fenster stand ein Beamter, welcher ein großes Schlüsselbund in der Hand trug.

„Gott der Gnädige!" stieß der Jude hervor. „Wohin haben Sie mich geführt, Herr Staatsanwalt?"

„Bemerken Sie das nicht?"

„Es ist ein Gefängniß."

„Sehr richtig!"

„Was soll ich hier? Befindet sich hier der Collecteur?"

„Hoffentlich! Wollen einmal fragen!"

Der Schließer war, als er sie bemerkte, sofort näher gekommen. Der Anwalt fragte ihn:

„Zwei Zugänge gekommen?"

„Ja, Herr Staatsanwalt. Lotteriecollecteur Naumann nebst Vater."

„Bereits internirt?"

„Noch nicht. Man ist noch bei der Einkleidung."

„Ah, so können wir jetzt nicht mit ihnen sprechen. Wir müssen also noch ein Wenig warten, Herr Levi. Bitte, treten Sie einstweilen hier ein!"

Er zeigte auf eine Thür, über welcher kein Name hing. Der Schließer verstand ihn sofort und öffnete.

„Hier eintreten?" fragte der Jude entsetzt.

„Ja, bitte."

„Herr Zebaoth! Ein Loch mit einer Pritsche, einem Kübel, zwei Ketten und eisernen Stangen am Fenster!"

„Das ist hier so gebräuchlich."

„Eine Gefängnißzelle!"

„Allerdings."

„Gott der Gerechte! Da hinein soll ich?"

„Ja wohl, Herr Levi!"

„Um auf den Collecteur zu warten?"

„Ja. Ich hoffe, daß Ihnen die Zeit nicht lang werden wird."

Jetzt erst begann dem Juden ein Licht aufzugehen.



„Gott der Gerechte! Da hinein soll ich?"

Verl. S. (69.)

„Herr des Himmels und der Erde!“ rief er. „Ich hoffe doch, daß man mich nicht warten läßt gar zu lange!“

„Man wird diese Angelegenheit so schnell wie möglich erledigen. Haben Sie keine Sorge!“

„Kann ich nicht einstweilen warten wo anders?“

„Es ist hier für uns am Bequemsten. Also, treten Sie ein!“

„Oder, soll ich etwa sein ein Gefangener?“

„Sie sind sistirt!“

„Sistirt? Welch ein Wort ist das? Was hat es zu bedeuten?“

„Denken Sie darüber hier in der Zelle nach!“

Er wurde hineingeschoben, und dann klirrten die Riegel vor. Er stieß einen lauten, unartikulirten Schrei aus und sank auf die Pritsche, um sich mit beiden Händen das Haar zu raufen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war nachts, kurz vor zwölf Uhr. Es schneite, und die Flocken fielen so dicht hernieder, daß der Schein der Gaslaternen nicht sehr weit zu dringen vermochte. Zwei Männer kamen die Straße, in welcher der Agent Bauer wohnte, heraufgeschritten. An der hinteren Seite des Helfenstein'schen Palais blieben sie stehen und blickten nach der Wohnung des Agenten empor.

„Was ist das?“ fragte der Eine, welcher kein Anderer war als Adolf, der Geheimpolizist. „Zwei Lichte!“

„Das ist wohl noch nicht dagewesen?“ fragte der Andere.

„Nein, Durchlaucht.“

„Natürlich hat es etwas zu bedeuten.“

„Aber was?“

„Das müssen wir zu erfahren suchen. Also ein Spiegel des Tages oder ein Licht des Abends ist für den Hauptmann das Zeichen, daß der Agent ihn sprechen will. Was wird —“

Er hielt inne. Ein Mann war näher gekommen, passirte an ihnen vorüber, hielt den Blick empor zu den beiden am Fenster brennenden Lichtern gerichtet und sagte halblaut:

„Auch Einer!“

Dann ging er, ohne sich umzusehen, weiter.

„Was wollte dieser?“ meinte Adolf.

„Hm! Sonderbar! Sollte das etwa gar zu bedeuten haben: Ich bin auch Einer?“

„Möglich.“

„Dann gehörte er zur Bande des Hauptmanns.“

„Und das Wort ist vielleicht ein Erkennungszeichen.“

„Wäre dies der Fall, so hätten wir eine recht gute Entdeckung gemacht. Ah, da kommt wieder Jemand.“

Eine zweite Gestalt tauchte aus dem bewegten Schleier des Schneegestöbers auf, kam näher und sagte im Vorüberschreiten und auch mit halblauter Stimme:

„Auch Einer."

„Es ist so!" flüsterte der Fürst. „Die zwei Lichter sind wohl das Versammlungszeichen. Ich muß diesem Kerl nach. Du hast Deine Instruction. Mach keine Fehler!"

„Keine Sorge, Durchlaucht!"

Der Fürst eilte fort, und Adolf schritt in der entgegengesetzten Richtung dahin. Als er die ihm von dem emeritirten Cantor angegebene Stelle erreichte, begann er, langsam auf und ab zu patrouilliren.

Da schlug es Zwölf. Er strich mit dem Stocke, welchen er bis jetzt hoch getragen hatte, laut über das Pflaster hin und pfiff die Melodie des Gaudeamus gitur so laut, daß es auf ziemliche Entfernung hin zu hören war.

Sofort bemerkte sein scharfes Auge, daß sich eine Gestalt von der nächsten Ecke löste und auf ihn zukam. Er schritt in der nachlässigen Haltung eines Müßiggängers dahin. Der Andere that, als ob er an ihm vorüber wolle, blieb aber halten und sagte:

„Wallner, Du hier? Ah, fast wäre ich an Dir vorübergeschritten, ohne Dich zu kennen. Ist's denn heute mit dem Billard bereits zu Ende? Ich wollte eben kommen."

Adolf wußte, daß dies nur fingirt war. Er antwortete:

„Verzeihung! Sie scheinen mich zu verkennen!"

„Verkennen? Unsinn!"

„O doch! Ich bin nicht Der, den Sie meinen."

„Nicht Wallner?"

Der Andere trat ganz nahe an ihn heran, blickte ihm in das Gesicht und sagte dann:

„Donnerwetter! Wirklich, Sie sind es nicht. Verzeihen Sie, aber Sie haben wirklich eine außerordentliche Aehnlichkeit mit meinem Freunde. Ganz seine Gestalt und ganz sein Lieblingslied, welches er für gewöhnlich pfeift. Darf ich vielleicht erfahren, wer es ist, der eine solche Aehnlichkeit mit ihm besitzt?"

„Warum nicht? Ich heiße Leonhardt und bin Diener."

„Bei wem?"

„Bei der Tänzerin Miß Ellen Starton."

„Bei der Amerikanerin? Ah, das ist interessant, höchst interessant! Ich bin nämlich auch Balletist. Ich muß mich für Ihre Herrin also sehr interessiren. Darf ich fragen, in welcher Absicht Sie jetzt ausgehen?"

„Ich habe die Absicht, ein wenig zu kneipen."

„Wo gedenken Sie einzukehren?"

„Irgendwo. Ich bin hier noch fremd."

„Ah, schön! Darf ich mich Ihnen anschließen?"

„Warum nicht, da Sie Tänzer sind."

„Ich weiß ein hübsches Restaurant, wo man sich um diese Zeit verteufelt behaglich fühlen kann. Ich empfehle es Ihnen."

„Danke. Wollen wir hin?"

„Wenn es Ihnen recht ist?“

„Warum nicht. Ich überlasse mich Ihrer Führung.“

„So bitte, kommen Sie!“

Er nahm Adolfs Arm in den seinigen und zog ihn fort, durch mehrere Straßen, immer fort, bis er endlich auf einem freien Platze halten blieb und nun sagte:

„Erwarten Sie wirklich, daß ich mit Ihnen kneipe?“

„Ganz nach Belieben.“

„Sie haben das Zeichen gegeben. Es war möglich, daß Sie Verrath beabsichtigten. Wie leicht konnten Sie Polizisten in die Hände fallen. Darum brachte ich Sie hierher, wo Sie keine Vorbereitungen treffen konnten. Jetzt bin ich überzeugt, sicher zu sein. Sie wollen also mit dem Hauptmanne reden?“

„Ja.“

„Nun, der Hauptmann ist nicht so dumm, sich dorthin zu stellen, wo ihn Einer erwartet, dessen er nicht sicher ist. Ich hatte Sie abzuholen. Sie werden nur durch Vermittelung zu ihm kommen. Ich übergebe Sie jetzt einem Anderen.“

Er zog ihn noch eine kurze Strecke weiter fort. Dort stand ein Mann.

„Das ist er,“ sagte er zu ihm und entfernte sich dann.

„Kommen Sie!“ sagte der Andere und schritt mit ihm weiter.

So wurde Adolf noch zweimal anderen Führern übergeben, bis ihn der Letzte endlich mit den Worten: „Hier warten Sie,“ mitten auf der Straße stehen ließ und sich dann schnell entfernte.

Er wartete. Da hörte er den Schnee hinter sich knirschen. Er drehte sich langsam um und stand nun vor einem Manne, dessen Gesicht nur aus Bart zu bestehen schien.

„Ich bin der Hauptmann, mit dem Sie reden wollen,“ sagte er.

„Das ist mir lieb um meiner beiden Freunde willen.“

„Wen meinen Sie?“

„Die beiden Schmiede Wolf aus Tannenstein.“

„Die sind Ihre Freunde? Seit wann?“

„Seit nicht sehr langer Zeit.“

„Das müßte eigenthümlich zugehen; sie sind ja gefangen.“

„Ich war es auch.“

„Ach so! Sie haben sie wohl im Gefängnisse kennen gelernt.“

„Ja. Ich war in demselben Gefängnisse eingesperrt und wurde zu allerlei Dienstleistungen mit verwendet. Da konnte ich mit den Gefangenen sprechen, und so habe ich auch mit den beiden Wolfs verkehrt.“

„Sie wurden also zum Vertrauten gemacht?“

„Das nicht gerade, denn die beiden Männer sind außerordentlich vorsichtig und verschwiegen. Aber es gelang mir, den Botschafter zwischen ihnen zu machen.“

„Ah, sie befinden sich also nicht beisammen?“

„Nein; man hat sie sogar in verschiedene Etagen gesperrt. Der Untersuchungsrichter hat ihnen sehr scharf zugesetzt; sie aber gestehen nichts, und ich mußte dem Einen immer von dem Anderen sagen, wie er sich beim nächsten Verhöre zu verhalten habe."

„Das war sehr verdienstvoll von Ihnen, aber wohl auch ebenso gefährlich?"

„Na, ich war vorsichtig."

„Wie aber kommt es, daß Sie von ihnen zu mir geschickt worden sind?"

„Hm, das ist freilich eine heikle Geschichte. Darf ich aufrichtig sein?"

„Reden Sie von der Leber weg."

„Ich bin sehr arm und hatte, als ich entlassen wurde, keine Hoffnung, bald wieder in Stellung zu kommen. Das klagte ich dem alten Wolf, und da sagte er mir, daß ich mir ein hübsches Sümmchen verdienen könne, wenn ich nur wolle. Ich ging natürlich sofort darauf ein."

„Was sollten Sie thun?"

„Die beiden möchten gern heraus!"

„Das glaube ich! Aber wie!"

„Ich versprach, ihnen behilflich zu sein. Ich habe ihnen meine Hand und mein Wort gegeben, und da sagten sie, ich solle nach meiner Entlassung in die Residenz gehen und zusehen, ob ich mit Dem sprechen könne, den man hier den Hauptmann nennt."

„Hat man ihnen Namen genannt?"

„Nein."

„Das freut mich von den beiden Wolfs."

„Mich aber nicht, denn dadurch ist es mir verteufelt schwierig geworden, Sie zu treffen."

„Wer hat Ihnen denn endlich Auskunft gegeben?"

„Ein alter, pensionirter Cantor."

„Ich kenne keinen."

„Das glaube ich. Der Mann hatte einmal Zwei belauscht, welche von der Art und Weise, wie man Sie treffen kann, gesprochen hatten. Er theilte es mir mit, und ich habe es versucht. Es ist gelungen."

„So richten Sie also aus, was Sie zu sagen haben!"

„Vorher möchte ich aber doch erst wissen, ob ich das umsonst thun soll oder nicht?"

„Ich werde Sie gut bezahlen."

„Schön! Also die Wolf's lassen Ihnen sagen, daß Sie auf alle Fälle verurtheilt würden. Sie gestehen zwar nichts, aber man hat so viel Beweismaterial gegen sie gesammelt, daß sie auf einen günstigen Ausgang der Untersuchung gar nicht rechnen können."

„Sie sind selbst schuld daran. Warum lassen Sie sich fangen!"

„Das geben sie freilich zu. Ich soll Ihnen vor allen Dingen sagen, daß auch Sie verloren sind, wenn Sie sich ihrer nicht annehmen. Es braut sich ein Wetter über sie zusammen, dessen Ausbruch Sie nur verhindern können,

wenn Sie die Wolf's befreien. Sie könnten Ihnen dann sagen, was sie während ihrer Verhöre erfahren und gehört haben."

„Hm! Also heraus wollen sie! Was wollen sie denn dann anfangen? Sie sind ja vogelfrei!"

„Sie wollen nach Amerika."

„Das geht nicht so schnell. Die Hauptsache aber ist, ob überhaupt die Möglichkeit vorhanden ist, zu entkommen."

„Die ist vorhanden."

„Auf welche Weise denn?"

„Durch meine Hilfe."

„So! Diese Hilfe haben Sie ihnen versprochen?"

„Ja."

„Und Sie sind bereit, Ihr Versprechen zu halten?"

„Ja. Natürlich immer unter der Voraussetzung, daß es etwas für mich abwirft."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich dankbar sein werde."

„Das genügt."

„Wie also denken Sie sich die Befreiung der Gefangenen? Vielleicht die Fenstergitter zerfeilen?"

„O nein. Das wäre zu gefährlich und auch zu zeitraubend. Man muß ganz einfach in's Gefängniß gehen und die Beiden herauslassen."

„Donnerwetter! Das nennen Sie ‚ganz einfach'! Mir scheint das ganz und gar nicht einfach zu sein!"

„Und doch ist es so. Man muß nur die Oerlichkeit kennen, und auch die Verhältnisse."

„Die kennen Sie?"

„Ja. Es sind nämlich zwei Schließer da, welche in der Nachtwache abwechseln. Heute der Eine und morgen der Andere. Der Eine hat eine Geliebte, welche in der Nähe des Gefängnisses wohnt. Er hat während des ganzen Tages Dienst und nur aller vier Wochen einen halben Sonntag frei. Aus diesem Grunde kommt er eigentlich nur selten, also aller vier Wochen, zu ihr. Da ist er denn auf den Gedanken gekommen, sie zu besuchen, wenn er Wache hat."

„Sapperlot! Das wäre gut."

„Er wartet, bis Alles schläft, und schleicht sich fort zu ihr. Bei dieser Gelegenheit ist das Gefängniß ohne alle Aufsicht. Man könnte hinein und die beiden Gefangenen ganz gemüthlich herausholen."

„Ganz gemüthlich?"

„Ja, denn es gäbe ja Niemanden, der es zu verhindern vermöchte."

„Aber, Sie wunderbarer Mann, Sie scheinen anzunehmen, daß der Schließer, wenn er zu seinem Mädchen geht, alle Thüren für uns öffnet und auch offen läßt."

„Das nicht. Er schließt vielmehr Alles sehr sorgfältig zu."

„Wie also könnte man hinein?"

„Mit dem Hauptschlüssel.“

„Haben Sie den?“

„Nein.“

„So taugt also Ihr Rath den Teufel!“

„Er ist doch vielleicht besser, als Sie denken. Nämlich der Hauptschlüssel ist ganz gut zu bekommen.“

„Wie denn?“

„Auf zweierlei Weise. Zunächst muß der Schließer, wenn er fortgeht, durch den Gefängnißgarten. Zum vorderen Thore kann er nicht hinaus, weil er da recht gut bemerkt werden könnte. Natürlich trägt er seine Schlüssel bei sich. Man braucht ihn also nur im Garten abzulauern.“

„Hm! Ist er stark?“

„Nicht sehr. Ich getraue mir, es mit ihm aufzunehmen.“

„Er kann aber doch Lärm machen.“

„Da müßte man es sehr dumm anfangen.“

„Man müßte mehrere Leute bei sich haben.“

„Das ist nicht nöthig; das würde sogar das Gelingen sehr in Frage stellen. Zwei Personen sind genug. Wenn Mehrere kommen, werden sie leicht bemerkt.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht. Aber schließt denn der Hauptschlüssel alle Thüren?“

„Natürlich. Ich weiß das sehr genau, denn ich habe aufgepaßt.“

„Sprachen Sie nicht von einer zweiten Art und Weise, zu dem Schlüssel zu kommen?“

„Ja. Und diese Weise ist kinderleicht. Nämlich vier Personen besitzen Hauptschlüssel: Die beiden Schließer, der Wachtmeister und der Gerichtsamtmann. Dieser Letztere nimmt seinen Schlüssel niemals mit nach Hause, sondern er läßt ihn in seiner Expedition zurück, wo er ihn an den Nagel hängt.“

„Da denken Sie, daß man ihn nur wegzunehmen brauche?“

„Ja.“

„Aber wie in die Expedition gelangen?“

„Sehr leicht. Durch das Fenster.“

„Ist es nicht vergittert?“

„Nein. Die Verhörzimmer liegen doch nicht im Gefängnisse.“

„Kennen Sie diese Expedition genau?“

„Ganz genau. Sie liegt im ersten Stockwerke. Man steigt hinauf, drückt mit einem Pflaster die Fensterscheibe ein, öffnet den Flügel, steigt hinein und nimmt den Schlüssel.“

„Wie kommen Sie hinauf an's Fenster?“

„Mittelst einer Leiter natürlich.“

„Woher eine solche nehmen?“

„Es hängen wohl drei oder vier Stück an der Gartenseite des Gerichtsgebäudes, lange und kurze. Und glücklicher Weise befindet sich das betreffende Fenster noch auf dieser Seite.“

„Das ist allerdings günstig."

„Hat man den Schlüssel, so wartet man, bis der Schließer sich entfernt hat, und geht dann hinein, um die Gefangenen in aller Gemüthlichkeit herauszuholen."

„Wer aber weiß den Tag, an welchem dieser eine Schließer die Wache hat?"

„Ich. Ich brauche ja nur rückwärts nachzurechnen. Er kommt einen Tag um den anderen."

„Sie wären also gewillt, sich an der Befreiung der beiden Wolfs zu betheiligen?"

„Falls ich es gut bezahlt bekomme. Ich riskire ja viel."

„Wie viel fordern Sie?"

„Das ist schwer zu sagen. Ich weiß nicht, wie viel die Befreiung der Beiden für Sie werth ist."

„Nun, so sagen Sie wenigstens annähernd, wie hoch Sie sich die Belohnung denken!"

„Unter fünfhundert Gulden nicht."

„Das ist mir keineswegs zu viel."

„Sapperment! Hätte ich doch tausend gesagt!"

„Lassen Sie sich Ihre Forderung nicht reuen. Wenn Alles klappt, erhalten Sie mehr als fünfhundert. Aber, haben Sie denn auch Zeit dazu?"

„Hm! Das ist nun freilich eine sehr dumme Geschichte!"

„Wieso? Ich weiß übrigens gar nicht, wer Sie sind, wie Sie heißen und was Sie treiben."

„Ich heiße Leonhardt und bin Diener. Ich kam nach hier mit der Befürchtung, nicht so leicht eine Stelle zu erhalten, habe aber Glück gehabt. Die Tänzerin Miß Starton hat mich engagirt."

„O weh! Da können Sie ja gar nicht fort!"

„Vielleicht giebt sie mir auf einen Tag oder zwei Urlaub. Ich müßte mir einen Grund, eine Ausrede zurecht machen."

„Ja, das wäre allerdings nöthig. Wohnen Sie denn auch bei ihr, oder haben Sie Privatlogis?"

„Ich habe ein Zimmer bei ihr im Hotel."

„Sie soll außerordentlich reich sein?"

„Fürchterlich! Ich war dabei, als sie ihre Cassette offen hatte. Welche Menge von Goldstücken und großen Cassenscheinen! Das waren viele, viele Tausende! Und nun gar noch ihre Schmucksachen! Die müssen Millionen werth sein."

„Wo bewahrt sie diese auf?"

„Im Schlafzimmer, in einem eisernen Kasten, welcher sich im Reisekoffer befindet."

„Haben Sie da nicht Appetit bekommen?"

„Nach diesen Kostbarkeiten, meinen Sie?"

„Ja."

„Nun, aufrichtig gestanden, war es mir, als ob ich Fieber hätte. Unsereiner ist so arm!"

„Sie könnten so leicht reich sein."

„Wieso?"

„Na, einen Griff in die Diamanten!"

„Danke sehr! Man würde mich sehr schnell gefaßt haben!"

„Wie nun, wenn man Ihnen nichts nachweisen könnte?"

„Wenn auch! Ich danke! Ich bin ein einziges Mal unvorsichtig gewesen und habe es büßen müssen. Ich bleibe ehrlich. Ich vergreife mich nie wieder an fremdem Eigenthume."

„Und doch wollen Sie zwei Gefangene befreien helfen. Das ist gleich gefährlich. Wie stimmt das zusammen?"

„Ich habe den Schmieden mein Wort gegeben und werde es halten. Und sodann macht es mir Vergnügen, den Herren dort, die mich verurtheilten, einen Streich zu spielen."

„So, so! Haben Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen?"

„Nein. Ich habe Alles gesagt."

„So will ich mir die Sache überlegen. Ich werde Sie benachrichtigen, sobald ich einen Entschluß gefaßt habe."

„Wie erhalte ich diese Nachricht?"

„Hinschicken zu Ihnen kann ich nicht. Wenn ich wüßte — hm, da fällt mir ein Local ein, welches sich sehr gut eignen würde. Nicht wahr, Ihre Herrin logirt im Hotel Union?"

„Ja."

„In derselben Straße giebt es ein kleines Kellerlocal. Der Wirth heißt Winkelmann und —"

„Ah, das kenne ich!"

„Waren Sie dort?"

„Ja. Dort sprach ich eben mit jenem emeritirten Cantor, von welchem ich erfuhr, wie Sie zu treffen sind."

„Das ist gut. Sobald ich mit Ihnen zu sprechen habe, werde ich dem Wirthe einige Zeilen für Sie übergeben lassen."

„Er wird sie doch nicht lesen?"

„Nein. Und wenn er es thäte, so wäre es ungefährlich. Ich gebe Ihnen eine Zeit und einen Ort an; das ist Alles."

„Es müßte aber eine späte Tageszeit sein, eine Zeit, in welcher meine Herrin bereits schläft, sonst könnte es sich ereignen, daß es mir unmöglich wäre, mich einzufinden."

„Ich werde es so einrichten, daß es um die jetzige Zeit ist. Nun aber sind wir fertig. Also Sie werden in Beziehung der beiden Wolfs Ihr Wort halten?"

„Ja."

„Ich verlasse mich darauf und werde Sie fein bezahlen. Gute Nacht für heute!"

„Gute Nacht!“

Der Hauptmann huschte in das Schneegestöber hinein, und Adolf wollte den Platz auch verlassen, hatte aber kaum einige Schritte gethan, so fuhr gerade vor ihm, wie aus dem Boden heraus, eine männliche Gestalt empor.

„Sapperment!“ sagte er in der Ueberraschung.

„Pst, Adolf, keine Unvorsichtigkeit!“

„Ah! Durchlaucht!“

„Ja, ich bin es.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Ich bin jenem Menschen gefolgt bis hier in diese Gegend.“

„Und ich habe hier mit dem Hauptmanne gesprochen.“

„Ich weiß es.“

„Bitte, kommen Sie hier fort. Er könnte sich noch in der Nähe befinden und uns bemerken. Ich werde Ihnen unterwegs erzählen, wovon wir gesprochen haben.“

„Ist nicht nöthig. Bleibe nur! Erstens ist der Hauptmann fort, das weiß ich ganz genau, und zweitens weiß ich bereits, was Ihr gesprochen habt.“

„Wieso?“

„Ich habe fast jedes Wort gehört.“

„Kaum möglich.“

„O doch. Ich lag ganz in Eurer Nähe an der Erde.“

„Ohne bemerkt zu werden?“

„Natürlich. So ein weißes Bettuch ist im Winter doch zu herrlich zu gebrauchen.“

„Sie wissen also, daß es gelungen ist?“

„Ja. Aber ich weiß noch weit mehr. Ich kenne den Versammlungsort der Bande.“

„Das wäre famos! Wo ist er?“

„Nicht weit von hier. Ich bin jenem Kerle nachgeschlichen eine lange Zeit, bis er hinter eine Ecke bog. Ich kam gerade zur rechten Zeit, daß er an der anderen Seite der Mauer sagte: ‚auch Einer‘; dann war er fort.“

„Diese beiden Worte bilden also doch die Parole?“

„Allerdings. Komm, ich muß Dir den Ort zeigen.“

Er führte ihn die Straße weiter hinab, bis diese zu Ende ging. Dort gab es eine lange Mauer mit einer Oeffnung, in welcher früher einmal Thorflügel gehangen hatten; jetzt waren diese aber weg. Hinter dieser Mauer erhob sich ein langes, niedriges Gebäude, dessen rußige Mauern schwarz in die weiße Winternacht hineinstarrten.

„Ich bin hier nicht orientirt,“ sagte der Fürst. „Bist Du vielleicht besser bekannt?“

„Ja.“

„Was ist das für ein Gebäude?“

„Die frühere Actienmaschinenbrauerei. Die Gesellschaft hat Bankerott gemacht, und das Grundstück hat bis jetzt keinen Käufer gefunden Nun steht

das Gebäude leer, und die Gläubiger haben Alles, was nicht niet- und nagelfest war, fortgeschafft und verwerthet."

„Da hinein sind sie. Ich habe wohl gegen ein Dutzend hineingehen sehen. Einer kam heraus. Ich hörte ihn zur Schildwache sagen, daß er bald wiederkommen werde. Diese Stimme erkannte ich. Es war der Hauptmann. Ich schlich ihm nach und belauschte Euch. Nun aber wollen wir versuchen, ob wir noch mehr entdecken können."

„Sie meinen, daß wir in das Gebäude wollen?"

„Ja."

„Sie können uns sehr leicht bemerken."

„Wir nehmen uns in Acht."

„Steht der Posten noch dort am Thore?"

„Jedenfalls. Wir folgen der Mauer bis hinter die Ecke. Vielleicht finden wir da eine Stelle, wo wir sie übersteigen können. Dann wird sich das Uebrige finden."

Die erwähnte Mauer umschloß ein ziemlich bedeutendes Viereck. Sie war stark und gewiß drei Ellen hoch. Indem die Beiden an ihr hinschritten, kamen sie an eine Stelle, wo sich aus irgend einem Grunde einige Steine losgelöst hatten.

„Hier?" fragte Adolf.

„Ja; es geht."

Sie kletterten hinüber.

„Was aber nun?" meinte der Polizist. „Wollen wir hier über diese freie Stelle bis hin zum Gebäude, so riskiren wir es, bemerkt zu werden."

„O nein. Hier ist mein Betttuch. Wir halten es vor uns hin, so wird man uns vom Schnee gar nicht unterscheiden können."

Das wurde so ausgeführt, und auf diese Weise gelangten sie glücklich an das Gebäude heran. Dieses hatte breite Fensteröffnungen, welche vom Dache an bis fast herab auf den Boden reichten. Die Fensterscheiben fehlten.

„Sogar das Glas ist verkauft worden," sagte Adolf. „Nun wettert es hinein. Wer soll das Ding kaufen!"

„Hast Du das Innere einmal gesehen?"

„Oft."

„Aus wie vielen Abtheilungen besteht es?"

„Aus einer einzigen. Es giebt nur die vier Umfassungsmauern, welche ein Rechteck bilden, in welchem früher die Maschinen standen."

„So müßte man, wenn es Tag wäre und man hier zu diesem Fenster hineinblickte, den ganzen Raum übersehen können?"

„Ja, vollständig."

„Dann halten die Leute, welche ich eintreten sah, ihre Versammlung im Dunkeln. Hätten sie Licht, so müßten wir es unbedingt sehen."

„Das ist wahr; aber — halt, Durchlaucht, bemerken Sie dort hinten nicht einen hellen Schein?"

„Fast ist es so!"

„Es ist, als ob er aus der Erde käme."

„Ich sehe es. Giebt es dort einen Keller?"

„Nein, aber die weite Vertiefung, in welcher sich die Dampfkessel befunden haben!"

„Ah, so stecken sie dort unten. Ich glaube nicht, daß man auch hier Wachen ausgestellt hat. Die eine vorn an der Mauer genügt. Laß uns durch das Fenster steigen!"

Sie gelangten in das Innere des verwüsteten Gebäudes und schlichen sich an der Wand hin.

Der erwähnte Lichtschein wurde desto bemerkbarer, je weiter sie sich ihm näherten. Endlich standen sie vor der Grube, von welcher Adolf gesprochen hatte. Diese war mit starken Quadern eingemauert; eine aus demselben Materiale bestehende Treppe führte hinab. Man sah es, daß da unten die mächtigen Dampfkessel gestanden hatten. Jetzt aber war der Platz leer.

Zwei Blendlaternen brannten unten, und beim Scheine derselben gewahrten die Lauscher zahlreiche dunkle Gestalten, in deren Mitte Einer stand, welcher mit gedämpfter Stimme Befehle auszutheilen schien.

„Das ist der Hauptmann," flüsterte Adolf.

„Jedenfalls. Schade, daß er leise spricht! Schleichen wir uns in die Nähe der Treppe. Vielleicht hören wir etwas, wenn sie dann gehen."

Sie huschten am Rande der Grube hin, und wieder war es eine Gunst des Zufalles, daß gerade in der Nähe der Treppe eine Menge Sandsteinquader lagen, hinter denen sich die Beiden verstecken konnten.

So sehr sie sich auch anstrengten, sie konnten nichts verstehen. Endlich aber hörten sie ein lautes „Gute Nacht". Die Männer kamen einzeln herauf und entfernten sich. Die beiden Laternen wurden verlöscht. Es war völlig grabesdunkel umher.

Trotz dieser Finsterniß bemerkten die beiden Lauscher, daß Jemand ganz in ihrer Nähe stehen geblieben sei. Sie hielten nun sogar den Athem an.

„Schon glaubten sie, daß dieser der einzige noch Anwesende sei, da hörten sie abermals Schritte die Treppe heraufkommen, und dann sagte der in ihrer Nähe Befindliche:

„Hauptmann!"

„Was! Noch Jemand hier?" lautete die Frage.

„Ich bin es: Jacob Simeon."

„Ah, der Goldarbeiter. Warum wartest Du noch?"

„Um Bericht zu erstatten. Es ist ja nicht für die Ohren der Anderen."

Jetzt war der Hauptmann zu ihm getreten. Die Lauscher verstanden ein jedes der gesprochenen Worte.

„Nun, bist Du glücklich gewesen?"

„Ich denke."

„Also, erzähle!"

„August Seidelmann wird nicht sterben."

„Verdammt! Woher weißt Du es?"

„Vom Dienstmädchen des Gerichtsarztes. Er ist bereits so weit hergestellt, daß er dislocirt werden soll."

„Wohin?"

„Aus dem Krankenhaus in das Untersuchungsgefängniß."

„Gefangen? Was, gefangen soll er werden?"

„Ja. Der Arzt hat mit seiner Frau davon gesprochen, und das Mädchen hat Alles gehört."

„Aber hat sie auch gehört, warum man ihn festhalten will?"

„Ja. Es geschieht auf Veranlassung des Fürsten von Befour."

„Alle Teufel! Was hat dieser mit dem Schuster zu schaffen?"

„Er ist ja da gewesen, als bei der Melitta die That geschah. Die Mädchen haben gegen den Schuster ausgesagt."

„So mag der Fürst trotzdem davon bleiben, sonst klopfe ich ihm auf die Finger."

„Hm! Er scheint auch anderweit sich mit Angelegenheiten zu beschäftigen, welche ihm nichts angehen."

„In wiefern?"

„Es bezieht sich das auf die Aufgabe, die Sie mir gestellt haben, als wir zum letzten Male hier waren."

„Du meinst die Angelegenheit mit der verschwundenen Baronin Ella von Helfenstein?"

„Ja."

„Bist Du vielleicht glücklich gewesen?"

„Sehr glücklich!"

„Nun, was weißt Du?"

„Werde ich die Prämie bekommen?"

„Gewiß! Was ich verspreche, halte ich. Wenn Du entdeckst, wo sich die Baronin befindet, zahle ich die dreihundert Gulden."

„So zahlen Sie!"

„Alle Wetter! Weißt Du sie wirklich?"

„Ja wohl. Sie ist beim Fürsten von Befour."

„Bist Du toll?"

„Nein. Ich habe sie gesehen."

„Und Du irrst Dich nicht? Du kennst sie genau?"

„Ja, ganz genau. Ich habe sie hundertmal gesehen."

„Wie hast Du das entdeckt?"

„Nun, Sie kommandirten mich nach Rollenburg, um zu forschen. Ich bin zwar kein Polizist, aber ich habe die Anlagen, einer zu sein. Ich machte mich also an die Krankenwärter des Doctor Mars, besonders der Eine wurde beim Wein gesprächig. Er sagte mir, daß Keiner als nur Doctor Zander die Baronin fortgeschafft haben könne."

„Ganz meine Ansicht. Wüßte man nur, wo er jetzt steckt!"

„Gerade so dachte auch ich. Da kam ich ganz zufällig auf dem Bahnhofe mit einem Kellner zu sprechen. Die Rede kam auf das dortige Zuchthaus.

Er sagte, daß vielleicht Mancher der Züchtlinge unschuldig sei. Erst vor einigen Tagen sei eine Sträflingin entlassen worden, welche als Kindesmörderin ganz unschuldig gesessen habe. Sie sei aus der Residenz, die Tochter eines Theaterdieners. Drei Herren seien mit ihr gewesen, unter ihnen Doctor Zander."

„Ah! Also eine Fährte."

„Ja. Ich fuhr natürlich sofort hierher, um die Tochter des Theaterdieners aufzusuchen."

„Kanntest Du ihren Vater?"

„Nein. Der Kellner hatte ja nicht einmal den Namen gewußt. Aber Theaterdiener giebt es wenige. Ich war also schnell orientirt. Der Mann heißt Werner und hat seine Stelle eingebüßt. Ich ging zu ihm und erfuhr, wer die drei Begleiter seiner Tochter gewesen sind: Doctor Zander, ein Doctor Max Holm und der Fürst von Befour."

„Holm? Kenne ich nicht."

„Dieser hat die Unschuld der Werner entdeckt und die Leda ist dafür eingesperrt worden."

„Ah! Endlich! Daher also weht der Wind! Wartet, Ihr Bursche, ich werde Euch das Spiel verderben!"

„Ich fragte, ob der Theaterdiener wisse, wo Doctor Zander sich jetzt befinde. Er wußte es."

„Wo? Wo steckt er?"

„Er ist zu Werner gekommen, um dessen Frau, welche am Krebse leidet, zu untersuchen. Er hat Hoffnung auf Besserung gegeben und gesagt, wenn sie ihn plötzlich brauchen sollten, so müßten sie in das Befour'sche Palais schicken. Dort wohne er für die nächsten Tage."

„Also dort!"

„Ja. Nun dachte ich: Zander hat die Baronin fortgeschafft; wo er ist, da ist wohl auch sie; er ist im Palais des Fürsten, folglich wohl auch sie. Ich spionirte also und es ist mir glänzend gelungen."

„Wann?"

„Heute Abend. Ich steckte im Garten. Ein Fenster war erleuchtet und zwar mit einem so eigenthümlichen Lichte, daß ich sofort an Arznei und Krankenstube dachte. Das Fenster befindet sich über der Veranda. Ich kletterte auf die Letztere hinauf, was sehr leicht ist, und blickte in das Zimmer. Da lag sie im Bette, still und regungslos. Sie schlief."

„Wirklich, und Du hast sie nicht verkannt? Ich frage noch einmal, weil diese Angelegenheit wichtig ist."

„Ich konnte sie unmöglich verkennen. Ich sah sie so deutlich, als ob ich an ihrem Bette stände."

„So muß ich sie auch sehen. Ich gehe hin, nachher, und Du sollst mich begleiten. Sonst noch etwas Neues?"

„Ja. Salomon Levi ist arretirt."

„Unmöglich! Du meinst doch den Juden in der Wasserstraße?"

„Ja. Es giebt keinen zweiten Salomon Levi."

„Weshalb ist er eingesteckt?“

„Das konnte ich nicht erfahren. Uebrigens ist dem Kerl diese Lection recht gut zu gönnen.“

„Pst! Er war ein Verbündeter von uns!“

„Aber ein Schinder! Ich habe wiederholt für ihn gearbeitet, aber nie den vollen Lohn erhalten. Vor einiger Zeit mußte ich ihm ein Medaillon fälschen. Ich verlangte fünf Gulden; er aber gab nur drei.“

„Fälschen? Ein Medaillon? Wie ist das möglich? Zu welchem Zwecke?“

„Das weiß ich nicht. Es war eine Kette mit Medaillon. Das Letztere hatte die Form eines Herzens und zeigte eine Freiherrnkrone mit den Buchstaben R. v. H. Ich mußte ein ähnliches Herz machen und die angegebenen Buchstaben in R. u. H. umändern. Das ist Alles, was ich weiß.“

„Da steckt nun freilich Etwas dahinter! Nun, jetzt aber wollen wir gehen. Wir trennen uns jetzt, treffen uns aber in einer halben Stunde an der niederen Ecke der Palaststraße. Von da aus suchen wir in den Garten des Fürsten zu gelangen. Wenn sie es wirklich ist, bekommst Du Deine dreihundert Gulden.“

„Sie ist es. Ich kann zehn Eide ablegen.“

„Desto besser für Dich.“

Sie entfernten sich.

„Sapperment, das ist nicht übel!“ flüsterte Adolf.

„Höchst wichtig!“

„Wenigstens das von der Baronin.“

„Das Andere auch. Aber wir müssen uns beeilen. Wir müssen dafür sorgen, daß sie die Baronin nicht sehen. Wir nehmen die erste beste Droschke, um ihnen zuvor zu kommen.“

„Sie werden durch das Fenster gucken. Wollen wir sie festnehmen lassen?“

„Das hätte keinen Zweck.“

„So schlage ich vor: Es legt sich eine Andere in das Bett.“

„Natürlich! Die Köchin mag sich hineinlegen. Besorge Du das. Ich werde den Hauptmann beobachten. Ich verstecke mich in die Veranda.“

Nach einer halben Stunde traf der Hauptmann mit Simeon zusammen. Sie stiegen über das eiserne Stacket in den Vorgarten und gelangten so hinter den Palast. Alle Fenster der hinteren Front waren dunkel. Nur eines war erleuchtet.

„Ist es das?“ fragte der Hauptmann.

„Ja. Gerade über der Veranda.“

„Wollen erst recognosciren, ob Jemand da ist.“

Sie durchstrichen vorsichtig den Garten, und als sie nichts Besorgniß erregendes bemerkten, stiegen Beide an der Veranda empor.

Der Hauptmann befand sich in einer beinahe fieberhaften Spannung. Er blickte durch das Fenster. Ja, da lag eine schlafende Frauengestalt im

Bette, in ein weißes Nachtgewand gehüllt. Im ersten Augenblicke ließ sich seine erregte Phantasie täuschen.

„Ja, ja, sie ist es!“ flüsterte er. „Alle Teufel! Die soll nicht lange mehr hier liegen bleiben!“

„Wollen Sie es ihrem Manne sagen, dem Baron?“

„Natürlich! Und sodann — aber, hm! Was ist denn das! Ich glaube, ich war soeben halb blind!“

„Wieso!“

„Sie ist es doch gar nicht!“

„Das ist unmöglich!“

„Sie ist es nicht, wahrhaftig nicht!“

„Ich wette um mein Leben, daß sie es ist.“

„Du würdest verlieren!“

„Ich kann sie hier nicht sehen. Die Gardine verhüllt sie mir. Bitte, erlauben Sie!“

Der Hauptmann rückte ein Wenig zur Seite, und Simeon blickte hinein.

„Sapperment, was ist das denn?“ stieß er hervor. „Das ist sie ja nicht! Das ist eine Andere!“

„Das habe ich auch gesehen.“

„Vorhin aber war es die Baronin.“

„Du hast Dich geirrt.“

„Nein. Man hat sie umgetauscht.“

„Dieser Gedanke ist lächerlich! Glaubst Du, daß der Fürst so wenig Betten hat, daß bei ihm Damen nach einander in einem und demselben Bette schlafen müssen?“

„Er mag genug Betten haben oder nicht. Die jetzt da drinnen liegt, ist nicht Diejenige, welche vorher drin lag.“

„Bah! Es ist Dir eben gerade so gegangen wie mir: Deine Phantasie hat Dir einen Streich gespielt.“

„Nein und nein! Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Es ist gar kein Irrthum möglich.“

„Streiten wir uns nicht. Klettern wir lieber wieder hinab, sonst könnte man uns gar noch erwischen!“

Und als sie den Erdboden erreichten, fuhr er fort:

„Es thut mir leid: Du hast Dir die dreihundert Gulden also doch nicht verdient. Ich hätte sie Dir gern gegeben.“

„O, ich bekomme sie schon noch!“

„Du hältst die Hoffnung fest?“

„Ja. Ich lasse mir nichts einstreiten. Ich habe die Baronin gesehen und werde hier so lange aufpassen und spioniren, bis ich Ihnen das beweisen kann.“

Sie gingen.

Im Innern der Veranda erhob sich der Fürst vom Boden. Die letzten Worte Simeon's sagten ihm, daß er vorsichtig zu sein habe. Er beschloß, die

Baronin nach einem der vorderen Zimmer, welche man unmöglich belauschen konnte, zu bringen. — —

Am anderen Vormittage begab er sich nach dem Gerichtsgebäude, um sich nach den Aussagen Salomon Levi's zu erkundigen. Zander hatte ihm das Erlebniß erzählt.

Von da ging er dann nach der Wasserstraße in das Haus des Juden, wo die alte Rebecca ihn nach seinem Begehr fragte. Sie hatte ein sehr verweintes Gesicht.

„Ich möchte ein Geschenk machen," antwortete er. „Haben Sie Schmuck- oder überhaupt Goldsachen?"

„Ja, genug zur Auswahl."

„So zeigen Sie einmal."

„Kommen Sie herein in das andere Zimmer!"

Sie zeigte sich außerordentlich freundlich, ganz gegen ihre Gewohnheit; aber dieser Herr hatte ein so nobles Aussehen, daß sie sofort geneigt war, ihn für einen vornehmen Mann zu halten. Diese Ansicht befestigte sich, als er einige der Goldsachen kaufte und sie, ohne einen Kreuzer abzuhandeln, bezahlte.

Ihre Neugierde war erregt. Sie mußte wissen, wer er sei, und darum sagte sie in ihrem freundlichsten Tone:

„Ich habe den Herrn noch nie gesehen. Sie sind wohl nicht aus der Residenz, sondern hier fremd?"

In diesem Augenblicke trat Judith ein. Sie erstaunte, denn sie kannte den Fürsten und begrüßte ihn mit einer tiefen Verneigung. Ihr Kommen war ihm lieb. Er dankte ihr in herablassender Weise und antwortete ihrer Mutter:

„O doch, wohne ich hier. Ich pflege zwar nie bei Althändlern zu kaufen; ich gehe zum Juwelier; aber ein junger Herr, welcher sich bei mir befindet, hat mir Ihr Geschäft warm empfohlen und mir gesagt, daß Sie auch wirklich gute Sachen haben. Er ist, glaube ich, ein guter Bekannter von Ihnen."

„Ein Bekannter? Wer könnte das sein?"

„Er heißt Robert Bertram."

„Robert Bertram? Gott Abrahams! Er hat uns empfohlen? Er hat unser Geschäft gelobt?"

„Ja. Er sprach sehr gut von Ihnen."

„O, er ist ein hübscher, junger Mann und ein großer Dichter. Aber, Sie sagten, daß er sich bei Ihnen befinde?"

„Ja."

„Ich denke, er wohnt beim Fürsten von Befour."

„Das ist allerdings der Fall. Ich bin nämlich der Fürst."

Da war es, als ob die Alte vor lauter Glück und Respect in den Boden versinken wolle.

„Der Fürst! Der Fürst von Befour! Bei uns, in unserem Geschäfte! Hast Du gehört, Judith?"

„Ja, ich kenne Durchlaucht!“ antwortete das schöne Mädchen.

„Du kennst ihn! Und ich habe ihn nicht gekannt! O, wäre doch hier Dein Vater, mein Mann Salomon Levi! Wie würde er sich freuen, zu sehen bei sich einen so vornehmen Herrn!“

„Er ist nicht daheim?“ fragte der Fürst.

„Nein, heute nicht.“

„Wohl verreist?“

„Verreist — auch nicht,“ antwortete sie verlegen.

Da that er, als ob er sich besinne, und sagte:

„Ach ja, da fällt mir ein! Er ist allerdings nicht verreist.“

„Sie wissen das?“

„Ja. Ich habe mit den Herren vom Gerichte über diese Angelegenheit gesprochen.“

„Was sagen diese Herren? Werden sie recht bald wieder frei lassen den unschuldigen Mann?“

„Unschuldig?“ meinte er achselzuckend.

„Ja, er ist unschuldig. Er hat gekauft das Loos für dreißig Gulden. Das Andere ist nicht wahr.“

„Ich will nicht richten; aber ich wünschte um Ihretwillen, daß er nur dieser einen Sache wegen angezeigt sei.“

„Soll er auch noch Anderes gethan haben?“

„Leider!“

„Was denn?“

„Er soll mit dem sogenannten Hauptmanne in Verbindung stehen oder doch gestanden haben.“

„Das ist nicht wahr; das ist Lüge!“

„Und auch noch Anderes soll er gethan haben. Es ist sogar wahrscheinlich, daß auch Sie Beide noch eingezogen werden.“

„Wir? Eingezogen, das heißt, arretirt?“

„Das ist's, was ich sagen will.“

„Gott der Gerechte! Hörst Du, Judithleben, meine Tochter, wir sollen werden auch arretirt!“

Die Tochter richtete sich stolz empor und sagte:

„Das wird man bleiben lassen!“

„Seien Sie nicht so sicher!“ warnte der Fürst.

„Wir haben nichts Unrechtes gethan.“

„Und doch ist man der Ansicht, daß Sie auch mit schuldig seien. Man glaubt, Ihre Schuld beweisen zu können.“

„Was wirft man uns vor?“

„Unterschlagung, Fälschung.“

„Herr Zebaoth!“ schrie die Alte. „Welch eine schlechte und böse Menschheit ist dies.“

„Was sollen wir unterschlagen und gefälscht haben, Durchlaucht?“ fragte Judith.

„Eine goldene Kette nebst Medaillon.“

Sie erbleichte.

„Wer sagt das?“ fragte sie.

„Der Staatsanwalt.“

„Wer kann es uns beweisen?“

„Der Richter.“

„Er weiß nichts; er kann nichts beweisen.“

„O, es sind Zeugen da!“

„Wer sind sie?“

„Robert Bertram.“

„Der hat seine Kette wieder zurück erhalten.“

„Auch sein Medaillon?“

„Ja.“

„Oder vielmehr ein gefälschtes, ein nachgemachtes.“

„Das ist eine Lüge!“

„Es giebt noch einen Zeugen.“

„Wer ist das?“

„Der Goldarbeiter Jacob Simeon, welcher in Ihrem Auftrage das Herz verändert hat.“

„Er lügt.“

„Er wird sein Geständniß beschwören, und Sie Beide wird man arretiren! Sie dauern mich; aber ich kann nichts ändern. Noch wäre es Zeit, sich zu retten!“

„Wieso retten?“

„Wenn Sie das Geschmeide freiwillig heraus geben, will Robert Bertram diese Angelegenheit auf sich beruhen lassen. Sie haben das echte Medaillon; man weiß es ganz genau. Sie könnten zwar auf den Gedanken kommen, es zu vernichten, aber das würde Ihre Lage nur verschlimmern.“

Sie antworteten nicht. Er ließ einige Augenblicke verstreichen; dann fuhr er in wohlwollendem Tone fort:

„Bertram beschwört, daß er Ihnen das echte Medaillon gegeben und dafür ein falsches erhalten hat. Jacob Simeon beschwört, daß er von Ihnen das echte erhalten hat, um ein unechtes darnach anzufertigen; er beschwört ferner, daß er Ihnen das echte zurückgegeben hat und daß dasjenige, welches Bertram von Ihnen erhielt, das von ihm angefertigte, unechte ist. Nun mögen Sie gestehen oder nicht, das Zuchthaus ist Ihnen gewiß.“

„Zuchthaus!“ kreischte die Alte.

„Zuchthaus!“ murmelte auch Judith vor sich hin.

„Und nicht blos das! Robert Bertram will Ihnen wohl. Er rühmt Ihre Freundlichkeit; er denkt gern an Sie und spricht gern von Ihnen. Er nimmt noch jetzt an, daß die Verwechslung der Medaillons nur eine ganz zufällige gewesen ist. Er hält Sie für brav und ehrlich. Aber wenn Sie beim Leugnen bleiben, dann ist er gezwungen, Sie allerdings für Betrügerinnen zu halten. Und das würde ihm leid, sehr leid thun.“

„Levi, sehr leid!“ flüsterte Judith.

In ihrem Gesichte sprach sich ein Kampf aus, den sie jetzt in ihrem Innern durchmachte. Dann aber fuhr sie wie in einem raschen, kräftigen Entschlusse von ihrem Stuhle auf und fragte:

„Würde es ihm wirklich leid thun, Durchlaucht?“

„Ja, gewiß, herzlich leid.“

„Und er spricht gern von uns?“

„Sehr gern! Sie sind doch gut und freundlich gegen ihn gewesen, als er sich in Noth befand.“

„So soll er sein Medaillon haben!“

„Judith!“ rief die Alte abmahnend.

„Schweig, Mutter? Es gehört uns nicht; es ist sein Eigenthum, und er hält uns für ehrlich! Ich hole es!“

Sie ging in ihr Zimmer und brachte das Medaillon.

„Hier, Durchlaucht, ist es,“ sagte sie. „Geben Sie es ihm, und sagen Sie ihm, daß Judith Levi dieses Herz hat zurück behalten, nicht um ihm zu schaden.“

„Davon bin ich, und davon ist auch er überzeugt.“

Er betrachtete den für die Betreffenden so werthvollen Schmuck. Er hatte ihn früher hundertmal gesehen und erkannte ihn sofort wieder. Es jauchzte in seinem Inneren auf. Er konnte nun doch nicht an die Aussage der Baronin Ella, daß der kleine Robert mit verbrannt sei, glauben.

„Nun aber werden uns doch nicht die Gerichte arretiren und bestrafen?“ fragte die alte Rebecca.

„Wegen diesem Medaillon nicht.“

„Nun, und Anderes haben wir uns nicht vorzuwerfen. Das falsche Medaillon erhalten wir wohl wieder zurück?“

„Ja. Ich werde es Ihnen senden.“

Da trat Judith einen Schritt näher und sagte:

„Wäre es nicht möglich, daß er — er — — er es uns selbst bringen könnte, Durchlaucht?“

„Vielleicht. Ich will es ihm sagen.“

„Und — und — — noch Eins!“

Sie senkte den Blick verlegen zu Boden.

„Was? Fragen Sie immerhin?“

„Geht er oft zu Hellenbach's?“

„Zuweilen.“

„Und Fräulein von Hellenbach zu ihm?“

„Wer behauptet das?“

„Ich bin ihnen auf der Straße begegnet. Sie ritten mit einander spazieren.“

Dem Fürsten that das verschmähte Mädchen leid. Es war ein Character, der durch Liebe zu allem Guten, Schönen und Erhabenen zu bringen war.

„Sie sehen sich zuweilen. Er hat damals den Riesen Bormann bei ihr

überrascht, dadurch sind sie mit einander bekannt geworden. Sie ist ihm dankbar; das ist Alles."

Er verabschiedete sich, nahm eine Droschke und fuhr sofort zu Alma von Helfenstein. Sie empfing ihn mit einer innigen Umarmung und zog ihn zu sich auf den Divan nieder.

„Bringst Du mir vielleicht eine Neuigkeit?" fragte sie.

„Sogar einige."

„Bitte, laß mich sie hören!"

„Zunächst hat mir gestern der Hauptmann einen Besuch abgestattet."

„Mein Gott! Er war bei Dir? Ihr seid doch nicht in Kampf gerathen?"

„Nein; habe keine Sorge! Er war nur auf meiner Veranda und weiß gar nicht, daß ich ihn gesehen und belauscht habe."

„Was wollte er dort?"

„Er suchte seine Frau."

„Weiß er denn etwa, daß sie sich bei Dir befindet?"

„Einer seiner Leute hat sie aufspionirt. Sie stiegen mit einander auf die Veranda und blickten in das Zimmer."

„O weh! So ist Alles verrathen!"

„Noch nicht. Ich hatte die Baronin hinausbringen und die Köchin sich in das Bett legen lassen. Der Baron war allerdings sehr enttäuscht; er ist überzeugt, daß sein Untergebener sich geirrt hat."

„Aber ein Verdacht wird dennoch sitzen bleiben."

„Ganz gewiß. Darum habe ich die Baronin eine Etage höher und nach der Front herausplaciren lassen. Die zweite Neuigkeit ist weit wichtiger."

„Laß sie hören!"

„Nicht eher, als bis Du mir Zweierlei versprochen hast."

„Was?"

„Erstens einen Kuß zum Lohn und zweitens, daß Du nicht erschrecken willst darüber."

„Ist es so schrecklich?"

„Nein; es giebt auch einen freudigen Schreck!"

„O, seit ich Dich wieder habe, bin ich stark. Den Kuß sollst Du recht gern pränumerando erhalten."

Sie umschlang seinen Nacken und küßte ihn innig.

„So! Nun erzähle!" sagte sie dann.

„Zunächst werde ich Dir nichts erzählen, sondern Dir nur Etwas zeigen. Kennst Du vielleicht diesen Gegenstand?"

Er zog das Medaillon hervor und gab es ihr. Sie warf einen Blick darauf, stieß einen lauten Schrei aus und griff mit den Händen nach ihrem Herzen.

„Siehst Du, daß Du sehr erschrocken bist!" sagte er.

„Vor Freude, vor Freude! Vor Wonne, mein geliebter Gustav. Mein Gott und Herr! Das ist ja Robert's Medaillon!"

„Ja, gewiß!"

„Es ist nicht mit verbrannt. Man hat es jedenfalls unter dem Schutte gefunden."

„Ich denke anders. Nicht nur das Medaillon ist erhalten worden, sondern auch der kleine Robert."

„Du meinst, daß er noch lebe?"

„Ja."

„Aber Ella sagte das Gegentheil!"

„Das beweist noch nichts. Ich werde mit den beiden Schmieden sprechen. Vielleicht bringe ich sie zum Geständnisse. Erst dann können wir sagen, ob er todt sei oder nicht."

„Wer aber ist jetzt Eigenthümer des Medaillons?"

„Robert Bertram."

Sie blickte ihn mit großen, weitgeöffneten Augen an, dann schlug sie plötzlich vor Entzücken die schönen Händchen zusammen, sprang wie electrisirt vom Sitze auf und rief:

„Er ist's! Er ist's! Er und kein Anderer! Mein Herz sagt es mir, und das wird Recht behalten."

„Auch ich stimme Dir bei."

„Auch Du? Siehst Du! Siehst Du! Und was sagt Bertram dazu? Ich muß sofort hin, um ihn zu umarmen!"

„Warte, warte liebes Kind! Er weiß kein Wort."

„Kein Wort? Warum nicht?"

„Ich muß erst meiner Sache sicher sein, ehe ich die Gemüthsruhe des braven Jünglings so gewaltig störe. Komm, setze Dich; ich will Dir die Geschichte dieses Medaillons erzählen."

Als er später die Geliebte verließ, war er mit ihr einig geworden, Robert Bertram noch nichts zu sagen, sondern erst mit den Schmieden zu sprechen und die erforderliche Erkundigung im Findel- und Waisenhause einzuziehen. —

Um vielleicht dieselbe Zeit saß in der betreffenden Kellerrestauration der Agent Bauer, welcher der Lieutenant des Hauptmannes war. Er wartete auf den Letzteren, welcher bekanntlich unter der Maske eines emeritirten Cantors und Organisten hier zu verkehren pflegte.

Dieser Letztere erschien auch baldigst und setzte sich zu ihm. Das Gespräch, welches sie führten, drehte sich um die Unterredung, welche der Hauptmann gestern nach Mitternacht mit dem Diener Leonhardt gehabt hatte.

„Dieser Mensch," sagte der Agent, „scheint ein ehrlicher Kerl zu sein. Wenigstens ist er mir ganz so vorgekommen.

„Mir auch. Er ist dummehrlich."

„Hm! Vielleicht doch nicht so dumm, wie Sie meinen. Er scheint denn doch ein gut Theil Verschlagenheit zu besitzen. Er kommt mir ganz so vor, wie ein dummer Bauer!"

„Mir allerdings nicht. Und wie reimt sich das zusammen, daß Sie ihn

einen dummen Bauer und doch einen Menschen nennen, welcher ein gut Theil Verschlagenheit besitzt?"

„O, das reimt sich sehr gut zusammen. Früher sprach man nur von den ‚dummen Bauern'. Man erzählte sich tausend der lächerlichsten Anecdoten von ihnen. Wo aber sind diese Bauern jetzt hin? Der Bauer ist klug geworden. Er weiß zu rechnen; er ist pfiffig. Er ist jetzt klüger als mancher Advocat und haut Den, von dem er sich früher betrügen ließ, nun seinerseits über die Ohren, daß es eine Art hat. Der Bauer ist dumm pfiffig. Und gerade so kommt mir auch dieser Diener der amerikanischen Tänzerin vor."

„Sie glauben also, daß man mit ihm Etwas machen kann?"

„Ganz gewiß!"

„Und daß man ihm vertrauen darf."

„Er ist ehrlich. Er wird nicht stehlen und nicht betrügen. Er wird aber sein den Schmieden gegebenes Wort halten, obgleich er da Etwas thun muß, was von den Gesetzen verboten ist."

„So rathen Sie mir also, mit ihm zu gehen?"

„Natürlich! Wie er es zu arrangiren gedenkt, ist ja nicht die mindeste Gefahr vorhanden."

Der Hauptmann warf dem Agenten einen langen, prüfenden Blick zu und fragte dann:

„Haben Sie wirklich diese Ueberzeugung?"

„Ja; ich vertraue ihm unbedingt. Uebrigens ist ja keinerlei Gefahr für Sie bei der Sache."

„Oho!"

„Nun, welche denn?"

„Man kann mich sehr leicht wegfangen."

„Das ist nicht gut möglich."

„Und doch! Wie nun, wenn er die Polizei benachrichtigt und ich dann von ihr festgenommen werde?"

„Wie will er das anfangen?"

„Er braucht ja nur hinzugehen."

„Sie brauchen ihn ja gar nicht aus den Augen zu lassen."

„Das ist wahr."

„Sie werden von hier aus in einem Coupee mit ihm sitzen und stets an seiner Seite bleiben. Er selbst wird die Leiter holen; er selbst wird auch den Schlüssel stehlen. Sie müssen das so einzurichten suchen. Das ist genug. Er ist dann der Mitschuldige und würde im Falle der Ergreifung bestraft werden, während Sie Zeit haben, zu entkommen."

„Wie will ich zum Beispiel entkommen, wenn ich mit ihm im Gefängnisse ergriffen werde?"

„Sie können da gar nicht ergriffen werden. Sie brauchen ja nicht mit hinein zu gehen."

„O doch!"

„Nein. Einer muß doch außen wachen. Das werden Sie sein. Er

kennt das Innere des Gefängnisses, also muß er es sein, der da hineingeht und die beiden Gefangenen herausholt."

„Hm! Das klingt allerdings sehr ungefährlich!"

„Es klingt nicht so, sondern es ist wirklich so!"

„So finden Sie also keine Gefahr dabei?"

„Nicht die mindeste."

„Nun, so übernehmen Sie doch die Expedition!"

„Ich?"

Er that diese Frage doch mit dem Ausdrucke der Betroffenheit.

„Ja, Sie! Ich denke, Sie glauben so fest an die Ungefährlichkeit und das Gelingen derselben."

„Allerdings. Aber Ihre Gegenwart ist doch unbedingt nothwendig bei der Geschichte."

„Ganz und gar nicht. Es genügt, wenn Sie mir die beiden Schmiede bringen."

Da ließ der Agent ein kurzes Lachen hören und sagte:

„Ich verstehe! Sie wittern doch immer noch einige Gefahr und wünschen, daß es nicht Ihr Kopf sei, der in einer etwaigen Schlinge stecken bleibt."

„Nun, ich will das nicht ableugnen."

„Das ist sehr aufrichtig. Also ich soll meinen Kopf in diese gefürchtete Schlinge stecken?"

„Hm! Sie glauben ja eben an keine Gefahr!"

„Das habe ich gesagt, und das ist auch richtig. Aber allwissend bin ich nicht, und bei Gott ist Alles und beim Teufel ist sehr Vieles möglich. Ein Zufall kann das Spiel verderben."

„Das ist's ja, was ich meine! Und darum muß ich handeln wie der Feldherr handelt."

„Der zurück bleibt und seine Soldaten vorschickt!"

„Sie werden ironisch!"

„Habe ich nicht die Veranlassung dazu?"

„Nein. Wenn der Feldherr verunglückt, ist Alles verloren. Er hat nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Untergebenen gegenüber die Pflicht, sich zu schonen."

„Aber was nützt es dem Soldaten, wenn er an Stelle des Feldherrn erschossen wird?"

„Hier ist ja weder von einer Schlacht noch vom Erschießen die Rede. Hier ist nur das Eine möglich, daß Sie gefangen werden."

„Schlimm genug!"

„O, nicht so schlimm, als wenn man mich ergreift. Verunglücke ich, so ist Alles verloren. Hält man aber Sie zurück, so bin ich da, um Sie heraus zu holen."

„Würden Sie das wirklich thun?"

„Muß ich nicht?"

„Hm!" brummte der Agent.

„Ich darf Sie ja nicht verlassen. Man könnte Sie zu Geständnissen zwingen, und das muß ich doch auf alle Fälle verhüten. Sie sehen ja, daß ich ganz aus demselben Grunde jetzt bemüht bin, die Schmiede zu befreien!“

„Das ist wahr. Sie haben noch Keinen verlassen!“

„Weil dies in meinem eigenen Interesse liegt. Also, wollen Sie die Expedition unternehmen?“

„Hm! Darf ich mir eine Bedenkzeit ausbitten?“

„Wozu?“

„Man muß sich doch seine Haut betrachten, ehe man sich entschließt, sie zu Markte zu tragen.“

„Ich wiederhole, daß Sie ja an keine Gefahr glauben!“

„Und ich wiederhole meine Bemerkung, daß doch die Möglichkeit des Mißlingens nicht ausgeschlossen ist!“

Die Beiden verhielten sich als echte Spitzbuben zu einander. Der Hauptmann wollte sich in keine Gefahr begeben, und der Andere war zwar vom Gelingen des Streiches überzeugt, er war auch im Innern schon bereit, denselben zu übernehmen, wollte aber möglichst viel Nutzen für sich herausschlagen. Da glaubte der Hauptmann, seinen Vorschlag mit einem triftigen Argument unterstützen zu müssen. Er sagte:

„Sie müssen sich übrigens an unsere Abmachungen erinnern. Es hat mir ein Jeder unbedingt zu gehorchen?“

„Wenn Sie einen wirklichen Befehl aussprechen, ja. Das aber haben Sie bis jetzt noch nicht gethan.“

„Ich dachte, daß es nicht nöthig sein werde. Ich wünsche, daß Sie Das, was ich verlange, für einen Gefallen ansehen, den Sie mir erweisen.“

„Etwas Anderes könnte es auch nicht sein.“

„O doch!“

„Nun, was denn?“

„Ich brauche keinen Gefallen, sondern nur Gehorsam zu verlangen. Ich habe nicht zu bitten, sondern nur zu befehlen.“

Der Agent zwinkerte ihn mit halb zusammengekniffenen Augen von der Seite an und antwortete:

„In dieser Angelegenheit wohl nicht!“

„Oho!“

„Ganz gewiß nicht!“

„Sie meinen etwa, daß Sie mir nicht zu gehorchen brauchen?“

Seine Stimme klang fast drohend; der Andere aber zuckte gleichmüthig die Achsel und antwortete:

„Wir haben geschworen, Ihnen zu gehorchen. Aber der Gehorsam, den wir gelobt haben, hat seine Grenzen.“

„Wo und wie?“

„Ich habe Ihnen nur innerhalb der Residenz zur Verfügung zu stehen. An einem Unternehmen, welches sich nach außerhalb erstreckt, brauche ich mich nicht zu betheiligen.“

„Aber dennoch müssen Sie wissen, daß es nur gut für einen Jeden ist, auch in diesem Falle meine Wünsche zu berücksichtigen.“

„Ihre Wünsche! Da haben wir es! Aber nicht Ihre Befehle! Ich bin ja auch bereit, über den Kreis meiner Verpflichtungen hinaus zu gehen. Aber umsonst ist nicht einmal der Tod, denn auch dieser muß mit dem Leben bezahlt werden. Wenn ich mehr thue als ich verpflichtet bin, zu thun, möchte ich auch einen Erfolg für meine Person sehen.“

„Ich bin ja bereit, Sie zu belohnen!“

„Ach! Wirklich?“ fragte Bauer, indem seine Mienen einen offenbaren Zweifel ausdrückten.

„Ja, gewiß!“

„Das möchte ich denn doch bezweifeln.“

„Warum?“

„Ich kenne Sie genau. Sie zahlen nicht schlecht; aber zweimal bezahlen Sie doch nicht gern.“

„Zweimal? Thue ich das hier?“

„Ja. Sie bezahlen doch den Diener und auch mich.“

Dabei machte er ein so pfiffiges Gesicht, daß der Hauptmann lachen mußte Dieser Letztere meinte:

„Ich sehe, daß Sie mich doch ein Wenig studirt haben.“

„Nicht wahr? Ja, ich kenne meine Pappenheimer!“

„Und Sie vermuthen, daß ich auch hier nicht gegen meine Gewohnheit handeln werde?“

„Ich vermuthe es nicht nur, sondern ich bin wirklich überzeugt davon: Sie werden nur einmal bezahlen.“

„Aber Sie sind es nicht, welcher schlecht dabei fahren wird.“

„Das erwarte ich allerdings!“

„Na, ja! Sie werden Das erhalten, was ich diesem Diener hätte zahlen müssen.“

„Das vermuthete ich. Er wird sich ärgern!“

„Das geht mich nichts an. Wenn er die Schmiede befreit, ist er vor dem Gesetze straffällig; er kann nichts machen, wenn ich ihm nichts gebe.“

„Und selbst wenn er seine Forderung gesetzlich geltend machen könnte; er kennt Sie ja gar nicht.“

„Richtig! Also, machen Sie mit?“

„Hm! Zahlen Sie einen Theil an?“

„Meinetwegen.“

„Gut, so will ich es riskiren. Wann soll es geschehen?“

„Möglichst bald. Am liebsten wäre es mir heute.“

„Aber ob es dem Diener paßt?“

„Wollen sehen. Er kommt jedenfalls noch während des Vormittags. Ich werde dem Wirthe einige Zeilen für ihn geben; da werden wir ja gleich sehen, ob er es möglich machen kann.“

„Und wie arrangiren wir uns?“

„Sehr einfach. Sie fahren mit ihm nach der Kreisstadt; er holt die Schmiede heraus. Sie verkleiden diese — — —"

„Womit?"

„Ich sorge für Anzüge, Bärte und Perrücken. Ich schicke oder bringe selbst diese Sachen in einem kleinen Koffer hierher. Dann fahren Sie per Bahn zurück."

„Ist das nicht gefährlich?"

„Nein. Sie brauchen ja nicht an Ort und Stelle einzusteigen. Sie gehen bis zur ersten oder zweiten Station."

„Und wo bringe ich die Schmiede hin, nachdem ich mit ihnen hier angekommen bin?"

„Sie lassen sie einfach an der letzten Station aussteigen. Die beiden Wolfs wissen mich zu finden."

„Ah!" meinte der Agent erstaunt. „Also diese zwei Männer wissen genau, wer Sie sind?"

„Ja."

„Und hier weiß es Niemand!"

„Kein Mensch."

„Selbst ich nicht!"

Seine Stimme klang vorwurfsvoll und beleidigt. Darum beeilte sich der Hauptmann mit der Erklärung:

„Sie wissen, wie vorsichtig ich hier sein muß!"

„Aber gegen die Schmiede sind Sie es nicht!"

„Die haben mich bereits gekannt, ehe ich hier unsere geheime Gesellschaft gründete. Ein Mißtrauen, besonders gegen Sie, ist also keinesfalls vorhanden."

„Das hätte mir auch leid gethan."

„Ich will also hoffen, daß Sie die Schmiede nicht nach mir ausfragen; sie würden Ihnen nicht antworten."

„Fällt mir gar nicht ein! Aber, zum Teufel, da denke ich erst jetzt daran, daß ich die Reise doch nicht unternehmen kann!"

„Warum denn nicht?"

„Dieser Diener Leonhardt kennt mich ja!"

„Das ist kein Hinderniß."

„O doch! Er darf auf keinen Fall erfahren, daß ich zu der Gesellschaft des Hauptmannes gehöre."

„Das soll er auch nicht. Sie verkleiden sich. Unser Friseur wird Ihnen einen famosen Bart und eine Glatze machen, die ihres Gleichen sucht. Sie steigen mit ihm in ein Coupé, um ihn beobachten zu können. Wir geben ihm ein Zeichen, an welchem er seinen Helfershelfer erst beim Aussteigen erkennt."

„Er wird denken, Sie sind es."

„Das soll er auch. Sie müssen also ganz so thun, als ob Sie der Hauptmann wären. Haben Sie noch eine Frage?"

„Nein, aber einen Wunsch."

„Welchen?"

„Das Draufgeld!"

„Sie haben es verteufelt eilig.“

„Die Reise kostet eben Geld.“

„Nun, hier haben Sie!“

Er öffnete die Börse und gab ihm einen Betrag, mit welchem der Agent sichtlich zufrieden war. Dann zog er ein Blatt Papier und ein Couvert hervor und schrieb auf das Erstere:

„Mir ist daran gelegen, die Reise so bald wie möglich zu machen. Paßt es Ihnen nicht bereits heute? Wenn dies der Fall ist, so kommen Sie drei Uhr nach dem Bahnhofe und lösen Sie sich ein Billet dritter Klasse. Beim Aussteigen an dem betreffenden Orte werde ich Sie mit den Worten empfangen: „Willkommen zur That!“ Das ist das Erkennungszeichen. Also wenn es Ihnen paßt, so geben Sie dem Wirthe hier in einem Couverte einen Zettel, auf den Sie ein einfaches „Ja“ schreiben. Ist dies aber nicht der Fall, so schreiben Sie mir die Zeit auf, in welcher es Ihnen möglich ist. Das muß aber dann ganz bestimmt sein. Ich liebe die Pünktlichkeit.“

Er steckte diesen Zettel in das Couvert und ging damit zum Wirthe, bei dem er sich erkundigte:

„Haben Sie den Menschen bemerkt, welcher mit uns Sechsundsechzig spielte? Er ist ein Diener?“

„Ja; ich habe gehört, daß er Ihnen sagte, er diene bei der amerikanischen Tänzerin.“

„Schön! Er wird wohl bald kommen und soll dieses Couvert erhalten, darf aber nicht wissen, daß es von mir ist. Es handelt sich nämlich um einen Geburtstagsscherz.“

„Ich will es besorgen. Soll ich es ihm erst geben wenn Sie sich dann entfernt haben?“

„Nein, sondern sobald er sich gesetzt hat.“

Und als ob er gerufen worden sei, trat, als der Hauptmann sich kaum wieder niedergesetzt hatte, der Diener ein. Er grüßte höflich und that so, als ob er sich einen andern Tisch wählen wolle, aber der Agent meinte:

„Warum dorthin? Wollen Sie nicht auch heute wieder ein Spielchen mit uns machen?“

„Heute bin ich sehr beschäftigt. Ich gehe gleich wieder. Aber, wenn Sie erlauben, werde ich für diese kurze Zeit bei Ihnen Platz nehmen.

Er setzte sich an ihren Tisch, und der Agent fragte im Tone, als ob er eben nur das Gespräch fortsetzen wolle:

„Was haben Sie denn heute so Eiliges zu thun?“

„Eine Reise.“

„Ah, Ihre Herrin verreist?“

„Nein. Ich habe mir Urlaub geben lassen.“

„Wohin?“

Der schlaue Polizist heuchelte eine verlegene Miene, wartete ein Wenig und antwortete dann:

„Ich will in meine Heimath, wo ich in einer kleinen Familienangelegenheit anwesend sein muß."

Die beiden Andern tauschten einen Blick aus, welcher nichts Anderes besagte, als:

„Aha! Er hat angebissen. Er will mit dem Hauptmann fort."

Und da kam auch schon der Wirth herbei, brachte das Glas Bier, welches der Diener beim Platznehmen verlangt hatte, und sagte:

„Vorhin war Jemand da und hat mir diesen Brief übergeben."

„Für mich?"

„Ja."

„Hm! Das wundert mich. Das muß ein Versehen sein. Das Couvert hat ja gar keine Adresse!"

„Die fehlt allerdings."

„Wer war denn dieser Jemand?"

„Ein Mann, den ich nicht kannte."

„Er muß doch einen Namen genannt haben, und ich glaube nicht, daß Sie den meinigen wissen."

„Er sagte, der Brief sei für den Diener der amerikanischen Tänzerin, welcher hier zu verkehren scheine. Sind Sie das?"

„Ja freilich."

„Nun, so ist die Sache ja in Richtigkeit!"

Der Polizist that noch immer so, als ob er zweifle. Er betrachtete den Brief von allen Seiten und schüttelte den Kopf. Die beiden Andern dachten im Stillen: Der Kerl spielt seine Rolle nicht übel. Und dann meinte der Agent:

„Was überlegen Sie noch? Der Brief ist ohne allen Zweifel an Sie gerichtet; Sie können ihn also getrost öffnen!"

„Na, ich will's versuchen!"

Er brach das Couvert auf, las den Zettel, nickte mit dem Kopfe und sagte dann lächelnd:

„So ist es! Man ist vergeßlich. Ich hatte mich um eine Anstellung beworben und dem Agenten gesagt, daß er den Brief hierher schicken solle. Das hatte ich vergessen, da ich indessen eine Anstellung gefunden habe. Herr Wirth, haben Sie vielleicht ein Couvert und Papier?"

Der Wirth brachte das Verlangte. Der Polizist legte den Briefbogen auf den Tisch und schrieb so offen, daß die Andern es deutlich sehen konnten, ein „Ja" darauf. Er steckte dann den Bogen in das Couvert und fragte:

„Soll die Antwort abgeholt werden?"

„Ja."

„Hier ist sie. Die Schreiberei ist gar nicht nöthig!"

Diese letzteren Worte waren doppelzüngig gesprochen, was aber gar nicht beachtet wurde. Er trank sein Bier baldigst aus, bezahlte und verabschiedete sich.

Nun brachte der Wirth den Brief. Er sagte lachend;

„Sie werden bereits gesehen haben, was er antwortete. Er scheint nur ein Wort geschrieben zu haben."

„Allerdings. Der Witz ist gelungen.“ — —

Der Fürst war unterdessen im Findelhause gewesen und hatte gebeten, betreffs Robert Bertram in den Büchern nachzuschlagen. Er hatte das Datum und die Art und Weise erfahren, unter welcher man den Knaben in der Drehscheibe gefunden hatte. Die Kette mit dem Medaillon war ganz genau beschrieben, und zuletzt stand die Bemerkung, daß der Findling dem Schneider und Musikus Bertram ausgehändigt worden sei.

Ueber die Person gab es also keinen Zweifel mehr. Es fehlte nur noch das Geständniß der Schmiede, daß sie den Knaben in das Findelhaus gebracht hatten und daß dieser der Sohn des ermordeten Barons von Helfenstein sei.

Als der Fürst nach Hause kam, wartete Adolf auf ihn. Er sah es dem Gesichte desselben an, daß er eine gute Nachricht bringe.

„Nun? Hast Du bereits Erfolg gehabt?“

„Ja, diesen hier.“

Der Polizist zeigte ihm das Schreiben, welches er von dem Wirthe erhalten hatte. Der Fürst las es und fragte:

„Was hast Du geantwortet?“

„Ein ‚Ja‘ natürlich.“

„Ganz recht. Du wirst Dich also drei Uhr bereit halten.“

„Ich allein?“

„Nein. Ich fahre auch mit, wenn auch anderer Wagenklasse.“

„Recht so. Aber wie fangen wir das Ding an?“

„Wir kommen noch vor Abends hin. Du wirst Dich mit ihm wohl in irgend eine Kneipe begeben müssen, um die Zeit abzuwarten.“

„Natürlich. Vor Mitternacht kann nichts geschehen.“

„Unterdessen spreche ich mit dem Gerichtsamtmann. Man wird Euch nichts in den Weg legen. Ihr holt den Schlüssel aus der Expedition; der Gefängnißwärter muß sich durch den Garten entfernen, ganz so, als ob er wirklich zu seiner Geliebten gehe, und dann bringst Du ihn herein.“

„Und drin wird er sofort festgenommen.“

„Natürlich!“

„Na, dann haben wir ihn endlich!“

Das war in einem frohen Tone gesagt. Der Fürst aber ging einige Male auf und ab und fragte dann:

„Du glaubst also, daß er wirklich kommt?“

„Natürlich! Er schreibt es ja!“

„Ich glaube nicht daran. Es handelt sich hier um eine wahre Mausefalle, und es sollte mich wundern, wenn er so bereitwillig den Kopf hineinsteckte. Ich denke, er wird einen Andern schicken.“

„Das wäre dumm!“

„Für uns, ja, von ihm aber sehr gescheidt.“

„Dann bin ich neugierig, zu erfahren, wen er sendet.“

„Den Agenten, denke ich.“

„Hm! So nehmen wir den gefangen!“

„Das geht nicht. Das wäre eine Dummheit.“

„Warum?“

„Wir brauchen ihn. Er giebt an seinem Fenster das Zeichen zu den Zusammenkünften. Wir müssen froh sein, dies entdeckt zu haben. Dadurch bekommen wir Gelegenheit, zu erfahren, wenn die ganze Bande beisammen ist. Nehmen wir ihn aber gefangen, so geht uns das verloren.“

„Das ist wahr. Wie dumm! Also, den Fall gesetzt, daß an Stelle des Hauptmannes ein Anderer kommt, was thue ich dann? Das muß ich natürlich wissen.“

„In diesem Falle sagst Du ganz einfach, daß Du nur dem Hauptmann zur Verfügung stehst, aber keinem Andern.“

„Also in das Gefängniß soll ich ihn nicht führen?“

„Nein. Die Hauptsache ist, daß Du den Betreffenden erkennst.“

„Keine Sorge! Den Baron von Helfenstein erkenne ich unter jeder Verkleidung, vorausgesetzt, daß ich ihn genau betrachten kann und auch seine Stimme höre. Das wird ja heute der Fall sein. Und diesen Agenten Bauer habe ich mir angesehen. Er mag sich verkleiden und verstellen wie er will; auf den Gedanken, seine rechte Hand zu verändern, wird er aber wohl schwerlich kommen.“

„Ist sie gezeichnet?“

„Ja. Ich habe es beim Kartenspiel gesehen. Er scheint einmal einen sehr bösen Finger gehabt zu haben, vielleicht den Fingerwurm, denn der Zeigefinger ist viel dunkler gefärbt als die andern. Daran erkenne ich ihn sicher.“

„So wäre es mir wünschenswerth, noch bevor ich zu dem Amtmanne gehe, zu erfahren, mit wem wir es zu thun haben.“

„Das wird schwer gehen.“

„Warum?“

„Der Kerl wird mich beobachten und mich wohl nicht aus seiner Nähe lassen.“

„Das steht allerdings zu erwarten. Ich werde Euch von Weitem folgen. Vielleicht fällt mir ein Mittel ein.“

„Es wird am Besten sein, wir machen es folgendermaßen: Er empfängt mich am Bahnhofe. Erkenne ich ihn sofort, so kann ich gleich das Zeichen geben. Erkenne ich ihn aber nicht gleich, so veranlasse ich ihn, in die Bahnrestauration zu treten.“

„Und wenn er das nicht thut?“

„Ich werde ihn schon hinein zu bringen wissen. Während des Trinkens komme ich in's Klare über ihn. Also, entweder gehe ich mit ihm direct vom Bahnhofe oder nach einem kurzen Besuche der Restauration nach der Stadt. In beiden Fällen werde ich mich, sobald wir den Bahnhof im Rücken haben, mich meines weißen Taschentuches bedienen. Stecke ich dasselbe dann in den rechten Rockschooß, so ist's der Hauptmann, also der Baron; stecke ich es in den linken, so ist's dieser Agent Bauer; stecke ich es aber in die Hosentasche, so ist es irgend ein Anderer.“

„Gut. Im ersteren Falle kann das Abenteuer vor sich gehen; in den beiden letzteren Fällen aber wird nichts daraus. Es bringt uns keinen Nutzen."

„Was thue ich dann?"

„Du machst Dich von ihm los. Wir fahren dann mit dem nächsten Zuge wieder zurück und treffen uns auf dem Bahnhofe.

Somit war die Sache abgemacht. Um drei Uhr befand Adolf sich auf dem Bahnhofe. Er löste sich ein Billet dritter Klasse und ging in das Wartezimmer. Dort saßen bereits viele Leute, unter denen es ganz unmöglich war, den Betreffenden herauszufinden. Aber Adolf vermuthete mit Recht, daß dieser ganz sicher dasselbe Coupé mit ihm aufsuchen werde. Und so geschah es auch.

Als das Zeichen gegeben wurde und Adolf eingestiegen war, kam zu denen, welche mit Platz genommen hatten, noch ein Mann, welcher ein Musikus zu sein schien. Er hatte eine große Glatze, trug eine Brille und brachte einen Violinkasten mit, welchem er große Sorgfalt widmete.

Er kam Adolf gegenüber zu sitzen, so daß dieser ihn genau zu beobachten vermochte. Der Blick des Polizisten fiel sofort auf den Zeigefinger der rechten Hand und siehe da, es war ganz der Finger des Agenten!

Nun betrachtete Adolf das Gesicht seines Gegenübers. Er mußte sich gestehen, daß der falsche Bart mit wirklicher Meisterschaft angebracht worden war.

Nachdem einige kleine Anhaltepunkte zurückgelegt worden waren, kam eine größere Station, an welcher der Zug mehrere Minuten zu halten hatte. Adolf stieg aus. Er war überzeugt, daß der Fürst aufpassen werde, und er hatte sich nicht getäuscht. Sie trafen am Büffet zusammen, wo der Letztere sofort fragte:

„Wohl der Geiger?"

„Errathen!" meinte der Polizist verwundert.

„Das ist keine Kunst. Ich sah ihn einsteigen. Seine Haltung war eine so gezwungene, daß ich gleich erkannte, daß die Person imitirt sei. Hast Du ihn erkannt?"

„Ja. Der Agent ist es."

„Er hat den Finger?"

„Ja. Das ist zu dumm!"

„Allerdings. Aber es fragt sich, ob nicht doch auch der Hauptmann da ist. Vielleicht in einem anderen Coupée."

„Möglich kann es sein."

„Wüßten wir, daß er nicht dabei ist, so könnten wir gleich hier zurückbleiben. Aber wir müssen es doch abwarten. Wenn Dich der Geiger auf dem Ankunftsbahnhofe anredet, so ist der Hauptmann nicht da. In diesem Falle ist uns die Expedition verdorben."

Es läutete und sie stiegen wieder ein. Als sie das Ziel erreichten und ausgestiegen waren, blieb Adolf wartend stehen. Niemand kam. Aber neben ihm stand der Geiger, der ebenso that, als ob er Jemand erwarte. Aber als er sah, daß die Passagiere sich entfernten, so daß Niemand seine Worte hören konnte, sagte er:

„Sie erwarten wohl Jemand mein Herr?"

„Nein," antwortete Adolf, „sondern ich glaubte, erwartet zu werden."

„Von einem Bekannten?"

„Was geht das Sie an?"

„Vielleicht doch mehr, als es scheint. Ich erlaube mir, Sie zur That hier willkommen zu heißen!"

„Donnerwetter!" meinte der Polizist, scheinbar überrascht, „Sie sind es? Sie?"

„Ja, wenn Sie erlauben."

„Sie sind also der Hauptmann?"

„Natürlich!"

„Aber, warum diese Geige?"

„Die gehört zur Verkleidung. Aber wir können hier doch nicht stehen bleiben. Kommen Sie herein nach der Stadt!"

„Meinetwegen! Es ist noch zu früh zum Handeln. Was thun wir unterdessen?"

„Wir kneipen ein und machen ein Spielchen. Vorwärts!"

Sie gingen. Adolf bemerkte, daß er von dem Fürsten, welcher auf dem Perron stehen geblieben war, beobachtet werde. Er zog also sein Taschentuch hervor, wischte sich das Gesicht und steckte es dann in die linke Tasche seines Rockschooßes. Das war das Zeichen, daß die heutige Expedition allerdings mißlungen sei.

Der Fürst überlegte, ob er gleich hier auf den nächsten Zug warten oder sich nach dem Gerichtsgebäude begeben solle, um mit dem Amtmanne über die beiden Schmiede zu sprechen. Da bemerkte er mehrere Personen, welche vor einem an die Ecke angeklebten Placate standen und dabei so augenfällig debattirten, daß ein wichtiges Ereigniß zu vermuthen war. Er ging hin und las:

„Heute früh elf Uhr sind die beiden aus Tannenstein gebürtigen Schmiede Wolf, Vater und Sohn, unter erschwerenden Umständen während des Verhöres aus dem Fenster des Verhörzimmers entsprungen. Auf die Ergreifung derselben wird hiermit ein Preis von 300 Gulden gesetzt. Signalement wie folgt."

Nämlich am Vormittage bei Beginn der Expeditionszeit war der Amtmann zu dem Actuar gekommen, welchem die Untersuchung gegen die Schmiede anvertraut war, und hatte ihm unter finsterem Kopfschütteln ein Actenstück mehr hingeworfen als hingelegt.

„Ich habe Einsicht genommen," sagte er. „Wie lange Zeit gedenken Sie diese Sache noch hinzuschleppen?"

Der Actuar war erschrocken; er antwortete:

„Entschuldigung! Ich glaube, nichts versäumt zu haben. Die Kerls gestehen eben nichts!"

„Das ist keine Entschuldigung. Sie haben ja Indizien genug in den Händen, mit denen Sie die Angeklagten förmlich erdrücken können!"

„Sie sagen, daß sie sich zum Scherze verkleidet hätten. Was kann ich dagegen thun?"

„Pah! Es giebt in den Aussagen der Beiden genug Punkte, in denen sie sich widersprechen. Das sind Handhaben, bei denen Sie sie fassen müssen. Warum confrontiren Sie die Beiden nicht?"

„Ich glaubte die Untersuchung noch nicht reif genug dazu. Es kann zu nichts führen."

„In der jetzigen Weise bringen Sie die Reife niemals zu Stande. Ich hoffe, daß das anders wird!"

Nach diesen Worten hatte sich der Amtmann entfernt. Der Actuar war überzeugt, seine Pflicht gethan zu haben. Er schritt erzürnt und beleidigt im Zimmer auf und ab, that einige Blicke in die Acten und murmelte dann vor sich hin:

„Unsinn! Confrontation! Dadurch verrathe ich doch nur dem Einen die Aussagen des Anderen. Aber, er will es, und so will auch ich."

Er zog an der Glocke und befahl, die beiden Schmiede vorzuführen. Der Amtsdiener fragte:

„Beide zugleich, Herr Actuar?"

„Natürlich!"

„Ist das nicht gefährlich?"

„Warum sollte es gefährlich sein?"

„Die Kerls sind verwegen!"

„Pah! Haben sie sich denn schlecht geführt?"

„Nein. Sie sind im Gegentheil lammfromm gewesen. Aber gerade solchen Folgsamen ist nicht zu trauen. Soll ich vielleicht mit hereinkommen?"

„Nein. Sie wissen ja, daß während der Voruntersuchung über die Aussage der Gefangenen nichts verlauten darf, und darum —"

„Ich verrathe nichts!"

„Das weiß ich. Aber ich brauche Sie nicht. Uebrigens habe ich ja, wie ein jeder anderer Untersuchungsbeamter, hier meinen Revolver."

„So werde ich mich wenigstens in der Nähe der Thür aufhalten. Sollte etwas geschehen, so rufen Sie!"

Er ging und der Actuar zuckte lächelnd die Achsel. Dennoch aber nahm er den Revolver aus dem Kasten und legte ihn neben das aufgeschlagene Actenheft hin.

Der alte Schmied war der Erste, welcher in das Wartezimmer gebracht wurde. Er schritt sofort auf die wohlbekannte Thür zu, hinter welcher er den Actuar wußte, aber der Amtsdiener sagte:

„Noch nicht. Ich habe erst Ihren Sohn zu holen. Setzen Sie sich einstweilen da auf die Bank!"

Der Alte gehorchte. Kein Zug seines Gesichtes bewegte sich; aber als er sich setzte, dehnte und reckte er seine Glieder, als ob er sich überzeugen wolle, ob sie noch kräftig genug seien zu dem, was er sich im Augenblicke vorgenommen hatte.

Als sein Sohn gebracht wurde, blieb dieser beim Anblicke des Vaters überrascht stehen.

„Du auch hier?“ fragte er.

„Ja,“ brummte der Alte, ohne aufzusehen.

„Sie sollen confrontirt werden,“ sagte der Diener mit wichtigem Tone. „Treten Sie jetzt ein!“

Er öffnete die Thür. Dabei drehte er ihnen nur einen Augenblick lang den Rücken zu; aber dieser Moment genügte vollständig. Ein gegenseitiger schneller Aufblitz der Augen und die Beiden wußten, was geschehen werde. Als sie eintraten, war ihr Aussehen so unbefangen und demüthig, daß der Actuar dem Amtsdiener durch ein Achselzucken andeutete, für wie ungerechtfertigt er seine vorhin ausgesprochene Besorgniß halte.

Dennoch aber postirte sich der Letztere draußen an die Thür, um beim geringsten Zeichen, daß der Untersuchende sich in Gefahr befinde, diesem zu Hilfe zu eilen. Leider aber durfte er seine anderen Obliegenheiten nicht versäumen, und so kam es, daß er seinen Platz sehr bald verlassen mußte.

Später stellte er sich freilich wieder hin. Er hörte nicht das mindeste Auffällige; auffällig fand er nur die tiefe Stille, welche da drinnen herrschte. Er hörte kein Wort, während er doch vorhin die Stimme des Actuars und auch diejenigen der Antwortenden gehört hatte, wenn es ihm auch unmöglich gewesen war, die Worte selbst zu verstehen.

Dies kam ihm je länger desto mehr verdächtig vor. Sollte er öffnen? Das durfte er nicht. Aber als jetzt zufälliger Weise der Amtswachtmeister in das Wartezimmer trat, sagte er zu diesem:

„Herr Wachtmeister, geben Sie mir einen Rath. Die beiden Schmiede befinden sich seit einer Stunde zur Confrontation bei dem Herrn —“

„Das weiß ich,“ fiel ihm der Vorgesetzte in die Rede. „Was ist's mit ihnen?“

„Ich höre sie nicht sprechen.“

„Natürlich! Das Brüllen würde man ihnen bald verbieten!“

„O, sie brauchen nicht zu brüllen, um gehört zu werden. Es ist aber todesstill da drin!“

„Horchen wir einmal!“

Er legte das Ohr an die Thür und brummte nach einer Weile:

„Kein Wort! Der Herr Actuar wird schreiben.“

„Da müßte er bereits seit einer halben Stunde geschrieben haben, ohne zu sprechen. Und das kommt bei einem Kreuzverhör doch wohl niemals vor.“

Jetzt schien der Wachtmeister auch unruhig zu werden.

„Warten wir noch ein Weilchen,“ sagte er.

Beide legten die Ohren an die Thüre, aber als sich auch jetzt noch mehrere Minuten lang kein Ton hören ließ, sagte der Amtsdiener:

„Ich schlage vor, nachzusehen.“

„Es wird allerdings das Beste sein.“

Er klopfte an und als auch jetzt keine Antwort erfolgte, da machte er

die Thür auf, um einzutreten. Er hatte aber den Fuß kaum erhoben, so rief er:

„Herr Gott! Was ist das?"

Und der Diener, welcher hinter ihm stand und über seine Achsel in das Zimmer blickte, schrie mit dröhnender Stimme:

„Hilfe! Mord! Mord! Mord!"

Im Nu öffneten sich die Thüren sämmtlicher Zimmer und die Insassen der letzteren eilten herbei. Sie sahen den armen Actuar gebrochenen Auges auf der Diele liegen. Gerade in seinem Herzen stak die eine Klinge der langen, spitzen Papierscheere. Er war eine Leiche. Das Fenster stand offen und — der Revolver war verschwunden.

Die beiden Gefangenen hatten die Fragen des Untersuchenden ganz demüthig beantwortet. Er hatte sie gebeten, der Wahrheit die Ehre zu geben; er war dann strenger geworden und hatte sie auf die Widersprüche in ihren früheren Aussagen aufmerksam gemacht.

„Widersprüche?" hatte der Alte gefragt. „Ich kann darauf schwören, daß ich mir nicht widersprochen habe."

„Sich selbst allerdings nicht, aber Ihrem Sohne!"

„Das ist nicht möglich. Er kann nichts Anderes sagen, als was ich ausgesagt habe."

„Nun, so will ich es Ihnen beweisen. Ihr Sohn sagt zum Beispiel hier, daß Sie am Abende Ihrer Gefangennahme zu Fuße von Tannenstein gekommen seien. Sie aber haben gesagt, daß Sie unterwegs einen Schlitten getroffen hätten, dessen Eigenthümer Sie mitgenommen hätte."

„Das? Das sollte ich gesagt haben?" fragte der Alte kopfschüttelnd und im Tone des Zweifels.

„Ja."

„Da kann ich mich nicht besinnen."

„Ah, Sie wollen diese Aussage verleugnen, zurücknehmen?"

„Was ich gesagt habe, das bleibt gesagt. Aber ich glaube wirklich nicht, daß ich von einem Schlitten gesprochen habe. Ich pflege doch nicht zu phantasiren!"

„Aber hier steht es ja!"

„Hm! Das ist ein Irrthum, Herr Actuar!" meinte er im treuherzigsten Tone.

„Sie haben das Protocoll ja unterschrieben!"

„Wo?"

„Hier! Kommen Sie her! Sehen Sie es sich an!"

Er schob ihm das Actenheft hin. Der Alte bückte sich nieder und las seine eigene Unterschrift.

„Nun? Haben Sie das geschrieben?"

„Ja, Herr Actuar."

„Und jetzt wollen Sie Ihre damaligen Worte — Gott —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Seine Stimme erstarb in einem leisen

Röcheln. Der Alte hatte ihm die Hände wie einen Schraubstock um die Gurgel gekrallt, so daß er dunkelblau im Gesicht wurde und Arme und Beine von sich streckte.

„Halt fest!" flüsterte der Sohn.

Er nahm die Papierscheere vom Tische, öffnete sie und stieß ihm die eine Klinge derselben in das Herz.

„Jetzt nieder mit ihm und wir zum Fenster hinaus!"

Während dieser Worte öffnete der Sohn das Fenster. Der Alte, welcher weitsehender war, meinte:

„Hier, den Revolver mit; dann seine Uhr, seine Ringe und sein Geld. Wir brauchen es."

Sie steckten die erwähnten Gegenstände im Nu zu sich. Dann blickte der Sohn zum Fenster hinaus.

„Geht es?" fragte der Alte.

„Es ist nicht sehr hoch."

„Unsinn! Darnach frage ich nicht. Springen können meine alten Knochen noch! Ich meine, ob es Leute unten giebt?"

„Nur ein Mädchen holt dort am Troge Wasser."

„Warte, bis sie fort ist!"

„Jetzt geht sie. Dort zur Thür hinein. Rasch!"

„Höre, Junge! Wenn ich mir Schaden thue und nicht fliehen kann, schießest Du mir eine Kugel durch den Kopf!"

„Und Du mir ebenso, wenn ich vielleicht nicht fort kann. Jetzt. Hinunter!"

Der Sohn stand auf dem Fensterbrete. Er verschwand. Einige Augenblicke später sprang ihm der Alte nach. Er kam zwar auch mit den Händen zur Erde, erhob sich aber sofort wieder. Sie warfen einen Blick umher.

„Niemand hat's gesehen!" sagte der Sohn, fast athemlos vor Aufregung.

„Also fort!"

„Wohin?"

„Zur Bergstraße hinaus, in den Wald."

„Gut! Aber langsam, damit es nicht auffällt."

Es war um die Zeit, in welcher die Bewohner der kleinen Stadt mit dem Mittagsessen beschäftigt waren. Die Gassen waren leer. Die Bergstraße war bald erreicht und nicht lang. Bereits kaum zwei Minuten nach dem Sprunge befanden sich die Beiden vor der Stadt.

„Und wohin nun?" fragte der Sohn.

„Zum Bergwirth. Er war unser Hehler, er muß uns helfen. Aber nicht hinein zu ihm. Es könnten Bekannte da sein. Wir müssen durch den Wald, bis wir uns seiner Schänke gegenüber befinden."

„Wie bekommen wir ihn heraus?"

„Er kennt doch den Pascherpfiff!"

„Gut! Aber wir wollen uns theilen."

„Warum?"

„Da beachtet man uns weniger, wenn man uns ja bemerken sollte. Eile Du da links in's Gebüsch. Ich gehe noch ein Stück langsam nach dem Gehölze rechts. Hinter der Straßenkrümmung kommen wir wieder zusammen."

Das wurde gemacht.

Wer jetzt den jungen Wolf so langsam dahinschlendern sah, der konnte unmöglich denken, daß er ein flüchtiger Mörder sei, der soeben aus der Gefangenschaft entsprungen war.

Da, wo die Straße eine andere Richtung annahm und nun eine Entdeckung von der Stadt aus unmöglich machte, trafen sie wieder aufeinander. Hier gab es Wald.

„Jetzt im Galopp nach der Schänke!" meinte der Sohn.

„Man wird unsere Spuren sehen."

„Nein. Unter den Tannen giebt es keinen Schnee. Er ist zum Glück selbst im Freien nicht sehr hoch."

Sie rannten in höchster Eile im Walde parallel mit der Straße dahin, bis drüben auf der andern Seite der letzteren sich ein Gebäudecomplex zeigte, neben dessen Vorderthür einige Pferdekrippen standen. Ueber dieser Thür waren die Worte „Zur Bergschänke" zu lesen.

Der alte Schmied steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen nicht sehr lauten, aber durchdringenden und eigenthümlich trillernden Pfiff aus. Bereits nach kurzer Zeit wurde drüben die Thür geöffnet und der Wirth trat heraus. Er blickte sich forschend um.

Wolf pfiff abermals, aber viel leiser als vorher. Da kam der Wirth über die Straße herüber geschritten. Er trat zwischen die Bäume herein.

„Tausend Teufel! Wolf!" rief er erschrocken.

„Brüll' nicht so!" antwortete der Alte.

„Seit Ihr ausgerissen?"

„Ja. Du mußt uns helfen."

„Wie denn?"

„Wir müssen nach der Hauptstadt."

„Wie seid Ihr denn entkommen?"

„Das zu erzählen, ist jetzt keine Zeit. Man wird uns gleich auf den Fersen sein."

„Na ja, also schnell. Ich bin ganz froh, daß Ihr frei seid. Wir steckten in fürchterlicher Angst, daß Ihr schwatzen würdet. Dann wäre es um uns geschehen gewesen!"

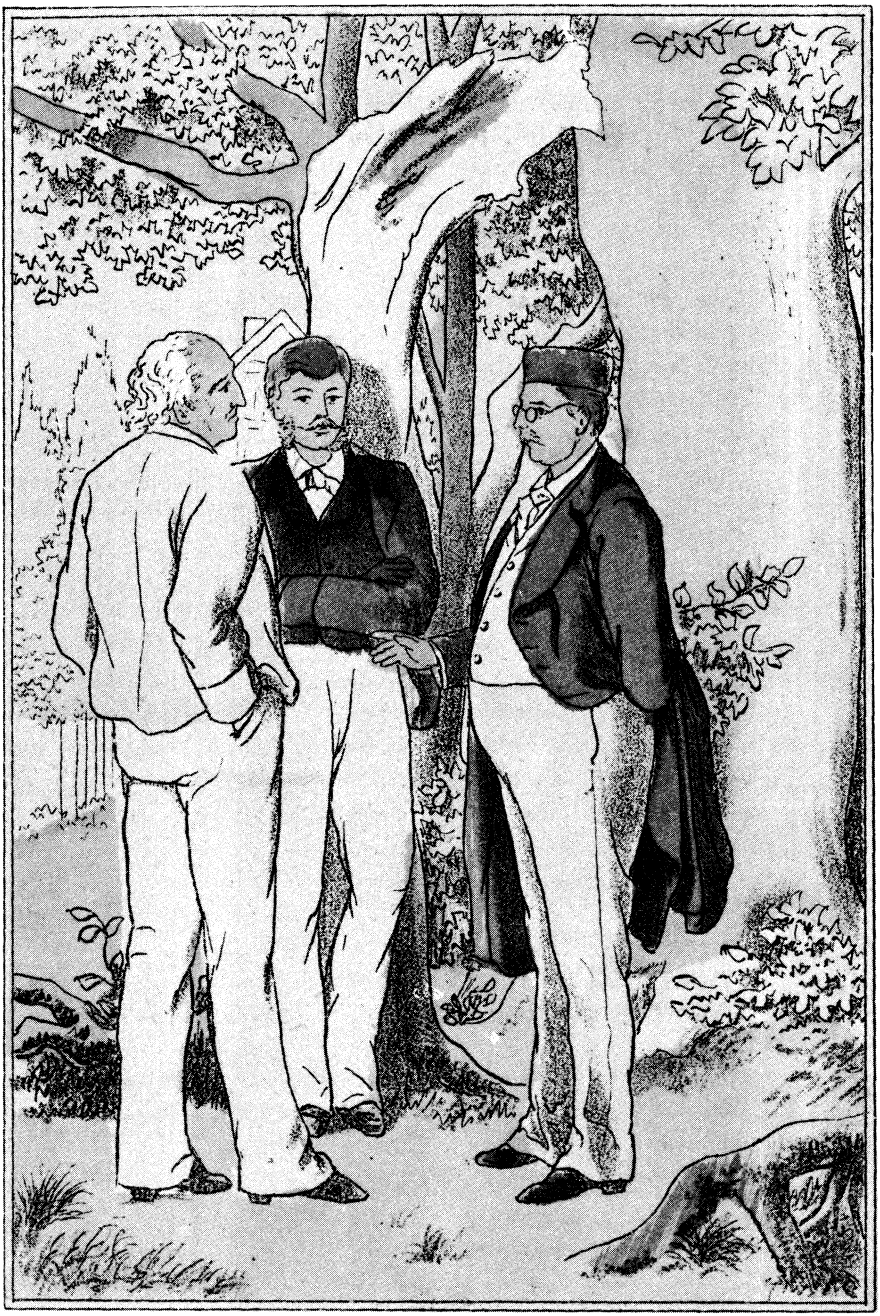
„Fällt uns nicht ein. Sind Deine Pferde daheim?"

„Ja."

„Spanne rasch an!"

„Hm! Eine verteufelte Geschichte! Gut, daß meine Alte nicht daheim ist. Der würde die Sache auffällig sein."

„Nimm viel Stroh mit, damit wir uns verstecken können; bringe auch zwei Hüte oder Mützen mit, auch einiges Geld und Proviant. In der Residenz bezahlen wir."



„Wie seit Ihr denn entkommen?"

Verl. S. (70.)

„Wollt Ihr denn hier warten?“

„Wie lange dauert es?“

„Eine halbe Stunde immerhin.“

„So lange Zeit können wir uns unmöglich herstellen!“

„So lauft fort und sagt, wo ich Euch treffen soll.“

„Hinter dem nächsten Dorfe, wenn Du bei der Windmühle vorüber bist, im Walde.“

„So macht, daß Ihr fortkommt!“

Sie gingen und er kehrte in die Stube zurück Dort saß sein Sohn und fragte neugierig:

„Nicht wahr, es war der Paſcherpfiff?“

„Ja. Du hatteſt richtig gehört.“

„Wer war es denn?“

„Ein Bote von drüben herüber.“

„Endlich wieder einmal! Wir haben lange genug feiern müſſen. Giebt's ein Geſchäft?“

„Ja. Ich ſoll etwas abholen. Wir müſſen ſofort einſpannen. Gehe in den Stall. Schirre die Pferde ein!“

„Das ſchwere Geſchirr?“

„Das leichte. Ich nehme den Rollwagen.“

Der Sohn begab ſich nach dem Stalle und der Vater ging nach dem Hofe, wo der Rollwagen ſtand. Er ſteckte einige Strohbündel hinein, that ein paar Decken hinzu und zog ihn zum Thore hinaus. Er hatte Einiges an dem Wagen herum zu wiſchen und zu putzen und beachtete da die Straße nicht. Darum erſchrak er faſt, als er angeredet wurde.

„Guten Morgen, Bergwirth!“

Er drehte ſich um. Vor ihm ſtand ein Gensdarm, welcher öfters bei ihm einkehrte.

„Guten Morgen!“ antwortete er. „Auch auf den Beinen?“

„Ja. Haben Sie Gäſte drin?“

„Keinen Menſchen.“

„Auch nicht gehabt?“

„Noch nicht.“

„Seit welcher Zeit ſind Sie hier vor dem Hauſe?“

„Hm,“ antwortete der ſchlaue Wirth, „ich habe wohl über eine halbe Stunde hier an dem Wagen herumhantiert.“

„Kam während dieſer Zeit Jemand vorüber?“

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Gewiß nicht. Ich müßte es geſehen haben. Sie fiſchen wohl nach irgend Jemandem?“

„Freilich, freilich! Ich will es Ihnen ſagen, damit Sie mir vorkommenden Falles einen Wink geben können. Kennen Sie die beiden Wölfe?“

„Wölfe? Was für Wölfe? Giebt's hier ſolches Raubzeug?“

„Ich wollte sagen, die beiden Wolfs, die Schmiede aus Tannenstein da drüben."

„Ach, Sie meinen die Schmuggelbrüder?"

„Ja."

„Nun, wenigstens den Alten habe ich einmal gesehen."

„Würden Sie ihn wieder erkennen?"

„Ich denke es. Aber, sie sind doch gefangen!"

„Sie sind vor einer Viertelstunde entsprungen."

„Heiliges Sapperment! Wie ist das möglich?"

„Sie haben den Actuar erstochen und sind durch das Fenster auf die Gasse herabgesprungen."

Der Alte schlug, jetzt wirklich erschrocken, beide Hände zusammen, fuhr einige Schritte zurück und rief!"

„Herr, mein Heiland? Doch nicht?"

„Ja. Die ganze Stadt ist auf den Beinen, und die Polizei rennt zunächst nach allen Seiten hinaus, um zu erfahren, nach welcher Richtung sie geflohen sind. Also, Sie haben wirklich Niemand gesehen?"

„Hier nicht."

„Was soll das heißen, hier nicht?"

„Nun — aber, ich habe alte Augen, auf die ich mich nicht mehr verlassen kann!"

„Heraus damit! Sie wissen Etwas!"

Etwas Genaues freilich nicht. Das ist aber nicht vor einer Viertelstunde, sondern Etwas länger her."

„Nun, meinetwegen eine halbe Stunde. Man kann das nicht so genau sagen. Also, was ist es?"

„Meine Uhr war stehen geblieben — —"

„Zum Teufel mit Ihrer Uhr! Kommen Sie zur Sache!"

„Ich bin ja bei der Sache! Also meine Uhr war stehen geblieben. Ich wollte sie richtig stellen und trat da ein Stück hinter das Haus hinüber, wo ich den Kirchthurm sehen kann und das Zifferblatt dran."

Dies erzählte er breit und langsam. Der ungeduldige Gensdarm stampfte mit dem Fuße und sagte:

„Jetzt bringen Sie gar den Kirchthurm. Da hinauf sind die Wolfs sicher nicht gelaufen!"

„Nein, da wären sie schöne dumm! Aber als ich nun so nach der Uhr schaute, sah ich links auf der hohen Straße, die nach der Grenze geht, zwei Menschen rennen."

„Ach! Sapperment! Zwei?"

„Ja."

„Fiel Ihnen irgend Etwas auf?"

„Ja. Sie hatten nämlich nichts auf den Köpfen, obgleich wir keine Hundstage haben. Sie rannten so sehr, daß ich dachte, der Eine wolle den Anderen fangen."

„Konnten Sie die Kleidung erkennen?“

„Die Farbe nicht, aber Jacken hatten sie an, wie sie hier bei uns getragen werden. Und — da fällt mir ein — —“

„Was denn?“

„Der Eine, der Hintere, der dem Vorderen nicht gut nachkommen konnte, hatte helles Haar. Ob grau, ob blond, das konnte ich nicht genau erkennen.“

„Sie sind es, sie sind es! Also die hohe Straße hinaus?“

„Ja, nach der Grenze zu.“

„Da müssen wir sofort nach — zu Pferde — damit wir ihnen den Weg abschneiden. Danke sehr, Bergwirth! Adieu.“

„Gern geschehen. Adieu.“

Der Gensdarm rannte im Trabe nach der Stadt zurück. Der Bergwirth aber brummte zufrieden vor sich hin:

„Das war pfiffig, Alter! Das hätte ich Dir beinahe gar nicht zugetraut. Nun mögen sie grad in entgegengesetzter Richtung nach diesen beiden Kerlen suchen!“

Und sich die Pelzmütze nach hinten schiebend, fuhr er fort:

„Den Actuar erstochen! Donnerwetter! Verwegene Menschen! Aber sonst hätten sie nicht entfliehen können! Ich muß ihnen forthelfen, es geht nicht anders!“

Er zog einen Pelz an, schaffte einigen Proviant, Cigarren und Schnaps, auch zwei Mützen in den Wagen und war damit eben fertig, als sein Sohn die Pferde brachte.

„Wohin geht es denn?“ fragte dieser.

„Nach Trippsdrille, wo die Pfütze über die Weide geht!“

„Oho! Man wird doch wohl fragen dürfen!“

„Halte das Maul, Junge! In solchen Sachen braucht nicht ein Jeder Alles zu wissen.“

„Aber wenn die Mutter kommt und fragt! Was soll ich ihr da antworten?“

„Sage ihr, daß ich geradewegs hinauf in den Himmel gefahren bin. Wenn sie heute Abend hinaufguckt, wird sie grad neben dem Mond meine Pelzmütze sehen.“

Er stieg auf, nahm Zügel und Peitsche in die Hände und fuhr davon. Sein Sohn aber lachte vor sich hin:

„Ein alter Schlauberger! Der hat es hinter den Ohren. Aus dem bringt Keiner Etwas heraus, was er nicht freiwillig sagen will. Aber es ist gut so!“

Der Bergwirth ließ die Pferde tüchtig ausgreifen. Er kam durch das nächste Dorf, an der Windmühle vorüber, und als er dann langsamer durch den Wald fuhr, kamen die beiden Schmiede zwischen den Bäumen hervor und stiegen auf den Wagen, wo sie mit Freuden die Vorbereitungen bemerkten, welche er getroffen hatte.

V. S.

„Hast Du Etwas bemerkt?“ fragte der alte Wolf.

„Ja, freilich!“

„Was?“

„Der Gensdarm war bei mir! Was für Dummheiten habt Ihr Kerls denn gemacht!“

„Ausgerissen sind wir! Weiter nichts!“

„So, so! Und der Actuar?“

„Ah! Sprach der Gensdarm von ihm?“

„Natürlich! Ihr habt ihn erstochen!“

„Unsinn!“

„Na, vor mir braucht Ihr Euch nicht zu fürchten. Mir soll es nur lieb sein, wenn sie Euch nicht erwischen.“

„Das denke ich auch. Also man sucht bereits nach uns?“

„Ja. Die ganze Stadt ist rebellisch. Zum Glück habe ich Euch laufen sehen.“

„Sapperment! Du hast doch keine Dummheiten gemacht!“

„Glaube nicht. Ich habe zwei die hohe Straße hinaus rennen sehen, nach der Grenze zu. Jetzt holt sich der Gensdarm ein Pferd, um ihnen den Weg zu verlegen.“

„Recht so, recht! Das hast Du gescheidt gemacht.“

„Also nach der Hauptstadt wollt Ihr?“

„Ja.“

„Da kommen wir erst gegen Abend an. Habt Ihr denn dort Jemand, der Euch aus der Patsche hilft?“

„Das will ich meinen.“

„Wer ist's denn?“

„Der — Hauptmann.“

„Sapperment! Kennt Ihr denn auch den?“

„Ja. Du brauchst keine Angst zu haben. Wir werden Dir diese Fuhre gut bezahlen.“

„Bezahlt oder nicht, ich thue Euch den Gefallen. Basta! Jetzt aber grabt Euch in das Stroh hinein. Es darf kein Mensch sehen, daß sich außer mir noch Zwei im Wagen befinden. Später, wenn wir in andere Gegenden kommen, dürft Ihr dann die Nasen wieder herausrecken.“ — —

Der Fürst von Befour war nicht wenig erstaunt, als er das erwähnte Plakat gelesen hatte. Das Erste, was er that, sich nach Adolf umzudrehen. Aber dieser war bereits hinter den ersten Häusern der Stadt verschwunden. Der Fürst aber ging zum Bahnhofsvorstande.

„Herr Inspector, haben Sie eine geheizte Locomotive hier?“ fragte er.

„Zwei sogar.“

„Kann ich Extramaschine nebst Wagen nach der Residenz bekommen?“

„Das ist nicht möglich, mein Herr.“

„Warum nicht?“

„Die Strecke ist jetzt nicht frei. Thut mir leid.“

„Wann wird sie frei?“

„In einer Stunde. Aber dann geht ja auch der fahrplanmäßige Personenzug ab.“

„Danke!“

Er schritt davon. Der Beamte aber blickte dem Manne nach, welcher so reich war, einen Extrazug zu bestellen. Der Fürst begab sich nun in das Telegraphenbureau und gab folgende, an seinen anderen Diener, den Polizisten Anton, adressirte Depesche auf:

„Die zwei Schmiede entflohen. Jedenfalls nach der Residenz. Wohnung des Barons streng bewachen.“

Nun ging er nach der Stadt, natürlich nach dem Gerichtsgebäude, wo er seinen Namen nannte und um Auskunft bat, welche ihm auch bereitwilligst gegeben wurde.

Adolf hatte das Plakat gar nicht bemerkt. Er war von seinem Begleiter in ein kleines, enges Gäßchen geführt worden, in welchem sich ein nicht sehr einladendes Bierlokal befand. Dort setzten sie sich mit einander an einen Tisch und ließen sich zwei Gläser Bier geben.

Adolf kostete dasselbe, setzte aber das Glas sofort wieder ab und sagte, sich schüttelnd:

„Pfui Teufel! Wer soll das genießen!“

„Schlecht?“

„Miserabel!“

„Lassen Sie es stehen.“

„Das sagen Sie in solcher Gemüthlichkeit?“

„Ja. Was wollen Sie anders machen?“

„Ein besseres Local aufsuchen, in welchem man genießen kann, was man bezahlt.“

„Das werden wir bleiben lassen.“

„Warum?“

„Ich habe mit Absicht diese abgelegene Kneipe aufgesucht. Sie begreifen doch, daß wir uns hier nicht breit machen dürfen.“

„Das haben wir gar nicht nöthig; aber Sie können sich wohl ebenso denken, daß die Polizei auf derartige Spelunken ein schärferes Auge hat, als auf anständige Restaurationen.“

Der Andere hätte geantwortet. Da aber trat die Wirthin herein und grüßte. Der Wirth, welcher das Bier gebracht hatte, war in ein Nebenzimmer gegangen. Seine Frau schien erregt zu sein. Sie wendete sich mit vielgeschäftiger Miene an die beiden Gäste und sagte.

„Wieder einen Falschen.“

„Was?“ fragte Adolf.

„Nun, wieder einen Falschen. Das ist nun der Vierte.“

„Welcher Vierte?“

„Na, erst Einen, dann Zwei auf einmal, und nun jetzt diesen Letzten, der also der Vierte ist.“

„Aber, liebe Frau, ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Sie wissen das nicht? Diesen Vierten haben sie für den jungen Schmied gehalten. Er hat sich in einem Nachbardorf herumgetrieben und keine Mütze gehabt. Bei seiner Einlieferung hier aber hat sich's herausgestellt, daß er auch ein Falscher ist. Die Richtigen sind viel zu gescheidt. Die sind längst über alle Berge.“

„Sie reden von Falschen und Richtigen. Wer sind denn diese Falschen und diese Richtigen.“

„Nun, die Richtigen sind doch die beiden Schmiede.“

„Welche Schmiede?“

„Die Wolfs aus Tannenstein!“

„Die Wolfs — — ah, Sapperment! Was ist mit ihnen?“

„Wie? Was? Das wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Das ist aber stark!“

„Wir sind hier fremd, gute Frau!“

„Ach so! Nun, dann ist es freilich nicht zu verwundern, daß Sie nicht wissen, was geschehen ist. Aber das wissen Sie vielleicht, daß die Schmiede hier gefangen waren?

„Ja, zufällig.“

„Nun, die sind fort.“

„Was? Fort?“

„Ja, ausgerissen.“

„Entflohen?“ fragte Adolf, indem er vom Stuhle aufsprang.

Auch sein Gefährte erhob sich rasch von seinem Sitze. Hastig frug er die Wirthin:

„Wissen Sie genau, daß die beiden Schmiede entkommen sind?“

„Ja, entflohen sind sie, alle Beide,“ antwortete die Frau.

„Wann?“

„Gegen elf Uhr am Vormittage.“

„Wie ist denn das möglich?“

„Sie sind mit einander im Verhör gewesen. Da haben sie den Actuar erstochen und sind durch das Fenster herab auf die Straße gesprungen und dann verschwunden.“

„Welch eine Verwegenheit! Welch eine Tollkühnheit!“

„Freilich! Sie konnten Hals und Beine brechen!“

„Haben Sie denn als Gefangene Waffen gehabt?“

„Sie haben die Papierscheere genommen.“

„Herrgott! Hat man keine Spur von ihnen entdeckt?“

„Nein. Aber Viere hat man bereits arretirt; freilich sind es nicht die Richtigen. Von dem Vierten weiß mein Mann noch gar nichts. Ich muß hinaus, um es ihm zu sagen.“

Sie ging Die Beiden standen da und sahen einander an.

„Glauben Sie es?“ fragte der maskirte Agent.

„Es klingt, wenn auch nicht unglaublich, aber doch fürchterlich.“

„Einen Actuar erstochen!“

„Mit der Papierscheere!“

„Und dann zum Fenster herabgesprungen!“

„Am hellen, lichten Tage.“

„Diese Kerls müssen verwegene Menschen sein! Kamen sie Ihnen denn auch so vor, als Sie hier gefangen waren?“

„Gar nicht. Da waren sie ganz das Gegentheil.“

„Die haben es hinter den Ohren gehabt!“

„Nun aber in den Beinen!“

„Man wird sie doch nicht erwischen!“

„Dann wäre es freilich um sie geschehen. Bis jetzt haben sie noch nichts Todeswürdiges vollbracht. Der heutige Mord aber geht ihnen an das Leben.“

„Und unser schöner Plan ist zu schanden!“

„Leider! Ich dachte mir dabei Etwas zu verdienen.“

„Das ist nun freilich aus. Vielleicht aber giebt der Hauptmann Ihnen eine andere Gelegenheit, sich Geld zu holen.“

„Auf welche Weise?“

„Hm! Ich habe so eine Ahnung.“

„Ahnung? Ah, Sie sind der Hauptmann gar nicht.“

„Wieso?“

„Sie haben nur so eine Ahnung von Dem, was er vor hat. Und soeben sagten Sie: Vielleicht giebt der Hauptmann Ihnen eine andere Gelegenheit. Sie sprachen von ihm in der dritten Person. Sie sind also ein Anderer.“

„Man kann sich versprechen!“

„Ja, versprochen haben Sie sich allerdings. Sie sind aus der Rolle gefallen.“

„Nein. Ich bin wirklich der Hauptmann. Da es aber sehr häufig vorkommt, daß ich dies nicht zugebe, so verspreche ich mich zuweilen. So auch jetzt.“

„Na, meinetwegen. Welche Gelegenheit meinen Sie also?“

„Hm! Davon sprechen wir später!“

„Jetzt wäre es mir lieber!“

„Es hat Zeit.“

„O nein. Ich will aufrichtig sein: Ich brauche Geld.“

„Wozu?“

„Ich muß eine Schuld tilgen, welche mir sehr viel zu schaffen macht. Dieser Schuld wegen beging ich den Fehler, welcher mich hier in das Gefängniß brachte. Es glückte nicht, und so ist die Summe viel höher und der Gläubiger viel dringender geworden.“

„Ist es viel?“

„Leider, leider!“

„Ich denke, Sie haben eine gute Stelle.“

„Der Gehalt ist allerdings fein. Aber bis ich mir so viel, wie ich brauche, gespart habe, hat mich der Gläubiger längst beim Kragen genommen.“

„Das klingt gefährlich. Ich ahne es, um was es sich handelt. Doch wohl um ein Wechselchen?“

„Richtig! So ist es.“

„Sie haben quer geschrieben, aber einen falschen Namen?“

„Verdammt! Sie haben eine feine Nase.“

„Na, vielleicht läßt sich helfen. Wann müssen Sie das Geld haben?“

„Leider diese Woche noch.“

„O wehe! Wollen Sie es sich nicht bei Ihrer Herrin borgen?“

„Wo denken Sie hin! Ich bin bei ihr so kurze Zeit in Stellung und sollte sie anborgen? Die würde mich jedenfalls sofort zum Teufel jagen.“

„Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen um Mitternacht wieder an die betreffende Stelle. Da will ich Ihnen Bescheid sagen.“

„Danke! Ich hoffe, daß Sie mich nicht verlassen werden, nachdem ich Ihnen heute gezeigt habe, daß ich brauchbar bin.“

„Ich werde mich Ihrer annehmen. Jetzt aber müssen wir an den Augenblick denken. Unser Vorhaben ist mißglückt. Was bleibt uns nun zu thun?“

„Nichts wohl, als daß wir nach der Residenz zurückkehren.“

„Ja, was wollen wir sonst thun. Aber, wissen Sie, da es so steht, braucht man uns gar nicht neben einander zu sehen. Wir wollen uns also trennen. Nicht?“

„Wie Sie befehlen!“

„Sie haben doch Geld?“

„Wenig genug.“

„Nun, so will ich Ihnen auf Abschlag hier diese zehn Gulden geben. Morgen Abend hoffe ich, mit Ihnen ein Geschäft zu entriren, welches Ihnen mehr einbringen wird.“

Er gab ihm die erwähnte Summe und dann ging Adolf. Er begab sich natürlich sofort nach dem Bahnhofe. Er sah den Fürsten nicht dort, wartete aber, da er ahnte, daß dieser nach dem Gerichtsgebäude gegangen sei, um sich zu erkundigen, aber sicher vor dem Abgange des nächsten Zuges zurückkehren werde.

Nach einiger Zeit kam auch der Agent in das Wartezimmer, setzte sich aber nicht zu Adolf, that vielmehr, als ob er denselben gar nicht kenne. Dieser aber ging an die Kasse und löste sich ein Zuschlagsbillet, um mit dem Fürsten in demselben Coupee fahren zu können. Er sagte sich, daß er mit ihm hier auf dem Bahnhofe nicht reden dürfe, um dem Agenten nicht Anlaß zum Mißtrauen zu geben.

Die Zeit verging und der Zug stand bereit. Der Agent war bereits eingestiegen. Da kam der Fürst, als es eben zum zweiten Male läutete, erblickte ihn, gab einen Wink und stieg in ein Coupee. Adolf folgte sofort.

„Hast Du Billet?“ fragte Befour.

„Ja, Durchlaucht.“

„So bist Du also vorbereitet gewesen, mit mir zu fahren?“

„Ja. Ich habe mich von dem Agenten los gemacht, oder vielmehr er sich von mir.“

„Ihr habt natürlich erfahren, was geschehen ist?“

„Ja und zwar in der Restauration.“

„Ich las es schon auf dem Bahnhofe und habe sofort nach Hause telegraphirt.“

„Ah! Ich errathe. An Anton?“

„Allerdings.“

„Sie glauben, daß die Flüchtlinge sich nach der Hauptstadt wenden werden?“

„Unbedingt. Sie haben keinen Menschen, der ihnen die Mittel zur weiteren Flucht geben kann, als den Baron.“

„So suchen sie ihn auf. Aber bis zur Residenz ist es weit. Sie haben kein Geld, vielleicht nicht einmal vollständige Kleidung.“

„Das wird sie wenig kümmern. Was ihnen da fehlt, das werden sie zusammenbringen. Auch laufen werden sie nicht; eher stehlen sie sich ein Geschirr. Ich kenne die beiden Schmiede. Sie werden darnach trachten, noch heute nach der Hauptstadt zu kommen, ehe sie durch ihr Signalement weiter bekannt werden.“

„Hält Anton Wache?“

„Jedenfalls. Weißt Du nicht, ob er sein früheres Verhältniß zur Zofe der Baronin aufgelöst hat?“

„Das fällt ihm nicht ein!“

„So ist sie noch seine Geliebte?“

„Ja. So lange wir den Baron zu beobachten haben, giebt Anton dieses Mädchen nicht auf.“

„Ist sie denn noch im Dienste?“

„Ja. Ihre Herrin ist zwar verschwunden; der Baron hat aber vom weiblichen Dienstpersonale noch Niemand entlassen.“

„So wird Anton sich heute vielleicht an ihre Hilfe wenden.“

Der Fürst hatte damit richtig gerathen. Anton hatte speziell die Bewachung der Baronin Ella überbekommen. Daher ging er jetzt wenig aus und war stets zu Hause. Die Depesche kam also sofort nach ihrer Ankunft in seine Hand.

Als er sie gelesen hatte, überlegte er einen Augenblick, dann steckte er verschiedene Kleinigkeiten zu sich und begab sich nach dem Helfenstein'schen Palais.

Er kannte das Fenster des Stübchens seiner Geliebten sehr genau, und ebenso kannte sie das Zeichen, welches er ihr zu geben pflegte. Es war dunkel geworden. Er klatschte in die Hände und da zeigte sich der Schatten des Mädchens am Fenster. Das war das Zeichen, daß sie herabkommen werde.

Nun begab er sich nach der vorderen Seite des Palais, wo er sie bald

heraustreten sah. Sie schritt nach dem Brunnen zu, welcher auf dem Platze stand, und er folgte ihr.

„Endlich!“ begrüßte sie ihn. „Wie lange ist es her, daß ich Dich nicht zu sehen bekommen habe!“

„Eine wahre Ewigkeit, mein Schätzchen. Aber ich konnte nicht, liebes Herz; heute ist der erste Abend, an welchem ich frei habe, und da komme ich natürlich auch gleich zu Dir.“

„Das ist schön, das ist hübsch von Dir, das freut mich. Aber jetzt habe ich leider keine Zeit.“

„Wann denn?“

„Kannst Du nicht in zwei Stunden wiederkommen?“

„So spät!“

„Es geht nicht anders. Wir haben mit dem Souper zu thun.“

„Ist Dein Herr zu Hause?“

„Nein.“

„Er will aber zu Hause speisen, wie ich vermuthe, da Ihr so sehr viel zu thun habt?“

„Ja. Er wird in einer Stunde kommen.“

„Wo er ist, weißt Du nicht?“

„Nein. Ich erfahre jetzt überhaupt gar nichts mehr. Früher, als die gnädige Frau noch da war, o, da war es anders.“

„Besser?“

„Viel, viel besser!“

„So wünschest Du sie zurück?“

„Von ganzem Herzen!“

„Hat denn bei Euch Niemand eine Ahnung, wo sie ist?“

„Kein Mensch.“

„Auch der Baron selbst nicht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Hm!“ meinte er in bedenklichem Tone. „Wenn ich doch nur genau wüßte, ob Du schweigen kannst!“

„Was wäre da?“

„Ich würde Dir Etwas mittheilen.“

„Du thust ja recht geheimnißvoll!“

„Ja, freilich.“

„Also ist's ein Geheimniß?“

„Allerdings, und zwar ein großes.“

„Welches meine Herrin betrifft?“

„Hm!“

„Ah, pah! Sei nicht so zurückhaltend!“

„Man darf nicht davon sprechen.“

„Aber doch gegen mich!“

„Eigentlich auch nicht.“

„Aber ich werde doch schweigen, zumal Du da sagst, daß es sich um meine Herrin handelt.“

„Wenn ich nur auch wirklich überzeugt sein könnte!“

„Anton, ich schwöre Dir, daß ich schweigen werde.“

„O, Ihr Mädchen schwört zu Allem, und dann, grad wenn es gilt, macht Ihr Euch mit Euren Geheimnissen wichtig und plaudert Alles, Alles aus.“

„Ich nicht, Anton, gewiß nicht! Du sollst es mir auch nicht umsonst mittheilen. Ich gebe Dir Etwas dafür.“

„Ah! Was denn?“

„Was Du lange gewünscht hast.“

„Was wäre das?“

„Nun, weißt Du, ich habe ganz genau beobachtet, als der Baron einmal die Beinkleider gewechselt hatte und dann im Speisesaale aß, da schlich ich mich in seine Gemächer —“

„Sapperment! Nach dem Schlüssel etwa?“

„Ja.“

„Hast Du ihn?“

„Er steckte noch in der Hose, die er abgelegt hatte. Und da habe ich ihn heraus genommen.“

„Das hätte ich eher wissen sollen!“

„Warum? Da wärst Du wohl eher einmal gekommen?“

Er sah, daß er sich beinahe vergallopirt hatte, und lenkte also schnell wieder um, indem er antwortete:

„Das nicht. Ich hätte auf keinem Fall eher kommen können, aber ich hätte mich doch riesig gefreut. Natürlich hat er den Verlust bemerken müssen?“

„Freilich wohl. Er hat aber nicht gefragt. Jedenfalls hat er geglaubt, den Schlüssel verloren zu haben. Ich weiß, daß ein anderer gemacht worden ist.“

„Du hast ihn noch?“

„Natürlich!“

„Und Du weißt gewiß, daß es der richtige ist?“

„Ja. Ich bin des Abends hinter das Palais gegangen und habe probirt. Der Schlüssel schließt famos.“

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn einstecken.“

„Herrlich! Nun kann ich zu Dir, wann es mir beliebt! Bitte, gieb ihn her!“

„Halt! Nicht so rasch! Du bekommst ihn nur dann, wenn Du mir Dein Geheimniß mittheilst.“

„Na, da es so ist, sollst Du es erfahren. Aber vorher muß ich den Schlüssel haben.“

„Weiter nichts?“

„Was noch?“

„Weißt Du, Anton, daß Du in neuester Zeit recht gleichgiltig geworden

bist? Nicht einmal „guten Abend“ hast Du gesagt, und von einem Kusse ist erst recht gar keine Rede gewesen. Also, den Schlüssel und einen Kuß!“

„Daß ihr Mädchens doch immer und immer geküßt sein wollt! Schmeckt denn ein Schnurrbart gar so ausgezeichnet? Na, komm her! Einen, zwei, drei! Ist das genug?“

„Noch drei solche! Weißt Du, solche herzhafte!“

„Gut! Werde mir Mühe geben! Also: Eins, zwei und drei! Da sind sie! Amen!“

„Schön! Hier ist Schlüssel!“

„Danke, mein liebes Kind!“

Er steckte diesen wichtigen Gegenstand sofort in die Tasche.

„Nun aber das Geheimniß!“

„Gleich! Aber ich denke, Du hast keine Zeit!“

„Für Geheimnisse allemal!“

„So will ich Dir sagen, daß Du vielleicht Deine Herrin baldigst wiedersehen wirst.“

„Herrgott! Lebt sie noch?“

„Wie es scheint.“

„Wo ist sie?“

„Ja, das ist schwer zu sagen. Ich habe nämlich zwei Menschen belauscht, welche von ihr sprachen.“

„Wer waren sie?“

„Polizisten.“

„O weh! Hat die Polizei damit zu schaffen?“

„Natürlich! Wenn ein Mensch verschwindet oder gar geraubt wird, so ist es Sache der Polizei, nach ihm zu forschen.“

„Und man hat sie gefunden?“

„Ja. Sie hat sich nämlich selbst finden lassen.“

„Erkläre das!“

„Nun, sie ist nämlich gar nicht krank gewesen.“

„O doch, und zwar sehr! Das weiß ich am Besten!“

„Nichts weißt Du! Ich will Dir sagen, daß der Baron sie hat los werden wollen. Er hat ihr ein Gift eingegeben, welches den Starrkrampf bringt.“

„Herrgott!“

„Dann hat er sie nach der Irrenanstalt geschafft, wo er sie sterben lassen wollte. Das hat aber der Fürst des Elendes erfahren, und er hat sie gerettet, indem er sie aus der Irrenanstalt entführen ließ.“

„Ist das wahr?“

„Wirklich und wörtlich.“

„Hat sie den Starrkrampf noch?“

„Nein. Sie ist hergestellt. Sie hat ihre volle Besinnung. Sie spricht sehr viel von Dir.“

„Von mir? Mein Gott! Weißt Du, sie hat mich oft gescholten und

gepeinigt; aber dennoch ist sie mir tausendmal lieber gewesen, als der Baron Ich wollte, ich könnte wieder bei ihr sein. Kommt sie nicht wieder?"

„Nein, auf keinen Fall."

„So wünsche ich, ich könnte zu ihr!"

„Vielleicht ist das möglich zu machen."

„Man müßte wissen, wo sie ist."

„Freilich!"

„Haben die beiden Polizisten nicht davon gesprochen?"

„Sie thaten das, und ich habe mich sodann überzeugt, ob es auch wirklich wahr ist."

„Ist es wahr?"

„Ja."

„Aber Du sagtest doch, daß Du den Ort nicht weißt!"

„Na, man muß nicht Alles sofort ausplaudern! Ja, ich weiß, wo sie ist, liebes Kind."

„Bitte, bitte, sage es mir!"

„Jetzt nicht. Sie hat es mir verboten. Sie muß erst wissen, ob Du ihr treu sein willst."

„Das will ich, gewiß, gewiß."

„Aber dann müßtest Du vom Baron fort!"

„Ich würde sogleich gehen."

„So schnell ist das nicht möglich. Vorher muß die Baronin Einigen erfahren, was zu wissen ihr sehr nothwendig ist."

„Was ist das?"

„Verschiedenes. Wir werden nachher, wenn Du Zeit hast, davon sprechen. Hier ist es nicht gut, länger stehen zu bleiben."

„Du hast recht. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Du unbemerkt zu mir hinaufkommen kannst. Ich komme, sobald der Weg frei ist und hole Dich."

Sie kehrte in das Palais zurück, und er postirte sich so, daß er das Portal scharf im Auge behielt. — —

Die Zeit verging. Der Zug, mit welchem der Fürst mit Adolf zurückkehrte, näherte sich der Residenz.

„Du wirst," sagte der Fürst zu dem Letzteren, „direct vom Bahnhofe weg Anton aufsuchen, um mit ihm Wache zu stehen, während ich nach meiner Wohnung fahre, um mich zu verkleiden. Ich komme dann rasch nach."

Anton hatte während der letzten Zeit nachdenklich in seiner Ecke gesessen. Jetzt sagte er:

„Durchlaucht, ich habe einen Gedanken, welcher vielleicht nicht ganz schlecht zu nennen ist."

„So heraus damit."

„Es ist für uns von Wichtigkeit, zu wissen, ob die Schmiede wirklich nach der Residenz kommen."

„Ich bin überzeugt davon."

„Es ist immer noch besser, wirkliche Sicherheit zu haben."

„Weißt Du einen Weg, sie zu erlangen?“

„Ja.“

„Ich nicht. So wärst Du also scharfsinniger, als ich.“

„O, es ist nur ein zufälliger Gedanke. Ob er Erfolg hat, muß erst abgewartet werden.“

„Nun, so laß hören.“

„Es muß den Schmieden daran gelegen sein, den Baron auch wirklich zu treffen —“

„Das versteht sich!“

„Sie werden also dafür sorgen, daß er heute zu Hause ist.“

„Ah! Du denkst, sie benachrichtigen ihn?“

„Ja.“

„Das könnte nur durch eine Depesche geschehen sein. Ein Brief würde zu spät kommen.“

„Das eben denke ich auch.“

„Aber es ist gefährlich für sie.“

„O, sie werden sich doch nicht unterschreiben.“

„Hm! Du meinst, daß ich im Telegraphenamte nachfrage?“

„Ja. Man muß Ihnen Auskunft ertheilen.“

„Dein Rath ist nicht ganz übel. Ich werde ihn befolgen.“

„Es sollte mich freuen, wenn ich das Richtige getroffen hätte. Jetzt kommen wir an. Bitte, Durchlaucht, erlauben Sie mir, eher auszusteigen. Dieser Agent Bauer braucht nicht zu wissen, welche Klasse ich gefahren bin.“

Der Zug hielt an und Adolf sprang sofort hinaus, um zu verschwinden. Der Fürst bestieg eine Droschke und ließ sich nach dem Telegraphenamte bringen. Dort nannte er seinen Namen, zeigte die vom Minister unterschriebene Karte vor und fragte, ob heute ein Telegramm an den Herrn Baron Franz von Helfenstein angekommen sei.

„Ja,“ antwortete der Beamte.

„Mit welchem Wortlaute?“

„Hier ist die Depesche.“

Er las:

„Bitte, ganz bestimmt heute Abend punkt zehn Uhr in Ihrer Wohnung zu sein!“

Eine Unterschrift gab es nicht. Der Aufgabeort war halbwegs zwischen dem Gebirgsstädtchen und der Residenz. Daraus ersah der Fürst, daß die Schmiede sich allerdings eines Fuhrwerkes bedienten.

Er fuhr nun nach Hause, legte eine Verkleidung an und begab sich nach dem Helfenstein'schen Palais. An dem hinteren Pförtchen hielt Adolf Wacht

„Waren Durchlaucht beim Telegraphen?“ fragte er.

„Ja. Dein Gedanke war gut. Punkt zehn Uhr Audienz.“

„Freut mich! Die haben wir also! Nehmen wir sie sofort gefangen?“

„Nein. Ich will den Baron heute noch nicht packen. Ich muß erst

mit Anton sprechen; dann werde ich wissen, was zu thun ist. Jedenfalls haben die Schmiede ihr Absteigequartier, wo wir sie fassen können."

Er begab sich nach der vorderen Seite des Palais, wo er Anton fand.

„Ist der Baron daheim?" fragte er.

„Ja. Er wird sich soeben zum Essen begeben."

„Hat er Gäste?"

„Nein."

„Ist etwas Ungewöhnliches geschehen?"

„Nein. Ich habe mit meiner Heißgeliebten geplaudert. Das ist Alles."

Das war eine kleine Vertraulichkeit, welche sich der Fürst gern gefallen ließ, weil er ganz genau wußte, daß diesen Worten eine weit werthvollere Mittheilung folgen werde.

„Gönne Dir das Vergnügen. Doch nicht blos von Liebe?"

„Ich hatte mir kürzlich den Schlüssel zur Hinterpforte bei ihr bestellt, den wir außerordentlich gut gebrauchen können. Hier ist er, Durchlaucht."

„Das ist prächtig, prächtig! Ob's aber der richtige ist!"

„Sie versicherte es."

„So werde ich gleich einmal probiren. Also, Du sagtest, daß der Baron jetzt speise?"

„Er hatte für jetzt das Souper bestellt."

„Gut. So kann ich in Gemüthlichkeit recognosciren. Punkt zehn Uhr kommen die Schmiede. Bleibst Du hier?"

„Eigentlich wollte die Zofe mich hinaufheben."

„So gehe. Es ist vielleicht vortheilhafter für uns. Da aber fällt mir ein: Du warst ja wohl bereits in den Gemächern des Barons?"

„Ja, damals, als ich die Gnädige wegen der Juwelen belauschte."

„Wie sind die Räumlichkeiten?"

„Ich bin nur bis in die Garderobe gekommen."

Er beschrieb die Zimmer, soweit er sie gesehen hatte, und sodann begab der Fürst sich zu Leonhardt.

„Ich habe den Schlüssel zu dieser Pforte," sagte er. „Du wirst jetzt mitkommen, um zu recognosciren."

Er öffnete. Der Schlüssel that seine Pflicht ohne eine Spur von Geräusch. Als sie die Thür hinter sich wieder verschlossen hatten, zog der Fürst sein chemisches Glaslaternchen hervor. Es entfaltete ein so helles phosphorisches Licht, daß man sich ganz gut zu orientiren vermochte. Sie standen vor einer schmalen, steilen Holztreppe.

„Wir müssen hinauf."

Bei diesen Worten schritt der Fürst voran und Adolf folgte. Die Treppe führte zu einem langen, aber nicht breitem Zimmer, in welchem eine Menge von Kleidungsstücken, Perrücken und Bärten hingen.

„Ah, seine Garderobe, in welcher er sich verkleidet!" flüsterte Adolf.

„Jedenfalls. Von hier aus tritt er seine heimlichen Ausflüge an. Sehen wir weiter."

Sie gelangten in das Schlafgemach, welches nicht erleuchtet war, und von hier aus führte eine Portiere in ein Arbeitscabinet, in welchem eine Studierlampe brannte.

„Hier wird er sie wahrscheinlich empfangen," bemerkte der Diener. „Denn in den Salon wird er sie wohl nicht bringen lassen."

„Ganz gewiß nicht. Ah! Schau, dort liegt eine offene Depesche! Sehen wir, ob es die richtige ist."

Er trat hinzu und las.

„Ja, sie ist's. Und da — ein Extrablatt. Hier steht:

„Wir lassen am heutigen Nachmittage ein Extrablatt erscheinen, um unsere Leser mit einer Tragödie bekannt zu machen, deren Helden die beiden bekannten und berüchtigten Schmiede Wolf aus Tannenstein sind —"

Der Fürst las den kurzen, aber bombastisch gehaltenen Bericht bis zu Ende und sagte dann:

„Er weiß also genau, von wem er die Depesche erhalten hat. Und siehe — dort unter dem Schreibtische steht Wein und dabei liegen Eßwaaren. Ja, er erwartet die Wolfs. Er will ihnen zu essen und zu trinken geben. Hier an der Uhr ist es halb Zehn."

„Was thun wir?"

„Du gehst zurück, sorgst dafür, daß eine Droschke auf uns wartet und hältst unten an der Thür, welche Du nur anlehnst, Wacht."

„Und Sie?"

„Ich bleibe hier."

„Wie gefährlich!"

„O nein. Ich habe diese Menschen auf keinen Fall zu fürchten. Sorge nun dafür, daß die Thür nicht verschlossen ist. Du stellst Dich innerhalb derselben auf, damit ich schnell hinauskomme, falls ich zum eiligen Rückzug gezwungen bin."

„Wer aber stecken Sie sich hin?"

„Da hinter das Bett. Hier ist der Schlüssel. Gehe jetzt!"

Adolf wollte noch einen Einwand machen. Er wollte den Fürsten nicht in einer so gefährlichen Lage allein lassen, zog sich aber auf einen gebieterischen Wink desselben zurück.

Jetzt nun untersuchte der Fürst das Bett. Es stand zwischen vier Säulen, welche einen blauseidenen Wolkenhimmel trugen. Reiche Gardinen von eben solcher Seide wallten hernieder. Zwischen diesen letzteren und dem eigentlichen Bette war so viel Raum, daß der Fürst ganz gut Platz fand. Er machte es sich bequem, indem er sich auf den Teppich niedersetzte und nun das Commando erwartete.

Es dauerte nicht lange, so kam der Baron in sein Arbeitscabinet. Ein Diener schien ihm zu folgen.

„Höre, Jean," sagte der Baron. „Gegen zehn Uhr wird eine Person oder werden zwei Personen nach mir fragen, welche zum Arbeiterstand gehören.

Der Grund ihrer Anwesenheit bezieht sich auf die Verwaltung eines meiner Güter. Sie werden vorgelassen und Du bringst sie mir hierher."

„Sehr wohl, gnädiger Herr."

„Jetzt ist's gut!"

Der Diener entfernte sich und der Baron begann, in seinem Zimmer ruhelos auf und ab zu gehen.

So verging über eine Viertelstunde. Da hörte der Fürst harte Schritte; es öffnete sich eine Thür und die Stimme des Dieners erklang:

„Hier, gnädigster Herr, ist der Mann."

„Gut. Kannst abtreten."

Als der Diener die Thür hinter sich zugemacht hatte, hörte der Fürst den Eingetretenen sagen:

„Herr Baron, Sie werden —"

„Pst! Schweigen Sie!"

Der Baron trat an die Thür und lauschte. Dann öffnete er dieselbe leise und blickte hinaus, bevor er sie wieder verschloß. Dann sagte er:

„So; der Diener ist wirklich fort. Diese Menschen sind oft im höchsten Grade neugierig. Jetzt können wir reden."

„Haben Sie meine Depesche erhalten?"

„Ja. Dort liegt sie. Aber Mensch, was ist Euch denn eingefallen, he!"

„Na, sollen wir noch länger stecken bleiben!"

„Nein. Aber zu morden brauchtet Ihr doch nicht!"

„Es ging nicht anders."

„Da liegt ein Extrablatt, welches nach dem telegraphischen Berichte Alles bringt. Es herrscht eine fürchterliche Aufregung. Die Polizei des ganzen Landes ist auf den Beinen."

„Wir auch."

„Spotten Sie nicht, Wolf! Ihre Lage ist gefährlich genug!"

„Ganz und gar nicht. Ich bin bei Ihnen."

„Sie denken, daß ich mich Ihrer abermals annehmen werde?"

„Ich denke es nicht blos, sondern ich weiß es."

„Sie sind es gar nicht werth."

„Oho!"

„Nein. Als ich Sie aus Tannenstein fortschaffte, da hatten Sie nichts Eiligeres zu thun, als die Dummheit zu machen, sich in dem Kohlenwerk zu verstecken. Dort hat man Sie ganz einfach bei der Parabel genommen. Und wenn ich Ihnen heute forthelfe, wer weiß, welche Dummheit Sie dann wieder begehen!"

„Es wird nichts, gar nichts begangen. Es kann nur eins geschehen: Wir wandern aus."

„Wohin?"

„Ueber das Meer."

„Das geht nicht so leicht."

„Es wird schon gehen. Wir verlassen uns auf Sie."

„Erzählen Sie erst, wie es Ihnen in der Gefangenschaft gegangen ist!“

„Schlecht genug. Ich will gar keine lange Rede halten. Wir gestanden eben nichts und damit basta! Heute früh wurden wir zum ersten Male zusammen vorgeführt; da drückte ich dem Actuar die Gurgel zusammen und mein Sohn machte ihn mit der Papierscheere vollends stumm. Wir sprangen zum Fenster hinaus. Das ist Alles, was ich zu erzählen habe.“

„Wie kamt Ihr so schnell nach der Residenz?“

„Der Bergwirth hat uns hergefahren.“

„Ah, Der! Der thut's aus alter Kameradschaft. Aber, weiß er, bei wem Sie jetzt sind?“

„Nein.“

„Er darf es nie erfahren. Wo haben Sie ausgespannt?“

„Im goldenen Ring.“

„Da steckt auch Ihr Sohn?“

„Ja.“

„Aber, Mensch, wenn man Euch nun erwischt.“

„Das thut man eben nicht. Wir lassen uns gar nicht sehen.“

„Wie ist das möglich?“

„Nun, der Bergwirth ist in den Hof gefahren. Wir steckten im Wagen unter dem Stroh. Dort steckt mein Sohn noch; ich aber habe mich heimlich davongemacht. Nun aber fragt es sich, was Sie uns rathen.“

„Das ist freilich schwierig. Wie wollt Ihr denn über das Wasser kommen?“

„Mit Ihrer Hilfe. Ich bin überzeugt, daß Sie uns Alles geben, was wir brauchen.

„So, so! Und was braucht Ihr denn?“

„Geld, eine Verkleidung und falsche Pässe. Sie haben das Alles, Herr Baron!“

„Hm! Wieviel Geld werdet Ihr wohl brauchen?“

„Pro Mann zehntausend Gulden.“

„Mensch, sind Sie verrückt?“

„Nein.“

„Zwanzigtausend Gulden!“

„Ja, nicht mehr und nicht weniger.“

„Glauben Sie, daß mir das Geld zur Feuereffe hereinfällt?“

„Nein; aber der Hauptmann und die vielen Waldkönige haben doch mit der Zeit sehr schöne Summen eingenommen!“

„Ihr seid auch gut bezahlt worden!“

„Was nutzt uns das jetzt? Was wir hatten, ist hin. Haus und Hof sind verloren! Kaufen Sie es uns ab.“

„Werde mich hüten!“

„Na, also! So wird wohl von den Hunderttausenden, welche Sie an und mit uns verdient haben, soviel abfallen, daß die beiden flüchtigen Schmiede fort können.“

„Aber zwanzigtausend Gulden nicht!"

„Billiger können wir es nicht machen.

„Und wenn ich das nicht bezahle?"

„So sind wir geschiedene Leute."

„Ihr aber seid verloren!"

Die Augen des Alten flammten zornig.

„Noch lange nicht," sagte er.

„Ah! Was wolltet Ihr machen?"

„Ich habe gepascht, und mein Gewissen war nicht dagegen, Ich habe heut gemordet, und ich fühle keine Vorwürfe, denn es geschah aus Nothwendigkeit. Ich werde mich auch gar nicht bedenken, für einige Wochen den Räuberhauptmann zu machen. Dann aber bin ich reich genug."

„Pah! Stellen Sie es sich nicht so leicht vor, ein Schinderhannes zu sein. Die Polizei ist aufmerksam."

„Ich würde ihre Aufmerksamkeit von mir ablenken."

„Auf wen?"

„Auf Sie."

„Das lassen Sie sich vergehen!"

„Oho! Erinnern Sie sich Ihres Schusses im Walde, welcher den Hauptmann von Hellenbach traf? Wir haben es gesehen. Brandt war unschuldig. Ich würde Sie anzeigen als Mörder, als Paschерkönig und als Diebesbandenhauptmann."

„Das sagen Sie nur, um mir zu drohen!"

„Glauben Sie das nicht! Wir machen Ernst. Das Messer steht uns an der Kehle, und wenn wir verloren gehen sollen, so gehen Sie mit. Sie haben die Seidelmann's in's Unglück gestürzt, ohne sich zu verletzen. Bei mir und meinem Sohne gelingt Ihnen das nicht. Also, ich habe keine Zeit. Machen wir es also kurz! Zwanzigtausend Gulden!"

„Nein. Zehntausend will ich geben."

„Gute Nacht!"

Er drehte sich um und schritt nach der Thür.

„Halt! sagte der Baron. „Nehmen Sie doch Verstand an."

„Haben erst Sie welchen!"

„Ich besitze jetzt nicht zwanzigtausend."

„So schaffen Sie es sich an!"

„Können Sie mir Zeit geben?"

„Ja."

„Wie lange?"

„Einen vollen Tag."

„Zum Teufel! Ein Tag genügt nicht, um eine solche Summe zu beschaffen."

„Der Baron von Helfenstein hat Credit!"

„So denken Sie! Wo wollt Ihr überhaupt während dieses Tages Euch aufhalten?"

„Wir werden schon ein Versteck finden."

Der Baron schien sich zu bedenken. Er schritt wortlos im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile fragte er:

„Haben Sie Hunger oder Durst?"

„Nein."

„Hier ist Wein und verschiedenes Eßwerk."

„Danke! Der Bergwirth hat für uns gesorgt. Ihm muß ich hundert Gulden geben. Die müssen Sie schaffen, und zwar jetzt gleich, sofort."

„Warum so schnell?"

„Weil er mit dem Frühesten wieder zurückfährt."

Der Baron begann seine Zimmerwanderung von Neuem. Endlich blieb er vor Wolf stehen und sagte:

„Ich habe es mir überlegt. Ich will zwanzigtausend Gulden geben, morgen um diese Zeit. Aber ich stelle an diese Zahlung zwei Bedingungen."

„Welche?"

„Erstens müssen Sie mir sagen, wie es mit dem kleinen Robert von Heifenstein steht."

„Das wissen Sie ja bereits."

„Ich weiß nur, daß Sie damals die Dummheit begangen haben, ihn nicht mit verbrennen zu lassen. Wollen Sie aufrichtig sein?"

„Wenn Sie das Geld geben, ja."

„Sie erhalten es!"

„Gut! Wie es jetzt um mich steht, kann es mir sehr gleichgiltig sein, ob Sie wissen, wer der Sohn des ermordeten Barons ist, oder nicht."

‚Also! Wer ist es?"

‚Erst das Geld!"

„Donnerwetter! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es bezahle. Aber ich bezahle nicht eher, als bis Sie gesprochen haben."

„Na, meinetwegen! Ich habe den Jungen der Botenfrau in das Bett des kleinen Bertram gethan, diesen aber nach der Hauptstadt in das Findelhaus geschafft."

„Wissen Sie, was aus dem Kinde geworden ist?"

„Jawohl."

„Ich hatte einmal einige grillige Wochen. Es ließ mir keine Ruhe; ich ging, um mich nach dem Jungen zu erkundigen. Ein gewisser Bertram, ein Schneider und Musikant, hatte ihn an Kindesstatt angenommen."

„Alle Teufel! Der Junge hieß also nun — — —"

„Robert Bertram?"

„Wissen Sie, wo sein Vater wohnte, sein Pflegevater?"

„In späterer Zeit Wasserstraße Nummer Elf."

„Verdammt und abermals verdammt! Hatte der Junge irgend ein Kennzeichen bei sich?"

„Eine Kette mit einem goldenen Herzchen."

„Die haben Sie mit in das Findelhaus gegeben?"

„Ja.“

„Sie dreifacher Esel und zehnfacher Dummkopf!“

„Hm! Ich wollte, ich wäre damals noch hundertmal dümmer gewesen und hätte mich mit der ganzen Geschichte gar nicht eingelassen. Sie sind mein Teufel gewesen.“

„Dieser Robert Bertram kann mir noch heute die ganze Baronie abnehmen.“

„Das kann er allerdings, wenn ich auftrete!“

„Das werden Sie aber wohl bleiben lassen!“

„Wenn Sie morgen zahlen, schweige ich.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich bezahlen werde.“

„Sie machten zwei Bedingungen. Die erste habe ich jetzt erfüllt; nun sagen Sie mir die zweite!“

„Die läuft auf Ihre Sicherheit hinaus.“

„Wirklich? Das wäre sehr schön von Ihnen!“

Das klang geradezu höhnisch. Der Baron kehrte sich nicht daran. Er fuhr fort:

„Wo wollen Sie bleiben bis morgen?“

„Jetzt weiß ich es noch nicht.“

„Sie befinden sich überall in Gefahr.“

„Allerdings, doch hoffe ich schon, für so kurze Zeit ein heimliches Plätzchen zu finden.“

„Es ist schon gefunden.“

„Ah! Wo denn?“

„Bei mir.“

„Danke sehr, Herr Baron!“

„Wie? Sie schlagen es aus?“

„Wie Sie hören.“

„Warum?“

„Ich habe meine guten Gründe.“

„Aber gerade das ist die zweite Bedingung, die ich stelle. Sie holen jetzt Ihren Sohn hierher!“

Der Schmied stieß ein eigenthümlich höhnisches Kichern aus, daß der Fürst im Stillen wünschte, sein Gesicht zu sehen.

„Und ich erwarte Sie unten an einer geheimen Thür,“ fuhr der Baron fort.

„Schön! Befehlen Sie weiter!“

„Ich beherberge Sie bis morgen Nacht. Da zahle ich Ihnen das Geld aus, gebe Ihnen gute Pässe und eine ebenso vortreffliche Verkleidung und bringe Sie dann mit meinem eigenen Geschirr nach einem entlegenen Bahnhofe, von welchem aus Sie Ihre Reise mit größter Sicherheit antreten können.“

„Das Alles wollen Sie thun?“

„Ja.“

„Welch' ein gutes Herz Sie haben!“

„Sie haben mir treu gedient!“

„Dafür wollen Sie uns erkenntlich sein!“

„Ja, gewiß.“

„Und wir sind doch so undankbar!“

„Wieso?“

„Wir nehmen Ihren menschenfreundlichen Vorschlag leider Gottes nicht an, Herr Baron.“

„Nicht? Warum nicht?“

„Aus keinem als dem einzigen Grunde, daß wir zwei verteufelt vorsichtige Kerle sind.“

„Was soll das heißen? Ich hoffe doch nicht — — —“

„Was hoffen Sie nicht?“

„Das Sie mir mißtrauen.“

„Ja, gerade das thun wir.“

„Alle Teufel!“

„Hm, und doch! Da helfen selbst alle Teufel nichts. Wir bekämen bei Ihnen ein Asyl, welches unser letztes, unser allerletztes sein würde. Davon bin ich überzeugt.“

„Wolf!“ brauste der Baron auf.

„Pah! Sie haben für Ihren Cousin ein Rasirmesser und für den Hauptmann von Hellenbach eine Kugel gehabt. Den kleinen Robert sollte ich in Ihrem Auftrage ermorden — — das Alles, weil Ihnen diese Personen im Wege waren. Jetzt sind wir Beide Ihnen im Wege, ganz sackermentisch im Wege. Ich danke für das Asyl, welches Sie uns bieten Sie haben als Waldkönig und als Hauptmann kein Gewissen gehabt; jetzt ist Ihre Frau verschwunden, wie ich gehört habe. — Donnerwetter! Ich will auswandern, aber verschwinden will ich nicht!“

Da trat der Baron einen Schritt auf ihn zu und sagte mit vor Zorn zischender Stimme:

„Mensch, das wagst Du mir zu sagen, mir, Deinem Herrn und Meister!“

„O, mit der Herr- und Meisterschaft hat es ein Ende!“

„Ich kann Dich zermalmen!“

„Das geht nicht so schnell! Hier stehe ich. Fassen Sie mich einmal an! Noch sind meine Schmiedefäuste von Eisen. Und wenn Sie zu anderen Waffen greifen, so habe ich hier diesen geladenen Revolver. Er hat seinem Besitzer, dem erstochenen Actuar, keinen Nutzen gebracht, zu meinem Schutze aber würde er mehr als ausreichen!“

„Pah! Es giebt andere Mittel!“

„Etwa Gift, Säure oder Gas? Ich sage Ihnen: Jetzt ist es an Ihrer Uhr drei Viertel auf Elf. Bin ich um Elf noch nicht bei meinem Sohne, so geht er auf die Polizei und läßt Sie arretiren. So haben wir es besprochen, und so wird es gemacht. Darauf verlassen Sie sich!“

„O, er wird sich hüten, sich selbst in's unvermeidliche Verderben zu stürzen.“

„Sie wären so ein Feigling; er aber ist ein Wolf; er ist mein Sohn.

Er fürchtet den Tod nicht. Ich warne Sie! Lassen Sie keine Minute zuviel verstreichen!"

Der Baron mußte es dem Schmiede ansehen und anhören, daß dieser in unerschütterlichstem Ernste spreche. Er warf einen besorgten Blick auf die Uhr und sagte:

„Aber anderwärts als bei mir befinden Sie sich in augenscheinlichster Gefahr, ergriffen zu werden!"

„Wir werden uns zu wahren wissen!"

„Nun gut! Kommen Sie morgen Abend zehn Uhr."

„Wird das Geld bereit liegen?"

„Ja."

„Die Pässe und das Andere?"

„Ja. Bringen Sie Ihren Sohn mit, damit ich ihn doch noch einmal zu sehen bekomme."

„Der kommt nicht mit."

„Warum nicht?"

„Kommen wir Beide, so sind wir verloren. Einer von uns muß fortbleiben; dann sind wir sicher."

„Hartkopf verteufelter!"

„Mag ich hartköpfig sein! Das ist jedenfalls besser, als wenn ich wie ein dummer Staar in die Schlinge fliege, welche ich offen sehe."

„Ich sehe, daß es am Besten ist, Sie schwatzen zu lassen. Aber Eins bitte ich mir aus. Kommen Sie morgen nicht wieder so wie heute durch den öffentlichen Eingang."

„Warum nicht?"

„Die Polizei sucht Sie. Ich werde ihr doch nicht merken lassen, daß Sie bei mir verkehren."

„Gut, meinetwegen! Giebt es denn einen andern Weg?"

„Ja. Wenn Sie um die obere Ecke meines Palais biegen, so kommen Sie an ein kleines Pförtchen. Dieses wird volle fünf Minuten vor der angegebenen Zeit für Sie offen stehen."

„Soll ich diesen Ausgang auch jetzt benutzen?"

„Nein. Meine Leute haben Sie kommen sehen; sie müssen auch bemerken, daß Sie wieder gehen."

„Schön! Haben Sie noch einen Befehl?"

„Nein. Aber wissen möchte ich doch, wo Sie bis morgen Abend ein Versteck suchen werden."

„Dies zu wissen, kann Ihnen keinen Nutzen, uns aber nur Schaden bringen. Gute Nacht!"

Er ging. Der Baron ballte hinter ihm die Fäuste gegen die Thür und knirrschte voller Grimm:

„Alter Teufel, ich überliste Dich doch! Das Geld sollst Du erhalten; aber wenige Minuten später nehme ich es Euch wieder ab. Ich werde meine Leute so postiren, daß Ihr uns unmöglich entgehen könnt!"

Diese Worte waren so laut gesprochen, daß der Fürst, welcher sich leise hinter dem Bette hervorschlich, sie noch zu hören vermochte. Dann huschte er vorsichtig nach der Garderobe und von da zu der Treppe hinunter.

Unten stand Adolf im Finstern.

„Fertig?“ fragte er.

„Ja. Schnell fort! Wo steht die Droschke?“

„Drüben an der Ecke.“

„Den Schlüssel her!“

Er schloß die Pforte zu und eilte mit Adolf nach der Droschke, welche schon längst da gewartet hatte.

„Gasthof zum goldenen Ring!“ sagte er. „Wo liegt er?“

„In der Marienvorstadt,“ antwortete der Kutscher.

„Kommen wir da an einer Polizeiwache vorüber?“

„Ja. Sie liegt nicht weit von dem Gasthofe.“

„Halten Sie dort!“

Das Pferd setzte sich in Bewegung. Bald kamen sie an einem hoch und stark gebauten Mann vorüber, welcher langsam die Straße hinabschritt.

„Das ist der Schmied,“ sagte der Fürst. „Er geht langsam. Wir haben also Zeit.“

Als sie die Polizeiwache erreichten, stieg er ab und ging hinein. Es war wohl gegen ein Dutzend Polizeier beisammen. Nach seinem Wunsche gefragt, antwortete er:

„Meine Herren, ich bin Der, den man den Fürsten des Elendes zu nennen pflegt. Haben Sie Ihre Instructionen bezüglich der beiden Schmiede Wolf erhalten?“

„Ja,“ ertönte die Antwort.

Sie Alle standen in Achtung vor dem Manne, welcher den so berühmten und doch so geheimnißvollen Namen genannt hatte. In seiner gegenwärtigen Verkleidung konnten sie in ihm den Fürsten von Befour nicht erkennen.

„Wollen Sie ihn fangen?“ fragte er weiter.

„Ja, ja! Ist er da? Ist er in der Residenz?“

„Nicht nur er, nicht nur Einer von ihnen, sondern sie alle Beide befinden sich hier.“

„Wo?“

„Im Gasthofe zum goldenen Ring. Bitte, nehmen Sie Hand- und Fußschellen mit und folgen Sie mir.“

Diesem Gebote wurde sofort Folge geleistet. Er stieg gar nicht wieder in die Droschke. Er ließ Adolf aussteigen und lohnte den Kutscher ab. Sie begaben sich zu Fuß nach dem Gasthofe. Unterwegs erklärte er ihnen:

„Im Hofe des Gasthauses wird ein Wagen stehen. Unter dem darin befindlichen Stroh steckt der Sohn. Der Vater ist ausgegangen, wird aber in wenigen Minuten zurückkehren. Es wird gut sein, wenn der Sohn bis dahin bereits gebändigt ist. Die Beiden sind stark.“

„O, wir fürchten uns nicht!“

„Warten Sie es ab!“

Sie schritten hinter ihm her und musterten ihn mit scheuen, ehrfurchtsvollen Blicken.

Der Gasthof lag, wie der Kutscher bemerkt hatte, nicht weit entfernt. Vor der Thür stand der Hausknecht, welcher sich nicht wenig wunderte, eine solche Anzahl von Polizisten auf sich zukommen zu sehen.

„Haben Sie heute viel Wagenverkehr gehabt?“ fragte der Fürst.

„Ziemlich viel.“

„Behalten Sie davon über Nacht?“

„Nur zwei.“

„Ist ein Wagen aus dem Oberlande dabei?“

„Ja. Er war zweispännig.“

„Wo ist der Fuhrmann?“

„Er sitzt in der Stube und spielt Schafkopf.“

„Zeigen Sie uns den Wagen, aber vermeiden Sie dabei alles Aufsehen.“

Der Hausknecht führte sie in den Hof.

„Dort steht er,“ sagte er, auf den Rollwagen deutend.

„Suchen Sie, meine Herren!“

Auf diese leise gesprochenen Worte des Fürsten traten die Polizisten an den Wagen, stiegen von allen Seiten auf und griffen unter das Stroh.

„Ah, hier steckt ein Mensch!“ sagte Einer.

„Heraus mit ihm!“

Der junge Schmied wurde gepackt und emporgezogen. Er erblickte die Uniformen und wußte, woran er war.

„Alle Teufel!“ schrie er auf. „Mich sollt Ihr aber doch nicht haben, Ihr Hallunken!“

Sie wußten gar nicht, wie das kam — einige Armstöße Wolf's und die Polizisten flogen nach allen Seiten vom Wagen herunter. Ein Sprung, und er stand mitten unter ihnen. Er schlug sie auseinander, wie ein Löwe eine Hundemeute zertheilt. Dann sprang er dem Ausgange zu. Aber er sollte nicht weit kommen. Dort stand der Fürst. Die Polizisten, welche sich schnell wieder emporgerafft hatten, sahen beim Scheine der Laterne in seiner Hand Etwas metallisch hell aufblitzen, und in demselben Augenblicke lag der Schmied lang gestreckt am Boden.

„Fesseln Sie ihn rasch, ehe sein Vater kommt, und legen Sie ihn einstweilen in den Stall. Wir haben keine Minute Zeit zu verlieren.“

Dieser Befehl wurde sofort befolgt. Einer sagte:

„Geben wir ihm einen Knebel, damit er nicht schreien kann.“

„Das ist nicht nothwendig,“ meinte der Fürst. „Er wird unter zwei Stunden nicht erwachen.“

Sie trugen den Gefesselten in den Stall und legten ihn auf das Stroh; dann wurden sie vom Fürsten in einen finsteren Winkel beordert, wo sie nicht sogleich gesehen werden konnten.

Auch der Hausknecht mußte sich zu ihnen stellen, damit er dem Alten

nicht im Wege stand, da dieser jedenfalls nur dann in den Hof kommen würde, wenn er sich unbemerkt glaubte.

Bereits nach ganz kurzer Zeit sah der Fürst ihn draußen auf der Straße langsam vorübergehen und dabei mit scharfen Blicken den Flur und den Hof mustern. Als er keinen Menschen bemerkte, kam er schnell herein, trat an den Wagen und sagte halblaut:

„Pst! Ich bin wieder da!"

Und als weder eine Antwort noch irgend eine Bewegung innerhalb des Wagens erfolgte, wiederholte er:

„Hörst Du? Ich bin da!"

Da erklang es in freundlichem Tone hinter ihm:

„Er ist nicht mehr d'rin!"

Auf das heftigste erschrocken, drehte er sich um. Der Fürst stand so, daß der Schein der Lampe auf sein Gesicht fiel. Dieses Gesicht hatte der Schmied gesehen; er kannte es sehr genau, sich zum Unglücke.

„Der Fürst des Elends!" sagte er bestürzt.

„Ja, ich bin es. Sie suchen Ihren Sohn? Er ist fort."

„Donnerwetter! Wohin denn?"

Wäre er nicht gar so sehr überrascht gewesen, so hätte er sicherlich gehandelt, ohne erst zu fragen.

„Der arme Kerl ist arretirt," sagte der Fürst.

„Arretirt?" wiederholte der Alte, der nun erst wieder zum Begreifen der Situation gelangte. „Arretirt?" Aber bei allen Teufeln, mich sollt Ihr nicht bekommen!"

Er drehte sich um, in der Absicht zu entspringen, sah sich aber sofort von den Polizisten umringt.

Nun entstand ein fürchterliches Ringen. Der Alte schlug um sich wie ein rasender Roland und brüllte vor Wuth wie ein wildes Thier. Die Polizisten flogen nur so zu Boden. Der Fürst stand von fern und sah lächelnd zu.

Aber gerade das Brüllen wurde dem Alten verderblich. Die Gäste hörten es und kamen herbeigeeilt.

„Was giebt es hier? Wer ist das?"

„Der alte Schmied Wolf, der Mörder!" keuchte einer der Beamten. „Greift mit zu! Der Kerl ist wüthend."

Da half ihm nun alle seine Kraft nichts. Dreißig, vierzig Hände streckten sich nach ihm aus. Er ward zusammengedrückt, daß er keiner Bewegung mehr fähig war, und in kurzer Zeit hatte man ihm Hand- und Fußfesseln angelegt, so daß an eine Flucht nicht zu denken war.

„Den müssen wir uns ansehen," rief es von allen Seiten. „Schafft ihn in die Stube."

„Seinen Sohn auch!" meinte der Hausknecht. Er liegt hier im Stalle."

Der Alte wurde in die Stube gestoßen, sein Sohn aber hinein geschleppt. Dort wurde ein vorläufiges Legitimationsverhör angestellt.

Nur Zwei waren nicht mit in das Gastzimmer gegangen: nämlich der

ganz erschrockene Bergwirth, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Pferde aus dem Stalle zu ziehen und anzuspannen, und der Fürst, welcher ihm lächelnd zuschaute. Der Bergwirth stieg auf und fuhr zum Thore hinaus. Da hielt der Fürst die Pferde am Zügel fest und sagte:

„Bergwirth, wenn Sie auch jetzt entkommen, fassen wird man Sie doch. Sie haben zwei Mördern zur Flucht verholfen. Und damit Sie nicht auch noch wegen Zechprellerei bestraft werden, so machen Sie wenigstens, bevor Sie aufbrechen, Ihre Zeche ab. Ich bin der Fürst des Elendes und will Ihrer Flucht nichts in den Weg legen."

Er ging. Der erschrockene Wirth aber stieg vom Wagen und trat in die Stube. Dort gab er der Kellnerin zwei Guldenstücke und sagte:

„Hier geht mir's zu laut zu. Da ist meine Zeche!"

Sie wußte nicht, daß man die beiden Schmiede in und an seinem Wagen gefangen hatte, und da alle anderen Anwesenden ihre Aufmerksamkeit einzig auf die Gefangenen richteten, so konnte er die Stube verlassen, ohne daran gehindert zu werden.

Der alte Wolf saß ingrimmig neben seinem Sohne, welchen man auf die Diele gelegt hatte, und gab auf keine der an ihn gerichteten Fragen eine Antwort.

„Verstockter Kerl!" sagte einer der Polizisten. „Wir bringen kein Wort aus ihm. Aber holt doch den Fürsten des Elendes herbei; dem wird er schon antworten."

„Den Fürsten des Elendes? Wo ist er? War er hier?" erklang es rundum.

„Natürlich! Er kam ja zu uns und führte uns hierher. Er wird noch draußen im Hofe sein."

Man ging hinaus. Man suchte und rief. Niemand sah ihn. Er war gegangen, so wie er gekommen: räthselhaft.

Nachdem er dem Bergwirthe seine Verwarnung gesagt hatte, war er nach dem Palais des Barons von Helfenstein zurückgekehrt. Da oben, in dem Arbeitszimmer des Barons, brannte noch Licht, und ein Schatten ging hin und her.

Auch das hohe, breite Portal war noch offen.

„Ah, ich werde zu ihm gehen," flüsterte er. „Ich werde ihm jetzt die letzte Schlinge um den Hals legen."

Er trat ein und stieg die Freitreppe hinauf. Droben im Corridor stand der Diener mit der Köchin scherzend beisammen. Beide wunderten sich, zu so später Zeit noch einen Fremden kommen zu sehen.

„Was wünschen Sie?" fragte der Diener.

„Der Herr Baron ist daheim?"

„Nein."

„Das ist nicht wahr. Er ist in seinem Arbeitszimmer!"

„Aber für so späte Visite doch nicht daheim."

„Für mich ist er zu sprechen. Gehen Sie!"

„Wen soll ich anmelden?“

„Er kennt meinen Namen. Sagen Sie, ein Bekannter wünsche ihn in einer dringenden Angelegenheit noch zu sprechen.“

Der Diener ging. Es währte eine ziemliche Weile, ehe er wiederkehrte. Er fragte:

„Ist die Sache wirklich so dringlich?“

„Wünschen Sie das zu wissen oder Ihr Herr?“

„Der Herr Baron. Er hat mir befohlen, noch einmal zu fragen. Wenn die Angelegenheit nicht nothwendig ist, bin ich es, der den Verweis erhält!“

„Sie ist unaufschiebbar.“

„So kommen Sie.“

Er führte ihn nach der betreffenden Thür, öffnete, ließ ihn eintreten und machte sie hinter ihm zu.

Der Baron saß am Schreibtische, den Kopf in die Hand gestemmt, und hielt das mehr als unmuthige Gesicht finsteren Blickes auf den Eintretenden gerichtet. Kaum aber war der Schein des Lichtes auf diesen gefallen, so sprang er von seinem Sitze auf und rief:

„Hölle und Teufel! Wer ist das?“

„Hoffentlich kennen Sie mich noch, Herr Baron?“ sagte der Fürst, indem er eine halbe Verbeugung machte.

„Sie sind — Sie sind —“

Er brachte vor Schreck das Weitere nicht hervor.

„Ich hatte die Ehre, mich eines Frühmorgens mit Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu unterhalten!“

„Ja, ja! Weiß schon! Sie sind der Fürst des Elendes!“

„Ich sehe, daß Sie mich nicht vergessen haben!“

„Nein. Sie haben schon dafür gesorgt, daß ich jenen Morgen nicht vergessen kann. Aber, zum Donnerwetter! Herr, Sie scheinen verdammt wenig Uebung in den Regeln des Anstandes zu besitzen!“

„Wieso?“

„Habe ich Sie rufen lassen oder eingeladen?“

„Nein. Ich komme aus eigener Intention.“

„Dann kommen Sie doch nicht morgens fünf Uhr oder Abends kurz vor Mitternacht! Und sagen Sie Ihren Namen, wenn Sie sich anmelden lassen!“

Der Baron bebte vor Zorn. Der Fürst aber lächelte ihm ruhig in's Gesicht und sagte:

„Ich komme gerade dann, wenn Ihnen meine Gegenwart am Dienlichsten ist; ich muß dabei Ihr Heil berücksichtigen, nicht aber die frühe oder späte Tagesstunde.“

„Mein Heil? Spotten Sie etwa?“

„Ganz und gar nicht.“

„War etwa Ihr letzter Besuch zu meinem Heile?“

„Ganz gewiß, zumal Sie auf meinen Vorschlag, Ihre Frau zu entfernen, so bereitwillig eingegangen sind."

„Der Teufel hole diesen Vorschlag! Die Frau ist fort!"

„Sie werden sie zu Ihrem Entzücken wiedersehen."

„Danke für das Entzücken! Was aber wünschen Sie heute wieder bei mir?"

„Ich komme, um Ihnen eine freundschaftliche Mittheilung zu machen, Herr Baron."

„Welche denn?"

„Daß Sie morgen Abend Ihre Leute nicht so postiren können, wie Sie es sich vorgenommen haben."

„Meine Leute? Postiren? Ich verstehe Sie nicht."

„So postiren, daß Sie Ihr Geld zurück erhalten."

„Welches Geld denn?"

„Die zwanzigtausend Gulden."

Der Baron wurde bleich wie eine Kalkwand. Er mußte seine ganze Kraft zusammen nehmen, um nicht in ein angstvolles Zittern zu verfallen.

„Ich weiß nichts von zwanzigtausend Gulden!" sagte er.

„Hm! Sollten Sie das vergessen haben? Es ist ja kaum eine halbe Stunde vergangen!"

„Herr! Reden Sie keinen Blödsinn!"

„Blödsinn?"

„Sie sprachen: „Alter Teufel, ich überliste Dich doch! Das Geld sollst Du erhalten; aber wenige Minuten später nehme ich es Euch wieder ab. Ich werde meine Leute so postiren, daß Ihr uns unmöglich entgehen könnt!" Sind das nicht ganz genau dieselben Worte, welche Sie vorhin zu sich selbst sagten?"

Der Baron starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. War dieser geheimnißvolle Mann denn allwissend?

„Wann soll ich es gesagt haben?" fragte er fast stöhnend.

„Als der alte Schmied von Ihnen fortgegangen war."

„Welcher Schmied?"

„Wolf aus Tannenstein."

„Kenne ich nicht! Herr, leiden Sie an Hallucinationen?"

„Nein, aber Sie leiden an einer geradezu ungeheuren und unbegreiflichen Vergeßlichkeit. Ich werde mir gestatten, Ihrem Gedächtnisse ein wenig zu Hilfe zu kommen."

„Das haben Sie nicht nöthig. Ich brauche Sie nicht. Ich habe keine Minute für Sie übrig. Gehen Sie!"

„Nun, ich kam, um Sie zu warnen. Wenn Sie meines Rathes nicht bedürfen, so werde ich gehen. Leider aber werden Sie dann in fünf Minuten arretirt sein."

Er wendete sich zum Gehen um.

„Arretirt!" fuhr da der Baron auf. „Wer will es wagen, mich zu arretiren?"

„Die Polizei,“ antwortete der Fürst, indem er sich achselzuckend wieder zu ihm zurückwendete.

„Mich, den Baron von Helfenstein!“

„Das sind Sie ja nicht!“

„Was! Nicht?“

„Nein. Sie heißen Franz, während der echte Erbe der Baronie Robert heißt. Das wissen Sie wohl.“

„Mensch! Mann! Ich weiß nicht, was Sie meinen!“

„Und sodann arretirt man in Ihnen nicht den Helfenstein, sondern den sogenannten Hauptmann!“

„Herr!“

„Ferner den Waldkönig!“

„Herrrr! Solche Worte verbitte ich mir!“

„Den Mörder des eigenen Cousins und des Hauptmannes von Hellenbach!“

„Sie sind wirklich verrückt!“

„Den Mann ferner, welcher den Knaben Robert von Helfenstein und erst kürzlich sein eigenes Weib ermorden lassen wollte.“

„Mein Gott! Warum werfe ich Sie nicht hinaus!“

„Weil Sie nicht können, weil Ihnen der Muth des guten Gewissens dazu fehlt!“

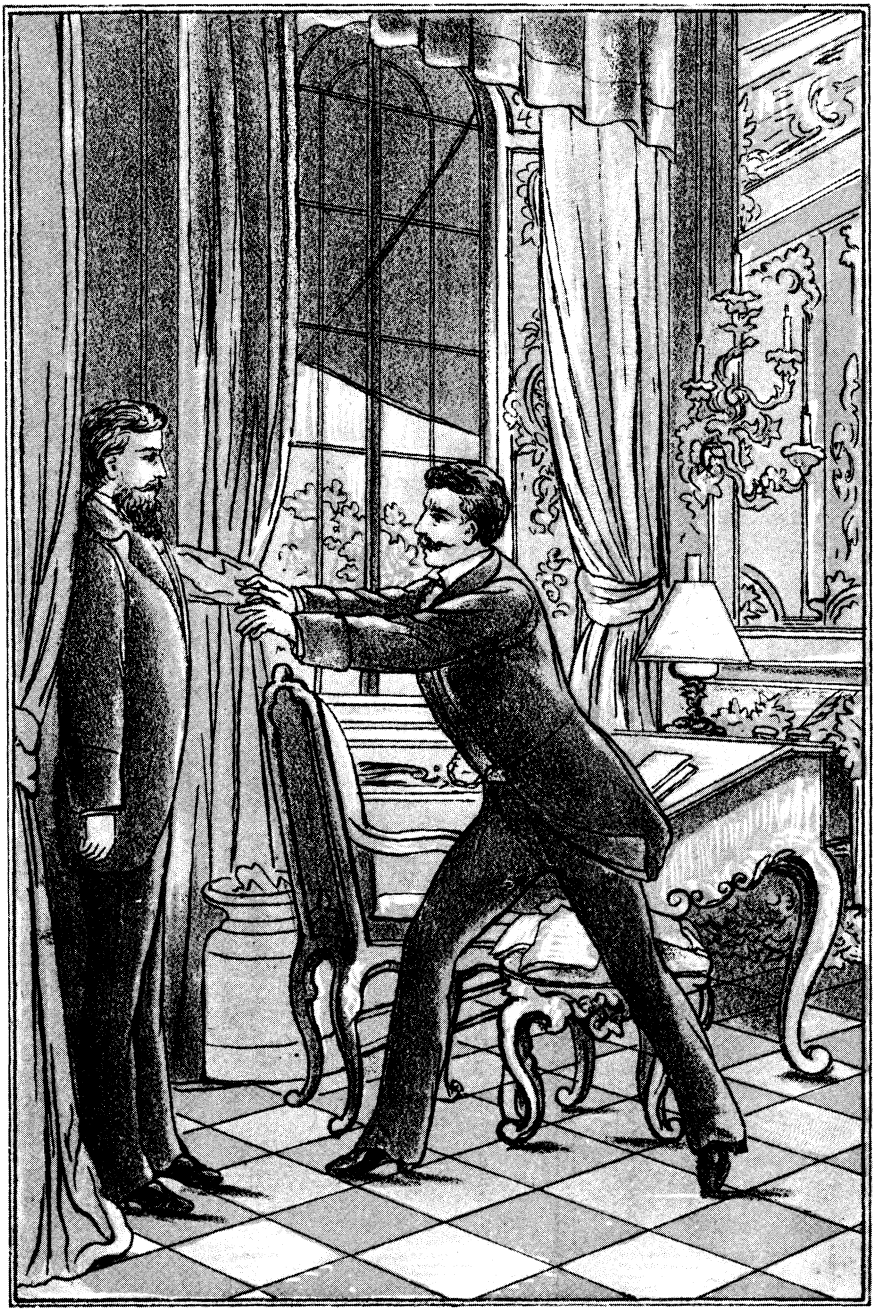
„Was sagen Sie? Was? Mir fehlte der Muth? Ich will Ihnen zeigen, ob mir der Muth fehlt!“

Er drang auf den Fürsten ein, um ihn bei der Brust zu packen. Dieser aber faßte ihn bei beiden Oberarmen, hob ihn empor und schmetterte ihn mit solcher Wucht gegen die Wand, daß er ganz zusammengebrochen zu Boden sank und kein Wort hervorzubringen vermochte.

Jetzt setzte sich der Fürst auf einen Sessel und sagte:

„Hören Sie mir zu. Ihre Frau befindet sich in meinen Händen. Sie ist gesund. Sie hat während ihrer Starrsucht Höllenqual erlitten und alle Ihre Anschläge hören müssen. Sie glüht vor Begierde, sich an Ihnen zu rächen. Sie ist bereit, als Zeugin gegen Sie aufzutreten. Vor einigen Minuten habe ich die beiden Schmiede Wolf im Gasthofe zum goldenen Ring arretirt. Diese Männer werden gegen Sie zeugen. Ich werde die Pascher des Gebirges und die hiesigen Mitglieder Ihrer Bande gegen Sie hetzen. Ich werde bringen den Riesen Bormann und seinen Bruder, den Juden Salomon Levi, den Apotheker, welcher Ihnen die Gifte lieferte, den frommen Seidelmann und viele, viele Andere. Und auch Ihr Hauptfeind ist anwesend: Gustav Brandt, der Försterssohn. Ihr Verderben ist beschlossen. Es bleibt Ihnen nur die Wahl zwischen dem Schafot und einem freiwilligen Tode. Ich gebe Ihnen den Rath, diesen Letzteren zu wählen und vorher Ihr Herz und Gewissen zu erleichtern, damit Sie die Fehler Ihres Lebens möglichst wieder zum Besten kehren!“

Der Baron lag an der Erde. Es war ihm nicht anzusehen, ob er die Worte des Fürsten höre oder nicht. Dieser Letztere trat zu ihm, berührte leise seine Achsel und sagte dann in drohendem Tone:



„Er drang auf den Fürsten ein."

Verl. S. (71.)

„So wie ich Sie jetzt hier niedergeschmettert habe, wird die Hand des Richters Sie zu Boden werfen, wenn Sie meinen Rath nicht befolgen. Ich gebe Ihnen drei Tage Frist. Gehen Sie während dieser Zeit zu Ihrer Cousine Alma von Helfenstein und gestehen Sie ihr die Geheimnisse der vergangenen Tage. Ist der dritte Tag verronnen, ohne daß Sie dies gethan haben, so wird die Faust der rächenden und öffentlichen Justiz über Sie kommen, und Ihr Ende wird ein Ende mit Schrecken sein!"

Er wendete sich um und ging.

Der Baron lauschte den verhallenden Schritten; dann raffte er sich vom Boden auf. Seine Augen glühten, seine Wangen brannten, seine Lippen zitterten und seine Kniee schlotterten. Doch von Secunde zu Secunde wurde seine Haltung fester; sein Gang gewann an Kraft, aber die Stimme versagte ihm.

Da endlich, nachdem seine Brust lange gearbeitet hatte, machte sie sich in einem lauten, fast thierischen Schreie Luft.

„Himmeldonnerwetter! Ah! Oh! Wie ein Schulbube bin ich abgekanzelt worden! Was sagte er? Ich soll beichten und dann sterben, wenn ich nicht das Schafot besteigen will?"

Er schlug sich mit der Faust vor den Kopf und fuhr fort:

„Ja, das sagte er, so sagte er! Das hat er gewagt, und ich mußte es anhören. Er warf mich gegen die Wand, und ich mußte es mir gefallen lassen. Wer bin ich denn? Bin ich wirklich der Hauptmann, der Waldkönig, oder bin ich ein Schmachtlappen, den man nach allen Winden blasen kann? Hölle, Tod und Teufel!"

Er schlürfte im Zimmer auf und ab und blickte dabei in die Ecken, als ob er Gespenster suche.

„Aber sie kennen mich noch nicht!" knirrschte er. „Ich weiß nun, woran ich bin! Ich sehe Alles klar, was mir bisher dunkel war. Drei Tage Zeit! Gut! In diesen drei Tagen werde ich aufräumen, fürchterlich aufräumen unter Euch, Ihr Hallunken!"

Er streckte die geballten Fäuste nach der Thüre hin, als ob dort Diejenigen ständen, denen diese Drohung galt.

„Tod über sie! Tod, Tod, Tod! Also bei diesem Fürsten des Elendes ist mein Weib. Sie war beim Fürsten von Befour gesehen worden. Beide sind also identisch. Dieser Befour stirbt, und mein Weib mit. Robert Bertram stirbt. Ich vernichte binnen diesen drei Tagen jede Creatur, welche mir widerstrebt. Dann bin ich Sieger — Sieger — Sieger!"

Fünfte Abtheilung.

Die Sclaven der Ehre.

Krachende Stammbäume.

Es war am nächsten Morgen, da saßen in der bekannten Kellerrestauration wieder der emeritirte Cantor und Organist mit dem Agenten an ihrem gewöhnlichen Tische. In der Nähe hatten Andere gesessen, so daß es den Beiden unmöglich gewesen war, ein Wort über ihre Angelegenheiten zu sprechen. Jetzt nun waren diese Anderen gegangen, und so sagte der Agent:

„Das war eine ganz und gar verdammte Geschichte gestern. Kommen wir hin, und die Vögel sind ausgeflogen! Sie haben es doch wohl auch gehört!“

„Freilich. Die ganze Welt ist ja voll dieses Scandals!“

„Die Schmiede haben jedenfalls zu Ihnen gewollt?“

„Leider, ja. Sie waren auch bei mir, wenigstens der Eine, der Alte.“

„Also doch! Und dann ließen sie sich fangen!“

„Fürchterliche Dummköpfe!“

„Was ist zu thun? Werden sie gegen uns aussagen?“

„Ich befürchte fast.“

„So müssen wir sie befreien.“

„Hm!“

Er wiegte dabei den Kopf hin und her, legte die Stirn in Falten und stemmte die Fäuste gegen den Tisch.

„Es kann uns nicht viel nützen. Sie lassen sich doch wieder fangen. Am besten wäre es — hm!“

Er zuckte die Achsel und knirschte mit den Zähnen.

„Ich verstehe!“ meinte der Agent schlau.

„Was?“

„Soll ich es sagen?“

„Nur immer heraus!“

„Es wäre am Besten, die lieben Englein hätten die albernen Kerls droben bei sich!“

„Das ist's, was ich meine.“

„Nun, könnte man da nicht nachhelfen?“

„Ich würde für eine solche Nachhilfe tausend Gulden pro Kopf bezahlen!“

„Tausend Gulden! Ist's wahr?“

„Ja.“

„Das wären zweitausend Gulden. Ein schönes Geld!“

„Ich gebe es aber.“

„Wann?“

„Sofort nach der sicheren Nachricht, daß die lieben Englein ihren Besuch bekommen haben.“

„Die Hand darauf!“

„Hier!“

Sie schlugen ein. Ueber das Leben der beiden Wolfs war also abgeurtheilt.

„Aber wie?“ fragte der Hauptmann.

„Pah! Ein Schuß durch das Gitterfenster der Zelle.“

„Den hört man!“

„Nein. Ich habe Windbüchse und auch ein Tesching, welches keinen Knall hervorbringt.“

„Wie will man die betreffenden Zellen erfahren?“

„Das überlassen Sie nur mir! Ich bin kein solcher Dummkopf wie die beiden alten Knaben. Hätten Sie vielleicht noch einen ähnlichen Auftrag?“

„Noch zwei.“

„Sapperment! Wenn ich einmal am Geldverdienen bin, so höre ich nicht gern gleich wieder auf. Also?“

„Es giebt da in der Siegesstraße Nummer Zehn ein kleines Häuschen, welches dem Fürsten von Befour gehört. Es ist das Hinterhaus seines in der Palaststraße liegenden Grundstückes. Dort wohnt ein junger Mensch, Namens Robert Bertram, ein Student.“

„Wieviel geben Sie für diesen?“

„Auch tausend Gulden.“

„Sapperment! Dieser Jüngling ist gar sehr leicht weggeputzt!“

„Kinderleicht!“

„Soll ich es übernehmen?“

„Ja.“

„Bis wann soll er weggeblasen sein?“

„Ich gebe nur drei Tage Zeit.“

„Das ist mehr als hinreichend. Und nun weiter!“

„Weiter sind mir Zwei im Wege, die im Palaste des Fürsten selbst wohnen.“

„Also vornehme Leute? Und wer sind diese?“

„Der Fürst selbst.“

„Das ist schwerer!“

„Und die Baronin Ella von Helfenstein, welche der Fürst als Concubine bei sich versteckt hielt.“

„Alle Teufel! Ist das so ein Kerl! Was sagt denn der Baron zu diesem Concubinate?“

„Er weiß gar nicht, wo sich seine davongelaufene Frau gegenwärtig befindet.“

„Wie viel zahlen Sie für diese Beiden?“

„Vielleicht noch mehr als für die Vorigen.“

„Das läßt sich hören. Aber eine Summe müssen Sie doch wohl angeben können. Nicht?"

„Das kommt auf die Beute an, welche wir dort machen."

„Sie wollen — —"

„Ja," nickte der Hauptmann.

„Das erste Mal aber mißlang es ganz niederträchtig!"

„Desto besser wird es das zweite Mal glücken. Wir arbeiten mit allen uns zu Gebote stehenden Armen."

„Recht so! Aber wann?"

„Ich werde heute recognosciren und dann in der Versammlung meine Befehle ertheilen."

„So soll ich heute Abend die beiden Lichter aufstecken?"

„Natürlich! Wir werden volle drei Tage lang eine anstrengende a auch einträgliche Arbeit haben."

In diesem Augenblicke trat der Diener Leonhardt herein. Er setzte zu ihnen.

„Nun, haben Sie Antwort auf Ihre gestriges Schreiben erhalte fragte der Hauptmann.

„Nein, ich habe auch keine erwartet."

„Es handelte sich wirklich um eine Anstellung?"

„Ja. Ich brauche aber keine; ich bin versorgt."

„So sind Sie mit Ihrer Herrin zufrieden?"

„Sehr. Sie wird überhaupt am Längsten in der Residenz gew sein, wie es scheint."

„Das wäre schade! So eine große Künstlerin. Hat sie vielleicht ges daß sie abreisen will?"

„Ja, heute früh. Ich habe bereits Verschiedenes einpacken müssen. sonders die Juwelen. Ist das eine Pracht und Herrlichkeit! Die Augen g Einem über!"

„Ich habe auch davon gehört. Hat sie den Tag bestimmt, an wel sie abreisen wird?"

„Noch nicht"

„Wenn ich ihn doch erfahren könnte!"

„Warum?"

„Hm! So ein alter Knaster, wie ich bin, sollte eigentlich an ganz andere Dinge denken, als an so Etwas; aber man hat seine Freude doch immer auch daran. Sie soll von einer wunderbaren Schönheit sein. Nicht?"

„Der Geschmack ist zwar verschieden, aber ich denke, daß sie das schönste Mädchen ist, welches ich jemals gesehen habe."

„Das ist es ja! Ich habe sie noch nie gesehen."

„Schade, jammerschade!"

„Darum möchte ich sie wenigstens bei ihrer Abreise sehen, auf dem Bahnhofe. Und darum wäre es mir sehr lieb, wenn ich den Tag von Ihnen erfahren könnte, Herr Leonhardt."

„Diesen Gefallen kann ich Ihnen ja gerne thun.“

„Aber ob Sie es genau erfahren?“

„Sehr leicht. Ich frage sie. Es ist immer am Besten, wenn man gleich vor die richtige Schmiede geht.“

„Natürlich. Kommen Sie vielleicht heute Abend ein bischen herher, wenn auch nur auf ein Viertelstündchen.“

„Nein. Ich habe einen nothwendigen Ausgang. Und auch jetzt ist meine Zeit abgelaufen. Leben Sie wohl!“

Er ging, und als er fort war, sagte der Agent:

„Haben Sie es gehört? Er hat einen nothwendigen Ausgang. Ich habe ihn nämlich gestern für heute Abend bestellt.“

„Wohin?“

„Wieder an denselben Ort.“

„Weshalb?“

„Wegen der Kleinodien der Tänzerin.“

„O, da wird mit ihm nichts zu machen sein.“

„Doch. Er hat nämlich einen gefälschten Wechsel laufen und braucht in ganz Kurzem Geld.“

„Ah, da werde ich ihn zu bearbeiten wissen. Jetzt aber muß ich fort, zu Jacob Simeon, dem ich einen Auftrag zu ertheilen habe.“

„Aber ich werde diesen Diener Leonhardt doch nicht etwa umsonst bestellt haben?“

„Nein. Ich werde mit ihm sprechen.“

„Wieder durch so viele Führer wie das letzte Mal?“

„Nein, jetzt bin ich seiner sicher. Ich werde ihn also selbst auf dem betreffenden Platze erwarten. Sie aber können heute die beiden Lichter früher anbrennen als gewöhnlich. Bei der letzten Versammlung fehlten Mehrere, und heute ist es nothwendig, daß Alle ohne Ausnahme anwesend sind.“

Er ging und begab sich, wie er gesagt hatte, zu dem Goldarbeiter Jacob Simeon, welcher so weit in die Geheimnisse des Hauptmannes eingeweiht war, daß er diesen Letzteren in dem emeritirten Cantor und Organisten, wenn auch nicht erkannte, aber doch sofort vermuthete.

„Wissen Sie, wer ich bin?“ fragte der Baron.

„Ich errathe es,“ sagte der Jude mit einem feinen Lächeln.

„Nun, wer?“

„Hm! Den Namen möchte ich doch lieber vorsichtiger Weise gar nicht nennen.“

„So sagen Sie etwas Anderes.“

„Gut! Wir waren mit einander kürzlich auf der Veranda eines gewissen Fürsten.“

„Ja, ich bin der Hauptmann.“

„Dachte es mir. Sie bringen mir einen Befehl?“

„Zunächst nur eine Frage. Sie betrifft den Fürsten, den Sie soeben genannt haben.“

„Beziehentlich der Baronin Ella von Helfenstein?“

„Ja. Sind Sie wirklich sicher, daß sie sich im Palais des Fürsten befindet?“

„Ich könnte es beschwören.“

„Haben Sie vielleicht eine neue Beobachtung gemacht?“

„Nein. Ich war nicht wieder dort.“

„Schade! Es ist mir von Nöthen, ganz genau zu wissen, ob sie sich dort befindet. Am Allerliebsten möchte ich erfahren, in welchen Räumlichkeiten sie wohnt.“

„Natürlich da, wo sie schläft!“

„Da lag eine Andere.“

„Das ist wahr. Vielleicht hat man Verdacht gefaßt und sie ausquartirt.“

„Weshalb sollte man Verdacht gefaßt haben? Man müßte dahinter gekommen sein, daß sie spioniren.“

„Möglich! Sie meinen also, daß ich von Neuem forschen soll?“

„Ja.“

„Das ist schwierig.“

„Ich denke, Sie sind klug genug, solche Schwierigkeiten zu überwinden.“

„Wollen sehen! Haben Sie vielleicht einen Vorschlag?“

„Nein. Ich denke nur das Eine, daß Sie die unmittelbare Nähe des Hauses vermeiden müssen.“

„So wird es fast unmöglich sein, Etwas zu erfahren.“

„Hm! Konnten Sie sich nicht an einen der Diener machen?“

„Danke sehr! Denen ist auf alle Fälle die größte Verschwiegenheit anbefohlen worden. Wenn ich mich also nach der Baronin erkundige, mache ich die Dienerschaft erst auf mich aufmerksam.“

„Das ist allerdings wahr! Wissen Sie, wer das gegenüber liegende Palais bewohnt?“

„Der russische Gesandte, wenn ich mich nicht irre!“

„Ja. Wenn es Ihnen gelänge, sich dort einzuschleichen!“

„Dort? Wozu?“

„Sie könnten von einem oberen Stockwerke aus, vielleicht vom Dachraume, mit einem Fernrohre sämmtliche Frontfenster des Befour'schen Palais absuchen.“

„Das ist bald gesagt, aber nicht so leicht gethan!“

„O, Gefahr hat es gar nicht!“

„Wenn man mich erwischt, bin ich geliefert.“

„O nein! Sie legitimiren sich.“

„Womit?“

„Mit einem Ringe zum Beispiel.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, es ist ein Herr bei Ihnen gewesen, um sich einen goldenen Ring repariren zu lassen. Er hat gesagt, daß er Palaststraße Nummer so und so

viel wohne, drei Treppen hoch. Natürlich haben Sie den Namen vergessen und, falls Sie erwischt werden, die Hausnummer verwechselt."

„Aber immerhin unangenehm!"

„Jedoch ungefährlich. Wenn man Sie aussucht, findet man ja nichts als den Ring und das Fernrohr. Mit dem Letzteren bricht man nicht ein. Sie müßten es außerordentlich dumm anfangen, wenn man Ihnen Ungelegenheiten bereitete."

„Na, Sie befehlen es, und so will ich es versuchen."

„Schön! Geben Sie sich Mühe! Und noch Eins: Zum Palais des Fürsten gehört ein Hinterhaus, welches an der Siegesstraße liegt —"

„Ich enne es. Ich habe es gesehen, als ich im Garten meine Beobachtungen anstellte."

„In dem Hause wohnen zwei alte Leute, Brandt mit Namen. Er ist Förster gewesen. Er hatte einen Sohn, welcher wegen einer Mordthat in Untersuchung gerieth und während des Transportes nach dem Zuchthause entwich. Man munkelt davon, daß er jetzt wieder hier ist und heimlich bei seinen Eltern wohnt."

„Soll ich nach ihm forschen?"

„Ja. Ich möchte baldigst wissen, ob an diesem Gerüchte etwas Wahres ist. Lieb wäre es mir, außerordentlich lieb, wenn ich noch heute Etwas erfahren könnte."

„Wo und wann würde ich Sie treffen?"

„Wir haben wieder Versammlung. Nach derselben bleiben Sie zurück und machen mir Meldung."

„Schön! Ich werde sofort an die Lösung der beiden Aufgaben gehen, welche Sie mir gegeben haben."

„Bringen Sie mir erwünschte Nachricht, so werde ich Sie so belohnen, daß Sie zufrieden sind."

„O, ich bin überzeugt davon!"

Der Baron entfernte sich, und der Goldarbeiter legte eben seinen Ausgehrock an, als er hörte, daß wieder Jemand in seinen kleinen Laden trat. Als er hinaus ging, erkannte er zu seinem Erstaunen den Fürsten von Befour.

Was wollte dieser bei ihm? Er nahm sich vor, sich jedenfalls diese Gelegenheit nützlich zu machen.

„Sind Sie selbst der Besitzer dieses Ladens?" fragte der Fürst.

„Ja, mein Herr!"

„Kennen Sie mich vielleicht?"

„Nein; ich habe nicht die Ehre."

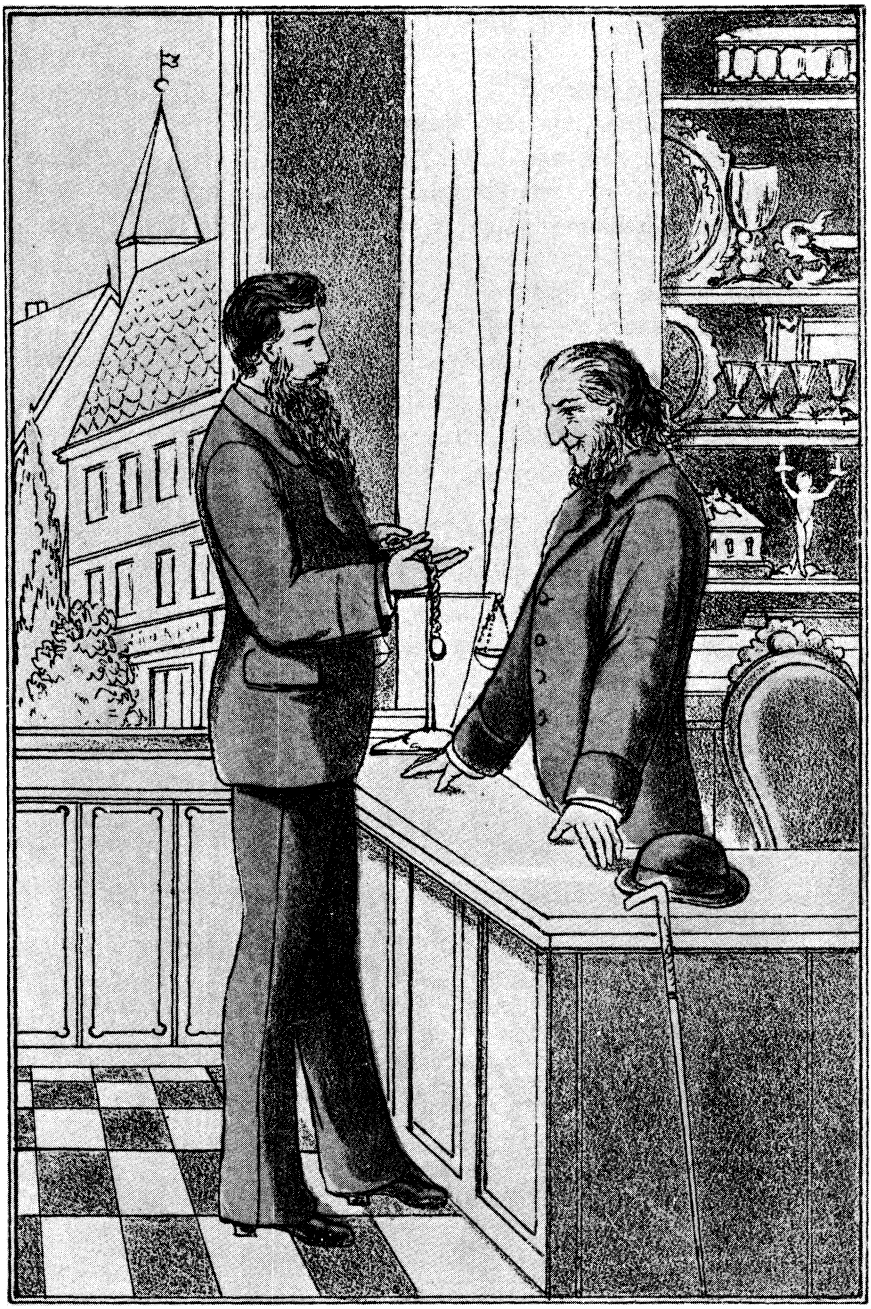
„Ich bin der Fürst von Befour —"

Der Jude verbeugte sich tief, und der Fürst fuhr fort:

„Ich komme nicht, um einen Einkauf zu machen, sondern um Ihnen eine Frage vorzulegen."

„Ich stehe ergebenst zu Diensten, Durchlaucht!"

„Ist Ihnen vielleicht hier diese Kette bekannt?"



„Ist Ihnen vielleicht diese Kette bekannt?"

Verl. S. (72.)

Er legte ihm die echte Kette Robert Bertram's vor. Jacob Simeon ahnte eine Falle und antwortete:

„Nein."

„Wirklich? Sie kennen sie nicht?"

„Wirklich nicht."

„Ich vermuthe aber, daß Sie sie vor nicht gar langer Zeit in den Händen gehabt haben."

„Das ist auf alle Fälle ein Irrthum, gnädiger Herr."

„Besinnen Sie sich!"

„Ich würde dadurch zu keinem anderen Ergebnisse gelangen."

„Nun, vielleicht überzeuge ich Sie doch. Es handelt sich bei den Arbeiten, welche Sie in Auftrag bekommen, immerhin um gewisse Werthe, so daß ich vermuthen darf, Sie führen Buch über Ihre Arbeiten?"

„Allerdings."

„Wollen Sie nicht einmal nachschlagen?"

Jetzt befand sich der Jude in keiner geringen Verlegenheit; er zog sich aber aus derselben durch die Ausrede:

„Grad heute ist mir das Nachschlagen unmöglich."

„Warum?"

„Ich habe das Buch zum Buchbinder geschafft, um mir neue Blätter anheften zu lassen."

„Ah, das klingt doch nicht sehr wahrscheinlich! Man kauft sich ein neues Buch, aber man läßt sich an das alte nicht anheften. Das ist erstens unbequem und zweitens würde dadurch der Buchbinder Einsicht in Ihr Geschäft erhalten."

Jacob Simeon sah recht wohl ein, daß seine Ausrede eigentlich eine dumme sei. Er dachte zugleich an den Auftrag, welchen er vor wenigen Minuten von dem Hauptmann erhalten hatte, und so antwortete er:

„Warum sollte ich Euer Durchlaucht die Unwahrheit sagen? Ich bin bereit, zum Buchbinder zu gehen, um nachzuschlagen und Ihnen dann das Ergebniß mitzutheilen."

„Das halte ich keineswegs für nöthig. Diese Kette ist ein Stück, dessen man sich wohl noch nach langen Jahren erinnert, wenn man es einmal in der Hand gehabt hat."

„Das ist aber bei mir nicht der Fall gewesen."

„Nun, ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Haben Sie die Buchstaben gelesen, welche dem Medaillon eingravirt sind."

„Ja. R. v. H."

„Sind Ihnen auch diese nicht erinnerlich?"

„Ganz und gar nicht!"

„Sonderbar!"

Er schüttelte den Kopf, betrachtete unter einem schalkhaften Lächeln den Goldarbeiter und fuhr fort:

„Sie machen es mir wirklich schwer, von Ihnen zu hören, was ich er-

fahren will! Aber ich werde Ihr Gedächtniß doch noch auf die richtige Spur bringen. Ist Ihnen vielleicht der jüdische Althändler Salomon Levi bekannt, welcher in der Wasserstraße wohnt?"

Der Jude hielt es nicht für gerathen, diese Bekanntschaft abzuleugnen; daher antwortete er:

„Ja, den kenne ich."

„Aber wohl nur oberflächlich?"

Der Fürst machte dabei ein Gesicht, welches verrieth, daß er seiner Sache ganz gewiß sei. Der Jude wagte also nicht zu leugnen, zumal ihm ja der Umstand, mit dem Juden bekannt zu sein, an und für sich keinen Schaden bringen konnte. Er antwortete:

„Nein. Ich kenne ihn vielmehr sehr gut. Ich habe oft für ihn gearbeitet. Er kauft zuweilen altes Geschmeide, welches ich ihm bearbeiten muß."

„Wissen Sie, was mit ihm geschehen ist?"

„Nein."

„Er ist gefänglich eingezogen worden."

„Sapperment!"

„Ja. Er ist gewisser Dinge angeschuldigt, welche vermuthen lassen, daß er auch Mitschuldige besitzt."

„Ich habe ihn stets für einen ehrlichen Menschen gehalten."

„Sie scherzen!"

„O nein!"

„Nun, er war allgemein als ein Mann bekannt, welcher es mit dem Unterschiede zwischen Recht und Unrecht nicht sehr genau zu nehmen pflegte. Ich glaube, gehört zu haben, daß man auch Ihren Namen mit seiner Arretur in Verbindung bringt."

„Unmöglich!"

„O, Derjenige, welcher es mir sagte, war ein Mann, der es genau wissen muß."

„Ich habe nichts Unrechtes gethan!"

„Dann gut für Sie! Es handelt sich um Fälschungen."

„Ich weiß von Nichts!"

„Eben diese Kette hier soll gefälscht worden sein!"

„Von mir jedenfalls nicht!"

„Das wird die Untersuchung zeigen. Es ist eine ähnliche Kette mit einem ähnlichen Medaillon versehen worden, und die Buchstaben, welche hier stehen, hat man verändert."

„Zu welchem Zwecke?"

„Das ist hier Nebensache. Ich weiß, daß man nach dem Goldarbeiter sucht, welcher das mittlere kleine v. in ein u. verändert hat. Ich habe Vermuthung, daß Sie es gewesen sind, und da die Angelegenheit mich persönlich angeht und ich doch nicht wünsche, Jemand einer solchen Kleinigkeit wegen unglücklich zu machen, so kam ich zu Ihnen, um mich vorher zu erkundigen, ob meine Vermuthung richtig ist."

Jetzt wußte der Jude wirklich nicht, was besser sei: Gestehen oder

leugnen. Er beschloß, sich ein Hinterpförtchen offen zu halten, und dies konnte geschehen nur durch die Bemerkung:

„Ich habe für Salomon Levi so sehr viel gearbeitet, daß ich mich auf das Einzelne nicht mehr besinnen kann."

„Aber Ihr Buch!"

„Habe ich leider nicht hier. Wenn Euer Durchlaucht mir gestatteten, nachzuschlagen und mir dann eine Audienz zu erbitten, könnte ich eine ganz bestimmte Antwort geben."

„Nun gut! Kommen Sie punkt ein Uhr zu mir!"

Als der Fürst sich entfernt hatte, murmelte Jacob Simon:

„Verdammt! Hier gerathe ich vielleicht in eine Patsche, die mir Schaden bringen kann. Aber ich kann doch unmöglich bestraft werden, wenn ich einen Auftrag ausführe, in Folge dessen ich eine Arbeit zu liefern habe, welche einer anderen ähnlich ist. Ich weiß ja gar nicht, wozu sie verwendet werden soll! Uebrigens hat diese Angelegenheit auch ihre gute Seite: Ich muß zum Fürsten und finde dabei vielleicht Gelegenheit, mich nach der Baronin zu erkundigen."

Der Fürst war an der nächsten Ecke mit dem Diener Anton zusammengetroffen, welcher dort auf ihn gewartet hatte. Sie gingen weiter und trafen ganz zufälliger Weise dann mit Adolf zusammen, welcher seit seiner Entfernung aus dem Bierkeller durch die Straßen geschlendert war.

„Gut, daß ich Dich treffe," sagte der Fürst. „Du kannst uns helfen. Drei sind immer besser als Zwei."

„Wobei?"

„Wir wollen den Versammlungsort der Bande untersuchen."

„Jetzt? Am hellen Tage?"

„Ja."

„Ist das nicht auffällig?"

„Gar nicht. Am Abend ist es unmöglich, da wir dann vielleicht von irgend einem Mitgliede beobachtet werden. Am Tage aber kann es gar nicht auffallen. Wo warst Du jetzt?"

„Beim Hauptmanne."

„Dachte es mir. Giebt es etwas Neues?"

„Die Beiden ließen sich nichts merken; aber ich habe meine Bemerkung über meine Herrin gemacht."

„Was hast Du gesagt?"

„Daß sie baldigst abreist."

„Schön! Hast Du eine Zeit angegeben?"

„Nein. Ich muß mir doch die Möglichkeit offen halten, die Zeit nach unserem Gusto zu wählen."

„Natürlich. Ich vermuthe, daß der Hauptmann Dich heute Abend in Versuchung bringen wird."

„Die Tänzerin zu bestehlen?"

„Ja."

„So offen wird er es mir wohl nicht antragen. Er sagte vorhin, daß er die Sängerin gern bei ihrer Abreise sehen möchte. Ich soll die Zeit zu erfahren suchen."

„So, so! Nun, wir werden ihm die geeignete Stunde schon mittheilen. Jetzt wollen wir uns trennen, damit wir nicht zu Dreien an den Platz kommen. Wir halten uns gar nicht im Freien auf, sondern begeben uns stracks nach dem Innern der Eisengießerei."

Sie gingen auseinander. Der Fürst machte den bedeutenden Umweg. Als er die Eisengießerei erreichte, fand er die beiden Anderen bereits vor.

Es war vollständig tageshell im Innern des jetzt leeren Etablissements, so daß sie Alles genau sehen konnten.

„Die Hauptsache ist für uns die Grube, in welcher sich die Kessel befunden haben," sagte der Fürst. „Steigen wir also einmal hinab."

Die Vertiefung war ausgemauert. Um ihren Rand herum lagen ganze und zerbrochene Werkstücke. Auch unten in der Grube gab es mehrere große Sandsteine, welche während der nächtlichen Versammlungen wohl den Zweck hatten, als Sitze zu dienen. Sonst war nichts Besonderes zu bemerken.

„Man sieht es diesem nüchternen Loche gar nicht an, daß in demselben solche Sachen ausgeheckt werden," sagte Anton. „Man sollte nur genau wissen, wann die nächste Versammlung stattfindet!"

„Warum?" fragte der Fürst.

„So könnte man sich zuvor ein hübsches Plätzchen herrichten, um die Kerls gemüthlich zu belauschen."

„Diesen Gedanken habe ich auch gehabt, und eben darum komme ich mit Euch her. Ich bin überzeugt, daß sich die Kerls bereits heute wieder zusammenfinden."

„Sapperment!"

„Ja. Ich halte es zwar für ganz gewiß. Ich habe dem Baron nur drei Tage Zeit gegeben. Während dieser Zeit muß er handeln. Er kann keine Stunde versäumen und wird also die beiden Lichter schon heute Abend brennen lassen."

„So gehen wir her!"

„Das beabsichtige ich. Ich glaube, errathen zu können, über welchen Gegenstand man heute verhandeln wird."

„Ich auch."

„Nun? Was?"

„Die Tänzerin ausrauben?"

„Das noch nicht. Nach Allem, was ich dem Baron gesagt habe, und nach der Art und Weise, wie ich seinen Charakter und seine Absichten kennen gelernt habe, möchte ich darauf schwören, daß es sich heute Abend um einige kleine Mordthaten handeln wird."

„Alle Teufel!"

„Ganz gewiß. Eine dieser Mordthaten wird man wohl gelegentlich eines Einbruches begehen wollen."

„So ist es unsere Pflicht, die Augen und Ohren offen zu halten."

„Natürlich! Habt Ihr eine Ahnung, wer ermordet werden soll?"

„Ja," antwortete Adolf.

„Nun, wer?"

„Vielleicht die beiden Schmiede."

„Hm! An diese habe ich nicht gedacht. Aber, hm, Du könntest doch vielleicht Recht haben."

„Die Sache klingt zwar wahnsinnig, da die Schmiede gefangen sind; aber der Riese ist doch auch, trotzdem er sich im Gefängnisse befand, vergiftet worden."

„Deine Ansicht ist gar keine üble. Es kommt dem Hauptmann natürlich darauf an, innerhalb der Frist, welche ich ihm gegeben habe, also innerhalb dreier Tage, alle Personen, deren amtliche Aussagen er zu fürchten hat, unschädlich zu machen."

„Das kann freilich nur durch Mord geschehen."

„In dieser Beziehung sind ihm allerdings die beiden Schmiede sehr im Wege. Er hat sie befreien wollen, damit sie nicht gegen ihn aussagen können; das ist nicht gelungen. Aus dem Gefängnisse der Residenz sind sie noch schwerer zu bringen als aus demjenigen der kleinen Provinzialstadt; zudem ist ihm nur kurze Zeit gegeben; er wird also wohl auf den Gedanken kommen, sie durch Mord unschädlich zu machen."

„Wie aber will er das anfangen?"

„Das müssen wir überlegen. In die Zelle kann er nicht. Er wird also seine Absicht von Außen in's Werk setzen wollen."

„Das Gefängniß muß bewacht werden."

„Natürlich. Man muß auch die Beamten instruiren. Er wird auf irgend eine Art und Weise versuchen, die Zellen zu erfahren, in welchen die Beiden stecken."

„Vielleicht belauschen wir heute Abend etwas darauf Bezügliches, wenn wir einigermaßen Glück haben."

„Ich hoffe es. Also die beiden Schmiede. Gegen wen wird sich seine Absicht wohl noch richten?"

„Hm! Vielleicht gegen seine Frau?"

„Jedenfalls. Gegen sie und mich."

„Das soll er sich nicht einfallen lassen!"

„O, es wird ihm bereits eingefallen sein!"

„Nun, so werden wir ihn bei den Ohren nehmen!"

„Das versteht sich! Ich vermuthe, daß er einen Einbruch arrangirt, einen Einbruch bei mir, wobei er mich und die Baronin auf die Seite schaffen will. Ich werde Vorkehrungen treffen. Sodann vermuthe ich, daß er auch Robert Bertram, welcher bei mir wohnt, auf die Seite schaffen will."

„Warum?"

„Wegen einer Privatangelegenheit, beziehentlich deren er sich auch in

Gefahr befindet. Vielleicht richtet er sein Auge auch auf die Baronesse von Helfenstein."

„Seine eigene Cousine! Der Kerl ist ein Satan!"

„O, er kennt seine Lage. Er hat nur die Wahl zwischen dem Tode seiner Feinde und dem seinigen. Und wie wir ihn kennen, ist es ihm sehr gleichgiltig, ob er sich noch Einiges auf das Gewissen ladet zu Dem, was er bereits auf demselben trägt. Ich hoffe, daß wir heute Abend klarer sehen als jetzt. Wir müssen uns ein Versteck herrichten, in welchem wir Alles sehen und hören können, ohne daß wir selbst uns in Gefahr befinden."

„Das läßt sich sehr leicht herrichten," sagte Anton.

„In welcher Weise denkst Du?"

„Nun, diese Kesselgrube ist mit Ziegeln ausgemauert. Man entfernt diese an einer Stelle und macht eine Oeffnung, in welcher wir uns verstecken können."

„Aber diese Oeffnung darf doch nicht offen bleiben."

„Nein. Das Loch wird mit Ziegeln wieder zugesetzt und dieses ist selbst von Innen leicht zu bewerkstelligen. Einige kleine Löcher zum Durchblicken werden sich leicht anbringen lassen."

„Hm! Der Gedanke ist nicht übel."

„Wollen Sie mir die Ausführung überlassen, gnädiger Herr?"

„Wenn Du mir versprichst, vorsichtig zu sein."

„Das liegt in meinem eigenen Interesse!"

„Heute Abend dürfte keine Spur von Dem vorhanden sein, was unterdessen geschehen ist."

„Was das betrifft, so garantire ich, daß nicht ein einziger Fingerhut voll Erde oder Ziegelmehl hier auf den Boden fallen soll. Ich werde das zu arrangiren wissen!"

„Aber wer soll die Arbeit unternehmen? Kann man dem ersten, besten Maurer trauen?"

„Ich nehme einige Polizisten dazu."

„Schön, gut! Das ist das Sicherste!"

„Und damit wir bei der Arbeit nicht überrascht werden, lasse ich die Gegend durch Detectives bewachen. Am Liebsten wäre es mir, wenn ich sogleich beginnen könnte."

„Thue es. Gehe auf die Hauptwache und melde dem Polizeidirector, um was es sich handelt!"

„Und ich?" fragte Adolf. „Soll ich helfen?"

„Nein. Dich brauche ich vielleicht anderweit."

„Sie werden sich heute Abend vor Beginn der Versammlung in das Versteck zu begeben haben."

„Natürlich."

„Da werde ich um den Genuß kommen, dabei zu sein!"

„Weil Du mit dem Hauptmanne zusammen zu treffen hast? Aergere Dich nicht darüber! Ich denke, daß Du auch genug Arbeit bekommen wirst.

Jetzt muß ich nach dem Gerichtsgebäude. Adolf, gehe Du zu Robert Bertram und zur Baroneſſe von Helfenſtein. Sage den Beiden von mir, daß ſie ihre Wohnung bis auf Weiteres nicht verlaſſen und auch keinen fremden Menſchen bei ſich Zutritt geſtatten ſollen."

Die beiden Poliziſten entfernten ſich einzeln, und erſt nach einiger Zeit folgte ihnen der Fürſt. Ehe er das öde Gebäude verließ, blickte er nach allen Seiten durch die fenſterloſen Oeffnungen hinaus, um zu erſpähen, ob er vielleicht heimlich beobachtet werde. Er vermochte aber nicht das geringſte Verdächtige zu erblicken.

Im Gerichtsgebäude angekommen, begab er ſich zu dem Staatsanwalte. Dieſer ſchien auf ihn gewartet zu haben, denn er empfing ihn mit einem:

„Endlich, Durchlaucht! Ich dachte, Sie würden früher kommen."

„Ich wurde zurückgehalten. Sie haben die Schmiede noch nicht vorgehabt?"

„Nein. Ich erhielt Ihre Karte und ſah aus dem Inhalte, daß Sie wünſchten, dem Verhöre beizuwohnen. Darum habe ich bis jetzt gewartet."

„Ich bin Ihnen für dieſe Gefälligkeit ſehr verbunden."

„O, was das betrifft, ſo bin und bleibe doch nur ich Ihr Schuldner. Sie haben uns ſeit einiger Zeit ſo unter die Arme gegriffen, daß von Gefälligkeiten unſererſeits gar keine Rede ſein kann. Soll ich alſo jetzt klingeln?"

„Welchen werden Sie zunächſt vornehmen?"

„Den Alten. Denken Sie nicht?"

„Ja. Aber ich bitte Sie, noch einige Augenblicke zu warten. Ich habe Ihnen vorher eine Mittheilung zu machen."

„Sprechen Sie, Durchlaucht!"

„Falls der Schmied nicht geſtehen ſollte, darf ihn da vielleicht ein Anderer vernehmen?"

„Hm! Sie wiſſen, daß ich als Staatsanwalt —"

„Ich weiß es!" fiel der Fürſt ein. „Aber hier giebt es einen Fall, welcher eine Ausnahme erleidet."

„Welchen Anderen meinen Sie?"

„Brandt."

„Brandt? Ich kenne keinen Brandt."

„Nicht? Sie waren doch mit bei mir, als von ihm ſo viel geſprochen wurde."

„Ah! Sie meinen Guſtav Brandt, den Flüchtling?"

„Ja."

„Dieſer ſoll den Schmied vernehmen?"

„Ja."

„Aber, da müßte er doch anweſend ſein!"

„Das iſt er auch."

„Wo? Befindet er ſich in der Reſidenz?"

„Allerdings."

„Durchlaucht, in dieſem Falle muß ich ihn arretiren laſſen."

„Doch nicht, Herr Staatsanwalt!" lächelte der Fürſt.

„O doch! Ich bin zwar ſeit Neueſtem überzeugt, daß er unſchuldig iſt;

aber er ist verurtheilt, er ist Flüchtling, und ich habe mich als Vertreter des Gesetzes also seiner Person zu bemächtigen, bis seine Unschuld erwiesen ist."

„Ich kann Ihnen allerdings nicht Unrecht geben."

„Sie wissen, wo er sich befindet?"

„Ja."

„Werden Sie mir den Ort mittheilen?"

„Gern, wenn Sie es wünschen."

„Nun, bitte, wo hält er sich auf?"

„Bei Ihnen."

„Meinen Sie, daß er in dem Hause, in welchem ich wohne, ein Unterkommen gefunden habe?"

„Nein. Er befindet sich in nächster Nähe Ihrer Person."

Da trat der Staatsanwalt einen Schritt zurück, sah den Fürsten mit großen Augen an und fragte:

„Durchlaucht! meinen Sie das wörtlich?"

„Wörtlich!" nickte der Gefragte.

„Und Sie sprechen im Ernste?"

„Vollständig!"

„So können Sie nichts Anderes meinen, als —"

Er stockte. Das, was er aussprechen wollte, war doch so unglaublich, daß er inne hielt.

„Bitte, als — —?"

„Daß Sie selbst dieser Brandt sind!" platzte er heraus.

„Ja, das ist's, was ich meine."

„Aber — aber — Durchlaucht!"

„Mein lieber Staatsanwalt, Sie machen ja ein Gesicht, als ob ich das größte Weltwunder sei!"

„Es ist fast so!"

„Nun, es ist doch sehr erklärlich. Jetzt bin ich Fürst von Befour; früher aber hieß ich Brandt und war Beamter der hiesigen Polizei."

„Und Sie scherzen wirklich nicht?"

„Die Sache ist mir so ernst, daß an Scherz dabei gar nicht zu denken ist. Also ich versichere Ihnen, daß ich der flüchtige Brandt bin. Glauben Sie es?"

„Ich muß es ja glauben, wenn Sie es sagen."

„Nun bitte, mich zu arretiren."

„Donnerwetter!"

Er machte dabei ein Gesicht, welches trotz allem Ernstes der Situation ein Lächeln des Fürsten hervorlockte.

„Ich denke, es ist Ihre Pflicht, mich festzunehmen."

„Durchlaucht, da werde der Teufel klug. Sie haben die Karte des Ministers — —"

„Freilich!"

„Sie verkehren am Hofe — —"

„Auch das!“

„Sie sind Fürst — —“

„Ganz gewiß!“

„Wie soll ich Sie da arretiren!“

„Nun, so lassen Sie mich unarretirt!“

„Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich vor Erstaunen ziemlich perplex bin!“

„Das glaube ich Ihnen gern, denn ich sehe es Ihnen an.“

„Wirklich? Muß mich doch mal selbst betrachten!“

Er zog das Schubfach des Tisches heraus, zog einen kleinen Spiegel hervor und blickte hinein.

„Na, es ist noch so leidlich,“ lachte er. „Aber bitte, Durchlaucht, wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie um eine kleine Aufklärung ersuche!“

„Das ist ja Ihre Pflicht. Ich will Ihnen in Kürze mittheilen, was nöthig ist, ersuche Sie aber, dies noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu halten. Also hören Sie!“

Es dauerte wohl eine Viertelstunde, bis der Staatsanwalt Das wußte, was er erfahren wollte und nun also die Ueberzeugung gewann, daß er nach dem Rathe des Fürsten verfahren könne.

„Sind Sie jetzt befriedigt, Herr Staatsanwalt?“

„Ja. Danke sehr!“

„Und darf Brandt den Schmied verhören, wenn der Alte Ihnen nichts gestehen will?“

„Ja. Werden Sie hier zugegen sein?“

„Nein. Aber ich werde Alles hören. Was befindet sich da im Nebenzimmer?“

„Das Actenrepositorium der Staatsanwaltschaft.“

„Giebt es einen Tisch dabei?“

„Ja, einen Tisch und Stühle.“

„So werde ich mich da niedersetzen. Wir lassen die Thüre offen, so daß ich Alles hören kann. Sollte Wolf hartnäckig leugnen, so werde ich am gegebenen Zeitpuncte husten; dann schicken Sie ihn mir heraus.“

„Schön! Sie werden aber Protocoll führen müssen.“

„Natürlich! Bitte um Papier und die anderen nothwendigen Requisiten.“

Er machte es sich draußen im Nebenzimmer bequem und der Staatsanwalt klingelte und befahl, den Schmied vorzuführen.

„Aber, bitte, sind Sie bewaffnet?“ fragte draußen der Fürst.

„Meinen Sie, daß dies nöthig ist?“

„Man muß vorsichtig sein. In seiner gegenwärtigen Lage ist diesem Menschen Alles gleich.“

„Nun, einen Revolver habe ich stets bei der Hand.“

„Legen Sie ihn so, daß Sie ihn augenblicklich ergreifen können, und lassen Sie den Schmied sich ja nicht zu sehr auf den Leib rücken!“

Jetzt brachte der Gefängnißschließer den alten Wolf herein geführt und blieb neben ihm stehen.

„Sie können abtreten!" sagte der Beamte.

„Herr Staatsanwalt!" mahnte der Schließer, indem er eine warnende Pantomime machte.

„Gehen Sie nur! Mich wird dieser Mann nicht erstechen!"

Der Unterbeamte gehorchte.

Wolf war nicht gefesselt. Er stand hoch und stolz an der Thür; es war ihm weder Grimm noch Muthlosigkeit anzusehen.

„Treten Sie näher!" sagte der Staatsanwalt. „Aber nur bis zu dem Stuhle da. Thun Sie einen Schritt weiter, so schieße ich Sie nieder."

Der Alte zog eine höhnische Grimasse und sagte:

„Aha! Alle fürchten sich vor uns!"

„Vorsicht ist kein Zeichen der Furcht oder der Angst! Zunächst habe ich Sie aufzufordern, mir die Fragen, welche ich Ihnen vorlege, genau nach der Wahrheit zu beantworten. Leugnen erschwert nur Ihre Lage."

„Etwas schwerer oder nicht, das ist ganz gleich!"

„Antworten Sie! Sie sind gestern in Gesellschaft Ihres Sohnes entflohen?"

„Ja," lachte er befriedigt.

„Sie haben dabei den Untersuchungsrichter getödtet?"

Der Alte machte ein sehr erstauntes Gesicht und sagte:

„Ich? Getödtet?"

„Ja, freilich! Sie haben meine Frage natürlich verstanden, wie ich hoffe?"

„Ich glaube nicht, daß ich richtig verstanden habe "

„Sie haben den Untersuchungsrichter getödtet?"

„Ist mir nicht eingefallen!"

„So ist Ihr Sohn es gewesen?"

„Der noch viel weniger!"

„Wer soll es denn sonst gewesen sein?"

„Ist denn der Mann todt?"

„Ah, Sie glauben, mit mir Comödie spielen zu können?"

„Nein. Ich bin gefangen; das ist keine Comödie!"

„So antworten Sie auch im Ernste!"

„Ich kann nur sagen, was wahr ist. Ich weiß kein Wort davon, daß der Untersuchungsrichter todt ist."

„Sie leugnen also?"

„Ich habe dem Herrn nichts gethan und mein Sohn auch nicht."

„Wie sind Sie denn entkommen?"

„Zum Fenster hinaus."

„Das wäre doch ganz unmöglich, wenn Sie nicht vorher den Beamten getödtet hätten!"

„Warum unmöglich?"

„Er hätte Sie fest gehalten."

„Uns Zwei? Ah! Das sollte er bleiben lassen!“

„Oder er hätte gerufen.“

„Das wollte er ja. Aber er konnte nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihm den Hals zugehalten habe.“

„Und dann haben Sie ihm die Papierscheere in das Herz gestoßen.“

„Die Papierscheere! Ah, er hat eine Scheere im Herzen stecken gehabt?“

„Ja.“

„Der arme Teufel! Er dauert mich!“

„Mensch, lästern Sie nicht!“

„Ich sage die Wahrheit. Ich habe ihm die Gurgel ein Bischen fest zugehalten, und da ist er in Ohnmacht gefallen. Wir sind zum Fenster hinunter und fort:

„Und wer soll ihn erstochen haben?“

Da machte der Alte ein sehr zutrauliches, freundliches Gesicht und fragte: „Das können Sie sich nicht denken, Herr Staatsanwalt?“

„Nein, wenn Ihr es nicht gewesen seid.“

„Wir waren es nicht. Es ist aber sehr leicht, zu errathen, wer es gewesen ist.“

„Wer denn?“

„Na, er selbst!“

„Mensch!“ fuhr der Beamte auf.

„Ja,“ meinte der Alte ruhig, „er selbst hat sich ermordet. Er hat gesehen, daß wir fort sind; er hat sich vor der Strafe gefürchtet, und da ist ihm die Scheere in die Hand gekommen. Anders kann es gar nicht erklärt werden.“

„Nun, wir werden schon noch eine andere Erklärung finden. Wie aber ist es Euch möglich, so schnell in der Residenz zu sein?“

„Wir sind rasch gelaufen.“

„Ach so! Nicht gefahren!“

„Nein.“

„Ich werde Euch Euern Fuhrmann vorstellen.“

„Wir sind gelaufen!“

„Warum seid Ihr denn nach der Hauptstadt und nicht nach einer anderen Richtung geflohen?“

„Weil wir glaubten, gerade hier am Sichersten zu sein.“

„Ach so! Was wolltet Ihr hier beginnen?“

„Arbeiten.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Sie hatten hier Jemanden, an den Sie sich wenden wollten.“

„Keinen Menschen!“

„Wo waren Sie denn gewesen, als Sie nach dem Gasthof zum goldenen Ring zurückkehrten?“

„Spazieren.“

„Sie haben in Ihrer Haftzelle kein Geld gehabt, und gestern Abend hat man Geld bei Ihnen gefunden. Wer hat es Ihnen gegeben?“

„Wir haben es gefunden.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihre kindischen Antworten Ihnen gar keinen Nutzen bringen. Leugnen Sie immerhin; man wird Sie überführen!“

„Was wir nicht gethan haben, kann uns Niemand beweisen, Herr Staatsanwalt!“

„Weshalb befanden Sie sich in Untersuchungshaft?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben doch erfahren, aus welchem Grunde man Sie in Haft genommen hat?“

„Na, wir sollen geschmuggelt haben.“

„Da sind Sie wohl unschuldig?“

„Ja.“

„Sollen Sie nicht auch noch Anderes gethan haben?“

„Nicht daß ich wüßte. Wir sind ehrliche Handwerksleute und haben niemals Etwas gethan, was verboten ist.“

„So, so! Ist Ihnen der Waldkönig bekannt?“

„Nein.“

„Sie haben wohl nie von ihm gehört?“

„Sehr viele Male; aber gesehen haben wir ihn nie!“

„Kennen Sie den Baron Franz von Helfenstein?“

„Ja; er ist ja unser Schloßherr.“

„Sie haben ihn nur als Ihren Schloßherrn kennen gelernt?“

„Ja.“

„Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wer der Waldkönig ist?“

„Nein. Was geht er uns überhaupt an?“

Da hustete der Fürst im Nebenzimmer. Der Staatsanmalt hörte es und sagte zu dem Schmiede:

„Ich sehe, daß Sie sich hier auf das Leugnen legen. Ich will mich gar nicht mit Ihnen herumärgern. Ich werde Sie von einem anderen Herrn vernehmen lassen, dem Sie wohl besser antworten werden, als mir.“

„Machen Sie, was Sie wollen! Ich kann doch nur das sagen, was wahr ist.“

„Kommen Sie mit, hier in das Nebenzimmer!“

Er deutete nach der offenen Thür. Der Schmied gehorchte und ging hinaus. Der Staatsanwalt folgte ihm bis zum Eingange. Er erblickte zu seinem Erstaunen einen vollständig fremden, jungen Mann, welcher mit über das Papier gebeugtem Gesicht am Tische saß. An der Wand hingen Hut und Pelz. Beide gehörten dem Fürsten. Der Beamte stand bereits im Begriffe, eine Frage auszusprechen, da erhob der Fürst langsam sein Gesicht, welches jetzt weder Bart noch Narbe zeigte, und richtete die großen, dunklen Augen mit durchdringendem Blicke auf den vor ihm stehenden Schmied.

„Guten Morgen, Meister Wolf!“ sagte er. „Es ist sehr lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.“

Da fuhr der Schmied zurück und rief aus:

„Brandt! Herr Brandt!“

„Sie kennen mich noch? Das ist hübsch von Ihnen.“

„Tod und Teufel! Was machen Sie denn hier?“

„Ich habe Sie zu verhören, wie Sie sehen.“

„Sie — —? Mich — —?“

„Ja.“

„Das ist doch unmöglich!“

„Warum?“

„Sie sind ja entflohen!“

„Nein, ich bin hier, wie Sie sehen!“

„Sie sind ja als Mörder — —“

„Unsinn! Gerade Sie wissen am Besten, daß ich nicht der Mörder bin!“

„Ich — —?“

„Ja, natürlich! Sie waren ja dabei!“

„Ich? Dabei? Wo denken Sie hin?“

„Machen Sie doch keine solchen Lügen! Wer eine Unwahrheit sagt, der muß sie wenigstens so vorbringen, daß man sie allenfalls glauben kann. Sie haben ja erst gestern Abend dem Baron Franz von Helfenstein erzählt, daß Sie ihn damals beobachtet haben!“

„Ich —? Ihm —? Wo soll ich mit ihm gesprochen haben, Herr Brandt?“

„In seinem Arbeitszimmer. Nicht?“

„Nein.“

Der Fürst schüttelte den Kopf und sagte in ernstem Tone:

„Wolf, Wolf! Ich habe Sie für weit klüger gehalten, als Sie sich jetzt zeigen. Sie wissen, daß Sie mir einst einen sehr großen Freundschaftsdienst erwiesen haben, von dem ich allerdings niemals sprechen werde; aber ich bin Ihnen dankbar dafür und will Ihnen meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich Ihnen den besten Rath gebe, den es gegenwärtig für Sie giebt: Legen Sie sich nicht auf das Leugnen. Sie verschlimmern sich Ihre Lage außerordentlich.“

Der Alte hatte seit dem Augenblicke, an welchem er Brandt erkannt hatte, eine ganz andere Haltung gezeigt als vorher. Seine Gestalt war zusammen gesunken, und sein Auge hatte den Glanz verloren. Er war wie niedergeschmettert, besaß aber genug Widerstandsfähigkeit, um nicht geradezu überrumpelt zu werden.

„Herr Brandt, sagen Sie mir, wie Sie hierher kommen, hierher, in's Amtsgericht,“ bat er.

„Das muß ich leider verschweigen!“

„Sie sind nicht mehr flüchtig?“

„Nein.“

„Sind Sie begnadigt?"

„Auch nicht. Man weiß, daß ich unschuldig war."

„Wie hat man dies bewiesen?"

„Der Beweis ist auf verschiedenen Wegen geführt worden. Ich habe auch Sie als Zeugen angegeben."

„Mich?"

„Ja, Sie und Ihren Sohn."

„Wir wissen ja von gar nichts!"

„Ich kann nichts dagegen haben, daß Sie auch jetzt noch das Geschehene in Abrede stellen; es ist das Ihre Sache. Aber die Baronin Ella von Helfenstein hat für mich gezeugt. Ich brauche Sie gar nicht. Um Ihretwillen wäre es mir lieb gewesen, wenn Sie der Wahrheit die Ehre gegeben hätten. Ich hätte Sie der Gnade des Königs empfohlen, und meine Bitte, meine Fürbitte hätte Ihnen Nutzen gebracht."

Er sagte das in einem so eindringlichen, freundschaftlichen Tone, daß der Alte sichtlich gerührt wurde. Dennoch aber machte er eine abwehrende Handbewegung und sagte:

„Ich weiß gar nichts."

„Desto mehr weiß ich, Wolf. Also erstens sind Sie dabei gewesen, als der Baron Franz den Obersten von Hellenbach im Walde erschoß."

„Nein und abermals nein!"

„Ferner haben Sie den kleinen Robert mit der Leiche des Sohnes der Botenfrau verwechselt."

„Nein, nein!"

„Sie haben den Knaben in das hiesige Findelhaus geschafft."

„Das ist mir nicht eingefallen!"

„Und doch haben Sie es gestern dem Baron Franz von Helfenstein in seinem Zimmer eingestanden."

„Das ist nicht wahr!"

„Sie haben ihm sogar gesagt, daß der kleine Robert jetzt Bertram heißt."

Der Schmied erstaunte, leugnete aber doch.

„Sie haben dann stets im Dienste des Barons gestanden."

„Das ist nicht wahr!"

„Sie haben an seiner Stelle den Waldkönig gemacht."

„Niemals!"

„Sie und die beiden Seidelmann's, und auch der Wagner Hendschel in Obersberg."

„Wer das sagt, der lügt!"

„O, Sie wissen sogar, daß der Baron Derjenige ist, den man hier mit dem Worte ‚Hauptmann' bezeichnet."

„Herr Brandt, ich weiß gar nicht, wie Sie auf solche Vermuthungen kommen. Ich bin ein ehrlicher Mann."

„Für einen Verbrecher im tiefsten Sinne des Wortes halte ich Sie auch nicht. Darum war es meine Absicht, Sie zu retten. Es thut mir leid, Sie

anders zu finden, als ich gewünscht habe. Wenn Ihnen Alles gleichgiltig ist, so habe ich gemeint, daß Sie doch wenigstens Ihren Sohn nicht ganz und gar in's Verderben stürzen würden."

Der Schmied hob rasch den Kopf empor und fragte:

„Wieso?"

„Man wird Ihnen Alles beweisen, Alles. Sie gestehen nicht, und so wird man zum härtesten Strafmaße greifen, während ein offenes Geständniß Ihrem Sohne großen Nutzen gebracht hätte. Sie sind alt; Ihre Strafe wird bald zu Ende gehen. Aber Ihr Sohn könnte, nachdem er Gnade findet, noch lange, lange das Leben haben und auch genießen."

Das wirkte. Der Schmied blickte sinnend vor sich nieder; dann sagte er:

„Woher wissen Sie, was ich gestern mit dem Baron Franz gesprochen habe?"

„Sehen Sie, daß Sie jetzt zugeben, mit ihm gesprochen zu haben!"

„Ich gebe es nicht zu; ich frage blos."

„So kann ich Ihnen auch Ihre Frage nicht beantworten."

„Hat er es etwa selbst gesagt?"

„Das ist meine Sache. Sie legen sich auf das Leugnen, weil Sie hoffen, von ihm befreit zu werden. Aber wir wissen, daß er der Hauptmann ist. Er hat bereits die Schlinge um den Hals; sie wird sich in Kurzem zusammen ziehen. Und Sie, der Sie ihn schonen wollen, werden mit ihm untergehen."

Der Alte antwortete nicht. Er hörte, daß man den Baron kannte; er sah ein, daß Brandt es gut mit ihm meinte; er wollte gegen diese Güte nicht unempfindlich sein; aber es lag auch nicht in seiner Absicht, durch ein umfassendes Geständniß Dinge zu erwähnen, die man ihm vielleicht niemals zu beweisen vermochte. Er beschloß wenigstens in Einem nachzugeben, und sagte:

„Na, Herr Brandt, Sie sollen nicht denken, daß ich ein ganz und gar schlechter Kerl bin. Was ich gethan habe, das will ich Ihnen gern gestehen."

„Daran thun Sie recht. Also, was gestehen Sie?"

„Daß Sie damals an dem Morde des Hauptmannes von Hellenbach unschuldig waren."

„Sie waren also Zeuge der That?"

„Ja."

„Ihr Sohn auch?"

„Auch er."

„Wer hat den Hauptmann erschossen?"

„Baron Franz."

„Mit welcher Waffe?"

„Mit Ihrem Gewehre."

„Das haben Sie deutlich gesehen?"

„Ganz und gar deutlich. Das war nämlich so!"

Er erzählte, wie es damals sich ereignet hatte. Als er mit seinem Berichte fertig war, fragte Brandt:

„Was machten denn Sie Beide im Walde?"

„Wir suchten Pilze."

„Ach so! Warum zeigten Sie den Baron nicht an?"

„Wir hatten Angst vor ihm."

„Sie sind doch sonst nicht ängstlich!"

„Wir wußten, daß er ein rachsüchtiger und gewaltthätiger Mensch ist. Und sodann glaubten wir, daß Ihre Unschuld auch ohne uns an den Tag kommen werde."

„Sie wissen jetzt, wie sehr Sie sich darin getäuscht haben. Warum aber sind Sie dann, als ich verurtheilt war, nicht mit der Wahrheit hervorgetreten?"

„Wir dachten, daß man uns nun bestrafen werde."

„Damit haben Sie großes und schweres Elend über mich gebracht. Doch, ich verzeihe Ihnen. Werden Sie Ihr gegenwärtiges Bekenntniß zu Protocoll geben?"

„Ja."

„Und es auch unterzeichnen?"

„Ja."

„So kommen Sie wieder mit zurück in das Zimmer des Herrn Staatsanwalt, welcher Ihr Geständniß niederschreiben wird."

Der Staatsanwalt war, unter der offenen Verbindungsthür stehend, Zeuge dieser Unterredung gewesen. Er trat jetzt zurück. Das benutzte der alte Schmied. Er trat hart an Brandt heran und raunte ihm zu:

„Schonen Sie meinen Sohn! Ich bitte!"

Dann folgte er ihm in das vordere Zimmer.

Er blieb bei seinem Geständnisse, welches er auch unterschrieb, leugnete aber dann alles Andere. — Er wurde abgeführt.

Jetzt, da sie nun wieder allein waren, wendete sich der Anwalt zu Brandt:

„Aber, Durchlaucht, ich begreife nicht, daß ein Mensch zwei so verschiedene Gesichter haben kann!"

„Aber Sie begreifen, daß ich als verfolgter Flüchtling mein Gesicht verändern mußte?"

„Allerdings! Weiß der Minister, daß Sie Brandt sind?"

„Ja, und Mehrere wissen es. Sie sind von meiner Unschuld überzeugt, und da ich versprach, mit der Beweisführung derselben zugleich auch den Pascherkönig und den Hauptmann dem Richter zu überliefern, so gab man mir eine carte blanche."

„Das ist ein außerordentlicher, ja unerhörter Fall! Wünschen Sie, daß jetzt der junge Wolf vorgeführt werde."

„Ich bitte darum."

„Soll es wieder so geschehen, wie beim Vater."

„Ja."

Der Fürst zog sich zurück, und der jüngere Schmied wurde gebracht. Auch er leugnete Alles; auch er wußte von dem Tode des Untersuchungsrichters nichts. War die Gleichheit ihrer beiderseitigen Aussagen nur Zufall oder hatten

sie sich unterwegs besprochen, was sie sagen wollten, im Falle man sie wieder ergreifen werde, kurz und gut, die Aussage des Sohnes war genau dieselbe, wie beim Vater.

Als auch er alle Bekanntschaft mit dem Waldkönige und dem Hauptmann leugnete, sagte der Staatsanwalt:

„Nun, so will ich Sie von einem Anderen vernehmen lassen, der Sie so genau kennt, daß Sie bei ihm vielleicht weniger zurückhaltend sein werden. Gehen Sie da in dieses Nebenzimmer!"

Der Schmied gehorchte. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, so stieß er einen lauten Ruf aus.

„Brandt! Gustav! Donnerwetter!"

Der Genannte hatte dieses mal nicht am Tische gesessen, sondern gerade gegenüber der Thüre gestanden.

„Du erkennst mich?" sagte er. „Du hast mich also nicht ganz und gar vergessen?"

„Ich bin ganz erstaunt und ganz erschrocken!"

„Erschrocken? Also fürchtest Du Dich vor mir?"

„Nein. Warum sollte ich mich fürchten? Ich habe Dir ja nie Etwas gethan?"

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Aber unschuldig verurtheilen ließest Du mich."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Nun, Du wußtest, daß ich unschuldig war."

„Wir Alle hielten Dich dafür."

„Hielten? Du hieltest mich nicht nur für unschuldig, sondern Du warest überzeugt, daß ich es wirklich war."

„Wieso?"

„Du hattest gesehen, wer den Hauptmann erschoß!"

„Nein. Ich weiß nichts davon."

„Du warest mit Deinem Vater im Walde?"

„Das ist nicht wahr."

„Ich werde es Dir beweisen."

Er holte das Protocoll über die Aussage des Alten, zeigte ihm die Unterschrift und fragte:

„Wer hat dies geschrieben?"

„Ah! Mein Vater!"

„Ja, er hat dieses Protocoll unterzeichnet. Ich werde es Dir einmal vorlesen."

Er las es vor. Als er fertig war, fragte er:

„Nun, was sagst Du dazu?"

„Daß hat mein Vater ausgesagt?"

„Ja."

„Warst Du dabei?"

„Ja.“

„Hat er mit Dir gesprochen?“

„Längere Zeit. Du mußt seine Handschrift genau kennen und siehst also, daß ich die Wahrheit sage.“

„Das hätte ich nicht geglaubt!“

„Was?“

„Das er dies gestehen werde.“

„Es ist besser für Euch, Ihr seid aufrichtig. Willst Du nun noch weiter leugnen?“

„Was mein Vater thut, kann ich auch thun.“

„So stimmst Du seiner Aussage bei!“

„Ja.“

„Und wirst sie unterschreiben?“

„Wenn es verlangt wird.“

„So braucheu wir nur einen Nachsatz zu machen, unter den Du Deinen Namen schreibst.“

Dies geschah. Aber zu Weiterem war auch der Sohn nicht zu bringen. Er wurde abgeführt wie der Alte. Während der letzten Zeit hatte der Fürst am Fenster gestanden. Jetzt zeigte er hinaus und sagte:

„Bitte, sehen Sie einmal hinab! Bemerken Sie den Menschen, welcher da drüben unter der Thür jener Restauration steht?“

„Ja. Er blickt scharf hinüber.“

„Er mustert die vordere Front des Gefängnisses. Er will die Zellen der beiden Schmiede entdecken.“

„Ah! Wer ist er?“

„Der Vertraute des Hauptmanns.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß.“

„Kennen Sie ihn?“

„Ja. Er war gestern mit in Brückenau, um die Schmiede befreien zu helfen.“

„So nehmen wir ihn sofort fest!“

„O bitte, nein! Geben wir ihm noch Zeit. Haben Sie eine Zellenliste des Gefängnisses hier?“

„Natürlich. Ich muß doch wissen, in welcher Nummer ein jeder Gefangene sich befindet.“

„Wollen Sie sie mir anvertrauen?“

„Gern. Aber wozu?“

„Ich will sie diesem Manne da unten zeigen.“

„Unmöglich! Sie scherzen!“

„Ich sage die Wahrheit.“

„Das ist ja verboten!“

„Ich verantworte es.“

„Wozu sie ihm aber zeigen?“

„Damit er erfährt, wo die Schmiede sich befinden. Entweder will er sie

befreien, oder er hat noch Schlimmeres vor. Auf alle Fälle werden wir ihn dabei ergreifen. Das ist besser, als wenn wir ihn jetzt fassen und dann gar kein Material gegen ihn in den Händen haben."

„Sie sind kühn! Sie wagen — — —"

„O bitte, bitte!" unterbrach ihn der Fürst. „Wenn wir noch länger verhandeln, geht mir der Mann unterdessen davon. Also vertrauen Sie mir die Liste an?"

„Sie verantworten es?"

„Ja."

„So steht sie zu Ihrer Verfügung."

„Danke!"

Er brach die Liste zusammen, steckte sie in die Tasche und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Da aber ergriff ihn der Staatsanwalt am Arme und sagte

„Halt! Sie werden doch nicht so gehen!"

„Warum nicht?"

„Ohne Hut und als — als Gustav Brandt!"

„Worum nicht? Als Fürst von Befour darf ich keinesfalls hinab. Da würde mich dieser Mensch jedenfalls kennen, und ich könnte ihn nicht übertölpeln."

Er ging.

Als er unten aus dem Thore trat, sah er, daß der Agent noch immer drüben an der Thür stand. Er blieb eine kurze Zeit lang stehen, um merken zu lassen, daß er aus dem Gerichtsgebäude komme, ging dann langsamen Schrittes über die Straße hinüber, grüßte kurz, trat in die Restauration und ließ sich etwas zu trinken geben.

Es war kein Gast anwesend außer dem Agenten, welcher baldigst auch in die Stube trat.

Der Fürst hatte sich an den Tisch gesetzt, auf welchem das Glas dieses einen Gastes stand. Als dieser nun herbei kam, sagte er im Tone höflicher Entschuldigung:

„Ah, das ist Ihr Tisch! Verzeihung, daß ich hier Platz genommen habe! Wenn es Ihnen unlieb ist, werde ich — — —"

„O nein nein! Bleiben Sie immerhin!" fiel der Agent ein. „Wir haben ja Beide Platz."

Er hatte bemerkt, daß der Fürst aus dem Gerichtsgebäude getreten war. Dies war ihm höchst willkommen. Er nahm sich vor, wenigstens den Versuch zu machen eine Unterredung anzuknüpfen. Vielleicht gelang es ihm, das zu erfahren, was er so gern wissen wollte.

„Irre ich mich nicht, so kamen Sie drüben aus dem Gericht?" fragte er.

„Ja, mein Herr."

„So sind Sie wohl Beamter des Bezirksgerichtes?"

„Ja und nein; wie man es nimmt."

„Das klingt ja eigenthümlich!"

„Ist es aber nicht. Ich bin nämlich jetzt Schreiber bei einem Rechts-

anwalte gewesen und soll nun beim Gericht angestellt werden. So ist die Sache."

„Da sind Sie wohl einstweilen zur Probe da?"

„So ist es."

„Lassen Sie sich Glück wünschen!"

„Danke ergebenst. Es ist ein saures Brod, die Bogenschreiberei. Ein Amtscopist verdient nicht viel."

„Erhalten Sie nicht Fixum?"

„Vorerst nicht. Ich werde nach dem Bogen bezahlt."

„So, so! Ich interessire mich für diese Sache. Ich bin nämlich Privatsecretär."

„Ah, so sind wir ja Collegen!"

„Gewiß!"

„Aber Sie sind besser gestellt!"

„Hm! Es fragt sich, wieviel Sie verdienen."

„Ich erhalte pro Bogen zehn Kreuzer."

„O weh! Wie viele Bogen können Sie täglich füllen?"

„Vielleicht acht, im höchsten Falle zehn."

„Da thun Sie mir allerdings leid. Ich stehe mich auf vier Gulden täglich."

„Dann beneide ich Sie!"

„Und bin nicht so an die Zeit gebunden. Erlauben Sie mir, Ihre Zeche zu übernehmen?"

„Sie sind sehr gütig; aber ich bin nicht in der Lage, so Etwas abzuschlagen, wenn es mir auch wohl nicht möglich sein wird, Ihnen dankbar zu sein."

„Darauf ist es ja gar nicht angefangen. Wir sind ja Collegen. Wie lange Zeit arbeiten Sie beim Gericht?"

„Seit drei Wochen."

„So müssen Sie doch bald wissen, ob Ihre Probezeit von Erfolg sein wird?"

„Nächster Tage werde ich es erfahren."

„Wäre Ihnen eine andere Stelle nicht lieber?"

„Warum nicht, wenn ich besser bezahlt werde!"

„Hm! Ich habe Connexionen!"

„Ah, wirklich!"

„Ja. Ich habe erst vorgestern einem armen Collegen eine Anstellung als Expedient verschafft. Wenn er sich Mühe giebt, kann er vielleicht in zwei Jahren Bureauchef sein."

„Sapperment! Welches Glück! Wüßten Sie nicht vielleicht auch Etwas für mich?"

„Will einmal sehen. Wie heißen Sie?"

„Richter. Meine Zeugnisse sind gut."

„Und wo sind Sie zu treffen?"

„Hier in dieser Restauration, täglich um die jetzige Zeit."

„Schön: Ich werde im Kreise meiner Bekanntschaft einmal Umschau halten und hoffe, daß es mir gelingt, für Sie etwas Besseres und Interessanteres zu finden."

„Nun, besser wohl, interessanter kaum."

„Meinen Sie?"

„Ja. Man bekommt da Rechtsfälle in die Hand, welche interessanter gar nicht sein können!"

„Das läßt sich denken."

„Da ist zum Beispiel heute der neue Fall Wolf — — —"

„Fall Wolf? Was ist das?"

„Wie? Sie wissen noch nicht?"

„Was?"

„Daß die beiden Schmiede, welche gestern früh in Brückenau nach Verübung eines Mordes entsprangen, bereits am Abende hier wieder ergriffen wurden?"

„Nein."

„Und daß sie sogar vom Fürsten des Elendes arretirt worden sind?"

„Kein Wort! Das ist allerdings hochinteressant!"

„Freilich, freilich! Nun sollten Sie aber heute diese Zugeständnisse lesen!"

„Sie sind bereits verhört worden?"

„Natürlich!"

„Und haben Geständnisse abgelegt?"

„Unerhörte sogar!"

„Was Sie sagen? Wenn man da Mäuschen sein könnte."

„Nun, Unsereiner kann das sein, muß es sogar sein."

„Haben Sie in diesem Falle zu thun?"

„Ja. Ich habe die Reinschrift der Acten zu fertigen."

„Bereits heute?"

„Ja. Ihre Aussage muß ja hinauf nach Brückenau geschickt werden, wo die Untersuchung eigentlich zu führen ist."

„Kommen die Gefangenen auch wieder hinauf?"

„Schwerlich!"

„Warum nicht? Sie müssen doch unbedingt an dem Orte sein, an welchem die Untersuchung vor sich geht."

„Ja, das ist wahr: Aber sie haben Sachen gestanden, welche es nothwendig machen, daß die Untersuchung hier in der Hauptstadt geführt wird.',

„Also Begebenheiten, welche hier geschehen sind?"

„Ja."

„Von Personen, welche hier wohnen?"

„Gewiß '

„Sapperment! Sie machen mich neugierig!"

„Das glaube ich!"

„Könnte man da nicht ein Weniges erfahren?"

„Das geht nicht."

„Warum nicht?“

„Hm! Amtsgeheimniß!“

„Weiß, weiß! Aber wir sind doch Collegen!“

„Dennoch — —! Ah, es ist gefährlich!“

„Und ich verschaffe Ihnen eine Stelle!“

Der Fürst machte sein dümmstes Gesicht, welches ihm möglich war. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich habe wirklich versprechen müssen, niemals ein Wort auszuplaudern.“

„Das glaube ich gern. Aber mit solchen Versprechen ist es nicht so sehr ernst gemeint. Uebrigens sind Sie ja auch noch gar nicht wirklich angestellt.“

„Das ist allerdings richtig.“

„Und ich interessire mich für den Fall.“

„Warum?“

„Nun, die Schmiede sind aus Tannenstein, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich bin eben da her. Mein Vater ist der dortige Lehrer. Sie sehen also ein, daß ich nicht gleichgiltig sein kann. Bitte, stoßen Sie an und trinken Sie aus. Wir lassen wieder einschänken! Sie haben doch Zeit?“

„Noch eine halbe Stunde.“

„Das ist schön! Heda, Wirth! Wieder füllen!“

Der Wirth gehorchte diesem Rufe und zog sich dann wieder in seine Ecke zurück. Da neigte sich der Agent über den Tisch herüber und fragte im vertraulichen Tone:

„Was haben die Beiden denn eigentlich verbrochen?“

„Gepascht haben sie.“

„Ah, weiter nichts? Das macht da oben Jedermann.“

„Aber wie? Sie haben mit dem Pascherkönig in Verbindung gestanden.“

„Sapperment!“

„Und auch sogar mit dem Hauptmann hier.“

„Was Sie sagen?“

„Sie haben gesagt, wer der Pascherkönig ist.“

„Ach, Sie scherzen! Das verräth Keiner!“

Aber während er sich Mühe gab, ein sorgloses Lächeln zu zeigen, fühlte er sich außerordentlich beunruhigt.

„O ja; sie haben es gesagt. Sie haben sogar verrathen, wer der Hauptmann ist.“

„Das ist — das ist — — ist — — höchst wichtig, höchst wichtig!“ stieß der Agent hervor.

Er war förmlich in Angst gerathen. Der Fürst that, als ob er das nicht bemerke und sagte:

„Ja, wichtig, sehr wichtig ist das! Und der Hauptmann ist selbst schuld, daß er verrathen worden ist.“

„Wieso?“

„Es wäre ihnen gar nicht eingefallen, seinen Namen zu nennen. Aber

er ist schuld, daß sie wieder gefangen worden sind. Darum haben sie so große Wuth auf ihn.“

„Was? Er ist schuld?“

„Ja, ja.“

„In wiefern denn?“

Da neigte der Fürst sich vertraulich zu ihm über den Tisch hinüber und flüsterte ihm geheimnißvoll zu:

„Er ist bei ihm gewesen.“

„Er? Wer?“

„Der Alte; der alte Schmied.“

„Bei wem?“

„Nun, eben beim Hauptmanne.“

„Wann?“

„Gestern am Abende.“

„Was Sie sagen!“

„Ja. Er hat Reisegeld von ihm verlangt; aber der Hauptmann hat ihm keines gegeben. Also haben die Beiden nicht fortgekonnt und mußten im Gasthofe bleiben. Hätten sie Geld gehabt, so hätten sie die Stadt sofort verlassen und wären nicht wieder in Gefangenschaft gerathen.“

„Ah, so also!“

„Ja, so! Nun üben sie Rache und verrathen ihn.“

„Sie haben also seinen Namen genannt?“

„Ja.“

„Wer ist er denn?“

„Ein sehr vornehmer Herr.“

„Sapperment! Welchen Titel hat er denn?“

„Baron.“

„Alle Teufel!“ rief der Agent aus.

Er selbst hätte nie geglaubt, daß der emeritirte Cantor ein Baron sein könne.

„Ja, ein Baron ist er, ein Freiherr.“

„Und wie ist der Name?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie kommt das?“

„Der Staatsanwalt hat an der betreffenden Stelle ein Stück der Zeile frei gelassen.“

„Warum das?“

„Jedenfalls aus dem Grunde, daß ich den Namen nicht erfahren soll. Er selbst wird ihn dann hineinsetzen.“

„Das ist schade, jammerschade!“

„Gewiß. Ich hätte ihn gar zu gern erfahren.“

„Ist es Ihnen denn nicht trotzdem möglich, ihn zu erfahren?“

„Auf keinem Fall. Ich werde am Nachmittage fertig. Dann setzt der Staatsanwalt den Namen an seine Stelle, und die Acten werden fortgeschickt.“

„Da werden wohl die beiden Schmiede recht streng behandelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Nicht? Solche Verbrecher!“

„Sie haben ja gestanden! Mit solchen Leuten wird freundlicher verfahren als mit Menschen, welche zu keinem Geständnisse zu bringen sind.“

„Wo stecken sie denn?“

„Im Loche.“

„Natürlich! Wo denn anders! Ich meine, in welcher Gegend sie sich befinden.“

„Da drüben im Bezirksgefängniß.“

„Sie verstehen mich wieder nicht. Es versteht sich ganz von selbst, daß sie da drüben sein müssen. Ich meine, in was für einer Zelle sie sind, ob hinten oder vorn, ob unten oder oben.“

„In was für einer Zelle? Sie meinen wohl, daß die Beiden mit einander in einer Zelle stecken?“

„Nicht?“ fragte der Agent, sich dumm stellend.

„O, man wird sie doch nicht in eine Zelle stecken,“ sagte der Fürst, indem er eine sehr wichtige Miene machte. „Das wäre ein sehr großer staatsanwaltschaftlicher Fehler.“

„Wieso?“

„Da könnten sie sich ja doch miteinander besprechen, was sie gestehen wollen und was nicht!“

„Ach so! Sie stecken also in verschiedenen Zellen?“

„Natürlich.“

„Wissen Sie, in welchen?“

„Nein. Das steht aber auf der — Sapperment!“

„Was?“

„Das steht auf der Zellenliste geschrieben. Ach, wenn ich sie mit herübergebracht hätte!“

„Sie hatten sie wohl?“

„Freilich! Ich soll sie abschreiben.“

„Haben Sie denn nicht draufgeguckt?“

„Nein. Ich habe sie zusammengelegt und auf meinen Tisch gelegt, an welchem ich — —“

Er hielt inne, griff an seine Brusttasche und stieß ein halblautes, lustiges Pfeifen aus.

„Was giebts?“ fragte der Agent.

„Wissen Sie etwas Neues?“

„Nein.“

„Aber ich weiß Etwas!“

„Nun?“

„Ich habe sie mit. Ich habe sie noch gar nicht auf den Tisch gelegt. Soeben ist es mir eingefallen.“

„Das, das wäre gut, sehr gut!“

„Ja, ja, ich habe sie mit!“

„Zeigen Sie einmal her!“

„Oho! Nicht so rasch! Eine Zellenliste zeigt man nicht her! Das wäre Verrath am Amtsgeheimnisse!“

„Ah pah! Amtsgeheimniß! Wir sind ja Collegen!“

„Gilt nichts!“

„Glauben Sie etwa, daß ich die Schmiede befreien will?“

„Es ist Alles möglich! Es ist Alles schon dagewesen!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Wir trinken noch Eins, und Sie zeigen mir die Liste!“

„Zum Trinken habe ich keine Lust mehr.“

„Wozu denn?“

„Ich habe keinen Durst; aber eine Cigarre würde ich rauchen, eine gute Cigarre.“

„Gut! Wollen Sie eine?“

„Haben Sie eine gute?“

„Fein! Exquisit!“

„Nun, dann denke ich, daß Sie mir eine schenken werden.“

„Wenn ich mir die Zellenliste ansehen darf.“

„Das ist verboten — jedoch —“

„Gehen Sie mit Ihrem Verboten! Ich interessire mich einmal für die beiden Gefangenen, und da möchte ich auch gern erfahren, wo sie stecken. Hier ist die Cigarre, und dort haben Sie die Liste. Wollen Sie?“

Er hielt ihm die Cigarre in verführerische Nähe. Der Fürst that, als ob er sich noch besinne; dann sagte er:

„Na, so mag es meinetwegen sein! Wenn ich etwas Gutes zu rauchen bekomme, so bin ich leicht zu erweichen. Aber das sage ich Ihnen, daß ich die Liste nicht aus der Hand gebe!“

„Ist auch gar nicht nöthig. Also, zeigen Sie!“

„Hier!“

Er breitete sie auf den Tisch aus, hielt sie mit der Linken fest und fuhr mit dem Zeigefinger der Rechten über die Nummern und Namen hin.“

„Da ist ein Wolf!“ sagte der Agent, nach dem Namen deutend, den er gefunden hatte.

„Ja, das ist der Alte. Erste Etage, Zelle Nummer Zwölf.“

„Weiter!“

Sie suchten weiter, bis der Fürst sagte:

„Hier, der Sohn! Auch erste Etage, aber Nummer Einundzwanzig.“

„Da weiß man aber so viel wie gar nichts!“

„Wieso?“

„Wo liegen denn nun diese beiden Zellen? Vorn oder hinten? Fängt die Reihe rechts an oder links?“

„Hm! Hören Sie, Sie wollen das aber doch sehr genau wissen! Das ist auffällig!“

„Unsinn! Ich interessire mich nur dafür!“

„Ach so! Sie interessiren sich nur! Das ist allerdings nichts Ungefährliches. Wie Sie aber nur fragen können! Hier aber ist ja nur der Situationsplan. Die Eins ist die erste Zelle am Hauptgebäude; dann laufen die Nummern nach dem Giebel zu, immer weiter und höher, erst hinter und dann wieder vor. Auf jeder Seite zwölf Zellen. Da steckt also der Vater in der letzten und der Sohn in der vorletzten des zweiten Flügels.“

„So ist die Sache? Ach so!“

„Ja. Wollen Sie noch etwas wissen?“

„Nein; ich danke!“

„Na, so kann ich die Liste wieder einstecken. Es ist sehr unrecht von mir gehandelt, daß ich solche Sachen verrathe!“

„Ich hoffe doch nicht, daß Sie etwa glauben, ich sei im Stande, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen!“

„O nein! So sehen Sie mir gar nicht aus!“

„Das denke ich auch. Ihre Gefälligkeit wird Ihnen vielmehr gute Zinsen tragen.“

„Wieso?“

„Nun, wegen der Stelle, welche ich Ihnen verschaffen will.“

„Ja, bitte, sehen Sie sich für mich um!“

„Ich werde es gleich heute thun.“

„Wollen wir uns hier wieder treffen?“

„Ja. Vielleicht morgen?“

„Gut! Ich werde um dieselbe Zeit wieder hier sein. Jetzt aber muß ich wieder fort. Meine Zeit ist abgelaufen.“

Er steckte die Liste wieder ein, bedankte sich für das Getränk, welches er erhalten hatte, und ging.

„Dummkopf!“ brummte der Agent. „So ein unvorsichtiger Kerl ist mir doch all' mein Lebtage noch nicht vorgekommen! Ich habe es gar nicht für möglich gehalten, so leicht und auf solche Weise zu erfahren, was ich wissen wollte. Jetzt nun in die Siegesstraße, um diesen sogenannten Herrn Robert Bertram kennen zu lernen.“

Er fand das kleine Häuschen und klingelte. Der alte Papa Brandt öffnete.

„Was wünschen Sie?“ fragte er.

„Wohnt hier ein Student Namens Bertram?“

„Ja.“

„Ist er daheim?“

„Ja.“

„Bitte, ich möchte einmal mit ihm sprechen.“

„In welcher Angelegenheit?“

„Geschäftssache.“

„Was sind Sie?“

„Buchhändler.“

„Und Ihr Name?“

„Der ist doch wohl Nebensache."

„Wie Sie wollen!"

„Also bitte, melden Sie mich dem Herrn."

„Er empfängt jetzt nicht; er arbeitet."

„Sagen Sie ihm, daß meine Angelegenheit keine gewöhnliche sei!"

„Das wird nichts nützen. Wenn Herr Bertram arbeitet, darf ich Niemanden zu ihm bringen."

„Darf ich vielleicht wiederkommen?"

„Das können Sie!"

„Wann?"

„Kommen Sie um zwei Uhr."

„Danke! Adieu!"

„Brandt verschloß die Thür, und der Agent brummte, indem er weiter ging, mißmuthig vor sich hin:

„Verdammt! Dieser Student hat ja Moden wie ein hochadeliger Junker! Mich nicht vorzulassen! Ich bin nur neugierig, was für ein Kerl er ist!"

Der Fürst war wieder zu dem Staatsanwalt zurückgekehrt und hatte ihm die Zellenliste überreicht.

„Nun," fragte der Beamte; „wie ging es?"

„Ganz wie ich vermuthete. Der Kerl wollte wissen, in „elchen Zellen die Schmiede stecken."

„Und Sie haben es ihm gesagt?"

„Ja, Nummer Zwölf und Einundzwanzig."

„Ich mag Ihnen weder widersprechen noch kann ich Ihnen Vorschriften machen; ich wünsche nur, daß Ihre Berechnungen sich bewähren mögen."

„Haben Sie keine Sorge! Ich irre mich nicht."

„Der Mann will sie befreien?"

„Oder tödten."

„Auf welche Weise?"

„Durch's Fenster."

„Womit?"

„Gift. Vielleicht denkt er auch an ein anderes Mittel, zum Beispiel an eine geräuschlose Schießwaffe."

„Sapperment! Das werde ich mir verbitten!"

„Versteht sich. Uebrigens sind Sie am Tage sicher, daß er nicht kommt. Ich möchte überhaupt vermuthen, daß er erst nach Mitternacht an's Werk gehen wird."

„Haben Sie Gründe, dies anzunehmen?"

„Ja. Und außerdem geben Sie doch zu, daß die Zeit vor Mitternacht nicht geeignet ist, mittelst Leiter mit einem Gefangenen in Beziehung zu treten."

„Gewiß. Dennoch aber werde ich vor Eintritt der Dunkelheit einen Posten ausstellen.

„Um ihn festnehmen zu lassen?"

„Ja."

„Sobald er erscheint?“

„Gewiß.“

„Ich möchte da anderer Meinung sein, Herr Anwalt.“

„Darf ich dieselbe erfahren?“

„Natürlich! Was wollen Sie dem Menschen thun, wenn Sie ihn festnehmen, bevor er seinen Plan in Ausführung bringen konnte? Ich würde ihn ruhig an der Mauer emporsteigen lassen.“

„Und die Gefangenen erschießen?“

„Nein,“ lachte der Fürst. „Die Hauptsache ist, ihm beweisen zu können, was er will. Bringen Sie die Gefangenen in andere Zellen und stecken Sie an deren Stelle einen oder zwei Polizeibeamte hinein. Der Mann legt die Leiter an und klopft an das Fenster. Einer antwortet und giebt sich für Wolf aus. Will er ihn befreien, so ist keine Gefahr. Will er ihn tödten, so läßt man ihm scheinbar gewähren. Man nimmt das Gift in Empfang, ohne es zu trinken.“

„Und wenn er schießt?“

„So hält man ihm etwas an's Fenster, was er für den Kopf des Schmiedes hält.“

„Nicht übel!“

„Sogar sehr gut! Er handelt natürlich im Auftrage des Hauptmannes. Wenn dann die Schmiede erfahren, daß dieser ihnen an das Leben will, werden sie sich dadurch rächen, daß sie gestehen, was sie ohnedem nicht sagen würden. Ich hoffe, dabei sein zu können.“

„Aber festgenommen wird er doch?“

„Natürlich! Sie besetzen den Hof mit einigen Leuten, welche ihm gewähren lassen, ihn aber festhalten, sobald er von der Leiter steigt. Ich komme gegen ein Uhr Nachts hierher, und es sollte mir lieb sein, auch Sie zu finden.“

„Wenn Sie wirklich glauben, einen Fang zu machen, bin ich natürlich da.“

„Ich glaube es. Ich hoffe überhaupt, heute noch Anderes in die Schlinge zu bekommen. Und das erinnert mich daran, daß ich anderweit anwesend sein muß.“

Er begab sich nach Hause. Dort erfuhr er von seinem Vater, daß ein Buchhändler nach Bertram gefragt habe, aber nicht eingelassen worden sei.

„Wie hieß er?“

„Das sagte er nicht.“

„Ah, so! Beschreibe mir den Mann!“

Die Beschreibung paßte genau auf den Agenten.

„Wie gut, daß ich Dir sagen ließ, keinen Menschen zu Robert zu lassen! Dieser Mensch ist nämlich der Lieutenant des Hauptmannes. Ich bin überzeugt, daß er in der Absicht, ihn zu tödten, kommt.“

„Herrgott! Ist's wahr?“

„Ja.“

„Dann Gott genade ihm, wenn er wieder kommt!“

„Hast Du ihn wieder bestellt?"

„Um zwei Uhr."

„Schön! Ich werde auch dabei sein!"

Nun ließ der Fürst den Diener Adolf kommen und gab ihm seine Befehle in Betreff des Goldarbeiters Jacob Simeon, welchen er um ein Uhr erwartete.

Zwar hielt er es nicht für ausgeschlossen, daß der Jude gar nicht kommen werde, aber es hatte kaum die angegebene Stunde geschlagen, so ließ sich dieser melden. Natürlich wurde er sofort vorgelassen.

Der Fürst hatte sich Robert Bertrams Kette unter einem Vorwande kommen lassen und hielt sie bereit.

Jacob Simeon war von der Pracht, die er hier erblickte, ganz niedergedrückt; er wagte kaum, laut zu sprechen.

„Nun," sagte der Fürst, „sind Sie bei Ihrem Buchbinder gewesen?"

„Ja, Durchlaucht. Ich habe nachgeschlagen."

„Und was haben Sie gefunden?"

„Daß ich eine ähnliche Kette gemacht habe."

„Nach derjenigen, welche ich Ihnen zeigte?"

„Ja."

„Welche Aenderung hatten Sie vorzunehmen?"

„Ich hatte das v in ein u zu verwandeln."

„Zu welchem Zwecke?"

„Das sagte mir Salomon Levi nicht."

„Sie konnten sich doch denken, daß hier eine unlautere Absicht vorliege."

„Ich bin ein armer Mann und freue mich, wenn ich Arbeit erhalte. Wenn ich den Auftraggeber kenne, so habe ich keine Verantwortung zu tragen."

„So denken Sie; aber Sie irren sich doch vielleicht. Ist Ihnen diese Kette bekannt?"

Er hielt ihm die falsche hin."

„Ja," sagte der Jude, indem er sie betrachtete. Dies ist das Medaillon, welches Salomon Levi bei mir bestellte."

„Und welches Sie also gefertigt haben?"

„Ja."

„Können Sie dies nöthigenfalls an Gerichtsstelle durch einen Eid erhärten?"

„Ja."

„Gut! Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß Sie in dieser Angelegenheit vor Gericht gezogen werden."

„Herr Israels! Ich habe nichts Uebles gethan!"

„Das weiß ich. Sie haben nicht gewußt, um was es sich handelt. Wenn Sie dem Richter die Wahrheit sagen, werden Sie keine Unannehmlichkeiten haben. Ich hoffe, daß Sie in Ihrer Wohnung zu finden sind, wenn man Sie einmal brauchen sollte!"

„Man wird sagen, wo ich bin, wenn ich nicht zu Hause bin."

„Hm! Ich habe gehört, daß Sie sich jetzt mehr auf der Straße befinden als daheim."

„Das ist nicht wahr, gnädiger Herr. Was sollte ich auf der Straße suchen?! Wer sagt dies?"

„Eine Person, die ich Ihnen lieber später namhaft machen werde. Jetzt sind Sie entlassen. Hier haben Sie einen Lohn für Ihre Mühe!"

Er gab ihm ein Geldstück, und der Jude ging. Draußen im Vorzimmer saß Adolf mit einem vollen Weinglase in der Hand.

„Schon fertig, Jude?" fragte er.

„Ja; es ist sehr schnell gegangen."

„Hat mein Herr vielleicht eine Bestellung gemacht?"

„Sie scherzen. Wie kann ein so reicher und vornehmer Herr machen eine Bestellung bei so einem armen und geringen Handelsmann, wie ich bin!"

„Still! Man kennt Euch! Ihr thut so klein und armselig und habt doch die Reichthümer unter den alten Lumpen stecken."

„Gott der Gerechte! Wenn dies wahr wäre!"

„Wird schon wahr sein! Ich hörte, daß Sie mit Uhren, Ringen und anderem Geschmeide handeln?"

„Ich kaufe zuweilen eine Kleinigkeit, welche ich dann wieder verkaufe."

„Das paßt sich gut. Ich habe nämlich einen Ring, welcher aus Urgroßvaters Zeiten stammt. Ich möchte sehr gern wissen, was er werth ist."

„Wollen Sie ihn mir einmal zeigen?"

„Verstehen Sie sich auf das Taxiren?"

„Warum sollte ich nicht, da ich doch handle mit Ringen!"

„So kommen Sie einmal mit in meine Stube!"

Er führte ihn in das Zimmer, welches er bewohnte, und zeigte ihm einen Ring, welchen er zu diesem Zwecke bereit gehalten hatte. Derselbe war allerdings sehr alt, gehörte aber dem Fürsten und hatte einen sehr hohen Werth.

Als der Jude ihn betrachtete, begannen seine Augen zu glänzen; aber er beherrschte sich, wiegte den Ring achselzuckend auf der Fingerspitze und sagte:

„Sie denken, daß dieser Ring hat sehr viel gekostet?"

„Ich denke bis jetzt gar nichts. Ich will den Werth ja eben von Ihnen erfahren. Ich bin kein Kenner."

„Der Ring ist von Kupfer, eingetaucht in eine Lösung von fünf Karat."

„So taugt er nichts?"

„Nein."

„Aber der Stein?"

„Dieser Stein ist Fensterglas, geschliffen in Facetten."

„Donnerwetter! Ich hatte schon die Hoffnung, daß es vielleicht ein Diamant sei!"

„O, der Demant ist viel, viel anders!"

„Wie viel ist also der Ring wohl werth?"

„Drei Gulden, mehr nicht."

„Da behalte ich ihn freilich lieber selbst."

Er griff schnell zu und nahm den Ring vom Finger des Juden hinweg. Dieser Letztere erschrak zusehends. So rasch hatte er ihn nicht hergeben wollen.

„Halt!“ sagte er. „Ich denke, Sie wollen den Ring verkaufen!“

„Ja. Aber drei Gulden sind mir zu wenig.“

„Vielleicht kann ich geben vier Gulden!“

„Auch dafür ist er mir nicht feil.“

„Fünf Gulden!“

„Still! Ich bin kein Freund vom Schachern. Was gesagt ist, das ist gesagt. Sie haben ihn auf drei Gulden taxirt, und das ist mir zu wenig. Nun verkaufe ich ihn gar nicht.“

Zeigen Sie ihn noch einmal her! Vielleicht habe ich mich geirrt, und ich kann Ihnen noch mehr bieten.“

„Danke! Es bleibt dabei. Ich verkaufe ihn nicht.“

Er steckt ihn wieder in das Etui und verschloß dieses. Der Jude merkte sich den Ort und dachte bei sich im Stillen:

„Gut! Verkaufst Du ihn nicht, so werde ich ihn mir nehmen. Dann habe ich ihn gar umsonst!“

Laut aber sagte er:

„Ihr Herr wird haben noch ganz andere Ringe als Sie! Was ist das für eine Pracht und Herrlichkeit hier in diesem Hause!“

„Ja, da haben Sie Recht Mein Herr hat mehr Millionen als ich Gulden besitze. Und das Haus — nun, Sie werden wohl noch niemals Räume mit solchen Ausstattungen gesehen haben.“

„Im ganzen Leben noch nicht. Wie schade, daß Ihr Herr, der Fürst, anwesend ist!“

„Warum?“

„Weil ich gehört habe, daß man sich Schlösser und fürstliche Häuser ansehen darf, wenn die Besitzer nicht daheim sind.“

„Jude, Sie sind neugierig!“

„Ja. Ist das eine Sünde oder eine Schande?“

„Nein.“

„Ich würde Ihnen geben ein schönes Trinkgeld, wenn Sie mich einmal herumführen könnten.“

„Wirklich?“

„Ja, ein sehr schönes Trinkgeld.“

„Wie viel denn?“

„Einen ganzen Gulden!“

„Das halten Sie für viel?“

„Für mich ist es viel, denn ich bin arm.“

„Na so will ich mich begnügen. Geben Sie her!“

Er streckte die Hand aus. Jacob Simeon blickte ihn erstaunt an und sagte“

„Sie wollen das Geld wirklich haben?“

„Freilich! Sie haben es mir ja angeboten.“

„Nur, wenn Sie mich herumführen wollen."

„Das will ich ja!"

„Dürfen Sie denn?"

„Ja. Der Fürst ist in dieser Beziehung nicht engherzig. Er gönnt es uns, wenn wir uns einige Gulden Führerlohn verdienen. Ich darf Sie überall hinführen, nur in zwei Zimmer nicht."

„Warum in diese nicht?"

„Weil in dem einen der Fürst arbeitet, und in dem andern wohnt eine Dame."

„Wer ist diese Dame?"

„Das ist Ihnen gleichgiltig. Nun also, soll ich Sie führen?"

„Ja. Hier ist das Geld!"

Adolf steckte das Geld mit innerem Vergnügen ein. Der Jude wurde geprellt und bezahlte auch noch. Jacob Simeon hingegen war seinerseits ganz glücklich, seinen Zweck auf eine so leichte und billige Weise zu erreichen. Die Dame, von welcher der Diener gesprochen hatte, war sicherlich keine andere als Ella von Helfenstein. Es galt nun, ausfindig zu machen, wo dieselbe wohne.

Der Diener führte ihn hinab in den Flur des Parterres, wo der Umgang begann. Von da begaben sie sich nach der ersten Etage, wo sie wirklich alle Räume betraten, ausgenommen das Zimmer, in welchem sich der Fürst augenblicklich befand. Ebenso war es in der zweiten Etage, wo nur ein einziges Zimmer nicht geöffnet wurde.

„Wer wohnt da drin?" fragte der Jude.

„Die Dame, von der ich sprach."

„Wer ist sie?"

„Das ist Geheimniß."

Aber gerade als der Diener dies sagte, öffnete sich die Thür.

„Wer ist da?" fragte eine weibliche Stimme.

Die Baronin trat heraus und blickte die Beiden an, ganz in Weiß gekleidet.

„Wollten Sie zu mir?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau," antwortete Adolf.

Sie trat wieder zurück. Der Jude zitterte fast vor Freude. Er war glücklicher gewesen, als er es für möglich gehalten hatte. Er hatte die Baronin sofort erkannt.

Daß ihr Erscheinen eine abgekartete Sache sei, das fiel ihm gar nicht ein. Er wußte nun, wo sie wohnte, und das war ihm genug.

Jetzt ging es nach dem Mansardenraum hinauf. Auch dort wurden alle Thüren geöffnet. Einer dieser Räume, lang und schmal wie ein Corridor, war durch zwei starke, eisenbeschlagene Thüren verschlossen. Der Schlüssel hatte auf einem Balken gelegen, welcher sich über der Thür befand.

„Weshalb diese eisernen Thüren?" fragte der Jude.

„Auch das ist ein Geheimniß. Aber Sie haben ein so sehr ehrliches Gesicht, und Sie haben mir ein nach Ihren Kräften reichliches Trinkgeld ge-



„Wollten Sie zu mir?"
Verl. S. (73.)

geben, und so will ich es Ihnen sagen: Dies ist nämlich die Schatzkammer des Fürsten."

Es durchrieselte den Juden wie Feuer und Eis.

„Schatz — kam — — mer!" sagte er sylbenweise.

„Ja"

„Hier oben!"

„Wo sonst?"

„Man pflegt die Reichthümer im Keller oder in feuerfesten Schränken aufzubewahren"

„Ja, man pflegt! Aber gerade deshalb macht der Fürst es anders. Die Diebe suchen das Geld und die Pretiosen im Keller oder im Kassaschranke, hier aber gewiß nicht. Kein Mensch weiß Etwas davon; Ihnen aber will ich es sagen. Vor einiger Zeit brach der Hauptmann hier ein, des Nachts, als wir alle schliefen — — —"

„Herr meiner Seele! Der Hauptmann?"

„Ja. Er leerte die Kassaschränke. Aber er mag sich dann entsetzlich geärgert haben, denn mein Herr hatte nichts darin, als lauter schlechtes, werthloses und imitirtes Zeug. Dadurch rettete er den wirklichen Schatz."

„Wie fein und klug Ihre Durchlaucht ist!"

„Ja. Nun sehen Sie einmal hier herein! Nicht wahr, Schrank an Schrank, Kiste an Kiste!"

„Und Alles ist voll?"

„Alles!"

„Gott der Gerechte! Was steckt da drin?"

„Geld in Metall und Papier, goldene und silberne Geschirre und Geschmeide und Aehnliches."

„Ah, wer das einmal sehen könnte!"

„Das ist sehr leicht. Dieser Schlüssel, der die beiden Thüren schließt, schließt auch die Kisten und Schränke."

„Und der liegt da oben?"

„Ja, stets."

„Wie unvorsichtig!"

„Warum?"

„Da finden die Diebe Alles beisammen!"

„O, das ist wieder ein Beweis von der Klugheit des Fürsten. Kein Dieb wird den Schlüssel so nahe beim Schlosse suchen; das ist gewiß."

„Wollen Sie nicht einmal eine der Kisten öffnen?"

„Gern thäte ich es, aber meine Zeit ist abgelaufen, und für Ihren Gulden haben Sie genug gesehen."

„Und Ihr Ring? Wollen Sie ihn wirklich behalten?"

„Ja. Ich verkaufe ihn nun nicht."

Der Jude machte noch einen leisen Versuch, den Handel zu ermöglichen, wurde aber nun fast grob zurückgewiesen. Doch war er, als er sich entfernte, mehr als zufrieden mit dem Erfolge seines Besuches in diesem Hause

Mittlerweile war es fast zwei Uhr geworden, und der Fürst begab sich mit Adolf, welcher vorher seine Livree ab- und Civil wieder anlegen mußte, nach der Wohnung seiner Eltern.

„Er war doch noch nicht da?" fragte er seinen Vater.

„Nein, aber ein Anderer."

„Wer?"

„Er nannte keinen Namen, aber er war bereits schon oft hier. Er sagte, daß er Schlosser sei."

„Ach, dieser! Nach wem fragte er?"

„Nach dem Kunstmaler Breuner."

„Ganz recht. Er will zu mir. Hat er einen Ort genannt?"

„Nein. Ich sagte ihm, daß er halb drei Uhr wiederkommen solle; vielleicht könne ich ihm da Auskunft ertheilen."

„Das ist sehr gut. Wenn dieser Mann kommt, hat er mir stets etwas Wichtiges zu sagen. Horch, es klingelt!"

„Wenn es der Buchhändler ist, wohin führe ich ihn?"

„Nicht zu Bertram, sondern zu uns. Wir gehen in das hintere Zimmer."

Es war allerdings der Agent. Er hatte während der Zeit Erkundigungen eingezogen und da erfahren, daß Robert Bertram ein Dichter sei. Das kam ihm äußerst gelegen, denn das gab einen Punkt, mit welchem er seinen Besuch motiviren konnte.

Als er in das genannte Zimmer trat, fand er daselbst zwei Personen. Die eine, der Fürst, stand am Fenster und kehrte ihm den Rücken zu, so daß er ihn nicht erkennen konnte; die andere, ein junger Mann, saß schreibend an dem Tische. Der Agent grüßte und verbeugte sich.

„Was wünschen Sie?" fragte Adolf.

„Ich bitte, mit Herrn Bertram sprechen zu dürfen!"

„Der bin ich."

„Entschuldigung, daß ich störe! Ich bin Buchhändler — — —"

„Schön! Weiter!"

„Nicht von hier, sondern aus der Provinz."

„Das ist mir ebenso lieb wie angenehm!"

„Ich höre, daß Sie dichten!"

„Weiter, weiter!"

„Ich bin ein Freund der edlen Lyrik und möchte Sie fragen, ob Sie nicht einen Band Gedichte haben, den ich Ihnen drucken und verlegen könnte."

„Wo wohnen Sie?"

„In Willenthal."

„Wie heißen Sie?"

„Hiller."

„Hm! Welch eine Aehnlichkeit! Oder sind Sie es etwa dennoch selbst?"

„Wer?"

„Ich kenne einen Menschen, welcher einer der größten Schufte auf Gottes

Erdboden ist. Und diesem Kerl sehen Sie so ähnlich wie ein Wassertropfen dem andern."

„Thut mir leid! Ich kann nicht dafür."

„Der Mensch heißt nämlich Bauer und ist Agent!"

„Bitte, ich heiße Hiller und bin Buchhändler."

„Wirklich? Wirklich?"

Diese Frage sprach jetzt der am Fenster stehende Fürst aus. Er drehte sich um und warf einen langanhaltenden Blick auf den Agenten. Dieser erkannte zu seinem Schreck den Fürsten von Befour; doch nahm er sich zusammen und antwortete:

„Ja. Warum sollte ich einen andern Namen nennen!"

„Um Herrn Bertram zu betrügen und Ihre Teufelei auszuführen. Was haben Sie einstecken?"

„Nichts, gar nichts."

„Leeren Sie Ihre Taschen!"

„Mein Gott! Warum?"

„Hier wird nicht ewig gefragt. Heraus damit!"

Er faßte den Agenten, welcher vor Schreck gar nicht an Gegenwehr dachte, von hinten bei den Oberarmen und hielt ihn so fest, daß er sich nicht zu regen vermochte. Adolf untersuchte die Taschen und zog einen Revolver und ein Dolchmesser hervor.

„Warum tragen Sie diese Waffen bei sich?" fragte der Fürst.

„Ich bin auf der Reise und kassiere Geld ein. Da ist es gut, sich vor Eventualitäten zu sichern."

„Papperlapapp! Machen Sie uns nichts weiß. Diesen Revolver und dieses Messer confiscire ich — — —"

„Mit welchem Rechte!"

„Schweigen Sie! Eigentlich sollte ich Sie festnehmen lassen, aber Sie sind mir ein zu elender Wurm. Sie rennen schon noch in das Loch, welches für Sie gegraben ist. Sie sind der Agent Bauer! Machen Sie augenblicklich, daß Sie fortkommen und sagen Sie Ihrem Hauptmann, daß Robert Bertram, den er tödten lassen will, sich in meinem Schutz befinde. Sagen Sie ihm, daß ein Tag der ihm gegebenen Frist abgelaufen sei. Ich halte Wort. Nun aber fort mit Ihnen, fort!"

Um diesen Worten Nachdruck zu geben, faßte Adolf den Agenten beim Kragen und schob ihn zur Thür hinaus.

„So, Der weiß, woran er ist!" lachte er. „Aber der Teufel soll mich holen, wenn es nicht auf Herrn Bertram's Leben abgesehen war!"

„Ganz gewiß. Zwar wollte er ihn nicht hier tödten, sondern ihn erst sehen. Das Andere hätte sich ganz von selbst gemacht. Blicke dem Kerl einmal nach, ob er sich wirklich entfernt, und hole mir dann die rothe Garnitur, welche ich als Maler Breuner anzulegen pflege!"

Als halb drei Uhr der brave Schlosser wiederkehrte, wurde er in dasselbe

hintere Zimmer geführt und fand dort den rothköpfigen und rothbärtigen Maler, welchen er suchte.

„Ah, Sie, lieber Freund? Was wollen Sie?“ fragte der Fürst mit stotternder Stimme, wie er es stets machte, wenn er sich für den Maler Breuner gelten ließ.

„Ich wollte fragen, ob Sie heute mit dem Fürsten des Elendes zusammentrafen?“

„Ja, gewiß.“

„Bitte, sagen Sie ihm, daß die amerikanische Tänzerin Miß Starton bestohlen werden soll!“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe die Schlüssel machen müssen.“

„Wie ist das möglich?“

„Ich habe einen Tag lang als Reisender im Hotel gewohnt und da die Abdrücke genommen.“

„Gut, ich werde es melden. Wann soll die That vorgenommen werden?“

„Ich weiß es nicht, es soll noch bestimmt werden.“

„Vielleicht heute. Sie werden heute Versammlung haben, wie ich vermuthe.“

„Wie können Sie das vermuthen?“

„Ich habe zufälliger Weise ein Gespräch belauscht.“

„Wo werden diese Zusammenkünfte abgehalten?“

„Sie wissen, wie gern ich Ihnen diene, aber den Ort kann ich nicht verrathen. Ich halte meinen Schwur nicht nach dem Sinn, sondern genau wörtlich. Die Schlüssel muß ich natürlich dem Hauptmann geben.“

„Ja. Aber von heute an stellen Sie sich drei Tage lang krank, wenn Sie nicht verloren sein wollen.“

„Ist Etwas gegen uns los?“

„Ich ahne Etwas. Uebrigens haben Sie nichts zu fürchten. Nur schweigen Sie. Hier haben Sie Etwas!“

Er reichte ihm einige Geldstücke, und dann entfernte sich der Schlosser.

Der Fürst hielt es jetzt für seine Pflicht, Alma von Helfenstein zu besuchen. Die Warnung, welche er ihr geschickt hatte, war ganz dazu geeignet, sie mit Besorgniß zu erfüllen. Er mußte sie beruhigen oder doch wenigstens ihr die Gründe mittheilen, welche ihn veranlaßt hatten, den Diener zu ihr zu senden.

Er kehrte also in's Palais zurück und legte seine Verkleidung ab. Dann ließ er anspannen und fuhr zu ihr. Sie kam ihm erfreut entgegen. Ihre erste Frage war, ganz wie er vermuthet hatte, auf die Warnung gerichtet, die sie erhalten hatte.

„Droht mir denn irgend eine Gefahr, wenn ich meine Wohnung verlasse?“ erkundigte sie sich.

„Vielleicht. Mit Gewißheit vermag ich es zwar nicht zu behaupten, aber dennoch halte ich dafür, daß Du vorsichtig sein mußt. Ich habe nämlich den

Baron Franz in eine Lage versetzt, welche für ihn förmlich verzweifelt ist. Er hat nur die Wahl zwischen seinem Tode und demjenigen seiner Widersacher."

„Dann befindest Du Dich aber doch in ganz derselben Gefahr!"

Allerdings. Die Gefahr, in welcher ich mich befinde, ist sogar bedeutenner, denn er sieht jetzt ein, daß ich es bin, den er am Allermeisten zu fürchten hat."

„Und dennoch wagst Du Dich aus der Wohnung!"

„O, am Tage habe ich nichts zu fürchten, und dann besteht mein bester Schutz in der Verkleidung, welche ich anlege."

„Wodurch hast Du ihn denn in solche Verzweiflung getrieben?"

„Die Schmiede sind aus Brückenau entflohen. Sie sind zu ihm gekommen und ich habe sie festnehmen lassen. Dann bin ich zu ihm gegangen und habe ihm drei Tage Zeit gegeben, Alles zu gestehen. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nach Ablauf dieser Frist arretiren lassen werde."

„War das nicht gewagt von Dir?"

„O nein. Ich habe meine Berechnung dabei und glaube nicht, daß ich mich in ihm täusche."

„Er wird das Aeußerste wagen!"

„Das weiß ich und das will ich. Er weiß, daß der Fürst des Elendes mit mir identisch ist, er weiß ferner, daß seine Frau sich bei mir befindet, daß Gustav Brandt hier ist und daß ihm noch ganz andere Schlingen gelegt sind. Er wird beabsichtigen, binnen dieser drei Tage alle Personen, welche nach seinem Verderben trachten, sich aus dem Wege zu räumen."

„Also auch mich?"

„Ja. Darum ist es besser, Du gehst nicht aus."

„Das allein kann mich nicht schützen. Wie nun, wenn er mich überfallen läßt, wie damals durch den Riesen Bormann?"

„Das ist unmöglich. Es könnte nur des Nachts geschehen, und ich werde es anordnen, daß Dein Haus polizeilicher Seits bewacht wird."

„Dann bin ich beruhigt. Aber wird er seine Absichten nicht auch gegen Robert Bertram richten?"

„Gewiß. Er hat es bereits gethan."

„Herrgott! Es ist doch nichts geschehen?" fragte sie erschrocken.

„Nun, der gedungene Mörder war bereits da."

„Mein Himmel! Du hast ihn doch festnehmen lassen?"

„Nein."

„Das begreife ich nicht!"

„Ich habe meine Absicht dabei. Ich habe selbst mit ihm gesprochen und ihn entkommen lassen. Hätte ich es nicht gethan, so wäre der Baron gewarnt gewesen. Er soll bis zum letzten Augenblick an das Gelingen seiner Machinationen glauben, um mir desto sicherer in das Netz zu gehen. Er muß in flagranti erwischt werden, so daß ihm ein Leugnen zur Unmöglichkeit wird. Ich verlasse Dich jetzt wieder und bin überzeugt, daß Du nun ohne Sorge sein kannst." — —

V. S.

Es war am Abend. Ein hohler Wind strich durch die Straßen der Residenz und trieb den dichten Regen prasselnd gegen die Fenster der Wohnungen. Das Licht der Gaslaternen hatte seine Kraft verloren. Es wirkte auf die Entfernung von nur wenigen Schritten, so daß selbst Leute, welche nahe an einander vorüber gingen, sich nicht erkennen konnten.

Natürlich gab es der Passanten nur äußerst wenige. Wer nicht gerade gezwungen war, in das Wetter hinaus zu gehen, der blieb daheim am warmen Ofen sitzen.

Vom Flusse herauf kam ein Mann durch die enge Gasse, in welcher der Apotheker Holm wohnte. Er hatte Etwas wie einen alten Mantel um sich geworfen und ging tief gebückt, um seine hohe und breite Figur kleiner erscheinen zu lassen. Auch hielt er sich so viel wie möglich von den Laternen entfernt.

So erreichte er das Haus des Apothekers, an dessen Thür er auf die bekannte eigenthümliche Art und Weise klopfte. Er mußte wegen des Windes, welcher jedes nicht ganz bedeutende Geräusch verschlang, das Klopfen wiederholen. Endlich wurde der Riegel zurückgeschoben und die Thüre geöffnet, allerdings blos um eine kleine Spalte.

„Wer ist da?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Ist Horn zu Hause?“ gegenfragte er.

„Warum?“

„Ich habe mit ihm zu reden.“

„Was?“

„Donnerwetter!“ fluchte er ungeduldig. „Das geht Dich doch den Teufel an, dummes Weibsen!“

„Oho!“ antwortete Jette, denn diese war es. „Hier wird nicht ein Jeder eingelassen. Wer sind Sie?“

„Das werde ich ihm selber sagen. Ich will hinter!“

Er gab diesen letzten drei Worten eine hörbare Betonung, und das wirkte sogleich.

„Ach so!“ sagte sie. „Das ist freilich etwas Anderes. Kommen Sie also herein!“

Jetzt machte sie die Thür vollständig auf, so daß er eintreten konnte. Er behielt seine gebückte, zusammengepreßte Haltung bei. Der scheinbare Mantel bestand aus zwei zusammengehefteten Pferdedecken. Er hielt eine Ecke derselben vor das Gesicht, und da er die Krämpe des alten Hutes, welchen er trug, möglichst weit hereingezogen hatte, so war von seinen Zügen gar nichts zu erkennen.

Sie erhob doch die Lampe, um ihm in das Gesicht zu leuchten; da aber sagte er zornig:

„Packe Dich fort mit der Lampe! Rufe lieber Deinen Alten heraus. Ich kann mich nicht ewig hier herstellen!“

„Gehen Sie die Kellertreppe hinunter! Es könnte zufälliger Weise Jemand kommen. Werden Sie Etwas trinken?“

„Willst wohl mit saufen? Daraus wird nichts.“

Bei diesen Worten stieg er die Stufen hinab. Die Thür des Kellers war nur angelehnt, so daß er eintreten konnte.

Es dauerte nicht lange, so kam der alte Giftmischer. Der fremde Gast hatte den improvisirten Mantel abgeworfen und hielt den Hut in der Hand, um den Regen aus demselben zu schütteln. Das Licht des Apothekers fiel auf sein entblößtes, bärtiges Gesicht.

„Alle guten Geister!“ entfuhr es Horn.

„Was denn? Warum erschrecken Sie? Halten Sie mich denn wirklich für den Teufel?“

„Viel besser ist es nicht!“

„Sehr schmeichelhaft für mich.“

„Bormann! Bormann!“

„Na ja! Der bin ich allerdings.“

„Was wollen Sie denn hier?“

„Zunächst einen Schnaps, Alter, aber einen tüchtigen, nicht so ein Gläschen, aus dem kaum eine Bachstelze genug hat.“

„Haben Sie Geld?“

„Donner und Doria! Was geht das Sie an!“

„Ohe! Ich verkaufe meine Waare, aber ich verschenke sie nicht. Sie kostet ja mein Geld!“

„Wer sagt, daß ich sie geschenkt haben will!“

„Hm, hm!“

Er warf dabei einen bezeichnenden Blick auf den Anzug Bormanns, welcher freilich nicht glänzend war.

„Na, Kameraden, können einander einen Schluck geben, ohne grad an die Bezahlung zu denken. Aber was ich trinke, das kann ich noch berappen! Her damit!“

Er zog ein Geldstück aus der Tasche und reichte es dem Apotheker hin. Dieser betrachtete es und sagte dann:

„Das langt. Also vom Besten?“

„Ja. Es ist doch Alles Gift, was man hier säuft!“

Der Alte füllte einen Humpen und reichte ihn hin. Bormann setzte an und trank ihn ohne Absetzen aus.

„Ah!“ sagte er. „Das wärmt! Verdammtes Wetter! Geben Sie noch Einen.“

Er setzte sich auf einem der alten Schemel nieder, leerte auch den zweiten Humpen und dehnte dann behaglich die Glieder.

„Sie wundern sich, daß ich mich in die Hauptstadt wage?“ fragte er dann. „Sie wissen wohl — —?“

„Ja. Ich habe es gelesen.“

„Eine ganz verfluchte Geschichte!“

„Ja, Sie sind nur kurze Zeit selbstständiger Director gewesen. Warum aber machen Sie solche Dummheiten?“

„Dummheiten? Ich habe nichts Anderes gethan, als was ich stets und

gewöhnlich thue. Aber dieser verfluchte Fürst des Elendes — — hole ihn der Satan tausendmal!"

„Ah! Der war es?"

„Ja freilich!"

„Dann steht es schlimm!"

„Ja, unbequem, verdammt unbequem ist es, sich von der Polizei hetzen zu lassen. Ich habe es satt."

„Was wollen Sie thun? Sich freiwillig stellen?"

„Halten Sie mich für verrückt? Nein, ich habe ganz Anderes vor. Sie stehen doch noch mit dem Hauptmanne in Verbindung?"

Der Apotheker zuckte die Achsel, sagte aber nichts.

„Nun, heraus damit!"

„Das ist jetzt gefährlich!"

„Dummheit! Es ist stets gefährlich gewesen."

„So wie jetzt nicht!"

„Na, halten Sie mich etwa für einen Verräther, he?"

„Nein, Sie nicht."

„Also!"

„Ich habe mich zurückgezogen."

„Sie arbeiten nicht mehr für ihn?"

„Nein."

„Warum?"

„Weil es, wie gesagt, jetzt zu gefährlich ist. Mir scheint, daß er es nicht mehr lange treiben wird."

„Warum denken Sie das?"

„Ich weiß nichts Gewisses, aber es liegt so in der Luft."

„Na, so Etwas läßt sich nicht riechen. Es ist mir verteufelt unangenehm, daß Sie nichts von ihm wissen wollen. Und von Ihnen ist es erst recht eine Dummheit!"

„Oho!"

„Ja. Haben Sie einmal für ihn gearbeitet, so ist es ganz gleich, ob Sie abfallen oder nicht. Wird er erwischt, so kommt doch Alles an den Tag, und Ihnen macht man den Prozeß grad genau so, als ob Sie es bis zuletzt mit ihm gehalten hätten."

„Das wollen wir abwarten!"

„Oho! Sie werden es erleben, falls es wirklich so in der Luft liegt, wie Sie sagen. Haben Sie Etwas von meinem Bruder gehört."

„Er ist noch verrückt."

„Aha! Von Ihren Tropfen."

„Was fällt Ihnen ein!"

„Leugnen Sie es nicht! Ich habe sie ihm selbst eingegeben. Sie sehen, daß Sie nicht loskommen. Wo steckt er?"

„Noch im Irrenhause in Rollenburg."

„Sehr gut für ihn. Vielleicht hilft ihm das über das Zuchthaus hin-

weg. Aber, sagen Sie einmal: Ich wollte zu dem Schuster Seidelmann, habe über eine Stunde vor seinem Hause gestanden und kein Licht gesehen. Ist er verreist?"

„Ja," lachte der Gefragte.

„Auf wie lange?"

„Das ist unbestimmt; jedenfalls auf Jahre."

„Verdammt! Ich hatte auf ihn gerechnet. Er ist eigentlich schuld an meiner Lage. Er hat mir den Buben verkauft, durch den ich in die Patsche gerathen bin. Wo ist er denn hin?"

„Nach Rollenburg."

„Nach Rollenburg? Auf Jahre hinaus, wie Sie sagen? Das verstehe ich nicht. Was treibt er denn dort?"

„Hm! Er wird wohl Antworten geben."

„Schwatzen Sie nicht Unsinn! Antworten geben? Wem denn?"

„Dem Untersuchungsrichter."

„Donnerwetter!" fuhr Bormann auf. „Ist er gefangen?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Wegen Handel mit jungen Mädchens. Außerdem soll er in die famose Waldkönigsgeschichte, die seinen Verwandten das Leben gekostet hat, verwickelt gewesen sein."

„Schade, jammerschade! So hat sich also der alte Schlauberger auch die Finger verbrannt. So geht Einer nach dem Anderen seine Wege! Na, ich will wenigstens dafür sorgen, daß sie mich nicht auch bekommen. Ist Ihnen der jetzige Versammlungsort bekannt?"

„Nein."

„Das ist dumm! Doch noch jedenfalls das bekannte Gartenhaus an der Mauerstraße?"

„Nein, dort war es nicht mehr geheuer. Der Hauptmann ist da längst ausgezogen."

„Aber wohin? Ich muß, muß, muß mit ihm sprechen. Haben Sie denn gar keine Ahnung, wo ich ihn finde?"

„Eigentlich nicht!"

„So, so! Aber uneigentlich?"

„Ich darf nichts sagen!"

„Auch mir nicht?"

„Ich weiß nicht, ob ihm Ihr Besuch angenehm ist. Aergert er sich darüber, so habe ich die Vorwürfe."

„Na, da will ich Ihnen versichern, daß er sich nicht ärgern, sondern im Gegentheile Freude haben wird."

„Wer's glaubt!"

Da stand der riesige Akrobat von seinem Schemel auf, legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte:

„Ich verlange, daß Sie mir Antwort geben!"

„Und wenn ich es nicht thue?“

„So ist es Ihr eigener Schaden. Ich quartiere mich bei Ihnen ein, bis Sie mir sagen, was ich wissen will. Findet man mich dann bei Ihnen, so wissen Sie, was folgt!“

Das wirkte. Der Apotheker sagte erschrocken:

„So ist es nicht gemeint! Bei mir kann ich Sie ganz und gar nicht gebrauchen. Ich wäre verloren, wenn Sie bei mir gefunden würden.“

„So geben Sie Auskunft! Wo ist der Hauptmann zu finden?“

„Das weiß ich auch nicht. Aber ich weiß Einen, der Sie zu ihm führen kann. Sogar Zwei weiß ich.“

„Wer sind sie?“

„In der Kellertabagie von Winkelmann, da wo der — —“

„Winkelmann?“ fiel Bormann ein. „Kenne ich, kenne ich sogar sehr gut. Aber der Wirth ist ein ehrlicher Bürger und Philister, der vom Hauptmanne sicherlich nichts wissen will.“

„Das weiß ich. Aber bei ihm verkehrt ein alter emeritirter Cantor und Organist, der Ihnen Auskunft geben kann. Auch ein Agent, welcher Bauer heißt und fast den ganzen Tag dort kneipt, ist im Bunde.“

„Ob sie aber grad jetzt dort sind.“

„Wenigstens Einer von ihnen wahrscheinlich.“

„So, so! Aber wie will ich erfahren, ob er anwesend ist? Ich darf mich doch nicht sehen lassen!“

„Das geht mich nichts an; das ist Ihre Sache.“

„Die Ihrige auch!“

„Wieso?“

„Sie müssen mit.“

„Ah! Fällt mir gar nicht ein!“

„Es geht nicht anders!“

„Es geht ganz gut anders. Schicken Sie einen Dienstmann.“

„Fällt mir gar nicht ein! Das ist mir zu gefährlich!“

„Und für mich ist's noch viel gefährlicher, mit Ihnen durch die Straßen zu laufen.“

„Ganz wie Sie wollen,“ antwortete Bormann in entschlossenem Tone. „So bleibe ich also hier und Sie gehen allein!“

„Wie? Was? Sie meinen doch nicht etwa — —“

„Ja, ich meine etwa! Ich bleibe hier in diesem Keller, und Sie gehen, um den Cantor oder den Agenten zu mir zu bringen. Auf diese Weise begeben Sie sich nicht in die Gefahr, mit mir gesehen zu werden.“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Nicht? Ich aber sage Ihnen, daß ich das von Ihnen fordere, unbedingt fordere!“

„Sie haben mir nichts vorzuschreiben!“

„Nein. Was Sie thun, das werden Sie freiwillig thun. Ich gehe jetzt hinauf in Ihre Wohnstube, setze mich zu den Mädels und verlasse Sie

nicht eher, als bis ich mit Einem von den beiden Genannten gesprochen habe. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Kommen Sie also!"

Er wendete sich nach der Thür, um den Keller zu verlassen. Da ergriff der Apotheker ihn am Arme und sagte in ängstlichem Tone:

„Um Gotteswillen! Meine Leute dürfen gar nicht wissen, wer Sie sind!"

„Ich werde es ihnen auch nicht auf die Nase binden!"

„Aber sie haben Sie früher gesehen und werden Sie erkennen. Ich wundere mich, daß nicht bereits die Jette gesehen hat, wer Sie sind!"

„So sehen Sie also ein, daß es am Besten für Sie ist, wenn Sie thun, was ich von Ihnen verlange."

„Ich habe aber mit dem Hauptmann nichts mehr zu thun!"

„Geht mich nichts an!"

„Und das Wetter da draußen!"

„Das ist gerade ganz passend dazu. Es kann für so einen Gang gar nicht besser sein!"

„Desto weniger gefährlich ist es für Sie, selbst zu gehen!"

„Das thue ich aber nun einmal nicht. Machen wir überhaupt keine lange Rederei! Wollen Sie oder nicht?"

Er nahm die Kellerthür wieder in die Hand.

„Verdammt!" knurrte Horn. „Es ist doch wahr: Giebt man dem Teufel ein Fingerglied, so verlangt er bald die ganze Hand. Ich werde mich in Zukunft hüten."

„Machen Sie in Zukunft, was Sie wollen; heute aber verlange ich, daß Sie thun, was ich will!"

„Na, ich sehe, daß ich nicht loskomme. Ich werde also gehen."

„Schön. Aber beeilen Sie sich, damit ich hier nicht etwa eine Ewigkeit zu warten habe!"

„Ich mache so schnell, wie ich kann."

Er zog den Kellerschlüssel aus der Tasche und wollte gehen; da aber hielt ihn der Akrobat zurück und sagte:

„Halt, Herr Gevatter! Was soll's mit dem Schlüssel sein?"

„Ich muß Sie einschließen."

„Ah, so! Warum?"

„Damit Niemand Sie sieht."

„Unsinn! Ich bin nicht so dumm, mich einschließen zu lassen. Ich wäre dann allen möglichen Fährlichkeiten ausgesetzt. Nein, den Schlüssel geben Sie mir. Ich schließe von Innen zu. Damit pasta!"

Er riß ihm den Schlüssel aus der Hand und schob ihn hinaus. Draußen warnte der Apotheker noch:

„Aber saufen Sie mir meinen Branntwein nicht!"

„Keine Sorge! Ich habe keine Lust, mich durch Ihr Gift um das Leben zu bringen."

Aber als er die Thür verschlossen hatte, füllte er sich doch das Glas und trank es wieder aus.

„Mehr aber nicht!“ sagte er dann zu sich. „Das Zeug ist so scharf wie Oleum, und ich brauche heute Abend meine Gedanken nöthiger als an irgend einem Tage meines Lebens. Ich habe zwar noch großen Appetit, aber ich muß nüchtern bleiben.“

Er lehnte sich an das Faß und schloß die Augen. Er war ermüdet und verfiel sehr bald in eine Art von Halbschlummer, so daß ihm der Maßstab für die Zeit entging, welche verfloß, bis er draußen auf der Kellertreppe Schritte hörte. Es klopfte leise.

„Wer ist draußen?“ fragte er.

„Ich, Horn! Ich bringe ihn!“

Jetzt öffnete er. Der Apotheker stand mit dem emeritirten Cantor draußen. Der Letztere sagte zum Ersteren:

„Gehen Sie hinauf, und stehen Sie Wache! Was wir Beide hier sprechen, ist für uns.“

Horn ging hinauf; der Sprecher trat in den Keller, schloß die Thür von Innen zu und ließ dann seinen Blick musternd auf den Riesen fallen, welcher mit erhobener Lampe vor ihm stand.

Bormann erkannte den Hauptmann nicht.

„Herr, ich habe Sie noch nie gesehen,“ sagte er.

„Wirklich nicht?“

„Nein. Ich würde mich besinnen, denn ich habe ein sehr gutes Gedächtniß.“

„Das bezweifle ich. Warum schicken Sie nach mir?“

„Weil ich hörte, daß Sie den Hauptmann kennen.“

„Das ist richtig.“

„Wissen Sie also, wo er zu treffen ist?“

„Ja.“

„Und glauben Sie, daß ich noch heute Abend mit ihm sprechen kann?“

„Ganz gewiß!“

„Wo ist er zu treffen?“

„Hier.“

„Schön! Und wann?“

„Gleich jetzt.“

„Gleich jetzt? Sapperment! Das soll doch nicht etwa heißen, daß der Hauptmann in der Nähe ist oder — — —“

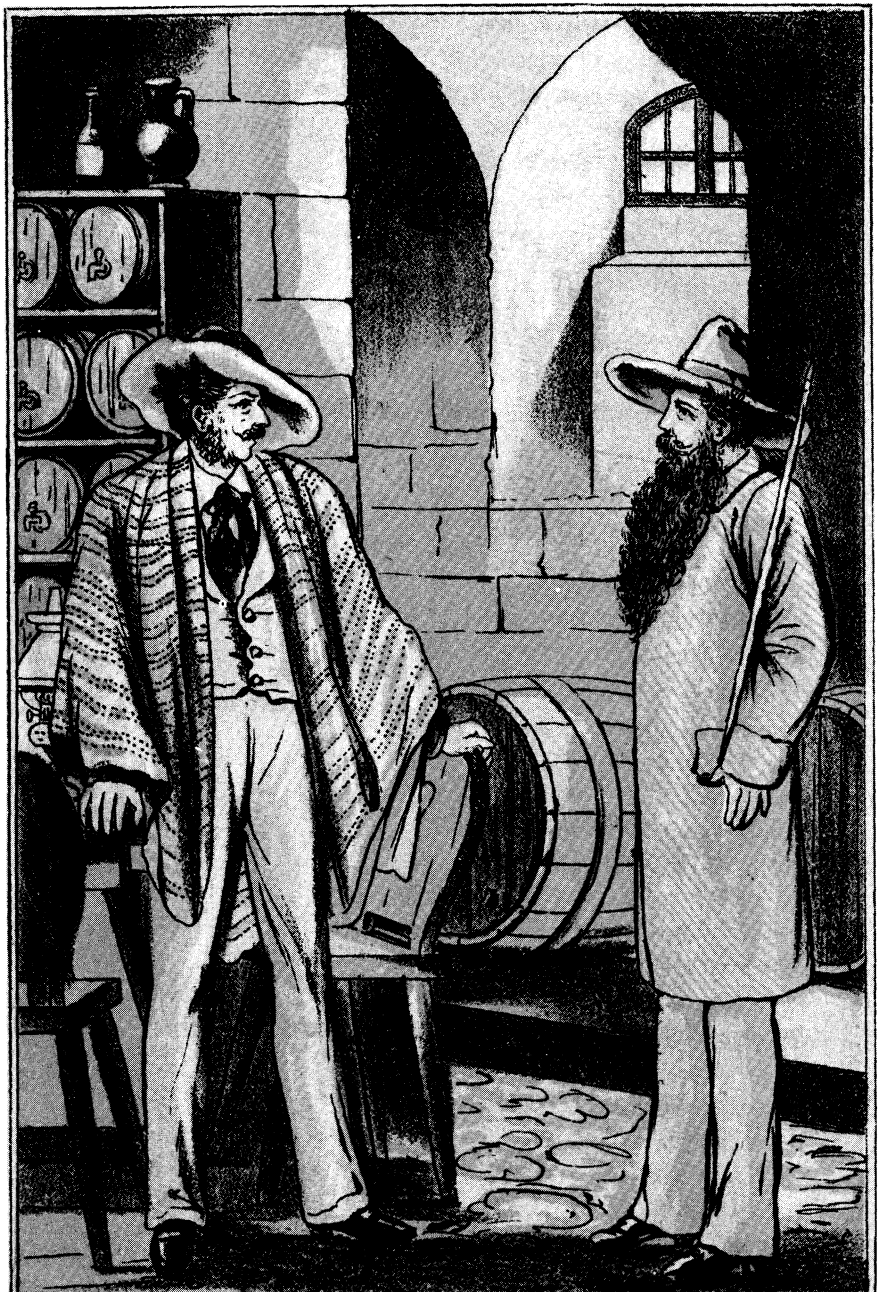
„Oder — —? Was?“

„Oder daß Sie selbst es sind?“

„Das Letztere ist richtig. Ich bin es. Ihr Gedächtniß ist also nicht so sehr gut, wie Sie denken.“

„Na, die Verkleidung ist ausgezeichnet!“

„So? Ich denke, daß ich stets gut verkleidet gewesen bin. Aber, Bor-



„Herr ich habe Sie noch nie gesehen"

Verl. S. (74.)

mann, was fällt Ihnen denn eigentlich ein, sich nach der Residenz zu wagen!"

„Ich kann sein, wo ich nur will, so ist's ein Wagniß!"

„Hier aber das größte!"

„Das mag sein. Wie es scheint, ist Ihnen meine Anwesenheit nicht lieb, sondern ärgerlich!"

Er sagte das im Tone des Vorwurfes. Der Hauptmann jedoch antwortete beruhigend:

„Im Gegentheile! Ich freute mich, als ich hörte, daß Sie da sind. Ich habe Verwendung für Sie."

„Ist's lohnend?"

„Sehr."

„Wann erhalte ich Arbeit?"

„Das ist unbestimmt."

„Das kann mir nichts helfen. Ich brauche Geld. Ich bin gekommen, es mir zu verdienen. Ich brauche es gleich und kann nicht ewig warten."

„Wozu brauchen Sie es?"

„Donnerwetter! Zum Leben natürlich!"

„Das weiß ich! Aber ein Wort werden Sie doch anhören müssen: Wie können Sie denn solche Dummheiten machen, da oben in Brückenau!"

„Na, das ist vorbei; davon wollen wir jetzt nicht sprechen. Ich bin nicht hier, um mir Vorwürfe machen zu lassen. Brauchen Sie mich, oder brauchen Sie mich nicht?"

„Ich brauche Sie."

„Gut! Wozu?"

„Setzen wir uns, da verhandelt es sich besser."

Sie nahmen auf zwei Schemeln Platz. Der Hauptmann nahm zwei Cigarren hervor, gab Bormann eine davon, und als beide in Brand gesteckt waren, fragte er:

„Wissen Sie, wem Sie die Geschichte da oben in Brückenau eigentlich zu verdanken haben?"

„Ja."

„Nun, wem?"

„Dem Fürsten des Elendes."

„Richtig! Wie wäre es, wenn Sie ihm Eins auswischten?"

„Sakkerment, wenn ich das könnte! Ich würde es mit dem größten, mit dem allergrößten Vergnügen thun!"

„Sie können es."

„Aber dann müßte man wissen, wer er ist."

„Ich weiß es."

„Alle Teufel! Wer?"

„Lassen wir das jetzt noch! Es ist möglich, daß ich mich doch irre. Bis jetzt ist es eine Vermuthung, welche allerdings Alles für sich hat. Sagen Sie mir zunächst, wo Sie sich unterdessen herumgetrieben haben."

„Jenseits der Grenze. Es war ein Schandleben. Zu Trinken gar nichts, und zu Essen nicht halb genug. Mein Weib sitzt noch in Untersuchung, und wir Andern sind gehetzt worden wie die wilden Thiere. Wir wollten über das Wasser hinüber, aber wir hatten kein Geld."

„Das war eigentlich gut für Sie."

„Warum?"

„Hätten Sie Geld gehabt, so wären Sie in eine Hafenstadt gerathen und gefangen genommen worden."

„Ich hätte die möglichste Vorsicht angewendet."

„Hätte Ihnen nichts geholfen. Ihr Signalement ist bekannt, und bei Ihrer außergewöhnlichen Figur werden Sie sofort erkannt."

„Aber wo soll ich hin? Fort muß ich."

„Gehen Sie nach dem Osten, nicht aber nach dem Westen!"

„In die Türkei?"

„Ja."

„Hm! Dieser Gedanke ist nicht übel! Aber Geld, Geld!"

„Das werden Sie bei mir verdienen. Sind Sie allein hier?"

„Ja."

„Haben Sie einen Aufenthalt?"

„Ja."

„Wo Sie sicher sind?"

„Der Kerl darf mich nicht verrathen, sonst ist auch er zur Katze. Wir haben mit einander gearbeitet."

„Kenne ich ihn?"

„Ich weiß es nicht. Er ist Rentier."

„Rentier? Sapperment! Dann ist er ja wohlhabend! Und Sie reden davon, daß Sie Geld brauchen!"

„Na, Rentier nennt er sich; aber mit dem Vermögen ist es nichts. Wenn er Geld braucht, muß er es sich erst fabriciren."

„Ah! Falschmünzer?"

„Ja."

„Da kenne ich keinen. Wie heißt er?"

„Wunderlich. Er wohnt am Neumarkt Nummer Zwölf in der ersten Etage."

„Habe keine Ahnung von ihm gehabt. Er scheint sich also sehr isolirt zu halten."

„Im höchsten Grade. Dieser Kerl ist ein alter Fuchs, dem sehr schwer beizukommen ist."

„Vielleicht lerne ich ihn durch Sie kennen."

„Soll mir recht sein."

„Weiß er, daß Sie Unglück gehabt haben?"

„Ja."

„Was sagte er, als er Sie heute bei sich sah?"

„Ich bin noch gar nicht bei ihm gewesen."

„Ach so! Wird er Sie wirklich aufnehmen?“

„Natürlich! Der Kerl muß. Aber ich sage es Ihnen aufrichtig, daß ich mich nicht für eine Ewigkeit hier hersetzen will. Mir brennt der Boden unter den Sohlen.“

„Das begreife ich.“

„Wann werden Sie mir Arbeit geben?“

„Ich hätte eigentlich gleich heute etwas für Sie.“

„Nun, dann los damit!“

„Nein. Ich muß für Sie etwas Anderes, Besseres und auch Schwereres aufheben.“

„Freut mich! Je schwieriger, desto mehr Ehre und, wie ich hoffe, auch desto mehr Bezahlung.“

„Das versteht sich ganz von selbst.“

„Wissen Sie bereits, was dieses Bessere und Schwierigere sein wird?“

„Ich vermuthe es, ich ahne es. Es handelt sich um ein Ereigniß, welches eintreten kann, mir aber nicht lieb ist. Ich bemerke bereits, daß es sich um den Fürsten des Elendes handelt.“

„Schön! Es sollte mich freuen, wenn ich ihm einmal etwas auswischen könnte!“

„Es wäre ein famoser Streich, den Sie ihm spielten.“

„Ich bin bereit dazu. Um was handelt es sich?“

„Um die Befreiung eines Gefangenen.“

„Ah! Hm! Das ist dumm!“

„Wieso?“

„Nun, es hat ein Jeder sein Feld, welches er am Liebsten bearbeitet. Der Eine liebt es, List anzuwenden; der Andere wieder verläßt sich auf seine körperlichen Eigenschaften. Zu der Befreiung eines Gefangenen gehört Verschlagenheit. Das ist mein Fach nicht. Ich liebe es, die Faust hier schaffen zu lassen.“

„Das sollen Sie auch.“

„Soll ich etwa mit der Faust die Gefängnißmauern zerschlagen, um den Betreffenden herauszubringen?“

„Nein. Ich will Ihnen nur sagen, daß gar keine Dosis von List erforderlich ist. Ich habe die Schlüssel.“

„Ach so! Das ist gut.“

„Ja. Ich habe diesen Fall längst vorgesehen und in Folge dessen auch dafür gesorgt, in den Besitz der Schlüssel zu kommen. Ich gebe sie Ihnen, und das Andere ist Ihre Sache.“

„Welches Gefängniß meinen Sie?“

„Das hiesige!“

„O weh, man ist hier zu sehr gewitzigt worden!“

„Das thut nichts, gar nichts! Haben Sie die Schlüssel, so ist die Sache bereits drei Viertheile gelungen.“

„Möglich! Wen soll ich herausholen?“

„Einen Herrn von Adel.“

„Schön! Schön! Ist er wohlhabend?“

„Ja, sehr.“

„So wirft es etwas ab?“

„Mehrere Tausende.“

„Donnerwetter! Das läßt sich hören! Darf ich seinen Namen erfahren?“

„Natürlich müssen Sie ihn wissen! Es ist der Baron Franz von Helfenstein.“

Bormann fuhr erstaunt zurück.

„Der Baron von Helfenstein? Dessen Palais am Markte steht?“

„Ja, derselbe.“

„Was hat denn Der verbrochen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Aber man muß doch wissen, weshalb Einer gefangen ist!“

„Er ist's noch nicht.“

„Noch nicht? Verstehe ich recht? Er ist noch nicht gefangen?“

„Nein.“

„Und ich soll ihn befreien?“

„Ja.“

„Da werde der Teufel klug. Hat er vielleicht die liebenswürdige Hoffnung, arretirt zu werden?“

„So ist es; das ist das Richtige. Nämlich der Fürst des Elendes ist sein Todfeind und führt Schlimmes gegen ihn im Schilde. Er wird ihn unter Anklage stellen und ihn arretiren lassen. Wer den Baron befreit, der spielt dem Fürsten einen geradezu kostbaren Streich.“

„Das ist ein ganz eigenthümlicher Fall. Wird denn der Baron sich befreien lassen?“

„Sehr gern sogar!“

„So ist er nicht unschuldig?“

„Nein.“

„Hm! Wunderbar! Was wird er denn nach seiner Befreiung thun?“

„Fliehen. Vielleicht in die Türkei mit Ihnen.“

„Das wäre freilich prächtig, das könnte mir passen. Zwar kommt mir diese Sache sehr räthselhaft vor; aber Sie wissen, was Sie wissen, und so will ich es auch für factisch hinnehmen. Aber sagen Sie mir, wenn es sein wird?“

„Wenn er gefangen wird, so geschieht es zwischen heute und übermorgen.“

„Wie viel wird er für seine Befreiung bezahlen?“

„Wie viel verlangen Sie?“

„Wenig natürlich nicht. Die Sache ist gefährlich, und er ist ein sehr reicher Herr.“

„Ich verdenke es Ihnen nicht Geben Sie eine Summe an!“

„Fünftausend Gulden!"

„Das ist ihm nicht zu viel."

„Wann zahlt er sie?"

„Sofort, nachdem er das Gefängniß hinter sich hat."

„Wenn ich nun eine kleine Anzahlung verlange?"

„Eine solche zu gewähren, ist eigentlich Unsinn von ihm, da es noch sehr fraglich ist, ob man sich überhaupt seiner Person bemächtigen wird."

„Aber ich brauche Geld."

„Das glaube ich kaum. Sie müssen hier verborgen bleiben, Sie dürfen nicht ausgehen; wozu wollen Sie das Geld verwenden?"

„O, gerade zur Befreiung eines Gefangenen braucht man so sehr Verschiedenes. Uebrigens muß ich einen Anzug haben, Wäsche und vieles Andere. Hundert Gulden möchte ich mir geben lassen."

„Na, ich will nicht knickern. Sie sollen sie haben."

Bei diesen Worten blickte Bormann überrascht auf. Er zog das eine Auge zusammen und blinzelte mit dem anderen den Hauptmann listig an.

„Sie wollen nicht knickern, Sie?" fragte er.

„Ich meine natürlich den Hauptmann. Er muß mir ja das Geld zurückgeben."

„So, so! Durch wen erfahre ich, daß er gefangen ist?"

„Das wird in allen Zeitungen stehen. So etwas spricht sich überdies sehr schnell herum?"

„Wie und wo bekomme ich die Schlüssel von Ihnen?"

„Ich gebe sie Ihnen schon heute."

„Sehr gut. Am Liebsten aber würde es mir sein, wenn Sie mich schleunigst benachrichtigen wollten."

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich abwesend sein werde."

„Das ist schade, jammerschade!"

„Es geht nicht anders!"

Da ließ Bormann ein halblautes, überlegenes Lachen hören, nickte dem Hauptmanne pfiffig zu und sagte:

„Ich habe nicht geglaubt, daß Sie mich für so dumm halten!"

„Dumm? Wieso?"

„Entweder für dumm oder für verrätherisch!"

„Was meinen Sie?"

„Wollen wir denn nicht lieber aufrichtig mit einander sprechen?"

„Ich bin ja aufrichtig!"

„Ganz und gar nicht. Sagten Sie nicht, daß Sie verreist sein werden, wenn der Baron gefangen ist?"

„Ja."

„Aber sobald er frei ist, sind Sie wieder da?"

„Ich verstehe Sie nicht, Bormann!"

„Desto besser verstehe ich Sie! Wenn der Baron gefangen ist, sind Sie nicht verreist, sondern Sie stecken im Loche."

„Unsinn!"

„Das ist kein Unsinn. Ich durchschaue den ganzen Kram. Sie sind der Hauptmann, aber Sie sind zugleich auch der Herr Baron von Helfenstein."

„Was fällt Ihnen ein!"

„Na, daß der Hauptmann kein gewöhnlicher, ordinärer Bürger sein kann, das ist leicht zu denken. Ich habe vorhin von dem Apotheker gehört, daß man Ihnen an den Kragen will, und so ist es gar nicht schwer, Das zu errathen, was Sie mir nicht sagen wollen."

„Sie arbeiten mit der Phantasie!"

„Aber meine Phantasie trifft die Wahrheit. Herr Hauptmann, Sie haben mir stets Arbeit gegeben und mich nie im Stiche gelassen. Sie versprechen mir jetzt wieder eine bedeutende Summe; ich werde nicht zum Schurken an Ihnen werden. Darauf dürfen Sie sich ruhig verlassen. Es ist wirklich besser, Sie sagen mir Alles. Ich gehe für Sie durch's Feuer. Um den Baron zu befreien, werde ich mir Mühe geben, denn er bezahlt mich gut. Um aber Sie zu befreien, würde ich mein Leben wagen. Das ist der Unterschied!"

„Hm! Fast möchte ich glauben, was Sie sagen!"

„Glauben Sie es! Ich durchschaue jetzt Ihre Lage. Sie sind in Bedrängniß. Sie spielen Ihren letzten und größten Trumpf aus. Ist es so oder nicht?"

„Ja."

„Also richtig! Gelingt es diesem Trumpfe, so ist Alles gut. Gelingt es nicht, so steckt man Sie ein und macht Ihnen den Prozeß. Dann giebt es für Sie nur Zweierlei: den Tod oder die Flucht. Das Letztere ist natürlich das Bessere."

Der Hauptmann blickte sinnend vor sich nieder. Er wollte sein Geheimniß nicht preisgeben und sagte sich doch, daß es wohl besser sei, mit diesem Manne aufrichtig zu sein.

„Uebrigens," fuhr Bormann fort, „würde ich doch jedenfalls erfahren, daß Sie der Baron sind!"

„Ja, sie haben recht!"

„Also, Aufrichtigkeit!"

„Gut! Aber Sie schwören mir, verschwiegen zu sein!"

„Ich schwöre es!"

„So will ich Ihnen zugestehen, daß ich der Baron bin."

„Das freut mich. Nun können Sie doppelt und zehnfach auf mich rechnen. Gehe es, wie es gehe, hier meine Hand: ich werde Sie auf keinen Fall sitzen lassen!"

„Ich glaube es. Es ist so, wie Sie vermuthen. Ich spiele va banque; das heißt, ich setze Alles auf einen Trumpf. Man vermuthet, wer ich bin; man will mir an den Kragen. Ich habe einen Plan, die Feinde zu verderben. Gelingt es, so ist es gut, gelingt es nicht, so ist es aus, so oder so. Es ist

die Möglichkeit, daß ich ergriffen werde, und in diesem Falle verlasse ich mich auf Sie."

„Ich hole Sie heraus."

„Gut! Ich zahle Ihnen mehr als Fünftausend!"

„Das spornt doppelt an! Also die Schlüssel bekomme ich heute?"

„Ja."

„Sind Sie denn bei Kasse?"

„Gewiß."

„Die wird man Ihnen nehmen."

„Die bekommt man nicht. Ich verstecke sie heute."

„Doch nicht in Ihrem Palais?"

„Fällt mir nicht ein! Uebrigens werden wir, sobald Sie mich herausgeangelt haben, einen Streich ausführen, der uns Millionen einbringt."

„Donnerwetter!"

„Es handelt sich um Juwelen."

„Da mache ich mit. Hier in der Residenz?"

„Ja."

„Bei einem Juwelier?"

„Nein. Bei einer Dame, welche vorübergehend in einem hiesigen Hotel wohnt."

„Dann ist's ja kinderleicht!"

„Freilich! Die Schlüssel habe ich bereits."

„Da möchte man vor Freude gleich „Hurrah" rufen! Doch, damit wir die Hauptsache nicht vergessen: Glauben Sie, daß man, wenn man Sie arretirt, Sie in ein hiesiges Gefängniß steckt?"

„Ganz gewiß! Wohin sonst?"

„Aber in welche Zelle?"

„Das ist die Schwierigkeit. Ich müßte Ihnen ein Zeichen geben!"

„Das geht schwer an."

„O nein. Wenn wir ein bestimmtes Zeichen besprechen und eine genaue Zeit, so ist's sehr leicht."

„Wie zum Beispiel?"

„Wenn es Mittags zwölf Uhr vom Dome den letzten Schlag thut, halte ich die beiden Hände an das Gitter."

„Wie nun, wenn man Sie fesselt?"

„Man wird doch nicht!"

„Oder Sie in ein Gefängniß steckt, über dessen Fenster ein sogenannter Kasten ist."

„So wäre mein Zeichen freilich nicht zu sehen."

„Auch darf ich mich am Tage nicht auf die Straße wagen."

„Das ist dumm! Vielleicht aber finden Sie einen Helfer?"

„Das ist möglich."

„Ihr Falschmünzer vielleicht?"

„Ich werde sehen."

V. S.

„Auf alle Fälle aber sehen Sie sich vor! Wenn Sie einmal an die Arbeit gehen, muß sie auch gelingen, sonst ist dann Alles verloren."

„Ich werde möglichst vorsichtig sein. Bin ich aber einmal drinnen im Gefängnisse, so gehe ich auch nicht ohne Sie fort, und sollte ich Krethi und Plethi umbringen."

„Nicht zu toll, Bormann. Ist's hier in der Hauptstadt zu schwer, so geht es anderswo."

„Kommen Sie auch an andere Orte?"

„Ganz gewiß. Natürlich immer den Fall angenommen, daß man mich wirklich arretirt. Der Gang der Untersuchung erfordert es, daß man mich an verschiedene Orte transportirt, zum Beispiel nach Tannenstein und Brückenau. Wenn Sie das erfahren könnten!"

„Ich werde sehen. Lieber aber wollen wir hoffen, daß dies Alles nicht nöthig ist."

„Besser wäre es! Also wir sind einig?"

„Ja. Aber hundert Gulden heute."

„Das versteht sich. Ich habe sie zwar nicht mit; aber ich werde sie holen."

„Und hierher bringen?"

„Nein. Sie gehen mit. Haben Sie noch eine Frage?"

„Nein. Die Sache liegt ja so, daß wir jetzt noch gar nichts bestimmen können. Wie nun aber, wenn Ihr Trumpf, den Sie ausspielen, zum Gelingen kommt? Haben Sie in diesem Falle auch Arbeit für mich?"

„Erst recht; erst recht!"

„Dann gut; so sind wir einig. Sind Sie des Apothekers sicher?"

„Ich traue ihm nicht mehr recht; aber er hat ja nichts gehört."

„Er weiß aber, daß ich da bin. Wenn er es verräth, wird man an allen Enden nach mir suchen."

„Aber Sie doch nicht finden. Dieser Rentier Wunderlich wird Sie doch nicht verrathen!"

„Das soll er sehr bleiben lassen! Er selbst würde mit verloren sein."

„So kommen Sie jetzt!"

Sie verließen den Keller. Droben an der Hausthür stand der Jude, welcher gewissenhaft Wache gehalten hatte. Der Hauptmann gab ihm ein Geldstück, und dann traten die Beiden auf die Straße, wo das Wetter jetzt fast noch ärger tobte als vorher.

„Halten wir uns auf verschiedenen Seiten!" sagte der Baron.

„Wohin gehen wir?"

„Altmarkt."

Mehr konnten sie nicht miteinander sprechen. Sie hatten mit allen Kräften gegen den Sturm anzukämpfen und erreichten den Altmarkt, ohne einem Menschen begegnet zu sein.

„Stecken Sie sich dort hinter die Bäume!" rieth der Baron dem riesigen Verbündeten.

Dieser gehorchte. Er sah den Baron in dem strömenden Regen verschwinden. Nach einiger Zeit kehrte derselbe zu ihm an den Brunnen zurück.

„Hier sind die hundert Gulden," sagte er, ihm ein volles Portemannaie in die Hand drückend. „Und hier ist der Hauptschlüssel. Er schließt Alles, nur die Thüren der einzelnen Zellen nicht."

„Das ist auch nicht nöthig. Bin ich einmal darin, so ist der Zellenschlüssel schon zu bekommen."

„So sind wir also jetzt fertig."

„Nicht ganz. Wenn nichts passirt, wie treffe ich Sie da?"

„Es wird besser sein, ich suche Sie auf."

„Bei Wunderlich?"

„Ja. Machen wir ein Zeichen aus."

„Das ist nicht nothwendig. Sagen Sie ihm meinen Namen, so wird er Sie zu mir lassen."

„Gut. Ein Anderer wird doch nicht erfahren, wo Sie stecken?"

„Nein. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Bormann schlug die Richtung nach dem Neumarkte ein, suchte aber, ehe er diesen erreichte, ein kleines Seitengäßchen auf. Die eine Seite desselben wurde von Häusern, die andere aber von einer Mauer gebildet.

Diese Letztere war bald hoch, bald niedriger. An einer Stelle, welche ihm bekannt zu sein schien, stieg er über und befand sich nun in einem kleinen Gärtchen, welches zu dem Hause Neumarkt Zwölf gehörte.

Er trat aus dem Garten in den Hof und musterte die Reihe der dort erleuchteten Fenster. Dann hob er einige Sandkörnchen auf und warf sie an eines derselben. Der rasende Sturm übertönte das Klingen des Sandes an dem Glase. Bormann mußte das Experiment wiederholen.

Endlich öffnete sich oben ein Fensterflügel, und der Kopf eines Mannes erschien. Der unten Stehende schlug die Hände dreimal in eigenthümlicher Weise zusammen, und sofort zog sich der Kopf zurück.

Bereits nach kurzer Zeit wurde die Hinterthür geöffnet, und es kam Jemand in den Hof, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn nach einem Schuppen, in welchem Holz und Kohlen aufgespeichert lagen.

„Bormann, Du bist's?" fragte der Mann.

„Ja. Wer sonst? Hast Du noch Andere mit demselben Zeichen?"

„Nein. Aber Mann, Du wagst viel!"

„Nicht so viel, wie Du denkst."

„Was willst Du in der Residenz?"

„Geld."

„Ah! Von wem?"

„Keine Sorge! Von Dir nicht!"

„Ich hätte auch keins."

„Aber etwas Anderes hast Du, was ich nothwendig brauche."

„Was?"

„Logis?“

„Bist Du des Teufels?“ fragte Wunderlich erschrocken.

„Des Teufels nicht; aber müde und hungrig bin ich.“

„Ich habe keinen Platz für Dich!“

„In Deiner ganzen Etage nicht?“

„Nein.“

„Hast Du etwa Einquartierung?“

„Das nicht; aber Du kennst Deine Lage.“

„Die kenne ich. Sie ist sehr unangenehm. Ich bin naß bis auf die Haut. Deine Gaststube würde mir sehr gut thun.“

„Daran denke ja nicht!“

„O, ich denke eben an weiter nichts als nur daran!“

„So schlage es Dir getrost aus dem Sinne!“

„Das kannst Du mir nicht zumuthen!“

„Und Du kannst mir nicht zumuthen, daß ich mich Deinetwegen in so große Gefahr begebe.“

„Diese Gefahr ist sehr gering. Wer sieht mich bei Dir?“

„Jeder, welcher kommt!“

„So laß' mich nicht sehen.“

„Kann ich Dich denn verleugnen?“

„Ja doch!“

„Vor meiner Frau?“

„Wir machen eine Ausrede!“

„Vor dem Dienstmädchen?“

„Sie wird an dieselbe Ausrede glauben.“

„Es geht nicht; es geht nicht! Ich kann es nicht wagen!“

„Du wagst mehr, wenn Du mich fortjagst!“

„Wieso?“

„Nimmst Du mich nicht auf, so habe ich Niemanden und kann leicht ergriffen werden!“

„Geh' zu Deiner Schwägerin!“

„Zu der? Zu dieser Duckmäuserin? Die würde mich sofort bei der Polizei melden! Nein, ich bleibe bei Dir!“

„Zum Sapperment! Nimm Verstand an! Ich kann Dich nicht gebrauchen, ganz und gar nicht!“

„Ich Dich desto besser.“

„Das geht mich nichts an.“

„Also, Du willst nicht, Wunderlich?“

„Nein.“

„Trotzdem wir so gute Freunde waren?“

„Das ist vorüber! Wir dürfen uns nicht kennen.“

„Höre, Schatz, das Letztere ist überflüssig, denn wie mir scheint, kennen wir uns überhaupt noch nicht.“

„Wieso?“

„Wenigstens kennst Du mich noch nicht.“

„O, sehr gut!“

„Nein, sonst würdest Du mich nicht fortjagen!“

„Es ist die Pflicht der Selbsterhaltung.“

„Ich handle nach derselben Pflicht und bleibe hier!“

„Was fällt Dir ein?“

„Ja. Ich komme hinauf und klingele bei Dir. Das Uebrige wird sich finden.“

„Mensch, das wirst Du unterlassen! Was soll meine Frau dazu sagen?“

„Sie wird mir sehr recht geben, wenn ich ihr sage, in welcher Weise Du mir verpflichtet bist.“

„Donnerwetter! Das wolltest Du?“

„Du zwingst mich dazu.“

„Nimm Verstand an!“

„Ich habe welchen, Du aber hast keinen! Ich sage Dir, daß ich bei Dir bleibe, mag ich Dir willkommen sein oder nicht!“

„Du bist wirklich des Teufels!“

„Nein. Ich fordere von Dir, was ich an Deiner Stelle ganz ohne alles Bedenken gewähren würde.“

„Wie lange willst Du bleiben?“

„Höchstens drei Tage.“

„Wie steht es mit Deinem Aeußeren; es ist hier dunkel, ich kann nichts sehen.“

„Ich bin zerlumpt.“

„Und soll ich Dich zu meiner Frau bringen?“

„Nein. Ich gebe Dir Geld, und Du holst, was ich brauche. Du kennst meine Figur. Ich bleibe indessen hier.“

„Verdammte Geschichte!“

„O nein! Es ist der reine Freundschaftsdienst!“

„Was suchst Du denn eigentlich in der Residenz?“

„Das ist mein Geheimniß. Ich fordere von Dir nur Dreierlei, was sehr, sehr leicht ist.“

„Was wäre das?“

„Erstens Unterkunft. Ich falle Dir gar nicht schwer. Ich komme nicht zur Gaststube hinaus.

„Das würde meiner Frau auffallen.“

„Nein. Ich bin unwohl!“

„Zweitens?“

„Zweitens sagst Du es mir, wenn irgend ein vornehmer Herr arretirt werden sollte.“

„Wer ist das?“

„Ich weiß es nicht.“

„Geheimnißkrämerei! Und drittens?“

„Drittens wird ein Herr kommen und Dich nach Bormann fragen; den lässest Du zu mir."

„Sapperment! Welche Unvorsichtigkeit! Man weiß also bereits, daß Du bei mir bist?"

„Nur Einer weiß es, und Den hast Du nicht zu fürchten. Unter Umständen verlasse ich Dich bereits morgen wieder."

„Geht es wirklich nicht anders?"

„Nein."

„So will ich Dich wenigstens einstweilen hier einschließen, damit Du nicht ertappt wirst. Welche Sachen brauchst Du?"

„Ueberzieher, Hut, Hose und Stiefel. Das Andere kann ich von Dir bekommen."

„So muß ich in den sauren Apfel beißen. Ich werde Dich meiner Frau als alten Bekannten vorstellen, den ich ganz zufälliger Weise getroffen habe."

„Gut! Einen andern Namen will ich mir indessen aussinnen; mache jetzt, daß Du fortkommst! Ich sehne mich nach einem ordentlichen Bette."

Wunderlich schloß ihn ein und ging. Am liebsten hätte er den früheren Complicen umgebracht.

Nach einiger Zeit — es fehlte vielleicht noch eine Stunde an Mitternacht, drängten sich zwei Männer dem Sturme entgegen, in der Richtung, in welcher die verlassene Eisengieserei lag. Es waren natürlich der Fürst und sein Diener Anton.

Auf der Wanderung durch den ganzen Stadtheil begegnete ihnen kein Mensch. Sie erreichten ihr Ziel, ohne von einem Auge bemerkt zu werden.

Im Innern des Gebäudes angekommen, zogen sie zwei brennende Blendlaternen aus ihren Taschen und untersuchten ihre Umgebung. Sie überzeugten sich zu ihrer Befriedigung, daß sich noch kein Mensch hier befand.

„Steigen wir hinab!" meinte der Fürst.

Sie begaben sich in die Vertiefung, in welcher die Dampfkessel gestanden hatten. Hier konnten sie ihre Laternen ungenirt anbrennen, ohne befürchten zu müssen, draußen auf der Straße gesehen zu werden.

„Nun bin ich neugierig auf das Versteck," meinte der Fürst.

„Bitte, es zu suchen!" lächelte Anton.

Der Fürst leuchtete umher und sagte befriedigt.

„Das ist sehr gut! Nicht die geringste Spur davon, daß heute hier gearbeitet worden ist!"

„Und doch haben wir höllisch zugreifen und uns ganz außerordentlich sputen müssen, um noch zu guter Zeit fertig zu werden. Ich bin neugierig, ob Sie den Ort finden werden."

Der Fürst leuchtete aufmerksam an der Mauer hin und sagte dann:

„Hier! Nicht wahr?"

„Warum hier?"

„Hier ist scheinbar der Mörtel zwischen den Steinen herausgebröckelt; das sind die Stellen, durch welche wir sehen und hören werden, wie ich vermuthe."

„Errathen! Bitte, Durchlaucht! Sehen Sie?"

Er drückte einige Ziegelsteine nach innen. Es entstand eine Oeffnung, groß genug, daß ein Mann hindurch kriechen konnte.

Der Diener kroch hinein und der Fürst folgte.

Anton brachte die Ziegel wieder in die vorige Lage. Fürst und Diener waren jetzt lebendig eingemauert.

„Hier liegen zwei Quadersteine, welche wir als Sessel benutzen können," sagte Anton. „Kein Mensch wird uns bemerken oder auch nur unsere Gegenwart ahnen."

„Ja, das habt Ihr sehr gut gemacht. Es soll an einer Gratification nicht fehlen."

„Darauf haben sich die arbeitenden Collegen auch fest verlassen," lachte der Polizist. „Lassen wir die Laternen brennen?"

„Es ist besser, wir löschen aus. Das Licht würde uns blenden, so daß wir durch die Spalten nicht gut bemerken, was draußen vorgeht. Anbrennen können wir sofort wieder."

Sie bliesen die Laternen aus und harrten nun in großer Spannung, was geschehen werde.

Kurze Zeit vorher war Adolf in die Kellerrestauration gegangen. Er fand den Agenten anwesend, an dessen Fenster, wie er sich vorher überzeugt hatte, bereits seit längerer Weile zwei Kerzen brannten.

Er setzte sich zu ihm, doch brachte das Gespräch, welches sie mit einander führten, keinen interessanten Gegenstand zur Verhandlung. Ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht entfernte sich der Agent, und eine Viertelstunde später verließ dann auch Adolf das Local, um sich nach dem Rendez-vous zu begeben.

Er war noch nicht längst dort angelangt, so schlug es zwölf Uhr. Beim letzten Schlage der Glocke begann er mit dem Stocke zu rasseln und das Gaudeamus zu pfeifen.

Der Sturm heulte jetzt so laut, daß Adolf nicht glaubte, gehört zu werden, aber dennoch huschte eine in einen langen Mantel gehüllte Gestalt zu ihm heran, ergriff ihn am Arme und zog ihn fort.

„Kommen Sie dort hinüber," sagte der Mann, welcher natürlich kein Anderer als der Hauptmann gewesen war. „Unter jenem dunklen Portale sind wir wenigstens vor dem strömenden Regen sicher."

Sie erreichten den Ort und drückten sich so weit zurück, daß sie selbst von einem Vorübergehenden schwerlich bemerkt werden konnten.

„Ich habe sie gestern bestellt," sagte der Hauptmann. „Es ist recht, daß sie gekommen sind."

Adolf that so, als ob er wirklich keine Ahnung habe, daß er von dem Agenten, nicht aber von dem Hauptmanne bestellt worden sei. Er antwortete:

„Ich bin gewöhnt, pünktlich zu sein."

„Das freut mich, denn in diesem Falle darf ich hoffen, daß unsere Bekanntschaft eine fruchtbringende sein werde."

„Gestern war sie es leider nicht."

„Wir kamen zu spät; das war nicht zu ändern.“

„Mich aber ärgert es. Ich hatte den Schmieden einmal mein Wort gegeben. Sie konnten warten.“

„Na, es ist Ihnen ja doch gelungen.“

„Aber für wie lange!“

„Wie? Sie wissen — —?“

„Daß sie wieder gefangen sind, natürlich!“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Alle Welt spricht davon. Dieser Fürst des Elendes muß ein verteufelter Kerl sein. Nicht?“

„Ein alberner Mensch ist er, der sich in Alles mischt, was ihm gar nichts angeht. Ich werde ihn bei den Haaren nehmen.“

„Wer holt die beiden dummen Kerls denn nun heraus! Hätten sie in Brückenau gewartet, bis ich kam, so wären sie jetzt frei und nicht wieder gefangen.“

„Vielleicht gelingt es ihnen abermals!“

„Meinetwegen! Mich aber geht die Sache nichts mehr an. Das Allerdümmste ist, daß ich nun nichts mehr verdient habe!“

„Vielleicht gebe ich Ihnen eine bessere Gelegenheit, eine hinreichende Summe zu verdienen.“

„Das wäre mir recht! Ich habe heute ein Pech gehabt, welches mir meine gute Laune genommen hat.“

„Welches Pech?“

„Diese dumme Liese ist bös auf mich.“

„Wer ist das?“

„Na, die Sängerin!“

„Ach so, Ihre Herrin?“

„Ja.“

„Weshalb denn böse? Sie sagten doch, daß Sie beiderseits sehr zufrieden seien.“

„Ich dachte es. Aber heute kam es anders.“

„Weshalb?“

„Wegen gestern. Sie hatte mich unvermuthet sehr nöthig gebraucht, und ich kam sehr spät; das hat sie geärgert. Sodann hat sie eine schwarze Negerin bei sich, die ich auch bedienen soll, obgleich sie doch nichts anderes ist, als eine dienende Person. Das gab Veranlassung zu einer Differenz. Bei dem Zanke hatte ich das Unglück, ein Service fallen zu lassen. Hurrjeh, donnerte da die Amerikanerin los!“

„War es denn werthvoll?“

„Sie sprach von über hundert Gulden.“

„War es denn ihr Eigenthum? Sie wohnt doch im Hotel!“

„Ach, die ist so eigen und eckel! Die ißt und trinkt nur aus ihrem eigenen Geschirre.“

„Will sie Ersatz?“

„Natürlich. Ich aber sagte ihr, daß ich keinen Kreuzer mein eigen nennen könne. Da kam es denn zu Redensarten, wie Tölpel, Esel und noch bessere Worte. Ich wollte das nicht leiden, und so kam es endlich so weit, daß sie mir sagte, ich solle sie nur noch hier bedienen, mitnehmen aber werde sie mich auf keinen Fall.“

Das hörte der Hauptmann gern. Adolf that, als ob er sich im Zorne befinde. In einer solchen Stimmung ist man für die Verführung viel empfänglicher, als bei ruhigem Blute.

„Das ist allerdings so eine Art von Blitzschlag für Sie!“ meinte der Hauptmann.

„Natürlich! Ich brauche so sehr nothwendig Geld, woher aber welches nehmen?“

„Borgen!“

„Pah! Wer borgt mir einen einzigen Gulden!“

„Müssen Sie das Geld denn unbedingt haben?“

„Freilich! Das ist ja das Elend!“

„Sprechen Sie mit Ihrem Gläubiger!“

„Donnerwetter! Das geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Der weiß ja gar nichts davon.“

„Ach so! Ja, ja! Der Wechsel ist ja falsch!“

„Eine verfluchte Geschichte!“

„Sie sind leichtsinnig gewesen.“

„Das sehe ich wohl ein; aber ich brauchte Geld; ich glaubte, bald besser bei Casse zu sein und den Wechsel einlösen zu können. Leider aber gerieth ich immer tiefer in Schulden. Jetzt nun habe ich nicht zehn Gulden, um den Wechsel an mich bringen zu können.“

„Wann verfällt er?“

„In einigen Tagen.“

„O weh! Wissen Sie, was mit Ihnen geschieht, wenn der Verfalltag kommt?“

„Ich muß zahlen!“

„Pah! Sie haben doch nichts!“

„Sapperment! So bekomme ich Gefängniß!“

„Nicht blos Gefängniß. Auf Wechselfälschung steht Zuchthaus und außerdem jahrelanger Verlust der Ehrenrechte.“

Adolf schwieg, als sei er von dieser Bemerkung ganz und gar niedergeschmettert.

„Haben Sie es gehört?“

„Leider!“ seufzte er.

„Aber selbst wenn Sie Geld hätten, wäre Ihnen nicht zu helfen. Nicht Sie, sondern der Acceptant hat ihn einzulösen. Der bekommt ihn präsentirt, weiß gar nichts davon und wird also sofort Anzeige machen.“

„O nein. Wenn ich Geld hätte, wäre mir geholfen. Der, welchem ich

ihn gegeben habe, hat ihn gar nicht weiter gegeben, sondern noch bei sich liegen. Ich brauchte nur das Geld zu bringen, so würde ich ihn zurück erhalten."

„So kann ich Ihnen nur rathen, das Geld zu schaffen!"

„Ich wiederhole: Woher nehmen —"

„Und nicht stehlen!"

„Der Teufel hole diese Sprichwörter! Wer sie gemacht hat, der hat sich gewiß niemals in solcher Noth befunden! Wenn ich jetzt wüßte, wo ein solcher Betrag recht hübsch und bequem zur Hand läge, so würde ich zugreifen, ohne zu fragen, wem er gehört!"

„Das ist Diebstahl, mein Bester!"

„Das weiß ich!"

„Vom Gesetz verboten!"

Adolf hustete unmuthig und sagte dann:

„Wollen etwa Sie mir die Moral lesen? Sie, der Hauptmann einer Diebesgesellschaft!"

„Fällt mir nicht ein!"

„Das wäre auch ganz und gar am unrechten Platze. Wird mein gefälschter Wechsel entdeckt, so erhalte ich Zuchthaus. Warum sollte ich einen Diebstahl scheuen, der davor mich retten kann? Ein Jeder ist sich selbst der Nächste!"

Da haben Sie Recht. Ich dürfte nicht an Ihrer Stelle sein."

„Was thäten Sie?"

„Ich würde mir helfen, wo ich könnte."

„Aber wo kann ich?"

„Ueberall da, wo Geld liegt."

„Sie haben gut reden. Ich sehe keins liegen!"

„Wirklich nicht?"

„Nein."

„Aber, Mensch, sind Sie denn blind?"

„Blind? Ich? Ich glaube im Gegentheile sehr gute Augen zu besitzen!"

„Und doch sehen Sie nicht, was sich in Ihrer nächsten Nähe befindet!"

„Was denn?"

„Nun, Ihre Herrin!"

„Ach so!"

„Die ist ja unendlich reich!"

„Das ist wahr. Aber mir nützt es nichts."

„So machen Sie es sich doch zum Nutzen!"

„Sie meinen, ich soll zugreifen?"

„Ja doch!"

„Danke sehr! Diese Trauben sind mir zu sauer!"

„Dummheit! Das angeführte Bild ist hier gar nicht zutreffend. Diese

Trauben hängen für Sie nicht etwa zu hoch, sondern sie wachsen Ihnen geradezu in den Mund."

„Nur scheinbar. Es ist wahr, ich brauchte blos zuzugreifen; aber ich bin der Diener; auf mich würde sich ja der Verdacht zu allererst lenken."

„Da haben Sie freilich nicht ganz Unrecht. Aber ist denn die Sache nicht besser zu arrangiren?"

„Wie denn?"

„Denken Sie nach!"

„Da hilft kein Nachdenken; ich muß eben die Hand davon lassen."

„Das ist noch kein Grund zum Verzichten."

„O gewiß."

„Nein. Sie brauchen sich ja nur anderer Hände zu bedienen."

Da stieß Adolf einen halblauten Pfiff aus, als sei jetzt ein Gedanke in ihm erweckt worden, auf welchen er von selbst nie gekommen wäre.

„Alle Teufel!" sagte er nachdenklich.

„Nun, habe ich Unrecht?"

„Hm! Dieser Gedanke ist nicht ganz übel!"

„Denken Sie weiter nach!"

„Ich soll mich anderer Hände bedienen? Aber, hätte ich denn etwas davon?"

„Natürlich! Man theilt!"

„Aber der Verdacht fiele doch auf mich!"

„Pah! Sie richten es so ein, daß Sie es eben gar nicht gewesen sein können."

„Wie sollte ich das anfangen?"

„Hören Sie, mein Lieber, Sie fälschen Wechsel und sind doch so unendlich unbeholfen. Das paßt nicht zusammen! Der Beweis Ihrer Unschuld ist sehr leicht zu führen."

„Bitte, geben Sie mir wenigstens eine Andeutung!"

„Nun, zum Beispiel: Ihre Herrin legt sich schlafen. Sie gehen in das Gastzimmer, Billard spielen. Als sie hinaufkommen, stehen die Thüren auf und die Sängerin ist bestohlen. Sie wecken, machen Lärm — können Sie es gewesen sein?"

„Nein, da nicht!"

„Oder Sie gehen aus, mit Ihrer Herrin vielleicht, oder auch allein. Wenn Sie nach Hause kommen, ist eingebrochen worden. Kann der Verdacht auf Sie kommen?"

„Da auch nicht!"

„Na, also! Nur klug anfangen."

„Aber wer soll die That ausführen?"

„Hm! Dazu finden sich sofort passende Leute."

„Wie wollen sie in die Zimmer kommen?"

„Das wäre das Leichteste."

„Mir aber würde man doch wohl nichts davon geben!"

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht mit geholfen habe.“

„O, Sie haben freilich mit zu helfen!“

„Wieso?“

„Das kann auf mehrerlei Weise geschehen. Vor allen Dingen hätten Sie die Zeit anzugeben, wenn es paßt, also zum Beispiel, wenn Ihre Herrin ausgeht.“

„Nur das? Weiter nichts?“

„Weiter nichts, guten Falls.“

„Wem hätte ich das zu sagen?“

„Einem fremden Herrn, welcher im Hotel wohnen würde.“

„Ach so! Ich beginne, zu begreifen. Es würden wohl mehrere fremde Herren da wohnen?“

„Natürlich.“

„Diese Herren gehören zu Ihren Leuten?“

„Hm! Davon spricht man nicht.“

„O, davon spricht man im Gegentheile sehr! Ich müßte doch wissen, von wem ich meinen Antheil zu bekommen hätte.“

„Von mir natürlich.“

„Wer garantirt mir dafür?“

„Ich! Mißtrauen Sie mir etwa?“

„Nein, gar nicht, obgleich ich nicht wüßte, wo ich Sie zu treffen hätte.“

„Hier, wo Sie mich heute gefunden haben.“

„Schön! Es läßt sich wenigstens über diese Sache sprechen.“

„Das denke ich auch. Es können für Sie zehntausend Gulden abfallen, und vielleicht noch mehr.“

„Herr meines Lebens!“

„So viel ganz gewiß!“

„Wann würde ich sie bekommen?“

„Gleich denselben Abend noch.“

„Und der Coup würde am Tage geschehen?“

„Ja.“

„Wäre das nicht zu gefährlich?“

„Gar nicht. Am Tage operirt man sicherer, als des Nachts.“

„Wenn Jemand dazu käme!“

„Das wird leicht zu verhüten sein. Vier fremde Reisende treffen ein. Zwei operiren und Zwei halten das Personal ab, sich um die Sache zu bekümmern. Wollen Sie mitmachen?“

„Sapperment! Es sticht mir in die Augen; aber es kommt mir wirklich zu — zu — es überrumpelt mich!“

„Na, es ist auch nur so ein Vorschlag, ein Gedanke, so eine Idee. Ob ich es thun würde, das ist sehr die Frage. Man hat andere Engagements.“

„Aber Geld bringt es ein, horrentes Geld!“ sagte Adolf, indem er sich ganz begeistert stellte.

„Natürlich! Das ist wahr.“

„Und ich wäre gerettet!“

„Sie hätten sogar noch Tausende übrig.“

„Das ist wahr; das stimmt!“

„Sie brauchten nicht mehr zu dienen. Sie könnten sich eine Restauration oder ein kleines Hotel pachten.“

„Himmeldonnerwetter! Dieser Gedanke ist gar nicht so sehr übel! Wenn es nur auch so einträfe!“

„Sie haben es in der Hand!“

„Ja. Wenn man nur gewiß wüßte, daß man nicht dabei in neues Unglück käme!“

„Ich habe es Ihnen ja gesagt und erklärt, daß auf Sie gar kein Verdacht fallen kann. Sie geben nur den betreffenden Wink, daß es passend ist. Dann ziehen Sie sich zurück. Das Uebrige ist dann unsere Sache.“

„Sie machen mir es wirklich wie Honigkuchen vor!“

„Es ist auch wirklich nicht anders. Sie werden im Handumdrehen ein reicher Mann, ohne alles Risico, ohne alle Gefahr. Wollen Sie? Schlagen Sie ein!“

Er hielt ihm die Hand entgegen. Adolf that, als ob er einschlagen wolle, zog aber die Hand wieder zurück und sagte:

„Hm! Es ist doch ein eigenthümliches Gefühl, welches Einem dabei über die Haut läuft. Wenn ich es mir wenigstens vorher noch einmal überlegen könnte!“

„Warum? Wer schnell handelt, der handelt gut!“

„Schnell, aber nicht vorschnell!“

„Wie lange wollen Sie denn überlegen?“

„Nur bis morgen.“

„Bedenken Sie, wie nothwendig Sie Geld brauchen!“

„Das weiß ich eben, sonst fiel es mir gar nicht ein, an so Etwas zu denken!“

„Also bis morgen Abend?“

„Ja.“

„Zwölf Uhr?“

„Wie Sie befehlen. Sind Sie wieder hier?“

„Ich werde Sie erwarten. Aber ich sage Ihnen Eins: Von Dem, was wir hier besprochen haben, darf nicht ein einziges Wort über Ihre Lippen kommen!“

„Das versteht sich von selbst. Es würde ja mein eigener Schade sein. Schweigen kann ich.“

„Ich hoffe es. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Sie trennten sich. Der Hauptmann murmelte vor sich hin

„Die Angel ist gut; der Fisch beißt an. Ich bin überzeugt, daß er mir morgen Abend mit Freuden seine Zustimmung geben wird. Alle Teufel! Heute

räumen wir beim Fürsten auf und sodann bei der Tänzerin! Ich bin eigentlich ein Esel, mir solche Sorgen zu machen!"

Der Fürst hatte mit Anton wohl gegen eine Stunde in dem Versteck gesessen und sich leise mit ihm unterhalten, ohne daß sie etwas Ungewöhnliches bemerkten. Das Heulen des Windes drang bis herab zu ihnen, so daß es schwer war, die leisen Schritte eines Mannes zu vernehmen.

Da aber stieß Anton den Fürsten an.

„Pst!" machte er es.

„Was giebt es?"

„Licht!"

Jetzt hielt der Fürst das Auge an eine der Lücken, welche zwischen den Ziegelsteinen gelassen worden waren, und erblickte nun wirklich zwei Männer, welche sich bei einer brennenden Laterne auf die draußen liegenden Sandsteine niedergesetzt hatten.

„Ich habe sie nicht kommen hören," flüsterte der Fürst.

„Ich auch nicht. Der Sturm heult zu stark, und sie treten zu leise und zu vorsichtig auf."

Die beiden Lauscher beobachteten nun mehr mit den Augen als mit den Ohren. Es kamen mehrere Leute und immer Mehrere, Einer nach dem Andern. Die Gesichter konnte man nicht sehen, da sie mit schwarzen Binden verhüllt waren. Es waren endlich beinahe dreißig Personen geworden.

Sie hatten sich Alle niedergesetzt, aber Keiner sprach ein Wort zu irgend einem Anderen.

Da plötzlich erhoben sich Alle von ihren Sitzen. Es kam abermals Einer, der einen weiten Mantel trug, und das Gesicht verhüllt hatte wie die Anderen.

„Der Hauptmann!" flüsterte Anton.

„Setzen!" hörte man jetzt die Stimme des Hauptmanns deutlich befehlen. „Sind Alle da?"

„Einer fehlt," antwortete eine Stimme.

„Wer? Zählt vor!"

Es wurden die Ordnungsnummern von Eins an aufgerufen, und bei einer jeden antwortete einer der Männer.

„Der Schlosser fehlt jedenfalls," sagte der Fürst leise zu Anton. „Ich habe ihn gewarnt."

Es stellte sich heraus, daß Nummer zwanzig fehlte.

„Hat Jemand einen Auftrag erhalten?" fragte der Hauptmann in einem Tone, welchem der Unmuth deutlich anzuhören war.

„Ich," antwortete Einer, indem er sich erhob.

„Heute kam eine Frau zu mir, sagte die Parole und brachte einige Schlüssel. Ich soll sagen, Der, welcher sie schicke, sei an einer Lungenentzündung erkrankt."

„Gut. Er hat wenigstens Wort gehalten. Euch Andern habe ich zu

sagen, daß es heute einen Streich gilt, der uns große Schätze bringt. Wir gehen zum Fürsten von Befour.“

„Ah!“ erklang es rundum.

„Wir haben einen Mißerfolg bei ihm gehabt; dieses Mal aber soll es anders werden. Er ist der Fürst des Elendes.

Es ließen sich verschiedene Ausrufe des Erstaunens, des Zornes hören; dann fuhr der Hauptmann fort:

„Er ist unser Erzfeind gewesen, ohne daß wir es ahnten. Heute werden wir ihn bestrafen. Ich habe einen Späher zu ihm gesandt. Er trete vor!“

Der Goldarbeitrr Jacob Simeon erhob sich, freilich unerkannt von den Anderen.

„Was hast Du gefunden?“ fragte der Hauptmann.

„Einer der Diener hat mich durch das ganze Palais geführt. Ich war in allen Räumen, nur in dem Zimmer des Fürsten und in dem der Baronin nicht“

„Ah! Ist sie dort?“

„Ja.“

„Irrst Du nicht?“

„Nein. Ich habe sie gesehen; sie sprach mit uns.“

„Kennst Du das Zimmer genau?“

„Ganz genau.“

„Und dasjenige, in welchem der Fürst schläft?“

„Ja.“

„Weiter! Hast Du vom Gelde und von den Kleinodien etwas erfahren können?“

„Ich habe Alles erfahren. Die Schatzkammer ist unter dem Dache. Der Fürst hält seine Reichthümer dort für am Sichersten.“

„Hat man Dich etwa belogen?“

„Nein. Ich habe die Kästen und Schränke gesehen und weiß auch, wo die Schlüssel liegen.“

„Weiter!“

„Das ist für jetzt Alles.“

„Für jetzt? Gut! Nachher bleibst Du hier zurück, Du und auch der Andere.“

Er schwieg einige Augenblicke, wie überlegend; dann wendete er sich an die ganze Versammlung:

„Punkt drei Uhr erscheint Ihr einzeln im Garten des fürstlichen Palais, ein Jeder mit dem Gegenstande, den er mitzubringen hat. Das Uebrige erfahrt Ihr dann! Jetzt könnt Ihr gehen!“

Sie entfernten sich im Gänsemarsche und nur Zwei blieben bei dem Hauptmanne zurück. Er hatte Diejenigen, mit denen er sprach, ‚Du‘ genannt, jetzt aber wendete er die Höflichkeitsform an:

„Jetzt können Sie die Masken fortnehmen. Wir sind nun wieder unter uns.“

Sie gehorchten und der Fürst erkannte den Agenten und den Goldarbeiter. Der Letztere wurde gefragt:

„Sie hatten mir noch mehr zu sagen?“

„Ja.“

„Was? Wie kam es, daß Ihnen die Lösung Ihrer Aufgabe so leicht geworden ist?“

„Der Fürst besuchte mich.“

„Donnerwetter! Warum?“

„Es handelte sich um die Kette mit dem Medaillon. Er wollte wissen, ob ich ein Falsificat für Salomon Levi angefertigt habe.“

„Sie konnten nicht leugnen?“

„Nein; aber ich gestand auch nicht. Um nach seiner Wohnung kommen zu können, sagte ich, daß ich erst nachschlagen müsse, und das Buch sei beim Buchbinder.“

„Recht so! Dann gingen Sie zu ihm?“

„Ja.“

„Was sagte er?“

„Er zeigte mir beide Ketten.“

„Satan! Er hat sie also doch erhalten!“

„Ja. Er fragte, ob ich vor Gericht beschwören könne, daß ich das eine Medaillon nach dem anderen gemacht habe, und ich mußte natürlich bejahend antworten.“

„Dann?“

„Dann entließ er mich, und ich kam mit einem Diener in's Gespräch, welcher mich fragte, ob ich das Palais betrachten wolle. Ich gab einen Gulden und wurde von ihm durch das Gebäude geführt.“

„Giebt es noch etwas Besonderes?“

„Nein.“

„So ist die Disposition leicht zu treffen. Ist jetzt das an der Veranda liegende Zimmer, in welchem die Baronin lag, bewohnt?“

„Nein.“

„So steigen wir dort ein. Sie führen die Leute sofort nach dem Bodenraume, wo sich die erwähnten Schränke und Kästen befinden; ich aber suche mir mit einigen Männern den Fürsten auf. Bin ich mit ihm fertig, so komme ich nach. In welchem Stockwerke befindet sich die Baronin?“

„Im zweiten.“

„Ich werde auch sie besuchen, ich ganz allein. Uebrigens giebt es heute keine Rücksichtnahme. Wer sich vor uns sehen läßt, der wird niedergestoßen; das ist Alles, was ich zu sagen habe. Sie können jetzt gehen, Jacob Simeon. Treffen Sie pünktlich ein!“

Der Goldarbeiter entfernte sich. Nun war nur noch der Andere vorhanden.

„Nun, Bauer, wie weit sind Sie heute gekommen?“ fragte ihn der Hauptmann.

„Nicht weiter, als bis zur Recognition.“

„Am Gefängnisse?“

„Ja. Ich habe erfahren, in welchen Zellen die Beiden stecken, Herr Hauptmann.“

„Das ist kaum glaublich. Von wem?“

„Von einem höchst albernen Menschen, welcher erst seit Kurzem im Gericht arbeitet und wahrhaftig die Zellenliste mit sich herumtrug.“

„Es ist doch nicht etwa eine Falle? Wo trafen Sie ihn?“

„Eine Falle? O, das ist unmöglich; dazu war der Mensch ja viel, viel zu dumm!“

Er erzählte nun sein scheinbar zufälliges Zusammentreffen und seine Unterredung mit dem Fürsten.

„Also Zelle Nummer Zwölf und Einundzwanzig?“ meinte der Baron. „Kennen Sie die Lage dieser Nummern?“

„Ganz genau.“

„Wie kommen Sie an die Fenster?“

„Auf einer Steigleiter.“

„Mit welcher Waffe?“

„Ich werde doch die Windbüchse nehmen. Sie ist sicherer.“

„Aber ja in Acht nehmen.“

„O, was das betrifft, so braucht man ja gar keine Sorge zu haben. Bei dem heutigen Wetter jagt man keinen Hund heraus. Ich werde nicht erwischt.“

„Wann werden Sie dort sein?“

„Halb zwei Uhr ungefähr.“

„So können wir Sie beim Fürsten nicht mit Bestimmtheit erwarten.“

„O doch. Ich werde doch wohl nicht anderthalb Stunden brauchen, um den beiden Schmieden je eine Kugel zu geben.“

„Hm! Es giebt manchmal unvorhergesehene Hindernisse. Haben Sie sich nicht auch nach diesem Robert Bertram umgesehen?“

„Ich war zweimal dort.“

„Also nicht angetroffen?“

„Nein.“

„Schade!“

„Ich wollte ihn zunächst nur kennen lernen. Da wurde ich wieder bestellt.“

„Und Sie gingen auch wieder hin?“

„Ja. Man führte mich in ein Zimmer und ich fand dort den Fürsten von Befour.“

„Donnerwetter!“

„Und noch Einen, den ich erst für Bertram hielt.“

„War das Zufall?“

„Nein, ganz sicher nicht, sondern die richtige Verabredung.“

„Was sagte man Ihnen?“

Der Agent erzählte Alles und fügte dann hinzu:

„Ich hatte von einigen Schülern in einer Kneipe gehört, daß Bertram ein Dichter sei. Ich kehrte zu ihnen zurück und ließ ihn mir beschreiben. Da merkte ich nun, daß der Andere, welcher beim Fürsten gesessen hatte, nicht Bertram, sondern ein Anderer gewesen war."

„Also hat man Comödie gespielt?"

„Gewiß!"

„Verflucht! Ist denn dieser Fürst allwissend! Er scheint jeden meiner Gedanken eher zu haben als ich. Aber er soll dies nicht mehr lange Zeit thun. Heute ist seine letzte Stunde gekommen. Erst die beiden Schmiede, dann der Fürst und die Baronin. Bertram kommt nach. Gehen wir an das Werk!"

Er ging. Der Agent löschte die Laterne aus und folgte ihm mit derselben.

„Also Ihre letzte Stunde ist gekommen!" lachte Anton leise vor sich hin. „Schade, daß ich auch hierin seinen Gedanken eher gehabt habe! Ich muß sofort nach dem Gefängnisse. Du aber, Anton, gehst auf die Hauptwache und lässest Dir die nöthige Mannschaft geben. Ich bin zur rechten Zeit wieder daheim."

Sie verließen ihr Versteck und begaben sich vorsichtig hinaus auf die Straße, da es ja möglich war, daß der Hauptmann oder der Agent sich noch in der Nähe befanden.

Als der Fürst am Gefängnißthore klingelte, wurde sofort geöffnet, ein Zeichen, daß er erwartet worden sei.

„Ist der Herr Staatsanwalt anwesend?" fragte er den Schließer.

„Bereits seit längerer Zeit."

„Gehen Sie auf die Bezirkswache und holen Sie drei bis vier Mann Polizei, mit Todtschlägern bewaffnet!"

Nach diesem Befehle begab er sich zum Staatsanwalt, welcher bei dem Gefängnißwachtmeister in dessen Zimmer sich befand.

„Ah, Durchlaucht! Endlich! Also ist Ihre Combination doch eine richtige gewesen?"

„Ja. Ich habe soeben nach Schutzmannschaft geschickt."

„Der Tausend! Warum?"

„Die beiden Schmiede sollen ermordet werden."

„Von wem?"

„Vom Lieutenant des Hauptmannes."

„Aber wie?"

„Von einer Leiter aus mit der Windbüchse."

„Das soll dem Kerl vergehen. Kommt er allein?"

„Ja."

„Desto besser. Wir werden ihn sofort empfangen.

„Das würde, wie bereits erwähnt, ein Fehler sein. Er mag schießen, auf alle Beide schießen, scheinbar natürlich. Erst wenn er nach dem zweiten

Schusse von der Leiter steigt, werden wir ihn mit Liebenswürdigkeit empfangen. Ich schlage vor, wir lassen die beiden Schmiede hierher kommen."

„Ah! Wozu?"

„Um ihnen zu zeigen, was sie von dem Hauptmanne zu erwarten haben. Vielleicht bringen wir sie dadurch zu einem offenen Geständnisse."

„Dieser Gedanke ist sehr rationell. Ich stimme ihm bei. Nur erscheint es mir nicht ungefährlich, zu so später Stunde diese beiden Menschen hier zu haben."

„Pah! Wir sind zu Dreien!"

„Sie zwar nur Zwei, aber verzweifelte Menschen."

„Ich fürchte sie nicht."

„Sie haben nach Polizei geschickt. Könnten wir nicht einige dieser Leute hier eintreten lassen?"

„Nein. Ich muß als Brandt mit den Schmieden sprechen; ich kann das Geheimniß nicht so Vielen preisgeben."

Die Polizisten kamen. Der Fürst führte sie in den Gefängnißhof und erklärte ihnen:

„Es wird ein einzelner Mensch auf einer Leiter über die Mauer kommen und erst da an Nummer Zwölf und dann dort an Nummer Einundzwanzig emporsteigen, um die Insassen der beiden Zellen mit dem Windgewehr zu erschießen. Sie lassen ihn gewähren. Ich sorge dafür, daß er kein Unheil anrichtet. Aber sobald er zum zweiten Male von der Leiter steigt, fassen Sie ihn ab und bringen ihn herein. Bis dahin halten sie sich versteckt. Aber nehmen Sie sich vor seiner Waffe in Acht."

Nach diesen Worten kehrte er in das Zimmer zurück und legte seinen Bart und das Uebrige ab. Der Wachtmeister öffnete vor Erstaunen den Mund. Der Fürst sagte ihm lächelnd:

„Sie sehen, daß in der Welt manches anders ist, als es scheint. Was Sie sehen, werden Sie mit tiefstem Schweigen bewahren. Es hat Alles seine Gründe. Jetzt senden Sie die beiden Schließer zu den Schmieden."

Aber der Wachtmeister konnte sich doch nicht beruhigen. Er kratzte sich den Kopf und sagte:

„Jetzt weiß ich wahrhaftig nicht, ob ich träume oder wache. Diesem Gesichte nach sind Sie ja —"

„Nun, was oder wer denn?"

„Donnerwetter! Sie sind aber doch eine Durchlaucht!"

„Sprechen Sie nur getrost!"

„Sie haben eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einem Schulkameraden von mir. Er müßte jetzt genau so aussehen wie Sie!"

„Wie hieß er?"

„Er hieß — ah, Sie haben ja den Namen vorhin genannt! Brandt hieß er, Gustav Brandt."

„Was war er denn?"

„Polizeibeamter oder vielmehr Criminalist. Ein geschiedter und braver Mensch. Leider aber wurde er —"

Er brach schnell ab.

„Nun, was wurde er?"

„Gnädiger Herr, ich beleidige Sie!"

„O nein! Sprechen Sie nur immer weiter."

„Er wurde wegen Mordes zum Tode verurtheilt."

„Ah! Und dem sehe ich ähnlich?"

„Außerordentlich. Aber es ist nicht die Aehnlichkeit mit einem Verbrecher. Brandt war kein Mörder."

„Das sagen Sie, und noch dazu als Gefängnißbeamter?"

„O, ich habe ihn gekannt. Ich war damals Schließer. Ich habe nie an seine Schuld geglaubt. Und nun diese frappante Aehnlichkeit. Sie tragen falsches Haar, falschen Bart und eine falsche Wunde im Gesicht. Ich werde ganz irre. Ich weiß nicht, was ich denken soll!"

Da streckte er dem braven Wachtmeister die Hand entgegen und sagte gerührt:

„Schäme Dich Deiner Gedanken nicht, lieber Christian. Es ist Dein Schulkamerad, der vor Dir steht."

Da ergriff der Wachtmeister Uhlig die dargebotene Rechte mit seinen beiden Händen und rief:

„Gott, ist's wahr? Brandt, Gustav, Du bist's wirklich?"

„Ja, ich bin es. Heute wird meine Unschuld endlich, endlich an den Tag kommen!"

„Da muß ich doch sofort laufen und meinen Vater wecken. Er muß erfahren, was —"

„Halt!" unterbrach ihn der Fürst. „Das müssen wir noch unterlassen. Wir haben Anderes zu thun. Ich bin Deinem Vater großen Dank schuldig. Durch ihn bin ich den Schmieden und dem Mörder auf die Fährte gerathen; aber jetzt können wir ihn nicht gebrauchen. Laß die beiden Schmiede kommen; das ist jetzt das Nöthigste!"

Dieser Weisung wurde sofort Folge geleistet.

Die Beiden, Vater und Sohn, wunderten sich nicht wenig, als sie bemerkten, daß sie mitten in der Nacht von ihrem Lager weg zu Brandt und dem Staatsanwalt geholt worden waren. Der Alte nahm das nicht so ruhig hin. Er sagte:

„Herr Staatsanwalt, was will man von uns? Ich denke, daß man einem armen Gefangenen sein Bischen Nachtruhe nicht noch zu verkümmern braucht."

„Wir haben sehr guten Grund dazu," antwortete der Angeredete. „Sie sind sogar diesem Herrn den größten Dank schuldig, daß er Sie geweckt hat."

„Herrn Brandt? Das möchte ich wissen."

„Es handelt sich um Ihr Leben."

„Um unser Leben? Ist es wahr, Herr Brandt?"

„Ja," nickte dieser. „Sie sollten ermordet werden."

„Wir Beide?"

„Ja."

„Von wem?"

„Im Auftrage des Hauptmanns von einem seiner Leute."

„Wann."

„In wenigen Minuten."

„Das ist nicht wahr!"

„Glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen eine Unwahrheit sage?"

„Ja. Es ist ein juristischer Kniff von Ihnen."

„Zu welchem Zwecke?"

„Sie wollen uns gegen den Hauptmann aufhetzen, damit wir gegen ihn aussagen sollen."

„Das fällt mir nicht ein. Der Hauptmann ist auch ohne Ihr Zeugniß verloren. Nein. Ich belauschte ihn vor ungefähr einer halben Stunde. Einer seiner Leute hat zu erfahren gewußt, in welchen Zellen Sie liegen. Nun soll dieser Mann auf einer Leiter an Ihre Fenster kommen und Sie mit der Windbüchse erschießen."

„Was? Wirklich?"

„Wirklich!"

„Ah, wenn Sie uns das beweisen könnten!"

„Das will ich ja. Deshalb bin ich gekommen. Wir werden jetzt in Ihre Zellen gehen und das Kommen dieses Menschen abwarten. Sie sprechen mit ihm —"

„Und lasse mich erschießen?"

„Nein. Wir machen aus irgend welchem Zeuge einen Kopf fertig und halten diesen hin."

„Wenn er mich nun vorher befühlen will?"

„Das geht ja gar nicht. Ihr Zellenfenster kann nicht geöffnet werden. Es ist doch nur eine kleine Scheibe desselben beweglich."

„Gut! Thun wir es, Herr Brandt! Wehe ihm, wenn es wahr ist, was Sie sagen!"

„Es ist wahr!"

„Ich fürchte den Tod nicht, ja, ich werde Ihnen beweisen, daß ich ihn nicht fürchte. Ich habe lange genug gelebt. Aber ich will mich nicht von Dem morden lassen, für den ich gearbeitet habe und in dessen Dienste ich zum Verbrecher geworden bin."

„Sie sollen den Beweis haben. Herr Wachtmeister, haben Sie nicht einen wollenen oder leinenen Stoff, um einen Kopf zu formen?"

„Gleich, gleich will ich's besorgen!"

Er ging und brachte nach einigen Augenblicken einen von Tüchern gebildeten, kopfgroßen Knäuel, welchem mittelst Tinte Augen, Nase und Mund angezeichnet wurden. Dieser Kopf wurde an einen Stock gebunden, und dann wurden die Gefangenen wieder in ihre Zellen geführt. Den Sohn schloß man

ein, bei dem Vater aber traten der Fürst, der Staatsanwalt und der Wachtmeister mit ein.

Der Schmied befand sich in einer außerordentlichen Erregung. Er bat um die Erlaubniß, sich den Wasser- und Abfallkübel an das Fenster rücken zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Er stieg darauf und blickte nun durch das schmale, niedrige Fenster in die Nacht hinaus, um das Nahen des Mörders zu bemerken.

Der Regen schlug prasselnd an die Scheiben. In der Zelle aber herrschte tiefe Stille.

„Er wird sich hüten! Er kommt nicht!" sagte der Schmied.

„Er kommt sicher!" antwortete der Fürst, „Fallen Sie nur nicht aus der Rolle. Sie bleiben an der Seite des Fensters stehen und antworten; ich halte ihm den Kopf hin. Wenn der Schuß gefallen ist, schweigen Sie. Er muß Sie für todt halten."

„Wehe dem Kerl! Wenn er doch bald käme! Man müßte doch die Leiter bemerken."

„Die bemerken Sie nicht vorher. Es ist keine gewöhnliche, sondern eine Steigerleiter."

„Ach so! Das ist allerdings — Himmeldonner —" und leise setzte er hinzu: „Da ist der Hallunke!"

Vor dem Fenster, welches so bereits im Schatten lag, war es ganz dunkel geworden. Es klopfte.

„Warten Sie noch!" flüsterte der Fürst. „Er muß denken, daß Sie erst vom Strohsacke aufstehen.

Erst nach mehrmaligem Klopfen antwortete der Schmied dadurch, daß er das Klopfen erwiderte.

„Aufmachen!" erklang es von Außen.

Wolf öffnete die kleine Mittelscheibe des Fensters, die einzige, welche beweglich war. Sie hatte nicht fünf Zoll im Quadrat. Der Mann da draußen legte den Mund an die kleine Oeffnung und fragte:

„Wer steckt da drin?"

„Ich," antwortete der Schmied.

„Wie heißen Sie?"

„Wolf."

„Das ist gut. Der Hauptmann schickt mich. Ich habe einen Auftrag auszurichten."

„Wozu?"

„Sie sollen befreit werden. Haben Sie bereits etwas gestanden.

„Nein, gar nichts."

„Das ist sehr gut. Können Sie mich hören?"

„Ja."

„Aber ich Sie nicht. Ich sehe Ihren Kopf gar nicht."

„Es ist ja dunkel in der Zelle."

„Kommen Sie weiter her! Ich habe Ihnen höchst Wichtiges zu sagen."

„Ich bin ja da!“

„Verdammt! Ich sehe Sie nicht. Halten Sie ihr Gesicht her! Ich will mit meinem Stocke einmal fühlen, ob Sie auch wirklich da sind. Man muß vorsichtig sein!“

„Mit dem Stocke! Den Stock mit auf der Leiter!“ brummte Wolf. „Schuft, das ist die Stockflinte!“

Aber laut fügte er hinzu:

„Da bin ich! Fühlen Sie!“

In diesem Augenblicke schob der Fürst den imitirten Kopf bis hart an das Fenster. Die Stockflinte wurde hereingesteckt. Sie berührte den Kopf. Der Agent fühlte es. Er fragte:

„Ist das Ihr Gesicht?“

„Ja.“

„Schön! Bravo! Das ist's, was ich zu sagen habe!“

Ein eigenthümlicher, zischender Laut — ein schneller Luftdruck, den die Anwesenden alle bemerkten — und der Fürst ließ den Kopf schnell sinken. Es wurde ganz still. Aber bereits nach kurzer Zeit rief es halblaut vom Fenster her:

„Wolf!“

Keine Antwort.

„Wolf! Schmied!“

Und als es auch still blieb, fragte er:

„Warum sagen Sie nichts? Ist Etwas mit Ihnen?“

Er lauschte einige Augenblicke lang herein; dann verschwand er vom Fenster.

„Er ist fort, der Hund!“ knirrschte Wolf. „Hat er denn wirklich geschossen?“

„Ja,“ antwortete der Fürst. „Wir werden es sofort sehen. Kommen Sie heraus in den Corridor. Ich habe übrigens die Kugel fallen hören; ich glaube, sie fiel auf den Strohsack.“

Sie traten Alle aus der Zelle heraus, wo die beiden Schließer mit den Lichtern standen. Der Fürst beleuchtete den falschen Kopf und sagte, auf die Stelle zeigend:

„Hier, sehen! Da ist die Kugel hinein und hier hinten wieder heraus; durch und durch!“

„Warte, verdammte Kröte!“ drohte der Schmied. „Dir soll Dein letztes Brod gebacken sein!“

„Jetzt schnell in die andere Zelle, ehe er die Leiter wieder ersteigt!“ meinte der Staatsanwalt.

Einige Secunden später befanden sie sich in der Zelle Wolfs des Jüngeren.

„War er da?“ fragte dieser seinen Vater.

„Ja.“

„Hat er geschossen?“

„Durch und durch.“

„So mag er mir kommen!“

„Nein! Laß mich lieber hinauf! Ich weiß nun bereits, wie es zu machen ist.“

Er schob den Kübel an die Wand, und da klopfte es auch bereits an das Fenster. Er wartete, bis es zum dritten und vierten Male geklopft hatte, dann stieg er hinauf.

„Wer klopft?“ fragte er.

„Wer ist da drin?“

„Ich heiße Wolf.“

„Schön! Ich komme vom Hauptmanne.“

„Ah! Was wollen Sie?“

„Ich will sie retten. Doch sagen Sie zuerst, ob Sie etwas gestanden haben?“

„Nein; kein Wort.“

„Schön! Wo stecken Sie denn?“

„Hier am Fenster.“

„Ich sehe Sie ja gar nicht!“

„Ist das möglich bei dieser Dunkelheit!“

„Ich muß mich überzeugen, ob Sie es wirklich sind. Es könnte sich ein Anderer für Sie ausgeben.“

„Wie wollen Sie sich überzeugen?“

„Ich gebe Ihnen ein Streichholz hinein. Das brennen Sie an und halten es sich vor das Gesicht.“

„Verdammt!“ murmelte der alte Schmied. „Diesmal fängt er es klüger an!“

„Ihr Sohn muß hinauf!“ flüsterte der Fürst.

„Er wird ihn erschießen!“

„O nein. So schnell geht es nicht. Er leuchtet sich an, läßt die Flamme fallen und duckt den Kopf nieder. Er sieht ja auch bei der Flamme den Lauf. Das darf der Mensch denn doch nicht wagen.“

„Nun?“ fragte der Agent. „Sind Sie da?“

„Hier!“ antwortete Wolf junior, welcher hinaufgestiegen war.

„Können Sie an die Lucke langen?“

„Ja,“ meinte der Gefangene, welcher die Glastafel bereits geöffnet hatte, bevor die Andern noch in seine Zelle gekommen waren.

„Hier ist das Streichholz!“

„Gut.“

Wolf strich das Hölzchen an der Mauer an und hielt es sich, als es aufflammte, vor das Gesicht.

„Ja, Sie sind es,“ erklang es draußen. „Aber, können Sie nicht näher kommen?“

„Ganz gut.“

„Halten Sie Ihr Ohr her! Ich traue den Nachbarn nicht. Sie könnten

am Fenster sein und Alles hören. Ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen. Sind Sie da?"

„Ja."

„Warte, ich werde fühlen."

Er fuhr mit der Stockflinte herein und stieß an den Kopf, welchen der Fürst nun hinhielt. Dasselbe Geräusch und derselbe Wind wie vorhin, dann hörten Alle die Kugel auf die Diele fallen. Der Schall war diesmal nicht durch den Strohsack gedämpft worden.

Natürlich hatte der Fürst das Tücherbündel sofort vom Fenster wieder zurückgezogen. Jetzt verging eine kleine Weile, dann fragte Jemand am Fenster:

„Wolf!"

Es antwortete natürlich Niemand.

„Wolf! Reden Sie doch!"

Es blieb still.

„Was ist denn so plötzlich mit Ihnen?"

Und als er auch jetzt keine Antwort erhielt, entfuhr es ihm in triumphirendem Tone:

„Fertig! Das habe ich famos gemacht. Zweitausend Gulden sind verdient!"

Er verschwand vom Fenster.

„Zweitausend Gulden also!" sagte der alte Schmied. „Der Hauptmann hat ihm also zweitau— —"

„Still!" befahl der Fürst. „Horchen wir!"

Sie lauschten auf, und zwar nicht vergebens.

„Kreuzhimmel —!" erklang es erschrocken von unten herauf; dann hörte man nichts mehr.

„Sie haben ihn fest!" sagte der Staatsanwalt.

„Ah, er ist ergriffen worden?" fragte der Alte.

„Natürlich!"

„Herr Staatsanwalt, Herr Brandt, dürfen wir diesen Menschen auch sehen?"

„Ja, im Verhör."

„Nein, jetzt. Zeigen Sie ihn mir jetzt, und ich will Alles gestehen, Alles, was Sie nur hören wollen."

„Wenn Sie versprechen, sich nicht an ihm zu vergreifen."

„Ich thue ihm nichts!"

„So kommen Sie!"

Draußen zeigte es sich, daß die Kugel abermals durch die Tücher hindurch gedrungen war.

„Durch diese elastische Masse!" sagte der Fürst kopfschüttelnd. „Das habe ich keiner Windbüchse zugetraut. Durch die wirklichen Köpfe wäre sie also noch viel, viel leichter gedrungen! Doch kommen Sie!"

Sie begaben sich möglichst schnell hinab in das Zimmer des Wachtmeisters. Kaum hatten Sie Platz genommen — natürlich außer den beiden

Schmieden, welche stehen bleiben mußten — so wurde der Gefangene hereingebracht, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren.

Hatte ihm bereits im Hofe der Schreck das Wort im Munde abgeschnitten, so war er nun hier geradezu starr vor Entsetzen, als er die Beiden erblickte, welche er soeben erschossen zu haben glaubte."

„Guten Morgen, Herr College!" grüßte der Fürst mit ironischer Freundlichkeit. „Sie haben mir wohl bereits eine Stelle verschafft?"

„Nein," antwortete er, ohne zu bemerken, daß dies das Dümmste sei, was er sagen könne.

„Ah, so wollten Sie nur dem Gefängnisse einen Besuch abstatten? Warum haben Sie es sich so schwer gemacht? Warum wollten Sie partout zum Fenster hinein? Ich habe dafür gesorgt, daß Ihnen der bequemere Eingang geöffnet werde, und nun hoffe ich, daß Sie es sich bei uns längere Zeit gefallen lassen."

Er stand noch immer wie versteinert zwischen den Polizisten. Da sagte der alte Schmied:

„Ja, famos hast Du das gemacht, Bursche! Zweitausend Gulden verdient! Ich wollte, ich könnte sie Dir auszahlen, hier mit meinen beiden Fäusten."

„Ich weiß von nichts!" stammelte er.

„Was, Mensch? Du weißt von nichts? Du willst wohl etwa gar nicht geschossen haben?"

„Nein."

„Na, da gucke dort den Tuchwickel an, durch den Deine Kugeln gegangen sind!"

Jetzt begann es in ihm zu dämmern, daß er der Dupirte sei, dennoch behauptete er:

„Ich habe nicht geschossen."

„Wer denn?" fragte der Fürst.

„Der Andere vielleicht."

„Ah, Ihr wart zu Zweien?"

„Ja."

„Wer war der Andere?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Schön! Also der berühmte Unbekannte! Sie scheinen wirklich zu glauben, daß ich sehr dumm bin."

„Ich sage die Wahrheit."

„Pah! Machen Sie sich nicht lächerlich! So dumm und albern, wie Sie mich dem Hauptmanne beschrieben haben, bin ich denn doch nicht, mein bester Herr Bauer!"

„Dem Hauptmanne?" fragte er, Erstaunen heuchelnd.

„Ja."

„Ich weiß nichts von ihm."

„Mit wem sprachen Sie denn zuletzt im verlassenen Dampfkesselraum?"

Er erbleichte, sagte aber kopfschüttelnd:

„Ich weiß nicht, was Sie wollen!“

„Nun, das kann ich Ihnen sagen: Ich wollte Sie gefangen nehmen, und jetzt will ich mir auch den Hauptmann mit der ganzen Bande holen. Sie werden beim Fürsten von Befour zu treffen sein.“

„Hölle, Teuf— —“

Er verschluckte das Wort und schwieg.

„Ich will Ihnen sehr aufrichtig sagen, daß Sie ein ganz alberner Mensch sind. Sie sind von dem Diener Leonhardt angeführt worden, der ein Polizist ist; ich habe Ihnen heute die Zellenliste verrathen, um Sie desto sicherer zu fangen. Der Fürst von Befour hat Sie bereits gewarnt, als Sie Robert Bertram ermorden wollten. Jetzt will man dem Fürsten und der Baronin Ella von Helfenstein das Leben nehmen — Sie müßten das viel, viel gescheidter anfangen.“

„Ich weiß gewiß und wirklich von nichts!“ stammelte er.

„Auch von den Lichtern nicht und von den Spiegeln, mit denen Sie an ihrem Fenster die Signale gaben?“

Und als er nun doch nichts zu antworten wagte, fuhr der Fürst, zu dem Wachtmeister gewendet, fort:

„Lassen Sie diesen traurigen Menschen einschließen und machen Sie noch eine genügende Anzahl von Zellen bereit. Es wird bald ein größerer Transport eintreffen.“

Der Agent wurde abgeführt. Da trat der Alte einen Schritt vor und sagte:

„Herr Staatsanwalt, ich sehe jetzt ein, woran ich bin. Ich werde Alles eingestehen.“

„Daran thun Sie recht, Wolf. Ich werde Sie am Morgen vorführen lassen!“

„Warum jetzt nicht? Ich werde sehr schnell fertig sein, und wer weiß, was bis zum Morgen geschieht.“

„Wir haben noch anderweit zu thun. Sie müssen sich bis zum Vormittag gedulden. Jetzt natürlich kehren Sie in Ihre Zellen zurück.“

So wurden also auch die beiden Schmiede abgeführt. Dann wendete sich der Staatsanwalt an den Fürsten:

„Sie sprachen vorhin von dem Hauptmanne und einem Einbruche bei Ihnen. Ist's an dem?“

„Gewiß!“

„Sie wollen die ganze Bande festnehmen?“

„Das ganze Corps mitsammt dem Anführer.“

„Ah, da muß ich mit! Darf ich?“

„Natürlich! Ich bitte Sie sogar darum! Wir werden auch die Polizisten hier mitnehmen, welche sich einstweilen in den Corridor zurückgezogen haben. Je mehr Hände wir bekommen, desto besser ist es.

Er legte Haar und Bart wieder an. Die Polizisten wunderten sich, den

Unbekannten Fürsten von Befour aus dem Zimmer treten zu sehen, anstatt des Mannes, dem sie den Gefangenen überantwortet hatten. Doch wagten sie es nicht, diese Verwunderung in Worte zu fassen. Sie bekamen erklärt, um was es sich handelte, und folgten dem Fürsten und dem Staatsanwalte nach dem Palais des Ersteren.

Dort fanden sie eine genügende Polizeimacht vor. Es war gegen drei Uhr geworden, und die Mannschaften wurden vertheilt. Als dann ein Jeder auf seinem Posten stand, verlöschte man die Lichter und erwartete das Eindringen der Bande.

Drunten im Garten raschelte es hier und dort im blätterlosen Gesträuche. Mann für Mann kamen sie über den Zaun gestiegen, und als die Glocke die dritte Stunde verkündigte, waren sie Alle, außer dem Agenten, beisammen.

„Bauer fehlt," meldete der Goldarbeiter leise dem Hauptmann.

„Er wird abgehalten sein," war die Antwort. „Wir wollen nun beginnen!"

Und sich dann mit etwas lauterer Stimme zu den Uebrigen wendend, befahl er:

„Also Jeder und Jede, der oder die sich erblicken läßt, bekommt das Messer zwischen die Rippen! Vorwärts!"

Sie schlichen sich an die Veranda und kletterten an derselben empor. Ein Pechpflaster wurde an das Fenster gelegt, ein leises Knittern, welches der Sturm unhörbar machte — die Glastafel war zerbrochen und man öffnete den Fensterflügel.

Jetzt stiegen Alle in das Zimmer, wo sie sich auf das Weitere vorbereiteten. Es wurden kleine Diebeslaternen angebrannt, Nachschlüssel hervorgesucht und die Messer bereit gehalten.

„Jetzt nun los! Die vier hier folgen mir zum Fürsten. Die Anderen steigen direct die beiden Treppen empor!"

Nach diesem Befehle trat der Hauptmann hinaus in den Corridor und blickte sich um.

„Wo steckt der Fürst?" fragte er den Goldarbeiter.

„Dort rechts, durch die vorletzte Thür. Das ist das Vorzimmer. Sie treten durch die Portière ein!"

Er nickte finster und ließ sie Alle an sich vorüber. Er blickte ihnen nach, bis sie unhörbaren Schrittes oben in der nächsten Etage verschwunden waren. Dann winkte er den Vier, ihm zu folgen.

Er öffnete leise die angegebene Thür. Das Zimmer, in welches sie traten, war finster. Die Laterne, welche der Hauptmann in der Hand trug, verbreitete einen trügerischen Schein. Die Männer bemerkten nicht, daß unter der Tischdecke, hinter dem Pianino und dem Ofenschirme Polizisten kauerten, welche sich nun im Rücken der Eingedrungenen aufrichteten, bereit, sie von hinten zu fassen.

„Also, ich nehme ihn auf mich!" flüsterte der Hauptmann. „Ihr seid nur für Eventualitäten da."

Er trat vor und schlug die Portière zurück. Sie war drei-, vier- und fünffach, so daß das dahinter fluthende Licht nicht durchzudringen vermocht hatte.

Der Hauptmann blieb stehen, wie festgebannt. Er hatte erwartet, in ein dunkles Schlafzimmer zu treten, und nun sah er vor sich einen glänzend erleuchteten Raum, in dessen Mitte ein Sarg auf hoher Estrade stand. Und in dem Sarge lag — der ermordete Baron Otto von Helfenstein, mit weit klaffender Halswunde, die starren, todten, aber weit geöffneten Augen fest auf den Eintretenden gerichtet.

Ein unarticulirter Schrei entrang sich der Brust des Hauptmanns. Er wankte. Da ertönte es neben ihm mit lauter Stimme:

„Mörder! Das ist Dein Werk!"

Er fuhr herum.

„Brandt!" brüllte er laut auf.

Er strich mit den Armen durch die Luft, drehte sich einmal um sich selbst und schlug dann zu Boden nieder, so daß das mordbereite Messer seiner Hand entfiel.

Die vier hinter ihm Stehenden wußten nicht, was sie sagen sollten. Eine Leiche und ein Fremder, den sie gar nicht suchten! Aber sie hatten gar keine Zeit, zu einem Entschlusse zu kommen.

„Bitte, meine Herren, drehen Sie sich um!" erklang es hinter ihnen.

Als sie diesem Rufe gehorchten, sahen sie sich sechs Polizisten gegenüber.

„Himmeldonnerwetter! Verrath!" rief der Geistesgegenwärtigste von ihnen. „Stecht zu!"

Aber noch ehe sie daran dachten, die Messer zu ergreifen, sausten die Todtschläger auf ihre Köpfe nieder. In kürzerer Zeit, als einer Minute, waren sie gefesselt.

Auch dem bewußtlosen Hauptmanne band man Hände und Füße zusammen und schaffte ihn in ein anstoßendes Zimmer, wo ein Polizist als Wächter bei ihm blieb.

Jetzt nun stieg der Todte aus dem Sarge.

„Brav gemacht, Robert!" sagte der Fürst. „Puder, Farbe und Perrücke haben das Mögliche geleistet."

„Sehe ich dem verstorbenen Baron wirklich so sehr ähnlich?" fragte der Jüngling, indem er an den Waschtisch trat, um sich das Gesicht von den aufgetragenen Falten zu reinigen.

„Sehr, außerordentlich sogar," antwortete der Fürst. „Du warst so ähnlich, daß selbst dieser hart gesottene Sünder in Ohnmacht fiel. Jetzt aber nun einmal hinauf zu den Uebrigen!"

Die Einbrecher waren bis hinauf zu der Kammer gestiegen, welche der Goldarbeiter als diejenige bezeichnete, in welcher sich die Reichthümer des Fürsten befinden sollten. Er suchte und fand den Schlüssel und öffnete. Voller Begierde drängten sich Alle hinein. Jeder wollte der Erste sein; Keiner hatte die Absicht, sich ausschließen zu lassen.

Der Letzte bemerkte gar nicht, daß die Thür leise hinter ihm zugedrückt wurde.

„Auf mit den Kästen!“ sagte Einer. „Wollen sehen, wie es Millionären zu Muthe ist!“

Es war wirklich so, wie der Diener gesagt hatte: der eine Schlüssel öffnete Alles. Der erste Schrank wurde aufgeschlossen. Man denke sich die Gesichter der Räuber, welche sich mit Begierde näher drängten und nichts, gar nichts erblickten als — Steine.

„Was! Was ist das! Steine!“ rief Einer, vor Enttäuschung fast ganz laut.

„Leise!“ herrschte ihn sein Nachbar an. „Vielleicht sind es kostbare Erze oder so etwas Aehnliches. Oeffnen wir weiter! Es wird schon besser kommen!“

Aber, so viele Fächer und Laden sie öffneten, sie fanden nichts als Steine und wieder Steine.

„Eine Mineraliensammlung!“ erklang es nun. „Tod und Teufel! Fort! Hinaus! Versäumen wir hier oben nicht die kostbare Zeit!“

Sie stießen die Thür auf. In demselben Augenblicke wurde es tageshell und sie erblickten vor sich eine übermächtige Anzahl von Polizisten, welche mit schußbereiten Karabinern ihnen gegenüber standen.

Das Entsetzen, welches sie erfaßte, läßt sich gar nicht beschreiben. Ein Einziger faßte sich schnell.

„Drauf und durch!“ brüllte er auf und stürzte sich mit hoch erhobenem Messer vorwärts.

Da krachte ein Schuß. Mitten durch die Stirn getroffen, stürzte er zu Boden.

„Ergebt Euch ruhig!“ sagte eine Stimme. „Es ist keine Rettung für Euch. Wer sich vorwärts bewegt, der wird einfach niedergeschossen!“

Der Fürst war es, der diese Worte sprach.

„Werft die Messer weg!“ fuhr er fort.

War es die Macht seiner gebieterischen Stimme, war es die Wirkung des ersten Schreckes, oder sahen sie ein, daß es wirklich Wahnsinn sei, Widerstand zu versuchen, kurz und gut, sie ließen die Messer fallen.“

„Tretet einzeln vor! Man wird Euch binden!“

Auch dieser Befehl verfehlte seine Wirkung nicht. Nur ein Einziger fuhr trotzig mit der Frage auf:

„Mord und Tod! Wo ist denn der Hauptmann?“

„Er ist bereits gefangen und gefesselt,“ antwortete der Fürst. „Er war der Führer, und Ihr seid die Verführten. Wenn Ihr Euch ergeben zeigt, wird man die möglichste Milde walten lassen.“

Das wirkte. Erst zögernd und knurrend, dann aber mehr und mehr willig gaben sie die Hände her, um sie sich binden zu lassen. Sodann wurden sie unter hinreichender Bedeckung abgeführt.

Jetzt erst kehrte der Fürst in sein Zimmer zurück. Er hatte die Narbe

nebst Perrücke und Bart wieder angelegt. Er trat hinaus zu dem Gefangenen, welcher die Besinnung wieder erlangt hatte und mit offenen Augen dalag, doch ohne zu sprechen oder sich zu bewegen.

Der Polizist entfernte sich auf einen Wink des Fürsten. Dieser setzte sich dem Baron gegenüber und sagte in ernstem Tone:

„Ich hatte Ihnen drei Tage Frist gegeben. Ich gab Ihnen außerdem den Beweis, daß ich Ihnen überlegen bin. Sie haben trotzdem die Gnadenfrist benutzt zu einem geradezu wahnwitzigen Unternehmen. Ich kann Ihnen nicht helfen; ich muß Ihnen den Rückzug, welchen ich Ihnen offen halten wollte, verschließen. Ich werde Sie dem Untersuchungsrichter übergeben."

„Hund!" knirrschte der Gefangene.

„Ihr Schimpfwort trifft mich nicht. Sie kochen in Ihrem eigenen Gifte. Sie sind verloren."

„Noch nicht!" stieß er höhnisch hervor.

„Ah! Denken Sie etwa an Gnade oder an Flucht? Lassen Sie sich nichts träumen!"

Da schüttelte er die gefesselten Hände gegen den Fürsten und rief:

„Und doch werde ich mich an Dir rächen, Bube!"

„Lächerlich! Sie sind verloren. Ihre ganze Vergangenheit, ja, jeder einzelne Tag derselben steht gegen Sie auf. Alle Ihre sogenannten Freunde, Ihre Verschworenen und Mitschuldigen erheben sich gegen Sie. Und wenn Sie noch nicht wissen, wer ich eigentlich bin, so will ich Ihnen sagen, daß ich früher Gustav Brandt genannt wurde. Ich bin der lebendige Paragraph, der Sie auf das Schafot bringen wird!"

„Noch nicht, noch nicht! Vorher wirst Du baumeln!"

„Das ist Wahnsinn! Wenn Sie vielleicht noch zu entkommen gedenken, so will ich Ihnen sagen, daß Sie mit Hand- und Fußschellen in Ihrer Zelle angeschlossen werden und daß sogar je ein Militairposten mit scharf geladenem Gewehr unter Ihrem Zellenfenster und vor Ihrer Zellenthür potrouilliren wird. Jetzt gute Nacht, Helfenstein! Wenn wir uns widersehen, so ist es vor dem Untersuchungsrichter!"

Er ging, und dann wurde auch dieser Gefangene in das Gefängniß gebracht.

Die bisherigen Bewohner desselben vermochten nicht, sich den Lärm zu erklären, welcher während der ganzen Nacht herrschte. Sie konnten vor all dem Klirren und Kettenrasseln nicht schlafen.

Noch bedeutender aber war am Morgen die Erregung der Residenzler, als es verlautete, daß während der letzten Nacht der Hauptmann sammt seiner ganzen Bande von dem Fürsten von Befour gefangen genommen worden sei.

Wer war nun dieser Hauptmann?

Erst verlautete nur Unbestimmtes; man rieth und rieth, umsonst; später wurden Namen genannt, fünf oder sechs, dann vier oder fünf, später zwei- oder drei,

bis zuletzt nur einer übrig blieb, und zwar war dies der richtige, der Baron Franz von Helfenstein.

Der erste Weg, welchen der Fürst nach einem kurzen Spätschlummer unternahm, führte natürlich in das Gerichtsgebäude. Das ganze Beamtenpersonal befand sich im Fieber, und der Fürst wurde mit einer Hochachtung begrüßt, welche mehr für ein überirdisches als für ein sterbliches Wesen paßte.

Er begab sich zu dem Staatsanwalt, welcher bereits auf ihn gewartet hatte.

„Endlich!" sagte er. „Er hat schon wiederholt bitten lassen, ihn vorzunehmen."

„Wer?"

„Der alte Schmied natürlich. Oder dachten Sie vielleicht, der Hauptmann wolle schon beichten?"

„Das wird er wohl überhaupt nie thun."

„Wollen sehen! Wir werden ihn mit Beweisen ja vollständig erdrücken, zermalmen."

„Warum nahmen Sie den Schmied nicht vor?"

„Weil ich wünschte, daß Sie zugegen sein möchten. Jetzt werde ich ihn aber kommen lassen."

Als der alte Wolf eintrat, zeigte er ein fast heiteres Angesicht. Es war, als sei eine Last von ihm genommen.

„Nun," sagte der Staatsanwalt, „Sie waren bereit, mir aufrichtige Antworten zu geben?"

„Ja, Herr Staatsanwalt. „Aber darf ich mir vorher vielleicht eine Frage erlauben?"

„Fragen Sie!"

„Es gab heute Nacht so viel Lärm. Ist er gefangen?"

„Wen meinen Sie?"

„Den Hauptmann."

„Ja, wir haben ihn sammt gegen dreißig Mann."

„Ich danke Ihnen. Jetzt sitzt auch er im Loche, und so will ich mich zufrieden geben."

„Er wird seine gerechte Strafe finden. Ich möchte Sie noch nicht vor das Protokoll nehmen, sondern mir aus Ihren Geständnissen lieber eine gewisse Uebersicht alles Dessen bilden, was wir zu behandeln haben werden. Es ist ganz gleichgiltig, wer Sie fragt, ob Seine Durchlaucht oder ich. Wem antworten Sie lieber?"

„Das ist mir gleich. Aber da ich am Meisten gegen den gnädigen Herrn gesündigt habe, so bitte ich ihn, die Fragen auszusprechen."

Der Fürst nickte ihm mildfreundlich zu und sagte:

„So will ich mich denn gleich einmal über Sie orientiren, Wolf. Ich habe Sie nie für einen wirklichen Verbrecher gehalten. Sagen Sie mir einmal aufrichtig, wessen Sie sich schuldig erkennen müssen."

„Zunächst im Allgemeinen des Schmuggels."

„Das ist freilich Ihre Hauptsünde."

„Aber ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich es Ihnen zwar reumüthig gestehe, aber keinen Menschen in das Unglück stürzen werde. Unter hundert Grenzbewohnern schmuggeln neunzig. Ich nenne Keinen."

„Ich wenigstens verlange das auch nicht. Weiter!"

„Sodann habe ich damals den Mörder des Hauptmannes von Hellenbach nicht angezeigt."

„Das werden Sie jetzt nachholen."

„Ja, gewiß. Ferner habe ich die kleine Leiche des Sohnes der Botenfrau entwendet, um sie in das Bett des kleinen Robert von Helfenstein zu legen."

„Was geschah mit Robert?"

„Ich schaffte ihn nach der Residenz in's Findelhaus."

„Wie heißt er jetzt?"

„Robert Bertram."

„Wie?" fuhr der Staatsanwalt auf. „So wäre der Dichter der Heimaths- Tropen- und Wüstenbilder der eigentliche Erbe der Baronin Helfenstein."

„Ja, gewiß," antwortete der Fürst. „Aber, Wolf, warum verwechselten und raubten Sie den Knaben?"

„Um ihn zu retten."

„Vor wem oder was?"

„Vor Baron Franz, welcher ihn tödten lassen wollte, weil er ihm im Wege war."

„So hatte er Sie gedungen?"

„Ja."

„Warum gingen Sie darauf ein?"

„Um den Knaben zu retten. Hätte ich nicht ja gesagt, so hätte sich ein Anderer gefunden."

„Sie konnten ihn auf gesetzlicherem Wege retten, indem Sie den Baron Franz zur Anzeige brachten."

„Hätte man mir geglaubt, wenn ich gesagt hätte, daß er mich zum Morde seines Cousins habe dingen wollen?"

„Sind Sie von ihm bezahlt worden?"

„Ja."

„Wie hoch?"

„Das weiß ich nicht genau. Ich habe oft von ihm erhalten."

„Und die Baronin Ella, ist sie mitschuldig?"

Der Alte blickte nachdenklich vor sich nieder, dann hob er unter einem raschen Entschlusse den Kopf und sagte:

„Ich möchte nicht gern ein Frauenzimmer unglücklich machen. Wenn ich einen Mann zusammentrete, so ist das etwas, was mich — na! Aber eine Frau! Hm!"

„Sie werden aber dennoch bei der Wahrheit bleiben müssen."

Der Schmied wollte antworten, wurde aber unterbrochen. Der Wacht-

meister trat ein und meldete, daß eine Dame den Herrn Staatsanwalt dringend sprechen wolle.

„Wer ist sie?“ fragte dieser.

„Die Baronin von Helfenstein.“

Der Beamte warf einen fragenden Blick zu dem Fürsten hinüber. Dieser schien überrascht zu sein, nickte ihm aber aufmunternd zu.

„Sie meinen, daß ich sie eintreten lasse?“ fragte der Beamte.

„Ja.“

„Sogleich?“

„Ja. Ich glaube nicht, daß Sie deshalb Wolf hier abtreten lassen müssen. Sie wird in derselben Angelegenheit kommen.“

Der Anwalt nickte und befahl, die Dame zu rufen.

Sie war heute noch schön, diese einstige Zofe Ella. Als sie sich näherte, so weiß und bleich, mit niedergeschlagenen Augen und zuckenden Lippen, fühlten die beiden Männer ein wirklich aufrichtiges Mitleid mit ihr.

„Sie wünschen mich zu sprechen, gnädige Frau?“ sagte der Staatsanwalt.

„Mich allein?“

„O, die Anwesenden können bleiben,“ antwortete sie gleichgiltig und nur halblaut.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Nein, an dieser Stelle habe ich zu stehen.“

„Ich habe Ihren Wunsch zu berücksichtigen. Bitte, sprechen Sie!“

„Mein Mann befindet sich in Gefangenschaft?“

„Leider ja.“

„Und seine Mitschuldigen?“

„Die größte Zahl derselben.“

„Ich bin auch seine Mitschuldige. Ich bin sogar noch schuldiger als die Anderen. Ich bitte also, auch mir eine Gefängnißzelle anzuweisen.“

„Ich halte dies nicht für dringend geboten.“

„Warum nicht?“

„Seine Durchlaucht hat die Güte gehabt, für Sie Garantie zu leisten, gnädige Frau.“

„Wenn ich nun diese Garantie nicht anerkenne?“

„Das ändert nichts. Ich bin Vertreter des Gesetzes und erkenne sie an.“

„Nun, so sage ich Ihnen, daß ich entfliehen werde, wenn Sie mich nicht festnehmen.“

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun!“

„Ich bleibe bei meinem Vorsatze. Ich entfliehe.“

„Dann muß ich mich allerdings Ihrer Person versichern.“

„Das wünsche ich.“

„Ich achte Ihre Beweggründe, doch erschweren Sie sich Ihre Lage wirklich gegen meinen Wunsch.“

Er klingelte. Als der Wachtmeister eintrat, befahl er ihm:

„Die Frau Baronin bleibt in Haft hier. Geben Sie ihr keine Zelle,



„Sie wünschen mich zu sprechen, gnädige Frau?"

Verl. S. (75.)

sondern eins Ihrer abgelegenen Privatzimmer. Doch haften Sie mir dafür, daß sie nicht entflieht."

„Soll ich sie gleich mitnehmen?"

„Ja."

Da fragte die Baronin:

„Werden Sie mich heute noch verhören, Herr Staatsanwalt?"

„Gewiß."

„Meinem Manne gegenüber?"

„Nein. Das werden wir später thun. Erst habe ich die Einzelverhöre zu erledigen. Adieu jetzt, gnädige Frau!"

Sie entfernte sich mit dem Wachtmeister. Auch der alte Schmied wurde entlassen, er hatte einstweilen genug mitgetheilt. Der Fürst durchschaute ihn. Er, nämlich der Schmied, hatte, als er in der Nacht sich in der Zelle seines Sohnes mit befand, diesem zugeflüstert:

„Du bist unschuldig! Ich nehme Alles auf mich. Sorge nur für die Mutter!"

Er hatte geglaubt, daß es nicht gehört worden sei; der Fürst aber hatte die Worte deutlich vernommen und hielt es nicht für seine directe Aufgabe, das Vorhaben des reumüthigen Alten zu durchkreuzen.

„Jetzt nehme ich den Baron vor," sagte der Staatsanwalt. „Wollen Sie hospitiren, Durchlaucht?"

„Nein," antwortete dieser. „Er würde meine Anwesenheit als Vorwand nehmen, Ihnen die Beantwortung Ihrer Fragen zu verweigern. Aber zwei Bitten habe ich."

„Ich erfülle Sie gern."

„Lassen Sie den Schumacher August Seidelmann, welcher noch in Rollenburg inhaftirt ist, nach hier translociren, und bemächtigen Sie sich auch der Person des Apothekers Horn. Ueber den Riesen Bormann wird man sich ärztlichen Bericht erbitten müssen. Ich bin im Stande, ihn sofort zu heilen. Horn hat die betreffende Arznei."

Er ging, und nach kurzer Zeit wurde der Baron herein gebracht. Er war gefesselt, grüßte nicht, nahm aber sofort auf einem Stuhle Platz.

„Ich habe Ihnen nicht erlaubt, sich zu setzen, stehen Sie auf!" gebot ihm der Anwalt.

Er antwortete nicht. Der Beamte klingelte, und als der Wachtmeister eintrat, befahl er:

„Nehmen Sie dem Angeklagten den Stuhl weg!"

Der einstige brave Schließer Christian gehorchte und zog dem Baron den Stuhl fort, so mußte er stehen.

„Herr Staatsanwalt, was erlauben Sie sich!" sagte er zornig. „Noch bin ich nicht verurtheilt!"

„Aber Sie stehen unter Anklage!"

„Ich muß sitzen. Ich bin krank!"

„Ich werde Sie vom Gerichtsarzte untersuchen lassen. Hält er den Stuhl für Sie unvermeidlich, so werden Sie ihn haben, eher aber nicht."

„Ich bin ferner gefesselt!"

„Aus triftigen Gründen."

„Ich weiß aber, daß kein Untersuchungsgefangener gezwungen werden kann, seine Aussagen unter Fesseln abzugeben!"

„Es herrscht allerdings die humane Gepflogenheit, dem Gefangenen während des Verhöres die Fesseln abzunehmen; aber der Beamte ist trotzdem ermächtigt, dieselben beizulassen, wenn er triftige Gründe dafür hat."

„Haben Sie diese vielleicht?"

„Gewiß!"

„Welche?"

„Ich bin Ihnen keineswegs Auskunft schuldig, sage Ihnen aber, daß Sie des Fluchtversuches verdächtig sind."

„Ah! Was hat mich verdächtig gemacht?"

„Die Drohungen, welche Sie heute Nacht gegen den Herrn, welcher Sie gefangen nahm, aussprachen."

„Ach so. Das waren freilich keine leeren Drohungen; ich werde sie vielmehr wahr machen."

„So behalten Sie die Hand- und Fußschellen."

„Dann werde ich Ihnen keine einzige Antwort geben!"

„Um so schlimmer für Sie! Machen wir aber wenigstens den Versuch. Ich werde Ihnen —"

„Ah, pah! Geben Sie sich keine Mühe! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keine Sylbe antworte!"

„Ich werde dies zu Protokoll nehmen!"

„Meinetwegen!"

„Und Sie haben es zu unterschreiben!"

„Fällt mir nicht ein."

„Sie verweigern mir also Antwort und Unterschrift?"

„Ja."

„Sie handeln zu Ihrem eigenen Schaden, und Sie irren sich in mir, wenn Sie glauben, mir in dieser Weise imponiren zu können. Herr Wachtmeister, hat der Gefangene Brod in seiner Zelle?"

„Ja."

„Nehmen Sie es wieder heraus. Franz von Helfenstein bekommt zwar Wasser, zu Essen aber bis auf Weiteres keinen Bissen. Notorische Mörder und Räuberhauptleute dürfen ihre Ansprüche nicht übertreiben. Führen Sie ihn ab. Er hat seinen Anzug abzulegen und ein Anstaltsgewand aus Drell zu tragen. Ich werde in einer Stunde nachsehen, ob diesem Befehle nachgekommen worden ist!" — —"

Der Akrobat Bormann lag noch am späten Vormittage schlafend in seinem Bette, als er von seinem Wirthe Wunderlich geweckt wurde.

V. S.

„Stehe auf!“ sagte dieser. „Es sind außerordentliche Dinge geschehen, Dinge, die Du gar nicht glauben wirst.“

„Was denn?“ fragte der Langschläfer gähnend.

„Der Hauptmann ist arretirt worden.“

Sofort saß Bormann aufrecht in seinem Bette.

„Wann?“ fragte er.

„Drei Uhr Morgens.“

„Wo?“

„Beim Fürsten von Befour.“

„Alle Donnerwetter! So weiß man nun wohl auch, wer der Hauptmann ist?“

„Man munkelt von dem Baron von Helfenstein.“

„Da schlage doch das Wetter drein! Wie hat man ihn denn erwischen können?“

„Er ist mit seiner ganzen Bande dort eingebrochen.“

„Heiliges Pech! Sind außer ihm noch mehr gefangen?“

„Alle, Alle! Und man vermuthet, daß noch mancher Andere arretirt werden wird, von dem man es gar nicht ahnt und denkt.“

„Etwa Du?“

„Oder Du!“

„Pah! Aber nun weiß ich, was ich wissen will. Höre, mein bester Wunderlich, Du hast mich gestern Abend mit so unendlicher Freude willkommen geheißen, daß es mir wirklich noch unendlicher Leid thut, Deine Gastfreundschaft nur bis heute Abend genießen zu dürfen. Ich mache mich unsichtbar!“

„Zieh ab mit hellem Klang der Lieder, und komme mir ja niemals wieder!“

„Kerl, Du berstest ja vor Zärtlichkeit!“

„Sie kommt aus einem aufrichtigen Herzen.“

„Das glaube ich Dir. Hoffentlich aber siehst Du ein, daß es mir schwer wird, mich von Dir zu trennen.“

„Ich lasse Dich auch nicht gern fort; da aber das Schicksal einmal beschlossen zu haben scheint, daß wir scheiden, so wollen wir uns drein fügen und nicht etwa eine Thränenfluth vergießen, welche uns nur um unsere gute Stimmung bringen würde. Ich bin kein Freund unnützer Aufregungen.“

„Ich auch nicht. Also, soll es geschieden sein, so sei es bald und mit dem Muthe starker Männer. Komm her und gieb mir den Abschiedskuß, alter Freund!“

Er reichte ihm den Mund hin; der Andere aber sagte:

„Danke sehr! Wen ich küssen soll, der muß ein appetitlicheres Maul haben als Du!“

„Ganz wie Du willst. Also heute Abend gehe ich; eher wirst Du mich freilich nicht los. Du weißt, daß es einige Leute hier giebt, vor denen ich mich nicht sehen lassen kann.“

„Ah, Deine guten Freunde von der Polizei!“

„Sie sind ja auch die Deinigen. Nur bist Du ihnen noch nicht in das Netz gegangen; aber ich denke mir, daß dies seiner Zeit auch noch geschehen wird."

„Soll mir nicht einfallen. „Mich ergreift man nicht!"

„O, der Vogel, welcher so pfeift, geht am Leichtesten und am Ersten auf den Leim."

„Lassen wir das! Wie viel Uhr gehst Du?"

„Punkt Mitternacht."

„Ich werde Dir öffnen. Hast Du vielleicht ein Geschäft?"

„Möglich; Dich aber geht es nichts an!"

Von jetzt an blieb Bormann den ganzen Tag und Abend allein. Er erhielt sein Essen und Trinken auf sein Zimmer, sonst aber bekümmerte sich Niemand um ihn.

Es begann am Nachmittage wieder zu regnen; als es Abend wurde, goß es in Strömen, und gar gegen Mitternacht heulte ein rasender Sturm und peitschte den Regen mit solcher Gewalt gegen die Straßen, daß es kaum möglich war, sich auf den Beinen zu erhalten. Das war ganz das Wetter, wie Bormann es brauchte. Es befand sich ganz sicher kein Mensch auf der Straße, als nur Diejenigen, welche durch irgend einem Umstand gezwungen waren, sich in diesen Aufruhr der Elemente zu wagen.

Punkt zwölf Uhr kam Wunderlich zu dem Akrobaten.

„Nun, bist Du bereit?" fragte er.

„Ja," antwortete der Gefragte.

„Dein Gang muß sehr nothwendig sein!"

„Warum?"

„Dieses fürchterliche Wetter — —"

„Ist das allerbeste für mich."

„Danke bestens. Also komme!"

„Warte! Hast Du nicht einen Hammer?"

„Wozu?"

„Das geht Dich nichts an!"

„Oho! Wenn man Dich erwischt und findet den Hammer!"

„Was ist's dann weiter?"

„Man könnte auf mich gerathen."

„Steht Dein Name auf dem Hammer?"

„Nein."

„So bist Du ja in gar keiner Gefahr. Uebrigens hattest Du früher nicht nur einen, sondern mehrere Hämmer. Wähle den aus, den Du entbehren kannst."

„Gut! Aber von mir hast Du ihn nicht, geschehe, was da wolle!"

„Dummkopf! Sei nicht so ängstlich!"

Wunderlich führte ihn in den Flur hinab, holte einen Hammer, öffnete die Hausthür und sagte dann:

„Hier ist er! Jetzt sind wir fertig."

„Ja. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals wiedersehen werden, so leid Dir das auch thun wird."

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich nicht weinen werde."

„Schön! Ist heute noch etwas passirt?"

„Nein."

„Hast Du auch in Beziehung auf den Baron von Helfenstein nichts Neues gehört?"

„Gar nichts, als daß man in seiner Wohnung sehr streng ausgesucht hat."

„Ist etwas gefunden worden?"

„Vieles."

„Was zum Beispiel?"

„Weiß ich es? Glaubst Du, daß die Herren vom Gericht es ausplaudern werden?"

„Na, auch der vorsichtigste Mensch verplappert sich einmal."

„Du scheinst Dich für den Baron sehr zu interessiren."

„Möglich."

„Gilt ihm Dein heutiger Gang?"

„Was geht es Dich an?"

„Nichts, gar nichts."

„Also frage nicht!"

„So packe Dich fort!"

„Oho! Klingt das wie der Abschied eines Freundes?"

„Wenigstens wie derjenige eines Mannes, der sich nicht gern in Gefahr begeben will."

„Na, so gehab Dich wohl. Nimm Dich in Acht vor dem Zuchthause. Falschmünzer steckt man gern ein."

„Und hüte Du Dich vor dem Galgen. Du scheinst sehr nahe bei ihm zu stehen."

„Dummkopf! Also adieu!"

„Adieu! Auf Nimmerwiedersehen!"

Bormann trat hinaus in das Regenwetter. Der Orkan faßte seine riesige Gestalt mit solcher Gewalt, daß er Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. Er mußte sich förmlich ihm entgegen lehnen.

Es begegnete ihm kein lebendes Wesen. Sogar die Nachtwächter hatten sich unter die Thorwege zurückgezogen, um wenigstens einigermaßen geschützt zu sein. Es war ein richtiges, echtes Spitzbubenwetter, ganz zu einer bösen That geeignet. Hätte auch das Licht der Laterne ausgereicht, das Terrain um wenige Schritte weit zu erhellen, so schlug doch der Sturm Einem völlig die Augen zu.

Bormann arbeitete sich bis an das Gefängnißgebäude. Er umschlich es, um zu sehen, ob er allein sei. Er bemerkte kein einziges menschliches Wesen.

Er war bereits einige Male in diesen Räumen gefangen gewesen, also kannte er sie. Er machte nicht von dem Haupteingange Gebrauch, sondern er

suchte eine Hinterpforte, welche aus dem Gefängnißhofe in das Freie führte. Er zog den gestern von dem Hauptmanne erhaltenen Hauptschlüssel heraus und probirte. Der Schlüssel paßte und öffnete die Pforte.

Er schloß sie hinter sich wieder zu und schlich sich leise an der Mauer entlang nach dem zweiten Eingange des eigentlichen Gebäudes. Auch hier öffnete er mittelst des Schlüssels und schloß dann wieder hinter sich ab.

Er befand sich in einem nur spärlich erleuchteten Flur, von welchem links eine Thür nach den Verhör-Zimmern und Sälen, rechts aber eine zweite in das eigentliche Gefängniß führte. Er schloß diese letztere auf und trat auf einen Vorplatz, von welchem aus eine Treppe nach oben führte. Hier zog er seine Stiefel aus und steckte sie hinter die Treppe. Diese Letztere war ihm sehr wohl bekannt. Er war über sie hinweg aus dem Gefängnisse in das Verhör geführt worden.

Auf den Strümpfen stieg er lautlos empor. Der Sturm tobte übrigens draußen mit solcher Wuth, daß man auch hier im Innern ein ziemlich lautes Geräusch gar nicht zu unterscheiden vermochte.

Jetzt kam er oberhalb der Treppe an eine Thür, welche er nur mit der äußersten Vorsicht öffnete. Er schien sich in der Nähe einer Gefahr zu befinden. Er trat ein, verschloß aber dieses Mal die Thür nicht, sondern klinkte sie nur ein. Ein langer, hell erleuchteter Zellengang dehnte sich vor ihm hin. Gleich über der ersten Thür war zu lesen: „Aufsichtszelle". Die anderen Thüren waren mit fortlaufenden Nummern bezeichnet.

Er trat an die erstere und lauschte angestrengt. Während einer kurzen, windstillen Pause glaubte er Schnarchlaute zu vernehmen. Er machte leise, ganz leise auf und blickte durch die Spalte in den kleinen Raum.

Auf dem Lager hingestreckt, war der Gefängnißwärter in Schlaf gefallen. In der Hand hielt er ein Schlüsselbund. An der Wand hingen Ketten und eiserne Fesseln, daneben die Schlüssel dazu. Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch — die Zellenliste.

Der Akrobat zog die Thür hinter sich zu und trat leise an das Lager. Ohne mit der Wimper zu zucken, zog er den Hammer hervor, holte aus und führte einen fürchterlichen Hieb gegen die Stirn des Schläfers.

Der Getroffene gab keinen Laut von sich; er streckte sich und war todt.

„Bis hierher ging's gut," murmelte Bormann. „Hoffentlich kommt nichts drein."

Er nahm das Schlüsselbund und die Fesselschlüssel und trat an den Tisch.

„Nummer acht, erste Etage: Baron Franz von Helfenstein, rechter Flügel," las er.

„So weiß ich es also! Vorwärts!"

Er verließ die Aufsichtszelle, schloß sie hinter sich zu, zog den Schlüssel ab und steckte ihn ein. Den Hammer hatte er auch zu sich genommen. An einem Kleiderständer hing der Capot und die Mütze des Schließers. Bormann

setzte die Letztere auf und zog den Ersteren an. Dieser war ihm zwar zu eng und zu kurz, reichte aber hin, für einige Augenblicke zu täuschen.

Jetzt trat der Mörder an den Hauptgashahn und drehte ihn so weit ein, daß es auf dem Gange nur noch ein düsteres Licht gab. Dann ging er denselben hinab bis dahin, wo eine Thür nach dem rechten Flügel führte.

Dort horchte er. Als der Sturm einmal Athem holte, hörte der Lauscher laute, abgemessene Schritte.

„Donnerwetter! Ein Militärposten," fluchte er. „Dachte es mir. Na, ich fürchte mich nicht!"

Er öffnete jetzt mit dem Hauptschlüssel die Thür laut. Der Posten hörte es, drehte sich um und fragte:

„Wer da?"

„Der Schließer. Bitte, kommen Sie einmal her!"

Der Soldat erblickte die blanken Knöpfe auf dem Capot und die farbige Mütze. Er hatte keinen Verdacht.

„Was giebt es?" fragte er, näher kommend.

Bormann war nicht eingetreten. Er stand neben dem Eingange, nur spärlich von den trüben Gasflammen des ersten Zellenganges beleuchtet.

„Haben Sie nichts gehört?" fragte er.

„Was soll ich denn gehört haben?"

Während dieser Worte war der Posten ganz nahe herangekommen, so daß Bormann ihn mit der Hand berühren konnte.

„Ein Sägen und Feilen."

„Wo denn?"

„Dort hinten."

Bormann zeigte in den Flügelgang hinein. Ganz unwillkürlich drehte sich der Soldat um, um mit dem Auge der angedeuteten Richtung zu folgen. In diesem Augenblicke schnürte ihm der riesenstarke Mann mit der Linken die Kehle zusammen und schlug ihn mit dem Hammer ein Loch in den Hinterkopf. Dann legte er ihn hinter die Thür und huschte eilig nach der Nummer Acht.

Im Nu war die Thür geöffnet.

„Herr Baron!"

„Donnerwetter! Bormann!"

„Ja. Sind Sie gefesselt?"

„Natürlich."

„Ich habe die Schlüssel."

Das Gaslicht drang in die offene Zelle. Bormann trat ein. Nachdem er zwei der Fesselschlüssel vergebens probirt hatte, paßte der dritte.

„Wo ist der Posten?" fragte der Baron.

„Erschlagen."

„Alle Teufel! Und der Schließer?"

„Auch todt."

„Sie sind ein verwegener Kerl!"

„Sonst könnte ich Sie nicht herausholen. Da, jetzt sind Sie los. Schnell, kommen Sie!“

Sie verließen die Zelle, welche Bormann wieder verschloß. Als sie an den Soldaten vorüberkamen, bewegte er sich. Er war also nicht todt.

„Soll ich ihm noch Eins geben?“ flüsterte Bormann.

„Nein, wenn es nicht durchaus nothwendig ist.“

„Ich glaube nicht. Also weiter!“

Vorn am Eingange sagte der Akrobat:

„Man hat Ihnen Ihre Kleider genommen. Ziehen Sie den Capot hier an, und hier ist die Mütze. In dem Anzuge von Sackleinwand würde jeder Begegnende in Ihnen einen entsprungenen Gefangenen erkennen.“

Der Baron folgte dieser Aufforderung. Dann verließen sie das Gefängniß auf demselben Wege, auf welchem Bormann, der unten seine Stiefel wieder anzog, in dasselbe gekommen war. Draußen auf der Straße angekommen, fragte er:

„Jetzt wohin?“

„Nach meiner Wohnung.“

„Sapperment! Das geht nicht.“

„Warum nicht?“

„Man hat dort ausgesucht. Man wird sie bewachen.“

„Keine Sorge! Mich fängt man nicht wieder! Ich habe einen Diener, auf den ich mich verlassen kann. Ich muß mit ihm reden.“

„Ist er eingeweiht?“

„So ziemlich. Wenigstens weiß er Bescheid, falls ich einmal arretirt werden sollte. Er wird auf seinem Posten sein. Er hat Einiges, was ich nothwendig brauche, in seiner Verwahrung.“

„Man wird es bei der Haussuchung gefunden haben.“

„Auf keinen Fall.“

„So wollen wir es wagen.“

Sie kämpften sich gegen den Sturm bis in die Nähe des Palastes. Dort führte der Baron den Akrobaten an den Brunnen und sagte:

„Bleiben Sie hier, bis ich wiederkomme!“

„Aber Vorsicht, Vorsicht, um Gotteswillen!“

„Keine Sorge! Sehen Sie das erleuchtete Fenster in der ersten Etage?“

„Ja.“

„Dort wartet der Diener. Ich werfe ein Steinchen hinan, und darauf kommt er an eines der dunklen Paterrefenster. Womit haben Sie den Schließer erschlagen?“

„Mit einem Hammer.“

„Haben Sie diesen noch?“

„Ich werde ihn doch nicht dort lassen!“

„Geben Sie ihn mir, so habe ich auf alle Fälle eine Waffe.“

„Hier ist er. Aber machen Sie nicht lange, denn auch mich darf Niemand sehen.“

Der Baron entfernte sich.

Bormann paßte auf. Nach einigen Augenblicken wurde an dem erleuchteten Fenster der Vorhang aufgezogen und wieder herabgelassen. Das war jedenfalls das Zeichen, daß der Diener das Signal seines Herrn erwartet und auch vernommen hatte.

Von jetzt an vergingen fast drei Viertelstunden, welche dem Wartenden wie Jahre vorkamen. Endlich hörte er nahe Schritte. Ein in einen Regenmantel gehüllter Mann trat auf ihn zu.

„Bormann?"

„Wer ist's?"

„Ich bin's. Ah, Sie kennen mich nicht! Gut so! Hier regnet es zu sehr. Schnell hinüber unter das Kirchenportal, damit wir uns dort verständigen."

Das Portal war so tief, daß der Regen sie nicht erreichen konnte. Als sie dort angekommen waren, sagte der Akrobat:

„Ich habe fast Angst ausgestanden. Sie blieben so lange fort, fast eine ganze Stunde."

„Es ging nicht schneller."

„Was haben Sie da unter dem Mantel?"

„Einen Reisekoffer mit Pässen und Geld."

„Wozu den Koffer? Sie wollen doch nicht etwa auf die Eisenbahn?"

„O, doch."

„Das wäre eine riesenhafte Unvorsichtigkeit!"

„Pah! Der beste Freund würde mich nicht erkennen. Uebrigens will ich gar nicht abreisen."

„Weshalb also nach der Bahn?"

„Um per Droschke vom Bahnhofe zu kommen. Ich will in Hotel Union absteigen."

„Donnerwetter! Sind Sie des Teufels!"

„Ganz und gar nicht."

„Was wollen Sie in dem Hotel?"

„Uns für einige Millionen Gulden Diamanten holen."

„Uns? Ich also auch mit?"

„Ja."

„Danke sehr!"

„Warum? Wollen Sie nicht reich werden?"

„Unter diesen Umständen nicht. Ich bin hier bekannt. Ich darf mich am Allerwenigsten in einem Hotel sehen lassen."

„Das sollen Sie auch nicht."

„Was denn?"

„Hören Sie mich an! Ich komme vom Bahnhofe, steige als Fremder dort am Hotel ab und lasse mir ein Zimmer des ersten Stockes geben. Sie beobachten das. Sobald ich allein bin, kommen Sie zu mir."

„Auf welche Weise?"

„Hier im Koffer befindet sich ein Seil. Ich lasse es zum Fenster herab und Sie turnen sich daran empor."

„Gut. Das geht. Was dann weiter?"

„Sind Sie in meinem Zimmer, so haben wir sehr leichtes Spiel. Ich habe den Schlüssel zu den Zimmern der Tänzerin."

„Welcher Tänzerin?"

„Ach so! Sie wissen das noch nicht. Im Hotel Union wohnt eine amerikanische Tänzerin, welche Baargeld und Brillanten im Werthe von mehreren Millionen bei sich hat. Verstanden?"

„Alle Wetter! Also auf diese ist es abgesehen?"

„Ja."

„Ist's nicht zu gefährlich?"

„Gar nicht. Wir warten, bis die Corridorlichter ausgelöscht sind und dann schleichen wir uns ein."

„Wenn sie Lärm macht!"

„So geben wir ihr Eins vor den Kopf. Das erinnert mich an Ihren Hammer. Ich habe ihn nicht gebraucht und also wieder mitgebracht. Hier ist er. Jetzt frage ich Sie, ob Sie mitmachen wollen?"

„Wissen Sie genau, daß diese Reichthümer wirklich da und auch zu haben sind?"

„Ganz gewiß."

„Na, so wäre ich ein Esel, wenn ich darauf verzichtete! Vogelfrei bin ich einmal. Jetzt heißt es, Geld her, und zwar genug, um verschwinden und dann irgendwo ohne Sorge leben zu können. Das bieten Sie mir, und so wäre ich der größte Esel, wenn ich nicht zugriff. Aber was thun wir dann, wenn wir mit der Tänzerin fertig sind: Hoffentlich bleiben wir nicht in der Stadt!"

„Kann mir nicht einfallen. Ich weiß einen Ort, an welchem wir zunächst ungestört die Diamanten theilen können "

„Theilen?" fiel der Akrobat schnell ein.

„Ja."

„Also ein Jeder die Hälfte?"

„Natürlich!"

„Darauf wollten Sie wirklich eingehen?"

„Das versteht sich ganz von selbst. Gleiche Gefahr und gleicher Lohn: das ist nicht mehr als nur gerecht."

„Aber ich sage Ihnen, das mich das wundert."

„Pah! Ich behalte genug. Also, haben wir getheilt, so geht Jeder seinen eigenen Weg."

„Gut! Es ist nur gefährlich, wenn wir beisammen bleiben. Und übrigens bin ich kein Cumpan für Sie, den Herrn Baron von Helfenstein."

„Pah! Es hat sich ausgebaront. Mir bleibt nichts Anderes übrig, als auch Ihnen: Ich muß verschwinden und mir irgend einen Winkel suchen, an welchem ich unerkannt und unbelästigt zu leben vermag. Donnerwetter!"

„Was giebt's?"

„Da kommen Zwei!“

„Sie werden uns nicht sehen.“

„Hoffen wir es. Also Sie warten am Hotel?“

„Ja.“

Es kamen zwei Gestalten gegen den Wind an der Kirche vorüber. Der Sturm heulte auf und warf ihnen eine ganze Regensee entgegen.

„Sapperment!“ sagte der Eine. „Wollen wir nicht einen Augenblick hier untertreten?“

„Ja. Wir haben ja Zeit.“

Sie waren während dieser kurzen Worte stehen geblieben; jetzt schritten sie auf das Portal zu.

„Sie kommen!“ sagte der Akrobat.

„Ja. Schnell fort, Bormann!“ antwortete der Baron.

Sie flohen nicht, sondern sie traten aus dem Portale heraus wie Zwei, die ebenso wie die Anderen das Recht gehabt hatten, hier Schutz zu suchen. Diese Letzteren blieben stehen. Der Wind war ihnen entgegengekommen und hatte ihnen die letzten Worte des Barons, der laut sprechen mußte, um im Sturmesgeheul verstanden zu werden, an's Ohr getragen.

„Haben Sie es gehört?“ fragte der Eine.

„Ja.“

„Sagte der Eine nicht: Fort, Bormann?“

„Ja.“

„Kennen Sie diesen Namen?“

„Riese Bormann, habe oft von ihm gehört.“

„Und war nicht der Andere eine Riesengestalt?“

„Allerdings.“

„Schnell, ihnen nach!“

„Warum?“

„Davon später. Sie sind da die Straße hinab. Wir müssen ihnen so nahe kommen, daß wir ihnen unbemerkt folgen können, ohne sie aus dem Auge zu lassen.“

Der Sprecher war der Doctor der Philosophie Max Holm. Er war heute Abend einmal im Tivoli gewesen, um seine alten Collegen musiciren zu hören. Jetzt ging er nach dem Concerte mit dem lustigen Paukenschläger nach Hause.

Sie eilten die angegebene Straße hinab. Der Riese hatte sich bereits von dem Baron getrennt und war in eine Nebengasse eingebogen. Sie sahen also nur den Baron vor sich, welcher nur langsam gehen konnte, weil der Sturm ihm grad entgegenblies. Er konnte im Toben desselben die Schritte der beiden ihm folgenden Männer nicht hören; auch drehte er sich nicht um, und so bemerkte er gar nicht, daß er verfolgt wurde.

„Es ist nur Einer!“ sagte Hauck.

„Ja. Wo mag der Andere sein?“

„Vielleicht ist dieser da der Falsche.“

„Das glaube ich nicht.“

„Warum nicht? Die Zwei haben ihn überlaufen. Sie sind also vor ihm.“

„Nein. Sehen Sie den aufgebauschten Regenmantel?“

„Ja, natürlich.“

„Er trägt irgend etwas darunter. Ich habe das gleich vorhin gesehen, als er aus dem Portale trat.“

„Also ist es der Eine, der Kleine. Wo aber ist der Riese?“

„Jedenfalls durch eine Nebengasse fort.“

„Aber grad auf diesen hatten Sie es doch abgesehen!“

„Allerdings. Es ist aber unmöglich, ihn zu finden, und so halte ich es für gerathen, diesen da nicht aus den Augen zu lassen. Wer mit Bormann geht, ist verdächtig. Wir müssen erfahren, wohin er geht. Vielleicht giebt es hier etwas zu entdecken, was dunkel bleiben soll.“

Sie schritten weiter und immer weiter, durch mehrere Straßen dahin. Hauck schüttelte sich und sagte:

„Ich bin naß bis auf die Haut. Wollen wir nicht lieber umkehren, Herr Doctor?“

„Nein. Ich will Sie nicht hindern; ich aber bleibe diesem Menschen auf den Fersen.“

„Aber wir jagen wohl einem Phantom nach. Ich glaube doch, daß der Riese noch gefangen ist.“

„Er kann entsprungen sein.“

„Oho!“

„Es passiren jetzt wunderbare Dinge. Uebrigens hat der Riese einen Bruder, welcher auch polizeilich gesucht wird. Wie leicht kann dieser es gewesen sein.“

„Sie rechnen mit großen Zufälligkeiten.“

„Nun, wenn ich mich täusche, so bin ich auch nicht nasser als vorher, nämlich bis auf die Haut.“

„Schön! Aber sehen Sie, da biegt der Kerl nach der Bahnhofstraße ein. Er will verreisen.“

„So werden wir ihn uns auf dem Bahnhofe ansehen.“

„Er hat die Caputze in's Gesicht geschlagen.“

„Im Wartezimmer wird er sie herunter thun.“

„Na, Herr Doctor, Sie sind ja ganz Feuer und Flamme. Sie sind begeistert wie ein Jagdhund, der hinter dem armen Hasen her ist.“

„Sie wissen aber gar nicht, wie gut es sein kann, diesem Manne zu folgen. Denken Sie an die Ereignisse der letzten Tage! Ich selbst bin da mit verflochten. Gehen Sie nach Hause, oder kommen Sie mit. Mir ist's recht.“

„Brrr! Stellen Sie mir nur nicht gleich den Stuhl vor die Thür! Ich komme ja!“

Natürlich war dieses Gespräch nur abgerissen und mit Pausen geführt worden. Jetzt tauchten die Gaslichter des Bahnhofes durch den dichten Schleier des Regens auf. Vor dem Bahngebäude hielten trotz des Unwetters mehrere

Droschken. Holm und Hauck befanden sich nur wenige Schritte hinter dem Baron. Jetzt faßte der Erstere den Letzteren am Arme und sagte:

„Halt! Warten wir! Hier giebt es mehr Licht und er darf nicht merken, daß wir ihm gefolgt sind."

„Meinetwegen! Der Kerl kommt mir jetzt auch verdächtig vor."

„Wieso?"

„Nun, er konnte doch von Haus aus eine Droschke nehmen. Kein vernünftiger Mensch läuft in diesem Wetter."

„Vielleicht ist er arm!"

„Ein armer Teufel hat keinen solchen Regenmantel. Uebrigens, geht jetzt irgend ein Zug ab?"

„Nein."

„Bis zum Frühzuge ist's noch einige Stunden. Was will der Mensch jetzt schon auf dem Bahnhofe?"

„Er will vielleicht das Geld für das Gasthofslogis ersparen und also den Abgang des Zuges hier erwarten."

„Schön! Aber warum geht er nicht hinein?"

„Das wundert mich auch. Da rechts ist er nach dem Vorbau hinauf; dort links steht er jetzt. Ah! Sapperment! Jetzt geht er zu den Droschken hin!"

„Wahrhaftig!"

„Wenn er eine Droschke nimmt, hat er eine Teufelei vor."

„Das ist sicher."

„Man läuft nicht in dieser Sündfluth nach dem Bahnhofe, um mit einer Droschke wieder zurückzufahren."

„Das ist allerdings sehr verdächtig! Da steigt er ein!"

„Wirklich! Wir ihm nach."

Die Beiden eilten nach der nächsten Droschke und Holm befahl dem Kutscher derselben:

„Fahren Sie diesem Herrn nach. Merken Sie sich das Haus genau, wo er aussteigt und eintritt. Sie fahren aber unauffällig weiter und halten an der nächsten Ecke!"

Sie stiegen ein und der Kutscher gehorchte.

„Warum gaben Sie die Weisung, weiter zu fahren?" fragte Hauck. „Wir konnten ja auch dort halten. Ich vermuthe, daß er an einem Gasthofe absteigt."

„Ich auch. Aber ich bin überzeugt, daß es sich um einen Schurkenstreich handelt —"

„Ich auch. Weiter!"

„Dieser Mann will den Schein erwecken, daß er fremd sei und vom Bahnhofe komme. Er hat den Streich mit dem Anderen verabredet, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß dieser Andere sich bereits in dem Gasthofe befindet oder, falls er sich da nicht sehen lassen kann, in der Nähe desselben wartet."

„Sie sind der reine Polizist; aber Sie können Recht haben."

Die Fenster der Droschke waren angelaufen; der Regen wurde so dagegen gepeitscht, daß sie nicht einmal bemerken konnten, durch welche Straßen sie kamen.

Da endlich hielt die Droschke. Sie stiegen aus, und Holm erkundigte sich beim Kutscher:

„Nun, wo hat er gehalten?“

„Hotel Union.“

„Ist er hineingegangen?“

„Ja.“

„Ah! Sapperment! Fahren Sie noch eine Straße weiter und erwarten Sie uns dort! Hier ist Geld!“

Der Mann steckte das große Silberstück zufrieden ein und fuhr weiter.

„Sie thaten doch ganz erschrocken!“ sagte Hauck.

„Das bin ich auch.“

„Warum?“

„Im Hotel Union wohnt Miß Ellen Starton, und ich weiß zufälliger Weise, daß man es auf ihre Brillanten abgesehen hat.“

„Was Sie sagen! Die Spitzbuben werden sich wohl hüten, es Ihnen mitzutheilen!“

„Dennoch weiß ich es. Ich war heute im Palais des Fürsten von Befour; dort wurde davon gesprochen.“

„So müssen wir in's Hotel, um die Dame, wenn es nöthig sein sollte, zu warnen.“

„Nicht so hitzig! Wollen erst sehen, ob es nöthig ist. Es genügt nicht, die That zu vereiteln, wenn sie wirklich geplant werden sollte, sondern wir müssen uns zugleich Mühe geben, die Thäter in unsere Hände zu bekommen.“

„Das wäre ein Abenteuer! Wie aber es anfangen?“

„Wollen zunächst sehen, ob der Riese da steht. Wir kehren also um. Sie gehen auf der rechten und ich auf der linken Seite der Straße. Behalten Sie alle Thüren scharf im Auge! Thun Sie aber ja nicht so, als ob Sie eine Absicht dabei hätten.“

Sie trennten sich. Holm ging auf der Seite, auf welcher das Hotel lag. Die Thür desselben war trotz der späten Stunde noch offen. Er erreichte das Ende der Straße, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Von der anderen Seite kam jetzt Hauck herüber.

„Nun?“ fragte Holm.

„Er steht dort.“

„Ah! Wo?“

„Unter der Thür, schief gegenüber. Er hatte sich ganz hinangedrückt, und ich that, als ob ich ihn gar nicht bemerke. Der Kerl hat wirklich Etwas vor!“

„War es der lange Mensch?“

„Ja. Ich bemerkte im Vorübergehen, daß er um einen Kopf länger ist als ich.“

„Gut! Er darf uns nicht wiedersehen, wenigstens Sie nicht. Machen wir also einen Umweg nach der Droschke zurück!“

Und als sie bei derselben anlangten, fuhr er, zu seinem Begleiter gewendet, fort:

„Sie setzen sich jetzt mit ein. Ich steige am Hotel ab; Sie aber fahren schleunigst nach dem Palais des Fürsten von Befour und sagen dort, die Diener Anton und Adolf sollen sofort nach Hotel Union kommen, Miß Starton befinde sich in Gefahr."

„Wenn man aber bereits zu Bette ist?"

„So klingeln Sie."

„Soll ich nicht lieber nach der Polizei gehen?"

„Nein. Dort ist man nicht so unterrichtet, wie die beiden Diener es sind. Man könnte Alles verderben. Erzählen Sie ihnen, was wir gesehen und beobachtet haben."

Sie stiegen ein, nachdem der Kutscher seine Weisung empfangen hatte. Er hielt vor dem Hotel, wo Holm ausstieg, und fuhr dann schleunigst weiter.

Holm ging in das Restaurationszimmer und ließ sogleich den Wirth zu sich kommen.

„Ist Miß Starton daheim?" fragte er.

„Ja. Sie war heute bei Hofe, kam aber zeitig wieder. Ich glaube, daß sie bereits zur Ruhe gegangen ist."

„Nein; ich sah noch Licht in ihren Fenstern. Ist der neu engagirte Diener da?"

Der Wirth warf ihm einen schnellen, beobachtenden Blick zu und antwortete:

„Nein. Seine Anwesenheit ist nicht nöthig."

„Wohl weil der Hauptmann gefangen ist?"

„Ah! Sie kennen die Angelegenheit?"

„Ja. Der Diener wird in einigen Minuten kommen."

„Warum?"

„Weil eben seine Anwesenheit sehr nöthig ist."

Der Wirth entfärbte sich und fragte ängstlich:

„Sie meinen doch nicht etwa, daß Miß Ellen Starton sich in Gefahr befindet?"

„Gerade dieses meine ich. Aber bitte, bleiben Sie ruhig! Lassen Sie sich nichts merken! Jetzt hat es noch keine Gefahr. Man wird nichts unternehmen, bevor Ihr Thor geschlossen ist. Halten Sie es also jetzt noch offen."

„Sie meinen einen Einbruch?"

„Ich vermuthe es."

„Mein Gott! Der Ruf meines Hauses ist in Gefahr!"

„O nein, denn die That wird ja verhütet."

„Wer soll denn der Thäter sein?"

„Vor zehn Minuten ist ein Fremder angekommen?"

„Ja. Dieser also?"

„Dieser ist es. Hat er sich bereits ausgewiesen?"

„Nein. Ich lasse das Fremdenbuch erst am nächsten Morgen vorlegen. Das erfordert die Höflichkeit."

„Wo logirt er?"

„Erste Etage."

„Nach vorn?"

„Ja, fast neben den Gemächern der Miß."

„Hat er sich schon ganz zurückgezogen?"

„Nein. Er hat sich noch Essen bestellt, welches er, da es so spät ist, erst in einer Viertelstunde bekommen kann."

„So haben wir noch Zeit. Also lassen Sie sich nichts merken. Der Diener Leonhardt wird mit noch einem Herrn kommen. Er mag hier auf mich warten. Jetzt aber lassen Sie mich bei der Miß melden."

„Soll sie so spät gestört werden?"

„Soll sie lieber beraubt und ermordet werden?"

„Sie haben Recht. Bitte, einen Augenblick Geduld!"

Er entfernte sich, und nach einiger Zeit kam das Zimmermädchen, um Holm zu sagen, daß er angemeldet worden sei und von der Miß empfangen werden solle. Als er bei der Geliebten eintrat, stand sie in erwartungsvoller, fast erstaunter Haltung mitten im Zimmer. Sie war wohl eben im Begriff gewesen, sich zur Ruhe zu legen, denn sie trug ein Négligé, in welchem sie ihm reizender und herrlicher vorkam, als er sie jemals gesehen hatte.

„Herr Doctor!" sagte sie. „Ich heiße Sie willkommen! Es muß aber ein außerordentlicher Beweggrund gewesen sein, der Sie veranlaßte, sich zu so später Stunde noch zu mir zu bemühen."

„Das ist er auch. Ich habe um Entschuldigung zu bitten, hoffe aber, Ihre Verzeihung zu erhalten."

„Gewiß gern! Sprechen Sie."

„Der Wirth hat Ihnen nichts mitgetheilt?"

„Meinen Sie jetzt?"

„Ja."

„Er war nicht bei mir. Er sendete mir das Mädchen, um mir sagen zu lassen, daß Sie mir eine höchst wichtige und höchst schleunige Mittheilung zu machen hätten. Sie sehen, daß ich in Folge dessen nicht einmal Zeit fand, an meiner Toilette eine Aenderung vorzunehmen."

„Es kommt allerdings sehr darauf an, keine Minute Zeit zu verlieren. Darf ich sprechen, ohne befürchten zu müssen, Sie allzu sehr zu erschrecken?"

„Ah! Ich ahne. Ich bin bereits vorbereitet. Schweben etwa meine Juwelen in Gefahr?"

„Ich glaube es; vielleicht auch Sie selbst."

„Haben Sie Grund zu dieser Vermuthung?"

„Ja. Soeben ist ein Fremder angekommen, welcher neben Ihnen einlogirt wurde und den ich sehr in Verdacht habe, daß er Ihnen während der Nacht einen Besuch machen werde. Und drüben auf der Straße steht sein Helfershelfer."

„Ich danke Ihnen! Was rathen Sie mir?“

„Bitte, lassen Sie zunächst die Vorhänge herab. Ich darf es nicht thun, da mich sonst der Mann auf der Straße bemerken würde.“

Sie folgte seiner Aufforderung, dann fuhr er fort:

„Ich ersuche Sie, schleunigst eine Etage höher ein Zimmer zu beziehen, dabei aber jedes Geräusch zu vermeiden. Man wird diese beiden Menschen hier empfangen.“

„Dieser Plan ist freilich gut; aber, Herr Doctor, Sie überlassen das doch der Polizei!“

„Ich werde meine Pflicht thun.“

„Ihre Pflicht ist nicht, Einbrecher zu ergreifen. Ich bitte Sie sehr, sich keiner Gefahr auszusetzen. Versprechen Sie mir das?“

Sie hielt ihm das kleine, schöne Händchen entgegen. In ihrem Auge leuchtete Etwas, was sein Herz höher klopfen machte. Er ergriff ihre Hand und antwortete:

„Ich versichere Ihnen, daß keinerlei Gefahr für mich vorhanden ist. Ich habe bereits polizeiliche Hilfe requirirt.“

„Wohl meinen Pseudo-Leonhardt?“

„Ja. Er wird in kurzer Zeit mit Begleitung hier sein. Ihr Umzug muß natürlich in der Weise bewerkstelligt werden, daß Ihr gefährlicher Nachbar nichts davon bemerkt. Ihre Kostbarkeiten nehmen Sie natürlich mit. Darf ich den Wirth benachrichtigen?“

„Ja. Er mag mir nur fünf Minuten Zeit lassen; dann bin ich bereit.“

„So gestatten Sie mir, mich zu verabschieden!“

Er verbeugte sich ehrerbietig und wollte sich entfernen. Sie aber hielt ihm abermals die Hand entgegen und sagte:

„Es giebt jetzt, wie ich sehe, keine Zeit, Ihnen meinen Dank abzustatten, aber ich hoffe, daß wir uns wiedersehen.“

Er zog ihre Hand an seine Lippen und antwortete:

„Ich werde mir morgen erlauben, persönlich nachzufragen, wie Sie die jetzige Unruhe überwunden haben.“

„Nein. Das ist es nicht, was ich meine. Verlassen Sie vielleicht jetzt das Hotel?“

„Nein.“

„Sie bleiben also hier, bis der mir zugedachte Besuch geschehen ist?“

„Ja.“

„Nun, ich werde auch wach bleiben. Unter solchen Umständen bleibt natürlich der Schlaf fern. Ich bitte Sie also, mich zu benachrichtigen, wie das Abenteuer geendet. Wollen Sie das, Herr Doctor?“

„Sie befehlen, und ich werde gehorchen.“

„Nein, gehorchen sollen Sie nicht. Sie sollen es gern thun.“

„Das thue ich auch. Es wird mich sehr glücklich machen, Ihnen melden zu können, daß eine Gefahr, welche Ihnen drohte, glücklich vorübergegangen ist.“

„Ich danke Ihnen! Also exponiren Sie sich nicht! Sie tragen Ihre Hand im Verbande; Sie müssen sich schonen!“

Ein herzlicher Händedruck und er ging.

Unten wartete der Wirth auf ihn. Er fragte:

„Also Sie sind überzeugt, daß man die Beraubung der Miß wirklich vor hat?“

„Ja.“

„Wie nahm sie diese Nachricht auf?“

„Mit großer Fassung. Sie war ja vorbereitet.“

„Gott sei Dank! Was aber thun wir nun?“

„Ist noch Niemand gekommen?“

„Nein.“

„Quartiren Sie die Dame schleunigst aus, zur Sicherheit gleich eine Treppe höher. Aber dieser Fremde darf nichts merken. Unterdessen wird die Polizei kommen.“

„Schön, schön! Er soll gar nichts merken; ich werde ihn mit dem Essen so beschäftigen, daß er weder Etwas sehen, noch Etwas hören soll. Weiß die Miß, daß sie andere Zimmer erhält?“

„Ja. In fünf Minuten ist sie bereit. Aber instruiren Sie Ihr Personal. Es muß Alles so unauffällig wie möglich geschehen.“

„Ganz, wie Sie befehlen! Aber, bitte, darf ich vielleicht Ihren Namen erfahren?“

„Doctor Holm. So haben Sie mich ja anmelden lassen.“

„Ja, ja! Daran dachte ich nicht. Ich bin so erregt, daß ich selbst das bereits vergessen habe. Es steht für mich ja so viel auf dem Spiele. Der Ruf meines Hauses — — —!“

„Wird nur gewinnen, wenn man hört, daß es hier selbst dem schlauesten, raffinirtesten Menschen nicht möglich ist, ein Verbrechen zur Ausführung zu bringen. Eilen Sie jetzt.“

Als der Wirth aus dem Zimmer hinaus in den Flur trat, hielt eine Droschke vor der Thür. Er trat unter den Eingang und sah, daß neben dem Kutscher ein großer Reisekorb befestigt war. Zwei Damen und zwei Herren stiegen aus. Der eine Herr fragte:

„Das ist hier Hotel Union?“

„Ja, mein Herr.“

„Können wir Beide mit unsern Frauen hier wohnen?“

„Gewiß; nur liegen die Familienzimmer zwei Treppen hoch.“

„Das genirt uns nicht. Komm, Emilie; komm, Henriette!“ Dieser Herr hatte das mit sehr lauter Stimme gesprochen. Die Vier traten in das Haus. Und jetzt fragte dieser Herr:

„Haben Sie unten einstweilen eine Stube, in welcher sich jetzt keine Gäste befinden?“

„Mein eigenes Wohnzimmer.“

„Schon! Führen Sie uns hin. Befindet sich Herr Doctor Holm im Gastzimmer?"

„Ja," antwortete der Wirth erstaunt.

Der fremde Herr öffnete die Thür und gab Holm einen Wink, welcher sofort befolgt wurde. Sie traten Alle in das Zimmer, und nun bemerkte der Wirth, als die beiden Damen sich entschleierten, zu seiner großen Ueberraschung, daß sie tüchtige Schnurrbärte hatten.

Der, welcher bisher gesprochen hatte, sagte lachend:

„Herr Wirth, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen vorstellen! Ich bin der Fürst von Befour, allerdings in einer Kleidung, welche ich für gewöhnlich nicht zu tragen pflege — — —"

„Welche Ehre, welche Ehre!" stammelte der Hotelbesitzer, indem er sich tief verneigte.

„Dieser andere Herr ist der Herr Assessor von Schubert, Amtsanwalt hier in der Residenz."

„Habe die Ehre, habe die Ehre!"

„Kennen Sie diese bärtige Dame?"

„Nein, habe die Ehre noch nicht gehabt."

„O doch! Es ist Herr Leonhardt, welcher bereits das Vergnügen hatte, als Diener Miß Startons bei Ihnen zu wohnen."

„Sapperment!" entfuhr es dem Wirthe. „Das ist ja ein ganz anderes Gesicht!"

„Aber doch derselbe Mann. Und diese andere Dame ist ein College von ihm. Wir erfuhren, daß draußen auf der Straße ein Aufpasser steht; darum wählten wir für diese beiden Herren Frauenüberkleider, damit wir nicht etwa Verdacht erregten. Wollen hier ablegen!"

Die beiden Polizisten Adolf und Anton nahmen ihre Damenhüte ab und zogen ihre Damenmäntel aus und zeigten sich nun in ihrer Männerkleidung.

„Jetzt, Herr Doctor, erzählen Sie vor allen Dingen," wendete sich der Fürst an Holm.

„Hat der Musikus nicht genau berichtet?" fragte dieser.

„Doch, aber ich möchte es auch von Ihnen hören."

„Erlauben Sie zunächst, daß der Wirth meiner Weisung folgt. Miß Starton muß schnell ausquartirt werden."

„Natürlich! Das mag geschehen, während wir uns hier instruiren. Gehen Sie also!"

Der Wirth entfernte sich. Der Zimmerkellner war eben bereit, dem verdächtigen Fremden das Essen zu serviren. Damit wurde dieser Letztere so beschäftigt, daß er gar nicht Zeit fand, das indessen Vorgehende zu bemerken.

Die Tänzerin erhielt mit ihrer kleinen Negerin andere Zimmer angewiesen und nahm ihre sämmtlichen Effecten mit nach oben. Als der Wirth dann in seine Wohnstube zurückkehrte, sagte der Fürst eben:

„Der Riese kann es nicht sein; aber es ist die Möglichkeit vorhanden,

daß es sein Bruder ist. Wer aber ist der Andere? Können Sie ihn mir beschreiben?"

Diese Frage war an den Wirth gerichtet, welcher ein möglichst genaues Signalement des Fremden lieferte.

„Hm! Kenne ihn nicht," sagte der Fürst.

„Jedenfalls ein Verbündeter des gefangenen Hauptmannes," meinte der Diener Adolf.

„Anders nicht. Wie aber wollen sie bei der Miß eindringen? Sollten sie die Schlüssel besitzen?"

„Jedenfalls."

„Hm! Wüßte ich nicht, daß wir den Hauptmann fest haben, so würde ich behaupten, daß er es sei. Na, wir werden ihn ja kennen lernen. Jetzt fragt es sich nur, wie der Riese in das Hotel kommen soll."

„Vielleicht soll er sich einschleichen."

„Das glaube ich nicht; das wäre zu gewagt. Eher nehme ich an, daß er zum Fenster einsteigen soll. Hat der Fremde Gepäck bei sich?"

„Ja, eine Reisetasche in Kofferform."

„Vielleicht befindet sich eine Strickleiter darin. Wollen dies einmal beobachten. Haben Sie noch Gäste vorn in der Restauration?"

„Nein. Der Letzte ist vor fünf Minuten fort."

„Ist noch Licht in der bisherigen Wohnung der Miß?"

„Nur im Schlafzimmer."

„Recht so! Diese Kerls werden natürlich nicht eher beginnen, als bis Alles dunkel ist. Wir werden sie in der Wohnung der Miß erwarten. Sie bringen uns jetzt hinauf, ohne daß der Gast es bemerkt. Dann verlöschen Sie alle Lichter und schließen die Thüren so fest zu, daß Niemand passiren kann. Sie selbst verhalten sich mit Ihrem Personale vollständig passiv. Wir bringen die Angelegenheit ganz allein in Ordnung. Herr Assessor, brennen wir uns die Laternen an!"

Sie steckten zwei Blendlaternen an, die sie dann in ihre Taschen verbargen. Der Wirth ging voran, um sich zu überzeugen, daß der fremde Gast nichts bemerke, und führte sie in das Logis der Tänzerin.

Dort angekommen verriegelte der Fürst von den drei nach dem Corridore führenden Thüren zwei, während er die dritte nur verschloß und dann den Schlüssel abzog.

„Auf diese Weise können sie nur zu dieser einen Thür eindringen," sagte er. „Wir wissen also genau, wo wir sie zu erwarten haben. Jetzt, Herr Wirth, lassen Sie uns allein und machen Sie Ihr Haus dunkel!"

Als der Wirth gegangen war, fuhr der Fürst fort:

„Also wir haben drei Zimmer: Vor-, Wohn- und Schlafzimmer. Die beiden letzteren sind von innen verriegelt; man kann nur zum Vorzimmer herein. Das Geld und die Juwelen sind im Schlafzimmer zu suchen. Die Diebe werden also durch die beiden anderen Räume in das Letztere kommen. Dort erwarten wir sie. Da ein Vormann dabei ist, müssen wir uns auf einen

kräftigen Widerstand gefaßt machen; doch sind wir fünf Personen; entkommen werden sie uns also voraussichtlich nicht."

„Wohin stecken wir uns?" fragte der Assessor.

„Fünf Männer können sich in diesem kleinen Raume nicht verstecken. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als uns so lange in die Ecken zu schmiegen, bis sie hereingetreten sind. Dann heraus mit unsern Laternen, und wir haben sie."

„Gut! Löschen wir also aus?"

„Ja. Dann öffnen wir ein Fenster, um zu beobachten, wie der Riese es anfängt, in das Haus zu kommen."

„Wird er das nicht bemerken?"

„Nein. Die Gaslaternen brennen heute so schlecht, daß wir ohne Sorge für kurze Augenblicke öffnen können, ohne von unten bemerkt zu werden."

Er löschte das in der Schlafstube brennende Licht aus, und dann traten sie an die Fenster, um die Straße scharf zu beobachten.

Es verging doch über eine halbe Stunde; da endlich sagte Adolf zu den Harrenden:

„Aufgepaßt! Da unten bewegt sich Etwas."

„Ja," antwortete der Fürst. „Es kommt näher. Ah, welch langer, starker Mensch!"

„Jetzt ist er über die Straße herüber."

„Der Andere wird ihm ein Zeichen gegeben haben. Sehen wir einmal nach, was er thut!"

Er öffnete einen Fensterflügel und steckte den Kopf vorsichtig hinaus, zog ihn aber bereits nach einigen Augenblicken wieder herein und berichtete:

„Es muß ein Seil herunter gelassen worden sein. Er turnt sich empor. Nun wird unsere Geduld nicht mehr lange auf die Probe gestellt werden."

Er wirbelte das Fenster wieder zu, und dann zogen sie sich erwartungsvoll in die Ecken zurück.

Die größte Geduldsprobe hatte natürlich Bormann auszustehen gehabt. Es war keine Kleinigkeit, bei diesem Wetter eine solche Zeit ruhig zu warten. Endlich bemerkte er, daß sich das letzte noch erleuchtete Fenster öffnete. Der Baron erschien an demselben, winkte und ließ den Strick hinab. Bormann ging über die Straße hinüber und zog kräftig an dem Stricke, um sich zu überzeugen, daß er gut befestigt sei. Dann griff er sich zum Fenster empor und stieg ein. Das hatte ihm, dem starken Manne und Akrobaten, gar keine Mühe gemacht."

In der Stube war es schnell finster geworden.

„Warum haben Sie das Licht ausgelöscht?" fragte er, indem er den Strick hereinzog und das Fenster verschloß.

„Das sehen Sie nicht ein?" antwortete der Baron.

„Nein."

„Denken Sie sich, daß da drüben, in einer der gegenüberliegenden Wohnungen, zufälliger Weise Jemand erwacht und herüberblickt! Er würde Sie

einsteigen sehen, wenn ich das Licht brennen hätte. Ich werde es übrigens wieder anzünden. Setzen Sie sich, damit man Ihren Schatten nicht bemerken kann!"

Als das Licht wieder leuchtete und der Baron Bormann betrachtete, hatte er Mühe, ein Lachen zu unterdrücken.

„Mensch, wie sehen Sie denn aus!" sagte er, natürlich so leise, daß nur Bormann ihn verstehen konnte.

„Nun, wie denn?" antwortete dieser, ziemlich verdrossen.

„Als hätten Sie Schwimmstunde gehabt."

„Ist's ein Wunder? Diese lange Zeit in solchem Regenguße zu stehen! Ich bin nicht nur bis auf die Haut, sondern sogar bis auf die Knochen naß. Haben Sie nichts Warmes?"

„Hier stehen zwei angestochene Flaschen Wein. Ich habe sie Ihretwegen kommen lassen. Trinken Sie!"

Bormann setzte die eine Flasche an den Mund und trank sie auf einmal aus. Dann sagte er, mit der Zunge schnalzend:

„Nicht übel! Aber ein Schnaps wäre mir doch lieber."

„Könnte aber nur schaden. Wir müssen nüchtern sein."

„Wie ist's gegangen?"

„Ganz gut. Im Hause ist es still geworden. Es scheint Alles zu Bett gegangen zu sein. Gab es noch erleuchtete Fenster an der Fronte?"

„Nein. Das letzte, welches verlöscht wurde, war nebenan."

„Das ist das Vorzimmer der Tänzerin."

„Daß Sie sich nur nicht irren!"

„Nein. Ich habe mich bei dem Kellner ganz genau erkundigt. Die Dame hat Vor-, Wohn- und Schlafzimmer. Diese drei Räume hängen durch Verbindungsthüren zusammen und aus jedem derselben führt zugleich eine Thür nach dem Corridore. Es giebt also im Ganzen fünf Thüren."

„Durch welche kommen wir hinein?"

„Das müssen wir erst probiren."

„Wie nun, wenn alle drei von innen verriegelt sind?"

„Das wäre fatal. Dem Riegel könnten wir mit dem Schlüssel gar nicht beikommen."

„Dann säßen wir da!"

„Nicht doch! Ich würde klopfen."

„Und Andere aufwecken."

„Nein. Ich klopfte so leise, daß nur sie es hörte. Ich würde sagen, ich sei das Zimmermädchen und hätte ihr etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Und wenn wir eintreten, schreit sie laut und weckt sämmtliche Bewohner des Hauses auf!"

„Wir geben ihr einen einzigen Klapps, dann ist sie für immer ruhig."

„Besser ist's doch, der Schlüssel öffnet. Wann beginnen wir?"

„Jetzt noch nicht. Wenn sie vor so kurzer Zeit das Licht verlöscht hat, schläft sie ja noch nicht."

„Gut, so warten wir! Aber, wo ist der Ort, an welchem wir dann theilen werden?"

„Draußen in der Vorstadt, ein verlassenes Gebäude."

„Wäre es nicht besser, gleich hier zu theilen?"

„Warum?"

„Wir könnten uns dann gleich hier trennen."

„Das geht nicht. Die Gegenstände müssen mit Muse taxirt werden, damit Keiner zu kurz kommt."

„Bah! Auf hundert Gulden mehr oder weniger kann es bei Millionen doch nicht ankommen. Wir theilen die Sachen in zwei Haufen. Jeder nimmt einen Theil und dann sind wir fertig."

„Nein, nein, so geht das nicht. Wollen uns überhaupt jetzt nicht streiten. Wir werden noch eine Zeit lang ganz ruhig sein und dann beginnen. Löschen wir einstweilen das Licht aus."

„Wir sollten dann eine Blendlaterne haben!"

„Die habe ich. Nur keine Sorge!"

Er löschte aus und nun warteten sie im Dunkel. Dabei gab Jeder seinen Gedanken Audienz.

„Esel!" dachte der Baron. „Ich mit Dir theilen! Was Du Dir einbildest! Habe ich Dich erst mit dem Schatze in der Eisengiesserei, so bekommst Du eine Kugel vor den Kopf. Während dieses Orcanes hört kein Mensch den Revolverschuß und ich bin dann alleiniger Herr des Vermögens."

Und Bormann dachte bei sich:

„Er denkt wirklich, daß ich ihm glaube! Der und mit mir theilen! Warum will er nicht gleich hier theilen? Ich soll ihm die Kastanien aus dem Feuer holen und dann schießt er mich nieder, wie einen Hund. Millionen theilt dieser Mann nicht mit mir. Bin ich nur erst überzeugt, daß wirklich solche Kostbarkeiten da sind! Erst bekommt die Tänzerin ihren Hieb und dann schlage ich ihn vor den Kopf, daß ihm der Athem mit einem Male ausgeht. Den Hammer habe ich ja noch bei mir."

Nach längerer Zeit flüsterte der Baron:

„Jetzt könnten wir es versuchen. Nicht?"

„Meinetwegen! Also, wenden wir Gewalt an, wenn es nothwendig ist?"

„Natürlich! Ohne Beute gehe ich nicht."

„Ich auch nicht."

„So wollen wir anbrennen."

Er zündete seine Laterne an, die er aus dem Reisekösserchen genommen hatte, und steckte sie in die Tasche. Dann öffnete er leise die Thür und blickte forschend hinaus.

„Wie ist's?" fragte Bormann hinter ihm.

„Alles gut. Eine einzige Gasflamme brennt. Vorwärts!"

Sie traten auf den Corridor hinaus und begaben sich zur nächsten Thür, welche in das Vorzimmer führte. Der Baron zog den Schlüssel hervor; steckte den Bart desselben in den Mund, um ihn mit Speichel anzufeuchten, damit er

im Schlosse kein Geräusch verursache, und schob ihn dann unhörbar in das Schlüsselloch.

„Geht es?“ flüsterte Bormann.

„Warten!“

Er drehte langsam, leise, leise. Ein ganz geringes, kaum wahrnehmbares Knirschen, dann sagte er:

„Die Thür geht auf. Da!“

Er zog sie mit einem raschen Rucke herüber und blickte in das Zimmer. Es war dunkel.

„Machen Sie wieder zu!“ warnte Bormann.

Der Baron that es und zog dann die Laterne hervor, um einen raschen Lichtblitz umherfallen zu lassen. Sie erblickten nur die nackten Möbels.

„Hier giebt es nichts,“ flüsterte er. „Weiter.“

Die Thür, welche in das Wohnzimmer führte, stand offen. Der Baron hatte das Glas der Laterne wieder verhüllt und huschte weiter. Bormann folgte leise.

„Leuchten Sie!“ raunte er dem Baron zu.

Dieser befolgte die Weisung, steckte aber die Laterne sofort wieder ein.

„Haben Sie gesehen?“ fragte er.

„Ja. Tisch, Sopha, Stühle, einen Schrank. Weiter nichts. Die Kostbarkeiten sind jedenfalls da drinnen.“

Dabei deutete er, trotzdem es dunkel war, nach dem Schlafzimmer.

„Natürlich!“ antwortete der Baron. „Horchen Sie einmal! Hören Sie etwas?“

„Nein,“ antwortete Bormann nach einer Pause angestrengten Lauschens. „Man hört keinen Athemzug. Sie scheint sehr leise zu schlafen. Da wird sie leicht erwachen.“

„Ich trete sofort an's Bett. Sie leuchten Sie an. Sehe ich, daß sie mit der Wimper zuckt, erwürge ich sie. Das ist das Sicherste, denn dabei geht es ruhig zu.“

„Schön! Also vorwärts.“

Bormann schlich voran, durch die zweite ebenso offene Verbindungsthür. Er stand mitten im Schlafzimmer und der Baron war ihm bis an die Thür desselben gefolgt.

„Leuchten!“ raunte der Riese zu ihm zurück.

Der Baron enthüllte die Glastafel der Laterne. Ein ganz und gar leichtes Räuspern ließ sich in diesem Augenblicke im Zimmer vernehmen; aber obgleich es nur wie ein Hauch geklungen hatte, hörte das feine, vorsichtige Ohr des Barons doch, daß dies nicht eine weibliche Kehle gewesen sei. Gab es hier einen Mann?

Ein plötzlicher Verdacht kam über den Baron. Er ließ das Licht in das Zimmer fallen und warf, während das Auge des Riesen nur auf das eine Bett gerichtet war, den Blick scharf forschend in die Ecken. Dort, links'

hatten sich zwei Männer niedergeduckt, er bemerkte deutlich ihre Köpfe. Und da rechts sah er die Achsel eines Dritten hinter der Gardine hervorragen.

Die Erkenntniß der Situation durchzuckte ihn mit der Schnelligkeit des Blitzes. Er konnte sich nur retten, wenn er Bormann opferte. Im Nu hatte er die Laterne wieder verdunkelt und huschte in höchster Eile auf den Strümpfen zurück, bis an die Eingangsthür des Vorzimmers, öffnete sie leise, trat in sein Zimmer, zog den Schlüssel ab, steckte ihn von innen an und schloß zu.

In derselben fieberhaften Eile zog er die Laterne hervor, so daß sie leuchtete, fuhr in die vorhin vorsichtiger Weise ausgezogenen Stiefel, setzte den Hut auf, zog den Regenmantel an, steckte den Arm in die Henkel seiner Koffertasche, riß das Fenster auf, ließ das noch immer an dem Bettbeine befestigte Seil hinunter, stieg auf die Fensterbrüstung und ließ sich hinab.

Von dem Augenblicke, an welchem er Verdacht geschöpft hatte, bis zu dem, an welchem er den Erdboden erreichte, war keine Minute vergangen. Noch war oben Alles still, als er in höchster Eile die Straße hinab lief.

Bormann war mitten im Zimmer stehen geblieben und wartete. Er konnte nicht begreifen, warum der Baron die Laterne wieder verschlossen hatte. Er wendete sich zurück und flüsterte:

„Im Bette lag ja Niemand!"

Er bekam keine Antwort.

„Leuchten!" sagte er.

Es blieb finster.

„Hauptmann!"

Keine Antwort.

„Verdammt! Ist er denn nicht mehr da!" murmelte er.

Er fühlte mit den Händen nach der Thür, wo der Baron soeben noch gestanden hatte. Es war Niemand da.

„Hauptmann!" sagte er, ein wenig lauter als vorher.

Jetzt bekam er Antwort, aber nicht diejenige, welche er erwartet hatte. Der Fürst hatte nämlich jenes leichte Räuspern ebenso gehört wie der Baron. Er erkannte, daß dies Alles vor der Zeit verrathen könne. Er lauschte, als der Lichtschein so plötzlich wieder erlosch, auf und glaubte ein Geräusch zu vernehmen, als ob im vorderen Zimmer sich der Riegel eines Schlosses leise bewege.

„Der Eine ist fort!" raunte er Adolf zu, welcher sich neben ihm befand.

„Nein," antwortete dieser. „Er steht noch an der Thür."

„Ich habe einen Riegel gehört."

„Das ist Täuschung. Er wird gleich wieder leuchten."

Sie warteten. Sie hörten Bormann flüstern, ohne daß sie ihn verstanden. Dann bewegte er sich nach der Thür zurück und der Fürst vernahm deutlich das Wort „Hauptmann". Zu gleicher Zeit aber war der rasche Schritt eines forteilenden Menschen unten hörbar.

Kurz entschlossen, zog der Fürst seine Laterne hervor. Ihr Schein erleuchtete das Zimmer. Bormann drehte sich wieder um. Er glaubte, der

Baron befinde sich hinter ihm im Zimmer. Da aber erblickte er den Fürsten, welcher zufälliger Weise dieselbe Verkleidung trug wie damals in Brückenau, als er Bormann im Gasthofe an der fortgesetzten Mißhandlung des armen Knaben verhinderte.

„Donnerwetter! Der Elendsfürst!“ entfuhr es ihm.

„Drauf!“ commandirte der Fürst.

Jetzt leuchtete auch die Laterne des Assessors auf. Aber Bormann erkannte, woran er war. Er, der riesenstarke Mann, schlug um sich und schüttelte die Angreifer von sich ab, wie ein Löwe die Meute. Er sprach kein Wort, um keinen Lärm hervorzubringen, und eilte durch die Zimmer hinaus in den Corridor. Erst dort gab er wieder ein Wort zu hören:

„Höllenelement!“

Er fand die Thür des Barons verschlossen. Der Fürst war hinter ihm hergesprungen und versetzte dem vor Rathlosigkeit einen Augenblick Stutzenden einen Faustthieb an die Schläfe, daß er gegen die Wand taumelte. Da waren auch schon Adolf und Anton bei der Hand, welche Bormann zu Boden rissen. Er hatte die eisernen Schellen an der Hand, ehe er noch einen klaren Gedanken fassen konnte.

Nun aber ließ er sich hören. Er stieß ein lautes Wuthgeheul aus und schlug mit den Beinen und den gefesselten Händen um sich.

„Einen Knebel!“ befahl der Fürst. „Fesseln an die Füße!“

Die beiden Diener waren in der Ausführung solcher Befehle gewandt und erfahren. Einige Secunden — der Gefangene konnte sich nicht mehr bewegen und im Munde stak der Knebel.

„Der Andere ist doch fort!“ sagte der Fürst, indem er vergeblich an der Thür drückte. „Rasch ein Beil!“

Anton eilte die Treppe hinab, wo es unten jetzt lebendig wurde, und brachte aus der Küche, in welcher, da sie nach hinten lag, das Licht nicht ausgelöscht worden war, ein Beil herbei. Mit Hilfe desselben wurde die Thür aufgesprengt. Das Zimmer war leer, das Fenster offen und das Seil hing hinab.

„Entkommen, entkommen!“ sagte der Fürst. „Wer von Ihnen war es, der sich räusperte?“

„Ich,“ antwortete der Assessor aufrichtig. „Ich konnte es nicht unterdrücken. Es war eigentlich ein Husten, den ich nur mit der allergrößten Anstrengung bezwang.“

„So hat dieser Mensch seine Rettung Ihnen zu verdanken?“

„Er ist da hinab?“

„Ja. Es ist kein gewöhnlicher Pfuscher gewesen, sondern er hat mit einer staunenswerthen Geistesgegenwart gehandelt. Ich wiederhole, wenn wir den Hauptmann nicht fest hätten, so würde ich denken, er sei es gewesen.“

„Können wir ihm denn nicht nach?“

„In diesem Wetter? Bei dem Vorsprung, den er hat? Unmöglich!

Er ist uns verloren, wenigstens einstweilen. Hoffentlich aber finden wir noch seine Spur."

Das Wuthgeschrei Bormann's hatte die Schläfer geweckt. Sie, die nicht das Geringste geahnt hatten, kamen erschrocken herbei, um zu erfahren, was geschehen sei. Auch der Wirth fand sich mit seinem Personale ein. Der Fürst trat hinaus in den Corridor und erklärte:

„Meine Herrschaften, es wurde hier ein Einbruch versucht, aber die Polizei war benachrichtigt worden. Wir haben den Mann ergriffen und es droht Ihnen keine Gefahr. Ziehen Sie sich in Gottes Namen wieder in Ihre Zimmer zurück! Ihre Anwesenheit kann uns nur die Ausübung unserer Pflicht erschweren!"

Ohne abzuwarten, ob sie seine Weisung befolgen würden, ließ er Bormann in das Zimmer tragen und die Thür verschließen. Der Knebel wurde entfernt und nun fragte der Fürst:

„Wer war der Andere, der sich bei Ihnen befand?"

„Niemand!" grinste der Gefragte:

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie allein gewesen seien."

„Nein."

„Wer also war der Andere?"

„Ich weiß es nicht."

„So, so! Wie sind Sie in das Hotel gekommen?"

„Wie Sie. Durch die Thür."

„Nicht durch dieses Fenster?"

„Nein."

„Was wollten Sie hier?"

„Uebernachten."

„Nicht übel!"

„Ich werde gesucht, ich darf mich nicht sehen lassen. In dem Hundewetter fand ich keinen Ort zum Schlafen, darum schlich ich mich hier ein."

„Mittelst Nachschlüssel!"

„Nein."

„Er steckt ja noch an!"

„Er gehörte dem Anderen, nicht mir."

„So sagen Sie, wer dieser Andere war?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie werden schon noch besser antworten! Adolf, wollen einmal sehen, was er in den Taschen hat."

Der Diener zog die Gegenstände hervor. Sie bestanden in einem Beutel mit wenig Münze, einer tombackenen Uhr, einigen schlechten Fingerringen, einem Messer, einem Hammer und mehreren Schlüsseln.

Der Fürst betrachtete den Hammer aufmerksam und fragte dann den Gefangenen:

„Wozu tragen Sie dieses Werkzeug bei sich?"

„Ich habe den Hammer heute gefunden."

„Wo?“

„Auf der Gasse.“

„Bei diesem Regenwetter?“

„Ja.“

„Dann hätte der Regen das abgewaschen, was an dem Eisen klebt. Es ist Blut. Sehen Sie her, Herr Assessor!“

Der Hammer ging von Hand zu Hand. Alle waren einig, daß das was an ihm klebte, Blut sei.

„Wie ist der Hammer blutig geworden?“ fragte der Fürst.

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihn gefunden.“

„So, so! Und diese Schlüssel. Woher sind sie?“

„Auch gefunden.“

„Wo?“

„Auch auf der Gasse.“

„Wunderbar! Wohl auch heute?“

„Ja.“

„Bei dem Hammer?“

„Ja.“

Es waren mehrere kleine und ein großer Schlüssel. Der Fürst betrachtete den letzteren aufmerksam, schüttelte den Kopf und sagte dann nachdenklich:

„Grade einen solchen muß ich bei Ihnen gesehen haben, Herr Assessor.“

„Bei mir? Wo?“

„Auf Ihrem Schreibtische, während des Verhörs.“

„Das wäre der Hauptschlüssel zum Gefängnisse!“

„Was! Wirklich! Da, sehen Sie!“

Der Assessor nahm den Schlüssel in die Hand und sagte gleich nach dem ersten Blicke, den er darauf geworfen hatte, in sichtlicher Bestürzung:

„Er ist es, der Hauptschlüssel! Aber neu, vielleicht nachgemacht, ohne Erlaubniß!“

„Ist's möglich! Ist's wahr! Irren Sie sich nicht?“

„Nein. Ich kenne ihn so genau, daß ein Irrthum gar nicht stattfinden kann.“

„Dann ist ein Verbrechen geschehen; dann ist es so, wie ich vermuthete: Der, welcher durch Ihr Räuspern entkommen ist, war der Hauptmann.“

„Sie meinen den Baron Helfenstein?“

„Ja.“

„Unmöglich! Der ist ja gefangen!“

„Kennen Sie diese kleinen Schlüssel?“

Der Assessor untersuchte sie und sagte dann bestürzt:

„Einige kenne ich. Sie passen zu Handschellen und eisernen Bretzeln, mit denen Gefangene geschlossen werden.“

„Ha, also doch! War der Hauptmann gefesselt?“

„Ja.“

„Der Hauptschlüssel, diese Fesselschlüssel, der blutige Hammer! Herr Assessor, wir müssen sofort, sofort nach dem Gefängnisse! Die Anderen mögen den Gefangenen nachbringen; ich werde eine Droschke schicken. Aber geht mir nicht etwa fein säuberlich mit diesem Menschen um. Laßt keine seiner Bewegungen aus den Augen!"

Er wickelte den Hammer sorgfältig in sein Taschentuch, steckte ihn mit den Schlüsseln ein und zog den Assessor mit sich fort. Das Thor war bereits wieder geöffnet worden. Die Beiden eilten nach der nächsten Nachtstation, schickten eine Droschke nach dem Hotel und ließen sich von einer zweiten nach dem Gefängnisse fahren.

„Sollten Sie Recht haben!" sagte der Assessor.

„Gott gebe, daß ich mich täusche!"

„Sie meinen, daß dieser Bormann den Hauptmann befreit habe?"

„Ja."

„Wie wäre er zu den Schlüsseln gekommen?"

„Den Hauptschlüssel hat er gehabt, woher, das werden wir wohl erfahren, die anderen hat er im Gefängnisse gefunden. Und mit dem Hammer — ah!"

„Welch ein Gedanke! Sind wir bald da?"

„Noch nicht. Ich brenne vor Ungeduld. Ist der Hauptmann entkommen, dann wehe uns! Er wird nach unserem Blute lechzen!"

„Hoffentlich täuschen Sie sich."

„Ob ich mich irre, werden wir sogleich erfahren. Da sind wir, steigen wir aus!"

Noch während der Fürst den Kutscher bezahlte, klingelte der Assessor mit einer hier ganz verpönten Heftigkeit. Erst nach einiger Zeit öffnete sich das über dem Hauptthore gelegene Fenster und die Stimme des Wachtmeisters Uhlig ließ sich hören:

„Wer ist da?"

„Assessor von Schubert. Schnell öffnen, schnell!"

„Gleich, gleich."

Der Wachtmeister sputete sich gewiß möglichst, aber es dauerte den Beiden doch fast zu lange. Endlich kam er und ließ sie ein.

„Alles in Ordnung?" fragte der Assessor, noch in strömendem Regen.

„Alles, ja Alles!"

„Na, nur erst hinein in Ihre Stube!"

Als sie dort eintraten, sahen sie, daß der Wachtmeister nur Hose, Capot und Pantoffeln trug, so sehr beeilt hatte er sich, ihnen zu öffnen.

„Also es ist Alles in Ordnung?" fragte der Assessor.

„Ja."

„Nichts geschehen?"

„Nein, sonst hätte man es mir gemeldet."

„Wer hat die Nachtwache?"

„Schließer Leistner."

„Sind die Pikets richtig abgelöst?"

„Um Zwölf Uhr das Zweite. Dann ging ich schlafen. Um vier Uhr wird die dritte Ablösung kommen.“

„Der Hauptmann soll entflohen sein.“

„Herrgott!“

Mehr brachte der brave Mann vor Schreck nicht heraus.

„Ja, und zwar unter Blutvergießen!“

„Gott behüte mich!“

„Führen Sie uns hinauf!“

Der Wachtmeister brannte eine Laterne an und führte die beiden Herren die Treppe empor, unter welche Bormann seine Stiefeln einstweilen versteckt hatte. Als er oben die Thür aufgeschlossen hatte und nach der Aufsichtszelle blickte, sagte er betroffen:

„Da hing noch um zwölf Uhr der Rock und die Mütze des Schließers. Sollte er diese Sachen in die Zelle geholt haben!“

„Wir werden sehen.“

„Wer hat das Gas zurück gedreht?“

„Doch wohl nicht der Schließer. Schnell, nachsehen! Der Mann müßte uns hören, selbst wenn er eingeschlafen wäre. Wir sprechen ja laut genug!“

Der Wachtmeister öffnete die Aufsichtszelle und sagte in hörbar erleichtertem Tone:

„Dort liegt er! Er schläft. Fast hatte ich ihn im Verdacht, daß er den Gefangenen entkommen gelassen habe, wenn es wirklich wahr ist, daß der Hauptmann fort ist.“

„Wie, er schläft?“

„Ja, da.“

„Und erwacht nicht, wenn wir so laut sprechen? Zeigen Sie!“

Der Fürst trat in die Zelle. Der Schließer lag auf der Seite. Befour drehte ihn herum.

„Herrgott!“ rief er aus.

„Mein Himmel!“ rief der Assessor zugleich mit ihm.

Sie sahen das fürchterliche Loch in seiner Stirn.

„Ermordet!“ kreischte der Wachtmeister auf, indem er die Hände zusammen schlug.

„Schrecklich!“ stieß der Assessor hervor.

Der Fürst kniete am Lager nieder, zog das Tuch hervor, wickelte den Hammer heraus und hielt denselben an die Wunde.

„Hier sehen Sie!“ sagte er. „Mit diesem Hammer ist's geschehen. Er paßt ganz genau.“

„Also doch?“

Und der Wachtmeister trat näher und fragte:

„Wem gehört der Hammer? Von wem haben Sie ihn?“

„Von einem Gefangenen, den man Ihnen gleich bringen wird. Wo ist der andere Schließer?“

„In seiner Privatstube, wo er schläft. Soll ich ihn wecken?“

„Ja. Dauert dieses lang?“

„Nein. Hier ist die Klingel. Wenn ich ziehe, ist er in zwei Minuten da.“

„Wecken Sie! Wo lag der Hauptmann?“

„Nummer Acht, Seitenflügel rechts. Ein Piket hält vor seiner Thür.“

„Vielleicht auch ermordet. Wo heben Sie Ihre Schlüssel zu den Handschellen auf?“

„Hier,“ antwortete der Wachtmeister, nach der Wand deutend, fügte aber erschrocken hinzu: „Himmel, sie sind nicht mehr da! Sie sind fort!“

„Führen Sie uns nach dem Seitenflügel!“

Sie schritten den Gang hinab. Bereits als sie die Thür erreichten, vernahmen sie hinter derselben ein lautes Wimmern und Aechzen.

„Ja, da ist etwas geschehen,“ sagte der Assessor. „Schnell öffnen Sie, Wachtmeister!“

Dieser Letztere zitterte vor Anfregung so, daß er kaum den Schlüssel anzustecken vermochte. Als die Thür geöffnet war, bot sich ihnen ein schauderhafter Anblick. In einer Blutlache lag der Soldat, zu schwach, sich zu erheben, aber doch, wie sich bald zeigte, bei leidlichem Bewußtsein.

Der Fürst kniete zu ihm nieder und fand die Wunde am Hinterkopfe.

„Hören Sie mich?“ fragte er.

„Ja,“ erklang es matt.

„Sehen Sie mich?“

„Nebel.“

„Wer hat Sie geschlagen?“

„Schließer.“

„Sie irren sich!“

„Nein. Blanke Knöpfe!“

„Wie war es ihm möglich?“

„Rief mich hier her. Gefangener fliehen. Gab mir Hieb.“

Die übrigen Fragen konnte er vor Mattigkeit nicht beantworten. In diesem Augenblicke stellte sich der andere Schließer ein, welcher fürchterlich erschrak, als er den Verwundeten erblickte.

„Ihr College ist ermordet und dieser Mann verwundet worden,“ sagte der Fürst. „Eilen Sie zum Gerichtsarzte und zum Staatsanwalt. Beide sollen sofort kommen. Der Hauptmann ist entflohen.“

Der Mann stürzte fort. Die Beiden aber gingen mit dem Wachtmeister nach Zelle Nummer acht, welche sie nun freilich leer fanden. Die Ketten hingen an der Wand; die Handschellen waren geöffnet.

„Also ganz so, wie ich dachte,“ sagte der Fürst. „Eilen Sie hinab zu Ihrer Frau, Herr Wachtmeister. Lassen Sie sich Essig, Wasser und Leinen geben. Wir werden den Verwundeten verbinden.“

Er gehorchte. Sie befanden sich noch beim Verbande, als es draußen läutete. Der Wachtmeister ging, um zu öffnen. Man brachte Bormann. Obgleich an Händen und Füßen gefesselt, hatte er sich doch so gewehrt, daß es

die größte Anstrengung gekostet hatte, ihn in die Droschke zu bringen. Er wurde einstweilen unten festgehalten, bis der Arzt und der Staatsanwalt erschienen waren. Der Erstere untersuchte den Verwundeten, verbesserte die Bandage und erklärte, daß es vielleicht möglich sei, ihn herzustellen. Zu dem Schließer geführt, sagte er nach kurzer Untersuchung, daß er nur den Tod desselben constatiren könne. Dieser sei jedenfalls unmittelbar gleich nach dem Hiebe eingetreten. Uebrigens sei der Hammer ohne allen Zweifel diejenige Waffe, mit welcher beide Streiche ausgeführt worden seien.

Jetzt wurde Bormann gebracht und an das Lager des Todten geführt.

„Sind Sie das gewesen?" fragte der Staatsanwalt, welchem mittlerweile Alles mitgetheilt worden war.

„Nein."

„Sie haben sich aber in diesem Hause befunden?"

„Nein."

„Leugnen Sie nicht!"

„Glauben Sie, daß ich verrückt bin? Ich bin Flüchtling und soll mich in ein Gefängniß schleichen!"

„Von wem haben Sie den Hauptschlüssel?"

„Gefunden."

„Den Hammer?"

„Gefunden."

„Die kleinen Schlüssel?"

„Auch gefunden."

„Wo?"

„Auf der Gasse."

„Auf welcher?"

„Ich weiß nicht, wie sie heißt."

„Aber Sie können sie finden?"

„Nein. Ich bin hier nicht so bekannt."

„Seit wann befinden Sie sich in der Residenz?"

„Seit heute Abend."

„Wer war der, welcher Sie am Seil emporsteigen ließ?"

„Ich bin an keinem Seil emporgestiegen. Ich habe mich eingeschlichen, um in einem leeren Zimmer zu übernachten."

„Schaffen Sie ihn fort, in die festeste Zelle, und fesseln Sie ihn an Armen und Beinen an!"

Der Gefangene wurde mehr geschoben und gezerrt als geführt. Die Herren blickten einander fragend an.

„Daß er entkommen mußte!" seufzte der Assessor. „Wohin wird er sein!"

„Vielleicht finden wir eine Spur," meinte der Fürst. Herr Staatsanwalt, versäumen Sie keine Minute. Lassen Sie alle Telegraphendrähte spielen. Lassen Sie alle Cavalleriepatrouillen aussenden, gleich mit Anbruch des Tages, und lassen Sie sogar die Feuerwehr die Umgegend nach Spuren durchstreifen. Es muß Alles geschehen, ihn zu ergreifen."

„Sollte er nicht in der Stadt geblieben sein?“

„Sicherlich nicht. Ich bin am Meisten bedroht. Ich kann mich nur dadurch wahren, daß ich mich anstrenge, seiner habhaft zu werden. Lassen Sie mir deshalb sofort jede Neuigkeit zukommen. Ich werde mich jetzt entfernen, um einiges Licht in das jetzige Dunkel zu bringen.“

Er verabschiedete sich. Mit ihm gingen Anton, Adolf und Doctor Holm, welche den Gefangenen gebracht hatten. Es war, als ob der Sturm durch die fürchterliche That Bormanns zum Schweigen gebracht sei. Seine Wuth war vorüber. Er hatte sich in einen steifen Wind verwandelt, und auch der Regen fiel nicht mehr so in Strömen.

Indem die Vier neben einander dahinschritten, sagte der Fürst zu Holm:

„Also wo sahen Sie die beiden Verbrecher zuerst?“

„Sie standen unter dem Portale der Kirche.“

„In der Nähe des Helfenstein'schen Palastes?“

„Ja.“

„Das giebt mir zu denken. Der Baron hat einen Handkoffer nebst Inhalt gehabt. Woher?“

„Hm, wer das wüßte!“

„Er hat sich an- und verkleiden können, und woher hat er Beides bekommen?“

„Von fremden Leuten nicht.“

„Nein, keinesfalls.“

„Seine Bande aber ist gefangen.“

„Von ihnen hat ihm Keiner aushelfen können. Also bleibt nur übrig, anzunehmen, daß er daheim gewesen ist.“

„Kann er das wagen?“

„Es ist allerdings ein Polizist in seinem Palais stationirt; aber wenn er einen Vertrauten hat, so — — — hm, ich werde doch einmal nach dem Palaste gehen.“

„Dürfen wir sie begleiten?“

„Lieber Doctor, Sie haben Anderes zu thun. Werden Sie nicht vielleicht im Hotel Union erwartet?“

„Durchlaucht, Sie sind allwissend!“

„So gebe ich Ihnen Urlaub. Gehen Sie in Gottes Namen. Wir Drei sind Manns genug, eine Spur zu verfolgen, wenn wir sie finden. Gute Nacht also für jetzt!“

„Gute Nacht!“

Holm trennte sich von ihnen und kehrte nach dem Hotel zurück. Dort herrschte trotz der ungewöhnlichen Stunde das regste Leben. Nach einem solchen Ereignisse hatte Niemand Lust, sofort wieder das Bett aufzusuchen. Die derzeitigen Bewohner des Hauses saßen im Gastzimmer beisammen und konnten nicht fertig werden, das Thema zu besprechen.

Als Holm eintrat, kam der Wirth gerade aus der Küche.

„Kommen Sie herein, kommen Sie!“ sagte er. „Die Herrschaften warten auf Sie.“

„Später! Wo befindet sich Miß Starton?“

„In ihren neuen Gemächern. Das Mädchen ist oben.“

„Danke!“

Er stieg die beiden Treppen hinauf und ließ sich melden. Er wurde auch sofort eingelassen.

Ellen befand sich nicht mehr in Negligé. Sie hatte Morgentoilette gemacht und bewillkommnete ihn mit einem Darreichen ihrer Hand.

„Endlich, endlich!“ sagte sie. Wo sind Sie doch nur so lange Zeit geblieben?“

„Im Gefängnisse, um den Gefangenen abzuliefern.“

„Wird man wohl entdecken, wer der Andere gewesen ist?“

„Es ist bereits entdeckt.“

„Ah! Wer?“

„Der Hauptmann.“

„Höre ich recht? Ist nicht der Hauptmann gefangen, oder vielmehr der Baron von Helfenstein?“

„Er war es. Er ist entwichen.“

„Doch nicht möglich!“

„Leider. Unser Gefangener, ein gewisser Bormann, hat ihn befreit und dabei den Schließer mit dem Hammer erschlagen und einen Militärposten tödtlich verwundet.“

„Herr Jesus! Derselbe, welcher bei mir eingebrochen ist?“

„Ja.“

„Gott, welch' ein Schicksal stand mir bevor. Diese Zwei hätten mich ganz sicher ermordet!“

„Gott hat es nicht gewollt.“

„Er hat mir Sie gesandt. Sie sind mein Retter. Ihnen habe ich mein Leben zu verdanken!“

Ihre Augen glänzten feucht, und ihre Wangen hatten sich geröthet. Sie streckte ihm die Hand entgegen und fuhr fort:

„Wüßte ich nur, wie ich Ihnen einen recht, recht großen und ungewöhnlichen Dienst erweisen könnte!“

Er hielt ihre Hand in der seinigen und antwortete:

„Das können Sie, Miß Ellen, das können Sie.“

Wie denn? Auf welche Weise? Bitte, sagen Sie es mir!“

„Damit, daß Sie sich zuweilen meiner erinnern, wenn Sie wieder jenseits des Oceans gelandet sind.“

„An Sie mich erinnern? Ja, das werde ich. Aber wohl nicht jenseits des Oceans.“

„Kehren Sie nicht zurück?“

„Nein. Ich bleibe hier.“

„Hier in der Residenz?“



„Herr Doctor! Ich heiße Sie willkommen!“

Verl. S. (76.)

„Vielleicht. Ueberhaupt auf dem Continente.“

Da glitt ein Schatten über sein Gesicht. Er fragte:

„So werden Sie doch Engagement nehmen?“

„Das ist mein liebster, liebster Wunsch.“

„An der Hofbühne?“

„Nein. Ich denke nur an ein Privatengagement.“

„Das verstehe ich nicht.“

Sie blickte sinnend vor sich nieder und dann wieder mit einem großen, tiefen Blicke zu ihm auf. Sie war bleich geworden, und ihre Lippen schienen zu beben; aber mit ruhiger Stimme sagte sie:

„Ich werde es Ihnen erklären. Sie haben mich drüben gesehen in meinem Vaterlande — —“

„Ja,“ fiel er ein. „Ich habe das niemals vergessen.“

„Ich auch nicht. Es gab damals eine recht glückliche, selige Zeit. Es gab einen Mann, an den ich dachte bei Tag und bei Nacht. Er hatte mir das Herz geraubt und mein ganzes Wesen gefangen genommen. Ich wußte, daß ich ohne ihn nicht leben könne. Meine ganze Seele flog und athmete ihm entgegen, und doch blieb er mir so kalt und so fern.“

Sie machte eine kleine Pause. Auch er war bleich geworden. Sie liebte einen Anderen, sie sagte ihm dies jetzt, um ihm zu bedeuten, daß er nichts zu hoffen habe.

„Warum davon sprechen?“ preßte er hervor. „Ich habe kein Recht, Ihnen zuzuhören!“

„Keins? Wirklich nicht? Ja, jener Mann blieb mir kalt und fern. Und doch liebte er mich, herzinnig und für das ganze Leben. Er opferte mir seine Errungenschaften, seinen Ruhm, seine Zukunft, und als ich ihm für dieses Opfer danken wollte, da war er verschwunden. Aber ich habe nach ihm gesucht und geforscht. Ich habe ihn gefunden. Einst hat er sich für meine Ehre der tödtlichen Waffe gegenüber gestellt; heute hat er mir das Leben gerettet. Und dennoch sagt er, daß er kein Recht habe, meine Worte anzuhören!“

Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich. Es erstarrte fast. Es war, als sei etwas Großes, Undenkbares, Unbegreifliches ganz plötzlich über ihn gekommen.

„Miß Ellen! Höre ich recht?“ stammelte er.

„Hoffentlich, Herr Holmers!“

„Sie sprechen von — von — — von — — —?“

Da trat sie zu ihm, legte ihm beide Hände auf die Achseln, nickte ihm so tief und ernst entgegen und ergänzte seine unausgesprochene Frage:

„Von Ihnen. Ja, von Ihnen spreche ich. Meine Aufrichtigkeit mag unweiblich sein; aber ich bin Amerikanerin und Künstlerin. Und wenn ich Beides nicht wäre, so hätte ich als lebendes Wesen dennoch und doch das Recht, glücklich zu sein und glücklich zu machen und dieses Glück entgegen zu bringen, wenn man so bescheiden ist, es nicht von mir zu fordern. Jetzt nun kennen Sie die Ursache, warum ich hierher gekommen bin. Ich wollte Sie

finden. Ich habe Sie gefunden. Nun entscheiden Sie, ob ich Sie wieder verlieren soll!"

Sie stand so hoch, so schön, so stolz und strahlend vor ihm, ein Weib in der erhabendsten Bedeutung des Wortes, und doch auch wieder so rein und keusch, so demüthig und mild, ihr Urtheil in tiefster Ergebung erwartend, eine Jungfrau im sinnbestrickendsten Reize ihres unnahbaren und beglückenden Zaubers. Er wollte sprechen; er wollte ihr antworten; aber er konnte nicht. Er nahm ihre Hände von seinen Schultern ab; er hielt sie in den seinigen. Seine Augen füllten sich mit großen, schweren Tropfen, und nur das eine Wort brachte er hervor:

„Ellen, Ellen!"

„Max, hast Du mich lieb? Ja, Du hattest mich lieb, sehr lieb! Ist es nicht mehr so?" fragte sie.

„Mein Gott! Ich bin ja nichts, gar nichts!"

„Fürchtest Du Dich dafür, daß man mich reich nennt?"

„O, Du bist ja mehr, viel mehr als nur reich. Ein einziger Ton Deiner wunderbar süßen Stimme ist mir werther, als all' Dein Reichthum. Ein einziger Blick Deines Auges wiegt mir alle Schätze der Erde auf. Wie kann ich, der arme Musikus, so herrliches besitzen!"

„O, Du besitzest es schon längst, schon seit dem Augenblicke, an welchem ich Dich zum ersten Male sah. Du hast für mich gekämpft, da drüben, und die Wunde nicht gescheut, welche Dich Deiner Kunst entfremdete. Du hast hier wieder für mich gestritten gegen die Gemeinheit niedriger Seelen; Du hast mir heute das Leben gerettet. Du sollst auch weiter, fort und fort mein Schutz und mein Schirm sein, für's ganze Leben. Unter Deinem Schatten will ich wohnen, und in Deiner Sonne will ich blühen. Nimm mich auf bei Dir und laß' mich nicht wieder von Dir hinweg, hinaus in die fremde Welt und in das kalte, verständnißloße Leben!"

„Ellen, so, so sagst Du! Das bittest Du, während ich vor Dir niederknieen möchte, um Dich um ein einziges Lächeln anzuflehen! Nicht Du sollst unter meinem Schatten wohnen, sondern ich, ich will Dein Diener und Dein Sclave sein! Ich will Deinen Wünschen lauschen und Dir unterthan sein, so lange ich athme und lebe. O, Ellen, wie lieb, wie un-, un-, unendlich lieb habe ich Dich!"

Er breitete die Arme aus. Sie sank an sein Herz und legte den herrlichen Kopf an seine Schulter.

„Endlich, endlich!" flüsterte sie. „Nun habe ich Dich! Nun bin ich das, was zu sein ich so heiß begehrte: ein unsagbar glückliches Menschenkind!" — —

Der Fürst war mit seinen beiden Dienern nach dem Helfenstein'schen Palais gegangen. Dort war noch ein Fenster erleuchtet, ein einziges."

„Weißt Du, wessen Zimmer das ist?" fragte er Anton.

„Ja. Dort wohnt der alte Kammerdiener, der ihn zwar nicht mehr frisirt und ihm nicht mehr servirt, weil er eben zu alt ist, aber ihm doch eine

unendliche Ergebenheit widmet. Er ist ein alter Sünder, der wohl Manches auf dem Gewissen hat."

„Hm! Sollte dieser es sein?"

„An den er sich heute gewendet hat?"

„Man könnte es vermuthen."

„Wie aber wäre er zu ihm gekommen?"

„Durch den Eingang nicht. Es steht zu errathen, daß er ihm ein Zeichen an das Fenster gegeben hat."

„Vielleicht hinan geworfen?"

„Wahrscheinlich."

„Wollen es einmal versuchen."

Er ging näher an das Palais heran und warf ein Steinchen nach dem Fenster. Es traf. Gleich darauf wurde der Vorhang auf- und niedergezogen.

„Es hat gewirkt," sagte Anton.

„Wie aber wird es weiter wirken?"

„Jedenfalls kommt er herab."

„Aber an die Thür nicht; das könnte der Polizist bemerken. Ich denke vielmehr, daß er eines der Parterrefenster öffnen wird, um mit mir zu sprechen. Welches aber kann dies sein? Stehe ich nicht dort, so merkt er, daß ich ihn täuschen will."

„Wahrscheinlich ist es eins der beiden Giebelfenster, welche sich im Seitengang des Flures befinden. Dorthin kommt selten Jemand."

„Ich will es versuchen."

Er trat um die Ecke und nahm zwischen den beiden erwähnten Fenstern Stellung. Nach kurzer Zeit hörte er, daß geöffnet wurde. Er trat dahin, wo sich der Kopf des Alten sehen ließ.

„Gnädiger Herr?" fragte dieser Letztere halblaut.

„Er ist es nicht," antwortete der Fürst.

„Donner! Wer denn!"

„Ein Freund. Ich muß mit dem Herrn sprechen."

„Geben Sie das Wort!"

Dem Fürsten fiel ein, was die Passanten gesagt hatten, als sie beim hinteren Pförtchen des Palastes an ihm vorüber gegangen waren.

„Auch Einer," antwortete er.

„Was wollen Sie? Sie sind legitimirt."

„Ist er bereits fort?"

„Ja."

„O weh! Ich muß den Capot und die Mütze haben."

„Ach so! Wozu?"

„Damit der arme Teufel, der Schließer, nicht bestraft werden kann."

„Der kann nicht bestraft werden."

„Warum nicht?"

„Er ist ja todt."

„Ach, ich meine doch den Anderen."

„So, so! Leider kann ich Ihnen die Sachen nicht geben. Ich habe sie zwar in meinem Bette, aber der Polizist sitzt im Corridor und beobachtet Alles. Sie müssen wieder kommen."

„Wann?"

„Heute nicht mehr; aber morgen Abend, vielleicht zehn Uhr, wenn es bis dahin nicht zu spät ist."

„Vielleicht läßt es sich bis dahin verheimlichen. Aber, wo kann ich den Herrn finden?"

„Nirgends."

„Donnerwetter! Ich habe ihm wichtige Nachrichten zu bringen."

„Von wem?"

„Ueber die Baronin."

„Das muß jetzt Zeit haben. Ich hoffe, seine Adresse recht bald zu bekommen. Sprechen Sie dann wieder vor."

Der Kopf zog sich zurück und das Fenster wurde zugemacht. Der Fürst begab sich wieder zu seinen Begleitern, welche ihn neugierig erwarteten.

„Ich habe nicht viel erreicht, aber doch etwas," sagte er. „Anton, gehe Du zum Staatsanwalt zurück und melde ihm, daß die Mütze und der Capot des ermordeten Schließers sich im Bette des Dieners befinden."

„Ah, schön! Das wird ein Glied in der Beweiskette."

„Allerdings. Wir Beiden gehen nach Hause. Sobald eine Spur des Barons gefunden ist, reisen wir ihm nach. Ich muß ihn wieder haben. Er gleicht jetzt dem wilden Thiere, welches würgen muß, um nicht erwürgt zu werden." — —

Als der Baron vorhin am Seile herabgeklettert war, hatte er sich in höchster Eile entfernt. Er glaubte, daß man nicht blos ihn oben abgelauert, sondern auch sich hier in der Nähe versteckt habe, damit er ja nicht entkommen könne. Er konnte zwar nicht begreifen, wie seine Absicht verrathen worden sein könne; aber verrathen worden war sie; das sah er ein, und so galt es nur, schleunigst zu entfliehen.

Es war ihm, als ob er bereits die Verfolger hinter sich höre, und so fiel er vor Angst in eine sich immer vergrößernde Eile. Er war im Begriff, um eine Ecke zu biegen. Da stieß er mit einem Manne zusammen, welcher von der anderen Seite kam. Er erkannte in ihm einen Nachtwächter. Diesem wieder mußte die Eile des Barons auffallen. Daß dieser eine Tasche oder ein Paquet bei sich trug, verdoppelte den Verdacht.

„Halt! Warten Sie einmal!"

Mit diesen Worten hielt der Beamte den Baron fest. Dieser aber riß sich los und eilte nun im vollen Rennen weiter.

„Halt!" rief der Wächter abermals, ihm nachlaufend.

Als dies nicht half, zog er seine Pfeife und gab das Signal. Von dem anderen Ende der Gasse ertönte Antwort. Der Baron hörte, daß er sich zwischen zwei Feinden befinde, lief aber weiter, fest entschlossen, den zweiten Wächter, falls dieser ihn anhalten würde, entweder über den Haufen zu rennen



„Halt! Bitte, woher kommen Sie?“

Vergl. S. (77.)

oder gar nieder zu schießen. Zum Glücke aber öffnete sich rechts abermals eine Gasse. Er bog in dieselbe ein, war aber noch nicht weit gekommen, so ertönte hinter ihm ein Doppelsignal.

Die beiden Wächter waren zusammengetroffen und wußten nun, welche Richtung er eingeschlagen habe. Vorn, weit vor ihm, wurde geantwortet.

Wieder zwei Nebengassen, rechts eine und links eine. Rechts ertönte auch ein Pfiff; er bog also links ab, kam in eine Hauptstraße, hörte aber vor und hinter sich das verteufelte Pfeifen. Es war, als ob alle Nachtwächter ihm auf den Fersen seien.

Da sah er beim trüben Scheine einer Laterne abermals eine Gassenöffnung, in welche er schlüpfte, freilich abermals verfolgt von den Signalen. So wurde er weiter und immer weiter gehetzt, vorwärts, rückwärts, seitwärts, bald rechts und bald links.

Zuletzt war man ihm so nahe, daß er die eilenden Schritte seiner Verfolger hörte. Er befand sich eben in einem engen Verbindungsgäßchen.

„Haltet auf, haltet auf," rief man hinter ihm.

„Wo? Wo?" hörte er vor sich rufen.

„Was thun. Zu seiner rechten Hand gab es eine Gartenmauer, welche nicht sehr hoch war. Schnell entschlossen warf er die Koffertasche hinüber und folgte nach.

Hierher fiel kein Licht. Er mußte sich erst orientiren. Das aufgeregte Blut stürmte durch seine Adern und die Lungen arbeiteten so gewaltig, daß er stehen blieb, um zu Athem zu kommen. Da kamen von der einen Seite zwei Männer gerannt, wie er an den Doppelschritten hörte, und von der anderen auch einer. Draußen an der Mauer trafen sie zusammen.

„Halt! Wohin?" fragte einer der Beiden.

„Vorwärts, es hat gepfiffen."

„Das waren wir."

„Ach so! Du bist ein College! Hier brennt keine Laterne und das Wetter schlägt einem die Augen zu. Ist Dir Niemand begegnet?"

„Nein."

„Wir dachten, er sei hier herein."

„Wer?"

Ein Spitzbube. Der Bezirkswächter hat ihn draußen auf der Johannstraße laufen sehen. Regenmantel mit Caputze und ein Packet in der Hand.

„Himmelelement! Wäre es möglich?"

„Was?"

„Wir suchen grad so Einen."

„Dann ist's derselbe. Warum sucht Ihr ihn?"

„Er hat im Hotel Union die Amerikanerin ermorden wollen. Sein Cumpan ist gefangen; er aber ist durch das Fenster entwischt. Alles ist auf den Beinen. Die sämmtlichen Ausgänge der Stadt sind besetzt."

„Ah! Da entkommt er nicht!"

„Man munkelt davon, daß es gar der Hauptmann sei."

V. S.

„Unsinn! Der ist ja gefangen!"

„Nein; er soll vorhin entsprungen sein."

„Unglaublich!"

„O, was ist Dem nicht möglich! Also, hier herein ist der Mann nicht?"

„Wir müssen uns geirrt haben, wollen aber die Gegend im Auge behalten. Hier kann man sich einmal auszeichnen und eine Gratification bekommen. Kehre Du wieder um, mache aber die Augen auf!"

Sie trennten sich.

Der Baron hatte jedes Wort gehört. Hier in der engen Gasse war es ruhiger, so daß der Sturm nicht die Worte augenblicklich verwehte. Es wurde ihm himmelangst. Was nun thun? Hinaus konnte er nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Er mußte eine tüchtige Weile warten.

Aber hier im Regen? Er bemerkte, daß er sich in einem Hofe befand. Vielleicht gab es da irgend ein Gelaß, wo er ein Wenig unter treten konnte. Er suchte. Er fand einen Schuppen und einen Keller; aber die Thüren waren verschlossen. Er ahnte nicht, daß gestern sein letzter Kamerad, nämlich Bormann, grad in diesem Hofe auch eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Der Hof gehörte zu dem Hause Neumarkt Nummer zwölf. In der ersten Etage wohnte der Falschmünzer Wunderlich.

Der Baron trat an die Hinterthür. Das Dach hing ein wenig über. Wenn er sich an die Thüre lehnte, so konnte ihn wenigstens nicht die volle Fluth des Regens treffen.

Bei dieser Gelegenheit ergriff er die Klinke. Sie bewegte sich. Er drückte sie nieder und — die Thür ging auf. Sie war nicht verschlossen gewesen.

Er trat sofort ein. Das gab doch einen trockenen Ort. Entdeckt zu werden, hatte er hier für's Erste nicht zu befürchten. Zu so später Stunde befand sich wohl kein Bewohner mehr außerhalb des Hauses, zumal bei diesem fürchterlichen Wetter.

Es fiel ihm ein, daß ihm sein Diener ein Päcktchen Zündhölzer mitgegeben hatte. Er brannte eines der Hölzer an und leuchtete um sich.

Er stand an der Hinterthür; vorn war die Hausthür; rechts gingen einige Stufen in die Wohnung des erhöhten Parterres und links die Treppe zum Stock empor. Unter dieser Treppe gab es eine Thür. Es gab weder Riegel noch Schloß daran. Er öffnete und leuchtete mit einem zweiten Hölzchen hinein. Der kleine Raum war halb mit Pappen angefüllt Vielleicht wohnte ein Buchbinder oder Cartonnagenarbeiter in dem Hause.

War es nicht besser, sich da hinein zu setzen? In dem Flur konnte doch vielleicht Jemand kommen, da hinein aber wohl Niemand. Auf den Pappen war es übrigens wärmer als auf den kalten Steinen. Er schob also den Riegel vor die Hinterthür und kroch dann mit seiner Tasche in den Treppenvorschlag. Dort machte er es sich möglichst gemüthlich. Er beschloß, ein Stündchen hier zu warten und dann sein Glück weiter zu versuchen.

Hätte ihn die Sorge um die Fortsetzung seiner Flucht nicht gefoltert, so wäre ihm sein jetziger Schlupfwinkel als ganz gemüthlich vorgekommen.

Er mochte ungefähr eine halbe Stunde hier gesessen haben, als sich oben eine Thür öffnete. Er hörte leise Schritte zur Treppe herabkommen, und zugleich bemerkte er durch eine ziemlich breite Spalte seiner Thür, daß die betreffende Person ein Licht bei sich hatte.

Es war ein Mann in Schlafrock und Hausschuhen. Er setzte das Licht auf eine der Treppenstufen und ging dann zur Hausthür, wo er eine horchende, wartende Stellung einnahm. Nach einiger Zeit begann er unruhig im Hause auf- und abzugehen.

Da ließ sich ein halblautes Klopfen vernehmen. Der Mann ging, um zu öffnen. Es klang wie ein Sporen oder das leise Aufstreichen einer Säbelscheide.

„Guten Abend, Herr Wunderlich," grüßte eine gedämpfte Stimme.

„Guten Abend, Herr Lieutenant, oder vielmehr guten Morgen. Denn Mitternacht ist längst vorüber."

„Freilich. Schließen Sie die Thür und kommen Sie weiter in den Flur herein. Es könnte mich doch vielleicht ein Neugieriger bemerken."

Der Schlüssel wurde im Schlosse umgedreht, und dann kamen die Beiden bis an die Treppe heran, so daß der Baron trotz den Stimmen des Windes alle ihre Worte hören konnte. Der Lieutenant sagte:

„Sie haben also meine eiligen Zeilen erhalten?"

„Ja, ganz unerwartet."

„Ich schrieb sie im Cavalierscasino. Haben Sie meinetwegen Schlaf versäumt?"

„Allerdings freilich. Doch nahm ich an, daß der Grund Ihres Kommens ein wichtiger sein werde."

„Für mich, ja. Uebrigens ist es gar nicht gut, draußen zu gehen, wenigstens wenn man Absichten verfolgt, welche Niemand zu wissen braucht."

„Warum nicht gut? Dieses Wetter paßt grad zu stillen, unbemerkten Besuchen und Zusammenkünften."

„Haben Sie nicht die Wächtersignale gehört?"

„Zuweilen, ja."

„Die ganze Polizei ist auf den Beinen."

„Giebt es Feuer?"

„Nein, sondern etwas wohl noch Aufregenderes. Der Hauptmann ist nämlich wieder ausgebrochen."

„Was der Teufel!" sagte Wunderlich erstaunt.

„Ja, ausgebrochen, aber auch eingebrochen."

„Wo?"

„Im Hotel Union, wo sie die Juwelen der amerikanischen Tänzerin rauben wollten."

„Welche Kühnheit!"

„Es ist auch nicht gelungen. Die Polizei hatte vorher Wind bekommen, nämlich durch den Fürsten von Befour, und dieser hatte sich mit einigen Leuten in das Logis der Tänzerin gesteckt, um sie zu erwarten."

„Sie sprechen „sie". War der Hauptmann nicht allein?"

„Nein. Er hatte einen gewissen Bormann mit, einen Bruder des so-

genannten Riesen Bormann. Diesen hat man denn nun auch festgenommen, während hingegen der Hauptmann wieder entkommen ist."

„Fürchterlich, fürchterlich! Wie hat denn der Hauptmann seine Flucht aus dem Gefängnisse bewerkstelligt?"

„Eben dieser Bormann hat ihn befreit. Nun wimmelt es an allen Ecken und Enden von Polizisten. Das ist mir höchst unangenehm. Aber der Gang war nicht aufzuschieben. Ich habe nämlich meinen ganzen Vorrath verthan."

„Also verkauft?"

„Ja. Gleich morgen früh habe ich Gelegenheit, eine neue Summe an den Mann zu bringen; deshalb komme ich noch während der Nacht zu Ihnen, und deshalb schrieb ich Ihnen, bis um die jetzige Minute wach zu bleiben. Haben Sie noch zwanzigtausend Gulden?"

„Ja, allerdings nur gegen baar."

„Natürlich. Diese Fünfzigguldenscheine sind so famas nachgemacht, daß kein Mensch die Fälschung entdecken kann. Ich habe mich überzeugt, daß meine erstmalige Unruhe ganz überflüssig war."

„Ich sagte es Ihnen ja."

„Halten Sie nur auf Vorrath!"

„Für sechzigtausend ist noch da; dann werden wir wieder zu fabriciren beginnen."

„Warum machen Sie nicht Noten zu hundert Gulden? Das würde doppelt lohnen als jetzt."

„Es fehlen uns die Platten, doch steht zu erwarten, daß wir baldigst im Besitze derselben sein werden."

„Ich hoffe, daß ich auch dann Ihr Agent bleibe!"

„Natürlich! Also für zwanzigtausend Gulden brauchen Sie jetzt noch?"

„Ja. Soll ich mit heraufgehen?"

„Um Gotteswillen, nein! Meine Frau!"

„Schön! So warte ich hier."

„Ich werde Ihnen das Licht lassen und gleich wieder bei Ihnen sein, Herr Lieutenant!"

Er stieg die Treppe hinan; der Lieutenant lehnte sich wartend an die Wand.

Der Baron hatte seinen Augen und Ohren nicht trauen wollen. Er hatte den Offizier sofort an der Stimme erkannt. Jetzt konnte er ihm durch die erwähnte Spalte grad in das Gesicht blicken. Also dieser Wunderlich machte falsche Noten und der Lieutenant von Scharfenberg vertrieb dieselben. Es kam dem im Verstecke Sitzenden ein Gedanke, den er auszuführen beschloß. Er wartete, bis Wunderlich zurückkehrte, dann erhob er sich und machte sich bereit.

„Hier ist das Packet, Herr Lieutenant. Zwanzigtausend gute Gulden."

„Und hier sind gute dafür."

Er gab ihm ein Packet.

„Sie erlauben natürlich daß ich sie prüfe?"

„Gewiß. Aechte prüft man, falsche aber nicht."

Wunderlich kauerte sich zu der Lampe auf die Treppenstufen nieder und

begann, die Scheine durchzusehen. Der Offizier hatte die seinigen eingesteckt und stand wartend dabei. Endlich sagte Wunderlich:

„Es stimmt. Gold wäre mir aber lieber."

„Das nimmt zu viel Platz weg. Seien Sie zufrieden. Ich habe in dieser kurzen Zeit fast für achtzigtausend Gulden an den Mann gebracht."

„Das erkenne ich an. Aber bedenken Sie auch, welchen Profit Sie dabei haben."

Da erklang es hinter ihnen:

„Wie hoch beziffert sich dieser Profit?"

Ein furchtbarer Schreck ließ ihre Glieder zusammenzucken. Sie fuhren herum und sahen einen unbekannten Menschen vor sich stehen, dessen Gesicht einen gradezu schauderhaften Anblick bot.

Der Regen hatte trotz der das Gesicht beschirmenden Capuze Haar, Bart und Schminke vollständig aufgeweicht. Es sah aus, als sei es mit Tinte und Milch beschmiert und dann mit Haaren eingerieben worden. Der Lieutenant faßte sich zuerst.

„Mensch, Sie spioniren hier?" sagte er.

„Ja, mein Herr von Scharfenberg."

„Wohnen Sie in diesem Hause?"

„Nein."

„Wie kommen Sie da herein?"

„Durch die Hinterthür."

„Ich habe es ja gar nicht bemerkt."

„Das war auch unmöglich, denn ich befand mich bereits hier, als Sie kamen."

„Das ist nicht möglich. Wir hätten Sie sehen müssen."

„Wenn Sie in diesen Verschlag geblickt hätten, ja; aber das haben Sie leider unterlassen."

„Verdammt! So haben Sie unser Gespräch gehört?"

„Jedes Wort."

„Aber jedenfalls falsch verstanden."

„Schwerlich!"

„Nun, um was hat es sich gehandelt?"

„Um falsches Papiergeld, welches von Herrn Wunderlich gemacht, von Ihnen aber vertrieben wird."

„Also doch! Sie haben uns vollständig mißverstanden. Es handel sich vielmehr um die — —"

„O bitte, Herr Lieutenant, geben Sie sich keine Mühe! Ich bin ein alter Knabe, der sich nichts vormachen läßt!"

Jetzt nun hatte auch Wunderlich sich von seinem Schrecke erholt. Er nahm eine zornige Miene an und sagte:

„Also Sie wohnen nicht in diesem Hause?"

„Nein."

„Aber hier in der Stadt?"

„Auch nicht mehr."

„Sie strolchen wahrscheinlich herum?"

„Ja. Grade das ist's, was ich thue."

„So haben Sie sich jedenfalls hier ein Nachtlogis gesucht."

„Natürlich. Der Regen gefiel mir nicht mehr."

„Eigentlich müßte ich Sie der Polizei überliefern. Ich will aber Nachsicht haben, wenn Sie augenblicklich das Haus verlassen."

„Und wenn ich das nun nicht thue?"

„So rufe ich die Polizei."

„Und wenn ich ihr von dem Geschäft erzähle, welches hier geschlossen worden ist?"

„Sie sind verrückt. Wir haben ein einfaches Discontogeschäft geregelt. Was ich und was der Herr Lieutenant von Scharfenberg vor Gericht sagen würde, hätte jedenfalls größeres Gewicht als Ihre Hallucinationen."

„Nun, das müßte man abwarten. Ich will gehen, ja; vorher aber bitte ich Sie, mir auch für zehntausend Gulden von diesen Noten abzulassen."

„Sind Sie verrückt?"

„Nein. Ich verdiene mir auch gern etwas!"

„Gehen Sie! Ich kann Sie nicht länger anhören."

„Herr Lieutenant, wollen Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen?"

„Ich? Wieso? Sie haben eine ganz verrückte Idee, und ich kenne Sie nicht."

„Ich habe im Gegentheile eine sehr gute Idee, und Sie kennen mich ganz genau."

„Habe nicht die Ehre!" höhnte er.

„O doch! Ich bin sogar einer Ihrer besten Freunde."

„Sie treiben es zu bunt! Gehen Sie; gehen Sie!"

„Auch Herr Wunderlich kennt mich. Jedermann hier kennt mich. Ich bin sogar der Mann, welcher jetzt am Allerberühmtesten ist."

„Jetzt werfe ich Sie hinaus, wenn Sie nicht gehen!"

„Bitte, überzeugen Sie sich zuvor!"

Er warf die Caputze zurück, nahm Perrücke und Bart ab und wischte sich mit dem Taschentuche die zerronnene und zerweichte Farbe aus dem Gesicht.

„Hölle, Tod und Teufel!" sagte der Offizier, vor Schreck zurückfahrend und nur mühsam seine Stimme dämpfend. „Sie, Herr Baron!"

„Ja, ich!"

„Der Hauptmann!" stieß Wunderlich hervor.

„Allerdings!"

„Der draußen gesucht wird!"

„Aber nicht gefunden!"

„Hier in meinem Hause."

„Was thut das? Fürchten Sie sich?"

„Um Gotteswillen, leise, leise. Wenn man Sie hört!"

„Ja, sprechen wir leiser. Nun aber, da ich mich Ihnen vorgestellt habe, werden Sie mir nicht mehr sagen, daß es sich nur um ein einfaches Discontogeschäft handelt!"

Er blickte sie lächelnd an, und als keiner von Beiden antwortete, fuhr er fort:

„Jetzt wiederhole ich meinen Wunsch: Ich will Ihnen für zehntausend Gulden abkaufen."

„Das geht nicht," sagte Wunderlich, welcher jetzt einsah, daß Leugnen Dummheit sein würde.

„Warum nicht?"

„Ich verkaufe nur gegen baar."

„Ich bezahle baar. Herr Lieutenant, bitte, zeigen Sie mir einige dieser Noten."

Scharfenberg sagte nichts, weigerte sich aber auch nicht. Vor dem Hauptmanne brauchte er sich wohl nicht zu schämen. Er zog ein paar Scheine hervor und gab sie ihm. Der Baron prüfte sie bei dem Lichte und sagte dann im Tone der Bewunderung:

„Das ist wirklich ein Meisterstück! Wie viel Provision geben Sie?"

„Dreißig Procent," antwortete Wunderlich, welcher aber dem Lieutenant mehr bewilligt hatte.

„Schön! Ich befinde mich auf der Flucht. Ich kann bei dieser Gelegenheit mein Reisegeld vergrößern. Ich habe für zehntausend Gulden gute Noten. Wollen Sie dieselben haben?"

„Hm! Ich muß auch auf meine Sicherheit sehen!"

„Glauben Sie, daß ich Sie verrathe?"

„Nein. Aber es ist möglich, daß man Sie ergreift, und dann findet man meine Noten."

„Weiß man es, von wem sie sind?"

„Der geringste Umstand kann es verrathen."

„Bedenken Sie, daß ich gezwungen bin, mich hier nie wieder sehen zu lassen."

„Noch sind Sie nicht fort!"

„Aber ich komme fort!"

„Die Straßen wimmeln von Militär und Polizei!"

„Pah! Das geht mich gar nichts an! Der Herr Lieutenant wird dafür sorgen, daß man mich ohne Beanstandung passiren läßt."

„Ich?" fragte Scharfenberg verwundert.

„Ja."

„Wieso?"

„Sie werden die Güte haben, Ihre Uniform mit meiner Kleidung zu vertauschen."

„Ah! Fällt mir nicht ein!"

„Bedenken Sie, daß wir fast einerlei Statur sind!"

„Mir gleich!"

„Daß wir gute Freunde sind."

„Nur passabel!"

„Und daß ich Ihren Anzug brauche!"

„Aber nicht ich den Ihrigen."

„Sie werden ihn als Andenken behalten."

„Danke! Es gelüstet mich gar nicht darnach."

„Dennoch werden Sie es thun, freiwillig oder — —"

Er hielt inne. Des Lieutenants Augen blitzten auf.

„Was, oder — —?“ fragte er.

„Freiwillig oder gezwungen.“

„Ah, Sie wollen mich zwingen?“

„Ja.“

„Wodurch oder womit?“

„Ich theile der Polizei Ihren Banknotenyande.

„Pah! Man glaubt es Ihnen nicht. Bringen Sie Beweise! Uebrigens dürfen Sie sich nicht sehen lassen. Sie können also nur brieflich denunciren. Welchen Eindruck soll das machen?“

„Doch einen. Man wird sämmtliche Noten untersuchen, welche von Ihnen ausgegeben worden sind!“

Der Offizier schien doch verlegen zu werden, dennoch sagte er achselzuckend:

„Man versuche es!“

„Ja, man würde es versuchen, und Sie wären verloren, Sie und der alte Ruhm der Scharfenbergs. Aber es giebt noch Eins, was ich thun würde.“

„Was?“

„Sie kennen doch die Leda!“

Jetzt erbleichte der Lieutenant.

„Nun, was sagen Sie dazu, Herr von Scharfenberg?“

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Es giebt Dinge, welche einem Offizier nie verziehen werden, obgleich sie zu dem Strafgesetzbuch gar nicht in Beziehung stehen. Ich würde Ihr Verhältniß zur Leda unbedingt der Oeffentlichkeit preisgeben, natürlich ebenso auch Ihr Verhalten gegen den unschuldig verurtheilten Petermann. Sie müßten den Dienst quittiren und dürften sich niemals wieder vor einem Cavalier sehen lassen.“

„Sie sind ein Teufel!“

„Nein. Ich verlange nur Ihren Anzug und gebe Ihnen dafür den meinigen.“

„Des Königs Rock! Wenn es ruchbar wird!“

„Werde ich es sagen? Von der Grenze her sende ich Ihnen die Sachen wieder zu.“

„Wollen Sie auch den Mantel?“

„Ja.“

„Degen?“

„Natürlich. Alles, Alles, sogar die Stiefel.“

„Hm! Sie geben mir Ihr Wort, mich nicht zu verrathen?“

„Mein Ehrenwort als Baron und Hauptmann!“ lächelte er.

„Und mir die Sachen von der Grenze her wieder zusenden?“

„Haben Sie so wenig Kleidung?“

„Pah! Es handelt sich nicht darum, sondern vielmehr um den Umstand, daß mir kein Anzug fehlt. Man erfährt, daß Sie in Uniform entwichen sind. Man fragt bei den Schneidern oder sonstwo. Ich will beweisen können, daß ich mich im Besitze meiner Kleider befinde.“

„Gut! Ich werde sie schicken. Wir sind also einig. Sie, Herr Wunderlich, lassen mir für zehntausend Gulden Noten ab, und Sie, Herr Lieutenant, tauschen mit mir die Anzüge. Giebt es ein Zimmer, wo wir wechseln können?"

„Dann nur oben bei mir."

„So lassen Sie uns heraufgehen."

Er nahm seine Tasche aus dem Treppenverschlage hervor und dann stiegen die drei Männer nach oben. Nach Verlauf von einer Viertelstunde brachte Wunderlich einen Officier herabgeführt. Er öffnete vorsichtig die Thür, blickte hinaus, und als er keinen Menschen bemerkte, ließ er ihn heraus.

Der Baron schritt langsam über den Markt hinüber. Er bemerkte nicht, daß sich von des Nachbars Thür eine Gestalt lößte und bis zur nächsten Ecke rannte, wo ein Wächter stand.

„Erkennen Sie diesen Officier dort?" fragte er ihn.

„Ja."

„Folgen Sie ihm nach, und kommen Sie dann wieder an diese Ecke, um es mir zu melden."

Der Wächter eilte dem Baron nach. Der Andere aber kehrte nach der Thür zurück. Es war kein Anderer als Doctor Holm. Er stand wohl über eine Viertelstunde da, als er bemerkte, daß der Wächter wieder zurückgekehrt sei. Er ging zu ihm hin.

„Nun?" fragte er.

„Dieser Officier ging in kein Haus. Er machte einen ganz eigenthümlichen Spaziergang."

„Welchen?"

„An dem Petrikirchhofe vorüber und dann über die Wiesen nach dem Flusse hin."

„Weiter?"

„Weiter konnte ich ihm nicht folgen. Es gab keine Deckung mehr für mich. Er hätte mich bemerkt."

„Danke! Hier ein Trinkgeld."

Holm stand im Begriff, wieder nach der Thür zurückzukehren, als er bemerkte, daß sich diejenige Wunderlichs abermals öffnete. Dieser Letztere spähte wieder hervor, und dann trat der Lieutenant heraus, in dem Regenmantel des Barons und, unvorsichtiger, gedankenloser Weise, auch dessen Tasche in der Hand.

Holm sah ihn kommen, kehrte zu dem Wächter zurück und sagte:

„Halten Sie den Mann an, er ist genau so gekleidet."

„Wenn er es aber nicht ist?"

„So lassen Sie ihn natürlich wieder fort."

Der Lieutenant wollte vorüber, da aber trat ihm der Wächter in den Weg.

„Halt! Bitte, woher kommen Sie?" fragte er.

„Haben Sie mich darnach zu fragen?"

„Ja."

„Weshalb?"

„Das brauche ich eigentlich nicht zu sagen, aber wir suchen Einen, der ganz genau so wie Sie gekleidet ist."

„Ich bin es nicht."

„Wer sind Sie!"

„Das ist nur meine Sache."

„Wenn Sie sich nicht ausweisen, muß ich Sie zur Wache bringen. Es ist besser, Sie antworten."

„Entsetzlich! Ich bin der Lieutenant von Scharfenberg."

„Den kenne ich nicht. Bitte um Legitimation!"

„Donnerwetter! Ich werde mich doch nicht hier in meiner Garnison vor jedem Nachtwächter zu legitimiren haben. Ich werde mein Recht suchen."

„Das kann mich nicht in Verlegenheit bringen. Sie gehen mit der Reisetasche spazieren?"

„Ja, wenn es mir beliebt. Was noch?"

Da trat Holm herzu und sagte zu dem Wächter:

„Wie nennt sich dieser Herr?"

„Lieutenant von Scharfenberg."

„Er ist es auch. Lassen Sie ihn gehen."

„Das will ich Euch gerathen haben," räsonnirte der Officier. „Dieses Mal will ich es noch hingehen lassen. Laßt es Euch zur Lehre dienen."

Als er fort war, meinte der Wächter:

„Da haben wir es. Warum beauftragten Sie mich?"

„Um eine Spur des Hauptmanns zu entdecken."

„Haben Sie sie denn nun?"

„Ja. Ich werde dafür sorgen, daß es auch Ihnen mit angerechnet wird."

Er ging trotz der späten Stunde nicht nach Hause, sondern er begab sich nach dem Palast Befour. Der Fürst war nicht schlafen gegangen? Es befand sich sogar der Assessor von Schubert bei ihm. Sie zogen es vor, das Ereigniß des heutigen Abends nach allen Seiten hin zu beleuchten.

„Sie kommen noch?" sagte der Fürst. „Da steht zu vermuthen, daß Sie eine Botschaft bringen?"

„Allerdings, Durchlaucht."

„Wegen des Hauptmannes?"

„Möglich."

„Bitte erzählen Sie!"

„Ich begab mich von Ihnen hinweg nach Hotel Union, um Miß Starton Bericht zu erstatten — —"

„Und — —" fiel ihm der Fürst in die Rede, „auch um die Dame zu beruhigen?"

„Nebenbei!" antwortete Holm erröthend.

Der Fürst blickte ihn scharf an, lächelte überlegen, drohte mit dem Finger und sagte:

„Solche Nebensachen werden oft zum Hauptgegenstande. Darf man Glück wünschen?"

„Nein, Durchlaucht. Tausend Wünsche können mir keinen Hauch des Glückes bringen, welches ich wirklich empfinde."

„Recht so! Ich gönne es Ihnen von ganzem Herzen. Nun bitte, fahren Sie fort!"

„Als ich mich verabschiedete, war ich geistig so engagirt, daß ich nicht an Schlaf zu denken vermochte; ich strich also mit den Wächtern und Polizisten durch die Gassen und Straßen. Sie hatten erfahren, daß ich heute mit dabei gewesen war und räumten mir in Folge dessen einmal gleiche Rechte ein. Vom Neumarkte geht ein kleines, enges Gäßchen nach der Tiefenstraße. Das Eckhaus gehört einem Herrn Wunderlich. Der Flur dieses Hauses war erleuchtet. Bei Veranlassungen wie heute ist man doppelt argwöhnisch. Ich schlich zur Thür und sah durch das Schlüsselloch, daß Wunderlich im Flur auf und ab ging, als ob er Jemanden erwarte. Das konnte eigentlich nicht auffallen; ich stellte mich aber doch an die andere Seite des Gäßchens und wartete."

„Da kam der Hauptmann?" fragte der Assessor in scherzhaftem Tone.

„Wenigstens sein Anzug."

„Was Sie sagen! Der Regenmantel mit Capuze?"

„Nein, sondern es kam ein Officier langsam, vorsichtig, als ob er ein böses Gewissen habe."

„Officier? Böses Gewissen? Wollen Sie den Rock des Königs blamiren?"

„Nein, denn der Rock kann nichts dafür."

„Aber der Träger dieses Rockes? Bin neugierig, was wir da erfahren werden! Weiter!"

„Der Officier klopfte an und Wunderlich öffnete. Beim Scheine des Lichtes, welches auf der Treppe stand, erkannte ich den Lieutenant von Scharfenberg."

„Ah, den!"

Der Assessor war dem Lieutenant nicht gewogen, und wäre es auch nur wegen der letzten Unterredung gewesen, welche er mit ihm gehabt hatte.

„Was ist dieser Wunderlich?" fragte er.

„Er schreibt sich Rentier."

„Man kennt das. Vielleicht heimlicher Geldverleiher. Der Lieutenant soll sich zuweilen in Verlegenheit befinden. Darum vielleicht dieser späte, heimliche Besuch."

„Ich dachte zunächst auch daran. Doch fiel mir auf, daß dieser Besuch nur in dem Hausflur abgethan wurde."

„Seltsam zwar, aber doch nicht verdächtig."

„Bitte, weiter zu hören! Ich sah wieder durch das Schlüsselloch. Ich konnte hindurchsehen, obgleich der Schlüssel steckte; stak nämlich mit dem Barte nach oben gedreht. Sie verhandelten eine kleine Weile mit einander; dann ging Wunderlich nach oben und kehrte mit Banknoten zurück, welche er dem Lieutenant gab."

„Ah, also doch!"

„Sie meinen Darlehn?"

„Ja.“

„Hm! Der Lieutenant gab aber auch Banknoten dafür.“

„Das wäre allerdings sonderbar!“

„Tausch oder Wechsel, wer weiß das!“

„Hm! Man spricht in neuerer Zeit davon, daß außerordentlich viele neue Fünfzigguldennoten coursiren. Die Zahl dieser Noten soll geradezu auffallend sein. Es scheint ein Räthsel hier zu geben!“

„Das Räthsel kam noch, nämlich es stand ein Dritter bei ihnen, mit Regenmantel und Caputze.“

„Ah! Sahen Sie das Gesicht?“

„Nein; aber ich beschloß, aufzupassen. Ich lief zur nächsten Ecke und instruirte den Wächter.“

„Bravo! Was nun?“

„Die Drei verschwanden nach oben. Nach einer Viertelstunde wohl öffnete Wunderlich die Hausthür, spähte vorsichtig umher und ließ den Officier heraus.“

„Scharfenberg!“

„Ich dachte es.“

„Ah! War er es denn nicht?“

„Bitte, hören Sie! Ich war natürlich überzeugt, daß es Scharfenberg sei. Doch schien mir der Gang jetzt ein anderer zu sein; zudem hatte ich einmal Interesse gefaßt und so bat ich den Wächter, dem Officier zu folgen, um zu erfahren, wohin er gehe.“

„Natürlich nach seiner Wohnung!“

„O nein!“

„Wohin denn?“

„Er ist zur Stadt hinaus und hinter dem Petrikirchhofe über die Wiesen nach dem Flusse gegangen. Dem Wächter ist es nicht möglich gewesen, ihm weiter zu folgen.“

„Das ist freilich sehr auffallend! Was hat Scharfenberg zu dieser Stunde dort zu suchen, nach einem so geheimnißvollen Aufenthalte bei Wunderlich? Hinter diesem Kirchhofe liegt ja auch die Scheune, unter welche die Leda, seine Geliebte, ihr ermordetes Kind versteckte. Ich bin höchst gespannt. Fahren Sie fort. Vielleicht haben Sie eine höchst interessante, werthvolle Beobachtung gemacht.“

„O, sie ist noch viel, viel interessanter, als Sie meinen. Natürlich erwartete ich nun den Mann mit dem Regenmantel und gab dem Wächter einen Wink, ihn anzuhalten. War es der Gesuchte nicht, so schadete es ja nichts.“

„Richtig. Aber er kam nicht!“

„O, er kam.“

„Wirklich? Jetzt kommt die Hauptsache!“

„Es ist auch die Hauptsache. Also er kam, mit Regenmantel, Caputze und Koffertasche, ganz so, wie der Hauptmann beschrieben wurde.“

„Sapperment! Sie hielten ihn doch fest?“

„Natürlich!“

„Nun, weiter! War's der Hauptmann?"

„Nein."

„Ah! Wer denn?"

„Der Herr Lieutenant von Scharfenberg."

Der Assessor blickte den Erzähler sprachlos an. Er war ganz verblüfft. Dann aber brach er los:

„Donnerwetter! Wollen Sie mich uzen?"

„Kann mir nicht einfallen!"

„Also wirklich der Scharfenberg?"

„Ja, wirklich."

„Sie haben sich nicht geirrt?"

„Ich habe sogar mit ihm gesprochen. Er drohte mit einer Beschwerde, daß man ihn angehalten habe."

„Was soll man dazu sagen!"

Der Fürst hatte bisher still zugehört. Jetzt meinte er:

„Es ist hier nur ein Fall möglich."

„Welcher, Durchlaucht?"

„Baron von Helfenstein und Lieutenant von Scharfenberg haben sich bei Wunderlich getroffen, vorsätzlich oder zufällig; das wird sich finden. Um fliehen zu können, hat der Baron den Officier vermocht, den Anzug mit ihm zu wechseln. Das ist sehr einfach."

„Dann müßte der Baron eine große Gewalt über Scharfenberg besitzen."

„Warum nicht? Er hat manchen Anderen auch beherrscht. Wer kann solche Verhältnisse durchschauen."

„Ah! Wenn Sie richtig vermutheten. Aber noch ist nicht erwiesen, daß jener Mann mit der Caputze auch wirklich der Hauptmann gewesen sei. Herr Doctor Holm hat ja sein Gesicht nicht sehen können."

„Was mich betrifft," erklärte Holm, „so bin ich überzeugt, daß er es gewesen ist."

„Ich werde mir Klarheit holen," sagte der Fürst, indem er von seinem Sitze aufstand."

„Wie?"

„Ich gehe sofort zu Scharfenberg."

„Wäre das nicht vielmehr meine Sache, als Amtsanwalt?"

„Vielleicht, doch bitte es mir zu überlassen. Sie können ja mitgehen und in der Nähe warten."

„Gut, brechen wir auf!"

„Erst eine kleine Veränderung meiner Person. Ich möchte mich so tragen wie mich der alte Hausmann bei Scharfenbergs bereits einmal gesehen hat."

Bereits nach zehn Minuten schritt er, seine beiden Begleiter zurücklassend, auf das alte Patrizierhaus der Familie Scharfenberg zu. Das obere Stockwerk desselben zeigte kein erleuchtetes Fenster; aber durch einige Ladenritzen des Parterres blickte Licht.

V. S.

Der Fürst klopfte leise. Dann wurde ein Fenster geöffnet und eine männliche Stimme fragte:

„Wer ist's?"

„Sind Sie der Hauptmann Kreller?"

„Ja."

„Ich bin der Fürst des Elendes. Lassen Sie mich heimlich ein!"

Nach kurzer Zeit wurde die Hausthür sehr vorsichtig geöffnet und der Hausmann, welcher ein Licht in der Hand hatte, begrüßte auf's Unterthänigste den Fürsten.

„Der Herr Lieutenant schläft bereits?" fragte dieser.

„Nein."

„Ich sehe doch kein Licht!"

„Er ist noch ausgegangen."

„Wann?"

„Um — um — — um —" stotterte der Alte.

„Sagen Sie die Wahrheit! Ich meine es gut!"

„Vor einer Viertelstunde."

„Warum öffnen Sie da so vorsichtig?"

„Ich denke, meine Frau, welche schläft, braucht nicht zu wissen, was geschieht."

„Sehr gut! Pst!"

Auf diesen letzten Laut kamen der Assessor und Doctor Holm herbei. In ihrer Gegenwart fragte der Fürst:

„Der Lieutenant ist vor einer Viertelstunde wieder fort. Wann kam er vorher nach Hause?"

„Zehn Minuten vorher."

„In Uniform?"

„In Civil."

„War er denn in Civil ausgegangen?"

„Nein, sondern in Uniform."

„Wo hat er den anderen Anzug her?"

„Ich weiß es nicht."

„Ging er in Civil wieder fort?"

„Nein."

„Ich errathe. Er wird in das Cavaliercasino gegangen sein, um ein Spielchen noch zu machen."

„Leider, leider."

„Hatte er eine Tasche mit?"

„Ja. Sie liegt oben in seinem Zimmer."

„Ist dies verschlossen?"

„Nein."

„Führen Sie uns hinauf!"

Der Alte gehorchte. Droben lag auf den Stühlen der Anzug des Barons. Die Taschen wurden untersucht. Es fand sich ein goldener Bleistifthalter,

welcher vergessen war und die Buchstaben F. v. H. zeigte. In der Tasche gab es Toilettemittel, falsche Bärte und eine Perrücke. Auf dem Bügel waren dieselben drei Buchstaben eingravirt. Es war kein Zweifel zu hegen, daß diese Gegenstände dem Baron Franz von Helfenstein gehört hatten.

„Ich verbiete Ihnen, Ihrem Herrn ein Wort von unserer Anwesenheit zu sagen," meinte der Fürst. „Es würde zu Ihrem Unglücke sein."

Sie gingen. Auf der Straße angekommen, fragte er Doctor Holm:

„Wissen Sie nicht, ob der Officier, welcher aus Wunderlich's Haus kam, Sporen trug?"

„Ganz gewiß. Sporen und Degen."

„So hat er sicher eine genaue Fährte in dem vom Regen aufgeweichten Boden zurückgelassen. Wir wollen Befehl geben, daß bis Tagesanbruch kein Mensch jene Gegend betreten darf."

„Soll ich das thun?" fragte der Gerichtsbeamte.

„Das würde mir lieb sein, da ich noch anderweit beschäftigt bin."

„Auch in dieser Angelegenheit?"

„Ja. Ich werde Ihnen das Nöthige später mittheilen."

Sie trennten sich. Doctor Holm ging nach Hause, nachdem er von dem Fürsten die Weisung erhalten hatte, sich reisefertig zu machen und mit Tagesanbruch bereit zu sein. Der Beamte beeilte sich, den erwähnten Befehl zu geben, und der Fürst schlenderte langsam dem Cavalierscasino zu.

Als er dort ankam, war man nicht gleich bereit, ihn einzulassen, sondern es wurde erst eine Art von Verhör angestellt. Als er klopfte, öffnete das Mädchen die Thür nur ein wenig und fragte:

„Was wollen Sie?"

„Bedient sein," antwortete er kurz.

Bei diesen Worten ergriff er die Thür, um sie ganz zu öffnen, wurde aber durch eine innerhalb vorhengende Sicherheitskette verhindert.

„Wer sind Sie?" fragte das Mädchen weiter.

„Auch ein Cavalier."

„Ihr Name?"

„Den werde ich dem Wirthe selbst sagen."

„Warten Sie!"

Sie machte wieder zu, und er stand nun allein auf dem Vorplatze. Er mußte eine ganze Weile warten, bis die Thür wieder aufging und der Wirth zu ihm heraustrat.

„Mein Herr, es ist hier nicht eine öffentliche Restauration, sondern ein geschlossenes Casino."

„Das weiß ich. Und grad aus diesem Grunde erscheint es mir seltsam, daß man es Ihnen, als dem Wirthe, überlassen hat, die Erlaubniß zum Eintritte zu ertheilen."

„Es verkehren hier nur Cavaliers."

„Können Sie bestimmen oder entscheiden, ob ich einer bin oder nicht? Das können doch nur die anwesenden Herren, und Sie hätten mich also un

gehindert eintreten zu lassen. Aber ich will nicht mit Ihnen rechten. Ich bin der Fürst des Elendes."

„Ah!"

„Darf ich also hinein?"

„Sehr gern; bitte bitte!"

Er riß die Thüre weit auf und machte eine sehr tiefe, einladende Verbeugung. Dann, als der Fürst eingetreten war, fragte er diesen in demüthiger Haltung:

„Darf ich den Herren sagen, wer uns die Ehre erweist?"

„Wenn sie fragen, ja, sonst aber nicht. Ich beabsichtige, hier in Ruhe eine Flasche Wein zu trinken. Geben Sie mir die Karte!"

Er erhielt die Weinkarte, wählte aus und wurde bedient. Dann griff er zu einer Zeitung und gab sich den Anschein, als ob er ganz in die Lectüre vertieft sei.

In diesem Zimmer befand sich jetzt außer ihm und der einen Kellnerin kein Mensch, da der Wirth sich zurückgezogen hatte. Es herrschte tiefe Stille. Desto deutlicher war der Lärm zu hören, welcher aus dem Nebenzimmer drang. Pausen des tiefsten Schweigens wechselten mit lauten, jubelnden oder ärgerlichen Ausrufungen. Grimmige Flüche erklangen zuweilen, begleitet von höhnischem Gelächter.

So verging fast über eine Stunde, da rief eine laute, zornige Stimme:

„Verloren! Die letzten tausend Gulden jetzt!"

Wieder war es still. Eine Stimme sagte:

„Sechzehn geworfen! Jetzt, Scharfenberg!"

Nach einer kurzen Pause erklangen abermals laute Rufe. Der Fürst hörte sagen:

„Zwölf geworfen, Scharfenberg: Zwei, vier und sechs. Die tausend Gulden sind futsch!"

„Hole Euch der Teufel! Ich gehe nach Hause."

Der Lieutenant riß die Thür auf und trat heraus. Sein hochrothes Gesicht und der glühende Blick verriethen die Aufregung, in welcher er sich befand. Niemand folgte ihm. Er machte die Thür wieder hinter sich zu. Als er den Fürsten erblickte, stutzte er und wendete sich fragend an die Kellnerin:

„Ein Fremder! Wer hat ihn hereingelassen?"

Da erhob sich der Fürst und antwortete an ihrer Stelle:

„Gestatten Sie mir, Ihnen das selbst zu sagen. Bleiben Sie hier oder gehen Sie nach Hause?"

„Das Letztere."

„Dann bitte ich um die Erlaubniß, Sie zu begleiten."

„Warum?"

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„In dieser Stunde? Worüber?"

„Ich werde Ihnen diese Auskunft unter vier Augen geben."

„Gut! Hoffentlich ist der Gegenstand so wichtig, daß er Ihre so ungewöhnliche Maßregel entschuldigt!“

„Ganz gewiß.“

„So kommen Sie!“

Der Fürst bezahlte und die Beiden gingen. Unten an der Thür des erleuchteten Flures blieb Scharfenberg stehen und fragte:

„Nun? Was haben Sie mir zu sagen?“

Er schien keine Lust zu haben, mit dem Fürsten, der ihm wegen der Verkleidung unbekannt war, weiter zu gehen.

„Bitte, gehen wir! Sie dürfen sich mir getrost anvertrauen. Ich bin ein Cavalier wie Sie.“

Bei diesen Worten schritt er langsam weiter, und der Officier folgte ihm nothgedrungen, fragte aber:

„Ihr Name?“

„Man nennt mich den Fürsten des Elendes.“

„Alle Teufel!“

„Sie erschrecken?“

„Nein. Ich wüßte nicht, warum! Ich nehme natürlich an, daß Sie mir nur Angenehmes zu sagen haben?“

„Allerdings, denn eine Warnung hat stets ihre Annehmlichkeiten, Herr Lieutenant.“

„Wie? Sie beabsichtigen, mich zu warnen?“

„Ja.“

„Vor wen oder was?“

„Vor der Polizei.“

„Ach! Ich wüßte nicht, was ich mit ihr zu schaffen hätte! Und wenn Sie mich warnen, scheinen Sie der Ansicht zu sein, daß mir etwas Unangenehmes drohe?“

„Das ist allerdings der Fall.“

„Daß ich also mit der Polizei in Conflict stehe?“

„Leider.“

„Hm! Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihrer Warnung nicht bedarf. Ich habe die Polizei nicht zu fürchten.“

„Desto besser für Sie!“

„So weiß ich allerdings nicht, wie Sie auf den Gedanken kommen, mich zu warnen, noch dazu in nächtlicher Zeit. Ich kenne Sie nicht, Sie tragen einen romantischen, theatralischen Titel; dies giebt Ihnen aber kein Recht, mich zu incommodiren.“

„So verzeihen Sie, Herr Lieutenant! Ich bitte um Entschuldigung und werde Sie keinen Augenblick länger belästigen. Meine Warnung betraf einen gewissen Wunderlich. Da Sie ihrer aber nicht bedürfen, so sage ich Ihnen höflichst gute Nacht!“

Er drehte sich ab, scheinbar um sich zu entfernen. Aber da hatte ihn der Lieutenant auch bereits beim Arme ergriffen und fragte in eifrigem Tone:

„Halt! Bitte! Wunderlich sagten Sie? Wer ist das?"

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein. Was ist er?"

„Rentier."

„Wo wohnt er?"

„Neumarkt Nummer Zwölf."

„Habe keine Ahnung von diesem Manne!"

„Man sagt aber, daß Sie ihn kennen."

„Ganz und gar nicht."

„Daß Sie ihn besuchen."

„Fällt mir nicht ein."

„Daß Sie sogar in Geschäftsverbindung mit ihm stehen."

„Man lügt."

„Wirklich?"

„Ja. Ich bin Officier und kein Geschäftsmann. Sie verstehen mich hoffentlich!"

„Aber er scheint Geschäftsmann zu sein!"

„Sie widersprechen sich!"

„In wiefern?"

„Sie nannten ihn vorhin Rentier. Rentiers aber pflegen nicht Geschäfte zu treiben, sondern sich vielmehr ganz im Gegentheile von ihnen zurückgezogen zu haben."

„Im Allgemeinen, ja. Aber kleine Geschäftchens giebt es doch, zu welchen sich selbst Rentiers noch zu verstehen pflegen."

„Das geht mich nichts an."

„So zum Beispiel Vorschuß- und Discontogeschäfte."

„Bringen Sie damit etwa mich in Beziehung?"

„Nein. Ich bin überzeugt, daß Sie keines Vorschusses bedürfen. Höchstens würden Sie sich auf ein kleines Tauschgeschäft einlassen, wenn es nämlich etwas einbringt."

„Tauschgeschäft? Was meinen Sie? Was sollte ich vertauschen oder eintauschen?"

„Da giebt es gar Vielerlei, zum Beispiel Staatspapiere, Fünfziggulden-scheine — —"

„Donnerwetter!"

„Nicht, Herr Lieutenant?"

„Was soll das heißen, Fünfziggulden-scheine?"

Er war vor Schreck stehen geblieben. Die Laterne, bei der sie hielten, beleuchtete sein todtesbleiches Gesicht, aus welchem die dunklen Augen angstvoll den Fürsten anstarrten.

„Sie pflegen jetzt sehr gern zu spielen?" sagte dieser.

„Wem geht das etwas an!"

„Und mit Fünfziggulden-noten zu bezahlen."

„Ich thue, was mir beliebt!"

„Ganz recht! Aber diese Noten sind außerordentlich neu und ungebraucht."

„Wie ich Sie aus der Bank bekomme!"

„Aus welcher Bank?"

„Bei allen Teufeln! Habe ich Ihnen etwa Rechenschaft über das, was ich thue, abzulegen?"

„Nein. Ich will Sie ja auch nur warnen. Wie nun, wenn die Nummern dieser Noten mit anderen übereinstimmten!"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das heißt, wenn diese Kassenscheine unecht wären!"

„Das ist unmöglich. Das zu denken wäre Wahnsinn. Und wenn es so wäre, was geht es mich an?"

„O, sehr viel!"

„Nein, gar nichts!"

„Man würde Sie fragen, woher Sie die Scheine haben."

„Von der Bank."

„So, so! Es giebt Leute, welche dies verneinen."

„Wer sind diese Leute?"

„Zunächst dieser Herr Wunderlich."

„Den ich gar nicht kenne?"

„Ja, wie Sie behaupten."

„Was kann er sagen?"

„Daß Sie mit ihm Kassenscheine tauschen."

„Alle Teufel! Wann?"

„Zum Beispiel heute Abend. In seinem Hausflur, an der Treppe."

„Der Mensch ist wahnsinnig!"

„So müssen Sie dazu thun, daß man ihn in eine Irrenanstalt steckt."

„Das werde ich allerdings sofort betreiben. Wie aber will ich es ihm beweisen, daß er solche Behauptungen aufstellt?"

„Durch mich."

„Ah! Würden Sie sich als Zeuge stellen? Ich denke, der Fürst des Elendes bemüht sich, unerkannt zu bleiben!"

„O, ich kann auch einmal an den Verhörstisch treten. Doch ist dies keineswegs unbedingt nöthig. Es giebt auch Andere, welche Ihnen beweisen können, daß Wunderlich solche Reden führt."

„Wer?"

„Zum Beispiel Der, dem Sie heute Ihre Uniform geborgt haben."

Der Lieutenant war für einige Augenblicke nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Dann raffte er sich mit Gewalt zusammen und sagte:

„Ich, meine Uniform vertauscht? Wo soll dies geschehen sein?"

„Eben bei diesem Wunderlich."

„Mit wem denn?"

„Mit dem entflohenen Hauptmann; das heißt also mit dem Baron Franz von Helfenstein."

„Mann, Sie schnappen wohl über?"

„Nein. Sie haben dafür den Anzug von ihm bekommen, den er trug; Regenmantel mit Caputze. Sogar seine Koffertasche hat er Ihnen gegeben."

„Ich glaube, Sie phantasiren!"

„Hm! Wie nun, wenn die Polizei jetzt in Ihre Wohnung ginge, um nach diesen Gegenständen zu suchen?"

„Man würde nichts finden, gar nichts. Es muß irgend ein hirnverbrannter Thor sich ein Ammenmärchen ausgesonnen haben. Ich kann nachweisen, daß ich im Casino war und dann — —"

„Zu diesem Wunderlich ging," fiel ihm der Fürst in die Rede.

„Ist mir nicht eingefallen. Ich ging aus dem Casino nach Hause, um mir Geld zu einem kleinen Spiel zu holen."

„Aber wie kamen Sie denn an die Ecke des Neumarktes, wo Sie dem Wächter, der Sie anhielt, mit Beschwerdeführung drohten?"

„Dort bin ich nicht gewesen."

„Man hat Sie erkannt. Sie haben sogar Ihren Namen genannt."

„Das kann nur ein Anderer gewesen sein."

„Dann muß der Wächter vernommen werden. Ich gebe Ihnen den Rath, dies zu beantragen und auch diesen Herrn Rentier Wunderlich bei der Parabel zu nehmen!"

„Danke! Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe. Ich brauche Ihren Rath keineswegs."

„So bitte ich, mir zu verzeihen. Meine Absicht war gut."

„Das mag sein. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„Nein."

„So ist's vollständig genug. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Der Lieutenant ging mit eiligen Schritten seiner Wohnung zu und dachte dabei:

„Das ist entsetzlich! Wie ist man dahinter gekommen? Ich muß schleunigst den Anzug und den Koffer des Barons verbrennen und dann zu Wunderlich, um ihn zu warnen, damit er sich nicht verschnappt, falls er gefragt wird."

Und der Fürst sagte zu sich:

„Jetzt eilt er heim, um die Sachen zu vernichten, und dann sucht er ganz sicher Wunderlich auf. Wollen sehen!"

Er begab sich nach dem Neumarkt und trat in das dortige Polizeilocal. Da alle Polizisten wegen der Flucht des Hauptmannes auf den Beinen waren, so fand er eine ansehnliche Anzahl derselben beisammen. Er legitimirte sich und bat sich dann einen gewandten Beamten zum Begleiter aus.

Mit diesem begab er sich nach der Seite des Marktes, an welcher das Haus Wunderlichs lag. Dort hielt der Nachtwächter, mit dem Holm gesprochen hatte. Der Fürst trat mit dem Polizisten zu ihm und fragte:

„Sie haben sämmtliche Nachschlüssel bei sich?"

„Ja, mein Herr."

„Geben Sie mir den von Nummer 12.

„Darf ich das?“

„Sie sehen, daß mein Begleiter Polizist ist. Wir werden in das Haus treten; von da an behalten Sie es scharf im Auge, hindern aber Niemand, hineinzugehen.“

Der Wächter machte den Schlüssel von dem eisernen Ringe los und gab ihn dem Fürsten, welcher sich der Thür mit dem Polizisten vorsichtig näherte. Er schloß auf und, als sie eingetreten waren, wieder zu. Dann zog er sein kleines mit Oel und Phosphor gefülltes Fläschchen aus der Tasche.

Es warf einen ganz genügenden Schein umher. Der Polizist bemerkte dies mit Verwunderung und sagte:

„Das ist practischer als eine Blendlaterne.“

„Unter Verhältnissen, ja. Wir brauchen kein helleres Licht.“

„Darf ich fragen, was wir hier beabsichtigen?“

„Natürlich. Wir verstecken uns hier. In kurzer Zeit wird, wenn ich mich nicht täusche, Jemand kommen, um mit dem Wirthe dieses Hauses eine Unterredung zu haben. Diese müssen wir auf alle Fälle belauschen.“

„Warum?“

„Man wird von dem Hauptmanne sprechen, dessen Flucht hier Unterstützung fand.“

„Sapperment!“

„Man wird ferner vielleicht von falschen Fünfzigguldennoten reden, welche in diesem Hause fabrizirt werden.“

„Ist das möglich!“

„Fast gewiß.“

„Wo aber werden die Beiden ihre Unterredung abhalten?“

„Ich glaube nicht, daß sie nach der Etage gehen. Wir wären in diesem Falle gezwungen, ihnen zu folgen. Hoffentlich machen sie ihre Sache hier im Flur ab, und so wollen wir sehen, ob sich hier ein Versteck für uns bietet.“

„Vielleicht unter der Treppe.“

„Ja. Ah, da ist ein Verschlag!“

„Verschlossen?“

„Nein. Sehen wir einmal, was er enthält.“

Er leuchtete hinein.

„Pappen,“ meinte der Polizist. „Das giebt ein gutes Versteck.“

„Glücklicher Weise! Aber, sehen Sie, was ist das?“

„Ein runder, nasser Fleck auf den Pappen.“

„Und hier unten?“

„Hier sieht es aus, als ob Stiefelabsätze ihre Spuren zurückgelassen hätten. Sollte hier Jemand gesessen haben?“

„Ganz sicher. Sehen wir einmal nach der Hinterthür!“

Er leuchtete hin. Beide betrachteten aufmerksam die Steinplatten. Dann meinte der Fürst:

„Kein Zweifel! Es ist Jemand zur Hinterthür hereingekommen. Hier

hat er eine kurze Weile gestanden und das Regenwasser ist von seinem Mantel herabgetropft oder vielmehr geradezu herabgelaufen. Wissen Sie, wer das war?"

„Wie kann ich das wissen!"

„Der, den Sie suchen."

„Sie meinen doch nicht etwa den Hauptmann?"

„Grad ihn und keinen Anderen. Sie werden noch davon hören. Treten Sie in den Verschlag. Es ist leidlich Platz für Zwei. Ich denke, wir werden nicht sehr lange zu warten haben."

Sie krochen hinein und setzten sich neben einander auf die Pappen. Der Fürst zog die Thür zu und steckte sein kleines Phosphorlaternchen wieder in die Tasche.

Nun war es ganz dunkel um sie her. Der Regen hatte nachgelassen und auch der Wind hatte sich gelegt. Es war draußen und im Hausflur so still, daß den beiden Lauschern nicht das geringste Geräusch entgehen konnte. Da sagte nach einer kleinen Weile der Polizist:

„Wäre es nicht besser, wenn ich eine deutliche Instruction empfangen könnte?"

„Vielleicht. Was wollen Sie wissen?"

„Handelt es sich um eine Arretur?"

„Unter Umständen. Ich werde es Ihnen sagen."

„Wer ist Der, den Sie erwarten?"

„Ein Officier."

„Wetter noch einmal!"

„Der Lieutenant von Scharfenberg."

„Ah, Der! Aber dürfen wir uns seiner bemächtigen?"

„Warum nicht?"

„Er gehört dem Militärgerichte an. Wir dürfen uns nicht an dem Rocke des Königs vergreifen."

„Ich vermuthe, daß er jetzt Civil anlegen wird."

„Voraussichtlich wird er sich gegen die Arretur wehren."

„Fürchten Sie ihn?"

„Nein. Da wir heute den entflohenen Hauptmann suchen, sind wir besser bewaffnet als gewöhnlich."

„So haben Sie Revolver?"

„Und auch Todtschläger."

„Uebrigens werden wir es nur mit dem Officier zu thun haben. Ich denke, daß Wunderlich vor Schreck ganz unfähig sein wird, Widerstand zu leisten. Horch!"

„Draußen kam Jemand."

„Ja. Er steht noch da. Hören Sie?"

„Er drückt an der Thür. Sie ist zu."

„Jetzt wird er den Wirth wecken."

„Wie wird er das anfangen?"

„Vielleicht wirft er etwas hinauf. Sie werden sich schon besprochen haben. Hören Sie! Er geht fort, mitten auf die Straße, wie es scheint."

Sie lauschten.

„Jetzt!“ sagte der Polizist.

„Ja, man hört auch hier den Sand fallen, den er an das Fenster geworfen hat. Hören wir.“

Die Sandkörnchen fielen noch einige Male, dann hörte man draußen eine halblaute Stimme sprechen, ohne aber die Worte deutlich verstehen zu können.

„Jetzt hat Wunderlich aus dem Fenster gesehen,“ sagte der Fürst. „Nun wird er herabkommen.“

Natürlich sprachen die beiden Lauscher nur im leisesten Flüstertone mit einander. Nach kurzer Zeit hörte man oben eine Thür vorsichtig öffnen und mit leisen Schritten kam Jemand die Treppe herab.

Wunderlich war es, im Schlafrock und Filzpantoffeln. Er trug ein Licht, welches er auf die Treppenstufe setzte. Dann ging er zur Thür, um sie zu öffnen.

Das geschah, ohne ein Geräusch zu verursachen. Als der Lieutenant eintrat, knirschten seine Sohlen auf den Steinplatten. Da hörten die Beiden Wunderlich flüstern:

„Leise, leise! Es ist schon spät. Die im Parterre pflegen früh aufzustehen.“

„Schließen Sie zu,“ sagte Scharfenberg, „und stellen Sie das Licht so, daß man es von draußen nicht bemerkt.“

„So kommen Sie weiter hinter!“

Sie kamen an die Treppe. Wunderlich stellte den Leuchter in die Ecke der Treppenbiegung und fragte:

„Aber, was ist's, daß Sie schon wiederkommen? Ich will nicht hoffen, daß etwas geschehen ist!“

„Viel, sehr viel sogar!“

„Sapperment!“

„Man weiß, daß Sie falsches Geld machen.“

„Gott stehe mir bei.“

„Daß ich es vertreibe.“

„Doch nicht möglich!“

„Daß der Hauptmann bei uns war.“

„Dann gnade uns Gott!“

„Und daß ich den Anzug mit ihm gewechselt habe.“

„Ist man denn allwissend!“

„Es scheint so. Ich befinde mich natürlich in einer ganz entsetzlichen Aufregung. Wir müssen berathen, und doch haben wir vielleicht gar nicht die Zeit dazu.“

„Warum nicht?“

„Die Polizei kann jeden Augenblick hier sein. Wenn man mich erwischt, ist der Beweis halb erbracht.“

„Man wird Sie nicht erwischen.“

„Hätten Sie für den Nothfall ein Versteck?“

„Ja. Gleich hier unter der Treppe. Aber Sie würden sich gar nicht verstecken, sondern einfach sich entfernen.“

„Man sähe mich doch!“

„Nein. Ich würde Sie durch die Hinterthür in den Hof lassen. Springen Sie da über die Mauer; so befinden Sie sich in dem Seitengäßchen, wo Sie sicher sind.“

„Dann bin ich wenigstens in dieser Beziehung beruhigt.“

„So sagen Sie mir nur, wie man das Alles erfahren hat!“

„Weiß ich es?“

„Himmeltausend! Sie müssen doch etwas wissen!“

„Nun ja. Ich wurde gewarnt.“

„Wirklich? Wie kann man Sie warnen! Man weiß doch gar nichts!“

„Alles, Alles weiß man! Und Der, welcher mich warnte, pflegt kein Wort ohne Grund zu sagen.“

„Wer war es?“

„Dieser sogenannte Fürst des Elendes.“

Wunderlich schlug die Hände leise zusammen, schüttelte den Kopf und sagte:

„Dann sei uns Gott gnädig!“

„Ja; diesen Fürsten aber hole der Teufel!“

„Woher kann er es wissen?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“

„Haben Sie ihn nicht gefragt?“

„Nein. Ich mußte ihn so kurz wie möglich behandeln. Hätte ich Besorgniß oder gar Angst gezeigt, so hätte ich ja meine Mitschuld indirect zugegeben.“

„Also von dem falschen Gelde wußte er?“

„Ja. Er wußte sogar, daß es Fünfzigguldennoten sind.“

„Unbegreiflich. Und daß ich sie mache, wußte er auch?“

„Sehr genau. Er wußte sogar, daß ich sie Ihnen gegen andere Noten hier an der Treppe umgetauscht habe.“

„Herrjesses!“

„Und daß der Hauptmann dabei gewesen ist.“

„Wie aber hat er es erfahren können?“

„Man hat uns belauscht — — vielleicht!“

„Vielleicht? Ganz gewiß sogar!“

„Nein. Noch habe ich Hoffnung; noch lasse ich mich nicht in das Bockshorn jagen. Vielleicht schlägt man nur auf den Strauch.“

„Das glaube ich nicht. Wenn man bereits Alles weiß, braucht man nicht auf den Strauch zu schlagen.“

„Man vermuthet es vielleicht nur. Hätte man uns wirklich belauscht, hätte man Alles gesehen und gehört, so würde man gar kein Federlesens machen, sondern uns ganz einfach arretiren.“

„Hm! Diese Ansicht hat allerdings etwas für sich. Ich beginne, wieder Hoffnung zu schöpfen.“

„Man hat Sie vielleicht in Verdacht. Man hat mich vorhin aus diesem Hause kommen sehen — —"

„Wirklich?"

„Ja. Dieser verdammte Nachtwächter hielt mich an, da ich die Kleidung trug, nach deren Besitzer man fahndet. Dieser Wächter hätte mich weiß Gott arretirt, wenn sich nicht noch ein zweiter Mensch bei ihm befunden hätte, welcher mich kannte. Also, man hat Sie in Verdacht, man hat gesehen, daß ich bei Ihnen war, und so schließt man, daß ich in irgend einer Beziehung zu Ihnen stehe."

„Warum aber ist es grad dieser Fürst des Elendes!"

„O, alle Welt weiß, daß er ein Polizist ist. Vielleicht legen sich alle Geheimpolizisten gelegentlich diesen Namen bei."

„So daß es gar keinen wirklichen Fürsten des Elends giebt?"

„Ja, aber man munkelt seit einiger Zeit davon, daß der Fürst von Befour dieser Geheimnißvolle sei."

„Sehr unwahrscheinlich, obgleich dieser Mann sich in so Vieles mengt, was ihm gar nichts angeht."

„Wo haben Sie den Fürsten des Elendes getroffen?"

„Er saß im Cavalierscasino."

„Wie kommt er dorthin?"

„Er schien auf mich gewartet, mich also aufgesucht zu haben."

„Sie tragen einen anderen Anzug, sind also zu Hause gewesen?"

„Ja. Ich ging von Ihnen direct heim, um wieder Uniform anzulegen. Nachdem ich mit diesem Elendsfürsten gesprochen hatte, ging ich natürlich wieder in meine Wohnung, um die Sachen des Hauptmannes zu vernichten, und da ich Sie warnen mußte, habe ich Civil angelegt."

„Halten wir fest daran. Wir kennen uns nicht."

„Das habe ich auch dem Elendsfürsten gesagt. Was aber sage ich, wenn man nach dem Gelde forscht?"

„Um Gotteswillen verrathen Sie mich nicht!"

„Nein. Lieber sage ich, daß ich die Scheine gefunden habe."

„Das geht nicht. Das wäre ja Unterschlagung, Funddiebstahl."

„Donnerwetter! Das ist wahr!"

„Sie müssen legitim zu den Kassenscheinen gekommen sein."

„Aber wie? Ich kann doch Niemand nennen."

„Hm! Man hat sie Ihnen anonym zugesandt."

„Das glaubt kein Mensch!"

„Freilich, freilich! Aber — — ah, da kommt mir eine famose, prächtige Idee. Dieser Fürst des Elendes mischt sich unberufen in unsere Angelegenheiten. Wie wäre es, wenn wir dafür an ihm eine tüchtige Rache nähmen."

„Auf welche Weise?"

„Indem wir ihn in unsere Angelegenheit verwickeln."

„Das geht nicht."

„O, sehr leicht. Er ist der Falschmünzer, er!"

„Sie träumen!“

„Nein, ich bin sogar sehr wach und munter. Er ist's, er und kein Anderer, der Ihnen die falschen Scheine geschickt hat.“

„Wie will ich das beweisen?“

„Nichts ist leichter als das! Sie verzeihen, wenn ich ein Wenig zudringlich oder aufrichtig sein muß, Herr Lieutenant!“

„Reden Sie nur!“

„Ihre Geldverhältnisse sind ein Bischen verwickelt?“

„Leider.“

„Nun, der Fürst des Elendes hat davon gehört. Er hat irgend einen geheimen Grund, Ihnen zu helfen; er hat Ihnen einige Male ein Päcktchen Fünfzigguldennoten geschickt. Verstanden?“

„Ich verstehe schon. Aber beweisen, beweisen muß ich es doch können, mein Bester!“

„Nun, morgen bekommen Sie wieder so ein Packetchen.“

„Ach so! Von Ihnen natürlich?“

„Ja. Was ich noch da habe, muß ich fortschaffen. Ich schicke es also Ihnen und lege einige Zeilen bei, welche mit „Fürst des Elends“ unterzeichnet sind. Ich erwähne darin, daß ich bereits einige Male geschickt habe und sage, daß dies nun das letzte Mal sei.“

„Dieser Einfall ist nicht übel. Aber die Handschrift!“

„Die werde ich natürlich verstellen.“

„Gut! Ich athme wieder auf! Findet man, daß die Scheine, welche ich ausgegeben habe, gefälscht sind, so zeige ich die Emballage, den Brief und den Inhalt des letzten Päcktchens vor. Kein Mensch kann mir verbieten, von diesem berühmten Wohlthäter etwas anzunehmen.“

„Sie sind also auf alle Fälle gesichert. Ich werde mich auch sicher stellen und meine Platten und Druckapperate vernichten.“

„Wo haben Sie diese versteckt?“

„Draußen im Kohlenschuppen.“

„Sapperment! Das ist leichtsinnig!“

„Ah, wer wird unter den Kohlen suchen! Kein Mensch hat eine Ahnung, kein Mensch als nur Salomon Levi.“

„Ah! Salomon Levi ist Ihr Compagnon.“

„Kennen Sie ihn?“

„Ja. Er wohnt in der Wasserstraße. Wie ist er bei dem Geschäft betheiligt?“

„Ich denke, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß zu haben brauche. Der Jude hat die Platten besorgt und ich drucke. Den Gewinn, welchen Sie uns lassen, theile ich mit ihm.“

„Ach so! Er muß also auch gewarnt werden.“

„Natürlich! Ich werde die Werkzeuge sofort entfernen.“

„Wohin wollen Sie diese schaffen?“

„Ich werfe sie in den Fluß.“

„Sind Sie bei Troste!“

„Was? Soll ich sie etwa bei mir finden lassen?"

„Nein. Aber bedenken Sie, daß man eben jetzt alle Straßen und Gassen besetzt hält, um den Hauptmann zu fangen. Sobald Sie sich mit einem Packete sehen ließen, würde man Sie ergreifen und die Platten nebst dem Apparat finden. Auf diese Weise hätten Sie grade Das, was Sie verhüten wollen, an den Haaren herbei geführt."

„Das ist wahr. Ich werde also diese Sachen stecken lassen müssen."

„Selbst auf die Gefahr hin, daß man bei Ihnen aussucht."

„Aber wenn man sie dann findet?"

„Hm! Freilich, freilich! Giebt es denn kein besseres Versteck als diesen dummen Kohlenschuppen?"

„Ich wüßte nicht. Ich werde mir es überlegen. Mit dem Schlaf ist es ja ohnedies für heute zu Ende."

„Also einen anderen Mitwisser als mich und den Juden haben Sie nicht?"

„Nein, wenigstens jetzt nicht."

„Ah! Also früher haben Sie Vertraute gehabt?"

„Nur Einen."

„Wer war dies?"

„Es war der — — Himmelelement, jetzt komme ich auf einen Gedanken!"

„Leise, leise! Sie brüllen ja förmlich! Was bringt Sie denn so aus dem Häuschen?"

„Ich habe eine Ahnung, wer mich verrathen hat."

„Das wäre gut. Wenn man den Kerl kennt, so kann man die Gegenmaßregeln darnach ergreifen. Wer ist der Mann?"

„Es ist der Akrobat und Jongleur Bormann. Er ist heute gefangen genommen worden, im Hotel Union. Man hat ihn sofort verhört, und bei dieser Gelegenheit hat er mich verrathen."

„Wie käme er denn dazu? Stehen denn auch Sie mit diesem Einbruch im Hotel in Beziehung?"

„Nein, gar nicht; aber Bormann war bei mir."

„Alle Wetter! Warum haben Sie ihn denn nicht zur Thüre hinausgeworfen?"

„Das durfte ich unmöglich wagen. Er hätte mich verrathen,"

„Wie haben Sie ihn denn kennen gelernt?"

„Nun, ich bin nicht stets Rentier gewesen. Ich war ein armer Teufel. Da bot er mir Platten an zur Fabrikation von Ein- und Fünfguldennoten. Wir haben eine Zeit lang mit einander gearbeitet; dann gingen wir auseinander."

„Aber Sie besuchten einander?"

„Nein. Darum erschrak ich auch, als er gestern kam und mich zwang, ihm bis heute am Abend Obdach zu geben."

„Und wohl mehr als Obdach?"

„Kleider mußte ich ihm versorgen und einen Hammer verlangte er noch. Vielleicht bringt er mich mit diesem Letzteren in die größte Gefahr. Wer weiß, was er mit dem Instrumente beabsichtigte."

„Den Zellenwärter hat er damit erschlagen, Sie unglücklicher Mensch. Wenn man entdeckt, daß der Hammer von Ihnen ist, so sind Sie verloren."

„Mein Heiland! Was thue ich?"

„Nichts können Sie thun, gar nichts, als ruhig abwarten. Aber nun ist es doppelt gefährlich für Sie, wenn man den Apparat und die Platten bei Ihnen findet. Wir müssen diese Gegenstände sofort an einem sichern Ort bringen."

„Vielleicht in die Senkgrube?"

„Ja. In der Grube unter den Aborten wird man wohl keine Banknotenpresse suchen."

„Ich verstecke sie sofort. Ach, Herr Lieutenant, wollen Sie mir nicht helfen?"

„Donnerwetter! Ich habe keine Zeit."

„Es dauert nicht lange. Ich kann sie nicht ganz fortbringen, ich muß sie auseinanderschrauben. Dazu brauche ich Hilfe."

„Na, meinetwegen. Ich habe mich einmal mit dieser verdammten Geschichte eingelassen."

„Sie schicken mir aber morgen bestimmt die Noten, falls man nicht bis dahin bei Ihnen aussucht und sie findet."

„Das ist unmöglich. Ich habe sie zu gut versteckt."

„Wo denn?"

„In meiner Stube."

„Ach, welche Dummheit. Grad dort wird man am Allersorgfältigsten nachsuchen."

„Und dennoch nichts finden. Ich habe unter dem Kleiderschranke eine Pappe angeklebt. Zwischen dieser und dem Boden des Schrankes stecken die Scheine."

„Aber wenn man unter den Schrank guckt?"

„Man sieht die Pappe nicht. Sie ist von dem Boden gar nicht zu unterscheiden."

„Na, meinetwegen! Machen wir uns also jetzt möglichst rasch über die Presse her!"

„Bitte, warten Sie noch! Ich muß den Schraubenschlüssel holen."

„Und bringen Sie eine Laterne mit. Mit dem offenen Lichte läßt es sich nicht gut handiren."

Wunderlich nahm den Leuchter und stieg nach seiner Wohnung empor. Der Lieutenant blieb geräuschlos an der Treppe lehnen. Nach ungefähr fünf Minuten kam der Erstere wieder herab.

Die Hinterthüre wurde geöffnet und dann wieder in die Klinke gedrückt. Die beiden Lauscher hörten die leisen sich entfernenden Schritte. Da flüsterte der Polizist:

„Jetzt wäre der geeignetste Augenblick."

„Ja. Wir müssen sie bei der Presse erwischen. Verlassen wir also dieses Loch!"

„Eilen Sie sogleich auf die Wache, um noch zwei oder drei Mann zu holen!"

Der Fürst öffnete die Hausthüre und der Polizist eilte fort. Es waren nicht mehr als zwei Minuten vergangen, so kehrte er mit drei Collegen zurück. Der Fürst verschloß hinter ihnen den Eingang wieder und führte sie nach der Hinterthür, welche er aufklinkte

„Wissen Sie, um was es sich handelt?" fragte er leise.

„Ja, unser Kamerad hat es uns gesagt."

„So horchen Sie! Hören Sie etwas?"

„Ja. Man schaufelt da drüben Kohlen."

„Folgen Sie mir. Hier scheinen einige Stufen hinabzuführen. Machen Sie kein Geräusch. Sie lassen Keinen entkommen. Ich selbst werde eintreten."

Sie schlichen sich hinter ihm bis höchstens drei Schritte vor die Thür. Dort blieben sie stehen. Er aber trat an den Eingang, lehnte sich an den Thürpfosten und blickte vorsichtig hinein.

Hinten in der Ecke schaufelte Wunderlich die Kohlen zur Seite. Der Lieutenant leuchtete.

„Hier ist sie," sagte der Erstere. „Die Schaufel macht zu viel Lärm. Bitte, greifen Sie zu! Wir wollen Sie unter den Kohlen hervorziehen."

„O weh, meine Hände!" brummte Scharfenberg. „Wo thue ich denn die Laterne hin?"

„Da an der Wand ist ein Haken. Hängen Sie sie auf!"

Dann faßten sie die Presse an und hoben sie aus dem Kohlenhaufen hervor.

„Schwerer als ich dachte!" sagte der Lieutenant, indem er seine schwarz gewordenen Hände an dem Schlafrocke Wunderlichs abwischte.

„Ja. So im Ganzen könnten wir sie gar nicht in die Grube bringen. Jetzt wollen wir sie zerlegen. Aber, bitte, reinigen Sie sich die Finger noch nicht. Sie müssen mir noch helfen."

„Der Teufel hole dieses unsaubere Geschäft."

Sie begannen zu arbeiten. Es dauerte nicht lang, so war die Presse zerlegt. Dann sagte Wunderlich:

„So, fertig. Jetzt werde ich die Bretter von der Grube nehmen. Hinunterwerfen dürfen wir diese schweren Stücke freilich nicht; das würde zu viel Geräusch verursachen. Wir lassen sie hinab! Hier hängt ein alter Strick, der dazu geeignet ist. Fassen Sie an! Wir können gleich Jeder ein Stück mitnehmen."

Jeder der Beiden wollte ein Stück der auseinander genommenen Presse vom Boden aufheben; da aber erklang es vom Eingange her:

„Laßt die Presse liegen."

Sie fuhren empor und herum.

„Alle guten Geister —“ rief Wunderlich.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Lieutenant.

Der Fürst trat einen Schritt weiter herein. Der Schein der Laterne fiel auf ihn und der Lieutenant erkannte ihn. Er trat erschrocken zurück und sagte:

„Der Fürst des Elendes!“

„Ja, der bin ich. Guten Morgen, meine Herren!“

„Guten Morgen!“ antwortete Wunderlich in der Angst seines Herzens. „Darf ich fragen, womit Sie sich hier unterhalten?“

Der Lieutenant war als Officier geistesgegenwärtiger als der Rentier. Er hatte sich ziemlich gefaßt und antwortete:

„Und darf ich fragen, was Sie hier wollen?“

„Ich wollte sehen, ob Sie die Wahrheit gesagt haben.“

„Welche Wahrheit?“

„Sie entsinnen sich doch jedenfalls, behauptet zu haben, daß Sie Herrn Wunderlich nicht kennen?“

„Das sagte ich allerdings.“

„Es war nicht die Wahrheit!“

„Es war die Wahrheit!“

„Ah! Und hier sind Sie bei ihm?“

„Ja, aber einfach in Folge Ihrer Mittheilung.“

„Wunderbar!“

„Das ist gar nicht wunderbar, sondern sehr begreiflich.“

„Bitte, wollen Sie es mir begreiflich machen?“

„Dazu fühle ich mich nun grade nicht berufen.“

„Das ist schade!“

„Wer nun schwer zu begreifen vermag, der mag in die Schule gehen, um seine Geisteskräfte auszubilden. Ich aber bin weder Professor noch Schulmeister.“

„Aber Falschmünzer!“

„Herr — —“

„O bitte, schreien Sie nicht so laut! Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, daß die Bewohner dieses Hauses nicht aus dem Schlafe geweckt werden. Sie würden sich wundern, den Herrn Lieutenant von Scharfenberg bei so einer schmutzigen Beschäftigung zu erblicken.“

„Es kann allen Menschen sehr gleichgiltig sein, womit ich mich beschäftige.“

„Selbst dann, wenn Sie sich des Nachts mit einer Banknotenpresse beschäftigen?“

„Selbst dann! Uebrigens soll es ja eben jetzt untersucht werden, was für ein Instrument wir hier vor uns haben.“

„Ah, Sie wissen es noch nicht?“

„Nein. Sie sagten mir, daß dieser Herr Wunderlich gesagt habe, daß

ich mit falschen Banknoten umgehe. Das konnte ich nicht auf mir liegen lassen. Ich eilte natürlich hierher, um ihn zur Rede zu stellen."

„Wie umsichtig von Ihnen! Sie weckten ihn aus dem Schlafe? Und er zeigte Ihnen, dem Unbekannten, sofort die Presse?"

„Ja. Er stellte in Abrede, etwas von Dem, was Sie mir mitgetheilt hatten, zu wissen. Er sagte, wenn hier irgend ein Verdacht, der jedenfalls unbegründet sei, vorliege, so könne es nur in Folge eines alten, eisernen Werkzeuges sein, welches er unter den Kohlen gefunden habe."

„Wunderbar! Er wußte nicht, wozu dieses alte Werkzeug bestimmt sein könnte?"

„Nein."

„Wie ist es unter seine Kohlen gekommen?"

„Es mag vielleicht seit langen Jahren in dieser Ecke unter dem Kohlenstaub und Schutt gelegen haben, von ihm ganz unbeachtet natürlich. Ich bat ihn, mir die Maschine zu zeigen, und er war so freundlich, mir seine Bitte zu erfüllen."

„Und um Ihnen das Werk zu zeigen, bediente er sich eines Schraubenschlüssels?"

„Nur dadurch, daß wir es auseinander nahmen, konnten wir seine Bestimmung erkennen."

„Sehr geistreich! In anderen Fällen pflegt man die Bestimmung einer Maschine erst dann zu erkennen, wenn man ihre einzelnen Theile vereinigt hat."

„Das sind Spitzfindigkeiten. Ich habe mich nicht hierher begeben, um mir von Ihnen Vorträge aus dem Gebiete der Mechanik halten zu lassen!"

„Sondern um diese Banknotenpresse in die Grube des Abortes zu versenken!"

Der Lieutenant erschrak sichtlich, warf aber dann den Kopf nach hinten und sagte:

„Genug! Wie kommen Sie überhaupt in diesen Hof?"

„Und wie Sie?"

„Ich bin mit Erlaubniß dieses Herrn hier, welcher mich eingelassen hat."

Das gab Wunderlich Muth. Er warf sich in die Brust, trat einen Schritt auf den Fürsten zu und secundirte:

„Ja, wie kommen Sie hierher? Ich bin der Besitzer dieses Hauses und habe ein Recht darnach zu fragen."

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich kam, um mein unterbrochenes Gespräch mit dem Herrn Lieutenant fortzusetzen."

„Aber wie sind Sie hereingekommen?"

„Mit Hilfe eines Schlüssels."

„Wo haben Sie ihn her?"

„Vom Nachtwächter."

„So! Wenn solche Dinge geschehen, dann ist es kein Wunder, daß man hier in den Winkeln verdächtige Sachen findet, wie zum Beispiel diese Maschine, Sachen, von denen man nicht weiß, was sie sollen. Es kann eine

Mechanik sein zum Losbrennen einer Höllenmaschine, zum Explodiren von Dynamit und Sprengwatte!"

„Sie haben eine bewundernswerthe Phantasie!"

„Das geht Sie nichts an! Ich werde Sie und den Nachtwächter zur Rede stellen lassen. Ich dulde, besonders bei nachtschlafender Zeit, keine fremden Subjecte in meinen Räumen. Ich confiscire den Hausschlüssel. Geben Sie ihn her!"

„Ich werde ihn nur Dem wiedergeben, von Dem ich ihn habe, nämlich dem Nachtwächter."

„Das ist eine Ausrede. Der Wächter hat meinen Schlüssel keinem fremden Menschen zu geben. Sie sind jedenfalls über die Mauer gestiegen. Haben Sie aber wirklich einen Schlüssel, so ist es ein nachgemachter, ein Dietrich, ein Diebesschlüssel, und ich werde Sie arretiren lassen!"

„Das dürfte Ihnen etwas schwer werden!"

„Oho! Wollen Sie noch grob sein, so schicke ich augenblicklich nach der Polizei!"

„Ich habe bereits dafür gesorgt, daß Sie sich diese Mühe gar nicht zu geben brauchen. Ich stelle Ihnen vier Herren der hiesigen Polizei zur Verfügung."

Er wich zur Seite und die Polizisten traten ein.

„Himmel!" rief Wunderlich.

Er fuhr mit der einen Hand nach dem Herzen und legte die andere auf einen Balken, als ob er Halt suchen müsse. Der Lieutenant sah, um was es sich handelte. Er sagte, indem er die Brauen finster zusammenzog:

„Was wollen die Herren hier?"

„Sie haben die Absicht, Sie, Herr Lieutenant, nach Ihrem neuen Logis zu begleiten."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ah, jetzt beginnen Ihre Begriffe schwach zu werden; jetzt möchte ich Ihnen rathen, in die Schule zu gehen."

„Ich verbitte mir jede Ironie. Ich verlange, zu wissen, weshalb diese Herren anwesend sind!"

„Ich sagte es Ihnen bereits: Sie sind arretirt."

„Ar — re — tirt —?" stieß er hervor, die Sylben ergrimmt auseinander ziehend. „Aus welchem Grunde?"

„Als Mitschuldiger dieses Mannes und des Juden Salomon Levi, welche falsche Banknoten gefertigt haben."

„Ich weiß von nichts!"

„Sie haben keine dieser Falsificate ausgegeben?"

„Nein. Ich habe allerdings neue Noten ausgegeben; aber ich habe sie nicht von diesen genannten Herren."

„Sondern von mir? Von dem Fürsten des Elendes?"

Der Lieutenant schwieg.

„Und morgen werden Sie wieder ein Packet von mir erhalten, mit einem Briefe sogar?“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen.“

„Die Untersuchung wird es Ihnen zeigen. Vielleicht erlauben Sie uns dann, den Inhalt Ihres Ofens einmal zu besichtigen. Er soll außerordentlich gummihaltig sein.“

„Phantasiren Sie, wie Sie wollen! Ich kann nicht begreifen, was man mit mir will. Man spricht von Arretur. Nun gut! Meine Unschuld wird sich auf jeden Fall erweisen; auf keinen Fall aber kann man mich von diesem Orte als Gefangenen wegführen.“

„Ich glaube nicht, daß man dies uns wehren kann.“

„Ich bin Offizier!“

„Jetzt in Civil!“

„Aber Sie wissen, daß ich Offizier bin.“

„Gewiß.“

„So haben Sie meiner Entfernung nichts in den Weg zu legen. Ich gebe mein Wort, daß ich einer amtlichen Vorladung Folge leisten werde.“

„Das mag sein. Aber wir haben guten Grund, zu vermuthen, daß Sie Ihre Freiheit nur anwenden würden, etwaige Beweise zu entfernen. Sie werden sich also wohl in die Arretur fügen müssen.“

„Und wenn ich dies nicht thue?“

„Das heißt, Sie wollen Widerstand leisten?“

„Auf jeden Fall!“

„So werde ich Sie fesseln lassen. Diese Herren sind mit guten Handschellen versehen.“

„Pah! Ein Offizier läßt sich keine Handschellen anlegen!“

Er fuhr mit der Hand in die Tasche. Der Lauf eines Revolvers glänzte; er wollte schießen, aber — — mit der Schnelligkeit des Gedankens hatte der Fürst ihm den Revolver entrissen; ein runder Gegenstand blitzte goldig in der Hand des Letzteren auf, und in demselben Augenblicke sank der Lieutenant besinnungslos auf die Kohlen nieder.

„So!“ sagte der Fürst. „Haben Sie keine Sorge! Er ist nur ohnmächtig und wird in ungefähr vier Stunden wieder zu sich kommen. Und nun zu Ihnen, mein bester Herr Wunderlich! Haben Sie diese Presse wirklich noch nie hier in Ihrem Kohlenschuppen bemerkt?“

„Nein.“

„Und doch haben Sie mit Bormann Ein- und Fünfguldennoten gefertigt!“

„Davon weiß ich nichts.“

„Auch nicht davon, daß der Jude Salomon Levi Ihnen jetzt die Platten liefert?“

„Kein Wort.“

„Und daß Sie morgen dem Lieutenant von Scharfenberg einen Packt Falsificate schicken wollen.“

„Ich bin ganz erstaunt, das zu hören.“

„Und ich bin noch erstaunter darüber, daß Sie von diesen Falsifikaten gar nichts wissen. Wer hat sie denn in Ihre Stube gebracht?"

„Falsche Kassenscheine in meine Stube? Unmöglich!"

„So kennen Sie die Pappe nicht, welche Sie unter Ihrem Kleiderschranke angeklebt oder angenagelt haben?"

Als Wunderlich nicht antwortete, fuhr der Fürst fort:

„Nämlich mit dem Hammer, den Sie dem Akrobaten Bormann geborgt haben."

Der Rentier sank fast in die Knie; er bebte am ganzen Körper und stieß beinahe lallend hervor:

„Ich weiß nichts davon!"

„Wollen Sie noch leugnen, daß Bormann Ihr Gast gewesen ist und mit Ihrem Hammer gemordet hat?"

„Herrgott! Ich weiß nicht, was ich sagen soll!"

„So will ich Ihnen Zeit geben, sich zu besinnen. Schließen wir hier zu. Der Offizier mag mit der Presse und den Platten in Gegenwart des Herrn Polizeidirectors aufgehoben werden. Einer von Ihnen mag als Wache zurückbleiben. Wir anderen aber wollen mit Herrn Wunderlich nach seiner Wohnung gehen, um uns den Boden seines Kleiderschrankes anzusehen!"

Es erregte kein geringes Aufsehen, als nach einiger Zeit der noch immer bewußtlose Lieutenant von Scharfenberg an das Hauptpolizeiamt abgeliefert wurde. Mit Wunderlich hatte man weniger Umstände gemacht, er war dem Gefängnißwachtmeister Uhlig zur Aufbewahrung übergeben worden. —

Kaum graute der Morgen, so hielt der Fürst zu Pferde vor der Wohnung des Doctor Holm. Er hatte auch für diesen ein Pferd mitgebracht, worüber Holm seine Verwunderung aussprach.

„Steigen Sie nur auf!" sagte der Fürst. „Ich werde mich Ihnen im Reiten erklären."

Und während sie nun langsam durch die Straßen ritten, fuhr er fort:

„Glauben Sie, daß der Hauptmann die Eisenbahn benutzt, um über die Grenze zu kommen?"

„Nein. Er muß wissen, daß er in diesem Falle baldigst ergriffen würde."

„Welche Weise des Fortkommens muß er also wählen?"

„Entweder geht er zu Fuß — — —"

„Als Offizier verkleidet?"

„Ach, nein; da wird er allerdings auf eine Fußtour verzichten und lieber ein Geschirr nehmen."

„Er nimmt ein Geschirr oder kauft sich ein Reitpferd. Ich möchte annehmen, daß er sich für das Letztere entschließt. Als Reiter ist er noch viel mehr Herr seiner Bewegungen, als im Wagen. Darum habe auch ich den Sattel gewählt. Ich habe Sie als einen scharfsinnigen Mann kennen gelernt, und darum sollen Sie mein Begleiter sein. Oder sind Sie anderweit engagirt?"

„Nein. Ich bin Ihnen sogar dankbar dafür, daß Ihre Wahl auf mich

gefallen ist. Es sollte mich freuen, den Kerl zu ergreifen, der es auf den Besitz und vielleicht auch auf das Leben von Miß Starton abgesehen hatte!"

„Recht so! Ich hoffe, daß er uns nicht entgehen werde. Nur zunächst eine Spur finden. Kommen Sie!"

Er trieb sein Pferd zu größerer Eile. Sie schlugen die Richtung nach dem Petrikirchhofe ein.

Dieser lag etwas höher als das Flußufer. Dort, auf dem Wasser, lag noch der Nebel, begann sich aber in dichten Ballen und Schwaden abzulösen, um sich langsam zu erheben. Eine Fernsicht gab es noch nicht.

Am Kirchhof stand ein Polizeiposten, welcher den Fürsten, der ohne Maske war, ehrerbietig grüßte.

„Seit wann stehen Sie hier?" fragte Befour.

„Seit der Flucht des Hauptmannes."

„Recht so! Hat es Passanten gegeben?"

„Keinen einzigen."

„Danke!"

Er lenkte sein Pferd nach den Scheunen, unter deren einer die Kindesleiche versteckt gewesen war.

„Verstehen Sie, weshalb ich diese Richtung einschlage?" fragte er Holm.

„Ja, sehr gut."

„Nun?"

„Der Flüchtling soll sich nach dem Flusse gewendet haben. Wenn wir von hier aus parallel mit dem Ufer über die Wiesen reiten, müssen wir auf seine Spur treffen."

„Richtig; also kommen Sie!"

Er ritt voran, mit dem Auge den Boden genau und scharf betrachtend. Bereits nach kurzer Zeit hielt er an, deutete auf eine Stelle des feuchten Wiesengrundes und sagte, befriedigt mit dem Kopfe nickend:

„Sehen Sie diese Reihe von Löchern, welche da quer über die Wiese nach dem Flusse führen?"

„Ja. Da ist Jemand gegangen. Das sind Fußtapfen."

„Bemerken Sie eine Eigenthümlichkeit der Tapfen?"

„Sie zeigen an der Ferse eine schnittartige Fortsetzung. Der, welcher hier gegangen ist, hat unbedingt Sporen getragen."

„Also der Hauptmann."

„Man könnte darauf schwören."

„Folgen wir der Spur."

Sie ritten auf der Fährte weiter, bis sie das Ufer des Flusses erreichten. Das war gerade an einer Stelle, an welcher sich eine Ueberfahrt befand. Der Fährmann stand dabei und blickte mit finsterem Ausdrucke stromabwärts. Als er die Reiter erblickte, machte er ein verwundertes Gesicht, grüßte aber höflich.

„Guten Morgen!" dankte der Fürst. „Wann pflegt Ihr hier Tagewerk zu beginnen?"

„Beim Anbruch des Tages; das ist jetzt ziemlich spät.“

„Des Nachts ist kein Fährmann hier?“

„Nein, denn um diese Zeit fährt kein Mensch über.“

Der Fürst stieg vom Pferde und trat an das Ufer, um den schlammigen Boden desselben zu untersuchen. An fünf Pfählen hingen ebenso viele Fährboote. Ein sechster Pfahl war ledig; aber gerade um diesen Pfahl herum bemerkte man eine große Anzahl Eindrücke eines Sporenstiefels.

„Hat auch hier ein Boot gehangen?“ fragte der Fürst.

„Ja. Aber da ist während der Nacht irgend ein Hallunke gekommen, der es losgebunden hat, um es schwimmen zu lassen. Es kommt so oft vor, daß uns solche Streiche gespielt werden. Ich habe meinen Sohn abwärts geschickt, um zu sehen, ob das Boot zu finden ist.“

„Hm! Der Mann, welcher hier gewesen ist, hat das Boot nicht leer schwimmen lassen. Er ist eingestiegen.“

„Wie will man das wissen können?“

„Sehr einfach! Seine Spuren führen zwar her aber nicht wieder zurück. Wissen Sie, was während der Nacht da in der Residenz geschehen ist?“

„Ja, der gefangene Hauptmann soll entwichen sein.“

„Richtig. Er ist hierher gekommen und in Ihrem Boote an das andere Ufer gefahren.“

„Sapperlot! Sollte er es wirklich gewesen sein?“

„Ja, Herr Doctor, bitte, reiten Sie mit den beiden Pferden schleunigst zurück und über die nächste Brücke an das andere Ufer. Ich fahre über. Da treffen wir uns.“

Holm nahm das Pferd des Fürsten am Zügel und sprengte davon. Der Letztere aber stieg in das Boot und befahl dem Fährmann, ihn überzufahren, doch in solcher Richtung, daß er an den letzten Häusern anlege.

Dies geschah. Drüben angekommen, stieg der Fürst aus, bezahlte den Fährmann und ging dann langsam am Wasser aufwärts, um nach Spuren zu suchen.

Als Holm mit den Pferden kam, sah er ihn am Ufer stehen und winken. Er ritt hin zu ihm.

„Sehen Sie, Doctor, hier ist er ausgestiegen. Er hat das Boot schwimmen lassen und ist da schräg hinauf nach der Straße gegangen. Wir folgen natürlich.“

Er stieg auf, und nun lenkten sie nach der Straße ein, wo die Fußtapfen sich zwischen den vielen Wagenspuren verloren.

„Warum ist er nicht am anderen Flußufer geblieben?“ fragte Holm. „Das muß doch einen Grund haben.“

„Natürlich. Er will nach der nächsten Grenze; das versteht sich ganz von selbst. Die Grenze liegt aber droben im Gebirge, und auf der Gebirgsseite des Flusses sind wir jetzt.“

„Wäre es nicht besser, gleich nach dem Gebirge zu reiten?“

„Wissen wir, welchen Ort er im Auge hat? Die Grenze hat dorten

eine Länge von zwanzig Meilen. Nein, ich bleibe auf seiner Spur; lange wird er sich nicht auf seine Füße verlassen haben; ich wette, daß er vielleicht bereits im nächsten Dorfe nach einem Wagen gesucht hat."

Sie setzten ihren Weg fort, Jeder an einer Seite der Straße, um zu beobachten, ob die Spur vielleicht an irgend einer Stelle die Straße verlassen habe. Dies war aber nicht der Fall.

Sie erreichten das nächste Dorf. Am Eingange desselben befand sich ein Chausseehaus mit Schlagbaum. Der Fürst ritt an das Fenster des Einnehmers, bezahlte die Taxe und fragte:

„Hat während der Nacht ein Geschirr die Straße passirt?"

„Ja."

„Was war es für ein Geschirr?"

„Eine Halbkutsche. Sie gehört dem Gastwirth."

„Wer saß darin?"

„Das weiß ich nicht. Der Knecht des Wirthes saß auf dem Bocke, bezahlte sein Geld und fuhr aufwärts nach Oerau zu."

„Ist's weit bis zum Gasthof?"

„Keine Minute."

Die beiden Reiter lenkten in das Dorf ein. Als sie den Gasthof erreichten, kam der Wirth unter die Thür, weil er glaubte, daß sie bei ihm einkehren würden. Aber sie blieben im Sattel, und der Fürst sagte:

„Haben Sie heute Nacht Ihren Wagen verborgt?"

„Ja."

„An wen?"

„An einen Offizier."

„Wohin wollte dieser?"

„Nach Reichenstadt."

„Wird er nicht ein anderes Ziel haben?"

„Nein. Er erkundigte sich nach Vielerlei in diesem Orte."

„Wie sieht Ihr Pferd aus?"

„Es ist ein Schimmel."

„Danke! Adieu!"

Sie kehrten um. Der Wirth schaute ihnen, verdrießlich brummend nach. Der Fürst gab, als sie an dem Chausseehause vorüber waren, seinem Pferde die Sporen und rief dem Gefährten zu:

„Jetzt gilt es, unsere Thiere ausgreifen zu lassen, damit wir ihn einholen."

Sie ritten abwechselnd Galopp und scharfen Schritt, wie das Terrain es erlaubte. Als sie Oerau erreichten, hörten Sie an der Chausseeeinnahme, daß der Schimmel wirklich mit der Halbkutsche vorüber sei. So setzten sie guten Muthes ihren Ritt fort.

Sie mochten noch eine Stunde bis Reichenstadt haben, da kam ihnen ein — Schimmel mit einer Halbkutsche entgegen. Auf dem Bocke saß ein Mensch, dem man schon von Weitem den Hausknecht eines Dorfwirthshauses

ansah. Die beiden Reiter hielten mitten im Wege, so daß er auch halten mußte.

„Wo kommen Sie her?“ fragte der Fürst.

„Von Reichenstadt.“

„Hatten Sie Passagiere?“

„Einen Lieutenant.“

„Wo haben Sie ihn abgeladen?“

„In der goldenen Sonne in Reichenstadt.“

„Will er dort bleiben?“

„Weiß nicht. Er hat sich Essen bestellt und scheint dann ein Reitpferd kaufen zu wollen.“

„Ah, schnell vorwärts!“

Sie ließen jetzt ihre Pferde nach Kräften ausgreifen, so daß sie die Stadt bereits nach einer guten halben Stunde erreichten. In der zweiten Straße bemerkten sie eine große, goldene Sonne über einem Thorwege. Sie stiegen dort ab. Der Hausknecht nahm ihre Pferde in Empfang. Der Fürst zog ihn in die Flur herein, damit man ihn nicht vom Fenster aus bemerken könne und fragte:

„Ist bei Ihnen ein Offizier angekommen?“

„Ja, ein Infanterielieutenant.“

„Ist er noch da?“

„Ja, aber er will bald fort.“

„Befindet er sich im Gastzimmer?“

„Nein. Er ist einmal zum Löwenwirth gegangen.“

„Wissen Sie, weshalb?“

„Ja. Der Wirth hat ein Pferd zu verkaufen, und der Lieutenant scheint eins zu brauchen.“

„So kommt er sicher wieder?“

„Ganz gewiß.“

„Sagen Sie ihm nicht, daß Jemand nach ihm gefragt hat. Wird er in die Gaststube kommen?“

„Wohl schwerlich. Er hat auf einem Separatzimmer gegessen.“

„Schön. Was giebt es hier für Polizei?“

„Wachtmeister und Schutzmann, diese Zwei.“

„Holen Sie diese Beiden einmal herbei; sie werden mich in der Gaststube finden.“

Der Hausknecht ging kopfschüttelnd fort, nachdem er die Pferde in den Hof gebracht und dort angebunden hatte. Er fand die beiden Polizeiorgane im Rathhause und brachte sie herbei. Sie mußten sich zu dem Fürsten setzen, welcher sich bei ihnen erkundigte:

„Wissen Sie vielleicht, ob während der letzten Nacht an das hiesige Polizeiamt eine Depesche angekommen ist?“

„Ja, es kam eine.“

„Kennen Sie den Inhalt?“

„Natürlich.“

„Welcher ist es?“

Der Wachtmeister blickte den Fürsten von oben herunter an und fragte in kleinstädtischer Ueberlegenheit:

„Sie halten uns wohl für dumm?“

„Wieso?“

„Weil Sie meinen, daß wir Ihnen unsere Amtsgeheimnisse mittheilen.“

„Ach so! Nun, das können Sie getrost thun. Ich bin ein College von Ihnen.“

„Sie? Ah? Sie sind Polizist?“

„Ja. Hier sehen Sie!“

Er zog seine Medaille hervor und zeigte sie ihm hin.

„Ah, wirklich!“ meinte der erstaunte Mann. „Sie sind ein Polizist aus der Residenz!“

„Ja. Also wie lautete die Depesche?“

„Daß der Hauptmann ausgerissen ist.“

„War das Signalement dabei?“

„Ja.“

„Wie war das Aeußere des Flüchtlings angegeben?“

„Infanterielieutenant.“

„Haben Sie denn Ihre Schuldigkeit gethan?“

„Natürlich!“

„Daran zweifle ich sehr.“

„Oho!“

„Sonst hätten Sie ihn wohl bereits ergriffen.“

„Meinen Sie?“ fragte der Wachtmeister spöttisch.

„Ganz gewiß. Ich könnte Ihnen beweisen, daß Sie nicht aufgepaßt haben.“

„Das sollte Ihnen wohl schwer werden. Denken Sie etwa, weil wir nicht in der Hauptstadt angestellt sind, haben wir keine Meriten? Oh, wir wissen einen Spitzbuben ebenso gut zu ergreifen wie Sie! Ja, ich könnte Ihnen vielleicht noch mehr sagen, wenn ich wollte.“

„Was denn?“

„Das werde ich lieber für mich behalten.“

„Wenn Sie denken, daß Sie in dieser Angelegenheit irgend Etwas für sich behalten können, so irren Sie sich. Ich würde Sie für Alles verantwortlich machen.“

„Das können Sie schon thun. Wir kennen unsere Pflicht und werden sie erfüllen.“

„Ich sage Ihnen, daß ein hoher Preis für das Ergreifen des Flüchtlings ausgesetzt ist!“

„Das wissen wir. Wir wissen sogar bereits, daß wir uns dieses Geld verdienen werden.“

„Wieso?“

„Der Hauptmann wird hier bei uns durchkommen“

„Wer sagt das?“

„Ein Verbündeter von uns.“

„Wer ist das?“

„Das dürfen wir nicht sagen. Amtsgeheimniß!“

„Ich sage Ihnen aber, daß es zwischen Ihnen und mir keinerlei Amtsgeheimniß geben darf!“

„Das wollen wir abwarten. Den Preis lassen wir uns von einem hauptstädter Polizisten nicht entreißen.“

„Ich mag ihn ja gar nicht haben!“

„Ah! Wirklich nicht?“

„Nein.“

„Was Sie doch bescheiden sind!“

Da wurde der Fürst zornig. Er sagte in ernstem Tone:

„Ich bin nicht gewohnt, in dieser Weise mit mir reden zu lassen. Der gesuchte Flüchtling befindet sich bereits hier in der Stadt.“

„Wirklich?“ fragte der Wachtmeister im Tone des Unglaubens.“

„Ja.“

„Wo soll er denn da sein?“

„Hier in diesem Hause.“

„Sapperment!“

„Oder hätten Sie etwa noch nicht erfahren, daß ein Infanterielieutenant hier angekommen ist?“

„Das wissen wir.“

„In einer Halbkutsche, von einem Schimmel gezogen?“

„Ja, das ist richtig.“

„Das ist er.“

„Der? Ah! Was Sie da sagen!“

Dabei lachte der Mann dem Fürsten ganz vergnügt in das Angesicht.

„Herr Wachtmeister, ich glaube, Sie wissen nicht so recht, was Sie thun.“

„Na, ich glaube, daß ich das ganz genau weiß.“

„Dieser Lieutenant ist in den Gasthof zum Löwen gegangen, um sich ein Pferd zu kaufen?“

„Auch das wissen wir.“

„Wenn ihm der Kauf gelingt, wird ihm die Flucht so leicht, daß wir das Nachsehen haben.“

„O, der entflieht uns nicht.“

„Also, Sie haben die Absicht, ihn festzuhalten?“

„Na, dem fällt es gar nicht ein, fortzugehen!“

Jetzt wußte der Fürst wirklich nicht, was er von diesem Polizeibeamten denken solle. Er hielt es für das Beste, sich an den Vorgesetzten desselben zu wenden. Darum fragte er:

„Ist der hiesige Bürgermeister zu sprechen?“

„Ja. Im Rathhause.“

„Bitte, rufen Sie ihn einmal zu mir!“

„Ah! Sie denken, daß er zu Ihnen kommt?“

„Ja. Ich kann nicht zu ihm. Ich darf dieses Haus nicht verlassen. Ich werde Ihnen zwei Zeilen an ihn mitgeben.“

Er zog ein Couvert aus dem Notizbuche, riß ein Blatt aus dem letzteren und schrieb darauf:

„Bitte, sich sofort zu mir zu verfügen. Fürst des Elendes.“

Er steckte das Blatt in ein Couvert, verschloß das letztere und gab es dem Wachtmeister, der sich, überlegen lächelnd, damit entfernte. Dann sagte der Fürst zu dem zurückbleibenden Schutzmanne:

„Haben Sie den Infanterielieutenant, welcher hier abgestiegen ist, gesehen?“

„Ja.“

„Bitte, nehmen Sie an der Thür draußen Posto und melden Sie es mir, sobald er zurückgekehrt und auf sein Zimmer gegangen ist.“

Der Mann antwortete nicht, folgte aber der Weisung. Der Fürst nahm mit Doctor Holm einen Platz in der Nähe des Fensters, um den Baron sofort zu sehen, sobald er zurückkehren werde.

Draußen im Flur stand der Hausknecht. Der Schutzmann trat zu ihm und machte mit den beiden Händen eine lange Nase gegen die Thür.

„Was giebt's?“ fragte der Hausknecht.

„Naseweise Kerls.“

„Die letzten Beiden, die gekommen sind?“

„Ja.“

„Wer sind sie?“

„Polizisten aus der Residenz. Sie wollen uns den Preis wegschnappen.“

„Was Alles möglich ist! Da mögen sie doch wegbleiben!“

„Ja. Wir sind selber Manns genug. Und was das Allerbeste ist, sie sagen, unser Lieutenant sei der Flüchtling.“

„Oho! Das ist lustig!“

„Er, der ihn selbst fangen will! Es ist zum Todtlachen! Ah, da kommt er!“

Das Gastzimmer, in welchem der Fürst und Holm saßen, lag rechts von dem Thore. Linker Hand des Thores aber kam jetzt der als Lieutenant gekleidete Baron von Helfenstein die Straße herab. Darum konnte er von dem Fürsten und Holm nicht gesehen werden.

Er hatte das Pferd kaufen wollen, doch war der Wirth nicht zu Hause gewesen. Als er unter den Thorweg trat, machten die Beiden ihm ein Zeichen, daß er nicht laut sprechen solle.

„Herr Lieutenant, eine Neuigkeit!“ sagte der Schutzmann.

„Was?“

„Sie sind der Flüchtling!“

Das Blut stockte in den Adern des Barons. Er konnte nur die zwei Sylben hervorbringen:

„Oho!“

„Ist das nicht lächerlich?“

Das gab dem Baron den Athem wieder. Er fragte:

„Wer sagt es denn?“

„Zwei Polizisten, drin in der Gaststube.“

„Woher sind sie?“

„Aus der Residenz.“

„Ah, das ist wirklich lustig! Nicht nur die Polizei, sondern auch das Militär ist hinter dem Flüchtling her. Ich bin meiner Compagnie voran geeilt, die nun wohl in einer halben oder höchstens ganzen Stunde hier sein wird, und da kommen zwei Polizisten und behaupten, daß ich Derjenige sei, den man auf allen Wegen sucht.“

„Wir haben ihnen grad in das Gesicht gelacht.“

„Wie heißen sie denn?“

„Das ist gar nicht zur Frage gekommen.“

„Wie alt?“

„Hm! Einer etwas über Vierzig und der Andere bedeutend jünger. Da im Hofe stehen ihre Pferde.“

„Was? Polizisten zu Pferde?“

„Ja.“

„Laßt Euch nichts weiß machen!“

„Sapperment!“ meinte da der Hausknecht in geheimnißvollem Tone. „Da fällt mir ein — am Ende sind diese beiden Kerls nur Schwindler!“

„Wieso?“

„An den Schabraken der Reitpferde sind große Wappen.“

„Das muß ich sehen,“ meinte der Baron.

Er eilte in den Hof und erbleichte. Er hatte das Wappen des Fürsten von Befour erkannt.

„Ja,“ sagte er, schnell gefaßt, „das müssen Schwindler sein. Kann man sie nicht einmal unbemerkt sehen?“

„O, ganz gut!“

„Wie denn?“

„Kommen Sie mit herein in die Küche. Von dort aus führt ein kleines Fensterchen in die Gaststube.“

Er folgte ihnen. Der Hausknecht schob den Vorhang des Fensterchens zurück und blickte hindurch.

„Ah,“ sagte er, „sie sitzen zu weit nach links. Es geht nicht gut. Warten Sie! Horch, da geht die Thür! Jetzt stehen sie auf. Der Bürgermeister kommt mit dem Wachtmeister. Jetzt kann man die Fremden sehen. Sie haben sich erhoben. Blicken Sie einmal hindurch!“

Der Baron trat an das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den Fürsten. Sein Auge leuchtete entschlossen auf.

„Wartet einmal hier!“ sagte er. „Jetzt gehe ich auch hinein; da werdet Ihr sogleich sehen, wie ich diese sogenannten Polizisten entlarve.“

Der Hausknecht und der Schutzmann harrten neugierig am Fensterchen,

was da kommen werde. Dem Baron aber fiel es gar nicht ein, in die Stube zu gehen. Er ging in den Hof und trat zu den beiden Reitpferden.

„Wie mag dieser Teufel meine Spur gefunden haben!“ zischte er durch die Zähne. „Aber er soll mich doch nicht erwischen. Er kommt mir im Gegentheile wie gerufen. Ich habe nichts droben im Zimmer; ich habe Alles bei mir, und hier stehen zwei Pferde. Der Braune scheint besser zu sein als der Schwarze. Ich nehme ihn!“

Er band den Braunen los, stieg auf, ritt vorsichtig bis an die Hinterthür und sprengte dann plötzlich durch den Flur zum Thore hinaus, rechtsum und die Straße da hinab.

Der Wachtmeister hatte seinen Vorgesetzten mit ironischen Worten von den beiden Polizisten aus der Residenz erzählt und ihm dann den Brief gegeben. Aber als der Bürgermeister die wenigen Worte gelesen hatte, sagte er:

„Mann, Sie irren sich! Der, welcher das geschrieben hat, ist der berühmte Fürst des Elends!“

„Der Fürst des E—“

Der Wachtmeister brachte das letzte Wort vor Schreck gar nicht heraus.

„Und Sie sind unhöflich mit ihm gewesen? Wohl gar grob?“

„Weil sie sagten, der Lieutenant sei der Flüchtling.“

„Wenn der Fürst des Elendes das sagt, so hat er auch Recht. Ich habe den Offizier nicht sehen können. Wie alt ist er denn wohl?“

„Hm! Für einen Lieutenant allerdings etwas alt!“

„Nun, wieviel?“

„Vierzig vielleicht.“

„Sapperment! Und das meldet Ihr mir nicht! Was hat er Euch weiß gemacht?“

„Daß er vorausgefahren sei. Seine Compagnie werde nachkommen, um alle Wege der Umgegend zu besetzen, da man mit Sicherheit vermuthe, daß der Flüchtling sich hierher wenden werde.“

„Wenn das Schwindel wäre! Vielleicht will dieser Mensch nur Zeit gewinnen, sich ein Pferd anzuschaffen. Welch eine Nase von oben würden wir erhalten! Die wäre nicht von Pappe! Wo ist der Lieutenant jetzt?“

„Im Löwen.“

„So muß ich gleich in die Sonne. Noch ist es Zeit, den Fehler wieder gut zu machen.“

Sie brachen eiligst auf. Als sie in das Gastzimmer traten, begrüßte der Bürgermeister den Fürsten auf das Unterthänigste. Er stand im Begriff, einen langathmigen Satz loszulassen, doch der Fürst schnitt ihm denselben durch den Einwand ab:

„Ich habe keine Zeit zu vielen Worten, Herr Bürgermeister. Mir scheint, Sie sind mystificirt worden?“

„Wegen des Offiziers, welcher hier eingekehrt ist?“

„Ja, gewiß Ich bin ihm von der Residenz aus auf der Ferse.“

„Er behauptet, nach hier commandirt zu sein, um mit seinen Leuten die Wege zu besetzen und auf den entflohenen Gefangenen zu fahnden."

„Wo hat er seine Leute?"

„Sie kommen nach."

„Ah! Das glauben Sie?"

„Mußte ich nicht."

„Wie hat er sich legitimirt?"

„Er war noch nicht bei mir, da ich mich noch nicht in der Expedition befand."

„So! Ich sage Ihnen, daß es der Flüchtling ist."

„In Wirklichkeit?"

„Es giebt gar keinen Zweifel!"

„So muß ich gleich alle Maßregeln ergreifen, um das Versäumte — ah, was ist das!"

In diesem Augenblicke war nämlich der Baron vor den Fenstern vorübergeritten. Auch der Fürst und Doctor Holm hatten ihn gesehen.

„Donnerwetter!" fluchte der Letztere. „Haben Sie es gesehen, Durchlaucht?"

„Ja. Der Hauptmann auf meinem Pferde. Sofort nach, hinter ihm her! Herr Bürgermeister, diesen Fehler werden Sie nie gutmachen können!"

Beide eilten zur Thüre hinaus.

Eben als Holm die Thür hinter sich zuwarf, sauste der Fürst auf dem zweiten Pferde an ihm vorüber. Aus der Küchenthür kam der Schutzmann und der Hausknecht.

„Wißt Ihr's, daß Ihr den Hauptmann beschützt habt, Ihr dummen Kerls!" rief ihnen Holm entgegen. „Er hat uns ein Pferd gestohlen und ist auf und davon. Giebt es bei Euch kein Pferd?"

„Der Rothschimmel," entfuhr es dem Hausknecht.

„Wo?"

„Dort in der zweiten Thür."

Holm rannte über den Hof hinüber, riß die Stallthür auf und brachte den Rothschimmel, ein kaum dreijähriges Thier, am Halfter herausgezogen.

„Um Gotteswillen!" rief der Hausknecht. „Sie wollen doch nicht etwa hinauf?"

„Wohin denn? Soll das Pferd etwa auf mich?"

„Es ist gar nicht zugeritten!"

„Ich kann nicht warten, bis Ihr es eingeritten habt. Wenn ich den Hals breche, habt Ihr es auf Eurem Gewissen. Hallo!"

Mit einem kühnen Satze kam er hinauf. Das Pferd stieg sofort mit allen Vieren empor, bockte auf die Seite, aber — die angstvollen Zuschauer wußten nicht, wie er es fertig brachte — Holm schoß doch auf dem Thiere wie ein Pfeil über den Hof herüber, zum Thore hinaus, brachte es glücklich in die Wendung nach rechts und sauste nun die Straße hinab, als ob er Blitze fangen wolle.

Als er die letzten Häuser erreichte, erblickte er den Fürsten fast eine Viertelwegsstunde vor sich. Aber der Rothschimmel, welcher noch keinen Menschen auf seinem Rücken getragen hatte, sprengte in grabezu rasendem Galopp dahin, so daß Holm sah, daß er den Fürsten in kurzer Zeit einholen werde.

Jetzt sah er weiter hinaus auch den Baron jagen, immer grade die Straße entlang. Er hatte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

„Vorwärts, Schimmel, vorwärts!" rief Holm, als ob das Pferd ihn verstehen könne.

Dabei schlug er es mit der Faust zwischen die Ohren, daß es seine Schnelligkeit womöglich noch vergrößerte.

Der Fürst hörte Hufschlag hinter sich. Er drehte sich um, ohne die Schnelligkeit seines Pferdes zu vermindern, und sah Holm in rasendem Tempo näher kommen.

„Doctor, sind Sie verrückt!" rief er ihm zu.

„Nein. Nur vorwärts, vorwärts! Wir müssen ihn haben!"

Jetzt hatte Holm den Fürsten fast erreicht. Sie konnten einige längere Sätze wechseln.

„Sie werden den Hals brechen!" warnte der Fürst.

„Denke nicht daran! Ich denke nur an Den dort!"

„Der Mensch hat sich unglücklicher Weise das bessere Pferd ausgewählt!"

„Soll ihm nichts helfen! Sehen Sie, daß die Straße einen Bogen nach links schlägt?"

„Ja."

„Er folgt der Straße. Ich aber werde die Sehne dieses Bogens abreiten."

„Um Gotteswillen! Sie sind wahnsinnig!"

„Nein. Dieses junge Thier hat einen außerordentlich sicheren Gang."

„Aber es geht über lauter Felder!"

„Egal!"

„Und dort ist ein Bach!"

„Ich reite hindurch! Auf diese Weise komme ich dem Baron voraus Er ist gezwungen, von der Straße ab nach rechts auf das Feld zu weichen, da nach dem Wäldchen hinüber. Ich umreite es links, Sie rechts, dann treffen wir hinter dem Wäldchen ganz sicher auf ihn."

„Sie werden aber vorher das Genick eingebüßt haben!"

„Keine Sorge! Ich habe das Reiten gelernt."

Er war dem Fürsten jetzt so weit voraus, daß sie einander nicht mehr zu verstehen vermochten.

Holm bog, wie er gesagt hatte, nach links ab, um die Sehne des Bogens, welchen der Baron ritt, abzuschneiden. Der Rothschimmel stürmte über die Aecker und Wiesen dahin, als ob er die Entfernungen verschlingen wolle. Der Bach kam. Im Hui flogen sie darüber hinweg. Und weiter, weiter ging's.

Jetzt befand sich Holm bereits parallel mit dem Baron. Dieser bemerkte ihn, hielt für einen Augenblick sein Pferd an, erkannte die Gefahr, zwischen

zwei Verfolger genommen zu werden, und brach nach rechts ab, von der Straße weg, auf die Felder hinüber, ganz wie Holm es berechnet hatte.

Der Fürst sah es und lenkte sein Pferd auch nach rechts. Zu gleicher Zeit sah er, daß es auch dem kühnen Doctor gelang, seinem sattel- und bügellosen Pferde dieselbe Richtung zu geben.

So ging es zehn Minuten weiter.

Der Baron näherte sich dem Wäldchen von vorn. Der Fürst kam zur rechten Seite hinter ihm und Holm schlug links einen etwas weiteren Bogen, um in gleicher Höhe mit dem Verfolgten zu bleiben.

„Tod und Teufel!" knirschte dieser. „Sie machen es mir verdammt sauer. Woher nur dieser Kerl, da links, das Satansroß bekommen hat! Das geht wie eine Schwalbe in der Luft!"

Jetzt hatte er die rechte Ecke des Waldes erreicht und stürmte am Saume dahin. Er fühlte, daß sein Pferd zu ermüden begann.

Der Wald war nicht tief. Er lief hinten in eine Spitze aus und hinter dieser lag ein Dorf.

„Ah, gerettet, vielleicht gerettet!" sagte sich der Baron. „Die Häuser werden mir erlauben, den beiden Verfolgern aus dem Gesichtskreis zu verschwinden. Dann mögen sie mich suchen!"

Er drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es laut aufstöhnte und alle Kräfte anstrengte. Sich umblickend, sah er den Fürsten noch in beträchtlicher Entfernung hinter sich. Aber da drüben, links, kam Holm nun auch hinter dem Walde hervor und zwar in beängstigender Nähe.

Das Dorf war nicht weit. Der Baron flog auf dasselbe zu, zwischen die Häuser hinein, riß sein Pferd auf die Seitenstraße herum, jagte zwischen zwei Bauergüter hindurch und befand sich nun hinter dem Dorfe, die Häuser desselben zwischen sich und seinen Verfolgern. Er athmete erleichtert auf. Sie mußten ihn nun erst suchen; sie konnten nicht wissen, welchen Weg, welche Richtung er eingeschlagen hatte.

Jetzt nun bemerkte er auch ein schloßähnliches Gebäude, welches in geringer Entfernung zwischen dichten Bäumen lag. Nicht weit von ihm, in der Nähe eines kleinen Buschwerkes, waren einige Feldarbeiter beschäftigt. Er lenkte zu ihnen hin, deutete auf das Gebäude und fragte:

„Wie heißt das Schloß?"

„Waldau."

„Wem gehört es?"

„Dem Herrn Major von Scharfenberg."

In den Augen des Barons blitzte es freudig auf.

„Wissen Sie, ob der Major zu Hause ist?"

„Ja. Er ist heute unwohl."

„Danke!"

Er trieb sein Pferd von Neuem an und galoppirte dem Schlosse entgegen.

„Ein Feind von mir, dieser Major von Scharfenberg," sagte er zu sich. „Er glaubt, daß ich seinen Sohn zum Spiel verleitet habe. Aber er soll

mir dennoch andere Kleider geben. In dieser Uniform kann ich nicht entkommen. In Civil kann ich laufen; das ist sicherer als Reiten oder Fahren."

Das Thor stand offen. Er ritt im Galopp in den Hof und hielt vor dem Eingange. Ein Bedienter kam herbei und griff nach dem Zügel.

„Der Herr Major da?" fragte der Baron.

„Aufzuwarten."

„Wo?"

„Hier eine Treppe hoch, links in der Bibliothek."

„Wo sind die Gemächer des Herrn?"

„Hinter der Bibliothek."

„Führen Sie das Pferd in den Stall!"

„Soll ich es nicht erst verschnaufen lassen?"

„Nein. Verstecken Sie es! Es kommen noch zwei Herren hinter mir. Verheimlichen Sie es, daß ich bereits vor ihnen gekommen bin. Es gilt eine Wette."

Er stieg die Treppe empor. Auf einem breiten, hellen Corridor stand ein Tisch, an welchem ein Livreediener saß, der sich beim Anblicke des Offiziers erhob.

„Wen befehlen der Herr Lieutenant anzumelden?" fragte er.

„Gar nicht anmelden! Danke! Will den Herrn Major freudig überraschen."

„Dann bitte, hier diese Thür."

Er öffnete eine Flügelthür. Der Baron befand sich in einer Art Vorzimmer und schritt einer zweiten Thür zu. Als er diese geöffnet hatte, befand er sich in der Bibliothek. Dort saß der Major von Scharfenberg an einem Tische, die Zeitung in der Hand.

Der Baron war ziemlich leise eingetreten. Er zog die Thür hinter sich zu und nun erst blickte der Major von der Lectüre empor. Als sein Auge auf den Eingetretenen fiel, fuhr er von seinem Sitze auf.

„Wer ist das?" fragte er. „Wie ist das möglich!"

Der Baron verbeugte sich und antwortete:

„Darf ich annehmen, daß ich Ihnen nicht unbekannt bin?"

„Das ist nur zu gewiß. Dennoch aber traue ich meinen Augen so wenig, daß ich wirklich um Ihren Namen bitten muß, mein Herr!"

„Ist das wirklich nothwendig?"

„Unbedingt. Sie haben sich nicht anmelden lassen."

„Nun wohl! Baron Franz von Helfenstein!"

Dabei verbeugte er sich abermals.

„Also doch!" sagte der Major, den Kopf stolz hebend. „Das wagen Sie! Das wagen Sie!"

„Welches Wagniß liegt in diesem Besuche?"

„Ah, Sie glauben, daß ich nicht weiß, was geschehen ist?"

Der Baron nahm eine unbesorgte Miene an und sagte:

„Ich kann nicht ahnen, was Sie wissen."



„Ist es möglich?"

Verl. S. (78.)

„Hier steht es groß und breit, hier, hier!“

„Bitte, darf ich es lesen?“

„Ja, lesen Sie! Ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll.“

Der Baron trat hinzu, beugte sich auf die Zeitung herab und las unter der Rubrik der Telegramme:

„Heute Nacht wurde der sogenannte Hauptmann während eines Einbruches bei dem Fürsten von Befour mit seiner ganzen Bande gefangen genommen. Als man seine Verkleidung entfernt hatte, erkannte man in dem berüchtigten Banditen den — Baron Franz von Helfenstein.“

„Nun, was sagen Sie dazu?“ fragte der Major.

„Ah, was soll ich zu einer Mystification sagen?“ fragte der Baron leichthin.

„Mystification?“

„Ja. Was sonst?“

„Das ist stark! Das ist wirklich stark! Haben Sie wohl das heutige Morgenblatt gelesen?“

„Nein.“

„Nun, so sehen Sie sich dieses neueste Telegramm an!“

Er hielt dem Baron die fettgedruckten Zeilen entgegen:

„Heute Nacht gelang es dem Baron Franz von Helfenstein, unter Ermordung eines Gefängnißschließers und tödtlicher Verletzung eines Militärpikets zu entfliehen. Er trägt die Uniform eines Infanterielieutenants und alle Millitär- und Polizeikräfte des Landes sind zu einer Ergreifung aufgeboten. Die Grenze ist so eng besetzt, daß ein Entkommen unmöglich ist.“

Der Baron zuckte nur die Achsel.

„Weiter haben Sie nichts zu sagen?“ fragte der Major.

„Ja.“

„Das ist Ihre ganze Antwort?“

„Meine ganze und einzige.“

„Hat man etwa Lügen gedruckt?“

„Nein.“

„Es ist also wahr, was hier steht?“

„Ja.“

„Sie befinden sich also auf der Flucht?“

Bei jeder neuen Frage erhob sich der Ton des Majors zu größerer Stärke.

„Ja, ich bin Flüchtling.“

„Und Sie kommen zu mir?“

„Wie Sie sehen!“

„Zu mir, zu mir! Mensch, Sie sind gradezu wahnsinnig!“

„O, ich glaube vielmehr, sehr überlegt zu handeln!“

„Ich werde Sie ergreifen, binden, fesseln lassen!“

„Das werden Sie nicht!“

Die beiden Männer standen sich glühenden Blickes gegenüber. Der Major stieß hervor:

„Erwarten Sie etwa von mir Schonung?“

„Schonung und — Unterstützung.“

„Das ist wirklich frech, über alle Maßen frech!“

„O, meine Ansprüche gehen nicht weit.“

„Ah! So will ich wenigstens, der Lächerlichkeit halber, diese Ansprüche einmal kennen lernen!“

„Wir sind ziemlich gleicher Gestalt. Ich erbitte mir einen Anzug von Ihnen und lasse Ihnen diesen hier zurück. Man verfolgt mich, man ist hart hinter mir her. Sie lesen, daß man die Uniform kennt, welche ich trage. Nur ein Civilanzug kann mich retten.“

„Und den soll ich Ihnen verschaffen, ich, ich!“

„Ja, Herr Major.“

„Ihnen, dem Verführer meines Sohnes!“

Pah! Was Ihr Sohn ist, das ist er ohne mich geworden. Ich habe mit ihm gespielt, als er bereits Spieler war.“

„Sie sind der Verführer! Ich werde meiner Dienerschaft klingeln und Sie festnehmen lassen!“

Er wollte nach der Thür gehen, an welcher sich der Klingelzug befand; aber der Baron trat ihm in den Weg und sagte kalt:

„Das werden Sie unterbleiben lassen!“

„Wer will mich hindern?“

„Ich!“

„Wieso? Wollen Sie sich etwa an mir vergreifen?“

„Nein; aber ich werde, falls ich ergriffen werden sollte, sagen, wer mir diese Uniform zur Flucht geliehen hat.“

„Wer soll das sein?“

„Ihr Sohn, der Lieutenant von Scharfenberg.“

Da fuhr der Major zurück und rief:

„Sie lügen!“

„Keine Beleidigung! Ich kann wohl tödten und auch Anderes, hier aber sage ich die Wahrheit!“

„Es ist unmöglich!“

„O, er hat sie mir sehr gern gegeben!“

„Ich glaube es nicht.“

„Er gab sie mir, um sich zu retten.“

„Vor was?“

„Vor Vielem. Zunächst ist er des Kindesmordes angeklagt, der Herr Lieutenant.“

„Erfindung!“

„Wissen Sie nicht, daß jene Editha von Wartensleben wieder aufgetaucht ist? Sie hat ihr Kind ermordet.“

„Mein Gott! Was höre ich!“

„Ihr Sohn ist verloren. Sie allein können ihn retten, wenn Sie meinen Rath hören und befolgen. Man beschuldigt ihn noch ganz anderer Sachen.“

„Wessen?"

„Zunächst sagen Sie mir, ob Sie mir einen Anzug geben werden, Herr Major!"

„Ich verspreche nichts. Ich will vorher wissen, was mein Sohn sich vorzuwerfen hat."

„Er hat seinen Ehrenschein wiederholt nicht eingelöst."

Der Major stemmte die beiden Hände auf die Tischplatte, um festen Halt zu haben.

„Das soll wahr sein?" fragte er.

„Ja. Er ist in Folge dessen mit dem Oberlieutenant von Hagenau ein amerikanisches Duell eingegangen. Die Würfel haben gegen Ihren Sohn entschieden. Binnen zweier oder dreier Tage muß er sich das Leben nehmen, wenn er nicht angespuckt sein will."

„Mein Gott! Mein Gott!"

„Und ferner ist er Falschmünzer."

„Das ist Lüge, Lüge, Lüge!"

„Oho! Ein Jude Salomon Levi und ein gewisser Wunderlich haben Fünfzigguldennoten fabricirt und Ihr Sohn hat sie verbreitet, weil Sie ihm die Casse nicht so voll halten, wie er es wünscht. Vielleicht wird er bereits heute noch arretirt."

Da richtete sich der Major stolz auf. Er sagte:

„Ich durchschaue Sie! Sie wollen sich meine Hilfe durch diese Märchen erkaufen. Aber Sie sollen keinen Erfolg haben. Mein Sohn ist gedankenlos, meinetwegen auch leichtsinnig, ein Verbrecher aber ist er nicht!"

„Ganz wie Sie wollen! Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich die Wahrheit rede. Nur weil ich Alles von ihm weiß, hat er mir diese Uniform geborgt."

„Ah! Sollte es doch möglich sein?"

„Es ist so! Ich gebe Ihnen den Rath, sofort nach der Residenz zu fahren. Vielleicht können Sie ihn noch retten. Lösen Sie die Falsificate ein."

„Also doch, doch, doch!"

Der alte, brave Kriegsmann griff sich nach dem Kopfe. Es wurde ihm roth, blau, schwarz vor den Augen. Es war ihm, als ob er in ein Meer versinke, als ob hohe Wogenberge auf ihn einstürmten. Er gab noch einen leisen, ersterbenden Laut von sich und sank dann auf den Boden nieder. Er war ohnmächtig.

Da erklang Hufschlag vom Schloßhofe herauf. Der Baron trat an das Fenster und blickte hinab. Er sah den Fürsten und Holm vom Pferde springen.

„Sie kommen! Sie sind da!" sagte er. „Ich muß schnell machen, ich muß fort! Dieser alte Mann wird mich nicht stören. Der Diener sagte, die Gemächer seines Herrn lägen hinter der Bibliothek. Dort muß sich also auch die Garderobe befinden. Also da hinein!"

Er sprang zum Eingang zurück und schob den Riegel vor, um seine Verfolger aufzuhalten. Dann eilte er durch die entgegengesetzte Thür hinaus.

Er kam in das Wohnzimmer. Weiter! In das Schlafzimmer. Und

noch weiter. In ein Zimmer mit mehreren Schränken. Er öffnete. Uniformen in dem einen Schrank, Civilanzüge in dem anderen.

In fliegender Eile zog er seine Uniform aus und warf die Stücke von sich. Er wählte schnell Rock, Hose und Weste aus schwarzem Tuche und einen hohen Cylinderhut dazu. Eine Cravatte lag auf dem Tische. Es dauerte doch länger, als er dachte. Da hörte er von der Bibliothek her ein Geräusch wie von Schlägen gegen die Thür. Es war die höchste Zeit.

„Jetzt zum Fenster hinaus, und sollte ich Hals und Beine brechen!" entschied er. „Vorher aber die Uniform unter das Sopha, damit sie nicht bemerken, daß ich die Kleider gewechselt habe."

Er versteckte die Sachen und öffnete das Fenster. Es war tief bis zur Erde hinab, aber er hätte laut aufjubeln mögen, als er bemerkte, daß der aus starkem Eisen bestehende Blitzableiter gleich neben dem Fenster hinabführte. Er stieg hinaus, zog den Fensterflügel wieder zu und stieg hinab in den Garten.

Holm war, wie bereits gesagt, dem Flüchtlinge sehr nahe gewesen. Er folgte ihm an ganz derselben Stelle in das Dorf. Er blickte auf- und auch abwärts, aber der Baron war verschwunden. Es war ihm unmöglich, sein Pferd anzuhalten oder ihm mit dem Halfter eine kurze Wendung zu geben. Es stürmte links hinab, anstatt rechts hinauf.

Da langte auch der Fürst an. Er sah Holm, dachte, daß dieser den Verfolgten vor sich habe und galoppirte hinter ihm her. Erst am Ende des Dorfes gelang es Holm, den Rothschimmel anzuhalten. Der Fürst erreichte ihn.

„Wo ist der Baron?" fragte er.

„Fort! Ich sehe ihn nicht!" antwortete Holm, dessen Brust fast athemlos arbeitete.

„Ich denke, Sie haben ihn vor sich!"

„Nein. Ich konnte mein Pferd nicht lenken. Er muß aufwärts geritten sein."

„Dann schnell zurück!"

Der Fürst jagte das Dorf hinauf. Holm brachte nur mit Mühe sein Pferd herum; dann aber rannte es freiwillig dem anderen nach.

Sie erreichten jetzt das obere Ende des Ortes, erblickten aber auch da keinen Reiter.

„Er muß da hinüber sein," meinte Holm, „da, wo das große Gebäude steht."

„Oder hat er eine Finte gemacht?"

„Wieso?"

„Er ist in das Dorf geritten, hat uns herankommen lassen und ist dann einfach auf demselben Wege wieder umgekehrt. Es ist ihm zuzutrauen."

„Unmöglich ist es allerdings nicht. Wenn er den Wald zwischen sich und uns bringt, hat er gewonnen. Aber, halt, dort am Gebüsch arbeiten Leute. Wollen wir sie fragen?"

„Ja. Ist er nach jener Richtung geritten, so müssen sie ihn unbedingt gesehen haben."

Sie kamen bis an die Arbeiter und Holm fragte:

„Haben Sie vielleicht einen Reiter gesehen?“

„Ja, Herr.“

„Beschreiben Sie ihn!“

„Ein Offizier, Lieutenant, auf braunem Pferde.“

„Jawohl. Wo ist er hin?“

„Da nach dem Schlosse. Er fragte nach dem Herrn.“

„Wie heißt dieser?“

„Der Herr Major von Scharfenberg.“

„Ah, der Vater des Lieutenants gleichen Namens?“

„Ja.“

„Ist er auf dem Schlosse anwesend?“

„Er ist daheim!“

„Schön! Vorwärts!“

Sie hatten wohl eine Viertelstunde verloren; diese Zeit war nun nicht wieder einzubringen.

Als sie in den Schloßhof gelangten, kam ihnen derselbe Diener entgegen, welcher dem Baron das Pferd abgenommen hatte.

„Ist ein Offizier zu Pferde hier angekommen?“ fragte der Fürst.

„Nein, mein Herren.“

„Ah, so ist er also vorübergeritten!“

Er drehte bereits sein Pferd herum, um den Schloßhof wieder zu verlassen, da meinte der Diener unter einem listigen Lächeln:

„Da haben die Herren nun wohl die Wette verloren?“

Sofort kehrte der Fürst sich ihm wieder zu und fragte:

„Welche Wette?“

„Nun, mit dem Braunen?“

„Haben Sie denn ein braunes Pferd gesehen?“

„Hm!“

Der Fürst ahnte eine Teufelei und sagte dringlich:

„Mann, sagen Sie um Gotteswillen die Wahrheit! Es handelt sich nicht um eine Wette. Man scheint Ihnen eine Lüge gesagt zu haben. Wir verfolgen einen großen Verbrecher, der aus der Gefangenschaft entwichen ist. Er trägt Lieutenantsuniform und reitet einen Braunen.“

Da erschrak der Mann.

„Herrgott! Einen Verbrecher?“ fragte er.

„Ja, den berüchtigten Hauptmann, den Pascherkönig, welcher aus dem Gefängnisse gebrochen ist.“

„Mein Heiland, was habe ich gethan!“

„Was denn? War er hier?“

„Ja freilich! Er fragte nach dem Herrn und ich habe ihn auch wirklich zum Herrn Major gewiesen.“

„Wo befindet sich dieser?“

„Eine Treppe hoch in der Bibliothek.“

„Wo ist das Pferd des Offiziers?“

„Dort im Stalle.“

„Geben Sie es ihm auf keinen Fall wieder! Es gehört mir; er hat es mir gestohlen. Rufen Sie schnell alle vorhandenen Leute zusammen!“

Die Beiden sprangen von den Pferden und eilten zur Treppe empor. Droben saß der Lakai.

„Wo ist der fremde Lieutenant?“ fragte Holm.

„Beim Herrn, da drin.“

„Führen Sie uns! Schnell!“

Der Diener wußte noch nicht, um was es sich handelte, aber er sah die ängstlichen Züge der beiden Herren, riß die Thür auf, eilte auf die gegenüberliegende zu und wollte auch sie öffnen, konnte aber nicht. Nach einigen vergeblichen Bemühungen sagte er:

„Es ist von innen zugeriegelt.“

„Klopfen Sie! Laut! Immer lauter!“

Niemand antwortete.

„Da ist etwas geschehen!“ sagte der Fürst. „Der Offizier, welchen Sie zu Ihrem Herrn gelassen haben, ist ein verkleideter Mörder.“

„Herr, mein Heiland!“ schrie der Diener auf.

„Ein Beil herbei, eine Axt! Eilen Sie! Wir müssen die Thür aufbrechen!“

Der Mann sprang behende fort und brachte nach wenigen Augenblicken eine Axt. Der Fürst wuchtete mit derselben die Thür auf. Da sahen sie den Major liegen.

„Mein Herr, mein lieber, guter Herr Major!“ rief der Diener und warf sich vor demselben nieder.

Die beiden Anderen aber bekümmerten sich jetzt nicht um den Schloßherrn. Sie eilten nach den nebenan liegenden Räumen, ohne aber Jemand zu sehen. Holm machte das Garderobenfenster auf und blickte hinab.

„Da ist der Garten,“ sagte er.

„Sollte er da hinab sein?“ fragte der Fürst.

„Möglich. Hier ist der Blitzableiter.“

„Dann zurück und höher hinauf, wo man eine bessere Aussicht hat!“

Als sie in die Bibliothek zurückkehrten, kniete der Diener noch immer vor seinem Herrn.

„Todt, todt, todt!“ stöhnte er.

„Ist er wirklich todt?“ fragte der Fürst.

„Ja, ach ja!“

„Wie denn? Erstochen? Erschlagen?“

„Ich sehe nichts.“

„Zeigen Sie!“

Er ließ sich bei dem Major nieder und untersuchte ihn.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte er dann. „Herr von Scharfenberg ist nicht todt Er ist nur ohnmächtig.“

„Gott sei Lob und Dank!“

„Lassen Sie ihn für den Augenblick so liegen. Es ist das Beste. Führen Sie uns so hoch wie möglich im Schlosse empor, zu irgend einem Fenster, von welchem aus man die ganze Umgegend überblicken kann.“

„Nach allen Seiten?“

„Ja.“

„Da müssen wir in den Thurm. Kommen Sie!“

Es ging eine Anzahl von Treppen empor bis in ein enges Thürmchen, welches die Dachfirste überragte und vier Fensterchen besaß, welche nach den vier Haupthimmelsrichtungen schauten. Dort hinaus forschten die Drei.

„Sehen Sie einen Offizier?“ fragte Holm.

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

„Da drüben sind die Arbeiter, mit denen wir gesprochen haben und dort geht zwischen den Feldern ein Herr spazieren. Er trägt schwarzen Anzug und Cylinderhut.“

„Das ist unser Herr Pastor,“ meinte der Diener.

„Kein weiterer Mensch weit und breit.“

„Sollte er bereits das Dorf erreicht haben?“

„Das ist unmöglich, gradezu unmöglich. Er muß sich also noch im Schlosse befinden. Bleiben Sie hier oben, Herr Doctor, und halten Sie Umschau. Ich werde unterdessen unten nachsuchen lassen. Sobald Sie ihn sehen, melden Sie es schleunigst. Er kann Ihrem Auge hier ja gar nicht entgehen.“

Er stieg mit dem Diener wieder hinab. Es hatte sich mittlerweile das ganze Schloßpersonal versammelt; es war eine immerhin bedeutende Anzahl von Leuten. Der Fürst gab ihnen Befehl, alle Räume des Schlosses nach dem Lieutenant zu durchsuchen. Er selbst ging zu dem Major, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen.

Herr von Scharfenberg hatte die Besinnung wieder erlangt, schien aber sehr angegriffen zu sein. Er blickte den Eintretenden starr an und sagte:

„Ein amerikanisches?“

„Was meinen Sie, Herr Major?“ fragte der Fürst in höflichem Tone.

„Ich meine ein amerikanisches Duell.“

„Wer?“

„Mein Sohn, mit dem Oberlieutenant.“

„Ah, davon ist ja keine Rede!“

„Nicht? Also nicht?“

„Nein.“

Der Major fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sann einige Minuten nach und fragte dann:

„Aber Kindesmörder ist er?“

„Von wem sprechen Sie?“

„Nun, von ihm, von meinem Sohne.“

„Nein, Kindesmörder ist er nicht; er ist unschuldig.“

„Aber diese Wartensleben!“

„Ihr Kind ist ja gar nicht das seinige gewesen.“

„Wissen Sie das?“

„Sehr genau.“

„Geben Sie mir doch die Hand darauf!“

Dies sagte er nicht mit voller, klarer Ueberlegung. Er sprach wie im Traume, wie im somnambulen Zustande. Der Fürst gab ihm die Hand und versicherte:

„Vertrauen Sie mir. Ich weiß es ganz gewiß.“

„Das ist gut, sehr gut! Aber wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Fürst von Befour. Man nennt mich auch zuweilen den Fürsten des Elendes.“

„Des Elendes? O, da kenne ich Sie! Sie sind gut, sehr gut. Aber vorhin waren Sie schlimm.“

„Ich?“

„Ja. Sehr schlimm und grausam.“

„Wieso?“

„Da waren Sie der Hauptmann und sprachen sehr bös von meinem Sohne.“

„So war der Hauptmann bei Ihnen?“

„Ja.“

„Wo ist er hin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was wollte er von Ihnen?“

„Er verlangte, ich sollte falsche Banknoten anfertigen und mein Sohn solle sie ausgeben. Aber ich habe nicht eingewilligt. Falsche Banknoten sind verboten.“

„Befindet sich Ihr Herr öfters in einem solchen Zustande?“ flüsterte der Fürst dem Lakaien zu.

„Niemals.“

„So war er stets geistig frisch?“

„Immer.“

„Dann ist der Hauptmann bei ihm gewesen und hat ihm Mittheilungen gemacht, welche ihn in dieser Weise verstörten. Man muß ihn schonen. Sehen Sie, daß Sie ihn zur Ruhe bringen können.“

Er entfernte sich, um die Nachforschungen zu überwachen. Es fand sich keine Spur. Man sendete Boten in das Dorf; auch dort war er von keinem Menschen gesehen worden. Sein Verschwinden war vollständig unbegreiflich. Sein Pferd stand im Stalle, das heißt, das Pferd des Fürsten, welches der Baron geritten hatte. War auch er noch irgendwo versteckt?

Die Nachforschungen begannen von Neuem, führten aber zu keinem Resultate. Und doch hatte Holm den Thurm keinen Augenblick verlassen. Er hätte den sich Entfernenden sehen müssen.

Am Spätnachmittage befand sich der Major, nachdem er einige Stunden

im Bette geruht hatte, wieder in der Bibliothek. Der Fürst hatte die Hoffnung aufgegeben, den Gesuchten noch zu finden und kam, um sich zu verabschieden.

„Haben Sie ihn?“ fragte der Schloßherr.

„Leider nein.“

„Er wohnt in meinem Hause in der Residenz.“

„Ach, Sie sprachen von Ihrem Herrn Sohne?“

„Ja. Vom wen soll ich sonst sprechen. Wissen Sie, wie es ihm geht?“

„Er befindet sich wohl.“

„Ja, ich denke es mir. Wenn er auch zu viel brauchte, so habe ich ja stets für ihn gesorgt. Ich werde ihn besuchen; ich muß mit ihm sprechen.“

Der Fürst hielt es für das Beste, von dem Lieutenant zu schweigen, um den Zustand des Kranken nicht zu verschlimmern. Da trat der Lakai aus dem Wohnraume in die Bibliothek und winkte ihm. Er folgte dem Winke, ganz unbeachtet von dem Major.

„Was giebt es?“ fragte er.

„Bitte, kommen Sie zur Garderobe!“

„Haben Sie etwas gefunden?“

„Ja.“

Er führte ihn nach dem Garderobenzimmer und deutete auf das Sopha. Dort lag die Uniform, welche der Baron abgelegt hatte.

„Eine Lieutenantsuniform!“ sagte der Fürst. „Wem gehört sie?“

„Meinem jungen Herrn. Ich kenne sie. Ich habe sie einmal gereinigt und sehe auch die Firma des Schneiders am Rockhänkel.“

„Ist sie hier aufbewahrt werden?“

„Nein.“

„Ah! So ist es gar wohl die, welche der Hauptmann trug, als er hier ankam!“

„Natürlich!“

„Er hat sie also abgelegt?“

„Ja. Sie steckte hier unter dem Sopha.“

„Dort haben wir gar nicht gesucht. Das Sopha ist ja so niedrig, daß sich ein Mensch unmöglich darunter verstecken konnte.“

„Ich vermißte eine Kravatte, welche hier gelegen hatte, und suchte sie. Bei dieser Gelegenheit blickte ich unter das Sopha und fand die Uniform.“

„Wenn er sie abgelegt hat, muß er doch etwas Anderes angelegt haben!“

„Gewiß. Ich dachte dies auch, und darum suchte ich hier in den Schränken. Ich vermisse die erwähnte Kravatte, einen schwarzen Tuchanzug und einen Cylinderhut.“

„Alle Wetter! Da geht mir ein Licht auf!“

„Es wird gewiß das meinige sein.“

„Was denken Sie?“

„Jener Mann auf dem Felde, den ich für unsern Herrn Pastor hielt —“

„Nun?“

„Ist der Flüchtling gewesen."

„So ist es und nicht anders. Ah, wir haben ihn entschlüpfen lassen, weil er so klug war, den langsamen Schritt eines Spaziergängers anzunehmen. Ich muß augenblicklich aufbrechen. Ich kenne sein neues Signalement. Man muß schleunigst nach allen Richtungen telegraphiren."

Nach Zeit von kaum zehn Minuten ritt der Fürst mit Doctor Holm von dannen, den Rothschimmel am Leitzügel. Er mußte natürlich seinem Herrn zurückgebracht werden.

Der Major stand am Fenster und blickte ihnen nach.

„Joseph," sagte er zu seinem Diener. „Das war also der Fürst des Elendes?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Und doch dachte ich, der Hauptmann sei es gewesen! Hast Du diesen Letzteren nicht gesehen?"

„O doch!"

„Nicht wahr, er kam zu mir?"

„Ja."

„Ah, so habe ich doch nicht geträumt. So hat er mir also doch von meinem Sohne erzählt. Joseph, wir werden jetzt schleunigst abreisen."

„Wohin, gnädiger Herr?"

„Nach der Residenz. Ich muß mit meinem Sohne sprechen."

„Aber Sie sind unwohl, Herr Major."

„O nein; ich befinde mich wohl. Aber mein Sohn muß sich wegen eines amerikanischen Duells erschießen, und das darf ich nicht dulden."

„Ist das wahr, gnädiger Herr?" fragte der treue Diener, auf das Tiefste erschrocken.

„Ja, der Hauptmann hat es mir erzählt. Laß' anspannen. Wir fahren nach der Bahn."

Der Diener widersprach jetzt nicht mehr. Er hatte keine Ahnung, in welch' gefährlichem Zustande sich sein Herr befand. Die Angst vor dem amerikanischen Duell ließ ihn jede Rücksicht für den alten Herrn vergessen. Er bestellte den Wagen, kleidete den Major zur Reise an, und dann fuhren sie ab, um den nächsten Zug zu erreichen. — —

Die Kunde, daß der Lieutenant von Scharfenberg arretirt worden sei, hatte sich bereits am Morgen in der Residenz verbreitet. Am Vormittage war der Adjutant des Gouverneurs bei dem Untersuchungsrichter erschienen, um auf die Auslieferung des Offiziers zu dringen, hatte aber, als er über die Gründe von dessen Arretur unterrichtet worden war, sein Verlangen zurückgenommen und sich in tiefer Niedergeschlagenheit entfernt.

Am Nachmittage hatte der Lieutenant sein erstes Verhör zu bestehen gehabt, doch war er zu keinem Geständnisse zu bewegen gewesen. Gegen Abend nun schickte er den Schließer zu dem Staatsanwalt und ließ diesen um eine Unterredung ersuchen. Der Beamte begab sich augenblicklich zu ihm.

Scharfenberg erwartete ihn, inmitten seiner Zelle stehend.

„Verzeihung, Herr Staatsanwalt, daß ich Sie belästige," sagte er. „Ich habe über meine Lage nachgedacht und bin zu der Ansicht gekommen, daß es Unsinn ist, den Unschuldigen zu spielen. Ich bin bereit, ein offenes Geständniß abzulegen, wenn Sie mir eine kleine Concession machen."

„Welche meinen Sie?"

„Ich möchte noch einmal in meine Wohnung zurück."

„Warum?"

„Es giebt dort Einiges verwahrt, was ich dem Richter zu übergeben habe."

„Sagen Sie mir den Ort, so werde ich die Gegenstände holen lassen.

„Der Aufbewahrungsort ist der Art, daß nur ich ihn öffnen kann."

„Hm! Ich habe eigentlich nicht die Macht, Ihnen diese Bitte zu erfüllen. Ich habe alle Folgen, welche daraus entspringen, zu verantworten."

„Die Folgen werden nur in meinem offenen Geständnisse und in meiner Verurtheilung bestehen."

„Gewiß? In weiter Nichts?"

„Gewiß in weiter nichts."

„Sie werden keinen Fluchtversuch machen?"

„Nein."

„Es widerstrebt mir natürlich, Sie gefesselt oder unter auffälliger Bedeckung gehen zu lassen. Doch haben Sie bei Ihrer Gefangennahme zur Waffe gegriffen!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht den mindesten Versuch, mich der Bestrafung zu entziehen, beabsichtige oder machen werde."

„Ich glaube Ihnen, kann aber diese Sache nicht allein auf mich nehmen. Ich werde mit dem Herrn Gerichtsrathe sprechen."

„Ah, das ist mir unlieb."

„Warum?"

„Es steht zu erwarten, daß die Entscheidung dieses Herren sich in die Länge ziehen wird."

„O nein. Ich gehe augenblicklich zu ihm und hole mir die Antwort. Stimmt er bei, so sollen Sie sich in kurzer Zeit in Ihrer Wohnung befinden."

„Ich danke Ihnen."

Der Staatsanwalt verließ ihn, und der Gefangene schritt in düsterer Erwartung in seiner engen Zelle hin und her. Bereits nach einer Viertelstunde kam der Wachtmeister und brachte ihm seinen Hut und Ueberrock.

„Ah, man erfüllt mir also meine Bitte?" fragte der Lieutenant.

„Ich weiß von nichts. Ich habe Sie mit Hut und Ueberrock zum Herrn Staatsanwalt zu bringen."

Er folgte dem Beamten. Im Zimmer des Anwaltes fand er diesen Letzteren und den Assessor von Schubert, Beide zum Ausgehen bereit.

„Herr Lieutenant, Ihr Wunsch ist erfüllt worden," sagte der Staatsanwalt. „Man will auch davon absehen, Sie mit niederen Polizeiorganen zu be-

lästigen, und so sind wir Beide im Begriff, Ihnen unsere Begleitung anzutragen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar und stehe zur Verfügung."

„Ich werde sogleich nach einem Wagen schicken."

Der Lieutenant schüttelte traurig den Kopf und sagte:

„Wer weiß, wann ich meinen Pfad wieder einmal auf freie Erde zu setzen vermag. Bitte, erlauben Sie mir, diesen Weg gehen zu dürfen, anstatt zu fahren!"

„Hm! Darf ich Sie an Ihr Ehrenwort erinnern?"

„Keine Sorge! Ich halte es. Sie haben nichts Derartiges zu befürchten."

„Ich vertraue Ihnen. Gehen wir also."

Als sie das Gerichtsgebäude im Rücken hatten, bot der Assessor dem Gefangenen eine Cigarre an, welche dieser auch acceptirte und in Brand steckte.

Der alte Hauptmann Kreller empfing, als sie das Patricierhaus der Scharfenbergs betraten, seinen jungen Herrn mit Thränen in den Augen.

„Weine nicht," sagte der Lieutenant. „Unser ganzes Leben ist ja keine Thräne werth. Bringe Licht herauf, Wein und Cigarren!"

Als das Licht das Wohnzimmer Scharfenberg's erhellte, füllte er die Gläser, präsentirte die Cigarren und sagte:

„Bitte, verschmähen Sie es nicht! Es ist das letzte Mal, daß ich Jemandem etwas anbieten darf."

Sie wollten ihn nicht kränken und erfüllten also seine Bitte. Dann fuhr er fort:

„Geben Sie mir einige Minuten Zeit! Ich werde hier an meinem Schreibtische einige Zeilen schreiben, die ich Ihnen dann zur Prüfung vorlege."

Er setzte sich hin, nahm Papier und Feder zur Hand und begann zu schreiben. Das Geräusch, welches die Feder auf dem Papier hervorbrachte, war das Einzige, was gehört wurde. Er schrieb nur einige Zeilen; dann schob er das Papier von sich ab, öffnete ein Schubfach und nahm ein Miniaturportrait aus demselben. Er betrachtete es lange, lange Zeit. Dann sagte er:

„Das war meine Mutter! O, Mutter, meine Mutter!"

Die Thränen rannen ihm über die Wangen; er trocknete sie, schob das Portrait in der Gegend des Herzens unter die Weste und gab dann den Beiden die geschriebenen Zeilen hin.

„Bitte, meine Herren! Dies ist es, was ich hier noch schreiben wollte."

Sie blickten Beide zugleich auf das Papier und lasen:

„Ich bekenne meine Schuld und bereue sie. Vater und Oheim mögen mir verzeihen! Gott sei mir gnädig! Fluch aber dem Baron Franz von Helfenstein! Er war der Teufel, der mich in die Hölle des Spieles entführte. Ich war zu schwach zum Widerstehen. Gute Nacht!"

Seine Hand zuckte in das Schubfach, aus welchem er das Bild genommen hatte — ein stählernes Glänzen — ein dünnes, gar nicht sehr lautes Krachen — den kleinen Revolver in der Rechten, legte er den Kopf nach hinten. Mitten

auf seiner Stirn befand sich ein kleines, kaum erbsengroßes Loch. Er war — — todt!

Die beiden Anwesenden hatten keine Bewegung gemacht; sie blickten einander nur kurz und verständnißvoll an. Dann ergriff der Staatsanwalt die Hand des Lieutenants, lauschte eine Minute und sagte:

„Vorüber!"

„Ich ahnte es," meinte der Assessor.

„Konnten wir es hindern?"

„Es ging zu schnell."

„Und war das Allerbeste!"

„Jetzt kann sein Name möglichst geschont werden."

Sie hatten nicht das Rollen eines Wagens gehört. Auf der Treppe wurden Schritte laut. Die Thür öffnete sich, und herein trat der alte Major, gefolgt von Joseph und Kreller.

„Guten Abend, meine Herren!" sagte der Alte. „Sie sind wohl auch da des amerikanischen Duells wegen? Es darf nicht stattfinden. Warum soll der Stamm der Scharfenberger erlöschen? Was haben Sie da? Zeigen Sie das Papier!"

Er nahm es aus der Hand des Assessors und las. Als er fertig war, blickte er sie verständnißlos an, sah wieder auf die Zeilen und wiederholte:

„Gott sei mir gnädig! Gute Nacht!"

Erst jetzt schien er den Sohn zu erblicken. Er trat zu ihm, ergriff seine Hand und beugte sich nieder zu seinen Lippen, um sie zu küssen. Kaum aber hatte sein Mund denjenigen des Sohnes berührt, so fuhr er empor, heftete den tödtlich erschrockenen Blick auf das Angesicht des Sohnes, berührte mit den Finger das Loch in der Stirn und sank dann langsam, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Boden nieder. Der Schlag hatte ihn getödtet

Die beiden Diener erhoben laute Klagen. Die beiden Beamten aber entfernten sich. Sie konnten hier nichts thun. Unten auf der Straße sagte der Staatsanwalt:

„Zwei Stammbäume ersterben — die Scharfenbergs und die Helfensteiner verschwinden.

„Die Scharfenbergs, ja; aber vielleicht besitzt der Stamm der Helfensteiner noch eine verborgene Knospe, die neue Zweige und Blüthen treibt!"

Zweites Capitel.

Gottes Strafgericht.

Ganz droben im wilden Gebirge, nahe an der Grenze, stand auf einer kleinen Lichtung eine Hütte — Haus war es ja nicht zu nennen. Rohe, ungetünchte Mauern, kleine, enge Fenster, eine niedrige Thür, das Dach von Schindeln, dem Allen sah man es an, daß es keinen übermäßigen Reichthum berge.

Dennoch sah es nicht etwa gar zu ärmlich aus. Daran mochte vielleicht der dichte, undurchdringliche Buchenzaun schuld sein, welcher den anstoßenden Garten mehrere Ellen hoch einrahmte. Und dem Erbauer hatte es wohl auch nicht an einem gottesfürchtig heiteren Gemüth gefehlt, denn in dem oberen Querbalken der Thür waren die Worte eingegraben:

„Dies Häuschen steht in Gottes Hand,
D'rum ist's auch noch nicht abgebrannt."

Jetzt wohnte der Kohlenbrenner Hendschel mit seiner Frau darin — ganz allein, wie man in der Umgegend meinte; wer aber Gesicht und Gehör besaß, so scharf, daß es durch den Buchenzaun zu dringen vermochte, der hätte bald erfahren, daß es hier auch noch andere Leute gebe.

Die Sonne war untergegangen. Im freien Felde war es gewiß noch leidlich hell; hier aber unter den riesigen Tannen und Fichten lag bereits das Dunkel der Nacht ausgebreitet. In dem Stübchen erklangen blecherne Löffel — die Abendsuppe wurde verzehrt.

Drei Männer und eine Frau saßen am Tische. Der eine der Männer war der Köhler; die beiden andern wohnten zu Gaste bei ihm.

Als die Suppe zu Ende war, griff der Köhler über die Thür, langte ein altes, abgegriffenes Buch herab und sagte:

„Ist der Leib satt geworden, so soll auch die Seele nicht hungern. Mutter, lies den Abendsegen!"

Die Alte setzte die Hornbrille auf die Nase, schlug das Buch auf und begann:

„Der lieben Sonne Licht und Pracht
Hat nun den Lauf vollführet:
Die Welt hat sich zur Ruh gemacht;
Thu', Seel', was Dir gebühret!
Tritt an die Himmelsthür,
Und bring' ein Lied herfür;
Laß Deine Augen, Herz und Sinn
Auf Jesum sein gerichtet hin!"

Der eine der beiden Gäste ließ ein Räuspern vernehmen, welches nicht zu der Stimmung der Alten paßte. Sie sah ihn forschend an und fragte:

„Gefällt Ihnen das Lied nicht?"

„O, es ist sehr gut, sehr gut!" beeilte er sich, zu antworten. Aber seine Stimme klang kalt, vielleicht sogar ein wenig spöttisch. Glücklicherweise bemerkte die Leserin dies nicht. Sie fuhr fort:

„Ihr Höllengeister, packet Euch!
Hier habt Ihr nichts zu schaffen,
Dies Haus gehört in Jesu Reich;
Laßt es nur sicher schlafen!
Der Engel starke Wacht
Hat es in guter Acht;
Ihr Heer und Lager hält's in Schutz;
Drum sei auch allen Teufeln Trutz!"



Die Alte begann zu beten.

Vgl. S. (79.)

Da erklang das Räuspern abermals. Mutter Hendschel blickte den Gast über die Brille hinweg an und fragte:

„Sie glauben wohl nicht an den Teufel?“

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht,“ antwortete er. „Aber so schlimm, wie es hier im Buche gemacht wird, ist es mit den Höllengeistern doch nicht!“

„Gott behüte uns vor ihnen, mögen sie nun zu uns kommen als Geisten oder in Menschengestalt!“

Sie las weiter:

„So will ich denn nun schlafen ein,
Jesu, in Deinen Armen.
„Dein“ Ang'sicht soll mein Bette sein,
Mein Lager Dein Erbarmen,
Mein Kissen Deine Brust,
Mein Traum die süße Lust,
Die aus der Seiten Wunde fleußt,“
Und Dein' Geist in mein Herze geußt!“

Jetzt erhob er sich von seinem harten Stuhle, hustete laut und sagte:

„Ihr habt wohl noch nie ein anderes Gedichtbuch in Euren Händen gehabt?“

„Nein,“ antwortete die Alte aufrichtig.

„So ist es Euch auch nicht übel zu nehmen, daß Ihr an solchem Unsinn Geschmack findet. Wer keine Ananas gegessen hat, dem mögen die Erdäpfel schmecken; mir aber bekommen sie nicht.“

„Ich weiß nicht, was eine Ananas ist; aber wer weiß, ob sie so sättigt wie unsere Erdäpfel.“

„Ja, Ihr wißt es eben nicht anders. Ihr seid Christen und führt doch ein wahres Heidenleben. Gute Nacht!“

Er ging hinaus und schlug die Thür ziemlich laut zu. Dann hörte man ihn durch die Hausthür in das Freie gehen. Mutter Hendschel sah die beiden Männer einen nach dem andern an, dann unterbrach sie die eingetretene, unangenehme Stille:

„Vater, soll es so länger fortgehen? Willst Du mit dem Vetter reden, oder soll ich es thun?“

Der Köhler nickte nachdenklich mit dem Kopfe und antwortete:

„Ich werde es wohl thun müssen, denn diese Sache ist Männersache.“

Und sich zu dem Andern wendend, fragte er:

„Kannst Du mir wohl sagen Vetter, wer hier Herr in diesem Hause ist?“

„Doch Du!“

„Das habe ich immer gedacht; jetzt aber scheint es anders geworden zu sein. Schau, ich habe mit meiner Frau einsam gewohnt und einsam gelebt, so lang als wir uns haben. Im Stillen ist der liebe Gott bei uns gewesen, und es hat bei uns stets Eintracht und Zufriedenheit gegeben. Da kamst Du. Du sagtest, Du hättest ein bischen über die Grenze hinüber gehantiert und müßtest für kurze Zeit aus Deinem Neste fort; ob ich Dich so einige Wochen

lang bei mir haben wollte. Du bist mein Vetter, und so sagte ich gern und willig Ja."

„Dafür bin ich Euch ja herzlich dankbar!"

„Schön! Ich will es glauben. Aber als Du dann wirklich kamst, so kamst Du nicht allein, sondern Du brachtest diesen Menschen mit. Wir sollten ihn auch mit aufnehmen, weil er Dein Freund sei und sich auch für kurze Zeit nicht sehen zu lassen brauche. Ich bin nie ein Schmuggler gewesen, aber wie Alle, hier an der Grenze, denken nicht schlimm über dieses Geschäft, und so habe ich gedacht, keine Sünde zu thun, wenn ich Dir aus der Verlegenheit helfe. Was aber geht mich die Verlegenheit eines so fremden Menschen an?"

„Er ist mein Freund und wird es Euch vergelten!"

„Das klingt sehr schön; aber ich sehe nichts. Ihr eßt nun bereits acht Wochen lang von meiner Armuth; ich weiß fast nicht mehr, woher ich es nehmen soll, und bekomme nicht einmal Habdank dafür. Das möchte nun noch sein Aber daß er mir Unfrieden säet, daß er unsern Glauben verachtet, daß er die alten Lieder verspottet, die uns getröstet haben in Trübsal, Hunger und Noth, das kann und mag ich nicht länger leiden. Er nennt sich Hirsch. In unserer Gegenwart sagt Ihr Du zueinander; seid Ihr aber allein, so nennst Du ihn Sie. Wer ist dieser Mann?"

„Du irrst. Ich sage nie Sie zu ihm. Er heißt Hirsch, ist mein Geschäftsfreund, und seine Heimath liegt jenseits über der Grenze drüben."

„Warum trägt er falsches Haar?"

Der Gefragte erschrak, faßte sich aber und antwortete:

„Er trägt Perrücke, weil er nur spärliches Haar hat."

„Nein; er hat ein schönes, schwarzes Haar und legt sich doch eine helle Perrücke darüber."

„Davon weiß ich nichts."

„Du sagtest die Unwahrheit!"

„Fällt mir nicht ein!"

„So? Ihr schlaft in einer Kammer. Ich sehe durch die Astlöcher, daß er im Schlafe die Perrücke verliert. Du selbst hast sie ihn wieder aufgesetzt, und jetzt leugnest Du?"

„Vetter!"

„Schon gut! Aber ich will Dir einmal eine kleine Geschichte erzählen, wenn es Dir recht ist."

„Erzähle sie!"

„Schön! Ich komme jährlich nur einmal aus dem Wald hinaus. Das letzte Mal war es vor zwei Wochen, als ich auf dem Jahrmarkt in Waltersgrün war. Ich saß in der Schänke und hörte zu, was die Leute erzählten. Auf einmal redete Einer von dem Wagner Hendschel in Obersberg. Kennst Du den?"

„Spaßvogel! Das bin ich ja selbst!"

„Schön! Also von Dir erzählte er. Er sagte, Du seist Pascherkönig gewesen und aus Angst ausgerissen. Bis jetzt könne Dir nichts bewiesen werden,

und so wäre es besser, wenn Du zurückkehrtest und Dein gutes Gewerbe wieder in die Hand nähmst. Hatte er recht?"

„Hm!"

„Bist Du einmal erwischt worden?"

„Nie."

„So gehe heim und arbeite von jetzt an treu und ehrlich! Und wenn Jemand sagt, Du seist ausgerissen, so antworte ihm, daß Du bei mir auf Besuch gewesen bist, so muß er still sein."

„Ja, wenn man nur wüßte!"

„Was?"

„Ob es wirklich so ist, wie man sagt!"

„Es ist so. Der Schmied Wolf und die Seidelmanns sind erwischt worden; darum ist's aus mit ihnen. Dich aber hat noch Keiner ertappt. Du brauchst Dich gar nicht zu fürchten. Und willst Du Dich ganz sicher stellen, so will ich nach Obersberg gehen und einmal hinhorchen, wie die Spatzen pfeifen."

„Vetter, wenn Du das thun wolltest!"

„Ganz gern! Ich weiß, Du bist kein schlechter Kerl und wirst nicht wieder solche Dummheiten machen. Es ist vortheilhafter, Du änderst Dich freiwillig, als daß Du durch das Zuchthaus gebessert werden sollst."

„Das ist nicht nöthig. Ich bin durch die Seidelmanns hinein gerathen. Wenn ich ruhig heim könnte zu den Meinen, so wäre Alles gut!"

„Gehe in Gottes Namen! Es thut Dir kein Mensch etwas. Also das war das Eine, was ich hörte. Das Andere war ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger."

„Du machst mich neugierig. Was war es denn?"

„Die Geschichte von einem Erzspitzbuben, von einem Hallunken, wie es keinen zweiten gegeben hat oder jemals geben wird."

„Wie heißt er denn?"

„Hast Du einmal von einem gewissen Hauptmanne gehört?"

„Nein, nie."

Das wetterharte Gesicht des alten Köhlers nahm einen außerordentlich pfiffigen Ausdruck an. Er sagte:

„Das wundert mich sehr."

„Warum?"

„Erstens, weil alle Welt von diesem Menschen spricht, und weil ihn ganz besonders die Pascherkönige kennen sollen. Und Du bist ja ein solcher gewesen."

„Du sagst, alle Welt spräche von diesem Manne. Hast denn Du ihn gekannt?"

„Nein. Bei mir ist das anders. Ich komme nicht in die Welt hinaus, ich lese keine Zeitungen. Ich lebe in meinem Walde und halte es mit meinem Hausfegen. Das genügt mir vollständig. Eure Spitzbübereien gehen mich nichts an. Dieser Hauptmann ist also endlich erwischt worden, aber unter Mord und

Todtschlag wieder ausgerissen. Nun wird an allen Orten nach ihm gesucht. Er kann nicht über die Grenze hinüber, und da man ihn im Walde vermuthet, so soll nächstens über das ganze Gebirge eine großartige Suche nach ihm angestellt werden. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken."

„Ich auch nicht."

„So warne ihn!"

„Du meinst etwa, daß ich das könnte?"

„Warum nicht?"

„So müßte ich ihn doch kennen!"

„Freilich."

„Und auch wissen, wo er ist!"

„Auch das natürlich."

„Wie kommst Du mir denn vor?"

„Na, ich bin kein Klugfuchser und Härchenspalter; aber meine Gedanken habe ich doch. Dieser Hauptmann ist nämlich der eigentliche Baron von Helfenstein."

„So so!"

„Auf Schloß Hirschenau."

„Hm!" meinte der Wagner verlegen.

„Da ist mir denn eingefallen, daß Dein Freund sich hier Hirsch nennt."

„Er heißt ja so!"

„Papperlapapp! Sein Name ist so falsch wie sein blondes Haar. Und da habe ich noch von dem Jahrmarkte etwas. Das ist auch wunderbar."

„Was?"

„Diese Zeitung."

Er öffnete die Schublade des Tisches und zog ein zusammengelegtes Zeitungsblatt hervor! Dann fuhr er fort:

„Ich weiß nicht, ob oder wenn einmal eine Zeitung in dieses Haus gekommen ist; aber das Blatt hier war mir doch so interessant, daß ich es mir mitgenommen habe."

„Was steht da drin?"

„Der Steckbrief und das Signalement des Hanptmanns."

„Ah! Zeige einmal her."

Er nahm das Blatt und las die betreffende Stelle durch.

„Was denkst Du dabei?"

„Was soll ich mir denn denken?"

„Fällt Dir nichts auf?"

„Nein. Was meinst Du denn?"

„Verstelle Dich nicht! Da paßt ein jedes Wort ganz genau auf Deinen guten Freund Hirsch."

„Vetter, wo denkst Du hin!"

„Ich denke immer nur gerade Das, was mir in den Sinn kommt. Aber, hast Du auch die großen, dicken Zeilen gelesen, welche unter dem Signalement stehen?"

„Nein.“

„So thue es!“

Das Gesicht des Wagners nahm einen geradezu angstvollen Ausdruck an als er weiter las.

„Vetter, Du willst doch nicht —!“ sagte er.

„Ach, was ich will, das ist Nebensache! Also, was steht denn dort, Vetter?“

„Zehntausend Gulden, wer ihn todt, und fünfzehntausend Gulden, wer ihn lebendig bringt, oder seine Arretur überhaupt ermöglicht.“

„Na, ist das nicht großartig?“

„Ein ganzes Vermögen!“

„Denke Dir, wie arm ich bin!“

„Um Gotteswillen, Vetter!“

„Wenn dieser Mann bei mir wäre, so könnte ich auf einen Schlag reich sein!“

„Freilich wohl!“

„Und zwar nicht durch eine Schlechtigkeit, sondern gerade dadurch, daß ich meine Pflicht thue. Und so werden viele tausend Menschen denken. Der Hauptmann ist wirklich keinen Augenblick sicher.“

„O, er wird sich schon gut versteckt haben!“

„Ja, das hat er! Ich meine, daß von einem Verräther kein Hund einen Bissen Brod frißt, und die Gastfreundschaft ist das Heiligste mit, was es giebt. Aber ich bin ein armer Teufel und habe nichts zu verschenken, und ich will mir meine höchsten Güter, meinen Glauben und meinen Seelenfrieden nicht rauben und verspotten lassen. Darum kannst Du mir einen großen Gefallen thun!“

„Welchen?“

„Wenn Du Einem begegnen solltest, welcher der Hauptmann sein könnte, so sage ihm, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und mit den Gerichten nichts zu thun haben will. Er mag sich fern von mir halten, je weiter fort von hier, desto besser für ihn und für mich. Morgen setze ich den neuen Meiler auf. Wenn ich übermorgen nach Hause komme, so will ich ein reines Haus vorfinden.“

„Vetter!“

„Schon gut! Ich halte viel auf Dich. Wir sind verwandt; Du bist und bleibst mir willkommen zu aller Zeit, aber was darüber ist, das ist vom Uebel. Jetzt gehe ich schlafen. Komm Mutter! Gute Nacht, Vetter!“

Die beiden Alten begaben sich nach ihrem Kämmerlein. Dort, als sie mit einander allein waren, fragte die Frau:

„Du glaubst also, daß er es wirklich ist?“

„Er ist's. Ich beschwöre es.“

„Herrgott! Fünfzehntausend Gulden!“

„Mutter, er ist unser Gast!“

„Wir könnten dann anstatt der Erdäpfel Das essen, wovon er sprach. Wie hieß das Zeug?"

„Farinas."

„Nein; das ist doch Tabak."

„So war es Canevas."

„Auch nicht. Canevas nehmen die feinen Damen zum Sticken."

„Nun, so war's ein Heringsfaß — as oder aß war hinten dran. Amma, Anna, Ananas, jetzt habe ich es, ja, so war es."

„Das muß etwas sehr Gutes sein. Vielleicht wie Hagebuttenbrühe und junger Ziegenbraten!"

„Ganz egal! Ein Verräther werde ich wegen Ziegenbraten doch nicht. Führe uns nicht in Versuchung!"

„Sondern erlöse uns von dem Uebel! Nicht?"

„Ja. Er ist das Uebel, und wir werden erlöst."

„Meinst Du wirklich? Denkst Du, daß er geht?"

„Sicher und gewiß. Er hat sich uns anvertraut, weil er dachte, wir kennen ihn nicht und wissen auch nichts von dem Preis, der auf ihn gesetzt ist. Nun er aber das Gegentheil erfährt, wird er sich schleunigst auf die Strumpfsocken machen."

„Du denkst also, daß der Vetter es ihm sagt?"

„Ja. Ich bin überzeugt, daß sie jetzt mit einander unten auf der Gartenbank sitzen und von meiner Zeitung reden. Mir wird der Abschied nicht wehe thun. Jetzt aber wollen wir das Ding beschlafen. Gute Nacht, Mutter!"

„Gute Nacht, Vater!"

Sie schwiegen, aber sie schliefen doch nicht. Sie sannen und sannen. Sie wollten nicht zum Verräther werden, aber fünfzehntausend Gulden — als der Köhler eingeschlafen war, träumte ihm von einem Geldsacke, welcher höher als die höchste Tanne war, und seiner Ehefrau träumte von einer Frucht, die aus lauter Zuckerhüten, Rosinen und jungen Ziegenkeulen bestand, und darunter waren in riesenhaften Buchstaben die beiden Worte Canevas und Varinas zu lesen.

Der Köhler hatte übrigens Recht gehabt: Zunächst war der Vetter eine Zeit lang in tiefen Gedanken sitzen geblieben; dann aber war er hinaus in das Gärtchen gegangen, wo eine aus rohen Steinen errichtete Bank stand. Auf ihr saß — Baron Franz von Helfenstein, denn dieser war es wirklich.

Der Wagner setzte sich zu ihm, wenn auch in so respectvoller Entfernung, als es die Länge der Bank zuließ. Sie saßen einige Zeit schweigsam; dann endlich unterbrach Hendschel die Stille:

„Gnädiger Herr, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Darf ich?"

„Es wird nicht viel Gescheidtes sein."

„Allerdings nicht."

„So behalte es für Dich!"

„Das geht nicht. Ich muß es sagen."

„Pah! Ich weiß es schon."

„Wirklich?“

„Ja. Ich soll fort.“

„Woher wissen Sie es denn?“

„Das hat in den letzten Tagen so in der Luft gelegen. Und als ich heute mit meinem Aerger über diese dumme Reimerei losbrach, da wußte ich, daß es nun sicher zur Sprache kommen werde. Ich ging also hinaus, that, als ob ich mich entfernte, kehrte aber leise an den Laden zurück.“

„So haben Sie gehorcht?“

„Ja.“

„Und Alles gehört?“

„Alles.“

„Was sagen Sie dazu?“

„Diese alten Leute sind noch dümmer, als sie ehrlich sind. Ich lasse jetzt eine Zeit vorübergehen, bis sich der Lärm gelegt hat. Dann darf ich mich wieder nach der Hauptstadt wagen. Ich weiß dort Perlen und Edelsteine für mehrere Millionen Gulden. Die hole ich mir, und dann könnte ich die Alten überreichlich belohnen! Jetzt aber stoßen sie mich hinaus, und ich weiß nicht, wohin. Dieser entlegene Winkel ist die einzige Stelle des Gebirges, an der ich sicher sein konnte. Nun geht die Gefahr von Neuem an.“

„Wohin werden Sie sich wenden?“

„Weiß ich es? Uebrigens will ich Dich warnen! Es ist sehr wahr, daß Du ruhig nach Obersberg zurückkehren kannst. Niemand kann Dir etwas beweisen. Aber wenn Dein Vetter hier mich verrathen würde oder wenn Du selbst ein einziges Wort fallen ließest, so wäre Dir Dein Brod gebacken. Merke Dir das!“

„Herr Baron, Sie werden doch nicht glauben, daß es mir möglich sei, so an Ihnen zu handeln!“

„Schon gut! Ich habe die Menschen kennen gelernt. Ich habe mit Haufen Goldes um mich geworfen. Da hatte ich tausend Freunde. Seit ich aber auf jenem verdammten Schlosse mein Geld in der Uniformtasche stecken ließ, seit ich also keinen Heller mehr habe, giebt es für mich keinen einzigen Freund mehr.“

„Nur mich.“

„Schweig! Hättest Du nicht Angst, daß ich Dich verrathen würde, so wäre ich längst von Dir für die fünfzehntausend Gulden verschachert worden. Ich mag nichts wissen. Gute Nacht, Hendschel!“

Er erhob sich und verschwand im Dunkel der Nacht. Hendschel blieb sitzen. Er ballte ergrimmt die Fäuste und dachte, natürlich bei sich im Stillen.

„Recht hast Du, Hallunke! Du hast mich zum Pascher gemacht und mich ausgenutzt für ein Lumpengeld! Fünfzehntausend Gulden! Ah! Zehntausend, wenn er todt ist! Man sollte den Kerl einfach erschlagen!“

So saß er noch lange da, in Gedanken versunken, welche ebenso dunkel waren, wie die nächtlichen Schatten, die unter dem dichten Dache des Waldes brüteten. Er ging erst spät schlafen. Was nun auch das Ergebniß seines

Sinnens gewesen war — als er erwachte, war Hirsch, der einstige Hauptmann, nicht zu sehen. Hatte er Verdacht geschöpft? Hatte er dieselben Gedanken gehabt wie Hendschel: Todt abgeliefert zehntausend Gulden?

Hendschel suchte überall nach ihm, vermochte ihn aber nicht zu finden und war nun überzeugt, daß er das Weite gesucht habe.

Und so war es auch.

Der Hauptmann traute den Köhlerleuten nicht mehr. Ihr gestriges Verhalten hatte ihn zur Vorsicht gemahnt. Und ebenso hatte ihn die Unterredung mit Hendschel zu der Ueberzeugung gebracht, daß er sich auch vor diesem in Acht zu nehmen habe. Er hatte sich also entschlossen, sein jetziges Asyl ganz im Stillen zu verlassen.

Früh, als die beiden Anderen noch schliefen, war er aufgestanden, hatte sich von dem auf dem Tische liegenden schwarzen Haferbrote ein Stück abgeschnitten, um während des Tages nicht hungern zu müssen, und war dann gegangen.

Draußen an dem dichten, grünen Gartenzaune war er stehen geblieben, und sein Auge musterte das Häuschen, dessen stillen Schutz er von jetzt an nun zu entbehren haben sollte. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn und murmelte:

„Nun ist's auch hier vorüber! Vogelfrei! Ein Jeder kann mich ermorden, ohne Strafe befürchten zu müssen. Ja, er wird sogar noch dafür belohnt. Ich bin ausgestoßen wie ein wildes Thier. Aber ein wildes Thier will fressen und saufen, will leben. Was es braucht, das raubt es sich also. Ich muß es auch so machen!"

Daß er es bereits so gemacht hatte, als er noch nicht vogelfrei war, daran wollte er nicht denken.

Er ging fort, nicht den breiten Weg, denn auf demselben konnte er Jemandem begegnen, und das mußte er gezwungenermaßen vermeiden — sondern er bog in einen schmalen, kaum gangbaren Waldweg ein. Noch wußte er nicht, wohin er sich wenden werde. Er wollte zunächst in die Tiefe des Waldes tauchen und dort überlegen, was für ihn am Gerathensten sei.

So schritt er, tief in Gedanken versunken, weiter, bog mehrere Male zur Seite ab, ohne es eigentlich zu wollen, blieb sinnend stehen, ging wieder weiter, bis er zu seiner nicht sehr freudigen Ueberraschung bemerkte, daß er sich wieder in der Nähe der Köhlerwohnung befinde.

Jetzt nahm er sich eine bestimmte Richtung vor. Er wendete sich gegen Norden mitten in den Wald hinein, da, wo eine enge, kaum gangbare Schlucht steil empor zu einer Höhe führte, von welcher aus man weit in das Land hineinzuschauen vermochte.

Diese Aussicht war von außerordentlicher Schönheit, aber auch ebenso gefährlich. Der Aussichtspunkt lag hart am Rande des Felsens, welcher tief in den dunklen Grund abfiel. Eine Barrière gab es nicht. Wer schwindelte, der konnte sich höchstens an einer der Tannen festhalten, welche ihre spärliche Nahrung aus den Felsenritzen sogen.

So schritt und kletterte er weiter und weiter, immer höher und höher. Fast hatte er den oberen Rand des Felsens erreicht, so stand er erschrocken still. Er hatte über sich, auf der Felsenplatte, eine menschliche Stimme vernommen, nicht etwa sprechend, sondern räuspernd, wie wenn Einer zu singen anheben will.

Der Baron stand und horchte. Er hörte ein leises Hüsteln, und dann begann eine volle, kräftige Baritonstimme die Verse:

„Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der Deine.
Nie wird Dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an Dich kein lebend Band,
Es würden mich die Todten an Dich binden,
Die Deine Erde birgt, mein Vaterland."

Dann wurde es still. Der Baron hörte nichts, keinen Laut, keine Bewegung mehr.

„Hm!" dachte er. „Das ist ja ein deutsch-amerikanisches Lied, von Conrad Krez gedichtet! Wie kommt ein Gebirgler dazu, die Melodie desselben zu kennen? Oder ist der Sänger vielleicht ein Fremder? Ich muß doch einmal sehen."

Er kletterte vollends empor, leise und vorsichtig. Als er den Rand der Felsenplatte erreichte, schob er zunächst nur den Kopf empor. Da lehnte der Sänger an einer der Tannen, welche er mit beiden Armen umfangen hielt, und blickte über die Berge und Thäler weit in das Land hinein.

Er war ein Mann in dem Alter des Barons, auch von derselben Figur. Sein Teint war braun. Der Fremde mußte sich wohl viel in der Sonne aufgehalten haben. Ein kräftiger Knotenstock lag neben ihm auf der Erde; auf dem Rücken trug er einen sehr breitkrämpigen Hut. Seine Kleidung war nicht diejenige eines reisenden Handwerkers. Sie bestand vielmehr aus theurem Stoffe, und war nach dem neuesten Schnitt gefertigt.

„Von diesem Manne habe ich nichts zu befürchten, sondern eher noch etwas zu erwarten," dachte der Baron.

Er stieg also vollends empor. Dabei verursachte er mit Absicht mehr Geräusch, als gerade nöthig gewesen wäre. Der Fremde hörte es und drehte sich herum zu ihm.

„Guten Morgen," grüßte der Baron.

„Guten Morgen," antwortete der Andere.

„Störe ich?"

„O nein."

„Ich hörte hier oben singen —?"

„Das war ich."

„Ich glaube das Lied zu kennen. Es ist von einem deutsch-amerikanischen Verfasser in Shewoygan. Nicht?"

„Allerdings."

„Ich wunderte mich, dieses amerikanische Lied hier an diesem Orte zu hören."

Der Andere lachte fröhlich auf und sagte:

„Das lassen Sie sich nicht wundern. Ich habe es nämlich nicht hier gelernt."

„Ah! Wo sonst?"

„Drüben."

„Sie meinen, in Amerika?"

„Ja."

„So haben Sie drüben gereist?"

„Ja und nein, wie man es nimmt."

„Wie verstehe ich das?"

„Nun, ich bin allerdings da drüben sehr weit herumgekommen, von Canada im Norden bis an den Amazonenstrom in Brasilien im Süden; gereist bin ich also viel, aber von hier hinüber nicht."

„So sind Sie also geborener Amerikaner?"

„Auch nicht. Meine Heimath liegt hier im Lande."

„Also ausgewandert?"

„Ja. Meine Eltern gingen nach Amerika, als ich ein halbes Jahr alt war. Sie sind von hier?"

„Ja."

Der Fremde hatte den Baron scharf betrachtet. Er schien von dieser Beobachtung befriedigt zu sein, denn er sagte:

„Sind Sie beschäftigt?"

„Nein."

„Also Spaziergänger?"

„So ähnlich."

„Nun, so haben Sie Zeit. Wollen Sie ein Bischen neben mir Platz nehmen? Der Felsen ist bemoost, man sitzt weich. Wir können uns unterhalten und dabei die herrliche Aussicht aus erster Hand genießen."

Er legte den Ranzen ab und setzte sich am Stamme der Tanne nieder. Der Baron zögerte ein wenig. Für ihn war es wohl nicht ohne Wagniß, sich hier an einem so offenen Punkte gemüthlich zu einem lauten Gespräch niederzusetzen. Man konnte sie hören und dann herkommen. Wurde er erkannt, so war er verloren. Es gab ja nur den einen Ausweg nach der Seite, von welcher er heraufgestiegen war. Nach den drei anderen Seiten fiel der Fels wie bereits erwähnt, so steil ab, daß eine Flucht in dieser Richtung mit der äußersten Lebensgefahr verbunden war.

Aus diesem Grunde zögerte der Baron. Er lauschte ganz unwillkürlich zurück, in den Wald hinein, ob er vielleicht etwas Verdächtiges zu hören vermöge.

„Nun?" fragte der Fremde. „Sie horchen?"

„O, nur so," antwortete der Baron, einigermaßen verlegen.

„Haben Sie noch Jemand mit?"

„Nein."

„Ich dachte, weil Sie zurücklauschten."

„Es war mir, als hätte ich einen Schuß gehört.“

„Jetzt, im späten Frühjahr? Die Jagd ist ja zu Ende. Wenigstens pflegt zu dieser Zeit hier in Euren civilisirten Ländern das Wild geschont zu werden.“

„Das ist richtig. Aber der Schuß kann doch irgend einem Raubzeuge gegolten haben.“

„Na, uns geht er auf keinem Fall Etwas an, denn wir gehören ja nicht zum Raubzeuge; wenigstens ich nicht, oder Sie vielleicht, mein bester Freund?“

Diese Worte waren im Scherz ausgesprochen, und doch erschrak der Baron. Wer ein böses Gewissen hat, ist aller Augenblicke für den Schreck zugänglich.

„Nein,“ antwortete er möglichst unbefangen. „Ich bin weder Fuchs noch Habicht.“

„Na also! Lassen wir den Förster oder seinen Burschen schießen, so viel es ihm beliebt! Kommen Sie her an meine Seite. Die Aussicht ist schön, aber ich lasse mir durch solche formale Genüsse doch auch die materiellen nicht verleiden. Haben Sie wohl schon gefrühstückt?“

„Noch nicht.“

„So lade ich Sie ein, mein Gast zu sein.“

Er öffnete den Ranzen und zog ein Paquet mit Schinkenschnitten nebst einer Flasche Wein hervor.

„Die Schinkenbrode theilen wir,“ sagte er. „Den Wein müssen wir leider aus der Flasche trinken, denn ich bin nicht mit einem Glase versehen.“

Er sagte das so jovial und gutherzig, daß der Baron sich immer sicherer zu fühlen begann. Die Brode wurden zwischen ihnen getheilt, und als die Flasche geöffnet war, bemerkte der Baron, daß der Fremde von der besten und wohl auch theuersten Marke gekauft hatte.

„Danke!“ sagte er, indem er die Flasche zurückgab. „Dieser Wein ist nicht von hier hüben.“

„Nein, sondern von drüben.“

„So haben Sie ihn über die Grenze gebracht?“

„Ja.“

„Aha! Hm!“

„Wie, aha? Meinen Sie, daß ich ihn gepascht habe?“

„Warum nicht?“

„Das habe ich nicht nöthig. Würde sich auch nicht verlohnen, eine einzelne Flasche.“

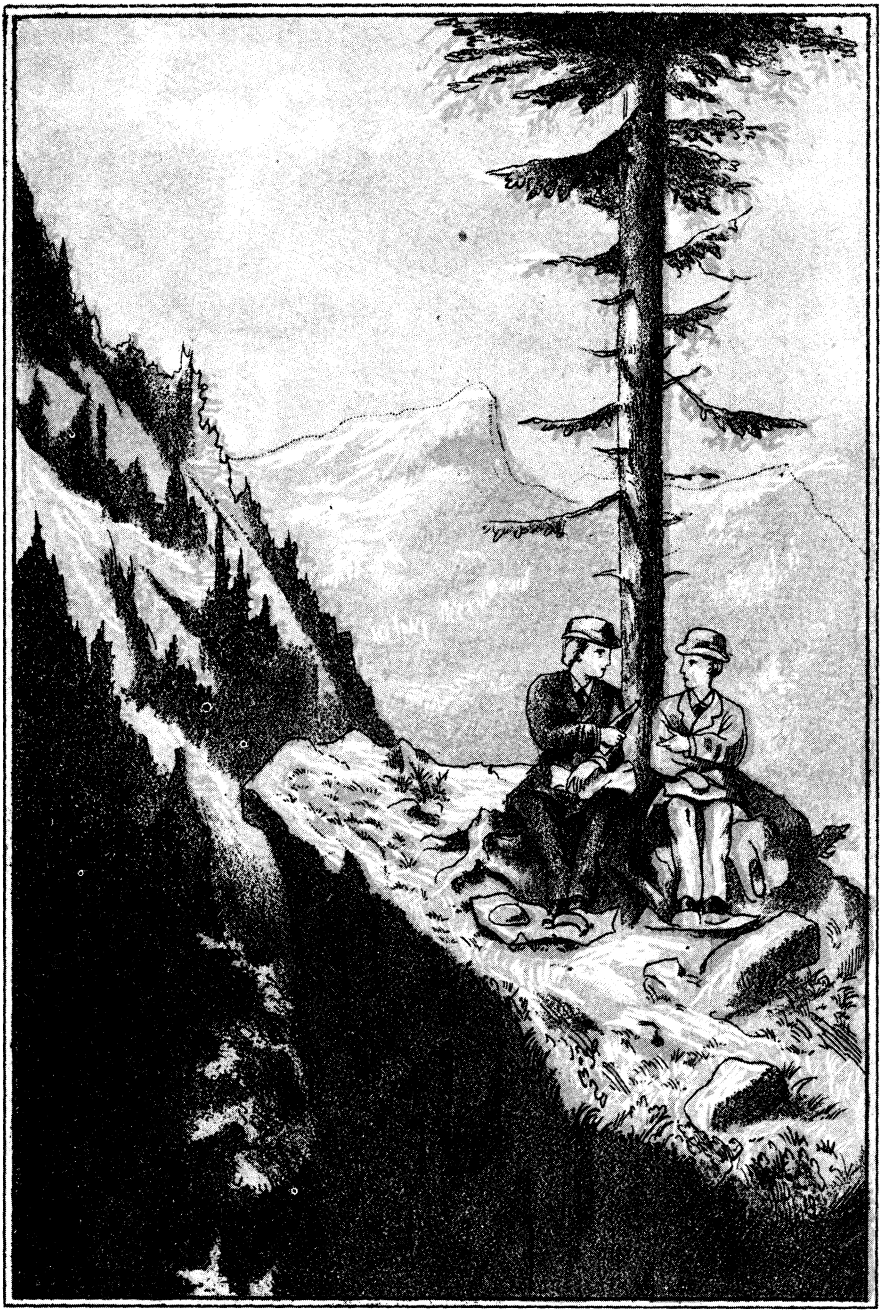
„Ich dachte, weil die Steuermarke nicht aufgeklebt ist.“

„Sie ist wieder abgefallen: sie muß da im Tornister liegen.“

„Dann Entschuldigung!“

„O, bitte!“

Der Baron hatte wegen des Paschens auf den Strauch geschlagen, um zu erfahren, ob sein gegenwärtiger Kamerad vielleicht ein Mann sei, mit wel-



„Danke," sagte er, indem er die Flasche zurückgab.

Verl. S. (80.)

chem sich Etwas anfangen lasse. Jetzt fuhr er, um das Gespräch nicht stocken zu lassen, fort:

„Sie berauben sich meinetwegen Ihres Mundvorrathes."

„Schadet nichts."

„Dann müssen Sie aber darben!"

„Das hoffe ich doch nicht. Wir sind ja nicht in der Wüste Sahara oder Gobi!"

„Aber im hohen Gebirge!"

„Na, ist das so gefährlich?"

„Gefährlich gerade nicht, aber weit abgelegen."

„Ein Stück Brod wird wohl zu erhalten sein!"

„Hier in der Nähe nicht."

„So! Wie weit hat man bis zum nächsten bewohnten Orte von hier aus zu gehen?"

„Anderthalb Stunden."

„Na, da ist's ja nicht zum Verhungern."

„Ob aber Sie den Weg dahin finden würden, das weiß ich nicht so genau."

„Ich auch nicht," lachte der Fremde.

„Wie kommt es denn, daß Sie als Amerikaner, der noch niemals in dieser Gegend gewesen ist, nicht auf Eisenbahn oder Chaussee bleiben, sondern gerade den unsichern, dichten Gebirgswald wählen."

„Unsicher? Giebt es hier Räuber? Vielleicht einen Rinaldo Rinaldini oder einen Josef Schobri?"

„Glücklicher Weise nicht."

„Warum sprachen Sie da von Unsicherheit?"

„Ich meinte damit nur die Leichtigkeit, sich zu verirren."

„Ah pah! Ein Amerikaner und sich verirren!"

„Sie sind hier doch nicht bekannt!"

„Was thut das? Wo Nord und Süd ist, das weiß man. Wenn ich mich stets nach Norden halte, komme ich aus den Bergen heraus und in die bewohnte, volkreiche Gegend. Also von einem Verirren kann gar keine Rede sein! Doch wegen des Räuberhauptmannes darf man doch ein Wort sprechen."

„Wieso?"

„Das wissen Sie nicht?"

„Was meinen Sie denn?"

„Na, die Grenze ist ja mit Militairposten besetzt!"

„Ach so, wegen des Hauptmannes!"

„Ja. Der muß doch ein ganz verdammter Kerl sein!"

„Was man hört, ja."

„Man hat mir drüben viel erzählt von ihm. Als ich an dem Grenzpfahle vorüber wollte, wurde ich festgehalten. Hätte ich nicht gar so gute Legitimationen besessen, wahrhaftig, ich wäre arretirt worden."

„Was Sie sagen! aber warum denn?"

„Ich soll eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm haben."

„Hm! Was man auch Alles Aehnlichkeit nennt!“

„Ganz recht! Danke für die Ehre!“

Dem Baron war ein Gedanke gekommen. Er betrachtete sich seinen Nachbar genauer und fragte dann:

„Also wirklich nur Ihre guten Papiere haben Sie vor der Arretur gerettet?“

„Ja.“

„Also Ihr Paß?“

„Ja. Der Paß, das Vereinigtenstaatenbürgerzeugniß und das Patent als Capitain der amerikanischen Miliz.“.

„Ah, also Capitain? Mein Compliment!“

„Danke sehr! Ein Capitain der Vereinigtenstaatenmiliz hat gar nichts zu bedeuten. Da haben wir noch ganz andere Meriten, hier und hier!“

Dabei klopfte er auf den Torniſter und auf die linke Seite seines Rockes, da, wo man in der Brusttasche das Portefeuille zu verbergen pflegt.

„Aha!“ nickte der Baron. „Sie sind wohlhabend!“

„Nicht nur das, sondern reich,“ antwortete der Amerikaner mit einer gewissen, bescheidenen Selbstzufriedenheit.

„So reisen Sie jetzt zum Vergnügen?“

„Ja, und eigentlich doch nicht.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich will mich hier niederlassen.“

„Ach so! Wohl in Ihrer Heimath?“

„Ja, wenn es möglich ist.“

„Darf ich erfahren, wo dies ist?“

„Geboren bin ich in dem kleinen Gebirgsstädtchen Langenstadt. Kennen Sie es?“

„Ja. Wollen Sie direct dorthin?“

„Ja. Wie weit ist es von hier?“

„Zu Fuß zehn Stunden.“

„Ach, so weit!“

„Ja. Sie müssen immer quer durch die Berge. Eine eigentliche directe Straße giebt es nicht. Sie hätten auf der Eisenbahn bleiben sollen.“

„Das wollte ich nicht. Ich wollte den ersten Schritt in die Heimath mit meinen eigenen Füßen thun. Daß ich so quer über die Berge steigen muß, ist mir ganz lieb. Auf diese Weise lerne ich die Heimath gleich gut kennen.“

„Haben Sie Verwandte dort?“

„Ja. Der Bruder meines Vaters lebt noch dort. Er heißt Weber.“

„Das ist also auch Ihr Name?“

„Ja, natürlich. Mein Oheim ist ein armer Holzschnitzer, soll aber jetzt mit Obst handeln. Auch mein Vater war Schnitzer; er kam auf den klugen Gedanken, auszuwandern. Drüben ging sein Geschäft gut, von Jahr zu Jahr besser. Ich wuchs mit der Zeit heran, hatte aber keine Lust zum Holz-

schnitzen. Ich ging in die Welt, wurde Dieses und Jenes, zuletzt gar Goldsucher — — —"

„Ah!" Waren Sie glücklich?"

„Diese Frage war etwas zu unvorsichtig schnell ausgesprochen. Dem Amerikaner fiel dies nicht auf. Er antwortete:

„O, lange Zeit nicht."

„Endlich aber doch?"

„Ja, endlich!"

„Wohl in Californien?"

„O nein. Die Blüthezeit für die Goldsucherei war für Californien bereits vorbei. Ich ging weiter nach Süden, nach den Grenzländern von Texas und Mexico."

„Und dort waren Sie glücklich?"

„Ja. Ich fand eine Bonanza."

„Was ist das?"

„Das ist ein spanischer Goldsucherausdruck, den ich Ihnen erklären will. Wissen Sie, wer der fleißigste und auch glücklichste Goldsucher ist?"

„Nun?"

„Das Wasser."

„Wie so?"

„Da wo das edle Metall sich findet, wird es von dem Wasser, welches die leichte Erde fortwäscht, blosgelegt, oft zu großen Klumpen. Nach und nach wird es aus seinem Halt gerissen und von dem Wasser fortgespült. Wenn nun im Bette eines Wildbaches oder, sagen wir vielmehr Goldbaches, eine Stelle kommt, welche aus lockerem, tiefgrundigem Sande besteht, so wird dieser Sand ausgewaschen und fortgeschlemmt. Da, wo sich der Sand befunden hat, entsteht also ein großes Loch unter dem Wasser, eine Vertiefung, in welche alles Schwere, was von dem Wasser herbei gebracht wird, hinabfällt.

„Ah, ich verstehe!"

„Auf diese Weise entstehen in diesen Bächen tiefe Löcher, in welche seit Jahrhunderten das Gold hinabgespült worden ist. Wer nun so ein Loch findet, der ist ein gemachter Mann."

„So ein Loch heißt also Bonanza?"

„Ja."

„Wie bekommt man das Gold heraus?"

„Entweder durch Tauchen, was aber lebensgefährlich ist, oder dadurch, daß man das Wasser ableitet, bis man das Loch geleert hat."

„Sie haben wohl das Letztere gethan?"

„Ja."

„War die Ausbeute reich?"

Der Amerikaner lächelte still vor sich hin und antwortete:

„Ich bin zufrieden! Als ich den Bach ableitete, bemerkte ich zu meinem freudigen Schrecke, daß sich mehrere solche Bonanzen neben einander befanden."

V. S.

„Sie glücklicher Mann!“

„Ja, ich war mit einem Schlage steinreich. Als ich dann nach Hause kam, war indessen der Vater gestorben. Ich verkaufte sein Geschäft, welches mir sehr gut bezahlt wurde, und beschloß, in die alte Heimath zu gehen.“

„Vielleicht, um sich hier anzukaufen?“

„Ja. Zu einem Rittergütchen wird es langen, vielleicht auch zu dreien, vieren oder fünfen.“

Er blickte dabei seelenvergnügt über die vor ihm liegenden Bergkuppen hinaus, als ob er bereits die Rittergüter sehe, welche zu kaufen, in seiner Absicht lag. Deshalb bemerkte er es nicht, daß das Auge des Barons verlangend aufleuchtete und forschend an seiner Gestalt herniederfuhr. Es war, als ob der Baron ergründen wolle, ob er mit diesem fremden Manne einen Kampf auf Leben und Tod um sein Vermögen aufnehmen könne.

„Da müssen Sie aber doch wohl Ihr ganzes Vermögen flüssig gemacht haben?“ fragte er dann in dem gleichgiltigsten Tone, welcher ihm möglich war.

„Natürlich.“

„Hoffentlich sind Sie aber doch so klug, es nicht bei sich zu tragen, Herr Weber?“

Der Gefragte blickte ihn lachend an und antwortete:

„Wäre das denn unklug?“

„Man weiß ja nie, was geschehen kann!“

„Ah, was soll geschehen?“

„Sie sprachen vorhin von dem Hauptmann, welchen man sucht.“

„Soll ich mich etwa vor ihm fürchten?“

„Hm!“

„Pah! Erstens sieht doch nicht zu erwarten, daß er Niemandem als gerade mir begegnen werde. Zweitens würde ich ihm auch gar nicht sagen, ob ich Geld bei mir habe Und endlich drittens fragte es sich sehr, ob ich mich vor ihm fürchten würde. Ich bin bewaffnet.“

Er griff in die Tasche und zog einen geladenen Revolver hervor, welchen er dem Baron zeigte. Diesem Letzteren entfuhr in der inneren Aufregung, in welcher er sich befand, die mehr als unvorsichtige Frage:

„Aber, wenn nun ich der Hauptmann wäre?“

Der Amerikaner warf ihm einen belustigten Blick zu und antwortete lachend:

„Sie? Spaßvogel!“

„Nun, wäre das etwa unmöglich?“

„Ja, absolut!“

„Wieso?“

„Sie können der Hauptmann nicht sein.“

„Sagen Sie mir doch den Grund!“

„Der Hauptmann ist doch von Adel, er ist Baron?“

„Ja.“

„Nun, nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sehen erstens nicht aus

wie so ein berüchtigter Spitzbube, und zweitens haben Sie auch gar nichts Adeliges an sich."

„Sehr verbunden für das Compliment!"

„O bitte! Eigentlich ist es allerdings ein Compliment, daß ich Sie nicht für einen so berüchtigten Menschen halte."

„Nun, wofür oder für was halten Sie mich denn?"

„Hm, für so eine Art Forstschreiber."

„Errathen!"

„Nicht wahr? Ja, ich habe einen scharfen Blick! Sie befinden sich also wohl amtlich hier im Walde?"

„Ja. Wir wollen da in der Nähe einen Schlag beginnen. Ich warte auf den Förster, mit welchem ich den Ertrag zu berechnen habe."

„Das thut mir leid."

„Warum?"

„Ich finde Gefallen an Ihnen. Es wäre mir lieb gewesen, wenn wir eine Zeit lang gleichen Weg gehabt hätten. Na, das ist aber nicht zu ändern. Trinken wir lieber noch einmal!"

Und als Jeder einen Schluck gethan hatte, fuhr der Amerikaner in munterer Laune fort:

„Sie wollten vorhin wohl sehen, ob ich mich fürchte?"

„Wann?"

„Als Sie in's Bockshorn bliesen und zu mir sagten, daß Sie der Hauptmann sein könnten."

„Das war nur so ein Scherz."

„O, ich hätte mir auch nichts daraus gemacht, wenn es Ernst gewesen wäre. Darauf können Sie sich verlassen."

„Was hätten Sie denn gemacht?"

„Ich hätte Ihnen entweder eine Kugel durch den Kopf gejagt — —"

„Oder?"

„Oder Sie einfach gefangen genommen."

„Mich? Wie hätten Sie dies wohl angefangen?"

„Na, man hat ja seine Knochen und Muskeln! Ein amerikanischer Goldsucher nimmt es mit einem Forstschreiber doch ganz gewißlich auf!"

„Aber in diesem Falle wäre ich doch nicht Forstschreiber gewesen."

„Hm, ja! Sie wären Baron gewesen. So ein adeliger Herr aber pflegt auch nicht viel Mark in den Knochen zu haben. Zu fürchten brauchte ich mich also auf keinen Fall. Uebrigens dürfen Sie nicht denken, daß ich so unvorsichtig bin, mein ganzes Vermögen bei mir zu tragen."

„Ah so!"

„Ich habe nur das Papierene bei mir. Alles Andere, ganze Kisten und Kasten voller Raritäten, Felle, Goldkörner und was ich mir sonst gesammelt habe, ist noch unterwegs."

„Wohl nach Langenstadt zu Ihrem Oheim?"

„Versteht sich."

„Weiß der davon?"

„Von diesen Kisten weiß er nichts."

„Aber daß Sie kommen?"

„Das weiß er. Ich habe es ihm von New-York aus mit dem vorher abgegangenen Schiffe geschrieben."

„Standen Sie vorher mit ihm in Briefwechsel?"

„Ich selbst habe nie geschrieben; ich war ja ganz und gar wenig daheim. Es ist überhaupt sehr wenig correspondirt worden, da keiner der beiden Brüder Freund vom vielen Schreiben war. Vater wird vier oder fünf Briefe erhalten haben; diese hat er beantwortet. Weiter ist wohl keine Tinte verbraucht worden."

„Ist Ihr Oheim wohlhabend?"

„Ich weiß es nicht, glaube es aber auch nicht. Als Vater auswanderte, waren beide Brüder arm; der Onkel wird es hier höchst wahrscheinlich zu nichts gebracht haben."

„Haben Sie ihm denn nie Etwas geschickt?"

„Nein."

„Ah! Kein Geschenk, da Sie so reich waren!"

„Er hat uns nie mitgetheilt, daß er Etwas braucht. In Amerika ist man nicht so mittheilungsselig wie hier. Uebrigens werde ich doch nun erfahren, ob und in welcher Weise ich ihm nützlich sein kann."

„Hat er Kinder?"

„Ja. Er hat — — ah, ich habe wahrhaftig vergessen, wie viel Nachkommen er hat. Ich muß doch gleich einmal nachsehen. Es ist doch, wenn ich zu ihm komme, eine Blamage, wenn ich so wenig unterrichtet bin."

„Ah, Sie haben wohl seine Briefe?"

„Ja. Hier."

Er zog eine Brieftasche hervor und öffnete sie. Mehrere Fächer derselben waren dick voller Banknoten; in dem einen steckten vier oder fünf Briefe. Er öffnete einen derselben und las ihn.

„Ja," sagte er; „da steht es! Ich theilte ihm natürlich mit, daß mein Vater, sein Bruder, gestorben sei. Darauf schrieb er mir diesen Brief. Dies ist der einzige, den ich für meine Person von ihm empfangen habe. Da steht es: vier Töchter hat er, und ganz ärmlich behilft er sich, so ärmlich, daß er die Aelteste, die Magda, nach der Residenz vermiethet hat. Na, das soll schnell anders werden. In Dienst gehen soll keine Nichte von mir; das gebe ich nicht zu!"

Der Baron sann nach.

„Magda — — —?" sagte er unwillkürlich.

„Was ist's?"

„Magda Weber?"

„Ja, natürlich heißt sie so."

„Hm!"

„Kennen Sie sie etwa?"

„War sie erst in eine Weinstube als Kellnerin vermiethet?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich kenne allerdings eine Magda Weber, Kellnerin in der Residenz."

„Sapperment! Ich denke, Sie sind Forstschreiber!"

„Allerdings."

„Was haben Sie denn da in den Weinstuben der Residenz herum zu kriechen?"

Er schien bedenklich zu werden. Der Baron sah ein, daß er einen großen Fehler begangen habe. Er sagte:

„O, Unsereiner muß sehr oft nach der Hauptstadt."

„Wieso?"

„Nun, der Wald gehört dem Fiskus. Alle unsere Acten, Scheine, Rechnungen gehen in das Ministerium; da kommt es denn sehr häufig vor, daß wir nach der Hauptstadt müssen, um persönlich irgend welche Differenzen auszugleichen."

„Ach so!"

„Außerdem sind die großen Holzhändler der Residenz unsere besten Käufer und Abnehmer. Man kann mit ihnen ja recht gut schriftlich verhandeln, das ist wahr, kommt man aber selbst, nun, so ist es um so besser."

„Ich verstehe! In diesem Falle fällt für die Herren Forstschreiber immer irgend ein kleines Präsent ab Nicht?"

„Na, davon spricht man nicht."

„Aber wissen thut man's!" lachte er.

Wenn er vorhin wirklich Argwohn gefaßt hatte, jetzt war derselbe ganz sicher wieder zerstreut. Das bewies er durch das Folgende, indem er fragte:

„Als Forstschreiber gehören Sie doch wohl auch mit zu der Forstpolizei?"

„Eigentlich nicht. Ich bin Rechnungs-, aber nicht Ausübungsbeamter, versäume aber nicht, ein Wort zu rechter Zeit zu sagen, wenn es nämlich nöthig ist."

„Da wissen Sie wohl auch nicht, was heute im Werke ist?"

„Ich weiß nur, daß ich hier den neuen Schlag zu berechnen habe, weiter nichts."

„Von der Suche auch nichts?"

„Von welcher Suche?"

„Auf den Hauptmann?"

„O doch!"

„Nun, dann ist's ja gut!"

„Daß man nächster Tage eine Suche durch das ganze Gebirge veranbalten werde, ist uns längst gemeldet worden."

„Nächster Tage?"

„Ja."

„Weiter nichts?"

„Nein."

„Hören Sie, da hat man Sie aber sehr im Unklaren gelassen."

„Wieso?“

„Diese Suche soll ja heute abgehalten werden!“

„Was Sie sagen!“

„Ja.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich hörte an der Grenze davon. Im Mauthhause, in welchem ich mich legitimiren mußte, saßen mehrere Unteroffiziers, welche zu dieser Suche mit commandirt waren.“

„Hm! So bin ich bereits von zu Hause fortgewesen, als der Befehl gekommen ist. Na, schadet nichts! Ich bin ja so wie so nicht verpflichtet, mitzumachen. Wann sollte die Hetzjagd denn wohl beginnen?“

„Das weiß ich nicht. Direct wurde mir ja gar nichts mitgetheilt. Ich hörte nur ganz zufällig, was diese Leute flüsterten.“

„Na, erstens, ob er sich wirklich im Walde befindet!“

„Man vermuthet es.“

„Und zweitens, ob man ihn erwischt. Ich glaube nicht daran.“

„Wenn er sich hier befindet, wird man ihn sicher fangen.“

„O, es giebt zu viele Verstecks.“

„Die werden ihm nichts helfen bei der Art und Weise, wie man die Geschichte anfängt.“

„Nun, wie fängt man sie denn an?“

„Das hörte ich zufällig auch. Es werden zwei Doppelreihen von Forstleuten und Soldaten gebildet, an der Ost- und an der Westgrenze des Gebirges. Diese beiden Reihen besitzen eine solche Länge, daß sie durch den ganzen Wald reichen. Zur bestimmten Stunde setzen sie sich gegen einander in Bewegung. Sie werden also Alles, was sich zwischen ihnen befindet, sich gegenseitig zutreiben.“

„Pah!“

„O, die einzelnen Glieder stehen einander so nahe, daß keine Feder zwischen ihnen hindurch kann.“

„Mir wird es lieb sein, wenn man ihn fängt.“

„Und mir ist es sehr gleichgiltig; er hat mir ja gar nichts gethan. Uebrigens will ich nun aufbrechen. Ich will mich von diesen Herren nicht wieder treffen lassen.“

„Haben Sie Angst?“

„Warum?“

„Na, Sie wollen sich ja nicht wieder sehen lassen!“

Der Amerikaner sah den Baron groß und erstaunt an, lachte dann laut auf und sagte:

„Hören Sie, Sie werden mich doch nicht etwa gar für den gesuchten Baron und Hauptmann halten?“

„Warum nicht? Bei Ihrer Angst wieder getroffen zu werden.“

„Na, das ist doch keine Angst. Sie konnten aber vielleicht denken, ich striche hier im Walde herum, den Kerl aufzusuchen und zu warnen. Daraus könnten für mich ja unliebsame Scheereien entstehen.“

„Ach, so war es gemeint.“

„Ja, so. Uebrigens habe ich nichts zu befürchten. Ich bin im Besitze meines Passepartouts.“

„Was ist das?“

„Na, wer im Walde getroffen wird, muß sich legitimiren. Hat er das gethan, so erhält er eine Karte, auf welcher die Bemerkung steht, daß er sich ausgewiesen hat und überall und zu jeder Zeit ungehindert passiren kann.“

„So eine Karte haben Sie erhalten?“

„Ja.“

„Darf ich sie einmal sehen?“

„Sie mißtrauen mir wohl noch immer?“

„Nein. Ich frage nur aus Interesse.“

„So! Da ist sie!“

Er öffnete sein Portemonnaie, welches von Goldstücken erglänzte, zog die Karte hervor und zeigte sie ihm. Als er sie wieder eingesteckt hatte, erhob er sich von der Erde und fuhr fort:

„Also nun werde ich aufbrechen. Es wird Zeit.“

„Weiß Ihr Oheim, wann Sie kommen?“

„Nicht genau. Ich habe ihm mitgetheilt, daß er mich im Laufe dieser Woche erwarten kann. Kennen Sie Langenstadt?“

„So ziemlich.“

„Es giebt ein Rittergut da, welches der Familie Scharfenberg gehörte. Befindet es sich noch in deren Besitz?“

„Ja.“

„Wohnen sie dort?“

„Nein.“

„Wo denn?“

„Der eine Scharfenberg ist Director der Strafanstalt zu Rollenburg; er wohnt also dort. Sein Bruder, der Major, bewohnte eine andere Besitzung, und dessen Sohn, der Lieutenant, stand in der Residenz in Garnison.“

„Sie sagen „bewohnte“ und „stand“. Ist dies denn jetzt nicht mehr der Fall?“

„Nein.“

„Ah! Warum?“

„Sie sind Beide todt, gestorben an einem Tage.“

„Wunderbar!“

„Na, der Sohn erschoß sich, und dem Vater rührte vor Schreck darüber der Schlag. Beide wurden im Stammschlosse beigesetzt, nachdem ihre Leichen präparirt worden waren. Kürzlich aber habe ich gehört, daß der Anstaltsdirector die Verfügung getroffen hat, daß die Särge Beider nach Langenstadt geschafft werden sollen.“

„Weshalb?“

„Das weiß ich nicht. Interessiren Sie sich dafür?“

„Nicht mehr als nur deshalb, weil mein Geburtsort dieser Familie gehörte. In welcher Richtung von hier aus liegt denn eigentlich Langenstadt?“

Diese Frage kam dem Baron ganz außerordentlich gelegen. Er trat bis nahe an den Rand des Felsens, deutete mit der Hand nach Westen und antwortete:

„Kommen Sie einmal her! Haben Sie scharfe Augen?“

„Ja.“

„Dann wird es Ihnen möglich sein, Langenstadt zu sehen.“

„Auf solche Entfernung hin?“

„Ja.“

„Unmöglich!“

„O doch! Die Morgenluft ist rein und klar, und das Schloß von Langenstadt liegt hoch genug. Ja, ich sehe es leuchten.“

„Wo, wo?“

Dabei trat der Amerikaner neben ihn hin.

„Passen Sie auf! Sehen Sie die beiden Vorberge da ganz in der Nähe, grad vor meiner Hand?“

„Ja.“

„Dahinter eine einzelne Bergkuppe?“

„Sehr deutlich.“

„Links davon etwas Schwarzes, welches das Aussehen einer langgezogenen Bergwand hat?“

„Ja.“

„Mitten auf dieser Wand ist ein weißer wenn auch nicht sehr heller Punkt zu bemerken.“

„Ich sehe ihn.“

„Das ist das Schloß zu Langenstadt.“

„Ah, also das! Dort werde ich also heute Abend sein!“

„Nein.“

Der Amerikaner behielt den Punkt im Auge, welcher seine Heimath bedeutete. Er sagte, ohne sich abzuwenden, ohne sich zum Baron umzudrehen:

„Nicht? Meinen Sie? Denken Sie, daß es zu weit ist?“

„Nein, weil Sie eine andere Richtung nehmen werden.“

Jetzt drehte er sich langsam um.

„Diese da!“

Der Baron deutete mit der Linken in die Tiefe hinab und versetzte ihm in demselben Augenblicke einen solchen Stoß vor die Brust, daß der Getroffene über den Rand der Felsenplatte hinunterflog. Ein lauter, entsetzlicher Angstschrei — ein dumpfes Gekrach, wie das Aufschlagen eines fallenden Körpers auf lockeres Geröll — dann Todesstille.

Der Baron lauschte noch eine Minute lang; dann murmelte er:

„Fertig! Ah, das war Hilfe in der Noth! Jetzt bin ich gerettet. Jetzt habe ich Geld und Legitimationen. Ich brauche dem Kerl nur nachzuklettern. Sein Onkel wird mich als Neffe aufnehmen; kein Mensch kann etwas dagegen haben. Dort warte ich, bis meine Zeit, mich zu rächen, ge-

kommen ist. Jetzt aber schnell. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Wenn er recht gehabt hat, so können die Soldaten in Kurzem hier eintreffen."

Er warf die geleerte Flasche ihrem letzten Besitzer nach, nahm den Tornister auf den Rücken, den Stock des Ermordeten in die Hand und begann, abwärts zu klettern.

Das geschah natürlich auf der Seite, an welcher er heraufgekommen war. Als er aber so tief angelangt, daß es möglich war, auf die andere, gefährliche Seite hinüber zu kommen, veränderte er dem angemessen seine bisherige Richtung.

Die Steilung war keineswegs nackt. Aus den Felsenritzen ragten hohe Tannen; Ginstergestrüpp wucherte an den unzugänglichsten Stellen, und aus dem Schutt und Geröll zogen allerlei Sträucher ihre Nahrung. Diese Büsche gaben dem Kletternden Halt.

Er gelangte glücklich auf die Seite, an welcher er den Amerikaner herabgestürzt hatte. Dort suchte er ihn. Nach oben blickend, gewahrte er den Streifen, welchen der Stürzende über Geröll und Gesträuch gezogen und gerissen hatte. Dort, wo dieser Streifen aufhörte, war etwas Dunkles zu bemerken.

Der Baron kletterte hin und erkannte sein Opfer. Er kniete bei demselben nieder und untersuchte den zwar noch warmen aber bewegungslosen Körper.

„Todt! Den Hals gebrochen!" sagte er triumphirend. „Und das Gesicht ist ganz zerschunden; es ist unmöglich zu erkennen; es sieht schrecklich aus."

Er wendete sich doch für einen Augenblick wie grauend ab, murmelte aber dann:

„Und grad das ist vielleicht gut für mich! Wie, wenn ich mit ihm die Kleider wechselte, ihm meine Perrücke aufsetzte. Sein Anzug ist zwar beschmutzt, aber er ist nicht zerrissen. Hier im Tornister habe ich eine Bürste gesehen. Ich bürste ihn rein. Man wird ihn, wenn man ihn findet, für mich halten. Der Hauptmann ist dann todt, und ich erfreue mich einer desto größeren Sicherheit. Ja, das werde ich thun."

Er zog die Leiche aus, sich auch und legte dann die Kleider des Amerikaners an, indem er Stück für Stück vorher sorgfältig ausbürstete. Auf diese Weise brauchte er die Taschen gar nicht zu leeren.

Schwieriger war es nun freilich, dem Todten die anderen Kleidungsstücke anzuziehen, doch auch dies wurde fertig gebracht. Dann nahm der Baron den Tornister wieder auf den Rücken, griff zum Stocke und kletterte vollends hinab bis an den Fuß der Höhe, wo er einen gangbaren Weg fand, dem er folgte.

Erst nach längerer Zeit fühlte er sich sicher, so daß er nun die Taschen auszusuchen begann. Er fand eine höchst bedeutende Summe in Papiergeld, das Portemonnaie voller Gold, dann die Depositenscheine auf verschiedene Banken. Er hatte das ganze Vermögen des Amerikaners in den Händen, natürlich außer den Gegenständen, welche sich noch unterwegs befanden.

Auch den Passierschein von der Grenze hatte er und die sämmtlichen Legitimationen. In einer der Taschen steckte ein kleiner Reisespiegel, mit dessen Hilfe sich der Baron genau musterte. Er hatte alle Mühe auf sich verwendet, fand nichts auszusetzen und setzte seinen Weg fort.

V. S.

Aber er war noch nicht weit gekommen, so mußte er halten.

„Halt! Werda!“ tönte es ihm entgegen.

Da dieser Ruf so ganz unerwartet kam, erschrak er, doch nicht vor Angst. Er wollte auf den Frager, den er allerdings noch nicht sehen konnte, zugehen hörte aber ein:

„Stehen bleiben, oder ich gebe Feuer.“

„Gut!“ sagte er. „Also, was soll es?“

Der Ermordete hatte das Deutsche mit einem sehr hörbaren Accent ausgesprochen. Der Baron sprach so gut englisch, daß es ihm gar nicht schwer fiel, diesen Accent nachzuahmen. Hinter dem Busche hervor fragte es:

„Was thun Sie hier?“

„Nichts!“

„Sie müssen doch zu einem Zweck hier sein.“

„Na, ja. Ich bin ein Reisender. Ich will durch den Wald nach Langenstadt.“

„Haben Sie Waffen bei sich?“

„Ja.“

„Ah! Was für welche?“

„Einen Revolver.“

„Warum?“

„Weil ich viel Geld bei mir trage.“

„Warten Sie! Man wird sogleich mit Ihnen sprechen.“

Er sah den Lauf des Gewehres auf sich gerichtet und hütete sich in Folge dessen, eine Bewegung zu machen.

Er hatte dem Todten die blonde Perrücke, welche diesem sehr gut paßte, aufgesetzt, zeigte also jetzt seine natürlichen Haare. Da er aber bereits vor Wochen sein Gesicht mit Wallnußschaalenabkochung gefärbt hatte, so besaß er jetzt ganz denselben dunklen Teint, welchen auch der Fremde gehabt hatte. Auch der Bart, welchen er in der Residenz getragen hatte, war abrasirt. So war er überzeugt, sich nicht sehr ähnlich zu sehen.

Nach kurzer Zeit hörte er nahende Schritte. Drei Männer kamen auf ihn zu, ein Officier und zwei Unterofficiere. Kaum hatte der Erstere einen Blick auf ihn geworfen, so rief er aus:

„Alle Wetter! Da scheinen wir einen ausgezeichneten Fang gemacht zu haben.“

Er trat auf den Baron zu und fragte?“

„Wie heißen Sie?“

„Weber,“ antwortete der Gefragte, dem Worte den amerikanischen Accent gebend.

„Ah! Schön, Herr Weber! Wo sind Sie her?“

„Aus Saint Louis.“

„Wunderbar! Wo liegt das?“

„In den Vereinigten-Staaten.“

„Das, das meinen Sie! Sie scheinen ein höchst spaßhafter Kerl zu sein. Haben wir uns nicht bereits gesehen?“

„Könnte mich nicht besinnen.“

„In unserer Residenz?“

„Da war ich noch nie.“

„Als Weber wohl noch nie, aber als Baron Franz von Helfenstein jedenfalls.“

„Sie irren, Herr Lieutenant.“

„Das wäre eine einigermaßen auffällige Aehnlichkeit. Was treiben Sie hier im Walde?“

„Ich komme von jenseits der Grenze und will nach meinem Geburtsorte Langenstadt.“

„Langenstadt? Und doch sind Sie Amerikaner? Halten Sie mich doch nicht für angeschossen, Alter!“

„Ich bin zwar in Langenstadt geboren; aber mein Vater wanderte nach Amerika aus, als ich noch klein war.“

„Und grad heute kehren Sie zurück?“

„Ja.“

„Sie erfinden gut; aber, können Sie sich legitimiren?“

„Ja.“

„Thun Sie das! Versuchen Sie es wenigstens!“

Der Lieutenant war vollständig überzeugt, den Hauptmann vor sich zu haben. Auf seinen Wink standen die beiden Unteroffiecire mit schußbereitem Gewehr neben demselben, kein Auge von ihm verwendend.

„Das ist doch eigenthümlich,“ lächelte der Baron. „In dieser Weise in der Heimath empfangen zu werden, habe ich nicht erwartet. Ich war heute bereits einmal gezwungen, mich zu legitimiren.“

„Wo?“

„An der Grenze.“

„Und Sie haben sich wirklich ausgewiesen?“

„Ja.“

„Dann müssen Sie eine Passirkarte erhalten haben.“

„Die habe ich.“

„Zeigen Sie!“

„Hier!“

Er gab sie dem Officier. Dieser prüfte sie, wendete sie nach beiden Seiten, schüttelte den Kopf, fuhr sich rathlos mit der Hand nach dem Schnurrbarte und fragte endlich:

„Haben Sie diese Karte vielleicht gefunden?“

„Nein. Ich habe sie im Mauthhause von einem Officier erhalten.“

„Verflucht! Und dennoch diese Aehnlichkeit. Wir suchen nämlich einen entwichenen Gefangenen — —“

„Das hörte ich bereits.“

„Mit welchem Sie eine bedenkliche Aehnlichkeit besitzen. Darum werden Sie entschuldigen, wenn ich meine Pflicht thue und möglichst genau verfahre."

„Bitte! Ich habe mich zu fügen."

„Es ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Karte gefunden worden ist. Ich muß bitten, mir die Legitimation zu zeigen, auf welche hin Sie sie bekommen haben."

„Gern! Hier zunächst mein Paß."

Er nahm ihn aus dem Portefeuille und gab ihn hin. Der Officier prüfte ihn auf das Genaueste und sagte dann:

„Da giebt's allerdings nichts auszusetzen."

„Hier mein Schein als Bürger der Vereinigten-Staaten."

„Auch richtig."

„Hier mein Patent als Capitän der Miliz."

„Donnerwetter! Also ein Kamerad!"

„Ja. Hier ferner die Briefe meines Oheims, welche er von Langenstadt abgesandt hat. Hier auch meine Depositenscheine. Ich glaube Der, den Sie suchen, hat nicht an dem hier angegebenen Tage solche Summen in New-York zahlen können."

Das Gesicht des Lieutenants wurde lang und immer länger. Er befand sich in Verlegenheit. Er sah ein, daß er zu weit gegangen sei.

„Pardon, Herr Kamerad," sagte er. „Sie müssen wirklich verzeihen. Kolossaler Irrthum, aber auch kolossale Aehnlichkeit. Meine Pflicht; Sie wissen."

„O, ich zürne Ihnen keineswegs. Als Officier weiß ich ja sehr genau, was es heißt, nach Ordre zu handeln."

„Danke! Nehmen Sie also Ihre Documente zurück! Sie kommen also quer über die Berge?"

„Ja. Ich wollte gleich beim ersten Schritt in die Heimath die Schönheit derselben bewundern."

„Recht so! Haben Sie Begegnungen gehabt?"

„An der Grenze, wie ich bereits sagte."

„Sonst nicht?"

„Nein — aber doch; oh, Sapperment!"

„Was?"

„Es ist mir allerdings ein Mensch begegnet."

„Ein Mensch? Warum gebrauchen Sie diesen Ausdruck? Hatte er vielleicht etwas Verdächtiges an sich?"

Der Lieutenant war plötzlich ungeheuer eifrig geworden.

„Das schien mir allerdings," antwortete der Baron.

„Also verdächtig?"

„Ja."

„In wiefern?"

„Der Waldboden ist weich; man kann die Schritte kaum hören. Als ich so langsam meines Weges ging und eben um eine Ecke biegen wollte, kam

von der entgegengesetzten Seite ein Anderer, der bei meinem Anblicke todtesbleich wurde und erschrak, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre."

„Sapperment! Das klingt allerdings verdächtig. Weiter."

„Er wollte umkehren, schien sich aber zu besinnen, denn er grüßte höflich und richtete einige Fragen an mich."

„Welche Fragen?"

„Wer ich sei, woher ich komme und wohin ich gehe. Zuletzt wollte er wissen, ob ich Militär gesehen habe."

„Ah! Oh! Was antworteten Sie?"

„Ich erinnerte mich, daß Einer gefangen werden solle. Der Kerl kam mir verdächtig vor; ich beschloß also, ihm die Wahrheit nicht zu sagen. Hoffentlich war das richtig!"

„Ganz richtig!"

„Ich sagte ihm also, daß von Militär keine Spur vorhanden sei, ebenso wenig von Forstbeamten, nach denen er fragte."

„Können Sie sich genau auf sein Aeußeres besinnen?"

„Sehr genau."

„Alter?"

„Ungefähr wie ich."

„Statur?"

„Grad wie die meinige."

„Sapperment! Kleidung?"

„Schwarzes Tuch, moderner Schnitt!"

„Ah! Das ist der Anzug, welchen er bei dem Herrn von Scharfenberg entwendet hat. Wie lange ist es her, seit Sie mit ihm gesprochen haben?"

„Ungefähr eine halbe Stunde."

„Wo war es?"

„Wenn man auf dem Wege, den ich hier gekommen bin, zurückgeht, so gelangt man in einen Grund, welcher sich lang und breit nach links zieht, rechts aber steigt ein Fels fast gerade in die Höhe. Da war es. Da mir der Mensch auffällig war, blieb ich hinter den Bäumen stehen, um zu sehen, wohin er gehen werde."

„Recht so, recht so! Wohin ging er?"

„Er kletterte an der beschriebenen Höhe empor."

„So wissen wir also doch die Richtung. Herr Kamerad, wenn Sie den Kerl festgehalten hätten!"

„Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz!"

„Aber es war ja ganz sicher Der, welchen wir suchen."

„Herr Lieutenant, bitte, nicht ich suchte ihn!"

„Das ist freilich wahr. Aber es sind fünfzehntausend Gulden auf seine Habhaftwerdung gesetzt."

„Ich bin reich genug. Aber — hm, da fällt mir ein Umstand ein, auf welchen ich, als er so vor mir stand, keinen Werth legte."

„Welcher?"

„Seine Kopfbedeckung hatte sich verschoben — —“

„Er hatte natürlich schwarzes Haar, grad wie Sie?“ fiel der Officier schnell ein.

„Hm! Er trug blondes Haar, aber unter demselben schien er schwarzes zu haben. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er eine falsche Perrücke getragen hat.“

„Er ist es, er ist es ganz sicher! Adieu, Herr Kamerad! Sie sehen, meine Leute sind längst voraus. Ich muß eilen, daß ich nachkomme. Also Pardon wegen der Belästigung! Ich hatte sie nicht verschuldet!“

Er eilte weiter. Der Baron holte tief und erleichtert Athem und machte sich dann rasch von dannen.

Der Officier erreichte seine Leute binnen kurzer Zeit. Er gehörte mit dem Zuge, welchen er befehligte zu der militärischen Truppe, welche den Wald zu durchforschen hatte. Seine Leute bildeten eine zusammenhängende Doppellinie. Er zog sie jetzt mehr zusammen und dirigirte sie auf dem angegebenen Wege vorwärts. Er war so voller Eifer, als ob er den Hauptmann bereits vor sich habe.

Als er den Grund erreichte, befahl er seine Leute zu sich und theilte ihnen mit:

„Hier, rechts, ist er hinaufgeklettert. Wir nehmen also die Höhe. Wir werden zwar die Fühlung mit den Anderen für kurze Zeit verlieren, aber hoffentlich bleibt uns dann der Ruhm vorbehalten, den Flüchtling ergriffen zu haben. Also einzeln und dann die Höhe empor, so weit es geht.“

Es wurde gehorcht. Die Leute klimmten empor, langsam und hinter jeden Busch spähend. Der Corporal befand sich an der Seite des Lieutenants. Plötzlich ergriff der Erstere den Letzteren ganz respectwidrig beim Arme, hielt ihn zurück und raunte ihm zu:

„Halt! Ich sehe einen Menschen.“

„Wo denn?“

„Dort, da oben, hinter dem Busche kauert er.“

Der Offizier folgte mit seinem Auge der angedeuteten Richtung und erkannte allerdings etwas Dunkles, was sich hinter den Busch versteckt zu haben schien.

„Sollte es wirklich ein Mensch sein?“ flüsterte er.

„Ganz gewiß.“

„Dann ist er es wahrscheinlich.“

„Ganz sicher ist er es! Er hat nicht weiter fliehen können. Der Fels wird ja zu steil. Unsere Leute klettern in einem Halbkreise empor. Offen kann er gar nicht entkommen. Nun versucht er, sich zu verstecken.“

„Also darauf zu!“

„Er wird bewaffnet sein, Herr Lieutenant.“

„Alle Teufel! Das ist richtig. Schießt er uns Beide nieder, so entsteht eine Lücke, durch welche er ganz leicht entkommen kann. Avanciren wir also zunächst nur so weit, bis wir deutlich sehen, daß es ein Mensch ist!“

Sie stiegen langsam weiter. Bereits nach wenigen Schritten blieb der Offizier halten und fragte:

„Sehen Sie die Beine?"

„Ja."

„Er kann sie nicht genug an sich ziehen. Es ist also ein Mensch. Avisiren wir unsere Leute!"

Ein lautes Commandowort genügte, um die Soldaten auf den betreffenden Punkt aufmerksam zu machen.

„Wer da?" fragte nun der Corporal.

Es erfolgte keine Antwort.

„Antwort oder ich schieße!"

Als auch jetzt noch nichts erfolgte, drückte der Corporal ab. Er konnte nur die Beine sehen, hatte aber dahin gezielt, wo er den Kopf vermuthete.

„Er bewegt sich noch immer nicht," meinte der Lieutenant, „gehen wir also drauf."

Auch die anderen Leute kamen von allen Seiten herbei. Sie fanden hinter dem Busche den Amerikaner.

„Todt! Er ist todt!" rief der Lieutenant.

„Meine Kugel muß ihn getroffen haben," meinte der Corporal.

„Vielleicht, aber mir scheint, er ist an etwas anderem gestorben. Seht dieses Gesicht! Es ist ganz zerfetzt und zerrissen. Woher mag das kommen?"

„Er muß gestürzt sein."

„Ah, ja! Blickt da hinauf! Man sieht es ganz genau, daß er hier herabgestürzt ist. Er hat also den Felsen bereits erstiegen gehabt und nur bei den letzten Schritten vielleicht einen Fehltritt gethan. Er sieht schauderhaft aus."

Der Corporal wollte niederknieen, um den Todten zu untersuchen; da aber sagte der Lieutenant schnell:

„Halt! Nicht anrühren! Wir befinden uns nicht im Gefecht. Es handelt sich hier um einen Criminalverbrecher, um einen Todesfall, welcher von den Organen der Gerichtspolizei untersucht werden muß. Das geht uns nichts an. Wir haben den Arzt mit. Er mag ihn untersuchen. Gebt jetzt das Zeichen: eine Salve!"

Die Gewehre wurden zugleich abgeschossen. Das gab einen Knall, welcher auf weite Entfernung hin gehört und vom Echo vielmal wiederholt wurde. Zur besseren Orientirung der Herbeigerufenen schoß man noch einige Male einzelne Gewehre ab, bis von verschiedenen Seiten Militär- und Forstpersonen herbeigeeilt kamen.

Einer der Ersten war der Hauptmann der Compagnie. Ihn begleitete der Arzt. Bei diesen Beiden befand sich ein Oberförster und auch ein Obergensdarm.

„Sie ließen das Zeichen geben, Lieutenant?" rief der Hauptmann bereits von Weitem. „Haben Sie vielleicht eine Spur entdeckt?"

„Nicht nur eine Spur, sondern ihn selbst."

„Ah! Wo, wo?“

„Hier liegt er.“

Die Herren kamen förmlich herbeigestürzt. Als der Hauptmann die Leiche sah, stieß er hervor:

„Ah! Sie haben ihn erschossen!“

„Nein. Er war bereits todt. Er ist von da oben herabgestürzt, Herr Hauptmann.“

Alle blickten nach der Felsenhöhe. Der Obergensdarm meinte:

„Dann muß er allerdings eine Leiche sein. Bitte, Herr Doctor, untersuchen Sie ihn!“

„Wollen wir nicht erst sehen, wen wir vor uns haben?“ fragte der Angeredete.

„Gewiß, Sie haben recht. Das ist ja die Hauptsache.“

Der Polizeibeamte wendete die Leiche um, zog den Rockhenkel unter dem Kragen hervor und sagte:

„Er ist es. Die Suche ist also nicht vergeblich gewesen.“

„Täuschen Sie sich nicht?“

„Nein. Der Henkel ist aus gepreßtem Leder gefertigt und zeigt den eingestanzten Namen des Schneiders. Es ist der Rock, welchen er dem Baron von Scharfenberg genommen hat. Und da, sehen Sie!“

Er zeigte die blonde Perrücke.

„Bemerken Sie das schwarze Haar, welches er unter dieser Perrücke getragen hat. Das Gesicht ist nicht zu erkennen, aber die Figur und Alles stimmt. Bitte, Herr Doctor, sehen Sie jetzt nach!“

Der Arzt begann die Untersuchung. Er schüttelte den Kopf, er entfernte die Kleidung von der Brust, er nahm verschiedene Manipulationen vor, über welche die anwesenden Laien bei anderer Gelegenheit gelacht hätten. Das dauerte lange, beinahe eine Viertelstunde, dann endlich erhob er sich und holte tief Athem.

„Nun, Doctor, wie steht es?“ fragte der Hauptmann.

„Er lebt noch.“

„Alle Teufel! Ist's möglich?“

„Ja. Von da oben herabzustürzen, ohne ein einziges Glied zu brechen, das hält man freilich für unmöglich. Ob er innerlich verletzt ist und wo und wie, das kann ich natürlich jetzt nicht wissen. Athem ist da, Puls auch, wenn auch nur ein Hauch, eine Ahnung. Wie es mit dem Gehirn steht, weiß ich auch nicht.“

„Er hat blutigen Schaum vor dem Munde. Ich denke, das ist ein Zeichen des Todes?“

„Nein. Er hat sich während des Sturzes die Zunge fast durchbissen, daher das Blut.“

„Denken Sie, daß er zur Besinnung kommen wird?“

„Das kommt auf seine Verletzungen an. Vielleicht erwacht er nur, um zu sterben.“

„Dann wird er wohl wenigstens ein Wort sagen."

„Das ist unmöglich wegen der verwundeten Zunge."

„Hm! Was ist da zu thun?"

Da meinte der Obergensdarm:

„Wir müssen Alles thun, um ihn am Leben zu erhalten, um wenigstens sein Leben auf Tage oder Stunden zu verlängern. Giebt es gar keine Hoffnung?"

„Ich kann nicht in das Innere des Menschen sehen. Jedenfalls dürfen wir ihn nicht hier liegen lassen. Aber wohin hier in dieser Waldesöde."

„O, Herr Doctor, wir haben gar nicht sehr weit nach einer Wohnung," bemerkte der Oberförster.

„Wo?"

„Kaum zehn Minuten von hier wohnt ein Kohlenbrenner, welcher Hendschel heißt."

„Was ist er für ein Mann?"

„Blutarm aber ehrlich."

„Gut, versuchen wir es, den Verletzten bis dorthin zu bringen. Man mag eine Trage verfertigen."

„Nehmen wir dazu die Gewehre und einige Mäntel," sagte der Hauptmann. „Wenn wir recht vorsichtig verfahren, wird er uns hoffentlich nicht unterwegs sterben."

Der Köhler war des Morgens in den Wald gegangen, um den neuen Weiler anzurichten, von welchem er gestern gesprochen hatte. Seine Frau erwartete ihn nicht für heute, sondern erst am nächsten Vormittage zurück. Sie saß strickend am Tische und sprach mit dem Vetter, welcher trübselig neben ihr saß.

„Mein Mann hat recht," sagte sie. „Du mußt nach Hause zu den Deinigen."

„Und wenn ich komme, arretirt man mich," warf er ein.

„Das glaube ich nicht. Bist Du steckbrieflich verfolgt?"

„Nein."

„Sucht die Polizei nach Dir?"

„Auch nicht. Aber ich denke, die Polizei ist sehr pfiffig. Sie thut ganz so, als ob Gras über die Geschichte gewachsen sei, und wenn ich dann komme, so nimmt sie mich beim Kragen."

„Versuche es doch wenigstens."

„Wenn sie mich festnimmt, war's kein Versuch, sondern eine großartige Dummheit."

„Aber Du kannst doch nicht immer so versteckt bleiben."

„Das ist freilich wahr; ich werde auf diese oder auf eine andere Weise in den sauern Apfel beißen müssen. Ich wollte, der Teufel hätte diesen Baron geholt, ehe ich ihn zu sehen bekam. Er ist mein Unglück!"

„Sei einmal ehrlich! Nicht wahr, dieser Hirsch war kein Anderer als der Baron von Helfenstein?"

„Na, er ist jetzt fort, und ich will es also ruhig gestehen: Ja, er war es!"

„Nun denke Dir einmal, in welche Gefahr Du uns dadurch gebracht hast! Wenn man ihn bei uns gefunden hätte!"

„Es ging nicht anders; es war — ah, was muß denn da los sein? Gewiß ist etwas geschehen!"

Er war eilig an das kleine Fenster getreten.

„Was ist's denn?" fragte sie schnell und besorgt.

„Der Vetter kommt."

„Mein Mann?"

„Ja, da drüben aus den Fichten heraus."

Die Alte eilte auch an das Fenster, um hinauszublicken.

„Ja, da ist etwas geschehen," sagte sie erschrocken, „und zwar nichts Gutes. Ich kenne seine Mienen."

Sie eilte hinaus, öffnete die Hausthür und rief ihm entgegen:

„Um Gotteswillen, Alter, was ist passirt? Du siehst ja wie das reine Unglück aus!"

„Hinein, hinein!" befahl er ihr.

Dann, als er selbst die Thür hinter sich zugemacht hatte, sagte er, vom schnellen Laufen laut athmend:

„Ja, es ist ein Unglück! Sie haben ihn."

„Herrgott! Wen denn?"

„Den Hauptmann, den Hirsch."

„Wer hat ihn denn?"

„Die Soldaten."

„Ist denn Militär im Walde?"

„Ja. Ich sprach doch gestern Abend schon davon. Aber ich dachte freilich nicht, daß es so schnell gehen würde."

„Woher weißt Du es denn?"

„Ich habe es selbst gesehen mit meinen eigenen Augen. Ich war eben daran, den Grund für den Weiler zu graben, da drüben, jenseits der breiten Schlucht; da hörte ich aus der Ferne einen gräßlichen, einen entsetzlichen Schrei, wie ihn nur ein Mensch in der höchsten Todesnoth auszustoßen vermag. Das schien mir von der Gegend der Felsenplatte zu kommen. Ich sprang also aus dem Walde heraus, nach der Richtung hin, die wir vor zwei Jahren geschlagen haben, und richtig, da sah ich drüben unter dem Felsen sich etwas bewegen."

„Wer ist das gewesen?"

„Höre nur! Natürlich war irgend wer verunglückt, von der Platte gestürzt; ich mußte hin. Du kennst den Weg. Man geht von dem Meiler aus hinab, hinauf und noch zweimal hinab und hinauf, dreimal über das reißende Wildwasser weg."

Mein Gott, Alter, das ist lebensgefährlich für Dich! Das Wasser hat ja die Brücke fortgerissen!"

„Ich mußte aber dennoch hin! Das ging freilich sehr langsam. Es mochte über eine halbe Stunde vergangen sein, als ich endlich die letzte Höhe

erreicht hatte und nun unter den Fichten nach dem Felsenabsturze hineilte. Eben wollte ich unter den Bäumen heraus auf die kahle Steinfläche, da hörte ich ein Krachen wie von einem Kanonenschusse. Ich blieb halten, sah nach der Seite hin und erblickte eine Menge Soldaten, die um den Körper, den ich von da drüben bemerkt hatte, im Kreise standen. Da war ich nun freilich nicht nöthig. Aber ich wartete."

„Du lieber Gott, was werden wir hören!"

„Kaum fünf Minuten waren vergangen, so kamen noch viel mehr Soldaten, Offiziere und Gensdarme herbei, Alle nach demselben Orte hin. Sie redeten und warfen mit den Armen um sich. Endlich sah ich, daß sie eine Bahre gemacht hatten und einen Menschen darauf legten. Dieser Mensch war — der Hauptmann."

„Ist's wahr? Ist's gewiß?" fragte der Vetter.

„Ja. Ich sah es ganz deutlich an der Kleidung."

„So ist er da oben herabgestürzt?"

„Höchst wahrscheinlich."

„War er todt?"

„Das weiß ich nicht."

„Ah! Wenn er doch todt wäre!"

„Gut wäre es für Dich und auch für uns."

„Wo mögen sie ihn hinschaffen?" fragte die Alte.

„Das kommt ganz darauf an, ob er todt ist oder ob er noch lebt. Ist er todt, so wird er irgendwo hier eingescharrt, oder sie schaffen seine Leiche sonst irgendwo hin. Lebt er aber noch, so bringen sie ihn sicherlich zu uns."

„Du lieber Herrgott!" rief die Frau erschrocken aus.

„Ja, ganz gewiß, denn es giebt ja in der weiten Umgegend keine Wohnung als nur die unserige."

„Dann sind wir verloren!"

„Noch nicht! Fasse Dich, Mutter! Es fragt sich, ob er uns verrathen wird."

„Ganz sicher, ganz gewiß! Schon aus purer Rachsucht, weil wir ihn fortgewiesen haben!"

„Nur langsam! Wer von der Felsenplatte stürzt, der ist entweder todt, oder er befindet sich in einem Zustande, der das Sprechen ganz von selbst verbietet. Ich denke mir, daß — da, schaut, wer kommt?"

„Mein Himmel! Der Oberförster und gar auch ein Obergensdarm!" rief die Frau, vor Schreck die Hände über den Kopf zusammenschlagend.

„Donnerwetter, da muß ich mich verstecken!" rief der Vetter.

Er wollte eiligst zur Stubenthür hinaus, aber der alte Köhler faßte ihn beim Arme, hielt ihn fest und sagte:

„Halt, Vetter! Entweder ist es verrathen, daß er bei uns gewohnt hat und da magst Du die Folgen auch mit tragen, denn Du bist's ja gewesen, der ihn zu uns gebracht hat. Oder es ist noch nichts verrathen und so kannst

Du ruhig bleiben. Du wirst bei dieser Gelegenheit gleich erfahren, ob die Polizei nach Dir sucht oder nicht."

„Ich muß fort! Laß mich, Vetter, laß mich!"

Während dieser Worte versuchte er, sich loszuringen, aber der Alte hielt ihn mit eiserner Gewalt fest und gebot:

„Du bleibst! Es ist auch bereits zu spät. Schau, da sind sie ja schon an der Hausthür!"

Der Wagner trat in die hinterste Ecke zurück. Er war vor Angst weiß wie Schnee. Jetzt wurde die Thür geöffnet und die beiden Genannten traten ein.

„Guten Morgen!" grüßte der Obergensdarm. „Sie sind der Kohlenbrenner Hendschel?"

„Ja, Herr."

Er sah sich um, erblickte die hier herrschende Armuth und erkundigte sich in Folge dessen:

„Schlafen Sie auf einem Lager oder in Betten?"

„In Betten."

„Wo sind diese?"

„Droben in der Kammer."

„Hm! Wir haben da einen Verwundeten aufgegriffen, der so schwer verletzt ist, daß er unmöglich weiter geschafft werden kann. Wollen Sie ihn aufnehmen?"

„Ja."

„Es wird Ihnen bezahlt werden."

„Ich thue meine Menschenpflicht."

„In der Kammer darf er nicht liegen. Schaffen Sie schleunigst ein Bett hier herein, hier in diese Ecke!"

Die beiden Alten eilten, den Befehl zu erfüllen. Die Beamten setzten sich nieder; sie waren schnell gelaufen, um Zeit zu gewinnen. Der Obergensdarm wendete sich an den angstvoll in der Ecke Stehenden:

„Gehören Sie auch mit in's Haus?"

„Eigentlich nicht."

„Wieso?"

„Ich bin nur auf Besuch hier."

„Wo sind Sie her?"

„Aus Obersberg."

„Ach, Obersberg! Was sind Sie? Doch nicht auch Köhler, denn Kohlenbrenner giebt's dort nicht."

„Nein, ich bin Wagner."

„Und wie heißen Sie?"

„Hendschel."

„Also wie der Köhler hier? So sind Sie mit ihm verwandt?"

„Ja, wir sind Vettern."

„So, so!"

Nach diesen zwei freundlich-gleichgiltigen Sylben wendete er sich ab, dem alten Hendschel zu, der jetzt mit seiner Frau die Betten hereinbrachte.

Dem Wagner war es, als ob ihm der schwerste Mühlstein vom Herzen gefallen sei. Der Obergensdarm war freundlich gewesen, hatte, als er den Namen hörte, keinerlei Bemerkung gemacht, nicht einmal die Miene verzogen. Das war ein sicheres Zeichen, daß nichts zu befürchten war. Er trat aus seiner Ecke vor und half das Bett aufstellen. Das ging so rasch von statten, daß die Drei fertig waren, als der Verletzte gebracht wurde. Als der Zug von weitem zu sehen war, sagte der Obergensdarm zu dem Köhler:

„Haben Sie eine Ahnung, wen wir bringen?"

„Nein."

„Aber Sie wissen, wen wir suchen?"

„Auch nicht."

Der Gensdarm machte ein ungläubiges Gesicht, aber der Oberförster nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Ja, grade so ist der alte Hendschel! Er arbeitet still und fleißig; er thut seine Pflicht und bekümmert sich um weiter gar nichts in der Welt. Hören Sie, Alter, haben Sie denn gar nichts vom Waldkönig gehört?"

„Von dem? O ja, ein paar Male."

„Und vom Hauptmanne?"

„Ja. Auf dem Jahrmarkte sagten sie, das soll ein- und derselbe sein, Herr Oberförster."

„So ist es auch. Vorhin haben wir ihn gefangen."

„Was Sie sagen!"

„Ja. Er ist von der Felsenplatte gestürzt und wird es wohl nicht überleben. Er kann nicht reden, er sieht ganz schrecklich aus. Da, seht!"

Eben wurde die Stubenthür geöffnet und der Verunglückte wurde hereingebracht und unter Anleitung des Arztes ausgezogen und in's Bett gelegt.

Die Bewohner der Hütte zogen sich in die äußerste Ecke zurück; der Oberförster verabschiedete sich, die Offiziere arrangirten draußen ein Bivouac und am Bette nahmen nur der Arzt und der Obergensdarm Platz, um den Patienten nicht aus den Augen zu lassen.

„Schrecklich, schrecklich!" flüsterte der Köhler seiner Frau zu. „Hast Du sein Gesicht gesehen?"

„Ja, Vater."

„Er ist gar nicht zu erkennen."

„Ganz unmöglich!"

„Ich glaube nicht, daß er es überleben wird."

„Er muß ja bereits eine Leiche sein! Horch!"

Der Arzt und der Obergensdarm sprachen halblaut mit einander. Der Letztere fragte den Ersteren:

„Nun, können Sie jetzt etwas Bestimmtes sagen?"

„Vielleicht, wenn ich auch nicht behaupten will, daß es gar nicht anders sein könne. In solchen Fällen läßt sich kein absolutes Urtheil aussprechen."

„Nun?“

„Ich hoffe, daß wir ihn erhalten.“

„Ah! Das wäre höchst erwünscht.“

„Ja. Das Herz ist in Thätigkeit, die Lunge auch. Lägen da Verletzungen vor, so hätte längst eine innerliche Verblutung stattgefunden.“

„Meinen Sie?“

„Ein Gliederbruch liegt auch nicht vor. Nur das Gehirn scheint bedenklich erschüttert zu sein, sonst wäre er während des Transportes erwacht. Er ist die Felsen hinaufgeschafft worden und wieder hinab, das hätte Einem, der nicht in dieser Weise betäubt ist, die entsetzlichsten Schmerzen verursacht. Die Zunge werde ich sogleich in Behandlung nehmen. Sie wird um so eher heilen, je länger er in Unbeweglichkeit und Betäubung verbleibt.“

„Wann kann er erwachen?“

„Heute, oder auch erst nach Wochen.“

„O weh! Im letzteren Falle müssen wir ihn von hier fortschaffen.“

„Das kann ich nicht gestatten.“

„Ah! Warum?“

„Es muß uns daran liegen, sein Leben zu erhalten. Leider ist das Leben eines solchen Verbrechers — möchte man sagen — viel mehr werth, als dasjenige jedes ehrlichen Menschen. Wenigstens muß der Criminalist so denken.“

„Natürlich denke ich ebenso.“

„Jede Ortsveränderung aber kann tödtlich sein.“

„Aber wie ist es möglich, ihn hier zu lassen?“

„Für's Erste wird er nicht entfliehen. Darauf können Sie tausend Eide schwören.“

„Und dennoch muß er in strengste und unausgesetzte Bewachung genommen werden!“

„Dagegen habe ich nicht nur nichts einzuwenden, sondern ich empfehle es sogar angelegentlichst an.“

„Wie aber ihn hier bewachen?“

„Das ist Ihre Sache, oder vielmehr diejenige des betreffenden Staatsanwaltes.“

„Sollen wir ihn mit Ketten schließen?“

„In diesem Zustande? Unmöglich!“

„Einen Gefängnißwärter an sein Bett setzen?“

„Meinetwegen!“

„Oder Militärposten um das Haus legen?“

„Das wäre das Beste. Jedenfalls ist ärztliche Behandlung jetzt das Allernothwendigste. Meine anderweiten Pflichten erlauben mir nicht, hier auszuharren; aber ich bin der Ansicht, daß ein tüchtiger Arzt nur allein für ihn beschafft werden muß. Derselbe hat hier zu bleiben und hier zu wachen, bis das Leben des Kranken außer aller Gefahr ist. Ich aber muß heute noch fort.“

„So wird es gerathen sein, zu telegraphiren."

„Ja. Thelegraphiren Sie nach der Residenz, meinetwegen direct an den Justizminister, nach Verhaltungsvorschriften. Bitten Sie um einen Criminalbeamten und um einen tüchtigen Arzt. Beide aber müssen noch am heutigen Tage hier eintreffen."

„So werde ich schleunigst abreisen. Vorher aber wollen wir thun, was wir bisher noch unterlassen haben, nämlich seine Taschen durchsuchen."

Er nahm die Kleider her und visitirte die Taschen. Es fand sich nichts, gar nichts als das Stück Brod, welches der Baron sich in der Frühe abgeschnitten hatte.

„Hm!" brummte der Obergensd'arm. „Auch kein Leckerbissen für einen Baron. Aber woher mag er dieses Brod wohl haben?"

Der Arzt nahm es aus seiner Hand, betrachtete es und meinte dann:

„Das ist nicht alt; das ist erst heute von einem Laibe abgeschnitten worden!"

Die alte Köhlersfrau stieß ihren Mann an und flüsterte:

„Um Gotteswillen! Sie werden es doch nicht merken!"

„Warte es ab!"

Der Blick des Gensd'armen fiel wirklich auf den Tisch, auf welchem das Brod noch immer lag, doch war von demselben bereits mehr abgeschnitten und gegessen worden.

„Das ist ja auch ganz solches Haferbrot," sagte er. „Zeigen Sie doch einmal her!"

Er paßte die Schnitte an den Laib an und meinte dann:

„Ja, ganz dasselbe. Haben Sie heute Brod verschenkt oder ein Stückchen verkauft, Herr Hendschel?"

„Nein."

„Es ist auch kein Fremder hier heute eingekehrt?"

„Nein."

„Dachte es mir, doch muß man nach Allem fragen. Der Hauptmann kann ja gar nicht aus dieser Richtung gekommen sein, sondern von jenseits."

„Wieso?" fragte der Arzt.

„Der Herr Lieutenant von Willmers hat im Walde einen Touristen getroffen, dem der Hauptmann begegnet ist. Dieser Tourist war ein Amerikaner. Ihm haben wir es eigentlich zu verdanken, daß wir diesen Fang gemacht haben, denn er hat die Aufmerksamkeit des Lieutenants auf ihn gelenkt. Der Hauptmann, oder vielmehr der Baron hier ist am Felsen emporgestiegen, von unten nach oben, also kann er doch nicht aus der Richtung dieses Hauses gekommen sein."

„Gott sei Dank!" flüsterte die Köhlerin.

„Hoffentlich geht Alles gut!" antwortete ihr Mann ebenso leise. „Wie steht es mit Dir, Vetter?"

„Ah, habe ich Angst ausgestanden!"

„Es hat doch noch kein Mensch etwas gesagt!"

„O ja, doch! Als Ihr droben in der Kammer waret, um das Bett herabzuholen.“

„Wer denn?“

„Der Obergensd'arm.“

„Was sagte er denn?“

„Er fragte, wer ich sei, wie ich heiße, woher ich bin und was ich hier bei Euch will.“

„Du hast ihm die Wahrheit gesagt?“

„Ja.“

„Und was meinte er dazu?“

„Gar nichts. Er blieb ganz freundlich.“

„Na, siehst Du, daß ich Recht hatte! Es ist für Dich gar keine Gefahr vorhanden. Du kannst ganz ruhig zu den Deinen zurückkehren. Am Besten ist es, wenn Du das heute noch thätest.

„Soll ich Euch allein lassen bei der Last, die nun jetzt auf Euch liegt?“

„Du kannst uns auch nichts helfen und wirst daheim viel nöthiger gebraucht als hier bei uns.“

Jetzt erhob sich der Obergensd'arm von seinem Stuhle, trat herbei und sagte in freundlicher Weise:

„Es thut mir leid, daß Sie eine solche Belästigung erfahren müssen, aber Sie sehen doch wohl ein, daß wir den Verunglückten nicht weiter schaffen konnten?“

„Er mag hier bleiben, wenn es Ihnen recht ist.“

„Gut! Man wird Sie entschädigen; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Kranke ein schwerer Verbrecher ist. Er ist unser Gefangener. Sie würden einer strengen Strafe verfallen, wenn Sie sich nicht nach meiner Bemerkung richten wollten.“

„Ich habe keine Veranlassung dazu.“

„Es ist sogar möglich, daß man Ihnen heimlich Geld bietet, viel Geld, um den Gefangenen zu befreien. So etwas haben Sie uns unverzüglich zu melden. Ich gehe jetzt fort. Es wird noch heute ein Gerichtsbeamter kommen, welcher Ihnen bis in's Einzelnste sagen wird, wie Sie sich zu verhalten haben. Adieu!“

Er verabschiedete sich auch vom Arzte und ging. — —

Das kleine, freundliche Städtchen Langenstadt, nach welchem sich der jetzt als Amerikaner verkleidete Flüchtling begeben wollte, liegt zwischen den Ausläufern des Gebirges an einer Secundärbahn. Sich vom Fuße eines von Gärten umfaßten Berges zur Höhe ziehend, führt seine letzte Straße nach dem Schlosse der Scharfenbergs, welches hell und stolz die Gegend überschaut.

Nur ein Wenig über eine halbe Wegstunde von Langenstadt entfernt, liegt, auch am Fuße eines Berges, der Ort Randau, und oben auf der Höhe erhebt sich das Schloß gleichen Namens, zu welchem viele und große Ländereien der Umgegend gehören.

Schloß Langenstadt und Schloß Randau beherrschen die ganze Gegend,

geben ihr ein eigenthümliches, vornehmes Gepräge und haben seit alten Zeiten mit einander in sehr freundlicher Beziehung gestanden, da die Scharfenberg's und die Randau's stets gute und fröhliche Nachbarschaft gehalten hatten.

Nur in allerneuster Zeit war darin eine Aenderung eingetreten. Lieutenant Edmund von Randau, welcher bei der Artillerie in Rollenburg stand, nahm es mit seinem Berufe ernst, während Lieutenant von Scharfenberg zum Spieler herabsank und endlich gar als Falschmünzer in die Hände der Criminalpolizei fiel.

Heute nun herrschte ein etwas regeres Leben als gewöhnlich auf Schloß Randau. Es war nämlich der Geburtstag des Schloßherrn, und sein Sohn, der Lieutenant, war gekommen, um diesen Tag bei den Eltern zu verleben. Es gab noch einen zweiten, jüngeren Sohn, welcher sich aber in großer Entfernung in einer Erziehungsanstalt für adelige Söhne befand und nicht kommen konnte, weil er sich eben jetzt auf sein Examen vorbereitete.

Es war am Vormittage. Die Frühlingssonne lachte zu den Fenstern herein, und Vater, Mutter und Sohn saßen in guter Stimmung bei einander, in einem eifrigen Gespräch begriffen. Jedes erzählte die Neuigkeiten, welche es für die anderen aufgespeichert hatte.

„Also gab es jetzt in der Residenz ganz Außerordentliches zu erleben," sagte der Freiherr von Randau.

„Ja, wie wohl niemals, lieber Vater."

„Und diese Ereignisse haben sogar bis nach Rollenburg ihre Wellen geworfen?"

„Und mich auch mit getroffen."

„Dich? Wieso?"

„Davon nachher, lieber Vater. Sind doch diese Wogen selbst bis nach Schloß Langenstadt gekommen."

„Leider, leider! Wer hätte das gedacht! Wäre der Lieutenant von Scharfenberg denn wirklich für schuldig befunden worden?"

„Kein Mensch zweifelt daran. Die Herren vom Gericht schonen den alten Namen und den Director von Scharfenberg, sonst würde noch von anderen Dingen gesprochen. Ich bin zufällig unterrichtet. Ich habe die Ehre, mit einem Herrn zu verkehren, welcher seit einiger Zeit in der Residenz, ja im ganzen Lande eine geradezu erstaunliche Rolle spielt."

„Wen meinst Du da?"

„Den Fürsten von Befour."

„Ah, den kennst Du? Mit ihm verkehrst Du?"

„Seit ich in der Residenz wohne."

„Wie? Was? Wohne?"

„Ja, lieber Vater."

„Du wohnst in der Residenz?"

„Ja."

„Aber, Edmund! Davon weiß ich kein Wort!"

„Ich wollte es Dir eben heute mittheilen."

V. S.

„So bist Du aus Rollenburg fort?"

„Ja."

„Warum?"

„Es sind da Sachen geschehen, welche mit den Ereignissen in der Residenz in enger Beziehung stehen: Mädchenverführungen, Menschenhandel und Anderes. Kameraden von mir waren mit verwickelt. Es war das ein Schmutz und ein moralisches Elend. Ich mochte es nicht mehr mit ansehen und bat um Versetzung."

„Sie wurde Dir gewährt?"

„So schnell nicht. Ich wollte aber keine Woche länger bleiben, nahm daher Urlaub auf unbestimmte Zeit, schnürte mein Bündel und wanderte nach der Residenz."

„Ohne Deinen Eltern ein Wort davon zu sagen! Für diese geradezu verbrecherische Insubordination verdienst Du eine ganz außerordentliche Strafe!"

Aber der Freiherr machte gar kein Gesicht wie ein strafender Vater. Er blinzelte vielmehr seiner Gemahlin verstohlen zu, als ob er sich über das, was er tadelte, eigentlich ganz herzlich freue.

„Du wirst mir Deine Verzeihung und nachdrückliche Erlaubniß nicht vorenthalten," sagte der Lieutenant, „wenn ich Dir das Alles recht ausführlich erzähle."

„Möglich! Für jetzt aber bin ich ganz grimmig zornig."

„Du? Ah! Zornig!"

„Glaubst Du etwa das Gegentheil?"

„Gewiß."

„Oho!"

„Meinst Du, ich sehe die Blicke nicht, welche Du der Mutter so verstohlen zuwirfst?"

„Spitzbube!"

„Ja, ich habe Dir nicht sofort geschrieben; Du aber scheinst auch gewisse Heimlichkeiten zu haben."

„Ich? Gegen wen?"

„Gegen mich."

„Siehe keine Gespenster!"

„Gespenster wohl nicht. Aber Du hast ganz und gar das Aussehen einer geladenen Kanone, welche so gern losdonnern möchte und es sich doch nicht getraut."

„Nicht getraut? Mensch, meinst Du, daß ich, Dein Vater, mich vor Dir fürchte?"

„Ja."

„Sapperment! Das ist stark!"

„Aber sehr wahr!"

„Abermals oho!"

„Da kann kein Oho helfen! Du und Mutter, Ihr habt uns zwei Buben ganz gehörig verzogen. Ihr habt nur darnach getrachtet, uns das Leben leicht,

hell und angenehm zu machen. Giebt es nun einmal etwas Unangenehmes, so getraut Ihr Euch nicht heraus, Ihr bekommt Angst, Ihr zittert vor Euern eigenen Kindern."

Er hatte das natürlich im Scherze gesprochen. Auch die Eltern lachten. Der Vater drohte ihm erst nur mit dem Finger, machte dann gar eine Faust und sagte:

„Bursche, der Du bist! Wart, wenn wir Euch bisher verzogen haben, so wollen wir umkehren, weil es noch Zeit zu sein scheint. Wir werden Rabeneltern werden."

„Ah! Fürchte mich nicht! Aber, um nun auch ernst zu sein: Du hast wirklich etwas auf dem Herzen. Nicht?"

„Na ja, ich will es gestehen."

„Für mich?"

„Für Dich persönlich."

„Etwas Unangenehmes?"

„Eigentlich ja, aber es ist sehr leicht angenehm zu machen."

„Werden sehen! Bitte, schieß los!"

„Hm! Ja! Ich sehe, daß Du Recht hast: ich habe wirklich das rechte Herze nicht."

Auch die Freifrau war ernst geworden. Sie nickte ihm aufmunternd zu und bat:

„Fasse Dir Muth! Heraus muß es doch. Er mag dann entscheiden. Was er wählt, soll gut sein."

„Entscheiden?" fragte der Lieutenant. „Wollt Ihr mich vielleicht als einen Hercules auf den Scheideweg stellen?"

„Ja, das ist es," sagte der alte Freiherr. „Nämlich Du weißt doch, daß Curt, Dein Bruder, jetzt im Begriffe steht, das Examen zu machen?"

„Natürlich weiß ich das."

„Weißt Du auch, welch ein Examen?"

„Freilich. Er will zur Universität."

„Das haben auch wir geglaubt. Aber er hat, ohne uns zu fragen, auf etwas ganz anderes hingearbeitet.

„Worauf denn?"

„Er will zur Marine."

Mit diesem Worte war das Geheimniß ausgesprochen. Ging der jüngere Sohn zur Marine, so mußte der ältere den Dienst quittiren und auf alle Carrière verzichten, um die Bewirthschaftung der Güter zu übernehmen.

Vater und Mutter ließen ihre Blicke forschend auf dem Sohne ruhen, um in seinem Gesichte den Eindruck zu lesen, den die Worte des Ersteren hervorgebracht hatte. Edmund aber erhob sich langsam von seinem Sitze, schritt einigemale in dem Zimmer auf und ab, trat dann an das Fenster und blickte lange Zeit schweigsam hinaus.

Als er sich dann endlich wieder in das Zimmer zurückwendete, sah seine Mutter, daß er eine Thräne in dem Auge stehen hatte.

V. S.

„Edmund!“ rief sie, aufspringend und den Arm um ihn legend. „Du sollst nicht weinen. Es fällt Dir zu schwer.“

„Ja. Gut,“ sagte sein Vater. „Es mag also Alles beim Alten bleiben!“

Der Lieutenant führte die Mutter wieder zu ihrem Platz zurück, setzte sich auf den seinen und sagte:

„Ich habe entschieden, und dabei bleibt es!“

Es lag eine feste, unumstößliche Entschlossenheit in seinem männlich schönen Angesicht.

„Entschieden? So schnell?“ fragte seine Mutter.

„Ja. Ihr kennt mich ja. Es ist übrigens bei uns nicht wie in so vielen anderen Häusern. Wir lieben uns; es hat noch niemals eine Wolke zwischen uns gegeben. Wir brauchen uns keine langen Reden zu halten, sondern was das Eine wünscht und sagen möchte, das ahnt und weiß das Andere ohne viele Einladungen und Begründungen. Curt wird, das ist sicher, nie ein Landwirth werden.“

Diese letzten Worte sagten dem Vater, was der Sohn für eine Entscheidung getroffen habe. Dennoch aber fragte er in unbestimmter Weise:

„Meinst Du?“

„Ja, und Ihr meint es auch.“

„Er ist allerdings viel zu unruhig.“

„Gewiß. Ihr wißt zwar, daß ich für den Officier schwärmte, von Avancement träumte. Ich wollte General werden und was Alles. Ich kann auch sagen, daß ich die Zufriedenheit und die Achtung meiner Vorgesetzten besitze, aber — aber —“

Er zögerte, darum meinte sein Vater:

„Was aber?“

„Denkt an den Kranich, den Hagenau! Hohler Kopf, Geld und Adelsstolz und mehr als fragliche Conduite. Denkt an den Scharfenberg! Ein Falschmünzer! So kenne ich noch Mehrere, noch Viele. Es hat Stunden gegeben, in denen ich mich vor den Kameraden ekelte. Curt mag also zur Marine gehen.“

„Wie? Du willst also resigniren?“

„Ja.“

„Wirklich?“

„Gewiß. Mein jetziger Urlaub mag der Uebergang zu dem Abschiede sein, um den ich einkommen werde.“

„Lieber, lieber Edmund!“ sagte seine Mutter, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte. „Du bringst uns ein großes Opfer, aber Du nimmst uns auch eine große Sorge vom Herzen, das glaube mir.“

Auch der Freiherr drückte ihm gerührt die Hand und sagte:

„Bedenke, daß ich nicht mehr der Jüngste bin! Ehe Curt das Alter hätte, für mich einzutreten, würde ich mir die Knochen hohl gearbeitet haben. Ich bedarf viel eher der Ablösung. Du bist zwar an die Geselligkeit der

Garnison gewöhnt, das wirst Du vermissen; aber wer verbietet Dir denn, Dich zu erheitern, wenn es Dir überhaupt beliebt, lustig zu sein."

„Vater, ich habe diese Geselligkeit weniger genossen, als Du vielleicht denkst. Der Dienst und meine Bücher standen mir viel höher, als solche Zerstreuungen."

„Und doch," bemerkte die Mutter, „bedenke, wie spät Du als Officier an eine Selbstständigkeit, an einen eigenen Heerd denken kannst?"

„Aha," lachte er fröhlich auf. „Jetzt kommt es!"

„Was?"

„Das Lieblingswerk der Mütter, überhaupt aller Frauen. Soll ich heirathen, Mutter?"

„Warum nicht?"

„Hast Du ‚Eine' für mich?"

„Sogar Viele," stimmte sie lustig ein.

„Zähle sie auf!"

„Das ist nicht nöthig. Siehe Dich nur um! Du kannst ja wählen lieber Edmund."

„Das kann ich nicht."

„Ah! Warum nicht?"

„Weil mein Schicksal bereits entschieden ist: Ich werde mich niemals verheirathen!"

„Du scherzest."

„Es ist mein Ernst."

„Papperlapapp!" sagte der Freiherr. „So sagt ein Jeder, der noch nicht angebissen hat. Ich war auch so. Jetzt aber meine ich, daß es die allergrößte Dummheit auf Erden ist, ohne Weib zu bleiben.

Edmund war ernst geworden. Er blickte still vor sich nieder, sah Vater und Mutter mit einem Blicke an, den sie noch nie bei ihm bemerkt hatten, und sagte:

„Ich spreche im vollen Ernste. Ich bleibe ledig."

„Mein Gott, lieber Edmund, hast Du denn einen stichhaltigen Grund dazu?"

„Ja."

„Darf man ihn erfahren?"

Er kämpfte mit sich selbst. Man sah, es wurde ihm sehr schwer; endlich sagte er:

„Ja, Ihr sollt ihn erfahren. Heute ist nicht nur Vaters Geburtstag, sondern es ist überhaupt ein wichtiger Tag, welcher über Curt's Zukunft und auch über die meinige entschieden hat. Da will ich einmal von dieser Angelegenheit sprechen, die ich nie erwähnen wollte, heute, das erste aber auch das letzte Mal."

Die Mutter blickte angstvoll zu ihm herüber. Sie legte wie betend die Hände zusammen und fragte:

„Edmund, Du liebst?"

„Ja, Mutter.“

„Eine Unwürdige?“

„Nein.“

„Das Weib eines Andern?“

„Auch nicht. So ein Wahnsinn wäre bei mir ja überhaupt eine absolute Unmöglichkeit.“

„Also ein Mädchen doch?“

„Ja.“

„Und sie liebt Dich nicht wieder?“

„Vielleicht doch, liebe Mutter.“

„Aber dann begreife ich nicht, warum diese Liebe eine unglückliche sein soll!“

„Sie ist eine unglückliche, weil Ihr niemals Eure Einwilligung geben würdet.“

„So denkst Du von uns!“

„Ja.“

„Wie wir Dich aber kennen, würdest Du uns nur eine Dame bringen, welche wir mit Freuden als Tochter begrüßen könnten.“

„Das ist wahr. Aber weil Ihr dies in diesem Falle nicht thun würdet, werde ich sie Euch eben nicht bringen.“

„So sage uns den Grund! Wir sind Dir dankbr für Deine Offenheit. Nicht einmal Eltern haben das Recht, in solche Geheimnisse ihrer Kinder einzudringen. Da Du uns aber selbst Dein Herz öffnest, so bitte ich Dich, uns lieber ganz klar sehen zu lassen.“

„Das sollt Ihr, obgleich es mir unendlich schwer fällt, mir diese Wunde noch tiefer in das Herz zu treiben.“

„Also bitte, welcher unglückliche Umstand herrscht hier vor?“

„Sie ist bürgerlich.“

„Sapperment!“ meinte der Freiherr.

Er liebte seinen Stammbaum, obgleich er nicht etwa einen starren Ahnenstolz besaß. Seine Frau machte eine abwehrende, begütigende Handbewegung und sagte:

„Man schreitet allerdings lieber eine Stufe hinauf als hinab, aber Beispiele, daß die Tochter eines bürgerlichen Hauses sich gern und gut mit den Ahnen des Mannes in die Reihe stellen konnte, sind jetzt gar nicht mehr selten!“

„Ich danke, liebe Mutter! Wäre es nur das Eine, so würde ich keine Sorge haben.“

„Also giebt es noch etwas?“

„Ja. Sie ist die Tochter eines Zuchthäuslers.“

„Herr, mein Gott!“

Die Freifrau war vor Schreck leichenblaß geworden. Sie kannte ihren Sohn. Sie wußte, daß er nur ein einziges Mal lieben werde. Jetzt nun war es mit seinem Lebensglück zu Ende; das sah sie ein. Während nun sie

nur daran dachte, daß ihr Sohn elend und unglücklich sei, dachte der Freiherr nur an die Schande. Er fuhr auf:

„Mensch, bist Du toll!"

Edmund zuckte wortlos die Achsel.

„Die Tochter eines Zuchthäuslers zu lieben!"

„Sie kann nichts dafür!"

„Ah! Was hat er gethan?"

„Unterschlagung."

„Pfui Teufel! Seinen Prinzipal betrogen?"

„Ja."

„Nun schweig, schweig! Ich mag nichts mehr wissen."

„Und doch muß ich Euch noch eins mittheilen."

„Was denn noch?"

„Etwas noch Schlimmeres."

„Als Zuchthaus?"

„Ja."

„Das könnte doch nur —"

Er hielt inne, indem er einen Blick auf die Freifrau warf.

„Sprich es aus!" bat sein Sohn, indem er ihm kalt und ruhig in das Auge blickte.

„Schlimmer als das Zuchthaus giebt es nur eins."

„Nenne es!"

„Das Haus der verlorenen Schamhaftigkeit, der für einen Jeden käuflichen Zärtlichkeit."

„Das meine ich."

„Kerl, was willst Du sagen? Ich verstehe Dich nicht."

„Ich will sagen, daß sie in einem solchen Hause gewesen ist."

Da fuhren Beide, Vater und Mutter, von ihren Stühlen auf. Die Letztere stieß einen Weheruf aus, der Erstere aber sagte:

„Jetzt muß ich annehmen, daß Du verrückt geworden bist."

„Sehe ich etwa wie ein Verrückter aus?"

„Beinahe!"

Der Freiherr war kein hervorragender Menschenkenner, aber doch merkte er, daß sich hinter der scheinbaren Ruhe seines Sohnes etwas ganz Anderes verbarg. Auch die Mutter blickte bestürzt und mit sichtlicher, ängstlicher Besorgniß in das bleiche Gesicht ihres Sohnes. Sie legte ihm die Hand auf die mit Schweißperlen bedeckte Stirn und fuhr erschrocken zurück.

„Edmund!" fuhr sie auf. „Du bist krank!"

„Nein, Mutter, nein."

„Aber Deine Stirn ist wie Eis!"

„Nur für diesen Augenblick. Sei ruhig. Es geht vorüber. Aber Ihr werdet nun glauben, daß ich einsam bleiben und niemals an eine Verbindung denken werde."

Der Freiherr wußte nicht, ob er fluchen, zanken, lachen oder weinen solle. Er rannte erregt hin und her und sagte dabei:

„So ein Geburtstag! Ich bin an dem Jungen vollständig irre geworden! Mensch, mußt Du Dich denn gerade in die Tochter eines Zuchthäuslers verlieben?“

„Ich trage keine Schuld.“

„In ein Mädchen, welches gar in einem solchen Hause gewesen ist! Das ist doch mehr als stark!“

„Und dennoch kann ich es nicht ändern. Ich bin nicht allmächtig. Wenn die Sonne scheint, kann kein Mensch ihrem Strahl gebieten, daß er wegbleibe!“

„Aber einen Sonnenschirm kann man aufspannen! Wie hast Du dieses Frauenzimmer denn kennen gelernt?“

„Eben in jenem Hause.“

„Mensch, sage nein, sage nein!“

„Ja.“

„So bist Du dort gewesen?“

„Ja.“

„Alle tausend Teufel! In solchen Häusern läufst Du herum, Du, mein Sohn, ein Randau!“

„Es ist ein allereinziges Mal geschehen, und da wurde ich von meinen Kameraden dazu gezwungen. Ich hatte mein Wort gegeben, mit ihnen zu gehen, ohne daß ich wußte, wohin sie gehen wollten. Der Hagenau hatte es entrirt.“

„Der? Hole ihn der Teufel! Aber wenn Du Dein Wort gegeben hattest, so mußtest Du es halten, das ist wahr. Doch hoffe ich, daß ich Dich nicht verachten muß!“

„Nein. Ich habe da ganz im Gegentheile Gelegenheit gefunden, drei arme, unschuldige Kinder, welche man mit Gewalt unglücklich machen wollte, zu befreien und den Ihrigen zurückzugeben.“

„Ah, brav! Und da war sie dabei?“

„Ja.“

„Hm! Wie im Roman. Man rettet ein Mädchen und verliebt sich in sie. War sie schön?“

„Wie ein Engel.“

„Redensart!“

„Vater, ich wette mein Leben, daß Du an meiner Stelle auch nicht anders gefühlt und gehandelt hättest!“

„Danke für gütige Beurtheilung! Der Zuchthäusler hat also seine Tochter wieder?“

„Ja. Der Vollständigkeit wegen will ich Dir sagen, daß er unschuldig verurtheilt worden ist.“

„Ah, was Du nicht Alles weißt!“

„Er ist vor Kurzem freigesprochen und dabei für unschuldig erklärt worden!“

„Nachdem er seine Strafe abgesessen hat?“

„Ja. Nur während seiner Gefangenschaft war es möglich, daß ein Menschenhändler sich seiner Tochter bemächtigen konnte. Sie glaubte, eine ehrenvolle Stellung zu erhalten und merkte erst, als die Riegel hinter ihr klirrten, daß sie betrogen worden sei.“

„Satan! Solche Sachen passiren?“

„Ja. Ich will Dir Namen nennen. Kennst Du vielleicht den armen, aber braven Holzschnitzer Weber drüben in Langenstadt?“

„Natürlich. Er kauft mir mein Obst ab, um sich damit seinen Unterhalt zu verdienen. Schnitzen kann er nicht mehr.“

„Nun, dessen Tochter war unter den Dreien.“

„Etwa gar die Magda?“

„Ja.“

„Die sich nach der Residenz vermiethet hat?“

„Ja. Man hat sie halb mit Gewalt und halb mit List nach Rollenburg geschleppt. Ich kam gerade zur rechten Zeit!“

„Frau, hörst Du es? Die Magda, die wir immer so gern gehabt haben. Ist das möglich!“

Die Freifrau schüttelte den Kopf und fragte:

„Weiß ihr Vater davon?“

„Nein. Ich gab ihr den Rath, es ihm zu verschweigen, da er sich ja ungeheuer kränken würde.“

„Recht so! Aber die Schuldigen werden doch bestraft?“

„Natürlich! Sie befinden sich längst in Gefangenschaft.“

Da legte ihm der Freiherr die Hand auf die Achsel und sagte:

„Höre, Edmund, Deine Offenbarungen haben mich überrascht, und so kam es, daß ich heftig wurde. Aber Du darfst die Sache nicht so romantisch nehmen. Du hast ein schönes und unschuldiges Mädchen gerettet — gut! Du hast ein gewisses Wohlgefallen an ihr gefunden — auch gut! Sie hat unschuldig gelitten und ihr Vater auch, und das hat Dein gutes Gemüth in Aufregung gebracht — auch gut, auch! Aber was nun weiter? Warum solche vorübergehende Sachen zu einer Tragik ausarbeiten, welche Dir später komisch erscheinen wird?“

„Es ist jetzt ebenso wenig tragisch, wie es mir später komisch vorkommen wird, lieber Vater. Ich nehme es, wie es in Wirklichkeit ist, nicht anders.“

„Das denkst Du jetzt. In der Jugend pulsirt das Blut rascher durch die Adern, als in späteren Jahren. Darum erscheint Alles vergrößert, das Glück sowohl wie auch das Unglück! Es mag sein, daß Du ein eigenartiger Character bist. Du bist ernst, stolz, streng mit Dir und tief gegründet. Du hast niemals oberflächliche Gefühle und Regungen gekannt. In diesem Falle wirst Du sehen, daß Du Dich geirrt hast. Ich sehe die Zeit kommen, in

der Du es einsiehst und an dieses Mädchen nur so denkst wie an jede andere Gleichgiltige."

„Nie!"

„Ah, es darf nur die Richtige kommen!"

„Sie war bereits da!"

Der Freiherr hatte erkannt, daß er seinem Sohne nichts vorzuwerfen habe; dies gab ihm seine gute Laune zurück. Er lachte fröhlich auf und meinte:

„O, es dürfte nur so ein Püppchen kommen wie die Mutter in ihren jungen Tagen war, oder, ah, Sapperment!"

Er schnippste mit den Fingern.

Auch die Freifrau lächelte. Sie fragte:

„Was ist das für ein Geschnippse mit den Fingern? Hast Du denn gar so etwas Delicates gesehen?"

„O, delicat ist gar kein Wort für sie. Sie war ein Engel, eine Göttin, eine Königin!"

„Sie? Also handelt es sich um eine Dame?"

„Ja."

„Schäme Dich! in Deinen Jahren noch so begeistert zu sein!"

„Das darf ich mir bieten, denn durch Dich bin ich sicher vor Verführung. Ich wollte nur sagen: Wenn hier unser Edmund diese Dame gesehen hätte — ah!"

„Was wäre dann?" fragte der Lieutenant.

„Dann wärst Du — kurirt, ja, kurirt, mit einem Worte!"

„Das ist viel behauptet!"

„Aber ich weiß, was ich sage. Sie war schön, schwarz wie die Nacht, stolz, edel, und doch lag in ihrem Gesichte ein Weh, ein unterdrücktes Leiden, ich weiß nicht, was. Sie ging ja auch in Trauer."

„Hast Du mit ihr gesprochen?"

„Ja, natürlich. Auch mit ihren beiden Begleitern."

„Ah, sie hatte Begleiter? Hm!"

„Da giebt es nichts zu hm! Der Eine schien der Aehnlichkeit nach ihr Vater zu sein und der Andere — — —"

„Ihr Mann," fiel Edmund schnell ein.

„Vorwitz! Großer Vorwitz, mein Junge! Du kannst über solche Sachen gar kein Urtheil haben."

Er war ganz in Begeisterung gerathen. Die Freifrau sah ihn lächelnd an und sagte:

„Höre, mir wird angst um Dich!"

„Warum?"

„Und sogar auch um mich! Der Anblick dieser Dame hat Dich ja ganz aus dem Häuschen gebracht!"

„Beinahe, ganz richtig! Uebrigens fuhren sie erster Classe."

Da wurde der Lieutenant aufmerksam. Er fragte:

„Wann war das?"

„Nun, heute."

„Ah, so!"

„Ja. Als ich in Grünthal in's Coupé stieg, saßen sie bereits drin. Ich war in Grünthal bei Barons geblieben und in diesen Zug gestiegen, um zeitig bei Euch zu sein. Zwei Herren und eine Dame. Famose Gesellschaft und famose Unterhaltung! Man stellt sich natürlich bei so kurzer Reisestrecke nicht vor; ich weiß also gar nicht, wer sie sind; aber ich bleibe dabei: hättest Du die Dame gesehen, so wäre es um Dich geschehen gewesen."

Das Gesicht des Lieutenants hatte sich mit einem Male geröthet, und seine Augen glänzten fast entzückt.

„Drum konntest Du Dich, als Du hier in Randau ausstiegst, auch gar nicht trennen," sagte er. „Du machtest diesem Coupé immer und immer wieder Complimente."

„Dem Coupé nicht, aber den Insassen. Sie nickten ja immer wieder!"

„Dir?"

„Wem sonst?"

„Hm! Vielleicht zunächst Dir, dann aber jedenfalls einem Andern, der in Deiner Nähe stand."

„Wer sollte das gewesen sein?"

„Denke nach!"

„Du holtest mich ab; Du standest hinter mir. Dich kennen sie gar nicht. Und neben mir standen einige Bauern, denen die Grüße sicher nicht gegolten haben. Wüßte ich nur, wohin sie reisten! Ich wollte nicht fragen."

„Was das betrifft, so kann ich Dir dienen: Sie sind in Langenstadt ausgestiegen."

Da sah ihn der Freiherr ganz erstaunt an und fragte:

„Das willst Du wissen?"

„Ganz genau sogar."

„Was wollen sie dort?"

„Der Beisetzung der beiden Scharfenbergs beiwohnen."

„Sind es denn Verwandte der Familie?"

„Nein, doch Bekannte."

„Kennst Du sie?"

„Sehr gut."

„Sapperment! So haben etwa Dir ihre Verbeugungen gegolten und gar nicht mir?"

„Möglich. Ich verbeugte mich auch, nämlich hinter Dir, gerade so wie Du. Wir müssen von dem Coupé aus ein höchst effectvolles Ensemble gebildet haben."

„Superfein! Ah, da bin also ich der Blamirte! Darum also lächelten sie so eigenthümlich! Ich dachte, sie lächelten aus Wohlgefallen über meine Höflichkeit!"

„So hast Du Dich allerdings schauderhaft exponirt."

V. E.

„Na, wir sind doch auch zur Beisetzung geladen. Da wird es also Gelegenheit geben, ihnen eine bessere Meinung über mich beizubringen."

„Schön!" Aber die Hauptsache vergissest Du!"

„Was?"

„Ihre Namen."

„Ah, Du weißt gar ihre Namen?"

„Natürlich! Ich werde doch die Namen von Personen kennen, welche mich mit so ostensibler Freundlichkeit grüßen."

„Dann schnell! Wer waren die Herrschaften?"

„Der Jüngere der Herren, mit dem goldenen Klemmer, war der Fürst von Befour."

Der Freiherr machte den Mund auf und sagte:

„Von Be — — — —"

Weiter brachte er nichts heraus.

„Ja, von Befour, welcher auch unter dem Namen des Fürsten des Elendes bekannt ist."

„Himmel! Beide sind eine Person?"

„Ja."

„Hätte ich das gewußt! Ah! Mir wird vor Erstaunen die Cravatte zu enge! Du irrst Dich doch nicht?"

„Nein."

„Du könntest ihn verkannt haben."

„Ich kenne ihn wie Dich! Uebrigens erfuhr ich vorgestern von ihm, daß er eine Einladung nach Langenstadt erhalten habe."

„Gut, gut! Diese Scharte wird sich auswetzen lassen. Wer aber war der andere Herr?"

„Der Secretair des Fürsten."

„Ah! Wie heißt er?"

„Petermann."

„Nur Petermann oder „von" Petermann?"

„Nur."

„Also nicht von Adel?"

„Leider nein."

„Na, schadet nichts. Er war ein feiner und kenntnißvoller Mann und machte einen bedeutenden Eindruck. Ich habe wohl kaum jemals eine so hohe und breite Stirn gesehen, wie dieser Petermann hat. Und die Dame?"

„Ist seine Tochter."

„Dachte es! Und Du kennst sie?"

„Bereits längst."

„Wunderbar!"

„Ja, Du siehst also, daß ihr Anblick mich nicht kuriren kann. Uebrigens würde es Dir jedenfalls auch nicht erwünscht sein, mich von ihr kuriren zu lassen."

„Hm! Ich weiß wirklich nicht, was ich thun würde! Sie hat mich

wirklich geblendet; sie könnte auch ganz und gar für sich gewinnen. Er ist bürgerlich, wohl auch arm?"

„Freilich."

„Ja, aber trotzdem sind die Persönlichkeiten von Vater und Tochter wirklich frappant aristokratische Erscheinungen. Deine Mutter ist zwar gegenwärtig, und ich sollte also schweigen; aber ich sage Dir trotzdem in aller Aufrichtigkeit, daß ich mich sehr wundere, daß Dich diese junge Dame so kalt gelassen hat."

„Du an meiner Stelle hättest Dich wohl erwärmt gefühlt?"

„Ich glaube, ja."

„Vielleicht noch mehr als erwärmt?"

„Hm! Ich will als vorsichtiger Gatte und Vater lieber schweigen."

„Das möchte ich mir allerdings erbitten," lachte die Freifrau. „Du bringst mich wahrhaftig im Spätherbst meines Lebens noch zur Eifersucht!"

„So ist es nicht gemeint! Ich will nur sagen, daß ich einer solchen Herrin auf Schloß Randau es wohl verzeihen könnte, daß sie kein Von vor ihrem väterlichen Namen hat."

So scherzten sie weiter. Die Bedrückung war ganz von dem Lieutenant gewichen; er war mit einem Male wieder lustig, ja sogar ausgelassen lustig geworden, und seine Mutter fühlte sich ganz selig, daß der eigenthümliche Anfall von Tiefsinn so plötzlich vorübergegangen war.

Aber der Instinct einer liebenden Mutter blickt tiefer als der Scharfsinn eines denkenden Mannes. Bei der ersten Gelegenheit, als sie sich mit dem Lieutenant allein befand, ergriff sie seine Hand und sagte:

„Darf ich wohl eine Frage an Dich richten, lieber Edmund?"

„Thue es, liebe Mutter!"

„Woher kam es, daß Du vorhin so plötzlich Deine Traurigkeit vergessen konntest?"

Er antwortete erröthend:

„Muß ich Dir das mittheilen?"

„Nun, ich will nicht gewaltsam in Dich dringen. Ich gestehe Dir, daß mich eine plötzliche Angst um Dich überkommen war. Ich hatte Dich noch niemals so gesehen."

„Es ist überwunden."

„Aber hoffnungslos vorüber?"

„Weißt Du, Gott ist die Liebe. Wenn er eine solche Welt von Liebe in ein Menschenherz legt, so kann er nicht wollen, daß dieses Herz daran zu Grunde geht."

„So hast Du also noch Hoffnung?"

„Ich wage es, sie noch zu hegen."

„Aber vorhin hegtest Du sie nicht. Erst als Vater von den drei Passagieren sprach, wurde eine andere Stimmung Herr über Dich. Errathe ich recht?"

„Vielleicht. Doch lassen wir das jetzt! Es wird und mag so kommen, wie Gott es will."

Sie drückte einen Kuß auf seine Stirn und sagte andächtig:

„Er wird es zum Besten lenken. Amen!“ —

Nicht nur der Lieutenant von Randau und die erwähnten drei Passagiere befanden sich am heutigen Tage in dieser Gegend, sondern zwei Andere wurden auch ganz unerwartet nach dem kleinen Städtchen geführt.

Nämlich Doctor Zander hatte sich bald in der Residenz bekannt und gesucht gemacht. Einige glückliche Kuren und sein Umgang mit dem Fürsten von Befour und dessen Freunden waren ihm außerordentlich förderlich gewesen. Er besaß eine schöne Wohnung und trug sich sogar mit dem Gedanken, sich eine Equipage anzuschaffen.

Heute war er ungewöhnlich früh ausgegangen, und da es zufälliger Weise keinen schweren Fall zu behandeln gab, so war er mit seiner Runde viel eher als gewöhnlich zu Ende, und er schlenderte gemächlich über die Anlagen dahin, welche den Bahnhof von der Stadt trennten.

Da sah er eine Person daherkommen, bei deren Anblick sein bisher nachdenklich nach innen gerichteter Blick schnell äußeres Leben bekam — Magda Weber war es.

Sie hatte eine Reisetasche in der Hand und grüßte erröthend, als sie ihn erblickte. Er trat auf sie zu, reichte ihr die Hand und fragte:

„Sieht das nicht gerade aus, als ob Sie verreisen wollten?“

„Ja, Herr Doctor.“

„Wohin?“

„Nach Langenstadt.“

„Ist da oben Etwas passirt? Ich hoffe, nichts Unangenehmes!“

„Nein. Ich erhielt heute eine Depesche — — —“

„Eine Depesche? Sie?“ fragte er überrascht.

„Ja.“

„So ist es am Ende doch etwas Ungutes. Wer telegraphirte?“

„Der Vater. Die Worte lauten: ‚Komm sofort zu Besuch, sobald Du dies empfängst.‘ Das klingt doch nicht wie ein Unglück?“

„Allerdings nicht. Uebrigens trifft es sich recht glücklich, daß auch ich verreise.“

Sie blickte ihn fragend und ungewiß an; darum fuhr er, ihr freundlich zunickend, fort:

„Und zwar auch nach Langenstadt.“

„O, wie schön!“

Aber sofort färbten sich ihre Wangen purpurn. Sie fühlte, daß sie das nicht hätte sagen sollen.

„Wirklich? Finden Sie das schön?“ fragte er.

Sie erglühte noch tiefer, antwortete aber nicht. —

Er hatte nicht die geringste Absicht gehabt, zu verreisen. Der Entschluß war ihm wie eine Eingebung gekommen. Das liebliche Mädchen stand nicht nur vor ihm, sondern sie wohnte auch tief, tief in seinem Herzen.



„Wirklich? Finden Sie das so schön?"

Verl. S. (81.)

„Hoffentlich erlauben Sie mir, Ihr Billet mit dem meinigen zu lösen, Fräulein Weber?“ fragte er.

Ein leises, schüchternes Ja war die Antwort.

Dann, als es Zeit zum Einsteigen war, führte er sie in ein Coupé erster Classe. Ein Trinkgeld sagte dem Schaffner, daß er dieses Coupé möglichst mit anderen Passagieren verschonen möge; dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Eine kurze Zeit lang saßen sie schweigend neben einander, sie mit niedergeschlagenen Wimpern und er das Auge voll und warm auf ihr schönes, rosiges Gesichtchen gerichtet. Er hätte sie gleich küssen mögen.

„Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte er endlich.

Da schlug sie die Augen auf, lächelte ihm warm entgegen und antwortete:

„Wie sollte ich! Sie haben mir ja nichts gethan.“

„Aber dennoch fliehen Sie mich?“

„Ich?“

Diese Frage klang doch ein Wenig verlegen.

„Ja, Sie! Wissen Sie vielleicht, daß ich jetzt sehr oft die Baronesse Alma von Helfenstein besuche?“

„Ja.“

„Sie hat die Güte gehabt, mich zu ihren Hausarzt zu ernennen. Ich habe geglaubt, daß Sie sich bei ihr befinden.“

„Das ist auch der Fall.“

„Und doch sehe ich Sie nicht!“

Sie senkte erröthend das Köpfchen. Er fuhr fort:

„Muß ich da nicht denken, daß Sie mich fürchten?“

„Nein.“

„Oder gar mich hassen?“

„O Gott, was denken Sie!“

„Dann bitte, legen Sie doch einmal Ihr liebes, kleines Händchen in meine Hand! Ich will sehen, ob Sie das wagen.“

Sie gab ihm ohne Zögern die Hand und schlug dabei die Augen mit einem Blicke zu ihm auf, welcher schalkhaft sagte: Siehst Du, daß ich es wage!

„Ich danke Ihnen, Fräulein Weber — oder, wir sind ja Bekannte und haben uns di Kirschen durch den Gartenzaun zugesteckt — darf ich nicht lieber sagen Magda?“

„Ja, sagen Sie so!“

„Aber dann müssen Sie auch mich bei meinem Vornamen rufen!“

„O nein!“

„O doch! Kennen Sie ihn?“

„Nein.“

Das war eine kleine Lüge. Sie kannte ihn nur zu gut. Sie hatte ihn hundert- und tausendmal im Stillen vor sich hin gesagt, und es war ihr immer dabei gewesen, als ob dies der schönste aller Männernamen sei.

Da legte er seinen Finger unter ihr Kinn, hob ihr Gesicht empor und sagte:

„O weh, Sie verleugnen mich! Bitte, bitte, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie meinen Namen wissen!"

„Ja," gestand sie zögernd.

„Wie heißt er?"

„Alfred."

„Endlich, endlich! Und jetzt, meine liebe Magda, bitte, sagen Sie doch einmal nicht Alfred, sondern: lieber Alfred!"

„Das — das kann ich nicht."

„Aber wenn ich Sie recht innig darum bitte?"

„Ich — — kann nicht; es — — geht nicht, nein!" stammelte sie. Und dabei erglühte ihr Gesicht wie eine Wolke, hinter welcher die Sonne in all ihrer Pracht und Herrlichkeit steht.

„Es geht nicht!" wiederholte er „Also gar nicht?"

„Nein."

„O das ist bös; das ist schlimm, sehr schlimm!"

Und als sie ihn erschrocken ansah, fuhr er fort:

„Ich habe Sie so lieb, so herzlich, so innig lieb. Ich habe an Sie gedacht immer und immerfort. Und nun wird es Ihnen so schwer, sogar unmöglich, dieses kleine Wörtchen zu sagen! Wissen Sie noch, daß ich Ihnen meinen Pelz in das Coupé gab, damit Sie nicht frieren sollten?"

„Ja," hauchte sie.

„So, gerade so möchte ich Sie behüten und beschützen fort und immerfort. So möchte ich Sie umhüllen und umfangen und durch das ganze Leben tragen, damit Ihr kleines Füßchen nicht an einen Stein stoße. So möchte ich Ihr Hut und Ihr Schutz sein für jetzt und alle Zeit. Und dafür, dachte ich, solle mir das Licht Ihres Auges leuchten in Liebe, Milde und Freundlichkeit, denn mein Herz verlangt nach Liebe, aber nur nach der Ihrigen, ganz allein nach dieser!"

Er hatte den Arm um sie gelegt und sie an sich gezogen. Sie litt es ohne Widerstreben; sie hielt ihr Köpfchen an seine Brust geborgen, und er hörte ein kleines, leises Klingen, als ob ein Kindchen weine.

Da hob er ihr Gesicht empor, blickte ihr tief in die thränenden Augen, und als sie diese schloß, legte er seine Lippen leise, leise auf ihren Mund. Sie bewegte sich nicht; sie ließ ihm den Mund ohne Gegendruck, und er sah, daß ihr Gesicht leichenblaß war. Das erschreckte ihn. Er fragte:

„Magda, was ist Ihnen? Zürnen Sie mir?"

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe.

„Warum erbleichen Sie? Sind Sie krank?"

Da kehrte die Röthe in ihre Wangen zurück. Sie sah mit einem Blicke unaussprechlichen Entzückens zu ihm auf und antwortete:

„O nein. Mir ist so wohl!"

„Gott sei Dank!"

„Nun möchte ich sterben!“

„Sterben? Weg, fort mit diesem Worte! Leben sollst Du, leben, mit mir und für mich, denn ohne Dich kann und mag ich doch nicht sein!“

„Wie schön! Wie herrlich!“ flüsterte sie, die kleinen Händchen faltend. „Aber das geht nicht, das kann nicht sein.“

„Warum nicht?“

„Was sind Sie, und — was, ach was bin ich!“

„Du? Was Du bist? Mein Leben bist Du, mein Glück, meine Seligkeit! Ist das nicht genug?“

Und jetzt zog er sie kräftig an sich; jetzt küßte er sie innig, wieder und immer wieder. Und als er ihre Arme hob und sie sich auf die Schulter legte, da fühlte er deutlich, daß sie diese Arme fest um seinen Hals schlang. Dann aber fragte sie bebend:

„Ist das Wirklichkeit? Ist das kein Traum?“

„Nein, es ist keine Täuschung, meine Magda.“

„Ich soll es glauben? Es darf so sein und bleiben?“

„Immer, immer und ohne Ende!“

„Alfred, mein lieber, lieber Alfred!“

Das rief sie laut und jubelnd aus. Jetzt warf sie die Arme um ihn, schmiegte sich an seine Brust und küßte ihn warm und innig, als ob das stets und immer so gewesen sei.

Wie kam es doch nur, daß der Schaffner so plötzlich die Thür öffnete und sein „Station Langenstadt, drei Minuten Aufenthalt!“ rief? Es war ja ganz unmöglich, schon Langenstadt erreicht zu haben. Aber als die Beiden herausblickten, erkannten sie die alten, guten Häuser des Städtchens.

Und dort stand Vater Weber und sah sich nach seiner Tochter um. Er hatte freilich nur die Waggons vierter und höchstens dritter Classe im Auge. Da hörte er sich rufen, und als er nach der Stelle hinblickte, stand ein junger, vornehmer Herr an der Coupéthür und winkte ihm. Er ging hin und fragte:

„Was befehlen Sie, gnädiger Herr?“

„Wen suchen Sie?“

„Meine Tochter.“

„Kennen Sie mich?“

Jetzt sah er ihn schärfer an, dann riß er die Mütze herunter und sagte:

„Herr Doctor Zander! Ist's möglich! Wie freue ich mich! Ach, wenn doch nur meine Tochter auch gekommen wäre!“

„Die konnte nicht kommen; dafür aber habe ich Ihnen meine Verlobte mitgebracht.“

„Ihre Verlobte?“

Dabei machte er ein Gesicht, in welchem tausend Verwunderungen zu lesen waren.

„Ja,“ sagte Zander. „Da, sehen Sie herein!“

Er trat zur Seite, und da erglühte dem Vater das glück- und wonnestrahlende Gesicht seines Kindes entgegen.

V. S.

„Magda! Du! Erster Classe!"

„O, Alfred ist das so gewohnt. Er fährt nicht anderer Classe."

Jetzt kam der Name so geläufig heraus, als hätte sie es seit Jahrzehnten nicht anders gewußt.

„Alfred? Wer ist das?"

„Nun, hier Alfred, mein Gelieb— mein Verlobter."

„Ach so! Kinder, mir wird ganz dumm zu Muthe. Mir brummt der Kopf. Magda — erster Classe — Alfred — Verlobter —"

„Bitte, heraus, meine Herrschaften!" rief der Schaffner.

Die Thüren flogen zu; ein schrilles Pfeifen, ein dröhnendes Rasseln — der Zug eilte weiter. Aber der gute Papa Weber stand noch immer da und staunte die Beiden an.

„Sie machen doch blos Spaß, Herr Doctor?" fragte er.

„Da sei Gott für! Es ist mein heiligster Ernst."

„Auf Ehre?"

„Auf Ehre!" wiederholte Zander lächelnd.

„Dann glaube ich es; dann ist es wahr. Herrgott von Mannheim! Meine Magda eine Frau Doctorin! Na, Kinder, kommt mit nach Hause! Ich wollte gerade Kartoffelbrei kochen, mit Rindstalggriefen dran, da aber die Sachen so glanzvoll stehen, so kommen eben Speckgriefen dran. Ich kann auch nobel sein, wenn es nöthig ist!"

Und als nun Zander der Geliebten seinen Arm bot, da häkelte sie ein und ging so sicher und stolz an seiner Seite, als ob sie schon zehn Jahre lang in dieser Weise mit ihrem Doctor gegangen sei. —

Gegen Abend fuhr der Freiherr von Randau mit Frau und Sohn nach Schloß Langenstadt. Die Beisetzung der beiden Todten sollte nach Einbruch der Dunkelheit stattfinden. Als sie im Schloßhofe, von einem Diener empfangen, ausstiegen, eilte der Hausverwalter herbei und sagte in entschuldigendem Tone:

„Verzeihung, meine Herrschaften, daß der Herr Anstaltsdirector, Hauptmann von Scharfenberg, noch nicht zu sprechen ist. Er wird vom Notar festgehalten und läßt bitten, sich nach den gewohnten Zimmern zu verfügen!"

Die Familie Randau wurde hier stets nachbarlich behandelt. Jedes Glied derselben hatte für den eventuellen Aufenthalt hier sein bestimmtes Zimmer. Der Freiherr gab also seiner Frau den Arm und sagte:

„Du kommst vielleicht mit zu mir. Eduard mag über sich nach eigenem Gefallen verfügen."

Der Lieutenant schritt also an der Hauptfronte entlang, bog um die Ecke und trat dort in ein Vestibul, von welchem aus eine Seitentreppe nach oben führte. Dort lag das Zimmer nebst Cabinet, welches ihm für gewöhnlich angewiesen war.

Der Schlüssel steckte bereits. Er trat ein. Es war ihm, als ob ihm ein feiner, äußerst lieblicher Duft entgegenströme. Er blickte sich um.

„Ganz wie Treibhausblumen, ah! Aber wo? Vielleicht draußen im Cabinet!“

Er sog den Duft ein. Es war wie Veilchen und Reseda. Er öffnete die Thür zum Cabinet und trat da hinaus, die Thür hinter sich schließend. Da erblickte er zu seinem Erstaunen mehrere Damengarderobestücke auf dem Bette liegen und — ein Knack, die Vorhangstange fiel herab, und vor ihm, fest an die Wand gedrückt, stand Fräulein Petermann.

Sie hatte seine Schritte gehört und sich hinter die Gardine gesteckt, denn sie hatte im Begriffe gestanden, ihre Toilette zu wechseln. Sie befand sich im bloßen Mieder und streckte ihm abwehrend die Hände entgegen, konnte aber vor Schreck und Scham kein Wort hervorbringen.

Auch Edmund war für den Augenblick bewegungslos. Er dachte gar nicht daran, daß es seine Pflicht sei, sich schleunigst zu entfernen. Er sah das schöne Mädchen vor sich, mit lang herabwallender Robe; die herrliche Büste hob sich wie Alabaster aus dem dunklen Leibchen, und die vollen, prächtigen Arme schienen ihn anzulocken, anstatt ihn fortzustoßen.

„Valeska!“

„Gott! Gehen Sie!“ stammelte sie.

Da holte er tief, tief Athem, schüttelte langsam den Kopf und antwortete:

„Das kann ich nicht und das darf ich nicht!“

„Sie müssen! Sie müssen!“

„Nein, und abermals nein!“

Er trat auf sie zu und faßte ihre Hände. Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf an die Wand, bleich wie eine Leiche.

„Gott, o Gott!“ flüsterte sie. „Auch er, auch er!“

Er verstand sie augenblicklich. Er antwortete:

„Nein, beurtheilen Sie mich nicht nach dem Maaßstabe Anderer. Valeska, ich habe Sie nun doch gesehen. Was würde durch meine Entfernung daran geändert. Es ist besser, ich bleibe und gebe Ihnen die beste und einzige Genugthuung, welche möglich ist.“

„O nein, o nein!“

„Sie bangen noch immer? Ah, Sie haben mich zwar in jenem Hause gesehen, aber ich kam gezwungen hin. Lassen Sie diesen Schatten nicht auf mir ruhen bleiben. Valeska, hören Sie! Seit jenem Abende habe ich an Sie denken müssen ohne Unterlaß. Ich habe mit meinem Herzen gekämpft, tapfer und unverdrossen; doch das Herz ist stärker gewesen, als ich selbst. Es will Ihnen gehören für jetzt und immerdar. Ich kann nicht widerstreben und will auch nicht länger widerstreben! Sagen Sie mir, ob ich an dieser Liebe, welche wie eine übermächtige Lohe über mir zusammengeschlagen ist, zu Grunde gehen soll oder nicht.“

Da öffnete sie die Augen, blickte ihm starr in das erregte Angesicht, riß ihre Hände aus den seinigen, zeigte nach der Thüre und rief:

„Hinaus! Sofort!“

Da ließ er langsam die Arme sinken und sagte:

„Ich gehorche Ihnen. Leben Sie wohl!"

Er drehte sich um und schritt nach der Thür. Er hatte sie geöffnet und bereits den Fuß erhoben, da erklang hinter ihm ein eigenthümlicher, unarticulirter Laut. Er sah sie wanken. Im Nu stand er bei ihr und fing sie in seinen Armen auf.

Sie lag regungslos, wie ohnmächtig an seiner Brust. Er fühlte die Wärme ihres entzückenden Busens, den langsamen Hauch ihres Mundes, aber er bewegte sich nicht. Es trieb ihn, sie emporzuheben und auf das Bett zu legen, aber er verschmähte es, sie weiter zu berühren, als unumgänglich nothwendig war, ihr einen Halt zu bieten.

So stand er lange, still und mit keinem Finger zuckend. Da stieß sie einen tiefen, tiefen Seufzer aus, hob das Auge wie irre zu ihm empor, schlang den einen Arm um seinen Leib, ergriff mit der Linken seine Hand, zog sie an ihre Lippen und küßte sie zwei-, dreimal, ehe er es hindern konnte. Dann floh sie dorthin, wo ihr Mantel lag, warf ihn über sich und sagte in flehendem Tone:

„Herr von Randau, Sie haben mich gerettet aus schwerer Schmach und Schande; nie werde ich es Ihnen vergessen, jetzt aber habe ich Ihnen Alles, Alles gegeben, was ich Ihnen geben darf. Bitte, lassen Sie mich allein! Ich hatte keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit und daß Ihnen mein Zimmer bekannt ist!"

„Gut, ich gehe; vorher aber muß ich Ihnen den Irrthum, als ob ich Sie aufgesucht hätte, benehmen. Dieses Zimmer pflege ich zu bewohnen. Soeben erst bin ich hier angekommen und wurde, wie ich nun merke, irrthümlicher Weise hierhergewiesen. Ich kann Ihnen nicht verbieten, dankbar zu sein; aber Ihr Dank macht mich ärmer, als ich vorher gewesen bin. Ich habe Sie geliebt, wie man ein Idol verehrt; ich habe geträumt von Seligkeiten, eines Himmels werth; ich dachte mir kein größeres Glück, als Ihnen mein Fühlen, Denken und Wollen, mein ganzes Leben widmen und weihen zu dürfen. Ich wollte mich in Sie versenken mit Seele und Gemüth; ich wollte in meiner Liebe aufgehen, wie das Himmelsblau in Aether aufgeht. Meine Liebe war rein und heilig. Sie wären mein Ein und mein Alles, mein Anfang und mein Ende gewesen, jeder Pulsschlag, jeder Athemzug hätte Ihnen, Ihnen und immer allein nur Ihnen gegolten — es ist nun aus! Jetzt bricht mein Himmel zusammen; für mich giebt's keine Freude, kein Glück, keine Hoffnung mehr! Wann werde ich wieder lächeln können? Wohl niemals, niemals wieder. Valeska, mein Leben und mein Verderben, gute Nacht!"

Er wollte sich entfernen, aber in demselben Augenblicke stand sie bei ihm, mit wallendem Busen und fliegendem Athem. Sie faßte ihn beim Arme und stieß hervor:

„Herr von Randau, ist das Wahnsinn, was Sie hier sprechen?"

„Wahnsinn? O, ich möchte allerdings irre werden. Nein, ich habe

aus der Tiefe meines Herzens und mit vollster Ueberlegung und Ueberzeugung gesprochen."

„Sie haben mich wirklich nicht hier vermuthet?"

„Bei Gott, nein!"

„Und als Sie mich doch hier fanden, da sahen Sie nicht in mir jene — jene Wally — welche — welche —"

Sie stockte. Ihre Wangen waren jetzt nicht leichen-, sondern geisterblaß; ihre dunklen Augen blitzten erregt aus dem vollendet schönen Angesichte, und es war ihm, als ob er in dem Arme, den sie mit der Hand ergriffen hatte, ihren stürmenden Puls klopfen fühle.

„Nein, und abermals nein, und tausendmal nein!" antwortete er. „Als ich Sie in jener Lasterhöhle traf, in welche Sie von jenen menschlichen Bestien mit Gewalt geschleppt worden waren, da erkannte ich auf den ersten Blick, daß Sie ein Diamant seien, geschleudert in den Kloakenschlamm. Ich brachte den köstlichen, unschätzbaren Stein an das Licht der Sonne, um mich an seiner Reinheit zu entzücken. Ich hätte mein Leben freudig hergegeben, um ihn vor neuer Berührung mit dem Staube zu bewahren. Ich weiß, wie schön Sie sind, wie himmlisch schön; aber als mein Auge vorhin diese Schönheit schauen durfte, da war es nur die reinste, an Anbetung grenzende Liebe, welche mir gebot, zu bleiben. Für diesen einen Blick auf das Ideal all meiner Wünsche und Träume wollte ich mich Ihnen geben, mich selbst mit meinem ganzen Leben, mit Allem, was ich habe und bin."

„O Gott! O mein Heiland! Das Alles, Alles sollte ich besitzen? Ist's wahr? Ist's wahr?"

„Gott ist mein Zeuge!"

„Auch Ihren Namen? Auch ihn sollte ich besitzen?"

„Ja."

„Edmund, Edmund, Du liebst mich? Du liebst mich?"

Das klang laut und jubilirend aus voller Brust hervor.

„Mehr als Vater und Mutter, mehr als mein Leben!" antwortete er.

„Mich, die Tochter des Gefangenen?"

„Des unschuldig Gefangenen!"

„Mich, die Prügelmagd der Melitta!"

„Die sich gegen die Schande gewehrt hat, wie kein Mann sich vertheidigen würde!"

Da legte sie die Arme um ihn, da schmiegte sie den warmen, weichen, herrlichen Leib fest und innig an ihn, da zog sie seinen Kopf zu sich herab und bedeckte seinen Mund mit heißen, glühenden Küssen.

Dann plötzlich ließ sie von ihm ab, trat zurück, faltete die Hände und sagte:

„Gott, Allgütiger und Allerbarmender, wie danke ich Dir! Diese wenigen Secunden machen Alles, Alles gut und geben mir die Kraft und den Muth zu den Jahren der Entsagung welche ich vor mir habe!"

„Waleska!"

„Still, Edmund, still! Ich habe Dich geliebt und ich liebe Dich, wie noch nie ein Mann geliebt wurde. Du erschienst mir als Engel und Retter in tiefster Unglücksnacht, in fürchterlichster, verzweiflungsvollster Verlassenheit. Ich dachte an Dich wie an einen Gott, wie an ein Wesen, welches ich mit meinem Blicke kaum erreichen könne. Du warst ja doch, Alles nicht gezählt, der Sohn und Erbe Deines Stammes, ich aber das blutarme, niedrige Bürgerkind. Meine Zukunft, mein Leben konnte nichts, nichts weiter für Dich sein, als ein ununterbrochenes, heißes Gebet für Dein Glück und Wohlergehen. Heute nun habe ich viel, viel mehr erlangt. Ich habe an Deinem Herzen gelegen und unendliche Seligkeit von Deinen Lippen getrunken. Mehr kann ich nicht verlangen, mehr ist mir nicht beschieden. Einmal muß das Menschenherz glücklich sein; jetzt bin ich es gewesen, und von diesem kurzen Glücke werde ich zehren, bis ich das Haupt einst schlafen lege. So laß uns also scheiden, für immer, für ewig. Hab Dank, hab Dank, Du edler, heißgeliebter Mann! Wenn es einen Gott giebt, der auf das Flehen der wahren Liebe hört, so wird Dein Leben hell und sonnig sein, das meinige aber mild durchflimmert von der Erinnerung an diese eine, unvergeßliche Stunde, in welcher ich an Deinem Herzen lag, um nie, niemals einem Anderen anzugehören!“

Sie wollte ihn sanft aus dem Zimmer schieben; da aber legte er seine Arme um sie, preßte sie fest, fest an sich und sagte mit vor Bewegung fast erstickter Stimme:

„Valeska, meine Valeska! Meinst Du wirklich, daß ich Dir entsagen kann?“

„Du mußt!“ stöhnte sie auf.

„Wer will mich zwingen?“

„Ich!“

„Du vermagst es nicht.“

„So zwingt Dich Anderes, Dein Stammbaum, Dein Stand, Dein Rang, Deine Eltern.“

„Niemand, Niemand soll mich zwingen. Ich kann ja ohne Dich nicht leben, so wie die Brust ohne Luft nicht athmen kann.“

„Du täuschest Dich. Du darfst mich nie zu Dir erheben, denn Dein Arm würde erlahmen und mich wieder fallen lassen.“

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht.“

„Du wirst mich gar nicht erheben, sondern Du wirst zu mir herniedersteigen. Bedenke das!“

„Valeska, ich bin nicht mehr Officier; ich werde ein einfacher Landwirth sein. Die Eltern haben es gewünscht. Auch habe ich mit den Eltern von Dir gesprochen.“

„Von Deiner Liebe zu mir?“

„So wie Du meinst, noch nicht. Kanntest Du den Herrn, der heute mit Euch bis Randau gefahren ist?“

„Nein, aber ich dachte, daß er Dir sehr ähnlich sehe.

„Es war mein Vater. Er sprach von Dir. Du hattest ihn bezaubert

er schwärmte von Dir und sagte wörtlich, daß er einer solchen Schloßherrin es verzeihen könne, daß vor dem Namen ihres Vaters kein „Von" gestanden habe."

„Das sagte er?"

„Ja. Glaube es mir."

„Aber von dem Anderen, von unseren Schicksalen weiß er nichts?"

„Ich habe den Eltern gestanden, daß ich ein Mädchen liebe, welches unverschuldet das tiefste Elend leiden mußte."

„Du hast von Rollenburg gesprochen?"

„Ja."

„O, mein Heiland! Was sagten Deine Eltern?"

„Ich betheuerte, daß ich für's Leben ledig bleiben werde. Da meinte der Vater, das werde sich ganz anders gestalten, ich dürfe nur eine Dame sehen wie die, mit der er heute im Coupee gesprochen habe. Das warst Du."

„Dennoch muß es so sein, wie ich gesagt habe."

„Das ist Dein fester Wille?"

„Ja, Edmund. Das bin ich Deinem Glücke und das bin ich Deinen Eltern schuldig. Schau, laß mich aufrichtig sein! Ich fühle, daß ich zu Grunde gehen werde, denn ich kann ohne Dich nicht sein und leben. Aber es giebt Gesetze, gegen welche man nicht ungestraft sündigen darf, obgleich sie in keinem Gesetzbuche stehen. Du wirst ein Weib finden, welches Du achten, wenn auch nicht so heiß wie mich lieben kannst. Deine Eltern werden sich dessen freuen, und ihr Segen wird mir folgen, wenn ich an meiner Liebe sterbe."

„Du hast ihn schon, diesen Segen!"

Die Beiden fuhren erschrocken zusammen. Eine sanfte Frauenstimme hatte diese Worte gesprochen. Als sie sich umwandten, sahen sie die Freifrau von Randau im vorderen Zimmer stehen.

„Zürnt mir nicht," sagte sie. „Ich suchte Dich in Deinem Zimmer, ohne grad wie Du, zu ahnen, daß dieses liebe, brave Kind hier wohnt. Ihr hörtet mich nicht eintreten, da Ihr zu laut spracht, und so habe ich denn Alles vernommen. Ihr müßt es mir verzeihen."

Sie trat näher heran und übersah mit einem einzigen Blicke die ganze Situation. Mit dem Blicke auf die Toilettesachen sagte sie:

„Sehr also hat er Sie überrascht? Doch erröthen Sie nicht. Sein Herz ist rein und er liebt Sie wahr und treu. Nicht wahr, Sie sind die Dame, mit welcher heute mein Mann gesprochen hat?"

„Ja."

„Sie sind aber auch Diejenige, welche mein Sohn in jenem Hause fand?"

„O Gott, gnädige Frau, ja."

„Ich will Ihnen nicht wehe thun; ich will nur klar sehen. Ich habe Ihre Worte gehört und kenne Sie. Frauen verstehen einander ja so leicht. Kommen Sie, mein Kind, legen Sie Ihr Köpfchen an mein Herz. Sie scheinen keine Mutter zu haben; ich will von jetzt an die Ihrige sein. In meinem Herzen wohnen Sie bereits; Sie werden mir auch in meinem Hause will-

kommen sein. Ich will es für Sie festlich schmücken, so wie Sie es verdienen."

„Mutter!" jubelte der Lieutenant.

„Ja, mein Sohn, das ist das rechte Wort. Ich bin Eure Mutter. Ich will über Euch wachen, bis Gott mich zu sich ruft. Und dann, wenn ich geschieden bin, wird mein Segen bei Euch bleiben, und der Blick meines unsterblichen Geistes wird auf Euch ruhen wie ein Gebet am Hochaltar, dem Gott nicht die Erhörung versagt. Geben Sie ihm Ihre Hand, meine Tochter. Sie dürfen ihm gehören, denn Sie haben sich seinen Besitz verdient, indem Sie demselben entsagen wollten."

Es wurde still im Raume; auch dunkel war es geworden, denn der Abend war eingebrochen. Man hörte nur das Schluchzen dreier Menschen, deren Herzen sich hier in wahrhaft reiner, heiliger Liebe vereinigt hatten.

Da öffnete sich die vordere Thür. Lichtschein drang heraus in das Cabinet, und eine Stimme fragte:

„Valeska, bist Du da?"

Es war Petermann. Sie erkannte ihn sogleich an der Stimme.

„Ja, lieber Vater," antwortete sie.

Dabei wollte sie sich der Umarmung des Lieutenants entwinden; dieser aber hielt sie fest und flüsterte ihr zu.

„Bleibe, Geliebte! Er soll erfahren, was geschehen ist."

Petermann trat, mit dem Lichte in der Hand, näher. Er fragte:

„Du wolltest Toilette machen. Bist Du fertig? Ah, Du hast ja noch gar kein Licht!"

Er leuchtete in das Cabinet und erblickte seine Tochter in den Armen des Geliebten.

„Was ist das?" fragte er, mehr erschrocken als erstaunt. „Du bist nicht allein? Kind, was muß ich sehen!"

„Sie sehen nichts Unrechtes, Herr Petermann," antwortete Edmund von Randau.

Jetzt erst erkannte der Genannte, wen er vor sich hatte.

„Sie, Herr Lieutenant?" sagte er. „Darf ich vielleicht um eine Erklärung bitten?"

Er hatte die Stirn gerunzelt. Er konnte ja diesem vermeintlichen tête-à-tête nur eine ihm nicht willkommene und nicht wünschenswerthe Deutung geben. Da aber machte seine Tochter sich aus den sie umschlingenden Armen los, trat auf ihn zu, faßte seine Hände und sagte bittend:

„Du darfst nicht bös sein, lieber Vater. Edmund meint es so ehrlich, wie Du nur wünschen kannst."

„Edmund? Ah, Ihr nennt Euch bereits beim Vornamen! Und ich habe nicht die mindeste Ahnung gehabt!"

„Ich auch nicht. Es ist ja so plötzlich gekommen."

„Plötzlich? Du hast auch keine Ahnung gehabt? Desto unbegreiflicher ist es mir. Herr Lieutenant, meine Tochter ist mir so lieb und so werth, wie nur jemals eine Tochter ihrem Vater sein kann. Sie ist aber das Kind

eines armen Mannes, und Sie sind der Sohn eines vornehmen, reichen Hauses. Ernsthafte Wünsche sind also wohl kaum vorauszusetzen, und zu einer vorübergehenden Unterhaltung darf ich mein — —"

„Bitte, bitte," fiel ihm Edmund in die Rede. „Ich will mich nicht selbst vertheidigen; aber hier steht mein Anwalt, dem sie denselben Glauben schenken können wie mir."

Er griff nach der Hand seiner Mutter, welche seitwärts im Dunkel gestanden hatte, und zog sie in den Kreis des Lichtes.

„Wer ist diese Dame?" fragte Petermann.

„Meine Mutter, welche soeben so freundlich gewesen ist, die Hand Ihrer Tochter in die meinige zu legen."

„Die Frau Baronin von Randau?" fragte der Erstaunte. „Wie soll ich mir erklären — —"

„Die Erklärung ist sehr leicht und sehr einfach, Herr Petermann," antwortete die Freifrau. „Mein Sohn liebt ihre Tochter, und sie erwidert seine Liebe. Ich habe keinen Grund, dem Herzenswunsche meines Kindes entgegenzutreten, und so ist ihnen meine Einwilligung geworden."

„Mein Gott! Höre ich recht?"

„Es ist, wie ich sage."

„Der Herr Lieutenant will — —"

Er brachte das richtige Wort nicht hervor. Es war ihm unmöglich, an die Wahrheit der Thatsache zu glauben. Die Baronin ergänzte seinen angefangenen Satz:

„Mein Sohn will sich erlauben, Sie um die Einwilligung zu seiner Verlobung mit Valeska zu bitten."

„Wie? Verlobung? Wirklich Verlobung?"

„Ja."

„Sie sprechen im Ernste?"

„Natürlich."

„Sie meinen eine offizielle, gesetzliche Verbindung?"

„Gewiß!"

Mutter und Sohn weideten sich an dem glücklichen Erstaunen des braven, so viel geprüften Mannes.

„Aber das ist doch eine Unmöglichkeit!" rief er aus.

„Warum?"

„Kennen Sie meine Verhältnisse, gnädige Frau?"

„So viel wie es nöthig ist, ja."

„Und Sie halten es nicht nur für möglich, sondern wünschen es sogar von ganzem Herzen, daß — — mir ist wahrhaftig, als ob ich träume!" setzte Petermann, immer noch zweifelnd hinzu.

„Glauben Sie immerhin an die Wirklichkeit! Sie sind ein Mann, dem meine volle Achtung gehört. Und was Ihre Tochter betrifft, so hat sie sich mein Herz im Sturme erobert. Ich überraschte diese Beiden, als sie eben den Stimmen ihrer Herzen Gehör schenkten. Valeska wollte entsagen. Sie wollte

ein Opfer bringen, dessen Größe das beste Zeugniß von dem Adel ihrer Gesinnung ist. Sie hatte die muthige Selbstüberwindung, meinen Sohn an seine vermeintlichen Pflichten zu erinnern. Sie hat sich damit würdig gemacht, meine Tochter und als solche die Trägerin unseres Namens zu werden. Ich habe mich beeilt, ihr zu sagen, daß Edmund ein solches Opfer nicht annehmen wird und auch nicht anzunehmen brauche.

„Aber der Herr Baron! Weiß er davon?"

„Noch nicht."

„Wird er dieselbe Gesinnung hegen wie Sie?"

„Ich hoffe es."

„Wenn aber nicht —"

„Dann wird es nur kurzer Zeit bedürfen, um ihn zu überzeugen, daß es seine Pflicht sei, vor allen Dingen nach dem Glück seines Sohnes zu trachten.

Da stellte Petermann den Leuchter auf den Tisch, streckte ihr beide Hände entgegen und sagte, die Augen voller Thränen:

„Herzlichen, innigen Dank, gnädige Frau! Sie ahnen nicht, welch ein reiches, werthvolles Geschenk Sie mir geben. Ich habe während jahrelangen Unglückes mit finsteren Geistern gerungen. Es war mir fast unmöglich, den Glauben an Gott und das Vertrauen zu den Menschen festzuhalten. Es ist unterdessen lichter geworden, lichter um mich und lichter in mir. Daß Sie aber sich nicht scheuen, Ihren Namen mit dem meinigen zu vereinigen, das söhnt mich mit Allem aus, was ich erlitten habe. Dennoch aber kenne ich meine Pflicht ebenso, wie Valeska erkannt hat, was ihr zu thun übrig bleibt! Sie hatte das einzig Richtige ergriffen: die Entsagung."

„Herr Petermann?!"

„Ja, ich wiederhole es. Valeska darf nicht die Frau Ihres Sohnes werden. Ich kenne sie; ich weiß, daß ihr Herz brechen wird; aber sie wird ihre Pflicht thun."

„Und ich die meinige!" fiel der Lieutenant ein. „Sehen Sie, Herr Petermann, ich nehme sie in meine Arme, und nun will ich sehen, wer sie von mir trennen wird!"

„Ich, Herr Lieutenant!"

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Ich werde meine Tochter an ihre Pflicht erinnern, und sie wird mir gehorchen, so schwer es ihr auch fallen mag."

„Versuchen Sie es!"

„Dessen bedarf es in diesem Augenblicke nicht. Wir Alle sind erregt. Es wird der Augenblick des ruhigen Nachdenkens kommen, und dann werden wir Alle deutlich erkennen, was zu unserem Frieden dient."

„Das erkenne ich bereits jetzt, und darum — —"

Er wurde unterbrochen. Die Thür zu dem vorderen Zimmer ging abermals auf und eine Stimme sagte:

„Edmund, Junge, wo steckst Du?"

„Hier Vater."

„Da draußen? Schön! Ich höre soeben, daß wir nach dem Salon kommen sollen, und — ah, Sapperment!"

Er war näher getreten und erkannte Valeska in den Armen seines Sohnes.

„Bist Du erschrocken?" fragte dieser lachend.

„Beinahe! Das ist ja — —"

„Nun, wer?"

„Die schöne Unbekannte im Coupee!"

„Ja."

„Fräulein Petermann, wie Du sie nanntest!"

„Das ist ihr Name."

„In Deiner Umarmung — —"

„Du wolltest es ja so!"

„Ich?"

„Ja. Du meintest doch, daß ihr Anblick mich auf andere Gedanken bringen werde."

„Ah! Oh! Und diese anderen Gedanken sind wohl schon bereits da, wie ich sehe?"

„Ja, ich gestehe es. Ich hoffe, daß Du mir nicht zürnst!"

„Hm! Das läßt sich noch gar nicht sagen."

Da trat Petermann zwischen den Freiherrn und seinen Sohn und sagte:

„Herr Baron, ich bin ebenso überrascht gewesen, wie Sie es jetzt sind. Ich beeile mich, Ihnen zu erklären, daß dieses außerordentliche Vorkommniß ganz ohne mein Wissen und auch ohne meine Einwilligung eingetreten ist. Ich habe bereits die Ehre gehabt, dies der gnädigen Frau zu erklären —"

„Und ich aber," fiel die Baronin ein, „habe im Gegentheile erklärt, daß dieses nicht so ganz außerordentliche Vorkommniß meine vollste Billigung findet."

„Wie? Was?" fragte er.

„Ich habe meine Einwilligung gegeben," nickte sie ihm im vollen Siegesbewußtsein zu.

„Deine Einwilligung? Wozu denn?"

„Zur Verlobung."

„Du bist des Teufels!"

„Ja, aber ein desto größerer Engel ist unsere Schwiegertochter."

„Schwiegertochter? Das geht ja ungeheuer rasch!"

„Ja," lachte sie herzlich auf. „Dich muß man eben überrumpeln."

„Das halte ich nicht für nothwendig, beste Frau. Ich glaube, Du bist selbst auch überrumpelt worden."

„Ich hatte allerdings keine Ahnung."

„So will ich glauben, daß wenigstens der Hauptschuldige hier eine Ahnung gehabt hat!"

Er wandte sich mit diesen Worten an Edmund. Dieser lachte munter auf und antwortete:

„Eigentlich auch nicht, lieber Vater."

„Was? Auch nicht? Also Alle ahnungslos? Du bist mir von Allen aber doch der Unbegreiflichste. Weißt Du noch, was wir heute zu Hause gesprochen haben?"

„Sehr gut."

„Du wolltest nicht heirathen?"

„Auf keinen Fall."

„Wegen — wegen — — na: weil die Betreffende und so weiter. Und weil ihr Vater, und so weiter!"

„Ich weiß; ich weiß. Ich glaubte natürlich, daß Du Deine Einwilligung versagen würdest."

„Hier aber denkst Du, daß ich sie gebe?"

„Ja."

„Warum denn, he?"

„Na, weil Dir Valeska gefallen hat."

„Hm! Du bist ein Teufelskerl! Mußt Du das verrathen? Uebrigens habe ich mich außerordentlich in Dir geirrt. Ich hätte Deine Gefühle für anhaltender gehalten."

„Das sind sie auch."

„Du beweisest aber das Gegentheil. Vor wenigen Stunden konntest Du von der gewissen, betreffenden Dame unmöglich lassen, und jetzt nun — —"

„Lasse ich noch immer nicht von ihr!"

Da trat der Freiherr erstaunt zurück.

„Wie? Verstehe ich recht?" fragte er.

„Natürlich, lieber Vater."

„Jene Dame, die ich meine, und hier Fräulein Petermann sind wohl gar identisch?"

„Gott sei Dank, ja!"

„Wußtest Du das bereits, als ich von ihr sprach?"

„Ja."

„Duckmäuser! Heimlichthuer! Also darum gab es so plötzlichen Sonnenschein in Deinem Gesichte! Warum verschwiegst Du es?"

„Ich wollte Thatsachen sprechen lassen."

„Wenn mir nun aber diese Thatsachen nicht gefallen!"

„Vater! Du kennst mich. Ich habe noch nie etwas gethan, was ich zu bereuen gehabt hätte."

„Glücklicher Weise weiß ich das."

„So wirst Du mir wohl zutrauen, daß ich auch hier nicht ohne Ueberlegung handle."

„Bah! Hat die Liebe etwa Ueberlegung?"

„Warst Du unüberlegt und unvorsichtig, als Du die Mutter kennen lerntest?"

„Hm! Du bist der reine Advocat."

„Lassen wir uns nicht um unser kaltes Blut bringen, Herr Baron," sagte Petermann. „Ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß es nich

meine Absicht ist, eine Einwilligung zu geben, welche Sie zu geben versagen müßten."

Der Freiherr antwortete nicht gleich: Sein Auge ruhte auf der ehrwürdigen Gestalt des einstigen Sträflings, und glitt dann hin auf die schönen Züge vor dessen Tochter. Er sah den bittenden Blick seiner Frau auf sich gerichtet. Es wurde ihm eigenthümlich warm und weich zu Muthe. Sein Herz gewann die Oberhand. Er wußte selbst nicht, wie es so schnell geschah, aber er machte gegen Petermann eine fast strenge, abwehrende Handbewegung und sagte:

„Wissen Sie so genau, daß ich meine Einwilligung versage?"

„Ihr Stand, Ihre Familientraditionen, Alles, Alles zwingt Sie ja dazu."

„Und wenn ich mich nicht zwingen lasse?"

„Vater, lieber Vater," rief der Lieutenant erfreut.

„Nur sachte, sachte! So sanguinisch wie Du bist, darf ich als Vater nun freilich nicht sein."

„Mutter hat bereits eingewilligt!"

„Das ist mir eben unbegreiflich."

Bei diesen Worten wendete er sich an seine Frau. Diese meinte:

„Ich habe sie geprüft."

„So schnell?"

„Ja. Sie wollte entsagen; sie wollte sterben, damit er seine Pflicht thun könne. Sie bat ihn, dem Rufe seines Standes zu gehorchen. Sie meinte, er werde an der Seite eines anderen Weibes wenn auch kein unendliches Glück, aber doch ein friedliches Dasein finden, und seine Eltern würden dann Diejenige segnen, deren Entsagung er diesen Herzensfrieden zu verdanken habe."

„Ah! Das hat sie gesagt? Wirklich?" fragte der Freiherr gerührt.

„Ja, ich hörte es."

„Und da warst Du mit Deiner Prüfung zu Ende. O, ich kenne Dich. Habe ich recht?"

„Gerade durch diese Entsagung hat sie unsere Einwilligung verdient. Müssen wir es nicht anerkennen, daß auch Herr Petermann so entschlossen ist, unseren Verhältnissen Rechnung zu tragen?"

„Ja, gewiß. Es ist ehren- und dankeswerth von ihm. Ich gebe ihm recht. Es giebt in dem nüchternen Leben Factoren zu berücksichtigen, welche man nicht ignoriren darf, wenn man es später nicht bereuen will."

„Darum bitte ich, das gegenwärtige Gespräch fallen zu lassen," sagte Petermann. „Ich kann nicht erklären, wie peinlich mir eine Situation sein muß, welche mein Herz mit meinem Ehrgefühl in dieser Weise in Conflict bringt."

Da klopfte ihm der Freiherr auf die Achsel und sagte:

„Sie sind ein Ehrenmann, und diese Erkenntniß bestimmt mich, in diesem Augenblicke anders zu sprechen, als ich es sonst thun würde. Ja, lassen wir

für jetzt diese Unterhaltung fallen. Wir werden zu geeigneter Zeit auf dieselbe zurückkommen. Ich werde die Verhältnisse prüfen, nicht blos mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen; das verspreche ich Dir, lieber Edmund. Du hast uns heute ein großes Opfer gebracht, indem Du Deiner Carrière entsagen willst. Wir sind Dir Dank schuldig, und Du sollst meine Entscheidung also nicht hart und unbillig finden."

„Lieber Vater! Habe Dank!" sagte der Lieutenant, ihm die beiden Hände entgegenstreckend.

„Schon gut, schon gut!"

Er schüttelte ihm die Hände und wollte sich dann abwenden, fühlte aber da seine Hand auch von Valeska ergriffen. Sie drückte ihre Lippen auf dieselbe und sagte weinend:

„Herr Baron, verzeihen Sie mir! Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen Ihren Sohn nicht rauben will."

Das war für ihn ein Angriff, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Er zog sie leise an sich und antwortete:

„Ihn mir rauben? Gott bewahre! Er soll mir ja nicht geraubt werden; ich soll ihn ja gar nicht verlieren, sondern im Gegentheile eine liebe Tochter gewinnen."

Die Baronin kannte ihren Mann. Sie ersah den Vortheil und schob ihm auch Edmund in die Arme, so daß er die beiden Liebenden umschlungen hielt, er wußte nicht wie.

„Da hast Du auch diesen!" sagte sie. „Wirst Du hart sein?"

„Gott bewahre, Gott bewahre! Aber, Frau, Du bist doch der reine Ziethen aus dem Busch!"

„Glücklich zu machen, soll man niemals zaudern."

„Na, Du aber mußt es verantworten!"

„Gern, sehr gern! Also —"

„Das kommt ja gar nicht auf mich allein an! Lieber Herr Petermann, was sagen Sie dazu?"

Der Gefragte befand sich natürlich in einer außerordentlichen Verlegenheit. Das Glück seines Kindes war ihm ja theuer; auch konnte er die ihm bevorstehende Ehre, mit einem aristokratischen Hause verwandt zu sein, wohl schätzen und würdigen, aber er wollte doch nicht als Ein- oder vielmehr als Aufdringling gelten. Daher antwortete er:

„Herr Baron, wenigstens ich darf mich nicht überraschen lassen. Ich gebe Ihnen die Vollmacht, auch für mich zu handeln. Was Sie thun, soll mir recht sein."

„Aber Sie werden mich nicht nachträglich auszanken?"

„Nein. Sie können versichert sein, daß Ihre Entscheidung meine vollste Zustimmung finden wird."

„Nun denn in Gottes Namen: Hast Du diese Dame denn wirklich so sehr lieb, Edmund?"

„Unendlich, lieber Vater!"

„Und Ihnen, mein Kind, ist mein Sohn ebenso theuer?"

„Ja," flüsterte Valeska, welche sich kaum getraute, an das ihr bevorstehende Glück zu glauben.

„So soll es denn in Gottes Namen gewagt sein. Nehmt meine Einwilligung und meinen Segen, Kinder. Was die Mutter gut geheißen hat, darf der Vater doch nicht tadeln, oder gar rückgängig machen. Möge also die jetzige Stunde uns Allen zum Heil und Segen gereichen!"

Da wurde er von sechs Armen umschlungen, so daß er sich fast nicht zu rühren vermochte. Dann sank Valeska unter Thränen an die Brust der Freifrau.

„So mußte es kommen, meine Tochter," sagte diese. „Gott der Herr walte über Ihnen und über uns Allen!"

Einer aber konnte nicht sprechen: Petermann. Seine Lippen zuckten unter der tiefen Bewegung seines Herzens. Er streckte dem Freiherrn die Hand entgegen und lehnte sich dabei gegen die Wand, als ob ihm die Kraft, sich auf den Füßen zu erhalten, verloren gehe. Herr von Randau legte theilnehmend den Arm um ihn und sagte:

„Fassen Sie sich, lieber Freund. Ich verstehe und würdige Ihre Gefühle. Das Leben ist Ihnen viel, sehr viel schuldig geblieben; es will Ihnen jetzt diese Schuld abtragen. Die Vorsehung kann zuweilen zögern, sie mag zuweilen hart erscheinen, aber sie ist doch stets gerecht."

Nach einiger Zeit wurden die Anwesenden in den Salon gerufen. Dort fanden sie den Fürsten von Befour und den Rechtsanwalt, mit welchem der Anstaltsdirector von Scharfenberg heute so lange Berathung gepflogen hatte. Dieser Letztere war nicht zugegen; in den Zügen der beiden anderen Genannten sprach sich ein feierlicher, milder Ernst aus. Der Fürst begrüßte die Familie Randau und sagte:

„Ich bin ebenso wie Sie zur Beisetzungsfeier der beiden verstorbenen Herren von Scharfenberg geladen. Es war mir dies überraschend, da ich in keiner näheren Beziehung zu der Familie dieses Namens stehe. Jetzt nun weiß ich daß ich anwesend sein sollte, um Zeugenschaft zu leisten. Ich thue das mit einer Befriedigung, welche ich mit Worten nicht zu beschreiben vermag. Es steht Ihnen Allen eine sehr große, eine außerordentliche Ueberraschung bevor. Man ist bereits in der Capelle des Schlosses versammelt. Bitte, folgen Sie mir!"

Bei dem Worte Ueberraschung hatte sein Auge mit freundlichem Lächeln auf Petermann und dessen Tochter geruht. Jetzt schritt er voran und die Anderen folgten.

Die Schloßcapelle war mit schwarzem Trauerstoff behangen. Zu Seiten des Altares neigten Palmen ihre Wipfel. Vor demselben, auf hohem Katafalk, standen zwei offene Särge, in welchen die einbalsamirten Körper von Scharfenberg Vater und Sohn lagen.

Der Schein vieler Wachskerzen beleuchtete die aschfarbenen Gesichter der Leichen, zu deren Häuptern der Anstaltsdirector in schwarzem Anzuge stand.

V. S.

Hinter dem Altar waren die Mitglieder des Kirchenchores von Langenstadt placirt und an der kleinen Orgel saß der Ortskantor. Er griff, als er die Kommenden eintreten sah, in die Claviatur.

Leise, getragene Accorde schwebten durch den kleinen Raum, dann, als das Vorspiel beendet war, begann der Kirchenchor das Sterbelied:

„Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe,
Und was ist's, daß ich vielleicht
Noch allhier zu leben habe?
Denk, o Mensch, an Deinen Tod;
Säume nicht, denn Eins ist Noth!"

Jetzt trat der mit anwesende Pfarrer an den Altar und verkündete in kurzen Worten Namen, Stand und Alter der Verstorbenen. Dann erklang die nächste Strophe:

„Lebe, wie Du, wenn Du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die Du hier erwirbst,
Würden, die Dir Menschen gaben,
Nichts wird Dich im Tod erfreu'n;
Diese Güter sind nicht Dein."

Nun folgte die eigentliche Rede des Geistlichen. Er hielt sie kurz, fast karg. Es war, als habe er Grund, auf die gewöhnlichen Lobreden zu verzichten. Als er geendet hatte, trat er vom Altar fort und es folgte der Gesang:

„Tritt im Geist zum Grab' oft hin;
Siehe Dein Gebein versenken.
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre Du mich selbst bedenken.
Lehre Du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag."

Jetzt erfolgte eine feierliche, fast bedrückende Pause. Der Anstaltsdirector stand noch immer zu Häupten der beiden Särge, so bleich und unbeweglich, als ob er selbst auch todt sei. Jetzt aber erhob er leise die Hand und sagte in tiefem, ernstem Tone:

„Ja, Herr, daß ich Erde bin, lehre Du mich selbst bedenken! Lehre Du mich's jeden Tag, daß ich weiser werden mag! Diese Worte sind es, welche mir in den Ohren und im Herzen fort und fort geklungen haben, seit ich die erschütternde Nachricht von dem Tode dieser beiden Abgeschiedenen erhielt. Sie sind aus dem Leben gegangen, ohne eine Schuld gebüßt zu haben, die auf ihrem Gewissen lag. Ich als der einzige Ueberlebende der Familie ihres Namens will diese Schuld von ihnen nehmen, ehe wir ihre Körper der Erde anvertrauen."

Er schwieg einen Augenblick. Es war ein Augenblick gespanntester Erwartung. Dann sagte er:

„Herr Petermann, kommen Sie mit Ihrer Tochter näher. Ich habe zu Ihnen zu sprechen."

Das hatten die Beiden nicht erwartet. Sie fühlten sich fast erschrocken.

Doch ergriff der Vater die Hand seiner Tochter und trat so nahe, daß Beide in den hellen Schein der Kerzen zu stehen kamen. Jetzt nun fuhr der Sprecher fort:

„Hier dieser eine der beiden Heimgegangenen hat ein schweres Verbrechen an Ihnen verübt. Er hat Sie um Ihre Freiheit und um Ihre Ehre gebracht, während es doch von ihm nur eines Wortes bedurft hätte, um Ihre vollständige Unschuld zu beweisen. Er schwieg aus Feigheit und Sie mußten büßen, ohne etwas verbrochen zu haben. Und des Anderen Pflicht wäre es gewesen, Gnade walten zu lassen, selbst wenn er von Ihrer Schuld überzeugt gewesen wäre; er aber verhärtete sein Herz und ließ Sie der ganzen Strenge des Gesetzes anheim fallen. Sie waren ein treuer Diener unseres Hauses und opferten sich, um die Ehre unseres Namens aufrecht zu erhalten. Sie wurden als Verbrecher behandelt und Ihr einziges, unschuldiges Kind fiel in ruchlose Hände, aus denen es glücklicher Weise errettet wurde. Das Alles haben diese beiden Todten zu verantworten. Sie sind hinübergegangen, ohne Sühne leisten zu können. Ich habe die Pflicht, es an ihrer Stelle zu thun. Ich erkläre hiermit an den Särgen der Schuldigen, daß an Ihnen, Herr Petermann, nicht der mindeste Makel haftet, daß Sie vielmehr den Verstorbenen ein Opfer gebracht haben, für welches die Kräfte von Millionen Anderen nicht ausreichend sein würden. Ich bin bereit, Ihnen eine Genugthuung zu gewähren, welche mein Gewissen mir gebietet, bitte Sie aber jetzt als der Letzte meines Namens, Ihrem Werke die Krone aufzusetzen, indem Sie den Seelen der Abgeschiedenen Ihre Verzeihung in das Jenseits nachsenden. Darf ich hoffen, daß Sie mir diese Bitte erfüllen?"

Es war so still in der Capelle, daß man das Zittern einer Spinnwebe hätte hören können. Dann sagte Petermann:

„Ich verzeihe ihnen."

„Und Ihre Tochter?"

„Sie verzeiht ebenso wie ich. Gott möge ihnen ein gnädiger Richter sein. Ich werde für sie beten."

„Und Ihnen möge er lohnen, was die Todten Ihnen nicht mehr lohnen können! Jetzt, da sie Vergebung gefunden haben, wollen wir ihre Hüllen der Erde anvertrauen."

Es traten die dazu bestimmten Männer herbei. Die Gruft wurde geöffnet, man verschloß die Särge, nahm sie von den Katafalken herab und ließ sie in die dunkle Vertiefung hinab, welche dann, nachdem der Geistliche den Segen gesprochen hatte, über ihnen geschlossen wurde.

Der Fürst kehrte mit den Anderen nach dem Salon zurück, wo man sich fast ganz wortlos verhielt, bis der Anstaltsdirector nachkam. Er reichte Petermann und Valeska die Hand und sagte:

„Jetzt nun will ich Ihnen auch meinen Dank sagen und von der Genugthuung sprechen, welche ich Ihnen gewähren muß. Sie haben die Ehre Ihres Namens der des meinigen geopfert; die einzige Satisfaction kann nur darin bestehen, daß ich Sie Theil an meinem Namen nehmen lasse. Ich bin

der Letzte meines Stammes und habe keine Kinder. Fräulein Petermann, Sie sollen meinen Namen nebst dem Ihrigen führen. Seine Majestät der König hat die Erlaubniß ertheilt, daß Sie sich Valeska von Scharfenberg-Petermann schreiben. Ich adoptire Sie. Sie sind von diesem Augenblicke an meine Tochter und meine einzige Erbin. Die Documente sind ausgestellt. Darf ich sie Ihnen übergeben, Herr Petermann?"

Der Gefragte war sprachlos, seine Tochter ebenso. Der Director mußte seine Frage wiederholen, ehe er die Antwort erhielt:

„Das ist unmöglich, ganz unmöglich!"

„Ich erfülle eine Pflicht, Herr Petermann, und ich erfülle sie gern. Ich will Ihnen nicht Ihre Tochter rauben, ich will Ihnen auch nicht zumuthen, die Adoption als ein Aequivalent für das, was Sie erduldeten, zu betrachten, sondern ich will Ihnen damit den Beweis geben, daß Sie meine vollste Achtung besitzen. Und indem Sie in die Adoption willigen, sollen Sie mir zeigen, daß Sie dem Todten wirklich verziehen haben und auch gegen mich keinen Groll hegen."

„Da sei Gott vor!"

„Also, nehmen Sie an?"

„Es ist zu viel, zu viel!"

Da sagte der Fürst zu ihm:

„Petermann, Sie dürfen nicht allzu zart sein. Wollten Sie auch verzichten, so doch in Rücksicht auf Ihre Tochter nicht. Für diese ist es ein Geschenk des Himmels, welches Sie unmöglich zurückweisen dürfen."

Da dachte er an die Verlobung seiner Tochter mit dem Lieutenant und schnell entschlossen wendete er sich an den Director:

„Herr Hauptmann, ist es wirklich Ihr Ernst?"

„Können Sie daran zweifeln?"

„Nun gut, ich will mich nicht weigern, falls meine Tochter bereit ist, Ihren Namen zu tragen."

„Und Sie, Fräulein Petermann?"

„Ich kann es kaum fassen," antwortete die Gefragte.

„O, Sie werden sich schnell daran gewöhnen. Ich verlange kein persönliches Opfer von Ihnen. Sie sollen meinen Namen tragen und meine Erbin sein. Hier meine Hand; bitte, schlagen Sie getrost ein!"

Da gab sie ihre Hand hin. Sie mußte unterzeichnen, ebenso ihr Vater und dann die Zeugen auch. Noch war man damit beschäftigt, so brachte ein Diener eine an den Fürsten gerichtete Depesche. Er öffnete sie, las und sagte dann im Tone freudiger Ueberraschung:

„Meine Herrschaften, eine freudige Botschaft: Franz von Helfenstein ist ergriffen worden."

„Wo, wo?" rief es rundum.

„Droben im Walde. Er ist von einem Felsen gestürzt und hat sich nicht weiter flüchten können. Er liegt in der Hütte eines Köhlers und der Arzt giebt Hoffnung, daß man ihn am Leben erhalten könne."

„Gott sei Dank!“ sagte der Director. „Jetzt wird man ihn nun nicht wieder entkommen lassen. Er wird für lebenslang mein Zögling sein, wenn es ihm nicht ganz und gar an den Kragen geht.“

Eben als der Director diese Wort gesagt hatte, kehrte der Diener zurück und meldete, daß ein Herr den Fürsten zu sprechen verlange.

„Wer ist es?“

„Herr Doctor Zander aus der Residenz.

„Ah, dieser ist hier! Lassen Sie ihn herein!“

Der Doctor begrüßte die Anwesenden, welche sich alle wunderten, ihn hier zu sehen, und sagte zum Fürsten:

„Durchlaucht, eine Neuigkeit; der Baron von Helfenstein —“

„Ist gefangen?“ fiel der Fürst ein.

„Noch nicht — oder ja; ich weiß nicht, woran ich bin.“

„Wieso?“

„Ich glaube, ihn jetzt gesehen und gesprochen zu haben.“

„Wo denn?“

„Hier in Langenstadt.“

„Wohl schwerlich. Er wurde heute ganz anderswo gefangen.“

„Das sagte allerdings der Bürgermeister auch.“

„Sehen Sie! Sie befinden sich jedenfalls im Irrthum. Aber wie kommen denn Sie herauf nach Langenstadt?“

Der Gefragte erröthete ein wenig und antwortete:

„Um mich zu verloben.“

„Sie scherzen!“

„Fällt mir gar nicht ein.“

„Aber — mit wem denn nur?“

„Mit der kleinen Magda Weber, welche Sie ja kennen.“

„Ah, richtig! Sie ist ja von hier. Das ist aber ja recht schnell und heimlich gegangen, lieber Doctor.“

„Soll aber nun desto länger währen und auch öffentlich werden. Magda erhielt eine Depesche von ihrem Vater, daß sie schleunigst kommen solle. Ich begleitete sie. Hier angekommen, hörten wir von ihrem Vater, daß er seinen Neffen aus Amerika erwarte; desbalb hatte er die Tochter zu sich gerufen. Der Neffe soll sein Glück gemacht haben. Eben als wir vor einigen Minuten beim Abendessen saßen, kam der Erwartete, in welchem ich zu meinem Erstaunen oder vielmehr zu meinem Schreck den „Hauptmann“ zu erkennen glaubte.“

„Sie irren sich jedenfalls.“

„Das scheint so, wie ich höre.“

„Es gab also eine Aehnlichkeit?“

„Eine bedeutende sogar.“

„Zufall! Stimmte auch das Alter?“

„Ja.“

„Wie war er gekleidet?“

„Sehr anständig. Doch trug er einen Torniſter auf dem Rücken.“

„Das iſt nichts Auffälliges. Er reiſt als Touriſt. Haben Sie ſich etwas merken laſſen?“

„Ich war freilich ſehr überraſcht.“

„Und er?“

„Auf ihn machte mein Anblick allerdings nicht den mindeſten Eindruck. Das fiel mir freilich auf. Der Baron Franz von Helfenſtein kennt mich und weiß auch, daß ich ihn kenne. Er wäre jedenfalls erſchrocken, mich zu ſehen.“

„Da haben Sie es! Was thaten Sie?“

„Ich nahm eine Veranlaſſung wahr, mich zu entfernen, und ging zum Bürgermeiſter, als dem Oberhaupte der hieſigen Polizei. Auch er ſagte mir, daß der Hauptmann heute gefangen worden ſei. Alle Polizeiorgane des Landes ſind ſofort auf telegraphiſchem Wege davon benachrichtigt worden.“

„Sie haben ſich alſo geirrt.“

„Aber dieſe große Aehnlichkeit!“

„Sie kann keine Veranlaſſung ſein, dieſen Mann zu beläſtigen.“

„Ich erfuhr beim Bürgermeiſter, daß Durchlaucht hier anweſend ſeien. Darum kam ich ſogleich hierher, um Ihnen die betreffende Mittheilung zu machen und um Verhaltungsmaßregeln zu bitten.“

„Hatte der Bürgermeiſter die Abſicht, einzuſchreiten?“

„Nein.“

„So habe ich ſie auch nicht.“

„Aber es handelt ſich um den Hauptmann, Durchlaucht. Man kann nicht vorſichtig genug ſein.“

„Sie haben da freilich recht. Wie ſprach der Fremde?“

„Er gab das Deutſche mit amerikaniſchem Accent.“

„Hm. Dieſen Accent kann man auch nachmachen.“ Wie lange bleiben Sie hier?“

„Bis zum letzten Zuge, mit welchem ich zurückfahre.“

„Auch ich benutze dieſen Zug. Wir haben noch über zwei Stunden bis dahin. Ich werde ganz ſicher gehen und direct beim Miniſter telegraphiſch anfragen. Sie kehren wohl zu dem Vater Ihres Bräutchens zurück?“

„Ja.“

„Das iſt ſchon aus dem Grunde nöthig, um bei dem Fremden keinen Verdacht zu erwecken. Wollen Sie mir unterwegs die Depeſche beſorgen?“

„Gern.“

„Es ſoll auf die Antwort, welche ich erhalte, ankommen, ob ich mich mit dem Amerikaner beſchäftige. Ich werde das Telegramm ſogleich notiren.“

Er riß ein Blatt aus dem Notizbuche und ſchrieb die wenigen Worte, welche nöthig waren und mit denen ſich der Arzt dann entfernte. Während dieſes kleine Intermezzo beſprochen wurde, hatte Valeska ſich an das Fenſter zurückgezogen. Der Lieutenant trat zu ihr, drückte ihr innig die Hand und flüſterte ihr zu:

„Wer hätte das gedacht! Du jetzt eine Baroneſſe!“

„Ich kann es noch nicht fassen!"

„Jetzt wirst Du wohl stolz werden!"

„O nein!"

„Und gar nicht mehr an diesen Lieutenant von Randau denken."

„Edmund!"

„Na, zürne nicht! Ich habe eine Freude, die gar nicht zu beschreiben ist. Und weißt Du, worüber?"

„Nun?"

„Darüber, daß meine Eltern ihre Einwilligung gegeben haben, bevor sie wußten, was der Director Dir zugedacht hatte."

„Ja, das ist es. Darüber, gerade darüber bin ich so glücklich, daß ich alle Welt umarmen möchte."

Als man später bei der Tafel saß, kam die telegraphische Antwort aus der Residenz. Sie lautete:

„Hauptmann in Langenstadt ist großer Irrthum. Baron ganz sicher in unseren Händen."

Aus diesem Grunde fiel es dem Fürsten gar nicht ein, sich mit dem angeblichen Amerikaner zu beschäftigen.

Dieser hinwieder hatte sich in einer nicht sehr angenehmen Situation befunden, war aber doch so kühn gewesen, das Resultat ruhig abzuwarten.

Er hatte den weiten Weg nicht ganz zu Fuß zurückgelegt, sondern streckenweise sich bietende Fahrgelegenheiten benutzt. Einige Male in Gasthöfen einkehrend, hatte er gehört, daß der Hauptmann gefangen worden sei. Das hatte ihm eine Sicherheit gegeben, welche er im anderen Falle nicht besessen hätte. —

So war es Nacht geworden, als er Langenstadt erreichte. Auf seine Frage wurde ihm die Wohnung des Holzschnitzers Weber beschrieben. Er fand sie sehr leicht und wollte eben die Hausthür öffnen, als eine Frau heraustrat. Er grüßte und fragte:

„Wohnt hier der Holzschnitzer Weber?"

„Jawohl."

„Ist er zu Hause?"

„Ja. Wollen Sie zu ihm?"

„Gewiß."

„Ich bin seine Frau."

„Seine Frau, also meine Tante!"

„Tante! Herrgott! So bist Du der Neffe?"

„Ja freilich. Ich komme so spät, weil ich die letzte Strecke zu Fuß gegangen bin. Habt Ihr meinen Brief erhalten?"

„Gestern."

„Und die Kisten?"

„Kisten noch nicht. Aber komm, komm herein! Du triffst es gut. Wir haben Verlobung."

„Sapperment! Wer verlobt sich denn?"

„Die Magda. Komm nur, komm!“

Er folgte ihr und fragte, um nur etwas zu sagen:

„Mit wem wird sie denn verlobt?“

„Mit einem Doctor, denke Dir nur! Er heißt Zander und ist aus der Hauptstadt. Hier herein!“

Sie öffnete die Stubenthür und schob ihn hinein.

Er war, als er den Namen Zander hörte, heftig erschrocken. War das vielleicht derselbe Arzt, den er kannte? Dann befand er sich ja in größter Gefahr! Aber er hatte sich unterwegs eine blaue Brille gekauft und bei einem Barbier sein Aeußeres möglichst verändert. Vielleicht war die Gefahr nicht so sehr groß. Die Frau schob ihn so schnell und so resolut vor sich her, daß er den Gedanken, schnell zu entweichen, gar nicht fassen konnte. Er fand nur Zeit, sich einigermaßen zu beherrschen, dann stand er auch schon in der Stube.

Am Tische saß Weber mit seinen Kindern, Doctor Zander bei ihnen. Sie aßen. Die Frau hatte wohl im Begriff gestanden, etwas zum Essen Nöthiges herbeizuholen.

„Da kommt noch ein Gast!“ sagte sie in freudigem Tone.

„Guten Abend!“ grüßte der Baron.

„Guten Abend!“ antwortete Weber, indem er von seinem Platze aufstand. „Wen bringst Du uns denn da?“

„Einen reisenden Handwerksburschen,“ lachte die Frau.

„Als Gast? Na, heute ist uns Jeder willkommen.“

„Besonders so ein Handwerksbursche! Rathe einmal, wo er herkommt, Alter!“

„Na, allwissend bin ich nicht!“

„Weit, weit her! Gar über das Wasser herüber.“

„Sapperment! So ist es doch nicht etwa gar —“

„Na, freilich ist er's!“

„Der Neffe?“

„Ja, natürlich.“

„Das ist eine Ueberraschung! So rasch hätten wir Dich doch nicht erwartet. Willkommen, willkommen!“

Er umarmte den vermeintlichen Neffen, welcher die Begrüßung möglichst herzlich erwiderte und auch dem Arzte die Hand in möglichster Unbefangenheit reichte.

„Dieser Herr ist wohl der Bräutigam?“ fragte er.

„Freilich! Woher weißt Du das?“

„Von der Tante; sie sagte es bereits draußen. Freut mich sehr, freut mich sehr! Ich hoffe, daß wir gute Verwandtschaft halten werden, Herr Doctor.“

Der Genannte war noch immer ziemlich bestürzt. Der Baron begrüßte nun auch die Kinder, fragte nach ihren Namen und den sonstigen Umständen und wurde dann, als er abgelegt hatte, an den Tisch genöthigt.



„Da kommt noch ein Gast!“ sagte sie in freudigem Tone.

Verl. S. (82.)

Während des Essens ließ man ihn ziemlich in Ruhe. Als es vorüber war, verließ Doctor Zander unter einem plausiblen Vorwande die Stube und das Haus, erkundigte sich auf der Straße nach dem Bürgermeister und suchte denselben auf, um ihm die überraschende Meldung zu machen.

Der Beamte schüttelte den Kopf und sagte:

„Den Hauptmann wollen Sie gesehen haben? Bei dem alten Weber? Das muß ein Irrthum sein. Was will er denn dort?"

„Er giebt sich für den Neffen aus Amerika aus."

„Ach so! Er ist wohl heute gekommen?"

„Vor kaum einer halben Stunde."

„Na, da will ich Ihnen sagen, daß Sie sich ganz gewaltig irren. Der Hauptmann ist gefangen worden, aber nicht hier bei uns. Es ist der sämmtlichen Landespolizei sofort telegraphirt worden. Hier bei uns kann er also nicht sein."

„Sie irren sich jedenfalls."

„Nicht möglich. Uebrigens weiß ich, daß der Amerikaner kommen will. In so einem kleinen Städtchen erfährt man Alles. Der Baron von Helfenstein wird nicht so dumm sein, sich hierher zu setzen."

„Aber es ist doch ein Irrthum Ihrerseits möglich."

„Schwerlich."

„Aber doch! Wollen Sie sich den Mann nicht wenigstens einmal ansehen, ihn nach seinen Papieren fragen?"

„Das kann mir gar nicht einfallen. Er soll steinreich sein; er will sich hier niederlassen; die Stadt wird also großen Nutzen haben. Da wäre es die größte Dummheit von mir, wenn ich ihn sogleich mit der Frage nach seinen Legitimationen beleidigen wollte. Er würde sich hüten, bei uns zu bleiben."

„Aber ich mache Sie verantwortlich!"

„Sehr wohl! Ich habe meine Depesche. Und — da fällt mir ein, daß sich der Fürst von Befour so viele Mühe mit dem Hauptmanne gegeben hat. Dieser Herr befindet sich heute hier auf dem Schlosse. Wollen Sie etwa —"

„Wie? Der Fürst ist hier?"

„Ja. Es muß bei der Beisetzungsfeierlichkeit noch irgend etwas Besonderes los sein. Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut sogar."

„So suchen Sie ihn auf und sprechen Sie mit ihm. Wenn er an Ihre Angaben glaubt, so will ich mich bereit finden lassen, sonst aber nicht."

Der Doctor ließ sich nicht weiter mit ihm ein und eilte nach dem Schlosse. Dort wurde ihm der bereits beschriebene Empfang. Er besorgte das Telegramm und kehrte dann zu Weber zurück, wo man auf seine Abwesenheit kein Gewicht gelegt hatte, da man zu sehr mit dem Verwandten beschäftigt gewesen war.

Nur allein diesem war es beängstigend aufgefallen, daß der Arzt sich für so lange Zeit entfernt hatte. Er wußte genau, welche Absicht derselbe

verfolgte, beschloß aber doch, zu bleiben, da er auf den Umstand rechnete, daß die Gefangennahme des Hauptmannes bereits überall bekannt sei

Er hatte sich auch nicht getäuscht. Es kam kein Polizeibeamter; der Doctor war also abgewiesen worden.

Dieser Letztere seinerseits war nun neugierig, ob der Fürst von Befour kommen werde. Er beschloß, diesen verdächtigen Neffen nicht aus den Augen zu lassen und lenkte die Unterhaltung so, daß endlich das Gespräch auch auf den Hauptmann kam. Der Amerikaner ging darauf ein, indem er fragte:

„Was für ein Mensch ist denn eigentlich dieser Spitzbube? Er hat mir heute auch Molestation verursacht."

„Dir?" fragte Weber. „Wieso denn?"

„Ich wurde seinetwegen angehalten."

„Nicht doch!"

„Freilich! Ich soll ihm ähnlich sehen."

„Was Du sagst!"

„Ja. Ich wurde schon an der Grenze veranlaßt, mich zu legitimiren, und da erhielt ich diese Passirkarte."

Er zog sie aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sah zu seinem Vergnügen, wie rasch der Arzt sich ihrer bemächtigte, um sie in Augenschein zu nehmen. Dann fuhr er fort:

„Es gab nämlich eine Menge Militär im Walde. Sie wollten den Hauptmann fangen. Ein Lieutenant hielt mich an. Ich gab ihm die Karte; aber erst als ich ihm auch die übrigen Documente gegeben hatte, ließ er mich fort. Hier diese."

Dabei zog er seine Legitimationen hervor und gab sie dem Doctor. Dann sagte er weiter:

„Nur eine Minute später haben sie den Kerl auch wirklich gefunden und gefangen. So kann man einer Aehnlichkeit wegen in Verlegenheit kommen."

„Sie sind ihm auch wirklich sehr ähnlich," sagte Zander.

„So? Kennen Sie ihn?"

„Sogar sehr genau."

„So sind Sie freilich competent. Ist die Aehnlichkeit denn in Wahrheit so sehr bedeutend?"

„Sie ist sehr groß."

„So hätten Sie mich ja für ihn halten können."

„Das habe ich auch gethan."

„Na, das ist kein Compliment für mich, Herr Doctor!"

„Ich kann nicht dafür. Ihre Documente allerdings beweisen mehr als zur Genüge, daß der Verdacht unbegründet ist."

„Also wirklich bereits Verdacht! Hätte ich das gewußt, so wäre ich drüben geblieben."

„Unsinn!" sagte der Onkel. „Deshalb brauchtest Du nicht drüben zu bleiben. Hoffentlich bleibst Du hier in Langenstadt?"

„Möglich. Entweder bleibe ich hier, oder ich kaufe mich in der Residenz an. Dann zieht Ihr mit.“

„Das wäre herrlich! Magda zieht ja hin. Dann wären wir Alle beisammen.“

Im Stillen aber nahm sich der Baron vor, nur die Ankunft der Kisten abzuwarten, um sich des werthvollsten Inhaltes derselben zu bemächtigen und dann für immer zu verschwinden. Er mußte erzählen und half dazwischen allerlei Luftschlösser bauen. Als so die Zeit verging, ohne daß etwas geschah, gewann er die Ueberzeugung, daß für ihn keine Gefahr vorhanden sei. Und da er zufälliger Weise auch von der Anwesenheit des Fürsten nichts erfuhr, so zeigte er eine Sicherheit des Benehmens, welche dem Doctor die volle Ueberzeugung gab, daß er sich geirrt habe.

Dieser Letztere mußte endlich aufbrechen. Weber wollte ihn nach dem Bahnhofe begleiten, doch nahm er dies nicht an. Nur Magda trat mit ihm hinaus vor die Hausthür, um ihren Abschiedskuß zu empfangen; dann begab er sich allein fort.

Als er auf dem Bahnhofe mit dem Fürsten zusammentraf, sagte dieser:

„Ich erhielt die Antwort. Der Hauptmann ist wirklich gefangen worden. Sie haben sich also geirrt.“

„Das sehe ich jetzt auch ein, obgleich es mir erst unwahrscheinlich war. Ich habe die Legitimationen des Amerikaners gesehen und bin überzeugt worden.“ —

Um dieselbe Zeit brannte in der Stube des Kohlenbrenners Hendschel eine kleine Lampe, welche nur ein sehr spärliches Licht verbreitete. Der Verunglückte lag regungslos im Bette, an welchem eine Krankenwärterin saß, die man aus der Residenz gesandt hatte.

Auch der Staatsanwalt war gekommen. Er hatte sich überzeugt, daß der Kranke unfähig sei, zu entfliehen und war dann in die Kammer gegangen, wo er für diese Nacht schlafen sollte.

Am Tische, von dem Scheine des Lichtes nicht getroffen, saß der Köhler mit seiner Frau. Sie hatten allerlei Gedanken auszutauschen und sprachen so leise mit einander, daß die Pflegerin nichts davon hören konnte.

„Und ich behaupte doch, daß er es nicht ist,“ raunte die Frau dem Manne zu, ein begonnenes Gespräch fortsetzend.

„Aber beweisen kannst Du es nicht!“

„Nein.“

„Woher willst Du das so genau wissen?“

„Ich fühle es.“

„Unsinn!“

„Das ist kein Unsinn, Alter! Wir Frauen haben so ein feines Gefühl, weißt Du. Wäre nur sein Gesicht nicht so sehr zerschunden, daß man die Züge sehen könnte.“

„Aber es waren doch seine Kleider!“

„Das ist eben das Sonderbare!“

„Auch hatte er unser Brod einstecken."

„Daran denke ich auch. Aber ich kann mir den Kopf zerbrechen, ich finde keine Erklärung."

„So müssen wir eben warten, bis das Gesicht wieder heil geworden ist."

„Das kann lange dauern. Wenn es doch wenigstens ein anderes Zeichen gäbe, an welchem — Du, Vater, da fällt mir etwas ein, ah, etwas Wichtiges!"

„Was denn?"

„Weißt Du, was dieser Hirsch am Finger hatte?"

„Hm! Einen Ring."

„An welchem Finger?"

„Am rechten, kleinen."

„Richtig! Ich besinne mich ganz genau. Wie sah der Ring aus?"

„Er war dünn, hatte aber einen großen, rothen Stein."

„Dieser Stein funkelte so bei Licht. Wollen wir einmal nach der Hand sehen?"

„Ja, aber nichts sagen."

Nach einiger Zeit erhob sich die Alte, machte sich in der Nähe des Bettes zu schaffen und kehrte dann zurück.

„Er hat keinen Ring," flüsterte sie.

„Auch an der Linken nicht? Vielleicht irren wir uns in Beziehung auf die Hand."

„Er trägt überhaupt keinen Ring."

„Sollte er ihn verloren haben?"

„Wohl nicht. So ein Ring pflegt fest zu stecken."

„Du, das kommt mir allerdings nun verdächtig vor! Ich glaube, er ist von dem Sturz sofort betäubt worden, so daß er gleich regungslos gewesen ist. Und doch sah ich ganz deutlich, nachdem ich den gräßlichen Schrei gehört hatte, daß sich etwas an der betreffenden Stelle bewegte. Ob wohl Jemand da gewesen ist und ihm den Ring gestohlen hat?"

„Möglich ist es. Wer aber könnte das gewesen sein?"

„Vielleicht Der, den der Lieutenant in der Nähe getroffen hat. Weißt Du nicht, daß davon gesprochen wurde?"

„Ja. Es ist ein Amerikaner gewesen."

„Den der Lieutenant für den Hauptmann gehalten hat."

„Hm! Sonderbar!"

Es entstand eine längere Pause. Der Köhler brummte einige Male vor sich hin, kratzte sich hinter dem Ohre, brummte wieder und wieder, bis das endlich doch seiner Frau zu auffällig wurde. Sie fragte flüsternd:

„Was hast Du denn?"

„Einen Gedanken."

„Na, da giebt es doch nichts zu brummen!"

„Oho! Es ist ein ganz verzweifelter Gedanke."

„Laß ihn doch hören!“

„Er will nur schwer heraus. Er ist so dumm, aber doch auch sehr gescheidt. Ich weiß nur nicht, welches von Beiden das Richtige ist. Es war eine verflixte Geschichte.“

„Was denn?“

„Wenn der Amerikaner der Hirsch gewesen wäre.“

„Mann, wo denkst Du hin!“

„Und der Kranke hier ist ein Unschuldiger.“

„Wie wäre das möglich?“

„Der Hirsch hätte ihn herabgestürzt.“

„Herrgott!“

„Und nachher die Anzüge gewechselt.“

„Mann, Alter! Ich fürchte mich vor Dir!“

„Na, ich habe ihn doch nicht herunter gestürzt.“

„Aber Du sinnst Dir solche Sachen aus — — Herrgott!“

Die Frau fuhr ganz entsetzt vom Stuhle auf, ihr Mann ebenso. Der Kranke hatte nämlich in diesem Augenblicke, ohne sich nur im Geringsten dabei zu bewegen, einen fürchterlichen Schrei ausgestoßen, einen so entsetzlichen Schrei, daß auch die Krankenpflegerin laut aufgeschrieen hatte.

„Mein Heiland!“ sagte der Köhler. „Das ist derselbe Schrei, den ich im Walde hörte.“

Sie horchten. Der Kranke war wieder ruhig. Draußen aber knarrte die Treppe, und der Staatsanwalt, der sich nicht entkleidet hatte, trat ein.

„Wer schrie so?“ fragte er.

„Hier,“ antwortete die Pflegerin, auf den Kranken deutend.

„Sagte er etwas?“

„Nein. Er schrie nur auf.“

„So, so! Ich dachte, es wäre etwas geschehen.“

Es wurde, als er sich beruhigt hatte, in der Stube wieder still. Nur die alte Wanduhr ließ ihr regelmäßiges, monotones Tiktak hören. Die Wärterin nickte leise vor sich hin. Sie war nahe daran, einzuschlafen.

Da begann der Kranke, leise, ganz leise zu wimmern. Es klang fast, als ob er singen wolle. Dann plötzlich sagte er lauter und ganz verständlich:

„Weber heiße ich.“

Darauf ward es wieder still. Die beiden Alten stießen sich an. Sie wollten sich eine Mittheilung zuflüstern; da aber erklang es kurz und zornig:

„Aus Amerika — — nach Langenstadt.“

Die Pflegerin schüttelte verwundert den Kopf. Der Köhler aber raunte seiner Frau erschrocken zu:

„Hast Du es gehört?“

„Ja.“

„Weber heißt er!“

„Nach Langenstadt will er!“

„Aus Amerika kommt er!“

B. B.

„Sollte Gevatter Weber gemeint sein?"

„Du, höre, der hat ja Verwandte drüben."

„Und der Mann, den der Lieutenant im Walde getroffen hat, ist ein Amerikaner gewesen."

„Hat aber dem Hauptmanne so sehr ähnlich gesehen."

„Das kommt mir immer verdächtiger vor!"

„Horch!"

Der Kranke wimmerte leise fort, doch immer noch, ohne sich zu bewegen. Er hielt auch die Augen geschlossen. Sodann murmelte er kurze, unverständliche Worte vor sich hin, bis man endlich deutlicher hörte:

„Mein Ranzen — — viel Geld — — — Holzschnitzer — — — ha, stürzt mich hinab — — —"

Das Letztere hatte er mit lauter Stimme gerufen. Dann ließ das Wimmern nach und er schlief wieder ein. Es war nichts mehr zu hören. Der Köhler wartete eine ganze Weile. Als das Schweigen andauerte, sagte er zu der Alten:

„Jetzt ist es fast gewiß, daß er den Gevatter meint!"

„Denkst Du?"

„Ja. Weber — Holzschnitzer — Langenstadt. Es kann ja gar kein Anderer gemeint sein."

„Was wollte er mit dem Ranzen?"

„Er wird einen gehabt haben und viel Geld drin."

„Sagte er nichts vom Hinabstürzen?"

„Ja, freilich. Du, ich habe einen großen Verdacht!"

„Ich fast auch."

„Was denkst Du denn?"

„Dieser Hirsch ist doch der Mörder gewesen."

„Das ist's; was auch mir nicht aus dem Sinne will."

„Er hat den Fremden getroffen und vom Felsen gestürzt, um ihm Alles abzunehmen."

„Das wäre schauderhaft."

„Aber es ist doch sehr leicht möglich. Nicht?"

„Ja."

Sie überlegten schweigend. Erst nach einer längeren Pause stieß der Köhler seine Frau an und flüsterte:

„Ich behalte es nicht auf meinem Gewissen."

„Was willst Du denn thun?"

„Ich sage es."

„Wem denn?"

„Dem Staatsanwalt."

„Daß der Hirsch dagewesen ist?"

„Ja."

„Was fällt Dir ein! Willst Du uns unglücklich machen!"

„Hm! Ja! Und den Vetter dazu! Der wird nun zu Hause in Obersberg sein. Soll ich ihn in Verlegenheit bringen, nun, da er endlich in Sicherheit ist?"

„Du darfst nichts sagen, kein Wort!"

„Aber mein Gewissen! Wenn der Hirsch eine solche Schlechtigkeit begangen hat!"

„Wir können es doch nicht mehr ändern!"

„Doch, doch! Wer weiß, was er außerdem noch vor hat! Wenn er wirklich das gethan hat, was wir denken, so ist er auf jeden Fall nach Langenstadt."

„Zu Webers?"

„Ja. Er giebt sich dort für den Amerikaner aus."

„Während der Unschuldige hier bei uns liegt!"

„Wenn man nur wüßte, was man am Klügsten zu thun hat! Denke Dir, daß Hirsch jetzt fort ist. Wenn er in Langenstadt ertappt würde. Das Geld, das viele Geld!"

„Zehntausend Gulden!"

„Oder fünfzehntausend!"

Es trat wieder ein längeres Schweigen ein. Dann flüsterte der Mann seinem Weibe zu:

„Jetzt weiß ich, was ich thue."

„Was denn?"

„Ich gehe nach Langenstadt."

„Hm!"

„Meinst Du nicht?"

„Ich weiß nicht, was das Richtige ist; aber mir ist ganz so, als ob ich mich für Webers ängstigen müsse."

„Mir auch. Es kann uns ja nichts schaden, wenn ich dem Staatsanwalt meine Gedanken sagen könnte."

„Das geht nicht."

„Freilich nicht. Also, soll ich?"

„Thue, was Du denkst!"

„So gehe ich."

„Aber wenn denn?"

„Gleich jetzt."

„Was? Mitten in der Nacht? Durch den Wald?"

„Was ist da weiter? Du weißt, daß ich mich nicht fürchte. Die Wege sind mir ganz genau bekannt. Je später ich von hier gehe, desto später komme ich hin."

„Wirst Du denn fort dürfen?"

„Wer will es mir wehren?"

„Der Staatsanwalt."

„Den frage ich gar nicht."

„Draußen stehen die Militärwachen."

„Ich bin doch nicht etwa ihr Gefangener. Sie haben aufzupassen, daß der Kranke nicht entkommt. Ich thue, als ob ich nach dem Weiler muß. Sie können mich nicht anhalten."

„Was sage ich denn, wenn ich nach Dir gefragt werde?“

„Das weiß ich nicht. Du mußt Dich nach den Umständen richten. Ich kann doch nicht vorher wissen, was geschehen wird.“

Sie besprachen die Angelegenheit noch eine kurze Zeit; dann war der Alte fest entschlossen, nach Langenstadt zu gehen.

Es mochte wenig über Mitternacht sein, als er aus seiner Hausthüre trat.

„Halt! Werda!“ ertönte ihm eine Stimme entgegen.

„Der Köhler.“

„Stehen bleiben.“

Der Posten kam näher und überzeugte sich, daß er nur den Köhler vor sich habe. Größerer Sicherheit halber trat er an den Laden und blickte durch eine Ritze desselben in die Stube, wo er den Kranken liegen sah.

„Ich denke, Sie schlafen,“ sagte er.

„Das geht heute nicht. Ich muß den Meiler anbrennen.“

„Sie müssen in den Wald?“

„Ja. Oder darf ich etwa nicht?“

„Warum nicht? Wir haben nur den Kranken festzuhalten.“

„Der läuft Ihnen nicht davon. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“

Der Posten lauschte, bis er die Schritte des sich Entfernenden nicht mehr hörte, und setzte dann seinen Rundgang fort.

Es waren zehn Mann Soldaten unter einem Unteroffizier eingetroffen. Sie hatten ihr Quartier hinter dem Hause in einem Waldstreuschuppen und mußten sich Zwei zu Zwei ablösen. Der Gerichtsarzt, welcher gegen Abend hier gewesen war, hatte diese Vorsichtsmaßregel für vollständig genügend erklärt, da der Kranke ja nicht im Stande sei, sein Lager zu verlassen.

Die Nacht verging, und der Tag brach an. Als der Staatsanwalt in der Stube erschien und hörte, daß der Köhler abwesend sei, hatte er nicht das Mindeste einzuwenden. Auch der Arzt, welcher im nächsten Dorfe übernachtet hatte, kam. Er fand in dem Zustande des Kranken nichts verändert. Polizisten und Gerichtsbeamte kamen und gingen. Kurz nach Mittag kam ein Reiter. Als der Staatsanwalt ihn erblickte, ging er ihm entgegen, um ihn in großer Ehrerbietung zu begrüßen. Es war der Fürst von Befour.

„Ist mein Diener hier?“ fragte er.

„Welcher, Durchlaucht?“

„Anton.“

„Nein.“

„Aber er ist hier gewesen?“

„Auch nicht.“

„Sonderbar. Ich war gestern verreist, erhielt aber die telegraphische Mittheilung, daß der Hauptmann gefangen sei. Als ich heimkehrte, hörte ich, daß Anton mit dem letzten Zuge abgefahren sei, um sich diesen Hauptmann anzusehen. Ich habe geglaubt, ihn ganz sicher hier zu finden.“

„So kommt er noch. Er hat die letzte Station zwei Uhr Nachts erreicht und dann nicht weiter gekonnt, da es Nacht war und er die Wege nicht kannte.“

„Wie befindet sich der Gefangene?“

„In vollständiger Lethargie.“

„Ist es nicht vielleicht Verstellung?“

„Ganz gewiß nicht. Bitte, wollen Sie sich überzeugen!“

„Ja, gehen wir herein.“

In der ärmlichen Stube angekommen, trat der Fürst an das Bette und betrachtete den Kranken.

„Sein Gesicht ist entsetzlich zugerichtet,“ meinte der Anwalt.

„Ja, es ist kein Zug zu erkennen. Woran aber hat man denn den Hauptmann erkannt?“

„An der Kleidung. Es ist diejenige, welche er bei dem Herrn von Scharfenberg mitgnommen hatte.“

„Ist sie genau als dieselbe recognoscirt worden?“

„Mit voller Sicherheit.“

„Hm!“

Der Fürst nahm die Hand des Kranken in die seinige und betrachtete sie. Er schob die Lippen des Bewußtlosen aus einander, betrachtete die Zähne und sagte dann:

„Sie haben nicht den Hauptmann gefangen.“

„Nicht? Was!“ rief der Anwalt.

„Ich kann es beschwören.“

„Sie erschrecken mich, Durchlaucht!“

„Das sind nicht die feinen, gelblichen Hände des Barons von Helfenstein; das sind auch nicht seine schmalen, matt schimmernden Zähne. Hier diese Zähne sind breit und kräftig, wie diejenigen eines Mannes, welcher gewöhnt ist, harte Rinden zu beißen.“

„Durchlaucht, dürften Sie sich nicht irren?“

„Nein, ich bin meiner Sache gewiß.“

„Aber er hat falsche Perrücke getragen.“

„Das ist freilich auffällig, dennoch aber ist er ein Anderer. Hat er nicht gesprochen?“

„In der Nacht.“

„Was?“

„Einige abgerissene Worte.“

„Die Sie sich natürlich notirt haben?“

„Nein. Sie waren ohne alle Bedeutung.“

„Ich glaube nicht, daß in einem solchen Falle ein Wort ohne alle Bedeutung sein kann. Wer hat gewacht?“

„Diese Dame hier.“

Er deutete auf die Pflegerin. Der Fürst fragte diese:

„Kennen Sie sich der Worte erinnern?“

„So ziemlich. Er stieß einen lauten Angstschrei aus. Dann sprach er

von Herabgeworfenwerden, von einem Torniſter, von Geld darin und nannte einige Namen."

„Welche?"

„Das weiß ich nicht ſo genau. Er ſprach, glaube ich, auch von Amerika und von einem — na, wie war es doch — von einem Holzſchnitzer."

Der Fürſt blickte ſchnell auf.

„Amerika? Holzſchnitzer?" fragte er. „Hat er den Namen dieſes Holzſchnitzers genannt?"

„Ich habe die Namen vergeſſen."

„Etwa Weber?"

„Ja, ach ja, Weber in — — in — — —"

„In Langenſtadt etwa?"

„Ja, ſo war es, in Langenſtadt."

„Alle tauſend Teufel! Da kommt mir eine Ahnung! Aber wie hat man dieſen Mann hier eigentlich gefunden? Wie iſt man auf ihn aufmerkſam geworden?"

„Durch einen Amerikaner, welcher der militäriſchen Patrouille begegnet iſt," antwortete der Anwalt.

„Dieſer Amerikaner hat auf ihn aufmerkſam gemacht?"

„Ja. Er hat erzählt, daß er ihm begegnet ſei und ſogleich Verdacht habe hegen müſſen."

„Wie war der Amerikaner gekleidet? Gab es an ihm irgend etwas Auffälliges?"

„Er war von dem commandirenden Offizier einer Aehnlichkeit wegen angehalten worden, hatte aber in Folge ſeiner ausgezeichneten Legitimationen ſeinen Weg dann fortſetzen dürfen."

„Herr Staatsanwalt, man hat den Hauptmann entkommen laſſen, dafür aber einen Unſchuldigen feſtgenommen, an welchem der Erſtere ein Verbrechen begangen hat."

„Das wäre ja entſetzlich!"

„Iſt es auch wirklich. Dieſen armen Teufel hier brauchen Sie nicht ſo ſorgfältig bewachen zu laſſen. Er entgeht Ihnen nicht. Wir müſſen ſein Leben zu retten ſuchen, weil er ein wichtiger Zeuge gegen den Hauptmann ſein wird. Daß uns aber der Letztere nicht entkommen möge, dazu will ich wenigſtens den Verſuch machen. Ich werde Ihnen nach hier Nachricht ſenden."

Er eilte hinaus und beſtieg ſein Pferd. Der Anwalt kam ihm ſchnell aus dem Hauſe nach und ſagte:

„Darf ich nicht Näheres erfahren, Durchlaucht?"

„Die Zeit iſt zu kurz. Ich ahne, wo der Hauptmann ſich befindet, und will telegraphiſch Befehl zur Arretur geben. Darum muß ich ſchleunigſt nach dem nächſten Orte, an welchem ſich ein Telegraphenamt befindet."

Er jagte davon. Im nächſten Städtchen gab es Poſt und Telegraph. Von da aus ließ er folgende Depeſche abgehen:

„Dem Bürgermeister von Langenstadt.

Sofort Amerikaner bei Holzschnitzer Weber arretiren. Ja nicht entkommen lassen. Umgehend Rückantwort an

Fürst von Befour."

Er ging in den Gasthof, um diese Antwort zu erwarten. Sie kam nach Verlauf von einer Viertelstunde und lautete zu seinem größten Erstaunen:

„Hat ihn schon! Mit nächstem Zuge ab nach der Residenz.

Anton."

Das war folgendermaßen zugegangen:

Der alte, brave Köhler hatte, ohne sich im Wege zu irren, den Gebirgswald hinter sich gelegt. Es wurde Tag, als er den nächsten Eisenbahnort vor sich sah. Da kam ihm ein junger Mann entgegen, welcher ihn forschend betrachtete und dann, ihn grüßend, fragte:

„Sie wohnen im Walde? Nicht?"

„Ja. Sie sehen das wohl an meinem Habitus?"

„Ja. Sie sind da zwischen den Bergen gut bekannt?"

„Ich kenne jeden Weg und Steg."

„So ist es Ihnen vielleicht möglich, mich zurecht zu weisen. Ich suche nämlich einen Köhler, welcher Hendschel heißt."

„So, so! Was wollen Sie bei ihm?"

„Kennen Sie ihn?"

„Ja."

„Also, wie komme ich zu ihm?"

„Zunächst, was wollen Sie bei ihm?"

„Sie sind sehr neugierig! Aber ich kann es Ihnen ja doch sagen. Ich bin nämlich verwandt mit ihm."

„Das ist wohl eine sehr nahe Verwandtschaft?"

„Ja."

„Aber so nahe, daß er Sie gar nicht kennt!"

„Wie kommen Sie zu dieser Ansicht? Er wird doch seine Verwandten kennen, der gute Vetter Hendschel!"

„Er scheint Sie aber doch nicht zu kennen; denn Sie zum Beispiel hat er noch gar nicht gesehen."

„Meinen Sie?"

„Ja, meine ich, Sie Lügenpeter, Sie!"

„Donnerwetter!" lachte Anton. „Da scheine ich ja ganz gewaltig angeflogen zu sein!"

„Ja, das sind Sie allerdings, Sie Schwindelmeier!"

„Sie sind wohl gar der Vetter Hendschel selbst?"

„Ja, aber nicht Ihr Vetter! Verstanden?"

„Sehr gut, sehr gut! Na, warum kommen Sie auch auf die Idee, mich auszufragen!"

„Und Sie mich!"

„Ich habe mich nur nach Ihrer Wohnung erkundigt. Sie aber wollten

von mir noch viel mehr wissen! Also Sie sind Hendschel selbst! Hat man Sie denn fortgelassen?"

„Warum nicht?"

„Ich denke, bei Ihnen giebt es Belagerungszustand!"

„Aber ich werde nicht selbst belagert!"

„Das ist nicht so sehr sicher, wie Sie es glaublich machen. Sie werden wohl so gut sein, mich zurück zu begleiten."

„Zurück? Wohin denn?"

„Genau bis dahin, wo Sie wohnen."

„Fällt mir nicht ein!"

„Es wird Ihnen nicht viel Anderes übrig bleiben!"

„Was mir übrig bleibt oder nicht, das ist wohl meine Sache, aber nicht die Ihrige. Guten Morgen und guten Weg."

Er wollte weitergehen, aber Anton nahm ihn beim Arme und sagte mit höflich impertinentem Lächeln:

„Halt, Vetter! Vorher noch ein Wort in Liebe!"

„Nun, was denn?"

„Bei Ihnen liegt ein Gefangener?"

„Ja."

„Und Sie reißen aus?"

„Wer sagt das?"

„Ich!"

Jetzt wurde der Alte wirklich zornig. Er antwortete:

„Hören Sie, Sie Vetter und Schwindelmeier, machen Sie sich schleunigst aus dem Staube, sonst können Sie sich nur getrost Ihre Knochen und Knöchelchen nummeriren! Ich bin Kohlenbrenner und verstehe, mit Dem da umzugehen."

Bei diesen Worten schwang er den eichenen Spazierknüttel, den er in der Hand hatte. Anton aber ließ sich keineswegs irre machen. Er griff in die Tasche, zog seine Medaille hervor, zeigte sie ihm und fragte:

„Kennen Sie das Dings da?"

„Nein."

„Nun, so lesen Sie einmal die Schrift!"

„Wozu denn?"

„Damit Sie sehen, wer und was ich bin."

„Wer und was Sie sind, das ist mir Schnuppe!"

„Sie aber sind mir nicht Schnuppe. Ich bin Criminalpolizist. Diese Medaille enthält meine Legitimation."

„Was Sie sagen!"

„Lesen Sie also!"

Jetzt nahm der Köhler die Münze und buchstabirte sich mit vieler Mühe die Worte zusammen.

„Sapperment!" meinte er dann. „Das habe ich noch nicht gewußt. So eine Medaille habe ich noch nicht gesehen. Diese Bedeutung habe ich noch nicht gekannt."

„O, ich kann mich auch noch anders legitimiren. Zum Beispiel hier, so. Sehen Sie diesen sechsschüssigen Revolver? Ihn darf ich gebrauchen, wenn ich auf Widerstand stoße!"

Da lachte der Alte lustig auf und sagte:

„Na, verlieren Sie nur die Courage nicht. Ich thue Ihnen nichts. Ich bin froh, wenn man mich in Ruhe läßt."

„Da werden Sie meiner freilich nicht froh werden; denn ich habe keineswegs die Absicht, Sie in Ruhe zu lassen."

„Guter Freund, wir werden schon einig werden. Was wollen Sie denn eigentlich bei mir?"

„Ich will mir Ihren Gefangenen ein Wenig betrachten. Ich hoffe, daß er noch zu finden ist."

„O, der läuft nicht davon. Der kann kein Glied bewegen."

„Aber Sie laufen davon!"

„In ganz guter Absicht."

„Darf ich diese Absicht kennen lernen?"

Der Alte betrachtete ihn noch immer mit mißtrauischem Blicke. Er sagte:

„Jetzt sagen Sie mir einmal aufrichtig: Sind Sie wirklich ein Criminalpolizist?"

„Ja. Sie haben ja die Medaille gesehen!"

„Das verstehe ich nicht. Wie ein Spitzbube sehen Sie mir allerdings nicht aus. Und ich will Ihnen sehr offen sagen, daß vielleicht viel davon abhängt, daß wir uns verstehen."

„Ich habe da hinten in dem Orte, wo ich übernachtete, gehört, daß der alte Kohlenbrenner Hendschel ein braver Mann sei. Wenn Sie wirklich Hendschel sind, so sagen Sie mir, warum Sie in so auffälliger Weise Ihre Wohnung verlassen?"

„Also Sie sind wirklich Polizist?"

„Ja doch! Ich stehe speciell im Dienste des Fürsten des Elendes. Von dem werden Sie wohl gehört haben."

„Na und ob! Wenn das so ist, so kann ich aufrichtig gegen Sie sein. Ich bin unterwegs, um den Hauptmann zu fangen."

„Den haben Sie ja schon!"

„Das glaube ich aber nicht."

„Nicht? Warum nicht?"

„Ich habe einige Gründe, zu vermuthen, daß unser Gefangener ein ganz braver, unschuldiger Mensch ist. Der Hauptmann steckt jetzt wohl in Langenstadt."

„Dort? Was Sie sagen. Der Fürst war gestern dort!"

„Ah, der hätte es wissen sollen! Ich vermuthe, daß sich der Hauptmann bei einem gewissen Holzschnitzer Weber einnisten will, der dort wohnt."

„Holzschnitzer Weber? Ah, der hat eine Tochter in der Hauptstadt, wenn nämlich kein Anderer gemeint ist."

„Kennen Sie etwa diese Tochter?"

„Heißt sie Magda?"

„Sapperment, ja. Sie ist mein Pathenkind, die Aelteste von Webers.

Ich habe nämlich früher in der Gegend von Langenstadt gewohnt. Weber ist mein Spezial."

„Wenn das so ist, so will ich Ihnen Vertrauen schenken. Aber ich verlange ganz dasselbe von Ihnen."

„Das versteht sich! Vielleicht ist es grad gut, daß ich Ihnen begegnet bin. Ich will Ihnen erzählen."

Er theilte jetzt Anton seinen Verdacht und die Gründe desselben mit, ohne aber doch zu verrathen, daß der Hauptmann bei ihm sich aufgehalten hatte. Der Polizist hörte ihm sehr aufmerksam zu, überlegte eine Weile und sagte dann:

„Vater Hendschel, was Sie da sagen, das klingt nicht ganz ohne. Es ist möglich, daß Sie recht haben. Der Gefangene kann uns nicht entkommen; der Andere aber, den Sie für den Hauptmann halten, ist leicht entwischt. Es ist auf alle Fälle besser, wir eilen nach Langenstadt."

„Sie mit?"

„Ja, natürlich."

„Gut, gut! Ah, wenn wir die Prämie verdienten!"

„Ich würde nichts zu beanspruchen haben. Sie sind es ja, der den Gedanken gehabt hat. Auf welche Weise aber wollten Sie denn nach Langenstadt kommen?"

„Nun, zu Fuße. Anders nicht."

„Da vergeht zu viel Zeit. Wir müssen fahren."

„Haben Sie Pferde?"

„Die miethen wir uns."

„Das können Sie sagen, aber ich nicht. Ein halber Gulden ist mein ganzes Vermögen."

„Damit wollten Sie diesen weiten Weg machen!"

„Warum nicht? In der einen Tasche ein Stück Schwarzbrot und in der anderen einen halben Gulden, mehr braucht man doch wohl nicht. Unsereiner ist nicht auf Kibitzeier, Hummern, Austern und Caviar dressirt!"

„Desto besser! Kommen Sie also! Ich kehre wieder um. Da in der Stadt wird es wohl einen Lohnkutscher geben. Wir könnten zwar die Bahn benutzen, müßten aber einen großen Umweg machen und würden dabei sehr viel Zeit verlieren. Wie aber haben Sie sich denn eigentlich Ihr Auftreten in Langenstadt gedacht?"

„Wie? Nun ich wollte zu Weber gehen."

„Frei und offen?"

„Wie denn sonst?"

„So, daß Derjenige, den Sie suchen, Sie hätte kommen sehen können?"

„Warum denn nicht?"

„Das ist doch klar! Wenn Ihre Vermuthung richtig ist, so hat der Hauptmann den Amerikaner von der Platte gestürzt?"

„Das meine ich."

„Er hat sich also in jener Gegend aufgehalten."

„Das ist freilich möglich."

„Sogar sehr wahrscheinlich. Ich nehme sogar an, daß er Ihr Haus kennt und auch Sie selbst."

„Ich glaube gar."

Er hütete sich wohl, zu sagen, daß er es nicht nur glaube, sondern sogar sehr genau wisse. Anton fuhr fort:

„Wenn er Sie kommen sähe, würde er sofort wissen, was seiner wartet und schleunigst die Flucht ergreifen. Das darf nicht geschehen."

„Ich muß aber doch sehen, ob er es ist!"

„Das lassen Sie nur mir über!"

„Kennen Sie ihn denn auch?"

„Sehr genau."

„Er wohl auch Sie?"

„Ja."

„Nun, so dürfen Sie sich ja auch nicht sehen lassen!"

„Ich werde dafür sorgen, daß er mich nicht kennt. Zunächst müßten wir uns heimlich bei Weber nach ihm erkundigen. Das aber hat seine Schwierigkeiten."

„Wäre es nicht gut, der dortigen Polizei zu telegraphiren?"

„Gut wäre es, wenn man sich auf ihre Schlauheit und Umsicht verlassen könnte. Da ich aber nicht weiß, ob dies der Fall ist, so wollen wir es lieber unterlassen."

Sie fanden in dem Bahnstädtchen einen Lohnkutscher, der sie kurz vor der Mittagszeit nach Langenstadt brachte. Anton ließ das Geschirr vor dem Rathhause halten und erfuhr, daß der Bürgermeister sich in seiner Expedition befinde.

Das Oberhaupt der Stadt empfing die beiden Männer nicht eben in sehr zuvorkommender Weise, zeigte aber sofort ein anderes Wesen, als Anton sich ihm als Criminalgensdarm legitimirte. Er bot ihnen Sessel an und fragte:

„Sie kommen vielleicht in einer amtlichen Angelegenheit?"

„Ja. Ich möchte mir eine Erkundigung gestatten. Ist gestern ein Fremder hier im Orte angekommen?"

„Einige Herren, welche sich nach dem Schlosse begaben, am Abende aber wieder abreisten."

„Weiter Niemand?"

„Nein."

„Dann merke ich, daß unsere Reise nach hier zwecklos war. Wir vermutheten nämlich, daß der Holzschnitzer Weber gestern Besuch bekommen habe."

„Weber? Ah! Das ist ja auch der Fall."

„Wirklich! Sie verneinten doch die Ankunft eines weiteren Fremden, Herr Bürgermeister."

„Der Betreffende ist nicht wohl als Fremder zu betrachten."

„Warum?"

„Er ist Verwandter Webers."

„Woher?"

„Aus Amerika."

„Ich pflege Amerika zur Fremde zu rechnen. Haben Sie diesen Herrn vielleicht gesehen?“

„Nein.“

„Aber von ihm gehört?“

„Sogar in höchst amüsanter Weise. Gestern am Abende war ein Mann hier, welcher behauptete, daß dieser Amerikaner der entflohene Baron von Helfenstein sei.“

„Sie untersuchten natürlich die Sache sofort?“

„Das konnte mir nicht einfallen. Ich war benachrichtigt worden, daß der Flüchtling ergriffen worden sei. Die wahnsinnige Idee dieses Doctor Zander konnte mich nicht irre machen.“

„Doctor Zander? Giebt es hier einen Herrn dieses Namens?“

„Nein. Er war aus der Residenz und nur auf Besuch anwesend.“

„Ah! Ich sage Ihnen, daß ich diesen Herrn sehr gut kenne, und daß er nicht die Gewohnheit hat, wahnsinnige Ideen zu besitzen. Hoffentlich befindet sich der betreffende Amerikaner noch bei seinen Verwandten?“

„Auf alle Fälle.“

„Ich werde ein Wort mit ihm zu sprechen haben und ersuche Sie höflichst, mir Ihre Polizeiorgane zur Verfügung zu stellen.“

„Wie? Was? Sie denken doch nicht etwa — — —“

„Das dieser Herr Doctor Zander Recht gehabt habe? Das ist sehr leicht möglich. Wie wäre es wohl anzufangen, um den Holzschnitzer Weber einmal unbemerkt zu sprechen?“

„Wenn Sie es wünschen, lasse ich ihn citiren.“

„Ist dies möglich, ohne daß es seinem Gaste auffällt?“

„Ich lasse ihm sagen, daß es sich um eine Holzschnitzerei für den Rathhaussaal handelt.“

„Das mag passiren. Versuchen wir es!“

Der Amerikaner hatte ein kleines Oberstübchen als Aufenthalt bekommen. Dort befand er sich, als Weber geholt worde. Er erfuhr also gar nicht, daß dieser sich nach dem Rathhause zu verfügen hatte.

Weber erwartete wirklich, einen Arbeitsauftrag von dem Bürgermeister zu erhalten. Daher war er nicht wenig erstaunt, bei seinem Eintritte seinen Gevatter Hendschel zu sehen.

Dieser kam sogleich auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte:

„Ich bringe Dir diesen Herrn, welcher einmal mit Dir sprechen möchte. Er ist ein Criminalpolizist aus der Residenz.“

Weber erschrak.

„Kriminalpolizist?“ sagte er. „Ich wußte nicht, was mich zur Kriminalpolizei in Beziehung bringen könnte.“

„Beruhigen Sie sich!“ meinte Anton. „Ich komme keineswegs in feindseliger Absicht zu Ihnen. Ich möchte Sie vielmehr vor großem Schaden bewahren. Sie haben gestern Besuch erhalten, wie ich höre?“

„Ja.“

„Wer ist dieser Herr?"

„Mein Neffe aus Amerika."

„Hm! Haben Sie ihn früher gesehen?"

„Nein."

„Ist er in alle Ihre Familiengeheimnisse eingeweiht?"

„Ja. Es giebt da übrigens nichts Besonders zu wissen."

„Wo befindet er sich jetzt?"

„In seinem Stübchen, eine Treppe hoch."

„Wird er bei Ihnen mit zu Mittag essen?"

„Ja."

„Wann wird das sein?"

„Halb ein Uhr."

„Schön. Können Sie verschwiegen sein?"

„O gewiß."

„Nun, so haben Sie die Güte, Ihrem Neffen nicht zu sagen, daß Sie hier gewesen sind und daß von ihm die Rede gewesen ist. Es handelt sich nämlich um eine Ueberraschung für ihn, die Sie ihm verderben würden, wenn Sie plauderten. Er soll nämlich mit einem guten Bekannten zusammentreffen, ohne daß er es vermuthet."

„Ich werde schweigen."

„Auch den Ihrigen sagen Sie nichts, überhaupt soll kein Mensch vorher Etwas erfahren. Während Sie zu Mittag essen, wird ein Handwerksbursche anklopfen und um ein Wenig Essen bitten. Sie laden ihn ein, sich mit an an den Tisch zu setzen; das ist Alles, was Sie zu thun haben. Jetzt können Sie sich wieder entfernen."

Der Holzschnitzer gab dem Köhler die Hand und fragte:

„Du kommst doch einmal hin zu mir, Gevatter?"

„Jedenfalls. Vielleicht gleich nach dem Mittagsessen."

Weber ging. Anton erkundigte sich beim Bürgermeister, ob es hier einen leidlichen Friseur gäbe und bat ihn, den Gensd'arm und die zwei Stadtpolizisten kommen zu lassen. Der Kohlenbrenner wurde in einem Zimmerchen untergebracht, wo ihn Niemand sehen konnte.

Weber war recht nachdenklich geworden, während er nach Hause ging. Ein Criminalpolizist mit einer Ueberraschung für seinen Neffen, das klang nicht sehr entzückend. Dennoch ließ er sich Daheim nichts merken. Und als seine Frau fragte, um was es sich gehandelt habe, erklärte er, daß er von dem Rathe mit einer Arbeit betraut werden solle.

Die Zeit des Mittagsmahles kam, und der Amerikaner wurde gerufen. Er erschien in der Wohnstube und nahm mit am Tische Platz. Die Unterhaltung war ebenso lebhaft wie bisher. Man erwartete natürlich, daß der Neffe sehr viel zu erzählen habe und auch sehr viel erfahren wolle, und so reihten sich Frage und Antworten in schneller Folge aneinander, bis es an die Thür klopfte.

„Herein!" sagte Weber.

Da trat ein Handwerksbursche herein, ärmlich zwar, aber reinlich gekleidet und fragte, ob nicht vielleicht ein Wenigkeit vom Essen übrig bleiben werde."

„Wohl kaum," antwortete der Hausherr.

Seine Frau sah den Burschen forschend an; er schien ihr zu gefallen, denn sie sagte:

„Aber Mann, vielleicht essen wir doch nicht Alles auf."

„Das wollen wir nicht erst abwarten. Wenn dieser Mann Hunger hat, so mag er sich mit hersetzen. Zureichen wird es für Alle, wenn auch nichts übrig bleiben dürfte."

Die Frau warf ihrem Manne einen dankbaren Blick zu, und man machte für den Fremden Platz. Er setzte sich in der Weise eines höflichen, gesitteten Menschen auf seinen Stuhl und bekam vorgelegt. Der Amerikaner war ärgerlich, einen Handwerksgesellen zum Tischgenossen zu bekommen. Er machte seiner Unzufriedenheit dadurch Luft, daß er sich an ihm zu reiben versuchte. Er fragte:

„Ist denn hier zu Lande das Betteln nicht verboten?"

„Freilich wohl, lieber Herr. Aber wenn man es nicht zur Profession macht, so ist es wohl keine Schande."

„Es ist auf jeden Fall eine!"

„Der Mensch will leben!"

„Und soll arbeiten!"

„Wenn er keine Arbeit bekommt und nicht verhungern will, so ist er gezwungen, sich an die Güte seiner Mitmenschen zu wenden. Ob sich ein Reicher bei einem Bekannten vornehm zu Gaste bittet, oder ein armer Teufel in Demuth und Bescheidenheit bei einem Unbekannten, das ist ganz dasselbe. Beide sind Gäste."

„Ja, Beide sind Gäste, der Eine von ihnen aber ist ein Lump."

„Neffe!" bat die Hausfrau.

„Vielleicht ist der Reiche der Lump," sagte der Handwerksbursche in ruhigem Tone. „Sie können Recht haben."

„So ist's nicht gemeint. Man muß doch wenigstens wissen, mit wem man zu thun hat. Was sind Sie denn eigentlich?"

„Tischler."

„Können Sie sich legitimiren?"

„Ja."

„Zeigen Sie doch einmal."

Der Fremde zog sein Wanderbuch aus der Tasche und gab es dem Amerikaner, ohne ein Zeichen des Zornes merken zu lassen. Er hatte sich das Buch eben erst in der Herberge geholt, wo ein Tischler gesessen hatte.

„Von drüben," sagte der Baron. „Wann sind Sie zugereist?"

„Heut."

„Etwa durch den Wald?"

„Ja, Herr."

„Was giebt es da Neues?"

„Nicht viel Geſcheidtes. Ich wäre faſt arrettirt worden.“

„Ah! Warum?“

„Weil man mich für einen Verbrecher hielt, welchen man ſuchte.“

„Wer iſt das?“

„Der Hauptmann.“

„Der iſt doch bereits gefangen?“

„O nein.“

„Und dennoch iſt er es nicht. Man hat ein Opfer von ihm für ihn ſelber gehalten.“

„Das müſſen Sie mir erklären.“

„Nun, er hat einen Anderen vom Felſen geſtürzt und mit dem Todten die Anzüge gewechſelt.“

„Das iſt doch wohl nur Vermuthung!“

„Mir hat man es als Wahrheit erzählt.“

„So iſt der Andere wirklich todt?“

„Man hielt ihn für todt; aber es hat ſich herausgeſtellt, daß Leben in ihm iſt.“

„So hat wohl er erzählt, daß er von dem Hauptmann von dem Felſen geſtürzt worden iſt?“

„Nein. Er kann gar nicht ſprechen. Er liegt in tiefſter Bewußtloſigkeit.“

„So iſt es eben eine grundloſe Behauptung. Der Verunglückte iſt der Hauptmann ſelbſt.“

„Wohl kaum. Er iſt von Leuten unterſucht werden, welche den Hauptmann genau kennen und alſo wiſſen müſſen, daß ſie es mit einem andern zu thun haben.“

„Dumm genug von der Polizei, daß ſie ſich dieſen ſogenannten Hauptmann abermals entgehen läßt.“

„Beſter Herr, Sie ſcheinen ſich in einem großen Irrthume zu befinden, da Sie dies ſagen.“

„Wieſo?“

„Die hieſige Polizei iſt nicht ſo dumm, wie Sie denken.“

„Aber entkommen hat ſie ihn wieder laſſen!“

„Eben nicht, denn ſie wiſſen ganz genau, wo er ſteckt!“

„Was ſagen Sie? So mag ſie ihn doch ergreifen!“

„Das wird ſie jedenfalls auch thun.“

„Sie ſcheinen ja außerordentlich unterrichtet zu ſein!“

„Ich habe nur ſo nebenbei erfahren, was Andere wiſſen.“

„So wiſſen Sie vielleicht, wo er ſteckt?“

„Ja.“

„Ah, das iſt ſtark! Wollen Sie es uns wohl ſagen?“

„Er ſoll hier in Langenſtadt ſtecken.“

„Ah ſo! Wohl gar in dieſem Hauſe in dieſer Stube?“

„So hörte ich.“

„Gewiß soll ich es sein?"

„So heißt es."

„Da sagen Sie mir freilich keine Neuigkeit, denn ich wurde gestern einige Male für den Gesuchten gehalten."

„Zuletzt von dem Herrn Doctor Zander?"

„Ja. Das ist eine zufällige Aehnlichkeit."

„Ist der Ring, den Sie da am Finger tragen, auch zufällige Aehnlichkeit?"

„Was ficht Sie der Ring an!"

„Ich kenne ihn und zwar sehr gut."

„Woher denn, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin ein alter guter Bekannter des Barons Franz von Helfenstein. Als er arretirt wurde, ließ man ihm diesen Ring einweilen am Finger, weil er so eng geworden war, daß man ihn nicht herunterbrachte."

Der Baron erbleichte.

„Das ist ein guter Roman!" hohnlachte er. „Also Sie sind ein Bekannter von ihm? Er kennt Sie also?"

„Ja. Ich wohnte bereits beim Fürsten von Befour und hatte das Vergnügen, Sie mit gefangen zu nehmen. Man nennt mich kurzweg Anton."

„Anton! Hallunke!" entfuhr es dem Baron.

Er fuhr von seinem Sitze auf; Anton erhob sich auch. Sie standen sich drohend gegenüber.

„Pah!" sagte der Baron, sich fassend. „Das ist ja Puppenspiel. Meine Aehnlichkeit verführt Sie nur."

„Diese Aehnlichkeit kennt man. Sie sind mein Gefangener!"

„Was! Ich! Arretirt etwa?"

„Ja."

„Einen freien Amerikaner arretiren!"

„Ich arretire einen entsprungenen Räuber und Mörder."

„Das versuchen Sie?"

„Sogleich. Hier sind die Handschellen. Bitte, Ihre Hände!"

Er zog die Handschellen aus der Tasche hervor. Jetzt sah der Baron, daß es wirklich Ernst war.

„Hund, so kommst Du mir nicht! Das soll Dir nicht gelingen!"

Er drang mit gezücktem Tischmesser auf Anton ein. Dieser that einen blitzschnellen Griff in die Tasche. Es krachte dreimal hintereinander auf — der Baron ließ Hand und Messer sinken.

„So," lachte Anton. „Drei Revolverkugeln. Die Hand ist zerschmettert. Sie wird Niemandem wieder gefährlich werden. Binden Sie ihn."

Auf den Schall der Schüsse hin nämlich hatte sich die Thür geöffnet, und der Gensd'arm war mit den beiden Polizisten eingetreten. Sie waren im Flur postirt gewesen.

Der Baron hatte einige Augenblicke lang ganz entsetzt auf seine blutige Hand geblickt. Jetzt brüllte er auf:

„Und noch habt Ihr mich nicht! Blut gegen Blut!“

Er riß das Messer mit der Linken an sich und stürzte sich auf den Gensd'arm, welcher der Thür am nächsten stand. Da aber sprang Anton blitzschnell herbei, faßte mit seiner Linken die bewaffnete Hand des Barons, richtete den Lauf des Revolvers dagegen und drückte dreimal ab.

Der Baron stieß einen Schrei aus, ähnlich demjenigen eines wilden Thieres und wurde dann zu Boden geschleudert. Man fesselte ihm die Arme und die Beine so, daß er nur kleine Schritte zu machen vermochte.

„Dem sind die Flügel für immer gestutzt,“ sagte der Gensd'arm, auf die beiden zerschmetterten Hände deutend. „Es war allen Ernstes auf mein Leben abgesehen.“

„Ich bin nicht gern grausam,“ antwortete Anton, „aber diesem Teufel mußte ich die Macht nehmen. Es wird mich wohl Niemand darum tadeln.“

Weber war, wie sämmtliche Angehörige seiner Familie, vor Bestürzung ganz wortlos gewesen. Jetzt endlich vermochte er wieder zu reden. Er sagte:

„Aber, meine Herren, mein Neffe ist ja unschuldig!“

„Ihr Neffe?“ lachte Anton. „Es ist der Hauptmann, der Baron von Helfenstein, den wir suchen.“

„Aber er hat ja Legitimationen, Geld und Alles; Alles, was meinem Neffen gehört!“

„Das hat er ihm gestern früh abgenommen, als er ihn von der Felsenplatte stürzte.“

„Herr, mein Heiland! So ist mein Neffe todt?“

„Nein, glücklicher Weise nicht, wie ich bereits bemerkte. Er wird sich vielleicht wieder erholen. Er befindet sich im Hause des Köhlers Hendschel in Pflege.“

„Da muß ich hin, sofort hin!“

„Thun Sie das; vorher aber werden Sie hier zu vernehmen sein. Welche Menschenmenge da draußen! Man hat die Schüsse gehört. Da kommt auch der Herr Bürgermeister. Er mag das Protokoll verfassen.“

Der Bürgermeister mußte sich seinen Weg durch die versammelten Menschen förmlich bahnen. Er war nun allerdings in hohem Grade betroffen, als er bewiesen sah, daß Doctor Zander gestern Abend Recht gehabt hatte.

Der Gefangene wurde ausgesucht. Man nahm ihm Alles ab, was er mitgebracht hatte, und fertigte ein Zeugniß davon an. Dann wurde er auf das Rathhaus transportirt, wo die Depesche des Fürsten anlangte, welche Anton sofort beantwortete.

Hier, auf dem Rathhause, wusch sich Anton auch die Bartwolle ab, welche seinem Kopfe und Gesichte ein so verändertes Aussehen gegeben hatte.

Es dauerte bis gegen Abend, ehe der nächste Zug abging. Bis dahin wurde der Gefangene sogar in der Zelle von einem Beamten bewacht. Ein herbeigerufener Arzt hatte seine Hände in den ersten Verband gebracht.

Sobald der Fürst die Antwort Antons gelesen hatte, war er im Carrière zum Köhlerhause zurückgekehrt, um dem Staatsanwalte die Botschaft selbst zu

bringen. Beide brachen natürlich schleunigst nach der Residenz auf, nachdem sie in Beziehung des verunglückten Amerikaners ihre Bestimmungen getroffen hatten. —

Selbst in der großen Residenz sprach es sich mit der Schnelligkeit des Blitzes herum, daß der gestrige Gefangene ein Unschuldiger sei, daß man aber den Hauptmann dafür heute in Langenstadt ergriffen habe und ihn mit dem nächsten Zuge bringen werde.

Als dann dieser Zug anlangte, standen die Menschen zu vielen Tausenden auf dem Bahnhofe und in den angrenzenden Straßen. Man durfte gar nicht riskiren, den Bahnhof mit ihm zu verlassen. Man hielt ihn dort versteckt und verbreitete das Gerücht, daß er erst mit dem letzten Tageszuge gebracht werde. Erst als sich in Folge dessen die Menge nach und nach verlaufen hatte, wurde er in eine Droschke gethan und in das Gefängniß gebracht.

Sein Empfang war so, wie es zu erwarten stand. Er wurde in das schwerste Eisen gelegt, erhielt einen Wächter in die Zelle und außerdem zwei Posten vor Thüre und Fenster derselben. Er mußte einsehen, daß er von jetzt an alle Hoffnung aufzugeben habe. Er war rettungslos verloren.

Als der Fürst den Gefangenen so sicher untergebracht sah, begab er sich vor allen Dingen zu Alma von Helfenstein, die ihm in großer Erregung entgegengeeilt kam.

„Höre ich recht? Sagt man die Wahrheit?" fragte sie. „Er ist wieder gefangen genommen worden?"

„Ja, mein Herz, jetzt entkommt er nicht wieder; jetzt endlich werden sich wohl alle Knoten lösen lassen."

„Auch der betreffs meines Bruders?"

„Ja."

„Wann soll er es erfahren?"

„Hoffentlich in den nächsten Tagen, nachdem der Baron auch in dieser Angelegenheit vernommen worden ist."

„Wieder und immer wieder Aufschub!" klagte sie.

„Auch mir wird es schwer, mich in Geduld zu fassen. Ich glaubte, daß das Zeugniß der beiden Schmiede hinreichend sei."

„Ist es das nicht?"

„Leider nicht. Sie scheinen sich verständigt zu haben. Der Alte nimmt Alles auf sich, und der Junge sagt, daß er von gar nichts wisse. Das erschwert die Sache."

„Warum aber thun sie das?"

„Der Vater will den Sohn retten. Ich ahne sogar, daß er, nachdem er sicher ist, den Sohn straffrei ausgehen zu sehen, die Hand an sich selbst legen wird."

„Selbstmord? Mein Gott!"

„Ja, sicher. Der alte Wolf ist nicht der Mann, der sich in das Zuchthaus schaffen läßt. Er zieht den Tod vor."

„Kann man dies nicht verhüten?"



„Höre ich recht? Sagt man die Wahrheit?“

Verl. S. (83.)

„Nein. Wer sich tödten will, der tödtet sich trotz der gespanntesten Wachsamkeit. Uebrigens kann ich ihm nicht Unrecht geben. Auch ich würde den Tod vorziehen." — — —

Einige Tage später saß der Köhler Hendschel mit seiner Frau und dem Holzschnitzer Weber an dem Lager seines Patienten, der natürlich nun nicht mehr militärisch bewacht wurde, aber noch immer in einem Zustande mangelnden Bewußtseins lag.

Da sah der Alte eine Uniform unter den Bäumen schimmern.

„Der Postbote!" rief er aus.

„Will der denn zu uns?" fragte die Köhlerin verwundert.

„Zu wem denn sonst? Wir sind die Letzten hier am Ende der Welt. Wer sich hier sehen läßt, der will zu uns."

„Aber wer kann uns denn schreiben?"

„Das werden wir sogleich erfahren."

Der Briefträger kam herein, hob einen großen Brief empor und las die Adresse:

„Herrn Kohlenbrenner Andreas Hendschel. Eichengrund bei Dorf Wettersheim."

„Der bin ich!" constatirte der Alte.

„Das will ich meiner! Ihnen einen Brief zu bringen, das ist eine Arbeit. Ich habe fast zwei Stunden zu gehen."

„Dafür gebe ich einen Schnaps."

Er zog die alte, nur sehr selten angerührte Flasche aus dem Wandschränkchen und schenkte ein. Dann hielt er, während der Briefträger trank, den Brief gegen das Licht, schüttelte den Kopf und sagte:

„Das sieht gerade wie ein Amtsbrief aus!"

„Natürlich," sagte der kundige Postbeamte. „Er kommt aus dem Oberlandesgericht."

„Was! Aus der Hauptstadt?"

„Freilich."

„Was wird man von mir wollen?"

„Das werden Sie im Briefe lesen."

„Ich kann ihn nicht lesen. Der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren. Machen Sie ihn auf. Lesen Sie ihn vor!"

Der Briefträger öffnete das Schreiben unter vieler Umständlichkeit und las Folgendes:

„Der Kohlenbrenner Andreas Hendschel in Eichengrund wird hiermit veranlaßt, sich binnen heute und zehn Tagen an Amtsstelle hier einzufinden. Anmeldung bei dem Herrn Oberlandesgerichtsrath von Eichendörffer."

„Herr Gott! Sie wollen mir den Proceß machen!" rief er aus.

„Weshalb denn den Prozeß?" fragte Weber.

„Weil — weil — ich weiß es selbst nicht."

Im Stillen aber dachte er an den Hauptmann, den er ja bei sich beherbergt hatte.

„Na, Gevatter, wenn Du nichts weißt, so hast Du ja nichts begangen," meinte Weber. „Und wer nichts begangen hat, dem kann man nichts thun. Sei also unbesorgt!"

„Aber gerade in das Oberlandesgericht!"

„Desto besser! Je höher, desto hübscher!"

Dann meinte der Briefträger, indem er einen kleineren Brief zum Vorschein brachte:

„Hier ist noch ein Schreiben, auch mit einem großen Wappen. Vielleicht giebt es da Aufklärung."

„Lesen Sie auch diesen vor!" meinte der Köhler, indem er sich ganz matt niedersetzte.

Der Briefträger gehorchte. Der Inhalt lautete:

„Dem Kohlenbrenner Andreas Hendschel!

Sie werden eine Vorladung an das Oberlandesgericht hier erhalten. Kommen Sie möglichst bald, und melden Sie sich bei mir, Palaststraße. Ich beabsichtige, Sie selbst dem Herrn Oberlandesgerichtsrath von Eichendörffer vorzustellen.

Fürst von Befour."

„Da bin ich so klug wie zuvor!" jammerte der Alte. „Nun soll ich nicht nur zu einem Oberlandesgerichtsrath, sondern gar zu einem Fürsten. Was wird das zu bedeuten haben!"

„Vielleicht doch etwas Gutes," meinte der Briefträger.

„Gutes? Prosit die Mahlzeit! Mit solchen Herren ist niemals gut Kirschenessen. Wenn diese Leute Unsereinen zu sich bestellen, dann ist ganz gewiß der Teufel los. Das weiß man ja."

„Na, so schlimm ist es doch wohl nicht. Oder haben Sie vielleicht ein böses Gewissen, he?"

„Ich?" fragte der Alte verlegen. „Was sollte ich denn für Böses auf meinem Gewissen haben?"

„So brauchen Sie sich doch auch nicht zu fürchten!"

„Wenn man nur wüßte, was diese Herren eigentlich wollen!"

„Das werden Sie schon hören."

„Hören? Ja. Vielleicht auch fühlen!"

Da sagte seine Frau, indem sie ihm die Hand beruhigend auf die Achsel legte:

„Höre, Alter, wurde nicht der vornehme Herr, welcher hier bei dem Staatsanwalte war, Durchlaucht genannt?"

„Ja, freilich."

„Hm! Wie mag er wohl geheißen haben?"

„Na, das war ja eben dieser Fürst von Befour, der mir das Leder über den Kopf weg ziehen will!"

„Aber der sah mir gar nicht so böse aus."

„O, diese Herren sehen alle so aus, als ob sie kein Wässerchen trüben

könnten. Aber wenn es dann einmal losgeht, dann geht es mit Pauken und Trompeten los."

„Der Fürst war also auch hier?" fragte Weber.

„Ja. Er wollte den Kranken hier ansehen."

„Bei uns in Langenstadt war er auch. Gevatter, vor dem brauchst Du keine Angst zu haben. Der ist berühmt, der bringt keinen armen Teufel in das Unglück."

„Kennst Du ihn denn?"

„Na, und ob!"

„Woher denn?"

„Nun, zunächst von daher, daß er aus der Tochter eines gewöhnlichen Beamten eine Baronesse von Scharfenberg gemacht hat. Wenigstens ist er mit dabei gewesen. Sodann kennt ihn meine Magda sehr genau. Er hat sie mit gerettet, als sie — na, das gehört nicht hierher. Und übrigens soll er ja auch der berühmte Fürst des Elendes sein, der allen Armen hilft."

„Der Fürst des Elendes? Wenn das wahr wäre?"

„Man munkelt davon, und ich glaube es auch."

„Dann hätte ich freilich keine Angst vor ihm."

„Gevatter, es wird am Besten sein, Du machst Dich so bald wie möglich auf die Beine. Da bekommst Du Gewißheit und bist die große Sorge los. Habe ich recht?"

„Hm, ja! Der Gedanke ist nicht so übel. Am Liebsten würde ich gleich heute noch gehen. Aber, Alte, wie viel hast Du noch Geld?"

„Meinst Du in der Tasche? Vier Kreuzer."

„Nein, ich meine unser ganzes Vermögen."

„Du lieber Gott, das ist bedeutend mehr. Wenn man so lange spart, so kommt schon etwas zusammen. Weshalb fragst Du?"

„Ich muß doch Reisegeld haben, wenn ich nach der Hauptstadt gehe."

„Ach ja, das ist richtig! Na, wir haben über vierzehn Gulden."

„Gut. Ich ziehe den neuen Rock an und die guten Stiefel."

Weber kannte seinen Mann. Er fragte lachend:

„Wenn hast Du Dir denn den neuen Rock gekauft?"

„Hm, als ich damals getraut wurde."

„Also so vor etwa fünfzig Jahren?"

„Neunundvierzig."

„Und wenn hast Du ihn zum letzten Male angehabt?"

„Als ich bei Dir Gevatter stand."

„Also vor achtzehn Jahren. Und die guten Stiefel?"

„Sind auch die Bräutigamsstiefel — kalblederne; sie sind sakrisch eng und nobel. Sonst trage ich ja rindslederne. Habe ich denn überhaupt ein Vorhemdchen, Alte?"

Da stemmte die Gefragte die Arme in die Seiten und sagte in sehr beleidigtem Tone:

„Vorhemdchen? Denkst Du denn, daß ich so eine lüderliche Zippe bin,

die ihre Sachen nicht schont? Ich habe das Vorhemdchen damals gleich wieder gewaschen und heilig aufgehoben. Es liegt droben bei meinen Brautstrümpfen, das rothe Halstuch mit den schönen gelben Punkten auch dabei."

„Gleich wieder gewaschen und aufgehoben?" fragte Weber. „Wenn war denn das?"

„Eben bei der Gevatterschaft damals."

„Vor achtzehn Jahren? Na, da wird es schön gelb geworden sein!"

„Oho! Ich habe es jedes Frühjahr einmal an die Luft gelegt. Verderben lasse ich mir nichts. Willst Du noch etwas, Alter?"

„Das blaue Schnupftuch mit dem grünen Rande. In der Hauptstadt muß man Staat machen."

„Mann, wie kommst Du mir vor! Du willst doch geradezu den Stutzer machen!"

„Und den rothen Regenschirm."

„Auch noch! Wie viel denn Geld?"

„Wie viel sagtest Du, daß Du hast?"

„Ueber vierzehn Gulden."

„Na, zehne wirst Du da wohl schaffen müssen."

Da schlug sie die Hände über den Kopf zusammen und rief:

„Zehn Gulden! Zehne?"

„Ja."

„Bist Du denn gescheidt?"

„Ich brauche es ja!"

„Na, da wirst Du schön losgehen! Das Geld zum Fenster hinauswerfen? Wozu brauchst Du es denn eigentlich?"

„Für die Eisenbahn."

„Das macht doch nicht zehn Gulden!"

„Und im Gasthofe."

„Das hast Du nicht nothwendig. Wir haben Verwandte dort. Aber ich kann es mir denken! Du willst auf den Ball!"

„Oho! Ich!"

„In's Theater!"

„Hm! Uebel wäre das nicht."

„Oder gar — na, ich kenne das nicht, aber ich habe einen Hahn davon krähen hören!"

„Wovon denn?"

„Von den Mädchen dort. Es ist eine Schande!"

„Alte, bist Du denn bei Troste! Was gehen mich denn die dortigen Mädchen an!"

„Brenne Dich nur nicht weiß! Euch Männer kennt man! Wenn Ihr aus unseren Augen seid, dann geht Ihr aus Rand und Band. Zehn Gulden! Nein, das ist himmelschreiend! Das öffnet mir die Augen. Aber ich weiß, was ich mache!"

„Na, was denn?"

„Ich mache mit!“

Der Köhler machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Du? Du willst mit?“ fragte er.

„Ja! Natürlich!“

„Davon steht doch hier in den Briefen gar kein Wort!“

„Das ist auch gar nicht nöthig!“

„Aber was willst Du denn dort? Etwa mit zu diesem Herrn Oberlandesgerichtsrath?“

„Ja.“

„Und zum Fürsten von Befour.“

„Auch.“

„Na, die würden schöne Augen machen!“

„Oho! Größere Augen nicht als bei Dir! Eine vorsichtige Frau läßt ihren Mann nicht in Versuchung gerathen. Ich kann mich wohl nicht sehen lassen, he?“

„O, freilich!“

„Meine grüne Schneppenjacke und die gelbe Flattusenhaube, rothe Zwickelstrümpfe und ein weißes — hörst Du, Alter! — ein weißes Schnupftuch, kein blaues. Der rothe Regenschirm ist groß genug für uns Beide. So sind wir damals in die Kirche gegangen, als wir uns trauen ließen, und so können wir auch nach der Hauptstadt gehen.“

Der Köhler schmunzelte freundlich vor sich hin und sagte:

„Hm! Der Gedanke ist so sehr übel nicht!“

„Nicht wahr Alter?“ fragte sie schmeichelnd.

„Ja. Aber es geht doch nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Wir können doch nicht unsere Wirthschaft so stehen und liegen lassen.“

„Geh! Du thust ja, als ob wir ein Rittergut hätten!“

„Und der Verwundete hier.“

„Na, da haben wir den Gevatter Weber da.“

„Ja,“ sagte dieser. „Mir könnt Ihr Euer Heimwesen schon anvertrauen, bis Ihr wiederkommt. Nimm sie mit, Gevatter. Es ist um des guten Wetters willen.“

Der Köhler kratzte sich in den Haaren, dann sagte er:

„Na, es ginge schon, aber —“

„Was denn, aber —?“ fragte sie.

„Zehn Gulden —!“

„Was giebt's denn mit den zehn Gulden?“

„Für Zwei reichen die nicht aus.“

„Oho! Du wirst doch nicht alle vierzehn verthun wollen!“

„Sechs Gulden kostet allein die Eisenbahn!“

„Weiter brauchen wir nichts. Ein Schwarzbrod nehmen wir uns mit. Wozu habe ich denn den Handkorb! Du hast doch auch Deinen Quersack.“

„Na, den kann ich nicht mitnehmen.“

„Warum denn nicht, he?"

„Ich setze doch den Cylinderhut auf. Dazu paßt der Quersack nicht. Wenn ich einmal den Hochzeitsstaat anthue, dann muß auch Alles nobel sein."

„Na gut, so stecke ich das Brod in den Handkorb. Einen Käse haben wir auch, und wenn alle Stränge reißen, so nehmen wir noch unsere Backäpfel mit."

„Backäpfel? Haben wir denn welche?"

„Ja freilich! Eben Deinen ganzen Cylinderhut voll."

„Davon weiß ich doch gar nichts!"

„Was, Du hättest den wilden Apfelbaum nicht gekannt, draußen auf der Waldwiese."

„Der ist doch schon vor über zwanzig Jahren vom Blitze umgerissen worden."

„Was thut das? Als er noch stand, habe ich mir die Aepfel gesammelt und nach und nach abgebacken. Du weißt eben noch gar nicht, was für eine haushälterische Frau Du hast."

„Potz Sapperment! Das weiß ich allerdings nicht. Backäpfel seit über zwanzig Jahren her!"

„Na, die können wir eben jetzt gebrauchen. In einen Gasthof gehen wir nicht. Das haben wir bei unserer nahen Verwandtschaft in der Hauptstadt nicht nöthig."

„Nahe — Verwandtschaft?" fragte er erstaunt.

„Weißt Du das etwa nicht?"

„Nein. Kann mich nicht besinnen," antwortete er kopfschüttelnd.

„Was das für ein Mann ist! Kennt seine Verwandtschaft nicht einmal! Was bin ich denn eigentlich für eine Geborene?"

„Na, Landrock."

„Gut. Wie hieß also mein Vater?"

„Landrock."

„Mein Großvater?"

„Landrock."

„Dessen Bruder?"

„Abermals Landrock."

„Der hatte einen Vetter von seiten seiner Frau, die aber zufälliger Weise auch eine geborene Landrock war. Wie aber hat nun dessen Oheims Sohn geheißen?"

„Auch Landrock."

„Ja. Und dem sein Sohn wieder?"

„Landrock. Das sind ja eine ganze Menge Landrocks!"

„Ja, die Verwandtschaft ist ganz bedeutend. Ich stamme eben aus einer Familie, die sich sehen lassen kann. Die Hauptsache aber ist, daß dieser Sohn jenes Oheims in der Hauptstadt angestellt worden ist, und zwar bei dem Gericht."

„Als was denn?"

„Als was zuerst, das weiß ich nicht; später aber ist er Amtswachtmeister geworden. Bei dem bleiben wir."

„Kennt er Dich denn?"

„Er wird doch seine Muhme kennen!"

„Habt Ihr Euch schon einmal gesehen?"

„Nein. Das ist auch gar nicht nöthig."

„Wie lange ist es denn her, daß er damals in der Hauptstadt die Anstellung bekam?"

„Vielleicht so einige vierzig Jahre."

„Sapperment! Am Ende lebt er gar nicht mehr."

„O, der ist nicht todt. Die Landrocks sind eine gar langlebige Familie. Er wird Freude haben, wenn er uns sieht, denn bei uns hat man immer auf Verwandtschaft gehalten."

„Aber wenn er dennoch todt ist!"

„Na, in diesem Falle müssen wir eben im Wirthshause bleiben. Das kostet uns auch nicht gar so viel. Wir legen uns auf die Streu für drei Kreuzer. Kamm, Bürste und Seife nehmen wir uns mit. Ich will nur gleich hinaufgehen und nach den Sachen sehen!"

„Wann denkst Du denn, daß wir fortmachen?"

„Etwa gleich heute schon?"

„Besser ist besser. Je eher wir gehen, desto eher sind wir wieder zu Hause. Du, dort kommt ein Wagen."

Es kam eine einspännige Kalesche langsam und vorsichtig den schmalen Waldweg daher. Ein Herr saß darin.

„Das ist der Gerichtsarzt," meinte der Köhler.

„Gut, da werden wir gleich hören, ob wir wegen des Kranken verreisen können oder nicht."

Die Kalesche hielt an; der Arzt stieg aus und kam herein.

„Wie geht es ihm?" fragte er die Frau.

„Noch wie erst."

„Sie haben ihm die Charpie im Gesicht doch immer feucht gehalten?"

„Ja, sie ist nicht trocken geworden."

„Das ist die Hauptsache. Die Tropfen, welche ich Ihnen zu diesem Zwecke gegeben habe, heilen die Verwundung schnell. Es kommt uns natürlich sehr darauf an, die Gesichtszüge möglichst schnell wieder kenntlich zu machen, damit wir erfahren, mit wem wir es eigentlich zu thun haben."

„Es könnte wohl doch noch der Hauptmann sein?"

„Nein, der ist es nicht; den haben wir sicher und fest!"

Der Kranke lag bewegungslos und ruhig athmend in dem Bett, das zerschundene Gesicht mit Charpie belegt. Der Arzt entfernte diese vorsichtig und sagte dann unter einem befriedigten Nicken des Kopfes:

„Es wirkt ganz nach Wunsch. Das Blutrünstige hat sich bereits gesetzt die Weiße der Haut tritt wieder zum Vorscheine. Noch zwei Tage, dann sind die Züge zu erkennen."

„O, ich sehe es schon jetzt," meinte der Köhler unvorsichtig.

„Was?"

„Daß er der Hauptmann nicht ist!"

„Ah! Kennen Sie denn den Hauptmann?"

Erst jetzt bemerkte der Köhler, daß er sich ganz unnöthig in Gefahr begeben hatte. Seine Frau war resoluter, als er. Während er nicht wußte, was er sagen sollte, antwortete sie schnell:

„Kennen? Nein, Herr Doctor. Aber wir vermuthen, daß wir ihn gesehen haben."

„Wo denn?"

„Hier im Walde. Es trieb sich einige Tage lang ein Mensch in der Nähe des Hauses herum, der uns ziemlich verdächtig vorkam. Wir haben dann gedacht, daß es der Hauptmann ist."

„Ach so! Hat der Kranke gesprochen?"

„Ja, aber undeutlich."

„Wollen einmal sehen, wo er Schmerzen hat."

Der Arzt betastete den ganzen Körper, ohne daß der Patient sich bewegte; als aber der Erstere die Hirnschale berührte, fuhr der Letztere mit den Armen empor und rief:

„Fort! Mörder — Forstschreiber!"

„Ah," nickte der Arzt. „Sollte sich der Hauptmann ihm gegenüber für einen Forstschreiber ausgegeben haben? Wissen Sie vielleicht, ob der Kranke hört?"

„Nein."

„Sie haben noch nicht auf ihn gesprochen?"

„Einige Male, aber er antwortete nicht. Er schläft fortwährend."

„Das ist kein Schlaf, sondern Betäubung. Wollen einmal sehen, ob er antwortet."

Er fragte den Kranken Verschiedenes, ohne aber Antwort zu erhalten. Jetzt legte er ihm die Hand, aber nur leise, auf die Hirnschale, und sofort bewegte sich der Kranke.

„Wie heißen Sie?" rief er ihm jetzt in's Ohr.

Der Verunglückte horchte und antwortete dann:

„We — we — eber."

Er brachte es nur stammelnd hervor.

„Woher sind Sie?"

„A — a — me — rika."

„Wohin wollen Sie?"

„La — langen — stadt."

„Zu wem?"

„O — o — oheim."

Dann aber brach er in ein schmerzliches Wimmern aus.

„Ich darf nicht weiter in ihn dringen," sagte der Arzt. „Der Hinterkopf ist geschwollen; vielleicht ist ein Schädelbruch vorhanden. Wir müssen

darauf hinarbeiten, daß die Geschwulst sich setzt. Nun aber wissen wir wenigstens, wie er heißt."

„Er ist mein Neffe," sagte Weber.

„Wie, Ihr Neffe?"

„Ja; er hat zu mir gewollt und ist unterwegs von dem Hauptmanne vom Felsen gestürzt worden. Dieser ist dann zu mir gekommen, um bei mir versteckt zu sein."

„Ah, so sind Sie jener Weber aus Langenstadt?"

„Ja."

„Dann weiß ich den Patienten in guten Händen. Sie werden Alles thun, um ihn am Leben zu erhalten."

„Natürlich! Ich werde Tag und Nacht nicht von seinem Lager weichen. Bitte nur, mir nur zu sagen, was ich thun soll."

„Kalte Umschläge, weiter nichts."

„Das kann ich allein besorgen, und so werden Sie wohl nichts dagegen haben, daß mein Gevatter hier mit seiner Frau nach der Residenz fährt?"

„Besser wäre es freilich, sie blieben da. Man weiß nicht, was passiren kann. Der Zustand des Kranken ist nicht ungefährlich."

„Der Gevatter muß aber fort."

„Muß? Warum?"

„Er ist in's Gericht verlangt worden."

„Ah, um wegen des Kranken hier vernommen zu werden?"

„Nein. Der Herr Staatsanwalt hat ihn bereits verhört. Aber es sind zwei Briefe gekommen. Vielleicht hätten Sie die Güte, sie einmal durchzulesen."

„Zeigen Sie her!"

Der Arzt las die Briefe durch und fragte dann den Köhler lächelnd:

„Sie wissen nicht, was Sie sollen?"

„Nein. Ich habe überhaupt mit solchen Leuten nicht gern zu thun.

„So haben Sie wohl gar Angst?"

„Ziemlich, Herr Doctor."

„Das ist nicht nöthig."

„Meinen Sie?"

„Ja. Ich ahne, um was es sich handelt, fühle mich aber nicht berechtigt, darüber zu sprechen. Nur das will ich Ihnen sagen, daß Sie nichts Unangenehmes erfahren werden."

„Gott sei Dank! Na, Alte, so hole die beiden Staatsanzüge aus der Kammer herunter."

„Sie wollen also heute noch fort?"

„Ja. Es ist besser, wir erfahren, ob wir geköpft oder gehängt werden sollen!"

„Jedenfalls keins von Beiden," meinte der Arzt, indem er nach seiner Uhr sah. „Sie könnten mit dem Zuge fahren, welcher in dritthalber Stunde von der nächsten Station abgeht."

„Das ist unmöglich. Wir brauchen zum Ankleiden wenigstens eine halbe Stunde, und zu Fuß ist die Station dann nicht mehr rechtzeitig zu erreichen."

„So müssen Sie fahren!"

„Oho!

„Mit wem denn?"

„Mit mir."

„Sapperment! Sie wollten uns mitnehmen?"

„Ja. Ich setze mich auf den Bock und kutschire Sie."

„Das können wir gar nicht annehmen!"

„Warum denn nicht?"

„Sie, ein feiner, studirter Herr, und wir — o jemineh!"

„Dummes Zeug! Leute, die zum Fürsten von Befour bestellt worden sind, kann ich recht gut kutschiren, ohne daß ich mir den Respect vergebe. Also, wollen Sie?"

„Warum denn nicht, wenn Sie uns die Ehre anthun wollen! Aber Sie müßten eben eine halbe Stunde warten."

„Das werde ich. Beeilen Sie sich nur nach Möglichkeit!"

Die beiden alten Leute verschwanden. Der Arzt instruirte den Holzschnitzer Weber, wie er den Patienten zu behandeln habe. Unterdessen erhob sich über ihnen ein Lärm, als ob die Stubendecke eingetreten werden solle.

„Die da oben scheinen sich freilich zu beeilen," lächelte der Arzt.

„O gewiß," antwortete Weber. „Sie werden Ihr blaues Wunder sehen, Herr Doctor?"

„Wieso?"

„Sie legen ihren Hochzeitsstaat an, der fünfzig Jahre lang in der Truhe gelegen hat, ein einziges Mal ausgenommen, als sie vor achtzehn Jahren bei mir Gevatter standen."

„Da bin ich freilich neugierig."

„Passen Sie besonders auf den Cylinderhut auf! Er war damals schon unaussprechlich: hoch wie eine Feuereſſe und rauh wie ein Pudelfell. Die Beiden werden Furore machen in der Hauptstadt!"

Endlich kam es zur Treppe herab und zur Thüre herein. Die Beiden alten Gesichter glänzten vor Wonne. Der Köhler trat sofort zum Spiegel — denn droben gab es keinen — zupfte sich sein Vorhemdchen zurecht und sagte in dem selbstbewußtesten Tone, der ihm möglich war:

„Man ist doch gleich ein ganz anderer Mensch, wenn man einmal die guten Sachen anthut."

Sie aber schob ihn kräftig zur Seite und schmunzelte:

„Geh' auf die Seite! Wer wird so eitel sein!"

„Aber Du darfst wohl in den Spiegel gucken, he?"

„Ich muß nach den Haubenschleifen sehen. Das hast Du ja nicht nöthig!"

„Während sie sich vor dem Spiegel nach rechts und links drehte, trat der Arzt zu dem Handkorb und blickte hinein.

„Sapperment!" sagte er. „Was haben Sie denn da eingepackt?"

„Brod und Käse und Backäpfel."

„Wozu denn?"

„Zur Fourage."

„Was? Diesen harten Käse wollen Sie essen?"

„Herr, es ist der feinste Reibekäse!"

„Wie alt denn?"

„Na, er liegt schon einige Jahre droben auf dem Balken. Je älter, desto besser."

„Gott, sind Sie um Ihre Zähne zu beneiden! Aber diese Aepfel. Sind das nicht Holzäpfel?"

„Ja. Die haben mir Mühe gemacht damals."

„Wann war denn dieses damals?"

„Vor ungefähr ein Jahrer zwanzig."

„Dann schmeckt das Zeug ja doch wie Galläpfel!"

„Ja, es wickelt Einem die Zunge ein bischen zusammen; aber das schadet nichts; das ist gesund. Sauer macht lustig!"

„Gott erhalte Ihnen Ihren Magen! Aber wo denken Sie denn, diese Nahrungsmittel zu verkaufen?"

„Na, in der Hauptstadt!"

„Das kann ich mir denken! Aber bei wem? Im Hotel?"

„Hotel? O nein! Wir wohnen bei Verwandten. Und weil wir denen doch nicht Alles wegessen wollen, so haben wir uns selbst etwas mitgenommen."

Ueber das Gesicht des Arztes zuckte es eigenthümlich.

„Schade!" sagte er. „Jammerschade!"

„Was denn? Was ist jammerschade?"

„Mit diesem Käse könnten Sie Ehre einlegen."

„Bei wem denn?"

„Beim Fürsten von Befour."

„Was Sie sagen! Ist's wahr?"

„Ja. Er ist als der größte Freund von sehr altem, hartem Reibekäse weit und breit bekannt. Wer weiß, ob er schon einmal so alten gesehen hat wie diesen hier!"

„Meinen Sie? Du, Alter, denkst Du, daß wir da den Käse dem Fürsten anbieten wollen?"

„Natürlich! Wir setzen uns da einen Stein in's Brett!"

„Und was für einen," meinte der Arzt. „Aber Eins müssen Sie mir hoch und theuer versprechen."

„Was denn?"

„Daß Sie mich nicht verrathen wollen."

„Ah! Warum denn nicht?"

„Weil er es mir im Vertrauen mitgetheilt hat, daß er solchen alten Stänker am liebsten ißt. Ich als Arzt will mir doch nicht nachsagen lassen, daß ich solche Sachen ausplaudere."

V. S.

„Das ist richtig. Aber wenn er uns nun fragt, woher wir es wissen? Was sagen wir dann?"

„Sie brauchen doch blos zu sagen, daß es im ganzen Lande bekannt ist. Das genügt."

„Gut, ganz wie Sie wollen."

„Sie werden, wie gesagt, Ehre bei ihm einlegen. Und was die Backäpfel betrifft — na, es wird aber zu viel."

„Was denn zu viel?"

„Ich möchte Sie nicht um Ihre Sachen bringen."

„Was das betrifft, so sind wir gar nicht etwa so geizig."

„Das wäre sehr gut. Zudem könnten Sie sich auch diesen vornehmen Herrn zum Freunde machen. Es trifft sich aber auch gerade so gut und schön."

„Bitte, geniren Sie sich nicht, Herr Doctor! Herunter mit Dem, was Sie auf dem Herzen haben!"

„Nun, gerade weil Sie auch zu dem Herrn Oberlandesgerichtsrath von Eichendörffer müssen, wollte ich Ihnen einen kleinen Wink geben, der Ihnen von großem Nutzen sein kann."

„Winken Sie; winken Sie nur!"

„Nämlich der Herr von Eichendörffer hat ein eigenthümliches Leiden, eine unheilbare Krankheit!"

Der arme Teufel!"

„Er leidet nämlich an einer unterirdischen Hasenscharte."

„Davon habe ich noch nie etwas gehört, nämlich von einer unterirdischen Hasenscharte."

„Eine unterirdische Hasenscharte, oder, wie wir Aerzte uns ausdrücken, ein verborgener Wolfsrachen liegt nämlich so unter der Haut, daß man gar nichts davon sehen kann."

„Ach so!"

„Um so schlimmer ist aber das Leiden."

„Kann es denn nicht geheilt werden?"

„Nein. Man kann doch etwas Unterirdisches nicht operiren. Wer eine solche Hasenscharte hat, der kann nicht gut sprechen. Er muß also immer etwas Zusammenziehendes essen, damit die Scharte sich schließt. Da giebt es nun nichts Besseres und Kostbareres als recht uralte, abgebackene Holzäpfel. Verstanden?"

„Sapperment!" entfuhr es der Köhlersfrau.

„Dieser Herr nun kauft heimlich alle solche Aepfel zusammen. Aber weil er täglich wenigstens zwei Pfund gebraucht, so sind fast gar keine mehr zu bekommen."

„Na, Holzäpfel giebts doch genug?"

„Aber keine wilden und so alten."

„Hier im Gebirge aber doch!"

„Sie müssen bedenken, daß Herr von Eichendörffer sein Leiden geheim

hält. Der Backäpfelhandel bleibt also auch geheim. Daher kommt es, daß er nicht alle Orte erfährt, an denen er welche bekommen könnte."

„Und Sie meinen, je älter desto besser?"

„Natürlich!"

„Na, die meinigen sind, wie gesagt, zwanzig und mehrere Jahre alt."

„Er würde sie theuer bezahlen."

„O, ich schenke sie ihm!"

„Sie wollen sie ihm also anbieten?"

„Warum nicht, wenn er sie nimmt!"

„Mit geküßten Händen! Er wird es Ihnen nicht vergessen."

„Da werde ich ihm sagen, daß ich daheim noch meinen Mann seinen ganzen Hut voll habe. Mein Mann ist dabei; da sieht er also den Hut und kann so ungefähr taxiren, wie viele es sind."

„Er wird sofort bitten, sie ihm zu schicken."

„Er soll sie haben. Wir sind Ihnen sehr dankbar für diesen Wink, Herr Doctor."

„O bitte, bitte! Wo ich einem Mitmenschen einen Dienst erweisen kann, thue ich es gern. Die Freundschaft dieses hohen Herrn kann Ihnen von großem Nutzen sein."

„Das läßt sich denken. Was aber antworten wir denn, wenn er uns fragt, wie wir auf den Gedanken gekommen sind, ihm die Aepfel zu schenken."

„Na, zunächst können Sie sich ein bischen zieren."

„Ja, das schickt sich. Herausplatzen darf man nicht gleich."

„Dann können Sie so etwas von einer Hasenscharte murmeln, verstanden, nur murmeln!"

„Ja, ja."

„Versteht er Sie noch nicht, so reden Sie deutlich von einem verborgenen Wolfsrachen, von einer unterirdischen Hasenscharte. Dann weiß er ganz gewiß warum und wozu."

„Ja, aber wenn er fragt, woher wir es wissen?"

„So machen Sie zunächst eine Ausrede. Sie sagen, daß es im ganzen Lande bekannt sei."

„Und wenn das nicht zieht?"

„Na, dann können Sie meinetwegen die Wahrheit sagen."

„Daß Sie davon gesprochen haben?"

„Ja."

„Es wird Ihnen doch nichts schaden?"

„O nein; gar nicht. Ich bin — aber das wissen Sie vielleicht noch nicht. Kennen Sie meinen Namen?"

„Nein. Ich komme wenig unter die Leute. Sie sind mir eben nur als der Herr Bezirksarzt bekannt."

„Nun, ich heiße auch von Eichendörffer."

„Ah! So! Sie sind mit ihm verwandt?"

„Er ist mein Onkel!"

„Das trifft sich gut. Sollen wir ihn vielleicht von Ihnen grüßen, Herr Doctor?"

„Gleich nicht, sondern erst zuletzt. Sind Sie nun bereit?"

„Ja. Oder hast Du noch etwas zu besorgen?"

„Hm, ja."

„Was denn?"

„Wenn ich es mir so recht überlege, so ist es vielleicht besser, wir nehmen gleich die ganzen Aepfel mit."

„Nein," fiel der Arzt ein. Das ist nicht nothwendig. Wenn Sie alle mitnehmen, so müssen Sie ihm auch alle schenken."

„Das ist wahr."

„Und Sie sind arm. Einen Theil können Sie ihm verehren; die Anderen aber mag er Ihnen abkaufen. Sie schicken sie ihm dann sehr einfach mit der Post. Also, wenn Sie fertig sind, so wollen wir nun einsteigen."

Es gab noch eine umständliche Verabschiedung von den Zurückbleibenden, dann rollte die Kalesche der nächsten Station entgegen. Unterwegs lächelte der Arzt immer heimlich in sich hinein; als er dann aber die Beiden am Bahnhofe abgeladen hatte und dann davonfuhr, lachte er laut auf.

„Prächtige Leute, die beiden Alten! Sie werden in der Residenz Aufsehen erregen. Und der Onkel! Sapperment, wird der lachen! Unterirdische Hasenscharte! Ich möchte dabei sein. Ich gäbe gleich zehn Gulden darum!"

Der Köhler, der noch nie in einem Bahnwagen gesessen hatte, erkundigte sich sehr vorsichtig nach der Art und Weise, wie er sich zu verhalten habe. Ihr Aeußeres fiel bereits hier auf, und so kam es, daß der Schaffner sie ganz allein in ein Coupé placirte.

„Siehst Du nun, wie gut es ist, daß ich die Aepfel aufgehoben habe?" meinte die Alte in selbstbewußtem Tone.

„Ja, aber für meinen Hut ist's nicht gut gewesen!"

„Na, er ist ein bischen nachgiebig geworden. Das wird sich aber wieder verlieren. Wenn wir nach Hause kommen, setzen wir ihn ein paar Tage auf den Ofen. Und der Käse! Wer denkt auch so Etwas!"

„Von dem Fürsten?"

„Ja. Daß der gerade solchen alten haben will. Siehst Du, nun hast Du auch Angst gehabt vor diesen beiden Herren. Sie werden so freundlich sein, daß wir sie um den Finger wickeln können. Ein Glück, daß der Doctor kam!"

„Nun aber haben wir für die Verwandten nichts."

„Das wird sich finden. Wir bringen ein Brod mit. Das ist eine Rarität für so eine Stadt. Echtes Köhlerbrod."

„Wenn wir sie nur finden!"

„Na, dafür haben wir den Mund. Wir fragen."

„Und wenn sie nicht mehr leben?"

„So — so — — hm, da fällt mir ja ein, daß wir auch noch ganz andere Verwandte haben."

„Ich aber weiß nichts davon."

„Ja, das ist ein Elend mit Dir! Du kennst nicht einmal Deine allernächsten Verwandten. Es ist eigentlich eine Schande!"

„Wie heißen sie denn?"

„Der Name ist Elias."

„Habe nie Etwas davon gehört."

„Nie? Was?"

„Nein."

„Ich habe Dir's damals vor unserer Hochzeit ganz deutlich und ausführlich erklärt."

„Ja, damals! Das ist möglich. Seit jener Zeit aber habe ich es natürlich wieder vergessen."

„Natürlich? So Etwas könnte ich nun doch nicht vergessen. Ich muß wissen, wer meine Verwandten sind. Wie leicht kann man einmal in eine Erbschaft fliegen, von der man gar nichts bekommen hätte, wenn man nicht aufpaßt."

„Na, Erbschaft! Alte, wir und erben!"

„Das weiß man nicht."

„So erkläre mir die Geschichte. Also Elias ist der Name?"

„Ja. Du hast doch den Viehdoctor Ebert gekannt?"

„Ja, das war ein entfernter Vetter von Dir, so aus zehn Wiesen ein Grashalm."

„Oho! Ein entfernter? Na, ich will mich nicht über Dich ärgern."

„Ist auch nicht nöthig. Aber Du willst von Eliassens reden und fängst von dem Ebert an!"

„Das ist ganz richtig. Dem Ebert seine Frau hatte doch einen Stiefbruder, wenn Du Dich noch besinnen kannst?"

„Es ist mir so."

„Der Stiefbruder heirathete eine geborene Barthel; sie hatte ein schiefes Bein. Ich weiß nicht mehr, war es das rechte oder das linke. Weißt Du es vielleicht?"

„Es werden wohl alle beide schief gewesen sein."

„So genau weiß ich das nicht mehr. Aber dieser Bartheln ihr Bruder hatte zur zweiten Frau eine gewisse Eliassen, deren Bruder also Elias hieß. Er war Schneider und zugleich gab er im Winter Tanzunterricht."

„Ich habe ihn nicht gekannt."

„Aber erklärt habe ich es Dir. Dieser Eliasschneider hatte einen Jungen, der hieß Arthur. Er war ein kleiner Kerl, aber nicht dumm. Er konnte gut zeichnen und half seinem Vater beim Tanzunterricht. Später ist er nach der Hauptstadt gekommen und Tanzmeister geworden."

„Und den meinst Du?"

„Ja."

„Daß wir ihn aufsuchen wollen?"

„Denkst Du etwa, daß wir ihm nicht willkommen wären?"

„Warum denn nicht? Wir haben ihm ja nichts gethan.“

„Ja, und nobel kommen wir auch. Wir sehen nicht etwa abgerissen und fadenscheinig aus, und ich will es Dir nur sagen: Ich habe nämlich nicht nur zehn Gulden eingesteckt, sondern gleich alle vierzehn. Wir brauchen sie zwar nicht zu verthun, aber es klimpert doch gleich ganz anders, wenn man mehr im Beutel hat. Na, wir werden schon sehen, wohin wir gerathen.“

Jetzt schwieg das Gespräch. Die Beiden blickten durch die Fenster, um sich an der Gegend zu erlaben. Später erhielten sie Gesellschaft, und die Alte war förmlich stolz, als sie bemerkte, wie sie betrachtet wurde. Sie stieß ihren Mann mit dem Fuße; sagen aber wollte sie nichts; ihre Worte könnten ja verstanden werden.

Aber als sie endlich angekommen und ausgestiegen waren, fragte sie ihn:

„Hast Du diese Augen gesehen?“

„Was denn für Augen?“

„Welche die Leute alle machten.“

„Na, und ob!“

„Wir sind eben noch ein Paar, das sich sehen lassen kann. Und freundlich waren sie ja Alle. Sie lächelten einen förmlich an!“

„Wo aber nun hin?“

„Na, ich werde gleich fragen. Da steht Einer mit einem goldenen Streifen um die Mütze. Der ist gewiß etwas Vornehmes. Solche Leute wissen gewöhnlich Alles.“

Der, welchen sie meinte, war der Vorsteher des Bahnhofes. Als er die beiden eigenthümlichen Gestalten bemerkte, zuckte es verrätherisch über sein ernstes Gesicht. Sie steuerte gerade auf ihn zu, nickte ihn freundlich an und sagte:

„Guten Tag! Sind Sie hier vielleicht bekannt?“

„So leidlich, meine Liebe.“

„Wissen Sie, wo Landrocks wohnen?“

„Landrock? Was ist der Mann?“

„Amtswachtmeister.“

„Nein, den kenne ich leider nicht.“

„Er ist aus dem Gebirge!“

„Ah, da werden Sie sich wohl irren, meine Liebe!“

„O, nein!“

„Und doch! Ich kenne einen Amtswachtmeister Uhlig; der ist aus dem Gebirge, nämlich aus Tannenstein.“

„Den meine ich nicht.“

„So thut es mir leid, meine Liebe.“

„Schadet nichts; ich frage weiter.“

„Hm! Die Stadt ist groß. Hier kennt nicht ein Jeder den Andern. Sie werden am Klügsten thun, wenn Sie das Adreßbuch fragen, meine Liebe.“

Sie sah ihn erstaunt an und meinte:

„Das Adreßbuch fragen? Wie fragt man es denn?“

„Man sieht hinein."

„Ach so! Was ist das denn für ein Buch?"

„Es ist ein Buch, in welchem die Namen Aller stehen, welche hier in der Residenz wohnen. Dabei ist zu lesen, was sie sind und wo sie wohnen."

„Ach so! Wer das erfunden hat, der ist kein dummer Kerl gewesen. Wo ist das Buch?"

„Da drinnen in der Restauration. Sie brauchen nur den Kellner darum zu bitten."

„Danke schön, lieber Herr!"

Sie nahm ihren Alten beim Arme und zog ihn mit sich fort.

„Hast Du es gehört?" fragte sie stolz.

„Vom Adreßbuch?"

„Nein. Die Höflichkeit."

„Welche Höflichkeit?"

„Mann, Du dauerst mich! Er hat mich viermal „meine Liebe" genannt Man merkt es doch gleich, daß man in der Hauptstadt ist, wo der König wohnt Komm jetzt herein!"

Sie zog ihn in die Restauration. Daß sie dabei in das Wartezimmer erster Klasse gerieth, das war ihr sehr gleichgiltig. Diese Unterscheidung war ihr unbekannt.

Sie bemerkte mit süßer Genugthuung, daß sich Aller Augen auf sie und ihren Alten richteten. Das gab ihr eine innere Festigkeit, wie sie sich noch niemals gefühlt hatte.

„Setz' Dich!" raunte sie dem Köhler gebieterisch zu.

Er zögerte aber doch und flüsterte:

„Du, das ist Sammet!"

„Sammet oder nicht; Andere sitzen auch darauf."

Sie zog ihn neben sich auf das Plüschsopha nieder, und da kam auch schon der Kellner und sagte:

„Entschuldigen die Herrschaften! Sie sind hier am unrechten Orte?"

„Nein. Wir sind sogar hierher gewiesen worden."

„Von wem?"

„Von dem mit der goldenen Mütze."

„Ah, Verzeihung! Das ist etwas Anderes! Was befehlen Sie?"

„Das Buch mit den vielen Namen."

„Sie meinen das Adreßbuch?"

„Ja, so war es."

„Wollen Sie auch etwas genießen?"

„Genießen? Wie?"

„Ich meine essen oder trinken?"

„Ach so! Muß man denn bei dem Buche etwas trinken?"

„Gewöhnlich, ja."

„Na, was haben Sie denn zu trinken?"

„Lieben Sie warm?"

„Allemal!“

„Vielleicht einen Eierpunsch?“

„Meinetwegen! Ist er groß?“

„Ein Gläschen.“

„Na, da bringen Sie zwei!“

Der dienstbare Jüngling machte eine heldenmüthige Schwenkung. Er freute sich im Vollgefühle seines Sieges über diese Eindringlinge. Die Alte aber wisperte ihrem Manne zu:

„Hast Du es gehört, wie er uns nannte?“

„Herrschaften? Nicht?“

„Ja. Und um Verzeihung bat er. Hast Du's gehört?“

„Freilich.“

„Du, ich denke, daß wir heute so einen vornehmen Eindruck machen. Es ist die Hauptstadt! Es liegt hier so in der Luft! Da kommt er schon wieder!“

„Hier, meine Gnädige!“

Er verbeugte sich in ironischer Höflichkeit und legte ihr das Buch hin. Als er sich dann wieder entfernte, blickte sie ihm befriedigt nach, ließ das Auge über die Anwesenden schweifen und sagte:

„Alle staunen uns an. Ich glaube, daran ist meine seidene Flattusenhaube schuld. So ein Prachtstück wird eben jetzt gar nicht mehr gemacht. Die Schneiderinnen haben kein Geschick mehr dazu. Früher gab es gescheidtere Leute.“

Jetzt öffnete sie das Buch. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, welcher der Grund war, daß sich rundum ein unterdrücktes Lachen hören ließ.

„Du,“ sagte sie. „Das ist nicht meine Art von Schrift. Die ist mir viel zu klein, und ich habe meine Nasenquetsche nicht mit.“

„Gieb her!“

Er nahm das Buch und begann zu blättern.

„Na,“ meinte sie. „Wann geht's denn los?“

„Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Mir sind die Buchstaben viel zu klein.“

„Ja, Deine Augen sind auch nicht mehr wie früher. Schadet aber auch nichts. Der Kellner muß vorlesen.“

Sie warteten, bis er das Getränk brachte. Da schob sie ihm ganz einfach das Buch hin und sagte:

„Da, fangen Sie an!“

„Anfangen?“ fragte er erstaunt.

„Ja!“ antwortete sie resolut.“

„Sie meinen — —?“

„Vorlesen!“

„Ah so!“ Ich soll Ihnen den Inhalt dieses Buches vorlesen?“

„Ja.“

„Hören Sie, dazu habe ich freilich keine Zeit!“

„Aber dazu sind Sie da?“

„Nein.“

„Der mit der goldenen Mütze sagte es aber doch!"

„Er wird gemeint haben, Sie sollen sich von mir dieses Adreßbuch geben lassen?"

„Na freilich!"

„Aber nicht, daß ich es Ihnen vorlesen soll. Da würden wir heute wohl nicht fertig."

„Aber, wie will ich denn da erfahren, wo sie wohnen!"

„Das ist mir freilich neu!" lachte er. „Sie wollen sich den Inhalt vorlesen lassen, bis der betreffende Name kommt?"

„Ja."

„Das ist ja gar nicht nöthig. Sie brauchen den Namen nur aufzuschlagen, weiter nichts."

„Aber ich weiß doch nicht, wo er steht!"

„Es geht ja nach dem Alphabet, meine Gnädige!"

Da begann es in ihrem Kopfe zu dämmern. Sie machte als Zeichen ihres Erstaunens den Mund auf und fragte:

„Ach so! Das ist kein Buch, sondern ein Register?"

„Ja," lachte er. „Ein Register ist es. Welchen Namen wollen Sie wohl finden?"

„Landrock."

„So schägt man das L auf. Hier! Was ist der Mann?"

„Wachtmeister."

Der Kellner suchte und sagte dann:

„Einen Wachtmeister Landrock giebt es nicht."

„Siehst Du!" meinte der Köhler. „Ich hatte doch recht. Die Leute sind todt."

„Na, das schadet nichts. Da suchen wir Eliassens auf."

„Elias?" fragte der Kellner. „Was ist er?"

„Tanzmeister."

„Ah! Hier, das scheint er zu sein: Arthur Elias, Maler und Balletmeister."

„Was ist Ballet?"

„Tanz, nämlich Tanz auf dem Theater."

„Dann ist er es. Maler auch? Ja, er ist es. Wo wohnt er?"

„Ich werde es Ihnen aufschreiben."

Er notirte die Adresse auf einen Zettel. Unterdessen kosteten die Beiden von ihrem Eierpunsch, und dann fragte die Alte:

„Wie heißt das Zeug?"

„Eierpunsch."

„Was kosten die beiden Gläser?"

„Einen Gulden."

Als sie ihn ganz fassungslos anblickte, wiederholte er es.

„Einen Gulden?" fragte sie trotzdem.

„Ja."

„Das machen Sie mir aber nicht weiß!“

„Bitte sehr! Das ist hier fester Preis.“

„Wie? Was? Sie wollen wirklich einen Gulden?“

„Ich muß ihn verlangen, denn ich muß ihn ja bezahlen.“

„Da wollen wir uns doch gleich einmal erkundigen. Schicken Sie uns Ihren Herrn her. So rasch gehen wir doch nicht auf den Leim. Ich bin die Frau Hendscheln. Verstanden?“

Der Kellner zuckte die Achsel und entfernte sich. Der Wirth kam und bestätigte, daß der Preis der genannte sei.

„Na, da hört aber Alles auf!“ sagte die gute Frau. „Ich habe auch meine Zunge und meinen Geschmack. „Ich weiß jetzt, was dazu ist: Ein Ei für zwei Kreuzer. Und dafür verlangen Sie zwei Gulden. Hören Sie, da werden wir wohl nicht ewig Ihre Stammgäste sein?“

„Dann muß ich leider verzichten!“ lächelte er.

„Geht denn gar nichts ab?“

„Hier wird nicht gehandelt.“

„Na, da haben Sie das Sündengeld! Jetzt aber komm, Alter, sonst läuft mir die Galle vollends über, und dann ist nicht gut mit mir zu reden. Für so ein Geld lassen wir uns wohl nicht gleich wieder „meine Herrschaften“ nennen!“

Sie ergriff den Handkorb und den rothen Regenschirm, stülpte ihrem Alten den Hut auf den Kopf und zog ihn mit sich fort. Draußen aber blieb sie stehen und machte ihrem Herzen so kräftig Luft, daß endlich ein Schutzmann herbeikam und sie fragte:

„Hören Sie, meine Beste, ist dieser Herr Ihr Mann?“

„Ja, wer denn sonst?“

„Bitte, wenn Sie ihn auszanken wollen, so wählen Sie dazu eine andere Zeit und einen anderen Ort.“

„Auszanken?“

„Ja. Ich sehe und höre es ja. Alle Leute bleiben stehen.“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin Polizist.“

Dieses Wort übte sofort eine heilsame Wirkung.

„Herrjesses!“ sagte sie. „Soll ich etwa wegen dieser Prellerei noch mit der Polizei zu thun bekommen! Das fällt mir nicht ein.“

„Wer hat Sie geprellt?“

„Die Leute da drin. Wir haben für zwei Glas Eierpunsch einen Gulden bezahlen müssen.“

„In erster Classe? Das wird da bezahlt.“

„Na, aber wir sind das nicht gewöhnt.“

„Sie sind natürlich nicht von hier?“

„Nein. Wir sind mit dem letzten Zuge gekommen.“

„Zu wem wollen Sie denn. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben.“

Sie nannte ihm Namen und Straße, und er meinte:

„Das ist weit von hier. Sie werden eine Droschke nehmen müssen, wenn Sie sich nicht verirren wollen."

„Na, nur sachte! Ich verirre mich im Walde nicht, viel weniger aber hier!"

„O, man geht hier viel leichter irre als im Walde. Sie wissen ja gar nicht, wie die Straßen heißen."

„Kostet aber etwa die Droschke auch einen Gulden?"

„Bis dahin, wohin Sie wollen, nur einen halben."

„Na, den können wir noch riskiren. Haben wir für einen ganzen Gulden Punsch getrunken, so können wir nun auch für einen halben Gulden spazieren fahren. Ich habe ja noch dreizehn. Komm Alter!"

Und indem er sich von ihr nach der Droschke ziehen ließ, sagte er:

„Noch dreizehn hast Du?"

„Ja, doch!"

„Da hast Du wohl die Bahnbillets umsonst bekommen?"

„Die Billets? Herr Jesses! An die habe ich gar nicht gedacht. Da wollen wir doch lieber laufen!"

„Das geht nicht. Der Kutscher sperrt ja schon den Wagen auf. Er hat uns kommen sehen."

„Laß ihn sperren. Mein Geld geht vor!"

„Aber wir finden die Straße nicht!"

„Hm! Das ist eine dumme Geschichte. Daheim ist daheim!"

Sie nannten dem Droschkenführer die Straße und Nummer und stiegen nach einer allerdings ziemlichen Weile an der betreffenden Hausthür ab. Frau Hendschel bezahlte den halben Gulden ohne Ahnung, daß es auf Erden Trinkgelder gebe, und stieg dann mit ihrem Manne die Treppe empor.

Dort stand an einer Thür „Arthur Elias, Kunstmaler und Balletmeister."

„Hier wohnt er," sagte sie. „Hoffentlich ist er daheim."

Sie klingelte. Erst nach einiger Zeit wurde die Thür ein Wenig geöffnet, und die Kunstmalerin fragte:

„Was wollen Sie?"

„Ist der Arthur zu Hause?"

„Der — — Arthur — —?"

„Ja."

„Wen meinen Sie denn?"

„Na, Eliassens Arthur!"

Da näherte sich die spitze Nase der Thürspalte noch mehr, und die scharfe Stimme fragte:

„Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Ich bin seine Muhme."

„Seine Muhme? Verwandt wollen Sie mit uns sein?"

„Uns? Wer sind denn Sie?"

„Ich bin die Frau des Kunstmalers und Balletmeisters Arthur Elias."

„Na, da sind Sie ja meine Muhme! Machen Sie auf!"

„So schnell geht das nicht!“

„Ach was da! Unter Verwandten macht man keine solchen Sperrenzien! Platz gemacht!“

Sie zwang ihren Handkorb in die Thürlücke und schob sich nach. Ihr „Alter“ folgte ihr und zog dann die Thür hinter sich zu.

Die Gemahlin des Kunstmalers war außer sich. Ihr Gesicht glühte vor Aerger.

„Was fällt Ihnen ein!“ sagte sie. „Sich mit Gewalt hier einzudrängen! Wissen Sie, was Hausfriedensbruch ist?“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Ich fürchte mich nicht! Ich werde doch als Muhme meinen Vetter besuchen dürfen!“

„Sie sehen allerdings ganz aus wie Muhme!“

„Schimpfen Sie nicht! Wo ist denn der Arthur?“

„Für Sie ist er nicht zu Hause.“

„Oho! Ich werde ihn schon finden!“

„Versuchen Sie es! Wenn Sie in meiner Wohnung weiter vordringen, schicke ich nach Polizei!“

„Das wäre allerdings sehr verwandtschaftlich gehandelt!“

„Wie heißen Sie denn?“

„Hendschel, geborene Landrock.“

„Dieser hier ist wohl Ihr Mann?“

„Ja.“

„Was ist er denn?“

„Kohlenbrenner.“

„O Himmel! Kohlenbrenner! Und mein Mann, der Herr Kunstmaler und Balletmeister, soll Ihr Verwandter sein?“

„Freilich!“

„Das ist unmöglich, ganz unmöglich!“

„Warum denn, he?“

„Ein Kohlenbrenner und ein Kunstmaler!“

„Ach so! Sie meinen, daß ein Kohlenbrenner nicht vornehm genug für Sie sei?“

„Welche Frage! Eine solche Verwandtschaft wäre ja eine Beleidigung, eine raffinirte Beleidigung!“

„Herr Jesses! Was sind denn Sie für eine Geborene?“

„Mein Name war Aurora Wendelin.“

„Und was war Ihr Vater?“

„Ein Künstler. Er malte Puppenköpfe.“

„Drum sind Sie so eine Zierpuppe geworden. Bilden Sie sich nur nichts ein! Ihr Mann war ein Schneidersjunge, und seine Tante, die geborene Bartheln, hatte ein schiefes Bein oder gar zwei. Was giebt es da für eine Veranlassung, stolz zu sein. Uebrigens komme ich nicht zu Ihnen, sondern zu Ihrem Manne. Und den werde ich schon finden. Vorwärts!“

Sie wollte die Aurora bei Seite schieben; diese aber rief ihr drohend zu:

„Keinen Schritt weiter, oder ich hole Polizei!“

„Meinetwegen! Ich aber hole Ihren Mann!?“

Sie avancirte, und so sah sich die Balletmeistersfrau gezwungen, noch schneller vorwärts zu gehen.

„Ich werde es meinem Manne sagen, sofort, sofort!“ drohte sie. „Er mag Sie hinauswerfen lassen.“

„Da sind wir dabei!“

Der Maler stand an seiner Staffelei. Da wurde die Thür ganz ungewöhnlich heftig aufgerissen, und er hörte seine Frau:

„Arthur, lieber Arthur!“

„Aurora, mein Liebling?“

„Komme zu Hilfe.“

„Zu Hilfe? Ich kann nicht.“

„Du mußt, Du mußt!“

„Es geht nicht. Du weißt, daß ich soeben der Venus die Wangen anhauche.“

„Aber ich bedarf Deiner Hilfe ganz dringend!“

„Mach mich nicht nervös!“

„Komm nur, komm!“

„Was ist geschehen? Hast Du eine Maus gesehen?“

„Nein, sondern etwas noch viel Entsetzlicheres.“

„Was denn?“

„Eine Muhme von Dir.“

„Eine Muhme?“

Er ließ die Palette sinken und trat von der Staffelei zurück. Sie antwortete ihm:

„Ja, eine Muhme mit dem Vetter.“

„Sie mag einen Vetter haben; ich habe keinen, auch keine Muhme. Jage sie fort!“

„Sie geht nicht.“

„Hm! Ist sie hübsch?“

„Nein.“

„O weh! Aber jung?“

„Sehr alt.“

„Sage ihr, daß ich keine Zeit habe!“

Bis jetzt hatte die Köhlerin geduldig zugehört, nun aber schob sie die Malerin zur Seite und trat ein.

„Was?“ sagte sie. „Keine Zeit hättest Du? Keine Zeit für Deine Verwandte, die Deinetwegen stundenweit herkommt? Schäme Dich!“

Da trat er auf sie zu, deutete mit dem Pinsel nach ihrem Gesicht und fragte:

„Aurora, mein Liebling, ist das die Muhme?“

„Ja, lieber Arthur.“

„Und der dort ist der Vetter?“

„So sagt sie."

„Ich kenne Beide nicht."

„Was! Mich willst Du nicht kennen? Mich, eine geborene Landrock?"

„Nein. Wollen Sie vielleicht Modell sitzen?"

„Modell?" fragte sie. „Was ist das?"

„Ich könnte Sie als Furie verwerthen, oder als Xantippe, oder als die Hexe, welche in der Fabel Kinder frißt."

Sie blickte ihn einige Augenblicke wortlos an; dann sagte sie, sich zur Ruhe zwingend:

„Gut, ich will nicht Du sagen, sondern Sie. Aber Sie müssen sich doch meiner erinnern. Sie haben doch den Thierarzt Ebert gekannt, den sie nur den Viehdoctor nannten?"

„Pfui! Welch ein Wort! Aurora, mein Liebling, sei so gut und schaffe dieses Frauenzimmer fort!"

„Sogleich!"

„Nein, nicht sogleich," fiel die Köhlerin ein. „Erst will ich diesen Schneidersohn einmal fragen, welchen Grund er hat, so stolz zu sein. Kunstmaler nennt er sich? Ich verstehe davon gar nichts; aber das Herz hat er nicht auf dem rechten Flecke. Er hält sich für einen vornehmen Kerl und ist doch nicht werth, daß ich mit ihm rede. Mein Mann hier ist ein einfacher, armer Kohlenbrenner; aber auf ihn kann ich stolzer sein, als diese Lieblingsaurora auf ihren Arthur. Das ist es, was ich den Beiden noch sagen will. Und nun adieu und Gott befohlen."

Sie wollte gehen; da aber stellte sich ihr der Maler schnell in den Weg und sagte zornig:

„Was meint dieses Frauenzimmer? Was wäre ich etwa nicht werth, he?"

Er fuchtelte mit dem langen Pinsel vor ihrem Gesicht herum. Sie lachte ihn an und antwortete:

„Thun Sie sich nicht groß, Sie Farbenklecksер! Gehen Sie mir aus dem Wege. Ich will gehen!"

Das war ihm doch zu stark. Er trat ihr noch einen Schritt näher und rief voller Grimm:

„Sie unverschämte Person! Ich werde — — —"

„Gehen Sie zur Seite!" unterbrach sie ihn.

Und da er in seinem Zorne die Distanz nicht beachtete und ihr mit dem Pinsel in das Gesicht kam, zog sie ihm denselben aus der Hand und warf ihn zur Seite, traf aber damit die Venus, welche einen großen Klex in das Gesicht bekam. Das verdoppelte seinen Zorn.

„Was wagen Sie!" brüllte er. „Sie vergreifen sich an mir! Sie verschimpfiren mir meine Kunstwerke! Ich werde Sie bestrafen, ich werde Sie züchtigen so, wie Sie es verdienen!"

Er faßte sie am Arme. Aber in demselben Augenblicke setzte sie ihren Korb nieder, ergriff den Maler mit beiden Händen und schleuderte ihn über die Stube hinüber. Dort lehnte ein Bild in der Ecke, an welchem vor Kurzem der letzte

Pinselstrich gethan worden war. In dieses Bild kam er so unglücklich zu sitzen, daß er hindurchfuhr.

Da bemächtigte sich seiner ein namenloser Grimm. Er raffte sich auf, sprang auf sie zu und holte zum Schlage aus. Da aber hatte ihn auch bereits der Köhler gepackt.

„Hören Sie, Herr Kunstmaler," sagte er, „ich bin bis jetzt ruhig gewesen. Meine Frau lasse ich mir nicht schlagen. Verstanden? Machen Sie Platz, daß wir gehen können. Warum stellen Sie sich uns in den Weg!"

„Gehen?" schäumte der Balletmeister. „Nein. Sie müssen bleiben, bis die Polizei kommt. Aurora, eile, laufe!"

Dieser Befehl war gar nicht nöthig, denn seine Frau war längst fort, um Polizei zu holen. Der Maler wollte den Köhler fest halten. Dieser meinte lachend:

„Was? Sie wollen mich halten, Sie Schuljunge Sie? Da, fliegen Sie fort!"

Er gab ihm einen Stoß, daß er sich auf eine große Terpentinflasche setzte, mit welcher er hinstürzte. Der Maler aber kannte sich selbst nicht mehr. Er brüllte, so laut er konnte und faßte den Köhler wieder an, sich fest an ihn hängend, damit er nicht fort könne.

„Polizei! Hilfe! Hilfe! Aurora! Aurora!"

„Gleich, Arthur, gleich!" erscholl es.

Die Thüren wurden heftig aufgerissen und die Malerin kam mit einem Schutzmann herbei.

„Was geht hier vor?" fragte dieser.

„Hausfriedensbruch! Hausfriedensbruch!" rief der Maler.

„Wieso?"

„Sehen Sie jenes Bild? Das Weib hat mich hineingestürzt. Sehen Sie den Klex auf meiner Venus? Das Weib hat den Pinsel darauf geworfen. Sehen Sie die umgestürzte Terpentinflasche? Dieser Mensch hat mich auf sie geworfen. Ich verlange, daß Beide arretirt werden!"

„Warum vergreifen Sie sich an den Herrn Balletmeister?" fragte der Polizist die Beiden.

„Wir uns an ihm?" antwortete der Köhler. „Das ist wohl anders. Er hat sich an uns vergriffen."

„Lüge!"

„Wir wollten gehen; er aber wollte meine Frau festhalten. Darum wehrte sie sich."

„Warum wollte er sie halten?"

„Um ihr Grobheiten sagen zu können."

„Das ist mir unverständlich. Wer sind Sie?"

Der Köhler erzählte ihm den Hergang nach seiner Weise. Der Maler und dessen Frau gaben ihre Commentare nach ihrer Weise und verlangten die Arretur. Der Polizist zuckte die Achsel und meinte:

„Mir scheint, daß hier die Schuld des Einen so groß ist wie diejenige



„Was! Sie wollen mich halten?“

Verl. S. (84.)

des Andern. Aber Sie sind fremd, Herr Hendschel. Ich muß Sie bitten, mir zu folgen."

„Wohin denn?" fragte der Köhler.

„Nach dem Polizeibureau."

„Was? Meine Frau wohl auch mit?"

„Ja."

„Sie wollen uns also arretiren?"

„So will ich es nicht nennen. Ich will sagen, sistiren. Sie sollen Gelegenheit finden, Ihre Aussage an competenter Stelle abzugeben."

„Das ist gleich; es ist arretirt."

„Ich hoffe, daß Sie keinen Widerstand leisten!"

„Das fällt mir gar nicht ein. Ich bin ein ruhiger Bürger und habe hier nichts gethan, als meine Frau aus den Händen dieses Mannes frei gemacht."

„Mein zerbrochenes Bild!" jammerte Arthur.

„Sie müssen Schadenersatz leisten," sagte seine Aurora

„Meine Venus!"

„Waschen Sie sie ab!" meinte der Köhler.

„Mein Terpentinöl!"

„Lecken Sie es auf!"

Da legte ihm der Schutzmann die Hand auf den Arm und warnte ihn: „Regen Sie ihn nicht noch mehr auf. Folgen Sie mir, sonst wird die Sache noch schlimmer."

Mann und Frau folgten ihm, begleitet von den Verwünschungen des künstlerischen Ehepaares. Unten im Hausflur blieb der Schutzmann stehen, betrachtete die Beiden kopfschüttelnd und sagte:

„Wir können aber nicht gehen."

„Warum nicht?"

„Ihre Tracht ist so auffällig, daß uns die Jungens nachlaufen würden, wenn Sie als Arrestant die Straße beträten."

„Sie wollen fahren?"

„Ja."

„Na, die Droschke bezahlen wir aber nicht!"

„Zunächst allerdings werde ich sie bezahlen."

Sie hatten nicht lange im Flur zu warten, bis ein Fiaker vorüberkam, dessen sie sich bedienten.

Auf dem Bureau machten die Beamten große Augen, als sie die Beiden erblickten. Der Schutzmann machte seinem Vorgesetzten Meldung, und dieser nahm das Ehepaar in Verhör. Sie erzählten den Vorgang der Wahrheit gemäß. Als sie geendet hatten, fragte er lächelnd:

„Sie sind zum ersten Male in der Hauptstadt?"

„Ja."

„Haben Sie denn früher mit Herrn Arthur Elias irgend welchen Umgang gepflogen?"

„Nein."

„Dachte es mir! Ihr Gebirgsleute haltet so fürchterlich auf Freundschaft, daß Ihr den hundertsten Vetter des tausendsten Schwager noch umarmen möchtet. Das ist übertrieben und führt zu Unzuträglichkeiten wie die gegenwärtige ist. Der Maler wird auf Hausfriedensbruch und Schadenersatz klagen."

„Von Hausfriedensbruch ist keine Rede. Wir wollten gehen, er aber hat uns gehalten."

„Trotzdem möchte ich Sie hier behalten."

„Was! Als Gefangene etwa?"

„Ja."

„Herrgott!"

„Ja, ja! Es thut mir leid. Sind Sie bereits einmal bestraft worden?"

„Niemals!"

„Sie sind jedenfalls sehr brave Leute. Ich möchte Ihnen nicht gern wehe thun. Können Sie sich denn genügend legitimiren?"

„Was ist da nöthig?"

„Ein Paß!"

„Haben wir nicht"

„Auch nicht vielleicht etwas Anderes? Einen Brief?"

„O, da haben wir sogar zwei."

„Die an Sie gerichtet gewesen sind?"

„Ja. Wegen diesen Briefen sind wir ja eben nach der Hauptstadt gekommen."

„Zeigen Sie einmal her!"

Hendschel zog die beiden Schreiben hervor und gab sie dem Beamten. Das Gesicht desselben nahm während des Lesens einen ganz anderen Ausdruck an. War es vorher wohlwollend gewesen, so wurde es jetzt freundlich. Er winkte seinen Untergebenen zu und sagte zu dem Köhler:

„Das giebt der Angelegenheit freilich eine ganz andere Wendung. Einen Mann, dem wir so viel zu verdanken haben, können wir unmöglich einstecken."

„Zu verdanken?" fragte der Köhler verwundert.

„Ja doch."

„Ich weiß nichts."

„Sie kennen doch einen Polizeiagent Anton?"

„Den kenne ich."

„Sie waren mit ihm in Langenstadt?"

„Ja."

„Sie haben ihn veranlaßt, dorthin zu gehen?"

„Das ist wahr."

„Nun, so haben wir es also Ihnen zu verdanken, daß der Hauptmann gefangen worden ist."

„Na, das scheint mir allerdings so," lachte der Alte.

„Wissen Sie, was Sie beim Fürsten sollen?"

„Nein."

„Oder beim Herrn Oberlandesgerichtsrath?"

„Auch nicht. Vielleicht will man mich fragen, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, daß der Hauptmann gerade in diesem Langenstadt stecken soll."

„Das ist möglich."

„Na, ich weiß wirklich selber nicht genau, wer zuerst darauf gekommen ist, ich oder hier meine Alte."

„Ihre Frau hat den Gedanken auch gehabt? Ja, die Damen sind oft viel scharfsinniger, als die Männer."

„Das will ich meinen," fiel die Alte schnell und kräftig ein. „Das ist eine alte Weste!"

„Na," lachte der Beamte, „dafür sind Sie wieder heute etwas weniger klug gewesen."

„Wieso?"

„Der Gedanke, den Maler aufzusuchen, war kein glücklicher."

„Er ist ja doch unser Verwandter!"

„Ich sagte Ihnen bereits, daß man auf so entfernte Verwandtschaft grade nicht viel geben darf. Warum kehren Sie nicht lieber im Gasthofe ein?"

„Herr, wir sind arm!"

„Hm! Na! Ja! Warum haben Sie da den Fürsten nicht aufgesucht?"

„Meinen Sie, daß er uns beherbergt hätte?"

„Vielleicht. Er ist ein sehr gütiger, gastfreundlicher Herr."

„Von uns wäre das zu bettelig herausgekommen. Bei Verwandten aber kann man vorsprechen, ohne daß es einen solchen Anschein bekommt."

„War denn der Maler der einzige Verwandte?"

Eigentlich nicht; aber der Andere existirt nicht mehr."

„Wer war das?"

„Der Wachtmeister Landrock."

„Landrock? Der existirt nicht mehr? Wieso?"

„Er muß gestorben sein."

„Weshalb vermuthen Sie das?"

„Er steht ja nicht im Register."

„Im Register? Ach so! Sie meinen im Adreßbuche?"

„Ja."

„Er steht darin, aber nicht als Amtswachtmeister."

„So lebt er noch?"

„Jawohl."

„Wo denn?"

„Er wohnt in der Wasserstraße Nummer Zehn."

„So gehen wir zu ihm."

„Hm! Er ist wirklich mit Ihnen verwandt?"

„Ja."

„Auch so entfernt wie der Maler?"

„O nein, sondern viel näher."

„Na, ich will nicht dagegen sein. Versuchen Sie Ihr Heil bei ihm. Sollten Sie aber bemerken, daß Sie ihm nicht sehr willkommen sind, so gehen Sie lieber gleich zum Fürsten. Ihr Reisekamerad Anton wird Sie auf alle Fälle freundlich aufnehmen. Ueberhaupt will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es für Sie am Besten ist, heute noch zu dem Fürsten zu gehen. Er rechnet jedenfalls darauf, Sie sehr bald zu sehen."

„Ich danke! Also bleibe ich nicht hier gefangen?"

„Nein. Mit dem Maler werde ich ein Wörtchen sprechen. Er wird nicht auf Ihrer Bestrafung beharren."

„Sie sind sehr gütig. Darf ich nun fragen, wo sich diese Wasserstraße befindet?"

„Sie werden lieber fahren als gehen. Wir besorgen Ihnen eine Droschke. Sie brauchen sie nicht zu bezahlen."

Die Beiden verließen das Polizeigebäude mit sehr erleichtertem Herzen. Als sie mit einander im Wagen saßen, sagte der Alte nachdenklich:

„Du, ich werde an der Hauptstadt ganz irre."

„Wieso?"

„Ueberall ist die Polizei grob und Andere sind höflich. Hier aber ist das gerade Gegentheil: Die Leute sind grob, aber die Polizisten sind höflich. Dieser Mann war geradezu liebenswürdig. Der könnte mir gefallen."

„Mir nun auch Erst aber hatte ich Manchetten vor ihm. Eingesteckt zu werden, ist nicht sehr angenehm."

„Na, wir hatten Pech. Hoffentlich wird es jetzt besser."

Sie stiegen vor Nummer Zehn der Wasserstraße ab. In diesem Hause hatte der einstige Amtswachtmeister vorher ein höchst armseliges Logis gehabt. Jetzt aber wohnte er in der ersten Etage.

Als die beiden Ankömmlinge die Klingel zogen öffnete ihnen Anna, die Tochter Landrocks. Sie hatte ein ganz anderes Aussehen als vor Weihnachten. Sie blühte wie eine Rose, und ihre damals kranken Augen waren vollständig gesund und hergestellt.

„Was wünschen Sie?" fragte sie freundlich.

„Wir wollen den Herrn Wachtmeister besuchen," antwortete die Alte, jetzt freilich in einem nicht sehr außerordentlich zuversichtlichen Tone.

„Bitte, kommen Sie herein!"

Sie wurden in ein helles, einfach, aber hübsch ausgestattetes Zimmer geführt. Dort saß der alte Wachtmeister am Fenster, die Zeitung lesend und dabei seine Pfeife rauchend. Der blödsinnige Sohn hockte mit einem Bilderbuche auf dem Sopha. Auch er hatte ein viel menschlicheres Aussehen gewonnen, als vor den wenigen Monaten.

„Lieber Vater," sagte Anna, „diese guten Leute wollen Dich besuchen.

Das klang ganz anders als beim Maler. Der Wachtmeister schob die Brille zurück, legte die Zeitung fort und betrachtete die Beiden. Er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und sagte, freundlich nickend:

„Sie kommen aus dem Gebirge?"

„Ja," antwortete Frau Hendschel. „Sie werden uns wohl nicht kennen, Herr Wachtmeister."

„Allerdings nicht."

„Ich bin eine geborene Landrock."

„Ach, sehen Sie an! Da sind wir wohl verwandt?"

„Ja, wenn Sie erlauben."

„Na, meine Erlaubniß kann ich da gar nicht versagen. Legen Sie ab und setzen Sie sich!"

Die Tochter half den beiden Alten. Sie nahmen Platz, und nun wurde natürlich zunächst der Stammbaum besprochen. Der Wachtmeister hörte aufmerksam zu und sagte dann:

„Ja, wir sind verwandt, wenn auch etwas weit entfernt. Aber es ist doch hübsch, daß Sie zu uns kommen. Wir leben hier so einsam, gerade wie Sie im Walde. Da freut es Einen, einmal eine Abwechslung zu haben. Herzlich willkommen also! Sie sind doch in keinem Gasthofe gewesen?"

„Noch nicht."

„Recht so. Sie wohnen bei uns. Wollen Sie?"

„Na und ob!" rief die Alte. „Das ist doch etwas Anderes als bei diesem Maler Elias."

„Bei welchem Elias?"

Sie erzählte ihr Abenteuer und dann auch ihre Unterhaltung auf der Polizei. Der Wachtmeister hörte mit großer Spannung zu und fragte dann:

„Was Sie sagen! Sie sind jener Kohlenbrenner, welcher den Polizeiagenten nach Langenstadt geführt hat?"

„Ja, ich."

„Dann freut es mich doppelt, daß wir verwandt sind und daß Sie mich besuchen. Sie werden mir dieses Abenteuer sehr ausführlich erzählen müssen. Vorher aber muß ich Sie doch fragen, ob Sie mir auch einmal die beiden Briefe lesen lassen wollen, die Sie auf der Polizei hingegeben haben."

„Natürlich, gern, hier sind sie."

Der Wachtmeister las die beiden Schreiben und sagte dann:

„Das ist also der Grund Ihrer Anwesenheit?"

„Kein anderer."

„So will ich Ihnen nur rathen, den Fürsten baldigst aufzusuchen. Warum aber sind Sie denn zu dem Maler eher gegangen als zu mir?"

„Wir fanden Sie nicht im Adreßbuch."

„Ach, Sie haben nach dem Worte Amtswachtmeister wohl vergeblich gesucht?"

„Ja."

„Das darf Sie nicht wundern. Ich will Ihnen ehrlich sagen, daß ich nicht pensionirt bin. Ich bin abgesetzt worden und darf meinen frühern Titel nicht führen."

„O weh! Wie ist das gekommen?"

„Es war Einer wegen Doppelmords zu lebenslänglichem Zuchthaus ver-

urtheilt. Ich hatte ihn zu transportiren, und er entkam mir. Deshalb wurde ich abgesetzt."

„Das ist hart."

„Ja, es ist mir lange, lange Jahre schlecht ergangen. Endlich aber erbarmte sich der Fürst des Elendes unserer."

„Den kennen Sie auch?"

„Sehr gut. Er zahlt mir sogar eine Pension. Wie ich dazu komme, weiß ich freilich nicht."

„Er wird es wohl wissen."

„Höchst wahrscheinlich nur aus Mitleid."

„Haben Sie schon gehört, wer dieser Fürst des Elendes sein soll, Herr Vetter?"

„Das weiß jetzt alle Welt."

„Der Fürst von Befour?"

„Ja, dieser ist es. Haben Sie ihn schon gesehen?"

„Er ist bei uns gewesen."

„Zu uns kommt er auch. Er bringt mir die Pension persönlich. Das verdoppelt den Werth des Geschenkes. Jetzt aber nun rathe ich Ihnen, den Fürsten aufzusuchen. Das ist das Erste, was Sie thun müssen."

„Wo ist denn diese Palaststraße?"

„Nehmen Sie doch lieber gleich eine Droschke!"

„O weh! Das kostet Geld."

„Lassen Sie es sich getrost diese wenigen Kreuzer kosten. Ich bin überzeugt, daß er es Ihnen vergüten wird."

„Na, da wollen wir es wagen. Komm, Alte!"

„Wie? Sie wollen Ihre Frau mitnehmen?"

„Natürlich."

„Die ist doch nicht mit bestellt."

„O, die kennen Sie nicht! Ob bestellt oder nicht, das ist ihr sehr egal Sie muß wissen, was ich bei diesen Herren soll."

Und als die Kohlenbrennerin jetzt nach ihrem Handkorbe griff, meinte der Wachtmeister:

„Aber den Korb lassen Sie doch da."

„Nein. Es sind Geschenke drin."

„Für wen?"

„Für den Fürsten und den Oberlandesgerichtsrath."

„Sie sind des Teufels!"

„Ja. Kostbare Geschenke!"

„Da machen Sie mich neugierig."

„Jetzt dürfen wir nichts sagen; vielleicht später."

Sie gingen und stiegen mit ihrem Handkorbe abermals in eine Droschke Als sie beim Fürsten ausstiegen und durch das hohe Portal traten, stieß di Alte ihren Alten an und sagte staunend:

„Du, aber das ist fein!"

„Piquefein!“

„Wisch Dir nur die Stiefeln richtig ab!“

„Und Du Dir die Schuhe!“

„Sitzt meine Haube richtig?“

„Ja, und mein Halstuch?“

„Alles in Ordnung! Aber, Du, mach nur gehörig einen sehr feinen Diener! So einen richtigen Kratzfuß, mit dem linken Bein hinten hinaus. Ich mache so einen Knix wie gerade in der Kirche, wenn der Pastor den Segen spricht. Der Fürst muß gleich sehen, daß wir Lebensart besitzen.“

„Hab nur keine Sorge! Meine Verbeugung wird gut. Knix Du nur tief genug. Besser drei Zoll zu tief als einen Zoll zu hoch. Solche Leute geben viel auf Höflichkeit.“

Sie wurden von einem der Diener nach dem Namen gefragt und dann nach dem Vorzimmer geführt. Dort hatte der Köhler die Freude, Anton zu sehen.

„Willkommen!“ sagte dieser, ihm freundlich die Hand gebend. „Recht, daß Sie so rasch kommen!“

„Wußten Sie denn, daß ich kommen soll?“

„Jawohl.“

„Was soll ich denn eigentlich?“

„Das werden Sie schon noch erfahren. Diese Dame ist Ihre Frau Gemahlin?“

„Ja.“

„Sie mag doch ablegen!“

„Das geht nicht. Sie muß den Korb mit hineinnehmen.“

„Ach, sie will auch zu Durchlaucht?“

„Na, die doch erst recht!“

„Aber ja mit dem Korbe nicht.“

„Gerade aber mit ihm!“

„Warum denn?“

„Sie bringt ihm Etwas.“

„So, so! Wohl ein Geschenk?“

„Ein Douceur, über welches er sich freuen wird. Sagen Sie einmal, ist der Herr leutselig?“

„Sehr!“

„Ist er auch heute bei guter Laune?“

„Er ist nie übel gelaunt.“

„Hörst Du, Alte! Nimm Dir ein Beispiel dran! Nun aber sagen Sie mir noch: Nehme ich den Hut und den Regenschirm mit hinein in die Stube?“

„Bei Leibe nicht!“

„Aber ich muß doch Etwas in den Händen haben!“

„Warum denn?“

„Na, wozu sind denn die Hände da?“

„Zum Gesticuliren.“

„Ach so! Man muß damit um sich schlagen, um daß die Leute verstehen, was man spricht?“

„Ja, freilich.“

„Ist das fein?“

„Sehr. Eigentlich hätten Sie Handschuhe anziehen sollen.“

„Es ist doch nicht mehr kalt!“

„Wenn man so hohe Herren besucht, muß man welche anziehen.“

„Sapperlot! Das habe ich nicht gewußt! Ich habe ein Paar ganz gute, neue Pelzfäustlinge.“

„O weh! Die gehen nicht an!“

„Was denn für welche?“

„Ganz feine, von Seide oder Glacéleder.

„Das wirft es bei uns nicht ab. Geht es denn wirklich nicht ohne Handschuhe?“

„Na, dieses eine Mal wird er ein Auge zudrücken.“

„Ich stecke die Hände in die Hosentaschen. Meine Alte kann sie unter die Schürze thun.“

„Das ist auch nicht erlaubt.“

„Ach so! Wegen dem mit den Armen Umherwerfen. Wir werden ja sehen, wie es sich macht! Was war das? Das war eine Klingel. Haben Sie eine Ziege oder sonst so Etwas da drin?“

„Nein. Das war der Fürst. Er giebt mit der Glocke das Zeichen, daß er von jetzt an zu sprechen ist. Ich werde Sie anmelden. Warten Sie.“

Er machte die Thür auf und meldete:

„Herr Kohlenbrenner Hendschel nebst Frau Gemahlin!“

Sie gab ihm einen Rippenstoß.

„Frau Gemahlin!“ raunte sie ihm zu. „Wie nobel!“

„Eintreten!“ erklang es von innen.

„Rasch, Alter! Du bist der Mann, Du mußt voran!“

Damit schob sie ihn vorwärts. Er machte eine tiefe Verbeugung, mit dem linken Beine hinten hinaus, wie sie es gewollt hatte, und traf sie in Folge dessen mit dem Stiefelabsatz an den Unterleib, denn sie hatte hinter ihm einen so tiefen Knix gemacht, daß sie fast auf den Teppich zum Sitzen kam.

„Esel!“ wisperte sie ihm zu.

Sie schob sich an seine Seite und wiederholte ihren Knix. Der Fürst konnte unmöglich ernsthaft bleiben; er zeigte vor Lachen fast sämmtliche Zähne und sagte:

„Sie bringen Ihre Gemahlin mit? Recht so! Da bitte, setzen Sie sich nieder!“

Das war wirklich zu leutselig! Er wollte gehorchen und krümmte bereits die Kniekehlen, um sich mit einem sammetnen Sessel zu vereinigen. Da aber zog sie ihn an den langen Rockschößen zur Seite und sagte:

„Das ist zu hübsch von Ihnen, Herr Fürst, viel zu gütig. Aber wir wissen ganz gut, was sich schickt. Setzen werden wir uns nicht."

„Setzen Sie sich immerhin!" meinte er. „Sie kommen ja so weit her; da gilt es, auszuruhen."

„Na, wir haben zwar alte Beine; aber so viel Kraft, wie nöthig ist, ein paar Minuten stehen zu bleiben, haben wir noch."

„Na, wenn Sie durchaus stehen wollen, so thun Sie es; aber erlauben Sie wenigstens Ihrem Manne, sich zu setzen."

„Dem? Erst recht nicht! Wenn ich als Dame stehe, braucht er sich nicht zu setzen. Das schöne Geschlecht hat den Vorzug. Das ist überall so und wird auch bei Ihnen so sein."

Dabei beherzigte sie die Regel, die Arme hin und her zu werfen. Es sah aus, als ob Sie Jemand beohrfeigen wolle.

Jetzt nun dachte der Alte, daß er auch etwas sagen müsse. Er erhob die Arme und schlug sie wieder nieder, als ob er einen Feind zu Boden pressen wolle, und sagte:

„Aber nun, da wir einmal da sind, so möchten wir fragen, warum Sie uns eigentlich haben zu sich kommen lassen, Herr Fürst."

Der Gefragte lächelte lustig vor sich hin und antwortete:

„Nach den actuellen Aufzeichnungen sind Sie es gewesen, der meinen Agenten Anton nach Langenstadt geführt hat?"

„Ja."

„Welcher Umstand hat Sie denn eigentlich auf die Idee gebracht, daß sich der Hauptmann dort befindet?"

Diese Frage brachte den Köhler in Verlegenheit. Wie leicht konnte er verrathen, daß der Hauptmann ein Asyl bei ihm gefunden gehabt habe. Um sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, wendete er sich an seine Frau mit der Aufforderung:

„Sag' Du es Alte!"

Aber sie war keineswegs gewillt, eine solche Verantwortung auf sich zu laden; darum entgegnete sie:

„Das fällt mir gar nicht ein!"

„Warum denn nicht?"

„Du bist der Mann und mußt sprechen."

„Ach geh'! Ihr Weiber habt viel gelenkigere Sprachwerkzeuge!"

„Rede nicht so albern! Hier kommt es gar nicht auf die Werkzeuge an. Die Sache, um welche es sich hier handelt, ist die Sache des Mannes, nicht aber die Sache der Frau."

„Du hast aber doch soeben erst gesagt, daß den Damen stets der Vorzug gebühre!"

„Im Niedersetzen, aber nicht im Antworten."

„Ja," meinte der Fürst, welcher Mühe hatte, ein lautes Lachen zu unterdrücken. „Ich bin ganz der Meinung Ihrer Frau Gemahlin. Ich habe den

Mann kommen lassen; nur mit dem Manne wollte ich sprechen, und er hat also zu antworten."

„Hm! Ich bin kein Freund von vielen Redensarten," meinte der Köhler.

„Das ist mir sehr lieb. Desto kürzer, prompter und deutlicher werden Ihre Antworten werden."

„Na, meinetwegen, so will ich mich darein ergeben."

„Also, ich wiederhole: Was hat Sie auf jene Idee gebracht?"

„Das, was der Kranke sagte."

„Ah, er hatte gesprochen?"

„Ja, aber im Fieber oder so ähnlich."

„Was sagte er denn?"

„Er redete davon, daß er vom Felsen geworfen worden sei, daß er nach Langenstadt wolle, zum Holzschnitzer Weber, und daß er aus Amerika komme."

„Das war freilich wichtig."

„Den Weber kannte ich, denn er ist mein Gevatter. Auch wußte ich, daß er Verwandte in Amerika hat."

„So haben Sie also gleich gedacht, daß der Verwundete einer dieser Verwandten ist?"

„Ja."

„Das war aber doch kühn. Sie mußten ihn doch nach Allem für den Hauptmann halten."

„Eigentlich, ja."

„Uneigentlich aber nicht. Sie hatten wohl noch andere Gründe?"

„Hm! Ja."

„Welche?"

„Es wurde erzählt, daß ein Lieutenant im Walde einen Menschen gefunden habe, einen Amerikaner, der ihn erst auf den Verunglückten aufmerksam gemacht habe."

„So, so! Weiter!"

„Ich dachte, daß dieser Mensch der Hauptmann gewesen sei und den Amerikaner vom Felsen geworfen habe, um sich seiner Kleider und seines Geldes zu bemächtigen."

„Das war ein Zeichen eines ganz und gar ungewöhnlichen Scharfsinnes, den ich Ihnen, offen gestanden, fast gar nicht zutrauen kann. Sie müssen unbedingt noch andere Gründe gehabt haben."

„O nein. Uebrigens hatte der Fremde, der sich für einen Amerikaner ausgab, dem Hauptmanne sehr ähnlich gesehen."

„Wer sagte das?"

„Der Militärarzt und der Obergensdarm redeten davon."

„Sie aber haben den Hauptmann auch gekannt!"

„Ich? Oh, oh, Herr Durchlaucht!"

„Nicht?"

„Nein."

Der Blick des Fürsten war mit durchdringender Schärfe auf den Alten

gerichtet. Daß dieser verlegen wurde, sah der Fürst; er war also überzeugt, das Richtige vermuthet zu haben, und sagte darum in ernstem Tone:

„Ich habe Sie für einen aufrichtigen Mann gehalten."

„Das bin ich auch."

„Wirklich?"

„Ja. Nicht wahr, Alte!"

„Ja, Durchlaucht," antwortete sie.

„Und dennoch verschwiegen Sie mir die Wahrheit!"

„O nein!"

„O doch! Sie verkennen mich. Ich bin weder Polizist noch Richter. Ich spreche nicht in amtlicher Eigenschaft mit Ihnen. Ich meine es im Gegentheile sehr gut mit Ihnen und möchte Sie gern vor Schaden bewahren. Das können Sie glauben."

„Hm! Ich wüßte nicht, was ich Ihnen sagen sollte."

„Sie wissen es! Ich will Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie zum Herrn Oberlandesgerichtsrath müssen. Er wird Sie nach Verschiedenem fragen, vielleicht auch nach Sachen, über welche Sie nicht gern Auskunft ertheilen. Wenn ich um diese Sachen wüßte, könnte ich den Herrn abhalten, davon zu sprechen. Das ist es, was ich beabsichtige. Sie sehen also, daß ich es sehr gut mit Ihnen meine. Befolgen Sie meinen Rath, und seien Sie aufrichtig mit mir. Sie werden dadurch vor Schaden bewahrt."

Diese Rede machte einen sichtlichen Eindruck auf die Beiden. Der alte Köhler besann sich einige Augenblicke und fragte dann:

„Sie halten uns wohl für böse Menschen?"

„O nein."

„Ich dachte!"

„Wenn dies der Fall wäre, würde ich ganz anders mit Ihnen sprechen; das können Sie sich doch denken!"

„Aber Sie meinen, daß wir dennoch etwas Böses gethan haben?"

„Böses nicht; aber eine Unvorsichtigkeit haben Sie begangen."

„Welche denn?"

„Wollen Sie denn nicht aufrichtig davon sprechen?"

„Wüßte ich nur, was Sie meinen!"

„Hm! Was denkst Du, Alte?"

„Ich denke gar nichts," antwortete sie vorsichtig.

„Das ist auch ein Wunder. Du denkst doch sonst immer mehr, als Du sollst."

„Halte das Maul! Was soll denn Herr Durchlaucht von mir denken, wenn Du solche Dummheiten redest!"

„Na," meinte der Fürst, „ich sehe ein, daß es Ihnen schwer fällt, selbst anzufangen. Ich will es Ihnen also sagen: Sie haben den Hauptmann bei sich gehabt!"

„Herrgott!" rief der Köhler.

„Wer sagt das? Wer sagt das?" fragte seine Frau.

„Ich sage es!“

„Das ist ja gar nicht wahr!“

„Jetzt lügen Sie! Und mit Lügnern habe ich nicht gern zu thun. In der Bibel steht: Die Lüge ist ein häßlicher Schandfleck an dem Menschen, und sie ist gemein bei ungezogenen Leuten. Wollen Sie Ihre ehrwürdigen Häupter mit Lügen beflecken?“

Der Alte fuhr sich mit der Hand nach dem Auge, machte eine verzweifelte, ungeheure Bewegung mit beiden Armen, so daß es aussah, als ob er die Flügel einer Windmühle fangen wolle, und antwortete in höchster Verlegenheit:

„Das ist eine verteufelte Geschichte!“

„Eine böse Geschichte!“ nickte auch sie.

„Und wir sind doch ehrliche Leute!“

„Das weiß ich eben,“ antwortete der Fürst. „Es ist jetzt noch Zeit, sich zu retten. Dazu aber gehört ein offenes Geständniß. Unwahrheit schadet Ihnen nur.“

„Aber wie kommen Sie denn auf den Gedanken, daß der Hauptmann bei uns gewesen ist?“

„Dadurch, daß ich meine Schlüsse ziehe.“

„Schlüsse?“

„Ja. Haben Sie von dem Paschерkönig gehört?“

„Ja.“

„Hat es da nur Einen gegeben?“

„Nein, es soll mehrere gegeben haben.“

„Kennen Sie vielleicht Einen?“

„Den Schmied Wolf aus Tannenstein.“

„Weiter keinen?“

„Nein.“

„Sehen Sie, daß Sie mir jetzt wieder die Wahrheit verheimlichen! In Odersberg giebt es auch Einen. Kennen Sie ihn?“

„Sapperment! Alte, mich fängt bald an, zu schwitzen! Herr Fürst, meinen Sie etwa den Wagner Hendschel?“

„Ja.“

„So, so! Nun ja, der soll auch zuweilen gepascht haben.“

„Er hat nicht nur gepascht, sondern er ist sogar Waldkönig gewesen. Ich weiß das sehr genau. Ich hätte ihn verderben können, ich allein, denn ich bin der Einzige, der die Beweise gegen ihn in den Händen hat.“

„Herjesses, er ist mein Vetter, Durchlaucht!“

„Gut! Ich werde sehen, ob ich schweigen darf. Daß der Hauptmann kürzlich bei dem Herrn von Scharfenberg gewesen ist, das haben Sie wohl erfahren?“

„Ja.“

„Er hat da die Kleidung gewechselt, und so ist es ihm gelungen, zu

entkommen. Für die öffentliche Polizei war seine Spur verschwunden; ich aber habe sie verfolgt bis Obersberg."

„Doch nicht!"

„Doch! Bis zu dem Wagnermeister Hendschel, Ihrem Vetter."

„Wer hätte das gedacht!"

„Ich behielt das für mich, denn ich dachte, daß es besser sei, zu thun, als ob gar keine Ahnung vorhanden sei. Ihr Vetter aber war verschwunden, und mit ihm der Hauptmann. Jetzt nun habe ich gehört, daß dieser Vetter bei Ihnen gewesen ist."

„Von wem?"

„Vom Obergens'darm, der mit ihm gesprochen hat. Wollen Sie das etwa leugnen?"

„Nein."

„Gut! Mit diesem Vetter aber ist auch der Hauptmann bei Ihnen gewesen. Das weiß ich ganz genau."

„Woher denn?"

„Sie gestehen es nicht ein?"

„Na, ich möchte doch gar zu gern erfahren, woher Sie es so genau wissen können."

„Das will ich Ihnen sagen. Wo schlafen Sie?"

„Oben in der Kammer."

„Mit Ihrer Frau?"

„Ja."

„Wo schlief Ihr Vetter?"

„In der anderen Kammer am Giebel."

„Und wer schlief noch da?"

„Hat noch Jemand da geschlafen?"

„Ja. Es waren zwei Lager da, und alle Beide waren erst kürzlich gebraucht."

„Sapperment! Woher wissen Sie das?"

„Ich war bei Ihnen, als Sie mit meinem Anton in Langenstadt waren, und habe mir Alles genau angesehen, ohne daß Ihre Frau etwas bemerkt hat."

„Aber das ist pfiffig!"

„Nicht so sehr als wie Sie denken! Nun aber heraus mit der Sprache! Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich es sehr gut mit Ihnen meine und daß ich Ihnen nicht schaden, sondern nützen will. War der Hauptmann bei Ihnen?"

„Hm, Alte, was sagst Du dazu?"

„Na, sage die Wahrheit! Der Herr Durchlaucht hat so ein gutes, ehrliches Gesicht, daß mir wohl gar keine Angst vor ihm zu haben brauchen. Wir haben ja gar nicht gewußt, wer der ist, dem wir Unterkunft gegeben haben."

„Na denn gut: der Hauptmann war bei uns."

„Er kam mit Ihrem Vetter?"

„Ja."

„In dem schwarzen Anzuge, welchen dann der Verwundete anhatte?“

„Ja.“

„Für wen gab er sich aus?“

„Er nannte sich Hirsch. Weiter fragte ich nicht, da er ja mit dem Vetter gekommen war.“

„Ich verstehe. Sie hielten ihn für einen Pascher?“

„Hm, ja.“

„Sehr unvorsichtig von Ihnen!“

„Das sehe ich jetzt auch ein. Heute würde ich es nicht wieder thun.“

„Wie kam es, daß er Ihr Haus verließ?“

„Ich hatte ihm durch den Vetter sagen lassen, daß er gehen solle, da ich ihn nicht länger behalten könne.“

„So hatten Sie wohl eine Ahnung bekommen, wer er sei?“

„Ja.“

„Woher?“

„Ich wußte wohl von dem Paschерkönig, gar nichts aber von dem Hauptmanne oder dem Baron von Helfenstein. Da war ich in Obersberg zum Jahrmarkt und hörte dort erzählen, daß Schloß Hirschenau ihm gehöre. Der bei mir war, nannte sich Hirsch. Das machte ihn mir verdächtig. Ich fragte weiter und ließ ihn mir beschreiben. Dadurch kam ich zu der Ahnung, daß der Hauptmann bei mir sei.“

„Und so jagten Sie ihn fort?“

„Ja.“

„Warum riefen Sie nicht die Polizei?“

„Herr, er war mein Gast!“

„Schön! Aber hörten Sie nicht, welche Preise auf ihn gesetzt waren?“

„Ja, fünfzehntausend oder zehntausend Gulden.“

„Die hätten Sie sich doch verdienen können.“

„Ich mochte nicht, denn ich sage, er war mein Gast.“

„Diese Gesinnung ist brav. Sie haben Ihren Fehler übrigens wieder gut gemacht, indem Sie nach Langenstadt gegangen sind. Ich begreife, daß Sie mir diese Geständnisse nicht gern gemacht haben, aber es wird zu Ihrem Nutzen sein.“

„Denken Sie?“

„Gewiß. Ich nehme an, daß Herr von Eichendörffer Sie nach Verschiedenem fragen wird. Sind seine Fragen für Sie verfänglich, so werde ich schnell einfallen und die Antwort an Ihrer Stelle geben, so daß Sie nicht in Verlegenheit kommen können. Das könnte ich aber nicht thun, wenn Sie nicht in dieser Weise aufrichtig mit mir gewesen wären.“

„Ja, das sehe ich ein, und darum bin ich Ihnen auch zum allergrößten Dank verpflichtet.“

Da erhob die Alte ihren Korb, so hoch sie konnte, und sagte:

„Du, Alter, den Dank wollen wir gleich abstatten.“

„Ja, Frau: es ist gerade die rechte Zeit dazu.“

„Wir haben nämlich etwas mitgebracht, Durchlaucht."

„Für mich?" fragte er.

„Ja, für Sie."

„Etwas Gutes!" bemerkte der Alte, indem er mit der Hand eine Bewegung machte und den Mund so aufsperrte, als ob er ein Rinderviertel verschlingen wolle.

„Ja, etwas Feines!" fügte sie unter einem sehr bedeutungsvollen Nicken hinzu.

„Wohl hier in dem Korbe?"

„Ja, freilich."

„Wahrscheinlich etwas zu essen?"

„Eine Delicatesse, eine große Delicatesse!"

„Sie machen mich sehr neugierig!"

„Es ist eben gerade für Sie! Etwas, was Sie zu gern essen!"

„So! Kennen Sie denn meinen Geschmack?"

„Na, den werden wir doch kennen!"

„Woher denn?"

„O, den kennt ja das ganze Land!"

„Davon weiß ich noch nichts. Sollte sich wirklich das ganze Land unterrichtet haben, welche Lieblingsspeisen ich besitze?"

„Wenigstens von dieser einen wissen's Alle."

„Na, da zeigen Sie einmal."

Er war wirklich sehr wißbegierig, was sie ihm als eine so große Delicatesse mitgebracht hatten. Sie öffnete den Korb und zog das schwarzblaue Haferbrod hervor.

„Ah, ein echtes Gebirgsbrod!" meinte er.

„Ja, das ist echt!" nickte sie.

„Das soll für mich sein?"

„Nein. Das bekommt vielleicht der Wachtmeister."

„Welcher Wachtmeister?"

„Landrock."

„In der Wasserstraße?"

„Ja."

„Kennen Sie den?"

„O, der ist ja mein Vetter!"

„So logiren Sie wohl bei ihm?"

„Ja."

„Das ist mir lieb. Ich verkehre auch zuweilen bei ihm."

„Erst wollten wir beim Tanzmeister Elias bleiben, der aber hat uns hinaus geschmissen und arretiren lassen."

„Meinen Sie den Balletmeister?"

„Ja, Balletmeister und Kunstmaler."

„Sind Sie auch mit ihm verwandt?"

„Sehr nahe sogar, von unserem alten Viehdoctor aus."

„Na, grämen Sie sich nicht. Er wird seine Strafe erhalten. Wie aber kam es, daß er Sie gar arretiren ließ?“

„Na, er wurde grob und seine Lieblingsaurora noch gröber; da nahm ich mir denn auch kein Blatt vor den Mund und habe ihm meine Ansicht nach Noten vorgegeigt. Da holten sie Polizei. Wir wurden arretirt und fortgeschafft.“

„Und weiter?“

„Da gab mein Alter Ihren Brief zu lesen hin; das half; denn man ließ uns nicht nur frei, sondern man bezahlte sogar die Droschke, die uns zum Wachtmeister bringen mußte. Es ist immer gut, wenn man von einem Fürsten Briefe erhält.“

„Ja, ja,“ lachte er. „In diesem Falle hat es Ihnen Nutzen gebracht. Aber, was ist denn das?“

Sie hatte nämlich während ihrer Rede ein weiß eingeschlagenes Packet aus dem Korbe gezogen.

„Das?“ sagte sie. „Das ist er!“

„Wer?“

„Den Sie kriegen sollen.“

„Ach so! Was ist es denn?“

„Rathen Sie einmal!“

„Ja, wer kann da rathen!“

„Ihr Lieblingsessen.“

„Weiß ich immer noch nichts.“

„Da riechen Sie einmal!“

Sie hielt ihm das Packet entgegen.

„Ah, Käse!“

„Und was für welcher! Ich habe ihn in mein Schnupftuch gewickelt; aber Sie brauchen sich nicht zu grauen; ich habe mich nur zweimal hinein geschnaubt, nämlich bei der Hochzeit damals. Seit dieser Zeit ist es stets neugewaschen und ungebraucht gewesen.“

Er lachte laut und herzlich auf und sagte:

„Ja, ja, es ist neugewaschen; das sehe ich.“

„Freilich! Ich bin mein Lebtage an Reinlichkeit gewöhnt gewesen. Nun aber wollen wir einmal aufmachen!“

Sie wickelte den Käse aus dem Taschentuche heraus, hielt ihm den Ersteren triumphirend entgegen und fragte:

„Nun, was sagen Sie dazu?“

Er fuhr erschrocken zurück. Sie hielt das für ein Zeichen des Erstaunens und fuhr fort:

„Nicht wahr? Ein Reibekäse so riesengroß! Das hätten Sie wohl nicht gedacht?“

„Allerdings nicht,“ antwortete er, sehr der Wahrheit gemäß.

„Wenigstens fünf Jahre alt!“

„So sehr alt?“ fragte er kleinlaut.



Sie hielt ihm das Packet entgegen.

Verl. S. (85.)

„Ja, Sie sehen ja, daß er durchsichtig ist wie Horn.“

„Er wird sehr hart sein!“

„Steinhart! Aber das schadet nichts. Sie scheinen ja sehr gute Zähne zu haben. Oder sind die hinteren vielleicht hohl?“

„Nein.“

„Na, da können Sie ihn beißen. Nämlich gerieben schmeckt er so nicht; da kann man ihn nur zum Eierkuchen gebrauchen. Haben Sie einen guten Magen?“

„Ja.“

„Na, der gehört dazu, denn solcher Capitalkäse liegt Einem wie Blei im Magen. Unter vier bis fünf Tagen kann man ihn gar nicht verdauen. Aber das ist eben das Gute. Das hilft außerordentlich wirthschaften, denn wer ein halbes Viertelpfund solchen Käse im Magen hat, der braucht eine halbe Woche lang keinen Bissen zu essen.“

„Das ist sehr gut,“ lachte er.

„Ja. Aber viel trinken muß man, denn der Käse muß natürlich im Magen aufgeweicht werden, ehe er verdaut werden kann. Es war mein allereinziger, aber ich habe ihn für Sie bestimmt, weil Sie ihn so sehr gern essen.“

„Aber wer sagt denn das?“

„Gehen Sie! Thun Sie doch nicht so!“

„Ich möchte es wirklich gern wissen.“

„Na, ich sagte es ja schon. Das ganze Land weiß es, daß Sie nichts lieber essen, als solchen harten, steinigen Stänker.“

„Hm! Ich habe es aber keinem Menschen gesagt.“

„Da fragen Sie doch einmal Ihre Dienerschaft! Solche Leute können das Maul nun einmal nicht halten; sie verrathen Alles und nachher wundert man sich, wie es so unter die Leute hat kommen können.“

„Müßte es das sein!“

„Ganz sicher ist es so! Es sind ein paar Ecken weg. Ich hatte ihn zwar hoch gelegt, auf den Balken unter das Dach, aber die Mäuse sind mir doch hinaufgeklettert. Oder sind es die Ratten gewesen. Diese Viecher klettern ja wie die Eichhörnchen. Aber Sie brauchen sich nichts daraus zu machen. Ich habe die Stellen mit dem Messer abgeputzt und dann auch noch mit der Schuhbürste abgebürstet. Er ist ganz appetitlich.“

„So sehr viel Mühe haben Sie sich meinetwegen gegeben!“

„Na, was will man denn machen? Wenn man einmal etwas verschenkt, muß es auch gut und ordentlich sein.“

„Das werde ich Ihnen hoch anrechnen.“

„Schon gut. Ist sehr gern geschehen. Da nehmen Sie ihn, daß ich ihn endlich los werde. Er ist schwer.“

Und als er ihn bereits in der Hand hatte, bemerkte er:

„Aber sagen werden Sie mir doch noch, von wem Sie es erfahren haben, daß ich so erpicht auf solchen Käse bin.“

„Jetzt gleich noch nicht.“

„Wann denn?“

„Wenn wir mit dem Herrn Oberlandesgerichtsrath fertig sind, dann nachher vielleicht.“

„Warum erst dann?“

„Das kann ich jetzt nicht verrathen.“

„Ah! Sie bringen ihm auch etwas mit?“

„Ja.“

„Was denn?“

„Das ist noch Geheimniß.“

„So, so! Vielleicht auch ein Lieblingsgericht?“

„Ja, so viel kann ich schon sagen.“

„Auch so hart?“

„Auch.“

„Und ebenso alt?“

„Noch viel, viel älter! Ueber zwanzig Jahre.“

Er schmunzelte am ganzen Gesicht, als er meinte:

„Da machen Sie sich nur auf recht großen Dank gefaßt, denn ich sage Ihnen im Vertrauen, daß Herr von Eichendörffer ein tüchtiges Leckermäulchen ist.“

„Leckermaul? Ah!“

„Ja.“

„Das wundert mich.“

„Warum?“

„Bei seiner Krankheit.“

„Welche Krankheit hat er denn?“

„Ach so! Das wissen Sie ja noch gar nicht! Der arme Teufel ist zu bedauern. Etwas Ordentliches kann er freilich wohl nicht genießen und so wird er sich an Leckereien halten müssen.“

„Ich verstehe Sie nicht recht.“

„Ist auch nicht nöthig. Sie werden es seinerzeit vielleicht auch einmal erfahren.“

„Ich hoffe es. Aber, bitte, seien Sie vorsichtig und verrathen Sie es nicht, daß ich es bin, der ihn ein Leckermäulchen genannt hat. Es wäre mir das nicht angenehm.“

„Ist er so übelnehmisch?“

„Das nicht; aber es ist doch immer besser, man schweigt.“

„Natürlich! Haben Sie denn einen passenden Ort, an welchem Sie den Käse aufheben können?“

„Ja. Werde es gleich besorgen.“

Er öffnete ein Tresor und nahm eine goldene Fruchtschale heraus, in welche er den Käse legte. Dann sagte er:

„Wir werden jetzt zu dem Herrn Oberlandesgerichtsrath fahren. Warten Sie draußen im Vorzimmer, bis angespannt ist. Es dauert nur wenige Minuten.“

Sie machte einen tiefen, tiefen Knix und er schwenkte das linke Bein mit solcher Kraft hinten hinaus, daß er beinahe zu Boden gefallen wäre; dann traten sie ab.

Draußen sagte sie zu ihm:

„Du, wie gefällt er Dir?"

„Ausgezeichnet!"

„Mir auch. Aber, haben wir Ehre eingelegt!"

„Mit dem Käse?"

„Ja. Hast Du es gesehen, wie er ihn in die goldene Schüssel legte? Golden, golden!"

„Ja, ja!"

„Daraus sieht man, daß wir seinen Geschmack getroffen haben. Er hätte ihn doch auch nur in einen braunen, töpfernen Teller legen können. Mit solchen Leuten läßt es sich eben viel besser reden, als mit gewöhnlichem Packs!"

„Das ist freilich wahr. Wie er das von dem Hauptmann herausgelockt hat!"

„Ja, er ist geschеidt!"

„Es wird uns doch nichts schaden!"

„Was fällt Dir ein! Wenn wir ihm einen solchen Käse mitbringen, wird er doch nicht schlecht gegen uns sein!"

Jetzt trat Anton ein.

„Nun, wie ist's gegangen?" fragte er.

„Danke schön! Sehr gut!"

„So sind Sie zufrieden?"

„Ja. Aber wir haben uns auch nobel gemacht."

„Wieso?"

„Mit unserem Geschenk."

„Bin neugierig, was es ist."

„D'rin auf dem Tisch steht es, in einer goldenen Schüssel."

„Da werde ich doch lieber gleich einmal nachsehen."

Er ging hinein und die Alte flüsterte stolz:

„Ja, den brächte auch die Neugierde um, wenn er es nicht gleich erfahren könnte. Horch!"

„Was?"

„Hat da drin nicht Jemand laut gelacht?"

„Ich habe nichts gehört."

„Es war mir ganz so."

Anton kam zurück. In seinem Gesichte zuckte es wie allerhand Zurückgehaltenes; aber er sagte ernst:

„Der ist freilich delicat!"

„Na und wie! Werden Sie auch ein Stückchen davon bekommen?"

„Ich hoffe es."

„Lassen Sie es ihm so von der Seite her oder von hinten herum merken, daß Sie Appetit haben!“

„Ja, das werde ich thun. Den kann man ja in eine Kanone laden! Nicht?“

„Ja, und durch neun Häuser schießen. Ich habe ihn extra für den Fürsten mitgebracht. Er mag nur sparsam damit umgehen, geben Sie es ihm zu verstehen, denn diese Sorte giebt es nur alle Jubeljahre einmal.“

„Wo sind Sie denn abgestiegen?“

„Abgestiegen?“

„Nun ja?“

„Von wo denn herunter?“

„Ach so, Sie verstehen mich nicht. Ich meine, in welchem Gasthofe Sie eingekehrt sind.“

„In gar keinem.“

„So wollen Sie heute wieder zurück?“

„Nein. Wir bleiben hier, aber nicht im Gasthofe, sondern beim Vetter Landrock auf der Wasserstraße.“

„Landrock auf der Wasserstraße? Meinen Sie etwa den früheren Amtswachtmeister?“

„Ja.“

„Und den nennen Sie Vetter?“

„Natürlich. Vom alten, seligen Landrock her. Ich bin nämlich eine geborene Landrock.“

„Das ist schön, das freut mich. Da sehen wir uns wieder.“

„Heute etwa?“

„Ja. Ich besuche nämlich zuweilen den Herrn Wachtmeister.“

„Das ist recht. Kommen Sie heute Abend ein bischen hin.“

„Gut, ich komme. Aber horch, es klingelt. Durchlaucht sind bereits auf der Treppe. Kommen Sie!“

Der Fürst erwartete sie. Drunten stand eine prächtige Equipage mit zwei Vollblutpferden.

Sie stieß ihn in die Rippen und flüsterte:

„Setzen wir uns vorn oder hinten hin?“

„Wie denn?“

„Na, auf den Bock oder ganz hinten drauf?“

„Der Anton wird uns schon hinstecken, wo wir hingehören.“

Der Diener stand hinten, vorn saß der Kutscher. Anton öffnete den Schlag und der Fürst stieg ein. Der Letztere winkte nach dem gegenüber liegenden Sitze und die beiden Alten nahmen da Platz.

Es fiel den dienstbaren Geistern gewiß sehr schwer, das Lachen zu verbeißen, aber es lief doch Alles glücklich ernsthaft ab, bis auf den Augenblick, an welchem die Pferde rasch anzogen. Da verlor nämlich der hohe Cylinderhut des Köhlers das Gleichgewicht. Der Alte griff schnell zu, um ihn fest zu halten, warf ihn aber erst recht zum Wagen hinaus.

V. S.

Es wurde gehalten und der Diener brachte den Hut.

„Er ist das Fahren nicht gewöhnt," entschuldigte sich der Köhler. „Er ist noch gar nicht in der Hauptstadt gewesen, er ist mir überhaupt ein Bischen enge geworden."

„Drücke ihn fest!"

Bei diesen Worten erhob sich seine Alte vom Sitze und pochte ihm dreimal so kräftig auf die Feuereffe, daß diese ihm bis auf die Ohren herunterfuhr.

„Donnerwetter!" meinte er.

„Na, was denn?"

„Der zerquetscht mir ja den Schädel!"

„Aber nun sitzt er auch fest!"

„Ich bringe ihn gar nicht wieder herunter."

„Dazu haben wir ja den Diener und den Kutscher. Wenn die sich richtig einstemmen, bringen sie ihn schon los. Nicht wahr, Herr Durchlaucht?"

Der Fürst stimmte lachend bei. Er hatte seinen Spaß über die Gesichter der Leute, welche das seltene Paar in seiner wohlbekannten Equipage sitzen sahen. Er konnte sich sagen, daß er noch nie ein solches Aufsehen erregt habe wie heute. Die Alten spielten gar zu curiose Figuren.

Die Equipage hielt vor einem prächtigen Hause an.

„Verschütten Sie nichts!" sagte die Alte zu dem Diener, als sie ihm zunächst den Korb aus dem Wagen gab.

Sie gelangten glücklich zur Erde und in den Flur hinein. Während sie die Treppe empor stiegen, gelang es der Anstrengung des Alten, seinen Kopf von der Umschlingung des Cylinders zu befreien.

„Aber hier ist doch kein Amtsgebäude," meinte er.

„Warum erwarten Sie ein solches?"

„Weil ein Oberlandesgerichtsrath doch im Gerichtsgebäude gesprochen werden muß."

„Mit mir macht dieser Herr eine Ausnahme. Ich darf ihn in seiner Privatwohnung besuchen."

„Und wir dürfen mit?"

„Hoffentlich wird er uns nicht bös darüber sein. Es ist jetzt die Stunde, in welcher er zu diniren pflegt."

„Diniren?"

„Ach so! Das heißt zu Mittag essen."

„Um Fünf?"

„Vornehme Herren machen es so."

„Du lieber Gott, müssen die Hunger haben. Seit dem frühen Morgen nichts in den Leib bis Nachmittags um Fünfe! Da haben wir es doch anders."

Der Fürst konnte nicht antworten, denn sie hatten das Vorzimmer erreicht. Dort hingen mehrere Hüte, Ueberröcke und Damengarderobestücke. Ein gallonirter Bedienter stand dabei und verbeugte sich tief vor dem Fürsten.

„Herr von Eichendörffer?" fragte dieser.

„Bei Tafel. Das Diner hat soeben erst begonnen."

Der Fürst gab Hut und Ueberrock ab und winkte den beiden Alten, ihm zu folgen. Der Diener wollte ihr den Handkorb abnehmen, sie aber sagte rasch:

„Halt! Der bleibt meine!"

Er griff nach Hut und Regenschirm ihres Mannes; dieser aber meinte kopfschüttelnd:

„Nicht nöthig, lieber Mann!"

Der Fürst sah und hörte es, ließ es aber ruhig geschehen. Er freute sich des Eindruckes, den seine Begleiter hervorbringen würden. Als er mit den Beiden eintrat, erhoben sich die Herrschaften von den Stühlen.

„Durchlaucht!" meinte der Rath. „Eine freudige Ueberraschung. Herzlich willkommen!"

Der Fürst begrüßte zunächst die Räthin, dann ihn und sodann die anderen Anwesenden. Unter diesen Letzteren befand sich auch der Oberst von Hellenbach mit Frau und Tochter. Auch Assessor von Schubert war anwesend. Er hatte sich auf die Initiative des Fürsten hin in letzter Zeit so ausgezeichnet, daß er jetzt in so hohen Beamtenkreisen heimisch geworden war.

„Ich störe," meinte der Fürst, „bin aber doch gekommen, weil ich weiß, daß Sie mit meinen Schützlingen zu sprechen wünschen, Herr Oberlandesgerichtsrath."

„Darf ich um die Namen bitten, Durchlaucht?"

„Kohlenbrenner Hendschel mit Frau Gemahlin."

„Ah, das ist auch eine Ueberraschung. Liebe Frau!"

Eine kurze Handbewegung sagte der Dame, was er wolle. Sie winkte dem Diener und im Nu waren noch drei Stühle an die Tafel gerückt. Der Fürst nahm sofort ungenirt Platz; der Rath ging auf die beiden Alten zu und sagte:

„Sie haben doch die Güte, mit zu diniren?"

„Das ist das, was Mittagessen heißt?" fragte sie.

„Ja."

„Danke schön! Es ist so gut, als wär's geschehen!"

„O nein! Sie müssen sich mit heransetzen."

„Aber ich habe wirklich noch keinen Appetit, Du Alter!"

„Hm! Wie Du denkst!"

Er schnüffelte mit der Nase. Er mochte doch Appetit haben.

„Setzen Sie sich nur," meinte der Rath.

Und der Diener faßte die Alte resolut am Arme und zog sie an den Tisch.

„Halt!" sagte sie. „Ich muß doch erst den Korb wohin stellen!"

„Bitte, geben Sie. Ich placire ihn in's Vorzimmer."

„Nein! Da könnte man mir hineingucken. Setzen Sie ihn lieber dorthin auf das Canapee. Wenn's auch von Seide ist, es wird doch nicht dreckig, denn ich habe erst vorgestern den Korb abgewaschen. Thun Sie auch meinem Manne seinen Hut und Regenschirm mit hin. Besser ist besser. Aber nehmen Sie sich mit dem Schirm ein bischen in acht. Der Griff ist nicht ganz mehr so feste!"

Der Diener gehorchte, innerlich fast platzend. Sie aber nahm gravitätisch auf dem Stuhle Platz und wendete sich an die Räthin mit den freundlichen Worten:

„Aber, Madame, nöthig war's gerade nicht. Wir hätten auch warten können. Wir haben Zeit."

Der Diener servirte ihr die Platte. Sie stach sich etwas herunter und meinte dann zu ihrem Manne, der ihr gegenüber saß und zu dem der Diener jetzt ging:

„Du brauchst Dir das größte Stück nicht zu nehmen. Und laß fein ein bischen übrig. Das ist nobel!"

Ein augenblickliches Rücken der Stühle war der Beweis, daß sich die Anwesenden höchlichst belustigt fühlten, und Aller Augen richteten sich mit dankbarem Blicke nach dem Fürsten, der ihnen diesen seltenen Genuß bereitete.

Frau Hendschel zerschnitt das Stück, kostete und kostete, schüttelte den Kopf und meinte dann zu Fanny von Hellenbach, welche ihr zur rechten Hand saß:

„Hm! Daraus werde ich nicht klug. Sie etwa?"

„Es ist Straßburger Gänseleberpastete."

„Straßburger?"

„Ja."

„Haben denn dort die Gänse Pasteten in den Lebern?"

Ein allgemeines Hüsteln; dann antwortete Fanny:

„So ist es nicht gemeint. Was Sie hier haben, das ist die Pastete. Sie ist in Straßburg aus Gänseleber zubereitet worden."

„Ach so! Danke schön! Sie schmeckt pikant. Nicht?"

„Gewiß."

„Ein bischen zu pikant, so, was man bei uns droben im Gebirge müffig nennt. Nicht?"

„Hm, ja."

„Die Leber muß ziemlich anrüchig gewesen sein. Aber das Gewürz verdeckt es wieder. Man glaubt gar nicht, was ein Lorbeerblatt thut. Wenn das Fleisch stinkigt geworden ist, dann nur ein paar Lorbeerblätter mehr in die Brühe. Man schmeckt und riecht es viel weniger."

„Na," meinte der Alte, „so viel Fleisch, wie Du in den Topf kriegst, da wird es nicht müffig."

„Geh, Alter! Thu nur nicht gar so arm! Wir haben zu Weihnachten ein halbes Pfund Schweinefleisch gehabt und jetzt am ersten Osterfeiertage gar dreiviertel Pfund Kälbernes. Die Leute müssen doch denken, daß bei uns die Armethei zu Hause ist!"

Der Diener goß ihr ein Glas Wein ein und der Fürst hielt ihr das seinige hin.

„Profit, Mama Hendschel!"

„Gott segne es, Herr Durchlaucht!"

Sie nippte.

„Na, das kenne ich auch nicht," meinte sie. „Wachholder ist es nicht, Kümmel auch nicht, Anis vollends gar nicht."

„Alte, wo denkst Du denn hin!" rief er über den Tisch herüber. „Das ist doch Wein!"

„Wein!" meinte sie fast erschrocken. „Ist's wahr?"

„Natürlich!"

„Na, Herr Oberlandesgerichtsrath, Sie leben aber nicht ganz schlecht! Sogar Wochentags Wein! Bei unserem Herrn Oberförster kommt er nur zu den großen Festtagen auf den Tisch. Ich aber habe noch nie welchen getrunken, außer wenn ich communiciren gehe."

„So lassen Sie ihn sich heute wohl bekommen!"

Sie nickte ihm dankbar zu, nippte noch einmal und fragte:

„Ist er etwa bösartig?"

„O nein, gar nicht."

„Schön! Ich möchte auch nicht etwa mit so einem Zipfelchen zu Wachtmeisters kommen. Was müßten die von ihrer Muhme denken! Das wäre eine Blamage!"

Jetzt kam Braten und verschiedenes Compot. Sie war klug, und aß, ohne viel zu sprechen. Es schien ihr ausgezeichnet zu schmecken. Später gab es Pudding in Sauce.

„Was ist denn das?" fragte sie ihre Nachbarin.

„Man nennt es Pudding, ein englisches Wort.

„Bei uns heißt man solches Zeug Hefenkloß. Es läßt sich aber essen."

Zuletzt kamen überwintertes Obst und allerhand Confituren. Die Alte sah, daß Fanny von Hellenbach ihrem Vater einen Apfel schälte. Sie erkundigte sich frischweg:

„Ist das hier Mode, daß man den Männern schält?"

„Ja. Es ist eine Aufmerksamkeit, welche den Herren angenehm zu sein scheint."

„Ja, mein Alter schält auch nicht gern. Er beißt gleich so hinein. Es schmeckt gerade so gut."

Sie nahm einen Apfel, schälte ihn und sagte dann zum Ergötzen aller Anwesenden:

„Da, Durchlaucht, essen Sie ihn! Für mich kann ich ja noch einen anderen schälen!"

„Danke, danke! Geben Sie ihn Ihrem Herrn Gemahl. Es wäre eine Beleidigung für ihn, wenn Sie einem Anderen eine solche Aufmerksamkeit erwiesen."

„Ach, halten Sie ihn etwa für eifersüchtig?"

„O nein."

„Das ist er in seinem ganzen Leben nicht gewesen; er hat es auch nicht nöthig gehabt, trotzdem ich früher vor der Hochzeit ziemlich viel Ankratz hatte."

„Na, Alte, lobe Dich nur nicht so!"

„Ist's etwa nicht wahr? Ich hätte noch im letzten Augenblicke abspringen können. Da gab mir Korbmachers Andres noch himmlische gute Worte."

Der Rath war ein Lebemann und liebte eine heitere Unterhaltung. Er trank den beiden Alten wacker zu und brachte sie so in Laune, daß sie endlich ihre Heirathsgeschichte erzählten. Das geschah in so drastischen Ausdrücken, daß die Zuhörer aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Aber dennoch hütete sie sich vor Ausdrücken, welche Anstoß hätten erregen können.

Man hatte sich wohl selten so amüsirt wie heute. Und als die Räthin sich erhob und damit das Zeichen gab, daß die Tafel beendet sei, fühlte sich die brave Köhlersfrau so sehr befriedigt, daß sie dem Fürsten mit der Hand auf die Achsel klopfte und zu ihm sagte:

„Das war hübsch, daß Sie uns hierher geführt haben!"

„So hat es Ihnen gefallen?"

„Und wie! Ich kann's sagen, daß ich erst Angst hatte."

„Doch nicht!"

„Ja. Unsereins weiß doch nicht so ganz genau, wie man sich zu benehmen hat. Aber hier wird Einem Alles so leicht gemacht, und man kann reden, wie Einem der Schnabel gewachsen ist. Ich habe mir die vornehmen Leute ganz anders vorgestellt."

„Wohl recht stolz und finster?"

„Ja, so recht bärbeißig. Wenigstens droben bei uns sind sie so. Da ist zum Beispiel die Frau Cantorin, die hat die Nasenspitze höher als die Haubenschleife, und gar dem Dorfrichter Seine, die weiß es gar nicht mehr, wie es unten auf dem Erdboden aussieht. Hier aber habe ich es mit Fürsten, Grafen, Barons, Räthen, Obersten und gnädigen Fräuleins zu thun und bin ganz genau und grad so vornehm gewesen wie diese alle. Na, wenn ich nur heim komme! Denen will ich schon den Rockbund bürsten. Die sollen merken, daß ich Gänseleberpastete gegessen habe!"

„Sie werden doch nicht!" lachte der Rath.

„O gewiß! Ich bin sonst eine alte gute Haut. Man kann mich um den kleinen Finger wickeln; aber den Stolz und den Hochmuth und den Eigendünkel, den kann ich vor dem Tod nicht leiden! Ich weiß auch, wer ich bin! Eine Frau, die dem Fürsten von Befour einen solchen Käse geschenkt hat, die braucht sich vor keiner Anderen zu verstecken. So viel steht fest. Nicht wahr, Durchlaucht?"

„Ja, gewiß!"

„Wie, Durchlaucht sind beschenkt worden?" fragte der Rath, indem er sich Mühe gab, ein ernstes Gesicht zu machen.

„Ja, ich bin sehr überrascht worden."

„Mit einem Käse?"

„Mit einem Wunderwerk von Käse! Wie alt ist er, Mama Hendschel?"

„Fünf bis sechs Jahre."

„Und hart, hart wie ein Ambos!"

„Grad das ist eben der Vorzug!" fiel sie ein. „Herr Durchlaucht ißt

nämlich nichts so gern wie solche steinharte und hornige Reibekäse. Sie müssen springen wie Glas."

„Das ist uns neu!" meinte der Rath.

„Wie?" Das wissen Sie nicht!"

„Ich habe noch nie davon gehört."

„So hat der Herr Durchlaucht hier noch nicht davon gesprochen. Es hat eben ein Jeder seine Geheimnisse. Sie auch!"

„Ich?"

„Ja."

„Woher vermuthen Sie das?"

„Vermuthen? Ich weiß es sogar."

„Sie kennen meine Geheimnisse?"

„Eins wenigstens. Nicht wahr, Alter?"

„Ja," nickte dieser.

„Darf ich fragen, welches Geheimniß Sie meinen?"

Alle waren gespannt, welche Antwort auf diese Frage des Rathes folgen werde.

„Na, Sie haben auch ein Leibgericht!"

„Also auf die Leibgerichte ist es von Ihnen abgesehen!"

„Nicht so ganz; denn eigentlich ist das, was ich meine, nicht Ihr Leibgericht. Sie müssen es aber essen. Sie sind gezwungen."

„Gezwungen? Wer zwingt mich?"

„Na, ich sollte nicht davon reden; ich bin gern verschwiegen. Aber denken Sie an Ihr Leiden!"

„Leiden?" fragte er, ernst werdend.

„Ja."

„Ich habe ein Leiden?"

„Ja, eine Krankheit."

„Sogar eine Krankheit?"

„Oder vielmehr einen Fehler."

„Wo denn?"

„Na, in der Gegend des Kopfes."

Da stieß er ein herzliches Lachen aus, deutete sich an die Stirne und fragte:

„Wohl gar hier?"

„Nein."

„Wo denn?"

„Weiter unten."

„Das müßte ich ja wissen!"

„O, Sie wissen es auch; aber Sie sagen es natürlich nicht. Sie dauern mich aber sehr!"

„Ah, das ist ja sehr hübsch von Ihnen!"

„Und darum will ich Ihnen helfen."

„Womit?"

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, eben Das, was Sie wegen dieser Krankheit essen müssen."

„Jetzt bin ich aber im höchsten Grade gespannt!“

„Nicht wahr? Das glaube ich wohl.“

„Wo haben Sie denn das Mittel?“

„Dort im Korbe.“

Sie ging zu dem Divan und holte den Korb. Natürlich ahnten Alle irgend eine Teufelei und warteten mit Spannung, was da kommen werde.

„Da ist ein Präsentirteller,“ sagte sie, „auf den kann ich es wohl schütten?“

„Ja, thun Sie das.“

Sie nahm das Brod aus dem Korbe und legte es einstweilen bei Seite und schüttete dann die Aepfel auf das Präsentirbrett. Alle traten neugierig herbei.

„Was ist denn das?“ fragte der Rath.

„Backobst,“ antwortete seine Frau.

„Backäpfel, speciell,“ erklärte er nach einer näheren Untersuchung.

„Ja, aber wilde!“ meinte sie.

„Keine zahmen?“

„Nein, sondern von Holzäpfeln.“

„Wozu sind sie denn eigentlich?“

„Na, das wissen Sie doch!“

„Beileibe nicht!“

„Gehen Sie! Verstellen Sie sich doch nicht!“

„Sollten sie vielleicht zum Essen sein?“

„Na freilich!“

„Gekocht?“

„Versteht sich!“

„Wie schmeckt denn das Zeug?“

„Na, es zieht den Gaumen etwas zusammen.“

„O weh!“

„Na, Ihnen ist doch grad das sehr lieb, zumal sie schon so alt sind; da ziehen sie viel besser.“

„Hm! Wie alt sind sie denn?“

„Einige zwanzig Jahre.“

„Sapristi! Wo haben sie denn gelegen?“

„In meinem Manne seinem Hut.“

„Der dort neben dem Regenschirm liegt?“

„Ja.“

„A quelle délicatesse! Aber welchen Zweck verfolgen Sie denn nun mit diesen wilden Backäpfeln?“

„Ich schenke sie Ihnen.“

„Und Sie meinen, daß ich sie essen soll?“

„Freilich. Sie schicken ja überall herum und können keine mehr bekommen, wenigstens keine solchen.“

„Was? Ich schicke herum?“

„Ja.“

„Nach solchen wilden Apfeln?“

„Ja."

„Wer sagt denn das?"

„Das ganze Land weiß es."

„Ah, jetzt naht sich die Lösung," sagte der Fürst. „Das ganze Land weiß es, daß ich ganz des Teufels auf alten, harten Käse bin. Und das ganze Land weiß es, daß Sie, Herr Rath, überall nach wilden Aepfeln forschen lassen!"

„So ist es auch!" behauptete die Alte.

„Wer hat es Ihnen denn gesagt?"

„Das braucht mir gar Niemand extra zu sagen. Es ist ja überall bekannt."

„Gut!" meinte der Rath. „So wissen Sie wohl auch, warum ich solche Aepfel essen muß?"

„Ja."

„Also warum?"

„Eben wegen Ihrer Krankheit. Die Brühe von den Aepfeln muß die Geschichte zusammenziehen, sonst können Sie ja gar nicht reden."

„Nicht reden? Jetzt zerplatze ich vor Neugierde, wenn Sie nicht sofort Antwort geben. Welche Krankheit habe ich denn?"

„Sie werden doch nicht verlangen, daß ich es sage!"

„Warum denn nicht?"

„Ich mag Sie nicht kränken und blamiren."

„Sapperment! Ich will es aber haben, daß Sie mich kränken und blamiren! Heraus damit!"

„Wirklich?"

„Ja. Ich befehle es Ihnen sogar."

„Na, aber mir schieben Sie dann die Schuld nicht etwa in die Schuhe! Ich bin lieber still."

„Nein. Heraus damit! Welche Krankheit habe ich?"

„Den Wolfsrachen."

„Den Wol— — —?"

Das Wort blieb ihm im Munde stecken.

„Ja, den heimlichen Wolfsrachen!"

„Den heiml— — —?"

„Es heißt auch noch anders. Sie leiden an einer unterirdischen Hasenscharte."

„Hasensch— — —! Heimlich, unterirdisch! Wolfsrachen! Hasenscharte! Ich?"

„Ja."

„Und deshalb soll ich solche wilde Apfelbrühe trinken?"

„Freilich."

„Und diese Brühe zieht mir die unterirdische Scharte wieder zusammen gute Frau?"

„Natürlich, so ist es!"

Es war still gewesen wie in der Natur vor einem Gewittersturme. Jetzt aber brach es los, das schallende, allgemeine Gelächter, in welches selbst die

Damen mit einstimmten. Die alte Köhlersfrau stand da, ganz ernsthaft, und blickte Eins um das Andere an. Da aber begann sie zu bemerken, daß sie doch wohl dupirt worden sei, und nun stimmte sie sehr kräftig mit ein.

Endlich nahm sich der Rath mit Gewalt zusammen und fragte:

„Und das weiß das ganze Land?"

„Ich dachte es."

„Wer hat Ihnen das weiß gemacht?"

„Ich soll es nicht verrathen."

„Sagen Sie es immerhin!"

„Sie werden ihm bös sein!"

„O nein. Ich bin dem Betreffenden sogar im hohen Grade dankbar, denn er hat mir einen lustigen Augenblick bereitet, wie ich ihn wohl noch nie gehabt habe. Also, wer ist es?"

„Der Doctor."

„Welcher Doctor?"

„Unser Bezirksarzt."

„Ach, Sapristi! Da geht mir ein Licht auf! Heißt er auch Eichendörffer wie ich?"

„Ja."

„Also mein Neffe?"

„Er sagte, Sie wären sein Onkel."

„Dieser Sausewind also! Na, das ist köstlich! Der hat den Kopf stets voll Raupen! Aber wie kommt er denn dazu, Ihnen zu sagen, daß Sie mir einen Vorrath solcher wilder Aepfel mitnehmen sollen?"

„Er sah sie in meinem Korbe. Ich hatte sie eingepackt."

„Ach so! Die Gelegenheit macht Diebe!"

Da fragte auch der Fürst, noch immer lachend:

„Der ist es wohl auch gewesen, der Ihnen gesagt hat, daß ich gern steinalten Käse esse?"

„Freilich ist er es!"

„Dann, lieber Rath, müssen wir uns schriftlich bei ihm bedanken. Der Spaß war zu kostbar."

Der Köhler war bei Alledem sehr ernsthaft geblieben. Jetzt sagte er ärgerlich zu ihr:

„Dumme Gans!"

„Was denn? Was willst Du mit der Gans?"

„Dir solchen Unsinn weiß machen zu lassen!"

„Hast Du es etwa nicht selbst auch geglaubt?"

„Es hat mir gleich geschwant, daß eine Dummheit dahinter steckt. Nu hast Dus da!"

„Entzweien Sie sich nicht!" lachte der Rath. „Ich bin im höchsten Grade zufrieden mit Ihnen! Ein verborgener Wolfsrachen oder eine unterirdische Hasenscharte! Ich möchte nur wissen, wie der Mensch auf diese verteufelte Idee

gekommen ist! Aber das sage ich: die wilden Backäpfel werden angenommen und heilig aufbewahrt."

„Und mein Käse auch."

„Ja, ein Andenken haben wir also Beide. Aber damit diese beiden braven Leute uns nicht umsonst beschenkt haben, wollen wir ihnen ein Gegengeschenk machen. Was meinen Sie dazu, Durchlaucht?"

„Ja, gewiß. Wenn sie es nur annehmen."

„Wollen sehen. Herr Hendschel, Frau Hendschel, haben Sie vielleicht irgend einen Herzenswunsch?"

„Hm!" antwortete sie. „Wünsche hat man immer."

„Na, so wünschen Sie sich einmal etwas!"

Sie zögerte verlegen. Dann, als ihr von mehreren Seiten zugeredet wurde, sagte sie:

„Ich möchte gern ein neues Waschbecken von weißen Porzellan und nachher blaue Strickwolle zu zwei Paar neuen Strümpfen."

Ein herzliches Lachen antwortete.

„Und Sie, Herr Hendschel?" fragte der Rath.

„Na, wenn es auf mich ankäme, so möchte ich gern ein Pfund Tabak haben. Ich habe seit einigen Jahren nicht rauchen können. Die Zeiten sind schlecht."

„Du lieber Gott, sind das glückliche Leute!" meinte der Rath, jetzt sehr ernsthaft. „Wer nur solche Wünsche hat, der ist zu beneiden."

„Nun," sagte sie, durch diese Worte ermuthigt, „so würde ich dazu auch noch eine weiße Kaffeekanne und zwei Tassen nehmen, wenn's nicht zu viel ist."

„Nein, zu viel gar nicht. Aber hört, ich will Euch Beiden einmal etwas sagen. Wißt Ihr, was eine Fee ist?"

„Na und ob!" antwortete sie.

„Nun, was denn?"

„Eine Fee ist ein Geist, der — — —"

„Unsinn, Alte," unterbrach sie ihr Mann. „Eine Fee ist doch kein Geist, kein Gespenst! Sie geht doch nicht um! Eine Fee ist eine sehr schöne Frau. Die kommt des Nachts und fragt, was man sich wünscht."

„Ja," fügte die Alte hinzu. „Und was man sich wünscht, das geht in Erfüllung."

„Ihr habt recht. Aber zuweilen kommt die Fee auch in männlicher Gestalt."

„Davon habe ich noch nichts gehört."

„Da seht jetzt mich einmal an! Wer bin ich?"

„Der Herr Oberlandesgerichtsrath."

„Gewöhnlich bin ich das, jetzt aber nicht. Jetzt bin ich so eine männliche Fee. Thut einmal drei Wünsche! Ich will sehen, ob ich sie Euch erfüllen kann."

Sie sahen ihn verblüfft an. Er aber fuhr fort:

„Ich spreche im Ernste. Nicht wahr, Durchlaucht?"

„Ja," antwortete der Fürst. „Thun Sie einmal drei Wünsche, Hendschel, Sie oder Ihre Frau! Wenn Sie nicht gar zu viel verlangen, gehen Sie vielleicht in Erfüllung."

„Sie foppen uns!“ meinte die Alte.

„Nein, wir meinen es gut und ehrlich.“

„Ach was! Das, was man sich bei einer Fee wünschen würde, kann man sich doch hier nicht wünschen!“

„Warum denn nicht?“

„Weil Sie eben keine Fee sind.“

„So sagen Sie wenigstens, was Sie thun würden, wenn eine Fee Ihnen drei Wünsche gestattete, und Sie wüßten, daß diese in Erfüllung gehen würden.“

Die Alte sah sich sehr ernsthaft im Kreise um, blickte dann nachdenklich ihrem Manne in's Gesicht und sagte:

„Du, Alter, die Herren machen wirklich Ernst!“

„Meinst Du?“

„Ja, es steckt etwas dahinter. Wollen wir wünschen?“

„Na, ja.“

„Was denn?“

„Sag Du es!“

„Nein Du!“

„Du könntest nachher zanken, wenn es Dir nicht paßt.“

„Na, Du hast doch Deinen Verstand, und wenn Du Dir einbildest, es wäre in Wirklichkeit eine Fee da, so wirst Du Dir wohl keine Dummheiten wünschen.“

„Das ist wahr.“

„Also, sage Du, was Du Dir wünschest!“

„Wenn es denn einmal sein soll, und wenn die Herrschaften es ernst nehmen, so will ich denn gerade so thun, als ob die Fee da wäre. Also erstens wünsche ich für mich und für meine gute Alte die ewige Seligkeit.“

„Bravo!“ sagte der Fürst. „Wer diesen Wunsch allen anderen Wünschen voransetzt, der wird die Seligkeit auch ganz gewiß erlangen. Er ist also erfüllt. Weiter!“

„Sodann wünsche ich, daß wir Beide immer gesund bleiben mögen, bis wir sterben!“

„Auch dieser Wunsch geht voraussichtlich in Erfüllung. Sie besitzen Beide eine eiserne Natur und sind an ein mäßiges, ordentliches Leben gewöhnt. Weiter!“

„Na, was noch! Das ewige Leben und die Gesundheit; das ist die Hauptsache. Das Dritte wäre noch, daß wir so viel Geld hätten, daß wir bis an unser Ende nicht Noth zu leiden brauchten. Bist Du es zufrieden, Alte?“

„Ja, gern. Aber der dritte Wunsch geht nicht so leicht in Erfüllung wie die beiden ersten.“

„Er ist erfüllt,“ sagte der Rath.

„Erfüllt? Wieso denn?“

„Wieviel Geld brauchten Sie denn wöchentlich?“

„Na, wenn wir wöchentlich drei Gulden verdienen könnten bis an unser Ende, dann wären wir froh.“

V. S.

„Ja," meinte er, „dann fielen wohl auch wöchentlich für fünf Kreuzer Tabak ab. Herrgott, wäre das ein Leben!"

„Verdienen Sie denn nicht mehr?"

„Du lieber Gott! Wir haben heute, als wir von daheim fortgingen, vierzehn Gulden eingesteckt! Das sind die Ersparnisse einer ganzen Reihe von Jahren."

„Na, dann sollen Sie es von jetzt an besser haben! Warten Sie einen Augenblick."

Er ging hinaus und kehrte bald zurück, mit einem großen, versiegelten Couvert in der Hand.

„Hier, Herr Hendschel," sagte er. „Was steht darauf?"

Der Alte las:

„Dem Kohlenbrenner Hendschel."

„Machen Sie es auf!"

Hendschel blickte rundum, kratzte sich hinter dem Ohre und meinte dann verlegen:

„Meine Herren, das ist wohl nur ein Jux?"

„O nein!"

„Etwa so wie mit unserem alten Käse!"

„Nein, es ist Ernst."

„Oder wie mit der unterirdischen Hasenscharte!"

Da griff sie resolut zu, nahm ihm das Couvert aus der Hand, öffnete es und sagte dabei:

„Mach keinen Unsinn! Das ist ein Brief. Dein Name steht darauf. Da muß doch etwas für Dich drin sein."

„Na ja, aber was denn?"

„Dieses Papierpacket."

„Mache es vollends auf!"

Die Augen der Anwesenden ruhten mit Spannung auf den beiden Alten. Sie faltete den Umschlagbogen aus einander, warf einen Blick auf den Inhalt und rief:

„Kassenbillets!"

„Herrgott, ja!" stimmte er bei.

„Richtige Kassenbillets, Alter!"

„Wie viele denn?"

„Eins, zwei — vier, fünf — zehn — — fünfzehn!"

„Zeig her, zeig her!"

Er nahm ihr eins aus der Hand, betrachtete es genau und rief fast überlaut vor Freude:

„Frau, weißt Du, was da drauf steht?"

„Na, was denn?"

„Eine Tausend!"

„Du bist nicht gescheidt!"

„Ja, ein Tausend. Schau her!"

Sie prüfte die Banknote und zählte:

„Eine Eins mit drei Nullen. Eine Null ist Zehn, zwei Nullen sind Hundert, drei Nullen sind Tausend! Herrgott ja, es sind Tausendguldenscheine!“

„Und wie viel, Alte?“

„Fünfzehn.“

„Merkst Du etwas?“

„Was denn?“

„Du merkst nichts, wirklich nicht? Na, zehntausend Gulden todt und fünfzehntausend Gulden lebendig!“

Da schlug sie die Hände zusammen und rief:

„Für den Hauptmann?“

„Freilich, freilich!“ jubelte er.

„Du heiliges Weihnachten! Ich muß mich setzen, gleich hierher! Mir schlägt der Schreck in die Glieder!“

Sie setzte sich gleich auf der Stelle, wo sie stand, auf die Diele nieder. Er aber warf die Cassenscheine auf den Tisch, kniete neben sie hin, faßte sie beim Kopfe und fragte voller Angst:

„Alte, meine liebe Alte, wird es Dir schlecht?“

„Nein, gut, aber so schwach,“ antwortete sie, den Kopf an seine Achsel legend.

„Werde mir nur nicht etwa krank, sonst pfeife ich auf das ganze Geld! Du bist mir lieber, als die Scheine!“

„Alter, Alter! Ist das wahr?“

„Natürlich, natürlich! Nimm Dich zusammen! Wird es Dir noch nicht besser?“

Es war eine wirklich rührende Scene. Den Anwesenden wollten die Thränen in die Augen treten. Fanny von Hellenbach goß Wein in ein Glas, kniete zu der Alten nieder und sagte:

„Trinken Sie einen Schluck. Das wird Sie stärken!“

„Sie Gute! Ja, ich will trinken.“

Sie nippte und nippte, bis das Glas halb leer war. Dann sagte sie seufzend:

„Das thut gut, das stärkt. Es wird mir besser.“

Da nahm ihr der Alte, welcher noch neben ihr kniete, das Glas aus der Hand und meinte:

„Da will ich auch trinken. Es ist mir ganz schwummrig.“

Er trank es vollends leer. Die Anwesenden mußten unwillkürlich lachen. Es sah ja so possirlich aus und klang auch tragikomisch. Er aber sagte ernsthaft:

„Na, wegen des Geldes wird mir nicht schwach, sondern wegen meiner Alten. Ich habe gehört, daß auch die Freude den Menschen umbringen kann. Was würde mir das Geld nützen, wenn ich meine Frau dafür hingeben müßte. Das wäre kein Spaß. Komm, stehe auf!“

Er zog sie empor und führte sie zu einem Stuhl. Dort setzte sie sich nieder und sagte:

„Alter, wir sind doch recht sehr dumm!“

„Wieso denn?“

„Lassen uns so in's Bockshorn jagen!“

„Na, doch wohl nicht!“

„Wie kann denn dieses Geld unser sein!“

„Ich habe ja die Polizei nach Langenstadt geführt!“

„Aber gefangen hast Du den Hauptmann nicht!“

„Lassen Sie diese Bedenken ruhen,“ meinte der Rath. „Ich habe höheren Orts den Befehl erhalten, Ihnen die Prämie auszuzahlen, weil Sie es ermöglicht haben, daß der Hauptmann gefangen wurde. Er hat jedenfalls beabsichtigt, nur bis zur Ankunft gewisser Postsachen in Langenstadt zu bleiben; dann wäre er mit dem Vermögen des Amerikaners verschwunden und wir hätten ihn nie in unsere Hand bekommen. Das Geld gehört also nur allein Ihnen.“

„Aber Herr Anton —“

„Lassen Sie das,“ sagte der Fürst. „Was er gethan hat, das wird ihm auch ohnedies belohnt.“

„Also ist das Geld unser, wirklich unser?“

„Ja. Es ist Ihr Eigenthum.“

„Alte, meine liebe Alte.“

Sie umarmten sich und weinten, bitterlich zwar, aber vor Freude. Dann, als sie sich gefaßt hatten, legte der Rath ihnen die Quittung vor, welche der Köhler unterschreiben mußte. Dann wurde ihnen von sämmtlichen Anwesenden herzlich gratulirt.

„Jetzt können Sie sich Waschbecken und Kaffeekanne kaufen,“ sagte Fanny von Hellenbach.

„Und ich,“ meinte der Alte, „ich kaufe mir sofort, wenn ich jetzt auf die Gasse komme, eine Cigarre für drei Kreuzer. Da will ich qualmen.“

„Das können Sie schon jetzt thun,“ meinte der Rath. „Hier nehmen Sie!“

Er reichte ihm sein Etui hin und Hendschel brannte sich die Cigarre an. Fanny von Hellenbach lud die Alten ein, sie und ihre Eltern zu besuchen. Auch die Anderen waren herzlich gegen sie, und als dann das Paar entlassen war und die Straße erreichte, blieb der Alte stehen, faßte seine Frau beim Arme und sagte:

„Du, das hätte die Cantorin sehen sollen!“

„Und die Dorfrichterin.“

„Waren das noble Leute, Herrgottsakra!“

„Und gute Leute!“

„Ja. Diesen Tag werde ich im Leben nicht vergessen! Fünfzehntausend Gulden und eine Cigarre im Munde, von einem adeligen Herrn, welcher Oberlandesgerichtsrath ist! Man kann es kaum ausdenken.“

„Was wird der Vetter sagen?“

„Wollen machen, daß wir hinkommen!“

„Ja. Du, wie wäre es, wenn wir führen?“

„Meinst Du?“

„Na, wir sind reich!“

„Und es ist so weit.“

„Gut, wir fahren. Wenn wir wieder in unserem Walde sind, werden wir von selbst laufen müssen.“

Sie nahmen sich also eine Droschke. Es war ein ganz neuer Geist in sie gefahren.

Als sie in der Wohnung des einstigen Wachtmeisters ankamen, saß — Anton dort. Er lächelte ihnen entgegen, nickte verständnißvoll und sagte:

„Fertig mit dem Geschäft?“

„Mit welchem denn?“

„Mit dem Geldgeschäft.“

„Ah, was wissen Sie!“

„Nur sachte, lieber Freund! Denken Sie, ich hätte nicht gewußt, weshalb man Sie nach der Residenz bestellte?“

„Was? Sie hätten es gewußt?“

„Sehr gut. Fragen Sie hier den Herrn Wachtmeister. Ich habe ihm gestern Abend erzählt, daß der Köhler Hendschel den Preis von fünfzehntausend Gulden ausgezahlt bekommen werde.“

„Woher wußten Sie es denn?“

„Vom Fürsten.“

„Und mir sagten Sie vorhin nichts davon!“

„Das war gar nicht nöthig. Mir scheint, daß Sie Ihren Käse sehr gut verkauft haben.“

„Ausgezeichnet. Aber eins thut mir leid.“

„Was denn?“

„Daß ich Ihnen das Geld weggenommen habe.“

„Mir? Mir gehörte es ja gar nicht.“

„Sie haben aber den Hauptmann gefangen genommen, noch dazu mit Lebensgefahr!“

„Aber Sie haben mir den Weg gezeigt.“

„Wir hätten wenigstens theilen sollen.“

„Lassen Sie das! Ich bin Ihnen nicht bös.“

„Aber, sind Sie denn so reich, daß Ihnen fünfzehntausend Gulden so schnuppe sind?“

„Für mich ist gesorgt.“

„Sind Sie avancirt?“ fragte der Wachtmeister.

„Noch nicht. Aber da ich den Hauptmann ergriffen habe, wird man wohl ein Einsehen haben. Uebrigens machte der Fürst mir heute eine Ueberraschung, die ich nicht für möglich gehalten hätte.“

„Freudig?“

„Sehr. Als er sich vor einiger Zeit hier niederließ, erbat er sich zu gewissen Zwecken zwei Geheimpolizisten, welche unter der Firma von Lakaien bei ihm wohnen sollten. Ich wurde mit Adolf zu ihm commandirt. Es ist uns gelungen, ihm nützlich zu werden, und so machte er uns heute die Er-

öffnung, daß er uns von jetzt an bis zu unserem Tode eine Pension von jährlich tausend Gulden bestimme. Ist das nicht nobel?"

„Außerordentlich. Er ist überhaupt ein außerordentlicher Mann. Mir zahlt er ja auch die Pension, ohne daß ich ihm etwas genützt habe."

Anton lächelte.

„Hm!" sagte er. „Vielleicht weiß ich, warum er sie Ihnen zahlt, bester Herr Wachtmeister."

„So? Nun, weshalb denn?"

„Wegen des einzigen Fehlers, den Sie begangen haben."

„Das wäre mir unbegreiflich. Sie meinen doch die Flucht Brandt's damals?"

„Ja."

„Was geht ihm dieser Brandt an?"

„Er kennt ihn."

„Was? So lebt Brandt noch?"

„Ja."

„Und wo befindet er sich?"

„Das ist Geheimniß. Aber er wird wiederkommen —"

„Um sofort festgenommen zu werden!"

„Nein, sondern um zu beweisen, daß er unschuldig war."

„Was Sie sagen!"

„Brandt ist in der Fremde reich geworden. Er hat erfahren, daß Sie ohne Amt und Pension sind, und da er den Fürsten kennt, so hat er ihn beauftragt, Ihnen die Pension zu zahlen."

„So bekomme ich sie nicht vom Fürsten, sondern von Brandt?"

„Ja."

„Wer hätte dies geahnt! Hörst Du es, Anna?"

„Ja," antwortete sie.

Sie hatte überhaupt dem Gespräch mit glückstrahlendem Gesicht zugehört, und sie hatte Veranlassung dazu.

„Wer aber soll damals der Mörder gewesen sein, wenn Brandt unschuldig war?" fragte der Wachtmeister.

„Ganz derselbe, welcher im vergangenen Winter Fräulein Anna nach der Restauration lockte."

„Wo sie der Fürst errettete?"

„Ja."

„Wer war dieser Mensch? Man kannte ihn ja nicht."

„O doch! Es war der Hauptmann."

„Herrgott!" entfuhr es dem Mädchen.

„Ist's wahr?" fragte der Vater.

„Ja, der Baron von Helfenstein war es. Der Fürst hat es mir später erzählt."

„Und der Baron soll auch damals der Mörder gewesen sein?"

„Ja."

„Wie aber soll dies jetzt noch bewiesen werden können?"

„Das ist Sache der Juristen und der — Polizei."

„Ah! Sind Sie da auch mit thätig?"

„Ein wenig."

„Darf man neugierig sein?"

„Bitte, nein. Ich kann Ihnen nur sagen, daß dem hiesigen Publikum Gerichtsverhandlungen zur Verfügung stehen werden, wie es noch nie welche gegeben hat."

„Na, damals bei Brandt's Verurtheilung!"

„Ist nichts gegen jetzt. Ebenso wüßte ich nicht, zu welcher Zeit die Polizei in solcher Thätigkeit gewesen wäre, wie gerade in der Gegenwart. Ich zum Beispiel muß morgen verreisen, um ein Dunkel aufzuklären."

„Ist es Amtsgeheimniß?"

„Streng nicht. Sie wissen, daß der Akrobat Bormann gefangen ist?"

„Ja."

„Er sollte bereits im vorigen Winter ergriffen werden. Das war droben in Brückenau, wo er während einer Vorstellung einen Knaben tödtete. Bisher hat man geglaubt, dieser Junge sei sein eigenes Kind gewesen, jetzt aber stellt es sich heraus, daß dies nicht der Fall ist. Aus ihm ist nichts zu bringen. Seine Frau sagt, daß sie nichts wisse, und so soll ich nach Brückenau, um nachzuforschen."

„Wer sendet Sie?"

„Der Fürst."

„Daß doch dieser überall seine Hand im Spiele hat!"

„Er ist ein Criminalgenie ersten Ranges; das werden Sie noch besser bewiesen bekommen als bisher."

„Also sollen Sie die Eltern jenes todten Knaben ausfindig machen?"

„Ja."

„Vielleicht war er doch Bormann's eigner Sohn?"

„Nein. Bormann hat niemals ein Kind gehabt."

„Hätte er ihn geraubt?"

„Das vermuthet man."

„Schrecklich! Wie muß es solchen Eltern zu Muthe sein! Kann ich doch bereits nicht solche Eltern begreifen, welche ihr Kind für Geld hingeben."

„Wo wäre das vorgekommen?"

„Hier in der Nachbarschaft."

„Was? Ein Kind für Geld hingegeben? Also verkauft? Oder meinen Sie, daß arme Eltern ihr Kind an kinderlose Leute gegeben und dafür ein Geschenk erhalten haben?"

„Vielleicht ist es so gewesen."

„Wer sind diese Eltern?"

„Der Holzhacker Schubert hier nebenan in Nummer Elf."

„Was war es für ein Kind?"

„Ein allerliebster Knabe."

„Wer sind seine Pflegeeltern?"

„Das weiß ich nicht. Ich erfuhr damals, daß ihn der fromme Seidelmann erhalten hat.“

Da fuhr Anton blitzschnell von seinem Stuhle auf.

„Seidelmann? Wissen Sie das genau?“

„Ja.“

„Also ein Verbrechen! Adieu!“

Mit zwei raschen Schritten war er zur Thür hinaus.

„Was ist mit ihm?“ fragte der Köhler.

„Lassen wir ihn. Erzählen Sie mir lieber, was Sie in der letzten Stunde erlebt haben, Herr Vetter!“ —

Anton war schnell die Treppe hinunter und in das Nachbarhaus. Er kannte sämmtliche Bewohner desselben. Es war ja gerade in diesem Hause so Vieles geschehen, was zu seinem Verhältnisse zum Fürsten in Beziehung stand.

Als er bei dem Holzhacker eintrat, war nur dessen Frau zu Hause. Sie, die frühere Waschfrau, war noch immer gelähmt. Sie konnte kaum ein Glied bewegen.

„Guten Abend,“ sagte er, denn es fing bereits an, dunkel zu werden. „Ist Herr Schubert zu Hause?“

„Nein.“

„Wo ist er?“

„Auf Arbeit in der Töpferstraße.“

„Das ist so weit, daß ich zu viel versäumen würde. Kennen Sie mich vielleicht?“

„Ich muß Sie wohl gesehen haben.“

„Aber was ich bin, wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Ich bin Criminalpolizist. Hier ist meine Marke.“

„Herrgott! Was wollen Sie bei uns?“

„Erschrecken Sie nicht. Ich komme nicht in feindlicher Absicht. Ich möchte mich nur nach einem Gliede Ihrer Familie erkundigen. Hatten Sie nicht einen Knaben, der sich nicht mehr bei Ihnen befindet?“

„Ja.“

„Wo ist er?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie? Sie wissen nicht, wo sich Ihr Kind befindet?“

„Nein.“

„So kann es sterben und verderben, Ihnen ist's egal!“

„O nein. Es ist viel, viel besser aufgehoben als bei uns.“

„Woher wissen Sie das?“

„Herr Seidelmann sagte es.“

„Sie meinen doch denjenigen Seidelmann, welcher Administrator dieses Hauses war?“

„Ja.“

„Haben Sie etwa ihm Ihr Kind gegeben?“

„Ja.“

„Und Sie wissen nicht, wohin er es weitergegeben hat?“

„Nein. Er machte es zur Bedingung, daß wir nicht darnach fragen sollten. Ein großer Künstler wollte den Jungen an Kindesstatt annehmen. Wir sollten ganz verzichten. Um unser Kind glücklich zu machen, willigten wir ein.“

„Erhielten Sie etwas?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Zehn Gulden.“

„So wenig? Von einem großen Künstler? Wenn so einer einmal zahlt, giebt er mehr.“

„Wir waren froh, daß wir so viel erhielten. Ich lag krank da. Mein Mann hatte sich in's Bein gehackt und konnte nicht arbeiten. Meine Kinder sollten auf dem Weihnachtsmarkte feilhalten, wurden aber arretirt, weil sie gebettelt hätten. Wir erhielten Strafe. Da kam uns die Summe sehr gelegen.“

„So, so! Also vor Weihnachten war es?“

„Ja.“

„Wie alt war der Junge?“

„Gegen fünf Jahre.“

„Welches Haar?“

„Blond. Er war überhaupt ein Bild von einem Jungen, sehr gut gewachsen. Ich habe sehr viel geweint, ehe ich mich an seine Abwesenheit gewöhnen konnte.“

„Haben Sie nichts wieder von ihm gehört?“

„Nie.“

„Ist er nach auswärts gekommen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Sie wissen, welch' ein Künstler der Betreffende war? Es giebt sehr verschiedene Künste.“

„Ich weiß es nicht.“

„Was? Auch das hat Ihnen Seidelmann nicht gesagt?“

„Nein.“

„Dann haben Sie im höchsten Grade unverantwortlich gegen Ihr Kind gehandelt. Bedenken Sie, daß ein Kartenschläger, ein Seiltänzer sich auch Künstler nennt. Wie nun, wenn Ihr schöner Knabe einem solchen Menschen in die Hände gefallen wäre! Solche Menschen pflegen ihre Ziehkinder schlimmer zu behandeln als das Vieh.“

„Das wird Herr Seidelmann doch nicht gethan haben!“

„Kennen Sie diesen Herrn so wenig?“

„Er war so gottesfürchtig, so fromm!“

„Ach so! Gute Nacht!“

Er eilte fort. Es war ihm, als ob er einen Faden gefunden habe,

den er verfolgen müsse. Er begab sich nach dem Gerichtsgebäude, und zwar da zu dem Wachtmeister Uhlig.

„Ist Seidelmann von Rollenburg gebracht worden?“ fragte er diesen

„Ja, heute.“

„In welchem Zustande?“

„Ganz apathisch.“

„Hört er?“

„Wie es scheint nicht.“

„Wie steht es mit dem Gesicht?“

„Er stiert nur so vor sich hin.“

„Das Gefühl?“

„Wenn man ihn angreift, merkt er es.“

„Spricht er?“

„Kein Wort.“

„Essen und trinken?“

„Er muß gefüttert werden wie ein Säugling.“

„Hm! Führen Sie mich einmal zu ihm. Er hat doch eine Zelle für sich?“

„Nein. Er liegt auf der Krankenstation.“

„Wer hat das befohlen?“

„Der Herr Gerichtsarzt.“

„Er wird sich doch nicht etwa von diesem schlauen Menschen täuschen lassen?“

„Ich habe ihn auch gewarnt.“

„Dieser Arzt ist überhaupt kein großes Lumen. Das haben wir gesehen, als damals der unschuldige Robert Bertram internirt war. Bitte, führen Sie mich einmal zu diesem frommen Patienten.“

Sie gingen durch mehrere Gänge, bis sie in ein wohlverwahrtes Zimmer gelangten, in welchem mehrere Betten standen. Die Fenster waren stark vergittert und die Thüren mit Riegeln und festen Schlössern versehen. Es befand sich nur ein einziger Patient hier und das war Seidelmann. Der Wärter saß an seinem Bette.

„Hat sich etwas geändert?“ fragte der Wachtmeister.

„Nein.“

Anton trat an das Bett. Er erkannte den frommen Schuster sofort wieder, obgleich derselbe bleich und abgemagert aussah. Der Hieb, welchen Petermann ihm mit der Weinflasche versetzt hatte, war verhängnißvoll gewesen. Er hatte lange Zeit mit dem Tode gerungen und noch jetzt lautete das ärztliche Gutachten dahin, daß er die Fähigkeit, zu denken, noch nicht wieder erlangt habe.

Sein blödes, ausdrucksloses Auge stierte gerade aus. Er schien die Anwesenden gar nicht zu bemerken.

„Herr Seidelmann!“ sagte Anton.

Der Gerufene gab kein Lebenszeichen von sich. Anton hielt ihm den Mund ganz nahe an das Ohr und rief laut:

„Hören Sie mich?“

Keine Antwort.

Da faßte er ihn bei der Hand und preßte ihm die Finger mit aller Gewalt zusammen. Das bleiche Gesicht färbte sich roth, weiter war nichts zu bemerken.

„Der Kerl ist schon dreiviertel todt," sagte er. „An dem ist jede Arznei verloren. Kommen Sie!"

Der Wachtmeister folgte ihm und sagte draußen:

„Man hätte ihn in Rollenburg lassen können."

„Warum?"

„Es ist gleich, ob er hier stirbt oder dort."

„Meinen Sie? Lassen Sie sich nicht täuschen, Herr Wachtmeister. Seien Sie vorsichtig!"

„Sie sagten doch selbst, daß er dreiviertel todt sei!"

„In seiner Gegenwart, um ihn sicher zu machen."

„Ah! Sie denken, er hat es verstanden?"

„Sehr gut."

„Sie meinen, daß er simulirt, daß er sich verstellt?"

„Ganz gewiß. Ich werde es Ihnen morgen oder bald beweisen. Als ich ihm die Hand zusammenpreßte, mußte er sich alle Mühe geben, um nicht aufzuschreien. Er wurde ganz roth im Gesicht. Das ist genug für mich."

„Hatten Sie etwas mit ihm vor?"

„Ja, doch es ist vergeblich. In welcher Zelle sitzt sein Dienstmädchen, die doch auch gefänglich eingezogen ist?"

„Frauenabtheilung Nummer drei."

„Danke. Ich will Sie nicht belästigen. Die Schließerin kennt mich ja. Guten Abend!"

Er begab sich nach der betreffenden Abtheilung und hörte von der Schließerin, daß die Gefangene seit einiger Zeit mittheilsamer geworden sei. Er ließ sich die Zelle öffnen. Es war dunkel darin. Er nahm ein Licht und trat allein ein.

Die Gefangene hatte bereits auf dem Strohsacke gelegen, welcher bei Beginn der Dunkelheit in die Zelle gegeben wurde. Sie erhob sich.

„Kennen Sie mich?" fragte er.

„Nein."

„Es ist auch unnöthig, denn ich komme nur in einer privaten Angelegenheit, um bei Ihnen eine Erkundigung einzuziehen."

„Ich sage nichts."

„Sie mißverstehen meine Absicht. Meine Gegenwart hat mit Ihren Acten gar nichts zu thun."

„Was wollen Sie?"

„Schuberts wollen ihren Jungen gern wieder haben."

Er hatte nur auf den Strauch geschlagen, aber es glückte, denn sie antwortete sofort:

„Da mögen sie ihn sich doch holen!"

„Sie wissen ja gar nicht, wo er ist!“

„Hat Seidelmann es Ihnen nicht gesagt?“

„Nein, weil die Eltern gänzlich verzichten sollten.“

„Mir kann es gleich sein, ob sie ihn wieder bekommen oder nicht. Aber er wird seine hundertzwanzig Gulden wieder verlangen.“

„Die er Seidelmann gegeben hat?“

„Ja.“

„So erhält er sie. Wer ist es denn?“

„Der Circusdirector.“

Sie meinen den Director des hiesigen, ständigen Circus. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich danke. Gute Nacht.“

„Gute Nacht. Gott sei Dank, das war doch wenigstens einmal kein Polizist!“

Diese Worte hörte er noch.

Als er nun durch die Stadt nach dem Circus ging, war es ihm, als ob er von seiner Ahnung nicht betrogen worden sei. Er wollte sich nun volle Sicherheit holen.

Er kannte die Verhältnisse des Circus sehr genau. Er hatte sich mit einer früheren Schulreiterin befreundet, welche jetzt, da sie alt und abgeblüht war, nun zu allerlei Nebenleistungen verwendet wurde, durch welche sie sich beleidigt fühlte. Sie war nicht mehr geachtet und hatte ein sehr geringes Einkommen. Das hatte sie erbittert, und nun war sie leicht geneigt, gegen ihren Prinzipal zu conspiriren, was Anton bereits öfters zu statten gekommen war.

Er hatte freien Zutritt. Die Zeit der Proben war vorüber, und diejenige der Vorstellung noch nicht gekommen. Er schlenderte also durch die leeren Räume und nach dem Stalle, ohne sie zu sehen.

Eine Ecke des Baues wurde während der Vorstellung als Restauration benutzt. Dort endlich fand er sie, bei einem großen Schnapsglase sitzend. Sie winkte ihm mit der Hand einen Gruß entgegen und bedeutete ihn, sich zu ihr zu setzen.

„Nichts zu thun?“ fragte er.

„Ich? Was soll ich thun? Wozu braucht man mich?“

„Na, na!“

„Was denn? Sie sagen, ich sei zu alt!“

„Das ist nicht wahr.“

„Warum haben Sie mir denn wieder für den Monat fünf Gulden abgezogen?“

„Schon wieder?“

„Ja. Ich kann verhungern!“

„Das ist schändlich!“

„Vor zehn Jahren, ja, da poussirte er mich noch.“

„Der Esel! Sie sind jetzt noch ebenso appetitlich!“

„Meinen Sie?“

„Eine geistreiche Frau wird nie alt."

„Sie sind der einzige gescheidte Kerl, den ich kenne! Aber es nützt mir nichts. Wenn man halb verhungert, wo soll man da noch schön und appetitlich sein. Eine Frau muß Formen haben; der Hunger aber zehrt."

„Na, hungern werden Sie doch nicht gerade!"

„Nicht? Habe ich etwa heute schon etwas gegessen?"

„Wirklich nicht?"

„Nein. Einige Gläser Schnaps, das ist Alles, was mir über die Lippen gekommen ist."

„Du lieber Gott! Ich wollte, ich wäre reich."

„Ja, Sie würden es anwenden. Sie würden mir ganz gewiß Etwas borgen."

„Ja, denn ich habe ein ganz eigenthümliches Interesse für Sie."

„Könnten Sie denn nicht wenigstens etwas thun?"

„Wohl nicht. Gerade heute nicht."

„Warum gerade heute nicht?"

„Weil ich mich ganz ausgegeben habe. Und wenn Sie mich aufschneiden, so finden Sie doch nur zwei Gulden bei mir."

Er hatte nämlich aus Vorsicht zwei Gulden im Portemonnai gelassen, das andere Geld aber versteckt.

„Zwei Gulden, das ist für mich schon viel!"

„Ich muß damit drei volle Tage reichen."

„Pah! Sie haben Credit."

„Nicht übermäßig."

„Aber doch. Wie wäre es, wenn Sie mir die zwei Gulden bis zum nächsten Gagentage borgten?"

„Sapperment! An wie viel Gagentagen haben Sie mich eigentlich schon bezahlen wollen?"

„Diesesmal sicher."

„Es war allemal sicher."

„Mensch, auch Sie werden obstinat! Ich hänge mich noch."

„Warten Sie lieber noch! Zum Hängen kommt man stets zeitig genug. Hier sehen Sie mein Geld: Gerade zwei Gulden. Ich kann nun einmal gegen Sie nicht anders sein. Nehmen Sie das Geld! Ich will sehen, wie ich verkomme."

„Mensch, Christ, Engel! Sie sind weiß Gott der beste Kerl, den ich kenne. Ich hätte nicht einmal diesen Schnaps bezahlen können. Jetzt bin ich gerettet!"

„Wenigstens auf einen Tag!"

„Das genügt. Trinken Sie einen Doppelkümmel mit?"

„Ich danke! Wer reitet heute die hohe Schule?"

„Miß Rocca. Hole sie der Teufel!"

„Hörte ich nicht, daß ein neuer Clown engagirt sei?"

„Weiß nichts davon."



„Wenigſtens auf einen Tag!“

Forts. S. (86.)

„Oder war es etwas Anderes. Ich bin überhaupt seit längerer Zeit nicht im Circus gewesen."

„Ja, Sie haben auch mir gefehlt."

„Wie haben Sie denn eigentlich jetzt die Kinderrollen besetzt?"

„Seit wann interessiren sie sich dafür?"

„Das Interesse ist nicht bedeutend. Ich dachte eben nur so daran."

Sie blickte ihn von der Seite an und antwortete:

„Wollen Sie mir das weiß machen? Mir?"

„Wieso?"

„Spielen Sie doch wenigstens nicht mit mir Versteckens. Ich bin zu gescheidt dazu. Oder wenigstens habe ich Sie zu gut studirt, als daß ich nicht wüßte, was Sie meinen."

„Na, was meine ich denn?"

„So speciell läßt es sich nicht sagen. Etwas aber wollen Sie erfahren. Gestehen Sie es nur! Es ist besser. Sie wissen ja, daß ich Ihnen gern gefällig bin."

„Na, dann meinetwegen, ja."

„Ist's gefährlich für uns?"

„Gar nicht!"

„Für den Director?"

„Auch nicht. Aber einen Anderen kann es packen."

„Wen? Kenne ich ihn?"

„Ja. Ich meine den Herrn Seidelmann."

„Den Jesuiten? Den kann der Teufel reiten. Wenn ich dem Eins auswischen kann, so thue ich es ganz gewiß. Also, um was handelt es sich?"

„Um einen Jungen."

„So, so! Wie alt?"

„Fünf Jahre und blond. Sehr hübsche Figur."

„Zu welcher Zeit?"

„Vor Weihnachten."

„Stimmt, stimmt! Ein Engel von einem Kinde! Wird aber wohl auch Engel geworden sein."

„Sie besinnen sich also!"

„Ja. Der Seidelmann kam und tuschelte einige Male mit dem Director. Dann wurde der Junge gebracht. Er kostete, glaube ich, hundertzwanzig Gulden."

„Das ist richtig."

„Nach einigen Tagen hatte er aber schon das Bein gebrochen. Armer Wurm!"

„Mein Gott."

„Der Alte wollte ihn gern los werden, und als der Bormann zufällig kam —"

„Meine Ahnung! Der Bormann hat ihn bekommen?"

„Ja."

„War das Kind wieder gesund?"

„Gott bewahre, das Bein hing nur so an der Flechse; aber der Bormann nachte das Wimmern doch sofort still."

„Mit der Peitsche?"

„Natürlich."

„Bestie!"

„Ich denke, der Kleine wird es nicht lange getrieben haben."

„Er ist todt."

„Nicht wahr? Dachte es mir! Bei dem Bormann steckte das Leben eines Kindes nicht fest. Hoffentlich wird es ihm nun aber selbst an den Kragen gehen. Er hat gemordet."

„Ja. Ich glaube nicht, daß er mit dem Leben davonkommt. Jetzt aber will ich wieder aufbrechen."

„Schon!"

„Ja. Ich muß doch sehen, wo nun ich etwas gepumpt bekomme, da ich Ihnen meinen Rest gegeben habe. Guten Abend!"

„Guten Abend, Liebling! Bald wieder!"

„Sobald ich wieder bei Casse bin!"

„Schön! Desto willkommener!"

Er ging, um dem Fürsten das Ergebniß seiner Nachforschung mitzutheilen.

Es war an demselben Abende wenig vor Mitternacht. Der Wachtmeister Uhlig hatte die Runde durch die Zellengänge gemacht und sich kaum erst zur Ruhe niedergelegt, so wurde er von dem wachthabenden Zellenschließer wieder aufgeweckt.

„Was giebt es denn?" fragte er den draußen Klopfenden.

„Nummer fünfundzwanzig plötzlich krank geworden."

„Wer ist das gleich?"

„Apotheker Horn."

„Was fehlt ihm denn?"

„Blutsturz."

„Sapperment! Komme gleich!"

Er beeilte sich sehr, denn ein Blutsturz ist gefährlich. Als er an die betreffende Zelle kam, wartete der Schließer voller Rathlosigkeit auf ihn. Die Zelle schwamm im Blute, und der Kranke lag mit geschlossenen Augen und bleich wie der Tod auf dem Strohsacke.

„Herrgott! Lebt er noch?"

„Ich glaube."

„Dann heraus einstweilen mit ihm auf einen reinlichen Strohsack."

Strohsäcke lehnten an den Wänden. Es wurde einer neben die offene Zellenthür gelegt und der Kranke darauf. Die beiden Männer knieten bei ihm nieder.

„Ich fühle keinen Puls," sagte der Wachtmeister. „Horn, heda, Horn!"

Der Patient schlug die Augen auf.

„Hören Sie mich?"

Er nickte leise.

„Wie befinden Sie sich?"

„Schwach," lispelte er.

„Haben Sie Schmerzen in der Brust?"

„Ja."

„So müssen wir gleich zum Doctor schicken."

Der Kranke schüttelte den Kopf.

„Nicht? Warum nicht?"

„Doctor kann auch nichts thun."

„Aber wenn Sie nun sterben?"

„Nein — schon gehabt — blos Ruhe — Bett."

Er sagte das langsam und äußerst leise.

„Hm, er hat vielleicht Recht," meinte der Wachtmeister.

„Ja; er ist ja Apotheker, er muß es verstehen."

„Und der Bezirksarzt schimpft, wenn er geweckt wird."

Und lauter fügte er hinzu:

„Sie wollen also keinen Arzt?"

„Nein."

„Verantworten Sie es?"

„Ja."

„Na, gut! So wollen wir ihn wenigstens nach der Krankenstation schaffen. Auf dem Strohsacke kann er nicht liegen bleiben. Er muß ein Bett haben. Fassen Sie an!"

Sie packten den Strohsack an, der Eine vorn und der Andere hinten, und trugen ihn nach der Krankenstation.

Dort war es finster, doch wurde Licht gemacht. Es lag Niemand da als Seidelmann in tiefster Lethargie. Auch Horn war ganz theilnahmslos. Er wurde in's Bett gelegt und leicht zugedeckt.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Wachtmeister.

„Nein," hauchte der Kranke.

„Etwa Thee oder Wasser?"

„Ruhe."

„Die soll er haben. Wir müssen jetzt vor allen Dingen die Zelle scheuern, daß sich das Blut nicht festsetzt. Verteufelte Geschichte, so ein Blutsturz! Und dann sehen Sie, wenn Sie patrouilliren, alle halben Stunden einmal hier nach, wie es steht. So! Und nun löschen Sie das Licht wieder aus!"

Es wurde finster in dem unheimlichen Raume, in welchem schon mancher Unglückliche gestorben war. Die beiden Beamten gingen. Die Riegel klirrten, die Schlüssel knirrschten in den Schlössern, und dann hörte man die Schritte sich entfernen.

Eine Zeit lang herrschte in der Krankenstation nicht nur tiefe Dunkelheit, sondern auch tiefe Stille. Sodann erklang es leise und vorsichtig:

„Seidelmann!"

Keine Antwort.

„Herr Seidelmann."

Abermals keine Antwort.

„Wenn Sie nicht antworten, so sind Sie verloren. Ich will Sie ja retten!“

Aber auch das half nichts. Seidelmann bewegte sich nicht.

„Vielleicht haben Sie mich nicht genau gesehen. Ich bin Horn, der Apotheker.“

Das half sofort, denn drüben rauschte die Bettdecke, und eine leise Stimme ließ sich hören:

„Himmeldonnerwetter! Ist's wahr?“

„Ja.“

„Gott sei Dank! Aber ich hörte doch, daß Sie einen Blutsturz gehabt haben!“

„Unsinn! Fällt mir gar nicht ein!“

„Aber diese Kerls müssen doch Blut gesehen haben!“

„Natürlich! Chemisches Präparat, aufgelöst im Wasserkruge. Ich bin so gesund wie ein Fisch im Wasser.“

„Gut, sehr gut! Also auch Sie sind eingezogen!“

„Leider.“

„Weshalb?“

„Als Mitglied der Bande.“

„Was kann man Ihnen denn beweisen?“

„Nichts, dachte ich. Aber dieser Fürst von Befour hat entweder den Teufel, oder er ist allwissend. Jetzt soll mir wegen Giftmischerei der Prozeß gemacht werden.“

„Hat man Beweise?“

„Ja. Ich gehe auf und davon.“

„Du lieber Gott! Als ob das so leicht wäre!“

„Kinderleicht!“

„Wer's glaubt!“

„Kinderleicht, sage ich! Ich will Sie mitnehmen.“

„Können Sie hexen?“

„Nein. Heute war ich auf den Kübel gestiegen und guckte durch das Gitter. Da sah ich, daß ein Kranker gebracht wurde. Ich sah schärfer hin und erkannte Sie. Da stand es fest, daß ich einen Blutsturz bekommen würde. Ich mußte hierher in die Krankenstation, um die Flucht mit Ihnen zu besprechen. Wollen Sie?“

„Ich wage mein Leben.“

„Das ist gar nicht nöthig, obgleich es den Anschein hat. Aber sagen Sie mir zunächst, wie es mit Ihnen steht! Wessen werden denn Sie beschuldigt?“

„Hunderterlei bringt man vor.“

„Hat man Beweise?“

„Genug.“

„Verdammte Geschichte!“

„Ja. Es ist nun einmal das Kreuzdonnerwetter hineingerathen. Hole es der Teufel!“

„Wie? Herr Seidelmann, Sie fluchen!“

„Faseln Sie nicht! Jetzt hat die Maske keinen Zweck mehr. Jetzt ist man Wolf und muß heulen.“

„Richtig. Aber ich hörte, Sie seien todtkrank?“

„Verstellung.“

„Ah so!“

„Aber eine fürchterliche Anstrengung, Tag und Nacht diese Lethargie und Gefühlslosigkeit zu heucheln. Und dabei kann es Einem an jedem Augenblick passiren, daß Jemand Einem unerwartet in die Ohren brüllt, so daß man sich doch verschnappt. Na, bis jetzt ist es gelungen. Das Allerschlimmste war die Unkenntniß mit den äußeren Verhältnissen. Wie steht es da?“

„Schlecht, sehr schlecht!“

„Doch nicht!“

„O, viel, viel schlimmer, als Sie denken!“

„Wieso denn?“

„Es ist Alles, Alles entdeckt.“

„Das ist ja unmöglich!“

„Ach, was Sie denken! Hören Sie! Zunächst ist der Hauptmann gefangen.“

„Ist's wahr?“

„Ja. Er war schon einmal gefangen. Es gelang ihm aber, zu entkommen. Jetzt haben sie ihn wieder. Nun kommt er aber sicher nicht wieder hinaus.“

„So weiß man, wer er ist?“

„Natürlich.“

„Ah, Alles verloren.“

„Weiter: Die beiden Tannensteiner Schmiede und die beiden Vormänner gefangen. Ferner unsere ganzen Eingeweihten in Gefangenschaft.“

„Wer hat sie gefangen?“

„Der Fürst von Befour.“

„In die Hölle mit diesem Hunde!“

„Und was noch außerdem geschehen ist und noch geschehen wird!“

„Erzählen Sie!“

Der Apotheker berichtete leise flüsternd Alles, was Seidelmann noch nicht wußte. Unterdessen hörten sie draußen Schritte kommen.

„Still! Der Schließer!“

Er öffnete die Thür und kam mit der Laterne bis an das Bett des Apothekers.

„Schlafen Sie?“ fragte er.

„Nein,“ hauchte der Kranke.

„Wie steht es?“

„Gott wird helfen.“

„Versuchen Sie zu schlafen!“

Er entfernte sich wieder und schloß zu. Die Beiden warteten eine Weile, dann sagte Seidelmann:

„Wenn es so steht, so ist es schrecklich. Einigen geht es an das Leben, Viele erhalten lebenslänglich Zuchthaus.“

„Wie zum Beispiel ich.“

„Und ich auch.“

„Also brenne ich durch.“

„Wie denken Sie sich denn dieses Durchbrennen?“

„Es ist kinderleicht. Vorher aber muß man wissen, wohin.“

„Nach Amerika?“

„Fällt mir nicht ein. Da haben sie Einen gleich.“

„Dann wo anders hin. Der Ort ist mir gleich, nur hinaus!“

„Aber Geld! Geld!“

„Ach so! Ja, das ist die Hauptsache.“

„Ich habe keins.“

„Ich habe genug.“

„Vorräthig liegen?“

„Einiges. Das Uebrige weiß ich zu nehmen.“

„Wenn man so an die fünfzigtausend Gulden zusammenbringen könnte!“

„Ich garantire für noch mehr.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß. Das Erste aber, wenn ich frei werde, ist, daß ich diesem Fürsten von Befour das Licht ausblase.“

„Ich helfe mit. Er ist's, wegen dessen ich hier stecke.“

„Wissen Sie das?“

„Ja. Er hat es mir gesagt!“

„Kommt er denn in's Gefängniß?“

„Ja. Er ist bei den Verhören anwesend. Er geberdet sich, als ob er wirklich der Justizminister sei.“

„Ah, könnte ich hinaus! Der sollte eines zehnfachen Todes sterben. Darauf schwöre ich!“

„So wollen wir!“

„Aber wie? Man wird jetzt schrecklich vorsichtig sein.“

„Das ist wahr. Noch niemals sind solche Maßregeln getroffen worden wie jetzt. Mich aber hält man doch nicht.“

„Also wie?“

„Wir müssen sterben.“

„Dann schleppen sie uns freilich hinaus, Sie Esel!“

„Na, ich meine sterben zum Scheine.“

„Ach so! Wie fangen Sie das an?“

„Wie ich meinen Blutsturz bekommen habe. Ich habe eine sehr kleine, aber auch sehr auserlesene und brauchbare Apotheke mit.“

„Mit hereingebracht?“

„Natürlich.“

„Wie ist das möglich?“

„Auch wieder sehr leicht. Ich war schon längst darauf gefaßt, arretirt zu werden —“

„Und haben gewartet? Welch ein Dummkopf!“

„Hm! Ich dachte, man würde nichts auf mich bringen können und mich in Folge dessen wieder herauslassen.“

„Ach so! Sehr kindliche Meinung!“

„Ich konnte nicht ahnen, daß dieser Fürst von Befour fast alle meine Geheimnisse kennt. Also ich war überzeugt, daß ich nicht lange gefangen sein würde. Dennoch sah ich mich vor, um für alle Fälle vorbereitet zu sein. Ich setzte mir also eine Apotheke zusammen. Mit einem einzigen Medicamente kann man unter Umständen mehr erreichen, als mit aller Gewalt und aller List.“

„Der alte Giftdoctor! Ja! Wie aber haben Sie denn die Apotheke hereingebracht?“

„Auf dem Kopfe.“

„Fast unglaublich!“

„Und doch sehr leicht. Vor einiger Zeit bildete sich bei mir eine Platte, ein umschriebener Kahlkopf. Ich ließ mir eine runde Haartour machen, welche diese Stelle vollständig bedeckt und von dem echten Haar gar nicht zu unterscheiden ist. Unter diesen falschen Haaren nun steckt meine Apotheke.“

„Etwa Flaschen und Büchsen!“

„Dummheit! Geben Sie mir eine Retorte, und ich concentrire das Weltmeer zu einem einzigen Tropfen. Meine Medicamente nehmen kaum den Raum eines Punktes weg, den Sie mit der Spitze Ihrer Feder auf Papier machen, und doch wirken sie mit der Gewalt des Blitzes oder einer Kanonenkugel.“

„Ich kenne Ihre Kunst und zolle ihr alle meine Bewunderung. Sagen Sie nur, auf welche Weise sie uns diese verdammten Thüren öffnen soll!“

„Dadurch, daß wir, wie ich bereits sagte, scheinbar sterben.“

„Um nicht wieder aufzuwachen.“

„Trauen Sie mir nichts Besseres zu?“

„Hm! Gefährlich ist es doch!“

„Noch gefährlicher ist das Hierbleiben.“

„Das ist freilich wahr.“

„Ich zwinge Sie übrigens gar nicht. Ich biete Ihnen meine Hilfe an. Gehen Sie mit, dann gut; wir können einander nützen. Bleiben Sie, so gehe ich allein und habe doch nur riskirt, daß Sie mich verrathen.“

„Nun und nimmermehr!“

„Ich traue es Ihnen auch nicht zu. Wissen Sie, wie die Leichen der Verstorbenen behandelt werden?“

„Ja. Man läßt sie eine Nacht in der Zelle oder auf der Station. Am nächsten Tage werden sie mittelst Siechkorbes nach dem Gottesacker geschafft und in dem Leichenhause aufgebahrt. So wenigstens denke ich.“

„Ja, und so würde man es auch mit uns machen.“

„Was dann weiter?“

„Ich habe ein Mittel mit, welches den Scheintod verleiht, aber nur für genau dreißig Stunden. Es wirkt genau nach zwölf Stunden. Nehmen wir es heute ein, so sterben wir morgen und kommen übermorgen in das Leichenhaus. Von dort ist es leicht, zu entkommen.“

„Wirkt das Mittel sicher?“

„Mit wahrhaft göttlicher Sicherheit.“

„Aber der Athem?“

„Steht still!“

„Der Puls?“

„Ist nicht zu gewahren.“

„Hm! Bei Leuten, wie wir sind, wird man mit der allergrößten Sicherheit zu Werke gehen. Ich setze den Fall, man läßt uns zur Ader!“

„Doch nur an den Extremitäten. Es kommt kein Tropfen Blut, höchstens ein Bischen Wasser.“

„Das ist ja aber der factische Tod!“

„Scheinbar.“

„Wie steht es mit den Sinnen?“

„Sie sind außer Thätigkeit.“

„Man hört, sieht und fühlt also nicht?“

„Nein.“

„Das ist ein Trost, denn man würde während dieser kurzen Zeit Höllenqualen ausstehen.“

„Sie machen also mit?“

„Ja. Aber es giebt noch einige Bedenken.“

„Welche?“

„Wenn man uns nun sofort einscharrt?“

„Das geht nicht. Das ist gegen das Gesetz.“

„Oder uns gleich in den Sarg nagelt?“

„Bah! Den sprengen wir auf. So viel Luft, um einige Minuten athmen zu können, ist in jedem Sarge.“

„Oder man läßt uns hier stehen und begräbt uns dann von hier aus.“

„So bleiben wir das, was wir jetzt sind: Gefangene.“

„Man wird Verdacht schöpfen, wenn wir zusammen sterben. Man kennt Sie als Giftmischer.“

„Ich sterbe in meiner Zelle, in welche ich mich morgen früh gleich bringen lasse, Sie aber hier. Sie sterben an den Folgen Ihrer Gehirnerschütterung, ich aber an den Folgerungen meines heutigen Blutsturzes.“

„Hm!“

„Na, man wird sich nicht gar zu sehr um uns bekümmern, sondern man wird froh sein, daß uns der Teufel geholt hat.“

„Recht haben Sie. Wir müssen es wagen, denn wir können nur gewinnen, nicht aber verlieren.“

„Das ist sehr vernünftig gedacht. Uebrigens dürfen sie einen Todten

nicht so mir nichts dir nichts einscharren. Man müßte meine Leute benachrichtigen. Und diese haben für diesen Fall ihre genaue Instruction."

„Ach so!"

„Ja. Meine Frau und meine Töchter warten von Stunde zu Stunde, daß ein Bote kommt, ihnen zu melden, daß ich plötzlich gestorben bin. Sie werden meine Leiche schleunigst reclamiren."

„Aber die meinige nicht."

Ich kann dann für Sie sorgen. Also, entscheiden Sie sich. Wollen Sie?"

„Ja."

„So will ich Ihnen das Mittel geben."

Es währte eine kleine Weile, dann verließ er das Bett und kam zu Seidelmann.

„Geben Sie mir Ihre Hand!"

„Hier."

„So! Fühlen Sie das kleine Körnchen?"

„Ja."

„Nehmen Sie es in den Mund! Es wird jetzt zwei Uhr sein. Morgen Mittag um dieselbe Zeit sind Sie todt."

„Alle Teufel, es ist doch eine verfluchte Geschichte!"

„Sie haben Furcht!"

„Das nicht! Na, wenn ich mir überlege, was ich bisher ausgestanden habe und was mir noch bevorsteht, so kann ich gar nicht zaudern. Also hinein damit!"

„Haben Sie es im Munde?"

„Ja."

„Wie schmeckt es?"

„Nach gar nichts."

„So ist es richtig. Das ist die Kunst. So ein Mittel darf weder Geruch noch Geschmack haben. Es wirkt sicher."

„Aber da fällt mir noch Eins ein!"

„Was?"

„Man wird uns untersuchen."

„Jedenfalls."

„Und da Ihre Haartour nebst der Apotheke finden. Dann weiß man Alles und wartet einfach, daß wir erwachen."

„Keine Angst. Man findet nichts. So dumm bin ich nicht, mich auf solche Art und Weise zu verrathen. Haben Sie noch eine Frage oder so Etwas?"

„Jetzt nicht."

„Ich möchte mich nämlich wieder zurückschaffen lassen."

„Warum?"

„Je kürzer wir beisammen gewesen sind, desto weniger wird man ein Einverständniß zwischen uns vermuthen."

V. S.

„Das ist freilich wahr. Suchen wir also, was vielleicht noch zu erwähnen wäre!"

Sie flüsterten noch eine Weile fort, bis der Schließer wiederkam. Er leuchtete dem Apotheker abermals in das Gesicht und fragte wie vorhin:

„Wie geht es?"

„Schlecht."

„Schlechter wie vorher?"

„Ja. Schrecklich hier! Der dort! Die Leiche!"

„Ja, angenehm wird das freilich nicht sein!"

„Aufregung — wieder Blutsturz!"

„Alle Teufel! Das wäre lebensgefährlich! Ich werde da lieber — hm, wollen Sie nicht lieber wieder in Ihre Zelle zurück?"

„Viel lieber!"

„Ich werde ein paar Gefangene holen, die mögen Sie gleich mit sammt dem Bette fortschaffen."

Er ging.

„Gelungen!" sagte der Apotheker.

„Wann werden Sie das Mittel nehmen?"

„In einer Stunde."

„Da wollen wir nur immer Abschied nehmen. Also, adieu bis nach dem Tode!"

„Adieu bis — diesseits der Hölle! Ich bin wirklich neugierig, wo ich stecken werde, wenn ich erwache."

„Ich auch. Wir spielen mit dem Tode und mit der Ewigkeit. Es ist wirklich ungeheuer vermessen!"

„Wollen Sie nicht lieber ein Gesangbuchlied anstimmen, Sie Vorsteher der Brüderschaft zur Seligkeit?"

„Sie haben Recht! Wir müssen Männer sein. Denken wir lieber an die Gesichter, welche unsere lieben Freunde vom Gericht schneiden werden, wenn sie uns einscharren wollen, und es tönt ihnen das biblische Wort entgegen: Sie sind auferstanden und nicht mehr hier!"

„Herrlich! Ich möchte dabei sein!"

„Ich gäbe ein Jahr meines Lebens hin, wenn ich diese Schafkopfsphysiognomieen sehen könnte. Ah, da kommen sie!"

Der Schließer kehrte mit einigen Gefangenen zurück, welche er geweckt hatte. Sie mußten den Apotheker im Bette nach seiner Zelle tragen und wurden dann wieder eingeschlossen.

Am anderen Morgen war der Wachtmeister weit eher munter, als zu anderen Tagen. Er kam zu dem Schließer und fragte nach den beiden Patienten.

„Ich habe doch nicht gleich daran gedacht," sagte er, „daß gerade diese Beiden wegen ganz derselben Sache in Untersuchung sind. Gut, daß der Seidelmann nicht bei Sinnen ist; sie hätten sich sonst Mittheilungen machen können."

„Haben Sie keine Sorge, Herr Amtswachtmeister! Die beiden haben nicht neben einander geschlafen."

„Nicht? Wie denn?"

„Der Apotheker fürchtete sich vor dem Halbtodten; es regte ihn auf. Er befürchtete eine Wiederkehr des Blutsturzes. Ich habe ihn daher in seine Zelle zurückschaffen lassen. Ich weckte dazu einige Gefangene, da ich Sie doch nicht wieder stören wollte."

„Das haben Sie sehr klug angefangen. Da kommt mir ein Stein vom Herzen!"

Dann, als die Amtirungszeit begonnen hatte, kam der Gerichtsarzt zum Staatsanwalte, welcher ihm gestern gesagt hatte, daß er ihn zu Seidelmann begleiten wolle, um sein Urtheil über den Zustand desselben zu hören. Sie begaben sich mit einander nach der Krankenstation.

Der Kranke lag mit geschlossenen Augen, bleich und bewegungslos im Bette. Der Arzt befühlte den Puls an der Hand und am Herzen, horchte an Mund und Nase, zog ihm das eine Augenlid prüfend etwas empor und sagte dann:

„Er wird den Mittag nicht weit überleben."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ich behaupte es sogar."

„Schade! Welch ein Beweismaterial gegen den Hauptmann geht uns da verloren!"

„Man hätte ihn ruhig in Rollenburg sterben lassen können."

„Der Fürst wollte es so?"

„Pah! Da schickt er diesen jungen, unerfahrenen Doctor Zander nach Rollenburg, um Seidelmann untersuchen zu lassen und den Riesen Bormann ebenso. Der Zander sagt, sie seien transportabel — nun haben wir die Bescheerung da! Es fehlt nur noch, daß der Riese auch noch stirbt. Glücklicher Weise steckt der in der Abtheilung für Geisteskranke, mit der ich nichts zu schaffen habe."

„Meinen Sie nicht, daß es hier doch noch ein Mittel gebe, die Lebensgeister wieder anzuregen?"

„Was sollte das sein?"

„Nun, irgend eine Stimulation. Ich bin nicht Arzt und kenne diese Mittel nicht."

„Es ist zu spät. Es knüpft ihn langsam ab. Lassen wir ihm das Einzige, was er noch hat: daß ihn der Teufel in Ruhe holt. Denn selig wird dieser Fromme nicht; er ist es hier schon genug gewesen."

Sie verließen die Station. Draußen meldete der Wachtmeister dem Gerichtsarzte:

„Herr Doctor, heute Nacht ein Blutsturz."

„Und mich nicht geholt?"

„Der Patient wollte nicht."

„Wer ist es?"

„Der alte Apotheker Horn."

„Na, da habe ich nichts versäumt. Wenn er es selbst gewollt hat, daß ich nicht geholt werde, so mag er es auch verantworten. Er versteht es ja selbst."

„Wollen Sie ihn nicht jetzt besuchen?"

„Hat er es gewünscht?"

„Nein. Er spricht gar nicht."

„So läßt er es bleiben, der alte Giftmischer."

Da aber meinte der Staatsanwalt:

„Ich möchte Sie aber doch bitten, zu ihm zu gehen. Ich begleite Sie. Das Leben dieses Mannes hat einen sehr hohen Werth für mich, als den Vertreter des Gesetzes, und Blutstürze sind bei seinem Alter gefährlich."

„Na, da kommen Sie."

Der Apotheker lag mit halb offenen, außerordentlich müden Augen auf seinem Bette.

„Was machen Sie denn für Dummheiten, Horn!" sagte der Arzt in seiner derben Weise. „So ein alter Pharmaceut wird doch nicht krank werden. Wie geht es denn?"

„Müde!" hauchte der Gefragte.

„Zeigen Sie den Puls."

Das Gesicht des Arztes wurde bedenklicher.

„Hat er viel Blut verloren?" fragte er den Wachtmeister.

„Die Zelle schwamm förmlich."

„Das ist gut. Nur heraus mit dem schlechten Zeuge! Ich werde etwas verordnen, dann wird sich's rasch bessern."

Draußen aber im Corridore, als die Thüre der Zelle wieder verschlossen war, blieb er kopfschüttelnd stehen und sagte zu dem Staatsanwalte:

„Ich sagte drin nur so, um ihm Muth zu machen. Ich glaube, Sie werden heute zwei Leichen haben."

„Doch nicht!" meinte der Beamte erschrocken.

„Ja. Er hat zu viel Blut verloren. Der Rest ist in den Adern kaum zu bemerken."

„Kennen Sie kein Mittel?"

„Glauben Sie vielleicht, daß ich ihm die Adern voll Blut pumpen kann? Ein Wenig anregen kann ich ihn wohl, desto schneller aber wird es alle sein. Schade ist es auch um ihn nicht. Er hat viel auf seinem Gewissen."

„So möchte ich zu dem Gefängnißgeistlichen schicken."

„Thun Sie es! Diese Herren meinen ja, daß sie die einzigen Wegweiser zum Himmel sind. Ich werde übrigens baldigst wiederkommen. Vielleicht ist wenigstens der Apotheker noch zu retten."

„Thun Sie, was Sie thun können. Beide Patienten sind mir für die Acten fast unersetzlich!"

Er schickte nach dem Anstaltsgeistlichen und sandte dann den Fürsten von Befour ein Billet mit dem kurzen Inhalte:

„Seidelmann und Apotheker Horn im Sterben. Könnte ich Sie einmal sehen?"

Der Pfarrer kam sehr bald, mit den zur heiligen Handlung nöthigen Requisiten ausgerüstet, und begab sich zu dem Apotheker. Er fand ihn in einem Zustande außerordentlicher Schwäche, doch hatte der Kranke noch das Bewußtsein und konnte auch noch sprechen, wenn auch so leise, daß es kaum zu verstehen war.

Der Geistliche war nicht allein gekommen, sondern Assessor von Schubert war bei ihm. Er als Untersuchungsrichter hatte es für werthvoll gehalten, zu sehen, wie der Sterbende sich zu dem Seelsorger verhalten werde.

„Hören Sie mich?" fragte dieser Letztere.

Der Apotheker nickte.

„Sehen Sie mich auch?"

„Nicht gut," antwortete der Gefragte mit leiser Stimme.

„Aber Sie wissen, wer ich bin?"

„Der Pfarrer."

„Ja. Ich bin gekommen, Ihnen in Ihrer letzten Stunde den Beistand der Religion zu bringen. Gott ist allen Sündern gnädig. Er vergiebt selbst die schwerste That, wenn sie bereut wird. Sie stehen an den Pforten der Ewigkeit. Was Sie unbereut mit hinüber nehmen, werden Sie im Jenseits noch schwer zu tragen haben."

„Ja."

„Ich meine, ob Sie beichten wollen?"

„Ja."

„Wir sind nicht allein. Der Herr Untersuchungsrichter befindet sich mit zugegen. Wünschen Sie, daß er sich entferne?"

„Nein."

„Nun gut. So lassen Sie uns zunächst zum Allbarmherzigen beten, daß er Ihr Herz öffne, damit Sie in Reue alles Dessen gedenken, was Sie verbrochen haben."

Er kniete vor dem Bette nieder und betete laut. Dann erhob er sich und sagte:

„Ich bin nicht allwissend und kann nicht Herzen und Nieren prüfen; darum ist es mir unmöglich, Sie zu fragen. Sagen Sie selbst mir alle Punkte, welche Sie von Herzen bereuen, und für welche Sie Vergebung erheischen!"

Es war eine tiefe, weihevolle Stille in der Zelle. Der Untersuchungsrichter war näher getreten, um die leise Stimme des Beichtenden verstehen zu können. Er war im höchsten Grade gespannt auf die Bekenntnisse, welche derselbe machen werde. So warteten die beiden Beamten; aber der Sterbende schwieg. Er ließ kein Wort hören

„Haben Sie mich verstanden?“ fragte endlich der Pfarrer.

„Ja.“

„Also, was haben Sie uns zu bekennen?“

„Nichts.“

Er sagte das in einem sehr eigenthümlichen Tone. Der Assessor raunte dem Geistlichen zu:

„Das klang ja fast wie Hohn!“

„O nein,“ antwortete dieser ebenso leise. „Ein Sterbender und Hohn, das wäre ja entsetzlich!“

„O, ich habe Erfahrung gemacht! Fragen Sie weiter!“

Der Geistliche wendete sich wieder an den Gefangenen:

„Wollen Sie etwa sagen, daß Sie kein Sünder sind?“

„Nein.“

„Also gestehen Sie!“

„Ich kann nichts gestehen. Ich bin unschuldig.“

„Aber Sie wollten doch beichten?“

„Ja, wie jeder Andere beichtet.“

„Sie wollen also eine allgemeine Beichte ablegen, so wie man sie bei der Communion nach den Worten des Geistlichen ablegt?“

„Ja.“

„Sind Sie sich keiner besonderen Sünde bewußt?“

„Nein.“

Er zuckte die Achsel und sah den Assessor fragend an. Dieser flüsterte ihm zu:

„Ich sagte es Ihnen ja. Er ist verstockt und wird ohne Geständniß sterben. Ich kenne diese Art von Menschen.“

„Und ich kann nicht wissen, was grad Sie von ihm hören möchten. Wollen Sie ihn fragen?“

„Das wäre ein Verhör aber keine Beichte. Ich habe kein Recht zu Untersuchungszwecken das Hinscheiden eines Sterbenden zu erschweren.“

„Nehmen Sie es nicht als Verhör. Er hat gesagt, daß er beichten wolle, und da ich die Sünden, welche ihm zur Last gelegt werden, nicht kenne, so ist es für sein Seelenheil nur vortheilhaft, wenn Sie ihn an sie erinnern.“

Darauf hin trat Schubert nahe an das Bett heran und fragte den Apotheker:

„Sie wissen doch, weshalb Sie gefangen sind?“

„Nein.“

„Sie standen mit dem sogenannten Hauptmann im Bunde?“

„O niemals!“

„Sie haben sich gewisser giftiger Arzneimittel zu Zwecken bedient, welche vom Gesetz verboten sind?“

„Nein.“

„Sie haben Gifte gefertigt, welche man dann dem Riesen Bormann und der Baronin von Helfenstein eingegeben hat.“

„Das ist nicht wahr.“

„Aber wir haben Zeugen, welche ganz genau wissen und es auch beschwören, daß der Hauptmann bei Ihnen gewesen ist."

„Auch das ist eine Lüge. Ich will beichten, weil ich ein sündiger Mensch bin; ein Verbrecher aber bin ich nicht. Ich habe mit Ihnen nichts zu thun; ich will nur mit dem Pfarrer sprechen. Lassen Sie mich doch ruhig sterben!"

Da trat der Assessor enttäuscht vom Bette zurück und sagte zum Pfarrer:

„Er ist verstockt. Ich bin überzeugt, daß er schuldig ist. Thun Sie Ihre Pflicht so, wie Sie es verantworten können!"

Der Geistliche versuchte es, dem Kranken in's Gewissen zu reden, doch ohne Erfolg. Darum entschied er endlich:

„Nun wohl! Es ist mir als dem verordneten Diener der christlichen Kirche das Amt der Schlüssel gegeben. Ich kann binden und lösen, je nachdem der Sünder reuig ist oder nicht. Dieses Amtes werde ich jetzt walten, so wie es mein Gewissen mir gebietet. Sie bekennen sich also nur im Allgemeinen für einen Sünder?"

„Ja."

„Eine besondere, hervorragende und im Strafgesetzbuche erwähnte That aber haben Sie nicht begangen?"

„Nein, nie!"

„So werde ich Ihnen die allgemeine Beichte vorsprechen. Ist es Ihnen möglich, sie nachzusprechen?"

„Ich bin müde. Das Reden fällt mir schwer."

„So hören Sie!"

Der Geistliche las ihm langsam und deutlich den Wortlaut der Beichte vor und fragte dann:

„Haben Sie mich verstanden, und ist dies das ganze Sündenbekenntniß, welches Sie ablegen wollen?"

„Ja. Ich weiß weiter nichts.

„So verkündige ich Ihnen an Gottes Stelle die Vergebung derjenigen Sünden, welche Sie mir gebeichtet haben. Sollten Sie aber Lasten, welche Ihre Seele bedrücken, aus Verstocktheit verheimlicht haben, so kann ich sie Ihnen nicht vergeben. In diesem Falle also werden Sie ohne Absolution sterben und sich am Tage des Gerichtes vor dem allwissenden und allgerechten, ewigen Richter zu verantworten haben. Sterben Sie in Frieden, wenn Sie es können, und Gott sei Ihrer armen Seele gnädig!"

Er sprach den Segen nicht über ihn und entfernte sich mit dem Assessor.

„Schrecklich!" meinte dieser. „Wie wichtig wäre mir ein jedes Wort gewesen, selbst wenn es nur eine Andeutung enthalten hätte! Solche Menschen glauben weder an Gott, noch an eine Ewigkeit. Man kann nur mit Schaudern von ihnen fortgehen!"

Den Fürsten hatte die Botschaft des Staatsanwaltes nicht rechtzeitig angetroffen. Er kam erst nach der Mittagsstunde, als die Expedition in den Gerichtsräumen nach dem Essen wieder begonnen hatte. Er kam nicht allein, sondern er brachte Doctor Zander mit.

Er ließ sich eben von dem Staatsanwalte und dem Assessor das Vorgekommene erzählen, als der Gerichtsarzt eintrat. Als dieser den jungen Collegen erblickte, nahm er eine sehr reservirte Miene an und sagte:

„Störe ich vielleicht bei einer ärztlichen Consultation?"

„O nein," antwortete der Staatsanwalt. „Bringen Sie mir vielleicht eine Neuigkeit?"

„Eine Neuigkeit, ja, aber doch etwas bereits Erwartetes. Seidelmann ist soeben gestorben."

„Ach! Also doch! Wohl in Ihrer Gegenwart?"

„Nein. Ich kam, um nach Horn zu sehen. Dabei wurde mir vom Wachtmeister der Tod des Anderen gemeldet."

„Mir aber nicht!"

„Bitte, der Tod war soeben erst eingetreten, und ich übernahm die Meldung, welche der Wachtmeister Ihnen schuldig war."

„Haben Sie nach der Leiche gesehen?"

„Ja. Ich kann nach einer sehr eingehenden Untersuchung nur constatiren, daß Seidelmann wirklich todt ist."

„Woran gestorben?"

„Unzweifelhaft an Gehirnerschütterung."

„Fatal, höchst fatal! Mit ihm ist uns ein höchst wichtiger Zeuge entgangen."

Da meinte der Fürst von Befour:

„Grad weil Seidelmann für uns von solcher Wichtigkeit sein muß, dürfen wir hier nicht das Allergeringste versäumen. Es muß unwiderlegbar constatirt werden, daß er wirklich todt ist. Gehen wir zu ihm."

Da antwortete der Gerichtsarzt in unterdrücktem Zorne:

„Durchlaucht, ich bin Arzt und zwar Gerichtsarzt. Ich glaube, an dieser Stelle und in dieser Angelegenheit competent zu sein!"

„Bitte, bester Herr Doctor, es fällt uns auch gar nicht ein, an Ihrer Competenz zu zweifeln; nur werden Sie zugeben, daß wir Grund haben, uns den Todten einmal anzusehen."

„Dagegen kann ich allerdings nichts haben, bitte aber, mich von dieser Ocularinspection zu dispensiren."

„Es wäre uns aber sehr lieb, wenn Sie sich mit betheiligen wollten!"

Der Arzt fühlte sich aber beleidigt; er antwortete:

„Das ist mir unmöglich. Ich habe andere Pflichten auch. Ich muß soeben zu einem Fieberkranken am Alimarkte."

„Bitte, sind Sie nicht zunächst Gerichtsarzt?"

„Allerdings, doch habe ich als solcher nicht die Verpflichtung, den Tod eines Menschen zweimal zu constatiren. Selbst wenn ich hier bleiben wollte, würde ich mich nicht mehr mit dieser Leiche beschäftigen können; ich müßte vielmehr zu dem Apotheker Horn, dessen Tod in jeder Minute zu erwarten ist."

„Also auch er stirbt gewiß?"

„Ja."

„Das ist allerdings auffällig. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann es

vermag, sich scheintodt zu machen, und da er mit dem todten Seidelmann früher zweifellos in Verbindung gestanden hat, so liegt für uns die Veranlassung, sehr vorsichtig zu sein, gewißlich sehr nahe."

Der Arzt zuckte beinahe höhnisch die Achseln:

„Sich etwa scheintodt machen, um entfliehen zu können?"

„Ja."

„Das wäre kühn, nein, das wäre sogar wahnsinnig."

„Wenn es keinen anderen Weg der Rettung giebt, so wagt man eben das Aeußerste."

„Wie hätte Horn in seiner Zelle zu dem betreffenden Mittel kommen können?"

„Er kann es mitgebracht haben. Jedenfalls ist er auf seine Arretur vorbereitet gewesen."

„Und wie hätte er es Seidelmann geben können, welcher übrigens ohne Verstand gewesen ist?"

„Hm! Da haben wir freilich ein unübersteigliches Hinderniß. Die Beiden haben sich ja während ihres hiesigen Aufenthaltes gar nicht sehen können."

„O doch!" fiel da schnell der Staatsanwalt ein. „Der Wachtmeister hat mir mitgetheilt, daß sich Horn in Folge seines Blutsturzes in der Krankenstation befunden habe, wo auch Seidelmann liegt, allerdings nur für kurze Zeit. Seidelmann lag ohne Bewegung, wie eine Leiche, und es war für Horn so aufregend gewesen, so ganz allein und im Finstern mit diesem todtenähnlichen Menschen zu sein, daß er sich wieder in seine Zelle schaffen ließ."

„Ach, das giebt zu denken! Wie nun, wenn Seidelmann nur simulirt hätte, wenn er gar nicht krank gewesen wäre? Es ist ihm das sehr wohl zuzutrauen."

„Er war krank, er war besinnungslos und unzurechnungsfähig!" fiel der Gerichtsarzt ein.

„Sehen wir uns aber dennoch seine Leiche an!"

„Ich habe keine Zeit dazu!"

Da legten sich die Züge des Fürsten in den tiefsten Ernst. Er sagte:

„Ich habe hier nichts zu befehlen. Will der Herr Staatsanwalt Sie dispensiren, so hat er es zu verantworten."

Auf diese indirecte Aufforderung wendete sich der Genannte an den Gerichtsarzt:

„Ich muß Sie wirklich bitten, uns zu begleiten, da die Angelegenheit von solcher Wichtigkeit ist."

„Wenn Sie befehlen, gehorche ich, bitte aber zu bedenken, daß ich keineswegs gezwungen bin, ein Amt weiter zu führen, bei dessen Verwaltung ich auf solche Unannehmlichkeiten stoße, Herr Staatsanwalt!"

Der Genannte zog es vor, nicht zu antworten, und so begaben sich die Herren nach der Krankenstation, wo Seidelmann lag, nackt und nur in ein Betttuch gehüllt.

Der Gerichtsarzt zog das Tuch ganz fort, faßte den Scheintodten bei

einem Arme und zog an demselben. Der Arm gab nicht nach, sondern der ganze Körper war so steif, daß er sich mit bewegte.

„Glauben Sie, daß bei so einer ausgesprochenen Todesstarre es noch möglich ist, daß er lebt?“ fragte der Gerichtsarzt in ironischem Tone.

„Allerdings,“ antwortete Doctor Zander schnell.

Sein College fuhr mit dem Kopfe zu ihm herum und sagte in höchstem Erstaunen:

„Ah! Wirklich! Mir vollständig neu!“

„Aber mir nicht, Herr College.“

„Wahrscheinlich sind Sie bedeutend älter als ich!“

„Ich glaube nicht, daß nur das Alter Erfahrung macht. Es kann durch Zufall auch einmal einem Jüngeren ein Blick dahin gestattet sein, wohin ein Aelterer noch nicht schaute. Darf ich wohl wissen, wann Seidelmann starb?“

„Vor über einer Stunde.“

„Und bereits so steif? So steif wie Knochen! Bitte, fühlen Sie ihn an! Sein Leib greift sich an wie eine Statue aus Stein oder Metall. Grad die ungewöhnliche Schnelligkeit dieser Starre und der hohe Grad derselben erregt mein Bedenken. Ich gestehe aufrichtig, daß sie mir nicht natürlich vorkommt, will aber keineswegs der Competenz meines verehrten Herrn Collegen vorgreifen. Ich spreche nur eine persönliche Meinung aus.“

Da erklärte der Gerichtsarzt giftig:

„Und ich bescheinige amtlich, nicht aus persönlicher Meinung, daß dieser Mann hier eine Leiche ist!“

„Welcher Prüfung haben Sie diese Leiche unterworfen?“ fragte da der Staatsanwalt.

„Derjenigen, welche für mein Urtheil hinreichend ist. Der Mann hat weder Puls noch Athem.“

„Haben Sie ihm nicht vielleicht eine Ader geöffnet?“

„Das war überflüssig.“

„Was meinen Sie, Herr Doctor Zander.“

„Ich meine, daß es immerhin geboten sein dürfte, nach der Circulation des Blutes zu suchen. Ich möchte den Herrn Collegen bitten, eine Ader zu öffnen.“

Das brachte den Gerichtsarzt vollends aus dem Häuschen. Er hielt seinen Zorn nicht mehr zurück und sagte:

„Meine Herren, ich bitte, mir mitzutheilen, ob Herr Doctor Zander anwesend ist zum Zwecke eines ärztlichen Consiliums mit mir!“

Da nahm der Fürst das Wort:

„Ich erhielt die Nachricht von dem bevorstehenden Tode der beiden Gefangenen. Ich hegte Verdacht und begab mich zu Herrn Doctor Zander, welcher mein Vertrauen besitzt. Wir wußten nicht, daß der Herr Gerichtsarzt anwesend sein würde; wir mußten die Umstände nehmen, wie wir sie finden würden. Daher versah sich der Herr Doctor mit den Instrumenten, welche unter Umständen nöthig werden konnten. Das will ich bemerken. Mein Verdacht ist nicht beseitigt worden, sondern er hat sich verstärkt. Das Uebrige

überlasse ich dem Herrn Staatsanwalt. Doch bemerke ich allen Ernstes, daß ein Mann der Wissenschaft sich nie gekränkt fühlen kann, wenn er einen Fingerzeig erhält, der sich nicht auf seine Person, sondern auf die Sache bezieht."

Doctor Zander richtete freundlich bittende Worte an den selbstbewußten Collegen; die anderen Beiden sprachen auch zur Sühne, und so konnte er endlich nicht anders, als auf ihre Intention eingehen.

„Nun gut," sagte er, „ich will nicht länger widerstreben; aber ich bin überzeugt, daß es vollständig unnöthig ist. Haben Sie den ganzen Aderlaßapperat mit?"

„Ja, und sogar noch Einiges dazu."

„So nehmen Sie selbst die Operation vor; denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keiner Leiche zur Ader gelassen und werde es auch künftighin nicht thun. Bitte, bewaffnen also Sie sich mit der Fliete oder dem Schnepper, Herr College!"

Das war in sehr hörbarem Hohn gesprochen. Zander aber antwortete in überlegener Ruhe, indem er das Etui und einige Fläschchen aus der Tasche zog:

„O, über den Schnepper und die Fliete sind wir ja längst hinaus. Wir nehmen die Lanzette."

„Schön! Aber wozu die Fläschchens? Wollen Sie vielleicht das Leichenwasser auf Flaschen ziehen?"

„Warum nicht?"

„Na, wenn es Ihnen Spaß macht, dann meinetwegen: Also, hier liegt die Basilica-Vene!"

Er hatte die Hand des Todten ergriffen und deutete auf die Stelle, an welcher die genannte Ader lag. Es war ja eine Zurücksetzung Zanders, wenn diesem dieser Ort erst gesagt und gezeigt werden mußte. Dieser aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen und antwortete:

„Erlauben Sie, daß ich lieber die Mediana-Vene nehme; die liegt ja am Bequemsten."

Das war eine collegiale Ohrfeige, welche der zornige Mann erhielt. Er trat zurück und schwieg. Zander aber öffnete die Vene.

„Hm!" sagte er. „Kein Blut, nicht einmal ein Tropfen Wasser! Nehmen wir einmal den Fuß."

Auch da gab es keinen Erfolg. Da stieß der Gerichtsarzt ein befriedigtes Lachen aus und sagte:

„Vielleicht machen die Herren doch nun eine Erfahrung, daß eine Leiche, bei welcher die Todesstarre eingetreten ist, kein Blut mehr haben kann!"

„Noch haben wir die Drosselader und die Stirnvene," antwortete Zander. „Versuchen wir es mit der Ersteren."

Kaum war die Lanzette in die genannte Ader eingedrungen, so spritzte eine Flüssigkeit heraus, welche einem schmutzigen Wasser ähnlich sah. Zander hielt eins der kleinen Fläschchen hin, bis es voll war. Freilich währte der Erguß dieses Wassers nur wenige Secunden.

V. S.

„Blutwasser, welches in einigen Stunden in Verwesung übergehen wird," sagte der Gerichtsrath achselzuckend.

Zander aber trat an das vergitterte Fenster, hielt das Fläschchen gegen das Licht und betrachtete es eine sehr lange Weile. Dann steckte er es ein, trat an die Leiche zurück und zog eine Aderbinde hervor. Da konnte sich sein College nicht halten. Er rief:

„Was! Sie verbinden eine Leiche?"

„Ich verbinde alle drei Oeffnungen, welche ich gemacht habe, denn ich will nicht, daß dieser Mann sich verblute, falls er ja noch leben sollte."

„Sie glauben also wirklich noch, daß er leben kann?

„Ja, es ist die Möglichkeit vorhanden. Es giebt Gifte, nach deren Genuß sich die Thätigkeit des Herzens gar nicht mehr bemerken und nachweisen läßt, außer wenn man mit einem Messer in das Herz selbst stößt. Das aber würde Mord sein. Hört die Wirkung des Giftes auf, so beginnt die Thätigkeit des Herzens wieder; das Blut erhält seine frühere chemische Zusammensetzung und füllt die Adern, und der Todte steht so ruhig wieder auf, als ob er sich zum Schlafe in's Bett gelegt hätte. Dieser Fall scheint mir hier möglich. Ich nehme also dieses Blutwasser mit, um es chemisch zu untersuchen. Diese Untersuchung wird uns Gewißheit geben, ob wir es mit einer Leiche zu thun haben oder nicht."

Da stieß der Gerichtsarzt ein lautes Lachen aus und rief:

„Wünsche guten Erfolg, Herr College! Adieu, meine Herren!"

Dann rannte er fort. Er hätte sich nicht zurückhalten lassen, selbst wenn die drei Herren den Versuch dazu gemacht hätten. Der Staatsanwalt sagte:

„Ein Mann, mit dem sich niemals reden läßt. Ich hoffe, daß er thut, was er vorhin andeutete. Man stellt doch lieber eine Kraft an, welche auf der Höhe der wissenschaftlichen Erfahrung steht. Bis wann kann Ihre Untersuchung beendet sein, Herr Doctor?"

„Binnen drei oder vier Stunden kenne ich die mechanische Zusammensetzung des Blutes; ob das Letztere ein Gift enthält, das werde ich erst morgen wissen."

„Sie meinen also, daß wir die Leiche nicht aus sicherer Verwahrung geben?"

„Ich rathe zur Vorsicht, welche ja auf keinen Fall schaden kann."

Als er die drei Verbände angelegt hatte, entfernten sie sich. Im Corridore kam ihnen der Schließer entgegen.

„Meine Herren," meldete er, „soeben ist der Apotheker gestorben."

„Wirklich!" meinte der Staatsanwalt. „Da sollte der Gerichtsarzt noch da sein."

„Er ist noch da. Der Herr Wachtmeister schickte mich zu Ihnen; ich traf unterwegs den Herrn Doctor und führte ihn in die Zelle des Todten. Er befindet sich noch dort."

Sie hatten die angegebene Zelle noch nicht erreicht, so trat der Gerichtsarzt heraus. Er sah sie kommen und sagte:

„Hier giebt es wieder Blut auf Flaschen zu ziehen, meine Herren. Der Giftmischer ist verschieden."

„Ist er todt?" fragte der Staatsanwalt.

„Ohne allen Zweifel. Vielleicht aber thut der Herr College Zeichen und Wunder und weckt ihn wieder auf."

Er eilte fort, die Herren aber traten in die Zelle. Doctor Zander ergriff die Hand Horns, untersuchte Puls und Athem und sagte dann:

„Todt! Aber sind wir bei dem Einen vorsichtig gewesen, so können wir es auch bei dem Anderen sein. Da er erst jetzt gestorben ist, wird es genügen, eine Handvene zu öffnen."

Er hatte recht. Er bekam so viel Blutwasser als zu einer chemischen Untersuchung genügte, und verband die kleine Wunde mit einer Sorgfalt, als ob er einem Lebenden zur Ader gelassen habe.

Jetzt wurde berathen, wo die Todten aufzubewahren seien, und der Staatsanwalt bestimmte, daß der Apotheker zu dem Schuster Seidelmann zu schaffen sei. In der Krankenstation waren sie gut aufgehoben. Von einer Flucht war keine Rede, da die Station ja im Gefängnisse lag.

„Außerdem sind sie ja nackt," meinte der Assessor. „In diesem Zustande würde es ihnen, falls sie ja wieder lebendig würden, wohl nicht möglich sein, zu entkommen."

„Und," fügte der Staatsanwalt hinzu, „ich werde dem Wachtmeister sagen, daß von Stunde zu Stunde die beiden Leichen revidirt werden. Es handelt sich hier um einen Fall, welcher eine solche Vorsicht entschuldigt, obgleich sie dem Herrn Gerichtsarzt lächerlich erscheint."

Als sich Zander mit dem Fürsten unterwegs befand, zog er die beiden Fläschchen hervor, betrachtete sie nochmals aufmerksam und meinte dann:

„Hier im Wagen auf der Straße ist es heller als in der Zelle. Mir scheint es, als ob dieses Blutwasser eine ganz eigenthümliche Färbung habe. So gesund röthlich sieht Wasser aus, in welchem man frisches, mageres Rindfleisch gewaschen hat. Waschen Sie aber einmal faules Fleisch, dann wird das Wasser ein schmutziges Aussehen erhalten. Ich sehe die Möglichkeit ein, daß ich mich vor diesem Herrn Gerichtsarzt ungeheuer lächerlich mache; aber ich will diese Blamage riskiren. Ich spiele in einer Lotterie, in welcher tausend Nieten gegen einen einzigen Gewinn stehen. Desto größer ist das Glück, wenn ich den Treffer ziehe."

„Und ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich ein ungewöhnliches Vertrauen zu Ihnen hege. Ihre Kenntnisse sind so bedeutend, wie das Glück groß ist, welches Sie besitzen. Und dieses letztere ist ja nicht das Geringste, was einem Arzte zu wünschen ist. Sie sind ja durch Ihre letzten Curen förmlich berühmt geworden. Wie steht es denn jetzt mit Doctor Holm's Vater?"

„Wir haben nicht weit hin. Wollten Sie mich vielleicht begleiten, Durchlaucht?" fragte Zander lächelnd.

„Das klingt ja verheißungsvoll!"

„Ja. Ich habe die Electricität in Anwendung gebracht. Es würde mich freuen, Ihnen den Erfolg zeigen zu dürfen."

„Ich fahre mit. Und wie steht es mit der armen Frau des Theaterdieners Werner?"

„Hm! Wir können ja gleich vom Altmarkte zu ihm fahren. Seine Frau litt keineswegs am Krebse, sondern an einer Gesichtsflechte, welche nur in Folge einer ungeheuer verkehrten Behandlung einen solchen Grad von Gefährlichkeit annehmen konnte. Und dann — — aber ich glaube, daß ich Ihre kostbare Zeit zu sehr in Anspruch nehme?"

„In wiefern? Giebt es noch einen Ort, an den ich mit Ihnen fahren soll?"

„Ja; in meine, nämlich meine Wohnung."

„Was giebt es da?"

„Da warten nämlich bereits Zwei, welche gar nicht wissen, was sie bei mir wollen, nämlich Marie Bertram und der Mechanikus Fels."

„Ihr früherer Geliebter?"

„Ja."

„Was haben Sie mit den Beiden vor?"

„Nun, es versteht sich ganz von selbst, daß ich mich für die Familie Bertram, welche unter Ihrem besonderen Schutze steht, lebhaft interessire. In Folge dessen dachte ich auch an Fels, dessen Mutter als unheilbar Irrsinnige im Bezirkshause war. Ich ging zu ihr und untersuchte sie. Sie war, wie Sie wissen, blind. Ich nahm sie zu mir und habe, ohne ein Wort davon zu sagen, sie operirt."

„Was! Ist's möglich! War sie denn heilbar?"

„Ich dachte es. Und heute glaube ich, daß die Operation gelungen ist."

„Eine Irrsinnige, welche sehend wird!"

„O bitte! Es mag kühn von mir sein, aber ich habe den Gedanken gehabt, daß das wiederzugewinnende Augenlicht vortheilhaft auf den Geist der Kranken wirken könne. Ich will heute die Binde entfernen."

„Und dazu haben Sie das Liebespaar geladen?"

„Ja. Auch hier spiele ich ein gewagtes Spiel; aber ich sage mir, daß nichts zu verlieren, hingegen aber Alles zu gewinnen sei."

„Sie sind trotz Ihrer Jugend ein außerordentlicher Mann. Gelingt Ihnen das Wagniß mit den beiden gestorbenen Gefangenen, so dürften Sie sehr leicht in kurzer Zeit Bezirksarzt sein."

„Möglich, daß man mir es anbieten würde, doch fragt es sich, ob ich acceptire. Also, darf ich hoffen, daß Sie sich mit nach meiner Wohnung verfügen, Durchlaucht?"

„Natürlich! Sogar sehr gern! Hier sind wir auf dem Altmarkte. Also, wollen wir zu Holm? So sage ich es dem Kutscher."

Der Doctor bejahte und in Folge dessen mußte der Kutscher vor dem betreffenden Hause halten. Sie stiegen die drei Treppen empor und klopften an. Hilda öffnete.

Es sah jetzt in der Wohnung bedeutend freundlicher aus als früher.

Aus der Nebenstube hörten die Eintretenden eine fröhlich lachende, glockenreine Frauenstimme. Holm's Vater saß am Fenster, durch welches er blickte und — eine lange Pfeife rauchte.

„Der Herr Doctor!" sagte er erfreut, indem er sich von dem Stuhle erhob, und, wenn auch noch schwerfällig, aber doch einige Schritte ihm entgegen kam, um ihm die Hand zu geben und ihn willkommen zu heißen.

„Was?" sagte der Fürst. „Ist das der vollständig gelähmte Mann, von dem ich gehört habe?"

„Ja, Herr, der bin ich," antwortete Holm, vor Glück über das ganze Gesicht lachend. „Der Herr Doctor Zander hat ein Wunder an mir gethan. Ich kann es ihm nicht genug danken."

Da wurde die Thür zum Nebenzimmer geöffnet. Doctor Holm erschien.

„Durchlaucht!" rief er überrascht. „Welche Ehre! Und Doctor Zander? Herzlich willkommen!"

„Durchlaucht? Welche Durchlaucht?" fragte es hinter ihm.

„Siehe es selbst!"

Er trat zur Seite und es kam die Amerikanerin Ellen Starton herein. Sie erröthete zwar, als sie den Fürsten erblickte, gab ihm aber freimüthig die Hand mit den Worten:

„Das ist freilich eine große Ueberraschung, Durchlaucht, ich wollte mir heute die Ehre geben, zu Ihnen zu kommen, um mir eine Audienz zu erbitten."

„Sie sind herzlich willkommen."

„Ich hatte Ihnen etwas so sehr Hochwichtiges mitzutheilen."

„Ich werde ganz Ohr sein."

„Nun ich Sie aber so erfreulicher Weise bereits jetzt sehe, so möchte ich Ihnen diese Mittheilung doch lieber gleich jetzt machen."

„Ich muß mich Ihnen auch jetzt zur Verfügung stellen. Also bitte! Etwas Hochwichtiges?"

„Ja, aber nur für mich. Lieber Max, ist es nicht eigentlich Deine Sache, es Durchlaucht zu sagen?"

„Ja, eigentlich; aber —"

Sie blickten sich unter glücklichem und einigermaßen verlegenem Lächeln an, bis der Fürst sagte:

„Bitte, bitte, ich mag gar nichts hören! Ich weiß es schon!"

„O nein, gewiß nicht!" antwortete Ellen.

„Soll ich rathen?"

„Ja, bitte?"

„Sie wollen mich einladen?"

„Richtig, richtig! Aber wozu?"

„Zur Verlobung einer sehr berühmten amerikanischen Tänzerin mit einem ebenso berühmten europäischen Violinvirtuosen. Nicht wahr?"

„Ja, es ist errathen; unser Geheimniß ist enthüllt!"

„Ich komme! Wann aber und wo?"

V. S.

„Das ist wirklich noch unbestimmt. Hier bei May ist es zu eng für unsere Gäste und im Hotel Union, wo ich noch wohne, giebt es keinen Saal."

„Ich wüßte einen!" lachte der Fürst.

„Wirklich? Wo?"

„Muß er groß sein?"

„Nein. Eine kleine Hütte, wo einige glückliche Schiller'sche liebende Paare Platz finden."

„Das ist bei mir zu finden."

„Bei Ihnen? O nein!"

„O doch, beste Miß Ellen. Sie werden Ihre Verlobung bei mir feiern; das verlange ich partout. Es giebt gar nichts dagegen zu sagen. Ihr Bräutigam hat mir so bedeutende Dienste geleistet, daß er mir doch jetzt nicht eine Absage geben darf. Also topp! Eingeschlagen!"

Er hielt den Beiden die Hände hin. Doctor Holm zögerte, aber die Amerikanerin war muthiger.

„Ja, unhöflich dürfen wir nicht sein, May. Also eingeschlagen! Doch unter einer Bedingung!"

„Welcher?"

„Herr Doctor Zander muß mitkommen. Der Mann, welcher unserem Papa den Gebrauch der Glieder wiedergegeben hat und meinem May die — ah, da kann ich es doch gleich sagen: Wissen Sie, Herr Doctor, was wir eben thun wollten?"

„Ich bitte, es erfahren zu dürfen."

„Geigen, ja, geigen wollten wir!"

Zander machte ein ironisch erstauntes Gesicht und sagte:

„Ist das hier etwas so Seltenes?"

„O, sehr selten!"

„Ich denke, Herr Doctor Holm geigt täglich."

„Verkehrt, ja; aber heute möchte er die Violine endlich wieder in die Linke nehmen. Wie steht es mit dem Verbande?"

„Na, lassen Sie sehen! Ich hatte mich doch geirrt. Ich glaubte, daß die Heilung in vierzehn Tagen eintreten werde, aber es ist doch eine so viel längere Zeit nöthig gewesen."

Er entfernte den Verband von der linken Hand Holm's, ließ diesen die Finger bewegen, untersuchte jeden einzelnen derselben und sagte dann:

„Es geht. Aber, bitte, gehen wir lieber sicher. Warten Sie noch einige Tage."

„O weh!" seufzte Ellen. „Sie sind grausam."

„Nein, ich bin nicht grausam, sondern ich verfolge nur einen gesellschaftlichen Zweck," lächelte er.

„Welcher wäre das?"

„Bleibt es dabei, daß ich zur Verlobung geladen bin?"

„Natürlich!"

„So erlaube ich, daß er bei diesem Feste vor den versammelten Gästen zum ersten Male seine Meisterschaft zeigt, eher aber nicht. Einverstanden, Miß?"

„Ja, darauf gehe ich ein! Er mag also dafür sorgen, daß er sich möglichst bald überzeugt, ob die Hand brauchbar geworden ist oder nicht."

„Sie ist es; ich garantire."

Er beschäftigte sich noch kurz mit Holm's Vater und dann verließ er mit dem Fürsten die glückliche Familie, um eine Minute später die vier Treppen zu dem Theaterdiener Werner hinaufzusteigen.

Als sie da eintraten, waren die sämmtlichen Glieder der Familie vorhanden. Emilie und Laura kannten ja den Fürsten und verbargen die Freude nicht, mit welcher sie ihn sahen. Ihr Vater verbeugte sich, so tief es ihm möglich war, und auch seine Frau erhob sich von dem Stuhle, auf welchem sie gesessen hatte.

Früher war ihr Gesicht mit mehreren Tüchern verhüllt gewesen, jetzt aber hatte diese Hülle in Wegfall kommen können. Sie trug nur einen Schirm über den Augen, welche sehr angegriffen waren.

Zander entfernte diesen Schirm, so daß der Fürst das Gesicht sehen konnte.

„Bitte, Durchlaucht," sagte er. „Vor Kurzem war da weder Haut noch Fleisch zu sehen. Jetzt haben sich die Muskeln gebildet und die Gesichtshaut erscheint. In einem Monate wird Frau Werner auf die Straße gehen können, ohne sehr großes Aufsehen zu erregen."

Die früher sehr unglückliche Frau brach vor Glück in ein lautes Schluchzen aus, in welches ihr Mann und ihre Kinder einstimmten. Es war eine Scene, welche zu Herzen ging. Der Fürst ergriff die Hand des Arztes, drückte sie herzlich und sagte:

Fast möchte ich Sie beneiden. So glücklich wie Sie, vermag Unsereiner keinen Menschen zu machen. Ich will aber sehen, ob es mir möglich ist, auch einen kleinen Beitrag zu leisten. Herr Werner, wenn Sie einen Wunsch haben, denn ich erfüllen kann, so sprechen Sie!"

„O, Durchlaucht!" meinte der brave Mann zaghaft. „Einen Wunsch hätte ich schon, aber —"

„Weiter!"

„Aber er ist zu groß!"

„Na, wir werden ja sehen!"

„Ich möchte gern — gern —"

„Was möchten Sie gern? Sehe ich denn gar so fürchterlich aus, daß Sie nicht zu reden wagen?"

„O nein. Aber Sie haben schon so Viele!"

„Was denn?"

„Diener."

„Ach so! Sie möchten gern in meinen Dienst treten?"

„Ja. Gott sei Dank! Jetzt ist es heraus!"

„Das ist freilich ein Wunsch, den ich wohl kaum erfüllen kann!"

Er hatte das sichtlich nur im Scherze gesagt; Werner aber antwortete sehr ernst darauf:

„Das dachte ich mir! Verzeihung, Durchlaucht."

„Aber ich wüßte eine Stelle für Sie."

„Wirklich?"

„Ja, und zwar eine Stelle, welche Ihnen behagen würde."

„Darf ich darnach fragen?"

„Nein. Ich werde Ihnen aber den Contract schicken. Gefällt er Ihnen, so können Sie ihn unterschreiben."

„Ach, da bin ich gespannt!"

„Ich mache freilich eine Bedingung. Nämlich Derjenige, welcher Ihnen diesen Contract bringt, beansprucht eine Belohnung dafür."

„Die soll er haben, wenn es in meinen Kräften steht."

„Es steht in Ihren Kräften und ich werde Ihre Geduld auch nicht sehr lange auf die Probe stellen."

Das war ein Versprechen, welches die ganze Familie mit Freude erfüllte. Sie hätten freilich am liebsten gleich jetzt gewußt, um was es sich handelte. Auch Doctor Zander, welcher sich für Werner's sehr interessirte, war neugierig und erkundigte sich darnach, als er mit dem Fürsten wieder in dem Wagen saß.

„Es war ein kühnes Versprechen, welches ich gab," antwortete dieser. „Ich weiß zwar eine Stelle; vielleicht aber ist sie schon vergeben, auch habe nicht ich darüber zu verfügen, aber ich werde doch versuchen, ob es mir gelingt, sie dem braven Manne zu verschaffen. Jetzt nun bin ich gespannt, was ich bei Ihnen sehen und erfahren werde. Also Fels ist mit seiner Geliebten bereits da?"

„Jedenfalls. Ich erwartete die Beiden, als Sie zu mir kamen, um mich nach dem Gefängnisse abzuholen."

Marie Bertram hatte, wie bekannt, eine Stellung bei Alma von Helfenstein gefunden. Wilhelm Fels, der Mechanikus, war als Gehilfe bei einem Meister eingetreten und befand sich wohl bei demselben. Nur eins bedrückte ihn, nämlich er bekam die Geliebte ntcht zu sehen. Er ging täglich des Abends, wenn die Arbeit zu Ende war, an dem Palaste der Baronesse vorüber; er stand ganze Stunden lang auf der Straße und beobachtete die Fenster. Zuweilen war es ihm, als stehe die Geliebte oben und blicke auf die Straße herab, aber wenn er sich dann sehen ließ und ein Zeichen gab, so war sie verschwunden.

Dann kam er auf den Gedanken, ihr zu schreiben. Er schrieb mehrere Briefe, erhielt aber keine Antwort. So kam es, daß er trüber und trüber gestimmt wurde und sich recht einsam und verlassen fühlte. Er hatte nun Niemand mehr; seine Mutter war ja unheilbar wahnsinnig. Dennoch besuchte er sie wöchentlich einige Male, aber sie kannte ihn nicht. Sie wimmerte leise und schmerzlich vor sich hin, wie sie es seit dem Tage gethan hatte, an welchem sich ihr Geist verwirrt hatte.

Vorige Woche nun hatte er sie auch besuchen wollen, war aber mit dem

Bescheide, daß sie nicht zu sprechen sei, abgewiesen worden. Dasselbe war gestern wieder geschehen. Er befand sich in großer Sorge, und als er heute eine briefliche Aufforderung erhielt, sich am Nachmittage zu einer angegebenen Zeit bei Doctor Zander einzufinden, ahnte er nicht, daß diese Einladung sich auf seine Mutter beziehe.

Er begab sich zu der bestimmten Zeit nach der Wohnung des Arztes, den er von Rollenburg her kannte. Im Vorzimmer saß eine alte Verwandte Zander's, welche er zu sich genommen hatte, um nicht allein zu sein. Er sagte ihr seinen Namen. Sie sah von ihrem Strickstrumpfe weg und über ihre Brille hin ihm in's Gesicht und sagte:

„Treten Sie da durch diese Thür. Der Herr Doctor ist abgerufen worden und wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen."

Sie machte dabei ein eigenthümliches, wohlwollend-verschmitztes Gesicht. Und das hatte seinen Grund. Sie hatte nämlich von Zander alle Verhältnisse der Kranken, die jetzt bei ihm wohnte, erfahren; sie wußte also auch, daß Marie Bertram die Geliebte Fels' sei.

Er folgte der Aufforderung und trat in das Zimmer. Am Fenster stand eine schlanke aber volle Mädchengestalt, welche sich, als die Thüre ging, nach derselben umdrehte. Er erschrak freudig, trat schnell auf sie zu und rief:

„Marie! Du hier? Du?"

„Wilhelm! Herr Fels!" antwortete sie verwirrt.

Sie wollte ihm die Hand entziehen, welche er ergriffen hatte, aber er gab dieselbe nicht wieder her.

„Herr Fels! So nennst Du mich?" fragte er. „Welchen Grund hast Du dazu?"

„Den, welchen Du weißt."

„Ich weiß keinen, gar keinen."

„O doch!"

„Sage mir ihn, schnell!"

„Nein, nein! Lassen wir das! Was thust Du hier?"

„Ich weiß nicht, was ich soll. Ich wurde bestellt."

„Ich auch."

„Du auch? Du hast eigentlich nichts hier zu thun?"

„Nein. Ich erhielt diese Zeilen."

Sie zog den Brief hervor und zeigte ihm denselben.

„Gerade so wie ich," sagte er. „Das ist mir räthselhaft. Was mag dieser Doctor Zander von uns wollen!"

„Wir werden es jedenfalls erfahren. Willst Du Dich nicht setzen?"

Sie zeigte auf einen Stuhl und versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen. Er hielt sie noch immer fest und antwortete:

„Ja, ich werde mich setzen, wenn Du Dich neben mich setzest. Komm! Ah, nicht? Magst Du nichts von mir wissen?"

Sie wandte sich ab und antwortete nicht.

„Sage es, Marie!" bat er. „Du magst nichts mehr von mir wissen?"

Sie antwortete nicht. Darum fuhr er fort:

„Hast Du meine Briefe erhalten?“

„Ja,“ sagte sie, doch ohne ihn anzusehen.

„Und auch gelesen?“

„Ja.“

„Ich bat Dich, mit Dir sprechen zu dürfen. Ich bat um Antwort, ich gab meine Adresse an. Du schriebst nicht wieder. Nun schrieb ich einen nächsten Brief. Ich bat Dich um eine Zusammenkunft. Ich gab Dir die Zeit und den Ort an. Ich ging hin, aber Du kamst nicht.“

„Ich konnte nicht,“ antwortete sie zögernd.

„Warum nicht?“

„Ich hatte keine Zeit.“

„Keine Zeit! Für mich! Auf solche Bitten! Ich habe so viele, viele Male vor dem Hause gestanden, und Du mußt mich auch gesehen haben. Nicht wahr, Du hast mich gesehen?“

Sie nickte, ohne zu sprechen.

„Ich dachte, Du würdest einmal herunterkommen, Du aber kamst nicht. Du hattest auch da keine Zeit?“

„Ja.“

„Das ist traurig! Ich denke nun, daß Du auch fernerhin keine Zeit haben wirst. Du magst nichts mehr von mir wissen. Es soll zwischen uns aus sein. Nicht wahr?“

Sie athmete schwer und stieß erst nach einer Weile hervor:

„Ja, es ist aus!“

„Ganz gewiß und unwiderruflich?“

„Ganz gewiß.“

Da endlich ließ er ihre Hand los, ging langsam zum Stuhle und setzte sich nieder. Sie wankte zum Fenster und blieb dort stehen, mit dem Rücken nach ihm gekehrt. So blieb es eine ziemliche Weile still im Zimmer.

„Marie!“ sagte er endlich.

Sie antwortete nicht.

„Warum soll es denn aus sein?“

Auch jetzt erhielt er keine Antwort.

„Weißt Du noch, wie schön es war in der Wasserstraße, wenn wir mit einander auf der alten Ofenbank saßen und die Mutter ging hinaus, um uns allein zu lassen?“

Sie schluchzte leise vor sich hin.

„Wir waren arm, sehr arm; aber es war schön!“

Sie hielt die Hand an die Augen, antwortete aber nicht.

„Jetzt freilich ist es anders,“ fuhr er fort. „Ihr seid reich.“

„Wilhelm!“ stieß sie hervor.

„Nun ja. Dein Bruder ist beim Fürsten und Du bist bei einer Baronesse. Was soll da der arme Mechanikus!“

„Wilhelm, das ist's nicht!“

„Was denn?“

„Du weißt es.“

„Ach ja, ja, ich weiß es,“ sagte er, wie sich besinnend.

„Der arme Mechanikus arbeitete Tag und Nacht, damit seine Mutter nicht hungern sollte und weil er ein Mädchen so sehr, so sehr lieb hatte. Er war unvorsichtig und nahm einiges Arbeitsmaterial; er wollte es nicht stehlen —“

„Wilhelm!“ rief sie in bittendem Tone.

„Bei Gott, er wollte es nicht stehlen; er wollte es bezahlen, aber es kam nicht dazu. Er wurde arretirt und mit Gefängniß bestraft. Das ist es, ja, das ist es.“

Da fuhr sie rasch herum und fragte:

„Was soll das sein?“

„Der Grund, warum Du nichts mehr von mir wissen magst. Ich bin gefangen gewesen.“

„Nein, nein, das ist es nicht!“

„O doch! Gewiß!“

„Nein.“

„So sage es mir!“

Sie wurde unter Thränen glühend roth und antwortete:

„Du weißt es ja. Du weißt, wo ich gewesen bin.“

„Nun, wo denn?“

„An der Ufergasse.“

„Du hast doch nicht hingewollt und hast Dich gewehrt. Das weiß ich genau.“

„Und dann bei der Melitta in Rollenburg.“

„Auch dafür kannst Du nicht. Und was hast Du denn dort gethan? Nichts, gar nichts. Wir sind ja gekommen und haben Dich geholt!“

„Wenn auch. Wer in einem solchen Hause gewesen ist, der — —“

Thränen erstickten ihre Stimme. Er aber stand schnell bei ihr, ergriff ihre Hand wieder und fragte:

„Nichts Anderes? Weiter nichts?“

„Nein, weiter nichts.“

„Es soll zwischen uns aus sein Deinetwegen, nicht aber meinetwegen?“

„Ja.“

„Herrgott! Mädchen, was fällt Dir ein! Würde ich Dich aus Rollenburg geholt haben, wenn es aus sein soll?“

„Aber so etwas läßt sich nie vergessen!“

„So etwas? Was denn? Du hast ja gar nichts Unrechtes gethan! Ich habe Alles erfahren, wie es gewesen ist. Der Tod Deines Vaters hat Dich so verstört gemacht. Dazu ich gefangen und Robert gefangen! Du bist ja fast irrsinnig gewesen. Du warst es ja noch in Rollenburg. Erst als Du mich erkanntest, bist Du so langsam wieder zum Bewußtsein gekommen. Geh, Du mußt mich aber doch für einen sehr schlechten Menschen halten!“

Er sagte zwar: „Geh“, zog sie aber doch an sich heran, und jetzt ließ

sie es geschehen. Er blickte ihr in das liebliche Angesicht; sie aber hielt die Augen niedergeschlagen.

„Mariechen!“ bat er

„Wilhelm!“

„Ist's wirklich aus?“

„Ich dachte, es müßte.“

„Und darum kamst Du nicht? Und darum schriebst Du mir nicht? Nur darum allein?“

„Ganz allein,“ hauchte sie.

„Ich dachte, Du hättest mich nicht mehr lieb.“

„O sehr, sehr!“

Dabei verbarg sie das Gesicht an seinem Herzen.

„Gott sei Dank!“ sagte er. „Was bin ich doch für ein großer Esel gewesen! Weißt Du, was ich hätte thun sollen?“

„Was?“

„Ich hätte schnurstracks zu Dir kommen sollen. Deine Baronesse hätte mir wohl erlaubt, einige Worte mit Dir zu sprechen. So aber habe ich mir dumme Sorgen gemacht und mich ganz unnöthig gegrämt. Das aber wird nun anders. Mariechen, ich sage Dir: Ich schreibe nicht wieder!“

„Nicht?“ fragte sie, in seiner Umarmung glücklich zu ihm auflächelnd.

„Nein. Was ich Dir zu sagen habe, kann ich Dir mündlich sagen. Soll ich? Darf ich?“

„Ja.“

„Also wir treffen uns alle Tage vor Eurer Thür, Abends punkt neun Uhr. Gut!“

„Wenigstens heute, morgen und übermorgen. Fällt uns etwas Anderes, Besseres ein, können wir es uns sagen. Jetzt aber darfst Du nicht widersprechen!“

„Das thue ich nicht.“

„Und die Augen zu machen!“

„Gut! So?“

Er gab ihr einen Kuß, daß es laut schallte. Im Nu waren ihre Augen auf.

„Um Gottes willen! Was machst Du!“ sagte sie.

‚Das hast Du nicht gemerkt? Dann gleich noch einmal! Komm!“

Er wollte ihr noch einen Kuß geben; sie aber wehrte ihn von sich ab und sagte:

„Nein, nein! Die alte Dame draußen hört es ja!“

„Gott bewahre!“

„Freilich!“

„Hätte sie es wirklich gehört?“

„Natürlich! Du bist viel zu laut!“

„Ach so! Na, dann leiser, viel leiser! Komm, Mariechen!“

Er nahm sie beim Kopfe, hob ihr Gesicht in die Höhe und näherte seinen Mund ganz, ganz langsam ihren Lippen.

„Paß auf!“ flüsterte er. „Jetzt sollst nicht einmal Du etwas hören!“

„So gar sehr leise braucht es nicht zu sein!“

„Wie denn? Halb und halb?“

„Ich will es Dir zeigen. So!“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken, zog seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn.

„Ach so!“ sagte er. „Das muß ich mir merken, und damit ich es nicht vergesse, rasch noch einmal!“

Er küßte sie wieder und immer wieder. Sie entgegnete seine Küsse mit glückstrahlendem Gesichte. Sie waren Beide so vertieft in diese angenehme Beschäftigung, daß sie weder hörten noch sahen, was geschah.

Die Thür hatte sich geöffnet und mit durch den Teppich gedämpften Schritten waren der Fürst und Doctor Zander eingetreten. Sie blickten lächelnd den Beiden zu. Endlich aber sagte Zander laut:

„Gesegnete Mahlzeit, meine Herrschaften!“

Die beiden Ertappten fuhren herum. Marie stieß einen Schrei des Schreckens aus und wußte sich keinen anderen Rath, als daß sie blitzschnell nach dem Fenster sprang und sich dort hinter die Gardine steckte. Fels blieb stehen. Auch sein Gesicht erglühte, aber er verlor doch die Fassung nicht, sondern er antwortete:

„Ich danke, Herr Doctor! Hatten Sie uns vielleicht zu dieser Mahlzeit eingeladen?“

„Ja.“

„Ah! Das ist verwunderlich!“

„Nicht so sehr. Ich wußte, daß Sie Appetit hatten.“

„Woher?“

„Es stand Einer zuweilen vor der Wohnung der Baronesse von Helfenstein und blickte mit solcher Sehnsucht nach den Fenstern, daß ich mir vornahm, ihm seinen Herzenswunsch zu erfüllen. Bitte, Fräulein Bertram!“

Er holte sie hinter der Gardine vor. Wohl selten ist ein Mädchen so roth gewesen wie Marie in diesem Augenblicke. Ihr Gesicht glühte förmlich, und ihre Augen standen voller Thränen der Verlegenheit.

„Bitte, schämen Sie sich Ihrer Liebe nicht!“ sagte der Arzt im freundlichsten Tone. „Auch ich habe mir in diesen Tagen eine Geliebte errungen; wir sind also Gefährten des Glückes.“

„Vor ihm hätte sie sich vielleicht weniger genirt als vor dem Fürsten; aber der milde Blick des Letzteren stillte endlich auch Mariens Herzklopfen.

„Sie werden jetzt im Ernste fragen, weshalb ich Sie zu mir bestellt habe,“ sagte Zander. „Errathen Sie es nicht, Herr Fels?“

„Nein.“

„Hat man Ihnen im Bezirkshause nichts gesagt?“

„Kein Wort.“

„Ja, ich hatte das gewünscht. Nun aber ist es an der Zeit, daß Sie es erfahren. Ihre Mutter befindet sich bei mir."

„Ach so! Also deshalb war sie nicht zu sprechen!"

„Ja, deshalb. Der Fall interessirte mich. Man hielt ihren geistigen Zustand für unheilbar."

„Sie aber nicht?"

„Nein."

„Herrgott, wenn Sie recht hätten!"

„Er wäre absolut unheilbar, wenn nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß ein früheres Unglück jetzt für sie zum Glücke werden könnte."

„Welches Unglück, Herr Doctor?"

„Ich meine ihre Blindheit. Ich hatte Gründe, Sie nicht zu benachrichtigen und habe daher nur Ungenaues erfahren, aber nicht wahr, Ihre Mutter ist nicht stets blind gewesen?"

„O nein. Sie wurde es erst vor ungefähr drei Jahren."

„Aus welchem Grunde?"

„Es kam langsam, so nach und nach, ohne daß man den Grund erkennen konnte."

„Hm! Das ist mir lieber, als wenn sie in Folge eines plötzlichen Ereignisses, zum Beispiel einer Erkältung erblindet wäre. Solche Fälle sind fast stets hoffnungslos. Uebrigens haben wir es mit einem nicht unheilbaren Staar zu thun. Haben Sie früher Aerzte gehabt?"

„Zwei. Diese gaben weder sich Mühe noch Hoffnung. Wir waren ja arm und konnten nicht zahlen."

„Es giebt ja Armenärzte!"

„Das waren die Beiden."

„Ach so! Nun, ich will Ihnen gestehen, daß ich die Operation gewagt habe."

„Herr Jesus! Ist sie gelungen?"

„Ich hoffe es. Eine Behauptung kann ich freilich nicht aufstellen. Doch ist heute die Zeit, die Binde zu lüften. Da Sie dabei sein sollen, habe ich Sie kommen lassen."

„Welch' eine Nachricht! Herr Doctor, ich bin Ihnen bereits so viel Dank schuldig! Sie verpflichten mich ja immer mehr!"

„Was ich thue, macht mir selbst Vergnügen. Ich darf wohl annehmen, daß Ihr Gesicht Ihrer Mutter bekannt sein wird, da sie erst seit nicht langer Zeit blind ist. Und ebenso ist ihr Fräulein Bertram hier bekannt?"

„Sie kennt uns Beide jedenfalls gleich genau."

„Das ist gut. Ihr erster Blick wird auf Sie fallen. Ich hoffe, daß dieser Blick eine glückliche Wirkung auf den Zustand ihres Geistes hat."

„Wenn das wäre, Herr Doctor! O, wenn es doch wäre!"

„Gott mag es geben! Ich verhehle aber nicht, daß auch eine gewisse Gefahr vorhanden ist. Sollte ihr geistiger Zustand jetzt noch heilbar sein, was ich aber ganz entschieden bezweifle, so kann ihre Seele durch die zu erwartende

Aufregung in ewige, hoffnungslose Nacht versinken — oder es kann diese Aufregung eine solche Wirkung auf den Sehnerv haben, daß sie unheilbar wieder erblindet. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen. Sie sind der einzige Verwandte der Patientin. Sie haben zu erlauben, ob ich kühn sein darf oder nicht."

„Seien Sie es; seien Sie es, Herr Doctor! Ich habe alles, alles Vertrauen zu Ihnen!"

„Ich danke! Versuchen wir es also in Gottes Namen. Kommen Sie mit mir!"

Er führte sie in ein anderes Zimmer, dessen Fenster so verhängt waren, daß ein sehr gedämpftes Licht in dem Raume herrschte.

„Bitte, Herr Fels, setzen Sie sich da auf das Sopha und sagen Sie kein Wort. Bewegen Sie sich auch nicht. Sollte Ihre Mutter sprechen, sollte sie fragen, so antworten sie nur dann, wenn ich Ihnen durch einen Wink die Erlaubniß dazu gebe. Und Sie, Fräulein Bertram, bleiben hier hinter diesem Bücherschrank stehen, bis ich Ihrer bedarf."

Den Fürsten bat er, sich hinter die Portière zu stellen. Dann begab er sich in das Nebenzimmer, dessen Eingang gerade gegenüber das Sopha stand, auf welchem Fels saß.

Beim Oeffnen der Thür konnte man bemerken, daß dieses Nebenzimmer vollständig dunkel sei.

Es trat eine höchst erwartungsvolle Pause ein. Der Sohn der unglücklichen Frau zitterte fast vor Aufregung. Jetzt brachte Zander die Leidende geführt. Ihre Augen waren verhüllt, und zwar so, daß sie die Binde nicht selbst entfernen konnte. In ihrem irrsinnigen Zustande hätte sie dies jedenfalls gethan.

Sie folgte der Hand des Arztes ganz willig. Dabei aber murmelte sie leise klagend:

„Blut! Blut! Er ist todt — todt — — todt!"

Es war ihr nur der plötzliche Tod des Nachbars Bertram im Gedächtnisse geblieben. Wurde etwas früher Geschehenes ihrer Erinnerung wiedergegeben, so war ein Erwachen ihres Geistes möglich. Da hatte Doctor Zander vollständig recht. Und so etwas Früheres waren doch die beiden bekannten Gesichter, welche sie jetzt sehen sollte, falls die Operation eine gelungene gewesen war.

Der Arzt schob einen Stuhl gerade unter die Thüröffnung und setzte die Kranke darauf, so daß sie ihrem Sohne sich gerade gegenüber befand. Dann begann er, die Binde zu lösen.

„Also bitte, keine Unvorsichtigkeit!" flüsterte er.

Dann entfernte er die letzte Hülle.

Frau Fels hielt die Augen noch eine kurze Weile geschlossen. Dann öffnete sie die Lider. Augenblicklich fuhr sie mit beiden Händen darnach.

„Gott!" stieß sie hervor.

Das war ein Wort, welches sie seit langer Zeit nicht gesprochen hatte.

Sie ließ die Hände wieder sinken und richtete den Blick vorsichtig und blinzelnd auf den Sohn.

„Wer — was — — ach, ach!“ stieß sie hervor, und dann hielt sie sich die Augen zu.

Fels hatte mit den Thränen zu kämpfen. Der Arzt aber gab ihm einen strengen Wink, sich zu beherrschen. Jetzt hielt sie die Hände wie einen Schirm über die Augen und betrachtete den Sohn.

„Wer — ach wer — wer ist — ist — —?“

Weiter sagte sie nichts. Sie legte die Hände wieder auf die Augen. Zander band ihr die eine Binde wieder vor. Sie ließ es ganz ruhig geschehen. Er gab Marien und Fels einen Wink, und Beide wechselten ihre Plätze.

„Sie kämpft mit ihrer Erinnerung. Der Geist will erwachen, ist aber noch zu schwach dazu,“ flüsterte der Arzt. „Geben wir ihr also, um sie zu unterstützen, ein zweites, bekanntes Bild.“

Er trat wieder hinter die Kranke zurück und entfernte langsam die Binde. Sie öffnete wieder, wie vorhin die Augen, fuhr schnell mit den Händen nach denselben, ließ sie wieder sinken, betrachtete Marie, öffnete und schloß die Augen wiederholt und athmete dabei tief und ängstlich auf.

Dann, mit einem Male, öffnete sie die Augen groß und weit. Ihr Blick wurde bewußt und bewußter, und jetzt rief sie, die Hände verwundert zusammen schlagend:

„Marie!“

Das Mädchen antwortete nicht.

„Marie!“

Abermals keine Antwort.

„Marie, so rede doch!“

Der Arzt nickte zustimmend mit dem Kopfe, und darum antwortete sie mit dem Namen:

„Frau Fels!“

„Gott sei Dank! Ich dachte, Du wärst todt. Du warst still und stumm wie eine Leiche.“

„Meine liebe, gute Frau Fels!“ stieß Marie hervor, die ihre Rührung kaum mehr beherrschen konnte. „Sie kennen mich also?“

„Dich? Kind, ich werde doch Dich kennen! Ich habe Durst, gieb mir einmal dort vom —“

Sie hielt inne. Sie hatte sich zu Hause geglaubt, und nun fiel ihr Blick auf eine unbekannte Umgebung. Darüber erschrak sie.

„Mein Gott, wo bin ich denn?“ fragte sie.

Jetzt zeigte sich in Zander's Gesicht eine große, fast angstvolle Spannung. Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. Jetzt konnte ihr erwachender Geist wieder in Nacht versinken.

„Wo bin ich?“ fragte sie.

„Hier,“ meinte Marie, welche nicht gleich wußte, was sie antworten sollte.

„Hier? Ja, wo ist denn das? Bei wem denn?“

Zander, welcher hinter der Patientin stand, zeigte auf sich, und darum antwortete sie:

„Beim Herrn Doctor Zander.“

„Doctor Zander? Den kenne ich doch gar nicht! Warum bin ich bei dem?“

„Weil Sie krank waren.“

„Krank? Ich?“

Sie sann nach. Sie legte die Hand an die Stirne; sie schüttelte den Kopf; sie konnte sich nicht besinnen. Zander bewegte die Lippen so, daß Marie ihm das Wort Fieber vom Munde lesen konnte. Darum sagte sie:

„Ja, Sie hatten das Nervenfieber. Sie sind erst heute wieder gesund geworden.“

„Das Nervenfieber? Hätte ich gehabt?“

„Ja.“

„War es gefährlich?“

„Sehr. Sie haben phantasirt.“

„Ach ja, jawohl! Jetzt begreife ich es! Das also war das Nervenfieber?“

Sie nickte mit dem Kopfe. Ihre Züge nahmen einen immer mehr geistigen Ausdruck an.

„Jetzt kann ich mich besinnen,“ sagte sie. „Ich habe wirklich phantasirt! Habe ich nicht gemeint, daß ich blind bin?“

„Ja.“

„Daß — daß Dein Vater todt ist?“

„Ja.“

„Daß — o mein Gott, das war schrecklich! — Daß Wilhelm gefangen sein soll?“

„Ja, das haben Sie phantasirt.“

„Das — —? Phantasirt — —? O nein, das war ja wirklich! Seidelmann kam und sagte es mir!“

Sie stieß diese Worte voller Angst und fast kreischend aus. Die Gefahr war wieder nahe.

„Ja, Seidelmann sagte es,“ fuhr sie fort. „Mein Sohn hat gestohlen! Er ist arretirt!“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Auf das eifrige und angstvolle Winken des Arztes antwortete Marie:

„Glauben Sie das nicht, Frau Fels. Glauben Sie es nicht. Sie haben das ja nur im Fieber geträumt!“

„Wirklich? Wirklich?“

„Ja.“

„Er ist nicht gefangen?“

„Nein.“

„Und hat nicht gestohlen?“

„Nein.“

„Wenn ich das glauben könnte! Wenn es wahr wäre! Aber es war so deutlich, es kann kein Fieber gewesen sein. Wo ist Wilhelm?“

Marie zögerte, da sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Darum rief die Kranke schnell:

„Siehst Du, daß es nicht wahr ist, was Du sagst! Du giebst keine Antwort! Wo ist er? Im Gefängnisse!“

Jetzt sah Zander seine Zeit gekommen. Er trat schnell einige Schrttte in das andere Zimmer zurück und hustete so laut, daß Sie es hören mußte.

„Ist noch Jemand hier?“ fragte sie, den Kopf in lauschende Stellung zur Seite legend.

„Es ist der Herr Doctor Zander,“ antwortete Marie.

„Bei dem ich mich befinde?“

„Ja.“

„Ich muß mit ihm reden. Gleich, gleich!“

Sie stand vom Stuhle auf und drehte sich um. Er kam langsam auf sie zu und sagte in mildem Tone:

„Regen Sie sich nicht auf, Frau Fels. Sie müssen sich noch schonen. Sie sind noch zu schwach.“

„Gott! So war ich wirklich krank?“

„Gewiß. Sehr krank.“

„Ich hatte das Fieber?“

„Ja. Sie haben sehr viel dummes Zeug gesprochen.“

„Und Wilhelm ist nicht gefangen?“

„Gott bewahre!“

„Beweisen Sie es; beweisen Sie es!“

„Schön! Sie sollen ihn sehen und mit ihm sprechen, wenn ich sicher sein kann, daß Sie sich nicht aufregen.“

„Ich werde ganz ruhig sein. Was soll mich aufregen, wenn ich meinen Sohn sehe?“

„Gut, setzen Sie sich wieder nieder. So, hierher! Und nun warten Sie. Schließen Sie die Augen!“

Sie gehorchte wie ein Kind. Zander winkte dem Sohne. Dieser kam hinter dem Bücherschrank hervor. Sein Gesicht war naß vor Thränen. Er kniete vor ihr nieder.

„Mutter, liebe Mutter!“

Da schlug sie die Augen auf. Sie sah den Ersehnten vor sich. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck unendlicher Seligkeit an. Sie legte ihm beide Hände auf das Haupt und sagte mit zitternder Stimme;

„Mein Kind, mein liebes, liebes Kind! Da bist Du, ja, da bist Du? Gott segne Dich viele tausend, tausend Male!“

Sie sah seine Thränen, legte sein Gesicht in ihren Schooß nieder und fuhr fort:

„Ja, ich muß lange krank gewesen sein. Nicht?“



Mutter, liebe Mutter.

Verl. S. (87.)

„Sehr lange."

„Wie lange denn?"

„Wohl ein halbes Jahr."

„Das glaube ich. So kommt es mir vor, so und so viel länger. Warum aber bin ich hier und nicht zu Hause?"

„Hier hast Du bessere Pflege."

„Aber wir sind arm, Wilhelm!"

„Herr Doctor Zander thut es umsonst."

„Der liebe, gute Herr! Hast Du mich oft besucht?"

„Sehr oft."

„Und ich weiß nichts davon. Ich habe Dich nicht erkannt. Ich habe nur immer phantasirt. Weißt Du, Herr Seidelmann ist mir stets erschienen. Ich fürchtete mich so wegen der Miethe. Er drohte mir."

„Sie ist bezahlt."

„Gott sei Dank! Da kann ich ruhig sein. Wie lange muß ich noch hier bleiben?"

„So lange, wie es der Herr Doctor bestimmt."

Sie wendete das Gesicht nach Zander, und dieser sagte:

„Wir wollen später davon sprechen, liebe Frau. Jetzt bedürfen Sie noch meiner Pflege. Sind Sie nun beruhigt?"

„Ja. Ich danke Ihnen. Ich fühle mich wohl, aber müde. Mein Kopf thut mir weh."

„So werden Sie sich jetzt zu Bette begeben. Ich möchte haben, daß Sie recht, recht lange und ungestört schlafen. Das wird Ihnen neue Kräfte geben und zu Ihrer schnellen Gesundung Vieles beitragen."

„Soll mein Sohn bei mir bleiben?"

„Nein. Sie bedürfen ihn während des Schlafes nicht."

„Auch dort Marie nicht?"

„Nein. Wenn Sie erwachen, werde ich nach ihnen schicken, wenn Sie das wünschen. Ich werde jetzt Ihre Wärterin rufen, der können Sie sich anvertrauen."

„Eine Wärterin? Auch diese kenne ich nicht. Das Fieber muß sehr schlimm gewesen sein!"

Zander holte die Verwandte aus dem Vorzimmer, von welcher sich die Kranke, nachdem sie von ihrem Sohne und von Marien Abschied genommen hatte, geduldig fortführen ließ. Er schloß die Thür hinter ihr und sagte, indem er tief und erleichtert Athem holte:

„Gott dem Herrn sei Dank, sie ist gerettet!"

Fels streckte ihm beide Hände entgegen und sagte:

„Herr Doctor, wenn ich Ihnen das vergesse, so möge Gott meiner vergessen! Ich bin arm; ich kann Sie nicht bezahlen, aber mein Leben gehört Ihnen."

Marie weinte vor tiefer Bewegung, und der Fürst, welcher hinter der Portière hervorgetreten war, gab ihm auch die Hand und sagte tief gerührt:

„Auch ich werde diese Stunde nicht vergessen! Das haben Sie meisterhaft gemacht. Da muß ja Ihr Ruhm von Tag zu Tage steigen! Aber vorsichtig, höchst vorsichtig muß sie behandelt werden. Nicht?"

„Allerdings! Die Zeit nach Ihrer Erblindung ist ihr nicht gegenwärtig, man darf von dieser Zeit jetzt noch nicht sprechen. Nur nach und nach darf eine und die andere Bemerkung fallen, ganz je nach dem ihr Geist erstarkt. Darum soll sie auch nicht mit Bekannten verkehren, und darum darf selbst ihr Sohn so wenig wie möglich kommen."

„Aber wenn sie nach mir verlangt?" fragte Fels.

„So lasse ich Sie holen, wenn ich es für nothwendig halte. Im Uebrigen aber können Sie mir ja vertrauen."

Fels entfernte sich mit Marien. Beide hatten sich so viel zu sagen, und Beide fühlten sich so glücklich wie noch nie in ihrem Leben.

Der Fürst war noch für einige Minuten zurückgeblieben. Er gedachte des jetzt Nächstliegenden.

„Ich dachte nicht, daß zwischen dem Gerichtsamte und jetzt eine so lange Zeit vergehen wird. Jetzt werden Sie sich mit dem Blutwasser zu beschäftigen haben?"

„Natürlich! Ich darf nicht länger säumen."

„Sollte sich Ihr Verdacht bewähren, so bitte ich Sie, dem Staatsanwalt einen Boten zu senden, damit ja keine Vorsichtsmaßregel außer Acht gesetzt werde."

Nun verabschiedete er sich; aber er fuhr noch nicht nach Hause, sondern zunächst zu einem Herrn, bei dem er noch nicht gewesen war, nämlich zum Director des Residenztheaters, welcher sich nicht wenig überrascht fühlte, als ihm die Karte dieses vornehmen Herrn gebracht wurde.

Er eilte ihm entgegen in's Vorzimmer und führte ihn selbst herein, um ihm unter tiefen Verbeugungen und rednerischen Höflichkeiten einen Stuhl anzubieten.

„Ich habe im heutigen Blatte," begann der Fürst, „eine Bemerkung gelesen, welche mich sehr interessirt. Ist es wahr, daß Ihr Kassirer sich gewisse Unregelmäßigkeiten erlaubt hat?"

„Leider ja."

„Ist es schlimm?"

„Das Manquo ist ziemlich bedeutend. Wir haben den Mann entlassen und unter Anklage stellen müssen."

„Ist seine Stelle besetzt?"

„Noch nicht. Wir befinden uns in Verlegenheit. Bewerber wird es genug geben."

„Das ist gewiß. Ich bin gekommen, Ihnen einen Mann unempfehlen. Das wird Ihnen befremdlich erscheinen, da ich weder zu Ihnen noch zu Ihrem Bühneninstitut in Beziehung stehe; aber der Mann ist es werth, daß er berücksichtigt wird. Man hat Vieles gut an ihm zu machen."

„Meinerseits soll Ihre Empfehlung ganz gewiß berücksichtigt werden. Darf ich den Namen hören?"

„Der frühere Theaterdiener Werner.“

„Der? Ach so! Hm!“

Er fuhr sich mit der Hand verlegen über die Stirn.

„Der Vorschlag gefällt Ihnen nicht?“ fragte der Fürst.

„O, mir wäre er grad sehr sympathisch. Ich bin mit Werner stets zufrieden gewesen; ich darf sogar sagen, daß ich es bin, der ihn so lange noch gehalten hat. Alle Anderen waren diesem braven Manne ganz unbegreiflicher Weise feindselig gesinnt. Aber leider, leider —“

„Sie meinen?“

„Ich bin es nicht, der diese Stelle allein zu vergeben hat.“

„Wer noch?“

„Der Herr Intendant.“

„Der wohl schwerlich.“

„O bitte! Grad der Herr Intendant ist es, welcher zu bestimmen hat. Ich habe nur die Vorschläge zu machen.“

„So will ich Ihnen mittheilen, daß dieser Herr nur noch heute Abend Intendant sein wird.“

„Das dürfte unmöglich sein.“

„Es ist nicht nur möglich, sondern sogar wirklich. Sie kennen das Verhalten dieses ehrenwerthen Herrn zu Werner und dessen Tochter?“

„Ich hörte davon sprechen.“

„Nun, der Herr Intendant hat seinem Bruder, dem Circusdirector, das Mädchen in die Hände gespielt. Es ist hier auf der Bühne die Probe abgehalten worden, ob Emilie Werner zur Tau-ma paßt. Der Circusmann hat endlich gestanden, und so wird man morgen, ja sogar vielmehr heute Abend noch den Herrn Intendanten hinter Schloß und Riegel bringen.“

„Ihn? Arretiren?“

„Gewiß.“

„Bei seiner Stellung, seinem Einflusse? Unglaublich!“

„Ich sage es Ihnen, folglich ist es wahr. Es werden noch andere Herren zu dieser Suppe geladen sein. Der Balletmeister, der Musikdirector, der Chef der Beifallsklatscher, sie alle haben mehr oder weniger Werg am Rocken. Die Behörde ist geneigt, diese Angelegenheit sehr ernst zu nehmen. Es ist da viel alter und neuer Schmutz aufgewirbelt worden von Käuflichkeit und anderen verbotenen Dingen. Daran ist die Leda schuld.“

„Ich war der Einzige gegen sie.“

„Ich weiß, daß Sie für die Amerikanerin waren. Darum mache ich Ihnen diese vertrauliche Mittheilung, indem ich weiß, daß Sie discret sein werden. Sie sehen also ein, daß die Bestimmung über den Cassirer nur in Ihren Händen liegen wird.“

„Vielleicht doch nicht ganz. Das Residenztheater ist Eigenthum der Stadt. Tritt der Intendant ab, so habe ich mit seinem Nachfolger oder mit dem Herrn Oberbürgermeister zu rechnen.“

„Ich verbürge mich für die Zustimmung Beider. Nehmen Sie diese Garantie an?“

„Sie genügt vollständig.“

„Sie werden also Werner anstellen?“

„Wenn die von Ihnen gemachten Voraussetzungen eintreffen, ja. Besonders meine ich natürlich hierbei die Arretur des Intendanten.“

„Sie erfolgt spätestens bis morgen früh.“

„Dann wäre nur noch ein Punkt zu erörtern.“

„Welcher?“

„Die Caution, ohne welche kein Kassirer angestellt wird.“

„Die werde ich leisten?“

„Ach, der Glückliche!“

„Er hat lange genug geduldet! Es würde mir nun freilich lieb sein, das Anstellungsdekret gleich jetzt in der Hand zu haben.“

Der Director blickte zunächst ein Wenig erstaunt auf, dann meinte er lächelnd:

„Es ist das freilich ein Wenig außer dem Usus.“

„Aber doch möglich? Nicht?“

„Hm! Wüßte man nur, daß alle Ihre Weissagungen in Erfüllung gehen.“

„Sie erfüllen sich! Ich habe bereits gesagt, daß ich garantire, und ich wiederhole, daß ich etwaige unangenehme Folgen, welche aber unmöglich sind, auf mich nehmen werde.“

„Dann kann ich mich nur glücklich schätzen, Ihnen einen Dienst erweisen zu dürfen, Durchlaucht.“

„Und ich erkläre mich zu jedem Gegendienst bereit.“

„Sie wünschen also, das Decret jetzt mitzunehmen?“

„Ja, bitte!“

„Ich werde es ausstellen.“

Nach fünf Minuten hatte der Fürst das Document in der Tasche und wurde vom Director bis an seinen Wagen begleitet. Es ist ja nichts unmöglich, und eine jede Möglichkeit hängt nur von Umständen ab.

Als der Fürst nach Hause gekommen war und es sich bequem gemacht hatte, klingelte er dem Polizisten und Leibdiener Adolf. Er betrachtete diesen, als derselbe eingetreten war, mit so schalkhaften Augen, daß Adolf sich räusperte und dann sagte:

„Jetzt schlägt es ein!“

„Das Donnerwetter?“

„Nein. Donner giebt es auf keinen Fall. Es ist gutes Wetter, und das giebt einen freundlichen Schlag.“

„So! Ist mein Gesicht denn gar so deutlich?“

„In diesem Augenblicke wenigstens.“

„So will ich nicht widersprechen. Ich habe allerdings einen Vorschlag für Dich, der sehr freundlich ist, Adolf.“

„Ich stehe zu Diensten.“

„Das bin ich überzeugt. Ich weiß, daß Du meine Wünsche berücksichtigst. Und diesen zumal, da er ganz und gar mit Deinen Neigungen harmonirt. Adolf, Du mußt heirathen!“

Das war allerdings, als hätte der Blitz eingeschlagen. Adolf machte einen Schritt zurück, und zwar mit beiden Beinen zugleich, einen richtiger Ueberraschungshopper.

„Hei—ra— — then?“ Hei— — hei— — —?“ stieß er in höchstem Erstaunen hervor.

„Ja, freilich! Ich glaube gar, Du erschrickst!“

„Das ist weiß Gott auch wahr.“

„Hast aber keine Ursache dazu!“

„Heirathen, ich!“

Er konnte sich noch immer nicht fassen. Der Fürst sagte lachend:

„Hast Du noch nicht daran gedacht?“

„Zuweilen, ja. Das thut ein Jeder, besonders wenn man augenblicklich nichts Besseres zu thun hat.“

„Ganz richtig! Und da wir augenblicklich auch nichts Besseres zu thun haben, so wollen wir an Deine Verheirathung denken.“

„Wir?“

„Ja, wir!“

„Aber da können wir ja ebenso gut auch an die — —“

Er stockte erröthend.

„Sprich nur weiter!“ lachte der Fürst.

„An die Ihrige denken, Durchlaucht!“

„Das wäre zu spät. Ich habe meine Braut, wie ich Dir unter vier Augen gestehen will. Nun gilt es nur, zu erfahren, ob auch Du eine hast.“

„Nein, leider oder glücklicher Weise.“

„Gut, sehen wir uns um!“

„Um Gotteswillen! Das hat Zeit.“

„Nicht viel. Du bist ein tüchtiger Kerl; Du wirst avanciren; Du hast bereits eine Pension von mir; aber Du hast keine Verwandten. Und doch mußt Du Jemand haben, mit dem Du Deine Pension verzehren kannst. Du bist also gezwungen, eine Frau zu nehmen.“

„Wegen der Pension?“

„Ja.“

„Was das betrifft, so kann ich meine Pension auch mit anderen Leuten verzehren. Eine Frau scheint mir nicht so unbedingt nöthig zu sein.“

„Ich glaube gar, Du bist Weiberfeind!“

„So ziemlich!“

„Hast aber doch damals der Jette des Apothekers Horn den Hof gemacht, Adolf.“

„Nur auf Ihren Befehl.“

„So thust Du es jetzt ebenso auf meinen Befehl.“

Adolf kratzte sich lachend hinter dem Ohre und sagte:

„Zwischen Hof machen auf Befehl und Heirathen auf Befehl ist denn doch wohl eine gewisse Art von Unterschied!"

„Mag sein, doch ist dieser Unterschied nicht groß. Also Du sagst, daß Du Dich bereits umgesehen habest. Hast Du denn etwas Passendes gefunden?"

„Nein"

„Du, jetzt glaube ich Dir nicht!"

„Durchlaucht!"

„Schon gut! Ich will in Deine Herzensgeheimnisse gar nicht dringen, sondern Dir einfach sagen, daß auch ich mich für Dich umgesehen habe."

Adolf hustete und machte jetzt nun ein ziemlich bedenkliches Gesicht. Die Sache begann, ihm immer weniger spaßhaft zu erscheinen.

„Ich hoffe also, daß Du mir erlaubst, Dir einen Vorschlag zu machen," fuhr der Herr fort.

„Einen Vor— — schlag — —!" dehnte der Diener. „Ja."

„Aber ohne Vorbehalt, das bitte ich mir aus! Mein Vorschlag hat Gewicht und muß befolgt werden!"

„O weh!" entfuhr es dem Bedrängten.

„Was hast Du zu erschrecken?"

„Wenn sie mir nun nicht gefällt!"

„Das ist Nebensache. Mir gefällt sie."

„Sapperment! Verzeihung, gnädiger Herr; aber ich denke, daß ich es bin, der sie nehmen soll!"

„Natürlich!"

„Also muß auch ich es sein, dem sie zu gefallen hat!"

„Versteht sich! Sie hat Dir zu gefallen! Das bitte ich mir aus! Ich möchte grad in diesem Falle keinen Ungehorsam wissen."

Das wurde ernst. Adolf hustete wieder, und viel länger und bedenklicher als vorher. Dann gestand er:

„Jetzt weiß ich bei Gott nicht, woran ich bin!"

„Was weißt Du nicht?"

„Ob Durchlaucht immer noch nur scherzen."

„Immer noch? Ich habe überhaupt noch gar nicht gescherzt. Ich meine es sehr ernst. Das Mädchen ist brav."

„Hm!"

„Hübsch, sehr hübsch!"

„Geschmackssache!"

„In guten Jahren!"

„Vielleicht sechzig."

„Und ihr Vater ist ein angestellter Mann!"

„Vielleicht Regierungsrath oder Laternenanzünder!"

„Er ist nämlich Cassirer."

„Ah! Wo?"

„Beim hiesigen Residenztheater."

„Lieber Himmel, hilf!"

„Was?“

„Die also, die!“

„Kennst Du sie?“

„Ja. Es ist die einzige Tochter, die er hat!“

„Nein, er hat mehrere Töchter.“

„Verzeihung, gnädiger Herr! Dieser Mann hat nur eine einzige Tochter. Ich kenne sie sehr genau. Ich habe einen guten Bekannten, der in sehr intimer Geschäftsbeziehung mit ihr steht.“

„Wieso?“

„Er ist Bandagist und hat ihr ihre Bruchbänder und den Rückgratshalter immer zu repariren.“

„So kennst Du sie also. Das ist mir lieb.“

„Um Gotteswillen!“

„Scherz bei Seite! Ich wünsche, daß Du Dich der Tochter des Cassirers näherst, und ich denke, daß mein Wunsch so viel Gewicht hat, daß Du wenigstens den Versuch machst.“

„Den Versuch, ja, den will ich machen. Aber ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht sehr erbaut bin, zumal ich gehört habe, daß es mit der Anstellung ihres Vaters aus ist.“

„Wieso?“

„Er soll in die Casse gegriffen haben.“

„Das thut ein Jeder, wer eine hat! Also nähere Dich dieser Dame, und wenn Du mit ihr einig bist, so gieb ihrem Vater diese paar Zeilen, sie werden Deine Absichten auf das Beste unterstützen.“

Er gab ihm das zusammengefaltete Decret hin, welches er von dem Director erhalten hatte. Adolf machte ein Gesicht, als ob der Himmel am Einstürzen sei, und wollte das Papier öffnen.

„Laß nur jetzt zu!“ meinte sein Herr. „Lies es später, und sage der Dame, daß ich Euch meinen Segen gebe! So, jetzt kannst Du gehen, lieber Adolf!“

Der Diener ging. Als er die Thüre hinter sich zumachte, brummte er vor sich hin:

„Lieber Adolf! Auch noch! Na!“

Da erblickte er Anton, seinen Kameraden, welcher lesend in der Ecke saß. Dieser sah auf, betrachtete ihn forschend, lachte kurz vor sich hin und sagte:

„Mensch, was für ein Gesicht machst Du da?“

„Ja, ich möchte es auch sehen!“

„Gucke nur in den Spiegel! So eine nageldumme Physiognomie habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen.“

„Das glaube ich. Es ist mir auch noch nie so dumm zu Muthe gewesen wie jetzt!“

„Was hat es denn gegeben?“

„Etwas ganz Verfluchtes! Denke Dir, heirathen soll ich!“

„Sapperment!“

„Und er hat Eine für mich ausgewählt!“

„Mache Dich nicht lächerlich!“

„Ja, das ist es eben, was mich ganz dumm macht! Er hat allen Ernstes das Verlangen an mich gestellt, daß ich seine Candidatin heirathen soll.“

„Wenn das wahr ist, so hat er seine ganz besonderen, und zwar guten Absichten dabei.“

„Danke für diese Absichten!“

„Wer ist es denn?“

„Das Kameel des Residenztheatercassirers.“

„Verflucht! Du bist nicht bei Troste!“

„Ja, gewiß, die!“

„Mensch, das ist nicht wahr!“

„Gehe hinein und frage ihn!“

Da endlich erhob Anton sich vom Stuhle, faßte den Andern beim Arme und sagte:

„Adolf, Du bist wirklich dumm, sehr dumm!“

„Meinst Du? Schön von Dir! Hab Dank!“

„Bitte, bitte! Wenn Der da drin Dir wirklich diese Proposition gestellt hat, so steckt irgend etwas dahinter, was ich nur jetzt noch nicht errathen kann.“

„Natürlich steckt etwas dahinter! Und zu errathen brauche ich es gar nicht; ich weiß es ja bereits.“

„Na, was denn?“

„Eine Heirath natürlich!“

„Unsinn! Wenn ich dabei gewesen wäre, so wollte ich wohl rathen, was er will. Es fällt ihm nicht im Traume ein, Dir eine solche Frau aufzubinden. Wie wollte er Dich denn dazu zwingen?“

„Durch Entziehung der Pension!“

„Da kennst Du ihn schlecht. Was hast Du denn eigentlich da zwischen den Fingern kleben?“

„Ach so! An diesen Wisch habe ich in meinem Grimme gar nicht mehr gedacht. Den soll ich ihrem Vater geben.“

„Dem Theatercassirer?“

„Ja.“

„Zeige her!“

Er zog ihm das Document aus der Hand, entfaltete es und las. Als er fertig war, konnte er sich nicht halten; er fiel in ein Gelächter, welches immer wieder von Neuem begann.

„Mensch!“ sagte Adolf zornig. „Bist Du verrückt! Das muß ja der Fürst hören! Er ist nebenan!“

„O, er wird dieses Mal nicht bös sein, denn er hört ja daraus, daß es gewirkt hat.“

„Was hat gewirkt, he?“

„Dieses Recept. Dachte ich es doch, daß etwas dahinter steckt! Und

auch Du hast recht, denn es steckt wirklich eine Heirath dahinter. Aber, ihm zuzutrauen, daß er Dir diese Heirath zumuthet!"

„Na, was muthet er mir denn zu?"

„Höre, Adolf, ich habe Dich freilich für sehr dumm gehalten, das ist wahr, aber jetzt sehe ich ein, daß Du noch zehnmal dümmer bist als Du selber. Da, lies!"

Jetzt nahm der Andere das Decret. Während des Lesens wurde sein Gesicht länger und immer länger. Als er fertig war, blickte er Anton ganz consternirt an.

„Na, was hat's denn noch?" fragte dieser.

„Ist das möglich?"

„Da steht es ja schwarz auf weiß!"

„Was für ein ungeheurer Esel — —"

„Bist Du?"

„Ja, ich!"

Und jetzt brach er selbst in ein schallendes Gelächter aus. Dann, als sich dieses geendet hatte, fragte er:

„Er muß es also gewußt haben?

„Natürlich!"

„Woher aber?"

„Hm! Wer weiß!"

„Kein Mensch weiß es, nicht einmal sie selbst. Du bist der Erste und Einzige, dem ich davon erzählt habe, und zwar auch erst heute früh."

„Ah, da erklärt es sich ja!"

„Wieso?"

„Wir sprachen von den beiden Freundinnen ziemlich laut; wir dachten nicht, daß er bereits munter sei. Kaum aber warst Du fort, so kam er herein, und da bemerkte ich, daß die Thür nur angelehnt gewesen sei. Er hat Alles gehört."

„Sapperment!"

„Und hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als Dir den Weg ebnen Mensch, Du bist zu beneiden!"

„Ja. Und ich wiederhole es, daß ich der größte Esel bin, den es nur geben kann. Also Werner soll Cassirer werden! Mensch, Anton, ich muß heute mit ihr reden!"

„Ja, nun eilt's plötzlich!"

„Geh! Du mußt mir den Gefallen thun!"

„Welchen denn?"

„Wir sind zu Wachtmeisters geladen, dem Vetter Kohlenbrenner wegen. Emilie muß auch mit kommen."

„Hm! Der Gedanke ist nicht unrecht. Da hättest Du Deine und ich Meine! Aber, höre, sind wir nicht zwei ganz und ganz eigenthümliche und unbegreifliche Kerls? Verlieben uns in die beiden Freundinnen und getrauen

uns nicht, es ihnen zu sagen. Die reinen Ritter Toggenburg's! Ich glaube, die Zwei ahnen es nicht einmal!"

„Möglich. Die Meinige soll es aber heute erfahren. Willst Du mir den Gefallen thun?"

„Na, kann ich es Dir etwa abschlagen? Jetzt brennt es nun bei Dir oben hinaus. Da giebt es kein Halten!"

„Wann gehst Du?"

„Wenn Du befiehlst."

„Also gleich jetzt!"

„Richtig! Gut!" lachte Anton.

Und wirklich, er machte sich sofort zum Ausgehen fertig und begab sich nach der Wasserstraße zu dem früheren Amtswachtmeister Landrock. Als er dort ankam, war Anna, die Tochter desselben, allein zu Hause.

Anton verkehrte hier schon längere Zeit. Er hatte an dem stillen, sittsamen und häuslichen Mädchen ein herzliches Wohlgefallen gefunden, welches sich nach und nach zur innigen Liebe steigerte. Freilich war sie nicht mehr ganz jung, er aber ja auch nicht. Und hübsch war sie doch, ja, er sagte sich zuweilen, daß sie wohl gar eine Schönheit genannt werden könne.

Das Sonderbarste war, daß er mit ihr noch kein Wort über seine Wünsche gesprochen hatte. Er, der gewandte und erfahrene Geheimpolizist, der mit den höchsten Persönlichkeiten umzugehen verstand, fühlte diesem stillen Mädchen gegenüber eine Scheu, die kaum begreiflich war.

Erst seit heute Morgen hatte er sich diesen Vorwurf selbst gemacht, seit er mit Adolph gesprochen hatte.

Emilie Werner, die schöne Tochter des abgesetzten Theaterdieners, war nämlich die Freundin von der Tochter des einstigen Amtswachtmeisters. Sie kam sehr häufig zu ihr, und da Anton auch seinen Collegen Adolph mitbrachte, so lernte dieser Letztere Emilie kennen und auch lieben. Mit ihm war es ebenso wie mit dem Anderen. Auch er hatte noch kein Wort mit der Geliebten gesprochen. Jetzt nun sollte das so ganz plötzlich anders werden. Warum nicht auch bei Anton?

Dieser fühlte sich aber doch einigermaßen beklemmt, als er Anna allein traf. Ueber ihr hübsches Gesicht zog eine leise Röthe, wie allemal, wenn sie ihn erblickte. Sie gab ihm die Hand mit jenem zutraulichen Lächeln, welches man nur für gute Bekannte hat, und nöthigte ihn, sich niederzusetzen.

Es wurden einige gewöhnliche Redensarten gewechselt und dann hing sein Auge an ihren weißen Händen, welche mit einer Häkelarbeit beschäftigt waren.

Welch ein Händchen! Sapperment! We müßte von ihr der Kaffee schmecken und das Butterbrod und die Wurst, der Schinken und die

„Spiegeleier!" sagte er ganz laut.

Spiegeleier waren nämlich eine Delicatesse für ihn. Er erschrak und erröthete wie ein kleines Kind, als er seine eigene Stimme so laut hörte. Sie blickte rasch von ihrer Arbeit auf und sah ihn fragend an. Als er aber schwieg meinte sie:

„Haben Sie Hunger?“

„Nicht eigentlich, aber Appetit.“

„Auf Spiegeleier?“

„Eigentlich auf etwas ganz Anderes.“

„Bitte, sagen Sie es mir! Dann kann ich es Ihnen heute Abend mi vorsetzen.“

„Ah, das wäre aber herrlich!“

„Es geschieht ja gern, wenn es überhaupt möglich ist.“

„Möglich? O, sehr leicht.“

Es war nichts anderes als ein Kuß, den er sich wünschte.

„Also bitte, was ist es?“ fragte sie.

„Hm!“ machte er verlegen. „Das ist eigentlich gar nicht so leicht gesagt.“

„Ist es etwas so sehr Complicirtes?“

„Sehr einfach im Gegentheile.“

„Aber eine Delicatesse?“

„Die größte, die es giebt.“

„O weh! Dann ist es theuer!“

„Gar nicht. Es kostet keinen Kreuzer!“

„Da geben Sie mir freilich schwer zu rathen auf.“

„Und doch wäre es mir äußerst lieb, wenn Sie es erriethen. Es zu sagen, wird mir zu schwer.“

„Wollen sehen. Welche Farbe hat es?“

„Kirschroth.“

„Wo wächst es?“

„Na, wie denn! Es wächst gar nicht.“

„Es ist also keine Pflanze?“

„Nein.“

„Kein Getränk?“

„Nein.“

„Also wohl Fleisch?“

„Fleisch ist es, ja. Und was für welches! Sapperlot!“

Er schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge.

„Nun, sagte sie lächelnd, „da werde ich es ja wohl bald errathen. Ist es Fisch?“

„Nein.“

„Vogel?“

„Auch nicht.“

„Also Säugethier?“

„Hm! Ah! O! Na! O weh! Ja, doch Säugethier!“

„Rind?“

„Bei Leibe nicht!“

„Schöps? Kalb?“

„Ganz und gar nicht.“

„Pferd?“ lachte sie.

„Fällt mir nicht ein.“

„Wild?“

„Nein, gar nicht! Im Gegentheile sehr zahm.“

„Dann bin ich mit dem Rathen zu Ende. Ich glaube, Sie werden auf Ihre Delicatesse verzichten müssen.“

„Das ist unangenehm, sehr unangenehm!“

„Ich habe ja den guten Willen, aber ich habe ja Alles durchgerathen, ohne es zu finden. Menschenfresser werden Sie doch wohl nicht sein!“

Da fiel er, von einem Ohre bis zum anderen lachend, schnell ein:

„Das ist's! Gerade das und nichts Anderes!“

„Sie erschrecken mich!“

„Ja, Menschenfleisch will ich haben, und zwar die kirschrotheste Stelle, welche es giebt.“

Jetzt begann sie zu ahnen, was er meinte. Sie erröthete, aber diese Art und Weise, sein Verlangen nach einem Kusse auszudrücken, war doch so originell, daß sie in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Besser ist es, Sie verzichten,“ sagte sie dann. „Man darf kein Cannibale sein.“

„Andere sind es auch, aber leider habe ich einmal Pech. Wo ist der Herr Vater?“

„Er ist mit dem Vetter Kohlenbrenner und der Muhme ausgegangen, um ihnen die Residenz zu zeigen.“

„Das freut mich. Auf diese Weise kann ich mit Ihnen etwas sehr Nöthiges unter vier Augen verhandeln.“

Sie wurde ein wenig verlegen.

„Ist es sehr nöthig?“ fragte sie.

„Ja, sehr. Es ist nicht gut aufzuschieben.“

„Bitte, was ist es?“

„Hm, es ist so etwas von Liebe und vom Heirathen.“

Ihre Wangen färbten sich hochroth. Und doch war dies gar nicht nöthig, denn wenn der gute Anton so sehr geläufig von der Liebe und vom Heirathen sprach, hatte er ganz gewiß nicht sich selbst im Sinne.

„Das wäre ja etwas recht Seltsames,“ brachte sie hervor, um doch nur etwas zu sagen.

„Ja, mir kommt es auch seltsam vor, als er es mir sagte.“

Da gewann sie schnell ihre Fassung wieder und fragte:

„Er? Wen meinen Sie?“

„Adolph.“

„Der? Was Sie sagen! Will er heirathen?“

„Partout und sehr bald.“

„Wen denn?“

„Na, davon werden Sie wohl auch keine Ahnung haben! Werner's Emilie nämlich!“

Da ließ sie die Hände in den Schooß sinken und blickte ihn in höchster Ueberraschung an.

„Das ist ja eine ganz unerwartete Neuigkeit!“

„Mir war es auch neu. Hoffentlich wird es auch alt.“

„Aber ich müßte doch etwas wissen, wenn sie verlobt wären“

„Das sind sie freilich noch nicht.“

„So haben Sie nur erst mit einander gesprochen?“

„Auch noch nicht.“

„Was? Höre ich recht! Noch nicht?“

„Kein Wort!“

„Und sie wollen sich heirathen?“

„Einstweilen nur er sie.“

Da lachte sie so herzlich auf, daß er wohl oder übel mit einstimmen mußte; dann sagte er:

„Ja, lachen Sie nur! Es ist doch so! Aber nun möchte er gern wissen, ob auch sie ihn will, und da sollen Sie sich mit in's Mittel schlagen.“

„Was soll ich thun?“

„Wir Beide kommen heute Abend zu Ihnen; könnten Sie es nicht so einrichten, daß Fräulein Emilie auch da wäre?“

„Ich müßte sie einladen.“

„Ganz recht! Wollen Sie das thun?“

„Sehr gern. Ich werde selbst zu ihr gehen.“

„Gehen Sie gleich! Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen. Sie sagt sonst vielleicht irgendwo anders zu.“

„O nein. Emilie geht nicht aus, als nur zu mir. Wir haben also keine so große Eile dabei.“

„Schön! Und wenn Sie es ganz hübsch machen wollen, bitte, so fragen Sie doch einmal so ein bischen hinten herum bei ihr an, ob sie ihm gut ist.“

„Ich denke, er will selbst fragen!“

„Hm! Eigentlich ja. Aber er ist ein eigenthümliches Kerlchen. Wenn er sie sieht, so geht ihm der Muth flöten.“

„Da wären Sie wohl anders?“

„Das versteht sich! Ich würde drauf gehen wie Blücher.“

„Wirklich?“

„Ja. Ich würde es nämlich so machen: Ich — ich — ich —“

Er blieb stecken. Sie wartete eine Weile und fragte dann:

„Nun, wie würden Sie es denn machen?“

„Na, rundweg gesagt, ich machte eben kurzen Proceß.“

„So! Wie wird denn der gemacht?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Nein.“

„Nun, ich fragte ganz einfach: Willst Du mich?“

„Und wenn sie Ja sagte?“

„So spräch ich dann: Da hast Du mich!“

„Das ist allerdings sehr ein kurzer Proceß. Wie aber nun dann, wenn sie Nein sagte?"

„Sapperlot! Das hoffe ich doch nicht!"

„Man muß aber auch daran denken."

Er rieb sich verlegen die Hände und antwortete:

„Na, da fange ich lieber gleich gar nicht an! Das wäre ja eine Blamage, die man gar nicht verwinden könnte."

„Eine Blamage doch keineswegs. Wenn ein Ehrenmann eine brave junge Dame fragt, ob sie ihn lieb hat und sie muß ihm mit Nein antworten, so ist das keine Demüthigung für ihn, gar nicht."

„Aber doch ärgerlich!"

„Das mag sein."

„Und kränkend für den, der ein Gemüth hat."

„Meinen Sie?"

„Ja. Ich setze zum Beispiel den Fall, ich —"

Sie blickte zu ihm auf, um den Fall mit anzuhören; aber da war es leider mit dem Falle zu Ende, noch ehe er angefangen hatte.

„Welchen Fall meinen Sie?" fragte sie.

„Ich meine einen — einen — hm, einen höchst interessanten, einen sehr schönen Fall."

„Darf ich ihn erfahren?"

„Ja."

„Nun, bitte!"

„Ich setze also den Fall, ich wäre — ich hätte —"

Er blieb abermals stecken, weil sie ihn so erwartungsvoll anblickte.

„Weiter, weiter!"

„Ah, Fräulein Anna, haben Sie da nicht eine Masche fallen lassen?"

Bei diesen Worten zeigte er auf ihre Häkelarbeit, um ihren Blick von sich abzulenken.

„Danke! Nein, es ist Alles in Ordnung," sagte sie.

Glücklicher Weise aber blieb nun ihr Auge auf dem weißen Faden haften. Dies gab ihm neuen Muth. Er sah sie so schön und einladend vor sich sitzen, und er nahm sich vor, jetzt endlich einmal zu reden. Er begann wieder:

„Also ich setze den Fall, ich — wäre — verliebt!"

Da fing ihr Blick blitzschnell den seinen und sie fragte:

„Ist das wahr?"

„Warum nicht?"

„Weil ich mir gar nicht vorstellen kann, daß Sie verliebt sein können, nämlich was man so verliebt nennt."

„Wie soll ich denn sein können?"

„Ich kann mir denken, daß Sie eine recht tiefe, fest gewurzelte, ernste Neigung im Herzen tragen können."

„Sapperment, ja, das ist's; das ist das Richtige. So eine Neigung steckt bereits tief drin."

„Ist das wahr?"

Dabei traf ihn abermals ihr Auge und da war es eben wieder um ihn geschehen.

„Wahr? Hm! Ich denke, ich habe nur den Fall gesetzt!"

„Ach so!"

„Ja. Also ich hätte eine tiefe, ernste Neigung im Herzen, so etwa zu — zu — zu —"

Da sie ihm erwartungsvoll in das Gesicht sah, so war es ihm unmöglich, das zu sagen, was er hatte sagen wollen. Er fuhr also einlenkend fort.

„So etwa zu — zu irgend Einer. Verstehen Sie?"

„Ja."

Und da sie nun nicht zu ihm aufblickte, so hatte er die ungeheure Verwegenheit, hinzuzusetzen:

„Oder zum Beispiel zu Ihnen selbst!"

Da erhob sie den Kopf, sah ihm mit klarem Blicke in die Augen und fragte:

„Zu mir? Wäre das möglich?"

„Warum nicht?" antwortete er, wie ein Kind erröthend. „Sind Sie denn schlimmer wie so irgend Eine?"

„Das will ich doch nicht befürchten!"

„Ich auch nicht!"

Da lachte sie so hell auf, daß er sie erschrocken anblickte. Er ahnte nicht, daß er mit seinen letzten drei Worten eine ungeheure Dummheit gesagt hatte. Sie nickte ihm aber ermunternd zu und bat:

„Also bleiben wir bei dem erwähnten Falle, daß Sie eine so tiefe Neigung zu mir hegten."

„Ja. Nun denken Sie sich einmal, daß Sie Nein sagten!"

„Was wäre da wohl?"

Dieses Mal hielt sie den Blick fest auf ihre Arbeit gebannt, um ihn ja nicht irre zu machen.

„Was da wäre?" fragte er. „Na, da wäre — da hätte — da, Donnerwetter, da möchte ich gar nicht mehr leben, da wäre es aus, rein alle!"

Er war erregt. In diesem Augenblicke hatte er sich im Geiste in die Lage versetzt, daß sie ihm einen Korb geben würde, und das brachte ihn so in Rage, daß ihm jetzt Alles gleich war. Er wollte nun endlich gerade von der Leber herunter reden. Aber da hob sie ihr stilles, mildes Auge zu ihm empor und sagte:

„Wäre es wirklich so schlimm?"

Und aus war es mit all' seinem Muthe.

„No ich meinte nur so!" sagte er.

„Sie brauchten ja auch gar keine Angst zu haben."

„Nicht? Warum nicht?"

Da sah sie ihm mit einem unendlich aufrichtigen Lächeln in die Augen und atwortete in ruhigem Tone:

„Weil ich gar nicht nein sagen würde."

„Nicht? Wirklich nicht?"

„Nein."

Da riß es ihn von seinem Stuhle auf. Er fragte es nicht, sondern er rief es förmlich:

„Was denn? Was denn? Würden Sie etwa Ja sagen?"

„Ja, gewiß."

„Anna, Anna!"

„Anton!"

Sie hatten sich umfangen; sie lagen Arm in Arm, Herz an Herz, und er küßte sie und küßte sie und wollte gar nicht aufhören, sie zu küssen, bis sie sich endlich mit Gewalt aus seiner Umarmung wand.

„Du erdrückst mich ja," lächelte sie.

„Mädchen, Anna, Du hast mir Muth gemacht. Jetzt kann ich auf einmal reden! Jetzt kann ich küssen! Jetzt möchte ich die ganze Welt umarmen! Jetzt könnte ich alle Weiber und Mädels küssen, eine nach der anderen, von der ersten bis zur letzten, eine jede volle drei Viertelstunden lang und auch noch viel länger!"

„O bitte, bitte! Hältst Du das für nothwendig?"

„Nein, nein! Ich meine es nicht so. Ich denke auch, daß es doch eine sehr saure Arbeit wäre. Ich habe Dich und das ist mir genug. Bist Du mir denn wirklich gut gewesen?"

„Stets und von Herzen. Ich habe Deine Liebe gekannt. Ich habe auch gewußt, daß es Dir schwer fällt, davon zu sprechen. Darum bin ich gleich wahr und offen gewesen."

„Schwer fällt? Da bist Du freilich stark im Irrthum! Wie viele Male hinter einander soll ich es Dir sagen, daß ich Dir gut bin? Fünf- oder zehntausend Male oder meinetwegen Millionen Male?"

„Ja, nun! Nun ist der Knoten gerissen!"

„Na ja, ich will's gestehen, es war ein schlimmer Knoten. Es hat mir manches Mal auf der Zunge gelegen, groß rund, und schwer, wie ein Hefenklos, und es wollte nicht heraus. Jetzt aber steckt der Ton endlich in der Trompete und nun wird auch fortgeblasen. Komm, Herzensmädchen, ich muß Dir noch einen Kuß geben; weißt Du, so einen, auf den noch dreihundert andere kommen!"

Er war jetzt ein ganz Anderer, er herzte, drückte, streichelte und küßte sie, daß sie kaum zu Athem kommen konnte, und eben standen sie beisammen, Mund an Mund, so ging die Thür auf und die Muhme Kohlenbrennerin trat ein, hinter ihr ihr Alter und dann der Wachtmeister.

Die Erstgenannte erblickte die zärtliche Gruppe natürlich zuerst. Sie machte ein ganz erstauntes Gesicht und sagte:

„Herrjemineh, da beißen sich Zwei miteinander!"

„Wo denn?" fragte der Wachtmeister, sich vordrängend.

Die Beiden waren natürlich auseinander gefahren. Anna war glühend roth vor Verlegenheit, doch strahlte ihr Gesicht in glücklicher Freude. Anton



Sie hatten sich umfangen Arm in Arm, Herz an Herz.

Vergl. S. (88.)

kratzte sich hinter dem Ohre. Er wäre am liebsten ausgerissen, da er aber fühlte, daß er doch irgend etwas sagen müsse, so meinte er:

„Herr Wachtmeister, ich bin auch da!"

„Ich sehe es, mein Lieber. Willkommen!" antwortete der Angeredete, indem er ihm die Hand entgegenstreckte.

Anton schlug ein und bemerkte dabei:

„Schönes Wetter heute! Denken Sie, daß es sich halten wird?"

„Ich hoffe es!" meinte der Wachtmeister lächelnd und mit einem Seitenblick auf seine Tochter.

„Es könnte aber doch möglich sein, daß es noch regnet. Es gab gerade zu Mittag da drüben gegen Westen zwei oder drei kleine Wölkchen. Das bedeutet allemal veränderliches Wetter.

„Na, das wollen wir ruhig abwarten. Man muß das Wetter nehmen, wie es kommt. Aber, Kinder, was meinte denn die Muhme da eigentlich mit dem Beißen?"

Anton zerrte am Schnurrbarte und antwortete dann verlegen:

„Herr Wachtmeister, gebissen haben wir uns nicht. Das werden Sie mir doch nicht zutrauen!"

„Was denn?"

„Hm! Wir haben uns einander etwas gesagt."

„Das klingt schon friedlicher. Darf ich vielleicht wissen, was Ihr Euch gesagt habt?"

„Ja. Aber wäre es nicht besser, wenn Sie warteten, bis ich fort bin? Anna kann es dann erzählen."

Diese aber fiel schnell ein:

„Nein, nein! Sage Du es nur jetzt!"

„Sapperment! Hm! Ja! Verfluchte Geschichte! Wissen Sie, Herr Wachtmeister, ich werde nämlich nicht mehr lange beim Fürsten von Befour wohnen."

„So, so!"

„Ja. Ich ziehe aus."

„Haben Sie gerade dies meiner Tochter gesagt?"

„Das eigentlich nicht; aber ich hätte es sagen können, denn es gehört dazu. Wissen Sie, wo ich hinziehe?"

„Nein."

„Ich auch nicht."

„Sapperlot!" lachte der Wachtmeister, welcher wohl errieth, was geschehen war, und sich an der Verlegenheit Anton's weidete. „Sie fragen mich, ob ich es weiß, und wissen es selbst nicht!"

„Na, eigentlich wüßte ich es."

„So! Das widerspricht sich aber!"

„Nein, nicht ganz. Haben Sie nicht Lust, auszuziehen?"

„Ich? Weshalb sollte ich denn ausziehen?"

„Weil dieses Logis zu klein ist."

„Für uns ist es groß genug."

„Ja, für Sie, aber für uns nicht."

„Sie sagen „uns"! Sie meinen also Sich mit?"

„Ja, denn einen Schwiegersohn werden Sie doch wohl einmal bekommen, und dann müssen wir zusammenziehen."

„Hm! Einen Schwiegersohn muß ich einmal bekommen, und dann ziehe ich mit Ihnen zusammen? Das klingt ja gerade so, als ob Sie dann der Schwiegersohn wären?"

„Ja, freilich! Gott sei Dank, endlich ist es heraus! Man glaubt doch gar nicht, wie sauer es Einem werden kann, um das Jawort anzuhalten. Ich heirathe einmal, aber nicht wieder!"

„Ach so! Sie wollen um das Jawort anhalten?"

„Ja, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Gegen wen?"

„Gegen die Anna."

„O, gegen die habe ich gar nichts."

„Aber wohl gegen mich?"

„Auch nicht — — — aber ich begreife noch immer nicht — — —?"

„Donnerwetter! Ich kann noch gar nicht recht auf das richtige Wort kommen. Ich meine nämlich, ob Sie nichts gegen die Hochzeit und gegen die Heirath haben!"

„Lieber Freund, Sie sind ein sonderbarer Heiliger! Sie wissen ja, daß ich sehr viel auf Sie halte, und doch wollen Sie nicht mit der Sprache heraus. Sagen Sie es doch offen! Sie haben meine Tochter lieb?"

„Ja, zum Fressen!"

„Ah, drum habt Ihr Euch vorhin gebissen! Wie aber steht es denn eigentlich mit ihr?"

„Sie ist einverstanden. Sie liebt mich wieder. Wie meinen Sie denn, soll ich das Aufgebot bestellen?"

„In Gottes Namen! Kinder, ich habe schon lange Zeit gemerkt, wie es mit Euch steht. Ich habe mich herzlich darüber gefreut. Meine Einwilligung habt Ihr und meinen Segen dazu."

„Nun danket alle Gott!" seufzte Anton. „Das war die schwerste Stunde meines Lebens. Ich will nicht hoffen, daß so Etwas wiederkommt!"

„Nein, hoffen wir das nicht!" lachte der Wachtmeister. „Wenn es Ihnen heute so schwer geworden ist, so mag es Ihnen in Zukunft desto leichter werden, uns Ihre Liebe zu zeigen!"

„O, die werden Sie schon sehen, die ist ja häuserhoch! Aber, wie steht es denn mit der Verlobung?"

„Schön! Jetzt bekommen Sie Muth. Wie lange wollen Sie denn warten bis zur Verlobung?"

„Warten? Hm! Gar nicht. Ich meine nämlich, weil heute Abend Adolf kommt, so — — — na, er ist ja einmal eingeladen, und da könnten wir die Geschichte, so zu sagen, gleich mit abmachen."

„Also schon heute Abend Verlobung? Das ist eilig. Aber mir soll es recht sein.“

„Schön, schön, Herr Wachtmeister! Heute Abend Verlobung, und jetzt gehe ich zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen.“

„Jetzt gleich? Das geht ja wie mit dem Eilzuge! Also bereits in drei Wochen Hochzeit?“

„Ja. Man soll so rasch wie möglich heirathen, das ist eine alte, gute Familienregel, auf die ich nichts kommen lasse.“

„Ich auch nicht. Also macht, was Ihr wollt, Kinder. Ich bin mit Allem einverstanden.“

Das war dem glücklichen Polizisten sehr recht, und er brach sehr bald auf, um wirklich sogleich zum Pfarrer zu gehen. Anna begleitete ihn bis zur Treppe. Sie meinte freilich:

„Weißt Du, lieber Anton, mit dem Aufgebote ist es nicht so sehr eilig. Es brennt ja nicht.“

„O ja, es brennt! Nämlich hier im Herzen.“

„Schön! Aber warum gleich heute? Morgen ist ja auch noch Zeit dazu!“

„O, ich habe eben schon heute Zeit dazu, und wozu man Zeit hat, das soll man ja nicht aufschieben. Aber, Du gehst doch zu Werner's Emilie, um sie einzuladen?“

„Natürlich!“

„Dann bitte, sage ihr nichts von dem, was ich Dir von Adolf erzählt habe. Sie braucht es nicht zu erfahren.“

„Warum denn nicht?“

„Weil — — weißt Du, dann wäre für ihn die Geschichte furchtbar leicht. Mir ist es so schwer geworden, und da soll auch er sich Mühe geben. Er mag es ihr selber sagen. Er mag auch einmal merken, wie sauer es Einem wird, eine richtige Liebeserklärung loszulassen.“

„Ja,“ lachte sie; „Dir ist es sehr schwer geworden. Aber nicht einem Jeden geht es so. Es giebt Männer, denen es sehr leicht fällt.“

„So! Das weißt Du so genau?“

„Ja.“

„Ah! Hast Du etwa bereits Anbeter gehabt?“

„Nein. Aber Du weißt doch, wie ich mit dem Fürsten des Elendes bekannt geworden bin.“

„Ja. Du meinst die Geschichte damals in der Weinstube? Solchen Hallunken mag es freilich leicht fallen, von Liebe zu sprechen. Die sind darauf studirt; die thun es zur Unterhaltung. Unsereinem aber ist es ernst, und alles Ernste fällt schwer. Also, vergiß die Emilie nicht!“

Er nahm mit einem Kusse Abschied und ging.

Für Anna gab es erst noch zu erzählen und zu erklären, und so kam es, daß sie erst in der Dämmerung ihre Freundin aufsuchen konnte. Diese

war bereit, sogleich mitzugehen, und das war Anna lieb, da einige Besorgungen nothwendig waren, wobei Emilie ihr behilflich sein konnte.

Als die Letztere erfuhr, daß Anna sogar zum Conditor gehen wollte sagte sie:

„Aber meinetwegen doch nicht! Du wirst doch nicht ein solches Geld ausgeben. Das ist nicht nöthig."

„Heute ist es nöthig. Es giebt ein Familienfest."

„Familienfest? Es ist doch heute Dein Geburtstag nicht! Den kenne ich ganz genau."

„Nein, der ist freilich nicht."

„Etwa der Deines Vaters?"

„Nein. Es handelt sich nicht um einen Geburtstag."

„Um was denn? Familienfest, das ist mir ein Räthsel."

„Rathe!"

„Ich errathe es nicht. Ah, Du lachst, Du machst ein so glückliches Gesicht! Handelt es sich etwa um — — Anton?"

„Ja."

„Hat er endlich gesprochen?"

„Heute, vorhin."

„Und da soll wohl gar Verlobung sein?"

„Ja, er hat es gewünscht."

„Anna, das freut mich. Komm her, ich muß Dich küssen, obgleich wir uns auf der Straße befinden, aber es ist ja dunkel; da geht es."

Sie umarmte und küßte die Freundin und fuhr dann fort:

„Jetzt wünsche ich Dir ein ganzes Leben voller Glück und Freude; Du verdienst es!"

„Du ebenso!"

„Ich? O, ich glaube nicht, daß ich heirathen werde."

„Wirklich nicht?"

„Nein. Um mich wird sich wohl Niemand bekümmern."

„Das denkst Du selber nicht. Du bist ja nicht häßlich, auch nicht alt, was willst Du mehr!"

„Sprechen wir nicht davon!"

„O doch, sprechen wir gerade davon! Ich bin heute so glücklich und möchte auch Dich glücklich sehen. Daheim können wir nicht unter vier Augen reden, weil ich Besuch habe; darum gehe ich jetzt mit Dir einen Umweg, um Dich einmal in's Examen zu nehmen."

„Das wird vergeblich sein."

„Ich denke nicht. Meinst Du denn, daß ich gar nichts sehe und gar nichts ahne? Denkst Du, weil Du es verschweigst, könne ich es nicht wissen?"

„Was soll ich verschweigen? Was willst Du wissen?"

„Daß auch Du Deine Wünsche hast."

„O, die hat wohl jedes junge Mädchen!"

„Ich meine, ganz bestimmte Wünsche."

„Davon weiß ich nichts."

„Leugne nicht. Deine Wünsche sind denen, die ich hatte, außerordentlich ähnlich: sie beziehen sich auf die Polizei."

„Anna!"

„Habe ich Recht?"

„Nein."

„O doch! Weißt Du, wer heute mit kommen wird?"

„Nun?"

„Adolf, der Freund meines Verlobten."

Emilie erröthete und hielt unwillkürlich den Schritt an.

„Da möchte ich lieber nicht mit gehen," sagte sie.

„Warum nicht?"

„Ich, ich — — ach, Anna, ich wollte lieber, er käme nicht!"

„Du bist eine kleine Thörin. Sei doch einmal aufrichtig, und gestehe mir, daß Du ihm gut bist!"

„Was nützt es mir? Er verachtet mich doch!"

„Verachten? Warum?"

„Wegen damals im Theater. Ich habe es Dir noch nicht gesagt. Als wir noch in der hohen Straße wohnten, wohnte er uns gegenüber. Wir konnten einander gerade in die Fenster sehen, und er stand so oft am Fenster, daß — — —"

Sie stockte, und Anna ergänzte lachend:

„Daß auch Du Dich an Euer Fenster stelltest!"

„Nein, das wollte ich nicht sagen. Aber ich mußte doch annehmen, daß er ein Interesse für mich hatte. Er grüßte später und nickte herüber. Ich grüßte natürlich wieder, da ich nicht unhöflich sein wollte — — —"

„Und weil Du ihm gut warst!"

„Auch deshalb. Ich will es gestehen. So ging es mehrere Monate, ohne daß wir ein Wort mit einander gesprochen hätten. Eines Abends aber war ich im Theater gewesen. Am Schlusse desselben sah er mich. Er hatte Dienst im Theater gehabt und war nun frei. Aus Versehen übersah ich auf der Treppe eine Stufe und — — —"

„Aus Versehen? Kind, Du versahst eine Stufe, weil Du die Augen nicht auf der Treppe, sondern auf ihn hattest!"

„Vielleicht, ja. Kurz und gut, ich wäre gestürzt, wenn er mich nicht festgehalten hätte."

„So nahe war er Dir?"

„Ja, aber ganz gewiß nur zufällig."

„O, das kennt man. Weiter!"

„Er blieb an meiner Seite, bis ich auf der Straße war, und dort fragte er, ob ich nach Hause gehe. Ich bejahte natürlich, und da er uns gegenüber wohnte, so hatte er denselben Weg. Darum fragte er, ob er mich begleiten dürfe."

„Du sagtest natürlich nein!" scherzte Anna.

„Ich wollte es sagen, brachte es aber doch nicht fertig. Er fragte so bescheiden, und ich wollte ihm nicht wehe thun. Also kam es, daß er mit mir ging."

„Ihr gingt natürlich sehr weit aus einander!"

„Du bist heute glücklich und also zum Scherz aufgelegt. Wir gingen neben einander und unterhielten uns über das gegebene Stück. Er hatte so gute Ansichten; er war so ernst, so — so — — ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll; kurz und gut, man mußte ihm gut sein und Vertrauen zu ihm haben, und da weiß ich gar nicht, wie es kam, daß er auf einmal meinen Arm in den seinigen genommen hatte."

„Aha! Jetzt kommt die Liebeserklärung!"

„O nein. Wir sprachen von Vielem, aber nur von solchen Dingen nicht, und als wir meine Hausthür erreichten, nahm er Abschied und ging."

„War der Abschied nicht etwa zärtlich?"

„Nein. Was Du denkst! Ich dankte ihm, und da allerdings sagte er — — da sagte er — — —"

„Na, was denn?"

„Daß er sehr gern mit mir gegangen sei und daß er sehr gern auch noch weiter gehen möchte, weiter und immer weiter, durch das ganze Leben."

„Ah, also doch Liebeserklärung!"

„O nein! Das war doch wohl nur eine Höflichkeit!"

„Meinst Du? Ein so ernster und gesetzter Mann, wie Adolf ist, sagt so Etwas nicht als bloße Höflichkeit, darauf kannst Du Dich verlassen. Hat er Dich nicht gefragt, ob er Dich irgendwo und irgendwenn wieder treffen dürfte?"

„Nein, sonst hätte ich doch am Ende gedacht, daß er mir ein bischen gut sei. Er gab mir, als er die erwähnten Worte sagte, die Hand und ging."

„Und Ihr habt Euch dann nicht wieder getroffen als nur später bei mir?"

„Ja."

„Das begreife ich nicht."

„Aber ich begreife es. Nämlich ich wurde kurze Zeit darauf gezwungen, aufzutreten. Ich habe Dir ja davon erzählt. Besinnst Du Dich?"

„Ja. Es muß das ein schrecklicher Abend gewesen sein."

„Entsetzlich! Der Vater hatte nicht gewollt, mußte aber gehorchen, wenn er die Anstellung nicht verlieren wollte. Und auch ich mußte aus demselben Grunde einwilligen. Freilich hatte ich es mir nicht so schlimm vorgestellt, wie es wirklich war. Als ich mich in der Garderobe vollständig entkleiden und dann die durchsichtigen und tief ausgeschnittenen Fetzen anziehen mußte, dachte ich, ich müsse in die Erde sinken. Ich hatte eine stumme Rolle; meine Aufgabe war nur, dem Publikum ein halb- oder vielmehr fast ganz nacktes Frauenzimmer zu zeigen. Ich weinte vor Scham und Aufregung, es half nichts, man hatte kein Mitleid, ich wurde, noch weinend, auf die Bühne gestoßen."

„Schrecklich!"

„Ich wagte natürlich nicht, ein Auge aufzuschlagen.“

„Das glaube ich. Ich wäre vor Scham vergangen. Da ist Dir Deine Schönheit zum Unsegen geworden.“

„Schönheit?“

„Ja, Emilie, schön bist Du, das darf ich als Freundin Dir sagen. Und das kannst Du Dir selbst denken, da man Dich sonst nicht zu einer solchen Rolle bestimmt hätte.“

„Wäre ich doch lieber recht häßlich gewesen! Als ich in dieser Weise auf der Bühne stand, kam mir plötzlich ein entsetzlicher Gedanke. Ich dachte an ihn. Wie nun, wenn auch er im Theater war und mich so sah!“

„Das wäre freilich nicht angenehm gewesen!“

„Nur nicht angenehm? Ah! Ich wagte es, aufzublicken, hinauf nach der Polizeiloge. Und denke Dir, dort saß er und hielt den Blick auf mich, gerade auf mich gerichtet. Ich dachte, der Schlag müsse mich treffen.“

„Du Arme!“

„Ich zitterte an allen Gliedern. Es giebt gar kein Wort, zu beschreiben, wie es mir im Innern gewesen ist! Es war mir nachher nur wie im Traume. Ich weiß heute nicht mehr, was ich gethan und gedacht habe; ich weiß nur, daß ich nach Hause gekommen bin und die ganze Nacht hindurch bitterlich geweint habe.“

„Er kann es Dir nicht nachtragen. Du hast ja gemußt.“

„Wie konnte er das wissen!“

„Er brauchte sich nur zu erkundigen.“

„O, das hat er nicht gethan. Er hat gar nichts mehr von mir wissen wollen. Das weiß ich ganz genau.“

„Woher denn?“

„Er hatte täglich zur bestimmten Zeit am Fenster gestanden. Ich kannte die Minute, ja die Secunde ganz genau, wenn er erschien. Am anderen Morgen kam er nicht; ich hoffte und hoffte, aber er war nicht wieder zu sehen. Und als ich mich dann so unter der Hand erkundigte, da hörte ich, daß er am Morgen nach jenem Theaterabende ausgezogen sei.“

„Jedenfalls nur zufällig.“

„O nein.“

„Er ist ledig, er hat ein Garçonlogis gehabt, da pflegt es monatliche oder gar nur vierzehntägige Kündigung zu geben. Er wird aus irgend einem Grunde gekündigt gehabt haben, und der Wegzug ist gerade auf diesen Morgen gefallen.“

„Nein. Ich habe mich erkundigt. Die Wittfrau, bei der er wohnte, hat selbst erzählt, daß er ohne vorherige Kündigung ausgezogen ist. Er hat gesagt, daß er fortgehe, er hat den vollen Monat bezahlt und ist wirklich gegangen. Einen Grund hat er gar nicht angegeben, ich aber kenne denselben. Er hat gar nichts mehr von mir wissen, mich gar nicht mehr sehen wollen.“

„Hm! Vielleicht ist es dennoch anders.“

„Nein. Du kannst Dir nun ungefähr denken, wie mir zu Muthe wurde,

als ich ihn vor kurzer Zeit bei Euch traf. Ich hätte gleich fortgehen mögen!"

„Glücklicher Weise ist das nicht geschehen. Auch er ist geblieben. Das ist doch ein Zeichen, daß Du Unrecht hast, wenn Du denkst, daß er gar nichts von Dir wissen will."

„Er bleibt doch nur, um nicht unhöflich zu sein. Also ist es gewiß, daß er auch heute kommt?"

„Ja. Er ist Anton's bester Freund und darf deshalb bei unserer Verlobung unmöglich fehlen."

„Ich würde davonbleiben, wenn ich nicht Deine Freundin wäre."

„Du nimmst die ganze Angelegenheit zu tragisch."

„O nein. Denke nur an Das, was später geschehen ist. Wie bin ich in Rollenburg behandelt worden!"

„Unschuldig!"

„Das ändert an der Sache nichts."

„Wer weiß, ob er es erfahren hat!"

„Der? Ein Polizist? Ein Geheimpolizist? Alle Welt weiß es ja! Es wird ja als Criminalfall vor Gericht verhandelt!"

„Und dennoch darfst Du es Dir nicht so zu Herzen nehmen. Denke, wie es mir ergangen ist. Ich habe Dir erzählt, daß ich damals vor Weihnachten in die Weinstube gelockt worden bin. Anton weiß es, und doch fällt es ihm gar nicht ein, es mir anzurechnen. Man kann doch nicht die Folgen eines Ereignisses, an welchem man unschuldig ist, auf sich nehmen. Komm, hier wohnt der Conditor. Wir wollen diese dummen Gedanken lassen; es giebt heute ja weit Besseres zu thun!"

Als die Beiden dann des Wachtmeisters Wohnung erreichten, fanden sie die beiden Polizisten anwesend. Anton erklärte, daß er beim Pfarrer gewesen sei, daß verschiedene Papiere gefordert würden und daß auch Anna mit dem Vater zum Pfarrer kommen müßten, um ihre Zustimmung zu geben. Während dieser geschäftlichen Verhandlungen bekam Emilie ihre Unbefangenheit wieder, welche ihr abhanden gekommen war, als sie bemerkt hatte, daß der zugleich Gefürchtete und Geliebte schon anwesend war.

Die kleine Versammlung wurde recht munter, zumal Anton für Wein gesorgt hatte. Die beiden Köhlersleute trugen nicht wenig dazu bei und versicherten ein über das andere Mal, daß sie diesen Abend nicht vergessen würden in ihrem ganzen Leben.

Es war bereits gegen Mitternacht, als Emilie erklärte, daß sie nun aufbrechen müsse: Sie wurde gebeten, noch zu bleiben, ließ sich aber nicht halten. Als sie sich erhoben hatte, stand auch Adolf von seinem Stuhle auf.

„Was? Auch Du willst fort?" fragte Anton.

„Ja. Die Kette ist nun doch gesprengt, da Fräulein Werner geht. Uebrigens wird es Dir doch wohl nicht unlieb sein, wenn auch ich mich entferne."

„Warum das?"

„Getheiltes Glück ist halbes Glück."

„Ach so!"

„Ihr werdet Euch genug zu sagen haben, wobei Ihr keinen Anderen braucht. Oder guckt Ihr Euch nur so im Stillen an. Es soll Liebesleute geben, die sich stundenlang in das Gesicht sehen, ohne ein Wort dabei zu sprechen, und doch ganz selig sind. Versucht es heute einmal!"

Die Beiden verabschiedeten sich. Unten an der Hausthür ging eigentlich ihr Weg aus einander. Emilie hatte links, Adolf aber rechts zu gehen. Was den Letzteren betraf, so war er keineswegs mit Anton zu vergleichen, dem die Liebe den Muth genommen hatte. Er fragte, ob er Emilie begleiten dürfe, und sie gab ihm ihre Einwilligung, wenn auch mit zagendem Herzen. Als sie zunächst eine kurze Strecke schweigend neben einander gegangen waren, fragte er:

„Erinnern Sie sich wohl noch eines Abends, an welchem ich ebenso wie jetzt an Ihrer Seite ging?"

„Ja," antwortete sie.

„Darf es ebenso sein wie damals?"

Er nahm ihren Arm, und sie ließ es geschehen. Er sagte:

„Nicht wahr, damals durfte ich Sie führen?"

„Es kann sein."

„Ah, Sie erinnern sich nicht mehr genau?"

„Nein."

„Dann ist Ihnen meine Begleitung jedenfalls sehr gleichgiltig gewesen?"

Sie antwortete nicht. Darum fuhr er fort:

„Ich dachte damals, daß ich Sie recht oft wiedersehen würde; ich hatte mich darauf gefreut, aber leider ist es nicht geschehen."

Sie seufzte leise, doch hörte er es.

„Wissen Sie vielleicht noch, Fräulein Werner, wie gern ich an meinem Fenster stand und zu Ihnen hinüberblickte?"

„Ich sah Sie allerdings zuweilen dort."

„Und plötzlich war ich fort!"

„Ja," hauchte sie. Er war ja ihretwegen fortgegangen.

„Das hatte seinen Grund, den ich Ihnen heute sagen will, obgleich man von solchen Dingen nicht mehr spricht. Sie kennen wohl meine damalige Wirthin?"

„Ja."

„Sie war Wittwe, kinderlos und nicht häßlich. Ich hatte schon längst gemerkt, daß sie mir ein Interesse zeigte, für welches ich keine Dankbarkeit empfand. An jenem Abende nun hatte sie gesehen, daß ich Sie nach Hause begleitet hatte. Das erregte ihre Eifersucht. Sie wurde aufrichtig, sie sprach von ihrer Liebe. Als ich ihr einfach sagte, daß ich nicht gesonnen sei, mir von ihr einen Heirathsantrag machen zu lassen, weinte, jammerte und zürnte sie. Es gab eine widrige Scene, in Folge deren ich ihr eröffnete, daß ich

gleich des anderen Morgens mich nach einer anderen Wohnung umsehen werde. So also kam es, daß ich nicht mehr am Fenster stand."

Es wurde Emilie ganz eigenthümlich um das Herz.

„Deshalb also sind Sie so plötzlich ausgezogen?" fragte sie.

„Ja. Dachten Sie sich einen anderen Grund?"

„Ja," entfuhr es ihr.

„Darf ich ihn erfahren?"

„O bitte, nein! Ich kann nicht davon sprechen."

„Wie Sie wünschen, Fräulein. Ich hätte Sie trotz des Wohnungswechsels wiedersehen können. Es ist ja Alles möglich zu machen, was man sich wünscht, aber —"

„Aber Sie wünschten es nicht!" fiel sie ein.

„Wie? Sie meinen, ich hätte nicht gewünscht, Sie wieder zu sehen?"

„Ja."

„Da irren Sie allerdings. Ich war so glücklich darüber gewesen, daß ich Sie an jenem Abende begleiten durfte; ich hatte gedacht, daß dies vielleicht noch öfters geschehen könne; aber es sollte anders kommen. Als ich nämlich einige Zeit später in's Bureau kam, wurde mir eröffnet, daß sich ein Fremder hier niedergelassen habe, der Fürst von Befour. Er hatte um zwei Polizisten nachgesucht und man hatte sich für mich und Anton entschieden. Ich mußte also zu ihm in die Palaststraße ziehen. Ich darf nicht sagen, zu welchen Zwecken wir engagirt worden waren; aber es galt, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit zu entwickeln. Wir hatten Tag und Nacht zu thun, und unsere persönlichen Wünsche mußten zurück treten. Jetzt nun sind wir wieder zu Athem gekommen, und da ich von Anton hörte, daß Sie zuweilen bei Wachtmeisters seien, so unterließ ich es nicht, mich dort auch einzufinden."

Er machte eine Pause. Sie sagte kein Wort; sie ging still neben ihm her. Darum fragte er:

„Sie werden mir zürnen, daß ich Sie mit dieser Angelegenheit, die Ihnen ja so gleichgiltig ist, langweile?"

„O nein."

„Hätten Sie sich gefreut, wenn ich nicht ausgezogen wäre?"

„Ihr schnelles Verschwinden überraschte mich."

„Aber es betrübte Sie nicht?"

„Herr Adolf!"

„Verzeihen Sie! Ich möchte Ihnen nicht wehe thun und Sie um Alles in der Welt nicht erzürnen; aber ich sah heute den Freund so glücklich, daß ich wünschte, ebenso glücklich zu sein. Ich habe, gleich als ich Sie zum ersten Male sah, an dieses Glück gedacht, und dieser Gedanke ist mir auch nicht wieder aus dem Sinn gekommen. Erinnern Sie sich wohl noch der Worte, welche ich sagte, als ich von Ihnen an Ihrer Thüre Abschied nahm?"

„Ja."

„Ah, Sie haben sie nicht vergessen? Ich danke Ihnen."

„Es war ein Scherz,"

„Ein Scherz? Sie glauben, daß es mir mit jenen Worten nicht ernst gewesen ist?"

„Ja, das glaube ich."

„Und warum glauben Sie es?"

„Weil — weil — —"

„Sie stockte. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Die Wahrheit konnte sie ja unmöglich sagen.

„Weil — weil — —? Ich möchte so gern Ihre Antwort hören; sie hätte so großen Werth für mich!"

„O, jetzt höre ich, daß Sie nicht nur scherzten; jetzt spotten Sie sogar."

„Spotten? Ist es möglich, daß Sie das denken?"

„Ich denke es, und es ist auch wahr. Wie kann eine Antwort von mir für Sie einen Werth haben!"

„Einen großen, sehr großen sogar! Sie wissen, Fräulein Werner, daß ich kein Grünschnabel bin und einem sehr ernsten Beruf angehöre. Ich spreche und denke nicht wie ein achtzehnjähriger junger Mensch, der heute so fühlt und morgen anders. Ich habe Ihnen damals gesagt, daß ich mit Ihnen durch das Leben gehen möchte, und es mir dabei ernst, sehr ernst gewesen. Wollen Sie mir das glauben?"

„Es ist mir nicht möglich, es zu glauben."

„Warum nicht? Bitte, sagen Sie mir es!"

„O nein, nein! Da ist meine Wohnung. Bitte, lassen Sie uns scheiden. Es ist schon so spät!"

„Ja, es ist schon so spät," sagte er traurig, „und für mich ist es schon zu spät!"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe, um meine Berufspflichten zu erfüllen, mein persönliches, mein privates Glück versäumt."

„Sie werden es finden."

„Wenn ich es finden soll, dann nur allein bei Ihnen!"

„Gott, ich weiß nicht, was ich denken soll! Sie kennen mich ja!"

„O, sehr genau."

„Und Sie wissen, was mit mir geschehen ist!"

„Auch das weiß ich."

„Dann können Ihre Worte nur Spott enthalten, und den, den habe ich nicht verdient. Gute Nacht!"

Sie zog ihren Arm aus dem seinigen und wollte fort. Aber er war schneller als sie. Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Fräulein Werner, sagen Sie mir Eins, ehe Sie gehen, nur das Eine: Hassen Sie mich?"

„Nein."

„Dann darf ich Sie auch nicht so von mir lassen. Bitte, gehen wir noch ein Stück weiter!"

„Nein. Hier wohne ich, und es ist so spät! Wenn Jemand uns sieht, und mich erkennt!“

„So erkennt er wohl auch mich, und ich will Keinem rathen, schlecht von Ihnen oder mir zu denken oder gar zu sprechen. Nein, ich errathe, was Sie jetzt denken, und das ist nicht das Richtige. Ich will aufrichtig mit Ihnen sprechen, recht aufrichtig, so wie man nur ein einziges Mal im Leben aufrichtig ist. Doch darf ich Sie nicht zwingen, mit mir zu gehen; ich werde Ihren Willen achten. Also sagen Sie, wollen Sie noch einige Minuten bei mir bleiben, trotzdem es so spät ist?“

Sie zögerte mit der Antwort und sagte endlich:

„Der Vater wartet; ich muß heim.“

Da ließ er ihre Hand los und meinte:

„Das ist Ihr Wille und mein Urtheil. Leben Sie wohl, Fräulein Werner! Wir werden uns wohl so bald nicht wiedersehen. Es können eben nicht alle Menschen glücklich sein. Ich wäre es so gern gewesen. Gute Nacht!“

Er wendete sich um und ging.

Seine Stimme hatte so traurig geklungen. Sie fühlte, daß ihm seine Worte aus dem Herzen gekommen waren. Sie überlegte jetzt nicht, und sie dachte jetzt nicht; sie folgte jetzt nur der Eingebung ihres Herzens, als sie jetzt schnell ihm nacheilte und, ihre Hand an seinen Arm legend, sagte:

„Bleiben Sie! Wir wollen nicht auseinander gehen, ohne uns wenigstens gehört zu haben.“

„Das ist recht! Ich danke Ihnen!“

Er drehte sich wieder um, und nun schritten sie langsam neben einander her. Er machte keinen Versuch, sich wieder ihres Armes zu bemächtigen; er trug seine Hände auf dem Rücken und sagte in künstlich kaltem Tone:

„Ich wollte aufrichtig mit Ihnen sein, und ich will Wort halten auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir es übel nehmen können. Ich besitze nämlich ein wenig Talent zum Zeichnen und beschäftige mich in den Mußestunden, die mir bleiben, mit der Palette. Ich habe stets ein ausgesprochenes Gefühl für Harmonie, für Schönheit besessen, und — Sie sind schön.“

Er hielt inne. Vielleicht dachte er, daß sie etwas sagen werde; sie aber schwieg.

„Als ich Sie zum ersten Male am Fenster sah, konnte ich nur Ihr Gesicht und Ihren Kopf betrachten. Ihr Antlitz besitzt ein ganz eigenthümliches Gepräge. Ich finde kein passendes Wort dafür, ich möchte sagen, weltlich-madonnenhaft, aber das ist auch nicht das Richtige. Und als ich dann später Ihre ganze Gestalt sah, diese vollen, reizenden Formen, dann verdoppelte sich mein Interesse. Sie sind ein Bild reiner, keuscher Jungfräulichkeit und vermögen dennoch Gedanken zu erwecken, welche ganz gegentheilig sind. Sie hatten zunächst nur dieses eine Interesse erregt. Dann sah ich Sie in ihrem häuslichen Walten; ich beobachtete ihren Fleiß, Ihre Aufopferung für die Ihrigen, und je mehr und je länger ich beobachtete, desto tiefer stieg mir das Interesse

in das Herz hinab, bis es dieses ganz und gar erfüllte. Aus dem einfachen Interesse, aus der äußerlichen Theilnahme war eine tiefe, innige und treue Liebe geworden. Sie sind so still. Hören Sie mich?"

„Ja," antwortete sie halblaut.

„Sie können sich denken, wie glücklich ich war, als ich Sie zum ersten Male nach Hause begleitete. Ich wollte zu Ihnen von meiner Liebe sprechen; das Wort lag und lag mir auf der Zunge, aber jenes Madonnenhafte in Ihrem Wesen ließ mich nicht dazu kommen. Ich wollte, ich hätte doch gesprochen, denn nun kam eine Zeit der Trauer. Glücklicher Weise war sie kurz."

„Jener Abend im Theater?" fragte sie.

„Ja."

„Ich war unschuldig!"

„Das wußte ich nicht, und darum wurde ich irre an Ihnen. Zudem war das gerade die Zeit, in welcher ich auszog und vom Fürsten engagirt wurde. Aber ich dachte doch an Sie und zog Erkundigungen ein. Da erfuhr ich, daß Sie gezwungen worden seien."

„Ja, Gott weiß es!"

„Daß Ihr Vater sein Brod verloren hätte, wenn Sie ungehorsam gewesen wären."

„Nur dieses Eine konnte mich dazu veranlassen."

„Ich erfuhr, daß Sie bitterlich geweint hatten, und nun that es mir so unendlich leid, Ihnen in Gedanken so unrecht gethan zu haben. Dies verdoppelte meine Liebe, und als ich dann das Andere hörte, so — so — ja, bei Gott, ich hätte nach Rollenburg gehen können, um diesen Unmenschen zu ermorden, wenn ich noch zur Zeit hätte kommen können."

„Ich war auch da unschuldig. Ich hatte keine Ahnung von der Absicht dieses Mannes. Er hatte mich als Cassirerin engagirt, und ich nahm diese Stelle an, weil er gleich Gehalt zahlte und der Vater entlassen worden war."

„Ich weiß das. Ich habe Alles von Holm und Zander erfahren. Der Letztere hat Sie ja gerettet."

„Ich werde es ihm nie vergessen. Er hat Ihnen Alles erzählt, Alles! Mein Gott!"

„Das thut Ihnen wehe; ich begreife das. Aber es mag Ihnen auch ein Beweis dafür sein, daß Sie in Ihrer Schönheit ein Gut besitzen, welches einen Mann, der es ehrlich mit Ihnen meint, unendlich glücklich machen kann."

„Wenn ich wirklich nicht häßlich bin, so habe ich bisher davon nur Herzeleid gehabt."

„So mag es jetzt anders werden! Sie haben gehört, daß ich Sie liebe; Sie werden mir glauben, daß ich es ehrlich meine. Ich lege mein Schicksal in Ihre Hand. Wenn ich glücklich sein soll, so kann ich es nur mit Ihnen sein. Sprechen Sie Ihr Urtheil aus!"

Er war stehen geblieben, so daß auch sie den Schritt anhielt. Sie standen eine ganze Weile schweigend von einander. Sie kämpfte mit sich selbst.

Er konnte nicht sehen, wie ihr Busen sich hob und senkte, wie leichenblaß ihr Angesicht geworden war. Es dauerte ihm zu lange

„Wird es Ihnen so sehr schwer?“ fragte er.

„Ja.“

„Und doch ist es so sehr leicht.“

„O nein, nein!“

„Sie haben ja nur zwischen den beiden Wörtchen Ja und Nein zu wählen. Bitte, sprechen Sie!“

„Dann — nein!“ stieß sie hervor.

Er wendete sich halb ab und sagte:

„Also nein! Wenn ich nur wüßte, weshalb!“

„Sie wissen es.“

„Bei Gott, ich weiß es nicht!“

„Sie haben mich auf der Bühne gesehen — —“

„Aber Sie waren ja gezwungen worden! Haben Sie übrigens noch nicht gehört, daß Sängerinnen, Tänzerinnen zuweilen Baroninnen und so weiter werden, trotzdem sie ihre Reize Jedem, der das Entree bezahlte, preisgegeben haben?“

„Aber ich bin keine Tänzerin!“

„Desto besser!“

„Und sodann — die Tau-ma!“

„Sie waren es ja nicht.“

„Jene Scene in Rollenburg! Ich bin unschuldig daran, aber es kann dennoch nicht vergessen werden.“

„Nein, es kann nicht vergessen werden, was Sie gelitten haben, Fräulein Werner. Ihre ganze Familie ist so lange, lange Zeit für das Leiden bestimmt gewesen. Es wird Zeit, daß Sie auch einmal ein wenig Sonnenschein empfinden. Ich will meine Frage wiederholen: Hassen Sie mich?“

„O nein!“

„Aber ich bin Ihnen gleichgiltig?“

Sie antwortete nicht; aber er hörte, daß ihr Athem laut ging. Da nahm er ihre Hand, beugte sich tief zu ihr herab und wiederholte:

„Bin ich Ihnen gleichgiltig?“

„Nein,“ hauchte sie.

„Gott! So lieben Sie mich?“

„Ja.“

Da nahm er sie leise und langsam an sich, legte ihr seine beiden Hände auf den Kopf und sagte:

„Dieses Wort werde ich Dir nie, nie vergessen. Bitte, sage es noch einmal, Emilie! Du liebst mich?“

„Ja, sehr!“

„So sollst Du von jetzt an glücklich sein, so glücklich wie es in der Macht eines Mannes steht, der sein Weib auf den Händen tragen will!“

Er küßte sie auf das Haar, nicht auf Mund oder Wange. Gerade jenes

Madonnenhafte ihres Wesens übte auch jetzt den hervorragenden Eindruck auf ihn aus. Sie weinte leise vor sich hin.

„Warum weinst Du?“ fragte er.

Und erst nachdem er seine Frage wiederholt hatte, antwortete sie:

„Vor Glück.“

„Bist Du wirklich glücklich?“

„So sehr, wie es mein Wunsch gewesen ist.“

„So wollen wir dieses Glück festhalten und es uns nicht untreu werden lassen! Komm!“

Jetzt nahm er ihren Arm wieder und führte sie zurück. An ihrer Hausthür angekommen, fragte er:

„Hast Du den Schlüssel?“

„Ja.“

„Bitte, gieb ihn mir!“

Er schloß auf, trat ein und öffnete auch das Thor des Hofes.

„Nicht wahr, da oben im dritten Stockwerke, wo die zwei Fenster noch erleuchtet sind, wohnt Ihr jetzt?“

„Ja.“

„Denkst Du, daß Dein Vater noch wach ist?“

„Ganz gewiß, und die Anderen auch. Sie gehen nicht schlafen, bevor ich komme.“

„So laß' uns hinauf gehen!“

„Du auch mit?“ fragte sie überrascht.

„Ja. Oder denkst Du nicht?“

„Es ist doch wohl zu spät dazu. Wenn Du mit Vater sprechen willst, so komme morgen, bitte!“

„O, um ein Glück zu erfahren, dazu ist es niemals zu spät. Es ist die erste Bitte, die ich an Dich richte, und die darfst Du mir nicht abschlagen! Darf ich mit hinauf?“

„Aber, man ist auf Besuch jetzt nicht mehr gefaßt!“

„Doch komm!“

Sie hatte recht gehabt. Werner war noch mit seiner ganzen Familie munter. Der heutige Besuch des Arztes und des Fürsten hatte diesem Tage eine ganz besondere Weihe gegeben. Sie hatten immer und immer wieder von diesen beiden Männern gesprochen, und so war ihnen die Zeit vergangen, ohne daß sie es beobachtet hatten. Jetzt nun hörten sie Schritte auf der Treppe.

„Da kommt Emilie,“ sagte Laura, welche unschuldig im Zuchthause gewesen war.

„Das sind Zwei. die da kommen,“ meinte Werner. „Wohl gar Männerschritt! Wer mag das sein?“

Jetzt trat Emilie ein und hinter ihr Adolf. Der frühere Theaterdiener kannte ihn. Er wußte, daß er Geheimpolizist sei, und darum erschrak er jetzt. Dieser Polizist brachte Emilie geführt. Was war geschehen?

„Guten Abend," erwiderte er den höflichen Gruß Adolf's. „Sie kommen zu so später Stunde. Was ist geschehen?"

„Etwas sehr Wichtiges, Herr Werner, sonst käme ich nicht so spät, es Ihnen mitzutheilen."

„Fast hat es den Anschein, als ob Sie meine Tochter gar arretirt hätten!"

„Sie brauchen zwar gar nicht zu erschrecken, aber es ist wirklich so: Ich habe sie arretirt."

„Herrgott!"

„Ja, und zwar nicht für kurze sondern für sehr lange Zeit."

„Warum denn, warum?"

„Weil ich ihr so recht von Herzen gut bin und sie mir auch."

Werner blickte ihn zunächst fassungslos an.

„Sie scherzen," sagte er dann.

„Ich spreche im Ernste, bester Herr."

„Sie sagen, daß Sie Emilie lieben?"

„Ja, doch vorerst wollen wir noch von etwas Anderem sprechen. Meine Liebe zu Ihrer Tochter ist ja kein Grund, Sie um Mitternacht noch zu belästigen. Ich habe Ihnen aber einige Mittheilungen zu machen, die so erfreulich sind, daß ich sie nicht bis morgen aufschieben wollte. Sie wissen, daß ich Polizist bin und als solcher Manches weiß, was Andere nicht erfahren. Also zunächst: die Leda hat eingestanden."

„Wirklich?" rief Laura aus.

„Ja. Sie hat von dem Tode des Lieutenants von Scharfenberg erfahren. Dies hat solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie ein offenes Geständniß abgelegt hat."

„Gott sei Dank!" meinte Werner. „Das vereinfacht jedenfalls das Verfahren, so daß die Untersuchung gegen die Tänzerin schneller beendet ist."

Natürlich."

„Und an der Unschuld meiner Tochter kann nicht mehr gezweifelt werden. Nicht wahr?"

„Die ist nun vollständig erwiesen."

„Ich danke Ihnen! Das ist allerdings eine Botschaft, mit der Sie nicht aus Rücksicht auf die späte Stunde bis morgen zu warten brauchten."

„O, ich bringe nicht diese Botschaft allein."

„Noch mehr?"

„Ja. Nämlich der Herr Circusdirector Baumgarten ist heute mit seinem ganzen Personal hier angekommen."

„Giebt er hier Vorstellung?"

„Das nicht. Sie sind nämlich als Gefangene hier eingeliefert worden."

„Sapperment!"

„Sie sollen hier abgeurtheilt werden, weil Sie hier Mitschuldige haben. So zum Beispiel den Herrn Intendanten."

„Der wird als Mitschuldiger betrachtet?"

„Ja, er ist arretirt."

„Ist das möglich!“

„Ich selbst habe ihn arretirt und in die Zelle gebracht.“

„Ah, das ist ihm recht!“

„Sie wissen ja, wie er an Ihrer Tochter gehandelt hat.“

„Wird er sein Amt behalten?“

„Auf keinen Fall. Es wird überhaupt in Beziehung auf das Oberbeamten-Personal des Residenztheaters eine bedeutende Aenderung eintreten. Vielleicht ist es möglich, daß Sie Ihre Stelle wieder bekommen.“

„Das wäre herrlich!“

„Oder gar eine andere.“

„Welche denn?“

„Hm! Haben Sie gehört, was mit dem Cassirer los ist?“

„Ja.“

„Das, ja das wäre eine Stelle für Sie!“

„Herrgott, ja! Aber so wohl wird es Unsereinem nicht.“

„Warum nicht?“

„Dazu gehört Protection.“

„Die haben Sie.“

„Und Geld zur Caution.“

„Das haben Sie.“

„O weh! Ich und Protection und Caution!“

„Natürlich haben Sie Beides!“

„Wo denn?“

„Hier in meiner Tasche.“

„Da verstehe ich Sie freilich nicht.“

„Ich will verständlich werden. Hier haben Sie es auf Schwarz auf Weiß!“

Er gab ihm das Decret hin. Werner las es, ließ in freudigem Schreck die Arme sinken und fragte:

„Das ist Wahrheit?“

„Ja.“

„Wem habe ich das zu verdanken?“

„Dem Fürsten von Befour.“

„Dem! Herr mein Gott, welch' eine Ueberraschung und welch' ein großes Glück! Frau, Kinder, ich bin zum Theatercassirer ernannt, und der Fürst zahlt die Caution für mich! Nun ist es aus mit aller Noth und Sorge!“

Diese Nachricht brachte natürlich einen unbeschreiblich freudigen Eindruck hervor. Es erhob sich ein lauter Jubel. Emilie aber reichte dem Geliebten thränenden Auges die Hand und sagte:

„Also deshalb wolltest Du partout mit herauf! Heimlichthuer! Aber ich danke Dir doch von ganzem Herzen!“ — —

Gegen Abend war der Amtsbote in die Wohnung des gefangenen Apotheker Horn gekommen und hatte den Angehörigen desselben gemeldet, daß

er gestorben sei. Seine Nachricht schien weder Schreck noch Trauer zu erregen. Es ertönte vielmehr die eilige Frage:

„Wann ist er gestorben?"

„Um zwei Uhr Nachmittags."

„Er war aber ja gar nicht krank!"

„Er hat einen Blutsturz gehabt."

„Wann wird er begraben?"

„Zur gesetzlichen Zeit natürlich."

„Und wo?"

„Auf dem Gottesacker. Nicht?"

„Das versteht sich ganz von selbst. Aber wer hat ihn denn zu begraben. Wir oder das Gericht?"

„Das wird sich erst noch finden. Zunächst habe ich Ihnen nur zu melden, daß er gestorben ist."

„Man hat seine Leiche doch nach dem Gottesacker in das Leichenhaus geschafft?"

„Nein. Sie liegt im Gefängnisse."

„Warum denn das? Man wird doch keine Leiche d'rin behalten."

„Jedenfalls nicht. Aber zunächst wollen wir sehen, ob wir wirklich eine Leiche haben."

„Wieso? Wenn er todt ist, ist er doch Leiche."

„Ja, wenn er todt ist. Adieu."

„O bitte, dürfen wir ihn besuchen?"

„Wozu?"

„Sie sehen doch ein, daß wir unsern Vater noch einmal sehen wollen!"

„Ja, das sieht man ein. Jedenfalls dürfen Sie mit beim Begräbnisse sein. Wenden Sie sich in dieser Beziehung an den Herrn Assessor von Schubert. Der ist Untersuchungsrichter und hat zu bestimmen."

„Wir werden den Todten aber doch wohl auch noch eher als beim Begräbniß sehen dürfen?"

„Das bezweifle ich. Fragen Sie den Herrn Assessor!"

Er ging. Sie horchten, ob er sich wirklich entferne, und dann sagte die Alte:

„Endlich! Also Mittags zwei Uhr! Da wird er morgen um dieselbe Zeit wieder lebendig. Aber er ist nicht in die Leichenhalle geschafft worden. Wie können wir ihm denn da helfen? Mir ist angst um ihn."

„Man scheint Verdacht zu hegen," meinte Jette.

„Ja, das hörte man dem Boten deutlich an."

„Wenn er sich noch im Gefängniß befindet, wenn er wieder lebendig wird, so ist der Plan zu Schanden gemacht. Mutter, es ist am Besten, Du gehst gleich jetzt zu diesem Assessor von Schubert. Wir müssen wissen, wann und wo wir den Vater zu sehen bekommen."

„Wenn ich ihn nun sogleich sehen darf; soll ich das Pulver mitnehmen, welches er braucht?"

„Nein. Man könnte Dich aussuchen. Jetzt wollen wir nur erst erfahren, wenn wir ihn sehen können."

Die Alte machte sich auf den Weg. Später kehrte sie niedergeschlagen zurück. Sie war zwar vorgelassen worden, hatte aber erfahren, daß man sie und ihre Kinder benachrichtigen werde, wann Horn begraben werde. Eher aber sei er nicht zu sehen.

Und um dieselbe Zeit kam Doctor Zander zu dem Staatsanwalte und theilte ihm mit, daß er das Blutwasser nun mikroskopisch untersucht habe.

„Und was ist das Resultat?"

„Daß ich meinen Verdacht nicht fallen lassen kann. Ein absolutes Ergebniß liegt nicht vor; das wird uns erst die chemische Analyse bieten; aber mir scheint, als sei das Blutwasser von einer ungewöhnlichen mechanischen Zusammensetzung. Ich bitte, die beiden Leichen ja nicht aus Verschluß zu geben."

„Das werden wir nicht thun, bis Sie mit Ihrer chemischen Untersuchung zu Ende sind. Wann wird das sein?"

„Einen vollen Tag brauche ich dazu."

„O weh! Also bis morgen um diese Zeit?"

„Ja. Ich werde da selbst wiederkommen."

Die beiden in der Krankenstation befindlichen Leichen waren also eine geschlossen, und außerdem kam der Schließer allstündlich, um zu inspiziren.

Am Nachmittage waren aus Rollenburg Untersuchungsgefangene eingetroffen Die Zellen reichten kaum zu. Unglücklicher Weise erkrankte einer dieser Leute während der Nacht in ernstlicher Weise. Als der Bezirksgerichtsarzt ihn am Morgen untersuchte, erklärte er, daß ein nervöses Fieber im Anzuge sei, und daß der Patient nicht in der Zelle behandelt werden könne, sondern nach der Krankenstation geschafft werden müsse.

„Dort aber sind die beiden Leichen," meinte der Wachtmeister.

„Die müssen eben heraus."

„Doch wohin?"

„Nach dem Kirchhofe, in's Todtenhaus."

„Das hat der Herr Staatsanwalt verboten."

„Ach, Unsinn! Ich bin Arzt, und hier handelt es sich um Krankheit und Tod. Ich muß wissen, ob Einer todt ist oder nicht. Und wenn ich bestimme, daß ein Kranker nach der Station geschafft werden soll, so hat das zu gelten, und man hat zu gehorchen!"

„Thut mir leid, Herr Doctor! Ich habe mich allerdings nach dem Herrn Staatsanwalt zu richten."

„Schön! Ich werde gleich selbst zu ihm laufen. Ich will doch sehen, wer hier gilt, dieser Doctor Zander oder ich!"

Als er nach einiger Zeit wiederkam, war der Staatsanwalt bei ihm. Beide begaben sich mit dem Wachtmeister nach der Krankenstation, wo der Arzt die beiden Leichen noch einmal untersuchte.

„Es ist lächerlich, hier an dem Tode zu zweifeln," sagte er. „Wer da glaubt, daß in diesen beiden Körpern noch Leben sei, der ist geradezu wahnsinnig."

„Hm!“ meinte der Anwalt. „Muß denn der Neuerkrankte wirklich hierher?“

„Ja. Ich kann ihn nicht in der Zelle lassen.“

„So müssen allerdings die Leichen fort.“

„Ich muß sehr darauf bestehen!“

„Aber wohin?“

„Nach dem Gottesacker natürlich!“

„Das auf keinen Fall. Aus unserem Gewahrsam gebe ich sie doch noch nicht.“

„Sie glauben also diesem Doctor Zander?“

„Ich glaube nichts, hier handelt es sich nicht um Glauben oder Nichtglauben, sondern hier handelt es sich um meine Pflicht, und diese muß ich erfüllen. Sie besteht in diesem Falle in der Anwendung der äußersten Vorsicht, die ich nicht versäumen werde.“

„So machen Sie, was Sie wollen! Ich aber muß auf die Entfernung dieser Leichen bestehen.“

„Dazu bin ich ja bereit. Herr Wachtmeister, ist im Kohlengewölbe Platz.“

„Ja.“

„Wie steht es da mit dem Verschlusse?“

„O, der ist sicher. Eine starke Thür, eine dicke Eisenstange davor und ein Hängeschloß, welches mir sicher Niemand ohne meine Erlaubniß öffnet.“

„Und Fenster?“

„Die giebt es ja dort gar nicht, sondern nur zwei Luftlöcher, die ein nothdürftiges Licht einlassen.“

„Schön! Uebrigens liegt das Kohlengewölbe im Gefängnißhofe, innerhalb der Mauer. Die Leichen sind also dort ganz ebenso untergebracht wie hier.“

„Und,“ fügte der Arzt in ironischem Tone bei, „Sie können ja dort ganz auch so stündlich nachsehen lassen, ob sie vielleicht davongelaufen sind!“

„Das werde ich allerdings thun lassen. Herr Wachtmeister, besorgen Sie das Alles.“

Nach kurzer Zeit waren die Leichen in dem Kohlengewölbe untergebracht. Dieses Letztere war nicht sehr groß und hatte dicke Steinmauern.

Man hatte zwei einfache Holzbänke hineingestellt und die Todten darauf gelegt. Als nach einiger Zeit der Staatsanwalt nachsah, erklärte er sich zufriedengestellt, befahl aber trotzdem, daß einer der beiden Schließer alle Stunden nachzusehen habe, ob vielleicht eine Veränderung eingetreten sei.

Dies geschah denn auch. Bei jedem Stundenschlag wurde die Thür geöffnet und einer der Genannten trat herein, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung sei.

Es war kurz nach ein Uhr Mittags, da gab es in dem Kohlengewölbe ein Geräusch. Hatte eine herabfallende Kohle geraschelt, oder war das ein rasselnder Athemzug gewesen? Es war einige Zeit lang ruhig, dann gab es ein halblautes Räuspern, dem ein kräftiges Gähnen folgte, und nun begann sich die Leiche des frommen Schusters zu bewegen.

Er schob das Tuch von sich, in welches er eingewickelt war, und richtete sich in sitzende Stellung empor.

„Donnerwetter," murmelte er, um sich blickend. „Wo bin ich denn eigentlich? Brrr! Hier eine Leiche! Und ich — ach, ich auch als Leiche! Was ist denn das?"

Er sann und sann. Endlich wurde ihm die Erinnerung wach. Er konnte sich besinnen.

„Richtig, richtig! Ich habe ja Gift genommen, und ich bin gestorben! Ah! Das war ein Wagniß! Aber dieser alte Apotheker ist nicht nur ein tüchtiger Giftmischer, sondern auch ein wahrheitsliebender Mann. Ich bin in Wirklichkeit wieder lebendig geworden. Da liegt auch er. Will doch einmal nachsehen."

Er zog dem Apotheker das Tuch vom Gesicht und betastete das Letztere.

„Kalt, eiskalt. Er ist noch todt. Hu! Das ist eigentlich schaurig. Wenn er nicht erwachte! Wenn er todt bliebe! Aber nein, er hat ja das Gift später genommen als ich. Er wird also auch später aufwachen. Wo aber bin ich. Im Kohlenkeller, wie es scheint. Und wo liegt dieser Keller? Etwa innerhalb des Gefängnisses? Das wäre fatal! Ich will doch einmal durch das Loch — —"

Er stand auf. Er warf jetzt das Tuch vollständig ab und bemerkte nun erst, daß er völlig nackt war.

„Tod und Teufel!" brummte er. „Das ist ja eine ganz verfluchte Geschichte! Wenn es uns auch gelingt, hinauszukommen, nackt können wir doch nicht fort. Na, sehen wir zunächst, wo wir uns befinden."

Er trat an eins der Löcher und blickte hindurch. Nun sah er allerdings, daß er sich innerhalb der Gefängnißmauer befand. Zunächst bemerkte er einen Schließer, welcher drüben aus der Thür trat und in schnurgerader Richtung über den Hof herüberkam.

„Der kommt grad auf diese Thür zu," murmelte er. „Sapperment! Wenn er hereinkäme! Rasch wieder hin auf die Bank und in das Tuch gewickelt!"

Er deckte das Gesicht Horns zu, wickelte sich ein und streckte sich aus, so wie er vorhin dagelegen hatte.

Nun hörte er das Hängeschloß öffnen; die eiserne Stange klirrte; die Thür ging auf, und der Schließer trat ein. Er warf einen forschenden Blick herein und verschloß dann wieder. Erst nach einer längeren Weile getraute Seidelmann sich wieder zu erheben.

Er gab seinen Gedanken, seinen Hoffnungen und Befürchtungen Audienz, sah aber ein, daß er zunächst das Erwachen seines Gefährten erwarten müsse.

Es verging eine Stunde, welche ihm zur Ewigkeit wurde, und dann kam der Schließer wieder. Glücklicher Weise hatte der Schuster ihn abermals bemerkt und sich in Folge dessen wieder lang auf die Bank ausgestreckt.

Als sich der Aufsichtsbeamte wieder entfernt hatte und Seidelmann sich wieder aufrichtete, sagte er zu sich selbst:

„Wie es scheint, revidirt man uns alle Stunden Das ist ja zum — horch! Was war das?"

Der Laut, den er gehört hatte, war von Horn gekommen. Dieser be-

gann, sich zu bewegen. Seidelmann nahm das Tuch von dessen Gesicht hinweg und blickte in zwei traumhaft zu ihm aufblickende Augen.

„Horn!“ sagte er.

Der Apotheker antwortete noch nicht.

„Horn!“

„Wa— wa— — was?“

„Besinnen Sie sich! Wissen Sie, wo Sie sind?“

„Nei— nei— — nein!“

„Kennen Sie mich?“

Der Gefragte betrachtete ihn längere Zeit und antwortete:

„Nein — ja — — Sei— Seidelmann.“

„Endlich! Wir sind ja gefangen.“

„Ja.“

„Und waren todt, haben Gift genommen.“

„Todt — Gift!“

Mit einem Rucke war er von der Bank empor. Diese beiden Worte hatten ihm sofort die Situation klar gemacht. Er sah sich um und sagte:

„Wie lange sind Sie schon munter?“

„Fast zwei Stunden.“

„Sehen Sie! Ganz wie ich es Ihnen vorhersagte! Meine Präparate wirken mit göttlicher Pünktlichkeit. Aber wissen Sie bereits, wo wir sind?“

„Im Kohlengewölbe des Gefängnisses.“

„Nicht außerhalb desselben?“

„Nein.“

„Verflucht!“

„Und jede Stunde ist Revision.“

„Von wem?“

„Der Schließer kommt.“

„So hat man Verdacht gefaßt.“

„Wie es scheint.“

„Und nackt! Alle Teufel, ist man vorsichtig gewesen! Es ist sicher, daß man uns nicht traut. Wie können wir entfliehen, wenn wir keine Kleider haben.“

„Ach, ich würde gar zu gern splitternackt fortlaufen, wenn ich nur hinaus könnte!“

„Um draußen sogleich festgenommen zu werden. Nein, Kleider müssen wir haben.“

„Woher aber nehmen?“

„Das wird sich finden. Zunächst wollen wir sehen, ob es überhaupt möglich ist, zu entkommen.“

Er trat an das Loch und sah hinaus.

„Man sieht sehr wenig Tröstliches,“ bemerkte Seidelmann.

„Das ist freilich wahr. Dieses Kohlengewölbe liegt an der einen Seite des Gefängnißhofes. Dort die Mauer ist über fünf Ellen hoch. Man kann nicht drüber weg. Ein Thor ist da, aber die Schlüssels — — ah!“

„Was ist's?"

„Ich habe einen Gedanken."

„Welchen?"

„Sagten Sie nicht, daß in jeder Stunde ein Schließer komme, um zu revidiren?"

„Ja."

„Hat er seine Schlüssel mit?"

„Ich bemerkte allerdings ein Schlüsselbund in seiner Hand."

„Gut, sehr gut!"

„Wieso?"

„Er wird uns den Schlüssel borgen, das Thor zu öffnen."

„Wird er? Hm!"

„Und Kleider borgt er uns auch."

„Wieso?"

„Das errathen Sie nicht?"

„Wollen Sie ihn bestechen?"

„Dieser Versuch würde wohl sehr schlecht ausfallen. Nein, ich werde nicht mit ihm reden; ich bin ja todt."

„Was wollen Sie denn thun?"

„Wir lassen ihn herein und machen ihn kalt."

„Hm! Man wird ihn vermissen."

„Dann sind wir fort,"

„Am hellen Tag?"

„Unsinn! Wir warten natürlich, bis es dunkel ist."

„Ach so! Das leuchtet mir eher ein."

„Der Schließer wird hereinkommen, um uns anzugaffen. Wir überwältigen ihn und nehmen ihm die Schlüssel und seine Kleider ab."

„Diese Letzteren reichen nicht für Zwei."

„Das ist freilich wahr; aber sehen Sie da drüben auf der Stange den langen Radmantel?"

„Ja."

„Es wird der Mantel der Frau Wachtmeisterin sein. Läßt sie ihn bis über die Dämmerung hängen, so ist uns geholfen. Sie sind der Längere und ziehen den Anzug des Schließers an. Ich bin kleiner und lege den Mantel um. Wir verlassen als Herr und Dame diesen Ort, und zwar durch das Thor, welches Sie dort sehen."

„Und wohin dann?"

„Ich muß zunächst zu mir nach Hause."

„Unsinn! Wollen Sie sich gleich wieder fangen lassen?"

„Nein. So schnell wird unsere Flucht nicht entdeckt werden. Die Meinigen sind nur auf den Fall instruirt, daß ich in die Leichenhalle des Gottesackers geschafft werde. Da man mich aber hier eingeschlossen hat, befinden sie sich in Ungewißheit, was zu thun ist."

„Werden sie von Ihrem Tode wissen?"

„Natürlich! Man muß sie ja benachrichtigen! Sie warten. Ich muß hin, um mich mit Kleidern zu versehen. Wohin gedenken Sie?"

„Hm! Das ist eine böse Sache. Meine Vertrauten wird man eingezogen haben — —"

„Das ist sicher."

„An Andere kann ich mich nicht wenden."

„Unmöglich!"

„Eigentlich wollte ich zu diesem Fürsten von Befour, um mit ihm abzurechnen."

„Das wäre die größte Dummheit, die sich nur denken läßt. Rechnen Sie später mit ihm ab. Heute aber gilt es vor allen Dingen, die Stadt in den Rücken zu bekommen. Dazu müssen wir Kleidung haben und Geld."

„Schlimm, sehr schlimm!" brummte Seidelmann.

„Was?"

„Ich weiß da wirklich nicht, wohin. Morgen, übermorgen werde ich Geld haben, so viel ich brauche, aber nur heute nicht, weil ich mich keinem Menschen anvertrauen darf. Und grad heute ist es am nothwendigsten."

„Na, vielleicht läßt sich Rath schaffen. Vor allen Dingen, was meinen Sie, bleiben wir beisammen oder nicht?"

„Natürlich."

„Woher bekommen Sie Geld?"

„Von einem guten Freunde."

„Wer ist er?"

„Hm! Das bleibt sich wohl ziemlich gleich!"

„Nein. Wenn wir beisammenbleiben wollen, muß ich auch Alles wissen. Ich habe es Ihnen ermöglicht, zu entkommen, so fordere ich nun auch Vertrauen."

„Gut! Ich meine den Verwalter von Hirschenau."

„Das Schloß des Barons von Helfenstein?"

„Ja."

„Ist der Mann wirklich sicher?"

„Ueber allen Zweifel erhoben. Er war der Vertraute des Barons und auch der meinige. Bei ihm finden wir ein sicheres Versteck, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist."

„Und Geld?"

„Geld werden wir genug haben. Ich kenne nämlich einen Ort, an welchem der Waldkönig eine Art von Sparbüchse angelegt hat, droben in den Bergen."

„Mit Geld?"

„Waaren und Geld. Es ist das in einem alten, verlassenen Schachte, wo — da kommt der Schließer!"

Sie hüllten sich eiligst in die Betttücher und streckten sich auf die Bänke aus. Der Schließer öffnete, warf einen Blick herein und ging dann wieder.

„Macht er es allemal so?"

„Ja."

„So tritt er gar nicht herein?"

„Nein. Wir werden ihn schwerlich fassen können."

„O, er wird schon hereinkommen; dafür werden wir sorgen, mein Bester."

„Wie denn?"

„Na, wir legen die Tücher lang auf die Bänke. Er wird bemerken, daß eine Veränderung stattgefunden hat, und in Folge dessen hereinkommen. Wir stehen rechts und links von der Thür und packen ihn sofort."

„Er wird um Hilfe rufen!"

„Pah! Er wird vor Schreck sprachlos sein. Lassen Sie sich von zwei Leichen anfassen und verlieren Sie dabei die Contenance nicht?"

„Das ist freilich wahr."

„Damit Alles glatt geht, wollen wir gleich die Rollen vertheilen. Ich bin zwar kleiner als Sie, aber ich will dennoch den Schließer zunächst auf mich nehmen. Ich fasse ihn mit beiden Händen am Halse, den ich ihm so zusammendrücke, daß er gar nicht rufen kann. Sie aber greifen mit der einen Hand nach seiner Laterne, die er jedenfalls mitbringt, und mit der anderen Hand ziehen Sie die Thüre zu, welche er wohl auflassen wird, wenn er hereinkommt."

„Gut! Ich will hoffen, daß es gelingt."

„Wir ziehen ihm die Kleider aus, die Sie anlegen. Dann gehen Sie über den Hof hinüber, um den Mantel zu holen und mir zu bringen, und sodann geht es zum Thore hinaus, ich halb nackt allerdings, aber das soll Niemand bemerken. Haben Sie es schlagen hören?"

„Wenn es wieder schlägt, ist es fünf Uhr."

„Da müssen wir uns noch ziemlich lange Zeit gedulden, Fatal! Und kalt ist es hier!"

„Sagten Sie nicht vorhin, daß wir wohl Geld bekommen würden?"

„Ja. Wenn Sie für später sorgen, will ich für heute sorgen. Wir gehen von hier aus direct zu mir. Dort ziehen wir uns schnell an, und ich nehme zu mir, was meine Leute an Geld bei sich haben. Bis Hirschenau kommen wir da ganz gewiß."

„Man wird uns doch nicht auf dem Wege nach Ihrer Wohnung aufhalten?"

„O nein. Es wird ja kein Mensch ahnen, wer wir sind. Das macht mir keine Sorge. Die Hauptsache ist, hier zum Thore hinaus. Sind wir draußen, so haben wir gewonnen. Ergreift man uns aber doch, na, so ist unser Schicksal eben auch nicht verschlimmert. Zu hoffen haben wir nichts mehr." — —

Die Zeit verging; der Tag neigte sich zu Ende, und es wurde dunkel. Gar nicht lange nach der Dämmerung kam eine Droschke am Gerichtsamte vorgefahren, aus welcher der Fürst mit Doctor Zander stieg. Beide begaben sich in die Expedition des Staatsanwaltes. Als dieser sie erblickte, sprang er auf und sagte:

„Sie scheinen echauffirt. Ist etwas geschehen?"

„Hoffentlich noch nicht," antwortete der Fürst. „Soeben kommt Herr

Doctor Zander zu mir und sagt, daß das Blutwasser, welches er untersucht habe, ein Alkaloid enthalte, dessen Namen er zwar noch nicht bestimmen könne, welches aber nie im Blute des Menschen vorkomme und sein ganzes Bedenken errege. Wir haben uns sogleich zu Ihnen begeben. Hoffentlich ist Alles in Ordnung, Herr Staatsanwalt!"

„Alles, Alles."

„Die Todten befinden sich in der Krankenstation?"

„Nein, sondern im Kohlengewölbe."

„Ah! Warum das?"

Der Anwalt erzählte ihnen wie es gekommen war, daß er die Leichen hatte translociren lassen.

„Liegen Sie da sicher?" fragte der Fürst.

„So sicher wie in der Station."

„Dürfen wir sie einmal sehen?"

„Gewiß. Ich gehe mit."

Als sie durch den Zellengang schritten, trafen sie auf den Gerichtsarzt, welcher sich ironisch verbeugte und dabei fragte:

„Begeben sich die Herren vielleicht zur Leichenschau?"

„Ja," antwortete der Anwalt. „Wollen Sie mit?"

„Gewiß. Ich möchte gern dabei sein, wenn Todte auferstehen. Hat der Herr College vielleicht den Tropfen des ewigen Lebens im Blute entdeckt?"

Er erhielt keine Antwort; sie schritten weiter. Sie trafen auf den Wachtmeister, welcher sich ihnen anschloß. Von ihm erfuhren sie, daß die Revision stündlich stattgefunden habe.

„Es ist mir stets gemeldet worden, daß Alles in Ordnung sei," sagte er.

„Ich begreife auch gar nicht, von welcher Unordnung die Rede sein könnte," bemerkte der Gerichtsarzt. „Lassen Sie eine Laterne anbrennen. Es ist finster im Hofe."

Der Wachtmeister schellte den beiden Schließern. Es kam nur der Eine. Auf die Frage an ihn, wo sich sein College befinde, antwortete er:

„Bei den Leichen."

„Das ist unmöglich," sagte der Wachtmeister. „Ich habe befohlen, daß die Revision mit jedem Stundenschlage stattfinden solle, jetzt ist aber schon wieder halb vorüber."

Er ging, als es schlug, ist aber noch nicht wieder da."

„So ist wohl gar etwas los!"

„Lassen Sie uns eilen," sagte der Fürst, dem die Sache nicht recht geheuer vorkam. „Vorwärts, meine Herren!"

Als sie in den Hof kamen, sagte der Wachtmeister:

„Er ist nicht drüben bei den Leichen."

„Woher erkennen Sie das?"

„Er hat jedenfalls die Laterne mit. Man würde das Licht derselben durch die Luftlöcher bemerken."

Er verdoppelte seine Schritte und war also der Erste, der das Kohlengewölbe erreichte.

„Es ist auf," rief er bestürzt.

„So ist er drin," meinte der Gerichtsarzt ruhig.

Einer drängte den Anderen hinein. Der Wachtmeister hob die Laterne empor und leuchtete nach den Bänken hin.

„Herrgott! Es ist nur noch eine Leiche da!" sagte er.

„Wo ist die andere?" fragte der Fürst.

„Fort — —"

„Das sieht man. Welche ist fort?"

Er trat an die Bank, auf welcher der unbewegliche Körper lag, eingewickelt in — zwei Betttücher, wie sich zeigte. Der Zipfel des einen Tuches war dem Manne als Knebel in den Mund gewürgt; mit den drei anderen Zipfeln aber hatte man ihm Hände und Füße zusammengebunden. Der Wachtmeister leuchtete ihm in's Gesicht.

„Der Schließer!" rief er entsetzt. „Und todt!"

„Doctor Zander, sehen Sie nach, ob noch Leben in ihm ist," sagte der Fürst. „Ich komme gleich wieder."

Er eilte hinaus und an das Thor. Es war nicht zu; es lehnte nur an, und im Schlosse steckte der Hauptschlüssel mit dem ganzen Schlüsselbunde. Er kehrte zurück und sah, daß der Gerichtsarzt sich mit dem Schließer zu schaffen machte; er war Doctor Zander zuvorgekommen. Er war ja Gerichtsarzt.

„Wie steht es?" fragte der Fürst.

„Weiß noch nicht."

Da faßte der Fürst ihn kräftig an und zog ihn weg.

„Gehen Sie fort! Sie verstehen nichts!" sagte er. „Ich habe Herrn Doctor Zander gesagt, daß er ihn untersuchen soll. Bei Ihnen wüßte man in zehn Jahren noch nicht, ob noch Leben in ihm ist."

„Herr — Durchlaucht!"

„Schon gut! Sie haben es so weit gebracht, daß die beiden Menschen fliehen konnten."

„Sind sie denn lebendig?"

„Natürlich!"

„Und fort?"

„Ja. Hier ist das Schlüsselbund, mit welchem sie sich geöffnet haben,"

„Aber sie waren ja nackt!"

„Sehen Sie nicht daß der Schließer nackt ist! Sie haben seine Kleider benutzt. Wie steht es mit ihm?"

Zander hatte sich zu dem Schließer niedergebeugt. Jetzt erhob er sich und antwortete:

„Er lebt noch, doch wäre er erstickt, wenn wir nur eine Minute später gekommen wären. Sie haben ihn erwürgen wollen, aber es ist ihnen doch nicht ganz gelungen. Sorgen Sie für ihn. Wir aber, Herr Staatsanwalt, wollen versuchen, die Flüchtlinge noch zu erreichen. Bitte, kommen Sie!"

„Wohin?"

„Nach der Wohnung des Apothekers. Sie sind dorthin."

„Glauben Sie?"

„Ich bin davon überzeugt. Seidelmann hat hier keinen Rückenhalt; er weiß weder aus noch ein. Sie haben die Flucht nicht direct von hier antreten können; sie besitzen ja weder Geld, noch sind sie mit genügenden Kleidern versehen. Wohin haben sie sich wenden können, um Beides zu bekommen? Nirgends hin als in die Wohnung des Apothekers. Kommen Sie schnell!"

Er zog ihn mit sich fort, gleich zum offenen Thore hinaus. Sie stiegen in die erste Droschke, welche sie fanden und jagten davon. Als sie am Hauptpolizeiamte vorüberkamen, ließ der Fürst für einen Augenblick halten, um die Flucht zu melden und sofort alle Telegraphendrähte spielen zu lassen. Es theilten sich eiligst alle anwesenden Polizeier in die verschiedenen Straßen, um von den Ausgängen derselben, nachdem sie besetzt worden waren, nach der Umgegend auszuschwärmen.

Der Fürst aber war sofort wieder eingestiegen, und bald hielt die Droschke vor dem Hause des Apothekers, welches Befour sehr gut kannte. Er klopfte an, und es wurde geöffnet. Die Alte blickte heraus.

„Wer ist da?" fragte sie.

„Polizei," antwortete er, indem er sie bei Seite schob und eintrat. „Besetzen Sie die Thür," bat er den Staatsanwalt, „damit Niemand entschlüpfen kann."

Er begab sich in die Wohnstube, wo die Töchter bei ihrer Cigarrenarbeit saßen.

„Wo ist Horn?" fragte er.

„Der ist jedenfalls im Himmel."

„Machen Sie keinen Unsinn!"

„Na, er ist ja todt."

„Aber wieder lebendig geworden. Er ist hier, mit noch einem Anderen, oder wenigstens hier gewesen."

„Suchen Sie ihn doch! Vorher aber beweisen Sie uns, daß Sie wirklich Polizist sind."

Da ließ sich draußen eine laute Stimme hören; die Thüre ging auf, und Adolf trat ein.

„Ah gut, daß Du kommst!" sagte der Fürst. „Wie aber findest Du Dich hierher?"

„Ich traf am Flusse einen Collegen und erfuhr von ihm, was geschehen ist. Ich eilte sofort hierher, weil ich mir sage, daß er zunächst nur hierher hat gehen können. Zu meiner Freude finde ich Sie und den Herrn Staatsanwalt. Haben Sie Spur?"

„Noch nicht."

„Werden sie schon finden."

„Kennst Du die näheren Umstände der Flucht?"

„Hörte es von dem Collegen. Die Beiden sind in der Uniform des

Schließers entkommen. Wenn sie hier gewesen sind, so haben sie vor allen Dingen die Kleider gewechselt. Die Uniform muß also da sein. Suchen wir!"

Da stand die kleine Jette vom Stuhle auf. Ihr Auge war zornig auf Adolf gerichtet. Sie sagte:

„Schlechter Kerl! Willst Du nun abermals den Verräther spielen? Mich hast Du betrogen, mir Liebe vorgelogen, um den Vater auszuforschen und uns zu verderben. Aber Du sollst nicht triumphiren. Der Vater hat gesagt, daß Niemand, der einen nahen Anverwandten unterstützt, bestraft werden kann, ich — —"

„Ah," fiel er ein, „das hat er gesagt? So ist er also hier gewesen!"

„Ja, er war da."

„Und er ist wieder fort?"

„Ja. Ihr werdet ihn nicht fangen!"

„Ihr wißt, wohin er ist?"

„Er hat es uns gesagt," gestand sie in höhnischem Tone. „Aber wir verrathen ihn nicht."

„Wo ist die Uniform?"

„Hier im Deckblattkorbe unter den Tabaksblättern habe ich sie versteckt. Da, hast Du sie!"

Sie zog die Kleidungsstücke hervor und gab sie ihm.

„Schön!" sagte er ruhig. „Wenn Ihr glaubt, nicht in Strafe fallen zu können, so wollen wir wenigstens versuchen, ob ein Geständniß von Euch zu erlangen ist. Ich erkläre im Namen des Gesetzes, daß Ihr arretirt seit. Ich werde Euch sofort abführen lassen."

Das hatten sie nicht erwartet. Sie erhoben ein großes Gejammer, er aber ging hinaus vor die Thür, zog das Pfeifchen hervor und stieß einige scharfe Pfiffe aus. Im Nu waren zwei Polizisten da, welche die Frauen in die Droschke steckten und mit ihnen davonfuhren.

Jetzt wurde das Haus untersucht. Das Ergebniß war ein negatives Die Flüchtlinge waren bereits fort.

Die Polizei entwickelte eine bis auf das Aeußerste angespannte Thätigkeit, doch leider vergebens. Es war nicht die geringste Spur aufzufinden, obgleich die Morgenblätter bereits die Nachricht brachten. Sie waren von der Polizei direction inspirirt worden und machten bekannt, daß auf die Ergreifung jedes der beiden Flüchtlinge ein Preis von tausend Gulden gesetzt sei. Doch schien es ganz so, als ob es Niemandem gelingen werde, sich diesen Preis zu verdienen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am nächsten Sonntage und zwar nicht in der Residenz, sondern droben in den Bergen bei dem alten, braven Förster Wunderlich.

Die gute Frau Barbara stand vor dem Spiegel und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit dem behäbigen Bilde, welches er ihr entgegenwarf. Sie hatte den größten Staat angelegt, denn heute feierte Eduard Hauser seine Hochzeit mit Hofmanns Engelchen, und Försters waren ganz natürlich dazu eingeladen.

An einem solchen Tage befindet man sich in glücklicher Laune. Und



Schlechter Verl!

Verl. S. (89.)

doch lag ein schwerer, besorgter Ausdruck auf dem sonst so freundlichen Gesichte der alten Frau.

Der Försterbursche trat ein und ging zum Ofen, um sich die Pfeife anzubrennen.

„Ist mein Mann nun angezogen?“ fragte sie.

„Na freilich! Bereits seit Stunden!“

„Wo ist er denn?“

„Droben in der Gaststube, da hat er sich eingeschlossen.“

„Was treibt er dort?“

„Ich hörte ihn laut sprechen, so, was man declamiren nennt.“

„Haben Sie verstanden, was er sprach?“

„Nein! Es war mir, als ob er an Jemanden eine Rede halte.“

„Ah! Ich ahne, was er in dem Zimmer treibt —“

„Er studiert vielleicht —“

„Was?! Mein Alter noch studieren? Mag er sich lieber beeilen, daß er mit seinem Anzug fertig wird, und das Studiren Andern überlassen. Wie leicht kann er dabei überschnappen! Ist mir es doch schon seit einiger Zeit mit ihm nicht so recht richtig vorgekommen, und um meinen eigenen Verstand angst und bange. Das hat sich angefangen, seit der Schulmeister zum letzten Male bei uns war. Ich habe nur Sorge für heute. Man hat sich auf diese Hochzeit gefreut, und vielleicht fängt er auch da an zu brüllen und verdirbt Einem das Vergnügen. Ich — —“

„Pst!“ unterbrach sie der Gehilfe. „Er kommt!“

Man hörte die Stiege knarren, und der Förster trat ein. Er trug seine allerbeste Uniform und machte ein so glückliches Gesicht, als ob er selbst der Bräutigam sei.

„Bist Du fertig, Bärbchen?“ fragte er.

„Bald. Und Du?“

„Na, was den Anzug betrifft, ja. Aber das Andre — hm!“

„Was denn?“

„Na, das will doch nicht so recht klappen.“

„Was ist es denn, das Andere?“

„Das geht Dich nichts an, Alte.“

„Herrgott! Man wird doch fragen können!“

„Ja, aber nur darnach nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Das ist Geheimniß.“

Da schlug sie die Hände zusammen und sagte:

„Da hat man es! Wir haben so lange glücklich zusammen gelebt und Freud und Leid mit einander getheilt und getragen; wir sind stets aufrichtig gewesen, haben uns nichts verschwiegen, und nun in unsern alten Tagen fängt der Mann an Geheimnisse zu haben. Daß Gott erbarme!“

„Ja, ja, Du bist die Neunzehnte, die schnattert gern mit alten Schicksen!“

V. S.

„Ich die Neunzehnte? Was heißt das?"

„Hm Das ist eben das Geheimniß."

„Ich schnattere gern?"

„Ja. Grad jetzt hast Du geschnattert."

„Und mit alten Schicksen? Was heißt denn das eigentlich?"

„Na, das weißt Du doch! Ein altes Frauenzimmer, welches gern brummt, keift und schnattert, nennt man eine alte Schicksе."

„Und so eine soll ich sein?"

„I, so gar schlimm war's doch nicht gemeint."

„Versuche nur nicht, wieder einzulenken! Was gesagt ist, das ist gesagt! So wie jetzt, bist Du noch gar nie gewesen. Da sind Andere doch viel, viel anders!"

„Wohl besser?"

„Ja, tausendmal besser!"

„Da bist Du grad wie die Achzehnte."

„Die Achtzehnte? Was soll denn das nun wieder heißen?"

„Na, die Achzehnte ist allen Männern gut."

„Wer ist denn eigentlich die Achtzehnte?"

„Das darf ich nicht verrathen."

„Herr Jemine! Mit dem Manne wird es noch ganz aus und alle. Der schnappt noch über! Wäre es bei diesem Aerger ein Wunder, wenn ich einmal losbräche? Wenn ich aus Wuth und Grimm da zum Beispiel das Fenster aufmachte und Alles auf die Straße würfe?"

„Da wärst Du grad wie die Dreizehnte."

„Auch eine Dreizehnte hat er! Was ist's denn mit der?"

„Die zertöppert alle Flaschen."

Da drehte sie sich ganz verzweifelt von ihm weg und sagte:

„Ich möchte nur eigentlich wissen, was er hat und was er meinte Wenn ich nur diesmal aus ihm klug würde!"

„Ja, Du wirst nicht klug. Dir geht es wie der Siebzehnten."

„Was ist's denn mit der?"

„Die ist ein altes, gutes Schaf."

„Jetzt wird mir es doch zu toll! Eine Siebzehnte hat er, eine Dreizehnte, eine Neunzehnte! Wieviel hast Du ihrer denn eigentlich?"

„Sechsundzwanzig. Die Sechsundzwanzigste hat einen großen Kopf. Das ist die Letzte, und nachher geht erst der wahre Jacob los, nämlich das „Dreimal vivat hoch!" Ich freue mich königlich darauf!"

„Das soll nun ein Mensch verstehen! Wo hast Du denn diese Sechsundzwanzig alle stecken?"

„Geheimniß!"

„Sind es denn etwa gar Kebsweiber von Dir?"

„Fällt mir ja gar nicht ein. Sie sind zu schlecht dazu."

Da trat sie auf ihn zu, legte ihm die Hände auf die Achseln und sagte:

„Alter, jetzt thu mir nur das einzige Mal den Gefallen, und sage mir aufrichtig, wer diese Sechsundzwanzig sind!"

„Na, Weiber sind es."

„Wo denn?"

„Ueberall."

Da trat sie wieder zurück und rief ganz verzweifelt aus:

„Es ist richtig! Er wird verrückt, und auch ich verliere dabei noch den Verstand. Ich muß ganz sicher noch zum Doctor schicken! Gott, Gott, was soll aus der Hochzeit werden!"

„Eine flotte Kindtaufe! Was diesem Manne einfällt! Lauter dumme Gedanken hat er. Wie soll das enden!"

„Gut, außerordentlich gut!" antwortete er schmunzelnd. „Ich werde heute Ruhm ernten, Ruhm und Lorbeerblätter. Weißt Du, Alte, daß die Dichter Lorbeerblätter ernten?"

„Was gehn mich denn die Dichter an!"

„O, heute gehn sie Dich sehr viel an! Ich habe einmal gehört, was die Dichter bekommen. Sie bekommen auf ihren Kopf und auf ihren Leichenstein einen Kranz von Lorbeerblättern, vielleicht auch von Pfefferkörnern, denn die gehören ja wohl dazu, wie Du als Köchin wissen wirst."

Sie wandte sich zu dem Försterburschen, deutete auf ihren Mann und dann mit dem Zeigefinger nach ihrer Stirn. Der Förster aber lachte darüber und sagte:

„Jetzt mach, daß Du fertig wirst! Wir haben nur noch zehn Minuten Zeit."

„Gleich, gleich! Ich will nur noch die Haube aufsetzen. Die ist auch zu altmodisch. Zu einer Hochzeit braucht man eigentlich einen Hut, wenn man nobel sein will. Aber den wirft es für mich ja gar nicht ab."

„Da bist Du grad so wie die Zwanzigste."

„Was ist's denn mit der?"

„Die braucht stets einen neuen Hut."

„Du lieber Gott! Da hat man es wieder! Es hört bei ihm gar nicht auf! Die Dummheiten haben kein Ende! Wir wollen nur machen, daß wir fortkommen. Vielleicht kommt er dann auf andere Gedanken!"

Sie band die Haube fest und nahm die gelbe, roth geblümelte Saloppe um. Dann brachen sie nach dem Dorfe auf.

Die gute Frau Barbara machte, indem sie so neben einander herschritten, ein gar bedenkliches, sorgenvolles Gesicht und schielte zuweilen forschend zu ihm hinüber. Er aber guckte gar lustig und wohlgemuth in die Welt hinein und brummte dabei Allerlei leise vor sich hin. Sie horchte scharf auf und dabei vernahm sie allerlei dummes Zeug, wie:

„Trittst die Schuhe alle schief — Hosenknopf anflicken — zerrissne Strümpfe — Stiefel wichsen!"

Sie hatte große, große Sorgen; aber sie hielt es für das Beste, nichts mehr zu sagen.

V. S.

So erreichten Sie das Haus, in welchem früher Seidelmanns gewohnt hatten. Es gehörte jetzt dem braven Eduard Hauser, welchem der Fürst das nöthige Geld, es zu kaufen, gegen mäßige Zinsen vorgeschossen hatte. Eduard hatte das Geschäft der Seidelmanns an sich gezogen und fortgesetzt. Auch die dazu nöthigen Mittel hatte er vom Fürsten erhalten. Das Glück war ihm hold gewesen. Er bekam Aufträge und immer wieder Aufträge. Er bezahlte seine Arbeiter gut und war ehrlich gegen sie, indem er wohl wußte, wie es ihm selbst gegangen war. Deshalb arbeiteten sie mit Lust und Liebe für ihn, und die Waare, welche sie lieferten, war stets tadellos. So kam er in einen guten Ruf und konnte kaum genug schaffen; die Weber aber, welche noch vor wenigen Monaten am Hungertuche genagt hatten, erfreuten sich eines guten Verdienstes und blickten einer ganz anderen Zukunft entgegen, als die Vergangenheit gewesen war. Sogar das Aeußere der kleinen Häuschen hatte bereits ein anderes Aussehen gewonnen; es zeigte von dem beginnenden Wohlstande seiner Bewohner.

Hofmann, der Vater Angelica's, hatte längst eingesehen, wie unrecht er früher gehabt hatte. Er erkannte, daß er seine Tochter förmlich an den Rand des Verderbens gebracht hatte, und daß sie von Eduard Hauser gerettet worden war. Er fühlte sich ganz glücklich, ihn zum Schwiegersohn zu haben, zumal der junge Mann alle Hoffnungen gab, einst ein reicher Mann zu werden.

Heute also war die Hochzeit, und alle Bekannten waren geladen. Da Hausers Wohnung sie nicht fassen konnte, so wurde das Festmahl im Saale der Schänke abgehalten, wo gleich nach der Mittagskirche sich alle Gäste versammelten.

Als die beiden Försterseute eintraten, wurde Frau Barbara gleich von den anwesenden Frauen in Beschlag genommen. An ihren Mann aber schlich sich der auch anwesende Lehrer heran und fragte:

„Nun, Herr Förster, geht es?"

„Hm! So leidlich. Aber meine Alte hält mich für verrückt."

„Sie haben es ihr gesagt?"

„Gott bewahre! Aber da ich den Toast auswendig lernen mußte, so habe ich mich eingeschlossen und tüchtig laut memorirt. Da denkt sie nun, ich bin übergeschnappt."

„Das schadet nichts. In kurzer Zeit wird es sich zeigen, daß Sie bei vollen Sinnen sind."

„Ja. Aber ich habe doch eine gewisse Angst."

„Warum?"

„Daheim in meiner Stube bringe ich es ganz gut fertig, aber hier, das ist ein ganz anderes Ding."

„Pah! Es ist auch nichts Anderes."

„Das denken Sie. Sie sind solche Sachen gewöhnt. Aber ich! Sapperment! Wenn ich nun stecken bleibe?"

„Dagegen wollen wir schon sorgen. Haben Sie den Zettel mit?"

„Ja."

„Ich werde dafür sorgen, daß ich gerade neben Sie zu sitzen komme. Ehe Sie anfangen, geben Sie mir ihn, und dann mache ich den Souffleur. Sobald ich merke, daß Sie stocken, sage ich Ihnen leise, wie es weiter lautet.“

„Schön, sehr schön! Aber wenn nun ein Anderer vor mir so etwas Aehnliches bringt?“

„Das werden wir vermeiden. Der erste Toast muß sich auf das Brautpaar beziehen; den bringt natürlich der Herr Pastor. Der zweite bezieht sich selbstverständlich auf die Eltern des Brautpaares, und den bringe ich. Ein dritter Toast müßte der Höflichkeit wegen nun die Frauen im Allgemeinen zum Gegenstande haben; das ist der Ihrige. Ich werde aufpassen. So bald ich merke, daß ein Anderer reden will, so klopfe ich gleich an das Glas und melde Sie an. Dann erheben Sie sich und declamiren das Gedicht recht ernsthaft und kräftig vor.

„Ja, Donnerwetter, wird das Aufsehen machen! So Etwas hat man mir doch nicht zugetraut! Und meine Alte! Die werde ich auslachen, daß sie hat denken können, ich sei übergeschnappt. Na, es wird eine Heidenlust! Leider aber fehlt Einer, der hier sein sollte, weil er an dieser Hochzeit und an dem jetzigen Wohlstande unserer Bevölkerung den größten Antheil hat.“

„Wer ist das?“

„Der Fürst des Elends.“

„Das ist wahr. Wenn man nur wüßte, wer er ist und wo er wohnt, so hätte man ihn einladen können.“

Der Förster lächelte verschmitzt; er wollte antworten, wurde aber dieser Antwort überhoben. Nämlich der Bräutigam, welcher gekommen war, um nachzusehen, ob alle Gäste versammelt seien, war herzugetreten und hatte die letzten Worte des Lehrers gehört. Er fragte:

„Wen hätte man einladen können? Ist vielleicht Jemand vergessen worden?“

„Ja. Der Fürst des Elends.“

„Ach, der. Nun, beruhigen Sie sich, Herr Lehrer! Der ist eingeladen worden.“

„Wie? Was? Wirklich? Wissen Sie denn seine Adresse?“

„Natürlich!“

„Woher denn?“

„Von ihm selbst. Er hat mir so viel Geld geborgt, und ich, als sein Schuldner, muß ihm die Zinsen zahlen. Ich muß also wissen, wo er ist und wo er wohnt.“

„Und das halten Sie so geheim?“

„Er hat es gewünscht. Uebrigens bin ich nicht der Einzige, der dieses Geheimniß kennt. Hier der Herr Förster weiß es eben so genau wie ich.“

„Der alte, schmauchende Heuchler!“ sagte der Lehrer in komischem Zorne. „Wird man es wohl auch einmal erfahren?“

„Jedenfalls. Ich habe ihm bereits vor einigen Wochen geschrieben, daß heute meine Hochzeit ist.“

„Wird er etwa kommen?“

„Wohl schwerlich. Er ist ein hoher, vornehmer Herr, der sich um ganz andere Dinge zu bekümmern hat. Doch war es ja meine Pflicht, ihn zu benachrichtigen. Jetzt nun, Herr Förster, habe ich eine Bitte. Wissen Sie wohl, wem ich eigentlich mein Glück zu verdanken habe?“

„Dem Fürsten.“

„Ja, aber ganz besonders auch Ihnen.“

„Mir? Sapperment, davon weiß ich gar nichts!“

„Aber Sie erinnern sich noch jenes Abends im Walde, wo Sie mich trafen? Ich hatte den Holzdieb machen wollen.“

„Na, na, so schlimm ist es denn doch nicht! Sie waren ja selbst schon davon abgekommen.“

„Ja; aber Sie nahmen mich mit zu sich und gaben mir Brod, Holz und Kohlen. Dadurch wurden wir gerettet.“

„Na, das verstand sich ja von selbst. Wir wollen davon gar kein Aufhebens machen.“

„Aber von jenem Zusammentreffen im Walde fing sich mein Glück an. Sie wissen doch, wen wir trafen, als wir in die Försterei kamen?“

„Ja, der Für — — ich meine den Vetter Arndt, der damals aus Amerika kam.“

„Er schenkte mir Geld und — na, ich brauche weiter gar nichts zu sagen, als daß Sie schuld an meinem Glücke sind, und da habe ich jetzt eine Bitte oder vielmehr gleich zwei, denn die zweite fällt mir auch mit ein.“

„So bitten Sie einmal zu!“

„Erstens haben Sie mich stets Du genannt, und jetzt, da es mir besser geht, sagen Sie ‚Sie‘ zu mir. Lassen Sie es beim Alten. Sie thun mir damit einen großen Gefallen.“

„Hm! Das ist nun auch wieder ein Beweis, daß Sie ein braver Kerl sind. Ich will darauf eingehen, doch unter der Bedingung: Gleiche Narren, gleiche Kappen, das heißt, Sie müssen auch Du zu mir sagen, sonst sage ich lieber Sie zu Dir und Du Sie oder auch Sie Du zu mir, denn Du bist reicher als ich, und darum ist es das Richtige, daß Sie mich Du nennen, und ich Dich Sie; denn Ihr Du ist traulich und mein Sie ist höflich, und darum ist es ein großer Unterschied, ob ich Du zu Ihnen oder Sie zu Dir und hingegen Sie Du oder Du Sie zu mir sagen. Dein Sie also oder Ihr Du muß sich mit meinem Du oder Sie — nein, Sie oder Du — Du, Sie — Ihnen, mich — — Donnerwetter, ich finde mich aus diesem Quatsch gar nicht wieder heraus. Wollen es kurz machen. Her mit Deiner Patsche, mein Junge. Also Brüderschaft auf Leben und Sterben. Betrinken thun wir sie nachher!“

„Gut! Und nun die zweite Bitte! Da wir Dir unser Glück zu verdanken haben, so sollst Du heute an unserem Ehrentage mit Deiner guten Barbara die beiden Ehrenämter erhalten.“

„Was denn? Du meinst doch nicht etwa, daß ich der Brautführer sein soll?"

„Gerade das meine ich."

„Himmelelement! Der alte Förster Wunderlich Brautführer! Wie wird sich der Kerl dabei ausnehmen! Was für eine Figur wird er spielen!"

„Eine sehr ehrwürdige, das versichere ich Dir!"

„Und meine Barbara soll auch mit thun?"

„Natürlich!"

„Aber das geht ja gar nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Da müßte man sich ganz anders in Wichs geworfen haben!"

„Du hast doch Deine beste Uniform an!"

„Ja, und den guten Hirschfänger; das ist wahr. Aber meine Alte müßte ein seidenes Kleid haben."

„Das laß Dir nur nicht weiß machen. Die ist ja so aufgedonnert, daß es eine Art hat."

Der Förster antwortete schmunzelnd, indem er wohlgefällig nach seiner Barbara hinüber schielte:

„Hm, ja, Sie geht noch! Die Alte hat sich außerordentlich gut erhalten. Sie hat Backen, so roth wie die Aepfel, und die Augen sind so schwarz und frisch wie die Herzkirschen. Das möchte sein; aber wir müßten da doch noch Anderes haben, nämlich bunte Bänder von der Achsel herunterhängen und ein paar mächtige Blumenbüsche in der Hand."

„Dafür ist gesorgt. Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Sage es Deinem Bärbchen. Ich hole jetzt das Engelchen, und da bringen wir die Bänder und Sträuße gleich mit."

Als der Förster seiner Frau diese Nachricht brachte, schlug sie in freudigem Schreck die Hände zusammen und rief:

„Nein, so eine Ehre! Alter, wer hätte das gedacht!"

„Ja, ich nicht!"

„Ich auch nicht! Der Eduard ist doch ein herzensguter, braver Kerl. Aber ich habe doch Sorge?"

„Unsinn! Warum willst Du Sorge haben?"

„Dir ist jetzt gar nicht zu trauen! Wenn Du die Braut führst, bist Du im Stande, von Der anzufangen, welche kratzt und beißt, oder von Der, die alle Flaschen zertöppert."

„Fällt mir nicht ein! Mache nur Du keine Dummheiten!"

„Wohl nicht. Wenn nur mein Staat besser wäre!"

„Na, der ist gut genug. Gott sieht das Herz an, und der Eduard hat auch gesagt, daß Alles gut ist."

„Wird denn die Haube gehen?"

„Na und wie!"

„Und das Kleid?"

„Ganz gut."

„Und — und — — ich sollte doch ein Paar gute Zeugstiefeletten haben. Das wäre fein!"

„Das laß nur sein. Deine Knöchelschuhe sind gut. Du bist ja nicht die Achte."

„Was ist denn nun wieder mit der Achten?"

„Die tritt die Schuhe alle schief."

„Du meine Seele! Er fängt schon wieder an! Mann, Mensch! Wie soll das auf dem Kirchgange werden."

„Ganz gut!"

Um ihren Klagen auszuweichen, entfernte er sich. Er hatte ja so viele Bekannte zu begrüßen.

Nach einiger Zeit kam das Brautpaar sammt den Eltern. Es erregte nicht geringes Aufsehen, als Försters mit Bändern und Blumen geschmückt wurden, aber Alle gönnten den braven Leuten diese Ehre von Herzen.

Die Glocken begannen zu läuten, und der Zug setzte sich in feierliche Bewegung. Der alte Wunderlich ging so stolz und stramm neben Engelchen her, als ob er eine Gräfin am Arme habe. Nur einmal entfuhr es ihm:

„Die Fünfzehnte schnarcht viel zu laut im Schlafe."

Engelchen blickte verwundert zu ihm auf. Er wurde verlegen und entschuldigte sich.

„Es hat nichts zu sagen. Ich sprach nur einige Worte, die der Brautführer unterwegs sagen muß, wenn die Braut später das Regiment im Hause bekommen soll."

Es ging das Dorf hinauf und nach der Kirche zu. Ueberall standen die Leute, um den Hochzeitszug zu erwarten und auch in die Kirche zu gehen. Wunderlich achtete nicht auf sie, er hatte nur Sorge, seinen Toast nicht zu vergessen. Er sagte die Verse in Gedanken her, und so kam es, daß er kurz vor der Kirche ganz laut mit den Worten herausfuhr:

„Die Elf kann keinen Hosenknopf anflicken!"

Und als er sofort bemerkte, daß Engelchen ganz erstaunt darüber war, bemerkte er in großer Geistesgegenwart:

„Jetzt bin ich fertig! Nun bekommst Du das Regiment, und Eduard kommt unter den Pantoffel!"

Die Kirche war kaum jemals beim Gottesdienste so voll gewesen. Alle Welt wollte bei dieser Trauung zugegen sein. Sie verlief in höchst feierlicher Weise. Der Pfarrer ging tief auf die Schicksale des Brautpaares ein und hielt eine Rede, welche den Hörern zahlreiche Thränen der Rührung erpreßte. Und als er seinen priesterlichen Segen über das Paar gesprochen hatte, war man allgemein überzeugt, daß eine so schöne und ergreifende Trauung hier im Orte noch niemals stattgefunden habe.

Als sich nun der Zug heimwärts in Bewegung setzte, führte Eduard sein Engelchen und der Förster seine Barbara.

„Du," sagte Wunderlich," „mir ist gerade so zu Muthe, als ob wir selber getraut worden wären."

V. S.



Wunderlich ging ſtolz und ſtramm neben ihr.

Verl. S. (90.)

„Mir auch," antwortete sie.

„Es ist mir ganz so, als sei ich wieder zwanzig Jahre und käme zu Dir auf die Freite!"

„Geh', Alter!"

„Ja, es ist aber einmal so! Weißt Du noch, wie mich Dein Vater erwischte? Ich riß aus, und als ich über den Zaun sprang, blieb der linke Rockschooß an den Latten hängen. Es war eine verteufelte Geschichte, denn damals hatte ich ja nur diesen einen Rock."

„Laß das jetzt sein."

„Warum denn? Gerade bei einer Hochzeit muß man an solche Erlebnisse denken, bei einem Begräbnisse doch nicht etwa. Als sich dann Dein Vater zurückgezogen hatte, ging ich wieder hin, um den Schööß̈ling zu holen. Aber prosit die Mahlzeit, der Alte hatte ihn confiscirt. Und weil ich doch nicht mit einem einzigen Rockschooße laufen konnte, so schnitt ich mir den rechten auch noch ab. So war aus dem Rocke eine Jacke geworden; aber Dich habe ich doch noch gekriegt. Du warst eben ganz weg in mich!"

„Geh'! Ich in Dich! Ist mir gar nicht eingefallen! Aber Du in mich! Verstanden?"

„Wollen uns nicht streiten! Eins von uns war in das Andere verschossen, und weil ich als Forstmann mich niemals verschieße, so bist Du es gewesen. Das ist klar."

Als der Zug angekommen war und die Theilnehmer sich an die Tische geordnet hatten, brachten die Angehörigen derselben die Hochzeitsgaben.

Bei der Armuth der Bevölkerung konnte von reichen Geschenken nicht die Rede sein, aber ein Jeder gab von Herzen gern und nach seinen Kräften. Auch der Försterbursche kam und brachte das Geschenk seiner Herrschaft.

Diese hatte den Ehrenplatz neben Braut und Bräutigam. So sehr Wunderlich sich darüber freute, Sorge bereitete es ihm doch. Auf diese Weise war es nicht möglich gewesen, den Lehrer neben sich zu bekommen, und so war ihm der Souffleur verloren gegangen. Desto fleißiger memorirte er im Stillen, und so kam es, daß er mit Niemand sprach und immer die Lippen bewegte, als ob er im Stillen betete.

Das Mahl begann, und im Verlaufe desselben brachte der Pfarrer den vorausgesehenen Toast auf das Brautpaar. Nach kurzer Zeit toastete der Lehrer auf die Eltern.

Jetzt begann es dem alten Wunderlich eigenthümlich zu werden. Er bekam das Zittern in die Knie. Seine Zähne schlugen leise an einander. Es summte und brummte ihm um die Ohren, und im Magen war es ihm, als ob die Seekrankheit im Anzuge sei.

Da klopfte Einer an das Glas; er wollte einen Toast bringen. Schnell aber klopfte, seinem Versprechen gemäß, auch der Lehrer, stand auf und sagte:

„Geehrte Damen und Herren, nachdem wir das liebe Brautpaar und deren Eltern haben leben lassen, ist es an der Zeit, auch einen Toast auf unsere Frauen auszubringen. Schiller sagt ja, daß wir sie ehren sollen, weil

sie uns himmlische Rosen in's irdische Leben weben. Sie verdienen es, daß wir jetzt gleich drittens ihrer gedenken, und ich kenne unter uns Keinen, der es so verstände, das Glück, welches wir ihnen verdanken, zu beschreiben, wie unser hochverehrter Herr Förster Wunderlich. Er hat mir zugesagt, diesen Toast auszubringen. Er wird jetzt sprechen, und ich bitte die Herrschaften um andächtiges Schweigen und ungetheilte Aufmerksamkeit!"

Es entstand eine Stille, wie in der Kirche. Aller Augen richteten sich auf Wunderlich, und bei diesem Schweigen vernahm man ganz deutlich die Frage seiner Frau:

„Du einen Toast, Alter?"

„Ja," stieß er hervor.

„Na, das wird eine schöne Bescheerung!"

„Ja," lamentirte er halblaut, „es flimmert mir schon vor den Augen. Die Zähne klappern wie bei fünfzig Grad Réaumur. Gott sei mir gnädig."

„Laß es sein!"

„Das geht nicht. Ich habe einmal A gesagt!"

Er hatte recht, denn da er sich nicht gleich erhob, so rief es ringsum: „Der Förster einen Toast! Vater Wunderlich will reden. Anfangen, anfangen! Wann geht es los?"

Da stand er vom Stuhle auf. Er war blaß wie ein Gestorbener. Er murmelte erst Etwas wie ein Stoßgebet, das ein Ertrinkender noch hervorgurgelt, dann begann er:

„Wie jede Rose ihre Dornen trägt,
Hat auch die Ehe ihre stillen Leiden.
Die Eine kratzt und beißt; die And're schlägt;
Die Dritte schmollt; die Vierte spricht vom Scheiden."

Er wurde unterbrochen. Frau Barbara nämlich holte tief Athem und rief im Tone der Erleichterung:

„Kratzt und beißt! Ah! Also ein Toast Alter?"

„Ja," antwortete er.

„Du warst nicht verrückt?"

„Gott bewahre!"

„Na, dem Himmel sei Lob und Dank! Nun ist Alles gut! Ich hatte jetzt vor dem Toaste Angst; das ist aber vorbei. Rede nur weiter. Wenn Du auch stecken bleibst! Das hat nichts zu sagen. Wir sind ja unter uns!"

Das machte ihm Muth. Er fand auf einmal seine ganze Fassung wieder und fing von vorn an:

„Also — wie jede Rose ihre Dornen trägt,
Hat auch die Ehe ihre stillen Leiden.
Die Eine kratzt und beißt; die And're schlägt;
Die Dritte schmollt; die Vierte spricht vom Scheiden.
Der Fünften brennt der Braten immer an;
Die Sechste kann den Tabak nicht erriechen."

„Aha!" fiel die Försterin ein. „Ich dachte, damit wäre ich gemeint, Alter!"

V. S.

„Unsinn! Unterbrich mich nicht! Ich komme sonst ganz aus de Schnurre!"

„Hat nichts zu sagen! Du fängst von vorne an!"

„Das geht nicht, denn da geht der ganze Eindruck eines so schönen Gedichtes verloren. Also weiter:

„Der Fünften brennt der Braten immer an;
Die Sechste kann den Tabak nicht erriechen;
Die Sieben zankt und keift, daß sich der Mann
Vor Angst möcht' unter's Kanapee verkriechen.
Die Achte tritt die Schuhe alle schief;
Der Neunten macht das Scheuern nur Entzücken;
Die Zehnte greift in's Portemonnaie zu tief;
Die Elf kann keinen Hosenknopf anflicken."

Da lachte Engelchen, die Braut, laut auf und sagte:

„Also das war es, was ich unterwegs zu hören bekam? Das hilft zum Pantoffelregiment?"

„Ja," lachte auch er, und dann fuhr er fort:

„Die Zwölfte leidet an dem bösen Blick;
Die Dreizehnte zertöppert alle Flaschen;
Die Vierzehnte hat niemals das Geschick,
Wenn sie 'was beißt, geschwind den Floh zu haschen."

„Na, na, na," warnte lächelnd der Pastor.

„Ach was!" erklang es. „Wir sind ja unter uns. Nur immer weiter!"

Wunderlich fühlte von seiner Seekrankheit nicht das Geringste mehr. Er sprach weiter:

„Die Fünfzehnte schnarcht viel zu laut im Schlaf,
Die Sechszehn macht dem Mann zu viele Lügen,
Die Siebzehn ist ein altes, gutes Schaf,
Doch heimlich schnupft sie Tabak mit Vergnügen.
Die Achtzehnte ist allen Männern gut,
Die Neunzehn schnattert gern mit alten Schicksen."

„Jetzt kommt's! Jetzt ist's da!" rief Frau Barbara. „Das also war es! Weiter, Alter!"

Er flüsterte ihr leise zu:

„Nun halte endlich den Schnabel, sonst bringst Du mich noch aus der Reihe!"

„Und laut fuhr er fort:

„Die Zwanzig braucht stets einen neuen Hut,
Die Einundzwanzigste will nie die Stiefel wichsen.
Die Dreiundzwanzig putzt den Ofen niemals aus,
Die Vierundzwanzigste thut sich mit Beersaft schminken,
Die Fünfundzwanzigste guckt gern zum Fenster 'naus,
Die Sechsundzwanzigste scheint heimlich Schnaps zu trinken
Die Sieben — — — —"

Er hielt inne. Sein Blick war auf den Eingang gefallen. Dort stand Einer, der unbemerkt eingetreten war und ihm längst zugehört hatte.

„Hollah!" rief er. „Mit meinem Toaste ist es aus! Was gehen mich

die Weiber an! Sie mögen leben, wie sie wollen, dreimal hoch oder sechszig mal hoch, mit oder ohne Vivat! Dort steht Einer, den ich hoch leben lasse, und zwar tausendmal hoch, nämlich der Vetter Arndt! Schaut hin!"

Es war wirklich der Vetter Arndt, welcher dort stand, seinen Blick über die Versammlung gleiten lassend. Alle standen auf. Der Bräutigam aber rief:

„Nicht Vetter Arndt! Ich will Euch sagen, wer dieser Herr ist. Er ist der Fürst des Elendes, dem wir Alles zu verdanken haben!"

Der Eindruck, den diese Worte machten, war ein großer. Alle traten auf den Fürsten zu. Jeder wollte ihm die Hand geben und getraute es sich doch nicht. Er aber streckte ihnen freundlich beide Hände entgegen und drückte alle Finger, die zwischen die seinigen kamen. Sein Gesicht glänzte vor Genugthuung. Er sah ja, welche aufrichtige Achtung, Liebe und Dankbarkeit ihm entgegengebracht wurde.

Es dauerte einige Zeit, bis die Aufregung, welche sein Erscheinen hervorgerufen hatte, sich legte, und nun konnte er mit Eduard sprechen.

„Ich habe Deinen Brief erhalten und bin gekommen, mich mit Euch zu freuen. Habt Ihr einen Platz für mich?"

„O, den ersten Platz, den besten Platz, den es giebt!"

Und eilig wurde ihm ein Stuhl ganz obenan zwischen das Brautpaar gesetzt. Eduard sagte einige leise Worte zu einem der Gäste, und diese Worte gingen heimlich in der ganzen Runde herum:

„Du, er ist ein wirklicher Fürst; er nennt sich nicht nur so. Er ist der Fürst von Befour, wohnt in der Residenz und hat viele, viele Millionen. Welche Ehre, daß er zu uns kommt und sich zu uns setzt!"

Als des Fürsten Blick auf einige Nebentische fiel, auf denen die Hochzeitsgeschenke lagen, sagte er:

„Ich sehe, daß die Gäste nicht ohne Gaben gekommen sind; da auch ich Gast bin, darf das Brautpaar auch ein Geschenk von mir erwarten. Hier gebe ich es Ihnen, liebe, junge Frau. Ihr Mann hat es redlich verdient."

Er zog ein zusammengefaltetes Papier hervor und gab es ihr. Sie war verlegen. Durfte sie es lesen, oder mußte sie damit warten. Der alte Wunderlich, der selbst neugierig war, was das Papier enthalten werde, sagte zu ihr:

„Na, Engelchen, aufgemacht und gelesen! Wir Alle wollen auch hören, ob sich der einstige Vetter Arndt nobel gemacht hat!"

Jetzt faltete sie es auseinander und las. Ihre Hände begannen zu zittern. Konnte Sie es glauben? Sie reichte den Zettel ihrem Bräutigam hin. Als sein Auge auf die Zeilen fiel, erbleichte er, aber vor freudigem Schreck.

„Durchlaucht," rief er, „das ist unmöglich!"

„Warum denn?"

„Es ist zu viel!"

„Pah! Ich sagte ja bereits, daß Du es verdient hast."

„Aber wissen Sie denn wirklich, daß — — —"

„Bitte, keine Einrede! Es ist Dein.“

Da traten dem jungen Manne die Thränen in die Augen. Er streckte dem Fürsten beide Hände hin und sagte unter lautem Schluchzen:

„Nun ja, ich weiß, daß ich es nicht zurückweisen kann. Ich muß und will es also auch annehmen; aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es Allen zu Gute kommen soll, die bei mir Arbeit suchen. Ich will es betrachten als eine Casse, mir von Gott geschenkt, in welche ich nur greifen darf zum Wohle meiner Arbeiter und meiner Mitmenschen.“

Und sich dann an die Versammelten wendend, fuhr er fort:

„Ich kann es nicht verschweigen; ich muß es Euch Allen sagen, denn das Herz läuft mir über. Um das Geschäft Seidelmanns zu übernehmen, fortzuführen und zu erweitern, und um das Grundstück zu kaufen, war eine große Summe nöthig. Durchlaucht hat mir nach und nach über zwanzigtausend Gulden geborgt. Hier nun quittirt er mir, er schenkt mir also diese Summe, die ein wirkliches Vermögen ist. Ich nehme es an, weil ich nun im Stande bin, hier in unserer armen Gegend wohlzuthun und mitzutheilen, wo es nöthig ist. Euch Allen soll es zu Gute kommen; Ihr Alle schuldet ihm also Dank. Diesen Dank wollen wir ihm bringen, indem wir uns zu den Worten bekennen, welche Vater Wunderlich sprach, als er in seinem Toaste unterbrochen wurde. Seine Durchlaucht der Fürst von Befour soll leben, einmal hoch — zweimal hoch — zum dritten Male hoch!“

Da klangen die Gläser zusammen, und Alle stimmten von ganzem Herzen in das dreimalige Hoch ein. Es war nur Bier, was sich in den Gläsern befand, aber desto aufrichtiger war das Vivat gemeint.

Nach einiger Zeit freilich winkte der Fürst den Wirth zu sich und sprach einige leise Worte mit ihm. Der Wirth ging und kehrte bald zurück, gefolgt von seinem ganzen Personale — er brachte Wein.

Die Meisten der Anwesenden hatten noch niemals Wein getrunken, und als dann die Gläser gefüllt waren und zusammenklangen, bemächtigte sich der Versammlung bald eine Stimmung, wie sie eben nur vom Safte der Reben hervorgebracht werden kann.

Es wurden Toaste gebracht auf alles Nah- und Fernliegende, auf alles Mögliche und Unmögliche. Dabei erinnerte man sich auch an den unterbrochenen Toast des Försters. Der Lehrer meinte:

„Herr Förster, jetzt müssen Sie wieder anfangen!“

„Nein, nein!“ meinte die Mutter des Bräutigams. „Er darf nicht; er hat uns getäuscht!“

„Wieso?“ fragte Wunderlich.

„Sie wollten uns Frauen loben, aber Sie haben gerade das Gegentheil gethan!“

„Na, das war doch nur die Einleitung!“

„Wenn das die Einlettung ist, so danke ich. Wie soll es dann erst später werden!“

„Da bringe ich alle Tugenden der Frauen. Horcht nur!“

Er erhob sich und wollte declamiren.

„Nein," sagte auch Frau Barbara. „Jetzt sind wir nicht mehr so allein wie vorher!"

„Aber," antwortete er eifrig, „schütte doch das Kind nicht mit dem Bade aus! Höre doch wenigstens, wie der eine Vers lautet:

So Eine ist des Mannes größter Schatz,
Den hält er fest für's ganze Erdenleben.
An seinem Herzen ist ihr schönster Platz,
Und ihre Liebe ist sein einzig Streben.

„Ist das etwa auch getadelt?"

„Ja, nachdem Du Sechsundzwanzig getadelt hast, bringst Du endlich einmal Eine, über die Du etwas Gutes sagst."

„Nein, Alle bringe ich. Ihr kommt Alle daran. Ich habe einen Vers über jede Einzelne."

„Auch über mich?"

„Ja, freilich."

„Den möcht ich hören!"

„Na, gleich! Er lautet:

Die Barbara wohnt auf der Försterei,
Die Straße führt ganz nahe dran vorbei;
Sie kocht dem Förster nur Kartoffelbrei
Und ist auch stets recht wunderlich dabei.

Ist das nicht gut gesagt? Ist das nicht die reine Wahrheit?"

Alle lachten; sie auch mit; aber sie streckte doch beide Hände abwehrend gegen ihn aus und sagte:

„Wenn Du nichts Besseres von mir und von uns zu sagen hast, so schweige lieber! Wer hat denn das Gedicht gemacht?"

„Ich und der Herr Lehrer."

„Ah, so! Darum also sprachst Du wohl von dem Kranze aus Lorbeerblättern und Pfefferkörnern?"

„Ja, darum."

„Na, so mag sich der Herr Lehrer die Lorbeerblätter nehmen, Du aber wirst die Pfefferkörner bekommmen, und zwar gleich, so bald wir nach Hause kommen!"

Alle lachten. Der Alte aber wendete sich in nachgemachter Traurigkeit an den Lehrer:

„Einmal gedichtet und nicht wieder! Ich bitte Sie, helfen Sie mir aus der Patsche. Ich will Ihnen den ganzen Ruhm lassen. Nehmen Sie die Lorbeerblätter und auch die Pfefferkörner dazu!"

So wurde gescherzt und gelacht, gesungen und endlich sogar getanzt. Der Fürst selbst eröffnete den Reigen mit der Braut; dann, als dieselbe den nächsten Reigen mit ihrem Eduard beendet hatte, schmiegte sie sich innig an ihn, blickte liebevoll zu ihm auf und sagte:

„Weißt Du, hier in demselben Saale war es."

„Was?"

„Zu Fastnacht!“

„Ach ja, die Maskerade. Du als Italienerin!“

„Damals war ich sehr unvorsichtig; ich werde es im ganzen Leben nicht vergessen. Hättest Du mich nicht gerettet, wer weiß, wie es heute mit mir stände!“

„Vergessen wir das, Engelchen! Er hat seine Strafe, und wir wollen uns das Glück nicht durch solche Erinnerungen trüben.“

Der Fürst war der Erste, der sich zurückzog. Er hatte die Gastfreundschaft Hausers acceptirt und wurde von diesem nach Hause begleitet, während Engelchen vorausgeeilt war, um eine Stube in Stand zu setzen.

Der alte Förster amüsirte sich so gewaltig, daß er sich nur schwer zu trennen vermochte. Es war weit nach Mitternacht, als seine Barbara ihn endlich überredete, mitzukommen, morgen sei ja auch noch ein Tag. Als sie das Dorf hinabgingen, sagte er:

„Schau, Bärbchen, wie hell der Mond scheint! Da brauchen wir den Umweg auf der Straße gar nicht zu machen. Wir gehen den Waldpfad, der gleich stracks zur Försterei führt.“

Sie war einverstanden. Sie fürchtete sich nicht. Sie hätte sich auch nicht gefürchtet, wenn sie diesen Weg jetzt bei Nacht hätte allein gehen müssen. Wer so lange Jahre im Walde wohnt, der wird vertraut mit allen Schatten desselben.

So schritten sie still hinter einander her. Sie hatten bereits drei Viertheile des Weges hinter sich und wollten eben über einen Querweg gehen, als der Alte plötzlich stehen blieb und aufmerksam horchte.

„Was ist's?“ flüsterte sie.

Er faßte sie bei der Hand.

„Pst, leise, leise! Komm zurück, da hinter diese buschige Kiefer; aber schnell, schnell!“

Er drückte sie hinter den dichten Zweigen nieder und kauerte sich neben sie hin.

„Ich hörte da rechts drin einen Fuß über eine Wurzel stolpern,“ raunte er ihr zu.

„Wer weiß, was es gewesen ist!“

„O, dieses Geräusch weiß Unsereiner von jedem Anderen zu unterscheiden. Horch!“

„Wahrhaftig, es kommt Einer!“

„Nein. es sind Zwei.“

Die Schritte näherten sich. Gerade vor der niedrigen, aber dichten Kiefer, hinter welcher das alte Ehepaar steckte, kreuzten sich die beiden Pfade. Dadurch entstand am Kreuzungspunkte ein offenes Plätzchen, in welches das Licht des Mondes zu dringen vermochte. Und gerade da blieben die beiden Kommenden stehen. Der Förster konnte ihre Gesichter sehen und auch ihre Worte hören, obgleich sie nicht laut, sondern mit gedämpfter Stimme sprachen.

„Hm!“ sagte der Eine. „Ich glaube, ich bin irre.“

„Das wäre dumm! Es wird bald Tag, und wir dürfen nur des Nachts hin. Wir verlieren dadurch einen Tag."

„Leider! Ich muß mich besinnen."

„Ich denke, Sie kennen die Gegend."

„Freilich kenne ich sie; aber man irrt sich doch einmal. Hierher kommen wir. Grad aus geht es nach der Försterei, an welcher wir vorüber müssen, wenn wir nach dem Zechenhäuschen wollen."

„Daß wir auch nicht eher mit dieser verteufelten Strickleiter fertig wurden! Wir konnten längst wenigstens das Geld aus dem Schachte geholt haben!"

„Na, dazu haben wir noch Zeit, ehe es Tag wird. Ich besinne mich. Wir sind auf dem richtigen Wege. Also hier weiter, immer gradaus!"

Sie gingen in derselben Richtung weiter.

„Wer war das?" fragte die Försterin.

„Komm schnell, schnell!" antwortete er, ihren Arm ergreifend und sie mit sich fortziehend.

„Herrgott, was giebt's denn? Warum diese Eile?"

„Das sage ich Dir unterwegs. Nur vorwärts, bis der Weg wieder breiter wird!"

Als sie diese Stelle erreicht hatten und nun neben einander gehen konnten, sagte er:

„Hast Du den Einen, den Langen, erkannt?"

„Nein."

„Der fromme Seidelmann."

„Gott stehe uns bei!"

„Ja. Er steht in den Blättern. Zweitausend Gulden für ihn, und ebenso viel für den Andern!"

„Willst Du ihn etwa fangen?"

„Natürlich!"

„Du, das wage ja nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Die werden sich wehren!"

„Wollen sehen, ob sie etwas vermögen. Wollen sehen, ob die beiden Burschen zu Hause sind. Leider wollten sie nach dem Haingrunde, der Holzdiebe wegen, die jetzt dort ihr Wesen treiben. Lauf nur, lauf! Ich darf nicht zu spät kommen. Ich muß eher dort sein wie sie."

„Wo denn?" fragte sie, ganz athemlos neben ihm her eilend.

„Nach dem Zechenhäuschen natürlich, Es muß von der Pascherzeit her dort Geld und noch Anderes stecken, was sie holen wollen."

„Da sind Sie aber doch auf falschem Wege!"

„Freilich! Und das ist gut. Der Seidelmann hat sich doch geirrt. Sie müssen an unserem Hause vorüber, sind aber auf dem falschen Pfade fortgegangen. Sie gerathen viel zu weit links in den Wald hinein, und ehe sie dies merken, bin ich bereits beim Schachte."

Jetzt mündete der Pfad auf die Straße, welche an der Försterei vorüberführte. Sie sahen das Haus liegen und hörten zugleich abermals Schritte und die Stimmen zweier Männer, welche laut mit einander sprachen.

„Wer mögen diese sein?“ fragte Barbara.

„Jedenfalls ehrliche Leute! Sie gehen auf der Straße und sprechen laut. Das thun keine Spitzbuben. Komm!“

Sie gingen weiter, über die Straße hinüber, auf das Försterhaus zu. Sie sahen die beiden Männer, welche näher kamen und vorüber wollten.

„Wer kommt denn da?“ fragte der Eine von ihnen. „Ich glaube gar, das ist unser Förster!“

„Ja, ich bin's,“ antwortete der Genannte.

„So lange sind Sie geblieben? Wir haben meinen Bruder nach Hause geführt!“

„Ah, Sapperment, Sie sind es, Wilhelmi?“ fragte der Alte. „Und Sie, Schulze? Sie kommen mir wie gerufen!“

Es war der Musterzeichner Wilhelmi, der Bruder des Müllers, bei dem damals die Pascher gefangen worden waren, und Schulze, welcher als Hundejunge im Kohlenschachte beschäftigt gewesen war. Beiden hatte der Fürst des Elends damals Wohlthat erwiesen. Sie waren mit dem Müller auch zur Hochzeit Hausers und Engelchens gewesen, aber eher aufgebrochen als der Förster. Sie hatten den Müller, dessen Wohnung ja im Walde lag, nach Hause begleitet, und befanden sich jetzt auf dem Rückwege nach ihren Wohnungen.

„Wir kommen wie gerufen?“ fragte Wilhelmi. „Wieso?“

„Wollen Sie sich Geld verdienen? Viel Geld?“

„Gern, wenn es in Ehren geschehen kann.“

„In allen Ehren! Wir haben soeben den frommen Seidelmann im Walde getroffen.“

„Ist's wahr? Ist's möglich?“ fragten Beide zu gleicher Zeit.

„Und ich will sie fangen.“

„Geht das an?“

„Sehr leicht. Ich weiß, wohin sie wollen. Nämlich nach der alten Zeche. Meine Burschen werden leider nicht daheim sein, und allein möchte ich es doch nicht wagen. Leute zu holen, dazu ist es zu spät? Wollen Sie mitgehen?“

„Ja, gern! Das Geld kann man sich verdienen.“

„Gewiß. Ich werde Sie bewaffnen.“

„Denken Sie, daß dies nöthig ist?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Man muß sich für alle Fälle vorsehen. Ich nehme überdies meinen großen Hund, den Saupacker mit. Da brauchen wir nichts zu fürchten.“

Sie eilten die wenigen Schritte zur Försterei. Die Thür war verschlossen und mußte mit dem Hausschlüssel geöffnet werden.

„Mache schnell Licht, Alte!“ sagte der Förster. „Aber nur in einer Laterne, die wir mitnehmen.“

„Warum nicht die große Lampe?"

„Wenn die beiden Kerls einsehen, daß sie den falschen Weg haben, werden sie umkehren und hier vorüberkommen. Sie dürfen hier kein Licht sehen. Sie müssen denken, daß hier Alles schlafe. Darum mußt Du im Dunkeln bleiben, wenn wir fort sind. Aber Du gehst nicht zu Bette. Wir werden sie hierher bringen, wenn wir sie ergriffen haben."

Die Laterne wurde angebrannt. Wilhelmi und Schulze erhielten Jeder ein geladenes Gewehr und ein Messer; dann löschte der Alte, nachdem er sich auch bewaffnet hatte, die Laterne wieder aus. Es war eine kleine Blendlaterne, welche er an den Gurt seines Hirschfängers hing. Dann gingen die Drei fort, nachdem der Alte den Saupacker losgebunden hatte. Frau Barbara mahnte zur Vorsicht und schloß die Thür zu.

Unterwegs wurde kein Wort gesprochen. Die Beiden, welche den Weg nicht so Schritt für Schritt kannten, wie der Alte, hatten Mühe, ihm zu folgen.

Sie erreichten endlich eine große Lichtung, in welcher sich eine sehr hohe Schutthalde erhob. Auf derselben stand ein altes, morsches Zechenhäuschen über dem Mundloche des Schachtes, in welchem vor langer, langer Zeit auch Silber gegraben worden war. Der Schacht war nicht ganz zugefüllt worden, da ja das Häuschen darüber stand und also ein Unglück nicht geschehen konnte.

Die Halde trat an der hinteren Seite aus dem Berg heraus, fiel vorn und rechts nur langsam, links aber außerordentlich steil ab, so daß es da gefährlich war sie erklimmen zu wollen. Sie war nicht nackt, sondern es hatte im Laufe der Zeit allerlei Buschwerk hier Platz gefunden, und auch oben auf ihrem Scheitel stand das Strauchwerk bis nahe an das Zechenhäuschen heran.

Der Förster führte die Beiden nach der vorderen Seite der Halde.

„Hier kommt man am Leichtesten in die Höhe," sagte er.

„Sind die Kerls schon oben?"

„Nein. Sie waren auf einem falschen Wege."

„Wenn sie das aber bemerkt und sogleich den richtigen eingeschlagen haben? Da können sie bereits hier sein."

„Das könnten sie in diesem Falle allerdings. Aber wir haben keine Zeit versäumt und sind kaum zwei Minuten lang bei mir in der Stube gewesen. Wir sind ihnen sicher voraus. Uebrigens würde mein Hund es längst gemerkt haben, wenn irgend Jemand da vor uns gegangen wäre."

Jetzt begann erst die Schwierigkeit. Es führte kein eigentlicher Weg hinauf. Ueber wildes, taubes Gestein hinweg und zwischen Busch und Dorn hindurch mußten sie aufwärts klettern, doch kamen sie glücklich und auch verhältnißmäßig schnell oben an.

Der Förster schritt gleich auf das Zechenhäuschen zu. Das Schloß der Thür war längst verrostet und intact geworden. Die Thür lehnte nur an. Er öffnete sie und lauschte hinein. Es ließ sich nichts hören.

„Leuchten Sie doch hinein!" meinte Schulze.

„Fällt mir nicht ein. Da drin sind sie noch nicht. Wenn ich Licht

machte, würde ich doch nur unsere Anwesenheit verrathen. Und selbst wenn ich es nur einen Augenblick lang brennen ließe, würden sie es sehen können."

„Wo aber bleiben wir?"

„Im Gebüsch da hinter dem Häuschen. Diese Kerls haben nämlich eine Strickleiter mit. Sie wollen in das Loch hinabsteigen und etwas holen. Da überraschen wir sie. Ich freue mich wie ein Schneefieber auf den Schreck, der ihnen in die Glieder fahren wird, wenn sie sehen, daß sie erwischt sind. Kommen Sie!"

Er führte sie hinter die Holzhütte. Dort gab es Sträucher genug, sich zu verstecken.

„Machen Sie es sich bequem, damit Sie später kein Geräusch verursachen," warnte der Alte. „Die beiden Kerls könnten sonst auf den Gedanken kommen, sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich allein sind."

„Sie können uns in den Sträuchern nicht sehen."

„O, sie haben eine Laterne mit."

„Wenn nur Ihr Hund uns nicht verräth."

„Der? Fällt ihm nicht ein!"

„Wenn er bellt oder knurrt."

„Sie sind eben keine Förster. Ein dressirter Hund knurrt nur dann, wenn er soll. Wenn ich ihn aber mit der Schnauze auf den Erdboden lege, so würde er keinen Laut von sich geben, selbst wenn man auf ihm herumtrampelte. Also jetzt still! Horchen wir!"

Es verging eine ziemlich lange Weile voller Erwartung. Endlich flüsterte der Förster.

„Da vorn hörte ich Steine rollen. Man kommt!"

Der Hund hatte es auch gehört. Er schlug mit dem Schwanze auf den Erdboden.

„Still, Pluto!" gebot der Alte. „Keinen Laut!"

Das Geräusch von rollenden Steinen kam näher. Der Mond beleuchtete hell die vom Gebüsch freien Stellen der Haldenplatte. Daher sahen die drei Lauscher jetzt ganz deutlich am Rande derselben die beiden Kommenden auftauchen und dort, um sich zu verschnaufen, stehen bleiben.

„Verfluchte Kletterei!" sagte der alte Apotheker. „Unsereiner ist solche Spaziergänge gar nicht gewöhnt."

„Ich auch nicht!" brummte Seidelmann.

„Ich denke, Sie sind sehr oft hier oben gewesen?"

„Sehr oft nicht, nur einige Male."

„Gehen wir sogleich an's Werk?"

„Ja. Vorher aber wollen wir sehen, ob es hier oben auch recht geheuer ist."

„Pah! Wer soll da sein! Niemand!"

„Man kann nie zu vorsichtig sein. Es giebt in dieser Gegend Pascher und Holzdiebe die schwere Menge; daher schweift das Aufsichtspersonal selbst bei Nacht im Walde herum. Es ist gar keine Unmöglichkeit, daß so ein Kerl

auf den Gedanken kommt, sich einmal eine Extramotion zu machen und hier herauf zu steigen."

„Danke sehr!"

„Gehen wir also einmal um das Häuschen herum."

„Die Laterne anbrennen?"

„Unsinn! Von einer solchen Höhe leuchtet sie weithin. Das wäre doch gefährlich! Wir können sie erst anstecken, wenn wir uns im Innern dieser Bude befinden."

„Es ist unheimlich hier!"

„Ja, ein Plaisir ist es nicht, hier herum zu kraxeln."

„Wenn doch Jemand hier wäre!"

„Mit Einem nehmen wir es auf!"

„Aber wenn er ein Gewehr hätte? Wir haben nur die Messer. Horch! Was war das?"

„Nichts. Ein Stein, welcher rollte."

„Sollte Jemand kommen?"

„Schwerlich! Es ist ein Stein von uns gelockert worden, und der ist dann hinabgerollt. Also vorwärts!"

Sie gingen um das Zechenhäuschen herum und kamen so hart an dem Förster vorüber, daß dieser sie an den Beinen hätte fassen können. Der Hund bewegte sich nicht und gab auch keinen Laut von sich. Als die beiden Flüchtlinge den Rundgang beendet hatten, blieben sie stehen, und Seidelmann sagte:

„Es ist Niemand hier. In einer Stunde graut der Morgen; da müssen wir fertig sein."

„Wer klettert hinab? Sie?" fragte Horn.

„Alle Beide."

„Ich denke, Einer muß die Strickleiter halten?"

„Sie hätten eben das Geschick und die Kraft, mich zu halten! Die Leiter wird am Balken befestigt. Wir müssen Beide hinab. Einer allein bringt den Stein nicht heraus."

„Welchen Stein?"

„Das ist nämlich so: Der Schacht ist nur noch ungefähr gegen vierzig Fuß tief; bis so hoch aber ist er zugeschüttet. Mein Bruder, Gott habe ihn selig, ist mit seinem Sohne hinuntergeklettert und hat da unten einen kleinen Seitengang ausgegraben, ungefähr zehn Fuß lang. Der Eingang in denselben ist nur so groß, daß gerade ein Mensch hineinzukriechen vermag, und ist mit einem schweren Steine verschlossen. Dieser aber hat ein solches Gewicht, daß nur zwei Personen ihn zu entfernen vermögen. Also müssen Sie auch mit hinab."

„Und in diesem kleinen Seitengange steckt das Geld, welches Sie suchen?"

„Ja. Geld und allerhand Waaren, welche keinen großen Raum einnehmen."

„Verdammte Geschichte! Da hinab! Es hat mich stets vor Bergwerken gegraust. Das Wort Schacht hat stets einen Beigeschmack von Hölle für mich gehabt. Da lobe ich mir doch das Licht des hellen Tages!“

„Aber gerade dieses müssen wir jetzt scheuen. Kommen Sie!“

„Gut! Wenn es sein muß. Dann aber, wenn wir hier fertig sind, gehen wir direct über die Grenze.“

„Wenn es möglich ist, ja.“

Sie traten in das Häuschen. Man hörte die Stimme Seidelmann's, welcher warnend sagte·

„Treten Sie ja nicht zu weit vor! Das Mundloch ist offen. Wenn Sie hinabstürzen, sind Sie verloren. Machen Sie die Thür zu, damit Niemand das Licht bemerken kann.“

Jetzt flüsterte der Förster seinem Gefährten zu:

„Kriechen wir jetzt zum Gebäude hin, aber leise, so daß sie es nicht hören. Wir müssen sehen, was sie machen. Die alten Bretter sind morsch. Es giebt Löcher und Ritzen genug, durch welche wir hineinsehen können. Sollten sie aber unerwartet wieder heraus kommen, dann müssen wir augenblicklich in das Gebüsch zurück.“

Indem sie also leise vorwärts krochen, hörten sie das Anstreichen eines Zündhölzchens und zwischen den von der Witterung auseinander getriebenen Brettern der Holzwand sah man den Lichtschein der angebrannten Laterne. Zugleich hörte man den Apotheker sagen:

„Da ist das Schachtloch. Ein wirklicher Eingang in die Unterwelt. Wären wir nur erst wieder heraus!“

„Fürchten Sie sich wirklich?“

„Offen gestanden, ja.“

„Auch mir ist es unheimlich. Aber wir müssen eben doch hinab. Uebrigens ist es eigenthümlich, uns zu fürchten, nachdem wir bereits in der Unterwelt gewesen sind.“

„Wieso denn?“

„Na, waren wir denn nicht todt?“

„Ach so! Ja, das war ein Geniestreich, wie ihn so leicht Keiner wieder ausführt. Was mögen die Herren gesagt haben, als die Todten verschwunden waren!“

„Ihr Anblick muß köstlich gewesen sein. Geben Sie jetzt die Strickleiter her!“

Der Apotheker hatte die Leiter getragen. Sie war aus festen, starken, hanfenen Leinen gefertigt, haltbar, aber nicht kunstgerecht, so daß leicht zu erkennen war, daß die Beiden selbst die Verfertiger seien.

„Hier ist ein Balken,“ meinte der fromme Schuster, „an welchen wir sie befestigen.“

Die Lauscher sahen, daß er die Leiter mit großer Sorgfalt festband und dann mit aller Kraft daran zog, um ihre Festigkeit zu prüfen; dann ließ er sie langsam in das Schachtloch hinabgleiten.

„Jetzt hinab," meinte er dann. „Ich steige voran."

„Und ich warte, bis Sie unten sind, ehe ich nachkomme."

„Da würden Sie nichts sehen können, weil ich die Laterne mitnehme. Sie müssen also gleich hinter mir her!"

„Hält die Leiter uns Beide?"

„Ganz sicher."

„Alle Teufel! Wenn sie reißen sollte!"

„Das thut sie nicht."

„Aber möglich ist es doch! Schrecklicher Gedanke! Wir stäken dann mit der Leiter unten und könnten nicht herauf. Wir müßten elend verhungern, verdursten und verschmachten, langsam zwar aber sicher."

„Jammern Sie nicht! Jetzt heißt es, hinab. Wenn Sie oben bleiben wollen, so bleiben Sie; aber Sie können dann eben nichts bekommen!"

„Verfluchte Geschichte! Na, so steigen Sie; ich komme sogleich nach. Unkraut geht nicht so schnell zu Grunde!"

Sie verschwanden im Loche, erst Seidelmann und dann hinter ihm der Apotheker.

„Was thun nun wir?" flüsterte Wilhelm dem Förster zu.

„Wir könnten Vielerlei thun," antwortete dieser. „Denken Sie sich den Schreck für sie, wenn ich jetzt die Strickleiter oben durchschnitte!"

„Sapperment, ja!"

„Wir hätten sie ganz sicher und könnten sie zwingen, Alles zu gestehen, sonst ließen wir sie nicht heraus."

„Wollen wir?"

„Nein, das ist unmenschlich. Sie würden Höllenqualen ausstehen. Ich bin ihr Richter nicht. Wir warten einfach, bis sie wieder oben sind."

„Und sie sich aber wehren können."

„Das haben wir nicht zu befürchten. Wir haben ja gehört, daß sie nur Messer besitzen. Sobald sie oben angekommen sind, halten wir ihnen unsere drei Gewehrläufe entgegen, so müssen sie sich ergeben. Uebrigens ist ja der Hund da."

„Gut. Aber, Herr Förster, wollen wir nicht einmal hineingehen in die Hütte?"

„Wozu?"

„Es müßte doch interessant sein, so hübsch von oben hinunter zu sehen, was sie machen."

„Na, das können wir ja thun. Aber wir müssen uns hüten, ein Geräusch zu verursachen. Kommen Sie!"

Sie begaben sich leise nach der Thür und traten ein. Es war vollständig finster im Häuschen.

„Nehmt Euch auch in Acht," meinte der Förster. „Bücken wir uns nieder Wir müssen uns bis zum Loche tappen, um ja nicht hinabzustürzen."

Sie erreichten und fühlten dasselbe. Dort legten sie sich auf die Erde nieder und blickten hinab. Unten stand die Laterne. Ihr Licht drang natürlich

nicht herauf. Beim Scheine desselben waren die beiden Verbrecher beschäftigt, den erwähnten Stein zu entfernen. Er wich ihren vereinten Anstrengungen und nun entstand ein mannesstarkes Loch, in welches der fromme Schuster hineinleuchtete."

„Ist etwas drin?" fragte der Apotheker.

Seine Stimme drang nur dumpf herauf.

„Ja," antwortete Seidelmann.

„Hoffentlich auch das Geld!"

„Wenn nicht, so wäre es unangenehm für uns."

„Wer kriecht hinein?"

„Ich. Aber warten wir noch einige Augenblicke. Die Luft da drin ist zu schlecht. Lassen wir sie erst nach oben ziehen."

Die Laterne brannte wirklich, seit die Oeffnung frei geworden war, nicht mehr so hell wie vorher, ein sicheres Zeichen, daß da unten schlechte Luft vorhanden sei.

Die Beiden unten warteten schweigsam und die Drei oben blickten ebenso schweigsam hinab. Endlich meinte der einstige Schuster:

„Jetzt wird es gehen. Sie bleiben kurze Zeit im Finstern, denn ich nehme die Laterne natürlich mit hinein."

Er kauerte sich nieder, streckte die beiden Arme mit der Laterne in das Loch und schob Kopf, Körper und Beine langsam nach. Nun war es unten dunkel, so daß die Lauscher nichts mehr zu sehen vermochten.

Aber bereits nach ungefähr fünf Minuten wurde es wieder hell. Seidelmann kam zurückgekrochen, mit den Beinen voran. Als er heraus war, hustete er tief und ängstlich auf und sagte:

„Fast wäre ich erstickt. Mein Kopf ist so schwer, als ob er von Blei sei.

„Haben Sie das Geld?"

„Ja. Ich mußte ewig suchen."

„Wie viel ist es?"

„Ich habe natürlich da drin nicht nachgezählt; es hätte mich diese Neugierde das Leben gekostet."

„Dann jetzt."

„Warum? Muß das gleich sein?"

„Wir haben ja Zeit."

„Später noch viel mehr."

„Aber besser ist's, man weiß, woran man ist!"

„Mißtrauen Sie mir etwa? Denken Sie vielleicht, daß ich Sie betrüge?"

„Sie haben gesagt, daß wir theilen werden. Wie nun, wenn Sie nicht Alles haben, wenn noch ein Theil des Geldes da in dem Loche steckt?"

„Ich habe Alles. Wir können oben oder unterwegs, wenn es hell geworden ist, besser theilen als hier. Jetzt machen wir hier wieder zu."

„Das ist nicht nöthig."

„Oho! Warum nicht?"

„Wir kommen doch nicht wieder hierher.“

„Das kann man gar nicht wissen. Es giebt da drin noch mancherlei Werthvolles, was man sich später holen kann. Und selbst wenn wir nicht wieder herkommen sollten, so gönne ich diese Sachen doch keinem Anderen. Man kann doch einmal auf die abenteuerliche Idee kommen, hier herabzuspringen; dann würde man Alles finden und das halte ich keineswegs für nöthig. Da, helfen Sie! Der Stein muß unbedingt wieder an seine Stelle.

Sie schoben den Stein mit ziemlicher Anstrengung wieder in die Oeffnung; dann sagte der Schuster:

„Ich steige voran und Sie folgen nach!“

„Warum?“

„So sind wir ja auch herabgestiegen.“

„Ach so! Und Sie nehmen natürlich auch die Laterne mit sich nach oben?“

„Ja.“

„Danke sehr, mein bester Herr Seidelmann! Darauf gehe ich nun freilich nicht ein.“

„Aus welchem Grunde denn?“

„Ich bin klug genug, Ihre Absicht zu durchschauen!“

„Ich begreife nicht, was Sie meinen.“

„Verstellen Sie sich nicht und nehmen Sie die Hand aus der Tasche, in welcher Sie das Messer haben. Sehen Sie, ich halte das meinige schon in der Hand. Meine Klinge sitzt Ihnen zwischen den Rippen, noch ehe Sie die Ihrige gebrauchen können.“

„Sie sind des Teufels!“

„Heraus mit der Hand, sage ich!“

Der Apotheker sagte das so laut und in so drohendem Tone, daß Seidelmann, welcher überhaupt mehr Hinterlist als Muth besaß, gehorchte. Er sagte im Tone der Verwunderung:

„Aber was haben Sie denn eigentlich?“

„Was ich habe? Verdacht habe ich! Ich kenne Sie gut genug, um Sie zu durchschauen.“

„Ich glaube, Sie phantasiren! Steigen wir empor! Droben werden Sie mir erklären, welchen Grund Ihr so plötzlicher Verdacht hat.“

Er griff nach der Strickleiter; aber der Apotheker hielt ihn schnell am Arme zurück und sagte:

„Halt! Ich steige voran!“

„Aber, zum Donnerwetter, warum denn?“

„Wir haben bisher von meinem Gelde gelebt, nicht wahr, mein bester Herr Seidelmann?“

„Ja doch.“

„Auch bin ich es, mit dessen Hilfe Sie aus dem Gefängnisse zu entkommen vermochten.“

„Das gebe ich ja ganz gern zu.“

„Schön! Jetzt nun wollen Sie mich belohnen. Bisher haben Sie mich gebraucht, nun aber nicht mehr, weil Sie selber Geld haben. Um nicht mit mir theilen zu müssen, wollen Sie voransteigen."

„Ich will ja theilen!"

„Warum dann nicht hier?"

„Weil wir später mehr Zeit und bessere Gelegenheit haben."

„Nein, sondern weil Sie später überhaupt gar nicht mit mir zu theilen brauchen."

„Ich kann Ihnen doch nicht ausreißen!"

„Nicht? Sie werden jetzt, wenn ich so dumm bin, es zuzugeben, voransteigen. Oben angekommen, durchschneiden Sie im Nu die Strickleiter und ich stürze herab und verschmachte elendiglich. Sie aber gehen mit dem Gelde fort und lachen sich in's Fäustchen."

„Welche Idee!"

„Eine ganz richtige Idee. Passen Sie einmal auf!"

„Donnerwetter!" rief Seidelmann. „Was fällt Ihnen denn eigentlich ein!"

Der Apotheker war ihm nämlich blitzschnell mit der Hand in die Tasche gefahren und hatte dieselbe ebenso schnell wieder zurückgezogen. Er antwortete lachend:

„Ihr Messer habe ich Ihnen genommen. Nun habe ich zwei, Sie aber sind waffenlos. So vermeide ich einen Kampf, zu dem ich zwar entschlossen war, falls Sie mir nicht nachgeben wollten, aus dem ich auch jedenfalls als Sieger hervorgegangen wäre, der mich aber doch immerhin eine Wunde hätte kosten können. Jetzt nun wollen wir verständig mit einander reden. Ich verlange Zweierlei und das werden Sie thun, sonst ersteche ich Sie!"

„Sie sind ein Satan!"

„Ich bin Ihr Bruder. Es hat Keiner etwas voraus. Also ich verlange zunächst, daß ich voranzusteigen habe."

Erst nach einer Pause antwortete Seidelmann:

„Na, wenn Sie wirklich solchen Unsinn von mir denken, dann steigen Sie in drei Teufels Namen voran!"

„Und sodann wird bereits hier unten getheilt."

„Werde mich hüten!"

„Da sehen Sie, wie gut ich Sie durchschaut habe!"

„Zum Theilen ist allemal noch Zeit."

„Es muß aber hier geschehen, ich wünsche es! Verstanden?"

„Und wenn ich es nicht thue?"

„So stoße ich Ihnen die beiden Klingen in den Leib und nehme mir Alles. Darauf verlassen Sie sich."

„Das wagen Sie nicht!"

„O doch!"

„Bedenken Sie, daß ich stärker bin als Sie!"

„Sie mögen vielleicht ein kleines Theil mehr Körperkraft als ich besitzen;

aber Sie sind ein Hase. Ich habe mehr Muth, und ich habe Waffen, die Sie nicht haben. Uebrigens ist es Unsinn, mich mit Ihnen herumzustreiten Meine Zeit ist kostbar. Ehe der Tag anbricht, muß ich hier fort sein. Machen wir es also kurz! Was wählen Sie: sofort das Geld theilen oder zwei Messerstöße?"

„Keins von Beiden!"

„So sprechen Sie sich selbst das Urtheil. Ich zähle bis drei. Haben Sie sich dann noch nicht entschieden, so sind Sie ein verlorener Mann. Also eins — zwei — dr — —!"

„Halt!" rief Seidelmann angstvoll, denn er sah, daß es dem Apotheker Ernst war.

„Na, was?"

„Theilen wir! Aber Ihre Hälfte mag Ihnen zum immerwährenden Fluche werden!"

„Pah! Ich werde sie sehr gut anzuwenden wissen. Dann wird sie zum Segen. Heraus mit dem Gelde!"

Seidelmann zog einen gefüllten Beutel aus der Hosentasche und sagte:

„Zählen wir also!"

„Ist das Alles?"

„Ja, natürlich!"

„Machen Sie auf! Ah, Silbergulden! Zählen Sie ab! Jedem allemal fünf Gulden. Wir haben keinen Platz."

Es erhielt Jeder fünfundzwanzig Gulden.

„Und das ist wirklich der ganze Schatz, den Sie da drin gehoben haben?" fragte der Apetheker.

„Der ganze."

„Das machen Sie mir nicht weiß!"

„Ich schwöre es!"

„Halten Sie mich nur nicht für dumm genug, Ihrem Schwur zu trauen! Zeigen Sie Ihre Taschen!"

„Alle Teufel! Sie behandeln mich wie einen Spitzbuben!"

„Der sind Sie auch, und zwar ein riesengroßer!"

„Ich lasse es mir aber nicht gefallen!"

„Ganz gut; aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie ersteche, wenn Sie nicht thun, was ich will."

„Treiben Sie es nicht zu weit. Ich habe Ihnen zwar meine Freiheit zu verdanken, aber meine Dankbarkeit kann doch nicht so weit gehen, mich in dieser Weise von Ihnen tyranniſiren zu lassen. Das ist zu stark!"

„Fangen Sie ja nicht an, den Muthigen zu spielen. Ich lache Sie doch aus, Sie feige Memme, Sie!"

„Geben Sie mir mein Messer!"

„Sie sollen es haben, nämlich in den Leib! Ich werde Ihnen jetzt in alle Ihre Taschen greifen. Lassen Sie sich das nicht gefallen, so mache ich

kurzen Proceß. Ich werde mich Ihrer Dummheit und Schlechtigkeit wegen doch nicht etwa gar hier ergreifen lassen. Also her mit der Tasche!"

Er griff nach der Brusttasche Seidelmann's.

„Oho!" rief dieser. „Daraus wird nichts!"

Gut! So fahre hin, alter Sünder!"

Er faßte ihn mit der Linken beim Genick und holte mit der Rechten zum Stoße aus. Der feige Schuster streckte vor Angst die Arme von sich und rief:

„Halt ein! Ich lasse es mir gefallen!"

„Das war Ihr Glück! Einen Augenblick später wären sie eine Leiche gewesen!"

Er untersuchte nun, ohne Widerstand zu finden, die Taschen des Schusters und brachte einen zweiten, größeren Beutel und eine Brieftasche zum Vorschein.

„Sapperment! Gold!" sagte er, als er den Beutel geöffnet hatte. „Sie hatten das gute Theil für sich erwählt; aber es wird leider von Ihnen genommen worden. Und was ist in der Brieftasche?"

Seidelmann bemerkte in sehr bescheidenem Tone:

„Sie steckte in einer Blechkapsel, damit sie nicht modern sollte."

„Schön! Ah! Banknoten! Eins — zwei — fünf — acht — in dem Beutel und der Brieftasche zusammen können sich ungefähr sechstausend Gulden befinden. Nicht?"

„Es ist mehr."

„Ah, da haben Sie also schon hier drin in dem Loche nachgezählt. Famos! Jetzt, mein bester Herr Seidelmann, will ich Ihnen zeigen, wie nachsichtig und rücksichtsvoll ich bin. Sie wollten vorhin gern zuerst hinaufsteigen und ich gab es nicht zu. Jetzt erlaube ich es Ihnen gern. Steigen Sie also voran."

„Warum? Ich denke, wir wollen theilen."

„Später! Wir haben ja noch Zeit! So sagten Sie vorhin, und ich sehe ein, daß Sie Recht haben."

„Ich hoffe doch, daß Sie keine schlechte Absicht hegen."

„O nein. Ich will nur mein Bestes."

„Das Ihrige?"

„Ja. Nehmen Sie mir das übel?"

„Ich verlange, daß getheilt werde!"

„Und ich verlange, daß Sie jetzt augenblicklich voransteigen, sonst helfe ich mit dem Messer nach!"

„Hätte ich mich nur nicht mit Ihnen eingelassen!"

„So stäken Sie noch im Gefängnisse. Also vorwärts!"

Die Lauscher hatten jedes Wort verstanden. Jetzt flüsterte der alte Förster:

„Zwei schreckliche Schurken! Schnell hinaus!"

Sie zogen sich schleunigst hinter die Thür zurück, welche sie anlehnten. Es blieb dennoch eine Lücke, durch welche man blicken konnte.

„Kusch Dich, Pluto! Still, ganz still!“ gebot Wunderlich seinem Hunde, und das verständige Thier streckte sich gehorsam auf den Boden nieder.

Jetzt in diesem Augenblicke stieg Seidelmann aus dem Mundloche. Er blieb hart an demselben stehen, bis auch der Apotheker heraus war. Dann sagte er:

„Jetzt werden wir die Strickleiter wieder losbinden.“

„Warum?“ lachte Horn.

„Wir brauchen sie doch nicht mehr.“

„Ich nicht, aber doch Sie!“

„Warum?“

„Sie können wieder hinabsteigen und sich von den noch unten befindlichen Gegenständen holen. Denn Sie dürfen nicht denken, daß Sie von den Banknoten oder von dem Golde auch nur das Geringste bekommen!“

„Was? Wie? Wir theilen doch!“

„Wir haben bereits getheilt!“

„Nein!“

„Ja. Das Geld ist mein, und Alles, was noch unten ist, gehört Ihnen. Das ist doch getheilt.“

„Mensch! Auf diese Weise wollen Sie mich betrügen?“

„Ich bezahle Sie nur mit gleicher Münze. Sie wollten mich um meine Hälfte bringen und mich noch obendrein da unten verschmachten lassen. Jetzt nun betrüge ich Sie um die Ihrige, lasse Ihnen aber das Leben. Ich handle also sehr mild gegen Sie.“

„Und Sie meinen im Ernst, daß ich mir das gefallen lasse?“

„Ganz im Ernst.“

„Nun, da täuschen Sie sich doch! Ich verlange meine Hälfte und werde nicht ruhen, bis ich sie habe.“

„Sie werden sehr bald ruhen, denn mein Messer wird Ihnen eine Ruhe verschaffen, welche länger währen wird, als Ihnen lieb sein kann.“

„Hundsfott! Schurke!“

„Ganz so wie Sie, nur nicht gar so schlecht! Wir sind fertig mit einander, wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, gar nichts mehr. Nur eins will ich Ihnen noch sagen: Nämlich, ich gehe jetzt und verbiete Ihnen, mir zu folgen. Laufen Sie mir dennoch nach, so mache ich von meinen zwei Messern Gebrauch. Merken Sie sich das!“

„Hund! Ich werde Dir nachlaufen bis an's Ende der Welt. Ich will mein Geld haben, mein Geld, mein Geld!“

„Wage es doch! Versuche es doch! Leb wohl, alter Sünder! In der Hölle sehen wir uns wieder.“

Er wendete sich zum Gehen, aber im Nu hatte ihn Seidelmann beim Arme.

„Halt!“ rief er. „Nicht fort! Keinen Schritt weiter!“

Da drehte der Apotheker sich wieder um, erhob den Arm zum Stoße und drohte:

„Laß' los — sonst — — —!"

Seidelmann ließ wirklich los und stieß einen Ruf des Schreckens aus. Sein Auge war auf die Thür gefallen, unter welcher jetzt der Förster erschien. Der Apotheker aber, welcher der Thür den Rücken zukehrte, glaubte, er selbst sei es, der ihm solchen Schreck verursacht habe. Er lachte höhnisch auf und sagte:

„Da hat man die feige Memme! Erst droht sie, und im nächsten Augenblicke zittert sie vor Angst. Seidelmann, Dich holt der Teufel noch lange nicht; Du bist ihm zu armselig. Da kann er mich viel besser und eher gebrauchen."

„Darum holt er Dich jetzt!" erklang es hinter ihm.

Er fuhr herum, ließ das Messer fallen und fuhr so weit zurück, daß er fast in den Schacht gestürzt wäre. Der Förster war herein getreten. Er hielt das Gewehr in der einen Hand „bei Fuß" und in der anderen die Laterne, welche er draußen angebrannt hatte, ohne daß es die Beiden im Inneren bemerkt hatten. Ueber seine beiden Achseln ragten die Gewehrläufe seiner zwei Begleiter, welche hinter ihm standen, herein.

„Heiliger Gott!" stieß der Apotheker hervor.

„Rufe den Himmel nicht an, nachdem Du gesagt hast, daß Dich der Teufel braucht, Schurke!" donnerte ihm Wunderlich entgegen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?" fragte Horn dennoch.

„Der Teufel bin ich, und Dich will ich, Giftmischer! Halt, keinen Schritt vor! Laß' das Messer liegen. Sobald Du Gegenwehr versuchst, bekommst Du eine Kugel!"

Und sich an den frommen Schuster wendend, sagte er:

„Guten Morgen, mein verehrtester Herr Seidelmann! Was giebt mir denn die Ehre Ihrer Anwesenheit? Wollen Sie vielleicht wieder einmal Kirche halten im Saale der Schänke?"

Der Gefragte antwortete nicht.

„Da mag nur Ihre liebe Familie wieder für sammtne Sessels sorgen, damit die Herrschaften hübsch weich sitzen! Wo ist denn eigentlich das Geld hingekommen, welches damals eingesammelt wurde?"

„Vertheilt," stieß der Gefragte hervor.

„Ach so! Man hat aber leider nichts davon bemerkt. Und was ist aus den sechstausend Gulden geworden, welche Sie damals im Auftrage der Brüder und Schwestern der Seligkeit hier im Gebirge vertheilen sollten, um das Elend, welches bei uns herrschte, zu mildern?"

„Vertheilt," erklang es wieder.

„Wunderbar! Auch vertheilt! Und abermals hat kein Mensch etwas davon bemerkt! Sie werden Gelegenheit bekommen, es zu beweisen, hochehrwürdigster Schuster! Man ist sehr begierig, Sie zu sehen und Ihnen die ehrerbietigste Hochachtung zu erweisen, besonders in der Residenz. Sie haben doch die Güte, uns zu begleiten?"

„Ich habe mit Ihnen nichts zu schaffen!"

„Aber wir mit Ihnen. Und zur Erleichterung eines intimen Verkehres habe ich einige gute Riemen und feste Schnuren mitgebracht. Sie sind meine Gefangenen!"

Der Apotheker hatte sich noch nicht von der Stelle bewegt. Seidelmann stand so, daß nicht gut auf ihn gezielt werden konnte. Die zwei Laternen verbreiteten jetzt eine größere Helle als vorhin die eine, und bei diesem Scheine sah er, daß zwei ganz morsche Bretter der Wand nur ganz lose noch zusammen hingen. Ein Gedanke der Rettung durchzuckte ihn. Nur hinaus in die finstere Nacht! War er draußen, so fand man ihn sicherlich nicht wieder. Er sah den Hund nicht, welcher hinter den drei Männern stand.

„Ich, Ihr Gefangener?" rief er. „Noch nicht!"

Er that einen Sprung vorwärts und prallte so an die Bretterwand, daß die morschen Hölzer hinaus flogen. Es entstand eine genügend große Oeffnung für ihn. Im Nu war er hindurch und hinaus.

Wilhelmi war beim Sprunge des Schusters schnell weiter herein getreten, um auf ihn schießen zu können. Er hätte ihn auch sicher getroffen, aber der alte Förster hielt ihn davon ab, indem er lachend sagte:

„Lassen Sie ihn laufen! Wir dürfen ihn nicht erschießen; wir müssen ihn lebendig haben! Passen Sie aber hier auf den Giftmischer auf. Wenn der sich von der Stelle bewegt, jagen Sie ihm Ihre Kugeln in den Kopf."

Darauf hin richteten sich die zwei Gewehrläufe auf Horn. Sein Hund lag noch an der Erde. Es war ihm nicht eingefallen, Seidelmann zu verfolgen. Sein Herr hatte es ihm ja nicht befohlen. Dieser aber sagte jetzt:

„Pluto, horch! Hörst Du es? Da unten will er entkommen. Spring ihm nach! Faß' ihn!"

Im Nu war der Hund aufgesprungen und in der Nacht verschwunden. Man hörte Büsche krachen, Steine rollen, dann einen lauten, menschlichen Schrei und endlich ein lautes, zorniges Bellen. Wunderlich trat an den Rand der Halbenplatte und rief hinab:

„Seidelmann, bewegen Sie sich um Gottes willen nicht, der Hund zerreißt Sie sonst!"

Ein lautes Stöhnen antwortete:

Jetzt nun trat der Alte wieder in das Häuschen.

„Wir haben ihn fest," sagte er, wenigstens ebenso fest wie diesen da. Zielt nur genau. Ich will ihn jetzt binden. Wenn er sich wehrt, so schießt Ihr ihn nieder!"

Er zog seine Riemen, welche er in vorsorglicher Weise zu Hause eingesteckt hatte, aus der Tasche und trat zu dem Apotheker heran, um ihn zu fesseln.

„Sie haben mich weder zu arretiren noch zu binden!" sagte dieser in zornigem Tone.

„Ach! Warum den nicht?"

„Sind Sie etwa Polizist?"

„Ja."

„Sie tragen doch die Uniform eines Försters!"

„Ganz recht! Wir befinden uns hier auf meinem Revier, wo ich das Recht und die Pflicht habe, polizeiliche Gewalt auszuüben. Haben Sie sonst noch Schmerzen, Herr Horn?"

„Ich heiße nicht Horn."

„Wie denn?"

„Das geht Sie nichts an! Was habe ich denn gethan, daß Sie es wagen, mich zu arretiren?"

„Zunächst befinden Sie sich in der Gesellschaft des holdseligen Herrn Seidelmann. Das wäre bereits genug Veranlassung für uns, uns Ihrer anzunehmen. Sodann haben Sie mir da unten ein Kibitznest ausgeräumt, und das darf ich als Förster nicht zugeben. Wollen Sie etwa noch weitere Gründe hören? Ich stehe zu Diensten."

„Sie irren sich in meiner Person. Ich bin nicht Derjenige, für den Sie mich halten."

„Für wen soll ich Sie denn halten? Sie brauchen nur zu befehlen! Etwa für den Propheten Bileam oder gar für seinen Esel? Ganz wie Sie wollen."

„Ich verbitte mir solche alberne Witze!"

„Sie haben sich nichts zu verbitten; Sie haben nur zu befehlen, wie ich Ihnen bereits sagte. Wer Sie sind, das wird sich sofort herausstellen, wenn wir Sie zum Fürsten von Befour bringen."

„Zum Fürsten," sagte Horn unbedacht. „Ist er denn da?"

„Ei freilich! Er erwartet Sie mit Schmerzen. Also geben Sie hochdero Arme her, damit ich Sie mit dem Orden des Hosenbandes kröne!"

„Das gebe ich nicht zu!"

Da legte ihm der Alte die Hand auf die Achsel und sagte:

„Höre, alter Urian, verdirb mir meine gute Laune nicht! Jetzt bin ich gut gewesen. Bringst Du mich aber in die Wolle, so sieh, wie es dann geht!"

„Wie soll es dann gehen! Ich — — —"

„So wird es gehen!" donnerte ihn der Förster an.

Er holte mit beiden Händen aus; sechs blitzschnell auf einander folgende Hiebe mit jeder Hand, und Horn hatte ein Dutzend so kräftiger Ohrfeigen erhalten, daß ihm buchstäblich Hören und Sehen verging. Ehe er nur recht zur Besinnung kam, waren ihm die Ellbogen auf dem Rücken zusammen gebunden, daß er dachte, die Brust müsse ihm auseinander platzen.

„Au weh!" rief er laut. „Nicht so fest!"

„Hättest Du vorhin das Maul aufgethan. Jetzt ist es zu spät. Jetzt nun wird gar kein Summs gemacht!"

Er band die Strickleiter ab, legte sie zusammen und steckte sie in den Gurt.

„Die wollen wir mitnehmen," meinte er, „damit nicht vor der Zeit noch ein Unberufener über das Nest kommt. Nehmt Ihr Beide die Laternen, und ich nehme den guten Freund da. Vorwärts, zum Hunde!"

Er faßte Horn beim Riemen und schob ihn vor sich her. Der Gefangene

konnte nicht widerstreben. Er mußte gehorchen. Als sie eine Strecke abwärts geklettert waren, rief der Alte:

„Pluto, wo bist Du?"

Ein lautes, freudiges Bellen antwortete. Dieses Fragen und Bellen wiederholte sich, bis Sie dem Orte, an welchem Seidelmann sein mußte, schnell näher kamen.

Es gab da eine förmliche Bahn, die über zusammen geknicktes Buschwerk führte.

„Seht," sagte der Alte, „hier sind sie herabgekugelt, der Hund und der Schuster. Wir werden sie gleich erreicht haben. Um Gottes willen, horcht!"

Sie blieben stehen. Ganz in der Nähe hatte der Hund drohend oder warnend aufgeknurrt, dann erscholl ein schriller, unbeschreiblicher Schrei, nach welchem sich das Knirschen zermalmter Knochen hören ließ.

„Alle Wetter!" rief Wunderlich. „Er hat einen Versuch gemacht, noch jetzt, im letzten Augenblicke, zu entkommen; aber Pluto hat ihn festgebissen. Schnell hin!"

Jetzt war ein lautes Wimmern ihr Führer. Zwischen zwei Sträuchern lag Seidelmann auf dem Rücken; der Hund stand funkelnden Blickes über ihm und hatte ihn bei dem einen Arme gepackt.

„Zurück, Pluto!"

Das Thier verließ sofort den Schuster und kam wedelnden Schweifes zu seinem Herrn. Dieser bückte sich zu Seidelmann nieder, um den Arm zu untersuchen.

„Einfältiger Mensch," sagte er. „Habe ich Dich nicht gewarnt? Du hast dennoch entfliehen wollen, und da hat er Dich beim Arme festgehalten, leise erst, wie es seine Art ist; da Du ihm aber hast den Arm entwinden wollen, so hat er fester zugebissen. Nun ist der Arm zermalmt, fast zu Brei. Wenn Du kein Krebs oder Regenwurm bist, so wächst er Dir nicht wieder!"

Seidelmann antwortete nur mit einem Wimmern. Er erhob sich und leistete nicht den geringsten Widerstand, als er am gesunden Arm mit dem Apotheker zusammen gebunden wurde. Nun brach man nach dem Försterhause auf. Dort brannte kein Licht, als aber der Alte in seiner bekannten Weise pfiff, trat Frau Barbara unter die Thür.

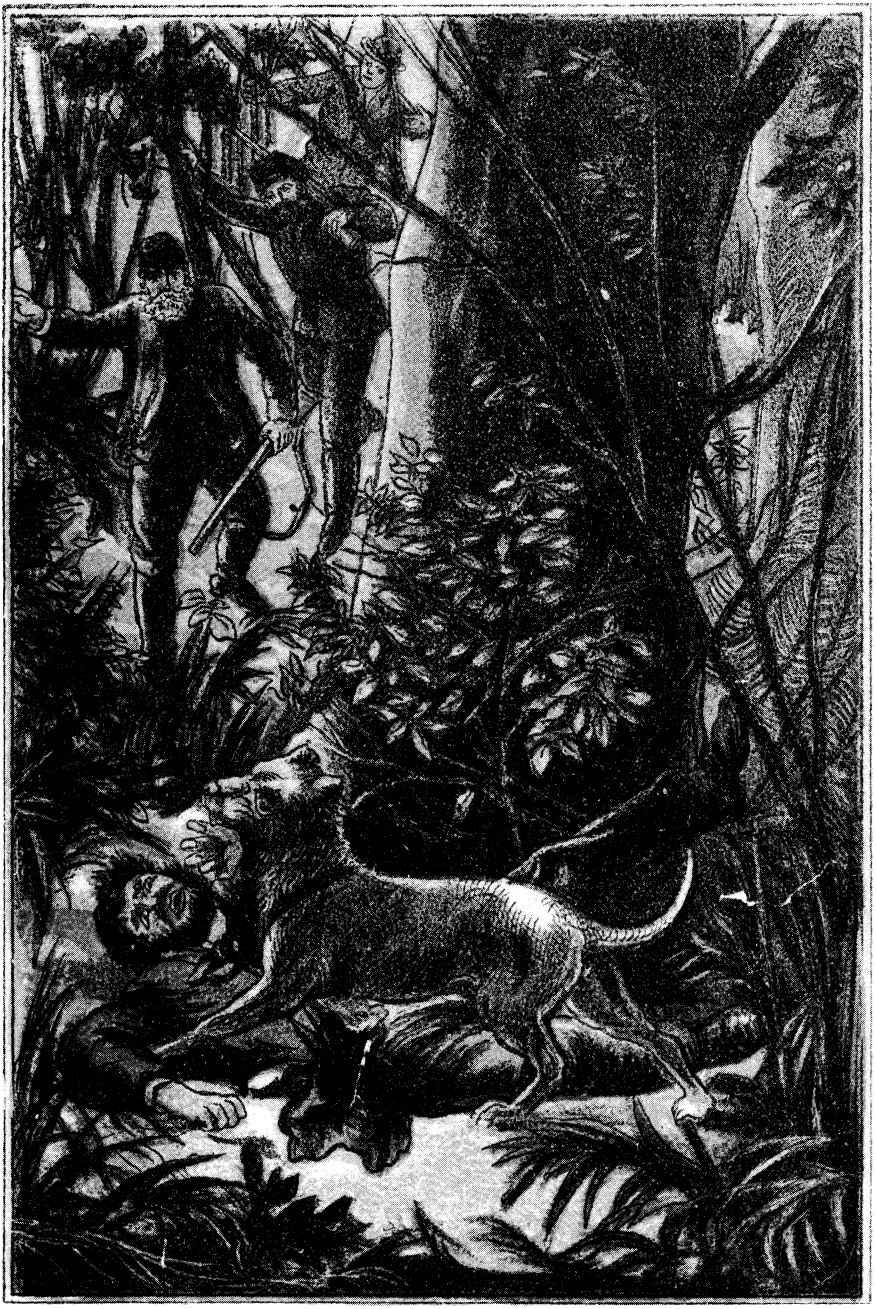
„Bist Du es, Vater?" fragte sie.

„Ja, Bärbchen. Sind die Burschen daheim?"

„Noch nicht."

„Na, ich brauche sie auch nicht. Ich komme nur, um Dir zu sagen, daß Du keine Sorge um mich zu haben brauchst. Lege Dich in Gottes Namen schlafen. Wir haben die Karnickel erwischt, hier sind sie, und werden sie jetzt gleich zum Fürsten schaffen. Gute Nacht!"

Die Gefangenen zwischen Wilhelmi und Schulze, der Förster mit dem Hunde hinter her, so ging es jetzt nach dem Orte hinein und denselben hinauf bis zu dem früheren Seidelmann'schen Hause, in welchem jetzt die Familie Hauser wohnte. Es brannte noch Licht. Es waren in Folge der Hochzeit



Der Hund ſtand funkelnden Blickes über ihm.

Verl. S. (91.)

noch nicht alle Bewohner zu Bette gegangen. Als die Ankömmlinge in die untere Stube traten, befand sich der Bräutigam noch da.

„Der Förster?“ sagte er erstaunt. „Wen bringst Du denn da?“

„Gucke Dir den Kerl nur an!“

„Mein Gott! Seidelmann! Und dieser Andere? Ah, das ist gewiß der Apotheker, der auch gesucht wird. Wo habt Ihr sie denn gefangen?“

„Davon nachher! Nicht wahr, der Fürst schläft?“

„Schon längst, aber ich werde ihn wecken!“

„Oho! Das überlaß' nur mir! Ich will auch meinen Spaß bei der Geschichte haben. Zeige mir seine Thür!“

Diese befand sich eine Treppe hoch. Dort angekommen, klopfte der Alte an, als ob er Todte erwecken wolle.

„Durchlaucht! Durchlaucht!“ rief er dabei.

„Wer ist draußen?“ fragte der Erwachte.

„Der Vetter Arndt.“

„Was giebt es denn?“

„Schnell aufgestanden! Wir haben sie.“

„Wen denn?“

„Den frommen Seidelmann und seinen Apotheker.“

„Ah! Warte einen Augenblick!“

Nach noch keiner Minute wurde die Thür geöffnet, obgleich der Fürst noch nicht alle Stücke seines Anzuges angelegt hatte. Er fragte den eintretenden Förster:

„Ist's Ernst oder Scherz?“

„Donnerwetter! Sehe ich so spaßhaft aus?“

„Allerdings nicht, sondern gerade wie ein Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat.“

„Die habe ich auch gewonnen.“

Er erzählte das Abenteuer, während der Fürst sich ankleidete. Dann begaben sich Beide hinab. Die Gefangenen wagten kaum, die Augen aufzuschlagen, als der Fürst eintrat. Er sprach kein Wort zu ihnen; er sagte nur zu den anderen Anwesenden:

„Sie sind es. Eduard, schnell einen Wagen besorgt. Ich muß mit ihnen nach Brückenau auf die Bahn, um sie mit dem ersten Zuge nach der Residenz zu bringen.“

Eduard eilte fort, und der Fürst wendete sich an den Förster, an Wilhelmi und Schulze:

„Sie wissen, welcher Preis auf die Ergreifung dieser Beiden ausgesetzt ist?“

„Ja,“ antwortete Wunderlich. „Viertausend Gulden in Summa. Nicht?“

„Ja. Ihr habt sie zu bekommen. Nur theilt sich diese Summe gerade schlecht unter Dreien.“

„Sie wird sich schon theilen unter Zweien!“

„Unter Zweien? Wie ist das gemeint?“

„Na, ich nehme nichts. Ich habe zu leben, und ich habe keine Kinder. Diese Beiden aber sind arm und haben zahlreiche Familie.“

„Bravo, Alter! Dennoch sollst Du nicht zu kurz kommen. Ich hätte aus meiner Tasche noch zweitausend Gulden darauf gelegt; aber das ist ja nicht nöthig. Nächstens werde ich große Waldungen besitzen, und da wirst Du Oberförster. Willst Du?“

Da leuchteten die Augen Wunderlich's auf, und sein Gesicht glänzte vor Entzücken. Er fragte:

„Ist's wahr?“

„Ja. Es ist sicher.“

„Oberförster bei Ihnen! Na, dann habe ich ja Alles, was ich auf Erden haben kann. Donnerwetter! Was wird die Barbara dazu sagen!“

„Das wirst Du gleich hören. Lauf' schnell nach Hause, und erzähle es ihr!“

„Ah! Werde ich nicht gebraucht?“

„Später. Du wirst sie mit nach der Residenz bringen. Dort soll man doch den sehen, der sie gefangen hat.“

„Alle Wetter, das wäre fein!“

„Also lauf' zu Deiner Alten, nimm Abschied von ihr und bringe mit, was Du zur Reise brauchst. Sobald angespannt ist, geht es fort.“

„Ich laufe, ich eile, ich fliege!“ damit stürmte er hinaus. Noch draußen auf der Dorfstraße jubelte er laut: „Oberförster! Oberförster beim Fürsten des Elendes, bei Vetter Brandt! Bärbchen, altes Reibeisen, wenn Dich da nicht die Freude um den Verstand bringt, so hast Du überhaupt niemals welchen gehabt! Oberförster! Himmelbataillon!“

Während die beiden Gefangenen, von den Uebrigen abgewendet, da saßen, der Apotheker im Inneren grimmig fluchend, Seidelmann vor Schmerz mit den Zähnen knirschend, streckte der Fürst ihren beiden Wächtern die Hände entgegen, indem er sagte:

„Sie haben nicht nur dem Staate, sondern auch mir persönlich einen sehr großen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen danken muß. Ihre Namen werden in allen Zeitungen ehrenvoll genannt werden. Das Liebste aber wird bei Ihrer Armuth Ihnen noch die Prämie sein?“

„Ja freilich!“ antwortete Schulze. „Nur fragt es sich, ob wir sie auch wirklich bekommen werden.“

„Ohne allen Zweifel. Sie kann Ihnen gar nicht abgesprochen werden, und da ich zufälliger Weise eine solche Summe bei mir habe, so sollen Sie das Geld gleich jetzt erhalten.“

„Herrgott! Ist's wahr, Durchlaucht?“

„Wie Sie sehen. Hier!“

Er öffnete sein Portefeuille, zog mehrere Banknoten heraus und zählte sie auf den Tisch.

„Nehmen Sie, und eilen Sie nach Hause, um die frohe Botschaft so bald

wie möglich zu bringen. Die Quittung wird man später von Ihnen verlangen."

„Aber," meinte Wilhelmi, „sollen wir nicht lieber die Gefangenen bewachen, bis es fortgeht?"

„Das ist nicht nothwendig. Ich bin selbst da."

„Was wird mit dem Loch im Zechenhäuschen?"

„Das überlassen Sie dem Staatsanwalte, den ich von Brückenau sofort hersenden werde."

„Und mit dem Arme Seidelmanns?"

„In Brückenau giebt es einen Arzt. Bis dahin muß er sich gedulden. Es kann ihm überhaupt gar nichts schaden, wenn er einige Schmerzen erleidet. Er hat die Freuden der Frommen und Seligen so lange Zeit genossen, so daß er auch einmal die Leiden der Gottlosen schmecken kann. Gehen Sie in Gottes Namen!"

Sie hatten Beide Freudenthränen in den Augen, als sie ihm die Hände dankend entgegen streckten, und man kann leicht denken, welche Seligkeit es daheim in ihren ärmlichen Wohnungen gab, als sie die beglückende Botschaft brachten und das Geld auf die Tische legten. Die Frau von Schulze sagte:

„Nun brauche ich Dir keine Suppe von Kartoffelschalen mehr zu machen. Gott segne den Fürsten!"

Und Wilhelmi's Schwiegermutter meinte:

„Erinnern Sie sich noch, lieber Sohn, meiner Cigarren, die Sie nicht rauchten, um sie verkaufen zu können? Jetzt dürfen Sie auch darin nicht mehr darben. Die Noth hat ja ein Ende. Gott segne den Fürsten!"

— — — — — — — — — — — — — —

Papa Wunderlich war für einige Tage der vielgesuchteste Mann der Residenz. Alle Welt wollte den Förster sehen, welcher die beiden Flüchtlinge ergriffen hatte — und er ließ sich auch sehen, stolz in seiner neuen Uniform durch die Straßen paradirend.

Seine größte Freude aber war, daß er seinen alten Freund und Forstcollegen Brandt wieder sah. Er wurde von diesem in die Geheimnisse des Fürsten des Elendes eingeweiht und kehrte zu seiner Barbara zurück, ganz begierig, sie auf das Glück vorzubereiten, welches ihrer in der verheißenen Oberförsterei wartete.

Jetzt nun hatten Staatsanwalt und Untersuchungsrichter endlich alle Verbrecher beisammen, und es wurden nun die umsichtigen Vorkehrungen getroffen, sie vollständig von der Außenwelt abzusondern und jedes Entkommen eines derselben zu verhüten.

Eigentlich begann die Untersuchung erst jetzt. Welchen Verlauf sie nahm und welche Ergebnisse sie brachte, darüber wurde das tiefste Stillschweigen beobachtet. Aber die Bevölkerung des ganzen Landes und weit darüber hinaus befand sich in einer Spannung, welche das Warten auf den Schluß der Voruntersuchung fast quälend machte. — —

Eines Abends um diese Zeit war der Oberst von Hellenbach nebst seiner

Gemahlin zu Hof geladen. Fanny, ihre Tochter, war in das Theater gefahren, wo eine der beliebtesten Opern gegeben wurde, und es war ganz natürlich, daß Robert Bertram sie begleitet hatte.

Er war jetzt fast so viel in dem Hellenbach'schen Hause wie in dem Häuschen in der Siegesstraße.

Er als Dichter war ganz auf der Scene; Fanny aber musterte das Publikum hin und wieder durch das Opernglas. Da, während einer Gesangspause, berührte sie seinen Arm und sagte:

„Bitte, sehen Sie einmal zweiten Rang, Seitenloge, die Dame im schwarzen Anzuge!"

„Interessiren Sie sich für sie?" fragte er gleichgiltig, ohne den Blick nach dem bezeichneten Platz zu erheben.

„Sehr!"

Jetzt sah er empor, zuckte aber sofort zusammen. Zwei nachtdunkle und doch glühende Augen waren mit einem Blicke, der ihn schaudern ließ, auf ihn gerichtet.

„Judith!" sagte er.

„Ja, es ist die Jüdin," meinte Fanny. „Ich beobachte sie bereits seit längerer Zeit. Sie hat den Blick noch keine einzige Secunde von uns gewendet. Selbst wenn sie ihrer Nachbarin eine hastige Bemerkung zuraunt, blickt sie nicht von uns hinweg. Man möchte sich wirklich vor ihr fürchten. Es liegt ein Haß in ihrem Blicke, der zu Allem fähig ist. Warum aber haßt sie mich?"

Robert antwortete nicht. Er kannte gar wohl den Grund dieses bodenlosen Hasses.

„Sie war es ja auch, die damals mein Pferd so scheu machte, daß es mich abwarf. Mir graut vor ihr."

Sie zog die Schultern empor, schüttelte sich und wendete sich nach der anderen Seite.

Judith war mit ihrer Freundin Sarah Rubinthal in das Theater gegangen, nicht etwa weil sie es vorher beabsichtigt hatten, sondern weil sie am Fenster gestanden hatten, als Fanny mit Robert in den Wagen gestiegen waren. An Fanny's Toilette wer zu erkennen gewesen, daß sie das Theater besuchen werde

Nun saß die schöne, vor Liebe und Eifersucht glühende Jüdin in ihrer Loge und verwendete keinen Blick von den Beiden. Zwar war Robert's Aufmerksamkeit während der Vorstellung auf die Bühne gerichtet; aber vor dem Beginn und in den Pausen beschäftigte er sich doch mit Fanny. Und da war aus jeder seiner Mienen und aus jedem seiner Blicke zu lesen, daß seine ganze Seele in der wunderbar schönen Nachbarin aufgehe.

Judith beobachtete das und raunte ihrer Nachbarin die wüthensten Bemerkungen zu

„Sieh' diesen Blick!" sagte sie. „Er glüht vor Liebe. Er könnte

tausendmal für sie sterben, aber nicht eine Minute für mich leben. O, dieses Mädchen, wie hasse, hasse, hasse ich es!"

Und dann wieder:

„Jetzt schaut sie ihn an! Sie beachtet ihn, ohne daß er es bemerkt! Sie studirt sein Gesicht, sein schönes Gesicht mit den reinen, edlen, geistreichen, schwermüthigen Zügen. Wie ihr Auge strahlt! Wie ihr Mund lächelt! Wie entzückt und in ihn versunken sie ist! Jetzt dreht er sich zu ihr. Sein Auge ertappt das ihrige. Sie erröthet, er auch. Sie wenden sich wieder ab, aber mit welchen Gesichtern! Auf dem ihrigen strahlen zehn Himmel und auf dem seinigen zehn Seligkeiten."

„Sieh doch nicht hin!" meinte die Buckelige.

„Nicht hinsehen? Bist Du toll! Muß ich nicht hinsehen immer und immer wieder? Ist nicht meine Seele gebunden und gekettet an seine Seele und mein Leben an sein Leben! Hätte sie doch damals auf der Straße den Hals gebrochen! Aber sie wird ihn noch brechen, sie soll und muß ihn noch brechen!"

„Willst Du ihr ihn brechen?"

„Wenn ich kann, so thue ich es! Sie sieht auch uns. Sie belorgnettirt mich. Jetzt macht sie ihn auf mich aufmerksam. Er sieht herauf. Er erkennt mich. Sein Blick ist wie Eis. Er dreht sich gleichgiltig ab. Und sie? Gott meiner Väter, sie schauert vor mir! Ist sie etwa reicher als ich? Ist sie schöner? Schöner — ah, schöner! Das ist der Gedanke; das ist er! Und da sie vor mir schaudert, soll man auch vor ihr schaudern! Ich wollte es nicht thun. Nun aber thue ich es!"

Sie stand auf.

„Wohin?" fragte die Freundin.

„Nach Hause. Ich habe Kopfweh. Bleibe Du nur hier!"

Sie drückte sie, die sich auch erheben wollte, nieder und entfernte sich.

Sie bewohnte das älterliche Haus jetzt ganz allein. Man hatte auch ihre Mutter als Mitschuldige eingezogen.

In dem alten, vereinsamten Hause angekommen, kleidete sie sich vollständig um. Sie legte einen alten Frauenanzug an, den ihr Vater für ein Billiges gekauft hatte, und hüllte die ganze Gestalt sammt dem Gesichte in ein weites, dunkles und auch sehr altes Tuch ein. So eingewickelt sah sie aus wie ein altes Weib aus niedrigstem Stande.

Jetzt öffnete sie einen Schrank, in welchem allerlei Fläschchen standen. Sie suchte eins derselben hervor, auf welchem ein Todtenkopf gemalt war, darunter die Worte „Rauchende Schwefelsäure".

„Das ist es, was in einer Minute das Fleisch von dem Knochen frißt!" sagte sie. „Ihre Schönheit soll vernichtet werden, so häßlich, daß ihm graut, sie anzusehen. Ich werfe ihr das Fläschchen in's Gesicht, wenn sie aus dem Theater kommt. Aber, das wird nicht wirken. Die Schwefelsäure muß in einem offenen Gefäße sein. Ich nehme noch eine alte Tasse mit. Das ist besser. Ja, ich habe es nicht thun wollen; aber sie liebt ihn und er liebt

sie, und sie ist vor mir zusammengeschaudert. Darum soll er nun vor ihr schaudern! Und dann wird er kommen zu mir, weil ich bin schöner als sie, tausendmal schöner! Und ich werde ihn empfangen mit der Zärtlichkeit einer Braut, und mit Liebesgluth, in der sein Herz aufflammen soll."

Sie steckte das Fläschchen mit der rauchenden Schwefelsäure ein und die Tasse dazu und begab sich, nachdem sie das Haus wieder verschlossen hatte, nach dem Eingange des Theaters, in dessen Nähe, wie sie wußte, die Hellenbach'sche Equipage zu halten pflegte.

Dort stellte sie sich hinter eine Säule, wo es dunkel war und man sie also nicht bemerken konnte. Hier wartete sie bis zum Schlusse der Vorstellung. Die Zuschauerräume entleerten sich. Jetzt trat sie aus dem Verstecke hervor. Sie bemerkte die erwartete Equipage und huschte hinter dieselbe.

Niemand hatte Acht auf sie. Die Meisten entfernten sich sofort, zu Fuße oder zu Wagen. Andere standen in Gruppen beisammen, um sich über die beendete Vorstellung noch einige Bemerkungen zuzuwerfen. Da trat Robert Bertram mit Fanny von Hellenbach aus dem Portale. Er nahm ihren Arm und führte sie zur Equipage.

„Sie begleiten mich doch bis zum Hause?" fragte sie.

„Gern, sehr gern," antwortete er in glücklichem Tone.

Sie traten zum Wagen. Der Diener hatte am Schlage gewartet und öffnete denselben. Da trat Judith herbei. Noch war sie ihrer Sache nicht ganz sicher, da Fanny im Schatten der Gaslaterne stand und ihr Gesicht nicht ganz deutlich zu erkennen war.

„Sind Sie Fräulein von Hellenbach?" fragte die Jüdin.

„Ja," antwortete Fanny! „Was wünschen Sie?"

Judith hatte den Inhalt des Fläschchens in die offene Tasse gegossen. Sie trat schnell ganz nahe heran und antwortete:

„Ich wünsche nichts; ich will Ihnen vielmehr etwas geben. Hier haben Sie es!"

Sie holte aus, um ihr die fressende Säure in das Gesicht zu schleudern.

Robert hatte zwar die verhüllte Gestalt hinter dem Wagen bemerkt, doch kein Befremden empfunden. Aber als sie näher trat und nach dem Namen der Geliebten fragte, überkam ihn ein plötzlicher Verdacht, denn er erkannte die Stimme der Jüdin. Er bog den Kopf weit vor und erblickte trotz der Verhüllung die israelitische Nase und die funkelnden Augen. Als sie mit der Tasse ausholte, erfaßte er den Arm des Mädchens. Er konnte ihn nicht vollständig zurückhalten, aber die Säure flog wenigstens Fanny nicht in das Gesicht.

„Unglückliche! Was fällt Dir ein!" rief er, sie am Arme festhaltend.

Sie wollte sich ihm entwinden, um zu entfliehen, aber er ergriff sie auch mit der anderen Hand, und da war sie nun allerdings zu schwach, ihm zu entkommen.

„Gerächt habe ich mich!" knirschte sie. „Jetzt siehe nun ihre hübsche Larve an."

„Herrgott!" rief er erschreckt. „Haltet sie fest!"

Der Diener hatte sie mit gepackt, und auch der Kutscher sprang vom Bocke. Der Vorgang erregte natürlich Aufsehen, und es bildete sich eine dichte Gruppe Neugieriger um die Equipage. Auch einige Polizisten, welche heute Theaterwache gehabt hatten, kamen herbei und fragten nach der Ursache des Lärmes.

„Man hat diese Dame überfallen," antwortete Bertram. „Sind Sie verletzt, gnädiges Fräulein?"

„Ich fühle nichts," antwortete Fanny.

Ihre Stimme zitterte vor Schreck.

„Ueberfallen?" fragte der Polizist. „Wer hat es gethan?"

„Dieses Frauenzimmer."

„Mit einer Waffe?"

„Nein. Aber hier hat sie noch die Tasse in der Hand, aus welcher sie Fräulein von Hellenbach beschütten wollte. Wie aus ihrer Rede hervorgeht, sollte das Gesicht dieser Dame beschädigt werden."

„Ah, etwa eine Säure? Zeigen Sie her!"

Er nahm der Jüdin die Tasse aus der Hand und roch daran.

„Es ist nichts mehr drin," sagte er, „aber man riecht es, daß sich eine scharfe Säure darin befunden hat."

Da ertönte aus den Zuschauern eine Stimme:

„Vielleicht giebt das hier Aufklärung. Ich trat da auf eine Flasche und hob sie auf, da ich hörte, daß es sich um eine Säure handelt."

Er gab dem Polizisten die Flasche. Dieser las die Etiquette.

„Sapperment! Rauchende Schwefelsäure! Hat sich diese Flasche in Ihrem Besitz befunden?"

„Ja," antwortete Judith.

Sie befand sich in einer Stimmung, in welcher es ihr unmöglich war, nachzudenken, ob diese Antwort ihr Schaden bringen werde oder nicht. Es hatte sich ihrer eine dumpfe Wuth bemächtigt, in welcher sie fortfuhr:

„Immer nehmt mich gefangen, immer, immer! Jetzt habe ich doch ihre Fratze zerstört, und nun wird es ihm nicht einfallen, sie zu seiner Frau zu machen."

„Ah! Ist es so!" meinte der Polizist. „Darf ich die Herrschaften einladen, sich für einen Augenblick mit herein zu bemühen? Ich bin verpflichtet, den Thatbestand festzustellen. Vorwärts jetzt!"

Er nahm die Jüdin hüben und sein Kamerad faßte sie drüben, um sie nach der Loge des Portiers zu schaffen. Bertram folgte mit Fanny, welche vor Aufregung zitterte und sich schwer auf seinen Arm lehnte.

In der Loge war es hell. Bertram sah das leichenblasse Gesicht der schönen Freundin und fragte:

„Sind Sie wirklich nicht verletzt?"

„Ich glaube nicht, aber sehr erschreckt hat es mich!"

„Nein, verletzt sind das gnädige Fräulein, Gott sei Dank, nicht," sagte der Polizist, der sie genau betrachtete, „aber die Toilette wird verdorben sein.

Die Säure ist auf das Kleid geschleudert worden. Sehen Sie die Flecken? Es fallen bereits die Löcher in den Stoff."

„Mein Gott!" rief Bertram. „Wenn Sie in das Gesicht getroffen worden wären! Welch ein Unglück!"

„Ja, dann hätte die ätzende Flüssigkeit das Fleisch bis auf die Knochen zerstört, und die Augen wären ganz sicher erblindet. Das ist eine gefährliche Person. Wollen uns doch einmal ihr Gesicht betrachten."

Er nahm ihr das Tuch fort, in welches sie sich eingehüllt hatte, und erkannte sie sofort.

„Was! Die schöne Judith aus der Wasserstraße! Ist das möglich? Mädchen, was fällt Ihnen ein? Sind Sie denn nicht schon unglücklich genug, daß Ihre Eltern sich in Gefangenschaft befinden! Warum haben Sie das gethan?"

Judith schämte sich nicht. Sie stand stolz und flammenden Blickes da und antwortete:

„Ihr Gesicht wollte ich zerstören."

„Sind Sie des Teufels! Wissen Sie, welche Strafe auf so etwas gesetzt ist?"

„Das ist mir gleichgiltig!"

„Zuchthaus!"

„Meinetwegen! Wenn ich nur besser getroffen hätte. Aber sie wird sich nur abgewischt haben. Vielleicht habe ich doch das Gesicht getroffen, und der Brand kommt noch!"

„Welch eine Rohheit! Weshalb haben Sie es denn gethan?"

Die Jüdin zeigte auf Fanny und Bertram und antwortete:

„Der sollte sie nicht heirathen."

„Ach so! Jetzt wissen wir, woran wir sind. Ich danke den Herrschaften ganz ergebenst und bitte, die Toilette aufzubewahren, da der Untersuchungsrichter ihrer bedürfen wird. Diese gefährliche Person werden wir natürlich nach Nummer Sicher bringen."

Robert führte Fanny nach dem Wagen und stieg mit ein. Als sich die Pferde in Bewegung gesetzt hatten, machten sich durch die Erschütterungen der Equipage, trotzdem es nur sehr leichte waren, die Folgen des Schreckes geltend. Es überkam sie ein Schwindel. Sie griff nach der Hand Bertrams und klammerte sich convulsivisch an derselben fest.

„Ich falle!" sagte sie.

„Um Gotteswillen! Was ist Ihnen?" fragte er.

Sie antwortete nicht. Er sah beim Scheine der Gasflammen, an denen sie vorüberkamen, daß ihr Kopf tief in die Polster zurückgesunken war.

„Ist Ihnen übel?" erkundigte er sich voller Angst.

„Nein, aber matt bin ich."

Er ergriff auch ihre andere Hand. Er wußte vor sorgender Angst nicht, was er thun sollte. Er war kein Damenherr und trug niemals eine Essenz bei sich wie Andere, welche die Erfahrung gemacht haben, daß Derjenige,

welcher mit dem schönen Geschlechte verkehrt, zuweilen in die Lage kommt, ein Parfüm zu gebrauchen.

Nach einer Weile seufzte sie tief auf und sagte:

„Jetzt wird mir wohler. Es war nur der Schreck."

„Aber ein großer Schreck."

„Ja. Dieses fürchterliche Mädchen!"

„Ein grausiges Geschöpf! Ich darf nicht daran denken, daß ihre Absicht hätte gelingen können."

„Mein Gott! Schweigen Sie! Bitte!"

Der Wagen hielt vor der Thür. Als Fanny ausstieg, fühlte sie sich noch so angegriffen, daß sie bat:

„Bitte führen Sie mich, Herr Bertram!"

Oben angekommen, wollte er sie der Zofe übergeben und sich empfehlen. Sie aber sagte:

„Ich kann unmöglich zur Ruhe gehen und die Eltern werden noch nicht kommen. Bitte, bleiben Sie da! Ich möchte nicht so allein sein. Entschuldigen Sie aber einen Augenblick!"

Er trat in das Familienzimmer und wartete. Als sie dann kam, hatten ihre Wangen wieder den farbigen Ton erhalten, welcher ihr so außerordentlich gut stand Sie lächelte und sagte:

„Jetzt werden Sie mich für ein recht schwachnerviges Persönchen halten, Herr Bertram?"

„O nein. Das Ereigniß war ein solches, daß auch eine sehr starknervige Dame erschrocken wäre. Und daß Sie Muth besitzen, weiß ich ja bereits."

„Woher?"

„Damals, als ich den Riesen Bormann bei Ihnen traf, haben Sie es bewiesen."

„Dadurch erinnern Sie mich, daß Sie zweimal mein Retter gewesen sind. Heute wieder!"

„O, bitte!"

„Wollen Sie es vielleicht nicht zugeben? Wer hat denn den Arm mit der Säure zurückgehalten? Sie! Wären Sie nicht gewesen, so wäre ich jetzt verstümmelt und ein Gräuel Aller, welche später ihre Blicke auf mich richteten. Sie sehen also, wie viel Dank ich Ihnen schulde. War das nicht dieselbe Person, welche damals mein Pferd scheu machte?"

„Ja."

„Und welche sich am Kirchhof bei der Beerdigung Ihres Pflegevaters so feindselig gegen mich zeigte. Sie muß einen fürchterlichen Haß gegen mich hegen. Und ich habe ihr doch gar nichts zu leid gethan! Kennen Sie das Mädchen seit längerer Zeit?"

„O nein. Es war kurz vor Weihnachten, als ich sie zum ersten Male sah."

„Da ist Ihre Bekanntschaft wohl eine nähere gewesen?"

„Ganz gewiß nicht!" betheuerte er eifrig.

„Sie tritt aber grad so auf, als wenn sie gewisse Rechnung auf Ihre Person hätte.“

„Sie hat nicht das mindeste Recht. Wenn ich aufrichtig sein dürfte, würden Sie mir das glauben.“

„Bitte, seien Sie aufrichtig!“

„Ja, ich will es sein. Sie kennen meine Schicksale. Sie wissen, daß ich arm bin und früher noch ärmer war, und so darf ich von jener Zeit sprechen, obgleich es mir schwer fällt, zu gestehen, weshalb ich zu jenem Juden ging.“

Er erzählte von der Lage, in welcher sich die Familie seines Pflegevaters befunden hatte, von der Krankheit desselben, vom Hunger, vom Auftreten des frommen Schusters, von der Täuschung, welche seine Stiefschwester Marie mit ihrer Stickarbeit erfahren hatte. Er sagte, daß er zu dem Juden gegangen sei, um seine einzige Habe, die Kette, zu versetzen, und daß dessen Tochter da ein so eigenthümliches Interesse für ihn gefaßt habe. Er schilderte weiter und weiter, und als er damit geendet hatte, fügte er hinzu:

„Jetzt habe ich aufrichtig Alles erzählt selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir nun Ihre Theilnahme entziehen werden.“

„Entziehen? Warum sollte ich das?“

„Der arme Schlucker! Der zum Juden geht, um zu versetzen!“

Sie schüttelte das schöne Köpfchen und sagte:

„Ich habe mich gar sehr in Ihnen getäuscht!“

„Nicht wahr!“ sagte er betrübt, weil er sie nicht verstand.

„Ja, sehr getäuscht habe ich mich, denn ich dachte stets, daß Sie mich kennen.“

„Das thue ich ja!“

„Nein, das thun Sie eben nicht. Sie kennen mich nicht, sonst würden Sie nicht glauben, daß ich jetzt auf einmal weniger gut von Ihnen denke als vorher. Was Sie gethan haben, das erniedrigt Sie nicht, sondern es zeugt von Ihrem Edelmuthe. Ich würde Sie jetzt nur noch höher achten als vorher, wenn das überhaupt möglich wäre. Aber sagen Sie, ist diese Judith denn wirklich so schön?“

„Ja.“

„Also auch Sie bewundern sie!“

„Ja, ich bewundere sie,“ sagte er aufrichtig.

Das hatte sie nun freilich nicht erwartet. Sie blickte ganz erstaunt auf ihn und sagte:

„Jetzt sind Sie allerdings viel aufrichtiger als ich Sie mir gedacht habe! Sie bewundern Sie wirklich!“

„Ja. Warum sollte ich nicht? Wenn ich nach Egypten reise und vor den Pyramiden stehe, so bewundere ich sie. Ich denke, daß vor Jahrtausenden ein längst vom Welttheater verschwundenes Volk mit armseligen Hilfsmitteln diese kolossalen Steinhaufen zu errichten vermochte. Diese Bauten wirken durch ihre einförmige, traurige Massenhaftigkeit. Ich bewundere sie, aber mein Herz

bleibt kalt dabei. So kann es Einem auch mit der Schönheit eines menschlichen Wesens gehen."

Da stieß Fanny ein herzliches Lachen aus und sagte:

„Ah, Sie meinen, daß die Schönheit dieser Jüdin also eine so pyramidale ist."

„Nein. Ich brachte nur ein Beispiel, welches zeigen sollte, das man bewundern kann, ohne mit dem Herzen betheiligt zu sein. Judith ist keine kalte, leblose Schönheit. Sie ist vielmehr grad das Gegentheil. Sie ist voller Gluth und Leben; aber diese Gluth ist verderbend, und dieses Leben kann tödtlich wirken."

„Sie sprechen als Dichter!"

„O nein. Wenn Sie vom Golf von Neapel aus des Nachts den Vesuv erblicken, so sind Sie von dem sich Ihnen darbietenden Schauspiel ergriffen. Er schleudert seine Gluthen gen Himmel; die Erde bebt, und selbst die Wasser bewegen sich unter dem Donner, der auf ihrem Grunde rollt. Der Anblick ist schön, aber grauenhaft. Man fühlt sich nicht sicher, sondern beengt, geängstigt. So war es mir, ganz so, als ich diese Judith erblickte."

„Also ein Vulkan ist sie?"

„Ja. War das, was sie heute that, nicht eine Eruption, hervorgegangen aus dem Krater eines glühenden und zugleich rachsüchtigen Menschenherzens? Mir graut vor ihr. Und dennoch bemitleide ich sie!"

„Ich auch."

Sie hatte den Blick sinnend vor sich hingerichtet. Ihr Gesicht zeigte nicht eine Spur von Zorn.

„Wie? Auch Sie?"

„Ja, ich fühle nur Mitleid mit ihr."

„Mit ihr, die Sie verderben wollte?"

„Sie that es aus — Liebe zu Ihnen. Es muß traurig, sehr traurig sein, eine unglückliche Liebe im Herzen zu tragen."

„Ja, das ist sehr traurig," antwortete er in einem Tone, welcher sie veranlaßte, ihren Blick schnell auf ihn zu richten.

„Das klang ja recht eigenthümlich," sagte sie. „Fast so, als ob Sie das so genau wüßten."

„Ich weiß es!"

„Dann müßten Sie ja auch unglücklich lieben!"

Er blickte ihr ernst, voll und ehrlich in das Angesicht und antwortete unter einem trüben Lächeln:

„Das ist leider auch wirklich der Fall."

„Herr Bertram!"

„Nicht wahr, nun bemitleiden Sie mich!"

„Gewiß! Sehr!"

„Und dennoch ist Einer, der eine recht große, innige Liebe, welche keine Hoffnung haben darf, im Herzen trägt, nicht so unglücklich, wie Sie vielleicht denken. Es ist noch etwas dabei, für daß ich keine Bezeichnung, kein treffendes

Wort finde. Es giebt Naturen, welche in ihrem Unglücke zu schwelgen vermögen. Man kann lieben ohne Verlangen, ohne lebenzerstörende Leidenschaft, so recht fromm und innig. Eine solche Liebe ist zum guten Theil Verehrung, Anbetung. Sie kann freilich nur dann möglich sein, wenn sie sich auf einen Gegenstand richtet, welcher ebenso anbetungswürdig wie unerreichbar ist. Sie flammt auf dem Altare des Herzens; sie hat kein Ende, sie wirkt nicht zerstörend."

„Und so eine Liebe ist die Ihrige?"

„Ja."

„Also ist Ihnen der Gegenstand unerreichbar?"

„Unerreichbar für immer."

„Aber diese Dame müßte dann auch so anbetungswürdig sein, wie Sie sagten!"

„Das ist sie; ja bei Gott, das ist sie."

Es war ein eigenthümlicher Ausdruck, mit welchem sich ihr Blick jetzt auf ihn richtete, so herzlich und doch auch so überlegen. Sie legte ihm das Händchen auf den Arm und fragte lächelnd:

„Darf ich erfahren, wer sie ist?"

„Nein."

„Wenn ich Sie nun recht sehr bitte, es mir zu sagen?"

„Auch dann nicht."

„Aber warum nicht?"

„Weil Sie sich dann mitleidig verwundern oder mich verwundernd bemitleiden würden, und Beides würde mir mehr Schmerz bereiten als alles andre Mögliche."

„Ich werde weder das Eine noch das Andere thun!"

Er blickte träumerisch wie in die Ferne und schüttelte verneinend den Kopf. Sie fragte:

„Darf ich nicht wenigstens erfahren, seit wann Sie diese Hohe, Herrliche lieben?"

„Seit vor Weihnachten."

„Es scheint, daß dies der Zeitpunkt ist, an welchem Sie Damenbekanntschaften gemacht haben, welche für Sie unheilvoll sind. Wo lebt diese Dame?"

„Hier in der Residenz."

„Haben Sie mit ihr gesprochen?"

„Wiederholt."

„Und doch nennen Sie sie unnahbar!"

„O, die Sonne ist uns auch unnahbar; wir können nie zu ihr gelangen, und doch segnet sie uns mit Licht und Wärme. So lebe ich unter den Strahlen eines herrlichen, entzückenden Wesens, welches hoch über dem Horizonte meines Daseins steht. Sie ist meine Sonne, und doch war sie einst meine — Nacht."

„Sie sprechen in Räthseln."

„O nein. Ich stand damals in tiefer Nacht, ohne Hoffnung, daß mir

einst die Sonne ihrer Augen leuchten könne. Es ist Tag geworden, obgleich ich noch immer in der Tiefe stehe."

„Aber ich behaupte doch, daß Sie geheimnißvoll sprechen. Soll ich den Schleier lüften?"

„Sie können es nicht."

Da lächelte sie ihm halblaut entgegen und recidirte:

„Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Krystallen."

Und als er nicht antwortete, sondern sie nur fragend und erwartungsvoll anblickte, fuhr sie fort:

„Das war die Nacht, von der Sie sprechen?"

„Ja."

„Die nun zur Sonne geworden ist?"

„Zur herrlichsten Sonne!"

„Aber eines schönen Tages habe ich erfahren, auf wen diese Nacht gedichtet wurde!"

Er fuhr erschrocken zusammen und sagte:

„Niemand weiß es."

„O doch! Sie scheinen die Stunde vergessen zu haben. Diese Dame also ist es, welche jetzt Ihre Sonne ist?"

Er blickte sehr verlegen zur Erde und sagte erst nach einer längeren Pause:

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie mich martern?"

„Gott behüte! Das will ich nicht! Ich habe Ihnen so viel, so sehr viel zu verdanken, daß ich ein sehr schlimmes Mädchen sein würde, wenn es mir einfallen sollte, Ihnen wehe zu thun. Ich meine es gut, herzlich gut mit Ihnen. Sie sind mein Retter gewesen in den zwei fürchterlichsten Augenblicken meines Lebens, und ich hege den innigen Wunsch, daß Sie glücklich sein mögen. Sie sind so ganz anders als Andere, das liegt theils in Ihrem Character, theils in den Verhältnissen, in denen Sie lebten. Diese sind anders geworden und ich sehe voraus, daß sich Ihre Zukunft ganz anders gestalten wird, als Sie noch vor wenigen Monaten denken konnten. Sie werden zu den Rittern des Geistes zählen, und daher möchte ich Ihnen gern die Hand bieten, dieses herrliche Ziel eher zu erreichen, als es ohne meine Hilfe möglich wäre."

Sie war langsam von ihrem Sitze aufgestanden und stand in freundlicher, milder Hoheit vor ihm. Die schwarzen, mühsam aufgewundenen Locken lagen wie ein Diadem um ihren Kopf. Sie hatte ein Kleid angelegt, halb Robe und halb Négligé. Diese leichte, feine Hülle ließ das Ebenmaß ihrer herrlichen Glieder plastisch hervortreten. Der antike, weiß glänzende Arm quoll wie lebendiger Alabaster aus dem weit geschnittenen Aermel hervor. Sie stand

vor ihm wie eine Göttin, welche im Begriff steht, einem Sterblichen die Thür zur Seligkeit zu öffnen.

Er blickte erstaunt und bewundernd zu ihr auf. Er sprach kein einziges Wort, aber in seinem Angesichte, in seinem Blicke strahlte die Anbetung, von welcher er vorhin gesprochen hatte.

„Sie haben jenes Gedicht auf mich gemacht?" fragte sie.

Da fuhr er empor:

„Gnädiges Fräulein!"

„Bitte, antworten Sie!"

Er hielt sich wie geblendet die Hand vor die Augen. Aber als er ihr dann in die ihrigen blickte, glänzte ihm ein Etwas entgegen, was ihm den Muth zu den Worten gab:

„Sie befehlen und ich gehorche. Ja, Sie waren die Nacht, deren Herrlichkeit mich zu jenen Zeilen begeisterte."

„Und vorhin war ich gemeint, als Sie von Ihrer Sonne sprachen?"

„Ja. Ich will es gestehen. Die Sonne kreist zu erhaben über mir, als daß sie mir zürnen könnte, wenn ich mein Auge voller Bewunderung zu ihr erhebe."

Da legte sie ihm beide Hände auf die Schulter, neigte sich langsam zu ihm herüber und fragte:

„Also lieben Sie mich?"

„Gott, ja! Und doch nein! Das Wort Liebe ist nicht inhaltreich genug, um das zu bezeichnen, was jetzt mein Herz bewegt. Ich möchte jauchzen und weinen zugleich; ich möchte jubeln und doch heiße, heiße Thränen vergießen. Ich möchte vor Ihnen niedersinken, um Sie anzubeten und mich doch über Sie erheben, um wie ein Engel des Himmels Sie begleiten und schützen zu können in allen Zeiten und Gefahren Ihres Lebens. Ich bin voller Wonne und Seligkeit und doch auch voller Weh und Herzeleid. Ich athme und lebe nur in Ihnen und darf doch nicht athmen und leben für Sie!"

„Wer sagt denn das? Sie ringen nach dem Höchsten und Erhabensten, was der Mensch zu erreichen vermag. Sie haben trotz Ihrer Jugend bereits Stufen erstiegen, welche der Fuß von Tausenden nicht berühren darf. Warum wollen Sie in diesem Einen verzichten? Warum wollen Sie gerade hierin muthlos sein?"

Er wich zurück, so daß ihre Hände von seinen Schultern lassen mußten Sein Auge wurde größer und dunkler, sein Gesicht leichenblaß. Er stotterte:

„Um Gottes willen! Haben Sie Barmherzigkeit!"

„Barmherzigkeit? Warum diese? Darf ich nicht mehr für Sie haben, viel, viel mehr?"

Er faltete die Hände. Er mußte sich fast anstrengen, um die Worte hervorzubringen:

„Gnädiges Fräulein, soll ich mich selbst verlieren? Ich bin bisher Meister meines Herzens gewesen!"

„Das sollen Sie nicht länger sein, denn ich will dieses Herz beherrschen, ich allein, ganz allein!"

Da zog es ihn ganz unwiderstehlich auf die Kniee nieder. Es ging heiß und kalt, bleich und roth über seine Wangen, als ob er sich im Fieber befinde. Er streckte ihr bittend die Hände entgegen und flehte:

„Ich kniee hier zwischen Tod und Leben; glauben Sie mir das um Gottes willen. Geben Sie mir eins von beiden, den Tod oder das Leben! Sprechen Sie das Wort aus, welches ich nicht sagen kann und nicht sagen darf!"

Da bog sie sich zu ihm nieder, legte abermals die Hände auf seine Schultern und flüsterte:

„Robert, ich liebe Dich."

„O mein Himmel! Ist das wahr, ist das möglich?"

„Ja, ich bin Dir gut, so recht aus tiefstem Herzen gut. Komm, stehe auf! Du sollst mich nicht anbeten, ich bin kein Engel, keine Göttin, sondern ein recht schwaches Geschöpf, dem Du das Herz schon längst entrissen hast."

Er stand auf, langsam und wie im Traume. Er wagte es nicht, sie zu berühren. Er schloß die Augen, legte die Hände an die Schläfe und sagte halb laut:

„Es ist mir, als ob ich Deine Worte nur aus weitester Ferne hörte. Mein Gott, ich glaube, das Herz wird mir die Brust zersprengen. Ich habe Schwindel!"

Da nahm sie seine Hände, führte ihn zum Sopha und nahm neben ihm Platz. Ohne seine Hände loszulassen, sagte sie:

„Ich verstehe Dich und begreife Dich. Es ist ein großes Glück für Dich, daß der liebe Gott Dir mein Herz entgegenbringt. Dieses Glück ist eigentlich eine Unmöglichkeit und darum ergreift es Dich mit solcher Gewalt. Aber denke nicht an meinen Adel, denke nicht an mein Vermögen. Du wirst zum Adel des Geistes zählen und Deine Werke werden Dir Reichthum bringen. Du bist mir vollständig ebenbürtig. Laß Dich nicht von diesem Scheine blenden, sondern öffne Deine lieben Augen nur, damit Dein Blick mir sage, daß Du mich lieb hast!"

„O, an den Adel und das Vermögen habe ich auch gar nicht gedacht. Du selbst bist so herrlich, so herrlich, daß mir die Sinne schwinden möchten bei dem Gedanken, daß ich Deine Liebe besitze. Herrgott, ich habe frierend und hungernd da drüben in dem Kämmerchen gestanden in trostloser Finsterniß. Wenn dann Dein Fenster sich erhellte und ich Deinen Schatten auf den Gardinen sah, dann war es mir, als habe ich einen Blick in Gottes Himmel thun dürfen, und Alles, Hunger und Durst, Kälte und Elend war verschwunden. Dein Schatten machte mich selig. Und heute — o Fanny, Fanny!"

Er blickte sie unter Thränen an und zog ihre kleinen Händchen an seine Lippen. Sie fragte lächelnd:

„Jetzt nun bist Du wohl mit dem Schatten nicht mehr zufrieden? Jetzt mußt Du die Person selbst haben."

Er schüttelte langsam den Kopf.

„Ich weiß genau, was mir beschieden ist, und ich will nicht mehr verlangen. Deine Liebe besitze ich und dieses Bewußtsein ist ein Schatz, den ich niemals zu erreichen hoffen konnte. Du selbst aber bleibst mir unerreichbar."

„Warum denn?"

„Du sprachst von Deinem Reichthum und Deinem Adel, als gäbst Du diesen beiden wenig werth. Ich aber weiß, wie hoch, stark und fest diese Schranken stehen."

„Fürchtest Du Dich vor ihnen?"

Es lag ein Etwas in ihrem Tone, was ihn frappirte. Er sah ihr ernst, fast traurig entgegen und antwortete:

„Nein, ich fürchte sie nicht. Ich würde ringen mit allen feindlichen Gewalten, um Dich einst mein Eigen nennen zu können; aber selbst wenn ich dieses höchste Ziel meines Lebens erreicht hätte, bliebe ich doch der Emporkömmling, welcher Deiner nicht würdig wäre."

„O, Du Zweifler!"

„Was würden Deine Eltern sagen, wenn ich es wagen wollte, vor sie hinzutreten und Deine Hand zu verlangen?"

Sie wiegte bedächtig das Köpfchen hin und her; sie machte doch ein ernstes Gesicht, antwortete aber:

„Sie würden sich ein wenig wundern, aber endlich doch sich nur durch den Gedanken an mein Glück leiten und bestimmen lassen. Freilich jetzt dürftest Du ein solches Verlangen nicht aussprechen. Wir sind noch so jung und Du hast Dir erst eine Existenz zu gründen und einen Platz im Leben und der Gesellschaft zu suchen. Dieses Plätzchen aber darf nicht so gar sehr klein und niedrig sein, sondern es soll Raum auch für mich mit haben. Und das soll der Lohn Deines Ringens sein."

Da leuchteten seine Augen begeistert auf.

„Fanny, ist das wirklich kein Traum?"

„Nein, lieber Robert. Es ist Wirklichkeit."

„Ich darf denken, Dich einst besitzen zu können?"

„Du sollst denken, daß ich das sehr, sehr wünsche!"

„Dann sollst Du sehen, was ein Mensch vermag. Ich bin arm und gering; aber der Fürst ist mir väterlich gesinnt und wird mir den schweren Weg möglichst ebnen. Und dann — dann —"

„Dann bin ich Dein!" fiel sie ein. „Ist es nicht vermessen von mir, mich Dir als Preis zu setzen? Als wäre ich nun gar so etwas Großes und Erhabenes."

„Das bist Du auch. Du bist so herrlich, so hoch über mir stehend, daß — daß ich nicht einmal wage —"

„Weiter," lächelte Sie. „Was wagst Du nicht einmal?"

„Das, was — was — doch nein, es sei gewagt!"

Er schlang die Arme um sie und zog sie an sich. Ihre Lippen fanden

sich zum Kusse, ohne daß man zu sagen vermochte, wer eigentlich der Anfänger war.

„Fanny, meine Fanny!“ flüsterte er, ihr Köpfchen von sich haltend und ihr herzinnig in die Augen blickend.

„Bist Du glücklich?“ fragte sie zurück.

„Unendlich!“

„Ich auch.“

„Ich tausche mit keinem Kaiser! Du wirst sehen, daß ich Dich erringe. Ich könnte Alles thun und Alles wagen, für Dich, ja, für Dich!“

„Und vorhin wagtest Du das Leichte nicht!“

Sie küßte ihn.

„O, das war schwer, außerordentlich schwer.“

„Ich habe nicht geglaubt, daß es Dir so schwer fallen würde. Du hast ja früher —“

Sie hielt inne und sah ihm in das Gesicht.

„Was, früher?“ fragte er. „Meinst Du etwa —“

„Ja,“ nickte sie ernst. „Das meine ich!“

„Daß ich früher geküßt habe?“

„Ja, gewiß!“

„Nein, nein,“ antwortete er ganz erschrocken.

„Leugne nicht!“

Da erhob er im Gefühle beleidigter Unschuld die Hand wie zum Schwure und sagte in feierlichem Tone:

„Fanny, ich beeide hiermit bei Allem, was Du —“

„Still!“ fiel sie ihm in die Rede. „Dein Schwur würde doch ein Meineid sein!“

„Herr, mein Heiland, was denkst Du von mir!“

„Ich denke, was wahr ist!“

„Du irrst! Du irrst wirklich!“

„Ich kann Beweise bringen.“

„Bitte, bringe sie!“

„Du hast noch keine junge Dame geküßt?“

„Nein.“

„Etwa nicht jene Jüdin?“

„Ich? Die? Nein!“

„Auch keine Andere?“

„Auch nicht.“

„Da sehe Einer diesen schlimmen Heuchler! Ich habe Beweise, daß Du ein Mädchen geküßt hast, und zwar auf offener Straße, was sehr erschwerend wirkt.“

„Aber, ich bitte Dich! Davon müßte ich doch auch wissen! Es hat irgend Jemand einen Scherz gemacht.“

„Nein. Ich habe es selbst gesehen!“

„Wie denn?“

„Da draußen vor der Stadt lag Eine auf der Straße; sie war vom Pferde gefallen und ohnmächtig geworden."

„Ach, das warst Du!" sagte er erröthend.

„Ja, ich! Ist das nicht ebenso strafbar?"

„Ich hoffe nicht. Aber ich habe wirklich geglaubt daß Du diese Sünde gar nicht bemerkt hast."

„Ja, ich war ohnmächtig!" lachte sie.

„Das dachte ich wenigstens."

„Ich war es auch wirklich; aber die Besinnung kehrte eher zurück, als Du es gedacht hattest. Noch ehe ich die Augen öffnete, fühlte ich einen Kuß —"

„O weh!"

„Ich konnte mir nicht denken, von wem, denn ich wußte doch noch nicht ganz genau wieder, was mit mir geschehen war. Ich öffnete also die Wimper, aber nur ein ganz, ganz klein wenig, und da knietest Du neben mir."

„Heuchlerin!"

„Und Du küßtest mich abermals."

„Und Du erwachtest nicht!"

„Ich bemerkte, daß Du es nicht ungern thatest, und da wollte ich nicht hart gegen Dich sein."

„Fanny, meine liebe, liebe Fanny! So hast Du mich also schon damals geliebt?"

„O, noch viel eher. Ich war Dir von ganzem Herzen gut, bereits als ich zum ersten Male mit Dir sprach."

„Du bist ein Engel. Nein, das ist zu wenig. Du bist noch viel, viel anders. Du bist — bist — ich weiß nicht das richtige Wort zu finden. Du warst mir so herrlich, so schön, so erhaben; Du bist es jetzt noch, aber dabei so lieb und gut, so herzig, ja, so herzig. Daß Du mich an jene Küsse erinnerst und mir dabei gestehst, daß Du sie gefühlt hast, das verdoppelt, nein, verzehnfacht mein Glück. Komm, laß Dich auch jetzt küssen, aber behalte Deine lieben Augen dabei offen, ich mag mir ihren Strahl nicht entgehen lassen."

Sie reichte ihm die schwellenden Lippen und dann sagte sie:

„Und noch ein Geständniß habe ich Dir zu machen. Denkst Du an Dein Gedicht, welches ich damals erhielt?"

„Was ist's mit demselben?"

„Als ich die Stelle las:

Du meine süße Himmelsluft
O traure nicht und laß das Weinen.
Dir soll ja stets an treuer Brust
Die Sonne meiner Liebe scheinen,

da bin ich beinahe ein wenig eifersüchtig geworden."

„Eifersüchtig? Wie wäre das möglich?"

„Nun, Du sprachst da von einer Trauernden."

„Ja."

„Die nanntest Du Deine süße Himmelsluft und versprachst ihr, daß ihr die Sonne Deiner Liebe scheinen werde. Ich konnte mir nicht denken, daß ich unter dieser Trauernden gemeint sei, und so lag der Gedanke nahe, daß es eine Andere gebe, der diese Verse galten."

„O, dieses Gedicht behandelte kein subjectives, sondern vielmehr ein ganz objectives Thema. Ich habe dabei gar nicht an irgend ein mir bekanntes Wesen gedacht.

„So wünsche ich, daß Du von jetzt an an eins denkst, so oft Du eine Strophe schreibst, in welcher von süßer Himmelsluft und von der Sonne der Liebe die Rede ist."

„O, gewiß werde ich von jetzt an an Eine denken, welche wirklich lebt und wirklich existirt."

„Und wer wird das sein?"

„Du, nur Du allein!"

Er zog sie wieder an sich. Der arme Waisenknabe, das Findelkind, der Pflegesohn eines Schneidermusikanten hatte die Tochter eines Obersten, die Abkömmling eines alten adeligen Geschlechtes, im Arme. Er fühlte den Druck ihrer Lippen und das warme, vertrauende Schwellen ihres Busens. Ihr Blick ruhte in dem seinigen — er wußte nicht, wohin mit seiner Seligkeit; er küßte sie wieder und immer wieder, bis sie plötzlich sich aus seinen Armen wand und purpurroth erglühend sich erhob.

Er drehte sich um. Unter der Thür stand der Oberst von Hellenbach mit seiner Frau und hinter ihnen sah man das durchgeistigte, vornehme Gesicht des Fürsten von Befour.

Natürlich stand auch Robert jetzt von seinem Sitze auf. Er erglühte nicht wie Fanny, sondern er war leichenblaß geworden.

„Fanny!" sagte der Oberst, mehr in erstauntem, als in verweisendem Tone.

„Mama!" antwortete sie und warf sich in die Arme ihrer Mutter, welche auch überrascht schnell näher getreten war.

Der Fürst that, als habe er gar nichts bemerkt. Er grüßte:

„Guten Abend, Robert!" und nickte ihm freundlich zu, und zu Fanny tretend, fügte er hinzu: „Sie hätten weder ihre lieben Eltern schon jetzt, noch mich überhaupt heute hier gesehen, wenn wir nicht vor zwei Minuten erfahren hätten, daß Ihnen ein großes Unglück gedroht hat. Wir brachen natürlich sogleich auf, um uns nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

Diese Worte beseitigten das Peinliche des Augenblickes.

„Ja, mein Kind," sagte die Oberstin, „man sagte uns, daß am Theater ein Attentat auf Dich unternommen worden sei. Ist das wahr?"

„Leider ja."

„In welcher Weise? Wir konnten nichts Genaues erfahren und waren natürlich auch zu aufgeregt, als daß wir uns hätten Zeit zu weitläufigen Erkundigungen gönnen können."

„Ich sollte mit rauchender Schwefelsäure bespritzt werden."

„Herr Jesus! Im Gesicht?"

„Ja.“

„Von wem denn?“

„Von der Jüdin Judith Levi aus der Wasserstraße.“

„Weshalb denn?“

„Aus — aus — aus Eifersucht,“ antwortete sie erröthend und indem sie sich halb abwendete.

„Eifersucht? Aus welchem Grunde könnte denn dieses Mädchen eifersüchtig gegen Dich sein?“

Der Fürst erkannte das Verfängliche dieser Frage und fiel also schnell ein:

„So sind Sie also von der Säure nicht getroffen worden?“

„Nein, sondern nur die Toilette.“

„Wir hörten, daß ein junger Herr Sie gerettet habe?“

„Ja, Robert war —“

Sie hielt erschrocken inne, da ihr der Vorname des Geliebten entfahren war.

„Robert?“ fragte die Oberstin in halb verweisendem und halb überraschtem Tone. „Sie, Herr Bertram, waren Zeuge?“

„O, nicht Zeuge, sondern mein Retter!“ fiel Fanny ein.

Und nun erzählte sie mit beredter Zunge die Begebenheit. Die Drei hörten zu, dann gab der Oberst Robert Bertram die Hand und sagte, allerdings mit einiger Kälte im Tone:

„Wir haben Ihnen abermals so sehr viel zu danken. Hoffentlich geben Sie uns einmal Gelegenheit, Ihnen unsere Erkenntlichkeit zu beweisen, aber bitte, in einer für uns möglichen Weise!“

Robert verstand, was mit diesen Worten gemeint war. Er war jetzt, da er sich von Fanny geliebt wußte, ein ganz Anderer geworden. Die Ueberraschung hatte ihn zwar erblassen lassen, aber er fühlte sich keineswegs ohne Muth. Darum antwortete er:

„Bitte, gnädiger Herr, was ich that, war eine einfache Folge der Situation, des Augenblickes, und verdient gar keiner lobenden Erwähnung.

Da reichte ihm auch die Oberstin die Hand und sagte:

„Nehmen Sie auch meinen Dank. Sie haben unser Kind vor einem schauderhaften Unglück bewahrt; das werden wir Ihnen unter allen Umständen nie vergessen. Aber, Fanny, fühlst Du Dich denn nicht angegriffen und ermüdet?“

„Nein. Ich war so aufgeregt, so erschrocken; darum bat ich Herrn Bertram, mir Gesellschaft zu leisten bis zu Eurer Rückkehr.“

„Das war zu viel von ihm verlangt. Herr Bertram hat auf seine Zeit mehr Werth zu legen, als Du auf die Deinige. Wer erst am Anfange seines Lebensweges steht und sich sein Leben überhaupt erst zu gestalten hat, dem soll man um keine Stunde verkürzen, denn eine Stunde jetzt ist gleich Monaten der Zukunft. Der Wagen steht noch unten. Wenn sich Herr Bertram seiner bedienen will, so steht er gern zur Verfügung.“

Das war deutlich gesprochen. Der Fürst nahm dieser Verabschiedung einen Theil ihrer Bitterkeit, indem er in freundlichem Tone zu dem jungen Manne sagte:

„Ja, fahren Sie nach Hause, Robert. Der Herr Oberst wird Ihnen gestatten, sich morgen Vormittag nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins zu erkundigen."

Kaum hatte Bertram sich verabschiedet, so wendete sich der Oberst an seine Tochter:

„Fanny, ich begreife Dich nicht. Wir kommen — — —"

Da legte seine Frau ihm die Hand auf den Arm und fiel ihm schnell in die Rede:

„Bitte, bitte, lieber Mann! Bedenke, daß wir nicht allein sind. Familienangelegenheiten sind — — —"

„O, still!" unterbrach nun er sie ebenso schnell. „Durchlaucht sind ein Freund unseres Hauses. Er ist Zeuge dieses so ganz eigenthümlichen lebenden Bildes gewesen und soll nun auch hören, was wir darüber verhandeln."

„Aber, lieber Mann!"

„O laß doch, Mama!" sagte auch Fanny. „Ich fürchte mich vor Durchlaucht ganz und gar nicht; ich hoffe vielmehr, in ihm einen Anwalt meiner Liebe zu finden."

„Deiner Liebe!" sagte der Oberst verweisend.

„Ja, Papa."

„Du sprichst doch nicht im Ernste!"

„Denkst Du, daß ich einem Herrn meinen Mund nur aus Scherz zum Kusse geben würde?"

„Also wirklich Ernst! Mädchen, wo denkst Du hin! Du weißt allerdings, daß wir Dich innig lieb haben, aber diese Liebe kann doch nicht zu einer Nachsicht führen, welche duldet, daß die einzige Trägerin des Namens Hellenbach sich als die Geliebte eines — — nun ja, eines ganz braven jungen Mannes betrachtet, der aber leider gar nichts weiter ist, als eben nur ein braver junger Mann."

„Papa, er ist zweimal mein Retter gewesen."

„Das giebt ihm noch kein Recht, Dich selbst für sich zu verlangen."

„Das hat er auch noch gar nicht gethan."

„Aber es hat allen Anschein, daß er es noch thun wird!"

„Lieber Vater, wenn er es ja einst thun sollte, so habe ich selbst ihn dazu aufgefordert."

„Du? Ihn aufgefordert?"

„Ja. Ich habe ihn heute erst selbst dahin gebracht, mir zu sagen, daß er mich lieb hat."

„Aber, Kind! Das zu thun, und das nun auch zu sagen! Ich erkenne Dich wirklich gar nicht."

Da sagte sie, indem sie ihn mit der Hand zum Stuhle zog und ihn siegreich anlächelte:

„Geh, Papa! Du bist ja gar nicht so bärbeißig, wie Du jetzt thust.“

Sie hatte sehr Recht; er aber wollte sich das nicht merken lassen. Darum zog er ein möglichst grimmiges Gesicht und sagte in seinem drohendsten Tone:

„Oho! Mädchen, mache mir den Kopf nicht warm?“

„Und die Füße nicht kalt! Ja, Du gehst ganz nach der Lehre von Samuel Hahnemann: Die Füße warm und den Kopf kalt; da wird man wie Methusalem so alt!“

„Ich glaube gar, diese Prinzessin will meiner spotten! Da aber kommst Du an den Rechten! Verstanden!“

„Bitte, laß doch mit Dir reden! Ich habe Herrn Bertram wirklich geradezu veranlaßt, mir zu sagen, daß er mich lieb hat. Ihn trifft nicht die mindeste Schuld, sondern ich habe sie ganz allein.“

„Aber, Kind, aus welchem Grunde veranlassest Du ihn denn zu so einer Dummheit?“

Da lachte sie hell und lustig auf und fragte:

„Wie? Du hältst es für eine Dummheit, mich lieb zu haben?“

„Das nicht, aber Dir die Liebe zu erklären!“

„Aber ich liebe ihn ja auch!“

„Mein Gott, ja,“ seufzte der Oberst. „Das habe ich leider vorhin gesehen. Es ist ein wahres Glück, daß nur Durchlaucht zugegen gewesen sind. Diese unangenehme Angelegenheit läßt sich also noch todtschweigen.“

„Bitte, Papa, das liegt nicht in meiner Absicht und wohl auch nicht in der Deinigen.“

„Nicht in der meinigen? Wieso? Ich erstaune!“

„Giebst Du vielleicht zu, daß Herr Bertram ein hoffnungsvoller und interessanter junger Mann ist?“

„Das mag sein.“

„Und daß ich nicht ganz häßlich bin?“

„Hm!“ schmunzelte er. „Die Leute sagen, daß Du mir sehr ähnlich seist.“

„Ja, der Mama aber noch mehr. Ein Vater aber, der seine hübsche Tochter in dieser engen Weise mit einem interessanten Herrn verkehren läßt, der ist doch selbst Schuld, wenn aus dem gegenseitigen Interesse etwas Innigeres wird!“

„Herrgott, jetzt bin nun ich das Kaninchen, welches angefangen haben soll!“

„Ja, gewiß. Aber sprechen wir von vollendeten Thatsachen. Wir haben uns gegenseitig lieb, aber wir fordern von dieser Liebe keine Gerechtsame. Herr Bertram will recht arbeiten, um sich eine Stelle im Leben zu erringen, und wenn diese Stelle Raum genug und Höhe genug für mich hat, dann werde ich neben ihm Platz nehmen. Wenn er mich verdient, so will ich der Preis seines Strebens sein, sonst und eher aber nicht.“

Der Oberst holte tief Athem und seufzte:

„Gott sei Dank!“

Und seine Tochter fuhr fort:

„Wir haben nur für einige Minuten unsern Herzen die Erlaubniß ertheilt, zu sprechen. Es wird jetzt nicht wieder geschehen. Für Robert kommt die Zeit einer ernsten, schweren Arbeit; er hat keinen Raum für Tändeleien. Ihr dürft also keine Sorge haben, ebenso wenig, wie ich sagen kann, daß ich um ihn in Sorge bin."

„Gott sei Dank!" seufzte der Oberst abermals.

„Warum dankst Du Gott, lieber Papa?"

„Weil ich sehe, daß aus der Sache nichts wird."

„Du irrst Dich jedenfalls."

„Oho! Ich bin Menschenkenner und verstehe mich auf jugendliche Mädchenherzen. Aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Bitte, Papa, eine so böse Meinung hast Du von Deiner Tochter gar nicht!"

„Pah! Eine noch viel schlimmere!"

„Darf ich sie erfahren?"

„Ja. Du bist ein ungerathenes Kind, welches nur einen Dichter heirathen will. Du bist eine ungerathene Tochter, welche sich einbildet, ihren Vater beherrschen zu können. Du hast Dir vorgenommen, ein Nagel zu meinem Sarge zu sein; ich aber gebe Dir mein Wort, daß ich mir vornehme, noch länger zu leben, als alle Dichter der Erde. Dieser Bertram bekommt Dich nicht, außer — außer — —"

Er hielt in komischem Eifer inne.

„Nun, außer — —?" fragte sie.

„Außer, Du willst es denn gar nicht anders."

Da fiel sie ihm um den Hals und sagte lachend:

„Das wußte ich, Papa! Du hast ihn ja nur fortgeschickt, um mir hinter seinem Rücken zu sagen, daß Du ihn ganz und gar gern hast!"

„Das laß Dir nur nicht einfallen!"

„Und doch ist es so richtig!"

„Oho! Ich will Dir sagen, daß ich Dir vertraue. Du bist ein sehr verständiges Mädchen und wirst Dir Dein Glück selbst gestalten. Darauf hin hat Dich unsere Erziehung gelenkt, und so werden wir Dir auch nicht im Wege sein. Auf eine adelige Parthie dringe ich nicht. Du bist die letzte Hellenbach. Ob diese die Frau eines Blaublütigen wird oder nicht, das ist mir gleich; aber glücklich soll sie sein. Dieser Dichter ist noch jung. Er mag mit dem Leben ringen und sich einen Platz erobern. Zeigt er sich Deiner werth, nun wohl, so soll er uns willkommen sein. So wird es und nicht anders!"

„Aber, Papa, warum schicktest Du ihn da fort? Das konntest Du ihm doch sagen!"

„Ich denke mir, daß Du es ihm bereits gesagt hast?"

„Allerdings."

„Nun, so konnte er eben gehen, denn ich hätte ihm ja doch nichts Anderes sagen dürfen."

„Aber was sage ich morgen?"

„Wieso morgen?"

„Wenn er kommt, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?"

„Da hast Du ihm gar nichts zu sagen. Da spreche ich mit ihm."

„Warum ich nicht?"

„Weil das nutzlos ist. Ich werde ihm sagen, daß Du Dich wohl befindest. Damit kann er zufrieden sein."

„Das wird er nicht. Wenn er nicht mit mir sprechen darf, so wird er sich ängstigen. Er wird denken, daß ich der Schwefelsäure erlegen bin!"

„Ja, daß Dich die Schwefelsäure ganz aufgefressen hat. Habe nur keine Sorge! Wenn er kommt, ich werde ihn schon hinausschwefeln, daß ihm das Wiederkommen schwefelsauer wird. Erst einen Platz in der Gesellschaft haben, dann soll er kommen!"

„Aber er muß mich doch zuweilen sehen, um neue Kraft und neuen Muth zu bekommen!"

„Ich möchte wissen, wozu. Er mag kräftig essen und ordentlich leben, dazu täglich sechs Liter bayerisches Bier; dann bekommt er Kraft und auch Muth, ohne Dich nur anzugucken. Bei Dir fände er nichts Nahrhaftes. Denn das, was Du ihm vorhin gabst, als wir eben eintraten, das hat noch keinen Menschen jemals satt gemacht; im Gegentheile, man pflegt immer noch mehr zu verlangen. Aber bitte, Durchlaucht, was sagen Sie zu diesem Handel?"

Der Fürst hatte geschwiegen und seine stille Freude über die Selbstvertheidigung Fanny's und die fast burschikose Auffassung des alten Obersten gehabt. Jetzt aber machte er, mit dem Schalk im Nacken, ein sehr ernsthaftes Gesicht, schüttelte den Kopf und sagte in bedenklichem Tone:

„Ich rede diesem Bertram keineswegs das Wort."

Fanny wollte beinahe erschrecken. Ihr Vater fragte:

„Wie? Höre ich recht?"

„Ich meinte, daß ich keineswegs für Bertram sei."

„Das habe ich nicht erwartet!"

„Warum nicht?"

„Er ist doch Ihr Schützling! Vielleicht sogar Ihr Liebling."

„O nein. Mein Liebling ist Fräulein Fanny!"

„Herzlichen Dank!" sagte diese, sich aber fast ironisch verneigend, da er gegen den Geliebten sprach.

„Bertram ist zwar mein Schützling," fuhr der Fürst fort, „das aber kann für mich kein Grund sein, gegen das Glück Ihrer Familie zu handeln."

„Wäre es gegen das Glück?"

„Ganz gewiß."

„Wie so?"

„Da bedarf es eines ganz kleinen Exempels. Bertram ist gegen zweiundzwanzig Jahre alt. Er wird vier Jahre lang die Universität besuchen und dann sechsundzwanzig zählen. Sechs Jahre werden dann vergehen, bis er Assessor wird. Selbst wenn Fräulein Fanny einen Assessor heirathen wollte —

sie zählt jetzt achtzehn Jahre — so würde sie dann achtundzwanzig Jahre zählen."

„Verteufelt!" sagte der Oberst. „Das ist richtig! Was sagst Du dazu, Fanny?"

„Ich warte noch länger, wenn es sein muß!"

„Achtundzwanzig! Mädchen, bedenke!"

„Ich warte bis achtundfünfzig!"

„Da hat man es! Aber Frau Assessorin blos!"

„Ein Assessor kann Minister werden!"

„Ehe er es wird, bist Du hundertachtundneunzig. Das will mir allerdings nicht gefallen!"

„Und noch eins," meinte der Fürst.

„Sie meinen zwar, daß Ihr Name aussterben werde. Das ist aber gar kein Grund, von den Traditionen Ihres Hauses abzugehen."

„Ein Grund ist es allerdings nicht. Er würde es nur erleichtern."

„Sie müßten sich vielmehr bemühen, diesen berühmten Namen mit Glanz zu Grabe zu tragen."

„Sie meinen eine Standesheirath?"

„Ja."

Hm! Hörst Du es, Fanny?"

„Durchlaucht sind heute garstig!"

„O nein, mein liebes Kind; ich bin im Gegentheile ganz und gar nur auf Ihr Wohl bedacht. Ich habe sogar bereits mich mit gewissen Gedanken beschäftigt — — —"

„Was?" fragte Hellenbach schnell. „Soll das etwa heißen, daß Sie einen Mann für Fanny gesucht haben?"

„Ja."

„Ah! Ueberraschend!"

„Ich sagte, daß Fräulein Fanny mein Liebling sei. Ich will meinen Liebling glücklich sehen."

„Sie machen mich außerordentlich neugierig, Durchlaucht. Haben Sie Etwas gefunden?"

„Ja."

„Ah! Sapperlot! Wen?"

„Das ist eigentlich noch Geheimniß."

„Auch für uns?"

„Hm! Unter acht Augen können wir schon davon sprechen."

Da stand Fanny auf und sagte:

„Es wird besser sein, unter sechs Augen davon zu sprechen. Ich fühle mich doch ein Wenig angegriffen!"

Aber der Fürst nahm sie bei der Hand, führte sie zu ihrem Sitz zurück und bemerkte:

„O, bitte, es handelt sich nur um eine kurze Mittheilung, und ich bitte dringend, sie mit anzuhören!"

„Ja, meinte der Oberst, „wenn Durchlaucht uns sagen will, welchen Gemahl er Dir in Gedanken bestimmt hat, so ist das wohl so interessant, daß Du bleiben kannst. Also, bitte, Durchlaucht!“

„Ich dachte da an Ihren seligen Bruder, welcher einst eine Braut hatte, aber leider — — — Sie entschuldigen, daß ich Sie an jenen traurigen Fall erinnere!“

„O, bitte! Ja, er sollte Alma von Helfenstein heimführen, wurde aber ermordet.“

„Da damals die Verbindung der Familien Hellenbach und Helfenstein unmöglich wurde, so dachte ich mir, wie schön und versöhnend es sei, wenn eine solche Allianz nun jetzt zu Stande gebracht würde.“

„Das ist ja unmöglich!“

„So? Warum?“

„Es lebt ja kein Hellenbach, welcher jetzt noch die Baronesse Alma heirathen könnte.“

„Nein. Aber es lebt eine Hellenbach, welche ihre Hand einem Helfenstein geben könnte.“

„Sie meinen unsere Fanny?“

„Ja.“

„Es giebt doch keinen Helfenstein!“

„O, doch!“

„Na, bitte! Sie meinen doch nicht etwa Franz von Helfenstein, den Räuberhauptmann? Und dieser ist ja der einzige noch existirende Helfenstein.“

„Das hat man bisher geglaubt.“

„Wie? Was? Sie werden mysteriös!“

„Entsinnen Sie sich, daß Baronesse Alma einen Bruder hatte?“

„Ja. Es war ein einjähriger Knabe wohl.“

„Diesen meine ich.“

„Der ist ja mit verbrannt!“

„Nein. Er lebt noch.“

„Was Sie sagen! Er lebt noch? Unmöglich!“

„Er lebt wirklich noch. Baron Franz wollte ihn tödten lassen, der Mörder aber hatte Mitleid. Er brannte zwar das Schloß nieder, rettete aber den Knaben und gab ihn unter fremden Namen in — in — na, sagen wir in sichere Hände. Jetzt nun hat dieser Mann gestanden, daß der kleine Helfenstein noch lebt.“

„Wunderbar! Haben Sie ihn aufgesucht?“

„Ja.“

„Wo ist er?“

„Er hat bei mir einstweilen ein heimliches Asyl gefunden.“

„Sie sind doch ein wahrhaft außerordentlicher Mann!“

„Besten Dank! Dieser junge Mann hat viel, sehr viel zu leiden gehabt, und ich dachte daran, daß er das Glück verdiene, die Hand einer Dame wie Fräulein Fanny zu besitzen. Darum also mein Vorschlag.“

„Sappermeut! Ist es wirklich zweifellos nachgewiesen, daß er ein Helfenstein ist?"

„Ja.

„Darf ich ihn einmal sehen?"

„Ja. Ich werde ihn Ihnen morgen vorstellen."

„Ist er interessant?"

„Gewiß."

„Vielleicht so interessant wie dieser Bertram?"

„Ohne allen Zweifel. Helfenstein ist mir noch viel lieber und ist überhaupt bedeutend interessanter als Bertram."

„Hörst Du es, Fanny?"

Diese hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Sie saß höchst nachdenklich in ihrem Sessel. Jetzt bei der Frage ihres Vaters legte sich eine eigenthümlich freudige Helle auf ihr schönes Angesicht. Sie antwortete:

„Ja, lieber Vater."

„Und was denkst Du von diesem verlorenen und so plötzlich wiedergefundenen Sohne?"

„Daß seine Schicksale sehr interessant sind."

„Aber er selbst?"

„Ist vielleicht auch so interessant."

Er warf ihr einen höchst befremdlichen Blick zu und sagte:

„Da hat man es! Man braucht einem Mädchen gegenüber nur das Wort interessant auszusprechen, so ist sie sofort gefangen wie der Sperling in den Krallen der Katze."

„Wie gesagt," fuhr der Fürst fort, „ich werde Ihnen diesen jungen Herrn morgen vorstellen. Ich würde mich sehr freuen, wenn er die Theilnahme Fräulein Fanny's erweckte!"

Da warf sie ihm einen siegreichen Blick zu und sagte:

„Durchlaucht irren sich dieses Mal in Ihrem Liebling!"

„Wieso?"

„Ich durchschaue Sie! Ich lese zwischen den Zeilen. Ich lasse mich nicht auf die Probe stellen."

„Wie so, Probe?"

„Ich bleibe Bertram treu!"

„Aber, Mädchen," sagte ihr Vater, „siehe Dir doch diesen verlorenen Sohn erst an!"

„Das werde ich allerdings thun, wenn er kommt. Er ist ja so außerordentlich interessant."

„Der Andere aber noch mehr! Und ein Helfenstein! Bedenke! Ganz abgesehen davon, daß die sämmtlichen Helfenstein'schen Besitzungen ihm gehören werden."

„Ich kenne das!" lachte sie fröhlich.

„Nichts kennst Du! Gar nichts! Bedenke den Unterschied: Ein Baron von Helfenstein oder ein Assessor, wenn Du achtundfünfzig Jahre alt bist."



An Deinem Arme geht es sich wie im Paradiese.

Verl. S. (02)

„Da wähle ich allerdings ungeschaut!“

„Wieso?“

„Du meinst, dieser verlorene Helfenstein wäre für mich eine bessere Partie?“

„Jedenfalls.“

„Und Durchlaucht meinen es auch?“

„Gewiß,“ antwortete dieser.

„So darf ich mich gleich jetzt entscheiden?“

„Ich bitte!“

„So heirathe ich den Helfenstein und lasse Bertram sitzen.“

Der Oberst saß mit offenem Munde da und starrte sie ganz fassungslos an. Er sagte:

„Mädchen, Mädchen! Ich werde ja ganz irre an Dir!“

„Ich weiß, was ich thue!“

„Vorhin gelobtest Du, Bertram treu zu bleiben, und jetzt läufst Du so schnell zu Helfenstein über!“

„Ich denke, das ist Dir lieb!“

„Nun ja; aber nun dauert mich freilich dieser arme, gute Bertram. Er ist so brav und hat Dich jedenfalls recht herzlich lieb!“

„Papa, jetzt würde ich an Dir irre werden, wenn das überhaupt möglich wäre. Aber ich kenne Dich viel zu gut!“

Auch der Fürst betrachtete sie mit Augen, in denen zu lesen war, daß er sie nicht verstehe. So ausgelassen hatte er sie noch nicht gesehen, und für so frivol hatte er sie überhaupt nie gehalten.

„Auch Durchlaucht wundern sich?“ fragte sie.

„Ich gestehe es offen!“

„Da giebt es nichts zu verwundern. Ich ziehe einen Baron natürlich einem armen Schlucker vor und bin überzeugt, daß ich an der Seite des Ersteren glücklich sein werde. Bitte nur, ihn morgen mitzubringen.“

„Ja,“ meinte der Oberst. „Darf ich Sie mit ihm vielleicht zum Diner bei mir sehen?“

„Ich nehme diese Einladung an und hoffe, daß Alles zum Glücke gehen werde.“

Er verabschiedete sich und ging. Er war enttäuscht und mißmuthig. Er hatte es sich so schön gedacht, daß heute Fanny auf Bertram beharren und er dann morgen ihn als Baron von Helfenstein vorstellen werde. Jetzt hatte Fanny auf den Ersteren verzichtet. War sie nun morgen den Letzteren werth?

Der Oberst stand, als der Fürst gegangen war, kopfschüttelnd vor seiner Tochter und sagte:

„Kind, Du machst mir Sorgen. Ich habe Dich für treuer und verständiger gehalten! Mich dauert Bertram.“

„Der darf Dich nicht dauern, Papa. Ich heirathe ihn ja!“

„Wie — wo — was? Ihn willst Du heirathen?“

„Ja.“

„Und vorhin erklärtest Du Dich für den Baron!“

„Auch jetzt noch!“

„Alle Wetter! Du willst ihn heirathen?“

„Ja.“

„Also alle Beide?“

„Alle Beide, lieber Papa!“

Da fuhr er sich mit beiden Händen nach dem Kopfe und rief:

„Das wird mir zu bunt! Mädchen, Du hast den Verstand verloren, entweder wegen der Salpetersäure, oder wegen Bertrams Liebeserklärung. Frau, schaffe sie schlafen, damit sie ausruht. Wenn es morgen früh nicht besser ist, lassen wir den Arzt kommen!“

Ihre Mutter hatte nur sehr wenig gesprochen, da der Gegenstand der Unterhaltung ein zarter und Vieles ihr ein Räthsel gewesen war. Sie drang jetzt in die Tochter um Aufklärung über ihr unbegreifliches Verhalten. Diese aber gab den Eltern einen herzlichen Kuß und entfloh.

„Höre,“ sagte er, „sie hat wirklich einen Schwapps!“

„Was Du denkst! Es steckt etwas dahinter.“

„Der arme Bertram!“

„Freilich! Was wäre sie jetzt ohne ihn! Er ist arm und bürgerlich; aber unter der Protection des Fürsten wird sich ihm eine Zukunft eröffnen. Ich könnte mich wirklich für ihn entschließen.“

„Ich auch.“

„Denke Dir, wie dankbar er uns für dieses Glück sein würde. Er würde uns auf den Händen tragen.“

„Das würde er sicher. Aber, zerbrechen wir uns jetzt die Köpfe nicht. Es wird ja kommen, wie es kommen muß. Fanny ist ein selbstständiger Character. Sie wird thun, was sie will, und das wird gut sein.“

Er hatte recht. Fanny that, was sie wollte. Sie wartete nämlich, bis sie Alles zur Ruhe glaubte, dann nahm sie den Mantel und eine Kopfhülle um und stieg leise die Treppe hinab. Dort klopfte sie vorsichtig den Portier heraus, welcher noch nicht schlief.

„Gnädiges Fräulein?“ fragte er ganz erstaunt. „Sie wollen doch nicht etwa noch ausgehen?“

„O ja. Ich muß. Machen Sie recht leise auf, und lassen Sie mich dann ebenso heimlich ein!“

Draußen eilte sie zum nächsten Droschkenplatz und gab den Anfang der Siegesstraße als Ziel an. Dort angekommen, lohnte sie den Kutscher ab und eilte bis nach der Nummer Zehn. Im oberen Zimmer, welches Bertram bewohnte, sah sie noch Licht. Ein Schatten bewegte sich regelmäßig hin und her. Er war also noch wach.

„Es geht ihm wie mir,“ flüsterte sie vor sich hin. „Er fühlt sich so glücklich, daß er nicht zu schlafen vermag. Ich wollte eigentlich zu ihm, aber das würde Papa Brandt ja bemerken und es also dem Fürsten sagen. Besser

ist es, er kommt herab. Aber wie mache ich mich bemerklich? Mit ein wenig Sand, den ich an sein Fenster werfe."

Sie that es. Robert Bertram hörte das Klirren der Sandkörner an die Glasscheiben und öffnete.

„Pst! Ganz leise!" erklang es da unten.

„Wer ist da?" fragte er, als er erstaunt eine weibliche Gestalt erkannte.

„Ich, Fanny."

„Mein Gott! Fanny! Was ist's? Etwas Schlimmes?"

„Nein, etwas sehr Gutes! Komm! Aber laß nicht merken, daß ich da bin."

Er verschwand vom Fenster und trat alsbald leise auf die Straße.

„Sind Brandt's noch wach?" fragte sie.

„Nein. Ich hoffe, daß sie nichts bemerkt haben."

„Komm, promeniren wir. Hier dürfen wir nicht stehen bleiben."

Er verschloß die Thür und nahm dann ihren Arm in den seinigen. Das Herz wollte ihm vor Glück und Seligkeit zerspringen. Er fühlte an seinen Schläfen den Puls klopfen. Dieses herrliche, unvergleichliche Mädchen kam zu ihm, nach Mitternacht! Wie lieb mußte sie ihn haben. Er seufzte tief, tief auf. Sie hörte es und fragte:

„Ist Dir Dein Herz so schwer?"

„Nein, meine Fanny. Es ist so voller Glück, daß ich nicht weiß, wohin. O, wenn so ein Mädchen wüßte, welche Seligkeiten ihre Liebe über unser Leben ergießt!"

„Ist das wirklich so, Robert?"

„Gewiß, gewiß!"

„Und ich dachte, Du seiest recht betrübt."

„Weshalb sollte ich es sein?"

„Wegen Papa."

„O, der macht mir keine Sorge. Ich werde darnach streben Deiner werth zu sein. Dein Papa ist vorurtheilslos und wird Dich nicht unglücklich machen. Aber, hat Dein Kommen nur diesen einen Grund, nämlich zu erfahren, ob ich betrübt bin oder nicht."

„Nein. Es giebt noch einen viel gewichtigeren. Bist Du drüben beim Fürsten gut bekannt?"

„Ja."

„Kennst Du Alle, die sich bei ihm befinden?"

„Alle, vom Ersten bis zum Letzten."

„Aber es könnte doch Jemand heimlich bei ihm wohnen!"

„Nein. Ich wüßte es sicher. Ich habe es auch gewußt, als die Baronin Ella von Helfenstein bei ihm wohnte."

„So sage mir, ob nicht vielleicht ein junger Mann sich bei ihm befindet, der seinen Eltern verloren gegangen ist?"

„Nein."

„Der in irgend einer Erziehungsanstalt gewesen ist?"

„Nein. So Einer wohnt nicht drüben.“

„Auch nicht hüben?“

„Nein.“

„Gewiß nicht? Bitte, denke genau nach!“

„Ich kenne jeden Winkel des Palastes drüben und auch unsers Hauses hüben. Den Eltern verloren gegangen, in einer Erziehungsanstalt gewesen? Da giebt es wirklich Keinen, außer ich müßte gemeint sein. Das Findelhaus ist ja auch Erziehungsanstalt.“

Er fühlte, daß sie seinen Arm an sich drückte.

„Du kennst Deine Eltern also nicht?“ fragte sie.

„Nein, ich weiß nicht, wer sie sind.“

„Du hast auch keine Ahnung?“

„Nein. Freilich, wenn ich sanguinisch sein wollte, könnte ich mir einbilden, von Adel zu sein.“

„Ach! Warum?“

„Es wurde eine Kette bei mir gefunden mit einem Medaillon. Auf diesem befand sich eine Freiherrnkrone — —“

„Mein Gott! Ist's wahr?“ fragte sie hastig.

„Ja.“

„Weiter nichts? Kein Name?“

„Nur die Anfangsbuchstaben R. v. H.“

Da blieb sie stehen und drückte ihm ihre Fingerchen vor freudigem Schreck so in den Arm, daß es ihm wehe that.

„Ist das wirklich wahr? Irrst Du Dich nicht?“

„Nein. Es ist kein Irrthum möglich.“

„Du hast die Kette noch?“

„Ja. Der Fürst hat sie in Verwahrung.“

„Also, so, also so!“ nickte sie vor sich hin.

„Weißt Du, das ist die Kette, von welcher ich Dir erzählte, daß ich sie bei dem Juden Salomon Levi versetzt gehabt habe. Als ich sie einlöste, war aus dem v. ein u. geworden. Der Fürst wollte untersuchen, was da wohl zu Grunde liege, hat mir aber noch nichts mitgetheilt. Er wird es nicht haben entdecken können.“

„O doch! Er hat Alles entdeckt; er weiß Alles, Alles. Er kennt Deine Eltern, Deine Geschwister, Deine ganzen Verhältnisse.“

„Ah! Warum sagt er es nicht?“

„Er wird seine guten Gründe gehabt haben, bis jetzt darüber zu schweigen. Morgen aber will er es Dir sagen.“

„Morgen! Herr mein Gott! Ist das wahr? Ich soll meine Eltern kennen lernen, meine Abstammung!“

Er blieb stehen und faltete die Hände ineinander.

„Ja, das wirst Du erfahren.“

„Was werde ich hören müssen! Jetzt habe ich mich an die Vorstellung gewöhnt, ein Findelkind zu sein. Was aber wird nun kommen!“

„Ich weiß es, lieber Robert.“

„Du? Du solltest es wissen?“

„Ja, der Fürst hat sich verrathen.“

„Ah! Ist es schlimm? Ist es bös?“

„O nein, nein, sondern sehr gut.“

„Gott sei Dank!“ sagte er, tief aufathmend. „Meinst Du, daß ich bis morgen warten soll, oder willst Du es mir jetzt schon sagen?“

„Natürlich jetzt gleich! Ich habe mich ja deshalb von daheim fortgeschlichen. Es war so wichtig, daß alle Bedenken schwanden. Ich konnte Dir diese Nachricht nicht zeitig genug bringen. Also, höre: Dein Vater —“

„O bitte, bitte!“ fiel er ihr in die Rede. „Warte noch einen Augenblick.“

Er lehnte sich an das eiserne Zaungitter, an welchem sie standen, als ob er der Stütze bedürfe. Sie sah nicht, was er that, aber ihr Herz sagte ihr, daß er bete. So verging eine Weile; dann fragte er stockend:

„Jetzt erst das Eine: Sind meine Eltern ehrliche Leute?“

„Ja, o gewiß, gewiß!“

„Gott sei Lob und Dank! Nun mag der Vater sein, was er sei; mag er der niedrigste Handwerker oder Tagelöhner sein; ich werde ihn lieb haben, wie lieb!“

„O, er ist — oder vielmehr er war —“

„Er ist todt?“

„Ja.“

„Und die Mutter?“

„Ist auch todt.“

„Habe ich Verwandte?“

„Ja. Zunächst eine Schwester.“

„O, eine Schwester! Welch ein schönes, süßes Wort! Ist sie verheirathet?“

„Nein, sie ist unverheirathet, obgleich sie viel älter ist als Du. Sie ist ein liebes, herrliches Wesen.“

„Ah! Solltest Du sie kennen?“

„O, sehr genau. Sie ist meine Freundin.“

„Deine — Freundin?“

„Ja, sogar meine beste, liebste Freundin.“

Sie zitterte beinahe vor Freude, ihm dies sagen zu können, und er lehnte regungslos am Zaune wie Einer, welcher in ruhiger Ergebenheit Sonnenschein und Blitz über sich ergehen lassen will.

„Deine liebste Freundin?“ wiederholte er. „Welche Wonne ist mir das. Sie ist also Deiner nicht unwerth.“

„So sage mir — nein, sage mir ihn noch nicht, ihren Namen. Sage mir lieber, ob ich noch andere Verwandte habe.“

„Ja, einen Cousin und dessen Frau.“

„Kennst Du auch diese?“

„Leider!“

„Du sagst leider? Sind es böse Menschen?“

„Ich muß mit Ja antworten, obgleich ich Dir nicht gern wehe thun möchte.“

„Was werde ich hören müssen!“

„Er ist ein höchst gottloser Mensch. Er ist ja schuld, daß Du verloren gegangen bist. Er hat Dich ermorden lassen wollen, um Erbe Deines Reichthumes zu sein — —“

„Reichthum? Sind die Eltern reich gewesen?“

„Sehr, sehr. Du bist der Sohn einer der ersten Familien des Landes, mein lieber Robert.“

Aus dem Tone, in welchem sie dieses sagte, klang das hellste Entzücken. Er zuckte zusammen.

„Einer der ersten Familien?“ fragte er. „Herr, mein Gott! Wär mein Vater adelig?“

„Ja, Baron.“

„O, Du lieber, barmherziger Gott! Baron, ich Baron!“

Er jubelte es nicht, er flüsterte es mehr vor sich hin. Aber sie fühlte, daß in diesem leisen Klange sich eine tiefere Seelenbewegung aussprach, als es hätte im hellsten Jubel sein können.

„Ja, mein guter, guter Robert,“ sagte sie, „das ist ja das unendlich Herrliche an dieser Sache, daß ich den armen Findelknaben so innig geliebt habe, und daß er mir nun ebenbürtig ist. Ich weiß gar nicht, wohin ich mit all meinem Entzücken soll.“

„Wissen Deine Eltern es bereits?“

„Kein Wort. Aber ich muß Dir sagen, daß Vater und Mutter in unsere Liebe gewilligt haben, trotzdem sie noch nicht wissen, wer und was Du bist.“

„Die Guten! Fanny, mein Leben, wir werden sehr, sehr glücklich sein! Hier, wo mich Gott allein hört, schwöre ich Dir zu, daß ich Dich lieben und anbeten werde fort und fort als der armen Waise, den Du zu Dir emporgezogen hast. Die Größe einer solchen Liebe ist nie, nie zu vergessen!“

Er zog sie an sich und nahm ihr süßes Köpfchen an seine Brust. Sie schlang in tiefster Seligkeit die Arme um ihn und flüsterte ihm zu:

„Und ich wollte beinahe, Du könntest bleiben, was Du bisher warst, nur um Dir zu beweisen, daß ich nur Dich liebe, Dich, wie Du bist, nur Deine Person!“

„Du Süße, Du Herrliche! Du bist so schön, so entzückend schön, und so lieb, so rein, so gut! Wenn ich wirklich eine Baronie bekommen sollte, ich würde sie hingeben für ein einziges freundliches Lächeln von Dir. Du bist ja mein Himmel und meine Seligkeit!“

„Aber Deinen Namen. Willst Du den nicht erfahren?“

„An Deinem Herzen vergesse ich Alles, Alles, selbst das Wichtigste. Ja, sage mir diesen Namen!“

„Du bist — ein — Baron — von — Helfenstein," antwortete sie, jedes Wort schwer betonend.

Er fuhr empor.

„Helfenstein?" erklang es schnell und hastig.

„Ja,"

„Mein Gott! Doch nicht der Verwandte dieses verruchten Franz von Helfenstein?"

„O doch! Er ist nämlich der Cousin, den ich erwähnte."

„Dann wollte ich, ich wäre geblieben, was ich war."

„Warum? Er kann Deine Ehre nicht verdunkeln. Er hat Dich ermorden lassen wollen; er hat Dein Vermögen an sich gerissen, während Du in Armuth und Elend schmachtetest. Die Herzen aller Menschen, welche von Deinem Schicksale hören, werden Dir entgegenschlagen. Wolltest Du dieses Mannes wegen die Vergangenheit zurückwünschen, so müßtest Du auch auf Deine Schwester verzichten."

„Alma von Helfenstein! Meine Schwester, Schwester, Schwester! O mein Gott, welch eine Wonne!"

Er weinte leise vor sich hin. Sie lehnte ihr Köpfchen an seine Brust, und als sie seine Thränen auf ihr Haupt tropfen fühlte, da zog sie ihr Taschentuch, um sie ihm schmeichelnd abzutrocknen.

„Nicht wahr, auf sie bist Du stolz?" fragte sie.

„Du und sie, Ihr Beide seid die herrlichsten Wesen, welche ich kenne. Weiß sie, wer ich bin?"

„Das weiß ich nicht."

„Und Baron Franz, der Mörder?"

„Auch von ihm kann ich es nicht sagen. Ich weiß nur, daß der Fürst das Geheimniß kennt und es morgen den Eltern mittheilen will."

„Wie aber ist es gekommen, daß Du es errathen konntest?"

Sie theilte ihm mit, was nach seiner Entfernung gesprochen worden war. Jedes Wort erfüllte ihn mit Entzücken. Er merkte ja, daß er ihren Eltern auch als Bertram willkommen gewesen wäre. Endlich sagte sie:

„Jetzt möchte ich wissen, ob der Fürst Dir vorher Mittheilung machen wird."

„Natürlich!"

„O, er kann auch Dich mit uns überraschen wollen!"

Da überkam ihn ein fürchterlicher Gedanke:

„Wie nun, Fanny, wenn Du Dich irrtest."

„Worin?"

„Daß ich es bin, von dem er sprach."

„Da ist ein Irrthum unmöglich. Ich habe Dir seine Rede wörtlich erzählt. Zweifelst Du etwa?"

„Nein."

„Ich auch nicht, zumal der Name mit Deinem Medaillon ganz genau stimmt. Nun aber ist meinem Herzenswunsche Genüge geschehen; ich habe Dir mitgetheilt, was ich hörte. Bitte aber, verrathe mich nicht."

„O gewiß nicht! Bist Du zu mir gefahren?“

„Mit Droschke. Ich werde aber nicht zurückfahren, sondern lieber gehen, denn an Deinem — aber ich will Dich doch nicht gar zu stolz machen!“

„Bitte, sprich weiter!“

„An Deinem Arme geht es sich wie im Paradiese. Wirst Du mich nach Hause begleiten?“

„Wie kannst Du fragen! Ich würde mit Dir bis an's Ende der Welt gehen und noch weiter, durch das Fegefeuer und durch die Hölle.“

„Puh! Das wollen wir nicht. Komm, nicht so führen, als ob Du eine alte, häßliche Gouvernante zur Tafel führtest! Lege den Arm um mich, Geliebter! So! Und nun Hand in Hand so weiter und durch das Leben!“ —

Am andern Vormittage kam der Fürst zum Untersuchungsrichter, welcher ihn erwartete. Das Verhörzimmer lag drei Treppen hoch im Amtsgebäude. Die Fenster standen wegen der Tageswärme offen. Sie waren nicht vergittert. Man hatte wegen der hohen Lage des Locales diese Vorrichtung nicht für nöthig gehalten, da es jedenfalls keinem der Gefangenen einfiel, einen Sprung hinab zu wagen, er hätte denn wahnsinnig sein müssen.

„Sind die Acten über Robert Bertram geschlossen?“ fragte der Fürst.

„Noch nicht. Es erübrigt noch eine Confrontation des Baron Franz mit dem alten Schmiede. Der Erstere will noch nicht gestehen. Es ist dies der letzte Versuch. Gesteht er auch heute nicht, so thut dies der Sache keinen Eintrag, da das Beweismaterial grabezu erdrückend ist. Ich habe nur die Frage, ob Sie sich vielleicht in Ihrer ursprünglichen Gestalt als Gustav Brandt zeigen möchten.“

„Dem Schmiede?“

„Nein. Der hat Sie ja bereits gesehen. Ich meine vielmehr dem Baron.“

„Wie Sie wünschen.“

„Danke! Dann aber nicht sogleich beim Anfange des Verhöres, sondern im Verlaufe desselben, wenn der Inculpat zu leugnen fortfährt. Ich werde Ihnen das Zeichen durch einen Wink ertheilen.“

„So erlauben Sie mir, erst in's Nebenzimmer zu gehen, um meine Vorbereitungen zu treffen.“

Er that dies, und dann, als er Platz genommen hatte, wurde der Schmied vorgeführt.

Der alte Mann war sehr zusammengefallen, machte aber noch immer den Eindruck eines trotzigen, kräftigen Willens und einer nachhaltigen Entschlossenheit.

„Ich habe Sie kommen lassen,“ sagte der Richter, „um Sie noch einmal über den kleinen Robert von Helfenstein zu vernehmen. Bleiben Sie bei Ihren Geständnissen?“

„Ja.“

„So hören Sie! Ich werde Ihnen das Protocoll noch einmal vorlesen.“

Der Schmied hörte aufmerksam und in Ruhe zu. Dann wurde er gefragt:

„Wünschen Sie eine Abänderung oder eine Hinzufügung?“

„Nein. Es ist so richtig und gut.“

„Sie haben das Feuer allein angelegt?"

„Ja."

„Auch das Kind der Botenfrau alleine aus dem Grab geholt?"

„Ja."

„Und den kleinen Robert allein geraubt und auch allein nach der Residenz geschafft?"

„Ganz allein."

„Ihr Sohn hat nichts davon gewußt?"

„Kein Wort."

„Ihre Frau auch nicht?"

„Der hätte ich noch viel weniger etwas gesagt."

Der Richter musterte ihn mit einem theilnehmenden Blicke. Dann sagte er nicht unfreundlich:

„Wolf, wir errathen Sie! Aber Sie sind Derjenige, welcher offen und ehrlich gesteht, und so will ich das Verhör nicht mit jener Strenge unternehmen, welche mir sonst leicht sein würde."

„Ich danke Ihnen! Darf ich fragen, wie mein Sohn sich befindet?"

„Er ist wohl auf. Bis jetzt haben wir kein Material gegen ihn. Daß er damals mit Ihnen beim Baron gewesen ist, wird man ihm hingehen lassen müssen, da er nicht gesprochen hat und auch nicht gezwungen werden konnte, seinen Vater zu verrathen. Sein Schicksal braucht Sie nicht zu beunruhigen. Es steht zu erwarten, daß er fast ganz straflos ausgeht."

Der Alte seufzte tief und erleichtert auf, warf einen dankbaren Blick auf den Sprecher und sagte:

„Ihre Worte sind mir die größte Wohlthat in meinem selbstverschuldeten Unglücke. Wem ich diese Milde eigentlich verdanke, das weiß ich. Ich habe Herrn Brandt in's Unglück gebracht, darum rettete ich ihn während des Transportes. Das will er mir nicht vergessen, mir alten Hallunken Er hat als Fürst des Elendes mehrere Male den Versuch gemacht, mich zu retten, ich bin aber immer wieder in's Unglück hineingetölpelt. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange leben werde. Ich fühle es deutlich. Sollte ich noch hier bei Ihnen sterben, so grüßen Sie mir meinen Sohn und bringen Sie ihm meine letzte Bitte, daß er fortan als ehrlicher Mensch leben möge! Und nun noch zuletzt die Frage: Werde ich denn nicht einmal dem Hauptmann gegenübergestellt?"

„Das soll eben jetzt geschehen. Fürchten Sie sich vielleicht vor ihm?"

„Ich? Vor ihm? Ah! Fürchtet sich der Teufel vor dem Beelzebub? Er mag kommen!"

Der Untersuchungsrichter klingelte und befahl, den Baron Franz von Helfenstein vorzuführen.

Während der jetzt entstehenden Pause schweifte das Auge des Schmiedes nach den offenen Fenstern hin; seine Lippen preßten sich zusammen und über seine wetterharten Züge ging ein wildes, trotziges Leuchten.

Da trat der Baron ein.

Er sah geschwächt aus, aber auf seinem Gesichte lag ein höhnisches,

schadenfrohes Lächeln. Er war gefesselt, und zwar in der Art, daß ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren. Man hatte ihn gewöhnlich vorn gefesselt, aber da hatte er die Möglichkeit, die Arme erheben zu können, zu allerlei Widersetzlichkeiten gebraucht. Seitdem legte man ihm die Hände auf den Rücken.

Er sah den Schmied mit keinem Blicke an, dem Fürsten aber stierte er mit teuflischem Grinsen in's Gesicht.

„Treten Sie näher!" befahl der Untersuchungsrichter.

Er gehorchte nicht.

„Ich sagte, daß Sie näher treten sollen."

Er blieb stehen. Da faßte der Beamte nach der Glocke und sagte in drohendem Tone:

„Ich habe Sie ohne Wächter eintreten lassen, um doch auf den Stand, welchem sie angehörten, möglichst Rücksicht zu nehmen. Gehorchen Sie mir aber nicht, so werde ich von der mir zustehenden Disciplinargewalt Gebrauch machen. Ich rufe den Wächter und lasse Ihnen bei jeder Weigerung, mir Gehorsam zu leisten, einige Hiebe aufzählen."

„Wagen Sie es!" knirrschte er.

„Pah! Ich wage nichts. Ich habe das Recht dazu."

„Denken Sie, ich wisse nicht, daß das verboten ist."

„Im Allgemeinen, ja. Ihr Verhalten aber hat mich veranlaßt, höheren Ortes um Instruction und Vollmacht zu bitten. Ich darf Sie prügeln lassen, so oft es mir gefällt. Treten Sie näher!"

Jetzt trat er hart an den Tisch heran.

„Ich habe Sie heute nur über den verschwundenen kleinen Robert von Helfenstein zu vernehmen. Sie haben bisher geleugnet. Sind Sie vielleicht bereit, der Wahrheit die Ehre zu geben?"

„Ja; das habe ich bereits gethan. Ich habe die Wahrheit gesagt. Erfindungen und Lügen können Sie nicht verlangen."

„Nun gut. Hier steht der Schmied Wolf als Zeuge und Mitschuldiger. Ich werde Ihnen vorlesen, was er als offenes Geständniß hier niedergelegt hat."

„Ich brauche nichts zu hören. Er erfindet, um mich zu verderben. Warum weiß nur er von dem Raube des Kindes und von der Leiche des Knaben der Botenfrau?"

„O, es giebt noch andere Zeugen!"

„Haha! Wen denn?"

„Zum Beispiel hier, Durchlaucht haben das Grab untersucht und leer gefunden."

„Pah, dieser Mensch ist mein Specialfeind und lügt nur, um mich auf das Schafot zu bringen. Er hat einen förmlichen Roman gesponnen. Er mag mir Zeugen bringen. Was soll ich da früher Alles gethan haben! Bringt mir den Einzigen, der mir gewachsen wäre, nämlich jenen Gustav Brandt, den

Mörder! Aber Ihr wißt und findet ihn nicht. Er fürchtet sich, zu kommen weil er der Schuldige ist."

„Ah, wenn er nun da wäre?"

„Machen Sie nur mit mir keine Schnurren."

„Nun, wir werden ja sehen."

Der Beamte nahm das Actenstück zur Hand, um das Protocoll zu verlesen, gab aber vorher dem Fürsten einen von dem Baron unbeachteten Wink. Der Fürst zog sein Taschentuch und legte es an das Gesicht.

Der Baron schenkte dem Vorleser nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Dieser fragte, als er geendet hatte:

„Was haben Sie dazu zu bemerken?"

„Erfindung!"

„Ihre Frau sagt ganz dasselbe aus."

„Die ist verrückt und übrigens von dem Fürsten hier bis auf das Wort eindressirt."

„Ich habe die auf den Schloßbrand bezüglichen Acten durchgenommen. Die damaligen Aussagen der Schloßbewohner stimmen genau mit dieser hier."

„Bringen Sie mir diese Schloßbewohner nicht aber ihre Aussagen. Ich wiederhole, daß Alles erfunden ist. Gerade die Schuldigen kommen nicht; darum häuft sich scheinbar das Beweismaterial gegen mich. In Beziehung auf das Frühere bleibe ich bei meinem Verlangen, mit Brandt confrontirt zu werden."

„Das kann geschehen."

„Oho! In Buxtehude oder Dummsdorf! Nicht wahr!" höhnte er lachend.

„Nein, hier! Da sitzt er ja!"

Er deutete auf den Fürsten, welcher das Taschentuch langsam vom Gesicht entfernte und sich ebenso langsam und stolz von seinem Sessel erhob. Der Baron starrte ihn an, wie man ein Gespenst anstarren würde.

„Brandt! Alle Teufel!" rief er.

„Mörder!" entgegnete der Angeredete.

„Ah! Brandt und der Fürst von Befour eine und dieselbe Person! Vielleicht auch der Fürst des Elendes!"

„Allerdings. Ich kam, um Dich zu fangen, Bösewicht, und ich habe Dich!"

„Oder ich Dich! Habe ich nicht die Hände frei, so habe ich doch die Füße, Du Hund!"

Er sprang auf den Fürsten zu und holte zu einem fürchterlichen Fußtritte in die Magengegend aus. Der Fürst trat schnell zur Seite, so daß er gar nicht getroffen worden wäre. Aber er hatte diese Bewegung nicht nöthig gehabt, denn der Schmied hatte den Baron von hinten an beiden Oberarmen ergriffen.

Der Untersuchungsrichter griff nach der Glocke, um den Wächter herbeizurufen, aber der alte Wolf sagte:

„Bitte, das ist nicht nöthig; ich bändige ihn schon!“

„So halten Sie ihn fest!“

„O, ich werde ihn nicht sogleich wieder loslassen. Aber bitte, lassen Sie mich ihm vorerst ein kleines Wörtchen sagen!“

Und sich an das Ohr des Barons beugend, knirrschte er ihm in wildem Grimme zu:

„Du willst nicht beichten und bekennen. Nun wohl, so sollst Du einen Richter finden, bei dem kein Leugnen gilt! Ich muß sterben. Du hast mich elend gemacht und in den Tod geführt. Wohlan, ich gehe nicht allein. Komm mit.“

Er hob ihn hoch empor. Ein riesiger Sprung, ein Fluch, ein Schrei, und Beide waren verschwunden.

„Herrgott!“ rief der Richter. „Wer konnte so Etwas denken. Sie müssen zerschmettert sein.“

Mit diesen Worten sprang er an das Fenster, der Fürst ebenso. Beide blickten hinab. Von allen Seiten liefen unten die Menschen herbei. Man hatte den Schrei gehört und den Vorgang bemerkt. Der alte Schmied lag regungslos unten auf dem Steinpflaster; der Baron aber hatte die Erde nicht erreicht. An dem gerade darunter befindlichen Fenster des ersten Stockwerkes waren eiserne Blumenbrethalter angebracht. An einem derselben hing der Baron mit den gefesselten Händen. Er brüllte wie ein wildes Thier, ob vor Schmerz, das vermochte man jetzt noch nicht zu sagen.

Der Fürst und der Untersuchungsrichter eilten hinaus und hinab. Es wurde schleunigst eine Leiter geholt, um den Baron von dem Eisen abzulösen. Jetzt zeigte es sich, daß er neuerdings schrecklich verletzt war. Die beiden hinten zusammengebundenen Arme waren hängen geblieben und ihm nach hinten so emporgezogen worden, daß sie vollständig aus den Achseln gedreht waren. Es wurde sogleich nach dem Arzte geschickt. Was den alten Schmied betrifft, so war er erlöst. Er lag mit zerschmettertem Schädel auf dem Pflaster. Der Tod war sofort eingetreten.

„Ich bin untröstlich, Durchlaucht!“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Weshalb denn wohl?“

„Man wird mir die Schuld beimessen.“

„O nein! Wer konnte das denken!“

„Ah, ich kenne Ihr Lächeln! Sie haben es sich gedacht.“

„So nicht. Daß der Alte den Tod suchte, um seinen Sohn zu retten, der nun Alles auf den Vater schieben kann, das dachte ich mir; aber daß er mit dem Baron von da oben herabspringen würde, davon konnte Niemand eine Ahnung haben.“

„Das Schlimmste ist die Verletzung des Barons. Er wird unfähig zum Verhör, und so bleibt die Untersuchung eine Ewigkeit ruhen. Vielleicht stirbt er gar!“

„Ich denke das Gegentheil.“

„Wieso?“

„Die Arme ausgedreht, das muß entsetzlich sein. Wer weiß, ob sie wieder eingerichtet werden können. Jedenfalls hat er die Schmerzen einer ganzen Hölle auszustehen, und ich hoffe, daß gerade diese Qualen ihn veranlassen werden, der Sache durch ein unumwundenes Geständniß ein schnelles Ende zu machen."

„Das gebe Gott! Er ist überführt; aber sein Leugnen macht uns großartige Mühe und Beschwerden und verzögert den Gang der Sache in's Unbestimmte. Aber, Durchlaucht, Ihr Gesicht!"

„Ach ja, ich stehe ja als Brandt hier!"

Er eilte hinauf, um Toilette zu machen und kam bald wieder als Fürst von Befour herab. —

Er begab sich nach Hause, aber nicht in sein Palais in der Palaststraße, sondern nach dem Häuschen in der Siegesstraße, in welchem seine Eltern wohnten. Er fand Robert Bertram in seiner Wohnung. Der junge Mann hatte bei einem Buche gesessen, aber nicht lesend sondern mit offenen Augen träumend. Sein Gesicht hatte den zufriedensten und glücklichsten Ausdruck, den es nur geben kann.

„Heute ist Ihr Geburtstag?" fragte der Fürst lächelnd.

„Mein Geburtstag? O, den kenne ich gar nicht!"

„Ich dachte, weil Sie ein so festliches Gesicht machen."

„Hm! Ich bin bei guter Laune."

„Wohl wegen der Lectüre hier? Was lesen Sie Schönes?"

„Es ist ein Lehrbuch der Geometrie."

„O weh! Darüber pflegt man doch nicht in solche Verzückung zu gerathen!"

„Allerdings nicht. Ich dachte an gestern Abend."

„Und da freuen Sie sich, daß Sie hinauscomplimentirt worden sind?"

„Ja, denn ich hoffe, daß man mich einladen werde, wieder zu kommen."

„So waren Sie heute früh nicht dort?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich hatte von Ihnen keine Anweisung dazu erhalten."

„Mein gestriger Wink war deutlich genug. Uebrigens hatten Sie als Hausfreund die Verpflichtung, sich nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen. Wir werden das jetzt mit einander thun und also hinfahren. Vorher aber muß ich Sie allen Ernstes fragen, ob es denn wirklich zu einer Erklärung zwischen Ihnen und Fräulein Fanny gekommen ist."

„Allerdings."

„Wie, Sie wagen sich an diese Dame?"

Robert erklärte lachend:

„Oder vielmehr, sie wagte sich an mich. Ich habe sie allerdings herzlich lieb; aber ich kannte die zwischen ihr und mir bestehende Schranke nur gar zu gut und war daher entschlossen, über meine Gefühle das tiefste Schweigen zu beobachten. Sie aber trieb mich aus der Reserve."

„Das ist allerdings ein Zeichen, daß Sie von ihr wahr und innig geliebt werden. Sie sind ein glücklicher Mensch, Robert. Aber welche Hoffnung haben Sie denn für die Zukunft. Jetzt können Sie doch nicht denken, daß Sie einst der Gemahl dieser Dame sein werden."

„O, ich denke es dennoch und verlasse mich dabei auf Drei, nämlich auf Gottes Beistand, auf Ihre Hilfe und auf meine eigene Anstrengung."

Der Fürst klopfte ihm gerührt auf die Achsel und sagte:

„Recht so! Das sind Drei, auf die Sie sich verlassen können. Gott wird Sie schützen, Sie meinen es gut, und was ich thun kann, das werde ich gern thun und auch bald, vielleicht sogar schon heute. Kommen Sie!"

Der Wagen war vorgefahren, und sie stiegen ein. Robert hatte sich dem Fürsten gegenüber nichts merken lassen, aber es war ihm jetzt, als ob er dem großen Loose entgegenfahre.

Als sie vor dem Thore des Obersten hielten, blickte Robert zu den Fenstern empor. Da oben stand seine Fanny strahlenden Angesichtes neben Alma von Helfenstein.

Steckte die Letztere mit dem Fürsten im Bunde? so fragte sich Robert. Wußte sie, daß er ihr Bruder sei?

Natürlich wußte sie es. Der Fürst war übrigens heute bei ihr gewesen und hatte sie über den gestrigen Vorgang unterrichtet. Er hatte sie gebeten, zu dem Obersten zu kommen, weil da das Geheimniß Robert Bertrams gelöst werde.

Sie hatte heute ihre junge Freundin Fanny, welche ja nun ihre Schwägerin werden sollte, mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit begrüßt, und als sie sich dann für einige Augenblicke allein befanden, fragte sie:

„Also der Fürst ist zum Diner geladen. Wird er vielleicht Robert Bertram mitbringen?"

Fanny antwortete erröthend:

„Ich weiß es nicht bestimmt, möchte es aber wünschen."

„Ah, Sie wünschen es besonders? Darf ich vielleicht errathen, daß dieser Wunsch aus dem Herzen kommt?"

Fanny warf sich der Freundin in die Arme und sagte, indem schnelle Thränen ihre Augen füllten:

„Was auch kommen möge, nicht wahr, Sie werden mir Ihre Freundschaft stets bewahren?"

„O, liebes Kind, nicht nur die Freundschaft, sondern meine Liebe. Lassen Sie uns Schwestern sein!"

Als nun jetzt der Fürst mit Robert eintrat, standen die beiden Damen nebeneinander, die dunkel glühende Nacht des Südens und der helle, goldene Sonnenstrahl. Es gab eine eher herzliche als freundliche Begrüßung, und dann trat der Oberst ein.

„Aber, Durchlaucht," scherzte er, „jetzt ist doch von einem Mittagsessen, zu welchem Sie geladen sind, noch keine Rede. Es sind noch zwei Stunden bis dahin."

„So warten wir. Die Damen werden dafür sorgen, daß wir nicht die Minuten zählen."

„So werde ich sogleich auch meine Frau rufen. Die paßt dazu ganz vortrefflich, da sie gar nicht zählen kann."

„Bald saß man in traulichem Gespräch beisammen. Aber dem Oberst dauerte es zu lange, ehe die Entwickelung begann. Er rückte auf seinem Sitze hin und her und wagte es endlich sogar, den Fürsten zu erinnern:

„Durchlaucht, bitte, bitte!"

„Was, bester Oberst?"

„Na, thun Sie nur nicht, als ob Sie es nicht wüßten. Ich meine Ihr Versprechen."

„Von wegen dem jungen Baron Robert von — — —?"

„Ja. Aber, bitte, ist Fräulein von Helfenstein in das Geheimniß eingeweiht?"

„Ja, ich habe heute Morgen die Ehre gehabt, mit ihr zu sprechen. Es handelt sich vorerst aber darum, unsern Herrn Bertram vorzubereiten."

Bertram blickte lächelnd zu ihm auf. Der Fürst fuhr fort:

„Es hat sich nämlich herausgestellt, daß Fräulein Fanny zwei Anbeter hat."

Robert nickte sehr vergnügt. Darum fragte der Fürst:

„Das scheint Ihnen gar nicht sonderbar vorzukommen?"

„Ganz und gar nicht! Es sollte mich überhaupt wundern, wenn sie nur von Zweien angebetet würde!"

„Ach so! Ich spreche aber nämlich von zwei bevorzugten Anbetern. Der Eine sind nämlich Sie, und der Andere ist ein gewisser Baron Robert von Helfenstein."

„O weh!" lachte Robert.

„Eine Klage? Und dazu lachen Sie?"

„Ich kenne auch keinen Grund zum Weinen. Er müßte erst später kommen."

„Das dürfte sehr leicht möglich sein. Der Herr Oberst wünscht nämlich, daß Fräulein Fanny heute, jetzt zwischen diesen Zweien entscheide."

„Ah! Hat das solche Eile?"

„Aus gewissen Gründen, ja. Sie sind jetzt hier, um Ihr Urtheil zu empfangen. Wollen Sie sich vielleicht an die Dame wenden?"

Jetzt zwang Robert sich zu einem ernsthaften Gesichte und antwortete dem Fürsten:

„Ich darf natürlich Herrn von Hellenbach nicht fragen, was ihn zu einem solchen Verhalten drängt, und ebenso wenig möchte ich mir mein Schicksal selbst erfragen. Da überhaupt gesagt worden ist, daß eine Entscheidung stattfinden soll, so ist diese Entscheidung also möglich. Wo aber eine Entscheidung möglich ist, da ist das Herz zwischen Zweien getheilt. Ich aber verlange ein ganzes, volles, ungetheiltes Herz, und darum verzichte ich überhaupt — Fräulein Fanny, heirathen Sie den genannten Baron Robert von Helfenstein!"

Jetzt blickten die Anderen gespannt auf das reizende Mädchen. Dieses zuckte wie bedauernd oder gar verächtlich die Achseln und antwortete:

„Ich glaube, Herr Bertram, daß Sie sich in mir geirrt haben. Sie sind mir einige Male sehr nützlich gewesen; das giebt Ihnen aber noch lange kein Recht, auf Etwas meinerseits zu rechnen, was mehr als Dankbarkeit sein würde. Sie sind zwar Dichter, aber doch von bürgerlichem Herkommen, während ich mich Baronesse nennen darf und mein Vater überdies Oberst, also Stabsoffizier ist. Die Erwartungen, welche Sie, wie es scheint, bisher gehegt haben, sind mehr als kühn zu nennen und konnten unmöglich in Erfüllung gehen. Wenn also vorhin von einer Wahl die Rede war, so ist dies ein ganz unpassender Ausdruck gewesen. Ich habe nicht zu wählen, wenigstens nicht zwischen Ihnen und einem Anderen. Der Andere steht mit mir auf derselben gesellschaftlichen Stufe, und so versteht es sich ja ganz von selbst, da es seitens meiner Eltern wirklich so dringend gewünscht wird, daß ich die Frau eines Mannes sein soll."

Diese Worte erregten allseitige Bestürzung.

„Fanny!" sagte die Oberstin. „Ich begreife Dich nicht! Das ist ja hart; das ist sogar gefühllos!"

Und ihr Vater meinte kopfschüttelnd:

„So habe ich Dich noch nie gesehen. Herr Bertram hat es nicht um Dich und uns verdient, daß Du ihn in dieser Art zurückweisest. Man kann doch wenigstens höflich sein!"

Der Fürst war beinahe zornig geworden. Er bemerkte:

„Gestern Abend, als ich dort unter der Thür stand, hätte ich nicht geahnt, daß Ihnen solche Worte möglich seien. Ich stehe da vor einem psychologischen Räthsel. Ich hatte allerdings die Absicht, Ihnen den Baron von Helfenstein vorzustellen, werde das nun aber nicht thun. Es kann nicht meine Absicht sein, ihn an der Seite eines herzlosen Weibes unglücklich werden zu lassen. Kommen Sie, Robert, wir wollen gehen."

Es war wirklich seine Absicht, ihr zu verschweigen, daß Robert der erwähnte Baron sein. Er verbeugte sich, um zu gehen, und Bertram that dasselbe. Da aber machte Fanny eine abwehrende Handbewegung und sagte:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Durchlaucht! Ich sagte Ihnen gestern Abend, daß Ihnen Ihre Absicht nicht gelingen werde. Erinnern Sie sich noch dieser Worte?"

„Ja."

„Wissen Sie, was ich meinte?"

„Allerdings nicht."

„Nun, Sie wollten mich in Versuchung führen!"

„Gewiß nicht."

„So war es ein kleiner Theatercoup, welchen Sie beabsichtigten. Sie wollten uns mit einer großen Neuigkeit überraschen. Aber ich bin Ihnen zuvorgekommen. Ich bin gestern, als meine Eltern mich schlafend glaubten, noch einmal ausgegangen."

„Doch nicht!“ sagte ihre Mutter.

„Ja, gewiß, liebe Mama.“

„Mein Gott! So spät! Und wohl gar allein?“

„Freilich. Ich durfte Niemand mitnehmen. Rückwärts freilich war ich nicht allein, da hatte ich einen sehr, sehr liebenswürdigen Begleiter.“

„Das ist wahr, es passiren Unmöglichkeiten! Bei wem bist Du denn gewesen, Du Unvorsichtige?“

„Bei Herrn Bertram hier.“

„Aber weshalb denn?“

„Um ihm zweierlei zu sagen. Nämlich erstens, daß ich ihn heirathen werde, und zweitens — —“

„Ich glaube, Du redest irre, Mädchen!“ rief der Oberst. „Soeben hast Du ihm den Korb gegeben, und jetzt — —“

„O bitte! Und zweitens wollte ich ihm sagen, daß er nicht Bertram heißt, sondern Helfenstein, Baron Robert von Helfenstein.“

„Alle Teufel!“ rief der Vater erstaunt.

„Wie? Helfenstein? Wäre das die Möglichkeit?“ fragte die Mutter, die Hände verwundert zusammenschlagend.

„Ja. Fragt nur die Beiden hier, den Fürsten und die gute, leider aber so verschwiegene Freundin Alma!“

„Woher wissen Sie es?“ fragte der Fürst verwundert.

„Von Ihnen.“

„Vom mir? Ich habe Ihnen ja kein Wort gesagt!“

„Direct nicht. Aber aus Dem, was Sie gestern Abend sagten, zog ich meine Schlüsse. Robert besitzt mein Herz schon längst. Als ich hörte, daß er Baron sei, fühlte ich mich zunächst nicht sehr erfreut. Ich hätte ihm als armen Dichter meine Liebe ja viel besser beweisen können. Da es aber einmal so war, so sollte er sein Glück so schnell wie möglich erfahren; darum ging ich zu ihm. Und nun sehen Sie ein, Durchlaucht, warum ich Robert Bertram den Korb gebe und Robert von Helfenstein wähle. Ihr Theatercoup ist also mißlungen!“

„Weil Sie selbst eine so große Schauspielerin sind,“ antwortete er lächelnd.

Jetzt war er befriedigt. Er durfte wieder an das schöne Mädchen glauben, dessen Eltern sich übrigens nicht genug darüber wundern konnten, daß aus dem armen Bertram auf einmal ein Baron und Millionär geworden war.

Größer als diese Verwunderung aber war Alma's Glück, endlich den Bruder umarmen zu können. Sie lagen sich Herz an Herz und weinten Thränen des Glückes und doch auch des Schmerzes darüber, daß sie für so lange Zeit auseinander gerissen gewesen waren.

Natürlich legten der Oberst und seine Frau die Hände der beiden Liebenden mit größter und herzlichster Bereitwilligkeit in einander, und als dann die Aufregung der Gefühle sich gelegt hatte und man zum Mahle ging, war es ein Festmahl, wie so froh und glücklich es hier noch keins gegeben hatte.

V. S.

Drittes Capitel.

Ende gut, Alles gut!

Der Frühling war in's Feld gegangen und hatte dem Sommer Platz gemacht. Es waren längst die duftenden Blüthenflocken von den Bäumen gefallen, und an den Zweigen begannen die Früchte sich zu färben und zu runden.

In der Residenz gab es davon freilich nicht viel zu sehen. Da reiften jetzt andere Früchte, und zwar Früchte, auf welche die Erwartung der ganzen Bevölkerung des Landes gerichtet war: die Früchte des Monstreprozesses gegen den Baron Franz von Helfenstein.

Es war an einem Vormittage, als Edmund von Randau eine Treppe emporstieg und an eine Thür klopfte, an welcher der Name „Oberlieutenant von Hagenau" zu lesen war. Es dauerte eine Weile, ehe sich drin ein schnarrendes „Herein!" vernehmen ließ.

Als Randau eintrat, lag der lange Officier quer über dem Sopha und hatte beide Beine auf dem Tische liegen.

„Randau! Sapperment!" rief er erfreut, indem er die langen Beine herunternahm und dann aufsprang. „Das ist einmal eine Ueberraschung. Ich will Dich herzlich willkommen heißen, obgleich ich das eigentlich wohl nicht thun sollte."

„Warum nicht?"

„Weil Du fahnenflüchtig geworden bist."

„Ich flüchtete ungern, lieber Freund, und gestehe Dir, daß es erst nach innerem Kampfe geschah."

„Weiß, weiß, Alter! Wolltest heirathen!"

„O nein. Mein Bruder ging zur Marine, und so mußte ich den Dienst quittiren, um nun die Bewirthschaftung unserer Güter übernehmen zu können."

„Und nebenbei die interessanteste Frau, die es geben kann, heimzuführen! Mensch, was bist Du glücklich! Na, setze Dich. Da stehen Cigarren, und draußen habe ich eine Flasche Extrafeinen, den ich gleich hereinholen will. Entschuldige!"

Er ging in die Nebenstube und bemerkte nicht, daß ihm zwischen Rock und Weste etwas entfiel, was er vorher, als es klopfte, schleunigst dort versteckt hatte. Es war eine Photographie. Randau bückte sich, um sie aufzuheben. Als sein Blick auf das Bild fiel, nahm sein Gesicht den Ausdruck

größten Erstaunens an. Er erkannte das Porträt von Hilda Holm, der Schwester des einstigen Reporters.

„Ah!“ dachte er. „Er hat das Bild vor mir versteckt; das hat mehr als Gewöhnliches zu bedeuten. Wollen einmal sehen!“

Er zog seine Brieftasche heraus, legte die Photographie hinein und hatte Beides kaum eingesteckt, als Hagenau wieder eintrat.

„So, hier ist sie. Es ahnte mir, daß in diesen Tagen etwas Außergewöhnliches passiren werde. Für diesen Fall hob ich mir die Flasche auf. Jetzt wollen wir sie leer machen.“

„Ist mein Besuch etwas so Außergewöhnliches?“

„Jetzt, ja. Da, prosit! Die Melitta soll leben — Deinetwegen! Und der Teufel soll sie holen — meinetwegen!“

„Hast Du gar so einen Pick auf sie?“ fragte Randau, indem er mit ihm anstieß.

„Natürlich! Du freilich hast ihr viel zu verdanken. Mensch, Du bist ein Glückspilz!“

„O bitte!“

„Ja, gewiß, gewiß! Mein damaliger Vorschlag, die Melitta zu besuchen, war famos. Er stammte von mir, war meine eigene Erfindung.“

„Ich bin Dir höchst dankbar dafür!“

„Das glaube ich. Mir aber hat er nichts als Unheil gebracht. Ich wollte Euch die größte Schönheit zeigen, welche ich jemals gesehen hatte. Wer hätte es ahnen können, daß dieses Mädchen später eine Baronesse von Scharfenberg und dann sogar Deine Frau werden könne! Wann ist die Hochzeit?“

„In einigen Wochen. Der Tag ist noch unbestimmt. Natürlich bist Du geladen.“

„Unsinn!“

„Du, der Gründer unseres Glückes! Das versteht sich ja ganz von selbst, Langer!“

„Danke! Danke sehr!“

Er spreizte alle zehn Finger abwehrend aus.

„Aber warum denn?“

„Ich habe damals eine verdammt unrühmliche Rolle gespielt.“

„Deshalb willst Du absagen? Deshalb nur?“

„Natürlich!“

„Ah pah! Du glaubst gar nicht, wie gut meine Braut gegen Dich gesinnt ist. Sie nennt Dich ihren Retter. Ohne Deinen Einfall wäre ich nicht zur Melitta gekommen.“

„Verfluchter Einfall! Ich wollte, ich hätte an alles Andere gedacht, nur nicht an dieses!“

Er machte ein so ernstes Gesicht, daß Randau fragte:

„Ist's denn noch nicht verwunden?“

„Das kann ich wohl niemals verwinden. Es scheint, als ob es gar kein

Ende nehmen sollte. Man nimmt diese Geschichte weiß Gott viel zu streng. Ich muß jämmerlich bluten."

„Wieso?"

„Na, Du warst ja auch dabei. Hast Du noch keine Vorladung wieder bekommen?"

„Nein."

„Also nur ich und immer ich. Die dort im Gerichtsamte sind nahe dabei, die Geschichte spruchreif zu machen, und denke Dir, daß man auf den Gedanken gekommen ist, auch mich in Anklage zu setzen."

„Unmöglich!"

„Ah, Du glaubst gar nicht, was heutzutage Alles möglich ist! Ich habe gewettet; ich bin dieser Dame, nämlich Deiner jetzigen Braut, unanständig begegnet — und so weiter! Es hat mir Mühe gemacht, mich heraus zu winden. Und nun erst die Versetzung in die andere Truppe, und vorgestern erhalte ich unter der Hand den Fingerzeig, womöglich um meinen Abschied einzukommen. Urlaub hat man mir unbeschränkten ertheilt."

„Das ist freilich schlimm, lieber Freund."

„Schlimm? Pah, schlimm! Was ist schlimm? Nichts, gar nichts! Es ist teuflisch, satanisch, höllisch! Es giebt gar kein Wort, welches hinreichend wäre, meinen Grimm zu beschreiben, meine Wuth zu schildern."

„Du mußt Dich eben beruhigen."

„Na, schließlich bleibt mir nichts Anderes übrig; aber das Unheil ist doch zu stark und zu dick. Man läßt sich wohl gefallen, daß es Tropfen regnet, aber klumpenweise braucht das Wasser doch nicht vom Himmel zu fallen. Den Abschied nehmen! Verflucht!"

„Was sagt Dein Onkel dazu?"

„Der Kommandirende in Rollendorf? Von dem kommt ja eben jener Fingerzeig! Und dabei bemerkt er, daß es ihn freuen werde, mich nach fünf oder zehn Jahren zum ersten Male wiederzusehen! Und heute erhalte ich von meinem Vater einen Brief oder vielmehr einen Wisch, der mir auch zu denken giebt."

„Kennt er die Prozeßgeschichte?"

„Weiß nicht. Geschrieben habe ich ihm natürlich kein Wort. Es handelt sich um etwas Anderes, um den leidigen Mammon. Mein Banquier kam auf einmal auf den Gedanken, nicht zu Hause zu sein, wenn ich ihn besuchte."

„Was? Er verweigert Dir den Credit?"

„Ja, denke Dir!"

„Das ist doch kaum glaublich!"

„Es ist so. Natürlich beschwerte ich mich darüber bei meinem Vater. Als Antwort erhielt ich die Aufforderung, ohne Versäumniß zu ihm zu kommen. Heute Nachmittag dampfe ich ab."

„Du befindest Dich doch nicht etwa in Verlegenheit?"

Randau machte mit den Fingern die Bewegung des Geldaufzählens.

Hagenau zog beide Schultern empor, machte eine Grimmasse dazu und antwortete:

„Meine Passionen haben Geld gekostet."

„Passionen? Die habe ich doch gar nicht an Dir bemerkt!"

„Ja. Damals hatte ich nur die eine; die andere ist erst später dazugekommen."

„Darf man sie erfahren?"

„Na, ja. Ich habe ein verdammt weiches Gemüth, ein altes, gutes, dummes Herz. Ich habe viel wohlgethan, im Stillen, ohne daß Jemand es so recht erfahren hat, an Kameraden und an Anderen. Das hat Geld gekostet, viel Geld. Später kam ich gar in's Spielen. Ich hatte Glück, dann Unglück, viel Unglück."

„Hm! Ich hörte allerdings davon. Hatte nicht Scharfenberg Dich mit falschen Banknoten bezahlt?"

„Freilich, freilich!"

„Da hattest Du allerdings Verlust!"

„Gar nicht. Der Schurke erschoß sich, und ich mußte vor den Untersuchungsrichter. Du kannst Dir denken, daß dies weder nach meinem Geschmacke, noch zu meinem Vortheile war. Sein Onkel, der Zuchthausdirector, löste zwar sämmtliche Falsificate, welche sein Neffe ausgegeben hatte, ein, und ich kam also zu meinem Gelde, allein es lag kein Segen darauf. Ich verlor und verlor. Ich machte Schulden und verlor immer und immer wieder. Ich spielte, um zu gewinnen und meine Schulden zu bezahlen und dann dieser unseligen Passion für immer zu entsagen; aber ich blieb im Verluste. Mein Bankier gab mir nichts mehr, und mein Vater schickte nichts mehr. Ich schrieb ihm; ich sagte zwar nichts Genaues, aber ich ließ es ihm vermuthen, daß ich in Noth sei. Statt mir Geld zu schicken, ruft er mich zu sich. Ich vermuthe, daß es einige Scenen geben wird."

„Und dann aber Geld!"

„Hm!" brummte Hagenau nachdenklich. „Ich möchte beinahe befürchten, daß mein Vater plötzlich Ursache erhalten hat, sparsam zu sein. Ein Bankier schickt einen Kunden, wie ich war, nicht ohne Ursache heim."

„Bitte, sind Deine Gläubiger verständig?"

„Donnerwetter! Verständig! Ja, wenn sie das wären! Diese Blutsauger aber hetzen mich außer Athem. Uebermorgen kommt ein Wechsel — na, ich bat um Verlängerung der Frist, fand den Kerl aber so obstinat, wie ein altes Maulthier. Was nun thun?"

Er schritt zornig im Zimmer auf und ab. Randau folgte lächelnd seinen Bewegungen und sagte:

„Aber, Mensch, hast Du denn keine Freunde?"

„Freunde? Unsinn! Welcher Mensch hat wahre Freunde! Früher pumpte das ganze Regiment von mir; jetzt hat Keiner einen einzigen Kreuzer für mich."

„Du siehst zu schwarz."

„Nein, ich sehe richtig."

„Denkst aber wenigstens nicht an mich."

„An Dich? Mann, Edmund, soll ich etwa Dich anpumpen, der niemals von mir gepumpt hat!"

„Ja, das wünsche ich! Grad mich sollst Du anpumpen! Du bist der beste, liebenswürdigste Kamerad gewesen; ich nenne mich Deinen Freund; das thue ich nicht nur aus Lust zur Phrase, sondern in aller Aufrichtigkeit. Kannst Du mir vielleicht sagen, wie viel Du brauchst?"

Da stellte Hagenau sich breitbeinig vor ihn hin und sagte:

„Mensch, bist Du toll?"

„Nein. Ist es eine Tollheit, Dein Freund zu sein?"

„Fast, wenigstens in dieser Beziehung."

„Nun, so will ich es einmal mit dieser Tollheit versuchen."

Es legte sich wie eine tiefe Rührung über Hagenau's unschönes Gesicht. Er streckte ihm beide Hände entgegen und meinte:

„Edmund, das werde ich Dir nie vergessen, nie, obgleich es wohl nur bei dem bloßen Versuche bleiben wird."

„Warum beim Versuche?"

„Ich brauche zu viel."

„Das wollen wir erst sehen. Welche Summe ist nöthig, um Dich von den Manichäern zu befreien?"

„Höre und erschrecke: Ich brauche volle zwölftausend Gulden."

„Hm! Das ist freilich nicht unbedeutend."

„Da hast Du es!"

„Bist Du dann wirklich alle Sorgen los?"

„Alle nicht, aber die meisten und größten."

„So erlaube einmal!"

Er stand auf und zog die Brieftasche hervor. Er öffnete sie, schob die auf dem Tische befindlichen Gegenstände zurück und begann aufzuzählen, Banknote an Banknote, eine neben die andere.

„So," sagte er endlich, als er aufhörte. „Das sind fünfzehntausend Gulden. Schaffe Dir die Raben vom Halse und gieb Dich nicht wieder mit ihnen ab."

Hagenau's Augen wanderten vom Freunde auf die Noten, und wieder hin und her. Nach und nach füllten sie sich mit Thränen. Er wischte sie fort und sagte dann:

„Ja, das ist Freundschaft! Das ist eine Freundschaft, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte. Ich werde es Dir, wie ich bereits sagte, nie vergessen, obgleich es bei dem Versuche bleiben wird."

„Ich hoffe, daß Du das Geld annimmst!"

„Nein, das thue ich nicht."

„Warum aber nicht?"

„Weil ich kein Schuft sein will, der da borgt, ohne überzeugt zu sein, daß er auch bezahlen kann."

„Du kannst bezahlen."

„Nein. Laß mich aufrichtig sein! Ich habe —"

„Pah! Rede nicht, sondern stecke das Geld ein!"

„Das thue ich nicht, wenigstens nicht, bevor Du mich angehört hast."

„Na, so rede meinetwegen!"

„Ich habe meinen Vater stets für sehr reich gehalten. Aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß er ebenso wie ich zwei Passionen hatte. Er ist ein großer Freund von Gemälden, ohne aber Kenner zu sein. Er hat für Gemälde, von denen er überzeugt war, daß sie echt seien, Unsummen ausgegeben. Sodann hat er, ebenso wie ich, hoch gespielt, nicht mit Karten, sondern an der Börse. Er hat viel, sehr viel verloren. Als mein Bankier mir Zahlung verweigerte, machte er mich darauf aufmerksam. Er rieth mir, mit dem Vater einmal genau Bilanz zu ziehen; dann soll ich wiederkommen. Das ist genug gesagt. Ich weiß, woran ich bin, und Du wirst es nun auch wissen."

„Ich habe es eher gewußt als Du."

„Ah! Wirklich?"

„Ja. Die theueren Gemälde Deines Vaters sind fast werthlos. Er ist betrogen worden."

„Alle Wetter!"

„Er hat ferner sich sehr verspeculirt. Er hat Chilenen in Masse gekauft und —"

„Chilenen?" fiel Hagenau ein. „Das sind doch wohl jene unglücklichen Papiere, mit denen Scharfenberg so hereingeflogen ist, wie die Untersuchung ergeben hat?"

„Ja, dieselben. Dein Vater hat fürchterlich verloren. Euer Bankier ist auch der unserige. Ich ging zu ihm, um diese fünfzehntausend Gulden zu deponiren. Wir hatten die entbehrliche Frucht verkauft und erhielten vorgestern Zahlung. Beim Bankier kam die Rede auch auf Deinen Vater. Der Mann machte mir zwar keine Mittheilung: das verbot ihm ja die Discretion; aber ich merkte doch Einiges. Ich erfuhr, daß Du wiederholt bei ihm gewesen seiest, schloß weiter und gab mein Geld nicht hin, sondern habe es lieber Dir gebracht."

„Mensch, Du bist des Teufels!"

„Das will ich doch nicht befürchten!"

„Du weißt, daß es schlecht mit uns steht, und kommst gerade darum, um mir so einen Haufen Geldes anzubieten!"

„Ja, gerade darum. Ich kenne Dich. Du bist ein halber Sonderling, aber ein Ehrenmann. Du wirst keinen Menschen in Verlust bringen. Ich leihe Dir das Geld gegen vier Procent bei jährlicher Kündigung. Deine Verhältnisse werden sich bessern, dann bezahlst Du mich."

Hagenau holte tief, tief Athem.

„Bedenke, daß ich meinen Abschied nehmen muß!"

„Das eben bedenke ich. Bliebst Du bei der Fahne, so wäre es Dir

unmöglich, auch nur die Zinsen zu bezahlen. Nun Du aber ausscheidest, wirst Du Deinem Vater helfen, Eure Verhältnisse aufzubessern. Auf diese Weise kann ich überzeugt sein, viel eher zu meinem Gelde zu kommen. Ich hoffe, Du nimmst es!"

„Ah! Du bringst mich wirklich in eine Versuchung, der ich kaum zu widerstehen vermag. Was wird Dein Vater sagen, wenn er es erfährt?"

„Da sorge Dich nicht! Er wird es billigen."

„Meinst Du?"

„Ich versichere es Dir mit meinem Ehrenworte. Also streiche nur getrost ein!"

Da drückte Hagenau ihn an sich und rief.

„Edmund, der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht alles Mögliche thue, um Dir dankbar zu sein! Ja, ich will das Geld nehmen. Ich habe zu leicht gelebt, weil ich mich für reich hielt; aber lüderlich bin ich nicht. Wenn es gilt, so kann ich arbeiten, und das werde ich thun, und sollte mir das Blut von den Fingern laufen. Um Dein Geld kommst Du nicht, darauf verlasse Dich!"

„Diese Ueberzeugung habe ich auch ohne Deine Versicherung. Greif also zu; ich mag das Geld nicht mehr sehen."

„Gut. Das Document stelle ich Dir gleich aus."

Er strich das Geld zusammen und verschloß es; dann stellte er ihm die Schuldverschreibung aus, welche Randau mit jener Behaglichkeit einsteckte, welche die natürliche Folge einer guten, ehrenhaften That ist.

„Jetzt trink weiter!" sagte Hagenau, indem er einschänkte. „Ich will Dir mittheilen, daß ich grad noch so eine Flasche habe. Ich kaufte ein Dutzend dieser Sorte, als ich noch nicht wußte, daß bei mir einmal das Geld alle werden könne. Jetzt freilich werde ich es mit einer billigeren Marke halten müssen."

„Doch nur für kurze Zeit, hoffe ich."

„O, das Geld fliegt viel schneller fort, als es zurückkehrt."

„Na," lachte Randau, „es giebt Wege, welche schnell zum Wohlstand führen!"

„Schnell? Meinst Du etwa Arbeit?"

„Nein. Die führt zwar sicher zum Ziele, aber langsam."

„Was denn?"

„Zum Beispiel eine reiche Heirath."

Hagenau lachte laut auf und antwortete:

„Heirath? Ich?"

„Nun ja!"

„Jetzt möchte ich abermals fragen, ob Du toll bist."

„Ich bin sehr bei Sinnen."

„Siehe meine Figur an!"

„Die ist etwas in die Länge gezogen, aber doch proportionirt."

„Ja, Ihr habt mich ja stets nur den Kranich genannt. Dieses Wort

bezeichnet den ganzen Inbegriff meiner Schönheit! Schaue ferner meine Nase an!"

„Auch ein Wenig lang, aber nicht unmäßig."

„Ja, sie paßt grad so zu mir, wie der Schnabel des Kranichs zu dem ganzen Vogel."

„Deshalb brauchst Du nicht zu verzagen. Du trägst einen alten, berühmten Namen."

„Da kann ich eine ebenso alte Jungfer heirathen, deren Schnabel ebenso lang ist, wie der meinige."

„Heirathe bürgerlich, aber reich!"

Das Gesicht Hagenau's nahm einen außergewöhnlichen Ernst an. Er antwortete:

„Höre, Freund, ich wäre der letzte, welcher mit den Gefühlen seines Herzens Speculation treibt. Wenn ich ja einmal heirathen sollte, dann sicherlich nur Eine, welche mich trotz meiner Häßlichkeit lieb hat. Und da dies ein Wunder sein würde und also wohl nicht gut möglich ist, so bleibe ich ledig. Mein alter Name wird trotzdem nicht auf den Aussterbeetat kommen, da der liebenswürdige Onkel Oberstkommandirender ja zwei Jungens hat, die hübscher sind als ich, und also wohl auch Frauen bekommen werden. Es hat jeder Mensch ein Herz, ich also auch; aber es ist eben nicht Jeder so glücklich, auf die Stimme des Herzens hören zu dürfen."

Sein Ton klang klagend und resignirt, gar nicht so schnarrend wie gewöhnlich. Randau sagte:

„Du wirst ja beinahe schwermüthig! Fast scheint es, als ob Dein Herz schon einmal gesprochen hätte!"

„Hm! Möglich."

„Ah, Alter, ertappe ich Dich!"

„Na, gegen einen Anderen würde ich nichts sagen; Du aber hast mir heute einen solchen Beweis wahrer Freundschaft gegeben, daß ich mich einmal lächerlich machen will. Denke Dir also, die Stunde des Kranichs hat geschlagen."

„Das ist freilich wundersam!"

„Nicht wahr?"

„Du und verliebt! Der kalte, sarkastische, prosaische Kranich, der sich bisher nur über die Liebe und überhaupt über die Damenwelt lustig machte, ist verliebt!"

„Ja; aber er ist nur deshalb verliebt, weil es nicht eine von Euren sogenannten Damen ist."

„Also wohl bürgerlich?"

„Hm, vielleicht noch weniger!"

„Soll ich erschrecken?"

„Thue es! Es ist freilich schauderhaft, aber dieser gefühllose Hagenau hat sich in eine — Schusterstochter verliebt."

„Rede kein Blech!"

„Es ist die Wahrheit."

„Oho!" sagte Randau ungläubig. „Das machst Du Allen weiß, aber nur mir nicht!"

Er hatte das Bild, und Hilda Holm war doch keine Schuhmacherstochter.

„Ja, man sollte es eigentlich für unmöglich halten," meinte Hagenau; „aber es ist dennoch so. Darum kann ich mich auch selbst gar nicht begreifen. Ich bin seit kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch geworden. Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich spiele nicht, ich rauche nicht — —"

„Was thust Du denn?"

„Sapperment, ich rede mit dem Mond und rasire mich täglich fünfmal, um so glatt wie möglich zu sein. Schau, dort steckt die Puderquaste, und da liegt der Liebesbriefsteller. So verrückt macht Einen ein hübsches Gesicht."

„Darf man neugierig sein?"

„Warum nicht? Ich mache regelmäßig meinen Spaziergang. Da begegnete sie mir eines schönen Tages. Als sie an mir vorüber wollte, stockte ihr kleines Füßchen; sie sah mir neugierig und allerliebst freundlich in das Gesicht, erröthete, schlug die Augen nieder und ging dann weiter. Das frappirte mich natürlich."

„Ist sie hübsch?"

„Wie eine — — hm! Wenn ich Maler wäre, sie müßte mir zur Psyche sitzen."

Randau lächelte. Er wußte ja, daß Hilda bei dem Balletmeister einmal fast gezwungen worden wäre, als Psyche Modell zu sitzen. Er sagte nichts und fragte weiter:

„Wie alt?"

„Leider sehr jung. Vielleicht achtzehn."

„Blond?"

„So mittelblond, schlank aber voll. Sie läßt ahnen, daß sie sich in einigen Jahren zu einer wirklichen Schönheit entwickelt haben wird."

„Du hast sie natürlich wieder gesehen?"

„Wie kannst Du nur fragen! Ich war sofort weg, und wer weg ist, der rennt ja nur immer hinter Derjenigen her, welche Diejenige ist. Du hast das jedenfalls auch an Dir erlebt?"

„So ziemlich."

„Na also! Kurz und gut, als sie vor mir stehen blieb und mich so eigenthümlich und erröthend anblickte, da war es mir wie — wie — Donnerwetter, wie doch nur gleich?"

„Als hättest Du Klöse mit Sauerbraten gegessen?"

„Unsinn! Es gab mir so einen Stich — einen Stich — — hm, ja, einen Stich gab es mir."

„Wo denn?"

„Das kann ich eigentlich nicht sagen; er schien durch und durch zu gehen, that aber keineswegs wehe."

„Das war Amors Pfeil."

„Amors Pfeil? Du, ja! Sapperment, das ist der richtige Ausdruck! Und der Pfeil sitzt tief und fest."

„Trotz der Schusterstochter?"

„Trotzdem. Natürlich machte ich Kehrt und folgte ihr."

„Richtig! Ganz wie Schiller sagt: Erröthend folgt er ihren Spuren."

„Nun, erröthend zwar nicht, sondern recht neugierig. Ich mußte wissen, wer sie war."

„Du hast es erfahren?"

„Hols der Teufel, nein."

„Na, na, na, na! Wer soll das glauben!"

„Es ist wahr. Ich sah, daß sie in das Hotel Union ging. Ich will Dir gestehen, daß ich dann drei Viertelstunden lang Pflaster gestampft habe; aber sie kam nicht wieder heraus."

„O weh!"

„Ja, ich habe auch das Blaue vom Himmel herunter geflucht, ohne daß es etwas half. Länger konnte ich nicht da vor der Thür auf- und ablaufen; das wäre ja aufgefallen. Ich mußte also leider fort."

„Da hieß es: Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist so schwer, ich finde sie nimmer und nimmermehr."

„So war es allerdings. Sie hatte es mir angethan. Ich sage Dir, ich war wie verhext. Ich hätte singen und zwitschern können wie eine Haidelerche, aber auch raisoniren wie ein Rohrspatz, daß sie nicht wieder herausgekommen war. Es war mir, als ob ich das große Loos gewonnen habe, und im nächsten Augenblicke hätte ich wetten können, als ob die größte Niete gerade nur auf mich gefallen sei. Die Liebe ist ein verrücktes, aber auch ein höchst angenehmes Ding. Ich bin hier auf der Stube auf- und abgelaufen wie ein Bierefel und habe nur immer mit mir selbst gesprochen. Im Schlafe habe ich dann natürlich von ihr geträumt, und als ich am anderen Morgen aufstand, habe ich die Hosen als Unterjacke angezogen und bin mit dem rechten Fuße in den linken Stiefel gefahren. Hältst Du so etwas für möglich?"

„O, sehr!" lachte Randau.

„Dann ist es Dir also auch so gegangen?"

„Genau so!"

„Gott sei Dank! Ich dachte schon, ich sei eine außerordentliche anthropolische Abnormität und hatte schon Angst, daß der erste beste Raritätensammler auf den Gedanken kommen könne, mich in Spiritus zu setzen und für Geld sehen zu lassen. Denn, denke Dir, was weiter passirte! Du wirst es kaum glauben!"

„O, ich glaube es! Ich errathe es sogar."

„Nun, was denn?"

„Du befandest Dich natürlich am nächsten Tage zu derselben Secunde auf derselben Straße ganz und auf derselben Stelle."

„Bei Gott, der Mensch hat es errathen!"

„Hm! Ich kenne das!“

„Ist es nicht verrückt?“

„Nein. Was glücklich macht, kann nicht verrückt sein. Doch sage: Kam sie denn?“

„Freilich.“

„Dachte es mir!“

„Ich war so neugierig, ob sie kommen werde, wie ich es in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen bin. Ich glaube gar, daß ich ein gelindes Fieber hatte.“

„Einer Schusterstochter wegen!“

„Ja, es ist eigentlich himmelschreiend. Aber wer kann es ändern? Ich nicht!“

„Was thatet Ihr denn?“

„Sie erröthete schon von Weitem, ging aber an mir vorüber, ohne mich dieses Mal anzusehen.“

„Und Du?“

„Ich schwenkte natürlich wieder um, lief ihr bis in's Hotel Union nach, stampfte da über eine Stunde lang Pflaster und ging nach Hause. Da kam es wie gestern. Ich sprach mit ihr und träumte von ihr; nur den einen Unterschied gab es, daß ich am anderen Morgen, als ich die Wäsche wechselte, mit den beiden Beinen in die Hemdärmel fuhr. Als ich dann ausgehen wollte — ich war in Civil — sahen mich unten die Hausleute lachend an und machten mich darauf aufmerksam, daß ich die Hutschachtel auf dem Kopfe hatte. In den Hut hatte ich das schmutzige Waschwasser gegossen. Wenn das keine Liebe ist, so giebt es überhaupt keine Liebe.“

Er lachte ironisch vor sich hin, und Randau stimmte munter ein. Der Letztere fragte:

„Wie und wo aber hast Du erfahren, daß dieses Mädchen eine Schusterstochter ist?“

„Im Hotel.“

„Ah, da hast Du gefragt?“

„Ja; aber auch erst, nachdem ich sechs- oder achtmal vergebens gewartet hatte, ob sie wieder aus dem Hause kommen werde.“

„Mensch, das ist ja höchst auffällig gewesen!“

„Das vermuthe ich auch, denn der Portier machte mir ein Gesicht wie ein Nußknacker, und die Kellner standen an den Fenstern und visirten auf mich los, als ob ich eine Meßstange sei.“

„Deine Figur ist schuld.“

„Freilich! Also ich ging in's Hotel und trat in das Restaurationszimmer. Dort ließ ich mir etwas zu trinken geben. Was es war, weiß ich nicht mehr. Ein Verliebter schluckt Alles hinter, und wenn es Terpentinöl sein sollte. Ich erkundigte mich, ob man wisse, wer das junge Mädchen sei, die so pünktlich komme und nicht wieder gehe. Da sagte man mir, sie sei eine Schuhmachers-

tochter und komme um diese Zeit in die Hotelküche, um das Kochen zu lernen. Sie gehe erst Abends elf Uhr zu Hause."

„Hm! Ihr Name?"

„Den wußte der Kellner nicht, das heißt ihren Familiennamen; der Taufname aber war ihm bekannt, denn er sagte, sie werde Jette genannt."

„Wo wohnt sie?"

„Ja, wer das wüßte!"

„Du nicht?"

„Nein."

„Mensch, wie dumm!"

„Dumm? Wo denkst Du hin! Volle drei Wochen lang habe ich alle Abende von zehn Uhr bis zwölf Uhr vor dem Hotel gestanden und auf sie gewartet. Aber sie kam nicht."

„O weh! Welch' eine Ausdauer!"

„Ja. Der Portier sah mich natürlich. Er hat mich angegrinst wie der Affenpinscher die Speckschwarte; aber ich habe mir einfach nichts daraus gemacht."

„Hast Du denn nicht mit ihr gesprochen?"

„Kein Wort."

„Obgleich Du sie täglich sahst?"

„Ja. Ich habe gehört, daß die wahre Liebe bescheiden und sogar muthlos sein soll."

„Kranich! Du und muthlos!"

„Na, was willst Du denn? Mein ganzes Wesen war wie Butter geworden. Meine Seele zerfloß wie Provenzeröl, und mein Herz schwamm wie ein Pfannkuchen in amerikanischem Schweinefett. Ich war und bin das reine Kind. Ich verstehe mich selbst nicht mehr."

Randau blickte lächelnd vor sich hin. Er hatte durch Petermann, dem Vater seiner Braut, die Bekanntschaft Holms gemacht. Er war in der Wohnung des Letzteren gewesen und hatte Hilda dort kennen gelernt. Er wußte, daß Hilda täglich zur bestimmten Zeit in das Hotel Union zu Ellen Starton ging, um sich einige Stunden lang mit derselben wissenschaftlich zu beschäftigen. Wenn Hagenau des Abends dort auf sie wartete, konnte er sie natürlich niemals treffen, da sie eher zurückkehrte. Randau ging mit sich zu Rathe, ob er dem Freunde Aufschluß geben solle oder nicht. Er fragte:

„Hast Du sie denn nicht wenigstens gegrüßt?"

„Ei freilich! Und wie! Ich habe den Hut so tief herab gerissen, als ob sie eine Königin sei."

„Und sie dankte?"

„Ja. Zuletzt lächelte sie mir schon von Weitem entgegen. So ein Lächeln! Edmund, ich sage Dir, dieses Lächeln könnte mich zu Vielem bringen. Ich könnte die größten Dummheiten begehen, um es immer zu sehen. Leider habe ich bereits seit vierzehn Tagen verzichten müssen."

„Wieso?"

„Gerade so lange Zeit habe ich sie nicht gesehen. Das hat mir zu Denken gegeben. Ob sie vielleicht mit ihrem Kochcursus schon zu Ende ist?“

„Möglich,“ lachte Randau, der es viel besser wußte. „Der Herr Oberlieutenant von Hagenau hält es für eine Lebensfrage, ob eine Schusterstochter das Kochen bereits völlig gelernt habe oder nicht! Es ist eigentlich toll!“

„Ja, es ist toll; aber Du machst es nicht anders. Wenn ich nur wüßte, woran ich bin. Leider muß ich heute verreisen, wie ich Dir bereits sagte, und da ist es möglich, daß ich viel, sehr viel, wo nicht gar Alles versäume.“

„Wo befindet sich Dein Vater jetzt?“

„Auf Schloß Reitzenhain.“

„Dorthin also fährst Du?“

„Ja, natürlich.“

„Sage, giebt es nicht dort ein Bad?“

„Gewiß. Warum fragst Du?“

„Weil ich zufällig von diesem Bade sprechen hörte.“

„Pah! Es hat einen anderen Grund. Du machst ein so geheimnißvolles Gesicht, daß Dich eine ganz besondere Absicht zu dieser Frage veranlaßt haben muß.“

„Du täuschest Dich. Aber sage mir einmal, was soll aus dieser Neigung werden?“

„Das wissen die lieben Engel.“

„Du nicht?“

„Nein. Ich lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Es muß sich dann finden, welch' ein Hühnchen aus diesem Ei schlüpft.“

„Du spielst mit dem Feuer!“

„Thut nichts. Ich bin ja bereits verbrannt. Vielleicht finde ich die richtige Stelle, und dann — — —“

Er hielt inne. Draußen hörte man den Glockenschlag von den Thürmen hallen. Er zog seine Uhr und sagte erschrocken:

„Alle Wetter! Du, verzeihe! Ich muß fort!“

„Wohin?“

„Nach der Schillerstraße.“

„Besuch machen?“

„Unsinn.“

„Wozu denn?“

„Das kannst Du Dir doch denken! Es ist jetzt die Zeit, in der sie gewöhnlich kommt. Willst Du hier warten?“

„Nein. Ich gehe mit.“

„So mach schnell! In anderthalb Minnten muß ich dort sein.“

„So laß' uns laufen!“

Sie stürmten fort, Hagenau mit größtem Eifer voran und Randau heimlich lachend hinterdrein.

Der Letztere wußte, daß sich Hilda Holm mit ihrem Vater und der alten Nachbarin jetzt in Reitzenhain befand, wo der Vater auf Anordnung Doctor

Zander's Moorbäder zu nehmen hatte. Als sie die Schillerstraße erreichten ging Hagenau ein wenig langsamer, so daß Randau wieder mit ihm sprechen konnte. Darum sagte der Letztere:

„Würdest Du mir vielleicht einen Gefallen thun?"

„Gern! Lieber hundert als einen."

„Einen Gruß mitnehmen."

„An wen?"

„An ein Fräulein Holm, welches sich mit ihrem kranken Vater dort befindet."

„Also bürgerlich?"

„Ja. Ihr Bruder ist Doctor der Philosophie und ein guter Bekannter von mir. Ich glaube, daß sie sich freuen wird, wenn Du ihr meinen Gruß bringst."

„Schön! Ist sie zu ertragen?"

„Ich denke es."

„Vielleicht alte Jungfer?"

„Ja, ich schätze sie so über dreißig."

„O wehe! Aber da Du es wünschest, so will ich es thun. Was ist Ihr Vater?"

„Musikdirector gewesen. Sein Sohn, der Doctor, ist auch musikalisch, so etwas wie Geigenvirtuos."

„Vortrefflich! Ich werde also — — alle Himmel! Sie ist wieder da! Dort biegt sie um die Ecke!"

Randau erkannte Hilda, welche jedenfalls nur für kurze Zeit nach der Residenz zurückgekehrt war.

„Soll ich sie auch grüßen?" fragte er lächelnd.

„Natürlich! Das gehört sich ja!"

„Rede sie doch endlich einmal an! Sonst verschwindet sie Dir wieder, und zwar auf Nimmerwiedersehen."

„Meinst Du? Gut, Deine Gegenwart giebt mir Muth. Ich werde sie anreden. Aber, daß Du nicht etwa lachst!"

„Gott bewahre!"

„Schön! Donnerwetter, aber wie spreche ich denn?"

„Närrischer Mensch! Du sagst, was Dir gerade einfällt. Da ist sie! Muth, Alter!"

Sie waren langsam vorwärts gegangen, und Hilda war ihnen nun ganz nahe. Randau griff an den Hut, und auch Hagenau zog den seinigen. Der sonst so sichere, selbstbewußte Offizier war über das ganze Gesicht weg tief roth. Er verbeugte sich und sagte:

„Entschuldigung, Fräulein! Darf ich mir vielleicht eine Frage gestatten?"

„Gern," antwortete sie, ebenso erröthend.

„Wo hat Ihr Herr Vater seinen Laden?"

Sie blickte erstaunt zu ihm auf.

„Seinen Laden?" fragte sie.



„Entschuldigung, Fräulein."

Vergl. S. (88.)

„Ja. Ich meine natürlich seinen Verkaufsladen.“

„Er hat keinen; er braucht ja keinen,“ antwortete sie ganz verlegen.

„Also keinen Laden? Ich hätte mir gern ein Paar Stiefel bei ihm gekauft. So aber bessert er wohl nur aus? Darf ich erfahren, wo seine Werkstatt ist?“

Sie blickte erst den Sprecher, dann auch Randau ganz verwirrt; an dann aber zuckte es ganz plötzlich über ihr Gesichtchen wie ein unwiderstehlicher Reiz zum Lachen.

„Adieu!“ brachte sie noch hervor; dann riß sie ihr Taschentuch heraus und hielt es vor den Mund, indem sie sich eiligst entfernte.

Die Beiden blickten ihr nach, Hagenau mit weit aufgerissenen Augen. Ebenso weit stand sein Mund offen. Randau gab sich Mühe, ernst zu bleiben. Er fragte möglichst unbefangen:

„Also das war sie?“

„Ja, das war sie.“

„Scheint ein kleiner Kobold zu sein!“

„Habe vom Kobold noch nichts bemerkt.“

„Aber dieses Lachen?“

„Kann es auch nicht begreifen. Verflucht! Also ihr Vater hat keinen Laden, ist vermuthlich nur Flickschuster!“

„Das kühlt, nicht wahr?“

„Hm, ja! Aber wenn man es recht nimmt, so ist es ganz egal, ob er nur flickt oder auch neues Schuhwerk macht. Schuster ist Schuster. Warum aber hat sie gelacht?“

„Wer weiß es!“

„Das möchte ich erfahren.“

„So mußt Du ihr nach.“

Jetzt freilich nicht. Das war ja gerade, als ob sie mich auslache! Aber dennoch muß ich wissen, ob sie wieder nach dem Hotel geht. Kommst Du mit?“

„Ja.“

Während sie ihr nachschritten, nahm Randau seine Brieftasche hervor und die Photographie heraus. Er blieb einen halben Schritt zurück, ließ sie fallen und bückte sich dann, um sie aufzuheben. Die Brieftasche hatte er schon wieder eingesteckt.

„Etwas gefunden?“ fragte Hagenau.

„Eine Photo — — ah! Kennst Du diese hier.“

„Natürlich!“ sagte Hagenau rasch. „Her damit!“

Er langte zu.

„Oho! Sie hat sie verloren, und ich bin der Finder.“

„Nein, nein! Ich habe sie verloren.“

„Das ist doch wohl nicht denkbar.“

„O, gewiß. Ich hatte sie da unter die Weste gesteckt, und da ist sie mir herabgerutscht.“

„Unter die Weste? Ich glaube gar, Du trägst diese Photographie auf Deinem treuen Herzen!"

„Für gewöhnlich nicht. Ich will Dir aufrichtig sagen, daß ich das Bild in der Hand hielt als Du klopftest. Ich wußte nicht, wer Einlaß begehrte und wollte es nicht sehen lassen. Darum schob ich es unter die Weste."

„Und dachtest nicht wieder daran!"

„Leider! Ich konnte es hier verlieren. Wie gut, daß Du bei mir gewesen bist."

„Wie aber kommst Du zu ihrer Photographie, da Du sie noch so wenig kennst?"

„Hm! Auf eine sehr schlaue Weise. Ist meine eigene Erfindung, habe es mir selbst ausgedacht."

„Nun, wie denn?"

„Es ist ein Augenblicksbild."

„Ah, ich verstehe. Du hast einen Photographen da postirt, wo sie vorüber mußte?"

„Ja. Habe ein einfenstriges Zimmer gemiethet, kostet für diese fünf Minuten fünf Gulden, der Photograph dreißig Gulden, macht fünfunddreißig."

„Theure Photographie!"

„Schadet nichts! Ich wollte sie haben, und ich habe sie; das ist genug. Schau, da tritt sie in's Hotel!"

„Ja. Was nun?"

„Hm! Weiß nicht."

„Etwa patroulliren?"

„Ich möchte doch abwarten, ob sie vielleicht bald herauskommt. Nicht?"

„Ich verzichte. Du wirst es mir verzeihen, da ich doch kein Interesse dabei habe."

„Natürlich! Wo sehen wir uns wieder?"

„Für heute wohl nicht. Du verreisest und ich habe noch verschiedene Besuche zu machen."

„So willst Du Dich verabschieden? Na, also, wenn Du nicht anders willst. Nochmals herzlichsten Dank für — —"

„Pah! Schweig davon! Wenn Du glaubst, mir Dank schuldig zu sein, so grüße mir Fräulein Holm. Mehr verlange ich nicht."

Sie schieden.

Hagenau schritt noch eine ganze Weile auf der Straße hin und her, verlor aber dann doch die Geduld und entfernte sich.

Es war ihm sehr unlieb, jetzt verreisen zu müssen, da er die Geliebte nach vierzehntägigem Warten zum ersten Male wieder gesehen hatte; doch ließ sich dies leider nicht ändern. Er nahm sich vor, schleunigst zurückzukehren.

Am Nachmittage fuhr er zum Bahnhofe und nahm in einem Copee zweiter Classe Platz. Kurz bevor der Zug abgehen sollte, hörte er eine männliche Stimme rufen:

„Station Mildau! Damencoupee!"

V. S.

„Damencoupee ist bereits voll!“ antwortete der Schaffner.

„Dann Coupee für Nichtraucher.“

„Hier! Bitte!“

Der Conducteur machte Hagenau's Thür auf und dieser Letztere erblickte zu seinem freudigen Schreck — die Geliebte. Ihr Bruder hatte sie zur Bahn begleitet. Schon hob sie das Füßchen, um einzusteigen, da fiel ihr Auge auf den Offizier. Sofort wich sie wieder zurück.

„Nein, nein! Hier herein nicht!“ rief sie.

„Warum denn nicht?“ fragte der Doctor.

„Später davon! Ein anderes Coupee.“

„Dann giebt es aber keins für Nichtraucher!“

„Mag sein. Bitte, weiter!“

Sie verschwanden. Die Thür wurde wieder geschlossen und der Zug setzte sich nach kurzer Zeit in Bewegung.

Hagenau legte sich höchst verstimmt in die Ecke zurück.

„Verflucht!“ brummte er. „Wohin fährt sie? Warum wollte sie nicht zu mir? Wegen der Scene heute am Vormittage? Jedenfalls. Ich werde aufpassen.“

Er blickte an jeder Station zum Fenster hinaus, sah sie aber nicht. Endlich mußte er selbst in Wildau aussteigen, und nun erst erinnerte er sich daß sie diese Station ja angegeben hatte. Sie stieg auch wirklich aus und eilte, ohne ihn anzublicken, in das Stationsgebäude.

Er folgte langsam nach. Sie saß im Wartezimmer und er nahm ebenda Platz, wagte aber nicht, sie anzureden.

Von hier aus gab es Postverbindung bis Reitzenhain. Er nahm sich Fahrschein und bemerkte zu seiner großen Freude, daß sie das Gleiche that. Man hatte zu warten. Trotzdem gab es keinen zweiten Passagier, und als dann das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde, nahmen sie ganz allein im Wagen Platz.

Sie hatte den Schleier vor das Gesicht gezogen und er legte sich möglichst weit in seine Ecke hinein, um ihr ja nicht prätentiös zu erscheinen. Es herrschte tiefe Stille. Sie schien zu schlafen, denn sie bewegte sich nicht. Er sah die kleinen behandschuhten Händchen und dachte im Stillen:

„Daß die Tochter eines Flickschusters so zart gebaut sein kann, ist doch sonderbar! Und das Füßchen dort! Himmelsakkerment! Ob sie wohl schläft? Ich werde sie anreden!“

Er nahm sich fest vor, dies zu thun, aber es wollte ihm nicht so leicht werden. Er sann und sann, was er sagen werde, brachte es aber zu keinem Resultat.

Sie kamen durch ein Dorf. Der Postillon hielt vor dem Gasthause an und fragte:

„Wollen die Herrschaften vielleicht einmal aussteigen?“

„Haben wir denn Zeit?“ fragte Hagenau.

„Zu einem Glase Bier allemal.“

„Schön! Trinken Sie auch eins!“

Und jetzt nahm er seinen ganzen Muth zusammen, um Hilda zu fragen:

„Wünscht Fräulein vielleicht auch etwas?“

„Ich danke,“ antwortete sie.

Somit waren sie wieder fertig, und als das Bier getrunken war, ging es so schweigsam weiter wie vorher.

Hagenau kannte die Gegend und den Weg. Bei jedem Dorfe und Orte, durch welches sie kamen, besorgte er, daß die Reisende aussteigen werde. Die Tour war bereits über die Hälfte zurückgelegt, und noch hatte er nicht den Versuch gemacht, sie zu einem Gespräch zu bringen. Eine bessere Gelegenheit als heute konnte es gar nicht geben. Darum nahm er sich endlich vor, anzufangen.

„Fräulein!“ sagte er.

Sie antwortete nicht.

„Fräulein!“

Jetzt drehte sie ihm das Köpfchen zu.

„Darf ich fragen, wohin Sie fahren?“

„Nach Reitzenhain,“ antwortete sie.

„Ich auch!“

Jetzt fiel ihm nichts weiter ein. Er gab sich die größte Mühe, etwas ausfindig zu machen, vergebens. Sollte er etwa vom Wetter anfangen? Damit hätte er sich blamirt. Endlich kam ihm ein Gedanke. Er freute sich darüber, als ob er Amerika entdeckt habe. Einer Anderen gegenüber hätte er diesen Gedanken für ganz selbstverständlich befunden.

„Bleiben Sie lange dort?“ fragte er.

„Einige Wochen.“

„Ah, das ist herrlich!“

Er sagte das mit Begeisterung, zog sich aber sofort in sich selbst zurück, da er befürchtete, bereits zu viel gesagt zu haben. Erst als er bemerkte, daß in zehn Minuten das Ziel erreicht sein werde, nahm er sich zu einer weiteren Frage zusammen:

„Sie haben also ausgelernt?“

„Ausgelernt?“ klang es ihm entgegen. „Bitte, in welcher Beziehung meinen Sie, mein Herr?“

„Die Küche meine ich, die Küche.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Sie konnten bisher nicht kochen?“

„Nicht kochen? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ich erfuhr es so nebenbei.“

„Von wem?“

„Von dem Kellner im Hotel Union.“

„Der sagte, ich könnte nicht kochen?“

„Er sagte das nicht direct, sondern er theilte mir mit, daß Sie das Kochen im Hotel lernten.“

Er konnte das Gesicht durch den Schleier nicht deutlich sehen, aber es klang ihm ein helles, lustiges Lachen entgegen.

„Sie haben sich also nach mir erkundigt?“ fragte sie.

„Ja,“ sagte er verlegen. „Ich habe mir erlaubt?“

„Weshalb?“

Das klang ganz wie neckischer Backfisch.

„Weil — weil — wegen — hm, in der Absicht, von wegen des Grundes, daß die Veranlassung — eigentlich war die Ursache — hm, ich sah Sie zuweilen.“

„Ach so! Sie wünschten zu wissen, wer ich bin?“

„Ja,“ antwortete er, erleichtert aufathmend.

„Sagte man es Ihnen?“

„Gewiß.“

„Daß ich dort kochen lerne?“

„Und daß Sie Abends elf Uhr nach Hause gehen.“

„O.“

„Leider habe ich Sie aber gerade zu dieser Zeit niemals gesehen. Ich wartete da — wollte sagen, ich befand mich zufällig einige Male in der Nähe.“

Sie lachte wieder halblaut auf und sagte:

„Und welchen Namen hat man Ihnen gesagt?“

„Je— Jet— Jette.“

Jetzt legte sie schnell beide Hände auf den Mund. Ihr Körper zuckte zusammen, doch ließ sie keinen Laut hören; erst nach einer Weile fragte sie:

„Einen weiteren Namen hat man Ihnen wohl nicht genannt?“

„Leider nicht.“

„Warum nicht?“

„Der Kellner wußte ihn selbst nicht. Ihm war nur bekannt, daß Sie in der Küche Jette genannt werden.“

Sie hatte Mühe, ein lautes Lachen zu unterdrücken.

„Je. Dieser Name ist sehr wohlklingend.“

„Meinen Sie?“

„Ja. Er hat so etwas Schnelles, Rasches an sich.“

„Das finde ich freilich auch.“

„So etwas Saloppes, Gewandtes. Ich habe gerade diesen Namen stets sehr gern gehabt.“

„Ich nicht.“

„Es soll freilich vorkommen, daß es Personen giebt, welche ihren eigenen Namen für unschön erklären. Vielleicht gefällt Ihnen Ihr Familienname besser?“

„Der klingt allerdings hübscher als Jette.“

„Vielleicht höre ich ihn auch einmal?“

„Das ist möglich, da ich ja einige Zeit hier bleibe.“

„Ich hoffe, mich auch länger zu verweilen.“

„Dann ist es möglich, daß wir uns wiedersehen. Aber, bitte, haben Sie noch mehr über mich erfahren?"

„Ueber Sie selbst eigentlich nicht, aber über Ihren Vater."

„Was ist es, das Sie erfahren haben?"

„Seine Profession."

„Ah! O, jetzt, jetzt geht mir — — Welche Profession hat man Ihnen genannt?"

„Er ist Schuhmacher."

Es ging wieder wie vorhin ein Zittern über ihren Körper, aber zum Ausbruch ließ sie ihre Lustigkeit doch nicht kommen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie diesen Anfall überwältigt hatte, dann sagte sie:

„Darum also fragten Sie heute Vormittag nach dem Laden meines Vaters, Herr von Hagenau?"

„Ja. Wie? Sie kennen mich?"

„Ja, man hat mir Ihren Namen genannt. Auch habe ich Sie einige Male gesehen."

„Das ist mir sehr interessant!"

„Es war im Winter. Eine alte Frau war gestürzt, eine Bettlerin. Niemand bot ihr Hilfe. Da gingen Sie vorüber, oder vielmehr nicht vorüber, denn Sie halfen ihr auf, führten sie durch zwei Gassen nach ihrer Wohnung und drückten ihr dort fünf Gulden in die Hand."

„Woher wissen Sie das?" fragte er erröthend.

„Die arme Frau hat Ihr Lob verkündet."

„Meinerseits ganz unverdient."

„Dann im vorigen Sommer kamen Sie zufälliger Weise in ein Haus des Altmarktes. Im Hofe saß ein gelähmter Mann. Er konnte sich nicht bewegen. Man hatte ihn dahin gesetzt, damit er einmal reine Luft athme. Sie blieben bei ihm stehen, betrachteten ihn mitleidig und drückten ihm zehn Gulden in die gelähmte Hand."

„Ah, woher wissen Sie das?"

„Der Mann war — und ein anderes Mal begegnete Ihnen eine Frau mit fast ganz verhülltem Gesicht. Sie sahen, daß sie krank war. Sie blieben stehen und fragten nach ihrem Leiden. Sie hatte geglaubt, unheilbar krebskrank zu sein; glücklicher Weise aber handelte es sich nur um eine Flechte. Sie befand sich auf dem Wege der Besserung, so daß sie bereits ausgehen konnte. Sie gaben auch ihr zehn Gulden, ohne von ihr um eine Gabe gebeten zu sein."

Er war wirklich schamroth geworden. Sie schob jetzt den Schleier empor. Er blickte in ein rosig schönes, liebes Angesicht, aus welchem zwei milde Augensterne ihm freundlich entgegenstrahlten. Er wußte gar nicht, wie es kam, aber er fühlte plötzlich einen Muth, als ob er jetzt Alles thun und sagen könne.

„Wie haben Sie auch das erfahren?" fragte er.

„Ich kenne diese Frau; sie heißt Werner. Und jener gelähmte Mann ist mein Vater."

„Ah — o — tausendmal Verzeihung!“ stammelte er.

„Warum Verzeihung?“

„Weil ich es wagte, ihm ein — ein — ein —“

„Ein Almosen zu geben, wollen Sie sagen?“

„Nein, nein! Ein Almosen möchte ich es keinesfalls nennen. Das wäre eine Beleidigung für Sie.“

„Und doch war's ein Almosen, und beleidigt hat es uns nicht. Sie gaben es freiwillig, Sie waren reich und wir waren arm. Wir hatten nichts zu essen, wir hungerten, und nun konnten wir uns so unerwartet sättigen. Es ist Ihnen noch nicht dafür gedankt worden. Ich muß Ihnen jetzt die Hand geben. Gott mag Ihnen vergelten!“

Sie streckte ihm das kleine Händchen entgegen; er ergriff es und hielt es fest. Er wußte nicht, was er thun und sagen sollte. Es wurde ihm so warm und so weich um das Herz. Am allerliebsten hätte er dieses Händchen geküßt und das Mädchen dazu. Aber, ob sie das wohl gelitten hätte? Und zudem fiel ihm ein, daß ein Oberlieutenant und Cavalier doch nicht einem Schustermädchen die Hand küßt. In Folge dieses Gedankenganges entfuhr ihm der Ausruf:

„Sapperment! Ich wollte, ich wäre auch Schuster!“

„Warum?“ fragte sie lächelnd.

„Weil — weil ein Schuster viel eher und viel leichter glücklich sein kann als Unsereiner.“

„Sie mögen in gewisser Beziehung Recht haben.“

„Ganz gewiß habe ich Recht. Nur müßte auch noch Eins viel anders sein.“

„Was?“

„Ich selbst.“

„Sie anders sein? Warum denn wohl?“

„Sehen Sie mich doch an! Mein Gesicht!“

Es war ein aufrichtiges Erstaunen, mit welchem sie ihn anblickte. Sie sagte kopfschüttelnd:

„Ihr Gesicht? Was ist mit demselben?“

„Es ist so häßlich.“

Da lachte sie lustig auf und fragte:

„Sind Sie eitel?“

„Ganz und gar nicht. Auf was oder weswegen sollte ich auch wohl eitel sein! Es ist doch ganz naturgemäß und ganz menschlich, wenn man nicht gern häßlich sein will.“

„Und Sie meinen wirklich, häßlich zu sein?“

„Ja, natürlich.“

„Sie sind es aber nicht.“

„Oho! Wollen Sie mich auslachen, Fräulein?“

„Das fällt mir nicht ein. Ja, ich weiß, daß andere Leute Sie für häßlich halten —“

„Ah, wissen Sie das? Woher denn wohl?“

„Sie haben uns wohlgethan, darum beschäftigte ich mich mit Ihnen. Wenn von Ihnen gesprochen wurde, merkte ich auf. So weiß ich Manches, was — was — was ich doch nicht sagen kann.“

„So, so! Auch mir können Sie es nicht sagen?“

„Nein.“

„Wenn ich es nun aber wünsche?“

Sie blickte ihm nachdenklich in das Gesicht. Ihr Blick nahm einen eigenthümlichen, undefinirbaren, übermächtigen Ausdruck an. Dann antwortete sie wie unter einem schnellen Entschlusse:

„Dann würde ich es Ihnen freilich sagen.“

„So bitte! Was wissen Sie?“

„Daß man Sie den Kranich nennt,“ antwortete sie, ihm vertraulich entgegenlachend.

„Auch das wissen Sie? Wunderbar! Weiter!“

„Daß Sie gern spielen.“

„Ah! Sapperment!“

„Daß Sie noch lieber wohlthun, meist ohne zu fragen, ob der Empfänger der Gabe werth ist.“

„Das ist freilich wahr. Weiter!“

„Daß Sie in neuerer Zeit im Dienste mehrfach Verdruß gehabt haben.“

„Fräulein, sind Sie allwissend?“

„Nein. Ich merke mir aber das, was ich höre, wenn es sich nämlich auf Personen bezieht, für welche ich mich interessire.“

Er blickte rasch auf. War das Berechnung? Nein. Ihr Auge blickte ihm so aufrichtig, so wahr und so ruhig entgegen. Hier gab es weder Koketterie noch Verstellung.

„So interessiren Sie sich also für mich?“ fragte er.

„Natürlich! Sie sind ja unser Wohlthäter. Und wenn das nicht wäre, müßte ich Ihnen doch meine Aufmerksamkeit schenken, da Sie sich für mich interessiren.“

Auch jetzt sprach sie voller Unbefangenheit. Er konnte dies gar nicht begreifen; er fragte:

„Ich mich für Sie? Woher wissen Sie das?“

„Erstens sagt man es mir und zweitens habe ich es ja täglich selbst gesehen. Sie waren nur meinetwegen zur bestimmten Zeit auf der Schillerstraße?“

„Ja,“ antwortete er aufrichtig.

„Und folgten mir nur meinetwegen nach dem Hotel?“

„Nur Ihretwegen.“

„Warum das?“

„Weil — weil — Donnerwetter! Wenn ich ein Schuster wäre, so würde ich sagen: Weil ich Sie liebe.“

„Aber da Sie kein Schuster sind, können Sie das nicht sagen. Die Liebe existirt also nicht und gerade darum darf ich so aufrichtig mit Ihnen

sprechen. Die Schusterstochter steht so tief unter Ihnen, daß einer Liebe, selbst wenn sie existirte, gar nicht Erwähnung zu geschehen brauchte. Darum sagte ich Ihnen auch so ehrlich, daß Sie nicht häßlich sind."

„Da spotten Sie natürlich!"

„Nein, ich sage die Wahrheit."

„Das kann ich nicht glauben."

„Glauben Sie es nur getrost. Es denkt und fühlt ja nicht der Eine wie der Andere. Ueber den Begriff des Schönen läßt sich streiten. Das Wort schön darf doch nicht blos auf körperliche Vorzüge oder Eigenschaften Anwendung finden."

„Das sagen Sie?" fragte er erstaunt. „Um über den Begriff der Schönheit discutiren zu können, muß man mehr als Schuhmacherstochter sein."

„Ach so! Nun, ich habe hier und da etwas gehört und es mir gemerkt. Das ist Alles. Ich wollte nur sagen, daß ich Sie nicht häßlich finde, weil Sie großmüthig und barmherzig sind. Und sodann ist ja auch die Seelenrichtung des Weibes eine ganz andere, als diejenige des Mannes."

„Seelenrichtung?" fragte er erstaunt.

„Worüber wundern Sie sich?"

„Ueber Ihre Art, sich auszudrücken."

„Es ist meine gewöhnliche."

„Wo haben Sie das gelernt?"

„Von meinem Bruder."

„Was ist er?"

„Musikant," antwortete sie mit einem kleinen Anfluge von Ironie."

„Ah! Er muß ein belesener Musikant sein."

„Das ist er freilich."

„Wo hat er musicirt?"

„Auf dem Saale des Tivoli, zweite Geige."

„So, so. Was meinten Sie vorhin, als Sie von der Verschiedenheit der Seelenrichtung sprachen?"

„Ich meinte, daß der Mann, wenn er liebt, mehr oder weniger durch die Schönheit der Formen beeinflußt wird. Das Weib liebt weniger die Form als vielmehr den Inhalt. Ich könnte einen schönen Mann hassen und einen häßlichen lieben, beides um ihrer Herzenseigenschaften willen."

„Wären Sie dessen wirklich fähig?"

„Ja."

Da bog er sich weiter vor und fragte gespannt:

„Könnten Sie zum Beispiel mir gut sein?"

Er glaubte, sie in Verlegenheit zu bringen, sie aber antwortete in aller Seelenruhe:

„Ja, nämlich wenn Sie Schuster wären."

„So aber nicht?"

„Nein. Oder könnten Sie mich, die Schusterstochter, lieben, obgleich Sie der Sohn eines hocharistokratischen Hauses sind?"

Ihre Art und Weise der Beweisführung frappirte ihn.

„Vielleicht dennoch," antwortete er.

„Nun dann auch ich Sie vielleicht dennoch," lächelte sie, indem sie ihm die Hand entzog, welche er bisher festgehalten hatte.

In diesem Augenblicke stieß der Postillon in's Horn. Die Beiden hatten in letzter Zeit nicht auf die Gegend geachtet. Jetzt bemerkten sie, daß sie in Reitzenhain angekommen waren.

Jetzt ging's an's Scheiden. Er fragte noch schnell:

„Wo waren Sie in letzter Zeit?"

„Hier," antwortete sie.

„Jedenfalls in dienender Stellung?"

„Gewiß," nickte sie ihm zu.

„Kennen Sie eine Familie Holm?"

„Sehr genau."

„Es soll eine Tochter da sein?"

„So viel ich weiß, ja."

„O bitte! Sie blicken mich so forschend an. Sie scheinen etwas voraus-zusetzen, nicht?"

„Hätte ich dazu etwa ein Recht?"

„Nein. Dennoch aber sage ich Ihnen, daß ich diese Dame noch gar nicht kenne."

„Noch nicht? Sie wollen sie aber kennen lernen?"

„Ja. Ich muß nämlich."

„Warum?"

„Ich habe sie zu grüßen. Das ist Alles."

„Von wem?"

„Von einem Freunde, nämlich von dem Herrn, welchen Sie heute am Vormittag bei mir gesehen haben."

Es glitt ein höchst schalkhaftes Lächeln über ihre fein ausgearbeiteten Züge, als sie fragte:

„Hat dieser Herr auch von mir gesprochen?"

„Natürlich, da er Sie ja gesehen hat."

„Was sagte er?"

„Daß Sie sehr, sehr — hübsch seien."

„Das ist nicht viel. Weiter nichts?"

„Nein."

„So, so! Ah, aussteigen! Sie fahren jedenfalls bis zum Schlosse weiter?"

Der Kutscher hatte gehalten und war abgestiegen, um den Schlag zu öffnen, damit sie aussteige.

„Bitte," sagte Hagenau noch in Eile, „darf ich erfahren, bei wem Sie in Condition sind?"

„Schweigen wir," antwortete sie. „Was würde man sagen, wenn man bemerkte, daß Sie mit einer Schusterstochter sprechen!"

Sie eilte fort, und er konnte ihr nicht einmal nachblicken, da sich der Wagen wieder in Bewegung setzte.

Als er dann oben im Schloßhofe ausstieg, erfuhr er von dem Diener, daß sein Vater sich in seinem Arbeitszimmer befinde. Er begab sich dorthin und trat ein, als Sohn natürlich unangemeldet.

An dem Tische saß eine lange, schmächtige, weit nach vorn gebeugte Gestalt mit grauen, wohl zu früh gebleichten Haaren. Der Mann blickte sich um und erhob sich vom Stuhle, als er seinen Sohn erkannte.

„Walther, Du?" sagte er. „So rasch habe ich Dich freilich nicht erwartet."

„Du wünschtest Eile und ich gehorchte natürlich."

Sie umarmten und küßten sich. Jetzt sah man die Aehnlichkeit, welche zwischen Vater und Sohn herrschte. Der Erstere fragte:

„Bist Du vielleicht von der Reise sehr ermüdet?"

„Gar nicht, lieber Vater."

„So restaurire Dich, und dann wollen wir von der Angelegenheit sprechen, welche Deine Gegenwart wünschenswerth macht."

„Restauriren? Meinst Du essen und trinken, die Kleidung wechseln? Das ist nicht nöthig. Ich habe weder Hunger noch Durst. Sprechen wir also gleich jetzt."

„Gut. Du bist wie ich. Was man zu fassen hat, das soll man schleunigst fassen. Also setze Dich!"

Sie nahmen einander gegenüber Platz. Der Vater steckte sich eine Cigarre an und schob dann dem Sohne das Kistchen zu. Als beide Cigarren dampften, begann der Erstere:

„Du schriebst um Geld — —"

„Wörtlich nicht, obgleich mein Wunsch zwischen den Zeilen zu lesen war."

„Brauchst Du viel?"

„Einstweilen nichts. Die Angelegenheit hat sich erledigt."

„Das ist mir lieb, denn meine Kasse ist leer. Weißt Du, wer sie geleert hat?"

„Wir Beide wohl," antwortete der Sohn lächelnd.

„Ganz richtig, wir Beide. Wir sind eben echte Hagenaus, sorglos, wohlthätig, großmüthig; dagegen läßt sich nichts sagen. Du weißt, ich liebe es nicht, über Geschehenes zu raisonniren oder gar zu jammern. Man kann das Geschehene niemals ändern, unter Umständen aber es vielleicht wieder gutmachen; durch Heulen und Klagen aber ist dies nicht möglich. Also sehen wir dem Dinge offen in das Gesicht. Wenn wir noch ein halbes Jahr in der jetzigen Weise fortleben, sind wir bankerott!"

Er sagte dies ohne Leidenschaft und strich dabei ruhig die Asche von der Cigarre.

„In sechs Monaten," meinte der Sohn nachdenklich.

„Ja, dann sind wir vollständig fertig."

„Das ist schlimmer, als ich dachte."

„Wie dachtest Du Dir die Angelegenheit?"

„Ich hielt einfach unsere Activen für bedeutender. Wenn Du von sechs

Monaten sprichst, so beträgt unser activer Besitz also nicht mehr als eine Summe, welche wir bisher in einem halben Jahre zu verbrauchen pflegten."

„So meine ich es."

„Das ist verdammt wenig. Ich glaubte Deinen Schrank voller Papiere — Deine Gemälde — —"

„Ah pah! Meine Gemälde taugen nichts; ich bin von einer ganz infam organisirten Bande scheußlich betrogen worden. Ich glaubte, ein Kenner zu sein, und sehe nun zu spät ein, daß ich nichts als ein Esel gewesen bin. Es sind Hunderttausende hinausgeworfen worden. Und meine Papiere? Ich habe speculirt und dabei nichts gewonnen als die Ueberzeugung, daß ich Alles hinauswarf, mein Bankier aber Alles für sich auflas. Wir haben also Tabula rasa. Wie steht es nun mit Dir?"

Der Sohn zuckte die Achseln.

„Schulden natürlich!" meinte der Vater.

„Ich befand mich in schlimmer Verlegenheit, bis Randau mir heute unaufgefordert fünfzehntausend Gulden lieh."

„Braver Kerl! Er soll sie bald zurück erhalten!"

Der Vater kam gar nicht auf den Gedanken, einen Tadel gegen den Sohn hören zu lassen. Dieser Letztere horchte auf und fragte:

„Bald zurück? Wovon denn? Du sprachst ja von Tabula rasa."

„Geld muß werden, mein lieber Walther; ist's nicht auf die eine, so ist's doch auf die andere Weise. Laß uns nur erst noch von Dir sprechen. Da schreibt mir mein Bruder aus Rollenburg einige Zeilen. Hast Du vielleicht eine Ahnung, welchen Gegenstand es betrifft?"

„Ich kann es mir denken."

„Du bist unvorsichtig gewesen!"

„Leider! Wohl aber nicht in der Weise, wie er es vielleicht schildert."

„Er ist allerdings ein wenig überschwenglich. Er erzählt da von einer gewissen Melitta — —?"

„Pah! Wir tranken einige Flaschen Wein bei ihr; aber sonst ist nichts geschehen."

„Sodann von gewissen gefälschten Banknoten —?"

„Ich habe sie nicht gefälscht!"

„Sie aber im Spiele gewonnen. Du sollst überhaupt in letzter Zeit ein großer Freund dieser Unterhaltung gewesen sein."

„Nicht mehr als jeder Andere auch. Ich spiele nicht leidenschaftlich; ich bin im Stande, dieser Passion zu jeder Zeit und ohne alle Mühe zu entsagen."

„Das freut mich! Also Du weißt, über welche Mittel wir noch gebieten. Man hat angefangen, uns in die Fensterscheiben zu blicken. Es sind mir zwei Hypotheken gekündigt. Zahle ich nicht, so folgen die anderen Gläubiger nach, und wir sind ruinirt. Ich muß binnen jetzt und zwei Monaten baare hunderttausend Gulden schaffen."

„Höchst angenehm!"

„Lassen wir allen Sarkasmus. Die Sache ist wirklich sehr ernst. Kannst Du dieses Geld schaffen?“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“

„So sind wir eben bankerott!“

„Oho! Ein Hagenau macht nicht bankerott. Für ihn, als den Träger eines so wohlklingenden Namens, giebt es stets ein Mittel, in der angegebenen Zeit lumpige hunderttausend Gulden zu schaffen.“

„Du meinst die Heirath?“

„Ja.“

Der Sohn lachte beinahe lustig auf und fragte:

„Wer soll sich dazu bequemen? Du oder ich?“

„Natürlich Du!“

„Siehe mich an! Was giebt es so Schönes an mir?“

„Du bist ein Hagenau, das ist genug.“

„Hast Du Dich vielleicht bereits unter den Töchtern des Landes umgesehen?“

„Natürlich. Ich pflege, wie Du ja weißt, in allen Dingen methodisch zu verfahren.“

„Und Eine gefunden?“

„Ohne Mühe.“

„Mit diesen Hunderttausend?“

„Mit noch mehr.“

„So bin ich begierig, die Herrliche kennen zu lernen.“

„Du kennst sie bereits, wenigstens hast Du sie früher gekannt, wenn Du ihr auch während der letzten Jahre nicht wieder nahe getreten bist.“

„Wer ist es?“

„Theodolinde.“

„Donnerwetter!“ rief Walther.

„Was sagst Du dazu?“

„Es giebt meines Wissens nur eine Theodolinde; das ist Fräulein Theodolinde von Tannenstein.“

„Diese meine ich.“

„Sapperment! Sollte die wirklich anbeißen?“

„Gewiß.“

„Sie soll sich zu einer Schönheit entwickelt haben.“

„Sie ist prächtig, sage ich Dir!“

„Hast Du sie gesehen?“

„Erst gestern wieder.“

„Und steinreich!“

„Der Kerl ist ein Krösus. Und denke Dir, daß er jetzt die ganze Baronie Helfenstein erbt.“

„Wieso?“

„Der Stamm hat den Namen Tannenstein geführt; so heißt ja auch das

Dorf, bei welchem Schloß Hirschenau liegt. Später hat sich eine jüngere Linie unter dem Namen Helfenstein abgezweigt. Diese Linie stirbt jetzt aus und all ihre Besitzthümer fallen natürlich nun dem Tannensteiner zu."

„Das wäre abzuwarten!"

„Darüber giebt es gar keinen Zweifel."

„Noch lebt Franz von Helfenstein!"

„Er verfällt ganz bestimmt dem Henker."

„So ist Alma von Helfenstein da!"

„Das ändert nichts. Sie wird einfach hinausbezahlt."

„Und ferner munkelt man so allerlei von — —"

„Was munkelt man?"

„Daß ein verlorener Sohn vorhanden sei."

„Unsinn! Der Junge ist seinerzeit verbrannt. Ich habe gestern mit dem Tannensteiner gesprochen und Alles glatt gemacht. Du brauchst nur zuzugreifen."

„Was sagte die Tochter?"

„Sie ist einverstanden."

„Ohne mich zu kennen!"

„Sie sah Dich früher, und außerdem nahm ich ihr Deine Photographie mit. Du schienst ihr ganz gut zu gefallen."

„Freut mich ungeheuer. Du wirst einsehen, daß ich sie mir doch einmal in Augenschein nehmen möchte, ehe ich eine Entscheidung treffe."

„Meinetwegen, obgleich eine Entscheidung gar nicht zu treffen ist. Wir brauchen Geld, der Tannensteiner giebt es, und seine Tochter ist eine wahre Juno an Schönheit."

„Du machst mich wirklich neugierig. Wann könnte ich sie wohl zu sehen bekommen?"

„Drüben in Grünbach, wo sie sich jetzt aufhalten."

„Lieber möchte ich da gleich noch heute hinüber."

„Das geht nicht. Der Tannensteiner ist nämlich heute hinauf nach Schloß Hirschenau, um seine Ansprüche geltend zu machen, und kommt erst morgen zurück!"

„So muß ich bis morgen warten."

„Ich betrachte die Angelegenheit für erledigt. Du heiratheſt die schöne Theodolinde, und wir bleiben im Besitze unserer sämmtlichen Güter. Am schwersten hätte mich der Verlust unseres schönen Reitzenhain getroffen. Seit wir die Mineralquelle entdeckt und analysirt haben, geht dieser Ort einer Zukunft entgegen."

„Die Hauptsache wären eclatante Kuren."

„Die können wir nachweisen. Da ist zum Beispiel ein Herr Holm, früherer Musikdirector, vom Schlage gelähmt und von seinem Arzte so weit hergestellt, daß er nach Reitzenhain transportirt werden konnte. Kaum vierzehn Tage hier, ist er bereits beweglich wie eine Lachsforelle."

„Kennst Du ihn persönlich?"

„Ja. Ich spreche gern mit ihm. Er ist ein sehr unterrichteter Mann. Er sitzt gegen Abend vor der Thür. Ich pflege vorüber zu gehen und mich da einige Zeit bei ihm zu verweilen."

„Er hat eine Tochter?"

„Ja. Kennst Du sie etwa?"

„Randau kennt sie. Von ihm soll ich sie grüßen."

„Das wirst Du gern besorgen, denn sie ist ein sehr reizendes Mädchen. Sie wird sich zur wirklichen Schönheit entfalten. Schade, daß sie nicht reich und vom Adel ist. Ich würde sie dann sogar dieser Theodolinde vorziehen."

„Du machst mich gespannt!"

„Und ich warne Dich. Nimm Dich in Acht vor ihren Augen. Da liegt eine ganze Welt von Reinheit, Unschuld und Naivetät darin. Sie ist wirklich gefährlich."

„Wann könnte man sie sehen?"

„Es ist grad jetzt die Zeit, in welcher ich meine Promenade zu machen pflege. Wärst Du nicht ermüdet, so könntest Du mitgehen."

„Ah, keine Spur von Müdigkeit."

„Aber essen doch!"

„Wenn wir zurückkehren."

Sie promenirten vom Schlosse aus durch den Wald, über die Wiesen und dann in das Dorf. Bei einem der letzten Häuser bogen sie um die Ecke desselben und standen da auch sofort vor einem Manne, welcher neben der Thür auf einer Bank saß. Neben ihm sitzend erblickte der Offizier seine schöne Reisegefährtin.

Bei dem Anblicke der beiden Männer erhob sie sich, leicht erröthend, aber keineswegs verlegen.

„Ah, da sind Herr und Fräulein Holm!" sagte der alte Hagenau. „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Sohn vorzustellen, welcher heute hier angekommen ist!"

Der Offizier stand ganz unbeweglich vor Erstaunen.

„Was hast Du?" fragte sein Vater.

„Fräulein Holm ist das?"

„Ja."

„Also nicht die Schu— Schuh— —"

„Schusterstochter!" fiel Hilda ein, indem sie ihm die Hand zum Gruße entgegenstreckte.

„Aber Fräulein," sagte er in vorwurfsvollem Tone, „da haben Sie mich getäuscht!"

„Ich? O nein! Ich habe mich nicht zu einer Schuhmacherstochter gemacht. Freilich hatte ich auch keine dringende Veranlassung, Sie auf das Irrige Ihrer Meinung hinzuweisen, Herr Oberlieutenant."

„Also lernten Sie auch nicht kochen?"

„Nein, gewiß nicht," lachte sie.

„Was aber thaten Sie so regelmäßig im Hotel?"



Ah, da sind Herr und Fräulein Holm!

Verl. S. (94.)

„Ich besuchte eine befreundete Dame, welche dort logirt."

„Aber da brauchten Sie doch nicht bis elf Uhr zu bleiben!"

„Das ist mir auch nie eingefallen."

„Wie? Sie sind eher gegangen?"

„Stets nach genau zwei Stunden."

„Himmelsakkerment! Und ich stehe täglich von zehn bis zwölf — — ah, na das gehört nicht hierher!"

Sein Vater hatte erstaunt zugehört. Er fragte jetzt:

„Du kennst also die Dame?"

„Ja, obgleich ich nicht gewußt habe, wie ihr Name lautet. Aber, Fräulein, noch Eins zur Aufklärung! Herr von Randau war doch heute bei mir. Warum thaten Sie so, als ob er Ihnen unbekannt sei?"

„Ich habe nicht so gethan."

„O doch! Warum sprachen Sie nicht mit ihm?"

„Erstens hatte ich keine Zeit dazu und zweitens sprach er ja nicht mit mir. Sie nahmen mich sofort und gänzlich in Beschlag. Sie sprachen von Schusterstochter, vom Laden, von der Werkstatt. Ich wußte gar nicht, was Sie meinten. Und als ich es errieth, mußte ich schleunigst flüchten, um nicht durch mein Lachen Ihr Mißfallen zu erregen."

„So hat also Randau Komödie mit mir gespielt?"

„Jedenfalls hat er sich einen Scherz gemacht."

„Warte, Bursche! Die Lust dazu will ich Dir in Zukunft versalzen!"

Der ältere Hagenau bat um Aufklärung und erhielt sie, so weit dieselbe nöthig erschien. Dann saßen die Vier beisammen in ernsthafter Unterhaltung, abwechselnd mit scherzhafter Plauderei, bis die Sonne gesunken war. Dann schieden sie.

Zunächst schritten Vater und Sohn schweigend neben einander her; dann unterbrach der Erstere die Stille:

„Nicht wahr, ein reizendes Wesen?"

„Ein Engel."

„Beinahe gefährlich!"

„Mehr als beinahe! Ich möchte ihren Bruder kennen, an dem sie mit solcher Liebe hängt."

„Er war hier und ich sprach mit ihm. Er nimmt Einen sofort gefangen, genau so wie sie."

„Verfluchte Einrichtung!"

„Was?"

„Daß Einem grad Diejenigen gefallen, welche man nicht heirathen darf."

„Leider! Wäre sie nur wenigstens reich. Ueber die bürgerliche Abkunft könnte man sich beruhigen. Man ist ja nicht mehr so penibel wie früher."

„Nun bin ich neugierig auf diese Theodolinde."

„Sie ist die aufgebrochene Rose gegen diese Hilda, welche noch völlig Knospe ist. Du darfst überzeugt sein, eine sehr schöne Frau zu bekommen."

„Werde sie mir also morgen ansehen, sobald ihr Vater zurückgekehrt ist." —

Dieser, nämlich der Herr von Tannenstein, war allerdings nach Schloß Hirschenau gefahren. Er war ein wohl gewachsener Mann mit einem fast ganz kahlen Schädel und trug sich auffallend jugendlich. Er schien ganz besonderen Werth auf Pretiosen zu legen. Er hatte an jedem seiner zehn Finger mehrere Ringe und über seine Weste hingen zwei höchst werthvolle Uhrketten.

Er war seit einiger Zeit auf Schloß Hirschenau bekannt, während er früher niemals dort gesehen worden war. Auch heute kam der Verwalter selbst herbeigeeilt, um ihm aus dem Wagen zu helfen. Der Mann hatte seinen Verwalterposten erst seit Kurzem inne. Er war jener Diener, von welchem der fromme Schuster dem Apotheker Horn erzählt hatte. Er war wenige Wochen vor der Festnahme des Baron Franz in seine jetzige Stelle eingerückt und haßte die Feinde seines Herrn auf das Grimmigste.

„Ist nichts Neues passirt?" fragte der Tannensteiner.

„O, sehr, sehr viel!" antwortete der Verwalter.

„Bitte, heraufzukommen! Droben sind wir unbeobachtet. Da stehe ich zu Diensten."

Er führte ihn eine Treppe hoch in einen Eckſalon, setzte ihm einige Erfrischungen vor und stellte sich dann zur Verfügung.

„Die Zeitungen schweigen sich aus," sagte Herr von Tannenstein. Seit der alte Schmied sich aus dem Fenster stürzte, hat man nichts Neues mehr gehört. Es soll mich verlangen, wie es noch enden wird."

„Unglücklich für den armen Herrn. Er soll Alles, Alles gestanden haben."

„Dummkopf!"

„O, bitte! Die Arme waren ihm ausgedreht; es kam eine Entzündung hinzu, welche ihm wahnsinnige Schmerzen bereitete, die ihn zum Geständnisse trieben."

„So ist er verloren."

„Er war nun auf alle Fälle verloren."

„Nein. Hätte er fortgeleugnet, so wäre Zeit gewonnen worden. Man hätte ihn befreien oder die schlimmsten Zeugen beseitigen können. Nun er aber gestanden hat, ist er dem Henker verfallen."

„O Gott! Der gute Herr!"

„Ja. Auch ich lasse nichts auf ihn kommen. Er hätte Viele, Viele verderben können, die er nicht verrathen hat, mich, Sie, den jungen Schmied und noch eine ganze Menge Anderer. Wir wollen ihm dafür ein schnelles Ende wünschen."

„Glauben Sie wirklich, daß es ihm an den Kragen geht?"

„Unbedingt. Dieser verfluchte Fürst von Befour ruht nicht eher. Na, ein Trost ist es, daß dann die Baronie nicht in fremde Hände kommt. Da sind wir da, die alten Tannensteiner, noch fähig, neue, kräftige Zweige zu treiben."

„Wenn es nur so würde!"

„Ohne allen Zweifel. Es kann gar nicht anders werden."

Der Verwalter zuckte die Achsel und sagte:

„Andere denken nicht so wie Sie, gnädiger Herr.“

„Andere? Wer denn?“

„Hm! Man sagt, der kleine Robert solle noch leben.“

„Unsinn?“

„Man erzählt es sich überall.“

„Das ist Erfindung.“

„Der alte Schmied soll den Auftrag gehabt haben, ihn zu tödten, hat ihn aber am Leben gelassen. Jetzt nun ist er aufgefunden worden.“

„Das ist eine ebenso großartige wie dumme Fabel.“

„Wie aber, gnädiger Herr, wenn wir Beweise hätten?“

„Unmöglich, ganz unmöglich!“

„O doch! Davon, daß Sie die Baronie erhalten, kann gar keine Rede sein. Robert lebt.“

Der Tannensteiner war bleich geworden. Er fuhr von seinem Sitze auf und rief:

„Verflucht! Wenn dieser Bube wirklich noch lebte! Wir haben treu zusammengehalten, der Franz und ich, und nun soll nicht nur der Eine gerichtet werden, sondern auch der Andere um die Früchte aller Anstrengungen kommen. Das geht nicht; das dulden wir nicht!“

„Was soll man dagegen thun?“

„Das wird sich finden. Bringt mir nur erst den Beweis, daß der Junge noch lebt!“

„Dieser Beweis ist da, er liegt vor den Acten beim Untersuchungsrichter. Es ist heute ein Verbündeter hier angekommen, der die Kette der Helfensteiner in der Hand gehabt hat.“

„Wer ist das?“

„Ein Uhrmacher und Goldarbeiter. Er ist einer von den Wenigen gewesen, die das Geschick gehabt haben, sich nicht fangen zu lassen; aber jetzt geht es ihm auch an den Kragen. Da hat er sich aus dem Staube gemacht und ist zu mir gekommen, um mir verschiedene Winke zu geben.“

„Der Mann ist hier im Schlosse?“

„Ja.“

„Bringen Sie ihn einmal her!“

Der Verwalter ging und brachte den Goldarbeiter Jacob Simeon herbei, welcher für den Juden Salomon Levi damals die Kette verändert hatte. Er bewies zunächst, daß er ein Verbündeter sei, und wurde sodann nach dem Dasein Roberts von Helfenstein gefragt.“

„Der ist da,“ sagte er, „ich weiß es genau, obgleich man es noch so geheim hält.“

„Woher wollen Sie es wissen?“

„Vom Staatsanwalt.“

„Oho! Der wird es Ihnen sagen.“

„Mir nicht, aber Anderen, die seine Collegen sind.“

„Und das hörten Sie?“

„Ich nicht, aber meine Tochter.“

„Wie so?“

„Sie dient bei ihm.“

„Ah! Ist es das!“

„Ja,“ schmunzelte Simeon. „Als das Unglück herein brach, las ich in der Zeitung, daß der Staatsanwalt ein Stubenmädchen brauche. Ich vermiethete ihm eiligst meine Tochter, um ihn aushorchen zu lassen. Er sagt nicht einmal seiner Frau Etwas; aber wenn Collegen bei ihm sind, so sprechen Sie davon, und meine Tochter hört es und sagt es mir wieder.“

„Schlaukopf! Da haben Sie auch von Robert gesprochen?“

„Ja.“

„Der lebt wirklich?“

„Ja. Er heißt Robert Bertram und wohnt beim Fürsten von Befour. Ich habe ihn beobachtet; er ist die meiste Zeit bei Alma von Helfenstein oder bei dem Oberst von Hellenbach.“

„Verflucht! Wenn er wirklich nicht umgekommen wäre! Wenn man nur wüßte, wie es dazumal zugegangen ist.“

„Das kann ich Ihnen sagen, meine Tochter hat es erlauscht. Hören Sie!“

Er erzählte Alles, was sich auf Robert Bertram bezog. Als er geendet hatte, war der Tannensteiner vollständig überzeugt, daß Robert noch lebe. Er rannte wüthend im Zimmer auf und ab und suchte nach Auswegen, fand aber keinen.

„Es ist hin, Alles hin!“ knirrschte er. „Dieser Schneidersbube wird hier als Baron einziehen mit Sang und Klang. Mir war diese prächtige Erbschaft schon gewiß und sicher; nun aber muß ich verzichten.“

„Vielleicht nicht!“

Der Goldarbeiter sagte diese Worte nur halblaut vor sich hin, aber der Tannensteiner fuhr doch zu ihm herum und fragte schnell:

„Was soll das heißen?“

„Daß doch noch nicht aller Tage Abend ist.“

„Redensart.“

„Ich bin nicht der Mann, der mit unnützen Redensarten um sich wirft. Ich pflege zu denken, zu überlegen und dann auch schnell zu handeln.“

„Haben Sie vielleicht eine Idee?“

„Eine köstliche.“

„Heraus damit.“

„Wie nun, wenn dieser Bertram nicht beweisen könnte, daß er Robert von Helfenstein ist.“

„Die Beweise liegen doch vor! Sie haben dies ja soeben selbst erzählt.“

„Ja. Aber wie nun, wenn diese Beweise falsch wären?“

„Sapperment!“

„Unecht, nachgemacht!“

„Mensch, Sie reden nicht ohne Grund und Absicht. Aber es ist doch

bewiesen, daß dieser Bertram der Junge ist, welcher vom Schmied in da Findelhaus gebracht wurde."

„Das ist wahr. Aber es ist nicht erwiesen, daß dieser Junge auch wirklich der kleine Robert gewesen ist."

„Er hat ja die Kette gehabt!"

„Sie ist unecht!"

„Alle Teufel! Ist das wahr?"

„Ja."

„Können Sie das beweisen?"

„Ja, ich allein."

„Auf welche Weise."

„Durch Vorzeigung der echten Kette."

„Die haben Sie, Sie, Sie, Sie?" rief der Tannensteiner in fast fieberhafter Aufregung.

„Ich nicht. Aber ich kenne einen, der sie hat."

„Er muß Sie herschaffen!"

Jacob Simeon lächelte ihm ruhig in das Gesicht und sagte:

„Meinen Sie, daß er es thut?"

„Er muß!"

„Wer will ihn zwingen?"

„Ich! Die Kette gehört ihm nicht!"

„Sie gehört ihm. Wissen Sie, wie er zu ihr gekommen ist? Und wenn Sie ihn zwingen wollen, so würde er sie nicht Ihnen geben, sondern Robert Bertram, dem sie gehört und welcher der wirkliche Baron von Helfenstein ist."

„Verdammt!"

„Sie sehen, Zwang müssen Sie vermeiden. Durch Güte kommen Sie weiter."

„Wer ist denn der Mann, welcher die Kette hat?"

„Das darf ich natürlich nicht sagen."

„Wie aber will ich mit ihm verkehren?"

„Durch mich."

„Hat er Ihnen Auftrag gegeben?"

„Ja. Ich habe Vollmacht von ihm und kenne die Bedingungen, welche er macht."

„Ah! Bedingungen! Ich ahne, daß er uns die Kette vielleicht verkaufen will."

„Allerdings beabsichtigt er das."

„Wieviel verlangt er?"

„Fünfzigtausend Gulden."

Der Freiherr fuhr entsetzt empor. Auch der Verwalter wich erschrocken zurück.

„Fünfzigtausend Gulden! Höre ich recht?" fragte der Erstere.

„Sie haben mich richtig verstanden."

„Der Mensch ist wohl irrsinnig?“

„Schwerlich. Wenn ich meine Meinung aufrichtig gestehen soll, so hatte ich seine Forderung für sehr niedrig.“

„Ich glaube, es rappelt bei Ihnen.“

„Was ist die Baronie wohl werth?“

„Millionen natürlich.“

„Diese gehen Ihnen ohne die Kette verloren.“

„Mit derselben vielleicht ebenso.“

„O nein.“

„Was nützt mir die Kette eigentlich? Ich kann mit ihr doch nur beweisen, daß die Kette Bertrams unecht ist. Was aber antworte ich, wenn man mich fragt, woher ich sie habe, he?“

Der Goldarbeiter machte ein unendlich pfiffiges Gesicht und antwortete:

„Das wissen Sie nicht?“

„Nein, factisch nicht.“

„Man müßte nur zu der echten Kette einen Robert von Helfenstein finden.“

Der Tannensteiner fuhr gleich drei Schritte weit zurück.

„Welch' — ein — Gedanke!“ stieß er langsam hervor.

„Ja. Es gehört dazu ein junger Mann von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, welcher — — —“

„Schweigen Sie!“ rief ihm der Freiherr zu. „Mir kommt da ein Gedanke. Ich muß überlegen!“

Er ging eine Weile wortlos auf und ab; dann blieb er vor Jacob Simeon stehen und fragte:

„Also die echte Kette ist wirklich da?“

„Ja.“

„Ist sie der einzige Beweis?“

„Nein. Das Kind hat Wäschestücke gehabt mit R. v. H. gezeichnet. Diese sind im Findelhause zurückbehalten worden, liegen aber jetzt beim Beweismaterial im Actenschranke.“

„Ist der Mann, welcher die Kette hat, weit von hier?“

„Nein.“

„Wie lange dauert es, um ihn herbeizuholen?“

„Er ist schon da.“

„Wie? Was? Sind Sie es etwa selbst?“

„Ja.“

„Und Sie wagen es, fünfzigtausend Gulden zu verlangen?“

„Das ist außerordentlich billig.“

Es zuckte hinterlistig über das Gesicht des Tannensteiners. Er machte ein freundliches Gesicht und sagte:

„Na, wir werden ja einig werden. Zeigen Sie einmal!“

Jacob Simeon lachte ihm und dem Verwalter in die Gesichter und antwortete:

„Meinen Sie, daß ich sie mit hier habe?“

„Nicht?“

„Fällt mir gar nicht ein. Ich bin ein vorsichtiger Mann und liebe einen ehrlichen Handel. Ich sage Ihnen, wie ich zu der Kette gekommen bin, ich zeige sie Ihnen, aber ohne Gefahr für mich; ich gebe sie ihnen nur gegen baares Geld, bin aber auch bereit, Ihnen zu dem Kinderzeug zu verhelfen, welches der kleine Robert damals getragen hat.“

„Wie wollten Sie das anfangen?“

„Das werde ich Ihnen sagen, wenn wir über unsern Handel einig geworden sind.“

„Warum nicht eher?“

„Ich gebe keinem Menschen einen guten Rath, wenn ich nicht selbst einen Nutzen davon haben kann.“

„Das ist ein sehr menschenfreundlicher Grundsatz. Ich glaube aber, daß Sie uns durch dieses Versprechen nur bereitwillig machen wollen, Ihnen die verlangte Summe zu bezahlen. Uns zu dem Kinderzeug zu verhelfen, das ist doch wohl eine Unmöglichkeit.“

„Oho!“

„Ganz gewiß. Sie sagten doch, daß diese Sachen bei den Acten aufbewahrt werden?“

„Ja.“

„Sie befinden sich im Gerichtsgebäude, unter Schloß und Riegel.“

„Natürlich.“

„Wie wollen wir sie herausbekommen?“

„Für Denjenigen, der Muth besitzt, ist es gar nicht schwer.“

„Das bezweifle ich.“

„Nun, wenn Sie es nicht glauben, will ich Ihnen sagen, wie das anzufangen ist. Ich thue mir dabei keinen Schaden, da Sie mich ja doch dabei brauchen.“

„So bin ich neugierig. Es versteht sich ganz von selbst, daß man sich die Sachen bei Nacht holen müßte.“

„Natürlich nicht bei Tage!“

„Man müßte also den Schlüssel haben.“

„Den versorge ich.“

„Ferner den Schlüssel zu dem betreffenden Zimmer.“

„Nur den Hauptschlüssel, und den könnte ich bekommen.“

„Auch den Schlüssel zu dem Schranke, oder überhaupt zu demjenigen Gelaß, in welchem sich das Kinderzeug befindet?“

„Ja.“

„Donnerwetter! Das wäre viel!“

„Sie vergessen, was ich Ihnen gesagt habe. Meine Tochter dient bei dem Staatsanwalte.“

„Ah! Ich beginne, Sie zu begreifen.“

„Der Staatsanwalt ist im Besitze aller dieser Schlüssel.“

„Wissen Sie das?“

„Ja.“

„Sollte er wirklich den Thorschlüssel haben?“

„Auch. Ich habe von meiner Tochter gehört, daß er zuweilen des Nachts nach dem Gerichtsgebäude geht, um zu inspiciren. Er muß also diesen Schlüssel haben.“

„Hm! Der Gedanke ist nicht schlecht! Also Ihre Tochter soll Ihnen die Schlüssel versorgen?“

„Ja. Er hat sie stets in den Hosen stecken, welche sie zu reinigen und früh an die Schlafzimmerthür zu hängen hat.“

„Aber er wird gerade da den Verdacht auf sie werfen.“

„Nein. Die Schlüssel müssen früh natürlich wieder in der Tasche stecken.“

„Hm! Ganz gut! Aber kann uns der ganze Plan Etwas nützen? Wohl kaum!“

„Gnädiger Herr, wie kommen Sie mir vor? Dieser Plan kann Ihnen nichts nützen?“

„Nein. Man merkt, daß die Sachen gestohlen sind. Später kommen wir und legen sie vor. Man wird uns natürlich sofort beim Schlafittchen nehmen, und zwar als Diebe.“

Der Goldarbeiter lächelte überlegen und sagte:

„Darüber bin ich gar nicht bange. Man wird Niemand als Dieb festnehmen, denn die Sachen werden gar nicht vermißt.“

„Das bilden Sie sich nur gar nicht ein. Diese Sachen haben als Beweismittel einen so hohen Werth, daß man sie sofort vermissen würde, darauf können Sie sich verlassen.“

„Man kann sie unmöglich vermissen, da sie sich ja stets an Ort und Stelle befinden.“

„Wieso? Wir nehmen sie ja mit!“

„Allerdings; aber wir legen andere, täuschend nachgemachte, an ihre Stelle.“

„Ah! Sapperment!“

„Begreifen Sie jetzt? Später treten Sie auf und zeigen die echten Sachen vor, auch die echte Kette. Es wird natürlich verglichen; man wird das Andere für nachgemacht erklären müssen, und Sie haben gewonnen.“

„Hm! Ja, wenn es so leicht ausgeführt werden könnte, wie es gesagt worden ist. Woher Kinderzeug nehmen, welches ganz genau so ist?“

„Wir holen das Zeug, und meine Frau sieht es sich an. Als frühere Stickerin versteht sie sich auf so Etwas. Sie fertigt die Duplicate an. Unterdessen tragen wir natürlich die Originale zurück. Der Umtausch findet später statt.

„So muß man zweimal das Wagniß unternehmen, in das Gerichtsgebäude einzudringen.“

„Natürlich.“

„Eine heikle Sache!“

„Wer die Frucht haben will, muß den Baum schütteln. Ohne Arbeit kein Lohn.“

„Würden Sie mit helfen?“

„Ja. Vorausgesetzt, daß Sie die fünfzigtausend Gulden zahlen.“

„Hm! Ihr Plan ist nicht schlecht; aber wenn man erwischt wird, ist Alles verloren.“

„Das ist überhaupt stets der Fall. Lassen Sie sich doch nicht erwischen. Das ist die Hauptsache.“

„Wenn man Jemand finden könnte, der Einem für gutes Geld die Sachen holte!“

„Sie haben Angst! Ich versichere Ihnen, daß ich keinen Andern als nur Ihnen die Schlüssel versorge. Bei solchen Dingen muß man so wenig Mitwisser wie möglich haben.“

Der Freiherr ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab und sagte dann:

„Gut, ich bin bereit, das Wagniß zu unternehmen; aber ich muß vorher die Kette sehen.“

Der Goldarbeiter antwortete nicht sogleich. Auch er überlegte. Dann meinte er:

„Giebt es hier im Schlosse vielleicht eine Glasthür?“

„Ja. Wozu?“

„Das werden Sie sehen. Führen Sie uns hin, Herr Verwalter. Aber natürlich dürfen wir unbeobachtet sein.“

Der Verwalter schüttelte den Kopf über das sonderbare Verlangen, ging aber doch darauf ein. Er brachte die Beiden in ein Zimmer, welches durch eine Glasthür mit dem nebenan liegenden verbunden war.

„Bleiben Sie hier,“ sagte Jacob Simeon, „ich gehe hinaus.“

Er trat in das Nebenzimmer und verriegelte die Thür desselben. Er blieb einige Augenblicke unsichtbar, dann kam er an das Fenster der Thür und sagte:

„Ich selbst habe die Kette. Ich habe sie mit. Ich zeige sie Ihnen, aber nur durch dieses Fenster, so daß die Glasscheibe zwischen uns ist.“

„Donnerwetter, welch' ein Mißtrauen!“ meinte der Freiherr.

„Das brauchen Sie mir nicht übel zu nehmen. Gebe ich Ihnen die Kette in die Hand, und Sie behalten sie, so kann ich einfach gar nichts dagegen thun.“

Er hielt von jenseits die Kette an das Glas und drehte sie nach allen Seiten, so daß sie ganz genau betrachtet werden konnte. Auch das herzförmige Medaillon mit den Buchstaben R. v. H. war deutlich zu sehen.

„Also das ist wirklich die echte?“ fragte hüben der Freiherr.

„Ja.“

„Nun, so läßt sich über den Handel sprechen.“

Jacob Simeon verschwand drüben eine kurze Weile, während welcher er

die Kette an sich versteckte. Dann trat er wieder heraus. Der Freiherr lächelte ihm überlegen entgegen, klopfte ihm auf die Achsel und sagte:

„Sie sind ein höchst vorsichtiger Mann. Sie betrachten mich ja wirklich als einen gefährlichen Menschen!"

„Das sind Sie auch."

„Ich? Ah, das ist stark!"

„Ist Einer, der des Nachts in das Gerichtsgebäude eindringen will, denn nicht gefährlich?"

„Hm, ja, wenn Sie es so nehmen."

„Ein solcher Mann ist auch im Stande, mir die Kette nicht zurückzugeben, wenn ich so leichtsinnig bin, sie ihm anzuvertrauen."

„O, wenn ich wirklich so gefährlich wäre, würde Ihnen alle Vorsicht nichts nützen."

„Wie so?"

„Was wollen Sie machen, wenn ich Ihnen jetzt die Kette abnehme, mein Bester?"

„Sie wissen nicht, wo ich sie habe."

„Wir suchen Sie aus."

„Das werden Sie unterlassen."

„Wenn wir es aber doch thun?"

„So weiß ich mich zu wehren."

„Pah! Wir sind Zwei gegen Einen!"

„Und ich bin für alle Fälle vorbereitet. Sehen Sie!"

Er zog einen Revolver aus der Tasche.

„Teufel noch einmal! Sie würden schießen?"

„Ganz gewiß!"

Der Freiherr war kein Held. Er wich einen Schritt zurück und sagte in begütigendem Tone:

„Na, na! So ist es auch gar nicht gemeint. Lassen Sie uns in Vernunft weiter sprechen. Ich hoffe aber, daß Sie von der geforderten Summe Etwas nachlassen!"

„Keinen Kreuzer! Ich verhelfe Ihnen zur Baronie; das kostet fünfzigtausend Gulden, keinen Deut mehr, aber auch keinen weniger. Ich handle nicht."

„Wenn ich nicht darauf eingehe, so haben Sie gar nichts!"

„Oho! Glauben Sie, es ließe sich kein anderer Robert von Helfenstein finden?"

„Sie sind wahrhaftig ein Hauptschurke!"

„Ich bin ein ehrlicher Kerl. Ich bediene Sie ehrlich und will dafür auch ehrlich bezahlt sein."

„Wie aber nun, wenn Sie mich doch betrügen? Wer giebt mir die Garantie, daß die Kette wirklich ächt ist?"

„Da müssen Sie sich allerdings auf mein Wort verlassen."

„Wie sind Sie in den Besitz derselben gekommen?"

„Der Althändler Salomon Levi brachte sie mir. Er ließ zuweilen bei

mit arbeiten. Ich sollte ihm ein täuschend ähnliches Herz machen und das v in ein u verwandeln. Ich ahnte sofort, daß es sich hier um eine Sache von Wichtigkeit, vielleicht gar um eine Geburtslegitimation handle. Daraus war Geld zu schlagen. Ich machte das Medaillon, aber dann auch noch von der ganzen Kette ein täuschend ähnliches Exemplar, gab ihm Beides und behielt das Original für mich."

„Schuft!" lachte der Freiherr.

„O, der Jude ist auch Schuft. Ihn zu betrügen, halte ich für keine Sünde. Jetzt nun erfuhr ich durch meine Tochter, welchen Werth diese Kette hat. Man forscht natürlich, wer das Medaillon gefertigt hat. Der Jude hat es noch nicht gestanden."

„Sie aber machen sich dennoch aus dem Staube?"

„Wegen der Kette nicht. Kein Mensch kann mich bestrafen, wenn ich einen solchen Auftrag ausführe. Aber ich habe auch noch andere Geschäfte mit diesem Salomon Levi gehabt. Wenn er plaudert, faßt man mich beim Kragen. Ich habe einen Gehilfen, welcher schon längst wünschte, mein Geschäft zu kaufen, um selbstständig zu werden. Ich bot es ihm an; er bezahlte baar, und so bin ich frei. Ich will mir nun noch die fünfzigtausend Gulden verdienen, dann schüttele ich den Staub von den Füßen und gehe meine Wege."

„Ja, wer sich eine solche Summe so leicht verdienen kann!"

„Und wer eine Baronie so leicht und billig haben kann!"

„O, es ist schwerer als Sie denken. Woher nehme ich einen Robert von Helfenstein?"

„Das ist Ihre Sache."

„Und wenn ich einen finde, so gehört die Baronie ihm, aber nicht mir."

„Sie wird dennoch Ihnen gehören. Sorgen Sie nur dafür, daß der Betreffende ein von Ihnen abhängiges Subject ist."

„Was das betrifft, so giebt es allerdings eine ganz gut passende Person. Also Sie gehen nicht herab von Ihrer Forderung?"

„Nein."

„Und wann soll bezahlt werden?"

„Ich will es doch nicht so streng nehmen. Sie bezahlen die Hälfte, wenn ich Ihnen die Kette gebe, und die andere Hälfte, wenn Sie die Kindersachen in die Hand bekommen."

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Freiherr antwortete:

„Ich will Ihnen jetzt noch keinen Bescheid geben. Kommen Sie übermorgen zu mir nach Rittergut Grünbach; da werden Sie erfahren, was ich beschlossen habe und — — ah, da kommt ja ein Wagen!"

Man hatte Pferdegetrappel gehört. Die drei Männer traten an das Fenster und blickten in den Schloßhof hinab.

„Eine offene Kutsche," sagte der Verwalter. „Es steigen drei Herren aus. Ich kenne sie nicht."

„Donnerwetter!" rief Jacob Simeon.

„Was ist's? Kennen Sie Einen davon?"

„Alle Drei! Was wollen diese hier?“

Der Goldarbeiter war erschrocken, das sah man ihm an.

„Wer ist es denn?“ fragte der Freiherr.

„Der eine Herr mit der vornehmen, sicheren Haltung ist der Fürst von Befour, die anderen Beiden sind der Staatsanwalt, bei welchem meine Tochter dient, und der Assessor von Schubert, welcher die Untersuchung gegen den Baron Franz von Helfenstein führt.“

„Alle Teufel! Was mögen Sie wollen?“

„Sie dürfen mich natürlich nicht sehen. Geben Sie mir ein abgelegenes Zimmer, Herr Verwalter.“

„Mich aber sollen sie sehen!“ sagte der Freiherr in entschiedenem Tone. „Ich bin der rechtmäßige Erbe und werde mich als solcher zeigen. Sie stellen mir also diese drei Herren vor!“

Jacob Simeon wurde in eine abgelegene Stube eingeschlossen, und die beiden Anderen begaben sich nach dem Salon, in welchem die Angekommenen empfangen werden sollten. Dem Fürsten war es nicht eingefallen, sich bei dem Verwalter anmelden zu lassen. Er fragte, wo derselbe sei und trat mit seinen beiden Begleitern unangemeldet ein. Der Verwalter gab sich als solcher zu erkennen und sagte dann:

„Darf ich fragen, wer die Herren sind und was sie bei mir wünschen?“

„Ich bin der Fürst von Befour,“ antwortete dieser. „Sie haben von Seiten Ihres zuständigen Gerichtsamtes in Erfahrung gebracht, daß Sie diese Besitzung jetzt nicht mehr für den Baron von Helfenstein, sondern unter behördlicher Inspection zu verwalten haben?“

„Ja.“

„Nun, eine solche Inspection wird heute stattfinden.“

Als er nun die Namen seiner beiden Begleiter nannte, trat der Freiherr auf ihn zu und sagte:

„Dann werden Sie mir wohl gestatten, an dieser Inspection Theil zu nehmen?“

Er vermochte es nicht, den Haß zu beherrschen, welchen er gegen den Fürsten hegte, obgleich er denselben noch nie gesehen hatte. Dieser Letztere betrachtete ihn mit einem forschenden, kalten Blicke und fragte dann:

„Wer sind Sie?“

„Ich bin der Freiherr von Tannenstein und hoffe, daß Sie von meiner Existenz gehört haben!“

„Allerdings,“ antwortete der Fürst lächelnd. „Aber was hat diese Ihre unbestrittene Existenz mit der heutigen Inspection zu thun, mein Herr?“

„Das sollten Sie nicht wissen?“

„Nein.“

„Die Helfensteins sind nur eine Seitenlinie der Tannensteins.“

„Das weiß ich allerdings.“

„Gegenseitig erbberechtigt!“

„Ganz richtig!“

„Die Baronie Helfenstein wird frei —"

„Glauben Sie?"

„Ja."

„Der gegenwärtige Baron lebt noch!"

„Man ist überzeugt, daß er nicht mehr lange leben werde."

„Ah, ich verstehe! Sie wollen ihn beerben?"

„Ganz folgerichtig. Es giebt keinen anderen Erben."

„Nun, dann wollen wir doch vorher erst seinen Tod abwarten, mein Herr!"

„Das werde ich allerdings. Aber ich habe jedenfalls das Recht, mich um Angelegenheiten zu kümmern, welche später meine eigenen sein werden. Wenn Sie also zu inspiciren beabsichtigen, betheilige ich mich."

Es glitt ein lustiges Lächeln über das Gesicht des Fürsten, als er antwortete:

„Sehr gut. Wir werden also auch Sie inspiciren."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Freiherr schnell. „Ich hoffe nicht, daß Sie mich für übermäßig spaßhaft halten!"

„O nein, das thue ich nicht. Ich kenne Sie überhaupt noch nicht, weiß also auch gar nicht, was ich von Ihnen zu halten habe; doch denke ich, es baldigst zu erfahren. Sie verlangen, an der Inspection betheiligt zu sein, und ich gewähre Ihnen Ihre Bitte, indem wir Sie mit inspiciren."

„Bitte? Ich habe keineswegs gebeten. Ich weiß mich im Besitze meiner Rechte und habe also nur zu fordern. Natürlich will ich inspiciren, nicht aber inspicirt werden."

„Ah, so! Thut mir leid! Da muß ich Ihnen freilich sagen, daß wir von Ihren Rechten noch nicht die richtige Ueberzeugung haben. Sie werden also wohl verzichten müssen, sich uns zu collegiren."

„Ich verzichte nicht!"

„So bin ich neugierig, wie Sie es anfangen werden, als Inspector neben uns thätig zu sein."

„Das werden Sie baldigst sehen."

„Natürlich aber werden wir jede unberufene Einmischung zurückweisen müssen."

„Ich lasse mich nicht zurückweisen!"

„So giebt es einen Paragraphen, welcher den Widerstand gegen die Staatsgewalt mit schwerer Strafe bedroht!"

„Es hat kein Mensch das Recht, hier diesen Pharagraphen in Anwendung zu bringen."

„Dennoch aber nehmen wir Drei vorläufig dieses Recht für uns in Anspruch."

„Ich befinde mich in meinem zukünftigen Eigenthume!"

„Jetzt aber ist es noch nicht Ihr Eigenthum. Sie sind hier völlig fremd. Nebenbei ertheile ich Ihnen den guten Rath, überhaupt zu verzichten. Es ist ein anderer, viel näherer Erbe, als Sie es sind, vorhanden."

„Den giebt es nicht!"

„Sie werden ihn kennen lernen."

„Jetzt aber kenne ich ihn noch nicht und beharre also auf meinem Rechte. Wollen Sie sich die Bücher vorlegen lassen, so nehme auch ich Einsicht von ihrem Inhalte."

„Sie werden, wie gesagt, verzichten. Sie bekommen nichts vorgelegt, und erzwingen läßt sich nichts."

„Das wird sich finden!"

Er sprach das in übermüthigem Tone. Der Fürst zog die Stirn in Falten und antwortete:

„Hören Sie! Bis jetzt habe ich Ihr Verlangen für einen unzeitigen, etwas kindlichen Scherz gehalten und es demgemäß beantwortet. Sollten Sie wirklich Ernst machen, so mache ich Sie auch in allem Ernste darauf aufmerksam, daß Sie es mit den Vertretern des Gesetzes zu thun haben, welche die nöthige Macht besitzen, ihren Verordnungen Nachdruck zu geben. Wir sind nicht allein gekommen. In wenigen Minuten werden hier Gensd'armen eintreffen, denen wir einen Jeden überweisen werden, welcher sich unterfangen sollte, uns zu incommodiren."

Und sich zu dem Verwalter wendend, fuhr er fort:

„Es handelt sich heute um die Ermordung des Barons Otto von Helfenstein und die Ermordung des Hauptmanns von Hellenbach. Der Baron Franz von Helfenstein hat die That eingestanden und wird unter Bedeckung binnen einer Viertelstunde hier eintreffen, um an Ort und Stelle verhört zu werden. Sie haben sämmtliche hier anlangende Herren als Gäste zu betrachten und für standesgemäße Verpflegung zu sorgen. Uns weisen Sie jetzt drei nebeneinander liegende Wohnungen an. Sie haben uns jetzt als Ihre Herren anzusehen und jedem unserer Worte augenblicklichen Gehorsam zu leisten. Also, jetzt vorwärts!"

Ohne den Freiherrn eines weiteren Blickes zu würdigen, verließ er mit dem Assessor und dem Staatsanwalt den Salon. Tannenstein stieß einen Fluch aus und murmelte:

„Verdammter Kerl! Er ist an Allem schuld, er allein! Also ein näherer Erbe ist da! Gut, ja! Aber diesen näheren Erben werde ich Euch nennen, ich! Und dann — sapperment, was ist das? Jetzt geht es los."

Es rollten mehrere Wagen in den Hof. Gensd'arme und Gerichtsbeamte stiegen aus. Aus einem der Wagen wurde eine Gestalt gezogen, bei deren Anblick der Freiherr vor Schreck fast laut aufgeschrieen hätte.

Es war der Baron Franz von Helfenstein. Aber wie sah dieser Mann jetzt aus! Die Arme waren nicht zu sehen. Sie wurden durch einen Gypsverband fest an den Leib gehalten. Er trug Sträflingshosen, ebenso Weste und darüber einen sackartigen Ueberwurf. Sein Gesicht war eingefallen, wie dasjenige eines Todten, seine Lippen waren blutleer, und seine Augen lagen tief in ihren Höhlen. So weit hatte ihn die Verletzung der beiden Arme

gebracht. Das Wundfieber hatte seine früheren Kräfte verzehrt, seinen Muth zerstört und seine Hartnäckigkeit vernichtet. Er hatte Alles gestanden.

„Das ist er!“ murmelte der Freiherr. „Wie sieht er aus! Ja, da tauge ich hier nichts. Ich mag die Geschichte gar nicht mit ansehen, sondern ich will machen, daß ich fortkomme.“

Er wartete noch kurze Zeit, bis es ihm möglich war, ohne Aufsehen zu erregen, einspannen zu lassen. Dann kutschirte er fort.

Als er bei sich in Grünbach ankam, suchte er sogleich seine Tochter auf. Sie stand vor einem bis auf den Boden reichenden Spiegel und musterte ihre Gestalt.

Sie war schön, aber von jener rein fleischigen Schönheit, welche nur die Sinne in Beschlag nimmt und später in Formen übergeht, welche man Dickheit nennt.

„Vater,“ sagte sie, „tritt einmal hierher und betrachte mich im Profil. Meinst Du nicht, daß ich ein Wenig zu dick werde?“

„Dick! Dick! Theodolinda, welch ein Ausdruck!“

„Nun ja, ästhetisch ist er nicht, aber er trifft das Richtige. Da, greife einmal meine Arme an! Ist das nicht dick, he?“

„Du bist grad so, wie Du sein sollst!“

„Nein. Ich nehme viel zu sehr zu! Ich werde Essig trinken und Kaffeebohnen kauen. Und die rothen Backen! Ich sehe wie ein Bauermädchen aus. Was soll Herr von Hagenau denken!“

„Hagenau? Hast Du von ihm gehört?“

„Er ist da.“

„Woher weißt Du das?“

„Der Gärtner war in Reitzenhain und hat ihn aussteigen sehen.“

„Und es Dir erzählt?“

„Wo denkst Du hin! Er hat zur Zofe davon gesprochen, und diese theilte es mir mit.“

„Weiß sie denn von unserem Projecte?“

„Sie scheint gehorcht zu haben.“

„Sapperment! Das werden wir ihr abgewöhnen! Hoffentlich kommen die beiden Hagenau's morgen schon herüber.“

„Wenn sie wüßten!“

„Hm, ja! Es ist eine alte berühmte Familie. Die Partie ist also gut, zumal —“

„Zumal wir speculiren.“

„Gerade so wie sie. Sie wollen Geld, und wir wollen uns in ihrem Stammbaume sonnen. Wenn der Alte wüßte, daß wir fast ärmer sind als er, und daß wir nur dem Paschерkönig die Einnahmen verdankten, welche es uns ermöglichten, standesgemäß zu leben. Und nun soll und muß ich fünfzigtausend Gulden schaffen!“

„Fünfzigtau — —!“

„Das Wort blieb ihr im Munde stecken.

„Ja, freilich!“ nickte er.

„Wozu? Bist Du sie denn schuldig?“

„Nein. Ich soll sie bezahlen als Preis für den Reichthum der Helfensteins.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Laß Dir erzählen. Du bist in Allem meine Vertraute gewesen, ich kann Dir also unbedenklich auch diese Angelegenheit anvertrauen.“

Er erstattete ihr ausführlichen Bericht. Sie hörte aufmerksam zu und fragte dann:

„Was hast Du beschlossen?“

„Noch nichts. Ich wollte erst Dich hören.“

„Das ist gar nicht nöthig. Es versteht sich ganz von selbst, was hier zu thun ist.“

„Nun was?“

„Wir greifen zu.“

„Gut; aber dieser Jacob Simeon will auch zugreifen. Er verlangt zunächst die Hälfte.“

„Die muß geschafft werden.“

„Aber wie?“

„Hm! Könnte man diesen Menschen denn nicht betrügen?“

„Nein. Er ist zu schlau.“

„Oder ihm die Kette abnehmen?“

„Ich habe Dir ja erzählt, daß er bewaffnet ist.“

„Was das betrifft, so ist mir das gleichgiltig. Vor einem Revolver braucht man sich nicht zu fürchten.“

„Ja, da kenne ich Dich. Du hättest ein Junge werden sollen. Aber die Kette allein nützt uns nichts. Wir müssen auch das Kinderzeug haben, und das können wir ja ohne seine Hilfe nicht bekommen.“

„Hm! Die Fünfundzwanzigtausend müssen wir also unbedingt haben. Vielleicht betrügen wir ihn dann um die andere Hälfte.“

„Gott, mir macht ja bereits schon die erste Hälfte zu schaffen. Woher das Geld nehmen?“

„Wie viel hast Du?“

„Ich habe kaum fünftausend Gulden in der Casse. Und das ist mein ganzes Vermögen.“

Sie blickte nachdenklich vor sich hin. Dann sagte sie:

„So muß ich sehen, wie das Geld zu schaffen ist.“

„Du? Wie wäre Dir es möglich?“

„Vielleicht doch. Laß mich nur machen. Um so reich zu werden, darf man seine Gedanken schon einmal anstrengen. Das Geld muß geschafft werden, und also wird es geschafft!“

„Aber noch weißt Du ja nicht, ob wir für einen Heller Nutzen haben werden.“

„Ich weiß, daß wir reich sein werden; das ist genug.“

„Ja, zum Teufel! Wir brauchen doch einen Robert."

„Ja, den brauchen wir freilich."

„Woher nehmen?"

„Den haben wir schon."

„Wo denn?"

„Hier im Hause. Ich meine Julius."

„Deinen Bruder! Mädchen, wir haben ganz denselben Gedanken. An Julius habe ich auch sogleich gedacht."

„Er paßt prächtig. Grad daß er blödsinnig ist, gereicht uns zum Vortheile. Du würdest sein Vormund."

„Das Alter hat er auch."

„Es paßt eben Alles, Alles!"

„Aber in Beziehung auf die Hauptsache finde ich keine Antwort auf die Frage."

„Du meinst, wie Julius, wenn er wirklich jener Robert von Helfenstein, zu uns gekommen ist?"

„Ja."

„Auch da muß Rath geschafft werden. Man ist ja nicht auf den Kopf gefallen und wird sich doch wohl irgend eine wohlklingende Fabel aussinnen können."

„Ich dachte bereits an unseren alten Daniel, der, bevor wir ihn engagirten, bei Baron Otto von Helfenstein Diener war."

„Ganz recht! Er ist nun todt und kann nichts dagegen sagen, wenn wir ihn einen Streich verüben lassen, an den er zur Zeit seines Lebens gar nicht gedacht hat."

„War er nicht fortgejagt worden?"

„Ja."

„Könnte er nicht aus Rache —?"

„Hm! Ja. Das ginge wohl. Aber wie kommen wir denn dazu, das fremde Kind bei uns aufzunehmen? Wohin wäre dann das unsere gekommen?"

„Ja, das wird verwickelt. Wir müßten die todte Mama mit in die Angelegenheit ziehen."

„Das geht beinahe gar nicht anders."

„Julius müßte damals grad gestorben sein; sie hat seinen Tod verschwiegen und den fremden Knaben dafür untergeschoben."

„Wie aber erfahren wir das jetzt?"

„Wir finden in einem alten Verstecke die Kette, das Kinderzeug und einen Brief der Mama. Ueberhaupt wollen wir uns darüber noch nicht die Köpfe zerbrechen. Dazu ist später auch noch Zeit. Zunächst müssen wir das Geld schaffen."

„Ah, Du hast einen Gedanken?"

„Ja."

„Meinst Du etwa den Einsiedler?"

„Du hast es errathen."

„Da mache Dir keine Gedanken. Er giebt keinen Kreuzer mehr heraus. Ich war in letzter Zeit bei ihm wegen der sechstausend, die ich ihm schuldig bin. Er will sie wieder haben und drohte mit dem Gerichte."

„Er wird warten."

„Ich glaube es nicht."

„O, ich weiß gewiß, daß er warten wird!"

Sie sagte das in einem so zuversichtlichen Tone, daß er sie erstaunt ansah. Er fragte:

„Wie kannst Du das so bestimmt behaupten?"

„Das will ich Dir sagen. Ich habe bisher darüber geschwiegen. Der Alte ist in mich verliebt."

„In Dich ver — liebt? Ist er toll?"

„Ja, er ist toll, nämlich ganz toll vor Liebe."

„Du hast es bemerkt, oder hat er gar davon gesprochen?"

„Er hat auf den Knieen vor mir gelegen."

„Unglaublich!"

„O, er hat mir seine Liebe gestanden. Er hat mir seine Reichthümer angeboten. Er hat geschluchzt und gejammert und mir den Himmel versprochen, wenn ich seine Frau werden will."

„Das ist stark! Er ist fast siebzig."

„Das sind die schlimmsten. Uebrigens verdenke ich es ihm gar nicht!"

Sie sagte diese letzten Worte unter einem cynischen Lachen und fuhr dann weiter fort:

„Vorigen Sommer badete ich unten im Flusse. Ich hatte Lust, einmal im Freien zu baden, anstatt im engen Badehäuschen. Die Gegend ist einsam; es gab keinen Menschen in der Nähe, und so ging ich in's freie Wasser, ganz ohne Badeanzug, den ich nicht mit hatte, weil ich nicht auf's Baden ausgegangen war. Und denke Dir, der Alte hat mich belauscht!"

„Ah! Er war in der Nähe?"

„Er hat in den Weiden gesteckt, welche am Ufer stehen."

„Sahst Du ihn dann noch?"

„Nein. Ich hatte keine Ahnung von der Gegenwart eines Menschen. Er erzählte es mir, als er mir die Liebeserklärung machte."

„Das ist stark! Es auch noch zu erzählen!"

„Ja. Nun denke Dir einen Menschen, wie er ist. Ein alter Junggeselle, welcher wegen seiner Häßlichkeit keine Frau bekommen hat. Er sieht mir fast eine ganze Stunde lang zu. Es ist wirklich kein Wunder, daß er gemeint hat, es müsse hübsch sein, mich zur Frau zu haben."

„Aber er, er! Ein Bürgerlicher, ohne Namen und Herkunft! Ein Mensch, der sich in eine halbe Ruine zurückgezogen hat, mit keiner Seele verkehrt, kein anderes Vergnügen kennt, als Geld zählen und immer wieder Geld zählen, häßlich wie ein Pavian — ah!"

„Er ist seit jener Zeit immer bemüht gewesen, mir zu begegnen. Erst kürzlich wieder traf er mich. Er wollte mir die Hand küssen, ich aber litt es

nicht; aus Zorn darüber hat er Dir das Geld abverlangt und mit dem Gericht gedroht. Uebrigens hat er es Dir nur geborgt, weil er eben damals mich kurz vorher im Bade gesehen hat."

„Also er soll Dir das Geld geben?"

„Ja."

„Du willst es von ihm verlangen?"

„Ich denke, daß er es mir selbst anbieten wird."

„Und Du willst — ah, willst Du Dich verkaufen?"

„Fällt mir nicht ein!"

„Fünfundzwanzigtausend Gulden! Bedenke, welch eine Summe! Die borgt er nicht blos aus reiner Anbetung her. Er wird ein Aequivalent verlangen."

„Das ist meine Sache. Sprechen wir nicht darüber. Die Angelegenheit ist zu zart dazu. Was ich thue, das thue ich für mich. Uebrigens brauchen wir ja das Geld nur für kurze Zeit, denn es versteht sich ganz von selbst, daß dieser Jacob Simeon es wieder hergeben muß."

„Er wird sich hüten!"

„Ueberlaß auch mir Das! Du kennst mich!"

„Gut! Ueberlege Dir die Sache und thue, was Dir am Gerathenster erscheint."

Er ging.

Diese beiden Menschen waren einander werth. Sie besaßen weder Gewissen, noch wirkliches Ehrgefühl. Die Tochter war eine Amazone, von männlichem Character. Sie wollte reich sein und in der Gesellschaft eine Rolle spielen. Das Erstere war sie nicht, obgleich sie zu leben verstanden hatte, daß man sie für reich hielt. Das Letztere hoffte sie als Frau Hagenau's zu erreichen.

Als ihr Vater sie jetzt verlassen hatte, trat sie wieder vor den Spiegel und betrachtete sich. Dabei murmelte sie:

„Fünfundzwanzigtausend! Ob er sie baar da liegen hat! Wie fange ich es an? Ich mache ihn verrückt. Freilich werde ich — — ah, brrrr — mich von ihm küssen lassen müssen! Aber es geht nicht anders. Es ist bereits Dämmerung. Niemand sieht mich zu ihm gehen. Ich versuche es einmal!"

„Sie machte Toilette und zwar in wirklich raffinirter Weise, dann verließ sie das Zimmer. Sie ging durch den Garten des Gutes und erreichte das freie Feld, wo sie einem schmalen Fußpfade folgte.

Es wurde dunkler und dunkler. Von weitem schimmerte ein einsames Licht. Es kam aus einem kleinen Fenster eines alten, thurmähnlichen Gebäudes, welches einsam hier im Freien lag. Seit langer Zeit wohnte da ein alter Hagestolz, welcher Winter hieß. Niemand wußte, woher er war und was er eigentlich sei. Man wußte nur, daß er reich sei. Er wohnte ganz allein in einem ruinenhaften Gebäude. Trotzdem wagte Niemand, ihm etwa seines Geldes

wegen einen feindseligen Besuch zu machen, denn er besaß zwei Hunde von riesiger Größe, welche einen Jeden zerrissen hätten.

Jetzt befand er sich in einer Stube, welche ihm als Schlafzimmer diente. Hinter dem Bette stand eine altfränkische eiserne Truhe, welche sein Geld enthielt. Die Wände waren mit obscönen, schmierigen Bildern beklebt. Er saß vor einem Tische, auf welchem Goldhäufchen aneinander gereiht waren. Er zählte.

Das war seine Lieblingsbeschäftigung.

Da schlug draußen einer seiner Hunde an. Der andere fiel ein; sie bellten, als ob sie Jemand zerreißen wollten, und dazwischen ertönte der Schrei einer menschlichen Stimme.

„Wer ist da?" sagte er zu sich. „Am Abend! In der Dunkelheit! Wer hat sich hergewagt? Jedenfalls ein Spitzbube! Ich werde nachsehen."

Er verließ den Raum, ging durch die Wohnstube und stieg eine schmale, steinerne Treppe hinab. Auf eine der Stufen setzte er die Lampe, deren Schein den dicken, schweren Riegel beleuchtete, welcher die massive Thür verschloß. Er öffnete die letztere ein wenig und fragte:

„Wer ist da?"

Wegen des Hundegebelles konnte er die Antwort nicht verstehen; aber es war ihm, als ob die Stimme eine weibliche sei. Er gebot den Hunden Schweigen. Sie gehorchten, und er wiederholte seine Frage.

„Entsetzlich! Fast wäre ich auch noch zerrissen worden!"

Diese Stimme kannte er. Es durchzuckte ihn, als ob er electrisirt worden sei. Er wagte es nicht, an die Wahrheit zu glauben; darum fragte er:

„Ein Frauenzimmer! Wie heißen Sie?"

„Helfen Sie mir doch lieber, anstatt zu fragen! Ah, welche Schmerzen!"

Im nächsten Augenblicke stand er neben ihr und sagte:

„Gnädiges Fräulein! Sie sind es, Sie!"

„Ja. Jagen Sie zunächst diese Bestien fort!"

„O, die thun Ihnen nichts! Haben Sie keine Sorge! Aber wie kommen Sie denn hierher?"

Sie saß auf einem Steine, welcher in der Nähe der Thür lag und ließ ein halb unterdrücktes Stöhnen hören.

„Ich war spazieren," antwortete sie, „da drüben am Waldesrande. Ich sah eine Natter und sprang zur Seite. Da vertrat ich mir den Fuß."

„O weh!" sagte er im Tone des Mitleides.

„Ich konnte nicht gehen. Ich wartete. Ich hoffte, es werde Jemand kommen; aber Niemand kam."

„Hätte ich es gewußt!"

„Es wurde finster. Sollte ich die ganze Nacht dort auf der Erde liegen? Ich kroch fort, weiter und weiter, unter unsäglichen Schmerzen. Ich kam bis hierher, nun geht es aber nicht mehr!"

„Ich stehe zur Verfügung! Befehlen Sie, was soll ich thun?"

„Was Sie thun sollen? Ah, diese Schmerzen!"

„Soll ich einen Wagen holen?"

„Ja — nein — ja — ach Gott, dann sitze ich so alleine an diesem einsamen Orte! Wenn — wenn — haben Sie Essig da?“

„Essig? Ja, den habe ich.“

„Ein Essigumschlag würde wohl den Schmerz lindern.“

„Ja, gern, gleich! Aber, gnädiges Fräulein, da müßten Sie den Schuh ausziehen.“

„Ach ja, daran dachte ich nicht! Ausziehen. Hier — oh!“

„Wenn ich es wagen dürfte, Sie zu mir einzuladen!“

„Zu Ihnen! Da hinein?“

„Ja. Befürchten Sie nichts! Sie sind da so sicher wie daheim, wie in Abrahams Schooß!“

Er sagte das unendlich dringlich. Das schöne Mädchen bei sich, in seiner Stube! Er zitterte vor Erwartung, ob sie auf diesen Vorschlag eingehen werde.

„Es wird wohl nicht gehen,“ antwortete sie. „Nein, unmöglich; es kann nicht sein.“

„Warum nicht?“

„So allein! Bei einem Herrn!“

„Ich schwöre Ihnen tausend Eide, daß Sie nichts zu befürchten haben!“

„O, welch ein Schmerz!“ stöhnte sie.

„Sehen Sie! Wollen Sie hier sitzen bleiben? Können Sie denn hier einen Umschlag nehmen?“

„Nein, das ist wahr.“

„So kommen Sie mit zu mir.“

„Ich kann ja — — kann ja nicht gehen.“

„Soll ich Sie tragen?“

„Nein, nein!“ antwortete sie rasch und unter erkünsteltem Schreck. „Nicht tragen!“

„So müssen Sie also doch gehen. Versuchen Sie es wenigstens. Bitte, ich werde Sie stützen.“

Er reichte ihr den Arm und half ihr, sich von dem Steine zu erheben.

„Nicht wahr, es geht?“ fragte er.

„Sehr schwer! Ah, der Schmerz!“

„Stützen Sie sich nur fester auf mich! Kommen Sie!“

Sie hing schwer in seinem Arme, den er jetzt um ihre Taille legte. Schritt um Schritt, sie ächzend und er sie tröstend und ermuthigend, gingen Sie nach der Thür und traten ein. Er schob den Riegel vor.

„Wohin nun?“ fragte sie.

„Nach oben.“

„Gott! Diese Treppe hinauf?“

„Ja.“

„Ist denn unten kein Zimmer?“

„Kein einziges. Sie müssen es schon versuchen.“

„So sterbe ich vor Schmerz.“

Es dauerte lange, sehr lange, bevor sie die Treppe überwanden und die Stube erreichten. Dort fiel sie ganz ermattet auf das Kanapee.

„Jetzt hole ich Essig," sagte er.

Er ging hinaus. Sofort veränderte sich ihr Gesicht. Es zeigte sich ein höhnisches Lachen auf demselben und sie flüsterte:

„Dummer Mensch! Welch ein Loch dies hier ist! Aber Geld, ich brauche Geld!"

Er kam mit einer Schüssel zurück, in welche er Essig gegossen hatte.

„Hier, meine Gnädige!" sagte er. „Da sind auch Tücher zum Umschlag. Soll ich es machen?"

„Ja. Ich kann es ja doch nicht."

„Aber der Schuh! Den müssen Sie ausziehen."

„O weh! Daran dachte ich nicht. Der wird wohl nicht herabgehen."

„Versuchen wir es! Erlauben Sie?"

„Ich muß wohl, wenn ich den Schmerz los sein will!"

Er kniete vor ihr hin und nahm ihr kleines Füßchen in die Hand. Sobald er es berührte, schrie sie vor Schmerz auf. Und als er zu ziehen begann, konnte sie es kaum aushalten. Sie wimmerte zum Erbarmen und ließ dann gar den Kopf sinken. Als er den Schuh in der Hand hatte, lag sie ohnmächtig auf dem Kanapee.

„Das Bewußtsein verloren!" sagte er. „O, sie wird schon wieder zu sich kommen. Jetzt zunächst den Umschlag!"

Er zog ihr auch den Strumpf aus. Die Lampe beleuchtete ein kleines, alabasternes Füßchen. Er drückte wieder und immer wieder seine Lippen darauf.

„Man sieht keine Geschwulst!" meinte er. „Oder sollte der Fuß eigentlich noch kleiner sein als jetzt?"

Er tauchte ein Tuch in den Essig und legte es um den Fuß. Sie bewegte sich nicht. Er stand auf und horchte an ihren Mund.

„Kein Athem!" sagte er. „Na, todt ist sie nicht. Eine Ohnmacht ist nicht gefährlich, mir kommt sie sogar ganz gelegen."

Er verschlang das reizende Mädchen mit gierigen Augen. Er legte den Arm um sie, sich auf das Kanapee setzend, zog ihren Kopf empor und küßte sie.

„Endlich, endlich, endlich!" sagte er. „Ah, wenn sie es wüßte! Was würde sie sagen! Und doch gäbe ich Alles, Alles her, wenn sie mein sein wollte!"

Er hielt sie umschlungen und drückte sie fest, fest an sich. Dann, als die Ohnmacht doch gar zu lang dauerte, öffnete er ihr das Kleid, damit die Brust freier athmen könne. Das half. Ihr Busen bewegte sich; er fühlte das mit der Hand. Und bald hörte er auch ihren Athem gehen.

Er dachte nicht daran, sie aus seiner Umarmung frei zu lassen. Er vergaß Alles. Er sah sie vor sich, so schön, so verführerisch, und er fühlte nichts Anderes als nur das Verlangen, dieses Glück vollständig auszukosten.

Da begann sie, sich zu bewegen. Ihre Augen blieben geschlossen, aber ihre Lippen bewegten sich.

„Wo bin ich?“ fragte sie leise.

„Bei mir,“ antwortete er.

„Bei Dir!“ flüsterte sie.

Dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht. Das riß ihn hin, so daß er seinen Mund auf den ihrigen legte, um sie zu küssen und immer wieder zu küssen.

„Du Lieber, Lieber!“ hauchte sie.

Er fühlte, daß sie seine Küsse erwiderte. Das raubte ihm fast die Besinnung. Er hätte laut aufjubeln mögen, that es aber doch nicht. Sie war noch nicht völlig bei Besinnung. Sie hielt ihn jedenfalls für einen Anderen und er wollte diese für ihn so angenehme Täuschung nicht gewaltsam beendigen.

Endlich schlug sie langsam die Augen auf. Ihr Blick ruhte erst ganz ausdruckslos in seinem Gesichte; dann kam Leben in das Auge. Sie erkannte ihn. Sie schrak zusammen und wollte sich ihm entziehen. Er aber hielt sie fest.

„Wer — wer sind Sie?“ fragte sie ungewiß.

„Ich bin es, ich!“ antwortete er, sie wiederholt an sich drückend.

„Wo — wo bin ich?“

Ihr Blick irrte erstaunt in der Stube umher.

„Bei mir, Du herrliches Mädchen!“

„Bei Dir — bei Ihnen! Herrgott!“

Jetzt fuhr sie auf, um sich von ihm los zu machen.

„Nein,“ sagte er, „nein! Ich lasse Sie nicht! Sie müssen liegen bleiben, hier an meinem Herzen!“

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich gehen!“

Sie sträubte sich; sie gab sich scheinbar alle Mühe, von ihm loszukommen — vergebens. Seine Kraft war der ihrigen überlegen. Sie wurde matt und matter und ließ endlich die sich nutzlos wehrenden Arme sinken.

Er benutzte diese scheinbare Ergebung zu allen Zärtlichkeiten. Sie ließ dieselben über sich ergehen. Plötzlich aber bemerkte sie, daß er ihr Kleid geöffnet hatte. Da schob sie ihn mit ungeahnter Kraft von sich, so daß er seine Arme von ihr lassen mußte.

„Was ist denn mit mir?“ fragte sie. „Was ist geschehen? Träume ich denn, oder habe ich geträumt?“

„Es ist kein Traum, sondern es ist Wirklichkeit,“ antwortete er. „O, Geliebte, wie glücklich fühle ich mich!“

Sie starrte ihn entsetzt an.

„Geliebte?“ fragte sie.

„Ja, Du bist meine Heißgeliebte! Dir gehört mein Leben und Alles, was ich habe und was ich bin.“

„Ist's möglich! Wo bin ich? Wie kam ich hierher zu Ihnen? Sie haben mich — —“

Sie wollte aufspringen, sank aber mit einem Schmerzesschrei auf das Sopha zurück.

„Gott, mein Fuß!“

„Schmerzt er noch?“ fragte er zärtlich.

„Jetzt, jetzt weiß ich es. Dieser Schmerz bringt mich zum Bewußtsein. Ich hatte mir den Fuß vertreten — —“

„Und Sie kamen zu mir, um mich um meine Hilfe zu bitten. Ich führte Sie hierher. Sie wurden ohnmächtig, und ich habe Ihnen unterdessen einen Umschlag gemacht.“

Sie zuckte vor Schreck zusammen.

„Umschlag? Sie? Ein Herr! O, Sie haben sogar den Strumpf entfernt, wie ich bemerke!“

„Mußte ich nicht?“

„Nein, sie mußten nicht! Und dann habe ich gefühlt — gestehen Sie, Sie haben mich geküßt!“

„Ja,“ meinte er aufrichtig.

Ihr Auge blitzte vor Zorn.

„Welch eine Frechheit!“

„Verzeihung! Wer kann Ihnen widerstehen!“

„Sie haben mein Vertrauen mißbraucht. Das ist schändlich. Und hier — ah, wer hat Ihnen erlaubt, das Kleid zu öffnen?“

„Sie waren ohnmächtig; ich mußte Ihnen Luft verschaffen.“

„Lieber hätten Sie mich sterben lassen sollen! Was soll ich denken; was soll ich thun! Welch eine Beleidigung! Mein Vater wird mich rächen, er mag Genugthuung verlangen. Ich eile sofort nach — o weh, o weh!“

Sie hatte abermals aufspringen wollen, brach jedoch wieder zusammen.

„Bleiben Sie ruhig sitzen!“ sagte er. „Sie können ja doch nicht fort. Ich aber werde gehen, um Hilfe, um einen Wagen für Sie zu holen.“

„Nein, bleiben Sie! Ich mag nicht allein hier sein. Ich fürchte mich zu Tode.“

„Was aber soll ich da bei Ihnen? Sie zürnen doch!“

„Habe ich nicht Ursache dazu? Ehe ich mich hierher führen ließ, sagten Sie, sie wollten tausend Eide schwören, daß ich nichts zu befürchten habe, und nun haben Sie mich betrogen und mir Alles geraubt.“

„Geraubt?“ fragte er erstaunt.

„Ja doch!“

„Alles? Was meinen Sie?“

„Meine Ehre. Ist das nicht Alles?“

„Ich habe nicht im Mindesten gegen Ihre Ehre gesündigt.“

„Was! Sie leugnen?“

„Ich sage die Wahrheit.“

Da erröthete sie und sagte, sich halb abwendend:

„Ah, Sie verstehen mich falsch! Sie haben einen anderen Begriff von Ehre als ich. Wenn Sie ohne Erlaubniß eine Dame berühren, so verletzen Sie ihre Ehre. Und wissen Sie, was dann diese Dame verlangen kann?“

„Was?“

„Die Herstellung ihrer Ehre.“

„Was ist da zu thun?"

„Ah, Sie wissen nicht, in welcher Weise die verletzte Ehre einer Dame restituirt wird?"

„Doch durch die Vermählung?"

„Sehen Sie, daß Sie es wissen! Ich könnte verlangen, daß Sie sofort erklären, mich — — oh, diese Beleidigung ist wirklich zu groß."

„Gnädiges Fräulein, ich bin bereit, es gut zu machen."

„Das können Sie nicht."

„O, ich kann es und will es!"

„Das ist unmöglich. Eine Dame, welche in der Weise von einem Manne berührt wurde, wie Sie mich berührt haben, kann niemals einem Anderen gehören."

„Gott, das wünsche ich ja!" rief er aus.

„Ah, Sie meinen, ich solle — — Ihre — —?"

„Meine Frau sein!"

„Ihre Frau! Jetzt weiß ich es, warum Sie mich hierher gelockt haben. Ich habe Sie abgewiesen, bin Ihnen aber heute willenlos in die Hände gefallen. Sie sind ein Bösewicht!"

Sie spielte ihre Rolle ausgezeichnet, zumal er die Widersprüche derselben gar nicht bemerkte. Ihr Zorn erhöhte nur ihre Schönheit. Er war hingerissen; er ergriff ihre Hand und sagte:

„Verzeihen Sie mir! Was ich that, das that ich aus Liebe!"

„Sie haben mich verrathen und betrogen. Wie kann ich Ihnen verzeihen? Sie können mir nicht zurückgeben, was Sie mir genommen haben!"

„Ich kann es. Sie sagten, daß eine Dame keinem Anderen angehören könne — —"

„Ja."

„Nun, so ist das auch bei Ihnen der Fall?"

„Ja. Sie haben mich um meine ganze Zukunft betrogen. Was können Sie mir dafür bieten?"

„Mich."

Sie zuckte verächtlich die Achsel.

„Sich! Was ist das? Wer ist das? Wer sind Sie? Kein Mensch weiß das!"

Sein unschönes Gesicht wurde noch ernster als vorher.

„Sie spotten über mich," sagte er, „aber mit Unrecht. Ich bin vielleicht mehr, als Sie vermuthen. — Ich bin reich; reicher, als Sie vielleicht glauben werden!"

„Pah! Ihren Reichthum erkennt man aus der Art und Weise Ihrer Einrichtung hier."

„Der Schein trügt!"

„Sie täuschen mich nicht. Ja, der Reichthum vermag viel; er kann sogar Liebe erwecken. Wenn ein Mann das Wesen, welches er liebt, mit Glanz und Glück zu umgeben vermag, so wird Vieles vergessen und viele andere Ansprüche können sinken. Es kann die Tochter eines aristokratischen Hauses sich ent-

schließen, sein Weib, sein liebendes Weib zu werden, aber — reich muß er sein, reich!"

„Das bin ich!"

„Lassen Sie sich nicht auslachen!"

Er war vom Sopha aufgestanden. Er stand vor ihr und sog ihren Anblick mit wahrem Seelendurst in sich ein. Was sie sagte, machte ihn trunken. Also nur reich brauchte er zu sein, um sie zu besitzen!

„Sagen Sie, würden Sie mir gehören, wenn ich wirklich reich genug wäre?" fragte er.

„Wenn Sie es genug wären, ja," antwortete sie.

„Wie viel müßte ich haben? Wie viel verlangen Sie?"

„Wer kann da Ziffern angeben!"

„Sie können mir ja gar nicht anders als in Ziffern antworten. Wie reich müßte Ihr Verlobter sein?"

„Fragen Sie lieber, wie kostbar sein Verlobungsgeschenk sein müßte!"

„Nun gut, so will ich so fragen."

„Auch da ist schwer zu antworten. Gesetzt, ich sollte Sie lieben und Ihnen angehören, welche Summe würden Sie an das Verlobungsfest wenden?"

„Fünf — nein, zehntausend Gulden."

Sie blickte entrüstet auf ihn.

„Und Sie glauben, daß ich Ihnen für zehntausend Gulden sogleich um den Hals falle, Sie herze und küsse und Ihr Eigen bin und bleibe für's ganze Leben?"

„Nun gut! Ich würde zwanzigtausend sagen."

„Wie splendid!"

„Sie spotten? Wissen Sie, welch eine Summe zwanzigtausend Gulden sind?"

„Pah! Wissen Sie, was es heißt, die Reize und Schönheiten einer Frau bis zum Entzücken genießen zu können?"

Sie hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und blickte ihn mit einem hinreißenden Ausdrucke an. Da antwortete er schnell:

„Dreißigtausend Gulden für dieses Entzücken!"

„Spaß!"

„Ist auch das nicht genug?"

„Es könnte genügen. Wer seiner Braut so viel schenkt, hat auch so viel, wie er braucht, um Noth und Sorge von ihr fern zu halten. Aber hier scherzen wir ja nur."

„Scherzen? Ich spreche im Ernste."

„Pah! Spielen wir nicht Theater!"

„Bei Gott, es ist mein Ernst! Hören Sie! Ich liebe Sie rasend. Ich bin bereit, Alles zu thun, um Ihre Gegenliebe zu erringen. Ich will Ihnen dienen und Ihnen gehorsam sein wie ein Sclave. Ich will Ihnen zu Füßen legen Alles, was ich besitze. Wollen Sie sich als meine Verlobte betrachten und mir das schriftlich und durch Handschlag und Kuß versichern, so lege ich Ihnen die erwähnte Summe zu Füßen."

„So bin ich fast neugierig, zu sehen, ob Sie Wort zu halten vermögen."

„Warten Sie!"

Er ging in die Schlafstube. Sie hörte Schlüssel rasseln und Eisen klirren. Dann kehrte er zurück und legte ein Päcktchen Banknoten vor ihr hin.

„Zählen Sie nach," sagte er. „Es sind dreißig Tausendguldennoten."

Sie zählte. Ihre Hände zitterten. Ihre Wangen waren blaß. Sie hatte, was sie sich gewünscht hatte, ja noch fünftausend mehr, aber um welchen Preis! Doch schwebte ihr der Gedanke vor, daß es ihr ja mit dieser Verlobung gar nicht ernst sei. Die Hauptsache war das Geld. Nur erst mit dem Gelde hier zum Thurme hinaus! Das Andere würde sich später finden.

„Stimmt es?" fragte er.

„Ja."

„Sie sehen, daß ich Wort gehalten habe. „Was werden nun Sie thun?"

„Auch Wort halten."

„Ah! Sie sind meine Verlobte?"

„Ja."

Da riß er sie an sich und schlang die Arme um sie, als ob er sie erdrücken wolle. Sie duldete nicht nur diese Umarmung, sondern sie erwiderte dieselbe. Sie küßte ihn freiwillig und flüsterte ihm zärtliche Ausdrücke zu, um nur ja keinen Argwohn in ihm aufkommen zu lassen.

Der scheinbar verletzte Fuß war ganz vergessen. Sie saßen eng verschlungen neben einander. Doch trotz seines Glückes brachte er dann doch einen Bogen Papier zum Vorschein, auf welchem sie sich als seine Verlobte erklären mußte.

„Was wird Dein Vater sagen?" fragte er.

„Er darf die Thatsache nicht sofort erfahren," antwortete sie. „Es würde ihn zu sehr treffen. Er hatte ganz andere Pläne mit mir."

„Du meinst, daß unsere Verlobung noch geheim bleiben soll?"

„Ja."

„Wie lange?"

„Zwei Monate wollen wir sagen."

„Gut; aber länger warte ich nicht. Da aber fällt mir Dein Fuß ein. Schmerzt er noch sehr?"

„Nicht so sehr wie vorher. Der Umschlag hat geholfen."

„Soll ich ihn erneuern?"

„Nein. Man wird daheim in Sorge um mich sein; ich muß fort."

„Aber Du kannst doch unmöglich gehen!"

„Vielleicht doch, ich will es versuchen."

Sie trat auf, und siehe da, es ging. Sie heuchelte zwar noch Schmerz, erklärte aber, daß sie glaube, keinen Wagen zu brauchen. Als sie nach dem Strumpfe griff, sagte er:

„Bitte, laß das mir! Was ich Dir ausgezogen habe, kann ich Dir auch wieder anziehen."

Sie gewährte ihm auch noch diese Vertraulichkeit. Das Geld hatte sie

ja erhalten. Dann wollte sie sich verabschieden. Er aber bestand darauf, sie zu begleiten. Sie durfte dieses Anerbieten nicht zurückweisen und hinkte nun an seinem Arme dem Gute zu. Am Garten blieben sie stehen, um Abschied zu nehmen.

„Wann sehe ich Dich wieder?“ fragte er.

„Das weiß ich jetzt noch nicht.“

„Bitte, recht bald! Vielleicht morgen? Darf ich wohl hierher kommen und Dich erwarten?“

„Nein, das wäre unvorsichtig, mein Lieber. Ich komme lieber zu Dir. Das bemerkt Niemand.“

„Schön! Wann darf ich Dich erwarten?“

„Sobald ich kann. Jetzt weiß ich es noch nicht.“

„So bitte ich wenigstens, meine Geduld nicht gar zu lang zu peinigen!“

„Ich werde das Möglichste thun. Aber jetzt noch Eins: Du kennst mich, ich aber noch nicht Dich.“

„In dieser Beziehung zahle ich Dir gleiche Münzen zurück. Du mußt warten. Ich bin ein Anderer, als ich scheine. Du wirst das Richtige an dem Tage erfahren, an welchem unsere Verlobung veröffentlicht wird. Welches Geschenk wirst Du Dir für die dreißigtausend Gulden kaufen?“

„Einen Diamantschmuck natürlich.“

„Dachte es mir.“

„Ich werde ihn an dem erwähnten Tage zum ersten Male anlegen. Gute Nacht.“

„Schlafe wohl, mein Leben!“

Noch ein Kuß, und dann eilte sie fort. Als sie sich aber in gehöriger Entfernung von ihm befand, blieb sie stehen, holte tief Athem und sagte:

„Welche Scenen! Gräulich! Aber schön bin ich, und der Eindruck weiblicher Schönheiten muß auf die Männer doch ein ungeheurer sein, da selbst Geizhälse solche Summen bezahlen. Natürlich ist es aus; er darf mich nie mehr berühren.“

In ihrem Zimmer nahm sie die übrigen fünftausend Gulden für sich weg. Dann suchte sie ihren Vater auf.

„Du warst fort,“ sagte er. „Etwa bei ihm?“

„Ja.“

„Mit welchem Erfolge?“

„Mit diesem.“

Sie gab ihm das Geld in die Hand. Er fuhr vor Schreck zusammen, allerdings vor freudigem Schreck.

„Wie ist das möglich!“ rief er aus. „Die ganze Summe, baar erhalten! Wie hast Du das angefangen?“

„Das ist vorläufig noch Geheimniß.“

„Deinem Vater gegenüber?“

„Hm! Du hast recht. Es ist Unsinn, heimlich zu thun. Dieses Geld ist mein Verlobungsgeschenk von ihm.“

„Um Gottes willen!“

„Ist das so fürchterlich?“

„Verlobung? Das kann unmöglich sein!“

„Es soll auch nicht sein. Ich halte ihm nicht Wort.“

„Aber er hat Dein Wort?“

„Sogar schriftlich.“

„Welch' eine Unvorsichtigkeit!“

„Laß' es gut sein! Wir müssen das Geld haben; die Sache wird sich arrangiren lassen.“

„Wenn Hagenau etwas erfährt!“

„Er erfährt kein Wort.“

„Er kommt morgen ganz sicher. Ich bin neugierig, wie er Dir gefallen wird.“

„Entzückt werde ich nicht gerade von ihm sein. Ich hörte, daß er von seinen Kameraden der Kranich genannt wird; also hübsch ist er jedenfalls nicht.“

„Aber ein gutes Herz soll er besitzen.“

„Das ist die Hauptsache. Ich trachte nicht nach einer Ehe, in welcher sich das Ehepaar zu todte schnäbelt. Ich will gegenseitige vollste Freiheit haben. Bin ich schön, nun gut, so will ich es nicht blos für Einen sein. Das Gesicht meines Mannes geht mich nichts an; aber er soll so sein, daß ich mit ihm leben kann.“

Am anderen Tage kamen die Hagenau's, Vater und Sohn. Sie wurden mit Aufmerksamkeit überschüttet, und bereits bald nach ihrer Ankunft waren die beiden Väter so klug, ihre Kinder allein zu lassen.

Walther von Hagenau hatte sich die für ihn bestimmte Braut sehr genau betrachtet. Als sie jetzt neben einander am Fenster standen, zuckte ein sarkastischer Zug um seinen Mund. Er ließ ein kurzes Lachen hören und sagte:

„Ich liebe die Aufrichtigkeit, gnädiges Fräulein. Sie jedenfalls wohl auch?“

„Ja. Ihr Geschmack ist in dieser Beziehung auch der meinige.“

„So lassen Sie uns also aufrichtig sein! Kennen Sie den Grund meines heutigen Besuches?“

„Ja.“

„Wir sollen uns kennen lernen.“

„Das können wir ja thun.“

„Schön, nur ist es zuweilen nicht leicht, sich kennen zu lernen. Daher schlage ich vor, daß wir uns gegenseitig diese mühevolle Arbeit erleichtern. Wie gefalle ich Ihnen?“

„Meinen Sie äußerlich oder — — —“

„Zunächst äußerlich!“

„Hm, Kranich!“

„Danke!“ lachte er. „Das ist allerdings aufrichtig. Also auch bis hierher ist mein Kriegsname gedrungen. Ja, schön bin ich nun freilich nicht!“

„Das wird auch nicht verlangt. Ihr innerer Mensch wird mich jedenfalls befriedigen.“

„Hoffentlich. Dieser innere Mensch wird sich alle Mühe geben, sich Ihre Sympathie zu erwerben.“

„Und wohl nicht erfolglos. Jetzt aber darf ich wohl auch fragen, ob ich Ihnen gefalle?“

„Umgekehrt.“

„Wie so? Wie meinen Sie das?“

„Aeußerlich gefalle ich Ihnen nicht, aber innerlich. Mir geht es mit Ihnen gerade umgekehrt.“

„Ah! Ich gefalle Ihnen äußerlich?“

„Ja.“

„Nicht aber innerlich?“

„Sie sind reizend, ja, Sie sind mehr als reizend; aber Ihre Seele ist schwarz.“

Er sagte diese Worte so bombastisch, daß sie laut auflachte und in künstlichem Schreck hinzusetzte:

„Wie die Nacht oder wie die Hölle!“

„So ungefähr. Schwarz ist sie. Freilich, ob diese Schwärze eine edle oder nur Rußschwärze ist, das kann ich noch nicht unterscheiden; darum eben müssen wir uns kennen lernen. Wenn ich mein Urtheil fertig habe, werde ich es Ihnen mittheilen.“

Er hatte es aber bereits fertig, denn als auf dem Heimwege sein Vater fragte, wie Theolinde ihm gefallen habe, antwortete er:

„Gar nicht, lieber Vater.“

„Wie? Was? Dieses schöne, reizende Mädchen gefällt Dir nicht? Wo hast Du denn Deine Augen?“

„Ganz an der richtigen Stelle. Ihre Schönheit macht Eindruck, aber dieser Eindruck ist ein unheiliger.“

„Ich glaube gar, Du fängst an zu frömmeln!“

„So will ich mich anders ausdrücken: Ihre Schönheit ist diejenige einer Courtisane. Und ich habe keineswegs die Absicht, mir eine Frau zu nehmen nur zum Vergnügen Anderer.“

„Du irrst.“

„Das wollen wir sehen. Ich werde beobachten.“

„Aber beeile Dich damit! Wir brauchen Geld.“

„Hm! Ist dieser Herr von Tannenstein wirklich reich?“

„Ja.“

„Warum trägt er da unechte Steine in den Ringen?“

„Wären sie unecht?“

„Ja, ich wette auf meinen Kopf, daß sie imitirt sind. Ich werde denn doch die Augen ein Wenig aufmachen, ehe ich ein reiches Mädchen nehme, um mit ihr zu verhungern.“

Am nächsten Vormittage ließ sich Jacob Simeon bei dem Freiherrn



„Jetzt aber darf ich wohl auch fragen, ob ich Ihnen gefalle."

Verl. S. (95.)

melden. Er war erwartet worden und wurde in Folge dessen sogleich vorgelassen.

„Sie wollen sich meine Entscheidung holen," sagte der Tannensteiner. „Ich bin entschlossen, es mit Ihnen zu versuchen. Haben Sie die Kette mit?"

„Ja."

„Zeigen Sie her?"

„O bitte! Haben Sie das Geld?"

„Ja."

„Zeigen Sie her! Sie sehen, daß ich Ihnen Ihre eigenen Worte zurückgebe. Man muß vorsichtig sein."

„Da, sehen Sie sich diese Banknoten an!"

Der Freiherr warf ihm die Summe auf den Tisch. Der Goldarbeiter prüfte jede einzelne Note. Er hatte es wirklich kaum für möglich gehalten, eine solche Summe auf einmal ausgezahlt zu erhalten. Desto befriedigter steckte er sie zu sich und gab die Kette dafür heraus. Dann fragte er:

„Wie gedenken Sie es nun mit den Kindersachen zu halten?"

„Wir fahren heute nach der Residenz, nämlich ich und meine Tochter. Ich möchte keine Zeit verlieren."

„Gut. Wo steigen Sie ab?"

„Das weiß ich noch nicht genau. Am Besten ist es, Sie bestimmen mir Ort und Zeit, wo und wenn ich Sie treffen kann."

„So kommen Sie Nachts punkt ein Uhr zum großen Brunnen auf dem Altmarkte. Sie werden mich treffen. Hoffentlich befinde ich mich da bereits im Besitze der Schlüssel."

„Das Letztere ist die Hauptsache. Ich werde mich ganz bestimmt zu der angegebenen Zeit dort einfinden."

Jacob Simeon ging, und der Freiherr theilte seiner Tochter das Resultat der Unterredung mit. Sie erklärte, ihn nach der Residenz begleiten zu wollen. Er ging darauf ein, sprach aber die Erwartung aus, daß sie nicht etwa beabsichtigen werde, sich an dem geheimen und so gefährlichen Vorhaben zu betheiligen. Sie erklärte, daß dies im Gegentheile ihre ganz bestimmte Absicht sei. Er erschrak über die Entschiedenheit, mit welcher sie dieses Vorhaben aussprach und sagte:

„Bedenke, welchen Gefahren Du Dich dabei preisgiebst!"

„Diese Gefahren sind ganz dieselben, welchen auch Du entgegen gehst, Vater!"

„Es ist ein Unterschied dabei. Ich bin Mann."

„Bah!" antwortete sie. „Als ob wir Frauen nur von Watte seien! Willst Du Dich lieber fremden Menschen anvertrauen als mir? Ich kenne Dich. Du bist kein sehr großer Held. Ich habe bedeutend mehr Muth als Du!"

„Oho!" meinte er gekränkt.

„Ja, es ist ganz gewiß so. Ich will Dich nicht beleidigen; Du mußt unbedingt zugeben, daß ich mehr Energie besitze als Du. Ich habe an Euern Paschergeschäften bedeutend mehr Antheil genommen als Du selbst; ich war mehr,

weit mehr als einfach nur Deine Vertraute. Jetzt habe ich das Geld beschafft und will nun auch mitmachen."

„Etwa gar mit in das Amtsgebäude eindringen?"

„Wenn ich es für nöthig halte, ja."

„Bist Du toll?"

„Gar nicht."

„Wenn man Dich unterwegs sieht! Eine Dame in Deiner Toilette fällt auf."

„Unsinn! Ich werde doch nicht etwa ein Ballkleid anziehen. Ich werde schon für eine Kleidung sorgen, welche passend ist. Sei still! Ich mache mit, und dabei bleibt es!"

„Ich sage Dir, daß ich nicht einwilligen kann."

„Und ich sage Dir, daß ich meinen Willen durchsetze! Hast Du diesem Manne das Geld gegeben und die Kette erhalten?"

„Ja."

„Zeige sie. Man muß sie genau ansehen." — — —

Im Tivoli, dem Locale, in welchem Max Holm zur Tanzmusik die Violine gespielt hatte, war wöchentlich zweimal gewöhnlicher Ball. Diese Abende wurden nur von den Söhnen und Töchtern bürgerlicher Familien frequentirt. Zuweilen verirrte sich auch ein achtbares Dienstmädchen dorthin.

Seit einiger Zeit hatte sich da die Zofe der Baronin Ella von Helfenstein dort eingefunden. Sie war von Seiten des Gerichtes, welches das Palais des gefangenen Barons mit Beschlag belegt hatte, entlassen worden und wartete nun auf die Gelegenheit, in eine passende Stellung zu treten. Als gewöhnliches Hausmädchen wollte sie sich nicht engagiren lassen, bessere Placements aber waren selten. Das genirte sie aber nicht. Ihr Lohn war so gut gewesen, daß sie sich etwas gespart hatte. Darum konnte sie es für einige Zeit aushalten.

Sie war sehr hübsch, darum hatte es ihr an diesen Abenden nicht an Tänzern gefehlt. Heute nun hatte ihr der Briefträger ein Schreiben gebracht, dessen Verfasser zu errathen ihr unmöglich gewesen war. Es lautete:

„Geehrtes Fräulein.

Schon seit langer Zeit kenne ich Sie, obgleich ich mich Ihrer Aufmerksamkeit nicht erfreuen durfte. Ich sehne mich darnach, Ihre Bekanntschaft zu machen und gäbe viel darum, wenn es mir gelingen könnte, Ihre Liebe zu erwerben. Sollte Ihr Herz noch nicht vergeben sein, so kommen Sie heute Abend wieder in das Tivoli. Ich werde daraus merken, daß sie noch frei sind, und dann die Gelegenheit nicht versäumen, mich Ihnen zu Füßen zu legen."

Unterschrieben waren diese Zeilen nicht. Jedes Mädchen freut sich, wenn sie gefällt, die Zofe freute sich auch, und zwar um so mehr, als sie eine bedeutende Portion Gefallsucht besaß. Sie war neugierig, den Verfasser kennen zu lernen. Auch ohne seinen Brief hätte sie heute das Tivoli besucht; nun aber ging sie natürlich erst recht.

Sie war kaum eingetreten, so wurde sie auch bereits engagirt. Sie tanzte

fast jede Tour; aber diese Tänzer waren die gewöhnlichen; der Briefschreiber befand sich jedenfalls nicht unter ihnen. Da kam ein junger Mann die Reihe der Sitze entlang, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam. Er blickte nicht nach ihr; er schien seine Aufmerksamkeit auf anderwärts gerichtet zu haben; aber als er an ihr vorüberschreiten wollte, fiel sein Blick wie zufällig auf sie, und er blieb stehen.

„Verzeihung, mein Fräulein," sagte er; mir ist, als ob ich Sie kennen müsse."

Er war von stattlicher Figur und elegant gekleidet. Sein Ton klang sehr höflich, und die Verbeugung, welche er machte, befriedigte sie noch mehr. Darum antwortete sie:

„Auch mir ist es so, als ob ich Sie bereits gesehen hätte."

„Wenn Sie mir erlaubten, neben Ihnen Platz zu nehmen, könnten wir überlegen, wo wir uns begegnet sind."

„Bitte, setzen Sie sich!" klang ihre Aufforderung.

Er that es.

„Ob dieser es ist?" dachte sie.

Er gefiel ihr nicht übel. Sie sah eine schwere Uhrkette an seiner Weste und theure Ringe an seinen Fingern. Er schien also wohlhabend zu sein, obgleich er nicht gerade etwas Vornehmes an sich hatte. Einem Menschenkenner hätten seine zusammengekniffenen Lippen und sein stechender Blick nicht gefallen.

„Also, wo wir uns gesehen haben?" sagte er, die Beine gemächlich über einander legend.

„Ja. Hier ist es nicht gewesen," antwortete sie.

„Wenigstens früher nicht. Einige Male habe ich Sie hier bemerkt, doch erst in letzter Zeit."

„Und früher, wo? Ihr Gesicht kommt mir heimathlich vor."

„Mir das Ihrige auch. Ich bin aus Grünbach."

„Meinen Sie das Grünbach, welches dem Freiherrn von Tannenstein gehört?"

„Ja."

„So liegt Ihre Heimath freilich sehr nahe an der meinigen. Ich bin aus Reitzenhain, welches Herrn von Hagenau gehört."

„Ach, jetzt erklärt es sich! Also dort haben wir uns gesehen. Nun, wissen Sie es, und die Untersuchung ist zu Ende. Muß ich deshalb nun wieder fort?"

„O nein," antwortete sie lächelnd. „Ich werde doch meinen Landsmann nicht fortschicken, zumal — —"

Sie hielt inne und blickte ihn schalkhaft forschend an.

„Was wollen Sie sagen?" fragte er.

„Können Sie schreiben?" lachte sie.

„O, sehr gut," lachte auch er.

„Vielleicht Briefe an Damen?"

Wenn es sehr nothwendig ist, ja."

„Wann haben Sie den letzten Brief an eine Dame geschrieben?“

Er machte eine bedenkliche Miene und antwortete dann:

„Das kann noch nicht so sehr lange her sein.“

„An wen?“

„Wollen Sie das nicht lieber errathen?“

„Das kann ich nicht. Lieber möchte ich es von Ihnen hören.“

„Ich würde es wohl sagen, wenn ich wüßte, daß die Betreffende nicht bös darüber gewesen ist.“

„Nun, ich glaube nicht, daß man Ihnen eines Briefes wegen bös sein würde. Was haben Sie denn geschrieben?“

„Ich bat die Dame, heute hierher zu kommen.“

„Wozu?“

„Ich hätte gern einige Touren mit ihr getanzt und — —“

„Was? Was noch?“

„Sie dann auch weiter kennen gelernt.“

„Ist sie denn gekommen?“

„Ja.“

„Sie Glücklicher!“

„Ja,“ nickte er, „ich bin allerdings ganz glücklich darüber.

„Und ich bin ganz neugierig, sie zu sehen. Wo sitzt sie?“

„O, auf diese Weise werde ich es nicht verrathen. Aber passen Sie auf; diejenige, welche ich bei der nächsten Tour engagiren werde, die ist es.“

„Da werde ich allerdings genau aufmerken.“

Gerade jetzt war die Pause zu Ende, und die Musik intonirte einen flotten Galopp. Er erhob sich, verbeugte sich und bat um ihren Arm. Sie gab ihm denselben, und der Tanz begann. Als derselbe zu Ende war und Beide sich wieder setzten, fragte er:

„Jetzt wissen Sie es, an wen ich geschrieben habe. Nun möchte ich wissen, ob Sie zornig sind.“

„Ich wüßte nicht, weshalb ich zornig sein sollte. Dann will ich eine große Bitte an Sie richten. Die aber können Sie mir leicht übel nehmen.“

„Wollen sehen! Lassen Sie hören!“

„Schenken Sie mir auch die übrigen Tänze?“

„Hm! Ich soll also mit keinem Anderen tanzen?“

„Das wünsche ich. Ich möchte Sie gern allein für mich haben, obgleich ich kein Recht dazu besitze. Oder interessiren Sie sich vielleicht für einen Anderen, so daß es Ihnen schwer fällt, meine Bitte zu erfüllen?“

„Es geht mich keiner etwas an, und damit Sie dies auch glauben, werde ich nur mit Ihnen tanzen.“

Sein Auge ruhte in freudiger Ueberraschung auf ihrem Gesicht. Ihre vollen Formen wollten fast die ganze Taille zersprengen; ihre küßlichen Lippen blühten ihm entgegen, und in ihrem Blicke leuchtete es, wie auffordernd zum Genusse.

„Das ist herrlich!“ sagte er. „Das hätte ich nicht erwartet.“

„Warum nicht?“

„Weil ich glaubte, Sie seien nicht mehr frei.“

„Da haben Sie sich geirrt.“

„O, vielleicht täuschen Sie mich doch!“

„Haben Sie Grund, dies anzunehmen?“

„Ja.“

„O, den möchte ich doch wissen!“

„Ein so schönes Mädchen kann doch kaum ohne Anbeter sein.“

„Anbeter, ja,“ antwortete sie, verächtlich die fleischigen Schultern zuckend. „Aber ein Anbeter ist noch kein Liebhaber!“

„Der Unterschied ist nicht sehr groß, und ich kenne Einen, von dem ich doch denken möchte, daß er nicht ganz allein Anbeter gewesen ist.“

„Wer wäre das?“

„Ich werde das lieber verschweigen. Sie können ihn sehen, er ist heute ja da.“

Ihr Auge musterte schnell suchend die verschiedenen Tische und Menschengruppen. Dann antwortete sie:

„Ich sehe keinen Einzigen, den Sie meinen könnten.“

„O, im Saale ist er nicht, sondern da links in dem Nebenzimmer. Er befindet sich in liebenswürdiger Gesellschaft!“

„Sie machen mich so neugierig, daß ich wirklich einmal nachsehen möchte!“

„Thun Sie das. Ich warte hier!“

Sie stand auf und entfernte sich. Er blickte ihr siegesgewiß nach und murmelte für sich:

„Sie ist entzückend schön. Diese Hulda muß ich haben, und wenn ich sonst etwas thun sollte!“

Sein Auge folgte ihr fast trunken. Jetzt ging sie an der offenen, in das Nebenzimmer führenden Thür vorüber. Sie blickte hinein. Er sah sie zusammenzucken.

„Ah, sie hat ihn gesehen,“ dachte er. „Nun werde ich es erfahren, ob es mit ihm aus ist.“

Sie schritt langsam und wie absichtslos promenirend um den Saal herum und kehrte dann zu ihm zurück.

„Nun, haben Sie ihn gesehen?“ fragte er.

„Nein.“

„Er sitzt ja drin!“

„Ich habe wirklich Keinen gesehen, für den ich mich interessiren könnte. Wen meinen Sie denn?“

„Nun, den gewissen Anton.“

„Anton? Ich kenne keinen Anton,“ antwortete sie, indem sie sich erstaunt stellte.

„O, doch!“

„Dann wissen Sie es besser als ich,“ schmollte sie.

„Besser wohl nicht. Sie sollten eigentlich aufrichtig sein.“

„Aber wer ist denn dieser Anton?“

„Er ist — — ist — — Spion.“

„Spion? Wie meinen Sie das?“

„Geheimpolizist.“

„Ach gehen Sie! Ich habe nie mit der Polizei zu thun gehabt, am Allerwenigsten aber gar mit einem Geheimpolizisten.“

„Auch während Ihres letzten Dienstes nicht?“

„Nein. Wissen Sie überhaupt, wo ich engagirt gewesen bin?“

„Bei der Baronin von Helfenstein.“

„Ah! Woher wissen Sie das?“

Er besann sich ein Weilchen und antwortete dann·

„Das darf ich Ihnen eigentlich nicht sagen.“

„Warum denn nicht?“

„Weil Sie mir dann gewiß sehr böse sein würden.“

„Ich an Ihrer Stelle ließe es darauf ankommen.“

„Meinen Sie? Nun, dann will ich es sagen. Aber ich habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt — —“

„Ich auch nicht,“ sagte sie. „Ich heiße Hulda Neumann.“

„Das weiß ich schon längst.“

„So scheinen Sie sich also mit mir beschäftigt zu haben?“

„Allerdings. Mein Name ist August Mehnert; ich bin Goldarbeiter. Ich war bis vor kurzer Zeit Gehilfe, und da ich nicht zu den Verschwendern gehöre und nicht bei meinem Principale wohnen konnte, so hatte ich mir eine unter dem Dache gelegene, billige Schlafstelle gemiethet. Die lag nach hinten. Ich konnte aus dem kleinen Fenster auf die Seitenfronte eines gewissen Palais sehen. Da gab es ein Fenster, welches stets erleuchtet wurde, so bald eine gewisse Baronin zur Ruhe gegangen war.“

„Sie erröthete und fragte:

„Konnten Sie weit in dieses Fenster blicken?“

„Ich konnte das ganze Zimmerchen übersehen.“

„Abscheulich!“

„O nein. Was ich da sah, war keineswegs abscheulich.“

Hulda war keineswegs prüde. Sie wußte, daß sie hübsch sei. Sie hörte gern, daß man ihr dies sagte. Sie wollte es auch hören. Sie wollte wissen, was er gesehen habe und welchen Eindruck sie gemacht hatte; darum fragte sie:

„Eigentlich gehen mich Ihre Entdeckungen gar nichts an; aber vielleicht ist es interessant, was Sie erblickten?“

„Sehr! Ich lag des Abends zur bestimmten Zeit stets an meinem Fenster. Ich hatte kein Licht brennen, um mich nicht zu verrathen. Wenn dann drüben das Licht erschien, sah ich ein wunderherrliches Mädchen, welches — —“

„Welches — — nun?“

„Welches schlafen ging,“ flüsterte er, sich verliebt zu ihr niederbeugend.

Da war es höchst unrecht von Ihnen, sich an das Fenster zu stellen. Sie sind ein sehr indiscreter Herr!"

„O, die Dame war noch viel indiscreter. Sie hätte doch die Vorhänge schließen können."

„Vielleicht hatte sie keine Ahnung, daß sie belauscht werden konnte. Uebrigens pflegen die Herren sich nur zu oft solcher Sachen zu rühmen, die gar nicht geschehen sind."

„Oho! Was ich sah, war sehr wirklich!"

„Nun, was haben Sie denn gesehen?"

Die Musik hatte einen rauschenden Walzer begonnen. Der Goldarbeiter mußte nahe an das hübsche Mädchen heranrücken, um verstanden zu werden. Das war ihm sehr lieb.

Er hielt seinen Mund fast ganz an Hulda's Ohr und flüsterte:

„Zunächst also ein reizendes, allerliebstes Zöfchen."

„Dann weiter?"

„Dann war ich Zeuge der Nachttoilette."

„Schlechter Mensch!"

„Ich sah Alles, Alles. Sie pflegte das Licht erst zu verlöschen, wenn sie bereits im Bettchen lag."

„Wußten Sie, wer sie war?"

„Noch nicht."

„Natürlich besorgte ich mir einen Operngucker, um — —"

„Sie sind wirklich ein ganz gefährliches Subject!" unterbrach sie ihn.

„Da will ich lieber weiter nichts erzählen. Natürlich aber erkundigte ich mich nach ihrem Namen."

„Bei wem?"

„Bei einem der Diener, den ich zuweilen in der Restauration traf. Er sagte mir, daß die Betreffende Hulda Neumann heiße, aber bereits versehen sei."

„Das war Lüge!"

„Bitte, leugnen Sie nicht. Anton, der Diener des Fürsten von Befour, besuchte Sie so oft und zu solcher Zeit, wie es nur ein Geliebter thun darf."

„Nun, das ist Ihnen doch wohl sehr gleichgiltig gewesen?"

„Gleichgiltig? Alle Teufel! Ich hätte ihn todtschlagen mögen!"

„Sind Sie wirklich so bösartig?"

Ihr Gesicht hatte bei dieser Frage einen ganz anderen Ausdruck angenommen. Aus den Wangen war die Farbe gewichen, und ihr Blick ruhte begierig forschend auf ihm.

„Bösartig bin ich nicht," antwortete er.

„Sie wollten doch todtschlagen?"

„Diesem Hallunken könnte ich allerdings Eins auswischen!"

„Aus purer Eifersucht!"

„Ja, ich will es gestehen, aus Eifersucht, aber auch, weil ich genau wußte, daß er Sie betrog."

„Mich betrügen? Das glauben Sie ja nicht!“

„Natürlich gesteht kein Mädchen so Etwas gern ein; aber es ist dennoch wahr. Er wollte Sie nur aushorchen.“

„Woher vermutheten Sie das?“

„Weil ich zufällig erfuhr, daß er Geheimpolizist war.“

„Hätte ich es doch auch gewußt,“ grollte sie

„Wie gern hätte ich es Ihnen gesagt!“

„Warum thaten Sie das nicht?“

„Ich konnte es doch nicht wagen. Ich glaubte natürlich, Sie seien im Einverständnisse mit ihm.“

„Das ist mir nicht eingefallen,“ antwortete sie verlegen. „Sie hätten gar nichts gewagt.“

„Und sodann wußte ich damals doch auch gar nicht, was er eigentlich beabsichtigte; erst jetzt weiß ich es, nun ich erfahren habe, daß Ihr Baron der Hauptmann gewesen ist. Nun hat dieser Anton seinen Zweck erreicht und sieht Sie nicht mehr an. Ist's nicht so?“

Ihr Auge blitzte vor Zorn und Haß.

„Mich nicht mehr ansehen!“ stieß sie hervor. „Ach! Könnte ich doch Etwas erfinden, was ihm wehe thäte, so recht wehe in's tiefste Herz, in's Leben hinein!“

„Denken Sie nach!“

„Ah! Man ist doch zu schwach zur Rache!“

„So suchen Sie sich Hilfe!“ meinte er, ihre Hand ergreifend.

Sie ließ sie ihm, blickte ihn forschend an und sagte:

„Wer sollte mir helfen? Etwa Sie?“

„Warum nicht? Wenn es lohnte!“

„Welchen Lohn meinen Sie?“

„Sie selbst.“

Er hatte sich ganz zu ihr herübergebogen und blickte ihr begierig fragend in die Augen.

„Haben Sie Muth?“ klang es ihm entgegen.

„Ja.“

„Ich meine nicht gewöhnlichen Muth.“

„Für Sie thue ich Alles.“

„Vielleicht werde ich Sie prüfen.“

„Thun Sie es. Darf ich Sie heute nach Hause begleiten?“

„Ja, gehen Sie mit. Wir können über diese Angelegenheit dann in größerer Ruhe sprechen. Ich habe das Verlangen, mich an diesem miserablen Menschen zu rächen. Wer ist denn Die, neben welcher er sitzt?“

„Seine Braut.“

„Ich kenne sie nicht.“

„Sie ist die Tochter des früheren Wachtmeisters Landrock. — Um Ihretwillen habe ich das Alles ausgeforscht.“

„Sie sind also bereits verlobt?“

„Ja. Auch sein schöner College ist verlobt."

„Der mit d'rin sitzt? Er war auch Diener beim Fürsten."

„Ja, und machte es ebenso, wie er. Dieser Adolf ist mit der Tochter des jetzigen Theatercassirers Werner verlobt, vorher aber betrog er ein armes Mädchen, um den Vater der Betrogenen in's Garn zu bekommen."

„Wer war das?"

„Der alte Apotheker Horn."

„Ah, der sich todt gestellt hat, um zu entfliehen, aber wieder gefangen worden ist?"

„Ja. Seiner Tochter geht es ebenso wie Ihnen. Was mag sie denken, wenn sie ihn jetzt neben der Anderen sitzen sieht? Jedenfalls sinnt sie auch auf Rache."

„Ist sie denn hier?"

„Ja. Dort die dicke Kleine, uns schräg gegenüber, die kein Auge von der offenen Thür verwendet. Sehen Sie die Augen, welche sie macht? Als ob sie ihn verschlingen wollte. Das wäre eine Verbündete für Sie!"

Hulda beobachtete eine Zeit lang schweigend die dicke Jette. Dann fragte sie:

„Woher wissen Sie auch dieses von diesem Mädchen?"

„Hm! Eigentlich sollte ich es nicht wissen; aber ich habe es erlauscht. Bei meinem Principale wurde verschiedenes besprochen, was nicht für uneingeweihte Ohren war."

„Wer ist Ihr Principal?"

„Er ist es nicht mehr, denn ich habe ihm das Geschäft vor kurzer Zeit abgekauft."

„So sind Sie also jetzt selbstständig?"

„Vollständig. Ich bin mein eigener Herr und habe ein sehr gutes Auskommen. Mein Principal war jüdischer Abstammung und hieß Jacob Simeon."

Sie blickte schnell und überrascht auf.

„Was! Bei dem waren Sie?"

„Ja. Kennen Sie ihn?"

„Gewiß! Er gehörte ja zu den Leuten des Haupt — —"

„Woher wissen Sie, daß er zu diesen Leuten gehörte?"

„Ich hörte es von den Polizisten, welche nach der Arretirung meines Herrn das Palais besetzten. Ich belauschte sie."

„Donnerwetter! Und Jacob Simeon hat fest geglaubt, daß es kein Mensch ahne."

„Es wurde auch nur als eine Vermuthung ausgesprochen.. Ist Ihnen diese Horas da drüben nur von Weitem bekannt?"

„Nein. Ich kenne sie näher. Ihr Vater war oft bei uns, und ich hatte zuweilen Aufträge des Principals an ihn auszurichten. Sie heißt Jette."

„Brr! Häßlicher Name!"

„Ebenso häßlich wie sie selbst."

„Ich möchte wohl einmal mit ihr sprechen."

„Doch nicht!“ meinte er ungläubig.

„Warum nicht?“

„Sie, die Schönheit selbst — —“

„Schmeichler!“ lächelte sie selbstgefällig.

„Mit diesem Ausbund von Häßlichkeit!“ fuhr er fort.

„Sie kann ja nicht dafür.“

„Der Diamant neben der Rußkohle.“

„O, die Rußkohle ist sehr nützlich. Vielleicht kann mir diese Horas Jette auch nützlich sein.“

„Nun, was das betrifft, so habe ich mit ihr gesprochen und kann Ihnen sagen, daß Sie darauf brennt, ihrem früheren süßen Adolf Eins auszuwischen.“

„Da passen wir also ganz prächtig zusammen. Wenn Sie mit ihr über solche Sachen sprechen, müssen Sie doch recht vertraut mit ihr sein?“

„Sie hält nicht gegen mich zurück.“

„Nun, so machen Sie es fertig, daß sie sich her zu uns setzt!“

„Das soll sofort geschehen.“

Er erhob sich, um den Auftrag auszuführen. Sie bemerkte noch:

„Sie werden uns für einige Zeit allein lassen. Ich denke nämlich, daß die Jette offenherziger sein wird, wenn Sie nicht dabei sind.

Er ging. Hulda sah, welch ein erstauntes Gesicht die Dicke machte, als sie die Aufforderung vernahm. Sie folgte derselben sichtlich nur zögernd. Sie gab nicht gern den Platz auf, von welchem der Ungetreue so gut beobachtet werden konnte. Bald saßen beide Mädchen neben einander, in ein sehr angelegentliches Gespräch vertieft. Es kamen einige Tänzer, um Hulda zu engagiren. Sie schlug es aber ab. Die Unterhaltung war ihr wichtiger.

Der Goldarbeiter hatte sich nicht zu ihnen gesetzt. Er schlenderte im Saale herum und blieb dabei auch einige Male unter der offenen Thür halten, von welcher aus er die Nebenstube überblicken konnte.

Dort saßen Anton und Adolf mit dem Wachtmeister Landrock nebst dessen Tochter und dem jetzigen Theatercassirer Werner und dessen zwei Töchtern. Da heute keine Theatervorstellung war, hatte dieser Letztere Zeit gehabt, das Tivoli zu besuchen. Nach so langer Unglückszeit that ihm die Aenderung seines Schicksals unendlich wohl. Sein Gesicht strahlte förmlich vor Vergnügen und Zufriedenheit.

Antons Auge fiel zufällig auf Mehnert, als dieser unter der Thür stand. Er stieß Adolf an und fragte:

„Kennst Du den jungen Menschen dort?“

„Gehilfe bei Jacob Simeon.“

„Dachte es mir. Ist aber nicht mehr Gehilfe, sondern selbst Besitzer. Werde ihn gleich einmal in's Examen nehmen.“

Er stand von seinem Stuhle auf und trat zu dem Goldarbeiter, ihn fragend:

„Nicht wahr, Sie sind jetzt der Besitzer des Geschäftes, in welchem Sie bisher arbeiteten?“

„Ja, Herr."

„Haben Sie es vollständig bezahlt?"

„Das geht Niemandem Etwas an!"

„O bitte, ich meine es nicht bös."

„Warum fragen Sie so?"

„Weil ich wissen wollte, ob Sie in Verbindung mit Ihrem früheren Principale stehen. Hätten Sie noch an ihn zu zahlen, wäre das der Fall."

„Es ist bezahlt," antwortete Mehnert unwillig.

Auf diese Weise war er nicht zu packen, dies sah Anton ein. Daher versuchte er es auf eine andere Weise. Er wollte dem jungen Manne Etwas verdienen lassen, um ihn gesprächiger zu machen. Darum fragte er:

„Es paßt sich gut, daß ich Sie hier treffe. Fertigen Sie auch Trauringe an?"

„Natürlich!"

„Ihr früherer Principal war stets billiger als Andere. Ich brauche nächstens einen Hochzeitsring, dort mein Freund auch."

„Ich habe diese Preise beibehalten."

„Schön. Vielleicht schenken wir unseren Damen auch noch einen anderen Ring als den einfachen Goldreif. Sie haben doch vielleicht eine gute Auswahl?"

„O gewiß! Ich mache besonders in nachgemachten Edelsteinen, welche von den echten kaum zu unterscheiden sind."

„Das paßt. Man ist natürlich nicht Millionär, um echte Diamanten kaufen zu können. Wir werden morgen einmal vorsprechen und uns Ihren Vorrath ansehen."

Er that das natürlich nur, um von Mehnert vielleicht zu erfahren, wohin Jacob Simeon gekommen sei. Der junge Goldschmied aber durchschaute ihn und ging höhnisch lächelnd weiter. Als er an den beiden Mädchen vorüber wollte, fragte ihn Hulda:

„Dort stand doch dieser Spion bei Ihnen. Was wollte er?"

„Ueber meinen Principal mich aushorchen."

„Sie sind doch nicht etwa dumm gewesen?"

„Fällt mir nicht ein. Sie mögen ihre Ringe bezahlen, erfahren aber werden sie nichts."

„Ringe? Wollen Sie welche kaufen?"

„Ja, ihre Trauringe, als Vorwand natürlich."

Aus Hulda's Gesicht war alle Farbe gewichen. Sie starrte ihn an wie gedankenlos. Und doch befand sich ihr Geist gerade jetzt im schärfsten Nachdenken."

„Die Trauringe," sagte sie vor sich hin. „Ach, wenn es doch nicht gerade die Trauringe wären."

„Sie werden auch andere kaufen; dieser brave Anton sagte es mir."

Sie fuhr bei dieser Mittheilung förmlich vom Stuhle empor.

„Ah, also auch andere Ringe."

„Morgen wollen sie kommen."

„Morgen, schon morgen! O, wenn ich wüßte, was sie so ungefähr wählten!“

„Ich sprach von meinen imitirten Diamanten, und er schien Lust zu haben, sich so Etwas auszusuchen.“

„Schön, schön! Lassen Sie uns allein! Ich gebe Ihnen einen Wink, wenn Sie wiederkommen sollen.“

Er ging weiter. Die Dicke betrachtete Hulda mit Erstaunen und sagte:

„Sie sind auf einmal eine ganz Andere geworden, als von den Ringen die Rede war. Sie sind ganz aufgeregt.“

„Es ist auch kein Wunder. Wir zerbrachen uns vorhin die Köpfe, um auf einen Gedanken zu kommen, wie wir uns rächen könnten, und nun ist dieser Gedanke da.“

„Sie machen mich begierig.“

Jette war körperlich und auch geistig schwerfälliger als die schöne Zofe, aber wenn es sich um die Rache an dem treulosen Geliebten handelte, so war sie Feuer und Flamme.

„Diese beiden Kerls haben Ihren Vater in's Verderben gebracht?“ agte Hulda.

„In's Gefängniß!“

„Ja. Wie nun, wenn wir auch sie in's Gefängniß brächten?“

„Wäre das möglich?“ fragte die Dicke, indem sich ihre Wangen schnell rötheten.

„O gewiß. Nicht nur sie Beide, sondern auch ihre Bräute.“

„Das, das wäre Rache!“

„Ja, denken Sie sich diese Werners Tochter im Gefängnisse.“

Sie hatte das in erhöhtem Tone gesprochen, um Jette noch mehr aufzuregen. Diese antwortete:

„Ich gäbe einige Jahre meines Lebens darum.“

„Das ist gar nicht nöthig.“

„Wie wäre das anzufangen?“

„Sehr leicht. Leichter, als wir denken. Es werden kostbare Ringe gestohlen. Die beiden Bräute tragen jede einen von diesen gestohlenen Ringen und werden natürlich arretirt.“

„Von wem haben sie sie denn?“

„Von ihren Bräutigams, die auch arretirt werden.“

„Und die Bräutigams haben sie wirklich gestohlen?“

„Wird ihnen nicht einfallen!“

„Dann giebt's auch keine Arretur!“

„O doch! Lassen Sie nur mich sorgen. Wissen Sie denn bereits, wo diese beiden Spione schlafen?“

„Nein.“

„Im Palais des gefangenen Barons von Helfenstein. Sie haben dieses Haus zu bewachen. Dort steht Alles noch genau so, wie der Baron es verlassen hat. Auch die angeschraubte Cassette mit dem Geschmeide ist wahrscheinlich noch vorhanden. Dieses Geschmeide wird gestohlen.“

„Von wem?“

„Von uns Beiden natürlich.“

Jette erschrak.

„Um Gotteswillen!“ sagte sie.

„Sie haben Angst?“

„Ja.“

„Angst! Und wollen sich rächen? Sie sind verkauft und verrathen worden und zaudern jetzt, wo sich eine so gute Gelegenheit findet, die Uebelthäter sammt ihren Metzen zu bestrafen? Schämen Sie sich!“

Das wirkte sofort. Jette antwortete:

„Es wird doch wohl sehr schwer sein.“

„Ganz leicht, kinderleicht.“

„Wie soll es denn zugehen? Meinen Sie etwa, daß wir in das Palais einbrechen und die Diamanten holen?“

„Ja, freilich.“

„Herrgott! Mich schaudert! Wenn man uns erwischt!“

„Das ist unmöglich. Die beiden Wächter sitzen ja dort im Zimmer und werden sobald nicht heimkommen.“

„Sie meinen, wie es scheint, daß wir es heute thun sollen?“

„Natürlich! Heute, gleich! Morgen sollen ja die Ringe gekauft werden.“

„Ich weiß nicht, wie das zusammenhängt.“

„Sehr einfach. Wir holen das Geschmeide, und ich gebe diesem Herrn Mehnert, welcher ganz vernarrt in mich ist, zwei von den Ringen, welche er an Anton und Adolf verkaufen muß, die sie dann ihren Mädchen schenken, bei denen sie gefunden werden. Ist das nicht einfach?“

„Ich finde es nicht so sehr einfach. Es ist dabei Einiges noch sehr unklar. Wie können wir in das Palais?“

„Mit dem Schlüssel.“

„Ah, Sie haben einen Schlüssel! Wie kommt das?“

„Ein gescheidtes Mädchen setzt sich stets so bald wie möglich in den Besitz eines eigenen Haus- oder Hauptschlüssels.“

„Den darf der Schlosser doch nicht machen für sie!“

„Für das Mädchen freilich nicht, aber für die Herrschaft. Das Mädchen hat nur dafür zu sorgen, daß die Herrschaft den Schlüssel verliert. Verstanden?“

„Ja,“ nickte die Dicke verständnißinnig. „Das Mädchen stibitzt der Schlüssel weg, und die Herrschaft muß sich einen anderen machen lassen.“

„Ja, so ist's auch bei mir gewesen. Und zwar hat die Herrschaft vor dem Verluste nicht einmal Etwas gemerkt. Als die Baronin nach Rollendorf gekommen war, annectirte ich den Hauptschlüssel, und der Baron hat gar nicht an denselben gedacht. Ich brauche blos den Schlüssel zu holen, so können wir in das Palais, ohne bemerkt zu werden.“

„Können Sie denn auch in die Cassette?“

„Ja. Ich habe auch diesen Schlüssel.“

„Auf dieselbe Weise?“

„Ja. Die Baronin dachte, sie hätte ihn verlegt. Sie wollte dem Herrn nichts wissen lassen und hat heimlich einen neuen bestellt. Sie natürlich mußte ihn bekommen.“

„Sind es viel Kostbarkeiten?“

„Na, gar so großartig wird der Fang nicht sein, denn in letzter Zeit stand es nicht so glänzend mit der Herrschaft, das habe ich bemerkt. Aber ein gutes Geschäft machen wir dennoch außer unserer Rache. Wir theilen, und dann heben wir uns die Sachen auf, bis wir sie verkaufen können.“

„Wollen Sie den Gang in's Palais nicht lieber allein machen, Fräulein Neumann?“

„Nein. Ich brauche eine Zweite dazu, und die sind natürlich Sie. Oder wollen Sie vielleicht auf ihre Rache verzichten?“

„Hm! Es ist doch sehr gefährlich.“

„Sie dauern mich.“

„Wenn man uns erwischt!“

„Kein Mensch wird uns erwischen. Wir sehen nach, ob irgend ein Fenster erleuchtet ist. Ist das der Fall, so können wir es nicht wagen. Sind aber alle Fenster finster, so ist nicht das Mindeste zu befürchten.“

„Man wird es sehen, wenn wir das große Thor öffnen.“

„Das werden wir eben nicht thun. Wir gehen durch das Pförtchen und die Zimmer des Herrn. Es ist mir da jeder Schritt bekannt. Sie leuchten natürlich.“

„Man wird das Licht von unten sehen!“

„Wenn wir es dumm anfangen, ja; aber wir werden es eben nicht dumm anfangen. Ich habe eine kleine Windlaterne, die man beliebig öffnen kann!“

„Es giebt auch noch weitere Unklarheiten. Selbst wenn wir die Geschmeide bekämen, würde es uns nichts helfen. Die beiden Polizisten würden ja sagen, daß sie die Ringe von Mehnert gekauft haben.“

„Der behauptet aber, daß dies nicht wahr ist. Er verkauft ihnen die gestohlenen, behauptet aber das Gegentheil. Er zeigt die Zeichnung zweier Ringe vor, welche er ihnen verkauft haben will, und diese Ringe werden auch bei ihnen gefunden. Dann sind die beiden Spione überführt.“

Die langsam denkende Jette schüttelte den Kopf. Die resolute Zofe aber fuhr in fast strengem Tone fort:

„Also entschließen Sie sich! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Machen Sie mit?“

„Ich möchte doch lieber verzichten!“

„So! Sie sind betrogen worden. Ihr Vater stirbt im Zuchthause oder auf dem Schafot; Ihre ganze Familie ist in's Verderben gestürzt, und dafür lassen Sie ihren lieben Adolph jetzt Hochzeit und dann später Kindtaufe machen!“

Das wirkte und Jette meinte:

„Ich will mitgehen, wenn nämlich alle Fenster wirklich finster sind, sonst aber nicht."

„Bleiben Sie hier, ich werde die Schlüssel holen."

Sie stand auf und trat zu Mehnert, welcher in der Nähe an einem Pfeiler lehnte.

„Nun, haben Sie einen Plan?" fragte er.

„Ja, und zwar einen sehr guten."

„Kann ich vielleicht mit helfen?"

„Ja. Ich brauche Ihre Hilfe sogar sehr nothwendig."

„Ich stelle mich gern zur Verfügung."

„Können Sie denn schweigen?"

„Auf ihren Wunsch wie das Grab."

„Gut! Sie sollen mich nach Hause führen; aber ich stelle die Bedingung, daß Sie jetzt zuvor nach Hause eilen und mir zwei Damenringe mit nachgemachten Steinen holen."

„Wozu?"

„Das werden Sie später erfahren. Jetzt ist die Zeit zu kurz."

„Beschreiben Sie mir die Façon, welche Sie wünschen!"

„Weiß es selbst nicht. Es sollen zwei Ringe sein, welche die beiden Polizisten ungefähr kaufen würden. Außerdem müssen sie Ihnen so bekannt sein, daß Sie sie später ganz genau beschreiben können."

„Das wäre das Wenigste. Also gleich wollen Sie sie haben?"

„Gleich. Doch soll Niemand etwas davon bemerken."

„Ich gehe sofort!"

Er eilte hinaus. Sie folgte langsamer, nickte aber vorher der Dicken für eine Weile Geduld zu. —

Außer den bisher erwähnten Personen befand sich noch ein Bekannter im Saale, nämlich der lustige Paukenschläger Hauck, der freilich heute nicht bei guter Laune zu sein schien. Neben ihm saß der dritte Violinist. Dieser sagte in einer Pause kopfschüttelnd zu Hauck:

„Mensch, was ist denn heute mit Dir? Du bist ja wie umgewechselt! Was machst Du für ein Gesicht?"

„Ich habe den Bandwurm."

„Ja, im Kopfe, aber nicht im Leibe!"

„Na, ja. Es wurmt mich."

„Was denn?"

„Daß ich hier sitzen und Musik machen muß, während Andere tanzen können."

„Alle guten Geister! Was sind das für Marotten! Solche Gedanken hast Du noch nie gehabt!"

„Aber heute!"

„Ja, das merkt man. Vorhin hast Du Dich um volle vier Takte verzählt! Das ist bei Dir noch gar nicht vorgekommen."

„Na, bei so einem Gesicht kann es vorkommen; da kann Einem sogar noch viel mehr passiren.“

„Von welchem Gesichte faselst Du denn?“

„Siehst Du es denn nicht?“

„Sapperment, ich sehe hundert Gesichter! Welches meinst Du?“

„Ach so! Hm, ja! Ich dachte, weil es mir auffällt, müßtest Du auch die Augen dort haben. Siehst Du dort die offene Zimmerthür?“

„Ja; sie ist ja groß genug, denke ich.“

„Es sitzen Leute drin. Aber von hier aus kann man nur die hinterste Tischecke sehen, und daran sitzt sie.“

Der Violinist ließ einen leisen Pfiff hören und sagte:

„Famos! Allerdings famos!“

„Diese Augen!“

„Wie Karfunkel!“

„Das Haar!“

„Viel schöner als bei meiner Alten!“

„Das will ich meinen! Dieses Näschen, und der Mund!“

„Zum Schmatz—, wollte sagen, zum Küssen!“

„Der Hals, die Büste!“

„Die reine Venus!“

„Ja. Das Gesicht hat aber einen wehmüthigen Ausdruck, so wie ein lautloses Verzichtleisten auf — —“

„Auf Milchkaffee!“

„Unsinn! Rede nicht so dumm!“

„Mensch, dieses Mädchen hat Dir's angethan!“

„Vielleicht!“

„Du bist am Ende gar verliebt!“

„Bis über die Ohren!“

„So schütze Dich der heilige Baldrian! Wer verliebt ist, der ist verloren!“

„Du warst auch einmal verliebt.“

„Darum bin ich auch verloren. Ich bleibe die dritte Geige bis an mein sanftseliges Ende. Soll es mit Dir auch so bleiben? Willst Du nicht von der Pauke weg?“

„Freilich will ich weg, und zwar sofort! Einen Walzer möchte ich tanzen mit ihr, so einen sanften, zarten.“

„Ja, so ungefähr

Komm, lieber Heinerich,
Komm, komm und küsse mich!“

„Spaß bei Seite! Kennst Du sie?“

„Nein. Du?“

„Auch nicht, Esel! Sonst fragte ich doch nicht!“

„Besten Dank für den neuen Vornamen, den ich da bekomme. Du bist

aber ein noch viel größerer Esel als ich! Wenn Du wissen willst, wer sie ist, so gehe doch hin und frage sie selber!"

„Ich kann ja nicht fort!"

„Unsinn! Meine dritte Geige ist nicht so nothwendig. Gehe nur getrost, mein Sohn! Ich schlage Deine Pauken."

„Wenn Du das wolltest!"

„Natürlich will ich es. Du bist wahrhaftig verliebt bis über die Ohren. Weißt Du:

Sieht der Jüngling nur die Jungfrau an,
Gleich fängt das Herz zu pinken an!"

„Sei still mit Deinen Vogelschießreimen und passe lieber auf die Noten auf, wenn Du die Pauken nimmst. Ich will sie Dir anvertrauen."

„Und ich will Dir den Walzer bestellen. Falle nur nicht hin mit der — lautlosen Verzichtsleiste!"

Hauck verließ das Orchester. Gerade als er an dem Tische vorüberkam, an welchem die Zofe mit der Jette saß, hörte er die Erstere sagen:

„Ja; denken Sie sich diese Werners Tochter im Gefängniß!"

Das war nur Zufall, und er dachte sich auch gar nichts dabei. Als er an die offene Thür kam, erblickte er die im Zimmer sitzende Gesellschaft. Werner saß ihm mit dem Gesichte entgegen und erkannte ihn sofort.

„Herr Hauck! Guten Abend!" grüßte er, ihm die Hand entgegenstreckend. „Wollen wir nicht wieder einmal so einen Streich ausführen?"

„Wie, welchen?"

„Nun, wie damals auf dem Bellevue, wo Sie die Dame machten?"

Die Anwesenden lachten. Sie kannten ja alle den Streich, so wie die ganze Stadt ihn kannte. Auch die drei Mädchen hatten von ihm gehört und betrachteten sich neugierig den jungen Mann, welcher der Held jenes Scherzes gewesen war.

Hauck sah die dunklen, großen Augen Laura's auf sich gerichtet und erröthete wie ein Kind.

„Hier sind meine Töchter, und hier ist Herr und Fräulein Landrock," stellte Werner die Genannten vor.

Daß das hübsche Mädchen Werners Tochter sei, das überraschte ihn so, daß er unvorsichtig äußerte:

„Was! Ihre Tochter ist sie?"

„Ja, meine Tochter ist sie!"

Jetzt bekam das gute, aufrichtige Gesicht des Paukenschlägers einen ganz unbeschreiblichen Ausdruck, welcher unwillkürlich zum Lachen reizte. Doch er erlangte sehr schnell seine Fassung wieder und antwortete, indem er auf Laura zeigte:

„Diese Dame meinte ich."

„Laura? Was ist mit ihr?"

„Ich sah sie vom Orchester aus sitzen. Ich kenne alle Damen, welche

hier verkehren, sie aber kannte ich noch nicht. Darum fiel sie mir auf, und darum — darum —"

„Darum kamen Sie, um zu erfahren, wer sie ist?" fiel ihr Vater ein.

„Ja," antwortete er aufrichtig.

„Da ist's ein wahres Glück, daß ich es wußte und es Ihnen gleich sagen konnte?"

„Gewiß! Aber es ist auch noch ein anderes Glück dabei."

„Welches?"

„Nun, der Musikdirector will jetzt einen Walzer anfangen, von dem er wissen möchte, ob er sich gut tanzt oder nicht. Ich soll das probiren. Allein tanzen, das geht doch nicht, und da könnten Sie mir mit Ihren väterlichen Rathschlägen beistehen."

„Ich? Ich bin doch Ihr Vater nicht!"

„Aber der Vater Derjenigen, welche Diejenige ist, die mit Demjenigen — verstanden?"

„Jetzt, ja. Welche verlangen Sie denn?"

„Fräulein Laura, wenn sie erlauben."

„Gern. Greifen Sie zu!"

Das Mädchen sah den jungen Mann mit einem eigenthümlichen Blicke an. War das Angst oder Dank, der aus diesen dunklen Augen leuchtete?

Der Violinist hatte den Walzer erwähnt, und als Hauck nun winkte, begann der Reigen.

Er war Musikus, hatte aber selbst erst außerordentlich wenig getanzt. Bei seinem freisinnigen Wesen war es ihm noch nicht passirt, daß sein Herz ernstlich gefangen gewesen wäre. Jetzt aber war es ihm ganz unbeschreiblich zu Muthe. Es war ihm, als ob er etwas unendlich Kostbares in seinen Armen halte. Und dann, als er mit ihr Solo stand, dachte er wohl daran, daß er sich jetzt mit ihr unterhalten müsse, aber ihm, der sonst so voll bunter Raupen steckte, wollte grad jetzt nichts einfallen. Endlich aber fragte er doch:

„Sie sind wohl wenig hier?"

„Ich war noch gar nicht da," antwortete sie.

„So gehen Sie anderwärts zu Tanze?"

„Nein. Ich tanze nie!"

„Ach! Wie schade!"

Das klang so aufrichtig, daß sie fragend emporblickte.

„Ich meine, es wäre so schön, wenn man sie öfter hier sehen könnte," erklärte er.

„Wem könnte daran liegen!" sagte sie trübe.

„Mir!"

Er erschrak, als er dieses sein eigenes Wort hörte. Er hatte es zurückhalten wollen, aber es war ihm zu schnell entschlüpft. Es kam ihm aus dem Herzen.

„Ihnen?" fragte sie, ihm ernst in's Gesicht blickend. „Das sagen Sie natürlich aus Höflichkeit."

„Nein, nein!“ antwortete er rasch.

„O, Sie kennen den Vater und haben es für eine Aufmerksamkeit gehalten, mit einer seiner Töchter zu tanzen.“

„Das denken Sie ja nicht. Mit solchen Aufmerksamkeiten gebe ich mich nicht ab. Ich thue nur Das, was ich überhaupt gern thue, und diesen Walzer wollte ich eben so sehr gern mit Ihnen tanzen.“

„Warum mit mir?“

Das war keine Koketterie, um irgend eine Schmeichelei zu hören. Sie blickte ihn dabei so ernst, fast traurig an, daß eine Frivolität ganz undenkbar war.

„Weil es hier keine Andere giebt, welche ich engagiren möchte,“ antwortete er. „Sie haben da eine Nelke an der Brust, Fräulein Werner. Ich bin ein so großer Nelkenfreund, und doch kommt Unsereiner so selten dazu, an Blumen zu denken; ich — ich —“

Er brachte die Bitte aber doch nicht ganz hervor; sie aber nahm die Blume von der Brust und sagte:

„Sie wollen sie gern haben? Hier ist sie, Herr Hauck!“

„Aber Sie trennen sich nur ungern von ihr?“

„Nein. Ihnen gebe ich sie gern.“

„Warum mir? Ich will einmal gerade so fragen, wie Sie vorhin.“

„Nun, weil hier kein Zweiter ist, dem ich sie geben möchte. Sie sehen, daß ich genau so antworte wie Sie.“

Ein leises Lächeln spielte dabei um ihre Lippen. Er bemerkte das und sagte:

„So sollten Sie öfters lächeln, immer, immer. Sie aber scheinen stets ernst zu sein.“

„Ich habe alle Ursache dazu, für mein Lebelang dem Lachen zu entsagen. Bitte, wir sind an der Reihe.“

Sie gab ihm den Arm, und sie tanzten weiter. Dann führte er sie dem Vater zu und kehrte zum Orchester zurück. Dort saß er still und in sich gekehrt. Er kannte Werner, aber er kannte nicht das Schicksal Laura's. Er hatte ganz zufälliger Weise nichts davon gehört. Was hatten die traurigen Worte zu bedeuten:

„Ich habe alle Ursache dazu, für mein Lebelang dem Lachen zu entsagen?“

Da fiel sein Blick auf die Zofe und auf Jette, welche so eifrig mit einander sprachen. Er dachte jetzt plötzlich an die Worte:

„Ja, denken Sie sich diese Werners Tochter im Gefängniß!“

Es durchzuckte ihn ein plötzlicher Gedanke. Wer war da gemeint? Eine von Werners Töchtern? Etwa gar diese ernste, gute Laura? Waren diese Worte nur zufällig; hatten sie mit Werners Anwesenheit nichts zu schaffen?

Aber da bemerkte Hauck die öfteren zornigen, haßerfüllten Blicke, welche die beiden Mädchen nach der offenen Thür warfen. Da gab es keinen Zufall. Wovon sprachen sie? Was meinten sie?

Er hielt selbst während der Musik die Augen mehr auf die Sprecherinnen, als auf die Noten geheftet. Er sah Hulda aufstehen und zu Mehnert treten, den er aber auch nicht kannte. Es wurden Worte gewechselt. Mehnert ging, Hulda auch; vorher aber warf sie jenen Blick auf die dicke Jette, und der fiel dem Paukenschläger ganz besonders auf.

Er fühlte sich außerordentlich besorgt. Es war ihm als ob etwas geschehen solle, was er zu verhüten suchen müsse. Aber er wußte nicht, wie er dieses Letztere anzufangen habe. Später trat Mehnert wieder ein. Auch die Zofe kehrte zurück. Beide sprachen mit einander. Er gab ihr etwas, was sie betrachtete. Dann winkte sie der dicken Apothekerstochter uud verließ mit ihr den Saal. Sie hatte etwas bei sich getragen, irgend einen nicht sehr großen Gegenstand, leicht in das Concerttuch eingeschlagen. Zu welchem Zwecke? Warum hielt sie es umwickelt, also verborgen? Und bevor die Beiden den Saal verließen, schweiften ihre Blicke noch drohend nach dem offenen Nebenzimmer. Hauck sah dies ganz deutlich. Es litt ihn nicht länger auf seinem Platze. —

„Du, nimm die Pauken doch noch einmal," sagte er zu dem dritten Violinisten.

Er verließ eiligst den Saal, um die beiden Mädchen zu beobachten. Er kam noch zeitig genug, sie im Scheine der Gaslaternen hinter der nächsten Ecke verschwinden zu sehen und eilte ihnen nach mit dem Vorsatze, ihnen zu folgen, wohin sie auch gehen würden.

Mehnert hatte natürlich der Zofe die beiden bestellten Ringe gebracht. Als sie sich dann mit Jette entfernte, ahnte sie nicht, daß sie einen Beobachter hinter sich habe, der sich vorsichtig im Schatten der Häuser hielt und so leise wie möglich auftrat.

Beide erreichten diejenige Seite des Altmarktes, an welcher das Palais Helfenstein lag; unweit davon der schon bekannte Brunnen mit der Steineinfassung.

„Es giebt kein einziges Licht da oben," sagte Hulda. „Also ist Niemand da."

„Vielleicht aber befindet sich Jemand in einem nach hinten hinaus liegenden Zimmer."

„Nein. Ich kenne die Verhältnisse zu genau. Kommen Sie dort um die Ecke. Da ist das Pförtchen."

„Wollen Sie nicht lieber allein —?"

„Fällt mir nicht ein! Was wir zusammen besprochen haben, wollen wir auch mit einander ausführen!"

Sie zog die Zaudernde mit sich fort um die Ecke. Hauck folgte langsam und vorsichtig nach. Als er um die Ecke trat, sah er Niemand. Er horchte. Auch zu hören war kein Mensch. Sollten die beiden Mädchen hier so schnell gelaufen sein? fragte er sich. Er eilte indessen rasch weiter, bis zur nächsten Ecke, um zu lauschen. Es war Niemand zu hören und zu sehen.

„Sie sind nicht hierher," sagte er sich. „Also zurück!"

Er kam bis wieder fast an die Ecke. Da bemerkte er das Pförtchen, welches ihm vorhin entgangen war.

„Sollten sie da hinein gegangen sein?“ fragte er sich. „Das wäre romantisch! In's Palais des Hauptmannes! Zwei Mädchen ganz allein in dieses große, finstere, berüchtigte Gebäude! Nein, das glaube ich doch nicht!“

Er begab sich langsam und sinnend nach der Vorderfronte und musterte die Fenster.

„Teufel!“ brummte er. „War das nicht ein blitzschneller Lichtschein? Oder hätte ich mich geirrt?“

Er hielt das Auge scharf auf die Fensterreihen gerichtet, und die Beobachtung wiederholte sich.

„Es ist richtig! Es ist, als ob Jemand da oben mit einer Blendlaterne sei, die nur von Zeit zu Zeit ein Haar breit geöffnet werde. Aber ich kann mich auch täuschen. Wenn man so starr nach einem Punkte sieht, dann gehen Einem die Augen über. Es wird am Klügsten sein, ich bewache das Pförtchen. Gegenüber ist ein Thorweg, welcher Raum und Dunkel genug bietet. Die Pauken mögen auf mich warten.“

Er hatte ziemlich lange da gesteckt, da hörte er einen Schlüssel klirren; die Pforte öffnete sich, und die beiden Mädchen traten heraus.

„Gräßlich!“ sagte die Dicke. „Ich habe vor Angst fast Blut geschwitzt. So etwas thue ich gewiß nicht wieder.“

Diese Worte hörte Hauck, die weiteren aber nicht, da er sich nicht so weit nähern konnte, ohne bemerkt zu werden. Doch folgte er ihnen nach.

„Und doch werden Sie es noch einmal thun müssen,“ antwortete ihr die Zofe.

„Um Gotteswillen nicht.“

„Na, beruhigen Sie sich! Ich wollte Ihnen nur ein bischen Angst machen. Ich führe Sie nicht wieder in Versuchung.“

„Was thun wir jetzt? Theilen wir.“

„Jetzt nicht, und heute nicht.“

„Warum nicht?“

„Dazu ist nicht Zeit. Ich habe zunächst mit dem Goldarbeiter zu sprechen. Das ist das Wichtigste. Er muß seine Instruction erhalten.“

„Und ich meine Hälfte des Geschmeides.“

„Ja doch; aber erst morgen früh. Ich habe Ihnen meine Wohnung genannt. Kommen Sie hin!“

„Aber wir wollen doch menigstens zählen, wie viele Stücke es sind!“

„Wozu aber? Mißtrauen Sie mir?“

Sie fragte das in so zornigem Tone, daß Jette nun keine Entgegnung mehr wagte. Sie schritten schweigend weiter bis in die Nähe des Tivoli. Dort blieb Hulda stehen und sagte:

„Jetzt gehen Sie in den Saal und senden mir den Goldarbeiter heraus, sagen ihm aber nicht, was geschehen ist.“

Jette gehorchte, und nach wenigen Augenblicken kam Mehnert, welcher die Zofe stehen sah.

„Jetzt bitte, wo sind Sie so lange gewesen?“ fragte er.

„Davon später. Kommen Sie!“

„Wohin?“

„In meine Wohnung. Ich denke, Sie wünschen mich nach Hause zu begleiten?“

„Gern, sehr gern! Was haben Sie da? Erlauben Sie mir, es zu tragen!“

„Das geht Sie nichts an. Kommen Sie nur!“

Bis hierher hörte Hauck das Gespräch, dann hatten sie sich zu weit entfernt.

„Sie gehen in ihre Wohnung,“ dachte er. „Die muß ich kennen lernen. Was sie da im Tuche trägt, das muß sie aus dem Palais geholt haben. Sie hat den Schlüssel zur Pforte. Ein Geheimniß ist das auf alle Fälle. Ich muß es ergründen. Meine Pauken mögen vor Sehnsucht nach mir zerplatzen; mir ganz egal!“

Der Weg war nicht weit. Hulda hielt bald mit Mehnert vor ihrer Hausthür, zu welcher sie den Schlüssel bei sich hatte.

„Ich wohne jetzt möblirt,“ sagte sie. „Man darf Ihre Anwesenheit nicht bemerken. Ziehen Sie Ihre Stiefeln aus!“

„Ah!“ fragte er voller Freude. „Ich darf mit hinauf?“

„Ja.“

„So haben Sie mich lieb?“

Er wollte den Arm um sie legen; sie aber wehrte ihm ab und antwortete:

„So weit sind wir wohl noch nicht. Ich habe mit Ihnen zu sprechen und zwar unbemerkt und ungestört; das ist der Grund, daß ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mit bis in mein Zimmer zu gehen.“

Sie traten ein und Hulda verschloß die Thür von innen. Hauck nahm an der anderen Straßenseite Posto und sagte zu sich:

„Hier bleibe ich, selbst wenn es Pflaumenkuchen rechnen sollte. Weiß ich, wo sie wohnt, so muß ich auch seine Wohnung erfahren. Ich warte also, bis er wieder aus dem Hause kommt.“

Die Beiden erreichten das in der ersten Etage gelegene Zimmer von den Hausbewohnern unbemerkt. Hulda legte das Packet ab, um die Lampe anzubrennen.

„Das war ein bekannter Ton,“ meinte Mehnert. „Das klang gerade so, als ob das Tuch Gold- und Schmucksachen enthielte.“

„Nicht so neugierig! Und sprechen Sie leiser; man hört uns sonst nebenan. Die Wände sind so dünn. Setzen Sie sich da auf das Sopha!“

Er gehorchte, gehorchte nur gar zu gern. Das Licht brannte und Mehnert sah, daß er sich in einem sehr traulich eingerichteten Zimmer befand, in welchem zugleich auch das Bett der Inhaberin stand. Diese zog die

Stiefeletten aus, um sie mit weichen Pantöffelchen zu vertauschen, wobei ein allerliebstes kleines, weißbestrumpftes Füßchen zum Vorschein kam.

Dann legte sie auch das Tanzkleid ab, um an Stelle desselben ein Negligeejäckchen anzuziehen.

„Sie verzeihen!“ sagte sie. „Ich bin ja hier zu Hause. Ich will mir es bequem machen.“

„Thun Sie das, thun Sie das!“ antwortete er, indem er die Augen begierig auf die Reize richtete, welche sie entblößen mußte. So schöne, volle, weiße Arme hatte er noch nie gesehen und die volle, vom Schnürleib nicht ganz umfaßte Büste war einer Venus würdig.

Sie gewährte ihm diesen Genuß aus Berechnung, doch that sie, als ob sie gar nicht bemerke, daß sie seinem Blicke Punkte geboten habe, welche sonst verhüllt zu bleiben hatten.

„So,“ sagte sie, „jetzt kann man freier athmen und nun wollen wir auch mit einander sprechen. Rücken Sie ein wenig hin.“

Sie setzte sich neben ihn auf das Sopha. Dieses letztere war klein und zierlich, so daß die Beiden ganz eng an einander saßen.

„Hätten Sie,“ fragte sie, „als Sie mich das erste Mal sahen, es für möglich gehalten, einmal so hier bei mir zu sitzen?“

„Ob es möglich sei oder nicht, darüber habe ich gar nicht nachgedacht. Ich habe nur die Sehnsucht nach Ihnen gefühlt.“

„Ist die denn gar so groß gewesen?“

„Unendlich groß!“

„So ist sie also jetzt befriedigt?“

„O nein, noch nicht.“

„Sie sind ja bei mir!“

„Aber nicht so, wie ich es wünsche.“

„Nun, wie wünschen Sie es denn?“

„Angefähr in dieser Weise.“

Er legte den Arm um sie, um sie an sich zu ziehen; sie jedoch entwand sich ihm und sagte verweisend:

„Ich sehe, daß sie keine sehr gute Meinung von mir haben.“

„Wieso? Die Meinung, welche ich von Ihnen habe, ist die allervortrefflichste.“

„Keineswegs. Ich sehe Sie heute eigentlich zum ersten Male, und dennoch muthen Sie mir Zärtlichkeiten zu, welche eine lange Bekanntschaft voraussetzen. Wissen Sie, welchen Mädchen man solche Zumuthungen stellen darf?“

„Was denken Sie, Fräulein Hulda! Die echte, wahre Liebe braucht nicht Jahre, um sich zu entwickeln; sie ist im Augenblicke da und verlangt sofortigen Gehorsam. Wenigstens ist es mir genau so mit Ihnen gegangen. Als ich Sie zum ersten Male sah, da wußte ich, daß mein Leben Ihnen geweiht sein würde.“

„Sind Sie vielleicht im Besitze eines Briefstellers?“

„Nein. Warum?“

„Ich dachte, Sie hätten diese Worte aus einem solchen auswendig gelernt."

„Sie sollten nicht spotten!"

„Ich spotte nicht, ich kann aber nicht glauben, daß ich im Stande sei, einen gar so schnellen und tiefen Eindruck zu machen."

„O, da kennen Sie sich ja gar nicht."

„Ich glaube, mich sehr gut zu kennen."

„Nein. Sehen Sie sich an, wie Sie hier sitzen!"

„Nun, wie denn?" lächelte sie verführerisch.

„So, daß man sich alle Gewalt anthun muß, Sie nicht fest und innig in die Arme zu schließen."

„Gehen Sie! Was haben Sie denn davon, wenn Sie mich in den Armen halten?"

„Was ich davon habe?" fragte er erstaunt. „Fragen Sie im Ernste so?"

„Natürlich!"

„Nun, dann haben Sie noch nie geliebt!"

„Allerdings nicht. Sie dagegen desto öfter."

„Nie!" betheuerte er.

„Wie? Sie wollen nie geliebt haben und wissen doch so genau, was es mit einer Umarmung für eine Bewandtniß hat? Gehen Sie!"

„Ich habe es auch noch nicht gewußt, sondern ich weiß es erst jetzt in diesem Augenblicke. Denken Sie doch daran, was ich Ihnen im Tivoli erzählte."

„Was?"

„Nun, wie ich Sie zum ersten Male gesehen habe, so reizend, so entzückend."

„Wohl reizender als jetzt?"

„Schöner nicht, aber reizender allerdings. Ich gäbe viel darum, Sie wieder so zu sehen."

„Sie sind ungenügsam. Ich denke, Ihnen genug gewährt zu haben durch die Erlaubniß, jetzt bei mir hier sitzen zu dürfen. Nicht?"

„Sie machen mich durch diese Erlaubniß wirklich glücklich. Ich muß Ihnen dafür Ihren süßen Mund —"

„Nein, nein!" fiel sie schnell ein, ihn von sich abwehrend. „Ich bin nicht mehr so leichtgläubig wie früher."

„Ich spreche die Wahrheit!"

„Das muß erst erprobt sein. Ich habe einmal einem Manne geglaubt, zum zweiten Male nicht wieder, ohne vorher Beweise zu haben."

„Fordern Sie von mir diese Beweise!"

„Gut. Sie sagen, ich sei schön und ich will ehrlich zugeben, daß ich es bin. Ich fühle mich befähigt, einen Mann glücklich zu machen, aber ich verschleudere dieses Glück nicht, ich bringe es nur dem Würdigen entgegen. Der Würdige ist Derjenige, welcher mir zu beweisen vermag, daß er mich wirklich liebt, mehr als alles Andere, daß ich ihm über Alles gehe."

„Das ist ja bei mir der Fall!"

„Daß ihm kein Opfer für mich zu schwer und zu groß ist."

„Ja, so ist es bei mir!“

„Verstehen Sie mich wohl. Ich meine jedes Opfer, alle Arten von Opfern. Er soll nur an mich denken, mir alle Bedenken zu Füßen legen. Soll ich Sie in dieser Weise auf die Probe stellen?“

„Thun Sie es!“

Sie legte sich halb sitzend in die Sophaecke zurück, das schöne Köpfchen nach hinten sinken lassend. War es Zufall oder Berechnung, die Jacke öffnete sich und ein Schloß des Corsets sprang auf. Sie that nichts, diese Enthüllung wieder zu verschleiern. Sie fragte:

„Könnten Sie zum Beispiel mir zu Liebe etwas thun, was andere Menschen ein Unrecht nennen würden?“

„Ja,“ antwortete er schnell und bestimmt.

„Irgend ein Vergehen?“

„Ja.“

„Aber nicht ein Verbrechen?“

„Auch das, wenn ich einsehen könnte, daß es mir Ihre Gegenliebe bringt.“

„So wollen wir sehen, ob dies wahr ist. Ich fühle, daß ich Sie lieb haben könnte —“

„Wirklich, wirklich?“ fiel er ein.

„Ja. Aber Sie müßten ein resoluter, thatkräftiger Mann sein. Ich hasse glühend, vermag aber auch ebenso glühend zu lieben. Meine Liebe soll nur Dem gehören, welcher sich Mühe giebt, meinen Haß zu stillen.“

„Sie meinen in Beziehung auf jenen Polizisten?“

„Ja.“

„Sagen Sie mir, was ich thun soll!“

„Werden Sie es thun?“

„Sicher!“

Er war wie trunken vom Anblicke ihrer Schönheit.

„Wenn Sie ihn nun ermorden sollten?“

„Ich thäte es!“

„Oho! Man machte Ihnen den Proceß.“

„Pah! Es sollte mir Niemand etwas beweisen können.“

„Nun, so viel verlange ich gar nicht. Ich will ihn zwar tödten, aber nicht körperlich, sondern moralisch. Er hat als Criminalspion schon Manchen unglücklich gemacht; jetzt soll er selbst in's Gefängniß spazieren. Wollen Sie dazu helfen oder nicht?“

„Sehr gern, wenn ich es vermag!“

„Gut. Sie sollen sogleich einen kleinen Lohn haben. Hier, küssen Sie mich!“

Sie hielt ihm den Mund entgegen und er machte von dieser Erlaubniß sofortigen Gebrauch. Aber als er sie enger umschlingen wollte, schob sie ihn von sich und sagte:

„Genug für jetzt! Sie sehen, daß ich mit meiner Zärtlichkeit keineswegs geize, aber ich will auch sehen, daß Sie sie verdienen.“



„Könnten Sie mir zu Liebe Etwas thun?"

Verl. S. (96.)

„Ich wiederhole nur die Bitte, mir zu sagen, was ich zu thun habe.“

„Zweierlei.“

„Ich thue es, und wenn es noch so schwer wäre!“

„Beides ist sehr leicht. Erstens sollen Sie zwei Ringe, welche ich Ihnen gebe, morgen an die beiden Polizisten verkaufen, Jedem einen.“

„Und zweitens?“

„Zweitens sollen Sie später behaupten, daß dies die beiden Ringe gewesen seien, welche Sie mir vorhin im Tivoli gegeben haben.“

„Ich werde es thun, bitte aber um die nothwendige Erklärung, damit ich dabei keinen Fehler mache.“

„Das ist allerdings unumgänglich nöthig. Also hören Sie: Die Pretiosen der Baronin von Helfenstein befinden sich noch in deren Palais. Sie werden gestohlen werden.“

Es zuckte wie eine Erkenntniß über sein Gesicht.

„Sie sind bereits gestohlen!“ sagte er.

„Was bringt Sie auf diese Idee?“

„Pah! Dort liegen sie!“

„Werden Sie es verrathen?“

„Was denken Sie! Lieber ließe ich mir die Zunge aus dem Munde reißen.“

„Das verlange ich auch von Ihnen, die tiefste, unverbrüchlichste Verschwiegenheit! Wissen Sie, wer das Palais Helfenstein bewacht?“

„Jene beiden Polizisten.“

„Ja. Ich habe die nöthigen Schlüssel und bin dort gewesen. Sie haben Recht. Die Juwelen liegen hier, dafür steckt in den Effecten eines jeden der beiden Spione einer der Ringe, die Sie mir gegeben haben.“

„Wozu?“

„Begreifen Sie das nicht?“

„Nein, obgleich ich zu ahnen beginne.“

„Nun, sie werden die gestohlenen Ringe von Ihnen kaufen und ihren Bräuten schenken. Der Diebstahl wird entdeckt und man findet bei den beiden Mädchen das gestohlene Gut.“

„Dann werden sie sagen, daß sie diese beiden Ringe von mir haben.“

„Das werden sie allerdings sagen; Sie aber bestreiten das. Sie beschreiben die beiden anderen Ringe und —“

„Ich könnte sogar deren Zeichnungen vorlegen,“ schaltete er ein.

„Desto besser. Sie fordern, daß bei ihnen ausgesucht werde. Man muß es thun und wird Ihre Ringe finden, die ich da versteckt habe. Die Wahrheit Ihrer Aussage ist erwiesen und ebenso ist bewiesen, daß sie die Diebe sind.“

„Man wird nach den übrigen Juwelen fragen.“

„Sie werden nicht angeben können, wo diese sich befinden, man wird sie für verstockt halten müssen und ihnen eine desto härtere Strafe dictiren.“

„Ein teuflischer Plan!“

„Ich räche mich!“

„Und ich stehe Ihnen bei.“

„Das erwarte ich.“

„So schwierig es auch ist.“

„Schwierig? Pah! Das Schwere ist bereits gethan. Die Juwelen sind gestohlen und die Ringe sind versteckt. Es ist nur noch nöthig, zwei der gestohlenen Ringe an sie zu verkaufen. Das ist doch leicht.“

„Ja, das ist leicht. Dann aber die gerichtliche Untersuchung. Da gilt es, fest zu sein.“

„Eben, wenn Sie fest sind, kann Ihnen ja nicht das Mindeste geschehen. Kommen Sie und sehen Sie sich einmal diese Sachen an.“

Sie öffnete das Concerttuch und breitete den Raub vor ihm aus. Er hatte fast gar kein Auge für die kostbaren Steine und deren Fassung. Er blickte nur auf das schöne Mädchen, welches neben ihm stand und gar nicht zu bemerken schien, daß die weite Jacke von den weißen, üppigen Schultern rutschte.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte sie.

„Vielleicht zusammen zwanzigtausend Gulden werth, mehr nicht. War diese dicke Jette mit?“

„Ja.“

„Sie weiß also um Ihren Plan?“

„Ja.“

„Auch von mir?“

„Daß ich Sie einweihen muß, weiß sie, mehr aber nicht.“

„Das ist gut. Wahrscheinlich verlangt sie, daß Sie mit ihr theilen?“

„Allerdings.“

„Werden Sie es thun?“

„Scheinbar, ja.“

„Ah! Sie wollen sie täuschen?“

„Natürlich! Sie werden mir einige billige Sachen versorgen, die ich ihr als ihr Antheil gebe. Sie hat diese Gegenstände gar nicht gesehen und wird also zufrieden sein müssen.“

„Sie sind eine Schlaubergerin wie selten Eine! Also zwei Ringe. Ich werde diesen hier nehmen und diesen. Beide haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denen, die ich Ihnen gegeben habe. Darf ich sie einstecken?“

„Gewiß. Ich hoffe, daß Sie Ihre Sache zu meiner Zufriedenheit machen werden.“

„Ohne allen Zweifel. Aber, bitte, wollen wir auch ein Wort über den Lohn sprechen, welcher meiner wartet?“

„Ich denke, er soll in meiner Gegenliebe bestehen?“

„Ja, doch ist der Begriff Gegenliebe etwas sehr weit. Wollen wir ihn nicht lieber enger begrenzen?“

„Wie soll das gemacht werden?“

Da ergriff er ihre Hände und antwortete:

„Hulda, sagen Sie mir, wann ich Sie die Meine nennen darf! Sagen Sie es mir!“

„Die Ihrige? Auch dieser Begriff ist etwas sehr weit. Wollen wir ihn nicht lieber auch enger begrenzen?“

„Dieses Wort kann doch nur eine einzige Bedeutung haben.“

„O nein! Die stolzen Herren der Schöpfung nennen eine Jede, welche sie einmal umarmen, die Ihrige.“

„So meine ich es nicht. Damit wäre ich nicht zufrieden. Ich will Sie ganz haben, ganz, als meine Frau!“

Sie trat einen Schritt zurück, that ganz erstaunt und fragte in reizender Koketterie:

„Wie? Höre ich recht? Heirathen wollen Sie mich? Heirathen?“

„Aber was denn sonst? Was haben Sie sich denn gedacht?“

„Nun, gedacht habe ich mir eigentlich noch gar nichts. Aber wenn es bei Ihnen wirklich so entsetzlicher Ernst ist, so werde ich mir diese Angelegenheit wohl auch von der ernsten Seite betrachten müssen. Also gebe ich Ihnen die kurze und bündige Antwort: Sobald die beiden Polizisten dem Strafrichter überliefert werden, bin ich bereit, Ihre Frau zu sein.“

„Eher nicht?“

„Nein. Erst die Rache und dann die Liebe!“

„Und vorher nicht eine ganz kleine Abschlagszahlung?“

„Was verstehen Sie darunter?“

„Die Verlobung.“

„Ist nicht nothwendig. Es braucht jetzt Niemand zu wissen, daß wir uns kennen.“

„Grausame!“

„Ich will nachsichtig sein. Kommen Sie morgen Abend elf Uhr hierher vor die Thür. Wenn Sie mir dann sagen können, daß die Beiden die zwei Ringe gekauft haben, dürfen Sie mich zum ersten Male umarmen.“

„Sie setzen mich wahrhaftig auf Krankenkost!“

„Sie sind doch auch krank — liebeskrank!“

„Meinen Sie, daß ich durch so magere Diät geheilt werden könne?“

„Ja.“

„O nein, ich werde nur desto kränker.“

„Welche Kost verlangen Sie denn?“

„Eine kräftige. Ungefähr diese!“

Er hatte blitzschnell die Arme um sie gelegt und zog sie fest an sich. Sie sträubte sich und wollte sich loswinden; er aber gab sie nicht frei. Endlich ließ sie den Widerstand fallen und folgte willig, als er sie zu sich auf das Sopha zog. Hier legte sie sich mit verführerischer Innigkeit an ihn, ohne ihm jedoch allzu große Kühnheit zu gestatten. Sie liebte ihn ja noch nicht, sie konnte ihn nur leiden, sie berechnete.

Als er später sich verabschiedete, war sie überzeugt, seine Liebe bis zur willenlosesten Hingebung angefacht zu haben. Er war ihr Sclave geworden,

das versicherte er ihr und das glaubte sie auch. Sie brachte ihn vor die Thür und entließ ihn mit einem Kusse.

„Verflucht!“ brummte drüben der Paukenschläger. „Dieser Kuß gehörte eigentlich mir, für die vier vollen Stunden, welche ich hier gestanden habe. Doch ist's auch so recht, ich danke dafür. Ja, wenn es diese Laura Werner wäre! Ah, Sapperment! Da hielte ich ihr den Schnabel hin und sie könnte hineinblasen wie in eine A-Clarinette, so lange es ihr beliebte. Aber jetzt muß ich aufmerken, daß mir dieser Kerl ja nicht aus den Augen kommt. Ich will unbedingt wissen, wo er wohnt.“

Er schritt ihm eiligst nach.

Der Weg führte an dem Gerichtsgebäude vorüber. Dort war es dem Musikus, als ob er eine Thür klirren hörte. Drei Gestalten kamen von der Mauer her, da, wo sich ein Seiteneingang befand. Mehnert war von der Seite der Ecke her gekommen. Sie hatten sein Nahen nicht hören können und stießen fast mit ihm zusammen.

„Donnerwetter!“ sagte er. „Herr Simeon!“

„Mehnert, Sie?“

„Ja, und — Herrgott, der Freiherr von Tannenstein und Fräulein Tochter in Männerkleidung?“

Das war ihnen vor Ueberraschung entfahren. Jetzt sagte Simeon in gedämpftem Tone:

„Um Gottes willen, still! Es darf kein Mensch ahnen, daß wir hier waren. Kommen Sie mit nach Ihrer Wohnung, wo wir Ihnen Alles erklären werden.“

Sie eilten von dannen, Hauck hinter ihnen her.

„Schön!“ sagte er zu sich selbst. „Also Mehnert heißt dieser Kerl. Der Andere ist ein gewisser Simeon, bei dem ein Freiherr von Tannenstein mit seiner Tochter war, die hatte sich als Mann verkleidet. Das werde ich mir zu merken haben. Sie kamen aus der Seitenthür des Amtsgerichtes. Da ist irgend eine Luderei ausgeheckt worden. Also rasch nach!“

In seinem Eifer trat er zu stark auf. Theodolinde besaß ein außerordentlich feines Gehör.

„Es kommt Jemand hinter uns her,“ sagte sie.

„Bleiben wir stehen,“ meinte Simeon.

Sie thaten es und hörten, daß der hinter ihnen Kommende auch stehen blieb.

„Gehen wir weiter!“

Sie hörten, daß sich der Mann auch in Bewegung setzte. Sie blieben noch einige Male stehen, um zu sehen, ob es sich wirklich um eine Verfolgung handle.

„Ja,“ sagte Simeon. „Er hat es auf uns abgesehen. Gehen Sie langsam weiter!“

„Was wollen Sie thun?“ fragte der Freiherr.

„Ihn uns vom Halse schaffen.“

Er lehnte sich ganz eng an eine dunkle Hausthür und ließ den Musikus,

der an der anderen Straßenseite ging, vorüber. Dann zog er den Todtschläger heraus, huschte ihm nach, holte aus — ein fürchterlicher Hieb, ein lauter Schrei — der Getroffene brach zusammen und der Goldarbeiter eilte davon. —

Er hatte sich punkt ein Uhr am Brunnen des Altmarktes eingestellt, natürlich nicht ahnend, daß Hulda und Jette, die er Beide kannte, einige Stunden früher in ebenso heimlicher Absicht hier vorübergekommen seien.

Er fand den Freiherrn vor und zu seinem Erstaunen auch dessen Tochter und zwar in Männerkleidung.

„Nun, wie steht es mit den Schlüsseln?" fragte Herr von Tannenstein.

„Ich habe sie."

„So kann es wohl losgehen?"

„Ja. Es ist bereits sehr ruhig auf den Straßen. Wir werden es wagen können."

Als sie das Gerichtsgebäude erreichten, gingen sie zunächst recognosciren. Es war kein Mensch zu sehen oder zu hören. Der Schlüssel öffnete. Sie traten ein und schlossen hinter sich zu. Dann brannten sie die Blendlaterne an.

„Jetzt sollte Jemand kommen!" sagte der Freiherr.

„Mich würde man nicht fangen," erklärte seine entschlossene Tochter. „Ich habe da ein scharf geladenes Doppelterzerol."

„Damit würden Sie Alles verderben. Der Schuß würde nur Verfolger herbeilocken. Ich habe mir eine bessere Waffe mitgebracht. Sehen Sie. Einen Todtschläger. Der arbeitet ohne Geräusch und sicher. Kommen Sie!"

„Kennen Sie die Oertlichkeit genau?"

„Ganz genau. Ich habe mich natürlich gut unterrichtet."

Sie horchten bei jeder neuen Biegung des Ganges oder der Treppe. Endlich blieb Jacob vor einer Thür stehen.

„Da ist das Zimmer, welches wir suchen."

Der Schlüssel öffnete natürlich auch hier. Er steckte mit mehreren anderen kleineren an einem Schlüsselringe. Sie verschlossen auch diese Thür hinter sich, nachdem sie eingetreten waren. Hier nun gab es zwei offene Thüren, welche rechts und links je in ein Nebenzimmer führten. Sie nahmen sich in Acht, den Schein der Laterne nicht so fallen zu lassen, daß er von unten bemerkt werden konnte.

„Da sind wir," sagte der Freiherr. „Wo aber wird diese Geschichte stecken?"

„In einem offenen Behältnisse jedenfalls nicht, sondern in einem Schranke. Wir müssen eben suchen."

Schränke befanden sich nur in dem Nebenzimmer rechts. Sie konnten mit Hilfe der mitgebrachten Schlüssel geöffnet werden, und nun begann die Nachforschung.

Sie gaben sich dabei Mühe, ja nicht etwa eine Spur ihrer Anwesenheit zurückzulassen. Endlich fand sich ein Kästchen, in welchem sich das Gesuchte befand.

„Da ist's!" meinte Jacob Simeon. „Jetzt nun schnell es untersuchen! Sodann müssen wir es wieder zurückschaffen."

„Wollen erst sehen, ob dies nöthig ist. Zeigen Sie her!"

Theodolinde betrachtete Stoff, Facon und Stickerei aufmerksam beim Scheine der Laterne und sagte dann:

„Wir brauchen es nicht mitzunehmen. Papier und Bleistift giebt's hier genug. Ich fertige genaue Zeichnungen, nach welchen wir die Copien anfertigen. Morgen Abend sind wir fertig und können den Umtausch bewerkstelligen."

Das war dem Goldarbeiter auch recht. Die Zeichnungen wurden genau angefertigt, dann brachen die Drei wieder auf, natürlich besorgt, Alles genau so zurückzulassen, wie sie es vorgefunden hatten. —

Als unten die Pforte wieder verschlossen war und sie sich nun entfernen wollten, stießen sie, wie bereits erwähnt, auf Mehnert, dem sie nach dessen Wohnung folgten, wobei der Paukenschläger von Jacob Simeon den Hieb erhielt, welcher ihm hätte das Leben kosten können.

Nach einiger Zeit fand ein Nachtwächter den regungslos Daliegenden. Er pfiff Hilfe herbei, um ihn nach der nächsten Hilfsstation schaffen zu lassen, wo er zufällig erkannt wurde. Am anderen Morgen war in den Blättern zu lesen:

„In letzter Nacht fand man den Musikus Hauck, einen jungen, kräftigen Mann, ohne Besinnung auf der Straße liegend, auf. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß ein Schlag an den Kopf die Ursache dieses Falles sei. Es läßt sich vermuthen, daß der beinahe tödtliche Hieb mit einem sogenannten Todtschläger ausgeführt worden ist. Da der Patient bis jetzt seine Besinnung noch nicht wieder erlangt hat, so bleibt der Vorgang noch in Dunkel gehüllt. Glücklicher Weise aber steht zu hoffen, daß der Verletzte mit dem Leben davonkommen werde."

Kurz nach Mittag schlenderten Anton und Adolf der Gasse zu, in welcher Mehnert wohnte.

„Ja," sagte der Erstere, „es ist so, wie ich sage. Jacob Simeon soll gestern Abend gesehen worden sein. Nachtwächter Nummer Zwanzig will ihn erkannt und auch angerufen haben, doch ist der Kerl schnell enteilt."

„Es ist allerdings möglich, daß er sich noch in der Stadt aufhält und sich des Nachts nur auf die Gassen wagt. Er mag Wind von dem Verdachte bekommen haben, in welchem er steht. Daß er da so plötzlich verkauft hat und verschwunden ist, gereicht ihm keineswegs zum Vortheile und zur Rechtfertigung. Vielleicht ist bei Mehnert etwas zu erfahren."

„Schwerlich. Dieser Mensch gefällt mir auch nicht. Er weiß übrigens, daß wir Polizisten sind, und wird sich nicht sehr mit uns einlassen."

Trotzdem aber traten sie in seinen Laden, um sich die Trauringe auszusuchen. Sie ließen sie natürlich noch bei ihm, um Datum und Namen eingraviren zu lassen. Dann betrachteten sie sich auch die anderen vorhandenen Ringe, mehr in der Absicht, den Ladenbesitzer auszuforschen, als in Wirklichkeit etwas zu kaufen

Es kam ihnen auch nichts sehr Verlockendes vor die Augen. Was ihnen gefiel, war zu theuer, und das Billige fand ihren Beifall nicht. Zuletzt sahen sie noch, ganz bei Seite geschoben, eine kleine, einfache Pappschachtel, in welcher sich auf gewöhnlicher Watte zwei Ringe befanden.

„Donnerwetter!“ sagte Anton. „Die sind echt!“

„Echt?“ lachte Mehnert. „Würde ich echte Steine so in dieser Weise aufbewahren?“

„Nicht echt? Ich möchte Gift darauf nehmen, daß es Diamanten sind!“

„Gute, allerdings sehr gute Nachahmungen, weiter nichts.“

„Wie ist der Preis?“

„Zehn Gulden pro Stück.“

„Was? Zehn Gulden? So billig? Da behalte ich einen.“

„Ich auch,“ meinte Adolf.

„Aber ich wiederhole, daß es nur Imitation ist. Wenn die Herren sie wirklich behalten wollen, so —“

„Nun was? Wir behalten sie.“

„So möchte ich fast um eine Bescheinigung bitten, daß ich sie Ihnen als Imitation verkauft habe; es ist einfaches Alenconer Bergkrystall.“

„Diese Bescheinigung sollen Sie haben. Jetzt können wir fast dicke thun. Kein Mensch wird uns beweisen können, daß diese Ringe unecht sind.“

Als sie bezahlt hatten und seelenvergnügt den Laden verließen, lachte Mehnert höhnisch hinter ihnen her:

„In die Falle gegangen! Jetzt ist mir Hulda sicher. Das ist mir außerordentlich leicht geworden, leichter, als ich dachte. Um dieses reizende Mädchen zur Frau zu bekommen, würde man noch ganz andere Dinge thun. Erstens ist sie schön und zweitens nun auch wohlhabend. Das Geschmeide repräsentirt zwar keinen Reichthum, ist aber doch so viel werth, wie ich selbst besitze. Wird sie meine Frau, so verdoppelt sich also mein Vermögen. Wie freue ich mich auf heute Abend!“

Er brauchte nicht bis zum Abende zu warten, denn noch im Laufe des Nachmittags hatte er die freudige Ueberraschung, die Geliebte bei sich eintreten zu sehen. Als er sie nach der Ursache dieses unerwarteten Besuches fragte, antwortete sie:

„Ich hatte doch nicht daran gedacht, daß diese Jette heute ihre Hälfte abholen werde.“

„War sie bei Ihnen?“

„Ja; aber ich habe mich verleugnen lassen. Ich konnte ihr doch nichts geben. Ich komme jetzt, um mir etwas von Ihnen zu holen, natürlich etwas Unechtes. Sie will gegen Abend wiederkommen; da gebe ich es ihr.“

„Was soll es denn sein?“

„Das ist gleichgiltig. Viel soll es nicht kosten. Die Bezahlung habe ich gleich mitgebracht.“

„O bitte, das ist doch nicht nöthig!“

„Warum nicht? Geschäft ist Geschäft. Daß Sie es mit mir abschließen,

das ändert nichts an der Sache. Wie viel ist wohl hier dieses Armband werth?"

Sie zog den genannten Gegenstand hervor, den er prüfend betrachtete. Er antwortete:

„Ah, von den Sachen der Baronin von Helfenstein!"

„Natürlich! Würden Sie es als Zahlung annehmen?"

„Von Ihnen, ja, von einem Anderen aber nicht. Es mag über hundert Gulden gekostet haben, aber in Folge der Art und Weise, wie es in Ihren Besitz gekommen ist, verliert es bedeutend an Werth. Man muß den Stein herausnehmen und das Metall dann einschmelzen, der Sicherheit wegen. Ich kann wirklich nicht mehr als fünfzig Gulden bieten."

„Das genügt. Geben Sie mir für diese fünfzig Gulden andere Schmucksachen, die ich dann dieser Jette geben werde."

„Schön! Was aber werden Sie mit den übrigen Geschmeidegegenständen anfangen?"

„Die erhalten Sie, natürlich als meine Aussteuer. Sie werden das Gold einschmelzen und die Steine beliebig verwerthen. Sobald diese beiden Spione in Strafe genommen sind, bin ich die Ihrige, und dann erhalten Sie die Sachen. Sind die Zwei vielleicht bereits hier gewesen?"

„Ja."

„Wirklich? Haben Sie die Ringe verkauft?"

„Gewiß. Es ist Alles ganz gut von statten gegangen."

„So wird unser Plan gelingen. Hoffentlich dauert es nicht lange, bis sie die Ringe ihren Mädchen geben."

„Das wird noch heute geschehen, wie ich aus ihren Reden zu errathen vermochte."

„Gut. Suchen wir also jetzt aus!"

Er gab ihr für fünfzig Gulden minderwerthige Sachen. Sie hatte nichts dagegen, daß er sie dabei mit Zärtlichkeiten überschüttete. Beim Scheiden dann meinte er:

„Es hat mich natürlich gefreut, Sie bei mir zu sehen, eigentlich aber wäre es mir lieber gewesen, wenn Sie nicht gekommen wären."

„Warum?"

„Ich sollte Sie doch heute Abend aufsuchen, um Ihnen zu berichten, ob es mir gelungen ist, die beiden Ringe an den Mann zu bringen. Nun wünschen Sie vielleicht, daß dieser Besuch in Wegfall kommt. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut."

„Nun, ich will nicht grausam sein. Kommen Sie also!"

Sie war kaum zu Hause angelangt, als die dicke Tochter des Apothekers wiederkam und nun ihre Schmucksachen erhielt. Jette war keineswegs sehr scharfsinnig; sie steckte die Gegenstände zu sich und dachte nicht daran, daß es möglich sei, übervortheilt zu sein.

Der Paukenschläger Hauck hatte den ganzen Tag ohne Besinnung gelegen

Erst am Abende meldete die Wärterin, welche ihn zu beobachten hatte, dem Arzte, daß er die Augen geöffnet habe.

„Hat er gesprochen?"

„Nein, kein Wort. Sein Blick ist blöde und verständnißlos. Das Selbstbewußtsein scheint zu fehlen."

„Hoffentlich wird es bald wiederkehren. Ich werde gleich einmal zu ihm gehen."

Es stand doch besser, als die Wärterin gemeint hatte. Als der Arzt zu dem Patienten kam, saß dieser aufrecht im Bette und hielt die Hand an diejenige Stelle des Kopfes, an welche er den Schlag erhalten hatte. Sein Blick war nicht mehr blöde wie vorher und erwiderte den Gruß des Arztes.

„Wo befinde ich mich denn?" fragte er dann.

„Im Stadtkrankenhause."

„Warum denn? Wie bin ich denn hierher gekommen?"

„Man hat Sie, besinnungslos auf der Straße liegend, gefunden."

„Besinnungslos? Mein Kopf thut weh."

„Sie müssen einen Hieb erhalten haben, der Sie sofort niedergeworfen hat."

„Davon weiß ich nichts."

„Sind Sie nicht mit Jemand in Streit gerathen?"

„Nein. Ich weiß überhaupt gar nicht, wo ich gewesen bin."

„Das wäre doch eigenthümlich! Sie können sich nicht mehr auf den Ort besinnen?"

„Nein. Seit wann bin ich hier?"

„Seit vergangener Nacht."

„Welcher Tag ist heute?"

„Dienstag."

„So muß ich doch gestern im Tivoli gewesen sein, um mit Musik zu machen."

„Das ist allerdings der Fall. Man hat natürlich von Seiten der Polizei nachgeforscht. Sie sind im Tivoli gewesen, haben sich aber entfernt und sind nicht wieder gekommen."

„Das wäre sonderbar!"

„Sie wissen also nicht, warum Sie fortgegangen sind?"

„Nein."

„Aber doch, wo Sie gewesen sind?"

„Auch nicht. Ich weiß nur, wer ich bin und daß ich mich hier befinde."

„Das ist ein Fall höchst interessanter Gedächtnißstörung, natürlich in Folge des Hiebes, den Sie erhalten haben. Ich hoffe, daß die Erinnerung zurückkehren wird, sobald sich die Anschwellung gesetzt haben wird."

„Bin ich verwundet?"

„Eigentlich verwundet nicht, auch ist der Knochen nicht entzwei. Jedenfalls aber ist eine Blutansammlung vorhanden. Ist dieses Blut absorbirt, so sind Sie geheilt. So besinnen Sie sich also auf gar nichts, betreffs des gestrigen Abends?"

„Nicht auf das Geringste."

„Sie sollen einmal getanzt haben."

„Getanzt? Das wäre fast ein Wunder. Ich pflege nicht zu tanzen. Wer soll denn meine Tänzerin gewesen sein?"

„Das hat man noch nicht erfahren können. Man hat die betreffenden Erkundigungen bei Ihrem Musikdirector eingezogen. Dieser hat das Mädchen nicht gekannt."

„Ich muß mich doch wenigstens von ihm beurlaubt haben."

„Nein, das haben Sie nicht gethan. Sie haben sich einen Walzer bestellt, welcher auch gespielt worden ist, als Sie tanzten. Dann sind Sie nach Ihrem Platze zurückgekehrt, um denselben plötzlich wieder zu verlassen. Sie sind aus dem Saale fortgegangen, ohne wieder zu kommen."

„Das ist sonderbar! Wo mag ich gewesen sein?"

„Das eben möchte man gern wissen. Vielleicht sind Sie auf der Straße mit irgend einem rohen Menschen in Streit gerathen, der Sie dann niederschlug."

„Fällt mir nicht ein. Erstens verkehre ich nicht mit rohen Menschen, zweitens streite ich mich mit keinem Anderen, wenigstens in der Weise, daß eine Prügelei entstehen könnte, und drittens bin ich stark und kräftig genug, es in einer Balgerei mit Zweien aufnehmen zu können. Hätte es auf der Straße so etwas gegeben, so müßten doch die Nachtwächter den Lärm gehört haben."

„Die haben freilich gar nichts gehört. Der Wächter, in dessen Reviere Sie gefunden worden sind, ist vernommen worden und er hat ausgesagt, daß in seinem Bezirke Alles höchst ruhig gewesen sei, bis er Sie gefunden hat."

„Hm! Fast möchte ich glauben, daß ich hinterrücks niedergeschlagen worden bin."

„Haben Sie Gründe dafür?"

„Was ich bereits sagte: Ich bin stark genug, es mit Zweien aufzunehmen. Wäre ich offen angegriffen worden, so hätte ich mich sicherlich meiner Haut zu wehren gewußt."

„Aber die Uebermacht!"

„Pah! Da hätte ich um Hilfe gerufen und das müßte der Wächter gehört haben. Man hat mich von hinten niedergehauen mit — ja, mit was denn?"

„Es scheint ein sogenannter Todtschläger gewesen zu sein."

„Ah! Da haben Sie es! Ein ehrlicher Mensch trägt keinen Todtschläger bei sich. Auch ein Mann, der nur zufälliger Weise in eine Prügelei verwickelt wird, steckt eine so lebensgefährliche Waffe nicht ein. Das thut vielmehr nur Einer, der auf Mord und Todtschlag ausgeht."

„Diese Argumente lassen sich allerdings hören. Vielleicht ist es auf einen Raub abgesehen gewesen. Wissen Sie genau, was sich in Ihren Taschen befand?"

„Darinnen befindet sich niemals etwas Werthvolles. Ich bin ein armer

Teufel. Ich pflege bei mir zu tragen ein paar Cigarren von der billigsten Sorte, ein Portemonnaie mit einigen Kreuzern und meine Cylinderuhr, für welche ich sechs Gulden bezahlt habe."

„Nun, diese Gegenstände hat man bei Ihnen gefunden. Dort auf dem Tische liegen sie. Drei Cigarren, die Uhr und das Geldtäschchen mit wenig über einen Gulden."

„Mehr habe ich nicht bei mir gehabt. Von einem Raubanfalle kann also keine Rede sein."

„Trotzdem doch. Vielleicht war es auf einen Anderen abgesehen. Man hat sich geirrt."

„Das sollte ihnen der Teufel danken! Wenn sie es auf einen Anderen absehen, so mögen sie doch diesen niederschlagen, nicht aber mich!"

„So etwas kommt aber leider vor."

„Ja, aber ich glaube doch nicht, daß dies gestern der Fall gewesen ist. Daß ich vom Saale fortgegangen bin, ist eine solche Seltenheit, daß ich unbedingt sehr wichtige Gründe dazu gehabt haben muß. Mit diesen Gründen möchte ich den Angriff auf meine Person in Verbindung bringen."

„Vielleicht haben Sie Recht. Wenn Sie sich doch nur auf diese Gründe besinnen könnten."

Der Musikus kratzte sich in den Haaren und sagte:

„Da habe ich nun freilich nicht die blasseste Idee von einer Ahnung. Sie sind Arzt, treiben also vielleicht auch Phrenologie?"

„Ja. Warum fragen Sie?"

„Hier habe ich die Beule. Liegt denn vielleicht gerade an dieser Stelle alberner Weise das Gedächtniß?"

„Nein. Man nimmt an, daß die Organe des Gedächtnisses weiter nach vorn zu liegen."

„So sind sie mir eben hintergerutscht, denn ich habe die Erinnerung an gestern verloren. Es wäre zum Teufel, wenn das Gedächtniß nicht wiederkommen wollte!"

„Da brauchen Sie sich nicht zu ängstigen. Wenn sich die Geschwulst gelegt hat, wird es sich einfinden."

„Also steckt es in der Geschwulst. Das will ich mir denn doch verbitten. Mein Gedächtniß soll sich an so eine Beule gar nicht kehren. Ich werde es einmal bei den Ohren nehmen. Ich werde ihm ein bischen zu Hilfe kommen!"

Das klang so spaßhaft, daß der Arzt lachend fragte:

„Wie wollten Sie das anfangen?"

„Hm! Das muß ich mir erst überlegen. Wen hat man außer dem Musikdirector nach mir gefragt?"

„Niemand."

„So. Da hat man sich freilich nicht an die richtige Quelle gewendet, Herr Doctor."

„Eine bessere als den Director kann es doch nicht geben."

„Oho! Denken Sie, daß wir dem Alles auf die Nase binden? Von

unseren Privatsachen erfährt er nichts. Es giebt da gar Vielerlei, was er nicht zu wissen braucht. Gerade so eine Angelegenheit ist es vielleicht gewesen, wegen deren ich den Saal verlassen habe. Dann habe ich mich nicht an den Director gewendet, sondern an meinen Kameraden."

„So kann dieser am Ende Auskunft geben."

„Sehr möglich. Er geigt die dritte Violine und da diese leicht ausfallen kann, so pflege ich ihm die Pauken anzuvertrauen, wenn ich meinen Platz einmal verlassen muß. Jedenfalls habe ich das gestern auch gethan."

„So muß er gefragt werden. Ich werde das dem Untersuchungsrichter melden"

„Untersuchungsrichter? Hat man denn aus dieser Sache eine Amtsgeschichte gemacht?"

„Natürlich! Es handelt sich doch um einen versuchten Todtschlag. Ist das kein Criminalfall, so giebt es überhaupt keinen."

„Hm! Ich werde also auch vernommen werden?"

„Allerdings und zwar morgen hier."

„Sie meinen, ich solle hier bleiben?"

„Ja."

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Denken Sie nicht daran, daß ich Sie entlassen werde!"

„So gehe ich selbst."

„Das werde ich verhindern. Sie dürfen Ihre Verletzung nicht so leicht nehmen."

„Ich bin ja ganz wohl! Der Schädel brummt zwar ein wenig, sonst aber fehlt mir gar nichts."

„Und doch haben Sie keine Erinnerung! Ihr Fall ist für den Arzt höchst interessant; er muß auf das Genaueste beobachtet werden. Ich lasse Sie nicht fort."

„Aber ich könnte vielleicht schon heute herausbekommen, wer mich geschlagen hat!"

„Wenn Ihnen das möglich ist, dann ist es dem Untersuchungsrichter noch viel leichter möglich. Sie werden hier wenigstens so lange warten, bis er morgen bei Ihnen gewesen ist."

Hauck blickte nachdenklich vor sich hin. Ueber sein Gesicht ging jener schelmische Zug, welcher ihm so sehr eigenthümlich war. Dann antwortete er in ergebungsvollem Tone:

„So muß ich also liegen bleiben und mich darein ergeben!"

„Ja. Sie werden hier ja viel besser abgewartet und gepflegt als daheim. Und Familie, nach der Sie sich sehnen könnten, haben Sie nicht, wie ich gehört habe."

„Familie? Das fehlte noch! Ein Mensch, welcher todtgeschlagen werden soll, braucht keine Familie! Ich habe da jetzt etwas ganz Anderes, was mir aber auch viel Sorgen macht, Herr Doctor."

„Was denn?"

„Hunger.“

Der Arzt lachte abermals über die drollige Antwort und tröstete ihn mit der Versicherung:

„Dem soll gleich abgeholfen werden. Ich werde dem Hausverwalter den betreffenden Befehl ertheilen.“

„Aber, bitte, machen Sie keinen Fehler — denn ich habe keinen Hunger nach Wasser- oder Semmelsuppe.“

„Nach was denn, Sie Schwerenöther?“

„Nach Fricassee von Huhn, Hamburger Rauchfleisch, polnischem Karpfen, Leipziger Allerlei und gespickter Rindsbrust mit Remouladensauce.“

„Nicht übel! Sie scheinen Geschmack zu besitzen.“

„Auf der Zunge und am Gaumen, ja.“

„Wie aber haben Sie ihm solche Ausbildung gegeben?“

„Durch das Studium der Speisenzettel. Wenn ich nämlich kein Geld habe, so gehe ich in eine feine Restauration, kaufe mir für fünf Kreuzer Zuckerwasser, was bekanntlich das Billigste ist, und setze mich damit möglichst nahe an die Küchenthür. Dann nehme ich den Speisenzettel in die Hand und warte, bis die Thür aufgeht. Kommt dann ein appetitlicher Geruch, so sehe ich schnell auf dem Zettel nach, von welcher Delicatesse er stammt. Auf diese Weise bereichere ich mich an gastronomischen Kenntnissen und Finessen, ohne daß ich davon bankerott werde.“

„Auch gut. Nun, heute werden Sie auf Delicatessen leider verzichten müssen.“

„O weh!“

„Bedenken Sie, daß Sie sich im Krankenhause befinden, wo eine Hummermajonnaise zu den Seltenheiten gehört. Ich werde nachsehen, was es giebt, und Ihnen zugleich eine Flasche Arnicaspiritus verschreiben.“

„Etwa als Dessert, zum Austrinken?“

„Nein, nur zum Einreiben.“

„Ach, wegen meiner Gedächtnißbeule! Na, das ich mir eben geduldig gefallen lassen muß.“

Der Arzt entfernte sich. Als er fort war, brummte Hauck leise vor sich hin:

„Hierbleiben? Im Krankenhause? Nein, fällt mir gar nicht ein! Ich habe eine tüchtige Kopfnuß bekommen, weiter nichts. Sonst fehlt mir gar nichts. Meinem Gedächtnisse werde ich noch heute zu Hilfe kommen; ist's nicht auf diese Weise, dann auf eine andere. Dort liegt mein ganzer Anzug. Ich werde mich französisch empfehlen, wenn man mich nicht freiwillig fortläßt.“

Nach einiger Zeit kam der Hausverwalter. Er meldete:

„Sie sollen Essen erhalten. Hier giebt es die Abendmahlzeit um sieben Uhr. Das ist vorüber, und es ist nichts übrig geblieben. Aber ich esse privatim. Wenn Sie davon Etwas haben wollen, darf ich es Ihnen geben.“

„Nun, was giebt's denn?“

„Kartoffelsalat mit Schlackwurst.“

„Schön! Bringen Sie mir getrost eine tüchtige Portion; aber wenig Salat und sehr viel Schlackwurst!“

Der Mann ging lachend und brachte ihm nach einiger Zeit das genannte Essen. Er hatte den Wunsch des gut gelaunten Patienten erfüllt und ihm ein tüchtiges Ende Wurst beigelegt. Darum meinte Hauck:

„Sie sind gar kein übler Kerl! Machen Sie es mit allen Ihren Patienten so?“

„Kann mir nicht einfallen. Der Oberarzt kurirt zumeist durch Diät. Sie glauben gar nicht, wie schnell unsere Kranken gesund werden, wenn sie täglich nur zwei Wassersuppen bekommen.“

„Da werden Sie mich nicht lange behalten. Ich will lieber machen, daß ich Ihren Wassersuppen aus dem Wege gehe.“

„Na, na, nur nicht so schnell. Heute kommen Sie nicht fort!“

„Warum?“

„Der Arzt hat es verboten. Er sagte mir, daß Sie fort wollen. Ich habe strengen Befehl, Sie nicht fort zu lassen.“

„Dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu bleiben.“

Aber als der Hausverwalter fort war, fügte er unter frohem Lachen hinzu:

„Wartet es nur ab! Halten lasse ich mich nicht. Es ist nur gut, daß ich mich nicht in einem Krankensaale, sondern hier in dem Beobachtungszimmer befinde. Wollen doch einmal sehen, wie hoch das Fenster liegt.“

Er stand auf und öffnete den Fensterflügel.

„Ah! Parterre! Wie schlau sie es angefangen haben. Na, erst esse ich, natürlich nur den Kartoffelsalat, die Wurst nehme ich mit nach Hause. Das giebt morgen noch ein Frühstück. Mit dem Arnica mag der Hausverwalter sich selbst und dann meinetwegen auch sämmtliche Aerzte einreiben. Ich werde mir mein Gedächtniß auch ohne Arnica wieder holen.“

Er setzte sich wieder in das Bett und aß den Salat. Als er damit fertig war, stieg er wieder heraus und schob den Riegel vor, um nicht überrascht zu werden. Er zog sich an, so schnell es gehen wollte, brannte sich eine der Cigarren an, steckte die anderen nebst Wurst, Uhr und Portemonnaie ein, riegelte die Thür wieder auf, blies das Licht aus, öffnete das Fenster und stieg hinaus.

Er befand sich im Garten des städtischen Krankenhauses, an welchen eine wenig belebte Straße stieß. Es war ihm ein Leichtes, über den Zaun zu springen; dann überlegte er, wohin er sich zunächst wenden werde.

„Nach Hause nicht! Ich muß gewärtig sein, der Arzt hält diesen Fall eines verloren gegangenen Gedächtnisses für so sehr interessant, daß er mich sogar durch die Polizei zurückholen läßt. Nein, nach Hause nicht. Zunächst gehe ich zu meinem Geiger. Vielleicht weiß der, wo bei mir der Hase im Pfeffer liegt.“

Der Genannte wohnte als Garçon. Er war zu Hause und saß beim Notenschreiben. Als er den Eintretenden erblickte, sagte er ganz erstaunt:

„Hauck, Du! Ich denke, Du liegst ganz ohne Verstand!“

„Mensch! Was fällt Dir ein! Kann so ein Kerl, wie ich bin, jemals ohne Verstand sein?“

„Alle Welt sagte es, und es war auch in den Zeitungen zu lesen.“

„Glaube nur nicht, was Dir die Blätter aufbinden! Ich bin ohnmächtig gewesen, aber Niemand kann daraus folgern, daß ich keinen Verstand gehabt habe.“

„Na, gut, daß Du wieder zu Dir gekommen bist!“

„Unsinn! Nicht zu mir, sondern zu Dir bin ich gekommen, das siehst Du doch!“

„Du bist und bleibst doch der alte Spaßvogel!“

„Das ist auch das Beste, was ich bin; alles Andere ist nicht viel werth. Laß mich setzen. Es ist wirklich nicht so leicht, wie ich dachte, nämlich das Ausreißen. Der Kopf thut mir wehe, und die Glieder sind matt.“

„Wohl gar aus dem Krankenhause?“

„Wo denn sonst. Sie wollten mich behalten, weil mein abhanden gekommenes Gedächtniß gar so sehr interessant ist. Ja, denke Dir, in Folge des Hiebes, welchen ich gestern erhalten habe, kann ich mich nicht mehr auf das besinnen, was gestern geschehen ist. Ich weiß nur, daß ich im Tivoli Musik gemacht habe und dann heute vor kurzer Zeit im Krankenhaus aus der Ohnmacht erwacht bin.“

„Du weißt also nicht, wer Dich geschlagen hat?“

„Nicht die Spur. Ich weiß ja sogar nicht einmal, daß ich gestern getanzt habe. Man hat es mir gesagt.“

„Das ist freilich sehr interessant!“

„Höre, es wäre mir viel interessanter, wenn ich Alles wüßte. Ich nehme an, daß ich Dich gefragt habe, bevor ich tanzte?“

„Natürlich. Ich mußte ja die Pauken schlagen.“

„Kanntest Du meine Tänzerin?“

„Erst später. Es war Laura, die Tochter des früheren Theaterdieners Werner, welcher jetzt Cassirer ist.“

Hauck schüttelte den Kopf und meinte:

„Die kenne ich doch gar nicht!“

„Aber angeguckt hast Du sie immerfort, ja, Du warst so weg in sie, daß Du immer falsch pausirt hast und dabei aus dem Takt gekommen bist.“

„Höre, sei still! Das ist mir noch nie passirt!“

„Es war so. Du tanztest einen Walzer mit ihr und hingst auch dann noch mit den Augen in der Nebenstube, wo sie saß. Nachher hast Du noch zwei andere Mädchen beobachtet und bist wegen ihnen fortgegangen.“

„Noch zwei? Also drei! Da wäre ich doch der reine türkische Pascha gewesen! Wie kam das denn?“

Der Geiger erzählte, was er wußte.

„Höre,“ sagte dann der Paukenschläger, „daraus kann ich nicht klug

werden. Ich muß Klarheit haben, und da ist es am Allerbesten, ich gehe gleich einmal zu Werners.“

„Da hast Du Recht. Weißt Du, wo sie wohnen? Ich weiß es: Altmarkt Nummer Dreizehn, vier Treppen hoch im Hinterhause.“

„Schön! Vielleicht finde ich mein Gedächtniß auf einer von diesen vier Treppen liegen.“

Er ging. Sein Gedächtniß fand er nicht, sondern er traf auf den intriguanten Hausverwalter Solbrig, welcher gezwungen gewesen war, auf Emilie Werner zu verzichten.

„Wohnen Sie vielleicht hier in diesem Hause?“ fragte er ihn.

„Ja,“ antwortete Solbrig mürrisch.

„So können Sie mir sagen, ob der Herr Theatercassirer Werner da oben wohnt.“

„Der? Was wollen Sie bei ihm?“

„Wünschen Sie das zu wissen?“

„Ja.“

„Na, da fragen Sie ihn nachher selber. Ich habe es nämlich nicht auswendig gelernt und kann es also nicht hersagen.“

Er stieg weiter und lachte über die kräftigen Ausdrücke, welche Solbrig ihm nachschickte. Als er oben eintrat, fand er die Bewohner des Logis in fröhlicher Stimmung bei einander sitzen. Adolf, Emiliens Bräutigam, befand sich bei ihnen. Auch Laura war da.“

„Herr Hauck!“ sagte Adolf, „Sie hier? Sie?“

Der Paukenschläger antwortete nicht. Er stand eine ganze Weile wortlos da, den Blick starr auf Laura gerichtet.

„Sapperment!“ stieß er endlich hervor. „Jetzt kommt es!“

„Was kommt?“ fragte Werner befremdet.

„Das Gedächtniß.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Aber ich verstehe ihn,“ sagte Adolf, der Polizist.

„Sie? Mich verstehen?“

„Ja. Wenigstens glaube ich, vermuthen zu können, was Sie meinen. Sie wurden so geschlagen, daß Sie das Bewußtsein verloren.“

„Ja, so ist es. Ich wußte absolut nichts, was mit mir geschehen ist. Der gestrige Abend war aus meinem Gedächtnisse gestrichen. Man sagte mir, daß ich getanzt habe. Ich bin sogleich hierher gegangen, um vielleicht durch den Anblick meiner Tänzerin den verlorenen Faden wieder aufzufinden.“

Er hielt inne. Man sah ihm an, daß er mit sich rang. Er bemühte sich, einen Gedanken festzuhalten, welcher sich nicht ergreifen lassen wollte.

„Gönnen Sie sich Ruhe!“ bat Adolf. „Setzen Sie sich bei uns nieder und trinken Sie ein Glas Grog mit uns.“

„Ja, wenn Sie es erlauben, nehme ich diese Einladung an. Vielleicht weiß Fräulein noch, was wir miteinander gesprochen haben. Dadurch erhielte ich vielleicht einen Fingerzeig.“

Laura antwortete erröthend:

„Wir haben nur ganz gewöhnliche Worte gewechselt, Herr Hauck, so wie es unter Tänzern, welche sich nicht näher kennen, ja üblich ist."

„Hm! Es ist mir, als hätte es einige Worte gegeben, welche ich mir besonders merken wollte."

„Ich weiß nichts."

„Wirklich nichts? Habe ich nicht gesagt, daß ich mich aus dem Saale entfernen wollte?"

„Nein."

„Auch kein Wort, aus welchem Sie schließen könnten, warum ich fortgegangen bin?"

„Nein."

„Dann bin ich freilich ganz umsonst hierhergekommen."

„Vielleicht auch nicht," meinte der Polizist. „Sie wollen Ihrer Erinnerung zu Hilfe kommen und thun dies vielleicht auf dem verkehrten Wege. Sie wollen vorwärts und sollten vielleicht rückwärts gehen."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie knüpfen da an, wo das gestrige Ereigniß begonnen hat, und sollten wohl da anfassen, wo es endete."

„Im Krankenhause?"

„Nein, sondern auf der Straße, wo man Sie fand. Wenn Sie die betreffende Stelle sehen, erinnern Sie sich vielleicht, welche Absicht Sie hatten, dorthin zu kommen."

„Ah, das ist wahr! Das ist ein richtiger Polizeikniff! Ich werde mich sofort aufmachen, um Ihren Rath zu befolgen."

Er stand vom Stuhle auf. Adolf aber ergriff ihn beim Arme, zog ihn wieder nieder und sagte:

„Wissen Sie den Ort genau, an welchem man Sie gefunden hat?"

„Nein. Na, da läßt sich ja helfen. Ich werde fragen."

„Ist nicht nöthig. Ich kenne den Ort und werde Sie hinbringen, wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten."

„Natürlich sehr gern!"

„Ich habe nämlich auch bereits gesucht und geforscht, aber ohne jedes Resultat. Die Wächter haben die wenigen Passanten, die es in der späten Stunde gegeben hat, nicht erkannt. Vier Personen, welchen ein Wächter dort in der Nähe begegnete, haben seinen Gruß erwidert. Weiter wußte er auch nichts — —"

„Vier — —" sagte Hauck langsam. „Vier Personen? Das ist mir ganz so, als ob dies in Verbindung mit — — — vier Personen! Sollte man denken, daß ein Mensch so dumm sein kann, die Erinnerung an den gestrigen Abend zu verlieren!"

„Warum nicht? Eine Dummheit ist das nicht. Finden Sie den richtigen Faden, dann haben Sie das ganze Gewebe."

„Ich werde ganz irre an mir. Da Sie von vier Personen sprechen, ist es mir ganz so, als ob ich mit ihnen zu thun gehabt habe. Und dennoch ist es mir auch genau so, als ob ich wegen Fräulein Laura hier den Saal verlassen hätte, ganz genau so."

„Wegen mir?" fragte sie verlegen. „Ich habe keine Ahnung. Ich weiß von gar nichts."

„Das ist richtig. Es drohte Ihnen eine Gefahr, irgend eine Gefahr, welche ich von Ihnen abwenden wollte."

Es ist mir nichts geschehen."

„Es kann Ihnen aber noch geschehen. Ich hatte Etwas gehört, Worte, auf die ich mich leider nicht mehr besinnen kann. Da ging ich. Ich bin dabei niedergeschlagen worden. Das ist ein Beweis, daß die erwähnte Gefahr wirklich existirt, daß sie sogar eine sehr ernste ist."

„Was könnte das sein?" wurde rundum gefragt.

Die Glieder der Werner'schen Familie begannen bereits, besorgt zu werden, wurden aber von dem Polizisten beruhigt.

„Das sind Hypothesen. Herr Hauck kämpft mit Unklarheiten, welche uns jetzt nicht stören dürfen. Warten wir, bis er klar geworden ist."

„Aber ich bin kein Freund vom Warten," meinte der Paukenschläger. „Was man gleich thun kann, soll man nicht aufschieben. Wollen wir gehen?"

„Bleiben wir noch," antwortete Adolf. „Die jetzige Stunde ist unpassend."

„Warum?"

„Wenn Sie sich beziehendlich des Geschehenen wirklich zurechtfinden wollen, dürfen Sie möglichst wenig gestört werden. Jetzt aber giebt es zu viel Verkehr. Warten wir also, bis zu späterer Zeit sich die Straßen entleert haben."

„Sie mögen Recht haben; aber inzwischen könnte man mich hier fort holen, um mich einzusperren; denn ich habe mich ohne Erlaubniß aus dem Krankenhause entfernt."

„Haben Sie deshalb keine Sorge. Sie können sich curiren lassen, wo Sie wollen."

Jetzt war Hauck beruhigt. Uebrigens war es ihm mit der schnellen Entfernung von hier gar nicht so sehr Ernst gewesen. Der Anblick Laura's hatte seine gestrigen Regungen aus dem Schlafe erweckt. Er erinnerte sich des Eindruckes, den sie auf ihn gemacht hatte, und dieser Eindruck verstärkte sich nun heute desto mehr, je länger er hier mit ihr an demselben Tische saß.

Ihre Augen waren so groß, so tief und dunkel wie ein See, welcher untergegangene Geheimnisse birgt. Es lag auf ihnen wie ein feuchter Schimmer, als ob an jedem Augenblicke die Thränen hervorbrechen wollten."

Als er diese Bemerkung im Stillen für sich machte, fuhr es ihm auf einmal wie ein heller Blitz durch den Kopf.

„Ich habe alle Ursache dazu, für mein Lebenlang dem Lachen zu entsagen!"

Das waren die räthselhaften Worte, welche sie gestern zu ihm gesprochen hatte. Jetzt wußte er sie auf einmal. Laura war unglücklich, das war gewiß. Aber aus welchem Grunde? Er nahm sich fast vor, dies zu erfahren.

Aber diese Worte waren doch nicht diejenigen, wegen deren er den Saal verlassen hatte. Sie enthielten keine Drohung. Hatte überhaupt Laura eine Drohung ausgesprochen? Konnte sie eine Drohung äußern, die doch gegen sie selbst gerichtet gewesen wäre?"

Er sann und sann. Er marterte sich — vergebens. Endlich gegen Mitternacht rieth Adolf zum Aufbruche.

War es absichtlich oder unabsichtlich, Laura nahm das Licht, um die beiden Scheidenden vor die Thüre zu bringen. Adolf gab ihr zuerst die Hand und ging dann langsam fort, jedenfalls mit Berechnung. Hauck hielt ihr auch die Hand entgegen und fragte halblaut:

„Haben wir gestern wirklich nur Gewöhnliches gesprochen?"

„Ja," antwortete sie.

„Ich bitte Sie sehr, aufrichtig zu sein! Ein einziges Wort kann mir das erwünschte Licht bringen."

„Ich kann mich wirklich auf nichts Außergewöhnliches besinnen."

„Ein Wort aber kommt mir ungewöhnlich vor. Sprachen Sie nicht davon, daß Sie für Ihr Lebenlang dem Lachen entsagt hätten?"

„Ja, das habe ich gesagt!" antwortete sie zögernd.

„Meine Frage ist unhöflich und belästigend; ich weiß recht gut; aber ich muß mir die Antwort erbitten; ich brauche sie. Warum sagten Sie mir diese Worte?"

„Weil Sie davon sprachen, daß ich so ernst sei."

„Aus keinem andern Grunde?"

„Nein."

„Nicht etwa, weil Sie glaubten, es drohe Ihnen eine Gefahr?"

„O nein. Ich habe keine Ahnung von einer Gefahr, die mir drohen könnte."

„Das beruhigt mich einigermaßen. Aber vorhanden ist diese Gefahr; das weiß ich genau; ich habe Ihretwegen das Tivoli verlassen. Verzeihen Sie mir das unbequeme Forschen! Es geschieht wirklich zu Ihrem Besten."

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen. Er hätte sie am Liebsten für immer so festgehalten. Er sagte nichts mehr, und da Laura das Drückende der so entstandenen Pause gar wohl empfand, bemerkte sie:

„Wie sollte ich Ihnen zürnen? Sie forschen ja, wie Sie sagen, zu meinem Besten. Und doch bin ich Ihnen so fremd."

„Ja, wenn wir zusammenzählen, wie oft wir uns gesehen oder getroffen haben. Aber ich zähle nicht. Es bedarf gar nicht vieler Begegnungen, um dem Herzen nahe zu stehen."

„Gute Nacht, Herr Hauck!" antwortete sie, indem sie sich bemühte, ihre Hand aus der seinigen zu ziehen.

V. S.

„Es wird Ihnen freilich scheinen, als ob der Paukenschläger ein recht verwegener Kerl sei. Aber er ist es nicht; er ist nicht verwegen, sondern nur aufrichtig. Ich bin Ihnen so sehr schnell herzlich gut geworden; ich sage Ihnen das, ohne Sie beleidigen zu wollen. Weisen Sie mich ab, ich werde gehen, aber dennoch immer, immer an Sie denken."

Er wollte gehen; aber da war es, als ob jetzt sie seine Hand fest halten wolle.

„Das dürfen Sie nicht, Herr Hauck!" sagte sie rasch, fast ängstlich.

„Warum? Sind Sie verlobt?"

„Nein."

„Aber wenigstens nicht mehr frei?"

„Auch das nicht."

„Ach, dann können Sie mich nicht leiden?"

„Gott, wie quälend ist das! Haben Sie noch nicht von mir sprechen gehört?"

„Was sollte ich von Ihnen gehört haben?"

„Etwas recht, recht Böses."

„Unsinn! Sie und Böses! Das paßt ja gar nicht zusammen, nun und nimmermehr!"

„O doch! Es ist — — das Schlimmste, was von einem Mädchen gesagt werden kann. Sie dürfen nicht an mich denken und ich nicht an Sie — überhaupt an Keinen, an Niemand."

„Wenn mir ein Anderer das sagte, so setzte ich ihm da meine Faust in's Gesicht, daß ihm sein Verstand grad so abhanden kommen müßte, wie mir gestern der meinige!"

„Und doch ist es wahr!"

„Wenn ich es doch nur erfahren könnte!"

„Fragen Sie — fragen Sie dort Den! Gute Nacht!"

Sie entzog ihm jetzt die Hand, deutete auf Adolf, welcher in einiger Entfernung wartend stehen geblieben war und schloß die Hausthür zu.

„Ein ziemlich langer Abschied!" meinte der Polizist.

„Im Gegentheil zu kurz. Hätten Sie nicht auf mich gewartet, so wäre es anders gekommen."

„Wohl zu gar keinem Abschiede?"

„Wenigstens nicht so schnell."

„Das klingt ja fast, als ob Sie Beide Wohlgefallen an einander fänden."

„Ich an ihr, ja; sie aber leider nicht an mir!"

„Sagte sie das Ihnen?"

„Sehr deutlich. Sie meinte, daß ich nicht an sie denken möge. Ist das etwa undeutlich?"

„Ganz und gar nicht. Aber das heißt doch noch gar nicht, daß sie nichts von Ihnen wissen mag!"

„Was heißt es denn? Etwa, daß ich nun sogleich zum Pfarrer laufen solle, um das Aufgebot zu bestellen?"



„Sie dürfen nicht an mich denken und ich nicht an Sie."
Verl. S. (97.)

„Das jedenfalls nicht," lachte der Polizist. „Laura ist ein braves, seelensgutes Mädchen. Sie besitzt alle Eigenschaften, einen Mann glücklich zu machen, und doch — —"

„Was für ein Doch kann es da geben?"

„Ein sehr schwer wiegendes."

„Pah! Es wird federleicht sein. Aufrichtig gestanden, ich bin diesem Mädchen sofort herzensgut gewesen. Wenn sie mich nimmt, so heirathe ich sie."

„Das klingt sehr bestimmt und resolut! Sie scheinen sich sehr schnell zu entscheiden."

„Ja, ich bin eben Paukenschläger!"

„Was hat das mit dieser Schnelligkeit zu thun?"

„Sehr viel! Ich stehe da, mit dem Schlägel in der Hand. Kommt die Note dann — tsching, bum, bum! Fertig!"

„Und ich bleibe bei meinem Doch, lieber Hauck."

„Der Teufel hole Ihr Doch? Was geht es mich an! Es scheint da etwas Geheimnißvolles zu liegen."

„Wohl nur für Sie. Kennen Sie Laura Werner?"

„Ja, sehr gut."

„So müssen Sie also auch wissen, was ich mit meinem Doch gemeint habe."

„Den Teufel weiß ich! Mag auch gar nichts wissen. Das Mädchen ist sehr hübsch und sehr gut. Ich heirathe sie, wenn sie mir keinen Korb giebt. Halt! Da fällt mir ein, ich sollte Sie ja darüber befragen."

„Es läßt sich denken, daß sie es nicht selbst sagt! Gestern sagte sie zu mir, sie habe alle Ursache dazu, für ihr Lebelang dem Lachen zu entsagen. Laura nimmt diese Angelegenheit wohl gar zu ernst; aber erduldet und erlitten hat sie geradezu genug!"

„Erduldet? Sakkerment! Wegen wem denn? Ich schlage den Kerl zu Brei und Kartoffelmus!"

„Sie scheinen heute sehr streitbar zu sein?"

„Ja, ich befinde mich in einer grimmigen Laune. Wenn bei mir einmal die Wuth und Rache kocht, dann quirl ich so lange in dem Topf herum, bis es überläuft. Sonst aber bin ich ein seelensguter Kerl."

„Weiß es. Aber wären Sie so seelensgut, ein Mädchen zu heirathen, welches bereits einmal geboren hat?"

„Geboren? Wen denn?"

„Na, ein Kind! Einen Pfefferkuchenmann doch nicht!"

„Ein Kind? Donnerwetter! Hm!"

„Und dieses Kind ermordet haben soll — —?"

„Ermordet? Herrgott!"

„Und darum in Zuchthause gesessen hat?"

„Zuchthaus — —? Gesessen — —"

Hauck war stehen geblieben. Er war ganz starr vor Erstaunen.

„Ja, meinte der Polizist. „Antworten Sie doch!"

„Was soll ich antworten?"

„Darauf bin ich eben neugierig."

„Das Mädchen, von welchem Sie sprechen, geht mich ja ganz und gar nichts an!"

„Ich denke, Sie wollen es heirathen?"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich habe von Laura Werner gesprochen, aber von keiner Anderen."

„Ich auch von ihr und von keiner Anderen."

Da trat Hauck einen Schritt zurück und sagte:

„Ich habe wirklich große Lust, Ihnen den Hut anzutreiben, obgleich Sie keinen aufhaben!"

„Das ist aber ja eben das Doch, von dem ich sprach!"

„Sind Sie des Teufels? Laura sollte schon ein — ein — Donnerwetter — ein Kind gehabt haben? Gott stehe mir bei! Sagen Sie die Wahrheit?"

„Leider ja."

„Dann adieu mit Allem, was ich mir gedacht und vorgenommen hatte. Ich bin dem Mädchen so schnell aber auch so herzlich gut geworden. Gott weiß es, daß ich mir Mühe gegeben hätte, sie glücklich zu machen. Nun aber wollte ich, mein verloren gegangenes Gedächtniß wäre geblieben da, wo es hingelaufen ist. Aber diesen Kerl möchte ich umbringen! Wer ist denn der Vater gewesen?"

„Der Baron von Helfenstein."

„Dieser Teufel in Menschengestalt! War es nicht genug an den Anderen, die er unglücklich gemacht hat, zum Beispiel jenes arme Mädchen, welches wegen der Leda, die auch seine Geliebte gewesen ist, unschuldig verurtheilt wurde!"

„Kennen Sie dieses Mädchen?"

„Ich habe erzählen hören."

„Haben Sie auch den Namen gehört?"

„Ja, aber ihn wieder vergessen. Sie hat bei der Baronin gedient, und er hat sie überfallen und überwältigt ganz ohne ihren Willen."

„Würden Sie dieses unglückliche Mädchen nicht heirathen, weil sie eine solche Vergangenheit hinter sich hat?"

„Herr, halten Sie mich für einen so herzlosen Menschen, für einen Schuft und Schurken? Wenn Sie mir gut wäre, würde ich sie heirathen und grad stolz auf sie sein. Ich würde sie zur Frau nehmen grad den Unverständigen zum Aerger und zum Trotz. Nicht ein Jeder kann eine Frau haben, an welcher das Gesetz so sehr viel gut zu machen hat!"

„Na, das ist brav gedacht. Aber warum wollen Sie da so plötzlich von dieser Laura nichts mehr wissen?"

„Von Laura? Ja, das ist denn doch ein anderes Ding."

„Nein, das ist eben dasselbe Ding. Die Geschichte, welche Sie jetzt erwähnt haben, ist eben Laura's Geschichte."

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Hauck sich hören ließ:

„Laura Werner! Sehen Sie mich einmal an!"

„Na warum?"

„Bin ich jetzt nicht ganz Steingut — Porzellan oder gar Marmor? Greifen Sie mich an!“

„Na, ich fühle glücklicher Weise doch Fleisch.“

„So? Ich dachte schon, daß ich aus Erstaunen eine Statue geworden sei — ungefähr eine Venus oder Minerva. Nein, nein! Also Laura war dieses Mädchen?“

„Ja, sie war es.“

„Das giebt der Sache allerdings eine ganz andere Wendung! Also darum sagte sie, daß sie für ihr Lebelang dem Lachen entsagen müsse?“

„Nur darum?“

„Hören Sie, haben Sie Zeit?“

„Warum diese Frage?“

„Weil ich wissen möchte, ob Sie heute noch sehr beschäftigt sind.“

„Gar nicht. Ich begleite Sie und gehe dann schlafen.“

„Schön, schön! Sie haben also Zeit. Bitte, warten Sie ein wenig, bis ich wiederkomme. Ich muß gleich zu Werners!“

„Wozu aber?“

„Ich muß ihr schleunigst sagen, daß sie in Gottes Namen lachen kann, so sehr und so viel sie will.“

„Ist das so eilig?“

„Natürlich. Man kann Niemand schnell genug glücklich machen.“

„Das ist wahr; aber wissen Sie denn, daß Sie es sind, von welchem Laura glücklich gemacht sein will?“

„Hm! Sapperment!“

„Na, also! Uebrigens wie wollen Sie zu Werners kommen. Es ist Alles zugeschlossen.“

„Das wäre das Wenigste. Ich würde so lange rumoren, bis dieser liebenswürdige Inspector oder Hausverwalter käme, um mir aufzumachen.“

„Also Sie meinen, ich solle nicht noch einmal umkehren?“

„Ja, das meine ich.“

„So werde ich aber morgen mit dem Frühesten dort sein.“

„Auch davon rathe ich ab.“

„Warum denn aber?“

„Sie sind wahrhaftig ganz Feuer und Flamme!“

„Ja, kommen Sie nicht näher, rühren Sie mich ja nicht etwa an! Wenn ich einmal einem Mädchen gut bin, so ist meine Liebe nicht von Pappe, sondern aus Dynamit.“

„Sapperment! Das ist lebensgefährlich! Aber Sie werden sich doch gedulden müssen. Es wäre lächerlich, morgen früh zu Werners zu gehen. Sie müssen zunächst erst wissen, ob Ihre Liebe erwidert wird.“

„Ganz recht! Und grad deshalb will ich morgen bereits in aller Frühe hin!“

„Das ist freilich der reine Dynamit. Aber Sie machen sich lächerlich.“

„Meinetwegen! Laura soll ja lachen!“

„Auch ein Grund! Sie sind wirklich köstlich! Bedenken Sie, daß Laura mit dem Glücke abgeschlossen hat. Sie ist ein eigenthümlicher Character, tief angelegt und nach Innen gekehrt. So ein Wesen muß auf andere Weise gefaßt werden, als Sie es thun wollen."

„Na, wie soll ich sie denn fassen?"

„Zarter, zarter und sanfter!"

„Hm! Sie haben nicht ganz unrecht!"

„Nicht wahr? Warum so hineinstürmen? Müssen Sie denn schon morgen das Jawort haben?"

„Nein. Ich kann bis übermorgen warten. Bis dahin will ich auf das Zarteste verfahren."

„Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Das wissen die Götter! Glauben Sie, daß ich als einfacher Paukenschläger mir eine Frau nehmen kann?"

„Sie wollen warten, bis Sie doppelter werden?"

„Unsinn! Meine jetzige Einnahme reicht für mich, aber nicht für Weib und Kind."

„Na, mit Kind hat es Zeit."

„Kommt aber zuweilen bald! Ich muß mich also nach einer besseren Einnahmequelle umsehen, bevor ich von Hochzeit und Heirath reden kann."

„Na, da haben wir es! Warum wollen Sie denn da heut und morgen so hineinstürmen?"

„Weil eben meine Liebe von Dynamit ist!"

„Das taugt nichts! Wenn der Dynamit verpufft ist, dann ist es alle. Die Liebe aber soll halten und andauern für das ganze Leben."

„Ja. Aber wenn ich nicht so schnell mache, kommt schließlich ein Anderer und nimmt sie mir vor der Nase weg."

„Hm! Sind Sie schon einmal verliebt gewesen?"

„Nein."

„Aber zum Scherz haben Sie sich ein Mädchen angeschafft?"

„So ein Schuft bin ich nicht. Ein Mädchen betrügen? Nein!"

„Darum sind Sie so unerfahren. Haben Sie keine Sorge, es wird Niemand kommen, um Ihnen Laura grad vor der Nase wegzunehmen. Ich werde darüber wachen."

„Das freut mich von Ihnen! Was wollen Sie da aber machen? Bei dem Mädchen oder bei meiner Nase, damit sie mir da nicht weggenommen wird?"

„Eigentlich sollte ich Ihnen jetzt etwas auf die Nase geben! Jetzt sprechen wir ernsthaft. Sie wünschen Laura besser kennen zu lernen. Ich werde Sie in der Familie einführen, und dann haben Sie ja — —"

„Danke, danke! Ist nicht nöthig! Habe mich bereits selbst eingeführt. Und nun aus mit diesem Thema! Wir stehen bereits eine Viertelstunde hier, ohne von der Stelle zu kommen."

„Das hat auch seinen guten Grund. Gerade diese Stelle hier suchen wir ja."

„Wie? Sollte ich hier gelegen haben?"

„Hier, und zwar konnte man aus der Körperlage entnehmen, daß Sie von dorther gekommen sind und nach dahin gewollt haben."

Er deutete mit der Hand in die beiden angegebenen Richtungen. Hauck blickte höchst nachdenklich bald in die eine und bald in die andere, und meinte dann:

„So wollen wir einmal dahin gehen, wo ich hergekommen zu sein scheine."

Sie thaten das. An der nächsten Ecke blieb er überlegend stehen. Adolf sprach kein Wort, um seinen arbeitenden Geist nicht zu stören.

„Ja," sagte der Paukenschläger plötzlich, „von dorther bin ich gekommen. Dort in der kleinen Kneipe war noch Licht. Ich entsinne mich dessen jetzt sehr wohl."

„Dann also in diese Gasse hinein! Denken Sie nach!"

Sie betraten die erwähnte Gasse, und hatten sie noch nicht völlig zurückgelegt, als Hauck sagte:

„Und da vorn sind wir um die Ecke rechts gekommen. Ich mußte dort ein wenig stehen bleiben, weil die vier Männer sehr langsam — Sapperment, vier Männer! Ja, jetzt habe ich's! Vier Männer waren es."

„Wo aber kamen sie her?"

„Darauf kann ich mich nicht besinnen."

„Denken Sie nach, wo Sie diese Vier zuerst getroffen haben!"

„Vielleicht finden wir es, wenn wir in dieser Richtung weiter gehen. Kommen Sie!"

Er schritt weiter und Adolf folgte in höchster Spannung hinter ihm. Nach einer Weile blieb Hauck stehen, deutete auf eine Hausthür und sagte:

„Hier bin ich ganz sicher vorübergekommen, denn an dieser Thür arbeitete ein Betrunkener mit dem Schlüssel herum, um hinein zu kommen. Die Vier, denen ich folgte, lachten über ihn. Also weiter jetzt! Ich bin auf dem richtigen Wege."

Sie folgten der eingeschlagenen Richtung und gelangten an den Platz, dessen eine Seite das Gerichtsgebäude bildete. Hauck blieb eine Weile wie verdutzt stehen, dann schritt er in doppelter Eile auf das Gebäude zu, trat um die eine Ecke desselben herum und sagte:

„Sie wollen wissen, woher diese Vier kamen?"

„Ja, natürlich!"

„Drei kamen hier heraus und den Vierten verfolgte ich. Er trat hier um diese Ecke, blieb stehen und sagte — ah, Gott sei Dank, da kommen auch die Worte, welche er sagte, die Namen, die er nannte. Wie gut, daß Sie auf den Gedanken geriethen, mich dahin zu führen, wo ich gefunden worden bin!"

„Sie müssen sich jetzt irren!"

„O nein! Irrthum ist unmöglich!"

„Hier heraus können die Drei nicht gekommen sein.

„Warum nicht?"

„Da ist selbst am Tage kein officieller Ein- und Ausgang."

„Wer weiß, wie es zugegangen ist!“

„Zu dieser Thür haben nur Männer die Schlüssel, welche Niemanden niederschlagen.“

„Aber ich kann Ihnen ja die Namen nennen!“

„Gut! Thun Sie das!“

„Der Eine wurde Simeon genannt.“

„Alle Wetter! Vielleicht Simeon, der Goldarbeiter!“

„Weiß es nicht.“

„Den wir suchen und nicht erwischen können! Wie waren denn die anderen Namen?“

„Freiherr von Tannenstein.“

„Unsinn!“

„Und Fräulein, dessen Tochter.“

„Doppelter Unsinn!“

„Sie hatte auch Männerkleider an.“

„Sie haben geträumt.“

„Ich habe gewacht. Jetzt weiß ich ganz genau, was ich hier gethan habe. Ich stand da hinter der Ecke und habe Alles gehört. Der, dem ich folgte, fragte, was die Drei hier gemacht hätten. Simeon antwortete, er werde es erfahren, solle aber jetzt den Mund halten und keinen Namen nennen. Dann gingen sie dorthin, wo wir jetzt hergekommen sind.“

„Hm! Geheimniß über Geheimniß! Wenn es wirklich so ist, wie Sie sagen, so müssen die Vier bemerkt haben, daß sie verfolgt wurden. Einer oder Zwei sind im Dunkel zurückgeblieben und haben Sie niedergeschlagen.“

„Ja, so war es sicher.“

„Sie wissen also nicht, wo die Vier dann nachher hingekommen sind?“

„Nein. Wie soll ich das wissen, da ich bewußtlos war.“

„Freiherr von Tannenstein. Hm! Werde nachschlagen, ob dieser Herr überhaupt anwesend ist.“

„Gestern wenigstens ist er hier gewesen; darauf will ich schwören, so viel Sie wollen.“

„Wollen Sie das einstweilen auf sich beruhen lassen. Sagen Sie jetzt, woher Sie mit dem Vierten gekommen sind.“

„Um diese Ecke, also jedenfalls aus der Straße da.“

Er deutete in die betreffende Straße hinein.

„Wissen Sie das genau?“ fragte Adolf.

„Nein. Jetzt verliert mein Wissen an Sicherheit. Aber gehen wir trotzdem weiter! Vielleicht finde ich noch, was ich suche.“

Als sie an die Ecke gelangten, meinte er:

„Dieser Brunnen giebt mir Sicherheit. Jetzt weiß ich, daß ich da links heraufgekommen bin und ganz unten um die Ecke zur rechten Hand herum.“

Er schritt jetzt rascher weiter, immer die Straße hinab und dann um die erwähnte Ecke. Dort war er noch gar nicht weit gekommen, so stieß er, stehen bleibend, einen nur halb unterdrückten Ruf der Ueberraschung aus.

„Was giebt es?“ fragte Adolf.

„Wir sind hier! Hier war es, hier!“

„Was war hier?“

„Da an diesem Thor habe ich während mehrerer Stunden gestanden, um Die da oben zu beobachten und den Kerl abzulauern.“

„Wer wohnt da?“

„Ich weiß es nicht, aber ich wollte es erfahren. Er war mit ihr hineingegangen.“

„Er? Wer?“

„Das kann ich nun leider nicht sagen. Ich meine den Vierten, der dann am Gerichtsgebäude die drei Anderen anrief.“

„Und sie? Wer ist sie?“

„Auch das weiß ich nicht. Ich wollte es noch erfahren. Er ist mit ihr da hinaufgegangen, natürlich als Geliebter.“

„Wo kamen sie denn her?“

„Ach, da verläßt mich dieses niederträchtige Gedächtniß wieder, grad wo ich es am Allernöthigsten habe.“

„Vielleicht aus dem Tivoli?“

„Nein — das heißt, nicht direct aus dem Tivoli. Es war erst etwas geschehen, was mir Veranlassung gab, Mißtrauen zu hegen. Ah, kommt dort nicht Jemand leise gegangen?“

„Ja, es wird ein Wächter sein. Warten wir!“

Der Mann kam langsam näher. Er war wirklich Nachtwächter. Die Beiden hatten sich so gut an die dunkle Thür gedrückt, daß er fast vorübergegangen wäre, ohne sie zu beachten; da aber streifte er an Hauck.

„Wer da?“ fragte er, stehen bleibend.

„Pst! Polizei,“ antwortete Adolf.

„Oho!“ meinte der Wächter in ungläubigem Tone aber doch mit gedämpfter Stimme.

Im Augenblicke war seine kleine Blendlaterne aus der Tasche und an Adolfs Gesicht.

„Ah! Sie sind es,“ meinte er. „Entschuldigung!“

„Still! Mir wäre es lieber, wenn Sie wüßten, wer da drüben wohnt.“

„Eine frühere Zofe, die Sie jedenfalls auch kennen. Sie war zuletzt bei der Baronin von Helfenstein.“

„Ah! Die habe ich ganz und gar aus der Acht gelassen.“

„Nicht möglich!“ lachte der Wächter leise. „Man weiß doch, daß — daß ihr der Hof gemacht wurde, um — —“

„Gut, gut! Wie lebt sie hier?“

„Fidel. Sie kommt sehr spät nach Hause.“

„Wann gestern?“

„Das weiß ich nicht. Ich hatte gestern frei.“

„Empfängt sie Besuch?“

„Habe noch nichts bemerkt.“

„Nicht? Sehen Sie einmal an den Vorhang!“

„Ah, wirklich! Da ist eine männliche Person mit oben. Man sieht es am Schatten.“

„Ja. Der Mann ist aufgestanden, jedenfalls um zu gehen. Entfernen Sie sich schnell, Wächter! Man braucht Sie nicht zu bemerken, wenn man da drüben öffnet.“

Der Genannte ging. Droben bewegten sich ein männlicher und ein weiblicher Schatten hin und her. Adolf sagte:

„Nun drücken Sie sich so fest wie möglich an die Thür, und ziehen Sie Ihr Gesicht in den Rockkragen hinein, damit man es nicht von drüben weiß glänzen sieht.“

„Ist diese Zofe denn gefährlich?“

„Sehr. Jetzt möchte ich fast an die Wahrheit der Namen glauben, welche Sie vorhin genannt haben.“

„Aha!“

„Der Tannensteiner ist nämlich ein Verwandter von dem Helfensteiner. Was hat er mit seiner Tochter im Gerichtsgebäude gewollt? Das muß ich herausbekommen! Sehen Sie! Man geht. Das Fenster wird dunkel. Passen Sie auf!“

Jetzt wurden die über der Thür befindlichen Glastafeln hell. Die Thür ging auf. Das auf der Treppe stehende Licht beleuchtete die beiden im Eingange Stehenden, welche vorsichtig auf die Straße blickten, ob Jemand zu sehen sei.

„Alle Teufel!“ flüsterte Adolf überrascht.

„Kennen Sie ihn?“ fragte Hauck.

„Ja, sehr gut. Horchen Sie!“

„Es ist Niemand zu sehen,“ sagte Hulda, „Du kannst also unbemerkt gehen.“

„Wie schade! Ich wäre noch so gern geblieben!“

„Man darf des Guten nicht zu viel thun. Du bist übrigens reichlich genug belohnt.“

„Ja. Die beiden dummen Polizeier haben es mir freilich leicht genug gemacht, ihnen die Ringe zu verkaufen.“

„Nun den Brief an den Obergensdarm. Denkst Du, daß wir ihn gut abefaßt haben?“

„Ei freilich!“

„Und die Handschrift so verstellt, daß Niemand den Schreiber herausbekommt?“

„Ich möchte Den sehen, der ihn entdecken will!“

„So vergiß ihn nicht!“

„Er kommt in den nächsten Briefkasten. Also gute Nacht!“

„Gute Nacht! Morgen um diese Zeit stecken die Beiden im Loche!“

„Vielleicht auch ihre Mädchens.“

„Ja, die Landrock und die Werner. Horch!“

„Nämlich bei den letzten Worten hatte Hauck einen Laut der Ueberraschung nicht zu unterdrücken vermocht.

„Was ist's?“ fragte Mehnert.

„Es war ganz so, als ob ich etwas gehört hätte."

„Es ist kein Mensch in der Nähe. Komm, noch einen Kuß!"

Sie gab einen und empfing einen; er ging und sie verschloß die Thür.

„Um Gottes willen! Was hatten Sie?" fragte Adolf leise.

„Aus Freude! Nun endlich weiß ich Alles."

„Sehr gut! Es gilt einen raffinirten Plan. Ich muß diesem Menschen nach, um zu sehen, in welchen Briefkasten er den Brief steckt. Sie sind im Verfolgen nicht so geübt wie Unsereiner; wir wollen uns also trennen. Aber wir müssen uns wieder treffen."

„Wann und wo?"

„Jedenfalls in kurzer Zeit, am Brunnen auf dem Altmarkte."

„Gut! Das ist mir der liebste Ort. Er paßt zu Dem, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe."

Adolf huschte lautlos Mehnert nach, und der Paukenschläger schritt auch davon, langsam sich dem Altmarkte zuwendend. Dort hatte er noch nicht lange am Brunnen gewartet, als der Polizist wieder zu ihm stieß.

„Ich weiß den Kasten," sagte dieser.

„Auch die Wohnung des Menschen?"

„Ja. Er heißt Mehnert und ist Besitzer eines Goldwaarengeschäftes, welches vorher dem flüchtigen Simeon gehörte. Er scheint jetzt der Liebhaber dieser Zofe zu sein und mit ihr einen Racheplan ausgeheckt zu haben."

„Ahnen Sie, was für einen?"

„Klar bin ich mir nicht. Ich und College Anton haben heute bei ihm je einen Ring gekauft. Wir hielten beide für echt; er bestritt das. Wie Sie aber jetzt gehört haben, hat er sie für uns bestimmt gehabt. Und jetzt geht ein Brief an den Obergens'darm. Das scheint so, als ob der Plan sich auf diese Ringe beziehe und gegen mich und Anton gerichtet sei."

„Warum will man sich an Ihnen rächen?"

„Anton war zum Schein der Geliebte der Zofe, hatte aber nur die Absicht, sie betreffs ihrer Herrschaft auszuforschen."

„Und Sie, was haben Sie verbrochen?"

„Ganz dasselbe. Ich habe ein anderes Mädchen auszuhorchen gehabt, kann aber nicht begreifen, warum ich da auch mit hineingezogen werden soll. Direct habe ich der Zofe doch nichts zu Leide gethan! Sie müßte mit der dicken Jette im Complot sein, mit der sie allerdings gestern im Tivoli lange Zeit gesprochen hatte."

Er sagte das mehr für sich hin als für Hauck; dieser aber fragte in lebhaftem Tone:

„Die dicke Jette? Ach, nicht wahr, die Zofe war gestern im Tivoli?"

„Ja, und Mehnert machte sich viel mit ihr zu schaffen."

„Meinen Sie mit der dicken Jette etwa die kleine Dicke, welche mit der Zofe beisammen saß?"

„Ja."

„Und dann auch mit ihr ging?"

„Wie? Sie ist auch mit ihr gegangen?“

„Ja.“

„Ich habe aber die Dicke noch später gesehen, als die Zofe längst fort war!“

„Weil sie wiedergekommen ist.“

„So, so! Aber Sie sprechen ganz erregt. Was haben Sie? Warum konnten Sie vorhin, als Mehnert von der Zofe Abschied nahm, sich so wenig beherrschen, daß Sie beinahe ganz laut geworden wären?“

„Das geschah vor Freude, wie ich bereits sagte. Ein Wort, welches ich hörte, brachte mir die ganze Erinnerung an gestern zurück. Ich war natürlich ganz glücklich darüber.“

„Welches Wort?“

„Die Werner im Loch!“

„Ach so! Auch mir geht jetzt ein Licht auf.“

„Gestern ging ich nämlich im Tivoli an der Zofe und der Jette vorüber und hörte, daß die Werner in das Gefängniß müsse. Das waren die Worte, die mich veranlaßten, den Saal zu verlassen, und die mir heute doch gar nicht wieder einfallen wollten.“

„Sie haben natürlich geglaubt, daß diese Drohung gegen Laura gerichtet sei?“

„Jawohl.“

„Das ist nicht der Fall, sondern sie galt ihrer Schwester Emilie, meiner Verlobten. Diese beiden Mädchen wollen sich rächen, an mir und Anton, weil wir sie verlassen haben. Wie sie es anfangen wollen, das weiß ich freilich nicht. Jedenfalls aber haben die erwähnten Ringe und auch der vorhin in den Kasten gesteckte Brief darauf Bezug. Ich werde natürlich noch während der Nacht den Kasten öffnen lassen. Dann wird es sich finden, was sie beabsichtigen.“

„Vielleicht kann ich Ihnen eine Mittheilung machen, welche Ihnen schon jetzt Licht bringt.“

„Welche Mittheilung?“

„Die beiden Mädchen sind gestern Abend in dem Palais des Barons gewesen.“

„Guter Freund, da irren Sie sich sehr.“

„O nein.“

„Die Schlüssels alle, die es giebt, befinden sich in meiner und Antons Verwahrung. Wir wohnen jetzt im Palais.“

„So? Aber die Mädchens hatten auch Schlüssels.“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll. Sie sprechen mit solcher Ruhe und Ueberzeugung; aber ich kann nicht glauben, daß Ella — ah, als Zofe konnte sie sich freilich auf irgend eine Weise Schlüssels verschaffen!“

„Sehen Sie!“

„Sie sah mich und Anton im Tivoli; sie war also sicher, hier nicht überrascht zu werden. Was aber wollte sie?“

„Das weiß ich freilich nicht.“

„Zwei Mädels, so allein Abends in das weitläufige, finstere und verrufene Gebäude! Sie müssen sich da eigentlich ganz entsetzlich gefürchtet haben.“

„Wenn es sich um Eifersucht und Rache handelt, pflegt ein Mädchen gar nicht mehr an Furcht zu denken.“

„Das ist freilich wahr. Zu welcher Thür sollen sie aber eingedrungen sein?“

„Durch das kleine Pförtchen dort hinter der Ecke.“

„Ah! Das war die geheime Passage auch des Hauptmannes. Haben Sie sie wirklich dort eintreten sehen?“

„Eintreten nicht, aber heraus kommen. Ich ging ihnen nach. Als ich dort um jene Ecke kam, waren sie verschwunden. Es gab keine Erklärung, als daß sie durch die Pforte in das Palais gegangen seien. Ich beobachtete die Fenster und bemerkte wirklich baldigst einen Schein wie von einer schlecht verwahrten Laterne.

„Wo?“

„Im ersten Stock, da im fünften und sechsten Fenster.“

„Dort ist das Boudoir der Baronin gewesen. Dort giebt es noch Schmuck und Geschmei — — Donnerwetter!“

„Was ist's?“

„Mir geht da nicht nur ein Licht, sondern gleich eine ganze Stearinfabrik auf.“

„Es ist sicher so, wie ich denke: Sie haben die beiden Ringe gestohlen, welche uns der Geliebte der Zofe in die Hand spielen mußte, damit es heißen könne, wir hätten sie unterschlagen. Gut ausgesonnen! Und dem Besuche im Gerichtsgebäude werden wir auch auf die Spur kommen. Vielleicht hängt Beides zusammen. Ich werde den Staatsanwalt wecken müssen oder den Fürsten!“

„Doch lieber den Fürsten!“

„Sie haben recht; gehen wir zu ihm!“

Es war bereits spät, aber im Zimmer des Fürsten von Befour gab es noch Licht. Als die Glocke geschellt wurde, stand der Portier auf, um nach dem Begehr zu fragen. Er erkannte Adolf und ließ ihn sofort ein. Bald stand der Letztere mit dem Paukenschläger vor dem Fürsten, um Alles zu erzählen. Der Herr hörte aufmerksam zu und fragte:

„Weiß Anton bereits etwas?“

„Nein.“

„Ich hörte, daß Ihr mit Droschke kommt. Steht sie noch unten?“

„Ja.“

„So gehe ich gleich mit. Wir wecken zunächst den Staatsanwalt.“

Eine Viertelstunde später saß auch der Anwalt mit in der Droschke, welche die vier Männer nach dem Hauptpostamte brachte, wo sie sich einen wachthabenden Beamten mitnahmen, um den betreffenden Briefkasten öffnen zu lassen. Dies geschah. Man fand den Brief. Er wurde sofort geöffnet, nach-

dem der Postmann entlassen und ihm noch Verschwiegenheit anbefohlen worden war. Der Inhalt lautete, wie vermuthet worden war. Es war eine Denuncation, daß Anna Landrock und Emilie Werner Ringe tragen, welche von den Geliebten der beiden Mädchen aus dem Helfenstein'schen Palais genommen worden seien.

„Wunderschön!" meinte der Fürst zum Staatsanwalte. „Haben Sie Ihre Schlüssels mit?"

„Ich habe sie den beiden Wächtern gegeben."

„Schön! So könnten wir gleich jetzt den Inhalt der Chatouille untersuchen. Fahren wir also nach dem Palais."

Anton schlief. Er wurde geweckt und wunderte sich nicht wenig, als er hörte, um was es sich handelte. Die Chatouille wurde geöffnet. Man hatte vermuthet, daß nur die beiden Ringe entfernt worden seien, fand aber Alles leer

„Alle Teufel!" meinte Anton. „Das ist stark! Wir werden sofort dieses Zöfchen aufsuchen, um uns die abhanden gekommenen Sächelchen wiedergeben zu lassen."

„Nein, das werden wir nicht," antwortete der Fürst. „Wir werden ihr vielmehr Gelegenheit geben, ihre Rolle auszuspielen. Wir erfahren nur auf diese Weise, wie weit Mehnert mit betheiligt ist."

„Aber wenn sie die Gegenstände unterdeß verwerthen!"

„Das geschieht nicht so schnell. Um zu erfahren, was wir wissen müssen, genügt es, uns der guten Jette Horn zu versichern. Wir nehmen Sie mit ihrer Mutter und ihren Schwestern heimlich in Gewahrsam. Die Zofe und ihr Verbündeter brauchen nicht zu erfahren, daß sie gefangen sind; sie mögen sie vielmehr für verreist halten. Ich, der Staatsanwalt und Anton genügen. Die Anderen mögen nachkommen, um die Gefangenen in Empfang zu nehmen. Sie können unauffällig vor dem Hause warten."

Die drei Genannten stiegen wieder in die Droschke, verließen sie aber, ehe sie die betreffende Gasse ganz erreicht hatten, und begaben sich zu Fuß an das Haus des Apothekers Horn. Der Staatsanwalt und Anton lehnten sich an die Thür des Nachbarhauses, während der Fürst klopfte. Er that das anhaltend, aber so leise und vorsichtig, als ob er befürchte, daß ein Unberufener sein Klopfen hören möge. Erst nach einiger Zeit wurde oben, wo die Familie schlief, ein Fenster geöffnet.

„Wer ist unten?" fragte es leise.

„Das kann ich erst sagen, wenn ich weiß, wer es ist, der da oben fragt," antwortete der Fürst ebenso leise.

„Ich bin Frau Horn."

„Sehr gut! Ich bin zu Ihnen geschickt."

„Von wem?"

„Das läßt sich unter freiem Himmel nicht gut sagen. Ich komme aus dem Gefängnisse."

„Ah! Oh! Warten Sie; warten Sie! Wir kommen gleich!"

Es wurde oben Licht gemacht; dann hörte man von Außen die Treppen-

stufen knarren; die Stubenthür wurde geöffnet und dann auch die Hausthür.

„Kommen Sie!“ flüsterte die Frau. „Meine Töchter sind bereits in der Stube.“

Der Fürst trat ein, zugleich aber auch die beiden Anderen, welche rasch hinzugekommen waren.

„Sie sind nicht allein?“ fragte sie, Argwohn schöpfend.

„Nein, wie Sie bemerken.“

„Ich darf nur Sie einlassen!“

„Schweigen Sie! Ich lasse so Viele ein, wie mir beliebt.“

Bei diesen Worten machte er die Stubenthür auf, schob die Frau hinein und folgte ihr mit den Anderen. Da fiel der Schein des Lichtes auf ihn.

„Der Fürst!“ rief die Frau erschrocken, und ihre Töchter stimmten mit ein.

„Diese beiden anderen Herren sind Ihnen jedenfalls ebenso bekannt wie ich selbst. Wir kommen, um einige Fragen auszusprechen.“

„Wir wissen nichts!“ rief die Frau rasch.

„Ich habe es einstweilen nur mit Fräulein Jettchen zu thun.“

„Auch ich weiß nichts,“ beeilte sich auch diese, zu sagen.

„Wollen sehen. Vor allen Dingen gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Ihnen das Leugnen nichts helfen wird. Es ist Alles bereits an den Tag gekommen.“

„Herrgott, was soll es denn nun wieder geben?“ jammerte die Frau. „Nimmt das Unglück gar kein Ende?“

„Sie sind selbst an Allem schuld. Wer Unrecht thut, darf sich später nicht beklagen, wenn ihm Anderes geschieht, als er erwartet hat. Also zunächst Ihre Tochter!“

Er setzte sich und nahm die kleine Dicke fest in's Auge. Sie gab sich Mühe, diesem Blicke Stand zu halten; aber es war ihr doch anzusehen, daß sie große Angst ausstand.

„Wo waren Sie gestern Abend?“ fragte er.

„Im Tivoli.“

„Sonst nirgends?“

„Nein.“

„Das scheint nicht wahr zu sein.“

„Es ist wahr. Ich kann es beweisen.“

„Wie denn?“

„Ich kann die Mädchen nennen, mit denen ich hinging und dann auch nach Hause gegangen bin.“

„Das ist kein Beweis. Sie können doch dazwischen den Saal einmal verlassen haben.“

„Das ist nicht geschehen.“

„Man will Sie aber doch anderwärts gesehen haben!“

„Das ist eine Lüge!“

„Gut! Haben Sie getanzt?“

„Sehr wenig.“

„Mit wem haben Sie sich meist unterhalten?"

Sie nannte die Namen einiger Mädchen.

„Sind das die Einzigen?"

„Ja."

„Es giebt doch wohl noch eine Andere!"

„Nein."

„Sie haben sehr lange mit einer gewissen Hulda Naumann zusammen gesessen und angelegentlich geplaudert."

„Das ist nicht wahr."

„Unsinn! Es ist sehr dumm von Ihnen, das zu leugnen. Es sind Hundert vorhanden, welche Sie mit diesem Mädchen gesehen haben. Daß Sie es dennoch leugnen, ist eine Albernheit, die ich selbst Ihnen nicht zugetraut hätte. Wenn Sie übrigens fortleugnen, lasse ich Sie arretiren und einstecken. Die Wahrheit sagen, das ist auch für Sie das Allerbeste."

„Was soll ich denn gethan haben?" fragte sie eingeschüchtert.

„Sie wissen es!"

„Ich weiß es nicht!"

„Also, vor allen Dingen, haben Sie mit der Zofe gesprochen?"

„Ja," gestand sie jetzt.

„Wovon?"

„Vom Tanz."

„Nicht blos davon. Ich will Ihnen auf die richtige Antwort helfen. Sie haben von Ihren früheren Geliebten und dabei auch ein wenig von Rache gesprochen."

„Davon weiß ich nichts."

„Es kam dabei ein gewisser Mehnert mit in's Spiel."

„Auch das ist mir unbekannt."

„Sie kennen ihn aber doch!"

„Nein."

„So, so! Er ist Goldarbeiter und sollte Ihnen gewisse Ringe an gewisse Personen versorgen."

Sie wurde bald roth und bald blaß. Woher wußte dieser fürchterliche Mann das Alles? Leugnen war wohl das Allerbeste, und so leugnete sie weiter.

„Also Sie sind nicht vom Tivoli fortgegangen?"

„Nein."

„Nach dem Palais Helfenstein?"

„Nein."

„Um Schmucksachen zu stehlen?"

„Herrgott! Schmucksachen stehlen, das thut die Jette nicht," rief ihre Mutter.

Der Fürst blickte der Frau forschend in das erregte Angesicht und antwortete:

„Es ist möglich, daß Sie gar nichts wissen, daß Ihre Tochter Ihnen die

Sache verheimlicht hat. Wenn sie aufrichtig sein wollte, so würde sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Mutter und Geschwister vor größerem Unheil bewahren. Ich bin noch jetzt bereit, anzunehmen, daß sie die Verführte ist, daß sie eigentlich gar nicht gewußt hat, was sie thut. Bleibt sie aber beim Leugnen, so wird sie so streng bestraft werden wie die Zofe. Und auch die Mutter und Geschwister muß ich arretiren lassen."

„Mädchen, Mädchen, was hast Du gemacht!" rief die Alte.

„Nichts, gar nichts," lautete die Antwort.

„Wir werden nach dem Geschmeide suchen müssen, welches Sie als Ihren Antheil erhalten haben," sagte der Fürst.

„Ich habe nichts erhalten!"

Es war von ihm allerdings nur eine Vermuthung, aber er hatte doch das Richtige getroffen. Adolf und der Paukenschläger mußten kommen, und das Suchen begann. Der Erstere kannte als der frühere Anbeter der Jette einen jeden Winkel des Hauses. Er brachte bald eine uralte, zusammengebundene Haube lachend herein und sagte:

„Da diese alte Ursel kommt mir verdächtig vor, Durchlaucht. Es klirrt bedeutend. Soll ich öffnen?"

„Ja."

Der muntere Polizist machte mühsam die vielfach verschlungenen Knoten auf.

„Gold!" sagte er dann. „Geschmeide über Geschmeide! Sechs Ringe, drei Armbänder, drei Broschen, mehrere Boutons und Haarnadeln. Alles mit — — mit — — ah!"

Er hielt die Steine gegen das Licht und fuhr dann fort:

„Alles mit echten Steinen besetzt, wollte ich sagen, aber das ist nicht so. Sehen Sie her, Durchlaucht!"

Die Anderen betrachteten auch die Steine, und der Fürst sagte achselzuckend:

„Alles nur Glas. Frau Horn, wem gehören diese Sachen?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe sie noch nicht gesehen. Ich hatte keine Ahnung, daß sie sich bei mir befinden."

Man sah es ihr an, daß sie die Wahrheit sagte.

„Fräulein Jettchen hat Ihnen diese Sachen in's Haus gebracht."

„Nein; das ist nicht wahr!" erklärte die Dicke.

„Leugnen Sie doch nicht länger; Sie opfern sich da nur ganz unnöthig auf, indem Sie Ihre Strafe verschlimmern, ohne einem anderen Menschen dadurch zu helfen. Sie sind von der Zofe und von Mehnert betrogen worden, schmählich betrogen. Die Baronin von Helfenstein hat nur echte Steine getragen; diese hier aber sind unecht, und was Sie für Gold ansehen, ist Messingblech, welches in einigen Wochen schwarz sein wird. Es ist klar, daß die beiden Anderen Ihren Antheil umgetauscht haben und sich nun über Ihre Dummheit lustig machen werden."

Das wirkte. Nichts konnte sie mehr ärgern, als der Ausdruck „dumm". Daß sie vorhin vom Fürsten dumm genannt worden war, das hatte sie sich

gefallen lassen müssen; aber von der Zofe ausgelacht zu werden, das erregte ihren Grimm.

Ihre Verlegenheit war auf einmal verschwunden. Sie stand von ihrem Sitze auf und sagte in hitzigem Tone:

„Sind die Steine wirklich unecht?"

„Ja; es ist Glas."

„So haben sie mich wirklich betrügen wollen!"

„Das ist sehr klar. Mehnert hat die echten Sachen behalten und Ihnen von seinen billigsten Ladenhütern gegeben. Dafür können Sie nun in's Gefängniß spazieren."

„Ich? O nein! Sie sollen hinein, diese Beiden! Ich werde nun Alles, Alles sagen."

Sie erzählte der Wahrheit gemäß, was geschehen war. Der Fürst hatte Erbarmen mit dem Mädchen. Sie war die Verführte, und daß Adolf von den Verhältnissen gezwungen gewesen war, ihr Liebe zu heucheln und sie zu betrügen, das war jedenfalls ein sehr gewichtiger Milderungsgrund für sie. Darum sagte er, als sie geendet hatte:

„Ihr Vater hat bereits großes Elend über Sie gebracht; ich möchte dasselbe nicht gern vergößern. Eigentlich sollten Sie arretirt werden; aber ich will davon absehen, wenn Sie mir versprechen, für's Erste über den ganzen Vorfall zu schweigen."

„Ich sage kein Wort!" versprach sie schnell, ganz erfreut über diese unerwartete Milde.

„Ich werde trotz dieses Versprechens Anton hier lassen, welcher hier die Aufsicht führen und bestimmen wird, mit wem Sie verkehren dürfen oder nicht. Ganz straflos werden Sie freilich nicht ausgehen, doch verspreche ich Ihnen, daß man möglichst mild gegen Sie verfahren wird. Die Schmucksachen nehme ich natürlich mit." —

Nun begaben sich die Herren außer Anton wieder nach dem Palais, wo sie die Beiden wirklich imitirten Ringe fanden, welche Hulda dort versteckt hatte. Jette hatte die Verstecke verrathen.

Bereits am Vormittage echielt der Goldarbeiter Mehnert eine Vorladung. Er eilte zur Geliebten, um ihr dies mitzutheilen.

„Du hast doch nicht etwa gar Angst?" fragte sie.

„Angst? Ich? Wie kommst Du auf diesen Gedanken?"

„Du bist so erregt."

„Vor Freude darüber, daß wir die Kerls nun fest in der Falle haben."

In Wahrheit empfand er ein gutes Theil Angst, wollte aber natürlich nichts davon eingestehen.

„Ja, Die haben wir," sagte diese auch. „Merke Dir nur jedes Wort, was gesprochen wird. Es ist ganz nothwendig, daß ich Alles erfahre."

„Ich werde sofort kommen und Dir Alles erzählen."

„Nein, nein! Das würde auffallen, und Du besuchst mich ja jetzt bereits

zur ungewöhnlichen Zeit. Ich kann warten bis zum Abende, obgleich ich vor Neugierde brenne."

„Hast Du die Sachen gut versteckt?"

„Versteckt? Wo denkst Du hin! Wie könnte man auf den Gedanken kommen, sie bei mir zu suchen? Anton und Adolf haben sie gestohlen; das ist doch über jeden Zweifel erhaben. Würde ich ein Versteck suchen, so würde das nur auffallen. Gar nicht verstecken, das ist das Beste und Sicherste."

Diese Kühnheit und Zuversichtlichkeit zerstreute seine Besorgniß in der Weise, daß er am Nachmittage in größter Gemüthsruhe vor den Assessor von Schubert trat. In dem offenen Nebenzimmer saßen, von ihm unbemerkt, mehrere Herren, welche der Verhandlung zuhören wollten.

„Herr Mehnert," sagte der Assessor im zutraulichsten Tone, „es ist mir da ein ganz eigenthümlicher und heikler Fall passirt, den ich nur mit Ihrer Hilfe werde erledigen können. Ich habe mir daher gestattet, Sie für kurze Zeit zu mir zu bitten."

Diese Einleitung bewirkte, daß dem jungen Menschen der Kamm gewaltig schwoll. Er antwortete:

„Ich stehe gern zu Diensten. Sagen Sie mir nur, um was es sich handelt."

„Um ein anonymes Schreiben, welches einer unserer Obergensd'arme heute früh erhalten hat. Er stellte es mir zu, um die Sache zu untersuchen. Hier sind die Zeilen. Lesen Sie sie einmal durch und sagen Sie mir dann, was Sie davon denken!"

Mehnert las seine eigene Schrift und sagte dann, wichtig den Kopf schüttelnd:

„Hier handelt es sich wohl nur um eine Mystification?"

„Das dachte ich allerdings zunächst auch, aber es war doch meine Pflicht, nachzuforschen, und da fand ich — ah, ich soll eigentlich nicht davon sprechen; aber Sie sollen mich ja aus der Verlegenheit ziehen, und so darf ich Ihnen wohl ganz unbesorgt ein wichtiges Amtsgeheimniß anvertrauen!"

„Natürlich! Es soll mir Niemand ein Wort darüber entlocken!"

„Gut! Also denken Sie sich, ich fand, daß die Chatoulle der Baronin wirklich leer ist!"

„Was Sie sagen!"

„Es ist entsetzlich!"

„Wer mag der freche Thäter sein?"

„Wer? Sie vergessen, daß hier Namen genannt sind."

„Das sind Ehrenmänner!"

„Ich dachte es bisher auch; aber ich folgte natürlich dem mir hier gegebenen Rathe und habe bei den beiden Mädchen wirklich zwei Ringe gefunden, welche zu dem gestohlenen Geschmeide gehören."

„O weh! Wer hätte das gedacht!"

„Jawohl! Sie haben gewiß auch keine Ahnung gehabt, warum Sie zu mir kommen sollen?"

„Nicht die geringste.“

„Das läßt sich denken. Es thut wehe, in Leuten, denen man so lange Zeit sein vollstes Vertrauen geschenkt hat, so raffinirte Diebe zu entdecken. Am Meisten aber schmerzt es mich, daß sie trotz aller Beweise doch sich auf's Leugnen legen.“

„Sie leugnen? Und haben doch die gestohlenen Ringe an ihre Bräute geschenkt?“

„Ja.“

„Das ist freilich frech!“

„Sie geben zu, ihren Mädchen die Ringe geschenkt zu haben, behaupten aber, sie nicht gestohlen, sondern gekauft zu haben.“

„Unglaublich!“

„Und zwar wollen sie sie von Ihnen gekauft haben.“

„Von mir? Das möchte ich mir doch verbitten!“

„Sind sie denn bei Ihnen gewesen oder nicht?“

„Sie waren da, alle Beide, gestern kurz nach Mittag. Sie bestellten die Trauringe und kauften zwei Ringe mit Alençoner Bergkrystall zu zehn Gulden das Stück.“

„Aber die beiden bei den Mädchen gefundenen Ringe haben echte Diamanten!“

„So sind sie nicht von mir!“

„Hier sind sie. Sehen Sie sich dieselben einmal an.“

Mehnert betrachtete sich die beiden Ringe und sagte dann:

„Das sind echte Diamanten. Solche Ringe habe ich nie gehabt.“

„Die Ringe sind also nicht von Ihnen?“

„Nein.“

„Die beiden Angeschuldigten wollen es aber beschwören.“

„Das können sie nicht.“

„Wenn sie es aber dennoch thun?“

„So schwören Sie falsch.“

„Sie würden trotzdem darauf hin verurtheilt werden. An Ihnen wäre es, zu beweisen, daß die Beiden ganz andere, werthlose Ringe bei Ihnen gekauft haben.“

„Das kann ich; das kann ich!“

„Wieso?“

„Ich habe mir von ihnen einen Revers unterschreiben lassen, daß die Ringe, welche sie von mir gekauft haben, unecht sind. Und ferner besitze ich die Zeichnung der beiden Ringe, welche sie von mir gekauft haben. Man suche nur recht genau bei ihnen aus, so bin ich überzeugt, daß man meine Ringe bei ihnen finden wird.“

„Diesen wohlgemeinten Wink werde ich beachten. Also Sie sind im Besitze des Reverses und der Zeichnungen?“

„Ja. Ich habe sie mitgebracht.“

Der Assessor sagte in höchst vertrauensvollem, freundschaftlichem Tone zu ihm:

„Lieber Mehnert, das eilt ja nicht so sehr, das hätte recht gut Zeit gehabt bis später."

„O nein! Wo es sich um meine Ehre handelt, da versäume ich keinen Augenblick. Ich habe Revers und Zeichnung mitgebracht, damit Sie keine Minute lang an meiner Rechtschaffenheit zweifeln sollen."

Noch ebenso freundlich fragte der Assessor:

„Das ist sehr gut, sehr gut! Sie brachten sie also mit, um mich sogleich von Ihrer Unschuld zu überzeugen?"

„Ja, natürlich, Herr Assessor."

Da auf einmal klang es ihm donnernd entgegen:

„Und vorhin behaupteten Sie, gar nicht gewußt zu haben, um was es sich handelte! Lügner!"

„Ah — — oh — — bitte!" stotterte der vollständig Ueberrumpelte. „Ich dachte — ich wollte — ich hatte die Absicht —"

„Die Absicht, brave, unschuldige Menschen unglücklich zu machen, die hatten Sie! Aber Sie haben es sehr, sehr verkehrt angefangen!"

„Ich bin unschuldig und bitte, nach meinen Ringen suchen zu lassen, im Palais Helfenstein, wo die Beiden wohnen."

„Warum dort? Woher wissen Sie, daß die Ringe sich dort befinden, nicht in der Privatwohnung der Beiden?"

„Ich vermuthe es."

„Nein, Sie wissen es! Sie wissen, daß die Ringe dort versteckt worden sind, um zwei brave Beamte zu verderben."

„Versteckt? Ich habe keine Ahnung davon."

„Nun, wir haben nicht die bloße Ahnung, sondern sogar die Gewißheit. Hier sind die Ringe. Sehen Sie!"

„Ja, die sind es; die sind von mir."

„Aber nicht gekauft. Diese Ringe haben Sie Ihrer Geliebten in das Tivoli gebracht, um sie im Palais Helfenstein verstecken zu lassen."

Mehnert taumelte vor der Wucht dieser Anschuldigung zurück, faßte sich aber und antwortete:

„Das ist elende Verleumdung!"

Der Assessor klingelte; ein Herr in Civil trat ein.

„Dort gewesen, Herr Commissar?" fragte Schubert.

„Ja."

„Etwas gefunden?"

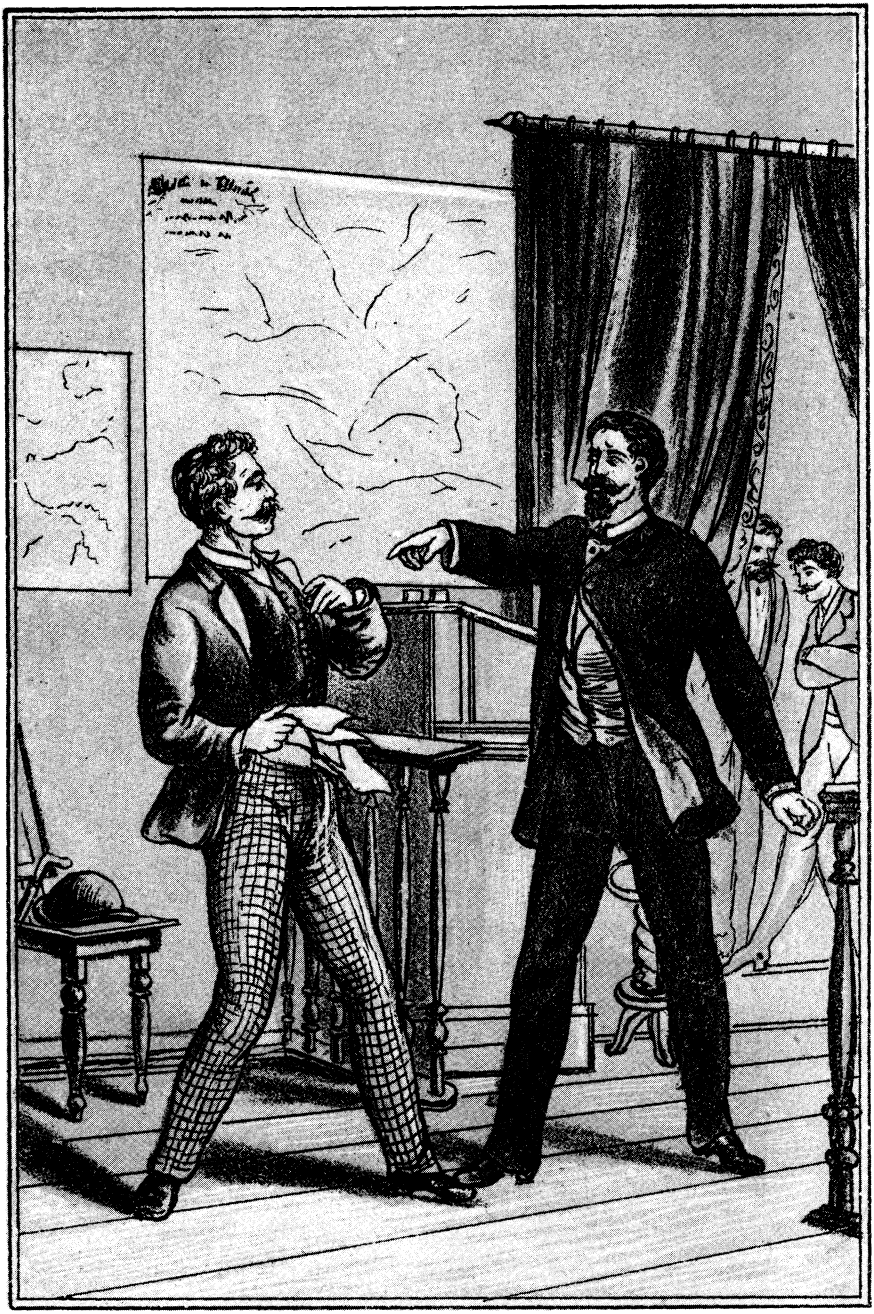
„Das hier."

Er legte das Armband hin, welches Mehnert gestern von Hulda an Zahlungsstatt empfangen hatte.

„Wie kommen Sie zu diesem Gegenstande?" fragte der Assessor.

Der Goldarbeiter war todtesbleich geworden. Er stammelte:

„Dieses Armband habe — habe ich — habe —"



Lügner!
Verl. S. (98.)

„Nun, heraus!“

„Ich habe es gestern gekauft.“

„Von wem?“

„Von einem Unbekannten.“

„Da endlich taucht der berühmte Unbekannte wieder einmal auf. Freut mich sehr, auf's Neue von ihm zu hören; ich befürchtete bereits, er sei gestorben. War denn der Handel ehrlich?“

„Ja, ganz und gar.“

„Warum haben Sie da das Armband unter die alten Ziegelsteine in Ihrem Hofe versteckt, wie mir soeben der Herr Criminalcommissar hier zuflüstert?“

„Weil — weil —“

„Weil es von Ihrer Geliebten ist, die Ihnen das Armband gegeben hat für die fast werthlosen Gegenstände, mit denen Jette Horn abgefunden wurde.“

„Ich weiß davon kein Wort!“

„Pah! Hier sehen Sie die Sachen. Leugnen Sie, daß sie aus Ihrem Laden sind.“

„Ja. Sie sind nicht von mir.“

„Na, Sie werden wohl ein Lagerverzeichniß besitzen, aus welchem wir uns Sicherheit holen können. Einstweilen aber wollen wir Ihnen einen anderen Beweis bringen.

Er klingelte. Jette Horn trat ein.

„Kennen Sie dieses Mädchen?“ fragte der Assessor.

Als Mehnert die Zeugin erblickte, erschrak er. Er sagte sich zwar augenblicklich, daß nun an seiner Ueberführung kaum mehr zu zweifeln sei; aber er glaubte doch noch einen Ausweg vorhanden, nämlich den des Leugnens. Er war fest überzeugt, daß Hulda nichts gestehen werde. Es schoß ihm sogar der Gedanke durch den Kopf, die kleine Dicke, falls sie gegen ihn aussagen werde, meineidig zu machen. Darum antwortete er, seine Bestürzung beherrschend:

„Nein, ich kenne sie nicht.“

„Sie sind ein sehr unvorsichtiger Mensch,“ sagte der Beamte. „Es ist nicht vortheilhaft, eine offenbare Lüge zu sagen, da dann auch die Wahrheit angezweifelt wird.“

„Ich lüge nicht!“

„Bilden Sie sich doch nicht ein, mich auf das Eis zu führen! Ich fordere Sie hiermit auf, und zwar zum allerletzten Male, die Wahrheit zu gestehen!“

„Ich habe sie gesagt. Es kann doch kein Mensch von mir verlangen, daß ich wissentlich und mir zum Schaden ein falsches Zugeständniß mache!“

„Ihnen zum Schaden? Woher wissen Sie denn so gewiß, daß Ihnen dieses Zugeständniß schaden würde? Sie verrathen mit diesen Worten mehr, als Sie denken.“

„Ich vermuthe, daß es mir zum Schaden gereichen würde.“

„Wir können uns hier gar nicht mit Vermuthungen, sondern nur mit Thatsachen befassen. Also, bleiben Sie bei Ihrer Aussage?"

„Ja."

„Das ist wieder höchst albern von Ihnen. Sie haben mit diesem Mädchen im Tivoli gesprochen."

„Nein."

„Sie haben sie sogar von ihrem Platze weggeholt, damit sie sich neben Ihre Geliebte setzen solle."

„Davon weiß ich kein Wort. Auch habe ich keine Geliebte."

„Vielleicht sind Sie gar nicht im Tivoli gewesen, ich meine nämlich vorgestern Abend."

„Da war ich nicht dort."

„Diese Behauptung ist wieder sehr dumm. Es stehen mir mehrere Zeugen zu Gebote, Ihnen nachzuweisen, daß Sie dort gewesen sind."

„Das sind falsche Zeugen."

„Hören Sie, mein Bester, glauben Sie nur ja nicht, daß Sie es in mir mit einem albernen Menschen zu thun haben! Die Zeugen, von denen ich spreche, sind Leute, bei denen ein einziges Wort mehr Gewicht hat, als bei Ihnen hundert Eide. Uebrigens mag Ihnen Fräulein Horn gleich sagen, daß Sie lügen!"

Und sich an das Mädchen wendend, fragte er:

„Sie kennen doch diesen Mann?"

„Ja."

„War er vorgestern im Tivoli?"

„Ja."

„Er hat mit Ihnen gesprochen?"

„Er hat nicht nur mit mir gesprochen, sondern er hat auch die beiden Ringe geholt, welche wir dann versteckten. Dann führte er die Zofe nach Hause, während ich im Tivoli bleiben mußte, damit er ungestört mit ihr besprechen könne, wie ich um mein Antheil am Geschmeide betrogen werden sollte!"

„Lüge, nichts als Lüge!" behauptete Mehnert.

„Dummheit, nichts als Dummheiten von Ihnen," sagte der Beamte. „Ich werde Ihnen noch Jemand zeigen."

Er klingelte, und es trat abermals ein Mann ein, welcher Civilkleidung trug. Er wurde gefragt:

„Hatten Sie Erfolg?"

„Ganz bedeutenden. Erlauben Sie!"

Er ging an die Thür zurück und öffnete sie. Auf seinen Wink trat der Amtsdiener ein, mit einem Koffer in der Hand, welchen er übergab, um sich dann wieder zu entfernen. Die Herren betrachteten den Inhalt des Koffers an einem Nebentische, so daß Mehnert nichts davon bemerken konnte. Nachdem der zuletzt Eingetretene, welcher natürlich ein Detective war, leise seinen Bericht erstattet hatte, ging er wieder und schob Hulda zu der geöffneten Thür herein.

Sie sah außerordentlich blaß und verlegen aus. Man war so ganz unerwartet zu ihr aussuchen gekommen, hatte die gestohlenen Gegenstände gefunden und sie mit denselben direct hierhergebracht. Der Untersuchungsrichter wendete sich an sie, indem er auf Mehnert zeigte:

„Kennen Sie diesen Mann?"

Mehnert fürchtete, daß sie bejahen werde, darum ließ er ihr nicht Zeit zur Antwort, sondern er fiel rasch ein:

„Wie sollte sie mich kennen? Ich bin niemals —"

„Schweigen Sie!" herrschte ihn der Richter an. „Sie haben nur dann zu antworten, wenn man Sie fragt. Also, Fräulein Neumann, kennen Sie diesen Mann?"

„Nein."

Sie hatte erst bejahend antworten wollen, da sie aber aus Mehnerts Verhalten bemerkte, daß er das nicht wünsche, so that sie das Gegentheil.

„Waren Sie vorgestern Abend im Tivoli?" erklang es weiter.

„Nein."

„Wo befanden Sie sich denn?"

„Ich war während des ganzen Abend zu Hause."

„Allein?"

„Ganz allein."

„Wer war die männliche Person, welche Sie zwischen drei und vier Uhr aus Ihrer Thür ließen?"

„Davon weiß ich nichts. Um diese Zeit habe ich geschlafen."

„Und wer war gestern Abend bei Ihnen? Er entfernte sich abermals erst nach Mitternacht?"

„Auch hiervon weiß ich nichts."

„Wunderbar! Aber noch wunderbarer ist Ihre Hoffnung, sich durch solches Leugnen retten zu können. Wir haben genug Zeugen, Sie zu überführen. Man hat Schmucksachen bei Ihnen gefunden, deren rechtmäßige Eigenthümerin Sie nicht sind. Wie sind Sie denn in den Besitz derselben gelangt?"

Sie hatte sich unterwegs eine Ausrede ausgesonnen, welche sie jetzt nun vorbrachte.

„Diese Sachen sind nicht gestohlen, sondern die gnädige Baronin hat sie mir zur Aufbewahrung übergeben.

Der Assessor war zwar an die dümmsten Ausreden gewöhnt, bei der jetzigen aber verlor er doch seinen Gleichmuth. Er fuhr empor und sagte lachend:

„Prächtig! Diese Antwort ist von einer wahrhaft klassischen, von einer wirklich überwältigenden Unverfrorenheit. Wann haben Sie die Geschmeide zur Aufbewahrung von Ihrer Herrin bekommen?"

„Kurz ehe sie nach Rollenburg geschafft wurde."

„Wie ist sie auf den Gedanken gekommen, Ihnen ihre Schmucksachen anzuvertrauen?"

„Jedenfalls, um dieselben zu retten. Sie hat wohl bereits damals ihrer Mann in irgend einem Verdacht gehabt, welcher sie zu dieser Maßregel veranlaßte."

„Und wo haben sich seitdem die Gegenstände befunden?"

„In meiner Verwahrung."

„Und seitdem sie das Palais verlassen haben —?"

„Ich habe sie mitgenommen."

„Sie haben sie nicht erst vorgestern Abend geholt?"

„Nein."

„Was sind das für Schlüssel, welche der Polizeibeamte bei Ihnen gefunden hat?"

„Der Hauptschlüssel zum Palais und der Schlüssel zu der Geschmeidechatoulle," mußte sie gestehen.

„Warum haben Sie diese beiden Gegenstände nicht abgegeben, als Sie entlassen wurden?"

„Ich habe es vergessen."

„So sollten Sie es später thun. Doch, hören wir jetzt auf, Comödie zu spielen. Ich habe Sie Alle jetzt nur so en passant hören wollen und also Ihre Aussagen auch gar nicht zu Protocoll genommen. Was Sie sagen, ist so lächerlich, daß es rein unsinnig sein würde, es niederzuschreiben. Sie Beide befinden sich bei so spaßhafter Laune, als glaubten Sie, in einem Lustspiele oder in einer Posse aufzutreten. Da dies aber nicht der Fall ist, werde ich Ihnen Gelegenheit geben, zu dem Ernste zu gelangen, welcher hier an dieser Stelle und nach Lage der Sache so dringend geboten ist, und von Ihnen gefordert werden muß. Wenn Sie sich dann in der hier gebräuchlichen Stimmung befinden, werde ich Sie rufen lassen. Sie werden jetzt hinter Schloß und Riegel Zeit finden, sich zu besinnen!"

Mehnert und Laura wurden abgeführt. Dann nahm der Beamte Jette's Aussage zu Protocoll. Sie zeigte sich wahrheitsliebend und aufrichtig. In Folge dessen befahl der Assessor dem Wachtmeister, ihr während der Zeit ihrer Haft, der sie freilich nicht entgehen konnte, möglichst Beschäftigung in seiner Familie zu geben. —

Am vorigen Abende, eine Stunde nach Mitternacht, hatte sich der Freiherr von Tannenstein wieder mit seiner Tochter auf dem Altmarkte in der Nähe des Brunnens eingefunden, um auf den Goldarbeiter Jacob Simeon zu warten. Der Erstere trug ein kleines Bündel bei sich. Sie unterhielten sich leise mit einander.

„Ich bin neugierig, ob er kommen wird," meinte der Vater. „Es wäre höchst unangenehm, wenn er ausbliebe."

„Ist es seiner Tochter heute abermals möglich, die Schlüssel zu erwischen, so kommt er ganz sicher. Es ist ihm ja um die zweite Hälfte des Geldes zu thun."

„Abermals fünfundzwanzigtausend Gulden! Das ist verteufelt viel verlangt!"

„Und wir haben sie nicht.“

„Er wird sie aber verlangen. Wir haben Sie ihm versprochen, und er wird nicht eher mit uns gehen wollen, als bis wir sie ihm auch gegeben haben!“

„Nein. Wir haben ausgemacht, ihm die erste Hälfte zu bezahlen, wenn er uns die Kette giebt, und die zweite, sobald wir das Kinderzeug in den Händen haben. Er muß also die letztere Bedingung erfüllen.“

„Aber dann wird er das Geld verlangen.“

„Er bekommt es nicht!“

„So können wir uns vor ihm in Acht nehmen.“

„Pah! Diesen Menschen haben wir ganz und gar nicht zu fürchten. Er wird von der Polizei gesucht. Er darf es nicht wagen, sich sehen zu lassen, oder gar gerichtlich gegen uns vorzugehen. Ich habe sogar den Gedanken, ihm das Geld, welches er erhalten hat, wieder abzunehmen.“

„Er wird sich hüten, es herzugeben.“

„Das wird er allerdings; aber giebt er es nicht freiwillig, so nehme ich es ihm eben mit Gewalt ab.“

„Jedenfalls hat er es versteckt.“

„Meinst Du? Ich denke das Gegentheil. Er hat flüchtig werden müssen. Er weiß heute nicht, wo er morgen sein wird; er ist also gezwungen, sein Geld stets bei sich zu führen.“

„Was willst Du thun, es zu bekommen?“

„Das wollen wir jetzt besprechen. Komm näher an den Brunnen. Wenn wir auf einer der Stufen sitzen, können wir nicht so gut bemerkt werden, wie hier.“

Er folgte ihr. Sie begannen, sich ihre Absichten flüsternd mitzutheilen. Nach einiger Zeit bemerkten sie eine männliche Gestalt, welche vorsichtig näher kam und dann den Brunnen suchend umschlich. Sie erkannten den Goldarbeiter und gaben ihm ihre Anwesenheit zu erkennen.

„Haben Sie die Schlüssel?“ fragte der Freiherr.

„Ja. Aber haben Sie auch die Sachen?“

„Hier in diesem Bündel.“

„So sind Sie fertig geworden, Fräulein?“

„Sehr leicht. Die Arbeit war nicht schwer. Wo haben Sie sich aufgehalten? Sind Sie bei Ihrem früheren Gehilfen geblieben, den wir gestern trafen?“

„Das kann mir nicht einfallen. Der scheint auch bereits so viel Werg am Rocken zu haben, daß er schon unter heimlicher Polizeiaufsicht steht.“

„Haben Sie mit ihm von uns gesprochen?“

„Kein Wort.“

„Sie versprachen es ihm aber doch, als er uns am Gerichtsgebäude überraschte.“

„Versprechen und Halten ist Zweierlei. Es war sehr gut, daß Sie sich von uns trennten. Er hatte sehr große Lust, Sie auszuforschen. Ich

habe zunächst meiner Tochter die Schlüssel zurückgebracht und dann ein Versteck aufgesucht."

„Bei Ihrer Frau?"

„Halten Sie mich für so dumm? Meine Frau wird so gut beobachtet, daß man mich an dem Augenblicke, an welchem ich sie aufsuchen wollte, ergreifen würde. O nein, was ich ihr zu sagen habe, das erfährt sie durch meine Tochter. Diese Letztere kann ich mit weniger Gefahr sehen und sprechen, da man nicht glaubt, daß ich mich in die Wohnung des Staatsanwaltes wagen werde."

„Aber diese Verhältnisse können doch nicht so fortdauern. Sie können doch nicht für immer von den Ihrigen getrennt sein. Das versteht sich ja ganz von selbst."

„Natürlich! Ich warte nur, bis meine Tochter den Dienst verläßt. Sie hat bereits gekündigt. Dann verschwinden wir."

„Wohin?"

„Ueber die Grenze hinüber."

„Man wird Sie ergreifen."

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein. Die Hauptsache ist, daß ich bis dahin einen sicheren Ort habe, wo ich nicht entdeckt werden kann."

„Ich denke, den haben Sie hier?"

„Leider nicht. Für zwei oder drei Tage geht es, aber doch länger nicht. Die Verhältnisse sind hier so, daß sich unter zehn Personen, denen man des Abends begegnet, neun heimliche Polizisten befinden. Auch draußen auf dem Lande bin ich nicht mehr sicher. Es kam heute eine Zeitung in meine Hand. Und was fand ich da? Meinen Steckbrief nebst dem ausführlichsten Signalement."

„So machen Sie schleunigst sich aus dem Staube. Ihre Frau und Tochter können ja nachkommen. Geld zur Flucht haben Sie ja genug."

„Ja, das habe ich freilich," antwortete er, mit der rechten Hand nach der linken Brusttasche greifend. „Aber Geld allein thut es nicht. Klugheit ist hier wenigstens ebenso viel werth wie Geld. Um mich ist es mir nicht bange. Ich kann sehr leicht für immer verschwinden. Aber meine beiden Frauenzimmer sind zu dumm und unerfahren. Wenn sie mir nachkommen wollen, wird es der Polizei sehr leicht sein, ihnen heimlich zu folgen und mich also dann zu finden. Darum muß ich selbst dabei sein, wenn sie die Stadt und das Land verlassen. Ich bin ihnen nothwendig, wenn sie keine Spuren zurücklassen sollen. Darum handelt es sich um ein Asyl für mich."

„Auf wie lange?"

„Nur zwei Wochen. Dann zieht meine Tochter ab."

„Haben Sie denn keine Aussicht, ein Versteck zu finden?"

„Ich habe schon an Verschiedenes gedacht, aber noch nichts ganz Sicheres gefunden."

Vorhin, als er mit der Hand an die Brusttasche gegriffen, hatte die Tochter ihren Vater angestoßen. Er hatte durch diese unbewachte Bewegung

verrathen, daß er das Geld bei sich trage. Darum meinte jetzt Theodolinde in nachdenklichem Tone:

„Hm! Das ist schlimm. Sie werden zwar für das, was Sie für uns thun, von uns bezahlt, aber es ist mir dennoch, als ob wir Ihnen Dank schuldig seien. Ich habe da einen Gedanken. Wenn ich wüßte —"

„Was?" fragte er schnell.

„Es ist nur zu gefährlich!"

„Was soll gefährlich sein? Meinen Sie etwa wegen eines Verstecks für mich?"

„Ja."

„Wissen Sie vielleicht einen guten Ort?"

„Ich weiß einen; aber man soll niemals einem Menschen mehr Vertrauen schenken, als unumgänglich nöthig ist."

„Das ist sehr aufrichtig, gnädiges Fräulein! Das muß ich sagen! Ich begebe mich Ihretwegen in so große Gefahr, und Sie meinen, daß Sie mir nicht trauen dürfen."

„Nicht zu viel Vertrauen, habe ich gesagt. Uebrigens wollte ich mich anders ausdrücken. Ich hatte die Absicht, zu sagen, daß man sich nicht in zu große Gefahr begeben soll."

„Welche Gefahr meinen Sie denn?"

„Die Gefahr, daß Sie unvorsichtig sind und dann entdeckt werden."

„Was kann das Sie angehen?"

„Uns? Sehr viel! Wenn Sie bei uns erwischt werden, wird man sich unserer natürlich auch versichern."

„Bei Ihnen erwischt?" fragte er. „Das klingt ja gerade so, als ob ich mich bei Ihnen verstecken solle!"

„Ja, daran dachte ich eben."

„Ah! Sie wollten mir ein Asyl bieten? Das wäre freilich äußerst vortheilhaft für mich. Bei Ihnen kann mich ja kein Mensch suchen. Niemand hat einen Grund, zu ahnen, daß ich Ihnen bekannt bin, und noch dazu in der Weise bekannt, daß Sie mir ein Versteck bieten."

„Nun ja. Eben diese Erwägung brachte mich auf den Gedanken, Ihnen zu sagen, daß Sie bei uns bleiben möchten. Was meinst Du dazu, Vater?"

„Hm! Es geht nicht," antwortete der Gefragte.

„Warum nicht?"

„Bedenke zunächst: Ein Freiherr und ein steckbrieflich Verfolgter! Es ist undenkbar!"

„Gerade weil es undenkbar ist, wird man ihn nicht bei uns suchen!"

„Er wird aber bei uns gesehen werden."

„Wieso?"

„Nun, man sieht ihn doch kommen!"

„Nein. Er muß des Abends kommen, wenn es finster ist. Wir selbst lassen ihn ein."

„Die Dienerschaft wird ihn doch bemerken. Er hat ja seine Bedürfnisse. Er will verpflegt sein.“

„Wir quartieren ihn in das kleine Zimmer hinter Deiner Bibliothek. Dort schließt er sich ein. Was er braucht, das erhält er durch uns.“

„Das ist leichter gesagt, als gethan.“

„Der Freiherr stellte sich natürlich nur so, als ob er gegen den Plan seiner Tochter sei. Er hatte ihn ja vorhin erst mit ihr besprochen. Jacob Simeon sah ein, daß ihm gar nichts Vortheilhafteres geboten werden könne; darum sagte er in dringlichem Tone:

„Haben Sie keine Sorge, gnädiger Herr! Wenn Sie mich bei sich aufnehmen, sollen Sie nicht den mindesten Schaden davon haben, eher noch Vortheil.“

„Diese Vortheile möchte ich kennen lernen.“

„O, man kann ja gar nicht wissen, in welcher Weise ich Ihnen zu nützen vermag. Sie verfolgen ja mit der Kette eine Absicht, bei welcher — hm, wenigstens würde mich die Dankbarkeit zum tiefsten Schweigen nöthigen.“

„Pah! Schon Ihr eigenes Interesse gebietet Ihnen, zu schweigen. Durch Plaudern würden Sie nur sich selbst in Gefahr und Schaden bringen.“

Da fiel seine Tochter ein:

„Die Hauptsache ist noch unerwähnt geblieben. Nämlich wenn Simeon ergriffen würde und man unser Geld bei ihm fände, würde er angeben müssen, von wem er eine so hohe Summe empfangen hat.“

„Ich würde es nicht verrathen!“ betheuerte der Genannte.

„Das glaube ich; aber man würde es dennoch entdecken. Da die Cassenscheine nummerirt sind, wird es der Polizei nicht schwer sein, zu erfragen, in wessen Händen sie sich zuletzt befunden haben. Jeder Bankier trägt die Nummern ein. Es liegt also sehr in unserem Interesse, daß der jetzige Besitzer nicht ergriffen wird. Bedenke das, lieber Vater!“

Erst nach einer Pause scheinbaren Nachdenkens antwortete der Freiherr:

„Du bist leider gewohnt, Alles bei mir durchzusetzen!“

„Also Du willigst ein?“

„Oho! So, so schnell geht das nicht!“

„Bedenke, es sind nur vierzehn Tage!“

„Diese Zeit ist lang genug!“

Da legte sich auch Simeon auf's Bitten und da sie ihm beistand, so gab sich der Freiherr den Anschein, als ob von ihrer Dringlichkeit seine Bedenken besiegt würden.

„Na,“ meinte er, „so will ich mich nicht länger weigern. Aber ich schiebe alle Verantwortlichkeit von mir!“

„Es giebt gar keine Verantwortlichkeit. Unser Schützling wird sich in acht nehmen.“

„Das versteht sich ganz von selbst!“ sagte Simeon. „Also des Abends soll ich kommen?“

„Natürlich! Ich hoffe doch nicht, daß Sie sich am hellen, lichten Tage bei irm einstellen werden!"

„Nein. Ich warte die Dunkelheit ab. Bestimmen Sie mir die Zeit. Darf ich morgen kommen?"

„Morgen schon? Hm! Na, meinetwegen."

„Wie viel Uhr?"

„Wenn Alles schlafen gegangen ist, natürlich. Sagen wir, gerade um Mitternacht."

„Und der Ort?"

„Haben Sie die Linde gesehen, welche am Fahrwege steht, der zum Schlosse führt?"

„Ja."

„Stellen Sie sich an diesem Baume ein. Ich werde Sie dort abholen. Aber bringen Sie keinerlei Gepäck mit. Was Sie brauchen, finden Sie Alles bei uns. Und noch eine sehr strenge Bedingung mache ich. Nämlich auch Ihre Angehörigen dürfen nicht wissen, daß Sie bei mir sind."

„Das ist ja ganz selbstverständlich. Sie erfahren es auf keinen Fall, damit man es ihnen nicht entlocken kann. Den Frauen ist in dieser Beziehung ja niemals ganz zu trauen."

„So sind wir also einig. Gehen wir jetzt?"

„Ja, aber vorher noch eine Frage!"

„Sprechen Sie!"

„Wie steht es mit den anderen fünfundzwanzigtausend Gulden, gnädiger Herr?"

„Die bekommen Sie."

„Ja, bitte!"

„Er streckte die Hand aus, als ob er sie jetzt gleich haben wolle, aber Tannenstein sagte:

„Sie haben sie erst dann zu fordern, wenn Alles geschehen ist, wenn wir das Wäschezeug haben."

„Das holen wir uns doch jetzt!"

„Aber wir haben es noch nicht. Wir können gestört werden; es kann da Vieles geschehen."

„Was soll da geschehen! Sie haben das Geld doch mit?"

Auf diese direct an ihn gerichtete Frage konnte der Freiherr mit keiner Unwahrheit antworten. Die Wahrheit wäre doch dann herausgekommen, und in diesem Falle hätte Simeon jedenfalls das Vertrauen verloren und wäre morgen nicht zu ihnen gekommen. Aus diesem Grunde antwortete Tannenstein:

„Es ist Ihnen vollständig sicher!"

„Das erwarte ich natürlich. Am sichersten ist es mir, wenn Sie es mit haben; aber Ihre Worte klingen beinahe so, als ob das Gegentheil der Fall sei?"

„Sie errathen es."

„Ah! Sie haben also kein Geld?"

„In diesem Augenblicke nicht."

„Aber es war ja ausgemacht, daß ich es erhalten sollte."

„Sie bekommen es ja. Und in dieser Beziehung ist es recht passend, daß Sie bei mir sein werden. Es war heute meinem Bankier nicht möglich, die Summe zu schaffen."

„Sie sind bei keinem anderen Bankier gewesen?"

„Nein. Ich stehe nur mit diesem einen in Verbindung. Anweisung hätte ich erhalten können. Mit einer solchen kann Ihnen aber nicht gedient sein. In Ihrer Lage kann man nur baares Geld verwenden."

„Das ist freilich wahr. Wann sollen Sie es erhalten?"

„Morgen, spätestens übermorgen."

Simeon schien doch Verdacht gefaßt zu haben. Er fragte:

„Da er Ihnen Anweisung geben wollte, konnten Sie doch diese bei einer anderen Bank in Geld verwandeln. Nicht?"

„Ja. Aber er bat mich, davon abzusehen. Man hätte an dieser Bank gemerkt, daß er sich augenblicklich in Zahlungsebbe befindet; das kann einem jeden Geschäftsmann einmal passiren, aber er vermeidet doch, es kund werden zu lassen. Ich hoffe, Sie sehen das ein!"

„Ich gebe es zu."

„Und da es sich doch nur um einen so kurzen Aufschub handelt, so ist es doch nicht gefährlich. Sie wohnen bei mir, also kann es Ihnen gleich sein, ob Sie das Geld heute oder morgen erhalten. Sicher ist es Ihnen ja auf jeden Fall."

„Wenn das so ist, so muß ich mich fügen."

Er sagte dies langsam und in einem Tone, welcher errathen ließ, daß seine Bedenken noch nicht beseitigt seien.

„Gehen wir jetzt?" fragte der Freiherr.

„Meinetwegen! Geht Fräulein auch mit?"

„Ja."

„Das ist eigentlich unnöthig. Ja, es ist nicht nur überflüssig, sondern sogar gefährlich. Drei Personen erregen viel eher Aufmerksamkeit, als nur zwei."

„Ich muß dabei sein," erklärte Theodolinde. „Bevor die Sachen vertauscht werden, ist es nothwendig, sie genau zu vergleichen. Und da ist ein Frauenauge schärfer, als der Blick von hundert Männern."

„Mag sein! Aber dann wollen wir wenigstens nicht zusammen bleiben, sondern uns trennen. An der bekannten Seitenthür treffen wir uns."

Simeon huschte, ohne eine Einrede abzuwarten, leise fort. Die beiden Anderen entfernten sich auch.

„Er scheint Verdacht gefaßt zu haben," meinte die Tochter, indem sie weiter gingen.

„Es klang ganz so. Du, er wird uns doch nicht etwa einen Streich spielen!"

„Welchen Streich meinst Du?"

„Daß er gar nicht kommt."

„Das glaube ich doch nicht."

„Undenkbar ist es aber nicht. Ist er überzeugt, daß er das Geld nicht erhält, so wird er sich hüten, den zweiten Theil des Dienstes zu leisten."

„Er kann wohl zweifeln, Gewißheit aber, nichts zu erhalten, kann er gar nicht haben. Es ist jedenfalls für ihn vortheilhafter, einen Tag zu warten, als ganz auf eine solche Summe zu verzichten. Und bedenke, daß er dann auch auf das Asyl verzichten muß, welches wir ihm angeboten haben!"

„Ganz richtig. Aber wie nun, wenn er uns durchschaut?"

„Dazu ist er zu dumm."

„O, ich halte ihn gar nicht für dumm. Na, wir werden ja sehen. Komm!"

Sie fanden zwar, daß ihre Besorgniß unnütz gewesen war, aber ebenso erfahren sie, daß der Freiherr Recht gehabt hatte, als er nicht an Simeon's Intelligenz gezweifelt hatte, denn als sie zu diesem Letzteren kamen, sagte er:

„Sie glaubten jedenfalls, ich werde nicht hier sein?"

„Wieso?" fragte der Freiherr, einigermaßen betroffen.

„Weil Sie kein Geld haben."

„Das ist für Sie doch kein Grund, zu verschwinden."

„Vielleicht doch!"

„Sie erhalten ja das Geld!"

„Heute nicht, und zwischen heute und übermorgen kann sehr viel passiren. filber ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich mich auf mich zu verlassen pflege. Ihre Gedanken mögen sein, welche sie wollen, ich weiß, daß ich das Geld erhalten werde."

„Unsere Gedanken? Die sind natürlich ehrlich!"

„Ich hoffe es."

„Daß wir es gut meinen, haben wir dadurch bewiesen, daß wir Ihnen ein Versteck anboten."

„Sie können das auch in einer mir nicht sehr freundlichen Absicht gethan haben. Doch ist es ja ganz unnütz, darüber zu sprechen. Da Sie nicht bei Casse sind, werden Sie wohl die Güte haben, mir Sicherheit zu geben."

„In welcher Weise?"

„Sie stellen mir in Wechselform eine Anweisung aus, welche übermorgen fällig ist."

„Das ist eigentlich höchst unnöthig!"

„In Geschäften muß man exact sein."

„Nun wohl! Sie sollen die Anweisung erhalten."

„Schön. Kommen Sie!"

Er zog den Schlüssel heraus und öffnete. Als sie eingetreten waren, verschloß er wieder und zog, ganz so wie gestern, die Laterne hervor, welche er anbrannte.

Sie gelangten ohne alle Störung oder Fährlichkeit in das betreffende Zimmer, wo sie mit Hilfe des zweiten Schlüssels sich des Kinderzeuges

bemächtigten. Der Freiherr öffnete sein Päckchen, und nun wurden die Originalsachen mit den nachgeahmten verglichen.

Natürlich trugen sie dabei Sorge, daß der Schein des Lichtes nicht von unten bemerkt werden konnte.

„Nun?“ fragte der Tannensteiner, als seine Tochter die Vergleichung beendet hatte.

„Es ist mir ausgezeichnet gelungen,“ antwortete sie. „Die Nachahmung ist so täuschend, daß man unmöglich vermuthen kann, es habe hier eine Verwechslung stattgefunden.“

„Sehr gut! Legen wir also Deine Sachen hinein. Die anderen nehmen wir mit!“

„Halt! Nicht so schnell!“ sagte da der Goldarbeiter, indem er die Hand der Tochter ergriff, welche nach den Worten ihres Vaters thun wollte.

„Warum?“ fragte der Freiherr.

„Es müssen alle Bedingungen ehrlich erfüllt werden.“

„Was giebt es hier noch für Bedingungen?“

„Diejenigen, welche zwischen uns festgestellt worden sind.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Das ist doch sehr einfach. Sie haben mir die andere Hälfte der bedungenen Summe zu bezahlen, sobald sich diese Sachen in Ihrer Hand befinden.“

„Nun ja; das ist ja abgemacht!“

„O, noch nicht! Die Sachen befinden sich in Ihrer Hand; das Geld haben Sie nicht. An Stelle desselben soll ich einstweilen eine Anweisung erhalten. Ich habe mich da einverstanden erklärt. Also, bitte, diese Anweisung, und dann nehmen Sie die Sachen!“

„Sind Sie des Teufels?“ fragte der Freiherr zornig.

„Nein, aber pünktlich bin ich!“

„Sie wollen die Anweisung jetzt gleich haben?“

„Ja.“

„Wo soll ich sie denn hernehmen?“

„Es giebt hier Papier genug, Tinte und Federn auch.“

„Alle Wetter! Sie muthen mir zu, die Schrift hier anzufertigen?“

„Wie Sie hören!“

„Das ist doch unmöglich.“

„Wo soll es sonst möglich sein? Etwa unten auf der Straße?“

„Im Hotel!“

„Sie meinen, daß ich in Ihr Hotel kommen soll? Das kann mir nicht einfallen. Wir dürfen hier nur so lange beisammen bleiben, als es unumgänglich nothwendig ist. Unten auf der Straße trennen wir uns. Es giebt also nur hier die Zeit, die Schrift anzufertigen.“

„Wo denken Sie hin! Wir müssen ja doch machen, daß wir von hier fortkommen!“

„So außerordentliche Eile hat das nicht. Zeit für ein paar Zeilen giebt es ganz gut.“

„Wenn man uns erwischt!“

„Es kommt kein Mensch.“

„Wenn ich mich aber weigere?“

„So erhalten Sie diese Sachen nicht.“

Er ergriff schnell die Gegenstände und nahm sie an sich.

„Bah!“ meinte der Freiherr. „Sie werden sie hergeben!“

„Das werde ich nicht, wenigstens nicht eher, als bis ich die Schuldverschreibung habe!“

„Wollen Sie es etwa darauf ankommen lassen, daß ich Sie zwinge?“

„Wenn es Ihnen beliebt, ja.“

„Also gar auf einen Kampf?“

„Ja.“

„Wir sind Zwei gegen Sie!“

„Lächerlich! Sie haben Schießwaffen, dürfen sie aber nicht gebrauchen, wenn Sie sich nicht verrathen wollen; ich aber habe hier den Todtschläger. Wollen sehen, wer den Kürzeren zieht!“

Sie standen einander so feindselig gegenüber, daß es Theodolinde angst wurde. Sie sah ein, wie nothwendig es war, den Goldarbeiter nicht mißtrauisch zu machen. Darum gab sie ihrem Vater einen schnellen, nur von ihm bemerkten Wink und sagte:

„Keinen Streit! Herr Simeon hat Recht. Es ist zwar keineswegs rathsam, uns länger, als unbedingt nöthig, hier aufzuhalten; aber Du hast ihm die Verschreibung versprochen und mußt sie ihm also auch geben.“

„Mädchen! Hier schreiben! Bedenke doch!“

„Er kann es verlangen.“

„Er soll ja Alles bekommen. Aber es hieße doch, die Gefahr geradezu an den Hörnern herbeiziehen, wenn ich mich hierher setzen wollte, um in aller Form ein Document anzufertigen.“

„Die Gefahr ist nicht so groß, wie es den Anschein hat. Man wird das Licht nicht auf der Straße sehen. Bitte setze Dich an den Tisch und schreibe.“

„Na, ich will Dir den Willen thun. Aber wenn uns dabei der Teufel holt, so bist Du schuld!“

Er setzte sich an den Schreibtisch und Simeon leuchtete so, daß der Schein der Laterne nur auf den Tisch fiel. Tannenstein nahm einen Bogen des reichlich vorhandenen Actenpapieres und schrieb. Simeon's Blicke folgten den aus der Feder fließenden Buchstaben.

„Sind Sie so zufrieden?“ fragte der Tannensteiner, als er fertig war.

„Noch nicht ganz,“ antwortete der Goldarbeiter.

„Ich denke doch, nichts vergessen zu haben!“

„O doch!“

„Was denn?“

„Mit dem Inhalte des Geschriebenen bin ich ganz zufrieden. Wie aber nun, wenn Sie diese Zeilen verleugnen?"

„Fällt mir nicht ein!"

„In Geschäften kann man nicht vorsichtig genug sein! Ich kenne Ihre Handschrift nicht."

„Hier sehen Sie sie doch!"

„Ist sie es wirklich?"

„Sapperment! Glauben Sie etwa, daß ich meine Hand verstellt habe?"

„Das will ich nicht behaupten, obgleich in der Welt sehr Vieles möglich ist. Aber ebenso möglich wäre es, daß ein Anderer behauptete, Sie hätten das nicht geschrieben, oder ich hätte Ihre Handschrift nachgemacht und gefälscht. Darum ist es zu meiner Sicherheit nothwendig, einen unanfechtbaren Beweis zu haben, daß dieses Document wirklich von Ihnen angefertigt worden ist."

„Wollen Sie etwa meinen Stempel haben?"

„Haben Sie ihn vielleicht mit?"

„Nein. Was verlangen Sie also sonst?"

„Ihr Siegel."

„Donnerwetter! Meinen Sie, daß ich mein Petschaft so aus langer Weile mit mir herumschleppe?"

„Das Petschaft nicht. Aber ich sehe, daß Sie einen Siegelring anstecken haben."

„Sie sind ein rechter Satan!"

„O nein! Ich bin nur exact und vorsichtig, wie ich bereits gesagt habe."

„Aber ich kann doch unmöglich siegeln!"

„Warum nicht? Da auf dem Schreibzeuge liegt ja eine ganze Stange Lack."

„Wenn ich den anbrenne, leuchtet es bis hinunter auf die Straße!"

„Das wollen wir schon verhüten. Sie siegeln da unter dem Tische. Die Tischplatte dient als Schirm. Es dringt kein einziger Lichtstrahl bis an das Fenster."

Der Freiherr hätte seinen Dränger am Liebsten gleich niedergeschossen. Das ging aber nicht an. Er warf einen fragenden Blick auf seine Tochter. Diese nickte ihm ruhig zu und sagte:

„Thue ihm den Willen, Vater. Er kann es verlangen, denn wir müssen ihn bezahlen."

„Na, dann meinetwegen! Habe ich geschrieben, so kann ich auch siegeln. Also, leuchten Sie!"

Als er fertig war, gab er die Schuldverschreibung dem Goldarbeiter. Dieser steckte sie befriedigt zu sich und sagte:

„Danke! Jetzt ist Alles in Ordnung, und nun machen Sie da mit den Sachen, was Sie wollen."

Der Umtausch wurde bewerkstelligt, und dann begaben sie sich hinab nach

der Thür. Dort angekommen, verlöschte Simeon das Licht, steckte die Laterne zu sich und flüsterte:

„Draußen trennen wir uns sofort. Ich verlasse augenblicklich die Stadt. Sie benützen die Bahn?“

„Natürlich.“

„Bleibt es dabei, daß ich um Mitternacht kommen soll?“

„Na, eigentlich sollte ich Sie zum Teufel jagen. Sie haben da oben nicht etwa manierlich an mir gehandelt!“

„Nun, ich habe thun müssen, was ich meinem Wohle schuldig war. Wenn Sie mir darüber zürnen, so muß ich es eben tragen. Ich würde mich dann nach zwei Tagen einstellen, um das Geld gegen Rückgabe der Anweisung in Empfang zu nehmen. Besser freilich wäre es, wenn Sie mir meine geschäftliche Strenge verzeihen und mir die Erlaubniß geben wollten, Sie heute aufzusuchen.“

„Na, sei es denn. Kommen Sie um Mitternacht!“

„Gut, ich danke! Ich werde meiner Tochter die Schlüssel zustellen und mich dann sogleich auf den Weg machen; denn zu Fuße ist — halt! Still, ganz still!“

Er hatte schon im Begriff gestanden, den Schlüssel anzustecken; da aber erklangen draußen Schritte, welche grad vor der Thür anhielten. Dann hörten die inwendig stehenden Drei die Stimmen zweier Männer, welche sich halblaut unterhielten. Obgleich das Gespräch nur in gedämpftem Tone geführt wurde, war doch ein jedes Wort desselben deutlich hörbar. Man kann sich denken, wie Simeon, Tannenstein und dessen Tochter lauschten, als sie vernahmen, daß von ihnen die Rede sei.

Die beiden Männer waren nämlich Adolf und der Paukenschläger, welche die bereits erzählte Tour machten, um zu sehen, ob das entschwundene Gedächtniß des Zweitgenannten wiederkehren werde. Beide waren an der Thür stehen geblieben, weil Hauck sich erinnert hatte, daß aus derselben drei Personen getreten seien, welche sich mit der vierten dann vereinigt hatten.

Die drei Lauschenden horchten in größter Spannung, ja fast athemlos auf die draußen gesprochenen Worte. Sie wagten nicht, sich zu rühren, bis sie überzeugt waren, daß die beiden Sprechenden sich entfernt hatten.

„Sapperment!“ sagte nun der Goldarbeiter. „Noch einen Augenblick später, einen einzigen, so wären wir erwischt worden!“

„Wer mögen sie gewesen sein?“ fragte der Freiherr.

„Wie? Das wissen Sie nicht?“

„Nein. Kann ich etwa durch das starke Holz dieser Thür hindurchblicken?“

„Das ist nicht nothwendig. Diese eine Stimme muß ich schon gehört haben. Ich denke —“

Er hielt nachdenklich inne. Tannenstein aber bemerkte:

„Ich bin hier in der Residenz fremd. Muthen Sie mir etwa zu, die Stimmen aller Bewohner zu kennen?“

„Das nicht. Aber der Inhalt des Gespräches muß es Ihnen doch sagen, mit wem wir es zu thun haben.“

„Ich habe keine Ahnung. Der Eine erzählte, daß er uns gestern gesehen habe, als wir hier herausgekommen seien. Dann ist er uns gefolgt.“

„So wissen Sie ja, wer er ist!“

„Eben nicht!“

„Nun, natürlich kein Anderer, als Derjenige, den ich dann niedergeschlagen habe.“

„Alle Teufel! Der!“

„Ja, freilich!“

„Der Paukenschläger also, der Musikus!“

„War er Musikus?“

„Ja. Es stand doch in den Blättern.“

„In den heutigen Nummern, meinen Sie. Die habe ich nicht gelesen. In meinem Versteck ist mir nur eine sehr alte Zeitung in die Hand gekommen. Was hat denn in den Blättern gestanden?“

„Daß dieser Musikus Hauck im Zustande der Besinnungslosigkeit aufgefunden worden sei, daß er noch nicht zu sich gekommen sei, daß man aber vermuthe, er habe den Schlag mit einem sogenannten Todtschläger erhalten.“

„Da hat man freilich sehr richtig vermuthet.“

„Man hoffte, daß sich bei seinem Erwachen Alles aufklären werde.“

„Also war die Verletzung nicht gefährlich?“

„Man glaubte nicht, für sein Leben besorgen zu müssen.“

„Schön! So bin ich also kein Mörder. Und wie wir gehört haben, ist er wirklich wieder zu sich gekommen. Nur die Erinnerung scheint mangelhaft zu sein. Er war also kein Spion, kein Polizist. Er folgte uns nur aus dummer, privater Neugierde!“

„Das hatte er nicht nöthig!“

„Freilich! Er hätte sich den Jagdhieb sparen können. Heute aber scheint es anders zu sein. Heute will er Entdeckungen machen, und der Andere — ah, Sapperment!“

„Was giebt's?“

„Jetzt, jetzt besinne ich mich. Ich kenne den Anderen.“

„Wer ist er?“

„Ich habe ihn an der Stimme erkannt. Er ist ein ganz und gar gefährlicher Kerl — ein Geheimpolizist, der im Dienste des Fürsten von Befour steht. Er und ein College, diese Beiden sind es, denen der Fürst seine eclatanten criminalen Entdeckungen verdankt.“

„Verflucht!“

„Was fluchen Sie?“

„Das können Sie noch fragen?“

„Nun ja. Die Beiden sind jetzt fort; was brauchen Sie sich um sie zu scheeren?“

„Viel, sehr viel, ja außerordentlich viel. So ein Geheimpolizist hört,

daß wir hier aus der Thüre getreten sind. Sie haben doch vernommen, daß dieser Musikus unsere Namen nannte?"

„Leider. Er hat sie gehört, er hat sie verstanden. Gestern war dieser Mehnert so dumm, unsere Namen zu nennen."

„So müssen Sie also einsehen, welche Gefahr uns droht. Der Polizist sagte jetzt da draußen, daß er sich erkundigen werde, ob ein Freiherr von Tannenstein sich gestern in der Residenz befunden habe."

„Das wird er freilich erfahren."

„Wieso denn? Woher?"

„Nun, Sie sind doch polizeilich angemeldet. Ihr Name steht ja im Fremdenbuche."

„Meinen Sie? O, so dumm bin ich nicht gewesen."

„Sie haben also einen falschen Namen angegeben?"

„Ja."

„Das ist gut, sehr gut. Wie aber arrangiren Sie den Kleiderwechsel des gnädigen Fräuleins?"

„Das ist sehr leicht gegangen. Meine Tochter hat über diesen Herrenanzug einen Frauenrock und einen Damenmantel getragen. Beides ist in einer Minute abgelegt."

„Unterwegs natürlich?"

„Freilich. Von unserem Hotel nach dem Altmarkte kommen wir an einem langen, tiefen Garten vorüber, der an der Hinterseite einer Straße liegt. Dort scheint wenig Passage zu sein. Meine Tochter legte Rock, Mantel und Hut ab. Es war mir ein Leichtes, über das niedrige, eiserne Stacket zu steigen und die genannten Gegenstände unter einer Sträuchergruppe zu verstecken. Dort hole ich sie wieder hervor. Sie werden angelegt; wir steigen in eine Droschke und kehren zurück, wie wir uns entfernt haben. Kein Mensch im Hotel ahnt, daß meine Tochter inzwischen Männerkleidung getragen hat."

„Schlau angefangen. Aber man darf dem Teufel niemals trauen. Dieser Polizist ist uns auf der Spur. Ich mache, daß ich die Residenz hinter mich bekomme."

„Nun, das können wir auch thun. Unser Zweck ist erreicht, und so haben wir hier nichts mehr zu suchen. Sind Sie sicher, daß die Beiden, welche da draußen standen, nun fort sind?"

„Ich hörte sie gehen; aber Vorsicht ist immer gut. Wir wollen zunächst einmal lauschen."

Er steckte den Schlüssel ganz unhörbar in das Schloß und öffnete die Thür nur um eine schmale Lücke, dann langsam weiter und weiter, bis er hinaustrat, um sich umzuschauen."

„Sie können kommen," sagte er dann, „die beiden Kerls sind wirklich fort."

„Gut! Also heute Abend?"

„Ja, um Mitternacht an der Linde."

„Da hole ich Sie ab. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

V. S.

Sie trennten sich. Der Freiherr nahm seine Tochter an den Arm. Die Straßen waren öde. Die Beiden begegneten nur hier und da einem Verspäteten. Und als sie den betreffenden Garten erreichten, lag er so einsam da, als ob er sich nicht mitten in einer Hauptstadt befände. Sie blieben lauschend stehen.

„Hörst Du etwas?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie.

„Und mir war es doch so, als ob ich hätte Sand unter irgend einem Fuße knirschen gehört.“

„Du hast Dich getäuscht. Die Angst wirkt auf die Einbildung. Es war nichts.“

„Hoffentlich! Warte hier, bis ich wiederkomme! Ich hole die Sachen heraus.“

Der Freiherr hatte sich nicht getäuscht. Das Geräusch, von welchem er gesprochen hatte, war ihm nicht von seiner Einbildung vorgegaukelt worden, sondern es hatte wirklich stattgefunden. Die Beiden wurden belauscht, und zwar von Einem, der ganz und gar nichts von ihrem Vorhaben ahnen durfte.

Dieser lange, einsame Garten nämlich gehörte zu dem Gebäude, welches Alma von Helfenstein, der ‚Sonnenstrahl‘, bewohnte. Seit Robert Bertram erfahren hatte, daß sie seine Schwester sei, befand er sich täglich bei ihr.

Heute hatte er während des ganzen Abend an ihrer Seite gesessen und von ihr sich erzählen lassen. Die so lange Jahre getrennten Geschwister hatten keinen Blick für die Uhr, kein Maaß für die Zeit gehabt und waren nicht wenig überrascht, als sie bemerkten, daß bereits die zweite Stunde nach Mitternacht vorüber sei.

Jetzt nun verabschiedete sich Robert. Um sich den Weg abzukürzen, beschloß er, durch den Garten zu gehen. Er ließ sich den Schlüssel zu der Stacketenpforte gar nicht geben, weil er wußte, daß ein leichter Sprung ihn auf die Straße bringen werde.

In der einen Ecke des Gartens war der Boden erhöht worden; dort führten einige Stufen in eine offene Laube, aus welcher er in aller Gemüthlichkeit hinaus auf die Straße springen konnte. Er stand bereits im Begriff, in diese Laube zu treten, als er nahende Schritte vernahm.

Er hörte deutlich, daß es zwei Personen waren, welche kamen. Er wollte sie vorüber lassen, ehe er den Sprung vornahm. Es brauchte ja Niemand zu wissen, daß sich Jemand hier noch so spät im Garten befand. Darum wartete er, sich ruhig verhaltend. Nur einen einzigen Schritt that er, an die Laubenbrüstung vor, ganz unwillkürlich, um einen Blick auf die Passanten zu werfen. Da knirschte der Sand unter seinem Fuße; das hatte der Freiherr gehört.

Sie blieben stehen, und er vernahm, was sie sprachen. Der eine Mann sprang über den Zaun und schritt auf eine Gruppe von Ziersträuchern zu. Noch mehr als das aber fiel Robert der Umstand auf, daß der andere Mann eine hohe, weibliche Diskantstimme hatte.

Jetzt kam der Erstere zurück, mit einem Päckchen in der Hand; er stieg wieder auf die Straße hinaus.

„Es lag noch da, wie ich es hingelegt hatte," sagte er. „Da, zieh zunächst den Rock an. Ich helfe."

„Gieb her! Es wird doch Niemand kommen?"

„Wohl kaum!"

„Man ist doch immer ängstlich. Gut, daß es vorüber ist!"

„Ja, Gott sei Dank! Nun mögen Sie es wagen, diesen Findling als Baron Robert von Helfenstein auszuschreien! Wir werden ihnen einen Strich durch die Rechnung machen, der gar nicht größer sein kann."

„Wenn es nur gelingt!"

„Pah! Die echte Kette haben wir, auch das richtige Kinderzeug. Wir müssen siegen."

„Es kostet auch Geld genug. Hoffentlich nehmen wir es diesem Simeon wieder ab, wenn er heute nach Grünbach kommt. Wann reisen wir?"

„Am Besten ist es sogleich. Halb vier Uhr geht der erste Zug nach Station Wildau; ihn wollen wir benutzen. Je eher wir hier fortkommen, desto freier können wir Athem holen. Es wäre doch ganz verteufelt, wenn man hier den Freiherrn von Tannenstein auf schlüpfrigen Wegen erwischt hätte. Fertig?"

„Ja. Nimm das Packet!"

„Komm!"

Sie gingen.

Kein einziges Wort war dem Lauscher entgangen. Er stand noch einige Secunden lang bewegungslos, nicht aus Berechnung, sondern aus Ueberraschung, welche man sogar hätte Bestürzung nennen können.

Was war aber gesagt worden? Er wiederholte sich die Worte. Er selbst war gemeint; da gab es keinen Zweifel. Er wußte auch, daß es einen Freiherrn von Tannenstein gebe, welcher auf Rittergut Grünbach wohnte. Er hatte vom Fürsten gehört, welches Rencontre dieser mit ihm auf Schloß Hirschenau gehabt hatte. Es durchzuckte ihn hell, wie ein Blitzstrahl, und da — hopp, stan er draußen auf der Straße und eilte den Beiden mit möglichst gedämpften Schritten nach.

Sie waren noch nicht weit entfernt. Er sah sie in ein Gasthaus mittleren Ranges treten. Dieses gehörte zu den Etablissements der Residenz, welche die Erlaubniß besaßen, während der ganzen Nacht geöffnet zu sein. So war es ihm also möglich, auch einzukehren.

Er hatte zuletzt seine Schrttte so beschleunigt, daß er, als er durch die Thür trat, bemerkte, daß die Beiden die Treppe emporstiegen. Soeben kam der Hausknecht diese Treppe herab. Robert hörte, daß er einen Befehl von den Beiden bekam; dann trat er in das Gastzimmer, wo er sich eine Tasse Kaffee geben ließ. Er wollte seine Erkundigung nicht im Augenblick anbringen, weil dies zu auffällig gewesen wäre. Erst nach einer kleinen Weile ging er

hinaus. Er traf den Hausknecht im Flur, wo er Stiefeln wichste. Er steckte ihm einen Gulden in die Hand und fragte:

„Kennen Sie den Herrn, welcher vor wenigen Minuten mit der Dame zurückkehrte?"

Der Gefragte betrachtete den Gulden, machte eine sehr tiefe, respectvolle Verbeugung und antwortete:

„Natürlich kenne ich sie. Sie logiren ja hier bei uns."

„Seit wann?"

„Seit gestern Nachmittage."

„Was ist der Herr?"

„Kaufmann aus Kirchenbach. Worsberg ist sein Name. Scheint reich zu sein, der Mann."

„Ist die Dame seine Frau?"

„Gott bewahre! Seine Tochter!"

Und als ob er erst jetzt ahne, weshalb Robert Bertram sich nach den Beiden erkundige, sagte er:

„Sie ist also unverheirathet! Hübsches Mädchen! Sehr hübsch; nicht wahr?"

Dabei kniff er das eine Auge zusammen und nickte Robert höchst pfiffig zu. Dieser hielt es für das Beste, auf die Ansicht des Menschen einzugehen. Darum antwortete er:

„Ja, sehr hübsch! Also reich ist sie?"

„So scheint es."

„Wie lange bleiben sie hier?"

„Hm! Lieber Herr, Sie dauern mich!"

„Warum?"

„Weil ich Ihnen keinen guten Trost geben kann. Sie werden wohl auf das Fräulein verzichten müssen."

„Sakkerment! Hat sie schon einen Anderen?"

„Das weiß ich nicht. Aber, Sie wohnen hier?"

„Ja."

„Da ist es schon so, wie ich dachte: Sie werden verzichten müssen, denn die Beiden reisen ab."

„Wann?"

„In einer halben Stunde habe ich die Droschke nach der Bahn zu besorgen."

„Das ist freilich höchst unangenehm."

„Ja. Mir sehr oft passirt. Man muß resigniren. Andere Städtchen, andere Mädchen. Ist's nicht die Eine, so ist es doch die Andere. So ein Herr, wie Sie es sind, bekommt allemal eine Andere. Darauf können Sie sich verlassen."

Jetzt wußte Robert genug. Seine Tasse Kaffee hatte er gleich bezahlt. Er brauchte gar nicht wieder in das Gastzimmer zurückzukehren. Er ging. Er befand sich ganz außer allem Zweifel über das, was er zu thun hatte.

Er blieb ein kleines Weilchen halten, nur um zu überlegen, ob er allein bleiben oder vielleicht auf der Polizei um einen Begleiter bitten solle. Nach Hause konnte er nicht erst; dazu blieb ihm keine Zeit.

Er überlegte noch. Da kam ein Herr die Straße herauf, mit einem Reisekoffer in der Hand. Die Gaslaterne brannte nicht sehr hell. Der Herr ging vorüber, ohne zu grüßen. Robert blickte auf. Diese Gestalt kam ihm bekannt vor.

„Herr Doctor sind Sie es?" fragte er.

Der Andere drehte sich um.

„Meinen Sie mich?"

„Ja. Hoffentlich irre ich mich nicht. Ja, Sie sind es!"

„Ah, Herr Bertram! Guten Morgen! Was thun Sie hier, so spät oder vielmehr so früh? Ich will nicht hoffen, daß Sie anfangen, über den Strang zu schlagen!"

„Nein, das thue ich freilich nicht. Sie wollen verreisen?"

„Ja, nach Reitzenhain."

„Sapperment! Meinen Sie Bad Reitzenhain?"

„Ja."

„Man fährt nach Station Wildau?"

„Gewiß. Von dort fährt man mit der Post nach Reitzenhain. Wollen Sie mit?"

Er fragte natürlich nur im Scherze und war daher ziemlich erstaunt, als er die Antwort hörte:

„Sehr gern. Ich will auch hin."

„Sie nach Reitzenhain?"

„Ja, und noch weiter, nach Grünbach."

„Haben Sie dort zu thun?"

„Ziemlich viel."

„Wie lange?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe mich erst vor fünf Minuten zu dieser Fahrt entschlossen."

Sie waren neben einander her gegangen. Jetzt blieb Doctor Holm erstaunt stehen und fragte:

„So weiß man bei Ihnen daheim gar nicht, daß Sie nach Raitzenhain wollen?"

„Nein. Ich werde sie durch einen Dienstmann benachrichtigen."

„Das klingt ja sehr geheimnißvoll!"

„Ist es auch. Ich will ein Geheimniß entdecken."

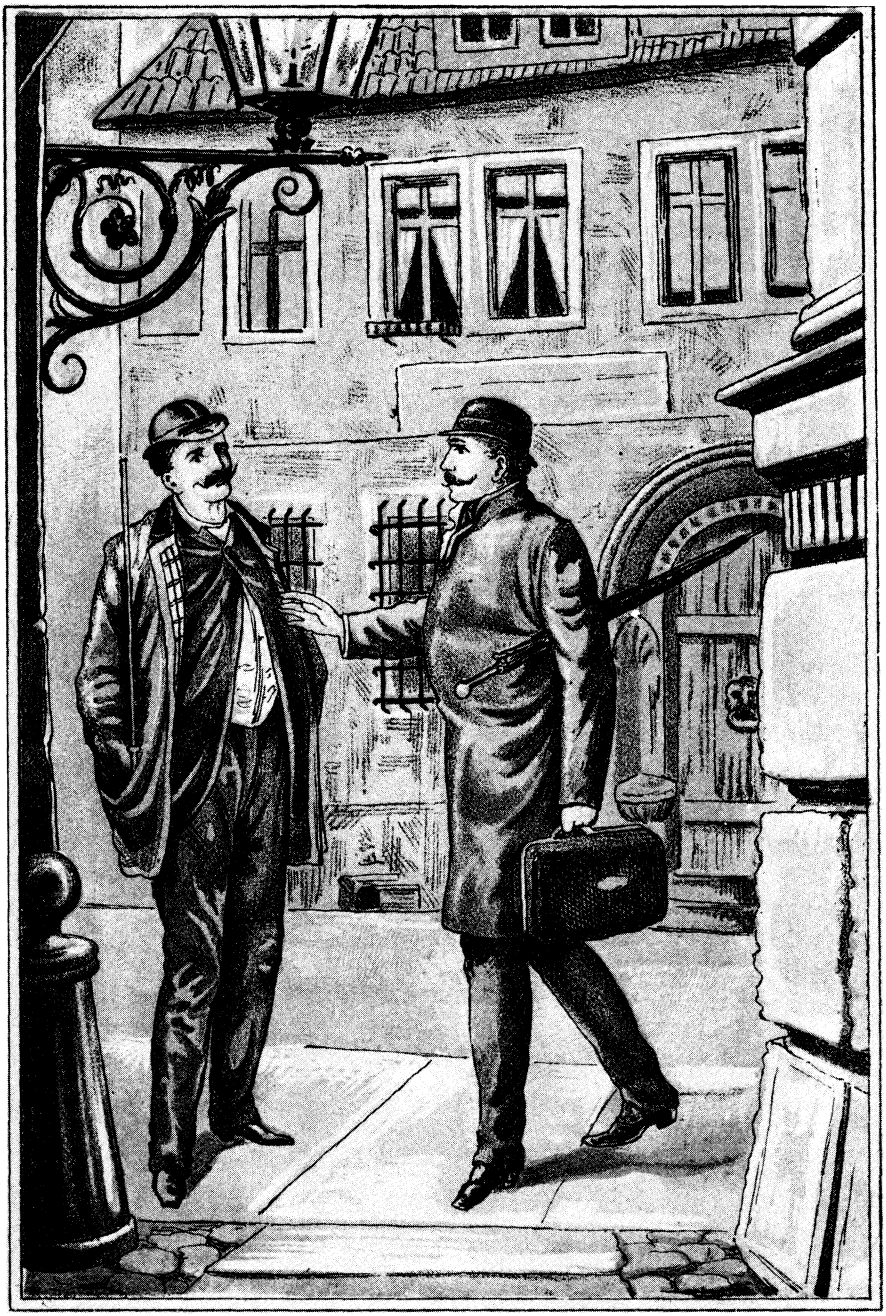
„Sapperment! Ich auch."

„Wo?"

„In Grünbach droben."

„In Grünbach, wo auch ich ein Räthsel verfolge?"

„Sonderbar, lieber Bertram! Auch ich bin erst seit drei Minuten auf den Gedanken gekommen, da droben ein Geheimniß zu ergründen."



„Ah, Herr Bertram."

Verl. S. (89.)

„Wieso?“

„Ich belausche ein Gespräch.“

„Oh! Ich auch.“

„Zwischen einem Manne und einem Mädchen.“

„Ganz wie ich.“

„Sie schienen Vater und Tochter zu sein.“

„Wunderbar! Das ist ja ganz mein Fall!“

„Wirklich? Wir werden doch nicht ein und dasselbe Paar belauscht haben?“

„Ich glaube kaum.“

„Steckten Sie vielleicht in einer Bude?“

„Bude? Nein. Ich weiß von keiner Bude.“

„Dachte es mir! Aber desto sonderbarer ist es mir, daß wir Beide Vater und Tochter belauscht haben und da auf den Gedanken gekommen sind, droben in Grünbach ein Geheimniß zu entdecken. Nun fehlt nur noch, daß sich Ihr Geheimniß auf dieselbe Person bezieht wie das meinige.“

„Welche Person meinen Sie?“

„Einen gewissen Robert von Helfenstein.“

„Herrgott, den meine auch ich!“

„Alle Teufel! Es handelt sich dabei um eine Kette?“

„Freilich!“

„Um Kinderwäsche?“

„So scheint es.“

„Mir bleibt der Verstand still stehen! Es scheinen hier Zeichen und Wunder zu geschehen. Sie müssen mir erzählen, was Sie erlauscht haben.“

„Und Sie mir auch.“

„Natürlich. Aber da kommt eine leere Droschke. Steigen wir ein, damit wir nicht zu gehen brauchen. Im Wartesaale können wir uns dann aussprechen.“

Mit Hilfe der Droschke gelangten sie sehr schnell nach dem Bahnhofe. Dort setzten sie sich in eine ungestörte Ecke des Wartesaales, und Doctor Holm erklärte:

„Ich habe freilich nicht dieses Geheimnisses wegen die Reise unternommen. Mein Vater befindet sich mit der Schwester in Bad Reitzenhain; meine Braut ist gestern hinauf, um Beide zu besuchen, und ich fahre heute nach, um einen Tag oder zwei bei ihnen zuzubringen. Ich komme da über den Wilhelmsplatz, als mir ein Kofferhenkel zerreißt. Ich nahm den Plaidriemen aus der Tasche, um den Koffer damit zu schnüren. Ich trat an eine der auf dem Platze stehenden Verkaufsbuden, weil sich auf dem Auslegebrete derselben die Sache bequemer machen ließ. Ich war beinahe fertig, als ich Schritte hörte, von rechts und von links. Ich lausche nicht gern; aber was ich da hörte, das bewog mich, meine Anwesenheit auf keinen Fall merken zu lassen.“

„War es wichtig?“

„Vielleicht. Die Beiden waren ein Mann und ein Frauenzimmer, Vater und Tochter, wie ich bald hörte. Die Letztere dient bei irgend einem Staatsanwalte und hatte dem Ersteren Schlüssel geborgt. Warum, das konnte ich nicht erfahren. Sie fragte, ob das Abenteuer gelungen sei; er antwortete bejahend. Dann war die Rede von viel Geld, ich glaube von fünfundzwanzigtausend Gulden, die für eine Kette bezahlt worden seien, und von einer ebenso großen Summe, welche heute Abend ausgezahlt werden solle, vielleicht auch morgen. Die Beiden sprachen für mich in halben Räthseln. Ich konnte nur so viel entnehmen, daß es sich darum handelte, nachzuweisen, daß irgend Jemand der echte Robert von Helfenstein sei. Dabei war von einem Freiherrn von Tannenstein und seiner Tochter die Rede. Kurz und gut, es handelte sich um ein Geheimniß, welches ich ergründen muß. Der Mann sagte, er werde von dem Freiherrn an der Linde erwartet, welche am Schloßwege stehe, heute punkt Mitternacht."

„Konnten Sie die Beiden nicht festhalten?"

„Nein."

„Warum nicht. Sie brauchten ja nur die Hände auszustrecken!"

„Werde mich hüten."

„Auf Ihren lauten Ruf wären Ihnen genug Wächter zu Hilfe gekommen."

„Das weiß ich sehr wohl. Ich hatte auch wirklich zunächst den Gedanken, das saubere Paar zu ergreifen; dann aber sah ich ein, daß dies die größte Dummheit sei, welche ich machen könne."

„Warum eine Dummheit?"

„Die Beiden hätten sicherlich nichts eingestanden. Am Besten ist es, sie ihren Plan ausführen zu lassen und sie dabei zu ergreifen. Freilich kenne ich den Plan noch gar nicht, hoffe aber das Nöthige zu erfahren. Auf jeden Fall finde ich mich um Mitternacht bei der Linde ein."

„Und ich bin dabei."

„Wirklich? So handelt es sich also in der That um eine und dieselbe Geschichte?"

„Ja. Ich bin auch noch nicht klar, kann Ihnen aber doch noch einiges Weitere mittheilen. Der Mann, welchen Sie mit seiner Tochter belauscht haben, heißt Simeon."

„Sapperment! Doch nicht etwa der jüdische Goldarbeiter Jacob Simeon, der steckbrieflich verfolgt wird?"

„Derselbe."

„Ah! Dann hätte ich ihn freilich fassen sollen!"

„Vielleicht ist es doch besser, daß Sie es nicht gethan haben. Lassen Sie es sich erzählen, was ich belauscht habe!"

Er theilte es ihm mit. Als er geendet hatte, sagte Holm:

„Jetzt beginnt es in meinem Kopfe klar zu werden. Aber das mit dem Robert von Helfenstein kann ich nicht begreifen."

„Bedenken Sie, bei wem ich gewesen war!"

„Nun, bei der Baroneſſe von Helf — — Sapperment, das iſt derſelbe Name! Betrifft es die Familie dieſer Dame?“

„Ja, ihren Bruder.“

„Sie hat einen Bruder? Davon habe ich noch nichts gehört.“

„Es iſt noch Geheimniß. Dieſer Bruder iſt vor langer Zeit verloren gegangen und erſt vor Kurzem wieder gefunden worden. Wäre er verſchwunden geblieben, ſo würde der Freiherr von Tannenſtein ſämmtliche Helfenberger Beſitzungen erben, nun aber — —“

„Alle Teufel! Ich verſtehe! Er will den Wiedergefundenen zur Seite ſchaffen?“

„Möglich.“

„So muß man ihn warnen. Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„So ſollten Sie nicht nach Reitzenhain fahren, ehe Sie ihn benachrichtigt haben.“

„Ich habe es gethan.“

„So? Das iſt gut. Wie haben Sie ihn kennen gelernt?“

„Durch meinen Gönner, dem Fürſten von Befour, welcher mir mittheilte, daß der Betreffende der verſchwundene Robert von Helfenſtein ſei.“

„Höchſt intereſſant! Ich möchte ihn auch kennen lernen.“

„Sie kennen ihn bereits.“

„Ah, er gehört in den Kreis, in welchem ich verkehre?“

„Ja. Natürlich aber er trägt jetzt noch nicht den Namen von Helfenſtein.“

„Welchen denn?“

„Hm!“ antwortete Robert lächelnd. „Ich ſagte Ihnen vorhin, daß ich bei Baroneſſe Alma geweſen ſei — —?“

„Allerdings.“

„Bis wie lange wohl?“

„Nun, ſeid Sie die Beiden belauſchten, kann eine Stunde vergangen ſein. Es iſt alſo ſehr ſpät geweſen, weit über Mitternacht, als Sie die Baroneſſe verließen.“

„Was folgt daraus?“

„Daß Sie ſehr gern geſehen ſind, daß Sie höchſt intim — — Wetter noch einmal! Da kommt mir ein Gedanke!“

Er blickte Bertram mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Welcher Gedanke?“

„Sollte es möglich ſein? Nicht wahr, Ihr Vorname iſt Robert?“

„Ja.“

„Sind etwa gar Sie ſelbſt jener verloren gegangene und wiedergefundene Robert von Helfenſtein?“

„Würden Sie es mir gönnen?“

„Von ganzem, ganzem Herzen.“

„Nun, ſo will ich Ihnen geſtehen, daß ich es bin.“

„Wirklich? Sie flunkern doch nicht etwa?“

„Kennen Sie mich als einen Flunkerer?“

„Nein. Ich glaube also Ihren Worten. Nehmen Sie meine herzlichste, innigste Gratulation und — —“

„Pst! Still!“ meinte Robert, nach dem Eingange winkend, in welchem ein Herr und eine Dame erschienen.

„Wer ist das?“ fragte Holm.

„Das ist der Freiherr von Tannenstein mit seiner Tochter. Ich habe den Mann allerdings nur von hinten gesehen und bei trügerischem Lampenschein, aber ich glaube nicht, daß ich mich irre.“

„Er fährt also mit demselben Zuge wie wir?“

„Ja.“

„Wollen wir in ein Coupé mit ihm?“

„Das will überlegt sein.“

„Kennt er Sie?“

„Er hat mich noch nie gesehen; so glaube ich nämlich.“

„Weiß er, daß Robert Bertram Robert von Helfenstein ist?“

„Darüber kann ich leider keine Auskunft geben.“

„Hm! Es wäre vielleicht gut, sich ihm vorzustellen. Vielleicht aber ist es auch besser, wenn er von uns gar nichts weiß und erfährt. Das Erstere können wir allemal noch thun, darum wollen wir das Letztere wählen.“

„Also ein anderes Coupé?“

„Ja. Am besten wird es sein, wir nehmen auch eine andere Wagenclasse. Fahren wir dritter!“

„Gut! Je ferner wir uns von ihm halten, desto weniger kann er vermuthen, daß wir uns in dieser Weise mit ihm beschäftigen.“

„Wir kommen jedenfalls noch früh genug mit ihm zusammen. Wir müssen nämlich mit ihm per Postwagen nach Reitzenhain fahren.“

„Ah, da bin ich neugierig!“

„Ich gar nicht. Neugierig bin ich nur auf die Linde heute Abend. In zehn Minuten geht der Zug ab. Es ist Zeit für Sie, die Ihrigen zu benachrichtigen.“

„Ich schicke ganz einfach einen Dienstmann zu Papa Brandt und lasse ihm sagen, daß ich mit Doctor Holm nach Reitzenhain gedampft sei, man solle keine Sorge um mich haben.“

„Ja; in dieser Weise laden Sie Alles auf mich. Aber es mag so am Besten sein. Wollen uns also die Fahrkarten besorgen. Später können wir ja weiter sprechen.“

Während der Eisenbahnfahrt war, wie sich sehr leicht denken läßt, meist die Rede von Bertrams Verwandlung in einen Baron. In Wildau stiegen sie aus und lösten sich sofort ihre Fahrscheine für die Post. Da sie die Ersten waren, welche dies thaten, erhielten sie die Plätze Nummer Eins und Zwei, also die Plätze im Fond des Wagens, welche die Besseren sind.

V. S.

Holm übergab seinen Reisekoffer dem Postillon, welcher ihn zu besorgen hatte, und dann setzten sie sich in die Postrestauration, um den Abgang des Wagens zu erwarten.

Nach einiger Zeit kam der Freiherr mit seiner Tochter dazu. Sie würdigten die beiden Anderen keines Grußes, und während Theodolinde in hochmüthiger Haltung Platz nahm, ging der Freiherr, um die Fahrscheine zu besorgen.

„Die besten Plätze sind bereits weg," meldete er, als er zurückkehrte. „Das ist unangenehm."

„Wie so unangenehm?" fragte sie.

„Nun, wirst Du etwa mit einem schlechten Platze zufrieden sein?"

„Das nicht. Ich nehme mir eben den besten; das ist genug und versteht sich ganz von selbst."

„Man wird ihn Dir nicht lassen."

„Oho! Ich will Den sehen, welcher es wagt, gegen Theodolinde von Tannenstein unhöflich zu sein."

Holm und Robert thaten, als ob die Worte sie gar nicht berührten. Sie wurden von den beiden Anderen auch gar nicht für Reisende gehalten.

Als das erste Zeichen gegeben wurde, entfernten sich Vater und Tochter. Holm und Robert folgten später und fanden allerdings ihre beiden Plätze besetzt. Sie grüßten sehr höflich, doch wurde ihnen nicht gedankt.

Sie hatten beschlossen, mit den zwei rückwärts liegenden Sitzen fürlieb zu nehmen; da aber lagen die Schirme, Hüte und andere Effecten der Tannensteins.

„Bitte, meine Herrschaften, dürften wir Sie um ein Wenig Platz ersuchen?" meinte der Doctor.

Er erhielt keine Antwort. Er wiederholte seine Worte, bekam aber auch jetzt keine Sylbe zu hören. Da nahm er ganz einfach die unbequemen Gegenstände, legte sie den beiden Schweigenden in den Schooß und setzte sich.

„Rohheit!" stieß Theodolinde hervor.

„Hatten Sie Etwas zu bemerken, Fräulein?" fragte Doctor Holm.

Sie zuckte geringschätzend die Achsel, antwortete aber nicht. Darum fuhr er fort:

„Ich dachte, Sie hätten sprechen wollen. Ich liebe es, wenn dies so deutlich geschieht, daß man es verstehen kann, denn dann ist es wenigstens möglich eine Antwort zu geben."

„Eine Antwort wird von Ihnen gar nicht erwartet," stieß der Freiherr hervor.

„Ach, dann hat man also gar nicht mit uns gesprochen, und wenn es richtig ist, wie ich vermuthe, nämlich das Wort ‚Rohheit' gehört zu haben, so kann dasselbe also nur Ihnen gegolten haben. Bitte um Entschuldigung."

Er verneigte sich sehr höflich und lächelte in sich hinein. Der Freiherr ärgerte sich außerordentlich, den ausgetheilten Stich in dieser Weise zurückerhalten zu haben, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sich zu rächen.

Sie wollte aber nicht kommen; darum zog er sie später, als man bereits die erste Station passirt hatte, mit den Haaren herbei. Der Weg war schlecht geworden, der Wagen wurde hin und her geworfen, und so war es gar nicht zu vermeiden, daß sich die Passagiere zuweilen berührten. Bei einer solchen Gelegenheit fuhr der Freiherr Robert an:

„Herr, was stoßen Sie? Sie scheinen es geradezu auf mich abgesehen zu haben."

„Das ist wahr," antwortete Robert ruhig.

„Unverschämt!"

„Nur in anderer Weise, als Sie meinen, sehe ich es auf Sie ab."

„Was wollen Sie damit sagen? Halten Sie Ihr Maul, und sitzen Sie ruhig!"

Und nach kurzer Pause meinte Theodolinde:

„Vater, ich bitte Dich! Befindet man sich hier denn in einem Mörser, um zu Mehl zerstoßen zu werden!"

„Nehmen auch Sie sich in Acht!" schnauzte in Folge dessen der Freiherr Holm an. „Sie befinden sich nicht in der Schnapspenne, wo sie zu verkehren scheinen!"

„Haben Sie mich jemals dort gesehen?" fragte Holm, indem er ihm in dieser Weise die Beleidigung zurückgab.

„Flegel!" war die Antwort.

Das war dem Doctor denn doch zu viel. Er klopfte an das Vorderfenster, ließ halten und stieg aus.

„Was giebt es?" fragte der Postillon.

„Man hat die Plätze verwechselt."

„Wieso?"

„Lassen Sie sich die Fahrscheine zeigen."

Dabei schob er ihm ein Trinkgeld in die Hand. Der Mann stieg sofort vom Bocke, nahm den Hut ab und sagte zum Freiherrn:

„Darf ich die Herrschaften um die Fahrscheine bitten?"

„Wozu?"

„Es ist der Plätze wegen."

„Pah! Wir Beide haben Plätze!"

„Aber vielleicht die falschen Plätze."

„Geht uns nichts an. Wir sind zuerst eingestiegen."

Da sagte Holm:

„Diese beiden Personen scheinen noch nie mit der Post gefahren zu sein, da sie nicht wissen, in welcher Weise die Plätze vergeben werden."

„Schweigen Sie, Unverschämter!" antwortete Tannenstein. „Sie haben uns während der ganzen Fahrt belästigt."

„Das ist freilich wahr. Wir haben Sie gegrüßt. Das ist eine Belästigung, die Sie gar nicht zu verdienen scheinen."

„Das ist stark! Postillion, befreien Sie uns von diesen beiden Personen."

Der Genannte kratzte sich verlegen in den Haaren und antwortete:

„Was das betrifft, so mag es auf der nächsten Station ausgemacht werden. Ob Jemand unwürdig ist, mitzufahren, darüber habe nicht ich zu entscheiden. Aber ob jeder Passagier seinen richtigen Platz hat, darauf habe ich zu sehen. Bitte also die Fahrscheine."

„Ist nicht nöthig."

„Ganz richtig," nickte Holm. „Es ist nicht nöthig, daß Sie die Fahrscheine der Anderen betrachten. Hier ist der meinige — Nummer Eins, sehen Sie? Und mein Freund hier hat Nummer Zwei."

„Hm! Das ist dumm!" brummte der Rosselenker.

„Warum dumm? Die anderen Passagiere haben also Nummer Drei und Vier. Wir hätten uns schweigend verhalten. Da man uns aber unsere Höflichkeit mit Rohheit vergilt, so verlangen wir die uns gebührenden Plätze."

„Verflucht!" brummte der Postillon in den Bart.

„Sie haben nicht zu fluchen, sondern Ihre Pflicht zu thun!"

„Das ist freilich wahr. Also Sie bestehen darauf?"

„Ja."

Der Kutscher kannte den Freiherrn und dessen Tochter. Er meinte jetzt möglichst demüthig zu ihnen:

„Ja, meine Herrschaften, da kann ich nicht helfen. Sie müssen sich eben hier herüber setzen."

„Sie phantasiren wohl?" fragte Tannenstein.

„Nein, das Nervenfieber habe ich noch nicht; aber ich kann es leicht bekommen, wenn es so fortgeht. Bitte, geben Sie Nummer Eins und Zwei frei!"

„Niemals! Fällt uns nicht ein. Fahren Sie weiter! Auf der nächsten Station werde ich mich übrigens beschweren. Wer mit seinem Platze nicht zufrieden ist, mag aussteigen und auf Schusters Rappen fahren."

„Na, was soll man da thun!" meinte der Postillon, indem er Holm rathlos anblickte.

„Ihre Pflicht," antwortete dieser.

„Die thue ich ja."

„Nein. Sie bitten nur, aber Sie befehlen nicht."

„Na, man gehorcht mir doch nicht!"

„So sind wir Beide also auf uns selbst angewiesen. Wir haben unsere Plätze gelöst und bezahlt; wir wollen sie haben. Wer uns dabei im Wege ist, der mag sehen, wo er bleibt. Ich bitte also zum letzten Male, unsere Sitze freizugeben."

„Lassen Sie sich nicht auslachen!" sagte der Freiherr.

„Allerdings nicht. Wenigstens glaube ich nicht, daß Sie der Mann sind, uns auszulachen."

„Keine Beleidigung weiter! Sie wissen nicht, wer und was ich bin!"

„Das weiß ich sehr genau."

„Nun, was bin ich?"

„Ein Flegel!“

„Mensch! Ich werde Sie auf der nächsten Station arretiren lassen! Ich bin der Freiherr von Tannenstein.“

Da fiel Robert schnell ein:

„Das ist nicht wahr; das ist eine Lüge!“

„Ah! Sie Grünschnabel wollen auch mit reden?“

„Ja, und zwar nicht nur mit Worten, sondern mit Thaten. Hier meine Antwort für den Grünschnabel!“

Er holte aus und gab ihm eine so mächtige Ohrfeige, daß dem Getroffenen Hören und Sehen verging.

„Sehr gut, so!“ lachte Doctor Holm. „Wenn er damit nicht zufrieden ist, stehe auch ich zur Verfügung.“

Der Freiherr wußte gar nicht, ob er lachen oder weinen solle. Dann bemächtigte sich seiner eine entsetzliche Wuth, aber trotz derselben wagte er keine thätliche Erwiderung. Er schimpfte und tobte und drohte mit allem Möglichen. Seine Tochter stimmte ein. Beide befahlen dem Postillon, die Fahrt fortzusetzen, dieser aber, im Innern sehr erfreut über die Lection, welche der Freiherr erhalten hatte, antwortete:

„Das geht nicht so rasch. Erst muß diese Platzgeschichte in Ordnung gebracht werden.“

„Aber ich gebiete Ihnen, weiter zu fahren. Ich verantworte Alles, Alles, ich, der Freiherr von Tannenstein.“

„Es geht aber nicht.“

Da sagte Robert zu dem Postillon:

„Lassen Sie sich nicht etwa durch irgend einen Titel einschüchtern. Dieser Mensch nennt sich zwar Freiherr, ist aber keiner. Ein Herr vom Adel kann niemals ein so gemeines Betragen haben.“

Da hielt es der Postillon nun freilich für seine Pflicht, die aufklärende Antwort zu geben:

„Da sind Sie aber falsch berichtet; er ist freilich ein wirklicher Freiherr. Ich kenne ihn.“

„Ich kenne ihn auch“

„Na, da möchte ich wissen, für wen Sie ihn halten!“

„Er ist ein Kaufmann aus dem kleinen Orte Kirchenbach und heißt Moosberg.“

Da zuckte der Freiherr zusammen; der Postillon aber meinte zweifelnd:

„Wissen Sie das genau?“

„Ja. Er hat sich selbst so in das Fremdenbuch eingetragen. Fragen Sie ihn, ob er es leugnet!“

„Fremdenbuch? Das verstehe ich nicht; das geht über meinen Horizont. Aber da giebt es hier freilich eine Aehnlichkeit, welche ihres Gleichen sucht. Darf man denn vielleicht auch erfahren, wer und was Sie sind?“

„Ja. Mein Freund ist ein Baron, und ich bin ein Doctor der Philosophie; die Namen sind ja wohl hier gleichgiltig. Nun aber ist des Schwatzens

genug. Ich verlange meinen Platz; erhalte ich ihn nicht freiwillig, so nehme ich ihn mir. Auf hier und hinüber!"

Er faßte den Freiherrn mit unwiderstehlicher Stärke, zog ihn halb empor und schleuderte ihn auf den gegenüberliegenden Sitz. Theodolinde folgte ihrem Vater jetzt freiwillig. Der Kutscher stieg auf und setzte die Fahrt fort.

Es wurde kein Wort gesprochen; aber die Augen der beiden Tannenstein's waren um so beredter. An der nächsten Station stiegen Beide aus.

„Jetzt macht er Anzeige," meinte Robert.

„Ich gräme mich nicht darüber. Wir sind gekommen, eine Fehde mit ihm auszufechten und haben uns ihm einstweilen vorgestellt. Nun weiß er, was er von uns zu erwarten hat."

Anstatt des Stationschefs kam der Postillon. Er sagte:

„Ich soll die Sachen hinein bringen."

„Uns nicht auch?"

„Nein. Sie haben drin gar nichts erzählt, sich aber ein Extrageschirr bestellt. Nun fahren wir allein."

„Recht so!"

„Verfluchte Geschichte! Ich hielt ihn wirklich für den Freiherrn; da er aber diese horrible Maulschelle so gemüthlich einsteckte, so kann er es nicht sein. Ein wirklicher Freiherr hätte den jungen Herrn dafür massacrirt."

Die Fahrt wurde fortgesetzt und verlief von jetzt an ohne alle Störung. In Reitzenhain angekommen, wurde Holm von seiner Schwester und seiner Braut von der Post abgeholt. Es versteht sich von selbst, daß auch Robert Bertram willkommen geheißen wurde.

Dieser Letztere behielt den Zweck seines Hierseins im Auge. Er erwartete die Ankunft des Freiherrn. Als dieser anlangte, beobachtete er ihn unbemerkt. Er erfuhr, daß Tannenstein in die Apotheke gegangen war und sich dann mit seiner Tochter nach dem Schlosse zu Graf Hagenau begeben hatte. Hier waren die Beiden etwa eine Stunde lang geblieben und dann nach Grünbach weitergefahren.

Als Bertram dann in der Apotheke nachfragte, erfuhr er, daß der Freiherr sich einige Schlafpulver gekauft habe, da er seit Kurzem an Schlaflosigkeit leide.

Er theilte dies Doctor Holm mit.

„Das Schlafpulver geht uns jedenfalls nichts an," meinte dieser. „Das ist Zufälligkeit."

„Wahrscheinlich. Aber in einer Lage wie die unserige gewinnt Alles eine erhöhte Bedeutung."

„Wann brechen wir auf nach Grünbach?"

„Ich möchte keine Zeit versäumen. Man muß recognosciren, um das Schloß und die Umgegend kennen zu lernen. Das muß natürlich am Tage geschehen."

„Versteht sich. Vielleicht treffen wir dabei auf den Kerl, den wir suchen."

„Schwerlich."

„O, er muß doch auch wahrscheinlich recognosciren."

„Wenn er nicht bereits dort gewesen ist. Brechen wir nach Tische auf?"

„Mir ist es recht."

So geschah es. Am Schlusse des Mittagsessens verabschiedeten sich die Beiden, ohne aber zu sagen, was sie eigentlich vorhatten. Sie gingen spazierend nach Grünbach, schlugen einen Bogen um das Dorf und hielten dann auf die Linde zu, welche zwischen demselben und dem Schlosse lag. Doch nahmen sie sich in acht, und führten dies so unauffällig wie möglich aus. Darum gingen sie an dem Baume vorüber, ohne bei ihm stehen zu bleiben, und verschwanden dann in einem Gebüsch, welches sich nach dem Walde hin zog.

„Der Baum ist ganz passabel," sagte der Doctor.

„Zum Lauschen, meinen Sie?"

„Ja."

„Der Stamm ist so stark, daß man sich leicht hinter ihm verstecken kann."

„Das werden wir freilich bleiben lassen."

„Warum?"

„Weil man uns da erwischen würde. Dieser Simeon kommt und wartet da. Es versteht sich ganz von selbst, daß er sich genau umblickt. Nein. Wir dürfen uns nicht hinter dem Stamme verstecken, sondern wir müssen hinauf."

„Hinauf? Das wäre zu schwer."

„Ja, zum Erklettern ist der Baum viel zu stark. Er muß über tausend Jahre alt sein. Aber mit Hilfe eines Strickes, den wir über einen Ast werfen, wird es gehen. Und ein Strick wird wohl zu haben sein."

„Ja. Und dann sitzen wir hoch da oben und hören kein Wort von dem, was unten gesprochen wird."

„Das müssen wir freilich gewärtig sein. Der unterste Ast befindet sich wenigstens zwölf Ellen über der Erde."

„Warum hinaufklettern? Das ist ja gar nicht nöthig. Die Linde ist hohl."

„Wirklich? Das habe ich gar nicht bemerkt."

„Weil Sie an der anderen Seite vorübergingen. An der meinigen sah ich den Spalt, der so breit ist, daß ich ganz gut hineinkriechen kann."

„Da werden wir sehen, ob sich diese Gelegenheit für uns benutzen lassen wird. Jetzt nun wollen wir uns einmal das Schloß ansehen."

Sie umstrichen dasselbe von allen Seiten, bis sie ganz genau orientirt waren. Dabei erblickten sie auch den Thurm, den der Einsiedler Winter bewohnte. Sie näherten sich ihm, um ihn zu betrachten. Dabei kamen sie über eine Erhöhung, von welcher aus man einen ziemlich weiten Rundblick hatte. Da blieb Bertram stehen und sagte:

„Drehen Sie sich nicht um, sondern thun Sie so, als ob Sie den alten Thurm studirten!"

„Schön! Aber warum?"

„Schielen Sie einmal da rechts hinüber. Sehen Sie die drei neben einander stehenden Kirschbäume?"

„Ja. Ah, dort kauert Einer an der Erde."

„Ja."

„Finden Sie dabei etwas Auffälliges?"

„An der Gegenwart dieses Mannes an und für sich nicht, aber die Art und Weise, wie er sich niederduckte, war höchst merkwürdig. Es sah ganz so aus, als ob er sich verbergen wolle."

„Ach so! Er hat ein böses Gewissen?"

„Er kam dort den Feldrain herauf, gebückt und schleichend. Da bemerkte er uns Beide. Sofort machte er einige rasche Sprünge, um die Bäume zu erreichen, und kauerte sich hinter dieselben nieder."

„Das ist freilich auffällig. Jetzt hat er sich ganz niedergelegt, so daß wir ihn gar nicht sehen können. Wollen wir ihn uns in der Nähe betrachten?"

„Sie meinen, daß wir hingehen?"

„Nein. In diesem Falle würde er ausreißen, falls er Grund hat, die Menschen zu fliehen. Nein. Wir umgehen die Stelle im weiten Bogen, so daß er auch unsere Gesichter nicht erkennen kann, und treten dann in den Wald, dort wo der schmale Weg in denselben führt. Anstatt aber diesem Weg zu folgen, kehren wir rasch hinter den Bäumen nach der Stelle um, an welcher der Feldrain an den Waldesrand stößt. Dort kommt der Mann ganz sicher vorüber. Sind Sie einverstanden?"

„Ganz natürlich."

„So kommen Sie!"

Sie bewegten sich in der angegebenen Weise vorwärts, bis sie den Wald erreichten, hinter dessen ersten Bäumen sie dann schnell zurückeilten. An der Stelle angekommen, wo der Rain auf die Büsche stieß und sich unter denselben verlor, kam ihnen wieder der Mann zu Gesicht.

„Sehen Sie, daß ich Recht hatte," sagte Holm. „Eben jetzt steht er von der Erde auf."

„Aber wie! Wie ein Spion, den jeder Blick tödten kann. Dieser Mann hat wirklich ein böses Gewissen."

„Wir werden uns ein wenig um ihn bekümmern. Sehen Sie, daß er gerade auf dem Rain auf uns zukommt? Legen wir uns hier hinter das Haselgebüsch; da können wir ihn genau sehen und ihm doch so bequem nach rechts oder links ausweichen, daß er uns gar nicht zu bemerken vermag."

Sie thaten das. Der Mann kam langsam näher. Es war der Goldarbeiter Jacob Simeon. Am Waldesrande angekommen, blieb er überlegend stehen. Er bewegte die Lippen, er schien mit sich selbst zu sprechen. Langsam und sinnend schritt er weiter. Im Vorübergehen hörten ihn die Beiden sagen:

„Nein, mich fängt er nicht. Ich vergrabe Alles, Alles, bis ich weiß, woran ich mit ihm bin. Dann —"

Mehr war nicht zu hören.

„Haben Sie verstanden?“ fragte Holm.

„Ja. Er will etwas vergraben.“

„Vielleicht etwas für uns Wichtiges. Wir müssen ihm unbedingt folgen.“

„Ja, aber vorsichtig! Warten wir. Dort ist er stehen geblieben. Er beobachtet das Schloß. Er kommt mir außerordentlich bekannt vor. Den muß ich in der Residenz gesehen haben.“

„Und mir kommt er nicht nur bekannt vor, sondern ich kenne ihn wirklich. Erst jetzt fällt es mir ein. Ich weiß, daß er ein jüdischer Goldarbeiter ist, nur seinen Namen wußte ich nicht. Jedenfalls ist es sicher, daß er der gesuchte Jacob Simeon ist.“

„Da machen wir einen guten Fang. Wir sollten ihn gleich jetzt festhalten.“

„O nein. Wir müssen wissen, was der Freiherr mit ihm beabsichtigt. Jetzt geht er weiter. Kommen Sie, immer hinter mir. Nur nicht sehen lassen!“

Sie folgten ihm unter den Bäumen, die den Rand des Waldes bildeten. Er schien nach etwas zu suchen.

„Was mag er wollen?“ meinte Robert.

„Einen Ort, der sich gut eignet, etwas zu vergraben. Er muß sicher, aber doch auch leicht wiederzufinden sein.“

„Halt! Dort bleibt er stehen!“

„Ja, er scheint einen Entschluß gefaßt zu haben.“

„Wie vorsichtig und mißtrauisch er sich umsieht! Ah, er durchsucht die ganze Umgebung, ob Jemand da ist. Gehen wir noch ein wenig zurück.“

„Nicht nöthig. Jetzt kniet er nieder, dort bei jener Birke. Er nimmt das Messer heraus. Wahrhaftig, er sticht den Rasen aus und beginnt zu graben.“

Die Beiden hatten sich niedergekauert, um ihn besser beobachten zu können. Er arbeitete wohl eine volle Viertelstunde lang; die Einzelnheiten konnten sie nicht sehen. Dann erhob er sich. Er nahm zwei schwache, eng neben einander stehende Aeste der Birke und flocht sie zusammen.

„Da macht er sich ein Zeichen, um den Ort leicht wieder zu finden,“ sagte Robert Bertram. „Ich brenne förmlich vor Begierde, zu wissen, was er da versteckt hat.“

„Das werden wir sehr bald erfahren. Lassen wir uns nur ja nicht sehen. Treten wir lieber weiter in die Büsche hinein, wo wir schwerer zu bemerken sind!“

„Ja, schnell, da kommt er zurück.“

Sie versteckten sich. Er kam langsam vorüber und blieb dann für einige Secunden stehen, um sich den Ort einzuprägen, an welchem er seinen Schatz vergraben hatte. Dann schritt er weiter.

Die Beiden warteten eine ganze Weile, dann meinte Robert Bertram: „Jetzt wird er wohl fort sein!“

„Hoffentlich. Sehen wir einmal nach. Warten Sie hier!“

Er schlich sich in der Richtung fort, in welcher Simeon verschwunden war, und kehrte erst nach längerer Zeit zurück, sich entschuldigend:

„Ich wollte ganz sicher gehen. Er konnte ja sehr leicht auf den Gedanken kommen, wieder umzukehren. Ich sah ihn über die Felder gehen, jenseits des Dorfes hinauf. Wir sind jetzt ungestört.“

Sie begaben sich nach der Birke. Es war nicht die mindeste Spur zu bemerken, daß Jemand hier gegraben habe. Er hatte seine Sache sehr gut gemacht. Da sie ihn aber so genau beobachtet hatten, war die Stelle sehr bald gefunden.

Es gab unter der Birke einen dünn bewachsenen Waldrasen, aus welchem Simeon ein viereckiges Stückchen ausgeschnitten hatte. Sie hoben dasselbe empor und kamen auf lockere Erde, welche sie vorsichtig entfernten, indem sie sie in ihre Taschentücher sammelten. Dann — stieß Holm einen Ruf der Freude aus.

„Hier!“ sagte er. „Sehen Sie! Eine Brieftasche.“

„Ja. Ah! Was ist drin?“

Holm öffnete.

„Donner und Doria!“ meinte er. „Banknoten! Und zwar zu tausend Gulden das Stück.“

„Echte?“

„Ich denke es.“

Er hob eine der Noten prüfend gegen das Licht und sagte dann:

„Ich möchte mit wetten, daß diese Noten echt sind. Wollen zählen — ah, Sapperment! Fünfundzwanzig Stück, also fünfundzwanzigtausend Gulden. Das ist ja ein ganzes Vermögen!“

„Und auch gerade die Summe, welche wir erlauscht haben Heute will er sich abermals so viel holen.“

„Für was aber? Wofür?“

„Wer das genau erfahren könnte!“

„Für die Kette natürlich und so weiter.“

„Wahrscheinlich. Sollte sich im Portefeuille hier nicht ein Fingerzeig finden?“

Holm suchte nach. Er fand mehrere Papiere; sie waren aber werthlos. Endlich, als er bereits die Geduld zu verlieren begann, fand er in einem ziemlich gut verborgenen Fache einen zusammengefalteten Bogen, welcher augenscheinlich neu war.

„Das ist vielleicht das Richtige!“ meinte er.

„Bitte, öffnen!“

„Gleich! Das ist gutes, starkes Actenpapier. Wie kommt der Mann dazu? Sehen Sie, da ist auch der Wasserstempel, mit welchem das in den Gerichtsämtern gebrauchte Papier gezeichnet ist.“

„Aber der Inhalt! Bitte, bitte!“ drängte Robert.

„Gleich, gleich! Hier sind die Zeilen und darunter befindet sich das

V. S

Siegel des Freiherrn, ja, bei Gott, Freiherrn. Man sieht, daß er hier den Siegelring in Gebrauch genommen hat."

„Lesen, lesen!"

„Gleich, gleich! Hören Sie!"

„Ich Endesunterzeichneter bekenne hiermit, daß ich Herrn Goldarbeiter Jacob Simeon 25000 Fl., sage fünfundzwanzigtausend Gulden schulde. Ich mache mich nach Wechselrecht verbindlich, diese Summe bis spätestens übermorgen den zwölften Juni a. c., Nachmittag sechs Uhr, an ihn zu entrichten und entsage hiermit ausdrücklich aller Weigerung und Ausrede.

(L. S.) Ernst, Freiherr von Tannenstein
auf Grünbach."

„Also eine Schuldverschreibung," sagte Robert.

„Eine Schuldverschreibung in Wechselform. Was meinen Sie, behalten wir das Geld?"

„Natürlich!"

„Und diese Verschreibung?"

„Auch. Wir behalten überhaupt die Tasche nebst Inhalt, um sie der Behörde zu übergeben."

„So wollen wir hier das Loch wieder schließen, aber so behutsam und sauber, wie er es gethan hatte."

„Er wird fürchterlich erschrecken, wenn er zurückkehrt und das Nest leer findet."

„Natürlich, denn dann sind ihm volle fünfzigtausend Gulden verloren. Da müssen wir nun vorsichtig sein. Es ist möglich, daß er schon heute wiederkommt. Findet er das Loch leer, so schöpft er natürlich Verdacht und unser Lauschen heute am Abend ist umsonst."

„Sie meinen, wir legen die Brieftasche wieder hinein?"

„Gott bewahre! Das wäre das Allerdümmste, was wir thun könnten. Nein, die Brieftasche behalten wir."

„Aber wenn er zurückkehrt, merkt er ihren Verlust!"

„Wenn wir es richtig machen, merkt er nichts. Wir müssen es nämlich so einrichten, daß er diesen Ort gar nicht wiederfindet."

„Ah, dieser Gedanke ist allerdings sehr gut. Wir machen also das Loch sorgfältig zu."

„Nicht blos das, sondern wir haben es auch mit übergestreutem Laub zu verdecken."

„Warum das?"

„Weil da, wo er mit dem Messer den Rasen zerschnitten hat, das Gras welken wird. Das Viereck würde also sofort in die Augen fallen, wenn wir es nicht durch Laub unsichtbar machten. Nur muß das Laub das Aussehen haben, als ob es hergeweht worden sei."

„Aber die Zweige, welche er hier verflochten hat?"

„Machen wir auseinander."

„Schön; dann findet er den Baum nicht leicht."

„O, er hat sich noch einmal umgesehen. Ich fürchte, er fände diesen Baum trotz alledem, wenn wir nicht noch etwas Anderes thun. Wir flechten nämlich die Zweige eines anderen Baumes zusammen.“

„Oder die Zweige zweier Bäume. Das wird ihn ganz bestürzt machen. Er wird gar nicht wissen, woran er ist. Er wird unter diesen Bäumen suchen und doch nur den unverletzten Boden finden. Das wird ihn dermaßen verblüffen, daß er gar nicht auf den Gedanken kommt, der Schatz sei ihm geraubt worden. Kommen Sie. Hier sind wir fertig. Suchen wir uns in einiger Entfernung einen passenden Ort.“

Der Plan Holm's wurde sofort ausgeführt. Eben waren sie damit fertig, und sie wollten sich entfernen, als sie Jemand husten hörten. Sie nahmen rasch eine möglichst unbefangene Haltung an und bewegten sich, wie suchend, unter den Bäumen hin.

„Halt!“ tönte es ihnen entgegen. „Was giebt es hier in meinem Walde zu suchen?“

Der Freiherr stand vor ihnen. Er trug eine Doppelbüchse auf der Schulter. Diese Waffe mochte ihm eine ungewöhnliche Sicherheit geben, denn er blickte die beiden jungen Männer wie triumphirend an und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, fort:

„Zweifeln Sie nun noch, daß ich der Freiherr von Tannenstein bin?“

„Ja,“ antwortete Holm. „Sie haben sich in der Residenz Moosberg genannt; das wird Ihr richtiger Name sein.“

„O, es war ein Pseudonym; ich befand mich incognito in der Hauptstadt Was haben Sie hier auf meinem Reviere zu thun?“

„Ihr Revier? Ich will einmal annehmen, das es wirklich so ist; aber hier läuft ein Fußpfad. Wer will mir verbieten, ihn zu benutzen?“

„Ich,“ sagte er stolz. „Ich lege meine Privatwege nicht für Jedermann an. Uebrigens haben Sie diesen Pfad gar nicht benutzt. Sie kamen da links zwischen den Bäumen hervor. Ich frage nun zum dritten Male, was Sie hier zu suchen haben?“

„Pflanzen.“

„Wozu? Sind Sie etwa Pflasterfabrikanten?“

„Wir botanisiren.“

„Und das thun Sie so ohne Weiteres da, wo es Ihnen beliebt!“

„Da, wo der Herrgott die Pflanzen wachsen läßt, welche Interesse erregen.“

„Schön! So werde auch ich jetzt einmal botanisiren.“

„Dagegen haben wir nichts.“

„Sie sind die Pflanzen, für welche ich mich interessire.“

„Ah, so! Weiter, Herr — Moosberg!“

„Ich werde Sie also mit nach Hause nehmen.“

„Wir danken!“

„Das hilft nichts, Sie haben sich heute thätlich gegen mich vergangen. Ich attrapire Sie hier auf meinem Jagdgebiet —“

„Etwa als Wilderer?“

„Wer kann das wissen. Sei dem, wie ihm sei. Ich bin hier Grund- und Polizeiherr. Ich arretire Sie und Sie haben mir zu folgen. Vorwärts!“

Er rückte martialisch an der Flinte und deutete ihnen durch eine gebieterische Handbewegung an, daß sie vor ihm hergehen sollten.

„Bei Gott, er macht Ernst!“ sagte Holm.

„Ah, Sie denken etwa, daß ich mit solchem Volke scherze? Wenn Sie nicht gutwillig folgen, werde ich Sie an einander fesseln!“

Robert hatte ihn jetzt in ruhiger Verwunderung betrachtet. Jetzt lachte er laut auf und antwortete:

„Mann, Sie sind wirklich verrückt! Denken Sie an die Ohrfeige, welche Sie bereits erhalten haben!“

„Eben weil ich an sie denke, habe ich Sie arretirt. Ich werde mit Ihnen abrechnen.“

„Wir haben mit Ihnen nichts zu thun. Kommen Sie, Doctor!“

Er ergriff Holm's Arm, um sich mit ihm zu entfernen. Da aber stellte sich der Freiherr ihnen in den Weg und sagte:

„Halt! Sie entfernen sich ohne meine Erlaubniß keinen Schritt von hier. Solche naseweisen Jungens entläßt man erst dann, wenn man ihnen Mores gelehrt hat. Ich befehle Ihnen — au, Donnerwetter!“

Er unterbrach sich und fuhr mit beiden Händen nach dem Gesicht, denn kaum war das beleidigende Wort gefallen, so klatschte Robert's Hand ihm blitzschnell erst auf die eine und dann auf die andere Wange.

„Da, Dummkopf! So machen es die naseweisen Jungens. Du wärst der Kerl dazu, uns zu arretiren!“

Da besann er sich auf sein Gewehr. Er riß es von der Schulter, legte an und rief wüthend:

„Canaille, kniee nieder und bitte um Verzeihung, sonst jage ich Dir augenblicklich eine Kugel an den Kopf! Ich verstehe keinen Spaß!“

„Und dennoch machst Du Spaß, alter Esel! Siehst Du denn nicht, daß das Gewehrschloß verbunden ist! Schieß zu! Das wird Deinem Ruhme die Krone aufsetzen!“

Er zog lachend Holm mit sich fort. Der Freiherr machte keine Miene, sie festzuhalten. Er war ganz perplex. Daß er mit verbundenem Schlosse hatte schießen wollen, das kam auch ihm so albern vor, daß er gar keine Worte fand, seinem Zorne Luft zu machen.

Die beiden Anderen aber brauchten lange, um ihre Heiterkeit zu bewältigen.

„Wenn er wüßte, was wir eigentlich gegen ihn vorhaben, würde er noch ganz anders sein,“ sagte Holm. „In einer halben Stunde wird es Nacht. Suchen wir noch einmal die Linde auf, um beurtheilen zu können, ob wir in ihrem Inneren Platz finden.“

„Das könnte auffallen. Gehen Sie allein. Wenn nur eine Person sich

in der Nähe des Baumes befindet, erregt es die Aufmerksamkeit Anderer nicht so sehr."

„Sie sind ja der reine Criminalpolizist! Aber Sie haben sehr Recht. Gehen Sie nach dem Dorfwirthshaus, um mich dort zu erwarten. Ich komme nach."

Sie trennten sich. Robert fand das Wirthshaus, in welchem er nicht sehr lange Zeit zu warten brauchte. Nachdem Holm gekommen und sich zu ihm gesetzt hatte, sagte er:

„Es wird sich machen. Ich glaube sogar, daß in der Höhlung Platz für zwei Personen ist. Aber wie nun, wenn man auf den Gedanken kommt, zu untersuchen, ob sich Jemand im Baume befindet?"

„Das wäre dumm."

„Ja; aber da es dagegen kein Mittel giebt, so müssen wir es eben darauf ankommen lassen. Um Mitternacht soll es vor sich gehen. Wie bringen wir die Zeit bis dahin zu?"

„Dort steht ein Billard."

„Hm, ja. Aber unsere Gegenwart kann hier auffallen."

„Wir brauchen ja nicht bis Mitternacht hier zu bleiben. Es ist heute im Freien so schön, daß wir uns draußen irgendwo hinlegen können."

„Ganz recht. Also spielen wir eine Weile und dann gehen wir."

Das geschah. Als es zehn Uhr geschlagen hatte, entfernten sie sich und zwar begaben sie sich in die Nähe der Linde.

Es war still und einsam da. Sie konnten im Dunkel des Abends nicht gesehen werden. Jetzt probirten sie, ob sie im Inneren des Baumes Platz fanden. Es ging; aber die Stellung, welche sie dabei einzunehmen hatten, war so unbequem, daß sie in derselben nicht bis zur Ankunft des Erwarteten verharren konnten. Sie setzten sich darum auf den Rasen, welcher den Stamm umgab, und horchten lautlos auf jedes in ihr Ohr dringendes Geräusch.

Endlich, kurz vor Mitternacht, hörten sie von der Straße her nahende Schritte und sofort krochen sie in die Höhlung. Ein Mann kam und setzte sich gerade dahin, wo sie vorher gesessen hatten. Einige Minuten vergingen; dann hörte man abermals Schritte. Ein zweiter kam. Er trat herbei und grüßte.

„Sind Sie schon lange hier?" fragte er.

„Nein; kaum fünf Minuten."

„Sind Sie vielleicht in der Umgegend gesehen worden?"

„Gott bewahre. Ich bin zwar bereits am Nachmittage hier angekommen, denn ich habe einen wirklichen Parforcemarsch gemacht, aber ich bin auf Schleichwegen gegangen und habe mich stets im Walde gehalten."

„Das ist sehr gut. Man braucht Sie natürlich nicht zu sehen."

„Wie steht es mit dem Gelde? Haben Sie es erhalten?"

„Noch nicht; aber der Bankier telegraphirte mir, daß ich es morgen am Vormittage bekommen werde. Sie brauchen keine Sorge zu haben. Sie bleiben ja bei mir und werden es also sofort erhalten."

„Das hoffe ich. Gehen wir jetzt?"

Sie entfernten sich. Die beiden Lauscher krochen aus dem Baume und folgten ihnen.

„Das war verteufelt wenig, was sie sprachen," meinte Holm leise. „Ich hatte geglaubt, Wichtigeres zu hören."

„Ich auch; aber vielleicht sind wir so glücklich, noch mehr zu erfahren."

„Wohl kaum. Sie begeben sich in das Schloß. Da können wir nicht horchen. Jedenfalls aber wissen wir das Eine, daß dieser Freiherr einen polizeilich verfolgten Verbrecher bei sich aufnimmt. Das ist genug, ihn zur Anzeige zu bringen. Lassen wir sie nicht aus den Augen."

Es war zwar dunkel, aber doch nicht so sehr, daß man die beiden Voranschreitenden nicht hätte bemerken können. Sie gingen nicht auf der harten Straße, sondern auf einem weichen Wiesengrunde dem Schlosse zu. Das dämpfte die Schritte, und so war es Holm und Robert möglich, nahe hinter ihnen zu bleiben.

Der Freiherr ging mit seinem heimlichen Gaste am Haupteingange des Schlosses vorüber, bis an den dahinter liegenden Ausläufer des Waldes, so daß sie sich dem Gebäude von der Giebelseite desselben näherten.

Zwischen Schloß und Wald standen hier eine Anzahl alter Obstbäume, unter deren dichten Kronen es vollständig dunkel war. Das machte es den Verfolgenden möglich, sich ganz hart hinter den Beiden zu halten. Diese Letzteren blieben für einen Augenblick stehen und der Freiherr sagte:

„Es schläft Alles und nur meine Tochter wacht."

„Wohl da droben hinter dem einzigen erleuchteten Fenster?"

„Ja. Das ist die Stube, welche für Sie bestimmt ist. Da werden Sie wohnen, bis Sie die Gegend in Sicherheit mit den Ihrigen verlassen können. Kommen Sie!"

Er führte ihn nach einem der hinteren Eingänge, den sie hinter sich verschlossen. Holm und Bertram waren ihnen bis hierher gefolgt.

„Da stehen wir nun," sagte der Erstere. „Es ist unmöglich, etwas Weiteres zu hören."

„Hm! Vielleicht doch! An einem der Obstbäume lehnte eine Leiter. Könnten wir diese nicht benutzen? Sie werden sich jedenfalls nach dem Zimmer begeben, von welchem sie sprachen. Dort ist auch die Tochter des Freiherrn. Wir legen die Leiter an das Fenster und werden vielleicht hören, was sie sprechen."

„Wollen es wenigstens versuchen."

Sie kehrten nach dem Obstplatze zurück und trugen die Leiter an die Giebelmauer, wo sie sie leise anlegten. Holm stieg voran, kam aber sogleich wieder zurück. Er sagte:

„Ich bemerke da etwas für uns sehr Vortheilhaftes. Nur müßten wir ein wenig verwegen dabei sein. Haben Sie Muth?"

„Ich denke! Aber wozu?"

„Neben dem erleuchteten Zimmer befindet sich ein zweites, finsteres, dessen

Fenster geöffnet ist. Wenn wir da hineinstiegen, könnten wir wohl Alles hören."

„Das wäre prächtig; aber wenn man uns ertappt!"

„Die Hauptsache ist, geräuschlos und unbemerkt hineinzukommen. Vielleicht können wir den Riegel vorschieben, so daß man uns nicht zu überraschen vermag."

„Gut! Versuchen wir es."

„Uebrigens haben wir diese beiden Männer und dieses Mädchen selbst dann, wenn sie uns erwischen, nicht zu fürchten. Wir wissen bereits so viel von ihnen, daß sie sich wohl vor uns in Acht zu nehmen haben, nicht aber wir vor ihnen. Steigen wir hinauf, aber leise!"

Sie legten die Leiter an das offene, dunkle Fenster. Eben als Holm dasselbe erreichte, ertönten im Nebenzimmer laute Stimmen und Stühle wurden gerückt. Das gab so viel Geräusch, daß die Beiden ungehört zum Fenster hineinsteigen konnten.

Die Stube, in welcher sie sich befanden, war klein. Es standen nur wenige Möbel da. Es gab nur eine einzige Thür und diese führte nach dem Zimmer, in welchem gesprochen wurde. Holm untersuchte tastend diese Thür.

„Giebt es einen Riegel?" fragte Bertram flüsternd.

„Ja, Schlüssel und Riegel. Ich habe den letzteren vorgeschoben. Nun können sie uns nicht ertappen."

„Aber sie können Verdacht schöpfen, wenn sie merken, daß man zugeriegelt hat."

„Ist mir dann egal. Horchen wir! Da steht ein Stuhl und hier noch einer. Setzen wir uns ganz nahe an die Thür, so werden wir jedes Wort verstehen."

Sie nahmen in aller Gemüthlichkeit Platz und lauschten. Es wurde so laut gesprochen, daß ihnen keine Sylbe entging. Soeben fragte der Goldarbeiter:

„Haben Sie sich denn überlegt, wie es anzufangen ist? Die Kette und die Kinderwäsche dieses kleinen Robert von Helfenstein haben wir glücklich umgetauscht. Der Staatsanwalt hat keine Ahnung, daß meine Tochter ihm die Schlüssel zum Gerichtsgebäude und zu den Actenschränken zweimal entführt hat. Nun gilt es nur noch, eine Fabel zu erfinden, durch welche Sie beweisen, daß der wirkliche Robert von Helfenstein Ihnen und keinem Anderen anvertraut worden ist."

„Das lassen Sie unsere Sorge sein, Herr Simeon! Sie haben zunächst für sich zu sorgen."

„Aber ich könnte Ihnen ja doch behilflich sein."

„Sie nicht. Als Zeuge können Sie uns nicht dienen, da Sie sich ja nicht sehen lassen dürfen. Sie müssen froh sein, wenn Ihr hiesiges Versteck unentdeckt bleibt, so daß Sie mit Frau und Tochter das Land verlassen können, sobald Ihre Tochter ihren Dienst beim Staatsanwalt verlassen hat. Wir werden

schon für uns selbst sorgen. Doch, da steht Essen. Sie haben einen so weiten Marsch gehabt und werden Hunger haben."

„Ich danke. Appetit habe ich nicht. Ich hatte mich mit Mundvorrath versehen."

„So trinken Sie wenigstens ein Glas Wein. Theodolinde, da drüben steht die Flasche und dabei sind die Gläser. Bitte, schenke ein!"

Man hörte Gläser klingen. Dann sagte der Freiherr:

„So! Greifen Sie zu! Prosit!"

Es entstand eine Pause. Der Goldarbeiter antwortete nicht sogleich. Die Lauscher konnten nicht sehen, daß er sein Glas, welches er von der Dame erhalten hatte, mißtrauisch prüfend gegen das Licht hielt.

„Was haben Sie?" fragte der Freiherr.

„Verdacht," antwortete der Gefragte mit Betonung.

„Verdacht? Ich verstehe Sie nicht."

„Dieser Wein kommt mir sehr eigenthümlich vor."

„Wieso?"

„Es ist Etwas drin."

„Vielleicht ein Stückchen vom Korke?"

„O nein. Das ist etwas Anderes!"

„Was soll es sein?"

„Irgend ein Pulver."

„Was fällt Ihnen ein! Ich werde doch meinen guten Wein nicht etwa mit einem Zuckerpulver zu verbessern suchen!"

„Das nicht. Aber, hm! Wollen wir nicht die Gläser vertauschen? Trinken Sie aus dem meinigen!"

„Ich begreife Sie nicht."

„Aber ich Sie Warum drehte sich das Fräulein so eigenthümlich um, als es einschänkte? Kommen Sie, tauschen wir um!"

„Fällt mir nicht ein! Das ist mein Glas, aus welchem ich zu trinken gewohnt bin."

„Nun, so trinke ich gar nicht!"

„Aber ich verstehe gar nicht, was Sie meinen!"

„Soll ich es Ihnen erklären?"

„Ich muß Sie allerdings sehr darum bitten!"

Jetzt raunte Bertram Holm zu:

„Sollte das der Schlaftrunk sein, welchen der Freiherr von Reißenhain mitgenommen hat?"

„Möglich. Aber dann ist dieser Goldarbeiter wirklich ein sehr schlauer Kerl. Horchen wir!"

Jacob Simeon sagte:

„Da, vergleichen Sie einmal die beiden Gläser! Das meinige ist viel trüber als das Ihrige. Es ist irgend etwas im Weine, was nicht hinein gehört."

„Das will ich Ihnen erklären," versuchte Theodolinde, seinen Argwohn

zu zerstreuen. „Es ist unser gewöhnlicher Hauswein. Wir Beide sind ihn gewöhnt, für Fremde aber ist er ein wenig zu sauer. Darum habe ich Ihnen Zucker hinein gethan."

„Zucker? Nun, bitte, zeigen Sie mir einmal das Gefäß, in welchem sich der Zucker befunden hat!"

„Es steht in der Küche."

„Ah, so haben Sie den Zucker bereits in der Küche in das Glas gethan?"

„Ja."

„So sind Sie also der Ansicht, daß ich überhaupt nur dieses eine Glas trinke. Das ist auffällig. Ueberhaupt pflegt man den Zucker, wenn er so nöthig sein sollte, dem Gaste vorzusetzen, damit dieser nach Belieben nehmen kann. Ich danke!"

Da sagte der Freiherr in zornigem Tone:

„Herr Simeon, was Sie da vorbringen, ist höchst beleidigend für mich!"

„Und was Sie mir da vorsetzen, ist höchst gefährlich für mich. Ein Schluck wird mich nicht gleich umbringen. Ich will einmal kosten."

Er nahm das Glas an die Lippen und probirte.

„Ah!" meinte er, „das ist Zucker?"

„Ja, natürlich!"

„Seit wann schmeckt Zucker bitter? Diesen Geschmack kenne ich. Es schmeckt ganz wie ein Schlafpulver, wie ein Schlaftrunk. Ich möchte behaupten, daß sich eine ziemliche Dosis Opium oder Morphium in dem Weine befindet."

„Herr, sind Sie des Teufels!"

„Nein, mein werther Herr; aber vorsichtig bin ich."

„Was könnte uns veranlassen, Ihnen Morphium in den Wein zu thun?"

„Die Absicht, mich einschlafen zu lassen."

„Donnerwetter! Warum das?"

„Um mir die Taschen zu leeren!"

„Da hört Alles auf! Halten Sie mich etwa für einen Spitzbuben, Herr Simeon?"

„Ja."

„Wie? Das sagen Sie in solcher Ungenirtheit?"

„Warum nicht? Sie wollen die Helfenstein'schen Besitzungen an sich bringen; Sie sind lange Jahre hindurch an dem Paschergeschäfte des Hauptmannes betheilgt gewesen; Ihre Tochter hat nicht nur die Bücher geführt, sondern sie ist geradezu die Seele Ihrer Unternehmungen gewesen. Wie nennen Sie das? Etwa Ehrlichkeit?"

„Das haben aber Sie mir nicht vorzuwerfen, Sie, der selbst ein Mitglied der Bande war und ist und dem ich ein Obdach und Asyl gewähre."

„Pah! Ich danke für ein Asyl, in welchem ich beraubt werden soll."

„Beraubt! Sie müssen geradezu wahnsinnig sein!"

„Ein Wahnsinniger pflegt nicht so scharf zu beobachten und zu calculiren

wie ich. Streiten wir uns nicht! Ihr Schlaftrunk ist überhaupt unnütz. Ich werde mich sehr hüten, mein Geld hier bei mir zu tragen."

Die Beiden erschraken, ließen sich aber nichts merken. Der Freiherr meinte in möglichst gleichgiltigem Tone:

„Was geht mich Ihr Geld an!"

„Viel! Ich traue Ihnen die Absicht zu, es mir wieder abzunehmen, Herr von Tannenstein."

„Da sind Sie sehr auf dem Holzwege!"

„Gut für Sie. Aber auch Ihre Schuldverschreibung habe ich nicht einstecken."

„Nicht? Zum Donnerwetter! Sie haben sie doch nicht etwa unrechten Händen anvertraut!"

„Fällt mir gar nicht ein. Sie befindet sich überhaupt gegenwärtig in gar keinen Händen"

„Aber Sie müssen sie doch zurückgeben, wenn ich Sie morgen bezahle!"

„Sie werden sie bekommen. Ich will Ihnen aufrichtig sagen, daß ich Geld und Verschreibung einstweilen beseitigt habe, um Sie nicht in Versuchung zu führen. Beides ist im Walde vergraben."

„Das ist stark, sehr stark, wenn Sie die Wahrheit sagen."

„Ich sage sie."

„Wissen Sie, was ich da thun sollte?"

„Was?"

„Ich sollte Sie sofort hinauswerfen."

„O, das werden Sie bleiben lassen!"

„Was wollten Sie dagegen machen? Sie können keine Hilfe anrufen."

„Meinen Sie? Ich würde fünfundzwanzigtausend Gulden haben, genug, um vorwärts zu kommen. Ihre Verschreibung aber würde ich an den Staatsanwalt senden und brieflich dabei erklären, auf welche Weise ich zu ihr gekommen bin. Mit der reichen Erbschaft, die Sie haben wollen, wäre es also zu Ende. Auch würde ich sagen, daß Sie den Musikus Hauck niedergeschlagen haben, obgleich ich selbst es gewesen bin. Wer sich selbst zu vertheidigen hat, der muß zu jedem Mittel greifen, welches er findet."

„So habe ich mir mit Ihnen allerdings eine schöne, eine prachtvolle Einquartirung in das Haus gebracht!"

„Klagen Sie nicht! Wir passen recht gut zu einander Aber, horch! Klopfte das nicht hier an die Thür?"

„Wahrhaftig!" antwortete der Freiherr. „Wer mag das sein? Ich denke, es sind Alle schlafen gegangen."

Er öffnete die zugeriegelte Thür und trat hinaus in die dunkle Bibliothek.

„Wer ist da?" fragte er.

„Ich, gnädiger Herr!"

Er erkannte die Stimme seines Dieners Daniel.

„Was willst Du? Warum störst Du?" fragte er ungehalten. „Ich denke, Du bist zu Bett!"

„Ich war es auch, aber ich bin geweckt worden."

„Von wem?"

„Von Jemand, an den Sie nicht denken werden, nämlich von dem Einsiedler Winkler."

„Von dem? Was will er?"

„Er sagt, ich solle sofort zu Ihnen gehen; es sei nicht eine Secunde Zeit zu verlieren, er habe Ihnen etwas ganz außerordentlich Wichtiges mitzutheilen."

„Unsinn! Er mag morgen wiederkommen."

„Er sagte, Sie würden großen Schaden erleiden, wenn Sie ihn nicht vorließen. Ich solle Ihnen nur sagen, daß Sie jetzt belauscht worden sind."

„Donnerwetter! Das wäre! Wo ist er?"

„Im Vorsaale. Ich habe da die Lampe angebrannt."

„Ich gehe mit."

Im Vorsaale angekommen, fand er den Genannten seiner wartend. Er fragte ihn zornig:

„Was fällt Ihnen ein, mich nach Mitternacht um eine Audienz zu bitten?"

Der Gefragte zeigte keine Spur von Bestürzung. Er fixirte den Freiherrn mit überlegenem Blicke und antwortete:

„Was ich thue, das thue ich zu Ihrem Nutzen."

„Was haben Sie sich um mich zu bekümmern?"

„Mehr, als Sie zu denken scheinen. Wissen Sie, daß Ihre Tochter kürzlich bei mir gewesen ist?"

„Nein."

„So, so! Heute habe ich erfahren, daß sie mit dem Lieutenant von Hagenau vermählt werden soll."

„Wer sagte das?"

„Das ist meine Sache!"

„Geht Ihnen aber gar nichts an!"

„Sogar sehr viel! Ihre Tochter ist meine Verlobte."

„Unsinn!"

„O, doch! Sie brauchte Geld. Ich schenkte ihr dreißigtausend Gulden. Dafür hat sie mir eine schriftliche Erklärung gegeben, daß sie meine Braut ist."

„Die Unvorsichtige!" entfuhr es dem Freiherrn.

Der Einsiedler stieß ein höhnisches Lachen aus und meinte:

„Sollten Sie wirklich nichts davon gewußt haben, so wissen Sie es wenigstens jetzt. Ich habe das Recht, mich um meine Braut zu bekümmern. Zwar hat sie mir verboten, sie zu besuchen, aber da ich hörte, daß sie einen Anderen heirathen will, so bin ich ein wenig auf Spionage gegangen. Ich habe das Schloß beobachtet. Ich sah ein Fenster erleuchtet. Theodolinde stand an demselben. Dann kamen Sie mit einem Manne und traten heimlich durch die hintere Thür —"

„Donnerwetter! Sie haben den Teufel zu lauschen!"

„Danken Sie Gott, daß ich es gethan habe! Ich habe dabei bemerkt, daß Sie sich in Gefahr befinden.“

„Daniel sagte, Sie hätten vom Belauschen gesprochen?“

„Allerdings.“

„Sie haben natürlich sich selbst gemeint!“

„Nein. Hinter Ihnen kamen noch zwei andere Männer. Ich stak hinter einem Baume. Ich hatte gehört, was Sie mit Ihrem Begleiter sprachen, ich hörte auch, was diese Beiden zu einander sagten. Sie wollten erfahren, was da oben in dem erleuchteten Zimmer gesprochen werde.“

„Meinen Sie wirklich, daß ich an dieses Ihr Hirngespinst glauben soll?“

„Thun Sie das oder nicht, mir ist es sehr gleichgiltig. Sie werden mein Schwiegervater, und darum ist es meine Pflicht, Sie zu warnen. Die beiden Kerls nahmen eine Leiter, legten sie an und befinden sich jetzt in dem Zimmer neben demjenigen, in welchem Sie sich jetzt unterhalten haben.“

„Alle Teufel!“ stieß der Freiherr hervor.

„Es ist so!“

„So sind es Diebe!“

„Nein, es sind nur Lauscher. Ich hörte ja ihre Worte. Uebrigens habe ich sie bereits am Nachmittage gesehen. Sie befanden sich in der Nähe meines Thurmes und belauschten den Mann, welcher vorhin mit Ihnen gekommen ist.“

„Wie? Wie? Ist das wahr?“

„Ja. Ich habe trotz der Dunkelheit sie Beide und auch ihn sofort erkannt. Meine Augen sind sehr gut.“

„Beschreiben Sie mir diese beiden Menschen!“

Winter that es, und der Freiherr erkannte nun, von wem die Rede war. Jetzt hatte er nun auch die Ueberzeugung, daß er nur belauscht, nicht aber bestohlen werden solle. Ein Baron und ein Doctor der Philosophie? Er glaubte das nicht. Er war ganz geneigt, sie für verkappte Polizisten zu halten. Es bemächtigte sich seiner eine außerordentliche Angst. Sie hatten jedenfalls Alles gehört. Sie kannten die Anwesenheit Simeons, sie wußten auch, weshalb dieser da war. Es war nothwendig, sie unschädlich zu machen. Dabei konnte ihm der Einsiedler von Nutzen sein. Darum sagte er zu diesem:

„Ist das wahr, was Sie von meiner Tochter sagten?“

„Ja, wirklich.“

„Hm! Vielleicht bin ich nicht abgeneigt, Ihren Wunsch zu erfüllen; aber Sie müssen mir beweisen, daß Ihnen wirklich an meinem Wohle liegt!“

„Das thue ich doch, indem ich Sie warne!“

„Das ist nicht genügend. Wollen Sie mir gegen diese beiden Lauscher helfen?“

„Sehr gern. Was soll ich thun?“

„Sie haben etwas gehört, was kein Mensch hören darf. Ich muß sie zu ewigem Schweigen bringen. Aber wie soll ich das anfangen?“

„Ah, das ist doch sehr leicht.“

„Wieso?“

„Die Kerls sind bei Ihnen eingestiegen, also Spitzbuben, Räuber. Sie können sie niederschießen.“

„Ermorden? Das ist stark!“

„Wer spricht vom Ermorden! Es ist ganz einfach Nothwehr. Sie haben das Recht dazu.“

„Es widerstrebt meinen Gefühlen. Und doch gebe ich zu, daß es das Beste sein würde.“

„Nicht wahr? Seien wir offen. Ich kenne Sie. Ich will diese Angelegenheit auf mich nehmen, wenn Sie mir fest versprechen, mir Ihre Tochter zur Frau zu geben.“

Es fiel dem Baron gar nicht ein, diesen Menschen als Schwiegersohn zu nehmen, aber versprechen konnte er es ihm dennoch. Darum sagte er:

„Sie wollen diese Beiden auf sich nehmen?“

„Ja. Geben Sie mir eine Doppelflinte.“

„Gut! Da sollen Sie Theodolinde haben.“

„Topp! Ich schieße sie Beide nieder. Aber Sie müssen mit hinunter in den Garten. Die Sache kann nicht verborgen bleiben und so müssen wir uns gegenseitig als Zeugen dienen. Haben Sie eine Doppelflinte?“

„Ja. Ich hole sie gleich. Warten Sie.“

Er kehrte zunächst nach dem Zimmer zurück, in welchem sich seine Tochter mit dem Goldarbeiter befand, und flüsterte ihnen zu:

„Seid still! Hier nebenan sind Lauscher eingestiegen!“

Dann eilte er, ohne sich um den Eindruck seiner Worte zu bekümmern, da er keine Zeit zu verlieren hatte, nach dem Waffenschranke und nahm ein geladenes Doppelgewehr heraus. Auch einen Nickfänger nahm er zu sich und begab sich damit schleunigst zu dem Einsiedler.

„Hier ist das Gewehr, es ist mit Kugeln geladen,“ sagte er. „Und hier ist auch ein Messer, wenn die Flinte nicht ausreichen sollte.“

„Gut! Kommen Sie!“

„Die Kerls werden doch noch zu haben sein!“

„Hoffentlich.“

Sie machten trotz ihrer Eile einen kleinen Umweg, um nicht gehört zu werden. Als sie die an die Obstbaumanlage stoßende Waldecke erreichten, traten sie unter die Bäume und schritten leise nach der Giebelseite vor.

„Hier bleiben wir stehen,“ sagte der Einsiedler. „Da kann man uns nicht bemerken.“

„Nein, wir müssen näher hinzu!“

„O bewahre. Wenn wir unter den Bäumen vortreten, können sie uns sehen, und das müssen wir vermeiden.“

„Aber Sie haben unsicheres Ziel!“

„Da irren Sie sich. Ich bin ein besserer Schütze, als Sie meinen, und die Mauer ist ja weiß. Wenn die beiden Kerls herabsteigen, werden sich ihre dunklen Gestalten so deutlich gegen dieselbe abzeichnen, daß ich gar nicht

fehlen kann. Sie können sich darauf verlassen, daß Jeder die Kugel in den Kopf erhält. Passen wir auf."

Sie warteten und hielten die Blicke fest auf die Leiter und das betreffende Fenster gerichtet.

„Sehen Sie!" flüsterte der Freiherr.

„Ja," antwortete leise der Andere.

„Das ist Einer. Aber, zum Sapperment! Er steigt von unten hinauf. Was ist das?"

„Sollte es ein Dritter sein. Ich schieße ihn weg."

Er erhob das Gewehr und legte an. Aber in dem Augenblicke, als er losdrückte, wurde ihm der Lauf des Gewehres zur Seite geschlagen und eine weibliche Stimme rief:

„Halt! Herbei, herbei! Ihr sollt ermordet werden!"

„Verflucht! Wer ist das?" stieß der Einsiedler hervor.

Er wendete sich zur Seite. Er erblickte eine nicht zu hohe Frauengestalt, welche die Flinte und seinen Arm gefaßt hielt. Er entriß ihr das Gewehr und sagte:

„Verdammte Kröte! Fahre zum Teufel!"

Er holte aus, um sie mit dem Kolben niederzuschlagen, wurde aber von hinten gepackt und eine zweite weibliche Stimme rief:

„Zu Hilfe, Herr Lieutenant! Schnell, schnell!"

„Ah, noch eine!" rief er wüthend. „Na, da geht mit einander in die Hölle!"

Er schüttelte auch die Andere von sich ab, welche in demselben Augenblicke nur dem Freiherrn gepackt wurde. Da es sich nur um weibliche Personen handelte, so hatte der Letztere den Muth dazu.

Es begann ein kurzes Ringen zwischen den zwei schwachen Wesen und den beiden Männern, wobei diese Letzteren nicht bemerkten, daß Der, welcher an der Leiter emporgestiegen war und, als der Schuß fiel, bereits das Fenster erreicht hatte, schnell herabglitt. Auch aus dem Fenster kamen zwei Gestalten in höchster Eile gestiegen und rutschten an der Leiter herab. Alle Drei eilten herbei.

„Das war Ellen's Stimme!" sagte dabei Holm. „Und auch diejenige meiner Schwester. Drauf!"

Die drei Männer kamen im Nu herbei. Sie erblickten die miteinander Ringenden. Holm erfaßte sofort den Einen und erkannte ihn.

„Ah, Herr von Tannenstein!" rief er. „Sie sind es gerade, den wir suchen. Wir verhaften Sie im Namen des Gesetzes."

„Noch nicht!" rief dieser.

Er riß sich los und sprang zwischen den Bäumen davon.

Robert Bertram hatte mit dem Dritten, den zu erkennen noch keine Zeit gewesen war, den Einsiedler gepackt. Dieser ließ das Gewehr, welches ihm nichts nützte, fallen und zog das Messer.

„Da, Hund!" rief er.

Die Klinge fuhr dem Einen in die Schulter. Winter kam frei und eilte dem davonspringenden Freiherrn nach, augenblicklich verfolgt von dem Gestochenen.

„Ellen?“ fragte Holm.

„Max!“ antwortete sie. „Bist Du getroffen?“

„Nein.“

„O, Gott sei Dank!“

„Wer ist denn die Andere?“

„Hilda.“

„Um Gottes willen! Wie kommt Ihr hierher?“

„Das läßt sich in Kürze nicht so leicht sagen. Du hattest mit Herrn Bertram heute so viel zu flüstern. Ihr spracht von Grünbach, von dem Freiherrn. Ich hörte einige Ausdrücke, welche mich besorgt machten. Dann wart Ihr fort. Es wurde fast Mitternacht und Ihr kamt nicht zurück. Da hatten wir große Angst. Der Herr Lieutenant von Hagenau war zu Deinem Vater gekommen und bis so spät geblieben. Wir beschlossen, hierher zu gehen, und baten ihn um seinen Schutz, um seine Begleitung.“

„Welche Unvorsichtigkeit!“

„Du wärst jetzt todt, erschossen, wenn wir nicht gekommen wären, lieber Max.“

„So war der Herr, welcher uns half, der Lieutenant?“

„Ja.“

„Wo ist er?“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, er ist den Fliehenden nachgeeilt.“

„Wie aber habt Ihr Euch hierher gefunden?“

„Wir betrachteten das Schloß von allen Seiten. Es gab nirgends Licht, als hier an diesem Fenster. Geschah etwas, so geschah es hier. Der Herr Lieutenant verließ uns einen Augenblick, um zu recognosciren. Da kamen die beiden Männer. Sie wollten Euch erschießen. Der Lieutenant stieg dort an der Leiter empor. Sie sahen es und der Eine legte auf ihn an. Hilda ergriff das Gewehr und lenkte den Schuß ab. Sie hat ihm das Leben gerettet.“

„Wie tapfer! Ihr habt gar nicht gewußt, in welche Gefahr Ihr Euch begabt, als Ihr hierher gingt. Aber wir dürfen jetzt nicht plaudern. Wir müssen uns Simeon's und dieses Mädchens versichern. Kommen Sie, Herr Bertram!“

„Um Gotteswillen!“ sagte Ellen. „Ist's gefährlich?“

„Gar nicht. Begebt Euch vorn nach dem Haupteingange. Wir lassen Euch dann ein.“

„Geht Ihr nicht mit?“

„Nein Wir steigen gleich zur Leiter empor. Da haben wir sie augenblicklich.“

Er eilte mit Robert zur Leiter, stieg in das Zimmer, schob den Riegel

zurück und trat in das erleuchtete Gemach. Da saß der Goldarbeiter, welcher die beiden jungen Leute ganz erschrocken anstarrte.

„Guten Morgen, Herr Simeon!“ sagte Holm. „Wo haben Sie Fräulein von Tannenstein?“

„Sie verließ vor einer Minute das Zimmer.“

„Wir werden sie finden. Zunächst aber wollen wir uns Ihrer lieben Person versichern.“

„Oho! Was fällt Ihnen ein! Sind Sie etwa Polizist?“

„In diesem Augenblicke, ja.“

„So versuchen Sie es, mich festzunehmen!“

Er riß den Revolver aus der Tasche; aber Holm hatte ihn in demselben Moment gepackt und entrang ihm die Waffe. Er war dem Alten weit überlegen und drückte ihn zu Boden. Robert machte in Eile zwei Gardinenschnuren los und dann banden sie den Gefangenen.

„Jetzt nun zu der Dame!“ sagte Holm.

Er nahm das Licht an sich. Sie verließen das Zimmer, schlossen hinter sich zu und zogen den Schlüssel ab. Sie eilten durch Bibliothek, Salon und Empfangszimmers. Alle drei Räume waren leer. Aber im Vorzimmer stand der Diener.

„Wo ist Ihre Herrin?“ fragte Holm.

„Was haben Sie nach ihr zu fragen?“ antwortete er in höhnischem Tone.

„Wer sind Sie?“

„Wir sind Polizisten.“

„Beweisen Sie es!“

„Sie sind nicht der Kerl dazu, diesen Beweis von uns zu verlangen. Wo ist das Fräulein?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Oho! Wie es in den Wald schallt, so schallt es auch wieder heraus. Sie sind unser Gefangener.“

„Das lassen Sie sich doch wohl nicht träumen!“

„Träumen nicht. Sie sind es in Wirklichkeit.“

„Versuchen Sie es!“

Er warf sich in eine vertheidigende Stellung.

„Dummer Mensch!“ lachte Holm. „Mit Dir wird gar kein großer Summs gemacht. Da, hast Du!“

Er holte aus und gab ihm mit der Faust einen blitzschnellen und so kräftigen Schlag in's Gesicht, daß der Getroffene sofort zu Boden stürzte. Holm kniete augenblicklich auf ihn und sagte zu Robert:

„Ich glaube, auch hier giebt es Gardinenschnuren. Geben Sie einmal her!“

In wenigen Augenblicken war auch der Diener gefesselt. Sie schlossen ihn ebenso im Zimmer ein und steckten den Schlüssel zu sich. Draußen war es indessen lebendig geworden. Das übrige Dienstpersonal war erwacht. Sie Alle kamen herbei.

„Hat Jemand von Euch das Fräulein gesehen?“ erkundigte sich Holm.

„Ja,“ antwortete die Köchin.

„Wo?“

„Sie hatte ein Packet im Arme und eilte mit dem gnädigen Herrn die Treppe hinab und zum Thore hinaus.“

„Ihr bleibt Alle hier. Wer nicht gehorcht wird arretirt. Rührt Euch nicht von der Stelle!“

Die Beiden sprangen die Treppe hinab und zur Thür hinaus. Da standen Ellen und Hilda, ihrer wartend. Sie berichteten, daß der Freiherr mit seiner Tochter an ihnen vorübergegangen sei, in allerhöchster Eile. Noch während sie sprachen, kam ein Mann herbei, in dem sie den Lieutenant von Hagenau erkannten.

„Ah, hier sind Sie!“ sagte er. „Kommen Sie! Ich brauche Sie sehr nothwendig.“

„Wozu?“

„Sagen Sie mir erst, ob der Freiherr etwas begangen hat, was ihn strafwürdig macht.“

„Ja, sehr viel. Er ist leider entkommen.“

„Sie sollen ihn haben. Ich weiß, wo er ist. Ich sprang den Beiden nach. Sie blieben stehen, ohne mich zu bemerken. Sie waren ganz außer Athem, so daß sie sehr laut und unvorsichtig sprachen. Der Freiherr sagte, daß er verrathen und verloren sei, daß er fliehen müsse, aber nicht wisse, wohin sogleich. Da sagte der Andere, er solle seine Tochter schnell holen und mit ihm nach dem Thurme kommen. Dort werde ihn kein Mensch finden.“

„Das ist gut, sehr gut. Er hat die Tochter geholt, wie ich gehört habe, und ist mit ihr fort. Wir müssen nach.“

„So kommen Sie schnell!“

Er wollte fort; aber Hilda Holm ergriff ihn bei der Hand und sagte voller Angst:

„Halt, Herr Oberlieutenant, Sie müssen hier bleiben! Sie sind ja verwundet!“

Man hatte im Flur ein Licht angebrannt. Im Scheine desselben, welcher bis vor das Thor drang, sah man das Blut, welches an ihm herniederfloß.

„Verwundet?“ fragte er, sich betrachtend. „Wahrhaftig, das habe ich gar nicht bemerkt. Aber gefährlich kann es nicht sein, sonst würde ich es fühlen. Ich gehe also mit!“

„Nein, nein!“ sagte das schöne Mädchen. „Ich lasse Sie nicht fort. Sie bleiben! Sie müssen verbunden werden!“

„Ja, Herr Lieutenant, meine Schwester hat Recht,“ sagte Holm. „Wir werden die Flüchtigen auch ohne Sie bekommen. Sehen Sie nach Ihrer Wunde. Ist sie nicht gefährlich, dann um so besser. In diesem Falle können wir Ihnen die beiden Gefangenen anvertrauen. Hier sind die Schlüssel!“

Er instruirte ihn und dann eilte er mit Robert davon.

„Na, so muß ich den Damen gehorchen!“ sagte Hagenau. „Bitte,

kommen Sie herein. Ich werde mich der zwei Gefangenen vergewissern. Das ist zunächst die Hauptsache."

Er trat mit den beiden Damen in den Schloßflur. Oben an der Treppe stand die Dienerschaft. Diese Leute kannten ihn als den Sohn des benachbarten Grundbesitzers. Sie wußten auch, daß er Offizier sei und hatten Respect vor ihm. Seine militärische Umsicht machte sich auch sofort geltend, denn er befahl einem der Leute:

„Du wirst mich kennen und mir also gehorchen. Es sind hier Dinge geschehen, die Euch gefährlich werden können, wenn Ihr nicht sofort und genau thut, was ich von Euch verlange. Eile in das Dorf und wecke den Ortsvorsteher. Er soll die Männer und die Burschen aus den Betten holen lassen und sich möglichst rasch hier bei mir einfinden. Wer eine Waffe hat, soll sie mitbringen, denn die Leute sind bestimmt, hier im Schlosse und wohl auch noch anderswo Wache zu stehen."

Der Mann eilte schleunigst fort, um dem Befehle Gehorsam zu leisten. Die Köchin wurde beauftragt, Leinenzeug zum Verband herbeizuholen und die Anderen mußten mit in das Vorzimmer kommen, wo der Diener Daniel lag.

Dieser war so fest gebunden, daß er kein Glied zu rühren vermochte. Der Goldarbeiter Jacob Simeon wurde herbeigeholt. Man mußte ihn tragen, da ihm nicht nur die Arme, sondern auch die Beine gefesselt waren. Beide Gefangenen legte man nebeneinander auf die Dielen. Die Dienerschaft erhielt die strenge Weisung, bei ihnen zu bleiben und sie streng zu bewachen. Erst jetzt dachte Hagenau an sich. Die Köchin hatte das Verbandzeug gebracht und er begab sich mit Ellen und Hilda in das Nebenzimmer, um sich von ihnen verbinden zu lassen.

In solchen Fällen, wo es sich um eine vielleicht schwere, ja lebensgefährliche Verwundung handelt, ist man nicht prüde. Die sonst gewöhnliche Zurückhaltung ist da nicht an ihrem Platze, und so entblößte der Oberlieutenant ohne alle Scheu die betreffende Körperstelle.

Die Wunde blutete stark. Flur, Treppe und Vorzimmer, wo er gewesen war, zeigten eine blutige Fährte und da, wo er jetzt stand, bildete sich eine große Blutlache. Hilda hatte alle Farbe aus ihren Wangen verloren. Sie zeigte größere Besorgniß um den Verwundeten, während die erfahrene und practische Amerikanerin mehr Geschick in der Behandlung der Wunde an den Tag legte.

„Leise, leise, behutsam!" bat Hilda die Freundin. „Es muß ihm ja außerordentlich wehe thun."

„Pah!" antwortete Hagenau. „Es ist ein kleiner Aderlaß, gut für Schnupfen und Kopfweh. Ich glaube, der kleine Stich wird mir nur nützlich sein."

„O," antwortete Ellen, „der Stich ist nicht so unbedenklich, wie Sie zu meinen scheinen. Er ist sehr tief."

„Mag sein. Aber in's Leben ist er nicht gedrungen."

„Wollen es hoffen. Wir werden sofort nach einem Arzte senden müssen."

„Bitte, nicht sofort. Wir wissen jetzt gar nicht, wo der Arzt mich treffen wird, ob noch hier oder daheim.“

‚Sie können doch unmöglich fort von hier!“

„Jetzt noch nicht, da ich ja noch gebraucht werde, später aber will ich berufeneren Personen nicht im Wege sein.“

„Sie müssen sich doch erst von einem Fachmanne untersuchen lassen, ob Sie transportabel sind!“

„Transportabel?“ lachte er. „Das klingt ja genau so, als ob ich per Siechkorb oder Krankenbahre von hier fortgetragen werden solle! Nein, so gefährlich ist es denn doch wohl nicht. Ich werde recht gut nach Hause gehen können.“

„Das warten wir ab! So! Jetzt bin ich fertig. Hoffentlich hält der Verband. Ziehen Sie den Rock wieder an und dann setzen Sie sich hübsch hier auf das Sopha und da bleiben Sie ganz ruhig sitzen!“

„Gnädiges Fräulein, ich bin von diesem Sophasitzen gar kein großer Freund!“

„Das geht mich nichts an. Bis ein Anderer kommt, bin ich Ihr Arzt und Sie haben mir zu gehorchen!“

„Sapperment, sind Sie ein scharfer Commandeur! Na, genade Gott Dem, dessen Ehefeldwebel Sie einmal werden! Er ist zu bedauern!“

„Hoffentlich aber wird er sich dabei wohl befinden.“

„Hm, ja! Für Manchen ist scharfes Pflaster gut! Ich aber liebe das nicht. Horch! Da scheinen die Kriegshelden aus dem Dorfe zu kommen.“

Er wollte auf und fort. Ellen hielt ihn fest und sagte:

„Halt! Hier geblieben! Wenn Sie nicht sitzen bleiben, dictire ich Ihnen vierzehn Tage strengen Arrest!“

„Wohl gar auf Latten und bei Wasser und Brod?“ fragte er.

„Ja, gewiß!“

Als Hilda sah, daß er sich doch nicht wieder setzte, legte sie ihm das Händchen auf den Arm und sagte bittend:

„Herr Oberlieutenant, bleiben Sie hier! Wollen Sie auch auf mich nicht hören?“

Da ging es wie heller Sonnenschein über sein Gesicht und seine sonst schnarrende Stimme klang ganz außerordentlich mild:

„All mein Lebelang möchte ich einzig nur auf Sie hören, auf Sie und keine Andere! Aber hier ruft die Pflicht. Sie wissen nicht, was in solchen Fällen gethan werden muß. Ich muß hinab, wirklich, wirklich!“

Und damit war er schon zur Thür hinaus. Die beiden Damen hörten seine laute, befehlende Stimme unten erschallen; darauf ertönten feste Männerschritte in den Corridoren und dann, erst nach einer längeren Weile, kam er wieder zu ihnen zurück.

„So,“ sagte er. „Jetzt habe ich meine Pflicht gethan. Es werden alle Thüren, Gänge und Fenster bewacht. Nun kann nichts Gesetzwidriges

geschehen und ich will Ihnen Gehorsam leisten und hier auf dem Sopha Massenquartier nehmen. Wissen Sie, was das heißt?"

„In diesem Falle nicht," antwortete Ellen.

„Nun, Massenquartier ist das Gegentheil von Einzelquartier. Ich will nicht allein auf dem Sopha sitzen, sondern Sie sollen sich neben mich placiren, die Eine rechts und die Andere links. Dann können Sie mich besser pflegen, als wenn Sie sich in meilenweiter Entfernung von mir auf irgend einen Stuhl niederlassen!" —

Holm und Robert Bertram waren, wie bereits gesagt, fort geeilt, um nach dem Thurme zu gehen. Als sie an den Obstbäumen vorüberkamen, sagte der Letztere, indem er stehen blieb:

„Halt! Da kommt mir ein Gedanke. Werden wir in den Thurm können?"

„Wohl schwerlich."

„Ja; die Flüchtlinge werden sich dort einschließen. Ich habe am Nachmittage gesehen, daß sich Fenster in dem Mauerwerk befinden. Vielleicht sind wir gezwungen, durch eins derselben einzusteigen."

„Kann man nicht wissen. Möglich ist es."

„Wie aber kommen wir hinauf an ein Fenster?"

„Ah, Sie denken vielleicht an die Leiter dort?"

„Ja. Wollen wir sie mitnehmen?"

„Sie hält uns auf, sie ist uns hinderlich!"

„Aber es ist doch besser, wir haben sie, wenn wir sie brauchen, als daß wir sie dann erst holen müssen und dabei eine vielleicht wichtige Zeit verlieren."

„Vielleicht haben Sie Recht. Nehmen wir sie also mit!"

Sie begaben sich nach der Giebelseite des Gebäudes, wo die Leiter noch am Fenster lehnte. Dabei trat Holm auf einen harten Gegenstand. Er bückte sich und hob ihn auf.

„Hier habe ich ein Doppelgewehr," sagte er. „Es ist jedenfalls dasjenige, mit welchem auf den Lieutenant geschossen wurde. Es war nur ein Schuß. Vielleicht — ja, da fühle ich es, daß der eine Lauf noch geladen ist. Dieses Gewehr kann uns von großem Vortheile sein."

Er warf es über. Dann ergriffen sie die Leiter. Diese war nicht gar sehr lang und also nicht zu schwer. Einer vorn und der Andere hinten, konnten sie damit ganz gut im Trabe fortkommen.

Da sie den Thurm bereits am Tage gesehen hatten, kannten sie die Lage desselben und so verfehlten sie ihn nicht, trotzdem es ziemlich dunkel war. Eins der schießschartenähnlichen Fenster war erleuchtet.

„Sie sind da," sagte Bertram. „Hier auf dieser Seite befindet sich die Thür. Probiren wir, ob sie offen ist!"

„Werden sich hüten! Sie haben den Eingang auf alle Fälle verschlossen. Das versteht sich ganz von selbst."

Sie legten die Leiter nieder und näherten sich dem Eingange. Hinter

der starken, aus Bohlen gezimmerten Thür ließ sich ein grimmiges Knurren hören.

„Ein Hund!“ sagte Bertram.

Das Thier hatte seine Stimme gehört. Es schlug laut an.

„Zurück!“ flüsterte Holm. „Der Hund wird unsere Anwesenheit verrathen.“

„Wir müssen aber doch handeln, und da merken sie doch, daß wir hier sind.“

„Aber ehe wir handeln, müssen wir wissen, woran wir sind. Ich bin einige Male in Bad Reitzenhain gewesen, um Vater und Schwester zu besuchen. Da habe ich Gelegenheit gehabt, von diesem Einsiedler zu hören. Er ist ein ausgesprochener Menschenfeind und läßt seinen Thurm von einem Hunde bewachen, der ein wahrer Teufel sein soll, eine Art Bluthund, der auf den Mann geht und Jeden zerreißt, der sich zu weit vorwärts wagt.“

„So ist es zu verwundern, daß sich das Thier hinter der Thür und nicht hier außen befindet.“

„Der Hund wird unbemerkt mit ihnen eingedrungen sein. Kommen Sie jetzt da an das Fenster.“

Sie hoben die Leiter wieder auf und legten sie an. Sie war höher als das Fenster; sie reichte ein ganzes Stück über dasselbe empor. So war es möglich, daß alle Beide hinaufsteigen und in das Fenster blicken konnten, Holm auf der Leiter stehend und Bertram sich von unten an die Sprossen haltend.

Das Fenster war fast manneshoch, aber seine Breite betrug nicht mehr als eine Elle, so daß im Nothfalle ein Mann nur in Querstellung hineinsteigen konnte. Der Rahmen schloß nicht ganz an den Stein, der Mörtel, welcher beide zusammengehalten hatte, war im Laufe der Zeit ausgebröckelt, darum konnte man von außen die Stimmen der drin Sprechenden vernehmen.

Zu sehen war nur Theodolinde. Sie saß auf einem alten Polsterstuhle und schien der Unterhaltung der beiden Männer, welche der Blick der Lauscher nicht zu erreichen vermochte, mit Spannung zuzuhören. Ihr Gesicht hatte einen gespannten, hochmüthigen Ausdruck. Zuweilen blitzte ihr Auge verächtlich oder zornig auf, oder sie zuckte zusammen und bewegte sich hastig auf dem Stuhle, als ob sie auf Jemand einspringen oder irgend Einen hastig auf etwas Wichtiges aufmerksam machen wolle.

Endlich nahm sie auch mit Theil an der Unterhaltung. Die Beiden hörten sie sagen:

„Ja, bleiben können wir nicht.“

„Fort müssen wir, schleunigst fort,“ erklang die Stimme ihres Vaters. „Und zwar noch diese Nacht!“

„O, hier bei mir wird man Sie nicht suchen!“ bemerkte der unsichtbare Einsiedler.

„Warum nicht? Wir haben seit einiger Zeit Pech. Ich habe keine Lust, mich dem Glücke oder dem Zufalle anzuvertrauen Wir gehen.“

„Aber wohin?“

„Das muß besprochen werden. Zunächst fort von hier.“

„Haben Sie denn die zur Flucht nothwendigen Mittel?“

„Leider nein.“

„Hm! Sie haben mir die Ehe versprochen und Ihr Vater hat mir jetzt das Jawort gegeben. Ich habe also die Verpflichtung, für Sie zu sorgen. Ich gehe mit Ihnen.“

„Wirklich? Ueberall hin?“

„Wohin Sie wollen!“

„Haben denn Sie Geld?“

„Soviel Sie nur brauchen!“

„Bedenken Sie, daß ich gewohnt bin, Ansprüche zu machen!“

„Ich bin reich, sehr reich.“

„Können Sie das beweisen?“

„Ja, wenn Sie es verlangen.“

„So thun Sie es!“

„Warten Sie einen Augenblick!“

Er schien sich zu entfernen. Bertram und Holm bemerkten, daß der Freiherr zu seiner Tochter trat. Beide flüsterten leise mit einander. Man sah es ihren Mienen an, daß es nichts Gutes war, was sie besprachen.

„Ich glaube, sie werden dem Einsiedler gefährlich werden,“ sagte Holm leise zu Bertram.

„Sicher! In ihren Zügen ist nur Schlimmes zu lesen. Ah, sehen Sie, was er in der Hand hat?“

„Ein Messer! Er steckt es wieder ein. Donnerwetter! Sie werden den Einsiedler doch nicht gar ermorden wollen!“

„Das dürfen wir nicht geschehen lassen! Horch!“

Jetzt erklang die Stimme Winters wieder:

„Kommen Sie heraus in meine Kammer! Ich habe Kisten und Kasten geöffnet. Sie sollen sich überzeugen, daß Sie an meiner Seite wie eine Fürstin leben können.“

Theodolinde erhob sich von dem Stuhle, um dieser Aufforderung Folge zu leisten. Dabei warf sie einen halb triumphirenden, halb auffordernden Blick auf ihren Vater. Dieser Blick sagte ebenso deutlich wie hörbare Wörter

„Jetzt ist der Augenblick gekommen, jetzt müssen wir handeln; also vorwärts!“

Da flüsterte Holm.

„Es geschieht etwas! Schnell hinunter! Wir legen die Leiter an das andere Fenster!“

Eine Secunde später hatten sie den Erdboden erreicht und im nächsten Augenblicke lehnte die Leiter über der nächsten Fensteröffnung. Beide stiegen so schnell empor, wie es Ihnen möglich war, und blickten hinein.

Sie sahen eine alte, mit Eselsfell beschlagene Truhe, wie sie im vorigen Jahrhundert im Gebrauch waren, daneben eine geöffnete Lade und eine offene

Kiste. Was sich in diesen drei Behältern befand, konnten sie nicht sehen. Sie sahen nur, daß der Einsiedler mit der Hand auf dieselben zeigte und dabei ein stolzes, übermüthiges Lächeln sehen ließ. Theodolinde kam herbei und blickte in die Truhe. Sie sprach, aber man konnte von außen ihre Worte nicht verstehen.

Auch ihr Vater trat hinzu. Die Lauscher hatten jetzt alle die drei Personen deutlich vor Augen. Der Freiherr, welcher zur linken Hand des Einsiedlers stand, sagte zu diesem Letzteren etwas, worauf Winter sich tief niederbeugte, um in die Lade zu langen.

In diesem Augenblicke blitzte das Messer in der Hand des Tannensteiners; die Klinge fuhr dem Einsiedler in die Schulter. Der Getroffene stieß einen lauten, fürchterlichen Schrei aus.

„Herrgott! Sie morden ihn!“ rief Robert Bertram und zwar viel, viel lauter, als sich mit seiner Lauscherrolle in Einklang bringen ließ.

„Wart, Hallunke!“ antwortete Holm.

„Er holt zum zweiten Male aus!“

„Soll ihn aber nicht treffen!“

Holm, welcher fest an der Leiter stand hatte gleich beim ersten Messerstoße das Gewehr von der Schulter gerissen und in Anschlag gebracht. Zugleich mit seinen Worten drückte er ab. Der Schuß krachte und der Freiherr, welcher die Hand eben zum zweiten Stoße erhoben hatte, taumelte und stürzte dann, durch den Kopf geschossen zu Boden.

Theodolinde stieß ein Schrei des Entsetzens aus und sank neben ihrem Vater nieder. Ihr Schrei war freilich nicht zu hören, er ging unter in einem lauten Klirren und Krachen. Holm hatte mit dem Gewehrkolben das ganze Fenster zertrümmert und mit sammt dem alten, morschen Rahmen in die Kammer geschlagen.

„Hinein!“ gebot er. „Vielleicht ist noch Hilfe möglich!“

Er trat auf die Fensterbrüstung, zwängte sich hindurch und sprang in die Kammer. Bertram, welcher bis jetzt mit Händen und Füßen nach unten an den Leitersprossen gehangen hatte, schwang sich schnell auf die Leiter hinauf und folgte ihm augenblicklich. —

Als der Freiherr den Entschluß gefaßt hatte, seine Tochter zu holen, um mit ihr zu fliehen, hatte er keine Zeit zu einer ausführlichen Erklärung oder Auseinandersetzung. Er konnte ihr nur sagen, daß Alles entdeckt sei und sie fliehen müßten. Er nahm sein Geld, welches er noch besaß, zu sich; sie raffte einige Werthsachen in ein Bündel zusammen und folgte ihm.

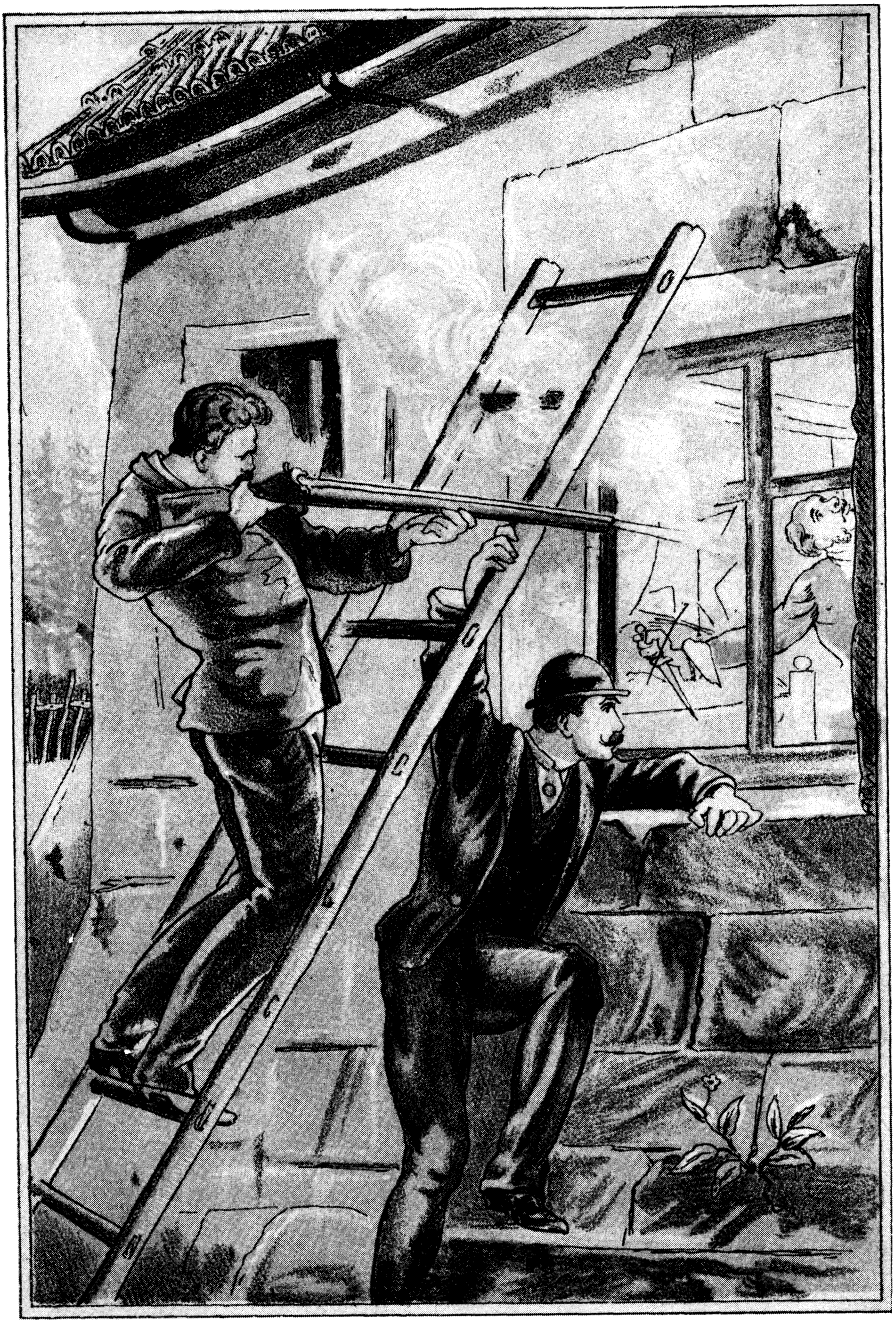
Der Einsiedler war ihnen voraus; jetzt, indem sie ihm folgten, konnten sie mit einander sprechen.

„Ich begreife Dich nicht,“ sagte sie, vor eiligem Laufen fast athemlos. „Fliehen? Alles im Stiche lassen? Das Schloß, alle unsere Besitzungen!“

„Ja, ja, wir müssen, wenn wir nicht in's Zuchthaus wollen“

„Wer hat uns denn belauscht?“

„Die beiden Kerls, welche mit uns in der Post saßen und die ich



Da krachte es am Fenster.

Verl. S. (100.)

dann im Walde traf. Sie sind auf einer Leiter in das Nebenzimmer gestiegen."

Er erklärte ihr in aller Eile Alles, auch den Kampf und daß noch ein Dritter und sogar zwei Frauenzimmer dabei gewesen seien.

„So sind diese Menschen Polizisten," sagte die Tochter.

„Jedenfalls. Sie sind uns schon von der Residenz aus gefolgt; sie müssen uns also bereits dort beobachtet und Alles erfahren und gewußt haben. Es bleibt uns gar nichts übrig, als Flucht auf Nimmerwiederkehr."

„Herr Gott! Aber Geld, Geld!"

„Sei nicht dumm! Dieser Winter hat Geld!"

„Ah, ja! Er ist ganz verschossen in mich. Er schafft Geld, und dann, dann —"

Sie wollte ihren Gedanken nicht sofort Worte geben; aber ihr Vater errieth sie entweder oder hatte er ganz dieselbe Ansicht, denn er vervollständigte ihre Rede:

„Und dann lassen wir ihn sitzen!"

„Aber er wird mit wollen!"

„Das kann er. Es wird uns zu jeder Zeit leicht sein, ihn zu verlassen."

„Oder — ah, wenn ich ein Mann wäre!"

„Was dann?"

„Er blieb hier und nur sein Geld ginge mit."

„Wird sich bedanken!"

„Muß, muß! Ein Schuß! Ein Messerstich!"

„Ah, so meinst Du es!"

„Ja. Aber ich bin leider kein Mann und auch Du bist keiner. Auf Dich kann man sich nicht verlassen."

„Oho! In einer solchen Lage ist mir Alles gleich. Wir müssen fort, müssen Alles hinter uns lassen, unsere Besitzungen, unseren Namen, unseren Adel, unsere Ahnen. Wir müssen die Mittel zu einer neuen und keineswegs armseligen, sorgenvollen Existenz haben. Ich werde diese Mittel da wegnehmen, wo ich sie finde."

„Ich werde sehen, ob Du wirklich den Muth dazu hast. Da vorn läuft Einer. Das ist Winter, mein heißgeliebter Bräutigam. Wollen machen, daß wir ihn einholen. Dann wird sich ja finden, was zu thun ist."

Da er langsam ging, erreichten sie ihn sehr bald. Er knurrte vergnügt vor sich hin, als er bemerkte, daß der Freiherr wirklich die Tochter mitbrachte. Jetzt war sie sein, das war gewiß. Eine Flüchtige, ohne Geld, ohne alle Mittel, sie mußte sich auf ihn verlassen, sie hing nun nur von ihm ab. Das schöne, üppige Mädchen gehörte nun ihm.

„Hat man Sie gesehen?" fragte er, sich zu ihnen zurückwendend.

„Einige von der Dienerschaft," antwortete der Freiherr.

„Aber man weiß nicht, wohin Sie sind?"

„Nein. Kein Mensch kann eine Ahnung haben, außer Daniel, weil der weiß, daß Sie bei mir gewesen sind."

„Kommen Sie nur! Bei mir sind Sie sicher."

„Hm! Wenn man Daniel zum Sprechen bringt, so wird man unsere Fährte finden."

„Ich verstecke Sie im Thurme. Es ist ein alter Keller da, den kein Mensch findet. Zwar ist es nicht sehr comfortabel darin, es giebt da Ratten, Spinnen, Kröten und ähnliches Viehzeug, aber man ist desto sicherer aufgehoben."

„Pfui!" meinte Theodolinde. „Da hinein bringen Sie mich auf keinen Fall."

„Mich auch nicht," stimmte ihr Vater bei. „Wir können überhaupt nicht bleiben. Wir müssen fort, schleunigst fort, noch während dieser Nacht."

„Wohin denn?"

„Das werden wir überlegen."

„Gut. Ueberlegen wir es. Dort sehe ich den Thurm. Kommen Sie. Dort können wir eher sprechen als hier."

Sie wurden von dem Geknurr des Hundes empfangen, doch schwieg das Thier, sobald es seinen Herrn witterte.

„Bleib hier außen vor der Thür!" befahl dieser. „Du mußt aufpassen!" Und zu den Beiden gewendet, erklärte er: „So lange der Hund vor der Thür hält, sind wir sicher. Er wird die Nähe eines jeden Menschen anzeigen und den Allzukühnen, welcher sich den Zutritt erzwingen wollte, ganz sicher zerreißen."

Er zog den Schlüssel hervor und schloß auf. Als sie eingetreten waren, schloß er wieder zu und schob überdies einen starken Riegel vor. Da es ganz dunkel war, hatte er nicht bemerkt, daß sich der Hund mit hereingeschlichen und dann neben der Treppe niedergelegt hatte."

Oben in der Wohnstube angekommen, brannte der Besitzer des abenteuerlichen Aufenthaltsortes ein Licht an, ließ den Besuch sich niedersetzen und bat dann um die Erklärung des heutigen Ereignisses. Der Freiherr erzählte ihm ein Märchen, welches ihm da einfiel, denn die Wahrheit zu gestehen, konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen. Das aber, was er erzählte, war so eingerichtet und ausgesonnen, daß es eine schleunige Entfernung aus der Gegend erforderte. Als der Erzähler geendet hatte, sah der Einsiedler eine Weile vor sich nieder; dann fragte er:

„Können Sie Ihre Flucht ohne Hilfe bewerkstelligen?"

„Leider nicht."

„An wen wollen Sie sich wenden?"

„Ich habe, aufrichtig gestanden, zu keinem Menschen ein richtiges Vertrauen."

„Auch zu mir nicht?"

„Sie wären allerdings der Einzige."

„Nun, ich bin gern bereit, Ihnen nach Kräften beizustehen; aber Ihre Tochter ist die Verlobte Hagenau's."

„Fällt keinem Menschen ein!"

„Wirklich? Ich verlange, daß Sie mir in aller Form und Aufrichtigkeit sagen, ob ich Ihnen als Schwiegersohn willkommen bin."

„Wenn Sie beweisen, daß Sie meine Tochter wahrhaft lieb haben, ja."

„Wie soll ich das beweisen?"

„Durch Ihre Hilfe."

„Gut. Ich habe mehr Mittel, Ihnen zu helfen, als Sie denken. Horch! Schlug nicht der Hund an?"

„Ich habe nichts gehört."

Der Einsiedler hatte doch recht vernommen, beruhigte sich aber doch und fuhr im Gespräche fort. Die Drei ahnten nicht, daß draußen eben jetzt eine Leiter angelegt wurde, zum Zwecke, ihr Gespräch zu belauschen. Holm und Robert Bertram hörten die nun folgenden Worte und dann begab sich Winter in die nebenan liegende Kammer.

„Jetzt zeigt er uns sein Geld," flüsterte Theodolinde.

„Ob es viel sein wird?"

„Er scheint fürchterlich reich zu sein. Ein Hieb, ein Stich jetzt, und Alles gehört uns. Willst Du?"

„Hm! Ich habe hier das Messer, welches ich ihm vorhin borgte. Es ist spitz und scharf —"

„Also! Willst Du?"

„Wenn es nicht zu schwer ist."

„Pah! Du stellst Dich neben ihn, zu seiner Linken, damit Du die rechte Hand zum Stoße hast. Ich werde ihn voran lassen, sich zu bücken. Ein Stoß von hinten in das Herz, und seine ganze Habe gehört uns Ich hoffe, daß Du einmal keine Memme, sondern ein Mann bist."

„Gut, der Kerl soll sterben, notabene, wenn es sich der Mühe verlohnt!"

Er steckte das Messer wieder zu sich und bald darauf kam Winter unter die Thür, um sie aufzufordern, zu ihm in die Kammer zu treten.

Dort hatte er seine Reichthümer ihren erstaunten Augen zugänglich gemacht. Was sie sahen, blendete sie förmlich. Theodolinde gab ihrem Vater einen Wink, in Folge dessen er sich an Winter's linke Seite stellte. Der Freiherr befand sich beim Anblicke des funkelnden Reichthums wie im Traume. Eine entsetzliche Habgier bemächtigte sich seiner; er zog das Messer hervor — Winter bückte sich, von einer Bemerkung des Mädchens dazu verleitet, und sofort bohrte sich das Messer in seinen Rücken. Der Mörder wollte abermals stoßen, da krachte es am Fenster, der Blitz des Schusses durchzuckte die Kammer, und der Freiherr stürzte mit zerschmettertem Kopfe nieder. Halb vor Schreck, halb vor Angst warf Theodolinde sich neben ihn hin.

Da flog das Fenster sammt dem Rahmen herein und die beiden Lauscher kamen nachgesprungen.

V. S.

„Mörderin! Sie sind meine Gefangene!“ rief Holm, indem er das Mädchen erfaßte und emporriß.

Sie blickte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, gerade so, als ob sie ein Gespenst erblicke.

„Mörderin? Ich?“ stieß sie hervor.“

„Ja. Sie haben es angestiftet!“

„Nein!“

„Schweigen Sie! Wir haben Alles gehört!“

„Es ist nicht wahr, nicht wahr! Lassen Sie mich!“

Sie riß sich los und sprang nach der Thür, um zu entfliehen; aber Holm ergriff sie schnell und schleuderte sie zurück, indem er sagte:

„Herr Bertram, bewachen Sie dieses Scheusal, während ich nachsehe, wieviel Leben sich noch in diesen beiden Männern befindet.“

Das Mädchen sah sich verloren und sank auf einen Stuhl nieder. Robert Bertram stellte sich zwischen die Thür und die Sünderin. Holm bückte sich zu dem Freiherrn nieder.

„Todt!“ sagte er. „Die Kugel hat nur zu gut getroffen. Dieser Kerl sollte leben, um eine ganz andere Strafe zu erleiden. Schade, schade!“

Die Tochter hörte diese Worte, sie vernahm, daß ihr Vater todt sei. Sie that nichts, was ein Zeichen ihrer kindlichen Liebe gewesen wäre. Es war ihr zu Muthe, als ob sie selbst todt sei. Der falsche Muth war verschwunden.

Jetzt untersuchte Holm den Einsiedler. Er meinte:

„Dieser scheint noch nicht todt zu sein, sondern nur besinnungslos. Er athmet, wenn auch so leise, daß man es kaum bemerkt.“

„Ziehen Sie ihm das Messer aus dem Rücken!“ sagte Robert Bertram wohlmeinend:

„Werde mich hüten! Dann verblutet er sich vielleicht in kurzer Zeit. Wir müssen versuchen, ihn in dem gegenwärtigen Zustande wenigstens so lange zu erhalten, bis ein Arzt gekommen ist. Horch! Hörten Sie nicht Jemand rufen?“

„Ja. Jetzt wieder.“

„Herr Holm!“ erklang es unten.

Und zugleich erhob der Hund unten an der Treppe ein lautes Wuthgeheul. Holm trat an das Fenster und fragte, wer unten sei.

„Ich, Hagenau,“ antwortete es.

„Kommen Sie herauf, hier!“

„Gleich! Ah, da ist ja eine Leiter! Was ist geschehen? Giebt es noch Gefahr da oben?“

„Nein. Es ist vorüber.“

„Na, warten Sie!“

Der Oberlieutenant schob sich zum Fenster herein und sprang von da herab auf die Diele. Er warf einen Blick in der Kammer umher und sagte dann erschrocken:

„Alle Teufel! Zwei Leichen! Was ist geschehen?"

Holm erzählte ihm den ganzen Vorgang und fragte dann:

„Wie aber kommen Sie hierher, Herr von Hagenau?"

„Wir hörten Ihren Schuß. Wir wußten, daß Sie nach dem Thurm waren und keine Waffen bei sich hatten. Da glaubten wir natürlich, daß auf Sie geschossen worden sei und machten uns schleunigst auf die Socken, um Ihnen womöglich Hilfe zu bringen."

„Sie, der Verwundete!"

„Pah! Wird nicht an's Leben gehen! Aber giebt es hier eine Masse Geld! Alle Wetter! Dieses Dämchen wollen wir fest halten. Sie soll nicht so gleich wieder an das Heirathen denken. Eigentlich war der Alte keinen Schuß Pulver werth. Sie hätten sich diese Mühe ersparen können!"

„Ich mußte schießen, um dem Anderen womöglich das Leben zu erhalten."

„Aber ob er lebt!"

Da erklang es leise von da her, wo Winter lag:

„Ich — ich — lebe."

„Er spricht!" sagte Hagenau. „Sehen wir nach!"

Er trat zu dem Einsiedler, welcher auf der Diele lag, mit dem Rücken, in welchem das Messer stak, nach oben gerichtet. Er bog sich nieder und fragte ihn:

„Sie leben? Sie hören, was wir sprechen?"

„Ja."

„Wissen Sie, was geschehen ist?"

„Ja."

„So haben Sie Ihre volle Besinnung?"

„Vollkommen."

Er antwortete allerdings nicht geläufig, sondern langsam und so Athem holend, daß es fast wie Pfeifen klang.

„Wollen Sie nicht aufstehen?" fuhr Hagenau fort. „Kommen Sie, ich will Ihnen helfen."

„Ich kann nicht, es geht nicht, ich kann kein Glied bewegen. Das Messer —"

„Sapperment! Ich bin kein Wundarzt und Quacksalber, aber vielleicht hat das Messer gerade einen Bewegungsnerv getroffen oder so etwas derartiges. Wir wollen es doch herausziehen."

„Nein!" bat der Verwundete. „Dann ist's aus, dann verblute ich mich. O, dieser Schuft; dieser — dieser — wo ist seine Tochter?"

„Hier sitzt sie."

„Dann wünsche ich, daß der tausendfache Teufel —"

Er zwang sich mit ganzer Gewalt zu einer Bewegung, er brachte sie nicht fertig. Die Folge dieser Anstrengung war ein Blutstrom, welcher ihm aus dem Munde quoll und ihn fast erstickte.

Die drei Männer eilten herbei, um ihn zu unterstützen. Er brachte längere Zeit kein Wort hervor. Sein Blick wurde starr, sein Gesicht färbte

sich braunroth. Nach und nach erholte er sich wieder, aber so deutlich wie vorhin vermochte er nicht wieder zu sprechen. Sie verstanden kaum, was er flüsterte:

„Telegraph — Telegraph — schnell — schnell!“

„Wir sollen telegraphiren?“ fragte Holm.

„Ja,“ hauchte er.

„Wohin?“

„Residenz.“

„An wen?“

„Hauck — Paukenschläger.“

„Den kenne ich!“ sagte Doctor Holm überrascht. „Was sollen wir ihm telegraphiren?“

„Gleich kommen — ich heiße nicht Winter — sondern auch — auch Hauck — ah!“

Nach dem vorhergehenden Blutverluste hatte ihn das Sprechen zu sehr angestrengt; er verlor die Besinnung. Die Drei traten zusammen, um von Theodolinde nicht gehört zu werden. Holm fragte den Lieutenant:

„Was thun wir mit der Gefangenen und ihrem Vater?“

„Beide bleiben hier, das wird das Beste sein. Sie müssen warten, bis die Gerichte kommen. Es soll hier Alles in dem Zustande erhalten bleiben, in welchem wir es gefunden haben. Wir müssen einmal telegraphiren und depeschiren dabei gleich mit an die Staatsanwaltschaft.“

„Wer führt die Aufsicht hier bis dahin?“

„Das mag Herr Bertram übernehmen. Ich habe einige handfeste Kerls mitgebracht, welche unten warten. Ich muß nach Hause. Ich fühle, daß meine Wunde denn doch nicht so ganz ohne ist. Da werde ich einen Boten mit der Depesche nach dem Telegraphenbureau schicken.“

„Lassen Sie mich das Telegramm verfassen. Ich weiß, an wen es gerichtet werden und wie es lauten muß.“

„Thun Sie es.“

Holm riß ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb:

„Dem Fürsten von Befour.

Sofort Extrazug — nach Grünbach kommen, Station Wildau — von da besorge ich Pferde. Robert Bertram's Kette geraubt — mehrere Gefangene — Staatsanwalt, Assessor Schubert und Paukenschläger Hauck mitbringen.“

Alles Uebrige wurde in Eile besprochen, dann wurden die Wächter heraufgeholt, wobei allerdings der Hund nur schwer zur Ruhe gebracht werden konnte. Hagenau begab sich mit Holm nach dem Schlosse zurück.

Der Letztere wurde von Braut und Schwester mit außerordentlicher Freude empfangen. Dabei bemerkten sie gar nicht, daß der Oberlieutenant ganz entkräftet auf das Sopha sank. Erst nach einer Weile fiel Hilda's Blick auf sein blutleeres, todtenbleiches Angesicht. Sie stieß einen Laut des Schreckes aus, eilte zu ihm, ergriff seine Hand und fragte:

„Was ist mit Ihnen, Herr von Hagenau? Befinden Sie sich schlimmer?“

Er zwang sich zu einem Lächeln und antwortete:

„Es war mir wunderlich — so schwach. Aber jetzt, da Sie meine Hand halten, bin ich stark, sehr stark.“

„O nein! Sie sind sehr unwohl. Sie haben sich zu sehr angegriffen. Sie hätten uns gehorchen und nicht nach dem Thurme gehen sollen.“

„Hm, ja! Als ich dort so hoch am Fenster herabsprang, da ist etwas in der Wunde geschehen. Ich fühlte es gleich. Man hat hier Pferde und Wagen. Ich werde mich nach Hause bringen lassen. Wir haben da auch so einen alten Diener Daniel wie hier, der wird mich pflegen.“

„Ein Diener? Nein. Ich gehe mit!“

Sie sagte das in so entschlossenem Tone, als ob es sich ganz von selbst verstehe. Hagenau's Blick bekam Leben, begann beinahe zu leuchten.

„Sie wollen mit? Wirklich?“ fragte er.

„Ja. Ich bin es Ihnen schuldig. Wir haben Ihnen Veranlassung gegeben, mit uns zu gehen. Sie sind in Folge dessen verwundet worden. Sie haben keine Mutter, keine Schwester — ich fahre mit!“

Er blickte zu ihrem Bruder hin und fragte:

„Sie hören es, Herr Doctor. Was sagen Sie dazu?“

„Sie hat Recht. Wären Sie nicht gekommen, so sähe es schlimm mit uns aus. Sie haben uns das Leben gerettet. Ihnen Pflege bieten, das ist so wenig, was wir thun können — leider! Ich hoffe, daß Sie das Anerbieten der Schwester nicht zurückweisen.“

„Zurückweisen?“ lächelte Hagenau ganz glücklich. „Das fällt mir nicht ein. Ich habe sehr viele Dummheiten begangen, diese aber wäre die allergrößte, und so will ich sie unterlassen. Wer aber führt denn hier im Schlosse die Aufsicht?“

„Ich bleibe hier. Sie dürfen glauben, daß Alles geschehen wird, wie es geschehen soll. Aber die Depesche, welche Sie besorgen wollten, Herr Oberlieutenant?“

„Wird besorgt, trotzdem ich verwundet bin; darauf können Sie sich verlassen.“

Kurze Zeit später hielt ein Kutschwagen vor dem Thore. Hagenau stieg ein und Hilda setzte sich ihm gegenüber. Es wurde unterwegs kein Wort gesprochen. Erst als der Wagen im Hofe des Schlosses Reitzenhain hielt, hörte das Mädchen das erste Wort:

„Was ist — Wo sind wir?“

„Daheim bei Ihnen, Herr Oberlieutenant,“ antwortete sie.

„Ah — so! — Verzeihen Sie! Ich muß wirklich schwächer sein, als ich angenommen habe. Ich weiß von der ganzen Fuhre nichts. Ich muß ohnmächtig gewesen sein. Und da, da ist es naß. Ich glaube, daß ich blute.“

Niemand hatte von dem Vorhaben Hagenau's gewußt. Die Bewohner

des Schlosses schliefen. Der Portier kam schnell herbei und erhielt seine Befehle. Hagenau verbot, seinen Vater zu wecken; aber er schickte sofort nach dem Badearzte und sandte auch einen Boten mit der Depesche fort.

Als der Verwundete in seinem Zimmer ankam und sich untersuchen ließ, zeigte es sich, daß sich der Verband gelockert hatte. Dann kam der Arzt, welcher die Wunde kunstgerecht behandelte. Er beruhigte den Kranken. Er sagte, die Wunde sei gar nicht gefährlich, nur sei der Blutverlust ein bedeutender gewesen. Es werde sich ein nicht ganz unbedeutendes Wundfieber einstellen; das sei aber auch Alles.

Der Patient versank in Schlaf und dann trat Hilda herein, um an seinem Lager zu wachen.

Als sie so allein bei ihm saß, kamen und gingen ihr allerlei Gedanken. Sie hielt den Blick auf sein Gesicht gerichtet und gab sich keine Rechenschaft darüber, daß sie dieses unschöne Gesicht immer und immer wieder ansehen mußte. So verging die Nacht in lautloser Stille. Gegen Morgen bewegte sich der Lieutenant. Er öffnete die Augen, er sah sie. Er blickte sie an, als ob er sich erst besinnen müsse; dann sagte er:

„Fräulein Holm? Sind Sie wirklich da? Oder träume ich noch?"

„Es ist Wirklichkeit," lächelte sie.

„Wie herrlich! Ich träumte nämlich, Sie wären — ah, ich schulde Ihnen sehr großen Dank. Welch ein Opfer von Ihnen! Sie bedürfen doch selbst des Schlafes."

„O, ich könnte nicht schlafen, ganz unmöglich."

„Warum nicht? Sagen Sie es, bitte, sagen Sie es mir!"

Sie erröthete; aber sie antwortete offen und ehrlich:

„Weil ich Angst habe; ich sorge mich um Sie."

„Sie sorgen sich um mich? Herrgott! Sie wissen doch, Fräulein Holm, daß ich von meinen Kameraden der Kranich genannt werde?"

„Ja. Man hat freilich keine schöne Bezeichung gewählt."

„Es war doch immer noch die beste für so einen Ausbund von Häßlichkeit, wie ich bin."

„Häßlich? Das finde ich nicht."

„Nicht? O bitte, sehen Sie mich doch an!"

„Das habe ich schon oft gethan. Ein Mann darf unschön sein, eine Frau aber nicht. Und die Schönheit zeigt sich ja nicht nur in den Zügen. Wer ein gutes Gemüth hat, der kann nicht häßlich sein."

„Wirklich? O, dann bin auch ich nicht häßlich; da bin ich sogar der schönste Kerl, den es nur geben kann. Ich sage Ihnen, ich habe ein Gemüth, ein Gemüth wie eine überreife Pflaume; sie fällt sogleich vom Baume, wenn man nur ein ganz klein wenig schüttelt."

„Sie bedienen sich höchst trefflicher Vergleiche," lachte sie.

„Ja. In Ihrer Nähe werde ich geistreich; das ist wahr."

Er sah ganz glücklich aus und dieses Glück verschönte seine bleichen Züge mehr, als man hätte glauben sollen. Er lag lange, lange still lächelnd und

mit geschlossenen Augen da. Er wußte wohl selbst gar nicht, daß er immer leise flüsterte:

„Sie sorgt sich um mich — o, um mich, um mich!“

Er schlief wieder ein.

Gegen Morgen kam der Arzt. Er war unterdessen auf Schloß Grünbach und in dem Thurme gewesen. Er schickte Hilda fort, in das Zimmer, welches ihr angewiesen worden war, und untersuchte die Wunde zum zweiten Male. Dann hielt er es für nothwendig, den Vater Hagenau's wecken zu lassen. Er begab sich zu ihm, um ihn vorzubereiten und ihm Alles zu erzählen. Dann entfernte er sich.

Natürlich suchte dann der Vater den Sohn auf. Dieser ergänzte den Bericht des Arztes, wo derselbe lückenhaft war, und versicherte, daß er sich verhältnißmäßig ganz wohl fühle.

„Welch ein Ereigniß!“ sagte der Vater. „Jetzt müssen wir freilich verzichten?“

„Auf was?“

„Nun, Du kennst doch meine Absichten in Bezug auf den Tannensteiner und seine Tochter.“

„Vater, danken wir Gott, daß mir dieses Frauenzimmer nicht gefallen hat. Dieses Volk hat selbst kein Geld. Nun ist er todt, die Dame aber mag im Zuchthause die Schloßherrin spielen.“

„Beide haben es verdient. Und doch — doch — ah, ich erwarte heute wieder einen Wechsel! Mach, daß Du bald gesund wirst. Es ist wirklich wahr, es ist nicht anders: Nur eine reiche Heirath kann uns retten.“

„Ich heirathe nicht, oder arm, sehr arm.“

„Du scherzest!“

„Nein. Ich sage Dir aufrichtig, daß ich gewählt habe. Ich liebe, ich liebe wahr und innig, und ich glaube, daß ich wieder geliebt werde.“

„Du? Wieder geliebt?“ fragte der Vater ungläubig.

„Ja. Das ist es ja eben, was mich so unendlich glücklich macht. Denke Dir: Der Kranich wird geliebt!“

„Na, möglich ist ja Vieles!“

„Ja. Sie sorgt sich um mich. Denke Dir! Sie ist besorgt um mich — o, o!“

„Wer denn?“

„Nun sie, Diejenige!“

„Darf man denn nicht ihren Namen hören?“

„O doch. Sie heißt Holm.“

„Also nicht von Adel?“

„Sehr sogar, sehr! Sie ist durch und durch adelig, obgleich sie kein Von vor ihrem Namen trägt.“

„Du meinst also Herzensadel, Gesinnungsadel?“

„Ja.“

„Hm! Mein lieber Junge, Du kennst mich. Ich bin ein sehr nüchterner Character und da —"

„Weiß — weiß, lieber Vater! Du bist nüchtern und ich bin berauscht."

„So scheint es."

„Sie ist aber auch herrlich! O, Hilda, Hilda!"

Er faltete die Hände zusammen, wie zum Gebete, und richtete den seligen Blick nach der Decke.

„Holm? Hilda?" fragte der Vater. „Ahne ich es?"

„Ja. Laß Dir erzählen!"

Der Vater blieb eine sehr lange Zeit bei dem Sohne. Als er ihn sodann verließ, hatte sein Gesicht ein sehr ernstes, keineswegs aber unglückliches Aussehen. Er fragte, wo man Fräulein Holm placirt habe, und suchte sie auf.

Sie erröthete verlegen, als sie ihn eintreten sah. Sie war ja bei ihm eingedrungen, ohne ihn um Erlaubniß gefragt zu haben. Er sah es, er legte ihr die Hand auf den schönen Kopf und sagte:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzem, Fräulein Hilda! Sie haben mir heute Nacht meinen Sohn erhalten, indem Sie ihm das Leben retteten —

„O nein," fiel sie schnell ein, „er war vielmehr unser Retter."

„Nein. Der Lauf des Gewehres war bereits auf ihn gerichtet, da fielen Sie dem Mörder in den Arm und hatten den Muth, mit ihm zu kämpfen Das werde ich Ihnen nicht vergessen. Gott segne Sie! Sie haben sich des Verwundeten angenommen. Betrachten Sie dieses Haus als das Ihrige. Man wird Ihre Befehle respectiren."

Er ging.

Was hatte das zu bedeuten? Das war mehr als die Höflichkeit der Gastfreundschaft. Sie sollte sich förmlich als Schloßherrin betrachten! Dieser Gedanke trieb ihr das Blut in die Wangen. Herrin auf Schloß Reitzenhain Frau von Hagenau! Sie senkte das Köpfchen wieder und griff mit der Hand nach dem klopfenden Herzen.

Ja, der Lieutenant war nicht schön, aber so lieb und gut. Welch ein Glück, dem Manne zeigen und beweisen zu können, daß man ihn nicht wegen so werthloser, vergänglicher Eigenschaften liebt!

Am frühen Vormittage stellte sich Holm ein, um nach dem Verwundeten zu sehen. Er stellte sich natürlich zunächst dessen Vater vor, der ihn mit offenbarer Hochachtung empfing. Er stand bereits im Begriff, sich zu empfehlen, da bat der alte Herr ihn, noch für einige Augenblicke zu bleiben.

„Ich möchte eine Angelegenheit berühren," sagte er, „welche für mich von allergrößter Wichtigkeit ist und jedenfalls auch Sie berührt, Herr Doctor. Ich liebe die Offenheit und Sie sind ein Ehrenmann. Mein Sohn hat mir vorhin mitgetheilt, daß er Ihre Schwester liebt."

Holm zeigte keine Spur von Ueberraschung. Er nickte leise mit dem Kopfe und sagte:

„Ich weiß es. Natürlich mißbilligen Sie diese Liebe?"

„Ich habe sehr triftige Gründe dazu, es zu thun!“

„Das begreife ich und kann Ihnen gar nicht zürnen. Leider muß ich annehmen, daß seine Liebe erwidert wird.“

„Ah! Was Sie sagen!“

„Ja. Hilda ist — o, ich bin der Bruder und darf sie nicht loben. Sie braucht vor keiner Dame von tausend Ahnen zurückzutreten; aber ich sehe ein, daß diese Neigung aussichtslos ist und so werde ich mich arrangiren. Ich gehe in nächster Zeit mit meiner Braut nach Italien und werde Hilda mitnehmen.“

„Also dieser Liebe wegen?“

„Ja.“

„Sie meinen, daß die Beiden einander vergessen werden?“

„Ich will es wenigstens versuchen. Doch ist Hilda ein so tief gegründetes Gemüth, daß ich bei ihr an diesen Erfolg fast nicht zu glauben wage.“

„Warum ihr also den Schmerz bereiten? Lassen Sie sie doch lieber hier!“

„Hier lassen? Ah, Sie sehen mich erstaunt, gnädiger Herr. Ich denke, Ihnen beweisen zu wollen, daß —“

„Papperlapapp!“ wurde er unterbrochen. „Daß Sie brav sind und ein Ehrenmann, das weiß ich. Ich verkehre ja mit Ihrem Vater. Ich habe schon vorher zu meinem Sohne gesagt, daß ich mir keine bessere Schwiegertochter wünschen könne als Fräulein Hilda.“

„Wie? Das hätten Sie gesagt?“

„Ja. Freilich ahnte ich nicht, daß es meinem Jungen in Wirklichkeit einfallen werde, sie zu lieben. Lassen Sie uns aufrichtig sprechen. Ich bin ein Lebemann, aber ein schlechter Rechner gewesen. Ich stehe jetzt vor dem nackten Nichts. Mein Sohn hat davon keine Ahnung gehabt; er hat mich vielmehr für colossal reich gehalten und nach diesem Maßstabe gelebt. Ich war gezwungen, ihm die Augen zu öffnen und ihm zu sagen, daß nur eine reiche Verbindung uns retten könne. Der gute Junge war bereit, uns zu retten; da aber sah er Ihre Schwester, und jetzt theilt er mir mit, daß er lieber hungern werde, als sich einer Anderen verkaufen.“

„Sie werden ihm sehr zürnen!“

„Gar nicht. Ich bin ein ebenso sonderbarer Kauz wie er. Ich habe das Leben genossen; ich bin satt. Ich habe eingesehen, daß es nur das eine Glück giebt, welches er jetzt erstrebt. Er soll glücklich sein. Man mag mir Alles nehmen und mich hier hinausjagen; ich lache darüber. Er wird zwar den Dienst quittiren müssen, aber er ist kein dummer Kerl, eine Anstellung ist ihm zweifellos sicher, wenn auch im Civildienste. Na, dann mag er Ihre Schwester nehmen und ich ziehe zu Ihnen. Wir sind bescheiden und werden nicht verhungern.“

Holm erhob sich von seinem Sitze und schritt erregt im Zimmer auf und ab. Endlich sagte er:

„Das ist entweder eine Weltverachtung oder eine Hochherzigkeit, welche ich nicht erwartet habe. Sie sprechen wirklich im Ernste, gnädiger Herr?“

„Vollständig! Ich bin überzeugt, daß Hilda wenigstens gerade so viel werth ist, wie mein morscher Stammbaum, unter dessen Zweigen ich baldigst verhungern würde."

„Sie würden also Ihr Jawort geben?"

„Unbedingt!"

„Hier meine Hand! Sie zwingen mir eine Hochachtung ab, welche nur Ihnen, nicht aber Ihrem adeligen Namen gilt. Da aber Sie so aufrichtig gegen mich sind, will ich es gegen Sie auch sein. Hilda hat von mir eine Beisteuer zu erwarten, welche sie wohl vor dem Verhungern schützen wird."

„Ah! Sie werden sie beschenken?"

„Ja."

„Ich meine, Sie selbst sind arm?"

„Ich hatte mir im Laufe meiner Kunstreisen eine Summe verdient, welche mir verloren ging. Das betreffende Bankhaus hat sich indessen mehr als erholt und mir den Verlust sammt guten Zinsen zurückerstattet. Diese Summe bestimme ich zur Aussteuer meiner Schwester."

„Aber Sie brauchen es ja selbst!"

„Nein. Meine Braut ist sehr reich, sie besitzt Millionen."

„Himmeldonnerwetter!"

„Sie sehen, daß ich eine Wenigkeit verschenken kann."

„Dann allerdings, Sie Glückspilz! Nun, einige tausend Gulden in einer jungen Ehe sind eine große Hilfe."

„Nicht Gulden, sondern Dollars."

„Ah!"

„Ja. Ich war Virtuos. Manches Concert brachte mir bis fünftausend Dollars ein."

„Was Sie da sagen!" meinte der erstaunte Hagenau.

„Darum ist es mir jetzt möglich, meiner Schwester über zweimalhunderttausend Dollars mitzugeben."

Hagenau hatte den Mund weit auf. Erst nach einer langen, langen Weile sagte er sylbenweise:

„Zwei—mal—hun—dert—tau—send — Dollars. — Das sind ja eine halbe Million Gulden!"

„Hilda soll nicht darben. Jetzt denken Sie von der Sache, was Sie wollen. Bitte, sagen Sie dem Herrn Lieutenant nichts davon. Bleiben die Beiden ihrer Liebe treu, so soll das Glück nicht ausbleiben!"

Er ging. Der Alte aber stand am Fenster, blickte ihm strahlenden Auges nach und murmelte:

„Ein halbe Million! Gott stehe mir bei! Wer hätte das gedacht! Gerettet, gerettet! Und welch eine Schwiegertochter! Jetzt fange ich erst an, zu leben! Bisher bin ich zu dumm gewesen, wirklich glücklich zu sein!"

Doctor Holm war von Grünbach herüber gekommen, um den Fürsten zu empfangen. Er wartete bei seinem Vater, von dessen Logis aus man die nach Wildau führende Straße überblicken konnte. Er hatte noch nicht lange gewartet,

so kamen zwei Kutschwagen. Er trat vor das Haus und wurde bemerkt. Die Wagen hielten und die Herren stiegen aus — der Fürst, der Oberstaatsanwalt Assessor Schubert und — der Paukenschläger Hauck, welcher gar nicht begreifen konnte, wie und wozu er in eine so vornehme Gesellschaft gerathen war.

Man begab sich in das nahe liegende Gasthaus, wo Holm die Ereignisse des gestrigen Tages und der vergangenen Nacht erzählte. Die Herren hörten natürlich mit gespanntester Aufmerksamkeit zu.

„Recht so, daß Sie telegraphirten," sagte der Fürst. „Die Kosten des Privatzuges sind nichts gegen das, was wir hier finden. Haben Sie nach der Kette und dem Kinderzeug gefragt und gesucht?"

„Nein. Ich wollte Ihnen nicht vorgreifen."

„Sehr gut! Aber warum sollte ich hier Herrn Hauck mitbringen. Der steht ja gar nicht in Beziehung zu dieser Angelegenheit."

„Gar sehr, ganz im Gegentheile. Er hat die Thäter am Gerichtsgebäude erwischt und wurde in Folge dessen von Jacob Simeon niedergeschlagen. Und weiter! Herr Hauck, haben Sie Verwandte?"

„Nein," antwortete der Gefragte.

„Gar keine? Gar Niemanden? Besinnen Sie sich!"

„Alles todt! Alles gestorben!"

„Ein alter Herr, den ich kenne, muß Ihr Verwandter sein. Er heißt auch Hauck."

„Wohl nicht. Der einzige Verwandte, der vielleicht noch lebt, steckt in Sibirien."

„Was thut er da?"

„Er ist Pelzhändler. Nur um uns zu ärgern, hat er früher immer von seinem Reichthum geschrieben. Der Kerl muß Geld haben, wie Heu!"

„In welchem Grade sind Sie mit ihm verwandt?"

„Er ist mein Oheim meines Vaters Bruder."

„Und in Sibirien?"

„Ja. Das hat seine Gründe. Der Kerl ist ein Hallunke. Nämlich er und mein Vater, diese zwei Brüder, waren in ein und dasselbe Mädchen vernarrt; denken Sie, Beide in Eine und Dieselbe! Ist das nicht eine Dummheit? Der Andere konnte sich doch eine Andere aussuchen! Gut, daß ich keinen Bruder habe, denn ich bin jetzt auch so ein halber Narr. Meine Laura — na, das gehört eigentlich doch nicht hierher!"

„Nein," lachte der Fürst. „Lassen Sie also Ihre Laura jetzt in Ruhe!"

„Ja, ich kann ihr auch gar nichts thun, da sie nicht da ist. Also Beide wollten Eine. Freilich konnte sie nur Einer kriegen, und das war mein Vater; ich bin ihr Sohn. Darüber aber war der Andere fürchterlich wichtig. Er trachtete, sich zu rächen, und er wartete, bis es paßte. Beide Brüder waren Kürschner. Sie hatten einen großen Vorrath an Pelzwerk eingekauft. Sie machten ihr ganzes Vermögen flüssig, um es zu bezahlen. Der Oheim erhielt das Geld, um es zu überbringen. Er reiste ab und kam nicht wieder. Da stellte es sich heraus, daß er nicht nur mit diesem Gelde durchgebrannt war,

sondern daß er sogar auch das eingekaufte Pelzwerk weiter verhandelt hatte. Er brannte also mit dem doppelten Betrage durch, über die russische Grenze hinüber. Mein Vater hat sich förmlich todt gearbeitet und gehungert, um die Scharte auszuwetzen; es ist ihm nicht gelungen. Er ist frühzeitig gestorben, an der Auszehrung. Zuweilen kam ein Brief aus Rußland, zuletzt aus Sibirien; darin stand, daß der Oheim steinreich geworden sei, aber seine Adresse war niemals angegeben; er wollte uns nur ärgern."

„Das sieht ihm ganz ähnlich!" meinte Holm.

„Wie? Kennen Sie ihn denn?"

„Es scheint so."

„Sapperment!"

„Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen."

„Wo denn? Wann denn?"

„Heute, im Thurme. Ich meine diesen Einsiedler Winter."

„Was? Der sollte —"

„Er scheint Ihr Oheim zu sein."

„Dieser Mensch? Mit der Truhe, der Kiste und der Lade voller Geld?"

„Ja. Er gab Ihren Namen an; er sagte, er heiße nicht Winter, sondern Hauck, und ich solle an Sie telegraphiren."

„Warte, Hallunke, ich komme, und zwar sofort!"

Er sprang von seinem Stuhle auf und wollte fort.

„Halt!" gebot der Fürst. „Keine Uebereilung! Wir fahren ja mit."

„Das ist ganz gut; aber muß gleich fort!"

„Warten Sie nur diese kurze Zeit! Sie können nicht allein hin. Es ist für Sie vortheilhafter, wenn wir als Zeugen dabei sind, wenn Sie mit diesem Manne sprechen. Uebrigens müssen wir den Arzt rufen lassen, um ihn mitzunehmen. Wir brauchen ihn nothwendig."

Der sanguinische Paukenschläger mußte sich fügen. Es wurde ein Bote nach dem Arzte geschickt und dieser stellte sich sofort ein. Er beruhigte die Herren in Beziehung auf den Oberlieutenant von Hagenau. Nach dem Einsiedler gefragt, antwortete er:

„Ich habe das Messer entfernt und ihn verbunden. Aber er hat keine Hoffnung. Ich bin überzeugt, daß er noch heute sterben wird."

Die Herren stiegen in die Wagen und fuhren weiter, nach Grünbach. Dort wurde im Schlosse abgestiegen, von wo sie sich sofort nach dem Thurme begaben.

Der Fürst lobte die getroffenen Maßregeln und erklärte sich vollständig mit denselben einverstanden. Robert Bertram begrüßte ihn mit großer Freude. Theodolinde wagte nicht, aufzublicken, als die Herren eintraten. Man achtete zunächst gar nicht auf sie. Die nächste Aufmerksamkeit wurde dem Einsiedler gewidmet.

Der Arzt untersuchte ihn und erklärte leise, daß es mit ihm zu Ende gehe; man möge es kurz mit ihm machen.

Der Staatsanwalt verhörte ihn. Der Sterbende gestand in kurzen,

abgerissenen Worten Alles ein und verlangte nur nach dem Paukenschläger Hauck. Dieser hatte sich bisher im Hintergrunde gehalten, trat aber jetzt herzu.

„Hier bin ich," sagte er. „Ich heiße Hauck."

Der Einsiedler betrachtete ihn eine Weile wortlos; dann sagte er:

„Ja, Du bist es. Du siehst genau so, wie Dein Vater, als er in Deinen Jahren war."

Er konnte nur schwer und langsam sprechen. Er holte tief Athem, bevor er fortfuhr:

„Man hat Dir von mir erzählt?"

„Bist Du der Oheim?"

„Ja."

„So hat man viel von Dir gesprochen. Ich habe Deine heimtückischen Briefe alle noch. Der Vater ist an der Auszehrung gestorben und die Mutter am Hungertyphus!"

„O mein Gott! Werde ich Vergebung finden?"

„Bitte sie darum, wenn Du sie da oben triffst!"

„Aber Du, Du! Wirst Du mir verzeihen?"

Hauck hatte ihn mit finsteren Blicken betrachtet Jetzt ging es weich und mild über sein Gesicht. Er antwortete:

„Du stehst vor der Pforte des Todes. Ich vergebe Dir, was ich Dir zu vergeben habe. Stirb in Frieden!"

„Ich danke Dir! Gieb mir Deine Hand!"

Hauck gab sie ihm. Der Sterbende zog ihn zu sich hernieder und stieß mit hastiger, widerlicher Stimme hervor:

„Du kannst mir verzeihen, Du kannst es, denn Du bist der Erbe. Ich habe gescharrt, gescharrt, mehr und immer mehr! O, ich muß es hier lassen. Da liegt es, es ist Dein. Unten in der Truhe liegen meine Papiere. Sie werden beweisen, wer ich bin, und daß also dieses Geld Dir gehört. Ich wollte es genießen, mit einem schönen, jungen Weibe. Sie haben mich gemordet. Dort sitzt sie. Ich habe ihr fünfundzwanzigtausend Gulden geborgt; laß es Dir wiedergeben!"

„Es ist da," sagte Holm laut. „Ich habe es hier in meiner Tasche."

Der Einsiedler hatte dies gehört.

„Ah," sagte er, „sie hat es nicht! Das ist gut! Schafft sie in das Zuchthaus, die Mörderin! Komm her, mein Neffe! Ich will Dir sagen, wie viel ich Dir hinterlasse. Es ist — ist — ist —"

Seine Rede erstarb in einem unverständlichen Lallen. Sein Blick wurde starr, seine Augen schlossen sich. Er schwieg. Der Paukenschläger entzog ihm seine Hand und trat zurück. Es flimmerte ihm um die Augen, es summte ihm um die Ohren. Reich, reich, reich! Er mußte fort, hinaus, mußte frische Luft athmen. Er ging und strich wohl einige Stunden lang im Walde umher.

Als er zurückkehrte, stand Holm vor der Thür.

„Wo stecken Sie denn?" fragte dieser. „Die Herren haben auf Sie gewartet."

„Warum? Ich denke, man hat Anderes zu thun!“

„Das ist längst vorbei. Fräulein Theodolinde hat Alles gestanden. Kette und Kinderzeug sind in dem Schlosse gefunden worden. Kommen Sie herauf!“

„Endlich!“ sagte der Fürst, als die Beiden eintraten. „Wir haben uns Ihrer Angelegenheit bemächtigt. Es ist richtig. Der Todte ist Ihr Oheim.“

„Der Todte? Ist er todt?“

„Ja. Sie sind der Erbe. Sie sind ein reicher Mann.“

„Dem Himmel sei getrommelt und gepfiffen! Wie hoch beläuft sich der Krimskrams?“

„Weit über neunzigtausend Gulden.“

„Neun—zig—tau—“

„Ja. Natürlich aber geht davon die landesübliche Erbschaftssteuer ab.“

„Sakkerment! Die wird doch nicht etwa hunderttausend Gulden betragen?“

„Schwerlich,“ lachte der Fürst.

„Und wann erhalte ich das Geld? Heute?“

„Nein. Das wird einstweilen Alles versiegelt.“

„O weh! Ich dachte, ich könnte mir die Taschen gleich so recht voll sacken!“

„Da müssen Sie freilich Geduld haben! Uebrigens sind Sie verpflichtet, Ihren Onkel zu begraben.“

„Gern, sehr gern! Ich will ihn so tief begraben lassen, daß er seine Freude daran haben soll! Aber dazu gehört Geld, und ich habe keins. Ich bin blutarm. Wenn ich nur wenigstens heute etwas bekommen könnte. Ich habe Schulden und so weiter!“

„Und eine Laura! Nicht?“

„Freilich, freilich!“

„Na, wir wollen es wagen, Ihnen etwas auf Abschlag zu geben. Ich werde es verantworten. Wie viel wollen Sie? Fünf Gulden, oder zehn?“

„Fünf? Zehn? Ich falle in alle Ohnmächte!“

„Nun wie viel denn?“

„So viele Tausend!“

„Gemach, gemach! Ich kann mich in Ihre Lage denken und will Ihnen die Freude nicht verderben. Sie sollen zweitausend Gulden erhalten. Hier ist Papier. Quittiren Sie!“

Hauck that einen Sprung, daß er mit dem Kopfe an die Decke stieß. Er quittirte und erhielt das Geld.

„Jetzt sind Sie hier fertig,“ sagte der Fürst. „Der Ortsvorsteher bekommt den Thurm in Verwahrung. Wenden Sie sich an ihn wegen des Begräbnisses.“

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Er verhandelte in aller Eile mit

dem Vorsteher das Nöthige und machte sich dann schleunigst davon, nach dem Dorfe zu.

Dort ging er zum reichsten Bauer und fragte:

„Haben Sie eine Kutsche?"

„Ja."

„Für wieviel fahren Sie mich im Galopp nach Wildau?"

„Zwanzig Gulden."

„Hier sind Sie! Sofort angespannt!"

In Wildau angekommen, bestellte er sich eine Extramaschine mit Wagen erster Classe und telegraphirte Folgendes nach der Residenz:

„Herrn Theatercassirer Werner. Altmarkt 13, vier Treppen im Hinterhause.

Ich komme mit Extrazug. Schnell nach dem Bahnhofe. Bringen Sie das ganze Volk mit, wie es leibt und lebt!"

Als Werner dieses Telegramm erhielt, wußte er gar nicht, was er davon halten solle. Glücklicher Weise kam Adolf, um Emilie zu besuchen. Dieser las die Worte und meinte dann:

„In Wildau aufgegeben? Dorthin ist heute der Fürst mit mehreren Beamten. Jetzt passiren gar wunderliche Dinge. Es fehlt zwar die Unterschrift, aber Sie müssen doch hinaus nach dem Bahnhofe."

„Mit der ganzen Familie?"

„Ja. Ich gehe auch mit."

Draußen angekommen, erkundigte sich Adolf bei der Betriebsinspection und erfuhr, daß allerdings in ungefähr zehn Minuten eine Extramaschine erwartet werde, welche angekündigt worden sei. Er ließ sich also den Perron öffnen und begab sich hinaus, mit dem ganzen Volke, wie es leibte und lebte.

Der Extrazug kam und hielt. Der Zugführer sprang ab und öffnete unter einer tiefen Verbeugung die Thür zum Coupee erster Classe. Wer stieg aus? Der Paukenschläger! Er kam sofort auf die Harrenden zu.

„Schön! Meine Depesche erhalten?" sagte er.

„Ah! Sie sind es?" fragte Werner. „Wie kommen Sie zu einem Extrazug?"

„Das will ich Ihnen erzählen. Kommen Sie nur herein. Wir lassen uns ein separates Zimmerchen geben."

Sie folgten ihm ganz erstaunt. Fast vermutheten sie, daß er übergeschnappt sei. Noch mehr Angst aber bekamen sie, als er dem Kellner befahl, ein feines Frühstück nebst Wein zu bringen und ein Dutzend Champagner kalt zu stellen.

„Wundern Sie sich nicht!" lachte er. „Ich bin ein sehr solider Kerl. Heute habe ich Veranlassung, mich zu freuen. Heute will ich einmal verschwenderisch sein — das erste und das letzte Mal im ganzen Leben. Ich habe nämlich hunderttausend Erbschaftssteuer in meine Tasche zu stecken. Also, kommen Sie!"

In dem separaten Zimmerchen ging es dann so lustig her, daß die im

Saal befindlichen Gäste den betreffenden Kellner nach der Ursache fragten. Er antwortete:

„Da hat ein armer Teufel ganz unerwartet eine große Erbschaft gemacht und sich ebenso unerwartet mit Laura Werner, der Tochter des Theatercassirers verlobt. Diesen braven Leuten ist das Glück zu gönnen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Natürlich dauerte es nicht lange, so hatten sich die Ereignisse der letzten Nacht nicht nur in der Residenz, sondern im ganzen Lande herumgesprochen. Dadurch wurde bekannt, was weitere Kreise bisher noch nicht gewußt hatten, nämlich daß Robert Bertram, der Pflegesohn des armen Schneiders, nicht nur der Verfasser der berühmten Heimaths-, Tropen- und Wüstenbilder, sondern der verlorene und wiedergefundene Sohn des ermordeten Freiherrn Otto von Helfenstein sei.

In Folge dessen wurde man doppelt gespannt auf den Ausgang des Monstre- und Criminalprocesses, welcher alle Welt jetzt in Athem hielt.

Freilich gab es bei diesem Processe eine solche Masse von Arbeit zu überwältigen, daß Monat um Monat verging.

Nach den Landesgesetzen mußte jeder Proceß binnen höchstens zwölf Monaten ausgetragen sein. Hier aber war dies eine Unmöglichkeit. Das hohe Ministerium erklärte öffentlich, daß diese Ausnahme nicht zu vermeiden sei.

Holm war indessen mit Hilda und Ellen nach Italien gegangen — Hagenau hatte sich ihnen angeschlossen, denn er war jetzt Hilda's erklärter Bräutigam.

Droben im Gebirge, zwischen Brückenau und Schloß Hirschenau, gab es seit längerer Zeit ein reges Leben. Der Fürst von Befour hatte ein bedeutendes Areal gekauft und ließ da auf einer Höhe, welche zu einer Seite fast senkrecht in die Tiefe fiel, nach außerordentlich detaillirten Angaben ein Schloß bauen.

Das brachte der armen Bevölkerung reichen Erwerb, zumal das Schloß schnell fertig werden sollte und also eine desto bedeutendere Anzahl Menschen beschäftigt werden mußte.

Alma von Helfenstein hatte von diesem Baue gehört; sie war dem Geliebten einige Male mit dem Wunsche nahe getreten, ihn in's Gebirge zu begleiten, um den Neubau in Augenschein zu nehmen, doch hatte er sie stets gebeten, ihm zu Liebe davon abzusehen.

Endlich, endlich war der Proceß so weit gediehen, daß er zur Verhandlung gelangen konnte. Ein so außerordentlicher Fall stand in den Annalen der Criminalgeschichte noch gar nicht verzeichnet. Tausende und Abertausende bemühten sich, Eintrittskarten zu erlangen — vergebens. Die berühmtesten Rechtslehrer und Polizisten aller Länder kamen herbei, um beizuwohnen. Die Journalistentribüne war zum Ersticken besetzt. Reporter standen auf allen Treppen und alle anliegenden Straßen waren mit Menschen gefüllt.

So ging es Tag um Tag. Die Verhandlung dauerte über sechs Wochen. Dann wurde das Urtheil gesprochen.

V. S.

Am meisten Aufsehen erregte es, als man erfuhr, daß der Hauptzeuge und zugleich Derjenige, der Alles entdeckt hatte, nämlich der Fürst von Befour, eigentlich der vor über zwanzig Jahren unschuldig verurtheilte Gustav Brandt sei. Ihm wurde eine geradezu fieberhafte Theilnahme gewidmet und wo er sich sehen ließ, drängten sich die Menschen an ihn, nur um ihn zu sehen. Er hatte alle Verhüllung abgelegt und zeigte sein natürliches Gesicht, so daß der Fürst von Befour gar nicht mehr in ihm zu erkennen war. Uebrigens wußte man, daß er das Fürstenthum Befour in letzter Zeit an Frankreich verkauft und auf Titel und Rang eines Fürsten verzichtet habe. Er wollte wieder Brandt heißen, da nun die Ehre dieses seines Namens wieder hergestellt war. Freilich sollte er viele, viele Millionen für sein Fürstenthum erhalten haben.

Das sich über sehr viele Personen erstreckende Urtheil lautete:

Der Baron Franz von Helfenstein, sogenannter Hauptmann und Waldkönig zum ehrlosen Tode durch den Strang. Der Sohn des Schmiedes Wolf wurde freigesprochen. Sein Vater hatte Alles auf sich genommen.

Der Riese Bormann erhielt fünf Jahre Zuchthaus, der Jude Salomon Levi ebenso viel und dessen Frau zwei Jahre, Judith, ihre Tochter, erhielt ein Jahr Gefängniß.

Herr August Seidelmann, der Fromme, wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt, und Diejenigen, welche an seinem Mädchenhandel theilgenommen hatten, erhielten ebenso ihren Lohn. Der Apotheker Wolf mußte auch nach Rollenburg, ebenso Jacob Simeon und sein früherer Gehilfe Mehnert, dessen Geliebte Hulda das gleiche Schicksal traf, während die dicke Jette ihres offenen Geständnisses wegen sich einer milderen Strafe erfreute.

Auch Doctor Mars erhielt seine Strafe. Er wurde für moralisch unfähig erklärt, seine Anstalt fort zu leiten, und mußte dieselbe aufgeben.

Die Leda wurde zu zehn Jahren, ihre Mutter zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Herr Baumgarten, der Director des Circus Réal, wanderte für drei Jahre in das Zuchthaus, während sein Bruder, der Intendant, abgesetzt wurde und sich für mehrere Monate im Gefängnisse umsehen durfte. Auch der Director der Claqueurs erhielt eine Gefängnißstrafe, während Herr Kunstmaler und Balletmeister Arthur eine sehr ernste Verwarnung mit nach Hause nahm.

Alle Mitglieder der Bande des Hauptmannes waren entdeckt worden und Jeder erhielt eine seiner Theilnahme angemessene Strafe. Auch Theodolinde von Tannenstein wanderte in das Zuchthaus. Man hat nie wieder etwas von ihr gehört.

Was nun die Baronin Ella betrifft, so war sie ihrem Vorsatze, sich an ihrem Manne zu rächen, treu geblieben. Sie hatte Alles entdeckt und Alles gestanden und damit manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt und in so manches Dunkel Licht gebracht. In Rücksicht auf dies ihr offenes Geständniß war sie zwar zum Tode verurtheilt worden, doch war man überzeugt, daß der König sie begnadigen werde. Aber am Tage nach dem Urtheilsspruche meldeten

V. S.

die Blätter, daß Baronin Ella todt sei. Sie hatte ein Fenster ihrer Zelle zerbrochen und sich mit einem Glassplitter die Pulsader geöffnet.

Ihr Mann, Baron Franz, wurde wirklich hingerichtet und zwar öffentlich, auf dem Marktplatze, vor einer nach vielen Tausenden zählenden Volksmenge. Er starb eines schrecklichen Todes, wimmernd wie ein Kind, die Henkersknechte mußten ihn tragen, so schwach war er vor Feigheit und Angst.

Jetzt gab es Frieden und Ruhe im Lande. In der Hauptstadt herrschte die vollste Sicherheit und im Gebirge schien man das Paschen ganz verlernt zu haben.

Es war natürlich, daß die Personen, welche sich im Unglück zusammengefunden hatten, jetzt im Glück daran dachten, sich für immer mit einander zu vereinigen. Alle Welt wußte, daß Brandt, der Försterssohn, in Kurzem die Baronesse Alma von Helfenstein heirathen werde. Wo aber würde die Hochzeit stattfinden. Das wußte Alma selbst noch nicht.

Sie hatte in dieser Beziehung dem Geliebten schon manche Frage vorgelegt, er hatte ausweichend geantwortet. Sie solle sich nur vorbereiten, in Beziehung auf ihre Toilette und alles Andere, den Ort aber werde er selbst dann bestimmen.

So verging die Zeit. Eigenthümlicher Weise gab es jetzt recht viele Brautpaare, welche nicht wußten, wo sie die Hochzeit feiern sollten. Hätte man mehr in sie gedrungen, so hätte man vielleicht erfahren, daß Brandt, der frühere Fürst von Befour, daran schuld sei. Er hatte alle diese Paare in heimlicher Weise in Beschlag genommen.

Da kam die Rede wieder einmal auf das neue Schloß, welches Brandt bauen ließ, und Alma bat, es sehen zu dürfen, obgleich es noch lange nicht fertig sei.

„Gut," antwortete er, „fahren wir übermorgen hinauf. Die Bahn bringt uns nach Brückenau und dann nehmen wir Pferde."

So geschah es. Als sie sich im Bahncoupee gegenübersaßen, lächelte er so eigenthümlich geheimniß- und verheißungsvoll vor sich hin, daß es ihr auffallen mußte.

„Du hältst mir irgend etwas verborgen, lieber Gustav?" sagte sie. „Gestehe es!"

„Ja, ich will es Dir gestehen," antwortete er.

„Was ist es?"

„Ein Glück. Warte nur noch kurze Zeit!"

Als sie in Brückenau anlangten, hielt eine prachtvolle Equipage, mit vier echten Arabern bespannt, vor dem Perron. Brandt führte die Geliebte zu dem Wagen.

„Ist er Dein?" fragte sie.

„Nein, Dein, mein Herz. Was Du jetzt erblickst, sobald wir die Stadt verlassen, ist Alles Dein."

Im Galopp ging es von dannen. Bald sahen sie rechts den Gottes-Segen-Schacht liegen. Vor dem Orte gab es einen hohen Triumphbogen.

Da stand der Pfarrer, der alte Förster Wunderlich und auch Eduard Hauser an der Spitze der ganzen Gemeinde, um die Herrschaft willkommen zu heißen. Böller krachten und die Glocken läuteten. Sie stiegen aus.

„Das überrascht mich," sagte Alma.

„Diese ganzen Ländereien gehören uns. Ich habe sie gekauft," erklärte er.

Der alte, brave Wunderlich drückte dem einstigen „Vetter Arndt" kräftig die Hand. Er sowohl, wie Hauser und der Pfarrer wurden von Brandt für morgen zur Hochzeit geladen. Alma hörte das.

„Hochzeit? Morgen?" fragte sie. „Bei wem?"

„Das ahnst Du nicht?" antwortete er zärtlich.

„Etwa bei uns?" lächelte sie. „Das ist unmöglich."

„Wollen sehen!"

Sie fuhren weiter. Nach einer Weile ließ er mitten im Walde, mitten auf der Straße halten. Da führte links ein schmaler Fußweg in das Gebüsch hinein. Er ergriff Alma's Arm und schlug diesen Weg mit ihr ein.

Sie fragte nicht, sie ließ ihm gewähren.

Der Weg führte immer steiler und steiler bergan. Alma blieb zuweilen für einen Augenblick stehen, theils um Athem zu holen, theils um sich erstaunt umzublicken.

„Wie seltsam!" sagte sie. „Es ist hier ganz genau so, wie in der Tannenschlucht, da links die Tiefe und da oben vor uns der hohe Aussichtspunkt."

Er lächelte vergnügt in sich hinein und führte sie weiter. Endlich erreichten sie die Höhe. Da standen einige Büsche. Sie schritten um diese herum und dann, ja dann stieß Alma einen Ruf des Entzückens aus. Sie befanden sich auf einem schmalen, von einem festen Geländer eingefaßten Felsplateau, von welchem aus man eine weite, weite Fernsicht über Wald und Berg bis hinab in das Niederland genoß. Das Gesicht Alma's strahlte vor Entzücken.

„Ist das möglich?" fragte sie. „Ganz genau wie auf dem Tannenstein. Welch eine Ueberraschung, mein lieber, lieber Gustav!"

Sie schlang die Arme um den Geliebten und küßte ihn zärtlich auf die Lippen.

„Weißt Du noch?" fragte er, auf das Geländer deutend.

„Was?"

„Hier lehnten wir und ich nannte Dich meinen lieben, süßen Sonnenstrahl."

„Ja. Und da kamen die Beiden, der Cousin —"

„Den ich da hinabwerfen wollte —"

„Und der Hellenbach —"

„Den ich dann ermordet haben sollte!"

„Bitte, denken wir nicht an diese Beiden! Aber die Täuschung ist wirklich zu groß. Wie hast Du das Alles fertig bringen können? Man glaubt wirklich, auf dem Tannenstein zu sein. Und da führt auch der Weg rechts in

die Büsche, ganz so, als ob man da nach Schloß Hirschenau gelangen könne. Das liebe Schloß! Daß es damals abbrannte! Ich hatte meine Kinderjahre dort verlebt."

Er nahm ihren Arm in den seinigen und führte sie weiter, zwischen die Büsche hinein. Als sie da eine Strecke fortgegangen waren, fragte er:

„Kannst Du Dich noch erinnern, wie Schloß Hirschenau ausgesehen hat?"

„O, sehr gut. Ich glaube, ich könnte es sofort in allen Details auf Papier zeichnen."

„So wie das?"

Er deutete aufwärts. Sie hatten den Rand des Buschwerks erreicht. Alma blickte auf. Da lag es, ihr Geburtsschloß, welches die Schmiede weggebrannt hatten, ganz, ganz genau wie früher!

Sie sagte kein Wort, aber sie biß sich auf die Lippen, um ihre Thränen zu besiegen; es gelang ihr nicht, sie stürzten sich doch hervor, unaufhaltsam und gewaltig.

„Gustav, mein Gustav!" schluchzte sie. „Wie lieb mußt Du mich haben!"

Er zog sie innig, innig an sich und antwortete:

„So lieb, daß ich es Dir gar nicht sagen, gar nicht zeigen und beweisen kann."

„Ich ahne es: das ist der neue Bau, den Du vor mir so geheim gehalten hast?"

„Ja."

„Du wolltest mich überraschen. Wie heißt das Schloß?"

„Brandtenstein. Der König wollte es so haben, es sollte nach meinem Namen genannt sein."

„Es ist recht so. Hirschenau konntest Du es doch nicht nennen, da es dieses ja schon giebt. Dort wird Robert mit seiner Fanny wohnen."

„Komm, mein Herz! Da fährt unser Wagen bereits den Schloßberg heran."

Sie schritten weiter. Im Schloßhofe sah man nur die Equipage und den Kutscher, sonst keinen Menschen. Die Beiden stiegen die Freitreppe empor. Alles, Alles war ganz genau so wie in ihrem Heimathsschlosse. Natürlich suchte Alma sogleich die Gemächer auf, welche so lagen wie diejenigen, welche sie damals bewohnt hatte. Das Vorzimmer war genau so wie ihr früheres. Sie schlug vor Freude die Hände zusammen und trat an das Fenster.

„Schau!" sagte sie. „Was ist das für ein Ort da unten, lieber Gustav?"

„Brandenstein."

„Das ist ja ganz neu!"

„Ja, ich habe es neu gebaut, auch die Kirche. Und weißt Du, wer da wohnt?"

„Wie kann ich das wissen!"

„Alle Diejenigen, welche ich in letzter Zeit kennen lernte. Alle Die,



„Welch' eine Ueberraſchung, mein lieber, lieber Guſtav!"
Verl. S. (101.)

welche meiner Hilfe bedurften, welchen ich als Fürst des Elendes eine Wohlthat erweisen konnte, habe ich hierher gerufen. Sie sollen hier wohnen als meine Unterthanen und an mir einen guten Herrn und Vater haben."

Sie blickte ihm innig in das Gesicht und sagte:

„Du Guter! Und Dich konnte man für einen Mörder halten!"

„Wir wollten daran doch nicht wieder denken! Bitte, komm weiter!"

Er öffnete die Thür. Sie brachte vor Erstaunen kein Wort hervor. Auch diese Räume stimmten genau, aber da saßen doch ihre Nähterinnen und alle Diejenigen, welche an ihrer Ausstattung und Hochzeitstoilette zu arbeiten hatten. Diese Alle hatte sie heute doch in der Residenz gelassen.

Brandt ließ ihr keine Zeit zur Besinnung. Er führte sie fort, einen Corridor hin, bis ein Diener herbei eilte und eine hohe, breite Flügelthür aufriß. Hatte sie bisher an jeder Thür Kränze und Guirlanden bemerkt, so bildete der Saal, in den sie jetzt traten, einen wahren Blumengarten. Aber nicht Blumen allein gab es hier, sondern auch Menschen, und zwar Menschen, bei deren Anblick Alma nun sofort wußte, woran sie war.

Sie erblickte nämlich Doctor Holm mit Ellen, Oberlieutenant von Hagenau mit Hilda, ihren Bruder Robert mit Fanny von Hellenbach, Fels mit Marie Bertram, Adolf und Anton mit ihren Bräuten, den Paukenschläger mit der seinigen, Eduard Hauser mit seiner jungen Frau, Förster Wunderlich mit Frau Barbara, Magda Weber mit Doctor Zander, dem jetzigen Gerichtsarzte, Wally Petermann mit Eduard von Randau, kurz und gut, Alle waren da, Alle, und sie stimmten mit lauten Jubelrufen in den Tusch ein, welchen die anwesende Musikcapelle ausbrachte.

Im Nu waren die Beiden umringt und es zeigte sich, welcher Liebe und Ehrerbietung sich der einstige Polizist und Försterssohn erfreute. Er und seine herrliche Braut wurde fast erdrückt, er mußte sich förmlich mit ihr aus der liebevollen Umzingelung flüchten.

Er führte sie zunächst noch weiter im Schlosse herum. Dabei fragte sie:

„Aber was soll der herrliche Altar, welcher unten in dem Saale errichtet war?"

Er drückte sie an sich und flüsterte ihr in das Ohr:

„Hochzeit morgen!"

Sie nickte mit glückseligem Lächeln und fragte:

„Und die Anderen mit?"

„Außer Robert und Fanny Alle, welche noch unvermählt sind. Ich darf mich einigermaßen den Gründer ihres Glückes nennen und will sie bei mir sehen an dem Tage, an welchem mein süßer Sonnenstrahl für ewig mein eigen wird. Ist es Dir recht so?"

„Alles, was Du thust, ist mir recht, Du Guter. Ich habe keinen Willen als nur den Deinigen. Ich sage wie Ruth: Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott mein Gott. Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin und wo Du begraben wirst, da will ich auch begraben sein!"

V. S.

Und es war Hochzeit am nächsten Tage, ein Hochzeitsfest, an welchem Viele, Viele Theil nahmen und über welches sich das ganze Land freute.

Eben ordnete sich im großen Banketsaale der Zug, um nach dem Altarsaale zu gehen, da öffnete sich die Flügelthür und — der König trat ein, gefolgt von einigen Cavalieren. Er schritt auf das außerordentlich überraschte Brautpaar zu, begrüßte es und sagte mit erhobener Stimme:

„Ich kann an diesem wichtigen Tage nicht fern von Ihnen sein. Mein Herz hat mich zu Ihnen getrieben, um zu den Geschenken, welche ich hier sehe, auch das meinige zu legen. Sie haben, fern von hier, ein Fürstenthum erworben und, in mein Land zurückgekehrt, demselben wieder entsagt. Sie haben mir seltene, wichtige Dienste geleistet. Einst raubte man Ihnen, dem Unschuldigen, die Ehre, der Richter hat sie Ihnen zurückgegeben; aber Ihr Freund und König will sein Ja und Amen dazu sprechen. Gustav Brandt, knieen Sie nieder!"

Es herrschte lautloses Schweigen. Brandt gehorchte. Der König nahm sich eine goldene Kette nebst Stern vom Halse, hing sie ihm um und sagte:

„Wir stehen und knieen nicht inmitten eines Ordenscapitels, aber da oben waltet Gott und hier steht Ihr Monarch, das ist genug. Ich verleihe Ihnen hiermit das Kreuz eines hohen Hausordens in Brillanten. Sie wollen nicht Fürst genannt werden, nun wohl, so heiße man Sie Baron. Trägt bereits dieses neuerbaute Schloß Ihren Ehrennamen, so will ich denselber weiter verewigen auf Kind und Kindeskind.

Er zog seinen Degen, legte ihn dreimal kreuzweise auf Brandt's Nacken und sagte dabei:

„Gustav Brandt, ich schlage Sie zum Ritter meines Hausordens. Ritter Brandt, ich schlage und ernenne Sie zum Freiherrn von Brandtenstein. Freiherr von Brandtenstein ich schlage und ernenne Sie zum Baron Brandt von Brandtenstein. Der gute Gott segne Ihr Haus und Geschlecht und mache an Kindern und Kindeskindern gut, was an der Unschuld des Stammvaters gefrevelt worden ist! Amen!"

Kein Jubelruf erhob sich, Alle waren still und stumm, denn Aller Augen standen voller Thränen. Endlich fuhr der König fort:

„Jetzt erheben Sie sich, Baron Brandt von Brandtenstein, und erlauben Sie mir, Ihrer lieben, alten Mutter meinen Arm zu geben, um als Hochzeitsführer Sie und Ihre schöne Braut an Gottes Altar zu geleiten!"

Erst jetzt löste sich der Bann. Erst rief Einer laut sein „Hoch!" Dann aber stimmten die Anderen alle ein und die Grundfesten des Schlosses schienen zu erzittern unter dem donnernden Jubel, mit welchem die Anwesenden ihrem Könige an den Ort folgten, an welchem der „süße Sonnenstrahl" sich für ewig mit dem Geliebten vereinen sollte.

Verzeichniß der Bilderbeilagen.

Nr.		Seite.
1.	„Da ist die Hofdame fertig!“	10.
2.	„Wollen Sie fort, oder hinunter?“	22.
3.	„Mit einer Schmiedefaust fangen Sie nichts an!“	52.
4.	„Schuldig!“	69.
5.	„Sehen Sie her!“	90.
6.	„So! — Zur rechten Zeit!“	94.
7.	Er kam doch	125.
8.	Sie war schön	129.
9.	„Gott, mein Gott!“	160.
10.	„Halt! Zurück!“	184.
11.	„Gustav!“	189.
12.	„Herrjesses!“	201.
13.	„Himmelelement!“	235.
14.	Er kam nicht davon	243.
15.	„Hübsch bist Du!“	264.
16.	„Wie heißen Sie?“	330.
17.	„Allerdings!“	344.
18.	„Entschuldigen, mein Fräulein!“	355.
19.	Sie hielt seinen Kopf	412.
20.	„Können Sie mir vergeben?“	418.
21.	„Herr Förster!“	448.
22.	„Bin ich etwa unverständig? He!“	490.
23.	„Wie gefalle ich Dir?“	526.
24.	„Mir entkommst Du nicht!“	577.
25.	„Um Gottes Willen, was ist Dir geschehen?“	597.
26.	„Halt! Mein Georg!“	559.
27.	„Kerl, wo kommst Du her?“	609.
28.	„Wie schön sind Sie?“	662.
29.	„Guten Abend!“	688.
30.	„Halt! Werda?“	722.
31.	„Ist das nicht schön?“	758.
32.	„Aber er ist nicht todt!“	781.
33.	„Sapperment, schlägst Du heut eine Klinge!“	813.
34.	„Sie wissen, wie blutarm ich bin“	833.
35.	„Sie sind der Todengräber?“	859.
36.	„Was sind Sie denn?“	881.
37.	„Was haben Sie dort zu thun?“	900.
38.	„Bringen Sie den Kaffee“	923.
39.	Seidelmann war unfähig, sich zu wehren	938.
40.	„Fassen Sie Muth!“	958.
41.	„Freuen Sie sich nicht auch?“	962.
42.	„Wer ist Wally?“	991.
43.	„Das wissen Sie nicht?“	1012.
44.	„Entschuldigung!“	1042.
45.	„Ich werde mit dieser Kette beweisen“	1060.
46.	„Nicht wahr, man hat Sie gezwungen?“	1091.
47.	„Er wird doch nicht todt sein?“	1103.
48.	„Könnten Sie mich fallen lassen?“	1131.
49.	„Miß Starton ist willkommen!“	1147.
50.	„Ich kann nicht!“ hauchte sie	1175.
51.	„Meinen Kuß!“	1189.
52.	„Sie kennen mich nicht?“	1201.
53.	„Träumen Sie?“	1269.
54.	„Haben Sie Geld?“	1288.
55.	„Ich habe einen Circus erworben“	1292.
56.	„Bitte, zu unterscheiden“	1321.
57.	„Ich möchte Sie um eine Unterstützung bitten“	1348.
58.	„Und ich soll an Stelle der Leda treten?“	1373.
59.	Fräulein hielt vor dem Häuschen	1402.
60.	„Ach, Sie sind Polizeibeamter?“	1423.
61.	„Sind Sie dieser Salomon Levi?“	1442.
62.	„Wollen Sie noch einige Augenblicke warten?“	1475.
63.	„Also bitte, waren Sie im Theater?“	1503.
64.	„Der ist bereits entdeckt, Durchlaucht!“	1531.
65.	Der Oberst reichte dem Fürsten die Hand	1535.
66.	„So leer, gar Niemand hier?“	1568.
67.	Scharfenberg prüft die Guldennote	1595.
68.	„Sind Sie bei ihm gewesen?“	1618.
69.	„Gott der Gerechte, da hinein soll ich?“	1629.
70.	Wie seid Ihr denn entkommen?“	1666.
71.	Er drang auf den Fürsten ein	1696.
72.	„Ist Ihnen vielleicht diese Kette bekannt?“	1703.
73.	„Wollen Sie zu mir?“	1735.
74.	„Herr, ich habe Sie noch nie ge sehen“	1747.
75.	„Sie wünschen mich zu sprechen, gnädige Frau?“	1787.
76.	„Herr Doctor, ich heiße Sie willkommen!“	1821.
77.	„Halt! Bitte, woher kommen Sie?“	1825.
78.	„Ist es möglich?“	1872.
79.	Die Alte begann zu beten	1886.
80.	„Danke!“ sagte er	1897.
81.	„Wirklich! Finden Sie das so schön?“	1937.
82.	„Da kommt noch ein Gast.“	1961.
83.	„Habe ich Recht? Sagt man die Wahrheit?“	1983.
84.	„Was! Sie wollen mich halten?“	2008.
85.	Sie hielt ihm das Packet entgegen	2024.
86.	„Wenigstens auf einen Tag“	2051.
87.	„Mutter! liebe Mutter!“	2087.
88.	Sie hatten sich umfangen	2103.
89.	Schlechter Kerl!“	2132.
90.	Wunderlich ging stolz und stramm neben ihr	2140.
91	Der Hund stand funkelnden Blickes über ihm	2164.
92.	„An Deinem Arme geht es sich wie im Paradiese“	2191.
93.	„Entschuldigung, Fräulein!“	2222.
94.	„Ah! da sind Herr und Fräulein Holm“	2237.
95.	„Jetzt darf ich wohl fragen, ob ich gefalle?“	2267.
96.	„Könnten Sie mir zur Liebe Etwas thun?“	2292.
97.	„Sie dürfen nicht an mich denken“	2312.
98.	„Lügner!“	2331.
99.	„Ah, Herr Bertram“	2352.
100.	Da krachte es am Fenster	2387.
101.	„Welch eine Ueberraschung“	2409.